


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

8

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 1.** —— 1. Januar 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen.

1. Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolf Köpke. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann. Abgedruckt aus dem Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1856. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Erster Artikel.

Unter den zahlreichen Biographien deutscher Dichter, die im Laufe der beiden letzten Jahre erschienen sind, halten wir die von Rudolf Köpke geschickt zusammengetragenen und stilistisch wohlverarbeiteten Erinnerungen aus Ludwig Tieck's Leben, die erste der obengenannten Schriften, für die in literarischer Hinsicht ergiebigste und fruchtreichste Erscheinung. Die meisten übrigen haben, wenn auch nebenbei ein literarisches, doch zumeist ein überwiegend psychologisches oder pathologisches Interesse, dem sich bisweilen auch eine Art romanhaftes zugesellt. Das letztere z. B. gilt namentlich von der Biographie des Sängers der „Cäcilie" und der „Bezauberten Rose", Ernst Schulze's, von der das „Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts" vielleicht nicht mit Unrecht bemerkte, daß sie durch ihren Inhalt recht lebhaft an Goethe's „Werther" erinnere. Ernst Schulze lebte eine Liebesgeschichte, und was er dachte, fühlte und dichtete, hatte immer seinen Mittel- und eigentlichen Schwerpunkt in seiner Liebe. Der Dichter kannte nur diese eine Leidenschaft und er war darin sogar noch einseitiger als Werther, durch dessen Seelenleiden in einzelnen Augenblicken doch auch Motive des gekränkten Ehrgeizes hindurchblicken. Wir haben an Ernst Schulze's Biographie einen Liebesroman der ausgesprochensten Art, dessen Interesse dadurch wahrlich nicht geringer erscheint, daß er wirklich erlebt worden und in allen seinen Theilen wahr ist. Wenn es auch an einzelnen aufklärenden Streiflichtern darin nicht fehlt, die auf literarische, gesellschaftliche und politische Zustände der Zeit fallen, so sind es doch eben nur Streiflichter, die von dem eigentlich biographischen Interesse bald wieder verdeckt werden. Ganz im Gegensatze zu Tieck kümmerte sich Ernst Schulze sehr wenig um die allgemeinen literarischen Interessen; er las nicht Bücher um darüber zu schreiben, besuchte nicht das Theater um es zu recensiren, schrieb keine Briefe um mit zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern literarische Verbindungen anzuknüpfen. Ja, wir haben an ihm die in Deutschland seltene, vielleicht einzige Erscheinung eines Dichters, der sich um Lob und Tadel nicht im geringsten kümmert, kaum ein Journal liest, kaum an einen Verleger denkt und wie ein poetischer Einsiedler auf einer Insel lebt, die außer allem Verkehr mit dem großen Continent der deutschen Literatur steht. Die Biographie eines solchen Dichters mag ein großes und eigenthümliches Interesse haben, aber es ist nicht Dasjenige, was wir sonst in der Lebensbeschreibung eines namhaften Dichters und Schriftstellers zu finden gewohnt sind.

Alexander Ziegler hat das Leben Grabbe's beschrieben. Grabbe ging schon mehr mit zeitgenössischen Dichtern um, er suchte sich Tieck zu nähern, er lehnte sich an Immermann an, er verkehrte mit den Mitgliedern des Heine'schen Kreises in Berlin, mit Duller u. A. Aber auch er hatte dabei nicht im entferntesten die Förderung der allgemeinen literarischen Interessen im Auge; doch stammte diese Gleichgültigkeit bei ihm nicht aus Bescheidenheit und aus Neigung zu einem innerlichen poetischen Stillleben, sondern aus dem entgegengesetzten Motive: er verachtete alle Uebrigen, die neben ihm dichteten,

gründlich und hielt sich für das erste poetische Genie Deutschlands, vielleicht seiner Zeit; es war ihm Alles „Schund". Ein eigentlich literarisches und zeitgeschichtliches Interesse knüpft sich daher an Grabbe's Biographie nicht, sondern nur ein pathologisches, indem wir in ihr einen ursprünglich genial begabten, aber wüsten, cynischen, zerfallenen Menschen nach kurzem Aufsteigen immer nur sinken und sinken und endlich in wahrhaft grauenvoller Weise zugrunde gehen sehen.

Ueber keinen neuern Dichter ist soviel geschrieben worden als über Nikolaus Lenau; wir haben Erinnerungen an ihn von Auerbach, von Emma Niendorf, von A. Frankl, von Anastasius Grün als Einleitung zu der von diesem redigirten Gesammtausgabe der Dichtungen Nikolaus Lenau's, und soeben erst ist ein voluminöses biographisches Werk über den Dichter von A. X. Schurz, seinem Schwager, bei Cotta herausgekommen. Nikolaus Lenau war ohne Zweifel ein unvergleichlich reinerer Geist als Grabbe, ja er ist unbedingt zu den am edelsten strebenden und mit aller Gewalt der Seele nach etwas Hohem, selbst Göttlichem ringenden Dichtern neuester Zeit zu rechnen. Aber auch Nikolaus Lenau war von dem modernen Hochmuthsdämon besessen, der ihn denn auch zugrunde richtete. Berufen, auf den stillen Wegen sinnigster Natursymbolik seine schönsten Früchte zu pflücken, ließ er sich, ehrgeizig wie er war, von seinem zahlreichen literarischen Hofstaat einreden, daß er der Mann sei, die höchsten philosophischen und religiösen Probleme auf dichterischem Wege zu lösen. Daran mußte er scheitern, weil er nicht wie Goethe ein klarer, ganzer Mann war, sondern an einem tiefen Zwiespalt litt, der sein ganzes Wesen in zwei feindlich einander gegenüberstehende Hälften theilte: Glauben und Skepsis, moderne Philosophie und mittelalterliche Mystik, Ascetik und Don-Juanismus; angeborenes Sittlichkeitsgefühl und modischer Libertinismus bekämpften sich in ihm, und dieser Kampf nahm ihn so in Anspruch, daß er nicht Zeit und Ruhe hatte, an andere und namentlich literarische Interessen zu denken. Sein stolzer Geist umdüsterte sich und sank — eine schrecklich demüthigende Lehre! — bis zum Stumpfsinn und zur Thierheit herab, und nur in lichtern Augenblicken erhob sich der Unglückliche zu dem Geständniß, er gehe zugrunde, weil er das Sittlichkeitsgesetz, das doch das Höchste sei, zu gering geachtet habe. Dieser Gedanke, der dem nüchternen Frivolen fernliegt, ehrt den Unglücklichen noch in seiner Versunkenheit, denn es spricht für die nur verschüttete tiefe und sittliche Grundlage seines Wesens. Jedenfalls bleibt aber das literarische Interesse, das uns sein Leben gewährt, nur ein geringes und beschränkt sich zumeist auf einzelne Blicke in das Thun und Treiben der östreichischen und schwäbischen Lyriker; das Hauptinteresse, das wir daran nehmen, ist wesentlich psychologischer und pathologischer Art.

Endlich erinnern wir noch an Clemens Brentano, dessen Lebensgeschichte, von einer dem Brentano'schen Hause angehörenden geistbegabten Dame verfaßt, sich im achten Bande seiner „Gesammelten Schriften" befindet und im Auszuge auch im neuesten Jahrgange des „Rheinischen Taschenbuch" mitgetheilt ist. Wenn es je bei den seltensten Anlagen einen capriciösen, bizarren Menschen gab, so war dies Clemens Brentano. Eine so eigenartige und eigensinnige Natur wird aber niemals im Stande sein, sich mit Innigkeit einem allgemeinern Interesse hinzugeben. Seine katholisch bußfertige Stimmung während seines letzten Lebensabschnitts sollte, soweit wir dies beurtheilen können, ebenfalls nur zu seiner Selbstbefriedigung und Selbstrechtfertigung dienen. Bizarr wie er war, verkehrte er auch fast nur mit bizarren, eigenartigen Personen, den Producten eines raffinirten, erhitzten und gereizten Gesellschafts- und Bildungszustandes. Sein Lebenslauf zeigt sich demjenigen Grabbe's und Nikolaus Lenau's nicht wenig verwandt; es ist ein ewiges Hineinwühlen in die eigene Subjectivität, ein Trotzen auf sich selbst, das mit einer demüthigenden Niederlage endet. Er ging nicht wie Grabbe im Cynismus, nicht wie Nikolaus Lenau im Wahnsinn unter, aber sein geistiger Stolz war gebrochen und er kasteite seine Seele unter bangen Thränen und Seufzern in bußfertigen Uebungen ab. Auch sein Lebenslauf gewährt daher nur ein überwiegend pathologisches Interesse, das wir an einem Manne nehmen, dessen Wesen aus sarkastischer Schärfe und Säure und romantisch-lyrischer Gemüthsweichheit wunderlich gemischt war. Durch die Lebensläufe solcher Naturen lernen wir keine allgemein gültigen, sondern nur Ausnahmszustände kennen, die freilich andererseits auf eine sehr weit verbreitete Krankheitsanlage hinweisen.

Ganz anders als mit den Genannten verhält es sich mit Ludwig Tieck, dessen ganzes Leben gewissermaßen nach einem literarischen Plane angelegt war. Wählen wir einen Vergleich, der gesucht scheinen und doch passend sein dürfte: vergleichen wir Köpke's Biographie des Dichters mit einer Barke, auf der wir uns mit Tieck einschiffen. Wir sitzen ihm gegenüber, wir sehen ihm in sein sprechendes, lebendiges Auge, wir nehmen das wärmste Interesse an seiner Persönlichkeit, wir lassen uns gern von ihm erzählen (denn zumeist läßt Köpke den Dichter selbst sprechen), wie er wurde, was er war; aber noch mehr fesseln uns der Strom und die Gegenstände, die in ihm und an seinen Ufern von Zeit zu Zeit auftauchen. Wir fühlen, daß wir uns mitten in einer literarischen und literarisch wichtigen Strömung befinden. Diese Insel, die dort emportaucht, jener Wald am Ufer, jener Höhenzug, jener einmündende Nebenfluß, jene menschlichen Gestalten, die wir am Ufer erblicken oder die an uns vorübergleiten, es sind Stücke deutscher Literatur oder namhafte Persönlichkeiten, die ihre Rolle in der deutschen Literatur gespielt haben. Wir können an Tieck nicht denken, ohne auch an die Heroen unserer Literatur zu denken, mit denen er ja noch in literarischem und selbst persönlichem Verkehr stand. Nein, noch mehr, er, der Bewunderer Goethe's, wagte es, das Banner einer neuen Richtung gegen diese Heroen zu erheben und seine Schar unter ihm zu sammeln. Dazu gehörte

Talent, Selbstvertrauen und ein bestimmtes literarisches Bewußtsein. Und noch mehr! Selbst die Heroen folgten diesem Impulse, Schiller wenigstens, der das von Tieck zuerst gebrauchte Wort „romantisch" für seine „Jungfrau von Orleans" acceptirte, wie er denn auch in dieser Dichtung den Principien der romantischen Schule, damit freilich mit sich selbst nicht wenig in Zwiespalt gerathend, seinen reichlichen Zoll abtrug. Die Richtung der Zeit war eben „romantisch", und Schiller, der mehr als Goethe für das Publicum arbeitete und den zeitweiligen Gelüsten desselben Rechnung trug, wozu er schon als Theaterdichter veranlaßt war, fing an zu katholisiren. In „Maria Stuart" ist diese Richtung bereits angedeutet, in den Mysterien der „Jungfrau von Orleans" gipfelt sie sich, in der „Braut von Messina" spukt sie noch, doch mit Einmischung der Elemente antik heidnischer Anschauung, für welche Schiller im Grunde viel mehr inclinirte. Erst in „Wilhelm Tell" befreite sich Schiller wieder davon, indem er hier den Menschen und seine freie That wieder in ihre volle Berechtigung einsetzte. Wir sagen damit nicht, daß Schiller sich irgendwie zu einer Nachahmung des jungen Tieck herabgelassen hätte, sondern nur, daß die von Tieck und den Seinen hervorgerufene poetische Strömung selbst einen so mächtigen Geist wie Schiller nicht unberührt ließ.

Tieck erlebte mehrfache Verpuppungen und erscheint uns vielleicht in einem spätern Lebensabschnitt literarisch genommen als ein Anderer, als der er früher war. Der rationalistischen, rein verstandesmäßigen Vernüchterung und Verflachung in Literatur und Leben arbeitete er zuerst mit dem Zauber der mittelalterlichen Romantik und Gothik, mit den Wundern der Märchendichtung entgegen; in seiner spätern novellistischen Periode bekämpfte er die Consequenzen, die man aus seiner Weise zog, und die Extravaganzen, zu denen man seine Richtung trieb, mit der planmäßigsten Glätte in der Darstellung und mit witziger Ironie in der Auffassung. Eine so merkwürdige Doppelstellung haben wenige Dichter eingenommen. Das Uebertragen der Phantastik und des Geisterspuks auf die ganz nüchterne und phantasielose moderne Wirklichkeit schreibt sich ebenso wol von ihm her, als die bis zur Suffisance selbstbewußte verständige Ironie, womit man später die Räthsel des Daseins zu behandeln liebte. Die moderne Gesellschaftsnovelle, wie sie sich in Deutschland ausgebildet hat, mit ihren Discussionen und Raisonnements über Fragen der Zeit, der Kunst, der Literatur, des Theaters, hat recht eigentlich in Tieck ihren Ausgangspunkt. Dennoch war er in seiner spätern Periode im Grunde Derselbe, der er in seiner Jugendperiode gewesen war. Sein frühere Phantastik trug ebenso viele Elemente der spätern Ironie in sich, als seine spätere Ironie Elemente der frühern Phantastik. Auch in seinen Novellen behandelte er meist, wenn auch nicht immer, bizarre, wunderliche Persönlichkeiten in phantastischen Situationen, die mit der Wirklichkeit nicht viel gemein haben. Er dichtete mehr Menschen und Situationen in die Wirklichkeit hinein, als daß er sie aus dieser herausgriff. Denn obschon es vielleicht keinen größern Verehrer Shakspeare's gegeben hat als Ludwig Tieck, so hatte er doch mit diesem eigentlich sehr wenig gemein, am wenigsten die Kunst, Menschen von wirklichem Fleisch und Blut darzustellen. Die sittlichen Postulate behandelte Tieck dabei ziemlich frei; sie treten bei ihm gegen die Foderungen eines künstlerisch und poetisch arrangirten Lebens gänzlich zurück. Ueberhaupt war Tieck kein religiöser Mann im theologischen Sinne, und dieser Umstand wie seine freien Ansichten von der Ehe und seine ganze tendenziöse Natur führten ihn der jüngern modernen Richtung, die sich in Betreff der sittlichen Begriffe, in der ironischen Behandlung des Lebens wie im Stil zum Theil sehr innig an ihn anschloß, außerordentlich nahe. Es ging ihm aber dieser Richtung wie seinen romantischen Anhängern gegenüber; er erschrak vor den Consequenzen, die man aus ihm zog, und er machte nun Kehrt gegen seine eigene Brut. Man wird aber die Bedeutung eines Mannes nicht gering anschlagen können, welcher der deutschen Poesie zwei so einflußreiche, wenn auch scheinbar sich widersprechende Elemente zuführte, die Ironie und die Phantastik, und ebenso wol als Begründer der eigentlichen mittelalterlich-romantischen als der ironisch-modernen Schule in Deutschland anzusehen ist.

Hierzu kommen die wirklich großen Verdienste, die sich Tieck um die Kritik, um die Kenntniß der altdeutschen Märchenpoesie, der poetischen Schätze der romanischen Völker und des altenglischen Theaters und um das Verständniß Shakspeare's erwarb, trotz mancher eigensinnigen und capriciösen Auslegungen, die den richtigen Standpunkt naturgemäßer Auffassung wieder vielfach verschoben haben. Er umfaßte, wenn auch in etwas einseitiger Richtung, die Literaturen aller Völker, er war wie Goethe ein universeller Geist, wobei er sich jedoch nicht wie Goethe an Allgemeingültiges, sondern an Das hielt, was seinen besondern Liebhabereien zusagte. Wir verdanken Tieck eine richtigere Würdigung solcher Denker oder Dichter wie Solger, Novalis, Lenz, Heinrich von Kleist u. s. w. Er war das Haupt einer ganzen Schule, ohne ihr Schulmeister zu sein, und seine Anhänger waren ihm mit einer Pietät ergeben, wie man sie jetzt, wo nur das augenblickliche Interesse noch vorübergehende Freundschaften macht, nicht mehr findet, außer bei Verehrern Tieck's selbst, z. B. Wilibald Alexis. Eine gebildetere, einfachere und elegantere Prosa hat seit Goethe Niemand geschrieben; auch hat Niemand nach Tieck mit seiner Persönlichkeit, mit der Fülle und Zierlichkeit des mündlichen Ausdrucks in gleichem Maße gewirkt. Seine Vorlesungen Shakspeare'scher Dramen waren zugleich auch Interpretationen Shakspeare's und machten sein Haus zu einem Sammelpunkt sowol deutscher als ausländischer Literaturfreunde und Shakspeareverehrer. Alles in Allem genommen war er der letzte Koryphäe einer großen Literaturperiode, in welcher es noch erlaubt war, mit Vernachlässigung aller sonstigen Interessen das reine Literaturinteresse zu pflegen. Er hatte und kannte keinen andern Beruf, und so war er im eigentlichen Sinne des

Worts ein Literat, aber ein Literat im großen Stile, der den Schriftstellerstand aufs würdigste repräsentirte. Er suchte wenigstens sein eigenes Leben poetisch und künstlerisch zu arrangiren, denn allerdings lebte er in einer Zeit, wo, wie schon Karl Giesebrecht in seinen „Deutschen Blättern" bemerkte, „kein großer Stil des Lebens mehr vorhanden war, mithin auch keine Poesie des Lebens mehr vorhanden sein konnte". Dadurch daß er wie Goethe, und zwar mit noch größerer Behutsamkeit und Jüngferlichkeit, alles Widrige des modernen Daseins möglichst von sich fern hielt, wiegte er sich freilich in eine Täuschung und in einen Wahn, die ihn verkennen ließen, daß das rein literarische Bedürfniß das Herz der Nation nicht mehr ausfüllte und daß sich der Schwerpunkt der Zeit doch wol ganz wo andershin verlegt hatte. Die Zeit überholte ihn und er vereinsamte mehr und mehr. Vergebens hatte Tieck, und vielleicht mit tieferm Entsagungsschmerz, als er blicken ließ und wir Alle ahnen, der höhern poetischen Production und den schönen Träumen seiner Jugend entsagt und sich herabgelassen, die literarische Crême der Gesellschaft mit feingeschnitzten Novellen und Erzählungen zu unterhalten; auch dieses Publicum wurde ihm allmälig untreu und bis zu einem gewissen Grade selbst abhold, auch sie war politisch-tendenziös geworden und wollte jetzt Realitäten haben, wenn auch aus ihrem Kreise, aber nicht abstracte Figuren und Verhältnisse, die mehr oder weniger auf eine poetische Caprice hinausliefen. Das war das Tragische auch in Tieck's Schicksal, dem wol schwerlich ein moderner Dichter entgeht, welchem ein langes, ganze Perioden umfassendes und mehre Generationen überdauerndes Leben beschieden ist.

Aber es war doch ein inhaltreiches Leben, und Rudolf Köpke hat Recht, wenn er in seiner Vorrede zu seinem biographischen Werke über Tieck bemerkt:

> Ludwig Tieck gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen unserer neuern Literatur, der eigenthümliche und selbständige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenosse und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitstreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgereichen Wandelungen, welche der deutsche Geist seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfahren hat. Als er starb, blickte er auf 60 Jahre literarischer Thätigkeit zurück. Wie Klopstock und Wieland von Bodmer bis auf Tieck und Heinrich von Kleist, wie Goethe von Gottsched und Klopstock bis auf Heine und Börne, so reichte sein Leben von dem Jahre, wo der „Götz von Berlichingen" erschien, bis auf Hebbel und Redwitz herab. Er war ein seltener und eigengearteter Mensch, dessen Wesen man nicht besser bezeichnen kann als mit dem Worte, welches er selbst oft anwandte: er hatte nicht nur gesehen, gehört, geschrieben und gedichtet, er hatte gelebt, in sich gelebt. Das Leben eines solchen Mannes erscheint merkwürdig genug, um auch die Erinnerungen zu sammeln, welche nicht unmittelbar in seinen Werken liegen.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß, nachdem Tieck das sechszigste Jahr zurückgelegt hatte, ihm der Gedanke, sein Leben zum Gegenstande besonderer Darstellung zu machen, zum ersten mal nähergetreten zu sein scheine. Die früheste Andeutung finde sich 1838 in einem Briefe an seinen Bruder, den er darin auffoderte, zu diesem Zwecke die Erinnerungen ihrer Kindheit zu sammeln und ihm die darauf bezüglichen Notizen zu übersenden. Leider sei es nicht dazu gekommen, selbst nicht zu einer vorläufigen Sammlung des Stoffs für eine spätere Bearbeitung. Der Verfasser lernte Tieck zuerst im Mai 1849 kennen. Die Unterhaltungen mit ihm gewannen allmälig die Farbe historischer Erinnerungen, deren Mittelpunkt Tieck selbst war. Diese Lebensumrisse gestalteten sich allmälig zu festern Bildern, besonders seit er die tödtliche Krankheit im Frühjahr 1851 noch ein mal überstanden hatte. Jetzt wurden ihm diese Rückblicke auf die frühere Zeit fast zum Bedürfniß. „Es waren gesprochene Novellen", sagt Köpke; „ein unendlich reiches Leben entfaltete sich in ihnen, und wie überall bei ihm, paarte sich auch hier der anmuthig spielende Scherz mit dem tiefen Ernste." Gemahnt durch die bei Tieck immer wiederkehrende Todesgefahr, entschloß sich Köpke, alle wichtigen Unterhaltungen aufzuzeichnen, und er fuhr damit während der beiden letzten Lebensjahre des Dichters fort. Als er sich im April 1853 über die wachsende Todesgefahr keiner Täuschung mehr hingeben konnte, hielt er es für seine Pflicht, dem Dichter eine vollständige Mittheilung über die niedergeschriebenen Notizen zu machen. Da sagte Tieck: „Das freut mich zu hören. Sie sind ein wahrhafter Mann und werden es so wiedererzählen, wie ich es gesagt habe. Es werden dadurch viele Lügen widerlegt werden, die über mich in Umlauf gekommen sind." Soviel über die Genesis des Buchs. Die Art seiner Entstehung erinnert an Eckermann's Gespräche mit Goethe, aber die Verarbeitung ist eine andere, sie hat das Buch zu einer Biographie gestaltet, die kaum irgendwo merkliche Lücken spüren läßt. Die pikante Zuthat von Liebesepisoden, das gewöhnliche Gewürz von Dichterbiographien, findet man darin freilich nicht, doch vermissen wir sie aus mehrfachen Gründen nicht, und zwar zum Theil aus demselben Grunde nicht, aus welchem wir sie bei einer Biographie Gottfried August Bürger's oder Ernst Schulze's vermißt haben würden. Der literarische Mensch ging in Tieck nicht wie in den genannten Dichtern vollkommen in seiner Liebe auf. Wir erfahren von Tieck's Liebesverhältnissen, insofern er solche gehabt hat, aus dem Köpke'schen Buche nichts, außer von seiner Verehelichung, die soweit ein ganz bürgerliches Ereigniß war wie andere Verehelichungen auch. Wo es nicht durchaus nöthig ist, sollten auch die Biographen nicht zu tief in solche Verhältnisse hineinwühlen; es ist damit schon Misbrauch genug geschehen, vielleicht öfters gegen den Willen aller dabei Betheiligten. Ein eigentlich romantisches Interesse, an dem es doch dem Leben Tieck's vielleicht nicht gefehlt haben dürfte, gewährt somit Köpke's Buch über diesen ersten unserer Romantiker wenig, umsomehr aber ein literarisches und literarhistorisches. Die stilistische Verarbeitung des Materials ist einfach, rein und schön; der Einfluß und die Rückwirkung von Tieck's Erzählungsweise auf Arrangement und Stil lassen sich nicht verkennen.

Das erste Buch umfaßt Tieck's Jugendgeschichte von

1773—92, und sie ist, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, zugleich ein Stück der Geschichte Berlins in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts. Man betrachtet Berlin gemeinhin als eine Stadt der prosaischsten kasernirten Nüchternheit. Das war sie damals freilich. Nichtsdestoweniger ist sie eine Stadt der wunderbarsten und schroffsten Gegensätze geworden: kältester Witz und überschwänglichstes Sentiment, totaler Unglaube und verhimmelter Pietismus, Kritik, die nichts gelten läßt, und wie Strohfeuer zündender Enthusiasmus, philiströses kleinbürgerliches Stillleben und Zügellosigkeit oder ostentatiöser Luxus stehen sich in ihr aufs seltsamste gegenüber. Ebenso Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit, Bildung und Unbildung, Gemüthsroheit und feinstes Raffinement, fieberische Theilnahme an allen literarischen, künstlerischen und politischen Interessen und gänzliche Gleichgültigkeit gegen dieselben. In dieser Hinsicht bildet Berlin eine in ihrer Art einzige Erscheinung. Wie es zur Zeit Nicolai's das Hauptquartier der nüchternsten, dabei aber doch in vieler Hinsicht heilsamen Verstandesaufklärung war, so wurde es später das Heerlager der eigentlichen und hervortretendsten Romantiker: Tieck, Arnim, Fouqué, Heinrich von Kleist, Hoffmann, Eichendorff u. s. w., und gewiß ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß Clemens Brentano gerade in Berlin durch eine geistreiche Dame die Wendung erleben mußte, die ihn seiner spätern ascetisch-katholischen Richtung zutrieb.

Vorzugsweise mag wol gerade Tieck das Verdienst gebühren, obschon Viele ihm gerade dies nicht als Verdienst anrechnen dürften, dieser romantischen Richtung in Berlin den Weg gebahnt und gegen die allzu einseitige Aufklärungsmanie ein freieres und nationaleres Element ins Feld gestellt zu haben. Zwar die Grundstoffe dazu waren vorhanden; die neue Richtung der deutschen Poesie hatte auch in Berlin viele Gemüther entzückt, und Tieck's Vater selbst, ein schlichter Seilermeister, war ein Verehrer Goethe's und Lenz' wie des Theaters, welches diese Richtung namentlich mit dem Publicum vermittelte. Im Ganzen aber herrschte unter den überwiegenden militärischen und bureaukratischen Einflüssen zu Friedrich's des Großen und selbst noch seines schon mehr bürgerlichen Nachfolgers Zeit die einseitige Verstandesrichtung und unter den höhern Classen französische Bildung vor. Auf der andern Seite fand sich damals in Berlin und namentlich im Kreise der subalternen Beamten und des Gewerbs- und Handelsstandes viel Tüchtigkeit und einfach bürgerliche Sitte. Die Vergnügungen waren sehr simpel, Tivolis, Colosseums und Kroll'sche Etablissements gab es noch nicht, und ich erinnere mich, mit welchem Vergnügen mein eigener Vater noch in seinen alten Tagen von dem damaligen Donnerstagserbsenessen in einer Speiseanstalt nahe dem Invalidenhause sprach. Es war mir interessant, in Köpke's Buche zu lesen, daß zu diesem Nationalessen sich auch die damaligen bedeutendsten Notabilitäten Berlins einfanden, Schadow der Bildhauer, Zelter der Musiker, Fleck der berühmte Schauspieler, und der Jüngste unter diesen, Ludwig Tieck der Dichter. Diese Erbsen- und Schinkendiners waren damals der Hauptmittelpunkt öffentlicher Zusammenkünfte für die bürgerliche Classe. Zu der Zeit oder etwas früher konnte Hippel wol mit Recht schreiben: „Noch ist Deutschland weit vom Luxus, der wie das eigene Fleisch und Blut der ärgste Feind ist, ein innerlicher Fresser, ein Bürgerkrieger. Solange es schlecht und recht wie die Natur einhergeht, wer kann es verwüsten?" Wie haben sich die Zeiten seitdem geändert — und die Schriftsteller und Künstler auch! Dabei wußte man sich — und dies verdient auch mit Bezug auf Tieck's jugendliche Bildungsgeschichte hervorgehoben zu werden — das Leben viel angenehmer zu machen als jetzt; der gesellige Verkehr war auch in Berlin damals viel frischer, ungekünstelter, die Unterhaltung herzlicher und naiver, das Gemüth für neue Eindrücke unvergleichlich empfänglicher als jetzt; man verbitterte sich die Geselligkeit nicht in dem Grade wie heutzutage durch politische Discussionen und Zeitungslectüre oder gar das Gemüth durch die Täuschungen, welche das Trachten nach activer Betheiligung an den Welthändeln für den Einzelnen zur Folge hat, wiewol der persönliche Ehrgeiz schon damals allgemeiner geweckt wurde, meist aber seine Befriedigung in literarischer und verwandter Thätigkeit suchte. Diesem Streben nach geistiger Ausbildung war aber das Trachten nach Comfort, Genuß, Erwerb und glänzender äußerer Stellung damals noch gänzlich untergeordnet.

Wir haben damit freilich schon ein gutes Stück der frühern Lebensgeschichte Tieck's übersprungen und wir wollen, da wir noch so vieles Bedeutungsvolleres aus Tieck's Leben zu erwähnen haben, nicht allzu ausführlich darauf eingehen. Durch einen trockenen Auszug würden wir ohnehin von dieser wahrhaften berliner Jugendidylle, die an reizenden Episoden kaum minder reich ist als diejenige Goethe's, den Blütenstaub nur abstreifen. Wir bemerken daher nur Einiges.

Umgekehrt wie bei so vielen andern Dichtern scheint auf die eigenthümliche Entwickelung Ludwig's der Geist des Vaters größern Einfluß gehabt zu haben als der der Mutter. Eigentliche Liebe scheint ihn freilich nicht zu seinem Vater hingezogen zu haben, denn dieser war nach der damaligen Sitte gegen seine Kinder hart und streng; aber durch seine bei einem Handwerker wirklich auffallende Vorliebe für die Erzeugnisse der neuesten genialen Dichterschule wirkte er ohne Zweifel sehr mächtig auf des Knaben Gemüth. An Goethe's „Götz von Berlichingen" glaubte Tieck's Vater „mit ganzer Seele wie an die Bibel". Doch blieb auch der Mutter Art und Weise nicht ohne Einfluß auf den Geist des Knaben, dessen Phantasie sie durch mancherlei Erzählungen aus ihrem frühern Leben befruchtete. Wie Tieck der Vater in Religionssachen entschiedener Rationalist war, so war dagegen die Mutter entschieden altkirchlichen gläubigen Sinns und beschäftigte sich viel mit Bibel und Gesangbuch. Dieser Zwiespalt trug sich auf Tieck über. Er

haßte die Aufklärung wie die theologischen Dogmen gleicherweise; er fühlte sich von der Nüchternheit des Protestantismus abgestoßen und liebäugelte zeitweilig mit dem farbenreichern Katholicismus; dennoch war es ein freisinniger protestantischer Geistlicher, Sydow, dem er acht Tage vor seinem Tode sein Glaubensbekenntniß ablegte und dem er zugleich das feierliche Vermächtniß hinterließ, ihm seine Leichenrede zu halten. Eine merkwürdige Handwerkerfamilie war sie jedenfalls, diese Tieck'sche. Wilibald Alexis, der pietätvolle Verehrer Tieck's und als Novellist in seiner Schule gebildet, wies auf diese gewiß seltene Erscheinung in einem von der „Voß'schen Zeitung" mitgetheilten Nachruf an den Verstorbenen mit den Worten hin:

In den berliner Handwerkerfamilien lebte damals ein ernster Sinn für Bildung. Wie rege er in der Tieck'schen war, beweist, daß nicht allein Ludwig studirte und bald in den angesehensten und gebildetsten Kreisen sich bewegte, sondern auch noch sein Bruder Friedrich zu einem bedeutenden Bildhauer (bei seltenen Kenntnissen) sich ausbildete, seine Schwester, früher an den Director Bernhardi, dann an einen kurländischen Edelmann von Knorring verheirathet, zu einer nicht unbeliebten Schriftstellerin ward.

Solche Erscheinungen sind nicht wohl möglich ohne ein eigenthümliches geistiges Wehen im väterlichen Hause.

Unser Ludwig lernte während seines Schullebens nacheinander auf officiellem Wege Homer's „Odyssee", auf nicht officiellem Cervantes, Holberg, Schiller's „Räuber", die einen gewaltigen Eindruck auf ihn machten, endlich Shakspeare kennen, der seinen jugendlichen Geist förmlich in Aufruhr setzte. Er versuchte sich nun in eigenen metrischen Arbeiten, die an seinem Vater einen strengen und, wie es scheint, gar nicht unvernünftigen Beurtheiler fanden. Seine geistige Ueberlegenheit konnte Lehrern und Mitschülern nicht verborgen bleiben; aber auch an kleinen Conflicten konnte es nicht fehlen, da er mit seinem scharfen Blick für Besonderheiten die mancherlei Lächerlichkeiten an diesem oder jenem Lehrer bald heraus erkannte, kecke, von dem gewöhnlichen Schulschlendrian abweichende Urtheile zu fällen liebte, Virgil für einen Manieristen erklärte, dagegen Aeschylus' „Prometheus" gegen eine pedantische Bemerkung des alten Gedike ungescheut in Schutz nahm, worauf dieser bekannte Schulmann erklärte: „Unser Tieck will Alles besser wissen, selbst als die gelehrtesten Commentatoren. Er muß immer etwas Apartes haben." Dabei zeigte er sich des tiefsten Freundschaftsgefühls bedürftig; er suchte einen Freund, in dessen Wesen er ganz aufzugehen vermöge, und er fand diesen Freund in Wilhelm Heinrich Wackenroder, einer „ahnungsvollen, prophetischen Natur", dabei im täglichen Verkehr linkisch und unbehülflich, aber von einem einfachen, unschuldigen Kinderglauben beseelt, in seiner innern Traum- und Wunderwelt still dahin dämmernd. So begründete sich zwischen Beiden schon jetzt ein Verhältniß, welches bis zu Wackenroder's Tode ein nur immer innigeres und für Tieck's geistiges Leben ein sehr einflußreiches werden sollte. Andere für Tieck interessante und anregende Jugendbekanntschaften waren die mit Bothe aus Berlin, dem spätern Philologen, mit Wilhelm von Burgsdorff, einem frischen, lebhaften, aber auch leichtsinnigen Charakter, mit Viering, dem „Humoristen in diesem Kreise", und mit Wilhelm Hensler, welcher ihn in das Haus seines Stiefvaters, des Kapellmeisters Reichardt, einführte, das ein Sammelplatz für Gelehrte und Künstler aller Art war. Hier fand namentlich auch seine Neigung für das Theater Nahrung, indem man von Zeit zu Zeit theatralische Aufführungen veranstaltete, in denen Tieck als Mitwirkender auftrat und sich besonders in humoristischen Rollen auszeichnete. Aber auch tragische Partien spielte er mit großer Leidenschaft und den Otto von Wittelsbach mit einer solchen Furie, daß seine mitspielende Umgebung sich scheu vor ihm zurückzog, in der Befürchtung, er könne wirklich ein Unheil anrichten. Durch Reichardt wurde er auch mit dem Sonderling Professor Moritz (Anton Reiser) bekannt, der aber bei aller Bizarrerie viel Anregendes hatte. Das erste mal traf Tieck den wunderlichen Mann an einem warmen Tage im dicken Pelze unmittelbar am glühenden Ofen sitzend, trotzdem fröstelnd und sich nach dem sonnigen Himmel Italiens zurücksehnend. Eine Bekanntschaft anderer Art war die mit Daschieri, einem gebildeten Italiener, der nach mancherlei Schicksalen bei den Preußen Handgeld genommen hatte, unter den Grenadieren stand und unter der rohen Soldateska sich höchst unglücklich fühlte. Sein einziger Trost war der Umgang mit dem zartfühlenden jungen Tieck. Wegen Widersetzlichkeit, und zwar nach Ablauf der Capitulation, wurde Daschieri zu einer bedeutenden Anzahl von Fuchtelhieben verurtheilt, erlag unter der Klinge des Unteroffiziers, wurde halbtodt ins Lazareth gebracht und verfiel bald darauf in eine Frieselkrankheit, an der er starb. Im Italienerladen von Sala Unter den Linden traf Tieck häufig mit jungen übermüthigen Offizieren zusammen. Da hieß es denn in den Stunden der Parade: „Die Kerle haben draußen lange genug Ruhe gehabt; wir wollen ihnen mit der Fuchtel Motion machen." Auf Tieck's fein organisirtes Gemüth machten diese Erfahrungen einen unverlöschlichen Eindruck; auch hat er sich mit dem Militärwesen niemals auszusöhnen vermocht.

Tieck hatte schon als Knabe Friedrich dem Großen ins Auge geschaut; des großen Mannes tiefer Blick, den er niemals wieder vergessen konnte, hatte ihn bei einer jener Gelegenheiten getroffen, wo die berliner Jungen, wenn sie den König ausreitend erblickten, sich in tausend tollkühnen Purzelbäumen unmittelbar vor seinem Pferde zu überschlagen pflegten, die Mützen schwenkend und unaufhörlich schreiend: „Der olle Fritz! Der olle Fritz!" Mit einer andern welthistorischen Größe sollte er durch einen besondern Zufall zusammengeführt werden. Tieck hatte einen kleinen Spaziergang nach dem namentlich den ältern Berlinern wohlbekannten Vergnügungsorte „Der dustere Keller" gemacht und sich hier mit einem Buche bei einem Glase Milch ins Gras geworfen. Um einen benachbarten Tisch war eine Gesellschaft von Stammgästen versammelt, die sich lebhaft in französischer Sprache

meist über politische Fragen unterhielten. Sie gehörten der französischen Colonie an, und höflich, wie sie waren, foderten sie ihn auf, unter ihnen Platz zu nehmen. Köpke oder besser Tieck erzählt:

Vom ersten Augenblicke an hatte ein Mann seine (Tieck's) Aufmerksamkeit erregt, welcher der Wortführer der Gesellschaft zu sein schien. Er sprach mit einer Stentorstimme und flutenden Beredtsamkeit, der gegenüber Alles verstummen mußte. Was er sagte, begleitete er mit dem ausdrucksvollsten Mienenspiele und gewaltsamen Geberden. Einen solchen Menschen, ein solches Gesicht meinte Ludwig noch niemals gesehen zu haben. Es war eine starke, stämmige Figur, aus der ein eigenthümlicher Trotz sprach. Aus dem Kopfe blitzten ein Paar Augen mit einem stechenden, kaum zu ertragenden Blicke. Im Ausdrucke des Gesichts, das von Blatternarben zerrissen war, herrschte ein sonderbarer Widerspruch. Von vorn gesehen hatte es etwas Abschreckendes, Rohes, ja Gemeines, während es von der Seite edle Umrisse darbot, welche an einen antik geschnittenen Kopf erinnerten. Mit großer Zuversicht verkündete der Redner die Nothwendigkeit und den baldigen Beginn einer politischen Umgestaltung.

Es war Graf Mirabeau. Die Prophezeiung, die er in dem stillen Refugium des „Dustern Kellers" bei Berlin ausgesprochen hatte, sollte sehr bald darauf in Paris zur Wahrheit werden. Die berliner Gymnasiasten fingen nun auch an, gegen die Tyrannen und den Adel zu declamiren, und selbst Tieck gab sich dieser Stimmung hin und vertrat sie seinem Vater gegenüber, der Ludwig's Declamationen jedoch mit der kurzen Behauptung abzuweisen pflegte, daß das Volk dazu nichts tauge, wie der Erfolg lehren werde. Als nun in Paris die Tage des Schreckens kamen, fragte Tieck der Vater, wer nun Recht habe? und Ludwig hatte dem nichts entgegenzusetzen; denn seine innerste Natur schauderte vor diesen Blutszenen zurück. Tieck hatte von da an einen entschiedenen Widerwillen gegen alles politische Treiben.

Jene Schilderung der Persönlichkeit Mirabeau's zeigt übrigens, in wie frühen Jahren sich Tieck seiner Neigung hingab, die Menschen, mit denen er in Berührung kam, wie ein Porträtmaler auch von ihrer Außenseite zu beobachten und aufzufassen. Dieser in der jüngern Literatur so hervortretenden Liebhaberei wurde von Tieck namentlich Vorschub geleistet. Man kann auch schwerlich leugnen, daß er hierin häufig zu weit ging und sich von solchen äußern Eindrücken zu leicht bestimmen ließ. Feinheit und Zierlichkeit in Manieren und Unterhaltung verlangte er von Allen, denen er dauernd nähertreten sollte, jeder Zug von Derbheit, selbst wenn er von natürlich gesunder Kraft zeugte, stieß ihn augenblicklich und für immer ab.

Bei dieser zarten Organisation war Tieck umsomehr jenen Anfällen von Melancholie ausgesetzt, denen wol jede echte Dichternatur in unserer Aera von Zeit zu Zeit unterworfen ist, namentlich in der Periode, wo dem unbestimmten Wollen noch jedes Vollbringen fehlt und Gefühle und Anschauungen in einem unbestimmten Chaos durcheinander gähren. Köpke erzählt:

Er verzweifelte an seinem Leben, am Dasein, an jeder höhern, ordnenden und leitenden Macht. Alles schien ihm gleich nichtig, gleich widersinnig, der Mensch gehetzt wie ein scheues Wild, eine Beute qualvoller Widersprüche, endloser Plagen, geistigen und körperlichen Elends. Nur der Tod war ein sicheres Heilmittel. Die Versuchung des Selbstmords stieg in ihm auf.

Diese Seelenzustände zogen auch seinen Körper in Mitleidenschaft. Die Gebilde seiner Phantasie verdichteten sich vor ihm zu wirklichen Gestalten, die auf ihn losschritten; die Balken schienen über ihm zusammenzubrechen; er war sich selbst etwas Fremdes, ein Anderer; ohne zu wissen, wo er war, taumelte er in den Straßen Berlins umher, ja einmal fühlte er sich gedrängt, einen Vorübergehenden zu fragen, welche Stadt das sei, in der er sich befinde? Nur wenn er ihm liebgewordene Dichtungen las, wenn er es über sich gewann, sich selbst dichterisch auszusprechen, oder in der freien Natur, in der er oft ganze Nächte umherstreifte, kehrten ihm Ruhe und Gleichgewicht der Kräfte auf einige Zeit wieder. Diese merkwürdigen Seelenzustände sind in dem Capitel „Verlust und Versuchung" in so meisterhafter Weise dargelegt und geschildert, daß man fast meinen möchte, Tieck selbst habe dieses Capitel Wort für Wort geschrieben.

Die eigentlich literarische Laufbahn begann bei Tieck in einer Weise, die für einen Dichter, der später einen so hohen Rang einnehmen sollte, höchst merkwürdig ist: mit der Bücherfabrikation und zwar mit der Abfassung von Räubergeschichten. Er hatte zwar schon Verschiedenes gedichtet, aber noch nichts herausgegeben. Nun war aber Rambach, welcher in der obersten Classe des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur ertheilte, zugleich ein gewöhnlicher Büchermacher, der eine Menge Ritter- und Räubergeschichten für Leihbibliotheken meist unter angenommenem Namen oder anonym verfaßte. Unter Anderm hatte es dieser Rambach übernommen, die Geschichte des berüchtigten Wilddiebes und Räubers Matthias Klostermeier, genannt der bairische Hiesel, zu bearbeiten. Er wurde jedoch nur mit dem ersten Capitel fertig und übertrug dem jungen Tieck, dessen stilistische Gewandtheit er kannte, die weitere Ausführung. Tieck machte sich daran und stempelte nach Rambach's Anweisung natürlich den Hiesel zu einem Helden, den die schlechten Staatseinrichtungen und die Niederträchtigkeiten der Vorsehung in einen Wilddieb verwandelt hatten. Der Ironiker zeigte sich jedoch schon damals zum Schlusse des Buchs, indem der Verfasser versicherte, daß es ihm sauer genug geworden, diesen Kerl als Helden darzustellen. „Warum? Weil er nichts mehr und nichts weniger war als ein Spitzbube!" Diese Ironie auf das ganze Buch konnte nicht treffender sein. Auch schrieb Tieck das Schlußcapitel zu dem von Rambach unter dem Namen Ottokar Sturm herausgegebenen Schauerroman „Die eiserne Maske", nachdem ihm Rambach erklärt, er könne nicht weiter, er habe sich vollständig in Erfindung und Darstellung des Gräßlichen erschöpft. Das von Tieck hinzugefügte Schlußcapitel, in dem sich bereits ein ungewöhnliches Erfindungs- und Darstellungstalent verräth, ist im zweiten Bande seiner „Nachgelassenen Schriften" von Köpke mitgetheilt. Wir werden bald sehen, daß Tieck

später unter Nicolai's Obhut eine ähnliche literarische Thätigkeit mit ähnlicher Ironie ausübte.

Das zweite Buch des ersten Theils „Dichterleben (1792—1800)" führt uns zuvörderst nach Halle, wohin Tieck gegangen war, um sich in die theologische Facultät inscribiren zu lassen, obschon ihm die Theologie im Grunde gänzlich fern lag. Es werden uns hier manche interessante Bekanntschaften mit Commilitonen geschildert, z. B. mit Wiesel, einem widerlich mephistophelischen Menschen, „einem jugendlichen Anhänger jener sinnlichen Starkgeisterei, welche in der Literatur in Heinse und Goltz ihre Vertreter fand". Heiter, entgegenkommend, witzig, war er doch herzlos und kalt berechnend, bespöttelte Alles mit schneidendem Hohn, und in einem orakelhaften Ton wußte er seinen Genossen einzureden, welch tiefer Sinn in den sinnlichen Orgien liege und wie sie die Offenbarung einer göttlichen Kraft seien. Man begegnet solchen Sophisten der Sinnlichkeit auf Universitäten auch jetzt noch; sie gelten in ihrem Kreise meist für geniale Kraftnaturen, was sie doch nicht im entferntesten sind. Für Tieck hatte Wiesel's Erscheinung etwas „Feindseliges, Abstoßendes, ja Grausenhaftes". Sein Verkehr im Hause Reichardt's, der unterdeß nach Giebichenstein übergesiedelt war, brachte ihn auch in die Nähe berühmter hallescher Professoren, die sich ihm gerade nicht von einer sehr vortheilhaften Seite zeigten, indem sich an ihnen Klatsch, Eifersucht, Neid und andere häßliche Züge offen zutage legten. Es werden uns davon im Köpke'schen Buche manche Beispiele und namentlich einige lustige Groteskanekdoten erzählt, die zwischen dem groben Sprengel und dem salbungsvollen Niemeyer vorfielen. Um so inniger schloß sich Tieck an die Natur an. Manche Sommernächte hindurch saß er in seliger Trunkenheit auf der sogenannten Höltybank in der Nähe des Giebichenstein, und auf einer Harzreise erlebte er einen wunderbaren Augenblick, in welchem ihm „die Gewißheit Gottes, die höchste Seligkeit, ein himmlischer Schmerz durchströmte". Seine Thränen flossen noch, als er in die Schenke des Dorfs zurückgekehrt war, und der Wirth wies jede Bezahlung zurück mit den Worten: „Ich sehe ja, Sie sind ohnehin unglücklich genug." So spielte immer der Humor in Tieck's Leben wieder hinein.

Tieck setzte seit dem September 1792 seine Studien in Göttingen fort und lernte hier Heyne kennen, Pütter, den Philosophen Buhle, der Matthisson für den ersten Dichter Deutschlands hielt, den durchreisenden Matthisson selbst, der wieder Buhle den einzigen verständlichen und genießbaren Philosophen nannte, den schon gebrochenen, vor Gram in sich zerfallenen, körperlich leidenden Bürger, der, wenn er auf seinem steifen magern Gaul durch die Straßen Göttingens ritt, etwas Gespenstisches hatte. Tieck hatte von jeher Bürger's Balladen seine Bewunderung geschenkt, doch trat auch hier der Fall ein, daß Tieck an den rücksichtslosen, gewöhnlichen Formen, in denen sich Bürger zu bewegen liebte, Anstoß nahm. Auch eine zusammenhängende, geistreiche und zierliche Unterhaltung wußte Bürger nicht zu führen, und das war in Tieck's Augen immer ein Verbrechen. Doch hatte Bürger dabei etwas gemüthlich Liebenswürdiges, Treuherziges, fast etwas Kindliches. Lichtenberg's beißender Spott und sein dennoch leichter und gefälliger Umgangston waren für Tieck sehr anziehend. Auf Tieck's Geständniß, daß er von Hogarth's Charakterbildern, die seinen ästhetischen Sinn in „abstoßender" und „grauenhafter" Weise berührten, sehr wenig halte, begnügte sich Lichtenberg mit der Gegenbemerkung, daß er die Sache anders ansehe. Er hielt wol nicht für rathsam, sich mit einem Studirenden hierüber in Discussion einzulassen. Gegen die systematische Philosophie scheint Tieck in Göttingen eine noch größere Abneigung gefaßt zu haben als in Halle.

Im Jahre 1793 erblicken wir Tieck zur Seite seines geliebten Wackenroder in Erlangen, das ihm als Stadt und durch seine Professoren sehr wenig bieten konnte, aber für ihn wegen der Nähe Nürnbergs und des fränkischen Gebirgsländchens von größtem Interesse war. Nürnberg ward ein Hauptwallfahrtsort für beide Freunde, in Nürnberg tauchten die ersten Ideen zum „Sternbald" auf, und immer hat Tieck für diese alterthümliche, kunstreiche, echtdeutsche Stadt ein treues Andenken bewahrt und, wie Hoffmann in seiner Schrift bemerkt, vielleicht das Meiste dazu beigetragen, auch in Norddeutschland ein lebhaftes Interesse für diese Stadt hervorzurufen. In dem betreffenden Capitel des Köpke'schen Buchs wird uns dann noch ein für Tieck's romantisches Gemüth höchst anregender, durch mancherlei Abenteuer gewürzter Ausflug ins Fichtelgebirge geschildert.

Tieck kehrte im Jahre 1794 nach seiner Vaterstadt Berlin zurück, und zwar auf dem weiten Umwege über Hamburg, wo er, durch Wackenroder's Drängen veranlaßt, unter Andern den Patriarchen der deutschen Poesie, Klopstock, besuchte. Seine Erscheinung wird uns als eine mehr komische geschildert, für Tieck wenigstens hatte sie etwas Komisches. Klopstock war damals schon ein Greis, und so ist es kein Wunder, wenn der Dichter der „Messiade" dem Besucher in Gestalt eines kleinen zusammengetrockneten Mannes mit schneeweißem Haar, doch mit lebhaften Augen, entgegentrat, im Schlafrock, die Tabackspfeife in der Hand, in kurzen hastigen Bewegungen im Zimmer hin- und herschießend. Die poetische Richtung und die Naturen beider Dichter waren auch voneinander zu verschieden, als daß Tieck eine große Sympathie für den Messiasdichter hätte haben können; und was konnte der noch gänzlich unbekannte, eben von der Universität zurückkehrende junge Tieck dem greisen Dichter sein? „Er (Klopstock) schien nicht frei von Eitelkeit und seine Bedeutung für die Literatur zu überschätzen." Was Klopstock für die Durchbildung und Neugestaltung der deutschen Sprache und für den dichterischen Ausdruck, wie für den Ausbau gewisser Gemüthsrichtungen gethan hat, darüber kann bei unbefangenen Literaturkennern kein Zweifel obwalten, und daß er sich auf seine Verdienste in seinem hohen Alter etwas zugute that, auch wol mit einiger Eifersucht auf Goethe blickte, dessen „Werther" ihm wie selbst Lessing ein ziemlich fremdartiges und

zweifelhaftes Product war, ist wol ebenso begreiflich als verzeihlich, wenn man Klopstock's religiöse und patriotisch freisinnige Richtung wie sein hohes Alter in Betracht ziehen will. Tieck stand in seinem höhern Alter den Richtungen und Tendenzen der neuern Zeit gerade ebenso abweisend gegenüber.

In Berlin machte Tieck sofort die Bekanntschaft vieler interessanter Persönlichkeiten, er lernte die geistreichen Jüdinnen Rahel Levin, Henriette Herz, Dorothea Veit, die Tochter Mendelssohn's, spätere Gattin Friedrich Schlegel's, dann den von ihm so sehr bewunderten Schauspieler Fleck, Friedrich Schlegel, Schleiermacher u. s. w., vorübergehend auch Zschokke kennen, der den feinen Tieck durch sein hartes, schroffes, vierkantiges Wesen begreiflicherweise abstieß; trug Zschokke als demokratischer Parteimann doch sogar „schwere, mit eisernen Nägeln beschlagene Schuhe"! Durch Nicolai wurde Tieck so recht in die Thätigkeit eines ehrsamen Literaten hereingezogen, indem er dessen „Straußfedern" fortsetzte und dafür theils Originalerzählungen, theils Uebersetzungen aus dem Französischen lieferte. Auch Tieck's Schwester begann an diesen Arbeiten übersetzend und erfindend theilzunehmen. Doch hatte diese Thätigkeit wenigstens den Vortheil, die stilistische Gewandtheit Tieck's zu fördern und ihm manchen brauchbaren Stoff zuzuführen; auch stumpfte sie sein originales poetisches Talent nicht ab, dieses entwickelte sich vielmehr immer eigenthümlicher. Der jüngere Nicolai verlegte Tieck's „Peter Lebrecht", wie er schon früher seinen „Abdallah" übernommen hatte, dann seine Volksmärchen und dramatisirten Märchen „Ritter Blaubart", „Der blonde Ekbert", „Die Geschichte von den Haimonskindern", „Der gestiefelte Kater" und manches Andere. Die Nicolaiten hatten bis dahin wunderlicherweise nicht bemerkt, wie die Romantik und Ironie Tieck's zu ihren eigenen Aufklärungsprincipien im Grunde sehr wenig passe; erst als Tieck seinen Verlegern zumuthen wollte, auch die „Verkehrte Welt" zu drucken, ging ihnen ein Licht auf, welches Andern schon leuchtete; sie merkten nun erst, daß sie düpirt seien, daß ihr Autor ein Gegner der von ihnen verfochtenen Aufklärung, wol gar der gewöhnlichen bürgerlichen oder spießbürgerlichen Moral sei. Man ging immer weiter auseinander, es kam endlich zum Bruch und zuletzt zu einem Proceß, welchen Nicolai verlor. Er hatte nämlich unberechtigterweise Tieck's Werke in 12 Bänden zu einem bedeutend herabgesetzten Preise angekündigt, und zwar mit der spöttischen Bemerkung, um dem „höhern Menschen" den Ankauf zu erleichtern, nachdem Tieck's Freunde wiederholt versichert hatten, Tieck's Dichtungen seien nicht für den gewöhnlichen, sondern für den „höhern" Menschen geschrieben.

Nach seines Freundes Wackenroder im Jahre 1798 erfolgtem Tode, welcher ihn aufs tiefste erschütterte, trat Tieck seinem spätern Schwager Bernhardi näher, dem er für dessen „Bambocciaden" „Die verkehrte Welt"*) überließ, auch die Vorrede zu der Sammlung schrieb, worunter dann Bernhardi einfach seinen Namen setzte. Auch hatte Bernhardi schon früher sich mehre Dichtungen Tieck's angeeignet und selbst auf den „Abdallah" eine Art Anspruch erhoben, was Tieck denn doch zu viel war und ihn bewog, Bernhardi auf einem Spaziergang den Rücken zu wenden. Für diese Zwistigkeiten wurde Tieck dann freilich durch die Bekanntschaft mit A. W. Schlegel, der in ihm einen Gleichstrebenden erkannt hatte, mit Steffens, der ihn in Berlin in seiner Wohnung aufsuchte, dann durch seine Verheirathung mit Amalie Alberti reichlich entschädigt. Uebrigens beschäftigte sich Tieck damals in seiner übermüthigen Laune mit mancherlei bloßen Schnurren; so beabsichtigte er zu einem gerade bei dem Leihbibliothekenpublicum sehr beliebten und Zschokke zugeschriebenen grausigen Roman, der den abgeschmackten Titel trug: „Er nahm die Silberlocke des Enthaupteten und zerstörte das Femgericht", in Gemeinschaft mit Bernhardi und seiner Schwester eine Fortsetzung zu schreiben, um das Publicum zu mystificiren. Es kam aber nicht dazu, weil Bernhardi die ironische Absicht des Projects dem Verleger verrieth.

Ein Besuch bei Reichardt in Giebichenstein führte Tieck 1799 mit Voß zusammen, welcher schon damals der romantischen Schule entschieden feindselig gegenüberstand. Reichardt wollte eine Zusammenkunft zwischen Beiden vermeiden, aber Tieck suchte sie auf. Voß, mit seiner niedersächsischen Natur, ein „hagerer, trockener, steifer" Mann, machte auf Tieck, wie wir diesen kennen, natürlich keinen sehr günstigen Eindruck, umsomehr aber gewann sich Tieck Voß' Zuneigung, als er ihm die Mittheilung machte, daß er in „Hermann und Dorothea" einen siebenfüßigen Hexameter entdeckt habe. Von hier begab sich Tieck nach Jena, wo er mit Novalis ein Freundschaftsbündniß schloß, welches ihm das frühere mit Wackenroder fast ersetzte, und in einen anregenden literarischen Kreis trat, welchem die beiden Schlegel und ihre Frauen, Fichte, Schelling angehörten und dem sich zuweilen auch Clemens Brentano, welcher gerade in Jena studirte, Gries, die Künstler Bury und Genelli und noch mancher Andere zugesellten. Doch fehlte es, wie dies in Deutschland so geht, auch an Mißklängen nicht. Die Streitigkeiten zwischen A. W. Schlegel einerseits und Schütz, Kotzebue und Garlieb Merkel andererseits ließ sich Tieck zwar wenig anfechten; empfindlicher aber berührten ihn die Irrungen und Dissonanzen in dem eigenen Kreise. Diese gingen zumeist von den Frauen der beiden Schlegel aus, die sich miteinander nicht verständigen konnten. Dorothea Schlegel, frühere Veit, hatte etwas Männliches und Unschönes, was Tieck entschieden abstieß. Den Roman „Florentin", mit dem sie sich damals gerade beschäftigte, vermochte er ebenso wenig lobenswerth zu finden als Schlegel's „Lucinde";

*) Tieck gab auf diese satirische Dichtung sehr viel. Er las sie einst im Unger'schen Kreise vor und glaubte seines Erfolgs sicher zu sein, aber Niemand wollte lachen und am Schlusse herrschte die unheimlichste, peinlichste Stille. Unger, der Verleger sein sollte, jetzt aber nur verlegen war, erklärte dem Dichter, sich zur Uebernahme einer so sonderbaren Dichtung nicht entschließen zu können.

noch weniger vermochte er Schleiermacher's Briefe über diesen Roman zu begreifen. Friedrich Schlegel selbst konnte aber nicht den geringsten Widerspruch vertragen, war leicht gereizt und wurde dann leidenschaftlich. Auch zwischen A. W. Schlegel und Tieck gab es allerlei kleine Häkeleien, die zu Misstimmungen führten. Tieck war z. B. ein großer Verehrer von Schiller's „Räubern", während er an den spätern Producten Schiller's einen bedauernswerthen Rückschritt, einen Abfall des Dichters von seiner genialen Natur bemerken wollte. Eines Abends las Tieck Schiller's „Räuber" aus der ersten Ausgabe vor. A. W. Schlegel, der zufällig dazu kam, bemerkte, er könne nicht begreifen, wie man an einem so rohen Producte Geschmack finden könne. Voll Verdruß schlug Tieck endlich das Buch zu, und Schlegel sagte ironisch: „Das ist das Beste, was du thun kannst." Ohnehin bildete sich Schlegel ein, ein besserer Vorleser zu sein als Tieck, obschon Schlegel selbst Tragisches in einem höchst unangenehmen Gurgelton zu lesen pflegte.

Tieck, der schon früher durch einige Beiträge für den „Musenalmanach" von 1799 mit Schiller in äußere Beziehung getreten war, versäumte nicht, den Dichter der „Räuber" in seinem Gartenhause zu besuchen. Er fand ihn „hager und groß, den Oberleib langgestreckt, die Gesichtsfarbe bleich, die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch schwand, wenn Schiller warm wurde". Das Gespräch blieb übrigens, wie auch bei spätern Besuchen, auf der Oberfläche:

Es schien etwas Fremdes zwischen ihnen zu stehen. Tieck fühlte sich erkältet gegen Schiller; ihre Wege gingen zu sehr auseinander.

Einen gewaltigen Eindruck machte dagegen Goethe auf ihn. „Das ist ein großer, vollendeter Mensch, du könntest bewundernd vor ihm niederfallen", sagte sich Tieck; im Geheimen gestand er sich freilich, daß er doch Bedenken haben würde, ihn zu seinem Freunde zu machen. Auch später, als Tieck ihm die „Genoveva" und den „Zerbino" vorlas, benahm sich Goethe gegen ihn sehr liebenswürdig; doch am charakteristischsten ist folgende Scene: Tieck hatte Goethe die Folioausgabe von Ben Jonson's „Volpone" überbracht, nachdem Goethe sich auf Tieck's Empfehlung bereiterklärt hatte, Ben Jonson kennen zu lernen. Als er ihn nach einiger Zeit wieder besuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama soeben durchgelesen. Das Buch lag noch vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund!" rief Goethe ihm im besten Humor entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buchs schlug, „das ist ja ein ganz verfluchter Kerl, ein Teufelskerl!" Tieck sprach seine Freude aus, daß seine Empfehlung sich bewährt habe. „Ja, das ist ein Schwerenothskerl!" fuhr Goethe mit derselben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!" Mit Herder kam Tieck ebenso wenig als mit Schiller in gutes Fahrwasser. Herder blieb gegen Tieck „einsilbig, verschlossen und mürrisch und ließ nichts von jener Liebenswürdigkeit ahnen, die ihm, wenn er wollte, zugebote stand". Tieck hatte freilich im „Zerbino" auch auf Herder einen Hieb geführt. Indeß zeigte sich Herder's Humanität, als man bei einer Abendgesellschaft sich darüber lustig machte, daß man dem jüngern Stolberg zu Weihnachten eine Krippe mit einer Puppe darin aufgebaut und daß Stolberg diese dann angebetet habe. „Lassen wir das!" sagte Herder, „man muß Jedem seine Hausreligion lassen." Schon viel besser als mit diesen Koryphäen deutscher Literatur fand sich Tieck in die kindliche, wenn auch etwas grillenhafte Natur Jean Paul's.

Das dritte Buch trägt die Ueberschrift: „Kampf und Leiden. 1800 — 19." Es umfaßt eine lange bewegte Periode, die vielfach durch literarische Streitigkeiten, namentlich aber körperliche Leiden getrübt war. Die Angriffe, die Tieck auszuhalten hatte, rührten namentlich von dem Satiriker Falk und von Garlieb Merkel her, der sich in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die schöne Literatur", dann später in seinem „Freimüthigen" in den niedrigsten Schmähungen über Tieck ergoß. Im Jahre 1800 kam sogar ein jämmerliches Lustspiel von dem Schauspieler Beck auf der berliner Bühne zur Aufführung: „Das Chamäleon", welches nichts als eine Satire gegen Tieck und seine Freunde war und worin sogar ihr bürgerlicher Charakter verdächtigt wurde. Es kam darüber zu allerlei unangenehmen Auseinandersetzungen mit Iffland, der ihm die ihm anfangs zugesagte Ehrenerklärung schließlich verweigerte. Inzwischen suchte sich Kotzebue Tieck zu nähern, erklärte Mortimer in „Maria Stuart" für eine Copie des Golo und ließ bei Tieck unter der Hand nachfragen, ob er nichts dagegen habe, wenn er die „Genoveva" in Weimar auf die Bühne bringe, natürlich mit den nöthigen Abkürzungen. Tieck wollte aber mit Kotzebue nichts zu thun haben und schlug dies ab. Aus Rache las Kotzebue bei einem Besuche Berlins 1804, nachdem er bei Hofe Zutritt erlangt, gelegentlich die Paradescene im „Zerbino" dem Könige nicht ohne unverschämte Insinuationen vor; großmüthig überhörte aber der König diese Insinuationen, die daher auch ohne weitere Folgen blieben. Man kann leider kaum eine Biographie eines deutschen Dichters und Schriftstellers lesen, ohne auf ein Gemengsel solcher garstigen Klopffechtereien, Perfidien, Bosheiten und offenbarer Niederträchtigkeiten zu stoßen. Und doch nennen wir uns mit Vorliebe das „gemüthliche" deutsche Volk!

Hier gleich noch ein Beispiel. Berlin war unserm Ludwig verleidet. Er übersiedelte 1801 nach Dresden und machte von hier einen kleinen Abstecher nach Leipzig, wo er bei Mahlmann den Romanschreiber Lafontaine, „einen fetten rothen Mann", kennen lernte. Tieck selbst hatte ihn früher zur Zielscheibe seiner literarischen Satire gemacht, und bald mochte Lafontaine einsehen, daß er hier nicht am rechten Platze sei. Er entfernte sich stillschweigend. Kaum war er gegangen, als eine Flut des Gelächters und Spotts über ihn losbrach, die jedoch durch eine wohlbekannte Stimme mit den Worten unterbrochen wurde: „Lieber Mahlmann, ich kann mich aus

Ihrem Hause nicht herausfinden." Es war Lafontaine, der die Hausthür verschlossen gefunden und, unbemerkt hinter den Kritikern stehend, ihre schonungslosen Reden eine zeitlang schweigend angehört hatte. Schnell unterbrach Friedrich Schlegel die augenblickliche Bestürzung mit den Worten: „Da geht es Ihnen gerade so wie in Ihren Romanen, da können Sie sich auch nicht herausfinden." Und nun fand Lafontaine den Weg aus dem Hause um so rascher. Wir müssen gestehen, daß wir ein solches Begebniß mehr peinlich als ergötzlich finden.

Nach einem Landaufenthalt in Ziebingen, einem dem Grafen Finkenstein gehörigen Gute bei Frankfurt a. d. O., wo Tieck von dem Grafen mit liebenswürdigster Gastfreundschaft aufgenommen wurde, machte Tieck mit seiner bereits von Bernhardi getrennt lebenden Schwester eine Reise nach München (1803), wo er unter Andern den frommen, humanen Bischof Sailer, den Philosophen Baader und F. von Rumohr kennen lernte, aber von einem heftigen gichtischen Leiden befallen wurde, welches ihn fürchterlich folterte, dem Rande des Grabes nahebrachte und den Grund zu seiner spätern Rückenverkrümmung legte. Die Aerzte verordneten den Gebrauch der Bäder von Pisa und verhießen Herstellung unter dem italienischen Himmel. So kam Tieck's längst ersehnte italienische Reise endlich 1805 zur Ausführung.

Doch wir müssen hier, an der Schwelle eines neuen Abschnitts im Leben Tieck's, einen Halt machen. Seine spätere Lebensperiode, seine Bekenntnisse über seine eigenen Dichtungen und über literarische Notabilitäten, seine „Nachgelassenen Schriften" und das Buch Hoffmann's über ihn werden uns zu einem zweiten Artikel noch Stoff vollauf geben. **Hermann Marggraff.**

Belehrende Unterhaltungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Roßmäßler, von Bibra u. A.

Auf dem Felde der naturwissenschaftlichen Literatur ist jetzt ein sehr reges Leben. Es wird hier überall fleißig bestellt und reich geerntet. Auch wirkt das Ganze schon merklich segensvoll auf fast alle Bildungsstufen der Menschen ein, und es fehlt uns nicht an der hoffnungsvollen Zuversicht, daß Alles immer noch besser werde. Das ist vortrefflich. Mag der Sinn für das richtige Erkennen und Benutzen der Natur nur immer recht wach gemacht und recht wach erhalten werden; denn des Menschen ganzes Glück hat nur in dem Erfassen und Ausnutzen des wahrhaften Geistes der Natur eine sichere Grundlage, sowie des Menschen größtes Unglück gerade in der Unkenntniß der Natur seinen Sitz und seine vergiftende Quelle hat. Darum begrüßen wir das Streben der Schriftsteller, die Menschen für die Natur zu gewinnen, mit großer Freude. Allerdings fehlen nun bei diesem geschäftigen Treiben auch unsaubere, unberufene Hände nicht, welche nur von dem schmuzigen Impulse des Geldgewinns getrieben werden, um der jetzt bei Jung und Alt lautgewordenen Nachfrage für naturwissenschaftliche Belehrung zu genügen, indeß ist doch die Zahl der tüchtigen Fachmänner, welche rein aus edler Liebe zu ihrer Wissenschaft sich dazu verpflichtet fühlen, mit ihrer ganzen Kraft für das gebildete große Publicum zu wirken, unendlich viel größer und einflußreicher. Diese gehen alle von der Ueberzeugung aus, daß ihr gesammtes Wissen und Können, all ihr Forschen, Erfinden und Entdecken nicht eher die höhere und wahre Weihe erhält, als bis sie es zum Gemeingut der ganzen Menschheit gemacht haben. In Gottes großer Schöpfung soll Jeder seine Heimat finden, schätzen und lieben, und dies kann nur durch die Naturwissenschaften bewirkt werden. Und so sind sie die Grundpfeiler der heiligen Kirche.

Auch heute liegen uns wieder mehre ganz vortreffliche naturwissenschaftliche Werke vor, welche alle den Zweck haben, das gebildete große Publicum leichtfaßlich zu belehren. Mit Freuden ergreifen wir die Feder, um einige davon zur Besprechung zu bringen.

1. Die vier Jahreszeiten von E. A. Roßmäßler. Mit Charakterlandschaften in Tondruck, nach Zeichnungen von F. H. Kittlitz und Illustrationen in Holzschnitt und Typen-Naturselbstdruck von Eduard Kretzschmar. Gotha, Scheube. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Das ganze Werk macht einen sehr gewinnenden Eindruck auf seine Leser. Wort und Bild stehen miteinander im schönsten Einklange und ehren die berühmten Meister. Alles ist gediegen und mit wohlthuender Anmuth geschmückt. Von warmer Liebe zur Natur durchdrungen, löst das Buch die schwere Aufgabe, das Große und Herrliche der Schöpfung in dem uns unmittelbar vor Augen liegenden Kleinen und Einzelnen zu begreifen und mit dem Ganzen in einen klaren Zusammenhang zu bringen, mit dem glücklichsten Erfolge. Und dabei ist es so recht ehrlich und treu deutsch. Es will zeigen, daß auch wir eine Pflanzennatur haben, die uns hoch erfreuen und wahrhaft beglücken kann. Das Werk lehrt uns, daß gerade Deutschland einen Jahreswechsel hat, der so voll von lieblicher Schönheit, so reich an Mannichfaltigkeit, so gesegnet an Kraft und Fülle ist, wie ihn kaum ein anderes Land in gleicher Weise aufweisen kann. Und gerade in diese heimatliche Natur vertieft sich das Buch mit echt deutscher Sinnigkeit. Roßmäßler's „Jahreszeiten" erinnern überall an J. Thomson's unsterbliches Meisterwerk, sie leben und weben in den Schönheiten und in der Weisheit und in der Kraft der Werke des Schöpfers, sie sind begeistert und bewundern das Ganze mit poetisch gehobenem Worte. Ist Thomson mehr Dichter und Sänger, so ist Roßmäßler mehr Kenner und Forscher der Natur. Wenn aber jener Alles erfaßt, was zur Schöpfung gehört, so beschränkt sich dieser nur auf die Pflanzennatur der wirklich deutschen Gaue. Hier wird der Leser an der Hand eines Botanikers mit Geist und Gemüth in die deutsche Natur eingeführt, dort tritt ein religiöser Dichter zu ihm und erwärmt sein Herz mit dem Beschreiben und Bewundern der Werke Gottes. Roßmäßler's „Jahreszeiten"

stehen also selbständig da, wie viele charakteristische Verwandtschaften sie auch mit Thomson's „Seasons" haben mögen und wie oft man auch durch sie an diese erinnert werden mag.

Das Buch legt, abgesehen von seiner ästhetischen Beziehung, einen vortrefflichen ersten Grund zu einer deutschen Pflanzenkunde. Es bespricht die Pflanzen, welche in den vier Jahreszeiten den eigentlichen Grundcharakter bilden; hier ist es eine Botanik, aber frei von aller steifen Gelehrsamkeit und ermüdenden Weitläufigkeit. Eine solche botanische Propädeutik hat uns noch gefehlt. Sie wird in allen gebildeten Familien zu einem Hausschatz werden und wird sich dem Lehrer der Botanik auf Schulen als Rathgeber und Führer zur Seite stellen, so oft derselbe die jungen Gemüther zuerst einzuführen hat in das große Reich der Blumenwelt. Die Kunst, das Wissen durch Beobachtung zu bereichern, ist ja die Hauptaufgabe der gesammten Botanik, und das vorliegende Werk begründet und übt diese Kunst mit meisterhafter Geschicklichkeit. Es herrscht im ganzen Buche ein sehr sinniges Gemüthsleben, dem Gefühle wird überall mit besonderer Vorliebe Rechnung getragen, aber dennoch behält der klare Verstand die entschiedene Obergewalt und weichliche Sentimentalität ist nirgends zu finden; Kopf und Herz sind gleich kräftig vertreten. Der Verfasser hat das Werk seiner vor kurzem nach Amerika verheiratheten Tochter Ida gewidmet, er schickte ihr dasselbe noch nachträglich als Hochzeitsgabe nach. Es soll ihre edle Liebe zu Deutschland wach erhalten und sie fortwährend an die schönen Berge und Fluren am Rhein, Main, Neckar und der Pleiße erinnern, wo sie als Kind und Jungfrau glückliche Tage verlebt hat. Am Schlusse der Dedication ruft er ihr zu:

> Andere Blumen blühen nun am Ufer des Alleghany um dich, aber sehen sie auch anders aus als meine Bilder, so sind sie dir doch nicht fremd; denn dir ist ja, und darum bist du mir eben meine liebe Tochter, die Natur überall dieselbe mütterliche Heimat.

Nach dem kurzen Vorwort, welches sich vorzugsweise lobend und anerkennend auf die dem Verfasser helfend zur Seite gewesenen in ihrem Fache ausgezeichneten Künstler von Kittlitz und Kretzschmar bezieht, um den Werth der Illustrationen an den Tag zu legen, geht derselbe in dem ersten Abschnitte mit sich zurathe, wie und wodurch die Grenzen der deutschen vier Jahreszeiten in dem Reiche der Blumen am zweckmäßigsten zu bestimmen seien. Es stellt sich heraus, daß dies viel leichter aussieht, als es in der That ist, und daß man dabei ohne ein freimüthiges endliches Feststellen gar nicht zustande komme. Zugleich wird diese Gelegenheit aber auch benutzt, dem Deutschen zu Gemüthe zu führen, daß er alle Ursache habe, gerade mit seiner Heimatnatur recht zufrieden zu sein, weil sie ihm einen Wechsel der Jahreszeiten schenke, der zu seiner nationalen Innerlichkeit unendlich viel besser passe als der winterlose Süden mit all seiner Orangenpracht und Urwaldsfülle. Dann entwickelt er die vier Gemälde vom Frühling, Sommer, Herbst und Winter und zwar so, daß man das Werden, Sein und Vergehen der Pflanzen in jeder Jahreszeit geistig mit durchlebt. Der Winter ist arm und auf einige Zeit sogar todt an Blumen, da betrachtet das Buch die Rinde, das Zweig- und Strauchwerk der Bäume und Büsche, lenkt die Aufmerksamkeit auf die schlafenden Knospen und weiß auch hier wie überall sehr interessant zu unterhalten und zu belehren.

Wir wollen nun etwas vom Buche selbst zur Mittheilung bringen lassen.

> Ein polternder Aprilsturm fährt durch die kahlen Wipfel. Er spricht den Aerger des Winters aus, daß es mit seiner Herrschaft vorbei ist, daß er nun abziehen muß. Der Wind läßt seinen Groll an den dürren Blättern aus, die bisjetzt noch an dem Hornbaume und der Eiche hängengeblieben sind, und treibt sie kopfüber in hastigen Wirbeln auf der noch nicht wieder begrünten Wiese dahin. Zu diesem Wüthen eines davongejagten Tyrannen lächelt der nahe Herr, aber nur noch ganz verstohlen; unter den Büschen und an den Hecken, da lauscht er bereits im Verborgenen; das sind die ersten Frühlingsblümchen, die schonungsvollen Siegesfreuden des Lenzes. Sein Lächeln über das tolle Lärmen des Abziehenden hat guten Grund, denn der Erzürnte dient damit nicht sich, sondern seinem glücklichen Nachfolger, wie jeder Zorn sich selbst am schlechtesten dient.

Ist das nicht ein herzgewinnender Anfang? ein poetisches Bild voll Lebenswahrheit? Die Aufmerksamkeit wird dann auf die gelbe Vogelmilch (Ornithogalum luteum) gelenkt. Die Blume ist ein goldenes Sternchen und wird deshalb in der gewöhnlichen Volkssprache auch die gelbe Sternblume genannt.

> Es schaut fragend auf die starren, trockenen Blätterleichen, die es mühselig wegheben mußte, als es zwischen ihnen aufsproßte. Auf einem solchen kleinen Auferstehungsplätzchen hatte ein großes Ahornblatt gelegen, in welchem ein Käfer, der nun auch längst todt ist, ein großes Loch genagt hatte. Aus diesem Loche ragte nun das gelbe Blümchen hervor, was diesen Weg durch Tod zum Leben nehmen mußte. Ein liebliches Bild der ewigen Verjüngung in der Natur.

Der Verfasser bezieht sich nun auf eine im Buche enthaltene sehr naturgetreue Abbildung.

> Wir erkennen in dem Pflänzchen leicht seine Familie, die Liliengewächse, mit denen es den bekannten lilienförmigen Blütenbau gemein hat. Um das Pistill im Mittelpunkte derselben stehen sechs Staubfäden und ebenso viele Blumenblätter. Doch deren fast grüne Rückseite mahnt uns, um uns gleich von Anfang an vor einem Irrthum zu bewahren, daß dies keine eigentliche echte Blumenkrone sei, denn der Kelch ist daran noch mit der Blumenkrone in Eins verschmolzen.

So durchgeht das Buch den Frühling mit immer neuen und schönern Blumen, bis es mit der Trollblume (Trollius Europaeus) den Beschluß macht. Alles ist voll Leben und Lieblichkeit, so recht dazu geschaffen, den Umgang mit der Natur zur Freude zu machen. Ueberall belehrend und fesselnd. Ja das ganze Buch ist ein getreues Vorbild eines guten Lehrers. Kommen nun auch hier und da kleine Anspielungen auf so manche unerfreuliche politische Zustände Deutschlands vor, so mögen wir dies dem Manne schon zugute halten, welcher so manche seiner schönsten patriotischen Hoffnungen so traurig hat hinsiechen sehen müssen. Die frühern Werke

waren noch viel mehr mit Andeutungen dieser Art durchwebt. Man kann sich darüber freuen, daß der Verfasser das Glück und die Größe Deutschlands jetzt gerade da bewundert, wo das volle Recht dazu vorhanden ist, und daß er ruhig der Geschichte überläßt, was einzelne Menschen nicht einmal ganz fassen, noch weniger aber machen können. Doch still hiervon, geben wir lieber noch eine Stelle aus der meisterhaft schönen Schilderung der Winterlandschaft.

Nach einer kalten Nacht, in welcher ein dicker leuchtender Nebel alle Gegenstände unsichtbarer eingehüllt hatte als die schwärzeste Finsterniß, hat die Sonne in strahlender Reinheit ihre kurze Tagesbahn angetreten und leuchtet in unser Fenster. Wir wissen, was wir nun draußen zu erwarten haben. Vor den Thoren unsers Wohnorts breitet sich ein Wald über bald ebenes, bald hügeliges Land aus; er birgt in seinem Schooße der wechselnden Beschaffenheit seines Bodens gemäß eine bunte Mannichfaltigkeit von Bäumen. Wir haben vorher einen langen Hügeldamm zu überschreiten, der sich quer über unsern Weg legt. Welche Zauberpracht liegt vor unsern Blicken! Von der Höhe des Walls überblicken wir ein Bild, daß wir glauben möchten, die verflossene Nacht sei eine der tausend und eine jenes orientalischen Märchenschatzes voll feiner Naturbeobachtung gewesen, wie sie den Abendländern leider nicht eigen ist. Alle die Millionen Zweiglein des Waldes sehen wir in ein sanftes Weiß gekleidet. Der Nebel der verflossenen Nacht verdichtete sich als Rauchfrost in den Kronen der Bäume. Ein Rabe läßt sich eben über uns auf den Zweigen eines einsam auf dem Walle stehenden Baums nieder und überschüttet uns mit einem Regen vergänglicher Juwelen, die von dem gebogenen Äste absprangen. Vor uns liegt mit blendendem Schnee bedeckt eine kleine Waldwiese, ringsum vom Waldrande eingefaßt, dessen dunkle Stämme sich aus der weißen Fläche erheben und in sanfter Abschattirung nach oben in der immer feiner werdenden Verzweigung in immer klareres Weiß übergehen, bis dies endlich oben an das reine Himmelsblau trifft. Ein deutscher Wald in Demantschmuck eines Rauchfrostes ist das Festkleid unsers Winters, von dessen Pracht der Südländer keine Ahnung hat, um welche er uns wohl beneiden darf.

So malt das Buch sein Wortgemälde immer weiter und schöner aus. Es richtet die Aufmerksamkeit auf die Krystallbildung des gefrierenden Wassers und sieht darin eine Lebensthätigkeit der Natur, wie sie in der Blattbildung auf andere Weise sich äußert. Es sieht sich auch das muntere echt norddeutsche Winterspiel der Schlittschuhläufer mit nationalem Wohlgefallen an und wirft zuletzt auch wieder einen Blick auf die botanische Winterflora.

Vor uns stehen zwei Bäume, an welchen wir die Triebe und an den Trieben die Knospen und an den Knospen die Schuppen in der uns bereits bekannten kreuzweisen Gegenständigkeit finden. Es können nur Ahorne oder Eschen sein. Es sind erstere und zwar ein Spitzahorn und ein gemeiner Ahorn. An ersterm finden wir die Knospen rothbraun und ganz an den Trieb angedrückt; dagegen zeigt uns der gemeine Ahorn weit abstehende Knospen, deren gelbgrüne Schuppen einen schmalen schwarzbraunen Saum haben. Doch auch am Stamme finden wir die Ahornarten wesentlich verschieden. Die Rinde des *gemeinen* Ahorns ist rauh und rissig und löst sich in ansehnlichen Borkentafeln ab, während die des Spitzahorns von feinen Furchen dicht durchzogen ist und sich kaum merkbar ablöst. Noch feiner gefurcht oder eigentlich blos rauh gekörnt zeigt sich die Eschenrinde.

Das Werk ist auch mit einigen sehr gelungenen Figuren des jetzt so allgemein bewunderten Naturselbstdrucks geschmückt. Sie sind von Eduard Kretzschmar und eine gerade zu diesem Zwecke ausgedachte Modification der Auer'schen Kunst. Der Verfasser bespricht das Verfahren mit einigen Worten und bemerkt dann sehr richtig, daß ein solcher Naturselbstdruck nie ganz die Herbarien ersetzen, noch weniger dieselben überbieten könne. Er sagt:

Die Leistung bleibt immer nur ein wenn auch noch so treues Abbild der Natur, welches sogar z. B. bei den Moosen tief unter der Natur zurückbleibt.

---

2. Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. Von Ernst Freiherrn von Bibra. Nürnberg, Schmid. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. Mit 6 Abbildungen in Naturselbstdruck 2 Thlr. 15 Ngr.

Dies Buch behandelt die betreffenden Gegenstände mit sehr großer Ausführlichkeit und liefert auf jeder Seite den Beweis einer ebenso reichen Belesenheit als sachverständigen Gründlichkeit. Besitzt dasselbe nun auch unverkennbar den Zuschnitt eines Werks für die betreffenden Gelehrten von Fach, so ist der behandelte Gegenstand doch der Art, daß er ein allgemeines Interesse erweckt, und hierauf Rücksicht nehmend hat der Verfasser dem Buche eine solche Einrichtung gegeben, daß auch der gebildete größere Leserkreis das Werk mit Nutzen lesen kann. Das ganze Buch ist nicht für Jedermann, dagegen enthält es sehr viel Belehrendes, wofür sich jeder Denkende lebhaft interessirt. In der so allgemein mit Beifall aufgenommenen „Chemie des täglichen Lebens" von Johnston kommt in dem vierten Hefte auch eine Untersuchung der narkotischen Stoffe und deren Wirkung auf den menschlichen Organismus vor; das vorliegende Werk stellt sich damit auf denselben Standpunkt, nur will es mehr sein als eine allgemeine Unterhaltungslectüre, es will auch wissenschaftlich genügen, es will seinen Gegenstand womöglich ganz erschöpfen.

Narkotische Genußmittel sind gewöhnlich solche, welche die Nerven betäuben und Schlaf erregen. Der Verfasser des vorliegenden Werks erweitert dafür den Kreis sehr stark und zieht auch Kaffee, Thee, Chocolade und selbst Arsenik mit in seine Untersuchung hinein. Wollen wir dies nun auch nicht tadeln, so können wir doch nicht begreifen, warum die Spirituosa, Branntwein, Wein, schwere Biere u. s. w., ausgeschlossen sind. Wahrscheinlich sollen diese Gegenstände in einer hoffentlich bald nachfolgenden Fortsetzung behandelt werden; darum nehmen wir zunächst das Gegebene mit Dank an, weil es gut ist.

Die Zahl der narkotischen Genußmittel, welche das Buch in einzelnen Abschnitten zur Sprache bringt, ist 18. Von jedem Hauptgegenstande ist zunächst eine Naturbeschreibung, dann eine Geschichte und Statistik, ein Nachweis der Bereitung, Benutzung und der Wirkung auf den menschlichen Organismus und zuletzt auch eine chemische Analyse gegeben.

Die Auswahl zu einer speciellen Unterhaltung fällt

nicht schwer, da das Buch überall, wo man es aufschlägt, belehrend zu fesseln versteht. Wir richten deshalb unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das dem Fliegenschwamm gewidmete Capitel, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es uns zufällig zuerst unter die Augen kommt. Die Benutzung dieses Giftschwamms als Narkoticum ist bei den Tungusen, Jukagiern, Jakuten, Ostjaken und Kamtschadalen gebräuchlich. Man sammelt ihn in den heißen Monaten und hängt ihn zum Trocknen auf, läßt ihn aber auch oft an seinem Platze stehen und erwartet die Zeit, wo er von Natur trocken geworden ist, dann soll seine Wirkung sogar noch kräftiger sein. Die Art ihn zu genießen ist sehr verschieden; man braucht ihn frisch zu berauschenden Saucen und Suppen, wenn keine starke Wirkung beabsichtigt wird; dann bereitet man aus dem getrockneten und zerriebenen Schwamme Pillen, welche theils unmittelbar verschluckt werden, theils aber mit dem Saft der Heidelbeere (Vaccinium aligirosum) in Verbindung gebracht werden, wodurch die Aufregung bedeutend erhöht wird. Der Genuß von Wasser nach dem des Fliegenschwamms steigert den Erfolg.

Die Phantasie wird durch den Fliegenschwamm ähnlich angeregt, wie es bei Opium und Haschisch der Fall ist. Der Effect tritt aber meistens erst nach einer oder zwei Stunden ein. Dann legen sich die Trinker auf den Rücken, singen und schwärmen von Glück und Liebe, Reichthum und Ansehen und bilden sich, wie es heißt, ein, wohlbeleibt und fett zu sein, was also bei jenen Völkern ein erwünschter Zustand ist. Die Schamanen sollen sich bisweilen vollständig in den Zustand der Seher versetzen. Bei manchen Individuen bringt der Trank eine ganz besondere Lebendigkeit hervor, andere aber werden träg und stumpfsinnig. Es scheint überhaupt der Fliegenschwamm ganz wie die geistigen Getränke verschieden auf verschiedene Persönlichkeiten zu wirken, was bei Opium und andern ähnlichen Mitteln nicht so der Fall ist. Bisweilen fallen bei solchen Gelagen die tollsten Dinge vor. Musikalische Talente singen unaufhörlich, Andere plaudern, lachen und erzählen aller Welt ihre Geheimnisse. Der Begriff des Raums schwindet und sie machen mächtige Sprünge, um über einen Strohhalm oder einen andern kleinen Gegenstand hinwegzukommen.

Die Muskelkraft und die Ausdauer bei Strapazen wird gewaltig dadurch gestärkt. Uebermaß erzeugt Schwindel, Kopfweh, Bewußtlosigkeit und furchtbare Geschwulst im Gesicht, und bei öfterer Wiederholung treten alle die widerlichen Symptome unsers Säuferwahnsinns und Blödsinns auf. Das Wunderbarste bei diesem Rauschmittel ist aber, daß ein Genuß durch mehre Personen hindurch noch sichtbare Wirkung erzeugen kann.

Es wird nämlich der Harn eines Individuums, welches Fliegenschwamm genossen hat, ebenfalls berauschend, ja noch mehr wie das Getränk in erster Reihe, und äußerst wohlschmeckend, wie jene Leute sagen. Meist trinken deshalb die Diener den Harn ihrer Herren, und da diese Potenzirung des Harns lange anhält, so kommt es häufig vor, daß ein Berauschter des Morgens ein Glas seines Harns trinkt, um sich auf diese Weise des Katzenjammers zu entledigen und aufs neue in die herrlichen Träume von Liebesglück und Fettleibigkeit zu verfallen.

Der Verfasser malt diese wunderliche Rauschwanderung mit besonderer Vorliebe aus und ist nahe daran, auch bei uns Deutschen zur Nachahmung aufzufodern. Davor mag uns aber der Himmel bewahren; ist es doch schon schlimm genug, daß die unsaubern geistigen Abfälle unserer Phantasten noch in zweiter und dritter Ausleerung berauschen können. Dagegen freuen wir uns mit dem Verfasser darüber, daß man in Deutschland die Giftnatur dieses unheimlichen Narkoticums gründlich zu erforschen trachtet. Die Versuche führten bei Katzen, Hunden, Tauben, Ratten, Fröschen und Hechten unmittelbar zum Tode. Kleinere Vögel, z. B. Finken, kamen mit dem Leben davon.

Bei Menschen, welche unvorsichtigerweise den Fliegenschwamm aßen, da er Aehnlichkeit mit dem eßbaren Kaiserling hat, trat die Wirkung bisweilen bald, bisweilen aber erst nach einigen Stunden ein. Die Vergifteten empfinden Ekel, Zusammenziehen der Kehle, Angst, Erstickungszufälle, brennenden Durst, heftiges Grimmen, Erbrechen, kalten Schweiß. Dann reden sie irre, es erfolgen Ohnmachten, Convulsionen und manchmal nach 12 — 48 Stunden der Tod. Das beste Rettungsmittel ist schnelles Erbrechen; 2 — 3 Gran Brechweinstein, 6 — 10 Gran Zinkvitriol leisten die besten Dienste. Hat man aber diese Mittel nicht bei der Hand, so hilft auch wol das Trinken von vielem warmen Wasser und das Reizen des Schlundes mit dem Bart einer Feder. Rausch erwähnt einen Fall, wo durch Brechmittel durchaus kein Brechen erregt werden konnte, das aber durch Schlundkitzeln sogleich eintrat. Bei heftigem Grimmen gibt man schleimige Getränke, Eibischwurzel, Leinsamen, auch wol Milch.

Der letzte Abschnitt ist ein sehr interessanter. Er bezieht sich auf das Arsenikessen. Der Verfasser entschuldigt sich damit, diesen Gegenstand hier mit zur Sprache gebracht zu haben, weil die Folgen des Arsenikgenusses in gewisser Beziehung denen einiger Narkotiken ganz ähnlich seien. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls wird jeder Leser des Buchs dem Verfasser Dank dafür wissen, daß dieser auch von dem räthselhaften Giftgenusse redet. Den wissenschaftlichen Erfahrungen und Ansichten entgegen wirkt Arsenik in dem menschlichen Körper nicht nachtheilig, sondern kräftigt und nährt, macht blühend und stimmt heiter, und das nicht blos bei kleinen homöopathischen Gaben, sondern in Quantitäten, welche ganz allgemein für todbringend gehalten werden. Man hat dies oft erzählt, aber nie für Wahrheit nehmen wollen. Jetzt ist die Sache indeß ganz genau erwiesen. In Steiermark, im Salzburgischen und in Tirol ist das Arsenikessen schon seit langer Zeit eine heimliche Sitte unter dem jungen Volke und unter den Gemsjägern gewesen.

Man kann annehmen, daß unter ungünstigen Verhältnissen ein Mensch durch einen Gran Arsenik sterben kann, eine größere Dose ist immer sehr gefährlich. Jene Bergbesteiger aber nehmen ihn in Dosen zu vier und mehren Granen. Man erfährt nicht viel über die Specialitäten der Angewöhnung und der Art und Weise des Nehmens überhaupt, denn fast alle Arsenikesser verheimlichen den Gebrauch des Mittels, wozu sie wol durch verschiedene Gründe bewogen werden. Eine religiöse Bedenklichkeit, sich eines so abnormen Mittels zu bedienen, vielleicht auch die Furcht vor dem Gesetze, da der Besitz des Arseniks verboten ist, auch Eitelkeit mögen sie vorzugsweise bestimmen, verschwiegen zu sein. Was man weiß, ist, daß die Bergbewohner entweder den Arsenik in einem ganzen Stückchen in den Mund nehmen und ihn ähnlich wie Candiszucker langsam vergehen lassen, oder sie streuen ihn gepulvert auf Speck oder

Brot und essen ihn auf diese Weise. Meist beginnen sie mit einem Achtel- oder Viertelgran und nehmen diese Menge einigemal in der Woche und das längere Zeit, um sich daran zu gewöhnen, wie sie sagen. Anfängern erleichtert diese Gabe schon bedeutend das Bergsteigen. Nach und nach werden größere Mengen genommen, und es soll ganz überraschend sein, wie solche Menschen schwer belastet die steilsten Anhöhen flüchtig besteigen, ohne die mindeste Athmungsbeschwerde zu empfinden. Man hat Beispiele von Leuten, die ein hohes und kräftiges Alter erreichten und für jede Dose vier Gran Arsenik nahmen. So wird von Tschudi ein Bauer angeführt, der 40 Jahre lang Arsenik in der angegebenen Quantität nimmt und sich dabei vollkommen wohl befindet. Er lernte die Gewohnheit von seinem Vater und seine Söhne werden in seine Fußtapfen treten.

Der Arsenikgenuß wirkt auf diese Weise dem Coca der Peruaner sehr gleich, er erstickt den Hunger, erleichtert das Athmen, gibt dem Müden Munterkeit und verhütet Erschöpfung. Seine Wirkung ist aber noch wunderbarer bei jungen Leuten; diesen gibt er einen schönen weißen Teint, mit frischer Rosenfarbe gemischt, und macht ihr ganzes Aussehen hübsch, rund und voll, robust und kräftig. Arsenik bringt hier nicht den Tod, sondern gerade Das, was die jungen Bergbewohner ihre schönste Liebe zu nennen pflegen. Das klingt sehr wunderbar und ist sicherlich noch nicht so gewiß mit wirklicher Erfahrung unterstützt, daß man der Sache unbedingt Glauben schenken kann. Indeß ist das Wesentliche doch wahr. Man hat davon nach und nach durch verunglückte Versuche Kenntniß bekommen. Auf dem Todtenbette erfuhren die Seelsorger zu spät, wie ein zu eifriges und zu unvorsichtig genommenes Arsenikquantum den Leib nicht mehr schön gemacht, sondern dem Grabe zugeführt habe.

So erzählt Tschudi einen Fall, wo ein sonst gesundes, aber blasses und schmächtiges Mädchen, um ihrem Liebhaber noch besser zu gefallen, Arsenik nahm. Im Anfange ging Alles gut, die gewünschte Fülle trat ein und die Wangen der Dirne wurden rund und blühend. Aber mit dem gehabten Erfolge nicht zufrieden, steigerte sie die Dosis bis zur unverständigen Höhe, erinnere ich mich recht, bis zu 10 Granen, und starb eines jammervollen Todes unter allen Anzeichen einer Arsenikvergiftung.

Der Verfasser führt auch noch einen dritten Grund an, weshalb Arsenik genossen wird. Die Hüttenleute, welche der giftigen Atmosphäre in den Arsenikwerken nicht erliegen wollen, müssen sich durch Arsenikgenuß dazu kräftigen und vorbereiten. So weiß man von dem Director eines Arsenikbergwerks, daß derselbe täglich 3—$3^{1}/_{2}$ Gran des Morgens früh zum Kaffee nahm. Er blieb dabei frisch und gesund und gab allen neu eintretenden Arbeitern Anleitung, wie sie durch vorhergehenden Arsenikgenuß sich gegen das Gift schützen könnten. Auch an Thieren, besonders Pferden, hat man die Wahrnehmung gemacht, daß sie durch Arsenikgenuß wohlbeleibt und schön behaart werden.

In Wien bekommen fast alle Herrschaftspferde Arsenik. Man mengt ihn entweder in Gaben von 3—4 Gran gepulvert unter das Futter, oder bindet ihn in ein Stückchen Leinwand an die Stange des Gebisses. Meist geschieht dies aber ebenfalls wie bei den Arsenikessern im Gebirge bei zunehmendem Monde. Auch Pferde, welche Lastwagen über steile Gebirge ziehen müssen, erhalten Arsenik. Im ersten Falle werden die Thiere fett, haben eine glänzende Haut und schäumen stark, was bekanntlich für eine Zierde gilt, im andern Falle ziehen sie mit Leichtigkeit ihre Last bergaufwärts, ohne den Athem zu verlieren. Auf ähnliche Weise gibt man in manchen Gegenden Oestreichs dem Mastvieh Arsenik, wodurch es ebenfalls rasch zunimmt und wohlbeleibter wird als bei gewöhnlichem Futter; indeß soll das Gewicht der auf solche Art gemästeten Thiere nicht ihrem äußern Ansehen entsprechen, und die Fleischer sind beim Kaufe vorsichtig, wenn man den Bauer im Verdacht der Arsenikmast hat.

Es wäre sehr zu wünschen, daß gerade in Bezug auf die Thiermast von recht glaubhaften Sachverständigen Versuche angestellt würden, damit man in Erfahrung brächte, wie weit wirklich bestätigte Resultate zu erzielen sind. Sowie die Sache jetzt vorliegt, läßt sich wol nicht gut leugnen, daß etwas Wahres daran ist, indeß aber auch nicht bezweifeln, daß damit noch viel Volksaberglauben untermischt ist. Physiologisch läßt sich nur vermuthen, daß Arsenik in kleinen Dosen den Stoffwechsel im thierischen Körper verlangsamt, wodurch dann ebenso gut das Fettwerden als die Respirationserleichterung sich erklärt. Uebrigens sind wir ganz des Verfassers Meinung, wenn er voll Verwunderung ausruft:

Wie man sich aber eben an ein corrosives Gift gewöhnen kann, scheint vorläufig immer unerklärbar. Denn daß der Arsenik corrosiv ätzend wirkt und heftige Entzündungen des Magens und der Eingeweide hervorruft, zeigen fast alle Leichenbefunde durch Arsenik vergifteter Personen. Tritt vielleicht durch den anfänglich in geringen Quantitäten genommenen Arsenik eine Verdickung der Schleimhäute ein, welche schützend gegen die spätern größern Mengen auftritt und die texturzerstörende Wirkung des Gifts hemmt? Sectionsbefunde an alten Arsenikessern, welche nachweisbar nicht infolge ihrer Gewohnheit gestorben sind, müssen hierüber ohne Zweifel Anhaltspunkte geben, an welche sich sehr wahrscheinlich erfolgreiche weitere Forschungen knüpfen ließen.

Der Verfasser beschließt dieses sehr interessante Capitel mit einigen Bemerkungen über das ebenso räthselhafte Sublimatessen der Türken, worüber wir aber noch ebenso wenig wie dort mit Zuverlässigkeit unterrichtet sind.

---

3. Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. Stuttgart, R. Besser. 1855. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser hat sich nicht genannt. Man erfährt aber aus dem weitern Verlaufe des Buchs, daß er ein geborener und gebildeter Deutscher ist, der in der Schweiz seit einer langen Reihe von Jahren seine zweite Heimat gefunden hat. Er ist ein rüstiger Funfziger, hat viel Erfahrung und sehr viel Sinn für das Wahre, Edle und Schöne im Volke, in der Kunst, Wissenschaft und Natur. Dabei entwickelt er die vernünftigsten und friedfertigsten Ansichten. Warum sich der Mann nicht genannt hat, läßt sich nicht gut begreifen. Das Buch ist gut. Er hat nicht nöthig sich seiner zu schämen. Es enthält auch nichts, was irgendwie Anstoß erregen und so den Verfasser zur Anonymität bewogen haben könnte. Und bloße Bescheidenheit ist auch ein ungenügender Grund, zumal da sie sich ohnehin mit der sonst im Buche hervortretenden Zuversichtlichkeit nicht recht zu ver-

tragen scheint. Indeß mag dem sein wie ihm wolle, das Buch ist gut und verdient gelesen zu werden.

Die Reise geht von Beuggen den Rhein empor nach Schaffhausen, Konstanz, über den Bodensee nach Augsburg, München und Wien. Der Weg ist also kurz und für Deutsche ein ziemlich allgemein bekannter. Dies ist es aber auch nicht, worauf der Verfasser viel Gewicht legt. Er verkehrt gern mit Menschen, bespricht mit einer recht gemüthlichen innern Selbstzufriedenheit die Beständigkeit und den Wechsel ihrer Sitten, beschaut Schlösser und Kirchen, Gemälde und Statuen und ist in seinen Erlebnissen mehr glücklich als unglücklich. An einzelnen Stellen merkt man, daß der Verfasser ein Naturforscher ist, obgleich er diese Seite nie so entschieden herauskehrt, daß man erfahren könnte, in welchem Fache der Naturwissenschaften seine eigentliche Heimat gelegen ist. In einer Abschweifung hält er den Naturwissenschaften eine kräftige Lobrede, wobei er auf den großen Einfluß derselben auf alle Verhältnisse des Lebens hinweist. Den Schluß des Buchs bilden „Bruchstücke aus den vierziger Jahren"; hier tritt der Verfasser im Ganzen genommen als Strafredner auf, die Welt ist ihm zu materiell, zu genußsüchtig, zu anmaßend geworden; die jungen Naturforscher thäten sich was darauf zugute, daß sie Gott und seine Schöpfung leugneten und nichts für wahr hielten, als was ihre Reagentien und Mikroskope ihnen vor die Augen führten, von einem tiefern geistigen Blicke hätten sie keine Ahnung mehr. Man sieht, der gute Alte hat sich zerstreuen wollen durch einen Ausflug nach seinem geliebten Geburtslande, und hat zugleich die Gelegenheit benutzt, sich einmal ausplaudern zu können. Wir halten aber immer an unserm Urtheil fest und wiederholen: das Buch ist gut und verdient zum Lesen empfohlen zu werden, obgleich nicht Alles interessant und ebenso wenig Alles vom unparteiischen und richtigen Standpunkte aus betrachtet worden ist.

Doch nun wollen wir dem Buche auch Gelegenheit geben, für sich selbst zu sprechen. In München besucht der Reisende auch die weltberühmte königliche Gießerei. Hier war er glücklich genug den Meister der großen Werkstatt kennen zu lernen, welcher mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit selbst den Führer machte.

Es war eben das zweite kolossale Standbild Gustav Adolf's für die schwedische Hauptstadt fertig geworden, nachdem das erste im Meere versunken; denn obwol wieder aus der Tiefe gezogen, wurden doch von Denen, die dies gethan, für die Rückgabe des Bildes so übertriebene Foderungen gestellt, daß man vorziehen mußte, es aufs neue gießen zu lassen. Es war in der That ein Prachtstück, noch im Gußhause aufgestellt und eben zum Verpacken bereit. Wie muß sich der Meister über ein solches Werk freuen! Welches Gefühl von Befriedigung muß sein Gemüth erfüllen!

In dieser Ekstase geht er fast ein wenig zu weit, wenn er den Kunstgießer mit dem Maler und andern Künstlern in Vergleich bringt und am Schlusse dann sagt:

Wie spielend dagegen bringt der Maler seine Schöpfungen auf der Leinwand mittels seines kleinen Pinsels und eines Bischens Farbe hervor, wie leicht meißelt der Bildhauer seine Gestalt aus dem Marmor heraus, wie behaglich handhabt der Dichter den Kiel, wie scheinbar mühelos drückt der schaffende Musiker seine Melodien, Choräle und Opern in Punkten und Strichen aus!

Wie einseitig, oberflächlich und gedankenlos läßt sich doch über Kunst urtheilen! — Auf dem Wege nach Wien trug der Reisende großes Verlangen, die Abtei von Kremsmünster zu besuchen. Bis Wels ward die dort noch mit Pferden betriebene Eisenbahn benutzt; der weitere Weg mußte zu Fuß gemacht werden. Der Verfasser erzählt:

Er führte mich durch anmuthiges Hügelland, theilweise stark noch bewaldet, und auch durch einige Dörfer hindurch bei gutem Gange in vier Stunden nach dem Orte meiner Wünsche.... Die frommen und gelehrten Benedictiner haben sich hier einen herrlichen Sitz auserkoren und man kann den Geschmack, den sie bei der Wahl des Orts für ihr Kloster gezeigt, nur preisen und loben, wie überhaupt den Mönchen nachgerühmt werden muß, daß sie einen feinen Sinn für landschaftliche Schönheit besaßen und in diesem Punkte große Aesthetiker waren.

In einem Gasthause außerhalb der Abtei stärkte sich der Reisende und betrat das Kloster, als Mittag vorüber war und die frommen Väter noch traulich beisammen im Speisesaale saßen. Die berühmte Klosterschule soll damals an 300 junge Leute gezählt haben, welche hier in den alten Sprachen, Mathematik, Geschichte und in den Naturwissenschaften ihre akademische Vorbildung erhielten.

Unter der Führung des ebenso freundlichen als ausgezeichneten Astronomen Kremsmünsters, im Kloster den Namen Pater Augustin führend, wurde die Besichtigung der Merkwürdigkeiten des Stifts mit dem Besuche des hohen Hauses begonnen. In dem untern Raume befinden sich schöne Sammlungen naturhistorischer Dinge, ein wohlgeordnetes physikalisches, nichts weniger als armseliges Cabinet, dem selbst die neuesten Apparate nicht fehlen. Auch die Kunst ist hier vertreten durch einige Säle mit Gemälden gefüllt, die zum Theil von namhaften Meistern herrühren und, wie sich von selbst versteht, nicht alle Heiligenbilder sind. Pater Augustin hat hier seine Wohnung, schön und behaglich, wie sie einem Forscher des Himmels geziemt. An sie schließt sich die Bibliothek, welche aus Werken naturwissenschaftlichen und mathematischen Inhalts besteht und so vollständig ist, daß ihr kaum etwas fehlen dürfte von nur einiger Bedeutung; sie bietet auch übrigens noch ein Muster von Ordnung und Nettigkeit dar, das überall nachgeahmt zu werden verdient. Auf der Zinne des Hauses ist die Sternwarte selbst, und soviel ich als Laie darüber urtheilen kann, steht sie durch ihre treffliche Einrichtung hinter keiner zurück. Gewiß ist, daß sie ein Glied ausmacht in der langen Kette von Sternwarten, die von einem Ende Europas bis zu dem andern sich zieht, ja selbst über den Welttheil hinausreicht, d. h. mit allen Schwesteranstalten in engster Verbindung steht.

Später wurde der Reisende auch dem Prälaten von Kremsmünster vorgestellt, der in einem sehr imponirenden Palaste wohnte. Das Wohnzimmer desselben war einfach, aber geschmackvoll und behaglich eingerichtet. Von der Person des Prälaten wird gesagt:

Ein großer, stattlicher, zwar schon etwas ältlicher, aber noch rüstiger Mann, durchaus vornehm in Haltung und Rede, gekleidet in das schöne Gewand seines Ordens und geziert mit einem goldenen Kreuz, das an goldener Kette befestigt bis unter die Brust des Trägers herabfiel, kam uns entgegen. Diese echt malerische Gestalt war Niemand Geringeres als der hochwürdige Prälat von Kremsmünster selbst. Umgangsgewandt und trotz seiner geistlichen Würde gewohnt, auch mit der Laien-

weit oft zu verkehren, wußte, er sofort der Unterhaltung eine bequeme Richtung zu geben, und nachdem wir über Dies und Jenes behaglich gesprochen, führte mich der gnädige Herr durch eine Reihe ineinanderlaufender Zimmer, da und dort meine Aufmerksamkeit auf schöne Erzeugnisse der Kunst hinlenkend.

Der Verfasser wurde dann aufs freundlichste eingeladen, noch einige Zeit im Kloster zu verweilen. Die Einladung ward angenommen. Die Bibliothek, Gärten, Teiche und andere Sehenswürdigkeiten werden besehen und besprochen, dann schlägt die Stunde zum Abendimbiß.

Als Gast wurde mir die Auszeichnung zutheil, zwischen Prälat und Prior zu sitzen, von welcher Stelle aus ich die ganze Gesellschaft mit Leichtigkeit zu überschauen vermochte. Natürlich bildete der hochwürdige Abt die Mitte des Tisches, und ich zweifle nicht, daß um ihn herum alle die Väter nach Rang und nach Würde sich setzten; denn im Kloster herrscht strenge Ordnung und Sitte. Es mochten deren etwa dreißig und etliche sein, jeder, wie sich dies von selbst versteht, mit dem Gewand des Klosters bekleidet; und ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Tafelrunde ein ebenso ehrwürdiges als malerisches Aussehen hatte und mir deshalb auch über die Maßen gefiel. Der Prälat sprach das Gebet, das übrigens kurz und gut und lateinisch war.

Das Mitgetheilte mag ausreichen zu zeigen, daß das Buch Mancherlei zur Sprache bringt, wofür sich viele Leser interessiren.

---

4. Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebnisse der Alterthumskunde, der Sittengeschichte, der Astronomie, Geologie und Naturgeschichte. Stuttgart, Göpel. 1854. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich ebenfalls nicht genannt, aber er hat auch eine sehr in die Augen springende Ursache dazu gehabt. Wer mit so niedermetzelnder Wucht auf ein ganzes Heer stark gerüsteter Gegner einzuhauen wagt, darf wol nicht gut anders als heimlich anrücken, sobald er sich nur irgendeines Erfolgs vergewissern will. Das Buch wird sicher große Wirkung machen. Es deckt mit einem Schlage aller Kirchen Verkehrtheiten auf und zieht sie ohne alle Barmherzigkeit an das klare Licht der Erfahrung. Eine Scheu vor dem Angriff ehrwürdiger, heilig gehaltener Satzungen kennt es gar nicht. Seine Freimüthigkeit ist groß, sie grenzt an Verwegenheit. Man kommt aus dem Staunen, aus der Verwunderung gar nicht heraus. Wer das Buch zur Hand nimmt und nur einigermaßen nicht blind und verstockt einer Partei zugehört, kann nicht anders, er muß das Ganze lesen. Es fesselt gewaltig. Seine Gegner kennt es gründlich. Nirgends zeigt es Halbheit, nirgends Schwäche; auch ist es bei all seiner Leichtfertigkeit doch tief und ruht nicht eher, als bis es in der tödtlichsten Stelle das Leben getroffen hat. Sollte denn ein solches Buch in unserm so aufgeklärten 19. Jahrhunderte noch nöthig sein? Das ist die Frage, welche dem Leser überall vorschwebt und worauf das Buch mit leidenschaftlicher Entrüstung Ja, Ja, Ja ruft. Und die Ueberzeugung bringt das Buch, daß eine sehr große Partei mit unserer heutigen Aufklärung nicht blos unzufrieden ist, sondern damit im schroffsten Widerspruche steht, eine Partei, die der festen Meinung ist, daß ein Rückschritt in die zum Regieren der Menschen glücklichere Zeit der Unwissenheit immer mehr und mehr noththut. Das ist eine gar traurige Erfahrung! Wir sind aber dennoch weit davon entfernt, mit Sorge in die Zukunft zu blicken. Die großen Thaten der Erfahrungswissenschaften lassen sich durch nichts wieder ungeschehen machen, am allerwenigsten durch die unwissenschaftlichen Salbadereien der sogenannten strenggläubigen Partei, von denen die wahre Wissenschaft bisher noch gar keine Notiz genommen hat. Es ist recht gut, daß ab und zu ein kampflustiger Haudegen das Nest der Finsterlinge aufrührt und der vernünftigen Welt zur Anschauung bringt, wie stark sie umlagert und verlockt wird von den Feinden der Vernunft und ihrer Wissenschaft.

Jetzt wollen wir nun auch einen mehr das Einzelne ins Auge fassenden Blick in das Buch werfen. Der Verfasser hat mit übersichtlicher Kürze unser gegenwärtiges geologisches Erfahrungswissen zur Darstellung gebracht. Er bemerkt dabei sehr richtig, daß im Ganzen und Großen die Geologen jetzt einig wären und daß die luftigen Hypothesen der frühern Jahrhunderte nur noch in den Köpfen gläubiger Phantasten spukten.

Durch diese Forschungen der Geognosten, Zoologen, Botaniker und Chemiker läßt sich die Kirche nicht im mindesten geniren, sondern als wäre nichts geschehen, oder als hätte sie geschlafen, trägt sie heute so gut wie vor 200 Jahren die Mosaische Schöpfungsgeschichte vor. Sie läßt die ganze Erdbildung einzig auf wässerigem Wege vor sich gehen, da doch schon 500 Jahre vor Christus der Eleate Xenophanes durch den Anblick so zahlreicher fossiler Seethiere fern von der Küste auf die Hebungstheorie geführt worden war, die von Hutton und L. von Buch nur erneut und genauer begründet und ausgeführt wurde. Zwar muß schon achtjährigen Knaben, die in der Religionsstunde diese Schöpfungsgeschichte zu hören bekommen, die Frage einfallen, woher denn der Pfarrer solche Dinge wisse. Ihm selbst sei ja gut bekannt, daß bei Erschaffung der Erde, des Lichts, des Firmaments, der Pflanzen, der Sonne und Fixsterne, der Fische, Vögel und vierfüßigen Thiere kein Mensch zugegen gewesen sei. Und vergebens sucht man in der ganzen Bibel nach einer Andeutung davon, daß Gott dem Adam oder Mose oder sonst einem heiligen Manne den Hergang bei der Schöpfung geoffenbart habe. Allein besagte Erzählung steht jetzt einmal geschrieben in einem Buche, das man das Wort Gottes nennt; also erzählt der Pfarrer Das, was er in diesem Gottesworte vorfindet, unbedenklich weiter. Da kann er aber doch nicht hindern, daß manche Schüler sich mit Versteinerungen abgeben, vielleicht Mineralogie und Bergwerkskunde studiren und hiermit diejenigen Thatsachen kennen lernen, die ihnen ein bei weitem höheres Alter der Thierwelt und ein noch höheres der Erde selbst wahrscheinlich machen. Ihren Zweifel an der Richtigkeit Dessen, was sie vom Pfarrer gelernt, begegnet man, wenn man sie nicht niederdonnern kann, mit der Ausrede, diese Versteinerungen seien lauter Reste der in der Sündflut untergegangenen Geschöpfe. Zu dem Ende verweist man auf die Knochen von Pferden und andern Säugethieren, von Krokodilen und Fischen, die auf dem Rücken hoher Gebirge gefunden worden seien („Evangelische Kirchenzeitung", 1836, S. 396). Allein hiermit kann sich nur die Oberflächlichkeit abspeisen lassen. Denn die Versteinerungen liegen meistens nicht oben auf, wie sie es müßten, wenn eine ruhige, nur ein Jahr lang andauernde Ueberschwemmung (wohlgemerkt: durch Regenwasser) sie abge-

setzt hätte. Sie liegen vielmehr meist tief im Boden, oft unter 20—40 ganz andern Schichten vergraben, ja sie bilden oft selbst ganze Schichten, und namentlich kommen in der Nähe von Berggipfeln gefundene unter Umständen vor, denen zufolge sie nothwendig mußten zuerst unten abgesetzt und dann mit den sie umgebenden Schichten emporgehoben worden sein. Ueberdies gehört ein großer Theil der Petrefacten völlig untergegangenen Thiergattungen an, nach 1. Mose Cap. 7 sind aber die Gattungen, die vor der Sündflut lebten, noch heute alle vorhanden, indem in der Sündflut von jeder Gattung ein Paar erhalten worden sei. Deshalb suchten sich manche Geologen, zu der Zeit, wo es noch nicht gerathen war, offen mit der Bibel zu brechen, mit der Behauptung zu helfen: der Ausdruck Tag (1. Mos. 1, 5. 8. 13. 19. 23. 31; 2, 2. 3) besage nicht nothwendig einen Zeitraum von 24 Stunden, sondern könne auch eine Periode von unbestimmter, vielleicht sehr langer Dauer bezeichnen.

Diese Ansicht habe der strenge Bibelglaube der Kirche längere Zeit nicht zulassen wollen, weil das Wort Gottes nicht wörtlich genommen und weil man damit den Hauptgrund des Gebots von der Heilighaltung des siebenten Tags hinwegnehme. Später, wo die Geologen ihr Wissen immer tiefer und fester begründet hätten, habe auch die Kirche nachgegeben, und selbst Männer wie Kurtz, Delitzsch hätten zuletzt ganz entschieden die Meinung ausgesprochen, daß der gegenwärtigen Erdgestalt und Thierwelt Millionen von Jahren vorausgegangen seien.

Im Gefühle dieses Eindrucks greifen sie daher nach jedem Strohhalm, den sie sonst mit Verachtung weggeworfen. Sie nehmen (Kurtz, Delitzsch, Ebrard, Schöpffer ...) mit Freuden von ihren rationalistischen Gegnern die textwidrige Umdeutung von Tag in Periode an. Sie schelten auf diejenigen ihrer Glaubensbrüder, welche jenen Ausdruck wörtlich nehmen, und werfen ihnen höhnisch „Philisterei" vor (vgl. z. B. Ebrard, „Zukunft der Kirche", 1847, S. 171). Ueberhaupt bietet die Uneinigkeit unter den Bibelvertheidigern ein höchst gemüthliches Schauspiel dar. Jeder von ihnen wäscht seinen Brüdern im Herrn den Kopf und wirft dem einen Textverdrehung, dem andern Buchstäbelei, dem dritten Kleinglauben vor. Sie müssen aber dabei zugestehen, daß nur die profane Wissenschaft ihnen geholfen habe, die Bibel richtig zu verstehen. So sagt Kurtz S. 43 der zweiten Ausgabe: „Die Wahrheit ist die, daß die biblische Urkunde, solange wir sie für sich selbst betrachten, durchaus nicht zu einer bestimmten Entscheidung für die eine oder für die andere Auffassung des Ausdrucks Tag berechtigt, daß wir vielmehr die Sache auf sich beruhen lassen müssen oder die Entscheidung aus den naturwissenschaftlichen Ergebnissen zu nehmen haben. Diese sprechen aber mit Entschiedenheit für die Deutung durch Periode." Was muß nun das für ein Organ der göttlichen Offenbarung sein, das uns darüber im Dunkeln läßt, ob wir seine Ausdrücke im gewöhnlichen oder in einem sonst ganz unerhörten Sinne zu verstehen haben; das uns über die Reihenfolge der Schöpfungen belehren will und erst nach Jahrhunderte langem Zank der Theologen und Naturforscher endlich von letztern seine Deutung empfängt, der sich die Gottesgelehrten unterwerfen!

Damit wird Inhalt und Geist des vorliegenden Buchs hinreichend erkannt sein. Ob nun der Erfolg segenbringend für die Erfahrungswissenschaft und besonders für die Naturkunde ausfallen werde, ist sehr zu bezweifeln. Vorzuziehen ist es gewiß, wenn die Naturwissenschaft ganz unbekümmert ihren ruhigen Entwickelungsgang fortgeht und sich nie zu einem Streite mit der Kirche versteht, die ebenfalls gut daran thun würde, sich mehr im Schweigen als Hadern zu üben.

Heinrich Birnbaum.

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte December 1865.

Vor allem will ich heute der unter dem Generalintendanten von Hülsen als Vorstand gestifteten Altersversorgungsanstalt für Theatermitglieder gedenken, welche sich am 2. December hier definitiv gebildet hat. Der jetzige Hofrath Louis Schneider gab den Anstoß zu diesem wohlthätigen Unternehmen, welches dem Stande des darstellenden Künstlers sowol als der deutschen Bühne überhaupt voraussichtlich von großem Nutzen sein muß. Die Kunst in Deutschland hat im Allgemeinen sich so separirt, um eine phrasenvolle „Freiheit der Stellung" zu genießen, daß sie praktische Associationen verschmähte. Es ist jetzt eine Wendung zum Bessern eingetreten, und es ist um so erfreulicher, von diesem Institut effectiv reden zu können, als auch ein anderes, mit diesem aufs innigste verwandt, in erfreulichem Fortblühen sich befindet, nämlich die Schiller-Stiftung zur Unterstützung hülfsbedürftiger Dichter. Die erste große Filialstiftung hat sich am 6. December unter Direction des Consistorialraths Bormann in Berlin constituirt, und Gott sei Dank! es scheint ja, als wenn das deutsche Volk sich auch nicht undankbar gegen seine hohen Geister zeige und Interesse einer so nationalen und so stolzen Unternehmung angedeihen lasse. Nur lassen sich einzelne Bedenken in Bezug dieser so unendlich wohlthätigen Stiftung aufstellen, die wohl zu berücksichtigen sind. Man hat den provisorischen Zustand dieser Stiftung bis zum Jahre 1859 ausgedehnt, vornehmlich aus Pietät gegen den Dichter, dessen gefeierten Namen die Stiftung trägt. Bis dahin will das Institut nur passiv sein; aber wird es wol bis dahin eine rege active Theilnahme beim deutschen Publicum beanspruchen können? Es ist fast anzunehmen, daß in vier Jahren das jetzt so bedeutende Interesse sich abkühlen wird, wenn das Publicum keine speciellen Thatsachen, keine unmittelbar heilsamen Folgen seines Interesses erblickt. Ein bestehendes, actives und ins Leben eingreifendes Institut hat sicherlich mehr Credit und Theilnahme zu erwarten als ein provisorisches; und welchen Nutzen hofft man davon zu haben, daß man erst nach vier Jahren eine factische Centralisation und eine active Lebensthätigkeit bezweckt? Andererseits ist schon von mehren Seiten Bedenken getragen worden, diese Stiftung nur allein für Dichter zu bestimmen. Nicht Jedem ist das Talent gegeben, in poetischer Form der Literatur zu nützen, und nichtsdestoweniger haben Viele in prosaischer Redeweise unendliche Poesie geschaffen und Dienste geleistet. Diese also will man, wenn sie in Noth kommen, ohne Hülfe lassen? Sicherlich, das ist eine Ungerechtigkeit, die eines solchen nationalen Unternehmens nicht würdig ist; die Geister einer Nation werden nicht nach der Form gerichtet, in welcher sie sich ausdrücken, nützen, schaffen und Verdienste erwerben, und bei einem solchen Unternehmen, welches dem Genius des Geistes und des Talents einen Tribut zollen will, sollte man die Form, die bloße Aeußerlichkeit nicht in Betracht ziehen. Die pariser Société des gens de lettres hat darin keinen Unterschied gemacht und überdies mehr Rücksicht auf wirkliche Abhülfe genommen. Jedem Autor steht es frei, Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, und nach den Statuten verpflichtet er sich damit, seine Manuscripte nicht unter einem gewissen Preis dem Buchhändler zu veräußern. Gerade dadurch haben sich die Schriftstellerhonorare in Frankreich so außerordentlich hochgestellt. Unbekannten Autoren, deren Manuscripte nicht von selbst unterzubringen sind, ist es ferner gestattet, dieselben dem Vorstande der Gesellschaft einzureichen, welcher sie prüft und, nachdem er sie brauchbar gefunden, dem Autor abkauft, weil stets eine

Queue von Buchhändlern bereit ist, diese vom Vorstande adoptirten Werke zu verlegen. Dadurch ist der arme, talentvolle, unbekannte Autor vor Noth geschützt; er hat mindestens für seine gute Arbeit einen Lohn, den man in Deutschland nicht immer findet, wenn man keinen großen Namen hat. Aber die Société des gens de lettres beschränkt diese Gunst nicht auf Poeten allein, sondern gibt auch den in Prosa sich auszeichnenden armen Autoren Brot und Verdienst. Ich glaube, daß es im Interesse der Schiller-Stiftung wäre, ihren Wirkungskreis, wenn es irgend möglich, ebenfalls so weit auszudehnen; sie würde gewiß auf eine noch größere Popularität rechnen können.

Der literarische Stoff ist jetzt so bedeutend in Berlin, daß man in der That Angst hat, einen Bericht darüber zu schreiben, weil man jede Seite bis auf ein bescheidenes Viertel durch den mitleidslosen Rothstift der Redacteure vernichtet sieht; aber das ist einmal das Loos der Correspondenten, daß sie zur Hälfte für den Papierkorb arbeiten und Kinder in die Welt setzen, die sie zuletzt kaum wiedererkennen. Arme Creaturen, für welche noch kein einziger von diesen Unglücklichen das Wort ergriff! *) Indeß will ich selbst auf die Gefahr hin, dem Rothstift der Redaction Arbeit zu machen, über die Vorlesungen von Elise Schmidt und vom Professor Philarète Chasles berichten.

Elise Schmidt hat viel Ehrgeiz, eine glühende Phantasie, die oft zu sehr das Irdische oder, wenn man will, Materielle verläßt, viel Geist mit etwas bizarrer Schnörkelei; sie ist etwas sentimental und etwas männlich oder, wenn man will, Byronisch, thatenlustig u. s. w. Wir finden ein mächtig Streben, aber auch ein unvollkommenes Erreichen im „Genius und die Gesellschaft", im „Macchiavelli" und im „Judas Ischarioth"; es scheint, als wenn die junge und liebenswürdige Dame so Unvollkommenes nur erreichte, weil sie erst mit der Phantasie, dann mit der Politik, dann mit der Religion kokettirte. Die beiden Vorlesungen, welche sie zum Besten der Schiller-Stiftung hielt, haben dies von neuem bewiesen. Ihr neues Drama „Peter der Große und sein Hof", welches sie in der ersten Versammlung vorlas, hinterläßt einen unheimlichen Eindruck, trotz vieler Schönheiten. In der zweiten Vorlesung trug sie bei weitem erfreulicher Aeschylos' „Gefesselten Prometheus" mit einer Eleganz und Kraft vor, die ihrem rhetorischen Talente Ehre macht. Es war nichts Kleines, die Schwierigkeiten zu überwinden, die gerade dieses Stück für den Vortrag bietet. Wir glauben, daß Elise Schmidt mit ihrem specifischen Talent Großes leisten würde, wenn sie weniger craß, weniger gesucht, weniger manierirt, etwas natürlicher, freier und weniger nachahmungslustig schriftstellern wollte; sie hat vielleicht zu viel Ehrgeiz, um ihren dramatischen Talenten populäre Geltung zu verschaffen.

Philarète Chasles, ein in Frankreich berühmter Literarhistoriker, hat im Allgemeinen eine sehr warme und herzliche Gastfreundschaft in Berlin gefunden, nur scheint ein Theil der Kritik den liebenswürdigen Mann zu sehr unterschätzt zu haben. Seine Vorträge waren weniger darauf berechnet, der Gelehrtenwelt neue Aufschlüsse zu geben. Chasles hielt diese Vorlesungen, um einem eleganten Publicum mit geistreicher Manier eine gebildete Conversationsstunde zu halten. Gemüth im Ausdruck, sehr pikant im Vortrage, geistreich, würdig und dabei mit vortrefflichen Kenntnissen ausgestattet, die ich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Paris in seinen Vorlesungen am Collège de France näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, entwickelte er in seinen sechs Vorträgen ein reich colorirtes Gemälde, welches zur Aufgabe hatte, die gegenseitigen Einflüsse der drei modernen Hauptliteraturen zu analysiren. An und für sich ist dies Thema ungemein schwierig zu behandeln und lediglich durch Combinationen zu lösen, in denen Chasles betreffs der deutschen Literatur sich vielleicht zu große Freiheiten erlaubte; im Allgemeinen aber wurden sie mit prägnanter Schärfe dargelegt. Ungemein fesselnd sowol durch Aehnlichkeit als durch lebhafte Färbung waren die Porträts, die er von einzelnen literarischen Größen zeichnete, wie Lord Byron, Lamartine, Victor Hugo, Soulié, Jules Janin, Balzac, Souvestre, Sue, Dumas, Thackeray, Dickens und George Sand. Alle diese einzelnen Geister kettete er durch sein Thema, den Roman des 19. Jahrhunderts in seinen Beziehungen mit den Sitten zu entwickeln, eng zusammen, indem er dabei von dem Einfluß der deutschen Literatur auf die französische ausging und aus der von Theologie und Philosophie allmälig durchlöcherten Zeit die Romantik aufblühen ließ. Ferner charakterisirte er den Feuilletonroman in Frankreich und seinen Einfluß, den Sittenroman und endlich den materialistischen und historischen Roman. Sehr geistreich waren in letzterer Hinsicht die Parallelen, welche er zwischen Fenimore Cooper und Eugène Sue zog, indem er darlegte, wie jener die natürlichen, dieser die civilisirten Gebrechen der Gesellschaft schildere. Im Allgemeinen waren diese Vorträge lehrreich genug, unbeschadet einzelner mitunterlaufender Irrthümer. Die deutschen Lehrmeister kennen nichts Eifrigeres, als die französische Literatur herabzusetzen und oft als einen leeren, phrasenvollen, frivolen und unmoralischen Klingklang zu schildern; sie könnten es wahrlich einem von Liebe und Aufrichtigkeit zu seinen Studien beseelten Franzosen verzeihen, wenn er — vielleicht aus Galanterie — ihren großen Geistern zu sehr geschmeichelt hat.

In der berliner musikalischen Welt hat die Anwesenheit Franz Liszt's eine Revolution verursacht, die indessen sich bedeutender geberdete, als sie wirklich ist. Franz Liszt von heute ist nur Componist; er hat nicht den Ehrgeiz mehr, durch die Töne elfenbeinerner Tasten das Publicum zu berauschen. Die Werke eines so bedeutenden Künstlers werden, ebenso wie die Richard Wagner's, seines musikalischen Glaubensgenossen, stets von Bedeutung sein; aber Liszt, welcher sozusagen als Prophet und Verläufer der Richard Wagner'schen Dissonanzmuse hier auftrat, hat die Erfahrung machen müssen, daß der „Zukunftsmusik" in Berlin noch wenig Boden blüht und auch seine in diesem Sinne geschriebenen Compositionen weiter nichts als einen succès d'estime erreichten. Die gesammte berliner musikalische Kritik hat bei dieser Gelegenheit, wo es sich um Dissonanz handelte, Harmonie gezeigt; sie zeigte keinen Rausch, keinen Enthusiasmus, keine Liszt-Schwärmerei, sondern sie enthüllte mit weiser Mäßigung die Schwächen, den Flitterglanz und den vorüberrauschenden Effect dieser Zukunftsmusik.

Schließlich hebe ich ein neues Bild auf dem berliner Kunstverein hervor, welches von Hermann Scherenberg, dem Bruder des Waterloo-Dichters, dort als Erstlingswerk ausgestellt ist. Das Thema ist poetisch schön, es sind „Schwestern am Todtenbett ihrer Mutter", eine Bezeichnung, welche nicht Alles sagt, was in diesem mit großem Fleiß gemalten Bilde liegt; denn die beiden Schwestern sind in ihrem Charakter verschieden, die eine kindlich, fromm, unschuldig und sittsam, welche mit thränendem Blick und liebevoll der eben eingetretenen Schwester die Hand reicht. Diese andere Tochter der Gestorbenen ist eine feine Courtisane, üppig, elegant und dabei frivol, aber von dem Tode der Mutter zerknirscht und reuig über ihren leichtsinnigen Lebenswandel an die Wand der Dachstube gelehnt. Der Künstler hat vielleicht zu sehr Rücksicht auf deutsches Publicum genommen, indem er den Charakter eines ange déchu allzu sehr zu verschleiern bemüht war. Mit Ausnahme dieses Mangels zeigt aber das Gemälde so reiche und geschickte

*) Arme Redactionen! hätte unser Correspondent hinzufügen können, die Alles aufnehmen sollen, was vielleicht gerade dem Localcorrespondenten wichtig erscheint, und denen von allen Seiten Manuscripte oft im Umfange von Broschüren zugesandt werden, die sämmtlich untergebracht werden sollen. Aber wo den Platz hernehmen, da der Raum eines Journals doch kein unbegrenzter ist? Auch bei der vorliegenden Correspondenz befanden wir uns leider in der Nothwendigkeit, unser Kürzungsrecht in Anwendung bringen zu müssen. D. Red.

Farbencomposition, so natürlich und schön gezeichnete Figuren, daß aus jeder derselben das innere Gefühl hervorleuchtet, welches den Maler beseelt hat. Ein Künstler, der mit solchem Werke debütirt, hat allen Grund, eine schöne Zukunft zu erwarten.

Eduard Schmidt.

Bergmannspoesie.

Poetische Schriften von Friedrich Meyer von Waldeck. Erster Theil. Blätter aus dem Gedenkbuche eines Bergmanns. Mitau, Reyher. 1854. 12. 25 Ngr.

Es ist etwas Erfreuliches in unserer Zeit, poetische Schriften in die Hand zu bekommen; aber der Titel „Poetische Schriften" erweckt große Erwartungen und berechtigt zu großen Fragen, als etwa zu folgenden: Hat der Verfasser poetischer Schriften das Gebiet des Ewigwahren, des Urschönen, des Ewigvollkommenen hell erkannt und scharf erkundet? Hat er tiefere Blicke gethan in den Zusammenhang von Geist und Natur? Hat er die Kraft, hinüberzuführen, hinüberzuleiten, hinüberzutragen über die Grenze der Gegenwart und Gewöhnlichkeit in das Gebiet der höhern Wirklichkeit, der idealen Möglichkeit? Haben diese poetischen Werke das eigenthümliche Gepräge, daß sie entstanden sind, weil der Verfasser sie schaffen mußte, oder, im Gegentheil, sind diese Werke nur geschaffen, weil der Verfasser sie schaffen wollte? Sind diese Werke so fest geschlossen und gegliedert, daß sie nur den einen Punkt treffen konnten, den sie treffen? Ist der Geist, der sie schuf, eine Einheit, so vielgliederig, so vielfarbig, so vielbeweglich auch die Gestaltungen sein mögen, in denen er erscheint? Referent ersucht den Leser, die Beantwortung dieser Fragen auszusetzen, bis er die kurze Uebersicht des Inhalts gelesen hat, die wir geben wollen.

Nach einer Widmung in Versen folgt: 1) „Des Bergmanns Tagewerk. Liederkranz." Vor diesem Liederkranz ist eine kurze Erklärung aller beim Bergbau vorkommenden und in diesen 18 Gedichten gebrauchten bergmännischen technischen Ausdrücke zu lesen; der Verfasser geht ganz gründlich dabei zuwerke, indem er also anhebt: „Der Bergbau wird gewöhnlich von Actiengesellschaften betrieben, die der Bergmann in seiner eigenthümlichen Sprache Gewerke nennt; diese geben jedoch nur den Fonds her, haben mit dem eigentlichen Grubenbetrieb nichts zu thun und bekommen, je nachdem der Bergbau vortheilhaft ist, Ausbeute, oder müssen, im entgegengesetzten Falle, Zubuße zahlen" u. s. w.

Referent meint, es sei eine ungünstige Chance für ein Gedicht oder für einen Liederkranz, wenn der Leser, bevor er zu lesen anfängt, erst Belehrungen über Sachen erhalten muß, die außerhalb des Wesens des Poetischen liegen. Wir theilen als Probe aus diesem Liederkranz mit:

Der Häuer.

Der Häuer sitzt vor dem Orte,
Es glänzet umher der Stein,
Es glitzert und es flimmert
Bei seines Lämpchens Schein.

Ich muß mich mühen und plagen
Und schaffe das Erz zum Licht
Für Könige, Fürsten und Herren,
Mir nur allein blinkt's nicht.

Des Königs goldene Krone
Die stammt aus meiner Hand,
Von mir das strahlende Scepter,
Dem beugt sich Meer und Land.

Des Reichen funkelnde Schätze,
Ich hab' sie ans Licht gebracht,
Ich sitze arm und zerschlagen
In tiefer dunkler Nacht.

Das Mägdlein strahlt am Altare
In des hellen Schmuckes Schein,
Den schafft' ich mit meinen Händen
Aus hartem, sprödem Stein.

Und was dort oben nur schimmert
Im Glanz metall'ner Pracht,
Das hab' ich mit tausend Mühen
Ans Tageslicht gebracht.

Und ist meine Schicht verfahren,
Und seh' ich das Abendroth,
Dann nahen die hungernden Kleinen —
Und ich — ich habe kein Brot.

2) Die zweite Abtheilung dieser „Poetischen Schriften" ist überschrieben: „Die Bergwerkswohlfahrt. Erzählung." Der Verfasser sagt in dieser Erzählung, daß die Bergleute den Glauben an ein unbedingtes Fatum hätten, und daß Jedermann den Bergleuten Glück wünsche zu diesem Glauben, weil darin ein kräftiger Trost liege bei der gefahrvollen Arbeit.

Referent überläßt das Urtheil über dies Raisonnement dem nachdenkenden Leser und erlaubt sich nur den Zweifel auszusprechen, ob so allgemein, wie es in dieser Erzählung geschieht, in Rücksicht auf die Verhältnisse der Bergleute der Satz ausgesprochen werden darf: „Die Strenge der Subordination verlangt, daß der Untere gegen den Obern nie zu seinem Rechte gelange, und wäre es so klar wie Sonnenlicht." Wo das „Poetische" in dieser Erzählung liegen möge, hat Referent nicht ermitteln können.

3) „Bergtöneken. Ein Märchen." Den ältern deutschen Volksmärchen liegen fast immer tiefsittliche Ideen zugrunde; die modernen Märchen entbehren dieses Fundaments nicht selten. Meyer's „Bergtöneken" gehört zu dieser modernen Sorte. Referent meint, es werde Jedermann leicht begreifen, daß doch ein Unterschied sei zwischen einer Geister- oder Spukgeschichte und einem Märchen.

Die letzte Abtheilung dieser „Poetischen Schriften" ist überschrieben: „Bilder der Nacht. Skizzen." In der Einleitung sagt der Verfasser: „Nachts, wenn die Sternlein in beißender Satire das leere Treiben der Menschen bekritteln, wenn die Strahlen ihrer Witze wie Blitzfunken von dem einen zum andern schießen, wenn der dumme, alberne Mond mit seinem faden, nichtssagenden Gesicht auf die Erde hinabsieht und von sehnsuchtsreichen Liebenden gerade wegen seines Nichtssagens gepriesen wird, wenn es still wird auf den Straßen und nur der Nachtwächter Pfeifen, wie die lieblichen Töne der Nachtigall, die lautlose Stille unterbrechen, wenn nur dann und wann eine vornehme Equipage wie Jupiter's Donner mit dumpfem Geräusch durch die Straßen rollt, dann drücke ich den Hut in die Locken, entblöße Hals und Brust, und durch die gespenstisch hellen Straßen wandernd, erquickt mich, wie kühlender Quellentrunk, das frische Wehen der Nacht. Dann blicke ich zuweilen zum Himmel empor und lache und schäkere mit den Sternen, spreche zum Mond in beißenden Floskeln, oder sehe auch um mich in das nächtliche Treiben der Menschen, in Freud und Leid, in Lächeln und Thränen, und dann lächle ich auch und weine auch. Die Thränen, die ich geweint, das Lächeln, das mir um Wange und Mund gespielt, sie sind mir unter den Händen zum dunkeln melancholischen Blütenstrauß geworden — viel Cypresse und Trauerweide, viel düstere Nachtgesträuche und wenig helle, bunte Blüten der Freude."

Diese also eingeleiteten Skizzen sind nichts Anderes als Heinrich Heine'sche Liebes- und Rouégeschichten in Prosa; ob diese Sorte in Kurland für poetisch gilt, weiß Referent nicht; in Deutschland wird sie schwerlich dafür anerkannt.

Nachdem Referent so in aller Kürze den Inhalt dieses Bandes übersichtlich mitgetheilt hat, wird es dem Leser nicht schwer sein, die oben gestellten Fragen zu beantworten. 77.

Oestreichische Statistik.

Das neueste Heft der vom Directorium der administrativen Statistik im k. k. Handelsministerium herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik", des vierten Jahrgangs erstes, enthält eine interessante „Skizze einer Geschichte des k. k. Statistischen Bureaus in den Jahren 1829—53" aus der Feder des Ministerialsecretärs Adolf Ficker. Die erste Idee zur Errichtung eines „topographisch-statistischen Bureaus für die östreichische Monarchie" wurde bereits 1810 im Staatsrathe Franz' I. zur Sprache gebracht, und zwar hielt man schon damals die weitesten Zwecke eines solchen Instituts: „Darstellung der Kräfte des gesammten Staats in allen Beziehungen und nach den einzelnen Provinzen", deutlich vor Augen. Nachdem die Kriegsjahre die Ausführung dieser Idee verhindert hatten, erhielt 1819 Staatsrath von Schwizen den Auftrag, einen Plan zur Einrichtung einer mit dem Staatsrath zu vereinigenden topographisch-statistischen Anstalt auszuarbeiten, unter gleichzeitiger Designirung zum Vorsteher derselben. Dieser verzweifelte jedoch für seine Person an der Ausführbarkeit des Gedankens, erstattete zwar, nachdem ihm bemerklich gemacht worden, daß auf Erreichung eines Ideals für den Anfang natürlich Verzicht geleistet würde, einen Bericht, aber so ungenügend, daß die ganze Sache abermals zehn Jahre lang ruhen blieb. Im Jahre 1829 wurde dieselbe durch den Präsidenten des General-Rechnungsdirectoriums, Freiherrn von Baldani, wieder aufgenommen und durch den Vicepräsidenten derselben Behörde, Freiherrn von Metzburg, in dem „Plan zu einer Statistik der östreichischen Monarchie in 77 Tafeln" der Grund zu dem jetzigen Gebäude gelegt. Vorläufig nahm derselbe jedoch nur auf die praktischen Zwecke der Behörde und die durch deren eigene Thätigkeit zu ermittelnden Daten Rücksicht, während die Auffassung der Statistik in ihrem heutigen weitern Sinne erst abermals zehn Jahr später adoptirt wurde. Demgemäß wurde die Anfertigung von 100 Uebersichtstabellen beschlossen, welche wieder in sechs Hauptabschnitte: Land, Bewohner, Staatsverwaltung, Cultur, Provinzialtabellen und Varia, zerfallen sollten. Trotz der ungemeinen Schwierigkeiten, welche einer so durchaus neuen Schöpfung auf jedem Schritte begegnen mußten, konnte Metzburg noch vor Ablauf des Jahres 1829 in 104 Tafeln und Karten dem Kaiser die Ergebnisse des Jahres 1828 vorlegen. Diese Tafeln wurden mit Ausnahme von 11 durch lithographischen Umdruck in 100 Exemplaren, indessen nur zu amtlichem Gebrauch, vervielfältigt. Die 11 geheim gehaltenen betrafen: Staatsvoranschlag und Rechnungsabschluß, besondere Einnahmen der Provinzen, Staatsschuld und Staatscredit, Staatsvermögen, Staatseinnahmen und -Ausgaben nach den Provinzen, Staatseinnahmen und -Ausgaben mehrer Jahre, Militäretat, Armeestandsveränderungen mehrer Jahre, Truppendislocation, Militäraufwand im Jahre 1828 sowie mehrer Jahre und endlich die Provinzialübersichten.

Unter Kübeck's Verwaltung 1840 wurde die Anstalt, deren Arbeiten bisher durch Beamte verschiedener Branchen commissionsweise besorgt worden waren, zu einem selbständigen Institute unter dem Namen „K. k. Direction der administrativen Statistik" und mit eigenem Personale erhoben, im darauf folgenden Jahre Karl Czörnig zum Director derselben ernannt. Czörnig gilt für den eigentlichen Vater der östreichischen Statistik in ihrer jetzigen Gestalt und Ausdehnung, und auch Ficker bezeichnet dessen Ernennung als den Abschlußpunkt der ersten Periode in der Geschichte derselben, indem sein Streben nicht allein auf Vervollkommnung und Ausbreitung der bisher gepflegten Zweige, sondern gleichzeitig auf die Erhebung der Gesammtthätigkeit des Statistischen Bureaus von einer Staatsverwaltungsstatistik zu einer allgemeinen Statistik gerichtet war. Von dieser Zeit an ist die Volkswirthschaftsstatistik, in neuester Zeit zumal durch die Mitwirkung der Handelskammern, zu einer hohen Stufe der Ausbildung gebracht worden. In den Jahren 1845 und 1846 wurde die unbedingte Veröffentlichung der seit 1842 durch Typendruck vervielfältigten Tafeln über Land, Volk, Cultur, Provinzialübersichten (mit Weglassung der Personal- und Besoldungsstände) und Varia (vorzüglich die Thätigkeit von Privatvereinen, wie die Nationalbank, Versicherungsanstalten u. dgl., betreffend) genehmigt und mit den Ergebnissen des Jahres 1842 in dieser Weise der Anfang gemacht. Das Jahr 1848 beseitigte auch hier die letzte Schranke, indem seit diesem Jahre die statistischen Berichte vollständig veröffentlicht werden. Die Ereignisse des genannten Jahres verzögerten den Druck der eben vollendeten Uebersichten 1845 und 1846, sodaß diese erst 1850 und 1851 ausgegeben werden konnten. Demnach wäre mit den Jahresberichten 1845/46, resp. den Jahren 1850/51 der Eintritt der dritten Periode zu bezeichnen.

Organ des Bureaus war anfangs (1849) die jetzt von Höffen redigirte „Austria", von 1850—52 eine Monatsschrift: „Mittheilungen über Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel, sowie aus dem Gebiete der Statistik überhaupt", welche sich mit dem Jahre 1852 in eine Vierteljahrsschrift unter dem oben citirten Titel und mit dem entsprechend beschränkten Betrachtungsgebiete verwandelte. Endlich besitzt das Bureau eine statistische Bibliothek, welche bis zum Schlusse des Jahres 1853 auf nahezu 5000 Bände angewachsen war.

Außer dem hier auszugsweise Mitgetheilten enthält das genannte Heft noch höchst interessante Daten über die Ermittelung und Ausbeutung „neuer Quellen statistischer Erhebungen", wie über die Art der Manipulation überhaupt, und eine „Darstellung der Thätigkeit des Statistischen Bureaus im Jahre 1854". 59.

Die „Ignorance internationale".

Karl Stachel (wie man uns sagt, ein Pseudonymus) beklagte sich in Nr. 41 des „Athenaeum français" für 1855 über Das, was er die „ignorance internationale" nennt, und belegte seine Beobachtungen, die er auf diesem Felde zu machen Gelegenheit gehabt, mit manchen ergötzlichen Beispielen. Das eine ist dem londoner „Critic" entlehnt. Der Verfasser des betreffenden Artikels, für seine Person des Französischen vollkommen mächtig, befand sich im Café Foy. Zwei Engländer zogen gerade in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit Aller durch ihr excentrisches Wesen auf sich, indem sie, entweder um sich in der französischen Sprache zu üben oder ihre Kenntniß derselben leuchten zu lassen, während des Frühstücks den Kellner, der kaum seines Ernstes Herr zu bleiben vermochte, mit den abgeschmacktesten Fragen oder Foderungen bestürmten. Plötzlich rief einer der beiden Engländer ganz laut: „Garsong! donnez nous un escalier, si vous play!" Nun konnte der Garçon nicht mehr an sich halten; er wandte sich und lachte heimlich. Der Engländer rief abermals: „Un escalier, garsong!" Jetzt wurde das Gelächter allgemein. Der Berichterstatter suchte seinen Landsleuten zu Hülfe zu kommen und sagte zu dem Kellner: Ces messieurs demandent une cuiller!" (Also nicht eine „Treppe", sondern einen „Löffel".) Die beiden Engländer waren aber ihrem Landsmanne für diesen Beistand gar nicht dankbar, sondern versicherten, sie könnten schon selbst französisch sprechen und bedürften keine Hülfe. Karl Stachel gedenkt dabei auch einiger Schriften, die von mitleidigen Engländern verfaßt wurden, um ihre Landsleute in die Geheimnisse der französischen Aussprache und Conversation einzuweihen. Die eine mit dem Titel „L'entente cordiale" haben auch wir schon gelegentlich erwähnt; in einer andern zu gleichem Zwecke verfaßten wird den Engländern versichert, daß sich die französische Phrase „Vive le roi" wie „veev ler rwor" und das Wort „l'empereur" wie „laungp'rer" ausspreche.

Dies bringt uns auf einen Artikel ernstern Inhalts desselben Karl Stachel in Nr. 43 des „Athenaeum français", welcher „La critique en Allemagne" überschrieben ist. Eine Höflichkeit ist

der andern werth, und wenn wir auf diesen Artikel aufmerksam machen, so geschieht dies darum, weil wir dadurch der literarischen Angelegenheit, für die wir Beide uns bemühen, einen Dienst zu leisten hoffen und unsern „confrère" in Paris davon überzeugten möchten, daß auch wir uns seine wackern Bestrebungen, ein immer innigeres Verständniß zwischen den literarisch Gebildeten beider Nationen zu erzielen, nicht entgehen lassen. Wir sind ihm dankbar für seine gute Meinung, wenn er sagt, daß das von uns redigirte Blatt „se distingue entre tous par l'absence totale de ce que nous avons appelé l'ignorance internationale, dont tant d'autres publications allemandes fournissent de frappants exemples, malgré la réputation scientifique de la vieille Germanie". Wenn uns Karl Stachel ferner so glücklich situirt glaubt, „pour donner d'utiles indications à ses compatriotes comme aux étrangers", und dann hinzufügt: „nous, dont la mission est semblable, nous lui devons une reconnaissance particulière pour les encouragements que son exemple nous donne", so können wir versichern, daß wir uns seine Bestrebungen und Belehrungen ganz in derselben Weise zur Aufmunterung dienen lassen, auf dem Wege wie bisher fortzuschreiten. In unserer Zeit, die so gern Alles auf materialistische Impulse zurückführt, hat man auch behauptet, daß die Annäherung der Völker hauptsächlich durch die Ausbildung und Förderung der materialistischen Interessen bewirkt werde. Wir für unsere Person neigen uns vielmehr der Ansicht zu, daß die gebildeten Völker näher aneinander geführt wurden, weil sie sich in ihren geistigen Aufgaben und Leistungen gegenseitig kennen und schätzen lernten. Dies intellectuelle Band wird, wie wir hoffen, sich unter den gebildeten Völkern immer fester schlingen und, wie unter wahrhaft gebildeten Leuten, jeden thörichten Territorialhader und jede Rauferei wegen der bloßen „gloire" zuletzt unmöglich machen. Es ist dies eine Ansicht, die wir in einem Aufsatz über die geistigen Einflüsse Deutschlands auf das gesammte Ausland, welchen demnächst die „Gegenwart" bringen wird, näher auszuführen versucht haben. **H. M.**

Notizen.

Englische und nordamerikanische Urtheile über die Deutschen und ihre Literatur.

Die Dichterin Karoline Norton, bekannt durch ihren Proceß mit ihrem Manne, aus dem sie übrigens vollkommen gerechtfertigt hervorging, hat in einem Buche, welches merkwürdigerweise zuerst in deutscher Sprache unter dem Titel „Die Frauen in England unter dem Gesetze unsers Jahrhunderts" (Berlin, F. Duncker) erschienen ist, ihre Leidensgeschichte erzählt und ihrem Unwillen über die in Betreff ehelicher Streitigkeiten und der Stellung der Frauen überhaupt allerdings monströsen englischen Gesetze Ausdruck gegeben. Aus einem der Schrift vorgedruckten Schreiben der Verfasserin an den deutschen Herausgeber, Max Schlesinger, erfahren wir, daß das Buch in England überhaupt nicht im Buchhandel erscheinen wird. Interessant war uns in diesem Briefe namentlich eine Stelle, worin Mrs. Norton, die auch wol sonst schon ihre Bekanntschaft mit deutscher Literatur dargethan hat, von der deutschen Nation mit einer Bewunderung spricht, welche fast geeignet ist, uns zu beschämen. Die Stelle lautet: „In einem Lande, dessen große ästhetische Literatur die Literaturen Europas beherrscht, dessen Poesie die Wurzel zu sein scheint, aus der alle andere Poesie erwächst und erblüht (whose poetry seems to be the root from which all other poetry springs into blossom), dessen Volkscharakter mir immer die tiefste Bewunderung eingeflößt hat — in diesem Lande mit Ehren bekannt zu werden, gehörte schon zu den begeisterten Hoffnungen meiner frühen Jugend, ist noch heute mein trauriger Wunsch, wo so manche Hoffnungen mich getäuscht haben. Nach einem freundlichen Andenken unter meinen eigenen Landsleuten verlange ich nichts so sehr als ein freundliches Gedächtniß in Deutschland." Dies erinnert an die für uns gleich schmeichelhafte Bulwer'sche Widmung des „Maltravers" an die deutsche Nation als an ein „Volk von Denkern", was freilich eine etwas starke Hyperbel ist, denn es gibt auch unter uns Deutschen Leute genug, die in ihrem ganzen Leben nichts Gescheites denken oder etwas gescheit Gedachtes nur nachzudenken wissen. Wir erinnern hierbei an eine Abhandlung des freisinnigen nordamerikanischen Theologen Thomas Parker, der darin unter Anderm bemerkt: „Nach unserm Dafürhalten ist die deutsche Literatur die schönste, die reichste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuern Zeit." Dergleichen darf uns darüber trösten, wenn ein Junkerblatt wie der „Standard" unsere Poesie „monströs extravagant", unsere Philosophen bloße „Querköpfe", unsere ganze Gelehrsamkeit einen an den holländischen Gelehrten begangenen Diebstahl, oder das „Gentleman's magazine" uns sammt und sonders „plump und dumm" nannte.

Literarische Neuigkeiten aus England.

Von Lord Brougham herausgegeben erschienen: „Letters of George the Third to Lord North. Appendix to «Historical sketches»". Lord Brougham schildert in dem Buche den König als einen tyrannischen, halsstarrigen und bigoten Fürsten, wogegen das „Athenaeum" bemerkt: man könne nicht zweifeln, daß Georg III. es wirklich für seine Pflicht gehalten habe, im Kriege gegen die Nordamerikaner zu verharren, denn wieder und immer wieder habe er dem Lord North erklärt, daß er niemals in eine Zerstückelung des Reichs willigen werde. Die Vorwürfe, welche Brougham gegen den König richte, fielen vielmehr auf Lord North zurück, und zwar zu um so größerm Nachtheil für diesen, da er gegen seine Ueberzeugung und gegen sein Gewissen gehandelt habe. Alle Enthüllungen letzterer Zeit bestätigten es, daß der König so gehandelt habe, wie er es nach seiner beschränkten Einsicht für Recht gehalten, was man aber nicht von seinem, wie Brougham ihn nenne, „well natured" Minister sagen könne. Georg III. sei ein Mann von eiserner Willenskraft und unbeugsamer Hartnäckigkeit gewesen, und wenn er sich zuletzt jedem Fortschritt widersetzt habe, so sei dies nur deshalb geschehen, weil er es für seine Königspflicht gehalten habe, keine Neuerung aufkommen zu lassen. „Gerechtigkeit" — ruft das „Athenaeum" aus — „Gerechtigkeit für den König wie für den geringsten seiner Unterthanen!"

Bei Gelegenheit eines neuen englischen Arbeiterromans: „North and South, by the author of «Mary Burton»", sagt die „Revue des deux mondes": „Mit der Industrie würden nicht so viele Gefahren verknüpft sein, wenn ihre Chefs die Arbeit und nicht den Reichthum als ihr eigentliches Lebensziel betrachteten, denn alsdann würde die Industrie einen allgemeinen gesellschaftlichen, keinen egoistischen und persönlichen Zweck haben. Von dem Tage an, wo diese Idee zugelassen und zu einem Glaubensbekenntniß geworden wäre, würden die Gefahren, womit die Industrie uns bedroht, zum größten Theile verschwunden sein. Daher glauben wir auch, daß das industrielle England von den furchtbaren Problemen, welche dem Schoose der Industrie entsteigen, weniger zu fürchten hat als die Continentalstaaten, und daß dies auch der Grund ist, weshalb es den Bewegungen des Socialismus entgangen ist. Bei diesem Volke ist die Arbeit immer als die erste aller Tugenden betrachtet worden; sie ist bei ihm nicht eine Last, nicht eine harte Verpflichtung und Nothwendigkeit: sie ist ein Instinct. Sie ist nicht, wie man einmal auf der französischen Tribüne höchst unklug und falsch versichert hat, eine Buße; sie ist ein Segen, ja die Erscheinung des Menschen auf Erden findet erst in ihr ihre Verwirklichung."

Das seltsame Phänomen des Mormonenstaats ist neuerdings in zwei Schriften behandelt worden, von denen die eine: „Female life among the Mormons. By the wife of a Mormon elder recently from Utah“, in Neuyork, die andere: „The prophets; or Mormonism unveiled. With illustrations“, in Philadelphia erschienen ist. Die erstere glaubt das „Athenaeum“ für eine vollkommene Mystification halten zu dürfen; die andere trage den Stempel größerer Glaubwürdigkeit. „Aber“, führt das englische Blatt fort, „der Verfasser erklärt uns die erstaunliche Thatsache nicht, wie Brigham Young es machte, daß er, der obersten Regierungsgewalt Trotz bietend, die Beamten, die zur Erzwingung des Gesetzes abgeschickt wurden, einschüchterte, dem Obersten Steptoe die Ueberzeugung beibrachte, daß er etwas Besseres zu thun habe, als sich mit ihm zu befassen, und daß er jetzt über 30,000 Unterthanen herrscht, deren Zahl durch Bekehrte aus allen Weltgegenden fortdauernd wächst — 1500 Meilen von jeder civilisirten Gesellschaft entfernt! Es ist dies ein sociales Phänomen, welches in der modernen Geschichte nicht seines Gleichen hat.“ H. M.

Bibliographie.

Christiansen, E., Ueber erworbene Rechte. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ehrenfried, Der Anzeiger. Novelle. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

— — Die Ideale und das Leben. Novelle. Zwei Theile. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 25 Ngr.

Fabri, F., Briefe gegen den Materialismus. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr.

Fechner, H. A., Über den Gerechtigkeitsbegriff des Aristoteles. Ein Beitrag zur Geschichte der alten Philosophie. Leipzig, Matthes. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Hanus, I. J., Über die alterthümliche sitte der angebinde bei Deutschen, Slaven und Litauern. Als ein beitrag zur comparativen deutsch-slavischen archäologie. Prag. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Helfert, J., Biographisches Denkmal. Mit dem gestochenen Bildnisse. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 10 Ngr.

Heliand oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelien-Harmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung, nebst Anmerkungen und einem Wortverzeichnisse. Von J. R. Köne. Münster, Theissing. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Knorrn, K., Madame Pauli. Episches Gedicht in sechs Gesängen. Paris, Glaeser. 1855. 32. 10 Ngr.

Koch, W., Der Mutter Geist. Ein Drama in einem Aufzuge. Dresden, Adler u. Dietze. 12. 16 Ngr.

Kruse, T., Indiens alte Geschichte nach den ausländischen Quellen, in Vergleich mit den inländischen, dargestellt und besonders hinsichtlich des Handels und der Industrie mit Rücksicht auf die neuesten Zeiten zuerst bearbeitet. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kühne, F. G., Die Verschwörung von Dublin. Drama in 5 Acten. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 25 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1856. Herausgegeben von P. A. Klar. 15ter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag. Leipzig, Hübner. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Maquet's, A., Neuere Romane. In elegantem Deutsch vollständig wiedergegeben von F. Heine und A. Schrader. 1ster — 10ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 10 Ngr.

Münckner, A., Lieder vom Jenseits. Dresden, Türk. 1 16 Ngr.

Perlen. Gesammelte Novellen von F. Brunold, A. Woltmar und L. von Kesteloot. Berlin, Hoevel. 1855. 8. 20 Ngr.

Philoktetes frei in der Form nach Sophokles. Von J. F. G. Müller. Celle, Capaun-Karlowa. 1855. 16. 10 Ngr.

Prosch, E., Sphinx. Räthsel-Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Quenstedt, F. A., Sonst und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie. Mit 46 Holzschnitten und einer Charte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinking, L., Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus Kriegszug durch das Bructererland. Eine Prüfung der bisherigen Ansichten. Mit einer Karte. Warendorf. 1855. Gr. 12. 12 Ngr.

Retcliffe, Sir John, Sebastopol. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. Englische und deutsche Original-Ausgabe. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Röhring. Gr. 8. à 5 Ngr.

Riedwald, M. v., Bilder aus dem orientalischen Kriege. Eine Folge historischer Romane aus unsern Tagen. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

Riehl, W. H., Hausmusik. — A. u. d. T.: Fünfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt. Stuttgart, Cotta. 1855. Folio. 2 Thlr. 21 Ngr.

Saat und Garben. Zur Beachtung und Betrachtung aus deutschen Prosaikern. Berlin, Guttentag. 16. 1 Thlr.

Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von G. Freih. Vincke. Hamm, Grote. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Saphir, M. G., Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulz, P., Marginalien über die Wiener Revolution vom Jahre 1848 und ihre wichtigen Folgen in der spätesten Zeit. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 2 Thlr.

Schurz, A. X., Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Spengler, T., Leben des heiligen Rhabanus Maurus, Erzbischofs von Mainz. Zum tausendjährigen Jubiläum. Regensburg, Manz. Gr. 8. 13½ Ngr.

Stern, A., Zwei Frauenbilder. Dichtungen. Leipzig, Matthes. 16. 12 Ngr.

Storm, T., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

Strippelmann, F. G. L., Der Gerichts-Eid. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der christliche Eid nach Entstehung; Entwickelung; Verfall und Restauration. Cassel, Fischer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Trummer, C., Das Verhältniß der heutigen Strafgesetzgebung zum Christenthum. Studien. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 27 Ngr.

Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Mit 24 Illustrationen nach Originalzeichnungen von E. Rittmeyer und W. Georgy. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4 Thlr.

Voltaire, Zaire, Tragödie. Deutsch von T. Ruoff. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Harkort, F., Ueber Armenwesen, Kranken- und Invalidenkassen. Herausgegeben vom technischen Verein. Hagen, Butz. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, L., Gutachten die neuesten Vorgänge in der evangelischen Kirche des Kurfürstenthums Hessen betreffend. Leipzig, B. Tauchnitz. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Wehrpflicht als Staatskraft und Last des Individuums und seiner Familie. Von einem k. k. Stabsofficier in Ruhestand. Raab. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), 1812.

Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die **vierte Auflage** eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich das neueste Werk des Verfassers:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

In dem Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St.-Gallen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waldleben.

Von

August Corrodi.

Elegante Miniatur-Ausgabe.

24 Ngr. 1 Fl. 24 Kr. 3 Fr. Eleg. geb. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr. 3 Fr. 80 Cent.

Corrodi's Schriften sind von der Kritik auf das günstigste aufgenommen worden. Ein bekannter Recensent sagt unter Anderm: Es weht uns aus ihnen jene wahre Poesie entgegen, die ihren Zweck in sich findet, nicht die knechtisch äußerer Rücksicht, äußerm Antriebe dient, die innige Lyrik eines reichen, reinen Herzens. — Wir sind ergriffen von der Natürlichkeit und Naivetät, dem geistreichen Spiel mit den philisterhaften Erscheinungen der Welt, merken bald, daß wir hier nicht einen Abglanz der abgestandenen Romantik, keinen süßlichen Sproß Amaranthischer Sentimentalität vor uns haben, sondern eine echt menschliche Persönlichkeit, kräftig, ernst, wahr, tief poetisch.

Im Verlage von **Franz Duncker** in Berlin erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhält sie auf telegraphischem Wege. — Außerdem enthält die Zeitung fast täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel und zieht sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich. Dies Sonntagsblatt brachte bisher unter Anderm Beiträge von: Berthold Auerbach, Friedrich Oetker, Gottfried Keller, A. Widmann. — A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Die Volkszeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands gelesen werden, indem sie dem Bedürfnisse nach politischer Aufklärung wie belehrender Unterhaltung in einer Vereinigung entspricht, wie solche um so geringen Preis und in so glücklicher gedrängter Darstellung von keinem andern Blatte erreicht wird.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der berliner Zeitungspresse hinsichts der Abonnentenzahl jetzt die zweite, und was die Leseranzahl betrifft, gewiß die erste Stelle einnimmt.

Berlin, im December 1855.

Verlag von

Carl B. Lorck in Leipzig.

William Russell,

Aus dem Feldlager in der Krim.

8. Brosch. Preis 1 Thlr. In eleg. engl. Einband 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Werk, bisjetzt unbestritten das beste über den Krieg, enthält eine Bearbeitung der für die *Times* geschriebenen Correspondenzen in der Zeit von der Landung der Alliirten auf der Krim bis zum Fall Sebastopols. Wenn auch für den Augenblick geschrieben, wird dieses Buch doch wegen seiner meisterhaften Schilderungen einen bleibenden Werth behalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 10. Januar 1856.

Scheffel's „Ekkehard".

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert von Joseph Victor Scheffel. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Vorbote dieses Buchs ist der vielversprechende „Trompeter von Säckingen"; aber so mislich es sonst auch sein mag, nach einer glänzenden Ankündigung den Schauplatz der Oeffentlichkeit zu betreten, der vorliegende Roman darf es sonder Scheu wagen; denn „Ekkehard" erweist sich seinem alten Beinamen gemäß als „treu" und erfüllt, was der „Trompeter" verspricht. In der That ist diese Dichtung, mit der die „Deutsche Bibliothek" in glücklicher Weise ihre zweite Serie beginnt, eine gediegene, echt poetische Erscheinung, zwar nicht gerade von allzu künstlichem Gewebe und von allermodernstem Zuschnitt, aber dafür von altem Schrot und Korn und ausgestattet mit markigen, lebensvollen Gestalten, welche trotz der fast tausend Jahre, welche zwischen ihrer wirklichen Existenz und ihrer poetischen Wiedergeburt liegen, ebenso frei sind von jener verschwimmenden Nebelhaftigkeit wie von der übertriebenen Vierschrötigkeit und Ungeschlachtheit, durch die uns sonst Schilderungen entlegener Zeiten so leicht ungenießbar gemacht werden. Daß der Verfasser im Stande gewesen ist, glücklich zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzurudern, und es verstanden hat, ebenso sehr dem Verlangen nach charakteristischer zeitgemäßer Darstellung wie den Bedürfnissen der gegenwärtig herrschenden Gefühlsweise gerecht zu werden und für die Geschichte einer uns so fern liegenden Vergangenheit ein warmes, ausdauerndes Interesse zu erwecken, hat seinen nächsten Grund jedenfalls darin, daß er sich in die von ihm gezeichneten Personen, Oertlichkeiten und Zustände nicht blos durch gründlichste Forschung der literarischen Quellen hineinstudirt, sondern auch durch ein längeres Leben in den Gegenden, welche den Schauplatz der Geschichte bilden, wirklich hineingelebt hat. Ueber Beides gibt er selbst in einem lesenswerthen Vorwort Auskunft. Er sagt unter Anderm darin:

Unter dem unzähligen Werthvollen, was die großen Folianten der von Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniae" bergen, glänzen gleich einer Perlenschnur die sanctgallischen Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere (oder zur Unterscheidung von gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Vierte benannt) bis ans Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Wer sich durch die unerquicklichen und vielfältig dürren Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerm Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist trotz mannichfacher Befangenheit und Unbehülflichkeit eine Fülle anmuthiger aus der Ueberlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zustände mit groben, aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewußte Poesie, treuherzige, brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische, die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit verleiht, selbst dann, wenn Personen und Zeiträume etwas leichtsinnig durcheinandergewürfelt werden und ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursacht. Ohne es aber zu beabsichtigen, führen jene Schilderungen zugleich über die Schranken der Klostermauern hinaus und entrollen das Leben und Treiben, Bildung und Sitte des damaligen alemannischen Landes mit der Treue eines nach der Natur gemalten Bildes.

Noch nähere Aufschlüsse über das sorgfältige Studium dieser Geschichtsdenkmäler geben die dem Roman angehängten Anmerkungen, auf die der Verfasser zwar selbst keinen großen Werth legt, die aber nichtsdestoweniger eine sehr willkommene und zweckmäßige Zugabe sind, weil sich daraus die innige Wechselbeziehung zwischen Dichtung und Wahrheit nicht blos, wie aus dem Roman selbst, im Ganzen herausfühlen, sondern auch im Einzelnen mit Klarheit erkennen läßt. Daß ihm aber trotz der Liebe, mit der er die Quellen seiner Dichtung studirt, die aus ihnen geschöpfte Anschauung seines Stoffs noch nicht genügte, erzählt er ebenfalls in der Vorrede. Er schreibt:

Darum griff auch ich zu meinem Handgewaffen, der Stahlfeder, und sagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet und zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten; und saß in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus und fuhr in schaukelndem Kahne über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Veste behütet, und stieg schließlich auch zu den luftigen

Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen appenzeller Thäler. Dort in den Revieren des Schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, habe ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben.

Unter solchen Umständen hat die glückliche Wiederbelebung längst begrabener Begebnisse schon nichts Befremdendes; dennoch würde sie dem Verfasser nicht so, wie es wirklich der Fall, gelungen sein, wenn er nicht seinem Stoffe von vornherein eine echtpoetische Auffassung, eine im Schauen und Schaffen gleich lebendige Phantasie und eine entschiedene Begabung zu naturgemäßer und charakteristischer Gestaltung entgegengebracht hätte. Daß dem so ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß diese Dichtung, wie eigentlich jede echte Poesie, in ihrem ersten Ursprunge unwillkürlich und unbeabsichtigt aus den gelehrten Studien des Verfassers hervorgewachsen ist. Andere Forscher, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, hätten, wie der Autor selbst sagt, infolge einer ungewöhnlichen Theilnahme an demselben Stoff gewiß viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausgeäzt; dem unserigen aber, als einer von Haus aus poetischen Natur, sind daraus Gestalten emporgewachsen, erst, wie er erzählt, von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und haben ihn ringend angeschaut, in mitternächtigen Stunden ihn umtanzt und gesprochen: „Verdicht' uns!" Und so geschah es, daß es sich vor seiner Phantasie aus den naiven lateinischen Zeilen jener Klostergeschichten hob und emporbaute, wie Thurm und Mauern des Gotteshauses St.-Gallen, daß er die altersgrauen ehrwürdigen Häupter in den Kreuzgängen auf- und abwandeln und hinter den alten Handschriften Die sitzen sah, die sie einst geschrieben, daß er mit Aug' und Ohr zu vernehmen glaubte, wie sich die Klosterschüler im Hofe tummelten, wie Horasang aus dem Chor, des Wächters Hornruf vom Thurm ertönte, und daß vor allen Andern die jugendlich schöne Gestalt des Bruder Ekkehard und jene hohe gestrenge Frau, die ihn sich als Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, in seiner Seele leuchtend hervortraten und ihm nicht eher Ruhe ließen, als bis er sie aus seiner nicht blos empfänglichen, sondern auch schaffenslustigen Phantasie wiedergeboren und ins Leben zurückgeführt.

Dieser Entstehung gemäß sind uns denn auch alle Gestalten der Dichtung so nahe gerückt, ja mit solcher Leibhaftigkeit in Haltung und Geberde, mit solcher Lebenswahrheit in Wort und Ausdruck vor die Sinne gerückt, wie es nur durch Den geschehen kann, der sie zuvor und inmitten des Schaffens gleichsam selbst mit Augen geschaut und in ihrem Thun und Treiben wie in ihren innersten Gemüthsregungen belauscht hat. Als die imposanteste und bestgezeichnete dieser Figuren müssen wir unbedenklich die der Frau Hadwig bezeichnen, jung, schön und als verwitwete und regierende Herzogin von Schwaben mit Reichthum und Macht ausgerüstet, aber dennoch launig und mismuthig, weil noch unbefriedigten Herzens und Geistes, bis sie bei einem Besuch des unter ihrer Schutzherrschaft stehenden Klosters St.-Gallen den jungen gelehrten Benedictinermönch Ekkehard kennen lernt, der sie, weil keine Frau die Schwelle des Klosters betreten, die mächtige Schutzherrin aber auch nicht zurückgewiesen werden darf, auf seinen Armen in das Kloster getragen und es ihr hiermit dergestalt angethan hat, daß sie ihn sich als Lehrer der lateinischen Sprache auf ihr Schloß Hohentwiel beruft, hier sich die „Aeneis" des Virgil von ihm erklären läßt und ihm hierbei so unzweideutige Beweise ihrer Herzensneigung gibt, daß eben nur ein so unschuldiger, weltunkundiger und gewissenhafter Mönch wie Ekkehard sie nicht verstehen, misdeuten und unerwidert lassen konnte, woraus sich dann entwickelt, daß sich der Herzogin Liebe, wenn nicht in Haß, doch in Gereiztheit, ja Geringschätzung gegen ihn verwandelt und daß sie gerade da, als endlich auch bei ihm das lang unterdrückte Gefühl zum Durchbruch kommt und ihn zu einer leidenschaftlichen Aeußerung seiner Empfindungen nöthigt, kein Verständniß mehr dafür hat, ja gewillt ist, ihn schwer dafür büßen zu lassen, und an der Ausführung dieses Entschlusses nur durch die Flucht Ekkehard's verhindert wird. Die Darstellung des Charakters und die Entwickelung der Seelenzustände in und an dieser Handlung ist reich an originellen, feinen und treffenden Zügen. Wie charakteristisch für das launische Wesen der Herzogin vor ihrer Bekanntschaft mit Ekkehard und zugleich vorbedeutsam für ihr demnächst sich entspinnendes Verhältniß zu demselben ist z. B. sogleich im ersten Capitel des Romans folgende kurze Scene.

„Praxedis, wo ist der Staar?" sprach Frau Hadwig.

„Ich werd' ihn bringen", sagte die Griechin. Und sie ging und brachte den schwarzen Gesellen, der saß breit und frech in seinem Käfig, als wenn sein Dasein im Weltganzen eine klaffende Lücke auszufüllen hätte. Der Staar hatte bei Hadwig's Hochzeit sein Glück gemacht. Ein alter Findelmann und Gaukler hatte ihm unter langwieriger Mühsal einen lateinischen Hochzeitgruß eingetrichtert; das gab einen großen Jubel, wie beim Festschmaus der Käfig auf den Tisch gestellt ward und der Vogel seinen Spruch sprach: „Es ist ein neuer Stern am Schwabenhimmel aufgegangen, der Stern heißt Hadwig, Heil ihm!" und so weiters.

Der Staar war aber tief gebildet. Er konnte außer dem gereimten Klingklang auch das Vaterunser hersagen. Der Staar war auch hartnäckig und konnte seine Grillen haben, so gut wie eine Herzogin in Schwaben. Heute mußte dieser eine Erinnerung an ‚alte Zeit durch den Sinn geflogen sein; der Staar sollte den Hochzeitspruch sagen. Der Staar aber hatte seinen frommen Tag. Und wie ihn Praxedis ins Gemach trug, rief er feierlich: „Amen!"; und wie Frau Hadwig ihm ein Stück Honigkuchen in den Käfig reichte und schmeichelnd fragte: „Wie war's mit dem Stern am schwäbischen Himmel, Freund Staar?" da sprach er langsam: „Führe uns nicht in Versuchung!" Wie sie aber zu Ergänzung seines Gedächtnisses ihm zuflüsterte: „Der Stern heißt Hadwig, Heil ihm!" — da fuhr der Staar in seiner Melodie fort und intonirte würdig: „Erlöse uns von dem Uebel!"

„Führwahr! das fehlt noch, daß auch die Vögel heutiges Tages unverschämt werden", rief Frau Hadwig. „Burgkatze, wo steckst du?" Und sie lockte die schwarze Katze herbei; der

war der Staar schon lang ein Dorn im Auge,' mit funkelnden Augen kam sie geschlichen. Frau Hadwig erschloß den Käfig und überantwortete ihr den Vogel; der Staar aber, dem schon die scharfen Krallen das Gefieder zausten und etliche Schwungfedern geknickt hatten, ersah noch ein Gelegenheitlein und entwischte durch einen Spalt am Fenster. Bald war er verschwunden, ein schwarzer Punkt im Nebel.

Spiegelt sich hierin in nuce ihre ganze Zukunft ab, so finden wir ein treffend Bildchen ihrer Vergangenheit in der Erzählung des Malers Michael Thallelaios, der sie für den vergeblich um sie werbenden griechischen Prinzen malen sollte. Sie sei ein reizend Kind gewesen, als man sie zum Gemaltwerden vor ihn führte, und es habe ihn feierlich angemuthet, als sollte er seine ganze Kunst zusammennehmen, wie damals, als er die Mutter Gottes für das Athoskloster malte. Aber die Prinzessin Hadwig hätte geruht, die Augen zu verdrehen, und wie er eine bescheidene Einwendung erhoben, hätte sie die Zunge gewiesen und beide Hände mit gestreckten Fingern an die Nase gehalten und in anmuthig gebrochenem Griechisch gesagt, das sei die rechte Stellung.

In gleich scharfen Contouren stellt sich ihr ganzer Charakter dar, nur daß er in der Folge durch die Liebe und durch die Beschäftigung mit der Poesie bedeutend gemildert erscheint, während die Energie, mit der sie sich den einbrechenden Hunnen gegenüber benimmt, und die Ueberlegenheit des Geistes, die sie ihrer ganzen Umgebung gegenüber entwickelt, ihrem Wesen zugleich mehr Gehalt und Adel verleiht. Trotz ihrer Neigung zu Ekkehard und trotz den Versuchen, die sie macht, Ekkehard zu einer Ueberspringung der zwischen ihm und ihr bestehenden Kluft zu ermuthigen, zeigt sie doch keine Spur von wirklicher Sinnlichkeit, die Beziehung zu ihm ist vielmehr eine vorherrschend ideale, und eben darum sieht sie in Dem, was sie wünscht und erstrebt, durchaus nichts Verwerfliches, hat daher auch für die Gewissensscrupel und innern Kämpfe des Mönchs kein Verständniß, sieht darin mehr eine Schwäche als eine sittliche Kraft, oder wird dadurch verletzt, statt gerührt zu werden. Alles dies macht sie zu einer ebenso theilnahmswürdigen als imponirenden Persönlichkeit und läßt sie wie wenig andere Frauen der Geschichte als werth erscheinen, die weibliche Hauptfigur eines historischen Romans zu bilden.

Nicht in demselben Grade sind wir durch die Figur des eigentlichen Helden befriedigt worden. Zwar trägt derselbe durchaus das Gepräge der historischen Wahrheit und der psychologischen Richtigkeit, die einzelnen Züge seines Charakters, sowie die einzelnen Momente seiner Entwickelung bilden durchaus ein wohl zusammengehöriges Ganzes und stehen auch zur Anlage und herrschenden Grundidee des Romans im richtigen Verhältniß; aber trotzdem möchte man ihn für das Interesse, welches er als der eigentliche Mittelpunkt des Romans in Anspruch nimmt, noch ein wenig anders, namentlich mehr thatkräftig und weniger abälardartig haben. Allerdings setzt ein Bestehen der innern Kämpfe, wie er sie durchzumachen hat, ein größeres Maß von geistiger und sittlicher Kraft voraus als ein tapferes Dreinschlagen und Ausharren im Gewühl der Hunnenschlacht, wodurch er sich nebenbei auch auszeichnet; aber wenn dies Gefühl im Leser erweckt werden soll, müssen ihm eben diese Kämpfe mehr, als es vom Verfasser geschehen, zur sinnlichen Anschauung gebracht, der Held mehr ringend und im Streite mit sich selbst siegend, als seufzend, resignirend und endlich doch unterliegend, wenn auch nach der Niederlage sich wieder aufraffend, gezeichnet werden. Abgesehen hiervon ist Ekkehard keineswegs eine schwächliche oder allzu sehr zur Sentimentalität neigende Persönlichkeit; im Gegentheil, er entfaltet neben und inmitten jener Passivität, die er in Angelegenheiten des Herzens zeigt, zuweilen sogar rauhe und harte Seiten, z. B. wenn er einem Klosterbruder, den er die Großmagd küssen sieht, ohne weiteres mit seinem Wanderstab einen Hieb über den Rücken versetzt, oder wenn er das alte Waldweib, das im Geruch einer Zauberin steht, erbarmungslos aus ihrem Hause vertreibt und fluchend in die weite Welt hinausstößt; und so nimmt auch sein innerer Schmerz der Herzogin gegenüber mehr ein herbes und eckiges als allzu weiches und empfindsames Wesen an. Aber doch würde dies kaum ausreichen, den Leser mit seinem hinbrütenden Wesen auszusöhnen, wenn nicht der Dichter selbst dieses Wesen als eine bloße Durchgangsperiode seiner Lebensentwickelung darstellte und uns den Helden zuletzt in seiner wahren und geläuterten Natur zeigte, nämlich als Dichter des ritterlichen Waltariliedes, welches in trefflicher Uebersetzung dem Roman einverleibt ist. Die Erzählung von der Entstehung dieses Gedichts in der dem entflohenen Mönch als Zufluchtsort dienenden Einsiedelei des Wildkirchleins unfern den Schneefeldern des hohen Säntis und die Beschreibung der großartigen, heilkräftigen Alpenwelt mit ihren kernigen, naturwüchsigen Bewohnern gehört an sich schon zu den anziehendsten Partien des Buchs, noch bedeutender aber erscheint sie in ihrer Bedeutung für das Ganze des Romans; denn sie gibt ihm einen so wohlthuenden und befriedigenden Schluß, wie ihn nur wenige Romane aufzuweisen haben. Wenn die Handlung, auf welcher die Katastrophe der Dichtung beruht, d. i. der leidenschaftliche Durchbruch der krankhaften Liebe Ekkehard's zur Herzogin, der ihn zu einer stürmischen Umarmung derselben verführt, an die Katastrophe in Goethe's „Tasso“ erinnert, so erscheint auch der Schluß unsers Romans gleichsam als die concrete Ausführung des dort dem Tasso inmitten seiner Verzweiflung zum Bewußtsein kommenden Trostgedankens, den er in folgenden Worten ausspricht:

Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — und mir noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefe Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Ekkehard also, wie Tasso, findet in der Poesie den Quell des Heils und der Genesung, und Beide un-

terscheiden sich nur darin, daß Tasso schon von uns scheidet, als er auf diesen Quell mitten aus seinem Leiden heraus nur eine hoffnunggewährende Fernsicht gewinnt, während Ekkehard uns erst dann verläßt, als er bereits vollkommen erstarkt und neugeboren ist und Muth und Kraft besitzt, in die Welt hinauszuwandern und dort ein neues und thatkräftiges Leben zu beginnen.

Nächst den beiden Hauptpersonen verdient vor Allen die Kammerzofe der Herzogin, die ihr einst vom griechischen Hof zum Geschenk gemachte Griechin Praxedis, hervorgehoben zu werden, eine überaus liebliche und anziehende Erscheinung, in all ihrem Reden und Thun fein, graziös, schalkisch und dabei herzensgut, der überall helfende und rettende Engel im Roman, ein echter Sprößling der alten Hellenen und eine würdige Vertreterin der feinern Sitte und Bildung dem noch rauhen und ungeleckten germanischen Wesen gegenüber, ja, wenn man will, mit zu viel Vorliebe gezeichnet, wenigstens in Vergleich mit dem damals schon sehr entarteten Zustande der griechischen Nation.

Unter den übrigen Personen ist ganz besonders über die beiden Kinder Audifax und Hadumoth der Hauch der echtesten Poesie ausgegossen. Der Dichter erzählt wörtlich:

Audifax war eigener Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggestorben, da war er wild aufgewachsen, und die Leute hatten sein nicht viel Acht; er gehörte zur Burg wie die Hauswurz, die auf dem Dach wächst, und der Epheu, der sich um die Mauern schlingt. Man hatte ihm aber die Ziegen zu hüten angewiesen. Die trieb er auch getreulich hinaus und herein, und war schweigsam und scheu. Er hatte ein blaß Gesicht und kurzgeschnitten blondes Haupthaar, denn nur der Freigeborene durfte sich mit wallenden Locken schmücken. Im Frühjahr, wenn neuer Schuß und Trieb in Baum und Strauch waltete, saß Audifax vergnüglich draußen und schnitt Sackpfeifen aus dem jungen Holz und blies darauf; es war ein einsam schwermüthiges Getön, und Frau Hadwig war einmal schier eines Mittags Länge oben auf dem Söller gestanden und hatte ihm gelauscht, vielleicht daß ihre Stimmung der Melodie der Sackpfeife entsprach; und wie Audifax des Abends seine Ziegen eintrieb, sprach sie zu ihm: „Heische dir eine Gnade." Da bat er um ein Glöcklein für eine seiner Ziegen, die hieß Schwarzfuß. Der Schwarzfuß bekam das Glöcklein, seither war in Audifax' Leben nichts von Belang vorgefallen. Aber er ward zusehends scheuer, im letzten Frühjahr hatte er auch sein Pfeifenblasen eingestellt. Jetzt war ein sonniger Spätherbsttag, da trieb er seine Ziegen an den felsigen Hang des Bergs und saß auf einem Steinblock und schaute hinaus ins Land; hinter dunkelm Tannenwald leuchtete der Bodensee, vorn war Alles herbstlich gefärbt, dürres rothes Laub trieb im Winde. Audifax aber saß und weinte bitterlich.

In gleicher Weise führt der Dichter Hadumoth ein. Es heißt:

Damals hütete, was an Gänsen und Enten zum Hofe der Burg gehörte, ein Mägdlein, deß Name war Hadumoth; die war einer alten Magd Tochter und hatte ihren Vater nie gesehen. Es war Hadumoth ein braves Kind, rothwangig, blauäugig und ließ das Haar in zwei Zöpfe geflochten vom Haupt herunterfallen. Ihre Gänse hielt sie in Zucht und Ordnung, sie reckten Manchem den langen Hals entgegen und schnatterten wie thörichte Weiber, aber der Hirtin trotzte keine; wenn sie ihren Stab schwang, gingen sie züchtig und sittsam einher und enthielten sich jeglichen Lärmens. Oft weideten sie vermischt zwischen den Ziegen des Audifax, denn Hadumoth hatte den kurzgeschorenen Ziegenhirten nicht ungern und saß oft bei ihm und schaute mit ihm in die blaue Luft hinaus, und die Thiere merkten, wie ihre Hüter zusammenstanden, da hielten auch sie Freundschaft miteinander. Jetzt trieb Hadumoth ihre Gänse auf die Berghalde hinunter, und da sie der Ziegen Glöcklein drüben hörte, sah sie sich nach dem Hirten um. Und sie erschaute ihn, wie er weinte, und ging hinüber, setzte sich zu ihm und sprach: „Audifax, warum weinst du?" Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um seine Schulter, wendete sein lockenloses Haupt zu sich herüber und sprach betrübt: „Audifax, wenn du weinst, so will ich mit dir weinen."

In diesem treuherzigen Tone spielt die Episode, die trefflich in das Ganze verschlungen ist, weiter. Audifax gesteht Hadumoth, daß er weine, weil er einen Schatz finden müsse, um sich frei zu kaufen, ihn aber nicht finden könne. Da machen sie Beide mitsammen vergebliche Versuche, einen Schatz zu entdecken, und machen sich darüber das alte Waldweib, zu dessen Vertreibung sie Anlaß geben, zur bittern Feindin. Diese nimmt Audifax in der Hunnenschlacht, in der er mitkämpft, gefangen und schleppt ihn mit sich. Da macht sich Hadumoth auf, um ihn zu suchen und für ein Goldstück, das sie sich von der Herzogin erbeten, auszulösen, wandert über den ganzen Schwarzwald hinweg, gelangt glücklich ins Hunnenlager, und hier gelingt es ihr wirklich, mit ihrem Audifax zu entkommen und zugleich den von den Alemannen überfallenen Hunnen ihren vom Waldweib bewachten Schatz zu entführen. Sie gelangen damit glücklich nach Hause, die von dem Muth der Kinder gerührte Herzogin spricht sie frei, Audifax wird ein wackerer Goldschmied und Beide zusammen ein glückliches Paar.

Vertreter eines derben mittelalterlichen Humors sind der irische Leutpriester Moengall, zugleich ein wackerer Jäger vor dem Herrn, und der Herzogin Kämmerer Spazzo, ein Feind der Mönche, aber ein desto größerer Freund ihres Weins, Beide ein paar ursprüngliche, scharf umrissene Figuren. Minder originell, doch dem Charakter der Zeit entsprechend, sind die Figuren des Waldweibs, des Abts und Kellermeisters vom Kloster Reichenau und anderer Mönche; dagegen müssen der blödsinnige Heribald, der gefangene und zum Christen getaufte Hunne Kappan, der Klosterschüler Burkhard als ebenso eigenthümlich wie glücklich gezeichnete Gestalten hervorgehoben werden, wie denn überhaupt der Roman an Mannichfaltigkeit der Persönlichkeiten, die neben ihrer Beziehung zu der hier vorgetragenen Geschichte zugleich ein historisches Interesse haben und zur Charakteristik des Zeitalters beitragen, durchaus keinen Mangel leidet, obwol sich der Verfasser vor einer Ueberfüllung, welche die Uebersicht erschwert und das Interesse zersplittert, gehütet hat.

Die Verflechtung der hier kurz charakterisirten Elemente des Romans zu einem Ganzen ist im Allgemeinen eine wohlgeordnete zu nennen, zwar nicht besonders complicirt und verwickelt, aber darum doch nicht der Spannung, eines rüstigen Fortschritts und eines lebendigen Wechsels verschiedenartiger, bald anmuthiger, bald pikanter, bald aufregender, bald beruhigender Situationen ermangelnd. Die Anlage ist einfach und übersichtlich, die Aus-

führung eine ruhige und natürliche und die Vertheilung der einzelnen Massen durchweg eine proportionale, sodaß das Hauptinteresse nie durch Nebeninteressen verschlungen oder in Schatten gestellt wird. Ebenso müssen wir auch die sprachliche Darstellung eine wohlgelungene nennen; denn der Verfasser hat es verstanden, ihr durch Anwendung kleiner, unscheinbarer Modificationen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs den treuherzig-naiven Typus des alten Chronikenstils mitzutheilen, so jedoch, daß sich der Leser in keiner Weise dadurch befremdet und gestört, vielmehr heimisch und natürlich angemuthet fühlt. So dürfen wir den Roman trotz dieser und jener Ausstellungen, die sich gegen einzelne Partien und Seiten desselben machen lassen, als das gediegene Werk einer echtpoetischen Natur und als eine unverkennbare Bereicherung unserer Literatur in dem bisjetzt nur noch von wenigen Auserwählten mit Glück angebauten Gebiete des historischen Romans begrüßen und die Hoffnung und den Wunsch aussprechen, daß es dem Autor gelingen möge, dem Schacht der deutschen Geschichte noch mehr solcher Producte abzugewinnen. **Adolf Zeising.**

Deutsche Dante-Studien im Jahre 1855.

Präsident Goeschel hat ganz vor kurzem darauf hingewiesen, wie das laufende Jahr 1855 für das Studium Dante's in Deutschland eine Art Jubeljahr ist. Im Jahre 1755 gab der „poeta cesareo" Nicolo Ciangulo zu Leipzig bei Heinsius' Erben anfangs probeweis vier Gesänge, bald darauf aber die ganze „Hölle" mit kurzen, großentheils Venturi entlehnten Anmerkungen heraus, und soweit ich ermitteln kann, ist dies die erste in Deutschland erschienene Ausgabe. Ciangulo selbst scheint auf besonders günstige Aufnahme seiner Arbeit nicht gezählt zu haben; darauf deuten das nüchterne Testimonium des wackern Christ auf der Rückseite des Titels („Einen Dante kann Niemand entbehren, wer im Italienischen nur ein wenig mit einigem Grunde sich will umgesehen haben"), dessen der Herausgeber zur Empfehlung des Buchs zu bedürfen glaubte, und die wenig höfliche Antwort, die er in der Vorrede Denen ertheilt, welche geltend machen möchten, daß nicht Alle an Dante's Versen Geschmack fänden: schon der Dichter habe zu Cangrande gesagt, Spaßmacher und Narren seien deshalb bei der Welt beliebter als tiefsinnige Weisen, weil Gleich und Gleich sich allezeit gern gesellten.

Inzwischen blieb dieser erste Versuch, Dante in Deutschland einzubürgern, nicht ohne nachhaltige Wirkung. Zwei Jahre nach der Ausgabe des „Inferno" finden wir Ciangulo mit „J. L. B. Bachenschwanz" verbunden als Herausgeber „Italienischer und deutscher Gespräche", und zehn Jahre darauf erschien „Dante Alighieri von der Hölle" übersetzt von Leberecht Bachenschwanz, wovon noch in demselben Jahr eine „zwote Auflage" nöthig ward, welche in der That einen neuen Abdruck, nicht etwa nur ein anderes Titelblatt bietet. In den beiden nächsten Jahren folgten „Fegfeuer" und „Paradies", jeder Band besonders der Kaiserin Katharina von Rußland gewidmet, ebenso wie zehn Jahre zuvor der venetianische Buchhändler Zatta seine Prachtausgabe von Dante's Werken an den Stufen des Throns der weißen Zarin Elisabeth niedergelegt hatte. Schon war indeß Meinhard dem Bachenschwanz einigermaßen zuvorgekommen. Angeregt, wie er sagt, durch den Umstand, daß „ein so aufgeklärter Kunstrichter, wie unser berühmter Bodmer, eine Uebersetzung der ganzen Komödie des Dante gewünscht hat", gab er 1763 in seinen „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" auf 180 Seiten einen im Ganzen recht verständigen Auszug des göttlichen Gedichts. Im Jahr 1795 folgten die noch immer unübertroffenen metrischen Auszüge A. W. Schlegel's und 1809 die erste Ausgabe von Kannegießer's Uebersetzung.

Fast ein Jahrhundert älter als Ciangulo's erste Ausgabe des Originaltextes ist indeß die älteste Spur von Studium der „Divina commedia", welcher ich in der deutschen Literatur begegnet bin; sie findet sich in den Anmerkungen zu A. Gryphius „Sterbendem Papinian" (1659, Vers 704), wo ein Theil des zwölften Gesangs des „Inferno" übersetzt ist.

Ein weiteres Jahrhundert rückwärts beschäftigte man sich am äußersten Südwestende von Deutschland mit einer später fast vergessenen Schrift Dante's. Im Jahre 1559 gab Hieronymus Fricker bei Oporinus in Basel zum ersten mal das Büchlein „Von der Monarchie" heraus; mit dem seltsamen Irrthume jedoch, daß es die Arbeit eines zweiten Dante sei, der zu Ende des 15. Jahrhunderts gelebt und zu Angelo Poliziano in freundschaftlicher Beziehung gestanden habe. Noch in demselben Jahre folgte, gleichfalls zu Basel, Johannes Heroldt's deutsche Uebersetzung des Buchs (bei Nikolaus Bischoff) und 1566 erschien, wieder bei Oporinus, eine von Schardius besorgte neue Ausgabe des lateinischen Textes. Weitere Wiederholungen folgten zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1609 und 1610) in Strasburg und Offenbach.

Den ersten Funken zu einem Studium der „Divina commedia" in Deutschland hat wol das Kostnitzer Concil ausgestreut. Auf den Wunsch eines Cardinals und zweier englischer Bischöfe (darunter Halam von Salisbury) verfaßte Johannes aus dem zur Republik San-Marino gehörigen Städtchen Serravalle, Bischof von Fermo, in demselben Jahre, in welchem Hieronymus von Prag vor den Thoren von Konstanz den Feuertod erlitt, einen umfassenden lateinischen Commentar über Dante's unsterbliches Gedicht.

In Deutschland mag dieser Funke wenig gezündet haben; jene beiden englischen Bischöfe aber erinnern an ihr Vaterland, wo schon im 14. Jahrhundert Chaucer die „Divina commedia" mit Vorliebe studirt und namentlich in den „Canterbury tales" benutzt hatte. Französische Uebersetzungen reichen mindestens bis in das 15. Jahrhundert und die spanische Uebertragung des „Inferno" durch Hernandez de Villegas wurde schon 1515 gedruckt.

Unter den Nachbarvölkern Italiens ist also dasjenige, welches dereinst am tiefsten in die Geheimnisse des wunderbaren Gedichts eindringen sollte, am spätesten zu dessen Studium gelangt.

Von diesen Säcularerinnerungen kehren wir zu dem laufenden Jahr zurück, von dem wir ausgegangen sind. Es bietet uns zwei Büchlein, die selbst wieder, noch mehr vielleicht als durch ihren unmittelbaren Inhalt, durch die Erinnerungen anregen, welche sie für das deutsche Dante-Studium erwecken.

Professor Fabbrucci in Berlin hatte schon 1837 die Brocchi'schen Briefe über die „Divina commedia" abdrucken lassen, die zuerst Venedig 1797 und dann Mailand 1835 erschienen waren. Im laufenden Jahre hat nun B. K. S. in Bonn eine Uebersetzung dieser Briefe herausgegeben und Fabbrucci die Exemplare seines frühern Drucks mit einem einleitenden Zusatz von 24 Seiten neu versehen.

Dem kleinen Buche möchte mit so häufiger Wiederholung in der That zu viel Ehre geschehen. Es ist, wie schon die Jahreszahl seines ersten Erscheinens, noch mehr aber der Umstand vermuthen läßt, daß diese Briefe angeblich an eine englische Dame gerichtet sind, von Herzen oberflächlich und ich wüßte auch nicht Einen neuen und fruchtbaren Gedanken namhaft zu machen, der mir auf den 200 Seiten begegnet wäre. Die geschwätzig lobpreisende Darstellung wird durch die vielfachen Beziehungen auf die uns völlig entfremdete poetische Literatur jener Zeit, besonders die englische, nur noch ungenießbarer. Geht doch Brocchi's taktloser Ungeschmack so weit, daß er seiner Schülerin sogar empfiehlt, Bettinelli's berüchtigte „Lettere Virgiliane" zu lesen; zu geschweigen, daß er von Pope's Uebersetzung zu rühmen weiß, „sie übertreffe den Homer in der That oft und eile ihm um ein gut Stück voraus". Den beiden letzten und ohne Vergleich schönsten Drittheilen des Gedichts werden zusammen nur 75 Seiten zugestanden und dabei fehlt es denn gleich zu Anfang nicht an den um jene Zeit herkömmlichen Klagen, „daß die Poesie an dieser Stelle («Purgatorio», XVI!) mit der Theologie kämpfe und davon so ungestalten werde, daß man Mühe haben würde, in ihr überhaupt noch Poesie zu erkennen". Drei Terzinen jenes Gesangs (Vers 85—93) führt Brocchi als „die einzige Blume an, die man in der dürren Oede Dante'scher Metaphysik antreffe". So dürfe sich denn leider die Theologie nicht rühmen, durch Dante „im poetischen Blumenschmucke aufzutreten, wie bei den Lateinern die Astronomie in den Versen des Manilius zeigte". Von der hinreißenden Schilderung des Stroms seliger Geister und seiner Blütenufer („Paradiso", XXX, 61) heißt es: „Großartige und erhabene Gegenstände, wo die Poesie in ihrem ganzen Lichte strahlen könnte; aber mit einer solchen Kälte und einer solchen Ideenarmuth behandelt, daß man Dante nicht wiedererkennt." Inzwischen entschuldigt Brocchi den Dichter, „dessen Phantasie, statt sich im «Paradiso» zu kräftigen und zu beleben, kläglich leer dahingehe und verlische", dadurch, „daß schwerlich ein Dichter für diesen Gegenstand Stoff finden könne, um damit 33 Gesänge auszufüllen, ohne den Leser zu langweilen, wie es doch Dante zu sehr thue".

Von einem Panegyriker, der so wenig Pietät für seinen Helden hat, läßt sich vermuthen, daß er ihm auch nicht immer die zum richtigen Verständniß erfoderliche Aufmerksamkeit angedeihen lassen werde. An solchen Fehlgriffen fehlt es denn in der That nicht, wie wenn Brocchi am Schluß des dritten Gesangs des „Inferno" Dante sich zum Schlafen „ins Gras legen", oder ihn („Purgatorio", XXVIII) über „den kleinen Bach Lethe hinüberspringen" läßt u. dgl. m. Ueberhaupt sind ähnliche, den Stil verletzende Trivialitäten und Ungenauigkeiten nicht selten; spaßhaft unter Anderm die verunstaltende Relation von Tibull's (I, 3, 61) Schilderung der Unterwelt: „Diese Gefilde sind hier und da mit Akazienbosquets bewachsen, in denen man die Vögel zwitschern hört."

Das bisher Gesagte ist nicht eben angethan, der Brocchi'schen Schrift zu besonderer Empfehlung zu gereichen. Inzwischen beweisen die wiederholten Auflagen und die Uebersetzung, daß es ihr nicht an Erfolg gefehlt hat, und diese auffallende Erscheinung erklärt sich durch den gänzlichen Mangel an einer anregenden und belehrenden Einleitung in das Studium der „Divina commedia". Wer auch glücklich der Langeweile Trotz geboten, welche sich über die nüchternen Auszüge unserer Literargeschichten, wie der von Ginguené oder Ruth, hinbreitet, ist darum dem Verständniß des Gedichts noch um nichts näher gerückt und gewiß alles Andere eher, als zu eigenem Durchforschen angeregt. Brocchi's Briefe lesen sich in ihrem leichtfertigen Geplauder nicht unangenehm, ja selbst in dem Aerger über so manche Verkehrtheiten, den sie hervorrufen, liegt etwas Pikantes, und eröffnen sie auch keinerlei tieferes Verständniß, so sind sie doch wohlgeeignet, Verlangen nach dem besprochenen Dichterwerke selbst zu erwecken.

Schwerlich würde dies untergeordnete Verdienst mich bewogen haben, das Büchlein hier zu besprechen, wäre ihm nicht jetzt eine Beigabe hinzugefügt, die, wenngleich sie nur 15 Duodezseiten füllt, um Vieles schwerer wiegt als die ganze Brocchi'sche Schrift, ich meine Schelling's Abhandlung „Ueber Dante in philosophischer Beziehung", welche im „Kritischen Journal der Philosophie" 1803 erschienen und meines Wissens seitdem nicht wieder abgedruckt ist, von welcher Fabbrucci aber nun eine italienische Uebersetzung beigibt.

In das Eigenthum der Lesewelt, selbst der bessern, übergegangen ist von dieser Abhandlung bisher wol wenig mehr als das oft wiederholte Wort, daß Dante's „Inferno" plastisch, das „Purgatorio" malerisch und das „Paradiso" musikalisch sei; aber der Umstand allein schon, daß Schelling, wenn auch erst achtundzwanzigjährig, doch bereits seit Jahren Verfasser der „Weltseele", der „Naturphilosophie" und des „Transscendentalen Idealismus" von Dante's Gedichte aussagte, es sei „kein einzelnes Werk eines besondern Zeitalters, einer besondern Stufe

der Bildung, sondern urbildlich durch die Allgemeingültigkeit, die es mit der absolutesten Individualität vereinige, durch die Universalität, vermöge der es keine Seite des Lebens und der Bildung ausschließe, durch die Form endlich, welche nicht besonderer Typus, sondern Typus der Betrachtung des Universums überhaupt sei", dieser Umstand allein schon mußte hinreichen, das Samenkorn der Dante-Studien in Deutschland tiefere Wurzeln und bei den ernstern Gemüthern die tiefsten schlagen zu lassen.

Diese Anregung nach Verlauf von 52 Jahren wieder aufgefrischt, sie durch Uebertragung in die eigene Sprache des Dichters auch Denen zugänglich gemacht zu haben, die sie nicht deutsch zu lesen wissen, war gewiß ein dankenswerthes Unternehmen. Unzweifelhaft wird der Erfolg ein förderlicher sein, wenn auch die Uebersetzung im günstigsten Fall nur annähernd gelingen konnte. Die Prägnanz des Schelling'schen Ausdrucks, die Schärfe seiner philosophischen Kunstsprache muß nothwendig in der Uebertragung abgestumpft werden, am meisten, wenn es sich um Uebertragung in eine Sprache handelt, die nach dieser Richtung hin noch nicht ausreichend durchgebildet ist. Inzwischen hat der Uebersetzer — S. VII bezeichnet ihn als einen Freund von G. B. Niccolini, dem Urheber des dort abgedruckten kurzen Avvertimento — das Möglichste geleistet, insbesondere eigentlicher Misverständnisse nur sehr selten sich schuldig gemacht. Eines der schlimmsten ist, daß S. XVIII aus Schelling's Worten („Kritisches Journal", S. 45): „Dante's erster Eingang in den «Inferno» geschieht ohne einen unpoetischen Versuch, ihn zu motiviren oder begreiflich zu machen", das gerade Gegentheil gemacht ist: „— avviene — con un poetico tentativo di motivarlo." Auf derselben Seite sind sich einer Sache begeben (auf sie verzichten) und sich ihr hingeben (abbandonarsi), sowie (S. XIX nochmals) Beglaubigung und Glauben (credenza), S. XXI mäßigen und messen (misurare) miteinander verwechselt. Daß dagegen S. XXII Picarda und Costanza „tre sorelle" genannt werden, ist ein einfaches Versehen.

Führt uns Schelling's Aufsatz in die Jugendjahre eines der größten Denker deutscher Nation zurück, so spricht in einem zweiten, gleichfalls im laufenden Jahre erschienenen Buche ein hochverehrter Veteran zu uns, der, wie die Vorerinnerung berichtet, „abgezogen von der Welt, sich seit 50 Jahren mit dem Studium des Dante angelegentlich beschäftigt hat".*) Als ich, nun auch schon vor länger als einem Vierteljahrhundert, zaghaft nach dem Verständniß der „Divina commedia" rang, fühlte ich mich durch die Mittheilung eines Freundes ermuthigt, Schlosser habe, ich denke neun mal, das Gedicht durchgelesen und jedesmal mit dem Bekenntniß, es nicht verstanden zu haben, das Buch aus der Hand gelegt; erst beim zehnten mal habe er den Zusammenhang dieses Zaubernetzes tiefsinniger Gedanken erkannt, und seitdem vergehe kein Jahr, daß er nicht an des Dichters Hand die drei Reiche des Jenseits mit immer wachsendem Genusse durchwandere. Wie erquicklich lautet es nun, den Mann, der mehr vielleicht als irgendein Anderer die tiefsten Blicke in das weite Gebiet der Weltgeschichte selbsteigenem Quellenstudium verdankt, erzählen zu hören, wie er, achtzigjährig, „in dem paradiesischen Linthal" (im stachelberger Bade) und sonst in Dante's Geleit „gemüthliche Betrachtungen über Liebe und Leben, über verständige Lebensweisheit und inneres Schauen und Betrachten des göttlichen Wesens und des innern Zusammenhangs aller Erscheinungen der Welt" gepflogen habe, die er hier aneinandergereiht uns mittheilt. Welche Fülle von geistigen Schätzen muß aber der Dichter zu bieten haben, in dessen Lied mit gleicher Vorliebe, wie der achtundzwanzigjährige Schelling, so der achtzigjährige Schlosser sich versenken!

Von den fünf Aufsätzen, die hier zusammengedruckt sind, war schon der älteste (der 1824 unter dem Titel „Ueber Dante" erschien) die Frucht zwanzigjähriger Studien; die beiden jüngsten („Ueber den Zusammenhang der «Vita nuova» mit der «Divina commedia»" und „Dante's Erklärer") gehören den zwei vorigen Jahren an und werden meines Wissens hier zuerst mitgetheilt. Aus den Jahren 1830 und 1833 stammen die „Briefe über die sechs ersten Gesänge des Paradieses" und der Bericht über Rossetti's Bearbeitung des „Inferno", welche beide aus dem „Archiv für Geschichte und Literatur" schon bekannt waren. Unter den bereits gedruckten am meisten umgearbeitet ist der älteste Aufsatz, aus dem ich in seiner jetzigen Gestalt ungern den Bericht über den Inhalt der „Vita nuova" (S. 9—14 der ersten Ausgabe) vermisse. Vergleichsweise vom geringsten Interesse scheint mir der das Buch eröffnende zu sein, der großentheils Mittheilungen aus dem literarischen Anhange des 1843 vom Brescianer Picci herausgegebenen Buchs „I luoghi più oscuri" bietet. Einestheils ist dies Verzeichniß durch die ohne Vergleich vollständigern Arbeiten des verstorbenen Colomb de Batines gänzlich antiquirt; sodann sind Picci's Nachrichten nicht immer zuverlässig, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 27 (bei Picci S. 276) eine Abhandlung von mir aufgeführt wird, die mir wenigstens unbekannt geblieben ist. Für die Perlen der Sammlung halte ich die beiden Aufsätze: „Dante's Erklärer" und die „Briefe über die sechs ersten Gesänge des Paradieses".

Ueber den bunten Meinungsstreit unter den Erklärern Dante's sagt Schlosser ebenso wahr als schön (S. 44):

> Die vielfachsten Deutungen eines so umfassenden Gedichts wie die „Divina commedia" können zu gleicher Zeit für ganz verschiedene Geister und Gemüther wahr sein, und es kommt sehr wenig darauf an, was der Dichter selbst gedacht und gemeint hat, denn er ist nur Organ des höhern in der Menschheit lebenden und in und durch Einzelne erscheinenden Geistes, und sein Werk ist als freie Schöpfung vieldeutig, wie die göttlichen Schöpfungen der Außenwelt.

Dieser anerkannten Vieldeutigkeit ungeachtet und selbst durch sein Interesse für den carbonarischen Visionär Rossetti unbeirrt, erklärt sich aber Schlosser mit vollem Rechte

*) Dante-Studien von F. Chr. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, Winter. 1855. S. 1 Thlr. 10 Ngr.

gegen die nüchtern politischen oder socialen Auslegungen so vieler neuern Interpreten. Picchioni, Ponta und Giuliani, deren Schriften dem Verfasser nicht bekannt scheinen, wären ihm gegen jene durchaus prosaischen Verirrungen willkommene Bundesgenossen gewesen.

Die „Briefe über die sechs ersten Gesänge des Paradieses", die sich wol ohne erhebliche Schwierigkeit mit der Abhandlung „Ueber Dante" (S. 106—108) hätten verschmelzen lassen, beginnen im Grunde (S. 235) schon mit dem achtundzwanzigsten Gesange des „Purgatorio" und gewähren eine leicht zu erfassende, lebhaft anregende Einführung in die räthselreichen Belehrungen des Dante'schen „Paradiso". Daß der gefeierte Universalhistoriker mit Dante's Darstellung der Weltgeschichte und deren Nutzanwendung auf die Zeit des Dichters (S. 306) abbricht, ist zwar begreiflich, aber darum nicht minder die weite Kluft zu beklagen, welche diese Briefe noch von Göschel's tiefsinnigem und beziehungsreichem Commentar über drei von den letzten Gesängen des „Paradiso" trennt („Dante's Osterfeier", Halle 1849). Außer dem Schreibfehler, der (S. 250) im Ptolemäisch-Dante'schen Weltsysteme zwei Krystallhimmel statt eines annimmt, ist mir (S. 270) die durch ältere Commentatoren allerdings verschuldete Verwechselung des bekannten Hauptes der florentiner Schwarzen, Corso Donati, mit dem Glossator der Justinianischen Rechtsbücher, Francesco d'Accorso, aufgefallen.

Dem Berichte über Rossetti, der nach einer kurzen Einleitung (S. 117—126) nur referirenden Inhalts ist (S. 127—214) und die spätern, noch viel seltsamern Werke Rossetti's („Spirito antipapale", „Poesia amorosa" u. s. w.) unberücksichtigt läßt, ist eine Besprechung meiner Ausgabe von Dante's Briefen beigefügt (S. 214—225). Die Zweifel, welche der Verfasser hier (S. 224) über die Echtheit des berühmten Widmungsbriefs an Cangrande della Scala äußert, scheint er zwar an einer andern Stelle (S. 230) wieder aufgegeben zu haben; doch ist es den Lesern vielleicht nicht unwillkommen zu hören, was über diesen Streit inzwischen in Italien geschrieben ist.

Schon 1819 hatte der treffliche Scolari, einer der ältesten und eifrigsten Dantophilen Italiens, diese Dedication des „Paradiso" für unecht erklärt. Die Gegenausführung, die ich in meiner Ausgabe der Briefe (1827) gegeben und die bei den italienischen Schriftstellern (Picci, Torri, Torricelli u. s. w.) Beifall gefunden hatte, suchte er (1844) in seinem Wiederabdruck der Perrazzini'schen „Notae zur Göttlichen Komödie" (S. 14—65) ausführlich zu widerlegen. Seine Gründe waren in der That so bestechend, daß Picci (1846) seine frühere Erklärung zu Gunsten der Echtheit zurücknahm. Schon im nächsten Jahr entdeckte indeß der Pater Giovanni Battista Giuliani — vielleicht der gründlichste unter den jetzt in Italien lebenden Dante-Forschern — ein hochwichtiges Zeugniß Filippo Villani's zu Gunsten der Echtheit, worüber er in der venetianer Zeitung vom 16. October 1847 berichtete. Scolari antwortete in der Nummer vom 25. Nun aber nahm ihm gegenüber der seitdem allzu früh verstorbene Pater Ponta in dem römischen „Album" die Fehde auf. Replik und Duplik blieben nicht aus und demnächst ließ Ponta den ganzen literarischen Briefwechsel zusammendrucken. Noch eingehender begründete die gleiche Meinung Giuliani in einem höchst sorgfältigen und verständigen Commentar über den Brief an Cangrande, der besonders erschienen zu sein scheint, mir aber nur in dem Journal der römischen „Arcadia" (CXVII, 65—105) vorliegt. Nun ruhte der Streit einige Jahre; das Amtsjubiläum meines verehrten Freundes, des Professors Blanc (29. September d. J.), veranlaßte mich indeß in einem lateinischen Sendschreiben (von dem nur 25 Exemplare gedruckt wurden) die wichtigen Argumente zu entwickeln, die sich aus einer alten Handschrift des Briefes ergeben, welche ich auf der münchener Bibliothek ermittelt hatte. Auch hierauf hat Scolari am 1. November d. J. („De Dantis epistola nuncupatoria ad C. gr. de Sc." — 50 Exemplare) geantwortet, und Giuliani bereitet, wie er mir mittheilt, eine neue Vertheidigungsschrift vor. Als seinen erheblichsten, noch unwiderlegten Grund betrachtet Scolari, daß es unziemlich erscheine, wenn Dante in seinem angeblichen Widmungsbrief den Besuch, den er, der Verbannte und Dürftige, dem veroneser Dynasten gemacht habe, mit dem der geschenkebringenden Königin Saba bei Salomo zusammenstelle. Worauf es aber dem Briefschreiber bei diesem Vergleiche allein ankam, war: hervorzuheben, daß er, gekommen, um sich durch eigene Wahrnehmung zu überzeugen, ob die rühmenden Berichte, die er über Cangrande vernommen, der Wahrheit entsprächen, gefunden habe, die Wirklichkeit übertreffe noch das Gerücht, genau wie Saba spricht: „Siehe, es ist mir nicht die Hälfte gesagt. Du hast mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht ist, das ich gehöret habe."

Ueber mancherlei beachtenswerthe Beiträge zur Dante-Literatur, die außerhalb Deutschlands 1855 erschienen sind, wie Lamennais' nachgelassene Uebersetzung, Tommaseo's sehr bereicherte und trefflich ausgestattete zweite Ausgabe der „Divina commedia", Gigli's „Studj" und Zani de' Ferranti's „Varie lezioni" zu berichten, findet sich vielleicht bald weitere Gelegenheit. **Karl Witte.**

Eine Reliquie von Johann Jakob Bodmer.

Nachstehender Brief Jakob Bodmer's, den ich unter den Papieren des als Schriftsteller bekannten Johann Michael von Löen gefunden habe, bietet mehr als einen interessanten Gesichtspunkt. Er läßt einen Blick thun in das einzig der Literatur geweihte Leben Bodmer's und zeigt einen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts mit seinen Entwürfen und Hoffnungen, mit seinen Bestrebungen, die ihn fast mit heftigerm Ungestüm fortreißen, als seine Umstände erlauben. Bodmer legt den Plan zu einer satirischen Arbeit vor, sie wird nicht vollendet: er sendet dem „Hamburgischen Patrioten" einen „Discurs", vielleicht besonders, weil er den „aufgesetzten Gewinnst zu erlangen hofft", der Aufsatz wird nicht ge-

druckt; er hat ein Schauspiel beendet, betitelt „Marc Anton und Kleopatren Verliebung", das schon der Neuheit der ungereimten Verse wegen hätte Aufsehen machen sollen, es bleibt ungedruckt; die Uebersetzung des „Paradise lost" endlich bleibt lange Zeit liegen, weil Bodmer von einer gleichen schon vollendeten und herausgegebenen Arbeit gehört hat, über die er übrigens, bezeichnend für die Literaturzustände, keine Gewißheit bekommen kann.

Wenn schon der Einblick in das selbst geschilderte literarische Leben Bodmer's Interesse erregt, so muß noch besonders in dem Briefe die auffallende Aehnlichkeit der Bestrebungen Bodmer's mit denen der heutigen Literaturperiode auffallen. Hier wie dort steht der Begriff fest, daß nur durch eine taktvolle Vermischung des Idealen mit dem Realen die Schönheit erzeugt werden kann. Allerdings waren die Vorwürfe der damaligen Zeit eingeschränkt auf moralische und gesellschaftliche Verhältnisse, Religion und Politik wurden nur leise berührt. Außerdem war jene Zeit in Betreff der angedeuteten Aehnlichkeit darin unähnlich, daß der Realismus die Oberhand gewonnen und jene Herrschaft eingenommen hatte, welche die bessern unserer Schriftsteller für die nächste Zeit auch ahnen und befürchten; deshalb war es besonders Bodmer's Aufgabe, das Gleichgewicht herzustellen durch die Vernichtung dieses poesielosen Realismus, und zu diesem Ende geißelte er die Darstellung der nackten Wahrheit. Wie weit die Verirrung gehen kann, zeigt er in der mitgetheilten Probe aus seinem Schauspiele, wo der psychologischen Wahrheit zu Ehren Kleopatra eine Sprache führt, die einer Dame von „Demi-monde" Ehre machte. Auf der andern Seite greift Bodmer jenes Untergehen in Liebesschmerzen an, das als Gegensatz zum Realismus der Zeit auftauchte und später um sich griff, bis es seinen künstlerischen Abschluß durch Goethe fand, der gleichsam in „Werther's Leiden" sein „Bis hierher und nicht weiter" sprach, um aus dem Tode in das frische Leben hineinzuführen. Bodmer war nicht befähigt, durch ein selbständiges Werk die glückliche Verbindung des Realismus und des Idealismus zu zeigen; er gab dafür ein Musterbeispiel durch die Uebersetzung des „Paradise lost".

Die Proben aus dem Schauspiele Bodmer's haben noch insofern ein literarisches Interesse, weil sie einen der ersten Versuche in ungereimten Versen zu schreiben zur Kenntniß bringen. Es ist eigenthümlich, daß Bodmer in der in dem Briefe enthaltenen Vertheidigung dieser Schreibweise nicht das Beispiel der Alten erwähnt, deren Einfluß mehr als jene angegebenen Gründe die ungereimten Verse hat aufkommen lassen. **A. von Löen.**

Johann Jakob Bodmer an Johann Michael von Löen.

Hochedler Herr!

Ich rechne für die vornehmste Gefälligkeit, welche ich von Ihrem hochgeschätzten Freunde Herrn Goll Zeit seiner Anwesenheit in der Schweiz empfangen, daß er mir Ew. Hochgeboren Charakter beschrieben, wodurch er mir alsobald eine strenge Begier, dero nähere Kundschaft zu haben, eingedrücket, welche seitdem so angewachsen, daß sie mich jetzo antreibet, mich um Ew. Hochgeboren Freundschaft mit dieser Zuschrift zu bewerben. Wiefern ich derselben würdig sei, mögen Sie selbst aus Dem, was ich Ihnen von meinen geliebtesten Beschäftigungen erzählen werde, Ihren Sinn über diesen Punkt zurechtsetzen. Wenn Sie die allhier ausgegangene moralische Discurse der metaphorisch genannten Mahler (von welchen Hr. Andrae Buchhändler selbiger Stadt noch eine Anzahl bei der Stelle liegen hat) betrachtet haben, werden Sie sich schon etwelchen Begriff von meinem Gemüth und Geist zu machen wissen, maßen ich an vielen Stücken dieses Werks als Autor Theil habe, zu dem Ganzen aber meine Beipflichtung gegeben.

Ich entdecke Ihnen dieses desto lieber, weil ich weiß, daß auch Ew. Hochgeboren ehemals mit einem Vorsatz nach der Art des „Spectator" zu schreiben, welchen die Mahler zum Muster genommen, Ihre Gedanken beschäftiget, daher Sie von unserer Ausführung eines gleichen Vornehmens desto besser befugt sind zu urtheilen. Diese Schrift hat veranlaßt, daß vor etlichen Monaten ein leipziger Buchhändler an die Autores geschrieben, etwas auf gleichen Schlag für die Sachsen anzufertigen, für welches er sich zum Verleger anbot. Um ihm zu willfahren, sind sie mit dem Gedanken begriffen, unter dem Charakter des Phantasten, worunter sie einen wunderlichen Kopf mit reicher Phantasie verstehen. die menschlichen Sitten, sonderbar absonderliche Gewohnheiten und Moden der Sachsen zu beschauen, zu welchem Ende sie auf folgende Materien und Formen gerathen sind: „Sokratische Gespräche, daß die Tugend leichter als das Laster"; „Der scheue Mensch"; „Harangue des Hasen von dem Jagen"; „Vergleichung der Geschminkten mit einer opere tesellato"; „Vom Lachen in der Gesellschaft"; „Gleichheit der Koch- und Redekunst"; „Historiographen einer Familie"; „Vom Dutzen"; „Vom Trinkieren"; „Vom Duell"; „Komödie, deren Actores stumm"; „Commentarius über den Kuh-Reigen, ein Lied, das die bloße Natur ohne Hülfe der Kunst gedichtet hat"; „Todtenbill der Aramena oder Verzeichniß der Krankheiten und Wunden, welche die Personen dieses Romans von der Liebe empfangen haben".

Wenn Ew. Hochgeboren dieses Vorhaben gefällt, so geruhen Sie es mit Ihren Begriffen und Phantasien zu bereichern. Ihnen wird ohne Zweifel des „Hamburgischen Patrioten" gleichmäßige Arbeit und erworbener Ruhm bekannt sein; ich wollte, daß ein gescheuter Kopf die Mühe nähme, eine parallele Vergleichung der Mahler und des Patrioten mit einem kritischen und moralischen Gemüthe zu schreiben, welches keine unnützliche Arbeit sein würde. Ich habe ihm auf seine Aufsetzung eines Gewinnstes für Denjenigen, welcher seiner Art zu schreiben am nächsten kommt, einen Discurs zugesandt, meine Stärke an diesen zu versuchen. Ich beweise zuerst, daß dem schönen Geschlecht von den Unsern unrecht geschehen, daß wir als ein Gesetz aufgebracht, daß die Weibsperson in dem Freien nur defensive gehen solle und sich nicht selbst antragen dürfe: hernach kritisire ich den poetischen Milton, weil er der Eva Liebesvertheidigung mit Adam eben auf demselben Schlag, welchen ich misbillige, beschrieben hat. Ich habe ehemals ein Schauspiel geschrieben, betitelt: „Marc Anton und Kleopatren Verliebung", darin ich dieser Königin einen solchen Charakter gab, welcher sich von der gemeinlichen Gewohnheit losreißt, die zu einem Gesetze macht, daß das Frauenvolk aus einer angeborenen Bescheidenheit sich erst sperren und sträuben müsse, ehe sie sich ergeben. Ich kann mich nicht enthalten, eine Scene daraus niederzuschreiben.

Anton.

Heil sei mit dir, anmuth'ge Königin,
Der ich doch nur mit Zittern nahe trete,
Aus Furcht, daß die Verheißung ihrer Liebe,
Die während dem Banket ihr Mund mir gab,
Nichts als ein Traum von meiner Phantasie.

Kleopatra.

O eitle Furcht, so dich vergebens quälet,
Jedoch mich sanft ergötzt als deiner Liebe Wirkung.
Ich liebe dich, Anton, und wenn daß du mir nicht

Mit deiner Lieb' Erklärung vorgekommen,
So hätt' ich wider der Gewohnheit Sitten
Dir ohne schlimme Scham die Neigung vorgetragen,
Die mit nicht mind'rer Hitz' in meinem Busen wallet.
Sollt' ich mir selbst so Feind sein, daß ich mich
Um den Geliebten nicht bewerben sollte;
Sollt' mir verboten sein, das Gut zu suchen,
Deß seliger Genuß mich glückhaft machet?
Nachdem du nun zuerst dein Herz mir angeboten,
So hab' ich mich mit widersinn'gen Worten
Nicht spröde widersetzt es anzunehmen,
Das ich ja wünschte, sondern es mit meinem,
Mit meinem liebenden, getreuen Herz vergolten.
(Die Frauen, die sich sträuben, sind so listig,
Um der Verliebten Sehnsucht zu vermehren.)
Ich bin nicht so barbarisch, noch so stolz,
Daß ich Den, den ich liebe, quälen wollte,
Ich lieb' und berge nicht die Größe meiner Flammen.
Das mächtige Bemühen meiner Liebe
Ist gnugsam, dein Verlangen zu erhöhen,

Anton.

Die Schönste, Freundlichste, die Beste liebt mich.
Wie, diese heit're Stirn, die wohlberedten Augen,
Das Antlitz einer Göttin, diese Lippen
Und dieser ganze wohlgetrag'ne Leib
Ergeben sich, um mich in den Genuß
Der höchsten Wollust einzusetzen? Himmel!

Kleopatra.

Nachdem dir mein Gemüth gewidmet ist, kann sich
Der schlecht're Theil, der Leib, dir auch nicht vorenthalten.

Anton.

Die Worte sind zu schwach, um auszudrücken,
Welch neues Leben mein Geblüt begeistert,
Das seine Kraft aus deinem Athem zieht. (Er küßt sie.)

Kleopatra.

Die Seele steigt auf die vereinten Lippen
Und fährt von mir zu dir, von dir zu mir.

Anton.

Die erste Liebe, die mein Herz zu Rom
Bemeisterte, hat auch die Hochzeitsnacht
Mein Blut mit keinem so gewaltsamen Ergötzen
Gerührt, als nun ein Kuß von diesem Mund.
Das Leben, welches ich zuvor gelebt,
Ist nur ein leichter Tod, zu dem verglichen,
Das ich hinfür, von dir geliebet, leben werde,
Und ungeliebt von dir begehr' ich nicht zu lieben.

Kleopatra.

Urtheile bei der Stärke deiner Liebe,
Wie heftig meine gegen dich muß sein,
Nachdem ich als ein Weib von mind'rer Kraft
Zu widersteh'n; von einem härtern Zeuge,
Der leichter Feuer fängt und länger nähret.

Anton.

Laß uns demnach, dieweil der Vesperstern
Das Zeichen von des Abends Nähe gibt,
Von diesem off'nen Platz abseits entweichen,
Der Liebe und des süßen Liebesspieles
Vollauf und ohne Sparen zu genießen.
Die Venus liebt des Abends dunkle Schatten
Und den geheimen Ort der Einsamkeit.

Kleopatra.

Dein buhlerischer Vorsatz blicket helle
Aus deiner Augensterne reichen Schlägen;
Ich folge dir gutwillig, sonder Spreizen
Und schlage die solennen Liebessitten
Nicht widersinnig aus: so heißt mich meine Liebe
Und die Natur, was immer die Gewohnheit
Und angenomm'ne Meinung sagen mag.

Vielleicht werden Ew. Hochgeboren viel Unrichtiges in dem Gebilde dieser Verse finden; aber eben dieses wird uns Materie zu unserm folgenden Briefwechsel leihen. Daß ich keine Reime gebraucht habe, sind drei Hauptursachen. Erstlich verlieren sie sich in langen Versen und wo sie weit voneinander entfernt stehen. (Sie sind eine Monotonie, folglich nicht musikalisch, daher die Componisten in der Musik gleiche Reime nicht mit gleichen Noten bezeichnen.) Man schneide die Reime nur von dem Verstand der Verse ab, so wird sichtbar werden, daß sie nichts Ergötzliches haben.

Ich gebe indessen zu, daß die Ohren, die daran gewöhnt sind, nicht anders denken, als ob einem reimfreien Gedichte etwas mangele, aber das hat nicht mehr zu bedeuten, als daß es einem Menschen, der in dem Geräusch eines Schmiedehammers oder eines Wasserfalls erzogen worden, fremd vorkommt, wenn er von da in die Stille versetzt wird. Denen, welche den Reim rechtfertigen wollen, steht zu, daß sie nicht nur die Gründe, daß die Reime kein musikalisch Ergötzen schaffen, umstoßen, sondern hingegen beweisen, daß der Reim dem Gehöre ein sanftes Ergötzen bringe.

Aber die reimweis schreiben, machen
Stets einen Vers aus andern Sachen,
Der für den Sinn, der für den Reim
Wird ja für einst genugsam sein.

sagt Hudibras in seiner Knittel-poesia; und an einem andern Ort:

The rhyme the rudder is of verses
With which like ships they steer their course.

das ich in dem „Froschmäusler“ also übersetzt finde:

Der Reim bezeichnet auch die Straß'
Und fährt auf dem Gedicht umher,
Als ob's des Dichters Steuerholz wär'.

Jemand hatte mir gesagt, daß schon vor etlichen dreißig Jahren Gottlieb von Berg Milton's „Paradise lost“ unter dem Titel „Verlustiges Paradies“ in lauter dergleichen reimfreie, fünffüßige Verse, wie die in meinem Drama sind, übersetzt habe. Ich stelle diesem Werke schon längst, wiewol vergeblich, deswegen nach, weil ich seit etlichen Jahren an einer Verdeutschung dieses Gedichts in ungebundener Rede gearbeitet habe, sonder was von einer andern Uebersetzung zu wissen, und sie schon wirklich zu Ende gebracht, also daß mir nichts als ein Verleger mangelt. Ursprüngliche Heldengedichte von der Güte des Milton'schen sind in deutscher Sprache nicht zu finden, doch ist mir von einem geschmackvollen Kenner des Herrn von Hochberg „Ottobert“ so hoch gelobt worden, daß ich meiner Begierde danach nicht widerstehen kann, so mich treibet, Ew. Hochgeboren mit ein wenig Grobheit aufzutragen, daß Sie dieses Gedicht, so bei uns nicht zu finden und etwas rar ist, für mich aufbringen. Unter den heutigen Poeten hat Herr Pietsch ein gutes Talent für die Epopöe, Herr König ist nicht minder geschickt. Ich habe diesem Letztern, der mir sehr gewogen ist, jüngst den Entwurf eines Schauspiels zugesandt, welches Inhalt Lamech Polygamos, denn ich gedenke durch die Neuigkeit der antediluvianischen Charakter diesem Stücke seine größte Schönheit zu schaffen. Wenn ich diesen Riß nicht ausarbeite, wird nicht mein Wille, sondern der Mangel müßiger Stunden und Aufmunterung davon Ursache sein. Meine Neigung zu dergleichen Arbeiten reißt mich fast mit heftigerm Ungestüm fort, als meine andern Umstände erlauben.... Aber es ist Zeit, daß ich einmal einen so langen Brief, wie dieser ist, schließe, welches ich nach

einer aufrichtigen Bekenntniß thun will, daß ich stets verbleiben wolle als

Ew. Hochgeboren
gehorsamster Diener
Johann Jakob Bodmer auf dem Großberg.
Zürich den 12. Jenner 1729.

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

1. Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. von Wilhelm Gottlieb Soldan. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Geschichte der Protestanten Frankreichs, seit dem Anfang der Reformation bis zur Gegenwart, von G. de Felice. Aus dem Französischen übertragen von Karl Theodor Pabst. Leipzig, F. Fleischer. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Sieben Bücher französischer Geschichte. Nach gedruckten und handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen von Friedrich W. Ebeling. Erster Band: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz' I. bis zum Tode Franz' II. Tübingen, Fues. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei der lebendigen, fast fieberhaften Theilnahme Deutschlands an der französischen politischen Geschichte war uns dessen geringes Interesse an der des französischen Protestantismus, an welche uns doch allein schon die vielen unter uns lebenden Namen seiner Bekenner täglich erinnern, oft aufgefallen. Denn während dem Referenten allein die englischen Bearbeitungen dieser Geschichte von Laval, Browning, Smedley, Mrs. Marsh vorliegen, hat er sich, da die rohe Compilation von Rambach nicht als eine solche gelten kann, vergeblich nach einer deutschen umgesehen, für welche doch in dem Leben Calvin's von Henry, in den Biographien Beza's von Schlosser und Baum, in der „Geschichtlichen Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat" von Weber u. s. w. sehr werthvolle Vorarbeiten und Aufschlüsse sich finden. Aber nicht blos ein geringes Interesse an dem französischen Calvinismus, wie wir ihn zur Unterscheidung von dem lutherischen Protestantismus in Frankreich nennen, glauben wir in Deutschland gefunden zu haben, sondern auch ein Verkennen desselben, welches, weil von achtbaren Männern der Neuzeit und Gegenwart ausgesprochen, doch unmöglich aus den polemischen Pfützen Westphal's, dem seine Blutzeugen für „Märtyrer des Teufels" galten und welcher Calvin an der Läusekrankheit sterben läßt, geflossen sein kann. So redet Schiller von einer „der Sinnlichkeit Martern auflegenden, die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladenden Religion"; so hat noch in neuester Zeit ein berühmter Historiker von Calvin's „Institutio" behauptet, daß sie „Quelle und Ursprung alles später Europa zerreißenden revolutionären Stoffs geworden" sei, und ein gleich berühmter Gottesgelehrter auf die bilderfeindlichen Calvinisten die Stelle des 106 Psalms: „Und sie vertauschten ihre Ehre gegen das Gleichniß eines Ochsen, der Gras isset", angewendet! Nicht zu reden von dem gewohnten Ergusse confessionellen, patriotischen und politischen Parteigewissens eines gefeierten Kanzelredners, welcher jener Wolke calvinistischer Blutzeugen in Frankreich, den Niederlanden, in England und Schottland durch die Behauptung, daß kein Land eine solche Menge Märtyrer aufzuweisen habe als Deutschland, das Herz von Europa, die Wiege der Reformation, die schuldige Anerkennung zu entziehen suchte. Wenn uns auch objective Gerechtigkeit bei mehrjähriger Beschäftigung mit dem französischen Calvinismus die in jenen Aussprüchen enthaltene relative Wahrheit erkennen läßt, so müssen wir ihnen doch, so kategorisch, schroff und unentwickelt aufgestellt, alle historische Berechtigung versagen und können nicht umhin, sie apriorischen Constructionen geschichtlicher Momente, deren weitere und tiefere Quellen aufzusuchen es am Willen oder Vermögen fehlt, anzureihen.

Jener Mangel hat uns die vorliegenden Werke schon ihren bloßen Titeln nach als nützlich freudig begrüßen lassen. Die nähere Einsicht in die beiden erstgenannten Werke wenigstens gibt uns aber die vollends wohlthuende Ueberzeugung, daß sie ganz besonders geeignet sind, der Verkennung des französischen Calvinismus zu begegnen.

Nr. 1. Im Allgemeinen glauben wir eher zu wenig als zu viel zu sagen, daß Soldan's Werk für die Geschichte des französischen Calvinismus uns gibt, was Ranke's anerkanntes Meisterwerk: „Französische Geschichte", uns für die politische Geschichte Frankreichs gegeben hat. Unsere durch Soldan's frühere Leistungen auf dem historischen Gebiete, nämlich durch seine Aufsätze in den Jahrgängen 1849 und 1854 des „Historischen Taschenbuch": „Wie Navarra spanisch ward" und „Frankreich und die Bartholomäusnacht", von der gegenwärtigen Geschichte sehr gesteigerten Erwartungen müssen wir gleich von vornherein als völlig befriedigt erklären. Um mit dem von ihm benutzten geschichtlichen Stoffe zu beginnen, so hat dessen Reichthum uns fast in Erstaunen gesetzt und zu der Annahme geführt, daß der Verfasser, dessen persönliche Verhältnisse uns ganz unbekannt sind, sich in der so seltenen glücklichen Lage befindet, auf die Herbeischaffung seines Materials die erfoderlichen Mittel an Zeit und Geld verwenden zu können, namentlich zu Reisen nach entfernten Archiven und Bibliotheken für Gewinnung handschriftlicher Quellen. Unsere schon erwähnte Beschäftigung mit dem gleichen Gegenstande berechtigt uns in dieser Beziehung zu einem nicht ganz unsichern, gewiß aber über die Arbeit unsers Nebenbuhlers unbefangenen Urtheile, welches wir mit Unterdrückung aller Eigenliebe dahin abgeben, daß wir wol kaum eine uns bekannte Quelle vermißt haben, dagegen aber auf mehre zum Theil sehr bedeutende Quellen geführt worden sind, die uns theils unzugänglich, theils sogar unbekannt waren. Sie sind ebenso handschriftliche als gedruckte. Jene hat der Verfasser unter Andern aus der kaiserlichen Bibliothek zu Paris sich zu verschaffen gewußt, und was diese betrifft, so verschmäht er dieselben keineswegs mit historiographischer und diplomatischer Vornehmthuerei, hinter welcher sich nicht selten eine tüchtige Dosis Bequemlichkeitsliebe versteckt, sondern erkennt mit Villemain, daß „in den alten gedruckten Folianten noch unglaublich viele Inedita stecken". Aber hiervon ab- und nur auf die vorliegende Geschichte gesehen, wie wäre sie, als die einer so gewaltigen, aus den Tiefen des Volkslebens aufsteigenden Bewegung und der gegen sie aus gleichen Tiefen und mit gleicher Gewalt sich erhebenden Reaction, vorzugsweise aus Gesandtschaftsberichten, Correspondenzen und Regierungsverordnungen zu schöpfen, wie es möglich, gegen die Aeußerungen dieses Lebens in fast zahllosen Flug-, Bitt- und Beschwerdeschriften, in Maueranschlägen sich abzuschließen? Unser Verfasser ist diesen Aeußerungen in den „Mémoires de Condé", den „Archives curieuses de l'histoire de France" u. s. w. mit eben solcher Mühsamkeit, Treue und Sorgfalt nachgegangen, als den geschichtlichen Thatsachen in alten Folianten und Quartanten und ihren oft versteckten Triebfedern und geheimen Factoren in Gesandtschaftsberichten und Privatcorrespondenzen, und hat auch die Mühe nicht gescheut, die von anerkannt glaubwürdigen und kundigen Geschichtschreibern, wie z. B. de Thou, im Auszuge gegebenen Verordnungen und Edicte in deren bändereichen, theils handschriftlichen, theils gedruckten Sammlungen unmittelbar aufzusuchen und nach ihnen zu ergänzen und zu berichtigen. Daß er auch die Arbeiten und Forschungen der 1853 zusammengetretenen „Société de l'histoire du protestantisme français", welche uns in deren „Bulletin" vorliegen, benutzt hat, versteht sich von selbst und wir erwähnen derselben weniger zum Beweise des Fleißes des Verfassers, als des erfreulichen Aufschwungs, den die geschichtliche Forschung auch in Frankreich genommen und auf seinen Calvinismus ausgedehnt hat.

Gehen wir nun auf die kritische Sichtung des Stoffs über, auf welche bei seinem Reichthume umsomehr ankommt, als, wenn mangelhaft, ein falsches, wenn aber gar nicht vorgenommen, eigentlich kein Bild, sondern nur eine rohe Compilation, ein wirres Gehäuf des Wahren und Halbwahren, des Sichern und Unsichern uns gegeben wird. Diese Sichtung entspricht jenem Reichthume, indem der Verfasser hier ebenso vielen Fleiß, Scharfsinn und glücklichen Takt, wir möchten hinzufügen, ebenso viele Treue, Besonnenheit und Nüchternheit zeigt, als er an die Gewinnung des Materials Mühe verwendet hat. Es ist ihm dafür mit überraschenden und nicht unwichtigen Ergebnissen, mit Aufhellung dunkler Partien, mit Lösung von Schwierigkeiten und mit Berichtigung wirklicher Irrthümer namhafter Geschichtschreiber gelohnt worden. Sollten auch einige Resultate noch Zweifeln unterliegen, so ist es doch gewiß ein Verdienst des Verfassers, das als historisch fixirt Angenommene wenigstens in Frage gestellt, auf seine schwache Seite aufmerksam gemacht und es neuer Revision empfohlen zu haben, und um so anerkennenswerther, als er, nirgends Autoritätsglauben beanspruchend, stets das bescheidene Bewußtsein, auf den Schultern seiner Vorgänger zu stehen, durchfühlen läßt. Es sei uns gestattet, einige dieser Ergebnisse anzuführen.

De Thou rühmt, im 25. Buche der „Geschichte seiner Zeit", auf die Autorität gleichzeitiger Historiker, die von dem Kanzler de l'Hôpital bei der Abfassung des Edicts von Romorantin (Mai 1560), welches das Erkenntniß des Verbrechens der Häresie den Bischöfen übergab, bewiesene Klugheit, da er „von dem Sturme der Guisen hingerissen und unvermögend, in der bürgerlichen Verwaltung die rechte Bahn zu verfolgen, durch eine Segelwendung (mutata velificatione) wenigstens das erlangt hätte, daß das Staatsschiff nicht an den Klippen der spanischen Inquisition, zu welcher jene zur Befestigung ihrer Macht so sehr getrieben, zerschellt, sondern ohne gewissen Schaden an ihnen vorübergesegelt wäre". Soldan widerlegt diesen Meister aber mit dem allerdings schlagenden Grunde, daß dieses Edict vor l'Hôpital's Amtsantritte abgefaßt wurde, und bemerkt noch, daß es, weit entfernt, die Einführung der Inquisition zu verhindern, dieselbe, ohne das Hinzutreten äußerer Hindernisse, vielmehr bequemer eingeleitet haben würde. An einer andern Stelle rügt er an Lacretelle („Histoire de France pendant les guerres de religion"), die vor der Reichsversammlung von Orléans zusammengekommenen Provinzialstände für einen Ausschuß einiger Deputirten zur Vorbereitung der Arbeiten jener Versammlung genommen zu haben. Wir müssen indeß gestehen, in dieser Annahme dem Wesen und dem Zwecke nach keinen Irrthum zu erkennen, da die Provinzialstände gewiß mit den Petitionen und Remonstrationen des nahe bevorstehenden Reichstags einleitend sich beschäftigten. Mehr stimmen wir mit unserm Verfasser in einigen Ansichten überein, in denen er von Barthold (in dessen werthvoller Geschichte: „Deutschland und die Hugenotten", 1848) abweicht, daß das Edict von Châteaubriand, welches dem weltlichen Arme die Verfolgung der Ketzer übertrug, eben dadurch seinen Mangel an Ernst gezeigt habe, und daß ein Theil der Verschworenen von Amboise es auf die Einführung einer republikanischen Staatsform abgesehen gehabt hätte (I, 229 und 317; I, 183 und 305 bei Barthold). Dieses ist auch die Ansicht Capefigue's („Histoire de la réforme", II, 24), den wir bei dieser Gelegenheit neben dem kritischen und nüchternen Barthold in einer wenn auch nur äußern Zusammenstellung sehen, die er trotz seiner Berühmtheit und des effectmachenden Reichthums der von ihm benutzten Quellen nicht verdient. Von mehren ihn treffenden Rügen führen wir die des kaum begreiflichen und wirklich unverantwortlichen Irrthums an, daß er die Guisen zu den Prinzen von Geblüt rechnet! Vor einem Historiker von dem kritischen Sinne des unserigen müssen natürlich auch Geschichtschreiber, wie Davila, von der classischen Höhe hinabgleiten, auf welche sie unsere Hand- und Literaturbücher in einer unhistorischen Zeit gehoben haben. Wir führen zum Beweise dafür nur I, 406 an, wo, bei Gelegenheit eines eingebildeten Edicts vom 28. Juni, von einer in Beziehung auf Zeit, Inhalt und Form bei ihm herrschenden großen Verwirrung geredet wird.

Da diese Einzelheiten Lesern, welche weder das vorliegende Werk zur Hand haben, noch mit der in ihm behandelten Geschichte näher bekannt sind, nicht anders als trocken sein können, so wollen wir die Kritik des Verfassers an Gegenständen andeuten, welche eine allgemeinere Bekanntschaft und Theilnahme voraussetzen lassen.

Das Bild der Königin-Mutter Katharina von Medici liegt uns nach stereotyp gewordener Geschichtsanschauung so dunkel gehalten vor, daß es uns als ein einziger ungeheuerer schwarzer Fleck ohne alle mildernden Schattirungen erscheint. Eine genauere und nähere Betrachtung läßt uns aber in den Verhältnissen, unter denen sie, nach der allerdings naheliegenden Satire, zu einer Brunhilde und Isabeau monströs gereift war, diese Schattirungen wohl erkennen. Schon Barthold bemerkt beiläufig von der „Verrufenen" („Kaspar von Schönberg, der Sachse" im „Historischen Taschenbuch" von 1849, S. 187): „Die Italienerin besaß wenigstens ein Herz für die Ehre und die Macht der Krone ihres Sohnes" — sicherlich ein Verdienst unter Umständen, welche gewaltig gegen diese Krone andrängten! Und Soldan zeigt uns ein vollständiges und nach allen seinen Zügen gewiß treues Bild der Königin. Wir können von denselben nur nachstehende geben: „Ein sittlicher Charakter war Katharina gewiß ebenso wenig als ein staatsmännisches Genie, aber sie hatte ebenso unzweifelhaft auch ihre guten Seiten; und auch ihre Fehler und Verirrungen, zum Theil sogar ihre Verbrechen werden in milderm Lichte erscheinen, wenn das Gewicht der Schwierigkeiten erwogen wird, mit welchen das schwache Weib zu ringen hatte. Unter den verwickeltsten Umständen zur Lenkung eines gährenden, durch Parteien zerrütteten, von Finanzen entblößten, von spanischen Anmaßungen bedrohten Staats berufen, blieb ihr fortwährend die Aufgabe, die Hüterin zweier bis zum Tode an Einsicht und Willen unmündigen Könige zu sein, die ihre Söhne waren. Wenn ihr Festhalten an der Gewalt nur Herrschsucht war, so war ihr Herrschen theuer erkauft. Aber es ist ein besserer Beweggrund denkbar. Wie, wenn nun Katharina an ihrer eigenen Herrschaft die Herrschaft der Valois, vielleicht den Fortbestand der Staatsordnung hangen sah? Katharina liebte ihre Kinder, das kann ihr mit Fug nicht abgestritten werden. Den Kindern aber stand Niemand näher als die Mutter. Aber freilich, die ganze Stärke eines Mannes, und zwar eines ungewöhnlichen, hätte in dem Parteigetümmel nothgethan. Als Weib, als Fremde, als Unebenbürtige hatte Katharina den schwersten Stand. Keiner Partei durfte sie sich hingeben, keine vernichten wollen; sie sah sich, was das Schwierigste ist, darauf hingewiesen, von beiden Parteien die Mittel zu entlehnen, um zwischen beiden hindurch ihren Weg nehmen zu können, während jede von beiden alle Anziehungskraft entwickelte, um sie ganz zu sich herüberzuziehen." Noch fügen wir hinzu, daß uns der Verfasser Katharina nach den besten und verschiedensten Quellen als einen furchtsamen und unentschlossenen Charakter schildert, der immer lieber gezögert und zu halben Maßregeln gegriffen, als etwas gewagt habe.

Und diese Furchtsamkeit war es, welche nach des Verfassers Darstellung, stufenweise bis zur treulosesten Feigheit gesteigert, die Königin veranlaßte, die persönliche Rache der Witwe des vor Orléans meuchlerisch tödtlich verwundeten Herzogs von Guise mit der politischen Intrigue in den Bund zu ziehen, die Ermordung des edeln Admirals von Coligny anzustiften und, nachdem dieselbe an bloßer Verwundung gescheitert war, ihren Sohn Karl IX. zu dem blutigen Wahnsinn und dem ungeheuern Frevel der Bartholomäusnacht anzutreiben. Wir bedauern, hier nur das groteske Ganze, das Resultat, nicht aber die einzelnen Striche und Züge geben zu können,

die der Verfasser genetisch in dasselbe auslaufen läßt. Schon seine Schilderung der Bluthochzeit und sie besonders zeigt uns, daß er seine sich gestellte Aufgabe gelöst hat: „die wirkliche Geschichte aus der Herrschaft der «fable convenue» zu befreien und aus dem Widerstreit mannichfacher, einander bekämpfender Ueberlieferungen die wahre Gestalt der Thatsachen, die nur eine einzige sein kann, festzustellen.“ Denn an die „fable convenue“ streift wenigstens die stehend gewordene Ansicht, daß die Bluthochzeit allein das Werk langer teuflischer Ueberlegung war; während sie Capefigue ebenso ausschließlich für einen Act der lange genährten und verhaltenen und endlich mit zwingender Gewalt ausbrechenden Volksmeinung ausgibt.

Was die Disposition und Composition der Geschichte oder die Anordnung und Verarbeitung des reichen und oft widerstrebenden Materials betrifft, so vermag der Berichterstatter, dem weit weniger auf sie als auf dieses selbst und seine kritische Behandlung ankommt, über sie nur wenig zu sagen. Die Anordnung ist einfach und naturgemäß durch das chronologische Gesetz bedingt, wenn auch keineswegs durch dasselbe so beengt, daß sie nicht zu anziehenden Charakterzeichnungen und Betrachtungen Spielraum lassen sollte. Eine künstlerische Gliederung ist entweder nicht vorhanden oder, wie das einem Baue abgenommene Gerüste, nicht sichtbar. Die Sprache entbehrt zwar des Farbenschmucks und des dichterischen Aufschwungs mancher Geschichten, ist aber rein und edel und die eines Mannes, welcher, im Bewußtsein, die Wahrheit gesucht und gefunden zu haben, mehr ihr als ihrer Einkleidung die Wirkung auf den wahrheitsliebenden Leser überläßt.

Wie Ranke's Geschichte, ins Französische übersetzt, von unsern überrheinischen Nachbarn mit Beifall aufgenommen worden ist, so glauben wir der vorliegenden Gleiches versprechen zu können und nicht zu viel zu sagen, daß der französische Calvinismus zur Zeit noch keine ihr gleichkommende in seiner Sprache besitzt und daher durch sie die Anerkennung deutscher Gründlichkeit noch vermehrt werden würde.

Nr. 2. Die „Geschichte der Protestanten Frankreichs“ von de Felice, welche uns schon aus dem Original seiner ersten Auflage bekannt war, macht, wie ihr Verfasser selbst erklärt, auf kritische Behandlung des Stoffs keinen Anspruch und ist wol mehr im apologetischen als historischen Interesse verfaßt. Mit dieser Bemerkung, zu der uns noch der verschiedene Charakter des vorhergehenden Werks auffodert, wollen wir aber dem gegenwärtigen keineswegs den geschichtlichen Werth absprechen, für den auch schon seine der ersten so schnell folgende zweite Auflage spricht. Es gibt ein so treues Bild der Geschichte der französischen Protestanten, als es der von allen weitergehenden Untersuchungen absehende Plan des ihnen gewiß gewachsenen, seinen Stoff ganz beherrschenden Verfassers und die Beschränktheit des Raums nur irgend zulassen, und hat vor seinem Vorgänger noch den Vorzug des mehr belebenden und erbaulichen Elements, wie ihm denn der, uns die ganze Geschichte gegeben zu haben, unbedingt zuerkannt werden muß. Von dieser Geschichte ist gerade der von Soldan nicht behandelte, wenn auch zu hoffende Theil derjenige, welcher den französischen Calvinismus uns am meisten nach seiner specifischen Eigenthümlichkeit und zugleich von seiner anziehendsten, aber auch unbekanntesten Seite zeigt. Wir verstehen unter demselben die Zeit nach der Niederwerfung der Calvinisten als politische Partei unter Ludwig XIII. und Richelieu; von welcher Zeit wir wieder die Periode der „Kirchen der Wüste“ besonders hervorheben. Dieses war die emphatische Bezeichnung der nach dem Widerruf des Edicts von Nantes und nach ihren Todeszuckungen in den fanatischen Bewegungen der Camisarden wiedergeborenen französisch-reformirten Kirche. Die Kirchen der Wüste bieten, ihrer Entstehung, ihrem Zwecke und den sie begleitenden Umständen nach, ein Bild der früher unter der Restauration in England und nach der „Glasgowacte“ aufgekommenen „Feldgottesdienste“, welche von den „Wanderern“ oder den dem Covenant treu gebliebenen Predigern gehalten wurden. Sie lassen aber das Vorbild in allen Zügen, die sich zu einem hohen, wirklich dramatischen Interesse vereinigen, weit hinter sich zurück. Dieses Interesse nimmt zunächst ihr Stifter, Anton Court, in Anspruch; ein dem Knabenalter kaum entwachsener Jüngling, welcher das „große Werk“ des „großen Königs“, nämlich der durch den Widerruf des Edicts von Nantes befohlenen und durch die „goldene Beredtsamkeit“ Pelisson's und durch die „gestiefelten Apostel“ geförderten Bekehrung der Calvinisten zerstörte. Als „Wiederhersteller des Protestantismus in Frankreich“, wie er genannt wird, verdient er umsomehr der Vergessenheit entrissen zu werden, als ohne ihn keine protestantische, wenigstens keine reformirte Kirche in Frankreich bestehen würde. Von allen uns bekannten deutschen Werken und Handbüchern der Kirchengeschichte nur bei Guericke (siebente Auflage, III, 607) angeführt, bestätigt dies Das, was wir von der geringen Theilnahme, welche der französiche Calvinismus bei uns gefunden hat, oben gesagt haben. Die Charakterzeichnung Court's und die Geschichte der Kirchen der Wüste überhaupt bilden eine sehr interessante Partie des vorliegenden Werks und empfehlen es, auch abgesehen von ihrer lebensvollen Behandlung, welche in der deutschen Uebertragung nichts verloren hat, allen Protestanten, denen, wie dem Uebersetzer, „der Gedanke ins Bewußtsein getreten ist, daß die evangelische Gemeinschaft sich nicht auf die Grenzen Deutschlands beschränken, sondern alle evangelischen Christen aller Länder und Welttheile umfassen müsse“. Fast gleich interessant und wenig bekannter ist die Partie, welche die Schicksale der französischen Reformirten und ihr Verhältniß zu ihren katholischen Landsleuten bei Ausbruch der Reformation bespricht. Dieses Verhältniß war ein ganz friedliches, bis die Ueberschreitung der Grenzen der bürgerlichen Gewalt von Seiten der Constituirenden Versammlung durch den von ihr decretirten Verkauf der geistlichen Güter eine natürliche und nicht unbegründete Reaction erregte, welche die Protestanten, weil durch die Revolution in ihre Rechte eingesetzt, zunächst traf und bald in den alten religiösen Fanatismus umschlug, der wieder mit beiden Religionen und Kirchen von dem revolutionären zeitweise verschlungen wurde.

Nr. 3 ist ein literarisches Curiosum, bei dem wir uns meist auf Citate beschränken können. Die behelmte und geharnischte Vorrede beginnt mit der Bemerkung: „Mancherlei Verbrechen gibt es und mancherlei Verdienst. Beider waren Menschen und menschliche Einrichtungen niemals entrathen. Zwar behauptet die orthodoxe Theologie, wir seien allzumal in Sünde befangen und eitel unnütze Knechte; weitsichtigern Blicks aber und weitern Herzens muß der Historiker sein, will er Entwickelung und Ziel der Zeiten auch nur einigermaßen recht begreifen, sie selbst nur in entfernt ähnlichen Zügen veranschaulichen“, spricht von „dunkeln Larven, über welchen Schleiermacher den Boden sich heben sah, die längst ausgekrochen sind und in großen Schwärmen am Kirchenhimmel umherfliegen“, und von einem wichtigen Funde „eigenhändiger Briefe und Aufzeichnungen von Zeitgenossen und Acteurs der Religionsunruhen“, für die auf den Anhang zum zweiten Bande verwiesen wird.

S. 1 erhält Wilhelm Farel das Prädicat „von“, ohne welches S. 6 Ludwig von Berquin genannt wird. S. 16 wird es in einer Anmerkung „außer allen Zweifel“ gestellt, daß Katharina von Medici den an dem Dauphin verübten „Giftmord bewerkstelligt“ habe, und doch läßt der Text auf die Meinung des Verfassers schließen, als ob Franz I. „die Werkzeuge, nicht die Urheber dieses Mordes strafend“ und „die Katholischen in ihren immer brutalern Maßregeln walten lassend“, deshalb die Protestanten im Verdacht gehabt hätte. S. 19 läßt der Verfasser den „leidenschaftlichen“ und durch eine „Schmähzeichnung“ gewaltig aufgeregten König das Ketzeredict von Fontainebleau „bebender Hand“ unterzeichnen.

Die gegen die Waldenser von Merindol und Cabrieres verübten Gräuel wurden „kaum von denen auf Quitos heidnischen Ebenen überboten". Ueber die öffentlichen Psalmengesänge in der Vorstadt St.-Germain „zeterte die Klerisei", wie denn auch vorher (nach der Anschlagung der ketzerischen Placate) „die Katholischen Zeter geschrien" hatten. „Die amboiser Verschwörung zu tadeln hatte von Allen die mindeste Berechtigung Calvin. Solche Treue, solches Heldenthum, wie hierbei an den Tag getreten, wird durch seinen Vergleich mit einem Abenteuer fahrender Ritter sträflich beschimpft. Und daß er sich darauf etwas zugute gethan, gegen die Unternehmung gewesen zu sein, was mit der verheißenen Antwort auf unmittelbare Anfrage der Bourbons im Widerspruch steht, da es einer solchen doch gar nicht bedurfte, wäre er a priori dagegen gewesen, was ferner aus seinem ganzen Auftreten in Genf unerklärbar, aus dem des Mannes der größten Gewaltstreiche, der die Emigration der Franzosen und Italiener hauptsächlich seiner politischen Machtstellung halber begünstigte, der durch den Mord des genialen Michael Servet ein Seitenstück zu dem Verfahren der Lothringer gegen die Hugenotten geliefert, der in seinem Haß gegen die Freidenker echt papistisch war: wir sagen, wenn er, der gerühmte Staatsmann, sich darauf etwas zugute that, so beging er eine Lächerlichkeit." Nach zwei mysteriös punktirten Zeilen, wie sie auch an andern Stellen vorkommen, schließt der Band: „Franz II. starb am 5. December. Und in derselben Stunde, da die Seele eines armen, leidenden, von verruchten Menschen in ewigen Schrecknissen umhergescheuchten königlichen Knaben von dieser Erde schied, in derselben Stunde spürte man einen Stoß, merkbar für ganz Frankreich, obwol von keines Menschen Ohr gehört: die Macht der Guisen erlitt ihn.... Und nicht der Diebstahl von 30,000 Écusdor, den sie in des Königs Sterbestunde am Trésor verübten, brachte ihn ins Gleichgewicht."

Was diese Citate noch an der Charakteristik des Buchs in sprachlicher Hinsicht vermissen lassen sollten, möge die folgende Nachlese geben. Nach S. 10 wurde „das Bildniß der heiligen Genoveva in den schlimmsten Zeitläufen, wo Menschenrath und Menschenhülfe bankrott, ausgestellt"; nach S. 14 „tischt Varillas' „Histoire de l'hérésie", Buch X Unsinn auf; nach S. 17 „entwirft Cornelius Agrippa vom Adel ein sauberes Bild"; S. 108 wird von einem „Cidevant-Statthalter" geredet; S. 150 von einem „Tenor" des Berichts Coligny's; S. 179 von dem „den Planen der Bourbons zu machenden Querstrich; S. 180 von „den verfluchten Tagen von Amboise, wo Alles mit Stumpf und Stiel todtgemacht werden sollte"; S. 183 von dem „leicht hinter's Licht zu führenden beschränkten Kopfe, Karl von Bourbon" u. s. w.

Historiker, wie Ranke und Raumer, werden S. 7, 11 und an andern Orten zurechtgewiesen. Wir überlassen ihnen die Antikritik und dem Leser die Entscheidung über die Genauigkeit der vielen Stammtafeln und den Zweck der Bouffiers, Beuils, Bourdevilles u. A. in einer Geschichte, welche auf 191 Seiten die französische, mit der politischen verwachsene Reformationsgeschichte unter Franz I., Heinrich II. und Franz II. umfassend, doch keineswegs zu den Specialgeschichten gerechnet werden kann. 37.

Zur Goethe-Literatur.

1. The life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. By S. H. Lewes. Zwei Bände. London 1855.
2. Gespräche mit Goethe und Zelter. (In: „Fliegende Blätter für Musik. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler." Zweiter Band. Viertes Heft.)

Einer der unerschöpflichsten Stoffe literargeschichtlichen und biographischen Studiums sind, auch für das Ausland, Goethe's Leben und Schriften geworden. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, dreier fast gleichzeitig erschienener französischer Schriften zu gedenken, welche durch die Veröffentlichung des Goethe-Kestner'schen Briefwechsels hervorgerufen worden sind, und wir haben dabei, großentheils mit Zugrundelegung des Appell'schen Buchs „Goethe's «Werther» und seine Zeit", die auffallend großen Wirkungen und Nachwirkungen, welche die einfache deutsche Herzensgeschichte des „Werther" gerade auf die gebildetsten Nationen gehabt, der Reihe nach gemustert. Jedenfalls muß Goethe, als Verfasser der Culturdichtungen „Werther", Wilhelm Meister" und „Faust", als derjenige Dichter angesehen werden, der in culturhistorischer Hinsicht nicht nur unter den deutschen, sondern überhaupt unter den neuern Dichtern seines Gleichen nicht hat. Thomas Carlyle datirt von Goethe eine neue Epoche, in deren Beginn wir erst stehen, und soeben hat der Engländer Lewes ein umfangreiches Werk über Goethe erscheinen lassen, an welchem er beinahe ein Decennium gearbeitet hat — ein Werk des unermüdlichsten Fleißes, des gewissenhaftesten Studiums und der wärmsten, wenn auch nicht blinden Bewunderung für den Genius, zu dessen Ehre dieses literarische Denkmal aufgerichtet ist. Das Buch ist Demjenigen gewidmet, „welcher England zuerst Goethe würdigen lernte" — Thomas Carlyle.

Wir sind vielleicht später in den Stand gesetzt, entweder selbst oder durch eine zweite Hand dieses für uns Deutsche so interessante Werk in d. Bl. ausführlicher beleuchten zu können; für diesmal müssen wir uns mit wenigen vorläufigen Bemerkungen begnügen. „Lewes", sagt das „Athenaeum", „hat eine große Zahl von Facten aneinandergereiht, welche bisher an den verschiedensten Orten zerstreut waren und daher schwerlich Andern als Solchen, welche die deutsche Literatur zu ihrem speciellen Studium machen, von Nutzen sein konnten; er hat sie zugleich in einer so lesbaren Form verarbeitet, daß Alle dafür dankbar sein werden, welche sich durch Viehoff's protokollartige Schrift und die minutiösen Abhandlungen, durch die uns die Commentatoren so unerträglich werden, mühsam hindurchgearbeitet haben." Lewes hat mithin danach getrachtet, ein Werk für das allgemeine gebildete Publicum, nicht für Schriftgelehrte zu schreiben. Solche allgemein lesbare, stets fesselnde und dabei geschmackvolle und gediegene Bücher zu verfertigen verstehen ja bekanntlich die Engländer mit ihrem praktischen, klaren, nie von der Sache abschweifenden Verstande meisterlich, viel besser wenigstens als wir Deutsche. Der vielleicht größere Theil des Werks ist mit der Analyse der Goethe'schen Werke gefüllt, bei deren Kritik und Zergliederung der Verfasser ein gesundes, mit allen Attributen des englischen common sense ausgestattetes Urtheil bekundet. Bei aller Bewunderung des Goethe'schen Genius schenkt er doch nicht Jedem, was Goethe schrieb, sein unbedingtes Lob. Goethe's Dramen gelten ihm zwar für herrliche Dichtungen, aber für keine Dramen im eigentlichen Sinne; „Wilhelm Meister" bewundert er fast grenzenlos, aber die „Wanderjahre" findet er zusammenhangslos, schlecht geschrieben und selbst langweilig; er hat kein Wohlgefallen am zweiten Theile des „Faust", und während er die übrigen wissenschaftlichen Leistungen Goethe's sehr hochstellt, erklärt er die Axiome der „Farbenlehre" für bloße optische Phantasien. Die Werke Goethe's letzter Periode betrachtet er überhaupt als das nicht sehr bewundernswerthe Resultat jener Neigung zur Reflexion, in welche sich Goethe und Schiller gemeinsam hineinstudirt hätten. Auch Tieck war bekanntlich der Ansicht, daß beide Dichter seit und infolge ihrer Cooperation von ihrer Eigenthümlichkeit jeder viel eingebüßt hätten. Bemerkt zu werden verdient, daß Lewes von „Hermann und Dorothea" behauptet, es sei das schönste Gedicht neuerer Zeit und nicht unwerth, jeder Dichtung jedes Zeitalters zur Seite gestellt zu werden. Gegen Diejenigen, welche Goethe in sittlicher Hinsicht oder wegen seines Stolzes *)

---

*) Wie aus einem Aufsatze der „Zeitung für die elegante Welt" vom Jahre [illegible] hervorgeht, hielten bereits damals Viele den großen

und seines Indifferentismus in politischen Angelegenheiten zu verkleinern bemüht waren und noch sind, nimmt Lewes seinen Dichter aufs wärmste in Schutz. „Wie wenig Goethe von aller Selbstsucht wußte", sagt Lewes, „das wissen Diejenigen am besten, die ihn am besten kannten; wohl uns, wenn wir das von Allen sagen könnten, welche sich in patriotische Bestrebungen einließen. Wenn Goethe das Wohl der Menschen aufrichtig begehrte und mit einer von Wenigen erreichten Ausdauer in seiner Weise dafür wirkte, so hat man wahrlich kein Recht, ihn deshalb der Selbstsucht anzuschuldigen, weil die Politik außer der Sphäre seiner geistigen Thätigkeit lag." Nicht einmal dies ist richtig, denn Goethe betheiligte sich, freilich in seiner Weise, aufs lebhafteste an den politischen Ideen der Zeit, so lebhaft, daß seine Schriften, Gedichte, Briefe und Gespräche einen Schatz der treffendsten politischen Gedanken enthalten. (Vgl. „Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß". Frankfurt a. M. 1853.)

Der Titel des englischen Buchs spricht auch von „unpublished sources", die der Verfasser zurathe gezogen haben will; sie scheinen jedoch, wie auch das „Magazin für die Literatur des Auslandes" bemerkt, weder sehr umfangreich noch sehr bedeutend. Eine Mittheilung nimmt das genannte Blatt jedoch aus, ein Schreiben des bekannten Thackeray, welches derselbe an Lewes, von diesem dazu aufgefodert, richtete. Thackeray befand sich Anfang der dreißiger Jahre mit etwa noch 20 jungen Engländern in Weimar, und da er (auch als Caricaturenzeichner) im Kreise von Goethe's Schwiegertochter sehr gern gesehen und wohlgelitten war, erhielt er auch einmal Zutritt zu dem alten Herrn. Er beschreibt diesen in seinem Briefe wie folgt: „Goethe war in einen langen grauen oder hellbraunen Oberrock gekleidet, mit einer weißen Halsbinde und einem rothen Bande im Knopfloch. Er hielt die Hände hinter dem Rücken, genau wie in Rauch's Statuette. Seine Gesichtsfarbe war sehr hell, klar und rosig; seine Augen ungemein dunkel, durchdringend und feurig. Ich fürchtete mich ordentlich vor ihnen ... Es schien mir, Goethe müsse als Greis noch viel schöner sein, als er selbst in den Tagen seiner Jugend gewesen." Und weiterhin sagt er: „in truth, I can fancy nothing more serene, majestic and healthy looking than the great old Goethe." Man erfährt aus diesem Schreiben, daß Thackeray in Weimar das Glück hatte, Schiller's Degen durch Kauf an sich zu bringen, und daß er noch jetzt in seinem Studirzimmer hängt, um ihn an „die schönsten Tage seiner Jugend" zu erinnern. Von der damaligen unter Goethe's und des herzoglichen Hofs Einfluß gebildeten feinern weimarer Gesellschaft sagt der Engländer, daß er, soweit er auch seitdem herumgekommen sei, niemals eine „einfachere, gutmüthigere, höflichere und mehr gentlemanartige Gesellschaft angetroffen habe".

Der Curiosität wegen erwähnen wir noch, daß Lewes in seinem Werke auch Mehres aus den „Römischen Elegien" in Hexametern zu übersetzen versucht hat. Dies soll ein Hexameter sein:

Amor has manifold shafts, with manifold workings: some scratch.

Folgendes ein Pentameter:

When in Idalian groves she gazed on Anchises with joy.

Sir John Herschel und Erzdechant Hare haben (bemerkt „Bentley's Magazine"), jener in seiner Bearbeitung von Schiller's „Spaziergang" und dieser in seiner Uebertragung von „Alexis und Dora" bessere englische Hexameter gemacht.*)

In dem jüngst erschienenen vierten Heft des zweiten Bandes der „Fliegenden Blätter für Musik" (Leipzig, Baumgärtner) berichtet deren Herausgeber und Verfasser über ein Gespräch, welches er in seiner Jugend mit dem alten Goethe hatte. Der Herausgeber erzählt, wie er sich an Goethe mit dem schriftlichen Gesuch um ein Empfehlungsschreiben an Zelter gewandt habe und ihm Goethe darauf sagen ließ, daß er den andern Tag um 12 Uhr zu ihm kommen möge, da er ihn zu sprechen wünsche. Er erzählt weiter, in welcher Verlegenheit er sich befunden, als er vor Goethe gestanden, wie dieser aber durch die liebevollste Ansprache ihm Muth und Fassung einzuflößen gewußt habe. „War ihm doch jeder Mensch", bemerkt der Verfasser, „ein Phänomen, das er zu durchdringen und aus dem er herauszulocken trachtete, was ihn interessiren konnte, und ihn interessirte ja Alles. Ich selbst habe ihn einmal eine halbe Stunde lang in seinem Garten, mit auf den Rücken übereinandergelegten Händen stehen und ein winziges Schlänglein beobachten sehen, das in einer halb mit Wasser gefüllten Glasglocke hin- und herhuschend sich seines Lebens zu freuen schien." Im Verlauf des Gesprächs bemerkte Goethe dem Verfasser, sein Schreiben sei gut abgefaßt gewesen und er habe daraus ersehen, daß er sich mit mancherlei Gegenständen beschäftige, für welche die Musiker sich in der Regel nicht interessirten. Er fragte sodann, wie der Verfasser seinen Stil gebildet habe? Dieser erwiderte: wie Franklin es mit dem Addisson'schen „Zuschauer", habe er es mit einigen Werken Goethe's gemacht; er habe sie gelesen, den Inhalt gemerkt, nach einiger Zeit diesen in eigenen Ausdrücken nachgeschrieben, das Geschriebene dann mit dem Original verglichen und so in das Wesen des Goethe'schen Stils einzudringen gesucht, und zwar habe er so zuerst den ganzen „Werther" durchgearbeitet. Goethe bemerkte hierauf lächelnd: „Nun, da haben Sie eben keine glückliche Wahl getroffen. Stil und Ausdrucksweise dieser Production haben ein eigenthümliches Gepräge, das nicht wohl nachzuahmen ist und auch nicht nachgeahmt werden soll." Als der Verfasser auf ein gewisses musikalisches Experiment zu sprechen kam, hörte Goethe dem jungen Manne mit etwas geneigtem Haupte und nachdenklichem Blicke aufmerksam zu, blieb einen Augenblick sinnend stehen, ging dann plötzlich an den Flügel, der im Empfangzimmer stand, und ersuchte unsern Musiker, ihm das Experiment gleich vorzumachen, was denn auch geschah. Goethe, nachdem er bis zu Ende ruhig zugehört, erklärte, nicht ganz von der Richtigkeit des Princips überzeugt worden zu sein, die Jugend sei schnell fertig mit der Creirung neuer Ideale, aber wie stehe es mit der Ausführung? Er fügte dann hinzu: „Es gibt Schwächen in allen Künsten der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müssen, weil man durch Beseitigung derselben der Natur zu nahe kommt und die Kunst unkünstlerisch wird." Der junge Mann wagte anzudeuten, daß er diese Worte nicht ganz verstehe, worauf Goethe bemerkte: „Einstweilen denken Sie selbst darüber nach. Nichts übt den Geist mehr als das Bemühen, Räthselhaftes zu ergründen. Man kommt dabei oft auf Dinge, die man auf gebahntem Wege nach einem klaren Ziele nicht gefunden haben würde." Die ganze Mittheilung ist ein interessanter und lesenswerther Beitrag zur Kenntniß Goethe's.

Nicht ohne Absicht citiren wir hier folgende Worte des Herausgebers der „Fliegenden Blätter für Musik" aus demselben Hefte: „Die ungenirte, natürliche Aeußerung der Charaktere verschwindet immer mehr aus der Welt. Das Leben scheint jetzt mehr noch als sonst eine große Maskerade zu sein. Keiner

---

Dichter für kalt und stolz, weil er nicht jeden zudringlichen Touristen und literarischen Bekanntschaftsmacher an sich kommen ließ. Die „Zeitung für die elegante Welt" suchte aber damals schon diese Ansicht zu widerlegen.

*) Nach einer Mittheilung des „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat der englische Gelehrte Whewell, der Uebersetzer von Auerbach's „Frau Professorin", ebenfalls den Versuch englischer Hexameter gemacht und zwar in einer Uebersetzung von Goethe's „Hermann und Dorothea", um, wie er sich in einem dem genannten Blatte vorliegenden Schreiben ausdrückt, „seine Landsleute mit dem schönsten Gedichte neuerer Zeit bekannt zu machen". Das in England gegen englische Hexameter bestehende Vorurtheil erklärt er als ein Resultat der in England gebräuchlichen classischen Erziehung, nach welcher der Zögling den Hexameter in einer Weise lesen lerne, die ihm überhaupt allen Rhythmus benähme.

gibt sich wie er ist. Alle wollen scheinen und sind freilich meist durch viele Dinge dazu gezwungen. Die Unfreiheit des Menschen wird immer größer, sein Betragen und Behaben immer eingeengter. Unsere ganze Cultur, Mode, Politik u. s. w. zwingt zur Verhüllung unsers wahren Denkens, unserer wahren Ansichten und Gefühle. Wir wagen nicht zu reden und zu handeln, wie unser ursprüngliches Wesen uns treiben möchte, sondern wie es Ton ist. Daher können wir auch von keinem Menschen ganz sicher wissen, ob Das, was er äußert und thut, aus seiner wahren Natur geflossen oder nur ein heuchlerisches Gebahren ist. Wird doch Der wol gepriesen, der es in der Verstellungskunst recht weit gebracht und einen ganz andern Menschen zeigen kann, als er in der That ist."

Goethe hatte das Glück, als junger aufstrebender Mensch noch in einer Zeit zu leben, wo sich der Mensch, der Poet in seiner ganzen Originalität und ohne Rückhalt geben durfte. Dies erkennen wir auch aus einer jüngst von August Stöber herausgegebenen Schrift über Goethe's strasburger Freund und Tischgenossen, den „Actuar" Salzmann, die jedoch, da es sich darin nicht um Goethe allein handelt, einen besondern Artikel beansprucht. **H. M.**

Ein tatarischer Bundesgenosse Friedrich's des Großen.

Krim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrich's des Großen. (Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe.) Von Theodor Mundt. Berlin, Schindler. 1855. 8. 1 Thlr.

Theodor Mundt hat hiermit eine Ergänzung seiner vor mehren Monaten erschienenen Darstellung „Der Kampf um das Schwarze Meer" gegeben, deren Interesse bei der jetzigen Bedeutung der Taurischen Halbinsel von selbst in die Augen springt. Mundt's angenehm und fein stilisirte Schrift behandelt den letzten Khan der Krim und dessen thatenreiches Leben, welches um so größere Anziehungspunkte für uns bietet, als es einerseits mit Friedrich dem Großen in Berührung kommt, andererseits dem bis heute fast ununterbrochen andauernden Kampf Rußlands mit der Türkei als Präludie diente. Krim-Girai, der durch eine Auflehnung der Tataren zu deren Khan und zum Beherrscher der Krim erhoben wurde, ohne daß die Pforte sich dem ernstlich entgegensetzen konnte, hatte neben großer Tapferkeit eine wunderbare Sympathie für abendländische Cultur, sodaß er sich unter Anderm eine Schauspielerbande hielt und, so gut er konnte, sich mit Philosophie, Musik und den Schönen Wissenschaften beschäftigte. Der Ruhm Friedrich's des Großen fand in ihm einen so großen Verehrer, daß er im Jahre 1761 eine Gesandtschaft in das Lager von Strehlen zum preußischen König schickte, die außer seiner Bewunderung demselben auch den Wunsch zu einer Bundesgenossenschaft mit Friedrich ausdrücken sollte. Der König war damals gerade in einer verhängnißvollen Lage, und mit Freuden ging er deshalb auf den Vorschlag ein, Krim-Girai zum Bundesgenossen zu machen und außer einer Streitmacht von demselben einen Einfall in Rußland mit seinen Tatarenheeren zu begehren. Um dies ihm so wichtige Auftreten des Khans so schnell wie möglich zu erreichen, schickte er in der Person des Hauptmanns von der Golz eine Gesandtschaft nach der Krim, welche die nähern Bedingungen mit dem Herrscher zu Baktschi-Serai feststellen sollte. Der Empfang des preußischen Gesandten bei Krim-Girai und die diplomatischen Kniffe desselben, sowie einzelne dabei verwebte Schilderungen der damaligen Sitten an dem Hofe dieses prachtliebenden Khans bilden mit die interessantesten Seiten dieses Buchs. So nahe sich nun der preußische König seinem Wunsche, Rußland von der Krim aus bedrängt zu sehen, auch fand, so wenig realisirte er sich vollständig, da Krim-Girai theils zu unverschämt in seinen Geldfoderungen, theils auch von der Pforte abhängig war, die plötzlich sich entschieden gegen ein solches Bündniß mit Preußen aussprach.

Zum Glück für Preußen kam damals Peter III. auf den Thron, der aus Bewunderung für Friedrich nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihm den Frieden anzubieten. Der preußische König verzichtete demnächst auf die immer verzögerte Hülfsleistung Krim-Girai's und berief seine Gesandten aus dem Feldlager desselben bei Kawschany ab.

Einige Jahre später konnte die Pforte, welche es nicht vergessen konnte, daß Krim-Girai auf den Wogen einer Revolution zu dem Thron der Krim hinangetragen worden, es wagen, demselben den Absetzungsferman zuzuschicken, ein Befehl, dem auffallenderweise der mächtige und beliebte Tatarenfürst gehorchte. Indessen war die Pforte bald wieder genöthigt, diesen ausgezeichneten Mann in seine Würden glänzend wieder einzusetzen; es war nämlich der kriegerischen Partei im Divan gelungen, den träumerischen Sultan Mustapha zum Kriege gegen das damals Polen besetzende Rußland zu bewegen. Die Kriegserklärung der Pforte geschah etwa auf eine ähnliche Weise, wie sie vor drei Jahren der Fürst Mentschikow durch den so verhängnißvoll gewordenen Paletot dem Divan antrug; man ging selbst so weit, den russischen Gesandten ins Gefängniß zu werfen. Krim-Girai, ein geschworener Russenfeind, wurde vom Sultan zum Kriegsfeldherrn gemacht und mit einem kolossalen Heere brach derselbe in Neuserbien ein, welches er auf die furchtbarste Weise verheerte; ohne eine Schlacht geliefert zu haben, zog sich der kränkelnde Khan dann nach Kawschany bei Bender zurück, wo er, von einem Griechen vergiftet, starb. Bekanntlich nahm einige Jahre später (1783) Rußland die Krim in Besitz und die Türkei gerieth immer mehr in die Abhängigkeit Rußlands. Und heute, nachdem Rußland auf ebenso brüske Manier der Türkei den Krieg aufgenöthigt hatte, wie diese damals dem Zaren, hat es den Anschein, als würde die Krim wiederum den Verlust Rußlands bilden: man sieht, es lassen sich viele und sehr interessante Parallelen ziehen, wie sie die Weltgeschichte so oft und so überraschend bei großen Ereignissen darbietet. 70.

Neue Dichtung von H. W. Longfellow.

Es kam uns schon längst wunderbar vor, daß die Dichter unserer Zeit den nach fast allen Richtungen hin so ausgekneteten und ausgequetschten Boden Europas immer wieder aufackern, um poetischen Stoff zu finden, während Nordamerika, dieser unermeßliche Kampfplatz der Civilisation und Intelligenz in ihrem Ringen gegen die Trägheit und Unproductivität der Urzustände, und die tropischen Länder mit ihren Reizen und Wundern kaum an der Oberfläche geritzt wurden. Freilich aus Reisebeschreibungen allein läßt sich nicht schöpfen, man muß an Ort und Stelle gewesen sein und jene wunderbare Natur voll in sich aufgenommen haben. Nun leben doch so viele Hunderttausende von Deutschen in den Vereinigten Staaten, und es hat sich unter ihnen während der langen Jahre, welche seit der ersten deutschen Ansiedelung auf dortigem Boden vergangen sind, ebenso wenig wie unter den vielen in tropischen Ländern ansässigen Deutschen irgend Jemand an diesen eigenthümlichen Volks- und Landschaftszuständen zum Dichter entwickeln wollen. Gewiß, eine wunderbare Erscheinung, gegenüber den zahllosen Dichtern in der Heimat, die sich polypenartig ins Unendliche fortpflanzen zu wollen scheinen. Die Auswanderer jüngster Generation werden, sofern sie zu den Schulgebildeten gehören, sofort Blättchenschreiber, machen einander herunter, untergraben Einer des Andern Glück und Frieden und entwerfen dabei Plane für das Glück und den Frieden des menschlichen Geschlechts! Nikolaus Lenau ging nach Nordamerika, sehr wahrscheinlich um die dortigen Zustände poetisch auszubeuten; aber er kehrte sehr bald wieder um, denn er sehnte sich nach den deutschen Journalen, in denen sein Name widertönte, nach der Conversation seiner schwäbischen Freunde und der bequemen Sophaecke, die ihn schließlich psychisch und physisch zugrunde richtete, wieder zu-

rück. Aber noch wunderbarer, auch die angloamerikanischen Poeten selbst lassen meist den ihnen zunächst liegenden Stoff unbeackert und besingen die Raub- und Ritterburgen am Rhein und die Gothik altdeutscher Reichsstädte. Und doch ist es nicht einmal wahr, was jüngst behauptet wurde, daß es in Nordamerika keine „Geister" gebe; Washington Irving hat mehre Geistersagen aus der Hudsonsregion bearbeitet, freilich nicht in poetischer Form, sondern nur als vortrefflicher ironischer Genremaler und novellistischer Skizzist. Longfellow hat jedoch jetzt einen wirklich rein amerikanischen Stoff, eine indianische Sage unter dem Titel „The song of Hiawatha" poetisch bearbeitet. Auch seine „Evangeline", durch ihre Form bekanntlich an „Hermann und Dorothea" erinnernd, spielte auf amerikanischem Boden, aber sie war nicht so specifisch amerikanisch wie „Hiawatha". An diesem Gedicht, welches übrigens ganz zu der jetzt in Deutschland so beliebt gewordenen lyrisch-epischen Gattung gehört, fällt namentlich eine metrische Neuerung auf; es ist nämlich in reimlosen trochäischen Versen geschrieben, die bis jetzt unsers Wissens in der englischen Sprache noch nicht da waren, wenigstens in keiner größern Dichtung zur Anwendung gekommen sind. Folgendes ist eine Versprobe:

At the doorway of his wigwam
Sat the ancient Arrow-maker,
In the land of the Dacotahs,
Making arrows-heads of jasper,
Arrow-heads of chalcedony.
At his side in all her beauty,
Sat the lovely Minnehaha,
Sat his daughter, Laughing Water,
Plaiting mats of flags and rushes;
Of the past the old man's thoughts were,
And the maidens of the future.

Man sieht aus dieser einzigen Probe, daß sich auch dieses Metrum sehr wohl für die englische Sprache eignet, wenn es von so meisterlicher Hand wie der Longfellow's behandelt wird. Man muß sich nur wundern, daß dies nicht schon früher geschah, da ja reimlose iambische Verse schon längst angewendet wurden und von England zu uns herüberkamen. Es hat sich auch sofort ein Streit darüber entsponnen, wo Longfellow diesen Vers her habe. Man ging nicht blos auf die trochäischen Verse der spanischen Dramatiker und serbischen Epiker, sondern auch auf die der Finnen und Böhmen zurück; man citirte z. B. folgende finnische Verse aus der „Kalewala":

Tuolta ennen pulmat puuttui,
Tuolta taikeat tupuhtui,
Tietomiesten tienohilta,
Lailamisten laitumilta etc.

Das Wahre an der Sache scheint uns zu sein, daß Longfellow, ein gründlicher Kenner und vielfach auch Nachahmer der deutschen Poesie, sich vorzugsweise an deutsche Muster gehalten hat, wie dies auch aus der stilistischen wie metrischen Behandlung hervorzugehen scheint. Im „Athenaeum" wird auch in der That auf die trochäische deutsche Bearbeitung der „Kalewala" von Anton Schiefner und auf die „admirably imitated" Nachbildungen serbischer Dichtungen von Talvj, Gerhard und Kapper hingewiesen. So öffnet sich, mit Deutschland sowol in seinen producirenden als reproducirenden Verrichtungen im Centrum, der Kreis der „Weltliteratur" immer weiter.

Uebrigens hat sich über die Originalität dieser Dichtung in der nordamerikanischen Presse selbst ein Streit entsponnen, indem von einigen Seiten geradezu behauptet wird, daß die Dichtung auch dem Geiste und dem Stoffe nach dem großen finnischen Nationalepos „Kalewala" entnommen sei; Longfellow habe die Hauptmomente des letztern nur auf indianische Verhältnisse und Personen übertragen und dabei die deutsche Uebersetzung von A. Schiefner zugrunde gelegt. Wenn Longfellow das finnische Epos in keiner andern Weise als Vorbild benutzt hat, als er dies in seiner „Evangeline" mit Goethe's „Hermann und Dorothea" gethan, so wäre die injuriöse Beschuldigung, die wir unter Anderm im „Cincinnati Volksfreund" ausgesprochen finden, daß nämlich Longfellow einen „literarischen Diebstahl" begangen habe, ungerechtfertigt und übertrieben. Ebenso gut würde man Shakspeare, der nachweislich Manches aus seinen Vorgängern benutzt hat, bezüchtigen können, sich des literarischen Diebstahls schuldig gemacht zu haben.

H. M.

Notizen.

Französische Romanliteratur.

Unter den neuesten französischen Romanen macht des bekannten, plötzlich zum Literaten gewordenen Véron „Cinq cent mille francs de rente" das meiste Aufsehen und zwar, wie französische Blätter versichern, „sowol bei Hofe als in der Stadt". Daß ein Roman aus einer in die pariser Gesellschaftsgeheimnisse so tief eingeweihten und dabei ziemlich indiscreten Feder von den Neugierigen der Hauptstadt förmlich verschlungen wird, läßt sich denken. Wir beschränken uns vorläufig auf diese Bemerkung, da uns wol noch Gelegenheit geboten werden wird, auf diese Erscheinung zurückzukommen. — Halb der Geschichtschreibung, halb der Novellistik gehört Henri Blaze's de Bury Schrift an: „Episode de l'histoire du Hanovre. Les Koenigsmark." Ob und inwieweit der Verfasser darin die in jüngster Zeit in Deutschland erschienenen, dasselbe Thema novellistisch behandelnden Schriften oder Palmblad's bekanntes Werk benutzt hat, können wir hier nicht beurtheilen. Marc-Monnier spendet im „Athenaeum français" dem Buche großes Lob, namentlich was die Darstellung betrifft, und erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß er einst in Berlin, wo er einen „beau cours" von Althaus über den „Faust" auf der Universität mit angehört, den Vortragenden wegen des besten Commentars über die Goethe'sche Dichtung befragt und dieser ihm in erster Reihe die französische Arbeit von Henri Blaze genannt habe. „Man weiß", fügt Marc-Monnier hinzu, „daß die Deutschen Diejenigen, welche sich in ihre Angelegenheiten mengen, sonst mit Strenge behandeln." Dem Befragten wird eben kein anderer Commentar eingefallen sein, den er einem Franzosen gegenüber nennen konnte; denn an Commentaren, welche auch für einen Franzosen lesbar wären, fehlt es in dem gelehrten und gelehrtthuenden Deutschland. — Aus Stendhal's (Henri Beyle's) Nachlaß erschienen drei Novellen: „Le chasseur vert", „Le mari d'argent" und „Le juif", unter dem gemeinsamen Titel: „Nouvelles inédites." Das größte Interesse darunter erregt die erste, die zwar einfach, aber reich an pikanten und sinnreichen Zügen ist. Doch sind alle drei Erzählungen skizzenhaft und die Novelle „Le juif" gänzlich unbedeutend. Auch die „Scènes de la vie moderne" von L. Reybaud und Th. de Banville's Novellen „La vie d'une comédienne" und „Minette" sind leichte Waare. — Vielleicht gerade weil sie so sehr im Gegensatze zu der lebhaften Natur der Franzosen stehen, scheinen gegenwärtig in Frankreich die schwedischen und dänischen Erzählungen gern gelesen zu werden. Rasch hintereinander erschienen: „La famille H.... par Frédérika Bremer" und „Les cousins par Madame de Knorring", beide aus dem Schwedischen von Fräulein Puget übersetzt. Von der Frau von Knorring sagt das „Athenaeum français", sie sei weniger poetisch, aber auch weniger nebulös als Frederike Bremer, sie mache mehr den Eindruck einer Dame von Welt als den einer Schriftstellerin. Noch mehr in der Mode scheinen freilich die amerikanischen Romane zu sein. Soeben erschien erst ein solcher unter dem Titel „Ida May, ou encore une triste face de l'esclavage aux États-Unis, par Mary Langden" ins Französische übersetzt. „Ida May", heißt es im „Bulletin bibliographique" der „Revue des deux mondes", sei derjenige nordamerikanische Roman, welcher sich seit dem „Lamplighter" des größten Erfolgs zu erfreuen gehabt habe, was er auch sowol durch das Interesse

des darin behandelten Gegenstandes wie durch das Talent, das sich darin ausspreche, unzweifelhaft verdiene.

Esselen's Wochenschrift „Atlantis".

Von der in Detroit (Michigan) erscheinenden und von Christian Esselen redigirten „Atlantis", einer Monatsschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie, liegt das Octoberheft vor uns. Es würde gut mit der deutschen Presse in Amerika stehen, wenn alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Amerika in dem anständigen, würdigen Tone gehalten wären wie diese „Atlantis". Das Octoberheft eröffnet sich mit einem Aufsatz „Die Naturwissenschaften", in welchem zwar die erstaunenswerthen Fortschritte derselben wie ihre heilsamen Einflüsse dem allzu absolut gewordenen Idealismus gegenüber gebührend anerkannt werden, zugleich aber auch vor den Gefahren der von der blossen Empirie angestrebten Alleinherrschaft gewarnt wird. Der Aufsatz schliesst mit den Worten: „Wenn daher die grossen Fortschritte der Naturwissenschaften wirklich der menschlichen Gesellschaft zugute kommen und zur Aufklärung und Befreiung des Menschengeschlechts verwandt werden sollen, dann müssen sie ihre Ergänzung und Vervollständigung in den Wissenschaften der sittlichen Welt, in der Anthropologie, Ethik, Rechtswissenschaft, Moral, Aesthetik u. s. w. finden. Ohne dass man diesen Wissenschaften wieder die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendet, bleiben auch die Naturwissenschaften ihrer schönsten Resultate beraubt." Wir machen auf diese Stimme gerade deshalb besonders aufmerksam, da sie aus einem Weltquartier kommt, von wo man sie am wenigsten zu vernehmen erwarten durfte. Andere Aufsätze betreffen einen Ausflug nach Wisconsin, wobei das riesige Emporwachsen von Chicago, wo auf Actien erbaut sich jetzt ein wahrer Prachtbau, das Deutsche Haus, als Centralhalle für die gebildeten Deutschen erhebt, und das Leben in der freundlichen, künstlerischen Genüssen nicht abholden Stadt Milwaukie zur Sprache kommen; das Project einer deutschen Universität, die deutschen Vereine in der Union und namentlich die Turnvereine u. s. w. Die „Herbstbetrachtungen" sind von einer tiefen Wehmuth, von einer melancholischen Sehnsucht nach der deutschen Heimat durchhaucht, und auch der Aufsatz „Macht die Civilisation die Menschen glücklicher, besser, freier?" schliesst mit der Ansicht, dass die civilisirten Nationen Europas im Grunde doch mehr zur Freiheit befähigt seien als die Nordamerikaner, und dass hoffentlich bald die Zeit kommen werde, wo ein solcher Vergleich in der Praxis angestellt werden könne und das neubelebte Europa einen thatsächlichen Beweis dafür liefern werde, dass die Civilisation die treue Gefährtin der politischen Freiheit sei. Der Verfasser sieht die Deutschen bereits unter einer amerikanischen freien Verfassung und einer Jefferson'schen Bill of rights glücklich. Das ist deutscher Idealismus, der immer ins Blaue hinausschwärmt und mit Verkennung aller gegebenen Verhältnisse und Möglichkeiten immer Anweisungen an die Zukunft und zwar eine möglichst nahe ausstellt, der in Deutschland die Nordamerikaner und in Nordamerika wieder die Deutschen und selbst die Russen um ihre Zustände beneidet — vorausgesetzt, dass auch die Russen demnächst eine Jefferson'sche Bill of rights octroyirt bekommen. In der That ist nach Esselen's Behauptung der Amerikaner gegenwärtig von seinem „Pfaffen" abhängiger als der Russe von seinem Popen. **H. M.**

Spectateur de l'Orient.

Unter diesem Titel erscheint seit dem Monat August 1853 in Athen eine politische Zeitschrift, die durch die damals sichtlich hervortretenden Verwickelungen der Orientalischen Frage veranlasst ward. Allerdings sollte diese Zeitschrift gleichsam ein öffentliches Tribunal abgeben, vor welchem die christlichen Völkerschaften der Türkei, die bei der Lösung jener Frage betheiligt sind, ihre Angelegenheit vor allerlei Volk führen wollten: gleichsam eine Art fortwährender oratio pro domo; allerdings wollten die Wortführer gewissen Vorurtheilen, Verdächtigungen und selbst Anklagen entschieden entgegentreten, und darthun, dass das eigene Interesse jener Völkerschaften mit dem Weltfrieden und mit dem Gleichgewichte Europas zusammenfalle: — aber doch kann man nach Dem, was die in den ersten beiden Jahren des Bestehens der Zeitschrift erschienenen Hefte (zwei in einem jeden Monate) an die Hand geben, durchaus nicht sagen, dass die Wortführer den Kampf in blinder Einseitigkeit und in selbstgefälliger Eitelkeit geführt hätten. Sie beschränken sich meistens auf das Thatsächliche, indem sie die Zustände, die Bedürfnisse, die Wünsche und Fähigkeiten jener Völkerschaften darlegen, und die Elemente nachweisen, aus denen sie bestehen, damit man sich danach ein Bild von Dem machen könne, was jene Völker sind, was sie wollen und was sie gelten, und was sie wol unter andern Verhältnissen würden leisten können. In Bezug auf Statistik des Königreichs Griechenland, auf die Geschichte und Literatur der Griechen der neuern Zeit und was in den obbemerkten Beziehungen hiermit zusammenhängt, enthalten die ersten beiden Jahrgänge des „Spectateur de l'Orient" ein reiches Material und gewähren ebenso interessante als zum Theil neue und überraschende Aufschlüsse, welche jene Zeitschrift zur richtigen Beurtheilung der bei der wahren Entscheidung der Orientalischen Frage zunächst betheiligten Völkerschaften als unentbehrlich erscheinen lassen.
5.

Bibliographie.

Dresdner Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. 2te umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Berlin, Nicolai. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodemeyer, H., Die Juden. Ein Beitrag zur Hannoverschen Rechtsgeschichte. Göttingen, Dieterich. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 3te unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelbach, G., Philipp der Grossmüthige. Giessen, Ferber. Gr. 16. 15 Ngr.

Garrelts, G. A. v., Die Ostfriesen im deutschen Befreiungskriege. Geschichte des ehemaligen dritten Westphälisch-Ostfriesischen Landwehr-Infanterie-Regiments, der freiwilligen Jäger, der Cavallerie, der Ersatz- und Reserve-Bataillons seit ihrer Entstehung bis zur Auflösung in den Kriegsjahren 1813, 1814 und 1815, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Kriegsereignisse dieser Zeit. Mit allegorischer Abbildung des Upstalsbooms und Schlachtplan von Ligny und Waterloo. Zwei Hälften. Leer, Bock. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grant, J., Frank Hilton oder „Königin-Regiment". Deutsch von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Knorrn, K., Epische Gedichte. Paris, Glaeser. 1855. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die neuen Templer. Episches Gedicht in vier Gesängen. Ebendaselbst. 16. 10 Ngr.

Löffler, K., Die Berliner Grisette. Mit drei Illustrationen. Berlin, Bernhard u. Comp. 1855. 32. 5 Ngr.

Minckwitz, J., Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache. Zwei Lieferungen. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Otto, Louise, Andreas Halm. Roman. Drei Bände. Plauen, Schröter. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Renée, F., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 1855. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 17. Januar 1856.

Stein und seine weltgeschichtliche Stellung.

1. Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—15. Von Sigismund Stern. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein Lebensbild für alle Freunde der vaterländischen Geschichte. Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet. Herausgegeben von R. Giseke. Leipzig, Spamer. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Die universalhistorische Darstellung des gewaltigen Cyklus weltgeschichtlicher Ereignisse, in deren Vordergrund die stolze und ehrfurchtgebietende Gestalt des Freiherrn vom Stein in so scharf ausgeprägten Zügen hervortritt, gruppirt sich, und mit vollem Rechte, um den Charakter des Kaisers Napoleon, dessen Genius in den ersten anderthalb Jahrzehnden unsers Jahrhunderts die Schicksale der gesammten europäischen Staaten und Völkerfamilie bis in ihre geheimsten Beziehungen unwiderstehlich zu beherrschen scheint. So wenig in diesem Ausspruche eine sittliche Anerkennung enthalten ist, ebenso bestimmt folgt daraus, daß die Art und Weise, wie die geschichtliche Aufgabe Napoleon's formulirt wird, den einzig richtigen Maßstab für die allseitige Würdigung derjenigen Charaktere, welche, sei es an seiner Seite, sei es ihm gegenüber, als die entscheidenden Potenzen in jenem inhaltschweren Geisterkampfe hervorgetreten sind, mithin auch für die Beurtheilung Stein's, an die Hand gibt.

Wo aber finden wir diesen Maßstab? In den urkundlichen Denkmälern seiner Zeit und in den Ueberlieferungen seiner Zeitgenossen, seiner Freunde und Gegner, würden wir ihn vergebens suchen. Wenn es überhaupt schwer ist, mitten im Strome der Ereignisse, von dem man sich selbst mehr oder weniger unfreiwillig mit fortgerissen fühlt, ein klares Bild und einen dauernden Eindruck aller bewegenden Kräfte, ihres Zusammenwirkens und ihres endlichen Zielpunkts zu gewinnen, so erscheint dies unter den wahrhaft vulkanischen Erschütterungen aller politischen, nationalen und socialen Verhältnisse, die Napoleon's Auftreten auf die Weltbühne begleiteten, als eine Sache der Unmöglichkeit. Wir wenden uns also an die ernste Wissenschaft, die, mit ruhigem, klarem und unbefangenem Auge über dem wild tobenden Wirbel der Ereignisse schwebend, unbeirrt den wirkenden Kräften Maß und Ziel anweist und den Charakteren, welche sie kraft ihres geschichtlichen Berufs in Bewegung setzen, als unbestechliche Richterin ihr gerechtes und unwiderrufliches Urtheil spricht. Aber sind wir in der That mit dieser Berufung um etwas gebessert? Stehen wir nicht heute, nach einem halben Jahrhundert, noch ebenso gerüstet wie damals auf demselben Schauplatze zum Entscheidungskampfe für oder gegen dieselben Principien? Kann Irgendjemand, der an dem Geisterkampfe für die höchsten menschlichen Probleme ein tiefes sittliches Interesse verspürt, allen Ernstes an die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung unserer Tage die Anfoderung stellen, das letzte, unwiderruflich entscheidende Wort zu sprechen, während die kämpfenden Parteien noch nicht einmal im Stande gewesen sind, ihren abstracten Principien eine lebensvolle, concrete Gestalt zu geben und ihre letzten Tendenzen in ein unzweideutiges, allgemein verständliches Losungswort zu formuliren? Nein, soweit es sich um politisch-sociale Fragen handelt, soweit ist auch die historische Wissenschaft der Gegenwart völlig außer Stande, über Napoleon ihr letztes, entscheidendes Wort zu sprechen. Auf diesem Gebiete möge die Wissenschaft ihren Kampf fortsetzen, wie das Leben, dem sie Gesetze vorzuschreiben sucht, während sie ihm unbewußt nachgeht; Alles, was wir von ihr fodern können, ist, daß sie ihre Waffen offen und ehrlich handhabe und dem Gegner gleiche Sonne und gleichen Wind verstatte. Aber der politisch-sociale Standpunkt ist nicht der einzige, wenn es sich um Beurtheilung eines welthistorischen Charakters handelt; er ist nicht einmal der höchste. Der nationale verlangt eine gleiche Berechtigung, und der sittliche steht hoch über ihm.

Wie steht es nun um die Beurtheilung Napoleon's vom nationalen Gesichtspunkte aus? Kann die aufgeworfene Frage hier als spruchreif gelten? Wir mögen

unsern französischen Nachbarn ihre fest eingewurzelten und mit ihrem Nationalcharakter verwachsenen Sympathien für den großen Kaiser zugute halten, wollen uns aber dabei stets erinnern, daß dieser nationale Standpunkt für uns selbst nur von höchst untergeordneter Bedeutung sein kann. Die reichliche Dosis Nationaleitelkeit, womit der Franzose von der Natur ausgestattet ist, kann allerdings in gewisser Beziehung und namentlich wo es auf die energische That ankommt, als ein schätzenswerther Vorzug gelten; dagegen wird dieselbe einer unbefangenen und vorurtheilsfreien historischen Behandlung und wissenschaftlichen Kritik jederzeit hindernd in den Weg treten. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, genügt es, einen einzigen Blick in Thiers' bekannten Roman, betitelt „Histoire du Consulat et de l'Empire", zu werfen, der als Muster französischer Auffassungs- und Behandlungsweise großer welthistorischer Principien und Charaktere betrachtet werden kann. Und wenn man nun findet, daß selbst der größte Historiker des gegenwärtigen Frankreich, Capefigue, ein Mann von ausgezeichneter kritischer Befähigung und von wahrhaft staunenswerthem Fleiß und Wissen, der weder für die Revolution noch für den Kaiser Sympathien hat und mehr als irgendeiner seiner Landsleute in den Geist fremder Zustände eingedrungen ist, sich beim besten Willen nicht über den einseitig französischen Gesichtspunkt zu einer höhern sittlichen Auffassung Napoleon's und seiner weltgeschichtlichen Stellung zu erheben vermag, so liegt der Gedanke nahe genug, daß gerade die Franzosen, die sich bisher vorzugsweise der Bearbeitung dieser großen wissenschaftlichen Aufgabe unterzogen haben, am allerwenigsten dazu befähigt sind, und daß eine befriedigende Lösung des aufgeworfenen Problems nur von der deutschen Wissenschaft zu erwarten ist, der sich eher alle andern Fehler als beschränkte Einseitigkeit und hartnäckiges Festhalten an nationalen Vorurtheilen zur Last legen lassen. Weit eher trifft den deutschen Charakter der entgegengesetzte Vorwurf, gewissen abstracten Principien zu Gefallen und aus einem misverstandenen Streben nach historischer Gerechtigkeit eine gesunde, moralisch kräftige Auffassungsweise geschichtlicher Zustände und Charaktere zurückzudrängen, den einfachsten Postulaten des gesunden Menschenverstandes zeitweilig die gebührende Anerkennung zu verweigern und sich auf diese Art gegen das sittliche Princip zu versündigen, dessen Einhaltung ich oben als den höchsten Standpunkt für die richtige Beurtheilung welthistorischer Charaktere bezeichnet habe. Der Charakter Napoleon's muß dem unbefangenen und vorurtheilsfreien Auge gleich auf den ersten Blick in seiner sittlichen Verwerflichkeit, ja noch mehr, in seiner sittlichen Widerlichkeit erscheinen, und es ist eine bedauerliche, nur durch die bisherigen unzureichenden Leistungen der historischen Wissenschaft, namentlich in denjenigen Zweigen, deren Aufgabe es ist, die Resultate der eigentlichen Kritik zum nationalen Bildungsmittel zu verarbeiten, erklärliche Verirrung, wenn statt dieses gesunden, im edelsten Wesen unsers vaterländischen Volkscharakters tiefbegründeten moralischen Verdammungsurtheils eine zeitlang die ebenso lächerliche wie empörende Misgeburt einer falschverstandenen Napoleonomanie auf deutschem Boden Wurzel zu fassen und Ausbreitung zu gewinnen wußte.

Solange diese Erscheinung lediglich in enttäuschten Hoffnungen oder in politischem Misvergnügen ihre Quelle hatte, solange gab sie wenig Grund zu ernstern Besorgnissen. Als aber eine ganze literarische Richtung von rein objectivem, ästhetischem, sittlich indifferentem Standpunkte aus dieser Ansicht in den weitern Kreisen des gebildeten Deutschland Anerkennung zu verschaffen suchte, da schien es in der That, als ob unsere Nation mit der Wiederkehr jener sittlichen Versunkenheit, jener Abgestorbenheit für alle edlern Interessen bedroht sei, die im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wie ein Fluch auf unserm Vaterlande lastete, bis demselben in der Stunde der höchsten Noth in Stein und seinen großen Mitarbeitern eine zum heiligen Erlösungswerke auserlesene Schar erstand. Diese Besorgnisse haben sich nun allerdings als unbegründet erwiesen; jene sittlich indifferente, blasirte Ansicht hat in dem gesunden Urtheile des deutschen Volks keinen Eingang gefunden. Allein die Gefahr kann wiederkehren, solange ihre Veranlassungen noch nicht beseitigt sind und die deutsche Wissenschaft ihre Aufgabe noch nicht vollständig gelöst hat. Sittliche Kraft und Reinheit, die selbst als sittlicher Rigorismus auftreten können, sind diejenigen treu zu wahrenden und sorgsam zu schützenden Eigenschaften unsers Volkscharakters, welche allein dem deutschen Volke inmitten einer Reihe kräftig markirter und entschieden ausgeprägter Nationalitäten politische Geltung und Achtung zu schaffen und dauernd zu begründen im Stande sind. Die Wissenschaft werde sich bewußt, daß sie mit Zugrundelegung dieser Principien auf völlig unangreifbarem Boden stehe und mitten im stürmischen Kampfe streitender Parteien mit sicherm Auge und festem Schritte das ihr vorgesetzte Ziel verfolgen kann. Vor allem mache sie es sich daher zur Aufgabe, jenen Riesenkampf um die höchsten Interessen der Menschheit, mit dem das 19. Jahrhundert beginnt, nach seiner tiefen sittlichen Bedeutung zu erfassen und insbesondere die sittlichen Potenzen, mit denen Deutschland in denselben eingetreten ist, richtig zu verstehen und gebührend zu würdigen. Der rege Eifer, der sich neuerdings auf diesem Gebiete des historischen Wissens kundgegeben und mit besonderer Vorliebe der genauen kritischen Erforschung und volksthümlichen Behandlung jener Periode der deutschen Geschichte und ihrer großen Charaktere zugewandt hat, verspricht für eine richtige universalhistorische Auffassung und für die Entwickelung unsers Nationalbewußtseins die schönsten Früchte. Aus diesem Grunde heißen wir daher auch die beiden oben angeführten Biographien des Freiherrn vom Stein herzlich willkommen, obwol wir in beiden und namentlich in der Bearbeitung von Gieseke den universalhistorischen Standpunkt, den einzigen, welcher Stein's Leben und Wirken in das gehörige Licht stellt, nicht klar und be-

stimmt genug hervorgehoben finden. Um diese Behauptung, woran sich unsere ganze Kritik der beiden genannten Werke anknüpfen läßt, näher zu begründen, müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Man pflegt Napoleon gewöhnlich den Sohn der Französischen Revolution zu nennen und man hat mit dieser Bezeichnung in gewissem Sinne allerdings Recht, nur vergesse man nicht hinzuzufügen, daß er der verlorene, der entartete Sohn der Revolution war, der sein Erbtheil nicht nur zur Befriedigung seiner selbstischen Begierden verpraßte, sondern dasselbe sogar gegen seine eigene Mutter misbrauchte. Die Revolution hatte ihn allerdings aus ihrem Schoose geboren, aber nur in dem Sinne geboren, wie die These ihre Antithese gebiert; er war ihr dialektischer Gegensatz, der überall die Spuren seiner Herkunft an sich trug, während er ihr eigentliches Wesen verleugnete. Es kann an diesem Orte nicht unsere Aufgabe sein, diesen echt dialektischen Gegensatz des geschichtlichen Geistes in allen seinen mannichfaltigen Momenten zu entwickeln; es kommt uns nur darauf an, Napoleon in seinem Verhältnisse zu Europa und insbesondere zu Deutschland zu charakterisiren.

Um dieses Verhältniß zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf die Entwickelung des europäischen Völkerrechts seit dem Ende des Mittelalters zu werfen. Hier drängt sich uns sofort die Thatsache auf, daß es dem Verhältnisse zwischen Volk und Volk oder zwischen Staat und Staat an jeder positiv sittlichen Grundlage mangelte, weil an die Stelle der im Mittelalter das christliche Europa beherrschenden und verknüpfenden Ideen nichts Neues getreten war, was dem europäischen Staatensysteme als eine gemeinsam zu lösende sittliche Aufgabe hätte gelten können. Mit einem Worte: die moralische Isolirung, der nackte Egoismus, die Anerkennung und Durchsetzung des momentan Zweckmäßigen und die Gleichgültigkeit rücksichtlich der zu diesem Zwecke angewandten Mittel, kurz, der Machiavellismus, die als Princip gefaßte Unsittlichkeit charakterisirte während der letzten drei Jahrhunderte alle Beziehungen des europäischen Staatensystems. Aus diesem Zustande, der wie alle Zustände ohne sittliche Grundlage und sittliche Tendenz das Schauspiel eines ewigen Kampfs versteckter Hinterlist und roher Gewalt darbot, entwickelte sich ein ganz eigenthümlicher Zweig der Staatswissenschaft und Staatskunst — die Diplomatie. Unter Ludwig XIV. erlangte dieses System die höchste Staffel seiner Ausbildung, auf der es sich während des ganzen 18. Jahrhunderts zu behaupten wußte und in der Theilung Polens den kommenden Jahrhunderten eine unvertilgbare Spur seiner schonungslosen Wirkungen zurückließ. Da brach die Französische Revolution aus und vernichtete durch die Aufstellung eines neuen sittlichern Princips die Wirkungsfähigkeit der Diplomatie. Bei der Art, wie Brissot, Vergniaud und Gensonné die Diplomatie auf der Tribune der Gesetzgebenden Versammlung behandelten, kamen die Kaunitz und Thugut aus dem Concepte. Die Revolution verfolgte nach außen eine stürmische und schonungslose, aber zugleich offene Politik, gegen welche die erprobten Mittel der alten Staatskunst nicht mehr verfingen. Zum Glück für die letztere kam Napoleon und bändigte die Revolution; das Princip des schonungslosen Egoismus reagirte gegen die Grundsätze einer ehrlichern Politik und die Diplomatie trat wieder in ihre Rechte ein. Aber während Napoleon solchergestalt zu den Principien der machiavellistischen Staatskunst zurückkehrte, vergaß er hier ebenso wenig wie anderwärts das Erbe der Revolution seinen Zwecken dienstbar zu machen; die Rücksichtslosigkeit und Schonungslosigkeit der revolutionären Politik charakterisirte auch die seinige, und dieselben Potenzen, welche früherhin eine revolutionäre Propaganda für ihre Zwecke verwandt hatte, mußten jetzt in den Dienst einer unersättlichen Eroberungssucht treten. Aus der Verschmelzung dieser Momente erwuchs denn jenes furchtbare System Napoleon'scher Politik, welches den Augen des staunenden Europa die sittliche Verworfenheit der seit drei Jahrhunderten in der Staatskunst herrschenden Grundsätze in ihrer ganzen Nacktheit zu enthüllen berufen war. Und hierin eben liegt die eine Seite von Napoleon's welthistorischer Aufgabe. Er zeigte dem staunenden Europa die letzten Consequenzen eines Systems ohne sittlichen Grund und Halt. Zu gleicher Zeit lieferte er aber auch den unwiderleglichen Beweis, daß die auf nicht sittlicherer Basis ruhende Politik der europäischen Cabinete diesem Verfahren gegenüber machtlos war, daß sie Dynastien und Völker immer tiefer in den Abgrund moralischer Zerrüttung hinabdrängte und dessenungeachtet zuletzt aller ihrer so theuer erkauften Erfolge verlustig ging. Deutschland und insbesondere Preußen mußte diese furchtbare, unerbittliche Wahrheit an sich erproben lassen.

Man bringe es sich ja zum deutlichen Bewußtsein, daß dieser Zustand moralischer Versunkenheit nicht die Schuld einzelner verblendeter Diplomaten, sondern die nothwendige Folge eines Systems war, jenes Systems sittlicher Isolirung, jenes Systems der Entäußerung von allen höhern leitenden Ideen, welches leider immer noch seine Vertheidiger findet. Wir müssen uns mit aller Entschiedenheit dagegen erklären, wenn Giseke das „allein richtige Princip" der auswärtigen Politik in der Rücksicht auf „das innere Wohl, auf das geistige und materielle Gedeihen des eigenen Landes" findet; diese Fassung kann auch die machiavellistische Staatskunst acceptiren. Mit diesem Grundsatze läßt sich auch der Basler Friede und der Schönbrunner Vertrag rechtfertigen und Giseke selbst wird nicht in Abrede stellen wollen, daß man sich zu diesen Maßregeln nicht verstanden haben würde, wenn man darin nicht, wenigstens für den Augenblick, eine Sicherstellung „des innern Wohls, des geistigen und materiellen Gedeihens des eigenen Landes" gefunden hätte. Man kann freilich auf den Begriff des richtig verstandenen Egoismus ein System der Moral gründen, aber man wird sich dabei unmöglich verhehlen, daß sich kein Begriff so sehr wie gerade dieser gegen ein richtiges Verständniß sträubt. Wie die menschliche Natur einmal ist, bedarf sie allerdings einer „allgemeinen Idee" als

eines höhern Leitsterns, womit jedoch keineswegs ausgesprochen ist, daß sie dadurch zu einem „gänzlichen Absehen auf das innere Wohl, auf das geistige und materielle Gedeihen" genöthigt sei. Daß diese leitende sittliche Idee ebenfalls mit einer gewissen Einseitigkeit behaftet sein kann, wenn sie z. B. das „historische Recht, die Legitimität, die Ritterlichkeit" u. dgl. zu ihrem Inhalte hat, beweist nichts gegen ihre Nothwendigkeit; sie ist und bleibt ein Postulat der praktischen Vernunft. Hätten die europäischen Monarchien, hätte insbesondere Preußen es mit dem historischen Rechte und der Legitimität, die sie 1792 zum Losungsworte ihres Kampfs gegen das republikanische Frankreich machten, in der That ehrlich und ernst gemeint, so wären sie nimmermehr jenem Zustande der Schmach und Selbsterniedrigung verfallen, mochte im Uebrigen der Erfolg des Kampfs noch so unglücklich sein. Daß England in seiner Politik stets egoistische Tendenzen verfolgt habe, ist in gewissem Sinne *) begründet, insbesondere wenn es sich um seinen Kampf gegen Napoleon handelt, während dessen nur der nationale Standpunkt entscheidend hervortritt, der sittliche aber rücksichtslos hintangestellt wird: die Wegnahme der dänischen Flotte ist z. B. eine Maßregel, die sich den frechsten Rechtsverletzungen der Napoleon'schen Gewaltherrschaft füglich an die Seite stellen läßt. Aus diesem Grunde konnte England bei Entscheidung der sittlichen, d. h. der eigentlich welthistorischen Frage, die durch Zertrümmerung der Napoleon'schen Weltherrschaft gelöst wurde, erst in zweiter Stelle eintreten; der erste Siegespreis gebührt Preußen, d. h. Deutschland. Nicht die Koryphäen der englischen Torypartei, nicht Pitt und seine Nachfolger — von rein nationalem Gesichtspunkte aus allerdings vollkommen ebenbürtige Gegner Napoleon's — sind die eigentlichen Besieger desselben; die sittliche Energie Deutschlands, wie sie damals in seinen edelsten Söhnen und vor allen in Stein Bewußtsein und Gestalt gewonnen hat, diese sittliche Energie ist es, die dem Napoleon'schen Systeme den Todesstoß versetzte. Mit diesen Worten haben wir Stein's welthistorische Stellung ausgesprochen; solange man diese nicht vollkommen begriffen hat, solange ist man noch nicht im Stande, diesen Charakter in seiner staunenswerthen Größe zu erfassen. Wer für die Moral der Völker und Staaten einen andern Maßstab hat als für die Moral der Individuen, dem bleibt der tiefste Sinn des großen Kampfs der Völker gegen Napoleon ein ewig unerschlossenes Räthsel. In England, in Spanien, in Rußland, selbst in Tirol gilt der Kampf nationalen Interessen, in Preußen, im eigentlichen Deutschland sittlichen Gedanken. Es versteht sich dabei von selbst, daß dieses sittliche Bewußtsein sich in concretere Formen einkleidet und namentlich während des Befreiungskriegs selbst als patriotisch-religiöse Begeisterung zutage tritt. Dieser Umstand kann den wesentlichen Charakter des Kampfs nicht alteriren. Der Mann von wahrhaft geschichtlichem Sinn und Geist erblickt in den Ereignissen der Jahre 1806—13 ein erschütterndes Weltdrama von tiefstem sittlichen Gehalte; es ist ihm eine Wiederholung des erhabensten Mysteriums der Menschheit, des Mysteriums von der Erlösung. Moralische Versunkenheit und Verzweiflung, Schuld und Strafe, Reue und Zerknirschung, Ringen nach Gnade und Versöhnung, Aufdämmern und Erwachen des Bewußtseins der Selbsterlösung, freudige Hingabe und Aufopferung, zuletzt jubelnder Sieg und Triumph über die Herrschaft der Sünde, das sind die einzelnen Momente dieses Schauspiels, seine hervortretendsten Heldengestalten Napoleon und Stein, kämpfend wie Ahriman und Ormuzd, wie Loki und Thor um den endlichen Sieg des Guten oder des Bösen. Mit dem Falle Napoleon's ist Stein's weltgeschichtliche Aufgabe gelöst und seine Kraft erschöpft.

*) Aber immer nur in gewissem Sinne. Man beachte wohl, daß Englands nationales Interesse nie wirksamer gefördert worden ist, als in denjenigen Epochen britischer Politik, in denen England zugleich als Vertreter allgemeiner, humaner und sittlicher Interessen auftrat. Man denke an Elisabeth, an Cromwell, an Wilhelm III., an Lord Chatham, an Canning.

Varnhagen's — nebenbei bemerkt, ziemlich naheliegender — Vergleich zwischen Stein und Blücher ist mehr als ein oberflächliches Aperçu; die Aehnlichkeit in den Charakteren ist überraschend. Wir wollen es übrigens dahingestellt sein lassen, ob Stein, nach Varnhagen's Behauptung, selbst insoweit mit Blücher auf gleiches Niveau zu stellen sei, als der Letztere zwar „ein Heer gegen den Feind mit kräftigster Wirksamkeit zu gebrauchen verstand, aber dasselbe im Frieden zu regeln und zu verwalten nicht hätte unternehmen dürfen"; wir haben von Stein's staatsmännischer Befähigung eine vortheilhaftere Meinung. Aber der Vergleich ist noch in einem andern, einem viel tiefern Sinne wahr. Blücher hatte so gut seine weltgeschichtliche Aufgabe wie Stein, und er hat sie neben ihm und mit ihm gelöst. Beide hatten denselben Gegner, Beide standen bei Bekämpfung desselben auf gleichem sittlichen Boden, Beide fochten mit gleichen Waffen, wenn auch auf verschiedenem Gebiete, Beide hatten dasselbe Endziel unverrückt im Auge und Beide verschwinden zu gleicher Zeit von der großen Weltbühne. Es kann an diesem Orte nicht unsere Aufgabe sein, Blücher's weltgeschichtliche Stellung zu analysiren. Wir haben oben blos von einer Seite der historischen Bedeutung Napoleon's gesprochen; läge uns eine Biographie Blücher's vor, so würden wir Gelegenheit haben, auch die andere Seite derselben aus ihren geschichtlichen Voraussetzungen abzuleiten. Daher hier nur so viel, daß Napoleon die unsittliche Seite des Kriegs der Mit- und Nachwelt ebenso zum Bewußtsein brachte wie die der Diplomatie; daß die alte trügerische Methode des Kriegs seinen Angriffen gegenüber ebenso schmählich erlag wie die Künste einer unmoralischen Politik, und daß er endlich auf diesem Felde ebenso wie auf jenem dadurch besiegt wurde, daß seine Gegner dieselben sittlichen Mächte gegen ihn kehrten, welche die Revolution geweckt und die er selbst für seine unsittlichen Zwecke verunstaltet und gemisbraucht hatte. Diese Parallele zwischen Krieg

und Diplomatie läßt sich bis ins Einzelnste verfolgen; die Aehnlichkeit zwischen der historischen Stellung Stein's und Blücher's, die sich daraus ergibt, ist überraschend. Napoleon kannte übrigens seine Feinde; wie Blücher der einzige Feldherr, so war Stein der einzige Staatsmann auf Seiten seiner Gegner, den er im eigentlichen Sinne des Worts fürchtete; seine Ahnung täuschte ihn nicht. Außerdem liegt hierin noch ein anderer beherzigenswerther Fingerzeig für den Biographen Stein's: wie Blücher trotz seiner großen und so glücklich gelösten welthistorischen Mission ein nur mittelmäßiger Feldherr war, so war auch Stein weit entfernt, ein vollendeter Staatsmann in der ganzen umfassenden Bedeutung dieses Worts zu sein. Wir müssen daher dem jedenfalls unverdächtigen Zweifel Varnhagen's, „ob denn die eigentliche Staatskunst jemals das rechte Gebiet unsers Helden habe sein können", vollkommen beistimmen, zumal da wir unsererseits an den echten Staatsmann auch die Anfoderung eines völlig vorurtheilsfreien, unbefangen prüfenden philosophischen Blicks stellen, welcher Stein ganz entschieden abgesprochen werden muß. Diese Ueberzeugung muß sich jedem unbefangenen Betrachter von Stein's Leben und Wirken aufdrängen; Aufgabe des Biographen bleibt es, die aus dem berührten Mangel unvermeidlich hervorgehenden Widersprüche dadurch zu erklären, daß er die eigentliche Lebensaufgabe seines Helden in das rechte Licht stellt. Die Stern'sche Bearbeitung verdient durchaus das Lob eines unbefangenen und unparteiischen Blicks; sie bemüht sich nicht, Widersprüche, die unleugbar vorhanden sind, zu verdecken oder durch ein leeres und unbegründetes Raisonnement hinwegzudemonstriren, und wenn ihr die Auflösung derselben nicht vollständig gelungen zu sein scheint, so hat dies seinen Grund darin, daß die eigentliche weltgeschichtliche Aufgabe Stein's nicht mit der wünschenswerthen Schärfe gefaßt ist. Giseke dagegen sieht von vornherein in seinem Helden einen „zu unerschütterlicher Einheit in sich abgeschlossenen Charakter"; zu welchen Behauptungen und Theorien derselbe seine Zuflucht nehmen muß, um trotz der widersprechenden Thatsache seiner Ansicht getreu zu bleiben, wird aus dem Folgenden deutlicher hervorgehen.

Stein war im eigentlichsten Sinne des Worts ein Sohn seiner Zeit; er gehörte zu jener auserlesenen Schar, die der heilige Geist der Geschichte in dem Augenblicke, wo es ihrer Kraft und ihres Heldenmuths bedarf, zu ihrer großen Mission entsendet und durch die Feuertaufe der Begeisterung zu ihrem Berufe weiht. Stein's Beruf war die Vernichtung Napoleon's und seines unsittlichen Systems. Alles Große und Herrliche, was Stein geschaffen hat, läßt sich in letzter Instanz auf das ihn belebende Bewußtsein dieser Aufgabe zurückführen. Der glühende Haß Stein's gegen Napoleon, der von diesem in reichlichem Maße erwidert wurde, erinnert unwillkürlich an den gegenseitigen Haß Wilhelm's von Oranien und Ludwig's XIV.; man könnte diesen Vergleich bis in die einzelnsten Umstände verfolgen, man würde selbst zur Confiscation der Stein'schen Erbgüter in Nassau eine Parallele in dem Verfahren des „großen Königs" gegen den niederländischen Statthalter finden. Doch das wesentlichste Vergleichsmoment, auf das es uns hier zunächst ankommt, liegt in dem Umstande, daß sich bei dem Einen wie bei dem Andern die ganze Lebensaufgabe in einen Vernichtungskampf auf Leben und Tod gegen den Vertreter des feindlichen Princips zusammenfaßt. Stern hat ganz Recht, wenn er sagt:

> Als Mensch war er der unversöhnlichste Feind Napoleon's.... Was er zur Zeit aufbaute und anbahnte, war vor seinem Geiste kaum mehr als die Vorbereitung zu diesem Riesenvölkerkampfe. Ja seine Feindschaft gegen die Napoleon'sche Universalmonarchie war mächtiger als sein preußischer und selbst als sein deutscher Patriotismus u. s. w.

Will man sich die Aufgabe Stein's, wie sie seinem Geiste vorschwebte, recht klar machen, so lese man Stein's Denkschrift an die östreichische Regierung vom März 1810, in welcher nicht der entfernteste Anklang an nationale Interessen, nicht die leiseste Berufung an nationale Sympathien wahrzunehmen ist, während dieselbe eine glühende Begeisterung für die rein sittliche Aufgabe des Kampfs und einen unerbittlichen Haß gegen das unmoralische und gewaltthätige System der Napoleon'schen Politik verräth.

Derselbe Maßstab muß bei Beurtheilung der politischen Reformen angelegt werden, welche das große Resultat seiner staatsmännischen Thätigkeit in Preußen während seines zweiten Ministeriums sind. Wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten, die sich seinen großartigen Planen entgegenstellten, seine Stellung gegenüber einem ebenso schwankenden, als eigenwilligen und mistrauischen Monarchen, einer jedes höhern Aufschwungs unfähigen, jeder Aufopferung für das allgemeine Beste hartnäckig widerstrebenden Adelskaste, einem in politische Indifferenz versunkenen Bürgerstande, einer anspruchsvollen und zäh an ihrem gewohnten Schlendrian festhangenden Bureaukratie, einer eifersüchtigen, verdorbenen und intriganten Hofpartei, endlich einem wachsamen, argwöhnischen und rücksichtslosen Feinde wie Napoleon genau ins Auge faßt, so kann man nicht umhin, die Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung und die eiserne Thatkraft anzustaunen, welche allen diesen Hindernissen zum Trotz jenes Riesenbollwerk gegen Napoleon's Zwingherrschaft aufzuführen und jene sittlichen Zaubermächte, vor deren Andrang das System der Lüge und Gewaltthat in Staub zerfiel, in das Dasein zu rufen im Stande war. Man muß sich sagen: nur das Bewußtsein einer höhern Mission, nur ein geheimer, unwiderstehlicher, erhabener Impuls konnte diese Wunder schaffen. Aber so herrlich der Sieg über alle diese äußern Schranken auch erscheinen mag, so war doch der Sieg, den Stein über sich selbst gewann, noch weit großartiger. Er, der geborene rheinfränkische Reichsfreiherr, auferwachsen in allen Vortheilen seines Standes, eingelebt in eine streng historische Rechtsanschauung und ein erbitterter Gegner der Französischen Revolution und ihrer Theorien, bringt bei seiner Reform der preußischen Staatsverfassung nicht nur diese Theorien selbst theilweise zur Verwirklichung,

sondern wagt sogar die entschiedensten Angriffe auf bestehende Rechte und bebt keinen Augenblick vor revolutionären Maßregeln zurück, wenn sein höchster Zweck, die Aufgabe seines Lebens die Aufopferung seiner frühern Ueberzeugungen fodert. Beim Beginn des Kriegs von 1809 ist er entschlossen, eine vollständige Aufhebung des Adels zu proclamiren, um durch diese Concession einer allgemeinen Gleichberechtigung die Begeisterung der Massen für die beabsichtigte Volkserhebung gegen Frankreich zu wecken. Er erwirkt eine Cabinetsordre, die auf Grund der aus den allgemeinen Staatsverhältnissen hervorgehenden Nothwendigkeit die Amovibilität der Beamten ohne richterliches Erkenntniß feststellt; er stimmt jederzeit für die durchgreifendsten und rücksichtslosesten Finanzmaßregeln, wie Einkommensteuern und Zwangsanleihen; ja er nimmt nicht einmal Anstand, den Terrorismus zu empfehlen und sich auf das Verfahren des französischen Wohlfahrtsausschusses zu berufen. Alle diese und noch viele ähnliche Thatsachen wären ebenso viel Räthsel, wenn wir nicht annehmen wollten, daß das Bewußtsein seiner höhern Aufgabe ihm den Muth verlieh, alle diese äußern und innern Schranken zu brechen. Was wir an Stein bewundern, das ist nicht sein schöpferisches Talent oder sein staatsmännischer Scharfblick, sondern vielmehr diejenige Eigenschaft, die ihn eben zum welthistorischen Charakter macht, nämlich seine Begeisterung, seine Energie und Willenskraft. Von ihm, neben ihm und nach ihm wirkten Staatsmänner von freierm Geiste und hellerm Blicke, aber keiner hatte vor ihm den Muth, seinen Ueberzeugungen Geltung zu verschaffen, und alle die freisinnigen Maßregeln, welche Hardenberg nach Stein's Entfernung durchsetzte, wären unmöglich gewesen, wenn nicht dieser zuvor die Bahn gebrochen hätte.

Nach dem Gesagten wird uns schwerlich Jemand den Vorwurf machen, als ob wir Stein's Verdienste um die Reform des preußischen Staats zu unterschätzen geneigt seien. Aber wir ziehen unserer Bewunderung auch hier eine Schranke; wir zollen der Thatkraft, welche diese Schöpfung ins Leben rief, Dank und Anerkennung, aber wir vermögen keineswegs mit Giseke das non plus ultra staatsmännischer Weisheit darin zu entdecken. Wenn derselbe nach Anführung des Edicts, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend, mit den Worten fortfährt: „So waren mit Einem Schlage auch hier die Menschenrechte erklärt, aber nicht als hohle unausführbare Theorien; mit diesem weisen Gesetze war ihre Verwirklichung erreicht", so braucht er nur einen einzigen Blick in die der nordamerikanischen oder den beiden französischen Verfassungen von 1791 und 1793 vorausgeschickten Erklärungen der Menschenrechte zu werfen, um sich zu überzeugen, daß eine derartige Uebertreibung sich selbst richtet und bei jedem unbefangenen Leser gerade das Gegentheil von der beabsichtigten Wirkung hervorruft. Derartige Urtheile finden sich noch viele. So heißt es z. B. S. 81:

Das, was die Revolution in Frankreich durch Gewalt und blutige Zerstörung vollbrachte, rief Stein in Preußen durch Gesetze ins Leben. Er hatte erkannt, daß die Grundzwecke der dortigen Umwälzung gerechtfertigt waren, und erreichte dieselben durch weisere Wahl der Mittel u. s. w.

Hier schließt sich an dieselbe Uebertreibung noch ein ungerechtes Urtheil über die Revolution, ohne welche Stein nun und nimmermehr auf den Gedanken gekommen wäre, die freie Volkskraft zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker aufzurufen und ihre dauernde Organisation anzubahnen. Stein hat Alles geleistet, was in seiner Lage mit menschlichen Kräften zu erreichen war; sein Ruhm steht zu hoch, um sich auf die Schmälerung fremden Verdienstes stützen zu müssen. Der von ihm geschaffene Verwaltungsmechanismus zeugt von Geschäftskenntniß, klarem, umfassendem Blicke und vor allem wieder von jener Charakterstärke, die ein vorhandenes Chaos zu ordnen und regelloser Verwirrung und Willkür gesetzliche Bahnen vorzuzeichnen versteht. Aber wir finden darin im Ganzen weder ein originelles Werk noch eine organische Schöpfung im strengen Sinne dieses Worts und vermögen daher die Begeisterung unserer beiden Biographen für die fertigen Resultate, wie dieselben noch heute dem Regierungsmechanismus des preußischen Staats zugrunde liegen, keineswegs in vollem Maße zu theilen. Dagegen erkennen wir aber auch bereitwillig an, daß sich in Stein's Verfassungsideen ein echt organischer Sinn beurkundet, und es nimmt uns fast Wunder, daß namentlich Giseke, der sonst nicht leicht einen Vorzug seines Helden unbeachtet läßt, den originellsten Gedanken in Stein's Verfassungsplanen, den der Betheiligung der Volksrepräsentation an der Verwaltung, die ihm gebührende Anerkennung zu zollen vergessen hat. Das ist der That ein Gedanke von so reicher organischer Gestaltungskraft, daß er noch heute jedem denkenden Politiker den einzigen Weg andeutet, auf welchem der Grundsatz einer streng geordneten Staatsverwaltung mit der Anfoderung einer lebendigen und segensreichen Betheiligung der öffentlichen Meinung und der freien Volkskraft dauernd und harmonisch zu vermitteln ist. Stern hat an mehren Stellen mit dankenswerther Sorgsamkeit Alles zusammengestellt, was uns über Stein's Ideen in dieser Beziehung bekannt geworden ist. Dieser fruchtbaren, aber lange unberücksichtigt gelassenen Ideen sollten sich vor allen Andern die ehrlichen Anhänger der constitutionellen Monarchie bemeistern, sie gehörig verallgemeinern und ihnen von den höchsten Sphären des Staatsorganismus bis herab in die niedrigsten Anerkennung und Verwirklichung zu schaffen bemüht sein. Wir wagen die Behauptung, daß man um diesen Preis selbst das wichtigste Recht der Volksvertretung, das der Zustimmung (aber nicht das der Berathung und Begutachtung) zu neuen Gesetzen, unbedenklich aufopfern könnte, und wir halten uns überzeugt, daß dieser Gedanke Stein's in dem deutschen Verfassungsleben der Zukunft noch seine reichen und segensvollen Früchte tragen wird.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die lei-

leitenden Gesichtspunkte, welche wir von dem Biographen Stein's festgehalten zu sehen wünschen, wenn derselbe der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Helden vollkommen gerecht werden will, ohne dabei den Thatsachen in irgendeiner Richtung Gewalt anzuthun, wird es nun leicht sein, unser Urtheil über die beiden vor uns liegenden Arbeiten kurz zusammenzufassen. Weder die eine noch die andere tritt mit der Prätension auf, das vorhandene geschichtliche Material durch die Erforschung neuer Thatsachen zu bereichern; beide verfolgen lediglich den Zweck, die bereits gewonnenen Resultate der esoterischen Wissenschaft und insbesondere die Ergebnisse der Pertz'schen Forschungen ohne den weitläufigen kritischen Apparat und die erschöpfende Vollständigkeit urkundlicher Nachweise in übersichtlicher Form darzustellen und in die Kreise des eigentlichen Volks einzubürgern. Diese Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit auf historischem Gebiete, welche eine immer größere Bedeutung und Ausdehnung gewinnt, verdient, da es sich hierbei um eines der wirksamsten und edelsten Mittel für den großen Zweck der Volksbildung handelt, in allen ihren Erscheinungen die sorgfältigste und gewissenhafteste Beachtung und, wenn sie sich ihrer Aufgabe bewußt bleibt, die Anerkennung und Aufmunterung der Kritik. Dieses Bewußtsein zeigt sich sowol in der Stern'schen als in der Giseke'schen Arbeit durch Ernst und Würde der Behandlung und darf ebenso wenig wie die fleißige und umsichtige Benutzung der Quellen und die zweckgemäße Anordnung des Stoffs mit Stillschweigen übergangen werden.

Stern beabsichtigt, wie schon der Titel des Werks besagt, nicht sowol das Lebensbild eines Einzelnen als vielmehr das Bild der Zeit, in der er wirkte, und stellt sich dadurch gleich von vornherein auf den richtigen Boden. Die Persönlichkeit Stein's nimmt daher als die eigentliche Trägerin der bewegenden Zeitideen selbstverständlich den Mittelpunkt dieses Bildes ein, allein sie absorbirt nicht alles Interesse und erhält erst durch den belebten Hintergrnnd und die mithandelnden Figuren die rechte Beleuchtung. Das Buch ist nur in denjenigen Partien eine Biographie Stein's, in welchen Stein als der Repräsentant seiner Zeit hervortritt, also nur von seinem Eintritt ins preußische Ministerium bis zum Abschluß des Wiener Congresses. Die Lebensgeschichte Stein's vor und nach diesem Zeitpunkte wird in eine alle wesentlichen Entwickelungsmomente seines Charakters umfassende, aber kurze Skizze zusammengedrängt. Diese Anlage des Ganzen verräth ein richtiges Bewußtsein über Stein's welthistorische Stellung und hat den Verfasser vor der jedem Biographen so naheliegenden Versuchung, seinen Helden zum allbeherrschenden Genius seiner Zeit zu machen und die Widersprüche seines Charakters zu bemänteln oder hinwegzuleugnen, glücklich bewahrt. Stern's ganze Darstellung verräth einen unbefangenen, vorurtheilsfreien und unparteiischen Blick; er versteht die für den Historiker unschätzbare Kunst, die Thatsachen selbst reden zu lassen, und kommt nie in die Lage, ihnen eine schiefe Bedeutung unterzulegen oder sonst Gewalt anzuthun. Trotz seiner warmen Begeisterung für Stein's große Persönlichkeit läßt er sich nie verleiten, zwischen unlösbaren Widersprüchen eine Vermittelung zu suchen oder wenigstens stillschweigend über Thatsachen im Leben seines Helden hinwegzugehen, die ihn zu dem schmerzlichen, aber rückhaltslosen Geständniß drängen, daß derselbe in seinen spätern Lebensjahren von der Höhe seiner großen Anschauungen und Intentionen allmälig herabgestiegen und durch den Einfluß einer rückwärtsschreitenden öffentlichen Meinung und einer engherzigen Umgebung endlich offen von den Ideen, die den Ruhm seines Lebens und seines Wirkens bilden, abgefallen sei. Daß Stern diesen „Abfall“ nicht aus innern Gründen zu erklären sucht, kommt daher, daß er Stein's specifische Aufgabe nicht in ihrer vollen Bestimmtheit und scharfen Begrenzung aufgefaßt hat. Im Uebrigen zeichnet sich das ganze Werk durch eine zweckmäßige Anordnung, eine überschauliche und lichtvolle Darstellung, sowie durch einen einfachen und fließenden, aber dabei zugleich kräftigen, echt historischen Stil vortheilhaft aus.

Es wäre uns lieb, wenn wir unsern Bericht über das Giseke'sche „Lebensbild“, welches übrigens nicht einmal den halben äußern Umfang des soeben besprochenen Werks hat; in einen ebenso kurzen Ausspruch der Anerkennung zusammenfassen könnten; dies ist aber leider nicht thunlich, da Giseke gerade in den bereits oben gerügten Hauptfehler verfallen ist, welchen Stern so glücklich vermieden hat. Wer in einer Persönlichkeit wie Stein durchaus einen „zu unerschütterlicher Einheit in sich abgeschlossenen Charakter“ sehen will, der muß entweder den Thatsachen Gewalt anthun oder bei Beurtheilung derselben einen widersprechenden Maßstab anlegen. Kein Wunder also, wenn auch Giseke bald der einen, bald der andern dieser Versuchungen nachgibt. Dieses Absichtliche und Gesuchte tritt uns gleich bei der Schilderung von Stein's Jugendentwickelung entgegen. Seine Abneigung gegen die gesammte speculative Philosophie, seine Theilnahmlosigkeit gegenüber der mächtigen Bewegung, welche damals das Kant'sche System in den Geistern hervorrief, gilt dem Biographen „bei dem befriedigenden Reichthum überlieferten gesunden Glaubens, der sein Herz einschloß“, und bei seiner ämsigen Beschäftigung mit der „unendlichen Fülle der historischen Thatsachen und thatsächlichen Verhältnisse“, wie man aus dem Zusammenhange nicht anders schließen kann, als ein Beweis seiner Selbstgenugsamkeit und harmonischen Abgeschlossenheit, während sich jedem unbefangenen Betrachter der Lebensverhältnisse und Charakteranlagen Stein's die Ueberzeugung aufdrängen muß, daß abstractes Denken und eine ernste Beschäftigung mit der speculativen Philosophie seine angeborenen und anerzogenen reichsfreiherrlichen Lebensansichten vortheilhaft erweitert und sich selbst für seinen Charakter als eine rechte Zuchtschule erwiesen haben würde. Die Vernachlässigung dieser Studien, welche nicht nur als Bildungsmittel, als

„vorübergehende gymnastische Uebung des Geistes" einen höchst wohlthätigen Einfluß auf Stein's Entwickelung ausgeübt haben würden, sondern auch allein zu einer vollkommen richtigen und allseitigen Würdigung jener vorzugsweise von rein abstracten Ideen erregten und tieferschütterten Zeit befähigen konnten, verursachte eine wesentliche Lücke in der Ausbildung des zukünftigen Staatsmannes. Solange freilich Stein mitten im Kampfe für die ihm beschiedene, scharfbegrenzte, nur durch die Allmacht einer concentrirten sittlichen Energie zu lösende geschichtliche Mission steht, solange tritt jene Beschränktheit weniger hervor. Dafür rächte sie sich um so grausamer in seinen spätern Lebensjahren, wo nach Vollendung seiner specifischen Lebensaufgabe die begeisternde Stimme seines Dämons schwieg. Ja, daß selbst zur Zeit seiner vollen Manneskraft und mitten in der Aufregung des Kampfgewühls, des Hasses und der Begeisterung dieser Mangel fühlbar an ihm hervortrat, dafür haben wir das unverwerfliche Zeugniß Varnhagen's, welcher in dem von Giseke selbst am Schlusse seiner Darstellung angeführten Briefe sagt:

Schon vor mehr als 20 Jahren, in Prag, war bei näherm Umgang mit dem trefflichen Manne uns sehr auffallend, wie derselbe zwar eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes habe . . ., daß aber sein Gesichtskreis dabei nicht ausgedehnt und abstractes und tiefes Denken ihm versagt sei.

Stein's Abneigung gegen die Lebensansicht eines Rousseau und sein entschiedener Widerwille gegen die Theorien der Französischen Revolution werden natürlich unter der Hand seines Biographen zu einem neuen Beweise für seinen Beruf zum staatsmännischen Reformator und seine Verwandtschaft

mit jenen Heroen der classischen Zeiten, denen die Welt als eine Einheit erschien und die als eine Einheit ihr gegenübertraten, die verwandt und verwachsen waren mit dem Boden, auf den das Schicksal sie hingestellt, und die nichts brauchten, als von ihm aus sich geltend zu machen, um ihre Bestimmung erreicht und sich in völliger Befriedigung ihrer Lebensaufgabe zu fühlen.

Der Verfasser benutzt die sich ihm hier darbietende Gelegenheit zu einer Herzensergießung gegen das Phantasiebild eines nie dagewesenen „Gesellschaftsvertrags" und den leeren hohlen Schematismus der Rousseau'schen Theorie vom Staate, die nach seiner Meinung durch die kritische Schärfe der Jugendfreunde Stein's, eines Rehberg und Brandes, „vernichtet" ist. Wir unsererseits sind der Ansicht, daß es unserer Feder nicht bedarf, um Rousseau's Reputation vor den vernichtenden Angriffen Rehberg's oder Giseke's zu retten; der Platz Rousseau's, dessen heutzutage freilich allgemein anerkannte Einseitigkeit in ihm als den ersten und vollbewußten Vertreter des Vernunftstaats im Gegensatze zu dem Autoritätsstaate vollkommen berechtigt war, im Pantheon der Geschichte ist gesichert. Wir wollen hier nur die einzige Bemerkung hinzufügen, daß Rousseau's Ansichten zu derselben Zeit, wo sie von Rehberg „vernichtet" wurden, in einem Manne, dessen Name mit Stolz genannt werden wird, wenn Niemand mehr weiß, ob es jemals einen Rehberg gegeben hat, und der einer der edelsten, muthigsten und begeistertsten Mitarbeiter Stein's am großen Befreiungswerke war, einen Vertreter gefunden haben: wer sich davon überzeugen will, der lese Fichte's bekannte Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die Französische Revolution".

Wenn man indeß nach all diesem Gerede von historischen Thatsachen und historischen Grundlagen, nach allen diesen bei jeder Gelegenheit vom Zaune gebrochenen Diatriben gegen das „abstracte Vernunftrecht" und den „hohlen Idealismus" in dem Verfasser einen Anhänger der historischen Schule zu finden erwartet, so täuscht man sich ganz entschieden. Der „Götzendienst des historischen Rechts" bekommt ebenfalls an gehöriger Stelle seinen Seitenhieb, und der Biograph Stein's würde in der That in gewaltige Verlegenheit kommen, wenn er die von seinem Helden durchgesetzten Reformen, seine noch weitaussehendern Verfassungsplane für Preußen, seine revolutionären Ideen zum Kampfe gegen Napoleon, seine aller „historischen Grundlage" Hohn sprechende Lieblingsidee der Theilung Deutschlands unter östreichischem und preußischem Protectorate vor dem Richterstuhle der historischen Doctrin rechtfertigen sollte. Man muß umsomehr von jenem ersten Irrthum zurückkommen, jemehr man sich bei der Lectüre des von ihm gegebenen Rückblicks auf die preußische Geschichte überzeugt, daß der Verfasser diesen Entwickelungsproceß, der im Grunde genommen nur eine fortwährende Absorption aller „historischen" Grundlagen ist und der allerdings für das „auffallendste und normalste Beispiel der modernen Staatenbildung" gelten kann, im Ganzen ziemlich richtig aufzufassen scheint. Man wird also neugierig, zu welcher politischen Theorie sich denn der Verfasser eigentlich bekennt, man sucht und forscht nach dem bestimmenden Principe seines juste-milieu zwischen der Ideologie des abstracten Naturrechts und dem Götzendienste der historischen Staatsansicht. Endlich, im entscheidenden Momente, wo es gilt, Stein's revolutionäre nationalökonomische und legislative Maßregeln gegen die Proteste des „historischen Rechts" zu vertheidigen, erhalten wir des Räthsels Lösung. Man höre (S. 94):

Ihm war der Staat nicht jene abstracte Regierung, die um ihrer selbst willen da ist, der Staat war um der Unterthanen und zwar dieser bestimmten Unterthanen willen da . . . es galt deshalb in den Unterthanen den Staat zu erhalten.

Und noch deutlicher S. 134:

Es entging ihm dabei nur, daß . . . das oberste Staatsgesetz, die Rettung des Vaterlandes, ein Recht hat, in Zeiten der Gefahr Rechte aufzuheben, die nur für den Privatmann unantastbar sind.

Ist dies etwas Anderes als die nackte Grund- und Kerntheorie der Revolution, die Theorie des salut public und bien public? obgleich sich der Verfasser der wunderbaren Selbsttäuschung hingibt, als ob er gerade diese Theorie bekämpfe. Und weiter (S. 91):

Neben dem historischen Rechte gibt es einmal noch ein

natürliches, ein allgemein menschliches Recht, das „Recht, welches mit uns geboren ist", und dieses will dann und wann auch gefragt sein. Wenn aber der Augenblick zu einem solchen Rathserholen bei den ersten allgemeinsten Principien gekommen sei und wie diese mit den widersprechenden persönlichen und ererbten Rechten auseinanderzusetzen seien, darüber lassen sich wol Regeln aufstellen; wie weit er darin dem einen zu folgen habe und das andere zu verletzen, das hat der thatkräftige Takt des Staatsmannes zu treffen.

Das also ist des Pudels Kern: der thatkräftige Takt des Staatsmannes! Die Wissenschaft erklärt sich für bankrott und der geschichtliche Charakter, welcher vor den Schranken der Kritik Rede stehen soll, wird selbst auf den Richterstuhl erhoben! Bei einem derartigen Verfahren ist es freilich keine Kunst, aus jeder möglichen Persönlichkeit einen „zu unerschütterlicher Einheit in sich abgeschlossenen Charakter" herauszuconstruiren.

Zu welchen Ueberschätzungen einzelner Resultate ein derartiges Verfahren verleitet, haben wir schon oben an einigen schlagenden Beispielen erwiesen; aber noch mehr, es führt selbst zu thatsächlich unbegründeten Behauptungen. Dahin müssen wir den Ausspruch zählen, daß nach der Verletzung des neutralen preußischen Gebiets durch Bernadotte Männer wie Hardenberg und Stein beim Könige mit ihrer kriegerischen Ansicht durchgedrungen seien, während sich zu damaliger Zeit ein derartiger Einfluß Stein's durchaus noch nicht nachweisen läßt. Ebenso unbegründet ist die Behauptung, daß Stein durch seine Finanzoperationen die Contributionszahlung zu verwirklichen gewußt habe; es ist vielmehr bekannt, daß die Unfähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe Veranlassung zum Sturze von Stein's Nachfolger, dem Minister von Altenstein, wurde, und daß erst Hardenberg durch seine energischen, ganz im Geiste Stein's durchgeführten Maßregeln die allmälige Erledigung ins Werk setzte.

Unter solchen Umständen kann man sich daher auch nicht wundern, wenn Stein's Stellung auf dem Wiener Congresse mit sechs Zeilen abgethan wird. Das ist freilich die nothwendige Consequenz, wenn man in Stein nur den vollkommen in sich abgeschlossenen, selbstgewissen Charakter darstellen will, während hier die Haltlosigkeit seiner Stellung, die Principlosigkeit seiner Ansichten und die Kraftlosigkeit seines Auftretens auf den Beobachter den tragischen Eindruck macht, daß seine weltgeschichtliche Mission erfüllt und die göttliche Kraft von ihm gewichen ist, wie von der Jungfrau von Orléans, als sie den König nach Rheims zur Krönung geführt hatte. Giseke führt ein großes, erschütterndes historisches Drama vor unsern Augen auf, aber er läßt den fünften Act aus! Noch weniger dürfen wir natürlich von ihm erwarten, daß er uns den Freiherrn vom Stein während seiner letzten 15 Lebensjahre in voller Beleuchtung vor Augen stellt; der in den Sonderinteressen seines Standes befangene, Lehr- und Preßfreiheit bekämpfende, sich sogar gegen das bäuerliche Ablösungsrecht sträubende westfälische Rittergutsbesitzer ist freilich ein niederschlagendes Gegenbild zu dem Vorkämpfer der Menschheit und dem Heilande seines Volks. Da indeß die Thatsache nicht hinwegzuleugnen ist, so enthält sich der Biograph wenigstens alles eigenen Urtheils und überläßt es dem Leser, sich nach Varnhagen's Ausspruche seine eigene Ansicht zu bilden.

Möge man es uns verzeihen, wenn es scheint, als seien wir in unserer Ausführung zu umständlich gewesen. Wir glauben indeß unsere Mühe nicht verloren zu haben, wenn uns der Nachweis gelungen ist, daß der Biograph sich den gefährlichsten Irrthümern bloßstellt, sobald er nicht mit einer fest bestimmten universalhistorischen Ansicht ans Werk geht. Mit diesen Irrthümern hat es allerdings wenig auf sich, wenn sie bei einem Charakter von echt sittlichem Kern und Gehalt wie Stein ins Spiel kommen; handelt es sich dagegen um einen unsittlichen, aber von ästhetischem Standpunkte blendenden Charakter wie Napoleon, so können dieselben, wie schon oben bemerkt, von den verderblichsten Wirkungen sein.

Abgesehen von ihrem Grundfehler, ist die Giseke'sche Arbeit in mancher Beziehung recht anerkennenswerth. Der Stoff ist gut geordnet, die Darstellung durchsichtig und der Stil im Ganzen fließend; dagegen ist der Satzbau oft hart oder unklar, wie aus mehren der oben angeführten Beispiele hervorgeht. Einzelne Behauptungen machen durch ihre in die Augen stechende Oberflächlichkeit einen unangenehmen Eindruck. Man denke z. B. an den Vergleich, der Stein und Prinz Louis Ferdinand mit Luther und Hutten oder gar mit Goethe und Schiller zusammenstellt! Dankenswerth ist die Schilderung von Stein's Persönlichkeit, die uns der Verfasser nach Arndt's „Erinnerungen", Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" und Dorow's „Memoiren" am Schlusse gibt.

Sowol in der Stern'schen als in der Giseke'schen Arbeit finden sich einzelne Verstöße gegen historische Data, oder wenigstens Ungenauigkeiten, die der Geschichtschreiber sorgfältig zu meiden hat. Wir müssen jedoch darauf verzichten, sie namhaft zu machen, weil wir den Leser damit doch nur zu ermüden befürchten müßten.

Dagegen können wir es uns nicht versagen, zum Schluß noch über einen in der Giseke'schen Schrift erwähnten, angeblich „tiefangelegten Plan", welcher den Ausgang des Feldzugs von 1812 und die Vernichtung der Großen Armee veranlaßt haben soll, eine kurze Bemerkung zu machen. Der General Knesebeck will nämlich dem König von Preußen in geheimer Audienz zur scheinbaren Unterwerfung unter Napoleon gerathen haben, um diesem den Weg in das Innere von Rußland widerstandslos zu öffnen, weil er überzeugt gewesen sei, daß dieser seinem Untergang unrettbar entgegengehen müsse. Der König habe die Richtigkeit dieser Idee so vollständig begriffen, daß er, ohne seinen Ministern Scharnhorst und Hardenberg Mittheilung davon zu machen, den Plan adoptirt habe. Knesebeck will sodann mit dieser geheimen Botschaft nach Petersburg gegangen sein und den Kaiser zu derjenigen Kriegführung bestimmt haben, die durch die scheinbare Leichtigkeit seiner Siege endlich die unerhörte Vernichtung Napoleon's herbeiführte. Daß diese Behauptung Knesebeck's alles

thatsächlichen Grundes ermangele, ist nicht wohl anzunehmen; die Idee liegt zu nahe, als daß sie sich nicht insbesondere einem militärischen Theoretiker wie Knesebeck aufgedrängt haben sollte, und ihre Ausführbarkeit gründet sich nicht blos auf die von dem genannten General allein ins Auge gefaßten Terrainverhältnisse, sondern auch, was viel richtiger ist, auf die Eigenthümlichkeit des russischen Nationalcharakters, dessen hartnäckige Zähigkeit ganz mit einem derartigen Plane harmonirte, während derselbe bei einem Volke von feurigem und impulsivem Charakter wie das französische ganz unausführbar gewesen wäre. Daß aber die Idee eben eine bloße Idee geblieben ist und keineswegs die feste Gestalt eines bewußten Plans angenommen hat, das geht aus einer unbefangenen Betrachtung des von den russischen Feldherren und namentlich auch vom Kaiser befolgten Verfahrens ganz unleugbar hervor. Diese Ueberzeugung ist auch durch nachträgliche Behauptungen Anderer, welche in jenem Drama eine Rolle gespielt haben, nicht zu erschüttern. Selbst das Zeugniß des Prinzen Eugen von Würtemberg, wodurch diese Streitfrage neuerdings wieder lebhaft angeregt worden ist, ermangelt jeder zureichenden innern Begründung. *) **Franz Mauritius.**

Aus Paris.

Charton's „Voyageurs anciens et modernes". Tschihatschew's „L'Asie mineure". „Italia" von Th. Gautier. „L'Inde contemporaine" von de Lanoye und andere Reiseschriften. Tod und Nachlaß des Grafen Molé.

Paris, Ende December 1856.

Die kühnen Unternehmungen der Männer, die zuerst es wagten, das Cap der guten Hoffnung zu umschiffen und die fernen westlichen Inseln aufzusuchen, haben eine neue Epoche in der Weltgeschichte begründet. Die Erinnerung ihrer Thaten findet sich in den merkwürdigen Reiseberichten des 15. und 16. Jahrhunderts aufbewahrt, von denen die wichtigsten in der Collection „Voyageurs anciens et modernes" gesammelt sind. Wir haben diese Sammlung bei ihrem ersten Erscheinen erwähnt. *) Seit jener Anzeige hat sich dieselbe den Beifall eines ausgewählten Publicums in ganz Europa erworben und fernere Empfehlung wäre daher überflüssig; wir haben hier nur das Erscheinen des dritten Bandes der Sammlung zu erwähnen und auf seine Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Wir können versichern, daß die Wahl der Texte, die beigefügten Bemerkungen, die biographischen und bibliographischen Notizen, die zahlreichen Holzschnitte, durch welche die Einwohner, die Erzeugnisse, die Baudenkmäler jener fernen Gegenden anschaulich gemacht werden, diese Sammlung den nützlichsten Erscheinungen auf diesem Gebiet beigesellen. Der Band enthält: den naiven Reisebericht des Franzosen Jean de Béthencourt, der im Anfang des 15. Jahrhunderts mitten im Atlantischen Ocean eine Niederlassung gründete; das Leben des Christoph Columbus, von Charton erzählt, nebst den vier Reiseberichten desselben; die Reisen des Amerigo Vespucci, welchen der Herausgeber von dem banalen Vorwurf zu reinigen sucht, den ihm der allzu große Ruhm seines Namens zugezogen; ferner Reiseberichte eines Genossen des Vasco de Gama (dieser Bericht ist fast unbekannt) und eines Begleiters des Weltumseglers Magellan; endlich den Brief des Ferdinand Cortez an Karl V. mit Uebersetzung und Anmerkungen. So enthält denn dieser Band alles Wichtigste auf dem Gebiete der Reisegeschichtsliteratur aus dem 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sehr verschieden dem Charakter nach von jenen ritterlichen Unternehmungen, aber kaum weniger kühn und bedeutend als sie ist die Reise von Tschihatschew. Sie trägt den Charakter ämsiger und ruhiger Forschung, der den besten Arbeiten des Jahrhunderts eigen ist. Der Verfasser, ein Zögling der berühmten freiberger Akademie, war russischer Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel, als seine Regierung ihn abrief, um ihn mit einer wissenschaftlichen Sendung ins Altaigebirge und an die Grenze Chinas zu beauftragen. Diese Sendung beschäftigte ihn mehre Jahre und hatte zum Resultat das Werk: „Voyage scientifique dans l'Altaï et dans les contrées adjacentes" (Paris 1846; 4. nebst Atlas). Bei seiner Rückkehr gab er die diplomatische Carrière auf, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Er begann bald darauf sein großes Unternehmen: eine wissenschaftliche Untersuchung Kleinasiens. Andere Schriftsteller hatten auf demselben classischen Boden umfangreiche archäologische Untersuchungen unternommen, aber die Naturgeschichte, die Geologie, ja selbst die Geographie des Landes waren vollkommen unbekannt geblieben. Tschihatschew unternahm es, diese Lücke auszufüllen, indem er im Lande selbst die nöthigen Untersuchungen auf all diesen Gebieten anstellte. Sein Werk, die Frucht sechsjähriger unausgesetzter Bemühungen, hat dem Namen Tschihatschew eine wohlverdiente Berühmtheit gesichert und zerfällt in vier Theile: 1) Physische Geographie, 2) Klimatologie und Botanik, 3) Geologie, 4) Statistik und Archäologie. Der erste Theil allein ist erschienen, aber dieser Anfang ist ausreichend, um den Umfang der gesammelten Materialien und die Genauigkeit, mit der sie benutzt worden, zu zeigen. „La géographie comparée de l'Asie mineure" bildet einen Großoctavband mit in den Text eingefügten Abbildungen, einer Karte von Kleinasien (ohne allen Zweifel die vollständigste und genaueste, die wir besitzen) und einem Atlas, bestehend aus Ansichten, die zum Theil der geschickten Hand des russischen Künstlers Bourgow, theils Calvert, einem Freunde des Verfassers, den Ursprung verdanken. Folgendes ist in Kürze der Inhalt: Abhandlung über die ver-

*) Zu den Schriften, durch welche in jüngster Zeit versucht worden ist, Stein's Charakter und politisches Wirken und Schaffen dem deutschen Volke näher zu bringen, gehört auch folgende Schrift von dem Verfasser obiger Besprechung: „Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes. Von Franz Mauritius" (Leipzig, Brockhaus, 1856). Sie gehört als fünfundzwanzigstes Bändchen, dem die Schrift „Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild" aus derselben Feder als sechsundzwanzigstes gefolgt ist, zu jenem Cyklus populär belehrender Schriften, welche ihrem Titel „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" durch Form und Inhalt in so bemerkenswerther Weise entsprechen. Sittlich-geschichtliche Auffassung, warme patriotische Gesinnung und genaue Sachkenntniß verbinden sich in dieser Schrift mit lichtvoller Darstellung und einem festen historischen Stil, sodaß dieselbe dem Zweck, dem sie dienen soll, aufs beste entspricht. Neben den mächtigen Geistes- und Charaktereigenschaften Stein's werden darin auch seine Gebrechen hervorgehoben, die der Verfasser namentlich auf Stein's starre Abneigung gegen alle philosophische Auffassung und Durchdringung der Geschichtsverhältnisse zurückführt. Bei der Beurtheilung seiner spätern sogenannten reactionären Lebensperiode sollte man freilich nicht vergessen, daß sich manche Befürchtungen, die Stein in Betreff gewisser Ausschreitungen des vielfarbigen europäischen Liberalismus hegte, in der Folge bestätigt haben. Gerade mit dieser Periode hat es der nun erschienene sechste Band des wichtigen Quellenwerks „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein" von G. H. Pertz (Berlin, G. Reimer, 1856) zu thun, der in zwei Hälften die Jahre 1823—31, Stein's Todesjahr, umfaßt. D. Red.

*) Vgl. die pariser Correspondenz in Nr. 24 d. Bl. f. 1855. D. Red.

schiedenen Namen der Halbinsel; die Grenzen, Land und Meer; die Seen; Hydrographie: die drei Bereiche: Schwarzes Meer, Propontis und Archipelagus, Mittelmeer; die warmen Quellen; Orographie: Taurus und die übrigen Ketten des Westens, des Nordens und der Mitte. Wir bedauern, von diesem an Mittheilungen jeder Art fast überreichen Werk nur diese trockene Analyse geben zu können; wir dürfen jedoch unsern Lesern eine Notiz nicht schuldig bleiben, die, wenn sie auch das wissenschaftliche Interesse des Werks nicht erhöht, doch dem Verfasser die Sympathie des gebildeten und wissenschaftlichen Publicums erwerben muß: er hat seine Reise allein unternommen, auf eigene Kosten, ohne irgend eine fremde Beihülfe, weder einer Regierung noch eines Sachkundigen. Weder ein botanischer oder geologischer Sammler noch selbst ein Dolmetsch hat ihn begleitet. Nur ein französischer Bedienter war bei ihm, der den Mühen der Reise erlag; ferner ein Tatar und die Seïs, welche die mit seinen wissenschaftlichen Schätzen beladenen Pferde führten. So hat er denn auch diejenige Belohnung erlangt, die er wünschte; sein Werk hat, kaum erschienen, sich bereits einen europäischen Ruf erworben, und er ist nacheinander Ritter des preußischen Rothen Adlerordens erster Classe, correspondirendes Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und der Geographischen Gesellschaft in London geworden, wo er als Nachfolger Leopold's von Buch eintrat, den Humboldt den ersten Geologen unserer Zeit genannt hat.

Die Reisenden von Tschihatschew's Art sind selten; denn um ein solcher Reisender zu sein, muß man viele Eigenschaften vereinigen, die sich äußerst selten zusammen finden: unbegrenzte Liebe für die Wissenschaft, bedeutende Befähigung, eine Reihe der verschiedenartigsten Kenntnisse, kräftige Gesundheit, endlich ein bedeutendes Vermögen. Viel bequemer und leichter ist es freilich, andere classische Gegenden zu bereisen, in denen die Straßen geebnet und alle Wirthshäuser bekannt sind, oder andere ebenso leicht zu bereisende Länder aufzusuchen, denen die Ereignisse des Tags die Aufmerksamkeit des Publicums zugewandt, und dann ein Bändchen oder ein paar Bändchen Reiseberichte heimzubringen, deren Verkauf die Kosten der Tour deckt oder auch nicht deckt. An dergleichen haben wir Ueberfluß, sodaß wir uns darauf beschränken müssen, nur die allerbedeutendsten zu erwähnen. Die „Grèce contemporaine", von welcher wie von ihrem auteur volage E. About wir bereits früher gesprochen haben, erscheint soeben in zweiter unveränderter Auflage. „Italia" von Th. Gautier, eine Reise, in der Wahrheit und Dichtung gemischt zu sein scheinen, ist mit Cabaret- und Herbergsscenen, galanten Abenteuern und dergleichen romantischem Knicknack gefüllt, wie „Gilblas von Santillana", doch fehlen auch die Beschreibungen von Museen, Kirchen und Costümen nicht. „La Baltique" von Léauzon-Leduc ist eine Art politisch-malerischer Wanderung durch die nördlichen Gegenden Europas: Schweden, Norwegen, Finnland, Esthland, Livland, Kurland, Dänemark u. s. w. Trotz einer etwas frostigen Manier, frostig wie die Länder, die es beschreibt, ermangelt doch dieses Buch der interessanten und namentlich der nützlichen Notizen nicht.

Die Ereignisse der letzten 100 Jahre haben Europa mit Indien in beständige Berührung gebracht. Was Dupleix für Frankreich wollte, das haben die Hasting, Clive u. A. für England ausgeführt und ungeheuere Ländermassen gehören einer mächtigen Handelsgesellschaft. Soll darum die älteste Civilisation der Welt dem Despotismus der sehr ehrenwerthen Compagnie weichen? Soll die Herrschaft über 150 Millionen Einwohner unbedingt in den Händen ihrer gegenwärtigen Besitzer bleiben? Dies sind wichtige Fragen der Zukunft, und eine Art Lösung läßt sich nur in der Geschichte der Völker, die vielleicht nicht alle, wie ihre feigen und käuflichen Fürsten, jeden Gedanken der Unabhängigkeit aufgegeben haben, wie in einer gründlichen Darstellung der Elemente finden, aus denen die Sitten, der Glaube, der Charakter und die nationalen Tendenzen der die indische Halbinsel bewohnenden Völker gebildet sind. Ueber alle diese Punkte besitzen die Engländer einen Ueberfluß von Nachrichten; aber dieselben sind oft durch technische Ausdrücke zugleich trocken und dunkel, noch viel häufiger einseitig und parteiisch. Einen Auszug aus denselben bildet „L'Inde contemporaine" von de Lanoye. Dieses Buch, reich an historischen Daten, zeichnet sich zugleich durch glänzende Beschreibungen und scharfsinnige Bemerkungen aus. Der Verfasser war Augenzeuge; er läßt sich durch den Glanz der Compagnie nicht verblenden und macht auf die Gefahren aufmerksam, die sie bedrohen. Zuerst Rußland nach außen, dann im Innern die nationalen Aufstände. Die erste dieser Gefahren ist oder scheint wenigstens weit hinausgeschoben, und mit ihr vielleicht auch die zweite. Die Engländer haben die Gefahr, die ihnen seitens der Fürsten und Priester drohte, auf eine Weise beseitigt, die sich mehr durch ihre Sicherheit als durch ihre Ehrenhaftigkeit empfiehlt. Die Brahmanen unterwerfen sich der englischen Herrschaft und predigen Unterwerfung. Die guten Gründe für dieses Verfahren findet man auf der letzten Seite von „L'Inde contemporaine".

Vom Sonnenlande in die Regionen von Eis und Schnee versetzt uns die pseudonyme Léonie d'Aunet in ihrer Schrift „Voyage au Spitzberg".*) Der Name der Verfasserin dieses Buchs ist so wenig ein Geheimniß, daß es des Pseudonyms nicht bedurft hätte. Es ist die bekannte Frau Biard, die Frau des Malers, deren Namen und Person einmal die chronique scandaleuse von Paris mit der Person V. Hugo's in Verbindung brachte. Der Ton des Buchs entspricht den Erwartungen, die man von der Verfasserin hegen konnte; er ist leicht, graziös und präcis und erinnert überall an die Unterhaltungen der pariser Salons und an den Jargon der Künstlerateliers. Um so eigenthümlicher nimmt sich in diesem Gewande eine Reise durch die unheimlichen Gegenden aus, in denen Licht, Wärme und Vegetation kaum mehr als dem Namen nach existiren. Die Verfasserin hat die beschwerliche Reise mit ebenso viel Muth und Leichtigkeit sowol ertragen als erzählt.

Wir kehren von diesen fernen Gegenden nach unserm Frankreich zurück, an seine südlichen Grenzen, und besuchen mit H. Taine der Kaiserin geliebtes Bad Biarritz bei Bayonne und dann die Pyrenäenkettte. Weniger Tiefe als Esprit, fast zu viel Esprit zeichnet dies Buch aus, das übrigens durch sehr gute Notizen sich auch als höchst brauchbarer Cicerone empfiehlt.

In der Akademie nichts Neues. Die Académie française wird nächstens den Grafen Molé zu ersetzen haben, der vor kurzem auf seinem Schlosse mit Tode abgegangen ist. Die politische Carrière dieses Staatsmannes ist bekannt genug. Seine literarische Bedeutung beschränkt sich auf seine Staatsreden und ein Bändchen literarischen Inhalts, zur Zeit Napoleon's I. veröffentlicht, das die Augen des Kaisers auf ihn zog. Die Académie française hielt diese Jugendschrift des Grafen gewiß nicht für bedeutend; sie wählte in ihm den Staatsmann, den Grandseigneur, den Politiker, der Minister gewesen und es wieder werden konnte. In den Monaten Januar und Februar werden die neu erwählten Mitglieder aufgenommen werden, zuerst der Herzog von Broglie. 57.

Die Geneanomie.

Geneanomische Briefe. Von Levin Schücking. Frankfurt a. M., Brönner. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.

Zu den vielen Wissenschaften, mit denen unser Geschlecht bereits gesegnet ist, hat Levin Schücking eine neue gefügt, die „Geneanomie", worunter er die Lehre von der Vererbung gewisser körperlicher oder geistiger Eigenschaften, Anlagen, Talente und Neigungen versteht. Man habe den Menschen und

*) Eine vorläufige Notiz hierüber brachten wir schon in Nr. 41 d. Bl. f. 1855. D. Red.

seine Natur, sagt Schücking, nach allen hundert Seiten und Richtungen hin untersucht, man habe in ihm den Einflüssen von Race, Klima, Boden, Nahrung und Lebensart nachgespürt, aber um Eins habe sich die Gelehrsamkeit nicht oder nicht hinlänglich gekümmert, um seinen Zusammenhang mit der Familie, um die Einflüsse des Blutes, von dem der Mensch stamme. Doch habe schon Goethe — und von ihm stammt ja der Spruch: „Blut ist ein ganz besonderer Saft" — als der scharfsinnigste deutsche Beobachter des Lebens darauf hingewiesen, daß eine Familie ein organisches Ganzes bilde, in sich verbunden und von demselben Lebenssaft durchströmt, wie ein Baum mit seinem Geäst; daß der Einzelne stets unendlich viel aus der gemeinsamen Quelle des Blutes mit sich ins Leben nehme, und daß die sich folgenden Geschlechter deshalb von der Natur darauf angewiesen seien, das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit sich zu erhalten und sich einander die Hand zu reichen zu einer folgerecht fortgesetzten Thätigkeit für das sittliche und materielle Gedeihen des Ganzen. Levin Schücking weist dabei auf die alte, freilich auch vielem Bedenken unterliegende Praxis hin, wonach man ehemals in allen Ständen den Sohn als Fortsetzer der Thätigkeit des Vaters zu sehen liebte. Ja selbst Richterämter seien an manchen Orten im Besitz einer und derselben Familie geblieben, so namentlich in Frankreich beinahe alle Rathsstellen an den Präsidialhöfen, sowie die meisten städtischen Aemter in den bei weitem meisten Orten. Dieser Zustand sei für die Nichtprivilegirten natürlich unerträglich geworden, aber doch sei die Erfahrung und Voraussetzung, auf welcher die alte Praxis beruht, keineswegs eine durchaus und ganz und gar aus der Luft gegriffene gewesen. Jetzt freilich sei der Zustand ein ganz anderer; jenes deutsche Familienleben, wie es noch Immermann in seinen „Memorabilien" schildere, sei aufgelöst, der Gedanke der Familie habe den größten Theil seiner Bedeutung verloren; alle Institute, welche ihn ehemals lebendig erhielten, seien verschwunden und eigentlich das Erbrecht schon eine Anomalie geworden. Da werde es denn, sollte man meinen, hohe Zeit, während uns das Ding selbst verschwände, uns die Theorie desselben zu retten. Schücking will wol damit sagen, daß die Vererbung von geistigen und leiblichen Eigenschaften jetzt, wo das Familienleben den Charakter der Geschlossenheit mehr und mehr verliere, nicht mehr in dem Grade stattfinden könne wie in alten Zeiten.

Der Verfasser geht nun auf Thatsachen über und zeigt uns zuvörderst, wie sich die Anlagen für Musik, Malerei, Schauspielkunst und gewisse wissenschaftliche Zweige in vielen Familien auf Kinder und Kindeskinder vererbt hätten. So hat die Familie Bach nicht weniger als 22 hervorragende musikalische Talente geliefert und in der Malerfamilie der Tischbein das Talent sich auf nicht weniger als 28 Mitglieder vererbt. Weniger wird das poetische Talent durch Vererbung fortgepflanzt. Doch hat dies auch wol eine andere Ursache, die wir hier hervorheben möchten. Der Sohn eines Malers oder eines Musikers hat von frühester Kindheit an Freude an der Thätigkeit seines Vaters; er hört Töne, er sieht Farben und Gestalten; das reizt und fesselt seine Sinne; das veranlaßt ihn zur Nachahmung, und mit Freuden wird er sich in der Kunst seines Vaters unterrichten lassen. Die Thätigkeit eines Dichters macht auf das Kind gar keinen sinnlichen Eindruck, gewährt ihm durchaus kein Vergnügen; aller Reiz zur Nachahmung fällt hier fort; die Operation des Dichtens ist überhaupt für alle Umgebenden keine freudige Kunst, ebenso wenig als die Arbeit des Denkers; auch hat die Dichtkunst nicht die handwerksmäßigen Elemente und Kunstgriffe, die sich so dem Kinde spielend beibringen ließen wie die der Malerei, Musik, Bildhauerei, Baukunst u. s. w. An einer langen Reihe sehr interessanter Beispiele zeigt uns der Verfasser weiter, daß die Dichter die poetische Ader von der Mutter erben (in den meisten Fällen, hätte Schücking hinzufügen können, denn es sind uns auch Dichter bekannt, z. B. Tieck, welche ihre Hauptanregung von ihrem Vater erhielten) und daß dagegen — wenn sich dies auch nicht gerade von Dichterinnen nachweisen lasse — bedeutende Frauen meist ihren Geist und Charakter vom Vater erben. Dabei ist er der Ansicht, daß ein Dichter, welcher dem Gemeinwesen in seinen Kindern Mitglieder von großer geistiger Begabung zu hinterlassen wünsche, ihnen eine praktische, tüchtige, verständige, aber nur ja keine geistreiche poetische Frau zur Mutter geben müsse, womit wir vollkommen einverstanden sind. Von der Regel, daß die Töchter ihre Talente meist von ihren Vätern erben, macht, wie Schücking weiter bemerkt, eine Familie eine eigenthümliche Ausnahme. Die weiland gefeierte Dichterin Karschin vererbte ihr poetisches Talent auf ihre Tochter, Karoline Luise, verehelichte Freifrau von Klencke, diese wieder auf ihre Tochter Helmine, verehelichte Chézy; bei dieser jedoch hört die Anomalie auf, um wieder der Regel zu folgen, denn der Letztgenannten Sohn ist der bekannte Novellist Wilhelm von Chézy, der Freund Spindler's.

Einen beachtenswerthen Punkt berührt der Verfasser in folgender Bemerkung: „Vielleicht ließe sich für diese ganze hier besprochene Erscheinung, daß die Dichter ihr Talent von den Müttern erben, auch eine Art psychisch-physiologischer Erklärung beibringen, welche Manchem ausreichend erscheinen mag. Es ist bekannt, daß der Mutter sich sehnlich auf irgendetwas richtende Gedanken vom wesentlichsten Einfluß auf äußere Bildung, Charakterrichtung und Gemüthsart des Kindes sein können; daß starke Eindrücke, welche sie erhält, intensive Beschäftigung des Gemüths mit bestimmten Dingen in eigenthümlicher Weise an dem Wesen, dem sie das Leben schenkt, ersichtlich werden und zutage treten. Wir kennen eine Ehe von zwei ausgesucht häßlichen Leuten, aber die Frau trägt einen tiefen und schwärmerischen Cultus des Schönen in der Seele und ist die Mutter eines Knaben von blendender Schönheit.' Aehnliche Fälle mögen vorkommen, wenn der Vater, obschon körperlich unschön, „einen tiefen und schwärmerischen Cultus des Schönen in der Seele trägt", wogegen es ebenso oft vorkommen mag, daß Kinder von Aeltern, deren Antlitze und Leiber schön, deren Seelen aber von garstigen Anschauungen und häßlichen Leidenschaften erfüllt sind, auf ihre Gesichter den Stempel dieser Seelenhäßlichkeit aufgedrückt erhalten. Die Einflüsse, welche geläuterte ästhetische Vorstellungen wie der häufige Anblick schöner Kunstwerke haben, sind in dieser Hinsicht wol noch nicht genügend in Betracht gezogen worden. Man wird nicht leugnen wollen, daß manche südliche Völker, wie die Italiener und Spanier, im Allgemeinen schöner gebildet sind als wir Hyperboreer (trotz Goethe, der mit Recht als der schönste und vollkommenste Mann seiner Zeit betrachtet worden ist und betrachtet werden darf), und es dürfte doch wol nicht so ohne weiteres in Abrede gestellt werden, daß hierzu der häufige Anblick der zahlreichen schönen Madonnen- und Heiligenbilder doch auch sein Theil beitrage, wogegen in manchen ebenfalls von Katholiken bevölkerten Landstrichen, in denen es auf Weg und Steg von fratzenhaften Märtyrerbildern wimmelt, eine auffallende fast durchgängige Häßlichkeit und Roheit der Gesichtszüge an der Bevölkerung zutage tritt. Hier hätten wir also einen praktischen Fingerzeig, der sich aus einem Seitenparagraphen der Schücking'schen Wissenschaft ergibt, obschon die eigene Versicherung unsers Geneanomisten, daß seine Wissenschaft keine eigentlich praktische Bedeutung habe, im Allgemeinen wahr ist; denn wenn sich Neigungen und Fähigkeiten, selbst gewisse körperliche Gebrechen und geistige Wunderlichkeiten nach einem bestimmten Naturgesetz vererben, so ließe sich dagegen auf praktischem Wege freilich nicht viel machen.

In einem weitern Capitel zeigt der Verfasser an merkwürdigen Beispielen die Erblichkeit gewisser psychischer oder physischer Eigenschaften oder Abnormitäten, der Kurzlebigkeit, der Blindheit, des Wahnsinns, der Neigung zum Selbstmord, der körperlichen Schönheit (z. B. in dem berühmten, jetzt ausgestorbenen Hause der Courtenay), der stark ausgebildeten Unterlippe im habsburgischen Hause, die zuerst von der Jagellonin Cimburga auf ihren Enkel Kaiser Maximilian I. vererbte. In dem ältern

bairischen Hause zeigen sich Prachtliebe, Freigebigkeit, Kunstliebhaberei und Jovialität als erblich, und der Verfasser erzählt bei dieser Gelegenheit einen sehr ergötzlichen Zug von dem geistlichen Herrn von Köln, Joseph Clemens. Dieser ließ einst, wie der Herzog von Saint-Simon erzählt, eine ganze Gesellschaft zu Valenciennes zu einer Predigt einladen, welche er höchstselbst am nächsten 1. April halten wolle. Die Kirche füllte sich an diesem Tage zum Erdrücken. Um die bestimmte Stunde erschien der Kurfürst von Köln auf der Kanzel, übersah die andächtige Versamlung vor sich, rechts und links und schwieg, wie um sich zu sammeln; dann plötzlich rief er mit lauter Stimme: „Poisson d'Avril, poisson d'Avril!“ Und die Musik fiel mit einem Tutti ein, mit Pauken und Trompeten. In demselben Augenblicke verschwand aber der Kurfürst den Blicken der höchlichst erstaunten Zuhörerschaft, indem er sich unter den Rand der Kanzel drückte. Im Haus der Albani war die Vorliebe für die Wissenschaften, in dem der Fürstenberg die Vorliebe für die Schulen, in dem der Schönborn Prachtliebe, staatsmännischer Sinn, Jagd- und Baulust, in andern Familien, wie namentlich in genuesischen und englischen, die Seemannsnatur oder Neigung für Abenteuer, Excentricitäten und Wunderlichkeiten dieser oder jener Art, oder Genialität, wie im Hause der Bülow (Heinrich von Bülow durfte z. B. von seinem Bruder Friedrich Wilhelm, dem spätern Grafen von Dennewitz, sagen: „In unserer Familie ist er der Dümmste, aber noch immer der erste Offizier in der preußischen Armee“), im Hause der Fugger Sinn für Großartigkeit und Pracht und nebenbei außergewöhnliche Fruchtbarkeit erblich. Jakob Fugger hatte 10, sein Sohn Ulrich ebenfalls 10, Raimund Fugger 13, Georg Fugger 14, Johann Jakob Fugger sogar 21 Kinder, ebenso viele hatte ein späterer Georg Fugger, Graf Johann Karl Alexander († 1784) 19 Kinder und so fort. Alle Fugger wußten Kinder in die Welt und Geld unter die Leute zu bringen — kein Wunder, wenn sie bei der Zunahme nach der einen und der Abnahme nach der andern Seite hin verarmten.

Man sieht aus dem Allem, daß die „Geneanomie“ Schücking's wenigstens eine sehr amüsante Wissenschaft ist, denn sie besteht im Grunde nur aus interessanten und unterhaltenden Anekdoten und Beispielen. Daher wird auch Jedermann Schücking's Schrift mit großem Vergnügen, aber auch nicht ohne geistige Anregung lesen, wenn er zu lesen und seine Schlüsse aus den angeführten Beispielen zu ziehen weiß. Auch die Völker sind im Grunde nichts weiter als große Familien mit forterbenden Eigenschaften, durch die sie sich von andern Völkerfamilien unterscheiden.

H. M.

Notizen.

Eine Schrift von Jeannette Gräfin von Hompesch.

Aus der Feder der Gräfin Jeannette von Hompesch, geb. von Overschie-Wisberq erschien ein Buch: „Mein Schwur bei der Leiche meines theuren Gatten“ (Aachen, im Selbstverlage, 1854), welches eine sehr traurige Geschichte behandelt, aber, wie schon der Titel zeigt, in einem so romantisch abenteuerlichen Stil, daß der beabsichtigte Eindruck unwillkürlich immer wieder in sein Gegentheil umschlägt. Es ist nicht leicht, aus dieser verworrenen Darstellung den Gang der Handlung herauszufinden. Graf Hompesch hatte sich in ein großartiges mittelamerikanisches Colonisationsproject (in Nicaragua) eingelassen; der König der Belgier hatte selbst das Unternehmen in seine Protection genommen, die belgische Regierung Versprechungen geleistet. Das Project scheiterte; die belgische Regierung erfüllte ihre Zusagen nicht, oder operirte sogar gegen den Grafen; Hompesch wandte sich an die preußische Regierung, suchte selbst persönlich in Petersburg die Fürsprache des Kaisers von Rußland nach, der ihn aber nicht vorließ; denn, wie die Gräfin bemerkt, „hier mehr noch wie an jedem andern Hofe hat die Camarilla den engsten Kreis um die Majestät gezogen und läßt Niemanden ihr nahen“; die Gläubiger und persönlichen Gegner des Grafen drängten und wandten sich an die Gerichte; die Güter des Grafen wurden mit Beschlag belegt; er selbst kam schließlich ins Gefängniß und erlag hier, an Leib und Geist gebrochen, dem Tode. Aber welch ein Stil! Ihren innigsten Gefühlen, die uns in einfacher Darstellung aufs tiefste ergreifen würden (und was wäre an sich rührender als ihr letztes Zusammentreffen mit ihrem kranken Mann im Gefängniß?), weiß die Gräfin nur in den verschrobensten, an den schlechtesten Ritterromanstil erinnernden Wort- und Satzbildungen Ausdruck zu geben. Sie erzählt ihre Trauung: „Einfach in des Schwanen Kleide, nur durch des Amethyst funkelnden Schmuck gehoben, den Orangeblütenkranz leicht durchflochten im blonden Haar, stand ich vor der Mutter da, mir zur Seite der Verlobte. Reichgeschmückt im golddurchwirkten Kleide, hatte der Malteserritter benutzt des Ordens nachgelassene Strenge, die vor mehren Jahren noch der Ehe Band verbot. Zartes Lächeln auf der Lippe, tiefe Wehmuth in der Brust, kam ich der Mutter Segen bitten“ u. s. w. Oder: „Auf leichten Wellen sanft gewogen, kam eilig die «Marie Luise» herangezogen, landend an der Schelde Strand“; oder: „Wie die gezähmte Hyäne zurückdrängt der Begierde wilde Lust, ruhig in den Schranken bleibt, worin sie kreisend sich bewegt, doch mächtig die wirkliche Natur hervortritt, wenn losgerissen der durstige Gaumen Blut geschlürft, so auch war der veräußerten Güter Folge“, u. s. w. Das Buch wimmelt von solchen Stellen. Wir gestehen, in einem ernst gemeinten Buche noch nichts dergleichen gelesen zu haben, und das will bei der Stilungeheuerlichkeit, die sich in Deutschland breit macht, gewiß viel sagen. Dies ist sehr schade, denn das Buch enthält viel für die politische Moral unserer Zeit Charakteristisches. So wandte sich der Graf unter Anderm an den belgischen Minister Herrn von Praedt, und erinnerte ihn daran, daß Ehre und Biederkeit ihm Bürgschaft der königlichen Worte seien; da erwiderte der Minister lächelnd: „L'honneur et la loyauté! Croyez-vous encore à ce rococo-là?“ In einer an den König der Belgier gerichteten Eingabe des Grafen Hompesch vom 4. August 1851 versichert der Bittsteller, daß er mit seiner Ehre diese Praedt'schen Worte verbürgen könne.

Officieller französischer Optimismus.

Unsere Zeit hat, wie bei uns, so auch in Frankreich gegenwärtig einen großen Kreis von Schmeichlern und Höflingen, die Alles an ihr vortrefflich finden. Man hüte sich aber, nicht allzu zufrieden zu sein; denn ohne ein bischen Unzufriedenheit kommt man nicht weiter, vollkommene Zufriedenheit würde auch der vollkommene Stillstand, der Tod der Gesellschaft sein. Wäre Luther mit Allem zufrieden gewesen, so würden wir noch jetzt vielleicht zu unsern Abgaben die Abgabe für Tetzel'sche Ablaßbriefe haben, und wenn wir es zu so manchen glänzenden Resultaten, deren wir uns allerdings erfreuen, im Laufe der Zeit gebracht haben, so lag dies daran, weil Die, welche früher lebten, mit den Zuständen unzufrieden waren und daher auf Besserung und Vervollkommnung sannen. Aber in manchen officiellen und halbofficiellen Journalen Frankreichs macht sich eine solche blinde und dabei absichtliche, wie es scheint, vorschriftsmäßige Verherrlichung und Vergötterung unserer Zustände Luft, daß sie, wenn sie auf keinen Widerstand stößt, nothwendig zu einem vollkommenen Quietismus führen muß. In einem Aufsatze: „La poésie de l'Exposition“, welchen die „Revue contemporaine“ mittheilt, heißt es z. B.: „Sagen wir es ganz offen, das 19. Jahrhundert ist sittlicher, würdiger, wahrhaft christlicher als seine Vorgänger. Kein anderes kann ihm verglichen werden in Betreff des religiösen Gefühls, von dem es durchdrungen ist, in Betreff der Erhabenheit seiner Instincte, in Betreff seines glühenden Strebens nach dem Rech-

ten und Wahren, in Betreff seiner glücklichen Anwendung der großen christlichen Principien der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit." Es wird sogar behauptet, daß kein Zeitalter eine so große Zahl von „hommes supérieurs" hervorgebracht habe als das unserige. Die „Jeux de bourse" unserer Zeit werden als Kleinigkeiten betrachtet, die im Grunde gar nicht der Rede werth seien. Es wird lobend hervorgehoben, daß die Gesetzgebungen „s'uniformisent". Es wird angedeutet, daß dem jetzigen Herrscher Frankreichs die Lösung des Problems gelungen sei, der Welt die Segnungen des Friedens und des Kriegs zugleich zu verschaffen. Es wird in einem andern Artikel den Schriftstellern und Dichtern vorgeworfen, daß sie undankbar seien, wenn sie in das Anathem mit einstimmten, welches die Philosophen (von denen man in den officiellen Kreisen Frankreichs jetzt ebenso wenig wissen will als zur Zeit des ersten Napoleon von den „Ideologen") über den Krieg zu fällen liebten, und es wird in gewohnter Weise dabei auf das Zeitalter des Julius Cäsar und des Octavian Bezug genommen, wo unter Waffengelärm und Eroberungen die Beredtsamkeit und Poesie geblüht hätten. An dieser Ansicht, für die ja so Manches spricht (obschon z. B. zu Augustus' Zeit die eigentlich kriegerische Aera der Römer bereits vorüber war), stört uns besonders die bestimmte bonapartistisch-militärische Tendenz; auch könnte man auf diesem Wege dahin gelangen, Blutscenen und Criminalfälle aller Art preiswürdig zu finden, weil sie der Phantasie der Poeten zur Befruchtung und ihren Dichtungen häufig zum Gegenstand dienen. Fand doch jüngst ein deutsches und zwar der Demokratie zuneigendes Blatt gerade in der Ueberfüllung der Gefängnisse und Zuchthäuser ein Merkmal vorgeschrittener Gesittung!

Gobineau's Werk über die menschlichen Racen.

Von A. Gobineau's Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines", dessen gelegentlich unsere Blätter schon in Nr. 1 f. 1855 gedacht haben, ist nun auch der dritte und vierte Band und damit der Schluß des Werks erschienen. Der Verfasser behandelt darin die Urvölker Europas, zuvörderst diejenigen, die er „semitisirte" nennt, weil sie nach seiner Annahme einen starken semitischen Einfluß erlitten hätten; sodann diejenigen, welche er unter dem Namen der westlichen Civilisation begreift. Zu den erstern rechnet er die Thrazier, Illyrier, Etrusker, Iberer u. s. w., zu den letztern die Slawen, Germanen, Skandinavier, sodann die amerikanischen Urbewohner. Man sieht schon aus dieser Anordnung, daß der Verfasser, der sich übrigens mit den betreffenden Schriften der Engländer und Deutschen wohl vertraut zeigt, in seinen Hypothesen etwas gewagt und willkürlich zuwerke geht. Seine frühere Ansicht, daß die Kreuzung der Völker erst ihre Eigenthümlichkeit und dann sie selbst zugrunde richte, und daß die neuern Völker, seit langem auf der Gipfelhöhe ihres Daseins angekommen, einer langen und traurigen Zeit des Verfalls entgegengehen, sucht er auch in diesen neuesten, übrigens viel Anregendes enthaltenden Bänden durchzuführen. Vollgraff in Marburg scheint in seiner „Polignosie und Polilogie", auf die wir noch zu sprechen kommen, im Wesentlichen einer ähnlichen Ansicht zu huldigen.

H. M.

Bibliographie.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. 22ster Band. — A. u. d. T.: Gedichte. 1ster Band. Weimar, Kühn. Gr. 8. 1 Thlr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1855—56. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 18ter Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Biedermann, K., Frauen-Brevier. Kulturgeschichtliche Vorlesungen. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Bröcker, L. O., Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fasching, J., Die Jungfrau von Orleans. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Ulm, J. Ebner. 32. 24 Ngr.

Gradl, M. v., Historisches Tagebuch für das erlauchte Haus Wittelsbach und das bayerische Land. Vollendet und herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Erlangen, Enke. 8. 16 Ngr.

Grant, J., Die Gelbe Fregatte oder die drei Schwestern. Historischer Roman. Deutsch von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Harland, M., Der dunkle Pfad. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hermann, E., Die Schöpfung. Ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Berlin, Huber. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Königliches Martyrthum. Geschichte der Gefangenschaft der Königin Marie Antoinette, des Königs Ludwig XVII., der Dauphine Maria Theresia. Berlin, Rauh. Gr. 16. 20 Ngr.

Hub, J., Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. 1stes Buch. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 25 Ngr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 1ster Theil. Mit zwei Bildnissen Mozarts in Kupferstich und einem Facsimile seiner Handschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Jordan, A., Des großen Churfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in pfälzischer Mundart. 4te stark vermehrte Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Königin Luise. Ein Preußenbuch. 2te Auflage. Langensalza, Klinghammer. 16. 20 Ngr.

Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Meine zweite Weltreise. 1ster und 2ter Theil. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Wer ist sensitiv, wer nicht? Oder kurze Anleitung, sensitive Menschen mit Leichtigkeit zu finden. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 1ster Band. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Land und Leute. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ring, M., Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 15 Ngr.

Rugo, A., Deutsche Bürger-Lieder. Weimar. 1855. Gr. 16. 6 Ngr.

Weichselbaumer, C., Historische Novellen. 1ster Band: Oswald der Törringer. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Genesis des Concordates zwischen dem Kaiserthume Oesterreich und dem päpstlichen Stuhle. Nebst dem lateinischen Urterte und der authentischen Uebersetzung des Concordates. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, Wider Bunsen. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Die Theuerung, ein Hebel der Kultur. Mittel zur Bereicherung des Staates und Förderung seiner Kraft und darum keine Theuerung mehr. München, Franz. 1855. Gr. 8. 3 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Die neuen Bankmaßregeln besprochen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Die 3. Auflage
von Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste" vollständig.

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern.
Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh.
Sechs Thaler.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde von geschichtlichem und bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant gebundene Exemplare des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensgeschichte
Georg Washington's.
Von Washington Irving.

Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird. Der erste Band ist jetzt vollständig und werden die fernern zwei Bände sofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Zwei Theile. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1852—56.
Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hr. **von Bethmann-Hollweg** sagt in einem Vorwort zu diesem der **Königin von Preußen** gewidmeten, in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Werke: „Es ist die Frucht eines Lebens, reich an Freude und Schmerz, wie sie ein liebendes Herz aus der Hand seines Gottes zwar annimmt, aber deshalb sie nicht weniger tief und lebhaft empfindet; wie sie sich spiegeln in einer leichtbewegten Phantasie und den Geist zu tieferm Nachdenken anregen."

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**
Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von **K. F. Neumann**. — II. Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes. Von **K. L. Klose**. — III. Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie. Von **H. Ritter**. — IV. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. Von **E. Herrmann**. — V. Historisch-politische Gespräche, wie man sie hört und führt. Niedergeschrieben durch **F. von Raumer**. — VI. Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen**.

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis sechster Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **H. Schindler** in **Berlin**:

Sternberg's Erinnerungsblätter.

Zweiter Theil.
12. Eleg. geh. Preis 24 Sgr.

Die Memoiren des Verfassers berühren in diesem Theil unter Anderm den Baron **von Meyendorff, A. W. von Schlegel, General von Manderstierna, List, Wach, Seydelmann, die Paalzow, Gräfin Hahn, Charlotte von Hagn, Fanny Lewald, Auerbach** ꝛc.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe, Wein und Mancherlei.

Persische Lieder nach **Dschami's** Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moritz Wickerhauser.**
8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Sammlung der anmuthigsten lyrischen Gedichte des berühmten persischen Dichters **Dschami** in poetischer deutscher Uebersetzung, allen Freunden orientalischer Poesie gewiß eine willkommene Gabe. Vorausgeschickt ist **Goethe's** Urtheil über den Dichter. Der Uebersetzer, als Orientalist rühmlichst bekannt (Professor der orientalischen Sprachen in Wien), hat das Verständniß durch kurze Anmerkungen erleichtert und ein „Schlußwort" hinzugefügt.

Anzeigen
in die bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden
Zeitungen und Zeitschriften.

Anzeigen aller Art werden in nachstehende auch für **1856** erscheinende **Zeitungen** und **Zeitschriften** aufgenommen:

Deutsche Allgemeine Zeitung.
Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Dieselbe erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden **nicht** beigegeben.

Blätter für literarische Unterhaltung.
Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Werden in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile $2^1/_2$ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.
Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile $2^1/_2$ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit $2^1/_2$ Ngr. berechnet. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**
Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Die Gegenwart.
Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.
Von diesem Werke, das zugleich als ein **Supplement** zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich in der Regel zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. **Anzeigen** werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

Conversations-Lexikon. Zehnte Auflage.
Auf den Umschlägen der Neuen Ausgabe in 60 Viertelbänden werden **Anzeigen** abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.
Auf den Umschlägen werden **Anzeigen** abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1856.

Humoristische und satirische Literatur.

1. Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Auswahl aus den Quellen. In fünf Büchern. Mit biographisch-literarischen Notizen, Worterklärungen und einer geschichtlichen Einleitung. Von Ignaz Hub. Erster und zweiter Band. Nürberg, von Ebner. 1855. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.
2. Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. Von Ignaz Hub. Erstes Buch. Nürnberg, von Ebner. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade von Hermann Marggraff. Frankfurt a. M., Meidinger, Sohn und Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht von Adolf Glaßbrenner. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger, Sohn und Comp. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Neue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Von M. G. Saphir. Aus seinen Schriften gesammelt. Erste bis vierte Lieferung. Pesth, Hartleben. 1856. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
6. Humoristisch-satirischer Volkskalender für das Jahr 1856. Von M. G. Saphir. Mit Illustrationen von Borkowski, Cajetan, König und Zampis. Sechster Jahrgang. Zweite Auflage. Wien. 8. 12 Ngr.
7. Gedichte ernsten und launigen Inhalts von Theodor Drobisch. Dresden, Klemm. 1856. 8. 22½ Ngr.
8. Der badische Reineke Fuchs und seine Gesellen. Eine schöne Geschichte aus der neuesten Zeit in Reime gebracht von Peter Spindel. Zweite Auflage. 8. Köln. Gedruckt in diesem Jahr.
9. Poetisches Sylvester-Büchlein von J. N. Vogl. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. Wien, Zamarski. 1856. 8. 15 Ngr.
10. Ideal und Kritik. Ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart von Hermann Preßker. Frankfurt a. M. Meidinger, Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr.
11. Schwänke in Knittelversen von K. L. Kannegießer. Berlin, Stuhr. 1856. 7½ Ngr.
12. Lustige Geschichten und Schwänke. Erstes bis drittes Heft. München, Braun und Schneider. 1855. 8. 15 Ngr.
13. Höchst sonderbare Fahrten und Abenteuer des Baron von Schwindelburg aus Hinterpommern. Oder dessen Tagebuch während einer Harzreise, nebst Abdruck einiger auf merkwürdige Weise gefundener Manuscripte. Mit Porträt des Barons und andern Illustrationen. Leipzig, Wengler. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Bekanntlich warf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Abbé Bouhours, von dem zu seiner gerechten Strafe nichts weiter als diese Worte übriggeblieben sind, die berühmt oder berüchtigt gewordene Frage auf: „si un Allemand peut avoir de l'esprit?" und noch im Jahre 1846 begann die eingegangene „Foreign quarterly review" eine kleine Anzeige von Detmold's „Randzeichnungen" mit den Worten: „Wunderbar, hier ist ein Buch, sehr dünn und sehr witzig, und doch ein deutsches Buch!"

Steht es denn wirklich mit unserm Humor und Witz so schlimm, daß das Ausland vor Verwunderung förmlich die Hände über den Kopf zusammenschlagen muß, wenn einmal ein Buch erscheint, das in deutscher Sprache geschrieben und trotzdem witzig ist? Ganz gewiß steht es so schlimm nicht, und zwar in dem Grade nicht, daß Carlyle 1827 in der „Edinburgh review" auf die Frage des Abbé Bouhours die Antwort geben konnte: vier Fünftel alles Dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besaß, habe es Deutschland zu danken gehabt. Und in der That, woher stammen denn „Tyll Eulenspiegel", „Reineke der Fuchs", die Calembourgs (die man wol am richtigsten von den Späßen des Pfaffen vom Kalenberge, des Pfarrers Wigand von Theben, ableitet), das „Narrenschiff" Sebastian Brandt's und die weltberühmten Abenteuer des Barons Münchhausen als aus Deutschland? Alle europäischen Sprachen haben sich diese Producte deutschen Humors und deutscher Satire angeeignet. Die Eulenspiegelstreiche gingen als „espiègleries" in das französische Wörterbuch über, Sebastian Brandt's „Narrenschiff" war seiner Zeit unter dem altenglischen Titel „Shippe of fooles" in England sehr angesehen, „Reinhart der Fuchs" wurde nach dem Niederdeutschen vielfach und erst neuerdings wieder nach der Goethe'schen Bearbeitung in illustrirter Ausgabe ins Englische übersetzt, und was den Baron Münchhausen betrifft, so ist dieser

ein wahrhaft weltberühmter Mann und bei allen Völkern ein Prototyp aller Lügner, Aufschneider und Renommisten geworden. Von den deutschen Humoristen kennt man ferner im Auslande Wieland wegen seiner „Abderiten", Lichtenberg wegen seiner Erklärungen der Hogarth'schen Charakterbilder, Jean Paul, Heinrich Heine und vielleicht noch manchen Andern. Der ehrliche Hieronymus Jobs, auch ein Charaktertypus deutscher Komik, ist dem Auslande wenigstens durch Hasenclever's beliebte Jobsiſche Darstellungen und durch eine in Neuyork erschienene englische Bearbeitung bekannt geworden. Mögen auch gewisse ernste Leute in Deutschland selbst dazu ein saueres Gesicht machen: das Factum steht fest, daß Deutschland eine sehr reichhaltige und vielgestaltige humoristische Literatur besitzt und, wenn man noch Kotzebue's Chargen hinzurechnet, dem übrigen Europa vielleicht eine größere Menge komischer und satirischer Typen geliefert hat als irgendeine andere Literatur. Freuen wir uns dessen, statt darüber, uns selbst zur Schande, mitleidig die Achseln zu zucken!

Der Mensch, wenn er nicht als completer Narr gelten will, soll nicht immerwährend lachen, aber ein Mensch, der niemals zum Lachen zu bewegen ist, wird uns unheimlich und kaum noch als Mensch erscheinen. Ebenso verhält es sich mit der Literatur eines Volks; auch sie muß zuweilen lachen können, wenn wir an ihren menschlichen Ursprung glauben sollen. Die Humoristen und Satiriker sind aber der Mehrzahl nach gar nicht die lustigen komischen Leute, die man sich unter ihnen in der Regel denkt; im Hintergrunde liegt bei ihnen meist etwas sehr Ernstes, ja selbst Herbes und Bitteres; sie können auch sehr grämlich sein, und im Leben sind sie meist hausbacken und trocken, jedenfalls aber allen überspannten Phrasen und excentrischen Ausbrüchen abgeneigt. „Fragt man nach dem Temperament des Humoristen", heißt es in einem Aufsatz in Nr. 276 d. Bl. f. 1838, „so ist es das melancholische, d. h. nicht schlechthin das traurige, kopfhängende, sondern dasjenige, welches von schwer bewegter Receptivität, aber von desto stärkerer Reaction ist." Die Erfahrung lehrt, daß die komischen Schauspieler im Leben meist viel ernsterer Natur sind als die tragischen, die eben ihren Ernst im Bühnenpathos ausgeben. Ebenso verhält es sich mit den satirischen und humoristischen Schriftstellern. Sie sind, wenn sie ihre Aufgabe höher nehmen, Sittenschilderer, und Sitten zu schildern und zu beobachten stimmt von selbst zum Ernste. Ueber den Wurmfraß, der sich hinter dem Firniß der Gesellschaft verbirgt, kann sich wol der Idealist täuschen, nicht der humoristische und satirische Genremaler. Auch der tiefere, nicht blos mit Worten und Gleichklängen spielende Witz geht aus einer bittern, nicht lustigen Stimmung hervor. Einen verbittertern Menschen als Swift hat es vielleicht niemals gegeben; sein Leben und seine Stellung zu einer Welt, die er verachtete, machen deshalb auch einen rein tragischen Eindruck. Es zeugt von der tiefen Menschenkenntniß Shakspeare's, wenn er seine Narren auch meist etwas sauer und bitter melancholisch erscheinen läßt.

Manche der ernsthaftesten Dichter waren im Humoristischen ebenso groß als im Tragischen; wir nennen vor allen nur Cervantes und Shakspeare. Luther, der gewaltige Reformator, scherzte gern; seine „Tischgespräche", auch als „Table talks" in England seiner Zeit sehr beliebt, geben davon zahlreiche Beweise. Wir lieben diese Seite an ihm, denn sie macht ihn zum Menschen und rückt ihn uns menschlich näher. Rein pathetische Dichter, die immer auf hohem Kothurn über das Leben, wie es ist, hinwegschritten, wie Klopstock oder Schiller, hatten gar keinen Sinn für Humor; doch erblicken wir bei Schiller, sobald er sich nur ein wenig dem wirklichen Leben näherte, wie in seinen Erstlingswerken (namentlich kann der Mohr im „Fiesco" als eine halbwegs humoristische Figur gelten) und in „Wallenstein's Lager", wenigstens Ansätze zum Humor. Doch mußte er in der eigentlich humoristischen Partie in „Wallenstein's Lager", in der Rolle des Kapuziners, zu den Wortspielen Abraham's a Santa Clara seine Zuflucht nehmen, um eine drastisch-komische Wirkung zu erreichen. Goethe hielt sich nicht in so hohem Abstande über der umgebenden Welt; er mischte sich zu Zeiten gern unter die Menschen, er studirte und beobachtete sie, wogegen Schiller in einem Briefe an den Appellationsrath Körner offen gestand, er sei ein schlechter Menschenkenner, was freilich für einen Mann und dramatischen Dichter, der über die Menschen gleich nach dem ersten Eindruck ein sehr schneidendes Urtheil zu fällen liebte, etwas Bedenkliches zu haben scheint. Goethe aber kannte, beobachtete und liebte die Menschen auch als Individuen, er ließ sich zu ihnen herab, er bewegte sich auf dem „Jahrmarkt zu Plundersweilern" unter allerlei curiosem Gesindel, mischte sich unter fade Sonntagsspaziergänger und nahm als Beobachter unter lärmhaften plumpen Zechgesellen im Auerbach'schen Keller Platz. In diesen Darstellungen, wie in seinen Satyrspielen und auch sonst, namentlich aber im „Götz von Berlichingen" und in den Volksscenen des „Egmont", schlägt daher der Puls eines gestaltenreichen frischen Humors sichtbar und lebhaft genug. Jean Paul verlor sich gern in die Kleingegenstände des Lebens, und wenn er dies that, so war bei ihm, wie auch bei Hippel, sofort der Humor da. Unter den andern großen Dichtern Deutschlands besaß Tieck eine entschiedene Anlage und Neigung zu satirisch-humoristischer, wenn auch durch das feinere Element der Ironie gedämpfter Auffassung, nur daß er dabei meist literarische Tendenzen verfolgte, doch gelegentlich auch die zu verkräuselte Wolle der feinern Gesellschaft nicht ungeschoren ließ. Auch bei großen Musikern, wie bei Haydn und Mozart, finden wir humoristische Anklänge genug. Murillo malte die erhabensten Madonnen, aber auch lumpige Betteljungen, und bei Kaulbach, dem Maler weltgeschichtlicher Ideen, begegnen wir einem sehr ausgesprochenen Hang zur Ironie, zum Humor und zur Satire.

Ihre größte praktische Bedeutung hatten der Humor und die Satire in Deutschland wol in der letzten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts, fast gleichlaufend mit den grossen Bewegungen auf kirchlichem wie auf socialem Gebiete. Da lebten und wirkten die grossen Satiriker und Humoristen Sebastian Brandt, Johann Geiler von Kaisersberg, Johann Fischart, Sebastian Franck, Andreas Musculus, Georg Rollenhagen, Johann Agricola, Thomas Murner (auf katholischer Seite) und viele Andere. Alles war polemisch, und diese Polemik gestaltete sich satirisch oder humoristisch. Selbst Luther und Ulrich Hutten stimmten sehr häufig in diesen humoristischen und satirisch-didaktischen Ton mit ein. Man wollte damit aufklären, aufräumen und bessern, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß diese satirische Literatur zu dem Erfolge der Reformationsbestrebungen sehr viel mitgewirkt hat. Welche Bedeutung man damals dieser Literaturgattung beilegte, beweist der Umstand, daß Johann Geiler aus dem „Narrenschiff" Themata zu seinen Kanzelvorträgen nahm, deren er nicht weniger als 146 über 110 Abschnitte des Sebastian Brandt'schen Gedichts hielt. Ignaz Hub hat seiner neuesten Sammlung einige Aussprüche damaliger Satiriker vorangestellt, die wol am besten beweisen, in wie hohem Ansehen Satire und Humor damals standen. Geiler von Kaisersberg sagte: „Du hast werlich vil in dir, des ze lachen ist, kaufe ein spiegel, sich darin, und so dick du daryn sihest, so dick sihestu ein narren, so lach, wiltu." Johann Fischart sagte: „Ein Jeder hat ein Ader vom Narren. In menniglich stecken semina stultitiae." Sebastian Franck sagte: „Thorheyt zu gelegner zeit ist die größte Weißheyt."

Ist sie es heutzutage nicht mehr? Ist „Thorheit zu gelegener Zeit nicht mehr die größte Weisheit?" Zwar wenn wir die Theilnahme erwägen, welche die satirischen Blätter unserer Zeit, die „Fliegenden Blätter", der „Kladderadatsch", der „Dorfbarbier", die „Düsseldorfer Monatshefte", der münchner „Punsch", der englische „Punch", der französische „Charivari" u. s. w. finden, so müssen wir wol annehmen, daß die Liebhaberei für Satire und Humor auch heutzutage und zwar gerade bei den literarisch gebildetsten Völkern eine sehr weit verbreitete ist. Aber sehr viele würdige und ernste Personen behaupten, daß unsere Zeit zu ernst zu solchen Spielereien sei, obschon sie im stillen Kämmerlein besagte Blätter ohne Zweifel recht gern zur Hand nehmen und an ihren Späßen ihr Wohlgefallen haben. Aber, meine Herren, es hat nie eine Zeit gegeben und wird nie eine geben, welche nicht ernst wäre. Noch niemals war eine Zeit blos spaßhaft und leicht zu nehmen; niemals war aber auch eine Zeit so frei von Thorheiten und Lächerlichkeiten, um nicht der Persiflage, dem Humor und der Satire reichlichen Stoff zu geben. Unsere Zeit ist ernst, sehr ernst, aber sie ist nicht ernster als jede andere vor ihr; es hat sogar vielleicht schon Zeiten gegeben, die noch ernster zu nehmen waren. Aber gerade, je mehr die Cultur steigt, desto mehr treten an ihr Erscheinungen zutage, welche die Satire herausfodern und für welche sie das einzige Gegen- und Heilmittel ist; mit der steigenden Cultur steigt auch der Scharfsinn und das Raffinement, diese Lächerlichkeiten herauszufinden. Die alten Hebräer hatten keine humoristische, sondern eine durchweg sehr ernste Literatur, und sie sind trotzdem zugrunde gegangen; wir haben eine humoristische und satirische Literatur, und wir werden uns vielleicht gerade mit ihrer Hülfe länger halten als die Hebräer; denn Humor und Satire sind ein sehr gutes Pflaster und Zugpflaster für viele Wunden und Schäden, denen der gewichtige Ernst entweder gar nicht naht, oder auf die er doch keinen Einfluß üben würde. Unsere ganze Literatur ist genreartig geworden: unser Roman, unser Drama, unsere Lyro-Epik, unsere Dorfgeschichtenliteratur, unsere Geschichtschreibung, ja selbst unsere Naturforschung, die sich ganz und gar in die kleinen Hausrathsgegenstände der Chemie zu verlieren droht. Die genreartige Auffassung der Lebensverhältnisse spielt aber von selbst auf humoristisches Gebiet hinüber, ja sie trägt die Ironie und die Satire in sich selbst, wie jede Kleinmalerei. Wenn z. B. in einem beliebten neuern Roman 500 Stockfische und eine mit polnischem Talg gefüllte Kuhhaut als besondere Zierathen eines Kaufmannsmagazins aufgeführt werden, so verläuft sich die Schilderung damit fast unvermerkt ins Gebiet des Komischen.

Vergessen wir nicht, daß wir in einer Zeit leben, welche der Reformationszeit in einigen Stücken verwandt ist. Alte Formen stürzen ein, ohne daß etwas Neues von festem, sicherm Gehalte gefunden wäre, die wunderlichsten und närrischsten Projecte sind auf politischem, religiösem und socialem Gebiete ausgebrütet worden, und sie haben als Windeier nur einigen Dampf nachgelassen, alle Idealistik ist unter unsern Händen zerfahren. Was bleibt uns übrig? Zwar die Klage, die Betrübniß, der in sich gehende Ernst, aber auch Satire und Humor, als Deckmäntel dieses Ernstes, damit wir nicht, statt ernst zu sein, grämlich und kopfhängerisch werden. Oder für welche Persönlichkeiten sollen wir uns begeistern? Etwa für Pélissier, der die Araber seiner Zeit in ihren Grotten „ausräucherte"? Oder für Codrington, der mit ihm auf Theilung arbeitet? Oder für den Renegaten Omer-Pascha, der sich vermuthlich aus den erhabensten und uneigennützigsten Gründen zum Islam bekannte? Oder für die Generäle in ow und ew? Oder für jene Seehelden, deren Thaten in Zerstörung von harmlosen Fischerdörfern und Heuschobern bestehen? Oder für jene verunglückten Koryphäen der europäischen Revolution, die sich begnügen, wohlgesetzte Meetingsreden zu halten oder kleine Blättchen zu redigiren, in denen sie beweisen, daß, wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, ganz Europa jetzt ein einziges glückliches Volk zärtlich sich liebender Brüder und Schwestern sein würde? Oder für die Schildhalter der Neutralitätspolitik? Oder für — doch da fällt mir zum Schabernack der Kaiser Soulouque ein, und meine ganze humoristische Stimmung ist wiederhergestellt. Hat Soulouque ja doch sein Geschäft gemacht,

wie mancher Andere auch, und mehr als dieses bedarf es in unserer Zeit wol nicht, um für groß zu gelten, wenigstens für groß genug, um mit dem Maßstabe des Humors gemessen zu werden. Dem Humor gänzlich über den Kopf gewachsen ist wol kein Mann unserer Zeit; keiner steht so fürchterlich erhaben und in so olympischer Einsamkeit, daß er der Satire und dem Humor keine Angriffsseiten böte. Selbst unsere politischen Zeitungen, die ein so entsetzlich ernsthaftes Gesicht machen, daß man vor ihnen fast erschrecken könnte, haben mitunter doch ihr großes Gaudium an irgendeinem humoristischen Manne oder Gegenstand, wie an dem nun leider dahin gegangenen Humoristen des englischen Parlaments, dem Obersten Sibthorp, oder an Menschikow's berühmtem Paletot, den sie zum Ergötzen ihrer Leser nicht oft genug in den Schaufenstern ihrer leitenden Artikel aushängen konnten.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben sich wiederholt mit den Angelegenheiten des Humors und Witzes beschäftigt und ihr Recht anerkannt; wir verweisen namentlich auf die Betrachtungen „Humor und Humoristen" in Nr. 276 f. 1838 und „Vom Humor" in Nr. 111 f. 1848. In dem erstern Aufsatze wurde selbst Saphir's Talent als ein nicht gering zu achtendes anerkannt, und vom Witze hieß es darin:

Es ist zwar allgemeines Urtheil, daß der Witz nicht zu den primären Thätigkeiten unsers Geistes gehöre; indeß da der Witz doch die andere Seite des Scharfsinns, der Scharfsinn aber die höchste Eigenschaft des Denkers und Philosophen ist, so sollte man den Witz nicht auf eine niedrige Stufe stellen.

Das geschieht auch weder bei den Franzosen noch bei den Engländern; letztere halten ihre witzigen und humoristischen Köpfe sehr hoch, wie dies unter Anderm auch aus dem Umstand hervorgeht, daß 1854 fast gleichzeitig zwei ausführlichere Schriften über die englischen Humoristen erscheinen konnten, die eine von Thackeray, die andere von Hannay. In den deutschen Literaturgeschichten wurden Humor, Satire und Witz (wir werfen sie hier zusammen, weil uns ihre Definition und die Feststellung ihrer Unterschiede zu weit abführen würde) bisher sehr stiefmütterlich behandelt, und es ist immer schon als ein Fortschritt anzusehen, daß Rudolf Gottschall in seinem Werke über die deutsche Literatur in unserm Jahrhundert dem „Humor in Feuilleton und Roman" wenigstens ein besonderes, wenn auch nicht sehr umfangreiches Capitel gewidmet hat. Der Witz, eine so selbständige Kraft wie jede andere, dabei eine einflußreiche literarische und selbst sociale und politische Macht und bei fast allen Völkern, namentlich auch bei dem deutschen, aus einem volksthümlichen Elemente naturgemäß hervorgegangen, verdient diese Zurücksetzung keineswegs, der man es auch allein vielleicht zuzuschreiben hat, wenn viele Ausländer glauben, das deutsche Volk habe gar keine komische Literatur. Immermann gehörte gewiß zu den ernsthaftesten Männern, wie Karl Gutzkow ebenfalls zu den am ernstesten strebenden deutschen Autoren zu rechnen ist; doch schrieb jener seinen „Münchhausen" und dieser seinen komischen Roman „Vater Blasedow" — so tief liegt der Zug nach dem Komischen instinctartig in der deutschen Natur. Welche erstaunliche Erfindungskraft liegt nicht allein schon in unsern Schildbürgereien und Schwabenstreichen! Setze sich der gelehrteste Professor und der tiefste Philosoph nur hin und versuche dergleichen zu erfinden, und er wird bald wahrnehmen, wie schwierig die Aufgabe sei, ja er wird erst bei diesem Versuche einsehen, daß auch der Volkshumor eine wirkliche productive Größe ist, vor der man Respect haben muß. Dies wußten auch von jeher die Humoristen am besten selbst; denn während ihnen oft jahrelang vielleicht nicht ein einziger witziger Gedanke einfiel, sahen sie sich mit einem male wie durch eine humoristische Erleuchtung in die Stimmung versetzt, die es ihnen gestattete, ganze Bände mit Humor zu füllen. Auch möge man nicht vergessen, daß man aus dieser Literaturgattung gewisse Seiten des Volkscharakters und der gleichzeitigen sittlichen und geistigen Bildung viel besser kennen lernt als aus den poetischen Productionen höherer und ernsterer Gattung. Aus Virgil's „Aeneide" lernt man in dieser Hinsicht nicht so viel als aus Horaz' oder Juvenal's „Satiren", aus Klopstock's Messiade nicht so viel als aus Rabener's „Satiren" oder der „Jobsiade", obschon letztere unsern Literaturgeschichtschreibern als ein so verächtliches Ding erscheint, daß diese gestrengen würdigen Herrn von ihr gar nicht sprechen.

Als ein Hauptmerkmal des ursprünglich deutschen Humors möchten wir den Schalksernst bezeichnen, einen gewissen trockenen, hausbackenen und dabei didaktischen Witz, der oft unter der Form der Dummheit die Dummheit verspottet und lächerlich macht. Die Gelehrten des „Kladderadatsch" haben dies in ihrer Weise ganz richtig mit „höherm Blödsinn" bezeichnet. Populäre Weisheit in der Form des altehrlichen Hanswurstspaßes, des Münchhausen'schen Aberwitzes, des Eulenspiegel'schen Schabernacks, der candidatisch Jobsischen oder der schildbaschen kleinstädtischen Einfaltspinselei — das sind etwa die Haupterscheinungsformen dieses deutschen Witzes. Hat doch jüngst E. M. Arndt in der „Allgemeinen Zeitung" selbst an dem langbärtigen Turnvater Jahn mit Recht diese ursprünglich deutsche, eigentlich niederdeutsche Schalksnatur nachgewiesen. Einen höhern poetisirenden Aufflug nahm der deutsche Humor allerdings durch Hippel und namentlich Jean Paul, nach dessen Manier sich später Börne und Heine bildeten, ferner der Verfasser des „Cancan eines deutschen Edelmanns", eines sowol im sentimentalen als im humoristischen Genre viel Schönes enthaltenden Buchs, das zu wenig gekannt ist. Im Grunde aber scheint diese Mischung von Sentimentalität und Witz, dieser schroffe Wechsel von Ernst und Spaß nicht in der Art des volksthümlich deutschen Witzes begründet zu sein; auch hat sich die Mehrheit des deutschen Publicums an diese Mischung, selbst bei Shakspeare, nicht recht gewöhnen können; es will den Ernst wie den Spaß rein und ungemischt. Erst in letzter Zeit hat sich in Deutschland der bloße Wortwitz geltend gemacht, und so wenig wir abgeneigt sind, auch in ihm

schiedenen Namen der Halbinsel; die Grenzen, Land und Meer; die Seen; Hydrographie: die drei Bereiche: Schwarzes Meer, Propontis und Archipelagus, Mittelmeer; die warmen Quellen; Orographie: Taurus und die übrigen Ketten des Westens, des Nordens und der Mitte. Wir bedauern, von diesem an Mittheilungen jeder Art fast überreichen Werk nur diese trockene Analyse geben zu können; wir dürfen jedoch unsern Lesern eine Notiz nicht schuldig bleiben, die, wenn sie auch das wissenschaftliche Interesse des Werks nicht erhöht, doch dem Verfasser die Sympathie des gebildeten und wissenschaftlichen Publicums erwerben muß: er hat seine Reise allein unternommen, auf eigene Kosten, ohne irgend eine fremde Beihülfe, weder einer Regierung noch eines Sachkundigen. Weder ein botanischer oder geologischer Sammler noch selbst ein Dolmetsch hat ihn begleitet. Nur ein französischer Bedienter war bei ihm, der den Mühen der Reise erlag; ferner ein Tatar und die Seïs, welche die mit seinen wissenschaftlichen Schätzen beladenen Pferde führten. So hat er denn auch diejenige Belohnung erlangt, die er wünschte; sein Werk hat, kaum erschienen, sich bereits einen europäischen Ruf erworben, und er ist nacheinander Ritter des preußischen Rothen Adlerordens erster Classe, correspondirendes Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und der Geographischen Gesellschaft in London geworden, wo er als Nachfolger Leopold's von Buch eintrat, den Humboldt den ersten Geologen unserer Zeit genannt hat.

Die Reisenden von Tschihatschew's Art sind selten; denn um ein solcher Reisender zu sein, muß man viele Eigenschaften vereinigen, die sich äußerst selten zusammen finden: unbegrenzte Liebe für die Wissenschaft, bedeutende Befähigung, eine Reihe der verschiedenartigsten Kenntnisse, kräftige Gesundheit, endlich ein bedeutendes Vermögen. Viel bequemer und leichter ist es freilich, andere classische Gegenden zu bereisen, in denen die Straßen geebnet und alle Wirthshäuser bekannt sind, oder andere ebenso leicht zu bereisende Länder aufzusuchen, denen die Ereignisse des Tags die Aufmerksamkeit des Publicums zugewandt, und dann ein Bändchen oder ein paar Bändchen Reiseberichte heimzubringen, deren Verkauf die Kosten der Tour deckt oder auch nicht deckt. An dergleichen haben wir Ueberfluß, sodaß wir uns darauf beschränken müssen, nur die allerbedeutendsten zu erwähnen. Die „Grèce contemporaine", von welcher wie von ihrem auteur volage E. About wir bereits früher gesprochen haben, erscheint soeben in zweiter unveränderter Auflage. „Italia" von Th. Gautier, eine Reise, in der Wahrheit und Dichtung gemischt zu sein scheinen, ist mit Cabaret- und Herbergsscenen, galanten Abenteuern und dergleichen romantischem Knickknack gefüllt, wie „Gilblas von Santillana", doch fehlen auch die Beschreibungen von Museen, Kirchen und Costümen nicht. „La Baltique" von Léauzon-Ledouc ist eine Art politisch-malerischer Wanderung durch die nördlichen Gegenden Europas: Schweden, Norwegen, Finnland, Esthland, Livland, Kurland, Dänemark u. s. w. Trotz einer etwas frostigen Manier, frostig wie die Länder, die es beschreibt, ermangelt doch dieses Buch der interessanten und namentlich der nützlichen Notizen nicht.

Die Ereignisse der letzten 100 Jahre haben Europa mit Indien in beständige Berührung gebracht. Was Dupleix für Frankreich wollte, das haben die Hasting, Clive u. A. für England ausgeführt und ungeheuere Ländermassen gehören einer mächtigen Handelsgesellschaft. Soll darum die älteste Civilisation der Welt dem Despotismus der sehr ehrenwerthen Compagnie weichen? Soll die Herrschaft über 150 Millionen Einwohner unbedingt in den Händen ihrer gegenwärtigen Besitzer bleiben? Dies sind wichtige Fragen der Zukunft, und eine [illegible] Lösung läßt sich nur in der Geschichte der Völker, die vielleicht nicht alle, wie ihre feigen und käuflichen Fürsten, jeden Gedanken der Unabhängigkeit aufgegeben haben, wie in einer gründlichen Darstellung der Elemente finden, aus denen die Sitten, der Glaube, der Charakter und die nationalen Tendenzen der die indische Halbinsel bewohnenden Völker gebildet sind. Ueber alle diese Punkte besitzen die Engländer einen Ueberfluß von Nachrichten; aber dieselben sind oft durch technische Ausdrücke zugleich trocken und dunkel, noch viel häufiger einseitig und parteiisch. Einen Auszug aus denselben bildet „L'Inde contemporaine" von de Lanoye. Dieses Buch, reich an historischen Daten, zeichnet sich zugleich durch glänzende Beschreibungen und scharfsinnige Bemerkungen aus. Der Verfasser war Augenzeuge; er läßt sich durch den Glanz der Compagnie nicht verblenden und macht auf die Gefahren aufmerksam, die sie bedrohen. Zuerst Rußland nach außen, dann im Innern die nationalen Aufstände. Die erste dieser Gefahren ist oder scheint wenigstens weit hinausgeschoben, und mit ihr vielleicht auch die zweite. Die Engländer haben die Gefahr, die ihnen seitens der Fürsten und Priester drohte, auf eine Weise beseitigt, die sich mehr durch ihre Sicherheit als durch ihre Ehrenhaftigkeit empfiehlt. Die Brahmanen unterwerfen sich der englischen Herrschaft und predigen Unterwerfung. Die guten Gründe für dieses Verfahren findet man auf der letzten Seite von „L'Inde contemporaine".

Vom Sonnenlande in die Regionen von Eis und Schnee versetzt uns die pseudonyme Léonie d'Aunet in ihrer Schrift „Voyage au Spitzberg".*) Der Name der Verfasserin dieses Buchs ist so wenig ein Geheimniß, daß es des Pseudonyms nicht bedurft hätte. Es ist die bekannte Frau Biard, die Frau des Malers, deren Namen und Person einmal die chronique scandaleuse von Paris mit der Person V. Hugo's in Verbindung brachte. Der Ton des Buchs entspricht den Erwartungen, die man von der Verfasserin hegen konnte; er ist leicht, graziös und präcis und erinnert überall an die Unterhaltungen der pariser Salons und an den Jargon der Künstlerateliers. Um so eigenthümlicher nimmt sich in diesem Gewande eine Reise durch die unheimlichen Gegenden aus, in denen Licht, Wärme und Vegetation kaum mehr als dem Namen nach existiren. Die Verfasserin hat die beschwerliche Reise mit ebenso viel Muth und Leichtigkeit sowol ertragen als erzählt.

Wir kehren von diesen fernen Gegenden nach unserm Frankreich zurück, an seine südlichen Grenzen, und besuchen mit H. Taine der Kaiserin geliebtes Bad Biarritz bei Bayonne und dann die Pyrenäenkettte. Weniger Tiefe als Esprit, fast zu viel Esprit zeichnet dies Buch aus, das übrigens durch sehr gute Notizen sich auch als höchst brauchbarer Cicerone empfiehlt.

In der Akademie nichts Neues. Die Académie française wird nächstens den Grafen Molé zu ersetzen haben, der vor kurzem auf seinem Schlosse mit Tode abgegangen ist. Die politische Carrière dieses Staatsmannes ist bekannt genug. Seine literarische Bedeutung beschränkt sich auf seine Staatsreden und ein Bändchen literarischen Inhalts, zur Zeit Napoleon's I. veröffentlicht, das die Augen des Kaisers auf ihn zog. Die Académie française hielt diese Jugendschrift des Grafen gewiß nicht für bedeutend; sie wählte in ihm den Staatsmann, den Grandseigneur, den Politiker, der Minister gewesen und es wieder werden konnte. In den Monaten Januar und Februar werden die neu erwählten Mitglieder aufgenommen werden, zuerst der Herzog von Broglie. 57.

Die Geneanomie.

Geneanomische Briefe. Von Levin Schücking. Frankfurt a. M., Brönner. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.

Zu den vielen Wissenschaften, mit denen unser Geschlecht bereits gesegnet ist, hat Levin Schücking eine neue gefügt, die „Geneanomie", worunter er die Lehre von der Vererbung gewisser körperlicher oder geistiger Eigenschaften, Anlagen, Talente und Neigungen versteht. Man habe den Menschen und

*) Eine vorläufige Notiz hierüber brachten wir schon in Nr. 41 d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

seine Natur, sagt Schücking, nach allen hundert Seiten und Richtungen hin untersucht, man habe in ihm den Einflüssen von Race, Klima, Boden, Nahrung und Lebensart nachgespürt, aber um Eins habe sich die Gelehrsamkeit nicht oder nicht hinlänglich gekümmert, um seinen Zusammenhang mit der Familie, um die Einflüsse des Blutes, von dem der Mensch stamme. Doch habe schon Goethe — und von ihm stammt ja der Spruch: „Blut ist ein ganz besonderer Saft" — als der scharfsinnigste deutsche Beobachter des Lebens darauf hingewiesen, daß eine Familie ein organisches Ganzes bilde, in sich verbunden und von demselben Lebenssaft durchströmt, wie ein Baum mit seinem Geäst; daß der Einzelne stets unendlich viel aus der gemeinsamen Quelle des Blutes mit sich ins Leben nehme, und daß die sich folgenden Geschlechter deshalb von der Natur darauf angewiesen seien, das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit sich zu erhalten und sich einander die Hand zu reichen zu einer folgerecht fortgesetzten Thätigkeit für das sittliche und materielle Gedeihen des Ganzen. Levin Schücking weist dabei auf die alte, freilich auch vielem Bedenken unterliegende Praxis hin, wonach man ehemals in allen Ständen den Sohn als Fortsetzer der Thätigkeit des Vaters zu sehen liebte. Ja selbst Richterämter seien an manchen Orten im Besitz einer und derselben Familie geblieben, so namentlich in Frankreich beinahe alle Rathsstellen an den Präsidialhöfen, sowie die meisten städtischen Aemter in den bei weitem meisten Orten. Dieser Zustand sei für die Nichtprivilegirten natürlich unerträglich geworden, aber doch sei die Erfahrung und Voraussetzung, auf welcher die alte Praxis beruht, keineswegs eine durchaus und ganz und gar aus der Luft gegriffene gewesen. Jetzt freilich sei der Zustand ein ganz anderer; jenes deutsche Familienleben, wie es noch Immermann in seinen „Memorabilien" schildere, sei aufgelöst, der Gedanke der Familie habe den größten Theil seiner Bedeutung verloren; alle Institute, welche ihn ehemals lebendig erhielten, seien verschwunden und eigentlich das Erbrecht schon eine Anomalie geworden. Da werde es denn, sollte man meinen, hohe Zeit, während uns das Ding selbst verschwände, uns die Theorie desselben zu retten. Schücking will wol damit sagen, daß die Vererbung von geistigen und leiblichen Eigenschaften jetzt, wo das Familienleben den Charakter der Geschlossenheit mehr und mehr verliere, nicht mehr in dem Grade stattfinden könne wie in alten Zeiten.

Der Verfasser geht nun auf Thatsachen über und zeigt uns zuvörderst, wie sich die Anlagen für Musik, Malerei, Schauspielkunst und gewisse wissenschaftliche Zweige in vielen Familien auf Kinder und Kindeskinder vererbt hätten. So hat die Familie Bach nicht weniger als 22 hervorragende musikalische Talente geliefert und in der Malerfamilie der Tischbein das Talent sich auf nicht weniger als 28 Mitglieder vererbt. Weniger wird das poetische Talent durch Vererbung fortgepflanzt. Doch hat dies auch wol eine andere Ursache, die wir hier hervorheben möchten. Der Sohn eines Malers oder eines Musikers hat von frühester Kindheit an Freude an der Thätigkeit seines Vaters; er hört Töne, er sieht Farben und Gestalten; das reizt und fesselt seine Sinne; das veranlaßt ihn zur Nachahmung, und mit Freuden wird er sich in der Kunst seines Vaters unterrichten lassen. Die Thätigkeit eines Dichters macht auf das Kind gar keinen sinnlichen Eindruck, gewährt ihm durchaus kein Vergnügen; aller Reiz zur Nachahmung fällt hier fort; die Operation des Dichtens ist überhaupt für alle Umgebenden keine freudige Kunst, ebenso wenig als die Arbeit des Denkers; auch hat die Dichtkunst nicht die handwerksmäßigen Elemente und Kunstgriffe, die sich so dem Kinde spielend beibringen ließen wie bei der Malerei, Musik, Bildhauerei, Baukunst u. s. w. An einer langen Reihe sehr interessanter Beispiele zeigt uns der Verfasser weiter, daß die Dichter die poetische Ader von der Mutter erben (in den meisten Fällen, hätte Schücking hinzufügen können, denn es sind auch Dichter bekannt, z. B. Tieck, welche ihre Hauptanregung von ihrem Vater erhielten) und daß dagegen — wenn sich dies auch nicht gerade von Dichterinnen nachweisen lasse — bedeutende Frauen meist ihren Geist und Charakter vom Vater erben. Dabei ist er der Ansicht, daß ein Dichter, welcher dem Gemeinwesen in seinen Kindern Mitglieder von großer geistiger Begabung zu hinterlassen wünsche, ihnen eine praktische, tüchtige, verständige, aber nur ja keine geistreiche poetische Frau zur Mutter geben müsse, womit wir vollkommen einverstanden sind. Von der Regel, daß die Töchter ihre Talente meist von ihren Vätern erben, macht, wie Schücking weiter bemerkt, eine Familie eine eigenthümliche Ausnahme. Die weiland gefeierte Dichterin Karschin vererbte ihr poetisches Talent auf ihre Tochter, Karoline Luise, verehelichte Freifrau von Klencke, diese wieder auf ihre Tochter Helmine, verehelichte Chézy; bei dieser jedoch hört die Anomalie auf, um wieder der Regel zu folgen, denn der Letztgenannten Sohn ist der bekannte Novellist Wilhelm von Chézy, der Freund Spindler's.

Einen beachtenswerthen Punkt berührt der Verfasser in folgender Bemerkung: „Vielleicht ließe sich für diese ganze hier besprochene Erscheinung, daß die Dichter ihr Talent von den Müttern erben, auch eine Art psychisch-physiologischer Erklärung beibringen, welche Manchem ausreichend erscheinen mag. Es ist bekannt, daß der Mutter sich sehnlich auf irgendetwas richtende Gedanken vom wesentlichsten Einfluß auf äußere Bildung, Charakterrichtung und Gemüthsart des Kindes sein können; daß starke Eindrücke, welche sie erhält, intensive Beschäftigung des Gemüths mit bestimmten Dingen in eigenthümlicher Weise an dem Wesen, dem sie das Leben schenkt, ersichtlich werden und zutage treten. Wir kennen eine Ehe von zwei ausgesucht häßlichen Leuten, aber die Frau trägt einen tiefen und schwärmerischen Cultus des Schönen in der Seele und ist die Mutter eines Knaben von blendender Schönheit.' Aehnliche Fälle mögen vorkommen, wenn der Vater, obschon körperlich unschön, „einen tiefen und schwärmerischen Cultus des Schönen in der Seele trägt", wogegen es ebenso oft vorkommen mag, daß Kinder von Aeltern, deren Antlitze und Leiber schön, deren Seelen aber von garstigen Anschauungen und häßlichen Leidenschaften erfüllt sind, auf ihre Gesichter den Stempel dieser Seelenhäßlichkeit aufgedrückt erhalten. Die Einflüsse, welche geläuterte ästhetische Vorstellungen wie der häufige Anblick schöner Kunstwerke haben, sind in dieser Hinsicht wol noch nicht genügend in Betracht gezogen worden. Man wird nicht leugnen wollen, daß manche südliche Völker, wie die Italiener und Spanier, im Allgemeinen schöner gebildet sind als wir Hyperboreer (trotz Goethe, der mit Recht als der schönste und vollkommenste Mann seiner Zeit betrachtet worden ist und betrachtet werden darf), und es dürfte doch wol nicht so ohne weiteres in Abrede gestellt werden, daß hierzu der häufige Anblick der zahlreichen schönen Madonnen- und Heiligenbilder doch auch sein Theil beitrage, wogegen in manchen ebenfalls von Katholiken bevölkerten Landstrichen, in denen es auf Weg und Steg von fratzenhaften Märtyrerbildern wimmelt, eine auffallende fast durchgängige Häßlichkeit und Roheit der Gesichtszüge an der Bevölkerung zutage tritt. Hier hätten wir also einen praktischen Fingerzeig, der sich aus einem Seitenparagraphen der Schücking'schen Wissenschaft ergibt, obschon die eigene Versicherung unsers Geneanomisten, daß seine Wissenschaft keine eigentlich praktische Bedeutung habe, im Allgemeinen wahr ist; denn wenn sich Neigungen und Fähigkeiten, selbst gewisse körperliche Gebrechen und geistige Wunderlichkeiten nach einem bestimmten Naturgesetz vererben, so ließe sich dagegen auf praktischem Wege freilich nicht viel machen.

In einem weitern Capitel zeigt der Verfasser an merkwürdigen Beispielen die Erblichkeit gewisser psychischer oder physischer Eigenschaften oder Abnormitäten, der Kurzlebigkeit, der Blindheit, des Wahnsinns, der Neigung zum Selbstmord, der körperlichen Schönheit (z. B. in dem berühmten, jetzt ausgestorbenen Hause der Courtenay), der stark ausgebildeten Unterlippe im habsburgischen Hause, die zuerst von der Jagellonin Cimburga auf ihren Enkel Kaiser Maximilian I. vererbte. In dem ältern

spinnt Ihr Euch wol noch, aber niemals Seide. (Der Vater schmunzelte von neuem.) Das Consistorium uud die Oberschulbehörde versichern zwar, daß Ihr Euer Brot habt, aber ich sehe leider, daß wir sehr oft kein Stück Brot im Hause haben. Wochentags Kartoffeln ohne Salz und Sonntags zur Unterbrechung Kartoffeln mit Salz! Und das nennen sie da oben Brot haben! Nun ist mir aber gesagt worden, daß im Brote 30 Procent und in der Kartoffel nur 3 Procent Nahrungsstoff enthalten ist, mithin bleibt Euch die Oberschulbehörde, die Euch ins Brot oder buchstäblicher gesagt ins Kartoffelmus einsetzte, bei jeder Kartoffel, die Ihr eßt, 17 Procent Narungsstoff schuldig. (Der Vater brach in ein herzliches Gelächter aus.) Macht doch der Oberschulbehörde eine Rechnung! Auf das ganze Leben veranschlagt, müßt Ihr ja soviel Brot herausbekommen, daß Ihr von dem Verkauf bald der reichste Mann im Dorfe sein müßtet. Da haben die Nationalökonomen, wie Ihr mir neulich erzähltet, ausgerechnet, daß in unserm Lande täglich auf den Kopf im Durchschnitt ein Pfund Fleisch komme. Ei, verklagt sie doch wegen Unterschlagung des uns rechtlich gebührenden Antheils am allgemeinen Fleischconsum! Bei der großen Kopfzahl unserer Familie und bei der noch größern Freigebigkeit unserer Nationalökonomen müßte Euch soviel Fleisch nachgeliefert werden, daß Küche, Keller und Speisekammer nicht Raum genug haben würden, es zu fassen.

Fritz hat sich in den Kopf gesetzt, Robinson zu werden, und schmuggelt sich aufs wohlfeilste, nämlich als Poststück nach Hamburg durch, wo es ihm durch einen ihm wohlwollenden und manchen praktischen Rath ertheilenden Kaufmann gelingt, auf dem Schiffe Amphitrite freie Ueberfahrt nach Amerika zu erhalten. Durch einen Seesturm nicht gewöhnlicher Art wird er an eine unbewohnte Insel verschlagen und so sein Lieblingswunsch erfüllt.

Das vierte bis zum neunten Capitel bilden eine Art humoristische Robinsonade. Fritz nimmt die Insel dadurch in Besitz, daß er seinen Reisestock in die Erde treibt und sein Schnupftuch (blau mit weißen Blümchen) als Nationalflagge daran befestigt. Der so in Besitz genommenen Insel ertheilt er den Namen Beutelland, erklärt sich zu ihrem Kaiser und entwirft eine Reichs- und Verfassungsurkunde, die unter andern folgende Paragraphen enthält:

Artikel 6. Alle Unterthanen haben das Recht, in diesem Kaiserreiche zu existiren. ... Artikel 10. Die Nationalflagge ist blau mit weißen Blümchen, das Landeswappen ein Beutel (Reichssäckel), doch oben nicht zugebunden. Artikel 11. Die Person des Kaisers ist unverletzlich, die Personen der Unterthanen sind verletzlich. Wonach zu achten. Artikel 12. Alle weitern Gesetze, die dazu nöthig sein werden, ein gehorsames Volk zu haben, gehen von Uns unmittelbar aus, und versprechen Wir, Uns in dieser Hinsicht durchaus keinen Zwang anzuthun.

Für jetzt hat dieser Kaiser freilich noch keine andern Unterthanen als allerlei wunderbares Gethier, das sich jedoch von sehr zahmer Beschaffenheit zeigt, da das Gift des Menschen noch nicht auf die Thiere dieser Insel übergegangen ist. Nur die Affen, als dem Menschen an Neid und Bosheit am nächsten verwandt, zeigen sich ihm aufsässig und verwickeln ihn in heiße Kämpfe, aus denen er mit Hülfe des Hundes Hektor als Sieger hervorgeht. Allmälig gelangt Fritz auch zu menschlichen Unterthanen. Er entdeckt eine Austernklippe, die er zum Erzherzogthum Kleinaustria erhebt, und findet auf dieser Klippe den Capitän der Amphitrite, Krischan Schroop, gerettet und in Gesellschaft der Maria Windelmeier, einer Passagierin. Sofort ernennt er den Schiffscapitän zu seinem Marineminister, ersten Admiral seines Reichs und Generalinspector seiner sämmtlichen Häfen, Schiffswerfte und Seefestungen.

Eine noch folgenreichere Seeexpedition wird durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt. Eines Tags treibt eine Flasche an das Ufer, die ein Blatt Papier durchschimmern läßt. Fritz zerschlägt die Flasche, entrollt das Blatt und erkennt zu seinem großen Erstaunen darin einen Brief der Erbschulzentochter von Schnipphausen, Beate Pipermann, worin sie ihm schreibt: daß sie es ohne ihn in Schnipphausen nicht mehr habe aushalten können und daß sie ihm in Begleitung Peter Silje's, des Nachtwächtersohns, nachgereist sei. Unglücklicherweise sei das Schiff, auf welchem sie sich mit Peter Silje befinde, eben im Begriff unterzugehen, und so habe sie nur noch Zeit, diese paar Zeilen durch Peter auf das Papier werfen zu lassen und einzukorken, um ihm von ihrem Schicksal Nachricht zu geben. Am Schlusse des Briefs erklärt sie ihm übrigens, um ihn zu trösten, daß sie von der Seekrankheit verschont geblieben sei.

Fritz Beutel rüstet nun eine Seeexpedition aus, um die vielleicht doch Gerettete aufzusuchen, und erreicht auch nach wenigen Tagen eine gebirgige Insel, wo er das Glück hat, die Erbschulzentochter und noch 100 deutsche Landsleute nebst einem italienischen Sänger Rackerino Rackerini aus den Händen blutgieriger Wilden zu befreien. Er erhebt nun diese neu entdeckte Insel unter dem Namen Pipermannland zu einem Königreiche, ernennt Peter Silje zum Minister der geistlichen und Cultusangelegenheiten und den Schiffswundarzt Winkerle zum Minister der Medicinalangelegenheiten, errichtet Hofchargen, stiftet Orden und vermehrt die Insel, indem er sich auf die Infusorienzucht legt, in wenig Tagen um mehre Quadratmeilen Landes. Beate ehelicht er und segnet selbst seine Ehe ein. Mit der Kaiserin, seinen Ministern und dem größten Theil der befreiten Landsleute begibt er sich wieder nach Beutelland, um hier seine Residenz für immer aufzuschlagen, den Italiener Rackerino Rackerini, auf den er eifersüchtig sein zu müssen glaubt, läßt er als Statthalter auf Pipermannland zurück.

Nach einiger Zeit sendet er mehre Getreue auf Gummibooten nach Pipermannland, um den dort bestellten Kaisermantel nebst Krone, Reichsscepter und Reichsapfel abzuholen, aber es dauert lange, ehe einer derselben, Krischan Schroop, in Begleitung eines Pipermannländers zurückkehrt mit der traurigen Nachricht, daß sich der heimtückische Rackerino Rackerini empört und auf Pipermannland die constitutionelle Monarchie ausgerufen habe. Es kommt aber noch ärger. Jener nach Beutelland mit herübergekommene Pipermannländer ist ein Verräther, und noch in derselben Nacht wird die Kaiserin sammt der kleinen Prinzessin Cigarretta von dem Italiener, der sogar ein Neapolitaner ist, entführt. Fritz Beutel schnaubt Rache. Aber ein entsetzlicher Tornado oder Wirbelwind,

ten und Wahren, in Betreff seiner glücklichen Anwendung der großen christlichen Principien der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit." Es wird sogar behauptet, daß kein Zeitalter eine so große Zahl von „hommes supérieurs" hervorgebracht habe als das unserige. Die „jeux de bourse" unserer Zeit werden als Kleinigkeiten betrachtet, die im Grunde gar nicht der Rede werth seien. Es wird lobend hervorgehoben, daß die Gesetzgebungen „s'uniformisent". Es wird angedeutet, daß dem jetzigen Herrscher Frankreichs die Lösung des Problems gelungen sei, der Welt die Segnungen des Friedens und des Kriegs zugleich zu verschaffen. Es wird in einem andern Artikel den Schriftstellern und Dichtern vorgeworfen, daß sie undankbar seien, wenn sie in das Anathem mit einstimmten, welches die Philosophen (von denen man in den officiellen Kreisen Frankreichs jetzt ebenso wenig wissen will als zur Zeit des ersten Napoleon von den „Ideologen") über den Krieg zu fällen liebten, und es wird in gewohnter Weise dabei auf das Zeitalter des Julius Cäsar und des Octavian Bezug genommen, wo unter Waffengelärm und Eroberungen die Beredtsamkeit und Poesie geblüht hätten. An dieser Ansicht, für die ja so Manches spricht (obschon z. B. zu Augustus' Zeit die eigentlich kriegerische Aera der Römer bereits vorüber war), stört uns besonders die bestimmte bonapartistisch-militärische Tendenz; auch könnte man auf diesem Wege dahin gelangen, Blutscenen und Criminalfälle aller Art preiswürdig zu finden, weil sie der Phantasie der Poeten zur Befruchtung und ihren Dichtungen häufig zum Gegenstand dienen. Fand doch jüngst ein deutsches und zwar der Demokratie zuneigendes Blatt gerade in der Ueberfüllung der Gefängnisse und Zuchthäuser ein Merkmal vorgeschrittener Gesittung!

Gobineau's Werk über die menschlichen Racen.

Von A. Gobineau's Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines", dessen gelegentlich unsere Blätter schon in Nr. 1 f. 1855 gedacht haben, ist nun auch der dritte und vierte Band und damit der Schluß des Werks erschienen. Der Verfasser behandelt darin die Urvölker Europas, zuvörderst diejenigen, die er „semitisirte" nennt, weil sie nach seiner Annahme einen starken semitischen Einfluß erlitten hätten; sodann diejenigen, welche er unter dem Namen der westlichen Civilisation begreift. Zu den erstern rechnet er die Thrazier, Illyrier, Etrusker, Iberer u. s. w., zu den letztern die Slawen, Germanen, Skandinavier, sodann die amerikanischen Urbewohner. Man sieht schon aus dieser Anordnung, daß der Verfasser, der sich übrigens mit den betreffenden Schriften der Engländer und Deutschen wohl vertraut zeigt, in seinen Hypothesen etwas gewagt und willkürlich zuwerke geht. Seine frühere Ansicht, daß die Kreuzung der Völker erst ihre Eigenthümlichkeit und dann sie selbst zugrunde richte, und daß die neuern Völker, seit langem auf der Gipfelhöhe ihres Daseins angekommen, einer langen und traurigen Zeit des Verfalls entgegengehen, sucht er auch in diesen neuesten, übrigens viel Anregendes enthaltenden Bänden durchzuführen. Vollgraff in Marburg scheint in seiner „Polignosie und Polilogie", auf die wir noch zu sprechen kommen, im Wesentlichen einer ähnlichen Ansicht zu huldigen. H. M.

Bibliographie.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. 22ster Band. — A. u. d. T.: Gedichte. 1ster Band. Weimar, Kühn. Gr. 8. 1 Thlr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1855—56. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 18ter Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Biedermann, K., Frauen-Brevier. Kulturgeschichtliche Vorlesungen. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Bröcker, L. O., Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fasching, J., Die Jungfrau von Orleans. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Ulm, J. Ebner. 32. 24 Ngr.

Gradl, M. v., Historisches Tagebuch für das erlauchte Haus Wittelsbach und das bayerische Land. Vollendet und herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Erlangen, Enke. 8. 16 Ngr.

Grant, J., Die Gelbe Fregatte oder die drei Schwestern. Historischer Roman. Deutsch von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Harland, M., Der dunkle Pfad. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hermann, E., Die Schöpfung. Ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Berlin, Huber. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Königliches Martyrthum. Geschichte der Gefangenschaft der Königin Marie Antoinette, des Königs Ludwig XVII., der Dauphine Maria Theresia. Berlin, Rauh. Gr. 16. 20 Ngr.

Hub, J., Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. 1stes Buch. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 25 Ngr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 1ster Theil. Mit zwei Bildnissen Mozarts in Kupferstich und einem Facsimile seiner Handschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Jordan, A., Des großen Churfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in pfälzischer Mundart. 4te stark vermehrte Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Königin Luise. Ein Preußenbuch. 2te Auflage. Langensalza, Klinghammer. 16. 20 Ngr.

Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Meine zweite Weltreise. 1ster und 2ter Theil. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Wer ist sensitiv, wer nicht? Oder kurze Anleitung, sensitive Menschen mit Leichtigkeit zu finden. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 1ster Band. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Land und Leute. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ring, M., Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 15 Ngr.

Rugo, A., Deutsche Bürger-Lieder. Weimar. 1855. Gr. 16. 6 Ngr.

Weichselbaumer, E., Historische Novellen. 1ster Band: Oswald der Törringer. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Genesis des Concordates zwischen dem Kaiserthume Oesterreich und dem päpstlichen Stuhle. Nebst dem lateinischen Urterte und der authentischen Uebersetzung des Concordates. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, Wider Bunsen. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Die Theuerung, ein Hebel der Kultur. Mittel zur Bereicherung des Staates und Förderung seiner Kraft und darum keine Theuerung mehr. München, Franz. 1855. Gr. 8. 3 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Die neuen Bankmaßregeln besprochen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Die 3. Auflage
von Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste" vollständig.

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern.
Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh.
Sechs Thaler.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde von geschichtlichem** und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene **Wunsch** erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant **gebundene Exemplare** des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensgeschichte

Georg Washington's.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird. Der erste Band ist jetzt vollständig und werden die fernern zwei Bände sofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Zwei Theile. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1852—56.
Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hr. von Bethmann-Hollweg sagt in einem Vorwort zu diesem der **Königin von Preußen** gewidmeten, in **zweiter vermehrter Auflage** erschienenen Werke: „Es ist die Frucht eines Lebens, reich an Freude und Schmerz, wie sie ein liebendes Herz aus der Hand seines Gottes zwar annimmt, aber deshalb sie nicht weniger tief und lebhaft empfindet; wie sie sich spiegeln in einer leichtbewegten Phantasie und den Geist zu tieferm Nachdenken anregen."

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**
Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von **K. F. Neumann.** — II. Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes. Von **K. L. Klose.** — III. Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie. Von **H. Ritter.** — IV. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. Von **E. Herrmann.** — V. Historisch-politische Gespräche, wie man sie hört und führt. Niedergeschrieben durch **F. von Raumer.** — VI. Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis sechster Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **H. Schindler** in Berlin:

Sternberg's Erinnerungsblätter.

Zweiter Theil.
12. Eleg. geh. Preis 24 Sgr.

Die Memoiren des Verfassers berühren in diesem Theil unter Andern den Baron **von Meyendorff, A. W. von Schlegel, General von Wanderstierna, Lißt, Wach, Seydelmann, die Paalzow, Gräfin Hahn, Charlotte von Hagn, Fanny Lewald, Auerbach** ꝛc.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe, Wein und Mancherlei.

Persische Lieder nach **Dschami's** Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moritz Wickerhauser.**
8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Sammlung der anmuthigsten lyrischen Gedichte des berühmten persischen Dichters **Dschami** in poetischer deutscher Uebersetzung, allen Freunden orientalischer Poesie gewiß eine willkommene Gabe. Beachtenswert ist **Goethe's** Urtheil über den Dichter. Der Uebersetzer, als Orientalist rühmlichst bekannt (Professor der orientalischen Sprachen in Wien), hat das Verständniß durch kurze Anmerkungen erleichtert und ein „Schlußwort" hinzugefügt.

seine ehemalige Gattin Beate als Kellnerin in einem kabylischen Wirthshause und macht aus Beiden ein Paar. Dann geht es zur Eroberung von Konstantine, die Fritz, nachdem die Franzosen zurückgeschlagen worden, mit seiner von ihm errichteten Löwengarde bewerkstelligt. Während des Sturms hat er nur noch soviel Zeit, sein in Washington gegebenes Versprechen, dem nordamerikanischen Präsidenten von der Bresche zu schreiben, zu erfüllen und mit Bleistift die Worte aufs Papier zu werfen: „Herr Präsident! Vierter Sprung mit den Löwen gerade über dem Hauptthor von Konstantine! Alles gewonnen! Fritz Beutel und die Vereinigten Staaten for ever!" Er übergibt das Blättchen dem gerade zufällig am Wege stehenden Postboten, und der Präsident hat, wie wenigstens Fritz Beutel versichert, hierdurch eine halbe Million Dollars gewonnen. Damrémont stirbt an einer Wunde, verheißt aber unserm Helden vorher noch den Marschallsstab, der auch nach einiger Zeit richtig in Konstantine eintrifft, aber von Damrémont's Nachfolger im Commando unserm Helden unterschlagen wird. Ja, der neue Generalgouverneur bedient sich des für Fritz Beutel bestimmten Marschallsstabs als Spazierstock, worüber es auf den Wällen von Konstantine zwischen Beiden zu einem Rencontre kommt, welches Fritz veranlaßt, sich heimlich aus dem Staube zu machen und auf seinem Reitlöwen gerade auf den Mittelpunkt von Afrika loszusprengen.

So gelangt Fritz nach Tombuktu, wo er sich bei der Polizei durch einen inzwischen von der obersten französischen Militärbehörde gegen ihn mittels Taubenpost erlassenen Steckbrief legitimirt, sich auf der Universität inscribiren läßt und afrikanisches Recht bei dem großen Rechtsgelehrten Ziburri hört. Ein Ungefähr führt unsern Helden mit der Königin Krikikara zusammen, die sofort ein Auge auf ihn wirft, ihn zu sich bescheiden läßt und ihm ihre Hand anträgt. Fritz Beutel wird nun Königin-Gemahl, läßt sich, um doch sonst noch etwas zu sein, zum Doctor der afrikanischen Rechte promoviren und organisirt den Staat Tombuktu nach constitutionellen, aber sehr vergnüglichen Grundsätzen. Als sehr nachahmungswerth empfiehlt sich für europäische Staaten Fritz Beutel's Einrichtung, wonach jeder Tombuktuer einen auf seine Person lautenden Steckbrief gegen Gebühren erheben mußte, sodaß, wenn er ein Verbrechen beging, der Steckbrief schon fertig auf der Polizei lag. Auch verordnete Fritz, daß jeder Tombuktuer vor der Brust ein messingenes Schild tragen mußte, worauf sein Name und sein Stand verzeichnet waren, sodaß zu jener Zeit Jedermann in Tombuktu wußte, wer Jedermann war. Fritz Beutel versichert, daß Tombuktu unter ihm ein Musterstaat war, wie man ihn leider heutzutage nicht mehr findet. Leider aber wurde Fritz von dem inzwischen von der großen Tour zurückgekehrten Prinzen Kankrino, dem Sohne der Krikikara aus erster Ehe, verdächtigt, mit der Tänzerin Rosa ein Verhältniß zu unterhalten, und die Königin beschließt nun ein Rachewerk, welches ihr und ihrer Hauptstadt den Untergang bereitet, während der allen Gefahren gewachsene Fritz der entsetzlichen Katastrophe nicht nur entgeht, sondern durch sie aufs schnellste in das Königreich Macomaco befördert und seinem nicht wenig erstaunten Freunde Peter Silje, der gerade auf ein hamburger Theaterjournal in Centralafrika Pränumeranten sammelt, in die Arme geführt wird. Beide beschließen nun, sich nach der Hauptstadt des Reichs Macomaco zu begeben und hier ein Centralorgan für die mittelafrikanischen Bühnen zu begründen.

In Macomaco verflechten sich die Theater- und die Staatsangelegenheiten in sehr wunderbarer Weise. Die Favoritsängerin des Sultans Piesacko, Angela Clabasteroni, die furchtbare Rivalin der Miranda Cleisterazzi, ist mit einem Nebuprinzen durchgebrannt, Piesacko hat sie mit Gewalt aus der Hauptstadt der Nebus abholen lassen und es kommt darüber nach so und so viel Ultimata und Ultimatissima zum Kriege zwischen dem Reiche Macomaco und den Nebus. Das ist der Boden, auf dem Fritz Beutel's Weizen blüht. Der Sultan Piesacko, der kein Anderer ist als Fritzens Jugendfreund, Hans von Piesack, jetzt aber in einer auf chemischem Wege schwarz gefärbten Hausenblase steckt, hat zu viel mit Theaterangelegenheiten zu thun, um die geeigneten Vorkehrungen gegen die anstürmenden Nebus zu treffen, und in dieser Noth wendet man sich an Fritz, der sich plötzlich aus einem Theaterjournalisten und Sommertheaterdirector zum Generalissimus des Reichs Macomaco erhoben sieht. Er besiegt die Nebus, die eine geschwänzte Negerart sind, indem er ihnen auf eine schlaue Weise zur Nachtzeit die Wickelschwänze abschneiden läßt, und wird nun nach dem Dorfe, wo er sie zuletzt aufs Haupt schlug, zum Herzog von Quiquamqui ernannt. Leider hat er aber häusliches Unglück. Die Tänzerin Rosa aus Tombuktu hat sich wieder zu ihm gefunden und begehrt von ihm geheirathet zu sein, worauf er jedoch nicht eingeht. Als er eines Abends nach Hause zurückkommt, fällt ihm ein silberner Teller in die Augen mit einer Glasglocke darüber und einem Zettel daneben, in welchem ihm Rosa mit eigener Hand schreibt, das gebrochene Herz, welches sich unter der Glasglocke befinde, sei ihr eigenes, das sie sich aus der Brust herausgerissen habe und ihm zum ewigen Andenken hinterlasse, daß sie jedoch nun eilen müsse, sich unter dem Palmenbaum hinter Fritzens Wohnung einzuscharren. Hierzu kommt ein Zerwürfniß mit Piesacko, herbeigeführt durch dessen Unternehmen eines centralafrikanischen Nationalparlaments und durch eine französische militärische Gesandtschaft aus Algier, und Fritz Beutel verläßt infolge aller dieser Umstände heimlich die Hauptstadt von Macomaco.

Sein Reitstrauß setzt ihn in der Libyschen Wüste vor einer bisher unentdeckt gebliebenen Pyramide ab, deren Inneres er betritt, um sich darin häuslich einzurichten und sich eine zeitlang ernsten Contemplationen hinzugeben und hieroglyphische Studien zu machen. Ein Sarkophag mit einer weiblichen Mumie fesselt seinen Blick; er hält die Mumie gegen das durch eine Fensteröffnung fallende Sonnenlicht, und die Mumie niest, weil sie das Son-

[illegible] nicht vertragen kann, und bedankt sich schönstens, als ihr Fritz Prosit sagt. Allmälig kehrt die Mumie völlig ins Leben zurück, wird von Fritz durch den Duft einer von ihm aufgeweichten Lotosblume am Leben erhalten und erzählt ihm ihre Lebensschicksale. Sie war die Tochter jenes Pharao (Prinzessin Pumphitta nennt ihn Rhamnutis III.), bei welchem Potiphar Kämmerer war. Mit dem keuschen Joseph hatte sie ein zartes Liebesverhältniß, und als dieser infolge der Geschichte mit der Madame Potiphar, die von der Prinzessin als eine böse Sieben geschildert wird, ins Gefängniß geworfen wurde, trat sie vor den Pharao, ihren Vater, und erklärte ihm, Joseph heirathen zu wollen, oder es würde nicht gut. Der Pharao brauste auf und erklärte seinerseits, eine solche Mesalliance niemals zugeben zu wollen. Pumphitta stürzte sich aus Verzweiflung in die Fluten des Nils, wurde als Leiche aufgefischt, einbalsamirt, und der Pharao setzte ihr nun „als dem Opfer eines unglücklichen Misverständnisses“ einen schönen Denkstein in der Pyramide. Im Verlaufe der Geschichte erklärt die Mumie unserm Helden, daß, wenn er gehe, sie ihm in die weite Welt folgen werde; als dieser sich aber dessen weigert, schrumpft sie aus Verzweiflung wieder zur Mumie zusammen.

Bald erblicken wir Fritz Beutel in Kairo, wohin er in Begleitung mehrer von ihm gezähmter Nilungeheuer gekommen ist und darüber in Conflicte mit der ägyptischen Polizei geräth. Der Vicekönig hört von ihm, läßt ihn zu einer Audienz bescheiden und macht ihm den Vorschlag, ihm für seine drei Ungeheuer ebenso viele ausrangirte Weiber aus seinem Harem abzutreten. Der Vicekönig läßt ihm eins dieser Weiber sofort zur Probe vorführen und Fritz Beutel erschrickt nicht wenig, als er in ihm seine frühere Gattin Beate, später verehelichte Kuischogarsk, erkennt. Fritz macht nun, daß er aus Aegypten fortkommt, hat jedoch vorher noch eine Unterredung mit dem Vicekönig, der ihn als den berühmten Herzog von Quiquamqui ersucht, sein Incognito abzulegen und, da die orientalische Frage täglich größere Dimensionen gewinne, den Oberbefehl über die ägyptische Landmacht anzunehmen. Fritz schlägt das jedoch für jetzt aus, da ihn das Heimweh, durch eine Fata Morgana in ihm erweckt, nach Hause treibt. Unterwegs unterläßt er jedoch nicht, in Neapel einen interimistischen Aufenthalt zu nehmen. Er tritt hier als russischer Fürst auf und gibt diplomatische Diners und „vesuvische Nächte“, welche die Aufmerksamkeit des Zaren auf sich ziehen. Er soll zum Oberküchenmeister in Petersburg gepreßt werden, wird vom russischen Gesandten in seiner Villa überfallen und entführt, überlistet unterwegs jedoch seine Escorte, entschlüpft und verbirgt sich in einem Todtengewölbe zu Ferrara, wo er ein schauerliches Abenteuer erlebt. Er zieht nun, weil ja doch der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten die gerade Linie sei, auf der Landkarte mitten durch das Lombardisch-Venetianische Königreich und die Schweiz mit Tinte einen dicken geraden Strich und beschließt, diese Route genau einzuhalten. Er macht dies möglich, wie er Alles möglich macht, und gelangt so nach Leipzig, von wo er unter Anderm auf die Einladung des Kaisers Barbarossa einen Abstecher nach dem Kyffhäuser macht. Er hat mit dem Rothbart eine politisch wichtige Unterredung und wird von ihm zum Chef eines von Barbarossa errichteten Geheimbunds ernannt, dessen eigentliches Wirken erst mit der Lösung der orientalischen Frage beginnen soll. Bald darauf erblicken wir Fritz in seinem Heimatdorfe Schnipphausen. Fritz erzählt:

Als ich mich Schnipphausen näherte, schaute ich vergebens nach meinem lieben alten hölzernen Kirchthurm aus; aber wol erhob sich aus der Mitte des Dorfs ein dünner steinerner Bau, mit einer sehr kurzen steinernen Pyramide darauf, flankirt von vier ganz kleinen Thürmchen, die man als Spielzeug hätte in die Tasche stecken können. Dieser Steinpfeiler sollte ohne Zweifel einen Kirchthurm im modern gothischen Geschmack vorstellen. Auch alles Uebrige fand ich verändert. Vergebens sah ich mich nach der Planke um, jenen Bretern, womit mir in meiner frühesten Kindheit die Welt an dieser Stelle vernagelt zu sein schien; vergebens nach dem Froschteich! er war ausgefüllt, und ich stellte trübsinnige Betrachtungen darüber an, welches Schicksal meine lieben Freunde, die Frösche, betroffen haben möge. Durch die Hinterthür begab ich mich in den herrschaftlichen Park und suchte vor allem nach meiner Adam- und Evagruppe. Sie war nicht mehr vorhanden. An ihrer Stelle stand der elegante Bronzeabguß einer Canova'schen Venus mit dem Amor, und ich hörte später, daß man seit der Aufstellung dieser verführerischen Gruppe leider eine Verschlechterung der Sitten unter der Dorfbevölkerung wahrnehme. Von dem alten, in seiner Verworrenheit und seinem Zerfall so malerischen Schlosse erblickte ich nicht eine Spur mehr. Ein vierstöckiges kasernenartiges Gebäude mit einem hohen Dampfschornstein, welcher dem modernen gothischen Kirchthurm weit über die Schultern reichte, erhob sich an dessen Stelle.

Ich erkundigte mich bei einem auf dem Hofe stehenden Manne nach dem Baron von, zu und auf Schnipphausen. Der habe seit Jahren Bankrott gemacht und das Gut sei einem jüdischen Geldmakler, der ihm die Capitalien gekündigt, in die Hände gefallen; das Schloß sei nun eine Fabrik, und der jetzige Besitzer lebe meist in der Hauptstadt und komme nur sehr selten nach Schnipphausen. An diesen Neuerungen sah ich, daß ich inzwischen alt geworden war; bis dahin hatte mich dieser Gedanke noch nicht beschlichen. Ich blickte in den Hofteich, worauf einige Schwäne stolz hin- und herschwammen, und ein ziemlich ältliches faltenreiches Gesicht, leider mein eigenes, blickte mir daraus entgegen. Ich trat fremd vor mir selbst zurück.

Lange strich ich tief in Gedanken und doch ohne zu denken um das Fabrikgebäude und im Park umher; ich konnte mich nicht überwinden, das Schulhaus aufzusuchen, worin ich und mein Großvater und Urgroßvater das Licht dieser ziemlich miserabeln Welt erblickt hatten. Ich kam mir wie ein ganz anderer Mensch, mein ganzes Leben mir wie ein Traumbild vor. Endlich entschloß ich mich und richtete meine Schritte nach dem Schulhause.

Hier erzählt ihm die jetzige Frau Schulmeisterin, daß seine Aeltern und seine sämmtlichen elf Geschwister bereits im Grabe lägen. Zwei seiner Brüder hätten auf dem Kirchthurm Schwalbennester ausgenommen; da sei der eine ausgeglitten, habe den andern am Rocke gefaßt und ihn mit hinabgezogen. Unglücklicherweise seien zwei andere Brüder unten gestanden und jedem sei einer der Brüder, die vom Thurme fielen, gerade auf den Kopf gestürzt. Alsdann habe der fünfte Bruder Heu auf der Schulwiese gemäht, aber leider nicht bemerkt,

daß die sechs Schwestern hinter dem langen Grase saßen, und ihnen allen mit einem einzigen Hiebe der Sense die Köpfe abgeschlagen, worauf er aus Verzweiflung sich selbst die Sense an den Hals gesetzt und diesen abgeschnitten habe u. s. w. Fritz Beutel, der auch gerührt sein kann, begibt sich nun auf den Kirchhof, setzt sich auf das Grab seines Vaters, liest die frommen Inschriften und Gesangbuchsverse voll Rührung, erinnert sich aber an seinen Grundsatz, wonach der Mensch nur so lange lebe, als er handele, und reißt sich mit Gewalt aus seiner trüben Stimmung, um wieder in die weite Welt zu gehen, da ja doch Deutschland der Boden nicht sei, auf dem sich seine Fähigkeiten vollkommen zu entwickeln vermöchten.

Im nächsten Capitel, dessen Inhalt durch das angeblich Barnum'sche Motto angedeutet wird: „Die Menschheit theilt sich in zwei Hälften, von denen die eine schwindelt, die andere sich beschwindeln läßt", erblicken wir ihn wieder in Neuyork, wo er seine Auswanderer, die freilich ganz eigener Art sind, ausstellt und damit gute Geschäfte macht, mit Barnum zusammentrifft, der Beecher-Stowe für freies Theetrinken „Onkel Tom's Hütte" schreibt und durch ein von ihm errichtetes Heirathsbureau wieder mit Beate und dem Prinzen Knitschogarsk in Berührung kommt. Mit Gummibahn, deren Construction im Buche beschrieben wird, reist er von Neuyork nach San-Francisco und von hier durch das Stille Meer nach Kalkutta, nicht ohne unterwegs bei der Königin Pomare vorzusprechen, die ihm verschiedene Geständnisse macht. In Kalkutta lebt er als Nabob, als plötzlich eine Deputation aus Tibet mit dem großen Reichselefanten erscheint und ihn ersucht, tibetanischer Dalai-Lama zu werden. Es hatte sich nämlich in Tibet das Gerücht verbreitet, daß Gott Buddha abermals eine Incarnation erlebt habe und daß Fritz Beutel diese Incarnation sei. Fritz schließt mit den tibetanischen Großen einen Contract, nur fügt er der Bedingung, daß er sich keiner Lüge schuldig machen dürfe, die Clausel hinzu: „außer wenn er Jemanden fände, der seinen Lügen auch Glauben beimesse." Als Dalai-Lama verrichtet er seine Functionen mit solchem Anstande, daß sich die Frauen gestehen, ein so schöner Dalai-Lama müsse auf der Welt nicht mehr gefunden werden; auch verjüngt er sich durch die vorgeschriebene Diät und den reinigenden Genuß von Gebirgskräuterthau, aber er findet dieses Leben zu langweilig und ergreift die nächste Feierlichkeit als Gelegenheit, auf dem großen Himalayaadler den ihm verwundert nachblickenden Tibetanern zu entschweben. Fritz Beutel erzählt weiter:

Bald erblickte ich China unter meinen Füßen. Dieses ebene Land kam mir aus dieser wahrhaften Vogelperspective vor wie ein Nipptisch mit allerlei zierlich gearbeiteten Putz- und Spielsachen. Hier ein geradliniges Kanälchen, darüber ein zierliches Brückchen, dort ein Gärtchen mit verstutzten Zwergbäumchen, hier ein Pagödchen, wie aus Pappe geschnitzt, dort ein Häuschen mit kleinen Glöckchen daran, hier ein Haufen Chinesen, die wie gypsene Püppchen aussahen und einander mit ihren kahlen bezopften Köpfen zunickten, dort ein Mandarinchen, der einem Verbrecherchen einige Hiebe mit dem Bambusröhrchen verabreichte und dazwischen ganz gemüthlich ein Schälchen Thee schlürfte. Die in regelmäßige Quadrate getheilten Städte erschienen mir wie Schachbreter und die Menschen darin wie elfenbeinerne Schachfiguren, und ich erwartete immer, daß sich zwei Riesen, der eine an dieses, der andere an jenes Ende der Stadt setzen und das Spiel mit den Figürchen beginnen würden.

Fritzens Adler läßt sich gerade in den kaiserlichen Gärten von Peking nieder, wo Fritz von zwei Mandarinen getroffen wird. Der Kaiser, der gerade im Opiumcollegium ist, läßt ihn sofort zu sich entbieten und ihm die Alternative stellen: entweder ihn, den Kaiser, niederzurauchen und dann Gemahl seiner funfzigältesten Tochter, der Prinzessin Sitsch-Li-Fi, zu werden, oder falls er vom Kaiser niedergeraucht würde, sich einfach köpfen zu lassen. Natürlich raucht Fritz Beutel den Kaiser nieder, heirathet die Prinzessin Sitsch-Li-Fi und wird zum Minister der ästhetischen Angelegenheiten ernannt, die sehr darniederliegen und zu deren Hebung er ein nachahmenswürdiges Edict erläßt. Indeß da er sich weigert, sich das Haupthaar scheeren zu lassen und keinen andern als einen ihm am Rockkragen angenähten Zopf zu tragen, bricht eine Revolution los, vor der Fritz ausweicht, in seiner Privatdschunke den Fluß bis zu seiner Mündung immer abwärts fahrend. Hier findet er seine beutelländische, verloren geglaubte Tochter Cichoria Cigarretta, welche unterdeß Königin der Insel Tua Hateine geworden ist und ihn auf einem mächtigen fliegenden Fisch nach Australien rettet. Er macht in Melbourne die glänzendsten Geschäfte als Goldgräber, als er plötzlich einen mit N (sammt Krone darüber) gezeichneten Brief von Paris erhält, worin er von einer höchsten Person aufgefodert wird, alles ihm von Frankreich angethane Leid zu vergessen und sich nach Konstantinopel zu begeben, um an dem Kampfe der westlichen Civilisation gegen die östliche Barbarei theilzunehmen.

Mit gewohnter Schnelligkeit trifft Fritz Beutel in Konstantinopel ein, wo ihm der französische Gesandte eröffnet, daß er zum Ober-Geheim-Feldmarschall ernannt worden sei. Leider müsse er erst nach Paris um einen neuen Marschallsstab schreiben, denn der alte, im Festungsgraben von Konstantine wiederaufgefundene sei von seinem kleinen Sohne Louis als Steckenpferd benutzt, zerbrochen und von seiner Frau im Kamine verbrannt worden. Der Gesandte bedauert dies höchlich, da dieses untoward event nur zu geeignet sei, in Deutschland eine höchst ungünstige Meinung über die Führung der orientalischen Angelegenheiten zu verbreiten, und erbietet sich zu jeder Genugthuung, auf die Fritz jedoch verzichtet. Er hat darauf eine Conferenz mit den türkischen Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, und befragt, was er von der orientalischen Frage im Allgemeinen halte, geht Fritz bis auf das Feigenblatt der Mutter Eva als die erste und reinste orientalische Frage zurück und bezeichnet als den Kern der Angelegenheit in ihrem jetzigen Stadium die Nothwendigkeit, die östliche Barbarei in eben dem Maße zu civilisiren, als die westliche

Civilisation zu barbarisiren; und über seinen Kriegsplan ausgefragt, erklärt er, den Krieg nicht sowol in mephistophelisch-infernalem als in faustisch-idealem Sinne mit Einmischung der wesentlichsten Elemente aus Tiedge's „Urania" führen zu wollen. Kurz, Fritz Beutel läßt sich nichts abfragen und ist zum Schluß sehr mit sich zufrieden, sich so diplomatisch benommen zu haben. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten stellt ihm nach beendigter Conferenz seinen Secretär vor, in welchem Fritz seinen alten Freund Peter Silje erkennt, der, nachdem Piesack's Herrschaft in Macomaco ein Ende mit Schrecken genommen, in Konstantinopel ein „diplomatisches Notenverfertigungsbureau" errichtet hat. Man weiß nun, von wem alle die schönen, zwischen den verschiedenen Mächten gewechselten Noten verfertigt worden sind; jedoch müssen wir der historischen Genauigkeit wegen bemerken, daß die für die neutralen Höfe aus der Feder von Peter Silje's Frau, ehemaligen Cleisterazzi, herrühren.

Fritz Beutel wird nun nach der Donau geschickt und trifft zur Schlacht von Kalafat noch gerade zur rechten Zeit ein, um den Russen den Sieg, den sie bereits in Händen haben, wieder zu entreißen. Er sprengte nämlich ganz nahe an die russische Schlachtlinie heran und bestrich sie mit einem seiner schärfsten Blicke, worauf die Russen vor Scham und Bestürzung die Augen niederschlugen und nicht wieder aufzublicken wagten. Das Weitere erzählt das Buch. Der Ruhm Fritz Beutel's erregt aber Omer-Pascha's Eifersucht; es kommt zu einem Zerwürfniß zwischen Beiden, und Fritz Beutel ist sehr froh, als der Augenblick da ist, wo er sich mit Lord Raglan und Saint-Arnaud, da Beide auf ihn ihre einzige Hoffnung bauen, nach der Krim einschiffen kann. Fritz Beutel gewinnt durch List und Kühnheit die Schlacht an der Alma und macht sich dann an die Erstürmung von Sewastopol. Das Hauptmanoeuvre war folgendes. Fritz Beutel hatte die gewandtesten seiner Soldaten darauf einexercirt, sich rittlings auf die Kanonenrohre gerade vorn an der Mündung zu setzen und in dem Augenblicke, wo die Kugel beim Abprotzen herausfuhr, sich auf die Kugel zu schwingen.

So schoß ich — erzählt Fritz Beutel — einige Tausend Mann in die Festung und zuletzt ließ ich mich selbst hineinschießen. Die Kugel flog glücklicher- oder unglücklicherweise dem gerade zum Theater heraustretenden Admiral Kornilow vor den Kopf und mit der mir gewöhnlichen Artigkeit rief ich ihm zu: „Entschuldigen Sie, Herr Admiral! es war nicht meine Absicht!" „Oh, ich bitte", sagte sein Kopf im Abfliegen, „es hat gar nichts zu bedeuten."

Aber Fritz Beutel hatte im Innern der Festung einen schweren Stand und es mußte ihm noch seine Tochter, die Königin von Tua-Hateine, mit ihren polynesischen Scharen Hülfe zu kommen, er mußte noch zu einem letzten äußersten Mittel greifen, ehe sich der Fürst Menschikow dazu verstand, ihm die Festung sammt Flotte und Zubehör zu übergeben. Die Garnison schickte eine Deputation von Generalen an ihn und erklärte ihm ihre Unterwerfung freiwillig, unter der Bedingung, daß man ihr ein gutes Leben verschaffe. Fritz Beutel ritt sofort mit der Capitulationsurkunde in das Hauptquartier der Verbündeten hinaus, um die Unterschrift seiner Collegen, der beiden Marschälle, zu erhalten. Fritz Beutel erzählt:

Im Hauptquartier angekommen, fand ich die beiden Marschälle in entsetzlicher Wuth über das Mislingen eines zweiten Sturms, den sie, unkundig der Dinge, welche im Innern der Stadt vorgegangen waren, inzwischen unternommen hatten. Wie rissen sie die Augen auf, als ich ihnen das Vorgefallene erzählte und ihnen das Actenstück mit den Capitulationsbedingungen überreichte!

Flunkerei! sagte erst Saint-Arnaud, Schwindelei! Lord Raglan, Aufschneiderei! Saint-Arnaud, Narrenspossen! Lord Raglan.

Als sie aber das Actenstück näher prüften, konnten sie an der Wahrheit nicht mehr zweifeln. Aber sie nahmen es gar nicht mit der Freundlichkeit auf, die ich erwartet hatte; Eifersucht, Neid, gekränkter Ehrgeiz, verbissener Aerger malten sich in ihren civilisirten Zügen, durch die jedoch die innere Barbarei dämonisch hindurchblickte. Sie gönnten mir den Ruhm meiner Thaten nicht, lieber verschmähten sie die kostbare Beute, die ich ihnen zu Füßen legte.

Wie kann ich aus Dem, was Sie uns erzählen, ein regelrechtes Bulletin machen, das nach dem Geschmack der Pariser wäre? rief Saint-Arnaud; schon deshalb kann ich diese Capitulation nicht ratificiren. Es ist überhaupt noch nicht soviel Blut vergossen, als in meinem Feldzugsplane und im Interesse der Pariser liegt. Ehe mir nicht das Blut bis zur Taille reicht, eher nehme ich keine Capitulation an — Blut bis zur Taille! Blut bis zur Taille!

Lord Raglan aber sagte: Kriegsgefangen? die ganze Besatzung? Und zwar, damit wir ihr ein gutes Leben verschaffen? Wo ist es erhört, daß man Kriegsgefangenen ein gutes Leben verschafft? England steckt schon bis über die Ohren in Schulden, und nun soll wol das Parlament noch Gelder für Porter, Ale, Champagner und Delicateßwaaren bewilligen, um diese Barbaren auf Kosten der westlichen Civilisation zu füttern? Denken Sie denn, daß die Kaufleute der City ihr Geld auf der Straße finden? Fürchten Sie sich nicht vor den niederschmetternden Leitartikeln der „Times"? Diese Barbaren — und wollen ein gutes Leben haben! God save the Queen!

In seiner Wuth fing Lord Raglan an, God save the Queen zu singen, wobei er höchst komische Grimassen machte, da er gerade kein großes Gesangstalent besaß. Ich hatte den Lord nie in einer so fürchterlichen Aufregung gesehen, denn für gewöhnlich war er sehr wortkarg.

Also wollen Sie den Vertrag nicht ratificiren, Sie barbarischer Vertreter der westlichen Civilisation? rief ich.

Blut bis zur Taille! Blut bis zur Taille! rief Saint-Arnaud; God save the Queen! sang Lord Raglan. Non, non! No, no! riefen sie dann. Oui, oui! Yes, yes! rief ich; Blut bis zur Taille! Blut bis zur Taille! rief wieder Saint-Arnaud, in gewohnter Weise mit der Zunge grimmig an der Lippe leckend; God save the Queen! sang Lord Raglan mit wuthunterdrückter Stimme und ärgerlich die Cravatte in die Höhe zupfend, in die zuletzt sein ganzes Gesicht versank, daß davon nichts mehr zu sehen war als die Nasenspitze, die unheimlich aus der schwarzen Verschanzung hervorblickte.

Sind Sie mit Ihrem Liede noch nicht zu Ende? fragte ich. Mir scheint es in der That Lied am Ende zu sein. Sie wollen also nicht?

Non, non! — No, no!

Nun, so falle auf Sie die Verantwortung, Sie Barbaren-Marschälle in der Civilisationsmaske! rief ich, wandte mein Pferd und sprengte in die Festung zurück.

So kam es, daß die von mir eroberte Festung in den Händen der Russen blieb. Die berühmte oder berüchtigte Tatarennachricht aber hatte nicht gelogen, die Welt ist nicht getäuscht worden, die wiener Zeitungen haben sich auch in diesem Falle, wie immer, als untrügliche Quellen historischer Wahr-

heit ausgewiesen. Die Nachricht von der Uebergabe der Festung hatte sich inzwischen verbreitet. Ein Karpfen hatte sie aufgeschnappt, nämlich das Actenstück, das ich in einem Anfalle gerechter Entrüstung in das Hafenbassin geworfen hatte; er war bis vor den Eingang des Hafens geschwommen, wurde hier aufgefischt und zu einem Diner zubereitet, welches ein englischer Schiffscapitän kurz vor seiner Abfahrt seinen Freunden gab. Beim Zerlegen des Fisches hatte man das noch ziemlich leserliche Actenstück gefunden; ein anwesender Lord, der es in seiner einsamen Villa als den köstlichsten Schatz seiner historischen Curiositätensammlung verwahrt, hatte es dem Schiffscapitän um die Summe von 10,000 Pfund Sterling abgekauft, der Schiffscapitän aber die Nachricht davon nach Varna gebracht, von wo sich die Kunde durch den berühmten Tataren weiter verbreitete. Die Kunde von der Uebergabe Sewastopols hat somit auf die natürlichste Weise, die es geben kann, ihren Weg in die Länder des Westens gefunden.

Hiermit ist das Buch noch nicht ganz zu Ende, aber wir wollen unsere Auszüge hier schließen; denn die Münchhausen'sche Tatarennachricht bildet den Gipfel des Werks, und da man diese geglaubt hat, so wird man auch an Fritz Beutel's Manoeuvres, durch die er die Eroberung von Sewastopol möglich machte, glauben müssen. Ueberhaupt enthalten ja fast alle unsere Romane so Vieles, was der Leser auf Gnade und Ungnade glauben muß und was doch niemals in dieser Weise geschehen ist, noch geschehen konnte, warum will man nicht einen Schritt weiter gehen und auch Fritz Beutel's Abenteuer für wahr halten? Man könnte vielleicht einwenden und sagen: der Verfasser hätte dem Helden eine andere Haltung geben und ihn den ganzen tollen Carneval nicht als einen vollkommen darin Aufgehenden mitmachen lassen sollen. Der Verfasser gesteht, daß er nicht einsieht, wie er einen philosophisch oder sentimental reflectirenden, vornehm sich abseits stellenden nichtmünchhausenschen Fritz Beutel hätte möglich machen können, ohne diese ganze Münchhausen'sche Welt, deren Geschöpf wie Schöpfer Fritz Beutel ist, gänzlich über den Haufen zu werfen. Zum Schluß erlauben wir uns, eine Bemerkung der „Karlsruher Zeitung" anzuführen. Sie meint, es könne leicht geschehen, daß das Buch von der einen Seite unterschätzt, von der andern als „satirische Lebenspostille" überschätzt werden, überhaupt die Urtheile darüber kaum auch nur annähernd übereinstimmen würden, und fährt dann, in des Verfassers Idee richtig eingehend, fort:

Humbug, das Uebertreibende und Uebertriebene aller Lebensverhältnisse, ist die Idee, welche dem Buche zugrunde liegt, der Probirstein der Vergleichung mit unsern Verhältnissen, der Schlüssel, ohne welchen ein Schatz von strafender Satire ungehoben unter dem Schutt tolllauniger Gedanken liegen bliebe. Denn Humbug ist ja in so Vielem der uns zunächst liegenden Verhältnisse zu finden, Humbug im noch dauernden Kriege und den Zeitungsartikeln darüber, Humbug in Orden, Humbug in der Literatur, in Handel und Wandel, Humbug sucht sich oft auf Kanzel und Katheder einzudrängen. Von diesem Standpunkt aus wird also das Buch nicht flüchtig zu lesen, sondern ernstlich zu prüfen sein, wenn man sich nicht gröblich über seinen Werth täuschen, wenn man überhaupt aus dessen Lesung Nutzen ziehen will.

Es wird dem Verfasser lieb sein, wenn das Buch den angedeuteten nützlichen Zweck erfüllt; für ihn selbst war es eine Art Herzenserleichterung, eine Abfindung mit der Zeit auf humoristischem Wege.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ludwig XVII. als Held eines Romans.

Ein Staatsgeheimniß. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 5 Thlr.

Ein politischer Roman? Alle Tendenzpoesie kann nur den Zweck haben, dem großen Publicum gewisse Ideen, die, in trockenen Abhandlungen entwickelt, weniger allgemeiner Empfänglichkeit begegnen würden, so zu sagen spielend beizubringen. Sie faßt die Menschen bei ihrer schwachen Seite, der Leidenschaft, und gewinnt damit allerdings nicht selten großen Anhang. Indessen hat jede Aufregung doch ihre oft sehr kurz gemessene Zeit; man besinnt sich, gesteht vielleicht zu, daß das Buch wirklich recht schön sei, und läßt daher dem Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren. Allein man erkennt doch bald genug, man sei von Einseitigkeit bestrickt gewesen; man gibt zu, daß auf der andern Seite auch Leute wohnen; der ehrliche deutsche Kosmopolitismus will diese doch nun auch gelten lassen, und kurz, der politische Tendenzroman hat seine Zeit gehabt. Jener Producte, denen man es sogleich an der Stirn geschrieben sieht, daß sie lediglich Echo eines angeschlagenen Tons, also nur ein flüchtiger Laune entgegengetragenes Modefabrikat sind, ist hier nicht weiter zu gedenken. Ist das „Staatsgeheimniß" von Levin Schücking ein politischer, ein Tendenzroman? Staatsgeheimnisse können doch nur politischer Natur sein; sodann handelt es sich im Buche wirklich um rechtmäßigen Besitz eines königlichen Namens und einer Krone. Wir haben es jedoch lediglich mit einem Unglücklichen zu thun, dessen ephemere Erscheinung allerdings einmal, ihm selbst unbekannt, als Hebel benutzt werden sollte, eine gewaltsam in den Abgrund der Vergessenheit geschleuderte Krone für einen Andern wiederheraufzufordern. Doch wie man diesem Unglücklichen nicht einmal das Recht der Existenz zugestehen mochte, so ward ihm auch fast jede Thür selbst zu dem bescheidensten Standpunkte verriegelt, und so schlich er nur am äußersten Rande der vom eisernen Fußtritt Napoleon's erschütterten Weltbühne hin, um vergessen zu werden. Ein politischer Roman, wie viele Elemente dazu auch vorlagen, ist das Buch nicht; es wird auch nur schlichtweg „Roman", also auch nicht einmal „historischer Roman" genannt, und nun wollen wir sehen, was er gibt.

Der seiner Zeit in öffentlichen Blättern und im Munde der Gesellschaft als Prätendent der französischen Königskrone viel besprochene Karl Wilhelm Naundorf gibt den Aufzug für das künstliche Gewebe, welches allerdings diesen Aufzug voraussetzt, bedingt, ihn aber deckt, um sich selbst möglich zu machen. Der zweite Theil stellt Alles zusammen, was dem Genannten ein Recht auf den Namen „Ludwig XVII." beizulegen vermag, und am Ende des dritten Theils wird ein Enregistrement aus dem Todtenbuche der Stadt Delft beigebracht, welches ihn geradezu als Sohn Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin bezeichnet. Dieses Document kann jedoch nur dann von Gewicht sein, wenn es nach Enthüllung des historisch noch tief verschleierten Lebens während der vorhergehenden 40 Jahre sich als zweifelloser Schlußstein herausstellen sollte. Der Verfasser wollte nicht die Geschichte dieses Lebens vorführen, vielmehr nur weitere unbefangene Forschungen anregen. Er wollte Bilder aus einer Zeit aufrollen, die durch und durch zerklüftet war. Darum auch ist jener Unglückliche nicht die Hauptperson. Ueberhaupt müssen wir den Gedanken an eine solche, wie ältere Aesthetiker sie unbedingt foderten, aufgeben. In jener Zeit, wo alle Verhältnisse bunt durcheinandergewürfelt waren, gab es eigentlich auch nur eine einzig

Hauptperson, und diese, Napoleon, hatte sich selbst noch durch das Gewirr emporzudrängen, um mit der Kaiserkrone auf dem Haupte über Allen zu stehen und eine Ordnung zu schaffen, die seinem unbeschränkten Herrscherwillen allein dienstbar sich erweisen mußte. So kommen und gehen denn im Buche die Menschen, wie es sich im Leben von 1803 so machen wollte, und Jeder gilt soviel, als er kann.

Was er gelten kann. Damit ist nicht allein das Maß der Kräfte gemeint, die wir entweder wirklich besitzen, oder doch in Thätigkeit zu bringen uns anstrengen, sondern vielmehr noch soll an jene Hand verwiesen werden, ohne welche nach bekanntem Ausspruche kein Sperling vom Dache fällt; oder aber, wenn das etwa verständlicher klingt, es soll damit vorzugsweise gesagt sein: Der freie Wille der Selbstbestimmung steht unter einem Gesetz, dem die Menschen verschiedene Namen beilegen, also auch dasselbe überall anders formuliren und damit schon es aussprachen, daß klar feststehende Erkenntniß jenes Gesetzes noch nirgends gefunden werde. In dem geringern oder größern Mangel dieser Erkenntniß mag denn auch die individuelle Zuversicht, aber auch die Rücksichtslosigkeit begründet sein, die an den augenblicklichen Vortheil Leib und Leben setzt und damit an Verwickelungen verpfändet, welche dann, je nachdem sie sich auflösen, gewöhnlich als scharfe, fehllose Combination belobt oder einem unvorhergesehenen Zufall aufgebürdet werden.

Im vorliegenden Buche machen wir mit nicht wenigen solcher Personen Bekanntschaft. Sie alle, die ältern wie die jüngern, sind Kinder einer Revolution, die im Grunde nichts that, als die schon seit einem vollen Jahrhundert mehr und mehr ausgewühlte Bodenlosigkeit in Staat und Kirche und Sitte mit den Opfern der Guillotine wieder zu füllen, was denn freilich nur durch die Krallenhand der Ruchlosigkeit möglich war, und diese ist für Zeitgenossen und Epigonen eine Erzieherin, die allein von einem festen, reinen Charakter verstanden und gewürdigt wird, während der Troß ihre Lehren nach Zeit und Umständen geltend zu machen sucht, sei es im Genuß der reichen Gaben dieses Lebens, sei es, eine Stellung zu erreichen oder zu behaupten, sei es auch nur, Unheil anzurichten aus Schadenfreude. Freilich gibt es dergleichen Leute zu allen Zeiten, nur treten sie im geordneten Zustande der Gesellschaft seltener hervor als damals, wo der Weizen der Emporkömmlinge blühte und reiche Frucht verhieß.

Von den mancherlei Zweigen jenes Trosses begegnen wir im Buche verschiedenen Exemplaren, die in den beiden Scherlasch, Vater und Sohn, den nächsten und bündigsten Ausdruck finden. Sie sind, wie der Name schon bezeugt, weder Deutsche noch Franzosen; die Revolution und das aus ihr hervorblitzende kaiserliche Prätorianerregiment sollen ihnen aber nicht umsonst dagewesen sein. Die Genußsucht des Vaters, die beim Sohne sich in den Phrasenmantel des Revolutions-Kosmopolitismus zu hüllen weiß, strebt mit ihrem servilen Indifferentismus nach Befriedigung um jeden Preis, und dieses Zwitterpaar, bei dem man, gleich dem Vater, irre werden könnte, wer eigentlich der Vater, wer der Sohn, repräsentirt jene Zwitterzeit im Beginn unsers Jahrhunderts so trefflich, so handgreiflich, daß man zu bedauern versucht wird, von ihnen mit diesem Romane schon Abschied nehmen zu müssen.

Wie anders stehen ihnen gegenüber die beiden weiblichen Gestalten, Frau von Rencarville und Septimanie! Wenn jene Beiden sich zu jedem Opfer verstehen mögen, soweit das liebe Subject nur irgendeinen Gewinn bei der Sache sieht, so sind auch diese Frauen opferfähig, aber für eine Idee, an deren Realisirung viel mehr geknüpft ist als ihre eigene Existenz. Eine gewisse Abneigung gegen politische Frauen mag wol ziemlich allgemein und vorzugsweise darin begründet sein, daß wir der Ansicht uns nicht so leicht entschlagen, die Frauen hätten doch eigentlich ganz andere Dinge zu thun, als in Staatenkabinetten zu „machen". Wie man nun immer auch fragen mag, wer und was sie aus ihrer nächsten Sphäre verdrängt, so weiß doch schon jedes Blatt der Geschichte von Frauen zu sagen, die mit dem Flechten und Weben himmlischer Freuden nicht genug gethan glaubten, vielmehr auch den Angelegenheiten des irdischen Lebens und Strebens eine Thätigkeit zuwendeten, die selbst vor Blut und Verderben nicht zurückschreckte. Daß daher namentlich die Revolution von 1789, die sich mit dem Blut einer Marie Antoinette, einer Lamballe u. A. besudelte, Frauen zu politischer Betheiligung sogar gewaltsam hinriß, kann nicht befremden, vielmehr würde das Gegentheil als kaum denkbarer Ausnahmefall anzusprechen sein. Frau von Rencarville's ganzes Leben und Sein ist mit den Bourbons so innig verschmolzen, daß ihrem aristokratischen Stolze der corsische Eindringling und die Kreolin Josephine, wie überhaupt Alles, was aus dunkeln Regionen in den Kreis einer Existenz, welcher sie eigentlich doch nur allein Berechtigung zugesteht, einzudringen strebt, Staub sein muß. Darum auch ist jener Unglückliche, welcher als Ludwig XVII. sich bemerkbar zu machen versucht, ihrem Legitimitätssinn auch dann selbst eine Chimäre, als ihr die Ueberzeugung aufgedrungen wird, daß er wirklich der Sohn Ludwig's XVI. sei; daß sein eigener Oheim, in Rußland als Ludwig XVIII. der Gunst des Glücks harrend, den Versuchen, ihn aus dem Wege zu schaffen, näher stehe als die Revolutionsmänner in Paris, und fortwährend noch an Netzen gesponnen werde, den Unbequemen, nur vom Herzog von Enghien anerkannt, von England aus mit Versuchen zum Sturz des Corsen und zu einer Brücke nach dem alten Königsthrone in Verbindung zu bringen, den er, ein verlorener Posten, jedenfalls nicht erreichen sollte. Die Netze fingen nicht ihn, sondern den Herzog von Enghien. Frau von Rencarville steht unbeirrt zu Ludwig XVIII. mit der Sicherheit eines Charakters, wie er selbst bei Männern oft genug nur dann beharrlich aushält, wenn irgendein eigenes Interesse gewahrt werden muß und es angemessen scheint, dieses Sonderinteresse hinter dem Glanz eines hohen Princips verschwinden zu lassen. Auch Frau von Rencarville hat eigene Interessen zu vertreten, und wäre es auch kein anderes als das der Mutter für einen geliebten einzigen Sohn, — wir müssen das achten und ehren, solange sich eine Gesinnung dabei geltend macht, die niemals durch unedle Motive verletzt und verletzend wird. Das ist hier der Fall. Sogar als der Sohn für den jungen abenteuernden Prätendenten Sympathien kundgibt, deren Leidenschaftlichkeit sie nicht zu bannen vermag, wird ihrer Mutterliebe wol das Opfer schwer, aber sie bringt es: sie gibt den Sohn verloren, denn die Bedingungen, an deren Fäden sie den Einzigen doch immer noch zu halten denkt, sind nichtsbedeutend gegenüber einem Geschick, das jedem Schritte zu folgen weiß. Sie bleibt sich selbst getreu, selbst als der Sohn sein ganzes Lebensglück in jener für den Prätendenten schwärmenden Septimanie findet.

Septimanie, der schönste Gegensatz zu der Frau von Rencarville, ist ein Frauenbild, wie es wol nur in Frankreich und auch hier wol allein in jener zerklüfteten Zeit so vollkommen möglich war, wie es uns in jeder Situation vorgeführt wird. Goethe erzählt eine Geschichte von einer pilgernden Thörin, und es ist möglich, daß mancher Leser dasselbe Prädicat für Septimanie recht findet. Darüber wollen wir nicht streiten. Aber behaupten wollen wir, daß es so leicht nicht gelingen werde, in dieser blühenden Erscheinung irgendeinen Zug aufzufinden, der nicht echt mädchenhaft wäre, ohne doch je irgendeiner Selbstvergessenheit zu verfallen. Auch sie ist Anhängerin der Bourbons. Sie war als Kind Gespielin des Dauphin; sein Bild hat sich ihr so fest eingeprägt, daß nichts sie auch nur zu einem Zweifel bestimmen kann, der junge Mann, welcher als Ludwig XVII. erscheint, könne doch ein Anderer sein. Wie lebendig, scharf, festhaltend nun auch Kinder Alles und namentlich Persönlichkeiten auffassen mögen, so gilt diese Eigenschaft vor Staatsmännern doch etwa nur dann als verläßliches Zeugniß, wenn ihre Politik in derselben eine Stütze findet. Septimanie begegnet in ihrem Familienkreise nur der Furcht

und dem Unglauben. Die Besorgniß, durch ihre Schwärmerei dem Machthaber gegenüber selbst compromittirt zu werden, hält es, noch unterstützt von Familienrücksichten, rathsam, die Excentrische nach der deutschen Grenze zu in ein Kloster zu schaffen, nicht ahnend, daß eben damit ein Knoten geschürzt werde, welchen die Sorglichen nicht lösen, nicht zerhauen können. Septimaniens Flucht aus dem Kloster ist der Beginn eines abenteuernden Lebens, welches sie bald zu dem Prätendenten führt, und diesem gegenüber entwickelt sich eine weibliche Individualität, die eben durch ihre reine Naturwahrheit mit jedem Zuge mehr fesselt.

Dem Prätendenten, aus einer niedrigen Sphäre, einem gefahr- und qualvollen Wanderleben auftauchend, ist die Sicherheit des Daseins soweit verlorengegangen, daß er, schwankend zwischen einer Krone und einem Nichts, keinem ihm dargebotenen Haltpunkt für seine Berechtigung vertrauen mag. Septimanie, von Jugend und Schönheit mächtig unterstützt, müht sich vergebens, den Prinzen, den Mann zu wecken. Es ist ein unbeschreibbares Verhältniß zwischen Beiden; ein Verhältniß, bei welchem die Liebe, bewußt oder unbewußt, der Grad derselben und der Einfluß, den die Möglichkeit eines Throns auf das weibliche Herz üben mag, schwer zu bestimmen sind. Dennoch ist in Septimanie nichts Unsicheres, Schwankendes. Ihre Ueberzeugung, daß sie wirklich und wahrhaftig für den unterdrückten Dauphin, für seine zweifellosen Ansprüche einstehe, will, was ja doch jede Jungfrau will, auch den Mann als solchen, der dann auch schon als solcher eine Krone würdig trage, achten und ehren können, und wie er, schon in früher Jugend herabgedrängt, als Fremdling dastehe in Hofkreisen und vor den Pflichten eines Königs, da fehle doch nicht die hebende, haltende Erfahrung seiner zu jedem Opfer bereiten Anhänger. Der Prätendent will nichts als Anerkennung seines Rechts auf einen königlichen Namen und dann eine bescheidene Stellung unter dem Koloß der Zeit, wie Platen einmal den ersten französischen Kaiser bezeichnet. Es gibt gewichtige Gründe für die Annahme, daß der Prätendent eigentlich das Richtige wollte. Napoleon dagegen konnte sich nicht berufen erachten, dazu die Hand zu bieten. Er fertigt den Prätendenten in der musterhaft dargestellten Audienz bald genug kurz mit den Worten ab: „Sie sind ein Schauspieler!" Hätte er ihn wirklich nur für einen solchen gehalten, die Audienz, wenn sie überhaupt möglich geworden wäre, hätte schon auf der Stelle mit Verhaftung geendet. Aber es bleibt dem nun aller Hoffnung Beraubten Zeit sich zu entfernen, und indem er selbst von der Schaubühne des öffentlichen Lebens verschwindet, muß für seine Rettung der junge Rencarville den Tod finden, den Tod, für die Mutter, für die Gemahlin Septimanie einen unzerreißbaren Trauerschleier webend für ihr ganzes Leben, welches nun jeden Anhaltspunkt verloren hat.

Genug! Man wird fragen: wo ist hier das Staatsgeheimniß, welches dem ganzen Buche den Titel, das Dasein gab? Das ist, wie so ziemlich alle Staatsgeheimnisse, ein ganz unscheinbares Ding: eine Schatulle, die, wie wir erst spät erfahren, alle Documente in sich faßt, welche die Ansprüche des Prätendenten begründen. Die Jagd nach diesem Schatze, der fortwährend zur Hebung steht und doch immer wieder verschwindet, und als er endlich gehoben ist, dem Eigenthümer so wenig wie jedem Andern weiter nützen kann, diese Jagd ist der Grundton des ganzen Buchs. Sie beginnt mit einem schlichten stillen Idyll, dem man es gar nicht ansehen sollte, daß der Wolf schon heranschleicht, diesmal nicht im Schafpelze, aber doch in dem Kleide der Demuth, einer erborgten Mönchskutte, und von nun an beschäftigt sie vom Ersten Consul ab eine Menge Hände und Köpfe durch alle Schichten der Gesellschaft bis hinunter zu einem flüchtigen Refractaire.

Gleich im Eingange dieser Relation ist gesagt, das Buch sei kein „politischer" Roman. Der fernere Bericht aus demselben bewegt sich dagegen immerwährend, wie gebannt, in dem Zauberkreise der Politik. Abgesehen davon, daß oben zunächst nur der Tendenzroman gemeint war, ist hier überhaupt der Widerspruch nur scheinbar. Der vom Verfasser gewählte Grund und Boden für sein Gemälde bedingt Ereignisse und Persönlichkeiten, die um 1803 allein durch den gewaltsamen Umschwung des Zeitenrades in Bewegung gesetzt, erhoben, fortgeschleudert, vernichtet werden konnten. Allein eben diese Persönlichkeiten in ihrem Selbst, ihrem Gebahren untereinander und gegenüber der Nothwendigkeit zur Erscheinung zu bringen, Charaktere der mannichfaltigsten Gattung ihre Rolle versuchen zu lassen und damit ein getreues, reiches Bild der Zeit stereoskopisch aufzustellen, das war die nächste Aufgabe, deren Lösung jeden mit Antheil Lesenden selbst bis in jene Partien hinein, die nur mit wenigen Strichen wie verloren hingeworfen sind, befriedigen muß. Man kann hierbei nur an den Reisenden für das Haus Wassertritt und Fritze erinnern, dem auf seinem Wein- und Colonialwaarenritt durch ein Stück schwer ins Gewicht fallender Weltgeschichte alle Menschen zu dumm sind.

Den Gang der Handlung durch alle 40 Capitel des Buchs auch nur kurz hier darlegen zu wollen, ist an sich eine nicht ganz leichte Aufgabe, sofern diese nur einigermaßen genügend befriedigt werden sollte. Zur Empfehlung des Buchs würde eine solche Relation nichts beitragen können, und der Verfasser bedarf der Empfehlung nicht. Es ist daher vorgezogen, nur die wenigen Personen besonders hervorzuheben, welche als die bedeutsamsten sich geltend machen und zugleich Gegensätze bilden, die in allem Leben überhaupt eine Stimme haben. Vom künstlerischen Standpunkte aus sind diese Gegensätze als Vertreter der tragischen und komischen Muse zu bezeichnen, und wie diese im Leben sich in unberechenbarem Wechsel suchen, fliehen, verfolgen und verbinden, so auch hier im Buche, welches nichts weiter sein will als ein Roman. Aber der echte Roman ist immer eine Weltgeschichte.

Damit möchten wir von dem Buche Abschied nehmen, wollen aber doch den eigenen Wunsch des Verfassers noch einmal wiederholen, daß seine Erinnerung an den immer noch als ein fast vergessenes Geheimniß vorübergegangenen Prätendenten weitere Forschungen anregen möge; denn obgleich dieser für die Gestalt unserer Zeit kaum irgendeine Bedeutung haben mag, so muß es dem Historiker doch immer eine wichtige Aufgabe bleiben, verschlungene Fäden der Geschichte zu entwirren, da sie im Gewebe derselben als Aufzug oder Einschlag möglicherweise Geltung haben können, um einer ganzen Reihe von Erscheinungen erst ihr volles Recht in reinem Lichte sicherzustellen. 50.

Pariser Stereoskopen.

Pariser Stereoskopen. Von E. Kossak. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Jener Buchhändler hatte ganz Recht, als er das Manuscript eines renommirten Autors nicht eher verlegen wollte, als bis sich ein guter Titel gefunden. Der gute Titel, das is schon der halbe Erfolg eines Buchs, und das hätte ein so erfahrener Journalist wie Kossak wissen sollen; er hätte den Publicum keine „Stereoskopen" bringen sollen, denn es ist die ein Wort, an dessen Laut sich die Zunge des Lesers zerarbeitet, vielleicht auch am Begriff; er hätte es bei „Pariser Contouren" belassen oder seine Skizzen „Lichtbilder" nenne sollen, denn bei großer Aehnlichkeit haben sie alle jenes unklare, zwinkerhafte Auge, welches wir bei den Daguerreotypie anzutreffen gewohnt. Wir kommen nun zu dem Motto au Pascal, daß jedes Ding zwei Seiten habe. Pascal war ei kluger Mann unstreitig und Kossak hat ihn und sein Mott eher gekannt, bevor er nach Paris reiste. Das ist ein seh wichtiger Umstand, weil gewisse mottobedürftige Autoren si erst zuletzt nach einer Firma umsehen, die sie belesenerwei als Aushängeschild benutzen könnten — Autoren, die so beschei

den sind, wie der selige Rabener, ihr Motto oft für das einzig Gute im ganzen Buche zu halten. Kossak fand nämlich, daß Paris bisher in einen Goldduft von Illusion und Phantasie hineingeschriftstellert sei; da er Pascal kannte, nahm er sich also vor, Paris von der andern Seite zu betrachten, und er zeigt im Verlaufe seines ganzen Buchs eine sehr ernste Aengstlichkeit, sich seiner trockenen, illusionsfreien Anschauung zu vergewissern, gerade wie jene heimlichen Verliebten, die mit entschiedenem Eifer betheuern, daß die Liebe für sie gar keine Erregung habe. Er pflegt sogar zu versichern, daß es ihm unerklärlich sei, wie andere Leute in Paris den Gott von Frankreich finden konnten; aber er versichert dies jedesmal, wenn er zu seiner Ueberraschung gefunden hat, daß der liebe Gott von Frankreich aufs liebenswürdigste sich vor seine Brille gestellt. Man glaube also gar nicht, wie wol aus dem Motto und dem Vorwort erhellen könnte, daß Kossak als Hypochonder sich Paris angesehen; es gelingt ihm nicht, die Rolle eines Pessimisten oder Prosaisten überall zu spielen, und was ist wol liebenswürdiger, als einen Junggesellen sich als Weiberfeind geriren und dabei doch die nöthigen Galanterien gegen die Frauen beobachten zu sehen? Kossak wollte, um nüchtern zu bleiben, sich nur den schmuzigen Unterrock besehen; zu seinem Unglück sah er auch ein zierliches Bein und damit ließ er sich fangen: On le pinçait!

Eine Anekdote berichtet, daß ein Hutmacher sich einen Sack hielt, in welchem sich gute und schlechte Hüte befanden und in den es jedem der fashionabeln Kopfbedeckung Ermangelnden gestattet war, gegen einen Silbergroschen hineinzugreifen und das Glück in Versuchung zu führen, welchen Hut er über einen Groschen oder noch darunter an Werth herausziehen würde. So greift Kossak auf gut Glück ins pariser Leben hinein und Alles, was er packt, setzt er sich auf; aber wie schlecht es auch sei, er ist ein routinirter Künstler, der mit Spiritus und Bürste Allem etwas Glanz verleiht; es geht ihm so wie den hübschen Männern, die Frauen sagen bekanntlich von ihnen, daß sie Alles kleide. Wie ein Antiquitätensammler schafft er sich seine alte Spürnase wieder an und vigilirt auf Alles, was ihm paßt; paßt es nicht, so hat er es sich wenigstens angesehen. So finden wir ihn denn in einen Omnibus gequetscht und zwischen den koketten Beinen der Damen von Mabille; im Omnibus ließ er sich allenfalls noch gefallen, sich quetschen zu lassen, denn daran ist er als ein deutscher Journalist wol gewöhnt; aber die Frauenbeine in Mabille legten es förmlich darauf an, seinen Blick zu entflammen. Kossak war nahe daran, aus seiner Rolle zu fallen, und hielt es für das Gerathenste, dies verführerische Feld zu räumen. Das Pantheon, welches er den „Keller der Unsterblichkeit" nennt, und der Père-Lachaise bringen ihm sehr philosophische Gedanken bei, die um so gerechter sind, als dort überall ein Stück der großen Nation ruht, welche bekanntlich die Philosophie mit Voltaire als Pucelle behandelt hat.

Kossak widmet eine sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit dem Straßenschwindel in Paris, indem er das Sinken des ganzen Menschengeschlechts im Schwindel findet, der sich nur geltend gemacht habe, weil das modernste Zeitalter sich gezwungen sah, sein Elend zu verbergen; so passiren die Haarölverkäufer, die Stahlfederfabrikanten, die Bleistifthändler, Zahnausreißer, Stiefelwichser und Kleiderhändler seine Lupe, ein Thema, an welches sich gewöhnlich kein pariser Sittenschreiber macht und das dem civilisirten Pariser als ein Bestandtheil der modernen Begriffe von Cultur gilt. Seinen ganzen Grimm hat er aber der Großen Oper vorbehalten gehabt und da ist Kossak dem Gedanken Pascal's genau nachgegangen, hat gefunden, daß jedes Ding richtig zwei Seiten habe, und hat die eine unglücklicherweise liegen lassen, weil es das Geschick wollte, daß er die „Hugenotten" spielen sah. Es ist wahr, bei deren Beschreibung ist die Illusion nicht, wie die Teufel auf dem Tintenfasse Hoffmann's, zur Seite Kossak's gewesen, sondern der alte berliner Kritiker kam vor, wie er leibt und lebt, mit seinem ganzen Pessimismus, dessen er sich so tapfer auf dem Marsfelde und so galant bei der Ristori im italienischen Theater entschlagen. Die Große Oper in Paris hat sicherlich noch barbarische Mistöne; aber Kossak hätte nicht eben die „Hugenotten" sehen sollen!

Es ist nicht Jedem gegeben, das Leben auf der Straße zu finden, viel Wenigern noch, dasselbe zu schildern; ein deutscher Journalist wie Kossak macht sich aber ein Privatvergnügen daraus, unter die alten friesäugigen Weiber in den Buden des Temple und unter die vor Schmuz starrenden Flickschuster daselbst zu gehen, sie sehr respectvoll zu beobachten und nachher eine Skizze zu zeichnen, welche andern Leuten gefällt. Er wäre ganz Balzac, wenn er länger in Paris gelebt hätte; denn er beobachtet selbst die öffentlichen Schreiber, diese Parias der Gesellschaft, ja selbst die knoblauchduftenden Juden bei der Rue Mouffetard bis in fast mikroskopische Einzelheiten hinein; aber wo er die Malerei der Niederländer anwenden will, wird Kossak zu monoton und mit sehr großem Vergnügen sieht man ihn dies häklige Thema abbrechen, um zu seiner meisterhaften Kunst der Contour zurückzugehen, eine kleine Idee wie ein Atom Gold so platt zu schlagen, daß die Seiten wie Blattgold glänzen und glitzern. Schließlich finden wir ihn noch auf Notre-Dame und wundern uns nicht wenig, wie es ein deutscher Journalist sein muß, der Victor Hugo's berühmten Roman corrigirt. Bekanntlich läßt Hugo den buckligen Quasimodo auf der Glocke sitzen, sie mit den Armen umschlingen und von ihr hin- und hergeschwungen werden; Kossak entdeckt aber, daß die Glocke selbst gar nicht in Bewegung gesetzt wird oder dauernd in Bewegung gesetzt werden kann, sondern nur der Klöppel an dieselbe geschlagen wird. Diese Licenz Victor Hugo's ist kaum wahrscheinlich, weil sonst doch von pariser Kritikern schon früher darauf hingewiesen wäre, andererseits es auch möglich ist, daß zur Zeit Quasimodo's die Glocke selbst wirklich geschwungen wurde. Hat sich aber Victor Hugo in der That diese Licenz erlaubt, so war freilich Niemand so geeignet, sie zu entdecken, als ein deutscher Journalist.

70.

Notizen.

Herausgabe älterer Werke in Frankreich.

Auch in Frankreich thut sich gegenwärtig ein schöner Eifer kund, alte, selten gewordene Bücher wieder im Buchhandel aufleben zu lassen und alte Dichtungen nach ihrem ursprünglichen Text wiederherzustellen. Die Didot'sche Buchhandlung hat eine Sammlung „Chefs-d'oeuvre de la littérature française et étrangère" begonnen, welche die alten französischen Chroniken, den „Roman de la Rose", die „Fabliaux", den „Chanson de Roland", die „Lettres de Voiture" u. s. w. umfassen wird. Die „Bibliothèque Elzévirienne" hat sich um mehre interessante Bände vermehrt, deren einer eine neue, von Edelstand du Méril besorgte Ausgabe des berühmten Gedichts „Flore et Blancheflenr" enthält. Hierher gehört noch die neue Herausgabe der „Oeuvres posthumes de Seneoé", der „Mémoires de Mad. de la Guette", des „Ancien théâtre français" u. s. w. Bei Aubry erscheint eine ähnliche Sammlung, meist Curiositäten enthaltend, unter dem Titel „Le trésor des pièces rares et inédites", wovon die eben erschienenen „Loix de la galanterie" einen Bestandtheil bilden. Diese halb ernsthafte, halb scherzhafte und in sittengeschichtlicher Beziehung nicht unwichtige Schrift erschien zuerst im Jahre 1644. Die neue Aubry'sche Ausgabe ist mit einer Einleitung und mit Noten versehen und rührt von demselben Bibliophilen her, der für die genannte Sammlung eine neue Edition der seltenen Schrift „La Ruelle mal assortie" besorgte. Bei Aubry erschien auch: „Le livre des miracles de Notre-Dame de Chartres, écrit en vers, au 13me siècle, par Jehan le Marchant", zum ersten male nach einem auf der Bibliothek von

Chartres befindlichen Manuscript von E. Duplessis in Begleitung eines Vorworts und eines Glossars herausgegeben. Die Hachette'sche Buchhandlung hat eine Sammlung von Classikern in Duodezbänden ins Leben gerufen, die namentlich durch ihre Wohlfeilheit auf ausgebreitete Theilnahme sich Rechnung machen darf. Die vollständigen Werke von Molière, Montesquieu und Lafontaine sind bereits erschienen, und wie es heißt, wird demnächst auch ein vollständiger Voltaire erscheinen. Dieselbe Buchhandlung veranstaltet gegenwärtig eine neue Ausgabe der „Mémoires sur les grands jours de Clermont", einer Schrift, die schon längst nicht mehr zu haben war, und der berühmten „Mémoires de Saint-Simon", von Chéruel nach dem Originalmanuscript redigirt. Das „Athenaeum français" spricht den Wunsch aus, daß es dem gelehrten Herausgeber gefallen möge, erklärende und berichtigende Noten beizugeben, da die bisherigen Ausgaben von Entstellungen und Incorrectheiten wimmelten. Durch das „Journal du Marquis de Dongeau" (mit den Anmerkungen Saint-Simon's), dessen sechster Band eben im Begriffe sei die Presse zu verlassen *), würde, meint das „Athenaeum français" weiter, dem Herausgeber dieser Versuch sehr erleichtert werden.

Die heilige Zita.

Eine kleine Schrift der Gräfin Hahn-Hahn ist jetzt unter dem Titel „Légende de sainte Zita, servante; par la comtesse Ida Hahn-Hahn" ins Französische übersetzt worden, obschon sie nach französischen Blättern nicht viel mehr ist als ein Auszug aus Montreuil's im Jahre 1845 erschienenen Schrift: „Vie de sainte Zita, servante de Lucques au 13me siècle." Fioriti hat schon früher ihr Leben weitläufig beschrieben, und von der Popularität, deren sich diese Heilige in Italien zu erfreuen hatte, zeugt auch Dante's Anspielung:

Ecco un degl' anzian del santa Zita.

Man erzählt von dieser zur Heiligen erhobenen Magd dasselbe Wunder, was man auch von der heiligen Elisabeth erzählt. Einst begegnete derselben ihr Dienstherr Fatinelli, als Zita gerade unter ihrer Schürze Lebensmittel zu einigen Nothleidenden trug. Fatinelli fuhr sie barsch an und fragte: was sie da trüge? Blumen, antwortete sie. Und richtig, als er die Schürze emporhob, erblickte er nichts als Blumen, in welche sich die Lebensmittel verwandelt hatten. Will man den weiblichen Dienstboten unsers Jahrhunderts Zita als Muster aufstellen, so sollte man wenigstens diese Mirakel, so poetisch sie auch erfunden sein mögen, beiseite lassen. Ohnehin hatte Zita nicht die Wahrheit gesagt, als sie sagte: Das sind Blumen! und es heißt doch: Du sollst nicht lügen! Eine aufgeklärte Dienstmagd in unserer Zeit wird sich aus dieser Legende wahrscheinlich die Moral entnehmen: Lebensmittel verwandeln sich in unserer wunderlosen Zeit nicht mehr in Blumen, aber lügen darfst du im Nothfall, denn auch die heilige Zita hat ihrem Herrn nicht die Wahrheit gesagt.

Rousseau'sche Reliquien.

Einen ganz eigenthümlichen Schatz besitzt die Bibliothek von Neufchâtel an Rousseau'schen Manuscripten, woran sie reicher ist als irgendeine andere Büchersammlung in Europa. Sie wurden von Rousseau's Freunde du Peyrou, einem Bürger der Stadt Neufchâtel, dem sie der berühmte Schriftsteller in Obhut gegeben hatte, als Rousseau'sches Vermächtniß dort niedergelegt. Félix Bovet, Bibliothekar der Stadt Neufchâtel, hat über diese Manuscripte einen interessanten Artikel im „Recueil des actes de l'Institut génevois" veröffentlicht. Man wird mit Interesse vernehmen, daß sich darunter auch mehre niemals gedruckte Arbeiten befinden, die jedoch leider nur unvollendete Fragmente geblieben sind, darunter: „De l'honneur" (Bruchstück einer philosophischen Abhandlung); „Lettres philosophiques adressées à une dame"; „Les lois"; „Conseils à un curé"; „Arlequin amoureux"; mehre Varianten zu den ersten Capiteln seiner „Confessions"; mehre Fragmente, auf einzelne Blätter oder Karten geschrieben, namentlich aber der Anfang einer kleinen Erzählung mit dem Titel: „Le petit Savoyard, ou la vie de Claude Noyer." Das „Athenaeum français" theilt dieses Bruchstück in Nr. 52 f. 1855 mit, jedoch nicht vollständig, da der Rest wegen der vielen Correcturen, woran das Manuscript wie alle Brouillons von Rousseau's Hand sehr reich ist, trotz aller Mühe nicht zu entziffern war. Wir müssen Diejenigen, welche diese interessante Rousseau'sche Reliquie kennen zu lernen wünschen, auf die besagte Nummer des französischen Blattes verweisen.

H. M.

*) Vergl. über das „Journal du Marquis de Dongeau" die pariser Mittheilung in Nr. 27 d. Bl. f. 1855. D. Red.

Bibliographie.

Arnold, G., Geistliche Minne-Lieder. Herausgegeben K. C. E. Ehmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 4 Ngr.

Bachstein, J., Gereimte und ungereimte Gedanken. Eilenburg, Offenhauer. 8. 8 Ngr.

Döring, M., Alexander der Große von Makedonien. Ein Lebensbild in epischen Gedichten. Freiberg, Craz u. Gerlach. 8. 12 Ngr.

Die Frau des Sträflings. Scenen aus dem australischen Leben. Aus dem Französischen übersetzt von K. Günther. Wien, Ludwig u. Zang. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Liebner, Th. A., Abschiedspredigt in Leipzig und Antrittspredigt in Dresden. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Preser, C., Gedichte. Fulda, Maier. 16. 21 Ngr.

Das große Reich der Buchhändler von Sonst und Jetzt. Nebst Anhang: enthaltend Kladderadatsche — und humoristische Nachdrücke. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit; herausgegeben von O. Schade. 1ster Band. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schornstein, R., Pestalozzi's Mission an die Mütter. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 7½ Ngr.

Sturm, S., Einer ist euer Meister. Ein historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. Vier Theile. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mein Tagebuch. Wien, Haas Wwe. u. Campen. 12. 20 Ngr.

Wahlmuth, L., Dramatische Werke. 1ster Band. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Wolff, W., Der persönliche, lebendige Gott. Ein Versuch. Dünkelsbühl, Walthr. Gr. 8. 27 Ngr.

Wulff, F. W., Im Frühling. Gedichte. Altona, Verlags-Bureau. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Nothgedrungenes Wort in einer schleswigschen Sache. Eine theologische Appellation an das deutsche Volk. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Nécessité d'un congrès pour pacifier l'Europe, par un homme d'état. — Nothwendigkeit eines Congresses, um in Europa den Frieden wieder herzustellen von einem Staatsmanne. Mit einem Nachwort. Berlin, Behr. 8. 3 Ngr.

Die Theater-Agenturen. Ein Zeitbild, der gesammten deutschen Theaterwelt gewidmet von der Monatschrift für Theater und Musik. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1856 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften Probenummern oder Prospecte zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Werden in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz.

8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

8. Vierteljährlich 20 Ngr.

Werden in wöchentlichen Nummern zu 1 Bogen oder in monatlichen Heften zu 4—5 Bogen ausgegeben. Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Sechstes Heft. Melbourne — Persien.

8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Unterhaltende Belehrungen

zur

Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden das 23. bis 26. Bändchen und enthalten:

23. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.
24. Das Glas, von J. R. Wagner.
25. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius.
26. Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von H. Ritter. — 2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler. — 3. Das Mikroskop, von O. Schmidt. — 4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck. — 5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl. — 6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin. — 7. Deutschland, von H. A. Daniel. — 8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger. — 9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler. — 10. Das Slaventhum, von A. W. Heffter. — 11. Das Gold, von R. F. Marchand. — 12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner. — 13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach. — 14. Die Telegraphie, von L. Bergmann. — 15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold. — 18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta. — 19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn. — 20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. Das Planetensystem der Sonne, von J. H. Mädler. — 22. Das Kochsalz, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und Uhland haben die Widmung dieser bereits in zweiter Auflage vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 5. —— 31. Januar 1856.

Sicilien.

Aesthetische Wanderungen in Sicilien von Ludwig Goldhann. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon Frau von Staël weist den Deutschen den Vorrang vor allen Völkern in Allem zu, was das Gebiet der Kritik und der Kunstphilosophie berührt; sie nennt uns in dieser Beziehung nicht blos die „Nachfolger", sondern die „Brüder" der Griechen. Diesen Ruhm haben wir nun seit Winckelmann fast ein Jahrhundert lang durch Werke der tiefsten Kunstforschung und des zartesten Geschmacks fortdauernd aufrechterhalten, und es vergeht nicht leicht ein Jahr, wo unsere auf diesem Gebiete mächtige und unerschöpfliche Literatur nicht mindestens eine neue und bedeutende Erscheinung der Zahl ästhetischen Musterschriften hinzufügte, wie sie Franzosen und Engländern zum Vorbild und zur Nachahmung dienen. Einen solchen Baustein unsers ästhetischen Ruhmestempels hat nun auch der Verfasser der „Aesthetischen Wanderungen in Sicilien", der uns zeither nur als begabter lyrischer Poet bekannt war, herbeigetragen; er hat ein Werk tiefer historischer Kennerschaft, feinsten Kunstgeschmacks und schwungvollsten kunstphilosophischen Inhalts geliefert, hervorragend in dieser dreifachen Beziehung über alle jüngern Reiseberichte und Correspondenzen aus Italien, die Werke von Braun, Stahr und Brunn, so achtbar dieselben auch erscheinen, nicht ausgenommen.

Den Vorrang, den Frau von Staël uns vindicirt, dürfen wir ohne Anmaßung und ohne Beeinträchtigung der sprichwörtlichen deutschen Bescheidenheit allerdings ansprechen. Das deutsche Kunstgefühl hat ein poetisches Element in sich, das den andern Völkern nicht in diesem Grade beiwohnt. Es fehlt auch unter Italienern, Franzosen und Engländern bekanntlich nicht an fachgelehrten Kunstkennern, an Männern von echtem Kunstsinn und tadelloser Geschmacksbildung. Allein die lyrisch begeisterte Kunststimmung der Deutschen ist selten bei ihnen anzutreffen. Das deutsche Kunstgefühl ist, irren wir nicht, doch eben anderer Art als das der romanischen Völker, mag man dies nun den stärkern Contrasten des nordischen Lebens, oder der größern Innerlichkeit der deutschen Natur, oder der weiter verbreiteten Bildung unsers Volks zuschreiben. Denn während in den Ländern romanischer Zunge Geschmack und Kunstgeist in der Regel doch erst Resultate des Studiums zu sein pflegen, die mehr auf dem Boden der Wissenschaft und des Bewußtseins wurzeln, gibt es, so scheint es, in dem deutschen Gemüth eine lebendige, ursprüngliche und unbewußte Sympathie für die Schönheit in der Kunst, die von der Wissenschaft nicht ihr Dasein, sondern nur ihren Ausdruck, ihre Formel empfängt, einen sympathetischen Zug, gleich dem für die Reize der schönen Natur, welcher dem Romanen fast ganz fehlt. Möglich, daß wir uns täuschen, allein das unablässige Ringen zahlloser Geister unter uns im Gebiete der Aesthetik, das plötzliche Erwachen solcher Geister, wie Winckelmann u. A., aus Zuständen, wo ihnen das Kunstschöne so fern lag, zu höchster kritischer Begabung scheint doch für die Präexistenz eines unvermittelten Kunstgefühls, für ein Immanentes, Unbewußtes, Lebendigschlummerndes zu zeugen, das wir anderwärts nicht wahrnehmen. Jeder deutsche Tourist ahmt mindestens den Kunstkenner nach, wenn er es auch nicht ist, ohne freilich ein so geistvoller und tiefer Forscher zu sein, als der Verfasser der vorliegenden „Wanderungen" es in der That ist. Jeder deutsche Tourist „schwärmt", d. h. er bringt aus sich selbst etwas zu der Betrachtung des Kunstwerks, das der Italiener, Franzose u. s. w. nur nach sich und seinem eigenen Gesetz betrachtet.

Der Verfasser der „Wanderungen" geht nun etwas kühn, mit der bewußten Absicht an sein Werk, seinen Bericht selbst in die Form eines Kunstwerks zu fassen, oder wie er sagt: den Umriß des Schönen zu fixiren, der uns abhandengekommen sei. Dieser Gedanke ist unverkennbar von einer gewissen Anmaßung nicht frei. Wir können dies tadeln, müssen aber zugleich bekennen, daß der Verfasser sich geistreich genug erweist, nicht nur seine Leser mit dieser Prätension bald zu versöhnen, son-

dern auch seinen Plan eigenartig und gestaltenreich durchzuführen, ein Ziel, was er selbst einer etwas verwickelten und undeutlichen Ausdrucksweise zum Trotz zu erreichen weiß. Während er über die sehr eigenthümliche Kunstentwickelung Siciliens Resultate tiefer und ernster Forschung beibringt, die fortan einen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen müssen, hat ihn die Naturschönheit des Landes tief ergriffen und er läßt uns an seinem Enthusiasmus dafür reichlichen Theil nehmen. Sein Auge zeigt sich hierbei ebenso empfänglich für den feinsten Lichtreiz, der der sicilischen Landschaft eigenthümlich ist, als für die zartesten Nüancen in der Kunstentwickelung, wie sie ihren Kreislauf durch das Alterthum, die byzantinische, die maurische, die normannische Epoche zur gothischen und endlich zur Palingenesie der griechischen Kunst in unserer Zeit beschreibt.

Aeußerlich zerfällt nun seine Wanderung in zwei natürliche Hälften (Bücher) mit dem Mittelpunkt Palermo und dem Centrum des Aetna, wie sie inhaltlich sich zwischen Kunst und Natur zu etwa gleichen Hälften theilt.

Kaum auf sicilischem Boden, von Neapel her, angekommen, zieht uns der Verfasser durch ein Charakterbild der Insel und ihrer historischen Bedeutung für die Culturgeschichte überhaupt an, in welchem wir den gedankenreichen Reisenden erkennen müssen. Eine Vergleichung des architektonischen Eindrucks von Palermo mit dem von Rom und Neapel und die Betrachtung der Canova'schen Tänzerin führt zur Erörterung der Berechtigung des Sinnlich-Reizenden in der Kunst; die Grenzen dieser Berechtigung, welche nach oben die Klippe leerer Vergeistigung, nach unten die verführerischer Frivolität zu vermeiden hat, versucht er zu fixiren. Es ist dies gewiß eine der schwierigsten Aufgaben der Kunstphilosophie, und der Verfasser sucht sie durch Analyse einer Reihe bekannter Bildwerke des Alterthums unserm Verständniß näherzubringen, indem er uns deren Takt und Naturbeobachtung darlegt und den „Realismus" der Antike zur Anschauung bringt, welcher die abstracten Begriffe (εἴδωλα) der Philosophie überläßt und schöpferisch das Individuell-Natürliche festhält. Das Gesammtbild Palermos, das den zweiten Abschnitt erfüllt, fesselt uns durch seine lebendige Farbengebung und durch die allgemeine Gliederung der ineinanderfließenden Baustile, welche diese Stadt charakterisiren. Die ästhetischen Mängel des italienischen Theaters, ja die Ausartung des Schönheitssinnes des Italieners überhaupt setzt der Verfasser wol sehr richtig in das Vorwalten der Leidenschaft und des sinnlichen, stoffartigen Elements in der Kunst. Dies durchgehende Verderbniß des Schönheitssinnes, sagt er, muß uns überraschen, wenn wir sehen, wie der Italiener in seinem geringsten Thun und Lassen, ja bis auf die Stellung, womit der Lazzarone sich gähnend am Ufer reckt, bis auf die Weise, wie der Pizzicaruolo seine Würste und Käse feilbietet, einem ihm inwohnenden Schönheitssinne folgt und in der Kritik dem feinsten Geschmacke zu huldigen weiß, daß derselbe Italiener, sobald er nun selbst zu einer Kunstleistung übergeht, sei sie Musik, Tanz oder Malerei, Alles durch Leidenschaft und das Uebergewicht des Stofflichen verdirbt. Bei dem Tadel jener in Italien beliebten Zusammenstellung heterogener Operntheile kommt der Verfasser mit Goethe in Conflict, der etwas Aehnliches schon in den Tetralogien der Griechen entdeckt zu haben glaubt. Vortrefflich und reich an kunsthistorischer Belehrung ist der nun folgende „Rundgang" durch die Stadt, in welchem die Gedanken des Autors über die Mischung der Baustile zu einem national-sicilischen Stil ihren vollen Ausdruck finden. Wir können nur ganz flüchtig darauf verweisen, daß dieser Stil in einer eigenthümlichen Herüberführung des byzantinisch-maurischen Typus in den altgothischen (normannischen) Geist gefunden wird, dessen Musterbilder der Verfasser beschreibt (Palazzo reale, Gräber der Hohenstaufen, die Zisa), und müssen ebenso den Besuch der Universität, des Modellsaals, der Gemäldegalerie, der Kirchen und Brunnen übergehen, wollen dagegen erwähnen, daß der Verfasser über den sicilischen Adel ein durchaus ungerechtes Urtheil fällt, indem er ihm nachsagt, daß er nur selbstsüchtig zu genießen trachte, da er doch vielmehr gerade aus seinem Standpunkte her hätte anerkennen sollen, daß dem Adel der Insel das Verdienst zukommt, der letzte Träger der culturgeschichtlichen Interessen Siciliens, der Repräsentant seiner Kunst und seiner Wissenschaft zu sein.

Der folgende Abschnitt ist vorzüglich dem unendlichen Naturreiz der „Goldenen Muschel", Conca d'oro, dem Panorama von Palermo gewidmet. In welchem Grade der Verfasser davon erfüllt ist, mag aus seiner Schilderung des „Blumenparadieses", wie er die Villa Butera nennt, abgenommen werden. „Von der Pracht dieser südlichen Pflanzenwelt, die hier zum ersten male in ihrer ganzen Fülle mir entgegenschillerte, ist es schwer, sich nur einen annähernden Begriff zu bilden. Denken wir uns die reichste, bunteste, eleganteste Blumenausstellung unsers Nordens, aber in der reizendsten Unordnung der Details, die gleichwol eine Regel für die Massen bildet, etwa alle bunten Frühlingskinder, die vom Newastrande bis zum Tropengürtel blühen, in unentwirrbarem Gedränge sich rankend und schlingend und mit dem phantastischen Tausenderlei ihrer Formen und Farben das Auge verwirrend, zwischendurch kiesbestreute Schlängelwege, die zu plätschernden Quellen oder Teichen mit Gold- und Silberfischen führen, und über alles Dies feenhafte Treiben und Strotzen die träumerisch sinnenden Bäume des Südens ragend, die helle Platane mit der Silberrinde, die mächtige Palme, reiche Fruchtbüschel um den geschuppten Stamm ergießend, die in düstere Formen sich theilende Cypresse und zwischen ihnen wieder, wie Vasallen um den Fürsten, das tiefere Gefolge der Feigen-, Citronen-, Orangenbüsche, die Lorber-, Myrten- und Taxussträucher und endlich auf künstlicher Anhöhe einer Pavillon, dieses Blumenlabyrinth überblickend, eine Villa, die Fortsetzung dieses Gartenparadieses, in sinniger Lieblichkeit der Hallen, Fontänen, Terrassen" u. s. w. Man sieht, der Verfasser weiß zu schildern, aber er schilder

nie, ohne zu reflectiren, und so gibt dies Blumenparadies ihm denn wieder Anlaß, zwischen dem Eleganten und dem Schönen feste Grenzen zu ziehen und uns zu belehren, daß den Griechen die Schönheit zu hoch stand, um die Eleganz zu suchen, indeß die praktischen Römer nur zu häufig das Elegante bis zum Luxuriösen hin verfolgten, wie Pompeji, Bajä und die Villa Hadrian's belegen, wo die reichste Ornamentik die Symmetrie und die Consequenz der Anordnung, in ähnlicher Weise wie hier, sehr oft gänzlich zurückdrängen. In gleicher Art werden die übrigen prächtigen Villen der Conca d'oro, Serradifalco, Cattolica, Paterno u. s. w. geschildert, das unvergleichliche Monreale, an dessen Dom der Uebergang der Basilika in den gothischen Stil durch das maurisch-normannische Element klar dargelegt wird, das Benedictinerkloster, im folgenden Abschnitt aber Monte Pellegrino, die Rosalienkapelle, Villa Belmonte, die königliche Idylle Favorita, Villa Pallagonia, mit ihrer plastischen und architektonischen Tollheit, unter Darlegung der verschiedenen Motive zur Narrheit in den Künsten, dargestellt. Auch dieser Abschnitt enthält wieder die tiefsinnigsten Betrachtungen über das Verhältniß des religiösen Cultus zur Kunst, über die Perioden der antiken Plastik vor Phidias, an den selinuntischen Alterthümern dargestellt, über den Stoff der plastischen Werke, die Polychromie der Alten, das Verhältniß der bürgerlichen Freiheit zu den Künsten, über das befreiende Element des Reisens und verwandte Gegenstände. Von der Malerei der Alten an Säulen und Bildwerken sagt er: man habe hierin einen Beleg zu finden, wie schwer sich selbst diejenige Bethätigung des Menschengeistes, die am meisten auf dem Begriff der Freiheit beruhe, von den Fesseln der Tradition frei mache, die im Anfang der Kunst nach möglichster Naturwahrheit ringend, diese rohe Fessel erfand. Ihre moderne Nachahmung aber in Paris und München sei, nachdem diese Fessel einmal gesprengt worden, nichts mehr als eine arge Verirrung der reinen Kunstanschauung.

Der nächste Abschnitt ist fast ganz dem Besuche des Tempels von Segeste gewidmet, dieses oft zerstörten Neutroja, welches jetzt aller menschlichen Pflege dergestalt entbehrt, daß es auch der lebendigsten Phantasie schwer fällt, sich in dieses dürre Geklüft öder Felsmassen, welche kaum der Ziegenhirt noch besucht, eine große und geräuschvolle Stadt hineinzudenken. Bekanntlich ist von dieser nichts erhalten als die dunkeln Reste eines Theaters und der niemals vollendete Tempel, das Ziel des Reisenden. Wie es gekommen, daß gerade dies erhabene, niemals vollendete Bauwerk allen nachfolgenden Zerstörungen der Stadt so völlig entgangen ist, darüber ist es schwer zu einer irgend stichhaltigen Erklärung zu gelangen. In überaus merkwürdiger Weise aber zeigt uns dieser Tempel einer unbekannten Gottheit, wie seltsam, nach unsern Vorstellungen, die Alten bei Errichtung ihrer großen Architekturwerke verfuhren. Bei uns würde man bei Anlage eines solchen Werks unstreitig damit beginnen, den Baugrund zu ebenen, alsdann etwa die Cella zu gründen und demnächst an den umfassenden Peristyl des Tempels zu gehen. Ganz anders die Griechen. Der Peristyl, dies unsterbliche Bauwerk antiker Kunst, steht vor uns, und aus dem innern Raum des Tempels ragt der spitze, starre Fels noch mehre Fuß über den Sockel der Säulen hervor! Es ist, als ob der Künstler vor allem erst eine Anschauung des fertigen Ganzen gewinnen wollte, ehe er an das hieraus abzuleitende Gesetz des innern Ausbaus seines Werkes ging. Die äußere Schönheit, nicht das Bedürfniß, war ihm die oberste Regel. Dieser Regel allein folgend, hat der Künstler in diesem altdorischen Tempel, der sich herrlich und fest, ohne Entasis auf seinen vier mächtigen Stufen erhebend, in stark verjüngten, enggestellten, aber mit zierlichen Cannelüren belebten Säulen, weit ausgreifendem Gebälk vor uns erhebt, ein Werk vollster Befriedigung geschaffen, das keine Frage nach dem Warum? Wozu? aufkommen läßt. Von diesem Denkmal griechischer Kunst aus ließ sich keine Steigerung mehr denken, sagt der Verfasser, als das Parthenon, in welchem die freie Begeisterung des attischen Kunstgefühls die dorische Architektur auf ihren Gipfelpunkt erhoben hat, alles Vorangegangene weit überflügelnd. Von da ab mußte die Architektur ihren Vorrang an die Plastik abtreten, und Phidias erstand, um den vollendeten Tempeln ihre göttlichen Inwohner zu schaffen, d. h. in der vom Bedürfniß losgerungenen Kunst in vollem Maße die höchste Aufgabe der Geisteskraft zu verwirklichen.

Aus diesem Satze ergibt sich ungefähr die Ansicht des Verfassers von dem Bildungsgange der griechischen Kunst, in deren Technik dieser so bewanderte Führer wesentlich die Auffassung vertheidigt, daß die trockenen Theorien des Vitruv viel zu weit gehen und wol die römischen, aber nicht die griechischen Schönheitsregeln wiedergeben, in welchen das Princip künstlerischer Freiheit einen viel größern Spielraum einnimmt, als wir nach Vitruv's Satzungen annehmen dürften, ein Spielraum, der sich selbst Regel ist und sich in Vorschriften gar nicht fassen läßt. In den zahlreichen Belegen hierfür können wir freilich dem Verfasser hier nicht folgen. Den herrlichen Torso des Tempels von Segeste verlassend, führt uns der Reisende von neuem durch die prächtigsten Punkte der Conca d'oro, Alcamo, Partenico, Valguarnera, durch die Volksscenen von Palermo und schließt den Abschnitt mit einem Bilde des alten Palermo (Panormus) als „Hafen von allen Seiten".

Die zweite Abtheilung des Reiseberichts umfaßt das innere Land und Syrakus. Der Charakter des innern Landes ist bekannt; der Verfasser nennt es ein herrliches Land, in dem man heute ungefähr ebenso viel Spuren von Cultur und Civilisation antrifft, wie in den Thälern des Kaukasus oder des Atlas. Ist dies unserer Meinung nach auch etwas zu viel gesagt, so fühlt sich das Herz des Reisenden beim Anblick des trostlosesten Verfalls dieser einst so fruchtbaren, reichen und dicht bevölkerten Landschaft, der Kornkammer Italiens, doch

schwer bedrückt. Genug! Jetzt nehmen die traurigen Anstalten zur Abwehr der Räuber fast alle Thätigkeit der Menschen in diesem Lande in Anspruch. Der Verfasser aber gewinnt Zeit, uns mit den Reizen und den Schönheiten der sicilischen Volkspoesie alter und neuer Zeit, von Ciullo d'Alcamo, den man den Vater der heutigen italienischen Sprache nennen darf, bis Meli, dem Schwan des neuern sicilischen Idioms, bekannt zu machen. Es sind köstliche Proben der süßesten und melodiereichsten Poesie, die er uns von diesem Dichter mittheilt, in welchem Theokrit und Anakreon in neuer Form zusammenflossen.*) An musikalischer Grazie wird das aus Goethe bekannte „Ucchiuzzi nuri" noch von der Canzonetta „La vuci" von Meli übertroffen, die so anfängt:

Vola in aria un vucidda
Cusì grata, cusì linna
Chi lu cori gia ni spinna;
Duci duci se nni va:
L'Amurini supra l'ali
L'equilibranu suspisa,
Ora cala, et ora jisa
Ora immobili si stà etc.

In diesen Poesien aber ist aller Reiz des mittelalterlichen Minnegesangs ohne dessen oft gedankenlose Wortspielerei anzutreffen und doch sind es keine höfischen oder gelehrten Sänger, sondern arme Ziegenhirten und Fischer, aus deren Munde sie ertönen.

Der Verfasser erreicht über Villalunga, Castrogiovanni, das alte Enna, Leonforte und andere Städte in Ruinen, S.-Felipe, Aderno und Paterno endlich Catania, die dritte der sicilischen Glanzstädte, in welcher der Charakter eines den Studien gewidmeten Ortes siegreich hervortritt. Die Stadt und ihre Lage sind später in ihrer bekannten Herrlichkeit mit prächtigen Farben geschildert, jetzt eilt der Reisende auf dem oft betretenen malerischen Seewege über Lentini und Carlentini nach Syrakus, wo er einen längern Aufenthalt nimmt. Ein Haufen halbverfallener Krämerbuden und Hütten, zwischen dicken Festungsmauern verstreut und von zerlumpten Menschen bewohnt, denen der Hunger aus den Augen blickt, stellt jetzt die alte, von einer Million Bewohner erfüllte Hauptstadt Siciliens dar, das schlimmste Bild verfallener Größe, das Italien aufzuweisen hat unter vielen Bildern dieser Art. Wenn der Verfasser, der Alles zu analysiren liebt, uns weiterhin den Weingenuß metaphysisch zergliedert, um auf die Besingung des Weins durch das Anakreontische Lied zu kommen, so ergibt dies natürlich ziemlich seltsame Reflexionen, sodaß wir den Verfasser vor solchen und ähnlichen Auswüchsen des Scharfsinns und der deutschen Tiefe zu warnen Veranlassung nehmen müssen. Wir müssen uns versagen, von den lehrreichen Betrachtungen Mittheilung zu machen, zu welchen die Schilderung des alten und neuen Syrakus, Platen's Grab mit dem Excurs über seine literarische Bedeutung, das Amphitheater und das Nymphäum, die Strada de' Sepolcri, wo über die Anschauung des Todes bei den Alten sich Vortreffliches gesagt findet, das Terrain der alten Stadt, wo eine Betrachtung über die wiederaneignende Gewalt der Natur lesenswerth ist, Burg Euryalos und der Zug der alten Mauern, der Fluß Anapus, das Ohr des Dyonisius (Wahrheit und Bedeutung der Volksdichtung in „Tyrannensagen"), die Mythe der Arethusa und hellenische Mythenbildung überhaupt, Papyrus und neue Sammlungen, Seume und seine Bedeutung und Anderes mehr Veranlassung geben. Das tiefe Kunstverständniß des Autors und sein mit allem archäologischen Wissen reich ausgestatteter Geist zeigen sich auch hier im hellen Licht, vorzüglich aber bei Betrachtung des Torso der syrakusischen Venus (Original der Kallipygos), die 1804 im Amphitheater entdeckt wurde und die er trotz einer entschieden hervortretenden Sinnlichkeit der Auffassung, jedoch ohne die Koketterie der nachgeahmten Bildwerke, für die würdigste Nebenbuhlerin der Mediceerin und der Capitolinischen Venus, als dritte im Bunde, erklärt. Er nennt die Florentinerin das anmuthig-heitere Mädchen, die Römerin die sittlich-reine, vollendet schöne Jungfrau, die Syrakuserin aber das liebeglühende, von süßer Erwartung durchzuckte Weib, das üppigste aller Erdenweiber.

Die Schilderung der Ostküste, welche jetzt folgt, und der Besuch des Aetna, vor allem aber das herrliche Catania mit Taormina, erfüllen den nächsten Abschnitt. Die Aufnahme in dem Gasthause der Lästrygonenstadt Lentini gibt zugleich eine Probe davon, wie dem Verfasser humoristische Darstellungen gelingen, während er in der Charakteristik von Catania als einer unfertigen, im Angesicht drohender Gefahr des Untergangs stets reisefertigen Stadt und in der Schilderung ihrer Reize ein topographisches Meisterstück liefert, in dem Museo Biscari bei Anlaß der Vasen und der reichen Büstensammlung aber über Kunst und Geschichte der Behandlung der Büste neue und treffliche Ansichten entwickelt. Catania selbst bewährt schon seit den ältesten Zeiten den Ruf einer ausgezeichneten doctrinellen Thätigkeit, glänzte das Mittelalter hindurch durch seine Universität und ist in der That noch heute der Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Sicilien. Gemellaro's, Biscari's und Gioeni's, des Stifters der blühenden Accademia di scienze naturali, Namen sind durch ganz Europa bekannt; die furchtbare Zerstörung 1669 durch den Aetna aber ist für Catania eine Epoche neuen Glanzes als Stadt geworden, als welche sie mit Palermo und Messina wetteifert.

Die Reise auf den Aetna mislingt durch einen Gewittersturm, der auf halber Höhe zur Umkehr nöthigt; das unvergleichliche Panorama wird von dem Reisenden jedoch voll genossen. Wenn eine Landschaft, sagt der Verfasser, in dem Maße an Schönheit gewinnt, als

*) Eine rhythmische deutsche Bearbeitung der Meli'schen Gedichte von Ferdinand Gregorovius wird demnächst unter dem Titel „Lieder des Giovanni Meli von Palermo" bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen. Für die Trefflichkeit der dem Urtext sich in Bezug auf Inhalt und Wohllaut möglichst anschmiegenden Gregorovius'schen Arbeit glauben wir einstehen zu dürfen. D. Red.

die natürlich anziehende Bildung derselben durch sichtbare Spuren menschlichen Waltens beseelt und begeistigt wird, so ist eben die Ostküste Siciliens zu den schönsten Naturschauspielen zu rechnen, weil sie menschliches Walten der poesievollsten Art vom höchsten Alterthum bis zur Grenze des Modernen in reichster Abwechselung und Mannichfaltigkeit darstellt. Griechen, Römer, Sarazenen, Normannen und die heutige Geistesbildung haben diese herrliche Küste mit ihren Denkmalen, ihrer Geschichte, ja mit ihrer Mythe ausgestattet und Alles Dies hat die Natur lebensfrisch sich wieder angeeignet. Hier ist nichts möglich als Schauen und Genießen! — So wahr und schön, wie an dieser Stelle, ist der Verfasser immer, wo er als Landschaftsmaler auftritt — in der Conca d'oro, Syrakus, Messina u. s. w. Als Alterthumskenner flößt er uns in Taormina, in Syrakus und Segeste hohe Achtung ein; als Aesthetiker verkündet jeder seiner Abschnitte den Denker und den Meister, und es bedürfte nichts als der Abhandlung über das Theater der Alten, zu der Taormina den Anlaß gibt, um uns zu überzeugen, daß über den Zusammenhang, die Unterordnung, die Entwickelung der Kunstäußerungen auseinander wenig Tiefsinnigeres und Werthvolleres geschrieben ist, als hier beigebracht wird. Sind wir auch nicht mit jedem Satze seiner Arbeit einverstanden und können wir namentlich die Stellung, die er der Musik bei den Alten anweist, nicht richtig finden, so ist seine Theorie doch eine gedankenreiche und geistvolle und zeigt uns klar, daß das antike Drama vor allen Dingen ein Abbild wirklichen Lebens, nicht ein Product theoretisch angeschauter Kunstgesetze sein wollte, wie man gewähnt hat.

Der Abschnitt „Am Faro. Messina. Die Rückfahrt" macht den Beschluß der „Wanderungen". Das Küstenparadies bei Giardini, die Pracht und Herrlichkeit Messinas mit Golf und gegenüberliegender Festlandsküste, die Naturschönheiten am Corso und die poetische Bedeutung der Umgebung von Messina, wobei die Sage vom „Taucher" zu einer Geschichte der Ballade, als Mittelglied zwischen Lyrik und Drama, Anlaß gibt, alles Dies will in diesem geistreichen Schlußcapitel selbst nachgelesen werden. Eben hier spielen Schiller's „Feindliche Brüder" und soll Goethe's „Kennst du das Land" gedichtet sein. Die specifische Schönheit Messinas, seinen Rivalen Palermo und Catania gegenüber, setzt der Verfasser darin: daß hier das romantische Element mittelalterlicher Bauformen auf der Unterlage einer reizenden Naturscenerie im günstigsten Lichte erscheint, und indem es gleichsam in das verjüngende Moment einer modernisirenden Eleganz aufgeht, so ein ästhetisches Problem praktisch zu lösen scheint, nämlich das, Natur und Kunstschönheit ins Niveau zu setzen. Hieran schließt sich die Rückfahrt nach Neapel, auch diese noch reich an anziehenden und neuen Betrachtungen mannichfacher Art.

Wir sind dem Verfasser treulich und mit großem Interesse in seiner Wanderung durch die wundervolle Insel gefolgt. Zwar hat er nicht alle ihre Wunder selbst gesehen und uns vielmehr das Bedauern zurückgelassen, daß es ihm nicht vergönnt war, Agrigent und Selinunt zu besuchen und den Gipfel des Aetna zu erreichen; allein in Dem, was er selbst gesehen, war er uns ein trefflicher und begeisterter Führer, für die Reize der Natur ein wirkungsvoller Maler, für Archäologie, Geschichte und Kritik der Kunst ein ungemein lehrreicher Begleiter. Wir sind ihm, indem er somit allen Aufgaben eines geistreichen Cicerone volles Genüge leistet, zu lebhaftem Dank verpflichtet und wünschen ihm bei zahlreichen Lesern eine ebenso herzliche Anerkennung, als er sie uns durch einen seltenen Verein von Geist und Anmuth abgewonnen hat. 2.

Humoristische und satirische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Der literarische Vertreter und Veredler des berliner Volkswitzes, der Verfasser der bereits in zweiter Auflage erschienenen satirischen Dichtung „Neuer Reineke Fuchs", der humoristische Schalk Adolf Glaßbrenner, hat eine neue komische Dichtung: „Die verkehrte Welt" (Nr. 4), erscheinen lassen, welche kurze Zeit nach ihrem Erscheinen ebenfalls eine zweite Auflage erlebt hat. Es beweist dies ebenso wol, daß Glaßbrenner sich ein treues Publicum aufgezogen hat, welches ihm bereitwillig durch Dick und Dünn seines Humors folgt, als daß es seinem Humor und seiner Komik nicht an solchen Eigenschaften fehlt, welche für das deutsche witzliebende Publicum besonders ansprechend sind. Eine dieser Eigenschaften erkennen wir in Glaßbrenner's Schalkhaftigkeit, in jenem Schalksernst, der sich absichtlich zuweilen recht dumm stellen kann, um das Ernsteste und Verständigste hinter dieser Maske hervorgucken zu lassen. Sein Ausdruck ist im Ganzen naiv-populär, bürgerlich-behaglich und scheut nöthigenfalls vor einigen Derbheiten nicht zurück. Die Gegenstände, welche seine Satire trifft, liegen meist nicht über dem Niveau der allgemeinen Bildung und Begriffsfähigkeit und sind meist solche, welche Jedermann als komisch und der Satire unterworfen erkennt. Seine Komik hält sich rein von aller Sentimentalität, wie von aller Ostentation, für etwas Höheres zu gelten als was sie ist. Es ist eben in Glaßbrenner noch mehr Komik als Humor, und selbst wo höhere Ideen und tiefere Bezüge angeschlagen werden, spielt er als spöttischer Schalk mit ihnen seinen Schabernack, wenn auch vielleicht nur vor seinem Publicum, welchem, wie er recht gut weiß, unter allen Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten verhaßt ist. Er ist dabei ein ganz moderner Satirist, in manchen Stücken etwas frivol und genußliebend, und er hat daher in seinen Tendenzen mit den Satirikern des 16. Jahrhunderts wenig gemein.*)

*) Im „Vorgesang" zum Glaßbrenner'schen Gedicht stößt man unter Anderm auf folgende ironisch zu verstehende Worte:

— — — — — —

Ich rutschte auf den Knien vor alten Götzen
Der Tradition und hielt mich für verdammt;
Ich schlang den Lorber um den trock'nen Jammer,

Diese verspotteten auch wol die „Pfaffen", aber eben nur weil diese bei ihrem Pfaffenthum feist, dickwangig und dumm wurden; sie schwangen aber die Waffe der Satire im Namen der positiven Religion, des kirchlichen Sinns und eines streng sittlichen Lebens. Glaßbrenner selbst würde lächeln, wenn man ihn einen Vorkämpfer der Kirche nennen wollte; es ist eine ganz andere Kirche, für die er erglüht, es ist jene auf „zwei erhabenen Marmorsäulen" ruhende „Salomonisch-warme, süß-lebend'ge Liebeskirche", die er uns im zwölften Capitel mit dem „Nacken dieses himmlischen Gebäudes", mit ihren „geweihten Räumen, Formen, Reizen und Ornamenten" so erbaulich als anschaulich schildert. Glaßbrenner erhebt sich hier ganz in das Gebiet orientalisch lüsterner Hafis-Poesie, die jetzt — was freilich mit unserm kalten Himmel, unsern häuslichen Sitten und unserm ganzen sorgen- und arbeitsvollen Leben ein wenig im Widerspruch zu stehen scheint — unter den modernen deutschen Dichtern bis auf Weiteres Mode geworden ist. Allerdings kann sich Glaßbrenner in seinem speciellen Falle auf jenes „Hohe Lied" berufen, welches als Bestandtheil eines ehrwürdigen Buchs selbst unter der deutschen Schuljugend mit umläuft und wohl geeignet ist, die Keime orientalischer Liebesanschauung in ihre jungen Herzen zu legen. Diese Keime haben auch bei Glaßbrenner Frucht getragen, und solange noch jenes orientalische „Hohe Lied" als eine religiöse Dichtung und als ein wenn auch apokryphes Schulbuch angesehen wird, darf man wol kaum wagen, Glaßbrenner's glühende Hymne auf die „Salomonisch-warme Liebeskirche" als anstößig und sittengefährlich zu bezeichnen, umsoweniger, da auch in dieser Hymne das schelmische Glaßbrenner'sche Element eine Rolle spielt.

Der Gedanke von der „Verkehrten Welt" ist nicht neu; aber wenn man genauer prüfen wollte, was von den Objecten moderner Poesie wie von den Formen, in die sie gekleidet werden, vollkommen neu sei, so würde man, selbst wenn man hundert Laternen anzünden wollte, gerade nicht viel Neues finden. Es gibt eben in der Poesie, in der ernsten wie in der komischen, ewige Stoffe, die nie aussterben werden. Die Lustspielconflicte des Plautus und Terenz, die wieder aus den griechischen Komödienschreibern schöpften, sind der Hauptsache nach bis auf den heutigen Tag die ewig wiederkehrenden Conflicte des neuern Lustspiels geblieben. Kalidasa hat in der „Sakuntala" die Liebe zwischen Mann und Weib ebenso reizend geschildert als Shakspeare in „Romeo und Julie". Goethe's „Faust" scheint eine ganz neue und originelle Erfindung zu sein und sie ist es auch der Auffassung und Behandlung nach; aber doch hatte schon vor ihm Marlowe, der wieder aus dem deutschen Volksbuche oder deutschen Puppenspiele schöpfte, einen „Faust" geschrieben, in dessen erstem Monologe die Keime des Goethe'schen „Faust" vollständig enthalten sind. Don-Quixotiaden, Eulenspiegeliaden, Jobsiaden und Münchhausiaden werden immer wieder bald unter dieser, bald unter jener Verpuppung ihre Erscheinung auf der Bühne der komischen Literatur machen. Es kommt dann immer nur darauf an, wie sie behandelt und den eigenthümlichen Erscheinungen der Zeit angepaßt werden. Die Welt wird immer und ewig eine verkehrte sein, und darum wird es von Zeit zu Zeit immer wieder einen satirischen Dichter geben, der eine „Verkehrte Welt" dichtet, ohne sie doch dadurch ins Gerade bringen zu können. Die meisten unserer Leser werden ohne Zweifel jenen Volksbilderbogen kennen, den man auf Jahrmärkten verkauft und der die „Verkehrte Welt" in einzelnen Gruppen darstellt: der Reiter trägt das Pferd, nicht das Pferd den Reiter, das Schaf schert den Schäfer, nicht der Schäfer das Schaf u. s. w. Das deutsche Volk ist überhaupt witzig, es ist vielleicht witziger als poetisch, nur muß man den Witz nicht im französischen Sinne auffassen. Die Culturdichter haben diesen Volkswitz adoptirt und weiter ausgeführt. Schon Tieck dichtete eine „Verkehrte Welt", die aber bei ihm, wie meistentheils die Satire bei Tieck, eine wesentlich literarische Tendenz hat. Skaramuz spielt darin den Apollo (ähnlich wie in einem uns bekannten Puppenspiele „Alceste" der Hanswurst in sehr drolliger Weise den Apollo spielt, als die Gesandten des Admet sich bei ihm Raths erholen wollen); er führt bei dem Pegasus und allem übrigen Musenvieh die Stallfütterung ein, macht aus dem Kastalischen Quell einen Gesundbrunnen, läßt die Musen auf seinem Parnaß unter der Bedingung vierteljähriger Aufkündigung zur Miethe wohnen und einen Becker und Brauer am Fuße des Bergs ihr Gewerbe etabliren u. s. w. In einem darauf entstandenen Kriege um den Besitz des Parnaß wird der Pseudo-Apoll von dem wirklichen zwar überwunden, aber die Zuschauer klettern auf die Bühne und nehmen ihn in Schutz; denn der Skaramuz ist ihr Mann. Die Satire ist ohne Zweifel fein und geistreich, aber sie ist rein literarischer Art.

Glaßbrenner richtet seine Satire gegen Objecte, die nicht im Bereiche der Literatur, sondern in dem des bürgerlichen, religiösen und politischen Lebens liegen, wie sich denn überhaupt wahrnehmen läßt, daß viele neuere Schriftsteller, ganz im Gegensatze zu der übertriebenen literarischen Exclusivität einer frühern Schriftstellerperiode, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Literatur als solche offenbaren oder affectiren. Indeß möchten wir dagegen doch bemerken, daß es auch um die Literatur etwas Großes ist und von jeher war, selbst bei solchen Völkern, welche viel mehr auf politische Größe und Macht pochen konnten als wir, und daß eine spätere Zeit vielleicht scharf mit denjenigen unserer Schriftsteller abrechnen wird, die ihrer Mutter untreu wurden und ihr Verachtung oder Gleichgültigkeit zeigten. Wir sagen dies nicht mit speciellem Bezug auf Glaßbrenner, sondern weil es uns an dieser Stelle gerade einfällt. Kurz, Glaßbrenner's „Verkehrte Welt" ist ein ferner Stern, in welchen die Seele Ernst Heiter's, wie der Held der

---

Den man Ehrwürde, Ernst und Sitte nennt,
Und zürnte auf die Heiterkeit, die gold'ne,
Der Geister glücklich Element.

Dichtung heißt, erhoben wird, um hier, nachdem sie wieder einen Körper angenommen, als ein von allen geschichtlichen Vorurtheilen entkleideter Bummler mit den verkehrten Leuten zu leben und wundersame Erfahrungen an ihnen zu machen. Dies wird uns in einem „Vorgesang" erzählt, der, wie es uns scheint, in poetischer Beziehung wie auch der Schlußgesang zu den gelungensten Partien der komischen Dichtung gehört. Nun sollte man freilich meinen, daß, da es auf unserer Welt gerade verkehrt genug zugehe, in dieser „Verkehrten Welt", wo die Leute es an einem ganz andern Zipfel anfassen und das Umgekehrte thun, eigentlich vernünftig zugehen müsse. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr sind die Leute da oben im Grunde ebenso verkehrt oder noch verkehrter als wir, wodurch sich aufs klarste beweist, daß wir verkehrt bleiben, mögen wir es anfangen wie wir wollen. Die Bewohner dieser verkehrten Welt sind eben nur die Caricaturen von uns Erdbewohnern *), nur etwas drolliger, gutmüthiger und komischer; denn selbst wo sie wie wir langweilig sind, z. B. in der Deputirtenkammer, dem „Gesetzgebungscadaver", wie sie da oben genannt wird, oder in einer splendiden Abendgesellschaft, sind diese Deputirten, welche „abstummen" und nicht „abstimmen", und diese Gardelieutenants und adeligen Fräulein doch immer amüsant, und zwar durch das outrirte Uebermaß irdischer Langeweile. Wir würden hier gern einzelne der oft sehr lustigen Glaßbrenner'schen Späße zur Probe mittheilen, unterlassen es jedoch, weil wir, nachdem das Gedicht bereits eine zweite Auflage erlebt hat, annehmen dürfen, daß sie unter dem humorliebenden Publicum schon ziemlich die Runde gemacht haben.

Das Gedicht ist mit großer Virtuosität versificirt und gereimt. Wenn irgendwo gesagt wurde, es fehle dem Gedicht an Einheit, so müssen wir bemerken, daß sich in eine verkehrte Welt schwerlich Einheit bringen läßt, am wenigsten die Einheit eines wirklichen komischen Epos. Wenn man eine solche Ansicht aufstellt, so sollte man auch zugleich so gut sein, ein genaues Schema dazu anzugeben. Ueberhaupt trägt eine komische Production mehr als jede andere ihren Maßstab in sich selbst. Eine anscheinend größere Einheit würde freilich in das Gedicht gekommen sein, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, sein Poem in einem und demselben Versmaße, z. B. wie seinen „Neuen Reineke" in ehrlichen deutschen Knittelversen durchzuführen. Es dürfte jedoch gestattet sein, in der von Glaßbrenner gewählten Form gewissermaßen eine Parodie der modernen lyrisch-epischen Dichtungen mit ihren wechselnden Versmaßen zu erblicken. Anerkennen müssen wir bei unserm komischen Dichter noch, daß er bei allem scharfen Blick für Thorheiten und Verkehrtheiten und für alles Niedere und Leere, „das sich hoch und gehaltvoll dünkt", sich doch niemals zu Gehässigkeiten, Anspielungen und Recriminationen persönlicher Art hinreißen läßt, sondern in noblerer Weise als Viele, welche so gern mit ihrem Ernste und ihrer Sittlichkeit groß thun, nur gegen allgemeine Zustände und Verhältnisse die Batterien seiner Satire spielen läßt.

Wir kommen nun zu dem gewandten Jongleur oder, wie ihn seine Freunde wol zuweilen nennen, dem „Altmeister des deutschen Witzes", M. G. Saphir. Um Saphir gerecht zu werden, muß man ihn eben als einen literarisch Eximirten betrachten. Das eigentliche Literaturinteresse kümmert ihn wenig oder nichts. Er will nicht besser sein als sein Publicum, jedenfalls ist er aber witziger. Sein größter Spaß ist, wenn er den Leuten Spaß machen kann, und er verfährt dabei im Grunde ziemlich uneigennützig, denn es ist unter Denen, welchen er Spaß macht, Niemand da, der ihm wieder Spaß machen könnte. Daß er Witz hat, wird Niemand leugnen wollen, ja man könnte fast sagen, der Witz habe ihn; er begibt sich so in die Gewalt seines Witzes, daß er seine Herrschaft über ihn verliert und daß der Witz aus ihm machen kann was er will. Was ihm sein Witz gebietet zu thun, das thut er, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob er damit nützt oder schadet. In dem schon erwähnten Aufsatz d. Bl. vom Jahre 1838: „Humor und Humoristen", wurde von ihm gesagt:

Alle Diejenigen, welche die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes nicht anerkennen, haben eigentlich kein Urtheil. Viele nennen ihn fade, albern, forcirt; indeß wenn man einem oder dem andern von diesen sagen würde: So componire du doch einmal ein so fades, albernes, forcirtes Stück, wie das ist, welches du tadelst, so würde er schon gewaltig in die Brüche kommen. Und warum? Weil Saphir sehr reich an Witz ist.

Freilich erklärt der Verfasser des Artikels weiterhin, in die Reihe der echten Humoristen ihn doch nicht stellen zu können. Aber das Verdienst wird man Saphir nicht in Abrede stellen können, daß er wenigstens gezeigt hat, welcher lustigen Einfälle und Wortspiele die deutsche Sprache fähig ist. Bessere Wortspiele hat im Deutschen Niemand gemacht als Saphir. Seine „Blauen Blätter" (Nr. 5) sind gewiß nur Abfälle von der Tafel seines Witzes, aber selbst diese Abfälle beweisen, wie reich besetzt die Tafel in Saphir's frühern Tagen war. Wo ein anderer Mensch fade ist, wird er sofort auch langweilig; Saphir's Fadheiten, wenn man sie eben ohne Kritik genießt, nöthigen uns aber oft wider unsern Willen noch ein Lächeln ab. Dabei überrascht er uns hier und da mit wirklich humoristischen Anklängen, an denen man erkennt, daß auch etwas Ernsteres in ihm lebt. Nur leider glaubt man einem Spaßmacher nicht, wenn er einen ernsten Gedanken ausspricht und ein tiefsinniges Gesicht macht. Das deutsche Publicum pflegt die Rollen sehr bestimmt zu vertheilen und engagirt den Einen für das komische oder hochkomische, den Andern für das ernste oder hochtragische

---

*) Der Verfasser erklärt sich hierüber zum Schlusse des „Vorgesang" selbst:

Nicht Alles ist in der verkehrten Welt
So ganz verkehrt und auf den Kopf gestellt,
Wie's drunten meinen Hinz und Kunz!
Nein, Vieles ist, ich kann es euch beschwören
Und ihr sollt's selber, seh'n und hören:
Ganz so vernünftig wie bei uns.

Fach. Als ob nicht auch der Lustigmacher bei einer Kunstreiterbande, und dieser erst recht, seine sehr ernsten und melancholischen Stunden und der ernsteste Mann wieder Augenblicke haben könnte, wo ihm das hohle Pathos des Lebens in der Gestalt der komischen Travestie entgegentritt und ihm das menschliche Getreibe wie ein Carneval voll Charaktermasken erscheint, an denen nur die angenommene Maske der einzige Charakter, der Charakter aber eben nur Maske ist! In der ersten Lieferung von Saphir's „Blaue Blätter" findet sich in dem Aufsatze „Der Frühling, auch ein Postillon" eine glänzende Stelle über das Liebeserwachen bei dem ersten Weibe, als sie den ersten Mann erblickte, die ihm keiner seiner Verächter so leicht nachschreiben soll, und wenn er dann weiter sagt: „O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblick des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch!" so ist dies eine Sentenz, die dadurch nicht an Wahrheit verliert, daß sie aus der Feder eines Witzbolds geflossen ist. Ein hübscher, Jean Paul's nicht unwürdiger Ausspruch ist auch dieser: „Nur für Den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben!" Freilich wenn man wieder solche fast bis zur Albernheit komische Schnurren liest wie die „Wanderungen eines deutschen Magens durch die pariser Küche", so verliert man leicht wieder den Glauben, daß der Ernst bei diesem Manne wirklich empfunden sein könne. Gleitet nun der Blick auf das Gedicht „Was ist der Mensch?", so möchte man völlig den Verstand verlieren. Das Gedicht beginnt mit der Zeile: „Was ist der Mensch? — der Mensch? — Ein Schaf!" Nach der zweiten Strophe ist der Mensch ein Rind, nach der dritten ein Ochs, nach der siebenten ein Hecht, nach der achten ein Hauptkameel u. s. w. Die Schlußstrophe gewährt dann aber Aufschluß, was Saphir mit diesen Dummheiten eigentlich sagen will; sie lautet:

Was ist der Mensch? — der Mensch? — Ein Graf,
Ein Fürst, ein Künstler, ein Beamter,
Ein Dichter, ein Minister, ein Herr, ein Sklav,
In allen Formen aber ein Verruchter, ein Verdammter!

Man sieht daraus, daß Saphir's Narrheit auch eine sehr bittere und sehr verzweifelte sein kann.

Saphir empfiehlt sich dem Publicum zu Jahresanfang auch mit einem „Humoristisch-satirischen Volkskalender" (Nr. 6), der mit vielen Illustrationen im wiener Geschmack ausgestattet ist. Im Monatskalender hat jeder Tag einen Witz, das macht, von allen größern humoristischen Beiträgen abgesehen (da das gegenwärtige Jahr ein Schaltjahr ist) schon allein 366 Witze, und dies ist bereits der sechste Jahrgang. In der That, diese Fruchtbarkeit des Saphir'schen Witzes muß Erstaunen abnöthigen. Nicht alle Witze sind gut, manche aber auch sehr possirlich. Für den 9. Juni prophezeit Saphir: „In Dresden spricht Jemand laut", und für den 10. Juni, daß infolge davon die dresdener Journale über den Verfall der deutschen Bildung klagen. Saphir vergeudet förmlich die Schätze seines Witzes. Wir lesen: 26. Januar: „Anschluß von Reuß-Schleiz an Reuß-Greiz"; 27. Januar: „Lippe-Detmold droht mit Mobilmachung"; 28. Januar: „Es kann seinen commandirenden Corporal nirgends finden." Aus dem letztern Einfall ließe sich ein ganzes humoristisches Genrebild, eine komische Novelle machen. Viele, sehr viele Witze in diesem Kalender werden nur in Wien verstanden und genossen werden. Wunderliches Land, dieses Deutschland, wo man ein Urwiener oder Urberliner oder Urhamburger oder Urschwabe sein muß, wenn man die Witze in einem wiener, berliner, hamburger oder schwäbischen Volkskalender vollständig verstehen will.

Das Buch von Presber (Nr. 10) führen wir in dieser Reihe von Schriften an, weil es sich auf dem Titel selbst als ein „humoristisches Genrebild" bezeichnet. Sonst aber gehört das Buch nicht zur humoristischen Gattung, einzelne humoristische Einfälle abgerechnet. Der Verfasser ist wahrscheinlich noch sehr jung. Was für einen Wein dieser noch unbestimmt schillernde junge Most künftig geben wird, läßt sich nicht voraussagen, denn das Talent des Verfassers wühlt in den verschiedensten Tönen und Tonarten umher, ohne daß man heraushören könnte, welches der Grundton dieses Talents ist. Eine gewisse jugendliche Keckheit bringt jedoch in das fragmentarische Geflecht des Ganzen eine Art einheitlicher Stimmung, und diese Keckheit ist denn auch schon etwas. Ein junger Dichter, Richard, ist der Hauptheld der Erzählung. Wir sind kein Gegner des sogenannten Literaturromans, insofern uns darin irgendeine historisch gewordene bedeutende literarische Persönlichkeit oder eine ganze Schriftstellergruppe vorgeführt wird, welche ein Stück Literaturgeschichte vor unsern Blicken abspiegelt; aber wir müssen bekennen, daß wir solchen namen- und gestaltlosen, große Ansprüche erhebenden und sich immer verfolgt und zurückgesetzt fühlenden Poeten, die noch mit den Eierschalen auf dem Kopfe umherlaufen, in Romanen gerade nicht sehr gern begegnen. Der Verfasser gibt uns bald Bilder aus dem süddeutschen Universitäts- und Volksleben, die allerdings in das Humoristische hinüberstreifen, bald Mittheilungen aus dem Leben seines Helden und seines Freundes Louis, bald Notizen aus Paris, bald Betrachtungen über literarische Zustände der Gegenwart, bald ein Verzeichniß der ausgezeichnetsten Weinhändler von Rüdesheim, bald förmliche Kritiken, wie die über Platen, die ein ganzes Capitel füllt, bald einen Cyklus von zum Theil sehr ernsthaften Novellen — ein möglichst buntes, ganz zusammenhangloses Mischmasch.

Wir halten uns hier, unserer Aufgabe gemäß, an die humoristischen Elemente des Buchs. Diesen begegnen wir z. B. in der Schilderung Tübingens und des Schwabenlandes überhaupt, deren Bewohner sich bei Presber zu bedanken gerade nicht sehr Ursache haben. Er schildert uns keine „Lorles", sondern Personen wie etwa seine Hausmagd Katharine. Diese bringt ihm Morgens

die Frühstücksmilch, und nun entspinnt sich folgendes Gespräch: „Guten Morgen, Katharine. Die Milch?“ — „Jo!“—„Ist's schon spät, Katharine?“ — „Noi nitte!“ Damit ist das Morgengespräch zu Ende. Um 7 Uhr Abends kommt er nach Hause: „Guten Abend, Katharine, habe ich schon frisch Wasser?“ — „Jo!“ — „Muß ich Lichter kaufen?“ — „Noi nitte!“ (oder vielmehr „Noi itte!“) Und damit macht sie Kehrtum und fliegt zur Stubenthür hinaus. Presber warnt vor der Auerbach'schen Idealisirung, auch in Sachen des schwäbischen Volksdialekts. Es mache sich freilich ganz gut, wenn man gedruckt läse: „Magst mi — hast mi a gern, bist mir a gut?“ Eigentlich heiße es aber: „Magscht mi — hascht mi a gern, bischt mir a gut?“ So habe einmal Dr. Kraft einen Vortrag über Archäologie mit den Worten begonnen: „Das Gröschte, Schönschte und Erhabenschte in der Kunscht der Plaschtik ischt“; noch possirlicher aber sei es, wenn er begeistert vom „Bruschtkaschte“ der Mediceischen Venus spreche. Wenn der Tübinger von etwas so recht in der Seele entzückt sei, so brauche er das Wort „saumäßig“. Für die Tübinger singt eine Sängerin „saumäßig schön“, für ihn spielte Therese Milanollo „saumäßig“, hatte „saumäßig dunkle“ Augen und einen „saumäßigen Anstand“. Wunderlich genug, daß gerade Schwaben die Heimat so süßer Lieder geworden, wunderlich genug, wie der schwäbische Idealist vielleicht mit Vorliebe sein Schöppchen in einem Gasthause trinkt, welches die verlockende Aufschrift „Zum Gaul“ oder „Zum grünen Esel“ oder „Zum rothen Ochsen“ trägt. Außerdem hat es Presber namentlich noch auf die Schwärme der deutschen Lyriker und auf Emanuel Geibel abgesehen. Er sagt z. B. oder läßt Richard's Freund Louis sagen:

Es ist zu komisch, wenn man das Treiben in den Zeitschriften betrachtet; die „Blätter für literarische Unterhaltung“ führen heute wieder unter dem schauerlichen, unheimlichen Titel „Ein Dutzend Lyriker“ eine ganze Compagnie vor und alle müssen über die kritische Klinge springen; aber das ist der Humor bei der Sache — einige Wochen später werden sie wieder zu Dutzenden vorgefodert und unter ihnen findet sich der Scharfrichter der ersten, den nun ebenfalls die Nemesis erreicht. Ich glaube, wenn man zählen wollte, würden sich mindestens in Deutschland 2,788,769 Lyriker finden, nicht mitgerechnet die Frauen und Kinder unter 14 Jahren.

Worauf Richard bemerkt:

Man sollte einmal auf die Wörter Bächlein, Blümlein, Vöglein eine Steuer legen, vielleicht verminderte sich dann die unnatürliche Zahl der Naturdichter.

Emanuel Geibel wird unter dem Namen „Schwanuel“ persiflirt. Eine Verehrerin will ihn kennen lernen:

O ich bitte, Edler, hör' mich,
Sag' es frei und ohne Hehl.
Ich beschwör' dich, nicht bethör' mich!
Bist du's, bist du's, Schwanuel?

Er.

Ja, ich bin's, du Ueberfel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt.
Bin's, den alle Frommen kennen,
Bin's, den Fürsten Bruder nennen,
Bin's — der große Schwanuel u. s. w.

Zuletzt entspinnt sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

Er. Dank, süßes Wesen, herrlichste der Schönen! Sie. Dank, zarter Liebling der Kamönen! Er. Du sanfte mondscheintrunk'ne Blüte! Sie. Ach trauter Schmeichler, welche Güte! Er. Keusches Seelchen! Sie. Schwanuelchen! Er. Himmlisch Wesen! Sie. Milder Dichter! Er. Weiße Blume! Sie. Süßer Schwan!

Dies etwa sind die Proben, die wir zur Charakterisirung des Presber'schen Humors ausfindig machen konnten. Es ist freilich eine ziemlich dürftige und zweifelhafte Ausbeute.

Theodor Drobisch (Nr. 7) trifft, sowol im ernsten als im komischen Genre, den Volkston oft sehr glücklich in seinen Liedern. Diese Gabe ist keineswegs gering zu achten, am wenigsten in unserer Zeit, wo es kaum noch Poeten gibt, die, ohne gegen den bessern Geschmack zu verstoßen, zugleich zum Herzen und zum Gehör des Volks zu sprechen wüßten, wie ehemals Bürger oder Claudius. Ganz im populären Ton ist z. B. Drobisch' Gedicht „Das war Musik!“ gehalten, worin er schildert, mit welchem Vergnügen er zum ersten male nach einem Hungerjahre in einer Scheune den Dreischlag auf das neue Korn vernommen habe. Das eigentlich humoristische Lied ist bei Drobisch ziemlich reich und zum Theil in recht glücklichen Proben vertreten. Auf seinen frühern Wanderungen, wenn er als Sachse nichtsächsisches Gebiet betrat, mag er wol in Erfahrung gebracht haben, wie der Deutsche, möge er noch so gut deutsch fühlen, ohne Heimatschein auf das Schubrecht viel mehr Anspruch zu machen hat als auf das Heimatsrecht. Daher räth Drobisch dem Deutschen, eher für den Heimatschein als für Bibel, Gesangbuch, Taback und Hemd zu sorgen:

Fehlt ihm dies kleine Document,
Des Deutschen fünftes Element,
Irrt er herum die Kreuz und Quer
Weit schlimmer noch als Ahasver.

— — — — — —

D'rum, Deutscher, denk' auf Erden hier
Nur immer an dies Staatspapier!

Ein ähnliches Thema behandelt Drobisch in dem Gedicht „Der Teufel in Deutschland“. Der Teufel beabsichtigt nämlich, sich in Deutschland niederzulassen, und begehrt nach Arbeit. Man gibt ihm einen Pflug in die Hand, und in zehn Minuten hat er zehn Acker damit verarbeitet. Mehr Arbeit! schreit er, und er pflastert nun in einem Tag sechs Plätze und zwölf breite Gassen. Das ist ihm immer noch nicht genug Arbeit. Dem hochwohlweisen Rath wird vor ihm ganz bange und er weiß sich keinen andern Rath, als dem Arbeitsgierigen auf dem Paßbureau eine Anstellung zu verschaffen:

So — keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Hat Arbeit nun der arme Teufel;
Erhalt' uns Gott die Polizei,
Sie ist sehr nützlich ohne Zweifel.

Dieser trockene Humor charakterisirt überhaupt die humoristischen Gedichte des Verfassers.

Wir schließen hieran noch J. N. Vogl's „Poetisches

Sylvester-Büchlein" (Nr. 9), welches ernste und komische Gedichte in buntem Gemisch enthält, unter letztern den Fastnachtsschwank „Die Biermannenschlacht in Wien" mit den Schlußzeilen:

So stärk' und labe fort und fort
Die Traube hier, der Hopfen dort,
Unähnlich sich und dennoch gleich;
Doch merk' dir's, Bier, in Oesterreich
Sei König nur der edle Wein,
Du magst in Baiern König sein.

Es will eben jedes deutsche Land vor dem andern etwas voraus haben. Die Illustrationen sind übrigens an diesem „Sylvester-Büchlein" nicht das am wenigsten Gerathene und ihnen namentlich möchte es wol das Glück einer zweiten Auflage zu verdanken haben*), mehr als den Poesien Vogl's, der mit seinem Lieblingsgewächs, dem Weinstock, wenigstens die Fruchtbarkeit gemein und wie dieser nicht in jedem Jahre einen guten Jahrgang hat.

In Knittelversen und im Ton der Jobsiade geschrieben, behandelt das satirische Gedicht „Der badische Reineke Fuchs und seine Gesellen" (Nr. 8), das sich als zweite Auflage und wie ein echtes Volks- und Jahrmarktsbüchlein als „gedruckt in diesem Jahr" ankündigt, die badische Revolution oder besser Confusion von ihrem trübseligen Anfang bis zu ihrem noch trübseligern Ende. Der badische Reineke Fuchs ist Adam von Itzstein. Wir glauben nicht, daß diese burleske und zum Theil bitterböse Behandlung für diese traurige Episode der deutschen Geschichte passend ist, und wir wundern uns, daß dieses satirische Epos, welches vielleicht zur Zeit des Parteihaders und der aufgeregten Leidenschaften eher einige Berechtigung hatte, noch gegenwärtig, in Baden wenigstens, soviel Theilnahme zu finden scheint, um wieder als zweite Auflage versandt zu werden. Dabei leugnen wir nicht, daß die badische Erhebung und namentlich viele ihrer Koryphäen einzelne komische Seiten boten, welche eine satirische Behandlung zuließen; aber diese Männer sind unterlegen, und eine zu Boden liegende Partei nachträglich zu verhöhnen ist wenigstens nicht ritterlich. Eine „schöne" Geschichte der neuesten Zeit, wie es auf dem Titel heißt, vermögen wir nicht, weder im Stoffe noch in dessen Behandlung, zu erkennen. Am meisten Amusement gewährte uns die drollige Geschicklichkeit, womit der Verfasser die Namen der Erhebungshäupter und der großen und kleinen Parteigänger in Verse zu bringen gewußt hat; das ist doch wenigstens harmlos, z. B.:

Die Hornberger wählten zwei Schulmeister,
Den Gerwig, einen Diakonus,
Und den Ostermann, zwei verwandte Geister
Und beide der Jugend Ueberdruß.

Von Haslach kam der Grieshaber,
Der Apotheker Dung von Kippenheim,
In Ettenheim war der Rechthaber,
Der Anwalt Achatius Stehlin daheim.

Endlich der Ritter und Kammmüller,
Sodann der Bauer und Glaser sogar,
Und von Todtnau kam der Papiermüller,
Was nämlich der Thoma selber war.

Von Wilferdingen erschien der Dettler,
Von Pforzheim der Herrle, ein Fabrikant,
Von Durlach der Steinmetz, der auch als Vermittler
Mit Fickler in Würtemberg wurde bekannt u. s. w.

Zum Schluß entschuldigt der Verfasser seine Bänkelsängerei damit, daß es eben keinen Homer den Zweiten mehr gäbe:

Und würd' er wieder lebendig werden,
Es fehlte an Stoff zu seinem Gesang,
Denn wie die Menschen auf der Erden,
So tönet auch des Liedes Klang.

Das ist allerdings ein Ausspruch, dessen Wahrheit wir mit Bezug auf unsere Zeit nicht geradezu in Abrede stellen wollen.

Wir haben zum Schluß noch einige recht eigentlich in das Gebiet der Schwänke gehörende oder als solche schon auf dem Titel angekündigte Schriften zu nennen. Die Schwänke von Kannegießer (Nr. 11) sind im Grunde nur in Reime gebrachte und als solche lesbare harmlose Anekdoten, ohne eine eigentlich komische Wirkung zu erreichen oder vielleicht auch nur zu beabsichtigen. Ein satirischer Zweck liegt ihnen gar nicht zugrunde. Die Schwänke der „Fliegenden Blätter" (Nr. 12), deren Komik durch die trefflichen Illustrationen noch wesentlich erhöht, zuweilen auch nur durch diese ihnen zugebracht wird, sind zu bekannt, als daß sie noch unserer besondern Empfehlung bedürften. Jedenfalls wird es den Freunden der „Fliegenden Blätter" lieb sein, hier die bessern Scherze der „Fliegenden Blätter" als Bilderbuch beisammen zu haben. Des Baron von Schwindelburg Fahrten und Abenteuer (Nr. 13), die er auf einer Reise durch den Harz und über Braunschweig nach Berlin zurück erlebt, sind ganz ergötzlich zu lesen, voll hübscher Pointen und im Stile der Kladderadatsch-Correspondenz zwischen den Herren von Prudelwitz und Strudelwitz, der zwar kein eigentlich literarischer Stil ist, aber doch in kleinern Darstellungen seine oft sehr drollige Wirkung macht. Beim Betreten der Baumannshöhle schreibt der Baron: „Ich habe einen Degout vor diesen subterranen Ablagerungshöhlen menschlichen Wahnwitzes bekommen. Wenn ich in Berlin in den ersten besten Keller steige, habe ich ganz Dasselbe wie in dieser obstinaten Baumannshöhle"; bei Gelegenheit Braunschweigs: „In der Umgegend große Schafzucht, woraus die westfälischen Schinken gemacht werden. Bildung noch sehr zurück"; und bei dem Wiederbetreten des berliner Pflasters: „Endlich in Berlin angekommen. Hätt

*) Das Publicum hat sich an diesen illustrirten Humor bereits leider so gewöhnt, daß ein humoristisches Buch, namentlich eines in Prosa, einen schweren Stand hat, wenn es ohne Bilder erscheint. Die Bilderglossen erscheinen dem Publicum fast als der eigentliche Text und der erzählende Text nur noch als Randbemerkung zu diesem Bildertext. Daß dies einer tiefern Ausbauung und Entfaltung des Humors als einer selbständigen poetischen Kraft allmälig sehr hinderlich und schädlich werden muß, liegt auf der Hand.

mögen hier niederknien und das Pflaster dieser Weltstadt küssen, wie damals Peter der Große, als er im Siebenjährigen Krieg von Schweden nach Pommern kam. Zeigt von ganz gutem Geschmack; unser pommerscher Nationalboden ist der fetteste im ganzen Königreich. Das wissen unsere Bauern, wir und unsere Ochsen am besten!" Im Uebrigen ist dieser Baron gar nicht so einfältig, als man uns glauben machen will; von seinem Standpunkt aus hat er oft ganz witzige Einfälle, und wenn einmal wieder die Zeit des hinterpommerschen „Das flicht better!" gekommen sein wird, so dürfte dieser Baron vielleicht Aussicht haben, wenn auch nicht ein großer General, doch vielleicht ein tüchtiger Bataillonscommandeur zu werden.*)

Als Endresultat unserer Betrachtung sprechen wir unsere feste Ueberzeugung noch ein mal dahin aus, daß die Schelmerei, der Schalksernst ein wesentliches Element im deutschen Volkscharakter bildet und daß dieser Schalksernst, solange noch ein deutsches Volk existirt, sich immer wieder, bald in der Form des bäuerlichen hausbackenen Spaßes, bald der feinern bürgerlichen Ironie, bald des ritterlichen Humors, manifestiren wird, unbekümmert darum, ob unsere ernsten Literaturrichter und Literaturgeschichtschreiber neben der gelehrten pathetischen Literatur auch ihm die ihm als einem wichtigen Volkselement gebührende Beachtung schenken oder verweigern.

Hermann Marggraff.

Der Staat nach seinen innern und äußern Beziehungen. Volksthümlich dargestellt von Johann Hellmann. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Art Staatsmoral ist es, die uns im vorliegenden Werke geboten wird, untermischt mit scharfem Tadel demokratischer und revolutionärer Tendenzen und daneben zugleich zu einer Art panegyrischer Apologie des heutigen östreichischen Systems bestimmt. Vormärzlich dürfte die Journalistik ein herbes Verdammungsurtheil über das Werk gefällt haben, während man heute wol empfänglicher ist, die jedenfalls wohlgemeinte Absicht und achtungswerthe Gesinnung des Verfassers anzuerkennen. Denn unleugbar walten diese in dem Buche, das durchgängig einen regen Sinn für edle Sittlichkeit, Mäßigung und warmen Eifer für das Wohl der Völker und der Menschheit bewährt. Auch geht ihm die ideale Richtung nicht ab, die den Schmuck und die Weihe so vieler politischer Schriften gebildet hat, nur daß er sie nach einer andern Seite wendet und weniger, wie seine meisten Vorgänger, das Volk als die nach seinem Plane gebildeten Regierungen idealisirt, vielmehr sie so voraussetzt, wie sie zur Bewahrheitung seiner Sätze sein müßten. Ein kurzer Ueberblick des Inhalts dieser Schrift wird genügen, über seine Richtung ins Klare zu setzen und das eben Gesagte zu belegen.

In der Einleitung geht der Verfasser von folgenden Sätzen aus: „Die Güter, nach welchen die Menschen und die Völker streben und die sie aufrichtig wünschen, sind: die Sicherheit, der Frieden und die Ordnung; denn aus diesen kann ihr sittliches Glück und ihr Wohlstand hervorgehen. Nur der Staat, der solche Wünsche realisiren kann, macht sich dem Einzelmenschen und ganzen Völkern nützlich und entspricht dem jetzigen Zeitgeiste. In einer wohlgeordneten Monarchie kann das Glück des Einzelnen und das der verschiedenen Völker erreicht werden, wenn nach dem Wahlspruche des Kaisers von Oestreich, Franz Joseph: Viribus unitis, Alle mit vereinten Kräften zur Realisirung desselben mitwirken." Dies wird dann dahin erweitert, daß das Staatsziel vorzüglich in Monarchien wohlthätig zu erreichen sei. Um aber die Menschen und die Völker für monarchische Staaten empfänglich zu machen, seien sie vor allem zur Mäßigung und zur Selbstbeherrschung zu stimmen. (Nicht auch und zuvörderst die Herrscher?) Nur in der Ausübung der Tugenden der Mäßigung und des Rechtssinnes sei ein wahrer politischer Fortschritt möglich. Sittlichkeit müsse die Grundbedingung sein, das Nützliche mit ihr verbunden, aber ihr untergeordnet, Religion ihre Hüterin und Pflegerin. Hierauf folgen bittere Worte über die „Freiheit und Gleichheit" der Revolutionsschule. Nach einer nochmaligen Ausführung dieser Ansichten im ersten Capitel wird im zweiten von den verschiedenen Regierungsformen gehandelt, wobei denn die Entscheidung für die „ordnungsmäßig eingeführte und legitim festgestellte" Monarchie ausfällt, worauf sich im dritten ergibt, daß der Verfasser dabei nicht die Wahl-, sondern die Erbmonarchie im Auge hat. Dieselbe soll nach ihm auf ein Staatsgrundgesetz basirt sein. Doch will er unter einem solchen nicht „eine Verfassung verstehen, welche die Willenskraft und die Thätigkeit des Monarchen beschränkt und lähmt und ihn mit Bedingung und Formelwerk dergestalt fesselt, daß er entweder auf alles wirksame Thun und Handeln Verzicht leisten und seine Zeit auf dem Throne nur als Paradepuppe, ohne selbst zu handeln, verbringen muß, oder daß er, wenn er wirklich den Monarchen zeigen und als solcher handeln will, bei jedem Schritte eine Formel unbeachtet lassen und das Grundgesetz gleichsam zu einem todten Buchstaben machen muß". Aus dem Weitern sieht man, daß das Staatsgrundgesetz des Verfassers den Monarchen an nichts Gutem, wol aber an einem schlimmen Misbrauch seiner Gewalt behindern soll, nicht aber, wie dieses Problem eigentlich zu lösen sei. Das fünfte Capitel beschäftigt sich abermals mit Durchführung des Satzes, daß der Einzelne sowol wie das Ganze in Monarchien mehr Glück, Sicherheit und Freiheit zu erwarten habe als in Republiken. Von da gelangen wir im sechsten auf einmal zu dem „Grundgedanken eines allgemeinen Friedens", indem von dem innern Frieden zu dem äußern übergegangen und dessen Begründung als eine „unsers erleuchteten Zeitalters würdige Unternehmung" bezeichnet wird, wobei es nur darauf ankomme, daß die Völker mit den Monarchen vereint mit ganzer Kraft den Weg verfolgten, den die Großmächte 1815 betraten, der aber, wie wir in den folgenden Capiteln erfahren, durch die Revolutionspartei zerstört worden sei. (Der orientalischen Verwickelung gedenkt der Verfasser nicht.) Haupthindernisse des Friedens seien Unwissenheit, Mangelhaftigkeit der Gesetze, Mängel in den Sitten, Leidenschaften, Vorurtheile, Selbstsucht, was Alles in einzelnen Betrachtungen erörtert wird, worauf dann eine „vernünftige Aufklärung" als das kräftigste Mittel zur Beseitigung jener Hindernisse bezeichnet wird. In dieser Beziehung auf die öffentliche Meinung und das Volk günstig zu wirken, „sollten sich die Schriftsteller und Journalisten zur heiligsten Pflicht machen". Die Volkserziehung habe ihren Anfang von der Kindheit zu nehmen und der Zweck jeder Volkserziehung die Veredelung des Volkscharakters zu sein. Hierauf kommen in Cap. 14 einige Reflexionen über die „in den letzten Zeiten von den Revolutionshäuptern vorgeschlagene und sogar versuchte Nationalitätsabsonderung und Stiftung von Einheitsstaaten", welche dann den Uebergang zu der Frage bilden, wie und auf welche Art auf Unabhängigkeit, Sicherheit und Größe Deutschlands hingearbeitet werden könne, worauf dann noch

*) E. M. Arndt erzählt im vierten Bande seiner „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (s. unten) von einem verwundeten Pommer, daß er einem Offizier, der ihm nach der leipziger Schlacht seine pommersche Heimatschaft bekannt, geantwortet habe: „Ja nu willen wi Alle Pommerenken sin."

etwas über Nationalität, politische und Territorialfreiheit, nebst einem den Magyaren und Italienern gewidmeten Mahnungsworte, beigefügt und hieran eine Betrachtung der östreichischen Monarchie von 1848 bis Ende 1851 und ihrer Gestaltung nach der Revision der Constitution geknüpft wird. In dieser Gestaltung findet der Verfasser sein Musterbild verwirklicht und kann nun wieder zur Betrachtung einzelner Seiten des Staatswesens übergehen. So handelt er denn zunächst von der Freiheit der Person und der Sicherheit des Eigenthums, sowie von der Nothwendigkeit der Ordnung im Staate, wobei er auf das Parteiwesen und auf die Frage kommt, wie die Parteisucht in einem Staate unschädlich gemacht werden könne. Er will das freilich durch möglichste Beseitigung des Parteiwesens überhaupt bereitet wissen, erklärt aber auch das parlamentarische System für praktisch gefährlich. England sei nicht durch sein Parlament, sondern trotz desselben gestiegen, und „scharfsinnige Beobachter wollten bemerken", daß auch dort das Parlament gefährlich zu werden anfange. Cap. 23 wird etwas über die Gesetze und ihre Form, Cap. 24 über die Gesetzgebung, Cap. 25 über die richterliche Gewalt, wobei der Verfasser sich für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im summarischen Civilprocesse und im Strafprocesse, aber gegen Schwurgerichte erklärt, Cap. 26 über die ausübende Gewalt gehandelt. Es scheint dieses Capitel vor den neuesten östreichischen Erlassen verfaßt zu sein, welche eine Theilnahme der Provinzialstände an der Verwaltung in Aussicht stellen. Denn es wird dieser sehr bedeutungsvollen Einrichtung, in welcher vor einiger Zeit ein Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrschrift" die politische Entwickelung der Zukunft angezeigt sah, mit keinem Worte gedacht. Cap. 27 führt uns wieder in das äußere Staatsleben, nämlich zum Völkerrechte, von wo wir in Cap. 28 zu dem Verhältniß der Religion zum Staate gelangen, die der Verfasser als dem Staate übergeordnet betrachtet, jedoch gegen eine Verwechselung der Religion und der Kirche warnt. Hieran knüpft sich die Besprechung der Einwirkung des Staats auf das Familienleben durch die Ehe. Weiter handelt der Verfasser von dem Staatsdienste, den bürgerlichen Staatsdienern und dem Heere, namentlich auch den Mitteln zur Verbesserung und Veredelung des gemeinen Kriegsmannes. Dann kommt ein Capitel von dem Kronprinzen, worauf von „Ackerbau, Betriebsamkeit und Handel" gesprochen wird, was den Uebergang zu einigen Bemerkungen über den Staatshaushalt bildet. Das Schlußcapitel handelt vom „Schriftenthum" und preist auch hier die östreichischen Maßregeln in Betreff der Presse. Die Fassung der Schrift ist „volksthümlich", wenn man darunter populär, klar, allgemeinverständlich versteht. 78.

Porträtgalerie des steiermärkischen Adels aus der Hälfte des 18. Jahrhunderts, herausgegeben vom Freiherrn J. von Hammer-Purgstall. Erste bis sechste Lieferung. Wien, Gerold. 1855. Groß-Folio. 16 Thlr.

Nachdem Freiherr von Hammer erst kürzlich durch Herausgabe seines großen Geschichtswerks über die arabische Literatur sich ein würdiges Denkmal seines auch im hohen Greisenalter unermüdlichen Strebens nach Förderung der orientalischen Studien gesetzt hat, liefert er soeben in dem oben benannten Bilderwerk einen sehr willkommenen Beitrag zur Biographie der Adelsgeschlechter und zu der noch sehr mangelhaften Kenntniß östreichischer Trachten der höhern Stände aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Hierzu benutzte er eine auf seinem Landsitze Hainfeld in Steiermark bestehende Gemäldesammlnng steierischer Adeliger, deren Bildnisse in Lebensgröße, sehr getreu und nett lithographirt, dargestellt und mit biographischen Angaben versehen sind. Da diese für Sammelwerke gesucht oder doch benutzt werden könnten, so folgen hier die Namen der behandelten Personen, deren Bildnisse dieses Werk enthält. Vom Fürstengeschlechte findet sich blos ein Trautmannsdorf, dann die Grafen: Wenzel Purgstall I. und II. und Joseph, Althaim, Inzaghi, Preiner, Scherffenberg, Saurau, Stadl, Lamberg, Thurn, Wagensperg, Stubenberg, Zechentner, Schaffgotsche, Dietrichstein, Rindsmaul, Leslie, Sauer, Stürgkh, Wurmbrand, Rosenberg, Wildenstein, Bathyany, Attems, Kazianer, ein anderer Saurau und noch ein Leslie, Lantieri, Suardi und noch ein Preiner. Von Freiherren und Herren von kommen vor: Latorner, Ehrenstein, Rissi, Königsbrunn, Kellersperg, Schreckinger, Knesevich, Karlowitz, Wisa Kathaloien, Gormentini, Resmini und Maximilian von Hammer-Purgstall, dessen Manen der Vater in sinnigen Versen diese Arbeit gewidmet hat. Wasili, der Maler aller dieser Bildnisse, dürfte wol unbekannt sein. Im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts sind die Abgebildeten häufig in Situationen vorgestellt, in denen eine Andeutung ihrer Lieblingsbeschäftigung gegeben ist, wodurch ein Licht auf die eben nicht sehr lobenswerthen Sitten des Adels jener Zeit fällt. Jagd, Spiel, Toilette, Schmaus, Musik, Alchymie und behagliches Wohlleben sind Embleme dieser Conterfeis, und wenn auch ein Bathyany in den Büchersaal versetzt ist, so bezeichnet doch das vor ihm aufgeschlagene Buch „L'art de s'ennuyer tout à son aise, ou le séjour de la capitale" sehr prägnant, womit der Geist sich damals beschäftigte, zumal über den Bücherschränken die Aufschrift: Ressource d'esprit, bemerkt wird. Nebenher geht freilich auch die Thätigkeit im Staatsdienste, im Heer und in der Kirche, doch wiegt sie nicht vor. Daher mag es kommen, daß bei mehren dieser Adeligen die biographischen Angaben eine unverhältnißmäßige Kürze zu andern ausführlichern darthun. Wenn übrigens dem Verfasser, dessen reger Geist kein irgendwo auf seinen Wegen aufgefundenes Samenkorn zur Förderung der Wissenschaft unbenutzt liegen läßt, für den mit dieser Leistung gegebenen Anstoß zur anderweiten Veröffentlichung biographischer Denkmäler nur zu danken ist, so dürfte gewünscht werden, daß die zahlreichen Besitzer vortrefflicher Bildergalerien in den östreichischen Staaten diesen Anstoß nicht übersehen und, was für sie so leicht und für die Wissenschaft so belangreich ist, nach von Hammer's Beispiel ins Werk setzen. 79.

Von unserm Büchertisch.

Während ein Gefühl der Pietät gegen einen ehemaligen, der gelehrten Welt durch einen frühen Tod entrissenen Mitarbeiter d. Bl. uns veranlaßt, unter den hier zu erwähnenden literarischen Erscheinungen die Schrift „Gesammelte Aufsätze von Theod. Wilh. Danzel. Herausgegeben von Otto Jahn" (Leipzig, Dyk, 1855) zuerst zu nennen, wollen wir doch wegen des Umstandes, daß die hier gesammelten Aufsätze bereits meist gedruckt waren und zwar zum großen Theil in den „Blättern für literarische Unterhaltung" selbst, auf eine ausführlichere Besprechung derselben verzichten. Aufmerksame Leser unserer Blätter werden sich noch dankbar der interessanten, zuerst in ihnen erschienenen und hier wieder abgedruckten Aufsätze erinnern: „Moses Mendelssohn"; „Ueber Dickens' Romane"; „Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann"; „Goethe's Iphigenie und Diderot"; „Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit"; „Shakspeare und noch immer kein Ende". Einige kleinere Aufsätze dieser Sammlung: „Ueber Goethe's Clavijo"; „Einleitung zu dem Commentar zu Goethe's Werken"; „Ueber die Behandlung der Geschichte der neuern deutschen Literatur", sind jedoch in dieser Sammlung zum ersten male gedruckt. Sehr dankbar wird die biographische Einleitung von den literarischen und gelehrten Freunden des Verstorbenen aufgenommen werden. Danzel führte das Leben so

vieler deutscher Gelehrten, indem er in stetem Kampfe mit Siechthum und ungünstigen Verhältnissen unermüdet und mit eisernster Ausdauer dem Ziel wissenschaftlicher Thätigkeit zustrebte. — Auch „E. M. Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen" (vierter Band; Berlin, Weidmann, 1855) begnügen wir uns als eine Fortsetzung einer meist früher schon gedruckte Aufsätze enthaltenden Sammlung hier nur kurz anzuzeigen. Der Name Arndt's hat für jeden patriotischen Deutschen einen hellen, stärkenden und mahnenden Klang, und so wird jeder vaterländisch gesinnte Mann auch diesen Band mit Pietät zur Hand nehmen und daran sein Herz erfrischen; denn schon in Arndt's freilich etwas stark individuell gefärbter Schreibweise liegt etwas Herzliches und Ursprüngliches von erfrischender Kraft. Der vierte Band der Arndt'schen gesammelten Schriften enthält: „Hoffnungsrede vom Jahre 1810"; „Die Persönlichkeit oder das Gepräge des Volks, was man wol Charakter zu nennen pflegt. Vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Volk"; „Holland und die Holländer"; „Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volks"; „Skandinavien, Deutschlands Verwandter und Nachbar"; „Jetzt und weiland von starken Männern". Das deutsche Volk faßt Arndt wol noch immer als ein zu urzuständliches auf, was es doch in den bei weitem meisten Gesellschaftsclassen und Landstrichen entfernt nicht mehr ist, und verschweigt manche seiner Eigenschaften, aus denen sich die politische und gesellschaftliche Zersplitterung der Deutschen, die gegenseitige Absperrungs-, Isolirungs-, Verkleinerungs- und Ausstoßungssucht und in weiterer Folge die betrübende Heimat- und Bodenlosigkeit so vieler Millionen Deutscher auf deutschem Boden selbst aufs einfachste herleiten läßt. — Wir fügen hieran die dem ehrwürdigen Arndt mit einem Widmungsgedicht zugeeignete Sammlung „Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von Gisbert Freiherrn Vincke" (Hamm, Grote, 1856). Es ist eine Sammlung solcher deutschen Gedichte und namentlich historischer Balladen, welche entweder im Allgemeinen auf Westfalen und seine Geschichte, oder auf besondere Localitäten, Städte, Ortschaften u. s. w. Bezug haben. Letztere Gedichte sind nach den Namen der Localitäten, welche sie betreffen, alphabetisch geordnet. Auch befindet sich darunter eine ziemliche Anzahl bisher nicht gedruckter, die meisten derselben von dem Herausgeber selbst. — Eine Anthologie ganz andern Charakters ist folgende: „Liederbrevier für katholische Frauen und Jungfrauen. Von Joseph Kehrein" (Leipzig, O. Wigand, 1856). Den Inhalt dieser mit bischöflicher Approbation erschienenen und der jetzigen Kaiserin von Oestreich gewidmeten Sammlung bilden lateinische Kirchenlieder, deren Uebersetzungen theils von dem Herausgeber selbst, theils aus andern gedruckten Uebersetzungen entlehnt sind, sodann deutsche Originalgedichte von Aeltern und Neuern, darunter auch von mehren Frauen, z. B. Annette von Droste-Hülshoff, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Luise Hensel u. s. w. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß das londoner „Athenaeum" bei Gelegenheit einer Anzeige der „Lyra Germanica" von Katherine Winckworth bemerkte, daß kein Volk sich eines solchen Schatzes trefflicher Kirchenlieder rühmen dürfe als das deutsche. Der Kritiker im „Athenaeum" hatte bei dieser Behauptung nur die geistlichen Gesänge der evangelischen Kirche, und zwar zumeist aus ihren ersten begeisterten Zeiten vor Augen; hier würde er auch eine katholische „Lyra Germanica" kennen lernen, deren mehr mystische Klänge im Allgemeinen den protestantischen Briten weniger ansprechen würden, während doch auch sie viel Eigenthümliches und poetisch Schönes aufzuweisen hat. — Ein fast wunderliches Schriftchen ist das folgende: „Für den Frieden in Gottes Ordnungen. Aus dem A-B-C der christlichen Politik" (Berlin, Wohlgemuth, 1855). Der anonyme Verfasser ist der Ansicht, „daß die Politik ins Christenthum sich verklären müsse", womit es doch noch gute Wege haben dürfte, und daß man dereinst „ein A-B-C und einen Katechismus der christlichen Politik schreiben wird, die heute noch nicht existiren". Die meisten Aufsätze, zum Theil ziemlich unklar in der Gedankenentwickelung, sind in einem sublimen Gebets- oder Psalmentone abgefaßt. Der Verfasser betet z. B. zum Herrn: „Lenke ihren (der Könige) Blick in tiefer Beschämung auf den erschütternden Skandal des gegenwärtigen europäischen Streites. Auf die Kreuzesfahnen ohne Kreuzessinn, auf den ganzen Verkehr ohne Grund und Boden, auf die selbstsüchtigen Hinterhalte, auf die Flotten die ohne dich segeln, auf die Heere die ohne dich streiten, auf die schwere schmähliche Geldvergeudung aus dem Gotteskasten der Armen und Waisen" u. s. w. — Wir fügen zum Schluß noch hinzu: „Erdmann Beyer's weiland Predigers in Paris und Berlin Leben und Wirken. Ein Freundeswort der Erinnerung von Wilhelm Noël" (Berlin, W. Schultze, 1855). Der Verstorbene, 1812 in Ringenwalde in der Ukermark geboren, war längere Jahre im Dienste der evangelischen Mission in Paris, seit 1850 als Stadtmissionar in Berlin thätig und zuletzt zweiter Geistlicher am Diakonissenhaus Bethanien. Sein Tod erfolgte im März des vorigen Jahres. Die Schrift enthält manches Interessante aus Beyer's frühern Reisen und seinem Aufenthalt in Paris. Beyer erzählt z. B., daß, während die verheiratheten deutschen Handwerker in Paris gern Franzosen werden und mitunter ihre Kinder geflissentlich nicht deutsch sprechen lehren, die im Faubourg St.-Marcel wohnenden deutschen Straßenkehrer, größtentheils Hessen, durchaus nicht französisch sprechen lernen wollen, dabei eng zusammenhalten und meist allen Verkehr mit Franzosen meiden; es sei nicht selten, unter ihnen Solche anzutreffen, die nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris kaum ein Wort Französisch verstehen, viel weniger sprechen. Beyer hat auch Einiges zu evangelischen Zwecken geschrieben und übernahm im November 1850 die Redaction des „Kirchlichen Anzeiger", der sich unter seiner Führung von 500 Abnehmern bis auf 1450 hob. **H. M.**

Notizen.

Eine arabische Erzählung von George Meredith.

Eine Erzählung von George Meredith: „The shaving of Shagpat. An Arabian entertainment" (London 1855), dürfte durch ihren Titel wol die Meisten vermuthen lassen, daß sie aus einer morgenländischen Quelle geschöpft sei, was aber keineswegs der Fall ist. Sie ist vielmehr eine dem Kopfe des Verfassers entsprungene Originaldichtung, in welcher mit großem Geschick morgenländisches Colorit und morgenländische Sprechweise von Anfang bis Ende der fast 400 Seiten langen Erzählung festgehalten sind, sodaß man in der That sich dem Wahne hingeben kann, ein orientalisches Märchen zu lesen. Diese Täuschung wäre nicht möglich, wenn der Verfasser nicht eine in der That sehr kräftige und bewegliche Einbildungskraft besäße. Eine drollige Episode in echt orientalischem Geschmack ist z. B. die, welche die Bestrafung des saumseligen Baumeisters Khipil durch den Perserkönig Schapesch betrifft. Der Architekt sollte bis zu einem bestimmten Termin dem Könige einen Palast erbaut haben, wurde aber damit nicht fertig. Der König kam an dem zur Vollendung des Bauwerks festgesetzten Tage, um den Bau zu besichtigen, und wurde von Khipil auch in den noch nicht vollendeten Thronsaal geführt. König Schapesch sah sich vergebens nach dem Thron um und sagte scherzweise zum Baumeister: zur Belohnung wolle er ihm gestatten, vor seinen Augen auf dem Marmorthron sich niederzulassen und zu thun, als ob er König wäre. Khipil erwiderte anfangs zwar verlegen, daß der Thron noch nicht fertig sei; als ihn jedoch der König weiter ins Gebet nahm, rief er schnell entschlossen: „Wie blind ich doch war, den Thron nicht zu sehen!" Und nun kauerte er an der Stelle, wo der Thron stehen sollte, in sitzender Stellung nieder und that, als ob er auf dem Throne säße. Hierauf der König:

„Als ein Zeichen, daß ich mit der Ausführung des Throns zufrieden bin, sollst du die Ehre haben, einen Tag und eine Nacht lang auf ihm sitzen zu bleiben; aber wenn du dich nur etwas nach rechts oder links rührst und dadurch zeigst, daß du gegen die dir angethane Ehre unempfindlich bist, so sollst du mit 25 Pfeilen durchbohrt werden." Darauf ging der König und ließ 25 Mann von seiner Leibgarde bei Khipil zurück, die sich mit gespannten Bogen rings um ihn her aufstellten. Und die Maurergesellen und Zimmerleute und anderes schadenfrohes Gesindel, dessen es ja im Orient so gut wie bei uns gibt, strömten in Scharen herbei und lachten den Baumeister weidlich aus, wie er so jämmerlich dasaß und sich nicht zu rühren wagte, aus Furcht, sofort erschossen zu werden.

Beethoven.

Das bekannte Werk von W. von Lenz über Beethoven hat jetzt unter dem Titel „Beethoven et ses trois styles" (2 Bände) in Paris seine Wiederauferstehung und seine französische Incarnation erlebt. Charles Asselineau berichtet darüber im „Athenaeum français" mit der wärmsten, fast einer leidenschaftlichen Anerkennung. Er sagt davon: „Man kaufe und lese es; es wird für Einige ein Gegenstand des Unterrichts, für Alle einer des Vergnügens sein, denn durch seine erzählende und episodische Form bildet es eine der angenehmsten Lectüren, die man sich wünschen kann. Herr von Lenz besitzt eine Fülle von Kraft und Geist." Und weiter: „Was mich selbst anlangt, so kann ich in Betreff des Herrn von Lenz und seines Buchs nur Ein Gefühl haben. Ich verdanke ihm, daß ich während einiger Tage mit den größten Geistern verkehrt und mich mit den erhabensten Fragen der Kunst beschäftigt habe: ich danke ihm dafür." Der Kritiker scheint die Verpflanzung des Lenz'schen Buchs auf pariser Boden als eine Art epochemachendes Ereigniß für die französische musikalische Welt anzusehen. Denn nach Asselineau liegt die musikalische Kritik in Frankreich entsetzlich darnieder; die privilegirte Form der französischen Aesthetik sei das Pamphlet, und Lenz habe ganz Recht, sowie er thut, sich über den musikalischen Geschmack der Franzosen lustig zu machen. Nur zur Zeit des Rangstreits zwischen Gluckisten und Piccinisten habe etwas wie eine musikalische Literatur in Frankreich bestanden; seitdem liege sie gänzlich brach, während Deutschland und nach ihm Italien eine ausgebildete musikalische Literatur besitze. Frankreich habe kein einziges eingehendes Werk über Méhul oder Lesueur aufzuweisen, diese beiden Begründer der modernen französischen Schule, keins über Rameau, den man doch aus Gewohnheit und auf Grund der ihm verliehenen akademischen Medaille den „Vater der französischen Musik" zu nennen pflege. Das französische Publicum kenne nicht einmal die Titel seiner Werke. Asselineau kommt auch auf eine merkwürdige Aeußerung Beethoven's zu sprechen, daß er nämlich die „Zauberflöte" dem „Don Juan" vorgezogen und gestanden habe, Compositionen wie „Don Juan" nicht schreiben zu können, denn er habe einen Ekel an solchen Sujets. Wahrscheinlich war ihm durch die vielen überschwänglichen Phrasen, die in Deutschland auch von Laien und Halbästhetikern über Don Juan und die Tiefe der Don Juan'schen Orgien gemacht worden sind, der Geschmack an dieser Oper verdorben. **H. M.**

Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. 6te Auflage. Leipzig, Wiedemann. 16. 25 Ngr.

Auswahl aus den Schriften Napoleons III. Aus dem Französischen von einem Officier. Berlin, Moeser. Gr. 8. 1 Thlr.

Bodenstedt, F., Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Carus, C. G., Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Czilsky, C. J. St., Kreuz und Krone. Eine Festgabe. 2te bedeutend vermehrte und unbedeutend verminderte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 25 Ngr.

Ebert, C. E., Ein Denkmal für Carl Egon Fürsten zu Fürstenberg. Prag, Ehrlich. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Galen, P., Fritz Stilling. Erinnerung aus dem Leben eines Arztes. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gall, Louise v., Frauenleben. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von **L. Schücking**. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Grant, J., Die gelbe Fregatte oder die drei Schwestern. Deutsch von **W. E. Drugulin**. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Hammer, J., Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von **C. W. Hufeland**. 8te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Leben, Lied und Liebe. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1855. 8. 20 Ngr.

Linden, Auguste, Welt und Einsamkeit. Novellen. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lobedanz, E., Narren des Glücks. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Löwenstein, A., Humoristische Original-Vorträge. 1stes und 2tes Bändchen. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. à 5 Ngr.

Aechte Perlen nach dem Englischen von **Thekla von Gumpert**. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 32. 3 Ngr.

Scharnhorst, G. v., Die Vertheidigung der Stadt Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter dem Generalmajor von Hammerstein. Neuer unveränderter Abdruck. Mit einem Plane. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J. F. J., Der Mond. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang und Standpunkt unserer Kenntnisse von der Oberflächengestaltung und Physik dieses Weltkörpers. Nebst zwei farbigen Tafeln und mehreren in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Barth. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Thomas, J., Nah und Fern. Eine Herbstlese. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vollgraff, K., Wie muss man forschen und dann schreiben? nachgewiesen durch die Analyse des Werkes: Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowohl der Ethnologie durch die Anthropologie etc. Marburg, Elwert. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Blumenau, H., Deutsche Kolonie Blumenau in der Provinz Santa Catharina in Süd-Brasilien. Bericht bis Juni 1855 und Aufforderung zum Anschluß. Nebst Bemerkungen über deutsch-brasilianische Kolonisation im Allgemeinen, Beschreibung des Itajahy-Gebietes und einer Karte. Rudolstadt, Froebel. 8. 7½ Ngr.

Rothe, C., Das Sakrament der heiligen Taufe. Was ist die Taufe? Wem gebührt die Taufe? Wie soll sie verwaltet werden? Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene **elfte Band (Heft 121—135)** enthält folgende Aufsätze:

Die Auswanderung in nationalökonomischer, polizeilicher und staatsmännischer Rücksicht. — Schweden in seinen gegenwärtigen Zuständen. — Der Deutsche Zollverein in seiner historischen Entwickelung. — Das Königreich beider Sicilien in seinen gegenwärtigen Zuständen. — Westindien nach seinen innern und äußern Verhältnissen. — Norwegen in seinen physischen, socialen und politischen Verhältnissen. — Oestreich seit der Verleihung der Märzverfassung bis zu ihrer Aufhebung. — Die englische Literatur vom Tode Byron's und Walter Scott's bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte. (Von Karl Ohly.) — Das heutige Credit- und Bankwesen. — Deutschland seit der Auflösung der Nationalversammlung bis zur Mitte des Jahres 1855. — Die Literatur Frankreichs seit der großen Revolution bis in die Gegenwart. — Mexico und Mittelamerika, und die Stellung dieser Länder zum Weltverkehr. — Die mikroskopische Welt. (Von Ferdinand Cohn.) — Die östreichische Monarchie in Bezug auf ihre materiellen Kräfte und ökonomischen Verhältnisse. — Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erster Artikel. **(Von Christian Friedrich Wurm.)**

☞ Die „**Gegenwart**" wird, wie es beabsichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Der **elfte Band** enthält deshalb 15 statt 12 Hefte und dasselbe wird wahrscheinlich bei dem **zwölften Bande** der Fall sein.

Auch ferner werden von der „**Gegenwart**" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt gegen Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Leipzig, im Januar 1856.

Die Verlagshandlung der „**Gegenwart**":

F. A. Brockhaus.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von Robert Prutz.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf **einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern **die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln &c. kann das Deutsche Museum als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Ein ausführlicher Prospect und Probenummern des Blattes sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen sechsten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten **Schriftstellern** bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1855 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Sechzigster und einundsechzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Einunddreißigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Georg (Könige, Landgrafen, Markgrafen, Fürsten, Großfürsten, Herzöge und Bischof dieses Namens) von *Döring, Hertzberg, Külb, Künzel, Rommel* und *Wachter;* Georgien, Georgier von *Hössler;* Georgios von *Baehr;* Gerando von *Röse;* Geraniaceen und Geranium von *Garcke;* Gerbsäuren oder Gerbestoff von *Loth;* Gerecht und Gerechtigkeit von *Scheidler;* Gerechtigkeit Christi, Gerechtigkeit des Glaubens, Gerechtigkeit Gottes von *Hasemann;* Paul Gerhardt von *Kraft;* Gericht, Gerichtsbarkeit von *Emminghaus;* Gerichtswesen von *Wirk;* Germanicus von *Hertzberg;* Germanien (alte Geographie und Geschichte) von *Krause;* Germanien und Germanen (in culturhistorischer Beziehung) von *Zacher.*

Zweite Section: Nachträge zu I: Integralrechnung von *Schlömilch;* Josef (jüdische Gelehrte) von *Steinschneider;* Josephus von *Reuss;* Island (Geographie und Geschichte) von *Klaehn;* Island (Literatur und Sprache) von *Rosselet;* Italien (Geographie) von *Sander.*

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** 4. Auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von

Carl B. Lorck in Leipzig.

1) **Huc und Gabet,**

Wanderungen in der Mongolei.

Herausgegeben von Karl Andree.

2) **Huc und Gabet,**

Wanderungen im Chines. Reiche.

Herausgegeben von Karl Andree.

3) **Amedée Thierry,**

Attila und die Attila-Sagen.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. verm. Ausgabe.

4) **Amedée Thierry,**

Die Söhne und Nachfolger Attila's.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

5) **Washington Irving,**

Das Leben George Washington's.

1. Band. Vollständig in 3 Bänden.

6) **Historisches Jahrbuch 1854—1855.**

Mit dem Portrait Palmerston's.

7) **Prof. Dr. K. Koch.**

Die

Kaukasischen Länder u. Armenien.

8) **J. H. Schnitzler,**

Geschichte des Russischen Reiches.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

9) **Dr. E. C. Brewer,**

Katechismus der Naturlehre.

Durchgesehen von Prof. Dr. O. Marbach.

10) **Dr. G. A. Jahn,**

Handbuch der Witterungskunde.

Mit 26 Abbildungen.

11) **Graf d'Escayrac de Lauture,**

Die Afrikanische Küste.

Herausgegeben von Karl Andree.

12) **James F. W. Johnston,**

Chemische Bilder a. d. Alltagsleben.

Preis eines jeden Bandes von 20—30 Bogen 1 Thlr.

Illustrirte Prachtausgabe von Washington Irving.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Ein geschmackvoll und reich ausgestattetes **Prachtwerk** das eine Zierde jedes Salons bilden wird, gleichzeitig in einer **deutschen** und einer **englischen** Ausgabe erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 6.** —— 7. Februar 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Thomas Babington Macaulay und seine Schriften. *)

Sydney Smith, der während der glänzenden Laufbahn seines Lebens und Witzes fast alle modernen Männer und Zustände treffend witzig bezeichnete, nannte Macaulay „a book in breeches", „ein Buch in Hosen", wie wir es wörtlich übersetzen müssen, ein Buch, das lebt, ein persönliches Buch. Er wollte damit dessen merkwürdiges Gedächtniß, dessen Belesenheit und Gelehrsamkeit mit Einem Schlage treffen. Wir müssen es weiter und allgemeiner nehmen. Das Buch, welches lebt, schreibt auch Leben. Seine enorme Gelehrsamkeit und musikalische Stilvirtuosität verwandelt alles Gelernte und Gelesene in Leben und zwar in lebendige Anschauungen, in denen der praktische Whig, die höhere englische „Gesellschaft", „der Parlamentarismus, wie er ist", der höhere modige, facetiöse Umgangsstil, der forsche Cambridgegelehrte sich selbst idealisirt und in Mustern wiedererkennt. Dies, und nicht etwa ein eigenthümliches tiefes Genie mit neuen überraschenden Forschungen und Wahrheiten, ist der wesentliche Grund der beispiellosen Erfolge fast aller seiner literarischen Producte, obgleich man dabei seine glückliche Stellung unter den regierenden Classen und in Bezug auf die „Geschichte Englands", deren beide neueste Bände beim ersten Anlaufe in 35,000 Exemplaren, d. h. 70,000 Bänden leidenschaftlich vergriffen wurden, die gewählte geschichtliche Epoche nicht übersehen darf. Außerdem ist er als Gelehrter und Schriftsteller so glücklich, im höchsten Grade mit Fehlern ausgestattet zu sein, die unter den Augen des bezauberten Lesers zu den brillantesten Tugenden werden. Er ist ein doppelter Virtuose, auf dem Instrumente der Sprache im Allgemeinen, speciell auf dem der Geschichte und musikalischen Personen- und Charaktermalerei, wobei ihm alle Künste des Effects, starker Lichter und Schatten, stechender Feinheiten und brillanter Antithesen auf das bereitwilligste spielend dienen. Er spielt, er lächelt, er gleitet ruhig dahin und überrascht und blendet Schlag auf Schlag, ohne daß man Absicht, Arbeit, Kunst merkt. Es ist diese höchste Kunst der Darstellung, die zum Scheine des Natürlichsten zurückkehrt, diese Virtuosität, die gewandt auf den unzähligen Tasten sprachlicher und rhetorischer Formen umherphantasirt und immer melodisch, immer modern, immer leicht und unmittelbar verständlich und angenehm dazu klingt, es ist dieser Formenreiz, dieser Mangel an schweren, tiefen Deductionen, großen, ringenden Gedanken, die Freiheit von allen holperigen, störend umherliegenden Apparaten der Gelehrsamkeit, wodurch er auf seinem Gebiete geworden, was Liszt, was Jenny Lind oder eine Taglioni auf den ihrigen, wodurch er zugleich für die Wissenschaft und besonders für die Geschichtsforschung gefährlich erscheinen mag. Von Hause aus ein kurzer, runder, gesundheitsstrotzender Schotte, hat seine Constitution unter der „Geschichte Englands seit Jakob II." bedeutend durch den Genuß von Opiaten

*) Wir sehen voraus, daß diese Charakteristik Macaulay's bei dessen zahlreichen enthusiastischen Verehrern auf vielfachen Widerspruch stoßen und stellenweise vielleicht wie eine etwas störende Dissonanz empfunden werden wird. Diese Ueberzeugung konnte uns jedoch nicht veranlassen, einer vom Standpunkte des Verfassers so gewissenhaft motivirten Beurtheilung des berühmten Geschichtschreibers den Eintritt in die Spalten unsers Blatts zu versagen. Um den Werth eines mit so vielen verführerischen Kunstmitteln ausgestatteten und der modernen Nützlichkeitstheorie mit so blendender Eleganz das Wort redenden Historikers wie Macaulay auf ein richtiges Maß zurückzuführen, wird man auch auf solche Stimmen hören müssen. Der Verfasser des Aufsatzes neigt sich ersichtlich mehr der mystisch-idealistischen, nach der Erfassung der Dinge mehr in ihrer geistigen Tiefe strebenden, halbprophetischen Richtung Carlyle's zu. Wir wollen auch nicht wünschen, daß uns Naturen wie Carlyle, mögen sie auch bei dem ersten Anblick etwas Verwirrendes für uns haben, jemals fehlen mögen. In England wenigstens sind sie gegenwärtig vielleicht nöthiger als je.

D. Red.

als Anregungsmitteln gelitten. In seiner Geschichte ist also etwas Opium. Jedenfalls ist Macaulay ein so merkwürdiges literarisches Phänomen, ein so reicher, glänzender Schriftsteller, daß es im Interesse der Literatur lohnt, ihn möglichst in dem Umfange und Zusammenhange seiner Leistungen und seiner Persönlichkeit darzustellen.

Thomas Babington Macaulay ist, so wenig man dies auch aus der Art, wie er von den „Hochländern" spricht, vermuthen sollte, von echt schottischer Abkunft. Der Geistliche von Inverary, John Macaulay, der nach Boswell's „Tour zu den Hebriden" mit dem berühmten Dr. Johnson sprach, war sein Großvater. Zachary Macaulay, früher Kaufmann in Westindien, bekannt als Freund und Strebensgenosse des berühmten parlamentarischen Kämpfers für Sklavenemancipation, Wilberforce, war sein Vater. Er pflanzte seinen schottischen Stammbaum über auf englischen Boden nach Rothley-Temple, Leicestershire, wo Thomas Babington 1800 geboren ward. Seine Erziehung ward zu Hause begründet, ursprünglich mit dem Streben des Vaters, ihn zu einer kaufmännischen Laufbahn zu bewegen, für welche jedoch der Sohn so wenig Neigung zeigte, daß dieser Plan bald aufgegeben ward. Eine höhere Erziehung erhielt er vom Geistlichen zu Shelford, Cambridgeshire, und die akademische seit 1818 im Trinity-College der sogenannten Universität Cambridge. Schon nach einem Jahre gewann er für englische Verse eine Preismedaille, später noch mehre und ziemlich rasch hintereinander alle akademischen Grade. Nach Vollendung der akademischen Laufbahn, die in nichts an deutsche Universitäten erinnert, fing er erst an, ein bestimmtes Fachstudium zu treiben: Jurisprudenz bei bestimmten praktischen Juristen. Im Jahre 1826 ward er „zur Barre gerufen", d. h. für selbständig praxisfähig erklärt. Er machte aber wenig „Gebrauch davon". Hatte er doch schon die Wonne, sich zuerst gedruckt zu sehen, empfunden. „Knight's quarterly magazine" ward ihm gleich zum Vorhofe in den schwer zugänglichen literarischen Ehrentempel der „Edinburgh review". Hier erschien 1825 eine Abhandlung über Milton, deren „muthwillige Eleganz und Ornamentik" den Verfasser sofort zu einem berühmten Schriftsteller erhob. Obgleich derselbe (natürlich Macaulay) später selbst sagte, daß er jetzt bei gereifterm Geschmack und Urtheil keinen einzigen Satz dieser Abhandlung mehr billige und ihm diese „Ueberladung mit ungraziösem Schmuck" zuwider sei, hatte sie doch ihr Werk gethan. Macaulay war und blieb ein berühmter „Essay"-Schriftsteller. Zugleich ein Beweis, daß das Glänzende, Effectmachende nicht immer wirkliche Verdienste zu haben braucht. Wir können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der beispiellose buchhändlerische Erfolg seiner „Geschichte Englands" uns kritisch nicht bestechen darf. Was ihn so plötzlich berühmt machte, war nach seinem eigenen Urtheil ein Fehler: die vorwaltende Form, der malerische Schmuck, die rhetorische Antithese. Die Erstlingsproducte des Genies zeichnen sich, wie Schiller's „Räuber", durch eine unbewältigte Fülle von Gedanken und Ideen aus. Das Genie ist deshalb ein Genie, weil es ihm urkräftig aus dem Innern quillt, das gelehrte „Talent" Macaulay's setzte schon in erster Jugendfülle von außen her, als rhetorischer Künstler, schönen, bunten, bestechenden „Stil" zusammen. Diese übertriebene Ornamentik, diesen reflectirten Formalismus zähmte und dämpfte er zwar schon in den nächsten Beiträgen zur „Edinburgh review", aber was ihn so plötzlich berühmt gemacht hatte, dieser Schönheitsmantel, der die Defecte des Talents verhüllt und ihm den Schein eines großen Genies gibt, umflattert ihn durch seine ganze literarische Laufbahn, wenn auch in malerischern Faltungen, in künstlerischern Attituden, welche bei Stoffen, wie denen der Geschichte, zu einem Fehler werden, der dem echten Historiker geradezu als Versündigung an der Geschichte erscheinen wird. Macaulay wäre ohne diesen Fehler viel weniger berühmt, hätte aber jedenfalls bedeutend größere literarische Verdienste.

Während der junge Macaulay als Hauptglanz der „Edinburgh review" strahlte, in besonderer Freundschaft mit dem Redacteur, Mr., hernach Lord Jeffrey, begann er mit demselben Glanz seine politische Wirksamkeit, di
bald das Auge der Whigs auf ihn, ihn selbst aber ins Parlament und bald darauf in ihre speciellen Staatsdienste zog. Er begann mit kleinen politischen Epigrammen und ju
gendfrischen, heißen Artikeln für die damals aufgährend
Reformbewegung, der sich die Tories und Whigs wider
setzten, bis die Eisenmänner von Birmingham schon z
den Waffen griffen, um nach London zu ziehen. Lor
John Russell „rettete den Staat", indem er einige Be
standtheile der höhern Mittelclassen von den Schulter
der Arbeiter in die Festung des Parlaments hineinho
und das Thor wieder mit der Erklärung schloß, das f
das Ende aller Reform. Macaulay, der eifrige Refo
mer für die höhern Mittelclassen, war und blieb im Ga
zen damit zufrieden. Die Reformbewegung brachte ih
schon 1830 ins Parlament als Vertreter von Calne, eine
alten Wahlburgflecken unter dem Einflusse des Marqu
von Lansdowne. Seine erste Rede am 5. April 1830 ga
der Emancipation der Juden für das Parlament. S
war weder lang noch gut und wirksam (die gewählt
Juden wurden noch bis heute jedes Jahr zum Hau
hinausgewiesen), wurde aber glänzend gefunden und hö
lich gepriesen. Seine Parlamentsreformreden im Mä
Juli, September und December 1831, im Februar u
März 1832 waren brillanter und wirksamer, weil
entrüstete und gerüstete Massenkraft der Bevölkeru
im Hintergrunde seines bengalischen Redefeuers a
leuchtete.

Er spricht mehr, als es sonst gewöhnlich der Fall i
wie er schreibt. Seine Macht liegt in der musikalisch
Virtuosität der Form, parlamentarisch besonders in Co
bination, nicht in Auffindung von Argumenten und Th
sachen, in Illustration durch Contraste und Vergleichu
entlegener Objecte, in Popularisirung (respective grazi
Verflachung) schwieriger, trockener, abstruser Fragen. L

er doch in seinen letzten Bänden die Entstehung von 7000,000,000 Staatsschuld in angenehme, klare Sprachmusik gesetzt.

Kein Zweifel, daß er sich um die friedliche Durchbringung der Reformbill von 1832 große Verdienste erwarb. Er galt damals schon als eminentes Mitglied der Whigs. Er hatte stets die Klugheit, nicht oft zu reden und dann nur gut, schlagend, blitzend mit allerlei Waffen aus seinem unerschöpflichen Gedächtnisse über wichtige Gegenstände. Die Kunst zu schweigen gab seinen Reden stets besondern Effect. Sydney Smith lobte daher ganz treffend die „Blitze des Schweigens“ an dem ältern Macaulay. Durch die Reformbill wurde sein alter Wahlburgflecken mit cassirt. So wählte ihn Leeds, das er von 1832—34 vertrat. Die Whigs hatten ihn auch „placirt“ und erst zum Commissionär, dann zum Secretär des Controlamts und infolge einer brillanten Rede über Indien (1833) zum Mitglied und Rechtsconsulenten des obersten Raths von Indien erhoben. Zugleich fungirte er als „Commissionär der Bankrotte“. Seine Beamtung für Indien bildet eine Epoche in seinem Leben. Er gab seinen Sitz im Parlamente auf und begab sich sofort (1834) nach Kalkutta, um für 10,000 Pf. St. jährlichen Gehalts „zur Verdauung und Reform der indischen Gesetze“ beizutragen. James Mackintosh nahm sich vor, aus seinem indischen Amte Gold zu machen, that es aber nicht. Macaulay ging mit demselben Vorsatz und führte ihn durch. Er lebte dort sehr zurückgezogen und sah und empfing wenig Gesellschaft, „wie ein kluger Schotte“. Er studirte fleißig und componirte seine besten „Essays“: Bacon und das Leben und Lob der martialischen Unterjocher Indiens, Clive und Warren Hastings. Sie gelten für seine Meistercharakteristiken. Stechend, blitzend, lebendig, bestechend, aber voller Partien und Doctrinen, die auf die zarteste Weise an Haifischpolitik und Raubthierphilosophie erinnern.

In Indien schrieb er auch seinen „Dryden“, eine Arbeit, die er unterdrückte, weil er, um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, „zu ausschweifend in Paradoxen“ gewesen war („wantoned in parodox“). Wir fürchten, dieselbe Ausschweifung sei auch in andern nicht unterdrückten literarischen Producten nicht ganz vermieden, wollen dies aber keinem schlechtern Grunde zuschreiben, als dem Zauber, den sein eigener Stil über ihn ausübt, wie über jeden Andern. Es kommt ihm gar zu sehr darauf an, seine Virtuosität zu zeigen und damit Beifall zu erzwingen, sodaß er mehr auf die effectvollsten, impressivsten, als auf die wahrsten und richtigsten Ausdrücke und Gesichtspunkte Jagd macht. Das gibt die falsche, unechte Schönheit. Die wahre quillt aus dem innern Fühlen, Empfinden, Ergründen und Schauen des Wahren und Rechten.

Macaulay kehrte 1838 von Indien zurück und ward das Jahr darauf von Edinburg für das Parlament gewählt. Im Juni dieser Session sprach er für den Grote'schen Antrag auf geheime Wahl durch „Ballot“. Geheime Stimmenabgabe sei das beste Mittel gegen Einschüchterung und Bestechung, die seit der Reformbill bedeutend zugenommen habe. Ballot ist das Stamm- und Hauptwort der „liberalen“ Whigs, als deren Schmuck und Zier er seitdem galt, obgleich er von den meisten andern Artikeln dieses Liberalismus nichts wissen will. Und obgleich er mehrmals darauf bestand, daß Monarchie und Aristokratie als „Mittel, nicht Zwecke“ betrachtet und behandelt werden müßten, ging er doch, seit 1848 namentlich, zu einer immer entschiedenern Feindseligkeit gegen „zu viel Reform“ über, weil dahinter Demokratie stecke. Warnte er doch einmal vor „zu viel Reform“ deshalb, weil man dadurch den Nachkommen alle Gelegenheit nehme, auch zu reformiren. Solche Staatsweisheit muß denn allerdings im prächtigsten Schmucke parlamentarischer Diction auftreten, wenn ihr „das Haus“ nicht direct ins Gesicht lachen soll. Macaulay ist in keinem höhern Grade ein Liberaler als etwa Lord Derby. Er ist und bleibt ein echter Whig der alten Schule Grey's und Lord Holland's. Sprach er früher heftig und begeistert für Reform und Glückseligkeit möglichst Aller, so kam dies damals aus dem gährenden Wein allgemeiner Aufregung, die nicht mehr mit sich scherzen ließ. Macaulay ward bald nach seiner Rückkehr wieder Mitglied des Ministeriums und zwar als ein Kriegsminister (Secretary at war), welches Amt er von 1839—41 verwaltete. Nach dem Falle Peel's machten ihn die wieder eintretenden Whigs zum Oberkriegszahlmeister (1846—48). Während des letzten Jahres dieser amtlichen Wirksamkeit wählte ihn die Universität Glasgow zu ihrem „Lord Rector“, welches Amt er mit einer „brillanten historischen Rede“ antrat. Diese Rectorate sind bekanntlich blos Ehrenstellen, die eminenten Persönlichkeiten überhaupt gegeben werden, wie z. B. dem Prinzen Albert. Machte doch eine englische Universität Blücher zum „Doctor“. In der „Maynooth-College-Angelegenheit“, die sich seit vielen Jahren jämmerlich durch jede Parlamentssitzung schleppt, hatte er der bornirt puritanischen Stadt Edinburg Aergerniß gegeben. Wurde doch erst unlängst ein in höhern Kreisen sich bewegender Deutscher Edinburgs plötzlich aus aller „Gesellschaft“ ausgeschlossen, weil er einmal geäußert, daß er Strauß' „Leben Jesu“ gelesen. Das in seinem Gewissen höchlichst verletzte Edinburg ließ Macaulay 1847 zu Gunsten eines Papierfabrikanten durchfallen, was in England allgemeinen Unwillen erregte und dem Durchgefallenen Zeit ließ, sein großes Geschichtswerk zu begründen. Mit der Zeit lernten sich die Wahlprivilegirten Edinburgs schämen und wählten ihn deshalb 1852 ohne sein Zuthun wieder.

In dieser Skizze seiner politischen Laufbahn fanden wir keine Gelegenheit, auf besondere Verdienste aufmerksam zu machen. Die Laufbahn war respectabel, glücklich und glänzend, aber sie war und ist nicht seine specifische Sphäre. Er erhob sich nicht über die nützlichen Freunde der eigentlichen Ministerialhelden und nicht über politisch untergeordnete Aemter. Parlamentarisch zwar ein großer Redner (Rhetor, nicht Orator), brachte er es doch nie bis zur Eminenz als „Debater“, was

man im englischen parlamentarischen Dienste genau zu unterscheiden weiß. Großem parlamentarischen Erfolge ist sowol seine nicht angenehme Stimme als auch die zu rasche Art zu sprechen entgegen. Außerdem merkt man die Absicht und wird verstimmt. Man hört es jedem Satze an, daß er artistisch vorbereitet und zurechtgefeilt ward. Man hört stets die „gemachte" Rede, nicht das zum Worte urkräftig Heraustönen feuriger Empfindung und tiefer Ueberzeugung. Sein specifisches Talent ist die historische Composition, zu welcher er immer hinneigt und übergeht, auch wenn er unpolitische und blos literarhistorische Personen und Zustände schildert. Das erste sowol als eins der letzten seiner literarischen Porträts (Milton und Addison) lassen diese Richtung ganz auffallend hervortreten. Die eine Abhandlung enthält eine Dissertation über Puritaner und Rundhüte, die andere Schilderungen der politischen Parteien unter Wilhelm dem Oranier, Anna und Georg. Allerdings waren seine Helden beide mit Politik verbunden, aber nur nebenher. Die Politik ist weder an Milton noch an Addison ein Charakteristicum der Art, wie sie Macaulay voraussetzt. Milton war sogar ein hochdichterischer Republikaner. Macaulay ist durchweg specifischer „Literat", politischer und historischer „Schöngeist". Alle seine Gedichte sind historisch, von „Ivry" und der „Armada" bis zu den „Gesängen über das alte Rom". In seiner Jugend schrieb er komische Verse: politische Satiren. Kurz, er ist ein politischer „littérateur" oder literarischer Politiker, ein Mann mehr von der Schule des Mackintosh als des Dr. Johnson oder Gray.

Um Macaulay als Schriftsteller näher kennen zu lernen, ist er erst als literarhistorischer Biograph, als „Essayist", wofür wir in Deutschland weder die Sache noch ein Wort genau haben, dann als Dichter und zuletzt als Historiker zu betrachten.

Seine aus der „Edinburgh review" gesammelten Beiträge umfassen eine große Menge den Engländern speciell interessanter Objecte. Sie sind kaum, wie der Titel sagt, als „Critical and historical essays" zu unterscheiden, denn die kritischen sind fast alle zugleich historisch und biographisch, die historischen sehr entschieden kritisch. Die literarisch-kritisch am reinsten gehaltenen sind die Darstellungen Milton's, die Kritiken über „Byron's Leben" von Moore, Boswell's „Johnson", über die „Briefe von Horace Walpole", Southey's „Gespräche über Gesellschaft", „Diarium und Briefe von Madame d'Arblay", „Leben und Schriften Addison's" und die höchst kunstvoll durchgeführten Dissertationen über Lord Bacon und Sir William Temple. Unter den Arbeiten, die ausdrücklich als historische Abhandlungen auftreten, sind die merkwürdigsten über Lord Burleigh, den Earl of Chatam, Lord Clive und Warren Hastings. Sie bilden vollendete und substantiell durchgeführte Lebensbilder von dem Genius und dem Charakter der betreffenden Persönlichkeiten mit graphischen und brillanten Schilderungen der politischen und socialen Atmosphären, worin sie lebten und handelten. Vor dem höhern Richterstuhle historischer Kritik, welche weder den Interessen eines Landes und einer beschränkten Zeit, noch weniger denen einer bestimmten Classe die Wahrheit im Lichte menschheitlicher Entwickelung opfern lassen darf, werden sie in ihrem Inhalte als zu specifisch englisch, zu parteiisch whigistisch, in ihrer Form zu geputzt und belletristisch für den historischen Stil erscheinen, wie in verschiedenen Graden die ganze historische Darstellungskunst Macaulay's.

Vielleicht ist es schwer, gegen ihn ein solches höheres Scherbengericht zustande zu bringen; er spricht „zu schön" und stets über interessante, große, wichtige Personen und Sachen. In den „Essays" ist er außerdem mit voller Kraft seines Talents „Cultus des Genius". Er hat es mit lauter Genies zu thun, mit den anerkanntesten Größen in Leben, Politik und Literatur. Bacon, Milton, Addison, Johnson, Byron — lauter Genies, jeder in seinem eigensten, individuellsten Wesen erkannt, gewürdigt und gepriesen. Nichts ist ihm und dem Leser ein größerer Genuß, als die Fußtapfen kühner, origineller Wanderer auf den Gebieten des Gedankens, der That und der Macht zu verfolgen. Er glüht vor Bewunderung über der Erzählung und Schilderung ihrer Kämpfe und Siege. Was ihn am meisten hinreißt und den Leser auf die liebenswürdigste Weise besticht, sind die großen Charakterzüge und genialen Thaten seiner Helden, die subtilen Grazien in Handlung und Bewegung, die der gewöhnliche Sterbliche nicht nachmachen kann, die Schönheit und Glorie, die sich um die Gegenwart großer Persönlichkeiten und genialer Köpfe ausstrahlend ergießen. Vor diesem Strahlen ihrer geistigen Größe und Genialität beugt er sein Haupt in tiefer Verehrung und lobsingt er mit Enthusiasmus und Entzücken die Majestät, die ihm Gelegenheit zu so schönem Stile gibt. Sein „Cultus des Genius" ist durchaus kein gläubiger. Wir nehmen seine Apothese des von Southey herausgegebenen Bunyan'schen „Pilgrim's progress" und in andern „Essays" Stellen aus, wo er wirklich von der Sache hingerissen wird. Dem Thomas Carlyle mit seinem Heroencultus ist Thomas Macaulay ein sehr ungläubiger Thomas. Auch dies besticht uns wieder sehr leicht. Neben kühner und furchtloser Bewunderung bringt er anscheinend gerechte und sogar Rhadamantische Kritik der Fehler und Gebrechen seiner Helden zur Geltung. Er ist besonders ein sehr Drakonischer Censor ihrer moralischen Gebrechen. Während er vor den Cäsaren der Intelligenz sein Haupt beugt, bringt er sie für jede Verletzung der Ehre und „Respectabilität", der Wahrheit und des Schönen vor ein strenges Gericht. Das besticht uns im Urtheil über den Autor sowol als über seine Genies und Heroen. Man denkt: wie hochrespectabel, wie groß, wie genial, wie tugendhaft muß der Mann sein, der bei dieser Bewunderung und Verehrung es über das Herz bringen kann, sie wegen ihrer menschlichen Schwächen so scharf zu tadeln! Man wird irre an den Helden, man wird aufgeregt und ärgert sich über diese widerspruchsvolle Doppelnatur in ihnen; man merkt nicht,

daß er uns irre gemacht und die Helden bei aller Genauigkeit und Individualisirung uns dennoch in ein falsches, oberflächliches, conventionelles Licht gestellt wurden. Wir merken es nicht, daß dieses gerechte Gericht über sie zur Gewaltthat wird, welche die eine Hälfte des Helden krönt und die andere kreuzigt. Die Persönlichkeiten wollten als „ganze Männer", als Individuen begriffen und gewürdigt sein und wir bekommen den Lord „Bacon" zerschnitten als äußerliche Schwarte und dann als „Speck" („bacon"). Dies gilt für alle, obgleich er diesen Dualismus am strengsten gegen Lord Bacon durchführt. Manchmal scheint es uns, als beuge er sich in demselben Sinne vor seinen Majestäten, wie der Henker vor König Karl I., ehe er ihm den Kopf abschlug. Er beugt sich tief, aber er dringt nicht in die Tiefen der Charaktere ein, wo man die „höhere Einheit des Widerspruchs", die Lösung des Räthsels, den Organismus desselben in der leibhaftigen genialen Persönlichkeit findet. Seine Kritik und Schilderung erscheint daher trotz aller Schönheit der Form oft blos als conventionelle, philiströse. Hier ist er Anbeter des Helden, dort „Kammerdiener", für welchen es nach der Behauptung eines Franzosen keine Helden gibt. Es kommt manchmal nach Abzug aller Phraseologie nicht viel besser heraus, als etwa ein Urtheil über Goethe: Er war ein großer Dichter, nur daß er nicht fleißig genug in die Kirche ging. Man wirft dem „Heldenanbeter" Carlyle eine zu gläubige, fanatische Abgötterei vor, aber man vergleiche Beide in dieser äußerlich gemeinsamen Sphäre: wie tief, wie wahr, wie in echter Begeisterung hingegeben und selbstvergessen erscheint Letzterer und dagegen Macaulay wie kokett, wie vornehm, wie oberflächlich! Carlyle wirft sich in voller Begeisterung ohne Phrase und Attitude vor der Größe nieder, Macaulay hat es vorher studirt, wie er huldigen will und muß, und breitet sicherlich ein Taschentuch unter, ehe er niederkniet.

Lord Verulam Francis Bacon, Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth und Siegelbrecher der Wahrheit, war so recht für die Feder Macaulay's wie geschaffen. Kein reicherer Stoff für Antithesen und Paradoxenluxus. Bacon besteht nach ihm aus zwei ganz entgegengesetzten Wesen.

Der Unterschied zwischen dem schwebenden Engel und der kriechenden Schlange ist just der Typus des Unterschieds zwischen Bacon dem Philosophen und Bacon dem Attorney-General. Die, welche blos die eine Hälfte seines Charakters erforschen, können von ihm entweder mit unbedingter Verehrung sprechen, oder mit unbedingter Verachtung; aber blos Die beurtheilen ihn richtig, welche beide Bacons unter Einen Gesichtspunkt fassen, Bacon den Denkenden und Bacon den Handelnden. Sie werden leicht begreifen, wie ein und derselbe Mann seinem Zeitalter voraus- und hinter demselben herschritt, in Einem Zuge der kühnste und nützlichste Reformator und der hartnäckigste Vertheidiger der faulsten Misbräuche.

In solchen Antithesen, aber in den verschiedensten phraseologischen, figürlichen und tropischen Wendungen geht es fast durch die ganze Charakteristik durch. Und doch ist es in der That nicht ein einziges mal wirklich richtig, daß Bacon zugleich in beiden Extremen den Superlativ bildete. Um uns nur an eine Antithese zu halten, so war Bacon weder jemals ein schwebender Engel noch jemals eine kriechende Schlange. Als Philosoph war er durchweg ziemlich unphilosophisch, sogar unlogisch, als Moralist sogar schriftstellerisch sehr pharisäisch, in Handlung aber, Bestechung (activ und passiv genommen), Förderung empfohlener Nichtsnutzigkeit und Verachtung, sogar Verfolgung ehrlichen Verdienstes und goldener Ehrlichkeit machte er es im Wesentlichen gar nicht so viel schlimmer als jetzt durchweg die Herren am Ruder. Es geht durch den ganzen Verlauf der englischen Politiker und äußerlichen Größen Englands ein unverkennbarer Zug von Hypokrisie und Pharisäismus, von Servilität und Härte, von Nepotismus und Unmoralität, so sehr, daß man fast jeden Staatsmann mit Antithesen aus Macaulay's „Bacon" annähernd richtig behandeln könnte; nur daß es Bacon allerdings etwas arg und offen trieb und zugleich als Gelehrter berühmte philosophische und moralische Bücher schrieb. Es fällt nur an Andern nicht so sehr auf, weil sie es entweder wirklich nicht so arg trieben, namentlich nicht in der Tugend, Philosophie und Moral, oder weil namentlich in neuerer Zeit die Kunst, den „Schein zu retten", mit viel größerer Virtuosität prakticirt wird. Ein Essayist über Palmerston namentlich würde mit Macaulay'schem Geschmacke ungemein viel aus dessen „Bacon" brauchen können. Eine genaue Erforschung seiner Diplomatie, die seit mehren Jahrzehnden als liberal, revolutionär, russisch, als die englischste und als die teuflischste gepriesen und vor Gericht, sogar vor ein Hochverrathstribunal zu ziehen versucht wird, würde zu Macaulay'schen Antithesen unerschöpflichen Stoff geben. Einige preisen ihn unbedingt, Andere finden nichts in seiner politischen Laufbahn als überführende Beweise des Verraths, der Falschheit, des Hochverraths. Wurde doch auch Bacon, der sich nie viel Mühe gab, den Schein zu retten, unbedingt gepriesen. Die Biographie Bacon's von Basil Montagu ist zugleich die glücklichste Advocatenrede zur Freisprechung eines schwer Angeklagten. Die Biographie gilt bei Vielen als ein Meisterstück, weil der Verfasser den großen Philosophen und Wohlthäter der Menschheit so brillant leuchten läßt, daß gar keine „Schatten" mehr sichtbar werden.

Macaulay nimmt, nachdem er selbst Anklage und Vertheidigung in den brillantesten Antithesen gegenübergestellt hat, die Miene eines unparteiischen Richters an, um die Antithesen noch ein mal gegeneinander spielen zu lassen, und fällt dann das Urtheil dahin: er war einer der größten Männer Englands, aber einer der kleinlichsten Kriecher und unverschämtesten Schmeißfliegen bei Hofe. In seinen Lastern ist er gestorben, als Philosoph unsterblich. In schöner Form spricht er dabei eine allgemein gültige psychologische Wahrheit aus, der wir bei Beurtheilung hervorragender Persönlichkeiten Alle mehr oder weniger unterworfen sind:

Es gibt wol kaum eine Delusion, die einen größern Anspruch auf unsere Nachsicht hat, als den Einfluß, unter welchem

man Männern von unsterblichem Genius auch alle möglichen moralischen Vorzüge zuerkennen möchte. Die Ursachen dieses Irrthums liegen tief in den innersten Geheimnissen der menschlichen Natur. Wir Alle sind geneigt, Andere so zu beurtheilen, wie wir sie finden. Unser Urtheil über einen Charakter hängt stets sehr davon ab, wie er auf unsere Interessen und Neigungen wirkt. Wir finden es schwer, von Denen, die uns entgegenhandeln oder uns unterdrücken, eine gute Meinung zu haben, und sind dagegen gern bereit, jede Entschuldigung für die Laster Derer, die uns nützlich oder angenehm sind, gelten zu lassen. Dies ist wol eine von den Illusionen, denen das ganze menschliche Geschlecht unterworfen ist und welche Erfahrung und Reflexion nur theilweise beseitigen kann. Es ist mit den Worten Bacon's eins der „idola tribus" *). Daher kommt es, daß der moralische Charakter ausgezeichneter Männer der Wissenschaft und Kunst oft schon von Zeitgenossen und fast immer von spätern Zeiten mit außerordentlicher Zärtlichkeit behandelt wird. Die Welt zieht Freuden und Genüsse aus den Werken solcher Männer. Die Zahl Derer, welche durch seine persönlichen Laster leiden, ist gering selbst während seiner Zeit, im Vergleich zu Denen, welchen seine Talente Quellen des Genusses sind. Nach einigen Jahren verschwinden Alle, denen er Unrecht gethan, aber seine Werke bleiben und bilden für Millionen eine Quelle der Freude. Der Genius Sallust's ist noch unter uns, aber die Numidier, die er plünderte, und die Ehemänner, die ihn in ganz unanständigen Stunden in ihren Häusern überraschten, sind vergessen. Wir lassen uns von der Schärfe Clarendon'scher Bemerkungen amüsiren, von der nüchternen Majestät seines Stils und vergessen den Unterdrücker und Frömmler in dem Historiker. Falstaff und Tom Jones haben den Fürsten überlebt den Shakspeare geißelte, und Fielding die Hauswirthinnen denen er durchging. Ein großer Schriftsteller ist der Freund und Wohlthäter seiner Leser und diese können nur unter dem irreführenden Einflusse von Freundschaft und Dankbarkeit über ihn urtheilen. Wir Alle wissen, wie abgeneigt wir sind, irgendeine ehrenrührige Geschichte über eine Person zuzugeben, deren Gesellschaft wir lieben, der wir Angenehmes verdanken; wie lange wir gegen den Beweis kämpfen, wie zärtlich, wenn die Thatsachen nicht mehr bestritten werden können, wir uns an die Hoffnung klammern, daß irgendeine Erklärung, irgendein entschuldigender Umstand, den wir noch nicht kennen, zutage kommen möge. Das ist just die Empfindung, die ein Mann von guter Erziehung naturgemäß für große Geister früherer Jahrhunderte hegt. Die Vortheile, die er ihnen verdankt, sind unschätzbar. Sie haben ihn zur Wahrheit geleitet, sie haben seinen Geist mit edeln und schönen Bildern erfüllt, sie haben bei ihm gestanden in allen Wechselfällen des Lebens, Tröster in Kummer, Pfleger in Krankheit, Freunde in Einsamkeit. Diese Freundschaften sind nicht solchen Gefahren, von welchen andere Herzensverhältnisse im Leben gelockert oder gelöst werden, unterworfen. Die Zeit verstreicht, das Glück ist wankelmüthig, Stimmungen verklingen, unlöslich scheinende Bande werden täglich gesondert vom Interesse, von Concurrenz oder Laune. Aber keine solche Ursache kann die schweigende Unterhaltung stören, die wir mit den höchsten menschlichen Intelligenzen führen. Dieser freundliche Umgang wird durch keine Eifersuchten oder Aergernisse gestört. Es sind die alten Freunde, die man nie mit verwunderten Gesichtern erblickt, die sich gleich bleiben in Wohl und Weh, in Reichthum und Armuth, in Ruhm und Vergessenheit.... So kann also nichts natürlicher erscheinen, als daß ein Mensch von natürlicher Empfänglichkeit und Imagination ein Gefühl der Achtung und Neigung für die großen Männer hegen sollte, mit deren Geistern er sich täglich unterhält. Aber nichts kann sicherer sein, als daß solche Männer nicht immer mit solcher Achtung und Liebe betrachtet zu werden verdienen. Einige Autoren, deren Werke die Menschheit immer bis in die spätesten Zeiten unterrichten und erfreuen werden, waren in solche Lagen gestellt, daß sowol ihre Handlungen als deren Motive uns so bekannt sind, wie dies irgendeinem Menschen von einem andern bekannt sein kann; und unglücklicherweise war deren Benehmen nicht immer der Art, wie sie ein unparteiischer Beurtheiler mit Beifall betrachten kann.

*) Idole oder Täuschungen bestimmter Gattungen von Wesen.

Das ist im Wesentlichen richtig und schön ausgesprochen. Aber ohne viel Aesthetik und Logik findet man auch, wie Vieles hier trivial klingt, blos rhetorisch, und wie das Ganze ohne Abschluß in der Phrase steckenbleibt. Das Vergängliche, Sterbliche an großen Genien gehört eben dem Kammerdiener, nicht dem Historiker. Letzterer kann es höchstens als Beiwerk brauchen und darf es nicht des brillanten Stils wegen durchweg den unsterblichen Stoffen seiner Helden gegenüberstellen.

Diese Gegensätze, selbst wenn sie in der geschilderten Person wirklich so vorkommen, werden schon unwahr, wenn sie, was das Leben organisch einigte und als Individuum erscheinen ließ, in rhetorischen Figuren contrastiren. Ein wirkliches Grau wird getrennt Schwarz und Weiß. Der graue Mann in der Wirklichkeit erscheint demnach unter Macaulay's Kunst schwarzweiß. Farben gegeneinander gestellt, heben sich aber auch gegenseitig, sodaß z. B. Blau und Gelb dicht nebeneinander sowol gelber als blauer erscheinen, als sie wirklich sind. Damit richtet sich schon die rhetorische Antithese als Kunststück hinreichend. Sie wird aber in dieser Uebertriebenheit und Unaufhörlichkeit Macaulay's oft unerträglich, wenigstens zu offenbarer Gewaltthat, wenn er, wie er es häufig thut, auf beiden Seiten übertriebene Farben braucht, wie: hier der weiseste Mann, dort der schwärzeste Verbrecher, während in der Wirklichkeit beide Abstracta der Farbe in der That nur Mischungen von Lebensfarben bildeten.

Wo ihm die Antithese versiegt ist, malt er auch mit lauter Schwarz, z. B. den Schöpfer des „Satan" und der „Allgegenwart Gottes", R. Montgomery, dessen allerdings sehr grobe Poeterei sechs oder sieben Auflagen erlebte. Diese vielen Auflagen, also diese Popularität, läßt sich nicht aus Schund machen, wozu Macaulay Montgomery's „Satan" stempelt. Was auch Bombastisches, Phraseologisches, Gestohlenes und schlecht Benutztes darin steckt, es sind auch Effecte darin, ohne welche Macaulay es selbst nicht bis zu sieben Auflagen und 35,000 Exemplaren eines Anhangs von erster Auflage gebracht haben würde.

Vornehm höflicher, aber desto malitiöser ist er gegen den königlichen Professor der neuen Geschichte in Oxford, Dr. Nares, als Verfasser dreibändiger Memoiren des Lord Burleigh, „2000 enggedruckter Quartseiten, 60 Pfund avoirdupois schwer".

Im Vergleich zu der Arbeit, durch diese Bände hindurchzulesen, ist die Arbeit der Diebe in der Tretmühle, der Kinder in Factoreien, der Neger in Zuckerplantagen eine angenehme Erholung. In Italien soll man es einem Verbrecher frei gestellt haben, zwischen Durchlesung des Geschichtswerks von Guicciardini und den Galeeren zu wählen. Er entschloß sich zu Guicciardini. Aber der Krieg in Pisa war ihm zu arg.

Er änderte seinen Entschluß und wählte die Galeeren. Guicciardini ist aber ein Herodot oder Froissart im Vergleich zu Dr. Nares.

In diesen Hyperbeln, in denen man die „facetiousness" des Kritikers bewundert, vergißt man ganz den armen „literarischen Handlanger", vergißt man und Macaulay selbst, daß er von dem enormen Sammelfleiße des Dr. Nares fast alle Materialien zu seinem „Burleigh und seine Zeit" entnahm. Allerdings ein Meisterwerk von Composition, aber zur Composition gehören Materialien, und der Mann, der ihn fast allein damit versorgte, ist als Handlanger bei diesem Meisterwerke wol nicht ein solches Scheusal von Gelehrsamkeit, wie ihn Macaulay seines Stils wegen zu schildern beliebt.

„Burleigh and his times" ist ein Meisterwerk von Composition. Diese ist ihm eine Wissenschaft, eine Kunst, die ihm hier am glänzendsten gelang. Facta sind ihm nichts als umherliegende Bausteine. Nur der Baumeister versteht es, diese so zu combiniren, daß sie aufhören Steine zu sein und eine große, ganze „gefrorene Musik" bilden. Aus dieser Compositionsvirtuosität von Thatsachen geht eine Gewalt und ein Reiz der Repräsentation, der Vergegenwärtigung hervor, die uns mitten in das Leben der Zeit hineinführt, in welcher sich seine Heroen und Genies bewegen. Was ist Burleigh ohne das Zeitalter Elisabeth's, ohne den Streit zwischen Romanisten und Protestanten, ohne Elisabeth's Hof, Politik und Vorurtheile? Wir finden Alle dieses Leben um Burleigh herum so lustig, leicht, blitzend aus Thatsachen und pikanten Anekdoten und kleinen Zügen aus dem Alltagsleben verwebt, daß wir Gemälde, lebende Bilder zu sehen glauben. Aber sie betrügen uns doch um die Wirklichkeit, die dem Historiker ein geweihter Stoff ist, den er nicht künstlerisch verschieben darf. Dem Virtuosen der Composition kommt Alles darauf an, daß er Thatsachen da anbringe, wo sie ihm am brillantesten erscheinen, dem Historiker darauf, daß er sie läßt, wo die Wirklichkeit, die Vergangenheit sie gleichsam versteinerte. Wir lassen es uns gefallen, auf eine belletristische Weise unter die „Comic dramatists of the Restoration" eingeführt zu werden und Wycherley und Congreve witzig und frivol handeln und sprechen zu sehen, wie sich dies in ihren Komödien widerspiegelt. Man denkt dabei an Walter Scott's Talent, von dem man gleich von vornherein weiß, daß er nicht Geschichte schreiben, sondern die Wirklichkeit verschiedener Zeit mit dichterischem Genius frei reproduciren wollte. Aber insofern Macaulay ausdrücklich als Historiker, als historischer Forscher sogar auftritt, werden in ihm die glänzendsten Tugenden eines Walter Scott zum Fehler, zur Versündigung an seinem Stande, an seinem heiligen Berufe.

Das gilt denn auch wesentlich von seinem gerühmten Talente, Facta zu stellen, zu combiniren und sie so, wie ein Hexenmeister, zur Bekräftigung beabsichtigter Beweise und Schlußfolgerungen zu benutzen. In der Geschichte heißt es: facta loquuntur. Macaulay tractirt sie wie der Künstler, der Dichter, der parlamentarische Redner; er macht sie stumm, damit sie erst aus dem Zusammenhange der Composition wieder Sprache bekommen. Hier pfuscht der Historiker dem Dichter, dem historischen Maler, dem Romanschriftsteller ins Handwerk. Dies ist und bleibt Pfuscherei, so glänzend auch das Talent ist, womit er Geschichte und historische Poesie durcheinander reibt. Er sagt:

Einige Schriftsteller scheinen nie in Betracht gezogen zu haben, wovon die historische Wichtigkeit eines Ereignisses abhängt. Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Wichtigkeit einer Thatsache von ganz verschiedenen Umständen abhängt. Dieselbe Thatsache in ihrer unmittelbaren Wirkung und dieselbe als Material zur Construction einer Wissenschaft sind ganz verschiedene Dinge. Die Quantität des Guten oder Uebeln, das ein Factum erzeugt, richtet sich durchaus nicht nothwendig nach der Quantität des Lichts, welches dieses Factum für künftiges Gut- oder Bösesthun gewähren mag. Die Vergiftung eines Kaisers ist in einem Sinne eine viel ernsthaftere Sache als die Vergiftung einer Ratte. Aber die Vergiftung einer Ratte kann eine Epoche für die Chemie sein, und ein Kaiser mag mit so gewöhnlichen Mitteln und unter so gewöhnlichen Symptomen vergiftet worden sein, daß kein wissenschaftliches Journal davon Notiz nehmen würde. Ein Proceß um 1000 Pf. St. ist in einer Hinsicht wichtiger als ein Proceß um 50. Doch es folgt daraus noch gar nicht, daß die gelehrten Herren, welche Gerichtsverhandlungen berichten, eine ausführlichere Schilderung über den Proceß um 1000 Pf. St. geben müssen als über den von 50. Eine Gerichtsverhandlung um 1000 Pf. St. mag blos speciell für Verklagten und Kläger von Wichtigkeit sein, eine andere dagegen um eine geringere Summe kann ein großes Rechtsprincip feststellen von Wichtigkeit für die Hälfte aller Familien im Lande. Ganz derselbe Fall ist es mit Gegenständen, welche Historiker zu behandeln haben. Für einen Athenienser in der Zeit des Peloponnesischen Kriegs hatte der Ausgang der Schlacht bei Delium viel größere Wichtigkeit als das Schicksal der Komödie „Die Ritter". Aber für uns hat die Thatsache, daß die „Ritter" mit Beifall und Erfolg auf dem atheniensischen Theater aufgeführt wurden, einen viel größern Werth als das Factum, daß die atheniensische Phalanx bei Delium brach. Weder das eine noch das andere Factum hat jetzt einen besondern innern Werth. Wir sind in keiner Gefahr, von den Thebanern gespießt zu werden, wir werden nicht aufgezogen in den „Rittern", für uns besteht die Wichtigkeit beider Ereignisse in dem Werthe einer allgemeinen Wahrheit, die wir daraus ersehen. Was für eine allgemeine Wahrheit lernen wir aus der Schlacht bei Delium? Wenig mehr denn diese, daß, wenn zwei Armeen ins Gefecht kommen, die eine in aller Wahrscheinlichkeit gehörig geschlagen wird, eine Wahrheit, die sich hoffentlich auch leicht beweisen ließe, wenn wir gar nichts von einer Schlacht bei Delium erfahren hätten. Aber wer mit der Komödie „Die Ritter" und deren Geschichte bekannt wird, fühlt sich sofort in seinen Kenntnissen bereichert. Die Gesellschaft wird ihm in einem ganz neuen Lichte vorgestellt. Er mag viel gelesen und gereist, alle Länder Europas besucht und die civilisirten Nationen des Ostens studirt haben, vielleicht auch die Sitten mancher barbarischer Racen, aber hier ist etwas von Allem, was er je gesehen, durchaus Verschiedenes. Hier ist eine Gemeinschaft, politisch, intellectuell und moralisch durchaus unähnlich jeder andern Gemeinschaft, von welcher er sich eine Meinung zu bilden im Stande war. Dies ist der wirklich kostbare Theil der Geschichte, das Korn, welches einige Drescher sorgfältig von der Spreu trennen, um letztere in den Speicher zu sammeln, ersteres aber — ins Feuer zu werfen.

Durch diese Stelle aus der Schilderung Sir John Temple's lernen wir die eigene Ansicht Macaulay's über

seine bis zum Fehler getriebenen substantiellen Vorzüge und Tugenden historischer Production kennen. In allen seinen biographischen Charakteristiken greift er hauptsächlich heraus, was innerlich wesentlich ist für sein Porträt, was von Ereignissen und Verhältnissen von außen her wesentlich zur Bildung seines Charakters und zur Richtung seiner Handlungsweise, seines Schicksals beitrug. Ebenso kommt es ihm in seinen historischen Kritiken und Gemälden vor allem darauf an, Bilder und Porträts der behandelten Zeit und des factischen Lebens darin zu malen, nicht auf die sogenannte „Würde des historischen Stils". So stellt er die Liebesbriefe der Lady Temple geschichtlich viel höher als die Diplomatendepeschen und Parlamentsverhandlungen derselben Zeit, weil aus diesen Briefen viel mehr solcher Erkenntniß, um welcher willen es sich allein der Mühe lohnt, vergangene Zeiten zu studiren, zu schöpfen ist, als es irgend aus zehn mal soviel Staatspapieren möglich wäre; für uns ist es mindestens ebenso ersprießlich zu wissen, wie sich die jungen Damen Englands vor 180 Jahren beschäftigten, wie weit ihre Geistescultur ging, was sie am liebsten studirten, welcher Grad von Freiheit ihnen eingeräumt war, welche Talente und Kenntnisse sie an Männern am höchsten schätzten, was für Beweise von Neigung Delicatesse ihnen erlaubte ihren bevorzugten Anbetern zu geben, als mit allen Verhältnissen der Besetzung der Franche-Comté und des Vertrags von Nimwegen bekannt zu werden. Die gegenseitigen Verhältnisse beiderlei Geschlechter in einem Volke scheinen uns mindestens ebenso wichtig als die Verhältnisse von irgend zwei Regierungen in der Welt; und eine Reihe von Briefen, geschrieben von einem tugendhaften, liebenswürdigen und verständigen Mädchen blos für das Auge ihres Geliebten, erscheinen wohlgeeignet, einiges Licht auf dieses Verhältniß beider Geschlechter zu werfen; dagegen ist es sehr möglich, wie Alle, die jemals historische Forschungen gemacht, bezeugen können, daß man Regierungsdepeschen und Protokolle Ballen auf Ballen durchlese, ohne nur einen Strahl von Licht über das Verhältniß der beiden betreffenden Regierungen einzufangen.

Wir könnten noch manche Stellen anführen, welche den Takt und die artistische Virtuosität Macaulay's, womit er Facta wählt und combinirt, mit seinen eigenen Worten beleuchten, wollen uns aber mit den beigebrachten begnügen.

Wir haben den substantiellen Vorzug Macaulay's in historischer Production vor uns. Das „lebendige Buch" schildert das Leben, welches einst floß und Gestalten schuf und bewegte. Er ruft es uns zurück, er führt uns mitten hinein. Während andere Historiker das Leben der Geschichte in Stücke von einer Schlacht zur andern, vom Tode eines Königs bis zum Regierungsantritt eines andern Königs zerschneiden, aus Archivspreukörben Körnchen herauszupicken suchen und aus Protokollen und Actenstücken historischen Gehalt herausmaltrâtiren, wird Macaulay uns vor allen Dingen in ordentliche Gesellschaft bringen. Die Paragraphen, die Zahlen, die Schlachttage, der große und kleine Text, der gesperrte Text, der fette und dichte Text (der Text in Parenthese), oft nur dünn auf einer dunkeln Tiefe von Citaten, Anmerkungen und Quellen schwimmend, wie armselige Augen auf einer kraftlosen Bettelmannssuppe — alle diese gelehrte „Würde der Geschichtschreibung" fließt bei Macaulay in lachende und malerisch gewundene, reich beuferte Lebensströme zusammen, die den Leser mit sich fortreißen, wie in einem spannenden Romane. Er weiß die Facta zu wählen. Das ist seine Größe, daß er sich nicht von Schlächtern in der Geschichte, von Purpurmänteln und Regierungssiegeln verblüffen läßt, daß er den Völkern nicht „Erholungspausen" vor einer Schlacht zur andern gibt, sondern Leben, Literatur, Aristophanische Komödien und Liebesbriefe eines die Bildung der Zeit repräsentirenden Mädchens mit unter die Quellen der Geschichte aufnimmt) und gelegentlich freilich auch die Lederhosen des Quäkervaters George Fox nicht verschmäht) — diese Erlösung der Geschichte von der privilegirten Tyrannei der Zahlen, Schlachten, Könige, Feldherren und Actenstücke ist Macaulay's Größe. Er verdient deshalb die Ehre, auch Erlöser der Abiturienten und Examinirten jeder Art zu werden, welche vor lauter Namen und Zahlen die Geschichte gar nicht zu sehen bekommen und sie wol gar als Concurrenten des gedächtnißstärkenden Schneeberger Schnupftabacks betrachten sollen. Aber seine Größe wuchert zum Fehler aus. Wie er ästhetisirend, belletristisch wählt, componirt und verstellt er auch die Thatsachen für stilistische, malerische Zwecke und pfuscht so dem historischen Maler und Dichter ins Handwerk. Dieser Fehler ist logisch und ästhetisch ebenso groß und verderblich wie historisch selbst. Dem Historiker ist das Geschehene ein Gegebenes, dem er sich durchaus unterordnen muß, wie der Mann der Naturwissenschaft den Naturgesetzen, denn auch die Geschichte ist Product solcher. Der historische Künstler und Dichter will und soll von vornherein nicht schlechthin Geschehenes reproduciren, sondern Gestalten und Ereignisse schaffen, in denen sich die zerstreute, wirre, geschichtliche Wirklichkeit dichter, deutlicher und klarer wiederspiegelt. Daß Macaulay mit Takt, Glück, Gelehrsamkeit und Einsicht historischen Weizen von der Spreu zu sichten weiß und letztere unbeachtet dahinfliegen läßt, wenn auch Schlachten und Könige darunter sind, ist die eigentlichste dichterische, d. h. verdichtende Thätigkeit des Historikers. Geht sie weiter zu „zweckdienlicher" Verschiebung, Combination und Ausputzung von Thatsachen, wie so oft und verführerisch in Macaulay, so bekommen wir einen Bastard von Dichtung und Wahrheit, dem man in keiner Seite seiner Doppelnatur recht trauen darf.

Die Geschichte ist keine wächserne Nase, die man für den Geschmack und das Amusement gewisser Stände umkneten und ihnen so aufkleben kann. Macaulay behandelt die Geschichte recht als ein privilegirter Engländer blos für die historisch Privilegirten, unzugänglich und unverständlich für die Millionen, welche die von ihm gefeierte „gerechte und nothwendige, letzte Revolution Englands" für immer von der Theilnahme an der Geschichte ausgeschlossen haben will. (Man werfe hier nicht die ungeheuere Popularität der „Geschichte Englands" ein. Die „obersten Zehntausend" bestehen aus mehr als hunderttausend Familien, alle mit großen runden drawing-room-Tischen, auf denen stets die neuesten literarischen Erscheinungen

von Respectabilität ausliegen müssen.) Macaulay schreibt trotz aller Klarheit und Verständlichkeit gelehrt und setzt die Bildung voraus, wie man sie etwa in den obersten Schichten der Gesellschaft durchschnittlich finden mag. Sehr oft gehören zum Verständnisse Macaulay's specielle literarische und historische Kenntnisse, Vertrautheit mit dem „Memoireninhalt" der Geschichte, den Familien-, Cliquen- und Classentraditionen. Die Anspielungen darauf sind seine pikanteste Würze. Er setzt genaue historische Kenntniß voraus, ohne diese Kenntniß wirklich zu bereichern. Aller tieferliegende Inhalt der Geschichte ist ihm verschlossen; die Logik, Dialektik und Nemesis in dem chemisch-sittlichen Processe der Ereignisse, die physiologische, geographische und klimatische, die ethnologische und racische Gestaltung und Färbung historischen Materials entgeht ihm ganz und gar. Sein Element ist die heitere Oberfläche der guten Gesellschaft. Der tiefe, inhaltsvolle Boden, auf dem sie wandelt und Geschichte macht, kümmert ihn nicht. Er glaubt, sie schiebe, und sie wird geschoben. Er hält sich artistisch heiter oberflächlich, belletristisch amüsirend. Wie er in seinen literarischen Kriticismen nie bis zu den „Müttern" der Ideen, nie zu den Principien literarischer Production, zu dem Wesen der Poesie, der ästhetischen Wissenschaft sich vertieft, nie bis zu einer Carlyle'schen Erhabenheit oder Tiefe, nie zu einer Bemerkung, wie sie in den Werken unserer großen deutschen Dichter und ihrer Biographen oft nur zu reich und gedankenschwer sich häufen, bleibt er auch in der Geschichte bei Schilderung der äußerlichen Gesichter und Porträts derselben stehen. Was er urtheilt, läuft denn auch in der Regel auf eine subjective Meinung, auf den conventionellen Geschmack der respectabeln Gesellschaft, auf eine Trivialität hinaus, freilich immer in der pikantesten Form und Fassung. Für die conventionelle Bildung und Aesthetik hat er einen feinen Sinn, einen ebenso feinen Widerwillen gegen das conventionell Schlechte und Ungehörige, was durchaus Beschönigung des Häßlichen und Verspottung ungeschliffener Diamanten nicht ausschließt. So sehr er sich daher auch mit Genies beschäftigt und ihnen mit glühender Verehrung huldigt, bringt er es doch nie zu einer wahren, tiefern Würdigung derselben, wie Carlyle, den die conventionelle Kritik deshalb auch sehr lange nnd wiederholt für verrückt erklärte.

Carlyle und Macaulay! Wir begegnen diesen merkwürdig entgegengesetzten Größen in Urtheilen über ein und dieselbe literarische Erscheinung, dem sprichwörtlich gewordenen „Leben Johnson's" von Boswell. „Wäre Boswell nicht ein so großer Narr gewesen, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein", sagt Macaulay wieder mit einer Antithese, die durch folgende Erklärung noch unverständlicher wird:

Ohne alle die Eigenschaften, welche ihn zum Spott und zur Tortur Aller machten, unter denen er lebte, ohne seine zudringliche Gefälligkeit, Auskundschafterei, Unverschämtheit, Krötenfresserei *), Unempfindlichkeit gegen allen Tadel hätte er niemals ein so ausgezeichnetes Buch schreiben können.... Von den Talenten, welche sonst gewöhnlich Männer zur Berühmtheit als Schriftsteller erheben, hatte Boswell durchaus keins. In seinem ganzen Buche kommt nicht eine einzige seiner eigenen Bemerkungen über Literatur, Politik, Religion oder Gesellschaft vor, die nicht entweder Gemeinplatz oder absurd wäre. Er hat unzählige Bemerkungen, die er selbst im Laufe von Gesprächen machte, aufgenommen. Wir erinnern uns keiner einzigen, welche über die intellectuelle Capacität eines Jungen von 15 Jahren hinausginge. Er hat viele seiner eigenen Briefe mit abgedruckt, und in diesen Briefen schwatzt und faselt er blos Logik, Beredtsamkeit, Witz, Geschmack; alle diese Dinge, welche sonst als der eigentliche Werth eines Buchs betrachtet werden, fehlten ihm ausdrücklich. Er hatte freilich eine schnelle Beobachtungsgabe und ein zähes Gedächtniß. Diese Eigenschaften würden aber an sich auch für ihn als verständigen und guten Mann nicht hingereicht haben, ihn berühmt zu machen; aber weil er ein Dummkopf, ein Speichellecker und ein Geck war, wurde er unsterblich.

Boswell hatte also unter Anderm auch keine Logik. Aber wo ist sie hier Macaulay hingekommen? Weil dem Manne alle Eigenschaften zu einem Schriftsteller fehlten, hat er ein so ausgezeichnetes Buch geschrieben. Weil er ein Dummkopf u. s. w. war, wurde er unsterblich. Und aus diesen Gründen wird Boswell's Buch allgemein für das Ideal der ganzen reichen englischen Biographen- und Memoirenliteratur gehalten. Das ist die Antithese des Unverstandes, Paradoxon ohne Doxon, Oxymoron ohne Spitze.

Hören wir, was Carlyle über denselben Boswell sagt:

Boswell schrieb ein gutes Buch, weil er ein Herz und Auge für die Weisheit hatte, und ein Organ, sie darzustellen; aus seiner freien Einsicht sein lebendiges Talent; vor allem aus seiner Liebe und kindlichen Offengeistigkeit. Seine kriechenden Sykophantien, seine Gier, seine Zudringlichkeit und was sonst thierisch und irdisch in ihm ist, sind ebenso viele Schandflecke in seinem Buche, die uns dessen Klarheit trüben; durch und durch Hindernisse, nicht Hülfen. Gegen Johnson aber hatte sein Gefühl nichts Sykophantisches, welches die niedrigste, sondern Verehrung, welches die höchste menschlicher Empfindungen ist. Keiner als ein verehrender Mann — was so unaussprechlich Wenige sind — hätte seinen Weg von Boswell's Gesichtskreise in den Johnson's finden können. Wenn solcher Cultus („worship") für wirklich gottgemachte höhere Geister sich ebenfalls als Cultus für offenbar schneidergemachte Superiorität zeigte, sei es auch blos eine interessante Mundanbetung für letztere, die Sache bliebe in unserer reich zusammengesetzten Natur doch wunderbar. Aber um unserer selbst willen laßt uns, jeder von uns, fest an diesen letzten Glaubensartikel klammern und es uns wissen als den Anfang aller Erkenntniß der Rede werth — daß weder James Boswell's gutes Buch noch irgendein ander gut Ding in irgendeiner Zeit oder an irgendeinem Orte gethan ward, wird oder werden kann von Irgendjemandem kraft seiner Schlechtigkeit, sondern allemal und einzig und allein trotz derselben. Schlecht ist in seiner Natur negativ und kann nichts erzeugen; was uns auch immer befähigen mag, etwas zu thun, ist in seinem Wesen selbst gut. *)

Beide Kritiker finden das Buch ausgezeichnet bei aller „lues Boswelliana", Macaulay wegen der Schlechtigkeit und Dummheit des Verfassers, Carlyle, weil er an demselben das Talent und die Tugend für Erkenntniß eines großen Mannes findet und zwar trotz der sonstigen Schlechtigkeit. Abgesehen von dem Unsinn in der Mac-

*) „Toad-eating", sprichwörtlich für Liebhaberei für alles ekelhafte [illegible] und verleumderische, kleinliche, heimliche Klatscherei.

*) Carlyle's „Miscellanies", IV, 41, 42.

aulay'schen Folgerung, sehen wir hier den Contrast des Urtheils einer edeln, tiefen und einer respectabeln, oberflächlichen Natur, vielleicht „gottgemachte und schneidergemachte" Schriftstellerei. Macaulay versteht freilich wie Keiner die Kunst, die er besonders an Horace Walpole rühmt: „die Kunst zu schreiben was die Leute gern lesen", noch mehr die Form wie sie gern lesen, und hier kann er Gelehrten und tiefen Denkern, die an der entgegengesetzten Kunst leiden, zum Studium, zum Muster werden. Klarheit, Präcision, Gefälligkeit, Ornamentik, Geschmack, Das ist es, was oft den besten und inhaltsvollsten Schriftstellern fehlt. Im Allgemeinen gesprochen und in Bezug auf seine letzten Bände kann sein Stil als Ideal der jetzigen englischen Prosa gelten. Man rühmte auch öfter von ihm, er habe eine neue Prosa geschaffen. Seine Diction hat sich im Laufe seiner Productionen sehr bedeutend gebessert und verfeinert. Anfangs übertrieben prunkend und rhetorisch überladen wurde er immer einfacher und sparsamer mit Zunahme malerischer Kraft und graziöserer Bewegung. Er zeichnet sich vor allen andern Schriftstellern durch Vorliebe für „Sententiosität", scharfe epigrammatische Spitzen und feine malitiöse Liebenswürdigkeit von Seitenhieben aus (letztere verstehen blos die „Löwen" unter den „obersten Zehntausend" zu würdigen). Er hat die Miene einer gewissen Natürlichkeit, die nie durch den ununterbrochenen Fluch der Eleganz und Politur unterbrochen wird. Und das ist just die Sphäre, in welcher die höchste Darstellungskunst liegt. Es ist der Stil eines Gelehrten, der zugleich perfecter Weltmann ist. Zwar voller idiomatischer Wendungen, ist und bleibt er doch immer der Stil der feinsten Gesellschaft, nur glänzender in Antithesen, nur stattlicher in Tonbewegung, nur vornehmer und ungezwungener. Aristophanes wurde von Wieland „der ungezogene Liebling der Grazien" genannt, Macaulay ist vielleicht ein zu gut erzogenes Schooskind dieser fabelhaften Gouvernanten. Sein Stil ist so elastisch, daß er sich sofort plastisch allen Gegenständen fügt, der Schilderung, der Erzählung, der Analyse, dem Vergleiche aus familiären Dingen, dem rednerischen Schwunge glücklicher Gedanken und Einfälle, nur nicht für das Gebiet des tiefen, producirenden Gedankens, des höhern Flugs der Geister, für das Gebiet der „List der Idee" in der Geschichte, des historischen, tragischen Humors und der Nemesis darin. Er ist der höhere Weinreisende durch die Geschichte und Literatur.

Ueber Macaulay den Dichter können wir uns kurz fassen. Ein kleiner Band umfaßt Alles, was er in Versen Geschriebenes der Welt nicht vorenthalten wollte. Die „Lieder der Rundhüte" blieben in „Knight's magazine" stecken. Von den „Liedern der League" hat er blos „Ivry" aufgenommen, das Hugenottenlied, außerdem ein Fragment: „Die Armada." Man wußte längst nicht mehr, daß er Verse gemacht, als er die Welt 1842 plötzlich mit seinen „Lays of ancient Rome" überraschte. Lauter versificirte Geschichte, allerdings mit manchem poetischen Schein, der dem „Virtuosen auf der Sprache" nicht fehlen kann. Doch dabei ist nicht zu leugnen, daß es ihm größtentheils gut gelungen ist, uns lebhaft und malerisch in den rohen, kräftigen, erhabenen Patriotismus der alten Römer einzuführen, in das Stahlherz eines Horatius Cocles, in das patriotische Eisen, womit ein alter Tugendheld seine Tochter Virginia lieber durchstach, statt sie der Schande preiszugeben (aber zugleich wie matt gegen die meisterhafte Erzählung des Livius!), in den alten und doch zugleich verbesserten und flüssigern Balladenton, sodaß Einige behaupteten, er übertreffe sogar die historischen Romanzen Walter Scott's. Er wählte auch hier, „was die Leute gern lesen". Auch geringere Begabung als die Macaulay's wird im Stande sein, für Schilderung antiker Heldengröße, sich aufopfernden Kriegs- und Tugendmuths, für die Edelherzigkeit und Treue großer Naturen, die alte römische virtus Sympathien zu erwecken. Diese „Lays" wurden mit großem Beifall begrüßt, zunächst als Beweis einer neuen Seite seines Talents, eines schon unangefochtenen Ruhms, und dann als kräftiges Gegengift zu der überfeinerten Empfindelei und lyrischen Bilderschneiderei, wie sie damals besonders aus allen Zeitungs- und Journalwinkeln hervorleierte; im Uebrigen ist der historische Balladendichter Macaulay vergessen und kommt nur noch beiläufig, wie hier, in literarhistorischen Uebersichten seines Lebens und seiner Wirksamkeit vor.

Prosa und Verse bekundeten immer den geistreichen Dilettanten der Geschichte und Literatur, der zu seinem und Anderer Vergnügen in diesen Gebieten umherreiste, bis er beschloß, sich fest an einem der interessantesten Punkte anzusiedeln, der Geschichte Englands, die mit einem enthaupteten Könige im Hintergrunde beginnt und die „gerechte und nothwendige Revolution" damit durchführt, daß sie constitutionelle Kronen auf mehr als 600 Häuptern befestigt und sich mit Lords und Gemeinen, Tories und Whigs dahin einigt, daß dies nicht nur die letzte Revolution gewesen sein soll, sondern auch die letzte wesentliche „Reform".

Es bleibt uns noch ein Wort über den professionellen Historiker im Besondern, nachdem wir die glänzenden Vorzüge und Fehler seiner literarischen Productionsweise schon im Allgemeinen charakterisirt haben.

Die jetzt in vier Bänden vorliegende „Geschichte Englands vom Regierungsantritt Jakob's II. bis zum Frieden von Ryswijk 1697", die bis zur Schlacht von Waterloo fortgeführt werden soll, umfaßt bisjetzt blos 12 Jahre, allerdings Jahre, aus welchen die Leute gern lesen und von besonderer historischer Wichtigkeit; aber was soll aus den übrigen 118 Jahren werden? Will Macaulay nur einigermaßen Proportion halten, muß er noch 100 Jahre leben und zu den vier Bänden etwa noch 15—20 andere schreiben. Damit wäre der äußerliche Hauptfehler seines Geschichtswerks hinreichend bezeichnet. Wir können uns hier nicht versagen, seine eigenen, gegen den armen Dr. Nares geschleuderten Worte auf ihn zurückprallen zu lassen:

Solch ein Werk möchte vor der Sündflut dem Hilpa und

Schallum (Methusalem) als leichte Lectüre willkommen gewesen sein. Aber jetzt besteht unglücklicherweise das Leben eines Menschen aus drei mal zwanzig Jahren und zehn, und wir können es deshalb nur etwas ungnädig von Dr. Nares finden, von uns einen so großen Theil unserer kurzen Existenz in Anspruch zu nehmen.

Macaulay hat ein besonderes Buch drucken lassen, welches blos die Titel von Büchern enthält, die er als Quellen benutzt hat, unter Anderm eine ganze unabsehbare Bibliothek von Broschüren und Flugblättern aus der großen Revolutionszeit, aufgespeichert im Britischen Museum. Dabei ist ihm der Stoff über den Kopf gewachsen. Der Meister des Stoffs und Stils ist dessen Sklave geworden. „Wer etwas Großes will, muß sich zusammenraffen", aber Macaulay wollte nichts Großes, sondern Interessantes, Amüsantes, Pikantes. Wohl, das ist ihm gelungen. Ein Erfolg wie die ersten „Geheimnisse von Paris", wie „Onkel Tom's Hütte", wie „Little Dorrit", die für den ersten Bedarf gerade in ebenso viel Tausend Exemplaren erschien wie die neuesten Bände Macaulay's. Nur die „Selbstbiographie Barnum's" und der Erfolg seines „General Tom Tumb" stehen noch unübertroffen von Macaulay's „Succeß" da. Letztern wollen wir denn hiermit auch ein für alle mal als Instanz für unparteiische Würdigung seines Werks abgewiesen haben.

Inhalt und Zweck des ganzen Werks sind, zum Theil mit seinen eigenen Worten: als Einleitung schnelle Uebersicht der Verhältnisse Britanniens unter den verschiedenen Formen von Regierung und Socialität von dem Eindringen der Römer bis zu den Stuarts, klare Substanzirung des Conflicts zwischen Karl I. und dem Parlamente, Protectorat, Cromwell, Bürgerkrieg, Restauration, Karl II., Tories und Whigs, welche letztere unter dem Titel einer Volkspartei als Majorität im Parlamente und im Besitze eines bewaffneten Heers die eigentlichen Perlen der Krone unter sich und später mit den Tories theilen unter Bedingung und entsprechender Gesetzgebung, daß das eigentliche Volk ebenso wenig davon bekommen soll, als die Krone zurück. So wird die merkwürdige Revolution von 1688, welche mit Vertreibung des jovialen Präsidenten aller guten Gesellschaft und der Stimmgabel alles guten Tons, Jakob's II., und Uebertragung der revolutionär-constitutionellen Whig-Bürgerkrone auf das Haupt des schweigsamen Oraniers endet, wesentlich und auch oft in der Form unhistorisch dargestellt, d. h. als Apotheose der Whigs, die historisch weder richtig aufgefaßt werden, noch aufgefaßt werden sollen. Natürlich wird damit nicht verlangt, daß Macaulay entweder absolutistisch oder demokratisch hätte schreiben sollen. Macaulay gilt nicht nur als Historiker, sondern als berühmtester Historiker. An einen solchen Historiker muß man die Foderung der wesentlichen Bedingungen der Geschichtschreibung stellen. Die wesentlichste ist, daß er die historischen Stoffe objectiv auffasse, wie der Physiker und Chemiker die Elemente und ihre Mischungen. Was würde man von einem Physiker sagen, der gegen die negative Elektricität zu Gunsten der positiven, von dem Chemiker, der für weichliches, glänzendes Gold gegen das tapfere solide Eisen Partei nähme? Wir hörten Macaulay als treuen, consequenten und selbständigen Whig preisen. Das ist ein Lob für seine parlamentarische Stellung; der Historiker Macaulay hatte gegen das von ihm untersuchte historische Material die Verpflichtung eines Naturforschers übernommen. Diese hat er so wenig erfüllt, daß er zuweilen nicht nur färbt, sondern auch fälscht.

Der zweite Band schließt mit der Proclamation Wilhelm's von Oranien und Mary's, der ersten großen Errungenschaft der Whigrevolution.*) In den folgenden Bänden, bisjetzt bis zur errungenen Anerkennung der Whigrevolution von Frankreich durch den Frieden von Ryswijk im dritten und vierten Bande ausgeführt, versprach Macaulay zu schildern:

wie die neubegründete Ordnung der Dinge (settlement) durch manche unruhige Jahre hindurch erfolgreich gegen fremde und einheimische Feinde vertheidigt ward, wie unter dieser neuen Ordnung sich Autorität des Gesetzes und Sicherheit des Eigenthums als verträglich mit Freiheit der Discussion und individueller Thätigkeit erwiesen, wie nie zuvor; wie aus dieser glücklichen Vereinigung von Ordnung und Freiheit ein gedeihlicher Wohlstand hervorsprang, wovon die Annalen menschlicher Angelegenheiten kein zweites Beispiel liefern können; wie unser Land sich aus dem Zustande eines schimpflichen Vasallenthums reißend schnell zum Range einer ersten Großmacht Europas erhob; wie sein Reichthum und sein Kriegsruhm zusammen aufwuchsen; wie durch weise und entschlossene Treu und Redlichkeit (good faith) allmälig ein öffentlicher Credit gegründet ward, fruchtvoll an Wundern, welche jedem Staatsmanne früherer Zeiten unglaublich erschienen sein würden; wie ein gigantischer Handel eine Seemacht gebar, im Vergleich zu welcher jede andere ältere oder neuere Seemacht zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt; wie Schottland nach Jahrhunderten von Feindschaft endlich nicht nur durch gesetzliche Verbindlichkeiten, sondern auch durch unauflösliche Bande des Interesses und der Neigung mit England vereinigt ward; wie in Amerika die britischen Colonien rasch bei weitem mächtiger und reicher wurden als die Reiche, welche Cortez und Pizarro zu den Herr-

*) Die nach dem Brande der Revolution schaffende, bauende und organisirende Heldengestalt Wilhelm's, der erst etwas Sinn in die „Verantwortlichkeit" der Minister brachte, eine Bank, ein Heer, ein Münzsystem schuf und überhaupt in die allzu große „Naturwüchsigkeit" der englischen Staatswirthschaft etwas Ordnung brachte, hat Macaulay jedenfalls mit ganz vorzüglicher Liebe und Sympathie geschildert und porträtirt, nur daß er auch hier seiner individuellen Passion für brillante und unterhaltende Antithese und Belletristik nicht ganz entsagen konnte. So contrastirt er seine Unpopularität und Schweigsamkeit zu dem beliebten, lachenden Wesen Jakob's und Karl's zum Nachtheile seines Helden. Karl wird gelobt, weil er mit der Rolle eines Königs die eines lebendigen Modejournals, eines Tanz- und Ceremonienmeisters verband. „Das Volk war gewohnt, die Könige als Präsidenten über die gute Gesellschaft der Metropolis zu bewundern, dies als eine ihrer «Hauptfunctionen» zu betrachten. Von alle Dem verstand Wilhelm nichts. Er schwieg immer, weil er unter Anderm «nicht ordentlich englisch sprechen konnte». Karl hatte seine Freunde und Unterthanen auf die Schulter geklopft, sie Jack und Harry genannt, ihnen zu Wettrennenpreisen gratulirt und sie mit Theaterprinzessinnen geneckt. Die Damen vermißten die ihnen schuldige Huldigung und waren Erbitterung und Zorn, als der König Wilhelm, mit der Prinzessin Anna speisend, die ersten auf den Tisch kommenden grünen Schoten ganz allein auffraß (devoured), ohne Ihrer königlichen Hoheit nur einen Löffel voll anzubieten." Das liest sich reizend, gehört aber doch wol am Ende kaum selbst in eine Specialgeschichte. Solche Sachen erinnern gar zu sehr an den Ton des „Punch" oder eines komischen Romans.

ſchergebieten Karl's V. gefügt hatten; wie in Aſien britiſche Abenteurer ein Reich gründeten, nicht weniger glänzend und dauerhafter als das Alexander's des Großen.

Der allgemeine Effect dieſer bunten Erzählung ſoll ſein, Dankbarkeit in allen religiöſen Gemüthern zu erregen und Hoffnung in den Herzen aller Patrioten.

Denn die Geſchichte unſers Landes während der letzten 160 Jahre iſt ganz vorzüglich (eminently) die Geſchichte phyſiſcher, moraliſcher und intellectueller Vervollkommnung.

Sehr richtig und nicht genug anerkennungswerth ſagt er und arbeitete er danach:

Der Verfaſſer würde ſeine Aufgabe ſehr unvollkommen zu löſen glauben, wollte er blos Schlachten und Belagerungen betrachten, Erhebung und Fall von Miniſterien, Intriguen im Palaſte und Debatten im Parlamente. Deshalb wird es mein Streben ſein, ſowol die Geſchichte des Volks als die der Regierung zu erzählen, den Fortſchritt nützlicher und ſchöner Künſte nachzuweiſen, die Entſtehung neuer religiöſer Sekten zu ſchildern und die Wandelungen im literariſchen Geſchmack, die Sitten aufeinanderfolgender Generationen zu porträtiren und ſelbſt die Revolutionen in Kleidung, Mobiliar, Eſſen und Trinken und öffentlichen Vergnügungen nicht nachläſſig zu überſehen. Ich werde den Vorwurf, unter die Würde der Geſchichte herabgeſtiegen zu ſein, gern tragen, wenn es mir gelingt, den Engländern des 19. Jahrhunderts ein wahres Gemälde von dem Leben ihrer Vorfahren vorzulegen.

Zugegeben, daß ihm Alles glänzend gelungen, was er ſich vorgenommen, aber er nahm ſich überhaupt gar nicht vor, was der wahre Geſchichtſchreiber wollen und erreichen muß. Er ſcheint das Weſen und Pathos des Hiſtorikers gar nicht zu kennen, wenigſtens vermeiden zu wollen. Erregung von Dankbarkeit in allen „religiöſen" Gemüthern durch die Geſchichte der Oſtindiſchen Compagnie mit Kittie und Arundel und andern beiſpiellos grauſamen Folterwerkzeugen der Steuereinnehmer? Unauflösliche Bande der Freundſchaft und Liebe mit Schottland durch den grauſamen, kaltblütig vorbereiteten Maſſenmord bei Glencoe, den er ſo ſchön ſchottiſch-patriotiſch entſchuldigend zu verdammen weiß? Whig- und Kleiderrevolutionen zum Troſte der Frommen im Lande? Geſchichtſchreibung für theologiſche und whigiſtiſch-teleologiſche Zwecke? Das iſt ebenſo thöricht, als wenn Profeſſor Dove ſeinen meteorologiſchen Aeolusſchlauch oder Baron Liebig ſeinen chemiſchen Dünger zum Gebrauch für junge Kanzelredner empfehlen wollte.

Die Geſchichte der letzten 160 Jahre ſoll gerade vorzüglich die Geſchichte der phyſiſchen, moraliſchen und intellectuellen Vervollkommnung ſein, Hervorſpringung eines Wohlſtandes, wie niemals in der Geſchichte u. ſ. w. Vervollkommnungen wird Niemand leugnen, aber vorzügliche gegen andere Zeiten — das iſt nicht wahr. Im Gegentheil iſt die Geſchichte dieſer Zeit vorzüglich Geſchichte des innern Verfalls und der parlamentariſchen Verwüſtung alter angloſächſiſcher Volkskraft, Selbſtverwaltung durch eine Geſetzesfabrikation, die an Maſſe, Willkür und Widerſpruch Alles übertrifft, was jemals Rechtsgefühl und Gleichheit und Sicherheit vor dem Geſetz in einem Volke verdarb. „Corruptissima respublica — plurimae leges", ſagt Tacitus, der wirklich ein Hiſtoriker war. Die beiſpielloſe Größe der Seemacht wurde nicht als Frucht der Whigrevolution geboren, ſondern bereits unter Eliſabeth. Drake, Howard, Raleigh ſtanden ihr Gevatter. Der ganz beiſpielloſe Wohlſtand iſt eine allgemein verbreitete Vorſtellung, ohne welche ſelten ein Redner ſchließt, da dies die Engländer, für die Macaulay ausſchließlich ſchrieb, beſonders gern hören und leſen. Aber der Hiſtoriker darf und kann dieſe Vorſtellung nicht theilen, am wenigſten Macaulay, der die Entſtehung der Staatsſchuld, jetzt etwa 7000,000,000 Thaler, ſo geſchickt und klar beſchrieb. Wenn man ſeine Wirthſchaft ſo ausdehnt, daß man jährlich 2000 Thaler einnimmt und 2500 Thaler ausgibt, ſtatt ſich wie früher mit 1000 Thalern Einnahme und 800 Thalern Ausgabe zu begnügen, ſteigt man in den Augen der Menge allerdings im Wohlſtande, aber nicht im Urtheile des Buchführers. Und der Hiſtoriker muß und ſoll Buchführer der Völkerwirthſchaften ſein.

Der innerliche und äußerliche Verfall der Tory- und Whigparteien iſt eine tauſend mal bewieſene und ſich täglich mehr beſtätigende Thatſache. Der Whigismus hat allerdings eine große hiſtoriſche Wichtigkeit und Bedeutung, ſeine entſchiedenen hiſtoriſchen Verdienſte gerade in der Zeit, die Macaulay apotheoſirt, aber eine wirkliche hiſtoriſche Auffaſſung deſſelben ſieht und erkennt gleich von vornherein das Relative, Beſchränkte darin und die dialektiſche Spannung, die darüber hinausdrängt. Macaulay leugnet die Sünden, deſſen der Whigismus längſt angeklagt daſteht, und tritt ſo recht als Advocat des Angeklagten auf. Advocaten, namentlich engliſche, zu denen Macaulay einmal gehörte, ſuchen ihren höchſten Ruhm darin, alle Beſchuldigungen zu leugnen und in unumſtößlich bewieſenen Verbrechen verkannte Tugenden ans Licht zu ſtellen. Dabei gelten alle Vortheile der Redekünſte, Wahl und Combination der Thatſachen, Verſchiebung, Verdrehung, Entſtellung derſelben, Verleumdung und Verdächtigung des Gegners, Hypokriſie und Humbug aller Art. Macaulay hat ſich glänzend mit allen dieſen Advocatenkünſten geſchmückt, um den innerlich zerfallenen und factiſch ſchon Verurtheilten als die Hoffnung der Patrioten zu retten. Das niedrige falſche Spiel der erſten Whigs iſt zu bekannt, als daß es Macaulay hätte leugnen können. Aber was konnten ſie dafür, meint er, da ſie aus der niederträchtigen Schule der Stuarts kamen? Der brillante Porträtmaler ſchmeichelt Charles Montagu auf die talentvollſte Weiſe; der Antitheſe wegen ſchon mußte Earley, der Tory, zu einer Caricatur verſudelt werden. Dundee's Ruchloſigkeit wird breit ausgemalt, aber nur als Beſchmuzung von außen, von dem genial geſchilderten „übelregulirten öffentlichen Geiſte" gilt die kaltblütige Bosheit des barbariſchen Mordhäuptlings von Glencoe, des „Master of stair". Letzterer wird von dem „äußerlichen" Schmuze ſorgfältig reingewaſchen, und der Mörder, der mit dem im feigen Mord vergoſſenen Blute von Glencoe die „unauflöslichen Bande der Zärtlichkeit" zwiſchen Schottland und England leimen wollte, verwandelt ſich unter dem Pinſel Macaulay's in einen Halbgott. Im Uebrigen wird über die Glencoe-Blutſchande hinweggeſudelt, daß

man deutlich merkt, die Thatsache selbst solle absichtlich verdunkelt und beschönigt werden. *) Der geborene Schotte, aber civilisirt gewordene Engländer und Neuaristokrat (wie Burke die Whigs nannte) spricht überhaupt von den „rohen Hochschotten", wie der Kaufmann vom Bruder Ochsenhändler.

Man kann dem Manne weder in seinen allgemeinen Darstellungen, noch weniger in Behandlung seiner Thatsachen trauen. Hier ist hyperbolisch idealisirt, dort übertrieben schwarz gemalt. Der Maler weiß, wie man durch die feinsten Abweichungen der Grenzlinien eines individuellen Gesichts eine Caricatur daraus machen kann. Diese Wissenschaft versteht Macaulay ganz vortrefflich. Da ist das Porträt, da ist genau die Thatsache, meisterhaft getroffen. Nur der feinste Kenner merkt, wo er abgewichen und wie er es angefangen, daß die Sache nun doch ganz Macaulayisch aussieht.

Er wollte interessant sein, sich als Darstellungsvirtuose im Interesse der Whigs zeigen. Dazu mußte ihm die Geschichte als Mittel dienen. So ist er ganz wesentlich kein Historiker, sondern nur einer der brillantesten Parteischriftsteller, der nur die Bedeutung hat, daß er den Engländern, denen die Selbsterkenntniß in ihrer jetzigen kritischen Lage immer noch sehr schwer wird, diese Einsicht noch mehr verdunkeln mag. Er nährt sogar den Hochmuth, der vor dem Falle kommt. Jeffrey, sein Specialfreund, übernahm seine Vertheidigung gegen ihm schon aus den beiden ersten Bänden gemachte Vorwürfe der bloßen Absicht zu amüsiren und der Magerkeit in Bereicherung der historischen Erkenntniß. Dabei machte er auf folgende wesentliche Verdienste aufmerksam: Macaulay bewies zuerst vollständig die große Wahrheit und die Gründe der unerträglichen und persönlich gehässigen Tyrannei der Stuarts, dann die absolute Nothwendigkeit der Revolution von 1688 und drittens deren Glück darin, daß sie in Wilhelm dem Oranier einen der Thronfolge fähigen König fand, der die Revolution von dem Blute der sonst unvermeidlichen Erb-, Bürger- und Parteikriege rettete, deren Glück darin, daß Wilhelm als Fremder mehr ganz Europa ins Auge faßte als das specifische damalige Englischthum. Dadurch hat er zugleich die letzten Ueberbleibsel des alten Jakobitenthums, genährt von Hume, besungen von Walter Scott, in alle Winde verjagt. Das ist eine große That und ein großes Verdienst.

Alle convertiblen Männer müssen nun von ihren Vorurtheilen befreit sein und alle künftigen Generationen in einem Lichte aufwachsen, um welches neue Wolken keine Mittel finden können, sich wieder zu sammeln. **)

So sehr man hier auch die Stimme des vertheidigenden Freundes erkennt, mag doch darin ein specielles Verdienst für England bezeichnet worden sein.

*) Er scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, sodaß er im vierten Bande noch ein mal darauf zurückkommt und eine genauere, parteilosere Erzählung und Kritik der ganzen Angelegenheit gibt, wobei freilich immer noch das Verhältniß Wilhelm's dazu in einem zweifelhaften Lichte gelassen wird.

**) „Jeffrey's life and correspondence", II, 460 fg.

Wie ihm aber das Organ der Einsicht in alle tiefern Beziehungen, dialektischen und Causalconnexionen geschichtlicher Begebenheiten abgeht, sodaß alle die glänzenden Bilder kunterbunt nebeneinander stehen bleiben, fehlt ihm auch bei aller Verehrung für Genies das Herz und Auge, ja selbst der gute Wille für Würdigung aller tiefern Thatsachen und edlern Naturen. Den ganz wesentlich vollehrlich begeisterten George Fox schildert er als Halbwahnsinnigen und entläßt ihn mit einem schnöden Witze auf seine Lederhosen. Unwillkürlich erinnert er damit an Carlyle's „schneidergemachte Superiorität", im Gegensatz zu der göttlichen.

Macaulay ist jetzt in seinem sechsundfunfzigsten Jahre, ein kurzer, runder, in der Mitte stärkster, überbeleibter Mann mit glattem, nach oben abnehmendem Kopfe und Gesichte, mit dem Hauptausdruck verdrießlich herabgezogener Mundwinkel, nachlässig und nichts um sich her beachtend, wenn er täglich von seiner Junggesellenresidenz im „Albany" *) Londons nach seinem bestimmten Platze im Britischen Museum wandelt. Er war nie verheirathet. Sein enormes Gedächtniß und die brillante Virtuosität auf dem Sprachinstrumente machen ihn zu einem beliebten Meister der aussterbenden Kunst des Tischgesprächs.

Heinrich Bettziech-Beta.

Ein episches Kleeblatt.

In einer guten epischen Dichtung muß gleichsam um einen poetischen Centralpunkt alles Beiwerk krystallinisch anschießen, muß aus dem Hauptgedanken jeder andere zweigartig hervorwachsen, wie aus dem Wurzelknoten der ganze Baum. Hierin allein ruht die natursichere, schlagende Wirkung jener berühmten Epopöen des Alterthums, deren Krone wol unbedingt die „Iliade" ist, obgleich sich mehre deutsche Kunstrichter aus übertriebener Landsmannschaft zu dem Urtheile hinreißen ließen, daß ihr das Lied der Nibelungen vollkommen ebenbürtig sei. Wir haben hier keineswegs die Absicht, die Andeutung jener von Literarhistorikern bereits oft ausgesponnenen Parallele weiter zu verfolgen, wir wollten damit nur ganz allgemein auf den großen Unterschied zwischen dem alten und neuen Epos hinweisen. Das alte hat das Volk dem Barden durch Thaten vorgedichtet; das volksthümliche Element war es, was dem Ganzen eine unwiderstehliche poetische Kraft einhauchte, was alle Herzen in Schach hielt. Hätte es keine Hellenen gegeben, nie und nimmer wäre ein Homer erstanden. Das Epos unserer Tage jedoch dichtet der Dichter allein; aus dieser einzigen Bemerkung, um alle andern zu verschweigen, erhellt zur Genüge, daß sein Standpunkt ein viel schwierigerer sei. Das moderne Epos kann also seiner innersten Wesenheit nach nie einen Vergleich mit dem antiken aushalten; Thorheit von Seite der Kritik wäre es, an beide den gleichen Maßstab anlegen zu wollen. Der Zaubermacht der historisch-plastischen Vereinskraft ist der Einzelne, und wäre er ein poetischer Hercules, nie gewachsen. Es ist dies eigentlich ein trauriges, für manchen Epiker sogar ein trostloses Factum; hat doch selbst Goethe

*) Albany ist ein glänzendes Etablissement in Piccadilly von mehren, gemeinschaftlich abgeschlossenen Gebäuden, worin wohlhabende und hochgestellte Hagestolze, „retired gentlemen" und „eigene Herren" aller Art, aber nur von höchster Respectabilität, chambre garni wohnen und sich den lästigen Verpflichtungen eines großen Hausstandes und den socialen Quälereien, die mit solchen verbunden sind, entziehen.

entmuthigt sich geäußert, daß neben dem Achilles kein Held mehr aufkomme. Das Misliche der Sache liegt aber nur im Vergleichen. Mit Halbgöttern können wir Menschenkinder freilich nicht in die Schranken treten. Wenn überhaupt das moderne Epos noch eine Berechtigung hat, wenn es nicht gänzlich vom Roman verdrängt werden soll, so muß nicht blos die Kritik, sondern vielmehr noch das Publicum die üble Gewohnheit des Vergleichens fahren lassen. Es führt nie zu einem Resultat, die Phantasie hat da zu weiten Spielraum. Auf diesem Gebiete der Poesie steht der classische Typus noch viel isolirter da als auf allen andern. Ein classisches Epos hat sich in unserm Jahrhundert unmöglich gemacht. Die parfümirten Fühlhörner der Romantik, und sie hat deren viele, inficiren dermaßen Alles, daß eine eigene Destillirmaschine erfunden werden müßte, um aus diesen mit Luxus geschwängerten Essenzen einen classischen Niederschlag zu erhalten. Die Natur hat den Menschen jetzt den Rücken zugekehrt, während ihr die alten Hellenen fröhlich ins lachende Antlitz blickten; unserer Kunst fehlt das ehrlich-offene Wesen der Alten, das Sichhineinversenken in ihren Gegenstand; Dichter und Künstler gehen heutzutage nicht gerade auf ihr Ziel los, sie versuchen das Causalitätsgesetz zu umschleichen. In den Gebilden des Alterthums spiegelte sich hell und klar die Universalseele des großen Pan; dagegen bemüht sich der moderne Poet soviel als möglich sein Privatseelchen in seinen Werken abzuspiegeln. Das Individuelle hat dem Generellen den Rang abgelaufen — da sitzt unsere Krankheit. Das Charakteristische hat sich nach der durchrannten Phase der blödesten Selbstvergötterung zur Caricatur gegipfelt; in dieser negativen Richtung gefällt sich jetzt der Geschmack des Publicums. Diese Thatsache hat für den echten Künstler etwas Beklemmendes. Er wendet die Blicke rechts und links, der Horizont will sich nicht aufheitern. Den ganzen Kunsthimmel durchzittert ein geheimes Bangen. Der Skepticismus hat sich wie ein fabelhaftes Ungeheuer vor den Tempelhallen hingelagert, sein Basiliskenblick nagt an allen Herzen, sein Gifthauch zerstört alle Blüten, seine Klauen umkrampfen die zerrissene Seligkeit der in Sünden ergrauten Menschheit. Der Kunsthimmel ist mit Miasmen des Wahnsinns geschwängert. Der alte Glaube, nur Der sei überhaupt glücklich, dem die Musen bei seiner Geburt Weisheit einhauchten, bewährt sich in unsern Tagen nicht mehr, die Weisheit wird fast zum Fluche; es sieht fast so aus in der Welt, als ob nur die Bornirtheit noch Segen brächte. Es hat den Anschein, als ob alle geschichtlichen Grundverhältnisse ihrer Auflösung entgegengingen, und doch ist die Geschichte das Gängelband der Völker, mit diesem Bande stehen und fallen sie. Nur solange sich eine Nation ihrer historischen Entwickelung, ihres Culturfortschritts im bildenden Stadium der Weltgeschichte bewußt ist, verdient sie auch den Ehrentitel Volk! Es hat sich dies im Laufe der Jahrtausende durchweg bestätigt; wie dieses Selbstbewußtsein verlorengeht, sind der Barbarei Thor und Riegel geöffnet, ohne weltgeschichtlichen Nationalberuf ist an eine höhere Entfaltung des Staatenlebens gar nicht zu denken. Es ist dies, bei aller Zerfahrenheit unserer deutschen Zustände, das Schöne, daß jeder einzelne Stamm treu und fest an der historischen Ueberlieferung seiner Ahnen hält. Hat uns dieses Sonderthum bisjetzt abgehalten, eine große einige Nation zu werden, so scheint doch in der Gesammterinnerung unserer geschichtlichen Erlebnisse die Garantie zu liegen, daß Deutschland in der Weltgeschichte dereinst noch eine große Rolle spielen werde. Mag sich auch Alles in der Uebergangsperiode noch so düster gestalten, kein echter Deutscher sollte diesen Glauben aufgeben. In dem großen weitaufgerollten Gemälde der deutschen Geschichte treten einzelne Kraftgestalten hervor, in denen sich das ganze spirituelle Bestreben des Volks concentrirt, wenn es auch öfters den Anschein hat, als wären sie nur die Repräsentanten eines oder des andern Sonderstamms gewesen. Mag sich Jeder an diesen Nationalgestalten die Knochen stählen und sein kosmopolitisches Hirn germanisiren; denn in den meisten Deutschen stakt noch zu viel Weltbürgerthum.

Unsere Literatur ist der beste Beweis davon. Wir ziehen alle fremden Elemente in unser Bereich und verhindern durch diese ununterbrochene Mischung das mannhafte Hervortreten unserer innersten Eigenthümlichkeit. Der Deutsche hat überall eine halbe Heimat, doch zu Hause keine ganze. Eine Ausnahme hiervon macht nur der deutsche Schweizer. Die jungen Herzen müssen eher an das Vaterland gekettet werden, ehe man den jugendlichen Gedanken gestattet, zu vogelartig in die Fremde zu schweifen. Unsere verkehrte Erziehung bezweckt gerade das Gegentheil. Der deutsche Knabe kennt die Namen der griechischen und römischen Helden besser als die hervorragenden Männer seines Volks. Wer wollte so thöricht sein, dem Knaben hierüber einen Vorwurf zu machen? Nur das Sichhineinleben in die Geschichte veredelt die Menschennatur, das gedächtnißschwächende Zusammenpfropfen von Schlachttagen, Friedensschlüssen und chronologisch geordneten Geschlechtsregistern hat vergleichsweise einen nur höchst geringen Werth. Man wird heutzutage nicht geschichtlich erzogen, sondern modisch verzogen; darum zeigt sich in der Masse so wenig historischer Sinn, ein Uebelstand, der sich wahrscheinlich über kurz oder lang sehr stark bemerkbar machen wird. Sprache, Bildung, Kunst, Sitte, Staat, Alles weist darauf hin, daß eine fortwährende Metamorphose insgeheim im Volksleben vor sich gehe, nur der alte Magister Schlendrian will nichts davon wissen. Er ist in culturgeschichtlicher Beziehung der urälteste Sündenbock. Wenn wir ein früher thatkräftiges Volk plötzlich vom historischen Schauplatz abtreten sehen, so hat er gewiß nicht die kleinste Schuld daran. Er ist die personificirte Hemmung gegenüber dem frisch aufsprossenden Volksthum. Die gesunde Kraft in diesem letztern ist selbst in alternden Nationen in höherm Maße vorhanden, als sich dies der Alles schwarzsehende Pessimismus eingestehen will. Die Unverwüstlichkeit ist ein charakteristischer Zug des Volkslebens. Sollte man z. B. nicht geneigt sein zu denken, daß die Israeliten nach den harten, mitunter entsetzlichen Schicksalsschlägen, die sie trafen, längst zersplittert, aufgelöst, fortgetrieben wie der Sand am Meere, von der Erde hätten gänzlich verschwinden müssen? Und doch existiren sie noch in ihrer unbegreiflichen Zähigkeit. Durch dieses ewige Oppositionleisten gegen alle unholden Nachbarn, durch dieses heimliche Frontemachen gegen den Geist der Unterdrückung hat sich ihr Volkscharakter schärfer nüancirt als an irgendeinem abendländischen Stamme. Es gleicht jedes Volk hierin dem Helden eines Epos, daß es, wie dieser, endlich alle Hindernisse überwindet. Das Centrum der Geschichte ist der Mensch; alle Völkerbildung kann keinen andern letzten höchsten Zweck haben als die Erscheinung des Reinmenschlichen. Nur dies Bestreben ist für uns Alle sicher von evidentem Nutzen, jedes andere hat mehr oder weniger nur relativen Werth. Egoismus und Fanatismus (der politische ist ebenso schlimm als der religiöse) haben sich stets diesem Streben widersetzt, und aus dieser ununterbrochenen Reibung geht erst das weltgeschichtliche Leben der Menschheit hervor. Aller Widerstreit befördert den Umschwung und Austausch der Ideen. Die Völker fangen erst zu denken an, wenn sie sich um ihren Pelz wehren müssen. Das ernsthafte Spiel sich frei entwickelnder Kräfte wiederholt sich im Kreislauf der Weltgeschichte gleichwie im Wellenschlag des Oceans; eigentlich erlebt jedes Volk Dasselbe, nur modificirt durch die Stimmung des Zeitgeistes und varirt durch das Colorit der klimatischen Verhältnisse. Ein Alexander der Große, ins Moderne übersetzt, metamorphosirt sich in einem Napoleon. Bei ihren Eroberungszügen zeigt sich, wie in einem guten Epos, die Mitwirkung der ganzen Schöpfung. Es ist Alles nur um des Helden willen da. Er zieht seine Umgebung magisch in den Schicksalskreis seines guten oder bösen Gestirns; daher muß das Epos die höchste Kraft des extensiven Lebens entfalten, es muß an Plasticität und steinerner Ruhe mit dem Bildhauer wetteifern, während der Lyriker durch seine sub-

jetzt weiche Stimmung an den Maler mahnen darf und durch wohltönenden Rhythmus des Gedichts endlich seine noch größere Verwandtschaft mit dem Musiker bekundet. Dem Epiker gehört die Weltgeschichte eigentlich mehr als dem Dramatiker; schon das einfache Wort Geschichte beweist dies schlagend; denn die Weltgeschichte ist strenggenommen die größte Erzählung die je geschrieben ward. Der Dramatiker erzählt jedoch nur ausnahmsweise, der Epiker beinahe immer. Bekanntlich kam in Deutschland die Historie erst später als bei unsern Nachbarn zu einiger Selbständigkeit. Große Historiker konnten bei dem langsamen Entwickelungsgange des deutschen Volks wol nicht eher auftreten. Doch jetzt sind genug da, und die Dichter haben keine Ausrede mehr. Während unsere Geschichte dem Dramatiker wenig Stoff bietet, hätten unsere Epiker Gelegenheit, eine reiche Auswahl treffen zu können; man muß sich wundern, daß es so selten geschieht. Die Lectüre folgender Werke brachte uns auf diese Gedanken *):

1. Bilder aus den Burgunderkriegen von Balthasar Reber. Basel, Schweighauser. 1855. 16. 12 Ngr.
2. Joseph. Gedicht nach dem Alten Testamente von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Hermanfried. Gedicht von Ludwig Ißleib. Jena, Mauke. 1854. 16. 20 Ngr.
4. Poetische Erzählungen von Adolf Stern. Leipzig, Matthes. 1855. 16. 25 Ngr.

Nr. 1. Balthasar Reber ist bereits eine Reihe von Jahren hindurch als einer der besten Schweizerdichter rühmlich bekannt. Sein „Reding, Landamman von Schwyz im 15. Jahrhundert", sein größeres Gedicht „Die Schlacht bei St.-Jakob an der Birs", sein „Felix Hemmerlin von Zürich" und endlich seine „Zeitgedichte" (herausgegeben mit W. Wackernagel), die sich durch eine echtdeutsche Gesinnung auszeichnen, alle diese Werke sichern ihm ein bleibendes Andenken in der deutschen Literatur. Er ist eine biedere, gesunde Natur, in der sich der Schweizertypus unverkennbar ausspricht. Die Ueberschriften dieser „Bilder aus den Burgunderkriegen" lauten: „König Ludwig XI."; „Herzog Karl der Kühne"; „Ritter Peter von Hagenbach"; „Die Kriegserklärung der Schweizer"; „Die Schlacht bei Granson." Das erste Bild ist mehr skizzenhaft hingeworfen als künstlerisch ausgeführt. Es zeigt uns den Herzog Sigmund von Oestreich traurig nach Frankreich reitend. Im Schlosse Plessis-les-Tours trifft er mit dem schlauen König Ludwig XI. zusammen und sucht bei ihm Hülfe gegen die Schweizer. Nachdem er ihm einige Schmeicheleien gesagt, unter Anderm ihn mit Karl dem Großen vergleicht, verspricht er ihm für thatkräftiges Einschreiten Elsaß und Breisgau als Pfand. Ludwig bleibt kalt bei diesem Antrag und weist ihn diplomatisch fein an, Karl den Kühnen von Burgund zum Mittler zu wählen; er heuchelt ihm scheinbar demüthig vor:

Ach Herzog, wie klein erscheine ich mir,
Hör' ich Karl' den Kühnen nur nennen;
Sein Treiben ist wie eines Löwen schier
Und meines wie Ameisenrennen.
Ich staune geblendet zu ihm hinan,
Wie die Lerche zur sonnigen Adlerbahn.

Wir wollen mit dem Dichter über die romanzenartige Kürze dieses ersten Bildes, im Vergleich zu den andern episch breit behandelten, nicht rechten. Er hat sicherlich mit dieser Erzählung nichts Anderes bezweckt, als den Leser bald zur Hauptfigur der ganzen ereignißreichen Handlung, zu Karl dem Kühnen hinzudrängen. Dieser Umstand rechtfertigt in unsern Augen vollkommen die Kürze; nur ein Splitterrichter könnte darüber mäkeln. Das zweite Bild entrollt sich vor unsern Blicken. Sigmund von Oestreich befolgt Ludwig's XI. Rath, kommt zu dem Löwen von Burgund, der ihn freundlicher als jener empfängt. Er ist so ehrlich, ihm zu gestehen, daß ihn Frankreichs Herrscher schicke, was jedenfalls in diplomatischer Hinsicht ein großer Schnitzer war. Er bietet auch ihm Elsaß und Breisgau als Pfand an. Der Burgunder lacht sich ins Fäustchen. Sehr schön ist die Stelle hier, worin in Karl's Seele der Hochmuth Wurzel zu schlagen beginnt; man höre:

Karl, er wandelt auf und nieder;
Königlich sein Haupt er hebt,
Und fast hat er's laut gerufen,
Was sein stürmend Herz durchbebt:
Elsaß, Breisgau, Schweizerlande
Mein jetzt! und der Riß geheilt,
Der so frech den Süd und Norden
Meines Herzogthums zertheilt.

Herzogthum? Weg mit dem Titel!
Ihn ertränkt das Mittelmeer;
Denn von diesem dann zur Nordsee
Durch Europa herrsch' ich quer.
Und ein Riese, welcher schreiten
So von Meer zu Meere kann,
Reicht, zu hoch für Herzogskrönchen,
Bis zur Königskron' hinan.

O, der gute Vater Friedrich,
Unser Kaiser, krönt mich gern;
Selbst die Kaiserkrone gäb' er,
Wollt' ich greifen nach dem Stern;
Hab' ein Töchterlein, nur eines,
An dem weißen Händchen blitzt
Ganz Burgund als schwerer Trauring;
Wie den Kaisermund er spitzt! u. s. w.

Herzog Karl gibt hierauf Sigmund glänzende Hoffeste, deren asiatische Pracht dem Verfasser Gelegenheit bietet, sein für derartige Malereien bekanntes Talent auch hier zu bewähren. Karl's mächtiger Geist ist unterdessen schon inmitten der berauschenden Tafelfreuden mit den kampflustigen Schweizern beschäftigt. Nach tagelangem Schwelgen ruft er plötzlich Sigmund zu:

Meint ihr, Fürst von Oesterreich,
Der Burgunder könn' nur kauen?
Nein, auch hauen, Streich auf Streich!

Dieser Ausruf ist für die Ritter in der Runde das Signal zum Turniere. Karl's Uebermuth kennt keine Grenze mehr; er will seinem herzoglichen Gast beweisen, daß er die Schweizer gründlich verachte. Die herrscherstolze Selbstcharakteristik Karl's des Kühnen ist dem Verfasser besonders gelungen in der Strophe:

Der Burgunder kann auch treffen
In den Bug des Eberschweins,
Sigmund, dort in den Ardennen,
Schwein und Schweizer klingt so eins!
Und der Eisenhuf, der schwere,
Roßbeflügelt braust dahin;
Karl im heißen Eberblute
Badet satt den durst'gen Sinn.

Ja er wagt sogar unmittelbar darauf den hülfesuchenden Herzog in seinem unbändigen Hochmuthe zu verhöhnen:

Weg jetzt mit den Schwertertänzen,
Weg jetzt mit des Wildes Hatz!
Müde selbst wird der Burgunder,
Sigmund, nehmt beim Schachbret Platz!

*) Ohne Zweifel wird es unter den Lesern d. Bl. manchen geben, der sich von einzelnen Anschauungen des Verfassers vorstehenden Artikels — wir möchten sie „Uranschauungen" nennen — einigermaßen berührt fühlen möchte, und auch wir konnten kaum der Versuchung widerstehen, hier und da ein größeres oder kleineres Fragezeichen einzuklammern; indeß wo uns eine in ihrer Originalität so geschlossene Erscheinung gegenübertritt, da ist es wol am gerathensten, sie ganz und ohne Clauseln gewähren zu lassen. D. Red.

Todesmüd: er muß doch kriegen,
Ist's auch Fleisch nicht, ist's doch Bein,
Ist's kein Schlachtbett, doch ein Schachbret;
Fürst, ihr habt die Schweizerlein!

Sigmund nimmt natürlich diesen Hohn gelassen hin und denkt sich, wenn nur erst die Schweizer so schachmatt wären wie ich hier auf dem Brete. Theils um dem Müden und Matten nach diesem Schwall von Festlichkeiten Muth einzuflößen, theils um seinem eigenen maßlosen Stolze Genüge zu thun, führt er Sigmund noch zuletzt auf die Schloßzinne und spricht mit ausgestrecktem Arm:

Herzog Sigmund, schaut hernieder!
Und der Herzog schaut hinab
Und gewahrt ein Heer, das wogend
Meilenweit das Schloß umgab.
Herzog! hier von meinem Heere
Seht ihr nur den kleinen Kern.
Legt in Wien euch ruhig schlafen,
Ich bin wach zur Reis' nach Bern!

Herzog! Königreiche zittern,
Wenn des Heeres Donner rollt!
Doch ihr schweigt; ihr denkt: selbst Kaiser
Zittern, wenn der Schweizer grollt.
Nun wohlan, und wenn den Kern auch
Sammt der Schale frißt der Bär;
Legt in Wien euch ruhig schlafen
Noch ist nicht mein Kriegsbaum leer!

Und nun streckt er beide Arme
Von des Schlosses Zinnen aus:
Schauet alle meine Lande,
Das ist ein Kasernenhaus!
Schaut die vielen hundert Städte,
Das sind Kriegerwiegen all'!
Schaut die vielen tausend Dörfer,
Das ist unser Pferdestall!

Bei St.-Georg! theurer Herzog,
Traut dem Schwur aus meinem Mund!
Trägt der Schweizer Büffelhörner,
Mondeshörner trägt Burgund.
Gestern las ich vom Pompejus,
Daß ein Heer wuchs, stampfte er;
Mir quillt eine Kriegersündflut,
Tret' ich mädchenleis einher.

Der Leser wird wol nach dieser Kraftsprache mit dem Bilde Karl's des Kühnen zufrieden sein und dem Verfasser gern mit uns das ihm gebührende Lob spenden, nämlich dieses, daß Balthasar Reber seinen Dichterruf damit erhöht habe.

Das dritte Bild „Ritter Peter von Hagenbach" beginnt mit der Einsetzung dieses Mannes zum Landvoigt im Elsaß und Breisgau, das Sigmund in der Noth an Karl den Kühnen für 60,000 Gulden verpfändete. Hagenbach tyrannisirt die Oestreicher und wandelt sie zu Burgundern um. Ihre Klagen beim Herzog Sigmund in Innsbruck verhallen, denn „laut zecht er vom Golde zu Burgund". Der Landvoigt wollte auch die Schweizer so tractiren, jedoch der „Berner Bär hat ihn häßlich dafür gezaust". Unterdessen ist die Hoffnung Karl's des Kühnen, sich mit königlicher Krone geschmückt zu sehen, zu Wasser geworden. Er läßt seine Wuth im Schlosse Tann an den Schweizerboten aus; die freien Alpensöhne mußten auf seinen Befehl vor ihm niederknien — das haben ihm die Schweizer nie vergessen. Diese nehmen von Sigmund den Friedensschluß an. Der Herzog von Oestreich kommt nach Einsiedeln und der dort geschlossene Bund wird das Todesurtheil für das stolze Burgund. Ritter Hagenbach, der in seinem Thun und Treiben immer frecher wurde und sich zu Breisach hoch auf seinem finstern Thurm sicher glaubte, sieht sich plötzlich vor ein Landgericht gestellt. Die Schweizerrichter verdammen ihn zum Tode. Sein Haupt fällt unter dem Henkerschwerte des David von Kolmar, welchem unter allen gegenwärtigen Freimännern das Loos zufiel.

Von Kolmar war der David, sein Schwertlein, breit und spitz,
Zuckt durch die Finsternisse gleich des Allmächt'gen Blitz.

Das vierte Bild „Die Kriegserklärung der Schweizer" zeigt uns zuerst Karl in seiner Wuth; er schwört seinen Hagenbach zu rächen, vergießt darüber „glühende Thränen und beißt die weißen Lippen blutig mit den Zähnen". Das Alpenvolk rüstet sich gegen den fürchterlichen Gegner. Bern zeigt den größten Muth. Wie Ludwig XI. diese politischen Ereignisse zu seinen Gunsten benutzen will, erhellt aus folgenden charakteristischen Strophen:

Indessen ist in Frankreich im Schloß Plessis-les-Tours
Ein Mann hinabgestiegen zur tiefen Kellerflur;
Er trägt ein graues Röcklein, der Mann, der niederkroch,
Und ist beim Schein der Lampen der reiche König Ludwig doch.

Was will er denn dort unten? verstohlen trinken Wein?
Nicht doch, er trinkt ja Wasser der Herr Jahr aus Jahr ein;
Gold kam er her zu zapfen aus seiner Fässer Mund,
Das Fässerheer im Keller, voll Gold strotzt seiner Bäuche Rund.

Den reichen König Ludwig, sagt man, verzehrt der Geiz;
Jetzt wird er zum Verschwender, zu kaufen gilt's die Schweiz!
S'ist keine Katz' im Sacke; wol weiß der Speculant:
Die Katze frißt die Ratte mir meines Reichs, „Burgund" genannt.

Als am Burgunderhimmel das Wetter aufgerauscht,
Nicht hat der laute Bär da alleine scharf gelauscht;
Noch schärfer hat die Ohren der stille Fuchs gespitzt,
Der Fuchs auf Frankreichs Throne, der jetzt im Kellerloch dort sitzt.

So wird Karl von immer größern Feinden bedroht; denn auch Kaiser Friedrich, der dem hochfahrenden Herzog von Burgund den Königshut verweigerte, erschrickt über dessen widerrechtlichen Einfall ins Reich dermaßen, daß er den Alpensöhnen zuruft:

Ihr Schweizer seid des Reiches, des deutschen, rechter Arm,
So hebt ihn und schwingt ihn, stillt eures Kaisers Harm!

Auf das hin erklären die Schweizer Karl dem Kühnen förmlich den Krieg. Der Herzog kam just unverrichteter Dinge von einem Sturm zurück, als ihm der Schweizerherold bei Neuß den Fehdebrief vor's Antlitz hält:

Hu! was ist das ein Pfeilschuß dem Leu ins Eingeweid',
Ein zweiter zu dem ersten und zu fataler Zeit:
Ihr schießt mir keinen dritten! Er nimmt das Pergament
Und knirschet: Berna! Berna! und reißt's entzwei von End' zu End'.

Das fünfte Bild „Die Schlacht bei Granson" zerfällt in mehre kleinere Bilder, betitelt: „Die beiden Heere"; „Die Eroberung von Granson"; „Aufbruch zur Schlacht"; „Die Schlacht"; „Die Beute". Der Verfasser entwickelt hierin eine noch größere Kraft als in jenen gewichtigen Sentenzen Karl's des Kühnen, die wir dem Leser bereits vorgeführt. Es ist dieser poetische Lapidarstil der schweren, sich feindlich gegeneinander bewegenden Doppelmasse ganz angemessen. Die erste Abtheilung: „Die beiden Heere", zeichnet sich besonders dadurch aus; man höre die Eröffnung:

Seht dort ihr den Kometen mitten am Himmel steh'n?
Und bis zum Himmelsrande den Schweif herniederweh'n?
Des Sternes Kern erglühet gerade über Bern,
Des Schweifes Ruthen geißeln die Schweizerlande nah und fern.

So über die Gebirge jetzt steigt der Fürsten Stern,
Der Herzog Karl der Kühne, er selbst der glüh'nde Kern;
Und hinter ihm da schweifet's, ein endeloses Heer,
Schimmernd in lichten Panzern, und von Geschütz ein flimmernd Meer.

Um ihn, den Stern der Fürsten, strahlet ein Glorienband
Von Feldherrn, die gesendet Napel bis Niederland;
Sein Heerschweif auf der Erden zählt Völker also bunt,
Als jener Schweif am Himmel deckt Länder ob dem Erdenrund.

Still zieht am Himmelsbogen dort oben der Komet,
Doch der Komet auf Erden, horcht! wie er donnernd geht.
Es dröhnet aus dem Jura zum Schweizerland hinab,
Als höbe das Gebirge selbst seinen Fuß empor zum Trab.

So kommt der Gott der Rache, der Herzog von Burgund,
Er, jahrelang geduldig, so kommt er Schweizerbund!
In seine Banner flammend hat die Burgunderkunst
Schickt mit Scharlachseide der Schweizerstädte Feuersbrunst.

Die zweite Abtheilung „Die Eroberung von Granson" schildert am ausführlichsten die Schandthat Karl's, daß er 500 Schweizer an der prächtigen Nußbaumallee zwischen Granson und Orbe mit den höhnischen Worten: „Hängt einmal deutsche Nüsse jetzt statt der welschen dran!" aufknüpfen ließ. Da ihm jedoch diese Todesart zu langsam ging, so befahl er den Rest dieser Unglücklichen wie Hunde in den Wellen zu ersäufen. In der Behandlung der dritten Abtheilung war der Verfasser nicht so glücklich, es hat sich da Bilderschwulst eingeschlichen; sie dürfte überhaupt nur den Taktiker interessiren. Die ganze vierte Abtheilung durchpulst historisches Leben, einzelne Momente darin sind prachtvoll, jedoch das Detail so ausführlich behandelt, daß wir den Gang der Handlung nicht mehr schrittweise verfolgen können. Das Gleiche gilt von der letzten Abtheilung: „Die Beute"; so schön, so anziehend auch einige dieser Schilderungen sind, so wollten sie uns als Schluß dieses epischen Gedichts doch nicht recht behagen; man interessirt sich z. B. sehr wenig für das Schicksal des berühmten Krondiamanten Karl's des Kühnen, „balle de Flandre", wenn man die gefallene Größe des Helden noch vor Augen hat. Auch müssen wir die Rüge aussprechen, daß sich hier und da Härten in der Diction zeigen, welche die Feile bei einer zweiten Auflage leicht heben könnte. Doch das sind Kleinigkeiten gegenüber den Vorzügen des Gedichts. Der Verfasser hat damit glänzend bewiesen, daß er nicht zu Jenen gehöre, die geschichtliche Stoffe behandeln, ohne gründliche Vorstudien gemacht zu haben, wie es heutzutage leider Mode ist. Reber läßt alle Quellen seines reichen Wissens in diesem schönen Buche springen, er kennt sein Volk durch und durch; geht er auch im Allgemeinen zu rhetorisch zuwerke, so ist er doch immerhin ein echter Dichter.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Emanuel Raulf.

Die Neumark und die Neumärker.

Es gibt einen wir möchten sagen verlorenen Landstrich in Deutschland, der nicht besser zu sein braucht als sein Ruf, weil er gar keinen Ruf hat. Es ist die Neumark. Man kennt die Lausitz, man kennt Ostfriesland, man kennt die Mittelmark, die Altmark, die Ukermark, Vor- und Hinterpommern, selbst die Priegnitz, aber Niemand kennt die Neumark, außer wer in ihr zufällig geboren worden ist. Sie bildet gegenwärtig, wie wir der Gründlichkeit wegen bemerken, einen Bestandtheil des Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O. und darf somit dieses Frankfurt, einst als Universitätsstadt, jetzt noch durch seine Messen, ferner als Geburtsort Heinrich's von Kleist, von Gaudy's u. s. w. und als Sterbeort Christian Ewald's von Kleist bekannt, als seine gegenwärtige Hauptstadt ansehen. Außerdem ist Landsberg a. d. W., Geburtsort der Schriftsteller und Dichter Nürnberger, Boas, Eduard Ferrand (Schulze), Solitaire (Nürnberger's Sohn), kein ganz übler Ort; Züllichau, in dessen Nähe die Katschin geboren wurde, hat ein angesehenes Gymnasium und besaß früher eine Officin, durch welche gerade die besten Schriften von F. Rochlitz, ferner mehre Romane und Erzählungen von Friedrich Kind und Lafontaine zur Oeffentlichkeit befördert wurden (auch der bekannte jenaische Buchhändler Frommann stammte von hier); Küstrin, bekannt durch Friedrich's des Großen Gefangenschaft als Kronprinz, ist eine Festung, welche wenigstens von den Neumärkern als die bedeutendste und unüberwindlichste in der Welt angesehen wird, vorausgesetzt, daß ein ehrlicher echter Neumärker ihr Commandant ist. Auf neumärkischem Boden wurden endlich im Siebenjährigen Kriege die berühmten Schlachten von Zorndorf, Kai und Kunersdorf geschlagen. Das sind etwa die historischen Ansprüche, welche die Neumark zu erheben hat. Berücksichtigung verdient aber namentlich ihr Volksstamm, der vielleicht, da er so abgelegen von den Heerstraßen der Touristen ist, manche deutsche Ureigenthümlichkeit reiner bewahrt hat als andere deutsche Volksstämme. Es hat uns gefreut, vor einiger Zeit im „Bremer Sonntagsblatt" durch einen Artikel von A. Wilde: „Aus der Neumark", die Aufmerksamkeit auf diesen Gau und seine Bewohner geleitet zu sehen. „Der Neumärker", sagt der Verfasser des Aufsatzes, „steht seinem Wesen nach in der Mitte zwischen dem Märker und Pommer; er ist gelassen und wenig erregbar, geduldig und ausharrend bei der Arbeit, ohne bedeutenden Gesichtskreis, aber verständig und überlegsam für Das, was er übersieht.... Die Abgeschlossenheit von dem regen, wechselnden Verkehr der übrigen Provinzen hat der Neumark wenigstens in den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung eine gewisse rohe Einfalt erhalten; der Bauer hängt hier noch bei weitem mehr an den Gewohnheiten seiner Väter als anderswo." In der That hat das neumärkische Landvolk etwas Urzuständliches; dabei ist es, wie alles deutsche Landvolk, eigensinnig, rechthaberisch und proceßsüchtig. Weltbekannt ist der durch einen berühmten Machtspruch Friedrich's des Großen gegen einen Herrn von Gersdorf entschiedene Proceß des Wassermüllers Arnold, dessen Frau einen ganzen Schiebekarren voll Acten nach Sanssouci gefahren haben soll, damit König Friedrich davon Kenntniß nehme. In Betreff des Rechts und Unrechts bei diesem Proceß sind übrigens die Stimmen Sachverständiger noch bis auf den heutigen Tag sehr getheilt. Eine eigenthümliche Classe bilden die bürgerlichen Gutsbesitzer und namentlich die Domänenpächter, Amt- und Forstleute. Unter diesen herrscht meist noch die alte deutsche Gasterei und das alte deutsche Zechen. Unglaublich ist die Gastfreundschaft, womit in der Behausung eines neumärkischen Pächters (wir waren selbst in unserer Jugend mehrmals Zeuge davon) zeitweilig außer Brot gekommene Amtleute, Pächter und Verwandte oft mit ihren gesammten Familien tage-, wochen-, zuweilen selbst monatelang Aufnahme und Unterkunft finden, mitunter auch nur zu dem Zwecke einer Reihe von Familienfestlichkeiten. Bei hochfestlichen Zechgelagen, wo der Wein in Strömen fließt oder eine Punschbowle der andern folgt, ist der beste Trinker der beste Mann, und A. Wilde erzählt von einem alten neumärkischen Amtsrath, der Jeden unter den Tisch trinkt und dann Musik herbeischafft, um durch Trompeten- und Posaunenschall „die Todten wieder zu erwecken". Die Bewohner der Städte leben dagegen ziemlich still und selbst philiströs; doch lebt dagegen unter ihnen auch viel mehr Sinn, sich zu unterrichten und ihren Geist zu bilden. Kunstliebhaber werden freilich in der Neumark wenig Ausbeute finden; indeß besitzt das kleine, recht mitten im Grün gelegene Königsberg, in älterer Zeit Sitz der neumärkischen Regierung, eine sehr interessante, im Aeußern fast verschwenderisch reich ausgestattete alte Kirche, deren Thurm leider vor 12 oder 13 Jahren ganz plötzlich in sich zusammengestürzt ist, und ein prachtvolles Rathhaus, das, wie A. Wilde versichert, „im Osten unsers Vaterlandes vielleicht nur von den marienburger und danziger Monumenten übertroffen wird". Wir glauben, daß das „Bremer Sonntagsblatt" Dank dafür verdient, die Aufmerksamkeit auf diesen entlegenen und so wenig gekannten Gau geleitet zu haben.

H. M.

Notizen.

Thackeray.

William Makepeace Thackeray hat sich an das für ihn wie für seine vielen Verehrer angenehme und nutzbringende Geschäft gemacht, seine in Journalen und namentlich im „Punch" erschienenen komischen Gedichte und prosaischen Skizzen zu sammeln und sie unter dem Titel „Miscellanies: prose and verse" herauszugeben. Der erste Band ist hiervon erschienen, und von mancher lustigen Reimerei, welche seiner Zeit die Leser des „Punch" höchlichst ergötzte, erfährt das Publicum vielleicht erst jetzt, daß Thackeray ihr Verfasser war. Freilich haben manche Stücke auch an Interesse verloren, da die ihnen zugrunde liegenden Beziehungen schon zu sehr in die Ferne gerückt, ja bisweilen wol gänzlich in Vergessenheit gerathen sind. Bei einzelnen Stücken wäre es daher zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser dem Gedächtniß der Leser durch beigegebene Noten nachgeholfen hätte. Diese Sammlung wird sämmtliche so namhaft gewordene „Snob-papers", die er für den „Punch" theils anonym, theils unter dem angenommenen Namen Michael Angelo Titmarsh beisteuerte, dann auch wol seine bessern Aufsätze aus „Fraser's magazine" und der „Times" enthalten. Ein Satirist und Sittenmaler wie Thackeray würde in Deutschland wahrscheinlich nur von Denen gewürdigt werden, welche überhaupt an dieser Literaturgattung Geschmack finden; in England gilt er als Nationalschriftsteller, denn Satire und Humor haben in England eine wirklich nationale und allgemeine Bedeutung, sind hier eine politische und sociale Macht. Es ist dabei merkwürdig, was sich der Engländer von seinen Satirikern bieten läßt. In seinen Romanen, wie erst in seinem letzten „The Newcomes", der in Bezug auf spannende Handlung gar nicht sehr bedeutend ist, zieht Thackeray aufs unerbittlichste der sogenannten guten Gesellschaft in England die Larve ab und stellt sie als lügnerisch, eitel, hochmüthig, dumm, boshaft und selbst gemein dar, mit offenbarer und absichtlicher Verkennung des gesunden Kerns, den wenigstens das englische Familienleben am häuslichen Herde in sich schließt. Nichtsdestoweniger werden Thackeray's Schriften von dieser Gesellschaft förmlich verschlungen, und man schlägt den Gewinn, den Thackeray bisher von seiner Schriftstellerei und seinen Vorlesungen gezogen hat, auf beiläufig 100,000 Pf. St. an, eine Summe, die, wenn man sie auch als übertrieben auf die Hälfte reducirt, noch immer hinreichen würde, um ein halb Dutzend deutsche Satiriker zu wohlhabenden Leuten zu machen und aus unstäten Erdenpilgern in seßhafte Bürger zu verwandeln. Thackeray's schneidende und kaustische, dabei etwas kalte und erbarmungslose Satire erklärt sich vielleicht aus seiner frühern Beschäftigung: er war Maler und namentlich auch Caricaturenzeichner, und wir wissen aus Lewes' Biographie Goethe's, daß er anfangs der dreißiger Jahre den Goethe'schen Kreis in Weimar durch seine Caricaturenzeichnungen ergötzte. Daher vielleicht die objective Schärfe in den Umrissen seiner Romancharaktere. Er sieht eben die Menschen mehr mit den Augen eines an strenge Contouren gewöhnten, objectiv betrachtenden satirischen Malers als des gemüthvollen Poeten. Gegenwärtig befindet er sich wieder in Amerika, wo er über die vier George Englands Vorlesungen hält. Eine interessante, nur mit einiger Animosität gegen die englischen Gesellschaftszustände geschriebene Skizze über ihn brachte jüngst in Nr. 2 das „Magazin für die Literatur des Auslandes".

Wie man Romane producirt.

Die „Revue des deux mondes" enthielt jüngst eine Notiz, welche für die Liederlichkeit, womit in Frankreich im Gebiete der Unterhaltungsliteratur producirt wird, in hohem Grade bezeichnend ist. Es besteht nämlich in Frankreich ein Roman eines überaus productiven Autors, worin mitten zwei Bogen fehlen, weil das betreffende Manuscript während des Drucks verlorengegangen war. Der Verleger hatte keine Lust, seinen Schriftsteller dafür besonders zu honoriren, daß er das verlorene Gegangene von neuem ergänze, und der Schriftsteller hatte seinerseits keine Lust, umsonst zu arbeiten, wußte vielleicht auch gar nicht mehr, was die verlorengegangenen Manuscriptbogen enthalten hatten — kurz, der Verleger ließ lustig weiter drucken und dachte auch selbst bei den spätern Auflagen nicht daran, das Fehlende durch den Autor ergänzen zu lassen. Beide verließen sich auf ihr Glück wie Cäsar und auf die Gedankenlosigkeit ihrer Leser wie der deutschen Uebersetzer. Ihr schöner Glaube an die Menschheit ist nicht getäuscht worden. Dies erinnert uns an eine Geschichte, die einem deutschen Recensenten gegen die Mitte der dreißiger Jahre passirte. Er sollte einen damals vielgelesenen und vielgelobten Roman eines noch jetzt und nicht mit Unrecht beliebten Romanschriftstellers anzeigen; zufällig war aber das Titelblatt des dritten Bandes vor den zweiten eingeheftet, und er las nun sofort nach dem ersten Bande den dritten, den er begreiflicherweise für den zweiten halten mußte. Zwar frappirte ihn anfangs eine gewisse Zusammenhangslosigkeit, aber er war in neuern Romanen bereits an solche kühne Sprünge, an ein plötzliches Fallenlassen der Fäden der Handlung und ihr späteres Wiederaufnehmen gewöhnt, und er las ruhig weiter. Bald war er auch vollkommen au fait, mitten in der Handlung und mitten unter den bekannten Personen des ersten Bandes. Da kam er an den Schluß des Bandes. Er stutzte. Das war ja ein vollkommener Romanschluß; in welcher Weise wollte der Autor die beendigte Geschichte weiterführen? Natürlich klärte sich ihm das Geheimniß sehr bald auf, als er den auf dem Titel als dritten Band bezeichneten zweiten Band zur Hand nahm. Ein solcher Irrthum des Kritikers wäre nicht möglich gewesen, wenn der zweite Band nicht aus lauter Episoden bestanden hätte, die den Gang der Handlung durchaus nicht förderten und im Grunde nur da waren, um die gebräuchlichen drei Bände vollzumachen. Solche Curiosa gewähren den besten Aufschluß über die Art und Weise, wie diese Sorte Romanfabrikation betrieben wird. **H. M.**

Bibliographie.

Brandis, C. A., Gedächtnissrede auf Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Ngr.

Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn u. Comp. 16. 24 Ngr.

Wehl, F., Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wieseler, F., Die Nymphe Echo. Eine kunstmythologische Abhandlung zur Feier des Winckelmannstages 1854. Nebst einer Kupfertafel und einigen Vignetten. Göttingen, Dieterich. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Wilfried von der Neun, Welt und Herz. Dichtungen. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Diedrich, J., Entgegnung auf des vormaligen lutherischen Pastor Hasert's Buch: War ich vom Satan verblendet, da ich catholisch wurde? Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Grundzüge der conversativen Politik. Berlin, Nau[...] Gr. 8. 7½ Ngr.

Völderndorff, O. v., Die Papiergeld-Crisis und die Papiere auf jeden Inhaber nebst ihrem Eintrage in die Hypothekenbücher. Ein rechtliches Gutachten. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21—24; Nr. II die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 32, 33 und 35; Nr. III die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. 47—50 d. Bl.)

82. **Album der neuern deutschen Lyrik.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Gebunden (in einem Band) 2 Thlr.

Dieses Album bietet in geschmackvollster Auswahl (aus etwa 25,000 geprüften Gedichten) das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Der Herausgeber, Dr. O. Eichert, sagt in seinem Vorwort: „Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen." Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Preis sehr mäßig und dieses Album eignet sich somit in jeder Weise besonders zu Geschenken.

83. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

25. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius.
26. Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
7. Deutschland, von H. A. Daniel.
8. Die Lebensversicherungen, von E. G. Unger.
9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
10. Das Slaventhum, von A. W. Heffter.
11. Das Gold, von R. F. Marchand.
12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner.
13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.
15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer.
16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freiherr von Biedenfeld.
17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold.
18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.
19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn.
20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rank.
21. Das Planetensystem der Sonne, von J. H. Mädler.
22. Das Kochsalz, von P. A. Bolley.
23. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.
24. Das Glas, von J. R. Wagner.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

84. **Bunsen (C. C. J.), Die Zeichen der Zeit.** Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Zweite und dritte unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. 8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 4 Ngr.

Diese Briefe Bunsen's, des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, haben in den verschiedensten Kreisen Deutschlands solches Aufsehen erregt, daß bereits wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite und ebenso rasch eine dritte Auflage nöthig wurde. Sie werden von Freund und Feind als ein Ereigniß betrachtet und verdienen deshalb von Jedermann gelesen zu werden.

Von demselben Verfasser erschien früher in gleichem Verlage:

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

85. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Sechszehnter bis vierundzwanzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, sodaß sie bis Ende 1856 vollendet ist.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

86. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Sechszehnte bis vierundzwanzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: Geographie (44 Tafeln).

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges, höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig

erschienen, kann fortwährend auch auf einmal ganz (24 Thlr.) oder allmälig (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in allen beliebigen Terminen bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (10 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

87. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Dreiunddreißigstes bis fünfunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

88. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertneunundzwanzigstes bis hundertfünfunddreißigstes Heft. (Schluß des elften Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die „Gegenwart" wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zwölften Bande abgeschlossen werden und dann ein vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Der elfte Band enthält deshalb 15 statt 12 Hefte und dasselbe wird wahrscheinlich bei dem zwölften Bande der Fall sein.

Auch ferner werden von der „Gegenwart" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt gegen Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 14. Februar 1856.

Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Es war im Sommer 1805, als Tieck seine italienische Reise antrat, die ihn unter Anderm über Verona führte. Hier (nicht in Rom, wie in Nr. 46 d. Bl. f. 1855 gesagt wurde) sah er in in einem armseligen, mit Bretern abgesperrten Ausschnitte der großen Arena Werther's und Lottens Geschichte, zum italienischen Familienstück zugerichtet, unter reichlichen Thränenergüssen der Zuschauer darstellen. So begrüßten ihn heimische Gefühle in den Zauberlauten der italienischen Sprache bei seinem Eintritt in das Land seiner Sehnsucht, das ihm, jedoch erst nach erneuerten Körper- und Seelenschmerzen, Genesung bringen sollte.

Diese ließ freilich lange auf sich warten. Seine gichtischen Leiden folterten ihn auch in Rom, wo er am Monte Cavallo eine freundliche Wohnung bezog. Mit Schmerzen ringend, schlich er am Stock durch die Straßen, über die Plätze. Oft trat die Gicht in den Arm, in die Hand, welche, auf dem Stabe ruhend, die ganze Wucht des schweren und hinfälligen Körpers zu tragen hatte. Die angstvollen Empfindungen seiner Jugend kehrten ihm in den Straßen Roms wieder. Es ergriff ihn ein schmerzliches Heimweh nach dem dürftigen und geschmähten heimatlichen Boden, an dem dennoch sein ganzes Herz hing. Oft erfaßte ihn wieder, wie in seiner Jugend, eine unnennbare Angst, ein Entsetzen vor sich selbst, vor den Dingen, die ihn umgaben. Fremd, gespenstisch, traumartig erschienen sie ihm. Noch schlimmer als die Tage waren die schlaflosen Nächte. Die gräßlichen Bilder seiner nächtlichen Träume verfolgten ihn auch im Wachen; er wagte nicht an sie zu denken, noch weniger von ihnen zu sprechen, und doch standen sie vor ihm und wichen keinem noch so bunten Wechsel der Gegenstände.

Endlich aber arbeitete sich seine ursprünglich starke Natur durch Krankheit und Schwermuth durch. Auch die italienische Sonne that das Ihrige und erweckte in ihm die gesunkene Lebenskraft. Instinctmäßig suchte er sonnige Plätze und Straßen auf, und mit Verwunderung sahen selbst Römer dem kranken Spaziergänger nach, der an der Spanischen Treppe in der Mittagssonne unermüdlich auf- und niederging. Nun erst erschloß sich ihm die Welt der Kunst, das geheimnißvolle Geschichtsleben der Ruinen, die Erhabenheit in diesem Verfall, diese in Trümmerschrift ausgedrückte Mahnung an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen. Auch in die gesellige Welt trat er nun ein, er lernte die Erzherzogin Marianne von Oestreich, mehre hohe Würdenträger der Kirche, darunter den Cardinal Somaglio, und den Prinzen von Sachsen-Gotha kennen, dessen Haus ein gastlicher Sammelpunkt für die Deutschen war. Auch machte er die Bekanntschaft des talentvollen Dichters Müller, genannt „Maler Müller", eines wunderlichen, an der Genialitätssucht leidenden Mannes, dessen Dichtungen Tieck früher ungemein angezogen hatten. Bei näherm Umgang mußte Tieck jedoch die innerlich ungesunde, eines eigentlichen Halts entbehrende Natur Müller's bald erkennen. Namentlich war Müller auf Goethe eifersüchtig, von dem er sich unverdient in Schatten gestellt glaubte. Von Goethe's „Iphigenie" sprach Müller sehr verächtlich und behauptete, selbst eine Iphigenie geschrieben zu haben, die ein ganz anderes Werk sei und erkennen lassen werde, wie eigentlich das antike Drama behandelt werden müsse. In Manheim hatte Müller, wie er versicherte, die persönliche Bekanntschaft des Teufels gemacht, und er wies Tieck das aus der Erinnerung entworfene Porträt dieses Teufels vor, das er wohlgetroffen nannte und welches auch eigenthümlich genug aussah. Was Tieck selbst betrifft, so scheint er in Rom keine tiefern Kunststudien gemacht, auch keine weitern Ausflüge unternommen zu haben, um Land und Leute kennen zu lernen. Man gewinnt fast die Ueberzeugung, daß die antike Kunst in Rom und die classische Natur der italienischen Landschaften ihm etwas Fremdes blieben, für das er kein Verständniß hatte. Hierzu mochten eigenthümliche Verhältnisse und Gemüthszustände kommen, von denen man sich gerade in Betreff seines römischen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Aufenthalts erzählt, deren er selbst aber nie gedachte. Literarische Tendenzen und Bestrebungen nahmen auch in Rom seinen Geist vorzugsweise in Beschlag. Tagelang brachte er auf der vaticanischen Bibliothek, wo er durch Cardinal Somaglio's Vermittelung ein eigenes Zimmer angewiesen erhalten hatte, unter deutschen Handschriften zu, von denen er mehre vollständig copirte. Es war dies vielleicht eine Ableitung von mancherlei innern Bedrängnissen. Manche Plane, die sich an diese Arbeiten knüpften, sind nicht zur Ausführung gekommen.

Im Sommer 1806 reiste Tieck wieder nach Deutschland zurück. In Frankfurt machte er durch Bettina, die ihm „eigenthümlich und excentrisch" erschien, die Bekanntschaft von Goethe's Mutter, einer noch im höchsten Alter regsamen und theilnehmenden Frau. Sie erzählte ihm, daß sie auf einem Bücherbrete in ihrem Zimmer lange sechs Bände aus Goethe's früherer Zeit bewahrt habe, welche die älteste, später verworfene Bearbeitung des „Wilhelm Meister" enthielten. Von dem Inhalte theilte sie Manches mit. Hier sollte die Heirath Wilhelm's und Marianens den Abschluß machen. Leider gelangte Tieck nicht zur Einsicht dieser merkwürdigen Papiere. In Weimar verlebte er einige Abende mit Goethe, dem er sich jedoch fremder fühlte als sonst, wozu namentlich der „erkältende Einfluß" der „Natürlichen Tochter" beigetragen hatte. Großen Spaß gewährten an Goethe's Tafel die Aufschneidereien des Kapellmeisters Himmel, welcher zu beweisen suchte, daß er ebenso sehr ein Sprachtalent als Musiker sei und durch seine Fertigkeit im Lesen und Entziffern hebräischer, chaldäischer und anderer orientalischer Handschriften selbst die Beamten der vaticanischen Bibliothek in Erstaunen gesetzt habe. Einer habe ihn gefragt, wer er denn sei, und auf Himmel's Erwiderung: „Der Kapellmeister Himmel aus Berlin!" wie im Schrecken ausgerufen: „Sie mögen wol der Teufel sein, aber kein Kapellmeister aus Berlin!" Eine interessante Bekanntschaft war die mit Oehlenschläger, die Tieck in Dresden machte. Oehlenschläger schwärmte für Tieck's Poesien, und enthusiastisch wie er war, trug er ihm Brüderschaft an.

Oehlenschläger — heißt es weiter — war eine reichbegabte und überschwängliche nordische Natur. Voll erregten Gefühls und Phantasie, jedem Eindrucke offen, ließ er sich in Verehrung und Abneigung leicht bestimmen. Doch er war auch voll starken Selbstbewußtseins, das als hoher nordischer Nationalstolz und bald als kleinliche persönliche Eitelkeit erschien. Er überschätzte seine Originalität und hielt Manches für Eigenthum, was er deutschen Anregungen verdankte. Widerspruch konnte er nicht vertragen, noch viel weniger Tadel. Eine leise Andeutung war hinreichend, ihn in heftigen Zorn zu versetzen. Er besaß eine Beredtsamkeit, gegen die man vergeblich ankämpfte. Er hörte auf keinen Einwurf und beachtete keinen Versuch des andern Theils, zu Worte zu kommen.

Der große Schlag, welcher die Monarchie Friedrich's des Großen aufrollte wie ein Kartenblatt, war gefallen. Tieck zog sich noch mehr in seine literarischen Arbeiten zurück, fand für das nationale Misgeschick einigen Ersatz und Trost in der Bekanntschaft mit Achim von Arnim und verbrachte dann wieder einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit auf dem einsamen Landgute bei Frankfurt im Verkehr mit Freunden und Büchern. Im Sommer 1808 reiste er nach Dresden, wo er den „rechthaberischen, hochfahrenden und vornehm geheimnißvollen" Adam Müller und Heinrich von Kleist kennen lernte. Heinrich von Kleist war liebenswürdig, trotz seines sonderbaren Wesens. Wenn auch scheu und schroff, war er doch bieder, wahr und aufrichtig, aber wechselnden und zweifelvollen Stimmungen unterworfen. In guten Stunden nahm er unbefangen und lebhaft an der Unterhaltung theil. Dann fiel ein unbedeutendes Wort, auf welches Niemand Werth legte, aber ihn berührte es unbegreiflicherweise, und sogleich ward er stumm, finster und zog sich mistrauisch tagelang in sich selbst zurück. In solchen Augenblicken des Schweigens schien er geistig abwesend. Seine äußere Stellung war eine unsichere. Der Sturz Preußens erschütterte ihn heftig. Ein tiefer sittlicher Unwille, der sich auch wol auf einzelne Personen warf, ein bitterer Ingrimm erfaßte ihn und äußerte sich schlagend und sarkastisch. Bisweilen litt er an fixen Ideen. Er bildete sich z. B. einmal ein, Adam Müller's Frau leidenschaftlich zu lieben, und machte selbst einmal den Versuch, seinen Freund von der Elbbrücke in den Fluß zu stürzen.

In demselben Sommer machte Tieck einen Abstecher nach Wien, wo er den Freiherrn Heinrich von Collin kennen lernte, den Dichter des „Regulus", der sich gerade mit einer Dramatisirung der Geschichte des Coriolan beschäftigte, merkwürdigerweise aber nichts davon wußte, daß schon Shakspeare vor ihm einen „Coriolan" geschrieben habe, und von da nach München, wo ihn namentlich der Umgang mit dem Philosophen Jacobi fesselte. Auffallend war für Tieck besonders das kühle Verhältniß zwischen Jacobi und Baader, zwischen denen es sonst doch nicht an geistigen Berührungspunkten fehlte; aber Baader, der in diesem Punkte gerade keinen sehr hohen philosophischen Standpunkt einnahm, konnte es Jacobi nicht vergeben, daß er Fremder und Protestant war. Das münchener Klima zeigte sich auch diesmal für Tieck höchst nachtheilig. Im Winter 1809 erkrankte er neuerdings schwer; es traten Augenblicke vollständiger Lähmung und Sprachlosigkeit ein — ein Starrkrampf, auf dessen Anfälle nervöse Abspannung und Schwäche folgten. Nur langsam erholte er sich; aber kaum erkannte er sich selbst wieder. Die Hand des Schmerzes hatte seinen Körper vor der Zeit gebeugt und niedergedrückt. „Ein Leiden hatte begonnen", bemerkt Köpke, „das fortan mit seinem Leben eins sein sollte." Während der Sommer 1810 und 1811 brauchte Tieck die Bäder von Baden-Baden und Warmbrunn. Dort sprach er fast täglich den damaligen Kronprinzen von Baiern, von dem er schon in München ausgezeichnet worden war. Der Gebrauch von Warmbrunn vermehrte seine Leiden:

Kraft und Gesundheit waren für das Leben dahin, sein Körper schwach und gebrechlich, von jedem Luftzug abhängig. Von der Natur, mit der er von Jugend auf im innigsten Verkehr gestanden hatte, mußte er Abschied nehmen. Die

Lage des dauernden Leidens und der Entsagung waren gekommen.

Trotzdem hatte er seinem Geiste die Herrschaft über seinen Körper in dem Grade gesichert, daß es ihm während seines Landaufenthalts in Ziebingen in den nächstfolgenden Jahre möglich wurde, das „Altenglische Theater“, Ulrich's von Lichtenstein „Frauendienst“ und den „Phantasus“ herauszugeben.

Als die Zeit des Unabhängigkeitskriegs gekommen war und im Sommer 1813 die mittlern Provinzen zu Schlachtfeldern wurden, begab sich Tieck nach Prag, wo er unter Andern mit Niebuhr eine ältere Bekanntschaft erneuerte. In ihren Ansichten über Werke der Poesie stießen beide Männer freilich einander stark ab. Niebuhr pflegte sie fast ausschließlich im Sinne der staatsmännischen und gesellschaftlichen Moral aufzufassen, während Tieck mit gleicher Einseitigkeit selbst das moralisch Verwerfliche billigte, wenn er es vom poetischen Standpunkt zu rechtfertigen vermochte. In dieser Hinsicht war Tieck im Grunde entschiedener Revolutionär; nach ihm hatte der Poet eigentlich gar nichts weiter zu respectiren als das Gesetz, das er sich selbst gab, wenn es auch mit allen gesellschaftlichen Gesetzen collidirte. Eine andere nähere Bekanntschaft knüpfte er mit dem bizarren Clemens Brentano an.

Tieck glaubte — erzählt Köpke — nie einen bessern Improvisator gesehen zu haben, aber auch Niemand, der graziöser und anmuthiger zu lügen verstanden hätte. Diese Verbindung von Schelmerei und Witz erinnerte ihn an die Charaktermasken des italienischen Lustspiels. Dies schien Truffaldin in seiner Urgestalt zu sein.

Die Frauen wußte Brentano bis zu Thränen zu rühren, indem er ihnen aufs herzbrechendste schilderte, welch ein schlechter Mensch er sei, und wenn er es bis zu diesem Erfolge gebracht, ging er triumphirend von dannen und freute sich darüber, daß die „Gänse“ nun doch wirklich Alles glaubten, was er ihnen vorgelogen habe. Zu Tieck's merkwürdigsten Bekanntschaften gehörte die mit Beethoven. Tieck war kein großer Verehrer der Beethoven'schen Liedercompositionen und Opernmusik; er vermißte in ihnen das eigentlich Gesangmäßige, jene hohe klare Heiterkeit, die in Mozart's Tonwerken waltet, wol aber erkannte er die geniale, erschütternde Kraft in des jüngern Meisters Instrumentalcompositionen an. Beethoven selbst machte auf Tieck einen unheimlichen Eindruck; er fand ihn finster, auffahrend, jähzornig und unberechenbar in den Ausbrüchen seines Gefühls. Doch verstand Tieck, sich mit gutem Takt in des Meisters finstere und oft selbst wilde Launen einzuleben.

Die folgenden Jahre verlebte Tieck wieder in Ziebingen, im engen Verkehr mit dem Grafen Finkenstein, von Burgsdorff und Wilhelm von Schütz, dem Verfasser des Trauerspiels „Lacrimas“. Er unterbrach seinen Landaufenthalt durch öftere Ausflüge nach Berlin, wo er im Sommer 1814 eine merkwürdige Vision hatte, indem ihm die Gestalt — soll man sagen der Geist? — eines verstorbenen Sonderlings, des alten Beeren erschien. Tieck hatte ihn im Leben nie gesehen, beschrieb aber die Erscheinung mit einer Genauigkeit, daß Alle, welche den verstorbenen wunderlichen Kauz gekannt hatten, versicherten: ganz so habe der verstorbene Beeren ausgesehen, sich getragen und benommen. Ueberhaupt schien damals in Berlin ein geisterhaftes Wesen zu herrschen, so gut wie später unterhalb der Burg der Weibertreue in dem Dunstkreise Justinus Kerner's. Geister machen eben nur da ihre Aufwartung, wo sie darauf rechnen dürfen, mit dem Hut in der Hand als Respectspersonen empfangen zu werden; jetzt, wo man nichts mehr und auch sie nicht respectirt, zeigen sie sich freilich sehr zurückhaltend. In diese Zeit der Geisterseherei fällt auch eine neue interessante Bekanntschaft Tieck's oder wenigstens eine innigere Befestigung derselben, die mit dem Aesthetiker und Philosophen Solger. Von ihm heißt es:

Hier war nichts von Dem, was Tieck bei Philosophen und Philologen fürchtete und weshalb er sie stets mit einer Art Scheu betrachtet hatte; nichts von der herrschsüchtigen Zuversicht des Systems, von einseitiger Schärfe und Splitterrichterei, keine fertige Schulmatier, die für Alles ein Schlagwort hat; es war überall Erlebtes. Er fand wieder, was ihn selbst erfüllte. Mit keinem seiner Freunde vermochte er ein so offenes, eingehendes und allseitiges Gespräch zu führen als mit Solger. Es war ein ruhiges Versenken in den Gegenstand, ein wahres Zwiegespräch, ein Austausch der Geister. So große persönliche Anregungen hatte Tieck seit Novalis nicht empfangen.

Kein Jahr verging, wo sich die beiden Freunde nicht gesehen hätten, wo Tieck nicht auf einige Tage in Berlin gewesen, oder Solger ihn nicht im Frühlinge oder Herbste besucht hätte. Oft begannen ihre Unterhaltungen am frühen Morgen, und nach kurzen Unterbrechungen fand der späte Abend sie noch im tiefen Gespräche. Einzelne Aussprüche Solger's, wie der über das Böse als das reale Nichts, oder daß die Mystik, wenn sie nach der Wirklichkeit hinschaue, die Mutter der Ironie, wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeisterung oder Inspiration sei, durchzuckten Tieck wie eine plötzliche Offenbarung. Auch mit Raumer trat Tieck in dieser Zeit und durch ihn mit der Geschichte in ein näheres Verhältniß. Der Horizont der Ideen breitete sich für Tieck immer weiter aus, namentlich aber infolge einer Reise, die ihn 1817 durch die Rhein- und Niederlande nach England führte. Doch interessirte ihn in London das Theater mehr als die andern großen Erscheinungen dieser Weltstadt. Dieses betäubende Jagen und Haschen nach Erwerb und Gewinn, dieses commercielle und industrielle Gebrause hatte für einen Dichter von der Geistesrichtung wie Tieck ohne Zweifel etwas Beängstigendes. Auch das Theater, trotz Kean und Kemble, genügte ihm nicht. Das englische Theater schien ihm tiefer als das heimische zu stehen, die Manier herrschend, der letzte Ton der Naturwahrheit verloren gegangen zu sein. Eine interessante Bekanntschaft war die mit Coleridge, dem Uebersetzer des „Wallenstein“, dem gründlichen Kenner deutscher Literatur, der auch Tieck als Dichter und Kritiker schätzte. Was gewisse Ansichten Tieck's über Shakspeare betraf, so gestand ihm Coleridge zu, daß er in vielen Punkten Recht habe, daß er sie aber nicht acceptiren könne, denn sie widersprächen Ab-

lem, was man bisher in England über Shakspeare gedacht und geschrieben habe. So stark ist in England die Macht der Tradition! Von London aus besuchte Tieck den Geburtsort Shakspeare's, das kleine Stratford. Aber auch der Natur konnte er keinen Geschmack abgewinnen; sie schien ihm gemacht, zugeschnitten, ihres poetischen Dufts durch die Industrie beraubt. In Paris, wo er in den ersten Tagen des Juli eintraf, wurde er von Alexander von Humboldt, Oelsner u. A. freundlich empfangen. Hier machte er auch die Bekanntschaft des geistreichen Sonderlings Schlabrendorf, und im Theater wie auf der Bibliothek geschah ihm hier das Seltsame, daß die Pariser und besonders ältere Offiziere des Kaiserreichs ihn neugierig musterten, sodaß es ihm zuletzt lästig wurde, Gegenstand dieser Neugierde zu sein. Er verdankte dies seiner damaligen auffallenden Aehnlichkeit mit Napoleon und namentlich dem Könige Joseph. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, übersiedelte er sich, nach des Grafen Finkenstein 1818 erfolgtem Tode, 1819 nach Dresden, das ihm von jeher lieb war und welches ihm nun seine Liebe mit wucherischen Zinsen vergalt.

Von hier an nimmt aber auch die Biographie an Mittheilungen von wirklich literarhistorischem Werth bedeutend ab, und das Interesse des Lesers beschränkt sich fortan mehr und mehr auf die Persönlichkeit des Dichters selbst und seine weitern Lebensschicksale. Eine große Literaturepoche war beschlossen; ihre Begründer und Fortgestalter lagen bis auf äußerst wenige bereits im Grabe; selbst von Tieck's nähern Freunden, die bis dahin mit ihm gemeinsam nach dem gleichen Ziele gestrebt hatten, waren die meisten dahingegangen, mehre derselben in der schönsten Blüte ihres Talents und ihres Alters; mit andern, wie mit den beiden Schlegel, war, wie dies so in Deutschland zu geschehen pflegt, ein bis zur Gleichgültigkeit kaltes Verhältniß eingetreten. Tieck selbst zog sich nun mehr in sich und in den stillen Kreis seines dresdener Literaturhofs zurück. Die Zeit nahm allmälig eine der seinigen widerstrebende Richtung und mit ihr die jüngern Talente, die ihm begreiflicherweise nicht das Interesse bieten konnten wie seine frühern Bekanntschaften. Die alte Traulichkeit und Herzlichkeit war verschwunden und an ihre Stelle ein kühles Vornehmthun, eine maskirte Höflichkeit, ein anspruchsvolles Hinterdembergehalten getreten. Frische, originelle, eigenthümliche Menschen, die zu studiren die Mühe gelohnt hätte, gab es kaum noch, und wo sich wirkliche Genialität zeigte, wie bei Grabbe, da paarte sie sich mit abstoßender Selbstüberschätzung, furchtbarer Pietätlosigkeit und cynischer Roheit. Gerade die an Grabbe gemachte Erfahrung, für den sich Tieck in der That mit anerkennenswerther Hingabe bemüht hatte, mahnte zur Vorsicht. Ebenso wenig waren die noch zum Theil aus dem Gleim'schen Freundeskreise (wie z. B. Tiedge) hervorgegangenen Dichter und Schriftsteller der alten Schule, die gerade in Dresden eine Art geschlossenen Cirkel bildeten, sehr geeignet, sein Interesse zu gewinnen. Der neue Ankömmling war diesen im hohen Grade unbequem; doch da sie im Ganzen harmlose Leute waren, gelang es Tieck, sich wenigstens äußerlich mit ihnen auf einen leidlichen Fuß zu stellen; ja sie näherten sich selbst so weit, daß Tieck in den Jahren 1823 und 1824 für die „Abendzeitung" seine bekannten dramaturgischen Berichte schrieb. An anekdotischem, für Tieck höchst ergötzlichem Stoff fehlte es jedoch in diesen Kreisen nicht, und namentlich gab hierzu die nicht seltene Verwechselung seines Namens mit demjenigen Tiedge's Anlaß. So wird uns unter Anderm im Köpke'schen Buche erzählt, daß einmal ein bekannter, aber in der Literatur wenig heimischer Arzt, der seine Hochachtung vor Dichtern beweisen wollte, in einer Gesellschaft Tieck's Gesundheit mit den Worten ausbrachte: „Vivat Oranien!" Er hielt nämlich Tieck für den Dichter der „Urania", die er wieder mit „Oranien" verwechselte. Es bildete sich zwar um Tieck ein Kreis jüngerer, meist der romantischen Richtung zuneigender Talente: Ernst Otto von der Malsburg, Graf Heinrich Loeben (Isidorus Orientalis), K. Förster, Graf F. Kalckreuth u. A., indeß da diese meist vornehmen Leute unvergleichlich mehr von Tieck im gegenseitigen Austausche emfingen, als sie ihm geben konnten, so fehlte doch das eigentliche Bindemittel literarischer Freundschaften, die nur einigermaßen genügende gleiche Vertheilung der wechselseitigen Anregungen. Ein wieder angeknüpfter Verkehr mit Friedrich Schlegel, der 1824 nach Dresden kam, hatte für Tieck wenig Erquickliches. Schlegel war corpulent, fettwangig und Feinschmecker geworden; den Satz, daß der Weg zur Kirche durch die Küche führe, schien er praktisch durch sein Beispiel bestätigen zu wollen; Kunst und Wissenschaft verachtete er jetzt gänzlich; alles Studium hielt er für zu umständlich und unnöthig; von Tieck's Novellen meinte er, sie seien schwacher Wein der Poesie, mit vielem Wasser des Verstandes vermischt, und er bestritt überhaupt die Möglichkeit, das moderne Leben dichterisch zu gestalten. Dagegen war es 1822, als Jean Paul Dresden besuchte, zwischen diesem und Tieck zu einem sehr freundlichen Ideenaustausch gekommen; auch mit dem liebenswürdigen, frischen und offenen Wilhelm Müller wurde ihm die Verständigung sehr leicht.

Inzwischen geschahen von mehren Seiten und nach mehren Seiten hin Schritte, um Tieck seiner bisherigen precären Stellung eines mehr auf den Zufall angewiesenen Literaten zu entreißen und ihm eine sorgenfreie, sichergestellte Existenz zu verschaffen. Solger wirkte für ihn namentlich in Berlin. Nach Solger's plötzlich erfolgtem Tode beabsichtigte man auch, ihn an dessen Stelle als Professor der Aesthetik nach Berlin zu berufen; aber seine Pietät sträubte sich dagegen, den Lehrstuhl eines Mannes einzunehmen, als dessen Schüler er sich bekannte. Er fühlte, wie er mehr Dichter als Philosoph sei; das Katheder erfoderte ein System, und er hatte keins. Man dachte weiter daran, ihm die dramaturgische Leitung einer zweiten in Berlin zu errichtenden Bühne anzuvertrauen, und Tieck würde geneigt gewesen sein, darauf einzugehen, insofern sein Plan durchgegangen wäre, diese Bühne im Sinne einer echten Volksbühne zu organisi-

ren; statt dessen aber entstand eine zweite glänzende Oper, „und jener unerhörte Sturm der Theaterwuth brach los, den der Kritiker als das Zeichen einer abgespannten und an großen Interessen armen Zeit nicht ohne Bitterkeit belächelte". Auch hier erkennen wir eine Art Nemesis, indem ja Tieck selbst von jeher dem Theaterinteresse den Vorzug vor jedem andern Nationalinteresse eingeräumt hatte. Mitten in diese verschiedenen Projecte fiel die Einladung des Fürsten Radziwill, welcher zu einer in seinem engern Kreise zu veranstaltenden Aufführung einiger Scenen aus Goethe's „Faust" mit seiner Composition Tieck's Rath einzuholen wünschte. Tieck, obschon sonst ein Gegner aller Versuche, den „Faust" scenisch zuzurichten, fand Vieles anzuerkennen; namentlich gestand er, den Mephistopheles niemals besser aufgefaßt und dargestellt gesehen zu haben, als dies durch den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz geschehen war. Auch andere Projecte nach auswärts, z. B. nach Heidelberg, Hannover und Breslau, zerschlugen sich. Tieck blieb in dem ihm so lieb gewordenen Dresden, wo er 1825 bei der Hofbühne als Dramaturg mit einem Jahresgehalt von 700 Thalern und dem Titel eines Hofraths angestellt wurde. Es war kein eigentliches Dienstverhältniß, in das sich auch Tieck niemals gefügt haben würde; denn er kannte, wie Köpke bemerkt, kein andere Ordre als die seines Genies und keine andere Arbeit als die dichterische Muße. Auf die Ironie, daß er, der gerade den Hofräthen in seinen Jugenddichtungen so übel mitgespielt hatte, den Titel eines Hofraths erhielt, that er sich sogar etwas zugute, nicht des Titels wegen, sondern weil es ihm Vergnügen machte, wenn die Ironie, die in seinen Dichtungen eine so große Rolle spielte, ihre Macht auch an seinem eigenen Leben ausübte. Ueberhaupt ist es für einen Deutschen gefährlich, gerade mit Orden und Titeln satirisch anzubinden; man weiß nicht, wie sie sich dafür rächen. Manchem Andern ist es in dieser Hinsicht gerade ebenso gegangen wie Tieck. In demselben Jahre machte Tieck, im Gefühle größerer Gesundheit und Lebensfrische als seit Jahren, eine größere Reise über Wien und München nach der Schweiz und von hier über Karlsruhe zurück. In Karlsruhe machte er die Bekanntschaft des alemannischen Dichters Hebel, den er zu diesem Zwecke im Wirthshause aufsuchen mußte. Er fand in ihm den schlichten, einfachen Mann wieder, wie er ihn aus seinen Gedichten kannte. Als Tieck ihn fragte, warum er nicht mehr so hübsche Sachen schreibe wie die Anekdoten im „Rheinischen Hausfreund", antwortete Hebel mit naiv trockenem Humor: „Jo, i wees nischt mehr!"

Tieck's häusliches Leben und wie seine berühmten Vorlesungsabende der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs in Dresden wurden, ist im Allgemeinen zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hierbei länger zu verweilen. Es gehörte zum guten Ton, ihnen beigewohnt zu haben, und durchreisende Notabilitäten, nicht blos deutsche, sondern auch ausländische, darunter Marmier, Marquis Cubières, welche Beide Tieck in französischen Versen besangen, Carnot, Barante, der Schauspieler Saint-Aubin, die Russen Shukowskij und Uwarow, der nordamerikanische Literarhistoriker Ticknor, die Dänen Ingemann, Hauch, Herz, Heiberg, die Schweden Atterbom und Beskow, verweilten bei Tieck oder besuchten wenigstens seine Vorlesungen. Man wurde nicht mehr gefragt, ob man die Gemäldegalerie besucht habe, sondern ob man bei Tieck gewesen sei; ja Wilibald Alexis erzählt, daß viele Ausländer versucht hätten, sich durch Lohnlakaien Eintritt zu verschaffen, und daß englische Touristen, welche in ihren Notizbüchern keine Curiosität fehlen lassen dürfen, in ihrer Naivetät an der Klingel und dann die Börse zogen, um Entrée zu bezahlen. Mit Hegel gerieth Tieck an einem dieser Abende ziemlich scharf zusammen. Hegel wollte, freilich eigenthümlich genug, in dem Charakter des Jago einen Beweis für das zerrissene Gemüth Shakspeare's erblicken. „Professor, sind Sie des Teufels, so etwas zu behaupten?" brauste Tieck auf — ein Gefühlsausbruch, der auf Hegel keinen sehr günstigen Eindruck machte.

Tieck, der außerdem die Gunst des feingebildeten Prinzen Johann genoß und an dessen literarischem Cirkel, der „Dantegesellschaft", theilnahm, hätte wol glücklich sein können, wenn nicht die Gemüthsstimmungen seiner ältesten hochbegabten Tochter Dorothea, welche er so sehr liebte, manchen düstern Schatten in sein sonst so heiteres und behagliches Leben geworfen hätten. Sie war ein eigenthümliches Wesen, diese Dorothea. Schon als Kind war sie mit ihrer Mutter zur katholischen Religion übergetreten und sie hing an dieser Religion mit schwärmerischer Innigkeit. Tieck's eigene religiöse Ueberzeugung blieb aber wesentlich protestantisch, wie dies alle seine neuern Dichtungen aussprachen. So kamen Augenblicke, wo sie sich von den Nächststehenden nicht verstanden glaubte und bei der kindlichsten Liebe zu ihrem Vater sich doch einsam fühlte. Wenn sie sah, mit welcher fast wahnsinnigen Hast die Menschen dem Vergänglichen, Geringfügigen und Nichtigen, dem bloßen Schein und Schimmer nachjagten, um ihre Bangigkeit und das Gefühl ihrer innern Hohlheit zu übertäuben, dann konnte sie wol am Leben verzweifeln und Alles für ein leeres Spiel halten. Ihr Vater war freilich selbst einmal in der Jugend momentan von der Sehnsucht nach stiller Klostereinsamkeit ergriffen worden, bei Dorothea wurde diese väterliche Laune zu einer tiefen Ueberzeugung; ihr erschien nur die Einsamkeit eines Klosters als ein Hafen der geängstigten Seele und als letzte Lösung aller Fragen der Tod. Um Ruhe zu finden, versenkte sie sich in Studien, ging von den neuern Sprachen auf die alten zurück und las die Homerischen Gedichte, die griechischen Tragiker, den Horaz, den Herodot, den Livius, nicht ein mal, sondern zu wiederholten malen. Später lernte sie sogar Hebräisch. An der literarischen Thätigkeit ihres Vaters, soweit sie sich auf Uebersetzungen erstreckte, betheiligte sie sich lebhaft; sie übersetzte die Sonette Shakspeare's und die altenglischen Stücke des ersten Bandes der „Vorschule Shakspeare's" mit Ausnahme der „Hexen von Lancashire", dann für die Fortsetzung des Schlegel'schen Shakspeare den „Coriolan", „Cymbeline",

„Timon von Athen", „Die beiden Veroneser" und das „Wintermärchen" vollständig, den „Macbeth" zum größten Theile. Alle diese Studien und Arbeiten füllten aber die Tiefe ihres Gemüths nicht aus, konnten den innern Zwiespalt nicht heben, die Wunden nicht heilen. Sie sah wol auch an Andern, die sich mit Poesie beschäftigten, keine sehr aufmunternden Spuren innern Glücks und harmonischer Seelenstimmung, ja oft mochte ihr in diesen literarischen Kreisen sehr unheimlich zumuthe werden und das einseitige litterarische Treiben ihres Vaters selbst, die berühmten Vorlesungscirkel mit eingeschlossen, ihr als Tand und als ein nichtiges Spiel erscheinen. Sie sah durch die Masken der vielen Verehrer und Schmeichler Tieck's hindurch und nahm bald wahr, wie viel bloße Convenienz, Heuchelei, Eitelkeit und gesellschaftliche Lüge an diesem höfischen Treiben Antheil hatten, wie wenig Wahrheit und Herz hinter diesen geleckten Becomplimentirungen und süßlichen Anstandsreden steckte. Das Ganze erschien ihr ohne Zweifel wie eine Komödie; in der Jeder seine Rolle wohl oder übel, meist aber sehr langweilig durchführte. Sie für ihr Theil sprach die Wahrheit nicht ohne Schärfe aus und erschien den Fremden dadurch nicht selten streng, herb, ja schroff. Nach dem 1837 erfolgten Tode ihrer Mutter wandte sie sich immer entschiedener einem religiösen erbaulichen Leben zu. Sie las die Schriften des heiligen Bernhard, der heiligen Therese, das Neue Testament im Urtext. Sie studirte Generalbaß, um die alten kirchlichen Meister zu verstehen, und hörte namentlich Bach's Passionsmusik mit tiefster Erschütterung, indem sie dann, wie sie sagte, am Kreuze Christi selbst zu stehen glaubte. Alles Wissen erschien ihr nichtig, und Christum lieb haben sei besser als alles Wissen, wurde ihr Wahlspruch. Die erste im Hause erhob sie sich und eilte jeden Morgen um 6 Uhr in die katholische Kirche. Mit der Laterne ging sie im Winter über die dunkeln Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterschied und sie scheute dabei nicht Wind noch Wetter. Sie ward Mitglied eines katholischen Frauenvereins und übernahm in einer Armenschule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Hier saß sie oft des Nachmittags in der Mitte verwilderter Mädchen und suchte sie in den ersten Handgriffen zu unterrichten. Für die ärmsten unter ihnen fertigte sie zu Hause selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke an. So that sie abermals tiefe Blicke in menschliches geistiges und leibliches Elend; sie sah hier das Leben einmal ohne Maske, ohne die künstliche Schminke gesellschaftlicher Convenienz. Was sie fortan that, that sie in bestimmter Voraussicht ihres Todes, der sie auch im Februar 1841 von ihren innern Leiden erlöste und den nun ganz einsam stehenden Vater bis ins Mark erschütterte. So spielte sich in Tieck's unmittelbarster Nähe und an einer Person, die seinem Herzen wol am nächsten stand, ein tieferer und innerlich wahrerer Conflict ab, als er vielleicht je in einer seiner Dichtungen geschildert hat.

Tieck stand nun da, ein einsamer Greis, der fast nur noch in seinen Erinnerungen und in seinem festen Glauben an ein göttliches Walten Trost und Beruhigung fand. Auch die Freunde, die er noch in der letzten Zeit erworben hatte, waren dahingegangen, darunter einer der hervorragendsten, Karl Immermann. Sein Bruder Friedrich, der Bildhauer, sank ebenfalls vor ihm ins Grab. An dem literarischen Treiben der Modernen hatte er keine Freude, ebenso wenig am Theater, dem Lieblingsgegenstand seiner Jugend. „Dichter und Schauspieler, Publicum und Kritiker sah er einer gleichen Verwilderung entgegengehen." Namentlich widerte ihn die Theaterkritik an. Nirgends galt es hier mehr der Sache. Klatschgeschichten und Schmähungen, durch irgendein Parteiinteresse eingegeben, wechselten hier mit den abgeschmacktesten überschwänglichsten Lobphrasen ab, die ebenfalls nur im Dienst, oft auch im Auftrage dieser oder jener Person oder im Cliqueninteresse zu Markte gebracht wurden. Er zog sich von all diesem Treiben mit Widerwillen mehr und mehr zurück, und sein letzter Aufenthalt in Berlin war nur ein stilles Sichausleben, zu dem man ihm die Polster aufs liebevollste und sorgsamste zurechtgelegt hatte. Doch konnte er auch noch in diesem letzten Abschnitt seines sinkenden Lebens in warmem Interesse aufflammen, wenn sich Personen fanden, die in den Kreis seiner Lieblingsanschauungen einzutreten und sich dem immer noch großen Zauber seines Geistes hinzugeben wußten. Noch las er mit alter Meisterschaft vor kleinem Kreise. Diese dramatischen Vorlesungen waren ihm geistiges, fast auch körperliches Bedürfniß geworden, und die Anstrengung und Erregung eines drei- und vierstündigen lauten und effectvollen Vorlesens vertrat zuletzt die Stelle körperlicher Bewegung, die er ganz aufgegeben hatte. Nur Eins weigerte er sich entschieden zu lesen, tragische Stücke von Shakspeare, weniger vielleicht deshalb, weil seine physischen Kräfte dazu nicht mehr ausreichten, denn sein Organ war immer noch klangvoll, als weil es in der Natur des Menschen liegt, nachdem er selbst Trauriges genug erlebt, sich im höhern Alter tragischen Eindrücken möglichst zu verschließen. Die Jugend spielt mit den Leidenschaften und dem Tode, nicht der Greis, der seinen Leidenschaften, welche er oft theuer genug bezahlen mußte, allmälig abstirbt und den Tod näher und sicherer vor Augen hat. Tieck beschränkte sich daher auf das Lesen von Schröder's und Holberg's Lustspielen, Goethe's kleinern Singspielen und seinen eigenen satirischen Dramen. Er erlebte sogar noch die Freude, daß einige von diesen zur Aufführung kamen, aber auch die nothwendige Enttäuschung, daß sie nicht ansprachen, weil ihre literarischen Beziehungen nicht mehr verstanden wurden. Ueberhaupt war das Berlin, das er jetzt vor sich erblickte, nicht mehr das „old merry" Berlin seiner Kindheit; es hatte sich räumlich, aber auch in lebendigen Gegensätzen geistig entwickelt, dabei aber auch seine Naivetät, Einfachheit und Empfänglichkeit eingebüßt, und schon die Jugend zeigte sich von anspruchsvoller Altklugheit und Blasirtheit angekränkelt. Die Ereignisse von 1848 erschütterten aufs tiefste den greisen

Dichter, und wenn man das Gespräch darauf brachte, so konnte er selbst in einem Zorn auflodern, der ihn aus seinem gewohnten Gleichmaße heraustrieb. Er, der schon in seiner Jugend bei der bloßen Erzählung von den pariser Revolutionsgräueln zurückgeschaudert war, mußte nun in seiner eigenen sonst so gut dressirten Vaterstadt etwas Aehnliches oder wenigstens die Anfänge dazu erleben. Unter der glänzenden Decke einer poetischen und geistigen Cultur, an der er selbst mit andern großen Geistern und Talenten mitgewebt, hatten sich rohe und wilde Leidenschaften verborgen gehalten oder entwickelt, welche diese dünne Decke nun plötzlich abwarfen und in vulkanischer Entladung sich Luft machten. Wozu hatte man so viele Cultur künstlich angehäuft? Wozu hatten er und Gleichgesinnte gelebt? Was war überhaupt Menschenweisheit? Hatten doch Tieck's feurige Mahnungen nicht einmal der „Verwilderung" der deutschen Bühne Einhalt thun können, wie viel weniger der Verwilderung auf dem großen Theater der Welt! So wurde Tieck noch im hohen Alter an die Ohnmacht aller menschlichen Bestrebungen und Vorausberechnungen aufs erschütterndste gemahnt, und wir finden es erklärlich, wenn er einmal äußerte: „Man hat endlich auch des Lebens genug. Welche Augenblicke kommen nicht in einsamen und schlaflosen Nächten, wo alle Erfahrungen und Verluste an uns vorübergehen." Die Jugend freilich begreift einen solchen Ausspruch nicht, denn sie kennt keinen Verlust, und selbst den Verlust deutet sie häufig noch als Gewinn.

Nur zwei eigenthümliche Vorfälle, die Tieck in seiner sinnreichen Weise zu deuten wußte, mögen aus seiner berliner Periode hier angeführt sein. Er erfuhr, daß ein Jugendfreund von ihm, alt wie er, noch lebe und Schulmeister in Lehnin sei. Er beschloß ihn zu besuchen, und es erregte nicht wenig Aufsehen, als in Lehnin der königliche Wagen erschien und die darin Sitzenden nach dem Cantor Hinneberg fragten. Dieser erschien auf die Citation im Hause des Superintendenten in der Gestalt eines alten, stumpf gewordenen Mannes, der sich nicht über das Wiederfinden eines alten Jugendfreundes, sondern nur darüber wunderte, daß der Superintendent ihn habe rufen lassen. Auch darüber wunderte er sich nicht, daß Tieck eine Stelle bei dem Könige habe und diesem vorläse, sondern nur darüber, daß Tieck in seinen vorgerückten Jahren noch feine Schrift lesen könne, da er sich doch schon längst aufs Grobe beschränkte. Von Tieck's Dichtungen und seinem schriftstellerischen Ruhme wußte er rein nichts. Einen andern Jugendfreund, den Landesgerichtsrath Piesker in Meseritz, mit dem Tieck auf dem Gymnasium für Poesie geschwärmt hatte, foderte der gerade für seine Denkwürdigkeiten sammelnde Dichter auf, ihm Alles zu schreiben, was er von ihrem jugendlichen Zusammenleben noch wisse. Piesker schickte ihm nicht nur mancherlei Notizen, sondern machte ihm noch den Vorschlag, die vor mehr als 50 Jahren begonnenen Tragödien gemeinschaftlich zu beenden, da sie jetzt ja Zeit genug dazu hätten. Um das Wunderliche, fast Gespenstische dieses Vorschlags in so hohem Alter zu ermessen, muß man nämlich wissen, daß Piesker zu einem ganz trockenen Actenmenschen zusammengeschrumpft war, der bis dahin an nichts weniger als an poetische Arbeiten gedacht hatte. Schon früher, bei einem Besuche Piesker's in Dresden, war es Tieck nicht möglich gewesen, ihm irgendeinen poetischen Funken zu entlocken, und als er seinen Jugendfreund in der Gemäldegalerie herumführte, hörte er von ihm statt aller theilnehmenden Aeußerungen immer nur die eine Gegenbemerkung, daß, Dieses oder Jenes ausgenommen, Alles in Meseritz gerade ebenso sei. Diesen Jugendfreund, wie er ihn später in Dresden wiedersah, hat Tieck als Beskow in der „Reise ins Blaue" geschildert; auch in „Peter Lebrecht" tritt er unter dem Namen Liesker auf. Ueberhaupt sind die Tieck'schen Dichtungen reich an vereinzelten Darstellungen aus seinem eigenen Leben, die als Bruchstücke der nicht von ihm geschriebenen Denkwürdigkeiten zu betrachten sind. Köpke hat davon in einem besondern Capitel: „Tieck's Werke", ein doch schwerlich vollständiges Verzeichniß gegeben, welches allen Denen willkommen sein wird, die sich über gewisse Lebensmomente Tieck's wie über die Tieck'sche Art und Weise, sie poetisch zu verarbeiten, unterrichten wollen.

Eine interessante Abtheilung des zweiten Theils der Köpke'schen Schrift über Tieck bilden die Unterhaltungen über literarische und allgemeine Fragen, welche der Herausgeber in den Jahren 1849—53 mit Tieck gehabt hat. Zuerst begegnen wir da einigen Selbstbekenntnissen, worin sich Tieck unter Anderm über sein früheres Verhältniß zum Protestantismus ausspricht. Tieck sagt:

Der Protestantismus war in meiner Jugend zur leeren Form geworden und der religiöse Sinn zum großen Theil entwichen. Die jüngern Geistlichen glichen lange nicht mehr den ältern und würdigen, die sich auch zur Aufklärung bekannten, aber sittlichen Eifer besaßen und an sich selbst arbeiteten. Diese waren achtungswerth; es war ihnen mit der praktischen Moral Ernst, wie Sack, Spalding und Teller. Die jüngern waren Prediger, wie sie auch irgendetwas Anderes hätten sein können; daraus machten sie auch gar kein Hehl. Sie thaten ihre Amtsfunctionen als etwas Aeußerliches ab und wünschten sich oft sehnlich eine andere Lebensstellung. Verhaßt war mir ihre Selbstgenugsamkeit, ihr Abfertigen der Dinge und ihre Besserwisserei, mit der sie glaubten Alles erklären zu können. So konnten tiefere Gemüther wol zum Katholicismus hingezogen werden, der wenigstens dem Gefühle zu genügen schien.

Wenn man die bekannte Behauptung, daß die Kunst überall nur durch die Künstler gefallen sei, in dieser einseitigen Fassung einigermaßen anzweifeln dürfte, so ist es allerdings um so gewisser, daß die Religion überall zumeist nur durch die Geistlichen gefallen ist. Der Künstler kann sich, wenn auch nicht gerade rechtfertigen, doch in gewisser Hinsicht entschuldigen, wenn er, der von Bestellungen und vom Verkauf lebt, in seinen Werken dem Geschmack der Besteller und Käufer huldigt. Ist dieser Geschmack ein falscher und verderblicher, so trägt mithin das Publicum sein redliches Theil daran. Man kann von dem Künstler nicht verlangen, daß er, der doch auch leben will, sein Lebelang ideale, religiöse und

historische Bilder fertigen solle, wenn sich kein Käufer dazu findet, vielleicht kaum Jemand sie sehen will. Aber die Religion ist nicht dazu da, um auf Ankauf und Bestellung betrieben und nach dem jeweiligen Geschmack des Tages zugerichtet zu werden; die Gemeinde eines Geistlichen ist kein Theaterpublicum; wird sie aber von ihm als bloßes Publicum betrachtet und liefert er blos noch Predigten ums Brot, denn kann von der Ausübung wahrhaft religiöser Functionen, von einem religiösen Verhältniß zwischen Gemeinde und Geistlichen gar nicht mehr die Rede sein. Dies ist es wol hauptsächlich, was Tieck in der citirten Stelle und in andern Aussprüchen im Sinne hatte.

Wir führen noch einige Stellen aus diesen Selbstbekenntnissen an:

Der Gegensatz des Scherzes und des Ernstes ist für mein Wesen durchaus nothwendig. Bei der tiefen Schwermuth, bei dem Trübsinn, der mich oft angefallen hat, ist er ein Glück für mich gewesen. Den Sinn für Scherz habe ich mir stets zu bewahren gewußt. Schon in meiner Jugend konnte man dieses doppelte Wesen nicht begreifen und hielt mich deshalb bisweilen für närrisch.

Lange Zeit habe ich selbst mir mit dem Theater große Mühe gegeben, aber es hat mir viel Verdruß gemacht, und ich habe mich davon überzeugt, daß die Leitung eines Theaters eine schwierige und höchst undankbare Aufgabe ist. Am Ende kann man es beim besten Willen Keinem recht machen. Jeder will mitreden, und die Schauspieler sind sehr schwer zu leiten; in der Regel sind sie eitel, dünkelhaft und eigensinnig. Heute kann ich mich über das Theater eigentlich nur ärgern! Sehe ich eines der vielen schlechten Stücke erträglich spielen, so verdrießt es mich, sehe ich aber ein gutes Stück schlecht darstellen, so ärgere ich mich ganz gewiß.

Die Schlegel waren ganz erfüllt von dem damals geltenden Kosmopolitismus. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser Ansicht nie überzeugen können; mir galt das Vaterland als Erstes und Höchstes. Sein Leben und seine Kunst, seine alte, einfache und treuherzige Weise, die man verlachte, weil man sie nicht kannte, wollte ich wieder zu Ehren bringen und im „Sternbald" darstellen. Ich habe es immer sehr bedauert, daß ich nicht dazu gekommen bin, den „Sternbald" fortzusetzen; im zweiten Theile sollte sich das innere Wesen des deutschen Lebens noch bedeutender entfalten.

Diesen Bekenntnissen über sich und seine Werke folgen fliegende Gedanken Tieck's über deutsche und ausländische Dichter, über das deutsche Theater, das ihm an „verbildetem Virtuosenthum und rohem Naturalismus" zugleich zu leiden schien, über das Wesen der Novelle, über das Tragische, das Komische, den Humor (Tieck wollte z. B. Jean Paul nicht als Humoristen gelten lassen, weil sich bei ihm nicht wie bei Sterne der Spaß mit dem Ernste, sondern mit der Sentimentalität verbindet), über den Begriff des Romantischen und der Ironie, über Kindererziehung („Die jetzige schlecht erzogene Generation wird natürlich ihre eigenen Kinder noch schlechter erziehen", war Tieck's Ansicht), üb r Gewerbefreiheit, über Religion und die Emancipation der Juden. Von dieser wollte Tieck nichts wissen; durch ihr Gesetz seien und blieben die Juden mitten unter uns fremd; sie hielten sich für viel besser als die Christen, drängten sich überall ein, führten überall das große Wort, und wenn das so fortgehe, so würden die Christen bald nur noch eine geduldete Sekte sein u. s. w.

Was Tieck's eigentlich kritische Urtheile betrifft, so sind diese oft sehr treffend und geistvoll, oft freilich auch sehr capriciös und individuell, immer aber anregend. Er sprach nicht sowol wie Lessing ewige Wahrheiten aus, die für die Menschheit und für Jahrhunderte sind und ganze dunkle Regionen plötzlich in helle Tagesbeleuchtung setzen, aber als scharfe Streiflichter erhellen sie oft diese oder jene Seite eines Dichters und seiner Werke aufs wunderbarste und eigenthümlichste. Sie haben nicht die epigrammatische Keilform, wodurch sich die Lessing'schen Urtheile so leicht und fest dem Gedächtnisse einprägen, aber sie sind ebenso klar, lichtvoll und ökonomisch und dabei von sehr elegantem Ausdruck.

Wir finden in diesen Tieck'schen Geständnissen unter Anderm ein abfälliges Urtheil über Klopstock's Messiade verzeichnet. Wenn man auch zugeben mag, daß dieses Urtheil über die Messiade als Dichtwerk zutreffend ist, so wird man doch auch andererseits behaupten dürfen, daß damit Klopstock als dem hervorragenden Dichter seiner Zeit Unrecht geschieht. Es kann möglicherweise eine Zeit kommen, wo man auch andere berühmte Dichtungen unserer Classiker nicht mehr mit der alten Hingabe und dem alten Genuß lesen wird, und für manche derselben ist sie vielleicht schon gekommen, aber jeder unbefangene und einsichtige Literarhistoriker der Zukunft wird dessenungeachtet nicht vergessen dürfen in Anschlag zu bringen, was sie für ihre Zeit und als Fortschrittsmomente gewesen sind. In Herder's „Ideen" findet Tieck viel Gewöhnliches. Das geht uns eben mit allen Ideen so, nachdem sie als Verkehrsmünze einige Zeit in Umlauf gewesen sind. Tieck's Urtheil über Klopstock's Messiade scheint uns jetzt auch gewöhnlich, wo es landläufig geworden ist und von jedem Tertianer nachgesprochen wird; denn es gibt wol wenige Tertianer, die nicht Paul de Kock's und Eugène Sue's Romane viel amüsanter fänden als die Messiade. Zu Tieck's Grillen gehört es, daß er sowol Goethe's als Schiller's erste Werke für ihre vollendetsten erklärt. Ja er behauptet:

Es wäre meiner Meinung nach besser gewesen, Schiller und Goethe hätten sich niemals kennen gelernt. Sie haben sich gegenseitig in ihrer Entwickelung gehindert und gehemmt und ihre Eigenthümlichkeit gekürzt; Jeder hat von dem Andern etwas angenommen und darüber von dem Eigenen eingebüßt. Sie arbeiteten sich gegenseitig in den Gedanken des Ideals hinein, der doch am Ende etwas ganz Allgemeines ist.

Diese Ansicht hat etwas für sich, und noch jüngst hat der Engländer Lewes in seiner Biographie Goethe's eine ähnliche ausgesprochen. Für Tieck schloß „Faust" schon in den ältesten Fragmenten ab. Tieck fragt: was solle einem Menschen, der die erhabenste aller Erscheinungen, die des Erdgeistes gehabt habe, ein elender Mephistopheles, der doch am Ende im Wesen der Dinge in dieser Gestalt nirgends eine Stelle finde? Was solle ihm ein beschränktes junges Mädchen wie Gretchen? Was könnten ihm Beide mit ihrem Sein und Reden

nach jener Erscheinung noch bedeuten? Am auffallendsten war es uns zu lesen, daß Tieck bekennt, die „Wahlverwandtschaften“, seien ihm immer zuwider gewesen, da wir uns einbildeten, daß gerade dieser Roman durch die Manier, in der er gearbeitet ist, für Tieck etwas besonders Ansprechendes hätte haben müssen. Tieck sagt dann weiter:

Ich habe Goethe in seinen Jugendarbeiten unendlich bewundert und bewundere ihn noch; ich habe so viel zu seinem Lobe gesprochen und geschrieben, daß, wenn ich jetzt so viele unberufene Lobredner höre, ich noch in meinem hohen Alter in Versuchung kommen könnte, zur Abwechselung einmal ein Buch gegen Goethe zu schreiben. Denn darüber wird man sich nicht täuschen können, daß auch er seine Schwächen hat, die die Nachwelt gewiß erkennen wird.

In anderer Weise auffallend ist Tieck's Urtheil über Iffland's „Jäger“, die er ein „echt deutsches“ Drama nennt, ein insofern unverdächtiges Urtheil, wenn man sich erinnert, wie geringschätzig sonst Tieck von Iffland und Kotzebue dachte und in welche Streitigkeiten er mit dem Erstern verflochten wurde. Und in der That, mag man auch Beider Stücke vom Standpunkt der höhern Aesthetik verwerfen, so wird man sie doch als Gradmesser der sittlichen und geistigen Bildung der deutschen Bourgeoisie damaliger Zeit gelten lassen müssen. Wollte uns die Nachwelt nur nach Schiller's und Goethe's idealen Dramen beurtheilen, so würde sie von uns viel vortheilhafter denken, als wir verdienen; denn es gibt unter den Deutschen unendlich mehr Rochus Pumpernickel als Egmonts und Torquato Tassos. Von den neuern Dichtern stellte Tieck Immermann sehr hoch; seinen „Münchhausen“ nannte er den besten Roman unserer neuesten Literatur; auch im humoristischen Theile desselben fand er Vieles vortrefflich und von der höchsten Wirkung. Platen dagegen ließ ihn kalt; in so vortrefflich gebauten, aber so anspruchsvollen Versen vermisse man den tiefern Inhalt am ersten. Von Heine sagte er, das Beste, was dieser geben könne, sei nichts Neues, es seien Nachklänge Goethe's in einzelnen seiner Lieder, und er fügte dann hinzu: „Aber sonst, welche Suffisance und gemeine Ironie! Und welche Eintönigkeit! Es ist immer wieder das alte Lied!“ In Byron erkannt Tieck, und wie es uns scheint mit Recht, den „Urvater unsers ganzen eiteln modernen Poetenthums“, nur daß, was bei dem Lord doch immer einen Anstrich von Größe hatte, bei seinen deutschen Nachahmern eigentlich komisch wird. Die modernen vielbändigen Romane waren für Tieck eine unerquickliche Lectüre, und er bemerkt dann weiter:

Die Barbarei unserer Zeit ist überhaupt groß, Sinn und Verständniß für die echte reine Kunstform ist verloren gegangen, nur das Massenhafte und Rohe gefällt. Die ältere Literatur lernt man erst durch wiederholtes Lesen kennen, die [illegible]ge verliert dadurch und wird zuletzt ganz unerträglich. Hier ist Alles Prätension, und was schon längst besser gesagt worden ist, glauben die Verfasser zuerst auszusprechen.

Indeß diese jüngern Autoren können sich, wenn sie überhaupt des Trostes bedürfen, damit trösten, daß Tieck selbst seiner Zeit noch schlimmere Urtheile erfuhr, namentlich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. Doch waren Tieck's Recensenten meist literarisch sehr wenig bedeutende Leute, z. B. der Hofrath Pockels in Braunschweig, der Rector Schilling in Verden, der Diakonus Fleischmann in Tübingen u. A. Garlieb Merkel machte in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte der schönen Literatur“ seiner Galle in folgendem Ergusse Luft: „Tieck ist ein Mensch, der sich, wie manches Insekt, durch Stechen bemerkbar zu machen sucht; er travestirt Shakspeare und verzerrt ihn im Hohlspiegel der Armseligkeit; er ist schwachen Geistes; seine poetische Kühnheit ist Wahnsinn und Unverschämtheit; er verfällt in Schülerstreiche; er überbietet allen Menschenverstand; die «Genoveva» ist ein Pfuschwerk und eine Vogelscheuche“ u. s. w. Dieser Garlieb Merkel hat dann später in den „Halleschen Jahrbüchern“ und andern Journalen mehrfache Incarnationen erlebt — Garlieb Merkel ist in Deutschland unsterblich.

Zu Köpke's eben besprochenem biographischen Werke über Tieck sind „Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften“ gewissermaßen als Supplement zu betrachten. Unter diesen Reliquien, die wir mit Dank entgegennehmen, ist die dramatische Abtheilung am reichhaltigsten ausgefallen. Eins der interessantesten Stücke dieser Abtheilung ist die dramatische Phantasie „Die Sommernacht“, die Tieck noch als Schüler des Werderschen Gymnasiums 1789 dichtete und auf die er noch später einen gewissen Werth legte, sodaß er sie manchmal in vertrauten Kreisen vorlas. Eine andere Feder hat über diese liebliche, phantasiereiche Dichtung, die dem Talente eines so jungen Menschen alle Ehre macht, schon nach der 1854 erschienenen Sonderausgabe berichtet (Nr. 8, 1854), auch haben wir gelegentlich erwähnt, daß eine englische Dame sie würdig gefunden hat zu übersetzen und ihre englische Bearbeitung durch das „Athenaeum“ zu veröffentlichen. Hierauf folgt das dramatische Märchen „Das Reh“, ebenfalls eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1790, in welchem die ersten Grundzüge des spätern musikalischen Märchens von 1800: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald“, leicht wiederzuerkennen sind. In diesem jugendlichen Versuch tritt, wie der Herausgeber in der Vorrede hervorhebt, schon eine andere Seite von Tieck's Eigenthümlichkeit hervor, indem sich darin das Phantastische und Märchenhafte mit dem Humoristischen verbindet. Die Verse sind, wenn man das jugendliche Alter des Dichters bedenkt, von wunderbar leichtem Bau, obschon es dem Dichter auf ein paar Füße mehr oder weniger dabei nicht ankommt. Hier eine Probe. Prospero sagt:

Es zürnen mir die Götter, denn so düster
Hing nie der Himmel noch auf dieses Reich herab.
Sieh', wie die ganze Flur verlassen steht von Menschen;
Kein Gräschen wagt sich aufzurichten, grause Stille
Ist auf den donnergleichen Sturm gefolgt.
Ein Schwefeldampf erfüllt die ganze Luft,
Das Laub der Bäume, das am Morgen noch
In frischem Grüne prangte, hängt verdorrt

und schwarz zur Erde. Welken nicht der Wiese Blumen? O Götter, wendet von uns euren Zorn!

Ein Product kecken jugendlichen Uebermuths ist das phantastische Puppenspiel „Hanswurst als Emigrant", welches nicht Tieck, sondern der Herausgeber so genannt hat. Es ist aus einzelnen, mit flüchtiger Eile geschriebenen Blättern hergestellt, und die Anspielungen auf den Sturz der Schreckensherrschaft in Frankreich, die Erwähnung der „Horen" und einiger Tagesvorfälle beweisen, daß es nicht vor 1795, am wahrscheinlichsten aber in diesem Jahre selbst geschrieben ist. Der Herausgeber vermuthet, daß es zu jenen kühnen und muthwilligen Spielen gehört haben wird, welche Tieck um diese Zeit improvisirte und deren Darstellung er im Kreise seiner Geschwister und Freunde in seiner Sommerwohnung, auf dem sogenannten Mollard'schen Weinberge bei Berlin, leitete. Tieck steht hier, namentlich als Humorist, bereits auf einer viel höhern Stufe der Ausbildung; sein Witz hat mehr Inhalt und Schärfe. Hier nur eine kleine Probe. Hanswurst kommt in den Gasthof des Herrn Ubaldo und versichert, direct aus Frankreich zu kommen. Er habe dort die Jakobiner gestürzt, wolle nun den Polen so recht nach seinem Sinne eine Constitution geben und reise im Vorbeigehen nach Berlin. „Ich bringe dem Oberconsistorialrath Hermes neue Religionsartikel mit", sagt er, „er hat sich vor ein paar Jahren den Glauben bei mir ausbessern lassen." Hanswurst kündigt sich dem Gastwirth nun als den Prinzen Artois an und verlangt nacheinander Schnepfen, ein Gericht Nachtigallenzungen, ein Gericht von dem seltenen Fisch, den die Römer Rhombus nannten, in Zucker eingemachte Canarienvögel und gebratene Kolibris. Das Alles hat der Wirth natürlich nicht. Dafür bietet er dem hohen Reisenden ein Glas Wein, Chocolade, Kaffee u. s. w. an, was Alles der Hanswurst, der natürlich keinen Deut in der Tasche hat, unter Angabe gewisser Gründe ausschlägt, um nun selbst hineinzugehen und sich ein Glas Wasser zu holen. Ubaldo ruft ihm nach: „Die Fürsten sind doch curiose Herren! Wenn man's gedruckt liest, sollte man manchmal Wunder meinen, wie sich's ausnehmen müßte, und sehen halt ein bischen aus wie die Narren. Just wie unsereiner!" Hanswurst kommt wieder heraus, fluchend darüber, daß man hier für sein schönes Geld nicht einmal ein ordentliches Glas Wasser haben könne. Der Wirth lacht. Hanswurst: „Was lachst du? He! worüber? Zweifelst du vielleicht an meinem Fürstenstand, daß du dich unterstehst zu lachen?" Ubaldo: „Halten's zu Gnaden, kommen mir so'n wenig närrisch vor." Hanswurst: „Das ist ein Beweis, daß ich von fürstlichem Blute entsprossen bin! Und du kommst mir vor wie ein Esel, ein Zeichen, daß du zum Unterthanen gemacht bist." Ubaldo: „Allzu viel Gnade!"

Noch genialern und kühnern Humors ist das Fragment „Anti-Faust", welches Tieck auch später in heitern Stunden vorzulesen pflegte. Es entstand 1801 und war durch die persönlichen Angriffe und Verunglimpfungen veranlaßt, die auch Tieck in dem erbitterten literarischen Kampfe hatte erfahren müssen, in welchen die Schlegel und ihre Freunde mit den altgläubigen, moralisirenden Dichtern und Kritikern verwickelt worden waren. Ueber die „Neue deutsche Bibliothek", die „Jenaische Literaturzeitung", Wieland's „Neuen deutschen Merkur", über Nicolai, Kotzebue, Iffland, Soltau, den Uebersetzer des „Don Quixote", Falk den Satiriker, Böttiger und Garlieb Merkel ergeht hier ein Aristophanisches Gericht in Tieck's bester und verwegenster humoristischer Manier.

Hieran schließt sich das dramatische Fragment „Melusine" aus dem Jahre 1807, eine Reihe lyrischer, weniger durch Inhalt als durch musikalischen Wohllaut ausgezeichneter Gedichte, die der Zeit angehören, wo bei Tieck das Lied (um uns der Worte des Herausgebers zu bedienen) „noch der volle Wiederhall einer dichterischen Begeisterung und Naturtrunkenheit war", mehre Paramythien in Herder'scher Weise, zwei Ossianische Gesänge und ein im Kraftstile der Sturm- und Drangperiode gehaltenes Bruchstück „Ryno", welche Bestandtheile des von F. Rambach edirten Schauerromans „Die eiserne Maske" bildeten, an dem, wie wir schon im ersten Artikel mittheilten, der jugendliche Tieck das Meiste gearbeitet hat; dann ein Bruchstück der Märchennovelle „Hütten-Meister", welches der Periode der Novellendichtung angehört und jedenfalls noch vor 1841 geschrieben ist. Ueber Plan und Tendenz, welche Tieck bei dieser Dichtung vor Augen hatte, enthält die Vorrede interessante Andeutungen.

Am beachtenswerthesten in diesem literarischen Nachlaß ist die Abtheilung „Kritisches", welche den bei weitem größten Theil des zweiten Bandes bildet. In dem Aufsatze „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit" spricht Tieck in gerader und scharfer Polemik aus, was im „Anti-Faust" im Gewande humoristischen Scherzes auftritt. In der Mitte ist ein Blatt und ein nicht unbedeutender Theil am Schlusse verloren gegangen. Ueberhaupt ist diese Antikritik und Selbstvertheidigung, die als historisches Actenstück zur Geschichte der literarischen Fehden jener Tage von Bedeutung ist, niemals veröffentlicht worden. Tieck war zwar reizbar und empfindlich, aber auch ein Mann von großer Weltklugheit; er sah noch zu rechter Zeit ein, daß bei solchen Zänkereien auch für Den, der das gute Recht auf seiner Seite hat, in der Regel nicht viel heraus kommt, oder daß das Hin- und Herreden ins Endlose sich auszuspinnen droht, den Streitenden nicht zum Vergnügen, höchstens dem Publicum zum schadenfrohen Amusement. Er ließ daher diese auch gegen Iffland und Beck's Lustspiel „Das Camäleon" gerichtete literarische Streitschrift ungedruckt und verlegte seine Polemik am liebsten in seine Productionen, wodurch er sie aus der niedrigen Sphäre des Scandals in eine höhere Region erhob, ohne daß sie dadurch an beißender Schärfe und schlagender Wirkung verlor. Wir gestatten uns nur einige Stellen aus diesem polemischen Aufsatz hier mitzutheilen, die auf die gegenwärtigen Zustände noch ebenso gut passen wie auf die im Jahre 1800:

Gäbe es eine deutsche Nation, die in ihren bessern Mitgliedern einen Zusammenhang bildete, ja gäbe es nur ein Corps von halbgebildeten Lesern, die guten Willen hätten und bei denen man eine gewisse Masse von Kenntnissen und Ideen voraussetzen könnte, so würde sich der Ton bald von selbst geben, in dem mit dieser achtungswürdigen Versammlung gesprochen werden müßte. Da aber in der That die blindeste Anarchie herrscht, da jetzt Künstler und gebildete Menschen im schneidendsten Contraste mit der Menge stehen, da jetzt alle Leidenschaften und die verschiedenartigsten Interessen sich durchkreuzen und verwirren, so kann unmöglich, wenn von diesen Albernheiten, Widersprüchen, Unvernünftigkeiten, die sich dadurch erzeugen, die Rede ist, mit höflicher Verbeugung gesprochen werden.... Daher geschieht es auch jetzt, daß so wenige Beurtheilungen etwas wirken können, weil sie bei dem vielfachen Interesse, bei den mannichfaltigen Parteien, bei dem Mangel an Unbefangenheit (und weil es fast Keinem auf die Untersuchung, sondern nur darauf ankommt, den oder jenen Satz bestätigt zu finden, der ihm ausgemacht ist, ohne zu wissen warum) keinen Boden finden, wo sie ungestört Wurzel fassen könnten. Daher hat es noch keine Zeit gegeben, in der so viele unbefugte Richter in Sachen der Kunst und Philosophie aufgetreten sind, weil auch die Unwissendsten fest darauf rechnen können, in der Confusion durchzuschlüpfen oder gar, wenn sie sich der empörten Menge anschließen, Beifall zu finden. Darum, wenn die jetzige Kritik nicht bald ihr Ende findet, wird in kurzem Alles auf Selbstrecensionen hinauslaufen müssen, und wie man sich da oft ohne Selbstlob wird herauswickeln können, bin ich nicht im Stande einzusehen.

Wir bemerken hierbei, daß Selbstrecensionen in Deutschland viel häufiger geschrieben werden, als man glaubt; nur lassen kluge Leute sie unter fremder Flagge in den Kanal irgendeiner befreundeten Zeitung, namentlich in Correspondenzform, laufen. Diese Industrie wird von Manchen außerordentlich geschickt betrieben, und bisweilen kommen solche Zumuthungen an deutsche Redactionen bis von Paris oder sonst woher aus weiter Ferne, während der Autor, den man herausstreicht, mitten in Deutschland lebt.

Ein höchst schätzbares Tieck'sches Nachlaßstück, womit uns R. Köpke hier bekannt macht, sind die Entwürfe zu dem großen Werke über Shakspeare, mit dessen Gedanken und Plan sich Tieck sein Lebelang trug, ohne es über Entwürfe und Ansätze dazu hinauszubringen. Köpke sagt im Vorwort:

Die vier ersten Nummern bilden in gewissem Sinne ein zusammenhängendes Ganze. Sie geben ein ungefähres Bild davon, wie Tieck in verschiedenen Abschnitten seines Lebens das Buch über Shakspeare behandeln wollte. Am bedeutendsten ist das erste Stück; es sind zwei Capitel der Einleitung. Hier hatte er wirklich Hand ans Werk gelegt und seinen leitenden Grundgedanken die Form gegeben, welche sie behalten sollten. Dafür spricht das klar und reinlich geschriebene Manuscript; es scheint unmittelbar für den Druck bestimmt. Ohne Zweifel ist es nach der englischen Reise und vor der Mitte der zwanziger Jahre abgefaßt. Darauf weist auch die gelegentliche Erwähnung Friedrich's von Raumer hin, dessen „Geschichte der Hohenstaufen" er im Manuscripte gelesen hatte; ihr Einfluß ist unverkennbar.

Aus einer frühern Zeit sind zwei Entwürfe, die in abgerissenen Notizen den Weg andeuten, welchen Tieck einzuschlagen gedachte. Sie mögen bereits um 1800 niedergeschrieben sein und lassen, mit den beiden Capiteln der Einleitung zusammengehalten, erkennen, wie umfassend Tieck das Werk angelegt hatte. Bei dieser Weitschichtigkeit des Plans kann man sich kaum wundern, wenn es nicht zur Vollendung, ja kaum zur ersten Handanlegung kam. Die verschiedenen Notizen eröffnen übrigens einen Blick in die Art und Weise, wie Tieck arbeitete, und enthalten manche treffende Andeutungen, z. B.:

Alle komischen Charaktere haben eine gewisse Erhabenheit, Laune, die sie über die äußern Verhältnisse hinwegsetzt. Der Zuschauer wird dadurch nicht an die physischen Bedürfnisse, an die Beschränktheit der Lagen des Lebens erinnert.

Ferner die über Goethe:

Die wunderbarste Erscheinung der neuern Zeit.... Nicht Manierist, sondern echter Dichter; vereinigt Alles in sich. Man könnte sagen, seine Bildung, sein fortschreitendes Genie hat mit seiner innern Vollendung, seiner Aufklärung gleichen Schritt gehalten. Seine poetische Bildung war der Weg, sich selbst aufzuklären.... Allenthalben wird man einen gewissen eigensinnigen, genievollen Humor gewahr. Der Stoff drängt sich ihm nicht allein mannichfaltig zu, sondern auch in den mannichfaltigsten Formen. Er erfüllt das Gesetz unter den Neuern am deutlichsten, daß der Stoff den Dichter immer auf eine eigene Art begeistern müsse.

Außerdem hat uns R. Köpke das Bruchstück eines Commentars zu „Richard II." und eine Analyse des Charakters der Lady Macbeth mitgetheilt. Die letztere beruht wol nur auf einer Tieck'schen Grille, auf seiner Sucht (nach Gedike's Ausdruck), „immer etwas Apartes haben zu wollen". Man kann Lady Macbeth in ihrem ehrgeizigen Streben wol groß und furchtbar finden, aber Tieck legt ihr auch die Attribute ursprünglicher Weichheit, Schwäche und Liebenswürdigkeit bei. Dies scheint uns ebenso schief zu sein, als wenn neuere Kritiker in Shylock gewissermaßen einen „Reformjuden" und in Shakspeare einen Advocaten der Judenemancipation erkennen wollen. Trotz solcher vereinzelten Grillen hat aber Tieck ohne Zweifel für die richtigere Erkenntniß und Würdigung Shakspeare's Großes gethan, und gewiß bemerkt Köpke mit Recht:

In eine ernste Erwägung wird die Frage zu ziehen sein, wie es ohne Tieck's Verdienst um Shakspeare, ohne seine Anregung und sein Beispiel mit Denen stehen würde, welche sich heutigen Tags so viel weiser dünken als er. Dem Epigonen wird es freilich leicht, breite Schritte auf dem Wege zu machen, den die Kraft des Ahnen erst bahnen mußte.

Diese vier Bände biographischer Mittheilungen über Tieck und seiner nachgelassenen Schriften haben uns so reichlichen Stoff geliefert, daß wir, um den Raum d. Bl. nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, uns leider versagen müssen, auf die dritte Schrift, die literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann über Ludwig Tieck, hier näher einzugehen. Wir müßten uns zu diesem Zwecke selbst in eine ausführliche kritische Würdigung der Tieck'schen Dichtungen einlassen, was aber nicht in der Absicht und dem Plane dieses Aufsatzes liegt. Hoffmann gibt eine liebevolle Analyse des Entwickelungsgangs Tieck's — soweit dies vor dem Erscheinen der Köpke'schen Publicationen möglich war — wie seiner einzelnen Phasen und Dichtungen, und wir glauben, daß er damit den Verehrern und Freunden Tieck's eine Gabe bietet, die von

ihnen mit Dank aufgenommen werden wird. Der Verfasser ist der Ansicht, daß mit Tieck „einer der Geistesfürsten von uns gegangen, der letzte Sohn einer schöpferischen Zeit, auf welche wir Spätgeborenen mit Pietät zurückblicken sollten"; er fragt: „Wo sind aus den zungenfertigen Kritikern die Dichter geworden, die mit einem Tieck in die Schranken zu treten die Kraft hätten?"; er ist der trostlosen Ueberzeugung, daß nach der „Rosenzeit", die mit Goethe und Schiller dahingegangen, und nach dem „Spätsommer der Romantik voll prächtiger, farbenreicher Georginen" kein neuer Lenz der Poesie mehr zu erwarten sei, und er fährt dann fort:

Die Welt hat sich verändert; Sorgen um das Nothwendige, Ringen für die nackte Existenz, Streben nach Verbesserung der öffentlichen Zustände, Ausbeuten der Wissenschaft für praktische Zwecke hat neben Uebersättigung an den schönen Spielen des Geistes und Herzens hier die Genußfähigkeit und dort die Schöpferkraft schon bei der Jugend gelähmt. Ihre Ideale sind längst zerronnen, ehe des Lebens Mitte heranrückte; Klugheit, ja Altklugheit, die sich größer dünkt, wenn sie die Meister meistert, ist an die Stelle der Begeisterung getreten; der Farbenschmelz ist von den Flügeln des Schmetterlings gestreift, und der Regen drückt nun den Falter zusammen, der sich ehedem lustig über Blumen wiegte. So wollen wir denn in unserm unpoetischen Zeitalter, das doch wieder auf andern Gebieten des Geistes und Lebens hinter keinem andern der Weltgeschichte zurücksteht, damit der Sinn für Poesie nicht absterbe, vorerst die Hochachtung und Liebe zu unsern hingeschiedenen Dichtern festhalten, unbeirrt durch die Machtsprüche einer überweisen Kritik, die das Gute verschmäht, weil es nicht das Beste ist.

Ein Geständniß Tieck's über sich selbst, als sein Wesen besonders ans Licht stellend, möge hier noch seine Stelle finden. Tieck schrieb einmal an seinen Freund Solger:

Irgendetwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Methode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig theilnehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgendeiner neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten, sodaß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können.

Freilich verfiel Tieck auf diesem Sonderwege auch in mancherlei Irrthümer, die, wenn wir die Resultate seines Lebens und Wirkens zusammenfassen, sich an ihm selbst am härtesten bestraft haben, denn die Consequenzen, die man aus diesen Irrthümern zog, richteten sich, selbst in seiner engern Häuslichkeit, gegen ihn fast gespensterhaft in die Höhe und schreckten und erschütterten ihn nicht wenig. Er, der die unbedingte Selbstherrlichkeit des Genies und die Alleinberechtigung der Poesie um der Poesie willen proclamirt hatte, mußte zuletzt erleben, wie jedes geringfügigste Individuum auf seine Selbstherrlichkeit zu pochen anfing und wie seine ausschließlich literarisch-artistischen Tendenzen den ebenso ausschließlichen Tendenzen politischer und socialistischer Parteien und der Nützlichkeitstendenz das Feld räumen mußten. Wir wissen nicht, was er darunter gelitten hat, denn er war Manns genug, seine Beängstigungen unter dem Gleichmaß einer heitern Ruhe zu verbergen oder sie mit der Gewalt seiner Ironie niederzukämpfen. Jedenfalls war sein Leben und Wirken ein ebenso lehr- und inhaltreiches als eigenthümliches, dem wir in dieser Art kein zweites an die Seite zu stellen wüßten.

Hermann Marggraff.

Ein episches Kleeblatt.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Nr. 2. Auch bei Katharina Diez haben wir es jedenfalls mit einem bedeutenden Talente zu thun. Sie hebt sich mit diesem epischen Gedicht hoch über die moderne Damenliteratur; sie hat unsers Wissens eine einzige Rivalin, die sich mit ihr messen kann, wir meinen Anna Löhn, die in ihrem Epos „Giovanna" unlängst eine beinahe männliche Kraft, eine plastische Naturanschauung entfaltet hat; dagegen zeigt Katharina Diez ein tieferes poetisches Gemüth, reinern Geschmack und übertrifft auch die Löhn hinsichtlich der Form unbedingt durch ihren schönen, ungemein lieblich fließenden Vers. Schon die in sehr gewandter Prosa geschriebene Vorrede beweist, daß sie die Sprache in einem Maße beherrsche wie wenige Damenfedern. Zum Belege dieses Ausspruchs diene die schöne Anfangsstrophe des zweiten Gesangs:

Kennt ihr die zarten, luftigen Gebilde,
Die unsern Schlummer leisen Schritts umschweben?
Die freundlich bald, bald düster und bald milde
Ein magisch Band um uns're Sinne weben?
Die wie mit Geisterhänden uns berühren?
In unbekannte, weit entleg'ne Räume
Mit undankbarem Zauber uns entführen? —
Gesellen sind's der Nacht, sie heißen Träume.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Verfasserin manchmal zu lyrisch wird, ja sich sogar dabei gewissen Mustern gefangen gibt, wie z. B. S. 210 die Diction stark an Byron mahnt; der Leser söhnt sich jedoch hierüber mit der Verfasserin gern aus, denn die ganze umfangreiche Dichtung überweht der zarteste Hauch eines sittlich geadelten weiblichen Herzens. Die poetische Grundstimmung wird ununterbrochen festgehalten, heutzutage etwas Seltenes, das wir der Verfasserin hoch anrechnen. Die Dichtung ist reich an einzelnen schönen Abschnitten; wir wollen einige derselben dem Leser zur leichtern Orientirung des starken Bandes wenigstens durch Angabe der Seitenzahlen namhaft machen: Die Entgegnung Juda's auf Joseph's Vorwurf über der Brüder sinnenberauschendes Leben, S. 22—24; Joseph's Naturschilderung im dritten Gesang, S. 49—53; das düster erhabene Wüstenbild, zu welchem der den Joseph in der Cisterne suchende Ruben die beste Staffage abgibt, S. 83—85; Benjamin, S. 87; die verführerischen Worte der Nitetis Potiphar: „Laß uns geh'n im stillen Garten" u. s. w., S. 113. Ausgezeichnet zart und verlockend sind die Schmeichellaute dieses liebebedürftigen Weibes:

Nitetis zu Joseph.

O, wenn Sterne, Lieder, Düfte
Dir mein süßes Leid nicht sagen,
Wenn verweh'n die Abendlüfte
Meines Herzens leises Fragen;

O, dann schau' ins Auge mir —
Sieh' die Rosen meiner Wangen,
Sagt mein feuchter Blick es dir
Nicht, wofür sie blüh'n und prangen?

Nicht minder schön ist die Beschreibung Potiphar's, ihre eigenen Reize im Spiegel betrachtend, S. 120; Joseph's Anblick dieser Scene, S. 125—127; die Stelle: „Wohl redet Gottes Geist in der Natur" u. s. w., S. 141. Ferner S. 234: „Leite meine Hand und laß uns geh'n" u. s. w., als Benjamin den alten Vater führt; und endlich die treffliche Schilderung des Wiedersehens in Aegypten; sie ist so reinmenschlich schön, daß wir uns nicht versagen können, sie hier wiederzugeben, in der festen Ueberzeugung, unsere Leser werden uns dafür dankbar sein:

O noch zaghaft ist des Mundes Laut,
Das selige Geheimniß auszusprechen,
In Thränen wagt es erst hervorzubrechen —
Er fleht und weint — und weint so laut, so laut!
Daß draußen man es hört, wie seiner Brust
Entrauscht der Strom der reinsten Erdenlust.
Anstarren ihn die Brüder, bang beklommen,
Sie wissen's nicht, was über sie gekommen,
So süß, so schwer wie ein Gewittersegen
Durchrieselt sie des Fremden Thränenregen.
Doch Joseph faßt sich jetzt — und liebend ruht er
In sel'gen Anschau'n einen Augenblick,
Im stillen Zittern vor dem nahen Glück,
Dann spricht er: Ich bin Joseph, euer Bruder! —
Sanft war der Laut, der diese Worte sprach,
Und dennoch — wie ein jäher Donnerschlag
Fiel er erschreckend in das Herz der Brüder,
Daß sie betäubt zu Boden stürzen nieder!
Er rauschet über sie wie ein Gericht —
Als ob Jehovah's Engel sie erschlagen,
So schrecket sie des Bruders Angesicht.
Sie können nicht der Liebe Blick ertragen,
Der strafender in seiner hohen Milde
Als wie der strenge Zorn die Sünder trifft,
Wie eine göttlich glüh'nde Flammenschrift.
Nicht mehr geborgen sind sie unterm Schilde
Der Unschuld, der vor ihm sie stark gemacht.
Er ist's, der Bruder! Ha, der einst Gehöhnte,
Wie steht vor ihnen jetzt der Gottgekrönte,
Umstrahlt von himmlischer und ird'scher Pracht,
Wie Christus stand, als er die Finsterniß
Des Todes stark und siegeshell zerriß! —
Doch Joseph eilt sie liebend aufzurichten —
Er trauert, daß er mußte sie vernichten —
Und warm und bittend spricht er: Tretet doch
Zu mir heran, sagt, lebt mein Vater noch? —
O, sprecht! o, kommt! was kümmert euch so sehr?
Ist doch kein Haß, kein Zwist, nicht Trennung mehr,
Wir haben wieder, wieder uns gefunden,
Sind schöner, inniger als sonst verbunden!
Nicht ihr, Gott selber hatte mich verbannt,
Hierher gesendet in des Fremden Land,
Damit ich euer Leben jetzt errette
Und sanft und weich den alten Vater bette.
O hört! o hebet euer Angesicht!
Ich bin es! euer Joseph, der so spricht.
Sie aber bleiben stumm am Boden liegen,
Als ob kein Leben mehr in ihnen sei. —
Doch wie der Lerche Frühlingstriller fliegen,
Ringt plötzlich sich ein heller Freudenschrei
Empor! — ein Klang voll sel'ger Himmelslust
Und Benjamin fliegt an des Bruders Brust!
So stürzt mit glühend ungestümer Macht
Der junge Bach sich aus dem Felsenschacht
Und überströmt mit reichem Liebesthau
Die süße, lang ersehnte Blumenau.
Und Joseph endlich, endlich fühlt entzückt
Des Lieblings Herz an seinem Herzen klopfen;
Die Brüder stehen Brust an Brust gedrückt,
Und ihre Thränen ineinander tropfen.
Mein Benjamin! — Mein Joseph! — diese Laute,
Sie flüstern zwischen ihnen hin und her,
Und Einer in des Andern Auge schaute
Wie in ein unergründlich Freudenmeer! u. s. w.

Die Verfasserin ist übrigens durch ihre frühern Werke: „Dichtungen nach dem Alten Testament" und „Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese", dem Publicum bereits vortheilhaft bekannt. Wenn sie sich in der Zukunft vor zu großer Breite bei der Behandlung des Stoffs hütet, so glauben wir ihr künftig das Prädicat wenn nicht der ersten, doch einer der ersten aller lebenden deutschen Dichterinnen ertheilen zu können.

„Hermanfried" von L. Ißleib (Nr. 3) ist dagegen ein schwächeres Product. Den Grund dieses Ausspruchs glauben wir mehr aus dem Stoffe selbst als aus der Individualität des Dichters schöpfen zu müssen. Hermanfried eignet sich nämlich, unserer Meinung nach, viel mehr für dramatische als für epische Bearbeitung. Die stolze Amalberga allein müßte bei schwankender Wahl den Ausschlag geben — in diesem Weibe steckt eine große Portion Lady Macbeth; ihr fortwährendes Intriguiren gegen Hermanfried's Brüder, Berthar's und Balderich's Tod, die Auftritte zwischen der herrschsüchtigen Frau und dem König, die Reibung zwischen Christenthum und Heidenthum, dies Alles hat einen dramatischen Charakter. Wenn jene Dichter, die Versuche machten, Hermanfried auf die Bühne zu bringen, damit scheiterten, so beweist dies nicht das Undramatische des Stoffs, sondern nur, daß jene Herren dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Der Verfasser scheint jedoch vorschnell daraus den Schluß gezogen zu haben, Hermanfried müsse episch behandelt werden. Es gehört allein schon ein feiner Takt dazu, für größere Stoffe die richtige Form zu finden; es wird dagegen von modernen Poeten so viel gesündigt, daß die alten feinfühligen Hellenen die Köpfe bedenklich schütteln würden, wenn sie aus ihren Sarkophagen das Thun und Treiben unserer Zeitgenossen überblicken könnten. Bei historischen Stoffen muß in dieser Beziehung mit der größten Gewissenhaftigkeit zuwerke gegangen werden. Als Muster hierin kann man Schiller aufstellen, bei Goethe hat dagegen Alles mehr oder weniger den Charakter eines Naturproducts. Wir wollen den Verfasser des „Hermanfried" durch diese Bemerkungen nicht gänzlich von der poetischen Laufbahn zurückschrecken; er zeigt stellenweise Kraft und würdigen Ausdruck; einzelne Abtheilungen sind recht hübsch zu lesen, z. B. „Amalberga reizt Hermanfried gegen seine Brüder auf", S. 37; dann: „Berthar wird erschlagen", S. 43; ferner: „Amalberga", S. 50, und endlich: „Zwei Frauenherzen", S. 69.

Nr. 4. Ein Erstlingswerk des jungen Dichters Adolf Stern, dessen Name dem Publicum gewiß schon oft in Journalen zu Gesichte gekommen ist. Wie es überhaupt die Jugend in Allem nicht genau nimmt, so finden sich auch hier nicht blos Nachlässigkeiten im Versbau, sondern auch Verstöße gegen die Grammatik. Zu den erstern rechnen wir unschöne Wortklänge, z. B. S. 12: „die wie die", oder S. 113: „ein Wasser klar wie Quell"; zu den zweiten gehören die Verse: „Wiss', daß Johannen man versprochen — Mit einem Spanier, mit dem Graf", S. 105. Zu Gunsten des Verfassers können wir anführen, daß er die Wahl seiner Stoffe mit Glück getroffen habe. Die Mehrzahl dieser poetischen Erzählungen hat etwas Spannendes an sich, z. B.: „Die Strandräuber"; „Die Gründung von Zürich"; für die beste erklären wir „Jagello", die ein äußerst interessantes Sujet behandelt. Wir wollen den

Leser in gedrängter Kürze damit bekannt machen. Der alte polnische Graf Borotin, der sich im Dienste Sobieski's vor Wiens Mauern ausgezeichnet hat, gibt auf dem Schloß seiner Tochter Charlotta, der Braut des Grafen Sterzki, ein glänzendes Fest. Als er Charlotta ein Hoch ausbringen will und den syrischen Pokal, den er im Türkenlager erbeutet, gefüllt verlangt, läßt ihn sein Kämmerling Jagello, dessen Hand ein Tröpfchen glühendes Wachs vom Kronleuchter trifft, fallen. Borotin, den Lieblingsbecher in Splittern zu Füßen sehend, gibt sich dem wildesten Zornausbruche hin und befiehlt den Dienern, Jagello mit 30 Geißelhieben zu züchtigen. Unter den rauschenden Festlichkeiten denkt Niemand an den wundgeschlagenen Jagello, der in seiner engen Hütte ohne alle Linderung schmachtet. Da öffnet sich plötzlich die Thüre, Charlotta tritt ein, pflegt den Armen, beschenkt ihn reichlich und verschwindet ebenso rasch, als sie kam. So zauberisch auch die Erscheinung auf ihn wirkte, so widersteht er doch nicht den Einflüsterungen seines Rachedämons; an Borotin denkend, stößt er die Worte aus: „Du aber wahr' dich, Woywod!" Dies der Inhalt der ersten Abtheilung. In der zweiten ändert sich die Scene. Der Winter ist mit aller Macht hereingebrochen, und mit ihm Polens Gäste, die Wölfe. Borotin befiehlt Jagello den Schlitten zurecht zu machen, um gegen Abend nach Sterzki's Schloß zu jagen. Jagello jubelt darüber, daß nun die Stunde der Rache schlägt. Er eilt hinaus, erlegt mit der Büchse einen Hirsch und schleudert einzelne Stücke auf den Waldpfad, der in die Schlittenbahn mündet, um die Wölfe auf die Fährte zu locken. Er kehrt heim und putzt die Pferde, als ging es nun auch zu einem Freudenfeste. Doch es erstarrt ihm das Herzblut, als er inne wird, daß Charlotta, die unterdessen vom Hause Lelewel's zurückgekehrt ist, den Vater im Schlitten begleite. Die Fahrt beginnt. Jagello sieht und hört nichts mehr, er jagt die Pferde wie wahnsinnig hin, um die Geliebte zu retten. Doch schon ist ein Rudel Wölfe hinterher, sie holen den Schlitten ein — die Liebe siegt nun über den Rachedämon. Er wirft Borotin rasch Zügel und Peitsche zu, springt ab und gibt sich den Wölfen preis, um Charlotta zu retten — es gelingt; Schloß Sterzki ist beinahe schon erreicht. Der junge Poet scheint diesen für den Dichter recht dankbaren Stoff in einer polnischen Originalnovelle gefunden zu haben; doch war er ihm nicht ganz gewachsen, namentlich hätten die Momente der Rachelust schöne Gelegenheit geboten, den Leser tiefer in Jagello's Seele blicken zu lassen. Einzelne Ausdrücke wirken störend, z. B. „Jagello schwitzt". In der Schilderung der Wolfsscene ist dagegen dem Verfasser Manches gelungen. Ueberhaupt finden sich hier und da im Buche schöne Einzelheiten, z. B. in „Astorga" die kurze, doch treffende Schilderung des Herbstes oder die Schlußstrophen des Gedichts über André Chénier, jenen unglücklichen Dichter, der die Guillotine besteigen mußte und ihr todesverachtend entgegenging:

Stoßt an Gefährten! der letzte Trunk!
Die halten uns keinen Leichenprunk,
Keine Glocke klingt auf dem Wege uns heute,
So töne dafür dies Gläsergeläute! —
Im Kerker sich das Sonnenlicht
An den Gläsern voll funkelnden Weines bricht;
Dem Dichter die Wangen sich purpurn färben,
An der Mauer schlägt er den Becher in Scherben.

Somit hat also immerhin der junge Autor mit diesem Erstlingswerke seine Befähigung bewiesen, und es steht zu erwarten, daß er mit seinem zweiten gewiß einen Schritt vorwärts machen werde. Das elegant ausgestattete Büchlein eignet sich besonders zu Geschenken für Damen.

Emanuel Raulf.

Notizen.

Amerikanische Romane.

Dürfte man den Werth einer Literatur nach der Menge der Romane abschätzen, die für vornehme und nicht vornehme Müßiggänger und Müßiggängerinnen geschrieben werden, so stände gegenwärtig die nordamerikanische Tagesliteratur mit den europäischen Literaturen so ziemlich auf gleicher Stufe. Die noch junge amerikanische Literatur verbringt ihre Jugendperiode ziemlich schlecht; denn während der auf bloße Unterhaltung abzweckende Situationsroman in der Regel sich erst dann einfindet, nachdem die höhern Gattungen der Poesie es zur höchsten Blüte gebracht oder sie bereits hinter sich haben und dadurch der Ablauf einer bestimmten Culturepoche angezeigt ist, hat die amerikanische Literatur eigentlich sofort mit dem Roman begonnen. Und zwar scheint seine classische Periode bis auf Weiteres bereits vorüber zu sein; denn die classische Schreibweise Cooper's oder Washington Irving's findet man bei keinem der Spätern: der Beecher Stowe, der anonymen Wetherell, C. P. Thorpe, D. E. Southworth, Hawthorne, Hornbook, Ferry, Reid, Simms, Stephens, Tucker, Carey, Cooke, Benett und wie sie Alle heißen mögen, deren Namen in der leipziger „Amerikanischen Bibliothek" paradiren. Das Londoner „Athenaeum" sagt von diesen Producten, auf Anlaß einiger neuern Romane, im Allgemeinen: „Gentile Langweiligkeit und zahmer Eifer von halb religiösem Charakter waren im Allgemeinen die schlimmsten Fehler, die wir in unsern Recensionen ihnen zum Vorwurf machen mußten. Es nahm uns gewissermaßen Wunder, wie bei dem höchst unwahrscheinlichen Gepräge der Charaktere und Begebenheiten es doch vernünftige Wesen geben könnte, die an solcher Lectüre ihre Erbauung finden. Einige Romane aus derselben fruchtbaren Quelle, die eben vor uns liegen, gehören zu einer prätentiösern Classe und ihre Sünden sind von tieferer Farbe. Sollten sie in unser Land als Durchschnittsproben eigentlicher amerikanischer Romanproduction kommen, oder sollte sich in ihnen ein auch nur annähernd ähnliches Gemälde der amerikanischen Gesellschaft darstellen, so könnten wir nur sagen: Wehe der Nation, die in einem solchen Falle ist. Was sich dem Ausländer zuvörderst und vornehmlich aufdrängt, ist die Ueberzeugung von dem tiefwurzelnden Einfluß der französischen Romane. Die Beschreibung der Localitäten und Charaktere, die Gesprächsweise, die Gedankenentwickelung — in allem Diesem zeigt sich das ehrgeizige, rastlose Streben, wie Balzac, Dumas und E. Sue zu schreiben, zu sprechen, zu denken und zu schildern. Die Wirkung ist seltsam genug und erinnert an irgendeine Gruppe ferner Colonisten, die sich aus zweiter Hand in europäischen Staat werfen. Statt wahrer Individualität, die gänzlich fehlt, findet man nur falsche französische Mode und Nachahmung französischen Raffinements. Als nationalen Ursprungs zeigt sich jedoch die Flunkerei in hinlänglichem Maße und zwar in der Vorliebe für Titel, in der Werthschätzung von prahlhaften Spielereien und Bagatellen, schönen Kleidern, schönem Zimmerputz und französischer Küche." Mit dieser Schilderung, die auch auf sehr viele moderne deutsche Romane paßt, ist es namentlich auf den neuen in Philadelphia erschienenen Roman „Helen Lesson" abgesehen, der nach der Inhaltsangabe des „Athenaeum" auch allerdings ein ganz absurdes Product sein muß. Gelegentlich wird auch der Verfasser (oder die Verfasserin) darüber zurechtgewiesen, daß er einen englischen Baronet „My Lord" anreden läßt — ein Versehen, das bei einem Deutschen weniger als bei einem Amerikaner auffallen würde. Der Roman „Lily", vom Verfasser von „Busy moments of an idle woman" ist nicht viel besser; edlern Geschmacks und tiefern Inhalts ist der Roman von S. A. Storey jun.: „Caste; a story of republican equality", der schon durch den Titel seine Tendenz ankündigt.

Deutsche Opponenten gegen England.

Schon seit längerer Zeit wird von deutschen Flüchtlingen und ausgewanderten deutschen Schriftstellern gegen die englische Verfassung wie überhaupt gegen die englische Nationalität förmlich systematisch Krieg geführt, und zwar nicht blos in mehren in Deutschland selbst erscheinenden Zeitungen, sondern auch unmittelbar unter den Augen der Briten, z. B. in dem „Londoner deutschen Journal". In ähnlicher Weise schmähen und toben sehr viele, wenn nicht die meisten deutschen in Nordamerika erscheinenden Blätter gegen alles nordamerikanische Wesen. Wir vermögen darin nur eine sehr unerfreuliche Thatsache zu erkennen, eine um so unerfreulichere, da die Deutschen in Paris und Petersburg sich einer solchen Opposition gegen französische oder russische Verhältnisse wohlweislich enthalten, sodaß die Ausländer daraus den Schluß ziehen könnten, daß der Deutsche sich schließlich doch in despotische Regierungsformen leichter als in liberale zurechtfinde oder nur da den Muth zur Opposition habe, wo Preßfreiheit und nationale Großherzigkeit ihm diesen Muth leicht machen. Wem diese fortgesetzten Angriffe auf die Nordamerikaner und Engländer wie ihre Verfassung zuletzt allein zugute kommen müssen, ist leicht einzusehen. Und nicht nur daß diese deutschen Opponenten, welche allen Verhältnissen ihren eigenen von Eigendünkel erfüllten Kopf aufsetzen möchten, die englische Verfassung, die englische Kirche, das englische Gerichtswesen — dessen schreiende Mängel wir ja gar nicht verkennen — als eine gänzlich abgenutzte Maschine, als ein Werk der Lüge und als ein Instrument des Despotismus hinstellen: sie schildern England auch in sittlicher Hinsicht als ein wahres Sodom und Gomorrha, das Anwartschaft darauf habe, nächstens unter einem Pech- und Schwefelregen unterzugehen. Die gröbsten Beschuldigungen werden nicht gespart. Das „Londoner deutsche Journal" behauptet, daß das englische Familienwesen durch die Vergnügungs- und Verschwendungssucht des englischen Weibes demoralisirt und die alte Tugend und Ehrlichkeit aus den Engländern gewichen sei, und beruft sich dabei auf Heine's Versicherung, daß die gütige Natur den Engländern Alles, was schön und lieblich sei, versagt und sie vielleicht nur „mit ledernen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen" begabt habe. Ist etwa der „geniale" Heine der Mann, dessen Grundsätze geeignet wären, die Demoralisation aus den englischen Familien wieder fortzuschaffen und die Engländer zur alten Tugend und Ehrlichkeit wieder zurückzuführen? Und was muß ein Engländer von unserer Humanität, unserer Urbanität, ja unserm Verstande denken, wenn er in einem in London selbst erscheinenden deutschen Blatte lesen muß, daß er statt einer menschlichen Seele einen „ledernen Porterschlauch" in sich habe? Glücklicherweise hat der Engländer Humor, und er wird über diese Heinismen gerade so lächeln, wie er über die Späße des „Punch" lächelt. Vergessen wir nicht, daß schon Wilhelm Heinse in Betreff der Engländer die Bemerkung machte, sie seien trotz aller Unarten doch immer noch die ersten Menschen.

Idealismus und Realismus in der neuern französischen Poesie.

Theaterstücke können nur ausnahmsweise und nur insofern sie eine besondere literar- oder culturhistorische Bedeutung haben, darauf Anspruch machen, in diesen Blättern erwähnt zu werden. Zu diesen Ausnahmen gehört das jüngst im pariser Odéon aufgeführte und vom Publicum mit „extrême faveur" aufgenommene dreiactige Lustspiel „Peintres et bourgeois". Es ist von Henri Monnier, dem Autor des „M. Prudhomme", in Gemeinschaft mit Renn verfaßt und in Versen geschrieben. Die Hauptrolle spielen darin Raoul, ein Maler, seine Gattin und deren Schwester Eugenie, die selbst Künstlerin und Gattin eines Bankiers ist. Dieser Bankier und die Aeltern der beiden jungen Frauen, Herr und Frau Coquardeau, vertreten die hausbackene, bornirte, platte Seite der Bourgeoisie, die Geldgier, den allem Idealismus feindlichen Materialismus. Inzwischen hat Raoul mit seinen Bildern großes Glück gemacht und sich ein hübsches Capital zurückgelegt, während der Bankier Unglück hat und auf dem Punkte ist zugrunde zu gehen, als Raoul großmüthig ihm mit seinem Erworbenen zu Hülfe kommt. Die „bourgeois" stehen nun beschämt und gedemüthigt vor dem Künstler. Dabei liegt eine Art Ironie darin, daß gerade die Geldseite der Kunst dazu dienen muß, diesen trockenen Philisterrespect vor der Kunst einzuflößen. Den Beifall, den das Stück trotz dieser sehr einfachen und wenigstens für uns Deutsche nicht sehr glaublichen Handlung errungen hat, erklärt sich daraus, daß es sehr glücklich durchgeführt und an schlagenden Pointen reich ist und zugleich einem im pariser Publicum verbreiteten Widerwillen gegen die gewöhnliche engherzige Bourgeoisie Vorschub leistet. In Deutschland, wo das Künstler- und Dichterdrama überhaupt und zwar, wunderbar genug, durch die Manoeuvres der gegen ihr eigenes Standesinteresse unaufhörlich arbeitenden Dichter und Schriftsteller selbst sehr in Miscredit gekommen ist, sind Stücke von dieser nobeln Tendenz gegenwärtig unvergleichlich seltener als in Frankreich. Doch fehlt es auch hier keineswegs an Dichtern, welche derselben materialistischen Richtung huldigen, wie z. B. die vielbesprochenen „Chants modernes" Maxime du Camp's beweisen. Im Gegensatz dazu hat Gustave d'Ardt, wie es scheint ein Pseudonymus, „Heures de loisir" herausgegeben. Der Verfasser ist selbst ein Industrieller, der die Zeit, welche ihm seine Contorarbeiten übriglassen, mit poetischen Erholungen ausfüllt. Ein Berichterstatter im „Athenaeum français" knüpft daran folgende Bemerkung: „Bei diesem Anlaß scheint es mir von ziemlichem Interesse zu untersuchen, ob die Industrie, die in letzter Zeit so Pindarische Gesänge hervorgerufen hat, auch Denen als eine Muse erscheint', welche sie in der Nähe sehen und ihr dienen. Ich schlage das Bändchen auf und lese die Ueberschriften: «La mer», «Les forêts», «Les pélerins», «Les heures rêveuses», «A un amour sans lendemain», «Le chêne», «L'automne», «Regrets», «Sur un volume d'André Chénier» etc. Wie! Gustav Ardt besingt nicht den Dampf, die Eisenbahnen, das Räder- und Schraubenwerk? Er betet nicht den Jacquart-Apollo an, diesen neuen Apollo der Lyriker? Nein, nein! er feiert naiverweise alle jene ewigen Gegenstände, jene anmuthigen poetischen Themen, deren unendliche Variationen noch immer die jugendlichen Gemüther entzücken." Und er schließt: „Einst, wenn die Industrie, die schon soviel Eroberungen gemacht hat, die Huldigungen und den Weihrauch der ganzen literarischen Welt empfangen wird, wird vielleicht aus der industriellen Welt ein Platonischer Dichter hervorgehen, der zum tausendsten male Gott, den Menschen, die Natur besingt — Gegenstände, die von den lyrischen Dichtern immer besungen worden sind."

H. M.

Bibliographie.

Buschmann, J. C. E., Der athapaskische Sprachstamm. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Hain, A., Gedichte. Edinburgh. 1855. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Heermann, J., Heptalogus Christi oder die sieben Worte Christi am Kreuz, in sieben lehr- und trostreichen Predigten erklärt. Berlin, W. Schultze. 8. 9 Ngr.

Hirsch, R., Siesta. Zwei Theile. Pest, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der letzte Janitschar. Aus den Denkwürdigkeiten eines Leibarztes des Chosrew Paschah. Wien, Ludwig u. Zang. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mailand und der lombardische Aufstand. März 1848. Frankfurt a. M. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

89. **Cussy (F. de), Phâses et Causes célèbres du droit maritime des nations.** Tome premier. In-8. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das Seerecht, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——— **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

90. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechzigster und einundsechzigster Theil. (Georg—Gersdorffsburg.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Einunddreißigster Theil. (Nachträge zu I: Integralrechnung—Junius.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

91. **Enslin (K.), Fromm und frei.** Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Gedichte meist religiösen Anklangs von dem in vielen Kreisen schon bekannten und beliebten Dichter **Karl Enslin**, eine Sammlung, die sich den Dichtungen **Leopold Schefer's, Julius Hammer's, Hessemer's** u. A. würdig anreiht, indem sie in friedlicher, versöhnlicher Weise alle religiösen Gemüther, ohne Rücksicht auf eine besondere Confession, zu erbauen und zu erheben sucht.

92. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Siebzehnter und achtzehnter Halbband. 8. Geh.

Das vollständige Werk kostet geheftet 6 Thlr., elegant gebunden 8 Thlr. 20 Ngr.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen.

93. **Gutzkow (K.), Zopf und Schwert.** Lustspiel in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

In gleichem Formate erschien früher:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieser Dramen wird es erwünscht sein, dieselben hiermit in elegantester Ausstattung den Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Von dem Verfasser erschien ferner in demselben Verlage:

Dramatische Werke. Erster bis achter Band. 8. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königslieutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 21. Februar 1856.

Schleiden und der Mond.

Professor Schleiden und der Mond. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Gumprecht. 1856. 8. 2 Thlr.

Sowie bei militärischen Entwickelungen den großen Heeresmassen die Tirailleurs voranzuziehen pflegen, so gibt es auch beim großartigen und massenhaften Fortrücken der Wissenschaften vorausziehende kühne Plänkler, welche den sich vorbereitenden Massenentwickelungen vorangehen und die Aufmerksamkeit der Draußenstehenden auf größere Dinge, welche im Anmarsch sind, spannen. Unter diesen Tirailleurs der Wissenschaft ragt vor allen der Verfasser der vorliegenden Schrift hervor. Mit Leidenschaft ist derselbe beflissen, zu allen Punkten der Naturwissenschaft, wohin es noch keine geebneten und fahrbaren Heerstraßen gibt, wenigstens durch Gestrüpp und Urwald sich heimliche und versteckte Fußpfade zu bahnen und über Abgründen schreitend, an Felsen emporklimmend mit der Kühnheit von „Lützow's verwegener Jagd“ die von fern nachschauenden geordneten Heeresmassen der Wissenschaft zum Nachrücken herbeizuwinken. Die Lagerung der Atome in den aus ihnen bestehenden cohärenten Körpern, die Zusammenhänge des zweckmäßigen Füreinanderbestimmtseins der Wesen, die Seelen der Pflanzen und der Gestirne, die Zusammenhänge der wirksamen und in ihren Wirkungen sichtbaren Kräfte mit den latenten und der diesseitigen Wirksamkeit enthobenen, lauter Themata, vor deren Kühnheit das Herz der Mehrzahl zurückbebte, beschäftigten ihn vor allen, und seine Art und Weise hätte hierdurch eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise der Naturphilosophie gewonnen, welche im Streben, neue Gebiete der Wissenschaft zu erobern, von einem ähnlichen Eifer beseelt war, wenn nicht die ganz entgegengesetzte Methode, wonach von ihr verfahren wurde, hier auch wieder einen radicalen Unterschied hervorbrächte. Denn während die Naturphilosophen die gemeine inductorische Behandlungsart der Naturwissenschaften durch eine ganz neue und a priori geschöpfte Methode zu verdrängen suchten und daher nicht mehr Empiriker in der Naturwissenschaft zu nennen waren, sondern vielmehr speculative Philosophen, welche das Gebiet der Naturwissenschaft unter eine Fremdherrschaft zu bringen suchten, versucht es Fechner vielmehr, die hergebrachte inductorische Methode der Naturwissenschaften selbst, vorzüglich durch eine erweiterte Anwendung ihres heuristischen Werkzeugs, der Teleologie, zu höhern Wirkungen emporzuschrauben und dadurch alle eigentliche und methodische Philosophie, auf welche er überhaupt etwas übel zu sprechen ist, auf diesem Felde als überflüssig aus dem Wege zu räumen.

So war es denn auch schon längere Zeit, daß er in Betreff des höchst zweifelhaften, viel behaupteten und viel bestrittenen Themas vom Einflusse des Mondes auf die Witterung und das organische Leben der Erde durch Vergleichung mannichfaltiger Beobachtungsreihen und Anbahnung neuer Berechnungsmethoden Licht zu gewinnen suchte, als ihm Schleiden's „Studien“ mit ihren „Mondscheinschwärmereien eines Naturforschers“ wie ein störender Schatten über die Arbeit fuhren. Schleiden behauptete in ihnen mit aller ihm zugebote stehenden Zuversicht die Unmöglichkeit eines Einflusses der Mondphasen auf die Witterung und das organische Leben der Erde und versetzte den Glauben an diese Dinge in die Kategorie des Gespensterglaubens und der Altweibermärchen. Gelang es Schleiden, die Gebildeten der Nation hierdurch gegen allen Glauben an derartige Einflüsse zu präoccupiren, so war es um alles öffentliche Interesse und alle Spannung auf die Resultate der Fechner'schen Berechnungen geschehen. Eine solche Präoccupation konnte aber um so leichter eintreten, als Schleiden mit der Miene eines seiner Sache ganz und gar gewissen Fremdenführers auftrat, welcher seine Leser und Leserinnen in eigener Person auf einem der vorzüglichsten Gebirgsgipfel des Mondes und in verschiedenen Thälern desselben umherführte, sie die Schwärze des sternbesäeten und mit der Vollerde prachtvoll geschmückten Himmels bewundern, ihre Fußsohlen sich an den scharfen Kanten

der spiegelglatten und lichtglänzenden Gebirgskämme des Aristarch wund treten, dann herabgestiegen ihre schweifenden Blicke in dem erhabenen Anschauen der finstern Regenbogenbucht und anderer wilden Partien sich weiden ließ, und dieses Alles zu noch größerm Erstaunen der Gefährten in der für das Mondklima berechneten fest anschließenden Kautschukumhüllung, wobei jeder Athemzug Erdenluft aus dem Vorrath der mitgenommenen Schläuche geschöpft werden mußte, welche zu diesem Zwecke der möglichst comfortable ausgerüsteten Touristengesellschaft beständig zur Hand waren. Fechner hatte daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als durch eine Bekanntmachung der Resultate des größern wissenschaftlichen Werks über den Mond, das er seit länger vorbereitet, den Glauben des Publicums an die Befähigung des berühmten Botanikers zum galanten Fremdenführer auf den Höhen des Aristarch und in den Tiefen der Regenbogenbucht vorläufig in etwas zu erschüttern.

Seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren an verschiedenen Orten Beobachtungen über den Einfluß des Mondwechsels theils auf den Barometerstand und die Winde, theils auf die Menge der eintretenden Regentage und die Masse des fallenden Regens angestellt worden. Aber theils waren dieselben in sich selbst noch großen Schwankungen unterworfen, theils hatten die Beobachter selbst noch nicht aus ihnen durch Rechnung den gehörigen Nutzen zu ziehen gewußt, theils endlich zeigten sie jede einzelne für sich betrachtet nur undeutliche Spuren von einer Ordnung, welche sogleich klarer vor das Auge tritt, sobald man sie untereinander vergleicht, was bisher noch nicht geschehen war. Fechner kam zuerst auf den Gedanken, diese Vergleichungen aufs sorgfältigste bis ins kleinste Detail hinein zu treiben. Er confrontirte also die verschiedenen Beobachtungsreihen und fand, daß die am sorgfältigsten angestellten, nämlich die von Eisenlohr in Beziehung auf Karlsruhe und Strasburg, die von Bouvard in Beziehung auf Paris und die von Schübler in Beziehung auf Augsburg, München und Stuttgart, auf verschiedene Art einander so ergänzen und unterstützen, daß ein Einfluß des Mondes auf die Witterung der Erde fortan nur noch sehr schwer abgeleugnet werden kann. Dieser Einfluß ist zwar nicht groß; er ist, gegen die Einflüsse der Sonne und anderer uns noch unbekannter Grundbedingungen der Witterung gehalten, unerheblich zu nennen; er erreicht lange die Höhe nicht, welche man in den gemeinen, auf die Mondphasen bezüglichen Wetterregeln ihm zuzuschreiben geneigt war, und noch weniger ist er von der Art, wie diese Wetterregeln ihn annehmen. Aber er scheint nichtsdestoweniger nicht völlig wegräsonnirt werden zu können. Zwar sehen die verschiedenen Beobachtungsreihen, aus denen er herausgerechnet wird, in ihren einzelnen Zahlenwerthen etwas bunt und zuweilen springend aus, sodaß der erste Anblick derselben wol dazu verführen kann, in ihrem Steigen und Fallen ein bloßes Spiel des neckischen Zufalls zu vermuthen. Aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat Methoden erfunden, nach denen man solchen Zahlenreihen näher auf den Puls fühlen kann, um leise gewahr zu werden, bis auf welchen Grad der Zufall, d. h. das Walten anderartiger störender Einflüsse, in ihnen etwa sein Wesen treiben möge, und von wo an beim Steigen und Fallen der Zahlenwerthe die Verursachung durch den Zufall zur größten Unwahrscheinlichkeit wird. Nach dieser Regel beurtheilt zeigen die bisjetzt vorliegenden Tabellen von Karlsruhe, Strasburg, Paris, Augsburg, München und Stuttgart einen Einfluß des Mondwechsels auf den Regen, welcher so groß ist, daß ungefähr auf sechs Regentage bei abnehmendem Monde sieben bei zunehmendem fallen, daß, wenn der abnehmende Mond acht Tonnen mit Regenwasser füllt, man beim zunehmenden auf die Füllung von durchschnittlich neun Tonnen rechnen darf, daß auf zehn regenbringende Südwestwinde bei abnehmendem Monde deren zwölf bei zunehmendem kommen, und daß der Barometerstand beim zunehmenden Monde durchschnittlich um $^{3}/_{5}$ pariser Linien niedriger ist als beim abnehmenden.

Zwar drohte nach Vollendung dieser sorgfältigen und mühsamen Berechnungen dem Sachwalter des Mondes, außer der durch Schleiden herbeigeführten Wetterwolke, noch ein neues Misgeschick. Der Astronom Gould aus Boston, von welchem er einen Besuch bekam, versicherte ihm, daß achtzigjährige in Boston angestellte Beobachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung schlechterdings zu keinen Resultaten geführt hätten. Sollte das unruhige Amerika sich die Mondeinflüsse besser vom Leibe zu halten verstehen als das behagliche Europa? Einstweilen bleibt diese Wolke vor dem Monde stehen. Doch kann sie nicht verhindern, daß nicht an ihren vergoldeten Rändern die Resultate von Karlsruhe, Strasburg und Paris schalkhaft hervorschimmern, und man muß abwarten, wie bald es der dem Monde durch J. Herschel zugeschriebenen wolkenzerstreuenden Kraft gelingen wird, neben der Wolke von Jena auch die von Boston in Himmelsheitere aufzulösen.

In unserm behaglichen Europa ist demnach der Einfluß des Mondes auf die Witterung immer noch etwas größer als der Einfluß desselben auf die Magnetnadel, welcher ebenfalls bereits von vielen Physikern gänzlich war in Abrede gestellt worden, bis zuletzt Kreil durch den Fleiß zehnjähriger Beobachtungen und Berechnungen ihn feststellte. Er ist allerdings sehr klein. Denn die Abweichung der Magnetnadel durch den Einfluß der Mondstunden beträgt für den Tag durchschnittlich noch keine halbe Minute und nur allein im August, wo er am höchsten steigt, beinahe eine ganze. Aber so klein dieser Einfluß auch sein mag, so ist er nichtsdestoweniger vorhanden.

Der gemeine Mann freilich schlägt die Einflüsse des Mondes auf die Witterung noch jetzt viel höher an, und auch die Gelehrten des Alterthums waren in diesem Punkte von vielfachem Aberglauben erfüllt, wie die Wetterregeln des Aratus, Varro und Theon bezeugen. Ihnen zufolge ist der Mond ein förmlicher Wetterprophet. Erscheinen z. B. am dritten Tage nach Neumond sein

Hörner recht dünn, so bleibt nach Aratus der Himmel während des ganzen Monats heiter. Erscheint das obere Horn des zunehmenden Mondes bei seinem Untergange schwärzlich, so wird man nach Varro beim abnehmenden Monde Regen haben. Erscheint hingegen in derselben Situation das untere Horn schwärzlich, so wird vor dem Vollmonde Regen eintreten, und wenn es die Mitte ist, während des Vollmondes. Wirft der Mond vier Tage nach dem Neumond keinen Schatten, so folgt nach Theon schlechtes Wetter. Solcher und ähnlicher den Regeln der Traumbücher vergleichbare blühende Unsinn hatte Schleiden die Veranlassung gegeben, den Mond mit der Katze in den Haushaltungen zu vergleichen, welche immer Alles muß gethan haben, was Niemand anders gethan haben will. Möchte sich doch durch ein solches sonnenhelles Gleichniß aller beschwerende Einfluß des Mondes auf Erdenmasse und Erdenatmosphäre hinwegblasen lassen! Die Erde wäre dann wol sicher glücklicher daran.

Denn der Mond lastet auf ihr wie ein Alp. Kein anderer Planet hat einen so schweren und lästigen Trabanten mit sich um die Sonne zu schleppen. Er ist ein wahrer Klotz am Fuß. Seine Masse beträgt den einundachtzigsten Theil der Erdmasse. Ein solches Verhältniß kommt sonst nirgends vor. Andere Planeten haben wol mehr Trabanten, aber niemals welche von verhältnißmäßig so ungebührlicher Masse. Hierdurch entstehen beständige Störungen und Unregelmäßigkeiten in der Bahn der Erde, welche dadurch noch wunderlicher und verwickelter werden, daß der Mond nicht, gleich der Erde, ein im Gleichgewichte schwebendes Sphäroid ist, sondern ein Uebergewicht nach einer Seite hin hat. Denn sein Schwerpunkt liegt, wie der verdienstvolle Hansen ausgerechnet hat, nicht im Centralpunkte der uns zugewendeten Halbkugel, sondern acht Meilen weiter von der Erde entfernt. Dieser lästige Gesell ist nun einmal da, und wie tröstlich wäre es für den Erdenbewohner, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß alle diese störenden Einflüsse in Beziehung auf Gravitation gar keine physikalischen, chemischen, meteorologischen, magnetischen, elektrischen Einflüsse mit sich führten, daß der Mond nur so in der Luft schwebte wie ein erleuchteter Luftballon von Taffet oder Hausenblase, wie eine bloße Phantasmagorie, die uns weiter nichts angeht, als daß sie unser Auge ergötzt und unsere Nächte erleuchtet!

Aber welchen beängstigenden und feindseligen Einfluß hat der Mond nicht schon auf die armen Erdenbewohner durch die Erregung von Erdbeben, welche, wie wir ebenfalls durch Fechner erfahren, nach den funfzigjährigen Beobachtungen des Alexis Perrey unter seinem Einflusse stehen, und zwar nach ähnlichen Gesetzen, wie Ebbe und Flut des Meers.

Denn die Erde hat nicht blos Ein Meer; sie hat zwei Meere, eines sichtbar auf der Oberfläche, ein kaltes aus Wasser, auf dem die Schiffe des Menschen schwimmen; eines in der Tiefe, ein glühendes aus flüssigem Stein und Metall, das in Vulkanen seine Blasen wirft; die feste Kruste der Erde ist zwischen beide nur wie eine dünne Eierschale eingeschoben. Wie das Meer draußen ebbet und flutet, ebbet und flutet auch das Innenmeer; da wo die stärkste Flut ist, drängt es am stärksten an gegen die verhältnißmäßig dünne Schale, und die Erde fängt an zu beben. So deutet Perrey die Erscheinung. (S. 266.)

Der störende Einfluß des Mondes auf die Richtung der Magnetnadel und folglich auf die den Erdball umkreisenden elektromagnetischen Ströme ist zwar sehr klein, aber die die Nerven und Muskeln umfließenden elektrischen Ströme sind auch sehr fein und schon durch geringe Einflüsse von außen veränderlich. Der Froschschenkel gibt vom Vorhandensein feinerer elektrischer Einflüsse Kunde, als man durch ein physikalisches Instrument zu messen im Stande ist. Wenn nun nach Delasiaure, Monro und Moreau der abnehmende Mond gegen den zunehmenden epileptische Anfälle begünstigt im Verhältniß von 13 : 12, wenn nach Schweig's Beobachtungen der abnehmende Mond gegen den zunehmenden die Absonderung der Harnsäure im menschlichen Körper begünstigt im Verhältniß von 11 : 10, wenn nach Buek's Beobachtungen die Ebbe gegen die Flut durch einen deprimirenden Einfluß auf die mit dem Tode Ringenden die Todesfälle begünstigt im Verhältniß von 22 : 19, wenn der Einfluß des Mondwechsels auf die Entwickelung der epidemischen Fieber unter den Tropen durch eine Fülle von Zeugnissen wahrscheinlich gemacht ist, obgleich man bisher noch versäumt hat, ihn in Zahlen ausdrückbar hinzustellen: so wird sich auch wol ein hellstirniger Sonnenanbeter und tapferer Ormuzddiener trotz aller autonomischen Kraft, die ihm sonst zugebote steht, nicht dergestalt der Sonne ausschließlich weihen können, daß durch solchen moralischen Entschluß der melancholische Gesell, der traurige blasse Mann, der Hemmschuh am rasch rollenden Wagen der Erde seinen Einfluß sowol auf die Absonderung seiner Harnsäure als auf den Druck der Luft in Ansehung seiner Lunge gänzlich verlöre. Und vermöchte er selbst dieses durch grimmigen Entschluß, was hülfe es ihm viel? Schüttelt doch der Mond, ehe er sich es versieht, die Erde unter seinen Füßen.

Schleiden sieht alle diese Dinge aus einem ganz andern, nämlich dem praktischen Gesichtspunkte an. Seine moralische Indignation gegen den Mond, diesen traurigen „Faulenzer" mit allen seinen Einflüssen und Anhängseln von Mondsucht, Mondscheindichter, blauem Montag u. s. w. ist so groß, daß er offenbar am liebsten, wenn es nur anginge, seine ganze Existenz vernichten würde. Da dieses nun leider nicht angeht, so sucht er wenigstens dadurch seinen Einfluß möglichst zu beschränken, daß er den schwachen Menschenkindern auf alle ersinnliche Weise Muth einspricht zur tapfern Bekämpfung derselben. Fürchtet euch nicht vor diesem! — so lautet seine Rede — denn was könnte euch der Schwächling und Faulenzer wol anhaben, wenn ihr im Ernste widersteht? Wie groß ist denn seine Macht? Fragt es sich nicht, ob er überhaupt nur irgendeine Macht besitze? In diesem Tone haben von jeher Feldherren ihren Sol-

daten Muth gegen den Feind zugesprochen, warum nicht auch ein den Proceß der Sonne gegen den Mond führender Naturforscher? Als Prometheus beim Aeschylus vom Chor gefragt wird, wie er es angefangen habe, die Menschen aus ihrer Trägheit zur rüstigen Ueberwindung der Hindernisse ihres Lebens zu ermuntern, antwortet er: Ich that es, indem ich blinde Hoffnungen in ihnen erregte, d. h. indem ich ihnen die Hindernisse möglichst leicht überwindlich vorstellte.

Mit andern Worten: Der Streit Schleiden's mit Fechner hat ein bei weitem größeres Feld, einen bei weitem wichtigern Gegenstand und ein bei weitem stärkeres Interesse als den Mond. Er überwiegt den kleinen Gegenstand des Mondes ebenso weit an innerer Schwere, als überhaupt physikalische Gegenstände von moralischen an derselben überwogen werden. Der Mond ist hier nur Bagatelle und der Geschützdonner der von Fechner gegen Schleiden aufgefahrenen Batterien aus Zahlen nicht die Hauptsache. Der Streit gehört vielmehr in die Kategorie jener weltberühmten orientalischen Kämpfe der Sonne mit dem Monde, wie sie einst in jahrhundertelangen Religionskriegen auf den Schlachtfeldern von Iran und Turan durchgefochten wurden.

Hier kämpfen zwei religiöse Anschauungen, beide höchst feindselig gegeneinander gerichtet und dabei beide mit gleich großem Ernste gespannt gegen die Trivialität und Wässerigkeit des gegenwärtig das Feld der Naturwissenschaft wie eine ausgetrocknete Wiese überschwemmenden Materialismus. Denn beide stecken voll Feuer und das seichte Wasser behagt beiden gleich schlecht. Da denkt nun gewiß Mancher: Wie schade ist es doch, daß diese beiden herrlichen Männer sich nicht freundschaftlich miteinander gegen ihren gemeinschaftlichen Feind vereinigen können! Aber wer so denkt, kennt nicht das psychologische Gesetz geistigen Fortschritts im Menschengeschlechte, nach welchem ein Erlöschen geringfügiger und zweckloser Zwistigkeiten immer nur erfolgt durch ein Entzünden heftiger, feuriger und leidenschaftlicher Kämpfe um wirklicher hohen Lebensinteressen willen. Nur Kampf kann den Kampf besiegen, der höhere den gemeinen, der schärfere den stumpfern. Sollen die Kinnladen die Speise zermalmen, so müssen sie mit derselben Gewalt aufeinander beißen, womit sie gemeinsam auf die Speise beißen. Indem sie zum Scheine drohen, einander gegenseitig zu verzehren, verschwindet in Wirklichkeit Das, was beide verzehren. Denn dasselbe wird durch den Kampf der Zähne gegeneinander verkleinert, unscheinbar gemacht und zur Unbedeutendheit herabgesetzt. „Es wird fortan nur existiren können, als ob es nicht existirte; es wird assimilirt werden.

Beide Naturforscher, sowol Fechner als Schleiden, erkennen, im engen Anschlusse an die Resultate ihrer Wissenschaft, das Weltall als vom schöpferischen Geiste der Gottheit erfüllt, aber beide denken sich diese Erfüllung auf höchst verschiedene Weise. Schleiden ergreift die Ideen des Göttlichen auf Platonische Art in dem auf moralische Grundsätze sich stützenden speculativen Gedanken. Nach Schleiden's Grundsätzen verschwindet daher dem Geiste, welcher das in sich selbst begründete und durch sich selbst bewiesene Geistige denkt, dadurch die Natur völlig aus den Augen, sodaß sie in Vergleichung zum Urgeist zu einem nichtsbedeutenden Wesen herabsinkt und wir sprechen dürfen mit dem Perser Nisami:

> O Herr, dem die Herrschaft der Welt angehört,
> Und dem mein Gemüth hier Gehorsam beschwört,
> Du schirmst, was erhöht ist, du schirmst, was gering,
> Das Weltall, es ist nicht, du bist jedes Ding.

Fechner hingegen ist nicht gewillt, die Existenz der Materie gegen die des Geistes so tief herabzusetzen. Er spricht daher zum Urgeiste: Das Weltall, es ist, und du selbst bist das Weltall. Daher sucht nun Schleiden den Weltgeist überall hinter den Dingen, während Fechner ihn überall in den Dingen selbst sucht. Die Folge, welche aus dieser verschiedenen Auffassung hervorgeht, ist die, daß Fechner überall dem Geiste eine materielle Unterlage sucht und von der Annahme ausgeht, daß es keinen Geist geben könne, welcher nicht auch zugleich einen entsprechenden Körper habe. So wird ihm das Weltall zum Leibe des Urgeistes, die einzelnen Gestirne zu lebendigen Gliedern an dem universellen Leibe der Welt. Daher seine Lehre von der Beseeltheit der Gestirne. Daher sein Bedürfniß, auch die Seelen der Gestorbenen sich nicht körperlos vorzustellen, sondern ihnen als lebendigen Theilen des beseelten Erdballs ein Fortexistiren mit dem allgemeinen Erdleibe und durch denselben zuzuschreiben. Dies Alles sind keine willkürlichen und ins Blaue gehenden Einfälle, sondern lauter Folgerungen aus dem Princip, daß Geist ohne Leib ein hohler Name, ein unwahres Abstractum, ein blos fingirter Begriff sei, oder daß Geist und Seele niemals etwas Anderes bezeichnen, als nur allein den innern Anblick oder die innere Seite desselben Wesens, dessen äußerer Anblick oder äußere Seite Leib genannt wird. Ganz entgegengesetzter Ansicht hierin ist Schleiden. Folgen wir ihm, so hat der Geist nicht nur die Fähigkeit, leiblos und folglich außerhalb des Weltalls zu bestehen, sondern die reine Existenz des Geistes fodert sogar einen solchen von aller Materialität entblößten Zustand, sodaß die Verbundenheit des Geistes mit dem Leibe immer etwas von Vermischung und Erniedrigung an sich hat. Es ist daher auch in dieser Ansicht gar nichts enthalten, was auf eine Beseelung des Weltalls führen könnte. Vielmehr sieht sich ihr zufolge der Geist hinausgestoßen in die Materie als in einen ihm fremden Aufenthaltsort, welcher nicht seine Heimat ist, in welcher ihm auf die Dauer behaglich und wohnlich werden könnte. Er wird also auch nicht die mindeste Ursache haben, diesen Ort der Verbannung, dieses Gefängniß der Seele zu idealisiren. Vielmehr je todter, je erstorbener, je schaler und inhaltsleerer die ausgebrannte Schlacke der Materie sich ihm zeigt, in Weltkörpern, sowie in physikalischen und organischen Processen, desto willkommener wird es ihm sein. Denn desto mehr wird er darin die Bestätigung davon sehen, daß die Materie nicht die Geburtsstätte, sondern blos der zeitweilige Durch-

gangkeit der geistigen Wesen ist aus einem Ursprunge, mit Nacht umhüllt, zu einem Endziele, mit Nacht umhüllt, durch eine von zweifelhaftem Dämmerlichte umschienene Gegenwart, auf welche sich unser höchst beschränktes Wissen einzig und allein erstreckt. Je todter die Materie, desto lebendiger fühlt sich im Gegensatze zu ihr der Geist. Je inhaltsleerer und hohler die Materie, desto inhalterfüllter und reicher fühlt er sich ihr gegenüber und ihr zum Trotz.

Dieser Gegensatz in den Naturansichten hat, obwol er die Mondfrage überragt, dennoch eine gewisse *Beziehung* zu ihr. Denn der Begriff, welchen man im Alterthum mit der Annahme von schädlichen Mondeinflüssen verband, wenn es z. B. heißt Ps. 121, 6: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts" — war nicht der Begriff eines physikalischen Zusammenhangs durch die Schwerkraft, die Wärme oder das Licht, sondern der Begriff einer viel unmittelbarern astrologischen Einwirkung der Gestirne, vorzüglich aber des Mondes, auf den Menschengeist, also ein magischer Zusammenhang. Dergleichen magische Zusammenhänge oder unmittelbare Einflüsse der Gestirngeister auf die Menschenseele werden möglich, sobald eine Beseelung der Gestirne angenommen wird. Darum ist dann aber auch bei Annahme von einer solchen gar keine Nothwendigkeit mehr vorhanden, auch die Einflüsse des Mondes auf die Witterung und das organische Leben der Erde aus bloßen physikalischen Gesetzen zu erklären, vielmehr sind in diesem Falle sogar Gesetze höchst willkommen, welche schlechterdings keinen Zusammenhang mit den uns bisher bekannten physikalischen Gesetzen zeigen.

In einen solchen Fall scheint wirklich das von Fechner herausgerechnete Witterungsgesetz der nassen Niederschläge zu führen. Dieselben erfolgen nämlich im stärksten Maße immer kurz vor Vollmond und im schwächsten Maße immer kurz vor Neumond, und zwar im Verhältniß ungefähr von 13 : 10. Ein ursachlicher Zusammenhang von dieser Art ist aber aus keinem der bisher bekannten Naturgesetze, weder aus dem der Schwere, noch der Wärme, noch des Lichts, noch des Magnetismus oder der Elektricität erklärbar. Daher wird Schleiden hieraus sofort den Schluß ziehen müssen, daß der ganze Zusammenhang auf nichts als auf bloßen Beobachtungsfehlern beruhen könne, Fechner hingegen, daß es außer den bekannten physikalischen Zusammenhängen von Schwere, Wärme und Magnetismus noch anderartige Zusammenhänge zwischen den Weltkörpern gebe, welche die bisherige Astronomie, und zwar mit großem Unrecht, noch nicht mit in ihre Berechnungen gezogen hat. So hängen die exactesten und empirischsten Naturforscher in der Beurtheilung der einzelnen Thatsachen immer von den Hypothesen ab die sie voraussetzen.

Es leuchtet ein, von wie großer Wichtigkeit es für den ganzen gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften ist, ob und in welcher Weise sich die aus den bisherigen Beobachtungen vermuthbaren Gesetze des Mondeinflusses auf Witterung und organisches Leben in Zukunft bestätigen werden. Denn dieses ist eine Frage von nicht blos astronomischem und naturwissenschaftlichem, sondern auch zugleich theologischem Interesse. Es kann der Theologie nicht gleichgültig sein, ob es noch andere Zusammenhänge im Weltall zwischen Weltkörper und Weltkörper gibt, als die bloßen physikalischen; ob das Weltall ein lebendiger Organismus beseelter Leiber oder ein bloßes Uhrwerk ist, in welchem an ewig gleicher Spindel sich die traurigen Monde auf- und abwinden, und ob die Morgensterne, welche im Alten Testament bekanntlich mit den Engeln rangiren, ebenfalls, wie die letztern, geistige Wesen oder bloße Klumpen aus Staub und Asche sind.

Der Goethe'sche Faust hält es auf seinem Katheder nicht länger aus, sondern läuft davon:

> Damit er nicht länger mit sauerm Schweiß
> Zu sagen brauche, was er nicht weiß.

Aber das laute Verkündigen Dessen, was man nicht weiß, sondern nur vermuthet, muß doch ebenfalls manchmal ein großes Vergnügen gewähren, sei es nun die Beseeltheit der Gestirne, oder aber die Unmöglichkeit ihrer Beseelung, für welche man ficht. Und es ist eine Wohlthat für die Wissenschaft, daß dem so ist. Denn nur so bleibt die Maschine immer in eifriger Bewegung. Begnügte sich Jedermann damit, ausgemachte Wahrheiten zu lernen und zu überliefern und den Kreis des bereits allgemein Approbirten nirgends zu überschreiten, so stände die Wissenschaft bald still. Novalis sagt:

> Hypothesen sind Netze. Nur Der wird fangen, der auswirft:
> Ist doch Amerika selbst durch Hypothese gefunden.

Bevor Fechner mit der kühnen Hypothese einer Beseelung der Gestirne und Weltkörper auftrat, suchte er auf die Größe der Idee vorzubereiten durch seine Vertheidigung einer Beseelung der Pflanzen. Dieses Verfahren war nicht eben glücklich gewählt. Wer das Schauspiel eines Sturmwindes zum besten geben will, welcher Eichenwälder entwurzele, Flüsse in ihrem Laufe störe und Schafheerden in die Luft wirbele, der muß nicht als Vorspiel einen kleinen Wirbelwind vorführen, welcher Strohhalme im Kreise dreht. Wie das Umwirbeln von Strohhalmen zum Entwurzeln der Wälder ist aber die Behauptung der Pflanzenseele zur Behauptung der Seelen der Gestirne. Die Behauptung der Erdseele in Fechner's „Zend-Avesta" als eines Versammlungs- und Verbindungsorts aller individuellen Geister auf diesem Gestirn reißt unwillkürlich schon allein durch die Größe des Gegenstandes zum Staunen, zur Bewunderung, vielleicht sogar zur Liebe für diese Idee hin. Denn dieselbe berührt unsere innersten Lebensinteressen. Das Fortleben und Fortwirken unserer Seele nach dem Tode, an das wir glauben, wird uns durch sie auf eine ganz eigenthümliche und unvermuthete Weise klar, anschaulich und vorstellbar. Das Walten einer Vorsehung im Weltall, an das wir glauben, gewinnt ganz neue, überraschende und helle Gesichtspunkte. Manche Redensarten in unsern heiligen Urkunden, welche uns bisher als unverständlich kalt ließen, bekommen Leben und Wärme.

Manches, was als dunkle religiöse Ahnung in den Tiefen aller menschlichen Seelen schlummert, aber sich mit unangemessenen Ausdrücken behelfen mußte, wird in deutlichern und verständlichern Ausdrücken mittheilbar, bekommt Stimme und Sprache. Kurz, dieser Sturmwind packt, und wer ganz unergriffen von ihm bleiben will, der muß sich eben gar nicht in seine Nähe begeben, was allerdings ein sicheres Mittel dagegen ist. Aber die Beseelung der Pflanzen? Wozu haben die Pflanzen eine Seele nöthig? Was haben wir davon, wenn sie nun eine Seele haben? Wäre unser religiöses Interesse weniger befriedigt, wenn die Weltkörper zwar beseelt, die Pflanzen aber unbeseelt wären? wenn die Pflanzen blos zur äußersten Epidermis der Uranobien gehörten, blos aus astralem Leder bestünden? Was verschlüge es uns, wenn bloße grüne Schnörkel um uns herum wüchsen, bloße Sonnenschirme? Das Herz bleibt ganz kalt, was es bei Erörterungen dieser Art niemals bleiben darf, wenn sie interessiren sollen. Bei der Erörterung von der Beseeltheit der Weltkörper genügt es schon, ihre bloße Möglichkeit zu zeigen, um zu einer lebhaften Theilnahme für die Idee einer Beseelung des Weltalls hinzureißen. Für die Beseelung der Pflanzen würden wir uns erst dann interessiren, wenn man uns ihre Wirklichkeit und Unumgänglichkeit bewiese. Die bloße Möglichkeit einer Beseelung derselben, wie sie Fechner darthut, kann Jemand ihm vollkommen zugeben, ohne auch nur in die mindeste Versuchung zu kommen, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Denn wo die Triebfeder alles Glaubens, das Herz, gar nicht in ernsthafte Bewegung gesetzt wird, wo das Mitgefühl für die Idee auf bloße ästhetische Spielerei mit poetischen Symbolen hinausläuft, da erlahmen die Möglichkeitsbeweise zu bloßen, etwas weit ausgesponnenen Scherzen.

Außerdem macht aber auch Fechner in Vergleichung zu Dem, was wol früher über eine mögliche Beseelung der Pflanzen aufgestellt worden ist, sehr hohe Anfoderungen. Wären seine Ansprüche bescheiden in dieser Hinsicht, so würde es ihm wahrscheinlich an Anhängern und Mitstreitern für diese Meinung von Anfang an nicht gefehlt haben. Die Hegel'sche Schule z. B., deren Ideen doch heutzutage sehr verbreitet sind, nimmt ebenfalls eine Beseelung der Pflanzen an. Denn sie hält dafür, daß derselbe absolute Geist, welcher auf der höchsten Stufe seiner irdischen Manifestation im menschlichen Bewußtsein zu seiner Selbsterscheinung gelangt, auf einer frühern Stufe seiner Offenbarung sich selbst im Pflanzenorganismus ausgebreitet und entfaltet hat. Und außerdem nehmen verschiedene psychologische Systeme der Neuzeit ebenfalls eine Beseelung der Pflanzen an im Sinne des Aristoteles, nämlich eine Beherrschung ihres Wachsthums und ihrer chemischen Processe durch eine vegetative Seele, welche zwar mit der animalischen verwandt, aber nicht mit ihr zu verwechseln ist, indem gewisse Processe, deren Eintritt sie in eine animalische Seele umwandeln würde, ihr noch fehlen, ähnlich wie auch die animalische Seele noch gewisser Processe, deren Eintritt sie in eine menschliche umwandeln würde, entbehren muß. Aber mit einer solchen Auffassung zeigt Fechner sich nicht befriedigt. Er schreibt (S. 3):

Unter Seele verstand ich eine Seele nicht in dem Sinne, wie Manche Seele fassen, als abstracten Einheitspunkt körperlichen Lebens, als Lebenskraft u. s. w., sondern eine Seele, die empfindet, im gewöhnlichsten Wortsinn der Empfindung.

Diesem Wortsinn zufolge kann aber nur darunter verstanden werden Empfindung mit Bewußtsein, und diese geht allerdings weit über den Umfang einer Aristotelischen oder Hegel'schen Pflanzenseele hinaus. Auch das „sich selbst Erscheinen", welches Fechner der Pflanzenseele bei ihrem Leben im Flusse und Wechsel des unmittelbarsten sinnlichen Empfindens zumuthet, überragt weit jenen Umfang. Denn nach Hegel'schem Begriff besteht das sich selbst Erscheinen der Seele eben in jenem Zurückgehen und sich Zurückbeziehen des Subjects auf sich selbst und seine einfache Natur, welche das Bewußtsein heißt, während die Entlassung des vegetativen Triebes darin besteht, daß die Beziehung auf sich als das sich selbst Erscheinen aufhört und dafür Beziehung auf Anderes in einem Spiele von Attractions- und Repulsionskräften an die Stelle tritt.

Uebrigens ist die Beseelung der Pflanzen ein Gegenstand, welcher sich mit verbesserten Hülfsmitteln der psychologischen Wissenschaft einst noch wird ergründen und ermitteln lassen, nur muß man sich die Ermittelung nicht so leicht machen wie Schleiden und nicht so schwer wie Fechner. Schleiden sagt kurzweg: Ich verstehe unter Seele ein moralisch zurechnungsfähiges Wesen — ein solches hat die Pflanze nicht — folglich hat die Pflanze keine Seele. Das nennt man den Gegenstand über das Knie brechen. Fechner bemüht sich mit hundert Umschweifen zu zeigen, daß ohne Nerven, ohne willkürliche Bewegung, ohne Centralorgan, ohne Kreislauf der Säfte dennoch die Existenz einer Seele, wenngleich einer mit der menschlichen schwer vergleichbaren, denkbar ist. Das nennt man wie die Katze um den heißen Brei herumgehen. Das eigentlich der Untersuchung Würdige und auch derselben einzig Zugängliche wird so von beiden Naturforschern, nur auf entgegengesetztem Wege, völlig umgangen. Nämlich die Nachforschung, worin denn der Proceß der moralischen Selbstbestimmung bestehe, wie derselbe sich vom Processe des bloßen bewußten Empfindens und dann weiter von dem des unbewußten Percipirens unterscheide. Kennten wir die innere Natur dieser Zustände an sich selbst und aus sich selbst erst genau, so würde auch eine Uebertragung derselben auf thierische und vielleicht auch auf pflanzliche Processe nach den Gesetzen der Analogie möglich werden. Solange aber dieser innere Leitfaden fehlt, können dergleichen Untersuchungen von dem behutsamern Theile der Naturforscher nur gänzlich perhorrescirt werden, während sie den kühnern Theil derselben in haltungslose und unsichere Irrfahrten ohne Leitsterne und Compaß verstricken. Die Naturwissenschaft allein wird daher dem Leben und der Wirklichkeit an dieser Stelle unmöglich gerecht. D

leben der Seele, welches doch in der Wirklichkeit immer die Hauptsache ist, bleibt ihr als solcher beständig ein bloßes Jenseits. Denn sie begreift immer nichts weiter als physikalische Gesetze. Psychische Gesetze, die es doch ohne Zweifel auch gibt, bleiben ihr ewig ein bloßer Wortlaut, werden ihr nie zum anschaulichen Gegenstande.

Und damit wären wir bei Dem angelangt, was als die eigentliche werthvolle Frucht dieser Streitigkeit um den Mond für das Bewußtsein des Allgemeinen hervorgeht, nämlich eine Verstärkung der Erkenntniß, daß die Mittel der Naturwissenschaft, ins Wesen der Dinge einzudringen, ihre höchst eng gesteckten Grenzen haben, und daß man mit ihnen am Ende doch nicht so weit reicht, als infolge der erstaunlichen praktischen Wirkungen, welche neuerdings aus ihr hervorgegangen sind, jetzt in sehr vielen Kreisen geglaubt wird. Es hat dieser Glaube im Allgemeinen keinen bessern Grund, als wenn man sich einbildete, mit einem prachtvollen und eleganten Cabriolet darum, weil seine Construction bis zur äußersten Vollkommenheit gediehen sei, nun auch auf dem Wasser fahren und die Schiffe überflüssig machen zu können. Mit Recht sagt Fechner in dieser Beziehung, daß die Locomotive der Naturwissenschaft mit dem Zeitalter durchgegangen sei und mit Recht klammert sich Schleiden an unerschütterliche Resultate der Kant'schen Kritik fest, um nicht im Strudel wüster Möglichkeiten unterzusinken. Das gibt ihm für seine Person Festigkeit und Sicherheit, aber das Allgemeine hat wenig davon. Denn man sieht hierin nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft nicht mehr wie ehedem ein anderswoher entlehntes wissenschaftliches Resultat, sondern nur noch eine subjective Meinung, eine willkürliche Annahme, worin das Individuum sich beruhigt, eine Grille, mit der man Nachsicht haben muß. Denn in der Philosophie ist ja, mit Fechner zu reden, Heulen und Zähnklappen und Jedermann wider seinen Nächsten; die specifisch Gläubigen aber ziehen sich von der Welt und folglich auch von der Wissenschaft zurück und finden ihre Rechnung weit besser in dem praktischen Haß, welchen sie ihr in Bausch und Bogen ankündigen und welchen ihnen Niemand wehren kann. Was Wunder also, wenn die exacten Wissenschaften glauben, Alles in Allem selbst und allein leisten zu müssen, sich in ihrer Macht überheben, glauben, was nicht mit ihrem Maße gemessen werden könne, das existire nicht, und dann dahin gerathen, wohin wir sie eben jetzt gerathen sehen. Aber siehe da! wo menschlicher Blick nur Toben und Zerstörung schaut, hat die Vorsehung noch immer einen Weg offen. Die Philosophie, zum Delirium des Todeskampfes herabgebracht, erregte im Gehirn des Physikers schöne Träume von Beseelung der Pflanzen und Weltkörper, und Mancher, der seinen Gott verloren hatte, weil er an körperlose Kräfte nicht mehr glauben konnte, fand denselben wieder, weil der Glaube an beseelte Weltkörper ihm noch offen stand und das menschliche Herz die Eigenschaft hat, sich mit seinen unveräußerlichen Heiligthümern immer an die Orte zu flüchten, welche sich dem Verstande als Zufluchtsorte offenstehend zeigen. Was schadet es, wenn der Diana Bildniß eine zeitlang in Tauris, am unheiligen, barbarischen Orte, verwahrt wird, wenn es dort nur überhaupt beschirmt und in sicherer Hut steht? Nach Jahren wird schon der Orest erscheinen, welcher es auf Befehl der Göttin wieder abholt und an seinen eigentlichen ihm gebührenden Ort zurückbringt. Was schadet es, wenn in einer Zeit, welche für die abstracten philosophischen und ethischen Principien verweichlicht ist, der Mythus zu Hülfe gerufen wird, um halb Ernst, halb Scherz, auch für die an bloßes sinnliches Anschauen gewöhnten Geister, Dinge anschaulich und faßbar zu machen, welche sie in abstracter Gestalt zu fassen zu ungeübt und nach kindlicher Weise zu glauben zu altklug sind? Warum soll nicht auch unsere Zeit, ebenso gut wie die Homerische, wieder ihren Olymp erzeugen? Wer dessen nicht bedarf, steige zu tiefern Quellen. Wer aber dessen bedarf, dem gönne man dies. Schon ein mal im Alterthum, zur Zeit Plato's, als die Philosophie ebenfalls mit ihrem völligen Untergange in der Meinung der Menschen bedroht war, ergriff sie selbst die Nothwehr des Mythus und der Fabel, um für sich selbst wieder Aufmerksamkeit und Gunst zu erbitten. Man ergötzte das Ohr an der staunenswürdigen Harmonie der Reden und Gleichnisse und ging spielend und zur Unterhaltung unter der Gestalt leichter Scherze auf Das ein, was die Frucht angestrengtester Geistesarbeit und der bitterste Ernst war.

Zwar ziemt es sich für die Philosophie des heutigen Tags nicht mehr, sich so frei und ungebunden in den Phantasien des Möglichen zu ergehen, als es der durch keine innere Denkmethode gebundene Physiker vermag. Aber das Gewand der Schönheit und Platonischen Grazie aufs neue anzulegen, wer möchte ihr das verargen? Verbirgt sie doch unter ihm nur die strenge Methode, aus welcher sie ihr Leben saugt und welche sie darum um kein Haarbreit herabspannt. Was thut es ihr, wenn sie wie Melusine die Welt nicht merken läßt, in welchen rigorosen Bädern der Gedankenarbeit sie ihren Geist stählt? Was thut es ihr, wenn der Zauber, der die in solcher Gymnastik gestählten Glieder umfließt und unter welchem sich zugleich auch sämmtliche Naturwissenschaften mit höhern Reizen umgeben, seine unmittelbaren Wirkungen nie verfehlt, wenn auch die Wenigsten dahinter kommen, in welcher strengen Schule sie diese scheinbar ungebundenen Tänze eingeübt hat? Ist sie doch deshalb noch nicht Heuchlerin, daß sie ihre Methoden nicht aufdringlich Dem aufschwatzen mag, welchem sie überlästig sind. Spricht sie doch nur, wie jener Hermes Trismegist zu seinem Schüler: Nicht, weil du es Irgendjemandem misgönntest, sondern nur damit man dich nicht höhne, verbirg dem Geheimniß.

Karl Fortlage.

Altpreußisch und Littauisch.*)

1. Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Littauen von Schleicher. (Besonderer Abdruck aus dem Octoberhefte 1852 der Sitzungsberichte philosophisch-historischer Classe der östreichischen Akademie der Wissenschaften.) Wien, Braumüller. 1853. Lex.-8. 5 Ngr.
2. Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Dümmler. 1853. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Ueber die Sprache der alten Preußen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen von Franz Bopp. Berlin, Dümmler. 1853. Gr. 4. 1 Thlr.

Man pflegt sich wol über den Franzosen lustig zu machen, wenn er sich ab und an bei dem Glauben betreten läßt, als spräche man in Preußen eine besondere, von der deutschen verschiedene Sprache. Und doch wird dabei vergessen, daß, sieht man von der Gegenwart ab, der Franzose keineswegs in dem Maße im Irrthum ist, als Mancher sich einbilden mag. Der Sprachforscher kann allerdings mit vollkommenem Rechte von einer „preußischen" und zwar undeutschen „Sprache" reden. Ja mit entschiedenerm, als z. B., was den Namen anbetrifft, von einer böhmischen, die, statt von dem zuletzt in Böhmen eingefallenen und noch darin ansässigen Slawenstamme czechisch, nur in querer Weise nach den Taciteischen Bohemi so heißt, welche, wo nicht celtisch, dann germanisch, nimmermehr jedoch ein Slawenidiom redeten.

Was eigentlich der Volksname Preuße etymologisch sagen wolle, ist unaufgeklärt, und am wenigsten die, wenngleich im Ernst vorgebrachte, doch einem schlechten Witze ähnlich sehende Deutung zu dulden, welche die Preußen, freilich nur in geographischem Sinne, gewissermaßen zu Beiläufern der Reußen oder Russen (Po-Russi) verkehren will. Sie ist auch nicht auf die alten Preußen anwendbar, von denen, an sich geschichtlich erklärlicher, allein dessenungeachtet wunderlicherweise, der jetzige preußische Staat seinen Namen erst durch eine Art Adoption erwarb.

Jene alten Preußen sind längst nicht mehr; aber der Humanität und Frömmigkeit des letzten Hochmeisters vom Deutschen Orden, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, durch welchen das bisherige Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogthum umgewandelt wurde, verdankt der Linguist wesentlich die ganze, wenn auch nur spärliche, doch unschätzbare Kunde von deren freilich selbst des Todes verblichenem Idiome. Gleichsam zur Sühne nämlich für all die Unbill, welche von dem Orden durch einen dreiundfunfzigjährigen blutigen Eroberungs-, ja Vernichtungskrieg, sowie unter dessen dreihundertjähriger harter und unmenschlicher Herrschaft das tapfere, aber unglückliche Preußenvolk erfahren, und im Gegensatze zu seinem 200 Jahre früher lebenden Vorgänger Siegfried von Feuchtwangen, der sogar den Gebrauch der preußischen Sprache gänzlich verboten hatte, ließ zuguterletzt und gleichsam vor Thorschluß der vorhin genannte Hochmeister wiederholt Katechismen, in preußischer und deutscher Sprache zusammen, abfassen und (die beiden ersten 1545 und das „Enchiridion" von Abel Will 1561) durch den Druck ausgehen. Diese aufs äußerste selten gewordenen Büchlein, welche den Pfarrern und Lehrern im Preußenlande ihr Amt und ihren Pflegebefohlenen den Weg zum ewigen Heile erleichtern sollten, wieder abgedruckt bei Vater und mit mehr Sorgfalt und Vollständigkeit bei Nesselmann in seinem trefflichen Buche: „Die Sprache der alten Preußen an ihren Ueberresten erläutert" (Berlin 1845), liefern dem Forscher sein mit einigen unbedeutenden Ausnahmen alleiniges und dazu, wegen mancherlei sprachlicher Ungehörigkeiten in ihnen, noch immer vorsichtig zu benutzendes Matrial von der nachmals völlig erloschenen Preußensprache.

Ein ähnliches Schicksal, wie den alten Preußenstamm längst betroffen, steht inmitten des Staats der Intelligenz, und kaum doch daß die Mitlebenden darauf achten, einem Bruderstamme, dem „jährlich abnehmenden Littauervölkchen" bevor; ein Ausdruck, welchen dem um die Kenntniß littauischer Verhältnisse hochverdienten Pfarrer in Ragnit, K. A. Jordan*), abzuborgen ich mir erlaube, aus der Vorrede zu seinem erwünschten Wiederabdrucke 1848 von Lepner's „Der Preusche Littauer" (1690 geschrieben, aber erst 1744 zu Danzig erschienen). Das Idiom der Littauer nämlich, ungeachtet von ihm, sowol in der Mundart Preußens als in der Polens oder im Schamaitischen, das ersterer zwar nicht an Reinheit, zufolge Schleicher aber an Alterthümlichkeit in vielen Punkten überlegen wäre, in außerordentlichem Grade gilt, daß

*) Die Schreibung mit h ist in nichts begründet. Schleicher will in größerer Gemäßheit mit dem Namen in seiner einheimischen Gestalt (Lêtuwà) sogar das Wort nur mit einem t schreiben, wogegen Nesselmann die eingebürgerte Aussprache (mit Kürze vorn) im Deutschen einwendet.

*) Noch während der Abfassung dieses Aufsatzes ging mir durch die Güte Jordan's ein aus den „Neuen preußischen Provinzialblättern a. F." (Bd. IV, 1853) abgedruckter Aufsatz von ihm zu: „Einige Worte über die littauische Sprache und Professor Schleicher." Es wird darin Aller, die sich zum Frommen der Wissenschaft mit einer so interessereichen Sprache, wie die littauische unbestreitbar ist beschäftigen, vor allem des Schleicher'schen Unternehmens rühmend gedacht, dabei freilich auch nicht der schwer aufzustachelnde Stumpfsinn gegen sie verschwiegen, dessen man sich an Ort und Stelle von Seiten der Deutschen nur zu häufig schuldig macht. „Die littauische Sprache", wird gesagt, „geht freilich, zumal in Preußen, ihrem Tode entgegen. Nach 50 Jahren werden die jetzigen littauischen Gemeinden, auch ohne die von Schulräthen und andern Beamten lange geübte Sprachverfolgung, deutsch sprechen, wie die bei Gumbinnen und Darkemen. Wenn nun aber das praktische Bedürfniß minder schlagend hervortritt als sonst, so ist schon die wissenschaftliche Rücksicht Grund genug, für die grammatische Bearbeitung einer Sprache von so großartigem, wundervollem Baue zu sorgen. Dankbar ist es anzuerkennen, daß man statt der radebrechenden Dolmetscher und volksunkundigen Beamten, die Jahrhunderte hindurch ihr Wesen trieben, jetzt Söhne littauischer Aeltern zu künftigen Beamten zu erziehen sucht, die nicht allein ihre Muttersprache beibehalten, sondern auch sie fortzubilden sich veranlaßt sehen. Leider wird ein wesentlicher Theil der Absicht dadurch wieder aufgehoben, daß sie durch den Gymnasialunterricht sich über das heimatlich Anspruchslose erheben und dem Eigenthümlichen Zwang anthun."

es, seiner hohen Formvollendung und Trefflichkeit in der Anlage wegen, dem Sprachkenner nicht geringe Bewunderung entlockt, ist trotzdem über kurz oder lang schwerlich ausweichbarem Untergange geweiht und dürfte in literarischer Beziehung hingegen, da jene Anlage, noch ausnehmende Entwickelung zu erleben, kaum große Aussicht hat, auch inskünftige immer nur mehr propter agenda quam propter acta gerühmt zu werden verdienen. Einem Untergange für das Ohr; minder, und zwar zu großem Glücke für die Sprachgeschichte, in der Schrift, für das Auge. Nicht nur, daß man jüngst wieder den Wortschatz mit dankenswerthem Fleiße zu sammeln und mit Hülfe des Drucks zu bergen bemüht war, wie das durch vielfältige Herbeitragungen zustande gekommene „Wörterbuch der littauischen Sprache" von G. H. F. Nesselmann (Königsberg 1850) bezeugt; nicht nur, daß, ausgerüstet durch eine aufopferungsvolle Reise nach Littauen und seine Arbeiten auf dem verwandten Gebiete des Slawismus im engern Sinne, vor allem seine „Formenlehre der kirchenslawischen Sprache", der Professor Schleicher in Prag mit Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Grammatik der littauischen Sprache, zudem einer Chrestomathie nebst Glossar, umgeht, und Kurschat, Littauer im Namen und durch Geburt, Dirigent des littauischen Seminars für Prediger in Königsberg und Herausgeber einer Zeitschrift „Kelâvis", in seinen „Beiträgen" einige schwierige grammatische Punkte („Präpositionen", Königsberg 1843; die im Littauischen sehr verwickelte „Laut- und Tonlehre", 1849) beleuchtete; nicht genug damit, hat auch die littauische Volksdichtung von Rhesa (1825) bis auf Nesselmann herab Sammler und Uebersetzer gefunden.

Mit was für Sprachen, wünscht vielleicht Dieser und Jener zu wissen, hat man es nun zu thun, wo von Preußisch oder Littauisch die Rede ist? Hierauf in Kürze erwidere ich: Beide mit dem etwas tiefer herabgesunkenen Lettischen bilden einen innerhalb des Indogermanismus belegenen eigenthümlichen Sprachstamm, den der Unterzeichnete in zwei zu Halle 1837 (als Gratulationsschrift zum göttinger Jubiläum) und 1841 in 4. herausgegebenen „Commentationes" als an der Spitze der gewöhnlich für allein slawisch geltenden Sprachen abseiten ihrer Alterthümlichkeit und Formschönheit den Vortritt in ähnlicher Weise behauptend darzustellen suchte, wie mit dem Gothischen im Vergleich zu den übrigen germanischen Sprachschwestern anerkannt der Fall ist. Das zu zeigen war um so nöthiger, als man seit Thunmann aus jenerlei Sprachen vielmehr hatte bloße Mischlinge oder entartete Bastarde machen wollen von Slawisch, Deutsch und Estnisch, welches letztere als dem finnischen Sprachstamme zufallend, der außerhalb des Indogermanismus steht, sich von ihnen genealogisch völlig abscheidet und nur mit dem nachbarlichen Lettischen einen etwas lebhaftern sprachlichen Tauschverkehr unterhält. Eine andere trotz J. Grimm's Hinterlegungen in der Vorrede zu Schulze's „Gothischem Wörterbuch" und in seiner Geschichte noch nicht zu völliger Evidenz aufgehellte Sache berührt das Verhältniß und den Grad etwa stattfindender specieller Innigkeit in der sprachlichen Berührung zwischen Gothisch und Littauisch, welche durch die einstigen Wohnsitze der Gothen an der Weichsel mag bedingt sein.

Nach solchen, wie uns schien, nöthigen Vorbemerkungen soll jetzt, indem wir uns über das mittelste der in der Ueberschrift angegebenen Bücher den Bericht bis zuletzt aufsparen, zu 1 und 3 geschritten werden.

Schleicher hielt sich, östreichischerseits mit einigen Geldmitteln unterstützt, im Sommer 1852 unter vielerlei Entbehrungen und bei gewiß nicht sehr einladender littauischer Nationalkost, wie gesäuerte rothe Rüben (bàrszczei) und saurem Hafermehlbrei (kiselus), in verschiedenen Gegenden Littauens vorzüglich zu dem Ende auf, um sich des Littauischen und seiner Mundarten an Ort und Stelle zu bemächtigen und zwar nicht aus dem Munde von Deutschen, denen es nur ein Erlerntes ist, sondern durch den unmittelbaren Umgang mit Eingeborenen, zumal solchen, die in entlegenern, vom Deutschthum wenig berührten Orten noch ein unbefangenes Leben dahin leben. In dieser Weise ward dann längere Zeit namentlich in folgenden Kreisen zugebracht: dem Ragniter (im Dorfe Kakschen, von wo die beiden längsten Briefe I und II datirt sind, und Ober-Eisseln, Brief V); dem Pillkallner (Kurschen; Brief III); dem Kreise Niederung am Kurischen Haff (Kaukenen, Feilendorf, Memel; Brief IV) u. s. w.

Wer sich von der hohen linguistischen Wichtigkeit des Littauischen sowol an sich als z. B. namentlich mit Bezug auf das ungeheuere slawische Sprachgebiet einigermaßen überzeugt hat, der wird auch das Unternehmen des Reisenden, zielte es selbst auf nichts sonst als gründliche Erforschung der Landessprache, sowol nach seinem Werthe als nach seiner nicht geringen Schwierigkeit zu würdigen wissen. Allerdings war nun Schleicher's Hauptziel das Studium der Sprache (und sein Bericht enthält auch vielerlei dahin einschlagende Bemerkungen, wie z. B. in Betreff lautlicher und schriftlicher Correctheit, mit der es in den meisten Drucken gar übel bestellt sei); allein es ist bei der Reise manches Andere abgefallen, und schon sein Bericht enthält daher auch noch vielerlei wissenswerthe Bemerkungen über littauische Sitten und Gebräuche, wie bei Geburten, Beerdigungen, Heirathen. Außerdem Aberglaube. Märchen (pâsakas), z. B. vom trägen Mädchen (S. 30), und ein Thiermärchen vom Schimmel, Bären und Wolf (S. 52), Lieder (dainos), Sprichwörter und Räthsel. Rücksichtlich des pôns (Herr) oder karâlius (König), der zum Zeichen seiner Würde einen mit Blumen und Grün beflochtenen Stab hat und beim Hochzeitessen das Commando führt, ist mir eine gewisse Uebereinstimmung eingefallen mit römischen Schmauspräsidenten (magister convivii, rex mensae).

„Ueber die Sprache der alten Preußen" hatte bereits von Bohlen in Voigt's „Preußische Geschichte" (Theil I) einen Aufsatz veröffentlicht, dem Zwecke gemäß nur kurz und leicht hingeworfen, allein doch schon in

anziehender Weise einige Hauptzüge der Verwandtschaft des Altpreussischen mit der Anwohnerin des Ganges, d. h. dem Sanskrit, herausheben. Eine umfassendere und weiter in die Tiefe vordringende grammatische Untersuchung vorgedachten ausgestorbenen Idioms rücksichtlich seiner Vetterschaft stellt sich der Altmeister vergleichender Sprachzergliederung, Franz Bopp, im dritten obiger Bücher als Aufgabe und bringt sie dann auch mit gewohnter Kritik in der aus seiner vergleichenden Grammatik hinlänglich bekannten Manier zur Lösung. Zum Vorwurfe darf man ihm vielleicht machen, daß er zuweilen Formen im Texte mit zu großer Gläubigkeit als der wirklichen Sprache angehörig hinnehme und deute, die nur der staunenswerthen Unkunde und Fahrlässigkeit der Uebersetzer zur Last fallen, oft genug auch bloße Druckfehler sein mögen. Die schmale Linie zwischen Dem, was bereits Irrthum einer namentlich unter deutschem Einflusse dem Verfalle zueilenden Sprache sei, was lediglich Irrthum ungenauer Auffassung von Seiten der Schreiber und schriftunkundigen Tolken oder Dolmetscher, denen jene nach dem Gehöre und ohne strenge Folgerichtigkeit (selbst nur in rein graphischer Rücksicht, wie z. B. die schlechte Scheidung der Zischlaute; vgl. Vater S. 71) ihre stümperhaften Uebersetzungen *) nachschrieben, weigert sich oft der genügenden Erkennbarkeit, muß aber für unsern Fall stets mit festem Blick im Auge behalten werden. Wäre z. B. asmus (der achte) nur ein mal und nicht in allen drei Ausgaben des Katechismus (vgl. Nesselmann S. 3, 5, 10) zu finden, gewiß würde man in Vergleich z. B. mit septmas (septimus) und litt. asmas leicht auf einen einfachen Druckfehler (u statt a) rathen, während so (vgl. Bopp S. 15) vom labialen m das zweite der beiden a aus einem gewissen Triebe nach Lautverähnlichung der Silben näher an sich herangezogen scheint. Bopp hat S. 32 erkannt, wie in dem Satze „stes dellieis stesmu kas („Der theile mit Dem, welcher") nur dellie hinten ohne s richtig sein könne, allein übersehen, wie dieser Buchstabe sich auch nur irrthümlich aus dem nachfolgenden Worte eingeschlichen habe. Läge, wie er meint, die Präposition is (aus) darin, so wäre doch wenigstens deren Nachstellung (der theile aus) ein grober Germanismus. Unter deutschem Einflusse standen aller Wahrscheinlichkeit nach z. B. die Zahlwörter ains (hingegen litt. wienas, lett. weens), Bopp S. 42, und newints (der neunte) wegen seines n vorn statt d in der nächsten Sippschaft (S. 48). — Am übelsten, wie man denn auch wol die gothische Bibelübersetzung nicht ganz von Hellenismen wird freisprechen dürfen, scheint der in den altpreussischen Katechismen gehandhabten oder vielmehr mishandelten Syntax mitgespielt, wegen widerwärtigster Einmengung deutscher Sprechweise. Man nehme nur z. B. den ganz unlettischen (Stender's „Grammatik", §. 138) und ebenso wenig littauischen Gebrauch des Demonstrativpronomens als Artikel, wie Stas druwis, was nicht: der Glaube, sondern: der (jener) Glaube sein würde. — Das Passiv pflegt zwar im Littauischen und Lettischen durch Hülfsverba mit Passivparticipien umschrieben zu werden; allein wenn auch kein Gewicht darauf gelegt wird, daß die Auxiliaria (lett. tohpu, kluhstu, teeku, Stender, §. 88 fg.) andere sind, so kam doch das Preussische kaum von selbst, sondern nur durch Anstoß des übrigens sinn- wie lautverwandten Deutschen „werden" (eig. vertere, litt. wirsti, mit dem Wagen umwerfen, wozu werden) zur Verwendung seines wirst im Futur sowol als Passiv. Z. B.: Madliti, tyt wirstai ious imusis: Bittet, so werdet ihr nehmen (eig. genommen habend), Vater, §. 46; kas perwans dats wirst: der für euch gegeben wird (§. 25, vgl. S. 96, 98).

Einige Uebereinstimmungen sowol als Differenzen zwischen Bopp und dem Unterzeichneten in Betreff der Erklärung einiger Punkte wird der Leser durch Herbeiziehung meiner Recension des Nesselmann'schen Werks über das Altpreussische entnehmen („Allgemeine Literaturzeitung", 1846, Nr. 38 fg.). An einem andern Orte („Hallische Jahrbücher", 1838, S. 1525) ist statt der, wie ich glaube, von Bopp verfehlten Deutung des Optativs S. 21 ei-lai (er gehe; mit lai, laß, lat. sine, wie auch im Lettischen, Stender §. 106) und Infinitivs auf -ton (nicht, wie Bopp S. 35, vgl. Nesselmann S. 62, will, Particip des Passivs im Neutrum) in eigenthümlicher Anwendung das Richtige gegeben (vgl. „Etymologische Forschungen", II, 569).

Auf eine vorzugsweise interessante Ausführung sei hier noch zuletzt aufmerksam gemacht. Sowol gewissen Lautverhältnissen nämlich als auch der besondern Gestaltung des Infinitivs entnimmt Bopp den historisch höchst wichtigen Schluß, daß die lettisch-slawischen Idiome länger als die andern europäischen Zweige unserer großen Sprachfamilie mit den asiatischen Gliedern dieses Stammes vereinigt blieben.

Wir kommen endlich zu Nesselmann's Herausgabe littauischer Volkslieder. In von Bohlen's durch Johannes Voigt zum Druck beförderter und mit einem

*) Man wird sich darüber minder verwundern bei Beachtung von Schleicher's Note auf S. 5: „Der arme Littauer, der überdies nur in Kirche und (theilweise) Schule seine Sprache mehr oder minder geradebrecht zu hören bekommt, muß meist sogar sein heiligstes Gebet, das Vaterunser, mit unerhörten Sprachschnitzern beten hören: die meisten Ausgaben haben nämlich die zweite Person des Imperativs statt der dritten in zwei Bitten. Unglaublich, aber wahr!" — Uebersetzersünden, wie bei Nesselmann S. 73, 80, 106, deren wir in Zigeunertexten hundertfältig aufgestoßen, steigern sich mitunter sogar zu dem in den „Epistolae virorum obscurorum" üblichen Stile. Denn worin unterscheidet sich wol pobanginnons, wodurch das Deutsche, dem befragten Preussen vermuthlich unverständliche „bewogen" ausgedrückt werden soll, aus litt. banga (Woge), wesentlich etwa von: Non i ante apud (Gehe nicht vorbei), Fusce tace (Braunschweig) und ähnlichen Scherzen? — So habe ich tenains (allein; litt. wienas) in schwerem Verdacht, blos um des deutschen Ausdrucks willen aus ter (als) hinter kittawidin (anders) mit dem Zahlworte ains zusammengeschweißt zu sein, — sans rime et sans raison. Ohnehin ist sein Verbleiben in adverbial-starrer Unbiegsamkeit (als wollte ich lat. solus auch feminal oder von der Mehrheit gebrauchen), dem männlichen Nominativausgange zum Trotz, wie ein solches auch anderwärts, z. B. beim Particip (Nesselmann S. 81; vgl. 80, unter Widerspruch von Bopp S. 20) vorkommt, Folge thörichter Nachahmung des deutschen Sprachgebrauchs.

Schlußworte versehener „Autobiographie“ (1841) heißt es S. 93:

Mehre Jahre hindurch hatte von Bohlen in Königsberg mit thätiger Unterstützung des geheimen Staatsministers von Schön, dem er befreundet nahe stand, und mit Beihülfe einiger andern Freunde eine reiche Sammlung littauischer Volkslieder zustande gebracht und zur einstigen Herausgabe derselben eifrig daran gearbeitet. Er überließ (jedoch) die Herausgabe seinem Freunde, dem Professor Pott, von welchem wir sie nun erwarten dürfen.

Wegen der Verbindung, in welche hier mein Name mit Bohlen's literarischer Hinterlassenschaft gebracht wird, dem einen Theil im Sinne des edeln Hingeschiedenen in meinen „Zigeunern“ verwendet zu haben ich mir schmeichle, ist es vielleicht gut gethan, und nicht blos um meiner selbst willen, bei dieser Gelegenheit den fernern Verlauf der Angelegenheit zu erzählen, soweit ich ihn kenne. Das fragliche Manuscript ward mir später von Königsberg aus, weil man dort leichter dafür einen Verleger zu finden hoffte, abgefodert und gelangte dahin durch Gesenius, und zwar, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, an J. Voigt. Nesselmann, den ich darum befragte, wußte nicht, wo sich jene Bohlen'sche Sammlung befinde, und nimmt auch in seinem Werke nirgends auf sie Bezug. Nach einer seitdem wieder von mir aufgefundenen Notiz, die mir der Prediger Jordan bei seiner Rückkehr von dem erfurter Parlamente mittheilte, war sie derzeit in den Händen der Witwe des Pfarrers Kaleu zu Insterburg in Ostpreußen. Da mag sie denn noch zu finden sein. Jedenfalls wäre auch jetzt noch eine Revision höchst wünschenswerth. Sollte auch an Liedern nicht viel Neues darin zu finden sein, was zu bestimmen, da von mir nicht einmal eine Vergleichung mit Rhesa vorgenommen, außerhalb meines Vermögens liegt, so würden doch vielleicht manche der Bohlen'schen Uebertragungen die Oeffentlichkeit verdienen. Wol schwebt mir nämlich noch die gefällige und ansprechende leichte Form im Gedächtniß, mit der Bohlen dergleichen Lieder poetisch wiederzugeben verstand.

Recht im Gegensatz zu Rhesa bemerkt Schleicher S. 29:

Wenn Rhesa schrieb, daß er zur Sammlung seiner 85 Dainos 15 Jahre bedurft habe und dabei an Unterstützung von Seiten Anderer, Geldaufwand u. s. w. es nicht gefehlt habe, so begreife ich das nicht. Ein paar Sammler können in wenigen Tagen 85 Dainos an sich bringen. Freilich muß der Sammler Littauisch können und mit den Leuten überhaupt umzugehen im Stande sein.

Und in der That zählt die Nesselmann'sche Sammlung nicht weniger als 410 Nummern, von denen im Ganzen etwa drei Fünftheile, wie Nesselmann in der inhaltreichen Vorrede angibt, für Deutschland neu sind. In eben dieser wird nach kritischer Beleuchtung der Vorgänger S. X auf den Charakter der Lieder selbst eingegangen.

Wenn von dem Worte daina (Plural dainos) behauptet wird, daß es sammt seinen Ableitungen der littauischen Sprache eigenthümlich angehöre und sich in keiner verwandten Sprache wiederfinde, so will ich doch bemerkt haben, daß wenigstens aus der freilich romanischen, allein doch noch viele slawische Elemente enthaltenden Südsprache der Walachen das ofener Wörterbuch dainuescu, ire (modulor, cano; ungar. danolni, dalolni, singen, lullen, trillern; ungar. dal, Lied, aber estnisch laul, laggu) darbietet, was mit litt. dainoti (Volkslieder singen; auch lallen, von Kindern) doch unzweifelhaft in wirklicher Familienverwandtschaft steht.

Sieht der Linguist auch nur auf die Sprachform und nicht nothwendig zugleich auf den Inhalt von geistigen Erzeugnissen eines Volks, die aus dessen eigenem, nicht aus fremdem Gehirn und Herzen entsprangen, so wird ihm von seinem Standorte fast Alles unendlich höher stehen, was der ersten, als was der zweiten Art angehört. Muß doch die sprachliche Ursprünglichkeit unter Bearbeitung Nichteinheimischer fast immer Schaden leiden. Bei Volksliedern, d. h. solchen, die wirklich den Namen verdienen, selbst wenn sie von Seiten des ästhetischen Gehalts nur wenig genügten, hätte man immer noch den andern Gesichtspunkt aufrechtzuerhalten, daß sie, als die unter allen Umständen beachtenswerthe und gewöhnlich am wenigsten verfälschte Stimme eines Volks, das Echo seiner Gedanken- und Gemüthswelt abgeben; oft auch einen, wenn schon sagenhaften, doch ungekünstelten Wiederhall von hervorspringendern nationalen Widerfahrnissen, die ihm begegneten. Wer für unsern Fall sich Lieder voll energischer Thatkraft, gleich den serbischen, verspräche, würde sich vielfach getäuscht sehen. Ob nämlich schon die littauischen Dainos sich durchaus national verhalten, so zwar, „daß in ihnen nichts vorkommt, was nicht unmittelbar dem nächsten Anschauungskreise des Volks entnommen wäre“, so ist doch „ein zweiter Grundzug der littauischen Volksdichtung, daß dieselbe durchaus und ausschließlich lyrisch ist; das didaktische und epische Element liegen ganz außerhalb ihres Kreises“. Daher rührt dann auch eine gewisse Eintönigkeit, noch durch häufige Wiederkehr einiger typischen Ausdrucksweisen vermehrt, in diesen Liedern, die überdem im Ganzen mehr leidende Zustände als kraftvolle Thaten zur Darstellung bringen. Was ihr Aeußeres anbetrifft, so entbehren sie des Reims, sind aber, wie die Sprache, voll Wohllaut und eigentlich von ihren Melodien unzertrennlich.

Die Dainos berühren, was Nesselmann mit Recht als eine auffallende Erscheinung auszeichnet, welche ebenso stark für den echt nationalen Charakter der Dainos als für die zähe Nationalität des Volkes selbst spreche, fast nie die neuern, jetzigen Verhältnisse des Volkes, sondern bewegen sich fast ohne Ausnahme in ältern, längst verschwundenen Situationen. In keiner Daina ferner finden wir eine Beziehung zum Christenthume. Geburten und Hochzeiten, zumal letztere, erscheinen sehr häufig, aber keine Taufe und keine Trauung. Dagegen haben wir häufig (für die Mythologie nicht ohne Wichtigkeit) mit dem ganzen Heere der alten heidnischen Mythologie zu thun. S. jetzt Schleicher's „Lituanica“, S. 16 fg.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß gegenwärtige Sammlung ihre Vorgängerinnen weit hinter sich läßt,

abseiten des Reichthums sowol als der kritischen Bearbeitung, welche bei oft unkrautartiger Ueberwucherung von Liedern, die in einem Volke von Munde zu Munde gehen, ebenso nöthig als schwer ist. Was die Uebersetzung anbetrifft, die nach des Verfassers bescheidenen Worten mehr auf Treue als auf dichterischen Werth Anspruch macht, so liest sie sich leicht und macht fast durchweg einen angenehmen Eindruck. Man kann demnach das Buch Jedermann mit gutem Gewissen empfehlen. Dies durch Proben zu erhärten, unterlassen wir, weil die Wahl leicht zu subjectiv ausfiele und ein Beispiel geben wenig mehr als keins geben hieße.

August Friedrich Pott.

Mittheilungen aus Berlin.

Anfang Februar.

Nichts hat mich in England mehr in ein Gefühl lächerlicher Wehmuth versetzt, als die Function eines Todtenbeschauers, der mit Prätorenmiene an den Sarg des Todten tritt und vor allem mit Würde versichert, daß der Todte eine Leiche sei. Fast ähnlich so ist es mir, wenn ich einen Blick auf das verflossene dramatische Jahr der berliner Hofbühne werfe, die unleugbar noch immer als die wichtigste Deutschlands gelten darf, theils durch Tradition, theils durch ihr Streben, welches freilich viel Aehnlichkeit mit dem Unsterblichkeitsringen eines verkannten Genies zeigt. Die berliner Bühne ist durch die Einheit ihrer Intendanz, durch ein sorgfältiges Berechnen bei Aufführung der Stücke und durch ihre sprichwörtlich gewordene Classicität immer noch die hervorragendste aller deutschen Bühnen und von höherm Geist durchweht als selbst die wiener. Wie schwer ist also das Urtheil, wenn man eingestehen muß, daß die dramatische Literatur Deutschlands fast einer Leiche ähnelt, und im Hinblick auf unsere Bühnen die trostreiche Erfahrung sich aufdrängt, daß sie doch noch eine Zukunft haben muß, weil sie keine Gegenwart hat. Dieses Sinken unsers nationalen Dramas hat seine gewichtigen Ursachen, die vor allem in der übertriebenen Ehrfurcht bestehen, welche Publicum sowol wie Autoren den Schauspielern zollen. Die Autoren beugen sich heutzutage vor den Darstellern ihrer Werke und haben kein Recht mehr, ihnen zu befehlen. Ich gedenke dabei noch immer der Probe einer Novität im vorigen Jahre auf der Hofbühne, in welcher die Hauptrolle ein rothes Sammetkleid erfoderte; die Schauspielerin indessen erklärte, daß Roth sie nicht kleide und sie daher Schwarz tragen werde. Doch wäre die Wahl der Kleider bei solcher Gelegenheit noch zu verschmerzen, wenn dieses Dominiren des Darstellers über den Autor nicht auch in Bezug auf den Vortrag und die Auffassung der Rolle sich geltend machte. Der arme dramatische Schriftsteller von heute steht bescheiden hinter den Coulissen, nimmt seinen Hut vor den Foderungen der Schauspieler ab und sagt seufzend zu der ersten Liebhaberin, welche mehr Leidenschaft als nöthig ist beansprucht — pater peccavi! Dieser große Respect, den man der Allmacht des Schauspielers erweist, ist der große Fehler von heute und ein deutliches Symptom der geschwächten literarischen Würde; man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn der dramatische Schriftsteller seine Rolle einem Schauspieler anpaßt, wie die Schneiderin Maß zu einem Kleide nimmt. Aber die dramatische Literatur wird sich nicht eher heben, ehe dies unnatürliche Herrschaftsrecht nicht gewechselt und Der, welcher seinen Gedanken die Form gab, den bloßen Darsteller dominirt, der ohne ihn unthätig bleiben müßte. Es wäre aber zuerst zu wünschen, daß Deutschlands Autoren ihre Stücke auch ohne Rücksicht auf die Schauspieler schrieben.

Unglücklicherweise vereinigt sich das Publicum in beklagenswerther Schwäche mit der Unterwürfigkeit der dramatischen Schriftsteller zu Gunsten der Schauspieler. Es begehrt Novitäten; aber es interessirt sich nur für die Träger der Hauptrollen und am wenigsten für den Dichter. Doch was soll man predigen, wo, offen gestanden, weder literarische Sympathie noch Antipathie vorwaltet, sondern lediglich bloße Neugierde, und der Zweck der Menge nur ist, sich um jeden Preis Vergnügen zu schaffen? Gott sei Dank, ist die Hoffnung doch immer der beste Trost, und so kann man auch annehmen, daß sich das Publicum zuletzt durch bloße Decorationen und Schaugepränge gelangweilt finden und am Ende vom Theater etwas Anderes beanspruchen wird als bloße Unterhaltung.

Aber den schlagendsten Beweis der Schwäche unserer dramatischen Kunst findet man in dem durch die Birch-Pfeiffer en vogue gekommenen Gebrauch, Romane zu dialogisiren und zu Schauspielen umzuschaffen. Ich führe nur dies Factum an und glaube nicht zu irren, wenn ich damit dem Theater nur einen untergeordneten Rang in unserer Literatur eingeräumt habe. Man behandelt das Thema wie einen fügsamen Stoff, der ohne Murren sich zu der Form bildet, die ihm die Scheere verleiht; traurig, traurig, daß unsere Bühnen diesem grausamen Henkerspiel zum Schaffot dienen und die dramatische Muse Deutschlands mit der Geduld des Lamms zuschaut, wie jene Witwe einst am Fuße lebloser Götzen ihre sieben Kinder geduldig zerschmettern ließ

„und sah, wie eins ums and're fiel".

Ein jedenfalls frischeres Leben als in diesen Dramenfabrikaten pulsirt in einigen französischen Stücken, die dem berliner Publicum vorgeführt wurden. Wir sahen unter Anderm „Maria Leszczynska" („Le gâteau des reines") von Léon Gozlan. Das Stück hat viele Schwächen und Mängel, aber man muß bedenken, daß Léon Gozlan Franzose ist und sein Stück nicht für deutsche Musterbühnen, sondern pariser Theater geschrieben. Ich habe 1850 auf dem pariser Odeontheater vor einer geschlossenen und aus den feinsten Ständen gebildeten Gesellschaft eine getreue Uebersetzung von Goethe's „Faust" gesehen, nicht öffentlich, sondern vor einer dazu eingeladenen Gesellschaft. Trotz des sehr guten Spiels der Schauspieler war das allgemeine Urtheil dieser sehr gebildeten Gesellschaft, daß der Goethe'sche „Faust" extrêmement ennuyant und horriblement extravagant sei. Viele werden sagen, daß die Franzosen blasirt seien, wenn sie das von unserm höchsten Meisterwerke sagen; ich sage aber, daß die Franzosen nicht mehr blasirt wie die Deutschen sind, denn Goethe schrieb seinen „Faust" nicht für Paris. Ebenso auch mit dem Gozlan'schen Stücke, welches nach französischen Begriffen vortrefflich genannt werden muß; aber das berliner Theaterpublicum bei Aufführung von Novitäten ist seinem größern Theile nach ein ganz besonderes: vornehm, kalt, etwas blasirt, überbildet und von Principen durchdrungen, die ihm verbieten, irgendwelche Zufriedenheit mit Novitäten oder irgendwelche Gemüthsaffection zu zeigen; ein unerbittliches und suffisantes Forum, das sich einbildet, zu classisch zu sein, um nicht über jedes neue dramatische Werk von vornherein mitleidig die Achseln zu zucken.

Die königsstädtische Bühne brachte unter Anderm das vielbesprochene Stück von A. Dumas jun.: „Le demi-monde." Doch zuvor nur ein paar Worte über diese Bühne selbst, auf der sich Thalia etwas frivol, aber sehr anziehend, sogar liebenswürdig, mit Flittern in den Locken, aber mit Löchern im Strumpfe producirt. Das königsstädtische Theater war früher, selbst noch bis vor zehn Jahren, der Liebling, der Typus, der ganze Charakter des berliner Publicums; jemehr die Stadt an der Spree mit Riesenschnelle eine Großstadt wurde, jemehr änderte sich der sonst sehr prüde und philiströse berliner Charakter und umsomehr kam die Königsstadt in Verfall. Sie war nicht mehr elegant, nicht mehr pikant genug. Darauf kam die Zeit der Mode an die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne mit ihren berliner Jargonpossen, albernen Vaudevilles und

trivialen wiener Conterfeis, bis auch diese allmälig dem immer weltstädtischer werdenden Geschmack der Berliner zum Ueberdruß wurden, sodaß jener Bühne, wenn sie nicht bessere Anstrengungen macht, baldigst ein seliges Ende vorauszusagen ist. Die königsstädtische Bühne konnte inzwischen nicht leben und nicht sterben, bis sie endlich in die Hände des jetzigen Directors Wallner kam. Dieser Mann war klug und setzte Alles auf eine Karte; er hatte bemerkt, wie der berliner Charakter mit der Vergrößerung der Stadt weniger prüde, weniger philiströs und mehr emancipirt geworden war, er riskirte Alles und brachte des jüngern Dumas „Demi-monde" zur Aufführung. Und siehe da, es gab in Berlin bereits demi-monde genug und Verehrer derselben in Menge, wenn auch noch sehr verstohlen; das Stück machte Furore, die Kasse des Theaters wurde gefüllt und der demi-monde von Berlin feierte seinen ersten Triumph damit. Warum auch nicht? Berlin war ja eine Großstadt geworden und die königsstädtische Bühne so glücklich, eine in der Spreestadt stark vertretene Gesellschaft vorzuführen.

Ich bin eben kein Horazischer Sittenrichter, aber diese unstreitig sehr geistreichen, sehr effectvollen Lorettenstücke „Le demi-monde" und „La dame aux camélias", welche jetzt als „Eine neue Magdalena" die Königsstadt aufführt, müssen der Kunst und der Sittlichkeit das Corsett aufschnüren! Das Laster und die Frivolität so lachend, wenn auch zugleich raffinirt boshaft züchtigen, wie es Alexander Dumas Sohn gethan, und Alles dabei mit einem moralischen Parfüm anräuchern, das muß unstreitig sehr verlockend sein für Solche, welche dies freie Leben des demi-monde lieben. Es ist sehr wichtig für Berlin, daß diese beiden Stücke, welche die Frivolität heiligsprechen, hier in den bessern Schichten der Gesellschaft Furore gemacht haben: der Spiegel soll nicht Flecken haben, sondern zeigen!

Nichts liegt mir näher bei dieser Gelegenheit, als der Aufführung von Richard Wagner's „Tanhäuser" zu gedenken. Ohne Zweifel würde diese Oper mehr Beifall gefunden haben, wenn sie nicht von den Parteifreunden Wagner's als ein non plus ultra, als eine alles Uebrige verdunkelnde Sonne gefeiert worden wäre. Dem großen Maßstabe, mit dem also das Werk infolge so prätentiösen Auftretens gemessen wurde, entsprach das Werk keineswegs, das vielmehr sehr viel Gezwungenes, Erkünsteltes und dabei Mangelhaftes aufweist. Ich verspüre keine Lust, die große Zukunftsmusikliteratur, feine sowol wie grobe, bereichern zu wollen; aber doch möchte ich auf ein Verdienst Richard Wagner's aufmerksam machen, das wol am wenigsten berücksichtigt worden ist; dies ist das Verdienst, den aufrichtigen Gedanken an eine deutsche Musik zur Geltung gebracht zu haben, freilich vermittels eines Extrems, welches weit das nöthige Ziel überschritt. Der deutsche, so romantische Dichterstoff, den sich der Componist des „Tanhäuser" erwählt, war ihm hauptsächlich ein Talisman, durch den er bei „Rienzi" und dem „Fliegenden Holländer" nicht geschützt wurde. Er wollte diesen deutschen Mythenstoff mit ebenso mystischer Poesie umhüllen und fing demnach an, vorher den deutschen Charakter zu seciren, ehe er ihn stückweise seiner Composition einimpfte. Er fand diesen Charakter grübelnd, denkend, tief und mystisch und richtete seine Musik danach ein — dies ist das große Verdienst Richard Wagner's und dies der große Fehler der Tanhäusermusik. Das ewig Sinnende und Sehnende, das Träumerische und Reflectirende sind absolute deutsche Charaktereigenthümlichkeiten, die aus dieser Musik heraustönen, aber ohne harmonische Zusammensetzung und ohne jenen innern Accord, jene Gemüthsseligkeit, die den deutschen Charakter wie das Diadem einer Krone schmückt. Der ganze „Tanhäuser" besteht aus charakteristischen Fragmenten, die zuletzt in Verwirrung setzen; es ist ein mystisches Chaos, aus dem die Aesthetik weinend ihren Grabgesang heraushört.

Lassen Sie mich nun auf mehr materiellen Gefilden die Brosamen, die einem Correspondenten zum Brotbacken nothwendig sind, auffammeln. Ein Mensch von kleinem Begriffsvermögen und angeborenem Materialismus würde ganz einfach sagen, daß das Essen das angenehmste und nützlichste Geschäft der Creaturen sei, während die Weisheit eines Gelehrten in Bezug auf die neuerrichteten Speiseküchen in Berlin (à la Egestorff genannt) darin den Fortschritt der Volkswirthschaft, des Socialismus und der praktischen Naturwissenschaft fände. Es ließe sich bei dieser Gelegenheit eine gar nicht uninteressante Reflexion anbringen, wie der Idealismus allmälig dem hausbackenen Materialismus Platz gemacht und wie das Capital es jetzt ist, welches sich durch wohlthätige Speculationen zu regeneriren hofft. Indessen verdienen die eingerichteten berliner Speiseküchen in der That so große Ehre nicht, unbeschadet der Wohlthätigkeit, welche sie sicherlich ausüben. Man hat den Namen Egestorff hierbei gemisbraucht und weder sein System noch seine Absicht erkannt.

Egestorff hat seine Idee, eine Speiseanstalt zu gründen, die sich selbst erhält und dem Armen die billige Mahlzeit nicht als ein Almosen verabreicht, in Hannover verwirklicht. In Berlin jedoch hat man lediglich diese Speiseküchen als ein nur für wenige Wochen berechnetes Wohlthätigkeitsinstitut eingerichtet, das, so edel es auch ist, viel edler wäre, wenn es bei praktischerm Blick mit diesem Capital sich als ein perpetuelles Nützlichkeitsunternehmen gezeigt hätte. In den jetzt eingerichteten 15 Küchen verabreicht man in jeder 800 Portionen zum Preise von $1\frac{1}{2}$ Sgr. und bestehend aus einer breiartigen, nach dem technischen Ausdruck einer Kochbuchfabrikantin „schlank gekochten" Gemüsesuppe, etwa vier Loth Fleisch und einem halben Pfunde Brot. An jeder einzelnen dieser Portionen schenkt die Küche dem Speiseholenden fünf Pfennige — und damit empfängt er ein Almosen, welches er bei solchen socialen Instituten nicht empfangen soll. Andererseits ist der Verkauf der Speisen so erschwert, daß der Arme, um dieser Wohlthat theilhaftig zu werden, mindestens zwei Stunden seiner Zeit dazu opfern muß, da er sich die nothwendige Marke nur an demselben Tage beim Bezirksvorsteher einlösen kann, um sich dann erst das Essen aus der Küche zu holen. Ohne Zweifel hat diese Wohlthätigkeitsanstalt ihre Verdienste; aber da man das Princip der Volkswirthschaft als Firma nahm, so mußte man auch die Einrichtung so treffen, daß man nicht blos Almosen lieferte. Das Capital hat — und dies ist ein ebenso großes Zeichen der Zeit wie Bunsen's freimüthige Schrift — eingesehen, daß es sich zum Nutzen der durch die steigende Civilisation zum Hunger verdammten und durch den Hammer der Industrie geschlagenen Menschheit verwerthen muß, und Egestorff hat die Möglichkeit durch sein musterhaftes Institut gezeigt. Weshalb stempelt man eine so gerechte Anfoderung der Zeit mit dem für den Armen beschämenden Gefühl einer Bettelei, wo man mit gleichem Capital Speiseküchen errichten konnte, die sich durch sich selbst erhalten? Man nehme als Beispiel nur einen Militärökonomen an, der einer Compagnie, also nur etwa 150 Mann, für den Preis von $1\frac{1}{4}$ Sgr. eine kräftige Mahlzeit liefern muß und dabei dennoch besteht; wie viel mehr ist es nicht möglich, bei Tausenden von Portionen so zu wirthschaften, im Falle man praktischere Einrichtungen getroffen hätte, als die sind, welche die berliner Speiseküchen als Kinder der Nationalökonomie so mangelhaft machen? Hoffen wir, daß wirkliche Egestorff'sche Speiseanstalten recht bald sich constituiren mögen; es ist ein Bedürfniß der Zeit und eine Pflicht der Gesellschaft. — Bei weitem nationalökonomischer und praktischer ist die noch projectirte Actien-Brotbäckerei, die mit einem Capital von 300,000 Thlrn. nächstens durch ein Comité von Finanznotabilitäten errichtet werden wird. Bei diesem Plane wird sich die Theorie der Nationalökonomie zuerst bewähren und durch ihre Errichtung das Capital unumschränkt sich verwerthen, ohne die Bitterkeit der Scham in das Brot zu backen, welches es zum Nutzen der armen Classen liefert. Auf Actien zu je 200 Thlrn. gegründet, wird diese Bäckerei durch eine Knetmaschine und

verbesserte Heizöfen betrieben werden, als eine heilsame Concurrenz des unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses. Von einer Benachtheiligung der kleinern Bäcker kann hierbei gar nicht die Rede sein, da diese nur 500 Ctr. täglich liefernde Bäckerei lediglich dem Armen eine Garantie gibt, für sein Geld das möglichst billige und zugleich beste Brot zu erhalten. Der lebhafte Wunsch nach Errichtung einer ähnlichen Schlächterei liegt zu nahe, als daß man ihm nicht Ausdruck verleihen sollte, und ich halte die Ausführung dieses Plans für viel leichter, sobald, wie man im Sinne hat, Berlin nur erst ein Schlachthaus besitzt.

Es hieße für einen Correspondenten eine große Sünde begehen, wenn er nicht einen theilnehmenden Blick auf den begonnenen Carneval in Berlin würfe, der seinen Glanzpunkt in dem ersten der drei im Opernhause stattfindenden Subscriptionsbälle gefunden hat. Die Pracht und der Glanz dieser haute-volée-Versammlung war wahrhaft großartig, eine Versicherung, die ich um so competenter abgeben kann, als ich nicht dort gewesen bin. Dieser Ball hat durchaus nicht so wenig Bedeutung, als gewisse Kunstkritiker vielleicht zu glauben gesonnen sind; er bildet einen lebhaften Beweis, wie unsere seit Jahren verbummelte berliner Gesellschaft wiederum ein Asyl für ihre Geselligkeit gefunden hat, und andererseits, wie durch die Wiedereinführung solcher Genüsse den öffentlichen Vergnügungen Berlins ein etwas edlerer Stempel als bisher aufgedrückt wird. **Eduard Schmidt.**

Aufzeichnungen eines Junkers am Hofe zu Athen. Nach seinem Tode herausgegeben von J. Baron Ow. Zwei Bände. Pesth, Hartleben. 1854. 8. 2 Thlr.

Bereits im Jahre 1848 erschien in München ein in manchen Beziehungen gar lehrreiches und beachtenswerthes Buch: „Die Abstammung der Griechen und die Irrthümer und Täuschungen des Dr. P. Fallmerayer. Mit einem Anhange über Sprache, Volk und Fremdenherrschaft in Griechenland. Von J. Baron Ow." In welchem Verhältnisse die vorliegenden „Aufzeichnungen", welche den Namen des Baron Ow nur als den ihres Herausgebers an sich tragen, zu demselben wirklich stehen, ist aus dem Buche selbst nicht zu ersehen, obwol es danach scheinen könnte, als hätten beide Bücher einen und denselben Verfasser, und wenigstens nach der Vorrede dieser „Aufzeichnungen" ist der Baron J. Ow — kein Verstorbener! Indeß mag es diesmal sein, wie es eben will: der „Junker am Hofe zu Athen" ist wirklich und zwar in den Jahren 1837 fg. in Griechenland gewesen; er ist classisch und auch sonst gebildet, er ist sogar ein Schüler von Friedrich Thiersch (II, 34), was man immerhin anerkennen mag, auch wenn die „Aufzeichnungen" selbst nicht ganz frei sind von sprachlichen und historischen Fehlern; der „Junker" hat ein wirklich lebendiges Interesse für das alte und neue Griechenland, er hat einen offenen Blick und eine gute Beobachtungsgabe, ein tiefes, richtiges Gefühl und ist besonders von menschenfreundlicher Gesinnung. Ueber das neue Griechenland, was das Land und die Bewohner desselben anlangt, sowie in Betreff der Zustände und Verhältnisse beider im Allgemeinen und in der Zeit des (zweijährigen) Aufenthalts des „Junkers" in Griechenland ist hier wol Manches zu lernen und namentlich möchten wir es Denen empfehlen, die, vornehmlich in neuester Zeit, nicht müde geworden sind, den Griechen Undank gegen die europäischen Schutzmächte vorzuwerfen, indem diese auch hier recht deutlich erkennen können und es gar wohl inne werden müssen, was die Griechen Europa für die fernerweite Entwickelung ihres öffentlichen und Staatslebens zu verdanken haben, und wie die alte Wahrheit aufs neue aus dem Buche sich ergibt, daß es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich ist, von Disteln Feigen ernten zu wollen. Es ist nur gar zu wahr, was der Franzose Ami-Boué in seinem Werke „La Turquie d'Europe" (Paris 1840), II, 19 über die gegenwärtigen Griechen sagt, wenn er spricht: „C'est un peuple ayant des idées si arrêtées et des usages si distincts des nôtres, que, pour pouvoir réussir à le régir, il faut *laisser en Europe son vieil homme* et *devenir Grec de coeur et d'âme*, c'est-à-dire n'aimer que ce qui est grec et avoir même *un certain mépris pour l'Occident*, tout en étant prêt à profiter de quelques parties de sa civilisation. Un peuple, *qu'on ne peut pas transformer à sa guise en européen*, ne peut pas être mis au nombre de ces peuples bâtards, tels que ...., dont la nationalité peut être abandonnée à la décision d'un congrès de souverains." Allein diese Wahrheiten kennt man in Europa nicht; und wie sehr im Gegentheil in dieser Beziehung von Europa, sowie von den eigenen Regierungen in Griechenland, von Kapodistrias an bis auf die neueste Zeit, gegen die Griechen gesündigt worden ist, das lehren auch die „Aufzeichnungen", und sie lehren es von dem „schlechten Beispiele" an, das „wir Fremden den Griechen durch Vergnügungssucht und Ueppigkeit geben" (I, 34), von den schlechten Sitten in Gewohnheiten, von der falschen Cultur und Civilisation, die wir ihnen bringen, bis zu dem obersten Verwaltungs- und Regierungssysteme, das die Gegenwart und die Zukunft des griechischen Volks und Staats zu bestimmen berufen ist. Im Einzelnen machen wir auf die Mittheilungen über Athen in geschichtlicher Hinsicht und über die dortigen Alterthümer aufmerksam; aber auch hier wird über die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit in Betreff dieser Alterthümer, über die „Barbarei" gebildeter Europäer gegen dieselben von den Zeiten des Mittelalters bis zu Morosini und Elgin herab und auch noch neuerdings gerechte Klage erhoben. Neben manchen Verhaltungsregeln für Fremde in Ansehung des Klimas, der Kleidung, der Diät u. s. w. findet sich hier auch mancher gar gute Rath für die eigene Regierung, z. B. für Athen und Attika der Vorschlag: Brunnen zu bohren und Millionen Bäume zu pflanzen; ein Vorschlag und ein Gegenstand, der als das „nothwendigste Unternehmen" bezeichnet wird, der aber gleichwol unausgeführt geblieben ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit hat der „Junker am Hofe zu Athen" der Volkssprache der Griechen gewidmet; auch urtheilt er über sie im Ganzen gar verständig und richtig, und er weist mit Dem, was er, ins Einzelne derselben eingehend, darüber mittheilt und auseinandersetzt, die einseitigen Vorurtheile der Hellenisten und ihre geringschätzige Meinung von der neugriechischen Sprache zurück, und er weist sie als Das nach was sie sind. Auch hier stellt es sich deutlich heraus, daß die neugriechische Sprache viel weniger barbarisch ist als sie scheint; vielmehr hat sie in ihrer Ausdrucksweise, in der Wortbildung, der Wortanwendung, in der Begriffsüberlieferung Vieles von dem Leben, Wesen und Geiste der alten Griechen und der altgriechischen Sprache sich bewahrt und erhalten; es sind in ihr aus altem Stamme neue Worte und Wortbildungen entsprossen, wennschon hin und wieder unter einem unkenntlichen und unscheinbaren Aeußern. Auf diesen Gegenstand, zugleich mit Hinblick auf die bekannte Slawenhypothese Fallmerayer's, kommt übrigens der Herausgeber oder der vermeintliche „Junker am Hofe zu Athen" im zweiten Bande nochmals zurück, indem dort in einem Anhange in einem offenen Briefe an Colonel Leake und Mr. Finlay „Dr. Fallmerayer's Irrthümer und Täuschungen über die Abstammung der Griechen" in der Kürze besprochen werden. Die verschiedenen Reisen, die der „Junker" nach den einzelnen Theilen Griechenlands gemacht hat und welche er in ziemlich lebendigen Darstellungen beschreibt, geben ihm vielfache Gelegenheit, neben manchem Kleinlichen und Nichtssagenden doch auch eine Menge einzelner Charakterzüge, die über die dortigen Verhältnisse, über das Leben und die Menschen besonderes Licht verbreiten, mitzutheilen; allein nicht Alles ist erfreulich und namentlich erfüllt die Wahrneh-

mung, die auch hier sich aufdrängt, mit tiefer Wehmuth, wenngleich anderswo die Wirklichkeit solche Bemerkungen als falsch zurückweist, — daß in Griechenland und unter den Griechen unsrer Tage das Christenthum das Grab der Kunst, z. B. in Musik und in Malerei, geworden ist. Doch kann dies auch in andern Umständen und Verhältnissen seinen Grund haben, und wenn z. B. auf den Ionischen Inseln seit langer Zeit Singschulen für die Kirchen bestehen; wenn, wie uns bekannt ist, in den griechischen Kirchen Triests, Münchens u. s. w. ein reinerer Kirchengesang als sonst in der griechischen Kirche eingeführt ist, so gewährt dies auch für viele Beziehungen sichern Trost und bestimmte Hoffnung, daß es auch hierin in der Zukunft besser werden könne. Der Abschnitt „Baierische Regierung in Griechenland" ist ein beredter Commentar zu dem Worte: „L'histoire de la Grèce c'est l'histoire des occasions manquées"; und über die englische Verwaltung der Ionischen Inseln, über die dortige „Willkürherrschaft der Engländer über ihre griechischen Schützlinge" ertönen hier die alten Klagen. 5.

Zur Wohlthätigkeitsliteratur.

In einer Zeit, wo man sich immer mehr daran gewöhnt, den Werth jeder menschlichen Thätigkeit nur nach den Thalern, Groschen und Pfennigen abzuschätzen, die sie in Umlauf bringt, wäre es schon längst in der Ordnung gewesen, mehr als geschieht den Brutto- oder Nettogeldwerth der literarischen Thätigkeit in Anschlag zu bringen, ihren vielen Verächtern genau zu sagen, was sie den Leuten zu verdienen gibt, und dadurch ihren bürgerlichen Credit zu erhöhen. Wie viele Pressen würden außer Thätigkeit, wie viele Buchhändler, Sortimenter und Zeitungsinhaber um ihre Existenz, wie viele Correctoren, Setzer, Drucker, Holzschneider, Buchbinder, Druckmaschinenverfertiger, Lettergießer bis zu den Laufburschen hinab um ihr Brot kommen, wenn plötzlich alle Schriftsteller Deutschlands nach gegenseitiger Verabredung ihre literarische Thätigkeit einstellen wollten. Es wäre dies einer der empfindlichsten Schläge, welche das Gemeinwesen treffen könnten. Zehntausende und aber Zehntausende würden darüber zugrunde gehen und Hunderttausende darunter indirect leiden. Somit darf die schriftstellerische Thätigkeit als ein bedeutender Factor und Hebel der Nationalwohlfahrt betrachtet werden.

In den letzten Decennien hat nun die schriftstellerische Thätigkeit immer mehr einen Hang gezeigt, sich direct an den Werken der Wohlthätigkeit und christlichen Barmherzigkeit zu betheiligen. Wenn wir nicht irren, so waren die von F. W. Gubitz gleich nach dem Befreiungskriege herausgegebenen „Gaben der Milde", wenn auch nicht die erste Publication dieser Art, so doch diejenige, welche für alle spätern Vorbild wurde. Seitdem sind Albums und gemischte Sammlungen zu Wohlthätigkeitszwecken immer häufiger geworden. Manche derselben mögen misglückt sein; andere haben aber wirklich einen schönen Erfolg gehabt. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß Autoreneitelkeit und das Verlangen, sich genannt zu sehen, daran häufig einen großen Antheil haben. Indeß spielt dieses Motiv vielleicht bei der Mehrzahl aller wohlthätigen Handlungen eine hervortretende Rolle. Es würden vielleicht nicht halb so viele Wohlthaten gespendet werden, wenn die Wohlthäter nicht mit Bestimmtheit darauf rechneten, daß die Welt davon Kenntniß erhielte, und es würden vielleicht doppelt so viele Acte der Wohlthätigkeit geschehen, wenn die bestimmte Garantie dafür da wäre, daß sie auch an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt würden. Freuen wir uns einfach über den Erfolg solcher wohlthätigen Handlungen, statt nach ihren eigentlichen Motiven zu forschen! Da wir dem Menschen nicht ins Herz sehen können, bleibt es uns ja unbenommen, diese Motive in jedem einzelnen Falle für die uneigennützigsten von der Welt zu halten.

Kein Wohlthätigkeitsalbum hat sich wol eines so großen pecuniären Erfolgs zu erfreuen gehabt als das im Jahre 1847 in erster Auflage erschienene „Dresdener Album" der Elfriede von Mühlenfels. Damals diente dessen reicher Ertrag dazu, den Unglücklichen der durch eine Hungersnoth schwer bedrängten Provinzen des sächsischen Erzgebirges hülfreichen Beistand zu gewähren. 1700 Thlr. kamen zur Vertheilung, während die letzten noch später eingegangenen 100 Thlr. als erster Fonds zu einer kleinen Unterstützungsstiftung in der Oberlausitz verwandt wurden. Von diesem Album hat die Herausgeberin jetzt eine neue Auflage veranstaltet unter dem Titel:

Dresdener Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. Zweite umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmungen an der Weichsel und am Rhein Verunglückten, sowie für eine schon bestehende wohlthätige Stiftung. Berlin, Nicolai. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter der wohlthätigen Stiftung, auf welche der Titel anspielt, ist die Tiedgestiftung in Dresden zu verstehen, welcher ein Drittel des Reinertrags zufließen soll.

Von den neuen Beiträgen, mit welchen diese neue Auflage bereichert worden ist, verdient ein Bruchstück aus dem vor vielen Jahren begonnenen, leider aber unvollendet gebliebenen Trauerspiele „Pertinax", von Johann, Herzog zu Sachsen, jetzt regierendem Könige, die meiste Aufmerksamkeit. Dieses Trauerspiel sollte „eine lebendige Schilderung des beginnenden Verfalls der römischen Monarchie darbieten". Die mitgetheilte Scene hatte den Zweck, „auch dem christlichen Elemente, als dem einzigen einen Keim der Hoffnung tragenden, seine Stelle in diesem Bilde einzuräumen". Die sprechenden Personen sind Juliana, des Pertinax Tochter, und Saturnin, ihr Geliebter, der ihr gesteht, daß er Christ sei. In edeln, wohlgebauten iambischen Versen schildert ihr Saturnin sein Ungenüge an aller heidnischen Philosophie und Götterlehre und die bangen und düstern Zweifel, in denen sich sein Geist verzehrt habe:

Was frommte mir die dunkle Zahlenmythe
Des Krotoniaten, die ein Räthsel nur
Durch and're Räthsel löst — die schnöde Lehre
Der Schüler Epikur's, die an dem Erbtheil
Des kargen Lebens mühsam zehrt. Nicht konnte
Mein warmes Herz dem kalten Stolz der Stoa
Sich öffnen, der die holde Himmelstochter,
Das Mitleid, Schwachheit nennt....

Die Bücher sind ihm verleidet; doch zuweilen, erzählt er, griff ich auch zu meinen Büchern:

Und träumt' auf kurze Zeit, ich glaubte dran,
Und um so lieber ward mir dieses Träumen,
Wenn mir der Druck der Zeit, der Untergang
So vieler Guten, des Tyrannen Frechheit,
Die Schwachheit selbst der Besseren das Leben
Verbitterten....

So geräth er einmal auf einem seiner Spaziergänge in das Flavische Theater:

Der Waffen Klang, der Ueberwund'nen Ächzen,
Der Sieger Ruf, des Volkes Beifallrauschen,
Sie waren all' verstummt; der Mond allein
Versilberte der Mauern Riesenschatten.
Ich sank in tiefes Sinnen und lebend'ger
Erwachte in mir die Vergangenheit.
So welkt denn Alles in der Welt dahin,
Die Guten und die Bösen; doch die Guten
Zuerst stets. Antonine fallen und
Ein Commodus an ihre Stelle tretend
Zertritt die Welt und schwelgt auf ihren Trümmern.

Das Christenthum, von einem Greise ihm offenbart, rettet ihn von seiner geistigen Bedrängniß. Er schildert seiner Geliebten

das Wesen dieser neuen Religion, dieses noch in kein kirchliches System eingefangenen Urchristenthums:

> Ein Gott dort oben unser Aller Vater;
> Wir Alle Brüder drum; der Tod ein Hingang
> Zum Vater nur; das Leben eine Prüfung
> Und Schule nur der Tugend, die in Liebe
> Besteht, auf Liebe ruht; und wenn wir fehlen,
> Ein liebender Versöhner ....

Und weiter:

> Das ird'sche Leben mag man von uns nehmen,
> Den bessern Theil kann kein Tyrann uns rauben;
> Wir leiden zwar, doch bleiben wir getrost;
> Man kann uns schlagen, nicht zu Boden drücken.
> Man flucht uns, doch wir segnen; wir sind schwach,
> Doch stark in Gott; wir scheinen todt, doch leben
> Wir ewiglich!

Je tiefer, wie man aus diesen wenigen Pr.ben erkennen wird, der Conflict in dieser Introduction angelegt ist, umsomehr müßte man es bedauern, wenn der königliche Dichter es aufgegeben haben sollte, ein Werk von dieser Bedeutung zu Ende zu führen.

Unter den übrigen neuen Beiträgen nennen wir noch besonders zwei Briefe von Regis an den „Rhetor" Schramm, die durch die darin waltende philosophische Heiterkeit wahrhafte Bewunderung einflößen (Regis war leidend, hatte seine Bibliothek verkaufen müssen, durch einen unglücklichen Zufall seine letzte Baarschaft im Betrage von 50 Thlrn. verloren und ernährte und erzog trotzdem eine arme Waise), und einen Aufsatz über die dresdener Schillerstiftung von Julius Hammer, der sich um diese schöne Stiftung schon so viele dankenswerthe Verdienste erworben hat.

H. M.

Washington Irving's „Skizzen", illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen.

A. von Sternberg klagt in seinen „Erinnerungsblättern" darüber, daß das deutsche sogenannte vornehme Publicum nie Bücher kaufe, sondern sie in schmuzigen Leihbibliothekenexemplaren zu genießen pflege, woher es denn auch oft geschehe, daß ein Buch, welches auf den Luxus berechnet sei, dem Verleger, der an die Ausstattung sein Möglichstes gewandt, als schwere Last auf die Tasche falle. Wir hoffen, daß das Publicum und insbesondere das „vornehme" mit einem typographischen Prachtwerk eine Ausnahme machen werde, nämlich mit folgendem, das gleichzeitig im Original und in deutscher Uebersetzung erschienen ist:

Selection from the Works of *Washington Irving*. Illustrated by *Henry Ritter* and *William Camphausen*. With the Portrait of Henry Ritter. Leipzig, Brockhaus. 1856. 4. 5 Thlr.

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. Leipzig, Brockhaus. 1856. 4. 5 Thlr.

Washington Irving's „Skizzen", und zwar die ausgewähltesten aus dem „Sketch book", aus „Bracebridge Hall" und den „Tales of a traveller", treten hier wieder in gerundetem Deutsch und von der Hand zweier düsseldorfer Meister illustrirt vor das Publicum, dem wir, ganz abgesehen von dem Werth und Interesse der Irving'schen Erzählungen und Lebensbilder, von den im ernsten wie humoristischen Genre gleich charakteristischen und meisterhaften Illustrationen Ritter's und Camphausen's einen hohen Genuß versprechen können. Eine dem Buche vorangestellte Einleitung unterrichtet den Leser und Käufer über die Entstehung dieser Illustrationen wie über Ritter's Leben und Künstlerlaufbahn. Henry Ritter, durch seine trefflichen Genrebilder bekannt und der Kunst durch einen beklagenswerth frühzeitigen Tod entrissen, war am 26. Mai 1816 in Montreal in Untercanada geboren, wo sein Vater, Hannoveraner von Geburt, als Hauptmann im 100. Infanterieregiment stand. Henry's Mutter war eine geborene Engländerin, die ihrem Manne, der allmälig seine deutsche Muttersprache fast bis auf das letzte Wort vergessen hatte, nach Canada gefolgt war. Im Jahre 1819 — Henry war gerade drei Jahre alt — verließen seine Aeltern Amerika und lebten bis zum Jahre 1824 in London, wo dann der Vater seine Stelle verkaufte und nach Hamburg übersiedelte. Schon in frühen Jahren erwachte Henry's Liebe zur Kunst, indem er seinem Vater, der ein geübter Zeichner war, häufig bei seinen Arbeiten zusah und selbst Griffel und Feder zu gebrauchen lernte. Leider verlor Henry seine Aeltern in Hamburg bald durch den Tod, und er würde sich gänzlich verwaist gesehen haben, wenn nicht der jüngere Halbbruder seines Vaters, der Kaufmann Wilhelm Ritter, sich seiner angenommen und Vaterstelle bei ihm vertreten hätte. Die Grundlagen zu seinem liebenswürdigen, so reich ausgestatteten Gemüth stammen aus dieser Lebensperiode, die zugleich für ihn die Uebergangsperiode vom Engländer zum Deutschen war, und später noch erzählte Henry, wie sehr er überrascht war, als er zum ersten male inne ward, daß er nun auch deutsch dachte. Dem Oheim würde es zur größten Freude gereicht haben, dem Neffen sein blühendes Geschäft zuwenden zu können, diesem aber fehlte es an allem kaufmännischen Sinne, und der Oheim, als er des Neffen unbesiegliche Neigung und großes Talent für die Kunst erkannt hatte, ließ ihn nicht nur gewähren, sondern suchte seine Ausbildung zum Künstler in liebevollster Weise zu fördern. Nachdem Henry bei den Malern Gröger und Aldenrath in Hamburg die Anfangsgründe der Kunst erlernt hatte, kam er 1836 nach Düsseldorf und hier unter Karl Sohn's Leitung. Hier entwickelte sich sein Talent außerordentlich rasch; seine Genrebilder, zu denen er namentlich Gegenstände aus dem Leben und Treiben am Seestrande wählte, verschafften ihm in kurzer Zeit einen großen Ruf, und er würde ohne Zweifel noch Bedeutenderes oder Bedeutendes in größerer Menge geleistet haben, wenn nicht seine zarte Gesundheit ihn schon früh in der Ausführung größerer Aufgaben gehemmt hätte. Im Jahre 1848 begann seine Kränklichkeit überhand zu nehmen, doch traten auch Zwischenpausen ein, wo er sich kräftiger fühlte, und die er dann namentlich dazu benutzte, zu den Erzählungen Washington Irving's, seines Lieblingsschriftstellers und Geistesverwandten, Zeichnungen zu entwerfen. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, sein Werk in dem Umfange, wie er es beabsichtigt hatte, zur Ausführung zu bringen, da ihn der Tod am 21. December 1853 in der Blüte seiner Jahre und im schönsten Momente seines künstlerischen Schaffens dahinraffte und der Kunst wie seiner Familie und seinen vielen persönlichen Freunden entriß. Noch auf dem Sterbebette sprach Ritter den Wunsch aus, daß sein Freund W. Camphausen, mit dem er so oft gemeinschaftlich gezeichnet, das übrigens schon weit vorgeschrittene Werk zu einem glücklichen Ende bringen möge. Camphausen hat diesem letztwilligen Auftrage Ritter's entsprochen, das Werk im Sinne und Geiste des Verstorbenen vollendet und sich durch das von ihm ausgeführte, dem Buche beigegebene Bildniß des liebenswürdigen Künstlers noch unsern besondern Dank erworben. In Betreff der äußern Ausstattung erwähnen wir diesmal ausdrücklich und ausnahmsweise, daß das Buch ein wahres Schmuckstück ist, ein Zierath für alle fashionablen Bücherbreter und Büchertische.

H. M.

Zur Reiseliteratur über Italien.

Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853—54 im Gefolge Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzog zu Sachsen, von Albert Gustav Carus. Wurzen, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch dürfte jetzt, wo sich unsere Gedanken so gern aus dem nordischen Winter in den Sonnenschein glücklicherer Zonen flüchten, Vielen eine willkommene Lectüre gewähren. Wol ist kein Mangel an solcher Lectüre; aber wie man nie genug das Schöne sehen kann, so wird man nie ermüden, vom Schönen zu hören. Die Herrlichkeit der Erde beschreiben ist reden von der Herrlichkeit des Schöpfers, und nie genug kann man das Lob des Herrn verkündigen; ein „Lob und Dank Dem, der die Erde so schön gemacht", dies ist der Grundton in diesen Schilderungen, der auch in uns beim Lesen wiederklingt und uns mit demselben Gefühle der Bewunderung und freudigen Dankbarkeit erfüllt, mit dem der Reisende jeden Moment als ein eigenes Geschenk göttlicher Güte empfängt.

Ist auch Italien mehr als irgendein anderes Land beschrieben worden, so erscheint doch die Welt eine andere Jedem, der sie betrachtet, und nicht immer ist wie hier ein ungetrübtes Auge, ein jugendlich frisches Gemüth ihr Spiegel; getreulich gibt er alles Schöne wieder. Daguerreotypisch fast, genau bis ins kleinste Detail ist das Volkstreiben, das Costüm, das Leben in den Straßen und mit malerischem Sinn die Fülle landschaftlicher Schönheit geschildert. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über"; das fühlen wir beim Lesen. Jede Schilderung erscheint wie der augenblickliche Abdruck des eben Erlebten, und des Erlebten ist viel und in kurzer Zeit zusammengedrängt; ein Eindruck reiht sich bunt an den andern, oft ohne Raum zum Ueberdenken des eben vergangenen zu lassen, und dieser durch die Umstände gebotene Mangel an stiller Sammlung wäre wol das Einzige, was den Leser dann und wann im Genuß stören könnte.

Zwischen die Kunst- und Naturgenüsse, die auch andern Reisenden in Italien zutheil werden, drängen sich hier noch Hoffeste und andere besondere Feierlichkeiten, die den reichen Stoff der Schilderungen vermehren. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant", das empfinden wir als wahr, mögen wir vom Leben der Schiffer und Lazzaroni am sonnigen Meeresufer oder vom bunten Gewühl im königlichen Ballsaal hören. Alles ist so anspruchslos und unbefangen geschrieben, daß man über dem Erzählten fast den Erzähler vergißt und sich selbst mit fortgerissen fühlt vom Strome dieser neuen, glänzenden Welt, die, während wir lesen, vor uns lacht, blüht und strahlt, sodaß selbst Die, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen, fühlen müssen, daß hier das wirkliche Italien geschildert ist. Dies werden dem Leser einige der Schilderungen vor allem beweisen; so die des Abends in Terracina am brandenden mondbeleuchteten Meere, die des Straßenlebens in Neapel, der Aussicht von San-Martino, die des Klosters Camaldoli und der Zauberlandschaft zu seinen Füßen und des Begräbnißzugs der Mönche, die Beschreibung Palermos und seiner Umgebung, der Aussicht vom Sarazenenschloß bei San-Martino, des nebelumhüllten San-Giuliano und des ehrwürdigen griechischen Tempels von Segeste; die Charakteristiken mehrer sicilischen Persönlichkeiten, die Beschreibung häuslicher Einrichtungen und geselliger Lustbarkeiten und mancher originellen Scenen beim Empfange und Bewirthen des Prinzen auf der Reise im Innern der Insel; endlich die Schilderung der blühenden Zaubergärten in den Latomien von Syrakus, der buntbelebten Aetnastraße und des Hafens von Catania, des Amphitheaters von Taormina und der Tage in Messina, zuletzt die Beschreibung der nächtlichen Meerfahrt und — beim zweiten Aufenthalte in Neapel — die der Besteigung des Vesuv und der Fahrt nach Sorrent und Amalfi.

Ueber dem Schönen ist das Nützliche nicht versäumt, und medicinische Fachgenossen des Reisenden werden in seinen Berichten über die häufigen Besuche bei Aerzten und in den Hospitälern wol manches Interessante finden.

Die vielen genauen Beschreibungen von Kunstwerken und Ruinen und die historischen und antiquarischen Notizen dürften Denen willkommen sein, die eben keine Reisehandbücher und Führer durch Italien zur Hand haben.

Wol wird nur wenigen Reisenden das Herrliche unter so günstigen Verhältnissen geboten werden, aber auch wenige werden so froh und dankbar das Gebotene empfangen, und unwillkürlich muß man sich während des Lesens freuen, daß solcher Genuß gerade einem so Genießenden beschieden wurde, und mit der Freude wird sich der Wunsch verbinden, an den heitern Erlebnissen weitern Theil zu nehmen und in einem zweiten Bande dem Reisenden durch Rom und Florenz folgen zu können.

80.

Notizen.

Neue Hypothese in Betreff Shakspeare's.

Bereits in Nr. 17 d. Bl. f. 1855 erwähnten wir, daß eine nordamerikanische Dame, Miß Bacon, die auffallende Behauptung aufgestellt habe, daß die meisten der Shakspeare'schen Stücke nicht von Shakspeare, sondern von Lord Francis Bacon und Sir Walter Raleigh herrührten. „Putnam's Monthly" kommt zu Anfange des Jahres wieder auf diese Behauptung zurück, in einem Artikel, der zwar keine eigentlichen Beweise dafür beibringt, sonst aber in einem blühenden und beredten Stil geschrieben ist und in mancher Hinsicht Beachtung verdient. Freilich können die angeführten Argumente höchstens dazu dienen, Zweifel an der Autorschaft Shakspeare's zu erwecken, ohne doch an die Autorschaft Bacon's und Raleigh's so unbedingt glauben zu lassen. Die Argumente gegen Shakspeare sind etwa folgende: Man weiß von Shakspeare so gut wie nichts, und was man von ihm weiß, verläuft sich mehr oder weniger in das Gebiet der Sage und des Gerüchts und kann angezweifelt werden. Dies erscheint bei einem Dichter von dem Rufe und dem Erfolge der Shakspeare'schen Dramen um so räthselhafter und auffallender, da sich eine solche Erscheinung bei keinem andern Dichter, der nicht einer vollkommen mythischen Zeit angehört, wiederholt und die Lebensläufe viel geringerer Dichter jener Zeit vollkommen bekannt sind. Außerdem zeigen die sogenannten Shakspeare'schen Dramen so viele und so umfassende Kenntnisse in allen Fächern, und selbst sprachliche, so viele Bekanntschaft auch mit den Lebensgewohnheiten der höchsten Classen und eine so tief philosophische Durchbildung wie kritisches Bewußtsein, daß man unmöglich annehmen könne, ein Mann von der Bildung, Erziehung und Lebensstellung, wie man sie dem Dichter Shakspeare gemeinhin unterlegt, sei im Stande gewesen, eine Reihe solcher Stücke zu dichten, deren tiefer Ernst mit dem im Ganzen frivolen und leichtsinnigen Charakter, wie er Menschen dieser Art eigen zu sein pflege, vollkommen in Widerspruch stehe. Dagegen wird auf die Originalität, seltene Menschenkenntniß und philosophische Tiefe Bacon's und den romantisch abenteuerlichen Sinn Raleigh's hingewiesen. Denkbar wäre es allerdings, daß Beide sich hinter Shakspeare gesteckt hätten, der die Stücke scenisch einrichtete und vielleicht noch von dem Seinigen, namentlich was die Lustspiele und die komischen Episoden betrifft, hinzuthat. Bacon sowol als Raleigh geizten nicht nach Autorruhm auf diesem Felde; die schriftstellerische Eitelkeit war damals überhaupt noch nicht so ausgebildet wie heutzutage; der Dichter hatte seine Freude daran, seine Gebilde scenisch verkörpert zu sehen und Hof und Publicum damit zu unterhalten, und sowol Bacon als Raleigh, vorausgesetzt daß sie die Dichter waren, hatten ohne Zweifel Gründe genug, vor der Welt nicht als Verfasser dieser Dramen zu gelten. Jedenfalls ist die Shakspeare-Frage trotz aller Forschungen und Hypothesen noch nicht als vollkommen gelöst zu betrachten. Wie gut es gelingen

kann, den Schleier der Anonymität über ein Werk zu verbreiten, das haben wir selbst in unserm eigenen Lande erst in letzter Zeit an dem Mysterium des „Fechter von Ravenna" erlebt. Wie viele scharfsinnige Hypothesen und Deutungen der Shakspeare-Interpreten, soweit sie sich auf die angenommene Persönlichkeit Shakspeare's stützen, würden aber in Nichts zerfallen, wenn diese neue nordamerikanische Hypothese auf Wahrheit beruhen sollte.

Mary Anne Burt.

Miß Mary Anne Burt, die Verfasserin der bereits in zweiter Auflage erschienenen Anthologie: „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets", ist, wie mir erfahren, gegenwärtig mit der Abfassung eines „Essay on ancient and modern German literature" beschäftigt, den sie zuvörderst in einem englischen Journal und dann später gesammelt als selbständiges Buch zu veröffentlichen gedenkt. Sie wird darin auch die in Deutschland bestehenden literarischen Kameradschaften und Cliquen kennzeichnen und beleuchten. Man darf sich hierzu umsomehr Glück wünschen, da sie dies jedenfalls von dem unparteiischen Standpunkt einer unbefangen beobachtenden Engländerin thun wird, der diese häufig aus den kleinlichsten Motiven, nicht aus einem höhern literarischen Princip hervorgehenden gegenseitigen Metzeleien wie diese gegenseitigen Becomplimentirungen innerhalb der Gevatterschaften — denn wo drei oder vier deutsche Schriftsteller sich zufällig oder nicht zufällig zusammenfinden, ist bis auf Weiteres auch sofort die Gevatterschaft fertig — in höchst sonderbarem Lichte erscheinen müssen. **H. M.**

Bibliographie.

Bähr, K., Begründung einer Gottesdienst-Ordnung für die evangelische Kirche mit besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Blüthen der Victoria Regia. Eine Sammlung auserlesener Original-Novellen und Erzählungen herausgegeben von L. Fliß. Zwölf Hefte. Magdeburg, Quednow. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Buch, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Hermann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Ebersberg, J., Am Wachfeuer. Militärische Erzählungen und wahre Geschichten zur Unterhaltung und Erhebung alter und junger Soldaten und Soldatenfreunde. Stuttgart, Ed. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Eisenhart, H., Die gegenwärtige Staatenwelt in ihrer natürlichen Gliederung und ihren leitenden Großmächten. 1ster Band: Die morgenländische Staatenwelt: Buddhistisches und muhammedanisches Staatensystem. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kayserling, M., Moses Mendelsohn's philosophische und religiöse Grundsätze mit Hinblick auf Lessing dargestellt. Nebst einem Anhange, einige bis jetzt ungedruckte Briefe Moses Mendelsohn's enthaltend. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lewald, Fanny, Die Kammerjungfer. Roman. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Paul, L., Heviala. Trauerspiel in fünf Akten. Dessau, Gebr. Katz. 16. 18 Ngr.

Petzholdt, J., Katechismus der Bibliothekenlehre. Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Bibliotheken. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen und 15 Schrifttafeln. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Raeger, W., Leonore von Monkey. Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Reinecke, K. E., Der Fall Constantinopels. Dramatisches Gedicht. Berlin, F. Schulze. Lex.-8. 15 Ngr.

Schlude, A., Geschichte der Bergfestung Wildenstein im Donauthale. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit einer Abbildung von Wildenstein. Sigmaringen, Beck. 8. 9 Ngr.

Sohn, F. F. Geschichte seines Lebens, seine Vorhersagungen und seine sympathetischen Kuren. Von ihm selbst erzählt. 1ste Lieferung. Berlin, Nemak. 8. 4 Ngr.

Soltau's, F. L. v., Deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Aus Soltau's und Leyser's Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Israeliten und Hyksos in Aegypten. Eine historisch-kritische Untersuchung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Wajen, J. H., Evangelische Festlieder und Gedichte. Eine Ostergabe. Magdeburg. 1855. 8. 7½ Ngr.

Wickede, J. v., Der Sohn des Regiments. Oesterreichische Soldatengeschichte. 1ster Band. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Denkschrift zur goldenen Jubelfeier des Bestehens der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungs-Wesens in Hamburg am 3. November 1855. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 24 Ngr.

Neueste Enthüllungen über den entlarvten Prinzen Leo Jacob von Armenien &c. In Berlin zu finden im Arbeitshause. Mit Porträt. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 1855. Br. 8. 2½ Ngr.

Ehrenfeuchter, F., Predigt zum Gedächtniß an K. F. Hermann und F. W. Schneidewin gehalten zu Göttingen den 1. Sonntag nach Epiphanias am 13. Januar 1856. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erdmann, Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften unter der Regierung Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. und ihren Einfluß auf die Industrie, Künste und Wissenschaften. Fest-Rede gehalten am 15. October 1855. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 4 Ngr.

Frankfurt im Jahre 1855 mit einigen Rückblicken in die Vergangenheit von L. von L. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 5½ Ngr.

Napoleon III. und Europa's Frieden. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 2½ Ngr.

Planck, G., Ueber die verbindliche Kraft der Verordnung vom 1. August 1855. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Schaller, J., Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". 2te unveränderte Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politische und militairische Skizzen aus dem Orient. I. Omer Pascha und die türkische Armee. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, Wider Bunsen. 3ter unveränderter Abdruck. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Studien über das österreichische Concordat vom 18. August 1855. 2te unveränderte Auflage. Wien, F. Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Thum, R., Karl Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft im eigenen Lichte. I. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Unterredung zwischen einem Staatsdiener und einem Landtagsabgeordneten über die neue Organisation der Justizbehörden nach dem Grundsatze des öffentlichen und mündlichen Verfahrens. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

Wiseman, N., Vier Vorträge über Concordate, insbesondere über das österreichische Concordat. Aus dem Englischen. Köln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, O., Wie Prof. Dr. C. E. Bock in Leipzig das Volk über Homöopathie aufklärt; beleuchtet. Eisenach, Baerecke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

94. **Haxthausen (A., Freiherr von), Transkaukasia.** Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Übersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigsten Kritiken gefunden (z. B. in der „Times", „Edinburgh Review", „Examiner" etc.). Auch eine französische Bearbeitung wird vorbereitet. Aus dem vorliegenden deutschen Originale hat das „Ausland" bereits einige Bruchstücke mitgetheilt.

Haxthausen's „Transkaukasia" ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen &c., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die dahinliegende Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus &c. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zumal mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus. Mit dem baldigst erscheinenden zweiten Theile ist das Werk abgeschlossen.

95. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** &c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierzehnte Lieferung. (Wahlresultate — Żywoty, nebst Berichtigungen und Nachträgen.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: „Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon &c." auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.; der elfte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

96. **Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

97. ——————— **Lichtstrahlen** aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege. Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine sechste Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin" für W. v. Humboldt erregten, haben die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in dritter Auflage vorliegen.

98. **Washington Irving.** Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von **Henry Ritter** und **Wilhelm Camphausen.** Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

99. Selections from the Works of **Washington Irving.** Illustrated by **Henry Ritter** and **William Camphausen.** With the Portrait of Henry Ritter. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Eine Auswahl der geistvollsten Skizzen Washington Irving's mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen düsseldorfer Künstler Henry Ritter und Wilhelm Camphausen, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entrissen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete: ein auch typographisch und xylographisch (in der Xylographischen Anstalt von E. Kretzschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes Prachtwerk, das eine Zierde jedes Salons bilden wird.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" sagt darüber unter Anderm: daß dieses Werk einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen der deutschen Presse einnehme, indem es in splendider Ausstattung mit den ersten typographischen Meisterwerken Englands und Frankreichs

rivalisire und in künstlerischer Vollendung nicht wenige derselben übertreffe. Manche der Zeichnungen seien „kleine Meisterstücke“, „sie enthalten eine Fülle von Humor, der sich in jedem Zuge ausspricht und ihnen dasselbe charakteristische Leben verleiht, welches die geist- und gemüthvollen Gebilde durchdringt, zu deren Erläuterung sie bestimmt sind“.

Das Werk erschien gleichzeitig in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

100. **Irving (Washington), Lebensgeschichte Georg Washington's.** Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. Zweite und dritte Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird. Der erste Band ist jetzt vollständig und werden die fernern zwei Bände sofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. ***Hermann Brockhaus*** in Leipzig.

Neunter Jahrgang. 1855.

8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Viertes Heft.

Die Todtenbestattung bei den Brahmanen und die Opfergebräuche im Veda. Von Dr. *Max Müller*. — Die Indischen Gottesurtheile dargestellt von Prof. *A. F. Stenzler*. — Zendstudien. Von Dr. *Martin Haug*. — Versuch einer Geschichte der Verhältnisse des Stammes Levi. Von Prof. Dr. *J. J. Stähelin*. — Studien. Von Dr. *Hitzig*. — Beiträge zu der Alexandersage. — Nachträgliches über Bahîrâ. Von Prof. *Wüstenfeld*. — Zu Barkiarok's Regierung, nach Rastduddin. Von StR. Dr. *von Erdmann*. — Notizen über die Chinesen auf der Insel Java. Von *Aquasie Boachi*, Prinz von Ashanti. Ueber den Ausdruck … في حلوان سنة. Von Consul Dr. *Mordtmann* und Prof. *Wüstenfeld*. — Die Werthbestimmungen auf muhammedanischen Münzen. Von Dr. *Stickel*. — Fil und Sus. Zwei neue umajjadische Münzhöfe. Von Dr. *O. Blau*. — Zur arabischen Literatur. Anfragen und Bemerkungen. Von Dr. *M. Steinschneider*. — Neue Verordnung des Sultân 'Abdulmegîd zu Gunsten seiner protestantischen Unterthanen. Eingesandt durch Dr. *Schlottmann*. — Der Verlorene Sohn in der Sprache von Shetu-nku sêfe, oder der Azarerîye-Sprache wie sie in Tibit gesprochen wird. Mitgetheilt durch Dr. *Barth*. — Aus einem Briefe von Prof. Dr. *von Kremer* an Prof. Fleischer. — Ueber drei Kawi-Gedichte. — Literarische Notizen. — Zu der Münze des Chalifen Katarî. Von Dr. *Mordtmann*. — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w. — Verzeichniss der Mitglieder der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenleben.

Novellen und Erzählungen
von
Louise von Gall.

Herausgegeben und eingeleitet von
Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin **Louise von Gall**, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von **Gall** urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhistoriker **Hillebrandt**: „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen.“ Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie **Schücking** in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hamburgs Literaturleben
im achtzehnten Jahrhundert.

Von **Feodor Wehl.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Varnhagen von Ense gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten im hohem Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigen Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goeze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt, und Bruchstücke daraus wurden früher in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ mit vielem Interesse gelesen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 9. —— 28. Februar 1856.

Populäre Philosophie.

Zur Geschichte der neuern Philosophie. Populäre Vorträge von G. Weigelt. Enthaltend: Kant, Fichte, Jacobi, Schopenhauer, Schelling, Hegel, Feuerbach. Hamburg, Otto Meißner. 1854—55. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von zwei Seiten her ist in der neuesten Zeit, zwar nicht das Christenthum seinem Wesen und Kerne nach — denn dieser ist unzerstörbar —, wol aber der dogmatische Kirchenglaube mächtig erschüttert worden, nämlich einerseits von der historischen Kritik, welche sich der biblischen Bücher bemächtigt und deren eigentlichen Ursprung nachgewiesen hat, andererseits von der Naturwissenschaft, die der biblischen Kosmogonie eine wesentlich andere entgegengesetzt. Der alte Glaube an übernatürliche Offenbarung und Wunder hat dadurch einen Stoß erhalten, von dem er sich schwerlich je wieder erholen wird, so wenig man dies auch von gewisser Seite her — aus leicht begreiflichen Gründen — eingestehen will. Aber wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, aus einem Extrem ist man in das andere gefallen, aus einem die Naturgesetze und die Gesetze geschichtlicher Entwickelung ignorirenden Supranaturalismus ist man in einen ungläubigen Naturalismus verfallen, der eben nichts als Natur und Geschichte gelten lassen will, der alle übersinnlichen, überzeitlichen, metaphysischen Principien leugnet und die Welt genügend mittels Mikroskops, Teleskops, Retorte, sowie mittels historischer Quellenforschung erklären zu können meint.

War den Fictionen des Supranaturalismus gegenüber eine unbefangenere Natur- und Geschichtsforschung Bedürfniß, so ist dagegen jetzt dem durch Emancipation der letztern eingerissenen Naturalismus gegenüber Philosophie nothwendig. Denn die Menschheit kann ebenso wenig im Unglauben als im Aberglauben sich begnügen. Die Aufgabe der neuern Natur- und Geschichtswissenschaft war es, den Aberglauben, der die Willkür der an keine physischen und historischen Gesetze gebundenen Götter anbetete, zu stürzen; die Aufgabe der Philosophie ist es gegenwärtig, den Unglauben, welchem Natur- und Geschichtsprocesse das Fatum sind, über das hinaus es nichts gibt, zu entwurzeln und auf den metaphysischen Ursprung beider hinzuweisen.

Von diesem Standpunkt aus können wir populäre Vorträge über Philosophie nur willkommenheißen. Nur möchten wir Bedenken dagegen tragen, solche mit Geschichte der Philosophie und gar mit Geschichte der neuesten, von Kant anhebenden Philosophie zu beginnen. Ohne philosophische Propädeutik können die Systeme und besonders die neuesten, um das Problem von dem Verhältniß des Idealen zum Realen, der Vorstellung zum Ding an sich sich drehenden Systeme wol schwerlich verstanden werden. Auch muß ja jeder Darsteller der Geschichte der Philosophie schon selbst auf einem bestimmten philosophischen Standpunkte stehen, von dem aus er die geschichtliche Entwickelung betrachtet; er sollte also vor allen Dingen diesen seinen eigenen philosophischen Standpunkt populär darlegen, ehe er an populäre Vorträge über Geschichte der Philosophie geht.

Indessen Weigelt hat sich gut geholfen. Obwol er das System, von welchem aus er die übrigen beleuchtet, nämlich das Schopenhauer'sche, nicht an die Spitze seiner Vorträge gestellt hat, wie er eigentlich hätte thun sollen, so leuchtet doch bei seiner Darstellung und Beurtheilung der Systeme überall die Schopenhauer'sche Ansicht vom Verhältniß des Idealen zum Realen so klar und deutlich hindurch, ja ist oft so treu mit Schopenhauer's eigenen, bekanntlich durch „stechende Deutlichkeit" sich auszeichnenden Worten wiedergegeben, daß er eben darum hoffen durfte, von seinen Zuhörern, die aus einem „engern Kreise von Gebildeten" bestanden, begriffen zu werden. Dazu kommt noch, daß Weigelt die neuesten Systeme besonders von derjenigen Seite beleuchtet hat, von welcher sie den gebildeten Laien allerdings am stärksten interessiren müssen, nämlich von Seiten ihres Verhältnisses zur Religion. Weigelt sagt im Vorwort:

Die meisten der neuern Systeme halten selbst, außer ihrer

eigentlichen, auch das noch für eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, sich mit der eben herrschenden Religion, so gut es gehen will, auseinanderzusetzen. Hieraus folgt, daß eine Darstellung ihres Verhältnisses zur Religion gegeben werden muß.

Wie viel Weigelt, dessen Fachstudium früher Theologie gewesen war, in der Philosophie von Schopenhauer gelernt hat, das gesteht er selbst in der Vorrede ein, und ist es überall unverkennbar, daß, wie so vielen Andern in der Gegenwart, auch ihm erst durch Schopenhauer ein philosophisches Licht aufgegangen ist. Dessenungeachtet gibt sich Weigelt auch als selbständigen Denker kund; denn soviel er auch von Schopenhauer angenommen hat, so kann er doch nicht umhin, gegen die letzten Resultate der Schopenhauer'schen Philosophie Bedenken zu erheben, und auch sonst zeigt sich bei Weigelt selbständiges Urtheil. In das Lob, das sich Weigelt selbst im Vorwort ertheilt, indem er sagt:

> Daß der Grundgedanke eines philosophischen Systems klar hervortrete, der eine leitende Faden in allen Einzelheiten offen vorliege, ist die Hauptbedingung der Popularität in dem schwierigen Gegenstande. Diese Bedingung aber glaube ich besser als die bisherigen Darstellungen erfüllt zu haben ...

in dieses Selbstlob können wir einstimmen. Er gibt durchweg eine klare Anschauung von den leitenden Grundgedanken der dargestellten Systeme, auf welche er alsdann die dagegen zu erhebenden „Bedenken" folgen läßt.

Der erste, einleitende Vortrag, welcher das Problem der neuern Philosophie, die Frage, wie sich zum erkennenden Subject das erkannte Object verhält, darlegt, lehnt sich an Schopenhauer's „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen" („Parerga und Paralipomena", Theil 1) an. Alsdann folgen drei Vorträge über Kant. Weigelt sagt hier (S. 34):

> Es ist von großem Interesse, unserm Philosophen zuzusehen, wie er, der nur wenige Meilen über seine Vaterstadt hinausgekommen ist, die ganze erscheinende Welt auflöst in das Gesetz unsers eigenen Denkens. Der gesunde Menschenverstand kommt durch ihn zur Einsicht, daß er in seiner Selbstgenügsamkeit der sinnlichen Welt oder vielmehr der Erfahrung nicht anders gegenübersteht als der orthodoxe Katholik dem Cultus und Kirchendogma. Der Kritiker erkennt im Dogma und Cultus, in Allem, was der Glaube als ein von jenseits Gegebenes hinnahm, die Schöpfungen der religiösen Phantasie des Menschen. Ebenso wird, was der gläubige Verstand wie ein ihm von außen gegebenes Dogma hingenommen hatte, die ganze erfahrungsmäßig gegebene Welt wird durch den Kritiker als des Menschen eigene Thätigkeit, als seine Schöpfung nachgewiesen, und der Glaube wandelt sich in Wissen um.

Hier hat Weigelt schon zu viel gesagt und eigentlich mehr Fichte's als Kant's Standpunkt bezeichnet; denn Fichte machte die ganze erfahrungsmäßig gegebene Welt zur Schöpfung des Ich, Kant dagegen unterschied zwischen Materie und Form des Gegebenen und sagte ausdrücklich, daß nur die Formen aller Erscheinung insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen, die Materie hingegen a posteriori gegeben sei. („Kritik der reinen Vernunft", „Transscendentale Aesthetik", am Anfang.) Kant machte also die objective Welt nur von ihrer formellen Seite zur Schöpfung des Ich, was auch Weigelt selbst kurz vor obiger Stelle mit den Worten anerkennt (S. 33):

> Kant leugnet also nicht die wirkliche Welt; nur das leugnet er, daß sie abgesehen von unserm Erkenntnißvermögen so ist, wie sie vermöge desselben uns erscheint.

Ueber Kant's autonomische Moral und den durch dieselbe bewirkten moralischen Enthusiasmus äußert sich Weigelt sehr anerkennend, indem er sagt (S. 56):

> Wenn wir bedenken, wie bis auf die Zeit Immanuel Kant's die Moral gewöhnt war, ihre Gesetze sich durch einen Gott geben und die Verbindlichkeit derselben durch sein allmächtig gebietendes „du sollst" begründen zu lassen, so begreifen wir den Enthusiasmus der Sittlichkeit und Freiheit, welchen der königsberger Philosoph durch seine „Kritik der praktischen Vernunft" hervorgerufen hat. Die Freiheit hatte durch ihn eine ungleich höhere Bedeutung erhalten. Indem sie früher höchstens nur das Vermögen war, dem offenbarten Gesetz entweder zu gehorchen oder ihm zu widerstreben, tritt sie nun mit einem male auf als eine schöpferische Macht. Das „du sollst" spricht nicht Gott zum Menschen, der Mensch spricht es zu sich selbst. Einem fremden, mächtigen Gesetzgeber entfliehen macht unglücklich, aber ehrlos macht es, dem eigenen den Rücken kehren. Während in Deutschland die Philosophie den Menschen in seine ewigen Rechte einsetzte, wurde der oberste Grundsatz der Vernunft, nur selbstgegebenen Gesetzen zu gehorchen, in Frankreich praktisch ausgeübt.

Doch so sehr auch Weigelt die Kant'sche Emancipation der Moral von der Theologie lobt, so unhaltbar findet er doch die Kant'sche Begründung der Theologie durch die Moral. Er nennt den Frieden, den Kant mit der Religion stiftete, indem er die Ideen Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit als praktische Postulate hinstellte, einen nur scheinbaren und zeigt, wie Kant dadurch den Menschen nur in Conflict mit sich selbst brachte. Durch Kant, sagt Weigelt, wären wir in die sonderbare Lage gebracht, Demjenigen, was wir im Erkennen als Täuschung verdammen, im Handeln Realität zuzugestehen. Dadurch, daß Kant die metaphysischen Ideen als Täuschungen erwiesen, praktisch aber wiederum sie als wahr anerkannt, bleibe nichts Anderes übrig, als ihre Wahrheit und Lüge in verschiedene Zeiten oder Zustände desselben Menschen zu verlegen, sodaß er erkennend zweifelt und handelnd glaubt.

> Das ist gerade, wie wir, wenn wir wahrhaften Genuß von der Aufführung eines Dramas haben wollen, uns einbilden müssen, daß, was sich vor unsern Sinnen entfaltet, Wirklichkeit und nicht Spiel oder Schein des Wirklichen ist. Zu anderer Zeit, wenn uns an dem ästhetischen Genuß nichts gelegen ist, mögen wir immerhin einen Blick hinter die Scene werfen, um zu sehen, wie die Täuschung der Wirklichkeit zustande kam. (S. 58.)

Dieses Gleichniß wäre zutreffend, wenn Kant wirklich die metaphysischen Ideen in der Kritik der theoretischen Vernunft für Täuschungen erklärt hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Dazu ist Kant viel zu vorsichtig. Er erklärt es nur für unerweisbar, daß ihnen ein Gegenstand an sich entspreche, daß sie mehr als nothwendige subjective Hypothesen der nach systematischer Vollendung ihrer Erkenntniß strebenden Vernunft seien. Darin liegt aber kein Widerspruch, dieselben Ideen, die man theoretisch für bloße, wenn auch nothwendige Hy-

pothesen erklärt hat, in praktischer Hinsicht als wahr und real zu postuliren. Möge Kant auch, was wir Weigelt gern zugeben wollen, in der nähern Art und Weise, wie er die Theologie auf die Moral gründete, gefehlt haben, wahr ist und bleibt doch sein Grundgedanke, daß es Ideen gibt, deren Realität zu erweisen uns theoretisch unmöglich ist, deren Realität zu glauben jedoch wir durch unsere moralische Natur genöthigt sind. Diesen Kant'schen Grundgedanken muß man jetzt umsomehr wieder hervorheben, als unsere neuesten Materialisten und Sensualisten, diese „Kraft- und Stofftitanen", denen nichts wahr und real ist, als was sie mit den äußern Sinnen und deren Instrumenten erreichen können, alle metaphysischen Ideen ohne weiteres darum für bloße Hirngespinnste erklären, weil die Existenz ihres Gegenstandes sich nicht physikalisch-mathematisch beweisen läßt. Diese Herren vergessen ganz, daß Mikroskop, Teleskop, Wage und chemische Retorte uns nur die Schale, aber nicht den Kern der Dinge zu zeigen vermögen, und daß es außer den äußern Sinnen auch einen innern Sinn gibt, dem Das erreichbar ist, was die äußern Sinne nicht erreichen.

Ueber Fichte, dem Weigelt zwei Vorlesungen gewidmet, finden wir treffend gesagt:

Wäre das von ihm gefundene Princip das höchste und ausreichende, so hätte es dies daran zu bewähren, daß es die Schranken, die bis dahin waren, durchbricht und nicht nur eine Welt, ein Object überhaupt, sondern diese Welt construirt, in der wir uns finden, an deren Erkenntniß uns allein gelegen ist. Dann auch zeigte sich, daß das Ich wirklich wäre, wofür es sich ausgibt, der Schöpfer aller Erfahrung.

Dies habe Fichte nicht zu erweisen vermocht.

In das leere Wort des Nicht-Ich versinkt die ganze Fülle unserer Welt. Indem wir in der Philosophie Fichte's fort und fort Ich und Nicht-Ich miteinander agiren, sich hin und her beschränken sehen, fühlen wir uns vom kalten Hauche der Abstraction unheimlich berührt und sehnen uns aus der nebelgrauen Theorie zu den Farben und Gestalten der Wirklichkeit. Was ist nun der Fortschritt über Kant hinaus, der soviel gerühmte? Es ist die hohe Aufgabe, der große Entschluß, das stolze Selbstbewußtsein des Menschen, ohne die Welt erkannt zu haben, sie aus dem leeren Begriff vor unsern Augen entstehen zu lassen. Es ist die Kühnheit, die wir bewundern müssen, und auf sie reducirt sich am Ende Alles. (S. 81.)

Durch Fichte's Idealismus findet Weigelt die Religion vernichtet.

Ist das erkennende Ich das schaffende, so hat es damit dieselbe Bedeutung gewonnen, die in der alten Metaphysik und in den Religionen aller Völker und Zeiten die Gottheit hatte. Dies aber anerkennen, was ja eben die Grundwahrheit und das Wesen des Idealismus ist, heißt in allen ihren Formen die Religion vernichten. (S. 79.)

Fichte war entschiedener Atheist, obgleich er das Wort Gott im Munde führte.

Die Sache war klar genug, und nur um ein Wort konnte noch gestritten werden. Von allem, durchaus von allem seinem durch die Geschichte bestimmten Inhalt hat Fichte das Wort entleert. Woher hat er das Recht, dasselbe für etwas gänzlich Anderes in Anspruch zu nehmen? Wenn ich aus einer Schale den Kern herausnehme, der in ihr gereift ist, und einen andern hineinthue, so treibe ich ein Spiel, wenn vielleicht auch ein unschuldiges. Nur darf ich mich dann nicht beklagen, wenn man meine Frucht nicht anerkennt. (S. 95.)

Ueber den bekannten Fichte'schen Atheismusstreit äußert Weigelt (S. 98):

Ist es die Pflicht einer christlichen Staatsregierung, den Atheismus nicht zu dulden, und ist es die Pflicht des Philosophen, rücksichtslos nur nach der Wahrheit zu forschen, so haben in dem betrachteten Falle beide ihre Pflicht gethan. Nicht den Atheismus, aber die Schuld, welche nach der Meinung unsers Philosophen mit demselben verknüpft ist, nimmt die Nachwelt von ihm und bleibt ihm für immer verpflichtet, weil er im Denken wie Leben bewiesen hat, daß nicht, wie Gedankenlose wähnen, Atheismus und Frivolität gleichbedeutend seien.

Diese Anerkennung des Fichte'schen Atheismus als eines moralischen scheint uns aber die gleichfalls anerkannte „Pflicht des christlichen Staats, den Atheismus nicht zu dulden", gar sehr einzuschränken. So sehr der christliche Staat gegen jeden frivolen Atheismus in seinem vollen Rechte ist, wenn er die Anhänger und Verbreiter desselben nicht duldet, so wenig können wir ihn doch für berechtigt erklären, auch dem wissenschaftlich-sittlichen entgegenzutreten. Denn der christliche Staat sollte kein hierarchischer, die Philosophie zu Gunsten des Kirchendogmas unterdrückender sein; wol aber hat er die ethischen Grundlagen des Christenthums zu wahren und demzufolge den antimoralischen Atheismus zu bekämpfen.

Die siebente Weigelt'sche Vorlesung handelt von Jacobi, der ein höheres Glaubensorgan in die Philosophie einführte oder vielmehr der Philosophie entgegensetzte. Gegen diesen „sechsten Sinn des Glaubensphilosophen" bemerkt Weigelt, daß, wenn er Realität hätte, auch überall die durch ihn erfaßte Wahrheit zu allen Zeiten eine und dieselbe gewesen sein müßte.

Als das menschliche Auge zuerst in den Kelch der Lilie schaute, spiegelte sich dasselbe Bild der Blume, wie noch heute. So ist es aber mit dem Gotte nicht, der sich dem Vernunftorgan Jacobi's angeblich ebenso unmittelbar und nothwendig aufdrängt, wie die Lilie dem Auge. (S. 115.)

Dasjenige, was das angebliche Vernunftorgan unmittelbar erfaßt, was sein Dasein, seine Entstehung angeblich außer dem Wissen hat, ist durch eine langdauernde Geschichte, in langsam fortschreitender Cultur, ist durch Synoden und Religionskriege so geworden, wie im 18. Jahrhundert Friedrich Heinrich Jacobi es empfangen hat, und sein Schauen setzt eine reiche historische Vermittelung voraus.

Jacobi's Bedeutung besteht nach Weigelt darin,

daß er mit überzeugender Klarheit die Unmöglichkeit dargethan hat, durch sich selbst sich der Schätze des Glaubens zu bemächtigen. Nur um die Verzweiflung am Wissen sind sie zu haben, das hat er bewiesen, wie es nur bewiesen werden kann. Daß eine consequente Philosophie Atheismus sei, hat ihm alle nachfolgende Philosophie nicht widerlegen gekonnt, auf wie vielerlei Weise sie es auch versuchte. (S. 117.)

Jacobi's Absicht war freilich, uns unter den Fahnen des Glaubens zu versammeln.

Aber die Absicht gehört nicht dem Philosophen unter den Glaubenden, sie gehört dem Glaubenden unter den Philosophen. Jacobi ist der vollendete Zwiespalt zwischen Religion und Philosophie. (S. 117.)

Auf Jacobi läßt Weigelt in zwei Vorlesungen Schopenhauer's System folgen, eine Stellung, die wir nicht als richtig anerkennen können, da, wie schon gesagt, Weigelt die übrigen Systeme vom Schopenhauer'schen Standpunkte aus darstellt und beurtheilt, er also Schopenhauer entweder an den Anfang oder an das Ende hätte stellen müssen. Weigelt's „Bedenken" bei Schopenhauer sind nicht sowol gegen die metaphysischen Grundlagen des Systems gerichtet, als vielmehr gegen dessen moralische Consequenzen. Er sagt (S. 153):

Fodern Sie nicht von mir die Widerlegung des Grundprincips; ich habe nicht umhingekonnt, das Verhältniß der Erkenntniß zum Willen zu billigen, wie Schopenhauer dasselbe bestimmte. So bin ich auch außer Stande, unserm Philosophen im Fortgange seines Denkens eine Inconsequenz nachzuweisen, es sei denn, daß die Consequenz nicht vollständig ziehen Inconsequenz ist.

Weigelt zieht anstatt der Schopenhauer'schen einige andere Consequenzen. Zuerst, was die von Schopenhauer gepriesene Ascese betrifft, die aus der Verneinung des Willens zum Leben hervorgeht, so findet es Weigelt, trotz der Schopenhauer'schen Verdammung des Selbstmordes, dennoch consequent, daß der Büßer sein Leben durch Selbstmord endige.

Wenn wir Schopenhauer auch darin Recht geben müssen, daß der Selbstmord keine sittliche Berechtigung hat, weil der Selbstmörder eigentlich nicht das Leben, sondern nur Das verneint, was ihm das Leben bietet; so ist doch nicht abzusehen, inwiefern die Entsagung und Abtödtung des natürlichen Willens kein Selbstmord ist. Warum nur langsam Das herbeiführen oder herbeisehnen, was durch eine mehr energische Verneinung des Willens rasch gewonnen werden kann? Nicht der Selbstmord aus Hoffnungslosigkeit, wol aber der aus philosophischer Erkenntniß, er und nicht langsam tödtende Ascese ist die Consequenz, und diese zu ziehen hat Schopenhauer sich gescheut. (S. 153.)

Zweitens, gegen die Schopenhauer'sche Behauptung, daß der Wille durch Selbsterkenntniß zur Selbstverneinung komme, wendet Weigelt ein, solange der Wille sich energisch äußere, in Lust und Leid seines Daseins gewiß, verhalte er sich gleichgültig gegen jene höchste philosophische Erkenntniß. Erst Der, welcher sich ausgelebt, der des Lebens müde, komme naturgemäß zur Verneinung desselben und sehne sich nach Ruhe.

Müde wird das Leben durch das Leben. Das ist die wahre, nicht durch irgendwelche Erkenntniß bewirkte, das ist die naturgemäße Ruhe eines heitern Greisenalters nach vielen bewegten Tagen; das ist eine Ruhe und eine Verneinung des Lebens, wie wir sie wohlthuend am Abend eines arbeitsvollen Tages empfinden. Nur diese kleine Correction, und die letzte Consequenz unsers Philosophen verliert das Herbe, das ihr beigemischt ist. Der Wille selbst löst den Widerspruch, den er in sich birgt, und er thut das um so vollkommener, je energischer er sich bethätigt. Jede andere Verneinung seiner ist eine Caricatur, und Caricaturen sind alle Heiligen Asiens und Europas, weil sie am hohen Mittag des Lebens Heilige sind. (S. 154.)

Schopenhauer habe selbst mit seiner Apotheose der Wahrheit und des Genusses, der in ihrer Erkenntniß liege, eines Genusses, der den Dachkammerphilosophen Wonnen schmecken lasse, von denen die Andern keine Ahnung haben, mit dieser Apotheose habe er die letzte finstere Consequenz seines Systems selbst widerlegt.

Ein Mensch, der da weiß, was ihm das Leben werth ist, kann sich und Andern im Ernst nicht zumuthen, den Willen zum Leben früher zu verneinen, als bis er durch seine edelsten Güter gesättigt ist. (S. 156.)

Da es Weigelt nicht allein ist, der an der Schopenhauer'schen Ascese Anstoß nimmt, sondern fast die meisten neuern Beurtheiler Schopenhauer's sich durch diese letzten Consequenzen seiner Philosophie abgestoßen fühlen, so wollen wir hier ein für alle mal unsere Meinung über diesen wichtigen Punkt sagen. Zuvörderst ist es falsch, wenn man Schopenhauer vorwirft, daß er uns „zumuthe", den Willen zum Leben zu verneinen. Die Schopenhauer'sche Ethik muthet Keinem etwas zu, sie fodert nichts, sie kennt keinen kategorischen Imperativ und kein Sollen; vielmehr ist sie, wie ich in meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie" bereits gezeigt habe, nur die rein theoretische, objective Darlegung der beiden entgegengesetzten Verhaltungsweisen des Willens zur Welt und zum Leben, deren eine er als die Bejahung, die andere als Verneinung des Willens zum Leben charakterisirt. Schopenhauer sagt nicht: Du sollst der Welt entsagen, dem Leben absterben, ein Heiliger sein! so wenig als er in der Aesthetik von Jemand fodert, ein Genie zu sein; sondern sowie er in der Aesthetik rein objectiv das Wesen des Schönen und den Charakter des Genies beschreibt, ganz ebenso objectiv beschreibt er in der Ethik das Wesen der Tugend und den Charakter des Heiligen. Er zeigt die Gesinnung, aus der die Ascese hervorgeht, aber er muthet Keinem diese Gesinnung zu, da er wohl weiß und wiederholt sagt: Velle non discitur, und da er einsieht, daß, wo die Bedingungen zur Weltentsagung vorhanden sind (der zwiefache Weg, den ich in meinem fünfundzwanzigsten Briefe angegeben), dieselbe von selbst eintritt, wo diese Bedingungen aber fehlen, alles Fodern und Zumuthen nichts helfen würde.

Zweitens, so sehr auch Schopenhauer die Gesinnung, aus der die Ascese hervorgeht, preist, so folgt doch daraus noch nicht, daß er alle die widerwärtigen, ekelhaften und mitunter lächerlichen Formen, in denen die Ascese historisch aufgetreten ist, als zur Seligkeit nothwendig ausgibt und diejenigen Heiligen, die Weigelt „Caricaturen" nennen zu müssen meint, zur Nachahmung empfiehlt. Schopenhauer, indem er den innern Zustand beschreibt, aus welchem die Ascese hervorgeht, sagt ausdrücklich („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 604):

Weil nun diesem gemäß Armuth, Entbehrungen und eigenes Leiden vielfacher Art schon durch die vollkommenste Ausübung der moralischen Tugenden herbeigeführt werden, wird von Vielen, und vielleicht mit Recht, die Ascese im allerengsten Sinne, also das Aufgeben jedes Eigenthums, das absichtliche Aufsuchen jedes Unangenehmen und Widerwärtigen, die Selbstpeinigung, das Fasten, das härene Hemd und die Kasteiung, als überflüssig verworfen. Die Gerechtigkeit selbst ist das härene Hemd, welches dem Eigner stete Beschwerde bereitet, und die Menschenliebe, die das Nöthige weggibt, das immerwährende Fasten.

Hiermit erledigt sich auch der Spott, mit welchem Rosenkranz (in der Charakteristik Schopenhauer's in Gödeke's „Deutscher Wochenschrift", Heft 22) Schopenhauer als einen Panegyristen jener Commiseration für die Thiere lächerlich zu machen sucht, „welche Spitäler für sie errichtet und zwar den Paria ermordet, der zufällig den Brahmanen berührt, allein nicht einen juckenden Floh zu knicken wagt". Obwol die Schopenhauer'sche Ethik das Mitleid, welches sie als echt moralische Triebfeder darstellt, nicht blos auf die Menschen einschränkt, sondern auch auf die Thiere überträgt, so fodert sie darum noch nicht, Spitäler für die Ratten zu bauen und keinen Floh zu knicken. Diese Rosenkranz'sche Consequenzmacherei beruht entweder auf Erkenntnißmangel, der in den wahren Sinn des Schopenhauer'schen Systems nicht eingedrungen, oder auf Gehässigkeit, die einen Gegner lächerlich zu machen sucht, den sie nicht widerlegen kann. Einem Geiste wie dem Schopenhauer'schen sollte man doch mit größerer Ehrfurcht nahen, als die Hegelianer thun. „Eine großartigere Weltverachtung als bei diesem Philosophen", sagt Weigelt von Schopenhauer (S. 147), „finden wir nirgends; aber durch sie hindurch zuckt das Wetterleuchten der Wahrheit." Demgemäß zeichnet sich auch die Art, wie Weigelt seine „Bedenken" vorbringt, vortheilhaft vor jener plumpen Consequenzmacherei aus, mit der man das Schopenhauer'sche System compromittiren zu können meint, eigentlich aber sich nur selbst compromittirt und blamirt. (Wenn Rosenkranz den meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie" vorangedruckten, den Weisen von Frankfurt als einen der größten Philosophen rühmenden Artikel der „Wesminster review" als in Deutschland fabricirt zu verdächtigen sucht, so hat Dr. Lindner in der „Voß'schen Zeitung" dies mit Recht einen „Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen" genannt.)

Daß Schopenhauer, obgleich er, wie Rosenkranz ihn nennt, ein „leidenschaftlicher Patron aller Antithierquälervereine" ist, darum doch nicht gleich den Hindu die Flöhe respectirt, mag aus seinen folgenden Worten hervorgehen („Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 421, Anmerkung):

Das Recht des Menschen auf das Leben und die Kräfte der Thiere beruht darauf, daß, weil mit der Steigerung der Klarheit des Bewußtseins das Leiden sich gleichmäßig steigert, der Schmerz, welchen das Thier durch den Tod oder die Arbeit leidet, noch nicht so groß ist als der, welchen der Mensch durch die bloße Entbehrung des Fleisches oder der Kräfte des Thieres leiden würde, der Mensch daher in der Bejahung seines Daseins bis zur Verneinung des Daseins der Thiere gehen kann und der Wille zum Leben im Ganzen dadurch weniger Leiden trägt, als wenn man es umgekehrt hielte. Dies bestimmt zugleich den Grad des Gebrauchs, welchen der Mensch ohne Unrecht von den Kräften der Thiere machen darf, welchen man aber oft überschreitet, besonders bei Lastthieren und Jagdhunden; wogegen deshalb in England und Nordamerika Gesetze und Vereine bestehen. Auch erstreckt jenes Recht, meiner Ansicht nach, sich nicht auf Vivisectionen, zumal der obern Thiere. Hingegen leidet das Insekt durch seinen Tod noch nicht soviel wie der Mensch durch den Stich. Die Hindu sehen dies nicht ein.

Von dieser Ehrenrettung, die wir einem Geiste wie Schopenhauer schuldig sein zu müssen glaubten, kehren wir nun zu Weigelt's Vorlesungen zurück. Die zehnte bis vierzehnte Vorlesung ist Schelling gewidmet. Hier thut Weigelt nun zunächst dar, wie die von Kant und Schopenhauer befolgte Methode in der herrschenden nachkantischen Philosophie gegen die umgekehrte, welche vom Begriff zur Wirklichkeit kommt, vertauscht worden. Weigelt bemerkt gegen das Schelling'sche Identitätssystem (S. 171):

Wenn der Philosoph aus der reinen Erkenntniß heraus uns die wirkliche Welt vorconstruirt, so täuscht er uns oder vielmehr sich selbst. Denn Alles, was er aus seiner Identität herausbringt, den quantitativen Unterschied des Geistes und der Natur, Raum und Zeit, Materie und Kräfte und alles Andere, das hat er unvermerkt auch hineingebracht. Aus einer leeren Flasche sehen wir den Taschenspieler gießen, was wir verlangen, und wir staunen mit Recht; aber wir staunen eigentlich über uns selbst, sofern wir für die verborgene Mechanik seines Kunststücks zu schwachsinnig sind. Wenn aber der Philosoph aus seiner unterschiedslosen Identität die Welt evolvirt, so staunen wir gleichfalls, jedoch diesmal nicht über uns.

Die Schelling'sche Naturphilosophie, die „unter einer philosophischen Voraussetzung eine poetische Betrachtung der Natur" ist, lobt Weigelt insofern, als sie, wie alle Poesie, zündend auf die Geister wirken, die Lust des Studiums der Natur mächtig erregen und über eine blos äußerliche Betrachtung, die Aufzählung und Systematisirung ihrer Objecte und Erscheinungen, also über das bloße Haften an der äußern Schale hinausführen mußte, was auch geschehen ist. Aber da die Philosophie einen andern Zweck habe als poetisches Vergleichen, da sie die Welt begreifen und wirkliche Erkenntnisse geben wolle, so erfülle sie ihre Bestimmung nicht, wenn sie das Eine zum Bild des Andern macht, etwa den Magneten zum Bild des Weltlebens, oder wenn sie das Licht das bewußtlose Sehen der Natur nennt.

Aehnlichkeiten herausfinden, oder das Eine zum Bilde des Andern machen, ist mehr ein geistreiches Spiel als eine besonnene Erkenntniß, welche ebenso scharf die Unterschiede fixirt. (S. 187.)

Auch was Weigelt sonst noch gegen die Schelling'sche Naturphilosophie und sodann gegen seine Geistes- und Offenbarungsphilosophie einwendet, ist beachtungswerth. Es würde uns jedoch hier der Raum mangeln, wenn wir auf alle die treffenden Urtheile, die Weigelt über die von Kant abgefallenen nachkantischen Systeme fällt, speciell hinweisen wollten. In der Hauptsache folgt Weigelt überall der Schopenhauer'schen Ansicht über diese Systeme, ja kritisirt sie häufig mit Schopenhauer's eigenen Worten, wie z. B. Hegel's Rechts-, Staats- und Geschichtsphilosophie.

Feuerbach's philosophischer Standpunkt, seine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" bringen, wie Weigelt richtig nachweist, nichts Neues; denn „daß und warum die Vernunft den Boden der sinnlichen Erfahrung nicht verlassen dürfe, wenn sie nicht Hirngespinnste weben will, ist das Testament Immanuel Kant's, das er uns nicht umsonst hinterlassen hat", und auch Arthur Schopen-

hauer hat unablässig auf die Sinne hingewiesen, als auf „die lautere und unschuldige Quelle aller unserer Erkenntnisse, von welcher alles Denken seinen Gehalt erst erborgt". Wenn Feuerbach von der Schelling-Hegel'schen Philosophie des Absoluten behauptet, daß ihr Geheimniß die Theologie, oder daß sie verkappte Theologie sei, so hat Schopenhauer in seinen Aeußerungen über das „Absolutum" mit andern Worten Dasselbe gesagt.

> Und da nun Schopenhauer schon vor langer Zeit sich auf die Untersuchung des Wesens der Begriffe sowol als der sinnlichen Anschauung aufs ausführlichste eingelassen, dazu begründet, was Feuerbach aphoristisch nur behauptet hat, nämlich daß alle Erkenntniß aus der Anschauung hervorgehe, an ihr sich berichtigen und bewähren müsse, so ist die neue Philosophie eine alte, und zu beklagen ist, daß Feuerbach einen ihm in mancher Beziehung geistesverwandten, genialen Denker über die herrschende Tagesphilosophie ganz übersehen hat, was in der Wissenschaft nie geschehen sollte. (S. 331.)

Die hier ausgesprochene Geistesverwandtschaft zwischen Feuerbach und Schopenhauer beschränkt sich jedoch nur, wie auch Weigelt selbst einsieht und hinzufügt, auf die Ansicht Beider von den allerersten Erfodernissen der Erkenntniß und auf das Urtheil Beider über die Universitätsphilosophie. Weigelt sieht als Anhänger Kant's und Schopenhauer's sehr gut ein, daß wir uns bei dem Sensualismus oder Empirismus Feuerbach's nicht beruhigen können, daß die empirische Thätigkeit noch nicht die philosophische sei.

> Wenn Feuerbach, weil ihm das Denken nur ein universelles oder gebildetes Sehen ist, die Wahrheit, das Sein oder die Wirklichkeit mit den Sinnen erfassen zu können glaubt, so spricht er damit der Philosophie das Recht ab, zwischen Erscheinung und Wesen, Idealem und Realem den Unterschied zu machen, ja er hebt alle Philosophie damit auf. (S. 334.)

Die bloße Empirie, das Evangelium der Sinne, könne, sagt Weigelt richtig, uns nicht genügen, und nicht abzuweisen sei die Frage nach dem Kern oder Wesen der uns erscheinenden, gemäß den Gesetzen unserer Erkenntniß von uns vorgestellten Welt. Die Physik, die es mit der Erscheinungswelt zu thun habe, bedürfe zu ihrer Ergänzung der Metaphysik, d. h. der Wissenschaft, welche über das Reale, das hinter den Erscheinungen Verborgene, in ihnen sich Darstellende Aufschluß zu geben versucht.

> Aus diesem Bedürfniß sind gleicherweise Religion und Philosophie hervorgegangen, weshalb die Erklärung, die Feuerbach von ersterer gibt, so sinnig und zutreffend sie ist, doch infolge seiner Verkennung des metaphysischen Problems etwas zu einseitig oder eng ausfallen mußte. Er führt demgemäß die Entstehung der Religionen und ihrer Götter einzig auf das menschliche Herz und dessen Wünsche zurück, während doch der Mensch nicht blos ein physisches, sondern auch theoretisches Wesen ist; Schopenhauer dagegen bingt zur Erklärung der Religion vorzugsweise das metaphysische Bedürfniß des Menschen in Anschlag. (S. 335.)

Indem in der Erklärung der Religion der eine Denker vom Herzen und seinen Wünschen, der andere vom Kopfe und dessen Bedürfnissen ausgehe, ergänzen sich nach Weigelt beide. Indessen so einseitig, wie hier Weigelt es darstellt, ist die Schopenhauer'sche Erklärung der Religion doch nicht. Denn das metaphysische Bedürfniß, aus welchem Schopenhauer gleicherweise Religion und Philosophie ableitet, empfängt seinen ersten und stärksten Impuls von dem „Leiden und der Noth des Lebens" (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 160). Schopenhauer sagt:

> Wenn unser Leben endlos und schmerzlos wäre, würde es vielleicht doch Keinem einfallen zu fragen, warum die Welt da sei und gerade diese Beschaffenheit habe, sondern eben auch sich Alles von selbst verstehen.

Also auch nach Schopenhauer ist das religiöse Bedürfniß ursprünglich ein praktisches, ein Bedürfniß des Herzens, nicht des Kopfes, wie ja überhaupt bei ihm der Wille, das Herz das Primitive ist. Erst secundär tritt der Kopf mit seinen Begriffen ein und sucht die religiösen Herzensprobleme zu lösen. Ohne den Anstoß vom Willen aus würde nach Schopenhauer sich niemals der Mensch den Kopf über den Urspung und Endzweck der Welt in religiösen und philosophischen Systemen zerbrochen haben.

Zum Schluß seiner Vorlesungen spricht Weigelt seine Ansicht von der „Zukunft der Philosophie" aus.

> Zu Kant zurück, von welchem unsere deutsche Philosophie sich abgewandt, wird sie sich wieder wenden; die Denker, die in seine Fußtapfen traten, werden zur Geltung kommen, wenn demnächst die Gespenster einer übersinnlichen Speculation vergessen sind oder belächelt werden.

Doch zu dieser innern Bedingung einer neuen Epoch müsse noch eine äußere hinzukommen.

> Die Philosophie muß sich von Kirche und Theologie d. h. von der Oberherrlichkeit des christlichen Staats emanci piren. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Denker wie Schopenhauer und Feuerbach genöthigt sind, sich in die unabhängig Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen; daß aber unser Akademien die Pflanzstätten freier Wissenschaft seien, ist ein von den gutmüthigen deutschen Illusionen. Schon Bacon vo Verulam hat gesagt: „Auf Universitäten lernen die junge Leute glauben", und nun muß 300 Jahre später Ludwi Feuerbach fragen: „Ist nicht die Philosophie auf unsern Un versitäten ex officio eine Betschwester der Theologie?" W mit Entrüstung dem feilen Herrendienst der Wissenschaft zu sieht, muß mit Sehnsucht den Tag ihrer Befreiung herbe wünschen.

Wir wünschten Weigelt's Klage über den „feile Herrendienst der Wissenschaft" unbegründet nennen z können.

Julius Frauenstädt.

Ein Roman von Julius Hammer.

Einkehr und Umkehr. Roman von Julius Hammer. In Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 N

Es sind alte und fast verbrauchte Sätze, daß nich gut, nichts wahr und nichts schön sei, als was in si Eins ist, und daß ein Kunstwerk, so gut wie ein Leben plan oder ein Staatsgebäude, auf einem Gesetz beruhe einem Gedanken entspringen, ein Ziel verfolgen mu widersprechende Elemente aber den Begriff der Schönh zerstören, und doch müssen diese abgebrauchten Sätze d Künstlern in Wort, Stoff und Form immer wieder u

wieder in Erinnerung gebracht werden! Nächst der Einheit, welche zugleich die Wahrheit ist, fodern wir von dem Roman nichts mit größerm Recht als die Mannichfaltigkeit schöner Individualisirung; ein drittes Erfoderniß ist der psychologische Grundgedanke und als Ausbeute desselben eine menschliche Lehre. In dieser dreifachen Beziehung leistet der vorliegende Roman des lebenskundigen Dichters von „Schau in dich und Schau um dich" Ungewöhnliches. Vor allem aber ist es die schöne Kraft der Individualisirung, die er hier zur Geltung bringt, indem er uns mit Personen umgibt, die wir zu kennen, mit bekanntem Tone sprechen zu hören meinen und die wir mit einem traulichen: Wie geht's? anzureden beständig versucht sind. Diese Täuschung erhöht der Verfasser durch eine ganz dramatische Form des Dialogs, der wie der Stoff seiner Erzählung selbst der Wirklichkeit abgelauscht, nur dasjenige Maß von Idealisirung erfahren hat, das neben der wirklichen Lebenserscheinung bestehen kann. Wir erleben daher in der That, was der Verfasser erzählt, und wir durchleben es mit dem innigen Antheil mitbetheiligter Augenzeugen. Seine Geschichte stellt ein „gesellschaftliches Idyll", eine Erzählung voll einfachsten Leides und einfachster Freude, so ungesucht, so warm, so wahr empfunden, so voll Kenntniß des Lebens nach seinem dualistischen Inhalt, so anspruchslos, geschmackvoll und inhaltreich dar, daß wir an diesem Beispiel wieder erkennen, wie wirkungsvoll die Kunst immer ist, wenn sie an dem lebendigen Quell der Natur und der einfachen Wahrheit ihre Begeisterung schöpft. Nach all der Ueberfeinerung und Verzerrung, welche die Gesellschaft besonders von weiblichen Federn hat erfahren müssen, thut es unendlich wohl, in einem wohlgeordneten Bilde den einfachen Menschengeist in seinem Ringen mit den Bedingungen des Lebens, seinem siegreichen Kampf mit Beschränkung, Armuth und aller irdischen Plage, mit einem Worte, den einfachen Kampf und Sieg der Tugend anzuschauen und uns an denjenigen sittlichen Gedanken zu stärken, die das Bild ganz ungesucht in uns erweckt. Wahrlich, es bedarf der Erfindung von Ungeheuern an Tugend und Lastern nicht, und ebenso wenig jenes überkünstelten Geistesreichthums in verzwickten Dialogen, in welchen die jüngste Romantik ihr Ziel sucht — es bedarf nur der Kunst, die uralte Poesie des Lebens auch im einfachsten Erscheinen zu entdecken, um Leser zu fesseln und den Beifall der Muse zu gewinnen. Der Stil Bernardin's de St.-Pierre, die Kunst in der „Hermann und Dorothea" glänzt, ist auch heute noch mächtig, und die Rückkehr zu diesem Stil verdient heute um so mehr Anerkennung, als die Verirrung geistreicher Frauen und die Neigung der Männer, jeder philosophischen Schulrichtung in der Romantik ihren Repräsentanten zu verschaffen, unsere Erzählungsliteratur wirklich zu einer Art wilden Urwalds umgewandelt haben, in dem man weder Plan noch Licht mehr sieht. Aus dieser Wirrniß gibt es unsers Bedünkens nur einen Ausweg: die naive, die kunstlose, die möglichst tendenzfreie, ja, wir wagen das Wort: die idyllische Auffassung des Gesellschaftslebens, wobei wir denn freilich feierlichst gegen die „Dorfgeschichten" protestiren wollen, eben deshalb, weil sie meist von der Wirklichkeit fast gar nichts wiedergeben.

Der vorliegende Roman ist nun darin merkwürdig, daß er den ersten namhaften Versuch einer solchen idyllischen Lebensauffassung für die heutige Gesellschaft macht und mit Glück macht. Er ist ferner darin merkwürdig, ja ein Unicum, daß er aller romantischen Praxis entgegen ein Roman ohne Hindernisse ist. Denn die Paare finden sich, lieben sich, heirathen sich. Und doch welch ein Reichthum innerlichster Bezüge, charaktervollster Mannichfaltigkeit, anziehendster Situationen, schönster und reinster Lebenslehren im poetischen Gewande, eine Liebesepopöe in Prosa, der, wie im „Wilhelm Meister" oder in „Hermann und Dorothea", trotz des einfachsten Verlaufs der Dinge die fesselnde, sanft aufregende Gewalt an keiner Stelle fehlt. Fürwahr, hier kommt eine neue Kunst, wenigstens ein neuer Kunststil zur Erscheinung, den unsers Wissens kein namhaftes Buch unserer Literatur bisjetzt ergriffen hat.

Sehen wir den Inhalt näher an. Zuerst diese aus schwerer Bedrängniß sich auftringende Familie in Dresden, aus Mutter, Tochter und Sohn bestehend — wol eine reale Existenz —, einfach, hochachtbar in allen ihren Gliedern. Ganz natürliche, einfachste Ereignisse bringen diese arme Familie, deren Schatz ihre Tugend ist, mit dem reichen und ebenso achtbaren Hause von Ringshelm in engste Verbindung, Onkel, Tochter und Neffe, und zwischen beiden Familien knüpfen Liebe und Vertrauen so enge Bande, als das Leben überhaupt nur knüpfen kann. Arthur von Ringshelm verbindet sich mit Franziska Wohlmann, der Stickerin, und Alma von Ringshelm wird Theodor Wohlmann's, des Candidaten, Braut. Nichts tritt den Neigungen entgegen. Kann ein so kunstloser Plan zwei Bände hindurch den Leser fesseln? Wohlan, er versuche es, wir bürgen ihm dafür, daß der Autor und sein Buch — ist er anders ein rechter Leser — ihm mit jeder Seite werther und anziehender erscheinen werden. Strenge und poetische Lebensbetrachtung, wirkungsvolle Situations- und Naturmalerei, rührende Episoden aller Art, eine körnige Schilderung des Lasters und seiner traurigen Bestimmung, vor allem aber jener naive Reiz natürlicher und unbewußter sittlicher Empfindung, die zwischen Scheu und Unbefangenheit sich bewegt, mit Humor und Lebenslust gepaart, weben ein solches Netz der Theilnahme und des Mitgefühls um ihn, daß er von der einfachen Erzählung sich nicht loswindet, bis zur letzten Seite des Buchs. Die schließliche Gesammtwirkung ist nicht frei vom Sentimentalen; allein da dies Element nicht erstrebt, sondern völlig naturwüchsig hervortreibt, mit so thatsächlichen und wahren Lebensbildern, so lachendem Humor und so reicher Lehre verwachsen ist, so stärkt es die Seele, statt sie, wie sonst geschieht, zu verweichlichen und abzuschwächen.

Richtig ist es, daß die Glücksfälle gegen den Schluß des Romans hin sich etwas zu sehr häufen; allein der

Verfasser sagt ja: „Das Glück kommt über Einen wie der liebe Gott selbst" — und das ist ein braves Wort.

Auf welche Person sich eigentlich der Titel des Romans, der eine geistige Einkehr und Umkehr in Aussicht stellt, bezieht, bleibt lange zweifelhaft, da Alles ohne große und auffallende Metamorphose verläuft. Zuletzt erst werden wir gewahr, daß eigentlich doch alle Personen des Romans ihre Ausgangspunkte verändert haben, und zu andern Zielen gelangt sind, als sie ursprünglich im Auge hatten, und daß es zu den besondern Feinheiten dieser Erzählung gehört, daß dies vor unsern Augen und doch auf so unmerkliche Weise geschehen konnte. Denn erfährt auch die gereizte und menschenfeindliche Leidenschaft des ältern Wohlmann die stärkste Umkehr, so werden doch auch seine Söhne Theodor und Arnold in ihren Lebensansichten wesentlich verändert, Arthur von Ringshelm von der misverstandenen Liebe zu einer ältern Weltfrau zu einer berechtigten Neigung hinübergeführt, der Oheim von Gewissensscrupeln geheilt und Luppa beruhigt. Alles Dies geht so leicht und anmuthig vor, daß wir den Roman als ein in seiner Gattung fehlerloses Kunstwerk bezeichnen müßten, wenn nicht ein allzu starkes Uebergewicht optimistischer und idyllischer Anschauung des Lebens uns doch ein Bedenken erregte, deshalb, weil eben ein Sieg und Segen ohne Kampf denn doch kein rechter Segen sein mag. Was sich hierbei im Plane als mangelhaft erweist, wird jedoch durch die Schönheit der einzelnen Situationen und durch die Malerei der Unschuld und Reinheit in ihrem Naturreiz reichlich ergänzt. Franziska vor Allen ist ein Urbild der innern Klarheit, die die wahre Herzensunschuld begleitet und schirmt; hiernächst ist dem trefflichen Armenvorsteher Stiller, dem Pfarrer Gottwalt und dem Oheim Ringsheim das beste Lob zu spenden, Gestalten, die in der jüngsten Romantik zu wahren Seltenheiten geworden sind, von Auguste, Alma u. A. nicht zu reden.

Es bleibt uns nur noch übrig, des Inhalts an Lebenslehren zu gedenken, an welchen der Roman reich ist, und seiner stilistischen Vorzüge verdiente Erwähnung zu thun. Wenn Vorbedacht-Wohlmann nach langer Irrfahrt sagt: „Sie erleichtern mir die bange Erwartung dieser Tage so wunderbar, verehrter Freund! Früher habe ich manchmal geglaubt, ich könnte auch ohne Menschen auskommen"; und jener antwortet: „Was sind das für Redensarten! Aber das Wahre darin ist, daß wir Menschen einander brauchen, und es ist eben nicht schwer, Menschen zu finden, wenn ...." „Man das Herz auf dem rechten Fleck hat", fiel Wohlmann ein; — oder wenn Theodor den Shakspeare'schen Satz: „Auch ohne Feind hat Jugend innern Streit", sinnig ausdeutet; — oder wenn der alte Schäfer, der an Theodor's Gang erkennt, daß er ein gutes Gemüth, aber zu weich sei, ihm sagt: „Recht so, man muß Alles erst zu etwas machen, wenn man es haben will, dann hat man am Ende an sich selbst etwas, was einem immer zugebote steht. Sie wissen vielleicht von den Blumen, die Sie in der Hand halten, die lateinischen Namen, aber — mit Verlaub — ich glaube kaum, daß Sie die Blumen selbst haben." „Nun, ich liebe sie!" „Das ist so ein Wort." „Ich freue mich an ihnen." „Ja, ja", sagte der Alte mit ungläubigem Ausdruck. „Ihr hättet sollen Schulmeister werden" u. s. w. — so fühlen wir die Bedeutung solcher Stellen, weil sie ein ganzes System von Gedanken in uns erwecken, lange nach! Und an solchen Stellen ist das Buch reich und ausgiebig, weit mehr, als die Einfachheit seines Plans erwarten läßt.

Ja, es ist die volle Wahrheit, wenn wir in diesem Roman eine neue Wendung des Kunststils für die romantische Erzählung erkennen, die, während sie mit Vorliebe die Lichtseiten der Menschennatur zum Object ihrer Darstellungen wählt, doch gleich weit entfernt von der unwahren Idealität der „Dorfgeschichten", wie von den Verzerrungen der überfeinerten Gesellschaft, mitten hindurch den Spuren der Wirklichkeit nachgeht, um sie in lebenswarmen, heitern und wahrhaftigen Bildern zu fixiren, zu unserer Erhebung und Kräftigung in Leid und Drang, zu unserer Stärkung im Hoffen und im Glauben an die edlere Natur im Menschen. 2.

Aus Paris.

Anfang Februar 1856.

Jurisprudenz und Nationalökonomie. Neues socialistisches System. Beaumarchais und seine Zeit. Sammlungen Scribe'scher und Bayard'scher Theaterstücke. Das Reichsarchiv. Neue Arbeiten im Louvre.

Der öffentliche Rechtsunterricht genießt heutzutage in Frankreich weder dasselbe Ansehen wie im 16. Jahrhundert zur Zeit der Cujas, Leconte, Doneau, noch selbst diejenige Popularität, die in unsern Tagen manchem Professor der Literatur oder der Naturwissenschaften zutheil geworden. Es fehlt jedoch nicht etwa an Gelehrten oder Lehrern; aber einerseits ist das praktische Recht ein für alle mal festgestellt, und der Spielraum neuer allgemeiner Theorien ist daher gering; andererseits hemmt die Einrichtung der französischen Rechtsschulen jede freie Bewegung. *) Die juristischen Vorlesungen sind wenig besucht; zu keiner derselben drängt man sich wie zu Villemain, Arago, Guizot und Cousin. So bleibt denn, im geraden Gegensatz zu Deutschland, Alles der Literatur überlassen, die hier ganz unabhängig vom Universitätsunterricht auftritt und sich vielmehr an die Advocatur und ihre Behandlungsweise des Rechts anschließt, keineswegs zum Vortheil des letztern.

Ein ganz eigenthümliches Werk, wie nur die französische Jurisprudenz es hervorbringen konnte, ist die große Sammlung juristischer Abhandlungen der Herren Dalloz. Es zeich-

*) Diese Einrichtung ist von der unserer deutschen Universitäten durchaus verschieden; die Rechtsfacultäten bilden einen Theil des großen Körpers der Université, dessen Seele der Minister des öffentlichen Unterrichts ist. Der Minister bestimmt bis aufs Einzelnste die Gegenstände der Vorlesungen, und man findet auf den zahlreichen Commentaren zu Justinian's Institutionen regelmäßig die Angabe, daß sie nach dem Reglement des Ministers gearbeitet sind. Die Professoren und deren Suppléants sind sämmtlich Staatsbeamte; Privatdocenten gibt es nicht, die Gegenstände, die die Professoren vortragen, sind ihnen vorgeschrieben. Die Wahl der Professoren geschieht durch das Ministerium. Davon, daß sich wie in Deutschland ein Gelehrter bemüht, durch tüchtige Werke einen Ruf an eine Universität zu erhalten, kann daher ebenso wenig die Rede sein, als von dem Wetteifer der Universitäten untereinander, tüchtige Lehrer an sich zu ziehen. Alles ist in der französischen Université nach militärischer Sitte eingerichtet.

net sich dieselbe durch die überaus große Reichhaltigkeit des Materials aus; sie wird in ihrer zweiten (bis zum einunddreißigsten Band beendeten) Ausgabe 44 Bände enthalten. Da die einzelnen Stücke dieser großen Encyklopädie den verschiedensten Autoren ihren Ursprung verdanken, so kann von einer Einheit des Plans natürlich nicht die Rede sein. Trotzdem erfreut sich dieses Werk eines außerordentlichen Erfolgs, sowol in der ersten als namentlich in der zweiten Ausgabe; es ist für ein gründliches Studium des französischen Rechts durchaus unentbehrlich.

Dieselbe reinpraktische Tendenz, die dem großen Dalloz'schen Werke zugrunde liegt, veranlaßte auch eine Anzahl französischer juristischer Schriftsteller, die bequeme Form des Wörterbuchs für ihre Arbeiten zu wählen. Einer der neuesten Versuche auf diesem Gebiet ist ein „Dictionnaire général d'administration par *Block*". Ein ähnliches Werk war bereits von Blanche, jetzt Generalsecretär im Staatsministerium, unternommen worden. Es ist dasselbe vor 1848 erschienen und ließ schon dadurch für die heutigen Bedürfnisse Manches zu wünschen übrig; diese und andere Lücken sind in der neuen Arbeit ausgefüllt.

Gleichfalls in Form eines Wörterbuchs erschien vor kurzem ein Werk von Pouget über „Assurances terrestres". Diese Arbeit ist um so günstiger aufgenommen worden, als das bestehende Recht auf diesem Gebiete sich von dem übrigen in Frankreich geltenden Rechte höchst eigenthümlich unterscheidet. Bekanntlich ist es seit Jahrhunderten die anerkannte Aufgabe des französischen Staats, auf allen Gebieten und bis ins Kleinste Alles zu bestimmen, zu regeln und zu ordnen und der Thätigkeit der Einzelnen nichts zu überlassen. Für Seeassecuranzen enthält die Gesetzgebung Ludwig's XIV. die leitenden Gesichtspunkte, Landassecuranzen aber sind weder durch den Code noch durch ein neueres Gesetz geregelt; es bleibt also hier Alles dem Gewohnheitsrecht, d. h. dem Zusammenwirken des praktischen Bedürfnisses und der praktischen Thätigkeit der Juristen überlassen. Die Regierung hat zwei mal vergeblich versucht (1834 und 1839), ein Gesetz über Assecuranzen zu erlassen. Die Praxis konnte jedoch sich dabei nicht beruhigen und hat versucht abzuhelfen, wo und wie sie konnte. Mehre Rechtsgelehrte, Grün, [illegible], Quenault, Boudousquié, Persil, Alauzet, haben dieser Lehre eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht; man hat die Entscheidungen der Gerichte gesammelt und eigene Zeitschriften für diesen Zweig der Rechtswissenschaft gegründet. Aus allen diesen Materialien ist das Pouget'sche Werk zusammengestellt. Es enthält bei jedem Artikel eine Uebersicht der Doctrin und Jurisprudenz nebst kurzen eigenen Andeutungen. Eine historische Einleitung, in der alle wichtigen Fragen berührt werden, geht dem Buche voran. Am Schluß desselben finden sich: eine Sammlung von Policen verschiedener Compagnien aller Länder Europas und mehre Gesetze anderer Länder, Assecuranzen betreffend. Dieses Buch ist auch dem Auslande in hohem Grade zu empfehlen, da der Gegenstand keineswegs nur ein nationales Interesse in Anspruch nimmt. Die Grundprincipien, die diesem Theile des Rechts zugrunde liegen, sind weder Frankreich eigenthümlich, noch auch nur französischen Ursprungs, sie gehören der ganzen civilisirten Welt an, und der Ausdruck, den sie an dem einen oder dem andern Orte erhalten, ist daher für alle übrigen von der höchsten Wichtigkeit.

Mehre der bekanntesten französischen Rechtsgelehrten bereiten theils Fortsetzungen, theils neue Ausgaben ihrer Arbeiten vor. Unter diesen ist die berühmte Abhandlung über Handelsrecht von Pardessus hervorzuheben, die in einer neuen, von seinem Enkel Eugène de Rozière besorgten Ausgabe soeben erschienen ist. Troplong arbeitet an seinen Commentaren zum Code Napoléon. Er hat vor kurzem seinen „Traité des donations et testaments" veröffentlicht, von dem sich ebenso viel Gutes und Uebles sagen läßt, als von seinen übrigen Arbeiten. Trotz mannichfacher Dementis, die die Revolution der weltverbessernden Wissenschaft der Nationalökonomie gegeben, dauert doch in Frankreich wie in England die Vorliebe für dieselbe fort. Sie erfreut sich übrigens eines nicht geringen und häufig wohlthätigen Einflusses auf die gegenwärtige Gesetzgebung. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Erscheinungen auf diesem Gebiet mit besonderer Vorliebe aufgenommen werden. Eine der interessantesten bildet die kürzlich erschienene Sammlung einzelner Abhandlungen und Reden des jüngstverstorbenen ehemaligen Ministers Léon Faucher, der selbst die Anwendung seiner Theorien zu versuchen Gelegenheit hatte. Die vorliegenden Stücke gehören fast alle der Zeit des Widerstandes an, den der Verfasser den Ideen des Socialismus und Communismus leistete. Sie erschienen, die Reden natürlich ausgenommen, zuerst in politischen und literarischen Zeitschriften und machen dem Verfasser ebenso viel Ehre als seine berühmten „Études sur l'Angleterre". Sein Schwager, der um die Verbreitung deutscher Rechtsideen in Frankreich verdiente Professor Wolowski, hat die Materialien in zwei Bänden geordnet, von denen der eine der „histoire financière", der andere der Nationalökonomie gewidmet ist.

Ein neuer Retter der Menschheit ist in Lepelletier de la Sarthe erstanden. Er fürchtet die Schrecken einer neuen Revolution, und um derselben vorzubeugen, ergründet er die Schäden unserer Gesellschaft und Civilisation und empfiehlt Heilmittel, die er wenigstens für passend hält. Sein Buch „Le système social" ist übrigens mit ernsten und ehrlichen Absichten geschrieben und enthält manche gute Bemerkung.

Ein ganz ähnlicher Versuch ist das Werk von Fabre: „La prosperité publique." Wie fast alle Franzosen will er das allgewaltige Uebel durch neue Gesetze heilen, und er hat ein ganzes System neuer Rechtsinstitute erfunden, die, wie er glaubt, ausreichen werden, um die ökonomische Lage aller Individuen der Nation dermaßen zu verbessern, daß eine Revolution unmöglich wird.

Von größerm praktischen Werth als diese umfassenden Plane sind die Arbeiten von Abrial und Frichot. Der Erstere behandelt das Hypothekenwesen und weist zahlreiche Mängel in dem neuen Gesetze über dasselbe nach; der Andere bespricht die jetzt so vielfach erörterte Frage der Uniformität der Münzen und Gewichte aller europäischen Nationen.

Beaumarchais, über den schon so Vieles gesagt und geschrieben ist, hat noch einen Biographen gefunden, und einen wahrhaft würdigen. Vor einigen Jahren erschien eine Reihe von Biographien politischer und literarischer Persönlichkeiten unter dem Pseudonym: Un homme de rien. Der Verfasser mit seinem wirklichen Namen de Loménie gehört einer bedeutenden Familie an und zeichnet sich durch vielfache schriftstellerische Begabung aus, die ihn ganz besonders geeignet macht, Beaumarchais' Biograph zu werden. Englischen Mustern folgend, räumt der Verfasser der Hauptperson seiner Darstellung nicht die ganze Bühne ein, sondern gibt vielmehr in und an derselben eine Geschichte der ganzen Epoche. So ist denn sein Buch ein umfangreiches geworden. Der Verfasser stützt sich auf die besten Quellen, auf Originalpapiere, die ihm von der Familie des Dichters in großer Menge mitgetheilt wurden. In diesem neuen Lichte erscheint Beaumarchais vortheilhafter, als er uns früher erschien: wohlwollender, einfacher, naiver, weniger selbstsüchtig, als die Bitterkeit seiner Schriften und seine Sucht nach Intriguen glauben ließen. Der Verfasser hat die umfassenden Materialien, die ihm zugebote standen, in tüchtiger Weise verwendet; seine Biographie bietet einen gedrängten Ueberblick der Ideen und geistigen Richtungen eines halben Jahrhunderts, und auch der Stil erscheint des Gegenstandes stets würdig — ein bedeutendes Lob, da es sich hierbei um Beaumarchais handelt.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert fand Beaumarchais einen glücklichen Nachfolger in Scribe. Seit 30 Jahren ist dieser Scribe Herr und Meister der französischen Bühne; er hat Alles erlangt: Vermögen, Ansehen, Ehren, und er genießt das Alles als echter Bourgeois. Er besitzt Millionen, er

besitzt Schlösser und ist zugleich Akademiker, was weder Beaumarchais noch Molière war, und seine Stücke sind in Paris und Brüssel wie in Moskau und Konstantinopel beliebte Bühnenerscheinungen. Obgleich ihnen das stille Lesezimmer oft weniger günstig ist als die geräuschvolle Bühne, so beweisen doch zahllose Original- und Nachdruckausgaben auch in dieser Beziehung ihren Erfolg. Die unternehmenden Buchhändler Michel Lévy u. Comp. haben diese Stücke in ihre Sammlung zu 1 Franc den Band aufgenommen. Diese Sammlung selbst ist ein Beweis der außerordentlichen Wirkungen der Concurrenz auf die Wohlfeilheit und Güte der Erzeugnisse. Die Bände dieser Sammlung sind alle 3—400 Seiten stark, auf schönem Papier schön gedruckt, und wenn auch mit etwas kleinerer Schrift als die bekannten Charpentier'schen Ausgaben, so doch ebenso deutlich. Diese Ausgaben, selbst zu 3 Fr. 50 C. der Band, galten aber noch vor Jahren als Wunder der Wohlfeilheit im Vergleich mit den Preisen, die sonst für derartige Werke gezahlt wurden. *) Was die Sammlung Scribe'scher Schriften betrifft, so begann dieselbe mit einer Ausgabe der Novellen und kleinen Erzählungen. Nun sind auch von den Theaterstücken die drei ersten Bände erschienen, welche die Lustspiele von „Le mariage d'argent" aus dem Jahr 1822 bis zu „La bataille de dames" aus dem Jahre 1851 enthalten.

Bayard, der zweite Stern der hiesigen Bühne, war 30 Jahre lang Scribe's Mitarbeiter, Rival und Freund. Er trat mit jenem fast gleichzeitig oder doch nur wenige Jahre später auf. Im Jahre 1796 geboren, verdankte Bayard Schulbildung und Erziehung dem bekannten Collége de Ste.-Barbe, aus dem viele Capacitäten hervorgegangen; so Scribe, Cavaignac, Baroche, der frühere Minister Vivio, Jules Cloquet, der bekannte Mediciner, u. A. Er debütirte 1821 mit einem kleinen Stück „La promenade à Vaucluse", wurde bald darauf Scribe's Mitarbeiter und heirathete dessen Nichte. Während seiner langen Laufbahn, die im Jahre 1853 ein immer noch zu früher Tod schloß, war er unermüdlich thätig. Er lieferte mehr als 200 Stücke (Komödien und Vaudevilles), von denen mehre eine dauernde Berühmtheit erlangt haben, namentlich „Ma place et ma femme", „Le mari de la dame de choeur", „Le gamin de Paris" (durch die Bouffé'sche Darstellung berühmt), „Les premières armes de Richelieu" (Triumph vieler pariser Schauspielerinnen, in Berlin, soviel wir gehört haben, der Charlotte von Hagn), „Le mari à la campagne" („Er muß aufs Land"), „Le fils de famille", Kassenstück des Théâtre du Gymnase, das letzte Werk Bayard's, und manche andere. Eine Auswahl derselben wird bei Hachette gesammelt erscheinen.

Die Reorganisation des Reichsarchivs ist eine für alle Historiker wichtige Nachricht. Es war nöthig geworden, die bei seiner Gründung aufgestellten Principien durchgreifend zur Geltung zu bringen. Seit 1848 hatten die Archivare hieran gearbeitet; ein Decret vom 22. December 1855 sanctionirt, was sie gethan. Diese neue Organisation ist wie gesagt nur die Wiederbelebung der alten Principien, nach denen das Institut im Jahre 1789 gegründet und durch Napoleon I. vervollständigt und erhalten worden ist. Die Vorzüglichkeit derselben ist so allgemein anerkannt, daß mehre fremde Regierungen, namentlich das Königreich Neapel, sie nachgeahmt haben.

Seit wenigen Wochen sind die Gerüste von den Neubauten des Louvre entfernt; der Anblick ist weniger befriedigend, als man erwartete. Zwar machen die großen Massen einen bedeutenden Eindruck, der durch den Stil, den man gewählt hat, noch erhöht wird; aber eine nähere Betrachtung zeigt sehr bedeutende Mängel. Die zahllosen Bildhauerarbeiten, von denen nur sehr wenige gut sind, stören die Harmonie und Einheit des Ganzen. Die Linien sind überall gebrochen und verwischt durch überflüssige Ornamente. Die Schuld hiervon trägt weniger der jüngstverstorbene Architekt Visconti, der den Plan entworfen, als der Fortsetzer Lefuel, ein ganz junger Mann, der durch seine willkürlichen Veränderungen den ursprünglichen Plan in seinen wesentlichsten Theilen modificirt hat.

Der Brand in der École des beaux arts, von dem Sie erfahren haben werden, hat allerdings das berühmte Halbrundgemälde von Paul Delaroche so stark beschädigt, daß manche Theile desselben als verloren zu betrachten sind. Glücklicherweise tröstet uns der ausgezeichnete Stich von Henriquel Dupont einigermaßen.

Man behauptet, daß trotz der allgemeinen Kunstausstellung Paris dieses Jahr seine regelmäßige Ausstellung haben soll, und zwar in einigen Sälen des Louvre. 57.

*) Nach dem Muster der Engländer wetteifern jetzt mehre hiesige Buchhandlungen in der wohlfeilen Verbreitung wahrhaft gediegener und würdig ausgestatteter Bücher. Unter diesen zeichnet sich die Hachette'sche Buchhandlung durch den innern Werth, Michel Lévy durch die Ausstattung und Wohlfeilheit aus. Doch ist sein Unternehmen nur eine Concurrenz gegen die Librairie nouvelle, die ihm im Druck guter Werke zu 1 Franc der Band vorangegangen war.

Vom Schriftstellerstande.

Im Gegensatze zu den Ansichten mancher deutschen Schriftsteller von ihrem Stande selbst sind, und zwar in erfreulichster Weise, die Ansichten auffallend, die so manche englische und nordamerikanische Schriftsteller vom Literatenstande haben. Dies kommt daher, weil die Schriftsteller in diesen Ländern ihre Aufgabe im Allgemeinen sehr ernst nehmen, weil sie ihren Einfluß als Leiter der öffentlichen Meinung kennen und von dem Umfang dieses Einflusses öfter als ein deutscher Schriftsteller Beweise empfangen, weil sie als Factoren der nationalen Arbeit betrachtet werden und hinter sich und vor sich ein Publicum haben, welches in ihnen die Pfleger und Träger von Ideen verehrt, die dem Gemeinbesten zugute kommen. Der „Cultus des Genius", wie ihn unter Andern auch Carlyle verstanden wissen will, wendet sich auch in jenen Ländern mehr dem ideellen Gehalt und dem praktischen Einfluß der Schriftsteller als, wie bei uns, ihrer Person, ihrer leiblichen Erscheinung zu. Unsere Leser werden sich aus dem Aufsatz „Thomas Carlyle und seine Schriften" in Nr. 50 und aus unserm eigenen „Der Held als Schriftsteller" in Nr. 1 d. Bl. f. 1854 erinnern, in welch priesterlichem Sinne Carlyle das Amt und den Beruf eines Schriftstellers aufzufassen pflegt. Aehnlich dachte der Nordamerikaner George Lippard, der Verfasser der „Geheimnisse der Quäkerstadt", des „Herbert Tracy", der „Legenden aus Merico" u. s. w., von dem Berufe des Schriftstellers.

„Wenn wir die Weltgeschichte überblicken", sagt George Lippard an einer Stelle, „so finden wir, daß Die, welche den gewaltigsten Eindruck auf den Menschengeist hervorbrachten, diejenigen Männer gewesen sind, welche man als Schriftsteller kennt, welche, über Partei und Sekte erhaben, sich an das große Herz der Menschheit wandten. Geht in die niederste Hütte unsers Landes — irgendeines Landes, wo man die Sprache Englands spricht — und welcherlei Bücher werdet ihr von den demüthigen Bewohnern dieser Hütte am meisten geschätzt sehen? Findet ihr bloße Streitschriften der Theologie, in den Tagen der Königin Elisabeth verfaßt und auf jeder Seite dampfend von blutdürstigem Glaubenshasse? Nein. Findet ihr die Werke eines bloßen Juristen, der seinen Geist entwürdigte, um die gesetzlichen Lügen, welche seit tausend Jahren angehäuft worden sind, in ein System zu schachteln? Nein. Sondern ihr findet ein Buch, welches der Mensch Shakspeare schrieb, der die Pferde am Theatereingang hielt, wenn Mylord und Mylady und mein sehr ehrwürdiger Herr und Lordbischof in ihren Carrossen einherfuhren. Ihr findet einen Band Gedichte von Robert Burns, welcher den Pflug über den Bergabhang trieb, während jener Lord sich um Staatssachen kümmerte und jener Peer über das Geschick von Nationen ent-

schied. Ihr findet irgendein Buch, das nicht für eine besondere Classe oder Sekte geschrieben, sondern von einem Menschen an die ganze Menschheitsfamilie gerichtet ist; und dieser Mensch verdient den hohen und heiligen Namen eines Schriftstellers. Wenn es in dieser Welt einen Beruf gibt, welchen Gott besonders zu seiner Verherrlichung bestimmt hat — einen Beruf, welcher seine Quelle direct von Gott herleiten darf —, so ist es der Schriftstellerberuf. Mit Leiden und Verstoßung getauft, zur That beflügelt durch Jahre der Entbehrung und grausamsten Noth, vermag der Schriftsteller erst nach Jahren der Noth und Entbehrung das Werk zu fassen, welches er vollbringen, den Pfad zu erdenken, welchen er wandeln muß. Leise, Schritt für Schritt, vorwärts gelenkt, beginnt er endlich zu sehen, daß er nicht einzig in diese Welt berufen ward, um selbstsüchtige Triebe zu stillen, oder sein Ohr an dem Beifall des «Ruhms um des Ruhms willen» zu erfreuen, sondern daß er, um sich selbst zu opfern, in diese Welt berufen ward; um jenem Gedanken im Herzen der großen Menschheitsfamilie Ausdruck zu verleihen, jenem Gedanken, welcher auf den Lippen der Massen aus Mangel an Ausdruck erstirbt."

Wenn ein deutscher Schriftsteller seinen Stand und Beruf in dem hohen idealen Sinne interpretiren wollte, wie Carlyle und George Lippard, so liefe er vielleicht Gefahr, sogar von seinen eigenen Collegen belächelt zu werden. Sind sie denn wie die Augurn Roms, die einer dem andern so tief ins Handwerk geguckt hatten, daß sie sich nicht auf der Straße begegnen konnten, ohne einander ins Gesicht zu lachen? In Paris freilich gibt es jetzt einen deutsch-französischen Schriftsteller, der vom Literatenstande die allererhabensten Begriffe hat — Alexander Weill. Nachdem die „Société des gens de lettres", durch die Freigebigkeit Véron's dazu in Stand gesetzt, eine Concurrenz über das Thema „De la condition de l'homme de lettres au 19me siècle" ausgeschrieben, machte sich A. Weill sofort ans Werk und setzte in uneigennützigster Weise eine Schrift unter dem Titel „L'homme de lettres" (Paris 1855) in die Welt, die wahrscheinlich alle zu erwartenden Concurrenzschriften um den Preis Véron höchst überflüssig machen wird.*) Folgende Stelle, die sich im Französischen besser macht als im Deutschen, ist merkwürdig genug. Weill versichert nämlich: „Quand Jésus dit à ses disciples: Vous êtes le sel de la terre, allez enseigner l'univers, il a crée des hommes de lettres"; wonach sich also die pariser, berliner und leipziger Literaten rühmen dürften, die heiligen zwölf Apostel und, wenn man den Literatenstand noch weiter hinauf verfolgt, vielleicht auch Moses und die großen und kleinen Propheten zu Collegen zu haben.**) Jetzt freilich ist die Literatur im Verfall, weil es nach Weill keine Apostel und Propheten des wahren Gottes mehr unter uns Schriftstellern gibt. Doch nur Geduld: „Dieu saura trouver ses hommes de lettres", und wenn dieser Tag gekommen sein wird, wird Alexander Weill der civilisirten Gesellschaft diese Auserwählten zeigen und ihr zurufen: „A genoux, voici tes maîtres et tes juges!" Die Hauptfrage bleibt nur die, ob diese „Literaten der Zukunft" zu ihren Werken Verleger finden und ihre Schriften die Druckkosten decken werden.

H. M.

*) Wie wir soeben in der „Illustration" lesen, ist eine Arbeit von einem jungen „universitaire", Karl Daclin, des Véron'schen Preises für würdig befunden worden. Wir erfahren, beiläufig bemerkt, bei dieser Gelegenheit, daß man einem neuen Roman von Véron entgegensehen dürfe, welcher mit einem Lebensabriß und dem Porträt des Verfassers ausgestattet sein werde; auch spreche man, sagt die „Illustration", selbst von einem Medaillon des „Bourgeois de Paris", welches von einem der geschicktesten pariser Künstler ausgeführt werden solle.

**) Beim Durchlesen der „Erinnerungsblätter" von A. von Sternberg, die demnächst von uns besprochen werden sollen, stießen wir auf folgende Stelle: „Die Mission des wahren Schriftstellers (Dichters oder Prosaikers) ist eine ganz gewaltige und geht Hand in Hand mit der des Gläubigen und des Reformators auf religiösem Gebiete; sie tritt in die Welt, um Führer und Leiter der Menschheit zu sein." Dies aus der Feder des Verfassers der „Braunen Märchen" zu lesen, hat vielleicht für Manchen etwas Befremdliches, aber es beweist doch zugleich, daß allerdings auch unter den deutschen Schriftstellern das Bedürfniß wächst, ihre Mission in höherm Sinne als bisher aufzufassen. Vielleicht kommen diese gesteigerten Ansprüche der Schriftsteller an sich selbst wenigstens künftigen Generationen zugute. Hierbei darf man nicht vergessen, daß nicht blos der gewichtige Ernst, daß auch der Scherz auf ernstem Hintergrunde zu lehren vermag und im Unterricht der Einzelnen wie der Völker seine Stelle findet.

Oestreich unter Maria Theresia *).

So auffallend es erscheinen muß, so unbestreitbar ist es, daß die deutsche Literatur bisher keine Geschichte der Maria Theresia aufzuweisen hatte, welche die Bezeichnung „Geschichte" in ihrer heutigen Auffassung verdiente. Schon darum ist die Arbeit des Professors Wolf in Pesth, des bekannten Forschers auf dem Gebiete östreichischer Geschichte**), über die Regierungszeit dieser großen Fürstin eine höchst erfreuliche Erscheinung. Er selbst will freilich sein Werk noch nicht einmal als geeignet zur Ausfüllung dieser Lücke, sondern nur als Vorarbeit betrachtet wissen. Wir danken es Wolf, daß er nicht nach der sonst bei deutschen Gelehrten sehr beliebten Methode sich gleich das höchste, ideale Ziel steckte, um vielleicht vor lauter Gründlichkeit nie zum Anfang, geschweige zum Ende zu gelangen. Ueber den wissenschaftlichen Werth Dessen, was er geleistet, werden die Fachjournale ihr Urtheil abgeben; unser Zweck ist nur, die gebildete Lesewelt überhaupt auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches des Anziehenden und Belehrenden eine große Fülle bietet und durch die Verwickelungen der jüngsten Zeit noch ein erhöhtes Interesse erhält. Vielleicht keines Staats innere Verhältnisse, Finanzzustände, Verfassung und Stellung der verschiedenen Provinzen zueinander und zum Staatsoberhaupt u. s. w. sind in neuerer Zeit so oft und so lebhaft besprochen worden, als die Oestreichs; leider sollte in den meisten Fällen Parteigeist und Vorurtheil auf beiden Seiten die gründliche Kenntniß der Zustände und ihre Entwickelungsgeschichte vertreten. Durch vorliegendes Buch ist Jedem, der überhaupt belehrt sein will, die angenehmste Gelegenheit dazu geboten. Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich hier nicht blos um die äußere Geschichte des Staats, um Kriege, Gebietsvergrößerungen und Gebietsverluste, vielmehr ist dem Werden des Staats, seinem Culturleben eine Berücksichtigung geschenkt, welche sogar nach unserm Dafürhalten die Darstellung jener äußern Geschichte mitunter beeinträchtigt. Wenn, um ein Beispiel herauszuheben, der Verfasser Friedrich's II. Gründe zum zweiten Schlesischen Kriege, als „aus den Werken Friedrich's und andern Quellen bekannt", nur ganz im Vorübergehen erwähnt, so können wir dies bei einer Monographie nicht billigen.

Der Gang der Darstellung ist in kurzem folgender: In zwei einleitenden Fragmenten werden die historischen Merkmale Oestreichs und die politische Lage Europas um 1740 entwickelt. Im ersten Abschnitte wird zunächst der Beweis versucht, daß Oestreich in durchaus naturgemäßer, nothwendiger Entwickelung innen und nach außen geworden sei, wie es jetzt gestaltet ist. Im Besondern aber dienen beide Abschnitte da-

*) Oestreich unter Maria Theresia. Von Adam Wolf. Wien, Gerold. 1855. Lex.-8. 4 Thlr.

**) Früher schrieb er: Geschichte der Pragmatischen Sanction bis 1740 (Wien 1850); Reformationsgeschichte von Eger (Wien 1851); Graf Rudolf Chotek (Wien 1852). (Letztere beide Schriften aus den „Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" besonders abgedruckt.)

zu, in allgemeinen, aber scharfen Umrissen die Lage des Reichs zu der Zeit zu zeichnen, da die dreiundzwanzigjährige Maria Theresia die Zügel übernahm. Man kann sagen, daß Oestreich unter Karl VI. noch föderativer Natur war. Die Provinzialrechte schränkten die höchste Gewalt zwar nicht dem Namen, aber der That nach gewaltig ein; die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Besonderheit; ein Gesammtgefühl existirte höchstens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. In seiner Verfassung und Verwaltung lagen die Formen einer alten Staatsordnung verstreut und vermorscht. Selbst in Europa sah man die Monarchie nicht als einen geschlossenen Körper an; man war der Ansicht, daß die Länder, welche durch höhere Fügung unter dem Scepter des Hauses Oestreich vereinigt waren, in einer zufälligen Verbindung beständen und ihre Bande leicht zu lösen wären. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bewegte sich das europäische Staatensystem noch in den Kreisen, die sich aus der Zeit Ludwig's XIV. herausgebildet hatten. Die großen Kriege, welche einst Frankreich gegen Karl V. und Deutschland gegen Ludwig XIV. geführt hatten, waren vorüber. Deutschland war föderativ, wie es Frankreich gewollt; der Verband der spanischen Nebenländer, welche ihrer Lage nach berufen waren, über das Mittelländische Meer zu herrschen, war zerrissen, wie es England gewollt; die Uebermacht Schwedens in der Ostsee gebrochen, wie es Preußen und Rußland angestrebt. Mit den großen Gefahren versanken auch die großen Ideen. Es gab kein Triumvirat mehr, wie jenes mit Marlborough, Prinz Eugen und Heinsius. Es war eine Diplomatie der Cabinete; sie faßte selten den Staat in seinem Charakter und seiner bestimmten Lage auf. Sie schien von großen Principien getragen, die natürlichen Verhältnisse drängten dazu, aber meistentheils schmiegte sie sich jeder factischen Veränderung an und nahm die äußere wechselnde Erscheinung auch für das Recht. Alle diese Verhältnisse erhielten unter Maria Theresia eine neue Gestaltung. Die Parallelen zwischen vormals und jetzt sind in die Augen fallend. Bei ihrem Regierungsantritt war „Austriam delendam!" die allgemeine Parole, und als sie starb, war der Staat neugekräftigt und in neubegründetem Ansehen, im Volke das Bewußtsein der Gemeinsamkeit erwacht, Gleichmäßigkeit und Centralisation in Verfassung und Verwaltung, Rechts- und Unterrichtswesen u. s. w. angebahnt, die Kräfte des Staats, welcher „für Karl VI. ein noch unbenutzter, ja in seinen reichen Hülfsquellen ungekannter Stoff" war, geriethen nach und nach in Fluß.

Eine eingehende Verfolgung der weitern Darstellung würde den uns zugemessenen Raum überschreiten. Wir begnügen uns daher, die Hauptabschnitte des Werks aufzuführen, aus deren Ueberschriften der Reichthum des Inhalts ohnehin erhellt. Die Geschichte der „äußern Verhältnisse" von 1740—80 (Oestreichischer Erbfolgekrieg, Siebenjähriger Krieg, Theilung Polens, russisch-türkischer Krieg, Bairischer Erbfolgekrieg) wird auf nur 126 Seiten abgehandelt. Das dritte Capitel schildert „Maria Theresia, den Hof und die Staatsmänner", das vierte „die Verfassung in Oestreich", für welche seit Durchbildung der ständischen Macht vier Hauptentwickelungsphasen aufgestellt werden: die Zeit Ferdinand's I., wo das monarchische Princip sich consolidirte und seine Gewalt an die alten Corporationen ansetzte; die Zeit Ferdinand's II., wo die Krone die verstümmelten Hoheitsrechte vollkommen wieder aufnahm; die Zeit Maria Theresia's und Joseph's, wo die politische Natur des Staats hervortrat; und die Gegenwart, wo die alten morschen Formen zusammenbrechen und ein neues gefestigtes Staatsleben aufblüht. Der fünfte Abschnitt behandelt den großartigen und folgenreichen Umbau der ganzen Verwaltung, die folgenden die politische Stellung Ungarns, Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst.

Was die Darstellung anbetrifft, nehmen wir dieses Werk als einen neuen Beweis, wie die deutsche Geschichtschreibung ihren Beruf immer deutlicher erkennt, nicht mehr nur für Gelehrte schreibt. Wenn noch heutzutage so Viele ihre historischen Kenntnisse aus Romanen zu schöpfen lieben, so ist die Schuld den Historikern in der That nicht aufzubürden. Gründlich und gewissenhaft, in gleicher Weise aber sich fernhaltend von compendienhafter Trockenheit wie von dem berüchtigten „blühenden Stil", von warmer Begeisterung für seinen Stoff wie für sein Vaterland überhaupt durchdrungen, einer Begeisterung, welche auch den Leser selbst da zu erwärmen vermag, wo man den Anschauungen und Voraussetzungen nicht beistimmen kann, voll hoher Anerkennung des Werthes der Gegner der großen Kaiserin und ihres Landes, hat der Verfasser ein Buch geliefert, welches sich ebenso dem ernsten Studium als dem nur oberflächlichen Interesse empfiehlt. 59.

Barthélemy's „Tauride".

Wenn irgendeine Dichtung der jüngsten Lage beweist, daß wir in einem gänzlich unhomerischen Zeitalter leben, so ist dies des alten Napoleonenthusiasten Barthélemy Gedicht „La Tauride ou la prise de Sébastopol. Poëme militaire", welches außer einem Prolog und Epilog in folgende Abschnitte getheilt ist: „Le débarquement", „L'Alma", „Le siége", „Balaclava et Inkerman", „La tranchée", „Malakoff".*) Zu einem geringern Theile Epos und Kriegshymne, ist es dem größten Theile nach bloße pomphafte Beschreibung und gereimter Zeitungsartikel. Daß Barthélemy als Dichter sich gegen den Sänger der „Iliade" verhält wie etwa ein wohlverschnittenes Zwergbäumchen gegen eine Riesenpalme, versteht sich im Grunde von selbst; aber auffallender mag es erscheinen, wenn wir nach dem Eindrucke, den das Gedicht auf uns gemacht, zu versichern uns herausnehmen, daß dieser Sänger des 19. Jahrhunderts christlicher Aera auch in Bezug auf Gesittung und wahrhaft menschliche Gesinnung tief, unermeßlich tief unter dem alten Heiden steht. Kein einziger humaner Zug adelt dies Gedicht; die Russen sind diesem französischen Homer nur Barbaren, die man wie wilde schädliche Thiere todtschlagen muß; Leichen und Trümmer müssen gehäuft werden, um den Appetit des französischen „héroïsme vulgaire" zu stillen. So beschreibt Barthélemy am Schlusse des Gedichts das erstürmte, zerstörte Sewastopol:

> Ici, le sang caillé des vieilles hécatombes,
> Là, des lambeaux humains encore tout palpitants! —
> Silencieux chaos, ville sans habitants,
> Crevasse désolée où rampent quelques ombres;
> Indescriptible amas d'ossements, de décombres
> Pulvérisés, tortus, calcinés sur le sol,
> Sépulcre impérial — voilà Sebastopol!

Der alte weise Goethe hatte doch Recht, wenn er seine Philister sagen ließ, es sei so schön, wenn die Völker weit hinten in der Türkei aufeinanderschlügen; denn wo sollten sie Gesprächs- und unsere modernen Homere Dichtungsstoff hernehmen? „Ville sans habitants!" Wer hat in unserer an Humanitätsphrasen so reichen Zeit dem Schicksal der unglücklichen Bewohner Sewastopols auch nur einen vorübergehenden Blick des Mitleids gewidmet? Wer gefragt, was aus ihnen geworden ist, wohin sie, Kinder, Weiber, Greise, Kranke, Gebrechliche gerathen sind? Doch es sind ja nur Russen! „Crevasse désolée!" Im Laufe eines Jahres in Schutt verwandelt, was menschlicher Fleiß und menschliche Arbeit im Laufe von Decennien aufgebaut hatten! Doch es war ja nur russisches Eigenthum! „Sépulcre impérial!" Absit omen! Möge

*) Es ist hiervon eine deutsche Uebertragung in Alexandrinern mit gegenübergedrucktem französischen Text unter dem Titel erschienen: „Die Tauride, oder die Eroberung von Sewastopol. Heldengedicht in acht Gesängen nach Barthélemy" (Berlin, Saudel). Der deutsche Uebersetzer hat sich nicht genannt.

Sewastopol nicht auch in anderer Bedeutung ein „sépulcre impérial" werden!

Diese barbarischen Orgien des französischen Dichters mitten unter Blut, Jammer und Schutt könnten uns fast verleiten, uns traulich bei Cobden, Gibson und Bright niederzulassen und mit ihnen gemüthlich eine Friedenspfeife zu rauchen, deren Dampf doch keinenfalls ein so penetrirender und betäubender ist als der Blutgeruch, der uns von jeder Seite des Barthélemy'schen Gedichts anhaucht. Wir wissen, daß ein ehrlicher ritterlicher Krieg unter Umständen auch sein Gutes und ein auf keinen sittlichen Grundlagen ruhender Frieden sein Böses haben kann *); aber wir verwerfen eine martialische Poesie, die ohne alle culturhistorische Tendenz nur darum kriegerische Thaten feiert, weil sie dem martialischen Bonapartismus, dem ausschließlichen Bedürfniß der „gloire" und dem französischen „vulgären Heroismus" ebenso wol zur Verherrlichung als zur Nahrung dienen; wir wollen nicht, daß das Soldatenthum, dem es zuletzt gleichgültig ist, gegen welches Volk es seine Lorbern gewinnt, und der Prätorianismus, der ebenfalls nicht danach fragt, auf welcher Nation Kosten er zehrt und sich bereichert, wieder zur Alleinherrschaft gelangen; wir können nicht finden, daß, wie officielle französische Artikelschreiber versichern, Kunst und Poesie vom gegenwärtigen Kriege eine neue Aera datiren würden, denn wir bemerken davon nichts, eher das Gegentheil; wir können die Franzosen nicht darum beneiden, wenn sie, wie das jetzt so häufig geschieht, ihren Stolz darein setzen, daß sie es gewesen, die den „großen Krieg" erfunden haben. Hoffentlich und sicherlich haben sie noch ganz andere Verdienste aufzuweisen, die ihnen die Dankbarkeit der Nachwelt sichern werden.

H. M.

Notizen.

Literarische Novitäten aus England.

Unter den neuesten Hervorbringungen der englischen Presse finden wir angezeigt: „The court of the Khan of the Crimea. Narrative of an embassy from Frederick the Great to Khan Krim Gerai, a prelude to the present struggle between Russia and Turkey. Translated from the German by *W. G. C. Eliot*" (Uebersetzung des Mundt'schen Buchs „Krim-Girai", über das wir in Nr. 2 d. Bl. berichtet haben); „A narrative of the siege of Kars and of the six months' resistence by the Turkish garrison under General Williams, to the Russian army. With travels and adventures in Armenia; and remarks on the present state of Turkey. By *Humphry Sandwith*, chief of the medical staff" **); „Notes on the late expedition against the Russian settlements in Eastern Siberia; and of a visit to Japan and to the shores of Tartary and of the sea of Okhotsk. By Capt. *Bernard Whittingham*"; der dritte Band von Richard F. Burton's interessanter Reisebeschreibung: „Personal narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah", und der fünfte von Archibald Alison's berühmtem Werke: „The history of Europe, from the fall of Napoleon to the accession of Louis Napoleon." Für Deutschland ist dieser fünfte Band, welcher unter Anderm auch die Geschichte Deutschlands vom Jahre 1814 bis zur „great convulsion" von 1848 umfaßt, von besonderm Interesse. Der alte originelle und zuweilen etwas wunderliche Walter Savage Landor gab heraus: „Antony and Octavius. Scenes for the study." Unter den Romanen begegnen wir: „Evelyn Forester; a woman's story", von Marguerite A. Power, der Nichte der bekannten Gräfin Blessington; „The inheritance", von Miß Ferrier; „De l'Orme", von G. P. R. James; „Clara, or slave life in Europe" (anonym), mit einer Vorrede von Sir Archibald Alison; „Self, or the narrow, narrow world", von Mrs. Gore, ohne Zweifel ein Gegenstück zu der „Weiten, weiten Welt" von der pseudonymen Whetrell. Eine interessante Erscheinung sind die „Recollections of the table-talk of Samuel Rogers", obschon diese Tischgespräche des verstorbenen Rogers mit den berühmten Tischgesprächen Luther's nicht eben viel gemein haben. Daniel Scrymgeour gab heraus: „The poetry and poets of Britain from Chaucer to Tennyson" (mit biographischen Skizzen und Charakteristiken der betreffenden Dichter) und Mrs. Francis Creswell beschrieb neuerdings das Leben ihrer Mutter, der durch ihr wohlthätiges Wirken bekannten Elisabeth Fry, unter dem Titel: „The life of Elizabeth Fry. Abridged from the larger memoirs, with alterations and additions." Sheridan Knowles' Theaterstücke sind in zwei Bänden gesammelt unter dem Titel erschienen: „Sheridan Knowles' dramatic works", und Charles Mackay gab eine größere Dichtung in Begleitung anderer Poesien unter dem Titel „Lump of gold, and other poems" heraus. Dieser wackere Lyriker hatte seit einigen Jahren geschwiegen. Manche seiner frühern herzigen Gedichte sind fast zu Volksliedern geworden; auch gehören sie in der That zu den sangbarsten wie innerlich gesundesten, welche in letzter Zeit in England gedichtet wurden. Mackay ist bei weitem nicht so geziert wie Tennyson, dafür aber auch mehr ein Mann des Volks als der Salons.

*) Auch der gegenwärtige Krieg wird unzweifelhaft höchst bedeutende culturhistorische Folgen haben, nicht nur für den allgemeinen Weltverkehr und für die innere humanere Umgestaltung der Türkei, sondern für Rußland selbst, welches eingesehen haben muß, daß es mit seinem bisherigen System gegen die Kraftentfaltung entwickelterer Staaten nicht ausreiche und daß eine einzige Eisenbahn ihm auch in militärischer Hinsicht nutzbringender sei als ein oder zwei Armeecorps. Doch diese culturhistorischen Perspectiven kommen bei Barthélemy gar nicht in Betracht, für ihn handelt es sich bei diesem Kriege einzig und allein um die Zurückführung und Glorificirung der Traditionen bonapartistischer Militärherrschaft.

**) Dieses Werk ist als die Erzählung eines Augenzeugen nicht ohne Interesse, obschon es den Erwartungen, die sein Titel erregt, nicht völlig entspricht. In Bezug auf stilistische Verarbeitung ist das Buch sogar schwach und in Betreff gewisser Facta sehr unvollständig, weshalb das „Athenaeum" bemerkt: „Dr. Sandwith's Buch ist dem Lord Clarendon gewidmet. Ist der Text etwa im Foreign office revidirt worden?"

Die Weltstadt der Zukunft.

Von Ampère, der auch Einiges über Deutschland geschrieben hat, erschien in zwei Bänden: „Promenade en Amérique." Der Verfasser gehört nicht zu den Vertretern der jetzt in Frankreich officiellen romanischen Richtung, sondern zu der stillen Opposition, die auf die Entwickelung des germanischen Geistes ihre Blicke richtet und unter den eigentlich gebildeten und gelehrten Franzosen im Geheimen viel mehr Anhänger zählt, als der äußere Schein der Dinge vermuthen läßt. Er gehört auch nicht zu den eiteln Franzosen, die ihr Paris für das Centrum der Welt für jetzt wie für alle Zukunft halten. Im Gegentheil, er ist der Ansicht, daß die künftige Welthauptstadt zwischen der Nord- und Südhälfte Amerikas und zwischen beiden großen Oceanen zu liegen kommen wird. Diese Stadt der Zukunft werde der Mittelpunkt zwischen der Ost- und der Westhälfte der Erde sein, nur in Betracht der ungeheuern Oceane, über die sie gebieten werde, riesiger als jede jetzt bestehende Weltstadt, London nicht ausgeschlossen. Man denke sich nur Südamerika nach nordamerikanischem Muster commerciell, social und politisch entwickelt, China und Japan in den allgemeinen Verkehr hineingezogen und die Inselwelt des Stillen Ocean und des indochinesischen Meeres vollkommen cultivirt und europäisirt! Darum sagt Ampère: „L'isthme de Panama sera l'isthme de Suez de cette Alexandrie gigantesque." Er fragt: „Warum sollte man sich gegen die Annahme sträuben, daß irgendwo in dieser vorbestimmten Region, am Vereinigungspunkt der beiden Amerika, auf der Handels-

straße zwischen Europa und Asien die künftige Hauptstadt der Welt liegen werde? Alsdann wird sich das alte Europa an einem der äußersten Ränder der geographischen Karte des civilisirten Universums befinden. Europa wird eine Vergangenheit sein, aber eine ehrwürdige Vergangenheit, da ja Europa es ist, von dem diese neue Entwickelung ausgegangen sein wird. Seine Sprachen, seine Künste, seine Religion werden es sein, welche ihre Herrschaft dort aufgepflanzt haben werden, der auf der kleinen Nebelinsel Englands geborenen modernen Freiheit werden diese unermeßlichen heitern Regionen ihre Freiheit verdanken, und zwar eine noch vollkommenere. Alsdann wird man andächtige Pilgerfahrten nach dem alten Continent machen, wie wir Reisen anstellen, um die berühmten Orte in Augenschein zu nehmen, von denen unsere Civilisation ausgegangen ist; man wird London und Paris besuchen, wie wir Athen und Jerusalem besuchen; aber der Herd der Civilisation, durch die Gewalt der Dinge und infolge der Gestalt des Erdglobus selbst verrückt, wird an den Punkt verlegt sein, den Gottes Finger selbst als das wahre Centrum der Humanität bezeichnet hat." **H. M.**

Neugriechische Erzählungen und neugriechische Musik.

In Paris ist im Jahre 1855 eine kleine Sammlung „Contes et poëmes de la Grèce moderne" von Marino Breto erschienen, die der Franzose Mérimée mit einer kurzen Einleitung versehen hat. Die Erzählungen, welche die Sammlung enthält, lehnen sich an Erzählungen, Sagen und Lieder an, wie sie der Verfasser selbst in verschiedenen Theilen Griechenlands vom Volke hat mittheilen und singen hören, und sind dem Stoffe und der innern Behandlungsweise nach der lebendige Ausdruck des Volksgeistes, aus dessen Innerm sie hervorgewachsen sind, während die äußere Form der Darstellung dem Verfasser angehört. Aber auch diese ist von dem frischen und ursprünglichen, von dem poetischen und einfach-naiven Geiste des griechischen Volks durchdrungen und belebt, wie wir denselben bereits in den uns bekannt gewordenen Sammlungen neugriechischer Volkslieder kennen gelernt haben, und der uns auch hier durch eine gewisse naive und sinnreiche Originalität anspricht und anzieht. Manche jener Erzählungen erinnern besonders lebhaft an die Volkslieder, aus denen der Verfasser den Stoff und dessen Behandlung entlehnt hat; alle aber gewähren tiefe Blicke in den regen Geist und in das poetische Leben des neugriechischen Volks. Dabei gedenken wir zugleich der „Geschichte der griechischen Musik" von Weitzmann (Berlin 1855), wobei sich eine Musikbeilage findet, welche die sämmtlichen noch vorhandenen Proben altgriechischer Melodien und vierzig neugriechische Volksmelodien (Gesänge und Tänze) enthält. Ein nationales Gepräge haben natürlich auch diese neugriechischen Volksmelodien, da sie aus dem Leben des Volks unmittelbar hervorgegangen sind; aber ihr ästhetischer Charakter hat, namentlich bei dem Mangel harmonischer Zusammenklänge in der neugriechischen Musik, für ein europäisches Ohr keine besondern Reize, und es ist in der That Zeit, daß das gesammte neugriechische Musiksystem, ein Rest der ältesten Tonkunst, einer gründlichen Reform unterworfen werde, wobei man mit dem Kirchengesange um so zweckmäßiger anfangen muß, jemehr dessen Wirkungen auf Herz und Gemüth von der Befriedigung des ästhetischen Gefühls abhängen. In dieser Hinsicht weisen die griechischen Kirchen in Wien, München, Triest und Athen bereits glückliche Anfänge und Versuche nach, die allgemeinere Nachahmung verdienen. 5.

Bibliographie.

Constance, Dichtungen. 2te Auflage. Breslau, Aland. 16. 15 Ngr.

— — Novellen. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Fern, Fanny, Fanny Ford und Ruth Hall. Zwei Erzählungen aus dem häuslichen Leben. In's Deutsche übertragen von G. Cleeves. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr.

Frantz, C., Die Zustände der christlichen Kirche in den ersten sechs Jahrhunderten. Ein Büchlein für Freunde der Kirche zur Rückschau aus der Gegenwart. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 10 Ngr.

Gärtner, Clara, Gedichte. Görlitz, Heinze u. Comp. 16. 6 Ngr.

ter Haar, B., Die Reformationsgeschichte in Schilderungen. Eine gekrönte Preisschrift, zur Stärkung der Protestanten in ihrem christlichen Glauben. 5te vermehrte Auflage. Aus dem Holländischen von C. Groß. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Helfenstein, J., Gregor's VII. Bestrebungen nach den Streitschriften seiner Zeit. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Helldorff, Freih. v., Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Aufklärung verschiedener bis jetzt unrichtig dargestellter Thatsachen über die Tage vom 25—30. August 1813. Berlin, Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, K. F., Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst. Programm des archäologisch-numismatischen Instituts zu Göttingen zum Winkelmannstage 1855. Göttingen. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1ster Theil. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Keller, G., Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr.

Kriegk, G. L., Die Völkerstämme und ihre Zweige. Nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. 4te Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Der Krieg und seine Mittel. Eine allgemeine fassliche Darstellung der ganzen Kriegskunst. Mit zwölf lithographirten Tafeln und einem ausführlichen Sach- und Namenregister. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Saupe, E. J., Goethe's Faust; erläutert. Leipzig, Fleischer. 8. 1 Thlr.

Schönhuth, O. F. H., Neue Sagen und Geschichten der Vorzeit. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Stoll. 16. à 2½ Ngr.

Smith, Anthony, Martha. Eine englische Dorfgeschichte. Aus dem Englischen von A. Diezmann. Leipzig, Einhorn. 8. 18 Ngr.

Weichselbaumer, C., Historische Novellen. 2ter Band. Der Prinzenzwist. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Belagerung von Sebastopol. Von der Einschiffung der Verbündeten in Varna bis zur Einnahme von Süd-Sebastopol. Von —***. Mit Ansichten, Karten, Porträts und Plänen. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Dr. Büchner's Kraft und Stoff oder die Kunst Gold zu machen aus Nichts. Auch ein Zeichen unsrer Zeit; beleuchtet und gewürdigt von einem Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit. 2te unveränderte Auflage. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 5 Ngr.

Cassel, P., Aus der Hagia Sophia. Ein akademisches Neujahrs-Programm. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 6 Ngr.

Das österreichische Concordat und der Ritter Buns. Von einem Diplomaten außer Dienst. Regensburg, Ma. Gr. 8. 16½ Ngr.

Dohna, B. Graf zu, Analyse der socialen Noth. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A., Worte an Stahl und gegen Stahl. Leipzig, Kittler. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 9.)

101. **Kinderleben.** In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. **Volbeding.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Eine bereits in **zweiter Auflage** erscheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers Ludwig Richter geschmückt: eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der **Preis** der zweiten Auflage hat trotz der noch elegantern Ausstattung (in festem Einband mit verziertem Umschlag und Goldschnitt) **billiger** gestellt werden können, nämlich statt 1 Thlr. auf **20 Ngr.**

102. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen:

7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. G. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Früher erschienen:

1. **Deutsches Reise-Album.** Herausgegeben von **Josef Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **Levin Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. Gustav Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **Heinrich Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

103. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. 1856. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von **K. F. Neumann.** — II. Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes. Von **K. L. Klose.** — III. Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie. Von **H. Ritter.** — IV. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. Von **E. Hermann.** — V. Historisch-politische Gespräche, wie man sie hört und führt. Niedergeschrieben durch **F. von Raumer.** — VI. Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der **Dritten Folge** erster bis sechster Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Commissions-Artikel.

Zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Ouvrages phonétiques.

Exercises de lecture phonétique. Aventures de Robinson Crusoë. Paris. 1854. In-8. 1 Thlr.

Féline (Adrien), Dictionnaire de la prononciation de la langue française, indiquée au moyen de caractères phonétiques. Précédé d'un mémoire sur la réforme de l'alphabet. Paris. 1851. In-8. 3 Thlr.

Méthode pour apprendre à lire par le Système phonétique. 1. partie. Lecture phonétique Paris. 1853. In-8. 6 Ngr.

—— 2. partie. Passage de l'écriture phonétique à l'écriture usuelle. Paris. 1854. In-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Potonié (Léon), Alfabet phonétique européen, pour écrire les langues suivant leur prononciation pure. Avec les lettres équivalentes dans les 15 principeaux alfabets de l'Europe. Paris. 1855. 1 feuille. 5 Ngr.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus** *in* **Leipzig** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge 10 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— **Jahrgänge 1837 und 1838 à 6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern:

L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**
Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr. Die Belehrung nebst 12 Tabellen und einem Kärtchen besonders 18 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thlr. ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von 1/2 Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

Goethe's Faust.

Erläutert

von **Ernst Julius Saupe.**

Preis 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschienen vor kurzem in demselben Verlage:

Goethe und **Schiller's** Balladen und Romanzen, erläutert. 1 Thlr. 10 Ngr

Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln. 8 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Handwörterbuch

der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer **fünften Auflage** verbürgt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 10. —— 6. März 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Küstenländer des Schwarzen Meers und die neuere Literatur über dieselben.

1. Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients von Friedrich Bodenstedt. Zweite, umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1855. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von August Freiherr von Harthausen. Zwei Theile. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien in Farbendruck, einer Karte und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
3. Die kaukasischen Länder und Armenien in Reiseschilderungen von Curzon, K. Koch, Macintosh, Spencer und Wilbraham. Herausgegeben von Karl Koch. Leipzig, Lorck. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Nach dem Orient! Reise im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Walachei und Krim von E. Jouve. Aus dem Französischen von G. F. von Jenssen-Tusch. Erster Band. Gotha, Scheube. 1855. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und die Moldau im Jahre 1837, von Anatol von Demidoff. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Raffet. Nach der zweiten Auflage deutsch herausgegeben von J. F. Neigebaur. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1854. Lex.-8. 4 Thlr.
6. Wanderungen nach Südosten von August Theodor von Grimm. Erster Theil: Die Taurische Halbinsel. Berlin, A. Duncker. 1855. 8. 1 Thlr.
7. Die Krim. Neun Jahre auf der Taurischen Halbinsel. Aus dem Englischen von M. Busch. Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1855. 8. 15 Ngr.

Die Geologie erzählt uns von wunderbaren Dingen, welche sich vor Ausbreitung des Menschengeschlechts an den Küsten des Mittelländischen und Schwarzen Meers ereigneten. Es liegen die augenscheinlichsten Beweise vor, daß der Wasserspiegel des letztern vor Zeiten das ganze heutige Neurußland bis zu den Wasserfällen des Dniepr, bis zum Knie der Wolga hinauf überschwemmte. Das Kaspische Meer und der Aralsee waren miteinander zu Einem Gewässer verbunden. In jenen Zeiten, heißt es, waren die Meerengen der Dardanellen und der Säulen des Hercules noch geschlossen, und die Fluten des unter heißerm Erdgürtel gelegenen Mittelländischen Meers, welches mit Ausnahme des Nil aller großen Zuflüsse entbehrt, mußten nothwendig unter beständiger Verdunstung abnehmen, bis endlich der immer gewaltigere Druck, welchen die Wellen des Oceans und die Wasser jenseit der Dardanellen auf das nach und nach sich leerende Becken ausübten, die Felsengürtel des Mittelmeers zu plötzlichem Weichen zwangen. In welcher Richtung diese zerstörenden Kräfte wirkten, dafür spricht noch heute die Bodenbeschaffenheit an beiden Ausgangspunkten. Die durch das plötzliche Anprallen der Wasser verursachten Ueberschwemmungen des Peloponnes und Unterägyptens sind durch Tradition aus den ältesten Zeiten des Menschengeschlechts bis auf unsere Tage überliefert worden. Auf welchen Fluten die große Wiege des Menschengeschlechts, die Arche Noah's geschwommen kam, um an dem Fuße des Ararat sich niederzulassen, mögen Liebhaber der Tradition ermitteln; uns genügt zu wissen, daß allerdings von hier aus mit die frühesten Erinnerungen der geschichtlichen Sage und sagenhafter Geschichte stammen, hier die Keime historischer Traditionen verschiedenster Völkerschaften schlummern.

Vielleicht am wichtigsten in ältester Zeit waren, der Ueberlieferung gemäß, die Taurische Halbinsel und die vom Kaukasus südlich gelegenen Ländergebiete. Sagenhafte Amazonen, deren auch für die transkaukasischen Lande wiederholentlich Erwähnung geschieht, vertrieben die Urbewohner Tauriens, als ein gewaltiger Heereszug

ihre Macht gegen Europa heranführte. Die Argonauten hatten bereits, poetischen Gewährsmännern gemäß, ihre Heldenfahrt ausgeführt, als jener Frauenfreistaat auf dem Felsenufer seinen Tempel gründete, dessen jungfräuliche Priesterin Männerblut einer Göttin opferte. Strabo's fanum daemonis virginis, dessen Spuren auf dem Parthenium-Vorgebirge gelehrte und ungelehrte Reisende noch heutigen Tages wittern, war nach verschiedenen Gewährsmännern entweder der Diana Tauropolis oder der Artemis Iphigenia gewidmet, und wir überlassen es gern zukünftiger Forschung, Licht in die historische Dämmerung zu bringen. An diesen Ort knüpfen sich classische Erinnerungen des Schicksals der Atriden und des Trojanischen Kriegs, an diesen Stoffen reiften die gewaltigsten Poeten aller Jahrhunderte: Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Racine, Goethe. Ich übergehe die Kämpfe der Amazonen und Scythen, welche, mit wechselndem Erfolge geführt, bald diese, bald jene zu Herren des Landes erhoben, bis endlich letztere, die Schwäche des Feindes gewahrend, ihre jüngste Mannschaft in den Kampf sandten, welcher durch andere als Waffengewalt in kürzester Frist der Sieg gelang. Vergeblich suchte Darius in das Gebiet der Scythen einzudringen, nur mit Noth rettete ihn die kunstfertige Donaubrücke, welche er in seinem Rücken erbaut hatte.

Bald ließen sich griechische Colonisten an den Gestaden des Schwarzen Meers nieder und andere zwischen den Flußmündungen des Bug und Dniepr, und der Olymp dehnte seine Herrschaft auch über diese barbarischen Regionen aus.

Etwa 700 v. Chr. ward von milesischen Auswanderern die Ostküste Tauriens eingenommen. Theodosia, Nymphäa, Panticapäum, Myrmikione nahmen ihren Ursprung und auf dem Westufer setzten sich die Herakleoten fest, sodaß die Ureinwohner vor den Eindringlingen im Gebirge Schutz suchten, dessen Zugänge sie bewacht hielten. Die eingewanderten Aeolier und Jonier gründeten die Colonien Tanaïs, unweit des heutigen Asow, Phanagoria und Hermonassa auf den Inseln des Kuban. Der Pontus Euxinus, wie das Binnenmeer von nun ab geheißen wurde, sah bald häufiger griechische Handelsschiffe nahen, schon konnte der Barbar die eindringende Gesittung nicht abwehren, und bald wurde das Bosporanische Reich gegründet, als dessen erster König Leukon genannt wird. Die kubanischen Ansiedelungen fielen um 480 in die Hände der Lesbier, ohne jedoch das griechische Leben aufzuopfern; selbst die Jahrhunderte lang unausgesetzt wiederholten Angriffe benachbarter Sarmaten mußten an den Grenzmauern Bosporiens zerschellen. Unter den Beherrschern dieser Lande ist Mithridates IV. Eupator, dessen Andenken im Namen des heutigen Eupatoria gefeiert wird, der bedeutendste und größte. Aus dem Herzen des eigenen Vaterlandes gestoßen, dessen Boden er mit dem Blute seiner Angehörigen färbte, zog er ein anderer Hannibal aus, die Thore Roms zu erstürmen. Mit den Sarmaten verbündet, vermochte er doch nicht durch die Gebiete der Scythen sich Bahn zu brechen, und durch Empörung gestürzt, nahm er sich selbst ein Leben, dessen Freiheit er unter römischer Oberherrschaft nicht wollte untergehen lassen. Welche Realität Roms Scheinherrschaft und die nun folgenden Scheinkönige an den Ufern des Pontus gewonnen, läßt sich so genau nicht ermitteln, da die Einseitigkeit historischen Zeugnisses jede objective Anschauung unterdrückt. Mit Anbruch der christlichen Zeitrechnung sehen wir Nomadenvölker: Alanen, Assen, Lasen und Abchasen, jener Ufergebiete sich bemächtigen, die um 212 sich endlich in den Händen der Chasaren befanden. Wenige Spuren griechischer Cultur vermochten sich aus diesen barbarischen Wirren zu retten, und auch das Eindringen der Gothen, welche den Namen Taurien in Gothien verwandelten, muß die Zustände verschlimmern. Das in Einschränkung noch fortbestehende Bosporanische Reich wird von völliger sarmatischer Ueberflutung durch seinen König Pharnaces gerettet, welcher im Zweikampfe den feindlichen Fürsten Sauromates erlegt.

Um 375 endlich stürmten die Hunnen mit Heeresgewalt herbei und warfen die Gothen und Alanen, welche letztere zum Theil nach Europa entkamen, zum Theil in die kaukasischen Gebirge Zuflucht nahmen, und als 90 Jahre darauf mit Einem Schlage das gewaltige hunnische Reich zertrümmert niederstürzte, unterwarfen Ongren und Bulgaren die Lande zwischen dem Don und Dniestr, und die Utaguren, eine Horde der erstern, nahmen zwischen Don und Kuban feste Wohnsitze, bis im 6. Jahrhunderte Avaren die Oberherrschaft gewannen. Vom Kaiser Justinian rühren die Ueberreste kleiner Befestigungen her, welche er zum Schutze der chersonesischen Küste hatte errichten lassen. Im 7. Jahrhundert von den Chasaren erobert, wurde Taurien nach diesem Volke umbenannt, und bald constituirte sich ein Reich auf den unabsehbaren Strecken der Moldau, Ungarns und Siebenbürgens, der donischen und kaukasischen Länder, dessen Bundesgenossenschaft bei den byzantinischen Kaisern gern gesehen und gesucht wurde. Schon im Laufe des 6. Jahrhunderts hatten römische Kaiser die Nothwendigkeit einer Christianisirung der kaukasischen Völker eingesehen. Da die unter Konstantin dem Großen nach Georgien, auf den Ruf des Königs Mirian, friedlich verpflanzte griechische Kirche nicht weiter um sich greifen wollte, erschienen nun gewandte Priester, welche gern um ihrer Herrschaft willen in den griechischen Ritus heidnische Gebräuche mengten, und ernteten glänzenden Erfolg. Zahlreiche Gebirgsstämme, wie Tschichen und Abchasen, wurden dem Christenthume zugeführt und verehrten gern den um 538 in Nikoptschiß eingesetzten Bischof, dessen Sitz 840 nach Metracha (Taman) verlegt und zum Erzbisthum erhoben wurde. Die von hereinbrechenden russischen Horden geängsteten Chasaren nahmen von Konstantinopel nicht nur militärischen Schutz, sondern um 858 auch christliche Glaubenslehren an. Nichtsdestoweniger erschien ein russisches Heer an der Mündung des Kuban, machte die Chasaren und Tschichen tributpflichtig und gründete in der Stadt Taman das russische

Fürstenthum Tmutarakan. Im Einverständniß mit den bedrückten oder bedrohten Tschichen und andern Tscherkessen fielen Ende des 11. Jahrhunderts Komanen und Polowzer in die vom Kuban nordöstlich gelegenen Gebiete und stürzten das unter sich uneinige russische Fürstenthum, welches allseitigen Angriffen nicht gewachsen war. Südlich vom Kaukasus hatte in Georgien nach der Zeitrechnung des alten Chronisten Königs Wachtanz V. ums Jahr 1792 nach Adam (!) der Stammvater des Fürstenhauses, Thargamos, am Ararat 600 Jahre lang ein zweiter Noah gelebt und sein Reich unter acht Söhne getheilt, welche angeblich die Stammväter der verschiedenen kaukasischen Völkerschaften sind. Wie schon gesagt, war Georgien 320 dem Christenthum zugewandt worden und die zu Mtzchethi nicht viel später erbaute Kathedrale gehört heute zu den großartigsten zertrümmerten Baudenkmalen Transkaukasiens. Die Geschichte dieses Landes theilt sich in Vertheidigungskriege gegen die tscherkessischen Bergvölker einer- und die persischen Einfälle andererseits, bis Murwan Agarian, der Feldherr Omar's, eines Nachfolgers Mohammed's, die Fahne des Propheten in den Thälern des Kaukasus aufpflanzte und Tiflis, die von Gurg-Arslan 433 gegründete Hauptstadt, in Flammen aufging. Noch drei mal im Laufe zweier Jahrhunderte ward Georgien die Beute ausländischer Eroberer, bis unter Aghma-Schenebeli neue Blüthezeit anbrach und unter der Königin Thamara in vollstem Glanze sich entfaltete. Sie brach für Zeiten wenigstens das Joch des Mohammedanismus und förderte mit einsichtsvollem Geist die gesammte Culturentwickelung ihres Landes.

Im Jahre 1220 bemächtigten sich Dschingis-Khan's Horden Georgiens, der Strom ergoß sich über den Kaukasus und erweiterte mit Macht die Grenzen des gewaltigen Kaptschakreichs. Schon war Batu-Khan 1226 dem großen Oheim in der Regierung gefolgt und erst 1237 gelang es den Mongolen, die Komanen aus ihren Sitzen nach Thrazien zu verdrängen; die kubaner Tschichen aber hielten sich standhaft und unterlagen erst den Waffen Mengli-Timur-Khan's und Nogai's. Nur die Bewohner des eigentlichsten Berglandes zwischen Elbrus und Kasbek blieben allen Angriffen zum Trotz in wilder Unabhängigkeit frei und unbesiegt, wie sie noch bis heute kaum gefährdet den russischen Waffen Trotz boten.

Das sarmatische Europa und die taurischen Länder wurden in die kleine Tatarei verschmolzen, und nach Batu's Tode war die Erbschaft Timur-Khan zugefallen, welcher in Solgate oder Eski-Krim seine Residenz errichtete und der Halbinsel den Namen Kermen, d. h. Festung, beilegte, woraus mit der Zeit die Benennung Krym oder Krim sich formte. Unter fränkischem, freiem Regiment hob sich Handel und Wohlstand und asiatische Waarenniederlagen waren bald in Soldaja, dem heutigen Su-Dagh, und andern Küstenpunkten errichtet. Genua, Pisa, Benedig, welche damals unter der Herrschaft ritterlicher Kaufleute um die Hegemonie der Meere stritten, wandten auch hierher ihr gieriges Auge. Erstere, das als Sieger aus jenem Wettstreit hervorging, hatte 1162 in Konstantinopel Handelsniederlassungen begründet, und nicht lange währte es, so bildete sich in Kaffa auf einem Landstückchen, welches dem Khan abgekauft worden war, eine genuesische Besitzung. Rasch blühte sie empor, und als die Khane den fremden Eindringling gewahrten, schien es zu spät, sich seiner zu entledigen, denn Genua war stärker als der Khan. Nur vorübergehend bemächtigte sich Venedig dieser Colonie, die alsbald den Eigenthümern wieder zufiel und auch aus tatarischen Zwistigkeiten siegreich hervorging.

Um 1365 gehorchten demselben Scepter Cembalo (jetzt Balaklawa) und Soldaja (Su-Dagh), wo noch heute mächtige Mauertrümmer von damaliger Größe und Gewalt Zeugniß ablegen, und endlich fiel ganz Gothien, wie noch immer jener malerische, bergige Küstenstrich zwischen den genannten Orten geheißen war, den Genuesen als Eigenthum zu. Als Abuseid, der Abkömmling Tamerlan's, zum Schutze des ohnmächtigen Tokat-Myche herbeigerufen, alle Sprossen Dschingis-Khan's umbringen ließ, entging ein einziger dem allgemeinen Morde. Devlet, der zehnjährige Knabe, fand bei einem Schäfer Gherai Unterkommen und Beschäftigung. Dieser war es, welcher die Goldene Horde vom Joche Tamerlan's wieder befreite und in dankbarer Erinnerung an seinen Retter für sich und alle Nachkommen dessen Namen dem Herrschernamen beifügte.

Wir übergehen die Zwistigkeiten der Griechen Balaklawa's (Bella chiave) mit den Genuesen und verschiedene Reibungen mit den Tataren, die endlich des Uebermuths dieser Abendländer überdrüssig, den kühnen Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., herbeiriefen. Im Jahre 1484 erlag Genuas Herrschaft dem Schwerte der Türken, welche schon neun Jahre früher Kaffa in Besitz genommen hatten.

In Folge des Andrangs der krimschen Herrscher, welche von der Mündung des Kuban aus die von den Bewohnern im Stich gelassenen Thäler mit astrachaner Nogaiern bevölkerten, wandten sich die Bewohner des Hochlandes, ein Schutz- und Trutzbündniß suchend, an den Zaren Iwan Wassiljewitsch den Grausamen, ein Bündniß, das von einigen russischen Autoren fälschlich als eine freie Unterwerfung der Bergvölker unter den Scepter des Zarenreichs angesehen wird. Es ist sogar nicht zu ermitteln, welchen Ausgang der gegen die Krimer von den Russen unternommene Zug genommen habe, er ist aber — da ein günstiger Erfolg gewiß wäre von gleichzeitigen Autoren überliefert worden — als gescheitert anzusehen. Glücklicher waren die Russen unter Anführung des Wojwoden Fürsten Iwan Daschkow III. Es führte zu weit, wollte ich hier die hin und her geführten Ueberfälle der Krimer im Kaukasus, der Kaukasier bei den Tataren aufzählen; es genügt zu wissen, daß von jener Zeit des ersten Bündnisses die Russen den lebhaftesten Antheil nahmen an allen Vorgängen im Kaukasus, den sie als ein ihrem Schutz bleibend empfohlenes Land betrachteten. N. Danilewski führt in seinem

Buche „Der Kaukasus. Physisch-geographisch, statistisch, ethnographisch und strategisch" S. 84 mehre Gelegenheiten auf, bei denen benannte Fürsten aus dem Hochgebirge den Zaren Rußlands, namentlich Boris Godunow, Wassilij Schuiski und Michael Feodorowitsch in den Jahren 1602, 1608, 1615 den russischen Unterthaneneid aus freien Stücken geleistet hätten, ohne jedoch seinerseits zu beweisen, daß aus jenen vor Jahrhunderten berichteten Vorgängen ein Recht sich ableiten ließe, gegen den Willen der Fürsten des Hochlandes mit Gewalt in Besitz der Berge sich zu setzen. Aber in der Geschichte galt, wie in der letzten Zeit in der Krim, von jeher das Recht des Stärkern und der Stärkere war bisjetzt der Tscherkesse, der Rußland trotzt, wie er dem Tataren und dem Perser trotzte. Hat er auch keine Vorzüge der Civilisation aufzuweisen, so bewundert der Russe doch in ihm das Muster der Mannhaftigkeit und Kühnheit, die Allgewalt des Unabhängigkeitstriebes.

Der Anfang des vorigen Jahrhunderts war charakterisirt durch die Kämpfe der krimschen Tataren gegen die Kabardiner des Kaukasus, welche mit einem Verlust von 30,000 Mann auf krimscher Seite ihr Ende erreichten. Später schützte Peter der Große durch militärische Intervention (1720) Kabarda vor neuem Angriff, rief aber eine Spaltung der Bevölkerung hervor, deren eine Hälfte, den Russen feindlich, ein Bündniß der Krimtataren vorzog. Blutige Zwistigkeiten und tyrannische Bedrückung des mächtigern Theils zwang endlich Korina Kantschokin, den Beherrscher von Kleinkabarda, zur Annahme des Christenthums (1759) und zur Gründung Mosdoks am linken Terekufer (1763). Durch die mistrauischen Türken, welche 1739 im belgrader Tractate die Unabhängigkeit der tapfern Kabardiner anerkannt hatten, von neuem aufgewiegelt, wurde Kabarda auf Befehl Katharina's II. durch den General Medem (1770) gebändigt und im folgenden Jahre zur Anerkennung des russischen Scepters genöthigt, infolge dessen auch die ottomanische Pforte im Tractate von Kutschuk-Kainardschi (1774) Rußlands Oberherrschaft über die Länder bis zum Kuban anerkannte und 1800 die Einverleibung Grusiens in das russische Kaiserreich vollzogen wurde. In diesem kurzen Abriß liegt die gesammte Geschichte der beiden Kriegsschauplätze des Jahres 1855, liegen alle Ursachen der jetzigen Verhältnisse, alle Gründe des künftigen Verhaltens, der einstigen Entwickelung im Keime verborgen und wir werden nach Kenntnißnahme der Vergangenheit Gegenwart und Zukunft besser verstehen und deuten, als uns bisher möglich war. Aber es kann in diesen Zeilen nur das Verhalten Rußlands insbesondere zu seinen südlichen Provinzen und zur europäischen Politik in Betreff derselben angedeutet werden; die Beziehungen zu den Westmächten, sowie die Verwickelungen, die sich mit der Türkei entspannen, bleiben andern Betrachtungen vorbehalten.

Ein wichtiges und interessantes, wenngleich parteiisches Werk zur Kenntniß der russischen Angelegenheiten in Kaukasien rührt her von dem russischen Diplomaten Felix Fonton und verließ 1840 unter dem Titel „La Russie dans l'Asie mineur" in Paris die Presse. Daß Friedrich Bodenstedt in seiner geistvollen Schrift „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" die Panegyrik der russischen Politik auf das unbarmherzigste bloßstellt, verstand sich von selbst, da ihm die Vertretung des Schwächern, Unterdrückten dem stärkern Sieger gegenüber oblag. Allein es fragt sich, welche Herrschaft im Interesse der Civilisation die wünschenswerthere ist, eine russische oder eine kaukasische? Man wird uns die Fürsten David II. und Thamara, sowie den krimschen Verehrer Friedrich's des Großen vorhalten, dessen Geschichte Theodor Mundt neulich in einer besondern Schrift behandelt hat, allein dies sind eben Ausnahmen und der Zar dürfte am wenigsten von Frankreich und England zur Rede gestellt werden, welche in Ostindien und Afrika dieselbe Politik verfolgen. Daß Rußland aber dem damaligen Zustande jener Länder gegenüber der civilisirte Staat war, ist kaum zu bezweifeln, wenn es auch im Vergleich zum übrigen Europa zurücksteht. Darum wäre es in diesem Falle für Rußland gefährlich, auf Raumer's Ausspruch sich zu berufen, daß die Civilisation der Uncultur gegenüber immer im Unrecht bleibe.

Das Mislichste freilich für die Völkerschaften Kaukasiens ist die Ungewißheit der stets noch schwebenden Frage, da ohne Frieden die Segnungen der Civilisation nicht Raum gewinnen können, das Recht des Einen und des Andern in diesem Wuste diplomatischer Streitigkeiten und kriegerischer Unternehmungen nicht mehr ermittelt werden könnte und schließlich Rußland, solange es in seiner gegenwärtigen Machtentwickelung verharrt, unter keiner Bedingung eine Aussonderung jener Gebirgslande dulden wird; daß aber Rußland, durch den gegenwärtigen Krieg mit den Westmächten aus dem Schlummer geweckt, sein System der Stabilität aufgeben und dem Fortschritte zugewandt, auch den entferntern Theilen seines Reichs die gewonnenen Vortheile zuwenden müsse, wolle und werde, unterliegt wol keinem Zweifel. In diesem Sinne nicht minder erscheint eine Reform und Läuterung des Beamtenwesens wünschenswerth und nothwendig, damit nicht jene in Rußland sprichwörtlich gewordene Corruption, von der z. B. Gogol's „Revisor" (deutsch bearbeitet von Wiedert) ein treffendes Bild gibt, die gesunden Säfte jener unverdorbenen Volksstämme inficire. Der Kaiser Nikolaus, vom besten Willen beseelt, jenem Unfug zu steuern, gestattete allen Censurvorschriften zuwider die Aufführung des sehr starken Gogol'schen Stücks und ehrte es durch persönliche Gegenwart im Theater, auch hatte er in frühern Jahren Bulgarin's „Iwan Wuishigin" allen Beamten des Reichs zur Beherzigung anempfehlend zugesandt. Aber jene hin und wieder geschehenen Versuche griffen nicht durch und machten die Uebelthäter nur vorsichtiger in ihrem Verfahren, während doch gründlichere und ehrliche Erziehung und Bildung das einzig mögliche Mittel, Bes-

serung herbeizuführen, wäre, nicht aber Perhorrescirung durch strenge Bestrafungen.

Solange jenen Uebeln nicht abgeholfen wird, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die fremden Völkerschaften, gleich den russischen Bauern, jeden Versuch der Civilisirung wie das Werk des leibhaftigen Gottseibeiuns fliehen, weil in den bei weitem meisten Fällen Bildung mit Bedrückung und Betrug sich identificirt. Diesen Mangel der Verwaltung und diesen Makel des Personals nicht nur einzusehen, sondern zu bessern und die in dem Sinne gemachten Andeutungen und Winke für gutwillig und wohlgemeint anzuerkennen, nicht, wie bisher geschah, als böswillig und verleumderisch zu unterdrücken und zu bestrafen, darin liegt das erste Zeichen des Fortschritts. Daß unter der neuen Regierung diese Principienänderung vor sich gegangen sei und nach und nach immer weiter wirken werde, geht aus verschiedenen Regierungsmaßregeln, namentlich im Ministerium der Wege- und Wassercommunicationen, jedoch auch anderweitig hervor. In einer Vorlage, welche dem Kaiser vom Großfürsten Konstantin gemacht worden sein soll, spricht dieser sich unter Anderm dahin aus, daß die Censur, eine dem öffentlichen Wohl gewidmete Anstalt, trotzdem in der gesammten Stimmung des Volks als ein verhaßtes Werk bezeichnet werde, die Ursache aber darin zu suchen sei, daß man, anstatt die Uebelstände im Lande aufzudecken und die guten Einrichtungen des Auslandes zu preisen, den verkehrten Weg eingeschlagen habe, das Fremdländische als Abschreckungsmittel vorzuhalten, das Einheimische aber, wenn auch nicht in Bausch und Bogen zu loben, so doch nur mit dem Vortrefflichen zu liebäugeln und zu prahlen. Ist das Wort richtig: Behüte uns vor unsern Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden, so hat ein anderes nicht mindere Bedeutung: daß wir über unsere Fehler am besten von unsern Feinden unterrichtet werden. Indessen darf nicht verhehlt werden, daß alle die im Publicum circulirenden Nachrichten in der Mehrzahl bisher Gerüchte waren, die noch einer Bestätigung bedürfen, jedenfalls aber die gute Meinung, die reiche Hoffnung und das sichere Vertrauen charakterisiren, welche der gebildete, wohlmeinende Theil der Nation in die Absichten und Kräfte des neuen Beherrschers setzt. Mögen die Resultate der letztvergangenen Decennien als warnendes Beispiel ermuthigend zu vertrauensvollern, kaiserlichern Maßregeln ermuntern und ermuthigen!

Um nun zu unserm Thema zurückzukehren, so wird gerade das obenangeführte Werk Bodenstedt's geeignet sein, den Leser über Das zu belehren, was in den verschiedensten Beziehungen Mangelhaftes und Tadelnswerthes im Verhalten Rußlands zum Kaukasus angetroffen wird, und jeder unbefangene Leser kann mit Vergnügen den kritischen Sammlerfleiß des Autors bewundern und seine Gabe hochschätzen, ethnographische Verhältnisse klar und deutlich aufzufassen und darzustellen. Zudem muß die Gewandtheit der äußern Form um ein nicht geringes Theil die Lust erhöhen am Genuß der Lectüre, weil sich bei den meisten Autoren touristische Oberflächlichkeit mit schwülstigem, zerfahrenem Stil, oder pedantische Gelehrsamkeit mit hölzernem, klapperndem Satzbau sich zu verbinden pflegen, Bodenstedt aber als gelehrter Reisender und Dichter den Mängeln der einseitigen Richtung entging, indem diese in ihrer Begegnung sich gegenseitig vernichten mußten. Führt uns Bodenstedt in den Kreis politischen Lebens und weiß die gesammten Erscheinungen im Gebiet seines Beobachtens darauf zu beziehen, so hat A. Freiherr von Haxthausen in seinem Werke „Transkaukasia" das sociale Leben verwandter, benachbarter Stämme sich zum Augenmerk genommen, ohne den übrigen Regionen seine Aufmerksamkeit zu entziehen. Soviel auch die frühern Schriften dieses ausgezeichneten Reisenden besprochen wurden, so ist ihre Kenntniß doch lange nicht tief und breit genug in die gebildeten Lesekreise eingedrungen, denen doch so unendlich viel an der Kenntniß Rußlands abgeht, das sie nach Hörensagen und fertig zugeschnittenen Schablonen messen und beurtheilen. Zur Kenntnißnahme gerade des jetzigen asiatischen Kriegsschauplatzes finden wir hier den besten Führer und der Wißbegierige darf nicht leichtgläubig dem Ersten Besten seine Hand reichen, der ihm die Dienste des Dolmetschers anbietet. Das Haxthausen'sche Werk vertritt für das Studium jener Länder ungefähr den Platz, den die neuerdings ausgegrabenen Alterthümer am Euphrat und Tigris für die alte Geschichte Assyriens ausfüllen. Kannten wir aus der Vergangenheit des alten Assyrerreichs kaum mehr als einige fabelhafte Namen und Jahreszahlen und ließen aus den entdeckten Reliefs über die häuslichen, geselligen und staatlichen Gebräuche uns unterrichten, so war unser Wissen über jene kaukasischen und transkaukasischen Gebirgsländer bisher kaum minder Stückwerk zu nennen, als unversehens das durch den Krieg erweckte Interesse sich jenen Völkerschaften zuwandte. Im zehnten Capitel seines Werks führt uns Haxthausen die Geschichte des Landes und dieser angeschlossen im elften eine Reihe interessanter einheimischer Sagen und Märchen vor, welche den trotz seines Reichthums lange noch nicht hinreichend ausgebeuteten Schatz der Volkspoesie vervollständigen und erweitern. Füllt dieses Werk eine augenscheinliche Lücke der Literatur der genannten Ländergebiete aus, so müssen wir um so freudiger das endliche Erscheinen der deutschen Ausgabe, der eine englische bereits voranging, begrüßen, und behalten uns vor, eine eingehendere Besprechung später nachfolgen zu lassen.

Von frühern Schriften, welche in gesellschaftlicher und geselliger Beziehung über jene Länder einiges Licht verbreiten, sind die von landeskundigen Augenzeugen geschriebenen Werke „Moskowiter und Tscherkessen" von Hamar-Dabanow (deutsch, 1846) und Lermontow's „Der Held unserer Zeit" zu nennen. Beide bringen in novellistischer oder skizzenhafter Form, namentlich aber Lermontow, ganz aus-

gezeichnete Charakterbilder, die in ihrer Ursprünglichkeit und Neuheit unser lebhaftes Interesse erwecken. An Lermontow versuchten sich verschiedene Kräfte, und wir nennen namentlich die Uebersetzung Varnhagen von Ense's: „Bela" („Denkwürdigkeiten", VI, 298), von Budberg-Benninghausen's „Aus dem Kaukasus" und August Boltz' nach dem Original benannte Verdeutschung (Berlin 1852). Aus der Lorck'schen „Hausbibliothek" schließen sich hieran K. Koch's „Kaukasische Länder und Armenien", geistreiche touristische Schilderungen, an denen der Leser die Nachlässigkeit des Uebersetzers rügen muß, welcher die englischen Originale in einer traurigen stilistischen Verstümmelung wiedergibt. Unter die Reiseberichte des Herausgebers mischen sich Skizzen der Engländer Spencer, Curzon, Wilbraham und Macintosh, welche im Zusammenhange die Richtung durch den Kaukasus nach Redutkalé, Trebisonde, Erzerum, an den Wansee u. s. w. verfolgen. Der General Macintosh ist bereits durch seine ausgezeichnete, mit zahlreichen Karten versehene Schrift über die Länder des heutigen Kriegsschauplatzes und durch die in denselben entworfenen Plane zur Führung des Kriegs, denen die englische Regierung zu folgen beschloß, vortheilhaft bekannt, und allerdings konnte nur die genaueste Ortskenntniß, verbunden mit der strategischen Umsicht des Verfassers, eine so ausgezeichnete Arbeit liefern. So wäre in diesem Sinne die Schrift des Generals unter allen übrigen genannten und noch zu nennenden für den Leserkreis besonders anzuempfehlen, dem an genauer und erfahrener Belehrung über die kriegerischen Beziehungen der Ost- und Westmächte gelegen ist, ohne auf die sonstige genauere Beschaffenheit von Land und Leuten Gewicht zu legen; und wir erwähnten mit Nachdruck des Kartenreichthums umsomehr, als bei sämmtlichen übrigen Schriften eben hierin der Mangel sich am fühlbarsten macht. Von ungleich geringerm Gehalt als vorgenannte Schrift ist die von E. Jouve. Ueber die nämlichen Gegenden verbreitet sich des Fürsten Anatol von Demidow ausgezeichnetes Werk und wir brauchen des Buchs nur Erwähnung zu thun, da es seit seinem Erscheinen bereits vielfach die verdiente Anerkennung und weitere Verbreitung gefunden hat. Diese Schrift wie die A. von Harthausen's ist mit zahlreichen Illustrationen geziert, unter denen in „Transkaukasia" die Ansichten des Elbrus und Kasbek in Farbentondruck und das Porträt des Patriarchen von Armenien in Stahlstich besonderes Lob verdienen.

Ferner ist „Die Krim" (aus J. J. Weber's „Illustrirter Reisebibliothek") mit saubern Holzschnitten ausgestattet, nicht minder lesenswerth, ein Buch, das in guter Uebersetzung die Beobachtungen und Aufzeichnungen einer englischen Dame aus der guten Gesellschaft wiedergibt, einer Dame, die eine längere Reihe von Jahren im Lande ihren Aufenthalt genommen und Gelegenheit, Muße und Talent besaß, Land und Leute, Einrichtungen und Gebräuche zu beobachten, aufzufassen und zu charakterisiren. Auf gleich engem Gebiete bewegt sich A. T. von Grimm's „Taurische Halbinsel" (erster Theil der „Wanderungen nach Südosten"), ein Buch, das mit einer gewissen poetischen Wärme geschrieben, durch die frische Darstellung manche Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Darstellung vergessen macht. Wenn unter Anderm S. 40 der Verfasser behauptet, daß die Krim noch nie Gegenstand der Landschaftsmalerei gewesen, so sollte er, der als einstiger Lehrer des Großfürsten Konstantin in dem kaiserlichen Palais Zutritt hatte und nicht geringer Kunstkennerschaft sich rühmt, wissen, daß Karl von Kügelgen seiner Zeit für den Kaiser Alexander I. einen ganzen Cyklus reizender Gemälde verfertigte, welche in lithographischen Darstellungen in Rußland ziemliche Verbreitung fanden.

81.

Kaulbach's Illustrationen zu Shakspeare.

1. Shakspeare-Galerie von Wilhelm von Kaulbach. Erste Lieferung: Macbeth. Berlin, Nicolai. 1855. Imp.-Fol. 12 Thlr., chinesisches Papier 15 Thlr., vor der Schrift 24 Thlr.
2. Wilhelm von Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert von Moritz Carriere. Erstes Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth. Berlin, Nicolai. 1856. Gr. 4. 10 Ngr.

Wenn ein Malerfürst wie Kaulbach sich gedrungen fühlt, einem Dichterheros wie Shakspeare seine künstlerische Hand zu leihen, um die ewigen Gestalten, die Letzterer nur für das Auge der Phantasie entworfen, nachzubilden oder vielmehr nachzuschaffen und für die sinnliche Anschauung zu fixiren; wenn die besten Kräfte der Kupferstecherkunst, ein Eichens, E. Schäffer, Jacoby, Hoffmann, mit ihm sich verbinden, um seine Zeichnungen auf Erz zu übertragen und dadurch zum Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu machen; wenn endlich ein Aesthetiker wie M. Carriere noch hinzutritt, um Das, was der Dichter erdacht, der Künstler erschaut hat, auch dem empfangenden und genießenden Geiste zum klaren Verständniß zu bringen, so ist das ein Ereigniß, welches eine so seltene Gunst der Umstände voraussetzt, daß es wol kaum alle 100 Jahre einmal eintreffen dürfte. Ja, was Shakspeare betrifft, so mußten über 200 Jahre seit seinem Tode vergehen, ehe ein Künstler erstand, der würdig und befähigt gewesen wäre, ihm dasjenige Denkmal zu setzen, das seinen Namen höher ehrt als Marmorstatuen und Erztafeln. Denn obwol bereits im vorigen Jahrhundert eine Anzahl namhafter englischer Maler, wie Josua Reynolds, G. Romney, B. West, J. Bary, J. Opie, T. Stothard u. A., einen (jetzt zerstreuten) Cyklus von Darstellungen lieferten, die den Dichtungen Shakspeare's gewidmet waren und den Namen der „Shakspeare-Galerie" erhielten, obwol es auch in Deutschland, seitdem der Dichter bei uns eingebürgert ist, an Versuchen ähnlicher Art — wir erinnern nur an Retzsch und Ruhl — nicht gefehlt hat, so blieben doch alle diese Bestrebungen weit hinter ihrem Ziele zurück. Wenn man von einzelnen Bildern düsselborfer Meister und von dem (nicht

eben gelungenen) Kupferstich zu „Romeo und Julie" nach einer trefflichen Zeichnung unsers großen Cornelius absieht, kann man behaupten, daß es bisher an einer würdigen Versinnlichung Shakspeare'scher Ideen durch Bild und Zeichnung noch gänzlich gebrach.

Wilhelm von Kaulbach, anerkanntermaßen einer der größten Meister der neuern Zeit und vielleicht aller Zeiten, dürfte mehr als irgendein Anderer berufen sein, diese Lücke auszufüllen. Denn Shakspeare's Dichtungen gegenüber genügt es nicht blos, ein großer Maler zu sein. Ist es überhaupt schon für den bildenden Künstler bedenklich, mit dem Dichter in die Schranken zu treten, weil das Poetische keineswegs immer malerisch ist, so ist es doppelt gewagt bei Shakspeare. Es fehlt seinen Figuren nicht nur an dem im engern Sinne plastischen Gepräge, an jener Ruhe und Würde der Erscheinung, an jener typischen Allgemeinheit, Klarheit und Anschaulichkeit des Charakters, der in wenigen großen, von vornherein fixirten Grundzügen ausgeprägt, die Helden der griechischen Epopöe und Tragödie zur Umgestaltung in plastische Gebilde so unmittelbar geeignet erscheinen ließ, daß es einer Uebertragung kaum bedurfte, sondern es fehlt ihnen im Grunde auch an einer unmittelbaren Beziehung zum Geiste und Wesen der Malerei. Denn auch die Malerei, obwol das Individuelle, im engern Sinne Charakteristische keineswegs außerhalb ihres Bereichs liegt, bedarf doch ebenfalls fester, ausgebildeter, keiner Wandelung unterworfener Charaktere, weil nur solche Charaktere dem Wesen des malerischen Kunstwerks, das selbst keiner Veränderung, keiner Entwickelung und Bewegung fähig ist, entsprechen. Shakspeare's Charaktere dagegen sind im Werden, in beständiger Entwickelung und Fortbildung begriffen. Wie klar und bestimmt sie auch angelegt sind, wie nothwendig auch aus einem ursprünglichen festen Kerne unter den gegebenen Umständen ihre Gestalt sich herausbildet, wie lebendig und natürlich auch diese Entwickelung im strengen Zusammenhang aller Glieder fortschreitet, immer zeigt sich doch erst am Ende, was ihr wahres Wesen, ihre eigentliche Bedeutung ist. Ja nicht selten eröffnet sich am Ende noch eine Perspective in die Zukunft, in welche die angelegten Fäden hinausweisen und der Proceß der Entwickelung für die Phantasie des Lesers sich fortsetzt. Nirgends ein Stillstand, nirgends ein Ruhepunkt, der dem Künstler zum Standpunkt der Auffassung, zum Anhaltepunkt für die Anlage und Disposition seines Werks dienen könnte. Will er daher der Aufgabe genügen, so muß er ganz vom Einzelnen absehen, er muß im Stande sein, Das, was der Dichter in eine Fülle einzelner Züge auseinanderlegt und durch eine lange Reihe von Bildungsstufen hindurchführt, in eine höhere ideale Einheit zusammenzufassen und in ihr als der göttlichen Gegenwart, in welcher Vergangenheit und Zukunft sich begegnen und ineinanderschmelzen, die Gesammtheit der einzelnen Momente zur Anschauung zu bringen. Das aber ist eine Thätigkeit, die nicht blos den gegebenen Stoff künstlerisch verarbeitet und die poetische Gestalt nur so treu als möglich nachbildet; das ist eine wesentlich productive, das dichterische Gebilde neu schaffende Thätigkeit, die, wenn sie gelingen und die neue Schöpfung ihrem Urbilde gleichen soll, eine nahe Geistesverwandtschaft zwischen dem Dichter und dem Künstler voraussetzt.

Diese Geistesverwandtschaft zwischen Shakspeare und Kaulbach sucht daher Carriere zuvörderst nachzuweisen und schickt deshalb dem ganzen Cyklus von Darstellungen eine einleitende Abhandlung voraus, die den Titel führt: „Shakspeare's dichterische Eigenthümlichkeit und Weltstellung im Verhältniß zur bildenden Kunst." Schon diese Einleitung zeigt, daß man, wenn es sich um würdige Erläuterungen Shakspeare'scher Bildwerke handelte, den rechten Mann gefunden hat. Carriere hat durch sein neuestes Werk: „Das Wesen und die Formen der Poesie", in welchem er die Normen für das Drama gerade von Shakspeare ableitet und durch sein Beispiel veranschaulicht, ein ebenso gründlichs Studium wie tiefes Verständniß der Poesie, der dramatischen Kunst und insbesondere Shakspeare's bewiesen. Er hat aber auch durch eine Reihe von Abhandlungen (in Zeitschriften) dargethan, daß er mit der Geschichte und dem eigenthümlichen Wesen der bildenden Künste ebenso vertraut ist wie mit den classischen Dichtungen aller Völker und Zeiten. Hier, im geistigen Mittelpunkte aller Kunst, dem gemeinsamen Ideale, das die entgegengesetzten, anscheinend unvereinbaren Kunstformen, das flüssige Drama und das feste Bildwerk, in seinem Schoose trägt und aus sich herausgebiert, muß Derjenige festen Fuß gefaßt haben, der Erläuterungen zu einer Kaulbach'schen „Shakspeare-Galerie" liefern will. Die Aufgabe ist nicht leicht: sie fodert eine gleichmäßige Durchbildung der beiden entgegengesetzten Seiten des erkennenden Geistes, des reflectirenden (philosophischen) Gedankens wie des percipirenden Sinnes, hier die Tiefe der dichterischen Conception zu verstehen, dort die künstlerische Intention in ihrer Versinnlichung durch feine, oft fast unmerkliche Zeichen zu erfassen. Daß Carriere ihr gewachsen ist, zeigt er schon dadurch, daß er sich ihrer Bedeutung klar bewußt ist. Denn ihre Bedeutung und die Möglichkeit ihrer Lösung liegt eben in jenem selbigen Punkte, in welchem der Genius des Dichters und der schöpferische Geist des Künstlers sich einigen und durch welchen allein eine innige Geistesverwandtschaft beider im einzelnen Falle möglich ist. Indem Carriere diese Verwandtschaft zwischen Shakspeare und Kaulbach darzulegen sucht, erreicht er mit Einem Schlage einen gedoppelten Zweck: er gibt eine allgemeine Charakteristik des Dichters und stellt zugleich den Leser auf denjenigen Standpunkt, von welchem aus der große Künstler seine Darstellungen entworfen hat und aufgefaßt haben will. Mit Recht hebt er zunächst hervor, daß Shakspeare ein Dichter der Idee ist, d. h. daß er nicht blos, wie man lange gewähnt hat, mit genialem Instincte die mannichfaltigen Fäden der Action und die verschiedenen Charaktere harmonisch zu verknüpfen und so die Darstellung zu einem äußerlichen Ganzen abzurunden weiß, auch nicht blos, wie Gervinus

will, eine gegebene Geschichtserzählung durch lebensvolle Durchbildung der Charaktere vertieft und damit nebenher zum Beispiel einer allgemeinen Idee, einer moralischen oder politischen Maxime erhebt, sondern daß er von vornherein dem todten Stoffe eine Seele einhaucht, in der Mannichfaltigkeit der Thaten und Begebenheiten eine bestimmte allgemeine Lebensansicht auszudrücken sucht und ihr gemäß das gegebene Material umgestaltet, ihr gemäß die handelnden Charaktere wählt und formt. Aber gleichermaßen ist auch Kaulbach ein Maler der Idee im eminenten Sinne des Worts. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß in seinen Darstellungen die Idee oft zu sehr vorschlage, daß er sich nicht begnüge, die ideelle Bedeutung eines einzelnen historischen Ereignisses zu veranschaulichen, sondern die leitenden Ideen ganzer Zeitalter und Geschichtsperioden versinnlichen wolle, was die Grenzen der Malerei überschreite und unvermeidlich zu einem kalten Symbolisiren und Allegorisiren führe. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt zu erörtern, der sich nicht so nebenher abthun läßt. Wir bemerken daher nur, daß sich die Grenzen einer Kunst nicht a priori feststellen lassen, weil es keinen Maßstab für die Größe der künstlerischen Kraft gibt und Niemand sagen kann, was dem Genius möglich und nicht möglich sei. Nur die Thatsache, das Kunstwerk selbst, kann darüber entscheiden, ob die Grenzen der Kunst überschritten, d. h. die Grundgesetze der Schönheit und der künstlerischen Darstellung verletzt sind, oder ob nicht vielmehr blos die Grenzen, innerhalb deren die Künstler bisher sich bewegten, eine Erweiterung erfahren haben durch die geniale Kühnheit und Kraft Dessen, der sie zu durchbrechen wagte. Uns will es scheinen, als sei der Streit über die großen Wandgemälde des Neuen Museums in Berlin in diesem Sinne zu Gunsten Kaulbach's zu entscheiden. Doch überlassen wir das Urtheil darüber den Meistern vom Fach und dem Richterstuhle der Nachwelt. Wir wollten hier nur unter Hinweisung auf jene großen Gemälde darlegen, daß Kaulbach in der That ähnlich wie Shakspeare verfährt und den Stoff nicht blos künstlerisch zu verarbeiten, auszugestalten und zu beleben weiß, sondern ihn auch zum Träger einer allgemeinen, weithin reichenden Idee zu machen sucht.

Aber Shakspeare's Idealismus, seine echt dramatische Weise, die Idee zur Erscheinung zu bringen, liegt anscheinend weit ab von der malerischen Form und Ausdrucksweise. Shakspeare idealisirt nicht wie die Alten. Um die Idee zu versinnlichen, gibt er der äußern Erscheinung nicht eine ideale Form; seine Helden, wenn auch zuweilen von hervorragender Kraft und Größe, sind doch durchaus wirkliche, leibhaftige, natürliche Menschen, ja eingefleischte Engländer, wie Goethe sagt, scharf individualisirt, oft ganz eigenthümlichen Schlags, schroffe, absonderliche Charaktere, ohne alles typische Gepräge. Was sie meinen und wollen, thun und leiden, gehört ebenfalls nur ihnen an, entspringt aus ihrem individuellen Geiste und Charakter, aus ihren besondern Verhältnissen und Lebensumständen. Kurz, das Allgemeinmenschliche, wenn es auch immer den innersten Grund und Kern der Shakspeare'schen Gestalten bildet, tritt nirgends unmittelbar in die Erscheinung, sondern liegt ihr eben nur zugrunde: die Erscheinung selbst ist stets individuell, realistisch, naturalistisch. Danach könnte man meinen, bemerkt Carriere mit Recht, daß es die Sache des Genremalers sei, Shakspeare's Dichtungen in Bild und Gemälde zu übersetzen. Allein wenn es auch der geniale Genremaler wol vermag, den komischen Figuren und den Lustspielen Shakspeare's gerecht zu werden, so dürfte doch im Allgemeinen seine Kunst schwerlich ausreichen. Shakspeare's Tragödien und insbesondere seine historischen Dramen erheben sich weit über die gemeine Wirklichkeit, über die Sphäre des alltäglichen Lebens und seiner poetischen Bezüge. Seine Helden erscheinen zwar ganz individualistisch und realistisch gezeichnet; aber in ihnen waltet der Geist der Weltgeschichte, das ewige Gesetz und der höchste Zweck der menschlichen Dinge; ihm gemäß ist der innerste Kern ihres Wesens bestimmt, ihm gemäß entwickeln sich ihre Verhältnisse und Zustände, ihm gemäß verlaufen ihre Thaten und Lebensereignisse, ihm gemäß gestaltet sich ihr Schicksal. Ganz wie in der Geschichte die Idee nicht äußerlich heraustritt, nicht in einzelnen Persönlichkeiten abgebildet erscheint, sondern an ihnen nur ihre Hauptträger hat, aber auch in allen übrigen handelnden Personen, im ganzen Volks- und Zeitgeiste sich reflectirt, wie sie also zwar als die Alles leitende und bedingende Macht sich geltend macht, aber nur dem Auge des Geistes erkennbar ist, gerade so erscheint in Shakspeare's Dramen die Idee als das eigentliche Motiv der Action, als der innere Lebenskeim aller Entwickelung, als das ideale Princip der Gestaltung des Ganzen. Nur wer von diesem Mittelpunkte aus das Ganze überschaut, wird in den handelnden Personen, trotz ihrer realistischen Erscheinung, ein idealistisches Element erkennen, das, weil es den eigentlichen Kern ihres Wesens bildet, von innen heraus ihre ganze Persönlichkeit durchdringt und bestimmt. Der bildende Künstler muß freilich diesen idealistischen Kern auch in die äußere Erscheinung herausstellen, und doch darf er das realistische Gepräge derselben nicht verwischen. Allein die Schwierigkeit, die er damit zu lösen hat, tritt ihm bei jedem historischen Gemälde entgegen; auch hier verlangt die weltgeschichtliche Idee ihr Recht, und doch darf die gegebene Wirklichkeit, das Thatsächliche der Erscheinung, die Porträtmäßigkeit der handelnden Personen nicht verletzt werden. Diese Gegensätze zu versöhnen, das Allgemeine der Idee in der individuellen, realistischen Erscheinung zur Anschauung zu bringen und damit der historischen Wirklichkeit das Gepräge der Idealität aufzudrücken, ist eben die Aufgabe des eigentlichen Geschichtsmalers, die Art ihrer Lösung das Geheimniß des künstlerischen Genius. Kaulbach hat bereits vielfach bewiesen, daß er dies Geheimniß besitzt. Er hat einerseits, wie Carriere mit Recht erinnert, in einzelnen Darstellungen — z. B. im „Irrenhaus" und im „Verbrecher aus verlorener Ehre" — gezeigt, wie scharf und bedeutsam er zu individualisiren versteht und wie genau

er, wo es darauf ankommt, die gemeine Wirklichkeit, selbst mit ihren Auswüchsen von Laster, Verbrechen und Geisteskrankheit, in schlagender, porträtmäßiger Aehnlichkeit abzubilden weiß, — eine Fähigkeit, die für eine Anzahl Shakspeare'scher Gestalten, für einzelne Nebenfiguren der Tragödien und historischen Stücke und für die meisten Charaktere der Lustspiele, durchaus unentbehrlich ist. Er hat aber auch in vielen andern Werken dargethan, daß er des wahrhaft historischen Stils wahrhaft Meister ist und in vollem Maße das Vermögen besitzt, die gegebene Wirklichkeit durch die ideale Größe und Schönheit des ihr zugrunde liegenden Gedankens zu verklären. Wir dürfen daher mit Sicherheit erwarten, daß es ihm auch gelingen werde, in Shakspeare's Gebilden trotz ihrer realistischen Erscheinung doch das poetische Ideal der Menschennatur, dessen Ausdruck sie sind und das dem Dichter beständig vor Augen schwebte, zur vollen lebendigen Anschauung zu bringen.

Shakspeare ferner, weil er eben durch und durch Dramatiker ist, liebt die epische Breite ebenso wenig als die lyrische Zerflossenheit. Er erzählt nicht, sondern was geschieht, geht vor unsern Augen vor; er schildert nicht, sondern zeigt uns unmittelbar die Personen selbst nach ihrer äußern und innern Beschaffenheit. Und diese Personen sind zwar keineswegs ohne Herz und Gemüth, aber sie behalten ihre Gefühle und Empfindungen meist für sich, theils weil das reine und tiefe Gefühl jede laute Aeußerung scheut, theils weil breite Gefühlsergüsse undramatisch sind. Nur wo das Gefühl zum Affect sich steigert, oder wo es den Willen ergreift und zum Motive der That wird, tritt es klar und bestimmt hervor. Das lyrische Element, das bei unsern dramatischen Dichtern sich so breit macht und gern mit der Reflexion und Contemplation sich verbindet, fehlt bei Shakspeare als selbständiges Glied des dramatischen Körpers fast ganz. Die Stelle desselben ersetzt der Humor, der nicht blos ein einzelnes Element, sondern ein wesentlicher Factor des Shakspeare'schen Dramas ist. Der echte Humor kommt aus dem Herzen; er ist kein Verstandesproduct wie der Witz, sondern ursprünglich eine Stimmung der Seele, die aus der Tiefe des Gemüths quillt, aber entwickelt und gepflegt sich leicht festsetzt und allgemach den ganzen Geist ergreift, die ganze Lebens- und Weltanschauung bedingt, bald mit dem Verstande, bald mit der Phantasie sich vermählend und daher bald als funkelnder Witz, bald in phantastischen Einfällen und wunderlichen Gedankensprüngen sich äußernd, in glücklichen Situationen voll spielender Heiterkeit und lachenden Uebermuths, unter trüben, tragischen Verhältnissen voll tiefer, nur unter dem Deckmantel des Komischen sich verbergender Gedanken oder, je nach dem Charakter der Personen, voll bitterer Satire und vernichtender Sarkasmen. Den Grundquell dieser Stimmung hat Jean Paul richtig angedeutet; sie beruht auf der Anlage des Gemüths, in den gegebenen Situationen und Verhältnissen, Thaten und Erfolgen das der ewigen Idee, dem wahren Wesen des Menschen und der Dinge Unangemessene, Widersprechende unmittelbar herauszufühlen, oder, wie Jean Paul will, das Endliche und Unendliche in scharfem Contrast gegeneinander zu stellen und aneinander zu messen, womit die Wirklichkeit trotz all ihrer Größe und Schwere zum unendlich Kleinen zusammenschwindet. Wo diese Anlage mit dem forschenden, beobachtenden, grübelnden Gedanken zusammentrifft, wird sie zur philosophischen Reflexion und Contemplation führen; wo sie dagegen mit einem raschen Verstande oder reizbarer Phantasie sich verbindet, wird sie in jenen verschiedenen Formen und Farben des Humors sich äußern. Shakspeare ist ein Meister des Humors, wie es keinen zweiten gibt; er sprudelt bei ihm in unerschöpflicher Fülle und erscheint in allen Gestalten, deren er überhaupt fähig ist, hier im Gewande tiefsinniger Weisheit, dort im buntscheckigen Kleide der Narrheit und des tändelnden Scherzes, hier als Ausdrucksform stürmischer Affecte und glühender Leidenschaft, dort als Hülle zarter, inniger, verschämter Gefühle. Es gibt fast keinen Charakter bei Shakspeare, der ganz ohne die Gabe des Humors wäre, keine Situation, die nicht von der einen oder andern Seite im Lichte des Humors betrachtet würde. Dieses Zwielicht, in welchem der Glanz des Ideals mit dem trüben Dunkel der gemeinen Wirklichkeit verschmilzt, ist die eigenthümliche Beleuchtung, unter welcher Shakspeare überall Leben und Geschichte darstellt. Unter dieser Beleuchtung wagt er es und darf es wagen, auch das Häßliche ganz unverschleiert und ungemildert dem Schönen an die Seite zu setzen. Das Häßliche ist eben nur die nicht blos theilweise, vorübergehende, blos innerliche, sondern volle, dauernde, äußerlich gewordene Unangemessenheit des Wirklichen gegen die Idee; es ist daher an sich das Unkünstlerische, weil Unschöne. Nur das Licht- und Farbenspiel des Humors vermag ihm eine Art von schönem Schein zu verleihen, in ähnlicher Weise wie das kunstvolle Helldunkel und Colorit des Genremalers die gemeine Wirklichkeit mit einem künstlerischen Nimbus umkleidet und zum Gemälde umwandelt. Gestalten wie die Hexen in „Macbeth", Kaliban im „Sturm", Cloten in „Cymbeline", Richard III. und andere erscheinen daher nicht nur mit Humor behandelt, sondern sind auch selbst nicht ohne einen Funken von Humor, der sich gegen ihre eigene Häßlichkeit kehrt. Mit Recht bemerkt deshalb Carriere:

> Der Humor in seiner Fülle und Tiefe ist ein so wesentlicher Charakterzug Shakspeare's, der ihn vor den Tragikern Griechenlands wie vor Dante oder Schiller auszeichnet, daß ein bildlicher Darsteller nur eine Seite seiner Poesie und diese niemals ganz entsprechend abspiegeln würde, wenn nicht auch ihm jene köstliche Gottesgabe in der Seele sprudelt und aus den Fingerspitzen quillt.

Mit Recht fügt er hinzu, daß keiner der neuern großen Maler mit mehr Glück dem Humor sich wieder zugewendet habe als gerade Kaulbach. In der That zeigen Kaulbach's Darstellungen zum „Reineke Fuchs", zum Theil auch seine Gemälde am Aeußern der Neuen Pinakothek zu München und einzelne Partien vom Fries der großen Wandmalereien des berliner Museums, daß

er des Humors in den verschiedensten Formen und Ausdrucksweisen mächtig ist; selbst nach dieser Seite hin erkennen wir in ihm einen nahen Geistesverwandten Shakspeare's.

Was den Charakter der künstlerischen Darstellung, den Stil betrifft, in welchem Shakspeare's Dichtungen behandelt sein wollen, so macht Carriere darauf aufmerksam, daß „eine kirchlich-symbolische Darstellungsweise und ein ruhiges Nebeneinander des epischen Reliefstils, wie er sich für Dante eignete, der Eigenthümlichkeit Shakspeare's kein Genüge thun und ihn aus seiner Zeit herausversetzen würde". Wie Shakspeare von ganzem Gemüth und mit allen Kräften Dramatiker sei, wie er daher die Härte des Kampfs, die schneidende Schärfe der einander zerschlagenden Einzelmächte nicht scheue, weil er die Harmonie der Versöhnung in milder Seele trage, und wie ihm die gewaltigsten Herzenserschütterungen und jene Zaubermacht über die Geister nur darum zugebote stehen, weil er das Aeußerste wagt, ohne die Linie der Wahrheit und Schönheit zu überschreiten, so müsse auch der bildende Künstler sich alles Ueberein-kömmlichen zu entschlagen und kühn den prägnanten Moment zu ergreifen wissen, in welchem das seit lange herangezogene Gewitter sich entladet; er müsse die Gestalten in ihrer Wechselwirkung vorführen und alle Motive auf den einen Brennpunkt beziehen, in welchem auch der Dichter ihr Wollen sich concentriren, ihr Schicksal sich bereiten lasse. Ja der Maler werde Manches bei dem Dichter Auseinanderliegende, in verschiedene Scenen Vertheilte zusammenbringen müssen, um uns in dem einen Augenblicke, den er allein darstellen kann, Vergangenheit und Zukunft wie im Spiegel sehen zu lassen, gleichwie ja der Dichter selbst die Ereignisse ganzer Jahre innerhalb weniger Stunden uns vorführe, indem er in der Stetigkeit der Entwickelung alle zur Sache gehörigen bedeutenden Momente der Begebenheiten und Gemüthszustände aneinanderreihe und auseinander entspringen lasse, alles Unnöthige und Bedeutungslose aber übergehe. Durch perspectivische Ausfüllung des Hintergrunds im Raume werde hier der Maler Dasselbe leisten können, was der Dichter durch die größere Zeittiefe, die er hinter den engen dramatischen Vordergrund mittels eingestreuter Andeutungen und Zwischenereignisse eintrage und durch die er die dem äußern Auge rasch vorübergleitende Handlung für das innere Auge auf das Maß ihrer natürlichen Dauer ausdehne.

Mit diesen Bemerkungen ist bereits angedeutet, daß der im engern Sinne dramatische Stil der Malerei, jene Behandlungsweise, für welche vornehmlich Rubens die großartigsten Musterbilder geliefert hat, der für Shakspeare's Dichtungen allein geeignete sei. Wie dieser Stil eine vollere, bewegtere, beziehungsreichere Weise der Composition fodert, als die reliefartige, für das Epos und das antike Drama genügende Umrißzeichnung zuläßt, so verlangt er — wie Carriere weiter bemerkt — eine eingehendere, genauere Bezeichnung des Persönlichen, Charakteristischen, als die allgemeine Formenschönheit des griechischen Profils und die ideale Ebenmäßigkeit der griechischen Körperbildung gestatten. Es wäre sicherlich geradezu ein Fehler, wenn der bildende Künstler selbst da, wo Shakspeare die Schönheit, die Huld und Anmuth schildert, uns eine Aphrodite oder Hebe oder auch nur eine Rafael'sche Idealgestalt vorführen wollte. Selbst Shakspeare's Schönheit hat ein dramatisches Gepräge; sie ist bedingt durch den Geist und Charakter der Person, durch die bestimmte Situation, in der sie sich befindet, durch ihre Verhältnisse und Beziehungen zu andern Persönlichkeiten; sie tritt uns nicht unmittelbar vor Augen, sondern zeigt sich nur in den Wirkungen, die sie auf Andere ausübt; sie ist nie eine allgemeine, sondern eine mehr oder minder individuelle, kurz, sie erscheint so abhängig von den gegebenen Umständen und Bedingungen, so verwachsen mit dem Boden der Wirklichkeit, auf dem sie steht, daß eine rein idealistische Darstellung Shakspeare'scher Schönheiten unmöglich wird. Dasselbe gilt natürlich in noch höherm Grade von den übrigen Gestalten Shakspeare's. Jene Flaxman'sche Darstellungsweise, die bei Homer, Hesiod, Aeschylus mit Recht bewundert ward und den schönen Stil der griechischen Vasengemälde geistvoll und originell reproducirte, würde daher, wie Carriere bemerkt, bei Shakspeare durchaus unangebracht sein. Bei ihm gilt es vielmehr, „die Darstellungsweise eines Dürer, eines Holbein wieder aufzunehmen, aber sie zu der Idealität und Harmonie durchzubilden, die ein Zeitalter verlangen kann, welches zugleich auch der Erbe der antiken und italienischen Kunst ist". Die bloße Umrißzeichnung läßt außerdem die Figuren alle nur in einer und derselben Ebene erscheinen; ein Hintergrund kann nur skizzenhaft angedeutet werden, wie von Flaxman in seinen Umrissen zu Aeschylus geschehen. Wo dagegen eine Perspective eröffnet wird, wo auch Gruppen im Mittel- und Hintergrunde als hereinwirkende Glieder der Handlung darzustellen sind, da ist es nothwendig, daß der Maler Licht und Schatten zu Hülfe nimmt, daß durch stärkere Betonung der Vordergründe, durch ganze Licht- und Schattenmassen unterscheidende Sonderung in die Fülle des Dargestellten komme. Ja wo die lyrische Stimmung vorschlägt und noch unausgesprochene dunkle Regungen des Gemüths auf das Wort und die That bedingend einwirken, da wird selbst das musikalische Element der Farbe nicht ganz entbehrt werden können und der Zeichner muß dem Bilde in Haltung und Stimmung das durch Licht, Schatten und Helldunkel mögliche Analogon der Farbenwirkung zu verleihen suchen. Dies wird indessen nicht in allen Fällen nöthig sein; es kann manchmal der Umriß mit leichter Modellirung ausreichen, bei einer andern Scene dagegen die volle Anwendung der malerischen Mittel erfoderlich sein.

Wir bewundern in Kaulbach's bisjetzt vollendeten Zeichnungen auch in dieser Hinsicht den Takt des Genius, und die Bilder vom Tode Johann's, von Ferdinand und Miranda scheinen sich vor unsern Augen mit Farben zu beleben, so malerisch sind sie gedacht, so ganz versetzen sie uns in die Stimmung, deren Hauch über sie ergossen ist.

Diese Bemerkungen Carriere's über Stil und Dar-

stellungsart von Shakspeare-Bildern sind, wie der letzte Satz andeutet, von den Zeichnungen Kaulbach's selbst abstrahirt und beziehen sich nicht blos auf die vorliegenden Kupferstiche, sondern auch auf andere bereits vollendete Zeichnungen zum „König Johann" und zum „Sturm" (woraus zugleich hervorgeht, daß wir auf eine rasche Förderung des großartigen Unternehmens hoffen dürfen). Sie wollen daher dem Meister keineswegs vorschreiben, wie er die Sache anzugreifen habe, sondern nur aussprechen, wie er sie bereits angegriffen hat. Sie sind indeß darum nicht weniger wahr, nicht weniger treffend in Form und Inhalt und beweisen nur, daß Kaulbach's Shakspeare-Bilder wahre, echte Illustrationen des großen Dichters zu werden versprechen, nicht blos zeigend, was man auf jeder guten Bühne sehen kann, sondern Sinn und Bedeutung seiner Dichtungen wahrhaft erläuternd.

Soweit wir nach den vorliegenden Blättern zu „Macbeth" urtheilen dürfen, sind wir zu dieser Erwartung vollkommen berechtigt. Die beiden Helden der Tragödie, die sie uns vorführen, tragen, wie uns wenigstens scheint, in Gestalt und Ausdruck ganz das Gepräge jener innern, lebens- und charaktervollen Wahrheit und jener eigenthümlichen, alle Fehler und Vergehen, ja den tiefsten sittlichen Verfall noch überdauernden Größe der Shakspeare'schen Heroengestalten, das uns ihre porträtmäßige Aehnlichkeit mit der dem Dichter selbst vorschwebenden Anschauung am sichersten verbürgen dürfte. Wie Aristoteles von der Tragödie fodert, daß sie dreitheilig nach Anfang, Mitte und Ende (Katastrophe) gegliedert sei, so versinnlichen uns die zur Darstellung gebrachten Scenen diese drei Hauptpunkte im Entwickelungsgange der Action. Das erste Bild zeigt uns Macbeth und Banquo in der Begegnung mit den „Schicksalsschwestern": Macbeth, eine echte, aber durchaus individuelle Heldengestalt, von nordischer Strenge und Derbheit, keine Spur von Furcht oder Schrecken im Antlitz, sein scheuendes Roß kräftig im Zaum haltend, die linke Hand erhoben, als ob er, nach Carriere's Ausdruck, das Antlitz vor dem Glanz der ihm dargebotenen Krone schirmen wolle, aber aus dem Stern des Auges, der markirtesten Stelle des ganzen Bildes, einen Blick glühenden Verlangens nach ihr schießend, die durchaus gelungene Versinnlichung eines gewaltigen, thatkräftigen Willens, eines hochstrebenden Geistes, der auf Größe angelegt, seines wohlbegründeten innern Anspruchs auf Macht und Herrschaft sich bewußt, durch die Gunst der Umstände gereizt und verlockt, der Versuchung erliegt. Neben ihm Banquo, viel ruhiger, in fragender, erwartender Haltung, in den rundlichen Gesichtszügen und der etwas beleibten Gestalt einen gewissen Mangel an Energie, eine Neigung zum Abwarten und Gehenlassen verrathend, und somit zwar der lebendige Gegensatz zu Macbeth, aber offenbar kein Hinderniß für dessen hochfliegende Gedanken. Die drei Hexen vor ihnen, schwebend über einem Runenstein, von Irrlichtern umtanzt, mit emporgesträubtem, sturmbewegtem Haare, häßlich und schrecklich wie das Böse, aber, nach Carriere's treffender Bemerkung, von einer furchtbaren, den dämonischen Zauber des Bösen versinnlichenden Grazie, die in den stilisirten Formen der Kunst, namentlich bei der mittlern, die Krone emporhaltenden, deutlich hervortritt.

Das zweite Bild veranschaulicht uns eine jener Scenen, die wir fast nur in Shakspeare's Dramen finden, einen Gemüthszustand aus jener dunkeln, geheimnißvollen Region der Seele, die zwischen Trieb und Bewußtsein, Schlafen und Wachen, Vernunft und Wahnsinn liegt und die nur Shakspeare's Meisterhand zu schildern versteht. „Lady Macbeth schlafwandelnd" ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben für die bildende Kunst. Gegen ihre Fassung und Lösung wird wahrscheinlich auch von mancher Seite Einspruch erhoben werden. Denn schon die Kritiker und Interpreten Shakspeare's selbst sind uneinig über die Auffassung des Charakters der Lady. Die Einen sehen in ihr den bösen Engel ihres Gemahls, die eigentliche Anstifterin alles Unheils, ein Mannweib voll dämonischen Hochmuths und Trotzes, aller zartern Regungen und Gefühle baar, weit hinausgreifend über die Sphäre echter Weiblichkeit, vor keinem Mittel zurückschreckend, wenn es nur zur Befriedigung ihrer männischen Ehr- und Herrschsucht dient. Die Andern dagegen erkennen in ihr nur das liebende Weib, das, völlig aufgehend in dem Sinne und Geiste des geliebten Mannes, gleichsam nur in seine Seele hinein ehrgeizig und herrschsüchtig ist, nur mit ihm und für ihn nach der höchsten Gewalt strebt, nur darum zu rücksichtsloser Energie ihn anspornt, weil sie weiß, daß er nur in der Erreichung dieses einzigen Ziels seiner Gedanken und Wünsche Befriedigung finden wird. Beide Ansichten schließen sich trotz ihrer Gegensätzlichkeit doch nicht schlechthin aus. Die Liebe der Lady zu ihrem Gemahl, wenn sie auch nicht das einzige Motiv ihrer Handlungen ist, kann doch sehr wohl als wesentlich mitwirkend, als Sporn ihrer leidenschaftlichen Natur, als Hebel ihrer angeborenen Sucht nach Glanz und Herrschaft, als Stützpunkt ihrer jedenfalls mehr als weiblichen Energie und Entschiedenheit gedacht werden. Kaulbach indeß scheint, nach der gegebenen Darstellung zu urtheilen, mehr im Sinne der zweiten Ansicht den Charakter der Lady aufgefaßt zu haben; Mancher wenigstens wird ihre Erscheinung großartiger, heroischer wünschen. Allein es fragt sich noch sehr, ob der Künstler sie nicht anders dargestellt hätte, wenn er sie uns in einer andern Scene, etwa unmittelbar nach der Ermordung Duncan's oder im Zwiegespräch mit Macbeth beim Gastmahl, hätte zeigen wollen. Die Lady, wie sie hier erscheint und erscheinen muß, mit dem meisterhaft wiedergegebenen Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, in wankender, gebeugter Haltung, niedergedrückt von dem lastenden Bewußtsein ihrer Schuld und der furchtbaren, ganz anders erhofften Folgen derselben, krankend an Geist und Körper, in ihrem innersten Wesen verstört und gebrochen, diese Lady Macbeth ist nicht mehr, was sie ursprünglich war; in ihr ist allerdings das weibliche Element, das ihr keineswegs gänzlich mangelt, sondern gerade den ursprüng-

lichen Kern des Guten und Schönen in ihrer Natur bildet, zum Durchbruch gelangt und hat das Uebergewicht über die andern, mehr männlichen, dem Bösen zugewandten Elemente ihres Wesens gewonnen. Sollte daher die Lady nur in dieser Scene, welche die Mitte der tragischen Entwickelung, den Höhepunkt des innern Verderbens, den Wendepunkt im Schicksal des Helden und der Heldin bezeichnet, uns vorgeführt werden, so konnte sie nicht anders dargestellt werden, als sie dargestellt erscheint, und wir müssen daher auch dieses Bild für eine durchaus gelungene Veranschaulichung dieses Höhe- und Wendepunkts der dramatischen Action erklären.

Auf dem dritten und letzten Blatte erblicken wir „Macbeth zum letzten Kampfe sich waffnend", also nicht den Kampf selbst und dessen Ausgang, der in der Dichtung den Schluß bildet, sondern die Scene unmittelbar vor dem Ende. Mancher wird sich vielleicht verwundern, daß der Künstler gerade diesen Auftritt gewählt und nicht die Schlußkatastrophe selbst dargestellt hat. Und gewiß, unter je zehn Künstlern würden immer neun ein so dankbares Sujet, wie der Kampf zweier ritterlicher Heldengestalten mit entsprechender Staffage ist, der Darstellung eines nur sich waffnenden Helden mit einem neben ihm stehenden Arzte vorgezogen haben. Allein wenn es darauf ankam, den tragischen Untergang Macbeth's nicht blos äußerlich, im Tode des Leibes, sondern vor allem innerlich, im tiefen sittlichen Verfall seiner ursprünglich großen und edeln Seele, zur Anschauung zu bringen, so konnte nur diese und keine andere Scene gewählt werden. Denn der Kampf auf Leben und Tod regt nothwendig alle Körper- und Geisteskräfte, die ganze ursprüngliche Heldennatur gewaltsam wieder auf; in einem solchen Kampfe müßte Macbeth in alter, anscheinend ungebrochener Kraft und Größe erscheinen; der bildende Künstler wenigstens, der nur einen einzelnen Zeitpunkt zu schildern vermag, kann unmöglich das Steigen und Fallen des Affects, die Zwischenfälle und die wechselnden Momente des Kampfs, durch welche der Dichter hinter dem äußern Schein und der bloßen Aufregung des Augenblicks den wahren Zustand des Helden uns zeigt, zur Darstellung bringen. Hier dagegen, in dieser gebeugten Gestalt, welcher der Diener die letzten Waffenstücke anlegt, in diesem gefurchten, verhärteten Antlitz, in diesem düstern, nachtumwölkten Blicke, in dieser Miene des Trotzes und Grimms, sehen wir in Wahrheit den gefallenen Helden, den keine Kampfeslust, keine Siegeshoffnung mehr begeistert, dem kein Erfolg, keine Lebensfreude mehr winkt, der zwar die blutige Krone noch festhält und sich krampfhaft in die Stirn drückt, aber nicht mehr als das Zeichen der Größe, der Würde und Herrschaft, sondern als das Symbol des Verderbens und Untergangs, mit dem das Opfer geschmückt wird, nicht mehr als das höchste Kleinod einer reichen Schatzkammer, sondern als das letzte arme Besitzthum, das ihm geblieben, nachdem er um ihretwillen alle Lust des Lebens, alle Schätze des Geistes und Herzens in die Schanze geschlagen. Wir hören ihn, wie er verzweifelnd ruft:

Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden;
O fiel in Trümmer jetzt der Bau der Erden!
Auf! Läutet Sturm! Wind, blas'! Heran, Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben!

Der Tod, den er sucht, soll ihn nur befreien von dem Schmerz des Todes, den er längst in sich trägt; seine Seele ist bereits völlig erstorben. Das versinnlicht uns noch insbesondere die Figur des Arztes, der ihm Bericht erstattet von dem Hinscheiden des einzigen Wesens in der Welt, an dem er und das an ihm noch theilgenommen; es läßt ihn kalt, ungerührt, kein Zug der Erinnerung, der Wehmuth, des Schmerzes mildert die starren Linien seines Antlitzes. Nur der Grimm über den Trug der dämonischen Mächte, die ihn ins Verderben geführt, der Trotz, den er dem nagenden Schuldbewußtsein entgegensetzt, und das Gefühl des Untergangs, dem er verfallen, leben noch in seiner Seele. Darauf deuten auch die finstern Gestalten hin, die über seinem Haupte schweben, die Geister der von ihm Gemordeten: Duncan mit der offenen Wunde auf der nackten Brust, Banquo die Rechte drohend erhoben, Lady Macduff mit ihren Kindern noch im Tode gegen den blutigen Tyrannen ankämpfend, die trunkenen Kämmerer mit den Bechern in den Händen. Man kann auf den ersten Blick zweifeln, ob diese Geistererscheinung, von der die Dichtung nichts weiß, diese symbolische Form, den innern Zustand Macbeth's und seinen tragischen Untergang zu versinnlichen, hier zulässig sei, und die Gegner der Kaulbach'schen Ideenmalerei, die nur Natur und wieder Natur in der Kunst abgebildet sehen wollen, werden sie entschieden tadeln. Allein wenn auch das symbolische Element in der bildenden Kunst nicht in selbständiger Breite sich geltend machen darf, weil es nicht durch den Sinn und das Gefühl, sondern nur durch die Reflexion wirkt und darum die Seele kaltläßt, als bloßes Hülfsmittel für den Ausdruck der Idee kann man es nicht verwerfen wollen, weil man seiner nicht entrathen kann. Sonst müßte man auch den Bogen in der Hand des Apollo, den Dreizack des Neptun, den Nimbus der christlichen Heiligen aus der Kunst verbannen. Auch erinnert Carriere mit Recht, daß Kaulbach hier nur Dasselbe gethan, was Shakspeare durch die Geistererscheinungen in „Richard III." beabsichtigt und erreicht hat, zu zeigen nämlich, wie die ganze Vergangenheit nicht blos ideell, sondern auch reell, als wirkliche lebendige Macht in die Gegenwart hereinwirkt und die Zukunft bedingt und bestimmt. Eine Andeutung dieser Schicksalsmacht der Vergangenheit war unerlaßlich und konnte nur symbolisch gegeben werden, wo wie hier durch nur drei Bilder der ganze Inhalt der Tragödie veranschaulicht werden sollte.

Was die Arbeit der Kupferstecher betrifft, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß sie, unter Kaulbach's Augen ausgeführt, seinen Intentionen entspricht und im Wesentlichen geleistet hat, was ein Meister wie er von ihr fodern darf. Und so kann, meinen wir, die deutsche Kunst sich nur Glück wünschen zu einem Unternehmen, das, vollständig ausgeführt, ihr in jeder Beziehung zur Ehre gereichen wird.

Hermann Ulrici.

Schriften über London.

London zu beschreiben ist im Gegensatze zu Paris bei weitem undankbarer. Wir finden deshalb auch viel weniger Bücher über jene Weltstadt im Buchhandel, als sie flutenweise über Paris erscheinen. Es liegt dieser Grund theilweise an der äußerlichen Langweiligkeit Londons, mit Ausnahme seines Handels, theilweise in dem abgeschlossenen Familienleben der Engländer, in deren at home nur selten eines foreigner Auge hineinzublicken vergönnt ist. Wir wollen damit London nicht in chinesischen Geruch bringen; aber wenn wir Paris mit seinem öffentlichen Leben und Treiben und seinen Genüssen und Vergnügungen dagegen in Betracht ziehen, so muß London jedenfalls zurückstehen. Finden wir deshalb ein Buch über London, so nehmen wir es mit mehr Vorliebe, mit mehr Neugier und Interesse zur Hand als eins der Tausende über Paris; über London zu schreiben wie über Paris ist jedenfalls viel schwerer und verlangt eine größere Beobachtung; infolge dessen haben diese Werke auch einen höhern Werth.

1. Ein Sommer in London von Theodor Fontane. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus London (Dissolving views) von Emma Niendorf. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zuerst Fontane. Fontane hat uns allerdings kein so vortreffliches London geliefert wie Max Schlesinger; aber wir erkennen das Gute an, was er uns, leider in oft nur zu aphoristischen Schilderungen, über das londoner Leben bietet, und wünschten nur, daß er gleich im Eingange eine unnütze preußische Patriotismusfechterei verbannt hätte, die hinsichtlich der Flüchtlinge gar nicht am Platze ist. Im Uebrigen erhalten wir eine leichte und angenehme Lectüre, welche uns eine Beschreibung der Weltstadt bietet und Alles umfaßt, was dem Verfasser zu Gesicht gekommen ist.

Der Verfasser will mit der englischen Kunst auch nicht gut zurecht kommen; denn es ist mit ihr wie mit dem englischen Leben, die Oeffentlichkeit bietet wenig von beiden. Wo die Kunst öffentlich auftritt, erscheint sie plump oder gedrückt und die öffentlichen Denkmäler lassen den Fremden besonders ziemlich gleichgültig. Dasselbe gilt von den Museen, die kaum zu besichtigen sind *); und Fontane hat in seinem Abschnitt über die londoner Kunstausstellung, die nur englische Gemälde aufnimmt, mit Kunstsinn die heutige englische Malerei kritisirt, welche, reich an Porträts, deren unter tausend nur einzelne von Werth aufzeigt. Was uns aber der Verfasser von der Gleichgültigkeit des Volks bei den Wahlen in London mittheilt, scheint uns doch ziemlich zweifelhaft zu sein. Wenn er seine Erwartungen getäuscht sah und gar keine veränderte Physiognomie der Stadt wahrnahm, so liegt dies wol daran, daß er seine Erwartungen vielleicht zu hoch spannte; denn wir fanden, als 1852 Macaulay in Westminster und 1853 Russell in der City gewählt wurde, ein so großes Wühlen und Drängen, Schreien und Reden, daß es uns bei allem Respect vor solchen Acten doch etwas inconstitutionell vorkam. Es ist auch bekannt, mit wie großer Eifersucht die englische Nation diese politischen Acte seines Souveränetätsrechts ausübt.

Die statistischen Notizen haben uns sehr angezogen; wir sehen z. B. daraus, daß London nahe an 50 Millionen Zeitungsbogen jährlich stempeln läßt und allein 70,000 Pf. St. von den 163,000 bezahlt, welche die Annoncensteuer einbringt. Auch war es verdienstlich von dem Verfasser, das von Charles Wolfe gedichtete Volkslied „The burial of Sir John Moore", des Generals, der vor Coruña fiel, übersetzt aufgenommen zu haben; es ist eins der besten, welche wir in dieser Art haben. Fontane hörte es in einer Matrosentaverne singen; das ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen des kräftigen nationalen Geistes beim englischen Volke, daß man in den Ginläden und Publichouses, wohin sich das Proletariat zu drängen pflegt, stets mit einer gewissen Andacht die Nationalweisen, vom „God save" ab bis zum „Rule Britannia" singen hört.

Wir kommen nun nach Smithfield, jenem berühmten Viehmarkte Londons, der Platz für 20,000 Schafe hat, die in abgetheilten Verschlägen eingepfercht werden; zum Trost für Fontane können wir melden, daß das liebe Vieh, dessen Ausdünstung ihm und auch vielen Andern Kopfschmerzen verursachte, bereits einen andern Marktplatz gefunden hat. Wenn dies auch in Bezug auf den Frauenverkauf geschehen ist, so ist derselbe, wie der Verfasser vermeint, dennoch nicht damit ganz aufgehoben, da wir erst noch kürzlich in einem englischen Journal gelesen haben, wie Mr. Gibb an Mr. Todleham seine ungetreue Frau für zwei Shilling verkauft hat. Es erscheint unglaublich, daß eine so barbarische Sitte in England bestehen kann; aber leider! und zum Hohne dieses freien Volkes ist es so; man vergleiche nur das jüngst erschienene Buch von Karoline Norton: „Die Frauen in England", um von den mancherlei gesetzlichen Bedrückungen, unter denen die Frauen in England zu leiden haben, Kenntniß zu erhalten. Bei dieser Betrachtung von Smithfield bricht Fontane zugleich als galanter Cavalier eine Lanze für die berüchtigte Lady Hamilton, die Geliebte Nelson's; aber mit seiner Darstellung ihres Lebens wird er schwerlich eine andere Ansicht über diese intrigante Courtisane hervorrufen, und die Liebschaft derselben mit Nelson, auf welche er so sehr pocht, da „ein Nelson nichts Unwürdiges lieben konnte", wird immerdar die Lorbern jenes Helden in etwas beflecken.

Eine andere Schattenseite Londons hebt Fontane ebenfalls hervor; indessen gehört dieselbe vielmehr unserer deutschen Nation an und es ist leider eine traurige Wahrheit, die uns in Betreff der „verengländerten Deutschen" geschildert wird. Die Deutschen schämen sich im Auslande und auch nicht weniger in London des Vaterlandes, dem sie angehören; ihr Wesen geht auf in Lieblosigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der sie gebar, und sonderlich die londoner Deutschen geben eine trostlose Erscheinung ab, indem sie sich aufs lächerlichste abmühen, den Engländer noch zu überengländern und alle Sprachen zu sprechen mit Ausnahme der deutschen.

Ebenso richtig verurtheilt der Verfasser die berühmte und gepriesene Gastfreundschaft Altenglands, die heute nichts weiter ist als eine Phrase, im günstigsten Falle eine Ausnahme. Ein Fremder sein heißt heute in London verdächtig sein; denn der Engländer ist wol praktisch, wie der Verfasser sehr richtig sagt, aber ohne Menschenkenntniß. Er ist durch die Flüchtlinge 1849 betrogen worden und nun sind alle Fremde Betrüger. An diesem Grundsatze hält er fest, nicht blos weil er es für praktisch hält, sondern weil er auch der Fähigkeit entbehrt, den ehrlichen Mann vom Beutelschneider zu unterscheiden. Der Verfasser zieht fernerweit Parallelen zwischen England und Deutschland, „die sich zueinander wie Schein und Sein verhalten". England ist praktisch, Deutschland ideal, meint er; Deutschland, das die Wahrheit liebt und dem Wesen der Dinge nachforscht, im Suchen nach dem Wirklichsten die Wirklichkeit unter den Händen verliert und zum Träumer wird, dem das Leben in seiner Welt über die Welt da draußen geht.

Was nun der Verfasser von den thönernen Füßen Englands philosophirt, welches sozusagen einst an der Geldkrankheit sterben wird, das halten wir eben nicht für besonders tief. In Reflexionen ist der Verfasser überhaupt nicht sehr stark; was er in dieser Hinsicht bietet, ist wol schon an vielen Orten ausgesprochen worden, und Dasjenige, was etwa eigene Reflexion von ihm ist, macht auch, wie man zu sagen pflegt, den Kohl nicht fett, und würde das Werk nicht im geringsten verloren haben, hätten wir diese Reflexionen, wie wenig deren auch umhergestreut sind, gänzlich vermißt. Selbst als Dichter, als welchen wir doch Fontane am meisten kennen, treffen wir

*) Von der londoner Nationalgalerie u. s. w. kann dies doch unmöglich behauptet werden; wahrscheinlich bezieht sich der Verfasser hier nur auf die Leistungen der neuern englischen Maler. D. Red.

ihn nur selten an; doch halten wir dies gerade für ein großes Lob, da nichts störender und unerquicklicher ist, als bei descriptiven Werken auf Phantasiegebilde und Dichterphantasmen zu stoßen, welche Lamartine z. B. in seiner Art Geschichte zu schreiben anwendet. Ueberhaupt ist auch für poetische Anschauungen London nicht der Ort; denn es ist dort Alles materiell, Alles praktisch, überall ein money-making people, und dies hat der Verfasser auch vollständig begriffen und gefühlt; er bleibt rein betrachtend und gibt meist getreue Silhouetten des äußern und innern London, welche mit ihren verschiedensten Physiognomien ein interessantes Bilderbuch für große Kinder abgeben.

Bei dem Buche der Emma Niendorf kommen uns aber ganz andere Gedanken in den Kopf, und so gern wir den Frauen eine Galanterie zu erweisen für Pflicht halten, so linkisch erscheint dieselbe, wenn wir dabei eine süßsauere Miene machen müssen.

Es hat mit der gesammten Frauenliteratur so eine eigene Bewandtniß und überall verleugnet sie nicht den schnörkeligen Zug der Frauenfedern, so sehr man es auch oft nicht wahr haben will. Gestehen wir es offen, die Frauenliteratur hat fast immer etwas Einseitiges, etwas Verschrobenes. Es ist keiner Frau vergönnt, ihr Geschlecht zu verleugnen, welches ihr einen andern Wirkungskreis angewiesen, als den, mit Degen oder Feder zu kämpfen, und selbst wenn die Frau es mit allem Anstand thut, läuft sie doch nur zu leicht Gefahr, sich der Lächerlichkeit oder der Unfähigkeit auszusetzen. Wir haben allerdings Schriftstellerinnen, die stets den Schmuck der Literatur ausmachen werden und die auf einer Stufe der Bildung und des Talents standen, wohin nur wenigen Männern zu kommen verstattet war; aber wir behaupten, daß, wären jene Koryphäen der Frauenliteratur Männer mit den gleichen Anlagen und Fähigkeiten gewesen, sie unendlich Größeres geleistet hätten. Nur für gewisse Sphären, Stoffe und Kreise kann man den Frauen ein größeres Genie zutrauen als den Männern, und es gibt Sachen, die nur von einer Frau meisterhaft beschrieben werden können. Ueber diesen engen Kreis hinaus wird die Frau wirr, einseitig und unweiblich; sie sieht Alles durch das Prisma eines nicht mehr natürlichen Weibergemüths und ist nicht im Stande, auf eine Höhe zu gelangen, von wo sie ein so gewaltiges Gebiet klar überschauen könnte. Wir reden nicht von einzelnen Ausnahmen, wo sich die Natur geirrt; aber wir behaupten, daß der Mann durch Beruf, Erfahrung, Gelegenheit und vielseitigere Gemüthsbegabung stets einen Vorrang vor den Frauen in der Literatur haben wird, so sehr diese auch jetzt darauf versessen sind, in Allem und von Allem zu schreiben.

Was man von einer schriftstellernden Frau aber am Ende immer erwartet, ist das Anschlagen zarter, oft uns unbekannter Gefühlssaiten, die nur die Frauen besitzen und verstehen; werden sie aber emancipirt und männlich, so kommen sie in den trivialen Glorienschein einer Bettina und Hahn-Hahn.

Am allermeisten fällt uns die Einseitigkeit der Frauenanschauungen da auf, wo wir ihr auf Gebieten begegnen, die ihnen fremder und die ihrem Geschlechte nicht zur Cultur übergeben sind. Und das ist unstreitig die Reiseliteratur. In dieser „macht" nun vornehmlich jetzt Emma Niendorf, die in ihrem „Aus dem heutigen Paris" den trockensten Fremdenführer geliefert, der jemals die Presse verlassen. Ihr „London" vergewissert uns, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hat. Wie Emma Niendorf fühlt und sieht, mag weiblich sein, das sehen wir aus der Einseitigkeit ihrer Anschauungen; aber schließlich fühlt und sieht so jede Frau und was liegt für ein Verdienst darin, zu sehen, wie Jedermann oder vielmehr wie jede Frau sieht? Etwas Originelles findet man bei Emma Niendorf nicht, wenn nicht etwa die höchst originellen Brockensätze dahin gehören, in denen sie so bewandert ist wie Prudelwitz. Wer muß nicht über ihre gekünstelten und gehackten Phrasen laut auflachen und sich entsetzen vor Redensarten wie z. B. diese: „Ein Kirchenfels, Gebirge, vergeistigte Klippe .... hinan zu dem braunen Portal unter den Zwillingsthürmen, begeisterungsvoll (!), wahres Himmelsthor! .... Gemälde, einige von hohem Werthe, uralt zum Theil und auch das Neue trefflich gehalten, vollkommener als in Paris: gießen eine Magie durch die Abseiten (!)" u. s. w. Wir für unser Theil halten diese verschrobene Manier lediglich für eine nicht hübsche Koketterie; denn wo Emma Niendorf natürlich spricht, und das kann sie, da ist sie harmonischer und vermag uns selbst anzuziehen, was sonst gar nicht der Fall ist. Wir würden der sicherlich nicht talentlosen Frau den guten Rath geben, weniger eckig zu schreiben und weniger als weiblicher Prudelwitz sich zu geriren; es wäre für sie und ihre Leser sicherlich besser.

Leider ist die Kritik nicht mit Alberti's „Complimentirbuch" beschenkt worden und Galanterie steht den Kritikern so wenig an als Grobheit geborenen Hofmännern. Indessen mögen wir aus Irrthum vielleicht etwas damit bedacht worden sein, da wir Emma Niendorf's „London" aufs innigste jener Legion Unglücklicher empfehlen, die nicht einschlafen können, ohne noch im Bette gelesen zu haben, obgleich wir die etwaigen Träume nicht auf unsere Verantwortlichkeit nehmen möchten. Hätte Emma Niendorf diese trockene und saftlose Aufzählung alles Dessen, was sie in London gesehen, nicht auf 24 Bogen beschrieben, so würde sie nicht den größten Theil desselben für ungenießbare Speise erklärt sehen; denn höchstens zehn Bogen verlohnen sich zu lesen und bieten Interesse dar, obschon die Verfasserin sich freuen dürfte, wenn es Leser gäbe, die sich dieselben herauszufinden die Mühe nähmen. Für wen, fragen wir ganz ernsthaft, schreibt Emma Niendorf? Ihr „London" hat wenig Werth für Den, der nicht dort war, und höchstens Interesse für Den, der es kennt; denn sie verzeichnet ganz einfach alle Monumente, Kirchen, Museen, Sehenswürdigkeiten und Ausstellungen, die in jedem Handbuche über London ebenso trocken beschrieben sind. Was sollen andererseits Frauen oder Männer daraus lernen? Vielleicht, daß Emma Niendorf dort eingeladen war und hier eine Galanterie empfing, die sie mit Stolz aufzeichnete? Der Schriftsteller muß vor allem doch sein Publicum berücksichtigen, für welches er schreibt, und das sollte Emma Niendorf bedenken, die leider noch nicht so dasteht in der literarischen Welt, daß man jede Phrase von ihr beachten müßte und geneigt wäre, selbst das Schlechteste für etwas Gutes hinzunehmen.

Das Merkwürdigste und für sie Anziehendste sind die londoner Straßen und ihr Treiben, die sie ganz gut schildert, indem sie uns mit ihren aufgepackten Sehenswürdigkeiten derselben lebhaft das Bild jener Omnibus vor Augen führt, die bis auf das Verdeck hinauf mit müden Cockneys bedeckt sind. „Nichts als Squares und Squares!" ruft sie aus; „es ist, als schöbe man sie nur endlos in einem gigantischen Guckkasten immer wieder von neuem vor. Und so geht es noch Meilen weiter. Man wird ordentlich dumm davon. Es ermüdet entsetzlich, weil trotz allem Glanze, aller Pracht, oder gerade in der Pracht alles Individuelle unterging. Es sind Paläste wie Kasernen; ich möchte diese Squares Aristokratiekasernen nennen. Unzählige sind noch im Bau begriffen, London dehnt sich immer maßloser aus, in das grüne Land überfließend, überschwemmend, es erstickend. Aber lauter Uniformen: selbst darin, wie sehr man sich gerade auch im Luxus dagegen sträube, ein Nivellement." Dergleichen Beschreibungen bilden das Buch von Emma Niendorf, und abgesehen von dieser dürren Phrasensprache, ist es doch wol sonderbar, ein Verdienst darin zu suchen, bekannte Thatsachen wiederzuerzählen. Wäre aller Das, was die Verfasserin gesehen hat, mit jener pikanten und geistreichen Reflexion übergossen, die sich wie Epheu und Ginster um einen Stein schlingt, dann würde das Interesse mehr der Reflexion als dem Gegenstande gelten und dieser, so bekannt wie er auch sei, in ein günstigeres, neues und blendenderes Licht treten; freilich hätte Emma Niendorf alsdann nicht so viel sehen können und beschreiben dürfen wie jetzt; aber si

hätte doch Dem, was sie beschreibt, Werth und Interesse verliehen, während sie jetzt nicht viel besser als ein londoner Wegweiser beschreibt, trocken aufzählt, was sie sieht und was da ist, ohne zu bedenken, daß sie die Absicht hatte, ein geistreiches Buch zu schreiben.

Es ist wahr und wir sind nicht so unbillig, es in Abrede zu stellen, daß auch oft originelle Gedanken vorkommen, z. B. in den vier mal von ihr wiedergeschriebenen Capiteln über Westminster; aber diese originellen Gedanken sind eben nur Aphorismen, hingeworfene Brocken, die deshalb um allen Reiz kommen, weil die Verfasserin uns oftmals in Versuchung führt, anzunehmen, sie wolle zeigen, daß ein Geistesfunke eben für sie gering sei, wo sie ein Funkenmeer auszugießen vermeint. Es ist dies eine Rücksichtslosigkeit gegen den Leser, die überhaupt stark bei der Verfasserin zur Manie geworden ist und vor welcher sie sich in Acht nehmen sollte, will sie nicht, daß ihre Leser bald rücksichtslos gegen sie werden sollen. London ist in seinen Monumenten erhaben und großartig und die deutsche Frau fühlt sich ihnen gegenüber ganz klein, sie wird förmlich von ihnen erdrückt; wir sahen es ganz deutlich, wo sie den Sydenhampalast, die Museen und die Paulskirche beschreibt. Ihre subjective Anschauung ist überall vorherrschend und oftmals auf eine Weise maßgebend für sie, die uns sofort wieder belehrt, daß die Verfasserin eben eine Frau ist. Nur, wie schon angedeutet, wo Emma Niendorf vergißt, daß sie schriftstellern will, daß sie gelesen wird und daß sie deshalb kokettiren müsse, nur da zeigt sie Geist und Talent, eine natürliche Gabe, die sie in Verblendung sich abmüht zu verdrehen und zu verkünsteln, lediglich um der Fraueneitelkeit zu genügen. Wir müssen deshalb um so strenger diese Verkehrtheit ihrer natürlichen Anlagen rügen, als sie wohl im Stande ist, dieselbe wieder abzulegen.

Was uns gewundert, ist, daß sie von Celebritäten in London wenig gesehen und gar nichts beschrieben hat. Nur Freiligrath hat sie zu sehen und zu sprechen Gelegenheit gehabt. Sie mußte in der Contorstube etwas warten, bis er nach Hause kam. „Jetzt trat er ein. Nur etwas blasser, der Bart geschoren — von der Delila der Politik — das Auge stiller, minder blitzend, aber nur um so inniger, treuer. Ein wehmüthiger Moment — Freiligrath in der City wiederzusehen! Mir kamen Thränen. Weniger um ihn als um Poesie und Geschichte. Er sprach sehr ruhig, mild und fest. Er lud mich nach Hackney zu seiner Frau ein, welche Unterricht ertheilt, und wo er Abends gern Freunde empfängt. Auch unter den Flüchtlingen stehe er einsam, äußerte er. Als er hierhergekommen, war Alles schon in der Auflösung begriffen." Später beschreibt sie das Familienleben des flüchtigen deutschen Dichters in Hackney, seine fünf Kinder, „lauter kleine Freiligräthlein"; seine Gattin Ida, „eine hohe Gestalt, plastisch; auch das Gesicht fein und regelmäßig, aber leidend". Nach dem Abendessen stieg sie in seine Studirstube hinauf. „Diese Stube ist der ganze Mensch. Ein volles, warmes Herz. Stillleben, Alles traulich; Bücher, Bilder, in der Mitte der Schreibtisch, der schon eine ganze Welt ist ...."

Bei dergleichen Gelegenheiten, wo sie wirklich empfindet und wo sie ein weibliches Naturell uns ganz ungeschminkt enthüllt, interessirt sie uns und verbreitet eine gewisse Behaglichkeit in unserm Gemüthe, das nur zu bald wieder durch das Knallerbsenwerfen und Phrasenhacken schroff zerrissen wird und mit unüberwindlicher Verdrießlichkeit uns das Buch aus den Händen legen läßt. Wir waren, und wir gestehen es mit Stolz, genöthigt kraft unserer kritischen Pflicht, das Buch sozusagen löffelweise wie Medicin zu Ende zu lesen, und mit der gewissenhaftesten Ueberzeugung glauben wir, daß Wenige diesen Kelch freiwillig leeren werden; denn man trinkt kein Faß voll solchen Getränkes aus, wenn man auch schluckweise ein Stück Zucker in den Mund nimmt.

Eduard Schmidt.

Zur musikalischen Literatur.

1. Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung von Otto Elben. Tübingen, Laupp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

„Der deutsche Männergesang hat innerhalb und außerhalb der Grenzen Deutschlands eine solche Verbreitung gefunden, daß eine Geschichte desselben, eine Untersuchung seines gesellschaftlichen und nationalen Einflusses ihre Berechtigung im Umkreise deutscher Culturgeschichte finden müssen. Der deutsche Gesang als ein volksthümlicher Ausfluß der Kunst, wie er sich bei keinem andern Volke und in keinem andern Gebiete künstlerisch-gesellschaftlichen Lebens findet, ist eine Erscheinung im deutschen Leben, auf die wir stolz sein dürfen. Die Kenntniß dieser Erscheinung in ihrer ganzen Entwickelung mag dazu dienen, das Sängerwesen auf seinem eigentlichen Boden zu erhalten und auf seine nothwendige Bahn zu leiten: auf die volksthümliche und nationale." So sagt der Verfasser in der Vorrede zu dem oben angeführten Werke und deutet damit zugleich den Standpunkt an, den er gegenüber dem Männergesang an sich und gegenüber der historischen Behandlung des Stoffs einnimmt. Der Leser hat in dem Buche nicht eine musikalisch-kritische Darstellung des Männergesangs, ein Prüfen oder Aufstellen von Theorien u. s. w. zu suchen; ferner sieht auch der Verfasser ganz davon ab, wie sich die Kunstgattung des Männergesangs zu den übrigen Formen der modernen musikalischen Kunst und deren Entwickelung überhaupt verhalte, ob der Einfluß zum Heile oder Nachtheile der heutigen Musik gewesen sei, er betrachtet die Sache, wie gesagt, nur insoweit von der specifisch musikalischen Seite, als es nöthig ist, verschiedene Erscheinungen und Abzweigungen auf dem Gebiete des Männergesangs auseinanderzuhalten und zu charakterisiren, Bedeutendes von Unbedeutendem zu sondern u. s. w. Sein Hauptaugenmerk ist nur darauf gerichtet, eine Lebensbeschreibung, wenn man so sagen darf, des deutschen Männergesangs zu geben, seinen Ursprung festzustellen, sein Wachsthum zu verfolgen und seine Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu analysiren, ebenso wie die culturhistorischen Momente, die einen jeden Epochenabschnitt beeinflussen, in Betracht zu ziehen. Dabei ist hervorzuheben, daß der Verfasser Begriff und Aufgabe der Kunst überhaupt und des Männergesangs insbesondere von der edelsten und reinsten Seite gefaßt hat, daß er tief durchdrungen ist von der sittlichen Kraft und Weihe der Kunst und daß er diese für viel zu heilig und erhaben hält, um für frivole, blos ohrenkitzelnde Zwecke verwendet zu werden. Was er oben als eigentliche Basis des Männergesangs ausgesprochen hat: das Volksthümliche und Nationale, ist vollständig zu unterschreiben, ebenso wie wir von Herzen in die an verschiedenen Orten im Buche auftauchende Verwerfung jener Auswüchse einstimmen, die theils aus misverstandenem Humor in Trivialitäten verfallen sind und statt wahre Heiterkeit zu bieten, nur einen unanständigen Kneipenton anschlagen, theils an die Stelle einer einfachen und kräftigen Harmonik und Melodienführung ein überspanntes, romantisirendes Wesen mit aller möglichen combinatorischen Verkünstelung gesetzt haben. Es spricht sehr zu Gunsten des Verfassers, daß er trotz seiner unverhohlenen Liebe zur Kunstgattung des Männergesangs insoweit objectiv geblieben ist, daß er die gegenwärtige Flachheit desselben und den allmäligen Verfall in eine bloße virtuosische Routine nicht übersehen hat. Bevor wir zu dem eigentlichen Inhalte des Buchs übergehen, müssen wir dem Verfasser noch das Lob ertheilen, daß er seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt hat und daß in seiner Darstellung eine wohlthuende Wärme mit stilistischer Klarheit und Eleganz sich verbindet.

Die Einleitung über den Minne- und Meistergesang gibt zwar keine neuen Aufschlüsse über diese Gegenstände und ist auch als bloßer Anknüpfungs- und Ueberleitungspunkt nur in den oberflächlichsten Umrissen behandelt; aber dilettirende Kunstfreunde, denen die Forschungen von Kiesewetter, Forkel u. s. w.

unzugänglich oder zu schwerfällig sind, können sich aus dem kurzen Abriß des Verfassers ein ziemlich deutliches Bild über Wesen und Treiben der Minne- und Meistersänger entnehmen.

Der nächstfolgende Abschnitt handelt von den Vorläufern unserer heutigen Männergesangvereine und wir erfahren hier, daß im Jahre 1620 in St.-Gallen von acht, eben aus der Schule entlassenen Knaben eine Singgesellschaft, „Zum Antliz" genannt, gestiftet wurde, die bis heute noch besteht und wol als der älteste Liederkranz zu bezeichnen sein möchte. Dann wird von einem Männerverein in Greiffenberg in Hinterpommern gesprochen, der im Jahre 1673 zusammentrat und auch ein Liederwerk in vier Foliobänden zu Altstettin unter dem Titel herausgab: „Greiffenbergische Psalter- und Harfenlust wider allerlei Unlust, welche unter Gottes mächtigem Schuze und churfürstlich brandenburgischem Gnadenschatten von der daselbst Gott singenden Gesellschaft in vertraulichen Zusammenkünften durch zweier Gesellschafter, Johann Müller's Geistliche Lieder und Thomas Hoppen neue Melodeyen zu sonderbarer Gemüthsergözung ordentlich angestellt wird und als bewährt erfunden ist."

Einen neuen Aufschwung erhielt der Männergesang durch Zelter, der in Berlin 1809 die sogenannte Liedertafel ins Leben rief, der bald ähnliche derartige Vereine in ganz Norddeutschland nachfolgten. Diese Liedertafeln waren aber durchaus exclusiver Natur, ihr Einfluß ging nicht über einen kleinen Kreis Gebildeter hinaus; seit den Befreiungskriegen jedoch nahmen sie zunächst in der von Ludwig Berger und Bernhard Klein gestifteten jüngern berliner Liedertafel eine freiere Richtung und verloren allmälig den Charakter bloßer Singthees und ästhetischer Kränzchen. Sehr gut hat der Verfasser in den Capiteln „Der Volksgesang in der Schweiz" und „Hans Georg Nägeli" das Liedertafelwesen und den aus dem Volke heraus sich entwickelnden Männergesang, der in der Schweiz seinen Ursprung hat, nebst der daraus entspringenden Verschiedenheit der musikalischen Satzweise charakterisirt. Durch Nägeli ist zuerst der Charakter des Chormäßigen in den Männergesang gekommen, Texte und Stil wurden mehr auf das Massenhafte berechnet und die Kernigkeit und Einfachheit traten dem kunstvollern Singstoff der Liedertafeln entgegen. Eine Vermittelung und Verschmelzung beider erwähnter, sich im Anfang ziemlich schroff gegenüberstehender Gegensätze ging nach und nach vor sich, die Lieder- und Sängerfeste wurden behufs großartigerer Aufführungen eingerichtet und der Männergesang wurde allmälig Eigenthum des gesammten deutschen Volks. Der Verfasser verfolgt diese Entwickelung sehr detaillirt und beschreibt alle Vorkommnisse innerhalb derselben, z. B. die meisten Sängerfeste von Anfang derselben bis auf die Sängerfahrten des kölner Männergesangvereins nach London im vorigen Jahre theils als Augenzeuge und theils nach den zuverlässigsten Quellen.

Eine Aufzählung des Besten und Bedeutendsten, was für den Männergesang seit dem 16. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag componirt worden ist, gibt einen guten Beweis für des Verfassers musikalisch-literarische Kenntnisse, und die kurzen Kritiken über viele einzelne Erzeugnisse zeugen von seinem meist richtigen Geschmack. Wie wir schon weiter oben erwähnt haben, hat der Verfasser Begriff und Aufgabe des Männergesangs von der reinsten und edelsten Seite gefaßt, was sich besonders schlagend in den Schlußcapiteln seines Buchs zeigt, welche die Ueberschriften führen: „Der Volksgesang als volksbildendes Mittel"; „Die gesellschaftliche Bedeutung des deutschen Männergesangs"; „Die nationale Bedeutung des deutschen Männergesangs". Wir schließen mit den Worten des Verfassers aus seiner Vorrede: „Möge das Buch bei den deutschen Sängern, bei den Freunden deutscher Gesinnung und deutschen Strebens eine freundliche Aufnahme finden!"

2. Hausmusik. Funfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1855. Folio. 2 Thlr. 21 Ngr.

Der geistreiche Culturhistoriker, der in seinen Werken, vornehmlich in seinen „Musikalischen Charakterköpfen", sich als vorzüglicher Musikkenner verrathen hat, tritt jetzt in den obengenannten Liedern auch als Componist vor die Oeffentlichkeit. Doch ist es nicht dies Factum, das uns zu der gegenwärtigen Besprechung Veranlassung gibt — das gehört zu den Befugnissen einer musikalischen Zeitschrift —, sondern wir beschränken uns auf die Vorrede, die Riehl seinen Compositionen als Geleitsbrief mitgegeben hat und die mehr ein allgemeines ästhetisches als ein blos musikalisches Interesse hat. Sie ist gewissermaßen ein Fehdehandschuh, den der Verfasser der heutigen Liedercomponirungsart und Componirungsart überhaupt hinwirft, oder eine Polemik, als deren verstärkende Beweise noch die Lieder gelten können, und wenn wir sie vorhin als von allgemeinem ästhetischen Interesse bezeichneten, so berechtigt uns dazu schon der Titel „Hausmusik", mit dem der Verfasser andeutet, daß er sich nicht ausschließlich an die Fachmusiker gewendet haben will, sondern daß er an die Kunstfreunde überhaupt appellirt und auf die Verkehrtheiten aufmerksam macht, denen ihr intimster musikalischer Hausfreund, das Lied, nach und nach anheimgefallen ist.

Die ersten Seiten der Vorrede sind fast nur eine Erläuterung zu einigen der nachfolgenden Lieder und sind nur von Interesse, wenn man die Lieder selbst bei der Hand hat, obgleich sich auch eine Masse geistreicher Aperçus in Beziehung auf Textauswahl, Auffassung, Colorit, Stil u. s. w. vorfindet. Die eigentliche Polemik geht erst auf der achten Seite an, wo der Verfasser gegen das Ueberhandnehmen der sogenannten durchcomponirten Lieder auftritt und dem Strophenliede sein Recht vindicirt. Unter Anderm sagt er: „Die größte Glorie des echten Liedercomponisten wird gerade darin bestehen, musikalische Formen von so vielseitiger Ausdrucksfähigkeit zu bilden, daß der Sänger die wechselnden Empfindungen und Situationen der verschiedenen Strophen dennoch immer charakteristisch aus derselben wiederkehrenden Melodie herausarbeiten kann."

Zum Zweiten wendet sich der Verfasser gegen die Art oder vielmehr Unart der modernen Liedercomponisten, die Begleitungen zu etudenmäßig und schwerfällig zu halten und statt Lieder mit Klavierbegleitung Klavierbegleitungen mit Liedern zu schreiben; die Hinweise dabei auf die Schwächen und Auswüchse des 18. Jahrhunderts und auf die drolligen „Weisen" in den Tabulaturen der Meistersänger sind im höchsten Grade passend.

Der dritte polemische Pfeilschuß ist gegen den heutzutage üblich gewordenen übermäßigen Gebrauch der Mollweisen gerichtet; es ist prächtig, wie Riehl diese „Hof- und Leibtonart der Salonmusikanten", diesen „krankhaften romantischen Dusel", diese „Nebelkappe, durch welche sich Ohnmacht und Armseligkeit unsichtbar machen will", geißelt und verhöhnt. Es wird uns wahrlich schwer, diesen kostbaren Abschnitt nicht ganz hersetzen zu können; er ist trefflich geeignet, unsere ganze jüngere Componistengeneration auf ihre Nervenschwäche und unmännliche Winselei aufmerksam zu machen, die sie, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, Franzosen, Polacken und Magyaren zu verdanken hat.

Die Uebertreibung mit den Vortrags- und Schattirungsbezeichnungen in den heutigen Compositionen findet zum Vie[illegible]ten ihre gerechte Abfertigung. Nachdem davon geredet worden ist, wie viel Freiheit die ältern Componisten verhältnißmäßig den Ausführenden ihrer Werke ließen, wie sie nur die allgemeinsten Andeutungen gaben und dem Executirenden for[illegible] Geschmack und Verstand zutrauten, daß er das vorzutragende Werk nicht vergreifen werde u. s. w., fährt der Verfasser folgendermaßen fort: „Der moderne Musiker fesselt dagegen den Sänger und Spieler bei jedem Schritt. Er schreibt schier [illegible] viele Vortragszeichen als Noten. Ja manche unserer Vortragszeichen lassen sich bereits gar nicht mehr ausführen [illegible] sind nur für die Phantasie des Spielers geschrieben. So sah[illegible] wir in dem Klavierstück eines berühmten Tonsetzers der Ge[illegible]

wenn ein durch mehre Takte ausgehaltenes hohes A mit der Bezeichnung «quasi Oboe»! Ein alter Musiker würde in einer solchen Vorschrift Spott und Hohn gefunden haben, eine Satire auf das arme Klavier, welches nun gar noch Oboe blasen soll, er würde überhaupt einem Meister, der ihm bei jedem Takt, bei jeder Note die Stärke und Schwäche des Tons vorgeschrieben, das Notenblatt vor die Füße geworfen und ihn gefragt haben, ob man ihn denn für einen Schuljungen oder vollendeten Esel halte, daß man ihn also am Strick ins Heiligthum der Kunst führe?"

Den letzten Abschnitt der Vorrede bildet ein brillanter Excurs über die Maßlosigkeit des Ausdrucks in unsern modernen Compositionen; wir können keinen bessern Schluß für unsere Besprechung finden, als wenn wir einige Passus daraus hersetzen und in den Worten des Verfassers selbst von ihm und dem Leser Abschied nehmen. „Der moderne Musiker begreift nicht, daß es auch Tonstücke gibt, die sich aus den schlichtesten Formen aufbauen müssen, ohne grelle Dissonanzen, ohne überraschende Modulationen, ohne sentimentale Vorhalte — im klarsten Melodienflusse dahingleitend. Einfach und einfältig sind ihm gleichbedeutende Worte. Es kommt ihm dagegen gar nicht in den Sinn, daß es umgekehrt einfältig sein könne, sich in einem Wiegenlied aus einer Dissonanz in die andere zu wälzen und vom Piano zum Fortissimo aufzusteigen. Träte heute ein Reformator wie Gluck unter dieses Geschlecht, ein Mann, der große Gedanken in den einfachsten Formen darstellte, sie würden ihn herunterreißen wie einen Schulknaben. Man würde glauben, der gute Mann habe nichts gelernt, weil er nicht in jedem Takte seine sämmtlichen Kenntnisse ausbreitet. Außerdem würde man Kühnheit des Stils bei ihm vermissen, weil er nicht auf jeder Seite etliche recht geflissentliche und recht grobe harmonische Schnitzer anbringt, wie Berlioz und Richard Wagner. Denn die Gesetze des Generalbasses und des Contrapunktes gelten nur noch für Schulknaben. So wäre der kühnste Dichter, wer am ungenirtesten schlechte Verse macht, und der originellste Maler, wer sich über die Kleinigkeiten etlicher verzeichneter Arme und Beine am muthigsten hinaussetzt."

53.

Notizen.

Deutsches Theaterpublicum und deutsche Schauspieler.

Schiller schrieb einmal an den Appellationsrath Körner: „Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte." Aber verhält es sich nicht mit dem Theaterpublicum gerade ebenso? Sind nicht innerhalb desselben die allerverschiedensten Bildungsstufen, die es nur geben kann, vertreten? Jeder, der die Kirche besucht, gehorcht doch dem Antriebe einer religiösen Empfindung, die allen Kirchengängern gemeinsam ist, aber unter den Theatergängern haben Hunderte keinen Geschmack oder einen verdorbenen oder einen falschen, und fast Jeder kommt mit einer andern Empfindung und Erwartung ins Theater, Diejenigen etwa ausgenommen, welche nur Amusement und Ausfüllung einiger müßigen Stunden zu finden hoffen, und in dieser Richtung mögen sich freilich sehr Viele in den ersten Rängen mit denen auf der Galerie begegnen. Daher auch die Erscheinung, daß selbst in den meisten unserer bessern Stücke das Edle mit dem Unedeln, das Erhabene mit dem Niedrigen, die Wahrheit mit der Lüge und das Feine mit dem Rohen so nahe zusammenliegt. Man muß eben Zugeständnisse machen, man muß für die Befriedigung der verschiedensten Geschmacksrichtungen und Ansprüche sorgen. Körner schreibt dagegen an Schiller: „Die Studenten sind wol noch diejenige Classe des deutschen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hat. Durch die Verhältnisse der wirklichen Welt sind sie noch nicht abgestumpft... Manche Feinheit in der Behandlung wird dem Studenten entgehen, aber das Große und Heroische wird er lebhaft auffassen und mächtig davon ergriffen werden." Jetzt zeigen sich aber auch die Studenten, wenigstens in den meisten Universitätsstädten, der Mehrzahl nach blasirt und nicht sehr fähig, sich für das Große und Heroische zu begeistern.*) Bei allen unsern Klagen über den Verfall der deutschen Bühne haben wir aber doch noch unsere Neider. So behauptete vor einiger Zeit A. de Calonne in der „Revue contemporaine": „In Deutschland wird die Schauspielkunst in sehr ernstem Sinne genommen und mit einer Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Uneigennützigkeit geübt, wovon wir in Frankreich keinen Begriff haben. In den kleinsten deutschen Städten begegnet man hervorragenden oder wenigstens ausgezeichneten Künstlern, welche ihre Kunst cultiviren wie Andere die Wissenschaft, welche mit den Dichtern des Alterthums und der neuern Zeit vertraut sind, welche Aeschylus und Sophokles interpretiren wie die göttinger Professoren, Goethe und Schiller analysiren und zwischen zwei Flaschen Rüdesheimer oder zwei Gläsern Bier über das Schöne und über die Hegel'sche Philosophie, über Kaulbach und Wagner, über den Ursprung des «Faust» und über die Dunkelheiten Jean Paul's disputiren." Wir müssen leider gestehen, daß wir mit solchen philosophirenden Schauspielern in Deutschland noch nicht zusammengetroffen sind, und wir vermuthen fast, daß A. de Calonne bei seinem Aufenthalt in Bonn einige pokulirende und disputirende Studenten wegen ihres phantastischen Wesens oder einige der Studententournure noch nicht völlig entrückte Candidaten oder Docenten für fahrende Schauspieler angesehen hat.

Ein pariser Brief des „Athenaeum".

Das londoner „Athenaeum" enthält in seiner Nummer vom 9. Februar einen „An Anglo-Parisian" unterzeichneten kleinen, aber beachtenswerthen Brief, worin der Redaction das Lob gezollt wird, daß sie zu den Wenigen in England gehöre, die für den herabgewürdigten Zustand der französischen Presse in Frankreich noch Sinn und Auge haben; zugleich wird aber darin eine früher im „Athenaeum" lautgewordene Stimme bekämpft, welche die Verleihung von Ordensdecorationen an Männer von wissenschaftlichem und literarischem Verdienst auch in England eingeführt wissen wollte. Es ist nämlich die Ordensfrage in England lebhaft angeregt worden, und zwar namentlich dadurch veranlaßt, daß Napoleon III. mehre ausgezeichnete Männer Londons mit Ordensdecorationen beschenkt hat, wogegen der altenglische Stolz Fronte machte und sich auf die alte Regel berief, daß ausländische Orden in England nicht anerkannt werden dürfen. Ja der Lord Provost von Glasgow hat bei Lord Clarendon angefragt, ob die von Schotten auf Anlaß der jüngsten pariser Ausstellung erworbenen Medaillen auch in Schottland getragen werden dürfen. Das „Athenaeum" selbst hält alle Orden von Staats wegen für werthlos, ebenso die Napoleon'schen Orden, sofern sie außerhalb Frankreichs getragen würden, ist aber nicht gegen die Orden im Allgemeinen, da ja die Menschen doch einmal nach Titeln, Orden und andern Auszeichnungen lüstern seien. Das londoner Blatt will, wie es scheint, das Ordenssystem mehr auf nationale Grundlage gestellt, aber nicht der Regierung in die Hand gegeben wissen, die nur zu geneigt sein möchte, nur dasjenige wissenschaftliche Verdienst, das ihr auch wohlgefällig ist, mit Orden zu belohnen. Der pariser Correspondent des „Athenaeum" will dagegen überhaupt nichts von Orden für literarisches Verdienst wissen und meint, daß kein englischer Gelehrter von echtem Schrot und Korn, wie die Hallam und Grote, daran denken würde, sein Verdienst decoriren zu lassen.

---

*) Vgl. hierzu den lesenswerthen Aufsatz: „Das heutige Studentenleben", im letzten Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift".

Der zweite Theil des pariser Briefs im „Athenaeum" betrifft eine traurigere Erscheinung. Der Correspondent versichert, daß der Verlust der Preßfreiheit von der Masse des französischen Volks keineswegs bedauert werde. Spreche man darüber mit einem französischen Fabrikanten, Gewerbtreibenden oder kleinen Eigenthümer, so erhalte man stets dieselbe Antwort: „Celà regarde messieurs les hommes de lettres à Paris"; und dann würde fast regelmäßig hinzugefügt: „Ils ont trop abusé de la presse"; „Ils ont fait beaucoup de mal" u. s. w. Unglücklicherweise hätten diese nicht abzuleugnenden Ausschreitungen der Presse den Vorwand für Repressivmaßregeln gegeben, welche sich in höhere und friedlichere Regionen erstreckten. Man müsse hoffen, daß man in England davon wenig wisse; im andern Falle stände es mit der Abtrünnigkeit von der großen Sache intellectueller Freiheit viel schlimmer, als man glauben möchte. Sonderbar genug sei gerade der unabhängigere Theil der englischen Presse am maßlosesten im Schmeicheln gewesen. Und dies habe bei den besten und aufgeklärtesten Geistern Frankreichs ein Gefühl der Entfremdung hervorgerufen, welches sicherlich bei der jetzt lebenden Generation nicht erlöschen werde.

Eine gelehrte Fehde des 17. Jahrhunderts.

Auch in Frankreich hat es früher an jenen gelehrten Streitigkeiten nicht gefehlt, wie sie namentlich in Deutschland, hier aber noch bis in spätere Zeiten, so häufig waren und wol noch sind. Jetzt gehören sie in Frankreich nicht mehr zum guten Ton; sie finden kein Publicum. Das „Athenaeum français" brachte jüngst eine historische Rückerinnerung an die gelehrte Fehde zwischen Girac und Costar um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Man ging damals nicht in niedlichen Pamphleten, sondern in gewaltigen Quartbänden einander zuleibe. So schrieb Girac im Jahre 1655 gegen Costar gleich einen ganzen Quartband, Costar erwiderte in den Jahren 1655 und 1657 mit zwei neuen Quartbänden und Girac später wieder mit einem. Von den Capitelüberschriften kann man auf den Inhalt schließen; wir führen davon einige hier an: „Que M. Costar a publié des libelles contre l'auteur sans en avoir eu sujet; que c'est un calomniateur." „Que M. Costar ressemble plutôt à un gueux dont parle Homère qu'aux gentilshommes de Poméranie à qui il se compare." „Que M. Costar est un insigne menteur." „Que M. Costar a peu de jugement." „Que M. Costar est un étourdi." „Que M. Costar est un grand chicaneur." „Que M. Costar est un imposteur; qu'il parle avec insolence de l'apôtre Saint Paul." „Que M. Costar est un plagiaire" u. s. w. Kurz, es ist nichts so Schändliches, was dieser Unglückliche nicht gewesen sein soll. Die Herren werden ohne Zweifel ihre Fehde für die wichtigste von der Welt gehalten haben; jetzt ergötzt man sich an ihr höchstens wie an einem antediluvianischen Curiosum oder einer Rabelais'schen Buffonnerie. Das „Athenaeum français" meint, dieser Girac sei von derselben fürchterlichen Art gewesen wie Meziriac, der im Plutarch des Amyot 2000 Fehler entdeckt haben wollte. Uebrigens setzten beide Gelehrte ihren Streit bis gegen ihr Lebensende fort und schleuderten einander zum Privatvergnügen noch Quartbände an die Köpfe, als schon selbst die Zeitgenossen sie vergessen hatten.

H. M.

Bibliographie.

Abeken, H., Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Vorworte von K. Stüve. Mit Aktenstücken. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auerbach, B., Schatzkästlein des Gevattersmanns. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Becker, C., Doctor Martin Luther in den Hauptzügen seines Lebens geschildert. Mit einer Abbildung der Luther-Statue in Möhra. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Bernays, J., Ueber das Phokylideische Gedicht ein Beitrag zur hellenistischen Litteratur. Berlin, Hertz. Gr. 4. 15 Ngr.

Berneck, K. G. v., Das Buch der Schlachten. Leipzig, Gumprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog. 4te neuvermehrte Auflage. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Elfried von Taura, Die stille Mühle. Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen. Mit dem ersten Preise gekrönte Concurrenz-Novelle des Hannoverschen Couriers. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Homeyer, G., Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Romanische Inedita auf italiänischen Bibliotheken gesammelt von P. Heyse. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jonas, T., Richardo Ovinedo der gefürchtete Räuberchef in den Gebirgen unweit Neapel. Romantische Räubergeschichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände. Leipzig, Coldit. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von A. Böttger. Leipzig, Herbig. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien. Mit einem Titelbilde. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Orelli, H. v., Ueber A. Widmann's „Nausikaa". Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Rhangavis, A. R., Der Fürst von Morea. Historische Novelle aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Aus dem Griechischen von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Schwertlein, Jucundus, Fliegenschwämme. Humoristisch-satyrische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Jacobson, H. F., Ueber das österreichische Concordat vom 18. August 1855 und die kirchlichen Zustände der Evangelischen in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Jochmus, Der Syrische Krieg und der Verfall des Osmanen-Reiches seit 1840. Aktenmässig dargestellt in officiellen, geheimen und vertraulichen Berichten und Urkunden, dann Briefwechsel mit Lord Palmerston, Lord Ponsonby, den Oberbefehlshabern der verbündeten Heere und Flotten etc. Mit Bezugnahme auf die gegenwärtige Orientalische Frage. Vorwort und Auszüge aus dem in Bälde erscheinenden zweitheiligen Werke. Frankfurt a. M., C. Jügel. Gr. 8. 12 Ngr.

Lykurgos, A., Enthüllungen über den Simonides-Dindorf'schen Uranios. Unter Beifügung eines Berichts von Hrn. Prof. Dr. Tischendorf. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 6 Ngr.

Sind Schwur-Gerichte nothwendig? Von W. von R. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Thomasius, G., Der Gedanke des Todes, der rechte Lehrer für's Leben. Predigt über Psalm 39, 5—8 gehalten am Schlusse des Jahres 1855. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 Ngr.

Zum näheren Verständniss des Concordats vom 18 August 1855. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1855. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 11. —— 13. März 1856.

A. von Sternberg als Memoirenschriftsteller.

Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, Schindler. 1855—56. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Obschon wir uns grundsätzlich gegen alle Publicationen erklären müssen, die, wie die vorliegende A. von Sternberg's, partienweise einen so starken Beigeschmack indiscreter Klatschhaftigkeit haben, so können wir doch nicht leugnen, daß uns die Lectüre dieser „Erinnerungsblätter" nicht wenig unterhielt und stellenweise sogar über Dies und Jenes unterrichtete. Das Geplauder ist auch gar zu amüsant, die Medisance gar zu anmuthig. Von Sternberg's Feder kann man dies nicht anders erwarten. Möge er die Verantwortung für seine vielen Indiscretionen tragen: der Leser genießt eben, was ihm vorgesetzt wird. Die Tafel ist öffentlich gedeckt; Jeder kann sich dazu niedersetzen, und es kümmert den Gast nicht, wie sein Bewirther zu den Speisen, die er ihm auftafelt, gekommen ist, wenn sie ihm nur munden. Solange sich nicht die Gesellschaftsmoral nach einem gegenseitigen Uebereinkommen gegen solche Veröffentlichungen erklärt, würde auch ein vereinzelter Protest zu nichts helfen. Diese Gesellschaftsmoral ist aber in solchen Dingen gegenwärtig außerordentlich lax. Zum Zwecke des Amusement kann sich der Schriftsteller Alles erlauben: nicht blos gestorbene, sondern noch lebende Personen in ihrer Persönlichkeit und Häuslichkeit schildern, Briefcouverts erbrechen, um zu sehen, was dahinter steckt, Familiengeheimnisse offenbaren und Privatgespräche, die man gestern unter vier Augen hatte, morgen ausplaudern. Es ist dies zwar gewissermaßen ein Einbruch in die vier Pfähle der Häuslichkeit, eine Störung des Hausfriedens, eine Gefährdung der persönlichen Sicherheit, um so zu sagen; aber nach solchen Bedenklichkeiten fragt so leicht Niemand, der von dieser Indiscretion nicht mitbetroffen wird. Aber wol könnte diese Gattung Memoirenliteratur mehr und mehr zur Folge haben, daß Personen, die der Oeffentlichkeit angehören — wie dies jetzt auch schon mehr und mehr der Fall zu sein scheint —, nicht mehr so bereitwillig wie früher ihre Zimmerthüren und ihre Herzen erschließen werden, wenn sie vermuthen müssen, daß der an der Klingelschnur Ziehende ein auf Personen und Persönlichkeiten Jagd machender Schriftsteller oder Tourist ist. Daher zum Theil findet man auch jetzt bereits so viele verschlossene Thüren und Herzen, so viele zugeknöpfte Röcke und Gespräche; daher auch zum Theil dieses gegenseitige Beschielen, Belauern und Beschnüffeln, dieses Attakiren von der einen und dieses scheue Sichzurückziehen von der andern Seite. In der That, es gibt solche literarische Freibeuter, die einen öffentlichen Mann gleich bei der ersten Begegnung mit einer wahrhaft beleidigenden Impertinenz zu mustern und zu begaffen pflegen, ohne über ihre Ungezogenheit nur im geringsten in Verlegenheit zu kommen. In so impertinenter Weise betreibt Freiherr von Sternberg die literarische Menschenjagd gewiß nicht; hierzu ist er zu weltmännisch-aristokratisch gebildet: er weiß dem Wilde, auf das er es abgesehen hat, in feinerer Weise beizukommen; er glotzt den Opfern seiner Indiscretion nicht mit der officiellen Zudringlichkeit ins Gesicht, wie ein Paßschreiber, der ein Signalement oder gar einen Steckbrief anzufertigen hat.

Fragen wir zuerst nach der Gesinnung des Freiherrn von Sternberg. Er gibt uns über diese gelegentlich in seinem Buche Aufschlüsse und Geständnisse, welche die Leser gewiß nicht wenig überraschen werden. Sternberg erklärt, sich zu den demokratischen Grundsätzen der Zeit bekehrt zu haben. Er sagt:

> Ich war Aristokrat des Wappens; die andere Auffassung lag dunkel und unentwickelt vor mir. Deshalb mein Zorn und Eifer, als ich den Adel und alle die mit ihm verbündeten Institutionen angegriffen sah; ich war nicht fähig, die tiefer liegende Idee der Zeit zu erfassen, die großartig strebte, einen kühnen Gedanken der Gerechtigkeit in die Welt einzuführen. Ich habe dem jungen Geschlecht, das der Himmel berufen hat, zu kämpfen und zu denken, Abbitte zu thun. Ich würde, wenn ich es könnte, mit Jahren meines Lebens jene unglücklichen Bücher zurückerkaufen, die ich in blindem Eifer gegen eine Zeitströmung, deren äußern schrillenden Lärm ich nur hörte, deren wundervollen innern Inhalt aber nicht erkannte, geschrieben habe.... Bitter ist es aber, mit seiner innersten Gesinnung verkannt zu werden. Ich liebe dieses junge Geschlecht,

ich habe es immer geliebt; meine Schriften zeugen dafür, daß ich lange vor dem Ausbruch der Erschütterungen Ideen und Betrachtungen ausgesprochen, die völlig in Einklang sind mit Dem, was man suchte, und die später erfolgenden Ereignisse gleichsam prophetisch vorherverkündeten; man lese nur den Roman „Paul“.

Dieses Bekenntniß wird durch folgendes spätere ergänzt:

Als ich jene Novellen schrieb, in denen ich unwürdige Leute verherrlichte und würdige in den Staub trat, war es mir damals so sehr die Sache meiner eigenen Ueberzeugung, daß ich nicht fähig war, die Stimme der Klugheit zu hören; denn hätte ich sie gehört, so hätte ich diese Bücher, die ich verwünsche geschrieben zu haben, nicht geschrieben, denn ich weiß, wie man in Deutschland Politik treibt; daß die Partei, zu der man gehört, die Perfidie und die Niedrigkeit hat, gerade zuerst die verfolgende Hand gegen Den aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienste geleistet. Von einem Zusammenhalten, von einer Schätzung der Talente ist nicht die Rede; nirgends trifft man wie in Frankreich und England auf jene ehrende Beachtung des nicht käuflichen Talents.

Diese Bemerkung ist freilich leider so wahr und richtig, daß sie mit gesperrten Lettern gedruckt zu werden verdient hätte. Die für politische Parteien schreibenden Talente machen in dieser Hinsicht oft die niederdrückendsten Erfahrungen, die um so schmerzlicher sind, da sie zu beweisen scheinen (wenn es nicht schon bewiesen wäre), daß es den Deutschen doch an allem eigentlichen Gemeingeist, an genossenschaftlichem Ehrgefühl, überhaupt an aller im Volke selbst liegenden politischen Tüchtigkeit fehlt. Braucht eine politische Partei in Deutschland einen Arbeiter nicht mehr — sei es, daß sie erreicht hat was sie wollte, sei es, daß sie selbst ihre Sache aufgibt —, so läßt sie ihn fallen, ja, wie Sternberg richtig bemerkt, hebt wol gerade zuerst die verfolgende Hand gegen ihn auf und sucht ihn zu ignoriren, zu verkleinern, zu discreditiren, zu verdächtigen, um sich so auf die schnödeste Weise, die es gibt, ihrer Verpflichtungen gegen ihn zu entledigen. Möge er dann selbst zugrunde gehen — er war der Erste nicht und wird auch nicht der Letzte sein. Herz und Humanität haben ja in die Speculationen moderner Parteimänner überhaupt nicht mit dreinzureden.

Soweit ist die Sternberg'sche Bemerkung richtig. Aber solche ohne Zweifel sehr schlimme Erfahrungen dürfen einen wirklich redlichen Mann den Principien, die er früher vertheidigte, keinen Augenblick untreu machen. Höchstens wird er sagen dürfen: Meine Principien waren und bleiben richtig; aber ihre Hauptvertreter sind unfähig oder verdienen meine Sympathie nicht; ich ziehe mich daher nicht von den Principien, aber von den Männern zurück; ich entschlage mich jeder directen Betheiligung an ihren Bestrebungen, ich halte mich überhaupt von aller Politik fern, um zu warten, bis vielleicht geeignetere Männer kommen.

Allerdings kann es geschehen, daß auch ohne solche Motive die politischen Ansichten eines Mannes sich im Laufe der Zeit ändern, weil er eben sieht, daß seine Parteigenossen einen Weg einschlagen, der nicht der seinige ist und zum Unsegen oder ins Verderben führen muß. Dann wird aber immer noch zu prüfen sein, ob dieser Umschlag in den Ansichten nur aus einer augenblicklichen Laune oder aus dem innersten Wesen des Mannes hervorgeht und seiner eigensten Natur gemäß ist. Das Papier ist nach einer bekannten Redensart geduldig, und eine aus augenblicklichem Unmuth hervorgegangene und durch Druckerschwärze verkörperte Phrase ist noch kein System, keine politische That. Das ganze Buch Sternberg's hat, wie fast alle seine Schriften, ein so aristokratisches Air, daß wir uns veranlaßt fühlen, gegen Sternberg's neues Glaubensbekenntniß wenigstens sehr vorsichtig zu sein, daß wir fast fürchten möchten, er mache, wie nach seiner Behauptung die Zeit vor 1848, nur „liberale Toilette“. Sternberg verkehrt fast nur mit Personen von hohem Rang und Adel, mit Hofdamen und Hoffräulein, mit Grafen und Gräfinnen, mit Herzogen und Herzoginnen, mit Prinzen und Prinzessinnen, und wenn er sich einmal zu bürgerlichen Personen herabläßt, so zeigt er sich auch hier sehr wählig; unter Schriftstellern und Schriftstellerinnen wird er gewiß z. B. nur denjenigen, welche mit der vornehmen Welt verkehren und für die vornehme Welt schreiben, ein tieferes Interesse, wenn auch darum noch keine eigentliche Sympathie zuwenden. Er schwärmt für Damen von „alabasterweißer Haut“, mit „wundervollem Ansatz des Halses“, für „zartes Oval“, für Brillantagraffen, für Kleider von weißem oder dunkelrothem Purpursammet. Wir wissen nicht, ob diese und ähnliche Gegenstände zu dem „wundervollen innern Inhalt“ unserer Zeitströmung gehören, für welchen der Freiherr gleichzeitig zu schwärmen vorgibt. Er selbst freilich wehrt sich aus Geistes- und Leibeskräften gegen den Verdacht, daß der Salon seine eigentliche Welt sei. Der Salon als solcher, versichert er, habe ihn nie interessirt, er habe nie wie die Gräfin Hahn-Hahn an rein exclusiven Zuständen sich zu erfreuen vermocht, noch habe ihn irgendwie die „weibliche wie die männliche Zierbengelnatur dieser Sorte von Aristokratie“ beschäftigt. Er fährt dann fort:

Wenn nicht in die parfümirte eingeschlossene Luft dieser Boudoirs ein Strahl der ewigen Sonne eindrang, so war mir dieses Getreibe zuwider; höchstens wenn ich es in pikanter Verzerrung schildern konnte, zog es mich an, wie ich es in der „Diana“ gezeigt. Die Legationssecretäre mit den wohlgeordneten Bärten, die Gräfinnen mit ihren unwiderstehlichen interessanten Launen, ihren Echauffements, ihrem vornehmen ennui, ihren aristokratischen Allüren sind für mich stets stets Geschöpfe gewesen, mit denen ich nichts zu thun haben mochte. Wenn ich den Salon wählte zum Schauplatz einer Schöpfung, so wählte ich ihn, wie Bulwer und Balzac ihn wählten, um die „schönen“ Formen vereint mit dem Gedanken- und Thatinhalt einer Menschenwelt beisammen zu haben. Ueberhaupt sind jene genannten Schriftsteller diejenigen, denen ich mich am engsten geistes- und geschmacksverwandt fühle.

Das Buch wimmelt von solchen Gesinnungsdarlegungen, zu denen auch die Versicherung gehört, daß wenn er frühzeitig in andere Umgebung gekommen als die war, in der er gelebt und für die er geschrieben, er nicht weniger und nicht mit geringerm Feuer gedichtet haben würde. Dies läßt sich hören, denn die Umgebungen, in denen sich der Mensch befind

und entwickelt, wachsen ihm allmälig wie eine zweite Haut an, die er nicht abzustreifen vermag. Man muß auf solche Umstände Rücksicht nehmen, um billig zu urtheilen. Nach alle Dem muß man aber doch immer fragen, was Sternberg nun wirklich ist und was er will? Zu den materiellen und geistigen Bedürfnissen derjenigen Classen, die man gemeinhin unter „Volk“ begreift, läßt sich der Freiherr nicht herab, und von der eigentlichen Bourgeoisie, von dem Fabrikanten, dem Büreaukraten, dem Epicier, dem Börsenmann will er ebenso wenig etwas wissen. Der Adel, sagt Sternberg, wolle wirklich zurück, und er fährt fort:

Ihr gesteht selbst, das ist die freimüthige Offenheit etwas weit getrieben. Ist das aber immer noch ein Grund, ihn zu verdammen? Wenn es nun seine ehrliche Ansicht und Meinung ist, daß ihm der Einfluß gebühre, den er früher besessen, daß er ihn nöthig habe, um wirken zu können, wie er wirken möchte, daß er endlich euer „vorwärts“ für kein vorwärts hält und dagegen ein „zurück“ aufstellt, ist in allem Diesem ihm mit Grund ein Vorwurf zu machen? Ebenso wenig, wie wir euch einen Vorwurf daraus machen, daß ihr den „Fortschritt“ der Menschheit wollt, aber nebenbei auch etwas Kattun! daß ihr die „Freiheit der Völker“ wollt, aber nebenbei auch einige Procente mehr für euch an der Börse; daß ihr verlangt, jeder Standesunterschied solle fallen, aber nebenbei darauf dringt, man solle euch auf euerm Katheder oder in euerm Präsidentenstuhl für den alleinheilbringenden Apostel halten. Dabei seid ihr aber alle edle Männer, Männer der Zukunft. Wie wollte man an euch und euern Intentionen mäkeln? Wem fiele ein, die Reinheit eurer Absichten in Zweifel zu ziehen, obgleich ihr jeden Augenblick dies bei dem Adel thut?

Das scheint ja recht aus der vollen Brust des sogenannten „Junkerthums“ gesprochen! Aber zu den eigentlichen Junkern gehört denn Sternberg doch auch nicht. Der Adel soll nach ihm allerdings danach trachten, seinen alten Einfluß soviel wie möglich wieder zu gewinnen, aber nicht durch Hofdienst, nicht durch Patente und Aemter der Fürsten, sondern lediglich,

indem er sich eng an die unverdorbene Masse des Volks schließt und in etwas wieder jenes patriarchalische Verhältniß herzustellen sich müht, dessen Basis alte Treue, alte Zuversicht, alter Glaube sind. Deshalb ist der große Grundbesitz in den Händen des alten Adels so sehr wichtig, deshalb muß für ihn jedes Opfer gebracht werden. Nicht an die Höfe gehört ihr, möchte man ihnen zurufen, wo man euch einen leichten Orden, einen zierlichen Schlüssel anheftet, und wo eure Stelle durch jeden beliebigen Andern ersetzt wird, in euer Haus, zu euerm eigenen Herde, zu den Gemeinden, die in euch euern (ihren?) Berather, euern Schutzherrn, euern Führer sehen, dort geht hin!

Sternberg schließt dieses Capitel über den Adel mit den Worten:

Wenn der Adel auf diese Weise durch sein moralisches Gewicht dem unmoralischen Fabriken- und Börsenspiel entgegentritt, wenn er rein menschliche Erziehungsmittel dem überkünstelten Speculations- und Luxusgeiste der Zeit entgegensetzt — wer möchte da nicht für günstigen Erfolg bis zu einem gewissen Grade bürgen? Bis zu einem gewissen Grade!

Man sieht hieraus, daß Sternberg, wenn er auch nicht zur Junkerpartei gehört, doch den Adel, falls dieser seine Aufgabe richtig begreift, zu einer großen Mission berufen glaubt. Hierüber läßt sich nicht streiten; solche Dinge müssen eben abgewartet werden. Jedenfalls ist Sternberg als ein Mann von Geist nicht Aristokrat des gewöhnlichen Schlags; er liebt die vornehme Form, doch nur unter der Bedingung, daß Geist und Leben hinter ihr stecke; er sagt der Aristokratie oft sehr bittere Wahrheiten in rückhaltslosester Weise; auch hat er eine Witterung von dem Ziele, dem unsere Zeit zuletzt doch zutreiben muß. Trotzdem bleibt er Aristokrat, dem wir den häufigen absichtlichen Gebrauch gewisser Stichwörter der Zeit gern erlassen würden. Er ist als frei oder (in seiner Weise) demokratisch gesinnter Mann unter den Aristokraten viel besser am Platze, wie als geheimer, wenn auch in manchen Punkten noch so aufgeklärt denkender, dabei aber entschiedener Aristokrat unter den Demokraten.

Soviel, was Sternberg's politische Gesinnung betrifft. Sie macht uns begreiflich, was man uns jüngst zum Zweck der Veröffentlichung in d. Bl. über Sternberg's zuletzt etwas vereinsamte Stellung in Berlin schrieb und was wir auch veröffentlichen würden, wenn wir uns kein Gewissen daraus machten, so indiscret zu sein, wie Sternberg selbst es vielfach ist. Eine vereinsamte Stellung ist deshalb freilich noch keine unwürdige. Es gibt Naturen, die stets einsam durchs Leben schreiten und dabei doch tüchtiger Art sind; wenn aber ein Autor wie Sternberg aus der Gesellschaft freiwillig oder unfreiwillig ausscheidet, so hat er damit den natürlichen Boden verloren, auf dem er gedieh.

Auf Sternberg's Ansichten über Kunst und Poesie wie über seine literarische Stellung und seine Schriften werden wir im Verlaufe unsers Aufsatzes noch öfter Gelegenheit haben zurückzukommen. Seine Memoiren sind in der entschiedenen Absicht geschrieben, die Welt über sein Streben und Wollen aufzuklären. Wir finden es auch in der That nicht auffallend, wenn ein Schriftsteller, der eine ziemlich lange Laufbahn hinter sich hat und von sich sprechen zu machen wußte, in einer spätern Lebensperiode das Bedürfniß fühlt, seinem Publicum Rechenschaft über sich abzulegen. Seine Selbstbekenntnisse haben nun natürlich nicht das Gewicht wie die eines Goethe oder irgendeines andern großen Culturschriftstellers. Sternberg ist in die Weltliteratur noch nicht eingetreten, ja er wird selbst in unserer Nationalliteratur kaum auf eine hervorragende Stellung Anspruch zu machen haben. Aber doch hat Sternberg als blendendes Talent wie namentlich als geistreicher Silhouetteur der vornehmen Gesellschaftsclasse immerhin seine Bedeutung, eine um so größere, je weniger wir sonst über Das, was in diesen Kreisen vorgeht, in Deutschland zu erfahren pflegen. Die meist schon gänzlich vergessenen Salonnovellen der Gräfin Hahn-Hahn lassen sich in dieser Hinsicht mit den Sternberg'schen Enthüllungen nicht vergleichen; denn ihr galt die vornehme Welt nur als Folie, um überall ihr Spiegelbild hervortreten zu lassen und ihr gefallsüchtiges Ich zu verklären. Freiherr von Sternberg ist aber, selbst bis zur Indiscretion, aufrichtig und offenherzig und er scheut sich nicht, die

dick aufgelegte Schminke von den welken und verrunzelten Gesichtsstellen dieser Gesellschaft abzuwischen und uns zu sagen, von welchem gewöhnlichen Schminklieferanten sie bezogen wurde. Erst neuerdings hat er uns in manchen Skizzen seiner „Nachtlampe" gezeigt, wie hinter dieser glänzenden Tournure doch oft eine fast unglaubliche Unwissenheit, Unbildung und halbkindische Albernheit verborgen ist. Ein Sittenmaler hat immer seinen Werth, möge er nun Dirnen des dörflichen Stall- oder Damen des Boudoirlebens schildern. Auch ist ja Sternberg zuweilen, wie namentlich in „Paul", aus den Kreisen des Salons in die des bürgerlichen Proletariats hinabgestiegen. Was Sternberg's Urtheile über Gegenstände der Kunst, Literatur und Politik betrifft, so muß man nicht vergessen, daß Sternberg ein entschiedener Moderner und mit allen Vorzügen wie Gebrechen eines qualificirten Modernen behaftet ist. Sein Urtheil ist geistreich, beweglich, pikant, sarkastisch, oft treffend, aber auch unruhig hin- und herfahrend, einseitig, absprechend, prätentiös, leichtsinnig und nicht selten unüberlegt. Was ihm gerade individuell nicht zusagt, das verwirft er ohne weiteres und zwar in Form eines Allgemeinsatzes, den er dem Leser octroyirt.

Sternberg beginnt die eigentliche Erzählung seiner Lebensgeschichte mit seinen Erinnerungen an die alte Stadt Reval, an das dem Artushofe in Danzig ähnliche wundersame Haus „der schwarzen Häupter", an die prächtige Kirche zum heiligen Olaus, die in einer Julinacht, vom Blitze getroffen, leider ein Raub der Flammen wurde; er zollt dem Meere, diesem „ewigen, allmächtigen Element", seinen Danktribut und gedenkt dabei auch der Meerlieder des nun dahingegangenen Heine, die er, vielleicht mit Recht, das Schönste nennt, was derselbe gedichtet, „obgleich (wie Sternberg hinzufügt) auch in ihnen jene Grimasse vorkommt, die Heine und seine Freunde Poesie nennen, die aber bei Lichte besehen nichts ist als Geschmacklosigkeit". Er kommt nach Petersburg; er sieht den Kaiser Nikolaus. Sternberg sagt:

Vor der Persönlichkeit des Kaisers habe ich eine an Ehrfurcht grenzende Achtung, denn er ist mir nicht allein als Mann, was bei Fürsten unserer Zeit nicht eben häufig ist, sondern auch als Held erschienen. Ich war Zeuge des Auftritts auf dem Marsfelde, und wer diese heroische Gestalt gesehen, die furchtlos der von tausend Seiten her drohenden Gefahr entgegentrat, der behält dieses Bild für immer und beugt sich, wenn er auch noch so wenig Fürstenfreund ist, vor der Größe dieses Mannes, in dem die absolute Herrschergewalt vielleicht ihren letzten, aber auch glänzendsten Triumph gefeiert.

Sternberg lernt in Petersburg den russischen Dichter Shukowskij *) kennen, der so sehr Höfling war, „daß keins seiner Worte eine bestimmte Farbe trug"; ferner den deutschen Dichterveteranen General Klinger, „einen verdrießlichen Greis, der es nie dahin bringen konnte, daß ihm die Uniform uniformmäßig am Leibe saß. Er war deshalb die Zielscheibe des Spotts der russischen Kamaschenhelden, die da wissen, wie ein Orden auf dem Rocke befestigt, nicht aber, wie er verdient werden muß".

Aber Sternberg sehnte sich nach Deutschland. Die Jugend in den Ostseeprovinzen, wo damals die Erziehung ganz deutsch war, beanspruchte, was Deutschland in Geschichte und Literatur an großen Namen aufzuzählen hatte, ebenso gut als Eigenthum, als wenn sie Berlin, Weimar oder München zu Geburtsorten gehabt hätte; ja Sternberg behauptet, daß bei seinen Landsleuten, durch die Sehnsucht genährt, die Anhänglichkeit und die Bewunderung für die Literatur- und Kunstgrößen des gemeinsamen Vaterlandes noch glühender und größer gewesen als in Deutschland selbst. Er fügt dann hinzu:

Mit welcher Andacht betrachtete ich aus der Ferne Tieck, wie dachte ich es mir selig, in seiner Nähe zu leben, und später, als mir dieses Glück zutheil wurde, wie sehr fühlte ich mich abgekühlt, wie in manchen Dingen enttäuscht. Und so nicht mit Tieck allein, mit fast allen Personen und Dingen, die ich näher in Augenschein zu nehmen Gelegenheit fand. Das ist der Segen der Ferne.

So ist er denn auf Deutschlands Boden, in Dresden, wohin er eilt, um den von ihm ehedem so verehrten Dichter von Person kennen zu lernen und den Shakspeare vorlesen zu hören. Er ist am Ziel seiner Wünsche; jeden Mann im schwarzen Rocke und mit weißer Halsbinde sieht er für einen berühmten Dichter oder Gelehrten an und studirt seine Mienen mit Scheu aus der Ferne. Sternberg verkennt die großen Verdienste Tieck's nicht; er gesteht, zu seinen glühendsten Verehrern gehört zu haben, er gesteht, daß dieses „großen" Dichters Einfluß auf seine eigenen Productionen bedeutend gewesen. Kotzebue war, erzählt Sternberg, seines Vaters fast täglicher Gesellschafter, solange er in Esthland weilte; der junge Sternberg las daher alle Theaterstücke und Romane Kotzebue's; er bekennt, daß Das, was man später an seinem Stile lobte, die Leichtigkeit und Fügsamkeit seiner Feder, dieser Bildungsquelle entfloß. Doch war diese Bildung nur eine sehr äußerliche und formelle, Gemüth und Phantasie wurden davon nicht befruchtet. Welch eine ganz andere tiefe und farbenreiche Welt that sich nun vor ihm auf, als er die Dichtungen der Romantiker zu lesen erhielt. Mächtig zog namentlich Tieck ihn an. „So hatte man nie von Liebe, so nie von Andacht sprechen hören", ruft Sternberg aus, und er fährt fort:

Welche schimmernd schöne Stellen finden sich im „Octavian"! welche Liebeshymnen in der „Genoveva"! Was der geheime Liebesschmerz Verführerisches, was die einsame, im Mondlicht ausgehauchte Klage der sinnlich klopfenden Brust gewaltsam Fesselndes hat, das ist in schlichten Worten, die wie Blumenhäupter gegeneinander nicken, in diesen süßen Tönen ausgesprochen.

Aber, meint Sternberg weiter, Tieck, der in seiner Jugend so glücklich den Naturlaut getroffen, habe ihn später gänzlich verfehlt; er sei in die grellste Unnatur übergegangen. Verse, die weder Saft noch Kraft gehabt, seien, und zwar in der saloppesten Form, ins Unendliche aus seiner Feder gequollen. Seine Novellen seien, wo ihr Gegenstand nicht jene poetisch-mystischen

*) Sternberg schreibt diesen Namen, wie auch Jegór von Sivers, „Joukofsky", was offenbar französische Schreibweise ist.

Träumereien gewesen, in denen immer neu die alte Zaubermacht des wahren Dichters walte, Curiositäten manchmal recht langweiliger Art. Puppen, bald so, bald so gekleidet, agirten darin und hielten lange Discurse, die nichts mit der Handlung zu thun hätten, und diese von ihm erfundene neue Genremischgattung von Abhandlung und Erzählung, welche auf lange den Geschmack an der wirklichen Erzählungsliteratur verdorben, habe Tieck mit großer Prätension „Novellen“ genannt, wiewol sie mit dem ursprünglichen Begriff der Novelle nichts gemein hätten. Dennoch sei Tieck's Einfluß auf ihn so mächtig gewesen, daß er früher, wie namentlich in seinen Novellen „Eduard“ und „Lessing“, zu seinen sklavischsten Nachahmern gehört und daß ihm gerade dieses Vorbild unbeschreiblich geschadet habe.

Dieser Kritik Tieck's, zu welcher Sternberg vollkommen berechtigt ist, schließen sich aber einige Mittheilungen über Tieck an, deren Zulässigkeit von uns sehr bezweifelt werden muß. Sternberg erwähnt seines Namensvetters, des schon bejahrten Freiherrn von Ungern-Sternberg, der zu Dresden in trauter Nähe mit Tieck wohnte, und fährt dann fort:

> Er hatte das Mittel entdeckt, sich Tieck unentbehrlich zu machen, indem er aus seiner Küche jenes Aroma aufsteigen ließ, dem die feine Nase des Phantasus-Dichters allezeit nachging. Tieck war durch und durch Egoist, er lebte, wo es sich thun ließ, von dem Gelde, dem Ruhme und dem guten Braten seines Nächsten.

Das ist eine vollkommen unliterarische und daher unberechtigte injuriöse Beschuldigung, die sich ein Autor gegen einen verehrten Todten, bei dem er selbst das Gastrecht genoß, niemals zuschulden kommen lassen sollte. Sie gehört zu den Flecken, die nicht selten das weiße Papier in Sternberg's Buche verunreinigen. Eine andere Beschuldigung kann man sich, da sie mehr literarischer Art ist, eher gefallen lassen, obschon doch auch sie uns ein wenig übertrieben zu sein scheint; es ist die, daß Tieck niemals, auch in Berlin nicht, wo er es doch konnte, irgendwie für Andere oder zu Kunstzwecken, die nicht mit seinen „persönlichen Capricen und Marotten“ zusammenhingen, irgendein verwendendes Wort angebracht habe. „Beispiellos anmaßend“ habe Tieck in Berlin seine Marionettenposse, den „Gestiefelten Kater“, auf die Privatbühne des Königs gebracht und dann jenen „gelehrten, steifen, gezwungenen Komödien der alten Griechen“ die Bahn gebrochen, „diesen Antigonen und Medeen in ihrem Urtext, welche das Frostigste sind, das Unnatürlichste, das Langweiligste, was je dem deutschen Theaterpublicum von gelehrten und anmaßenden Pfuscherköchen geboten worden“. Wenn sich Sternberg einmal mit einem solchen Urtheil an den Pranger stellen will, so können wir ihn daran nicht hindern; das ist ganz seine Sache. Dabei verkennen auch wir nicht, daß der Antigone-Fanatismus, wie er eine zeitlang namentlich unter den Frauen rumorte, gar sehr ein künstlicher und bloßes Modeproduct war. Um die „Antigone“ vollständig zu würdigen, zu verstehen und zu genießen, dazu gehört eine langjährige Beschäftigung mit der Poesie, den Sitten und Gewohnheiten der Griechen. Unser modernes Leben ist dem altgriechischen in Allem so diametral entgegengesetzt, daß die „Antigone“ auf unserer aus dem leichtesten Holze zusammengezimmerten und wie auf den Abbruch gebauten Bühne (von vielen Schauspielern am liebsten „Bude“ genannt) immerdar eine fremdartige, fast gespenstische Erscheinung bleiben wird.

Den unliterarischen Klatsch, dem wir in Sternberg's Buche begegnen, müssen wir um so auffallender finden, da sich Sternberg selbst gelegentlich über ihn scandalisirt. Er spricht von den literarischen Zuständen Dresdens und sagt bei diesem Anlaß:

> Da sie Repräsentanten ganz verschiedener Richtungen waren, so sahen sich Tieck und Tiedge feindlich einander an, noch mehr die Frauen, die vom Gebiete der Literatur die Feindschaft auf Person und Leben übertrugen, die mit der Tugend und dem Anstand Toilette machten. Elisa (von der Recke) konnte der Comtesse Finkenstein nicht verzeihen, daß sie mit der Poesie auch den Poeten sich ungebührlich nahegebracht hatte. Von einem feindlichen Lager zum andern liefen Zwischenträger und Plauderer; der alte Hofrath Böttiger ging mit diesem zusammengetragenen Klatschmaterial Jedem ins Haus, der es hören wollte.

Wenn hiernach der Freiherr diese garstige Wirthschäft literarischen Klatsches recht wohl zu kennen scheint, warum gibt er sich denn selbst dazu her, den „Hofrath Böttiger“ zu spielen und mit seinem Klatschmaterial dem Publicum ins Haus zu laufen?

In dem nächstfolgenden kurzen Capitel beschäftigt sich Sternberg mit seiner eigenen Person und schriftstellerischen Entwickelung. Wir haben, wie schon bemerkt, nichts dagegen, wenn ein Schriftsteller von der Anciennetät Sternberg's sich mit seinem Publicum über seine Gesinnung, sein Wollen und Streben auseinanderzusetzen sucht: die vielen Verdächtigungen und Misdeutungen, die merkwürdig sich widersprechenden Urtheile, die geheimen Manoeuvres, denen ein deutscher Schriftsteller ausgesetzt ist, veranlassen, ja nöthigen nicht selten dazu; wir haben daher nichts dagegen, wenn er bekennt, daß ihm die Schönheit (gewiß aber nicht das Schöne im griechischen Sinne) als erstes und leitendes Gesetz in die Seele geschrieben sei, daß er nach Wahrheit strebe, freilich aber die Wahrheit mehr als Unabhängigkeit denn als freies Sittengesetz suche, daß ihm jede Heuchelei, die sich ein bestimmtes Ziel zur Erreichung vorgesetzt, grenzenlos verhaßt sei, daß er, wenn er die in ihm liegende innere Wahrheit hätte verleugnen wollen, ganz andere Erfolge im Leben wie in der Schriftstellerei hätte erzielen können. Bedenklicher werden aber solche Selbstgeständnisse, sobald sie die Wendung nehmen und die Absicht zeigen, auch das Talent, das innere Productionsvermögen des sich selbst besprechenden Autors ans Licht zu stellen. Dies geschieht von Sternberg z. B. in folgender Stelle:

> Ich habe bereits bemerkt, wie wenig meine Erziehung dahin gerichtet war, mich zur literarischen Production zu führen. Im Gegentheil, es ward Alles gethan, mich davon abzuleiten. Dennoch, das wahre Talent dringt durch.... Als ich Deutschlands Boden betrat, kam es wie eine flammende Inspiration über mich, ich schrieb mein erstes Buch fast wie vom Wahn-

sinn der Productionskraft getrieben. Ich fand mich am Schreibtisch, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen, ich fühlte die Feder in der Hand, ohne daß ich mir bewußt war, sie ergriffen zu haben, und die Zeilen, die ich niederschrieb, waren wie elektrisch unmittelbar in die Fingerspitzen hineinströmend. Nie ist mir wieder etwas in der Art geschehen u. s. w.

Man sollte nun meinen, daß aus dieser gehobenen Stimmung, dieser fast visionären Inspiration der Himmel weiß was für ein prophetisches gottbegeistertes Buch hervorgegangen sei; es war aber nur die Novelle „Die Zerrissenen", welche wie ein einzelner Funke aus diesem vulkanischen Flammenregen auf das Publicum niederfiel, allerdings ein Buch von einiger Bedeutung insofern, da schon der Titel zum Mode- und Stichwort für jene traurige und langweilige Blasirtheit wurde, die Sternberg später, wie er weiter bemerkt, auf alle Weise zu bekämpfen sich die Mühe gegeben hat. Hierauf erst folgten die Novelle „Lessing", bei deren Abfassung troß der Befangenheit im Tieck'schen Vorbilde ihm, nach seiner Versicherung, wieder Bilder, Situationen und Figuren willfährig zuströmten, „Molière" und dann „Eduard", den er, weil darin die Nachahmung Tieck's am sklavischsten hervortrete, sein schwächstes Product nennt. „Hiermit (schließt Sternberg dieses Capitel) sagte ich mich auch von meinem Vorbilde los und die nun folgende «Galathea» war wieder, wie «Die Zerrissenen», völlig meine Schöpfung."

Wir erfahren auch Einiges über Sternberg's Zeichnentalent und bei dieser Gelegenheit zugleich etwas über seinen Kunstgeschmack. Er gesteht, daß ihm die altdeutsche Malerschule in ihren Erscheinungen widerwärtig ist, daß kein einziger Dürer oder Memling (der übrigens der altflandrischen Schule angehört) Eintritt in seine Skizzenbücher fand und daß er sich begnügte, „ihnen aus der Entfernung seinen Respect zu bezeigen". Dagegen zog ihn in Manheim, wo er, nebenbei gesagt, viel in den Salons der verwitweten Großherzogin von Baden, Stephanie, verkehrte und Stoff zu einem recht reizenden Capitel seiner Memoiren sammelte, zum ersten male Rubens an, von dem die kleine manheimer Galerie einige treffliche Stücke besaß. Er bekennt, daß er Alles, aber auch Alles, was dieser Meister gemalt, sehen und dann beschreiben möchte, „beschreiben so, wie der Ardinghello-Heinse Bilder beschrieben hat". Ueber Geschmackscapricen läßt sich eben nicht streiten; Byron z. B. erklärte Rubens für einen „Schmierer". Es gehört ein besonderes Organ dazu, um jene alten Meister, um Memling, Dürer, Burgkmair u. A. zu verstehen, die Gabe, sich zu vertiefen und das naive Gemüth und die Seele aus diesen allerdings zuweilen etwas harten und eckigen Formen herauszuerkennen. Das ist nicht Jedermanns Sache und am wenigsten die des Freiherrn von Sternberg, der über und über modern ist. Wir für unser Theil sehen nicht ein, warum man nicht neben der Grazie und vollendeten Schönheit eines Rafael und Correggio, neben der Würde, Majestät und Farbenpracht der venetianischen Meister, neben dem dorf-, kirmeß- und kneipengeschichtlichem Humor der niederländischen Genremaler, neben der wilden, oft Shakspeare'schen Genialität Rembrandt's und neben der üppigen Blut- und Fleischesfülle und dem gesunden Naturalismus des Rubens nicht auch ein Auge haben dürfte für das süße, reine Gemüth, das sich in den Bildern der altdeutschen Meister in so eigenthümlicher und in so echt deutscher Weise ausspricht. Wir machen Niemandem einen Vorwurf daraus, der dafür kein Auge hat; aber wir können nicht umhin, ihn einigermaßen zu bedauern; denn es ist ihm versagt, vieles Schöne und Herrliche, woran Andere ihre Freude haben, im richtigen Sinne zu verstehen und zu genießen; ein ganzer Welttheil innern Gemüthslebens, um so zu sagen, und zwar ein vaterländischer, bleibt von ihm unbesucht und unentdeckt.

Von Manheim begeben wir uns mit Sternberg nach Baden, wo er abermals Gelegenheit hatte, Tieck zu sehen, und zwar macht sich sein Groll gegen diesen Dichter bei diesem Anlaß wieder in folgenden gewiß wenig löblichen Worten Luft:

In Baden sah ich Tieck wieder mit seiner Tochter Dorothea, die dem alten Sünder Papa mit katholischer Proselytenliebe stets leise schleichend und immer fromm murmelnd zur Seite ging, während die alte Gräfin, die Genossin seiner brausenden Jugend, immer mehr ruinenhaft hinter ihrem grünen Augenschirm versank. Die Sünde ging unter, aber die Tugend kam auch nicht recht in die Höhe. Zwischen Beiden trank der alte Hercules am Scheidewege behaglich schmunzelnd eine Unzahl Krüge Selterswasser mit Wein und Zucker leer.

Solche gänzlich unliterarische, boshafte Plaudereien waren wir bisher nur gewohnt bei Heine zu lesen. Sternberg ging nun nach Stuttgart, wo er mit Uhland, Pfizer, Schwab und besonders Nikolaus Lenau, der ja auch ein Edelmann war, Umgang pflog. Von dem Letztern sagt er:

Lenau war keine politische Natur; er war in seinen Grundzügen Mystiker und Träumer. Seine Menschenkenntniß war so gering, daß er wie ein Kind konnte getäuscht werden und getäuscht wurde. Lenau wohnte damals in dem Hause des Hofraths Reinbeck, wo man ihn zu Tode fütterte und durch Schmeicheleien und Lobhudeln gleichsam erstickte. Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Tafel und bequeme Existenz verwöhnt, in eine strenge abweichende Umgebung versetzt, lange nicht der unglückliche selbstquälerische Dichter und Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauschend, dann erschlaffend. Immer von Frauen gelobt, entbehrt man endlich des Lobes der Männer.

Nach dieser ohne Zweifel sehr treffenden Bemerkung fährt Sternberg in einem etwas gemüthlosen und unbarmherzigen Tone fort:

Zuletzt saß der Dichter im Irrenhause; das war das End vom Liede. Lenau's ganze Existenz und Dichtergabe ermangelt der Größe; er fand, geplagt von Anerkennung und gequält von Bewunderung, wie er es wurde, nur einzelne Schöne und Wahre, nicht die Schönheit und Wahrheit, un damit dünkte er sich schon ein großer Dichter. Gegen d Klarheit und männliche Selbständigkeit Uhland's erscheint Lenau halb als Kind, halb als Weib, unfertig vom Scheitel b zur Zehe und, was das Schlimmste war, auch gar nicht fert sein wollend, denn seine Ansicht vom wahren Dichter war, daß nichts geben könne als Das, was die augenblickliche Stimmun die Inspiration, wie er es nannte, ihm eingab. So saß stundenlang bei seiner brennenden Pfeife und sann und träum und brachte endlich ein kleines Verschen zu Papier.

Es folgen nun Mittheilungen über Nikolaus Lenau's „Kaffee-Säuferwahnsinn“, der oft Nervenkopfschmerzen der schlimmsten Art zur Folge hatte u. s. w. Nikolaus Lenau fiel einer damals geltenden Ansicht zum Opfer, wonach ein Dichter eben „inspirirt“, nervenüberreizt sein und mit aller Logik und dem gesunden Menschenverstande gebrochen haben mußte, um Poet zu sein. So aber bewerkstelligt sich die Operation des Dichtens nicht; auch hat dieses künstliche Echauffement in einer Zeit, die sonst gewaltig nüchtern und verständig, wir wollen deshalb nicht sagen, auch sehr vernünftig ist, vielen Andern geschadet. Sternberg hat dies ganz richtig an Nikolaus Lenau erkannt, in dem eine von Hause aus ganz edel und gemüthvoll angelegte Natur zugrunde ging.

Ansprechender ist die Episode mit Justinus Kerner, der allein noch das Privilegium hat, mit Geistern umzugehen, welche sonst aus der anständigen Gesellschaft verbannt sind. Statt in die Salons, in denen es ja auch ohne sie so höchst geistreich zugeht, Zutritt zu finden, müssen sie sich nun bei dem braven kindlichen Justinus Kerner langweilen, weil er ihnen gestattet, in seiner Nähe im Négligé zu erscheinen und sogar (vgl. die „Seherin von Prevorst“) klappernde Holzpantoffeln zu tragen. Sie sind ja sonst so um allen Credit gekommen, daß ihnen selbst kein moderner Schuhmacher mehr auf Rechnung arbeiten würde. Nach Sternberg's Ueberzeugung ist übrigens Kerner wirklich in dem Glauben befangen, den er predigt, und das ist immer schon etwas werth. Als ihm Sternberg die merkwürdigsten Mittheilungen über die Kobolde und Geister machte, die in den alten Schlössern Esthlands hausen, hörte ihm Kerner schmunzelnd und mit beifälligem Kopfnicken zu. Aber nichts konnte ihn in Erstaunen setzen. „Er hatte“, fügt Sternberg hinzu, „die grauen, schwarzen, weißen Geister, alle in bester Ordnung in seinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Oberst, der sein Bataillon besichtigt.“ Von diesem Geisterseher kommt der Verfasser auf seine eigenen „Braunen Märchen“ zu sprechen und versichert, daß er nie die Absicht gehabt habe, den Frieden einer keuschen Seele zu stören oder Grundsätze zu erschüttern, die auch ihm heilig seien. Nur um eine Art Luftreinigung sei es ihm zu thun gewesen, gegenüber falscher Prüderie, altkluger Kindlichkeit, erlogener Frömmigkeit und frecher Tugendprahlsucht. Er habe die Absicht gehabt, jene Märchengattung wieder zu beleben, wie sie unnachahmlich reizend Hamilton und nächst ihm, doch schon mehr mit absichtlicher Lüsternheit versetzt, Diderot und Gresset der Literatur des Salon geschenkt hätten. Die Deutschen, Wieland und Thümmel ausgenommen, besäßen in diesem Genre nichts, was der Rede werth sei. Mit diesen Selbstgeständnissen fährt er auch noch im folgenden Capitel fort, worin unter Anderm gesagt ist: „Die Revolution in Warschau, die bald darauf folgende in Frankreich machten die Gemüther erregt.“ Wir hatten bisher geglaubt, und ohne Zweifel die ganze Welt mit uns, daß die Revolution in Warschau später stattgefunden habe als die in Paris. Sternberg belehrt uns eines Andern. Die Zeitungsschreiber von 1830 müssen sehr übel unterrichtet gewesen sein.

Nach einigen Mittheilungen über den stuttgarter Hof, den er uns als sehr trübselig schildert, und über die „kleinen hübschen“ Soupers bei Fräulein Stubenrauch („natürlich an Abenden, wo ihr hoher Beschützer und Besucher nicht zu kommen pflegte“) versetzt uns Sternberg nach Berlin, wo er nun für eine Weile seinen Aufenthalt nahm. Man suchte hier seine Bekanntschaft auf, denn er hielt sich wenig zugänglich, „und das“, fügt Sternberg hinzu, „reizt die Berliner. Wen sie zu allen Stunden und ohne Mühe haben können, den behandeln sie zuletzt schlecht“. Er wird hier in die Mittwochgesellschaft eingeführt, die ihm, wie der dresdener Liederkranz, ebenfalls ein „trübseliges, verwelkendes“ Ansehen zu haben schien. Hier lernte er Chamisso, Raupach, Gubitz, Gaudy, Häring und Hitzig kennen. Chamisso, obschon geborener Franzose, erschien ihm als ein echt deutsches Gemüth und deutscher Charakter, doch tadelt er an seiner Poesie die Sucht nach fremden und seltsamen Reimen, überhaupt nach dem Exotischen, Affectirt-Wilden, „die später in Freiligrath zur Höhe getrieben wurde und zur Caricatur ausartete“. Raupach, der zu den wenigen deutschen Dichtern gehört, welche ihr poetisches Talent zu einer californischen Goldgrube zu machen verstanden, zeigte sich sarkastisch, sprach nie etwas, ohne daß seine Zuhörer unverhöhnt dabei wegkamen, sagte aber immer etwas Treffendes, nie etwas Ueberflüssiges. Sternberg meint, dieses Wesen habe besonders in seiner — Tabacksdose gelegen; fast alle Tabacksschnupfer seien Murrköpfe oder neigten sich wenigstens zu hypochondrischen Launen, während bei Rauchern das sanguinische Temperament und die Neigung zu gemüthlicher Plauderei vorwalte. Das ist eine sehr scharfsinnige Entdeckung, die wir unsern Literaturgeschichtschreibern als leitenden Grundgedanken für ihre künftigen Werke empfehlen möchten. Einen etwas leichtfertigen, indiscreten Charakter trägt die Plauderei über den Criminalrath Hitzig. Als Sternberg ihn besuchte, fand er ein Crucifix auf seinem Schreibtische stehen. Hitzig sprach von der sündigen Menschheit. „Der gelehrte Criminalrichter“, meint Sternberg, „vereinte sich hier auf wunderbare Weise mit dem jammernden Pietisten; Zuchthaus und Paradies vermischten sich eigenthümlich in seiner Rede und der Codex des Justinian mit dem Bekenntnisse des heiligen Augustin.“ Auch beklagte Hitzig die Verirrungen seiner Jugendfreunde, theilte Sternberg aus seines Jugendgenossen Chamisso Leben unter wehklagenden Tönen manche Besonderheiten mit, die nicht eben geeignet waren, die Achtung und Liebe für den greisen Dichter zu fördern, und äußerte zum Schlusse seufzend: „Ja wenn es den berühmten Leuten gelänge, unangefochten und ohne daß die Welt ihre Schwächen erführe, durchs Leben zu kommen, wer wäre dann glücklicher als sie!“ „Freilich müßten sie dann keine Jugendfreunde haben“, setzt Sternberg hinzu. Auch machte unser Verfasser die Bekanntschaft der Bettina,

deren ganze Erscheinung aber, wie er versichert, aus seiner Erinnerung so gänzlich geschwunden sei, daß ihm weder ein Bild ihrer Person, noch Dessen, was sie that und sprach, erinnerlich geblieben. Nur soviel wisse er, daß sie ein langes schmales Blatt vor ihm entrollte, worauf eine Menge nackter tanzender Figuren befindlich war. Sternberg fragte sie „sehr kindlich", wie sie die vielen unbekleideten Männer habe zeichnen können, und sie erwiderte ihm, daß ihr Kammermädchen ihr dazu Modell gestanden.

Die beiden folgenden Capitel betreffen Sternberg's Aufenthalt in Weimar und verdienen namentlich von neugierigen Frauen gelesen zu werden. Der Verfasser schildert den geistreichen Cirkel der Frau Ottilie von Goethe, geborenen von Pogwisch, das Gersdorff'sche Haus, die Schriftstellerinnen Frau von Groß (Amalie Winter) und Frau von Ahlefeld, dann mehre schöne, reizende Hoffräulein, wie die junge Gräfin von Pappenheim und das Fräulein von Spiegel, sammt ihrem Costüm u. A. Er gedenkt auch der Töchter der Großherzogin und namentlich der Unterredungen, deren ihn die Prinzessin von Preußen würdigte und die, wie er bekennt, ihm ein hoher Genuß waren. Eigenthümlich ist der Umstand, daß diese Zöglingin des weimarischen Musenhofs, wie wenigstens Sternberg meint, eine rein politische und rationelle Natur sei und daß die Poesie und das Poetische in Situationen und Menschen bei ihr nicht den mindesten Anklang fänden. Auffallender noch erscheint, daß der damalige Großherzog, von Herder getauft, von Wieland erzogen und als Prinz stets von den ersten Geistern Deutschlands umgeben, so wenig Geschmack und Sinn für die Literatur zeigte. Er liebte nur die naive Gattung der Kindermärchen und äußerte gegen Sternberg sein Bedauern, daß Lessing nicht Zeit gehabt habe, sich zu bekehren, was ohne Zweifel erfolgt sein würde, wenn ihn der Tod nicht so plötzlich abgerufen hätte. Wie diesem Großherzog geht es freilich Manchen, die in reinliterarischer Umgebung aufwachsen. Dichter und Schriftsteller, auch die größten, zeigen sich in der Nähe eben auch als Menschen und oft als sehr schwache Menschen und entwickeln nach dieser Seite Eigenschaften, die umsomehr abstoßen, jemehr sie häufig mit den in ihren Werken niedergelegten erhabenen und idealen Empfindungen und Grundsätzen im Widerspruch zu stehen scheinen.*) Bei all seiner Vorliebe für aristokratisches Wesen und vornehme Formen hat sich Sternberg doch einen humanen natürlichen Sinn bei Beurtheilung mancher Verhältnisse bewahrt, welche gegen den Begriff der Vornehmheit einigermaßen anlaufen. Er läßt z. B. der Frau Goethe's, geborenen Vulpius, und dem beiderseitigen Verhältniß in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren. Zwar spricht er von ihr als von einer „Küchenmagd" und von ihrem „breiten" Busen, womit er etwas in den Ton Heine's verfällt, aber er meint doch, sie habe in diesem „breiten" Busen einen Schatz wahrer Zärtlichkeit besessen und an ihrem Geheimerath gehangen „mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unselbstsüchtigen, heftigen und vulgären Neigung, die ein Mann, der sich auf Liebe versteht, nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Goethe wußte, daß diese Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt." Nachdem Sternberg weiter versichert, daß auch Goethe sie wirklich geliebt und daß hiervon die Verzweiflung, die er an ihrem Sterbelager gezeigt, der beste Beweis sei, bemerkt er weiter: „Mit diesem Triumph kann die arme Vulpius, die Schwester eines elenden Romanschreibers, schon zufrieden sein, und mancher hochgeborenen Gräfin, deren Briefe jetzt glänzen und die ihren Namen an den des Dichterfürsten zu hängen so ängstlich bemüht war, hohnlächelnd zunicken." Goethe war eben der Mann, auch als Mensch zu sein und zu handeln, wie er dichtete; er wollte nicht, daß seine vielbewunderte Ballade vom Gott und der Bayadere eine bloße poetische Phrase bleibe. Sternberg versichert übrigens, daß es nach Goethe's Tode in Weimar nicht bon genre gewesen, von ihm zu sprechen, man habe ihn so recht eigentlich satt bekommen und sei herzlich froh gewesen, endlich den Dalai Lama abwesend zu wissen, um sich nun einmal auch mit etwas Anderm beschäftigen zu können. Im Goethe'schen Hause selbst sei aber am wenigsten von Goethe die Rede gewesen.

Nachdem Sternberg in dem folgenden Capitel ein eigenthümliche pikante Geschichte: „Die Tochter des To des" erzählt, die recht gut unter seinen „Braunen Mär chen" einen Platz einzunehmen verdient hätte und die merkwürdigerweise eine Matrone in gemischter Gesellschaf vortragen läßt, kommt er abermals auf sein Ich z sprechen, klagt über die Gebundenheit, die der Reich überall den Armen auflege, bemerkt aber sodann:

> Ich habe immer die eigene Meinung gehabt, die mit ein Rente von 10,000 Thalern zusammengehört, nur leider b mir diese Rente gefehlt. Das war das Unglück meines Leben Ich habe geurtheilt, gefühlt, gedacht wie ein reicher Man und ich war es nicht. Doch habe ich auch nicht Armu gekannt.

Und dann weiter:

> Kann irgendetwas einem Schriftsteller ein glückliches G fühl erregen, so ist es nach meiner Ansicht der Stolz, daß

*) Leigh Hunt bemerkte in Betreff Byron's, daß an einem Dichter seine Schriften oft das Beste sein könnten. Aehnlich spricht sich einmal Perthes in Betreff der Gelehrten ungefähr dahin aus, daß man ein sehr großer und sehr berühmter Gelehrter sein könne, ohne doch die Tugenden eines echten Bürgers und die humanen Eigenschaften eines wahren Menschen zu besitzen. Allerdings läßt sich eine erstaunliche Masse gelehrter Kenntnisse aufhäufen, ohne daß davon das Herz befruchtet oder der Charakter veredelt und verschönert wird; von einem großen Dichter sollte man aber stets erwarten dürfen, daß er auch ein großer edler Mensch sei. Es ist jedoch in neuerer Zeit ein entschiedener Bruch zwischen der Poesie und den Postulaten des praktischen Lebens eingetreten; die modernen Dichter betreiben die Poesie nur zu häufig, wie der Virtuose in öffentlichen Concerten sein Instrument spielt, auch verlangt es ihr Publicum kaum anders, und so find Beispiele von Dichtern, die, wie noch Jean Paul, auch im Leben g so waren, wie sie dachten und dichteten, allerdings leider immer sel ner geworden.

wenig er der Welt auch gegeben, dies Wenige doch sein eigen war, aus dem Besten geschöpft, das er im Denken und Empfinden bei sich bewahrte. Freilich stehe ich auch jetzt, da ich so ziemlich meine Laufbahn für geschlossen erachte, ohne reiche Pfründe da und trete vom Schauspiel ab ohne das Bravorufen der Cameraderie.

Wenn Sternberg wirklich der Ansicht ist, daß seine Laufbahn so ziemlich geschlossen sei — obschon wir den Augenblick dazu für etwas früh halten —, so wollen wir ihm verzeihen, wenn er in seinem Buche von sich etwas mehr spricht, als dies in guter Gesellschaft üblich ist. Aus mehren Stellen desselben geht übrigens hervor, daß wir von ihm noch wenigstens eine große Arbeit, und zwar über seinen Lieblingsmeister Rubens, erwarten dürfen.

Hiermit sind wir an den Schluß des ersten Theils gekommen, in dem uns Sternberg noch zuletzt erzählt, wie er in Weimar auch mehre namhafte Besucher kennen lernte, darunter Dingelstedt, Gutzkow und Freiligrath. Den Letztern hält Sternberg für einen von Natur weichen und empfindenden Dichter, dem die politische Rolle von seinen Freunden gleichsam über den Hals geworfen worden sei. Freiligrath sei ein echter Dichter, wo er den einfachen rührenden Naturlaut der Lyrik anschlage; aber er habe einen gezwungenen, fremdartigen Ton und allerlei abenteuerlichen Trödel von den Märkten von Tunis und Kairo in die Lyrik gebracht und sei allerdings damit dem Zeitgeschmack gelegen gekommen, der auch in der Musik das Einfache, Natürliche, die Schönheit und das Malerische verlernt und in der Kunst dem Pinsel und Griffel zugemuthet habe, Tiefsinn, Philosophie und Gelehrsamkeit auszudrücken.

In Betreff des zweiten Theils können wir uns kürzer fassen, da er sich zwar sehr unterhaltend lesen läßt, aber zu unserm Zweck nicht den gleichen literarischen Unterhaltungsstoff bietet. Indeß begegnen wir gleich auf den ersten Seiten folgender eigenthümlich gefaßten Bemerkung:

Die fürstliche Koketterie ist heutzutage eine Wissenschaft geworden, sehr mühsam zu erlernen und sehr undankbar auszuführen, von der alten Kokette Ludwig Philipp an gerechnet, bis auf die neueste Kokette, deren Namen wir nicht nennen. Die Volksgunst ist eine Schöne, deren Lächeln man sehr leicht erzwingen, aber sehr schwer sich erobern kann.

Hieran schließen sich Mittheilungen, die Sternberg dem Herrn von Meyendorff persönlich machte, worunter namentlich ziemlich pikante über A. W. von Schlegel über seine Schwärmerei für Trüffelsauce wie für die Staël, von der er in jedem Zimmer ein Porträt hatte, eins immer entblößter als das andere; „ich glaube", fügt Sternberg hinzu, „im Allerheiligsten befand sich ein Bild — ganz ohne Gewand". Er erzählte dem Herrn von Meyendorff auch von Uhland, der die besondere Kunst verstehe, die Mittheilungen Anderer im Keime zu ersticken. Er besuchte ihn in Gesellschaft Lord Stanhope's, der die deutsche Literatur der Gegenwart kennen zu lernen wünschte und, da man ihm Uhland als einen der hervorragendsten Dichter der Neuzeit genannt, förmlich vor Verlangen brannte, „Mr. Uhland" seine eigenen Ansichten über die deutsche Literatur und zwar zu dessen eigenem Besten mitzutheilen. Diese Rathschläge bestanden nun in nichts Anderm als in dem Lobe des deutschen Romanschriftstellers Lafontaine. „Ist Lafontaine", bemerkte Lord Stanhope unserm Verfasser, „nicht ein großer, vortrefflicher Autor? Hab' ich nicht seinen «Quintus Heimann von Fleming» mit Thränen im Auge gelesen? Wenn Master Uhland wirklich will auf seine Landsleute und auf seine Zeit eine große Wirkung ausüben, wie kann er das besser, als wenn er Lafontaine copirt?" Man kann sich denken, wie dieser Versuch, Uhland zu bewegen, daß er Lafontaine für einen großen Dichter halte und copire, dem nichts sprechenden Uhland gegenüber ablief, zumal sich der Brite einbildete, daß Uhland's Gattin sich erlaube, über seine Lockenperücke zu spotten.

Ein großer Theil des zweiten Theils beschäftigt sich mit einer Besuchsreise, die der Verfasser in seine russische Heimat machte. Von dort kehrt er wieder nach Berlin zurück und findet hier die vier „Jubelgreise" Schelling, Cornelius, Tieck und Rückert pensionirt und untergebracht, über die er ziemlich wohlfeile Witze macht; denn anders können wir seine Bemerkungen kaum nennen. Der Welt hat die Pensionirung dieser vier „Jubelgreise", unter denen sich allein noch Cornelius productiv zeigte, allerdings wenig genützt; indeß war der Gedanke, der diese Berufung eingab, doch immerhin liberal, edel und großherzig, und wenn diese Männer auch mit dem Verfasser der „Braunen Märchen" gerade nicht viel Verwandtes zeigten, so waren ihre Leistungen doch immer groß genug, um ihnen diese Auszeichnung und Inruhesetzung nach einem arbeitreichen Leben von Herzen zu gönnen. Wir begreifen, daß für Sternberg, der das elastische Fleisch und das brillante Costüm liebt, namentlich Cornelius nicht der Mann ist, dem er seine besondern Sympathien zuwenden könnte; trotzdem ist es gewiß, daß Cornelius der eigentliche Grundsteinleger der neuern deutschen Kunst geworden ist, und zwar gerade vermöge seiner strengen, ernsten Richtung, die es verschmähte, mit dem Zeitgeschmack zu kokettiren und ihm äußerer Zwecke wegen Zugeständnisse zu machen. Ebenso begann der Aufschwung der deutschen Literatur und Poesie nicht etwa mit Wieland oder Thümmel, sondern mit Klopstock. Die Gelüste des Salon geben keine Grundlage für eine Kunst oder Poesie, die erst etwas werden sollen. Die Boudoirliteratur hat ja ihre ganz anmuthigen Seiten, nur soll sie nicht den Anspruch erheben, als eigentliche Literatur gelten zu wollen.

Etwa die ganze zweite Hälfte des zweiten Theils beschäftigt sich mit den Salons des Hofmalers Wach und seiner Schwester, Frau von Paalzow, mit der Gräfin Hahn-Hahn und mit Fanny Lewald, wobei noch Seitenblicke auf Liszt, den „ewig misvergnügten und verbitterten" Schauspieler Seydelmann, auf Frau Crelinger und Charlotte von Hagn geworfen werden. Damen können wir diese Partien mit ihrem amüsanten, etwas indiscreten Geplauder besonders empfehlen; in literarischer Hinsicht sind sie von geringer Bedeutung. Nach dem Ablauf von

zwei weitern Decennien wird man von den männlichen und weiblichen Größen, um die es sich hier handelt, nur sehr wenig noch wissen; andere werden an ihre Stelle getreten sein und die Salons und Boudoirs mit dem Schalle ihres Namens füllen. Sternberg nahm sich die undankbare Mühe, die Paalzow und Hahn-Hahn persönlich einander näher bringen zu wollen; diese aber weigerte sich dessen, nannte die Paalzow die „Kammerjungfer der Aristokratie" und sich die „Dame", gestand, daß ihr alles Literaturinteresse völlig gleichgültig sei, daß sie auf ihre Schriften keinen Werth lege und daß, wenn sie etwas Anderes gehabt hätte, um die Leere in ihrer Existenz auszufüllen, sie nicht zur Feder gegriffen haben würde. Bei der Gräfin Hahn-Hahn traf der Verfasser auch stets den „unerträglichen Flegel", den Fürsten Lichnowsky, den er, unversöhnt durch das brutale Gericht, das über ihn in der bornheimer Pappelallee geübt wurde, aufs grausamste noch einmal lyncht. Frech und zügellos in jedem Worte, sei es der Fürst ebenso in jeder Miene und Bewegung gewesen; Alles was nur vornehme und nicht vornehme Laster heißt, habe er seinem jungen Körper zugemuthet und sei dennoch so leidlich weggekommen; nicht so gut sei es seinem Geldbeutel gegangen u. s. w. Fanny Lewald gibt dem Verfasser Gelegenheit, auch auf die Juden zu sprechen zu kommen, und wenn er schon gesteht, nicht zu Denen zu gehören, die dem Judenthum eine große Zukunft prophezeien, so hält er die Juden doch sehr nöthig für unsere geistige Entwickelung, denn in den grübelnden Tiefsinn der germanischen Race brächten sie den kalten, scharfen und negirenden Verstand, der überall sehr förderlich sei und in Deutschland ganz besonders. Mit der apodiktischen Bestimmtheit der Neuern versichert er: „Berlin ist nur durch die Juden, was es ist", und: „Reichlich ein Drittel der Bevölkerung Berlins sind Juden." Danach müßten also in Berlin allein etwa 150,000 Juden wohnen und Berlin ein wahres Klein-Jerusalem oder Groß-Meseritz sein! Den großen Einfluß, den die Juden auf das gesellschaftliche Leben Berlins ausübten und noch ausüben, wollen wir keineswegs in Abrede stellen, obschon auch der Einfluß der französischen Réfugiés, wenigstens in früherer Zeit, ein vielleicht ebenso bedeutender war. Jetzt freilich herrscht wol der jüdische Geist vor, im Theater, in den Concerten, im Gesellschaftsleben, in der Presse, so gut wie in Wien, wo der größte Theil der Presse sich in den Händen jüdischer Schriftsteller befindet, die dadurch in der That eine wirkliche Macht bilden, eine geschlossene Cohorte, die in allen das Interesse ihrer Stammesgenossen irgendwie berührenden Fragen wie Ein Mann steht und ficht. Mit Fanny Lewald hatte der Verfasser über ihre Taufe ein interessantes Gespräch unter vier Augen, welches er natürlich auch ganz gemüthlich mittheilt; denn ein Privatgeheimniß gibt es für einen modernen Schriftsteller wie Sternberg gar nicht. Von Fanny Lewald ist der Uebergang leicht zu Auerbach, von diesem wieder zur Dorfnovelle und von dieser zu denjenigen Romanen neuester Zeit, „welche die realste Realität der Börsenstuben, der Curszettel, der Marktpreise, der Wechselschulden, der Contobücher und der Conduitenlisten vor Gesicht und Gewissen bringen". Sternberg meint, das sei keine Literatur, keine Poesie; als Mittel zu einem praktischen Zweck wolle er sie gelten lassen, „sonst aber (fährt er fort), wo sie mit der Prätension auftritt, für sich selbst zu gelten, müssen wir ihr jedes Anrecht bestreiten, wenigstens in der Gestalt, die sie in Deutschland annimmt, sich in den Annalen, die der Schönheit, der Anmuth, der Größe, der kunstbildnerischen Schönheit geweiht sind, einen Platz zu sichern".

Sternberg's „Erinnerungsblätter" sind sehr leicht und graziös, hier und da aber auch sehr salopp geschrieben, ja wir stoßen auf einzelne ganz monströs gebaute Sätze wie folgender:

> Die Unordnung im Hause war so ausgedehnter Natur und mit solchem Tumult und Lärm verbunden, indem Kellner mit Pastetchen und Liqueurflaschen den Todtengräbern in die Arme liefen, die ihre schwarzen Trauerflöre durch die Corridore wehen ließen, aus deren geöffneten Thüren Scherz und Lachen und das Gezänk der Abreisenden, die ihre Koffer vor sich her tragen ließen, hervortönten, daß ich machte, daß ich hinausgelangte.

Solche Nachlässigkeiten im Stil — doppelt unverzeihlich bei einem Schriftsteller, der sonst den Stil in so großer Gewalt hat, wenn er will — hängen bei Sternberg freilich mit Nachlässigkeiten tieferer Art zusammen, mit Nachlässigkeiten und Respectlosigkeiten, die das innerste Gewissen eines Autors angehen. Es kommt nicht blos darauf an, daß man die Wahrheit über Andere sagt, sondern auch wie man sie sagt.

Hermann Marggraff.

Reiseliteratur.

Meine Reise im Orient. Von Alexander Ziegler. Zw Theile. Leipzig, Weber. 1855. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Werks ist durch die Beschreibun seiner Reisen in Nordamerika und Westindien (Dresden un Leipzig 1848) und in Spanien (Leipzig 1853) bekannt. hat „in Amerika, Indien und Europa, auf dem Mississipp auf dem Guadalquivir und auf dem Rhein schon alle Ti fen des Genusses ausgemessen". Das vorliegende Buch, Frucht einer in den Jahren 1852 und 1853 unternommen Reise, sucht Reisebeschreibung, Reisehandbuch und Beschr bung von Land und Leuten mit historischen und sprachlich Excursen zu vereinigen. Der Verfasser setzt nur wenig Kenn nisse bei seinen Lesern voraus, daher der bedeutende U fang des Werks, obgleich der Verfasser von der großen Stra der orientalischen Tour nicht wesentlich abgewichen ist. A fallend ist bei einem Manne, welcher in seinen frühern Werk soviel vaterländischen Sinn offenbart und das deutsche Elem mit solcher Vorliebe verfolgt, die durchgängige Schreibart a bischer Namen, selbst der bekanntesten, nach englischem V bild; vielleicht trägt ein englisch abgefaßtes Reisehandbuch Schuld. So finden wir Seewah, Damanhoor, Men Mowloweeh, Biktashee, Saadeeh, Soolayman, Aioob (Ej u. s. w. Der erste Theil führt uns bis an die Thore Je salems: „Ecco apparir Gierusalemme si vede." Der V fasser landet in Alexandrien, fährt nach Kairo, verfolgt Nil bis zur nubischen Grenze, fährt ihn abwärts und m den Wüstenritt nach Jerusalem über El-Arisch und Gaza.

zweite Theil führt uns von Jerusalem durch Palästina nach Damascus und Beirut, von wo ihn der Lloyddampfer Germania nach Konstantinopel bringt, mit dessen Beschreibung das eigentliche Werk schließt. Ein doppelter Anhang behandelt I. „Die Türkei in staatswirthschaftlicher Beziehung" und schildert II. „Die Heiligen Stätten in Jerusalem, die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs".

Nach dieser allgemeinen Inhaltsangabe wollen wir einzelne interessante Notizen und Winke für Reisende mittheilen. Das Weihnachtsfest 1852 wurde von etwa 30 gebildeten Deutschen im Hôtel d'Orient in Kairo gefeiert; die Krone einer Aloe vertrat den Christbaum. Ziegler empfiehlt auch das von einem Preußen gehaltene Hôtel d'Europe. Von Reisenden traf Ziegler den Tischendorf und Graul aus Sachsen, Brugsch aus Berlin, welcher seinen Reisebericht seitdem ebenfalls veröffentlicht hat; von ansässigen Deutschen den bekannten Leibarzt des Vicekönigs, Dr. Pruner, und den Missionar und Schulvorsteher Dr. Lieder aus Erfurt. Am ersten Weihnachtsfeiertage schiffte er sich in Bulak zur Nilreise auf einer Barke ein, auf welcher 14 Sprachen, zehn Nationen und fünf Religionen vertreten waren und welche deshalb den Namen Kosmos erhielt. Diese Barken sind wie Alles in dem monopolisirten Aegypten Regierungseigenthum und so können neben dieser Fahrgelegenheit die Dampfschiffe der englischen Gesellschaft nicht aufkommen, welche die Fahrt mit großer Geld- und Zeitersparniß zurücklegen. Von Kairo nach Assuan und zurück, einschließlich der Zeit für Besichtigung der Bauwerke, kostet die Reise 17 Tage und 324 Fl.; da aber keine festen Fahrtage angesetzt werden (dürfen?) und erst bei 12 Passagieren die Fahrt für die Unternehmer sich lohnt, so fährt das Dampfschiff mitunter in einem ganzen Winter nur ein mal. Sogar das häufige Auffahren der Nilbarken auf Sandbänke wird dem Regierungsinteresse zugemessen, indem die Rais und Steuerleute so die Dauer der Miethe verlängern. Der vielgewanderte Verfasser findet in der Monotonie der Nilreise eine neue Quelle des Genusses und fühlt sich angehaucht von morgenländischer Seelenruhe. „Auf dem Nil gleicht fast jeder Tag dem andern, aber anstatt in dieser Wiederholung, in der regelmäßigen Wiederkehr fast derselben Erscheinungen Gleichgültigkeit, Langeweile und Ueberdruß zu empfinden, fühle ich mich von Tag zu Tage mehr geeignet, den wohlthätigen Einfluß dieses Dolce far niente, die Heiterkeit der Seele, die harmlose Unterhaltung mit Fremden zu theilen. Nichts stört unsere Gemüthsruhe als der Gedanke an die Abgeschiedenheit, in welcher wir von unsern Lieben leben. Jeder Tag bricht mit Frohlocken an und endet mit Dankgebet.... Der ganze Orient ist eine Wüste mit grünenden Oasen. Es gibt keinen Uebergang von der Leere zur Fülle, von der Unfruchtbarkeit zu den grünenden Saaten, von dem Tag zur Nacht, von dem Verderben bringenden Kamsin zu den erfrischenden Lüften des Nilthals: wo das Eine beginnt, endet das Andere; ein Schritt, du stehst in der Wüste; ein Schritt zurück, und es umgibt dich der Segen des reichsten Lebens." Mehemed-Ali's System ist im Wesentlichen aufrechterhalten. Aegypten hat immer noch eine ansehnliche Armee und Flotte, einen ausgedehnten Länderbesitz im Innern von Afrika, bedeutenden Handel und blühenden Ackerbau, der durch die Cultur des Indigo, der Baumwolle und des Zuckerrohrs sehr gewonnen hat. Die Staatseinnahmen sind bedeutend und der Vicekönig ist einer der reichsten Fürsten der Welt. Zur Verarbeitung des Zuckers, dessen Ernte im Januar stattfindet, bestehen große Regierungsfabriken zu Farschut, Miniet u. s. w., an deren Spitze reich bezahlte (10,000 Frcs. jährlich) englische und französische Techniker stehen, während die Arbeiter mit 3—18 Kr. Tagelohn vorliebnehmen müssen. Die zu Farschut beschäftigt 1000 Arbeiter und liefert durchschnittlich 30,000 Ctr. Zucker mit französischen Dampfmaschinen. Diese Ausbeutung der Naturschätze des Landes mit Hülfe der abendländischen Bildung ist die Lichtseite des Mehemed-Ali'schen Systems; seine Schattenseite liegt in der maßlosen Bedrückung der eigenthumslosen Fellahs. [Offenbar wirkt das System, wonach das ganze Land solidarisch für das Aufkommen der Steuern verbindlich gemacht wird, schädlich auf den Fleiß der Fellahs zurück, welche nie das Ende ihrer Verpflichtungen gegen die Regierung absehen und nie wissen, für wen sie eigentlich arbeiten. Von Kairo bis Chartum besteht eine Botenpost, welche in 28 Tagen den Weg der Art zurücklegt, daß jeder Bote zwei Stunden Wegs in einer Zeitstunde macht und dann von einem andern abgelöst wird.

Der zweite Theil, wie erwähnt, beginnt mit der Beschreibung von Jerusalem, wo der Reisende in dem neugegründeten deutschen Gasthof am Teiche des Hiskia wohnte und sehr zufrieden war. Seinen topographischen Mittheilungen über Jerusalem, wobei die Forschungen Anderer mitbenutzt sind, setzt er folgende Warnungstafel voran: „Die Umgestaltung der jetzigen und frühern Bodenverhältnisse ist natürlich eine sehr bedeutende und die Orientirung in diesem classischen Labyrinth von Schutt- und Trümmerhaufen wird trotz der Bibel und den Beschreibungen des Josephus und der Kirchenväter, sowie ungeachtet aller neuen Forschungen und Entdeckungen immer nur eine fragmentarische und hypothetische bleiben, solange nicht durch bedeutende Ausgrabungen und sorgfältige, unter Aufsicht der (türkischen!?) Regierung geleitete Ausmessungen feste Resultate gewonnen werden."

Von der Feier des katholischen Osterfestes weiß der Verfasser nicht viel Rühmliches zu melden, wiederholt vielmehr die Schilderungen anderer Reisenden über die ärgerlichen Raufereien christlicher Sekten am Heiligen Grabe, zwischen denen Türken Ruhe stiften müssen. Seiner günstigen Auffassung der Erfolge der evangelischen Mission widersprechen jedoch die Zahlen. Die protestantische Gemeinde in Jerusalem zählte damals 24, die in Bethlehem 11, die in Jaffa 7 Erwachsene, Beirut 15—20! Interessant ist die Notiz, daß in Nablus noch eine Samaritergemeinde besteht, wol die einzige der Welt, deren Glaubensbekenntniß fünf Sätze bilden: Gott ist Einer; Moses ist sein Prophet; die fünf Bücher Mosis sind die Heilige Schrift; Garizim ist die Kiblah; es wird einst am Jüngsten Tage die Auferstehung sein. Ein Samariter in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes war aber auch jener Beduine, von dem der Verfasser erzählt. Beim Wüstenritt nach dem Jordan hatten einem von Arabern geleiteten Grafen auch arme christliche Pilger sich angeschlossen. Bei Bethanien bleibt ein alter Mann vor Durst und Erschöpfung liegen. Die Christen, voran der Graf mit gefüllter Wasserflasche, ziehen vorüber und überlassen den christlichen Pilger dem sichern Tod. Der Letzte naht, ein Beduine, dem vom Durst Erschöpften, dem eben der Graf einen Trunk versagt. Er hebt den Christen zu sich aufs Pferd, und als dem Pferde die Last zu schwer wird, steigt er ab und läßt den Alten allein im Sattel. So langt er mehre Stunden nach den Uebrigen im Lager bei Jericho an. In Damascus lernt Ziegler Stein und Guyon kennen und gibt kurze Biographien dieser Männer, welche seitdem auf andern Schlachtfeldern, als denen ihrer zweiten Heimat Ungarn, sich versucht. Am Schlusse seiner peregrinatio in terram sanctam gibt der Verfasser, trotz seines regen Interesses für alle Stätten christlicher Erinnerung, folgendes Geständniß ab: „Im Allgemeinen habe ich keine Mühen, Gefahren und Kosten gescheut, um in Palästina Alles zu sehen, was als sehenswerth bekannt ist, allein ich muß offen bekennen, daß die Reise in ihrer Totalität doch zu wenig bietet, als daß die Kosten und Mühen hinlänglich belohnt sein sollten, welche damit verbunden waren. Meine Sehnsucht, die heiligen, aus der Bibel uns bekannten Orte zu besuchen, war groß; je mehr ich aber von den heiligen Legendenstätten besucht, desto stärker ward mein Verlangen, weiterzuziehen." Schließlich bezeichnet er einige terrae incognitae, welche er der Erforschung dazu geeigneter Reisenden empfiehlt. Das siebente Capitel führt uns von Beirut über Smyrna nach Konstantinopel. Bei dieser Gelegenheit wird die bekannte Costa'sche Angelegenheit erzählt und vom völkerrecht-

lichen Standpunkt beurtheilt. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß sowol Oestreicher als Amerikaner Unrecht hatten, am meisten aber die türkische Schwäche, welche solches eigenmächtiges Gebahren Fremder in ihren Häfen dulden muß.

Mit Konstantinopel schließt die Reise des Verfassers und hätte auch das Buch schließen können, denn den doppelten Anhang würde wol Niemand vermissen. Tagesfragen thut man am besten, der Tagesliteratur zu überlassen, in einem Buche kommt dergleichen leicht veraltet zur Welt. Der Verfasser zumal weiß keine neuen Gesichtspunkte aufzustellen, man merkt seinen gutmüthigen türkenfreundlichen Betrachtungen keine Autopsie des Orients an; er meint, es sei freilich traurig, daß die geringe Anzahl der Türken in Europa durch den Krieg so vermindert würde, aber auch die Hälfte sei mehr als genug, über noch mehr Christen zu herrschen. Er hat sich jenen Angelpunkt der türkischen Zukunft nicht klar gemacht, daß es den Westmächten nicht in den Sinn kommen kann, die alte Türkenwirthschaft in ihrer Ohnmacht gegen Rußland wiederherzustellen, und daß das Dilemma einfach so steht, mit zwei für die Türkei gleich trostlosen Antworten: entweder wahre Cultur der Türken selbst, oder ihr Untergang unter der Mehrzahl der emancipirten, höherer Cultur fähigen Rajahs.

Die Abhandlung über die Heiligen Stätten dürfte nur für wenige Leser etwas Neues enthalten, da wir seit Beginn der orientalischen Wirren mit unzähligen Darstellungen der bethlehemitischen Schlüsselfrage erfreut worden sind. An dem Buche selbst finden wir keine glänzenden, aber recht viel gute Eigenschaften und können es als einen wohlgeschriebenen, treuen und vollständigen Wegweiser orientalischen Reisenden nur dringend empfehlen. 12.

Ueber Lessing's „Nathan" und das Humanitätsprincip im Judenthum.

Offener Brief an den Herausgeber nebst Vorbemerkung.

Wir erhielten das weiter unten mitgetheilte Schreiben zum Zweck der Veröffentlichung in diesen Blättern und finden keinen Anstand, es vollständig mitzutheilen, mit Ausnahme einiger wenigen freundlichen und für uns wohlwollenden Worte im Eingang. Doch wollen wir uns eine Vorbemerkung erlauben. Unsere Aeußerung, daß, wer wie der weise Nathan handele, kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Worts sei, hatte allerdings keinen dem Judenthume als solchem feindlichen Sinn. Wir wollten damit nur sagen, daß Nathan denke und handele, wie die besten Männer aller Religionen und Confessionen denken und handeln sollen. Seine Moral ist eben diejenige, welche zuletzt aus den Hauptvorschriften aller Religionen, nach Abzug aller blos hierarchischen und politischen Zuthaten, übrigbleibt. Da man nun aber auf die grausamen Verfolgungen, welche die Juden von Seiten fanatischer Christen in den verdorbenern Zeiten des Mittelalters zu dulden gehabt, wie auf die exclusiven Bestrebungen einer gewissen christlichen Partei, die eben nicht wie Nathan der Weise denkt und handelt, immer wieder und erstaunlich oft zurückkommt, und zwar — nicht seitens des Briefsenders und überhaupt weniger der jüdischen als mancher christlichen Schriftsteller — häufig in einer Weise, als wäre dafür das Christenthum als solches verantwortlich zu machen, so möchten wir doch, uns auf die biblischen Schriften selbst stützend, hier mit wenigen Worten hervorheben, daß dieser Fanatismus, dieses gegen Andersgläubige gerichtete Bedrückungs-, Verfolgungs- und Ausrottungssystem hauptsächlich wol in der altmosaischen Religion seine Wurzel hat. Es heißt im siebenten Capitel des fünften Buchs Mose: „Also sollt ihr mit ihnen thun: ihre Altäre sollt ihr zerreißen, ihre Säulen zerbrechen, ihre Haine abhauen und ihre Götzen mit Feuer verbrennen. Denn du bist ein heiliges Volk Gott, deinem Herrn. Dich hat Gott, dein Herr, erwählet zum Volk des Eigenthums aus allen Völkern, die auf Erden sind." Und weiter: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, dein Gott, dir geben wird." Ferner: „Er, der Herr, dein Gott, wird diese Leute ausrotten vor dir, einzeln nacheinander." Im einundzwanzigsten Capitel: „Und wenn sie der Herr, dein Gott, dir in die Hand gibt, so sollst du Alles, was männlich darinnen ist, mit des Schwertes Schärfe schlagen.... In den Städten dieser Völker, die dir der Herr, dein Gott, zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen, was darin Odem hat, sondern sollst sie verbannen, nämlich die Hethiter, Amoriter, Kananiter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter." Und ferner: „Und siehst du unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr" u. s. w. Diese gewiß nicht sehr humanen und, wiewol sie in der Bibel stehen, nicht sehr heiligen Grundsätze haben denn auch die Kinder Israel bei ihren Eroberungen getreulich in Anwendung gebracht. In dieser barbarischen Weise wurden die Midianiter, Amoriter, Kananiter und andere Völkerstämme mit der Schärfe des Schwertes geschlagen. Moses war über seine Scharen zornig, weil sie die Weiber der Midianiter hatten leben lassen, und sprach: „So erwürget nun Alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Weiber, die Männer erkannt und beigelegen haben; aber alle Kinder, die Weibsbilder sind und nicht Männer erkannt noch beigelegen haben, die lasset für euch leben." 32,000 midianitische Jungfrauen und Mädchen wurden hierauf von den Siegern mit fortgeschleppt. Von den Amoritern ließen die Kinder Israel Niemand übrigbleiben, weder Männer, Weiber noch Kinder. Ganz arg hauste Josua. Ueber die Eroberung von Ai heißt es: „Und Josua brannte Ai aus und machte einen Haufen daraus ewiglich, der noch heute daliegt." Zwölftausend wurden ermordet, der König erhängt. Im zehnten Capitel des Buches Josua wird erzählt, wie fünf Könige, die sich in Höhlen geflüchtet hatten, an fünf Bäumen aufgehängt wurden. In Jericho, Makeda, Libna, Lachis, Eglon, Hebron, Debir ließ Josua Niemand übrigbleiben. Wahrhaft entsetzlich ist die Ausrottung der Kananiter, wie sie das elfte Capitel des Buchs Josua erzählt; Josua verheerte Alles mit Feuer und Schwert und ließ nichts übrigbleiben, „was den Odem hatte"; nur zu Gasa, Gath und Asdod blieben einige Enakim am Leben. Gideon, der von seinen vielen Weibern 70 Söhne hatte, machte es nicht viel besser. Nach der Anführung dieser Thatsachen, die für sich selbst sprechen und noch gar sehr vermehrt werden könnten, lassen wir den an uns gerichteten Brief hier folgen, mit dessen humanen Fern- und Durchblicken wir uns übrigens ganz einverstanden erklären, wie wir auch dem Einsender namentlich das zugeben müssen, daß die bessern, sich christlichen Cirkeln nicht ungesucht aufdrängenden Juden von den christlichen Schriftstellern kaum gekannt werden.

Kassel, im Februar 1856.

Mit Vergnügen habe ich Ihren Aufsatz über die deutsche Literaturgeschichtschreibung und Rudolf Gottschall in der mir verspätet zugekommenen Nr. 35 des vorigen Jahrgangs Ihres Journals gelesen. Ein Satz fiel mir darin jedoch auf, den Sie zwar schwerlich in verletzender Absicht geschrieben haben, der aber darum nicht minder ebenso verletzend als — Sie entschuldigen meine Offenheit — unwahr ist.

Daß ich Sie nicht zu den judenfeindlichen Literaten zähle, können und werden Sie daraus schon schließen, daß ich die Erwartung hege, Sie werden diesen Zeilen in Ihrem Journale die Spalten öffnen, und mich mit meiner Entgegnung an Sie selbst wende. Sie sprechen S. 638 von Lessing und sagen: „Man hat an dem «Nathan» getadelt, daß das Christenthum darin dem Judenthum und dem Mohammedanerthum gegenüber nicht vortheilhaft genug vertreten sei. Das ist in gewissem Sinne richtig. Aber wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Worts." Ich wiederhole, daß ich nicht glaube,

Sie hätten damit absichtlich das Judenthum verletzen wollen, aber Sie haben es doch in einem hohen Grade gethan. Doch ob absichtlich oder nicht absichtlich, wenn Ihre Behauptung wahr wäre, so möchten wir uns den Ausspruch gefallen lassen und könnten Ihnen keinen Vorwurf deshalb machen. Er ist aber in doppelter Beziehung unwahr. Sie sagen: „Wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr.“ Wenn das wahr sein sollte, so müßte das Judenthum so zu denken und zu handeln untersagen oder wenigstens nicht fodern. Sie werden aber in der ganzen jüdischen Literatur vergeblich nach Belegen suchen, daß das Judenthum verbiete, so zu denken und zu handeln, wie Nathan gedacht und gehandelt; Sie werden aber viele finden können, daß der Jude, nach der Lehre des Judenthums, ganz so denken und handeln soll. Der Grundsatz: „Die Frommen aller Völker der Welt haben Antheil am künftigen Leben“, ist ein jüdischer Satz, der in dem Gebetbuche selbst sich findet und den jedes jüdische Kind in der Schule schon lernt. Ebenso der: „Auf drei Dingen beruht das Bestehen der Welt: Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede.“ („Pirke Aboth“, I, 18.) Und ist das bekannte Grundprincip der sogenannten christlichen Liebe nicht lange vorher schon in der Bibel (3. Mose 19, 18) und lange vorher, ehe das Christenthum existirte, vom Weisen Hillel *) ausgesprochen worden, welcher sagt: „Was dir unlieb ist, wenn es dir geschieht, darfst du deinem Nächsten nicht thun. Das ist das ganze Gesetz, nun gehe hin und lerne.“ Das Judenthum stellt als Princip auf: Nur wer so denkt und handelt, daß er der Achtung und Liebe der Menschen theilhaftig ist, der findet Wohlgefallen in den Augen Gottes. **) Dieses praktisch im Leben durchgeführt, ist es nicht allein schon geeignet, aus jedem wahren Bekenner einen Nathan zu machen? Ich werde mir nicht einfallen lassen, zu behaupten, daß jeder Jude diesem Nathan gleiche, den uns Lessing vorführt. Wir Juden sind ebenso gut Menschen wie die Bekenner anderer Religionslehren, und es bleibt überall im Allgemeinen das wirkliche Leben hinter dem idealen zurück. Es handelt sich aber hier nicht um die Juden, sondern um die jüdische Religion, und es fiele mir nicht schwer, für jeden Zug im „Nathan“ einen Beleg aus der jüdischen Religionsquelle beizubringen, welcher darthut: Nur wer so wie Nathan denkt und handelt, ist (nach der Lehre des Judenthums) ein Jude in der echten Bedeutung des Worts“.

Ist aber Ihre weitere Behauptung: „Wer wie Nathan denkt und handelt, ist ein Christ in der echten Bedeutung des Worts“, auch nach der Lehre der Kirche wahr? Lessing dachte so; Sie mögen wol auch so denken; aber Ihre Kirchenlehrer? Fragen Sie die römisch- oder griechisch-katholischen, die evangelischen oder anglikanischen, ob es genügt, zu denken und zu handeln, wie Lessing seinen Nathan denken und handeln ließ, um als Christ betrachtet zu werden? Fragen Sie jeden christlichen Theologen oder theologisch gesinnten christlichen Staatsmann, ob der Nichtchristen ausschließende „christliche Staat“ einen Mann wie Nathan als Christen anerkennt und von seinen ausschließenden Bestimmung ausnimmt? Fragen Sie die namhaften Würdenträger der verschiedenen Kirchen und berühmten Rechtslehrer von strengkirchlicher Gesinnung, z. B. Bischof Ketteler in Mainz, den Oberkirchenrath Stahl in Berlin, den Professor Leo in Halle u. s. w., ob, wer wie Nathan denkt und handelt, schon Christ sei? Wohl weiß ich, daß das wahre Christenthum zu denken und zu handeln vorschreibt, wie Nathan denkt und handelt, aber ohne den Glauben, den christlichen Glauben ist er in dem christlichen Staate doch immer nur ein geduldeter — Jude. Daß Lessing in seinem „Nathan“ zeigen wollte, wie Christen denken und handeln sollten, darin haben Sie ganz Recht, aber daß er Nathan, „ein Vorbild im Gemälde des Judenthums“, hierzu wählt und nur hierzu wählen war, hat in den Religionsgrundsätzen selbst seinen natürlichen Grund. Ein Christ, welcher wie Nathan denkt und spricht, ist im kirchlichen Sinne kein Christ, sondern ein wahrer und echter Jude. Leider sind aber die meisten christlichen Gelehrten mit allen Mythologien der Alten Welt und allen Sitten und Gebräuchen der Neuen Welt weit mehr vertraut als mit den Grundprincipien der jüdischen Religion. Daß Lessing dieselben kannte, war die Frucht seines Umgangs mit Mendelssohn, einem Juden, der das Judenthum geistig aufzufassen verstand und ihm treulich anhing, mit welchem umzugehen auch Lessing tolerant, human oder auch klug genug war. Sie werden mir zugestehen, daß christliche Gelehrte selten die speciell jüdischen Schriften lesen, seltener noch ohne Vorurtheil und am wenigsten durch Umgang mit Juden und von diesen Kenntniß des Judenthums sich zu verschaffen suchen. Daher die falschen Urtheile, die vielfachen Verdächtigungen und zuweilen absichtslos ausgesprochenen irrigen Ansichten über das Judenthum. Gerade die bessern Juden, die zu viel Charakter und Bescheidenheit besitzen, in christliche Cirkel sich ungesucht eindrängen zu wollen, werden von den christlichen Schriftstellern kaum gekannt, und führt sie der Zufall einmal mit einem solchen zusammen, der, nach den Principien des Judenthums lebend, an Sittlichkeit und Humanität keinem Christen nachsteht, so rufen sie wie der Klosterbruder: „Ihr seid ein Christ, bei Gott! Ihr seid ein Christ!“ ohne daran zu denken, daß dieser Jude mit Recht antworten kann: „Was mich euch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden!“ O möchten darin, was den Juden zum Christen, den Christen zum Juden macht, was als das Humane, das wahrhaft Göttliche das Wesen beider Religionen und aller Religionen ist, Christen und Juden wetteifern, und wir wollen über die Bezeichnung gern uns vertragen, mit Nathan ausrufend: „Wohl uns!“

*) Man vergl. „Tract. Sabbath“, S. 31 a.

**) „Pirke Aboth“, III, 13.

Notizen.

Die Gracchen und Lucius Cornelius Sulla.

Eine tüchtige historische Arbeit ist die von Thaddäus Lau: „Die Gracchen und ihre Zeit“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1854), die jedoch zu speciellen Charakters ist, um in d. Bl. auf eine ausführliche Würdigung Anspruch zu haben. Wenn nach Shakspeare das Drama ein Spiegel sein soll, den man der Zeit vorhält, so gilt dies auch bis zu einem gewissen Grade von der Geschichtschreibung, womit wir übrigens beileibe nicht sagen wollen, daß sie im eigentlichen Sinne tendenziös sein soll. Es gibt aber kaum ein Stück Geschichte, das nicht auch zugleich für die Zeit, für die und in der sie geschrieben ist, lehrreich wäre und Warnungen und Fingerzeige enthielte. Von der Zeit der Gracchen gilt dies nun ganz besonders. So schlimm wie mit den Zuständen Roms in jener Periode steht es nun mit den unserigen gewiß nicht, doch fehlt es gegenwärtig keineswegs an Erscheinungen, die, soweit dies bei gänzlich verschiedenen Culturen und Nationalitäten möglich ist, mit denen zur Gracchenzeit einige Aehnlichkeit haben. Man klagt auch in unserer Zeit über Abschwächung der Vaterlandsliebe, über den Abfall von alter Zucht, Religion und Sitte, über die bedenkliche Zunahme der Habsucht und Genußsucht; das Patriciat ist gefallen, dagegen eine neue Aristokratie aufgekommen, welche nicht minder anspruchsvoll ist und einigermaßen dem römischen Neu- und Amtsadel, der Nobilität verglichen werden könnte; die magistratlichen Gewalten haben wenigstens von ihrer moralischen Autorität viel eingebüßt; wie im alten Rom hat sich ein vaterlands- und gesetzloses Proletariat herangebildet, eine in sich gährende, unruhige und formlose Masse atomistischer Elemente; agrarische und socialistische Neuerungen sollen dem Uebel abhelfen; an Volkstribunen und Proscriptionen hat es unserer Zeit ebenfalls nicht gefehlt, ebenso wenig an den Erscheinungen des Prätorianismus, an Calumnianten, Denuncianten, „schwarzen Cabineten“ und „schwarzen Büchern“ aller Art; endlich ist der alte geschlossene Vaterlandsbegriff in Gefahr, über den

innern Parteikämpfen zugrunde zu gehen. In solcher Zeit wird auch der nicht blos Geschichte Studirende diese fleißige, gewissenhafte und klar geschriebene Darstellung der schon an sich so interessanten Geschichte der Gracchen und ihrer Zeit mit Vortheil lesen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage „Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie" (1855). Der Verfasser erklärt zur Abfassung seiner Schrift hauptsächlich durch die 1832 in Heidelberg erschienene Biographie Sulla's von Zachariä angeregt worden zu sein. Er erklärt die Zachariä'sche Schrift ohne weiteres für „schlecht". Zachariä habe keine Ahnung von einem historischen Quellenstudium, keinen Begriff von historischer Composition und Darstellung gehabt. Dabei zeige sich Zachariä der republikanischen Staatsverfassung, zumal ihrer freiern Entwickelung in volksthümlicher Richtung, entschieden abgeneigt, erblicke in Sulla's Gegnern nur ehrgeizige Anarchisten, feiere hingegen in dem Dictator den zürnenden Rächer der demokratischen Uebergriffe, den Wiederhersteller der gesetzlichen Ordnung, den Schirm und Hort der altrömischen Verfassung. Soviel zur Charakterisirung des anti-Zachariä'schen Standpunkts des Verfassers, der auch in dieser Schrift auf Grundlage tüchtiger Quellenstudien nicht blos ein Bild der darin behandelten historischen Person, zu der es in unserer Periode nicht so ganz an Parallelen fehlt, sondern auch ihrer Zeit aufrollt. **H. M.**

Ein statistisches Werk über Griechenland.

Ein solches ist vor kurzem in Athen selbst unter der Aufschrift: „Τὰ Ἑλληνικά, ἤτοι περιγραφὴ γεωγραφικὴ, ἱστορικὴ, ἀρχαιολογικὴ καὶ στατιστικὴ τῆς ἀρχαίας καὶ νέας Ἑλλάδος" (1853—55) in drei ziemlich starken Bänden, von dem im Jahre 1855 in Athen verstorbenen Griechen Jakobos R. Rangavis, dem Vater des Professors der Archäologie an der Universität Athen, Alex. R. Rangavis, erschienen. Dasselbe enthält die geographische, historische, archäologische und statistische Beschreibung des Festlandes von Griechenland, nebst dem Peloponnes und den theils zu dem Königreiche Griechenland gehörigen, theils noch unter der türkischen Herrschaft stehenden Inseln des Archipelagos, nach alten und neuen Quellen und unter Benutzung der neuesten Forschungen und Mittheilungen der Engländer Dodwell, Gell und Leake, des Franzosen Raoul-Rochette und der Deutschen Müller, Roß und Ulrichs. Was die gegenwärtigen Verhältnisse in Betreff der Bevölkerung, der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie anlangt, so hat der Verfasser die statistischen Tabellen der Regierung benutzt; für die geographischen Beziehungen sind in Ansehung des alten Hellas die Forschungen Kiepert's, dagegen für das neue Griechenland die Ergebnisse der Arbeiten der französischen Untersuchungscommission benutzt worden. Die Darstellung enthält viel brauchbares Material, aber sie ist nicht ohne Mängel und zum Theil schon veraltet. Die griechische Regierung selbst hatte die Abfassung eines statistischen Werks über Griechenland ins Auge gefaßt und Manches dazu vorbereiten lassen; allein bei dem im Jahre 1854 stattgefundenen Brande der Deputirtenkammer war das gesammte Material vernichtet worden. Man hat aufs neue Hand ans Werk gelegt, aber die Vollendung des Unternehmens ist ungewiß. 5.

Bibliographie.

Anwart, E., Lieder. Dresden, Schaefer. 12. 15 Ngr.

Aus dem Leben und Dichten in Oesterreich. Gedichte und Novellen von T. L. Danis, L. Deutschinger, B. Schellinger, F. Wellen und J. P. Wiedermann. Herausgegeben von B. Schellinger. Wien, Lechner. Lex.-8. 2 Thlr.

Avila, J. de, des Apostels von Andalusien, sämmtliche Werke. Zum erstenmal aus dem spanischen Original übersetzt von F. J. Schermer. 1ster Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bellman's, C. M., Poesien; Auswahl. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld. Nebst Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteristik. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 2 Thlr.

Bilder und Humoresken. Aus dem Schreibtisch eines Kleinstädters. Ratibor, Wichura. 8. 21 Ngr.

Bodemann, F. W., Johann Caspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr. 14 Ngr.

Carriere, M., Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Ins Deutsche übersetzt von K. G. von Berneck. 2te neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 24 Ngr.

Eckenberg, F. G., Hermäen aus dem Alterthume in Bezug auf Politik und Gesetzgebung. 1ster Theil: Politik. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 18 Ngr.

Gregorovius, F., Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Jung, A., Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Maier, Elisa, Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Napoleon, Louis Bonaparte, Geschichtliche Fragmente, 1688 und 1830. Deutsch von F. A. Stilch. Breslau, Aland. Gr. 8. 25 Ngr.

Simon, J. P., Russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung. Nebst Reisebildern aus Rußland während des ersten Erscheinens der Cholera. Frankfurt a. M., Völcker. 1855. 8. 2 Thlr.

Strehlke, F., Martin Opitz. Eine Monographie. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Wie das Volk spricht. Sprichwörtliche Redensarten. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Krabbe. 16. 12 Ngr.

Weinhold, K., Altnordisches Leben. Mit einer Schrifttafel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Besteuerung der Staatsbeamten-Gehälter. Ein publizistisches Blatt, dem Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten gewidmet von O... A.... Berlin, Decker. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Diezel, G., Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland. Ein Wort zu den „Zeichen der Zeit". Göppingen, Diezel. Gr. 8. 20 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Zum künftigen Frieden. Eine Gewissensfrage. Wien, F. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, W., Die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche im Lichte ihrer Geschichte. Vortrag gehalten im evangelischen Verein am 17. December 1855. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Köchy, K., Publius Terentius Afer, eine Erscheinung aus dem Geisterreiche. Prolog zu der Aufführung der „Brüder" im Braunschweigischen Kunstclubb 1856. Braunschweig, Ramdohr. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ringseis, J. N. v., Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede in München gehalten am 11. Dezember 1855. 2te Auflage. München. Gr. 4. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von $\frac{1}{2}$ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Harthausen's „Transkaukasia“.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transkaukasia.

Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von

August Freiherrn von Harthausen.

Zwei Theile.

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. Zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theil nunmehr vollständig vorliegende neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands“ ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen ꝛc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenfalls die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus ꝛc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten Europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom westfälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany. 2 Theile. 8. 80 Bogen. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr., oder 10 Fl. 12 Kr. Rh.

Diese compendiöse Sammlung aller wichtigern, in die Geschichte der Gegenwart eingreifenden diplomatischen Urkunden ist nun vollendet. Die angesehensten Organe der Presse haben sich mit so seltener Einstimmigkeit über die treffliche Anordnung des Stoffs und die durch ein ausführliches Register und eine chronologische Uebersicht noch erhöhte Brauchbarkeit des „Diplomatischen Handbuch“ ausgesprochen, daß wir uns jeder weitern Empfehlung enthalten zu dürfen glauben, wenn wir sowol das staatsmännische als überhaupt das politisch gebildete Publicum auf die eben erfolgte vollständige Ausgabe dieses bei den jetzigen Zeitereignissen fast unentbehrlichen Hülfsbuchs aufmerksam zu machen uns erlauben.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

Schweizerisches

Unterhaltungs- und Literaturblatt.

Verlag von Scheitlin & Zollikofer in St. Gallen:

St. Galler-Blätter.

für

häusliche Unterhaltung und literarische Mittheilungen.

Vierter Jahrgang. **1856.**

Wöchentlich eine Nummer.

Preis des ganzen Jahrgangs: 24 Ngr., 1 Fl. 30 Kr. Rh., 3 Fr.

☞ **Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt an.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 12.** —— 20. März 1856.

Der alte Jahn.

Friedrich Ludwig Jahn. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse von Heinrich Pröhle. Berlin, Besser. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Jede große Zeit eines gewaltigen Aufschwungs setzt in ihrem Gährungsproceß auch die Gegensätze ab; neben den Heroen erscheinen ihre Caricaturen, neben den Helden die Lustigmacher. Es ist das Gesetz der Natur, was sich überall wiederfindet; schon im Homer, wenn auch Thersites da Agamemnon gegenüber noch nicht die Rolle spielt, welche der tiefsinnige, hoch über den Weltbegebenheiten schwebende Shakspeare ihm in „Troilus und Cressida" zuweist. Zuweilen spielt aber der Lustigmacher eine sehr praktische Rolle mit, er ist der vorgeschobene Agitator, der auf dem Schaum der Welle tanzt; man stellt ihn dahin, um zu versuchen, wie viel sie trägt, wie weit der Wogenschwall ins Land dringt. Wenn er untersinkt, ist nur er verloren, und das schadet nichts; wenn die Wellen ihn als Sieger und Eroberer wie auf einem Triumphwagen soweit hintragen, als man gehofft, oder darüber hinaus, lassen die geheimen Agitatoren ihn fallen oder verschwinden, um selbst sich hinaufzuschwingen.

Man hat zu seiner Zeit und auch noch später die Meinung aufgestellt, daß Ludwig Jahn nur ein solcher vorgeschobener Agitator gewesen, der, bewußt oder unbewußt, im Auftrage geheimer Obern die Jugend und das Volk aufregen sollte, und den sie später, nachdem er seinen Auftrag nach der einen Richtung hin erfüllt, nach der andern gescheitert war, fallen ließen und verleugneten. Sie hätten, sagt man, keine geeignetere Person finden können, als einen großen Mundhelden, der das Heilige und Ernsthafte mit feierlichem Ernst oder Possenreißereien, je wie es am besten wirkte, der Jugend und dem Volke mundrecht vorzutragen und ins Blut zu treiben verstand; einen Mann, der jetzt auf tragischem Kothurn sich bewegte, um gleich darauf Bocksprünge der Laune zu machen, der heute selbst an seine Mission glaubte, um morgen sich selbst zu persifliren; einen Mann, der, jeder Gefahr trotzend, muthig darauf losging, hülfreich dem Bedrängten beisprang, dem es aber auch begegnen mochte, daß er, wenn die Gefahr ihm über die Schulter guckte, Fersengeld zahlte; endlich einen Mann, der, mit sich selbst im Unklaren, verworrenen Ideen blindlings nachtappend und nachstürmend, vor dem politischen Forum als unzurechnungsfähig jederzeit darzustellen war.

So meinte man, aber mit Unrecht. Es hat sich nirgends in dem gegen ihn angestrengten Untersuchungsproceß herausgestellt, daß er das Werkzeug Anderer war. Der große Anhang von Verehrern, den er durch ganz Deutschland, trotz aller Wechselschläge des Schicksals, sich bewahrt hatte und zum Theil noch hat; die freimüthige Art, wie er Alles von der Zunge wegredete, was in ihm aufkochte, und noch mehr als er dachte; die Streitsucht, die er bei vielen Gelegenheiten an den Tag legte, auch gegen seine ehemaligen Anhänger, Gönner und Freunde; die dreist verwegene Art, wie er bei der Nationalversammlung in Frankfurt gegen Radicale und Demokraten auftrat: alle diese Momente sprechen für seine vollkommene Selbständigkeit. Der negative Beweis dafür ist durch den Umstand geführt, daß in allen Memoiren aus der großen Zeit, welche zeither erschienen und über die innern Triebfedern der Begebenheiten ein Licht werfen, welches die Geschichte derselben so ziemlich aufgeklärt hat, auch nicht eine Andeutung zu finden ist, daß Jahn an unsichtbaren Fäden ging, die Andere in der Hand hielten. Endlich sind alle Zeugnisse, welche in dieser Biographie über ihn aufgeführt sind, nur Gegenbeweise. Er war ein vollkommen freier Mann, der nur dem Impulse seines Willens, seiner Launen oder Grillen folgte, welche sich zu einer Idee verkörpert hatten, die ihm über den Kopf wuchs. Auch ohne die Störungen und Verfolgungen von außen wäre er unter der Last der Fahne, die er trug, erlegen, denn in dem raschen Wechsel der politischen Gedankenströmungen nach 1813 und 1814 verlor er die Richtung, und selbst das Eine, was er unerschütterlich festhielt, das nationale Bewußtsein, war nicht so geläutert, im Gegentheil, es war so mit Schlacken vermischt, daß es ihm nicht als Magnet dienen konnte.

Daß man einen so eigenthümlich construirten Mann willig und gern benutzt hat, wo es auf ein gemeinsames Ziel loszusteuern galt, daß man seiner Thatkraft eine Richtung anwies, ist eine Sache für sich. Aber man durfte nie auf ihn rechnen, so wenig als auf die wildgemachten Elefanten, welche die Feldherren des Orients in die Feindesreihen treiben, wo sie Verheerungen und Verwirrung anrichten, aber schwer oder gar nicht zu leiten sind. Man kann sie nicht zurückziehen, wenn es gilt, noch ihnen einen andern Angriffspunkt weisen. Wir vertiefen uns aber nicht in diesem Gleichnisse, da es wie alle Gleichnisse hinkt. Jahn war nicht allein eine ursprüngliche, wilde, störrische und vernichtende Kraft, sondern er hatte auch die seltenere des Organisirens, wenn auch nach seiner Eigenthümlichkeit gefärbt und so angethan, daß er auf die durch den geistigen Magnet zusammengetriebenen Massen nicht das letzte Siegel, was sie auf die Dauer zusammenband, drücken konnte. Er hat etwas gewirkt, was vor ihm seit Luther keinem deutschen Manne gelungen war, er hat die Jugend elektrisirt und begeistert, er hat in einem apathischen, verzweifelnden Volke Thatkraft und Opferlust erweckt und er hat sich selbst zum Idol für Jünglinge und Männer aufgeschwungen. Sie schworen auf ihn. Das war allerdings der Weg, den die Wunderthäter zu allen Zeiten einschlugen und einschlagen mußten, an ihre Person einen Heiligenschein zu knüpfen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten; in der deutschen Nation aber ist er seit den letzten Decennien oder schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit den Zeiten, wo die Kritik über den Glauben vollständig gesiegt hatte, ein kaum mehr zu betretender geworden. Daher war die Zahl dieser seiner schwärmerischen Anhänger auch verhältnißmäßig nur gering, Schüler, Studenten, junge Gelehrte, wenige aus den Handwerkerständen und den Landbewohnern. Daher mußte er, um von Allen verstanden zu werden, in die Sprache, die sie verstanden, zusammenraffen: Sprichwörter, Sagen, Lieder, Traditionen der Latinität und des Germanismus, er mußte sich selbst eine Sprache machen, die Brocken aus Schiller's Idealismus und Tyll Eulenspiegel's unfläthigen Späßen zusammenknetete, wenn er nur damit den Nagel auf den Kopf traf. Seine wilde, witzige, herausfodernde und niederschlagende Beredtsamkeit, sein erstaunliches Gedächtniß, seine Bekanntschaft mit den Specialitäten aller möglichen Personen und Dinge, das flüchtige Studium vieler Wissenschaften, aus denen er aufgerafft und zugestutzt, was zu seinem Zwecke paßte, dazu eine gewaltige Stimme und eine Athletengestalt, wenn auch nicht von der Art, welche die Künstler verewigt haben, endlich der Ernst und der redliche Wille für Deutschthum und Freiheit, die er von Hause mitbrachte, und daß er nie hypothetisch sprach, kein Wenn und Aber gelten ließ, sondern nur ein: Das ist so, und: Das ist nicht so — alles Das zusammen genommen ermöglichte die Idolatrie der Scharen von Altdeutschen, welche mit wallenden Haaren, bloßem Halse und weit über den deutsch-(polnischen) schwarzen Rock herabhängendem weißen Hemdkragen auf die Worte des Vater Jahn schworen.

Diese Scharen waren klein im Verhältniß zur deutschen Gesammtbevölkerung, aber als ein Kern, der sich um einen vergötterten Führer scharte, hätten sie mehr wirken können, wenn dieser Führer, mit sich selbst im Klaren, gewußt hätte was er wollte. Die Qualen, Erpressungen und Wunden der Franzosenherrschaft hatten bis 1813 Blut und Haut so gereizt, daß sie für jeden neuen Eindruck, der Trost versprach, empfänglich waren, und was der Fanatismus, auch wenn er nur einer kleinsten Schar sich mittheilt, gegenüber der Apathie und Hoffnungslosigkeit der Massen, in einer Nation, in einem Staate auszurichten vermag, davon haben wir heute wieder ein sprechendes und erschreckendes Beispiel. Und weit günstiger war die Zeit für Jahn und seine Anhänger. Wenn heute die ungeheuer überwiegende Mehrzahl der Intelligenten in allen deutschen Staaten über den Zelotismus der Finsterlinge und Rückwärtsmänner knirscht, wenn sie sich stützen kann auf die Traditionen und die Geschichte ihrer Staaten und nur nicht durchdringt, weil ihr ein Vereinigungspunkt, ein begeisterter Führer fehlt, so waren für den altdeutschen Fanatismus alle diese Hindernisse nicht da. Der Patriot, der Deutsche, der noch an ein Vaterland, an Selbständigkeit und Freiheit dachte, hatte nichts hinter sich, woran er mit Liebe und Begeisterung zurückdenken konnte, er hätte jede neue Idee, die ihm Erlösung von der niederdrückenden Gegenwart versprach, wenn sie nur in sich vernünftig, wenn sie nur klar ausgesprochen war, mit Freuden ergriffen. Selbst einige Nebel der Mystik ließ er sich gefallen, wie denn die Wunderromantik, die Visionen im Kampfe gegen Napoleon mitspielen durften.

Aber was Jahn bot, konnte wol eine Schule erzeugen und Schüler an sich ziehen, doch nimmermehr auf die Dauer eine Nation, in der damals nur die Intelligenten das Wort redeten, befriedigen oder fesseln. Auch die Bizarrerie hätte man ihm nachgesehen, die Mode fügt sich in jedes Kleid; wäre er ein Schwärmer gewesen, man hätte mit ihm geschwärmt — aber er war nichts weniger als Mystiker, sondern aus recht baarem Realismus zusammengeknetet —, nur verlangte man einen rationellen Grund und Boden, eine rationelle Aussicht. Er schuf die Turnerei, für die er auch den Namen erfand, er impfte Franzosenhaß in die Seelen der Knaben und Jünglinge, er feuerte sie an, als Streiter in die Kriegerreihen des Befreiungskriegs zu treten, er begeisterte sie für die reine deutsche Sprache, für das Bewußtsein, der herrlichen deutschen Nation anzugehören, für ihre Sitten, Gewohnheiten und das Freiheitsgefühl, welches ein unveräußerliches Ureigenthum des Volks sei, und er entwarf Plane, wie diese Freiheit in der Zukunft ins Leben treten müsse. Alles Das war vortrefflich, wenn es nur wahr und möglich gewesen wäre. Die durch Weichlichkeit und Unsitte entnervten Körper durch Leibesübungen, naturgemäße Kost und Entbehrungen wieder zu stärken, um der Zukunft ein ge-

sundes Geschlecht zu überwachen, war nur zu loben, aber die Uebungen in der Gymnastik dehnten sich bis nahe an Seiltänzerkunststücke aus, und er verlangte dafür so viel Zeit, daß die übrigen Studien und was man sonst zum Leben nothwendig hält, zu kurz gekommen wären. Der Haß, den er gegen die Franzosen predigte, hat zur Zeit wunderbar gewirkt, aber er ward zur Chimäre, der Bildung und Humanität Hohn sprechend und so barock und widerwärtig in der spätern Ausführung als die Franzosennachäfferei in ihrer schlimmsten Zeit. Sein Deutschthum endlich war nach dem berliner Ausdruck mehr ein „Deutschthun" als ein Deutschsein; denn seine Studien des deutschen Seins und Wesens, der Geschichte und der Sprache und ihrer Entwickelung waren nicht an den Quellen, sondern in seiner immer sprudelnden Phantasie geschöpft. Von dem Deutschland der Zukunft, was er wollte, zusammengesetzt aus Radicalismus, Feudalismus und Absolutismus, hatte er trotz der vielen reichen und bunten Bilder, die er ausstreute, so wenig ein anschauliches Totalbild als die Radicalen der jüngsten Vergangenheit, und die Feudalisten der Gegenwart von dem Utopien, das sie ins Leben setzen wollen. Ja diese haben wenigstens das voraus, daß sie von einem Princip aus in die blaue Ferne ein System gipfeln; bei Jahn lagen schon die ersten Vorstellungen in der Wiege chaotisch zusammengewürfelt, und am Ende ließ alles Das, was der Mann der Freiheit vom Menschengeschlecht und speciell seinen Deutschen verlangte, sich nur durch den absolutesten Polizeizwang von oben her durchsetzen. Sein Liberalismus glich darin dem der Reformatoren, von denen noch heute so Viele glauben, daß sie Glaubensfreiheit und Toleranz gewollt, während sie doch nur Das wollten, was sie für Wahrheit hielten und erklärten, und, davon begeistert, ihr Alles daran setzten, um es durchzuführen.

Es ist selbstredend, daß Männer wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst u. A. sich mit diesen Ideen nicht befreunden und ihre Fahrzeuge nicht einem so kraus und bunt strömenden Bergstrom anvertrauen konnten, wenn auch nicht Alle, wie der Erstere, sich verächtlich oder unwillig von ihm abwandten und Andere sehr wohl wußten, daß auch so getrübtes Wasser Mühlräder treiben und Holz flößen kann. Der eigentliche Wirbel, oder das Hüonshorn das er blies, reichte in seinen unmittelbaren Wirkungen doch aber, wie erwähnt, nicht viel weiter als etwas über das Niveau der Schulen. Die gelehrte Bildung und der Gelehrtenstolz zwang sich, in Anbetracht der allgemeinen Noth, der Fahne der Offenbarung vom neuen Heil zu folgen und ihr Anhänger unter der Jugend zuzutreiben. Es geschah jedoch immer noch mit einer gewissen Reservation, und während E. M. Arndt Der war, welcher gewissermaßen das Vermittlungsglied zwischen Jahn's populärem Turnerdeutschthum und dem gebildeten gelehrten Deutschthum abgab, möchte man Schleiermacher als den Repräsentanten des letztern bezeichnen, der dem neuen Cultus nur so weit die linke Hand reichte, als es sich mit der Würde seiner eigenen gesellschaftlichen und gelehrten Stellung vertrug. Es gehörte die ganze Verblendung und Kleinherzigkeit einer glücklicherweise nur kurze Zeit in Preußen herrschenden Polizeipartei dazu, um jene idealen Gelehrten und scharf und tief blickenden Staatsmänner mit Jahn und seinen Turnerdeutschen in einen Topf zu werfen. Freilich, in einer Periode, wo diese Polizei einen Savigny, Eichhorn und Gneisenau surveilliren ließ, weil sie eine Republik oder Gott weiß was sonst brüten könnten, wo man Briefe und Exercitien von Tertianern in den Zeitungen als Belege drucken ließ, daß wir am Vorabend einer Sicilischen Vesper ständen und jeder feine Mann sich am Abend beim Zubettegehen an den Hals fühlen möge, ob nicht das Messer eines altdeutschen Mörders schon daran gelegt sei, — in jener Zeit war Alles, also auch solche Verwechselung und Vermischung möglich. Der Erfahrungssatz, daß die Geschichte nicht belehrt, ist freilich nur zu wahr, aber sie schärft doch in den Parteien die Sinne und den Verstand, und wie schmerzlich uns heute auch die Manoeuvres der Reactionspartei berühren, so sind doch solche Albernheiten wie damals nicht mehr möglich, und der heute geführte und zur Zeit siegreiche Kampf gegen die Anhänger des Fortschritts hat nicht allein sittlichere Quellen, sondern wird auch wol mit verhältnißmäßig reinern Waffen gestritten, als es von den Kamptz, Tschoppe, Dambach, Krause u. A. traurigen Andenkens geschah. Es ist Pflicht, dies auszusprechen. Und welche furchtbare Vergeltung hat die Mehrzahl dieser Verfolger betroffen!

Die Mordthat eines hirnverbrannten Jünglings von beschränktem Geiste stürzte factisch das Deutschthum, dessen Kern Jahn war; die Anklage eines edeln, aber ebenfalls von Wahngebilden umstrickten Geistes, Henrich Steffens, versetzte ihm den moralischen Schlag, von dem es sich nicht wieder erholen konnte. Aber derselbe Steffens erkannte mit dem freien, hochherzigen Sinn, der ihn in allen Aeußerungen und Handlungen seines Lebens begleitet hat und ihn auch da, wo er irrte, immer liebenswürdig erscheinen läßt, die Bedeutung des Mannes in seinem Wirken an. Er betrachtete Jahn als eine merkwürdige Naturerscheinung, vor der man um Dessen willen, was ihm mit so geringen Mitteln möglich geworden, Respect haben müsse. Und möglich ward es ihm, weil er an sich selbst und seine Sache glaubte, weil er die Gedanken und Vorstellungen, für die er das Volk erziehen wollte, sich selbst einimpfte, weil er sie in sich verkörperte und sich selbst, ohne Reservation und Hinterthüren, hingab. So nur, mit diesem vollen Glauben an sich, der dann in der Ausführung nothwendig zum Despotismus führt, wirken Wunderthäter, die das Volk mit sich fortreißen; je derber, gröber sie auftreten, je apodiktischer sie ihre Sätze hinwerfen, um so schlagender der Eindruck bei den Massen. Von einer prüfenden Goldwage, ja nur von einer gewöhnlichen ist nicht die Rede; wenn die Strömung wogt, wird Widerspruch und Zweifel zum Verbrechen. Diese Sturmmacht hat etwas Meteorisches und nichts gemein mit der stillen

Macht der Ideen, die langsam, aber desto sicherer in die Gemüther und Geister dringt. Ihre Herrschaft ist gewaltsam, erstaunenswerth, aber wenn sie den Gipfelpunkt erreicht, ebenso schnell gebrochen, zersplittert und oft verschwunden, ehe man sich dessen versieht.

Jahn war durch und durch ehrlich in seinem Glauben und seinem Willen; aber eine andere Frage ist, wie lange sein Glaube und damit seine Ehrlichkeit dauerte? An der letztern hat Niemand, der ihn kannte, gezweifelt. Er hat nie betrügen, täuschen wollen, aber ob nicht dann und wann das Bewußtsein in ihm aufdämmerte, daß er sich selbst getäuscht, daß seine Plane sich nicht ausführen ließen, und wenn, daß sie nicht zu dem Ziel, was er anstrebte: die sittliche und geistige Hebung des Volks, sein wahres Heil und seine wahre Freiheit, geführt hätten? Pröhle läßt an einer Stelle eine Andeutung fallen, die historisch und psychologisch für uns von Werth ist: daß der alte Jahn in Freiburg dann und wann mit der Begeisterung seiner jungen Jahre von seiner Mission gesprochen, um im Augenblick darauf sich selbst zu persifliren, wie Einer, der sich wohl bewußt, daß seine Arbeit zu Ende und er selbst nur noch wie der lebendige Staub aus einer großen Raritätenkammer anzusehen sei. Das ist sehr natürlich. Ging man doch nur so zu ihm hin, um ihn anzusehen und zu hören, die wunderbare Ruine einer großen Zeit, um die her die großartigsten Dinge vorgegangen, Schlachten waren geschlagen, Stürme getobt hatten; aber die jüngern Geschlechter standen in keiner innigen Berührung zu ihm. Andere Freiheitsideen als die auf seinem nationalen Boden wurzelnden herrschten und stürmten in der Welt; seine Anhänger, die Verfolgten, waren zum Theil Verfolger geworden, und das war dem alten Jahn, der noch die Fesseln an seinen Armen fühlte, doch zu viel; sein sittliches und sein sprachliches Deutschthum war zur verrosteten Antiquität geworden, von Niemand mehr beachtet, wol belächelt, seitdem die wissenschaftlichen Studien der Germanisten so ganz andere Resultate an das Licht gefördert hatten. Endlich war sein Turnen zwar wieder erlaubt und von den Regierungen eingeführt, aber nur als Leibesübungen, die in sehr mäßigen Grenzen gehandhabt und bewacht, von seinem Turnerthum nur einen Schatten abwarfen. So stand er, um das Bild der Ruine zu verlassen, als ein laubloser Baum da, aus dessen noch frischem Mark zwar Sprößlinge hervorkeimten, der aber keinen neuen Stamm mehr treiben konnte. Im Bewußtsein dessen durfte eine tragische Melancholie sein Wesen umziehen, er hätte sich zurufen mögen: „So viele Arbeit um ein Leichentuch!" Aber es war eben nichts Sentimentalisches und Tragisches in dem ganzen Mann; seine gesunde, derbe, tilleulenspiegelsche deutsche Bauernnatur überwog Alles. Wie Ungerechtigkeit, Undank und grausame Verfolgungen ihn nicht umbringen können, vermochte es auch jener Gedanke nicht. Er hatte doch viel versucht, und viel war ihm gelungen; da lachte er über Das, was ihm mislungen war, ohne als Rechenmeister abzuwiegen, wo die Wagschale sank und wo sie stieg.

Jahn hat sein Leben beschreiben wollen, es blieb aber beim Vorsatz, oder was davon auf das Papier gekommen, ging beim Brande seines Hauses verloren. Wenn es ihm damit Ernst gewesen, wäre es doch nie zum Ernst geworden. Jahn fehlte die objective Ruhe, Besonnenheit, das Anschauungsvermögen, um ein Geschichtschreiber zu werden. Wir erfahren aus der Biographie, was uns noch unbekannt war, aber zu Allem, was wir von ihm kennen, stimmt, daß die Arbeit des Schreibens ihm sehr schwer wurde und er oft einen Tag brauchte, um einige Sätze aufs Papier zu bringen. Populär ausgedrückt, seinem unruhigen Geiste fehlte das Sitzfleisch. Wäre er zum Gelehrten geboren gewesen, würde er nicht der Volksmann geworden sein; die Kunst seines irrlichtelirenden Geistes war, die Silberblicke, die er in die Wissenschaften gethan, und die Metallstücke, die er herausgegriffen, für die Jugend, für das Volk mundgerecht zu schmelzen und ihnen den Anstrich zu geben, als könne das Jeder sehen und finden, der nur zur rechten Stunde und mit dem rechten Muthe da zugriffe. Es ist die unerlaßliche Gabe, die ein Volksagitator besitzen muß, aber wer agitirend Geschichte macht, kann nicht Geschichte schreiben; auch nicht Memoiren, ohne dabei an Cäsar zu denken. Was er bruchstückweise davon geliefert, wie die „Erlebnisse des Mannes mit dem Bart", ist der deutlichste Beleg, was wir von seinen Lebensmanieren hätten erwarten können. Ueber dem Interesse an dem Schlagbaum, der ihm die Straße versperrt, hätte er das Ziel, wohin er wollte, außer Acht gelassen und in der wohlgefälligen Beäugelung seiner selbst seinen Zweck vergessen. Dazu war er ein geborener Partigänger, immer auf dem Qui-vive-Fuß, mit Jedem anzubinden in Schimpf und Glimpf, der ihm in den Weg trat. Strategik ist eine Kunst, die nicht nur der Feldherr, die auch der Geschichtschreiber studirt haben muß.

Wo der Biograph soviel wie nichts vorfand, nämlich an Thatsachen aus seinem innern Leben, die sich aneinanderreihen und wie als Kettenglieder ineinanderklinken, war seine Aufgabe eine schwierige. Daß er auf desto mehr Bruchstücke von seinem äußern Leben stieß, konnte unter Umständen sie eher erschweren als leichter machen. Wer malt die Eruptionen eines ausgebrannten Vulkans nach den Steinen, die er ausgeworfen, und nach den Lavaströmen, die er zurückgelassen! Wir vermissen aber nicht allein Vieles, was uns über den innern Bildungsproceß dieses chaotischen Geistes Aufschlüsse gäbe, sondern auch über die historischen Wendepunkte in seiner Lebensgeschichte geht der Biograph oft zu rasch hinweg, als wäre das Alles bekannt, was doch nur noch einem Theil der lebenden Generation erinnerlich ist. Das gilt auch von den letzten Jahren aus Jahn's Leben, wo der Verfasser zum Theil aus eigener Anschauung und Bekanntschaft mit seinem Helden sprechen kann. Wie manche uns neue und interessante Züge er auch da mittheilt, so sind es doch mehr Reflexionen, Schlußfolgerungen, Beweisstücke über Begebenheiten und Handlungen, die wir lieber historisch einfach in ihrem natürlichen

Hergange erzählt gelesen hätten, da sie der überwiegenden Mehrzahl der Leser unbekannt geblieben sein werden. Wer zum Exempel konnte in den Stürmen, die dem Jahre 1848 vorausgingen und es begleiteten, Acht haben auf alles Das, was dem nach Thüringen Verbannten begegnet war und noch begegnete. So hätten wir auch gern mehr davon gehört, wie er die ersten Bewegungen jenes verhängnißvollen Jahres aufnahm, wie er agitirte und wie es gekommen, daß er nach Frankfurt gewählt wurde.

Pröhle gehört einer jüngern Generation an, die nur vom Hörensagen die Volksstimmung, die Strömungen der Meinungen vor und während des deutschen Befreiungskriegs kennt. Was kostet es Denen, welche sie zum Theil mit durchgelebt, schon für Mühe, sich aus der so ganz andern Gegenwart in jene Zeit zurückzuversetzen! Wie ein geistiger Hauch über die Welt hinwehte, vielleicht nur dem vergleichbar, der die Kreuzzüge ermöglichte, eine Erhebung des Gemüths, eine Begeisterung, die nicht von Opfern sprach, sondern sie brachte! Wie Bräute ihren Schmuck, Jungfrauen ihr Haar, unbemittelte Familien ihre geretteten Kostbarkeiten auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, und es keine vereinzelte Erscheinung war, daß die Jungfrau Prohaska als freiwilliger Jäger mit in den Kriegerreihen stritt und fiel! Aehnliches mag auch zu andern Zeiten geschehen, aber daß man es natürlich, in der Ordnung fand, ist das Symptom einer außerordentlichen Zeitepoche. Da waren Vaterland und Freiheit gleichbedeutende Worte, und der Spruch „Mit Gott für König und Vaterland!" war kein Parteispruch, er vereinte Alle, die nachher als erbitterte Feinde sich gegenüberstanden, die Geschlechter, Alter, alle Stände der Geburt und der Bildung. Nicht daß Selbstsucht, Eigennutz, Scheelsucht, Furcht und alle die beschränkten Ansichten des Kleinbürgerthums damals verstummt gewesen wären oder gar nicht mitgesprochen hätten, aber die gewaltige Strömung in der obern Luft war zu mächtig geworden, als daß sie hätten aufkommen können. Wie Vieles geschah, ward gesprochen, was heute unbedingt dem unbarmherzigsten Spott und Gelächter verfiele. Wir behaupten so wenig, daß es damals keine Spötter gegeben, daß sie nicht über die Amazonenlegion und andere Erscheinungen in der Poesie und Prosa des Ultrapatriotismus sich lustig gemacht haben, als wir in Abrede stellen, daß neben Denen, die Frau, Familie, reiche Güter, ein sorgenloses Dasein verließen, um sich selbst als Soldaten zu gestellen, oder ebenso opferfreudig ihre Söhne dem Dienst des Vaterlandes darbrachten, Andere nur aus Arbeitsscheu, Lust am Soldatenleben oder aus Nebenzwecken sich meldeten und noch viele Andere über den Krieg jammerten, Zeter und Wehe über Die schrien, welche ihn durch Wort und Schrift nährten und den erbärmlichsten, schmachvollsten Frieden dem gerechtesten und heiligsten Kriege vorzogen; aber sie kamen nicht auf vor dem allmächtigen Impulse, der die Nation mit sich fortriß und aus dem Alltagsdasein in ein höheres, bis dahin in Deutschland kaum geahntes aufriß. Es bedurfte aber eines Wortes, damit alle diese glühenden Willen sich verständigten, und man fand es. Es hieß: Franzosenhaß! Da konnten Bauern und Edelleute, Geistliche und Kaufleute, Gelehrte und Handwerker, da konnten selbst Schlegel und Kotzebue sich verständigen und sich für eins im Sinn und Geist halten — sie haßten alle die Fremd-, die Franzosenherrschaft; dem Volke mußte aber der Begriff mundgerechter, faßlicher gemacht werden, da hieß es, sie müßten die Franzosen hassen, Alles, was französisch war. Unter der Fahne des aufgesteckten Symbols ward der Befreiungskrieg siegreich durchgefochten. Und das war Jahn's Werk, daß er dieses Symbol, wenn nicht zuerst aufsteckte, doch so derb, grob, plump ausgeprägt hinstellte, daß Jeder es sehen konnte, fassen, davon ergriffen werden; ferner, daß er an der Standarte sein Leben hindurch hielt, auch als sie längst ihren Zauber verloren hatte. Jenes gab ihm seine historische Bedeutung, dieses zeigte ihn als Charakter. Und solange das Symbol galt, konnte, mußte man ihm viel, auch seine Bizarrerien vergeben; sie gehörten als Quasten und Troddeln zu der bunten Decke, die er für das Heiligthum gewirkt.

Jener Hauch weht uns aus dem vorliegenden Buche entgegen, wie sich von selbst versteht, nur stoßweiße; denn die ganze Atmosphäre mit ihrer Färbung und ihrem Dufte ließ sich schwer von einem Schriftsteller, der nicht in ihr geathmet, wiedergeben. Aber in einer verderbten Luft ist jeder Windzug, der aus reinern Gegenden kommt, erquickend. Indem man damals glaubte, liebte und haßte, war man doch immer voller Hoffnung, und der Materialismus war bei Denen, welche das Wort führten, entfernt; deshalb vergibt man manches Wort, was uns heute beleidigen würde, andere, die unser Lächeln erregen könnten, stimmen den Kundigen zum wehmüthigen Ernst. Von Kundigen freilich muß die Biographie gelesen werden, wenigstens Solchen, die einigermaßen sich in die Vergangenheit von damals versetzen können; denn der Verfasser setzt Vieles voraus, indem er aphoristisch über wichtige Abschnitte in Jahn's Leben weggeht, und ist, indem er beim Ansetzen zu voll athmet, nicht immer ganz frei von einer geschraubten Sprache, zu der ihn das Bild des Mannes, den er dem Publicum in seiner Wahrheit vorführen will, aufgefodert zu haben scheint. Wir müssen freilich einräumen, daß eine Erzählung in coulantem Stile zu dem Gegenstande nicht ganz gepaßt hätte, aber einige Risse und Klüfte hätten sich doch, ohne dem Zweck zu schaden, leicht ausglätten lassen. Ein Hauptverdienst des Buchs ist die Sammlung charakteristischer Züge, Redensarten und Anekdoten, aus denen die Nachkommenden sich selbst ein Bild des wunderbaren Mannes entwerfen können. Sei es erlaubt, aus eigener Erinnerung Einiges daran zu knüpfen.

Es war ein Taumel, wie er unter allen deutschen Städten nur in Berlin möglich ist, der die Jugend plötzlich für das Turnerwesen erfaßt hatte. Man mußte hinaus in die Hasenhaide; man mußte sich in Hosen und Jacke von grauer ungebleichter Leinwand werfen, man mußte

das Halstuch abthun und den weißen Hemdkragen überkrämpeln; man mußte Allem, was an Luxus streifte, plötzlich entsagt haben, denn es stammte ja aus Frankreich; dann mußte man auf den Recken sich schwingen, an den Stangen klettern, an den Tauen klimmen und ziehen; man mußte auch die alte Sprachgewöhnung abthun, wie ein falsches Modekleid, und mit dem neuen Menschen eine neue Sprache reden. Vielen Söhnen aus den höhern Schichten der Gesellschaft, manchem zarten Muttersöhnchen ward das sehr schwer; aber gegen den Strom zu schwimmen war noch schwerer, und seitdem auch einzelne Lehrer mit den Schülern hinauszogen, die Directoren der Gymnasien zur Theilnahme ermunterten, Staatsbeamte sich auf dem Turnplatz zeigten oder gar mitturnten, die höchsten Personen in ihren Equipagen und mit Gefolge gelegentlich den Uebungen zusahen, war ein Widerstand kaum möglich. Eine neue Mode hatte die alte beseitigt, und der Puritanismus des Turnercomment herrschte in der glänzenden Capitale der feinen und gelehrten Bildung — auf einige Zeit! Das bürgerliche Philisterthum gebahrte sich anfangs unwilliger dagegen als die Blasirtheit der höhern Stände. Es war ja etwas Neues, bald aber fand es etwas Verwandtes darin. Mancher jener ehrbaren Spießbürger, wie sie jetzt fast im Aussterben sind, fand in dem neuen Wesen eine bequeme Form, seine alte Abneigung gegen alle Bildung zu verhüllen, und konnte sich noch etwas darauf zugute thun. Noch gestern, wenn nicht noch heute, stolzirten derart Gestalten im schwarzen deutschen Rock und dem breitkrämpigen Hute durch die Straßen, die sich die Miene gaben, Alles, was nicht so puritanisch wie sie, zu verachten. Ach, es war eine kurze Mode! Am langen Taue mitzuziehen, galt einmal als eine Ehre, wie nur Orden, Ehrenbecher, Diplome, Serenaden! Wer glaubt es heute, daß auch ein Oberpräsident einer Provinz die Handschuhe auszog, um bei der Einweihung eines Turnplatzes am Tau mitanzufassen, der das neue brüderliche Band der Deutschen umschlingen sollte!

Wie ward da sofort Polizei geübt, so streng wie in einem despotischen Staate, nur daß Jeder sich dazu berechtigt hielt, wie auch Jeder gelegentlich den Lehrmeister der Neulinge abgab. Daß Jahn seine Schule im alten Studententhum gemacht, wie Moses in den Mysterien der ägyptischen Priester, ließ sich nicht verleugnen. Brauch und Satzung galten in Wort und That. So mußte der Gruß lauten, so die Antwort. Wer ein französisches Wort gebrauchte, erhielt drei Schläge mit dem Plumpsack, und zur Execution drängte sich gern Jeder, unbeschadet des patriarthalischen Vorrechts der bemoosten Häupter und alten Burschen, die unter veränderten Namen selbstredend auch hier auftraten. Ein Deutscher sollte nicht Kuchen essen; die Kuchenfrauen, welche um Berlin sich überall einfinden, wo mehr als drei Menschen sich versammeln, wurden von den Turnplätzen verjagt; „Kuchenbäcker" war ein arges Schimpfwort, was in Schimpf und Glimpf gerügt werden mußte. Die Einen sagten Jahn nach, daß er es im Altdeutschthum so weit gebracht, Eicheln zu rösten und zu essen, während Andere behaupteten, wenn es ungesehen geschehen könne, verspeise er alle Sorten Kuchen, besonders aber Kirschkuchen mit ganz besonderm Appetit.

Die Mehrzahl folgte dem Einen und that ihm nach, wie er sich räusperte und spuckte, weil es so sein mußte, aber es sonderten sich auch da schon Besonderheiten ab, Erwählte, Fanatiker, mit langwallendem, gekräuseltem Haar, mit glänzenden, tiefliegenden Augen in dem blassen Gesicht, denen man ansah, daß sie im Worte auch einen Begriff suchten und, über den Begriff hinaus, an mehr dachten und für mehr schwärmten als Kletterstange, Reck und Tau. Jahn war der Repräsentant der lebendigen Gegenwart, der Mann des Genusses, wenn er ihn auch nur in etwas spartanischem Zuschnitt vorsetzte, er wollte Gefallen um sich her und daß Alles, was er sprach und that, gefiele, denn seine Eitelkeit machte sich überall geltend, er wollte Fröhlichkeit, denn er war selbst frohen Sinnes, und unter andern Umständen hätte er ein jovialer Welt- und Lebemann werden können. Wenn er erschien, der gewaltige Mann, seinen Arm, seine Stentorstimme erhob, Kernausdrücke hier- und dorthin schleudernd, war es wie der elektrische Funke, der in die Massen fuhr; jubelnd umscharten ihn die Kleinen und Großen, und was er vornahm, war gut gethan. Aber wie er in der Schule kein besonderer Lehrer gewesen, weil er nur anregen, nicht ausführen konnte und vom Hundertsten zum Tausendsten übersprang, war er auch als Lehrmeister in der Turnkunst unstäten Wesens. Was er erfunden und festgestellt, überließ er Andern auszuüben; die Turner zu drillen war gegen seine Natur und über seine Geduld. Zum Spiel ins Freie, nachdem er die nöthigsten Anweisungen ertheilt, in die Sandhügel und Lehmgruben trieb es ihn, welche unter dem Namen der Rollberge damals neben der durch ihn berühmt gewordenen Hasenhaide ein erwünschtes Terrain zum Räuber- und Wandererspiel, zum Stürmen und Vertheidigen von Festungen, zum Dauerlauf und dergleichen abgaben. Hier den Feldherrn, den Festungscommandanten, den Räuberhauptmann zu spielen und selbst mit Leib und Seele unter den Knaben wieder Knabe zu werden, war seine Lust. Er war das Leben; der Geist, der weiter planirte, der schwärmerische Ernst des Nordens, dem es mit der Selbstverleugnung Ernst war, der sich selbst hingab, um dem dämmernden Ziele entgegenzustreben, mußte unter Denen gesucht werden, die sich noch seine Schüler nannten. Aber wie auch ihre Ideen ihn übergipfelten, sie bedurften des Kernmanns, der zum Volke zu sprechen wußte, das ihre Sprache nicht verstand.

Auch der Schreiber dieses war Turner geworden, weil es eben so sein mußte, weil aus der ganzen Gymnasialclasse, der er angehörte, nur die Gebrechlichen und ganz Schwachen zurückblieben, weil die Lehrer sagten, da erwarteten sie das Heil der Zukunft, und von den Schülern einer zum andern: das verstände sich von selbst. Ich knöpfte mich zwar nicht in den schwarzen Rock und

ließ auch mein Haar nicht über das Maß wachsen — das war eben nur das Zeichen der Erwählten —, aber in ungebleichter Leinwand von Kopf bis Fuß ging ich auch Mittwochs und Sonnabends Nachmittags in die Hasenhaide, schwang mich dann und wann am Reck und erhielt die Einkaufsmarke, das Patent oder die Matrikel des Turnerthums, die auf ungegerbtem Rindsleder geprägte Medaille mit den drei Jahreszahlen des Hermannssieges in der Teutoburger Schlacht, des Sieges Heinrich's des Voglers in der Ungarnschlacht und des ersten Turniers in Deutschland. Aber mehr habe ich auch davon nicht gehabt oder nach Hause gebracht, am wenigsten eine Begeisterung für Jahn. Das Muß, die Mode, der Despotismus den er übte, waren meinem independenten Sinn entgegen, wenn ich mir auch dieses Grundes damals nicht bewußt war. Aber als Steffens später in Breslau seine Feder gegen die Turnerei sprühen ließ, kam mir, obwol mein Herz auch nicht für die fanatischen Verfolger schlug, die Anwendung, welche er aus den Goethe'schen Musen und Grazien in der Mark auf die dortige Turnerei machte:

> Und was bei uns vegetiret,
> Alles keimt getrocknet auf!

ganz passend vor. Das Jahn'sche Turner- und Altdeutschthum wäre bald in sich zerfallen, mit und ohne den Bau an dem politischen Utopien, bei dem Jahn selbst vielleicht als der ungeschickteste Meistergesell die Arbeit seiner Mitgesellen gestört und verdorben hätte. Im Kriege hatten zwar die aus den Turnern hervorgegangenen Freiwilligen und die Lützower sich Lorbern gesammelt (die man ihnen indeß nur sehr sparsam gönnte), die Jahn's selbst wurden aber vielfach bestritten. Das hätte man übersehen, denn das Verdienst, daß er tapfere und umsichtige Krieger aus der todten Masse hervorgerufen, blieb ihm, aber man wollte bemerkt haben, daß sein unbestrittenes Organisationstalent im Augenblicke der Gefahr ihn verließ. Der freie Blick fehle ihm; er könne sich wol in ein brennendes Haus stürzen, um einen Verwundeten zu retten, auch wo der Tod ihm drohe, aber er werde zaudern, zum Einhauen zu commandiren, wo es gelte, eine umzingelte Freundesschar loszumachen. Im ersten Befreiungskriege, in der ersten Begeisterungsflamme galt noch das Altdeutschthum, die Körner'schen, Schenkendorf'schen Lieder wurden aus gläubiger Brust, mit frischer Kehle gesungen; im zweiten, 1815, opponirte dagegen nicht nur der alte zünftige Militärgeist, sondern die Roheit der Massen machte sich schon über die Schwärmer lustig, sie parodirte ihre Sprache, ihre Lieder. Nach dem Kriege trat diese Opposition überall heraus. Man gruppirte sich um die Turnplätze nicht mehr immer mit bewundernden, sondern auch mit höhnischen Blicken. Es war ja eine zünftige Genossenschaft geworden, die vor den andern Menschen etwas voraus haben wollte. Die Demokratie der Rohen und die Aristokratie der Gebildeten machten in gleicher Weise Fronte gegen diese Exclusiven, die einestheils durch ihr zur Schau getragenes Bewußtsein, anderntheils, weil sie der rohen Elemente genug in sich aufgenommen, das Gefühl Derer verletzten, die auch etwas auf sich hielten, ohne den Wahlspruch „Frisch, frei, fröhlich und fromm!" auf der Fahne zu tragen. Es hätte nicht der Keulenschläge der Kamptz'schen Polizei bedurft, wiederholen wir, um das Jahn'sche Turnerthum zu stürzen: der Friede, die Rückkehr der gelehrten und socialen Sitte, der Skepsis, der Spottlust, des Witzes, des gesellschaftlichen Luxus, der unzertrennlich ist vom Friedenszustande civilisirter Staaten, hätten es von selbst vernichtet.

Daß man leeres Stroh drosch, um Hochverrathsverbrechen oder nur -Indicien zu finden, daran zweifelt heute kein Vernünftiger. Die Verfolgungen, die Anklagen, Verhaftungen und Ausweisungen der letzten Jahre haben, auch wo sie am gehässigsten geübt wurden, doch immer einen realen Kern; die von damals müßten uns heute rein lächerlich, als Burlesken erscheinen, wenn sie nicht von so traurigen Folgen für die Verfolgten gewesen wären. Und dennoch konnte im großen Spießbürgerthum der von Kamptz in die Zeitungen gebrachte Aufsatz im ersten Augenblick Entsetzen erregen, man betrachtete die abgedruckten Tertianerbriefe mit den Tiraden: „Sind wir nicht Heuochsen, daß wir die Tyrannei noch länger dulden?", die bei Jahn aufgefundenen Dolche u. s. w. für Ernst. Die in Curs gesetzten Historchen von altdeutschen Novizen, die man, den Dolch in der Hand, mit verbundenen Augen in einen Saal geführt, sich umdrehen und dann mit dem Stahl nach der Wand zu stoßen lassen, — wenn man aber die Binde ihnen fortriß, sahen sie sich in einem Bildersaal mit den dreißig und einigen deutschen Fürsten, und wessen Porträt die Messerspitze berührt, den aus der Welt zu schaffen mußte der Novize schwören, — diese und ähnliche Historchen, erfunden, „um graulich zu machen", wurden doch wenigstens von einigen Furchtsamen geglaubt. Dies Entsetzen, diese Furcht — demüthigend immer genug für unser erwachtes Nationalbewußtsein, und zumal nachdem eine so großartige Periode der Erhebung vorangegangen, im Uebrigen aber immer noch besser als die heutige Erschlaffung — war nur von kurzer Dauer. Das Mitleid sprach bald laut und fast überall. Man fand keine Gerichte, die Jahn verurtheilen wollten, aber man mußte doch eine Quasiverurtheilung haben, um das mit so vielem Eclat unternommene Verfahren gegen ihn zu rechtfertigen. Er soll, was wir aus der Pröhle'schen Biographie erfahren, einige Zeit hindurch in Küstrin Ketten getragen haben! Wie er dann von einem Ort zum andern geschleppt, gestoßen, verwiesen und surveillirt wurde, nach Kolberg, Freiburg, Kölleda und endlich wieder nach Freiburg, ist ebenso bekannt, als daß man den des schwärzesten Hochverraths Angeklagten mit einer Pension von 1000 Thalern begnadigte, sein rechtlicher Erbanspruch auf das Eiserne Kreuz, wie oft er auch darum bat, aber erst von König Friedrich Wilhelm IV. anerkannt wurde. Wenn es noch eines Beweises seiner Ungefährlichkeit bedurft hätte, liegt er darin, daß Jahn, wo er hinkam, sich Freunde machte, aber als politischer Cha-

rakter unbeachtet blieb. Ferner liegt er in den vielen Bittschriften, mit denen er die Regierung um Verbesserung seines Looses bestürmte, oft mit solchem Querulanteneifer, daß man es nicht für nöthig hielt, ihm zu antworten.

Ich erinnere mich aus jener Zeit eines für mich unvergeßlichen Auftritts. Bei Fouqué, der die ersten Dichterversuche des Jünglings einführte und des schüchternen Anfängers sich sehr liebevoll annahm, erschien eines Morgens Hoffmann, Hoffmann der Dichter, welcher damals Fouqué's glänzendes Gestirn zu verdunkeln anfing. Dichter und Dichtungen waren aber bald beiseite geworfen, Hoffmann, zum Referenten in der Jahn'schen Sache ernannt, sprudelte über, als Fouqué ihn auf das Thema geführt, von interessanten Mittheilungen. Freilich erfuhr der Ritter Friedrich de la Motte Fouqué nicht, was er erwartete, der Kammergerichtsrath Hoffmann verrieth aber auch nichts aus den Acten, was seiner Pflicht widerstritten hätte; aber auf Fouqué's ängstliche Frage, ob denn nicht die äußerste Gefährlichkeit dieses verlorenen Mannes aus seinen Schriften und hochverrätherischen Invectiven gegen die höchsten Personen hervorginge, verzog Hoffmann sein komisch-häßliches Gesicht zu dem ihm eigenthümlichen Ausdruck: Ja, allen guten Menschen würden, wenn sie das hörten, die Haare zu Berge stehen: Jahn habe sich nicht entblödet, von (dem Minister) Ancillon zu sagen, er sei ein Stiefelknecht, der sprechen gelernt. Und wenn man erst erführe, wie er die Rheinlande verwüsten wolle, wäre gar keine Strafe für ihn zu hart. „Denken Sie sich, liebster Fouqué, von der Schweiz bis Holland will er eine Wüste ziehen, 15 Meilen breit, wo Städte, Dörfer und Menschen ausgerottet, die Straßen zerstört, Gestrüpp und Waldbäume gepflanzt und Raubthiere erzogen werden sollen, Alles, damit kein leichtfüßiger Franzos in drei- bis viertägigen Rasten in das heilige Deutschland hinüberhüpfen könne. Sie werden mir zugeben, Baron, der Mann ist ärger als ein Demagog, Revolutionär und Republikaner und noch weniger als gefahrlos." Jahn's Wüstenphantasie ist nachmals vielfach bekannt geworden. Pröhle's Biographie hat Hoffmann's treffliche Relation, in der man den klarblickenden Juristen ehren muß, ganz mitgetheilt. Fouqué schien getäuscht und bedenklich. Trotz aller seiner christlichen Liebe hätte der zum Parteimann fanatisirte Dichter lieber gehört, wenn Hoffmann den Dichter über den Criminalisten walten lassen und in seinem alten Kampfgenossen einen wirklichen, von der Hölle abgesandten Verschwörer gegen Thron und Altar entdeckt hätte. Vielleicht operirte schon die Hölle in dem diabolischen Dichter eines ihrer Manoeuvres, daß sie das Werkzeug ihrer schwarzen Intentionen zu einem unschädlichen Lustigmacher, wenn nicht weiß, doch bunt brannte.

Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. änderte sich die Scene. Es ist des Königs selbsteigene That, daß er die Verfolgungen gegen Arndt, Jahn u. A. nicht nur aufhob, sondern durch leuchtende Handlungen seine Misbilligung und seinen Glauben an ihre Unschuld aussprach. Jahn konnte nicht nur in Freiburg frei leben, er ward ganz frei, sich hinzubegeben wo er wollte, ob da Schulen, Gymnasien, Universitäten oder welcher andere Zunder aufgehäuft liege, in den er seine Brandfackel werfen möchte. Er reiste, redete, agitirte und gebahrte sich in seiner Art, und nirgends schlug nur ein Flämmchen auf! Die Landräthe, Gendarmen, Polizeicommissarien hatten umsonst mit schweren Kosten und Anstrengungen so lange Jahre ihn bewacht. Er schadete nichts, er weckte nichts, und doch war er ein Mann des Volks. Wer des Wegs durch Thüringen reiste, sprach bei ihm an, und er verschloß sich Keinem, er knöpfte sich vielmehr gegen Jeden auf und gab sich, wie er war, und noch mehr. Er war durch und durch Bürger geworden und der gelehrte Kram kümmerte ihn nicht besonders. Man traf ihn weniger in seinem Hause als auf der Kegelbahn, wo er dann Erfahrungen, Ansichten, Witze, Späße mit den Gevattern austauschte, freilich mehr gebend als empfangend. Dafür ward er als ein Patriarch im Orte und der Umgegend verehrt. Einer Bürgerfrau, mit der ich an der Unstrut des Wegs ging, traten die Thränen in die Augen: „Ja, das ist ein Mann!" Der Mann ließ sich auch sofort und gern von der Kegelbahn abrufen, um sich dem Fremden, der ihn zu sprechen wünschte, ganz zu widmen. Um Gegenstände des Gesprächs war keine Verlegenheit auf dem langen und schönen Fußpfade bis Naumburg, wohin er mir mit bloßem Kopfe, wie er die Kegelbahn verlassen, das Geleite gab; ja als er umkehren mußte, war von den hundert und einigen Punkten, auf die er von einem zum andern übersprang, keiner erledigt. Er ließ gegen das damalige Jungdeutschland (es war ums Ende der dreißiger Jahre) seinen Groll orgeln, besonders über einen jungen Schriftsteller, mit dem er in Kösen in einen ärgerlichen Streit gerathen war, und verschmähte auch nicht persönliche Waffen und Klatschereien in den Kampf zu ziehen. Ueber die merkwürdigsten Punkte Thüringens, die Wege dahin, wann man auf die Höhen steigen, wo sich ein Fernrohr leihen müsse — die Weisungen überstürzten sich, bis er bei der Stadt Jena in eine Klemme gerieth, nämlich die Bergspalte, in der sie liegt. Er deducirte, daß das Wort Jena von gähnen herkomme, denn wo es sich finde, werde man einen Hiatus in der Natur, etwas Gähnendes finden, ob das nun Felsen, Berge oder Menschen seien. Der deutsche Zaubergarten, den man von den Höhen von Freiburg überschaut, hatte in Jahn's Sinn keine poetischen Triebe geimpft, wie ihm auch das altdeutsche Lied, wie gern er es auch citirte, nur eine gelegentliche Waffe geblieben, um das Deutschthum zu fördern. Ebenso wenig war er mit der Kunst in Verbindung getreten. Das Haus, was er sich mit den Beiträgen aus ganz Deutschland erbaute, ist ein Beleg dafür. Die Art, wie er darum durch seine Freunde bitten ließ und wie er, als die Summe nicht reichte, die Regierung um einen Zuschuß anging, hat vielfache Nachrede aufgeregt und Heine's bittern Spott vom groben Bettler Jahn veranlaßt. Ein Kernmann

von seinem Schrot und Korn pflegt nicht „delicat“ zu sein. Uebrigens war die Gabe, die Deutschland gebracht, gewiß die geringste Anerkennung für Das, was Jahn dem Vaterlande geleistet.

Ich sah ihn erst 1848 in Frankfurt wieder. Da gehörte er nicht hin; das war der erste Eindruck, den er auf Jeden machte. Erschien er doch, der Greis mit dem Silberbart, dem schwarzsammetnen Käppchen auf der Glatze, dem abgetragenen altdeutschen Rock, Vielen, die ihn hier zuerst sahen, wie der Ewige Jude. Die Freiheitsideen, die er als Heiligthum bei sich aufbewahrt, gehörten hier nicht her; noch immer gegen den Feudalismus und die Adelsprärogative erbittert, war er es doch ebenso gegen die aus Frankreich herübergekommenen Begriffe und Foderungen. So wenig als sein Liberalismus konnte sein Märtyrerthum hier zur Geltung kommen; es saßen da ganz andere Märtyrer, die mehr und Schwereres erduldet, und auch sie waren bei den Ihren verloren, wenn sie bei brennenden Fragen schwankten, wenn sie nicht meinten, daß man mehr fodern müsse als man verlangte. Wenigstens ging man bei Jahn nicht so weit, ihn des Verraths zu bezüchtigen. Seine Stellung wirkte begreiflicherweise auf seine Stimmung. Ich fand in ihm einen verdrießlichen, kurz absprechenden Tischnachbar, ganz den Gegensatz zu dem aufgeknöpften, schwatzhaften Gesellschafter, den die reine thüringer Bergluft angefrischt hatte. Von der Rednerbühne dagegen schmetterte seine Sprache durch die Hallen der Paulskirche Klänge, die wie geisterhafter Spuk aus einer längst vergangenen Zeit den jüngern Geschlechtern in die Ohren dröhnten. Und doch traf er zuweilen den Nagel auf den Kopf; im Geschwirr der erbitterten Meinungen, die keine Einigung und doch auch nicht den Schwerpunkt finden, um den der Kampf einen Austrag verspricht, fuhr er mit seinen drastischen Anschauungen dazwischen, die immer Gelächter erregten und den Parteien Gelegenheit gaben, sich zu erholen. In allen Parlamentskämpfen, wo die Parteien in äußerster Erbitterung sich gegenüberstehen, sollten Personen willkommen sein, welche in die vergiftete Stickluft einige Luftzüge von Heiterkeit bringen. Seine Eitelkeit machte sich auch hier geltend, aber zugleich die Kraft seiner Gesinnung. Jahn sprach sich in Frankfurt als Charakter aus. Die Stimmung, die hier vorwaltete, mußte er kennen, und daß er noch weniger bei den Rothen als bei der Reaction zu gewinnen hatte. Er hatte den anscheinenden Sieg der erstern vor Augen, aus seinem eigenen Herzensinstitut, seinen Turnern, waren die erbittertsten Scharen seiner Gegner hervorgegangen. Mit tiefer Wehmuth, aber voller Manneskraft läßt er sich darüber aus. So schreibt er an die Turner von Hanau:

Ich nehme in diesen Zeilen Abschied von euch. Nehmt an, ich sei gestorben. Ich kann nicht anders werden. Ich bin zur Veränderung zu alt und zu fest. Ein Rother werde ich nicht. Meine Gesinnung gebe ich nicht auf — aber um Niemandem hinderlich zu sein, allen Verkehr mit den Turngemeinden. Die gebe ich verloren. Es wird aber aus den Andern ein ander Geschlecht aufblühen, was nicht den Mänken des Auslandes fröhnen wird, was Deutschlands Ehre heilig halten wird und nicht erst nachplappern wird, wie das Ausland ihm vorschwatzt.

Hoffmann hatte in seiner Relation gesagt: Jahn's Aeußerungen über die Anarchie möchten leicht das Stärkste sein, was über diese geschrieben. Es konnte damals nicht so stark sein, als wie er in Frankfurt gegen die Führer der Ochlokratie eiferte:

Verschworene des Lasters, Verschworene des Verbrechens, jeder Tugend bar und bloß, aller Sitte und Sittlichkeit Feind, Verletzer jeglichen Anstandes, euere Stärke besteht in Frechheit und Unverschämtheit, euere Macht in der Garde der Katzenjungen und Steckenschwinger von der Pfingstweide. Ihr Männer von Nichts, in Nichts und zu Nichts, eigene Selbstvernichter, von den Lobläusen euerer Brüderlungen angefressen, an der Lobläusesucht krank; wandelnde Kothgestelle, von Moder und Leichendunst umduftet, wahre Saugespicke, die das jämmerliche Schreindasein dadurch nur fristen, daß sie sich von Anderer Lebensblut nähren.

Der Mann mußte auf den Tod gehaßt werden von Denen, die den Namen seines Werkes führend einst in ihm einen Anführer erwarteten. Die Septemberangriffe in Frankfurt sollen mit auf Jahn gemünzt gewesen sein. Es wäre ein Paroli des Sand'schen Dolchstoßes auf Kotzebue. Man sagt, sein persönlicher Muth habe sich dabei nicht bewährt. Aber was hätte er thun, hätte er wie Lichnowsky und Auerswald den Stürmern entgegenreiten und sich muthwillig opfern, hätte der alte Mann, das Schwert in der Hand, sie erwarten sollen? Ob er sich versteckt, wie weit die Verfolgung gegangen, ist in dem Buche nicht angegeben, auch mag dies auf sich beruhen bleiben; es ist das überall auftauchende Zeichen der Gemeinheit in der Menschennatur, daß sie mit Vergnügen an hervorragenden Männern die kleinen Makel und Schwächen aufsucht und, die tapfer in Worten gewesen, als furchtsam und feig in der That darzustellen sich erfreut. Auch die Sterne, die uns blenden könnten, werden herabgezogen. Auch Fouqué, den ritterlichen, wollte man seiner Zeit, als habe er ganz unritterlich im Kriege sich gezeigt, darstellen. Das Gegentheil ist von seinen Kampfgenossen behauptet worden.

Jahn erhob sich von und nach jenen Stürmen zu einer neuen Art Heroenthum. Er wurde in sich selbst klar, während die gedankenlose Popularität, mit der er bis dahin gespielt, von ihm abfiel. Da finden wir denn Bemerkungen wie: „Napoleon war arg, aber die Rothen sind ärger.“ Er betheuert, der Alte bleiben zu wollen, dem keine Macht der Erde, „selbst nicht der allersouveränste selbstherrschende Pöbel die eigene Meinung verdummen solle“. „Ich bin abgehetzt wie ein Jagdthier, aber ich habe noch Muth und mehr wie viele Andere, die dem Pöbel schmeicheln.“ Er gehörte zu keinem Club, weil „er es für Sünde halte, wider Ueberzeugung zu stimmen, wenn der Club für eine Meinung nach Stimmenmehrheit entschieden hat. Das ist Betrug an der Wahrheit, Verleugnung des Gewissens und Meineid gegen das Volk.“

Es haftet etwas Tragisches an diesem seltenen Manne mit seltenen Eigenschaften, sagt sein Biograph. Das

Tragischste ist, daß er zum Schluß seines langen Lebens sich gestehen müssen, daß es ein verfehltes war. Nur in seiner jungen Manneskraft hatte er eine wirkende Thätigkeit entwickelt. Die Früchte waren kaum geerntet, als man ihn in Bande legte und — im Bedauern belächelte. Was ward aus seiner Turnerei? Hier ein gezähmtes Füllen, das keine Sprünge machen durfte, dort ein wildes Thier, das Reiter und Roß mit sich ins Verderben riß. Tragisch auch, daß der Mann, der die ganze deutsche Nation zur urkräftigen Gesundheit erziehen wollte, den eigenen einzigen Sohn nicht erziehen konnte. Er ist in Amerika verkommen. Man liest mit Wehmuth, was der Alte am 18. September 1848 auf ein Blatt schrieb:

Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet. Für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das selbst die mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht". Das soll meine Grabschrift sein, wenn meinen Gebeinen noch in Deutschland ein Plätzchen vergönnt wird. An der Einheit Deutschlands habe ich festgehalten wie an einer unglücklichen Liebe. Und jetzt soll sie schon im Herbst frühzeitig ersterben, da der jüngste Lenz sie freudig hervorgelockt.

Willibald Alexis.

Serbische Poesie.

In Nr. 51 d. Bl. f. 1853 versprachen wir in dem zweiten Artikel des Aufsatzes „Danubische Poesie" auf die damals uns unmittelbar vor Abdruck des Artikels zugegangene umgearbeitete und bereicherte Auflage der Talvj'schen Sammlung *) in ausführlicherer und eingehender Weise zurückzukommen. Wir erfüllen, wenn auch etwas spät, in Folgendem unsere Zusage.

Es gibt Uebersetzungen, die durch eine besonders glückliche Vermittelung des Fremden mit dem Heimischen fast die Bedeutung und das Ansehen von Originalwerken erhalten, dergestalt, daß alle Versuche späterer Nachbildungen, selbst wenn sie im Einzelnen Manches berichtigen oder gewandter und treffender wiedergeben, nicht zu einer gleichen Autorität und Verbreitung gelangen können, ja jenen ersten Uebertragungen gegenüber einen mehr oder minder befremdenden Eindruck machen, gleichsam als ob sie nur willkürliche Veränderungen derselben wären. Zu den im Ganzen freilich nur seltenen Arbeiten von so glücklichem Wurf gehören in der deutschen Literatur unter andern die Bibelübersetzung von Luther, die Uebersetzung Shakspeare's von Schlegel und so auch die uns hier in neuer Auflage vorliegende Uebertragung der serbischen Volkslieder von Talvj. Sehen wir von einigen Vorarbeiten ab, die entweder, wie Herder's „Morlachische Geschichten" und Goethe's mit bewundernswürdiger Divination fremden Uebersetzungen nachgebildeter „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga", ziemlich vereinzelt dastanden, oder, wie die in wiener Blättern zerstreuten Uebersetzungen aus den von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch 1814 zuerst herausgegebenen „Volksliedern", zu keiner allgemeinen Verbreitung gelangt waren: so stellt sich die Talvj'sche Verdeutschung einer reichen Auswahl dieser Volkslieder aus dem Jahre 1824 als die erste Arbeit dar, durch welche die serbische Poesie wirklich in die deutsche Literatur eingeführt wurde, und diese Arbeit war einerseits mit einem so feinen und richtigen Takt für das echt Poetische und namentlich für den volksthümlichen und nationalen Charakter der Originaldichtungen, andererseits mit so entschiedener Begabung für eine geistig treue und zugleich der deutschen Sprache und Versbildung zusagende Nachdichtung ausgeführt, daß sie mit Recht die vollste Anerkennung Goethe's, Grimm's und anderer Größen fand und in allen gebildeten Kreisen der deutschen Nation dergestalt heimisch wurde, daß diese Uebersetzung als ein wesentliches und integrirendes Glied unserer National- und Weltliteratur anzusehen ist, wie sie denn auch für immer den Typus festgestellt hat, nach welchem die Eigenthümlichkeiten der serbischen Volkspoesie in deutscher Sprache wiederzugeben sind. Daher konnte denn auch die Talvj'sche Sammlung durch die ihr nachfolgenden Werke ähnlichen Charakters von Gerhard, Wessely, Götze und später von Vogl, Kapper und Frankl zwar ergänzt und so das von ihr begonnene Werk weitergeführt, aber keineswegs verdrängt oder auch nur in Schatten gestellt werden; ja fast überall, wo die spätern Arbeiten ein schon von Talvj gebrachtes Gedicht in neuer Uebertragung bringen, erscheinen entweder die Abweichungen von ihr so geringfügig, daß sich die Talvj'sche Form als die Basis derselben wiedererkennen läßt, oder wo sie sich bedeutender darstellen, sind sie eher geeignet, den Eindruck der Befremdung als den einer größern Befriedigung zu machen. Dies tritt natürlich in solchen Gedichten am stärksten hervor, die in der Talvj'schen Uebersetzung vorzugsweise populär geworden sind und bereits in Aller Munde leben, wie Jedermann fühlen wird, wenn er den Anfang des schönen Gedichts „Tod des Königssohnes Marko" in dieser Uebertragung mit der von Vogl vergleicht. Er lautet hier und dort folgendermaßen:

Talvj.

In der Frühe ritt der edle Marko
Sonntags Morgen vor der lichten Sonne
Meerentlang, aufs Urwinagebirge.
Aber als er oben auf dem Berge,
Fing der Scharaz plötzlich an zu stolpern,
Fing zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer aufs Herz fiel dies dem Königssohne,
Und er sprach zu seinem Rosse Scharaz:
„Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharaz,
Sind es hundert doch und sechzig Jahre,
Seit wir Zwei als Gefährten leben,
Und noch niemals hast du mir gestolpert!
Aber heute fängst du an zu stolpern,
Fängst du an zu stolpern und zu weinen?

*) Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Weiß der Herr! Das deutet mir nichts Gutes!
Sicher gilt es hier um Eines Leben,
Um das meine oder um das deine."

Vogl.

Auszog Marko Kraljevits am Morgen
Eines Sonntags, als die Sonne strahlte,
Aufs Gebirg Urwina, nah am Meere.
Aber als er hinritt am Gebirge,
Strauchelte sein Scharaz auf dem Wege,
Strauchelt' und vergoß zugleich der Thränen.
Drüber Marko sich gar hoch verwundert,
Also sprechend zu dem muth'gen Kampfroß:
„Scharaz, du mein Abgott, du mein Alles,
Schon an hundertsechzig Sommer sind es,
Seit du mir zueigen bist geworden,
Und noch niemals hat dein Fuß gestrauchelt,
Sag', wie kommt es, daß es jetzt geschehen
Und dabei der Thränen du vergießest?
Nimmer Gutes kann dies Zeichen deuten,
Sicher gilt es einem von uns Beiden,
Gilt dem Marko oder seinem Scharaz."

Wie matt und geleckt erscheint hier, um nur auf Einiges hinzudeuten, dem Talvj'schen „stolpern" gegenüber das Vogl'sche „straucheln"! wie gesucht für „Fing zu stolpern an und an zu weinen" das paraphrastische „Strauchelt' und vergoß zugleich der Thränen"! wie rhetorisch-emphatisch für das einfache herzliche „Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharaz!" das gar nicht naive und volksthümliche „Scharaz, du mein Abgott, du mein Alles!" Allerdings kann ich nicht behaupten, ob nicht vielleicht Vogl die größere Treue für sich habe; aber wahrscheinlich ist dies nicht, ein mal, weil Vogl nur nach frühern Uebersetzungen, Talvj hingegen unmittelbar nach dem Original und auf den Grund langjähriger Studien gearbeitet hat; sodann, weil die Vogl'sche Ausdrucksweise dem Charakter des Ganzen nicht entspricht und selbst dann verfehlt sein würde, wenn etwa, wörtlich genommen, im Original ähnliche Wendungen sein sollten; denn in diesem Falle ist nothwendig anzunehmen, daß diese Wendungen in der Ursprache rein einfach und natürlich erscheinen, während sie im Deutschen — wenigstens in Vergleich mit der Talvj'schen Form — diesen Eindruck nicht machen. Ein ähnliches Verhältniß ist fast durchweg zwischen den spätern Uebertragungen und der ursprünglichen, da wo die Identität des Stoffs eine Vergleichung zuläßt, ersichtlich, und es wird daher gewiß allen Freunden der serbischen Volkspoesie sehr willkommen sein, daß ihnen durch diese allerdings schon in das Jahr 1853 zurückreichende neue Ausgabe der Talvj'schen Uebersetzung wieder Gelegenheit geboten wird, aus dem der Urquelle zunächst abgewonnenen Borne zu schöpfen, umsomehr als die Sammlung in dieser neuen Form beträchtliche Erweiterungen und Bereicherungen aus der spätern, sehr vermehrten Ausgabe der „Volkslieder" von Wuk Karadschitsch (Wien 1840), sowie vielfältige Berichtigungen, Ausmerzungen von sprachlichen und metrischen Härten und sonstige Verbesserungen erfahren hat, außerdem aber noch durch eine neue Vorrede, die sich über die Quellen, den Verlauf und den Charakter der serbischen Volkspoesie ausspricht, um eine dankenswerthe Zugabe bereichert ist.

Aus der letztern wird es den Leser namentlich interessiren, Einiges über die letzten Vertreter dieser Poesie oder über diejenigen Persönlichkeiten zu erfahren, aus deren Munde Karadschitsch die Lieder zum Theil noch selbst gehört und zuerst schriftlich aufgezeichnet hat. Als einer solcher Rhapsoden wird ein Greis, Namens Milja, bezeichnet, der einst wacker gegen die Türken gefochten habe. Dieser habe oft vor dem Fürsten Milosch gesungen und sich dabei stets durch Branntwein, den er während des Singens schluckweise aus einer Flasche getrunken, anfeuern müssen. Gegen die Aufzeichnung seiner Lieder sei er mistrauisch gewesen und habe nur die dazu hergegeben, deren er selbst einigermaßen überdrüssig geworden sei. Wahrscheinlich sei manches schöne Lied mit ihm gestorben, denn schon 1820 sei er ein Greis gewesen und ruhe jetzt längst im Grabe. Als ein Anderer, der über 100 Heldenlieder auswendig gekonnt und auch die Mittheilung schalkhafter Liebesgeschichten nicht verschmäht habe, wird uns der Herzegowiner Teschom bezeichnet, der wegen seiner ungeheuern Leibesgröße Teschom Podrugowitsch, d. h. Teschom der Anderthalbe, genannt wurde. Obwol Haiduck, d. h. Räuber, und gegen die Türken immer kampffertig, sei er doch verständig und in seiner Weise ehrlich gewesen. Er habe um das Jahr 1815 in der äußersten Noth in Syrmien gelebt und sich durch Verkauf von Rohrholz, das er im bloßen Hemde auf seinem Rücken in die Stadt getragen, das Leben gefristet. Von ihm rühre eine Reihe der ältesten und schönsten Heldenlieder her, in unserer Sammlung z. B. Marko's Abenteuer mit dem bösen Bogdan, dem Arnauten Mussa, dem schwarzen Mohren, des Mohrenkönigs Tochter, dem General Wutscha und die Heirathsgeschichte Marko's, sowie auch die Lieder vom Findling Simon und „Auszug und Schlacht". Ein dritter merkwürdiger Volkssänger sei Philipp Wischnitsch gewesen, wegen seiner Blindheit Philipp Sljepaz, d. h. Philipp der Blinde, genannt. Er habe die Legenden von der heiligen Saaa, vom Tod des Königssohnes Marko, den „Verrath im Zweikampf" und andere überliefert und auch selbst gedichtet, namentlich die Lieder aus dem letzten Aufstandskriege 1801—7 (im zweiten Theile unserer Sammlung), und dafür von Stojan Tschupitsch, dem Führer der Serben in der Schlacht von Salasch, ein weißes Pferd zum Lohne erhalten, sodaß er in einem eigenen Wäglein im Lande habe umherfahren können, was ihm ein nicht geringes Selbstgefühl gegeben habe. Aber auch dieser Sänger, der letzte Volksdichter Serbiens, sei nun schon seit 20 Jahren todt; doch hält es die Uebersetzerin nicht für unmöglich, daß Kämpfe, wie die letzten der Montenegriner, mit neuen Heldenthaten auch neue Sänger erzeugen, obschon die mit den Eisenbahnen eindringende Cultur und Bekanntschaft mit der Kunstpoesie die Volksdichtung immer mehr und mehr in den Hintergrund drängt. *)

---

*) Vgl. hierzu den unten folgenden Bericht über Kapper's „Christen und Türken". D. Red.

Nicht minder interessant sind die Mittheilungen über die Bettlerlieder, Frauenlieder, Hochzeitlieder, Pfingstköniginnenlieder u. s. w. Die zuletzt genannten werden am Pfingstfeste von den Mädchen vor den Häusern gesungen, nach der Beschreibung der Uebersetzerin ein Strauß der duftigsten Feldblumen, von dem jedem einzelnen Gliede der Familie, jedem Gewerbe u. dgl. eine überreicht wird: dem Hauswirth, der Hausfrau, dem Jüngling, dem Kinde, dem Handwerker, dem Popen u. s. w. Sie sollen an die deutschen Umzugslieder am Johannis- und Osterfeste und an die englischen Wassailgesänge erinnern, sie aber unendlich an Poesie übertreffen und voll von mythologischen Anspielungen sein. Die Vorrede thut noch einer andern Sitte Erwähnung, die noch entschiedener von heidnischem Ursprunge sei und darin bestehe, daß bei eingetretener Dürre die jüngsten Mädchen des Dorfes umherziehen und mit dem immer wiederkehrenden Rufe „Dodo le dodo!" Gott in Liedern um Regen anflehen. Die Führerin, die Dodola, ist dabei ihres gewöhnlichen Anzugs ganz entkleidet, aber mit Sumpfblumen, Schilf und Weidenzweigen umwickelt und umhüllt. Aus allen Häusern treten nun die Wirthinnen heraus und beschütten die Dodola mit Wasser, sodaß das Mädchen gleichsam als ein Symbol der nach Regen dürstenden Erde erscheint. Außer diesen Liedern gibt es noch unzählige andere: Himmelfahrtslieder, Fastenlieder, Weihnachtslieder, alle mit auffallend wenigen Beziehungen auf das Christenthum, was auf ein hohes Alter zurückdeutet; ferner Tisch- und Trinklieder, Lieder, die in der Spinnstube, auf der Bleiche, am Brunnen, auf den Weiden, auf dem Tanzplatz, im Felde, auf der Landstraße, kurz bei allen möglichen Gelegenheiten gesungen werden; denn Gesang begleitet jedes Geschäft und steht oft in der innigsten Verbindung mit ihm. Der Serbe „lebt seine Poesie".

Zum bessern Verständniß all dieser zum größten Theil von Frauen herrührenden Lieder, namentlich derjenigen, die bei Hochzeiten gesungen zu werden pflegen, theilt die Verfasserin zu Anfang des zweiten Theils eine genaue Beschreibung der serbischen Hochzeitsgebräuche mit, woraus man ersieht, daß die Verhältnisse der Frauen unter den Serben und den ihnen nächstverwandten Volksstämmen denn doch nicht so poetisch und zart sind, als man jenen Liedern nach schließen sollte. Das weibliche Geschlecht nimmt hier, wie im Orient überhaupt, eine noch sehr untergeordnete Stellung ein, es muß die niedrigsten und schwersten Dienste verrichten und genießt einen sehr geringen Grad von Freiheit. Die Ehen werden größtentheils von den Aeltern gemacht, selbst die jungen Männer müssen sich dem älterlichen Willen fügen, und nur ausnahmsweise setzt man sich durch gewaltsame Entführungen über diesen Zwang hinweg; solche Entführungen gereichen aber der ganzen Familie zur Unehre und sind unter Umständen sogar mit strengen Strafen bedroht. Die Mädchen müssen in der Regel durch Geschenke des Bräutigams von den Aeltern des Mädchens erkauft werden, und es gab Zeiten, wo sich der Preis so sehr steigerte, daß die Aermern zu keiner Frau gelangen konnten und der Schwarze Georg sich genöthigt sah, das Maximum auf einen Dukaten (!) festzusetzen. Aus den Hochzeitsceremonien läßt sich gleichfalls das abhängige Verhältniß, in welchem die Frauen zu den Männern stehen, erkennen, indem hier die Braut, nachdem sie aus dem Brautgemach geholt ist, allen anwesenden Männern demüthig die Hand küssen und sich tief vor jedem verbeugen muß, eine Sitte, der sie sich auch als Ehefrau, wenn sie unter Männern erscheint, noch zu unterwerfen hat, bis sie durch die Aussicht auf Mutterschaft davon befreit wird. Noch trauriger erscheint die Lage der Frauen nach den Schilderungen von Fortis, Townson, Pouqueville und andern Reisebeschreibern; die Uebersetzerin vermuthet jedoch, daß diese zu schwarz gesehen hätten; denn wenn sich auch die dienende Stellung der Frauen aus den serbischen Liedern ergebe, so fände man doch darin nirgends eine Spur entschiedener Verachtung oder Mishandlung. Man sehe sie mit zarten Arbeiten am Stickrahmen, am Spinnrocken beschäftigt; ihr guter Rath werde dann und wann in Anspruch genommen, sie dürften auf die Erhaltung ihrer Schönheit bedacht sein, ihr Beifall gelte etwas, und die Stolze, die auf sich halte, steige im Preise.

Diese Ansicht hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Es sprechen sich in den Frauenliedern so viel feine Charakterzüge und zarte Emfindungen aus, und die Liebe, sowie die Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwager und Schwägerin spielen dabei eine so wesentliche Rolle, daß denn doch die Stellung der Frauen in der Wirklichkeit keine so niedrige und gedrückte zu sein scheint, als sie, wenn der Mann von seinen nach Sitte und Gebrauch ihm zustehenden Vorrechten vollständig Gebrauch machen wollte, sein könnte und in einzelnen Fällen auch wahr sein mag.

Die Gattung der Frauenlieder ist in der Sammlung besonders reich und gut vertreten, indem sie den größern Theil des zweiten Theils füllen, während die kleinere Hälfte Gedichte von mohammedanischen Sängern, neuere Heldenlieder und Heldenlieder aus dem Aufstandskriege von 1801—7, der erste Band hingegen nach einer sehr lehrreichen historischen Einleitung Legenden, die ältern Heldenlieder aus der Zeit Duschan's und Lazar's, auf die amselfelder Schlacht, vom Königssohn Marko, von den letzten Fürsten Serbiens und einige nicht historische Lieder aus der frühern Zeit enthält. Eine wie reiche Fundgrube des Schönen in diesen Liedern liegt, bedarf keiner besondern Erwähnung, da dies seit ihrem ersten Erscheinen und Goethe's Anerkennung als unbestrittene Thatsache gilt und durch die jüngsten Arbeiten in diesem Felde von Vogl, Frankl und namentlich von Siegfried Kapper aufs neue in Erinnerung gebracht ist. Wir geben daher nur noch ein paar kürzere der Frauenlieder, die am besten von der bald schalkhaften, bald ernstern Sinnigkeit dieser Lieder Zeugniß ablegen.

Ungeschick und Glück.

Auf dem Berg, dem Kiefernberge
Grünt eine Kiefer;
Drunter sitzt ein junges Mädchen,
Sitzt und ist fröhlich.
Spricht mit einem jungen Knaben:
„Komm' du heut' Abend!
Doch wenn über'n Zaun du steigest,
Hüt' dich und brich nichts!
Wenn im Hof du angekommen,
Hüt' dich und lärm' nicht!
Wenn du in dem Hause endlich,
Still sei und sprich nicht!"
Als er saß nun auf dem Zaune,
Brach eine Latte;
Als er eintrat ins Gehöfte,
Hob er die Thür aus;
Als er war im Hause endlich,
Stieß er den Zober um;
Zober rollt, zerschmettert Töpfe,
Richtet viel Schaden an;
Nachzuseh'n steht auf die Alte,
Stolpert und bricht den Fuß;
Will der Greis die Alte suchen,
Zündet den Bart an:
Knab' beginnt den Bart zu löschen,
Führt fort das Mädchen.

Des Mädchens Zweifel.

Gestern Abend strömte Regen nieder,
In der Nacht war Glatteis drauf gefallen.
Und ich ging den Liebsten aufzusuchen.
Sieh', da fand ich auf der grünen Wiese,
Auf der Wiese meines Liebsten Dolman;
Auf dem Dolman lag sein seid'nes Tüchlein,
Drauf von Silber seine Tamburine,
Bei der Tamburin' ein grüner Apfel.
Und ich sann, ein Jedes übersinnend:
Wenn ich weg des Liebsten Dolman nähme,
Fürcht' ich, daß der zarte Jung' erfröre;
Wenn ich weg das seid'ne Tüchlein nähme,
War das Tuch einst meiner Liebe Gabe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Ist sie ein Geschenk von meinen Brüdern. *)
Sann und sann, bis ich das Ein' ersonnen:
In den grünen Apfel will ich beißen,
Will ich beißen, aber ihn nicht essen,
Daß er wisse, ich sei da gewesen,
Da gewesen, meinen Freund zu suchen.

Verein im Tode.

Herzlich liebten sich zwei treue Liebsten,
Wuschen sich an einem Wasser beide,
Trockneten sich ab an einem Tuche.
Wol ein Jahr war's, daß es Niemand wußte,
Doch im zweiten Jahr erfuhr es Jeder.
Und der Vater hört' es und die Mutter,
Wollte nicht die Mutter ihre Liebe,
Trennte voneinander Lieb' und Theures.

Durch den Stern entbot der Liebst' der Liebsten:
„Stirb, o Liebchen, spät am Samstag Abend!
Früh am Sonntag will ich, Jüngling, sterben."
Wie sie sagten, also ist's geschehen:
Spät am Samstag Abend starb das Liebchen,
Früh am Sonntag Morgen starb der Liebste.
Beieinander wurden sie begraben.
Durch die Erd' verschlang man ihre Hände,
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
Wenig Monden waren erst vergangen,
Ueber'm Liebsten sproßte eine Kiefer,
Ueber'm Liebchen eine rothe Rose;
Und die Rose wand sich um die Kiefer,
Wie die Seide um den Strauß sich windet.

Wie lange, lange muß man in den Sammlungen unserer jüngsten Lyriker, und wenn man sie dutzendweise vor sich hätte, suchen, ehe man ein Gedicht von gleicher Frische, Einfachheit, Gegenständlichkeit und Abgeschlossenheit zu finden vermag, wie deren hier jedes Blatt, jede Seite darbietet. Dieser Umstand kann in der That den Kindern der Cultur zu ernsten Gedanken Anlaß geben und die schon öfter laut gewordene Besorgniß in ihnen nähren, daß auf die Dauer nicht ihnen, sondern jenen noch ungebildeten, aber auch noch unverbildeten und jugendlich schaffenden Völkern die Zukunft gehören werde. Auffallend ist nur, daß der Nimbus ihrer politischen Größe in eine bereits mehr oder weniger fernliegende Vergangenheit fällt und daß ihre Poesie nur der verklingende Nachhall derselben zu sein scheint, während sich dasjenige slawische Volk, dessen politische Bedeutung eine bisjetzt fort und fort im Aufstreben begriffene ist, sogar schon mit seiner Kunstdichtung in das letzte Stadium der poetischen Entwickelung, in die Poesie der Zerrissenheit und des Raffinements, hinein verloren hat. Es spricht daher allerdings auch Vieles gegen die Vermuthung, daß vom Slawenthum eine Regeneration Europas ausgehen werde; sollte aber dennoch dieser Völkerstamm zur Lösung dieser Aufgabe berufen sein, so scheint uns der serbische Zweig derjenige zu sein, von dem sich am ehesten ein nicht blos zerstörender, sondern auch befruchtender und neubelebender Einfluß erwarten läßt.

Adolf Zeising.

An obenstehende Besprechung der Talvj'schen Sammlung serbischer Volksdichtungen knüpfen wir die Anzeige eines seitdem erschienenen Werks von Siegfried Kapper *), das zwar der Form nach Reisebeschreibung ist, aber sein Hauptaugenmerk auf dasselbe Thema, die serbische Volks- und Heldenpoesie, und namentlich auf deren geschichtliche Entwickelung im Zusammenhange mit den sittlichen Zuständen der Serben richtet.

Ohne Zweifel gehört Siegfried Kapper zu denjenigen, welche in letzter Zeit (seit Talvj) am meisten dazu beigetragen haben, die Serben, ihre Sitten und Poesien unserer Kenntniß näherzurücken. Seine metrisch übersetzten und mit einer historischen Einleitung versehenen „Volks-

*) Schade, daß die Construction der Nachsätze in den vier letzten Versen ein wenig hart ausgefallen ist. Wir möchten dafür vorschlagen:

Wenn ich weg das seid'ne Tüchlein nähme,
Nähm' ich ihm die Gabe meiner Liebe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Fehlt' ihm das Geschenk von meinen Brüdern.

*) Christen und Türken. Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. Von Siegfried Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

lieder der Serben" gehören in diesem Departement zu den wichtigsten Bereicherungen, während seine epische Dichtung „Fürst Lazar" ihn als einen nachschaffenden Dichter erkennen läßt, der mit poetischem Sinn und Takt die einzelnen Bruchstücke der Heldensage zu einem epischen Ganzen geschickt zu verschmelzen verstand. In dieser Dichtung waltet — die Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten der serbischen Poesie dabei in Rechnung gebracht — der gemessene Geist wahrhafter Epik, den wir in den die buntesten Stimmungen in buntesten Formen zusammenwürfelnden lyrisch-epischen Versuchen der modernen deutschen Dichter im Durchschnitt nur zu sehr vermissen.

Siegfried Kapper's Skizzenbuch „Christen und Türken" enthält einen Vorrath der schätzbarsten Mittheilungen über die Serben, die er nach eigener Anschauung und persönlicher Bekanntschaft schildert, wie über ihre Sagen und Heldengesänge. Wenn man noch ein Helden- und Reckenthum im alten Sinne suchen will, so wird man es, in Europa wenigstens, nur bei den Serben finden. Die Geschichte ist bei ihnen Lied, das Lied Geschichte. Keinem Volke ist seine Geschichte durch das Lied so eingewachsen wie den Serben. Immer wieder stählt sich der nationale Heldengeist an diesen Gesängen, die sich niemals, wie das deutsche auch in der Form lose und lockere Volkslied so häufig, in bloße Bänkelsängereien, verschwommene subjective Empfindungen und oft sehr triviale oder unzarte und unsaubere Liebesspäße verlieren. Hierzu kommt das geschlossene Metrum der serbischen Lieder, das sich für die ruhige epische Entfaltung in so besonderer Weise eignet. Noch jetzt zeigt sich dies wunderbare Volk productiv und gestaltet, was es erlebt, zum Liede. Aber freilich gibt auch Kapper zu, daß diese neuern Lieder nicht mehr die naive Kraft und die innere Gedrungenheit der ältern haben. Die Cultur, „die alle Welt beleckt", leckt auch an den Serben. Das Haiducken- und Tschetenthum ist abgestorben oder im Absterben begriffen; jene verwegenen Einzelkämpfe mit den Türken, die das halsbrecherische Handwerk der frühern Helden waren, nehmen an Zahl immer mehr ab, und selbst den Montenegrinern, die noch bisher aufs geschlossenste in ihren Anfällen auf die Türkei auftraten, zieht die „allgemeine europäische Politik" die Grenzen immer enger. Sie mögen grollen, aber sie werden sich zuletzt der allgemeinen Disciplin doch fügen müssen. Europa duldet solche Anomalien nicht mehr, und wie die Wikinger und Berserker im Norden verschwunden sind, so wird auch bald der letzte Tschete vom europäischen Boden verschwunden sein. Was die Serben noch etwa dichtend produciren, klingt schon jetzt matt, trivial und ein wenig drehorgelmäßig; der epische Geist ist eben im Aussterben, und nach Ablauf einer längern oder kürzern Zeit werden die alten serbischen Heldenlieder im civilisirten Europa vielleicht bekannter sein als bei den Serben selbst, wogegen diese ihr Ohr dann vielleicht nur noch an modernen Opernmelodien erquicken und ihre Heldenlieder als roh und barbarisch abweisen werden, bis der Geschmack daran sich auf dem Wege höherer stoffbegieriger Bildung wiederhergestellt haben wird. Denkbar ist freilich auch der Fall, daß bei einem doch immer möglichen künftigen Durcheinandergewoge und allgemeinen Losbruch der orientalischen Völkerschaften die Serben, die doch jedenfalls noch zu den urzuständlichsten Volksstämmen Europas gehören, berufen sein dürften, eine hervorragende Rolle in diesem wahrhaften Volksdrama zu übernehmen. Aber ein Heroenthum und eine Heldendichtung im ältern Sinne ist auch dann nicht denkbar. Die neuern Kriege sind Massenkriege, die von selbst zur Disciplin nöthigen, und eine Mandel von Geschützen spielt in den modernen Schlachten oft eine heroischere Rolle als eine Division von Helden. Das am weitesten tragende Geschütz entscheidet in unsern neuern Schlachten mehr als der weittragendste Muth des Einzelnen und die bessere Qualität Pulver gibt bei unsern Belagerungen mehr den Ausschlag als die bessere Qualität Heroismus. Die Völker können in unserer Zeit nur noch aneinandergerathen, um sich gegenseitig abzuschleifen.

Der zweite Theil des Kapper'schen Buchs beschäftigt sich zum größten Theil mit den Liedern und der Heldensage der Serben. Eine der schönsten Perlen serbischer Volkspoesie verdankte der Verfasser, wie er versichert, der Mittheilung eines seltsamen Menschen, eines Montenegriners, Namens Panta (Abkürzung von Panteleimon), der seit Jahren auf dem Schlosse N... volles Bilikumsrecht (Asylrecht) genoß und zu allerlei kleinen Dienstleistungen gebraucht wurde, die er auch mit der größten Bereitwilligkeit verrichtete. Ueberhaupt zeigte sich Panta durchaus friedfertig, selbst weichmüthig, fing niemals Streit an, that noch weniger Jemandem etwas zuleide, war daher bei Allen beliebt, und doch durfte er sich in gesprächigen Augenblicken rühmen, Zeit seines Lebens 180 Feinde getödtet und gegen 2000 Köpfe abgeschnitten zu haben! Als die Serben in Carlovicz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war Panta aus Bosnien herübergekommen, um sich ihnen anzuschließen. Er soll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grausamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er sich nie fügen wollen, sondern zog mit seiner langen Damascenerflinte und seinen Pistolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo es ihm gestattet war, auf eigene Faust zu kämpfen. Dabei ließ er seinen Tschibuk niemals ausgehen. Seine besondere Liebhaberei war aber das Kopfabschneiden. Dieser grauenhaften Barbarei gegen getödtete Feinde ging er mit einer Leidenschaft nach, die ihn selbst seinen Kameraden entsetzlich machte und ihm den Namen „Panta der Kopfabschneider" eintrug. Wenn Panta einmal einen Tag nicht ein paar Köpfe abgeschnitten hatte, so wurde er melancholisch und schlich kopfhängerisch umher. Nach dem Gefechte sah man ihn oft halbe Tage lang auf dem Schlachtfelde umherstreifen und an den liegengebliebenen Leichen der Feinde seine grauenvolle Leidenschaft üben. Hiervon vermochte ihn keine Drohung, kein Verbot abzuhalten. Er zeigte sich, wie gesagt, später, wo es einmal keine Köpfe mehr abzuschneiden gab,

ganz friedfertig; seit einiger Zeit jedoch, namentlich seit dem Ausbruche des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei, sah man ihn wieder so melancholisch umhergehen, daß man jeden Augenblick darauf gefaßt war, ihn nächtlicherweile abziehen zu sehen — um Köpfe abzuschneiden. Kapper schildert ihn als klein, dürr, knochig, mit bleichem Kopf, den er auf die Brust hängen ließ. Niemand würde Das in ihm gesucht haben, was man von ihm wußte. Selbst der allerdings etwas verwilderte Ausdruck des Gesichts hatte eher etwas Gutmüthiges, Humoristisches, Verschlagenes als Abschreckendes und Abstoßendes.

Doch kommen wir auf die von Panta dem Verfasser mitgetheilte Volksballade zurück. Es wird darin erzählt, wie die Burg von Skutari (Skadar) erbaut wurde. Drei Brüder, Merlawa's Söhne, bauen daran: Wukaschin der König, Ugljesch der Wojwode und Gojko der Merlawtschewitsch. Sie bauen daran zwei mal drei Jahre mit drei mal hundert Meistern; was sie aber am Tage erbaut haben, zerstört zur Nachtzeit immer wieder die Wila. Endlich ruft die Wila aus dem Bergwald: der Burgbau könne nur dann vollendet werden, wenn eine der Ehefrauen der drei Brüder in den Grund des Thurms eingemauert würde, und sie macht den Vorschlag, daß diejenige hierzu ausersehen werden möge, welche folgenden Tags an den Strom komme, um den Meistern die Mittagsmahlzeit zu bringen. Wukaschin der König theilt dies seinen Brüdern mit; sie beschließen, es dem Zufall anheimzustellen, und alle schwören, keiner seinem Eheweibe etwas davon zu sagen. Aber die beiden ältesten Brüder brechen ihren Eid und warnen ihre Frauen, nicht an den Strom zu gehen und den Maurern die Mittagsmahlzeit zu bringen. Der jüngste Bruder bricht aber seinen Schwur nicht, und so trifft seine Gattin das schreckliche Loos, eingemauert zu werden, da sie, dieses fürchterliche Schicksal nicht ahnend, zum Strom kommt, um den Maurern das Mittagsbrot zu bringen. Die herzlosen ältern Brüder nehmen sie sogleich in Empfang, entreißen sie ihrem verzweifelten Ehemann und führen sie in die Burg, um sie einmauern zu lassen. Sie aber glaubt, daß ihre Schwäger nur Kurzweil mit ihr treiben wollen. Es heißt nun weiter:

Um sie steh'n die drei mal hundert Meister,
Schichten Balk auf Balken, Stein auf Baustein,
Mauern ein sie bis zum Knie hinanwärts.
Immer aber lacht die holde Frau noch,
Meint noch immer, alles Dies sei Kurzweil.

Um sie steh'n die drei mal hundert Meister,
Schichten Holz auf Hölzer, Stein' auf Steine,
Mauern ein sie bis hinan zum Gürtel.
Nun erst rings von Stein beengt und Balken,
Nun erst merkt den Ernst die Unglücksel'ge,
Jammert auf gleich einer wilden Schlange,
Fleht empor zu ihren beiden Schwägern:
„Wollet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
Wollt so jung und blühend mich nicht tödten!"

Sie wol fleht. Doch will das Fleh'n nicht fruchten,
Denn nicht seh'n, nicht hören sie die Schwäger.
Nicht ertragen kann sie solche Schmähung,
Fleht also empor zu ihrem edeln Eh'herrn:
„Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
Daß so jung und blühend sie mich tödten!
Eile hin zu meiner alten Mutter,
Goldes noch genug, o Gatte, hat sie,
Einen Knecht, ein Mägdlein euch zu kaufen,
Das statt meiner in den Thurm ihr mauert!"
Also fleht sie, doch es hilft kein Fleh'n mehr.

Da dies sieht die unglücksel'ge Frauen,
Daß kein Fleh'n und Bitten ihr mehr helfe,
Kehrt mit Thränen sie sich an den Bauvoigt:
„Rado, übe du denn Bruderliebe!
Lass' ein Lücklein vor der Brust mir offen,
Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Daß ich draus die Mutterbrust kann reichen,
Draus mein Knäblein, wenn es weinet, stillen!"
Gern erweist die Bruderlieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein offen vor der Brust ihr,
Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Dran die weiße Mutterbrust mag finden.

Also aber fleht noch die Unsel'ge:
„Rado, üb' um Gott noch diese Lieb' mir!
Lass' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
Daß ich schau' nach meinen weißen Höfen,
Wenn sie mir mein kleines Söhnlein bringen;
Daß ich's schaue, wenn sie heim es tragen!"

Gern gewährt auch diese Lieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
Daß sie schau'n mag nach den weißen Höfen,
Wenn sie ihr das Knäblein Jowo bringen,
Schauen, wenn sie wieder heim es tragen.

Also ward sie in den Grund gemauert,
Und man bracht' das Knäblein in der Wiege,
Und sie nährt' es einer Woche Dauer.
Nach der Woche gab sie auf die Seele.
Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
Kam dorther noch eines Jahres Zeitlauf.

Also war's und also ist's geblieben,
Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
So als Wunder, wie dann als Arznei auch
Müttern, denen Nahrung nicht gegeben.

Was uns an dieser Sage — in deren letzten Zeilen auf die mit dem Vorfall in Zusammenhang gebrachte Entstehung eines heilkräftigen Quells angespielt wird — so ausgezeichnet erscheint, das ist, neben dem gehaltenen echt epischen Gang, die vollendete Anmuth und Schönheit, womit die an sich furchtbare Begebenheit geschildert ist. Außer den höchst schätzbaren Beiträgen zur Kenntniß der Serben und ihrer Volks- und Heldenpoesie enthält das Kapper'sche Buch übrigens auch noch zahlreiche andere Mittheilungen (z. B. die im ersten Theile über Omer-Pascha), die den noch fortdauernden orientalischen Verwickelungen gegenüber von großem Interesse sind. **Hermann Marggraff.**

Aesthetische Bedenken.

Luana. Von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir sind literarische Epigonen. Der Beweis dafür liegt in der Unklarheit in Beziehung auf die Zwecke und in der

Rathlosigkeit rücksichtlich der Mittel, mit denen jene Zwecke erreicht werden könnten. Zwar zeigt sich eine ähnliche Unsicherheit bei einer frisch aufstrebenden Literatur; aber was dort hoffnungsvolles Suchen und Tasten nach dem noch unversuchten Rechten ist, das erscheint bei uns als Uebersättigung und Ruhelosigkeit, entspringend aus dem Streben, die abgestumpften ästhetischen Nerven wieder aufzustören. Daher dieses Irren und Schwanken von einem Extrem zum andern, daher jedes Decennium wenigstens eine neuauftauchende Richtung, deren Apostel ihren alleinseligmachenden literarischen Glauben am liebsten mit Feuer und Schwert ausbreiteten und, da dieses in einem wohlcivilisirten und polizirten Staat sich nicht wol thun läßt, sich damit begnügen, Jeden, der nicht der gerade en vogue befindlichen Richtung mit gebundenen Händen sich überliefert, für einen alten Zopf, wo nicht gar für einen höchst gefährlichen und verfassungswidrigen Reactionär zu erklären. Und abermals nach zehn Jahren kann man — und das ist der Humor davon — dieselben Ehrenprädicate erhalten, wenn man das unterdessen von einem neuen Cultus verdrängte Idol noch eines Blicks zu würdigen wagt. So schwankt der Geschmack des Publicums, so schwanken die ästhetischen Principien der Kritik, so schwanken die Productionen der Dichter von einem Extrem zum andern.

Denken wir nur wenige Decennien zurück. Die Romantik war entdeckt worden und mit lyrischen und kritischen Trommeln und Pfeifen wurde dem „Rhetoriker" Schiller gegenüber der Anbruch einer neuen Aera, der Aufgang der „poetischen Poesie" verkündigt. Da war Freude in Israel: man erbaute sich an der stofflosen „Lustigkeit und Albernheit" und bewunderte die Ironie, wenn man auch den Grund nicht recht capirte. Hart war es, daß demselben ästhetischen Gewissen zu gleicher Zeit die Liederlichkeitsdoctrin der „Lucinde" und die deutsch-tugendlichen Gestalten zugemuthet wurden, die man aus dem idealisirten Mittelalter heraufbeschworen hatte; hart war es, aber der Deutsche verträgt viel.

Und dann haben wir uns vor Hoffmann-Callot gefürchtet, wie es recht war. War es vorher die Aufgabe, in jede Wochenblättchenannonce von zu miethenden oder zu vermiethenden Sachen einige Waldeinsamkeit mit obligater Ironie einfließen zu lassen, so wollte nun jede nervenschwache Dame Geister sehen und sah sie auch. Wir waren um so stolzer auf diese Spukgeschichten, auf diesen Mischmasch von Poesie und Unsinn, da ja Hoffmann einer der Ersten war und bis auf den heutigen Tag einer der Wenigen geblieben ist, die unsere erleuchteten Vorbilder vom linken Rheinufer, das geistreichste Volk der Welt, wie sie sich solange genannt haben, bis sie es nun selbst glauben, so recht in succum et sanguinem vertirten.

Aber noch staunenswerthere Entwickelungsphasen folgten, bis wir auf unsere jetzt errungene Höhe uns aufschwangen, und höchst wohlthuend ist die Betrachtung, „wie wir es dann zuletzt so herrlich weit gebracht". Zunächst erwachte eines schönen Morgens ein hoffnungsvoller Jüngling, Heinrich Heine genannt, misgestimmt, griesgrämlich, katzenjämmerlich. Quälte ihn der Gedanke, noch nichts für die Unsterblichkeit gethan zu haben, oder fehlte es ihm an realern Existenzbedingungen, ich weiß es nicht. Was ich aber weiß, ist Folgendes: Der junge Mann, der vielleicht damit angefangen hatte, über sein schlecht gemachtes Bett oder die Schwerfälligkeit der berliner Creditverhältnisse sich zu ärgern, kam im Fortgang der Untersuchung zu dem schmerzlichen Resultat, daß es mit der ganzen Schöpfung des lieben Gottes nichts sei. Ein erdrückender Gedanke! Etwas, das fühlte er, mußte geschehen: da erfand Heinrich Heine den Weltschmerz. Auf einmal ging ein „Riß durch die Welt", und eine Menge guter Leute, die sich seither von Bummelfolgen, Schulden und Langweile gedrückt gefühlt hatten, fanden auf einmal, daß sie sich in dem Grunde ihres Unbehagens geirrt hatten. Nicht eigene Schuld hatte ihnen das Leben vergällt; es war der „Riß, der durch die Welt geht" und der gerade „ihr Herz entzweigeschnitten". So waren sie auf einmal etwas geworden. „Zerrissene" hieß die neue Firma und es war leicht geworden, ein großer Mann zu werden.

Und wie es der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, so ist es das Vorrecht des Schönen, neues Schönes zutage zu fördern. Der Weltschmerz zeugte das Junge Deutschland. Junges Deutschland! Wie erregt, wie bewegt noch heute der Klang des Namens! Emancipation des Fleisches, schöne Sinnlichkeit, Geistreichigkeit und wie sie alle heißen mögen die Bestandtheile, aus denen die junge Schule ihre Ragouts zusammenbraute! Auch fand deutsches Publicum diesen Hexensabbath sublim, dergestalt, daß ein hoher Deutscher Bundestag an einem schönen Morgen, wo er zufällig nicht incompetent war, die ganze junge Generation verbot: ein schreckenvolles Ereigniß, dessen tragische Tragweite uns Gutzkow noch neuerdings in der Vorrede zu der erneuerten „Wally" zu Gemüthe geführt hat.

Die deutschen Leser oder die lesenden Deutschen, welche noch soeben für „Wally" und „Seraphine" sich begeistert hatten, waren loyal genug, ihr Unrecht einzugestehen, nachdem der Bundestag eine so entscheidende Kritik abgegeben, und trösteten sich mit den Productionen der Gräfin Hahn-Hahn. Introite, et hic dei sunt! Auch hier Emancipation, auch hier Cultus des eigenen schönen Subjects, auch hier Esprit; aber Alles so nobel, aristokratisch und „fascinirend", daß ich den Bundestag sehen möchte, der es wagen könnte, die Hahn-Hahn zu verbieten. Also ein ganz loyales Vergnügen.

Und nachdem man sich daran so halbwegs ersättigt, folgte der Sturm und Drang der politischen Poesie. Es galt für zeitgemäß, „die Kreuze aus der Erde zu reißen", und für eine Lust, „am frühen Tag zu sterben, zu sterben". Die Revolution, die zum Handeln rief, brachte endlich diese neue Bardenpoesie, die auf die Länge auch ennuyant geworden, zum Schweigen. Während der stürmischen Jahre, die Deutschland eine große Zukunft verhießen, schwieg die Poesie; denn die Nation hatte sich von ihrem langen literarischen Traumleben zum Handeln erhoben. Die Hoffnungen der Besten scheiterten an dem Uebermaß, der nothwendigen Folge der langen Entwöhnung vom politischen Leben.

Und wo stehen wir nun? Das Büchlein, dessen Titel ich diesen Betrachtungen vorangestellt habe, mag die Frage beantworten. Nichts liegt meiner Absicht ferner, als dasselbe einer eingehenden Kritik unterwerfen zu wollen. Dergleichen Nippsachen gehören für zarte Damenhände; ich würde fürchten, mit einer herzhaft zugreifenden Analyse diese Zierlichkeiten und Niedlichkeiten zu zerstören. Nur als Beitrag zur Charakteristik des gegenwärtigen Modegeschmacks, als Antwort auf die Frage: Wo stehen wir nun? möchte ich dasselbe benutzen.

Und in der That, charakteristisch genug ist diese „Luana". Was sich der Wald erzählt und was sie den Vöglein abgelauscht, das Alles hat uns diese aus den Revolutionsstürmen in den Hafen stillvergnügter Empfindsamkeit eingelaufene Poesie schon des Breitern mitgetheilt. Aber da waren doch immer noch Gestalten, die man sehen, und Gedanken, die man denken konnte. Dieser Ballast erschien für die neue ätherische Poesie noch zu schwer. Da dichtet Putlitz „Luana", um uns vollends ganz zu vergeistigen. Wer ist Luana? Luana sind die verkörperten Mondstrahlen, zu einem weiblichen Wesen verdichtet. Das ist nicht etwa metaphorisch zu nehmen, sondern ganz wörtlich. Besagte Mondstrahlenjungfrau verliebt sich sogar, und das Unheil, was sie durch Liebe und Eifersucht anrichtet, ist der Inhalt des vorliegenden Märchens.

Da hört in der That Alles auf. Wenn wir in diese Weise fortfahren, so wird der nächste Poet uns das Leben und Lieben eines elektrischen Funkens und der folgende Leben, Thaten und Höllenfahrt des Sauerstoffs episch verklären. Ode soll vielleicht der Titel „Märchen" dergleichen entschuldigen Aber das Ganze ist, abgesehen davon, daß dieser Begriff da an sich Unzweckmäßige nicht entschuldigen kann, so raffini und verstandesmäßig ausgeklügelt, daß es von der kindlich

Phantastik des echten Märchens weit entfernt bleibt. Auch im vorigen Jahrhundert besang man den guten Mond, der so stille durch die Abendwolken geht: und wer wollte so thöricht sein, wegen des Misbrauchs, den kindische Sentimentalität mit dem guten alten Gesellen getrieben, denselben durch einen ästhetischen Machtspruch von der Poesie auszuschließen? Wer wollte es wagen, der nur ein mal Goethe's liebliches Mondlied gehört hat? Gewiß, der Mond und seine Strahlen sind ein Gegenstand der Poesie, wie alles Andere in der Welt, und vielleicht sogar in vorzüglichem Grade. Aber ein erzählendes Gedicht, also eine Art Epos, wie sie unsere Zeit eben noch hervorbringen kann, nachdem der Volksgesang von den alten Helden verstummt ist, aus condensirten Mondstrahlen zu fertigen, Mondschein zum Helden des Epos zu machen, anstatt der Siegfriede und Dietriche: dergleichen Verzwicktheit war nur unserer überfeinerten und verschrobenen Uebersättigung vorbehalten. Und wenn das Putlitz thut, der in seinen Komödien einen gesunden Sinn und frischen Humor entfaltet, so beweist das nur, wie sehr weit die Unklarheit und Unsicherheit über Mittel und Zwecke der Poesie heutzutage verbreitet ist. Möchten unsere Poeten, möchte auch das lesende Publicum seine Augen und sein Gemüth an der reinen Quelle unserer Classiker wieder stärken, wenn anders die Honigsüße dieser letzten dichterischen Productionen uns noch nicht für jede kräftige und männliche Kost auf immer verdorben hat.

August Henneberger.

Von unserm Büchertisch.

Es ist eine ziemlich bunte, gemischte Gesellschaft von Büchern und Schriften, die wir heute von unserm Büchertisch wegräumen wollen. Zuvörderst erblicken wir vor uns zwei starke Bände; es sind: „Vermischte Schriften von George Phillips" erster und zweiter Band; Wien, Braumüller, 1856). Die hier vereinigten Aufsätze sind meist aus den „Historisch-politischen Blättern", einige aus dem freiburger „Kirchenlexikon", andere aus den Schriften der bairischen Akademie der Wissenschaften wieder abgedruckt. Nur ein einziger im zweiten Bande: „Betrachtungen über das Unterrichtswesen, besonders die juridischen Studien in Oestreich", war bisher noch nicht veröffentlicht. Ihrem Inhalte nach sind sie größtentheils historisch. Die vier ersten Aufsätze des ersten Bandes betreffen mehr im Allgemeinen den wissenschaftlichen Unterricht, während eine Reihe solcher, welche sich auf historische Verhältnisse des Mittelalters beziehen, den übrigen Inhalt dieses Bandes bilden. Der zweite Band umfaßt, außer mehren kirchlichen Abhandlungen, vorzüglich diejenigen Aufsätze, deren Gegenstände aus der neuern und neuesten Zeitgeschichte entnommen sind. Drei Aufsätze des Verfassers am Schlusse des zweiten Bandes sind dem Andenken seiner drei Freunde und Gesinnungsgenossen Joseph von Görres, Guido Görres und Karl Ernst Jarcke gewidmet. Der Standpunkt, den der Verfasser mit eiserner Consequenz festhält und dem sich alle geschichtlichen Thatsachen beugen müssen, ist im Allgemeinen bekannt. Doch ist es immerhin lehrreich, einen Blick in diese Bände zu werfen, um von den maßlosen Hoffnungen, denen sich Phillips und seine Gesinnungsgenossen hingeben, Kenntniß zu erhalten. Er erblickt die römische Kaiserkrone bereits (vielleicht zum Danke für das Concordat) auf dem Haupte der Habsburger als desjenigen Geschlechts, welches über drei Jahrhunderte hindurch das römische Kaiserthum innegehabt und sich auch seit Zertrümmerung des deutschen Reichs nicht von den Pflichten losgezählt habe, welche das Kaiserthum mit sich brachte. Außerdem erblickt er mit derselben Sicherheit den Zaren als griechischen Kaiser in Konstantinopel, aber beide Kaiserthümer, das weströmische und oströmische, in vollständiger Uebereinstimmung, sodaß sie es seien, die, natürlich in Eintracht und Gemeinsamkeit mit dem Papste, die Christenheit in Zukunft regieren werden.

„Aus der Natur" (Leipzig, Abel, 1855) heißt ein Cyklus von Bänden, deren Zweck der jetzt gewöhnliche ist: die Naturwissenschaften zu einem Gemeingute zu machen. Indeß sind es in der That sehr wichtige, oft auch für das praktische Leben höchst einflußreiche Gegenstände, die hier in leichter und klarer Darstellung und möglichst erschöpfender Weise abgehandelt werden, als: Galvanoplastik, Photographie, Flachsbaumwolle, artesische Brunnen, Elektricität als Betriebskraft, Gasbeleuchtung, Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial, Stereoskop und Pseudoskop, das Brot und seine Stellvertreter, Dampf, Pflanzenseuchen u. s. w. Sehr dankbar sind wir auch für die Uebersetzung des berühmten englischen Werks von James D. Forbes über Norwegen, welche der sechste Band unter dem Titel „Norwegen und seine Gletscher" bietet, obschon der Uebersetzer, Ernst A. Zuchold, wie es uns scheint, sich hier und da Ungenauigkeiten zuschulden kommen ließ. Dieser sechste Band ist mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten, einer Karte u. s. w. ausgestattet.

Diejenigen, welche die Philosophie und speciell die Schelling'sche zu ihrem Studium machen, verweisen wir auf die vielfach interessante Schrift: „Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Denkrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres sechsundneunzigsten Stiftungsfestes am 28. März 1855 von Hubert Beckers" (München, Verlag der königl. Akademie, 1855). Zum Schlusse der beigegebenen Anmerkungen wird gesagt, daß Schelling's handschriftlicher Nachlaß, über dessen Benutzung er Verfügungen hinterließ, sehr reich sei. Er enthalte noch Inedita aus allen Perioden seiner philosophischen Entwickelung, unter Anderm aus älterer Zeit ein vollständiges Manuscript „Ueber Philosophie und Kunst" vom Jahre 1803, ein gleiches über die Weltalter, eine Geschichte der Philosophie von Cartesius an und eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte. In der von seiner Familie zu veranstaltenden Gesammtausgabe seiner Werke würden die neuern vier bis fünf Bände umfassen.

Die Schrift „Josef Helfert. Biographisches Denkmal" (Leipzig, Hübner, 1856) beschreibt das Leben Joseph Helfert's, der zu Plan in Böhmen 1791 geboren wurde und 1847 als Professor des römischen und Kirchenrechts, fürsterzbischöflicher Consistorialrath und Examinator der Candidaten für Curatpfründen der prager Erzdiöcese verstarb. Helfert hat eine ganze Anzahl von Schriften kirchenrechtlichen und verwandten Inhalts verfaßt, die in Oestreich als Handbücher in hohem Ansehen stehen und von denen mehre wiederholte Auflagen erlebt haben, z. B. seine Schrift über die Rechte und Verfassung der Akatholiken in Oestreich eine zweite, seine „Anleitung zum geistlichen Geschäftsstile" eine vierte. Die Biographie ist aus dem Jahrbuche „Libussa" für 1856 besonders abgedruckt und mit Helfert's Bildniß versehen.

Frauen und Fräulein, welchen es daran liegt zu erfahren, wie es mit der geistigen und gemüthlichen Bildung wie mit der socialen Lage ihrer Geschlechtsgenossinnen im Homerischen Zeitalter stand, verweisen wir auf folgende Schrift: „Die Homerischen Jungfrauen, eine Gabe für Deutschlands Jungfrauen von Hermann Siedler" (Lissa, Günther, 1856). Wir halten eine solche Schrift um so zweckmäßiger, da die Dichtungen Homer's und namentlich die „Odyssee" für das weibliche Geschlecht eine ganz vortreffliche Lectüre sind, eine gesündere jedenfalls als alle modernen französischen Romane zusammengenommen und noch sehr viele deutsche dazu. Ob der Ton vom Verfasser überall glücklich getroffen sei, möchten wir freilich bezweifeln; er ist hier und da zu süßlich und überschwänglich, wie z. B. in dem gar nicht hierher gehörenden Capitel, worin der Verfasser seine Betrachtungen darüber anstellt, ob man schon und wie man wol im patriarchalischen Zeitalter des Homer geküßt habe. Das zierliche Büchlein ist mit einem Titelbilde nach antikem Zuschnitt: „Nausikaa mit dem Fremdling heimkehrend", ausgestattet.

Eine Sammlung deutscher Räthsel, theils aus dem Volks-

munde, theils aus Simrock's „Deutschem Räthselbuch", oder von Hebel, Rückert, Dr. Mises entlehnt, theils vom Verfasser selbst angefertigt, erschien in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel: „Neckräthselbuch von Dr. Franklin von Enkfurt. Räthselfragen und Volksräthsel zur Lust und Lehr' für das reifende, begreifende Jugendalter von 10—1000 Jahren. Mit vielen unsichtbaren Stichen und Schnitten" (Frankfurt a. M., Brönner, 1856). Diese Räthsel mit ihren Auflösungen sind zwar zuweilen ziemlich fade, oft aber auch recht drollig und sinnreich. Laut einem Nachwort sind sie nur für Kinder und Kindergesellschaften, auch wol für gesellige, aus Kindern und Erwachsenen gemischte Kreise bestimmt. Selbst für den Schulunterricht lassen sie sich als Würze empfehlen, da solche Räthselaufgaben ungemein zur Uebung des kindlichen Scharfsinns beitragen und außerdem ein Element der Erfrischung und Erheiterung enthalten, das man im Unterricht mehr, als gemeinhin geschieht, berücksichtigen sollte.

Aber nicht blos die Jugend, auch ältere Leute brauchen von Zeit zu Zeit der belebenden Heiterkeit, und so wollen wir bei diesem Anlaß noch der Schrift des Prof. Erdmann in Halle: „Ernste Spiele. Vorträge, theils neu, theils längst vergessen" (Berlin, Hertz, 1855), in empfehlender Weise gedenken. Erdmann gehört nicht zu der Zahl derjenigen Gelehrten und Philosophen, welche es für unerlaßlich halten, belehrenden Stoff in den Ernst strenger Kathederweisheit zu kleiden, wodurch das unterrichtsbedürftige Publicum viel öfter abgeschreckt als angezogen wird; er weiß sein Publicum durch die Beimischung leichten conversationellen Scherzes zu fesseln. Seine Vortragsweise ist übrigens, wie wir voraussetzen dürfen, so bekannt, daß wir uns hier auf eine gründlichere Charakteristik des Buchs nicht einlassen wollen. Die Gegenstände, die Erdmann in den hier gesammelten Vorträgen und Aufsätzen behandelt, sind: das Spiel, die Stellung deutscher Philosophen zum Leben, die Collision von Pflichten, Lachen und Weinen, das Heidnische im Christenthum, die Langeweile u. s. w.

Da wir hiermit eine kleine Wendung zum Scherze genommen haben, so wollen wir noch einer Weltgeschichte in ganz eigenthümlicher Form gedenken; es ist die in zwanglosen Lieferungen erscheinende „Witzchronik in heitern Memoiren aus dem Leben berühmter und berüchtigter Personen seit Vater Adam bis auf die Zeitgenossen. Eine Weltgeschichte in Anekdoten. Von Max Dischinger" (München, Finsterlin). Diese Weltchronik, in der nicht weniger als 3000 Personen handelnd auftreten sollen, soll nicht blos den Witz in der Geschichte darstellen, sondern zugleich auch eine anschauliche Geschichte des Witzes selbst sein. „Wizzi aber (fügt der pseudonyme Verfasser hinzu) bedeutet Weisheit bei den alten Deutschen." Als Motto für die Einleitung hat der vielbelesene Verfasser die Worte des alten Aesthetikers Sulzer gewählt: „Heil allen jovialen Köpfen! Heil Allen, die durch scherzhafte Schriften die Munterkeit des Geistes vermehren und nähren, oder sie als schmerzstillende Arznei (laborum dulce lenimen) Andern darreichen und die Stunde des Unmuths verkürzen." Die beiden ersten Lieferungen sind freilich nur eine Sammlung von Anekdoten, wie sie von Friedrich dem Großen, dem alten Dessauer, den Kaisern Joseph II. und Leopold II., den Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., Kaunitz, Loudon, Potemkin und Mozart erzählt werden. Dagegen beweisen schon die folgenden Hefte mit den Titeln: „Entstehung der Erde und des Menschen, Ursprung der Sprache und Bildung der Staaten", „Sagen und Geschichten aus dem Morgenlande" und „Das alte Griechenland von der lachenden Seite", daß man sich von diesem Buche noch etwas mehr als eine Compilation von bloßen zusammenhangslosen Anekdoten versprechen darf. **H. M.**

Notizen.

Literarische Novitäten aus Frankreich.

Alfred Poissonnier gab heraus: „Les esclaves tsiganes dans les principautés danubiennes", in Begleitung einer Vorrede von Philarète Chasles. Der Verfasser wohnt schon seit mehren Jahren, wenn wir nicht irren als Lehrer und „professeur" der französischen Sprache, in Bukarest, und es fehlte ihm daher nicht an Gelegenheit, sich mit den Sitten und der socialen Lage der Zigeuner hinlänglich bekannt zu machen. Den hindostanischen Ursprung derselben nimmt er, namentlich auf deutsche Autoritäten gestützt, ohne weiteres an. Zu welcher Zeit sie ins Land gekommen, weiß er freilich ebenso wenig, als die Zigeuner selbst es wissen. Was ihre Sklaverei oder Leibeigenschaft betrifft, die bekanntlich, wenn auch nicht ohne Widerspruch seiten eines Theils der Bojaren, durch ein Decret des Fürsten Gregor Ghika unter Zustimmung des Divan jüngst für aufgehoben erklärt wurde, so war sie schon seit längerer Zeit eine beschränkte wenigstens insofern, als die Zigeuner nicht als Sache, sondern als Personen betrachtet wurden, die als solche den Landesgesetzen unterworfen und von ihnen beschützt waren. — Ein Buch von Ch. L. Chassin: „La Hongrie, son génie et sa mission, étude historique, suivie de Jean de Hunyad, récit du 15me siècle", ist eigentlich nur eine begeisterte Dithyrambe auf die Magyaren als eine pragmatische Geschichtsentwickelung im strengern Sinne. Der noch sehr junge Autor, dessen Jugendlichkeit sich auch in Stil und Auffassung durchaus nicht verleugnet, nennt das magyarische Volk ein „peuple chevaleresque", ein „peuple poëte", ein „peuple philosophique", ein „peuple prophète", ein „peuple martyr", gewiß alles Mögliche! Er meint, Ungarn sei nicht todt, sondern schlafe nur, denn, wie er hinzufügt, „les peuples poëtes ne meurent pas". Poetische Völker sind aber, wie auch dichterische Individuen, meist etwas sorglos und unpraktisch. Mit solchen überschwänglichen Phrasen ist den Magyaren überhaupt wenig geholfen und der Geschichtschreibung und Geschichtsforschung nicht gedient. Der Verfasser betrachtet die Magyaren zu verschiedenen Zeiten als das einzige heroische Volk, das es in Europa gegeben habe, und als die einzige frühere Schutzwehr gegen die Einbrüche der Türken. Der heldenmüthige Widerstand, den die Deutschen bei der Belagerung Wiens 1529 und 1683 den Türken geleistet, und die heftigen langen Kriege, womit sie, meist schlecht oder gar nicht von den Ungarn unterstützt, die Türken von Ungarns Boden wegfegten, kommen natürlich gar nicht in Betracht. — Von literarischem Interesse sind Charles de Guerrois' „Études littéraires et biographiques", welche Studien über Jacques de Amyot, Frau von Staël und Saint-Simon enthalten. — A. Weill gab neuerdings eine etwas verworrene Schrift unter dem Titel „L'idéal" heraus, worin er das Ideal der Gesellschaft, der Geschichte, der Religion, der Künste und Wissenschaften untersucht und worin unter Anderm folgende absonderliche Stelle vorkommt: „Quel est l'idéal de Lycurge? Un guerrier qui sait voler. Et celui de Solon? Un patricien qui ne paye pas ses dettes." Der Verfasser behauptete jüngst, wie wir bereits anführten, daß es unserer Zeit an gottgesandten prophetischen Schriftstellern fehle, daß diese aber nicht mehr lange Zeit auf sich warten lassen würden. Aus dem prophetisch-mystischen Stil, den sich der Verfasser in neuerer Zeit zurechtgelegt hat, scheint hervorgehen zu sollen, daß der Prophet, den wir zu erwarten haben, bereits in A. Weill erschienen ist. — Ein eigenthümliches Experiment ist die von A. Dumas nach Aeschylus für ein pariser Theater zurechtgesetzte und nicht ohne Beifall aufgeführte Trilogie „L'Orestie". Die Urtheile darüber lauten sehr verschieden. Jedenfalls kann man Dumas und Aeschylus ebenso wenig zusammenreimen als Aeschylus und Kotzebue oder Aeschylus und Roderich Benedix. — Schnorr's „Biblia sacra" hat ihren Weg wie nach England so auch nach Frankreich gefunden. Das „Athenaeum français

sagt davon: „Dieser Künstler hat nichts zu unserer Universalausstellung beigesteuert, und wir bedauern dies, weil uns sein Talent der wahrhafte Ausdruck des deutschen Geistes zu sein scheint. Oft bizarr und zuweilen dunkel, zeigt er doch, vermittels eines schönen Stils, Größe und Anmuth." Der Berichterstatter meint, dieses Bilderwerk verspreche ein „livre précieux" zu werden und verdiene umsomehr Aufmerksamkeit, da es in Frankreich Publicationen dieser Art kaum gebe.

Die Juden in England.

Einer Angabe zufolge, die wir in dem von dem Geistlichen John Mills verfaßten Buche „The British Jews" antrafen, leben im vereinigten Königreich gegenwärtig etwa 30,000 Juden, wovon allein auf London und seine Vorstädte 25,000 kommen. Sie zerfallen in zwei große Hälften, in die Sephardim, die Abkömmlinge der portugiesischen und spanischen Juden, und die Aschkenasim, oder die Einwanderer aus Deutschland und Polen. Während sich jedoch die Sephardim rühmen, reinern Bluts zu sein, und deshalb einen höhern Rang beanspruchen, sind die Aschkenasim derjenige Zweig des jüdischen Stamms, aus dem fast alle jene Dichter und Schriftsteller jüdischer Nation hervorgegangen sind, welche während der letzten Jahre in die geistige Bewegung mit eingriffen und die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Inzwischen hat sich auch in England eine Reformpartei ausgeschieden und schon vor mehren Jahren eine neue Synagoge erbaut, und zu diesen englischen „Reformjuden" gehören sowol Mitglieder der Aschkenasim als der Sephardim. John Mills beschäftigt sich namentlich mit dem jüdischen Sittengesetz und den religiösen Ceremonien, welche soviel Absonderliches und von denjenigen, die bei den Christen gebräuchlich sind, Abweichendes haben. Man erfährt dabei viel Interessantes, denn wie lange Zeit auch die Juden mitten unter den Christen leben, so haben diese bisher die Eigenthümlichkeiten des jüdischen Lebens nur von der Oberfläche kennen gelernt. Wer kennt z. B. den wenigstens bei den englischen Juden stattfindenden Gebrauch der bedingten Scheidung, welche Get al Tenai genannt wird und dann eintritt, wenn der Ehegatte die Heimat verläßt und auf länger als drei Jahre nach einem weit entfernten Lande reist? Noch eine andere merkwürdige Scheidung kann unter folgenden Verhältnissen stattfinden: Bekanntlich gibt es jüdische Aeltern, welche ihre Kinder in sehr frühen Jahren miteinander verheirathen, obschon die Trauung selbst nicht eher vollzogen werden kann, als bis sie die Zeit der Reife erlangt haben. Wenn nun ein Mädchen unter zehn Jahren an einen Ehemann verheirathet ist, dem sie nicht zugethan ist, so ist sie berechtigt, sich so lange scheiden zu lassen, bis sie das Alter der Reife (einen Tag über 12 Jahre) erreicht hat. Sie muß dann zwei rechtgläubige Juden als Zeugen stellen, welche ihre desfallsige Erklärung zu Papier bringen, unterzeichnen und ihr einhändigen. Sie hat dann vollkommene Freiheit zu heirathen, wen sie will. Das so geschiedene Paar kann sich aber bei gewonnener besserer Einsicht oder erwachter Neigung wieder miteinander verheirathen, wie dies schon mehrfach vorgekommen ist. Für die Kenntniß der Stellung des jüdischen Weibes ist die Schrift von John Mills überhaupt von Werth.

H. M.

Bibliographie.

Des heiligen Augustinus Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen übertragen von G. Rapp. 3te Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 24 Ngr.

Beneke, O., Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, zum Theil nach ungedruckten Quellen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Boegekamp, H., Geographische Charakteristiken, für Einführung in die wissenschaftliche Erdkunde, gesammelt, bearbeitet und gruppiert. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Boller, Zur magyarischen Etymologie. Wien. Lex.-8. 18 Ngr.

Bonitz, H., Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Wien, Braumüller. Lex.-8. 15 Ngr.

Chamisso's, A. v., Werke. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Weidmann. 16. 4 Ngr.

Crabbe, G., Die Zeitung. Ein Lehrgedicht. Nach dem Englischen von C. Abel. Berlin, Huber. 32. 5 Ngr.

Euripides, Sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen von F. Fritze. 1ste Lieferung: Hekabe. Berlin, Schindler. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Orientalische Frage. In Briefen eines Russischen Veteranen von 1812. Herausgegeben von P. Ostafievo. 1ster Theil. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr.

Hagenbach, K. R., Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. 3te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Hirzel. 8. 15 Ngr.

Heusser, C., Das Erdbeben im Visperthal Kanton Wallis vom Jahre 1855. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Hiersemenzel, C. C. E., Preußisches Handels-Recht. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, G. A., Der große Komet von 1556 und seine bevorstehende Wiederkehr. Mit fünf in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Jordan, A., Des großen Churfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht. 2te Auflage. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 18 Ngr.

Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Welp. 2te Auflage. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 10te Auflage. Mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maistre, X. de, Die junge Sibirierin. Aus dem Französischen von A. Pinel. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 12. 5 Ngr.

Mellin, G. H., Das Volksleben und die Natur des Scandinavischen Nordens. I. Lappland. Schwedens Nomaden oder Bilder aus dem Hirtenleben der Gebirgswüsten. Aus dem Schwedischen von C. F. Schirf. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

Merleker, K. F., Geschichte der Politik der Päpste. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peip, A., Der Beweis des Christenthums. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 12½ Ngr.

Quandt, J. G. v., Der Begleiter durch die Gemälde-Säle des königlichen Museums zu Dresden. Mit einem Titelkupfer und Grundriss. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 20 Ngr.

Sophokles' drei schönste Tragödien für gebildete Leser übersetzt und mit einer Einleitung über das griechische Drama und Erläuterungen versehen von E. Eyth. Heidelberg, K. Winter. 32. 24 Ngr.

Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 19te Auflage. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

— — Dasselbe. 2te Sammlung. 9te Auflage. Ebendaselbst. 15 Ngr.

Veron, L., Das Haus Picard oder fünfmalhunderttausend Francs Renten. Sitten-Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schrader. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Narren des Glücks.

Historischer Roman
von
Edmund Lobedanz.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark spielender historischer Roman, der dem Leser namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struensee's nach theilweise bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchst spannender Weise vorführt. Der Verfasser desselben, **Edmund Lobedanz**, ist bei der deutschen Lesewelt durch drei höchst gelungene Uebersetzungen schon rühmlichst bekannt.

Letztere erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Romeo und Julia. Tragödie des **Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Heerklotz (Adolphus), **Reddita Reddenda.** Extracts in English prose, to be retranslated into German. 8vo. 20 Ngr.

Graeser (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**

First course. Eighth edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. Seventh edition. 1856. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Decameron von Giovanni Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt von **Karl Witte.**

Zweite verbesserte Auflage.

Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr.

Mit diesem Werk beginnt unter dem Namen „**Bibliothek italienischer Classiker**" zu dem **äußerst mäßigen Preise** von 10 Ngr. für den Band eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen von **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A., meist bereits in demselben Verlage in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienen. Sie wird zunächst folgende Bände umfassen, die im Laufe dieses Jahres erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind: **Dante,** „Die göttliche Komödie", „Lyrische Gedichte", „Das neue Leben", „Prosaische Schriften"; **Foscolo,** „Letzte Briefe des Jacopo Ortis"; **Machiavelli,** „Florentinische Geschichten"; „Italienischer Novellenschatz"; **Petrarca,** „Canzonen" ꝛc.; **Tasso,** „Das befreite Jerusalem", „Lyrische Gedichte"; **Tassoni,** „Der geraubte Eimer".

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.
Von
Jakob Venedey.

In vier Bänden zu 2 Thalern.

Erster und zweiter Band.

Vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Untergang der Hohenstaufen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von
Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 27. März 1856.

Literarhistorische Romane.

1. Gleim. Historischer Roman in drei Büchern von Hermann Klencke. Drei Bände. Köthen, Schettler. 1855. 8. 4 Thlr.
2. Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman von Adolf Weisser. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man hat in jüngster Zeit über den Literaturroman oder, wie man ihn auch wol genannt hat, den „Literatenroman" von Seiten der Kritik kurzweg den Stab gebrochen. Man hat von der einen Seite eingewandt, eine solche Mischgattung sei verwerflich, weil man niemals wissen könne, was daran Fiction, was Wahrheit sei. Von diesem Standpunkt müßte man, wenn man consequent sein wollte, auch überhaupt den historischen Roman verwerfen, weil auch in diesem, um so zu sagen, Wahrheit und Dichtung einander in den Haaren liegen und bald diese auf Kosten jener, bald jene auf Kosten dieser breiteres Terrain zu gewinnen sucht, weil die dazu erfundenen Episoden den geschichtlichen Stamm nach Art der Schmarotzergewächse oft dick überziehen und die historischen Persönlichkeiten nur zu oft aus dem natürlichen Licht der Geschichte in das künstliche, oft sogar falsche der Fiction gerückt werden. Bei unparteiischer kritischer Gerechtigkeitspflege müßte man also entweder den Literaturroman gelten lassen oder mit ihm auch überhaupt den geschichtlichen Roman verwerfen.

Es gibt aber noch andere Gegner dieser Gattung des Romans; es sind Diejenigen, die obschon sie selbst ganz ausschließlich dem Schriftstellerstande angehören und vermittels schriftstellerischer Arbeiten ihre Existenz haben, sich doch anstellen, als ob sie die schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen für sehr gering und als einen blosen Luxusartikel ansähen, die daher von einem schriftstellerischen Collegen wenigstens im Roman nicht viel wissen wollen und die vor einem Sackträger oder Packknecht, so vorsichtig sie Leuten dieses Berufs auch im Leben aus dem Wege gehen, oft größern Respect zeigen oder heucheln als vor einem Dichter. Diese Anschauung begann eigentlich schon mit Wolfgang Menzel, der den Deutschen vorwarf, daß sie mehr in der Welt der Bücher als in der der Wirklichkeit und der That lebten; und ich glaube einmal von ihm die Aeußerung gelesen zu haben, daß man selten einen Deutschen ohne ein Buch in der Hand sehen könnte. Dies ist nicht einmal richtig, denn moderne Schriftsteller und Gelehrte scheuen sich in der Regel, sich mit ihrem Handwerkszeug, einem Buche auf der Straße sehen zu lassen, auch verkehren sie bei weitem nicht mehr so ausschließlich wie sonst mit Büchern und Büchergelehrten; und was die Masse des Volks betrifft, so hat diese jetzt vor Büchern und Schriftstellern äußerst wenig Respect und von den letztern wie überhaupt von der Kunst ein Buch zu schreiben oft die sonderbarsten Vorstellungen, die man in einer sich auf ihre Klugheit und Pfiffigkeit soviel einbildenden Zeit kaum für möglich halten sollte. Man braucht gerade nicht sehr tief ins Volk herabzusteigen, und man wird Manche finden, welche das Wort „Classiker" für den Namen des Autors selbst halten, den Schriftsteller mit dem Schriftsetzer verwechseln und der Meinung sind, daß die Bücher erst in den Setzer- und Druckerstuben selbst abgefaßt werden vermittels eines mechanischen Verfahrens, bei dem der Schriftsteller nur Handdienste leistet, wie etwa der Mann, der an einer Maschine das Rad dreht und in Bewegung hält. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Töchter eines höhern Beamten in einer auf ihre Intelligenz pochenden Stadt, die gut zu singen und Klavier zu spielen und dabei auch zum Ueberfluß etwas Französisch zu schwadroniren wußten, von den Functionen eines Redacteurs auch nicht den entferntesten Begriff hatten. Und zwar waren alle Erläuterungen auf die Fragen, was ein Redacteur und was seine Function sei, nicht vermögend, ihnen einen vollkommen klaren Begriff von der Sache beizubringen. Man kann daher durchaus nicht sagen und sich darüber beklagen, daß der Schriftsteller in seiner Eigenschaft als Schriftsteller ein übermäßig großes Ansehen und Verständniß in Deutschland genieße, und es erscheint unter diesen Umständen,

über die wir uns durch den „Cultus des Genius", den man einzelnen großen Dichtern zollt, durchaus nicht täuschen und irreführen lassen, um so eigenthümlicher, wenn Schriftsteller selbst, welche fortdauernd Bücher in die Welt setzen und von der Schriftstellerei ihr Brot haben, sich anstellen, als ob sie bedauerten, einem bücherschreibenden Volke anzugehören. Nun ist es zwar richtig, daß Schriftsteller und Dichter seit längern Decennien in ihren Schriften zu stark mit sich selbst kokettirt haben, d. h. mit ihrer eigenen eiteln und capriciösen Persönlichkeit und ohne dabei die höhern und allgemeinern Aufgaben des Schriftstellerstandes, die durchaus nicht blos persönlicher Art sind, im Sinne zu haben. Producte, in denen diese Selbstverherrlichungstendenz, unter welchem Deckmantel es auch sei, zu stark und aufdringlich in den Vordergrund tritt, mag man ohne Gnade und Barmherzigkeit verwerfen; aber dieses Verdammungsurtheil darf sich nicht so allgemein auf Romane erstrecken, welche die literarische Arbeit an irgendeiner hervortretenden Persönlichkeit oder einer Gruppe von Persönlichkeiten, die der literarische Drang einer bestimmten Periode zusammenführte und zu gemeinsamem Streben und Wirken begeisterte, zur Darstellung bringen und charakterisiren.

Klencke scheint sich diese literarhistorische Gattung des Romans zu seinem besondern Departement ausersehen zu haben; er hat schon früher einen „Lessing" in nicht weniger als fünf Bänden geschrieben, bei welcher Gelegenheit ihm in Nr. 109 d. Bl. f. 1851 der Vorwurf gemacht wurde, daß er das Danzel'sche Werk über Lessing, soweit dies damals eben reichte, in zu ungenirter Weise ausgebeutet habe; er verarbeitete sodann die Dichterin Luise Karschin in einem zweibändigen Roman, pappte einen vierbändigen literarhistorischen Roman unter dem Titel „Der Parnaß zu Braunschweig" zusammen, und hier liegen uns drei starke Bände „Gleim" vor. Auch der vierbändige Roman „Der Adept von Helmstedt" schließt sich durch seine literarhistorischen Beziehungen diesem Cyklus an. Zuletzt hat er auch noch die Lebens- und Dichterlaufbahn des Grafen Stolberg zu einem Roman breitgeschlagen *), den wir jedoch noch nicht gelesen haben und mit dessen bloßer Titelanführung wir uns begnügen zu können glauben, da, was wir über den Roman „Gleim" zu bemerken wissen, ohne Zweifel auch auf ihn seine Anwendung finden wird. Dies sieht nun freilich stark nach bloßer Fabrikthätigkeit und literarischer Industrie aus, obschon der Fleiß und die Beharrlichkeit, die der Verfasser bei dieser Thätigkeit an den Tag legt, immerhin Anerkennung verdienen. Man muß auch billig sein. Der deutsche Schriftsteller will eben leben, und wahrlich, daß er bei allem Fleiß auf eine glänzende Existenz nicht rechnen darf, das brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben, das ist weltkundig und auf jeder Seite der Annalen unserer Literaturgeschichte zu lesen. Es heißt leider nicht: Wie die Arbeit, so der Lohn, sondern umgekehrt: Wie der Lohn, so die Arbeit. Wie das Publicum die Bücher kauft, danach wird auch der gewöhnliche Verleger in den bei weitem meisten Fällen das zu bewilligende Honorar bemessen, möge die Arbeit sein, wie sie wolle. Deutsche Romane werden vom Publicum nur in äußerst seltenen Fällen gekauft, die eben als Ausnahmsfälle hier nicht in Betracht kommen können. Was die Leihbibliotheken an Romanen consumiren, das können die Verleger, bis auf einige Exemplare mehr oder weniger, fast genau berechnen. Der Absatz ist ein sehr beschränkter, mithin wird auch das Honorar in der Mehrzahl der Fälle nur ein mäßiges sein können. Der deutsche Romanschriftsteller wird daher sehr fleißig sein und sich die Sache etwas bequem machen müssen, um nur des Lebens Nothdurft zu bestreiten. Es ist ja doch meist vergängliche Waare, die in den Literaturgeschichten nicht verzeichnet wird und nach einem Lustrum so gut wie vergessen ist. Von einem Dickens, Bulwer und Thackeray, die von dem englischen Publicum ausgezeichnet bezahlt werden und sich mit wenigen Bänden oft ein Vermögen erschreiben, wird man verlangen können, daß sie auch immer Vortreffliches liefern, was aber keineswegs immer der Fall ist. Talente wie Dickens sind freilich selten, aber noch seltener sind in Deutschland Schriftsteller, welche gut bezahlt werden und der Sachlage nach auch gut bezahlt werden können. Wir glauben daher behaupten zu dürfen, daß die deutschen Romanschriftsteller, so mittelmäßig, flüchtig oder unreif zum größern Theil ihre Arbeiten auch sein mögen, doch im Verhältniß zu dem Ertrage ihrer Schriften im Durchschnitt sogar mehr leisten als die französischen und englischen, denen es auch an Privatkunden nicht fehlt und außerdem der Weltmarkt offen steht. Man könnte nun freilich fragen, warum schriftstellerische Talente sich bei so verhältnißmäßig geringem Ertrage in Deutschland überhaupt auf die Romanschreiberei werfen? Wenn sie indeß fleißig und die Umstände ihnen einigermaßen günstig sind, wenn sie leicht arbeiten und die gewöhnlichen Handwerkskniffe verstehen, können sie doch im Jahre durch die Masse des Gelieferten immerhin ein erkleckliches Honorar zusammenschreiben. Jedenfalls scheinen aber gerade Leute, die selbst von der Schriftstellerei leben, nicht sehr befugt dazu zu sein, Andern zum Vorwurfe zu machen, daß sie sich desselben Existenzmittels bedienen.

Es sei fern von uns, eine flüchtige und gewissenlose Arbeit an sich entschuldigen zu wollen, wir haben nur die einigermaßen entschuldigenden Umstände hervorzuheben gesucht, wie ein Advocat, der ex officio einem Delinquenten als Vertheidiger beigegeben ist. Auch mancher ernststrebende und gewissenhafte Schriftsteller, der seiner Zeit vielleicht von seinem Berufe die idealsten Vorstellungen hatte, kann durch Verhältnisse, an denen er nicht schuld ist, in die Nothwendigkeit versetzt werden, sein Talent zu einer leichtern Arbeit zwingen und verurtheilen zu müssen. Hat doch selbst Schiller es nicht als ein Sacrilegium und eine Herabwürdigung seines Talents betrachtet, einige französische Lustspiele vo

---

*) „Graf Stolberg. Historischer Roman von Klencke" (zwei Bände; Breslau 1856).

sehr leichtem Gepräge für die deutsche Bühne zu bearbeiten und eine große Menge memoirenartiger Schriften ins Deutsche zu übersetzen, und wie manche mitunter etwas leichte Waare sowol Goethe als namentlich Wieland geliefert haben, ist bekannt. *) Wenn aber irgendeiner unserer „rühmlichst genannten" Autoren, der Schiller mit seinem Talent nicht an die Hüfte reicht, rasch hintereinander einige italienische und französische Lustspiele für die deutsche Bühne zurechtsetzen wollte, so würde man sehr bald mit dem Vorwurf fertig sein, daß er sich zum Fabrikarbeiter erniedrigt habe. Freilich ist Klencke, um auf diesen wieder zurückzukommen, weit ärgerer Dinge beschuldigt worden. Man hat unsers Wissens den Verdacht gegen ihn aufgebracht, nicht nur ein Plagiarius, sondern auch ein literarischer Falsarius, ein deutscher Simonides zu sein. Man hat die Echtheit der in seiner Schrift „Aus einer alten Kiste" mitgetheilten Briefe Knigge's und seiner literarischen Freunde in Zweifel gezogen, freilich nicht ohne Schuld Klencke's, der die Erzählung, wie er in den Besitz dieser Papiere gekommen, ganz unnützerweise in eine Art Mysterium, in eine romantisch-abenteuerliche Form gekleidet hat. Nun ist aber gar nicht anzunehmen, daß ein industrieller Schriftsteller, der wie Klencke auf möglichst leichten Erwerb ausgeht, sich die entsetzliche, mit dem bezogenen Honorar gewiß in gar keinem Verhältniß stehende Mühe gegeben haben sollte, Briefe Verstorbener auszudenken, und zwar nicht unserer größten Autoren, sondern zum Theil so wenig namhafter Leute wie des Schauspieldirectors Großmann, des Stockholmer Musikdirectors Weber, des Hamburgers Reimarus nebst Frau u. A. Noch undankbarer und mühevoller wäre aber die Arbeit gewesen, ganze literarische Processe wie den zwischen Knigge und dem Ritter Zimmermann sammt allen chicanösen und langweiligen Repliken, Dupliken und Tripliken auszuklügeln. Wäre dies übrigens der Fall, so würden wir in Klencke eins unserer ersten schriftstellerischen Talente anzuerkennen haben, wozu seine übrigen Leistungen doch wieder durchaus nicht Anlaß geben.

Soweit die Bemerkungen, zu denen wir uns durch die Frage wegen des Literaturromans überhaupt und die allgemeine schriftstellerische Thätigkeit Klencke's (wobei wir von seinen naturwissenschaftlichen Schriften gänzlich absahen) veranlaßt fühlten. Wir kommen nun zu seinem Romane „Gleim", den er selbst einen historischen nennt, während er im wahren Sinne des Worts ein literarhistorischer ist; denn die Dichter und literarischen Männer der Gleim'schen Periode stehen im Vordergrunde, während die Kriegshelden und eigentlich politischen Personen nur ab und zu aus den Coulissen hervortreten und sämmtlich nur zweite Rollen spielen. Was uns betrifft, so gestehen wir, daß uns der Roman durch seinen Inhalt (wir sagen mit Bedacht „Inhalt") nicht wenig interessirt und gefesselt hat. Von einem Aufwande wirklich künstlerischer Mittel seitens des Verfassers ist dabei allerdings nicht die Rede, ebenso wenig von einer eigentlich romanhaften Verwickelung, was wir jedoch dem Buch fast als Verdienst anrechnen möchten; die verschiedenen Vorgänge sind ganz lose und oft ohne innere Nothwendigkeit aneinandergereiht; manche Episoden sind von einer lähmenden, wie Mohnsaft einschläfernd wirkenden Breite; die stilistische Darstellung ist zum Theil flüchtig, oft in tadelnswerthester Weise nachlässig, dabei ist sie aber einfach, natürlich, anspruchslos und nicht ohne jene Gewandtheit und Leichtigkeit, welche den in diesem Fache bereits vielgeübten Schriftsteller erkennen lassen. Leider wimmelt das Buch auch von häßlichen Druckfehlern, die bei der offenbaren Hast, mit welcher der Verfasser arbeitet, auch Schreibfehler sein können und dann dem Verfasser zur Last fallen würden; selbst manche aus den damaligen Dichtern citirte Stellen erscheinen schmählich corrumpirt. *) Was nun aber den Inhalt betrifft, so gewährt dieser ein ansprechendes und lehrreiches Bild jener Literaturperiode, in der die Dichter noch die einfachsten, kindlichsten und gemüthvollsten Menschen und namentlich von einem beneidenswerthen Sinn für Freundschaft erfüllt waren, obschon es allerdings an einzelnen Friedensstörern nicht fehlte und Gleim selbst, in welchem sich dieser Freundschaftssinn am innigsten und energischsten aussprach, je älter er wurde, desto mehr Enttäuschungen erleben mußte, bis er sich zuletzt von einer ganz neuen Generation umgeben fand, von der er so wenig als sie von ihm verstanden, ja von der er wie ein versteinerter Ueberrest einer abgelebten Zeit betrachtet wurde.

Es lag in den Dichtern jener Periode ein tiefes Gefühl für Freundschaft, die in sehr idealem Sinne genommen wurde. Aus diesem Geiste gingen der Hainbund, der Klopstock'sche und der Gleim'sche Freundeskreis hervor. Zu den schönsten Oden Klopstock's gehören gerade diejenigen, in denen er seine Jugendfreunde mit jugendlicher Wärme feierte. Bei Gleim wurde dieser Freundschaftstrieb zu einer Art von religiösem Cultus, fast zur Idololatrie. Man braucht nicht Klencke's Roman gelesen zu haben, um zu wissen, daß Gleim sein Sanctuarium mit den Bildnissen seiner Herzensfreunde schmückte, daß er sie an den Geburtstagen der Porträtirten mit

*) In Frankreich ist man in solchen Punkten fast bis zum Uebermaß tolerant. Es schadet der Frau Dudevant beim Publicum sehr wenig, daß sie als Memoirenschriftstellerin wie als Schauspieldichterin bis zur Fabrikantin herabgesunken ist und um des bloßen Honorars willen, wie man versichert, sich willig finden ließ, zu einer bloßen Pantomime die Fabel zu liefern. Das geht Alles so im Strom der freien Erwerbsfrage der Zeit mit hin.

*) Klencke verunstaltet z. B. Klopstock's Ode „Der Rheinwein" (S. 112 des ersten Bandes von Klopstock's „Sämmtlichen Werken", leipziger Ausgabe von 1823) in folgender ganz heillosen Weise:

> O du — der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
> Wir sind deiner werth und jener deutscheren Zeit,
> Wo du, edler Alter, noch ungekeltert, aber voll Glut
> Dem Rheine zuhingest, der dich auferzog u. s. w.

Eine ganze Zeile ist hier nach der ersten ausgefallen. Statt „wir sind deiner werth" heißt es bei Klopstock „wir drei sind unser werth", statt „wo du" bei Klopstock „da du", statt „voll Glut" bei Klopstock „schon feuriger", statt „dich auferzog" bei Klopstock „dich mit auferzog". So geht es das ganze Citat hindurch, aus dem die edle alcäische Strophe herauszuerkennen unmöglich ist.

Kränzen versah und sich oft wie anbetend in ihr Anschauen versenkte. Man suche doch in unsern Tagen einen gefeierten Autor, der nicht leben könnte, ohne die Physiognomien seiner schriftstellerischen Collegen und Rivalen wenigstens in Abbildungen stets um sich zu haben; lieber würde er sie in effigie irgendwo anders als an den Wänden seines Studirzimmers hängen sehen. Gleim war ein Märtyrer seiner Freundschaft; er verheirathete sich vielleicht nur darum nicht, um seinen Freunden ganz ungestört leben zu können. Dabei verfertigte er aber Anakreontische Liebeständeleien in großer Zahl, während er, der friedfertigste Mensch von der Welt, auch Kriegshymnen und Schlachtgesänge dichtete, die ihm als einem patriotischen Dichter stets ein ehrenvolles Andenken sichern werden, während wieder sein Freund Kleist, obschon tapferer Kriegsmann, am liebsten die Einsamkeit und den stillen Frieden ländlichen Lebens besang. Die Poeten jener Periode waren unzweifelhaft naiver und kindlicher als die Dichter unserer Zeit. Als die Periode des Sturms und Drangs ihren Anfang nahm und das Pochen auf das selbstherrliche Recht der sich von ihren Umgebungen losreißenden und ihnen sogar als unbequemen Schranken feindlich gegenübertretenden Genialität Brauch wurde, war es mit dieser zu allen Zeiten seltenen Fähigkeit, sein Glück hauptsächlich in dem Glück Anderer zu finden, für immer aus. Die simple Unschuld hat in dieser Welt niemals lange Dauer und kann sie auch nicht haben. Eine Glückseligkeitsinsel, die es auch bleiben könnte, gibt es im großen Menschheitsstrome nicht. Die Interessen stoßen auf- und gegeneinander, und aus diesem Conflict entwickelt sich der Egoismus, erzeugen sich bestimmte Tendenzen. Rudolf Gottschall hat in seinem Buche über die deutsche Literatur treffend nachgewiesen, daß schon die von Schiller behandelten Freundschaftsverhältnisse einen andern Charakter haben als den der eigentlichen Freundschaft. Das Verhältniß zwischen Don Carlos und dem Marquis von Posa beruht, wenigstens von der Seite des Marquis, auf kosmopolitisch-humanistischen Tendenzen; der Infant ist dem Marquis nur Werkzeug zu seinen Zwecken. In der „Bürgschaft" ist, neben der poetischen Situationsmalerei, die Einlösung des verpfändeten Worts, das antike Pflichtgefühl das hervortretendste Motiv. Auch das Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Schiller hatte einen wesentlichen Tendenzcharakter, einen literarisch-didaktischen Zweck. Jean Paul war unter unsern Dichtern der letzte, bei dem das Freundschaftsgefühl sich mit aller Energie geltend machte; so in seiner Schilderung des Verhältnisses zwischen Flamin und Victor, Leibgeber und Siebenkäs, Walt und Vult. Jean Paul sah auch im Leben überall gute, „herzvolle" Menschen um sich, weil er selbst ein uneigennütziger, seelen- und herzvoller Mensch war. „Habe Dank, du guter warmer Mensch, für alle deine Liebe und deine Thaten, es begegne dir recht oft dein Ebenbild", schreibt er einmal an Voß. Würde jetzt wol ein Schriftsteller an den andern in dieser gemüthvollen Weise schreiben? Schwerlich! Solche Worte wollen aus dem Herzen und der Feder nicht mehr heraus. In dieser und in noch überschwänglicherer Weise schrieb auch Gleim an seinen geliebten Kleist, dessen edles Bild von Klencke mit besonderer Vorliebe und recht wacker gezeichnet ist, an Uz und andere seiner Freunde. In seinen spätern Lebensjahren suchte sich Gleim auch an die jüngere Generation anzuschließen, aber diese war schon anders geartet. Jacobi, der Dichter, und Wilhelm Heinse, denen Gleim mit aufopfernder Freundschaft eine Stätte in Halberstadt bereitet hatte, machten sich heimlich von ihm los und gingen nach Düsseldorf. Beide hatten nicht einmal den Muth, von Gleim persönlich Abschied zu nehmen und ihm mit ihrem Vorhaben offen vor die Augen zu treten; sie benutzten zu ihrer Abreise eine kurze Abwesenheit Gleim's in Magdeburg. Jacobi ließ ihm einen Brief zurück, worin er ihm zugleich anzeigte, daß Heinse von Düsseldorf schreiben werde. Gleim war von diesem fast hinterlistigen Verrath an seiner Freundschaft tief betroffen, doch machte er seinen beiden Pfleglingen keine Vorwürfe, sondern drückte in einem einfach rührenden Briefe an Jacobi nur seinen Schmerz darüber aus, daß er nun so ganz einsam und verlassen in seinem „Hüttchen" sitzen müsse, unter den Bildern seiner Freunde, die er nur mit Seufzen betrachte. An dieser Entfremdung Heinse's und Jacobi's gegen Gleim hatte auch die damals schon scharfe und bissige berliner Kritik großen Antheil, indem sie den Nimbus, der bis dahin Gleim's Namen und Person umgab, gar sehr zu dämpfen gewußt hatte. Man wollte mit dem schon alternden Gleim nicht zugleich vor den Berlinern lächerlich werden. Und Berlin war damals tonangebend und stand bei den deutschen Dichtern und Schriftstellern in höchstem Ansehen. Schon früher schrieb einmal Uz an seinen Gleim:

Es ist mir unbegreiflich, wie mein lebhafter, nach dem Kranze der Poesie strebender Gleim ein so unthätiges, sinnendes Leben im vereinsamten militärischen Potsdam führen kann; zieht Sie der geistige Hauch des Gelehrtenthums und der Dichtkunst denn nicht nach Berlin? Wie würde ich Sie um dies ewige Berlin beneiden, wenn ich hörte, daß Sie dort im Strome der Geister badeten und gesund werden müssen. Wie gern vertauschte ich mein Ansbach mit jenem Göttersitze der Wissenschaft und Kunst, wo der Mensch unserer Art schon durch den Aufenthalt und das Athmen der geistigen Luft gehoben werden würde u. s. w.

Noch zu einer Betrachtung gibt uns das Klencke'sch Buch Anlaß, daß nämlich die bahnbrechenden Geiste jener Zeit fast ohne Ausnahme, im Gebiet der Literatu wie der Tonkunst, aus den engsten und ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen waren und sich durch die drückendsten Lebenslagen hindurcharbeiten mußten. Daß sie die aber vermochten, beweist für die Theilnahme, welche di Vornehmen, Reichen und Adeligen den literarischen Bestrebungen schenkten; sie fanden es anständiger und ehrenvoller, das bürgerliche literarische Verdienst zu förder und zu protegiren, statt als Mitproducenten selbst ihr Concurrenz zu machen. Sie schienen zu glauben, da es ohne sie ebenso gut und noch besser ginge. De Edelmann Kleist, der aber ganz bürgerlich dachte un

am liebsten mit bürgerlichen Dichtern verkehrte, sich ihnen sogar unterordnete, ist, wie Cronegk, eine seltene Ausnahme. Auch zur Zeit unserer classischen Dichter war es so; unsere größten Dichter und Denker sind bürgerlicher Abstammung und meist aus ärmlichen und beschränkten Verhältnissen hervorgegangen. Dies hat sich jetzt gar sehr geändert. Man protegirt das bürgerliche Talent nicht mehr, man macht ihm Concurrenz. Adelige Geburt, vornehme Abstammung, Reichthum und hervorragende gesellschaftliche Stellung wiegen schwer in unserer Zeit, die mit demokratischen Ideen zwar kokettirt, bei Lichte besehen aber aristokratischer geartet ist als das vorige Jahrhundert. Und da jede Kunst erlernt sein will, die Hülfsmittel zur Erlangung künstlerischer und poetischer Bildung aber in überreichlichem Maße vorhanden sind und nicht mehr aus dem Groben mühsam und vereinzelt hervorgeholt werden dürfen, so ist es gerade dem im Reichthum und in vornehmen Umgebungen geborenen Talente bequem gemacht, sich in den Besitz dieser Hülfsmittel zu setzen. Die gefeiertsten Tonkünstler des vorigen Jahrhunderts waren keine Söhne reicher Bankiers; sie mußten sich im Schweiße ihres Angesichts heraufarbeiten. Der in unserer Zeit so hervortretende Einfluß des Capitals macht sich auch in dieser Beziehung geltend.*)

Wie gering wir auch von Klencke's Roman als Kunstwerk denken, so gestehen wir doch, immerhin eine Art Verdienst darin zu erblicken, daß er es übernommen hat, das romanlesende Publicum durch Arbeiten dieser Gattung mit interessanten und lehrreichen Momenten unserer Literaturgeschichte bekannt zu machen und ihm darzuthun, daß Dichter und Schriftsteller unter Sorgen, Mühen und Kämpfen mancherlei Art eine große Nationalarbeit verrichtet haben. Man könnte zwar sagen, dieses Publicum solle lieber die einschlägigen literargeschichtlichen Werke lesen, aus denen der Verfasser seine Romane zusammenträgt, aber gerade dieses Publicum liest einmal solche Werke nicht, wenn man es auch tausend mal im Namen wissenschaftlicher und gründlicher Bildung dazu auffodert, und es ist, wie wir aus Erfahrung wissen, Klencke dafür dankbar, daß er es in dieser im Ganzen unterhaltenden Weise mit literargeschichtlichen Zeitabschnitten und deren hervortretendsten Männern und Frauen bekannt macht. Ja wir schämen uns des Geständnisses nicht, daß selbst Literaturgeschichtschreiber diese Bücher nicht ohne allen Nutzen und alle Anregung lesen werden, indem, wie dies der Roman erfodert, die auftretenden Persönlichkeiten mehr von ihrer Gemüthsseite und in zahlreichern Beziehungen, als dies in literargeschichtlichen Quellen der Fall zu sein pflegt, geschildert werden. Will die Kritik rigoros sein, so gibt es noch ganz andere Bücher, die sie als durchaus verwerflich und schädlich brandmarken müßte. Wir wollen auch nicht untersuchen, wie viel etwa der Verfasser zum Zwecke des gegenwärtigen Romans aus Quellenschriften, z. B. aus Körte's „Leben Gleim's", entlehnt hat; diese reichliche Ausbeutung der Quellen lassen sich auch Andere zuschulden kommen, welche Romane historischen Inhalts schreiben. In wie ausgedehnter Weise werden z. B. zu solchen Zwecken so häufig die französischen Kriegsgeschichten und Memoiren, selbst auch nur deren noch unzuverlässigere deutsche Uebersetzungen geplündert! Jedenfalls gestehen wir, daß die Gesellschaft der Gleim, Kleist, Uz, Sulzer, Klopstock, Lessing, Jacobi, Heinse u. A., in der wir uns in diesem biographischen Romane bewegten (und er ist mehr Biograpie als Roman), uns persönlich interessanter war als die Gesellschaft oft höchst unbedeutender und für uns gleichgültiger Leute, in die wir so oft in Romanen eingeführt werden. Was haben wir im Grunde davon, wenn uns ein solcher obscurer, vom Verfasser erfundener Romanmensch vom Kopf bis zur Zehe geschildert wird? Ganz anders werden wir gespannt, wenn wir im Klencke'schen Buche lesen:

> Die Hausthüre wurde geöffnet; Dorothea eilte hinaus an die Treppe. Eine jugendliche, kräftige, von Wetter und Kälte angefrischte Gestalt, mit einem kecken, lachenden Blick, aber sichtbar in der Kleidung vernachlässigt, einem fahrenden Schüler gleich, rief einen fröhlichen lauten Gutenmorgen in das Haus, daß es in dem Raume mehrfach wiederhallte u. s. w.

Wir merken sofort, daß dieser Mensch, den Gleim's Nichte für einen halleschen oder göttingischen Studenten hält, irgendeine Persönlichkeit von literarischer Bedeutung sein wird, und wir sind gespannt darauf, zu erfahren, wer es ist. Diesmal ist es Wilhelm Heinse.

Der zweite hier anzuzeigende Roman: „Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff" von Adolf Weisser, ist von etwas anderm Gepräge. Offenbar besitzt der Verfasser ein energischeres Darstellungstalent, größere Ursprünglichkeit producirender Kraft, mehr Fähigkeit, sich in das eigentlich Dämonische menschlicher Seelenzustände zu vertiefen. Dagegen ist dieser Roman minder reich an literarischen Bezügen und Thatsachen, minder harmlos und friedfertig und, wie schon der zweite Titel „Dichter und Pfaff" vermuthen läßt, von tendenziöserer Färbung. Wir brauchen wol nicht erst zu sagen, daß der eigentliche Held des Romans der geniale Dichter Christian Daniel Schubart ist, dessen Leben erst noch 1849 von David Strauß in dem Werke „Schubart's Leben in seinen Briefen" geschildert worden. Dieses Werk und Schubart's Autobiographie — unter den in Deutschland geschriebenen Autobiographien wol die interessanteste und psychologisch merkwürdigste — haben dem Verfasser ohne Zweifel reichlichen Stoff geliefert. An der Hand

*) Mit dieser Richtung unserer Zeit hängt vielleicht auch die von uns in Nr. 8 d. Bl. erwähnte Hypothese der Amerikanerin Bacon zusammen, daß nicht ein Mann Namens Shakspeare, sondern Lord Bacon (auch die Amerikanerin führt diesen Namen!) und Sir Walter Raleigh die Verfasser der Hauptwerke dieses sogenannten Shakspeare seien. Man glaubt oder will uns glauben machen, daß ein Mann von der Bildung und Stellung Shakspeare's so etwas nicht gedichtet haben könne; man substituirt ihm daher Männer von hohem Range und gebietender Stellung und rechnet in unserer Zeit für diese Hypothese, gegen die unter Anderm jüngst David Asher in der „Europa" mit Gegenbeweisen aufgetreten ist, auf Zustimmung in den tonangebenden aristokratischen Kreisen.

dieser Vorarbeiten hat uns Weiffer ein sehr markirtes Bild von dem Dichter gegeben, von seinem wilden, wüsten Humor, von seiner Sinnlichkeit und moralischen Haltlosigkeit, die ihn, den Freidenker, aus weltlichen Gründen fast dem Katholicismus in die Arme führte, von der Schnellkraft seines Geistes, der sich blitzähnlich in den treffendsten Pointen und Impromptus entlud, von dem Trotze seines Geistes und Herzens wie von der Schwäche oder Unstätigkeit seines Charakters und dann wieder von seiner ungekünstelten Begeisterung für alles Edle und Große, für die erhabenen Gebilde der Ton- und Dichtkunst, für Klopstock, für Friedrich II., für das deutsche Vaterland und die freie Volksentwickelung. Nicht immer führt uns der Roman in die besten Gesellschaften, wir müssen zuweilen etwas tief hinabsteigen, wie der Held des Romans, und es ist richtig, daß der Verfasser in diesen Wirthshausscenen die Farben etwas grell und derb aufträgt; doch sind sie zum Theil mit tüchtigem Humor und praller Lebenswahrheit geschildert. Der Verfasser beweist überhaupt mehr Energie als Geschmack, obschon ihm auch die Zeichnung der zarten edeln Dulderin Helene, Schubart's Gattin, zum Ueberraschen glücklich gelungen ist. Die Scenen zwischen beiden Gatten, in denen auch sehr oft die innerlich edle Natur Schubart's wie ein Sonnenblick durch eine düstere Wetterwolke hindurchschlägt, sind oft sehr ergreifend, wie die, wo der leidenschaftliche Mann in einer Anwandelung tiefern Gefühls sein kleines Söhnchen Ludwig in seine Arme preßt, und indem große Thränentropfen aus seinen Augen hervorquellen, in der Umarmung die tiefempfundenen Worte ausruft: „Schade, liebes Kind, daß du ein Schubart bist!" Um Schubart's Gestalt in ein noch günstigeres Licht zu rücken, hat ihm der Verfasser den Maler Schneider beigesellt, ein verliedertes Genie und eine zeitlang Schubart's böser Dämon, der, noch vor kurzem ein Religionsverächter, sich von den Jesuiten erkaufen läßt, für die katholische Kirche wirbt und mit dem wenn auch geheuchelten Feuereifer solcher Propagandisten unter einem Aufwande von Sophismen den Satz zu beweisen sucht, daß nur bei der katholischen Kirche das Heil sei und daß alle Welt katholisch werden müsse und werden werde. Zuletzt, mit Undank belohnt oder wegen fortgesetzt liederlichen und allgemeines Aergerniß erregenden Lebenswandels oder als ein überhaupt mehr schädliches als nützliches Insekt, wird er in ein Klostergefängniß gethan, wo er an den Folgen seiner Ausschweifungen fast noch bei lebendigem Leibe verwest. Zu den interessantesten Episoden gehören noch die Scenen mit den preußischen Werbeoffizieren, welche Schubart durch sein geniales Wesen und seinen Enthusiasmus für die Preußen und Friedrich den Großen für sich zu gewinnen wußte, die Begegnung mit dem Knaben Friedrich Schiller auf einem Spaziergange, der Besuch in dem souveränen, in lächerlichster Weise militärisch eingerichteten Diminutivstaate des Grafen Joseph Anselm Adelmann von Adelmannsfelden, die Unterredung des Generals von Ried und des Oberforstmeisters Grafen von Sponeck bei Champagner und mit Trüffeln gefülltem Kapaun über die beste Art, Schubart über die würtembergische Grenze zu verlocken und ihn hier in Gewahrsam bringen zu können. Weniger haben uns die Episoden behagt, die den Exorcisten und Wunderthäter Pater Gaßner, mit dessen Entlarvung vor dem Volke das Buch schließt, und die in des „Pfaffen" Plane verflochtene Juliane betreffen. Der Schluß des Romans ist überhaupt kein sehr befriedigender. Wir sehen Schubart in einer Periode, wo er nach vielen Irrungen und Irrfahrten zum Bewußtsein seiner bessern Natur kommt und als Volkslehrer durch das Organ der von ihm in Ulm begründeten „Chronik" eine bedeutsame Wirksamkeit ausübt, heimtückisch ins Gefängniß geschleppt werden, aber nicht wieder daraus hervorgehen. Es reicht zu einem befriedigenden Schlusse des Romans, soweit er Schubart betrifft, nicht hin, wenn der Verfasser hinzusetzt: „Schubart schrieb während der Qualen einer zehnjährigen Haft sein «Leben und Gesinnungen» nieder, ein Buch, welches fortleben wird, solange es Menschen gibt, die unter der Ungerechtigkeit irdischer Gewalten leiden." Das ist der Ausspruch eines Biographen, nicht eines Romandichters. Eine der letzten Scenen, in welcher uns Schubart geschildert wird, wie er im Thürmerstübchen des ulmer Doms in aufflammender Begeisterung das nächste Chronikblatt dictirt, ist trefflich gelungen und läßt uns mit Achtung von Schubart als einem Manne scheiden, der mit Eigenschaften ausgestattet war, welche dem damit Begabten unter andern Verhältnissen, zu anderer Zeit und unter einem andern Volke, sei es als Dichter, sei es als Politiker, zu den höchsten Leistungen Anwartschaft gegeben hätten.

Hermann Marggraff.

Christian Friedrich Scherenberg.

Abukir, die Schlacht am Nil. Von C. F. Scherenberg. Berlin, A. Duncker. 1855. 8. 20 Ngr.

Während der Musensitz an der Isar, den König Maximilian's poetischer Sinn und Begeisterung für die Dichtkunst geschaffen, sich durch die große Glätte, Klarheit und geschmackvolle Haltung aller Productionen auszeichnet, die aus ihm hervorgehen, während die münchener Dichterschule, ein Geibel und Dingelstedt, ein Bodenstedt und Heyse, in die Fußtapfen Platen's tritt und die formelle Seite der Kunst zu möglichster Vollkommenheit auszuarbeiten sucht, tritt diesen Poeten ein preußischer Dichter gegenüber, der sich kaum um die Regelrechtigkeit und Correctheit seiner poetischen Form kümmert und, ohne Kenntniß der antiken Bildung, ohne Anlehnung an classische Muster, frischweg die Eingebungen seiner lebendigen Phantasie und seiner patriotischen Gesinnung in Verse bringt. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als ein Scherenberg'sches Schlachtgemälde, mit seinen oft unscandirbaren Rhythmen, zerrissenen Constructionen, Härten und Längen, kecken, oft grotesken Metaphern, seiner den Purismus verhöhnenden Sprach-

mengerei, und eine dichterische Arbeit Heyse's mit ihren saubern Versen, ihrer Goethe'schen Eleganz, ihrer ganzen tadellosen Form, die keine kritische Lupe zu scheuen braucht. Dort ein etwas wüstes Schlachtgetümmel der Verse und Gedanken, hier eine parademäßige Aufstellung; dort pulvergeschwärzte Uniformen, hier blankgeputzte Knöpfe; dort Kampf mit Kolben und Bayonnet, hier ein zierlich präsentirtes Gewehr! Wir achten den guten Geschmack und die treue Pflege der künstlerischen Form gewiß nicht gering, aber wir müssen bekennen, daß auf uns die frische Ungeberdigkeit Scherenberg's einen wohlthuenden Eindruck machte, wenn wir von der zierlichen Lovelypoesie und correcten Schulmäßigkeit ermüdet waren, in der sich gar keine bestimmte geistige Physiognomie ausprägte. Lieber einmal eine Poesie mit stark markirten Zügen, so sehr sie auch von den Proportionen des Ideals abweichen mag, als dies fortwährende graziöse, aber wenigsagende Lächeln in einem sonst noch so wohlgebildeten Angesicht.

Scherenberg war lange Zeit hindurch ein wenig genannter Journalpoet *); hier und dort las man seinen Namen unter etwas ungelenken Gedichten, die sich dem Ohre nicht einzuprägen verstanden. Es fehlte an Grazie, an Melodie, an Glanz und Tiefe der Empfindung — Fehler, die in der Lyrik durch keine andern poetischen Verdienste aufzuwiegen sind. Anders verhält es sich in der Epik, wo Kraft, Lebendigkeit und Originalität der Darstellung für jene Mängel einigermaßen entschädigen können. So wandte sich Scherenberg's Muse, die mit ihren bescheidenen Journalergüssen zu verkümmern drohte, zur rechten Zeit größern epischen Schöpfungen zu und that mit „Waterloo" einen glücklichen Griff, der ihr bald zu unverhoffter Anerkennung verhalf. Freilich darf man weder an den Entwurf noch an die Ausführung dieses poetischen Schlachtgemäldes einen streng künstlerischen Maßstab anlegen; denn von einer andern Anordnung und Gruppirung des Stoffs, als die Kriegsgeschichte an die Hand gibt, ist nicht die Rede; die künstlerische Form ist so durchlöchert wie eine alte Regimentsfahne; die Syntax und Metrik sind oft mit dem Elnbogen beiseite geschoben, und unverdorbene Gemüther, denen die Damen theuer sind, werden dem groben Poeten kein freundliches Lächeln schenken. Dennoch — welch ein frischer, ungekünstelter Hauch der Begeisterung durchwehte das Ganze, wie drastisch und Taciteisch waren die meisten Schilderungen, wie gewaltig viele Bilder von jener unmittelbaren Kraft der Bezeichnung, nach welcher schulmäßige Fertigkeit vergebens ringt. Ein derber, frischer Humor, eine gesunde Energie athmete aus jeder Zeile; keine Spur von moderner Blasirtheit, von all den krankhaften Stoffen der Zeit; eine naturwüchsige Objectivität verschmähte alle Reflexionen und ließ nur lebendig geschilderte Thaten sprechen. Mochte Scherenberg ein soldatisches Bivouac vor der Schlacht oder einen Reiterkampf schildern oder die Action der großen Massen, er blieb immer Herr seines Stoffs, und seine Inspiration ließ ihn für Alles den rechten Ton anschlagen. Ein patriotischer Schwung, der keinen einseitigen Parteirücksichten fröhnte, beseelte die ganze Dichtung, die sich indeß nicht weiter darauf einließ, die Signatur der damaligen Zeit nach ihrer tiefern Bedeutung zu entziffern. Die poetische Kraft, die sich in ihr offenbarte, war vorzugsweise Kraft der Schilderung und besonders imponirend durch die glänzende Entwickelung der Massen, durch die Sicherheit, mit welcher Scherenberg's Schlachtenmuse Bataillone und Regimenter auf die Scene führte und allen taktischen Bewegungen, die als verstandesmäßige Operationen der neuen Kriegskunst für den Dichter ungefügig genug erscheinen, eine poetische Seite abzugewinnen wußte. Was freilich die Charakteristik der einzelnen Helden betraf, so war sie meistens in kurzem, barschem Stile, im Tone der Anekdote ausgeführt. Einer sorgsamen und tiefergehenden Ausarbeitung der hervorragenden Individualitäten, wie sie das Epos verlangt, schien weder der Dichter gewachsen, noch war sie erfoderlich für ein Schlachtgemälde, das ja auch nicht Anspruch darauf machen konnte, der culturhistorischen Bedeutsamkeit, ohne welche sich kein Epos denken läßt, zu genügen. Man kann indeß nicht behaupten, daß Scherenberg seit dem Erscheinen seiner Dichtung „Waterloo" große künstlerische Fortschritte gemacht hätte. Das Barocke, Groteske, Formlose ist bei ihm nicht Auswuchs jugendlicher Kraft, es ist Manier des Autodidakten, starre, unbeugsame Manier des ältern, reifern Dichters, dem man wol kaum große Entwickelungsfähigkeit zusprechen darf. Der unersetzliche Mangel einer classischen Bildung entzieht dem Dichter jene Basis des guten Geschmacks und ästhetischen Gesetzes, ohne welche jede noch so geniale Neuerung in der Luft schwebt. So kommt es denn, daß Scherenberg's spätere Dichtungen höchstens mit „Waterloo" in eine Linie zu stellen sind und eher unter als über ihm stehen. So ist „Ligny" eine matte Copie von „Waterloo" und „Leuthen", ein Fragment des großen Friedrichsepos, bei einzelnen Glanzstellen der Schilderung doch durch die hin- und herspringende Composition, die metrische Unzurechnungsfähigkeit und die oft barbarische Sprachmengerei noch verwilderter. In seiner neuesten Dichtung „Abukir, die Schlacht am Nil" verläßt Scherenberg nun den patriotischen Boden, läßt auch das Friedrichsepos, das mit Meyerbeer's „Afrikanerin" ein Schicksal zu theilen scheint, im Pulte schlummern und führt uns an Aegyptens fernen Strand, um uns ein Schlachtgemälde zu entwerfen, dem alle preußischen Kernflüche fehlen.

Warum wählte Scherenberg diesen Stoff? Wollte er hinter die englisch-französische Allianz ein poetisches Fragezeichen machen? War seine Muse des Landkriegs müde; brauchte sie neue Staffage zu ihren Bildern? Wollte sie ihre Amphibiennatur bewähren und zeigen, daß sie zu Wasser ebenso gut fortkommt wie zu Lande? Dem Widmungsgedichte zufolge scheint die Erwerbung des Jahdebusens, der erste Schritt zur Bildung einer preußi-

*) Doch erschienen Scherenberg's „Gedichte" schon 1845 zu Berlin in zweiter Auflage. D. Red.

schen und deutschen Marine, den patriotischen Anstoß zu dieser Dichtung gegeben zu haben, die nur deshalb den brandenburger Fahnen untreu wird, weil die preußische Geschichte, abgesehen von jener kurzen, wenig erfreulichen Episode unter dem Großen Kurfürsten, keinen Stoff für die Poesie des Seekriegs bietet. So muß der Dichter ein Vorbild für Preußens künftige Marine von den Heldenthaten anderer Nationen borgen; aber seine Tendenz bleibt nichtsdestoweniger patriotisch:

Auf daß auch Preußens Matschaft, gilt's zu halten
Die Flaggenehre einst vor'm Schlachtenweh'n,
Dem Tod, wie er auch wechsle die Gestalten,
Mit Seemannskühle mag ins Auge seh'n,
Und muß sie weichen höheren Gewalten,
Auch groß noch bleib' in ihrem Untergeh'n,
Dieweil nicht stirbt, was in der Ehre lebet,
Und treu dem Geist, der ob den Wassern schwebet.

Das Gedicht beginnt mit einer historischen Einleitung in Jamben. Zuerst führt uns der Dichter die große französische Flotte vor, die unter dem Schleier des Geheimnisses auslief, ohne daß Jemand ihr Ziel kannte. Sie folgte jenem Stern,

Der aufgegangen glühend über'm Sumpf
Der gottvergess'nen Erde mit dem Schweif
Der Plagen, eine Himmelsruthe, ihnen
Schon vorgeleuchtet an der Alpen Firn,
Geführt durch Wolken sie ins Land der Sonnen.

Schon hier finden sich Proben der markigen Darstellungsweise, welche unsern Dichter charakterisirt:

Und als in dritter Nacht,
Nicht übersehbar mehr, die Inselstadt
Hervor aus vier der alten Großseethore
Von Frankreich und vom welschen Land zusammen
Geschwommen war auf Höh' von Genua,
Und morgenduftig aus der dunkeln Flut
Emporstieg mit den Prachtpalästen, flimmernd
Im Strahl aufgeh'nder großer Meeressonne,
Erschraken alle Küsten rings umher;
Denn seit des heil'gen Ludwig's Kreuzesfahrt
Sah'n sie nicht mehr desgleichen von Armada.
Sie aber sah sich kaum geseh'n, so hüllte
Sie fluchtscheu sich in ihre weh'nden Schleier,
Bedeckte sich mit allen Segeln, ward
Zur Wolke, Nebelstreif, Strich, Punkt und Nichts.
Verduftet war das segelnde Geheimniß,
Eh's noch errieth die lauschende Europa.

In gleicher Weise, mit manchen ungelenken und harten, aber auch kühnen und schlagenden Wendungen, führt uns der Dichter nun die englische Flotte vor, welche die französische überall vergebens sucht, bis sie dieselbe bei Abukir an Aegyptens Küste findet. Das ist Scherenberg's naive Manier, welche die geschichtlichen Thatsachen ohne weiteres aufgreift und in Verse bringt. In ebenso naiver Weise spricht er die historische und politische Bedeutung der Schlacht aus:

„Und Indien also heißt das Gold'ne Vließ
Der stillen Argonauten, und nur Fabel
War jener Wikingszug auf Englands Küste?
Schein ihre Rüstung in dem Ocean
Und Posse uns're in dem Mutterland?
Aus Indien will sich Frankreich England holen!
Aegypten ist die Straße — ein Gedanke,
Der würdig eines Briten!" hob sich zitternd
Auf seiner Brust das Band vom Bath, so wegte
Ihm drinnen sein altenglisch Blut. Kühl wandte
Er nach verlor'nem Worte der Bewund'rung
Sich an sein Britenvolk, streckt' nach dem Feind
Aus seinem linken Arm — der rechte lag
Bei Teneriffa. Und das Volk verstand
Auch ohne Worte seinen Admiral;
Denn was zu sprechen wäre, war gesagt.

Es geht also zur Schlacht, und wir haben kaum Zeit zu erwägen, welche günstigen Chancen eine Seeschlacht der dichterischen Auffassung bietet. Doch tritt uns gleich eine Schwierigkeit entgegen — die Technik der Marine und ihre feststehenden Kunstausdrücke. Ohne Frage kann eine Fülle von Specialitäten das dichterische Gemälde beleben, ja sie gibt ihm erst einen specifischen Charakter. Auf der andern Seite kann eine erst des Commentars bedürftige Terminologie keinen Eindruck, also auch keinen poetischen auf den Leser machen, dem sie unverständlich ist, und auch die Keuschheit, Reinheit und Schönheit der Sprache verlangt, daß nicht jeder plumpe Marineausdruck so ohne weiteres vom Dichter recipirt werde. Die Grenzlinie ist hier schwer zu ziehen; doch hat Freiligrath in seinen Dichtungen sie wol mit größerm Geschmack gewahrt als Scherenberg, der an einzelnen Stellen allzu verschwenderisch mit Ausdrücken umgeht, die in Deutschland nicht so auf ein allgemeines Verständniß rechnen dürfen wie in England und außerdem für keine Bereicherung der poetischen Diction gelten können, z. B.:

„Anluven!" spielte weiter das Signal,
Scharf brassen alle Schiffe an den Wind,
Die Raaen holen durch die Schooten, 's stampft
Der Kiel die See, daß alle Segel schüttern.
Und: „Abgenommen die Kappe vom Kanon!
Die Luken aufgetreißt!"

Ebenso ist die Lebendigkeit der Darstellung auf Unkosten der künstlerischen Reinheit durch eine Fülle von französischen und englischen Brocken gehoben, welche den Repräsentanten beider Nationen in den Mund gelegt sind. Die Franzosen lassen ihr: „Vive l'égalité!", „Vivent les Bourbons!", „Vive Napoléon!" ertönen. Der Admiral Nelson läßt selbst in seine monologischen Betrachtungen ein „Very well!" einfließen; John Bull schimpft „Goddam Jonny Crapeau!" und das Britenecho ruft nieder: „Steht bei, my hearts of oak!" Schon Freiligrath hat diese Sprachmengerei in einer kaum zu rechtfertigenden Weise in seine Dichtungen aufgenommen; bei Scherenberg macht sie oft einen wunderlichen Eindruck, indem man ganze Zeilen durchfliegt, ohne ein ehrliches deutsches Wort zu begrüßen, und sich hier an einer nautischen Wendung, dort an einem Fremdwort, dort an einer neuen, bizarren Wortbildung und Wortfügung stößt. Doch freilich, die außerordentliche Lebendigkeit der Darstellung vermag fast für die Uncorrectheit des Ausdrucks und die Seltsamkeit dieser sprachlichen Mischungen zu entschädigen. So ist die Schilderung der französischen Flotte vor der Schlacht ein Meisterstück einer mit kecken Zügen zeichnenden Genremalerei. Das bunte Leben der

Parteien, das noch nicht von der Zuchtruthe des Consulats gebändigt war, tritt uns hier mit allen seinen Stichwörtern entgegen. Zur Tafelmusik der Offiziere sehen wir die blauen Jungens auf dem Verdecke lustig tanzen; Welschblut producirt seine angeborenen Mimenkünste, und sein Publicum hängt gaffend im Tauneß, wie Affen im Gezweige, oder klettert einander auf die Schultern. Auf eine solche „schwanke Menschenpyramide" wirft der Jakobiner-Koch seine rothe Mütze, wogegen ein Ritter der Vendée, ein Anhänger der Bourbons, und ein Napoleon'scher Soldat der Alpen protestirt. Wir sehen einen krausköpfigen Negerbuben, dem der Ritter seinen Kalkstummel und einen Zwieback zuwirft; dann ein Mitglied der Gelehrtenkaravane,

Bestimmt zur Wand'rung durch Aegyptens Gräber,
Dort abzulesen von den ew'gen Steinen
Des Welttods traurige Geschichte und
Den alten Staub zu bringen zu dem neuen —

dann einen Schlachtenmaler, der die Schläfer auf seine Leinwand stiehlt:

Stumm
Wie'n Fisch strich durch den Apparat von Kunst
Und Wissenschaft die Theerjack' ihre Wege.

Die Schilderung der Schlacht selbst zeichnet sich zunächst durch die großen Frescozüge aus, mit denen Scherenberg das scheinbar poetisch Unersprießliche, z. B. die taktische Aufstellung der Kriegsschiffe, besonders durch die Macht einer grandiosen Bildlichkeit, in die poetische Sphäre hebt. Dies spricht mehr als alles Andere für die Kraft seines Talents. Für den geborenen Dichter gewinnt Alles eine poetische Sprache, und die Macht seiner Intuition verzaubert die Welt. Eine kleine Apposition genügt, um uns das technisch Nüchterne in ein dichterisches Licht zu rücken. Die Fregatten und Corvetten heißen die „Reiterei der See", die Avisoschiffe die „Meeresadjudanten":

Abseitens trieben, öde und entmastet,
Wie das verruf'ne Todtenschiff, die Brander.

Wie köstlich ist folgendes Bild:

Der Feind,
Den fest noch lag, wie unverrückbar, vor
Dem Bleichgesicht Abukir, eng umfangen
Vom blassen Felsengürtel, als hielt' wieder
In weißen Armen ein ägyptisch Weib
Den Helden fest, so unersättlich in
Der Lust als unergründlich in der Tücke.

Wir können dem Schlachtgemälde selbst nicht in alle Einzelheiten folgen; es ist reich an den Fehlern und Vorzügen Scherenberg'scher Dichtungen. Wenn man sich durch einige etwas schwerfällige Constructionen durchgeschlagen, erhebt sich die Sprache oft wieder zu freiem, mächtigem Schwung; selbst das Skizzenhafte und Springende der Darstellung ermüdet nicht, indem die salto mortale unsers Dichters durch die athletische Kraft seiner Phantasie unterstützt werden. Freilich, wo er seine Helden charakterisirt, geschieht das nur mit flüchtigen Strichen; sie verschwinden rasch wieder im Pulverdampf und Getümmel. Der französische Admiral hält eine taktische Beichte ab vor seinem Tode, die mehr auf seine militärischen Fähigkeiten als auf seinen Charakter ein Licht wirft, und auch der englische Admiral ist nur mit seiner etwas abstracten heldenmüthigen Gesinnung geschildert. In der That hat ein Schlachtenmaler nicht Zeit, das Bild seiner Helden zu vertiefen, am wenigsten in einer modernen Schlacht, in welcher nur die taktische Einsicht und die Ausdauer im Kugelregen in Betracht kommt. Dagegen treten einzelne Scenen, wie das Bild der beiden Casabianca, mit drastischem Ausdruck in den Vordergrund. Die Schönheiten der Dichtung bestehen nun in diesem nicht angelernten, sondern urkräftigen Schwunge der Darstellung, in diesem markigen Herausgreifen großer Züge, in dieser an Shakspeare erinnernden organischen Bildlichkeit des Ausdrucks, die so lakonisch, so prägnant ist und, was ein mühseliger Schuldichter in breite Gleichnisse auseinanderfädelt, in einer mächtigen metaphorischen Wendung energisch zusammenschmilzt. Der Stil Scherenberg's hat einen wahrhaften Odenschwung, in gewagten Uebergängen, in kühnen Tropen, und würde bei größerer Reinheit der Form, bei größerm künstlerischen Gleichmaß einen noch bedeutendern Eindruck hervorrufen. Statt aller einzelnen Belege für die Kraft des Stils wollen wir hier nur eine Stelle mittheilen, welche wir für die poetische Glanzstelle des Ganzen halten, den Brand des französischen Admiralschiffs Orient.

Und unerstickt herwindet sich die Schlange,
Leckt immer gieriger sich Zung' aus Zung',
Je mehr sie kostet; wächst und wechselt Farb',
Gestalt, jenachdem ihr Fraß ist; züngelt, ringelt
Empor sich an den hohen Galerien;
Umfließt ihr Schnitzwerk wie ein flüssig Gold,
Bricht vor in flammenden Arabesken, lodert
Zusammen wieder sich zur Riesenboa;
Schießt aufs Kastell und schlingt herum sich glatt
Um die Zwölfpfünder, die sich selbst entladen,
Wie wilder Angstbrüll schlangumpreßter Löwen,
Läuft, spaltend wieder sich, hin doppelt über
Das Quarterdeck ins Takelwerk; — heiß tropft
Der Theer, geschwitzt aus allen Poren; — klettert
An allen Masten hoch, am straff' Gespinnst
Der Wantentreppen, faßt das Tauwerk mit,
Ihr luftig, weit verflochtenes Gelände —
Und Alles brennt! Stuf' über Stufe, von
Den Jungfern auf durch alle Webeleinen,
Die ganze Treppe eine Himmelsleiter.
Und drüber rollen, eine Wetterwolke,
Sich donnernd aus all' die entfesselten
Großsegeltücher, zwischen flattert flirr,
Wie schlafverstörtes, lichtgescheucht Gefieder,
Der lange Wimpel und das Flaggenzeug.
Die Wanten springen, schnurr'n zusammen, prasselnd
Aus einer Schlange fahren vor viel' Tausend,
Verknattern, schwärmerlustig, schnell, wie sie
Geboren, sich aus lichter Flammenloh
In glühe Kohlen — todte Asche — weh'n —
Verwehen in die schwarzen Winde — — Und,
Als schlüge der ergrimmte Himmel drein
Ins Feuerwerk der Hölle, niederkrachen
Die großen Raa'n mit allen Stängen. — Nackt
Steh'n da die Riesen: Fock-, Besan- und Großmast,
Drei Feuersäulen — in drei Flammengarben

Ausströmend, um die Kuppel ihres Doms,
Gewölbt aus Qualm, die heiße Girandole!

Welche Energie, Glut, Macht und Pracht der Darstellung, trotz einzelner Wendungen, die an das grammatisch und syntaktisch Unrichtige streifen! Man vergleiche damit die fashionable Blumenpoesie oder jene platte geleckte, von allen Unarten freie Schulpoesie mit ihren saubergeschnitzten Metapherchen, welche nur arabeskenhaft den Gedanken umrahmen, statt mit ihm in einen kraftvollen dichterischen Ausdruck zu verschmelzen — und man wird die Bedeutung eines Dichters wie Scherenberg nicht gering anschlagen können, der uns zeigt, daß unsere Sprache außer den blankgeputzten Hellerchen, die in Curs sind bei den Halbtalenten, noch ungekannte Schätze birgt, die der Zauber einer wahrhaften Begabung zu heben vermag. Ebenso wohl thut die männliche Haltung dieser Poesie, in einer Zeit, in welcher die süßliche Empfindung nur für Toiletten- und Nipptische dichtet und man nur eine sauber eingebundene Poesie für Damen gelten lassen will. Als grober Gegenschlag gegen diese lyrischen Bonbondevisen und diese girrende Täubchenpoesie, wie gegen die Hohlheit einer äußerlich glatten, innerlich leeren philologischen Nachdichterei verdient Scherenberg doppelte Anerkennung; denn sein starres, trotziges Gebahren ist ein Hemmniß seichter Ueberflutung und gibt einen Halt für eine kräftigere Richtung, der es vergönnt sein wird, auch wieder das künstlerische Maß sich anzueignen. Scherenberg nimmt in der Epik eine ähnliche Stellung ein wie Hebbel in der Dramatik, und in der Epik thun solche Kraftnaturen noch mehr noth. Sehen wir uns um auf epischem Gebiete — und wir begrüßen meistens in Verse gebrachte Novellistik, in der die Liebesepisoden den Schlachtbildern über den Kopf wachsen, im besten Falle Balladen und Romanzen, die unter der Firma „poetische Erzählung" einen aneinandergewachsenen Rattenkönig bilden. Recht zierlich empfunden, recht niedlich ausgeführt, in der sogenannten „schönen Sprache", recht ansprechend für Honoratiorentöchter, recht anmuthig zu lesen bei geheimräthlichen ästhetischen Thees, aber ohne dichterischen, mindestens ohne epischen Genius, A. von Tromlitz und Blumenhagen in Verse gebracht! Scherenberg hat epischen Sinn und Stil, und wenn er kein Epos gibt, so gibt er doch Fragmente eines Epos und verfällt nirgends in den trivialen Ton der Novelle. Der Mangel an künstlerischer Architektonik wie an umfassender culturhistorischer Darstellung wird ihn freilich stets daran hindern, eine größere organische epische Dichtung zu schaffen; aber auch die kräftige Skizze soll willkommen sein, die uns an große epische Ziele mahnt, nach denen die jüngste Generation der Taschenbuch-Epiker zu streben verlernt hat.

Rudolf Gottschall.

Reisebilder aus dem Orient.

1. Byzantinische Nächte. Türkische Lager- und Reisegeschichten von Hans Wachenhusen. Mit Illustrationen von Emil Wachenhusen. Berlin, Verlags-Comptoir. 1855. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war vorauszusehen, daß im Gefolge der westlichen Waffen sich auch die westlichen Federn an die große Aufgabe des Jahrhunderts machen würden, den Orient dem Occident zu erobern. Nicht als ob die westliche Literatur daselbst noch ganz und gar keine Spanne Bodens erworben gehabt hätte, im Gegentheil; auf manch prächtiger Zinne hatte schon der französische, englische und ganz vorzüglich der deutsche Forschergeist sein sieghaftes Banner aufgepflanzt. Um was es diesmal zu thun war, das war die Eroberung des Ostens für die Magazine der leichten Literatur, denen bei dem millionenmal aufgewärmten Sauerteige der tagtäglichen Stoffe, der abgenutzten Conflicte, der abgegriffenen Farben ein erfrischendes Element allerdings noth zu thun schien. Und fürwahr, von dem herrlichen, noch so wenig gekannten Osten mit seinen noch unverbrauchten religiösen, nationalen und geschichtlichen Elementen, mit seinem bunten, reizenden, jedenfalls aber für den größten Theil der Lesewelt neuen Colorit ließ sich eine reiche Ausbeute erwarten, und wir sprechen es mit Zuversicht aus, daß sich diese Erwartung noch erfüllen wird. Allein wenn wir auf das dem Quantum nach allerdings nicht mehr gar so unbedeutende Maß des bis nun Eroberten hinblicken, können wir allerdings nicht umhin zu gestehen, daß uns immer noch die Federn das Schicksal der Waffen zu theilen scheinen: das bisher Eroberte zahlt die Mühen des Feldzugs noch lange nicht aus! Zu entschuldigen ist das freilich durch die Hast des Augenblicks. Die Zeitungen wollen ihre Berichte und ihre Feuilletons frischweg aus dem Farbentopf des Moments, denn die Abonnenten wollen ja auch ihre Zeitungen und die Conversation ihren interessanten Stoff, und der Leviathan Lesepublicum ist nicht so geduldig zu warten, bis das Ereigniß des Tages gehörig abgekocht und abgeklärt ist; frischweg und roh will er es verschlingen, mit Stumpf und Stiel und mitsammt den unverdaulichen Plutzerkernen. Nun denn: habeat et devoret! Insofern mag auch die überhastige Production einigermaßen entschuldigt, wenn auch nicht gerechtfertigt sein! Ein Tageblatt ist ja eben nur ein Blatt für einen Tag! Etwas Anderes ist es mit Büchern. Diese haben ganz andere Gesetze und ganz andere Rechte. Nicht Alles, was die Spalten eines Zeitungsblattes ausfüllt, füllt auch gut genug ein Buch aus, und die thatsächliche Negation dieser Wahrheit, der wir eben, seit das Feuilletongenre in der deutschen Literatur zur üppigen Blüte gediehen, und namentlich während der letzten Kriegsjahre gar so häufig begegnen, ist es, gegen die wir hier gelegenheitlich das Wort erhoben haben möchten. Nicht als ob der Stoff des Feuilleton nicht auch Stoff eines Buchs sein könnte oder dürfte. Die englische Literatur namentlich hat glänzende Beweise des Gegentheils, auch die deutsche und französische. Nur das Mithinübernehmen der flüchtigen, leichtfertigen Behandlungsweise ist es, wovor wir einen Warneruf erheben zu sollen glauben.

Was nun zunächst die beiden Bücher anbelangt, von denen wir die Titel zu Anfang dieser Zeilen angesetzt, so glauben wir allerdings nicht, daß die Kriegsschauplatzliteratur durch sie sonderlich gewonnen. Wachenhusen wenigstens bietet, wenn der Titel seines Buchs auch etwas prätentiös ausgefallen, das Anspruchslose anspruchslos und hat eben diese Anspruchslosigkeit, sowie doch einigermaßen auch die anerkannte Liebenswürdigkeit seiner Erzählungsweise für sich. Was er bringt, sind auf 140 kleinen Seiten kleine Schilderungen, kleine Abenteuer, kleine Erzählungen, ohne Zusammenhang mit dem große

Drama, welches er offenbar, wenn auch nicht sehr erfolgreich, seinen Darstellungen hier und da als Hintergrund unterzubreiten bemüht ist. Mit diesem Hintergrunde verhält es sich nämlich beiläufig so wie mit gewissen historisch-romantischen Erzählungen, die da beginnen: „Unter Rudolf's II. thatloser, durch Unglück und Schande getrübter Regierung begannen sich die Wolken zu sammeln, aus denen die Donner des Dreißigjährigen Kriegs hervorbrachen"; und nun folgt irgendeine unbedeutende Historie, die mit Rudolf II. ebenso wenig als er mit ihr zu thun hat. So schwimmt auch der Verfasser der „Byzantinischen Nächte" in sehr ungemächlicher Weise die Donau hinauf und hinab, hält sich einige Zeit im kalafater Lager auf, kommt mit Christen, Türken, Renegaten und Zigeunern zusammen, sieht sich in Varna um und erzählt uns von diesen Christen, diesen Türken, diesen Renegaten und Zigeunern allerlei Hübsches, das sich von Mund zu Ohr gut erzählen und anhören mag, für ein touristisches Buch aber zu inhaltslos und für ein novellistisches zu unbedeutend ist. Doch wie gesagt, Leute, die den Orient noch gar nicht kennen, mögen das Büchlein immerhin lesen und Manches darin finden, was sie anspricht.

Selbst dieses Verdienst aber können wir dem Buche „Nach Konstantinopel und Brussa" nicht zuerkennen. Es ist nämlich dieses Buch in keinerlei Weise ein gerechtfertigtes und noch weniger ein entsprechendes. Ein „preußischer Jurist" will mit seinem Freunde nach Neapel reisen und hat schon dahin seine Gedanken und seinen Paß visirt. Da überkommt ihn auf einmal der Einfall, statt nach Neapel nach Konstantinopel zu gehen. Zwar dauern die Ferien, die ihm gegönnt sind, nur sechs Wochen, und er sieht selbst ein, daß das einigermaßen zu wenig ist, um eine orientalische Reise mit Nutzen durchzuführen. Doch vermag ihn das nicht abzuhalten, den abgeänderten Reiseplan seinem Freunde mitzutheilen, sich mit diesem ein Rendezvous in Lundenburg zu geben, von da über Wien nach Triest zu gehen und von da, seinen gutmüthigen Freund ins Schlepptau nehmend, nach dem Orient zu „eilen". Gegen dergleichen ist im Grunde nichts einzuwenden. Es ist uns wenigstens nicht bekannt, daß es einem „preußischen Juristen" nicht vollkommen frei stünde, seine sechs Wochen Ferien zuzubringen, wo und wie es ihm beliebt. Weniger im Stande sind wir, die Nothwendigkeit zu begreifen, durch welche sich Jemand, der so flüchtig und mit so wenig Beobachtungs- und Auffassungsgabe gereist ist wie der in Frage stehende „preußische Jurist", gedrängt fühlen kann, über diese seine höchst flüchtige „Ferienreise" dem deutschen Lesepublicum eine bei 400 Seiten starke Rechenschaft abzulegen. Flüchtig nur hält sich der rechtsgelehrte Reisende in Wien auf und findet hier höchstens Gelegenheit, in einem Omnibus eine kleine Cigarrettenbekanntschaft zu machen; flüchtig in Triest. Im Fluge sieht er Ancona, Molfetto, Brindisi, Korfu, Zante, Athen (gar nur vom Pyräus aus!!!), Syra und die Dardanellen und hat überdies das Unglück, die kurze Möglichkeit, die ihm das Dampfschiff und sein Ferienpaß für den Besuch der genannten Orte gönnen, sich überall noch durch die Cholera abgeschnitten zu sehen. In Konstantinopel benutzt er die wenigen Tage, die ihm für diese Stadt gegönnt sind, gewissenhaft, um sich rasch möglichst überall umzusehen. Zum tiefern Eingehen natürlich bleibt ihm nicht die Zeit, denn mit dieser letztern muß er in seinem Hinblick auf die knapp zugemessene Urlaubszeit äußerst haushälterisch sein. Auch würden ihm zu einem solchen Eingehen die nöthigen Vorkenntnisse durchaus abgegangen sein, da er, wie er selbst gesteht, solche sich zu erwerben weder Gelegenheit noch Zeit gehabt und unglücklicherweise nicht einmal ein gutes Reisehandbuch hat auftreiben können! Und dennoch kann er, nach Hause gekommen, dem Reize nicht widerstehen, das Gesehene und Erfahrene sofort zu Papier zu bringen, sofort drucken zu lassen und sofort die Literatur des Orients damit zu bereichern! Wenn nun dann das Buch freilich den Anfoderungen, die man an eine inhaltsreiche, interessante, tiefeingehende Reiseschilderung zu stellen berechtigt ist, keineswegs entspricht, sondern eben auch nur als ein flüchtiges, eilfertiges, aus lauter Unbedeutendheiten und Allotrien zu einem bedeutenden Umfange erwachsenes sich darstellt, so ist das wol weniger die Schuld des Verfassers als der kurzen Ferienzeit, die dem „preußischen Juristen" von seinem Vorgesetzten gegönnt war. Daß der „preußische Jurist" nebenbei gesagt auf seiner ganzen Reise und in seinem ganzen Buche weder etwas mit „Preußen" noch „Jus" zu thun hat, am allerwenigsten aber sich in politische Untersuchungen der orientalischen Frage vom „preußischen Juristenstandpunkte" einläßt, wäre zwar vom Titelblatt aus nicht zu vermuthen, ist aber dennoch der Fall.

82.

Goethe's „Faust" auf der czechischen Bühne.

Prag, Februar 1856.

Ich habe Ihnen in einem vom November v. J. datirten Briefe Einiges über die Lebensfähigkeit einer czechischen Bühne überhaupt mitgetheilt und bei dieser Gelegenheit weidlich über das Repertoire und die Sorte von Kunst geschimpft, welche uns dort vorgeführt wird. Die letztere ist sich gleich geblieben nach wie vor, denn Hans bleibt Hans, wenn er sich auch zehn mal in Gold und Purpur kleidet, aber das Repertoire hat sich wesentlich und nicht zum Schaden des czechischen Publicums geändert. Man soll einmal den Tag nicht vor dem Abend tadeln. Die letzten drei Monate des verflossenen Jahres brachten fast ebenso viel Novitäten als Theaterabende, will sagen Theaternachmittage überhaupt, was viel sagen will, weil eben nur ein mal wöchentlich von 4—6 Uhr gespielt wird. Namentlich wurde Shakspeare durch Vorführung seines „Lear" und „Sommernachtstraum" mishandelt. Lear ist bekanntlich eine Rolle, die einen Titanen zum Spieler verlangt, und Deutschland besitzt nur noch zwei Künstler, die ihr gewachsen sind, von denen der eine sie Alters, der andere Krankheits halber nicht spielt. Ein Mitglied der czechischen Truppe wagte ihn nichtsdestoweniger darzustellen. Auf das Wie einzugehen hieße den Raum d. Bl. misbrauchen. Wo möglich noch unerquicklicher war der Eindruck, den die Aufführung des „Sommernachtstraum" auf uns machte. Wer könnte seinen Aerger verbergen, wenn er die feine Ciselirarbeit dieses Stücks, das bei der Darstellung das zarteste Ineinandergreifen aller Mitwirkenden, mit dem sinnenberauschendsten Ausstattungsflitter gepaart, verlangt, wenn er dieses fast raffinirt kunstvoll verschlungene Gewebe theils durch eine schäbige Armseligkeit der Bühne, theils durch die derben Coulissenreißerhände der darstellenden Komödianten zuschanden gemacht sieht.

Auch zwei Originaldramen erschienen auf den Bretern. Das eine, die „Boleslaviden", von dem Altmeister der czechischen Bühnenliteratur, Klitzperu, hat den ganz specifischen Werth, den schwer zu sättigenden Effectgelüsten des czechischen Sonntagspublicums Genüge geleistet zu haben. Es ist charakteristisch, daß auch in diesem wie in den meisten zu dieser Sorte gehörenden Dramen die larmoyante Situation an die Stelle des tragischen Conflicts tritt. Das Publicum will einmal die Augen feucht haben, und die Autoren erreichen das, wenn sie auch nur mit geriebenen Zwiebeln auf seine Geruchsnerven zu wirken suchen. Das zweite Drama ist eine „Libussa" (ursprünglich deutsch geschrieben) von Ferdinand Stamm, der sich durch seine zahlreichen volkswirthschaftlichen Arbeiten wie durch seine novellistischen Genrebilder einen ziemlich klangvollen Namen erworben, aber als Dramatiker schwerlich auf einen grünen Zweig kommen dürfte. Seine „Libussa" ist eine planlose Aneinanderreihung verschiedener theatralischer Effectscenen, die alles dramatischen Lebens bar sind. Wie die meisten jener halbromantischen Stücke, welche in die Zeit der Mythe zurückreichend, sich dennoch für historische Dramen ausgeben möchten, ist es ein völlig ungenießbares Zwitterding.

Bei weitem das wichtigste Ereigniß aber für die czechische Bühne, dessen in d. Bl. Erwähnung gethan zu werden verdient, ist die Aufführung des Goethe'schen „Faust". Wir sagen die Aufführung, weil durch sie die vorzüglich gelungene Uebersetzung des größten deutschen Meisterwerks zu noch allgemeinerer Kenntniß des czechischen Publicums gelangen dürfte als durch die Veröffentlichung mittels des Drucks. Eigentlich ist es aber die Uebertragung, nicht die Aufführung des Werks, der wir eine hohe Bedeutung zuschreiben, und zwar zunächst für die czechische Literatur selbst. Für die Verbreitung des „Faust" kann es uns bei dem Weltruhme des Werks ziemlich gleichgültig sein, ob es nun auch ins Czechische übertragen oder nicht, und um desto gleichgültiger, als wir mit Gewißheit annehmen können, daß es kaum einen gebildeten Czechen geben wird, der nicht bereits die Bekanntschaft des „Faust" gemacht hat, weil es eben Thatsache ist, daß bei jedem gebildeten Czechen trotz allen Nationalgefühls durch die beständige nothwendige Berührung mit dem Deutschthum die deutsche Bildung ein bedeutenderer Factor seiner geistigen Entwickelung ist als die czechische. Daß der Czeche aber von nun an auch im Stande sein wird, das größte deutsche Dichterwerk in czechischer Sprache zu lesen, wird auf die czechischen Literaturzustände der Gegenwart von tiefeingreifender Bedeutung sein und wesentlich dazu beitragen, eine gewisse Sorte literarischer Productionen des Czechenthums aus den sieben Himmeln ihrer wohlfeilen Unsterblichkeit zu stürzen. Die gegenwärtige Literaturepoche der Czechen gleicht nämlich auf ein Haar der Nachahmungsperiode unsers seligen Opitz, nur mit dem Unterschiede, daß es dort die antike und romanische Dichtung war, die man zu copiren versuchte, hier aber Nachahmungsgewerbe mit zeitgenössischen deutschen Productionen getrieben wird. Vor allem ist es aber der Goethe'sche „Faust", dem die besondere Ehre widerfahren, von verschiedenen czechischen Schriftstellern auf die schonungsloseste Weise geplündert zu werden, und zwar hat man sich nicht mit der Verwässerung der Idee, des Faustischen Elements begnügt, man hat, wie dies auch bei einigen deutschen Faustnachahmungen der Fall ist, auch den Rahmen, auch die Schablone mit in das Bereich der Nachäffung hineingezogen.*) Wahrscheinlich beabsichtigte einer oder der andere dieser Autoren, sich den Namen eines czechischen Goethe zu erringen. Und warum nicht? Lesen wir doch in der böhmischen Literaturgeschichte auf jedem Blatte von einem czechischen Horaz, Anakreon, Virgil u. s. w., wie alle diese verhimmelnden Abgeschmacktheiten heißen, die uns einen neuen Anknüpfungspunkt bieten, die Literaturperiode mit der bereits erwähnten Opitz'schen zu vergleichen. Von einer Kritik in den czechischen Journalen ist fast keine Rede, da sich das Häuflein böhmischer Autoren wie vertragsmäßig gegenseitig zum Himmel hebt — ein weiterer Grund zur Vergleichung mit jener Periode — und selbst das Verfehlteste keinen Tadel erfährt. Das Czechenthum beharrt einmal darauf, eine ausgedehnte Literatur zu haben und zieht vor jedem Czechen, der nur die Feder eintaucht, den Hut ab. Wer nur irgendwie etwas schreibt, ob gut oder schlecht, gleichviel, dem wird ein Platz in der Nationalliteratur eingeräumt, und jeder Landpfarrer, der nur irgendein Gelegenheitsgedicht geschrieben, hat sein Blatt in der czechischen Literaturgeschichte. Solange nun Goethe's „Faust" nicht übersetzt war, hatten die Nachahmer freien Spielraum, denn ihre Arbeiten wurden von der Partei mit solchem Lärm als genial ausgeschrien, daß jeder Zweifel an der Nichtoriginalität derselben im Publicum augenblicklich übertäubt wurde, und in der czechischen Literatur fand sich wirklich nichts Aehnliches vor. Jetzt, wo der „Faust" in czechischer Uebersetzung vorliegt, ist für Jedermann der Vergleichung Thür und Thor geöffnet, und wir zweifeln nicht, daß es unter der czechischen Partei selbst Männer von literarischem Ernste geben wird, die nach den nunmehr unausbleiblichen Enthüllungen über die durch die Faustübersetzung aufgedeckte Productionsweise auch ein richtendes Urtheil zu fällen bereit sein werden.

Was die vielfach gerühmte Vortrefflichkeit der Uebersetzung betrifft, so liegt diese mehr in der präcisen, wortgetreuen Wiedergabe des Einzelnen als in der geistigen Erfassung des Ganzen. So ist das erotische Element mit allen hierher gehörigen Scenen mit wahrer Meisterschaft wiedergegeben, wogegen das philosophische unter der Armuth der czechischen Sprache leiden mußte, wenn der Uebersetzer auch Vieles, was inhaltlich außerhalb des czechischen Ideenkreises liegt, mit Glück wiederzugeben wußte. Unsers Erachtens ist aber eine durchaus vollendete Uebersetzung des „Faust" in eine slawische oder selbst romanische Sprache eine Unmöglichkeit, weil diesen das specifisch deutsche Element des „Faust" widerstrebt und dies in der That die Klippe ist, an der die bisherigen französischen und italienischen Uebersetzungen scheiterten. Ueber die Aufführung läßt sich wenig sagen, denn abgesehen davon, daß die Inscenesetzung des „Faust", die uns selbst auf deutschen Bühnen so häufig durch Unzulänglichkeit der Kräfte verleidet wird, auf der czechischen Bühne schon durch den numerischen Mangel an Kräften fast unmöglich wird, stehen die meisten Darsteller, den Uebersetzer, der den Mephisto, und dessen Gattin, die das Gretchen spielte, etwa ausgenommen, auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß der Kritiker an ihre Leistungen gar keinen Maßstab legen kann. Schließlich muß ich erwähnen, daß man sich trotzdem an die schwierigsten Darstellungen wagt, z. B. an Shakspeare's „Richard III." Auch Friedrich Halm's „Sohn der Wildniß" wird einstudirt, nachdem dessen „Griseldis" im vorigen Jahre auf der czechischen Bühne bedeutendes Furore gemacht hatte. 75.

Militärliteratur.

Erzählungen eines alten Tambours. Von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1855. 8. 12 Ngr.

Edmund Hoefer gehört zu den ausgezeichnetsten der deutschen Novellisten unserer Zeit. Er hat sich diese Stellung durch die Kraft der Gestaltung, das lebensfrische, durchaus wahre Colorit seiner Darstellungen und den eigenthümlichen Reiz eines schwermüthigen Ernstes, der über den meisten seiner Dichtungen schwebt, gewonnen. Diese Vorzüge bekunden sich auch in den vorliegenden Erzählungen. Der alte Tambour ist eine Soldatennatur von echtem Schrot und Korn, wie sie sich unter dem jüngern Volk, das wegen der kürzern Dienstzeit gegenwärtig die Heere bildet, nur noch selten findet. Seine Erzählungen unterscheiden sich aber zu ihrem großen Vortheil dadurch vor ähnlichen, in neuerer Zeit bis zum Uebermaß erschienenen Soldatengeschichten, daß sie nicht blos Kriegsscenen, sondern auch Schilderungen von allgemeinerm menschlichen Interesse enthalten. Darum ermüden sie auch nie, was jene exclusiven Geschichten so leicht bewirken, darum werden sie nicht blos von einem bestimmten Kreise, sondern überall gern gelesen. Selbst Frauen haben einzelnen dieser einfachen Bilder den Vorzug vor manchem Flitterwerk unserer modernen Poesie, das nur Lampenschein, kein Tageslicht verträgt, gegeben. Sechs Erzählungen des alten Tambours erhalten wir in der vorliegenden Sammlung, durch welche sie auch Denen bekannt und lieb werden müssen, die sie bisher nicht zu Gesicht bekommen. „Anno Zweiundneunzig" heißt die erste; sie führt uns in die alte strenge Zeit, wo die Disciplin durch eine an Grausamkeit grenzende Zucht aufrechtgehalten wurde und werden mußte, weil — das hätte immerhin, um gerecht zu sein, bemerkt werden können — der „Canton zwar durchs Land ging", aber doch noch der dritte Theil des Heers aus geworbenen Ausländern bestand, die ein neuerer verdienter Geschichtschreiber den Auswurf aller Nationen nennt. Der Tambour

*) Auch Bürger's „Leonore" finden wir als czechisches Originalgedicht bei Erben.

erzählt, wie ein junger Mann aus besserm Element jener grausamen Disciplin zum Opfer gefallen ist: so treu, so wahr, als hätte der Verfasser selbst eine solche Scene mitangesehen. Daß er die Waffen getragen, beweist seine genaue Bekanntschaft mit den kleinsten Verhältnissen des Dienstes; während selbst allgemein gehaltene Kriegsscenen, von Schriftstellern geschildert, die nicht Militärs gewesen, oft Lachen erregen. Spießruthenlaufen freilich kann der Verfasser nicht mehr gesehen haben, dazu ist er noch zu jung. Die zweite Erzählung „Vom großen Bart" hat einen Soldatenscherz zum Gegenstande, wobei die Person des Erzählers noch mehr hervortritt; er ist so gut gezeichnet, daß immerhin von ihm gesagt werden kann: „Es ist etwas im alten Tambour, was seine geringe Bildung und seinen niedrigen Rang vergessen läßt und dem ihm Begegnenden Respect einflößt. Und so ist es immer, wo der wahre, der tüchtige, der fühlende Mensch durch die Maske blickt, die ihm Stand, Verhältnisse und Bildung oder Unbildung — je nachdem es kommt — vorgebunden haben." Wie treffend ist diese Bemerkung! Solche Menschen sind es, welche Hoefer vorzüglich schildert. Ueberhaupt rühmen wir das an ihm, daß er uns stets wirkliche Menschen, nicht Tendenzpuppen gibt. Ganz vortrefflich ist „Rolof der Recrut" gezeichnet, der wahre Typus jenes harten, kerndeutschen Stamms an der Ostsee, dem, irren wir nicht, der Verfasser selbst angehört. Die Geschichte Rolof's ist von ergreifender tragischer Wirkung, wir möchten sie mit Brentano's „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" vergleichen und halten sie für die beste der Sammlung. Der „Aufruhr", aus dem alten tollen Garnisonsleben einer Zeit, die hinter uns liegt, hat uns wegen der allzu grellen Färbung weniger angesprochen; wir möchten es überhaupt dem alten Tambour als solchem verdenken, daß er seinen jüngern Kameraden vorzugsweise Schlechtigkeiten von Offizieren früherer Zeit erzählt: aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen könnte er wol andere schöpfen als nur diese „wilden Geschichten", so interessant sie auch an sich sind. Indessen erklären wir uns hier aus Gründen nicht für competent und sind sogar der Ueberzeugung, daß gerade durch solche Darstellungen Leser besonders gefesselt werden. „Aus dem Freiheitskriege" ist die fünfte, „Der alte Ca[illegible]" die sechste Erzählung genannt. Die erstere gibt uns zwei vorzügliche Charakterbilder, die der Verfasser mit wenigen sichern Strichen zu gestalten weiß. Hier die zweier Freunde, die unähnlich sonst in ihrem ganzen Wesen, doch innig verbunden, später um das Regimentskind bis zur Todfeindschaft zerfallen; auch die junge Marketenderin ist vortrefflich gezeichnet, wie überhaupt die ganze Erzählung in ihren Einzelheiten bis zum düstern Schlusse das Talent des Verfassers glänzend bekundet. Mit besonderm Antheil haben wir auch die letzte Erzählung gelesen, die einen stillern Charakter trägt; sie ist darum nicht schwächer als die vorigen, der Tambour zwar alt geworden, aber so gesund in seiner Natur, so markig und ausdrucksvoll in seinen Worten wie zuvor. Mögen denn recht Viele seinen Erzählungen ihre Theilnahme schenken!

54.

Neugriechische Literatur.

Zu den tüchtigsten Kennern und geschmackvollsten Lehrern der Geschichte Griechenlands an der Universität in Athen gehört der Professor Konstantin Paparrigopulos, der sich seit einiger Zeit mit dem andern Professor der Geschichte an jener Universität, Manussis, in Betreff der Vorträge über Geschichte in der Weise geeinigt hat, daß, während der Letztere in lebendigen, umfassenden Bildern die allgemeine Geschichte behandelt, der Erstere die Geschicke des griechischen Volks von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart darstellt. Die Thätigkeit, welche der genannte Paparrigopulos auf diesem wichtigen Gebiete entwickelt hat, namentlich auch insoweit hierbei die Geschichte des Mittelalters in Frage kommt, welche noch sehr im Dunkel liegt, und die Behandlungsweise, die ihm eigenthümlich ist, kann man zugleich nach den einzelnen Schriften und mancherlei Abhandlungen beurtheilen, die derselbe seit längerer Zeit, letztere zum Theil in der seit dem Jahre 1850 in Athen erscheinenden, von ihm mitredigirten und im Allgemeinen viel schätzbare Originalaufsätze enthaltenden Zeitschrift „Νέα Πανδώρα" hat drucken lassen. Außer den beiden Schriften „Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον" (Athen 1843) und „Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἑλληνικῆς ἐλευθερίας" (Athen 1844) erwähnen wir hier nur folgende seiner Abhandlungen: „Ῥωμαίων πρὸς τὴν Ἑλλάδα πολίτευμα"; „Περὶ δύο ζητημάτων τῆς ἑλληνικῆς ἱστορίας" (gegen Karl Friedrich Hermann in Göttingen); „Περὶ τῆς ἐν Μαραθῶνι μάχης"; „Περὶ τῶν τελευταίων εἰκονομάχων"; „Περὶ τοῦ ἁγίου τάφου"; „Περὶ τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας καὶ τῶν δύο ἑτέρων μεγάλων χριστιανικῶν θρησκευμάτων"; „Περὶ Μιχαὴλ Ἀκομινάτου τοῦ χωνιάτου, ἀρχιεπισκόπου Ἀθηνῶν"; „Περὶ τῶν Σταυροφοριῶν"; „Περὶ τῶν Ἀλβανῶν, ἤτοι τῆς ἠθικῆς καὶ πολιτικῆς αὐτῶν σχέσεως πρὸς τὴν ἑλληνικὴν ἐθνικότητα"; „Ὅτι οἱ πλεῖστοι τῶν μεγάλων βεζυρῶν τοῦ τουρκικοῦ κράτους κατήγοντο ἀπὸ χριστιανῶν", womit wir auf diese Abhandlungen und auf deren Verfasser, sowie zugleich im Allgemeinen auf die erwähnte Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα" das philologische und historische Publicum in Deutschland wiederholt aufmerksam gemacht haben wollen.

Von dem an der polytechnischen Schule (πολυτεχνεῖον) in Athen angestellten Professor G. G. Pappadopulos, welcher an dieser Schule Vorträge über die schönen Künste hält und dessen bereits in diesen Mittheilungen über die neugriechische Literatur manchmal gedacht worden, ist uns kürzlich eine „Περιγραφὴ ἐκτυπωμάτων ἀρχαίων σφραγιδολίθων ἀνεκδότων" (Athen 1855) zugekommen, worin die Beschreibung von mehr als 600 Abdrücken alter noch nicht herausgegebener Cameen enthalten ist. Sie gewährt einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kenntniß der alten Steinschneidekunst, auch wenn die Darstellungen selbst, welche die Cameen darbieten, an sich und in Ansehung der Epochen, denen die Cameen angehören, und in Betreff des Stils ebenso verschieden als von verschiedenem Kunstwerthe sind, worüber der Verfasser sich ebenfalls ausspricht. Die Schrift selbst ist ein erfreulicher Beweis für das lebhafte Interesse, welches gebildete Griechen an den noch vorhandenen Resten alter Kunst in Griechenland nehmen.

Zu dem seit dem Jahre 1851 von dem reichen griechischen Kaufmann in Triest, Ambrosios Rallis, begründeten poetischen Wettkampf, wobei eine aus dem jedesmaligen Rector der Universität in Athen und einigen Professoren der philosophischen Facultät dieser letztern bestehende Prüfungscommission das Richteramt ausübt, indem sie nach dem Wunsche des Stifters (ἀθλοθέτης) alljährlich am 25. März über die eingegangenen poetischen Arbeiten öffentlich Bericht erstattet, waren für das Jahr 1855 14 solcher Dichtungen eingegangen. In dem von dem Professor Philippos Joannou erstatteten Berichte theilte er dieselben in drei Classen: von den fünf Arbeiten der untersten Classe bemerkte er, daß sie nur gewöhnliche Uebungen seien, von dürftiger Erfindung, mangelhafter Anordnung und Ausführung, arm an Ideen und die Sprache ohne allen poetischen Schwung, zum Theil sogar nicht frei von Verstößen gegen die Grammatik; ebenso charakterisirte er die drei Arbeiten der zweiten Classe als sehr mangelhaft, während er die übrigen sechs Dichtungen als der obersten Classe würdig darstellte. Der Stoff dieser Dichtungen war theils historisch, namentlich aus der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes, theils romantisch. Als diejenige Dichtung, welche den Preis erhielt, ward eine romantisch-epische Dichtung in ungereimten Hexametern, von Theodor Orphanidis, Professor der Botanik an der Universität in Athen, unter dem Titel: „Ἄννα καὶ Φλῶρος,

ἢ ὁ πύργος τῆς πέτρας", ausgezeichnet, wegen des Reichthums und der Schönheit des Stoffs, sowie wegen dessen Behandlung und Ausführung in den Situationen und den Charakteren, sowol durch sittlichen Werth und durch eine fast tadellose Sprache; die nächste Auszeichnung nach dieser Dichtung erhielt eine Arbeit unter der Aufschrift: „Ποιητικῆς τέχνης ἀποσπάσματα", welche, eine Art Nachahmung Byron's, in gereimten sogenannten politischen Versen die falsche, unhistorische und unchristliche Auffassung in Lamartine's „Histoire des Turcs", in schöner Sprache, voll edler Leidenschaft und reich an erhabenen Gedanken, bekämpft. Die „Νέα Πανδώρα" vom 1. Juni 1855 theilt das obgedachte Preisgedicht des Orphanidis, „Ἄννα καὶ Φλῶρος", mit. Orphanidis ist übrigens der Nämliche, der bereits bei dem poetischen Wettkampfe des Jahres 1854 ebenfalls den Sieg davongetragen hatte. Die damals mit dem Preise gekrönten „Ἀποσπάσματα ἐκ τοῦ ποιήματος· Ὁ ἄπατρις" sind inzwischen in Athen 1854 erschienen und zeichnen sich namentlich durch Lebendigkeit der Empfindung, Wärme der Leidenschaft und durch eine kräftige, gewandte Sprache aus. Ein anderes Gedicht des nämlichen Orphanidis, welches mit dem obenerwähnten im Jahre 1855 eingegangen war, behandelte in gereimten politischen Versen und in Gestalt der Satire die gesellschaftlichen Beziehungen in Athen, und es wurde an demselben gerühmt, daß es mit Geist und Witz seinen Gegenstand behandele und durch reine Sprache und vollendeten Reim sich auszeichne. Orphanidis ist schon aus den Jahren 1832 u. fg. als politischer Satirendichter, neben Alexander Sutsos, den Griechen bekannt und von ihnen geschätzt.

Ueber Polybios erschien eine Schrift in reinem Altgriechisch: „Περὶ Πολυβίου καὶ τῆς κατ' αὐτὸν συγγραφῆς ὑπὸ Βασιλείου Βοζικῆ" (Athen 1855), deren Verfasser, Privatdocent an der Universität Athen, über das auf uns gekommene Geschichtswerk des genannten Historikers theils in historisch-kritischer Beziehung, theils literarisch die Ergebnisse eines tiefern Studiums desselben, freilich nur für solche Leser darlegt, die des Altgriechischen mächtig sind.

Als eines erfreulichen Beweises der lebendigen Lernbegierde und des kräftigen Bestrebens des griechischen Volks, seinen Zustand zu verbessern, gedenken wir der Uebersetzung eines französischen Werks über Christenthum, welches unter dem Titel „Φιλοσοφικαὶ μελέται περὶ χριστιανισμοῦ" von den Griechen Armenis und Mavrommatis (Athen 1855) erschienen ist und die, dem Grundsatze nach bezweifelte und der Möglichkeit nach bestrittene Aussöhnung des Christenthums mit der Wissenschaft als möglich und wahrscheinlich darstellt. Gerade in Griechenland können dergleichen geschichtlich-philosophische Untersuchungen, wenn sie, an sich klar und deutlich, zugleich auch in einer faßlichen sprachlichen Darstellung geschrieben sind, besondern Nutzen gewähren, indem sie dazu beitragen, das wahre Wesen der christlichen Religion an und für sich und in ihren Beziehungen zu der Wissenschaft erkennen zu lassen. Insofern sie noch außerdem zur Erkenntniß der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation für die Griechen führen, würde der Nutzen solcher Schriften zugleich der lebendigen Entwickelung der nationalen Zustände des griechischen Volks zugute kommen. Aber diese Reformation dürfte nicht in einer Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, sie müßte eher in einem Anschlusse an die protestantisch-evangelische Kirche bestehen, der früher schon einmal beabsichtigt wurde.

Als ein für das tiefere Studium der altgriechischen Dichter und Schriftsteller wichtiges Unternehmen muß das Vorhaben des Griechen D. Pantasis bezeichnet werden, das in London 1842 und in zweiter Ausgabe 1852 erschienene und als ausgezeichnet anerkannte, besonders auch nach deutschen Quellen verfaßte „Dictionary of Greek and Roman antiquities" von W. Smith in neugriechischer Sprache zu bearbeiten; ein Unternehmen, für welches auch die griechische Regierung selb ihre Theilnahme zugesagt hat, indem sie die genaue Kenntn des griechischen Alterthums als eine innere Nothwendigkeit f die Griechen der Gegenwart anerkennt. Ebenso finden w in neugriechischen Blättern die Ankündigung einer Uebersetzu der „Makrobiotik" Hufeland's („Ἡ μακροβιότης, ἢ ὑγιεινὴ τ ἀνθρώπων"), welche ein Schüler der medicinischen Facultät a der Universität Athen, A. Kadarschis, herauszugeben beabsi tigt, und von anderer Seite her erfahren wir, daß ein a Lehrer angestellter Grieche, Athanasios Sakellarios, in kurz ein Glossarium kypriotischer Wörter und eine Sammlung ky priotischer Volkslieder veröffentlichen wird, Beides als Theil eines größern Werks, welches der genannte Grieche unte dem Titel „Τὰ Κυπριακά, ἤτοι πραγματεία περὶ γεωγραφίας, ἀρχαιολογίας, στατιστικῆς, ἱστορίας, μυθολογίας καὶ διαλέκτου τῆς Κύπρου" in drei Theilen herauszugeben beabsichtigt und wovon bereits der erste Band (Athen 1855) erschienen ist.

5.

Notizen.

Ein protestantischer Geistlicher in München un Paris.

Manches Buch oder Schriftchen, von dessen Lesung sich e großer Theil des Publicums schon bei dem Anblick des ble Titels abschrecken läßt, enthält doch einzelne Mittheilunge welche allgemein bekannt zu werden verdienen. So fanden wi der schon in Nr. 5 erwähnten Schrift über den als Prediger i Berlin verstorbenen Erdmann Beyer einige nicht uninteressan Notizen über seinen Aufenthalt in München, wo er, um di Wortführer des Ultramontanismus genauer kennen zu lerne unter Anderm Görres' Vorlesungen über die Reformationsge schichte anhörte. Von Luther gab Görres darin folge kurze Charakteristik: „Luther zeigte Genialität, aber eine sol die ihren Grund nicht von oben hat, sondern in der Tiefe d menschlichen Herzens. Das menschliche Herz ist aber hoffä und wankelmüthig. Voll Hoffart- und Wankelmuth finden Luther bei jedem Schritte. Die Alten reden von einem fur Teutonicus... Ein solcher furor Teutonicus hatte Luther e griffen, dieser furor erschien in ihm personificirt. Anders ka man die Erscheinung Luther's nicht betrachten, anders als fo gen eines solchen furor kann man die Bewegungen nicht a sehen, welche durch sein Auftreten hervorgebracht worde Görres machte überhaupt auf Beyer einen abschreckenden E druck; er las auf seinem Gesichte die furchtbaren Leidensch ten in seiner Seele und hatte nach seinem Anblick nicht w ter den Wunsch, seine persönliche Bekanntschaft zu mach Mit dem Professor Döllinger disputirte Beyer eines Ta über verschiedene theologische Controverspunkte, sie wurd aber nicht einig, und zum Schluß sprach Döllinger dem ei gen Protestanten sogar die Seligkeit ab. Als hierauf Bey Döllinger's Hand ergriff und sagte: er hoffe, sie würden Beide dereinst dort oben beim Urquell der Liebe und Seligk gewiß wiedersehen, wenn sie nur anhaltend um den aus d Liebe quellenden Glauben bäten, zog Döllinger sofort sei Hand zurück, und Beyer empfahl sich. In Paris befand si dann später Erdmann Beyer abermals unter der Bevölkerun einer überwiegend katholischen Stadt, in der er jedoch gänzliche religiösen Stumpf- und Leichtsinn ausgeprägt fand. Da aber erwartete das niedere Volk am Tage der Beisetzung d Napoleon's Asche ein Wunder vom Himmel; „ja", fügt Bey in seinem Briefe hinzu, „dies verfinsterte und abgöttische V möchte sich zum Gebete vereinigen, um von Gott die Wied belebung Napoleon's zu erflehen". In den ausgestellten B dern empörte den Missionsprediger namentlich eine absichtlic Gleichstellung zwischen Christi Himmelfahrt und Napoleon' Ueberfahrt von St.-Helena nach Paris. Andererseits erzähl

aber auch Beyer, wie seine protestantischen Pfarrkinder, eben vom Gottesdienst auf die Straße tretend, zum öffentlichen Ärgerniß sich untereinander in eine wilde wüste Schlägerei eingelassen hätten. Eine Familie habe nämlich mehre scharfe Ermahnungen in der Predigt Beyer's direct auf sich bezogen und sei nun über einen Burschen von 22 Jahren hergefallen, der sie, wie sie meinten, bei Beyer verrathen haben müsse. „So sind die Deutschen!" ruft Beyer aus, freilich, wie er hinzufügt „wenn sie noch unbekehrt sind."

Literaturzustände in Neapel.

Je seltener Neapel ein literarisches Lebenszeichen von sich gibt, oder je seltener uns Kunde davon wird, umsomehr Aufmerksamkeit verdienen die im vorigen Jahre in Neapel erschienenen „Versi di Carlo de Ferrariis". Unser französischer Gewährsmann, Marc-Monnier, gibt uns darüber Kunde in einem Artikel des „Athenaeum français", der sich freilich mehr über das literarische Leben Neapels im Allgemeinen als über den Inhalt und den Geist dieser Gedichte verbreitet. Marc-Monnier, der früher selbst in Neapel eine französisch-italienische Zeitschrift, den „Cicerone" herausgab, versichert, daß es vor einem Decennium in Neapel in literarischer Hinsicht recht regsam war. Es bestand damals z. B. eine gelehrte Zeitung, herausgegeben von P. de Virgilii, welchen Marc-Monnier einen „élève de Goethe et de Byron" nennt und von dem er nicht weiß, was aus ihm geworden ist; ferner die „Formica", der „Florilegio", ein „Omnibus", ein „Omnibus pittoresco" u. s. w. Die Revolution kam, und sofort wollten alle Poeten und Literaten, wie der französische Berichterstatter bemerkt, Staatsmänner sein, und einige wurden es auch. Die „Libertà italiana" enthielt Artikel von solcher Gediegenheit, daß sie, wie Marc-Monnier versichert, den pariser Blättern selbst in ihren „bessern Tagen" keine Schande gemacht haben würden. Der „Arlecchino", eine Art „Charivari", war in italienischer Weise witzig, lebhaft, boshaft und bediente sich dazu häufig charakteristischer Ausdrücke und Phrasen aus den Provinzialdialekten. Dasselbe geschah und geschieht ja auch von den Witzblättern in Deutschland, das sich auch in dieser Hinsicht ihm verwandt zeigt. Der specifische Provinzialgeist macht sich in beiden Ländern auf Kosten einer metropolitanen Einheit viel mehr geltend als in England oder gar Frankreich, und wie in Deutschland jede Haupt- und Großstadt: Wien, Berlin, Hamburg, Frankfurt, ich glaube selbst Dresden und Leipzig, ihre besondere Witzsorte hat, so auch in Italien Turin, Venedig, Florenz, Rom, Neapel. Von allen den genannten Blättern besteht aber jetzt nur noch der „Omnibus". Der ganze literarische Kreis von damals ist nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, und nur zwei sind davon übriggeblieben, um, die Feder in der Hand, die kärglichen Reste dieser Literaturanfänge zu vertheidigen, Emanuele Bardara und unser Carlo de Ferrariis, der, wie wir weiter aus dem französischen Bericht erfahren, in seinen Poesien gegen die überall sich breit machende leidige Indifferenz in kräftiger und kühner Weise protestirt. Sein eigentliches Meisterwerk soll der „Arpista" sein, eine Dichtung, die in allen italienischen Hauptblättern nachgedruckt worden ist. **H. M.**

Bibliographie.

Burkhardt, G. E., Gleichnißbrevier aus dem geistlichen Seelenschatz. Mit Vorwort von K. B. Moll. Halle, Schmidt. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erath, C. J., Das Schloß der Ehinger hinter Niedernau, Kuza und Mirimah, nebst Gedichten ꝛc. Wiesensteig, Schmid. 1855. 16. 12 Ngr.

Forchhammer, P. W., Ueber Reinheit der Baukunst auf Grund des Ursprungs der vier Haupt-Baustyle. Mit 9 Bildtafeln. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 24 Ngr.

Hase, K., Franz von Assisi. Ein Heiligenbild. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Haut, J., Geschichte der k. Studien-Anstalt Dilingen nach den Quellen dargestellt. 1ste Lieferung. Dillingen, Aulinger. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heermann's, J., Geistliche Lieder. Herausgegeben von P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr.

Hermann, E., Glanz und Flitter. Gesellschaftsbilder aus der Gegenwart. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hülsmann, E., Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kruse, M., Gedichte. Magdeburg. 8. 25 Ngr.

Märchen und Sagen für Jung und Alt. 1ste Lieferung. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 10 Ngr.

Nachlese in und außer mir. Aus den Papieren des Verfassers der Selbstbekenntnisse oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oftgenannten Arztes. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet vom Verleger. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Piper, G. O., Der moderne Pantheismus von der intellektuellen und der moralischen Seite. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 3 Ngr.

Pott, A. F., Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J. v., Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Sammlung der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des literarisch-artistischen Eigenthums in Deutschland, Frankreich und England. Herausgegeben von C. F. M. Eisenlohr. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schulte, J., Briefe an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—1685. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Dittenberger, W., Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Landtags-Predigt gehalten den 17. Februar 1856 zu Weimar. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Drechsler, A., Die Persönlichkeit Gottes und des Menschen begrifflich bestimmt und als nothwendige Annahme dargethan. Ein Beitrag zur Orientirung im Streite der Spiritualisten und Materialisten. Dresden, Janssen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gans, E., Der grüne Donnerstag, der wichtigste der sogenannten halben Festtage, sollte in jeder evangelischen Gemeinde gefeiert werden. Ein Wort an die evangelischen Christen insbesondere, welche diese Festfeier nicht haben. Berlin, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Hasche, T., Der Stoffglaube und seine Propheten. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Holdheim, S., Stahl's christliche Toleranz beleuchtet. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 5 Ngr.

Laberenz, Festrede, gehalten im Bischöflich geistlichen Seminar zu Fulda bei der Feier der tausendjährigen Erinnerung an den Tod des hl. Erzbischofs Rhabanus Maurus, am 4. Februar 1856. Fulda. 8. 2¾ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 14. —— 1. April 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das Volkslied.

1. Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel. Leipzig, G. Mayer. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von O. L. B. Wolff. Stuttgart, Cotta. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
3. Einhundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet von Leonard von Soltau. Leipzig, Weber. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.
4. Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, herausgegeben von Ludwig Uhland. Erster Band: Liedersammlung in fünf Büchern. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1844—45. Gr. 8. 3 Thlr. 12½ Ngr.
6. Die deutschen Volkslieder. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Achter Band. Frankfurt a. M., Brönner. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Deutsche Volkslieder. Gesammelt von Georg Scherer. Leipzig, G. Mayer. 1851. 16. 2 Thlr.
8. Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten male gesammelt von Emil Weller. Mit einer Einleitung von Wilhelm Wackernagel. Basel, Neukirch. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
9. Deutsche Volkslieder. Sammlung von Franz Ludwig Mittler. Marburg, Elwert. 1855. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.
10. Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt von Ernst Meier. Berlin, G. Reimer. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die obenangeführten Sammlungen von Volksliedern, denen noch viele andere beigefügt werden könnten, schlagen drei voneinander sehr verschiedene Richtungen ein. Während Nr. 1 Gesänge aller Zeiten und Völker zusammenstellt, haben es die Andern nur mit ursprünglich deutschen Volksliedern zu thun, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Nr. 2, 3, 4 und 8 nur diejenigen aufnahmen, welche aus besondern historischen Veranlassungen hervorgegangen sind, während Nr. 6, 7, 9 und 10 dagegen sich auf diejenigen beschränken, in denen allgemeinere, stets sich gleich bleibende und ewig wiederkehrende Verhältnisse des menschlichen Lebens dargestellt werden. Diese Liedergattungen bilden auch bei Nr. 5 den Hauptbestandtheil der Sammlung, doch sind rein historische Lieder nicht ausgeschlossen, wenn sie wirklich im Munde des Volks lebten, und Nr. 10 hat zudem noch die Eigenthümlichkeit, daß sich diese Sammlung auf Mittheilung solcher Volkslieder beschränkt, die in einem besondern Theile des deutschen Landes gefunden, von einem einzelnen Stamm des deutschen Volks gesungen werden. Daß jede dieser Auffassungsweisen vollkommen in sich berechtigt ist, bedarf keines Beweises.

Die Zusammenstellung von Volksliedern verschiedener Nationen ist, soviel wir wissen, zuerst in Deutschland versucht worden und konnte in der That auch nur von Deutschen ausgehen, welche vor allen andern Völkern ihren Blick auf die Ferne zu richten gewohnt sind und nicht eher an die Heimat denken, als bis sie das Ausland so weit ausgebeutet haben, daß in demselben nichts mehr zu finden ist. Zwar sind schon im 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Sammlungen von reindeutschen Volksliedern erschienen (Referent könnte mehr als 300 solcher Sammlungen anführen), allein unter allen diesen ist doch keine einzige mit der Absicht und dem Bewußtsein herausgegeben, die Volkslieder als solche den Lesern vorzuführen, oder sie vor dem drohenden Untergange zu retten, sie hatten vielmehr ohne Ausnahme ganz andere, besondere Zwecke, sei es, daß sie vorzugs-

weise für den Gesang bestimmt und daher mit Noten und Musikbegleitung versehen waren, sei es, daß man besondere Arten von Liedern nach ihrer Form oder nach ihrem Inhalt und ihrer speciellen Bestimmung zusammenstellen wollte. Die Bedeutung dieser Gesänge als Volkslieder blieb den Herausgebern gänzlich verborgen, weshalb sie denn auch auf echten und urkundlichen Abdruck kein Gewicht legten und die Lieder daher oft nach ihren besondern Zwecken abänderten, sodaß jene ältern Sammlungen immer nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen. Herder war der Erste, welcher die Bedeutsamkeit des Volksliedes begriff, in ihm die reinste und unerschöpflichste Quelle aller wahren Poesie erkannte und dies schon 1773 in dem Aufsatze „Ueber Ossian und die Lieder alter Völker" aussprach, welchem 1777 ein zweiter, den ersten ergänzender unter dem Titel „Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" folgte, wonach er 1778 die „Stimmen der Völker in Liedern" erscheinen ließ. Ein Jahr früher hatte F. Nicolai zwar schon seinen „Feynen kleynen Almanach" herausgegeben, allein erstens hatte dieser mehr eine satirische Bedeutung, als daß ihm am Volksliede wirklich etwas gelegen gewesen wäre, und dann, selbst wenn er demselben wirklich größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte, wäre dies doch nur infolge der von Herder gegebenen Anregung geschehen, sodaß diesem immerhin der Ruhm verbleibt, das Volkslied richtig gewürdigt zu haben. Nun haben aber unsere Leser schon aus den Titeln der erwähnten Abhandlungen gesehen, daß Herder durch das Ausland auf den Volksgesang aufmerksam gemacht worden war, und man kann sich aus ihnen bald überzeugen, daß er sich eigentlich an den fremden Liedern herangebildet, aus ihnen die Empfänglichkeit für die Vorzüge der vaterländischen gewonnen hat. Seiner Sammlung folgten ähnliche erst ziemlich lange nachher, theils weil es zuerst an Quellen und Materialien fehlte, theils weil man sich auf einzelne Nationen beschränken mußte, als in diesem Jahrhunderte die wissenschaftliche Beschäftigung mit den fremden Literaturen ungeahnten Reichthum an Stoff darbot, hauptsächlich aber, weil das vaterländische Volkslied besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mit Vorliebe behandelt wurde. Wenn wir nicht irren, ist des bekannten O. L. B. Wolff „Halle der Völker" (zwei Bände, Frankfurt 1837) der erste größere Versuch gewesen, Herder's Vorgang nachzuahmen; doch ist diese Sammlung sowol als der später von demselben Herausgeber bearbeitete „Hausschatz der Volkspoesie" größtentheils ein Werk des Zufalls, welcher allerdings manchmal als ein höchst glücklicher erscheint, weshalb beide Sammlungen für Den doch nicht leicht entbehrlich sind, der sich mit der Geschichte des Volksliedes beschäftigt. Auch muß man anerkennen, daß manche vom Herausgeber selbst übersetzte Gesänge sehr glücklich und mit feinem Takt in das Deutsche übertragen worden sind, wie denn Wolff überhaupt mehr Talent und Geschmack als kritischen Blick hatte.

Die neueste Zeit hat uns endlich noch eine fernere Sammlung von Volksliedern der verschiedenen Nationen gegeben, die oben näher bezeichneten „Gesänge der Völker" von Wolfgang Menzel, eine Erscheinung, die wir mit um so größerer Freude begrüßen, als wir (warum sollten wir es nicht gestehen?) bei der von Jahr zu Jahr zunehmenden Einseitigkeit des Herausgebers eine so gediegene, mit ebenso viel Geschmack als freiem, sicherm Blick bearbeitete Sammlung nicht erwartet hätten. Vor allem müssen wir dem Herausgeber unsern vollsten Beifall aussprechen, daß er, auf Herder's Plan zurückkommend, nur echte Nationallieder mitgetheilt hat, worunter er jedoch nicht blos solche begreift, welche aus dem Volke selbst hervorgegangen, sondern auch solche, die, obgleich von Kunstdichtern herrührend, doch vom Volke aufgenommen worden sind. Gerade dadurch ist der an sich schon überreiche Stoff freilich außerordentlich angewachsen; aber da die Auswahl mit so anerkennenswerther Umsicht geschehen ist, können wir dem Herausgeber für diese Erweiterung nur zu Dank verpflichtet sein, weil eine große Zahl von den mitgetheilten Liedern der angegebenen Gattung zu dem Vortrefflichsten gehört, was die Poesie hervorgebracht hat. Obgleich die Sammlung beinahe 600 Lieder enthält, so darf man doch wol annehmen, daß der Herausgeber diese Zahl leicht auf das Doppelte und Dreifache hätte steigern können, ohne dem innern Werth Eintrag zu thun; allein wenn auch jeder Leser etwas ungern vermissen wird, einer dieses, ein anderer jenes Lied, so wird sich doch kaum Jemand finden, der eines entfernt wünschte, und dies allein reicht schon hin, das Buch für wohlgelungen zu erklären. Hätte es aber gewonnen, wenn der Herausgeber allen Stoff, der ihm ohne Zweifel zugebote stand, in zwei oder drei weitern Bänden mitgetheilt hätte? Wir zweifeln sehr daran, und in der Vorrede heißt es mit vollem Recht, daß gerade die Auswahl des Besten in jeder Gattung eine Befriedigung gewährt, welch beim langwierigen Durcharbeiten eines massenhaftern Materials leicht in Ermüdung übergehen würde. Die Sammlung unterscheidet sich von den Herder'schen „Stimmen der Völker" in der Anordnung darin, daß die Liede nicht nach den verschiedenen Nationen, sondern nach den Grundgedanken der Gesänge zusammengestellt sind, wa nur zu billigen ist, weil gerade dadurch das Eigenthümliche, wodurch sich das eine Volk von dem andern unterscheidet, desto lebendiger hervortritt, das Buch som einen seiner Zwecke sicherer erreicht. Das Ganze zerfällt in vier Bücher: „Hymnen und Heldenlieder", „Liebeslieder", „Balladen und Romanzen" und „Freude und Trauerlieder". Aus der fast unendlichen Zahl d religiösen Hymnen, Gebete, Danklieder u. s. w. hat d Herausgeber jedoch nur solche hervorgehoben, die in b sonders charakteristischer Weise die Tiefen des religiös Bedürfnisses bei allen Völkern, besonders in den Hau richtungen der Gottesfurcht und des Gottvertrauens, a schließen und von denen die meisten zur Liturgie gehörte hochberühmt und überall gesungen waren. In den mitgetheilten Gesängen dieser Gattung ist in der Th das Großartigste vereinigt, was die verschiedensten V

ker und Zeiten hervorgebracht haben und wozu wir namentlich die alten, herzlich einfachen lateinischen und deutschen Kirchengesänge rechnen, welche an Innigkeit des Gefühls und Glut der religiösen Begeisterung den hebräischen Psalmen beinahe gleichkommen. So vortrefflich die gegebene Auswahl ist, so müssen wir doch gerade bei diesem Abschnitte bedauern, daß der Herausgeber sich Beschränkungen auferlegen mußte, weil des Vorzüglichen noch viel hätte mitgetheilt werden können. Insbesondere hätten wir aber gewünscht, daß in diesem wie auch in einigen andern Abschnitten die hebräische Poesie mehr berücksichtigt worden wäre; denn es ist dieselbe nicht blos wegen ihres unermeßlichen Einflusses auf die Entwickelung der christlichen Völker, sondern auch, von allen äußerlichen Wirkungen abgesehen, an sich von der größten Bedeutsamkeit. Während bei allen übrigen Völkern die Dichtungen einen großen Theil ihrer Wirkung der mehr oder weniger gelungenen Kunstform, dem angemessenen rhythmischen Gange, dem Reime und andern äußern Kunstmitteln (deren sich auch das reine Volkslied bedient) zu verdanken haben, liegt in den hebräischen Dichtungen die ganze Gewalt ihrer Wirkung allein in dem Geiste, der sie beseelt, in der tiefpoetischen Auffassung, die sie durchdringt. Zwar mag auch für die Hebräer der eigenthümliche Gang z. B. der Psalmen einen hohen Reiz gehabt haben, für uns aber ist er sobald als nicht vorhanden, oder er zeigt sich uns in rein ...iger Weise, vor welcher die äußere Form gänzlich zurücktritt. Und dessenungeachtet wird unser Gemüth von ...n hebräischen Dichtungen gewaltiger ergriffen als von ...n schönsten Poesien anderer Völker, was gewiß nicht ...s ihrem tiefreligiösen Gehalt, sondern zum großen ...eil der ihnen innewohnenden poetischen Kraft zugeschrieben werden muß. Ungern haben wir unter Anderm ...n herrlichen Lobgesang Mosis (Exodus 15, 1—19) ...d dessen letztes Lied (Deuteronom. 32, 1—44) vermißt, ...n welchem Herder irgendwo mit Recht sagt, daß sich ... ihm das Herz des großen Mannes, sein Gesetz und sein ...ben, das Herz und die Sitten des Volks, dessen Be...mmung, Glück und Unglück, ja die ganze Geschichte ...r Hebräer abspiegele. Und um noch Eines zu erwähnen, hätte Deborah's Triumphlied (Richter 5, 1—31) ...ter den nationalen Heldenliedern wol einen Platz finden sollen, in welchem religiöse und kriegerische Begeisterung gleich großartigen Ausdruck finden.

Auf die religiösen Gesänge läßt der Herausgeber die ...der folgen, in welchen Nationalstolz, Freiheitssinn ...d kriegerischer Muth der Völker ihren lebendigsten Ausdruck gefunden haben und von denen eine große Zahl ... den berühmtesten Liedern der Welt gehört; an diese ...ließen sich einerseits die loyalen Nationalgesänge zu ...en geliebter oder gefürchteter Herrscher, andererseits ... Heldenlieder und wildfreien Gesänge der Soldaten ... Jäger. Diese Abschnitte, welche zu den gelungen... des Buchs gehören, haben uns dessenungeachtet mit ...m Schmerze erfüllt, weil sie uns das lebendigste ...d von der Zerrissenheit und Thatlosigkeit des deutschen Volks andern Nationen gegenüber geben, weil aus den mitgetheilten deutschen Liedern auf das unzweifelhafteste hervorgeht, daß bei den Deutschen keine nationale Begeisterung, sondern nur nationale Schwärmerei zu finden ist, daß wir keinen Sinn für das Leben, sondern nur für wesenlose Ideale haben. Seit beinahe einem halben Jahrhundert singen wir tagtäglich das Lied vom deutschen Vaterland und noch haben wir keines; der deutsche Jüngling weint Thränen der Rührung, sein Herz schwillt auf vor Stolz, wenn er an die Größe des deutschen Vaterlandes denkt, das soweit reicht, „als die deutsche Zunge klingt“, aber Keinem fällt es ein, daß Elsaß, die Niederlande, die Schweiz seit Jahrhunderten davon abgerissen sind, und während der Franzose durch den bloßen Gedanken an die „natürliche Grenze“ elektrisirt wird, an welcher keine Seele französisch spricht, haben die Deutschen nicht einmal in den Zeiten der gewaltigsten Aufregung an die Wiedereroberung der schönen Länder auch nur zu denken gewagt, die ihnen zum Theil auf die schmählichste Weise entrissen wurden. „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein!“ singen sie sich heiser, und unterdeß haben sie ihn doch und der freie Deutsche kann auf seinem freien deutschen Rheine nicht einmal bis ans Meer gelangen, wenn es ihm der kleine König von Holland nicht erlaubt. Man lese alle diese Lieder, die der Herausgeber als Vaterlandslieder zusammengestellt hat, wie sind sie alle ohne Leben und Kraft, wie voll dagegen von weichlicher Sentimentalität! Wie unklar sind die darin ausgesprochenen Gefühle! Wie übertrieben im Selbstlob, dem keine Thaten zugrunde liegen, sondern nur überschwängliche Phrasen von deutscher Treue, von deutschem Gemüth, von deutschem Auge, von deutscher Tiefe und von allen möglichen Deutschheiten, unter welchen die deutsche Gelehrsamkeit nicht vergessen werden darf. Da singt uns Maßmann vom kölner Dom und ruft seine deutschen Brüder herbei, auf daß sie zum alten und neuen Bunde schwören. Dabei darf der Trunk natürlich nicht vergessen werden: er kredenzt ihnen „Most, Jahrtausende gekeltert, Welterquickend, nie geältert“, und dieser Most, der wahrscheinlich so unklar ist als Gedanke und Sprache des Dichters, dieser Most ist? — „Trinkt, sein Nam' ist deutsche Treu!“ Ich möchte sehen, was die Engländer für Gesichter schneiden würden, wenn man ihnen solche Lieder und solchen Trank vorsetzen wollte! Wir tadeln den Herausgeber nicht, daß er dieses und so viele andere ähnlicher Art aufgenommen hat; er mußte sie vielmehr seiner Sammlung einverleiben, weil sie besser als andere die nationale Eigenthümlichkeit vor die Augen führen. Dann kommt das „Lied von Schleswig-Holstein“. Wem blutet das Herz nicht, wenn er an Lied und Land denkt? Aber ein Volk, das ein solches Lied singen kann, hat auch das Herz nur zum Bluten. „Wahre treu, was schwer errungen, Bis ein schön'rer Morgen tagt!“, d. h. bis dir die Franzosen, die Engländer oder die Amerikaner helfen, denn die Deutschen können es nicht. Bis dahin aber: „O, laß blüh'n in

deinem Schoose, Deutsche Tugend, deutsche Treu'!" Der König von Dänemark verlangt gewiß nichts Anderes, und ich könnte der dänischen Majestät keinen bessern Rath geben, als die Holsteiner das Lied nur brav singen zu lassen, ja ich würde an seiner Stelle sogar die übrigen Könige, Fürsten und Herren des guten deutschen Volks bitten, sie möchten bei harter Strafe befehlen, daß es jeder deutsche Unterthan tagtäglich singen müßte, denn solange solcher Gesang ertönt, ist eine Revolution gewiß nicht sehr zu fürchten. Und wenn die Holsteiner in dem Kampfe gegen die Dänen Großes geleistet haben, so geschah es nicht, weil, sondern gewiß trotzdem daß sie das berühmte Nationallied sangen. Ich kann mich nicht enthalten, zwei Strophen hierher zu setzen:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts zieh'n zum Holstengau:
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

um ihnen eine Strophe des gleich darauf folgenden Liedes entgegenzustellen, das in einem ebenfalls „meerumschlungenen" Lande gesungen wird:

Als aus dem Wellenschoos empor
Britannia einst der Himmel rief,
War dies des Landes Freiheitsbrief,
Schutzengel sangen dies im Chor:
Herrsch', Britannia! Das Meer, das Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Ein Volk, in dessen Munde solcher Sang ertönt, hat das Herz freilich zu etwas Anderm als zum Bluten. Und hören wir das Nationallied eines dritten „meerumschlungenen" Landes:

Flieget der Geist zu geschwundenen Zeiten,
Schaut er so herrlich des Vaterlands Glanz.
Kämpen, sie wandeln an Dovrefjeld's Seiten,
Stürmen zum Schiffesgefecht wie zum Tanz.
Wellen befahren
Männliche Scharen!
Norwegens Ruhm dringt zu fernstem Gestad'.
Kämpen genug sind daheim, zu bewahren
Erbliche Freiheit mit muthiger That.

Auch die Norweger sind wie die Deutschen darauf beschränkt, ihren Nationalstolz auf dunkle Vergangenheit zu gründen; aber es lebt und wirkt diese noch kräftig und klar in ihren Herzen, und sie fühlen sich in edelm Bewußtsein als die Nachkommen jener Meerfahrer und der im Lande Zurückgebliebenen, welche die erbliche Freiheit mit muthiger That bewahrten. Denn

Herrlich erhebet sich, nimmer zu wanken,
Tempel der Freiheit im nordischen Land.
Frei sind die Worte und frei die Gedanken,
Frei wirkt zu Vaterlands Wohle die Hand.

Sehen wir endlich nach dem fernen Westen, wo sich seit einigen Jahren (denn was ist ein Jahrhundert gegen das Jahrtausend des Deutschen Reichs) Auswanderer, die aus allen Gegenden Europas zusammenströmten, zu einem mächtigen Volke herangebildet haben, und hören wir sein von stolzem Bewußtsein erfülltes Nationallied, das bei seiner prosaisch-praktischen, leichten, scherzhaften Auffassungsweise das gerade Widerspiel unserer ernsten, schwermüthigen, sentimental-schwärmerischen Gesänge bildet.

Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude,
Es paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blast und fidelt!
Frankreich, Spanien, Engeland
Soll'n unser Land bekriegen:
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Könn'n sie noch all' besiegen.
Yankee doodle, Buben 'ran! u. s. w.

Nicht anders steht es mit den Gesängen, welche der Herausgeber unter dem Namen „Freiheitslieder" vereinigt hat; Leben, Thatkraft, Entschiedenheit, männlicher Trotz ist der Charakter der ausländischen; Unklarheit, Rathlosigkeit, Schwanken, schwärmerisches Brüten über nebelhaften Gefühlen, das ist der Charakter der deutschen. Die Marseillaise, die Parisienne und ihre Nachahmung, die Brabançonne, Rhigas' neugriechische Kriegshymne, selbst die spanische Riegohymne, alle sprühen von kriegerischem Geist und Muth, von Selbstbewußtsein, von würdigem Nationalstolz. Und was haben wir diesen entgegenzusetzen? Wir singen mit Schenkendorf:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild!

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

oder mit F. Schlegel:

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldesduft!

Aber mit solchen Gesinnungen gewinnt man kein Schlachten; während jene französischen, griechischen, spa nischen Lieder den ganzen Menschen elektrisiren, erschla fen diese deutschen, machen weich, und statt den Men schen zu Thaten zu ermuthigen, rühren sie ihn zu wei bischen Thränen. Selbst der schöne „Aufruf" von Kö ner, das beste und kräftigste deutsche Lied der Art, ha einen sentimentalen Beigeschmack, der die schönsten Ste len geradezu entkräftet, wozu die weichliche, schwermüthi Melodie nicht wenig beiträgt. Die einzige Anfangszei des Liedes „Noch ist Polen nicht verloren" ist vom n

nalen Standpunkte hundert mal mehr werth als alle unsere deutschen Freiheitsgesänge sammt und sonders, wenn jenes Gedicht ihnen an poetischem Werth auch eben so sehr nachsteht.

Unter den „Nationalen Heldenliedern" finden sich nur zwei oder drei, die den Namen mit Recht verdienen, Veit Weber's Lied von der „Schlacht bei Murten" und das derbe holländische „Siegeslied von Oudenaarde"; aber die Schweiz und Holland gehören nicht mehr zum deutschen Lande, was auch Arndt singen mag (und sie werden sich auch nicht eher wieder mit dem großen Ganzen vereinigen, als wenn einmal die Herrschaft der schönen Phrasen der Herrschaft der That weicht). Echt deutsche nationale Heldenlieder sind aber, ohne das berühmte „Prinz Eugenius, der edle Ritter" zu erwähnen, folgende: der „Trommelschlag der Landsknechte" aus der Reformationszeit:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum!
Ach Karle, großmächter Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an,
Ohn Noth in teutschen Landen?
Wollt Gott, du hättst es baß bedacht,
Dich solchs nicht unterstanden u. s. w.

das „Preußische Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (von Gleim), wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, der berühmte „Alte Dessauer", in welchem sich der ganze Pedantismus der Zopfzeit abspiegelt u. s. w. Das sind unsere nationalen Heldenlieder, an denen sich freilich keine Helden groß saugen werden.

Man sollte erwarten, im Abschnitt „Völkerklagen" Deutschland besser repräsentirt zu sehen, denn der Gründe zu Klagen gab und gibt es im Heiligen römischen Reich deutscher Nation wol ebenso viel als sonst irgendwo, aber der Mangel an nationalem Bewußtsein ließ diese Gründe gar nicht erkennen, und wo man sie erkannte, fehlte der Muth, die Stimme zu erheben. Nur ein einziger deutscher Dichter hatte diesen Muth; aber freilich brauchte sich dieser nicht vor dem Gefängniß zu fürchten, denn er lag schon darin, als er seine Klagelieder sang, die er mit dem Klirren der Kette begleitete.

Selbst die Schlacht- und Reiterlieder sind von der sentimentalen Schwärmerei nicht frei, welche sich wie ein Gifthauch über das gesammte deutsche Leben legt und es nicht zur frischen Blüte gedeihen läßt. In wenigen bricht der Kriegsmuth und die Schlachtlust ungetrübt hervor, wie z. B. in dem schönen Liede „Fehdelust" von dem französischen Troubadour Bertran de Born. Warum hat aber der Herausgeber nicht auch ein altes Kriegslied von irgendeinem unserer Minnesinger mitgetheilt? Ich glaube, weil er keines gekannt hat, oder vielmehr weil es keines gibt; denn unsere ritterlichen Dichter des gepriesenen Mittelalters sangen von Lenz und Liebesseufzern, aber nicht von Krieg und Schlacht. Die besten Kriegs- und Soldatenlieder der Deutschen stammen aus den Zeiten der sogenannten Freiheitskriege; wenn diese auch nicht ohne sentimentalen Beigeschmack sind, so weht in ihnen doch ein kräftiger Todesmuth und vaterländischer Sinn, der jene schwächliche Seite doch einigermaßen zurückdrängt. Aber die Deutschen sind leider auch reich an Soldatenliedern, in denen die Todesfurcht und die ausgesprochene Abneigung gegen Krieg und Schlacht den Mittelpunkt bilden. Menzel hat jedoch nur zwei dieser Art mitgetheilt: „O du Deutschland, ich muß marschiren" und „O Strasburg, o Strasburg, du wunderschöne Stadt!" *)

So ist das Buch Menzel's, wenn man es von der rechten Seite ansieht, gewiß belehrend; es ist der beste Spiegel, in welchem das deutsche Volk sich in seinem innersten Wesen erschauen kann. Wir wünschen, daß es in viele Hände komme, in vielen Gemüthern den Schmerz errege, den es uns verursacht hat, aber mit dem Gefühl, daß unter den Völkern das deutsche eine klägliche Rolle spielt, auch das Gefühl erwecke, daß es die erste Stelle einnehmen könnte, wenn es wollte. Denn ein Volk, das seit Jahrhunderten stets fast am Rande des Abgrunds war und sich immer wieder erhob, wenn es vernichtet schien, ein solches Volk muß eine innere Lebenskraft besitzen, die Alles zu besiegen vermöchte, wenn es zum klaren Bewußtsein derselben gelangte, wenn, um es mit Einem Worte zu sagen, an die Stelle der krankhaften und entnervenden Schwärmerei, welche namentlich die höhern und gebildeten Stände beherrscht, der gesunde,

*) Wer aber unsern Reichthum an dergleichen Gesängen will kennen lernen, der durchgehe die Sammlung Mittler's, wo er viele Stücke finden wird, von denen man wünschen möchte, daß sie nie gesungen worden wären. Die frischesten sind noch die „Landsknecht- und Reiterlieder" aus der frühern Zeit; aber auch diese sind traurig genug. Sie könnten mit größerm Fug Räuberlieder genannt werden, denn die meisten singen von den Plünderungen, welche gegen die armen Bauern ausgeübt worden, nicht selten auch von wirklichem Straßenraub; überhaupt tragen jene Landsknechte in ihren Liedern den ausgeprägtesten Charakter des schlechtesten Gesindels, das nicht aus Kriegs- und Thatenlust, sondern nur um der Zucht zu entlaufen, um ungestraft alle möglichen Bubenstreiche verüben zu können, sich anwerben ließ. Die Soldatenlieder aus dem 17. Jahrhundert sind wo möglich noch trauriger; selbst die bessern sind in einer häßlichen Mischsprache geschrieben, welche an die erbärmlichsten Zeiten der deutschen Geschichte erinnert. Die aus dem 18. Jahrhundert überfließen meistens von Klagen über das Elend des Soldatenlebens, über das viele Exerciren in der Sonnenhitze, über das Wachestehen mit hungrigem Magen, über die Schläge, die der Soldat bei dem geringsten Versehen erhält, über die Aussicht, einst als Bettler zu leben und zu sterben. Und selbst wenn hier und da eine gewisse Entschlossenheit durchbricht, ist diese nur krankhaft oder der Todesmuth hat seinen Grund in der Sehnsucht, baldmöglichst von dem Elend befreit zu werden. Von eigentlicher Kriegs- und Schlachtenlust findet sich kaum eine Spur. Noch schmerzlicher ist es, daß in allen diesen Liedern kein Ton von Vaterlandsliebe oder von Nationalgefühl durchbricht; wenn die vielen Recrutenlieder, die von den jämmerlichsten Klagen erfüllt sind, es uns auch nicht so deutlich sagten, daß nur Taugenichtse das Soldatenhandwerk freiwillig ergriffen, die Andern aber wider Willen und gezwungen, ja oft infolge gewaltthätigen Raubes und selbst schmählichen Menschenhandels in die Uniform gesteckt wurden, wir würden dies sogar aus den eigentlichen Soldatenliedern entnehmen, die alle von einer oft versteckten, aber immer herzzerreißenden Wehmuth erfüllt sind.

praktische, thatkräftiger Begeisterung fähige Sinn träte, der ein unverkennbarer Charakterzug des deutschen oder, wenn man will, germanischen Volksstamms ist, und den wir an den Holländern, Schweizern und Engländern, an den Dänen, Schweden und Norwegern bewundernd anstaunen.

Ehe wir diesen Abschnitt verlassen, können wir nicht umhin, unser Bedauern auszusprechen, daß es dem Herausgeber nicht gefallen hat, einige dahin gehörige Lieder von Béranger aufzunehmen. Béranger ist bekanntlich wie der beliebteste, so in der That auch der vortrefflichste Volksdichter der Franzosen, nicht blos darum, weil er die andern alle an echt poetischer Begabung übertrifft, sondern auch, weil sich in seinen Dichtungen die sämmtlichen Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters repräsentirt finden, keine einzige Seite desselben gefunden werden kann, die er in seinen Liedern nicht anschlägt. Zwischen der frivolsten Auffassung der Liebe und der begeistertsten Darstellung des Nationalgefühls fehlt keine einzige von den unendlichen Farbenmischungen, welche jene beiden Extreme zu einem lebens- und wahrheitsvollen Ganzen verbinden. Und wie reich ist er in der Darstellung eines und des nämlichen Grundgedankens! Kaum findet sich noch ein Dichter, der ein Thema in so mannichfaltigen Variationen und doch immer mit poetischem Geiste und künstlerischem Sinne darzustellen vermag. Bald muthwillig bis zur Ausgelassenheit, ist er wieder so sittsam, so keusch, ja selbst so schwärmerisch, daß man von manchem Gedichte glauben möchte, es sei deutschen Ursprungs. In seinen politischen Gedichten zeigt sich namentlich seine noch unübertroffene Kunst, die mannichfaltigsten Töne anzuschlagen und in jedem die unwiderstehlichste Wirkung hervorzubringen. Bei jedem seiner Gedichte fühlt sich der Franzose durch den Gedanken gehoben, daß er zu einem großen Volke gehört; aber der Dichter weckt dieses Bewußtsein nicht blos durch pomphafte Schilderungen dieser Größe, sondern auch durch das wehmüthige Zurückschauen auf verschwundene Heldenzeiten, ja selbst durch den herbsten Tadel, durch Spott und blutigen Hohn. Freilich hat ihm noch nie eine lederne Philisterseele vorgeworfen, daß er durch seine Zornesworte, durch die Darstellung der Schmach seines Landes dieses in der That erniedrigt, daß er kein Gefühl, keine Liebe für sein Volk habe, wie das wol bei uns in gewissen Fällen geschehen ist. Selbst seine bittersten Feinde, die Jesuiten und Aristokraten, haben es nie gewagt, ihm solches vorzuwerfen, denn wenn sie ihn auch verfolgten, ihn in das Gefängniß warfen, so bewunderten sie dabei doch immer den großen Nationaldichter und freuten sich im Stillen seiner herrlichen Poesien, ja es war unter allen diesen seinen Feinden wol keiner, der die verbotenen brüsseler Ausgaben seiner Gedichte nicht besessen hätte. Denn die Franzosen blieben auch in ihren erbittertsten Bürgerkriegen Franzosen. Es ist bekannt, daß selbst die Emigrirten zur Zeit der ersten Revolution ihre Freude nicht verbergen konnten, wenn ihre Todfeinde, die republikanischen Heere, eine neue Schlacht gegen die deutschen Mächte, von denen sie Hülfe in ihrem Elende erwarteten, gewonnen hatten. Der Sieg der Republikaner that ihrem Herzen wohl, weil es Franzosen waren, die ihn errungen hatten, sie freuten sich desselben, obgleich sie sich nicht verbergen konnten, daß ihre Hoffnungen eben dadurch von neuem zernichtet worden waren. „Es ist doch unbegreiflich", sagte einst ein deutscher Feldherr zu einem französischen Prinzen, „daß diese zerlumpten Republikaner, die kaum bewaffnet sind, unsere besten Heere schlagen." „Es sind eben Franzosen!" erwiderte jener mit Stolz. Welchen ganz andern Eindruck macht die Bemerkung des Kurfürsten von Hessen, die uns der Historiker und Diplomat Bignon berichtet. Dieser war französischer Gesandter in Kassel, als sich der Bruch zwischen Preußen und Frankreich im Jahre 1806 vorbereitete. Im Gespräch über den möglichen Ausgang eines Kriegs zwischen den beiden Mächten sagte der Kurfürst: „Ich wünschte, daß Napoleon mit Preußen im Frieden bliebe, denn der Erfolg eines Kriegs ist zum wenigsten sehr unsicher. Er hat es nicht mit Oestreichern und Reichstruppen zu thun, sondern mit Preußen. Das preußische Heer ist aber überaus vortrefflich: denn bedenken Sie wol, Herr Minister, in der ganzen preußischen Armee ist kein einziger Offizier, der nicht von Adel wäre!" Ich erinnere mich nicht mehr, was Bignon darauf antwortete; wahrscheinlich nichts, denn was hätte er auf eine solche Lobpreisung auch antworten sollen? Der Kurfürst wird die Antwort, die in Jena gegeben wurde, wol besser verstanden haben als Alles, was ihm der Gesandte hätte sagen können.

Die übrigen Abschnitte der Sammlung Menzel's würden uns nicht weniger Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Bemerkungen geben können; wir beschränken uns auf eine einzige, auf die nämlich, daß bei ihnen die Vergleichung der deutschen Lieder mit denen der fremden Völker ebenso sehr erfreut, als die Zusammenstellung der nationalen Lieder mit Schmerz erfüllen mußte. Denn es können die deutschen Liebeslieder, die Freuden- und Trauerlieder, selbst die Balladen und Romanzen *) allen

*) Dies kann doch wol nur von einigen wenigen gesagt werden, und zwar nur von den zartern, dämmerhaften, mit der Geistersage in Verbindung stehenden. In sehr vielen (man vergleiche nur die von Simrock in seiner Sammlung zusammengestellten), in denen Verführung, Gewaltthat und blutiger, oft in scheußlicher Weise verübter Mord den Inhalt bilden, herrscht ein anwidernder, roher, sittenloser Ton, der sich durchaus nicht über das Niveau der „Moritháten"-Bänkelsängerei erhebt; ein Ton, vor dem das feinere ästhetische Gefühl mit Erröthen zurückweicht. Es hieße doch wol den Cultus der Volkspoesie in bedenklicher Weise zu weit treiben, wenn man jeder ungeschlachten und plumpen Versificirung irgendeiner blutrothen Criminalgeschichte blos deshalb einen Werth zuerkennen wollte, weil nicht ein Dichter von Rang, sondern vielleicht irgendein wandernder Handwerksbursch oder wüster Strolch sie vor alter Zeit für die Spinn- oder Herbergsstube zurechtsetzte. Den altschottischen und altenglischen Balladen kann wol nur eine sehr geringe Anzahl deutscher Volksballaden zur Seite gestellt werden. Und so hat sich denn auch die moderne deutsche Ballade durch das Muster und die Einwirkung der berühmten Percy'schen Balladensammlung ebenso verjüngt, wie die moderne Lyrik seit

ähnlichen Gesängen der übrigen Völker nicht blos an die Seite gesetzt werden, man darf sogar behaupten, daß manche deutsche Lieder unübertrefflich und in der That unübertroffen sind. Und zu diesen rechnen wir vor allen die aus dem Volke selbst entsprungenen Lieder, deren Tiefe durch die Einfachheit und Wahrheit der Darstellung einen unwiderstehlichen Reiz erhält. In diesen Gesängen herrscht aber auch, selbst da, wo die geheimsten Empfindungen, die zartesten Gefühle des Menschenherzens dargestellt werden, die lebendige Objectivität, die wir an den nationalen Gesängen so sehr vermißt haben. Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, wenn wir unsern Lesern alle die Lieder vorführen wollten, welche uns zu dieser Bemerkung veranlaßt haben, und dann würden wir doch noch bedauern müssen, nicht noch eine weitere Auswahl hinzufügen zu können. Es ist daher rathsamer, daß wir sie auf die Sammlung verweisen, deren Anschaffung Niemand gereuen wird, der lebendigen Sinn für die unerschöpflichen und ewigen Schönheiten des Volksgesangs hat; denn es besteht der eigenthümliche Charakter des Volksliedes eben darin, daß es nie altert, daß es auch nach tausend Jahren noch den vollsten Reiz der Frische und Jugend gewährt, weil es Verhältnisse darstellt, welche ewig unwandelbar sind, auf die weder Zeit noch Raum wesentlichen Einfluß haben können, weil der Mensch trotz Zeit und Raum immer derselbe bleibt und der Volksgesang die äußern Einflüsse soweit abstreift, als es überhaupt möglich ist.

Wir gehen zu denjenigen Sammlungen über, welche das deutsche historische Volkslied behandeln. Kein Volk ist an solchen Gesängen so reich als das deutsche, zu welchem wir hier natürlich auch diejenigen Stämme unbedingt rechnen, welche politisch nicht mehr zum deutschen Lande gerechnet werden. Dies scheint mit den oben gemachten Bemerkungen im Widerspruch zu stehen, da wir ja die Deutschen gerade in Bezug auf die nationalen Gesänge den andern Völkern so sehr nachgesetzt haben. Aber der Widerspruch ist doch nur scheinbar; denn einerseits haben wir oben vorzugsweise nur von der Gegenwart oder doch nur von den neuesten Zeiten gesprochen, das deutsche Volk war aber nicht immer der Schwärmerei verfallen, welche ihm, einige wenige hervorragende Epochen abgerechnet, seit dem Dreißigjährigen Kriege alle Lebenskraft geraubt hat, und andererseits hebt die Menge der historischen Volkslieder unsere Behauptung nicht auf, welche lediglich dahin ging, daß die Deutschen in der Kraft des nationalen Bewußtseins den übrigen europäischen Völkern weit nachstehen. Und diese Behauptung wird durch die nähere Betrachtung der zahlreichen historischen Volkslieder, welche in den drei oben näher bezeichneten Büchern gesammelt sind, nicht entkräftet, da bei weitem die meisten nur ganz specielle Verhältnisse darstellen und eine allgemeinere Anschauung dabei nur selten und dann auch nur schwach zur Erscheinung gelangt. Gerade die schönsten Lieder berühren ja Kämpfe Deutscher mit Deutschen, und in den wenigen, welche Kriege deutscher Stämme mit ausländischen Völkern besingen, z. B. die Kämpfe der Schweizer gegen die Burgunder und der Ditmarsen gegen die Dänen, ist doch keine Spur eines allgemein deutschen Nationalbewußtseins zu finden, was allerdings sehr zu begreifen ist, da jene Heldenvölker in ihrer größten Noth kaum stille Theilnahme, geschweige thätige Hülfe bei ihren Stammesgenossen fanden.

So sicher es ist, daß die alten Deutschen die wichtigsten Begebenheiten und Thaten in Liedern besangen — denn dies wird von zahlreichen Zeugnissen älterer Schriftsteller, deutscher und fremder, bestätigt, — so reicht unsere Kenntniß dieser Gesänge doch nicht weiter, als was uns jene Andeutungen berichten. Ein einziges deutsches Lied aus dem 9. Jahrhundert ist uns und zwar nicht einmal vollständig erhalten worden; es ist das bekannte Lied, welches den Sieg des ostfränkischen Königs Ludwig über die Normannen (880) besingt. Aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundert besitzen wir nur einzelne lateinische Lieder; aus dem 13. haben wir zwar einige vortreffliche Gedichte, welche gleichzeitige Begebenheiten und Verhältnisse berühren, aber es sind eben keine Volkslieder, sondern Erzeugnisse höfisch gebildeter Dichter. Doch sind sie schon darum, selbst für den Standpunkt von Werth, der uns hier maßgebend ist, weil sie ein lebendiges Zeugniß von der politischen Bildung und Theilnahme jener Dichter und somit auch wenigstens mittelbar und theilweise ihrer Zeit sind. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß diese Gedichte gesammelt würden, weil sie uns in ihrer Zusammenstellung einen tiefen Blick in die politische Regsamkeit des 13. und 14. Jahrhunderts geben würden. Es ist schon von Andern darauf aufmerksam gemacht worden, daß alle politischen Gedichte, die wir in den Werken der Minnesinger finden, von bürgerlichen, kein einziges von adeligen Dichtern herrührt; die daraus zu folgernden Schlüsse überlassen wir unsern Lesern. Erst mit dem 14. Jahrhundert beginnen die Quellen für das Volkslied reichlicher zu fließen; es sind dies die Chroniken, die, zahlreicher in Deutschland als in andern Ländern, uns viele dieser Lieder, theils ältere in erneuter Gestalt, theils gleichzeitige in treuer Ueberlieferung aufbehalten haben. Es läßt sich hierüber nichts Besseres sagen, als was Soltau in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Sammlung bemerkt:

Geleitet durch das Streben nach gründlicher und vollständiger Erzählung der Thatsachen und durch einen noch nicht von der Kritik eingeschränkten Glauben an das einmal Ueberkom-

---

Bürger und Goethe sich durch die Einflüsse des deutschen, im schalkhaften, sentimentalen und gemüthlichen (leider aber auch im zotenhaften) Genre allerdings schwerlich übertroffenen Volksliedes erfrischt und verjüngt hat. Zur Ballade gehört eben mehr historischer Sinn und [illegible] (nicht rohes) objectives Zugreifen, während dem eigentlichen Liede das Vorwalten des bloßen Gemüthslebens nur günstig ist. Diese unsere Anmerkung wird übrigens dazu dienen, manche von dem geehrten Verfasser im Verlaufe seines Artikels ausgesprochene Behauptungen zu bekräftigen.

D. Red.

mene, theilt wenigstens die kleinere Hälfte der bessern Chroniken neben andern Urkunden auch ein Lied, welches zur Erläuterung der Begebenheiten dienen kann und gewöhnlich sehr genaue, sonst nicht belegbare Einzelheiten der Erzählung enthält, gern mit, wenn auch meist ohne Gefühl für dessen dichterischen Werth oder Unwerth; und die von Chronisten, Sammlern und Geschichtschreibern durch alle Zeit bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe aus Tacitus und Eginhard eingeständig oder stillschweigend wiederholte Tradition, daß solche Lieder von jeher ein vornehmer Bestandtheil der Annalen unserer Vorfahren gewesen, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, sie, wo sie sich zeigten, in patriotischer Anknüpfung an die Art unserer Väter fleißig zu beachten und zu überliefern. Die Zahl solcher liedüberliefernden, zum Theil noch ungedruckten Chroniken, obgleich wie gesagt die geringere, ist doch immer bedeutend. Zwar eine der ältesten und für die Sittengeschichte wichtigsten, die Limpurger Chronik, die doch den Volksgesang und ausnahmsweise den reinlyrischen ausdrücklich berücksichtigt, ergibt gerade für das historische Lied gar nichts; desto bedeutender sind in dieser Hinsicht die schweizer Chroniken von Tschudi, Diebold Schilling, Justinger, Bullinger, Schedeler, Melchior Russe, Anshelm, insgesammt Lieder vom 14. Jahrhundert an überliefernd. Ihnen dürfen, was die Zahl und die innere Bedeutung der aufbehaltenen Lieder betrifft, wenn immer annäherungsweise, nur die im äußersten Norden von Deutschland entstandenen ditmarsischen Chroniken von Neocorus, J. Russe, H. Detlefs und P. Saxe an die Seite gesetzt werden.

Seit der größern Verbreitung der Buchdruckerkunst werden sodann die fliegenden Blätter die wichtigste Quelle für das Volkslied überhaupt und für das historische insbesondere; die vielen Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts gewähren dagegen nur sehr wenig Ausbeute für das geschichtliche Volkslied. Mit dem 16. Jahrhundert begann man die historischen Lieder zu sammeln, doch blieben, wie leicht begreiflich, diese Sammlungen auf einzelne Provinzen beschränkt. Ueber diese und die spätern Bemühungen gibt Soltau ebenso genaue als richtige Auskunft, weshalb wir auf seine Einleitung verweisen; wir begnügen uns zu bemerken, daß von den vielen größern oder kleinern dahin einschlagenden Arbeiten doch keine darauf angelegt war, eine vollständige oder auch nur reine Sammlung der historischen Lieder zu geben. Wenn der Gedanke einer solchen Sammlung auch schon von Johannes von Müller und Achim von Arnim gelegentlich angeregt wurde, ist er doch erst von O. L. B. Wolff zur Ausführung gebracht worden. Doch ist seine Arbeit in keiner Weise genügend, ja sie muß vielmehr, wie seine sämmtlichen Werke der Art, als durchaus verfehlt erscheinen. Wolff war ein Mann, dem bei vielem Talent und unbestreitbar mannichfaltigen Kenntnissen die Gabe zu arbeiten abging, und so gingen ihm die besten Gedanken verloren, weil er sie nicht auszuführen verstand oder ihnen nicht die Zeit und die Aufmerksamkeit widmete, die sie erheischten. Sein „Poetischer Hausschatz", seine „Encyklopädie der deutschen Literatur" und andere Bücher der Art sind ebenso viele Beweise, daß er den Begriff Sammlung nur von seiner materiellsten Seite auffaßte. Er sammelte, was ihm der Zufall darbot, ohne sich darum zu bekümmern, ob Das, was ihm in die Hände kam, brauchbar sei oder nicht, noch weniger, ob sich andere bessere Quellen auffinden lassen könnten. So ist die Eschenburg'sche Sammlung die hauptsächlichste Quelle seiner poetischen Hausschätze, denn er hat nicht blos einen deutschen herausgegeben, und seine „Encyklopädie" beruht vorzugsweise auf der hildburghauser Miniaturbibliothek oder wie diese Auswahl heißt. So verhält es sich auch mit der Sammlung, von der wir hier sprechen. Es sind seine Materialien nicht weniger unzulänglich als seine literarische Kenntniß, die Wahl und Angabe seiner Quelle ist unlauter und unkritisch, und um recht augenscheinlich zu beweisen, daß er dem Unternehmen in keiner Weise gewachsen sei, theilt er seinen Stoff, statt denselben chronologisch oder nach Volksstämmen anzuordnen, auf die willkürlichste und sogar lächerlichste Weise ein, indem er alle Eintheilungsgründe durcheinandermengt und z. B. neben den reinhistorischen Abschnitten „Bauernkrieg" und „Dreißigjähriger Krieg" auch Lieder über die hessischen und schweizerischen Begebenheiten und sogar eine eigene Abtheilung „Plattdeutsche Lieder" hat. Doch bleibt er dieser Anordnung nicht einmal getreu, indem er unter den „Liedern verschiedenen Inhalts" mehre mittheilt, die nothwendig in irgendeinen der vorangehenden Abschnitte hätten eingereiht werden sollen. Viele von den mitgetheilten Liedern hätten gar nicht aufgenommen werden sollen, weil sie, wie der Tanhäuser, der Faust u. a. gar nicht in das Gebiet des historischen Volksliedes gehören. Wahrhaft komisch ist es aber, daß er unter Anderm die lateinische Uebersetzung eines niederdeutschen Volksliedes („Henneke Knecht") mittheilt, dieses aber nicht gibt, obgleich das „Wunderhorn" von Arnim und Brentano, das doch eine seiner hauptsächlichsten Quellen ist, dasselbe enthält. Wenn wir endlich noch hinzufügen, daß Wolff sogar einzelne Lieder zwei mal mittheilt, was ihm an nicht weniger als drei Orten begegnet, und daß er dagegen Zeilen und selbst ganze Strophen ausläßt, so haben wir die vollständige Unbrauchbarkeit seiner Sammlung zur Genüge dargethan; sie kann wegen ihrer gänzlichen Unzuverlässigkeit weder dem Geschichtsforscher, noch dem Literarhistoriker, noch dem Freunde der vaterländischen Poesie von Nutzen sein, sie würde alle vielmehr zu Irrthümern und falschen Ansichten verleiten.

Von weit höherm Werthe sind die Sammlungen von Soltau und Körner, denen wir höchstens den Vorwurf machen können, daß sie nicht Alles gegeben, was sie hätten geben können. Soltau insbesondere, der wie Wenige dazu berufen war und alle Eigenschaften besitzt, namentlich den unverdrossenen Fleiß und den scharfen kritischen Blick, die ein Sammler haben soll, hätte nicht von vornherein ausscheiden sollen, was Wolff und Rochholz (in seiner vortrefflichen „Eidgenössischen Liederchronik", die leider durch Erneuerung der Sprache und theilweise selbst willkürliche Verarbeitung der alten Lieder nicht wenig an ihrem Werthe verliert) mitgetheilt haben. Weil der Herausgeber zum Theil, wie es scheint, aus Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln und Quellen eine unbedingte Vollständigkeit nicht erreichen konnte, beschränkte er sich selbst willkürlich, indem er sich von

nahm, nur gerade 100 Volkslieder mitzutheilen, in welcher Zahl jedoch fünf volksthümliche lateinische Lieder, sowie vier andere nicht mitgezählt sind, die zwar schon bei Wolff stehen, deren Urtext aber von Soltau mitgetheilt wird. Die aufgenommenen Lieder gewähren aber doch insofern eine erfreuliche Selbständigkeit, als sie vom 9. bis zum 19. Jahrhundert reichen, also ein volles Jahrtausend umfassen. Es ist uns dadurch eine übersichtliche Geschichte des Volksliedes gegeben, dessen poetische und historische Entwickelung wir schon deswegen auch in der beschränkten Anzahl des Gegebenen kennen können, weil der Herausgeber nicht nur soviel als möglich die bedeutendsten Lieder mitgetheilt, sondern auch die Anzahl der aus jedem Jahrhunderte gelieferten Lieder nach dem größern oder geringern Reichthum desselben bemessen hat. Aus dem 9. und 10. Jahrhundert ist nur je ein historisches Lied übriggeblieben, aus dem 11. und 12. gar nichts, aus dem 13. nur wenig; im 14. wächst die Zahl der Lieder (bei Soltau 7, wobei wir die aus den angegebenen Gründen vom Herausgeber nicht fortlaufend numerirten hier mitzählen); das 15. Jahrhundert gewährt schon eine nicht unbedeutende Reihe schätzbarer Volkslieder [bei Soltau 20 *)]; im 16. Jahrhundert steht das historische wie das gesammte deutsche Volkslied in höchster Blüte (bei Soltau 47), auch sind die Lieder dieses Zeitraums am treuesten und urkundlichsten erhalten; im 17. Jahrhundert ist das historische wie das übrige Volkslied der Güte und Zahl nach bereits sehr gesunken, doch kommt noch einzelnes Treffliche vor (bei Soltau 14); das 18. Jahrhundert hinterläßt uns nur wenige Reste der Art (bei Soltau 13, von denen doch mehre kaum recht eigentlich zu den Volksliedern gerechnet werden können); außer Verhältniß endlich steht das 19. Jahrhundert, das weder viele noch gute Volkslieder aufzuweisen hat (bei Soltau 14, auf welche sich die eben gemachte Bemerkung noch in höherm Maße anwenden läßt).

Wie wir schon gesagt, steht die Zahl der von Soltau aus den einzelnen Jahrhunderten mitgetheilten Lieder im Verhältniß zum Reichthum derselben an historischen Liedern überhaupt; es haben sonach das 14., 15. und 16. Jahrhundert die meisten wie die besten geliefert, während das 17. und die folgenden Jahrhunderte entschieden nachstehen. Dies ist eine leicht erklärliche Thatsache; es hat ganz einfach seinen Grund darin, daß sich das deutsche Volk in jenen Jahrhunderten am kräftigsten entwickelt hatte, daß insbesondere die Städte zu einer politischen und Culturblüte gediehen waren, welche den Bürgern die Entfaltung aller Kräfte möglich machte. Das Reich als solches war nach den Hohenstaufen der Auflösung verfallen, welche unaufhaltsam um sich griff und auch durch einzelne kräftige und wohlgesinnte Kaiser nicht mehr aufgehalten werden konnte. Die Eingriffe der Fürsten in die Rechte des Reichs wurden immer kühner, und wie sie diesem gegenüber fortwährend nach immer größerer „Freiheit" trachteten (verstand man ja geraume Zeit unter „deutscher Freiheit" nichts Anderes als die Zügellosigkeit der großen Lehnsträger), so suchten sie ihre Macht auch dem Volke ihrer Länder gegenüber zu erweitern und dessen Freiheiten zu beschränken oder ganz zu vernichten. Waren die Städte in frühern Zeiten gegründet worden, daß sie einen Zufluchtsort gegen die räuberischen Einfälle der wilden Hunnen darböten, so wurden sie im 14. und 15. Jahrhundert eine Zufluchtsstätte gegen die Bedrückungen des Adels und der Fürsten, und da die Bürger oft Gelegenheit hatten, sich gegen die Anmaßungen ihrer adeligen Nachbarn zur Wehr zu setzen, so mußten sie nothwendig einen kriegerischen Geist entwickeln, welcher dem engen, spießbürgerlichen Leben einen mächtigen Aufschwung gab und den beschränkten Blick erweiterte. Die Nothwendigkeit, stets gegen die Angriffe der nahen und mächtigen Feinde gerüstet zu sein, und die Ueberzeugung, daß man ihnen nur mit vereinten Kräften widerstehen könne, führte zum Gemeinsinn; die glücklichen Erfolge weckten nach und nach ein stolzes Bewußtsein in den Herzen der Bürger, welches sich nach allen Seiten hin zu entfalten suchte und sich ganz insbesondere in den Liedern aussprach, die zur Verherrlichung der Siege und gewonnenen Schlachten gesungen wurden. Es ist kein Zweifel, daß aus jener Zeit noch viel mehr historische Volkslieder aufzufinden wären, welche in den zahlreichen Chroniken der Städte zerstreut sind; außerdem mögen noch viele auf Flugblättern gedruckte bisjetzt unbekannt geblieben sein.

Wie die weitaus größte Anzahl der uns bekannten historischen Volkslieder von den Städten ausgegangen ist, so sind auch die meisten in hochdeutscher Sprache geschrieben, ein weiterer Beweis, daß die hochdeutschen Stämme auch in frühern Jahrhunderten mehr Lebenskraft hatten als die niederdeutschen, wie sich denn auch die Städte ja vorzugsweise im südlichen Deutschland zu größerer Selbständigkeit entwickelt und größere Macht gewonnen hatten. Doch gibt es noch immerhin eine nicht kleine Zahl von niederdeutschen Liedern, unter denen außer den schon berührten ditmarsischen noch manche durchaus vortrefflich sind; da aber Soltau die Absicht hatte, eine umfassende Sammlung von niederdeutschen Liedern besonders herauszugeben, so theilte er in der vorliegenden Sammlung absichtlich nur wenige mit (im Ganzen acht), wozu noch zwei niederrheinische kommen, von denen der Herausgeber gern mehre mitgetheilt hätte, wenn ihm dergleichen zugebote gestanden hätten. Soviel wir wissen, hat Soltau sein Versprechen noch nicht erfüllt, und es ist dies umsomehr zu bedauern, als wir voraussetzen dürfen, daß er im Besitze von ebenso wichtigem als seltenem Material ist, da ein so eifriger und redlicher Forscher, wie er sich auf jedem Blatte seiner 100 Lieder zeigt, gewiß nichts auf das Ungewisse hin ankündigt.

*) Wie schon im 14. Jahrhundert, so stehen auch im 15. die schweizerischen Kriegs- und Siegeslieder der Zahl und dem Werthe nach bei denen am höchsten; im 16. nehmen die ditmarsischen unzweifelhaft den ersten Rang ein: es ist daher sehr zu bedauern, daß Soltau gerade diese infolge seines Grundsatzes ausgeschlossen hat.

So sehr sich Soltau auch freiwillig beschränkt hat, so hat er doch in den engen Grenzen, die er sich gezogen, wahrhaft Vortreffliches geleistet, nicht nur durch die echt kritische Behandlung der gelieferten Lieder, sondern auch durch die höchst gelungene Auswahl derselben, welche nicht blos, wie wir schon gesehen haben, vom literarischen Standpunkt durchaus befriedigend ist, weil sie einen Blick in die historische Entwickelung des Volksliedes gewährt, sondern auch die Wolff'sche Sammlung darin weit übertrifft, daß sie einen weit reichern Inhalt darbietet. Denn die mitgetheilten Lieder betreffen die mannichfaltigsten historischen Verhältnisse der verschiedensten Länder, Volksstämme und Städte in einem Umfang, von welchem Wolff keine Ahnung hatte. Neben Liedern, welche das Leben und die Thaten deutscher Kaiser und Könige darstellen, finden wir eine große Anzahl solcher, welche die Kriege und Fehden der Fürsten und Städte, die Reformation, die Religions-, Bauern- und Türkenkriege, den Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg, die Zeit der französischen Herrschaft u. s. w. betreffen. Zudem sind sämmtliche deutsche Länder, insbesondere aber eine bedeutende Anzahl deutscher Städte repräsentirt; und es werden endlich viele Begebenheiten und Personen besprochen, die bei Wolff ohne Liederbeleg geblieben sind. Auch in der Auswahl selbst ist Soltau weit glücklicher gewesen als Wolff; wenn beide Sammler Lieder über den nämlichen Gegenstand beibringen, so hat Soltau stets das bessere, echtere gewählt und zugleich auf neue reiche Quellen hingewiesen, welche für spätere Forscher und Sammler von der größten Wichtigkeit sind.

Soltau hatte ursprünglich die Absicht, der gehaltreichen Einleitung noch eine gedrängte literarische Notiz einzuschalten, in welcher er seine Ansichten über die Gattungen der historischen Volksdichtung (von der Specialreimchronik bis zum Spruch und dem eigentlichen epischen, lyrischen und dramatischen historischen Liede) entwickelt hätte, ferner über gegenseitige polemische Lieder, historische Parodien geistlicher und weltlicher Lieder, über Nachahmungen und Travestien ausländischer Lieder, über culturgeschichtliche, lateinisch-deutsche, lateinische volksthümliche bis zum 16. Jahrhundert, über erhaltene bedeutende Fragmente, über kleine historische Dichtarten (als Inschriften, Jahresreime, Spottverse, Reimsprüche, historische Sprichwörter), endlich über Werth und Begriff des historischen Volksliedes überhaupt, über die deutschen Länder, wo es vorzugsweise geblüht u. s. w. Mangel an Zeit, besonders an Raum nöthigte ihn, diese Bemerkungen zurückzulegen. Wir bedauern dies aufrichtig, da schon die bloße Andeutung der Gesichtspunkte, die der Herausgeber zu behandeln willens war, aufs klarste beurkundet, daß er, wie nicht leicht ein Anderer, hierzu den entschiedensten Beruf hat, was er übrigens auch, als wollte er uns das Unterlassene noch mehr bedauern lassen, durch die That beweist, indem er seine Einleitung mit einer schätzenswerthen Notiz über die Verfasser historischer Volkslieder und über das Soldatenlied beschließt, die von den tüchtigen Studien des Herausgebers zeugt und auf die wir Alle aufmerksam machen wollen, welche sich für diesen wichtigen und lange noch nicht genug beachteten Zweig der deutschen Literaturgeschichte interessiren.

Wir werden uns über die „Historischen Volkslieder" von **Körner** kürzer fassen können; nicht als ob diese Sammlung irgend bedeutungslos wäre, denn es ist dieselbe vielmehr in jeder Beziehung beachtungswerth, sondern weil wir die wichtigsten Punkte, die sich der Besprechung darbieten, schon oben berührt haben. Körner hat sich zum Theil noch engere Grenzen gesetzt als Soltau, denn er will nur Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert geben und zwar nur solche, welche ihm die reiche Sammlung von fliegenden Blättern auf der Staatsbibliothek in München darbot. Ja er hat nicht einmal Alles mitgetheilt, was die münchener Bibliothek gewährte, er hat aus dem reichen Stoffe nur das Bessere oder das bisher Unbekannte ausgewählt, oder von schon bekannten Liedern bessere, urkundlich genaue Texte mitgetheilt.

So schätzenswerth und verdienstvoll dies aber auch ist, so wird ein künftiger Sammler die Texte, welche Körner gegeben hat, nicht alle und nicht unbedingt gebrauchen können, besonders nicht, wenn es sich um ältere Lieder handelt, da sie in den später gedruckten fliegenden Blättern öfters in Sprache und Inhalt und zwar gewöhnlich nicht zu ihrem Vortheil verändert wurden. Wir wollen als Beispiel und zur Vergleichung mit dem von Körner gegebenen Texte das schöne „Lied von der Schlacht bei Dorneck" mittheilen, welches Johann Lenz, Bürger von Freiburg, in seiner „Reimchronik des Schwabenkriegs"*) aufbewahrt hat. Wir setzen voraus, daß unsere Leser die dornecker Schlacht (1499) wenigstens aus dem „Letzten Ritter" von Anastasius Grün kennen, der sie in seiner glänzenden Weise besungen hat, mit welcher das alte Lied durch seine Einfalt und Treuherzigkeit den vollsten Gegensatz bildet. Es ist dasselbe von einem Zeitgenossen, Ludwig Steiner, gedichtet, der, wie auch Johann Lenz, in mehren Schlachten mitgefochten hatte.

An einem mentag es beschach,
Das man die Osterrycher ziechen sach,
Vnd Dorneck wolten sy beschowen:
Vnd Dorneck, du vil höches husz,
Du tuost inen wee in den ougen.

Sy zugent an der Pirsz hinab,
Vff Dorneck was menger Swytzerknab,
Sy hand sich erlich gehalten;
Sy sprachen: „Lant sy komen har,
So wend wirs gott lan walten!"

Sy kament fur basz vff dem plan,
Die buchssen hand sy fürher gethan,

*) Sie ward 1849 von H. von Dießbach herausgegeben, ist aber, soviel wir wissen, nicht in den Buchhandel gekommen.

Dorneck wolten sy zerschiessen;
Sy butten [1]) jnen mengen snöden wort,
Es begond sy ser verdriessen.

Sy zugent noch necher hinzuo,
Sy lüyeten [2]) recht wie ein swytzer kuo
Es bond [3]) die Eidgenossen verdriessen:
„So wend wirs Maria clagen
Vnd Jhesum dem vil süssen!"

An einem mondtag es beschach,
Das man das leger slachen sach
An Dorneck by der veste:
Vnd Dorneck, du vil höches husz,
Dir koment vil frömbder geste.

Der vogt, der was ein wyser man:
„Ach gott, wie wellent wirs griffen an,
Das wir die sach verendern?"
Er liesz schnell ein bot hinvsz
Gen Liechtstall [4]) tett er jn senden.

Vnd do des bot gon Liestall kam,
Die Eydgenossen warent vor jm do,
Sy sässen jm allem essen:
„Jch bitten uch, fromen Eidgenossen guot,
Deren vff Dorneck wellent nit vergessed!"

Der schultheysz hinder dem tische sasz,
Vnd er den boten anesach:
„Vnd bot, was ist dir angelegen?" —
„Ach herr, liebster herre min,
Vnd Dorneck, das ist vmblegen!"

Der Schultheis, der was ein wyser man,]
Ein essen, das hatt er vor jm stan,
Dannocht wolt er nit bliben:
„Woluff, ir lieben Eidgenossen gout,
Die lantzknechten wollen wir vertryben!"

Sy zugend bald ze Liestal vs;
Gegen den Osterrychern
Hatten sy keynen genosz,
Keyner wolt daheymen blyben:
Sy zugen vs früschen fryen muot,
Von Dorneck wolten sys vertryben.

Vnd Dorneck, du vil hoches husz,
Der koch, der sluog din kuche vs,
Er tett die hefen schumen [5]);
Eb [6]) es warp ein halbe stund,
Da tet man jn die kuche rumen. [7])

Sy zugend an dem grüenen wald har;
Der Oesterrichern was ein groszе schar,
Sy hand sich vnerlich gehalten:
Sy fluchen [8]) über die grüene heide vs,
Die köpf tett man jnen spalten.

Die Eidgenossen hand ein list erdacht,
Sy hand [9]) die Schwaben gon Dorneck bracht,
Sy vnd jren gesellen:
Jr sind ein teyl von Straszburg gesin,
Es müge, wem es welle.

Sy sind gestanden vff vesten grund,
Dry tusent blyben tod vnd wundt,
Das plären [10]) tet man jnen vertriben:
Die büchsen, die sy hatten vor Dorneck bracht,
Die sind den Eydgenossen blyben.

Der vns das liedlyn nüwes sang,
Ein früscher Eidgenos ist ers genant,
Er hats gar frölich gesungen:
Er hat mengen [11]) Swaben erstochen,
Vnd mit den Straszburgern gerungen.
Deo gratias,
Durch Ludwigen Steiner. *)

[1]) boten. [2]) lüejen, mittelhochdeutsch soviel als brüllen, davon unser Löwe, Leu (also: der Brüller). [3]) begann. [4]) Jetzt Liestal, im Canton Basel-Land. [5]) abschäumen. [6]) Ehe. [7]) räumen. [8]) flohen. [9]) haben. [10]) Schreien, Brüllen. [11]) manchen.

So schätzenswerth die Sammlungen von Körner und ganz vorzüglich von Soltau sind, so ist, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, die Arbeit noch lange nicht abgeschlossen. Es sind noch zahlreiche historische Volkslieder auf öffentlichen und Privatbibliotheken theils handschriftlich, theils in Drucken, namentlich in fliegenden Blättern verborgen, welche zunächst aus der Vergessenheit gezogen und nach dem Beispiel Körner's in getreuen Abdrücken mitgetheilt werden müßten, und dann erst, wenn aller Stoff auf diese Weise ausgebeutet wäre, sollte eine vollständige Sammlung desselben veranstaltet werden. Möchte sich dann aber ein Mann finden, der die dazu nöthigen vielseitigen Kenntnisse, kritischen Blick, scharfes Urtheil und endlich auch ausgebildeten Geschmack und Sinn für die einfache und kräftige Volkspoesie hätte, der mit Einem Worte sich den wackern Soltau zum Muster nähme. Es sollte Keiner sich an die Arbeit wagen, der nicht im Stande wäre, die von Soltau angedeuteten und vielleicht noch einige andere Punkte, welche bei einer Einleitung oder Abhandlung über das Volkslied zu berücksichtigen sind, gründlich und klar auszuführen.

Emil Weller hat in seiner sehr schön ausgestatteten Sammlung „Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs" eine Lücke auszufüllen gesucht, da bisjetzt verhältnißmäßig nur wenige historische Lieder aus der genannten Zeit wieder veröffentlicht worden sind. Freilich enthält das Buch auch viele Poesien, die nicht zum singbaren Liede gehören, wir sind dem Herausgeber aber dafür nur zu Dank verpflichtet; denn gerade diese, wie z. B. der „Prager Hofkoch", auf den schon Gervinus früher aufmerksam gemacht hat, gehören zu dem Besten und Frischesten der ganzen Sammlung. Dieselbe ist von Wilhelm Wackernagel mit einem Vorworte versehen, welches auf wenigen Seiten die trefflichste Einleitung in das Buch gewährt; wir erkennen darin die Gründlichkeit und den gebildeten Geschmack dieses großen Kenners deutscher Sprache und Literatur, Eigenschaften, welche bei den Germanisten nur zu selten vereinigt gefunden werden. Wir wollen unsern Lesern die Hauptzüge dieser Einleitung mittheilen.

Das 17. Jahrhundert, die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, brachte, wie in die ganze Literatur, so auch in das historische Volkslied eine merkliche Veränderung.

*) Auch Uhland theilt das Dorneckerlied nach einer St.-Galler Handschrift des 16. Jahrhunderts mit; es ist dieser Text aber ebenfalls verderbt und er hat, obgleich aus nur 13 Strophen bestehend, doch mehre Zusätze, die aus einem andern Lied entnommen oder später hinzugedichtet worden sind.

Ueberhaupt trat der weltliche Volksgesang der Menge wie dem Gehalte nach zurück. Charakteristisch ist der Umstand, daß, während das 16. Jahrhundert die Mehrzahl seiner Kirchengesänge auf die Weisen weltlicher Volkslieder und selbst mit Benutzung von deren Worten gedichtet hatte, im 17. Jahrhundert ein ganz umgekehrtes Verhältniß stattfand, indem man nun die Geschichtslieder bekannten Kirchengesängen nachbildete. Daraus wird aber Zweierlei klar: erstens, daß die Schöpfungs- und Dichtungskraft des Volks offenbar schon tief gesunken war, weil es den Ausdruck seiner Hoffnungen oder seines Schmerzes nicht aus sich selbst schöpfte und sich überhaupt nicht frei bewegte, sondern sich die gelehrten Dichter zum Muster nahm; und wenn noch Volksmäßiges in diesen Nachdichtungen sichtbar ist, so rührt es nur daher, daß jene gelehrten Dichter selbst aus dem Volksliede geschöpft hatten. Zweitens geht daraus hervor, daß das Volkslied einen kirchlichen Ton annehmen mußte, der seiner Natur widerstrebt und der von der reinreligiösen Färbung himmelweit unterschieden ist, den die alten historischen Volksgesänge darbieten. Von besonders nachtheiligem Einflusse auf die Entwickelung des Volksliedes war ferner das immer mehr anwachsende Zeitungswesen, denn man gewöhnte sich noch mehr, als schon vordem geschehen, auch Gedichte nur als Zeitungen auszubreiten, was zur Folge hatte, daß die unsangbare, blos dem Lesen dienende Form immer häufiger und zugleich immer kunstloser wurde. Sogar Lieder wurden als Zeitungen abgefaßt, wovon die vorliegende Sammlung mehrfache Beispiese gibt. Wenn also vormals das ganze Volk singend und nachsingend, dichtend und umdichtend an seinen Zeitliedern theilgehabt, so fielen dieselben jetzt dem Gewerbe der seßhaften oder wandernden Sänger zu. Es sind daher auch die meisten der mitgetheilten Stücke ohne allen poetischen Werth; dagegen sind sie von großem historischen Interesse, da sie uns „in mannichfaltigen Zügen ein Bild der unseligsten Jahrzehnde Deutschlands darbieten", ein Bild, das sich

> aus den Stimmen der Zeit und der Parteien selbst in unmittelbarster Anschaulichkeit gestaltet. Schrittweis in seiner den Jahren folgenden Entwickelung bestätigt das Buch, wie den Beginn des Kampfs der Glaubenszwist, der weitere Fortgang aber daraus einen politischen Kampf, einen Kampf der Nationen und um den Bestand der Nationalität gemacht hat. Und all die grause Irrung und Verwirrung, wie spiegelt sie sich auch hier wieder in dem undeutschen Sprachgemenge, in der Rohheit, womit gedichtet, in der Wildheit, womit gehaßt und gehöhnt, in der entarteten Gleichgültigkeit des Sinnes, womit selbst das Friedlich-Heilige zu einer Waffe der Erbitterung umgeschmiedet wird.

Die meisten der mitgetheilten Stücke rühren von der protestantischen Seite her, was nicht auffallen wird, da die Katholiken im 17., wie schon im 16. Jahrhundert, nur wenig Poetisches und darunter nur wenig Bedeutendes hervorgebracht haben. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß van den mitgetheilten Gedichten gerade die am werthvollsten sind, welche von der katholischen Seite herrühren, der schon genannte „Prager Hofkoch" und zwei Spottlieder auf den sogenannten „Winterkönig" (den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz), von denen namentlich das erste mit dem Titel „Postbott" recht witzig und voll frischen Muthwillens ist und zugleich eine sehr glückliche Anwendung des Refrain macht. Wir theilen nur die erste Strophe mit:

> Ich bin ein Postbott ausgesandt,
> Vom Grafen Buquoy in alle Landt,
> Dem newen König nachzufragen,
> Der sich auß Böhmen hat lassen jagen:
> Ey liebe sagt, wo find' ich doch
> Den verlornen Pfaltzgrafen noch?

Von den mitgetheilten 47 Gedichten sind 12, also der vierte Theil, schon in andern Sammlungen mitgetheilt gewesen; daß diese sämmtlich zu den bessern gezählt werden müssen, sagt der Herausgeber selbst. Wir wollen ihm übrigens wegen dieser nochmaligen Mittheilung keinen Vorwurf machen, vielmehr halten wir es für zweckmäßig, daß er auch diese bei Wolff, Soltau, Hormayr u. A. zerstreuten Stücke in seine Sammlung aufgenommen hat, welche sonst des Lesbaren gar zu wenig enthalten hätte. Verdienstlich ist endlich die Bibliographie der Lieder des Dreißigjährigen Kriegs, welche der Herausgeber auf 36 Seiten mittheilt. Und so ist das Buch auf jeden Fall von weit größerm Werth als die „Neuen Original-Poesien Johann Fischart's" des nämlichen Herausgebers (schon der Titel ist lustig), welche in d. Bl. nach Gebühr gewürdigt worden sind.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Noch etwas aus und über Jahn's Leben.

Der in Nr. 12 d. Bl. mitgetheilte Aufsatz von Wilibald Alexis über Jahn veranlaßte mich, einen Brief des Turnerchefs wieder hervorzusuchen, den er um Weihnachten 1842 an mich aus Freiburg gerichtet hatte. Pröhle erwähnt in seinem Buche, daß Jahn, der sonst den jüngern Schriftstellern gern aus dem Wege ging, damals mit mir verkehrte und mir bei einer zeit- und literargeschichtlichen Sammlung deutscher politischer Gedichte, womit ich zu der Zeit beschäftigt war und die dann auch 1843 erschienen ist, mit Rath und That zur Hand ging. Indeß verdankt ihm meine Sammlung nur zwei Beiträge, ein in der literarischen Einleitung mitgetheiltes Bruchstück aus einem ungedruckten 1798 gedichteten Liede von Scholz, der, wie Jahn in seinem Briefe erwähnt, 1813 als Feldprediger mit in den Krieg zog und, wie Wachler von ihm sagt, einer der feurigsten Redner war, und ein schönes Kriegslied von Mill, worin unter Anderm folgende kriegschnaubende Stelle vorkommt:

— — — — — — —

> Jugend! mach' gut, was die Alten versah'n,
> Der Ehre Thor ist dir aufgethan!
>
> Ins Feld! beflügle dein Geschütz,
> Handhabe kräftig Donner und Blitz!
> Im Sturmlauf zu Fuß, im Sturmlauf zu Pferde
> Schlag' deines Vaterlands Schänder zur Erde,
> Schlag' hunderttausendarmig darein,
> Es kann nicht genug geschlagen sein!

Ich erinnere mich, wie Jahn auf meiner Stube, in ihrer Mitte stehend, mir zum ersten mal diese donnernden Verse vordeclamirte — es war ein Anblick, halb komisch, halb erschütternd. Jahn machte, wie dies auch von Wilibald Alexis angedeutet worden ist, überhaupt einen gemischten Eindruck; bald erschien er wie ein humoristischer Bauer oder wie Eulenspiegel in Person, bald wie ein begeisterter Priester aus dem alten Heidenthum. Dabei war er aber jedenfalls ein ehrlicher und origineller Urcharakter, der noch mit der Natur unmittelbar, wie er aus ihren Händen hervorgegangen, zusammenhing. In seinem massigen Gliederbau wie in allen seinen Bewegungen lag etwas wie von Erdschwere. Mit dem Luftelemente hatte er nichts gemein, daher war ihm auch aller eigentliche Esprit verhaßt; aber wol besaß er in reichlicher Fülle jenen derben Witz, den wir Deutsche Mutterwitz nennen, und den natürlichen Instinct des gesunden Menschenverstandes. Von aller Sentimentalität konnte Niemand so weit entfernt sein als der alte Jahn.

Da von Jahn, der schwer zum Schreiben zu bringen war, gewiß nicht viel Briefe vorhanden sein werden, so glauben wir seinen immer noch ziemlich zahlreichen Freunden einen Dienst zu erweisen, indem wir einige Hauptstellen aus dem angeführten Schreiben, die sowol für Jahn's Art und Weise als für den auf den deutschen Hochschulen am Ende des vorigen Jahrhunderts waltenden Geist charakteristisch sind, nachstehend mittheilen:

Sie dürfen — schrieb mir Jahn — Ihre Sammlung nicht erst mit Klopstock anfangen; Sie müssen bei einer künftigen Auflage oder in einer Nachlese bis zum Dreißigjährigen Kriege zurück. Die Zeit ist nicht so arm, unter dem Eisen glänzen goldene Stufen. Andeutungen finden Sie darüber: „Werke zum deutschen Volksthum", S. 72, 73, 74, 75, 76 und S. 89, 90. Der Frühling beginnt mit dem Sang der ersten steigenden Lerche, nicht mit dem Nachtigallschlag.

Sie hätten gleich mit umgehender Post meine Antwort bekommen, aber ich mußte noch vor dem Feste an andere gelehrte Freunde schreiben, die Auskunft begehrten, und die Zeit drängte. Hätte ich mir früher nicht meine Wachshosen vollgetragen, so wäre ich nach dem Brande übler zuwege als ein schiffbrüchiger Einsiedler. So fühle ich den Verlust nicht sonderlich; nur das beschleicht mich zuweilen mit Unbehagen, daß ich ohne Werkzeug kein Werk liefern kann, was vor Gesellen und Meistern Probe besteht.

Das „Heran! Heran!" *) ist wenigstens vollständig, in drei Kehren, jede zu sechs Zeilen. In dieser Gestalt gab es mir der Dichter. Ich gab ihm damals die umschreibende Ueberschrift: „An die wehrbare Jugend Deutschlands." In der dritten Kehre, in den beiden ersten Zeilen, kann ich leider nur für Sinntreue, nicht für Worttreue stehen. Das ist vielleicht schon ein alter Schaden. Solche mundrechte Veränderungen muß sich ein Volkslied gefallen lassen, der Wiederhall der Zeit festet erst den bleibenden Ausdruck. Der Sänger heißt Mill, aus Schlesien. Er gehörte mit zu dem engern Kreise meiner Freunde auf der halleschen Hochschule, in den letzten neunziger Jahren des abgewichenen Jahrhunderts. Damals beschäftigten ihn fast ausschließlich die Sänge der Gesunkenen und der sich Erhebenwollenden. Eine Geschichte der Wendenkämpfe hatte er schon damals unter der Feder, die vollendet eine Zierde deutscher Geschichtschreibung geworden wäre. Mehr Gedichte von ihm kenne ich nicht, er war aus Bescheidenheit mit allen seinen Versuchen sehr zurückhaltend. Das waren wir Alle und gehörte mit zur Zeit. Die Lebensfrische von Goethe, Schiller, Richter, Herder u. A. duftete mit warmem Odem. Da gingen in den Herzen die Saiten auf, es keimte und wallte in den Gemüthern. Es war eine allgemeine Abkunft, die sich von selbst verstand und im Allgemeinen feststand, bei Einigen noch überflüssig mit Hand und Wort gelübdet. Jeder solle streben, nach seinen verliehenen Anlagen etwas Tüchtiges zu leisten; es müsse anders werden und dazu müsse Jeder helfen. Unsere Baumschule war nicht schlecht. Aber wir kannten noch nicht bairisches Bier und die Kunst, mit Redensarten aus allen Wissenschaften Kartenhäuser zu bauen. Ein Theil von uns lag im furchtbaren Kampf mit den Todeskämpfen der nachmittelalterlichen Hochschüler. Darauf die Anspielung (Einleitung zum „Deutschen Volksthum"): „Als Jüngling verfocht ich jede Sache, so mir die rechte schien, und die staatsgesetzliche Freiheit und Selbständigkeit der akademischen Bürger." Mehr darüber zu sagen, litt die Schriftscheu nicht.

Auf dem Fechtboden Derer, die eine Gesammtheit wollten, war unser bester Schläger der jetzige preußische Justizminister Mühler. Damals habe ich von der Hagen mit eingeschlagen. Wir trieben viel Deutsch miteinander.

Ueber die neuern Dichter, so die vaterländische Harfe stimmen, könnte man leicht versucht werden, hart zu urtheilen. Sie sind ungefüge in der Kraft, frostig, trippelnd wie auf gebohnten Dielen, und scheinen nothreif, von der Zeit aber nicht gezeitigt. Sie kennen nicht den Umkreis der Welt und was sich darin regt. G. Pfizer nehme ich aus. Der hat Wissenschaft und Geschichte. Unwissend darf Keiner weniger sein als ein Dichter, und die großen sind auch Weise. Weil ihre Dichtungen um die Heimat einen echten Ring, eine wahre Heimskringla ziehen, leben sie aus einer Zeit in die andere, aus einem Volk in das andere, wie die Psalmen, Homer, „Sakuntala" und Goethe.

Mit Jahn's finanzieller Lage stand es, wie dies ja wol auch bekannt ist, zu der Zeit sehr schlecht, wovon er aber in seinen Gesprächen und Briefen niemals ein Wort fallen ließ. Etwa ein Jahr nach dem Jahn'schen Schreiben erhielt ich von einem jungen merseburger Turner, der von meinem damaligen Verkehr mit Jahn vernommen hatte, einen Brief, worin mich derselbe zuvörderst daran erinnerte, daß Jahn 1818 auf der Heimkehr von einer Turnerfahrt in Schlesien auch meine Vaterstadt besucht und zum Abschiede von den züllichauer Turnern auf dem Schlachtfelde von Kai ergreifende Worte gesprochen habe. Der junge Mann beschwor mich darin auf Grund seiner „kindlichen Liebe" zu dem Alten, das Meinige dazu beizutragen, „Jahn zu retten", denn mit „Vater Jahn's" ökonomischen Verhältnissen stehe es sehr schlecht, obschon Jahn zu stark sei, davon etwas zu äußern, aber in Freiburg könne man es von Höhern und Niedern hören, und die letztern pflegten dann hinzuzufügen: „Wir Armen finden stets Hülfe bei ihm, obwol er's selbst braucht." In Leipzig könne ja etwas für Jahn geschehen, Leipzig sei ja eine Stadt, wo sich der Gemeinsinn offen aussprechen dürfe, und so voll von reichen Buchhändlern und andern gutgesinnten Wohlhabenden!

Man hat die eigne Aussage Jahn's, daß er im Gefängniß zu Küstrin Ketten getragen habe, in Zweifel ziehen wollen. Ich erinnere mich jedoch schon in meiner Jugend davon gehört zu haben, und zwar aus dem

*) Mill's oben citirtes Gedicht.

Munde eines verstorbenen Bruders, der als Freiwilliger im preußischen achten oder Leibregiment öfters die unangenehme Pflicht zu erfüllen hatte, vor der Kasematte, worin Jahn saß, Schildwacht zu stehen oder selbst der Untersuchung beizuwohnen, die täglich zu einer gewissen Stunde an Jahn's Leibe vorgenommen wurde, um nach heimlich zugesteckten Briefen, vielleicht auch nach irgendetwas Gefährlichem, Dolch, Stilet oder Aehnlichem zu suchen, was er unter seinen Kleidern verborgen haben könnte. Es konnte damit schwerlich auf etwas Anderes als auf eine gewiß zwecklose Quälerei abgesehen sein. Die ihm zum Genuß der freien Luft gestattete Freistunde verbrachte Jahn auf dem Walle, und zwar zur größten Verwunderung wie Belustigung der ihn begleitenden bewaffneten Mannschaft mit Hin- und Herwälzen, um sich die nöthige Leibesbewegung zu machen, und mit Kraftübungen, die er an den dort liegenden Kugeln und Bomben anstellte. Manches Sonderbare in seinem spätern Gebahren mag sich wol von diesem Kerkerleben herschreiben; denn ganz unversehrt und ungebrochen läßt eine Gefangenschaft dieser Art wol Keinen, möge er auch noch so eiserne Muskeln und Nerven haben.

Zuletzt sah ich Jahn noch in Frankfurt während der Parlamentszeit und zwar nach dem Septemberaufruhr. Er kam je zuweilen auf das Redactionsbureau der „Deutschen Zeitung". Er war wol noch immer der alte Jahn, schien mir aber nicht mehr der Alte zu sein. Sein Platz war unter dem Volke und unter jungen Leuten, die sich noch von feurigen, orakelhaften und ungeregelten Reden hinreißen lassen und vor dem Alter und der Vergangenheit eines bedeutenden Mannes Pietät besitzen. Unter freiem Himmel mußte Jahn lehren, dem Spiel und Einfluß der Elemente ausgesetzt und auf dem Boden der Mutter Erde stehend, mit der er so innig verwachsen war. In der Paulskirche, unter diesen modernen feinen Parteipolitikern, welche die Rollen, die Jeder zu spielen hatte, unter sich vertheilt hatten, mochte er sich selbst wie ein Gespenst aus vergangenen Tagen vorkommen. Wäre bereits nach den Befreiungskriegen unter ähnlichen Verhältnissen eine deutsche Nationalversammlung zustande gekommen, so hätte man vielleicht Jahn, der, was damals selten war, öffentlich zu sprechen wußte, zum Präsidenten gewählt, wobei man freilich sehr wahrscheinlich das Sonderbarste erlebt haben würde, was je in der Geschichte verfassungsberathender Versammlungen vorgekommen. Die Paulskirchenversammlung konnte Jahn nur noch durch Improvisationen ergötzen, obschon seine jedenfalls merkwürdigen Reden einzelne donnerkeilartig dreinfahrende Wahrheiten enthielten, die nicht schlagender und treffender sein konnten. Die Undankbarkeit der Turner, besonders der süddeutschen, welche sich meist kopfüber in den wüsten Traum einer deutschen Republik auf socialistischer Grundlage gestürzt hatten und es insgeheim mit den von Jahn bis auf den Tod gehaßten Franzosen hielten, hatte gewiß Jahn's Gemüth tief erschüttert, ohne daß er sich davon etwas merken ließ. Er würde auf seinem Posten ausharren, äußerte er damals zu mir, denn mehr könne ihm ja doch nicht geschehen, als daß man ihn lynche. Wilibald Alexis hat ihn in seinem Aufsatz gegen den Vorwurf der Feigheit, den man gegen ihn erhoben hat, als einen wenigstens nicht erwiesenen in Schutz genommen. Ob an dem Gerede, daß er sich während der Septemberemeute vor der eigenen, von ihm auf den Turnplätzen großgezogenen pietätlosen Brut verkrochen habe, etwas oder wie viel Wahres daran ist, weiß auch ich nicht zu sagen; jedenfalls legte er fortdauernd Proben moralischen Muthes ab, indem er den französirten Rothen unverhohlen seine Meinung sagte. Er blieb dadurch mit ihnen immer auf dem Qui vive und ihrer Feme und Rache ausgesetzt. Wer wird ihm aber nicht Recht geben und ihm das Zeugniß der Unabhängigkeit und des Muthes ausstellen, wenn er am 15. Februar 1849 in der Paulskirche erklärte: „Wir Alle fühlen, daß wir todesmatt sind, überreif, die ganze Zeit hat uns abgemattet; wir sind verbraucht. Jedermann sehnt sich nach Hause. Wir haben allgemein vielleicht durch unsere Schuld oder durch Schuld der Einzelnen das Zutrauen von ganz Deutschland verloren." Diese einzige Erklärung beweist, daß Jahn einsichtiger war als die Meisten und offenherziger als Alle. Mit derselben Offenherzigkeit erklärte er sich später gegen die Aufstellung des Begriffs der „Bescholtenheit"; sie seien ja Alle, wie sie da säßen, bescholten; jede Partei beschelte die andere; die ganze Versammlung sei durch Maueranschläge und Caricaturen bescholten gemacht worden; der Begriff der Bescholtenheit sei noch zweideutiger als der Begriff Falstaff's von der Ehre; bei den Frauen z. B. sei diejenige bescholten, die das letzte Wort nicht habe — ein Stich, der nicht witziger und empfindlicher sein konnte. Dabei stimmte er wieder mit der Linken für ein unbeschränktes Wahlrecht „weil es in der Welt dahin kommen müsse, daß Niemand sich scheuen dürfe, mit Ehren arm zu sein". Es gehörte ganz die Jahn'sche Naivetät dazu, dies zu behaupten in einer Zeit, wo nicht blos in den Augen von Privatpersonen, sondern selbst von Behörden Vermögen und Einkommen, nicht aber die Leistungsfähigkeit, bei der Werthschätzung eines Individuums oder einer Familie das Ausschlaggebende sind, und wo es vielleicht schon einigermaßen schwer sein dürfte, mit Ehren nicht arm oder, wie schon Goethe behauptete, kein Schelm zu sein.

Hermann Marggraff.

Zur Vermittelung der Gegensätze in der Ethik

Die Grundlagen des sittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittelung der Gegensätze in der Ethik von F. W. L. Schliephake. Wiesbaden, Kreidel und Riedner. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Gegensätze in der Ethik sollte es eigentlich gar nicht gebe können. Das Bewußtsein des gegenwärtigen Zeitalters ste darin mit sich selbst in Widerspruch, daß man einestheils no immer an dem Glaubenssatze festhält von einem Gewissen d Rechten und Unrechten in uns, dessen Stimme untrüglich s und anderntheils doch nicht abläßt, im Namen der Vernun sowol als des Gemeingefühls Moralprincipien aufzustelle

welche einander in Hauptpunkten widerstreiten. Während es z. B. nicht an Solchen mangelt, welche das von Schopenhauer aufgestellte Princip des Mitleids als ein Product der Gedankentiefe sowol als des sittlichen Zartgefühls bewundern, finden sich Andere von dem mit diesem Princip verknüpften Quietismus ebenso sehr abgestoßen und flüchten in diesem Gefühle weit lieber zum thatkräftigen Fichte zurück, dessen Moralprincipien den Geist nicht herabstimmen und beschwichtigen, sondern anfeuern und beleben. Und während Einige mit Schleiermacher und Hegel die Moral in ihre sittlichen Producte, nämlich die geselligen Formen eines sittlichen Lebens, gänzlich aufgehen lassen und so das sittliche Wesen mit dem geselligen Wesen ganz zusammenschmelzen, streben Andere lieber aufs neue jenem Spinozistischen Standpunkte zu, auf welchem das moralische Streben als ein Höherorganisiren der eigenen Person oder ein intellectueller und nur nebenher auch praktisch werdender einsamer Bildungsgang erscheint. Während Einige sich unter dem Moralprincip ein schlechthinniges Sollen, ein unbedingt und unter allen Umständen pünktlich zu vollziehendes Gesetz denken, beschränken Andere die Moral rein auf die Gesinnung, aus welcher gehandelt wird, und sprechen mit Pausanias im Platonischen „Gastmahl“, daß an und für sich genommen keine Handlung weder gut noch böse sei, indem eine jede ohne Ausnahme auf schöne und richtige, aber auch auf unrichtige und böse Art ausgeführt werden könne. In der Moral widersprechen sich in der That noch weit greller und unversöhnlicher die Meinungen der Menschen als in der Religion. Aber der Widerstreit tritt darum nicht so öffentlich ans Tageslicht, weil die civilisirte Menschheit um der öffentlichen Sicherheit willen das gemeinsame Interesse hat, zum wenigsten die Beschädigungen an Person und Eigenthum für unmoralisch und gewissenlos zu erklären, obgleich es einzelne Individuen genug gibt, welche sich in der Stille über das ihnen zugemuthete Gewissen wundern, sich indessen hüten, die Verwunderung allzu laut werden zu lassen.

Es geht in dieser Sache ähnlich wie in der Musik und den übrigen Künsten. Es gibt der Individuen genug, welche von ihren Schönheiten wenig empfinden, und zwar um desto weniger, je höher und schwungvoller sich der Stil der Composition hebt. Sie suchen dies aber lieber zu verdecken als öffentlich zu zeigen, weil es ihnen noch weit verdrießlicher sein würde, über eine ihnen völlig gleichgültige Sache, nämlich über das Nichtempfinden Dessen, worüber Andere vor Entzücken außer sich sind, in einen öffentlichen Streit zu gerathen. Oeffentliche Kampflust entzündet sich immer nur an positiven Interessen, und Diejenigen, welche am stärksten von diesen entflammt sind, stecken auch immer die öffentliche Meinung zuletzt mit ihren Urtheilen an. In ähnlicher Weise hat der moralische Indifferentist ebenfalls gemeiniglich wenig Lust, sich über die Widersprüche in den Moralprincipien mit dem moralischen Enthusiasten in einen Streit einzulassen, umsoweniger als er sich dadurch gar leicht in den Verdacht einer zu Gewaltthätigkeit, Unredlichkeit oder Falschheit fähigen Sinnesart bringen könnte.

Es ist daher durchaus keine Gefahr vorhanden, daß die öffentliche Meinung von einer Gültigkeit der Moral im Menschengeschlechte jemals Abbruch leiden sollte, trotzdem daß an eine Aussöhnung zwischen den streitenden Principien in der Moral nicht zu denken ist, und trotzdem daß ein zartfühlendes Gewissen ebenso wenig als ein feines musikalisches Gehör ein Gemeingut aller Menschen ist. Und wenn dieses ist, so scheint auch wol im Grunde wenig darauf anzukommen, ob man überhaupt fähig ist, das Princip des Guten in Gedanken zu fassen und darzustellen, sobald man dasselbe nur erfahrungsmäßig in Ausübung zu bringen weiß. Wird doch auch durch das Studium der besten Aesthetik Niemand zum Dichter oder Componisten. Die Aesthetiken dienen im Gegentheil häufig nur dazu, die Künstler an sich und ihrer Aufgabe irre zu machen. Das Einzige, was wahrhaft bildend auf sie wirkt, ist die beständige Beschäftigung mit Meisterwerken ihrer Kunst, an denen sich ihr eigener Genius bildet und reinigt, wie der Diamant vom Diamanten geschliffen wird. Und so würde auch das Studium, welches auf die moralische Ausbildung fördernd wirkt, nicht die Beschäftigung mit philosophischen oder theologischen Moralsystemen, sondern mit lebendigen Tugendmustern, also der Umgang mit tüchtigen Männern und zur Ergänzung die Bekanntmachung mit den Biographien ausgezeichneter Charaktere sein.

Man übersehe jedoch über der Aehnlichkeit auch nicht den großen Unterschied, welcher hier stattfindet. Da es nämlich durchaus nicht von uns abhängt, ein künstlerisches Genie, ganz und gar aber, ein rechtschaffener Mann zu sein, so ist die Ausübung des Guten vollkommen der Kraft unserer Ueberlegung und unsers Urtheils anheimgestellt, und folglich fällt hier nicht wie bei der Kunst die Kraft, welche schafft, und die, welche beurtheilt, auseinander, sondern beide sind gänzlich eins. Es läßt sich ein vollkommener Künstler denken, welcher sich die Regeln, nach denen er schafft, niemals selbst klar gemacht hat; aber ein im strengen Sinne rechtlicher Mann, welcher sich die Grundsätze seiner Ueberzeugung nie zum deutlichen Bewußtsein gebracht hätte, läßt sich gar nicht denken. So viele rechtschaffene Menschen es daher gibt, so viele klar erfaßte Grundsätze und Ueberzeugungen gibt es auch. Und folglich ist in der Moral nicht wie in der Kunst die Theorie das Nachhinkende und Unwesentliche, sondern im Gegentheil der kräftigste Nerv der Wirksamkeit selbst, und es würde eine nicht geringe Anspannung und Erhöhung der moralischen Triebfedern im Menschengeschlechte veranlassen, wenn es gelänge, die verschiedenartigen moralischen Grundsätze und Ueberzeugungen, welche erfahrungsgemäß Tugenden von verschiedener Art erzeugen, von einem höchsten gemeingültigen Standpunkte aus gegeneinander zu wägen und jedem den eigenthümlichen Grad seiner moralischen Schwere zu bestimmen, nach welchem es zur Erzeugung eines im höchsten Sinne tugendhaften Charakters mehr oder weniger wichtig erscheint. Wo aber ist ein Punkt im menschlichen Denken, hoch und stark genug, um den Balken einer so riesenhaften Wage tragen zu können, auf welcher das Princip des reincontemplativen Ausbildungstriebes gegen das Princip des reinpraktischen Thatendrangs, das System des gesetzlichen Rigorismus in der Ausübung des Sittengesetzes gegen das System, welches blos die Gesinnung als Substanz und die Thaten nur als Accidentien gelten läßt, die Ueberzeugung, welche auf das persönliche gute Herz gar nichts, und die Ueberzeugung, welche auf dasselbe Alles gibt, zur sicher abgewogenen Geltung und zum unparteiischen Rechte gelangt?

Von dem Verfasser vorliegender Schrift wird dieser Knoten weniger gelöst als zerhauen. Er gibt vollkommen Das zu, was hier auch wol den Meisten als das Wahrscheinlichste erscheinen wird, daß es nämlich innerhalb der menschlichen beschränkten Persönlichkeit ein höchstes Beurtheilungsprincip für die entgegengesetzten Principien der Moral nicht gebe, und daß folglich die sich nach einem solchen sehnende Vernunft sich vom Standpunkte des einzelnen Individuums hinweg an eine höhere Wesenverkettung, zuletzt an die Person der Gottheit selbst verwiesen sehe. An dieser hängt der Verfasser den Balken seiner Wagschale auf und sichert sich so aufs gründlichste vor dem Vorwurfe, denselben an einen wandelbaren und wankenden Ort befestigt zu haben. Dagegen erscheint nun leider ihr Zünglein gleich den Gipfeln der höchsten Gebirge fast immer in Wolken eingehüllt, in die Wolken der theologischen Speculation, der Ahnung, der Andacht, des lebhaften Gefühls und zuletzt wol noch gar der untereinander im Streit liegenden geoffenbarten Confessionen. Daher denn wol ein Jeder, welchem es um das Anschauliche, Concrete und praktisch Anwendbare in den moralischen Grundsätzen zu thun ist, nach wie vor fortfahren wird, sich von seinem individuellen Standpunkte aus seine eigenen moralischen Ueberzeugungen nach Kräften zu verdeutlichen und zu befestigen, das Uebrige aber Gott zu überlassen.

Daß im religiösen Sinn des Menschen die stärkste Triebfeder zum moralischen Handeln liege, war Kant's Ueberzeugung. Dennoch leitete er nicht die Maximen der Moral aus den Dogmen der Metaphysik her, sondern umgekehrt die religiösen Postulate aus den Gesetzen der Moral. Warum dieses? Weil er zu unterscheiden wußte zwischen Erkenntnißgründen und Existenzursachen. Obgleich das Leben der Gottheit in uns die Tugend wirkt, können wir doch aus jener Ursache heraus nicht diese Wirkungen erkennen, sondern müssen vielmehr erst von der Wirkung her auf jenes Leben schließen. Dieses ist gar nicht wunderbarer, als daß der Arzt aus dem gelben Aussehen des Patienten auf ein Leberleiden schließt, obgleich nicht die gelbe Haut das Leberleiden, sondern das Leberleiden die gelbe Hautfarbe bewirkt.

Nun aber meinten freilich leider sehr Viele aus der Kant'schen Schule, weil man aus dem moralischen Gesetz auf die göttlichen Dinge schloß, so seien auch die göttlichen Dinge nichts weiter als Vorstellungen, welche durch das Walten der moralischen Gesetze auf blos subjective Weise in uns erzeugt würden, ohne daß ihnen ein objectiver Gehalt zugrunde läge, und dieser Irrthum wucherte mit der Fruchtbarkeit des Unkrauts von da an bis in viele der neuesten Moralsysteme hinein. Und eben diese Krankheit unter den Moralsystemen, welche selbst eine moralische Krankheit zu nennen ist, hat dem Verfasser, wie es scheint, die Hauptveranlassung zu einer etwas zu großen Ausweichung in die entgegengesetzte Tonart gegeben, nämlich nicht die Religion auf Moral, sondern die Moral auf Religion zu gründen, was, man mag sich dabei wenden wie man will, immer die oben berührten Uebelstände im Gefolge haben wird. Dagegen sind alle die Stellen der Schrift, welche auf Heilung der genannten Krankheit sinnen, vortrefflich und beherzigungswerth.

„Es ist eine schwere Verirrung der Speculation", heißt es unter Anderm S. 54, „wenn sie den Menschengeist ins Absolute steigern will, ein Unternehmen, das ihn um seine Aufrichtigkeit und Gesundheit bringt. Unfähig, sich selbst zu ermessen, von seiner Stelle in Wesen und Wirklichkeit gerückt, wird er zur Hypostase seiner Einbildung und versperrt sich Natur und Leben. Unter dem Scheine, als wäre er aus sich allein mächtig, wird er von seinem Grunde losgerissen, sich selbst unfaßbar, und wie er dann sein Ich als Spitze über Alles stellt, zerrüttet er die Beziehungen, in denen er sich nach oben und zu seines Gleichen finden soll. Diese überspannte Abstraction führt aus der Sittlichkeit hinaus und ertödtet die Kräfte, wodurch sie erwächst; sie entzieht dem Menschen den Halt und das rechte Ziel seiner Thätigkeit."

Wir möchten diesem trefflich formulirten innern Gesichtspunkt noch folgenden äußern zur Seite stellen: Da eine vieltausendjährige Erfahrung lehrt, daß dem Menschen die Verehrung höherer Wesen und die Ableitung seines eigenen Lebens aus höhern Lebensquellen natürlich und angeboren ist, so vermehrt eine jede Philosophie, welche die höhern Quellen ignorirt, bei dem Menschengeschlechte im Allgemeinen den Antrieb, seiner eigenen Vernunft zu mistrauen und sich blindlings unverstandenen Autoritäten in die Arme zu werfen, während jede nicht beim einzelnen Individuum stehen bleibende, sondern die Individuen auf ein höheres Lebensganze hinausweisende Philosophie die Menschen ermuntert, in den höchsten Angelegenheiten ihres Lebens sich nicht blos den ersten besten aufs Gerathewohl erwählten Führern anzuvertrauen, sondern mit selbstbewußter Thätigkeit die Bahn der Aufklärung und des Fortschritts zu betreten.

Karl Fortlage.

Eine neue Theorie der Geologie.

Embryologische Geologie oder vergleichende Entwickelungsgeschichte der Erdkugel von Theodor Schöller. Erste Lieferung, die Einleitung und die zwei ersten Capitel enthaltend. Mit fünf Tafeln Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 4. 4 Thlr.

Die Liebe zu dem Studium der Geologie und Geogenie scheint in unsern Tagen wieder recht wach werden zu wollen. Von allen Seiten zeigen sich frische Lebenszeichen, welche mit Kraft hervorbrechen und rasch zu überwachsen streben, was das vorige und das gegenwärtige Jahrhundert Ehrwürdiges zutage gefördert haben. Einige suchen den Kampf der Parteien wieder aufzurühren und neu anzufachen. Andere wollen der Wissenschaft den Frieden erhalten, sie geben nach und fügen zu, wie es den Fortschritten in der Entwickelung der Naturkunde am besten entspricht. Auch sorgt man überall dafür, daß das gebildete große Publicum mit theilnehme an diesen rührigen Bewegungen der Speculation über die Urphysik der Erde. Für den unbefangenen Forscher sind dies lauter willkommene Zeichen der innern Lebenskraft seiner Wissenschaft; kann er sich auch nicht mit Allem einverstanden erklären, so ist es ihm doch recht, wenn Jeder von seinem Standpunkte aus ganz unbekümmert das Wort behält. Er erinnert nur gelegentlich daran, daß man in dem Aufstellen neuer und neuer Hypothesen immer hübsch die Erfahrung zurathe ziehen möge, weil jede neue Schöpfungsphantasie ohne sichere Erfahrungsgrundlage den Keim des Todes und der Verspottung in sich trägt. Aus unvollständigen Beobachtungen und noch unvollständigern Inductionen, sagt unser Humboldt, entstehen irrige Ansichten von dem Wesen der Naturkräfte. Möchten dies doch besonders unsere neuern Geogenisten recht tief beherzigen!

Die vorliegende Schrift ist eine mit vielen Sachkenntnissen unterstützte sehr fleißige literarische Arbeit. Sie redet eine klare, jedem Denker zugängliche gerade Sprache und ist überhaupt ganz dazu geeignet, sich einen großen Kreis von zugethanen Lesern zu verschaffen. Aber dennoch möchte ihr kein ganz günstiges Prognostikon zu stellen sein. Sie legt mit Recht viel Gewicht auf die aus Beobachtung hervorgegangene reife Erfahrung; leider sind jedoch die hieraus gezogenen Inductionen gar oft ganz ohne logische Begründung und meistens so unvollständig, daß sie zu Irrthum führen müssen.

Der Verfasser ist mit unserer heutigen Geologie gar nicht zufrieden, weil sie die Erde als ein todtes Mineral ohne innere Lebenskeime betrachte, weil sie blos dazu geschaffen sei, der Mechanik des Himmels oder den Form- und Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten auf der Erde zu genügen. Alle Welt glaube jetzt, die Erde habe sich ursprünglich in einem feuerflüssigen Zustande befunden, sei allmälig an ihrer Oberfläche erkaltet und erstarrt und verwittert, bis Pflanzen, Thiere und Menschen darauf hätten leben und gedeihen können; woher dies Leben nun aber gekommen sei, habe man überall unklärt gelassen. Der Verfasser hat Recht, das Leben auf Erden ist ein ungelöstes Räthsel, sobald man die Aufmerksamkeit seinem ersten Ursprunge zuwendet. Es ist bisjetzt noch kein Naturforscher so kühn gewesen, daran zu denken, dieses Wunder aufklären zu wollen. Schöller hofft uns nun glauben machen zu können, daß die Erde in ihrer ganzen organischen und unorganischen Entwickelung ein Ei gewesen sei!

Das ganze Werk hat zum Zweck nachzuweisen, daß die großen geologischen Lebensentwickelungen auf der Erdkugel gleich den kleinen auf der Dotterkugel vorbereitet und vermittelt wurden, und daß die ganze Bildung und Entwickelung unsers Planeten im Großen ebenso ausschließlich durch die Verhältnisse bedingt wurde, wie die der Dotterkugel durch derartige Verhältnisse im Kleinen. „Die glänzenden physiologischen Entdeckungen der neuesten Zeit in Bezug auf die Bedingungen und Erscheinungen der Lebensentwickelung im Kleinen werfen in dieser Hinsicht auch ein neues unerwartetes Licht auf d

betreffenden Einrichtungen und Veränderungen der Erdkugel im Großen und man kann es nur der Verspätung dieser erst in den letzten Decennien gemachten Entdeckungen zuschreiben, daß die Geologie nicht längst davon Gebrauch gemacht und statt der bisherigen unhaltbaren physikalischen Theorien eine zugleich das Leben auf der Oberfläche umfassende physiologische Entwickelungsgeschichte unsers Weltkörpers geliefert hat." So lebt der Verfasser der Hoffnung, daß die Geologie erst dann den rechten Standpunkt eingenommen haben werde, wenn sie zugleich eine Embryologie werde. Er macht daher den ersten Versuch, das Versäumte nachzuholen, er gibt uns die erste embryologische Geologie.

Omne vivum ex ovo! ist des Verfassers Wahlspruch auch selbst da, wo bisher Niemand an Leben gedacht hat. Er zeigt, wie das Schichtgestein des Erdeis der Keimschicht des Hühnereis entspreche, wie die Schiefergesteine dort nichts Anderes sind als die Schichten der Dotterrinde hier, wie die Massengesteine der Erde mit der ungeschichteten körnigen Dottersubstanz des Eis übereinstimmen, wie endlich die Ganggesteine unsers Planeten dem Dottergange des Eis entsprechen. Nach den mikroskopischen Forschungen von Schwann, Schleiden, v. Nehl, Barry u. A. über die primitiven Lebensentwickelungen entstehen auf der Oberfläche einer angebrüteten Dotterkugel unzählig viele mikroskopische Eier, aus denen sich bald darauf lebende Geschöpfe entwickeln, welche sich bis ins Unendliche vermehren und zuletzt in ihrer vereinigten Gesammtheit den Körper des auf der Dotterkugel entstehenden Thiers bilden. Aehnliche Vorgänge zeigt auch das Erdei, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Vogelei in Stunden zustande gebracht wird, was dort erst nach Jahrtausenden zutage gefördert werden konnte. Alles ist übrigens noch mit feincolorirten Bildern anschaulich gemacht. Dort sieht man die Erdkugel als Ei ohne alle Lebensentwickelung, hier sieht man dieselbe in ihrem gegenwärtigen Entwickelungszustande mit der Alten Welt Europa, Asien, Afrika; an einer andern Stelle sind die Wasserrinnen und Halonen auf der Dotterkugel bildlich dargestellt und gleich daneben die denselben entsprechenden Flußrinnen und Bergketten auf der Erdkugel. Man sieht, der Verfasser hat seinen Gegenstand mit bewundernswürdiger Consequenz recht umständlich durchgeführt. Ohne eine so charakteristische Ausdauer wäre aber auch wol die Idee zu einem umfangreichen Buche unmöglich gewesen, der Verfasser hätte dann gewiß Andern und auch sich selbst mit einem kurzen Phantasiegemälde von zwei bis drei Seiten Umfang vollkommen genügen können. Nach der Art, wie diese erste Lieferung den Gegenstand immer mehr und mehr auseinandergelegt hat, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß noch fünf bis sechs Lieferungen nachfolgen können, ehe das Werk geschlossen ist.

Die gelehrten Forschungen führen den Verfasser auch auf den Punkt der Erde, wo einst die Wiege der Menschheit stand. Doch wir geben gern dem Verfasser selbst das Wort. „Es ist dieser Mittelpunkt α des großen Continents dadurch ausgezeichnet, daß hier ehemals vor etwa 6000 Jahren das später von der Erde verschwundene Paradies lag, und daß in diesem Mittelpunkte die ersten Menschen auf der Erdkugel entstanden, sowie später eine zweite Bevölkerung der Erde wieder von diesem Punkte ausging. Die Nachrichten über diese Vorgänge und die damit zusammenhängenden Erscheinungen finden sich ebenfalls ausschließlich in den biblischen Urkunden. Die Menschen haben hiernach, wie die mikroskopischen Zellorganismen auf der Dotterkugel, ein zweifaches Leben, ein irdisches und ein himmlisches, oder ein gegenwärtiges und ein zukünftiges, diesseitiges und jenseitiges. Die sämmtlichen auf der Erdkugel entstehenden Menschen werden in dem künftigen zweiten Leben zwei verschiedenen Reichen zugetheilt, die als höheres und niederes, oberes und unteres, als Reich des Lichts und der Finsterniß, Himmel und Hölle u. s. w. voneinander unterschieden werden. Zwischen den Menschen in dem obern und untern Reiche ist eine große Kluft befestigt, unterhalb welcher die im Reiche der Finsterniß, sowie über derselben die im Reiche des Lichts sich befinden, wie im menschlichen Organismus im Kleinen auch das Cerebral- und Gangliensystem, Kopf- und Rumpfhöhle, als ein Oberes und Unteres voneinander getrennt sind.... Das Paradies stellt den höhern Vereinigungsort unzähliger Menschen dar, die hier sämmtlich Einem Willen gehorchen und zum Mitregieren einem Haupte beigethan sind, das über Alles, über alle Creatur, über alle Dinge, über die ganze Erde gesetzt ist. Hiernach wird demnach ein regierendes, herrschendes Haupt im Großen bezeichnet, entsprechend dem auf der Dotterkugel in dem Punkte α sich ankündigenden, allmälig entwickelnden Haupte des menschlichen Körpers im Kleinen. Die Menschen in diesem höhern Vereinigungsorte stellen einen an dem Haupte sich entwickelnden Leib mit Gliedern dar, der wächst und zunimmt, bis daraus ein vollkommener Mann wird, welcher mit und in dem Haupte, gleichsam unter einem auch als König bezeichneten Oberhaupte, regiert und mit diesem selbst das Blut gemeinschaftlich hat." Die Feder sträubt sich, die wunderlichen Phantasiegestalten Schöller's so ohne weiteres wiedergeben zu sollen, sie schmachtet nach einem Wörtchen gesunden Menschenverstandes. Die widerspenstige vergißt ganz, daß sie ein willenloses unterthäniges Geschöpf ist. Was will sie denn mehr als eine fromme Hingebung an die Bibel, als ein salbungsvolles Wort über das verlorene Paradies, über Himmel und Hölle? Ist sie vielleicht mit dem abscheulichen Demokratengifte von 1848 verpestet, sodaß sie nichts mehr von einem regierenden Oberhaupte hören will? Sie antwortet nicht, aber sie macht eine bedenkliche Miene, als wollte sie sagen, das ist jetzt eine wunderliche Welt. „Diejenigen Menschen", schreibt sie Schöller nicht ohne Widerstreben nach, „welche dem Einen höhern Willen nicht gehorchen, werden dem untern Reiche einverleibt, das auch wol mit dem Bauche eines Walfisches im Kleinen verglichen wird und auch insofern dem niedern vegetativen Körpersysteme in der Rumpfhöhle im Kleinen entspricht, als die Organe des letztern ebenfalls dem Willen des Hauptes nicht gehorchen und daher unwillkürliche genannt werden. Die beiden Hauptrepräsentanten dieses unwillkürlichen Körpersystems im Kleinen sind der große in beständiger wurmförmiger Bewegung befindliche Nahrungskanal mit seinen verschiedenen Anhängen und die einen fortwährenden Verbrennungsproceß unterhaltenden Lungen, welche zwei Haupttheile in der Rumpfhöhle sich auch in den Worten «Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen» für jenes untere Reich im Großen angedeutet finden." Nun will aber in der That die Feder nicht mehr weiter schreiben. Dieser unwillkürliche Wurm will dem Willen des Hauptes nicht mehr gehorchen. Natürlich müssen wir nachgeben. Wir glauben aber auch, daß das bereits Mitgetheilte schon genügen wird, die Leser für Schöller's neueste Schöpfungsgeschichte lebhaft zu interessiren. Das war ja der Zweck dieses Aufsatzes.

Heinrich Birnbaum.

Romanliteratur.

1. Aus der Gesellschaft. Geschichten von Stanislaus Albert. Berlin, Brigl u. Lobeck. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der Gesellschaft sind diese Geschichten; aber was ist das, die Gesellschaft? Die Gesellschaft ist ein Conglomerat von scheinbar leichter Beweglichkeit und von starrer Unveränderlichkeit, von sublimirter Philisterei, von innerer Hohlheit, unechtem Flitter, tiefer Lüge und übertünchter Falschheit; wo man Wärme des Gefühls Schwärmerei nennt und Enthusiasmus Narrheit, wo man zu den höchsten Wahrheiten rechnet, daß ein preußischer Thaler gleich dreißig Silbergroschen ist, wo man den Menschen nicht nach dem Maß seiner geistigen und moralischen Errungenschaften, sondern nach dem Schein seiner äußerlichen Verhältnisse und Anhängsel beurtheilt — das ist

die Gesellschaft. Das vorgenannte Buch hat einige Verwandtschaft mit Max Waldau's bekanntem „Nach der Natur"; einige Verwandtschaft sage ich, denn Max Waldau — der leider gerade im Beginn eines höhern Aufschwungs dahingerafft werden mußte — weiß seinen Bildern einen frischern, klarern Ton zu geben und wirkt befreiend, indem er hin und wieder Blitz und Donnerkeil gegen eingewurzelte Vorurtheile und angebetete Götzen und Fetische des Tags schleudert. Albert's Geschichten halten sich streng auf dem Gebiet der Wirklichkeit; der „Tag aus dem Leben eines Lieutenant" ist ein Daguerreotypbild und ein sehr wohlgelungenes; aber diese Wirklichkeit hat etwas Beengendes, Peinliches, Drückendes, wie die Alltäglichkeit selbst, die sich stündlich, minutlich an unsere Fersen krallt, oder die sich uns auf die Brust legt und den Athem einengt. Der Verfasser ist nicht ohne Talent; sollte er in jener Art schreiben wollen, wie Leser es verlangen, welche in die Leihbibliothek gehen und sagen, sie wünschen ein schönes Buch, eine wahre Geschichte? Offenbar hält sich der Verfasser zu streng im Bann der Alltäglichkeit. Ein Conflict wie der, worin die Schauspielerin steht (in der Erzählung „Nur eine Schauspielerin"), könnte sich zum Tragischen steigern; aber so wie dieser Conflict in der genannten Erzählung ganz innerhalb der bürgerlichen Gewöhnlichkeit gehalten wird, ist er nicht tragisch, sondern nur traurig; denn in der ganzen Erzählung findet sich nicht eine Andeutung von großartigen Motiven, von idealer Lebensauffassung, heroischer Aufopferung, höherer Zukunft. An Darstellungstalent fehlt es dem Verfasser nicht; fehlt es ihm denn an Muth oder an Selbstbewußtsein, oder an Fleiß, oder an Kraft, selbständig Schöpfungen ins Leben zu rufen?

2. Erzählungen von E. Fentsch. Erstes Bändchen. — A. u. d. T.: Lichtes und Dunkles. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Buchs ist überschrieben: „Fragmente aus dem Tagebuche meines Onkels", die zweite: „Geschichten aus der Heimat". Ob der Verfasser der ersten Abtheilung der Onkel und der der zweiten der Neffe sei, das lassen wir dahingestellt sein; die Aehnlichkeit des Geistes und der Form, worin beide erscheinen, rechtfertigt es, daß wir uns dieselbe Person als Verfasser beider Theile vorstellen.

Der Verfasser gibt Erinnerungen aus seinem Leben; es sind einfache Thatsachen, einfache Menschen, die uns vorgeführt werden; aber Alles, was der Verfasser schildert, ist menschlich, natürlich, wahr, und darum erregt es Interesse. Es zittert ein wehmüthiger Ton durch das ganze Buch, aber er findet seine Auflösung darin, daß der Verfasser den Glauben an eine ausgleichende Harmonie aller Erdendissonanzen kräftig festhält. Der Verfasser hat, das ist offenbar, noch mehr zu sagen, als was er in diesem Buche mittheilt, und das macht einen wohlthuenden Eindruck. Man interessirt sich für den Verfasser selbst unwillkürlich ebenso sehr wie für sein Buch; die Klarheit seines Geistes leuchtet und wärmt durch alle Darstellungen seines Buchs.

Referent will nur noch eine Probe von der gesunden Anschauungsweise des Verfassers geben. Es ist auf S. 177 von einem alten Grafen die Rede, welcher, „ein adeliger Herr im echten Sinne des Worts, in dem väterlichen Erbe der Gutsherrlichkeit ein heiliges Patrimonium erkannte. Wenige seines Standes mögen die Bedeutung und die Aufgabe des Adels — jenes Vorrechts, dessen Besitz ebenso gut ein Geschenk der Vorsehung ist wie das Genie des Künstlers und die Prophetengabe des Dichters — so richtig erkannt haben. Zu jener Zeit (vor 60 Jahren) hatte der Adel noch einen doppelten Halt, im Grundbesitz und in der Gutsherrlichkeit. Seine Stellung ist in dieser Zeit schwieriger geworden, da, zum großen Theil durch seine Schuld, eine stützende Säule gebrochen ist mit der Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit. Gerade in dieser lag der Schwerpunkt, welcher den Adel zum Bauernstande neigte, mit dem er unverkennbar eine und dieselbe gesellschaftliche Aufgabe zu lösen hat. Aber gerade hier wurden auch die größten Sünden begangen, und aus der Saat der Ungerechtigkeit ging die Frucht des Hasses auf. Der Haß aber ist da am tödtlichsten und unheilvollsten, wo die Interessen die gleichen sind, weil er wider die Natur läuft. Man darf wol an einer Regeneration des deutschen Adels verzweifeln, solange er sich nicht mit dem Bauernthume wieder versöhnt. Umgekehrt mag's auch gelten."

Wie gesagt, Referent wollte nur eine Probe von der gesunden Anschauungsweise des Verfassers geben, welcher übrigens in seinem Buche durchaus nicht politisirt, sondern wie wir schon oben sagten, überall nur das Reinmenschliche heraushebt. So schließt denn Referent mit der Bemerkung, daß in unserer Literatur Werke wie das obengenannte, welches unter dem anspruchslosen Titel „Erzählungen" so Schönes bietet, immer seltener werden. Jeder, der mit gesundem Sinn dies Buch in die Hand und vors Auge nimmt, findet in demselben Anregungen, Anhaltspunkte, Förderungen; wir sehen mit Freude einem zweiten Bande entgegen.

3. Vier Lebenswege. Bilder aus dem Skizzenbuche eines Dilettanten. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 2 Thlr.

Wer noch nicht ganze Leihbibliotheken durchgelesen hat, wird in diesem Buche vielleicht mancherlei Unterhaltendes finden. Sehr belesene Personen werden aber sagen: Das Buch kommt uns vor, als hätte der Stoff zu zwei oder drei andern ausreichen können; auch ist eine Liaison wie die zwischen Baron Torstensohn und Gräfin Wanda in dem und dem Roman viel ausführlicher und gefühlvoller geschildert, und das Verhältniß Berthold's zu der Regerin hätte noch viel weiter ausgemalt werden dürfen, wie in dem Romane der Frau so und so; auch findet man das Leben in Havaña bei weitem genauer und interessanter geschildert in den Werken des Herrn X. Solche und ähnliche Ausstellungen werden belesene Leihbibliothekabonnenten gegen die obengenannten „Vier Lebenswege" machen. Dennoch wird das Buch gelesen werden, weil e[s] einer Lieblingsneigung unserer Zeit huldigt: Abwechselung, gleich große Mannichfaltigkeit der Scenerie wie des Personenwechsels charakterisirt das nicht umfangreiche Buch; vielleich[t] kennzeichnet dies den Dilettanten, als welchen der Verfass[er] sich einführt. Es muß noch bemerkt werden, daß in dem Buch[e] zwar illegitime Verhältnisse vorkommen, aber daß dieselbe[n] nicht mit Vorliebe geschildert oder breit ausgesponnen sind[;] dieselbe Discretion, die man in der guten Gesellschaft für die[se] Gegenstände verlangt, herrscht auch in dem Buche. Von ein[er] höhern Tendenz aber findet man in dem ganzen Werk auch nic[ht] eine Spur. Referent muß noch die Bemerkung hinzufüge[n,] daß selbst der gewöhnliche Leser den Tadel aussprechen wir[d,] daß die vier Lebenswege, die in diesem Buch geschildert we[r]den, sich durchaus nicht mit Nothwendigkeit und Consequen[z] aus den Charakteren und den Verhältnissen der Personen en[t]wickeln; jede beliebige andere Entwickelung wäre ebenso m[öglich] möglich gewesen als die, welche der Verfasser gibt; auch la[ufen] fen die vier Lebenswege nicht so leicht und naturgemäß inei[n]ander, wie man am Anfang des Buchs erwarten durfte; [sie] entbehren innerer Verwandtschaft; die Hand des Verfassers [ist] es, welche sie zueinander hinüberzieht. Daß der Roman [ein] Kunstwerk sein soll, das hat der Autor ignorirt; er macht [lie]ber eine Art von Guckkasten daraus und nennt sein Bu[ch] „Bilder".

4. Legenden des Westens. Amerikanisches Original von Ja[]mes Hall. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Bän[de.] Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 2 Thlr.

Dies Buch enthält nicht, was man in Deutschland [spe]ciell unter Legende zu verstehen pflegt; das englische W[ort] legend ist Bezeichnung für Erzählung. Diese Erzählun[gen] haben zum Hintergrunde das Leben im Westen von Amer[ika]

James Hall hat mit vielen englischen und amerikanischen Autoren die Eigenschaft gemein, daß er mit schärfster Detaillirung vorträgt, was er uns mittheilen will; in solchen Erzählungen, welche mehr Novellen genannt werden dürften, ersetzt eine glückliche Prägnanz des Ausdrucks die Ausführlichkeit und schafft ein volles ausgefülltes Bild. Die Schilderungen westamerikanischer Natur und westamerikanischer Sitte tragen den Charakter der Wahrheit. Alle Darstellungen des Verfassers liegen auf dem Gebiete der Wirklichkeit; von romantischer Zuthat haben sie so viel, wie ein Romanleser unsers Decenniums allenfalls gestattet.

In der ersten Erzählung des ersten Bandes: „Harpe's Kopf", kam mir der Verfasser wie ein Sir Walter Scott des Jahres 1855 vor; als ich die übrigen Erzählungen und Novellen las, fand ich, daß James Hall vor Walter Scott, sowol was die Form als was den Inhalt seiner Schriften betrifft, sogar manche Vorzüge besitzt.

Unter den novellistischen Darstellungen dieser vier Bände finden sich theils ernste, theils heitere Sachen. Die heitern sind mit einer Leichtigkeit gehalten, welche bei englischen und amerikanischen Autoren selten gefunden wird; der Scherz englischer und amerikanischer Schriftsteller und Dichter ist meistens etwas schwerfällig; in James Hall's Novellen herrscht eine anmuthige Leichtigkeit, eine Eigenschaft, welche gleichweit von der französischen Oberflächlichkeit wie von der französischen Lascivität entfernt ist. Was die ernsten Sachen betrifft, so sind dieselben ohne falsche Sentimentalität, mit unverkünsteltem wahrem Gefühl geschrieben. Eine in Form und Inhalt gleicherweise vollendete Erzählung ist überschrieben: „Die Missionare." Gegenstand dieser Erzählung ist die Ankunft einer Missionarfamilie an den einsamen Ufern des Ohio, woselbst gleich nach der Ankunft eine Missionarin stirbt. Diese zwei Momente sind mit so viel Einfachheit, Wahrheit und reinmenschlichem Gefühl geschildert, daß der Autor den Namen eines deutschen Dichters verdiente.

Wir fügen noch eine Bemerkung hinzu, die sich uns bei diesem englischen oder vielmehr amerikanischen Dichter aufdrängt, nämlich daß man in England selten Romane und Erzählungen liest, deren Verfasser so flach, so inhaltlos, so arm an Lebenskenntniß und gutem Geschmack schrieben, wie in Deutschland leider nicht wenige zu thun wagen. 77.

Literarische Fehden.

Zwar sind, und gewiß aus guten Gründen, literarische Streitfragen und Klopffechtereien wol nur äußerst selten in diesen Blättern beachtet worden; wenn sie sich jedoch in einer Weise mehrer oder eine Gestalt annehmen, daß man sie als Symptom innerlicher, vielleicht schon weit fortgeschrittener Fäulniß betrachten muß, so verdienen sie als „Zeichen der Zeit" allerdings auch von uns berücksichtigt zu werden. Wir wollen uns nicht sehr lange bei ihnen aufhalten, auch uns nicht zu tief in ihre Veranlassungen und Verschlingungen verlieren, noch uns zum Schiedsrichter aufwerfen, ja nicht einmal als Advocat für oder wider plaidiren. Auch lassen wir die Fehden, die auf andern Gebieten als literarischen gefochten werden, natürlich beiseite, obschon sich uns dabei neuerdings die Bemerkung aufdrängt, daß der Deutsche in solchen polemischen Affairen überhaupt nur zu leicht das Gleichgewicht des Anstandes verliert und die Grenzen der Sitte und Schicklichkeit überschreitet. Aeußerst selten wird ein solcher Streit in Deutschland mit ritterlichen Waffen ausgefochten; äußerst selten bleiben die Kämpfenden bei der Sache, und in injuriösen Beschuldigungen, verletzenden Grobheiten und plumpen Seitenhieben zeigt sich nur zu oft die Absicht, dem Gegner persönlich wehe zu thun, ihn innerlich zu kränken, ja selbst womöglich materiell zu schädigen.

Da ist z. B. Sebastian Brunner in Wien, der, obschon auch Herausgeber einer katholischen „Wiener Kirchenzeitung", doch als Verfasser einer Menge gereimter Schriften zu den Belletristen zu rechnen ist. Dieser Mann macht aus Pasquillen und Klopffechtereien ein förmliches literarisches Gewerbe, wie auch sein noch jüngst erschienenes Buch „Keilschriften" beweist, dem wir wol ein andermal ein paar Worte widmen. Brunner, dessen gallige und giftige Art und Weise wir schon früher bei Besprechung seiner unter dem Titel „Woher? Wohin?" erschienenen Memoiren in Nr. 15 f. 1855 beleuchtet haben, hat sich neuerdings durch seine gehässige Polemik gegen den wiener Professor Unger auch in weitern Kreisen bekannt gemacht. Daß Brunner mit seinen Verunglimpfungen beabsichtigt, den würdigen Gelehrten bei dem Publicum, seinem Auditorium, seinen Collegen und womöglich auch der Staatsregierung in Verruf zu bringen und auf seine Beseitigung hinzuwirken, ist wol nicht zu bezweifeln. Nicht der wissenschaftliche Geist und das Interesse an der Wissenschaft ist in diesen hämischen Verdächtigungen thätig, sondern der animus nocendi. Sittlicher und religiöser oder kirchlicher Sinn ist ja etwas sehr Löbliches, wie mag und kann er aber bestehen ohne den Geist der Liebe und Humanität?

Der Verfasser des „Fechter von Ravenna" ist von München und der artistische Director des wiener Burgtheaters als Verfasser des „Essex" von Berlin aus des Plagiats angeschuldigt. Jener soll ein dem letztern zur Prüfung eingesandtes kräftig aber roh skizzirtes Stück des bairischen Schulmeisters Bacherl, der nun plötzlich ein berühmter, halb auch belächelter Mann geworden ist, dieser ein ihm ebenfalls zur Prüfung anvertrautes Manuscript Werther's benutzt haben. Der Thatbestand ist aus den Zeitungen zu bekannt, als daß wir darauf einzugehen nöthig hätten. In den letztern Streit sind nach und nach auch Gutzkow und Mundt hineingezogen worden und eigentlich erst dadurch hat dieser Streitfall, der am besten zwischen Laube und Werther privatim abgemacht worden wäre, literarische Dimensionen und einiges öffentliche Interesse gewonnen. Die Debatte über die Prioritätsfrage zwischen Franz Bacherl's „Cherusker in Rom" und Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", in die sich auch so manche Privatleidenschaften verflochten haben, hat endlich dazu geführt, daß sich Friedrich Halm als Verfasser der letztern Dichtung vor dem Publicum offen bekannt hat; doch bietet seine Erklärung Dem, der an der Originalität der Erfindung im „Fechter" einmal zweifeln will, noch immer so manche Handhaben. Andererseits können wir uns aber durchaus nicht zu der Annahme bestimmen lassen, daß der bairische Schulmeister ganz selbständig aus sich geschöpft habe. Mehre Anzeichen deuten vielmehr auf eine dritte, nicht mehr der allerjüngsten Zeit angehörende Quelle der Thumelicussage, durch die vielleicht selbst Göttling zu seiner von Friedrich Halm als seine Quelle genannten Abhandlung direct oder indirect angeregt wurde.

Ueber den Essexstreit wird, so sehr wir auch für unsere Person geneigt sind, den Versicherungen Laube's vollen Glauben zu schenken, doch in letzter Instanz die vergleichende Kritik zu entscheiden haben *), sobald auch der Laube'sche „Essex" gedruckt vorliegen und so ein prüfender Vergleich zwischen ihm und dem Werther'schen gestattet sein wird. Man begreift leicht, daß ein Mann in der Stellung Laube's (der vordem einer literarischen Richtung angehörte, die es bekanntlich doch auch nicht an rücksichtslosen und frivolen Angriffen gegen Personen und Institute fehlen ließ) viele Neider und Anfeinder hat, besonders unter den dramatischen Autoren, deren Stücke er glaubte zurückweisen zu müssen. Auf der andern Seite ist freilich nicht zu leugnen, daß Laube, wie aus seinen eigenen Erklärungen hervorgeht, seine Function als Leser und Beurtheiler der ihm anvertrauten Manuscripte

---

*) Zum Theil ist dies schon in einem mit —r. unterzeichneten Aufsatz der „Spener'schen Zeitung" (Beilage zu Nr. 61) geschehen. Der Verfasser kommt auf diesem Wege zu dem Schluß, daß die von Werther geltend gemachten Umstände nicht hinreichten, um die Behauptung zu begründen, daß Laube's „Essex" eine Nachahmung des Werther'schen sei.

etwas cavalièrement und von oben herab betreibt, und daß er in Briefcitaten u. s. w. nicht blos etwas indiscret, sondern auch ein wenig nachlässig und leichtfertig zuwerke geht, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung am wenigsten schicken dürfte. Ueberhaupt haben wir von irgendeiner nennenswerthen Förderung dramatischer Talente und des deutschen Dramas im Allgemeinen noch nicht viel verspürt, seit die Leitung einiger deutschen Hauptbühnen literarischen Kräften anvertraut ist. Wir müssen dies leider offen bekennen, obschon wir zugleich auch gestehen, nicht zu wissen, ob dies an ihnen, an besondern Localverhältnissen oder den allgemeinen, der dramatischen Production nicht sehr günstigen Zeitumständen liegt.

Wien scheint überhaupt für die literarische wie unliterarische Polemik gegenwärtig ein besonders fruchtbarer Boden zu sein. Auch der alte Streithahn Saphir, der erst im vorigen August durch indiscrete Mittheilungen aus einer Unterhaltung mit Heinrich Heine einen häßlichen Klatsch zwischen diesem und dem Componisten Dessauer einrührte, sieht sich gegenwärtig abermals in eine Fehde mit einem gewissen Rudolf Baldek verflochten, der im Namen des öffentlichen Wohls und Anstandes Philippiken gegen ihn in der „Ostdeutschen Post" schleudert. Saphir hat, charakterlos wie er ist, seinen Gegner bei den Gerichten belangen lassen, obschon er noch im Jahre 1851 im „Humorist" behauptete, wer das thue, sei schon gerichtet. Wie Saphir seine Fehde führt, läßt sich denken. Man kann durchaus nicht leugnen, daß Saphir in der Erfindung neuer Schimpfwörter oder in der Anwendung alter eine gewisse Originalität bekundet, und wenn Jemand, was ohne Zweifel ein sehr nützliches Unternehmen wäre, zum Handgebrauch für literarische Klopffechter ein Schimpfwörterbuch verfassen wollte, würde er es aus dieser Quelle wesentlich bereichern können. Er nennt die Phalanx seiner Gegner „Rohrwölfe", „Ochsen", „Jodl", „Spitze", „Möpse", „zottige Pudel", „Bullenbeißer", „Fleischerlackel", „tolle Büffel", „pappendeckelne Elefanten", einen „zusammengerotteten Rattenkönig", einen „Skriblertroß", „Schusterbuben der Journalistik", „sittlich verwahrloste Literaturbuben" u. s. w., und mit all diesen süßen Ausdrücken (einige haben wir gar nicht nachzuschreiben gewagt) wendet sich Saphir noch an das „gebildete Publicum" Wiens, dessen Sympathie er zu besitzen behauptet. Ist dies wirklich der Fall, so wäre Saphir schon halb entschuldigt, denn dann fiele die Schmach zur Hälfte auf sein Publicum. Man vergesse nicht, daß z. B. auch Hegel, wie man erzählt, Saphir's witzige Person gern um sich leiden mochte. Wir gedenken dieses Haders, weil er uns in sittengeschichtlicher Hinsicht von einiger Bedeutung zu sein scheint (denn Saphir hat viele Mitschuldige) und zugleich beweist, daß unsere gerühmte Bildung in gewissen Regionen so nahe an Barbarei und Gemeinheit grenzt, daß man darüber fast erschrecken könnte. Saphir's Gegner kommt ihm an unerschöpflicher Erfindung im Schmähen und Schimpfen nicht gleich, obschon er Saphir einen „seichten und unwissenden Skribler", einen „schamlosen Plagiator", einen „literarischen Wegelagerer" und „Charletan vom Wirbel bis zur Zehe" nennt.

Eine fünfte vom Publicum wenig beachtete literarische Fehde ist die in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" geführte zwischen dem deutschen Gelehrten Kruger und dem Franzosen Alfred Maury, die wir deshalb fast die bedauernswertheste unter allen nennen möchten, weil sie geeignet ist, den Ausländern einen traurigen Begriff von deutscher Urbanität beizubringen. Alfred Maury, Mitarbeiter an der Guigniaut'schen französischen Uebersetzung von Creuzer's Symbolik, hatte Kruger's Schrift über die Geschichte der Assyrier und Iranier im „Athenaeum français" zwar mit großer Schärfe kritisirt, aber in einer, wie wir uns selbst überzeugt haben, die Grenzen des literarischen Anstands durchaus nicht überschreitenden, objectiv wissenschaftlichen Weise. Kruger replicirte dagegen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", aber in Form verletzender Ausfälle, und es ist namentlich auch diese ungehörige Form, über die sich Alfred Maury vor wenigen Tagen in derselben Zeitung beklagte. Die Franzosen sind freilich an urbanere Formen gewöhnt, als diejenigen sind, die man in Deutschland in solchen Fällen zu beobachten pflegt.

Nicht für Saphir, der darüber hinaus ist, aber doch vielleicht für manchen Andern, der noch auf literarischen Anstand hält, führen wir hier folgende schöne Stelle aus dem „Cancan eines deutschen Edelmanns" an: „Warum schleudern sie (die Schriftsteller) sich gegenseitig Handgranaten und Bannblitze zu? Sind sie doch alle verwandt und Kinder der schönsten Heimat. Weit über Länder und Zeiten hören sie ihre Stimmen tönen und ihre Herzen klopfen und sollten sich die Hände schütteln nach jedem ernsten Wort." Ja, das sollten sie, aber sie thun es eben nicht. **H. M.**

Zur Kenntniß der deutschen Personennamen.

Das Werk von A. F. Pott über Personen- Familien- und Ortsnamen hat zwei kleinere Ableger getrieben:

1. Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Von A. F. C. Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Koch. 1855. Gr. 12. 10 Ngr.
2. Berliner Namenbüchlein. Scherz und Ernst aus dem Allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für Berlin und Umgebungen auf das Jahr 1855. Berlin, Hertz. 1855. 8. 12 Ngr.

Die erste Schrift hat ein mehr allgemeines und wissenschaftliches, die zweite begreiflicherweise ein mehr berlinisches, zum Theil scherzhaftes Interesse, obschon es auch ihr nicht an brauchbarem Stoff und nützlichen Fingerzeigen mangelt. Wie Vilmar in dem kurzen Vorwort bemerkt, sind die Familien- und Geschlechtsnamen entstanden: erstlich zum Theil aus wirklichen Namen (Personennamen, Eigennamen), welche heutzutage als sogenannte Vornamen gelten, und zwar sowol aus fremden als einheimischen; sodann sind sie hergenommen von der Herkunft und Wohnstätte; drittens, und deren Anzahl ist die größte, von Beschäftigungen, Gewerben und Ständen; viertens, zu einer weit geringern Zahl, von Eigenschaften; fünftens von Werkzeugen und Geräthen; sechstens von Thieren; siebentens von Pflanzen; achtens von Speisen; neuntens von Gliedern des menschlichen Körpers; zehntens von Kleidungsstücken; elftens von Naturerscheinungen; zwölftens gibt es eine sehr große Menge von Familiennamen, welche zwar genau genommen unter die vierte Classe gehören und Eigenschaften bezeichnen, aber ganz eigenthümlich gebildet sind, nämlich einen ganzen Satz und zwar befehlenden umfassen (Imperative als Eigennamen), wie z. B. die Familiennamen Abhau oder Haut[illegible] (d. i. hau zu!), Bleibtreu, Bitdendüvel (beiß' den Teufel), Tilgenkamp (tilge, zerstöre das Feld), Füllekrus (füll' den Krug), Fülleborn, Gripenkerl (greif' den Kerl), Guckemus (guck' in[illegible] Mus), Habenschaden (hab' den Schaden), Hablützel (hab' wenig), Hupfefeld (hüpf' ins Feld), Liebetreu, Ringseis (ringe d. h. schwinge das Eisen), Rördanß (rühr' den Tanz) Schaffenrath oder Schafrath, Schlichtegroll, Schüttesper (zuletzt Schut[illegible]bar, gleichbedeutend mit Shakspeare, Name eines bekannte[illegible] hessischen Adelsgeschlechts mit dem Zunamen Milchling), Spa[illegible]käse, Springinklee, Streckbein, Stortebeker (stürz' den Becher), Suchsland, Suppus (sauf' aus), Thudichum, Thunichtgu[illegible], Trinksaus oder Trinks, Wenderat, Zerrleder (zerr' das Le[illegible]der) und Zickendrath, beide Spottnamen für Schuster, Zud[illegible]schwert u. s. w.*) Von jeder dieser Classen gibt Vilma[illegible] zahlreiche, oft sehr interessante Beispiele, außerdem eine Rei[illegible]

*) Auch das „Berliner Namenbüchlein" enthält eine ganze Anza[illegible] Namen von dieser Form, z. B. Hauschild, Greifentroch (greif in [illegible] Trog), Bringezu, Habedank, Habekost, Huckauf, Kleck, Kofmehl, Mach[illegible]mehl, Rennenkampf (renn' in den Kampf), Springmüller, Stippeko[illegible] Stürz, Traue, Tunke, Wohllebe, Zippernicht u. s. w.

slawischer und übersetzter deutscher Namen. In Betreff der aus einheimischen Namen (Vornamen) gebildeten Familiennamen bemerkt Vilmar, daß sie die ältesten unter allen seien und zum größten Theil, wo nicht allesammt, nicht allein in die Zeit von Karl dem Großen überhaupt, also vor der Einführung des Christenthums, sondern in die Zeit der Völkerwanderung, manche auch noch weit höher hinaufreichten. Noch heutzutage gebe es Familiennamen, welche geradezu alte heidnische Gottheiten unserer Väter, also mythische Wesen bezeichneten und niemals eine andere Bedeutung gehabt hätten, z. B. die Namen Iring, Erman, Wieland und Mihm (Meim). Sie seien somit etwa 15—1900 Jahre lang im lebendigen Gebrauch des Volks, was man von den Namen keines einzigen Volks, mit Ausnahme des jüdischen, rühmen könne. Diese einheimischen alten Namen beziehen sich allesammt auf den Krieg und den Kampf, auf den Sieg, den Kriegsruhm und die Kriegsmacht und damit zugleich oft auf die heidnischen Gottheiten unserer Altväter, welche als Kriegsgötter verehrt wurden. Die Vilmar'sche Schrift bildet übrigens das erste Bändchen einer uns von der Verlagshandlung in Aussicht gestellten Sammlung von Vilmar's „Vermischten Aufsätzen", die jedoch nur ein Wiederabdruck einer Auswahl aus dem „Hessischen Volksfreund" sind.

Der Zusammensteller des „Berliner Namenbüchlein" (Felix Geisheim, wie er sich unter der Einleitung unterzeichnet) verdankt nach eigenem Geständniß die Hauptanregung dazu den beiden Namenbüchlein von Hoffmann von Fallersleben, dem der Stadt Breslau vom Jahre 1843 und dem der Stadt Hannover vom Jahre 1853. Die bezeichnendsten Namen aus dem berliner Wohnungsanzeiger sind hier unter verschiedene Rubriken gebracht, etwa in folgender Weise: „Krankheiten und Verletzungen": Fieber, Suchten, Siechen, Krampf, Krämpfe, Koller, Scharlach, Darre, Kretzig, Schorf, Glatze, Huster, Heiser, Kropf, Fistel, Schwulst u. s. w. „Kleider und Schuh": Huth, Hüttel, Dickhuth, Filz, Käppel, Mütze, Rock, Altrock, Blaurock, Weißrock, Kurtzrock, Landrock, Schönrock, Kittel, Hose, Hösel, zur Hose, Hosemann, Mehlhose, Juppe, Säckel, Ermel, Tasche, Frack, Lätzel, Strümpfe, Schu, Schülein, Sparschu, Schuband, Loschen, Breitschuh, Flick, Zumpe, Flickschuh. „Zänkerei, Schimpferei und Schlägerei": Händel, Hohn, Hechel, Zwist, Zänker, Rummel, Schreier, Schimpf, Krugsack, Stromer, Flegel, Haubold, Bengler, Knote, Rüppel, Strunze, Wicht, Schuft u. s. w. „Essen und Trinken": Esse, Fraas, Fräzer, Freter, Zehrer, Abesser, Pappler, Schlinger, Schlemmer, Schmauser, Fütterer, Löffler, Süßnapp, Buttermilch, Namschüssel, Sauerbrei, Hartkäse, Käsebier, Rindfleisch, Fleischfresser, Krautwurst, Iskraut, Stippekohl, Kloß, Pöfel u. s. w. Besonders reich ist der „Speisezettel" besetzt, denn die „Bierkarte", z. B. Gutbier, Frischbier, Sauerbier, Dünnebier u. s. w. Diese Zusammenstellungen haben, wie man sieht, etwas sehr Drolliges und bestätigen die vom Verfasser in der Einleitung ausgesprochene Ansicht, daß, wie in der Volkspoesie, so auch in der Namengebung als Ersatz für den höhern Schwung des Heldenzeitalters der bürgerliche und der Volkswitz an die Stelle getreten und so die Quelle der vielen zum Theil in imperativischer Form vorkommenden Spott- und Spitznamen geworden sei. An solchen Spitz- und Spottnamen, und zwar oft sehr derben und ungezogenen (vgl. in diesem Schriftchen auch die Rubriken „Dummheit und Schalksnarren", „Unrath" u. s. w.), ist wol nicht leicht der Namenschatz einer andern Nation so reich wie der unsern, und wir sehen uns dadurch in einer schon mehrfach von uns ausgesprochenen Ansicht bestätigt, daß in der deutschen Nation eine auffallende Neigung zum Schabernack, zur Spottlust, zum Aufziehen, zum schadenfrohen Aufmutzen (man verzeihe das vulgäre, aber charakteristische Wort) körperlicher oder geistiger Gebrechen, Absonderlichkeiten und Lächerlichkeiten vorhanden sei. Außerdem finden sich in diesem Verzeichniß aber auch die namhaftesten Gestalten des Nibelungenliedes, der deutschen Heldensage, ja selbst der heidnischen Zeit durch ihre edeln klangvollen Namen vertreten: Dietrich, Siegfried, Hagen, Hühne, Nibelung, Grahl, Hildebrand, Wieland, Fasold (der alte nordische Sturmriese), Biterolf, Bisold, Roland, Perceval, Dannhäuser, Klingsohr, Rolling, Freidank, Morolf, Laurin, Holle, Hackelberg u. s. f. Ferner leben in Berlin noch unsere größten Künstler, Dichter und Denker fort: Luther, Goethe, Schiller, Wieland, Lichtenberg, Leibniz, Mendelssohn, Hegel, Schelling, Rammler, Möser, Schlözer, Haller, Hagedorn, Klopstock, Winckelmann, Lessing, Langbein, Schlegel, Platen, Schubart, Bach, Cranach, Holbein, von den Generalen (worunter auch ein Pappenheim, Nelson, Kleber, Ney) und selbst griechischen Helden, Göttern und Philosophen, wie Achilles, Ammon, Bachus, Bion, Hermes, Leander, Plato, Venus, Solon u. s. w., gar nicht zu sprechen. Daß die Anzahl der slawischen Namen im Verhältniß eine sehr bedeutende ist, ließ sich erwarten, auffallender erscheint es, daß auch das dem Völkerverkehr so entlegene Lithauische ein ganz respectables Contingent gestellt hat. Die Erklärungen der Vornamen und Familiennamen, welche den größten Theil des Buchs bilden, enthalten viele dankenswerthe Fingerzeige, namentlich auch in Betreff des geschichtlichen und sagenhaften Ursprungs adeliger Familien, unter denen auch eine bedeutende Anzahl aus Frankreich, Italien, England, selbst Portugal (das gräfliche Geschlecht der Oriola) stammen. Der Verfasser hat in der Einleitung auf diejenigen Schriften hingewiesen, denen er Belehrung und Anregung zu danken hat, während wir bei Vilmar diese Hinweisung vermissen. Der Verfasser nennt außer Hoffmann's von Fallersleben schon erwähntem Namenbüchlein das treffliche Werk von Pott, Förstemann's „Althochdeutsches Namenbuch", Maßmann's in Mone's „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" für 1836 abgedruckten Aufsatz „Ueber deutsche Eigennamen", des Ritters von Lang Artikel: „Blick vom Standpunkt der slawischen Sprache auf die älteste Geschichte und Topographie von Franken" (im zweiten Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreise für das Jahr 1831) und das kleine von A. von der Hagen mit einem Geleitsbriefe versehene berliner „Namenlexikon" von H. W. Schütz (1837). Bekanntlich schrieb schon Martin Luther ein „Namenbüchlein" und war somit der Erste, welcher die Wichtigkeit und das Interesse derartiger Untersuchungen und Zusammenstellungen begriff. **H. M.**

Notizen.

Thomas Carlyle.

Thomas Ballantyne's Buch über Carlyle, auch von uns schon früher als eine zu erwartende Neuigkeit angekündigt, ist nun erschienen unter dem Titel: „Passages from the writings of Thomas Carlyle. With a biographical memoir." Die „Literary gazette" bringt darüber eine kurze Anzeige, in der sie die Bedeutung Carlyle's mit wenigen Worten und namentlich auch das hervorhebt, daß manche seiner in den „Latter-day pamphlets" enthaltenen und früher als bloße Bizarrerien belächelten Warnungen durch die Unfälle zu Anfange des letzten Kriegs ihre volle Bestätigung gefunden hätten. Es liegt überhaupt in Carlyle's Natur etwas Prophetisches und Orakelhaftes, und Ballantyne nennt ihn in seinem Buche geradezu den „most original thinker of the present age". (Vgl. den Artikel über Carlyle und seine Schriften in Nr. 50 d. Bl. f. 1855.) Die von Ballantyne getroffene Auswahl aus Carlyle's Schriften ist unter folgende Rubriken gebracht: Cromwell, Französische Revolution, Religion, das Evangelium der Arbeit, Politisches, Historisches, sociale Reform, Literatur und Journalistik. Sein vortrefflicher essay über Jean Paul ist darin vollständig wieder abgedruckt. Wir Deutsche sind Carlyle, der zuerst im Jahre 1823 im „London magazine" mit einer Partie aus seinem „Life of Schiller" auftrat, zu besonderm Dank

verpflichtet, weil außer der Staël wol Niemand soviel als er dazu beigetragen hat, eine richtigere Würdigung der deutschen Literatur im Auslande zu verbreiten. Epochemachend waren in dieser Hinsicht namentlich seine Artikel über deutsche Literatur in der „Edinburgh review" um die Mitte der zwanzigrr Jahre. In der Begeisterung für die deutsche Literatur in ihrer Gesammtheit ist ihm seitdem wol nur der Nordamerikaner Theodor Parker gleichgekommen. Ballantyne's Schrift hat daher wol die Anwartschaft, auch in Deutschland unter Allen, welche sich noch um die höhern Interessen der Literatur kümmern, warme Theilnahme zu finden. Man sieht übrigens in England mit großer Spannung dem Erscheinen seiner großen Arbeit über Friedrich den Großen entgegen, mit der er schon trotz seines Alters seit einer Reihe von Jahren angestrengt beschäftigt ist und zu der er in Berlin selbst auf der Bibliothek eifrige Studien gemacht hat.

Neue englische Uebersetzung deutscher Gedichte.

Einer der trefflichsten englischen Uebersetzer aus dem Deutschen, der Nordamerikaner Charles T. Brooks, gab vor kurzem in Boston eine Anthologie deutscher Gedichte in meist sehr wohlgelungenen englischen Nachbildungen unter dem Titel „German lyrics" heraus. Es würde interessant sein, diese Anthologie mit den Anthologien: „Specimens of German lyric poets" von Robinson, „A book of ballads from the German" von Percy Boyd, „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" von Miß Mary Anne Burt, „My souvenir" von Frau von Crespigny, „The poetry of Germany" von Alfred Baskerville und einigen ältern Arbeiten dieser Art, z. B. von Beryford, Taylor und Carlyle, zu vergleichen; doch würde uns dies hier zu weit führen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß fast die Hälfte des Buchs aus Uebersetzungen ausgewählter Poesien von Anastasius Grün, namentlich mehrer Partien des „Schutt" besteht, wozu wol das oft hervortretende warme Mitgefühl des freisinnigen Grafen mit der nordamerikanischen Freiheit, wie es zur Zeit, als er seinen „Schutt" dichtete, in Deutschland fast üblicher war als jetzt, das Ihrige beigetragen haben mag. Außerdem enthält diese Anthologie Gedichte von Uhland, Rückert, Platen, Nikolaus Lenau, Freiligrath, Chamisso, Herwegh, Kopisch, Seidl u. A., dann auch von einigen ältern Dichtern, von Gellert, Claudius u. A. Der Uebersetzung wird Treue und (wenigstens zum größten Theil) Leichtigkeit und Anmuth nachgerühmt. Wir geben nur eine kurze Probe, die Uebertragung der drei ersten Strophen von Herwegh's „celebrated song": „Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth." Sie lauten bei Brooks:

Be mine to vanish like the gale's last breath,
  Like the red gleam of evening's fading fire!
O gentle, peaceful, all unconscious death!
  In the Eternal's bosom thus expire!

Be mine to vanish like the brilliant star,
  Beaming with brightness unimpaired, unclouded,
So placidly, so plainlessly, afar
  In Heaven's blue depths of endless glory shrouded,

Be mine to vanish like the perfume fair
  That rises lightly from the cups of flowers,
And on the wing of incense-laden air
  Curls from God's altar in the summer hours.

Englische Uebersetzer deutscher Lieder werden freilich immer mit dem Umstande zu kämpfen haben, daß die englische Sprache einen so empfindlichen Mangel an Endungen hat, die sich ungezwungen zu weiblichen Reimen verwenden ließen. Trotz dieses Uebelstandes leisten sie oft wahrhaft Ausgezeichnetes, wenn sie auch genöthigt sind, Gedichte weichern Charakters in eine mehr männliche und kräftige Tonart zu transponiren. H. M.

Bibliographie.

Der Komet. Schönwissenschaftliche Monatsschrift für Leser aller Stände, enthaltend die ausgewähltesten deutschen Original-Romane und Novellen, so wie die vorzüglichsten Erzeugnisse der Literatur aller Länder und Völker. 1ster Band. 12 Lieferungen. Mit vier colorirten Kunstblättern. Berlin, Hoevel. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Manlehn, A., Maienblüten. Gedichte. Leipzig, C. L. Fritzsche. 16. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Odisch-magnetische Briefe. 1ste Reihe. 2te Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Reichensperger, A., Vermischte Schriften über christliche Kunst. Nebst acht Tafeln mit Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reuter, F. Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. 3te durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anclam, Dietze. Gr. 12. 1 Thlr.

Robert, M., Barmen. Blätter aus seiner Geschichte und seinen Sagen (in Gedichten). Barmen 1855. 8. 10 Ngr.

Schallhammer, A. Ritter v., Biographie des Tiroler Heldenpriesters Joachim Haspinger. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 20 Ngr.

Schloenbach, A., Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schweitzer, Katharina, Geschichte und Beschreibung des Lahnthal's. Wiesbaden 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Smidt, H., Historisch-romantische Erzählungen aus Schwedens Vorzeit. II.: Deutsche Herren in schwedischen Landen. Berlin, Hoevel. Br. 8. 1 Thlr.

Stein, L., Die Grundlagen und Aufgaben des künftigen Friedens. Mit vier offiziellen Beilagen. Wien, Hügel. Gr. 8. 15 Ngr.

Sugenheim, S., Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. [1689—1855]; nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. 1ster Band. Frankfurt a. M., Keller. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Weber, A., Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes, für denkende Leser. Gießen, Ferber. 1856. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, R. v., Ein Feldzug gegen das Heidenthum der jetzigen Zeit. 2te vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 9 Ngr.

Israel (Pick), Wider Stahl und Bunsen. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 4 Ngr.

Lewald, H., Die Geschworenen-Gerichte, eine Schattenseite unserer Justiz. Berlin, Bernhardt u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mayer, K. v., Die Münzreform in Oesterreich. Wien. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moltke, M. Graf, Einige Worte über die Theilnahme Preußens an den Friedensconferenzen. Anfang Februar 1856. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke Gr. 8. 2 Ngr.

Rede eines armen Webers über die Vereine gegen den Luxus [insoweit er das Maaß des Herrn überschreitet] unter den Reichen und Wohlhabenden. Gehalten in der Evangelischen Societät zu Flachsenfingen. Januar 1856. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Regelung des österreichischen Geldwesens und die Reform des Banksystems. Wien, Hügel. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über den Streit der Confessionen. Lübeck, v. Rohden. 1855. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek italienischer Classiker.

12. Geh. In einzelnen Bänden zu 10 Ngr.

Unter diesem Titel wird von der unterzeichneten Verlagshandlung dem deutschen Publicum eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** dargeboten. Es werden dazu die theils in der «Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes», theils sonst bereits in ihrem Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A., benutzt. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint in rascher Folge in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst folgende Werke, welche im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von Friedrich Lautsch. Zweite Auflage. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette &c. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von Karl Förster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von Paul Ludwig Kritz. 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die **Bibliothek italienischer Classiker** Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im April 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten erhält sie auf telegraphischem Wege. — Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volks durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel zu fördern und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zu ziehen. — A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Worts Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Die Volkszeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands und des Auslandes gelesen werden.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der Berliner Zeitungspresse hinsichts der Abonnentenzahl jetzt die zweite, und was die Leseranzahl betrifft, gewiß die erste Stelle einnimmt.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und is[t] durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Martin Opitz.

Eine Monographie von Friedrich Strehlke.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den g[e]feiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als B[e]gründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfl[uß] auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tief[en] Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die ei[n]zige, seit dem gänzlich veralteten Werke des Gottschedianer[s] Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und sch[on] deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschicht[e].

In demselben Verlage erschienen früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfel[d]. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ng[r].

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 15. —— 10. April 1856.

Etwas über Materialismus und Idealismus.

Von Arnold Ruge.*)

Wir haben uns über die materielle Richtung unserer Zeit nicht zu beunruhigen. Es ist das Schicksal der Parteien, daß sie bei dem nämlichen Ziel anlangen, während sie nach entgegengesetzten Richtungen zu fahren denken. Sulla und Marius erzeugten den Cäsar und zerstörten die Republik; die Gironde und der Berg thaten das Nämliche; der alte Bonaparte war die Revolution; er vertrat und verbreitete sie wider Willen; die englische Aristokratie und die Könige des Continents empörten gegen ihn die Völker; nun waren sie die Seite der Freiheit und machten den Freiheitskrieg zu einem europäischen; als sie dann in Frankreich die Bourbonen wiederherstellten, was thaten sie? Sie stellten die Revolution wieder her, indem sie die Contrerevolution auf den Thron setzten.

Wir wissen dies hinterher — wenn wir wollen. Während der Bewegung wissen es nur Wenige, oft kein Mensch; am wenigsten wissen es, die bei der Förderung der Begebenheiten am thätigsten sind; und wenn sie gar sich selbst zum Pol machen, was den Dümmsten am leichtesten begegnet, verlieren sie den Gebrauch des Compasses am vollständigsten. Im theoretischen Gebiet ist es ebenso. Bei geringer Ueberlegung wird man einsehen, daß eine Religion, solange sie besteht, sich selbst ein Geheimniß ist; ihr Dienst sind ihre Mysterien. Im Griechenthum ist der ideale Mensch der Gott; im Christenthum wird der wirkliche Mensch das Ideal; im Humanismus wird dies Ideal realisirt; so wird das Griechenthum offenbar im Christenthum, das Christenthum im Humanismus. Selbst eine Philosophie wird erst von ihrer Nachfolgerin vollkommen verstanden, und das Bewußtsein über sie ist viel klarer in Dem der sie weiter führt, als in Dem der sie gründete.

Noch schwerer als eine gegenwärtige Philosophie ist eine gegenwärtige Volksbewegung zu erkennen und nach ihrer wahren Bedeutung und ihrem Ergebniß zu schätzen. Haben wir z. B. in der letzten Bewegung nicht gesehen, daß Alle dieselben Principien bekannten — wir brauchen blos an die „breiteste Grundlage" zu erinnern —, während sie ganz entgegengesetzte Zwecke im Auge hatten? Warum? Weil es viel leichter war, den Principien beizukommen, als zu sagen, wie weit sie das Volk ergriffen hätten. Man kannte die Bewegung der Principien, man wußte sehr gut, was der Zeitgeist wollte; die Volksbewegung war ein Geheimniß, man wußte nicht, was das Volk wollte. Wir sind darüber jetzt viel klarer als damals; wir wissen jetzt, wiefern die Ideen jener Zeit sich verwirklicht haben oder sich noch verwirklichen müssen, weil wir wissen, wie weit sie das Volk in Besitz genommen haben.

Der gegenwärtige Materialismus ist der Gegensatz des Idealismus; doch wenn er ihn darum zu Grabe zu tragen denkt, so geht es ihm wie allen Parteien. Wir können ihm vorhersagen, er werde mit dem Idealismus ganz das gleiche Product erzeugen, wie er es denn schon ein mal gethan hat. Nicht nur positiv, noch mehr negativ wird gegenwärtig eine unwiderstehliche Sehnsucht in den Herzen der Menschen erzeugt, eine Welt hervorzubringen, die ihrer würdig ist; nicht nur die Propyläen, auch das Parthenon wird gegründet werden, und je entschiedener die Welt dem Ideale den Rücken kehrt, um so gewaltiger muß sie in kurzem wieder nach ihm verlangen. In einer Zeit, wo der Geist mit Gewalt aus den Sitzungen der Völker vertrieben wird, stürzt er sich in die Natur, verliert er sich im elementarischen Toben des Kriegs, brütet er über dem Geheimniß mechanischer und physischer Hebel, womit er den Archimedes spiele-

*) Arnold Ruge ergreift hier nach längerm Schweigen zum ersten male wieder das Wort in einem deutschen Blatte, und wir dürfen mit Recht hoffen, daß diese Wiederaufnahme seiner journalistischen Thätigkeit unsern Lesern um so interessanter sein werde, da es im Namen des Idealismus gegen den Materialismus geschieht, und wir in der Lage sind, in derselben Nummer unsers Blattes Ruge außerdem auf einem Gebiete, auf dem man ihm bisher noch nicht begegnet ist, nämlich auf dem der dramatischen Production dem Publicum vorführen zu können. D. Red.

Es gelingt ihm irgendwo; plötzlich wirft er die Eierschalen ab, die ihn einhüllten, und beginnt ein neues Leben, wo man es am wenigsten erwartete. Nur in Einem ist er beständig: Alles dient seinem unwiderstehlichen Drange; auch der Materialismus. Ist nun der Materialismus eine Kritik oder eine Widerlegung Dessen, was wir heutzutage Idealismus nennen?

Was wir Idealismus nennen, ist das selbständige, d. h. über die Natur erhabene System der Sprache, des Denkens, der Kunst, endlich die ganze Unternehmung des Menschen, die Natur in seinem Sinne umzubilden. Dies ist das Reich und die Herrschaft der Idee. Ein Materialismus, der nur eine Thatsache wäre, der nur natürlich existirte, ohne zu sprechen, zu denken und zu dichten, wäre vielleicht consequent; seine Anhänger wären aber nur Material für die Naturwissenschaft; selbst Naturwissenschaft zu treiben, wäre ihnen versagt, so gut wie es den Fischen, den Vögeln und den Vierfüßlern versagt ist. Ein Materialismus hingegen, der ein System sein will, ist ein idealistisches Wesen, ist ganz und gar Idee — er ist Idealismus. Dies leuchtet wol Jedem ein.

Aber es gehört schon eine nicht geringe Dummheit dazu, einen unmöglichen Namen zu wählen; wir müssen daher Nachsicht mit diesen Naturalisten im Reden und Schreiben haben. Die „geistreichen" Jünger der Zoologie, Anatomie und Physiologie würden über Silbenstecherei schreien und uns einwenden: sie hätten nie gesagt, daß sie nicht dächten, sie behaupteten nur, daß der Körper in eigener Person dächte, daß also auch der Körper, speciell das menschliche Gehirn, das System mache. Dies sei die Sache, auf den Namen komme es ihnen nicht an, der wäre nur gegen Die gerichtet, welche die Welt vom Geiste wollten erschaffen haben, und gegen Die, welche dem menschlichen Geiste eine unkörperliche und außerkörperliche Existenz vorbehielten. Damit der Materialismus, oder wie er sich sonst nennen will, eine Kritik des ideellen Gebiets sei, muß er sich darauf einlassen. Er muß also zeigen oder zu zeigen versuchen, daß die ganze vorzugsweise menschliche Welt, also Sprache, Denken, Kunst und Wissenschaft, das Ideal und das System nichts Eigenes vor der thierischen oder natürlichen Welt voraushabe. Etwas Aehnliches unternimmt er nun wirklich, wenn er auch nicht gerade so weit geht, uns Affen unter den Malern und Maler unter den Affen aufzuweisen, und leicht zugeben wird, daß der Hund unter den Philosophen nur als Spitzname vorkommt. Der Materialist verkörpert den Geist, aber er gibt ihn darum nicht auf; im Gegentheil, er kommt sich vorzugsweise geistreich vor, weil er nach seiner Meinung kühn genug ist, dem Menschen, diesem lebendigen Wesen der Natur und ihrem höchsten Producte, die ganze Würde des Geistes zuzusprechen, das Denken als einen natürlichen Vorgang zu nehmen und sich aller Phantasie von einem außerkörperlichen und unkörperlichen Geiste zu entschlagen. Er sagt: „Der Mensch kann sich der Natur entgegensetzen, aber er bleibt immer ein natürliches Wesen, er ist immer in der Natur, er ist ganz und in allen seinen Thätigkeiten ein Naturwesen, er soll sich der Natur nicht entgegensetzen, im Gegentheil, er soll begreifen, daß er nur ein Theil der Natur ist, daß er wie sie den Gesetzen der Nothwendigkeit gehorcht, daß er nicht frei ist. Wenn der Mensch der Natur folgt und auf ihre unwandelbaren Gebote eingeht, so dient sie seinen Zwecken, die dann nur die ihrigen sind; wenn aber der Mensch sich der Natur entgegensetzt, so begeht er einen groben Irrthum, er phantasirt, er träumt, er sieht Gespenster und verliert den Boden unter seinen Füßen."

Wir könnten erwidern, was schon oft gesagt worden ist: „Weil der Mensch sich der Natur entgegensetzen kann, darum ist er nicht ganz in ihrer Gewalt, und nur weil er sich ihr wirklich entgegensetzt, überwindet er sie; er studirt sie als seinen Gegenstand; so bringt er sie in seine Gewalt; seine Abstractionen von der Natur, d. h. seine Gedanken, machen ihn frei; sie reißen ihn aus dem Urwalde der Natur heraus und die ganze Welt bewegt sich in seinem Sinne, so wie er sie begreift." Aber wir wollen dies ganz beiseite lassen und uns zu der Entdeckung wenden, „daß die Gedanken ein materielles Product, daß sie eine natürliche Thätigkeit seien"! Karl Vogt sagt: „Die Gedanken sind ein Product des Gehirns, wie die Galle ein Product der Leber und der Urin ein Product der Nieren ist."

Karl Vogt's Witz drückt zwar aus, wo die Herren hinauswollen, aber er ist eine Verleumdung des Denkens. Das Denken ist wirklich unkörperlich; es ist nicht ohne das Gehirn, aber es ist eine Thätigkeit, die sich vom Gehirn loslöst wie der Ton von der Kehle, wie das Wort vom Munde, es ist ebenso wie Ton und Wort losgelöste Thätigkeit, es ist freie Bewegung in seinem eigenen Element, dem selbstbewußten Allgemeinen. Der Ton bewegt die Luft, der Gedanke bewegt sich selbst, sein Material ist die unkörperliche, übernatürliche Welt der Begriffe; er ist die Bewegung des Ich, des sich selbst begreifenden Gedankens, der ich bin. Ich bin der Gedanke, Ich ist der sich selbst denkende Gedanke, das selbstbewußte Allgemeine. Das Selbstbewußtsein ist wirklich, heißt doch, es ist Ich; nun ist es nur wirklich in seinen Gedanken; es ist daher selbst sein eigenes Erzeugniß, und jeder Gedanke, jedes Wort ist wieder ein Allgemeines; das Ich ist diese Person und zugleich diese allgemeine Denkbewegung. Es ist nöthig, diese Thatsache festzuhalten: dies Allgemeine, die Sprache, die Gedanken sind nichts Natürliches, sie sind ein übernatürliches Element, in welchem das Ich oder das Selbstbewußtsein überall gegenwärtig ist und zu sich selbst kommt oder, wie man sagt, sich klar wird.

Ist nun die Sprache, sind die Begriffe, die sie ausdrückt und die sie ist, eine Absonderung des Gehirns, wie die Galle von der Leber und der Urin von den Nieren? Es ist eine abgeschmackte Redensart, deren ganzer Witz in der Unverschämtheit besteht, womit ein roher Naturforscher sie zu Markte bringt. Wenn diese

Naturalisten bescheiden sind, bleiben sie abergläubisch; wenn sie unverschämt sind, werden sie roh.

Aber wie kann das Gehirn etwas Höheres hervorbringen, als es selbst ist?

Der Magen verdaut die Speise und macht den neuen Menschen aus Dem, was wir genossen haben; dies Product, der Mensch, ist ein Universum von Fähigkeiten und darum höher als sein Magen, der Producent, so brav er ist. Das Gehirn verdaut die sinnlich-theoretische Welt und bringt die übersinnlich-theoretische Welt, das übersinnliche Denken oder die geistige Welt hervor; dies Product, das Allgemeine der Sprache, des Denkens, der Kunst, ist in der That höher als der Producent und höher als dessen unmittelbares Product, das sinnliche Denken, das Sehen, Hören, Unterscheiden, Schließen. Diese sinnlich-theoretische Welt ist die höchste Sphäre, die das Thier erreicht. Das denkende Gehirn sieht und hört, unterscheidet und vergleicht; das Vergleichen oder das Gleichsetzen der Verschiedenen führt zu der Bezeichnung, welche dann im Allgemeinen für alle diese Einzelnen gilt. Dies Vergleichen, dies Sehen und Entdecken des Allgemeinen geht über das physische Sehen hinaus; der allgemeine Begriff, welchen die Sprache in den Worten festhält und äußert, wird nicht mit den Augen erschaffen; er erschafft sich in seiner eigenen Anschauung und ist dann das selbstbewußte Ich. Von der sinnlichen Anschauung zum allgemeinen Begriff oder zur intellectuellen Anschauung ist ein ungeheurer Sprung. Diesen Sprung von der Natur in die Metaphysik, vom Anschauen des sinnlichen Gegenstandes zum Anschauen des Abstracten, vom Sehen zum Selbstbewußtsein, vom Auge zum Ich, vom Sehen nach außen zum Sehen nach innen, von der Anschauung der Welt zur Selbstanschauung, den macht das Thier nicht, ihn macht nur der Mensch. Das Gebahren mit sinnlichen Anschauungen und die Schlüsse daraus, die das Thier zieht, können wir das sinnliche Denken nennen. Das Denken in Worten und Begriffen ist das übersinnliche, das abstracte, das selbstbewußte, das menschliche, das eigentliche Denken.

Die Sprache, in der Jeder von uns zur Gemeinschaft des Geistes erhoben und in die Erbschaft einer großen geistigen Arbeit eingesetzt wird, ist Vielen geläufig, die es nie empfinden, was sie von ihr haben, und wird von Wenigen für Das erkannt, was sie wirklich ist, der geäußerte und festgehaltene Geist einer Nation. Jedes Wort ist ein Allgemeines, keines bedeutet ein natürliches Ding.*) Ein wirkliches, natürliches Ding kann man nicht sagen. (Hegel's „Phänomenologie" im Anfang.) Einen Apfel kann ich essen, wenn ich aber „einen Apfel" oder „diesen Apfel" sage, so ist das immer wieder jeder Apfel, denn jeden Apfel kann ich diesen nennen; und keine Beschreibung erreicht den natürlichen Apfel; jedes Wort also ist übernatürlich, es ist allgemein, und in das Reich des Allgemeinen reicht die Natur nicht hinein, wie das Allgemeine, das Wort und der Gedanke nicht in die Vereinzelung der Natur hinabreicht.

Dies ist der Sprung von dem Angeschauten zum Begriff oder Wort. Der Schall ist natürlich, das Wort ist übernatürlich, denn das Wort ist, was es bedeutet, ein Begriff. Der Begriff ist das Begreifen, das Begreifen ist das Denken: es ist die Thätigkeit des denkenden Ich oder des Selbstbewußtseins, welches in dieser Thätigkeit überall gegenwärtig ist und sich selbst erst klar wird. Das körperliche Gehirn verwandelt sich nicht in die Gedanken; es erzeugt sie, indem es das Ich erzeugt; und durch die Hervorbringung der Gedankenbezeichnungen, wie sie in dem Sprachschatz eines Volks vorliegen, erhebt sich der Mensch aus der Physik in die Metaphysik. Indem er zum Selbstbewußtsein gelangt, wird er Ich oder Geist.

Ueber dies Ich muß man sich klar werden, um die Frage: was ist der Geist? ist er natürlich oder übernatürlich? zu beantworten. Das Ich ist der metaphysische Mensch, der Denker, es ist der Geist, es ist ein allgemeines Wesen, denn dieser Denkende ist dieses Denken, eine Gedankenbewegung, und eine Gedankenbewegung ist eine Selbstbewegung des Begriffs oder des Sinns, den die Worte haben. Das Ich oder der Geist ist zugleich das Individuum, das Einzelne, und der Gedanke das Allgemeine. Jeder hat unmittelbar die Erfahrung davon. Also ist das Ich eine metaphysische, d. h. übernatürliche Existenz. Das Gehirn hingegen, welches die Grundlage und das Organ dieser metaphysischen Existenz ist, bleibt natürlich oder physisch, es ist nicht der Gedanke, es ist nicht die Bewegung des Selbstbewußtseins oder des Denkens, wie die Blume nicht der Duft ist, der sich an sie knüpft, den sie entwickelt. Aber freilich ist dies Gleichniß ein ungehöriges. Denn der Blumenduft ist nicht der Anfang einer eigenen Welt, er gehört so gut in die Natur wie die Blume, während das Sein des Selbstbewußtseins oder des Ich kein physisches mehr ist, sondern ein übernatürliches oder metaphysisches, das Sein oder der Sinn der allgemeinen Typen, der Worte, das Begreifen also oder die Begriffe, womit wir uns selbst und die Welt verstehen, die Begriffe, womit ein Mensch den Geist des andern faßt und sich gänzlich mit ihm vereinigen kann, die Begriffe, die eine höhere Welt sind als die natürliche, nämlich die geistige Welt, unsere eigene Welt, die wir selbst hervorgebracht, deren Stoff und Element, das Allgemeine, wir gänzlich frei geschaffen haben.

*) Ich kann nicht unterlassen, hier eine Stelle aus Hegel's Vorrede zur „Logik" (S. 11) anzuführen. Er sagt: „Die Denkformen sind zunächst in der Sprache herausgesetzt und niedergelegt. Es kann in unsern Tagen nicht oft genug daran erinnert werden, daß Das, wodurch sich der Mensch vom Thier unterscheidet, das Denken ist. Was der Mensch zur Sprache macht und in ihr äußert, enthält eingehüllter, vermischter oder herausgearbeitet eine Kategorie; so sehr natürlich ist ihm das Logische, oder vielmehr dasselbige ist seine eigenthümliche Natur selbst. Stellt man aber die Natur überhaupt als das Physikalische dem Geistigen gegenüber, so müßte man sagen, daß das Logische vielmehr das Uebernatürliche ist, welches sich in alles Naturverhalten des Menschen, in sein Empfinden, Anschauen, Begehren, Bedürfniß, Trieb eindrängt und es dadurch überhaupt zu einem Menschlichen, wenn auch nur formell, zu Vorstellungen und Zwecken macht."

Dies Allgemeine, mit dem wir in eine ganz neue Welt übergehen, mit dem wir aus der Natur heraustreten, ist unser, sind wir selbst; es ist das Licht, in dem wir uns verstehen und verständigen, es ist die wahre Centralsonne aller redenden Menschen, es ist der Aether, in dem die Geister entfesselt wirken und leben, in dem sie des himmlischen Genusses sich erfreuen, den wahren Olymp zu bewohnen und sich Nektar und Ambrosia in Wissenschaft und Kunst zu bereiten. Ja, wir sind Götter, selbst der Faun Karl Vogt nimmt an dieser Gottheit theil. Seine Demokratie, die Thiere zu menschlichen Ehren zu bringen, ist so reizend als harmlos. Daß er den Menschen nicht im Ernst zum Thier herunterbringen will, dafür bürgen uns seine Bücher, in denen er es nicht verschmäht, mit unsern eigenen menschlichen Begriffen sich auszudrücken, ja sogar ausschließlich zu den Menschen zu sprechen, ein Demagog ohne Demos.

Diese thierfreundlichen Naturforscher können nicht so tief hinunter, als sie wol möchten. Sie bleiben immer, selbst mit den Infusorien und selbst mit den Steinen im Aether des Allgemeinen schwimmen; jeder Stein ist ihnen nur ein Specimen, er bedeutet die ganze Art, sie können sich nur durch die Sprache mittheilen, müssen immer von dem einzelnen Naturwesen zum Begriff fortgehen, Schlüsse machen und, wenn auch noch so roh, doch immer denken; aber alle Entdeckungen der Naturforscher sind nicht im Stande, den Geist zu befreien, wenn sie nicht in Zusammenhang mit der philosophischen Entwickelung treten, wenn sie aus der Fortbildung des Denkens herausfallen.

Die Philosophie ist das Auge aller Empirie. Die Empirie ohne das gebildete Denken ist so dumm, als sie hochmüthig ist. Sie trotzt auf ihre Thatsachen, und je mehr sie sammelt, desto dümmer wird sie; zuletzt weiß sie nicht mehr zu sagen, was ein Thier und eine Pflanze sei. Man muß noch dankbar sein, daß die weisen Thier- und Pflanzenkenner ihre eigene Verlegenheit nur anerkennen. Daß sie damit anfangen, den Menschen als Thier zu nehmen, ist ganz in der Ordnung, so ist er ihr Gegenstand; daß sie aber dazu gelangen sollten, den Unterschied wissenschaftlich nachzuweisen, ist ohne einige Uebung in der eigentlichen Wissenschaft, die sich mit dem Denken selbst beschäftigt, d. h. in der Philosophie, nicht zu erwarten. Ist es aber nicht unverschämt mitzusprechen, ohne die gebildete Sprache und ihre Kritik in der Metaphysik auch nur zu kennen? Die Herren Zoologiker sind sehr im Irrthum, wenn sie denken, daß sie die Logik ungestraft ignoriren können.

Die Naturwissenschaft als Empirie absolut zu machen, von Dem, was Sprache und Gedanke ist, abzusehen und so zu reden, als wenn man speciell berufen wäre, den Philosophen aus dem Traume zu helfen, das ist das seltsame Unternehmen, welches sie Materialismus nennen. Zugleich sind sie der Meinung, sie allein hätten einen reellen Gegenstand des Wissens, und wenn sie der Mathematik nicht widerstehen können, da ihnen die Quantitätsverhältnisse sehr oft diese Gegenstände unter den Händen verändern, so sind sie doch sicher alle entschlossen, die Logik als einen schädlichen Luxus anzusehen und die vorsündflutlichen Dogmen ihrer Vorgänger namentlich über Kräfte, Materien und die kleinsten Theilchen unbesehens fortzupflanzen. Heutzutage können wir das nur Spielerei und rohe Selbstgenügsamkeit nennen. Diese Roheit genügt sich selbst, weil sie ihre eigene Unwissenheit nicht kennt, und ist nichts als ein ungeschickter Dilettantismus, der immer über seine eigenen Füße stolpert und darum nur um so eifriger den Tanzmeister für einen Narren erklärt.

Die Empirie hat freilich eine logische Nothwendigkeit in sich selbst, weil ihr Gegenstand, die Natur, sie in sich hat. Sie macht sich daher auch ohne bewußtes Denken nützlich und schreitet fort selbst durch Bemühungen so unphilosophischer Männer als z. B. Liebig. Wir begreifen die Nützlichkeit dieser Empiriker, wir wollen das Gas, den Dünger, den elektrischen Telegraphen nicht verachten, aber es wird uns schwer, ihren Geschmack an der Unwissenheit und Beschränktheit zu begreifen, und ihren Hochmuth können wir nur bedauern. Wenn der Schuster sagt: Ohne mich wärt ihr ein armes Volk, die Schlangen bissen euch in die Beine und den Dornen müßtet ihr aus dem Wege gehen, das Princip des Fortschritts ist der Schuh; würden wir ihm widersprechen? Wenn die Naturforscher sagen: Ohne uns wüßtet ihr nicht, daß der Sauerstoff in der Welt ist; von den Infusorien und Mastodonten, von Elektricität und Magnetismus und von den himmlischen Körpern hättet ihr keine haltbare Vorstellung; würden wir ihnen widersprechen? Wenn sie noch weiter gingen und sagten, ihre Thatsachen und Combinationen wären alle nöthig, um auch nur an ein System reiner Gedanken, das nicht ganz beschränkt wäre, zu denken — würden wir es nicht zugeben?

Aber ist nicht Wagner ein Wagner und Laplace ein Philosoph? Auch Humboldt ist es in der Regel und hat Manchem den Staar gestochen, der es nicht war. Wir wollen ihnen dies nicht vorwerfen, im Gegentheil, wir wünschen ihnen Glück, daß doch einige aus der Zunft ein gutes Beispiel geben. Und wo es auch sei, Einer, der große Erfolge hat, muß ein Denker sein. Kann Einer etwas sehen, der nicht denkt? Und würden Dummheiten Jahrtausende die Welt beherrschen, wenn die Menschen von Natur dächten? Ist nicht die Schule oder die Ueberlieferung der Gedanken seiner Vorgänger selbst für den gänzlich empirischen Apotheker nöthig? Und zu den systematischen Erfolgen in irgendeiner Wissenschaft sollte die ganze Freiheit des Jahrhunderts überflüssig sein?

Das bloße Annehmen gewisser philosophischer Formeln und Ergebnisse freilich ist ebenso schädlich, als das bloße Annehmen einer ganzen Büchse voll unverdauter Redensarten der Empiriker unfruchtbar ist.

Die Herren Naturforscher, welche sich einbilden, daß die negative Freiheit von der Theologie und von der Redensart „Leib und Seele" schon die ganze, die wirk-

liche Freiheit sei, machen sich die Sache sehr bequem. Und wenn sie vollends nicht entdecken, daß ihre „Materie" selbst eine Abstraction und eine metaphysische Begriffsbestimmung ist, die auch fortdauernd auf das Geistige angewendet wird, so sind sie Neulinge in dem Schatzhause wohlerworbener Gedanken, aus dem sie hätten schöpfen sollen. Der Stoff eines Kunstwerks, der Stoff zum Nachdenken z. B. ist doch gewiß ein abstracter, ein Gedanke: Materie ist Alles, was seine Form erwartet, sich formiren will; aber da Alles formirt ist, so hat es schon eine Form, die es also nur ändern will. Auf der andern Seite werden die Anbeter des Stoffs nicht im Stande sein, Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, die doch natürliche Processe sind, Materien oder Stoffe zu nennen. Sie thun das auch nicht, sagen aber: „kein Proceß ohne Stoff", oder wie Moleschott im speciellen Fall: „Ohne Phosphor kein Gedanke."

Der allgemeine Satz: „Wo eine Bewegung ist, bewegt sich etwas" — ist zu einfältig, um ihn für eine Entdeckung auszugeben; die Angabe des speciellen Etwas in jeder Bewegung hingegen, sowie die besondere Art der Bewegung, das ist etwas Anderes; und wir werden solche Angaben, wenn sie neu und begründet sind, für Entdeckungen gelten lassen. Diese Entdeckungen sind ganz eigentlich naturwissenschaftliche. Der Satz von Moleschott: „Ohne Phosphor kein Gedanke", ist daher in der Physiologie ganz am Orte, sowie Vogt's Untersuchung über ein unvollkommenes Seethier, welche Oeffnung das Maul und welche der After sei, eine richtige zoologische Frage ist.

Aber was sind diese Entdeckungen? Sind sie nicht durch und durch idealistisch? Haben sie irgendein anderes als ein ideelles Interesse? Freilich könnte man sagen, sie seien untergeordneter Art, und eine logische, eine grammatische Entdeckung, ja selbst eine Entdeckung in der Mathematik, der gedankenlosesten aller logischen Wissenschaften, sei viel vornehmer, sie habe viel umfassendere Folgen, weil ihr Material das Allgemeine, die Kategorien, selbst sei: eine Entdeckung in diesen Gebieten sei eine Aufklärung über ein schlechthin allgemeines Verhältniß, nicht nur die Aufklärung über irgendein natürliches Ding und seine Functionen. Der Hochmuth der Physiologen, mit dem Gehirn die Geisteswelt in Besitz genommen zu haben, ist derselbe Irrthum, als wenn sie dächten, mit den Sprachorganen vom Französischen oder Arabischen Besitz genommien zu haben. Mit einem neuen richtigen Gedanken, der das Denken selbst (und wäre es so äußerlich geworden wie in der Mathematik) betrifft und nicht blos seine natürlichen physiologischen Voraussetzungen, bewegen wir die ganze civilisirte Welt; mit der Entdeckung des Afters an einem gewissen Seethier nur jene wenigen vornehmen Seelen, denen gerade diese Frage über den mysteriösen After am Herzen lag, wenn nicht etwa der glückliche Entdecker zu seiner Zeit der Einzige war, der vor diesem Problem in der Stille seiner Betrachtung stutzig wurde und dann das Vergnügen hatte, sich seine Zweifel zu lösen. Wie sublim, wie idealistisch, wie hochgebildet, wie raffinirt ist dieses Interesse! Es ist nichts als Wissenschaft, natural philosophy, sagen die Engländer sehr naiv, und der Forscher weiß dies. Mit Verachtung sieht er auf die Hundefütterer und Schafzüchter herab, er weiß, daß sein Interesse an den Thieren viel vornehmer ist als das der Aristokraten, und nur in den Vorreden kann er sich so weit herablassen, den Perücken von Gotha oder Berlin in die Haare zu gerathen; im Texte geht er auf einsamen Wegen, wenn nicht etwa das ganze Buch von den politischen Institutionen der Thiere handelt.

Die Naturforscher sind auf der Bühne erschienen, die von den eigentlich menschlichen Interessen und von der Discussion der Freiheit selbst gewaltsam geräumt worden ist. Man discutirt die Nothwendigkeit der Natur und pflegt die Willkür der kindisch gewordenen Romantik à la Redwitz und Putlitz. Dabei verdient natürlich immer noch die Natur und die Nothwendigkeit die Palme, obgleich es verhängnißvoll ist, die Natur zu überschätzen und den Menschen aus den Augen zu verlieren, um seine höchsten Interessen dem Wahnsinn zu überlassen. Die Natur ist die Einsamkeit, die sich weder zum wahren Ich sammeln, noch zur wahren Mittheilung dieser Sammlung ausbreiten kann. Sie ist ohne den Menschen noch immer das Chaos, noch immer zerrissen, noch immer im wilden Kampfe ihrer Elemente, noch immer in himmelstürmender Empörung gegen den vernünftigen Willen des olympischen Zeus, des Menschen, des Alles umfassenden, des Einzigen. Und nur durch die Processe der allgemeinen Agentien, die, wie das Licht, ein Bild des Denkens sind, die sich im Rhythmus des Denkens bewegen, die, wie Elektricität und Magnetismus die reine Bewegung, das Anziehen und das Abstoßen sowie die Verbindung der entgegengesetzten Richtungen in Einem, natürlich darstellen — nur dadurch hält das Universum zusammen.

Einer höhern Sammlung ist es als Natur nicht fähig. Es sagt nicht: „Ich denke und ich will." Was die Juden auch phantasirt haben, das Universum ist keine Person und hat keinen Willen, solange es Natur bleibt und solange die Natur nicht Mensch wird. Die Natur hat das Denken, Wollen und Empfinden in sich als zerstreute, ungesammelte, unbenutzte Thatsache. Das natürliche Empfinden, Denken und Wollen der Thiere bleibt in der Natur gebunden. Dies der Natur immanente Denken und Wollen kann die Einsamkeit und Vereinzelung nicht verlassen. Warum? Weil es unfähig ist, ein Element der allgemeinen selbstbewußten Mittheilung hervorzubringen.

Es ist mit großem Nachdruck bemerkt worden, die Thiere hätten eine Mittheilung. Das ist richtig. Aber diese Mittheilung geht nicht über den natürlichen Eindruck hinaus; sie geht nicht in abstracten, losgelösten, allgemeinen Gedanken vor sich; die Thiere haben keine Sprache, in der sie reden und denken, noch weniger ein Mittel, das Geredete und Gedachte in Zeichen für articulirte Töne festzuhalten, so es sich für immer zu sichern

und dadurch eine Geschichte einzuleiten und fortzuführen. Aber ist es nicht lächerlich, die Aristokratie der denkenden und redenden Menschen gegen die Zoologen zu vertheidigen? Es ist es in der That. Unser Geschlecht scheint freilich jetzt überall geneigt zu sein, die Principien seines wahren Lebens zu vergessen. Ist man doch im Staate schon ganz entschlossen, die Nothwendigkeit der Gesetze zu leugnen und ebenso die Nothwendigkeit, sie durch das Denken und Reden der Menschen hervorzubringen. Hat man nicht gegen den Parlamentarismus geschrieben und dem Reden die That entgegengesetzt, als wenn nicht die vernünftige Rede die größte That des denkenden Wesens wäre? Selbst der alte Homer beschämt diese Heldenanbeter, denn seine Lanzenschüttler und Saurückenesser reden viel mehr, als sie Lanzen werfen und Braten essen, und soviel ich sehe, lernen wir sie auch viel mehr aus ihren Reden kennen, als aus der besondern Art, mit der sie werfen und essen.

Die That, die nicht die That des denkenden Menschen, die nicht eigentlich Gedanke, sondern dem Gedanken entgegengesetzt ist, bleibt brutal. Mit ihr stürzen selbst die Erfindungen des Denkers wieder in die gemeine Schicht der Unvernunft hinab. Der General, der Länder, Städte und Armeen zu zerstören hat, ist nur ein millionenfach verstärkter Berserker. Die unglückliche Mathematik muß auch da wieder herhalten und dem widrigen Handwerk dienen. „Beaucoup de mathématique et peu de latin", sagt der Corporal der Corporale; schon „das wenige Latein" enthält ihm zu viel Vernunft, weil die Römer außer dem Kriegsrock auch noch die Toga des Friedens und des Forums trugen.

Wie ein System des Materialismus, so gründet man auch ein System der Brutalität; und wie die altgermanischen und nordischen Sagen Die bewundern, die am meisten todtschlagen, die man im Frieden an die Kette legt und nur im Kriege losläßt, so bewundert eine dumme Masse noch immer die brutale Gewalt, den Kugelregen, den Kanonendonner, die Explosionen u. s. w. und weiß keine größere Ehre, als sich eine Nation von Löwen und Tigern zu nennen, weil sie den Löwen und Tigern ganz eigentlich die Ehre der That, die Tapferkeit zuschreibt. Damit aber die Tapferkeit eine Ehre sei, muß es die des freien Mannes, nicht die des Raubthieres sein. Wenn Einer sein Leben wagt, so ist das immer viel für ihn, aber wenn er es als ein Schurke thut, ist es für uns von keinem andern Interesse, als daß er bei seinem Wagstück umkommen möge. Dem System der Brutalität müssen wir mit der wahren Tapferkeit das System der Humanität entgegensetzen. Dazu führt nur im Gegensatz zum Materialismus der Idealismus.

Nicht von dem Magen, sondern von dem Kopf, nicht von der Bequemlichkeit, sondern von seiner Würde muß der Mensch sich vor allem bestimmen lassen. Staunt er das Thier an und vergißt er Vernunft, Verstand und Wissenschaft, so hat er sich über die Erfolge des Bestialischen gegen das Menschliche nicht zu beklagen; sein eigener Glaube hat ihm dazu verholfen. Dieser Glaube, der wesentlich Roheit ist, befehdet [illegible] Kunst der Rede mit der brutalen That (auch wol [illegible] der brutalen Gelehrsamkeit), die Kunst des Denkens [illegible] der rohen Empirie und mit der Behauptung, das Den[illegible]ken wäre keine Kunst, die Philosophie keine Wissenschaft[illegible] der Glaube der Roheit befehdet die Kunst des Künstl[illegible] damit, daß er ohne sie auskommt; er baut ganze Stä[illegible] wie Kasernen und nennt alle schönen Formen eitel [illegible] überflüssig; er widersetzt sich der Religion, oder der Fähig[illegible]keit, sich für die Idee des Menschen zu begeistern, [illegible] der Behauptung, sie sei unpraktische Narrheit.

Aber die Sprache und das Verständniß der Sprach[illegible] das Denken und das gebildete und geschulte Denken, [illegible] Kunst und ihre Nothwendigkeit für den Menschen, [illegible] Religion und ihre Erhebung: das ist die wahre Ma[illegible] des menschlichen Lebens und Wirkens. Erst nach[illegible] dies Reich des Idealismus erobert worden ist, wird [illegible] Mensch fähig, die Natur zu überwältigen, erst aus [illegible]ner Wissenschaft entwickelt sich seine That. Diese [illegible] bleibt sein, wenn sie sein Selbstbewußtsein nicht v[illegible] oder ihm mindestens nicht widerspricht; damit sie [illegible] in einem förderlichen Sinne menschlich sei, muß sie [illegible] gegen seine eigene Roheit richten, anstatt diese Ro[illegible] zum Princip zu machen. Die Herren Zoologen, [illegible]siologen und Anatomen mögen sich dies gesagt sein [illegible]sen; sie haben vollkommen Recht, die immanente [illegible]nunft der Natur gegen die Unvernunft und den [illegible]glauben der alten Weltansicht geltend zu machen; [illegible] sie werden die Verbündeten ihrer eigenen Feinde, [illegible] sie es unternehmen, die unsterblichen Thaten auf [illegible] Felde der Idee und des Ideals, die Deutschland [illegible] allen Völkern der Welt auszeichnen, anzufechten. [illegible] wir aber schon zu Anfang sagten, das müssen wir [illegible] wiederholen: wie sie sich auch geberden mögen, sie [illegible]den immer mit dem Idealismus das nämliche Erzeu[illegible] hervorbringen.

Die Philosophie und die Poesie haben uns Deut[illegible] die Götter gemacht, und der Fenriswolf, der sie [illegible]schlingen könnte, soll noch erst geboren werden. S[illegible] die feigsten unter den Philosophen müssen soviel [illegible]sehen, daß sie noch immer im Stande sind, sich dic[illegible] Weltuntergange ohne Gefahr zu widersetzen, und [illegible] ein Dichter zu finden, den seine eigene Geistes- und [illegible]dungsschwäche nicht niederhielte, wer würde ihn hind[illegible] das alte und ewig junge Palladium mit siegreicher H[illegible] vor allem Volk zu entfalten? Hier ist die Palme; [illegible] um sie! Wir aber votirt, wie der römische Senat [illegible] Consuln von Cannä, euern Dank, daß ich an [illegible] nicht verzweifle.

Das Volkslied.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Sam[illegible]lungen über, welche solche Volkslieder mittheilen, in [illegible] sich das menschliche Leben in seinen mannichfaltig[illegible] Verhältnissen abspiegelt. Daß auch mehre dieser Sam[illegible]

lungen von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt sind, zeugt für die Trefflichkeit derselben, zeugt für das tiefe Eindringen der Herausgeber in ihren Gegenstand. Denn so viele Sammlungen von Volksliedern auch früher erschienen waren, so mußten sie schon deswegen als ungenügend erscheinen, weil sie keinen bestimmten Gesichtspunkt festhielten, sondern den Zufall oder die Willkür walten ließen, sodaß ihnen vor allem das erste Erforderniß, getreue Ueberlieferung, abging. Noch mangelhafter und unbrauchbarer wurden solche Sammlungen, wenn die Herausgeber sich erlaubten, aus ästhetischen oder noch untergeordnetern Gründen Veränderungen an den von ihnen mitgetheilten Volksliedern vorzunehmen, und sie bei der Behandlung der Texte statt der unwandelbaren Gesetze der Kritik ihre subjectiven Ansichten walten ließen, wie es namentlich in dem übrigens reichhaltigen und für die Zeit seines Erscheinens sehr verdankenswerthen Unternehmen der beiden Dichter Arnim und Brentano der Fall war, welches unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ erschien. Der Gesichtspunkte, welche bei der Sammlung von Volksliedern zugrunde gelegt werden können, gibt es aber hauptsächlich zwei: entweder wird man die Volkslieder so mittheilen müssen, wie sie noch heutzutage im Munde des Volks leben, oder man wird sich bestreben müssen, die ältesten Formen der Volkslieder ausfindig zu machen. Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß beide Gesichtspunkte vollkommen berechtigt sind, ebenso wenig aber auch, daß sie streng auseinandergehalten werden müssen, weil ja die eine Gattung ebenso entschieden auf der Gegenwart beruht als die andere auf der Vergangenheit. Es versteht sich zwar von selbst, daß in keiner Sammlung, zu welcher Gattung sie auch gehöre, andere Lieder aufgenommen werden dürfen, als solche, welche unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sind und die Kennzeichen dieses Ursprungs in ungekünstelter Gestalt und einfach herzlicher Sprache an sich tragen, und daß dagegen die Lieder gebildeter Dichter, die beim Volke Eingang gefunden haben und beliebt geworden sind, streng auszuscheiden sind. Aber es ist doch nicht unnöthig, dies ausdrücklich zu bemerken, weil sehr viele Sammlungen den Unterschied zwischen Volksliedern und beliebten Liedern nicht beachten, wie denn z. B. der fünfte Band der großen Sammlung des Freiherrn von Erlach nicht ein einziges Volkslied enthält.

Unter den vorliegenden Sammlungen hat die von Uhland den historischen Stand- und Gesichtspunkt ausschließlich zugrunde gelegt, d. h. nur die ältesten Texte der Volkslieder in urkundlich genauen Abdrücken mitgetheilt. Ein zweiter Band, der ebenfalls aus zwei Abtheilungen bestehen wird, soll eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und sodann diejenigen besondern Anmerkungen umfassen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geschichte einzelner Lieder noch dienlich scheinen. Möchte es dem trefflichen Herausgeber gefallen, diesen zweiten Band bald erscheinen zu lassen, den das Publicum seit Jahren mit stets wachsender Sehnsucht und Spannung erwartet, da gewiß Niemand größern Beruf zu einer kritisch-literarischen Darstellung des allgemeinen Volksliedes hat als der große Dichter, der, wie kein anderer, in seinen eignen Schöpfungen die zauberhaften und wunderbaren Klänge des Volksgesangs hat ertönen lassen. Gern hätten auch wir das Erscheinen der versprochenen Abhandlung abgewartet, um über das Ganze zu berichten; allein wie wir hören, hat der unermüdliche Forscher neue reiche Quellen entdeckt, deren Sichtung und kritische Bearbeitung seine ganze rastlose Thätigkeit in Anspruch nimmt, sodaß vielleicht noch mehre Jahre hingehen, ehe der allgemeine Wunsch befriedigt werden kann. Und so müssen wir unsere Bemerkungen auf die bisjetzt erschienene Liedersammlung beschränken.

Wie der Titel besagt, enthält dieselbe alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder; unter letztern hat der Herausgeber auch niederländische begriffen, was, wie es in der Vorrede mit Recht heißt, keiner Rechtfertigung bedarf, zumal wenn die Lieder auch deutsch im engern Sinne vorhanden sind oder ihrem Gegenstande nach in Deutschland spielen. Ja es wäre das niederländische Lied in noch vollerm Maße beigezogen worden, wenn nicht auf Hoffmann's schöne Sammlung hätte verwiesen werden können. „Es ist Zeit“, ruft der vaterländisch gesinnte Herausgeber aus, „daß auch der Goldfaden des Liedes die Schelde wieder mit dem Rheine verbinde!“ Und wir fügen hinzu: Möchte es nicht bei diesem Bande verbleiben, möchte auch die Zeit nicht ausbleiben, wo die Niederlande mit festem politischen Bande wieder an Deutschland geknüpft werden, da dieses durch den Verlust jener Gebietstheile nicht blos einen Theil seines Körpers, sondern auch einen Theil seiner Seele verloren hat, und es nicht eher wieder lebensfähig und lebenskräftig wird, als wenn es alle die Glieder wieder mit sich vereinigt hat, welche im Laufe der Zeiten davon abgerissen wurden. Ohne die Niederlande wird Deutschland nie und nimmermehr zu einer Seemacht werden; ohne die Schweiz und Elsaß wird es niemals Frankreich die Stirne bieten können. Doch wozu diese frommen Wünsche? Kehren wir lieber zu unsern Volksliedern zurück: ich hoffe, daß es noch erlaubt sein wird, die niederländischen Gesänge zu den deutschen zu rechnen, ohne sich revolutionärer Absichten verdächtig zu machen. Gefährlicher wäre es, wenn wir auch die englischen und schottischen, besonders aber die schwedischen und dänischen dazu zählen wollten; aber wir thun dies nicht, da auch der Herausgeber sie aus guten Gründen ausgeschlossen hat; denn, wie er ganz richtig bemerkt, es besteht nach diesen Seiten hin nicht jene nächste Sprachverwandtschaft noch die entschiedene Liedergemeinschaft, wie zwischen Deutschland und den Niederlanden.

Daß Uhland's Sammlung neben Unbekanntem auch manches Bekannte bietet, darf und kann nicht auffallen, noch viel weniger ihr zum Vorwurf gemacht werden, da schon das Streben nach möglichster Vollständigkeit dies unbedingt verlangte. Uebrigens hat auch das Bekanntere durch Benutzung neu aufgefundener Quellen meistens in besserm Texte hergestellt werden können, wie es auch

durch die Zusammenstellung mit verwandten Liedern oder mit Bearbeitungen in andern Mundarten in ein neues Licht gerückt worden ist. Wie schon erwähnt, ist die Sammlung hauptsächlich aus ältern Urkunden, aus Handschriften und Drucken vom 15. bis ins 17. Jahrhundert geschöpft worden, mündliche Ueberlieferung wurde nur ausnahmsweise benutzt, wenn die Mittheilungen noch vorschlagend alterthümliches Gepräge zeigten, und vornehmlich, wenn das Anrecht auf ein nicht mehr in deutscher Aufzeichnung erreichbares Lied gewahrt werden sollte. Unter diesen sind namentlich drei Stücke aus dem Münsterlande auszuzeichnen, welche Anna von Droste-Hülshoff aus eigener Erinnerung für den Herausgeber hat niederschreiben lassen (Nr. 74 c, 91 und 117). Die Quellen, aus denen der Herausgeber geschöpft hat, sind am Ende der Sammlung angegeben, die wichtigern am Anfange des Schlußwortes in ausführlicherer Bezeichnung, die minder bedeutenden kürzer, aber immerhin genau und leicht erkenntlich bei jedem einzelnen Liede. Es hat der Herausgeber dadurch einen reichen Beitrag zur Literaturgeschichte des Volksliedes gegeben *), welcher noch umfassender hätte werden können, wenn er alle die Quellen angeführt hätte, die er zwar kannte, aber entweder gar nicht oder nur aushülfsweise benutzt hat. Hätte er alle Volkslieder mittheilen wollen, die er gesammelt hatte, so wäre sein Buch freilich um das Doppelte oder Dreifache größer geworden; es ist jedoch leicht erklärlich, daß er nicht Alles mittheilen durfte, was er besaß, denn es mußten die vielfachen Wiederholungen eines und desselben Liedes, wenn sie nicht ausgeprägte Merkmale selbständiger Bearbeitung an sich trugen, ausgeschieden werden, sowie auch die künstlichern Gattungen, die eben wegen ihrer Kunstform das Gebiet des eigentlichen Volksliedes verlassen, nicht aufgenommen werden durften. Ferner wurden die unzüchtigen Lieder, sowie diejenigen, die in Form und Gehalt als ganz bedeutungs- und farblos erschienen, der Sammlung nicht einverleibt. Ob dies ganz zu rechtfertigen ist, möchten wir nicht entscheiden, und wir müssen hierüber die weitern Aufklärungen des Herausgebers gewärtigen; doch können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Lieder, welche die Geschlechtsverhältnisse in allerdings meistens roher, ja sogar schmuziger Weise behandeln, nicht nur an und für sich Anspruch machen können, in eine wissenschaftliche Sammlung von Volksliedern aufgenommen zu werden (da eine solche ja nicht für Frauen oder Kinder bestimmt ist), sondern daß sie auch für die Sittengeschichte von Wichtigkeit sind, und es z. B. gewiß nicht ohne Interesse wäre, die besondere Heimat und die Entstehungszeit der einzelnen Lieder dieser Gattung zu kennen, soweit sich dies mit einiger Sicherheit bestimmen läßt, was öfters durch die Sprache, in welcher sie abgefaßt sind, geschehen kann. *) Uebrigens gehören die Lieder dieser Art wahrscheinlich zu den ältesten Ueberlieferungen, indem sie nothwendig aus einer Zeit stammen, in welcher der Umgang der Geschlechter in freierer Weise stattfand und der rohe Naturtrieb, von der Sitte noch nicht gemäßigt oder zurückgedrängt, sich ohne Scheu in Wort und That aussprach. Endlich darf nicht geleugnet werden daß sich in jenen Liedern oft die schönsten poetischen Motive und ein außerordentlicher Reichthum von lebendigem Witz, naivem Muthwillen und selbst von Tiefe des Gefühls zeigt, denn es spricht sich in ihnen neben der rohesten Lüsternheit auch oft wahre Leidenschaft aus. Doch wollen wir hiermit keinen Tadel, nicht einmal einen Wunsch aussprechen, da wir die Gründe, welche den Herausgeber zu der bestimmten Auswahl und Beschränkung geleitet haben, erst in der versprochenen Abhandlung über das Volkslied vernehmen werden.

Da von einem und demselben Liede meistens mehre, sogar acht und zehn mehr oder weniger abweichende Texte vorlagen, diese Abweichungen aber dennoch nicht von der Art waren, daß die Texte als wirklich verschiedene Bearbeitungen hätten erscheinen können, sie vielmehr als Entwickelungen der ursprünglichen Gestalt angesehen werden mußten; so lag es allerdings in der Aufgabe des Herausgebers, aus den verschiedenen Ueberlieferungen den ältesten Text herauszufinden und ihn mit Hülfe der spätern kritisch festzustellen. Doch hat er die Textkritik nur mit größter Zurückhaltung geübt, was nur zu billigen ist, weil sie bei dem lebendigen, in steter Entwickelung begriffenen Volksliede an sich schon schwieriger ist als bei Werken bekannter Dichter, und zudem die Volkslieder meist einer Zeit angehören, in der die geregelten Kunst- und Sprachformen des Mittelalters einer freiern, volksmäßigen Bewegung wichen, die Mundarten wieder offenen Spielraum hatten und die Sprache im Ganzen in einem Uebergange begriffen war, der eben durch Mischung und Gährung die Herrschaft einer neuen Gesammtsprache herbeiführte. Doch kann die Kritik auch bei dem Volksliede bis zu einem gewissen Grade mit einiger Sicherheit verfahren, und es hat der Herausgeber hierin richtiges Gefühl, sichern Takt und feinen Geschmack an den Tag gelegt. Er hat sich nämlich vorzugsweise auf Weglassungen beschränkt, d. h. er hat Dasjenige, was manchen Liedern aus andern verwandten Inhalts und gleicher Tonweise ungehörig eingeschoben oder angehängt war, ausgeschieden, wenn sich aber die Zusätze als wirkliche Fortbildungen erwiesen, wurden sie mit Recht beibehalten, jedoch als spätere Erweiterung bezeichnet. So oft von dem nämlichen Liede beträchtlich verschiedene Fassungen vorlagen, wurden dieselben nebeneinander gegeben; denn wenn sich häufig auch eine derselben als die ursprünglichere erkennen ließ, so waren

*) Hätte Kertbeny diese Mittheilungen bei seinen „Volksliederquellen in der deutschen Literatur“ (Halle 1851) benutzt, so wäre sein Versuch viel weniger mager und viel brauchbarer ausgefallen. Als Curiosum erwähnen wir nur, daß Kertbeny von den 221 Schriften, welche er anführt, 104 nicht in Händen gehabt hat, darunter z. B. Gräter's „Bragur“, Körner's „Volkslieder“, Eschenburg's „Denkmäler“ u. s. w.

*) So gibt die Bemerkung Tobler's in seinem „Appenzellischen Sprachschatz“, daß das kleine Fürstenthum Liechtenstein an Zotenliedern überaus reich ist, Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen.

doch die andern vermöge der wandelbaren, sich stets fort entwickelnden Natur des Volksliedes nicht minder berechtigt, und es ist allerdings belehrend, diesen Entwickelungen zu folgen.

Die Sammlung, welche im Ganzen 368 Lieder enthält, zerfällt in fünf Bücher; der Herausgeber wird uns die Gründe der Anordnung und somit auch dieser Eintheilung in seiner Abhandlung auseinandersetzen. Wenn wir nicht irren, hat er im ersten Buche vorzugsweise die Lieder vereinigt, welche die Natur und das Leben in derselben besingen; das zweite Buch enthält die romanzenartigen Gedichte; das dritte bringt diejenigen Lieder, welche entweder reinhistorisch sind (doch können nur wenige zum reinhistorischen Volksliede gerechnet werden), oder sich an geschichtliche Thatsachen und Verhältnisse anlehnen; das vierte Buch umfaßt solche Lieder, welche das bürgerliche und häusliche Leben besingen, worunter auch die Liebeslieder begriffen sind, deren Personen sich im bürgerlichen Leben bewegen (während die Lieder, in welchen die Liebe von den äußern Verhältnissen unberührt bleibt, im ersten Abschnitte zusammengestellt sind); das fünfte Buch endlich begreift volksthümliche Lieder mit religiöser Färbung. Daß unter so vielen Studien nicht alle gleichen Werth haben können, ist sehr begreiflich, doch sind bei weitem die meisten durchaus vortrefflich. Bald ist es der tiefe Gehalt, der uns wunderbar anzieht, bald die frische, lebenskräftige Darstellung, bald die einfache und doch so wirkungsreiche Sprache, die auch ohne den lebendigen Gesang schon musikalische Kraft hat. Nicht selten finden sich Lieder, die in jeder dieser Beziehungen gleich ausgezeichnet sind. Auch diejenigen, welche als weniger bedeutend erscheinen, gewinnen durch ihre Zusammenstellung mit andern, die sie ergänzen oder erläutern, mehr oder weniger Bedeutung; doch würde es Jedem, der nicht die durchgreifenden Studien gemacht hat wie der Herausgeber, schwer fallen, überall die Gründe anzugeben, die diesen bewogen haben mögen, solche untergeordnete Lieder aufzunehmen; wir müssen uns daher auch hier auf die Aufklärungen vertrösten, welche uns der zweite Theil des Buchs bringen wird. Gern würden wir unsern Lesern eine kleine Auswahl aus den fünf Büchern vorlegen, allein der Raum erlaubt uns dies nicht, und wir begnügen uns, ein kleineres von denjenigen Liedern mitzutheilen, welche das Leben und Treiben des Adels im 15. Jahrhundert mit ebenso wahren als lebendigen Zügen darstellen. Es ist das hunderteinundvierzigste Stück der Sammlung (I, 365):

Schenkenbach.

Von erst so well wir loben
Mariam die reine maid,
die ist hoch dört oben,
kein pitt sie uns versait;
merkt auf, ir reitersknaben:
so wir in sorgen traben
und sunst kain fürbitt haben,
so helf uns die vil zart,
die gotes muoter ward!

Sant Jörg, du edler ritter,
rottmaister soltu sein,
bescher uns guot gewitter,
tuo uns dein hilfe schein!
daß uns nit misselinge,
daß wir die paurn bezwingen,
die uns da wellen verdringen,
der sich des adels fleißt
und doch den fuchs nit beißt.

Kaufleut seind edel worden,
das sicht man taglich wol,
so kumt der reiter orden
und macht sie raisig vol:
man sol si außher klauben
auß iren füchsinen schauben
mit prennen und mit rauben
die selbige kaufleut guot:
das schafft ir übermout.

Merkt auf, ir reitersknaben,
was unser orden inhelt!
so wir nimmer pfenning haben,
und uns fuoter und mal entfelt,
so müßen wir fürbaß werben,
daß wir nit hungers sterben,
die reichen kaufleut erben,
so oft er dir werden mag,
acht nit, was er dir sag!

Wie mochts umb uns ertragen
ain sölchen klainen lon!
das wilprät well wir jagen,
do es im holz tuot ston:
ich main die stolzen franzen,
die auf dem pflaster umb schanzen
und ihre härlen pflanzen,
das ist ain gwild für mich,
wa ichs im wald ersich.

Vom jagen well wir laßen,
das voglen heben an:
ir reiter unverdroßen!
ain hütten müß wir han,
darzuo guot hürne kloben,
darvon die helzlen stoben,
den kauzen soll man loben,
der uns den vogel pringt,
der in der rinkmaur singt.

Nach voglen well wir vischen
auch auf dem trucknen land,
last uns dört einher wischen!
stoßt uns der recht an d'hand,
so sing wir immer: „Ach laider!
wo nimm wir winterklaider?
das soll uns wol beschaiden,
der mit seinen guldin rot,
der in das reis ein gat.

Wir haben uns ains vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die paurn, die wellen uns freßen,
den adel wolbekant;
das well gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die sew besengen,
so oft uns das gebürt,
biß schopf den galgen ruert.

Hilf gott, daß wir bezwingen
der pauren übermuot,
die uns umbs leben pringen
vil manichen reiter guot!
irn hochmuot sol man prechen,
soll sie under die merhen stechen,
manchen guoten gesellen rechen,
pringt in groß ungemach:
singt uns der Schenkenbach.

Simrock und Scherer haben in ihren Sammlungen die mündliche Ueberlieferung zugrunde gelegt. Wenn es vielfaches Interesse erregt, das Volkslied bis auf die älteste Spur zu verfolgen, so hat es nicht weniger Werth, dasselbe in seiner jetzigen Gestaltung zu betrachten. Denn sind auch bei weitem die meisten Lieder, welche von dem Volke jetzt gesungen werden, nicht aus dem lebenden Geschlechte hervorgegangen, sind sie vielmehr von den Vätern ererbt, so hat sie das heutige Volk doch zu seinem vollen Eigenthume gemacht, nicht blos dadurch, daß es dieselben aufgenommen hat und fortpflanzt, sondern auch und vornehmlich dadurch, daß es dieselben in Sprache und auch oft in dem Inhalt verändert, ja gänzlich umgestaltet hat. Und so haben denn die beiden genannten Sammlungen, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht weniger historische Bedeutsamkeit als diejenigen, welchen der reingeschichtliche Standpunkt zugrunde liegt. Die Volkslieder des jetztlebenden Geschlechts sind nicht weniger ein treuer Spiegel desselben, als es die ältern Volkslieder von den verschwundenen Generationen sind: sie geben uns, wie jene, ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben des Volks, von seinen Gedanken und Gefühlen, von seiner Liebe und seinem Haß, von seinen Wünschen und Bestrebungen, von seinem Geschmack und seiner Bildung, mit einem Worte von allem Dem, was die Herzen des Volks erfüllt, wenn es sich selbst überlassen ist. Es zeigen uns diese Lieder, mit welchen Seelenbanden das Volk an die Vergangenheit geknüpft ist, wie wir auch daraus ersehen, wohin seine Blicke für die Zukunft gerichtet sind. Hat aber das Volkslied eine solche Bedeutung — und wer möchte sie ihm abstreiten? —, so würde sich daraus die Nothwendigkeit eines dritten Gesichtspunkts für Sammlungen solcher Lieder ergeben, welcher in der Vereinigung der beiden andern bestände, indem der Sammler darauf ausgehen müßte, die sämmtlichen Gestaltungen eines und desselben Liedes in chronologischer Ordnung und mit steter Berücksichtigung der Mundarten zusammenzustellen. Auf den ersten Anblick scheint es, daß eine solche Sammlung in das Riesenhafte ausschweifen müßte, allein bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß dies doch nicht zu befürchten wäre, da alle diejenigen Lieder, welche entweder nur ein kurzes Leben gehabt hätten oder nur auf einen engen Raum beschränkt gewesen wären, von selbst ausfallen würden. Doch begnügen wir uns, diesen Gedanken, dessen Ausführung zwar sehr schwierig, aber nicht unmöglich ist und, wie es uns scheint, zu höchst interessanten Ergebnissen führen müßte, nur anzudeuten.

Die beiden Sammlungen Simrock's und Scherer's haben, wie es auch gar nicht anders sein kann, viel Gemeinsames, aber auch dieses erscheint bei näherer Prüfung in jeder als selbständig. Denn da beide vorzugsweise auf mündlicher Ueberlieferung beruhen, Simrock aber im Nordwesten, Scherer dagegen im Südosten gesammelt hat, so hat jeder die Volkslieder in derjenigen Gestalt wiedergegeben, die sie in diesen entgegengesetzten Theilen des deutschen Landes erhalten haben, wie uns auch jeder die jenen Gegenden mehr eigenthümlichen Lieder mittheilt, Simrock die niederrheinischen, Scherer die bairisch-östreichischen. So ergänzen sich beide Sammlungen wechselseitig, obgleich beide dabei doch den vollkommensten Anspruch auf diejenige Vollständigkeit machen können, die ein solches Buch überhaupt zu erreichen vermag. Für Denjenigen, der dem Volkslied nähere Aufmerksamkeit widmen will, aus welchem Grund es auch sei, sind beide Sammlungen geradezu unentbehrlich; solche Leser, die keine andere Absicht haben, als sich an der ewig jungen und ewig frischen Poesie des Volksliedes zu erfreuen, mag es beinahe gleichgültig sein, welche von den beiden Sammlungen sie wählen, sie werden in jeder derselben in reichem Maße finden, was sie suchen. Wer aber auf schöne Ausstattung Werth legt und das Buch gern auf Spaziergängen mit sich führt (die Naturtöne des Volksliedes werden wol am lebendigsten in der freien Natur verstanden), dem müssen wir die Sammlung von Scherer empfehlen, die dem Geschmacke des Herausgebers und des Verlegers gleichviel Ehre macht.

Die „Schwäbischen Volkslieder" von Ernst Meier bilden den Schlußstein einer Reihe früherer Arbeiten, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle schwäbischen Volksüberlieferungen an Märchen, Sagen, Sitten, Kinderreimen u. dgl. dem Untergange zu entziehen; der Herausgeber hatte früher schon Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben (1851), Volksmärchen aus Schwaben (1852) und Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (1852) gesammelt. Es scheint, daß er in allen diesen Sammlungen den Begriff „Schwaben" auf den Theil beschränkt hat, der zum Königreich Würtemberg gehört, wenigstens erinnern wir uns nicht, in den Märchen und Sagen, wo meist die Oertlichkeiten angegeben sind, in denen sie aufgefunden wurden, Anführungen von andern nicht in Würtemberg liegenden Bezirken oder Ortschaften gefunden zu haben; auch in den Volksliedern sind keine aus dem bairischen und nur zwei oder drei aus dem badischen Schwaben oder aus Hohenzollern mitgetheilt; um so auffallender ist es, mehre Lieder aus der Schweiz, namentlich aus dem Canton Aargau zu finden. Bei weitem die meisten Lieder stammen aus Wurmlingen, Oettingen und Derendingen. Lebt der Volksgesang in diesen Gegenden noch in größerer Fülle als in andern Theilen des Landes, oder hat der Herausgeber seine Nachforschungen vorzüglich dort angestellt? Darüber sucht man vergeblich Auskunft und doch wäre es nicht ohne Interesse, dies zu wissen. Ebenso hätte der Herausgeber die einzelnen Oertlichkeiten näher

bezeichnen sollen, denn nicht jedem Leser steht eine specielle Geographie von Würtemberg zugebote, und doch möchte wol jeder auch hierüber nähern Aufschluß haben.

Der Herausgeber hat sich zum Gesetze gemacht, nur solche Lieder aufzunehmen, welche wirklich aus dem Volke hervorgegangen sind und durch längere Ueberlieferung bis auf die neueste Zeit sich erhalten haben. Es sei jedoch ein ziemlich verbreiteter Irrthum, sagt er, daß die Volkslieder jemals von der Gesammtheit des Volks gedichtet worden seien, vielmehr sei jedes Lied, das größte wie das kleinste, immer das Product einer einzelnen poetisch begabten Person, und dies gelte von der Volkspoesie so gut als von der Kunstdichtung. Der wahre Volksdichter gehört aber seiner ganzen Bildungs- und Anschauungsweise nach dem Volke an; er singt und sagt nur Das, was die Gesammtheit leicht faßt und was ihr gefällt. Was ihr nicht gefällt und keinen Beifall findet, darf der Sänger nicht wieder singen, es verhallt und findet keinen Boden. Trifft er aber glücklich den Ton und die Stimmung, in der die Gesammtheit ihr eigenes Wesen ausgesprochen fühlt, so bewahren tausend Herzen seine Worte und singen sie nach. Und wo in einem solchen Liede etwa ein Ausdruck, eine Wendung, ein Bild nicht ganz glücklich und allgemein verständlich ist, da ändert das Volk von selbst und macht sich überhaupt Alles mundgerecht, wie sich dies schon darin zeigt, daß die urältesten Lieder durch die verschiedensten Sprachformen gegangen und bei jeder Umbildung der Sprache von dem Volke umgearbeitet worden sind. Auf diese Art arbeitet allerdings die Gesammtheit an den Volksliedern mit, und dies befördert nicht wenig den objectiven, naturtreuen Charakter aller Volkspoesie. Wie mit den ursprünglichen Volksliedern, so verfährt das Volk auch mit den Liedern der Kunstdichter, die es hier und da aufnimmt; auch diese werden in Sprache und Form, in Ausdruck und oft selbst in den Gedanken solange verarbeitet, bis sie einen volksmäßigen Charakter annehmen. Aber, sagt der Herausgeber mit vollem Recht, es werden daraus doch niemals wirkliche Volkslieder, und er hat sich daher ebenfalls zum Grundsatz gemacht, alle Kunstdichtungen bekannter gebildeter Dichter auszuschließen. Wir finden jedoch, daß er hierin noch weiter hätte gehen, d. h. daß er überhaupt alle Dichtungen hätte ausschließen sollen, welche nicht aus dem innersten Leben des Volks hervorgegangen sind, mögen sie von bekannten oder unbekannten, von gebildeten oder ungebildeten Dichtern stammen. Solche Lieder hat der Herausgeber ohne Zweifel manche aufgenommen; sie sind leicht daran zu erkennen, daß sie die Tiefe der Empfindung in Lust und Schmerz nicht haben, die ein so sicheres Kennzeichen des ursprünglichen Volksliedes ist, sowie auch daran, daß die Sprache eine gewisse Unbeholfenheit hat, die man am Volksliede nie wahrnimmt. Namentlich ist in dieser Beziehung der Reim von großer Wichtigkeit. Beim echten Volksliede ist er entweder natürlich und nothwendig, er tritt kräftig hervor und liegt nur auf den bedeutsamsten Begriffen; oder wenn er sich nicht von selbst darbietet, so begnügt sich das Volkslied mit einem bloßen Anklang, der oft noch kräftiger wirkt als der volle Reim; oder es wird endlich der Reim gar nicht beachtet, und die poetische Wirkung liegt dann in dem Ausdruck oder in der rhythmischen Bewegung. Das nicht ursprüngliche Volkslied erlaubt sich dieses nicht; der Dichter klammert sich ängstlich an den Reim, weil er das Bewußtsein hat, daß die Form einen solchen verlangt. So entstehen gesuchte, herbeigezwungene Reime, die jedesmal den Kunstdichter verrathen, dieser mag nun gebildet sein oder nicht. Es gibt allerdings unter den Volksdichtern mehr und weniger begabte Persönlichkeiten: bei den erstern wird die Form sich naturgemäß an den Inhalt anschmiegen, die schöne Form zugleich mit dem schönen Gehalt entstehen; bei den andern wird diese innige Vereinigung weniger fühlbar sein, aber auch in diesen wird die volksmäßige Empfindung und Anschauung in lebendiger Klarheit zur Erscheinung gelangen, was bei den Kunstdichtern niemals der Fall sein wird. Endlich wird sich in den Liedern derselben eine starke hervorspringende Neigung zur Reflexion kundgeben, die dem Volkslied durchaus fremd ist. Ein großer Theil der mitgetheilten Soldaten- und Kriegslieder hätte aus den angegebenen Gründen gewiß nicht aufgenommen werden sollen, denn daß sie vom Volke gesungen werden, ist nach des Herausgebers eigener Ansicht kein Grund, sie zu den Volksliedern zu zählen.

Den Soldatenliedern am nächsten stehen die Handwerkerlieder und es haben diese allerdings einen eigenthümlichen Charakter, der sie von den übrigen Volksliedern wesentlich unterscheidet und sie den Soldatenliedern näher zu bringen scheint. Aber wir sagen ausdrücklich nur: zu bringen scheint, denn in der That haben sie mit diesen nichts gemein. Sie scheinen äußerlich darin mit ihnen verwandt zu sein, daß sie beide nicht aus dem ganzen Volke, sondern nur aus einem besondern Stande desselben erwachsen sind. Aber es ist dies eben nicht der Fall; die Soldaten bilden ja bei uns keinen Stand, welchem man von der frühesten Jugend bis zum Tode angehört: was von den Offizieren gelten könnte, gilt auf keinen Fall von der Masse der Gemeinen, bei denen nur ausnahmsweise einzelne das Waffenhandwerk zum Lebensberuf machen. Es ist dieses für die Masse nur ein vorübergehender Zustand, den sie meist nicht einmal aus freiem Willen gewählt haben, dem sie nicht mit Liebe zugethan sind, den sie vielmehr verlassen, sobald es ihnen nur möglich ist. Ganz anders verhält es sich mit den Handwerkern, die ihren Beruf aus Neigung und für das ganze Leben wählen, an den sich alle ihre Wünsche und Hoffnungen, alle ihre Freuden und ihre Leiden knüpfen, und die sich zudem als Glieder einer über die ganze Welt verbreiteten Körperschaft fühlen. Bedenkt man ferner, daß die Jugendzeit im Leben der Handwerker, wenn sie Heimat, Aeltern, Geschwister, Verwandte und Freunde verlassen, in die Fremde ziehen, die mannichfaltigsten Gegenden in Lust und Leid, im Sommer und Winter durchziehen, mit den verschiedensten Menschen bekannt werden, Liebe und Haß erfahren, öfters

die seltsamsten Abenteuer erleben, oder doch merkwürdige Erfahrungen aller Art machen, bedenkt man, daß das Leben der Handwerker nach vielen Beziehungen hin höchst poetisch ist, und zwar in der Zeit des Lebens, wo der Mensch Alles mit frischem, lebendigem Sinn in sich aufnimmt; so ist es begreiflich, daß es sie drängen muß, diesen Reichthum von Empfindungen, der ihnen zuströmt, die Fülle von Erscheinungen, die sich ihnen aufdrängt, auch poetisch zu gestalten, und daß, weil sie aus dem Volke stammen, in und mit dem Volke leben, ihre Lieder auch den Charakter des Volksliedes an sich tragen und sie von den Erzeugnissen der gebildeten oder ungebildeten Kunstdichter wesentlich unterschieden sind. Nur nimmt in ihnen der jugendliche Humor eine eigene Färbung an, indem er zur Neckerei gegen einzelne Stände und Handwerke wird. Von den übrigen Volksliedern aber unterscheiden sie sich vornehmlich darin, daß man ihnen den städtischen Ursprung leicht ansieht, während uns aus jenen, um einen von Grimm eingeführten Ausdruck nachzubilden, der Dorfgeruch oder der des freien Landlebens entgegenweht. Man wird trotzdem den Handwerksgesängen die Eigenschaft echter Volkslieder nicht abstreiten können, während unter den Soldatenliedern nur diejenigen auf solche Benennung Anspruch machen können, die aus der Zeit der Landsknechte stammen, bei welchen das Waffenhandwerk und das mit demselben verbundene Räuberleben zum Lebensberuf geworden war, und neben diesen auch noch diejenigen, in welchen sich der Schmerz über den Jammer und das vielfache Elend des Soldatenstandes in oft rührenden Klagen Luft macht.

Der Herausgeber hat seine Sammlung in sieben Abschnitte getheilt: Tanz- und Jodellieder, die sogenannten „Schelmeliedle" oder „Schnaderhüpfeln" (406), „Frühlings- und Liebeslieder" (62), „Ehestandslieder" (8), „Handwerkslieder" (20), „Soldatenlieder" (33), „Vermischte Lieder und Volkssprüche" (36) und „Balladen" (75). Wir enthalten uns, auf das Einzelne einzugehen, können aber unsern Lesern die Versicherung geben, daß die Sammlung eine große Menge von schönen und lieblichen, heitern und ernsten Liedern enthält, die zum großen Theil auch von andern Ständen gesungen werden, daher auch in andern Sammlungen zu finden sind, hier aber doch oft in einer vielfach eigenen Form auftreten. Sehr dankenswerth sind die beigefügten 31 Melodien, weil auch diese, wie die Lieder selbst, mit der größten Genauigkeit aufgezeichnet sind und uns nicht, wie sonst öfters zu geschehen pflegt, verkünstelte statt der einfachen Volksweisen mitgetheilt werden.

Die letzte Sammlung, die wir zu besprechen haben, „Deutsche Volkslieder" von F. L. Mittler, ist bei weitem die umfangreichste von allen und bei ihrem großen Umfang beinahe erdrückend; sie enthält 1561 Nummern, ist also drei mal größer als Menzel's Sammlung, welche nach ihr die meisten Stücke enthält. Mittler hatte zuerst nur die seinem Vaterlande Hessen angehörigen Lieder aufzeichnen wollen, allein er gewann bald die Ueberzeugung, „daß eine auf einen einzelnen Volksstamm oder Länderstrich beschränkte Sammlung, wenn nicht besondere Eigenthümlichkeiten des ganzen Volkslebens, namentlich der Sprache, prägnant hervortreten, nur als ein Theil des gesammten deutschen Volksliedes, nicht als ein eigenes Ganze Bedeutung ansprechen könne", was ihn denn verlaßte, „die Sammlung hessischer Volkslieder zu einer Sammlung deutscher Volkslieder zu erweitern, worin auch die Lieder der Vergangenheit eine Stelle finden konnten und mußten". Es ist ganz richtig, daß die Lieder eines einzelnen Volksstamms oder Länderstrichs nur als ein Theil des gesammten deutschen Volksliedes zu betrachten sind, aber gewiß unrichtig ist es dagegen, daß eine Sammlung derselben nicht auch als ein eigenes Ganze Bedeutung ansprechen könne, sie kann dies ebenso gut als eine Sammlung von provinziellen Sagen, Märchen, Sprüchen, Räthseln, ebenso gut als eine Geschichte besonderer Länderstriche oder Völkerstämme. Ja wir gehen noch weiter, wir behaupten, daß eine vollständige und wissenschaftlich behandelte Sammlung des gesammten deutschen Volksliedes geradezu unmöglich ist, wenn nicht vorher das Volkslied der einzelnen Stämme vollständig bearbeitet wird. Es verhält sich damit wie mit der Sage. Man hat endlich eingesehen, daß sich der unermeßliche Schatz der deutschen Sage nur dadurch ergründen und heben lasse, wenn man zuerst die Sagen der einzelnen Länder und Stämme mit der größten Vollständigkeit sammle, und eben deshalb ist die ganze, ebenso dankenswerthe als fruchtreiche Thätigkeit der Forscher auf solche beschränktere Kreise gerichtet. Allerdings besteht eine große Verschiedenheit zwischen dem Verhältnisse der Sage und dem des Volksliedes; jene lehnt sich an bestimmte Gegenden und genau bezeichnete Oertlichkeiten, oder an bestimmte Personen u. dgl. m., das Volkslied nur in den wenigsten Fällen, und selbst die Balladen behandeln oft ganz allgemeine Stoffe. Nichtsdestoweniger ist aber jedes einzelne Lied doch in einer bestimmten Gegend, bei einem bestimmten Volksstamm entstanden, und es wird mehr oder weniger den Charakter desselben an sich tragen, der auch dann nicht ganz verwischt worden ist, wenn das Lied mit der Zeit in entfernte Bezirke gedrungen, von der abgelegensten Bevölkerung aufgenommen worden ist. Oder ist dies doch geschehen, so hat ihm dann diese ihren Charakter aufgedrückt, und es ist in der That ein neues Lied daraus geworden. Ferner ist zu bedenken, daß bei weitem nicht alle Lieder, welche man unter dem Begriff der deutschen Volkslieder bezeichnet, überall, von allen Volksstämmen, in allen Gegenden gesungen werden; viele sind nur im Norden, viele nur im Süden, gar manche nur im Osten, andere nur im Westen oder im mittlern Deutschland bekannt, was ja schon an sich eine natürliche Scheidung herbeiführt. Eine wissenschaftlich angelegte und zugleich vollständige Sammlung, welche aber bis heute noch nicht möglich ist, müßte zunächst in zwei Theile zerfallen, wovon der erste diejenigen Volkslieder enthalten müßte, welche schriftlich überliefert sind, und bei denen man vorzüglich suchen

müßte, den ältesten Text und die allmälige Umgestaltung nachzuweisen. Diesen Theil hat Uhland mit gründlichem Fleiß und tiefer Einsicht behandelt, doch hierbei das eigentliche historische Vorbild nur insofern berücksichtigt, als es tief in das gesammte Volksleben eingriff. Er hätte Lieder dieser Art vielleicht gar nicht mittheilen sollen, weil sie am besten einen ganz selbständigen Abschnitt des überlieferten Volksliedes bilden und im Sinne und Geist des Soltau'schen Buchs vollständig gesammelt werden sollten. Der zweite Theil einer vollständigen Sammlung des deutschen Volksliedes müßte diejenigen begreifen, welche noch im Munde des Volks leben, abgesehen davon, ob sie sich unter den schriftlich überlieferten befinden oder nicht, und die daher nach mündlicher Mittheilung gesammelt worden wären. Dieser Theil müßte im ersten Abschnitt solche Lieder enthalten, welche Eigenthum des gesammten Volks sind. Wir meinen damit nicht, daß sie in allen, auch den kleinsten Länderbezirken, ja nicht einmal bei allen einzelnen Volksstämmen gefunden werden müßten; damit ein Lied als Eigenthum des gesammten Volks gelten könne, ist es hinlänglich, daß es sowol in dem nördlichen als in dem südlichen Deutschland verbreitet sei, daß es in hoch- und niederdeutscher Abfassung vorkomme. Diese müßten zusammengestellt werden oder es wären auch wol nur die wesentlichen Abweichungen anzugeben, namentlich wenn sich neue Motive, weitere Entwickelungen u. s. w. vorfänden; jedenfalls aber müßte man zu ermitteln suchen, welche Abfassung, die hoch- oder niederdeutsche, die ursprüngliche sei, wofür man in der Sammlung der schriftlichen Lieder sehr häufig hinreichende Beweise finden könnte. Der zweite Abschnitt würde in zwei Abtheilungen diejenigen Gesänge enthalten, welche nur in hoch- oder nur in niederdeutscher Sprache vorkommen, jede dieser Abtheilungen aber müßte in derselben Weise behandelt werden wie der erste Hauptabschnitt, d. h. sie müßte zuerst die Lieder mittheilen, welche in dem angegebenen Sinn Eigenthum des gesammten Südens oder des gesammten Nordens wären, und sodann diejenigen, die sich nur bei einem einzigen Volksstamme vorfänden. Aber auch hier müßte man zwischen denen unterscheiden, welche Eigenthum des ganzen Volksstamms oder nur einzelner Theile desselben wären, und so herab bis auf den kleinsten Gau, wenn ein solcher im alleinigen Besitze auch nur eines einzigen Liedes wäre. Es versteht sich von selbst, daß bei jeder letzten Unterabtheilung auch angegeben werden müßte, welche von den in den Hauptabtheilungen mitgetheilten Liedern in dem besondern Gaue gefunden würden, sodaß man eine vollständige Uebersicht des gesammten Liederschatzes eines jeden einzelnen Bezirks hätte; es wäre hierzu eine einfache Verweisung hinlänglich, weil die etwa vorkommenden Abweichungen ja schon bei der frühern Mittheilung der Lieder bemerkt worden wären. Andere Eintheilungen oder Zusammenstellungen der Lieder, z. B. nach ihrem Inhalt, nach ihrer Form oder nach irgendeinem andern innern oder äußern Grunde, ließen sich, falls es nöthig erschiene, leicht in besondern Registern erreichen.

Daß eine solche Sammlung jetzt noch ganz unmöglich ist, haben wir schon bemerkt, es müssen ihr die speciellen Sammlungen vorangehen, wie die von Meinert für das Kuhländchen, von Hoffmann und Richter für Schlesien und die eben besprochene von Meier, welche sogar nach den eben angegebenen Grundsätzen manche Vervollständigung erfahren müßte.*) Wir haben daher auch nicht nöthig zu bemerken, daß die Sammlung Mittler's der Vorstellung nicht entspricht, die wir uns von einer solchen machen, doch können und wollen wir bei ihrer Beurtheilung auch nicht den angegebenen Maßstab anlegen. Da aber der Herausgeber die Grundsätze nicht mitgetheilt hat, nach welchen die Lieder ausgewählt wurden, und sich dieselben aus der Sammlung nicht erkennen lassen, so ist überhaupt eine Beurtheilung schwierig. Auffallend war es uns, in dem Vorwort zu lesen, einerseits, „daß die Darlegung der Grundsätze, die den Herausgeber bei seiner Auswahl leiteten, die Grenze eines Vorworts weit überschreiten würden", und andererseits, „daß diese zudem eine genauere Formulirung nicht zulassen, weil vorzugsweise Gefühl und Uebung den Ausschlag geben müßten". Dies scheint uns einen offenbaren Widerspruch zu enthalten. Doch wollen wir hierüber mit dem Herausgeber nicht rechten, dagegen können wir nicht umhin, unser Bedauern auszudrücken, daß nicht wenigstens die Grundsätze mitgetheilt worden sind, welche die Anordnung der überaus reichen Sammlung bestimmt haben. Sie zerfällt in vier Bücher, aber warum gerade in vier und nicht mehr oder weniger, und was die einzelnen Bücher charakterisirt, das haben wir nicht zu entdecken vermocht. Denn zwar scheint z. B. das zweite Buch den geistlichen Volksliedern gewidmet zu sein, und es werden deren 178 mitgetheilt; aber plötzlich brechen sie ab und es folgen ihnen weltliche Lieder jeglicher Art. Dagegen beginnt das vierte Buch wieder mit geistlichen Liedern, an die sich Räthsel- und Lügenlieder, Trink- und Schlemmerlieder anschließen. Ferner erblicken wir einen wesentlichen Mangel des Buchs darin, daß die Quellen, aus denen der Herausgeber geschöpft hat, sehr häufig nicht angegeben sind; es ist bei einer großen Anzahl von Liedern nicht bemerkt, ob sie nach mündlicher Mittheilung gegeben oder schriftlichen Ueberlieferungen entnommen sind, mögen diese in fliegenden Blättern, Chroniken, in alten oder neuern Sammlungen bestanden haben; ebenso wenig ist die Oertlichkeit bezeichnet, wo sie sich finden, selbst nicht einmal da, wo sie in scharf ausgeprägten Mundarten gedichtet sind, wodurch jene Bestimmung doch wesentlich erleichtert worden wäre. Es ist möglich, daß der Herausgeber bei seiner Sammlung nur das größere Publicum im Auge hatte, das im Volkslied ausschließlich nur das poetische Element berücksichtigt; allein

*) Leider haben wir die Sammlung von L. Erk („Deutscher Liederhort") noch nicht zu Gesicht bekommen, sodaß wir nicht angeben können, inwiefern sie den oben bezeichneten Anfoderungen entspricht. Nach Dem, was wir aber von ihr erfahren haben, muß sie alle bisherigen Erscheinungen weit übertreffen und namentlich auch die vorliegende Mittler's in Schatten stellen.

es nimmt Jeder eine angemessene Belehrung leicht und gern in den Kauf, zumal wenn sie sich auf eine einzige Zeile beschränkt, wie es hier der Fall gewesen wäre, woraus sich auch ergibt, daß das Buch dadurch nicht größer und theuerer geworden wäre. Daß übrigens gar viele Lieder als der mündlichen Ueberlieferung entnommen bezeichnet werden, welche Mittler doch nur aus andern Sammlungen entlehnt hat, das ließe sich leicht nachweisen.

Ebenso ist ersichtlich, daß der Verfasser einzelne Seiten des Volksliedes gar nicht verstanden hat, so namentlich die Jodellieder oder sogenannten Schnaderhüpfeln; diese bestehen nämlich mit sehr wenigen Ausnahmen aus vierzeiligen Strophen, von denen jede für sich ein Ganzes bildet; nur höchst selten gehören zwei zusammen, noch seltener drei, vier oder mehr niemals. Im Allgemeinen drückt nämlich jede einzelne Strophe einen selbständigen Gedanken aus und ist gewiß auch zuerst als selbständiges Ganze gesungen worden. Sie sind Ergebnisse der plötzlich aufwallenden Empfindung, welcher, wie es im Wesen des Volks liegt, die kürzeste Form und der prägnanteste Ausdruck gegeben ist. Oft mögen sie aus Wechselgesängen zwischen dem „Buaben" und dem „Diandl" entstanden sein, und so ist allerdings eines durch das andere hervorgerufen werden; aber wie es wiederum im Wesen des poetisch erregten Volks liegt, an einen logisch entwickelten Zusammenhang ist dabei nicht zu denken. Da wird oft ein ganz unwesentlicher Punkt aufgenommen und zu einer folgenden Strophe entwickelt; ja selbst andere außer dem Gesang liegende Umstände treten gegen alle Erwartung bestimmend ein, und so bildet sich ein Wechselgesang, dessen einzelne Theile außer aller Verbindung zu liegen scheinen. Wenn sich aber ein solcher Gesang weiter verbreitet, so geht das Bewußtsein des Zusammenhangs gänzlich verloren, weil dieses überhaupt nur im Augenblicke des Schaffens vorhanden war. Daher wird auch bald die Ordnung verkehrt, und es geschieht dies schon von den ursprünglichen Dichtern, wenn sie ihre Lieder wiederholen. Wenn dergleichen Schnaderhüpfeln vom Volke gesungen werden, so singt Jeder, was ihm zufällig gerade einfällt, und dieselben Sänger werden an mehren aufeinanderfolgenden Tagen nicht blos andere Strophen singen, sondern auch, wenn sie etwa aus Zufall die nämlichen wiederholen, doch eine ganz andere Ordnung beobachten. Dies hat Mittler nicht erkannt, sondern immer eine größere oder geringere Anzahl verbunden, als ob sie in ihrer Vereinigung ein Ganzes bildeten. Wahrscheinlich haben ihn seine verschiedenen Quellen dazu verleitet, welche längere oder kürzere Proben von solchen Schnaderhüpfeln mittheilen und die einzelnen Strophen einfach aufeinander folgen lassen. Was diese, z. B. Schmeller in seiner „Bairischen Grammatik", Tobler in dem „Appenzellischen Sprachschatz", füglich thun konnten, das hätte sich der Sammler von Volksliedern nicht erlauben sollen. Und so hat E. Meier die mitgetheilten Schnaderhüpfeln ganz richtig immer als selbständige Ganze bezeichnet.

Ehe wir schließen, legen wir unsern Lesern noch einige Bemerkungen über diese Jodellieder vor. Dieselben haben, wie schon erwähnt, eine bestimmte Form; sie bestehen aus einer Strophe von vier Zeilen mit zwei Hebungen mit mehr oder weniger Senkungen; die erste und dritte Zeile schließen mit einer Senkung und sind reimlos, während die zweite und vierte mit einer Hebung schließen und durch den Reim verbunden sind, z. B.:

D Kerschn san zeidi,
Und d Weichsl san brau:
Hat en iede en Buebm,
Mue mer a um aen schau.

Wenn auch gar viele Strophen mit Abweichungen von dieser Form erscheinen, so muß sie doch als die ursprüngliche angesehen werden, und wir wären nicht ungeneigt zu glauben, daß diese Abweichungen vorzüglich in den Gegenden vorkommen, in denen die Schnaderhüpfeln nicht ursprünglich einheimisch sind; denn sie haben sich von ihrer Heimat, den Gebirgsländern des südlichen Deutschland, bis nach Schwaben, Baiern, Franken und der Pfalz verbreitet. Zu solchen Abweichungen zählen wir namentlich Verse von mehr als zwei Hebungen, z. B.:

Der Schmidbue ist nimme mei Schätzle,
Der Schmidbue ist nimme mei Schatz,
Und er macht mir mei Bettle so rußig,
Und er macht mir mei Bettle so schwarz.

Meistens, aber nicht immer, sind auch gepaarte Reime ein Kennzeichen, daß die Strophen nicht im Gebirge entstanden sind; in den folgenden zwei Strophen ist dies leicht zu erkennen:

O du liebe Sonnebluma,
Du hast mir mei Herz genumma,
Du liegst mir in meiner Haut,
Wie die Wurst im Sauerkraut.

Gelt, du Schwarzaugete,
Gelt, für di tauget i,
Gelt für di wär' i recht,
Wenn i di möcht.

Der Mangel an Reim ist eher ein Beweis für den gebirgischen Ursprung; dann aber tritt entweder Assonanz oder auch, obgleich viel seltener, Alliteration ein; z. B.:

Wo kae schös Haus net is,
Is kae schös Zimme;
Wo kae Lieb auße schaut,
Is kaene drinne.

Blaue Aeugle im Kopf,
Und e Grüble im Kinn, —
O du herzigs liebs Schätzle,
Wie bist du so schön.

Auch der Inhalt läßt oft auf den Ursprung schließen; wenn nämlich die Gebirgslieder die Geschlechtsverhältnisse mit großer Freiheit behandeln und alle Dinge mit dem natürlichsten und kräftigsten Ausdruck bezeichnen, so sind sie doch von eigentlicher Roheit, noch mehr aber von gemeiner Lüsternheit weit entfernt; wo sich diese zeigt, kann man beinahe immer mit der vollsten Gewißheit annehmen, daß das Lied oder die Strophe in den Niederungen gedichtet worden ist. Endlich haben die ältesten und ursprünglichsten dieser Jodellieder noch ein sehr charakteristisches Kennzeichen: es zerfallen nämlich die vierzeiligen Strophen in

zwei Haupttheile, indem die zwei ersten Zeilen irgendein aus der Natur oder dem Leben genommenes Bild enthalten, an welches sich der eigentlich auszudrückende Gedanke in den zwei letzten Zeilen in öfters engem, noch öfters aber sehr losem Zusammenhange anschließt. Der Dichter will seine Empfindung nicht nur in Worten ausdrücken, er will die Wahrheit derselben gleichsam an einer Naturerscheinung beweisen, oder sein Gefühl durch die Erwähnung eines seiner Bedeutung nach verwandten Bildes zur lebendigsten Anschauung bringen. Diese Form liegt aber tief in der menschlichen Natur, sie zeigt sich daher bei den verschiedensten Nationen und zu allen Zeiten, so bei den Italienern, den Griechen, den Chinesen u. s. w. Wir theilen schließlich einige sehr hübsche Strophen dieser Gattung mit, die wir aus Meier oder Mittler entnehmen.

In Thal hadt ein Nebel,
I Albm is s schö klar,
Und was d Leud vo mier rede,
Es a net alls war.

E Sternl in n Wasse,
E Fischel in n See,
D Lieb get tief unte,
Get nimmer in d' Höh.

Daß s im Wald finstr is,
Das macht das Lab;
Daß mein Schatz oan andan hat (einen andern)
Des macht mi herb.

I woaß a scheni Glockn,
De hod an schen Klong,
Und i woaß a schens Diärndl,
Die hod an schen Gong.

Zwischen zwoa Dannabam
Wakst a griäns Gras,
Und dearf i denn goar nid sagn,
Du bist main Schatz?

Auf der Alb hats einen Schnee
Und im Thal einen Reifen;
Mei Schätzle will trutze,
I an desgleichen.

D Vögele heint Kröpfle,
Und singet damit,
Mei Bas hat a Kropf,
Aber singa thuts nit.

S ist no net lang, daß's gregnet hat,
Die Bäume tröpflet no,
I han emal a Schätzle g'hett,
I wölt, i hätt es no.

Zwei schneeweiße Täuble,
Dia trinket am See;
Wenn zwei Lieble scheidet,
Thut's Herzle so weh.

83.

Militärliteratur.

„Ich dien'!" (Schildspruch des Prinzen von Wales.) Der Armee gewidmet von Karl von Reinhard. Potsdam, Stein. 1856. 16. 10 Ngr.

Nicht der Armee, sondern den Armeen — allen! — hätte der Verfasser dies Schriftchen widmen und danach abfassen sollen. Man wird nicht leicht etwas Edleres über den Beruf des Soldaten und das Ideal einer Armee lesen; dabei ist die Gesinnung, aus welcher die Betrachtungen hervorgegangen, so lauter, die Sprache, in welche sie gekleidet sind, so schön, oft bis zu poetischem Schwunge gesteigert, daß die Lectüre nicht blos für den Militär, den sie natürlich vor Allen interessiren muß, sondern auch für andere Leser anziehend sein wird. Das Vorwort gibt uns die Ansichten des Verfassers über unsere Zeitverhältnisse. Wie streng er auch die Partei des Umsturzes verurtheilt, die „im unklaren Drängen nach Freiheit den Hunger in ihren Sold genommen hat und mit diesem furchtbaren Bundesgenossen die bestehende Ordnung bedroht", so mögen doch Stellen wie die folgenden beweisen, daß er für die Noth, die zum Verbrechen drängt, ein milderes Wort hat:

„Der leidende und unterdrückte Theil der Menschheit sieht eine Verbesserung seines Looses nur in einer Verbesserung seiner äußern Lage. Mag ein Plato, Sokrates, Zoroaster, Luther auftreten, er wird ihnen zujauchzen, solange sie von Veränderung des Bestehenden reden, aber er wird sie und ihre Anhänger steinigen, sobald er sieht, daß sie seinen Hunger nicht stillen und seine Blöße nicht decken. Es sei ferne von uns, hierüber streng und rücksichtslos zu urtheilen. Wir wissen, daß es einen Grad äußern Elends gibt, der den Menschen so herabbringen kann, daß ihm Alles, was nicht eine Brotrinde ist, unsinnig und werthlos erscheint. Findet sich nicht dieselbe Erscheinung bei Solchen, die von schweren und schmerzhaften Krankheiten heimgesucht sind? Erkennen sie an, daß ihnen irgendetwas Anderes zu größerm Heil gereichen könnte als die Genesung? Den Kranken führen seine Isolirung, seine Schmerzen, der Beistand guter Menschen, wenn er nicht sehr verhärteten Gemüths ist, zu Gott, den Hungernden dagegen reizt die Genossenschaft Mitleidender, das täglich sich erneuernde Schauspiel des Elends seiner Familie zur Wuth und Verzweiflung. Während jener aus der Gesellschaft tritt, tritt dieser ihr gegenüber." Der Verfasser fragt dann, warum die Armeen überall, in seltener Uebereinstimmung, sich frei gehalten hätten von den bösen Einflüssen der Zeit und findet die Antwort darin, daß in ihnen vollkommene Gesundheit geblieben, die Naturgesetze der göttlichen Ordnung nicht verkannt, Gehorsam, Religion, Ehre und Treue in ihnen nicht verloren gegangen seien. In sieben kurzen Abschnitten werden uns nun die Wahrzeichen des echten Kriegerthums geschildert; wir verweisen unsere Leser ganz besonders auf das Capitel „Der Eid und der Glaube"; hier werden sie echten, ungefärbten Glauben, keine Frömmelei, keinen Fanatismus finden. Wir charakterisiren die gesunde Ansicht des Verfassers durch die eine Stelle: „Aber so verabscheuenswerth wir es finden, wenn eine Armee das Werkzeug von Glaubensstreitigkeiten wird, so tief sind wir durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß die Armee dem Herrn diene. Aber sie dient ihm als Armee, indem sie an ihrem Eide hält; jeder Einzelne möge Gott dienen, wie es ihm Glaube und Ueberzeugung gebieten." Wie schön schildert die weitere Betrachtung dann das Religionsbedürfniß des Soldaten, den „heiligen Abend" vor der Schlacht, den Gottesdienst nach derselben, das Soldatenbegräbniß. Welche Wahrheit in Folgendem: „In den langen Stunden der Nacht, in denen das Schweigen nur von den ernsten Tönen der Glocken eines nahen Kirchthurms unterbrochen wird, erstehen dem Posten alle lange vergessenen Erinnerungen der Kindheit, mit ihnen die Gelübde, gethan in die Hand des Priesters, an dem Herzen der Mutter beim Abschiede. Er, der lange vielleicht nicht gebetet, betet."

Möge denn das kleine Heft, nicht als Tornisterbuch, sondern in Familien gebildeter Kreise, deren ja selten einer ohne Beziehung zur Armee bleibt, recht viel gelesen werden; es kann dazu dienen, manche gehässige Vorstellung zu berichtigen.

Der Titel ist sinnig gewählt, dem Klange jenes Schildspruchs nach: er klingt jedoch nur wie deutsche Worte, ist aber in Wahrheit nicht deutsch, sondern kymrisch. Wie käme auch

ein deutscher Wahlspruch, der im 14. Jahrhundert entstanden, auf den Schild des Prinzen von Wales? Als Eduard I. Wales unterworfen, verlangten die Walliser von ihm einen eingeborenen Fürsten. Des Königs Gemahlin war nach Wales gefolgt und im Schlosse Caernarvon eines Prinzen genesen; mit diesem, der solchergestalt ein eingeborener Fürst, trat Eduard auf den Altan und rief dem versammelten Volke in dessen Sprache zu: „Eych dinn! Hier ist der Mann!“ Dieser Spruch, englisch geschrieben, wurde dem Wappen des Thronfolgers, der seitdem stets Prinz von Wales heißt, zugefügt. Für unser Büchlein gilt aber der deutsche Sinn, dem wir von Herzen beipflichten. 54.

Ein Trauerspiel von Arnold Ruge.

Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. Von Arnold Ruge. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 20 Ngr.

Das Gedicht eines Philosophen, aber kein philosophisches Gedicht im gewohnten Sinne. Kein neuer „Demiurgos“ und dritter Theil des „Faust“. Weder allegorische Personen, noch theoretische Debatten, noch „hineingeheimnißte“ Anspielungen, die der Noten und Commentare bedürften, sondern reelle Menschen und praktische Conflicte, die Sache so klar als die Sprache; mit einem Wort: ein Stück für die Bühne.

Thema des Stücks ist die freie Liebe, die von vielen Verkündigern einer „neuen Welt“ neben einer Menge anderer Freiheiten gefodert und, weil man gerade für diese der landesherrlichen Genehmigung am wenigsten bedarf, von Manchen schon in der „alten Welt“ zum voraus genossen wird. Man sieht, es ist ein Stoff, der häufig im bürgerlichen Lustspiel, noch häufiger im moralischen Rührspiel behandelt worden. Daß Ruge eine Tragödie daraus gemacht hat, zeigt, daß er die Sache ernst nehmen wollte, nicht spaßhaft oder jämmerlich, wie Mancher vor ihm. Er bestraft die Anmaßung der „Genialen“, welche das Spiel mit dem Glück und der Ehre „gemeinerer Geister“ als ihr Vorrecht betrachten; er bestraft zugleich eine schlimme Tendenz der Zeit, die sich an andere gute Tendenzen verderblich herandrängt und das edle Antlitz der Freiheit durch einen widerwärtigen Zug entstellt.

Schauplatz: Paris; handelnde Personen: deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Der große politische und sociale Umschwung des Jahres 1848, der vielleicht zu nahe liegt, um jene „Harmlosigkeit“ der Stimmung aufkommen zu lassen, die für Viele die Voraussetzung künstlerischen Genusses bildet, spielt als bewegende Schicksalsmacht eine Hauptrolle in dem Stück. Die deutschen Theilnehmer und Zeugen müssen nach vaterländischer Weise sogleich den Einfluß der öffentlichen Ereignisse in ihrem innersten und eigensten Leben empfinden. Die „freie Liebe“ zerstört das Glück zweier Familien. Man muß dem Dichter nachrühmen, daß er seinen Personen strenges Recht widerfahren läßt. Damit Julius, der Verführer, eine falsche und eitle Ausartung des Genies repräsentiren könne, muß er natürlich ein Genie sein, aber mit all seinen persönlichen Vorzügen beugt er sich zuletzt den allgemeinmenschlichen Gesetze der Ehre und Sitte, in dessen Namen ihn die Jury seiner gekränkten Freunde verurtheilt, und es ist dafür gesorgt, daß im letzten Eindruck kein blendendes geniales Geflunker den Sieg davontrage über die Idee oder, wenn man will, über die Lehre des Stücks. Daß Adele, die Verführte, krank ist (ein Zug, mit welchem jeder Dichter, besonders aber der dramatische, bekanntlich sehr vorsichtig umgehen muß), dient hier nur dazu, ihren Fehltritt weniger verletzend zu machen, und ihre vollkommene Sühne auf dem natürlichsten Wege einzuleiten.

Ruge's Dichtung ist ganz geeignet, redliche Gemüther zu beschwichtigen, welche vor einer unheimlichen „neuen Welt“ zittern; denn sie beweist ihnen, daß, wie das alte Menschenherz und das alte Gewissen, so auch die alte Liebe und Treue in eine neue Welt mit hinübergenommen werden muß, wenn diese Bestand haben soll. Jene Sophisten werden abgefertigt, die da behaupten, daß ein Bündniß der Herzen, welches unter den Empfindungen und Verhältnissen eines Augenblicks gegründet ward, auf die Dauer zur Lüge werden müsse. Solange das Herz sich selbst getreu bleibt, solange wird es auch dem Freunde wie der Geliebten Treue bewahren, und was in einem schönen vollen Augenblicke des höchsten Selbstgefühls gestiftet ward, das behält seine Wahrheit für das ganze Leben.

Auch die Form und Sprache des Stücks zeigt durch die That, wie man Schönes und Vortreffliches aus der alten Welt für die neue retten muß. Die Personen des Dramas sind gebildete Leute. Ihre Art zu fühlen, zu denken und zu reden kann Niemandem zu niedrig erscheinen, um sich nicht da oder dort, je nach Bedürfniß, an ihre Stelle zu setzen.

Es wird für Niemand unklar sein, warum der Verfasser des „Clavigo“ und der „Wahlverwandschaften“ im Vorspiel eines Dramas auftritt, dessen Gegenstand die freie Liebe ist. Das Stück selbst ist eine sehr erfreuliche schöpferische Erfüllung des Goethe-Cultus, den wir im Vorspiele auf eine neue geistreiche Weise verkündigt hören.

Alle Freunde literarischer Neuigkeiten werden überrascht sein, Arnold Ruge plötzlich mit einem dramatischen Gedichte solcher Art und Form auftreten zu sehen. Viele werden demselben mit schlimmen Vorurtheilen entgegenkommen, aber wir haben an uns selbst erfahren, wie diese gar bald zum besten sich wenden und einen um so günstigern Eindruck vorbereiten. 84.

Ernst Schulze's „monomanie poétique“.

Der Dichter Ernst Schulze hatte bisher im Auslande wenig Beachtung gefunden. Die erste Publication seiner Dichtungen fiel in eine Zeit, wo das Ausland zwar schon die überraschende Entdeckung gemacht hatte, daß es auch eine deutsch Literatur und Poesie gebe, wo es aber nur erst die höchsten Spitzen dieses neuen intellectuellen Continents zu Gesicht be kommen hatte. Unsere Kritik und unsere Literaturgeschicht schreibung zeigten sich aber immer ziemlich stiefmütterlich gegen Ernst Schulze, der freilich ihrer Protection nicht bedurft z haben scheint, wie die jetzige dritte Auflage seiner „Sämmt lichen poetischen Werke“ und die mehrfachen seiner einzelnen Dichtungen deutlich genug beweisen. Vor einem solchen Er folge hat sich die Kritik zwar nicht zu beugen, aber sie h ihn zu respectiren und anzuerkennen, wenigstens davon Act z nehmen. Bisjetzt blieb, wie gesagt, Schulze's Erfolg ziemli blos auf Deutschland beschränkt, obwol schon Frau von Cre pigny die „Bezauberte Rose“ ins Englische übersetzt hatte. D von uns aus Schulze's Tagebüchern und Briefen zusamme gestellte Biographie des Dichters hat nun auch im Auslan die Theilnahme für ihn lebhafter angeregt. Die „Revue Paris“ bringt in ihrer Lieferung vom 1. März aus Alfr Michiels' Feder einen sich an diese Biographie anlehnend ausführlichen Artikel über den Dichter, worin in der geschi ten Weise, wie man dies bei den Franzosen in solchen Arb ten gewohnt ist, die Hauptmomente seines Lebens mit d charakteristischsten Stellen aus seinen Dichtungen, namentl seinen Oden, Elegien und seinen beiden Epopöen, verflocht sind. Dergleichen wissen die Franzosen — man muß es o gestehen — besser zu machen als wir Deutsche, die noch i mer nicht gelernt haben, gute „essays“ nach französisch oder englischem Muster zu schreiben, vielleicht auch nie g lernen werden.

Michiels' Aufsatz trägt die etwas auffallende Ueberschr „Une monomanie poétique. Ernest Schulze.“ Diese Mo manie bei Schulze bestand, nach Michiels, in seinem au sprochenen Hange, irgendeinem weiblichen Wesen zu h

gen, um es zu besingen, und aus zum Theil selbstgeschaffenen Liebesleiden poetischen Stoff zu ziehen, namentlich in seiner Anhänglichkeit „pour une femme déjà malade", nämlich für Cäcilie Tychsen. Diese Anhänglichkeit ist dem Franzosen ein „phenomène moral insolite". Ein dem Tode entgegenstehendes Mädchen blos aus poetischen Motiven zu lieben und gewissermaßen ihren Krankenwärter zu machen, das ist dem Franzosen etwas Unerhörtes, obschon es ihn auch wieder als etwas ihm Ungewohntes reizt und fesselt. Gleich in der Einleitung bemerkt Michiels: die Liebe sei die Hauptleidenschaft, ja fast die einzige Leidenschaft des melodiösen Sängers gewesen; aber er habe sie in einer Weise aufgefaßt, die den Leser „lächeln" machen werde; seine germanische Galanterie habe mit der französischen wie mit der der Spanier und Italiener keine Verwandtschaft gehabt; niemals habe die deutsche Träumerei sich träumerischer gezeigt. Aber, sagt er an einer andern Stelle: „La disposition aux idées fixes est la première condition de la grandeur humaine", nur die Klarheit des Verstandes unterscheide den höhern Menschen vom Narren und Monomanen. Soviel, um den von dem Franzosen gewählten Titel seines Aufsatzes zu motiviren.

Diese Träumerei weist Michiels nun auch an der „Cäcilie" und der „Bezauberten Rose" nach, indem er die Handlung beider Epopöen gedrängt und einzelne Stellen wie auch mehre kleinere lyrische Stücke in Prosaübersetzung mittheilt. Darauf stellt er die Ansicht auf, daß Cäciliens Schwester Adelheid dem Dichter den Abschiedsbrief ertheilte, weil Schulze ihr keinen reellen Antrag, soll wol sagen keinen Heirathsantrag stellte und sie gewissermaßen auch nur als poetisches Material behandelte. Hierüber sind wir als Verfasser der Biographie selbst im Dunkeln; es scheinen bei der Trennung Schulze's vom Tychsen'schen Hause noch andere Motive obgewaltet zu haben, die wir nicht kennen, die man jedoch, wie ein Zeitgenosse in den „Hamburger kritischen Blättern" versicherte, in Göttingen sehr wohl gekannt haben soll. Wir würden jedoch, auch wenn wir es könnten, den Schleier davon nicht aufheben wollen, insofern sich nicht Andere finden, die ihn aufheben und uns dadurch einen Beitrag zu einer künftigen Ergänzung der Biographie liefern. Glücklicherweise zeichneten sich aber die Zeitgenossen Ernst Schulze's noch durch größere Discretion aus als das jetzige literarische Geschlecht, welches kein Geheimniß als nur das eigene zu respectiren pflegt.

Interessant war es uns zu sehen, wie der Franzose von Schulze's persönlicher Betheiligung an dem Kriege gegen seine Landsleute spricht. Wir finden hier Michiels auf einem sehr neutralen Boden, der fast noch neutraler ist als der, auf dem die deutschen Staaten während des letzten Kriegs standen. Er spricht von dem „terrible" Davoust, erkennt an, daß Schulze wie Arndt und Körner einer der „Propheten der Befreiung" gewesen, und sagt schließlich: „Schulze prit possession de Hambourg avec l'armée du Nord", gerade als ob Schulze die Armee des Nordens commandirt hätte. Aehnlich könnte man sagen: Fouqué oder Max von Schenkendorf hätten mit der schlesischen Armee Paris in Besitz genommen.

Wir fügen noch einige Urtheile des wohlwollenden Franzosen über Schulze's Dichtungen bei. In Betreff der Fabel, die der „Bezauberten Rose" zugrunde liegt, meint er zwar, sie sei etwas kindlich und erinnere an die Erzählungen aus der Urzeit der Poesie, bemerkt aber sodann: „Von allen naiven und phantastischen Erzählungen ist aber keine in eine so glänzende Form gekleidet, keine in so reinem Stil geschrieben, keine so melodiös und so natürlich. Es ist das Meisterstück dieses Genre, und jedes Meisterstück verdient die Aufmerksamkeit des Lesers, oder vielmehr, es bemächtigt sich seiner, mag er wollen oder nicht." Von Schulze's dichterischer Bedeutung im Allgemeinen sagt er: „Schulze hat trotz Allem die Ehre, mit Uhland, Byron und Thomas Moore jene neue Aera der lyrischen Poesie einzuweihen, in der seit 40 Jahren der menschliche Geist so viele Meisterwerke hervorgebracht, ja alles früher Dagewesene in Schatten gestellt hat. Seine Oden, seine glänzenden poetischen Episteln, seine kleinen lyrischen Stücke sind Diamanten und Perlen." Mit diesem ausgezeichneten Lobe kann sich Schulze wol über die Zurücksetzung trösten, die ihm von Seiten der deutschen Kritik so häufig widerfahren ist. Auch stimmt der Franzose mit unserer Ansicht überein, daß, wie sich aus seinen von uns mitgetheilten Briefen schließen lasse, Schulze auch ein ausgezeichneter Prosaist geworden sein würde, wenn es ihm gefallen hätte, nicht immer in Versen zu schreiben. In der That, viele seiner Briefe gehören, was zugleich Glanz wie Lebendigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks betrifft, zu dem Besten, was wir in diesem Genre besitzen. Auch hätte Michiels, wie es uns scheint, seinem französischen Publicum gegenüber vielleicht besser gethan, statt einiger reinlyrischer Stellen, die in französischer Prosa begreiflicherweise ihren Hauptreiz verlieren mußten, noch eine größere Anzahl malerischer oder ergreifender Partien aus eben diesen Briefen mitzutheilen.

H. M.

Notizen.

Der Heine-Saphir-Dessauer'sche Streit.

Wir lasen, daß im Laufe der letzten Wochen der Saphir-Dessauer'sche Proceß vor den wiener Gerichten zur Entscheidung gekommen ist, und wir erwähnen dies deshalb, weil die erste Veranlassung dazu ebenfalls zu der Zahl jener öffentlichen Aergernisse gehört, welche wir in Nr. 14 unter der Aufschrift „Literarische Fehden" besprochen haben. Es handelt sich freilich bei dieser Affaire in der Hauptsache durchaus um kein literarisches Object, und wenn wir darauf zu sprechen kommen, so geschieht dies darum, weil dieser Handel zur Veröffentlichung eines Briefes des verstorbenen Heinrich Heine führte, der für ihn charakteristisch genug ist und, da er eine Art Rechtfertigung seiner Schrift „Lutezia" enthält, auch wol eine gewisse literarische Bedeutung beanspruchen darf. Heinrich Heine sagt in seinem Briefe, der im August 1855 eigenhändig von ihm mit Bleistift geschrieben und von seinem Bruder Gustav, an den er gerichtet war, im „Fremdenblatt" veröffentlicht worden ist, in Betreff dieser Schrift: „Ich bin mir bewußt, in meinem Buche «Lutezia», das fast aus lauter Thatsachen besteht, kein einziges Factum ohne geprüfte Zeugnisse und Gewährschaft mitgetheilt zu haben, es herrscht darin keine anonyme Unbestimmtheit, die Personen werden nicht durch Initialen oder vage Paraphrasen bezeichnet, ich nenne Jeden mit Vor- und Zunamen zum größten Aergerniß aller Memmen und Heuchler." Freilich läßt sich fragen, wer dem Verstorbenen das Recht ertheilte, oder ob er es etwa aus seiner eigenen unbescholtenen Persönlichkeit zu schöpfen wagen durfte, den öffentlichen Ankläger und Cato Censorius zu spielen. In dieser „Lutezia" hatte Heine unter Anderm einem sehr unliterarischen Mann, dem Componisten Dessauer, den „geschriebenen Staupenschlag" ertheilt, aus dem „gewiß nur uneigennützigen Bedürfnisse des Dichters, der die Fratzen und Gemeinheiten seiner Zeit in ihren notorischen Exemplaren zu studiren und zu porträtiren sucht". Saphir befragte Heine bei seinem Aufenthalt in Paris um die Veranlassung zu diesen Invectiven und deutete in seinen „Pariser Briefen" auf diese Unterhaltung hin. Einige unbekannte Freunde Dessauer's nahmen nun davon Gelegenheit, im Publicum das Gerücht zu verbreiten, daß Heinrich Heine besagten Dessauer im Jahre 1842 in Paris um ein Darlehn von 500 Francs angegangen habe und daß die Verweigerung desselben die einzige Ursache des erfolgten Angriffs in dem genannten Schriftwerke sei. Heinrich Heine stellt dies in seinem Briefe entschieden in Abrede und sagt dabei in seiner bekannten Weise: „Das ist so schmuzig, so plump ersonnen, so klebrigt, so anstinkend, wie die Phantasie einer Wanze! Hier erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde! Ihr erstes Wort ist immer, daß man gegen sie schriebe, weil sie kein Geld bor-

gen wollten. Immerhin verdächtigt die Motive, warum wir eure Erbärmlichkeit besprechen, verleumdet den Stock, der euren Rücken trifft: die Striemen darauf, wie jedes Factum, werden darum nicht minder sichtbar und juckend sein." Es handelt sich mithin hierbei um eine Skandalgeschichte zwischen „Pappenheimern vom alten Bunde" (nach Heine's witzigem Ausdruck), und wir hätten allen Anlaß, sie zu ignoriren, wenn man von ihr und den vielen literarischen Aergernissen letzter Tage nicht Veranlassung nehmen könnte, die Schriftstellerwelt im Allgemeinen der Verderbniß und gemeinen Gesinnung zu beschuldigen. Indeß wir gehen weiter und stehen nicht an zu behaupten, daß diese Verderbniß der Schriftstellerwelt und namentlich der „Pappenheimer vom alten Bunde" mit einer gewissen allgemeinen Fäulniß zusammenhängt. Denn die Schriftsteller sind eben auch nur das Product ihrer Zeit, nicht die Zeit ihr Product, wiewohl ihre Nachgiebigkeit gegen die schlechtern Angewöhnungen der Zeit viel dazu beitragen kann, diese noch mehr zu verschlechtern. Ist eine ideale, gehobene Stimmung im menschlichen Geschlecht verbreitet, wie dies zur Zeit unserer classischen Dichter wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, so werden auch die Schriftsteller und Dichter wohl oder übel einer idealern Richtung huldigen müssen. Ein frivoler Schriftsteller kann gar nicht existiren ohne ein frivoles Publicum, das ihm entgegenkommt, das ihn auffodert, frivol zu sein. Daß die Fäulniß der schriftstellerischen Welt, eben weil sie die Feder führt, offener und leichter zutage kommt als die Fäulniß anderer Stände, ist selbstverständlich. Wir brauchen nicht auf das politische Gehetze in London und Paris und auf die letzten ärgerlichen Auftritte in den Cortes im fernen Madrid uns einzulassen, wir brauchen nur an die mancherlei betrübenden Vorgänge in den geltendsten Kreisen Berlins, an das „Schwarze Buch", an die organisirte gegenseitige Spionirerei und andere rein vaterländische Erscheinungen zu erinnern, um daran zu mahnen, wie weit verbreitet der Krankheitsstoff ist. *)

Schiller in Frankreich.

Eine Broschüre von F. Blanchet, Professor der Rhetorik am strasburger Lyceum, die unter dem Titel „Le théâtre de Schiller" in Strasburg erschien, behandelt die dramatischen Schöpfungen Schiller's sowol von Seiten ihres Gegenstandes als ihrer Composition. Der Verfasser zeigt sich darin als ein enthusiastischer Verehrer des Dichters und, wie das „Athenaeum français" meint, in solcher Weise, daß sie ihn ebenso wol gegen die Fehler Schiller's als gegen die Vorzüge Goethe's ein wenig blind mache. Der Kritiker im „Athenaeum français" meint, man solle über dem Lobe, das man dem Verfasser der „Räuber" wegen seiner Idealität zolle, doch auch nicht vergessen, daß diese Idealität aus Schiller's dramatischen Personen wahrhafte Larven mache, „qui résonnent en marchant, comme des squelettes ajustés au moyen de fils métalliques".

*) Die „Ostdeutsche Post" brachte über die Verhandlungen im Saphir-Dessauer'schen Proceß, die mit der Verurtheilung des Angeklagten zu einer Geldstrafe von 200 Fl. in den Armenfonds und einer Cautionsleistung von 100 Fl. endigten, einen längern Bericht, aus dem man erfährt, daß Saphir im Verlaufe seines Federkriegs unter andern Injurien auch noch das behauptet hatte, Dessauer habe sich gegen den Dichter Anastasius Grün eines „galanten Glücks" bei einer Dame (George Sand) gerühmt. Ferner hatte Saphir in einem „Dessauer Marsch" überschriebenen Aufsatz seines „Humorist" sich der Ausdrücke „dumm", „feig", „prahlhänsig", „Wucherer" u. s. w. bedient und von „Packeseln" und „geistig durchgeprügelten Künstlern" u. s. w. gesprochen. Solche Worte, äußerte Saphir vor Gericht sehr naiv, solle man, als in einem humoristischen Aufsatz enthalten, auch nur humoristisch auffassen! Dessauer, der sich zu dieser Höhe Saphir'schen Humors nicht erheben konnte, erkrankte infolge dieser Beleidigungen und ehrenrührigen Verdächtigungen.

Nur ein einziges Drama Schiller's, der „Wilhelm Tell", sei ein Werk von wahrhafter Realität und von einem gewissen wilden Lebenshauche erfüllt, der zugleich die Seele aufrege und erhebe. „Wenn", fährt der französische Kritiker fort, „die Seele sich mit Schiller dem Traum von einem hienieden nicht realisirbaren Ideal der Gerechtigkeit und Liebe überläßt, so dringt sie mit seinem Nebenbuhler (Goethe) zugleich in die Tiefen des Gedankens wie der Wissenschaft. Es ist nicht zufällig, daß die Stirn über dem Herzen ihren Platz angewiesen erhielt. Im Bereiche der barmherzigen Liebe mag man diese Hierarchie umkehren, im Bereiche der Intelligenz muß man sie respectiren. Schiller ist wie Byron ein lyrischer Dichter, der Dramen componirt hat, ohne einen einzigen Typus schaffen zu können. Trotzdem aber und trotz seiner Monotonie und Mangel an Handlung wird er das Gemüth immer tief ergreifen, weil er zu der kleinen Schar von Schriftstellern gehört, die nach Hegel's Ausdruck die Tugend ernstlich nehmen. Dieser Punkt ist es nun, welchen Blanchet in einer stets besonnenen wie eleganten Darstellungsweise trefflich hervorzuheben gewußt hat." Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß die jüngste französische Bearbeitung des Schiller'schen „Don Carlos": „Don Carlos. Tragédie imitée de Schiller par Amédée de la Rousselière", die zuerst 1855 zu Lüttich erschien, eine zweite Auflage erlebt hat. Diese neueste Nachbildung des „Don Carlos" ist eine zwar hier und da, wie z. B. am Schlusse, etwas freie, aber sehr fleißige und aus der reinsten Begeisterung für den deutschen Dichter, diesen „Sophocle de l'Allemagne", hervorgegangene Bearbeitung in Alexandrinern. Auf die Prüfung der Abweichungen vom Original, die sich der Nachdichter erlaubt hat, und deren Zweckmäßigkeit und Statthaftigkeit uns hier näher einzulassen würde zu weit führen. Rousselière entschuldigt und rechtfertigt sie damit, daß das neue französische Geschlecht im Drama einen raschen Fortgang der Handlung und dafür weniger Gespräch haben wolle; daher habe er es für zweckmäßig erachtet, einige Details, so kostbar sie auch seien, wegzulassen und „Don Carlos" auf das Prokrustesbett zu strecken. Zugleich erzählt der Bearbeiter, daß er seine Nachbildung dem Théâtre français angeboten, daß aber das Comité sie zurückgewiesen habe. Auf demselben Theater habe zwar früher schon Schiller's „Maria Stuart" in der Nachbildung von Lebrun unermeßlichen Erfolg gehabt, aber das sei noch unter der Restauration gewesen; das jetzige Publicum verlange drastischere Sachen. Rousselière läßt sich dabei gegen die „Comédiens ordinaires de S. M." ziemlich bitter aus.

Deutsche Philosophie in Belgien.

In unserm Artikel „Deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft im Auslande" (Heft 39 und 40 der „Gegenwart") haben wir auch der vlämischen Sprachbewegung und der Anfänge einer deutsch-philosophischen Schule in Belgien Erwähnung gethan. Leider war in unserm Aufsatze in Betreff einiger Länder nicht die annähernde Vollständigkeit zu erreichen wie in Betreff der Hauptländer England und Frankreich, der skandinavischen Länder, Hollands und anderer Literaturgebiete. Für mehre Länder, wie Spanien, Portugal, Neapel, Griechenland, Ungarn u. s. w. (das von Kertbeny beabsichtigte große bibliographische Werk über Ungarn ist noch nicht ins Leben getreten), bestehen noch gar keine systematischen Bücherkataloge wie die genannten Länder oder Deutschland sie besitzen. Freilich reichen Bücherkataloge, selbst räsonnirende, wie deren namentlich Frankreich hat, für eine solche Arbeit nicht aus; man sieht sich dabei hauptsächlich auf Mittheilungen in Journalen verwiesen, und diese sind bekanntlich ein oft schwer aufzutreibendes und schwer zu bewältigendes, zerstückeltes Material, von dem sich der Arbeiter zuweilen gerade dann im Stich gelassen sieht, wo er der Auskunft am dringendsten bedarf. Ueber die Anfänge philosophischer Studien in Belgien haben wir in unserm Aufsatze nicht viel mehr bemerken können, als daß n

ntlich Ahrens, ein Schüler Krause's, sich für die Einfüh-ng deutscher Philosophie und Wissenschaft in Belgien thätig zeigt hat. Indeß sind wir jetzt in der Lage, diese Angaben das erweitern und vervollständigen zu können. Ahrens, in-lge der göttinger Unruhen im Jahre 1836 nach Belgien ge-orfen, lehrt an der sogenannten freien brüsseler Universität d ist Verfasser des zuerst 1837 in Brüssel erschienenen „Cours i droit naturel", welcher in Belgien in hohem Ansehen steht ad 1853 die vierte Auflage erlebte. Ahrens ist der Begrün-r einer Schule nach Krause'schen Grundsätzen, deren begei-rtster und einflußreichster Anhänger G. Tiberghien ist, wel-er ebenfalls an der brüsseler Universität lehrt und schon 1844 i Brüssel die Schrift „Exposition du système philosophique e Krause" herausgab. Auch des genter Professors Laurent, nes geborenen Luxemburgers, vor einiger Zeit erschienene chrift „Études sur l'histoire de l'humanité", welche den tzten Band seiner großen Geschichte des Völkerrechts bildet, arf wie das ganze Werk als eines der gediegensten Resul-te deutsch-protestantischer Wissenschaftlichkeit angesehen wer-n. Im Allgemeinen betreibt man in Belgien, dem Charak-r des Landes und seiner Bevölkerung gemäß, die philosophi-hen Studien mehr zu blos praktischen Zwecken und weil und ofern ihre Ergebnisse sich auf Fragen der Moral, Religion nd Staatskunst anwenden lassen. Die im Jahre 1855 zu-sammengetretene „Union des anciens étudiants de l'université de Bruxelles" scheint nichts Anderes bezwecken zu sollen, als die Krause'sche Idee eines Tugendbundes zur Ausführung zu bringen.

H. M.

Bibliographie.

Alberti, E., Zur Dialektik des Platon. Vom Theae-tet bis zum Parmenides. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Bechstein, L., Die Geheimnisse eines Wundermannes. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bucher, v., Abhandlung über das Denkgesez des zureichen-den Grundes. Ellwangen. 1855. Gr. 4. 6 Ngr.

Bunyan, J., Die Pilgerreise. Aus dem Englischen. Drei Theile. Hamburg. 8. 18 Ngr.

Dietsch, R., Versuch über Thukydides. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Dingelstedt, F., Novellen-Buch. Leipzig, Einhorn. 1 Thlr.

Dörr, F., Christabend. Festidyll. Halle, Anton. 16. 5 Ngr.

Flygare-Carlén's, Emilie, sämmtliche Romane. In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen. 1ste Lie-ferung. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 10 Ngr.

Gotthardt, Alfred, Kaiserglück. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 5 Thlr.

Das Heldenbuch. Von K. Simrock. 1ster Band. — A. u. d. T.: Gudrun. Deutsches Heldenlied übersetzt von Dr. K. Simrock. 3te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Ngr.

Hessenmüller, C., Die Frauen und das Christenthum. Christlichen Frauen und Jungfrauen gewidmet. Braunschweig, Vetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Hirsch, R., Eulenspiegels Tagebuch. Pest, Heckenast. 15 Ngr.

Koch, M., Ueber die älteste Bevölkerung Oesterreichs und Bayerns. Mit einem die ausschweifenden Richtungen in der österreichischen Geschichtspflege beleuchtenden Anhang. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 20 Ngr.

Ruf, S., Die Delirien. Die Visionen und Hallucinationen des Tag- und Nachtlebens, und die phantastischen Zustände. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 21 Ngr.

Ruge, A., Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Schmidt, H., Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theater-Leben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte rc. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Scribe, E., Der Pathe des Amadis oder die Liebe einer Fee. Roman aus der Ritterzeit. Deutsch von A. Diezmann. Leipzig, Einhorn. 8. 18 Ngr.

Sophie Verena, Else. Novelle. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Die Wartburg. Ein Gedicht. Weimar, Kühn. Gr. 16. 2 Ngr.

Ziller, T., Einleitung in die allgemeine Pädagogik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Abeken, H., Das Aegyptische Museum in Berlin. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 24. Januar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Alberti, C. E. R., Raphael und Mozart. Eine Parallele. Vortrag zur Feier des 100jährigen Geburtstags Mozart's am 28. Januar 1856 gehalten. Stettin, Müller. 8. 7½ Ngr.

— — Richard Wagner und seine Stellung in der Geschichte der dramatischen Musik. Ein Vortrag, gehalten am 8. November 1855. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Militairische Betrachtungen über die Vertheidigung von Sebastopol. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Carus, C. G., Ueber Lebenkunst. Ein Vortrag am 1. März 1856 gehalten. Wurzen, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 10 Ngr.

Hanne, J. W., Das kündlich große Geheimniß der Offenbarung Gottes im Fleisch. Mit einer Zuschrift an den Herrn Dr. C. Niemann. Hannover, Rümpler. 12. 5 Ngr.

Hegel, C., Ueber die Einführung des Christenthums bei den Germanen. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 7. Januar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Kiefer, C., Versuch eines Maaß-, Gewicht- und Münz-Systems für Deutschland. Im October 1855. Saarlouis. Stein. Gr. 8. 5 Ngr.

Mozart, Wolfgang Amadeus. Sein Leben und Wirken. Gedenkbuch zu seinem 100jährigen Geburtstage am 27. Jan. 1856. Stuttgart, H. Köhler. 8. 12 Ngr.

Ringseis, J. N. v., Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede in München gehalten am 11. Dezember 1855. 3te mit einem Vorwort vermehrte Auflage. München, Fleischmann. Gr. 4. 8 Ngr.

Steichele, A., Peter von Richarz, Bischof von Augsburg. Ein Abriß seines Lebens und Wirkens. Augsburg, Schmid. Lex.-8. 2 Ngr.

Stein, W., Die Naturwissenschaften in ihren Beziehungen zu den materiellen und geistigen Interessen der Menschheit. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die neueste Regelung der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien in Oesterreich. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ein Roman von Julius Hammer.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einkehr und Umkehr.

Roman von

Julius Hammer.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julius Hammer hat sich durch seine Dichtungen, besonders durch die bereits in **fünfter Auflage** erschienene Sammlung „Schau um dich und Schau in dich" einen Namen von so gutem Klang gemacht, daß er gewiß auch bei seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller auf freundlichen Empfang und lebhafte Theilnahme rechnen darf. Die Geschichte des Romans ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Leserin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine ungewöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandelnden nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene tröstliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **fünfte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

Graeser (Charles), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise.** Composée d'après les principes de M. le professeur **Ahn.** In-8. 10 Ngr.

Ahn (F.), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8.

Premier cours. 8me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

8. Geh. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende geistvolle Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Gutzkow's Roman erschien in dritter Auflage unter dem Titel:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. **Sechs Thaler.**

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe,** eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten **dritten Auflage** vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese **Volksausgabe** wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Wer[k] dem **Privatbesitze** noch mehr zugänglich gemacht zu seh[en]. Auch elegant gebundene Exemplare des Werks sind (im Preis[e] von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalte[n].

Brandegger's Inductionsglobus.

Durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist zu beziehen:

Inductionsglobus,

oder Globus zur praktischen Einführung in den mathemati[schen] geographischen Unterricht, sowie zum Gebrauche bei dem Unt[er]richt in der Stereometrie, sphärischen Trigonometrie, Phy[sik] und Astronomie. Für **alle**, höhere wie niedere Lehranstalten.

Dargestellt als eine 12 Zoll im Durchmesser haltende u[nd] **mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel,** wel[che] **das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide,** sowie d[as] **spurlose Auslöschen des Gezeichneten gestattet.** [...] elegantem polirtem Fußgestell mit messingenem Halbmerid[ian] und Stundenring

von **J. A. Brandegger,** Polytechniker.

Nebst erläuterndem Texte.

4 Thlr. 17 Ngr. (Für solide Verpackung werden 15 Ngr. [be]rechnet; die Fracht hat der Besteller zu tragen.)

Als ein **ausgezeichnetes Unterrichtsmittel** von Au[to]ritäten, wie **Berghaus, Diesterweg, Jahn, Mäd[ler], Neuschle, Schoedler** u. A. warm empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 16.** —— 17. April 1856.

Neue Arbeiten auf dem Felde der Aesthetik.

1. Aesthetische Forschungen von Adolf Zeising. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Zur Aesthetik. Inauguralabhandlung zur Erlangung des Doctorgrades der philosophischen Facultät zu Göttingen. Von B. Schlötel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Die Beirrungen der christlichen Kunst. Von Wilhelm Ranke. Breslau, Geiser. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Ueber die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Cultur- und Kunstgeschichte. Zwei Vorträge von W. Herold. Halle, Berner. 1855. 8. 12 Ngr.

Unter den Schriften, welche im Laufe des Jahres 1855 erschienen sind, ist das Buch von Zeising durch Gehalt und Umfang bei weitem der bedeutendste Beitrag für die Fortbildung der Wissenschaft, und zwar ein solcher, der wirklich Neues bringt, der nicht zerstreute und flüchtige Einfälle, sondern die Errungenschaften langjährigen Forschens und Nachdenkens in systematischem Zusammenhange bietet; denn wenn das Werk auch in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen besteht und namentlich keine in sich gerundete Theorie der Künste enthält, bespricht es doch gerade die Grundfragen und allgemeinsten Begriffe und gibt die nöthigen Anwendungen und Erläuterungen aus dem Reiche der Natur oder der Poesie, der Musik oder Bildnerei, sodaß nicht leicht ein irgend wichtiger Punkt dieser Sphären selbst unberührt bleibt. Zeising erkennt, daß das Schöne nicht blos als Gegenstand sowol nach seinem Begriff, also von Seiten der Idealität, und nach seiner äußern Erscheinung, also von Seiten seiner Realität, untersucht werden muß; er gehört auch zu Denen, welche einsehen, daß das Schöne weder blos als Object außer uns oder als eine an sich fertige Eigenschaft der Dinge vorhanden ist, noch einzig von unserer Subjectität erzeugt wird und blos unserer Empfindung angehört, sondern daß es in dem Zusammenwirken bestimmter Gegenstände mit uns hervorgebracht wird, welche so beschaffen sind, daß sie durch innern Gedankengehalt unsern Geist, durch äußere Form unsere Sinne gesetzmäßig ansprechen und erfreuen, welche in unser Selbst eingehen und durch den ihnen einwohnenden Einklang von Idee und Materie auch in uns das Gefühl der Harmonie von Sinn und Seele erwecken und, indem sie mit uns verschmelzen, zugleich die Zusammenstimmung der Innen- und Außenwelt offenbaren. Das wenigstens scheint mir in dem Eröffnungsworte der Vorrede zu liegen:

> Wo etwas Schönes zum Dasein gelangt, stellt es sich stets als ein Product zweier einander entgegengesetzter, aber miteinander in Wechselbeziehung stehender Factoren dar, nämlich einerseits eines schauenden, empfindenden Subjects, welches als solches der idealen Welt angehört, andererseits eines geschauten, empfundenen Objects, das als solches in der realen Welt wurzelt; ja genau genommen ist das Schöne eben nichts Anderes als die zwischen Subject und Object, zwischen Idealem und Realem hin- und herwogende Strömung, in welcher die Differenz beider dergestalt überwunden wird, daß dieselben inmitten ihres gegensätzlichen Verhältnisses als Eins und in dieser Einheit als Inbegriff des Idealen und Realen, kurz als das unbedingte mangellose Sein empfunden werden.
>
> Natur und Geist erscheinen als divergirende, aber im Ursprung beisammenseiende und im Ziele wieder zusammenlaufende Ausstrahlungen eines und desselben Mittelpunkts.

Von diesem Standpunkt aus wirft nun Zeising die Frage auf: inwiefern und durch welche räumlich-zeitliche Eigenschaften die realen Erscheinungen die Fähigkeit besitzen, dem anschauenden Geiste als Analoga der ihm selbst einwohnenden idealen Urbilder und eben hierdurch als schön, d. h. als Repräsentationen des unbedingten mangellosen Seins zu erscheinen. In den Sätzen, die er zur Beantwortung dieser Frage aufstellt, gibt er in einer mehr naturwissenschaftlichen Auffassungsweise, als seither üblich war, eine Reihe von vortrefflichen Grundbestimmungen für die Naturlehre des Schönen, und entwickelt er die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse, die stofflichen und formellen Bedingungen, die für das Schöne in Natur und Kunst zur Sprache kommen müssen, auf eine vielfach neue Weise; es gelingt ihm, wirkliche Gesetze zu finden, die fortan ein Eigenthum der Aesthetik sein werden. Und hierin liegt das Verdienst des Buchs. Daneben finden wir allerdings viel trilogisches Schematisiren und ein übertriebenes Spiel mit Analogien, in denen

der Verfasser oft sehr glücklich ist, die ihn aber, wie wir gelegentlich sehen werden, zu weit führen; und dann ist in den metaphysischen Principien manche Unklarheit, mancher Widerspruch, manches Ungerechtfertigte vorhanden. Indeß wird der Kern des Buchs und dessen Werth davon nicht beeinträchtigt, und wer auch über Gott und Welt anders denkt als der Verfasser, kann doch seiner Proportionslehre oder seinen Erörterungen über das Komische Beifall zollen. Von vornherein stellt Zeising zwar eine allgemeine Seins- und Wesenlehre als Grundlage seiner Forschungen auf, dann geht er aber im Einzelnen inductiv und unbefangen zuwerke und sucht eben die einzelnen Eindrücke oder Begriffe, z. B. das Reizende, das Erhabene, erfahrungsmäßig zu bestimmen und dann mit schätzbaren Beispielen aus allen Gebieten des Schönen zu erläutern und zugleich seine Bestimmungen dadurch zu rechtfertigen.

Wenn der einleitende historische Ueberblick über die bisherigen Leistungen der Aesthetik vollständig gemacht werden sollte, so müßten wir wol eine beträchtliche Nachlese halten. So darf bei Platon nicht verschwiegen werden, daß derselbe trotz einzelner genialer Anschauungen und Lichtblicke eine Theorie des Schönen und der Kunst deshalb nicht begründen konnte, weil er die Rechte der Sinnlichkeit und Individualität, die Bedeutung des räumlich-zeitlichen Erscheinens für die Verwirklichung der Ideen selbst verkannte. Ihm war das Reingeistige, die übersinnliche Idee als solche das Höchste, in der Weltwirklichkeit sah er nur vergängliche und mangelhafte Abbilder derselben und die Kunst war ihm nur die Nachahmung dieser Abbilder, nicht die sinnenfällige Darstellung der Urbilder selbst, wie wir wol im Anschluß an seine Sprachweise sagen können. Dann hätte wol dargethan werden können, wie bei Jordan Bruno von Nola der Boden für das Verständniß der Schönheit und Kunst gewonnen wird und die ganze Anschauungsweise dieses Denkers eine ästhetische, künstlerische ist, wie bei Leibniz das Schöne als das Gefühl der Weltharmonie schon ausgesprochen und damit der ersten Aesthetik, der Baumgarten'schen, der Weg gebahnt wird, auf welchem sie das Schöne als das sinnlich Vollkommene fand. Vortrefflich aber ist die Charakteristik Burke's, den Zeising mit Recht angreift, weil er die Begriffe des Schönen und des Erhabenen zuerst auseinandergerissen habe, ohne dabei das Schöne im weitern Sinn als Gattungsbegriff festzuhalten, „eine Trennung, die auf die Entwickelung der Aesthetik höchst störend eingewirkt hat, indem sie hauptsächlich die Schuld trägt, daß man bis in die neueste Zeit hinein über das Verhältniß der verschiedenen Modificationen des Schönen untereinander und zum Schönen überhaupt nicht ins Klare kommen konnte". Mit Recht tadelt Zeising an Kant, daß es bei ihm immer so herauskomme, als ob die Schönheit nur vom Subject in das Object hineingetragen werde, nicht aber das Product der in ihm sich selbst gestaltenden Idee sei; aber er verkennt oder verschweigt das große Verdienst Kant's: zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß das Schöne in Wahrheit als solches nicht in den Dingen als deren für sich bestehende fertige Eigenschaft vorhanden ist, sondern in uns erzeugt wird, unserm fühlenden Geiste eignet. Kant behauptet keineswegs, daß dieser für sich allein das Schöne hervorbringt, aber er unterläßt es zu untersuchen, wie die Dinge beschaffen sein müssen, die im Zusammentreffen und Zusammenwirken mit uns den Eindruck der Schönheit hervorrufen. Wer da weiß, daß in der Außenwelt nur die Schwingungen der Luft und des Aethers vorhanden sind, welche erst in unserm Ohr und Auge die Empfindung des Tons und der Farbe erwecken, und wer dabei bedenkt, daß das Schöne in Ton und Farbe, in Wort und Bild zur Erscheinung kommt, der wird erkennen, daß das Schöne erst geboren wird, indem die Objectivität in den fühlenden Geist eingeht. Dies ist das Bleibende in Kant's „Kritik der Urtheilskraft", statt der Außenwelt die Subjectivität als den eigentlichen Wohnort des Schönen aufgezeigt zu haben. Schiller ist übrigens die versprochene Bestimmung über die Beschaffenheit des Objectiven, welches das Schönheitsgefühl in uns erregt, nicht schuldig geblieben, wie Zeising behauptet, sondern hat sie sowol in der Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" als in den „Briefen über ästhetische Erziehung" gegeben, indem er die Schönheit als Bürgerin zweier Welten, der sinnlichen und geistigen, als die Ineinsbildung des Realen und Idealen erklärte. Auch Fichte's Idealismus scheint mir nicht so ganz unzulänglich für die Erfassung des Schönen zu sein wie unserm Verfasser. Die treffliche Erörterung über die Pflicht des Künstlers in der Sittenlehre bestimmt das Wesen der Phantasieanschauung und ästhetischen Darstellung auf eine meisterhafte Weise, die man nur der Schulterminologie zu entkleiden und weiter auszuführen braucht, um sie mit den geläutertsten Ideen der Gegenwart in Uebereinstimmung zu finden. Bei Schelling endlich hätte auf die herrliche Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur größeres Gewicht gelegt werden sollen. Hegel's Aesthetik ist von Zeising mit großer Ausführlichkeit kritisirt, da er seinen eigenen Standpunkt ihr und der auf gleichem Princip stehenden Vischer'schen Schrift gegenüber als einen berechtigten nachzuweisen hat und mit ebenso viel Scharfsinn als Glück auch nachweist. Allen Respect vor vielen einzelnen Ausführungen und Urtheilen Vischer's, aber der Aberglaube an den metaphysischen Werth seines Buchs, den längst die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" und die Fichte'sche „Zeitschrift für Philosophie" bekämpft, sollte doch endlich sich weisen lassen. Vielleicht trägt Zeising's Darstellung zur Aufklärung vieler Köpfe, auch journalistischer, bei, denen gerade das Unverstandene imponirt hat. Weiße's Aesthetik theilt allerdings mit der Hegel'schen Schule die falsche Umschlagsdialektik, nach welcher z. B. das unmittelbare Schöne das Häßliche sein soll, und den Mythus von der Selbstbewegung der Begriffe, wenn der menschliche Geist von einer Sache zur andern fort- und übergeht; sie enthält aber unter ihrer steifen und schwerfälligen Form doch des Gut

und Eigenthümlichen so viel, daß Zeising wohlgethan hätte, sie sowol hier als im fernern Verlaufe des Buchs näher zu berücksichtigen. Weiße hat unter Andern das Häßliche zuerst in die ästhetischen Untersuchungen hereingezogen und daran dann Rosenkranz eine vollständige „Aesthetik des Häßlichen“ gereiht; Zeising erklärt es mit Recht für eine ungeheuerliche Verirrung, das entschieden Häßliche und zwar als solches für eine Art des Schönen zu nehmen und mit dem Erhabenen und Komischen in Reih und Glied zu stellen, hat aber selbst das Häßliche keiner eingehenden Betrachtung unterworfen, die es ebenso sehr in der Aesthetik verdient wie das Böse in der Ethik; wie, warum, wodurch es nicht blos die Abwesenheit und der Mangel des Schönen, sondern sein Gegensatz ist, wie es in der Kunst verwerthet und überwunden werden soll, das war zu untersuchen. Ich brauche wol nicht zu versichern, daß gerade die Fülle von trefflichen Bemerkungen über die Geschichte der Aesthetik, die wir bei Zeising finden, mich zu dieser kritischen Nachlese veranlaßt hat.

Ich folge zunächst dem Verfasser nicht in seine siebenfältige Dreifaltigkeitslehre des Seins als Sein, Scheinen, Werden, der Gottheit als Gott, Welt und Weltregierung u. s. w., um endlich zur Dreifaltigkeit der Aesthetik als Ideologie und Psychologie des Schönen und Kunstlehre zu gelangen. Das Ineinanderwirken von Idealität und Realität, worauf das Wesen der Schönheit beruht, findet er auch in der Wirklichkeit überhaupt. Er sagt (S. 69):

Im Blitz und Donner ist nicht minder eine geistige Potenz thätig als im Zornesausbruch der Seele eine natürliche. Waltete in den natürlichen Erscheinungen kein geistiges Element, so könnten sie auch auf den Geist des Menschen keinen Einfluß ausüben; und wenn der Geist rein bei sich verharrte, würde er auch nicht ein Sonnenstäubchen in Bewegung setzen können. Oder wollte man die ganze kosmogonische Entwickelung vor der Menschenschöpfung eine geistlose und die Entwickelung des Menschengeistes eine unnatürliche nennen? In diesem Betracht denkt der alte Mythus, der hinter allen Naturereignissen ein Walten geistiger Potenzen ahnt, richtiger als die nüchterne Wissenschaft der Neuzeit. Zwar irrt auch er, nämlich darin, daß er sich diese Potenzen zu individuell und anthropomorphisch denkt, da er sich die begeisternde Kraft des Weins zum Bacchus, die ehrfurchtgebietende Gewalt des Donners und Blitzes zum Zeus, ja selbst die kosmogonischen Urpotenzen zu einer Art menschlicher Wesen, wenn auch in naturwüchsiger Form, umgestaltet. Aber dieser Irrthum ist doch nicht so groß als der, welcher nicht blos der Natur als solcher, sondern auch der lebendigen Naturgeschichte den Geist ganz und gar abspricht und ihn nur für den Menschen in Anspruch nimmt, trotzdem daß die Natur in ihrem lebendigen Walten stets dergestalt befruchtend und begeisternd auf den menschlichen Geist einwirkt, daß ihm der Geist darin nicht verborgen bleiben sollte. Ich kann daher nur die Natur als solche dem Geist als solchem gegenüberstellen; in der Geschichte, in der lebendigen Bethätigung beider aber finde ich sie stets beisammen, zwar nicht in einer von vornherein fertigen Einheit, aber in einer werdenden, in jedem Moment sich in neuer und vollkommenerer Weise vollziehenden Einheit.

Aber wie konnte er dies und viele andere eigene Bestimmungen so sehr vergessen und S. 63 behaupten, „daß das Schöne erst durch den Geist in die Natur und in die Weltgeschichte hineingetragen wird“? Aus ihnen entbunden, in ihnen empfunden wird es durch den Geist, nicht aber als ein Fremdes ihnen von außen zugebracht.

Was Zeising von seiner Philosophie im Unterschiede von der Hegel'schen sagt, stimmt im Wesentlichen mit Dem überein, was ein Kreis von Philosophen der Gegenwart erkannt hat und auf verschiedenen Gebieten darstellt: es gilt Pantheismus und Deismus zu überwinden und zu versöhnen, ihre Einseitigkeit aufzuheben, ihren Wahrheitskern zu bewahren in der Idee eines sowol unendlichen als selbstbewußten, in der Welt sich offenbarenden, ihr einwohnenden und sie mit sich versöhnenden, von der Welt als ihr Grund und Ziel erfaßten Gottes. Zeising sagt:

Sobald unserer Philosophie der Begriff des Seins als ihr Princip ein von vornherein voller und concreter Begriff, der Inbegriff alles einzelnen und besondern Seienden ist, und indem sie darin von vornherein das nicht nur in ihm ruhende, sondern auch aus ihm sich entwickelnde und immerfort in ihn zurückströmende, also dreifaltig sich darstellende Leben erkennt: muß sie in ihm nicht nur den unmittelbarsten, ersten und ursprünglichsten, sondern auch den vollkommensten, höchsten und letzten aller Begriffe erkennen und mit voller Klarheit begreifen, daß das diesem Begriffe entsprechende Sein nur die lebendige dreifaltige Gottheit selbst sein kann, deren Wesen und Begriff ja ebenfalls darin besteht, daß sie einerseits der Inbegriff und Urgrund alles Seienden ist, andererseits aber wieder sich als schaffendes Subject von der Welt als dem aus ihr geschaffenen Object unterscheidet, aber inmitten dieser Trennung und Unterscheidung dennoch die Welt des Einzelnen und Besondern mit sich im ewigen Einklange und Zusammenhange erhält und alles Einzelne und Besondere wieder in sich zurücknimmt, — ein Begriff der Gottheit, den keine Religion so vollkommen und so gefühlsangemessen ausgebildet hat als das Christenthum in dem Dogma vom Vater, Sohn und Heiligen Geist.

Dann aber verfällt Zeising wieder in Widersprüche, wenn er kurz hintereinander die Welt als etwas Besonderes dem allgegenwärtigen Gott gegenüber gar nicht vorhanden sein läßt und dann als etwas Gott Entgegengesetztes, als Gott in seiner Entzweiung, in seinem Abfall von sich selbst bestimmt, Ausdrücke, die eigentlich die Idee des Absoluten geradezu vernichten, denn ein Gott, der von sich selbst abfällt, hebt seinen eigenen Begriff auf. Und wie stimmt damit der weitere Satz: „Gott als solcher ist der substantielle, die Welt der reale und die Gottgeschichte der actuelle Gott“? Da brächte Gott durch den Abfall von sich seine eigene Realität hervor! Zeising hat hier mit Worten und Schematisirungen ein gefährliches Spiel getrieben; zum Glück ist es nur ein Nebenwerk, das den Kern seines Buchs nicht berührt, und wir wollen uns zu diesem, dem wir unsern lebhaften Beifall nicht versagen können, aus den metaphysischen Irrgängen durch folgendes schöne Wort herausretten:

Daß der weltgeschichtliche Proceß (Zeising faßt Weltgeschichte nach dem vollen Wortsinn, nicht blos als Geschichte der Menschen auf Erden) ein unendlicher ist, darf nicht als etwas Entmuthigendes und Trostloses, sondern nur als etwas Erfreuliches und Ermunterndes angesehen werden; denn es gibt der Welt und der Menschheit in ihr das Bewußtsein ihrer ewigen Fortdauer, welche in jedem Moment lebendiges Entfalten aus Gott, Hindurchgehen durch Gott und Rückkehr

zu Gott, keineswegs träges, unselbständiges, todtes Ausruhen und Verschwinden in Gott ist. Wer daher dem Zweck der Welt genügen will, hat nicht sein Auge träumerisch und sehnsüchtig in die Zukunft zu richten und dort die Einigung mit Gott zu suchen, sondern er muß streben, so zu handeln und zu denken, daß er in jedem Act außer ihm und in ihm zugleich einen Gottesact zu erkennen und zu empfinden vermag.

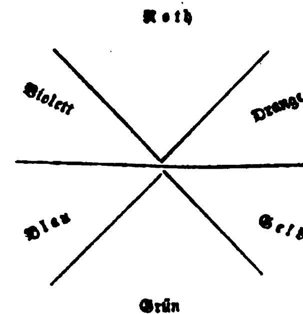
Zur Lösung dieser Aufgabe ist auch die Bildung unsers ästhetischen Bewußtseins nothwendig.

Insofern alles Schöne ein Ideales in sinnenfälliger Erscheinung ist und in der Form das Wesen sich der Anschauung offenbart, die Form aber stets einen Stoff gestaltet und der geformte Stoff stets eine bestimmte Ausdehnung oder Größe hat, kann eines dieser drei Momente oder Elemente des Schönen zuerst oder vorwiegend wirken, und danach unterscheidet Zeising das Formalschöne von dem Reizenden, in welchem das Stoffliche, und von dem Erhabenen, in welchem die Größe zumeist in Betracht kommt. Dies ist vortrefflich und so einfach wahr, daß wol keine wissenschaftliche Aesthetik wieder von diesen Bestimmungen abweichen wird. Zeising meidet dadurch jenen Irrthum Burke's, der das Erhabene außer und neben dem Schönen betrachtete; den Irrthum Weiße's, der die Irrationalität als die Basis des Erhabenen annahm; den Irrthum Vischer's, welcher von einem Hinausragen der Idee über die Erscheinung redete, sodaß eine erhabene Erscheinung eine der Idee unangemessene, ungenügende wäre, die uns aber gewiß eher dürftig oder lächerlich als erhaben scheinen würde. Zeising bestimmt und entwickelt das Erhabene als dasjenige Schöne, welches durch das quantitative Moment der Erscheinung, durch seine Größe in uns die Idee der Vollkommenheit erweckt, während dagegen das Reizende dadurch entsteht, daß die sinnlich materiellen Qualitäten, wie Klang und Farbe, oder das Spannende, Interessante des dargestellten Stoffs als solchen zur Wirksamkeit kommen und eine gewisse Präponderanz erlangen, die natürlich in Ueppigkeit ausarten, ja in Häßlichkeit umschlagen kann, wenn formale Schönheit und ideale Würde dadurch beeinträchtigt werden. In Bezug auf die formale Schönheit in den eine Gestalt umschreibenden Linien wie im Reich der melodischen Tonfolge gibt Zeising eine Reihe ebenso neuer als genügender Bemerkungen, die immer auch das Analoge der verschiedenen Gebiete mit besonderm Glück hervorheben. Sein Gesetz der Proportionalität, das er in einer besondern Schrift früher schon entwickelte, erscheint hier im Zusammenhange des Systems, und man verwundert sich, daß diese so einfache und so rationale Erkenntniß nicht von jeher dagewesen, erst vor einigen Jahren ausgesprochen worden. Wenn ein Ganzes nicht blos mit strenger Regelmäßigkeit in zwei gleiche, sondern wenn es in ungleiche Theile getheilt werden soll, wie ist dies möglich so zu bewerkstelligen, daß die Theile untereinander und zum Ganzen in einem harmonischen Verhältniß stehen? Die Antwort liegt so nahe und war doch ein Ei des Columbus! „Es muß der kleinere Theil sich zum größern verhalten, wie der größere sich zum Ganzen verhält." Die Mathematik kennt diese Theilung als den goldenen Schnitt, Zeising hat ihn als das Gliederungsprincip der Natur und Kunst nachgewiesen.

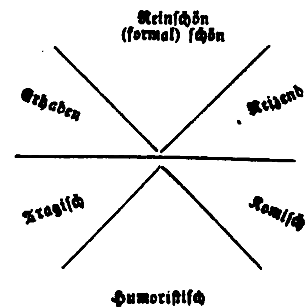
Vor solchen Verdiensten verschwinden die Mängel des Buchs. Wir müssen den Leser auf die vielen vortrefflichen Einzeluntersuchungen verweisen, die der Verfasser über die weitern Modificationen des Schönen, das Tragische, Komische, Humoristische anstellt; sie schließen sich dem Besten an, was hierüber bisjetzt gesagt worden. Ein Cabinetsstück dialektischer Ironie gibt die Nachweisung, wie die seitherigen Definirer des Komischen dadurch nach ihren eigenen Definitionen selbst komisch geworden. Aber ich kann ihm nicht helfen, soviel Treffendes der Verfasser über den ganzen Verlauf des Komischen sagt, wenn er das nun in einen einzigen Definitionssatz einfangen will, macht er selbst einen komischen Eindruck:

Das Komische oder Lächerliche ist das Schöne in der Form desjenigen Widerspruchs, durch den das anschauende Subject aus der Empfindung einer objectiven Unvollkommenheit oder richtiger Vollkommenheitswidrigkeit unmittelbar in die Empfindung der subjectiven Vollkommenheit hinübergerissen wird.

Bekannt ist das Farbenkreuz, in welchem durch Mischung der drei Hauptfarben drei andere gebildet werden und nun die gegeneinander liegenden sich zur Totalität fodern und ergänzen.



Dem entsprechend entwirft Zeising ein Bild seiner Systematik des Schönen:



Viel Sinniges sagt er danach über Gegensatz, Er gänzung und Verwandtschaft dieser Begriffe. Aber wi das Analogienspiel nur ein Beiwerk sein darf, beweist e damit, daß er nun den Vocal a der rothen, den Voca u der blauen, i der gelben Farbe zuweist, das Gelb ko misch, das Violett erhaben, das Blau tragisch, das Grü

humoristisch findet. Gelb sei die Farbe der Falschheit, diese das sich selbst Widersprechende, das sich selbst Widersprechende sei in ästhetischer Beziehung das Komische. Aber ist nicht das Gelb auch des Goldes und der Sonne reiner Glanz, und was ist an ihnen und an der Flamme komisch? Die klare Himmelsbläue wirkt auch nicht tragisch erschütternd, sondern heiter befriedigend.

Wenn Zeising nun noch das Verhältniß der einzelnen Künste zum Formalschönen, Erhabenen und Reizenden, zum Tragischen und Humoristischen bespricht und dabei eine große Sachkenntniß, ein feines Urtheil zeigt und seine Ansichten stets mit den allgemeinen Gesetzen in Zusammenhang zu bringen oder aus ihnen sie zu entwickeln versteht, so folgt daraus von selbst, daß sein inhaltreiches, gut geschriebenes Buch kaum eine wichtige Frage der Aesthetik unberührt läßt und sich gelegentlich über das ganze Gebiet derselben verbreitet. Alles Gelungene hervorzuheben würde wieder ein Buch nöthig sein, ich glaubte den Verfasser zu ehren, wenn ich in dieser Anzeige neben der freudigen Anerkennung seiner Verdienste ihn besonders auf solche Punkte aufmerksam machte, wo er noch des Ruhms zu ermangeln scheint. Sein Buch, die langsam gereifte Frucht vieler Jahre, wird neben dem Vischer'schen Werke sich behaupten.

Schlötel's Dissertation „Zur Aesthetik" will wol dem alten Demokrit Recht geben, daß er die nüchternen Poeten vom Helikon ausschloß, denn sie zeigt durch ihr Beispiel das Unvermögen der bloßen schulgelehrten Verständigkeit, das Mysterium des Schönen zu erfassen, und redet dem äußerlichen Nützlichkeitsprincipe in einer Weise das Wort, die mehr einem Krämer als einem philosophischen Doctor ziemt. Die Kunst ist seinem philiströsen Sinne nur Luxus und Zuthat und könnte auch entbehrt werden; daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, scheint Schlötel vergessen oder nie verstanden zu haben; dafür möchte er auch in der Gourmandise ästhetische Elemente nachweisen. Er gibt allem Aesthetischen einen unzweifelhaft untergeordneten Werth, schreibt ihm aber eine gewisse Wichtigkeit und Nützlichkeit für andere Zwecke zu, z. B. daß es müßige Stunden auf eine gefahrlose Weise ausfüllt. Die Kunst, meint er, sei in der Gesellschaft schon viel zu reichlich bedacht; „desto eher sollte die so reich dotirte Kunst der Unterstützung durch den Staat, zum Nachtheile werthvollerer Leistungen, entrathen können. Wenigstens sind die Finanzen der wenigsten Gemeinden so beschaffen, daß Luxusausgaben gerechtfertigt erscheinen; das bleibe den Privaten überlassen!" „Daß ich besser und gebildeter werde, davon habe ich am Ende nichts", sagt Schlötel. Er definirt das Schöne als den Grund des Angenehmen und behauptet, daß schlechterdings nie Dasselbe gut, wahr und schön sein kann. Ist denn eine sittliche Idee, die in einem Kunstwerke wie Goethe's „Iphigenie" waltet, nicht gut, ist ihre Darstellung nicht wahr und das Ganze nicht schön? Das Schöne ohne das Wahre wäre trügerischer Schein, ohne das Gute eitel und haltlos. Productionen wie die Beethoven's will Schlötel nicht mehr als schön gelten lassen, sie zerstören ihm den Begriff der Schönheit; auch Shakspeare verletzt den Schlötel'schen Schönheitssinn, zumal er die Spuren anerzogener Roheit trägt. Das Lächerliche definirt er als das Häßliche, welches zugleich interessant ist. „Die ganze Kunst beruht auf Schein, und darin, daß wir den Schein nicht für Wahrheit nehmen, beruht die Wirkung der Kunst in vielen Fällen."

Mich wundert nur, daß die göttinger philosophische Facultät, darunter ein Lotze, Ritter, Bohtz, solches Gewäsche als Inauguraldissertation annahm.

Der Eindruck, den die Schrift von W. Ranke über die Verirrungen der christlichen Kunst macht, beweist uns, wie die gegenwärtige Bildung einen historischen Charakter gewonnen hat, das heißt wie wir gelernt haben, einem jeden Ding nach seiner Zeit gerecht zu werden und uns mit geschichtlichem Sinn in die Stimmungen der Jahrhunderte zu versetzen und von da aus die ihnen entsprungenen Kunstschöpfungen zu verstehen, statt unsern Maßstab an sie zu legen und sie mit ebenso kecker als engherziger Eigenrichtigkeit meistern zu wollen. Ranke nämlich wirft Darstellungen aus den verschiedensten Jahrhunderten in Einen Topf und fährt nun mit Lob und Tadel darüber her, als ob es Entwürfe heutiger Künstler zu bevorstehender Ausführung wären. Wenn man an der schlesisch-böhmischen Grenze Bilder von Gott-Vater verkauft, auf denen er aussieht wie ein Invalide des Siebenjährigen Kriegs, so verwirft Ranke gleich alle und jede Darstellung Gottes, die nicht blos eine symbolische ist, unbekümmert darum, wie Michel Angelo, Rafael, Cornelius diese Aufgabe gelöst haben. Er fällt über die Naivetät Fiesole's in der Anwendung der Gewandung seiner Tage für Gegenstände der heiligen Geschichte spottend her, ohne ein Wort für die Innigkeit und Gemüthstiefe dieses wunderbaren Meisters hinzuzusetzen. Daneben entspricht die Behandlung Christi durch Albrecht Dürer der eigenen Anschauungsweise des Verfassers, und da sagt er ganz vortrefflich:

Christus ist als Mensch abzubilden; denn das Tiefste seines Erscheinens beruht darin, daß er ein Mensch war; er nannte sich auch des Menschen Sohn. Aber als ein solcher Mensch ist er abzubilden, aus welchem der überirdische Grund seines Daseins hervorleuchtet. Für ewige Zeiten steht als Muster eines Christusbildes der Dürer'sche Holzschnitt auf dem Titelblatt zur großen Passion da. Christus auf einem Stein sitzend, das Haupt mit Dornen gekrönt, hat Blick und Arme himmelwärts erhoben; ein Bewaffneter reicht ihm höhnend ein Rohr; da wendet Christus den Blick hernieder zum Beschauer, einen großen, erbarmungsreichen Blick. In diesem göttlichen Erbarmen ruht der Mittelpunkt des Evangeliums; deshalb ist das Bild: „Sehet, welch ein Mensch!" dem religiösen Gemüthe, mithin auch der christlichen Kunst und dem Kirchenliede der liebste Gegenstand. In ihm, der die Hoheit des Gottessohnes mit der Niedrigkeit des Menschen in sich vereinigte, der zugleich die Schmerzen über die Sünden der Welt, die Liebe zu den Sündern und die vollkommene Ergebung in den Willen des Vaters in sich trug, welch eine Seelenbewegung!

Wenn aber Ranke das Maßgebende bei Rafael die schöne Leiblichkeit nennt und von den Meistern Italiens im Allgemeinen sagt, daß sie die Heiligen, nicht den Heiland kennen, so scheint er selbst von Rafael weder den kreuztragenden noch den verklärten Christus gesehen oder verstanden zu haben. Er eifert gegen den Aberwitz in Kirchenbildern und nennt in einem Athem Beispiele der entlegensten Jahrhunderte, ohne zu bedenken, daß solchen gar Manches nicht anstößig war, was ihm jetzt fremd oder abgeschmackt oder gräßlich dünkt. Dann zürnt er mit Recht über Künstler, welche auch der Verherrlichung von Verfolgungen um der Religion willen Griffel und Pinsel leihen, als ob solche Gräuel ehrende Großthaten wären; daneben eifert er wider die zopfige Vermengung des Christlichen und Antik-Mythologischen, als ob sie heute geschähe. Er zürnt mit Recht über lascive Darstellung sinnlicher Nuditäten, aber er hat selbst keinen Sinn für die reine Leibesschönheit in ihrem unbefangenen Dasein und bricht über alles Nackte den Stab. Mit Recht erkennt er das Gefühlsschöne, den Seelenausdruck als den Quell deutscher Kunst und verlangt Bilder des Familienlebens und der volksthümlichen Sitte, Landschaften, in denen der Geist der Natur aufgefaßt und eine Stimmung des Gemüths gespiegelt wird, Bilder der Geschichte, in denen die allgemein menschliche Bedeutung einer ergreifenden Situation durch poetische, ideale Lebensauffassung dargestellt wird, religiöse Gemälde, die das ewig Wahre, allen Confessionen Gemeinsame in seiner Ursprünglichkeit wiedergeben. Da sind wir mit ihm einverstanden.

Herold's Bemerkungen über die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart zeigen, daß das Interesse an jener und die Lectüre ästhetischer und kunsthistorischer Schriften an Ausbreitung gewinnt, sie zeigen aber auch zugleich die Abhängigkeit des Verfassers von der mannichfachen Lectüre, wodurch neben Gutem und Wahren auch Schiefes und Seltsames bei ihm zutage kommt; das Büchlein ist ein gutgemeintes, aber etwas Neues bringt es nicht, auch keine klarere oder schärfere Bestimmung des wohlbekannten Alten. Er knüpft an die münchener Ausstellung an und verbreitet sich dann über die bildenden Künste und ihre Entwickelung in der Gegenwart. 49.

Dramatische Bücherschau.

1. Herzog Bernhard. Historische Tragödie von Julius Mosen. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Ngr.
2. Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1855. Gr. 16. 25 Ngr.

Dieser Bernhard in seiner großartigen, stattlich kriegerischen Heldenfigur, welche von dem Glanze eines Kämpfers für Licht und Glaubensfreiheit umgossen ist, mag für den im Gebiete der vaterländischen Geschichte sich umschauenden Dramatiker sicher eine anlockende Gestalt sein. Auffallend ist aber, daß unsere Poeten, statt diese urkräftige Persönlichkeit eben in ihrer historischen Urkräftigkeit unangetastet zu lassen, sie auf mannichfache Weise abschwächen und sozusagen civilisiren, woraus man den naheliegenden Schluß zu ziehen nicht umhin kann, daß sie entweder ihr Publicum für unfähig halten, einen so derben ursprünglichen Charakter zu ertragen und zu verstehen, oder daß sie selbst sich mit einer solchen Kraftgestalt keinen Rath wissen und, wenn sie derselben überhaupt zu künstlerischer Verwendung sich bemächtigen wollen, im Hinblick auf die Pygmäennatur unserer Zeit dieselbe zu reduciren genöthigt sind. Diese Versündigung an dem deutschen Helden haben sich auch Genast und selbst Mosen zuschulden kommen lassen. Der Erstere macht aus dem seinem Kriegshandwerke leidenschaftlich ergebenen Condottiere des Dreißigjährigen Kriegs einen Washington, der nur um des Friedens willen die Waffen führt, und einen Friedensfürsten, der wie ein Puritaner sich gerirt; Letzterer romantisirt seinen Helden, namentlich gegen das Ende des Dramas, sodaß dieses fast opernartig schließt. Und mit dieser Verzierlichung Bernhard's setzen beide Dichter das Maß der Schuld, welches nun einmal den tragischen Helden erst zu einem solchen macht, auf ein solches Minimum herab, daß man dasselbe kaum wahrnimmt, sondern erst herausdeduciren muß. Der Genast'sche Held ist ein Tugendausbund durch und durch, eine jener tadellosen, engelhaften Ritterfiguren, wie sie uns eine gewisse Richtung unserer Literatur vor noch nicht allzu langer Zeit statt wirklicher Menschen auffreundschafteln wollte, und auch der Mosen'sche Bernhard, der zwar viel weniger absichtlich vertugendlicht ist, kann doch auch zu keiner kräftigen tragischen Schuld gelangen: es ist, als ob beide Dichter sich vor einer solchen ordentlich gefürchtet hätten. So aber bringt diese unkünstlerische Subjectivität in beide Heldengestalten eine peinliche Befangenheit und wir möchten sagen Geziertheit, sodaß ein gesunder Genuß an denselben unmöglich gemacht wird und das Interesse von der Hauptperson auf die Nebenpersonen abgleitet, die denn auch, sonderlich in dem Genast'schen Drama, ungleich gelungener sind. Zwar sind die Weiber beider Stücke mit Ausnahme der Genast'schen Maria von Aiguillon, welche die elegante Frechheit der hohen Damen am Hofe Ludwig's XIV. trefflich zur Anschauung bringt, nicht eben allzu glücklich gerathen, indem dieselbe Maria Mosen's doch nur eine romanhafte Theaterprinzessin, die Elise Rohan Genast's zu sehr ein bloßes gutes Mädchen, die Landgräfin Mosen's eine reine Declamation ist; aber alle andern Gestalten sind beiden Dichtern durchaus gelungen, voll charakteristischer Frische und Kräftigkeit, und selbst Genast's Richelieu ist ein gerechtfertigter, gleichsam eine Metamorphose jenes Proteus machiavellistischer Staatskunst. Poetischer ist wol das Mosen'sche Drama, bühnlicher vielleicht aber doch kaum das Genast'sche, aber beide Dichtungen durchrauscht derselbe erhebende und gemüthsinnige deutschpatriotische Hauch, dieselbe Begeisterung für deutsche Freiheit und deutsches Recht so herzgewinnend, so überzeugend kräftig, daß Niemand eines der beiden Dramen aus der Hand legen wird, ohne nach dieser Beziehung hin sich aufs nachhaltigste erbaut zu haben. In dieser Richtung sind beide Tragödien ein Schatz und ein unbestreitbares Verdienst der Dichter, und es ist deshalb um so tiefer zu beklagen, daß die subjective Verwirklichung des Helden den wahrhaft nationalen und historisch bedeutenden Eindruck verwischt, welchen im Uebrigen beide Dichtungen hinterlassen. Wenn der Mosen'sche Bernhard ausruft:

Sei mir gegrüßt mit allen deinen Wogen,
Du heiliger, du schöner deutscher Strom,
Soweit dich Gottes reiche Hand gezogen
Aus Felsenschlössern und von Dom zu Dom,
Soweit in dir mit Reben und mit Aehren
Die Berge und die Auen sich verklären!
Uralter Schutzherr, meines Volkes Wächter,
Ich grüße dich in meinem herben Leid,
Beschirme Deutschlands künftige Geschlechter
Entreißt die Waffen mir des Schicksals Neid,
Und trage einst zum Meere stolz die Lasten,
Den deutschen Wald in hohen freien Masten!

so ist das an und für sich gewiß hoch poetisch und schön empfunden, aber von der Lippe gerade dieses rauhen Kriegshelden klingt es doch wie eine ungerechtfertigte Sentimentalität. Der Gnast'sche Held mahnt seine Treuen:

„O ihr Kleingläubigen, verzagten Herzen! Hat Gott kein anderes Rüstzeug denn als mich? Berufen hat er mich, die Gleichheit in dem Kampf der Waffen wiederherzustellen — ich hab's gethan. Doch Waffenstärke soll den Kampf des Glaubens nicht erdrücken, den Kampf des eingeengten Menschengeistes um das freie Himmelslicht. Der Kampf ist Gottes Sache, und da zagt ihr noch? Wer ist gewaltig als durch ihn? wer überwindet als nach seinem Rathschlusse? und wo ist Frieden, als wo er gebeut? So haltet fest an Gottes heiliger Sache, ein reisig Volk, deß Fahne das Evangelium und die Liebe zum Vaterlande sein Herzblut. Haltet fest, ob euch die Waffen aus der Hand gerungen werden, ob Noth, Schmach und Zerfall sich um euch thürmen. Er kennt die Zeit, da er die Zwietracht scheuchet und brüderliche Liebe neu erweckt in allen deutschen Landen. Dann wirst du dich erheben, mein deutsches Volk, in deiner hochgewaltigen, gottverliehenen Kraft, dann wirst du dein geraubtes Erbe heischen und die Krone der Macht wird wieder hell auf deinem Haupte glänzen!"

Sicher tiefe, herzerschütternde Worte; aber dieser trotz aller Kraft und Würde immer doch prädicantenartige Ton will nicht recht zu einem ritterlichen Helden wie Bernhard passen, und dann ist es seltsam, wie gewisse Persönlichkeiten unserer Geschichte von unsern Poeten immer genöthigt werden, sterbend den guten Deutschen die Leviten zu lesen und schönere Tage zu verheißen. Ach, aber diese schönern Tage, sie wollen immer und immer noch nicht kommen und unser Auge sieht wahrlich ringsum in eine recht schwere, recht gedrückte, recht düstere Zeit. Das thut dann weh und zerstört den wehmüthig harmonischen Eindruck eines tragischen Schlusses. Immer aber liegt in den beiden Dramen eine Fülle von Schönheit und erhebenden Momenten vor uns, und wolle doch Gott in den Herzen unserer Dichter die fromme Glut für unser heiliges deutsches Vaterland so edel und begeistert erhalten, als sie in Rosen und Gnast voll belebender Kraft uns entgegenströmt: dann können die prophetischen Worte, die wir soeben vernahmen, doch noch eine Erfüllung genießen und „die Krone der Macht wieder hell auf unserm Haupte glänzen", wäre es auch nur die Krone des Geistes, der Poesie und der edeln Sitte.

3. Achilles. Drama von Emil Palleske. Göttingen, Wiegand. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.

Wir haben in Nr. 23. d. Bl. f. 1855 den „König Monmouth" von Palleske ohne Verschweigung seiner großen Mängel doch als das Product eines entschiedenen Talents bezeichnen dürfen; dieser „Achilles" hat von all den Fehlern des Monmouth nichts, ja er schreitet in gewisser Beziehung fehlerlos dahin, allein diese Fehlerlosigkeit ist eben sein größter Fehler: diese Dichtung ist matt von Anfang bis zu Ende und zerfällt nicht in so und so viel einzelne Fehler eines erfreulichen Ganzen, sondern dieses Ganze ist ein großer Fehler. Welche Abschwächung der einfachen humoristisch-poetischen Fabel des Alterthums, welche Modernität, welche Farblosigkeit der Charaktere, und das Alles nicht hier und dort, sondern von A bis Z. Es will etwas bedeuten, dieses langweilige Product geduldig durchzulesen, das weder erfrischt und erheitert, noch erhebt und gedanklich anregt. Das ist eine gequälte Geschichte durch und durch und kann auf der Bühne keinen Eindruck gemacht haben; denn es hat weder im Ganzen noch im Einzelnen eine besondere, charakteristische Physiognomie und ist weder als Drama noch als Poesie überhaupt irgendwie genießbar. Palleske hätte wahrlich besser gethan, dieses offenbar vor dem „König Monmouth" gedichtete Product ungedruckt zu lassen. Gutzkow schrieb einmal an den Verfasser dieser Kritiken bei Gelegenheit von des letztern unbühnlichem Erstlingsdrama: „O wer uns die ersten Federproben unter der Hand wegzöge und uns zwänge, Alles noch ein mal zu schreiben!" Palleske hat leider auch keinen solchen wohlthätigen „Wegzieher" gehabt, da es noch Zeit war, und er hat nun alle Ursache, recht bald durch eine neue gelungenere Production sich für diesen unglückseligen „Achilles" Verzeihung zu holen.

4. Die Blume Eines Tages. Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Von Don Francisco Camprodon. Aus dem Spanischen übertragen durch H. G. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Ngr.

Nach langer Abirrung vom nationalen Wesen und nach langer Erschlaffung beginnt es auf dem spanischen Parnasse wieder lebendiger zu keimen und zu treiben: ein Kreis achtbarer junger Talente wendet sich mit erneutem Eifer dem Theater zu, und wenn die spanische Nation eine bedeutende nationale That vollbringen möchte, würden ihr die bedeutenden Dichter dieser That auf keinem Felde der Poesie fehlen. Denn wie die spanische Poesie mit der politischen und nationalen Erhebung des spanischen Volks gewachsen und zu schönster Blüte gediehen ist, so hat sie auch mit dem Erblassen der historischen Bedeutsamkeit dieser edeln Nation zu kränkeln und zu sinken begonnen, und es ist abermals nur dem auf dem politischen Gebiete bewegter gewordenen Leben dieses Volks zuzuschreiben, daß seine Dichtung wieder grüne Triebe ansetzt. Sehr zu bedauern ist es dabei in der That, daß die überschwängliche Ueberschätzung der spanischen Dichtkunst, wie sie von einem Theile unserer Romantiker ausging, einerseits und die nicht minder bornirte Unterschätzung und Verkennung der castilischen Muse, wie sie eine gewisse moderne Verstandeskritik sich zuschulden kommen läßt, ein derartiges Vorurtheil gegen die spanische Poesie erzeugt hat, daß selbst ein so hochverdienstliches Werk wie die Geschichte des spanischen Dramas von Schack, Seubert's tüchtige Studien u. A. vergebens gegen dieses Vorurtheil ankämpfen. Vergleicht man unbefangen die moderne Dramenproduction der Franzosen und der Spanier, so mag die erstere, was den Esprit anlangt, den Vorzug verdienen; sittliche Tiefe aber, bedeutsame Sinnigkeit, edles poetisches Feuer, harmloser Humor, dichterische Begeisterung sind die Vorzüge der castilischen Dichter, und so ist es doch wol ersprießlicher, aus dieser frischen als aus jener süßlichen und matten Quelle zu schöpfen: aus dem französischen Drama der Gegenwart strömt mit wenigen Ausnahmen ein Gifthauch, ein Wesen, das die edlern sittlichen Gefühle auflöst in feines Raffinement und in eine beflitterte Scheinmoral; die spanische Bühnendichtung unserer Tage, die in formell künstlerischer Beziehung der französischen immerhin nachstehen mag, greift, wie sie einst gethan, wieder ins volle spanische Volksthum hinein, und da kann es denn nicht anders sein, als daß die edelsten Empfindungen und die glühendste Poesie die Arbeiten dieser neuern castilischen Poeten beleben; es ist somit die Wärme der Production, welche die letztern uns statt der kalten Geistreichigkeit der Franzosen bieten, und diese sonnige, belebende Wärme durchathmet denn auch die schöne Dichtung Camprodon's, welche de Wilde uns in einer nach allen Beziehungen hin trefflichen Uebersetzung vorlegt. Insofern man bei diesem Drama die eigenthümlichen Gesetze des spanischen Dramas und den originellen nationalspanischen Hintergrund außer Acht läßt, ist freilich diese „Blume Eines Tages" voll Fehler und Mängel; wenn man aber jene Momente — und der spanische Dichter thut wohl, davon sich nicht loszureißen — anerkennt und von ihnen geleitet das Werkchen genießt, so blickt man überall in den „Frühling eines schönen Gemüths", so wird man sich erquicken an dem südlichen Farbenschimmer, an dem lieblich-melancholischen Klange, der wie aus einer andalusischen Mandoline aus diesen schönen Versen tönt. Ein werdendes Talent entfaltet in dieser Dichtung seine prächtigen Schwingen, und man darf der spanischen Muse aufrichtig Glück wünschen zu diesem viel-

versprechenden Jünger. Möchte de Wilde ja fortfahren, seine glückliche Begabung zu Arbeiten dieser Art zu verwerthen, und seinerseits unverdrossen mitwirken, um das Vorurtheil, welches der spanischen Dichtung gegenüber noch immer auf uns lastet, mehr und mehr zu einem überwundenen Standpunkt zu machen.

5. Der Herzog von Athen. Historisches Schauspiel in vier Acten von Josef Rank. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 16. 1 Thlr.

Umsonst hatte das alte kernkräftige Bürgerthum, welches bislang im schönen Florenz die Macht in der markigen Faust gehalten, gegen des städtischen Adels Verrath an der Freiheit der Vaterstadt und den sinnlosen Schwindel des bestochenen Pöbels sich aufgelehnt; Walther von Brienne, der landlose Herzog von Athen, war zum Feldhauptmann im blutigen Kampfe gegen das stolze Pisa ernannt und zum Dictator ausgerufen worden. Während er die Nobili, denen das Uebergewicht der Bürger längst ein Gräuel, sich schlau gewann, den Haufen durch Schmeichelei und Geldspenden an sich kettete und durch des lustigen Frankreich galante und schimmernde Formen selbst der reichen Bürger schöne Weiber an seinen neuen Hof lockte, gelang es Walther bald genug, im Besitze der Dictatur und unter dem Scheine der wiederherzustellenden Gesetzesordnung mit Beil und Bann das Bürgerthum unter sein Joch zu beugen. Als aber dem seinen Lohn begehrenden Adel der versprochene Sold vorenthalten wird, als das scheußliche Blutregiment des neuen Despoten alle Stände mit gleicher Strenge trifft und das schöne Florenz zu einem Kerker des Jammers herabdrückt, da führt „das gemeinsame unerträgliche Leid Bürger, Edle und Volk einander in die Arme; es ist ihr gemeinsamer Zweck, die Tyrannei zu stürzen. In jedem Hause stehen Bewaffnete bereit, auf ein gegebenes Zeichen hervorzubrechen". Selbst die Weiber, „die heldenmüthigen Bürgerinnen im Palaste, die der Herzog als Geiseln in seiner Macht zu haben glaubt", an ihrer Spitze Angela, des kühnen Bordoni schöne Gattin, die ihre anfängliche Hingabe an das blendende Franzosenthum des neuen Hofs sühnen will und deshalb Hofdame der Herzogin geworden ist, schließen sich den Kämpfern für die Freiheit thätig an, und so stürzt denn der Tyrann und sein blutiger Thron vor des Florentinervolks vereinter Kraft zusammen. „Der Adel fällt dem Bürger in die Arme und wünscht Vergessen und Vergeben; auch das Volk darf heute zum ersten male an das warme Herz der reichen Stände" — und Bordoni, die Seele der Empörung gegen den despotischen Frevel, ruft, mit seinem geliebten, in so herrlicher Sühnethat ihm wiedergewonnenen Weibe versöhnt: „O Wunderanblick! Freude, nicht zu sagen! Florenz im Siege und versöhnt! — Nun heim! und Friede werd' es auch in meinem Hause!"

Was sich sehr bald als eine den Gesammteindruck dieser in jeder andern Beziehung überaus frischen, kräftigen und dramatisch eindringlichen Dichtung wesentlich beeinträchtigende Schwäche herausstellt, ist die mangelnde Bedeutsamkeit der Centralfigur, des Walther von Athen, um welchen ja doch die Begebenheit und die übrigen mehr oder minder eingreifenden Persönlichkeiten des Dramas sich gruppiren, in welchem sich dieses selbst historisch und dichterisch zusammenfaßt. Dieser Walther ist eine viel zu gewöhnliche hergebrachte Sorte von Tyrannen, ein zu gemeiner und niederträchtiger Schuft, dem alles und jedes Princip, alle und jede sozusagen Verklärung der Bosheit, kurz dem Das abgeht, was die großartigen Scheusale der Poesie, was einen Richard III. so gewaltig erhebt und so tragisch erschütternd aufbaut — das Dämonische. Die bloße Sucht zu herrschen, die nackte Habsucht und Despotenlaune, wie sie in diesem Walther so ohne alle tiefere Beziehung, so ohne alle höhere Strebung sich kundthut, ist mindestens ein zu abgebrauchtes Motiv, eine zu abgespielte Misère, als daß sie immer wieder zu fesseln und Antheil irgendeiner Art zu erwecken vermöchte. Ist nun Walther schon geistig und charakteriell viel zu unbedeutend, um eben ein höheres geistiges Interesse an dem Fortgange seiner verbrecherischen Plane einzuflößen, so bietet er auch gar nichts oder doch leider wenig Menschliches, somit nirgends Keime einer möglichen tragischen Sühne, sodaß er auch nach dieser Beziehung völlig unvermittelt an irgendeinen Gemüthsantheil sich darstellt. Mithin ist die Wirkung dieses Walther keine dramatische im höhern Sinne des Worts, jedenfalls keine tragische. Und letztere ist man vor allem zu verlangen durchaus berechtigt; denn wenn auch Rank sein Stück ausdrücklich ein Schauspiel nennt, so ist es doch in seiner ganzen Anlage, in seiner Tendenz eine Tragödie — die Tragödie der abenteuernden Despotie, welche die allgemeine Freiheit ihren subjectiven Gelüsten opfert und in dem endlichen Siege der erstern eben ihre tragische Sühnung findet. In allen übrigen Gestalten seines Dramas ist Rank ungleich glücklicher gewesen. Bordoni, der glühende Held der florentinischen Bürgerfreiheit; der greise Adimari, eine Erscheinung von tiefpoetischer Wirkung; Medici, ein echter Verrina-Charakter; Sandrio, der gewaltige Goldschmied mit dem unbeugsamen Republikanerherzen; Helena, das Weib voll alter Römertugend und heiliger Sitte; Angela, Bordoni's reizende Gattin, die, verführt von ihrer weiblichen Eitelkeit und Caprice ins Lager des Tyrannen, sich wiederfindet in der kühnen That für die Sache, der sie untreu geworden war; des Herzogs Weib, die giftige Schlange u. s. w.: — das sind Alles grunddramatische und im höchsten Grade fesselnde Gestalten, die in ihrer Besonderheit und Eigenartigkeit mit freier Consequenz bis zum Ende durchgeführt sind und zur dramatischen Gruppirung und Wirkung des Ganzen an ihrem Platze wacker eingreifen. Die Begebenheit selbst ist schon an sich spannend genug und der Dichter hat sie mit künstlerischem Geschick zu leiten, in sehr wirkungsvolle Scenen zu vertheilen und den historischen Grundklang so glücklich zu treffen und festzuhalten gewußt, daß man nicht einen Augenblick aus der historischen Zeit und Tracht der geschilderten Vorgänge sich herausgesetzt fühlt. Sehr gelungen sind die Volksscenen im zweiten und fünften Acte. Ueberhaupt blickt man aus dieser an mannichfachen Schönheiten reichen Dichtung, die eine Umarbeitung des Walther in der vorhin besprochenen Richtung zu einer auch im Ganzen trefflichen machen würde, in eine Fülle gründlicher und sorgfältiger Studien und in eine solche Reinheit der poetischen Production, in eine solche Tiefe edler Gesinnung, daß man bei der offenbaren dramatischen Begabung, welche diese Tragödie bekundet, nur mit warmer Freude und Genugthuung den geist- und gemüthvollen Verfasser der Volksgeschichten unter den deutschen Dramendichtern begrüßt. Die markige, kernhafte Sprache, welche durchweg im „Herzog von Athen" herrscht, läßt recht bedauern, daß der Autor das Versmaß verbannt hat, eine Laune, die dadurch bestraft wird, daß dem Dichter zuweilen unwillkürlich Jamben aus der Feder geflossen sind. Wir wollen durchaus nicht den Vers als ein absolutes Postulat des Dramas hinstellen, allein selbst wenn nichts Anderes, so wird durch das Metrum eine strengere poetische Form und Richtung, ein ideales Gewand der Dichtung angethan, die dadurch von vornherein eine höhere Weihe und Würde empfängt. Für die Bühnendarstellung wäre eine nicht eben schwierige Zusammendrängung einzelner Partien und stellenweise Kürzung des Dialogs unumgänglich nothwendig, wie denn auch eine Verringerung des allzu reichen Personals für diesen Zweck unerlaßlich erscheint. Daß diese Dichtung, nach Bühnenrecht modificirt und in der Person des Walther tiefer motivirt und intendirt, theatralisch eine bedeutende Wirkung thun wird, möchten wir wol prognosticiren; jedenfalls aber bleibt dieses Drama ein schönes und lauteres Stück Poesie, welches werth ist, unter des Dichters eigener Nachhülfe ein tadelloseres Werk zu werden.

6. Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen zur Feier des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Universität Greifswald im Jahre 1856. Von Karl Theodor Pyl. Greifswald, Koch. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.
7. Pontius Pilatus. Drama in fünf Aufzügen von Karl Theodor Pyl. Greifswald, Herwig. 1854. 8. 20 Ngr.

In dem erstern Drama ist wirklich einmal gründliches Studium und große Ehrfurcht vor dem Geiste der Geschichte einem historischen Gedichte zum Unheil geworden; denn dieser „Heinrich Rubenow" geht als Drama zugrunde an der übertriebenen wissenschaftlichen Ehrlichkeit seines Verfassers, indem derselbe außer Acht gelassen hat, daß erst die Principien des Kunstwerks zu befolgen und nur insoweit der Geschichte Rechnung zu tragen ist, als sie diese Principien nicht verletzt; wird dadurch die Geschichte innerlich entstellt, nun so ist es eben ein zu dramatischer Behandlung ungeeigneter Stoff. Das aber möchten wir vom vorliegenden in keiner Weise behaupten. Dieser Rubenow in seinem Kampfe gegen jedwede despotische Einmischung, in seinem festen Verharren beim vaterländischen Gesetze, in seinem Eifer für Wahrheit und Aufklärung ist eine schon an und für sich dramatisch veranlagte Persönlichkeit. Zu einigen Concessionen der Zeit hat sich der Autor trotz aller seiner minutiösen Geschichtstreue doch verstehen müssen, warum hat er da nicht noch einige kühne dichterische Züge gewagt, die seine Arbeit aus einem todten Bücher- und Schuldrama zum lebendigen Bühnenspiele gemacht haben würden? Er hat dies Wagniß durchaus nicht aus Mangel an Kraft unterlassen, denn diese bewährt sich in dem als Ganzes misrathenen Stücke sowol in den Situationen als in den Charakteren. Ueberaus wohlthuend und von wahrhaft hohem, menschlich-tiefen Geiste durchathmet tritt die edle, wir möchten sagen heilige Gestalt des Bischofs Hennig Iven hervor, und der Held des Dramas, Heinrich Rubenow, ist mit fester Hand und kräftiger Haltung bis in die letzten Acte gezeichnet, wo er freilich anfängt, sich, das Stück und den Leser zu ermüden. Der fortwährende Streit zwischen den Foderungen der Kunst und denen der Wissenschaft, in welchem sich der Autor bei seiner Arbeit befunden hat, macht sich nur zu deutlich durch das ganze Drama bemerklich und bringt eine fremde, äußerst störende Unruhe hinein, die selbst die einzelnen, unverkennbar darin vorhandenen Schönheiten zu keiner Geltung kommen läßt. Zudem sind die einzelnen Hauptscenen, wie die Gerichtsverhandlung und die Stiftungsberathung, überallemaßen gedehnt. Endlich ist die Sprache ungleich, denn obwol sie im Allgemeinen den richtigen Ton innehält, so verliert sie sich doch oft hier in Schwulst, dort in Mattigkeit und Chronikenstil.

Was das zweite Drama desselben Verfassers betrifft, so wollen wir die alte Streitfrage über die künstlerische Berechtigung sogenannter geistlicher Dichtungen, welcher er eine ziemlich umfängliche, aber auch ziemlich langweilige Vorrede widmet, mit dem Verfasser hier nicht wieder durchkeifen; wir fragen einfach: Ist dieser „Pontius Pilatus" ein Drama? und antworten mit lautem und vernehmlichem „Nein!" Eine so unbestimmte, schwankende, das erkannte Rechte um leidiger Furcht und Schwächlichkeit willen preisgebende, durchaus charakterlose Gestalt, wie der Held dieses Stücks, der nicht einmal soviel Kraft hat, um seine Schuld selbständig auf sich zu nehmen, sondern sich und sie hinter Andern versteckt, kurz ein solches Ding ohne alle Persönlichkeit — wie vermöchte das menschlichen und poetischen Antheil sich zu gewinnen und die dramatische Handlung zu beherrschen? Ferner: die Claudia Proclas, eine amaranthschwärmerische berliner Gräfin neuester Façon, der jüdische Philosoph Philo, dessen Philosophie gleich beim ersten Geruchte von Christus Chamade schlägt, das Lafontaine'sche Pärchen Johannes und Magdalena — wo in aller Welt sind das Gestalten, die eine innere Wahrheit haben und dramatisches Leben entwickeln? Die Tändelei mit dem Astrologen Thrasyllus, die Einmischung der christlichen Wundergeschichten, der geradehin lächerliche und kindische Ausgang des Stücks, welcher für eine Mädchenschule noch zu weichlich ist, endlich die unbedeutende Handlung, welche, da sie keinen Antheil an den Hauptpersonen gestattet, im höchsten Grade langweilig durch fünf Acte hinsiecht — alle diese völlig undramatischen Momente erhöhen den wahrhaft peinlichen Eindruck dieses „religiösen Dramas"; und weil nun die eigentlich religiösen Beziehungen, rücksichtlich deren Pyl gefühlt zu haben scheint, daß sie viel zu innerlicher lyrischer Natur seien, um sich dramatisch zu entäußern, eben nur angetippt, angedeutet, berichtet werden, weil man sie erst durch Schlüsse herausfindet und sie demnach den psychischen Conflict, den innern Seelenkampf nur annehmen und vermuthen, nicht überzeugend sich selbst durchringen lassen, so bleibt diese Arbeit, außer der dramatischen, auch die stark in Aussicht gestellte religiöse Wirkung schuldig; denn das Religiöse tritt in dem Pyl'schen Stücke nicht als Product der geistigen Freiheit auf, nicht als das aus dem Innersten der Menschheit sich entwickelnde Göttliche, sondern als ein von außen her Gegebenes, als ein reines Geschenk übermenschlicher Offenbarung, welches gläubig hinzunehmen und dann erst geistig zu verarbeiten ist. Das mag kirchlich und theologisch sich rechtfertigen lassen, poetisch und dramatisch gewiß nicht; denn das heißt die Menschheit zum Passivum herabdrücken und damit hat die Dichtung der ausgesprochensten Activität, das Drama, nichts gemein. Und so thun sich hier für das sogenannte religiöse Drama zwei Klippen auf, die bisjetzt wenigstens, außer von Calderon, noch nicht umschifft worden sind: wird das Religiöse in seiner menschlichen Tiefe — und diese ist allein ein Vorwurf der Poesie — dargestellt, so verliert es sich undramatisch im Innerlichen, und wird es als positiv von außermenschlicher Macht Gegebenes aufgefaßt und geschildert, so hat es keine reale, menschlich-lebendige Grundlage und läßt vollkommen kalt. Und Kälte ist denn auch das Gefühl, welches der Pyl'sche „Pontius Pilatus" von den ersten Scenen bis zum letzten Acte erregt, das ist ein gemachtes, erkünsteltes Wesen, kein warmes, menschlich wahres, kein dramatisches Leben. Pyl war in seinem „Rubenow" trotz aller Mängel desselben, dem dramatischen Schaffen viel näher und wir mahnen ihn hiermit ernstlich ab von der betretenen Bahn des „religiösen Dramas", auf welcher vielleicht ein Genie, das seine eigenen Gesetze hat und lebt, nie aber ein einfaches Talent zu künstlerischen Resultaten gelangen kann.

8. Veronica. Lustspiel in drei Aufzügen von C. R. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1855. 8. 14 Ngr.
9. Der ägyptische Joseph. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Für Deutschlands Jugend und Volk bearbeitet. Zum Lesen und zur Aufführung gleich geeignet. Von J. N. Stützle. Augsburg, Lampart u. Comp. 1854. 8. 10 Ngr.

Noch einiges Geistliche, obschon nichts Geistiges; denn diese „Veronica" plaudert in Fieberparoxismen das verwirrteste und albernste Zeug durcheinander, und dieser „zum Lesen und zur Aufführung gleich geeignete" „Aegyptische Joseph" „für Deutschlands Jugend und Volk" erinnert an die Tage der Jesuitenspiele und Schulkomödien.

Der Sohn des Höchsten stirbt am Kreuz für uns.
Vor Gott will Gott am Kreuze uns entsühnen,
Auf seinen Schultern lastet unsr'e Schuld.
Schöpfer, Erlöser, Gott, uns Bruder worden,
Gottmensch, dein Reich ist nicht von dieser Welt:
Fahr' zu, du Traum von Judas Erdengröße!
Die Größe wohnt am Kreuz in Schmach und Blöße,
So sei mein Sinn fortab aufs Kreuz gestellt!
Am Kreuze will ich meine Hütte bauen
Bei meinem Gott! O mir, es ewig zu schauen
Das Werk, das sich auf Golgatha begibt,
Das nicht der Zeiten Fülle wird ergründen;
So laß es mich mit hellem Schrei verkünden:
Herr, Herr, du hast uns nicht umsonst geliebt!

Also lautet der erhabene Stil, in welchem „Veronica" zu tragiren beliebt, und im „Aegyptischen Joseph" faselt der alte Jakob:

Dank, Kinder! euch, mein Leben lang
Für diesen schönen Lobgesang!
Er drang in meines Herzens Grund,
Wie der Gesang aus Engels Mund,
Wie der Gesang vom Himmelsheer
Vom sel'gen Paradiese her.
(Kleine Pause.)
Ich fühle es, bald werde ich
Von hinnen geh'n. Drum möchte ich,
Mein Joseph! deine Söhne doch
Vor meinem Tod umarmen noch.

Hört man nicht den Leierkasten zu diesem Gesalbader? Die Bühne und die dramatische Poesie haben von diesen Lazarethmixturen nichts zu fürchten, denn sie nehmen sie kaum auf die Lippe; aber das Gemüth der Kinder, denen man solche Latwergen zur Erholung eingeben wollte, würde daran erkranken und die Frische des Lebens verlieren. Der „Aegyptische Joseph" von Stützle ist ein Beitrag zur neuesten Jugendverdunzung und nur darum würdigten wir ihn in d. Bl. eines kurzen Wortes; die Wölfe in Schafskleidern schleichen jetzt aller Orten umher und so muß man sie auf den Pelz klopfen, wo immer man sie findet.

10. Penelope. Schauspiel von Reinald Reimar. Hamburg, Otto Meißner. 1854. Gr. 12. 15 Ngr.

Wir haben Reimar's „Kriemhildens Rache" in Nr. 52 d. Bl. f. 1854 loben dürfen und so ist es uns um so unwillkommener, des Dichters neuestes Drama „Penelope" tadeln zu müssen. Im Einzelnen hat zwar auch diese Dichtung manches Schöne, allein dramatisches Leben vermißt man darin durchaus. Der Autor ist dem vorwiegend epischen Charakter seines Stoffs zum Opfer gefallen und referirt nur in dialogischer Form, was wir bereits wissen und was wir in Homer's Gesängen als unnachahmliches Meisterwerk verehren, sodaß die Erinnerung an dieses das Pygmäenthum des Reimar'schen Dramas recht scharf und hell beleuchtet. Um sich vor der unwürdigen Stellung eines bloßen Referenten zu sichern, hat der Dichter zwar die Motive der Handlungen und die Stimmungen tiefer anzulegen und auszuführen versucht, aber damit ist er ganz lyrisch geworden und hemmt die so schon sehr wenig bewegte Handlung noch mehr, ganz davon abgesehen, daß mit dieser Verinnerlichung ein modernes, den Sitten jener Tage durchaus fernes moralisirendes Wesen in das Drama gekommen ist, welches dasselbe fast ungenießbar macht und eine sehr unerquickliche Langweiligkeit über das Ganze ausgießt. Die gesammte Dichtung ist aus lauter Worten und nichts als Worten zusammengesetzt und die Handlungen sind eben da, weil sie in der „Odyssee" so erzählt werden, nicht weil sie sich so mit innerer Nothwendigkeit aus dem Conflict der dramatischen Charaktere ergeben. Deshalb macht die Arbeit durchweg den Eindruck einer sehr jugendlichen Studie, einer unreifen Studentenphantasie, die jedenfalls im Pulte besser aufgehoben wäre als auf dem öffentlichen Büchermarkte. Und überhaupt — man kann es nicht genug wiederholen — warum denn so entlegene, so durchaus fremde Stoffe, die nur mittelbar, nicht unmittelbar, nicht als lebendige Gestalt noch Beziehung zum gegenwärtigen, aus lauter Gelehrten und mit den antiken Zuständen Bekannten nun einmal nicht zusammengesetzten Publicum haben, warum Zustände, Zeiten, Menschen zur dramatischen Gestaltung wählen, die uns wie Marmorbilder anschauen, von welchen wir indirect unendlich viel lernen, an welchen wir uns mittelbar mächtig emporbilden können, deren Blut aber nicht mehr lebendig in unsern Adern rollt, die uns zwar viel bedeuten, aber doch nichts mehr sind? Die Zeit, wo der dramatische Dichter nur für gelehrte Kreise schrieb, die Zeit der Bücherdramatik, die Zeit der vornehmgelahrten Isolirung ist Gottlob überwunden; jetzt gilt es — wir sprechen es unumwunden aus — für das Publicum, wie es als Ganzes in seiner höhern Bedeutung sich ausdrückt, für die lebendige Welt um uns her zu dichten und zu schaffen. Je näher der dramatische Stoff bis zu einer gewissen Linie dem Verständnisse und dem Leben der Zeit liegt, in welcher der Poet mitringt und mitarbeitet, desto sicherer ist der Erfolg, desto tiefer und nachhaltiger die Wirkung, desto handlicher und praktischer geht dem Dichter Stoff und Arbeit vonstatten, denn er schafft aus sich und zugleich aus dem Leben und für das Leben, und unsere modernen Dramatiker sind doch wahrlich nicht solche Riesen, daß sie die aus dem Stoffe selbst ihnen zuströmenden Hülfskräfte von sich weisen dürften. Gerade in der praktischen Benutzung solcher günstigen Momente bekundet sich die Klugheit des künstlerischen Arbeiters und ihr gefolgt zu sein hat bekanntlich noch Niemand gereut.

11. Die Barrikadenbraut. Zeitgemälde in fünf Acten von Xavier Amiet. Basel, Schabelitz. 1853. 8. 20 Ngr.

12. Der Dorfmagnat. Schweizerisches Sittengemälde aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in vier Acten. Von Xavier Amiet. Basel, Schabelitz. 1853. 8. 20 Ngr.

Diese beiden Opera haben sich kein eigentliches Kunstziel gesteckt; der Verfasser, ein schweizerischer Gewerbsmann, sagt in der Vorrede zum zweiten Werkchen ausdrücklich, daß er nichts Anderes damit bezwecke als Belebung des republikanischen Geistes in seinem Vaterlande, und die „Barrikadenbraut" läßt er von einem ungenannten deutschen Verbannten durch eine fulminante Rede zum Besten der socialen Republik einführen. Das Lob der Partei wird ihm für diesen Coup nicht fehlen, wir unsererseits können darin nur einen tendenziösen Misbrauch der dramatischen Poesie und eine subjective Verzerrung derselben erblicken, und man begegnet denn auch in der ersten Arbeit dem ganzen Phrasenvorrathe der demokratischen Quintanerbank, einer gezwungenen, mit den Haaren herbeigezogenen Handlung und Gestalten, die ohne alles wirklich individuelle, geschweige denn dramatische Leben wie die bunten Holzpuppen einer Jahrmarktsbude aufgestapelt sind. Dennoch ist der Autor nicht ohne dramatisches Talent; das beweist er durch seinen „Dorfmagnat", der überhaupt gegen die „Barrikadenbraut" entschieden im Vortheile steht und für welchen den Dichter seine Localkenntniß und das Anheimeln der geschilderten Zustände wesentlich begünstigten. Wenn auch die Handlung noch ohne eigentlichen dramatischen Gang und Gehalt ist, so tragen die Charaktere ein entschieden individuelles Gepräge und mehre Scenen treten lebendig und kräftig hervor. Der Verfasser hat ohne Zweifel ein offenes Auge und eine glückliche Gabe, die menschlichen Schwächen abzulauern und dramatisch zu verlebendigen, sodaß ihm später vielleicht gute Localpossen gelingen dürften; nur hüte er sich vor dem Crassen und folge dem weisen „nonum prematur in annum".

13. Barbara Uttmann. Ein historisch-dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von G. Müller. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1852. 8. 20 Ngr.

Diese gewiß sehr wohlgemeinte Arbeit, welche die erzgebirgische Spitzenklöpplerin Barbara Uttmann dramatisch verherrlichen will, trägt zu sehr das Ansehen eines Schülerexercitiums und zeigt so gar keine Spuren gestaltender Kraft, daß wir uns außer Stande sehen, den Verfasser zu weitern dramatischen Versuchen zu ermuthigen.

14. Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Acten und in Versen. Nach dem Russischen des Gribojedow metrisch übertragen von Bertram. Der Bühne gegenüber als Manuscript zu betrachten. Leipzig, Brockhaus. 1853. 24 Ngr.

Wenn dies Gribojedow'sche Stück von den gebildeten Russen wirklich als Musterschauspiel der moskowitischen Li

ratur verehrt wird, so beweist das sehr augenscheinlich, daß dieselbe auch heute noch keine Idee von eigentlicher dramatischer Behandlung hat und, unerachtet schon seit lange die Meisterwerke Frankreichs (und auch diejenigen Deutschlands, namentlich die Schiller'schen) ihr eingeimpft worden sind, dennoch zu keiner einigermaßen stichhaltigen dramatischen Gestaltung sich durchzuarbeiten im Stande gewesen ist. Ueberhaupt will es scheinen, als ob das slawische Element zu dramatischen Schöpfungen wenig ursprüngliche Begabung besitze: vielleicht daß es in sich selbst zu zerflossen und zerfahren ist, um die kräftige dramatische Concentration auszuhalten, vielleicht daß die sehr geringe Bildungsstufe, auf welcher es sich doch noch immer befindet, die Keime zu dieser vollendetsten Gattung der Poesie noch nicht zu einiger Reife hat gedeihen lassen; genug, ein Drama ist die vorliegende Skizze durchaus nicht, es fehlt alle wahrhafte Handlung und von dramatischer Verarbeitung der streitenden Kräfte zu einer künstlerisch befriedigenden Lösung ist keine Rede. Dennoch war dieser Gribojedow ein Mann von offenbarem Talente, an welchem die russische Literatur in der That eine große Hoffnung verloren hat; denn wenn auch die einzelnen Charaktere seines Schauspiels etwas craß und grell hingeworfen sind, so documentiren sie doch viel Schärfe der Individualisirung, ein freies menschenkennerisches Urtheil, eine edle sittliche Richtung und eine geistvolle, obschon nicht gerade poetische Behandlung. Inwieweit dem Uebersetzer die Uebertragung seines Originals gelungen ist, vermögen wir wegen Unkenntniß der russischen Sprache nicht zu beurtheilen; doch hat er offenbar auf Ausdruck und Form viel Fleiß verwandt. Wenn wir auch seine Analyse des Gribojedow'schen Stücks für ziemlich überflüssig halten, so bringt er doch darin wie in seinen „Bemerkungen" manche schätzbare Andeutung und erwirbt sich das Verdienst, auch in den düstern, verfinsterten Höhlen moskowitischer Despotie die Arbeit des nach Freiheit und Licht ringenden Menschengeistes erkennen zu lassen. Und eine solche Arbeit ist dieses Schauspiel allerdings. Mag Gribojedow, durch seine Verbannung nach Grusien und das ihm seitens der vornehmen Clique angethane Ungemach aufs äußerste erbittert, diese seine gerechte Bitterkeit in seiner Dichtung laut ausgeströmt haben, es quillt uns doch eine feste und unleugbare Wahrheit in der Schilderung jener moskowitischen Zustände entgegen, zu denen sich heute noch und selbst im lieben Vaterlande der Parallelen nicht eben wenige bieten; man erkennt sehr bald in dem Helden des Stücks nicht sowol den Autor selbst als vielmehr jene edeln patriotischen und reformatorischen Geister, die, über ihrer Zeit und Nation stehend, von dieser selbst, für welche sie arbeiten und leiden, zu Tode gehetzt werden. Darum ist das Stück seiner Wirkung nach fast ein Trauerspiel zu nennen, und nicht blos das Schicksal Rußlands läßt sich aus diesem Werke des zu früh von Meuchelhand in Teheran gefallenen Dichters herauslesen. Man wird diese Dichtung nicht ohne vielfache historische, literarische und menschliche Anregung aus der Hand legen und wird in künstlerischer Beziehung manchen schönen und feinen Zug, manche frappante Schilderung und Charakterisirung zu beachten haben.

15. Die drei Halsbänder. Eine Gruppe „Vieux Saxe". Von Bertram. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 8 Ngr.

Der Uebersetzer des Gribojedow'schen Stücks erweist sich in diesen „Drei Halsbändern" auch als gewandter und anmuthiger Autor im Fache des Conversationsstücks. General Tredern und Kammerherr Tredern, Vater und Sohn, machen beide der reizenden Witwe, Karoline von Waldau, die Cour, aber keiner für sich, sondern jeder für den Andern; denn der Sohn wünscht eine Andere zu heirathen, möchte aber seinen verwitweten Vater erst wieder beweibt wissen, ehe er dessen Haus verläßt, und glaubt, derselbe interessire sich für Frau von Waldau. Der cher père hinwiederum will sich auch sehr gern verheirathen, aber nicht mit Frau von Waldau, sondern mit einer andern Dame seines Herzens, möchte indeß zuvor den Sohn seinerseits durch dessen Verheirathung außer Haus bringen und wirbt für ihn bei Frau von Waldau, welche er von selbigem geliebt wähnt. Frau von Waldau vermeint nun natürlich, beide Herren lieben sie und jeder werbe um sie für sich, während sie selbst ebenfalls einen Andern liebt. Das Geschichtchen löst sich dann so allerliebst und zierlich, wie es sich angesponnen, zur Zufriedenheit Aller und ist durch und durch, was es sein soll, ein heiterer, galanter, geistreicher Scherz, der, gut und rasch gespielt, vortreffliche Wirkung thun muß.

16. Goethe-Tasso. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Karl Arthur Müller. Jena, Doebereiner. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

In diesem Drama wird mit einer um so unglaublichern Taktlosigkeit, als der Autor nicht ohne alles poetische Gefühl zu sein scheint, ein Genius ohne Gleichen gemisbraucht, um einem Haufen matter Verse einen guten Aufnahmepaß im Publicum zu erwirken. Der Verfasser stellt über jene zarten und geheimnißvollen Beziehungen, die zwischen Luise von Weimar und Goethe einst obwalteten, eine schwülstige und affectirte Declamationsübung an, die mit roher Hand den Schleier von einem Mysterium wegreißt, das vor allem für den deutschen Dichter ein heiliges Bild von Sais bleiben sollte, das er selbst in geweihten Stunden andächtig zu betrachten sich wol herausnehmen darf, welches er aber nicht berechtigt ist, vor allen Augen zu profaniren und, wie hier geschehen ist, zu prostituiren. Selbst die genialste Künstlerbegabung würde einen moralischen Frevel begangen haben, wenn sie gerade dies Verhältniß jetzt schon zum Vorwurfe ihrer Arbeit gemacht hätte. Denn noch sind die Gräber zu frisch, unter denen Luise und Goethe ruhen, noch leuchten zu viel Augen, die den Unvergleichlichen selbst gesehen, noch ist er zu leiblich-lebendig unter uns. Hätte doch Müller Gutzkow's „Königsleutnant" und die Vorrede dazu sich recht zu Herzen genommen und darin erkannt, wie selbst eine so geniale Kraft als Gutzkow nur den Knaben Goethe dichterisch zu reproduciren wagt und schon den Jüngling nicht mehr in ihren Schaffungskreis ziehen zu dürfen glaubt und mit Recht glaubt. 19.

Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Luise von Gall. Herausgegeben und eingeleitet von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben in diesen zwei Bänden ein Vermächtniß von Luise von Gall an ihre Zeitgenossen vor uns; ich habe die Ueberzeugung, daß es noch weiter reichen wird. Luise von Gall gehört unzweifelhaft zu den begabtesten deutschen Frauen, deren schriftstellerische Leistungen wir kennen. An Reinheit der Seele, an Natürlichkeit des Gefühls, an Ursprünglichkeit des Urtheils ist Luise von Gall einer Rahel, einer Bettina gleich; aber Rahel's und Bettina's Gedanken machen mir stets den Eindruck, als wären sie in Schmerzen geboren. Nicht so Luise von Gall; in ihr ist nichts excentrisch, vor den rauhesten Stürmen des Lebens, vor den tiefsten Erschütterungen hat ein gütiges Geschick sie bewahrt. Die reinste Unbefangenheit und Natürlichkeit rettete sie sich aus einer Welt voll Unnatur und Mode; ihr Genius schüttelte das Alles von sich; der Obsorge eines edeln Gatten vertraut, entwickelte ihre reine Natur sich zur vollen Schönheit echter Humanität. Luise von Gall ist kein Meteor, sie ist ein Stern.

Luise von Gall hatte eine reiche Productionskraft: die große Mannichfaltigkeit ihrer Schöpfungen bezeugt das, und das Schaffen war ihr nicht eine Mühe, es war ihr leicht wie ein Spiel; diesen Eindruck machen alle ihre Arbeiten. Ihre

Schriften tragen den Charakter der Modernität, aber nie und nirgends huldigt unsere Dichterin dem Schein, niemals ist sie oberflächlich, niemals kokettirt sie mit Gefühl oder mit Phrasen, Schimmer ohne echte Farbe gilt ihr nichts; die Modernität ist bei Luise von Gall mehr nur eine Form, das Wesen bleibt frei unter dieser Verhüllung; Liebe, Treue, Religiosität, Ehre, Aeltern- und Kindesliebe gelten bei ihr in der Worte ältester Bedeutung. Mit richtigem Takt wählt sie jenen extravagant-modernen Stil nur in solchen Situationen, welche das hypermoderne Leben darstellen.

Für jedes epische so gut wie für jedes dramatische Werk ist es ein Haupterfoderniß, daß die Personen, die darin handeln und leiden, einer bestimmten Nationalität angehören; dies Erfoderniß gilt noch heute, obwol der Unterschied der Nationalitäten, namentlich in den höhern Ständen, sich immer mehr verwischt, sowie auch die Kleidertracht, die nobeln Passionen, die eleganten Gewohnheiten von einem Land ins andere hinüberverpflanzt werden. Für den ordinären Erzählungsfabrikanten genügt es, wenn er den Engländer steif und stolz, den Franzosen galant, den Italiener schwarzäugig und mit dem Dolch bewaffnet, den Deutschen aber in denjenigen Eigenschaften darstellt, von denen er sich vorstellt, daß sie auf den Leser den größten Eindruck machen werden. Luise von Gall hat einen vorzüglich tiefen Blick für die charakteristischen Verschiedenheiten der Nationalitäten; selbst die Nebenpersonen in ihren Novellen und Erzählungen, wenn sie außerdeutschen Nationen angehören, sind niemals blos Costümbilder, sondern es sind lebende Individuen. Uebrigens aber ist unsere Dichterin durchaus nicht der Ansicht, ein Autor mache seine Sache interessant, wenn er vorzugsweise fremde Nationalitäten schildert; vielmehr ihr Genius hieß sie die viel schwierigere Aufgabe lösen: deutsche Art und deutsches Wesen zu schildern. Das thut denn unsere Dichterin auch, und wahrhaft meisterlich thut sie es; nicht blos den Stammescharakter faßt sie scharf und richtig auf, auch diejenigen Eigenthümlichkeiten, welche nach dem Geschlecht, nach dem gesellschaftlichen Stande, nach dem Lebensberufe in verschiedener Weise zur Erscheinung kommen, das Alles reproducirt sie lebenswahr in ihren Dichtungen.

Man hat es den weiblichen Autoren oftmals zum Vorwurf gemacht, daß ihnen die Anlage und Ausführung männlicher Charaktere nur unvollkommen gelinge. Es ist hier nicht der Raum vergönnt, darüber weitläufiger sich auszusprechen; aber Referent meint die Bemerkung rechtfertigen zu können, daß die meisten Schriftstellerinnen allemal einen männlichen Charakter gut darstellen, und zwar jede allemal denjenigen, welcher ihrer Persönlichkeit gerade am meisten homogen ist. Luise von Gall ist dieser Beschränktheit nicht unterworfen. Der Mann von Gefühl wie der Blasirte, der egoistische Witwer wie der resignirend Liebende, der sich für unwiderstehlich haltende Lion wie der zurückgezogen lebende Gelehrte und der verhätschelte Poet, alle diese verschiedenen Persönlichkeiten sind in dem obengenannten „Frauenleben" mit einer so natürlichen und ahnungsvollen Wahrheit geschildert, daß sie leben. In der vollständigen gegenseitigen Durchdringung des Aeußern und des Innern, des Gedankens mit der Form, des Wesens mit der Gestalt, darin liegt die poetische Kraft unserer Dichterin.

Diese Novellen und Erzählungen, welche unter der Gesammtbezeichnung „Frauenleben" ein Ganzes bilden, sind keineswegs blos Liebesgeschichten, um einen populären Ansdruck zu brauchen; man könnte sie vielmehr Charaktererzählungen nennen; auch die Liebesgeschichte wird unter der Hand unserer Dichterin Herzensgeschichte. In der Liebesgeschichte oder Herzensgeschichte unterscheidet sich aber Luise von Gall wieder wesentlich von andern Dichterinnen, von George Sand zum Beispiel. Diese führt das Weib in die frappantesten Conflicte; sie stellt das Dämonische, das Fatalistische, das Prädestinirte, das Phantastische im Liebesleben dar; sie enthüllt Gedankenketten, Gefühlscombinationen, elektromagnetische Fäden, sodaß philisterhafte Männer nicht durch genialere Productionen, sondern nur durch das Urtheil sich zu rächen wußten, daß George Sand's Darstellungen unmoralisch seien. Bei George Sand ist es mir oftmals als ein krankhafter Tiefsinn erschienen, wie sie sich in ihr Thema vergräbt; Luise von Gall signalisirt mit gesunder Präcision die Hauptmomente ihrer Erzählung und gewinnt aus Haupt- und Nebenmomenten wie aus der Consequenz ihrer Charaktere allezeit glücklich das richtige Resultat. George Sand kommt langsam, auf Umwegen zum Ziel; Luise Gall trifft mit sicherm Pfeil ins Schwarze. Und doch haben die Schöpfungen beider Frauen in ihrer Wirkung das Gemeinsame, daß sie die Theilnahme absorbiren; George Sand läßt mehr eine melancholische Stimmung zurück, Luise von Gall erhebt den Geist und stärkt seine Schwungkraft zu neuem Flug.

Das obengenannte Werk „Frauenleben" zeichnet sich vor den frühern unserer Dichterin auch dadurch vortheilhaft aus, daß die Darstellung oftmals eine wahrhaft dramatische Lebensfülle und Lebendigkeit annimmt. Luise von Gall hatte ein ganz entschiedenes Talent für das Lustspiel. Referent erinnert sich sehr lebhaft daran, ein Lustspiel unserer Dichterin zu mehren malen auf der stuttgarter Hofbühne gesehen zu haben. Der Titel ist: „Ein schlechtes Gewissen"; der Stoff eignet sich ohne Zweifel besser für die novellistische als für die dramatische Form, allein die Dichterin hatte denselben mit soviel Geschicklichkeit und Gewandtheit behandelt, daß das Stück, auf dem stuttgarter Hoftheater, welches in der Person des Baron von Gall einen kenntnißreichen, geschmackvollen und umsichtigen Intendanten besitzt, vorzüglich gut dargestellt, großen und gerechten Beifall erntete. Luise von Gall würde zweifelsohne, wenn das Schicksal ihr ein längeres Leben vergönnt hätte, im Lustspiel sehr Tüchtiges geleistet haben, man sieht das aus der innern Oekonomie vieler ihrer Erzählungen im „Frauenleben". Ihre Conversation ist überall angemessen, bisweilen aber wahrhaft brillant und erhebt sich zu einem ganz ungewöhnlichen Feuer; die Reden und Gegenreden fallen aufeinander Schlag auf Schlag, eine Pointe fodert die andere heraus, ein Blitz überstrahlt den andern; so hinreißend, lebhaft und stachelnd wird diese Conversation oftmals, daß der Leser sich gewaltsam zurückgehalten fühlt, daß er nicht auch seine Brandraketen mitten hineinwerfen darf; aber auch die im höhern Sinne des Worts ernste Conversation ist ausgezeichnet durch Scharfsinn, Bedeutsamkeit und Kernhaftigkeit. Ueberhaupt haben die Darstellungen unserer Dichterin etwas unabweisbar Fesselndes, und meiner Ansicht nach vornehmlich deshalb haben sie es, weil der Leser fühlt, die Verfasserin glaubt, was sie dichtet und sagt. Das ist ein Jammer, ich möchte sagen ein Fluch vieler moderner Schreiber, die sich Schriftsteller und Dichter nennen, daß sie selbst nicht glauben, was sie sagen; wie aber wäre es möglich, daß Jemand Anderer Glauben erregt, wenn er selbst nicht glaubt. Ein echter Dichter ist Seher; was wäre ein Seher, welcher der horchenden Menge nur Worte bieten wollte! Die Generation von heute rühmt sich freilich, daß man jetzt Alles lernen, aus Büchern lernen könne: nicht nur einen Rock zuschneiden und Stiefelwichse fabriciren, auch Verse machen und ein Buch schreiben — Alles will man lernen; Verse machen und ein Buch schreiben, gesetzt, es ließe sich lernen, so ist doch das Wichtigste dabei nicht zu lernen, ich meine der Glaube oder die Ueberzeugung. Den kann kein Schreiber durch Impertinenz der Selbstbespiegelung und durch Unverschämtheit des Sichhervordrängens ersetzen. Wenn man die in diesem „Frauenleben" enthaltenen Novellen und Erzählungen nach der Wirkung, welche sie hervorbringen, specieller bezeichnen will, so müßte man sie anmuthig nennen. Unter anmuthig im ästhetischen Sinne des Worts verstehe ich diejenige Art des Schönen, worin sich eine gewisse Mannichfaltigkeit und Fülle des Lebens offenbart und welche unser Gemüth, das ist die Totalität unsers Geisteslebens, zu leichter und wohlthuender Bewegung erregt. Damit ist keineswegs gesagt, daß in diesem

„Frauenleben" nur Erheiterndes im gewöhnlichen Sinne des Werks enthalten wäre, es ist auch Rührendes, Ernstes, Erschütterndes darin, und was ein seltenes Lob für einen weiblichen Autor genannt werden darf, nie und nirgends stört uns in diesem „Frauenleben" falsche Sentimentalität.

Aus Allem, was Referent im Obigen über Luise von Gall und insonderheit über ihr letztes Werk „Frauenleben" gesagt hat, ergibt sich, daß wir ein Buch von höherm Werth vor uns haben. Allein man würde uns gänzlich misverstehen, wenn man meinen wollte, dieser höhere Werth thue der Popularität des Werks Eintrag, oder dieser höhere Werth setze bei dem Leser eine ganz specielle Art philosophischer oder ästhetischer Bildung, oder eine besondere philosophische und ästhetische Richtung voraus; das ist durchaus nicht der Fall. Der höhere Werth des Werks liegt in allen den Momenten, die wir im Laufe unserer Darstellung angedeutet haben; nicht nur Frauen, auch Männer werden den Werth dieses Buchs zu würdigen wissen, und Wenige werden sich damit begnügen, es nur ein einzelnes mal aus der Leihbibliothek sich holen zu lassen. Nicht selten wird der Vater seiner Tochter, der Gatte seinem Weibe mit diesem Buche ein erwünschtes Geschenk machen. Die Deutschen und namentlich die deutschen Frauen haben noch den Vorzug, daß sie Bücher um ihrer selbst willen lesen; in England lesen die Damen nur, um doch vom Sticken, Malen, Botanisiren und Reiten einmal auszuruhen; die Kreolin liest nur, um eine Art Opium zu nehmen; die Französin braucht Lectüre nur, um über das Gelesene Conversation machen zu können; die Deutsche allein liest mit ganzem Gemüth, und wie ich schon oben sagte, fürs Gemüth ist dies „Frauenleben".

Die Einleitung zu dem in diesen Zeilen so oft genannten Werk ist von Levin Schücking geschrieben. Diese Einleitung gibt ein schönes, freilich nur skizzirtes Bild von der geistigen Eigenthümlichkeit der früh Dahingeschiedenen und Lineamente ihres äußern Lebens, eine werthvolle Zugabe zu dem schönen Buch.

77.

Mittheilungen aus Berlin.

Ende März 1856.

Wie oft habe ich nicht während des letzten Monats le Dieu des bons gens gepriesen, daß ich nicht mehr die Ehre habe, ein Tages- oder politischer Referent zu sein. Denn was hätte ein so grundgutes Ding wie ich zu den Trauerspielen sagen, deren Schauplatz Berlin in der letzten Zeit war und welche die Corruption in den geringern Ständen und die furchtbar jähe Kluft in der höhern Societät so offen zutage gelegt haben? Mögen Andere solche traurige Ereignisse zum Stoff für die Meisterwerke ihres Metiers machen, ich wende mich sofort auf ein harmloseres Gebiet, auf das der Literatur und des Theaters. Indeß spukte es auch hier. Das wundersame und die gesammte literarische Welt skandalisirende Märchen von dem genialen bairischen Dorfschulmeister tauchte auf und Herr von Schorn war entzückt, den Vater des Findelkindes Thumelicus endlich gefunden zu haben. Zum Unglück brachte ein frankfurter Blatt sogar ein „Naturgedicht" von diesem sublimen Bacherl und zerstörte damit vollends den Märtyrernimbus des bairischen Prätendenten, falls das besagte frankfurter Blatt nicht durch diese Veröffentlichung eine willenlose, aber beredte Ironie bezweckte. Kaum fing die Welt an, sich von diesem Schreck ein wenig zu erholen, als sich die dramatische Glorie Laube's von neuem durch die Esserfrage durchräuchert sah. Trotz aller Debatten und literarischen Anzüglichkeiten beiderseits hat sich, unserer Ansicht nach, der eine Theil noch lange nicht weiß gebrannt und der andere nicht ganz populär gemacht. Es muß in der That für die Literatur unerfreulich und für alle Gebildeten unerquicklich sein, unserer bereits misachteten Literatur noch mehr die Hoheit in den Augen des Volks geraubt zu sehen; aber Werther war, wie wir wenigstens meinen — dem Andern schien eine Privaterledigung bis auf Weiteres mehr am Platze zu sein — doch wol vollkommen befugt, sein Recht oder was er für sein Recht hielt, öffentlich in Anspruch zu nehmen.

Die königliche Bühne hatte mit der Aufführung von Hackländer's Possenspiel „Zur Ruhe setzen" kein Glück. Es war eine förmliche Katzenmusik, die ihr die Kritik brachte, eine Flut von den allersublimsten Bosheiten und liebenswürdigen Schmähreden. Die Berliner, welche auf dem Gendarmenmarkt einen durch den französischen Komiker Levasseur eingebürgerten Blödsinn vermutheten, gingen gar nicht hin, um sich „zur Ruhe zu setzen"; denn in die Berliner ist seit Fastnacht eine fürchterliche Aesthetik gefahren! Und dennoch ist des guten Hackländer Stück nicht so schlecht als sein Ruf; es ist, wenn auch nicht neu in den Effecten, doch unterhaltend und einzelne Scenen, wie z. B. der Kaffeeklatsch der Frauen, meisterhaft. Aber da es einmal eine Posse war, so war die Hofbühne von Seiten unserer ritterlich-ästhetisch-olympischen Kritik nur einer Katzenmusik für werth befunden worden.

Man denke sich nun das Zittern und Zagen der Generalintendanz, als sie das Brachvogel'sche Trauerspiel „Narciß" annoncirte. Seit drei Jahren war sie daran gewöhnt, daß ihr fast jede Novität ausgepfiffen wurde oder Fiasco machte; für jede einzelne hatte sie ein Schock freundschaftlicher Grobheiten hinnehmen müssen, und so war sie allmälig in eine vollkommene Resignation verfallen. „Narciß" war überdies ein Trauerspiel und ein Trauerspiel von einem völlig unbekannten Mann.*) Endlich kommt der Tag der Aufführung; die Intendanz schöpft noch ein mal Muth, als Frau Hoppé plötzlich krank und die Darstellung drei Tage hinausgeschoben wird. Vielleicht, dachte sie, nimmt dieser Autor seinen „Narciß" zurück und befreit mich von einem neuen Aerger. Keineswegs, der „Narciß" kommt richtig zur Aufführung und zwar vor demselben naserümpfenden, kalten und spöttischen Novitätenpublicum wie immer. Zitternd lauscht der Generalintendant in seiner kleinen Loge. Was? Man ruft Bravo? Wie? Man applaudirt selbst mit Begeisterung? Noch mehr! Man ruft stürmisch nach dem zweiten Act den Autor heraus. Publicum, Schauspieler, Intendant und Lampenputzer sind in der größten Aufregung, und Brachvogel ist in Aller Augen, wenn nicht ein Gott, so doch ein Sonntagskind, der das Unerhörte vollbracht, ein hartherziges Publicum erweicht und nach seinem zweimaligen Anblick lüstern gemacht zu haben. Alles, selbst die Seelen der Kritiker, schwelgten in lange nicht mehr gekanntem Entzücken, und nur spöttisch und ergrimmt lächelnd soll Frau Hoppé vondannen gegangen sein, man weiß nicht weshalb. Es bedarf gar keiner Erwähnung, daß „Narciß" ein vortreffliches Stück ist, eine mit vielem Geist erfundene, menschlich wahr durchgeführte und von poetischem Hauch beseelte Arbeit, deren Mängel nur die seltenen Vorzüge dieses talentvollen Products erhöhen. Doch füge ich eine Skizze des dramatischen Sujets bei: Narciß ist, nach Diderot, Rameau's, des großen Tonkünstlers, Neffe. Die Flucht eines jungen geliebten Weibes hat ihn träumerisch und zugleich verbittert gegen die Gesellschaft gemacht, welche unter dem Régime der Marquise von Pompa-

*) A. E. Brachvogel hat schon im Jahre 1852 in Breslau eine Tragödie „Aham, der Arzt von Granada" drucken lassen, welche in Nr. 13 d. Bl. f. 1853 in einer längern Besprechung „eine echte Perle deutscher Dichtung" genannt wurde. Außerdem hat Brachvogel noch die Dramen „Ali und Sirrah" und „Jean Favart" geschrieben, von welchen das letztere vor fünf Jahren auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung kam, aber, wie Robert Giseke nach eigenem Anschauen in seiner „Novellenzeitung" bemerkt, nicht dauernd ansprechen konnte, weil es zu craß und in den Tendenzen zu barock war. Nach der „Feuerspritze" bekleidete Emil Brachvogel vor längerer Zeit die Stelle eines Theatersecretärs bei Director Engel, solange dieser Besitzer des Kroll'schen Etablissements war, und ist später im Wolff'schen Telegraphenbureau beschäftigt gewesen. D. Red.

dour frivol und genußsüchtig bis ins Mark hinein ist. Narciß, vereinsamt in dieser Gesellschaft und interessant durch seinen Liebesschmerz, ist nun zugleich ein Spielball in den Händen der Hofintriguants, mit dessen Hülfe sie die Pompadour stürzen. Die Pointe des Stücks liegt nun in jener prächtigen Scene, wo Narciß in der gestürzten Maitresse seine seit 20 Jahren beweinte und noch immer heißgeliebte Frau wiedererkennt.

Ferdinand Stolte hat mit seinen Vorlesungen seiner dramatischen Dichtung „Faust" bei der berliner Kritik einen succès d'estime erreicht. Stolte's „Faust" ist in der That wenig ausgezeichnet durch neue Gedanken, aber mit Glück an die von Goethe gegebenen angeknüpft. Der verehrte Herr wird es mir vergeben, wenn ich auch die einzelnen originalen Gedanken, die er durch das Auftreten des „ewigen Juden" producirt, bereits anderswo gefunden zu haben glaube und zwar in dem 1833 erschienenen „Mystère Ahasvérus" von Edgar Quinet, beiläufig gesagt, einem der vorzüglichsten Denker Frankreichs, dem man schon Gedanken ablauschen kann. Ahasverus ist dort wie bei Stolte als das Leben, die Menschheit und der ewige Proletarier, irrend und ohne eine andere als christlich-pantheistische Hoffnung geschildert. Trotzdem ist Stolte's „Faust" eins der fleißigsten und anerkennenswerthesten Dichtwerke über ein durch Goethe sehr schwierig gemachtes Sujet.

Ein neues verdienstvolles Werk bietet die berliner Literatur in der Uebersetzung des Euripides von Franz Fritze dar, von dem als erstes Heft „Hecuba" in ungemein schöner Uebertragung bereits erschienen ist und „Andromache" demnächst folgen wird. Der Uebersetzer, Geheimrath Fritze, Director des Bureau vom Herrenhause, ist auch eine der edelsten und dabei originellsten Naturen, die es geben kann. Grieche durch und durch und ein Classiker wie der französische Professor Nisard, hat man keinen Begriff von dem hohen Fleiß dieses Mannes, um den es für die schöne Literatur schade ist, daß er nicht ausschließlich sich mit ihr beschäftigen kann. Ehe Fritze z. B. seinen „Hippolyt" übersetzte, übte er fünf Jahre weiter nichts als das dazu nothwendige Versmaß, sodaß er zuletzt fast nur in Versen sprach; nur lebend und webend für seine Griechen entzückt er sich Tag und Nacht durch sie, liest sie beim Mittagessen, über dessen profanen Charakter er sich vollständig hinwegsetzt, ja studirt, das Buch in der Hand, indem er seiner Gesundheit wegen in seinem Garten Schlittschuhe läuft. Das ist in der That wol ein herrlicher Geist und kein Wunder, daß seine Uebertragung des Sophokles und Euripides fast die Lectüre des griechischen Originals entbehrlich macht.

Kaum weht von Paris her ein aromatischer Friedensduft und hat der kleine Junge von Paris den Krieg todtgeschrien, so wachsen augenblicklich in Berlin drei Zeitungen empor, die alle drei nach Abonnenten schreien — ein so natürliches Verlangen, daß ich dessen eigentlich gar nicht hätte erwähnen sollen. Die vornehmste unter diesen scheint das neue, von Max Schasler redigirte Kunstblatt „Die Dioskuren", zu sein, welches die edle Tendenz haben will, als eine Zeitschrift für Kunst und künstlerisches Leben den Zwiespalt zwischen dem Kunstwesen und Kunstschaffen zu lösen. Eine zweite und durch ihren Herausgeber merkwürdige ist die „Sonntagszeitung", von Theodor Held redigirt, dem Held des Jahres 1848, der, wie seine Zeitung sagt, alle Politik abgeschworen und von seinen Träumen geheilt das Sonntagspublicum lediglich mit gemeinnützigen Berichten unterhalten will. Die dritte Zeitung ist eine französische, von Fürstenhaupt herausgegebene: „Le messager de Berlin", welche nach Art von Galignani's „Messenger" nur Artikel aus den Zeitungen reproducirt, um, wie er sagt, die Deutschen mit den Hauptstimmen der französischen Presse und die Franzosen mit denen der deutschen Journalistik zu versorgen.

Eduard Schmidt.

Notizen.

Deutsche Literatur in England und Frankreich.

Das londoner „Athenaeum" hat in jüngster Zeit auch die Pröhle'sche Biographie Jahn's besprochen. Der Berichterstatter bemerkt, Jahn's Leben sei ein so reiches und absonderliches gewesen, daß es einen prächtigen Stoff für „Life and times" abgeben könnte, Pröhle habe jedoch nur Materialien fleißig zusammengetragen, aber sie nicht so verarbeitet, daß sich der Belehrung auch die Unterhaltung geselle. In Nr. 1483 wird sogar der „Fechterfrage" und des Mysteriums der Autorschaft „of the celebrated German tragedy «The Gladiator of Ravenna»" Erwähnung gethan. Laube's Erwiderung auf die münchener Bezüchtigungen hat den Beifall des Berichterstatters nicht: „Dr. Laube, as was to be expected, has replied to this accusation; but, as it appears to us, with lame and feeble arguments." — Hackländer's Roman „Europäisches Sklavenleben" ist unter dem Titel „Clara, or slave life in Europe" ins Englische übersetzt worden, ja er hat sogar die Ehre gehabt, daß der gefeierte Historiker Sir Archibald Alison dazu eine Einleitung geschrieben hat. Das „Athenaeum" glaubt zum Zweck der Unterhaltung „Clara" wol jedem Romanleser in jedem Lande empfehlen zu dürfen, meint aber, daß als Sittengemälde der Roman den Werth nicht habe, welchen der Name des gravitätischen schottischen Barons für ihn in Anspruch nehme. Alison gibt übrigens in seiner Einleitung als Zweck des Romans an: nachzuweisen, daß die conventionellen Fesseln des civilisirten Lebens sogar noch drückender seien als die rauhen Fesseln des Negers, und daß viele weiße Sklaven in manchen Dingen das Loos Onkel Tom's zu beneiden Ursache hätten. — Je seltener deutsche Schriften politischen Inhalts in fremde Sprachen übergehen, umsomehr verdient vielleicht erwähnt zu werden, daß G. Diezel's letzte Schrift unter dem Titel „The formation of a national party in Germany" von Frederika Rowan ins Englische übersetzt worden ist. — Hatten wir erst jüngst Gelegenheit, eine neue englische Bearbeitung ausgewählter deutscher Gedichte von dem Nordamerikaner Charles T. Brooks in d. Bl. anzuführen, so haben wir heute das Vergnügen, auch eine französische Chrestomathie deutscher Gedichte zu erwähnen, die unter dem Titel erschien: „Bouquet de Lieder, traduit des poëtes de l'Allemagne contemporaine, par Paul de Lacour." Freilich geschieht diese Erwähnung nur mit halbem Vergnügen, denn nach der „Revue de Paris" ist die Wahl ohne Geschmack getroffen und die Uebersetzung so mangelhaft, daß die arme deutsche Poesie „à force de lavages et de paraphrases reste décolorée et toute déteinte". Warum sich Lacour nicht damit begnügt habe (fragt der Berichterstatter, L. Laurent Pichat), eine treffliche prosaische Bearbeitung zu veranstalten, wie die des Robert Burns von Léon de Wailly sei? Vergebens suche man bei Lacour nach der tiefen Melancholie im „Schloß Boncourt" von Chamisso, nach der wilden Einfachheit im „Blinden König" von Uhland, nach den phantastischen Rebeln in der „Nächtlichen Heerschau" von Zedlitz, nach dem düstern Feuer in „Lützow's wilder Jagd" von Körner. Diese berühmten Gesänge seien bei Lacour um alle Originalität gekommen. In einem Gedichte Platen's seien (für das jetzige kaiserliche Frankreich bezeichnend genug!) mehre Verszeilen weggelassen worden, welche einen Kaiser, der der Henker seines Volks gewesen, in etwas kräftiger Weise geißelten. Von allen Gedichten sei nur Herwegh's „Reiterlied" gut übersetzt. Als Probe dieser Uebersetzung theilen wir hier die erste und dritte Strophe mit:

L'épaisse nuit enfin nous quitte,
Nous trottons fort, nous trottons vite,
Nous trottons pour périr.
Que du matin la bise est aigre!
Hôtesse, encore un verre, allègre,
Puis mourir, puis mourir.

— — — — — —

Vite un second, et sans histoire:
A la liberté, je veux boire
Ce trait plein d'avenir.
Pour ce rubis, j'en fais la signe
Au saint empire germanique,
Puis mourir, puis mourir.

Heinrich Heine.

Heinrich Heine's Tod hat in englischen und französischen Blättern, welche letztere ihn immer noch mit Vorliebe „le plus français de tous les Allemands" zu nennen pflegen, viel geringere Beachtung gefunden, als man erwarten durfte. Die [illegible]sten begnügten sich mit einer kurzen Notiz. Das londoner „Athenaeum" bemerkte dabei: „Man darf wol sagen — und wir glauben nicht befürchten zu dürfen, auf vielen Widerspruch zu stoßen —, daß Heine dahingegangen ist, ohne von seinen bemerkenswerthen Gaben den rechten Gebrauch gemacht zu haben. Sein Reichthum an Phantasie, Zartheit und Gedankenfülle wurde beeinträchtigt durch einen Zug von Sarkasmus, der Niemand verschonte, und durch eine Spottlust, die nichts respectirte. Trotz aller Grazie in seinen kleinern Gedichten und trotz allem Glanz seiner Prosa werden beide nur in jenem Vorhofe des Ruhmestempels sozusagen fortleben, über den [illegible], der nicht Treue und Glauben hat, hinausgelangen [illegible], noch hinausgelangen darf." In einer spätern Nummer wird dann noch des witzigen „table-talk" oder besser „bed-talk" Heine's gedacht; auch werden dabei einige Heine'sche Bonmots über zeitgenössische Dichter, welche Kertbeny mitgetheilt hat, angeführt, darunter eine Bemerkung über Herwegh, von welchem Heine sagte, er lache niemals, und solch ein sauertöpfisches Gesicht sei bei einem Poeten immer ein schlimmes Zeichen; es verrathe sich darin die Einseitigkeit und die Beschränktheit seiner Ansichten im Allgemeinen. Von Kertbeny [illegible]en wir übrigens noch jüngst einen Aufsatz in der „Ostdeutschen Post" (Nr. 74) unter der Ueberschrift „Heine in der ungarischen Literatur", worin behauptet wird, daß gerade die demokratischen Dichter Heine und Béranger, mit Ausschluß der frivolen Tendenzen des Erstern, in Ungarn zu großem Einfluß gelangt seien, wogegen Byron, der in Rußland einen so bedeutenden Einfluß gewonnen, fast kaum in Ungarn bekannt [illegible]. Einzelne Lieder Heine's seien ins Ungarische am besten [illegible] Pap Endre, Kermeyi Trigyes, Szemere Miklos, Dobsa [illegible], Szaß Karoly, Sukei Karoly und Gyulai Pal übersetzt worden. Die Prosa Heine's dagegen kenne man in echt ungarischen Kreisen kaum. Was Heine's Frivolitäten und Cynismen betrifft, so hat er dafür bekanntlich noch in seinem merkwürdigen Testament bei dem „Einen und ewigen Gott", zu dem er sich [illegible] einer bußfertigen Anwandelung noch auf seinem Krankenlager bekannte, Abbitte gethan. Am merkwürdigsten und beachtenswerthesten finden wir in dieser letztwilligen Erklärung das Geständniß: „Ich bedauere, in meinen Werken von heiligen Dingen oft respectlos gesprochen zu haben; aber ich wurde [illegible]bei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen als von dem eigenen Trieb." Es hat immer etwas Bedenkliches für einen Dichter, wenn er dem Zeitgeist, der oft nur das Excrement und die diabolische Caricatur des Geistes der Zeiten ist, seine [illegible] Seele verschreibt. Es war dies bei Heine umsomehr zu bedauern, da in seiner Seele von Hause aus wirklich auch ein kindliches, zartes und pietätvolles Element lag, wie es sich noch in seinem jüngst von mehren Blättern veröffentlichten Gedicht an die durch ihren wohlthätigen Sinn ausgezeichnete Baronin [illegible]. von Rothschild in lieblichster Weise kundgibt.*)

H. M.

*) Soeben bringt auch „The Illustrated London News" das Bildniß Heine's nebst einer gedrängten Charakteristik und Lebensskizze des Dichters, worin Heine unter Anderm der „most reckless and facile of contemporary wits" genannt wird.

Bibliographie.

Alexis, W., Dorothe. Ein Roman aus der Brandenburgischen Geschichte. Drei Theile. Berlin, Barthol. 8. 6 Thlr.

Beste, W., Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherschen Kirche in Biographien und einer Auswahl ihrer Predigten dargestellt. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. à 10 Ngr.

Briefe aus X. über den Schlüssel zum Weltall oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare, wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch beim Publicum. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Evangelium der Natur. 2te durchaus verbesserte, um eine ganze Abtheilung [Zoologie] vermehrte Ausgabe aller bisher erschienenen Bände in einem Band. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Ein Buch für jedes Haus. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Frühlings-Gedanken eines Münchener Kindes. München, Palm. 16. 12 Ngr.

Hackländer, F. W., Namenlose Geschichten. Drei Bände. Neue durchgesehene Auflage. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jahn, G., Neuer Frühling. Brautlieder. 8. 22½ Ngr.

Lau, T., Der Untergang der Hohenstaufen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der inneren Mission. IX. — A. u. d. T.: Das Leben des englischen Staatsmannes und Sklavenfreundes William Wilberforce. Dargestellt von F. Kayser. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 12 Ngr.

Michow, H., Die Urgeschichte des Menschengeschlechts in Betrachtungen über 1 Mose 1—9. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben. 1855. 8. 6 Ngr.

Piderit, K. W., Sophokleische Studien I. Hanau. Gr. 4. 10 Ngr.

Pocci, F., Bauern ABC. München. 8. 12 Ngr.

Prescott, W., Geschichte Philipp's II. Deutsch von J. Scherr. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Schrader, F., Bernhard der Große, Herzog zu Sachsen-Weimar. Nach seinem Leben und Wirken in Verbindung mit Begebenheiten aus den Zeiten des 30jährigen Krieges dargestellt. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vogel, A., Peter Damiani. Ein Vortrag am 19. December 1855 in Jena gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Friede und seine Folgen vom Standpunkte der Nationalökonomie. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Gegen die Errichtung von Zettelbanken. Geschrieben zu Gotha im März 1856. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Möser, A., Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Schauspielers. Begonnen am 25. November 1855, geschlossen am 2. Januar 1856. Ulm, Gebr. Nübling. Lex.-8. 3 Ngr.

Pfeil, L. Gr. v., Mein politisches Treiben im Sommer 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Sendschreiben eines Protestanten an die Protestanten beider Hessen. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Simonides und sein Proceß. Berlin, Bernhardt u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weber, T., Der Materialismus und die christliche Volksschule. Ein Aufruf an das Deutsche Volk und seine Obrigkeiten. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 24. April 1856.

Beiträge zur Geschichte der englischen und deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

1. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil: Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1660—1770. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. Von Feodor Wehl. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In keinem Lande werden so viele Literaturgeschichten geschrieben als in Deutschland. Man weiß sich kaum zu erklären, wo für diese Menge von Literaturgeschichten noch die genügende Zahl von Käufern und Lesern herkommen soll. Daß es aber an Käufern und Lesern nicht fehlt, beweist doch wol der Umstand, daß einige der hervorragendern Werke dieser Gattung, wie die von Gervinus, Vilmar, Koberstein, Bartels, Schäfer, Julian Schmidt u. A., in zwei, drei, vier und mehr Auflagen erschienen sind. Das deutsche Publicum, soweit es gelehrte und literarische Bildung empfangen hat, liest, wie es scheint, lieber Schriften, die über Autoren handeln, als diese Autoren selbst, und es ist sehr die Frage, ob wir uns gerade hierauf als auf einen besondern Vorzug deutscher Bildung etwas zugute thun dürfen, so sehr wir auch unsererseits die oft höchst schätzbaren und fördersamen literarhistorischen Leistungen anerkennen, die wir diesem Bedürfniß verdanken. Bei den andern Nationen scheint das Verhältniß gerade ein umgekehrtes zu sein: man liest bei ihnen mehr die Autoren vergangener Zeit als Dasjenige, was über sie geschrieben wird. Die Franzosen besitzen zwar einige sehr treffliche Literaturgeschichten, aber diese behandeln ihrer Mehrzahl nach nur gewisse Zeitabschnitte, wie selbst Villemain's ausgezeichneter „Cours de littérature française, tableau du 18me siècle", worin, wie Augustin Thierry sagt, die Literaturgeschichte zum ersten male zur ganzen Würde der Sittengeschichte erhoben worden. Ein verdammendes Urtheil gegen die Spätern soll dann in solchen nur bestimmte und begrenzte Perioden der Literatur behandelnden Werken der Ausländer nicht liegen; denn ist einmal die Literaturgeschichte wie bei Villemain zur Sittengeschichte selbst erhoben, so hat die Literatur jeder Periode ihren eigenthümlichen Werth und mit der jeder andern gleiche Berechtigung.

Am meisten ist unter den drei Hauptculturvölkern des modernen Europa bei den Engländern das Fach der Literaturgeschichte vernachlässigt. Außer einigen trockenen Aufzählungen besitzen sie allerdings zahlreiche Monographien und oft höchst vortreffliche Essays über einzelne Autoren, auch wol über ganze Gruppen, wie Thackeray's Schrift über die englischen Humoristen, welche übrigens nicht eigentlich literarhistorischen Charakters, sondern mehr nur eine Aneinanderreihung einzelner Charakteristiken und Genrebilder ist; außerdem nehmen auch die englischen Geschichtschreiber, und zwar ausführlicher und in fruchtbarerm Sinne als gemeinhin die deutschen, fortdauernd Rücksicht auf die literarischen Manifestationen des Zeitalters, dessen politische Geschichte sie behandeln. Aber eine allgemeine Geschichte der englischen Literatur im Sinne der deutschen Literaturgeschichtschreibung besitzen wir von einem Engländer noch nicht.*) Dafür hält

*) Der noch immer gelungenste Versuch hierzu ist Warton's „History of English poetry", welche von 1774—81 in drei Bänden erschien; aber das ohnehin unvollendet gebliebene Werk ist begreiflicherweise, was die Kritik betrifft, veraltet und, was die ältere Literaturperiode anlangt, durch die neuern Forschungen zum Theil unbrauchbar geworden. Die spätern Editoren haben sich, statt das Werk vollständig umzuarbeiten, damit begnügt, mit Anmerkungen nachzuhelfen. Chambers' „Cyclopaedia of English literature" und Craik's „History of literature and learning in England" sind nur für den Handgebrauch, D'Israeli des Aeltern „Amenities of literature" enthalten eben nur dankenswerthe Einzelbeiträge, meist Curiositäten. Für die Kenntniß der ältern Periode ist Hallam's „Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries" von Werth. Von der fünften Auflage dieses Werks ist soeben der dritte Band erschienen, welcher

aber der gebildete Brite mehr als der Deutsche darauf, sich mit den frühern Lieblingen seiner Nation durch Lectüre inniger bekannt zu machen; er kennt seinen Milton, Swift, Shaftesbury, Defoe, Chesterfield, Burke, Young, Richardson, Goldsmith, Fielding, Smollet, Sterne u. A. gewiß viel besser als der Deutsche seinen Hippel, Hamann, Lichtenberg, Justus Möser, Winckelmann, Georg Forster, Klinger, Lenz u. A., ja selbst als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Jean Paul, die beiden Schlegel und Tieck. Wer sich in Deutschland nicht speciell mit literarhistorischen und ästhetischen Studien zu einem bestimmten Zwecke abgibt, begnügt sich in der Regel, ein oder das andere Hauptwerk der berühmtern Dichter gelesen oder, insofern sie der dramatischen Gattung angehören, auf der Bühne gesehen zu haben, was ja sicherlich das Bequemste ist; im Uebrigen verläßt er sich auf seine Literaturgeschichten und was er sonst zerstreut in Büchern oder Journalen über sie liest, oder gesprächsweise über sie hört; ja dies gilt selbst schon von Goethe und Schiller, wennschon ihre gesammelten Werke in keiner anständigen Hausbibliothek fehlen dürfen. Daher sind auch die in letzter Zeit bei uns so angefochtenen Chrestomathien im Grunde ein wirkliches Bedürfniß in Deutschland (sie würden auch sonst nicht da sein); denn sie sind leider fast noch das einzige Material, woraus der allgemeiner gebildete Deutsche seine frühern verdienstvollen Schriftsteller wenigstens in Auszügen und Einzelproben kennen lernt. Aller kritische Zelotismus hilft in solchen Fällen zu nichts; wären diese Literaturgeschichten und Chrestomathien nicht da, man würde darum die dicken alten Bände doch nicht mehr lesen als jetzt. Nicht jedes Volk besitzt einen so eisernen Kopf wie der Brite, der, koste es was es wolle, sich durch seine sechs Bände „Grandison" oder durch Milton's „Paradise lost" oder „Tristram Shandy", „Tom Jones" und „Peregrine Pickle", vielleicht selbst durch Johnson's großes Wörterbuch hindurcharbeitet. Auch der Brite mag sich dabei oft verzweifelt wenig amüsiren; aber es ist einmal nationale Tradition und diese ist bei ihm zu einer Art von religiösem Cultus geworden. Mit seiner starren Pietät für das Altüberlieferte hängt ja auch wol der ganze Fortgang seiner Staatsmaschine zusammen, die sonst vielleicht schon längst zerbröckelt und zerbrochen wäre.

Zu bedauern bleibt es aber doch, namentlich für uns Ausländer, daß keine Geschichte der englischen Literatur aus englischer Feder existirt, nicht einmal über irgendeinen ausgedehntern Zeitraum derselben, die den Ansprüchen genügt, welche wir Deutsche an solche Werke zu machen gewohnt sind. Diesem Mangel abzuhelfen haben nun fast gleichzeitig zwei Deutsche versucht: Alexander Büchner, der in einem zweibändigen Werke *) das ganze Gebiet englischer Poesie seit Chaucer bis auf die neueste Zeit behandelt hat, und Hermann Hettner, der in seinem obengenannten Buche „im großen Stile der Geschichtschreibung, den Schlosser und Macaulay in unsern Tagen so wirkungsvoll erneuerten" (wie es in der Ankündigung heißt), die so höchst merkwürdige Literaturbewegung Englands von 1660—1770 charakterisirt und pragmatisch entwickelt hat.

Das Hettner'sche Buch ist der erste Theil eines größern Werks: „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", dessen zweiter Theil die Entwickelung der französischen Literatur in diesem Zeitabschnitt und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen darstellen wird. Ueber Plan und Grundidee dieses Werks, welches von so universellem Charakter ist, daß die Idee dazu nur im Kopfe eines deutschen Gelehrten entspringen konnte, sagt der Verfasser in der Einleitung:

Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufällt, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung. Der Gang der Darstellung ergibt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes.

Wenn der Verfasser die englische Literatur als den Ausgangspunkt der gesammten neuern Literatur überhaupt betrachtet und die Darstellung der letztern mit der Darstellung der erstern einleitet, so hat er darin vollkommen Recht. Denn wenn auch später in Frankreich Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang abliefen und bereits in Hume, Gibbon und den schottischen Philosophen

---

die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts umfaßt, also eine Periode, die durch die Namen Bacon, Shakspeare, Ben Jonson, Descartes, Cervantes, Grotius und Galilei in erster Reihe glänzt.

*) „Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts" (zwei Bände; Darmstadt 1855). Dieses Werk ist uns nur flüchtig durch die Hände gegangen, auch eignet es sich seiner ganzen Form und Einrichtung nach nicht wol zu einer ausführlichern Besprechung in einem Blatte wie dem unserigen, welches mehr die Aufgabe hat, literarische Erscheinungen in größern Umrissen zu charakterisiren und daraus eben literarischen Unterhaltungsstoff zu ziehen, als, wie dies bei einer Besprechung des Büchner'schen Compendiums nöthig wäre, dem eigentlichen Recensiren und der Detailkritik obzuliegen. Dankenswerth scheinen uns in dem Büchner'schen Werke namentlich die oft sehr zahlreichen Auszüge aus den Werken der englischen Dichter in rhythmischer Uebertragung zu sein. Doch fiel uns bei dem — wir wiederholen ausdrücklich — ziemlich flüchtigen Durchblicken der jedenfalls verdienstlichen Büchner'schen Arbeit eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Vertheilung des Stoffs auf. Während Byron auf einem Raum von etwa 50 Seiten behandelt ist, hat Büchner für Macaulay nur wenige Zeilen und für Carlyle nur eine Seite übrig. In Macaulay's Kritiken vermag Büchner die „ästhetischen Wunderwerke" nicht zu finden, die man daraus gemacht habe; es lasse sich aus ihnen nicht erkennen, ob Macaulay ein ästhetisches System und welches er gebildet oder angenommen habe. Die Bedeutung des durch seine idealen Anschauungen ein so merkwürdige Stellung einnehmenden und als Kenner der deutschen Literatur so verdienstvollen Carlyle ist von Büchner viel zu gering angeschlagen. Carlyle ist damit nicht abgethan, daß man ihn „[illegible]" findet.

die Einwirkung Voltaire's und der französischen Encyklopädisten auf das entschiedenste zutage tritt, wenn noch später die Deutschen im Gebiete der philosophischen Speculation, mochte sie nun als selbständige Wissenschaft auftreten oder sich in die Theologie, in die Geschichtsforschung, in die Sprachwissenschaft, in die Aesthetik und in die Poesie als neu belebendes, die Materie vergeistigendes und durchdringendes Element einsenken, beide Völker überflügelten, so wären diese Leistungen der Franzosen und Deutschen nicht wohl denkbar gewesen, wenn die englischen Aufklärungsideen nicht ihren Weg nach beiden Ländern gefunden hätten. Zwar lassen auch sie sich auf die deutsche Reformation zurückführen, aber das Licht, das diese in Deutschland angezündet hatte, qualmte in Deutschland nur noch und bedurfte eines neuen Zünders von außen. Dabei blieben die Engländer viel praktischer, besonnener und mehr bei der Sache als Deutsche und Franzosen, und wenn man von einem realen Gehalt und dem markirt praktischen Gepräge einer Literatur spricht, so werden wir den Engländern jederzeit den Vorrang zugestehen müssen. Das Theoretisiren und Speculiren blos um des Theoretisirens und Speculirens willen war ihnen immerdar fremd. Daher hat sich auch keine Literatur so consequent, so schrittweise, so ohne alle auffallenden Sprünge und Ueberstürzungen entwickelt, daher ist keine so im Zusammenhange mit den praktischen Postulaten des Lebens, mit den Fortschritten der Sitte und den politischen Institutionen geblieben als die englische. Die deutsche und französische Literatur haben seit 100 Jahren zum Theil heller geleuchtet, aber es waren dann oft nur Feuersbrünste, gegen deren grelle Beleuchtung das Dunkel umher nur um so schneidender abstach. Die Engländer haben daher auch ein Recht, von sich zu rühmen, daß sie eine wahrhafte Volksliteratur, keine für exclusive Classen, keine für bloße Studirte und Gelehrte besitzen, wenn man etwa Byron und seine Schule, die sogenannte satanische, ausnimmt, vielleicht auch Bulwer und Aehnliche, welche dem Raffinement aristokratischer Bildung und Sitte huldigten. Aber diese blasirte Richtung konnte vor dem praktischen Geiste der Engländer nicht bestehen, und so wurde Dickens, der an die alten volksthümlichen Traditionen wieder anknüpfte, der eigentliche Volksschriftsteller des neuern England. An heilsamer, immer rechtzeitig sich geltend machender Reactionskraft gegen schädliche Abirrungen übertrifft das englische Volk jedes andere.

Thatsache ist, daß alle freiern Geistesrichtungen des vorigen Jahrhunderts in Deutschland wie in Frankreich ihren Ausgangspunkt, wenn auch bei weitem nicht ihren End- und Schlußpunkt, in England finden. Ohne die englischen Free thinkers hätte es in Frankreich vielleicht keinen „esprit fort" gegeben, ohne Bolingbroke keinen Voltaire, ohne Locke keinen Kant; ohne Milton und Young keinen Bodmer und Klopstock, ohne Thomson keinen Kleist, überhaupt keinen Landschaftsdichter nach englischem Muster, ohne Swift keinen Rabener und Lichtenberg, ohne Fielding, Smollet und Sterne keinen Hippel und Jean Paul, ohne Gibbon keinen Johannes von Müller, ohne die Percy'sche Balladensammlung keinen Bürger, ohne Hutcheson, Ferguson und Home keine Moral- und Popularphilosophen wie Garve, Abbt u. A. Der unermeßliche Einfluß Shakspeare's selbst auf unsere größten Dichter, wie Lessing, Goethe, Schiller und Tieck, ist bekannte Thatsache; Goethe selbst nannte die Engländer seine Lehrer. Alle diese deutschen Dichter und Schriftsteller würden wol auch ohne das englische Beispiel das Ihrige geleistet haben, aber vielleicht erst nach längern Um- und Abwegen, auf denen sie von ihrer ursprünglichen Kraft doch Manches eingebüßt haben würden. Der bürgerliche Roman und das bürgerliche Drama in Frankreich wie in Deutschland nahmen von Richardson, Goldsmith, Lillo, Cumberland u. A. ihren Anfang. Kant's ästhetische Ansichten fußen auf Edmund Burke, wie die anderer deutscher Aesthetiker auf Shaftesbury, unser Rationalismus und freiere religiöse Richtung auf dem englischen Deismus und den Anregungen der englischen Free thinkers, unser Logenwesen auf der englischen Freimaurerei, unser räsonnirender politischer Journalismus auf dem englischen Zeitungswesen, unsere populäre und literarische Journalistik auf Addison's „Spectator" und dem Steele-Addison'schen „Tatler". Die köstlichste Jugendschrift, den Robinson, verdanken wir dem Engländer Defoe, das Hinübertragen subjectiv melancholischer Stimmungen in die Naturmalerei Macpherson, das Losreißen von dieser ein wenig nebel- und krankhaften Richtung wieder vorzüglich R. Burns. Der große Newton war der eigentliche Schöpfer der neuern Naturwissenschaft, die durch seine Entdeckungen und Berechnungen einen Anstoß nach vorwärts erhielt, wie sie ihn vielleicht später nie wieder erfahren hat, und wenn die neuern Apostel des Materialismus etwa Anspruch auf Originalität erheben, so wollen wir sie daran erinnern, daß schon Hartley und Priestley, wenn auch in weniger roher und anspruchsvoller Form, im Grunde ganz Dasselbe behauptet haben. Die continentale nationalökonomische Literatur führt sich auf A. Smith zurück, selbst wo sie gegen ihn Opposition macht. Was endlich die in neuerer Zeit wieder stärker als je hervortretende elegante, aber zweideutige und egoistisch-frivole, auf bloßen Genuß hinzielende Salonmoral betrifft, so hat auch diese ein Brite, Chesterfield, das Urbild aller Genußmenschen und feinschmeckerischen Diplomaten, wenn auch nicht ins Leben gerufen, doch wol zuerst in eine Art System gebracht. Freilich haben nach Hettner die Engländer auf vielen Gebieten nur geahnt und dunkel gefühlt, was ihre deutschen Nachfolger zur Begriffsklarheit gebracht haben. Indeß möchten wir unsererseits nicht von ihnen sagen, sie hätten nur geahnt und dunkel gefühlt. Das Ahnen und Dunkelfühlen ist durchaus nicht des Briten Art, eher des Deutschen. Klar und präcis zu denken und, was er gedacht, in bestimmten Sätzen auszusprechen, ist gerade ein Vorzug des Briten. Aber wol nimmt er Anstände und Rücksichten, die der speculirende Deutsche nicht kennt; er respectirt eine gewisse Grenze, die er nicht überschreitet. Ist nun die deutsche Literatur im Ganzen

vielleicht eine Art Uebersetzung der englischen Literatur ins Deutsche zu nennen, und zwar bis auf Byron, Walter Scott und Dickens herab, so ist sie doch ohne Zweifel eine sehr freie, selbständige und erweiterte Uebersetzung oder Bearbeitung derselben.

Mit diesen Andeutungen über den unermeßlichen Einfluß, den die englische Literatur auf die continentale und namentlich die deutsche Literatur ausgeübt hat, glauben wir auch auf die große Bedeutung des Hettner'schen Buchs im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben. Es handelt sich darin um die englische Literatur im 18. Jahrhundert, jenem Jahrhundert, von welchem Gutzkow in seinem Bericht über Hettner's Werk (Nr. 26 der diesjährigen „Unterhaltungen am häuslichen Herd") in seiner fein charakterisirenden Weise bemerkt:

Es ist das Zeitalter, wo die Menschheit wie ein nach Blumen suchendes Kind an Abgründen harmlos hinwandelte; die Zeit, wo der Fürst dem Bettler, die Dame dem Mädchen im „Leinwandmieder" sich verschwisterte; die Zeit der liebenswürdigsten Vorurtheilslosigkeit und einer Begründung ihrer Sympathien durch wissenschaftliche Forschung, wie sie auf dem Gebiete der philosophirenden Abstraction in der Geschichte nur ein mal vorgekommen ist, zur Blütezeit des griechischen Lebens, als Anaxagoras, Sokrates und Plato denken und nach den letzten Gründen forschen lehrten. Wir bringen aber auch dem 18. Jahrhundert mehr als irgendeinem andern unsere Huldigung. Es ist die Lieblingsepoche der Dichter von Geist und der Denker von Gesinnung. Kein anderes Zeitalter, mit seinen Heroen von Karl XII. bis Washington, seinen Philosophen von Locke bis Kant, seinen Dichtern von Racine bis Schiller, ist der höhern Bildung, wenn sie unbefangen denkt, und dem Bewußtsein der Masse so werth wie diese mit verhältnißmäßig geringern Mitteln, ja bei aller Gebundenheit an enge, knappe, ja geschmacklose Lebensformen so heroische Zeit. Man hat noch jetzt Phantasien, die nur im Zeitalter Ludwig's XIV. leben, und dem Deutschen ist und bleibt die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts sein classisches Zeitalter. Die Dunkelmänner des 19. Jahrhunderts bieten Alles auf, den Nimbus des 18. erbleichen zu machen. Um so dankenswerther sind die unausgesetzten Anknüpfungen freisinniger Geister an diese ruhmreiche Epoche.

Das deutsche Publicum weiß mit Ausnahme einzelner Kenner, welche die Cultur- und Literaturforschung zu ihrer besondern Aufgabe machen, gerade von dieser so reichhaltigen und bedeutungsvollen englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts im Grunde sehr wenig. Es kennt wol die Namen Milton, Butler, Dryden, Pope, Addison, die Namen der humoristischen Dichter, hat auch wol einzelne ihrer Schriften ganz oder stellenweise oder in gelegentlich sich ihnen bietenden Auszügen gelesen, aber es kennt diese Schriftsteller nicht in ihrer Totalität noch in ihrem historischen Zusammenhange unter sich; es hat auch wol von Shaftesbury, Bolingbroke und Chesterfield etwas gehört, was aber weiß es von der eigentlichen Bedeutung dieser Männer? Congreve, Collins, Toland, Mandeville, Steele, Tindal, Chubb, Lowth, Wood u. A., Männer, die in die englische Literaturbewegung von dieser oder jener Seite kräftig eingriffen oder eine eigentliche Sonderstellung einnahmen, kennt es aber kaum dem Namen nach. Es wird sie aber aus dem Hettner'schen Buche kennen lernen, wenn es will; es wird daraus noch mehr erfahren als bloße Einzelheiten über diese Männer, es wird überraschende Blicke gewinnen in die mancherlei Verirrungen, in die auch das englische Volk, wenigstens in seinen höhern Schichten, zu Zeiten verfallen ist, in einen Strudel wahrhaft empörender Sittenlosigkeit und Frivolität, aber auch in die gesunde Kraft, womit es sich, um populär zu sprechen, wieder aus den Banden des Bösen erlöste; es wird mit einem namentlich dem Deutschen nutzbringenden Gefühle der Bewunderung wahrnehmen, wie die bessern englischen Schriftsteller es als ihre Hauptaufgabe betrachteten, ihrem Volke und Lande nützlich zu werden, der moralischen Verderbniß, wozu vielleicht einzelne ihrer Schriftgenossen das Ihrige beigetragen hatten, reagirend entgegenzustreben, auf Besserung der öffentlichen Zustände und Institutionen mit aller Kraft hinzuarbeiten und die öffentlichen Freiheiten und Gerechtsame, namentlich das öffentliche Gerichtsverfahren und die freie Presse als die Hauptbollwerke gegen alle Eingriffe in das englische Verfassungsleben aufs energischste zu vertheidigen. Das Volk kam aber auch den Männern, die es so wohl mit ihm meinten, aufs bereitwilligste entgegen und aus diesem innigen Wechselverhältniß erklärt sich auch der unermeßliche Einfluß, den das Schriftthum und namentlich die Zeitungspresse in England ausüben. Der bloße Versuch, irgendein misliebiges Journal durch eine Willkürmaßregel zu unterdrücken, würde das englische Volk mehr in Harnisch bringen als der Verlust einer Schlacht oder einer Flotte. Hettner erzählt von dieser Wirksamkeit der Presse aus älterer Zeit folgendes schlagende Beispiel: Für den 9. October 1711 war in Coleshillheath in Warwickshire nach altem Herkommen ein Pferderennen anberaumt; zum Schluß sollte auch ein Eselrennen und ein Wettlauf von Menschen in Fallstricken stattfinden. Da erschien am 18. September ein Blatt des „Spectator" (Nr. 173), welches das Pferderennen guthieß, das Eselrennen und das Rennen in Fallstricken aber als eine abscheuliche Barbarei brandmarkte. Sobald das Blatt in Coleshillheath ankam, wurden sogleich diese im „Spectator" verurtheilten Spiele für immer abgestellt. Man kann sich darauf verlassen, daß es in der Macht der englischen Presse liegt, jeden Misbrauch abzustellen, wenn sie sich ernstlich und einstimmig gegen ihn richtet, und daß, wenn es ihr z. B. eines Tags einfiele, in ihrer Gesammtheit auch die Pferderennen als abscheulich zu verurtheilen, auch diese mit der Zeit abgestellt werden würden. Wenn indeß trotz der Presse Misbräuche und Misstände in England bestehen, so liegt dies daran, daß diese Misbräuche und Misstände noch im Volke selbst wurzeln, daß die Presse sich nur als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet und daß sie daher — von einzelnen „Fühlern" abgesehen — nicht leicht eher auf die Abschaffung solcher Misbräuche dringen wird, als bis sich die Stimmung dafür im Volke ankündigt. Sie wird die öffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären suchen, aber nicht sich herausnehmen

ihr etwas, was ihr noch widerstrebend ist, vorzuschreiben und aufzunöthigen.

Man darf sich dazu Glück wünschen, daß gerade Hermann Hettner sich der Aufgabe bemächtigt hat, den höchst wichtigen Abschnitt der englischen Literatur vom letzten Drittel des 17. bis über die Hälfte des 18. pragmatisch zu behandeln. Hettner ist ein zugleich ästhetisch, politisch und philosophisch gebildeter Kopf von sehr feiner Fühlung. Er ist von freier Gesinnung und dem Fortschritt und der wahren Aufklärung zugethan, aber er ist in Allem maßvoll und besonnen, er nimmt die nöthigen Rücksichten, weil er die Autorität der historischen Entwickelung anerkennt, die sich nicht ungestraft spotten läßt, er schadet der Wahrheit nicht, indem er sie übertreibt. Er spricht nicht als Kathedergelehrter vom Boden einer einseitigen Doctrin aus, und sein Stil ist, nach bestem englischen Muster, klar, praktisch, allgemeinverständlich und leicht, die Schwere oder besser Schwerfälligkeit des Professorenstils ebenso als das gesucht Pointirte und geistreich Phrasenhafte das Belletristenstils vermeidend. Absprechende und gewagte Assertionen finden wir bei ihm nur selten; dahin scheint uns jedoch die Behauptung zu gehören: „In despotischen Ländern hat die menschliche Natur an sich keinen Anspruch, studirt und geschildert zu werden: die niedern Volksschichten, die «Canaille», sind mehr ein Gegenstand der Verachtung als der Wißbegierde.“ Für den Culturhistoriker scheint es uns aber von äußerster Wichtigkeit zu sein, gerade den gedrückten Urwuchs der Menschheit in solchen despotisch regierten Ländern aufs genaueste zu studiren, wie dies z. B. der Freiherr von Haxthausen in Bezug auf die niedern Schichten des russischen Volks, also die russische „Canaille“, mit so großem Erfolg gethan hat. In dieser Stelle oder Phrase (insofern sie nicht ironisch gemeint sein sollte, was aber aus dem ganzen Zusammenhange sich nicht zu ergeben scheint) athmet allerdings noch jener doctrinäre Hochmuth, der von seinem erhabenen Thron so leicht in Gottes Geschöpfen, die keine Collegia gehört haben, nur verächtliche Creaturen erblickt. So haben wir einen berühmten Gelehrten sagen hören: um das Proletariat habe sich ein politischer Kopf gar nicht zu kümmern; das Proletariat sei nur wie jene Millionen von Fischen und Schnecken, welche das Meer alljährlich an den Strand auswerfe, damit sie dort verfaulten und zur Düngung dienten. Kein Wunder, wenn bei solchen Ansichten die Politik der gelehrten Häupter im deutschen Volk auf keine Sympathie und Unterstützung zu rechnen hat. Die englischen Politiker und Staatsmänner, das können wir ihnen versichern, denken in dieser Hinsicht anders, wenn auch eben nur aus Politik. Als das englische Gouvernement, um für einen neuen Bau Platz zu gewinnen, Miene machte, die Marktbude einer Hökerin mit Gewalt zu entfernen, und diese sich einen so unerhörten Eingriff in ihre alten Gerechtsame nicht gefallen lassen wollte, erhob die ganze Presse und das Unterhaus einen Nothschrei, als ob die Regierung die ganze englische Verfassung umzustürzen beabsichtige. Es half nichts, die Regierung mußte sich erst mit der Frau durch eine Entschädigung und die Anweisung eines noch bessern Platzes für ihre Bude gütlich abfinden. Kein Wunder, wenn der englische Plebejer für seine Landesverfassung durch Wasser und Feuer geht und selbst in der traurigsten Lage einen Stolz, einen Unabhängigkeitssinn, ein Mannesgefühl zeigt, die wir bei den deutschen Plebejern nur zu sehr vermissen. Der englische Mann fühlt sich eben nicht als „Schnecke“, die das Meer mit hoher Bewilligung der Staatsbehörden und doctrinären Politiker an den Strand wirft, um hier zu verfaulen und das Land düngen zu helfen.

Die englische Literaturgeschichte Hettner's zeichnet sich vor den Literaturgeschichten, wie sie meist von deutschen Gelehrten geschrieben wurden, auch durch die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen und Gesichtspunkte aus. Naturforschung, Philosophie, Aesthetik, Poesie, Politik sind darin in ziemlich unparteilicher Vertheilung bedacht. Der Journalistik und dem Zeitungswesen, welche in unsern deutschen Literaturgeschichten seltsam genug meist ganz ignorirt oder doch nur beiläufig beachtet werden, ist verdiente Aufmerksamkeit gewidmet, wozu freilich auch kommt, daß dieser Zweig der Literatur in England einen Einfluß behauptet, der sich gar nicht ignoriren läßt. Indeß spielt er auch in Deutschland eine keineswegs so verächtliche Rolle, um von unsern Literargeschichtschreibern in der Weise übersehen und vernachlässigt zu werden, wie dies gewöhnlich geschieht. Auch opfert Hettner den Koryphäen der Literatur die kleinern literarischen Arbeiter nicht in der Art auf, wie dies in deutschen Literaturgeschichten nur zu häufig der Fall ist, und er bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht:

In der Geschichte der allgemeinen Bildung sind nicht immer blos die im höchsten Sinne schöpferischen Genies wichtig, sondern vor allem auch jene leichten und beweglichen Geister, welche die schweren Goldbarren in handliche Münzen umsetzen und sie für den großen Verkehr flüssig und zugänglich machen.

In dieser Hinsicht wie auch in andern Punkten erblicken wir in Hettner's Buche eine Annäherung an die Foderungen, die wir selbst einmal (in einem Artikel über den ersten Band der Gottschall'schen Literaturgeschichte) an die Literargeschichtschreibung gestellt haben, wenn sie, was uns für die Zukunft unerlaßlich scheint, aus der blos kritischen Betrachtung sich zur Bedeutung der Culturgeschichte erheben soll. Doch stimmen wir mit Gutzkow vollkommen überein, wenn dieser in seinem Bericht über die Hettner'sche Schrift bemerkt:

Hettner läßt die Spitzen der Culturgeschichte des damaligen England, soweit sie hervorragen, allerdings die Ziel- und Merkzeichen seiner Eintheilung sein, und dennoch fehlt eine aus dem Wollen und dem wirklichen Zeit- und Volksleben gegriffene Grundirung seines Unternehmens. Es sind vorzugsweise immer wieder nur Namen und Namen, Bücher und Bücher, die er uns vorführt, nicht aber jene Geschmacksrichtungen und Zeitstimmungen, für welche jene Namen und Bücher nur der äußere Ausdruck waren. Diese Rüge trifft nicht blos eine Lücke, die wir entdeckt zu haben glauben, sondern auch eine aus ihr hervorgehende Beurtheilung von Erscheinungen, die oft vielleicht anders zu erklären wären, als es beim Verfasser geschieht.

Allerdings hat das Buch eine culturhistorische Bedeutung, die jedoch mehr nebenbei abfällt, als daß der Verfasser sie besonders im Sinne gehabt hätte. Hier und da führt der Verfasser anekdotenähnliche Züge an, für die man ihm dankbar sein darf, ohne daß sie, gelegentlich empfangen wie gegeben, dem Werke einen culturhistorischen Grundzug sichern könnten. Dahin gehört des Grafen Shaftesbury schneidende Antwort, als Karl II. ihm eines Tags scherzhaft entgegenrief: „Siehe, da kommt der liederlichste unter allen Unterthanen", und der Graf sich tief verneigend erwiderte: „Ja, Sire, unter den Unterthanen", oder die Mittheilung über die liederlichen Lebensläufe der Miß Elisabeth Chudleigh, der Ladies Vane, Petersham, Townshend u. A. Es waren auch die englischen Frauen, welche dem gegen diese Unmoralität in seinen Romanen reagirenden Richardson die meiste Sorge machten. In seinem Lovelace hatte er einen Gentleman der damaligen feinen Welt und, wie er glaubte, in Zügen geschildert, die ganz geeignet seien, die weiblichen Herzen von diesem abscheulichen Wüstling und Mädchenverführer abzuschrecken. Was geschah aber? Die weibliche Welt nahm gerade für dieses interessante Ungeheuer Partei, wie sie noch heutzutage für Don Juan und für Faust — nicht für den Philosophen Faust, sondern für den Verführer Gretchen's — Partei nimmt und es vom Teufel sehr unartig findet, daß er so vielen moralischen Sinn besitzt, beide Frauenverderber zu holen und dadurch unschädlich zu machen. Grandison dagegen, dieser Ausbund aller moralischen Vortrefflichkeit, erschien den Weibern langweilig; mit einem solchen ihrer Tugend ungefährlichen musterhaften Menschen wollten sie nichts zu schaffen haben. Entschieden culturhistorische Bedeutung hat das Capitel über die englische Freimaurerei, obschon man daraus begreiflicherweise nicht viel erfährt, was dem Kenner des Ordens neu sein könnte. Auch aus der Hettner'schen Charakteristik des englischen Lustspiels in seiner verderbtesten Zeit werden dem Leser culturhistorische Momente und zwar der unerfreulichsten Art genug ins Auge springen, wobei wir übrigens die Bemerkung nicht zurückhalten können, daß auch unser modernstes Lustspiel noch weit davon entfernt ist, auf eigentlich sittlicher Grundlage zu ruhen, indem darin vielmehr gerade die Verhältnisse, welche doch die geheiligtsten sein sollten, wie die zwischen Ehegatten, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Oheimen und Neffen, zwischen Matronen und naseweisen jungen Mädchen, noch fortdauernd aufs schnödeste persiflirt und lächerlich gemacht werden. Im Roman sowol als im Lustspiel fand nun zwar in England eine Reaction statt, diese aber führte wieder zum entgegengesetzten Extrem; das Haec fabula docet trat zu einseitig in den Vordergrund; die Moral wurde den Dichtungen nur angeklebt wie die Kleinkindermoral den Fabeln. Aber aus diesen beiden Gegensätzen ging dann wieder das eigentliche englische Charakterlustspiel hervor, jene wol theilweise für uns veralteten, aber doch einen tüchtigen Kern bergenden Lustspiele von Colman, Goldsmith (von diesem namentlich das schalkhafte Lustspiel „She stoops to conquer, or the mistakes of a night", von Schröder unter dem Titel „Irrthum an allen Ecken" für die deutsche Bühne bearbeitet) und besonders Sheridan. Hettner sagt auf Anlaß dieser Lustspiele mit Recht:

Unsere Lustspieldichter werden gut thun, von Zeit zu Zeit einmal zu diesen mit Unrecht vergessenen Stücken zurückzukehren. Gibt es irgendein Mittel, aus der Verflachung der heutigen Intriguenstücke, die die Menschen wie willenlose Schachfiguren zu handhaben pflegen, wieder herauszukommen, so dürfte durch das wachsame Studium dieser durchaus naturwahren und doch unvergleichlich drastischen Stücke noch am leichtesten Genesung zu hoffen sein.

Die jetzige Scribe'sche „Mache" in Deutschland betrachten auch wir als ein durchaus unnationales Element, woher es auch kommt, daß das Ausland, welches doch früher die Stücke Iffland's und Kotzebue's weidlich ausbeutete und zum Theil noch ausbeutet, von unsern modernen Lustspielen gar nichts weiß oder nichts wissen will. Auf diesem Felde können wir es ja doch einmal und für immer den Parisern nicht gleichthun. Jedes Volk hat eben seine eigene Art, und wenn es diese aufgibt, so bringt es sich unter den andern Völkern um Ansehen und Einfluß.

Gegen das Ueberwuchern der als Reaction zwar nothwendigen, aber weichlichen, beschränkten, ja krankhaften Moralitätsrichtung Richardson's bildete der Humor, der jetzt in Fielding's, Goldsmith's, Smollet's und Sterne's Romanen seine schönsten Flitterwochen feierte, ein heilsames und kerngesundes Gegengewicht. Der letzte Rest des old merry England war bedroht, unter den Richardson'schen tugendschwelgerischen Sittensermonen zu erliegen. Daher sagt auch Sterne im „Tristram Shandy" von seinem Yorik sehr treffend:

Yorik hatte, die Wahrheit zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen und Abscheu, nicht zwar gegen die Ernsthaftigkeit als Ernsthaftigkeit, denn er konnte, wenn es darauf ankam, tage- und wochenlang der ernsthafteste Mensch von der Welt sein, sondern gegen die verstellte Ernsthaftigkeit, welche der Unwissenheit und Thorheit zum Deckmantel dient und welche nichts ist als ein abgefeimter Kunstgriff, bei der Welt das Zutrauen zu gewinnen, als ob man mehr Verstand und Einsicht habe, als wirklich der Fall ist.

Es gibt ja in der That genug Individuen, welche ihr hohles Wesen lügnerisch mit eingelernten ernsten und hochtrabenden Redensarten auspolstern, hinter denen nichts steckt als ein Geist ohne Ursprünglichkeit und ein Herz ohne Liebe. Uebrigens hätten wir gewünscht, Hettner hätte diese Humoristen und überhaupt den englischen Humor und seine nationalen, im Volksleben selbst sprudelnden Quellen und Gelegenheitsursachen noch gründlicher charakterisirt und dafür minder bedeutende Erscheinungen der englischen Literatur kürzer abgefertigt. Doch können wir uns nicht versagen, folgende schöne Worte Hettner's hier mitzutheilen:

Für den Werth der humoristischen Dichtung ist mehr als in irgendeiner andern Kunstart die Persönlichkeit des Dichters entscheidend. Das Gemüth des Humoristen muß ein reines und liebenswürdiges Gemüth sein. Warum stehen Aristophanes und Cervantes so unendlich höher als der verbitterte Swift und der witzige, aber verwilderte Heine? Dort spricht selbst in

der ungebundensten Ausgelassenheit die Lieblichkeit eines reinen Herzens, hier nur höhnende Menschenverachtung oder haltloser Leichtsinn.

Dieses liebenswürdige Gemüth findet man sowol bei Fielding als Sterne und vielleicht noch mehr bei dem spätern Dickens, während es bei Hogarth gegen die nicht selten selbst in carikirte Häßlichkeit übergehende erbarmungslose Satire und strafende Gerechtigkeit nicht aufkommen kann. Gegen Swift scheint uns übrigens der Verfasser nicht ganz gerecht zu sein, ebenso gegen Samuel Johnson. In eine Literaturgeschichte gehören Personalbeschreibungen wie folgende wol nicht:

Er (Samuel Johnson) war von riesengroßer Körpergestalt, von häßlichem Ansehen, von ungeschlachten und groben Manieren. Er hatte ein über und über mit Blatternarben bedecktes Gesicht, einen gewaltigen Kropf, ein blinzelndes Auge und litt am Veitstanz; seine Kleidung war unsauber, die Sprache bald murmelnd, bald grunzend; ging er aus, so war ihm nicht wohl, wenn er nicht alle Laternenpfähle berührte, die an der Straße standen. Oft fastete er tage- und wochenlang; brach er aber sein Fasten, so aß und trank er mit einer Gier, daß die Adern auf seiner Stirn strotzten und der Schweiß von seinen Backen rann.

Ein so feiner Mann wie Chesterfield und Bolingbroke war Johnson freilich nicht! Auch daß Hettner Johnson's Roheit und unordentlichen Sinn auf seine „schriftstellerische Lohndienerei“ zurückführt, hätten wir ihm gern erspart, man denkt dabei unwillkürlich an „Lohnlakai“, „Lohnkellner“, „Lohnkutscher“ und ähnliche Zusammensetzungen, und in diese Classe wird Hettner doch den Redacteur des „Rambler“ und „Idler“, den Verfasser des großen Wörterbuchs nicht verwiesen haben wollen. War Samuel Johnson doch derselbe Mann, dessen Haus, wie wir bei Hettner selbst lesen, die Zuflucht und die Freistätte für alle Elenden und Bedürftigen war, den keine Undankbarkeit in seinem Wohlthun irre machen konnte, derselbe Mann, welchen eine in der „Times“ vom 1. November 1855 enthaltene und von Männern wie Hallam, Macaulay, Thackeray, Tennyson, Dickens, Carlyle, D'Israeli u. A. unterzeichnete Adresse wieder seinem Volke und der Welt ins Gedächtniß zurückrief. In dieser Adresse wurde das Ministerium um Bewilligung einer Pension für zwei noch lebende arme Verwandte Johnson's angegangen und dann gesagt:

Samuel Johnson ist ein Schriftsteller, dessen Gleichen wir wahrscheinlich in England sobald nicht wiedersehen werden. Seine Werke und sein Leben hatten etwas Heroisches in sich; sein Werth beschränkte sich nicht blos auf die Literatur. Jenes Wörterbuch, welches auf einem ärmlichen Pult von Tannenholz geschrieben wurde, ist ein stolzes Besitzthum der englischen Nation u. s. w.

Ja das Johnson'sche Wörterbuch wird in dieser Adresse in seiner Art mit der St.-Pauls-Kathedrale verglichen. So denken die ersten literarischen Notabilitäten des jetzigen England von diesem Manne, der von einem deutschen Gelehrten der Lohnschriftstellerei bezichtigt wird! Die Engländer, und unter ihnen selbst Macaulay, lieben zwar auch die Personalbeschreibung und das Anekdotische vielleicht mehr als recht ist, aber niemals lassen sie sich von solchen Äußerlichkeiten bestimmen, darüber die Verdienste und die eigenthümliche Bedeutung des so geschilderten Mannes unter ihrem Werth anzuschlagen. Ganz anders in Deutschland, wo eine Personalbeschreibung wie die oben mitgetheilte Samuel Johnson's hinreicht, einmal und für immer den Porträtirten in den Augen des Publicums mit dem Fluch der Lächerlichkeit zu stempeln. Solche Signalements haben in Deutschland fast die Bedeutung von literarischen Steckbriefen, die den davon Betroffenen in den Augen der Kritik heimatlos machen und ihn bei dem Publicum gewissermaßen polizeilich verdächtigen.

Wenn uns Hettner in seinem verdienstvollen Buche ein Gesammtbild der englischen Literatur im 18. Jahrhundert vorführt, so schildert uns Feodor Wehl in seiner Schrift „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert“ einen Ausschnitt der deutschen Literatur während desselben Jahrhunderts, nämlich den Antheil, welchen Hamburg an der Entwickelung der deutschen Literatur in diesem Zeitraume gehabt hat. Daß dieser ein außerordentlich bedeutender war, steht fest, und man muß es dem Verfasser, der sich durch längern Aufenthalt in Hamburg ganz in die Eigenthümlichkeiten dieser vielfach merkwürdigen Stadt eingelebt hat, Dank wissen, daß er diesen hamburgischen Antheil an der deutschen Literaturentwickelung in seinem Buche besonders behandelt und dadurch einen schätzbaren Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte geliefert hat.

Der Verfasser beginnt mit einer Charakteristik des alten Hamburg und kommt zu dem Schluß, daß die Künste, von der Laune und Caprice keines Potentaten in Abhängigkeit und Dienste genommen, hier mit der Wohlhabenheit eines freien Bürgerthums so ebenmäßig und glücklich zusammengingen, „daß sie sich zu gegenseitigem Vortheil auf das schönste und beste verbinden konnten. Beide Elemente verwoben sich. Der Wohlstand diente der Kunst und die Kunst dem Wohlstande“. Diese Bemerkung ist ganz richtig, wenn der Verfasser, wie dies hier der Fall ist und auch nur sein konnte, ausschließlich die Ton- und Dichtkunst und das Theater im Sinne hatte. Nur wundert es uns, daß Wehl weder in dieser Stelle noch sonst später des ganz auffallenden Mangels der Hamburger an Sinn für die bildenden Künste gedenkt. Für die deutsche bildende Kunst ist Hamburg ein ganz unbeschriebenes Blatt. Trotz ihres Reichthums und ihrer sonstigen Bildung haben die hamburger Kaufleute und Millionäre niemals wie die Patricier Nürnbergs oder Augsburgs — von den Patriciern Venedigs oder der niederländischen Handelsstädte gar nicht zu sprechen — daran gedacht, ihre Privatwohnungen oder Kirchen und öffentlichen Gebäude mit Malereien, Sculpturen und andern Kunstornamenten zu schmücken, und was öffentliche Denkmale betrifft, so steht Hamburg bis auf die neueste Zeit hinter allen großen Städten Deutschlands, selbst Frankfurt, Stuttgart und Leipzig weit zurück. Wir wissen nicht, ob dies in einem ange-

borenen und unverwüstlichen Mangel an Sinn für Farben und Formen oder in einer gewissen Knauserei seinen Grund hat. Die Sympathie für Werke der Poesie und Literatur kostet allerdings unvergleichlich weniger. Indeß hat Hamburg zu Zeiten für das Theater doch ganz und gar nicht geknausert; die Prachtoper stand ehemals nirgends, selbst nicht in Residenzstädten, in Deutschland so in Blüte als in Hamburg, und man erstaunt, wenn man im Wehl'schen Buche liest, daß im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in einer Opernvorstellung eine Decoration, ein Tempel Salomonis, vorkam, die eine Herstellungssumme von nicht weniger als 15,000 Thalern erheischte. Dieser hamburgische Tempel Salomonis ist schon längst in Fetzen zerfallen; wie manche schöne Gemälde, die noch jetzt der Stadt zur Zierde gereichen würden, hätte man aber nicht für dieselbe Summe anschaffen können! In der letzten Zeit ist es in dieser Hinsicht etwas, wenn auch nicht viel besser geworden in Hamburg. Die Anfänge zu einem städtischen Museum z. B. sind gemacht; aber auch sie entsprechen noch nicht im entferntesten der Opulenz und Bedeutung der Stadt. Einige bedeutende Künstler sind allerdings in Hamburg geboren worden, darunter einer vom ersten Range, Andreas Schlüter, der in einer Zeit des allgemeinen Kunstverfalls einzig dasteht und sich durch seine Schöpfungen in Berlin einen unvergänglichen Namen in der Kunstgeschichte gesichert hat, wie denn unter Anderm sein Standbild des Großen Kurfürsten, was Größe der Auffassung und Macht des Eindrucks betrifft, bis auf den heutigen Tag unübertroffen geblieben ist. Dieselben Eigenschaften, im Verein mit geschmackvoller Pracht, zeichnen seine architektonischen Schöpfungen, namentlich den nördlichen Theil des königlichen Schlosses, aus, während seine berühmten Masken sterbender Krieger in ihm einen Künstler erkennen lassen, der selbst in einer Zeit des hohlen und verkropften Pathos sich die Fähigkeit für den wahrsten und tiefsten Ausdruck menschlichen Leidens zu bewahren gewußt hatte. Aber auch Schlüter gehört nur zufällig durch seine Geburt, nicht durch seinen Bildungsgang und sein künstlerisches Wirken der Stadt Hamburg an, die ihren künstlerischen Talenten immer eine Stiefmutter gewesen ist und es noch in unserer Zeit vorgezogen hat, den Bau der Nikolaikirche und des Rathhauses einem englischen statt einheimischen Architekten anzuvertrauen.

Nachdem Wehl auf die berühmten Gelehrten Schuppius und Jungius als die wissenschaftlichen Zierden der Stadt in früherer Zeit hingewiesen und weiter bemerkt hat, daß Otto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, nach Niederlegung seines Bürgermeisteramts in Magdeburg sich in Hamburg ansiedelte, und daß Paul Flemming, der bedeutendste lyrische Dichter des 17. Jahrhunderts, in Hamburg, wo er sich zu verheirathen und häuslich niederzulassen gedachte, im Jahre 1640 noch sehr jung gestorben und in der St.-Katharinenkirche begraben ist, kommt er auf die hamburger Theatergeschichte und namentlich die Oper zu sprechen. Wir erfahren, daß in der Zeit von 1678—1728 in Hamburg nicht weniger als 200 neue Opern gegeben wurden, daß Reinhard Keiser, ein geborener Sachse und von Hasse als einer der größten Tonkünstler geschätzt, in Hamburg allein 116 Opern componirte, und daß der Kapellmeister Telemann, welcher der Ansicht war, daß ein ordentlicher Componist auch den Thorzettel müsse in Musik setzen können, für Hamburg allein 35 Opern setzte, ungerechnet 600 Ouverturen, die er allein bis 1740 (Telemann starb 1767) fertig brachte. Unter ihm und Keiser bildeten sich Matheson, der Reformator der musikalischen Aesthetik, und der große Händel, der dann später für die hamburger Bühne, ehe er mit dem Prinzen Johann Gaston de Medici nach Italien reiste, die Opern „Almira", „Nero", „Florinda" und „Daphne" lieferte. Auch wurde nach Zelter's Behauptung zu Händel's „Messias" schon in Hamburg der erste Grund gelegt. Hasse, der Gatte der berühmten Faustina, von welchem der Engländer Burney damals rühmte, daß er die Stimme immer als das Wesentlichste betrachtet und niemals durch ein „gelehrtes Geschwätz mannichfaltiger Instrumente oder arbeitender Begleitungssätze" unterdrückt habe, war in Bergedorf bei Hamburg geboren. Burney rühmt an ihm ferner, daß er frei gewesen sei von allem Künstlerhochmuth und von keinem Menschen, selbst von seinen Kunstgenossen nicht, Böses gesprochen habe. Hasse muß ein seltener Mensch gewesen sein! Der musikalische Ruhm Hamburgs stand zu der Zeit auf einer solchen Höhe, daß Karl Philipp Emanuel Bach aus der Kapelle Friedrich's des Großen schied, um 1767 nach Hamburg an Telemann's Stelle zu gehen. Unter den Operntextdichtern, die meist dem Lohenstein'schen Geschmack huldigten, zeichneten sich Postel und namentlich Barthold Feind aus, der, wie auch aus den von Wehl mitgetheilten Proben hervorgeht, in einem reinern Geschmack arbeitete. Indeß dünkt es uns, als ob Wehl ihn, wie auch manche andere an sich ganz achtungswerthe literarische Notabilität, z. B. den Kaufmann und Tragödiendichter Behrmann, ein wenig überschätzte, wiewol wir diesen Enthusiasmus, der den Gegenstand seiner Betrachtung auch zum Gegenstand seiner Liebe macht, sehr wohl zu würdigen wissen, namentlich in einer Zeit, wo diese warme Hingabe leider immer seltener wird.

Unter den hervorragenden Männern der folgenden Periode verdient und findet bei Wehl der zu Klausthal im Harze geborene Dichter und Dramaturg Johann Friedrich Löwen vorzugsweise Beachtung, indem er als der entschiedene Vorläufer Lessing's zu betrachten ist, auch Derjenige war, welcher zu der Berufung Lessing's nach Hamburg den ersten Anstoß gab. Seine dramaturgischen Schriften beweisen, wie klar der Mann über die Gebrechen des damaligen Theaterwesens dachte, und sind in einem für jene Zeit wirklich überraschend trefflichen und fließenden Stil geschrieben. Schon Löwen eiferte gegen die Entnationalisirung der deutschen Bühne durch die Ueberschüttung mit „französirend-deutschen" Lustspielen und mit „ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen", auch entwickelte er in Betreff einer zu gründenden Theate

Dichter, sondern die Poesie überhaupt begraben werden. Gegenwärtig ist freilich nicht zu fürchten, daß in Hamburg oder in irgendeiner andern Stadt Deutschlands an dem Todestage einer Schauspielerin, wie das in Hamburg am Sterbetage der Schauspielerin Charlotte Ackermann geschah, selbst die Börse sich in ein Klagehaus verwandeln und statt von Agiogemurmel von Ach- und Wehrufen wiederhallen sollte.

Hermann Marggraff.

Deutsche Taschenbücher für 1856.

Wir hoffen unsern Lesern mit der Einleitung zu unserm Artikel „Deutsche Taschenbücher für 1855" (in Nr. 6 d. Bl. f. 1855) genugsam bewiesen zu haben, daß die Almanache sich nicht mehr jener Bedeutung wie in frühern Zeiten erfreuen; wir werden also in diesem Jahre nur eine kleinere Zahl, nur die wichtigsten besprechen. Während die Volkskalender, gestützt auf die jüngst gewonnenen Resultate der Naturwissenschaften, eine Welt von Keimen unter die Masse schleudern, verschließen die eleganten Taschenbücher ihre goldenen Thore den Anforderungen des Zeitgeistes und beharren in ihrer duftenden schöngeistigen Richtung. Sollte wol auf diesem Felde ein Reformationsversuch unmöglich sein? Die Herausgeber der Almanache mögen diese Frage beherzigen, wenn sie nicht ihre Pfleglinge eines schönen Morgens blassen Todes entschlummern sehen wollen. Es hören zwar nur sehr wenige Menschen gern vom Sterben sprechen, und so dürfte daher auch jenen Herausgebern etwas unheimlich zumuthe werden, wenn man dies Thema anschlägt; nichtsdestoweniger mahnen wir sie laut daran, denn es ist die höchste Zeit, es droht die cholera salonica unter den ihrer Obhut anvertrauten Waisenkindern in Goldschnitt und Rosakleidchen eine entsetzliche Musterung zu halten. Ein guter General hat stets den Feind im Auge, mindestens deckt er sich den Rücken, nicht blos mit einem eleganten Futteral; besagte Herren jedoch verabsäumen das Eine so gut als das Andere und marschiren in den Fußtapfen des alten Schlendrians Jahr für Jahr so ruhig weiter, als hinge der Literaturhimmel voll Geigen. Kann man die erste Violine nicht mehr spielen, so muß man die zweite oder selbst im Nothfalle das Fagott zur Hand nehmen, sonst wird man aus dem Orchester verdrängt. Wir wollen uns erlauben, einige Vorschläge zu machen. Könnten z. B. nicht vornweg, statt jener Galerie gewöhnlich sehr alberner Gesichter, gelungene Stahlstiche interessanter naturwissenschaftlicher Objecte gegeben werden, da doch die zahlreich besuchten, eigens für Damen berechneten populären Vorträge in verschiedenen Städten den Beweis zu liefern scheint, daß den deutschen Frauen in dieser Beziehung keineswegs ein offener, empfänglicher Sinn abzusprechen sei. Dies zöge von selbst eine kleine Reformation im Texte nach sich, und die Almanache, falls sie gesonnen wären, Gutes zu spenden, könnten doch mit ihren gefährlichsten Gegnern, den Volkskalendern, die in der Regel blos schlechte derartige Holzschnitte bringen, ohne Scheu rivalisiren. Freilich müßte die noble Ausstattung sich auch verhältnißmäßig etwas bürgerlicher einrichten. Wir glauben jedoch, daß sich für solche Unternehmungen im Mittelstande mehr Theilnahme äußern dürfte, als derzeit die blasirte feine Welt den Taschenbüchern zu schenken geneigt ist. Historische Skizzen oder die wichtigsten Reiseberichte aus allen Welttheilen könnten Abwechselung in das Ganze bringen. Für Novelletten und Gedichte fände sich schon dort und da ein Plätzchen; denn wir meinen durchaus nicht so rigoristisch zuwerke zu gehen, der Belletristik, woran Frauen stets Geschmack gefunden haben, den Eingang mit dreifachem Riegel zu verschließen. Der Einfluß, unter welchem solche Opuscula gedeihen, müßte freilich dem heimatlichen Boden den schuldigen Tribut zahlen; der Herausgeber eines berliner Almanachs hätte gewiß andere Pfade einzuschlagen als der eines wiener u. s. w. Wir schickten diese Bemerkungen unserm heutigen Artikel voraus, weil uns das Absterben eines der bedeutendsten Almanache, nämlich des von O. F. Gruppe, auf diese reformatorischen Gedanken brachte; und wir glauben deshalb diesmal die Reihe nicht besser eröffnen zu können als mit seinem nahverwandten hinterbliebenen ältern Bruder, dessen Titel hier unter Nr. 1 bezeichnet ist.

1. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1856. Herausgegeben von Christian Schad. Sechster Jahrgang. Mit dem Bildniß Christian Friedrich Scherenberg's und einer Musikbeilage von Franz Liszt. Würzburg, Stahel. 1856. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1856. Einundvierzigster Jahrgang. Mit 9 Stahlstichen. Herausgegeben von J. W. Appell. Darmstadt, Lange. 1856. Gr. 16. 2 Thlr.
3. Vielliebchen, ein Taschenbuch für 1856. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Herausgegeben von Theodor Mügge. Leipzig, Baumgärtner. 1856. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.
4. Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1856. Mit 6 Stahlstichen. Herausgegeben von C. Drärler-Manfred. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.
5. Libussa. Jahrbuch für 1856. Funfzehnter Jahrgang. Mit 4 Stahlstichen. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Prag, Calve. 1856. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Thalia. Taschenbuch für 1856. Dreiundvierzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Dirnböck. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
7. Gedenke Mein! Taschenbuch für 1856. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Nr. 1. „Deutscher Musenalmanach." Ludwig Storch gibt mehre ihrem stofflichen Gehalt nach interessante, doch von ihm zu breit ausgesponnene historische Anekdoten. F. W. Rogge's „Alexander vor Ilion" ist seines schönen rhythmischen Tonfalls wegen erwähnungswerth. Heinrich Pröhle's „Stier von Goslar" ist unter mehren Beiträgen desselben unsers Erachtens unbedingt der beste. Hermann Kurz entfaltet Kraft in dem eigenthümlichen Producte „Das Gericht". Günther Nicol trägt unter allen diesjährigen Bewerbern die Palme davon; sein in großartig epischem Tone dahinrauschendes Gedicht „Der Hügel Opstalboom im Lande der Ostfriesen" ist so durch und durch markig, so einfach-herrlich, kraftvoll-national, daß

wir wenigstens ein Bruchstück daraus unsern Lesern vorführen wollen:

> Du Hügel Opstalboom im Lande der Ostfriesen,
> Wie wird dein Name doch auch heute noch gepriesen,
> Wie schaut der Wand'rer dich doch voller Ehrfurcht an!
> Du bist der heil'ge Ort, den noch die Herzen kennen,
> Du bist der heil'ge Ort, den alle Lippen nennen,
> Was du geseh'n, das weiß im Volke Mann für Mann!
>
> Der Hügel Opstalboom — er sah einst große Zeiten,
> Er sah das Friesenvolk auf seine Höhe schreiten,
> Wenn schön im Frühlingsschmuck erprangte rings das Land.
> Wie zogen sie heran in großen langen Scharen,
> Die Männer kühn und fest, geziert mit blonden Haaren,
> Das Auge hell und blau, und frei und stark die Hand! u. s. w.

Ernst Minneburg (Maier) spendete aus dem Arabischen „Schanfara's Kasside". Unter mehren kürzern Naturklängen von Karl Mayer sind „Herbstempfindung", „Sommeranblick" und „Lebenserfahrung" auszuzeichnen. Eduard Mörike theilt nebst eigenen, just nicht bedeutenden Producten ein interessantes Concept von Hölderlin's „Heidelberg" mit, das Mörike eines der vorzüglichsten seiner Gedichte nennt. Der alte Castelli läuft seinen diesjährig concurrirenden Landsleuten mit dem geistreichen Scherze „Der größte Weise" den Rang ab, was ihm schwerlich gelungen wäre, wenn J. N. Vogl seinen „Schwedenstiefel zu Lauben" nicht über alles Maß hinaus vorgeschuht hätte. Die Dichter des Sachsenlandes sind sehr gut vertreten durch Adolf Böttger und Johannes Minckwitz; Ersterer bearbeitete in sehr melodischem Versflusse einen vaterländischen Stoff aus dem Erzgebirge: „Barbara Uttmann", die Erfinderin des Spitzenklöppelns, ein Gedicht, das die Damenwelt besonders ansprechen dürfte; Letzterer zeigt sich mit architektonisch prallgebauten Wortlauten als Verskünstler ausgezeichneten Rangs in dem trefflichen historischen Erguß: „Cäsar am Rubicon." Aus August Schnezler's Nachlasse theilt Ignaz Hub mit: „Der Woywode" (frei nach Adam Mickiewicz), ein schönes Gedicht mit überraschender Schlußpointe, woran die objective Haltung und lebhafte Vorführung der Gestalten besonders zu loben sind. Hub selbst beweist mit seiner „Helgoländerin", daß er nationale Scenen mit Glück poetisch einzurahmen und in Kürze ein Stück Menschenleben den Blicken des Lesers zu entrollen weiß. Besonders gut macht sich der Refrain im „rothen Wasser", den er mit weisem Maßhalten künstlerisch benutzte, wogegen so viele Dichter durch endlose Wiederholung verstoßen. Auch seine „Messe zu Frankfurt" ist ein charakteristisches Bild aus der Vorzeit. Joseph Anselm Pangkofer lieferte im Volksdialekt „'S Nest" und „'S Gretel unta da Stauan", beide sinnig, des Lobes würdig. Von Adolf Stöber finden wir ein lieblich neckisches Gedichtchen: „Eideschen." Nikolai Graf Rehbinder's elegisch-ernste Gabe „Des Seemanns Ende" wünschten wir etwas abgekürzt, dann träten die einzelnen schönen Momente effectvoller hervor. Jegór von Sivers steuerte die schönsten erotischen Lieder des ganzen Sammelwerks bei; besonders zart ist das Gedicht „Mein guter Stern", welches überdies das Verdienst hat, einer von allen Dichtern benutzten Idee eine neue Wendung gegeben zu haben. C. Heiberg's Einfall, einen „Toast auf die deutsche Sprache" auszubringen, ist originell. J. G. Fischer's zwei heitern Liedern „Balder Frühling" und „Elysium" wird gewiß Niemand die gebührende Anerkennung versagen. „Reineke's Verbannung und Rückkehr" von Adolf Freiherrn von Leutrum-Ertingen ist nicht ohne Witz, doch derlei Reinekiaden sind fast schon genug da. Christian Schad's Beiträge sind unbedingt besser als im vergangenen Jahre; „Aus dem Schenkenbuch" wird allen Freunden des edeln Rebensaftes viel Vergnügen machen. Rudolf Gottschall, der immer Schwungvolle, ist dies in seiner diesmaligen „Herrnhuter Romanze" weniger. Einige Namen von Bedeutung haben nichts von Bedeutung geliefert. Die Sterne zweiten und dritten Rangs hielten sich stark an historische Stoffe, und die Sterne vierter und fünfter Größe flimmern scharenweise so matt, daß sich der Leser gewiß nicht die Augen blenden wird. *)

Nr. 2. Die „Cornelia" beweist allein schon durch die Wahl ihrer bildlichen Beigaben, daß sie sich nicht dem gewöhnlichen Schlendrian der Almanache hingibt, sondern einer höhern artistischen Richtung nachzukommen strebt. Wir machen nicht nur alle Frauen, auch alle kunstsinnigen Männer auf die zwei ausgezeichnet schönen Murillos darin aufmerksam. Es thut einem wohl, solchen Bildern zu begegnen, in denen Gruppirung, Stimmung des Grundtons, Lichtwirkung, kurz Alles in so gegossener Harmonie auftritt, wie es die Maler unserer Tage nicht mehr hervorzuzaubern wissen. Den Text eröffnet die Novelle „Aniello Falcone" von Bernd von Guseck. Da wir im verflossenen Jahre diesen Schriftsteller ausführlicher behandelten, so mag diesmal die bloße Erwähnung seines Namens genügen. Hierauf folgt „Der Schneiderpoet", Scene aus dem bairischen Kleinstädterleben, geschildert von F. Hilarius. Sowol Titel als Name des Verfassers berechtigen den Leser, etwas mehr Heiterkeit zu erwarten, als die Scene entfaltet, insbesondere hätte die alte Jungfer Anastasia dem Autor Gelegenheit geboten, sich als Humorist zu zeigen, was er jedoch versäumte. Dann finden wir noch: „Oho und Aha!" Novelle von L. Rellstab; die Eröffnung ist ausgezeichnet. Förster Bärwald, eine höchst ergötzliche, treffliche Gestalt, tritt darin auf und classificirt die Verbrechen, die ein Mensch möglicherweise begehen könne, in folgender Weise: Gotteslästerung, Jagdfrevel, dann Königsmord, Hochverrath und die andern Bagatellen. Bärmann hält die zehn Gebote für höchst lückenhaft und unlogisch, weil des Forst- und Jagdfrevels nicht explicite darin gedacht ist, sondern beide höchstens unter dem allgemeinen Diebstahl mitbegriffen sein können. Daß aber zwischen einem ganz ordinären Diebstahl, einer miserabeln Beutelschneiderei oder Landstraßenattake und einem qualificirten Wilddiebstahl und Forstfrevel ein Unterschied sei, wie zwischen einer Feldmaus und einem Damhirsch, das mußte doch einem Mondkalb einleuchten! Das Räderwerk seiner Gedanken lief daher, während er fortkeuchte, ungefähr folgendermaßen ab: „Cujon! dich soll's nicht zum zweiten mal gelüsten, am hellen Mittag durch mein Revier zu pürschen! So langbeinig du bist, ich kreuze deine Fährte! Wenn man nur nicht so viele Flausen mit euch machte! Blei in die Knochen, wo man euch antrifft! Eine Prise von bleiernem Taback Nr. Nul zwischen Haut und Fleisch! Das wäre vernünftig abgekürzte Geschäftsgang! Gefangen, gehangen. Aber für euch ist ein ewige Schonzeit! Man soll euch erst das Gewehr abrfän den, damit ihr desto bequemer Zeit habt, uns in den Pelz z knallen! Verfluchte dumme Gesetze! Ein Schafbock könnte [illegible] besser machen!" Man vermißt dieses Original des Waldes i jenen Capiteln, worin er nicht beschäftigt ist, mit Bedauern denn die Aehnlichkeit der anfangs hoffnungslosen Liebesver hältnisse jener beiden odeligen Damen, die Bärwald's Kät an Mutterwitz weit übertrifft, trägt wenig in der ersten Hälf dazu bei, die Handlung zu heben. Auch sollte ein Schriftstel ler wie Rellstab nicht zu solchen Mitteln greifen, wie sie a S. 301 vorkommen; diese Onkel aus Indien oder Väter a Amerika sind zu abgedroschene Novellenwaare, als daß m mit derartigen Erkennungsscenen noch auf gebildete Leser na haltigen Eindruck machen könnte, ganz abgesehen davon, d solche Dialoge stets an schlechte Lustspiele mahnen. Die die Intriguen verflochtenen Spitzbuben kommen fast alle zu g weg; jedoch diese Mängel verdeckt Bärwald's köstlicher Hum Die „Cornelia" scheint Lust zu haben, alle ihre Rivalinn

---

*) Der nächste (siebente) Jahrgang des Schad'schen „Deutschen M senalmanach" soll, wie wir aus einem gedruckten Rundschreiben Herausgebers an Deutschlands Dichter ersehen, zum Besten der Schil stiftung ausgegeben werden. D. Red.

akademie bereits ganz dieselben Ideen, wie sie in unserer Zeit Rötscher und Eduard Devrient aufgestellt haben. Interessant war uns namentlich eine von Wehl mitgetheilte Stelle aus seinen satirischen Schriften, worin er sich über das Loos deutscher Autoren ausspricht. Sie lautet:

Ach, es ist wahr, was Beaumelle sagt, daß die Schönen Wissenschaften nirgends belohnt werden als in Paris, in London und höchstens in Amsterdam. Wirst du aber ein deutscher Autor werden, so ist dies dein Schicksal in der Kürze: dein Verleger bezahlt jeden Bogen mit einigen Thalern und oft sehr ungern. Die Schönen lesen dich, erkundigen sich nach dir und wünschen dir einige Küsse, die aber nur bloße Wünsche bleiben. Der Kaufmann liest dein schnackisches Zeug, wie er es nennt, des Abends beim Taback durch, lacht, gähnt und schläft ein. Er lobt dich ins Gesicht, aber er verkauft dir seine Waare nicht um einen Sechsling wohlfeiler. Der Hofmann läßt sich dein Werkchen von seinem Kammerdiener vorlesen, um die Zeit zu vertreiben. Aber er schilt dich einen Pedanten, weil du den Adel angreifst und von ihm verlangst, daß er klug und gelehrt sein soll. Der Hof — kurz, mein Freund, man wird dich bisweilen lesen, oft loben, aber noch öfter tadeln; und wenn du es auch in der erhabensten Ode sagen würdest, daß dich hungert, so wirst du mit Recht hungern müssen: denn du bist ein deutscher Autor.

Es gehört wirklich eine große Naivetät dazu, wenn sich Löwen in den Kopf setzte, die Kaufleute sollten sich für das „schnackische Zeug" eines Schriftstellers dadurch dankbar beweisen, daß sie es nicht nur läsen und lobten, sondern auch dem Schriftsteller ihre Waare billiger verkauften. So naiv sind wir heutzutage nicht mehr, daß wir an so etwas auch nur zu denken wagen sollten.

Löwen schrieb auch für die hamburger Bühne mehre Prologe, in deren einem folgende schlagende Kernstelle vorkommt:

Weh' dem gedrückten Staat,
Der statt der Tugend nichts als ein Gesetzbuch hat!

Kurz, Löwen war ein Mann, der unsere ganze Achtung verdient; er war ein Mann voll Muth, Scharfsinn, ernster Gesinnung und Kunstbegeisterung, zugleich einer der Ersten, der sich der schriftstellerischen Interessen als solcher annahm, auf Abhülfe der auf ihnen lastenden Misstände drang und zugleich die literarische Arbeit als eine wesentlich nationale betrachtete. Leider ist es meist das Loos solcher Vorarbeiter, daß ihre großen Verdienste über den glänzendern Erfolgen Derer vergessen werden, die auf der von jenen gebrochenen Bahn mit größerer Sicherheit weiter schreiten.

Eine umfangreiche Partie des Wehl'schen Buchs behandelt den von dem bekannten Pastor Johann Melchior Goeze hervorgerufenen berühmt gewordenen hamburger Theaterstreit, in dessen Wirren der Prediger und Lustspieldichter Schlosser, die Redaction der „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", Basedow, Lessing und Albrecht Wittenberg, der zuletzt auf Seiten Goeze's, wenn auch nicht von dessen theologischem, sondern vom bürgerlich moralischen Standpunkt gegen das Theater kämpfte, nach und nach hineingezogen wurden. Der in seinen hervortretenden Punkten ziemlich allgemein bekannte Hader, den Lessing zuletzt mit seinem „Anti-Goeze" aufs siegreichste für sich entschied, ist bei Wehl durchaus nicht langweilig zu lesen, da er verstanden hat, ihn mit allerlei sehr interessanten anekdotischen Mittheilungen über Goeze, Lessing, Basedow, den ältern Reimarus u. s. w. zu durchflechten, auch die kurze, aber glänzende Künstlerlaufbahn der Schauspielerin Charlotte Ackermann, auf welche der Otto Müller'sche Roman erst jüngst die Aufmerksamkeit in so lebhaftem Grade hingeleitet hat, in dieser Partie ihre Stelle findet. Auf Lessing kann ohnehin unsere jetzige Generation nicht oft und nicht ausdrücklich genug hingewiesen werden. Freilich reicht es nicht hin, sich auf ihn, wie dies allerdings häufig genug geschieht, immer nur zu berufen, man muß auch, Jeder nach seinen Kräften, in seinem Sinne zu denken und zu handeln suchen. Was helfen uns Moses und die Propheten, wenn wir sie nur im Munde führen? Es ist uns ein Schriftsteller bekannt, der diesen Moses der deutschen Kritik, diesen Lessing, bei jedem zweiten Worte als Autorität für seine eigenen Leistungen geltend zu machen pflegt, dabei aber eine so tolle Prosa schreibt, daß Lessing jeden Aufsatz von ihm nach Lesung von nur drei oder vier Zeilen mit Abscheu aus der Hand gelegt haben würde. Schon Tieck sagte: „Sie nennen Lessing unaufhörlich und kennen ihn nicht."

Die Taktik Goeze's und seiner Mitstreiter in Deutschland war übrigens eine ganz falsche. Die Kanzel hatte einmal keine Aussicht, des Theaters Herr zu werden, und so würde es vom Standpunkt der Geistlichen klüger gewesen sein, mit der Bühne sich gutzustellen und selbst zu suchen, möglichst großen Einfluß auf sie zu gewinnen, statt sich in einen offenen Kampf mit ihr einzulassen und dadurch eine Niederlage zu erleiden, welche zur Folge hatte, daß die Bühne in die erste, die Kanzel in die zweite Position einrückte. Geistlichen Personen, die anonym für die Bühne schrieben, hätte man sogar durch die Finger sehen müssen, weil jedenfalls doch anzunehmen war, daß ein Geistlicher wie Schlosser keinenfalls unmoralische Stücke schreiben würde. So ungeschickt Goeze's Polemik gegen das Theater war, so geschickt war die Albrecht Wittenberg's, weil er sich dabei auf den Boden der bürgerlichen Sittlichkeit stellte, und ihm verdankt man es vielleicht zum Theil, daß der Theaterdirector Schröder, dessen Wirksamkeit Wehl in einem folgenden Capitel behandelt, sich in Stand gesetzt sah, das hamburger Theater mit dem Nimbus einer sittlichen Würde zu umkleiden, wie kein anderes Theater in Deutschland weder damals noch auch vielleicht später besessen hat.

Von großem literarischen und nebenbei auch unterhaltenden Interesse sind des Verfassers Bemerkungen über Christian Wernike, Michael Richey, Barthold Brockes, Christoph Christian Sturm, F. von Hagedorn, Daniel Schiebeler. In manchen Gedichten des Letztern findet er Pointen, welche entfernt an die ironischen Schlußpointen vieler Heine'schen Gedichte erinnern. Ganz gewiß werden auch die Schiebeler'schen Scherze zur Zeit ihres Erscheinens für sehr witzig gehalten worden sein, uns aber muthen sie in ihrer etwas veralteten Form nicht mehr

recht an, und es drängt sich hier die naheliegende Frage auf, ob man nicht nach dem Ablaufe von hundert Jahren sehr verwundert darüber sein wird, wie Heine's Späße zu unserer Zeit so viele Liebhaber finden konnten. Denn jede Zeit hat ihren eigenen Witz und auch ihre eigene Form, in die sie ihn kleidet. Wir verstehen hierunter jenen flüchtigen conversationellen Witz, der an sich nur die Geburt des Augenblicks und Ausdruck einer vorübergehenden scherzhaften Zeitlaune ist. Noch interessanter waren uns die Mittheilungen über August Hennings, eigentlich August Adolf Friedrich von Hennings, der die Zeitschrift „Der Genius der Zeit" herausgab und dafür in den Xenien von 1797 angegriffen wurde. Die Gegenrede, womit sich Hennings gegen die Xeniensticheleien vertheidigte, enthält viel Wahres, was heute noch so zutreffend erscheint wie damals, und zwar in der Form wahrer Eloquenz.

Wie sollen — sagt Hennings in seiner Replik — wir hier wieder zur Reinheit keuscher Musen und zum gesitteten attischen Ton gelangen, wenn die ersten Köpfe Deutschlands, von denen man erwartet, daß sie den Ton angeben, selbst sich herabsetzen?

Je weiter die Anarchie geht, je gefährlichere Leidenschaften im Spiele sind, je zügelloser dieses Spiel ist, je tiefer der Geschmack sinkt, je mehr die Menschheit verwildert, je schlechter die Hände sind, in die das Edelste und Beste geräth, desto mehr müssen Männer von Ansehen und Talent sich vorsehen, in den Ton der Niedrigkeit und des Bösen zu verfallen, aus dem es ihnen obliegt den Geschmack am Schönen und am Guten zu retten. Müssen wir daher nicht muthlos werden, wenn man sieht, daß die Koryphäen des Schönen und Edeln dem Korybantenchor voranlaufen, daß selbst die ersten Gesetze der Menschheit, Achtung für Würde, Achtung für Rechtschaffenheit aus den Augen setzen, und daß sie unter dem großen Haufen zu den Niedrigsten oder zu den Schlechtesten, jenes durch Beleidigung der Urbanität, dieses durch sichtbaren Verfolgungsgeist, hinabsteigen? Kann eine Anarchie verderblicher sein als die? Wo sollen wir Anstand, wo Würde, wo Gefühl, wo Geschmack, wo Tugend, wo Edelsinn hernehmen, wenn dort Einer Kothwürfe austheilt, hier der Andere die Fackel der Verfolgung schwingt?

Ist denn alles Edle, alles Erhabene, alles Schöne, alles Gute von der Erde entflohen und sind wir der Auflösung und dem Versinken im Schlamme preisgegeben? Ist es so weit gekommen, daß Philosophen sich zanken wie in Gelagen, Dichter mit Koth und Feuerbränden um sich werfen, Männer von Ansehen und Würde reden wie der Pöbel, Geister, mit hohen Talenten ausgerüstet, im Kampfe gegen den Strom der Zeiten ganz diesem Strome folgen, gleich einer Lavine, die auf die andere stürzt und im Zerschmettern der untern das schöne Gefilde doppelt zertrümmert? Es ist Zeit, euch aufzufodern, ihr, die ihr hohe Gaben besitzt, ihr, die ihr hohe Stellen einnehmt, mit der Hoheit, die euch ziemt, mit der Größe, zu der ihr berufen seid, mit den Tugenden, die man von euch fodert, mit den Pflichten, die euch obliegen, hervorzutreten und ganz euere eigene Würde zu zeigen!

Ein folgendes Capitel gibt dem Verfasser Gelegenheit, das häusliche Leben eines großen hamburger Kaufmanns in den neunziger Jahren in einem Gemälde vorzuführen, das er übrigens einer Böttiger'schen Reiseschrift entlehnt. Böttiger erzählt, wie er zwei Sonntage bei Sievekings gespeist, und wie das erste mal 80, das zweite mal 70 Couverts in zwei großen Speisesälen gelegt waren. Da mischten sich mit den Deutschen der letzte Sprößling aus dem Hause Gonzaga, reiche Holländerinnen, die von Juwelen glänzten, Engländer, Schweden, Nordamerikaner, Juden aus San-Domingo, französische Republikaner und französische emigrirte Aristokraten. Böttiger schildert weiter die rastlose Thätigkeit Sieveking's im Geschäft und wie jede freie Sonntagsstunde von Gastgebereien in Beschlag genommen werde, bei denen Sieveking mit Leuten zusammentreffe, für die er meist gar kein Interesse habe. Gleich nach erfolgter „Abfütterung" eile Sieveking schon wieder in die Stadt. An häusliches Glück sei da nicht zu denken, man erwerbe, um zu verprassen, man überhäufe die Fremden mit Gastfreundlichkeit und Höflichkeit und sei zu Hause vielleicht launenhaft und mürrisch. Diese Repräsentation war Sieveking dem Interesse seines namentlich mit Frankreich vielverflochtenen Hauses schuldig. Auch wimmelte es damals in Hamburg von Emigrirten. Da war die Frau von Genlis, die auch in Hamburg ihre Nichte Henriette von Surcey an einen Herrn Namens Matthießen verheirathete, da waren Rochefoucauld, Lameth, Choiseul, Vergennes, Delille, Dumouriez, der General Valenze, Beaumarchais, der Verfasser des „Figaro", die Gräfin Flahaut, Rivarol, der erbittertste und witzigste Gegner der Jakobiner, der mit der Unverschämtheit der ältern Franzosen sich über die Hamburgerinnen lustig machte und sich ganz laut bei Soupers über die dummen Deutschen moquirte, wenn sie eines seiner Bonmots nicht gleich verstanden. Von ihm rührt auch das Epigramm gegen die Gesetzgebende Versammlung her, dessen beißender Schluß lautet:

> Le côté droit est toujours gauche,
> Et le gauche n'est jamais droit.

Das interessante Buch Wehl's schließt aufs würdigste mit einer Betrachtung Klopstock's und mit der Schilderung seines Leichenbegängnisses. Seit dem Begräbniß der Charlotte Ackermann, zu dem ebenfalls die Hälfte der Bevölkerung herbeigeströmt war, hatte man eine solche Leichenfeier nicht mehr gesehen. Doch war das Klopstock'sche Begräbniß jedenfalls noch feierlicher und imposanter, denn die Staatsbehörden selbst betheiligten sich daran und außer ihnen die Gesandten Preußens, Dänemarks, Englands, Frankreichs und Rußlands. Auf das Geheiß des hamburger Senats erschien eine Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde; vor den acht Wachen der Stadt wurden der Leiche militärische Ehrenbezeigungen erwiesen; von allen Thürmen wurde mit den Glocken geläutet; viele Damen gingen in Trauerfarbe gekleidet und in schwarze Schleier gehüllt, und auf 50,000 Köpfe mindestens berechnete man die Zahl der dem Begräbniß als Zuschauer Beiwohnenden. Wehl wirft hierbei einen Blick auf das melancholische Leichenbegängniß Schiller's in Weimar, klagt über den jetzigen literarischen Indifferentismus, der an die Stelle der frühern fast fieberhaften Regsamkeit Hamburgs getreten ist, und meint, es gewinne so den Anschein, als sei mit Klopstock nicht nur dieser ein

gen werden und die meistens dem Lehrstand angehören, so Cuvillier Fleury, John Lemoine, Philarète Chasles, Louis Ratisbonne u. A.; der für den wöchentlichen Bericht amtlich Angestellte ist Cuvillier Fleury, welcher im Jahre 1827 die Directorstelle im Collége St.-Barbe niederlegte, um Hofmeister und nachher Secretär des Herzogs von Aumale zu werden. Er trat 1814 in die Schar des „Journal des débats" ein und bereicherte es mit einer Reihenfolge von kritischen Artikeln, die sich nun in mehre ernste, ehrenfeste Bände mit verschiedenen Titeln verwandelt haben; sie heißen: „Portraits politiques et révolutionnaires", „Études historiques et littéraires", „Nouvelles études". Fein, geistreich, ein wenig zu stark vom Parteigeist beherrscht, bemerkenswerth besonders durch Kunst und Stil, rechtfertigt die Kritik Cuvillier Fleury's vollkommen ihr Motto: „In tenui labor." „Es gibt Leute", so sagt irgendwo der Verfasser, „welche alle ihre Sorgfalt, allen Eifer, all ihr Gewissen, all ihr Wissen, so gering es auch sein mag, aufbieten, um einige Seiten zu schreiben, welche sie der Menge anbieten und welche die strömende Zeit hinwegträgt. Unter diese Leute gehöre ich. Es gibt Leute, welche ihren besten Frack, ihr feinstes Leinenzeug anlegen, um zwei oder drei mal allmonatlich vor ihren Herrn und Gebieter, das Publicum, hinzutreten. Zu diesen Leuten gehöre ich."

John Lemoine behagt der Ruhm eines Publicisten besser als der eines Literators, darum auch wählt er zu seinen Studien solche Staatsmänner aus, die zugleich Schriftsteller sind, wie Mirabeau, Saint-Priest, Chateaubriand, Lord Malmesbury, O'Connell, Robert Peel u. A. Er hat eben keine besondere Achtung für die Tribüne; aber voll Liebe und Neigung für die Presse, welche er als die künftige Erbin der Tribüne betrachtet, hat Lemoine seine Freude daran, so im Vor[illegible] seine Meinung auszusprechen über jene Fragen, welche die hauptsächlichste Beschäftigung der Kammern ausmachten. Von ihm erschienen „Études critiques et biographiques".

Ganz andern Schlags ist Louis Ratisbonne, ein junger Schriftsteller, der aus dem Elsaß stammt und vor einigen Jahren die literarische Laufbahn mit einer Uebersetzung des Dante betrat, was ihm den Siegespreis der französischen Akademie errang und ihm Eingang verschaffte in die Redaction des „Journal des débats". In diesem Journal veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen, die seinen Namen noch bekannter machten und die gewohnterweise aus dem Journal in den Laden des Buchhändlers hinübergingen. Er hat die Aufsätze, welche nun seine „Impressions littéraires" bilden, in vier Bücher eingetheilt, um einige Ordnung hineinzubringen. Ein Buch für die Leidenschaften („De l'amour"; „Confession de Mademoiselle de Lavallière"; „Lettres d'Héloïse et d'Abeilard"); eins für die Poesie (Béranger, Homer, Edgar Quinet u. A.); ein anderes für die Philosophie („Le livre de Job"; „Essai sur l'art d'être heureux"; „Donoso Cortès"; „La philosophie française au 19me siècle"); ein viertes für die Phantasie („Mercier"; „Bêtes et gens"; „La chasseau lion"). Aehnlich hat Armand de Pontmartin, der Redacteur der „Assemblée nationale" seine „Nouvelles causeries littéraires" in zwei Bücher getheilt, von denen das erste „Historiens et critiques", das zweite „Poëtes et conteurs" betitelt ist. In jenem bespricht der Verfasser Guizot, Mignet, Sainte-Aulaire, Cousin, Montalembert, Nettement, Louis Veuillot, in diesem Béranger, Alfred de Musset, Conscience und George Sand. Pontmartin ist ein angenehmer Erzähler und ein gewandter Schriftsteller, nur ist zu bedauern, daß der Parteigeist, der, vielleicht ohne sein Wissen, ihn beherrscht, seine Kritik eines großen Theils ihres Einflusses beraubt. Die „Revue contemporaine", welche lange Zeit hindurch dieselbe Richtung verfolgte wie die „Assemblée nationale", hat uns mit einem Mann von ausgezeichnetem Talent bekannt gemacht, wir meinen Caro, Professor an der Facultät für Kunst und Wissenschaft in Douai, dessen „Études morales sur le temps présent" sich durch einen schönen Stil auszeichnen, der seinerseits von einem gründlichen Wissen und einer stark ideellen Tendenz getragen wird. Hier sieht man, daß, wie verschiedenartig die behandelten Gegenstände auch sein mögen, es dennoch möglich ist, eine ethische Einheit zu behaupten. Mag der Verfasser über Religion sprechen, bei Gelegenheit der Arbeit von Jean Reynaud („Terre et ciel"), oder über das „Système de politique positive" von August Comte, oder über die „Oeuvres sociales de Channing", aus dem Englischen von Laboulaye übersetzt, mag er darauf mit Stendhal und Heinrich Heine das reinliterarische Gebiet betreten, immer und allenthalben bleibt sein Buch eine Protestation gegen das sinnliche Element, das ringsher Kunst, Philosophie und Literatur überflutet.

Der bedeutendste Recensent an der „Revue des deux mondes" ist Gustave Planche, der sich einer Art von Kritik gewidmet hat, die vielleicht seinem Geist und seinem Charakter gemäß ist. Seine Behandlungsweise hat sich nie geändert; weder Jugend noch reiferes Alter, noch längeres Verweilen in Italien waren im Stande, ihm eigentliches Wohlwollen einzuflößen. In seinen Händen ist das Scepter der Kritik ziemlich einer Strafruthe ähnlich; seine Weise, die Schriftsteller zu belehren, hat etwas Pedantisches; er mag ihnen gern vorhalten, was sie hätten thun sollen, anstatt über Das zu urtheilen, was sie gethan haben; es ist, als ob jedes Lob mühevoll sich seiner Feder entwinde, als ob jede große Berühmtheit in der Literatur ihn schmerze. Dabei haben seine Kritiken jedenfalls echten wissenschaftlichen Werth, der auf vielseitigen Kenntnissen und ernsten Studien beruht, und man könnte von der Kritik Planche's sagen, ihr Inhalt sei schöner als ihre Form. Seine Aufsätze sind gesammelt worden und machen zwei Bände aus; der eine enthält „Portraits littéraires", der andere „Études littéraires". Dieser letztere spricht günstige Urtheile aus über zwei Mitarbeiter an der Revue, über Mérimée und den Dichter Brizeux. Weniger nachsichtig ist er gegen Cousin, gegen Lamartine als Historiker, gegen Villemain, gegen die Tragödie „Medéa" von Legouvé, gegen Ponsard und George Sand. Manche gute Rathschläge werden der Literatur der Gegenwart freilich ertheilt, aber die Belehrung hätte viel mehr Seelen bekehrt und gewonnen, wenn sich mit ihr auch eine einnehmendere und liebevollere Form verbände.

Unter den Journalisten, die vor zu kurzer Zeit aufgetreten oder die zu bescheiden sind, um ihren Recensionen die Bücherform zu geben, bemerken wir am „Moniteur" Edouard Thierry, an dessen Stelle Théophile Gautier als dramatischer Recensent getreten ist; am „Journal des débats" Barrière und Rigault, deren Auftreten eine gewisse Aufmerksamkeit erregte und die in historischer Kritik sehr bewandert sind; am „Siècle" Hippolyte Lucas, am „Pays" Barbey.

Nachdem wir von den Männern gesprochen, welche Bücher beurtheilen, wollen wir nun von einer Schrift reden, welche den Zweck hat, Bücher bekannt zu machen. Sie wissen, daß zwei Exemplare eines jeden Werks, das in Frankreich gedruckt wird, dem Ministerium des Innern überreicht werden müssen; das Inventarium dieser ausgelieferten Werke aber bildet seit langen Jahren das „Journal de la librairie". Da es jedoch kein besonderes Privilegium hat und die Zahl der Bücherfreunde immer größer wird, so hat sich ein neues Organ der Publicität gebildet, das die Aufmerksamkeit des Auslandes gewiß verdient. Der „Courrier de la librairie" schöpft aus denselben officiellen Quellen wie das alte Journal, aber er bringt noch außerdem in drei besondern Abtheilungen Arbeiten, die ihren großen Werth haben: 1) officielle Documente über Buchhandel, Presse, literarisches Eigenthumsrecht, internationale Uebereinkünfte, gerichtliche Urtheilssprüche in literarischen Angelegenheiten, nekrologische Artikel, Berichte über Literatur und Kunst; 2) bibliographische Verzeichnisse und Anzeigen, die allwöchentlich Buchhändlern in Frankreich und im Ausland zugeschickt werden; 3) endlich, und das ist vielleicht das Interessanteste, einen allgemeinen Katalog des französischen

Buchhandels im 19. Jahrhundert, welcher die Namen aller Verfasser von Werken, die seit dem ersten Januar 1800 bis zum 31. December 1855 in Frankreich erschienen sind, in alphabetischer Ordnung angibt. Diese letztere Abtheilung ist ganz ausschließlich für die Abonnenten bestimmt. Der „Courrier“, der von einem unserer intelligentesten Buchhändler, Jannet, und einem bekannten Schriftsteller, Guiffrey, redigirt wird, muß als eine wirklich literarische Arbeit betrachtet werden, die bestimmt ist, allen Denen Hülfe zu leisten, welche sich über den Gang der Geister und die Entwickelung der Literatur in Frankreich Aufklärung verschaffen wollen.

Der Louvre wird durch Sauvageot's Sammlung bereichert werden; Sie und wol auch viele Ihrer Leser werden fragen, wer Sauvageot ist und was seine Sammlung? Sauvageot war während des größern Theils seines Lebens ein kleiner Beamter und nebenbei Orchestermitglied der Großen Oper; des Tags im Bureau, Abends im Orchester, mit wenig Muße und noch weniger Geld, fröhnte er nichtsdestoweniger seiner leidenschaftlichen Vorliebe für die Musik des Mittelalters und der Renaissance-Zeit, die er ebenso gut verstand als enthusiastisch bewunderte. Mit vielem Aufwand von Zeit und keine Nachforschungen und Entbehrungen scheuend, hat er endlich eine der schönsten Sammlungen zustande gebracht, die er gern den Liebhabern zeigte, die er aber, als er in seiner kleinen Wohnung keinen Platz mehr für sie hatte, jetzt großmüthig dem Staat geschenkt hat, blos unter der Bedingung, daß sie mit ihm als Conservator und unter seiner Aufsicht im Louvre installirt werde. Ein solches Anerbieten wurde natürlich gern angenommen und die Sammlung wird nächstens in den Gemächern aufgestellt werden, welche jetzt der Director Graf Nieuwekerke bewohnt. Sauvageot hat die Uneigennützigkeit so weit getrieben, als ernannter Conservator der kaiserlichen Museen nur den Titel und nicht den Gehalt anzunehmen.

Empis wurde ernannt, Arsène Houssaye an der Spitze des Théâtre français zu ersetzen. Man bewillkommnet diese Wahl mit Freuden. Empis vereinigt die Eigenschaften des Verwalters mit denen des Schriftstellers. Er hatte einen hohen Posten bei Ludwig Philipp's Civilliste und hat einige tüchtige Werke geschrieben. Man zählt auf seine Erfahrung und seinen guten Geschmack und hofft, daß unter seiner Leitung das Théâtre français wieder in die Bahn einlenke, die es leider verlassen hat. 57.

Ueber die poetische Erfindung und Nacherfindung.

Die Prioritätsfrage zwischen Franz Bacherl's Trauerspiel „Die Cherusker in Rom“ und Friedrich Halm's „Der Fechter von Ravenna“ hat auch vielfach zu der Discussion über die Frage geführt, ob und inwieweit es in der Poesie gestattet sei, sich die Erfindungen Anderer zunutze zu machen? Dies ist unter Anderm im Abendblatt der „Wiener Zeitung“ geschehen in einem Aufsatz mit der Ueberschrift: „Aehnliche Dramen und verschiedene Zeiten.“ Es wird darin unter Anderm auf eine Tragödie „Maria Stuart“ von C. H. Spieß, dem bekannten Romanfabrikanten, hingewiesen, welche auf dem k. k. National-Hoftheater (wie damals das wiener Hofburgtheater hieß) aufgeführt wurde und unzweifelhaft lange vor Schiller's „Maria Stuart“ vorhanden war. Der Inhalt in beiden Trauerspielen ist wesentlich derselbe; ja schon Spieß läßt die beiden Königinnen zusammenkommen und miteinander in Streit gerathen; auch entschuldigt sich Spieß in einer Anmerkung wegen dieser Scene mit den Worten: „Nach der Geschichte kommen diese beiden Königinnen nie zusammen. Kenner mögen entscheiden, ob ich — indem ich diesen Fehler offenherzig eingestehe — die Freiheit eines Dichters gemisbraucht habe.“ Ebenso erschien in demselben Jahre mit Schiller's „Wilhelm Tell“ ein historisches Stück unter demselben Titel von Veit Weber, der mit dem Schiller'schen „Tell“ ebenfalls viele Aehnlichkeit hat; damals aber dachte Niemand daran, diese Aehnlichkeit aufzuspüren, um Schiller des Plagiats zu beschuldigen. Der Verfasser des Artikels hätte auch noch auf Otway's Trauerspiel „Don Carlos“ verweisen können. Wie bei Schiller liebt auch bei Otway der Prinz die Königin und die Eboli den Prinzen, aber der Prinz verschmäht diese Dame, und sie rächt sich nun an ihm durch eine Katastrophe, in welcher mit dem Prinzen auch die Königin und sein Vertrauter Posa untergehen. Guizot stellt in seiner Schrift über Shakspeare über dasselbe Thema Untersuchungen an und kommt zu dem überraschenden, freilich etwas einseitig formulirten Schluß: „Das Genie erfindet nichts“, oder um mit Akiba zu sprechen: „Es ist schon Alles einmal dagewesen.“ Shakspeare habe, sagt Guizot, frühere Schauspiele, alte Volksballaden und Märchen, Dante die Phantasien eines Mönchs, Goethe für seinen „Faust“ das bekannte Volksbuch und Schiller für seine „Räuber“ eine Kalenderanekdote benutzt. Guizot hätte hier noch anführen können, daß Bürger zu seiner weltberühmten „Lenore“ durch ein höchst dürftiges Bruchstück einer alten Volksballade angeregt wurde; aber nicht dieses rohe Volkslied, sondern erst Bürger's Ballade kann als eine wirkliche Erfindung gelten. An einer spätern Stelle sagt Guizot: „Es ist gerade nur erschöpften und anmaßenden Schriftstellern eigen, nach Erfindung zu haschen“, und bemerkt dann weiter: „In Zeiten literarischen Verfalls halten sich Diejenigen für Erfinder, welche in einer gewissen Hitze ihres Bluts, von einem gewissen Ueberflusse an Worten getrieben, Worte und Bilder anhäufen, und sie glauben nun Gedanken erfunden und in Umlauf gebracht zu haben. Diese Leute geben sich dann für Schöpfer aus, während Montaigne, Shakspeare, Molière, Lessing und Goethe sich kein anderes Verdienst zuschreiben als das der Erforschung der Natur, des Menschen und der Welt. Befruchten ist das Eigenthümliche des Genies.“

Ueberhaupt hat die menschliche Einbildungs- und Erfindungskraft, auf die wir uns so unsäglich viel zugute thun, ihre sehr engen Grenzen. Wenn wir uns z. B. ein Wesen, das höherer Art ist als wir, vorstellen wollen, so kommen wir über die menschliche Gestalt nicht hinaus. Die alten Maler stellten Gott Vater unter der Gestalt eines alten bärtigen Mannes und die Engel als schöne Kinder dar, indem sie ihnen noch, um sie von den irdischen Kindern zu unterscheiden, rechts und links Flügel annähten; ein ärmlicher Nothbehelf, ebenso ärmlich, als wenn wir dem Teufel oben Hörner und an seiner Hinterseite einen Schwanz anflicken. Wollte die menschliche Phantasie ein Thier schaffen, so schuf sie Monstra, zusammengeflickt aus Bruchstücken bekannter Thiergattungen, etwa einen Cerberus, einen Minotaur, einen Centaur, einen Drachen, einen Lindwurm, einen Vogel Greif, eine Harpyie, u. s. w. Man berufe eine Commission der ersten Dichter, Denker und Naturforscher und stelle ihnen die Aufgabe, nur einen neuen Vogel zu erfinden und ihrer Phantasieschöpfung durch den ersten Künstler der Welt künstlerische Gestalt geben zu lassen, und sie werden ein Geschöpf hervorbringen, welches, je mehr es von den Formen und dem Farbenspiel der uns bekannten Vögelarten abweicht, auch umsomehr ins Geschmacklose und Monströse ausarten wird. Im Ganzen entwickelt sich auch die poetische Erfindungskraft wie Alles nur nach und nach, indem sie immer wieder die frühern Momente in sich aufnimmt oder an sie anknüpft, und wenn Jemand ihre Geschichte schreiben wollte, so würde man mit Erstaunen sehen, wie ein Dic ter immer auf des andern Schultern tritt. Freilich kommt e hierbei stets auf das Wie der Benutzung an. Auch ist es e was Anderes, eine Erfindung in einem schon der Welt vorli genden frühern Werke zu benutzen oder sie (wir sagen di übrigens ohne Anspielung auf irgendeinen speciellen Fall) hei lich einem Manuscripte oder auch nur einem Gespräche un vier Augen zu entwenden und sie so zu seinem unrechtmäßig Privateigenthum zu machen, ehe sie noch durch die Veröffen lichung seiten des eigentlichen Erfinders zum Eigenthum d Welt geworden.

H. M.

überleben zu wollen; gelänge ihr das, so trüge Rellstab's thätige Mitwirkung sicherlich nicht wenig zu diesem Triumphe in spe bei.

Nr. 3. „Vielliebchen.“ Theodor Mügge hält an dem Princip fest, ganz mit Producten seiner eigenen Feder das Buch zu füllen; wir äußerten uns schon gelegentlich, bei Besprechung der Taschenbücher für 1855, hierüber misbilligend und haben keine Lust, unsere Ansichten zu wiederholen. Wir sehen jedoch abermals an den diesjährigen drei Novellen: „Cosimo“; „Eine Lebensfrage“; „Weihnachtsabend“, daß es unter diesen Umständen natürlich ist, in den Fehler der Weitschweifigkeit zu verfallen. Nebenpersonen dürfen nicht so viele Worte machen als Hauptfiguren, das Beiwerk darf nicht so ausführlich geschildert werden wie die Scenen, die den Helden berühren. Der Verfasser wende uns nicht als Zurückweisung dieser Rüge Walter Scott's breite Manier ein; dieser außerordentliche Schriftsteller besaß einen seltenen Sinn für Gegenständlichkeit, und wenn er uns sogar seine Stallbuben bis auf den letzten offengebliebenen Jackenknopf porträtirt, so steht denn auch der ganze Kerl Zoll für Zoll lebendig vor uns da, wie ein ultrareales Genrebild der niederländischen Schule. Walter Scott hätte aus dem seinem stofflichen Gehalt nach höchst interessanten „Afraja“ ein Meisterstück gemacht, Theodor Mügge schrieb um 100 Seiten zu viel. Dieses Zuvielschreiben ist bei ihm schon zur zweiten Natur geworden. Jeder Novellist, der sich den genannten Briten zum Vorbild nimmt, wird aufs Eis gehen: denn bei jenem ist die epische Breite eine von seinem eigenthümlichen Talente artistisch gefoderte Nothwendigkeit, die bei seinen nicht mit so scharfen Blicken für den Kreis der unmittelbaren Gegenwart ausgerüsteten Nachahmern sich außerordentlich durch Erzeugung von Langeweile (dieser Nemesis, welcher der Leser durch Zuklappen des Buchs, aber nicht der Kenner entfliehen kann) straft. Wie im Großen, so im Kleinen; ob Roman oder Novelle, das ist gleichgültig, jeder Stoff gibt nur ein gewisses Quantum her; es ist Sache des künstlerisch zuwerke gehenden Autors, sich die Grenze abzustecken, die man ohne Noth niemals überschreiten sollte.

Nr. 4. „Rheinisches Taschenbuch.“ An den Stahlstichen desselben zeigt sich wohlthätig der Einfluß der düsseldorfer Schule. In dem Bilde „Der Willkomm“ ist die Vatergestalt, mit der sich im Antlitz abspiegelnden Freude, ebenso gelungen als der kleine drollige Bursche mit der Trompete. Einer ganz besondern Erwähnung werth ist „Hagar und Ismael“, gemalt von C. Köhler, gestochen von R. Stang in Düsseldorf. Es spricht sich eine Hoheit, eine weibliche Würde in der Stellung dieser unglücklichen Mutter aus, die alles Lob verdient; doch können wir uns nicht verhehlen, daß uns ihr Haupt an den bekannten Marmorkopf der Niobe erinnerte. Das Buch beginnt mit einer interessanten Skizze von Aurelio Buddeus: „Frauen — russische Frauen“, in der wir vorzüglich der Damenwelt den Abschnitt S. 33 empfehlen, worin die Frage: „Wie hat sich in den baltischen Provinzen das deutsche Frauenleben unter russischem Scepter gestaltet“, mehrseitig beleuchtet wird. Pauline Schanz spendete eine Novelle: „Morley Hall.“ In der biographisch-literarischen Skizze „Sophie La Roche“, von J. W. Appell, finden wir einen Dialog zwischen Goethe und Wieland, der dem in dramatischer Form abgefaßten „Pandaemonium Germanicum“ vom „kraftgenialischen“ Lenz entlehnt ist. Goethe werden in Bezug auf die Sternheim, zu deren Anbetern auch Lenz gehörte, folgende sonderbare Worte in den Mund gelegt: „Seht Plato's Tugend in menschlicher Gestalt! Sternheim! wenn du einen Werther hättest, tausend Leben müßten ihm nicht zu kostbar sein!“ Hierauf folgen: „Clemens Brentano. Aus einem Dichterleben“; „Eine Reisenovelle“, von Walther Tesche; „Sanct Heinrich, eine Kunde aus alten Tagen“, erzählt von Franz Trautmann, und: „Ein paar Tage im bairischen Gebirg“, von C. L. Otto, mehr oder minder interessante Gaben. Gedichte bringt dieser Almanach nicht.

Nr. 5. „Libussa.“ Zu den besten Beiträgen in Prosa zählen wir: „Ein Sandkorn“, Donausage von Franz Isidor Proschko, worin Tilly, der „Braune Steffen“, der Hauptführer im ersten oberöstreichischen Bauernkriege, Hans Birschen, der blutdürstige, wüthende Anführer der Bauernrotten, Tobias Mayer, der „Reiter“, der Wolf Wurmb, Hans Aubreck, Betterer, der Riegel, der Hochbaum und endlich der berüchtigte Stimmführer Holzmüller mehr oder weniger gelungen gezeichnet sind. Fürst Schwarzenberg gab ein Bild aus dem Soldatenleben: „Der Husar“, worin sich sein Kennerblick auf diesem Felde neuerdings bewährte, doch glauben wir nicht, daß er sein Thema erschöpft habe. Unter den biographischen Skizzen dürfte die beste sein: „Johann Gabriel Seidl“ (mit Porträt) von Paul Aloys Moldawsky; nur schmeckt sie, besonders gegen den Schluß hin, etwas zu stark nach einem Panegyricus. Zu viel in die Trompete stoßen schadet immer mehr als es nutzt; ein Dichter, der nur seiner Zeit angehört, kann nicht Huldigungen beanspruchen, wie sie nur einem unsterblichen Sänger gebühren. Ein in statistischer Hinsicht sehr fleißig ausgearbeiteter Beitrag ist: „Böhmens großer Grundbesitz, wie dieser in der königlichen Landtafel inneliegt“, von Paul Aloys Klar. Unter den metrischen Spenden lassen wir den ersten Platz Joseph Raimund's „Zu früh“, einem sehr naiven Gedichte, dessen erste Hälfte sich besonders in dieser Hinsicht auszeichnet; der Leser höre gefälligst nur die Introductionsstrophe:

> Maiglöckchen! blühest schon?
> Ist noch der Mai nicht da!
> „Weiß nicht, wie mir geschah!
> Wurde mir gar so schwer,
> Sehnte mich schon so sehr
> Nach Duft und nach Sonnenschein,
> Nach Himmel und Sängerhain,
> Nach Frühling und Lerchenschlag,
> Nach Quelle und nach dem Tag.
> Sieh denn, so bin ich da:
> Weiß nicht, wie das geschah!“

„König Bogislav's Schwert“ von J. N. Vogl wirkt ansprechend durch glücklich angebrachte volksthümlich-humoristische Färbung. „Die Ziska-Trommel“, böhmische Sage von Ludwig Bowitsch, kraftvoll, national-düster, in würdiger Sprache, verdient in vollem Maße ihren Platz. Unter mehren schwächern Beiträgen von Constant Wurzbach ist mit Lob zu erwähnen „Das Leben“ und die letzte der gegebenen Xenien. „Massadas Fall“, poetische Erzählung von Karl Victor Hansgirg, wäre nicht übel, wenn der Verfasser seinen Propheten Ezechiel etwas weniger modern sprechen ließe. Ein zweiter Fehler ist die Ausmalung des Blutbades bis ins kleinste Detail. „An das Alter“, Lied von Moritz Hartmann, das beste unter dreien, klingt in mehren Strophen recht poetisch, müßte jedoch, abgesehen von einem Paar ästhetischer Censorstriche, noch ein mal gründlich ausgefeilt werden, wenn es den Stempel echter Dichtung für sich beanspruchen wollte. Im Rückblick auf das Ganze drängt sich uns bei aller Anerkennung, die heute unserer Feder entfloß, dennoch das Urtheil auf: die diesjährige „Libussa“ ist nicht so gehaltreich als die von 1855.

Nr. 6. „Thalia.“ Bei Durchblätterung des Inhalts bemerkten wir sogleich mit Vergnügen den für ein östreichisches Taschenbuch gewichtigsten Namen: Grillparzer, der sich in seinen alten Tagen nur selten entschließt, etwas der Oeffentlichkeit zu übergeben. Um so gespannter ist sicherlich das Publicum, wenigstens in Oestreich, auf seine Gaben. Auch diesmal wurde karg nur ein einziges Gedicht beschert, betitelt: „Lebensregel.“ Ob überhaupt die Richtung des Didaktischen der Muse Grillparzer's zusage, wollen wie an diesem Orte ganz dahinge-

stellt sein lassen, doch was uns an diesen einzelnen kleinern Producten, die in den letzten Jahren zerstreut dort und da erschienen, vorzüglich auffiel, ist eine gewisse Nüchternheit, die mit dem stromartigen Ergusse seiner feurigen Phantasie, welche er früher kaum im Drama, lyrisch gefärbt, zu zügeln vermochte, einen seltsamen Gegensatz bildet. Das obenerwähnte Gedicht zeichnet sich durch schönen, plastischen Strophenbau vortheilhaft aus, und doch klingen einzelne Verse wie alltägliche Prosa, z. B.: „Denk' nur als Beispiel an den Krieg." Günther Nicol lieferte zwei so schwache Gedichte, daß wir darin den kraftvollen Sänger des Liedes „Der Hügel Opstalboom" nicht wiedererkannten. „Der Glücksjäger" von J. G. Seidl ist bedeutend besser als seine gewöhnlichen Almanachspenden; die sorgsame Durchführung des Grundgedankens und dessen metrische Einkleidung bilden einen wohlthuenden Contrast mit seinen häufig nachlässig oder gar gedankenlos einherschlendernden Gedichten. Karl Adam Kaltenbrunner gibt ein oberöstreichisches Lied „D' Muttersprach'", worin sich viel Herzlichkeit ausspricht, besonders in der Strophe:

Aber d' Leut', dö má g'fall'n,
Röd' i an mit der Sprach',
Dö má kimmt, wann i 's Herz
Für mein Hoámát aufmach'.

Die Muse des Herausgebers, die ewig balladenschwangere, zeigt sich in dreien, worunter die erste: „Beatrice", wol die beste sein dürfte, denn die zweite: „Des Krämers Traum", huldigt mit dem „schäbigten Hut" der Trivialität, die dritte: „Das Turnier der Weine", ist ein abgedroschener Gedanke. Aus einer Schar von prosaischen Beiträgen heben wir folgende hervor: „Gewitterscene in der adersbacher Felsenstadt"; „Die Brücke von Montereau", von Alexander Patuzzi; „Der Gemsenjäger", von Ludwig Scheyrer; „Die Verschwörung zu Czail", von Maria Zitka. Unter den Parabeln von Luise Müller ist „Die Zeit und der Tod" unbedingt die bedeutendste, doch möchten wir der Verfasserin rathen, ihrer Phantasie nicht so ganz und gar die Zügel schießen zu lassen.

Nr. 7. „Gedenke Mein." Unter den Beiträgen in Prosa, denen wir hier begegnen, ist jedenfalls der gehaltreichste die mit F. B. unterzeichnete biographische Skizze: „W. Constant", der unter nicht gewöhnlichen Verhältnissen seine Dichterlaufbahn begonnen. Wir wollen daraus nur einige kürzere Notizen, die dem größern Publicum noch nicht bekannt sind, citiren: „Constant Wurzbach, Edler von Tannenberg, ist am 11. April 1808 zu Laibach geboren, wo sein Vater als ausgezeichneter Rechtsgelehrter allgemein bekannt war. Persönlicher Verkehr mit seinem Landsmann Anastasius Grün, der noch heute sein Lieblingsdichter ist, hat in dem strebsamen Jüngling die Neigung zur Poesie bleibend gemacht." Wir glauben unsern Lesern mit dieser letzten Bemerkung zu dienen, weil dadurch einiges Licht auf Constant's Bildungsgang fällt. Er spendete dem diesjährigen „Gedenke Mein!" eine Episode aus dem größern Gedichte „Twardowski", der Niemand anders ist als der polnische Faust, welcher nicht nur mit der Faustgestalt speciell, sondern auch im Allgemeinen mit der deutschen Faustsage Mehres gemeinschaftlich hat, aber dennoch wesentliche Unterschiede aufweist. Berufsgeschäfte haben bisher Constant verhindert, diese größere Dichtung, mit der er sich bereits jahrelang trägt, zu veröffentlichen. Um nicht wieder dieselben Schriftsteller namhaft zu machen, erwähnen wir: „Die Abwehr", von Julius Schanz, ein sich harmonisch abrundendes Gedicht, und: „Der Zauberschatz", von Pauline Schanz, ein sinniger Erguß mit zartgefühlter Schlußstrophe. „Dichters Eigenthum", von Theodor Klein, ist, wenn auch nicht neu in Betreff der ausgesprochenen Idee, doch ein in guter Form sich frisch präsentirender Frühlingsklang, der allen Freunden des Waldes willkommen sein wird. Die ganze Haltung dieses Taschenbuchs ist schwach zu nennen. **Emanuel Raulf.**

Aus Paris.

Anfang April 1856.

Sammelwerke der pariser Feuilletonisten. Die jüngere Feuilletonistengeneration. Der „Courrier de la librairie". Die Sauvageot'sche Sammlung. Das Théâtre français.

Wir sprechen heute nicht von jenen Recensenten, die wir officielle Recensenten nennen möchten und die, in gestickte Uniform gekleidet, im Institut thronen und vom Katheder herab lehren, sondern von jenen Zeitungsrecensenten, die Ruf und Beruf nur ihrem eigenen Talent verdanken, die das Publicum nur vermittels der Feder anreden und nur in einem Feuilleton oder einer Revue lehren. Die meisten und talentvollsten unter ihnen gehören dem „Journal des débats" an, das auf eine so würdige Weise von einem der ruhmreichsten Männer der französischen Presse, von Herrn von Sacy redigirt wird. Die freie Kritik hat kaum einen glänzendern Vertreter als Jules Janin. Er hat das Feuilleton auf eine Art behandelt wie Niemand vor ihm, und hat jetzt das lohnende Bewußtsein, 2[...] Jahre hindurch unablässig gearbeitet zu haben, ohne jemals etwas von der funkelnden Lebhaftigkeit seines Geistes zu verlieren; zwischen seinem Aufsatz vom vorigen Montag und einem vor 20 Jahren geschriebenen werden Sie keinen Unterschied wahrnehmen, keine Spur von Müdigkeit. Diese Feuilletons werden in der Regel so schnell vergessen als sie sich lesen lassen; das heutige wird das von der verflossenen Woche gleichsam [...]streichen; dasjenige der kommenden Woche wird das heutige vernichten. Wer hätte nicht eine gewisse Wehmuth bei dem Gedanken empfunden, daß so viele hübsche Zeichnungen, so viele feine Beobachtungen, so viele treue Abbildungen der Gegenwart dem vorüberstreichenden Winde auf solche Weise preisgegeben würden? Nun hat aber glücklicherweise Jules Janin selbst seinen täglichen Arbeiten längere Dauer gesichert; [...] sammelt sie in sechs Bänden, von denen vier bereits erschienen sind und zwar unter dem Titel: „Histoire de la littérature dramatique." Dieser Titel ist freilich nicht umfassend genug, denn Alterthum, Geschichte, Männer und Anekdoten aus den Zeiten Ludwig's XIV. und Ludwig's XV., Ereignisse der Gegenwart, Eindrücke, Verkehrtheiten, Vergnügungen und La[...]ster des 19. Jahrhunderts nehmen darin ebenso vielen Raum ein wie die Theaterrecensionen. Es sind Gespräche eines geistreichen Mannes über alle Gegenstände, von welchen [...] guter Gesellschaft die Rede sein kann. Die Mühe, sagt [...] irgendwo, bestand darin, diesen Fragmenten die didaktische Form eines Buchs zu geben, ohne ganz und gar auf den freien Gang des Journals zu verzichten. Dieses Ziel ist durch [...] Sorgfalt erreicht worden, mit welcher Jules Janin die Veranlassung und den Ursprung jedes Artikels erklärt; und dieser Rückblick nach der Vergangenheit gibt ihm Anlaß zu neuen Beleuchtungen, die ebenso pikant wie die alten sind. Er [...] zum Theil die Gelegenheit benutzt, zugleich mit seinem dramatischen Cursus auch seine Memoiren zu schreiben und Sie werden gern mit ihm lachen über seinen ersten Versuch als Journalist. Er fing nämlich mit politischen Artikeln an, und [...] fehlte nicht viel, so hätte er sich mit Leib und Seele dem [...]mier-Paris ergeben! Aber dem Himmel sei Dank, dies geschah nicht: Sie wissen, was Janin geworden ist. Doch nun lesen Sie sein neues Buch; Sie werden ihm eine Woche zu verdanken haben, die aus sieben Blauen Montagen bestehen wird.

Die Bücherrecension wird im „Journal des débats" [...] mehre verdienstvolle Schriftsteller vertreten, welche sich bemühen, den gesunden Ueberlieferungen des französischen Geistes Geltung zu verschaffen; einige unter diesen Männern sind [...] gleich ausgezeichnete Publicisten. Zwei der bedeutendsten darunter sind de Sacy und Saint-Marc Girardin, beide Akademiker, die von der politischen Redaction des Journals in Anspruch genommen kaum Muße haben, sich mit der literarischen Kritik zu beschäftigen. Diese besondere Aufgabe ist Männern zutheil geworden, deren Namen Ihnen gewiß nicht fremd kli[...]

Notizen.

Ein Nothruf Lamartine's.

Einen der schneidendsten und merkwürdigsten Verzweiflungs- und Angstrufe, die je in den Hallen der Literatur gehört worden, stößt Lamartine in seinem „Cours familier de littérature" aus. Jedermann ist davon überrascht, Mancher bestürzt, daß Lamartine so sehr die Herrschaft über sich verloren hat oder, wie Andere die Sache vielleicht ansehen dürften, so sehr seiner stolzen, ehrgeizigen Natur Herr geworden ist, um in dieser Weise seinen moralischen wie materiellen Bankrott vor aller Welt einzugestehen. In einem Artikel, der allerdings mit mächtiger, feuriger Eloquenz geschrieben ist, gesteht Lamartine, daß von Allem, was er gewesen, nur noch der literarische Mensch übriggeblieben, und dieser sei nicht glücklich. Alles sei um ihn wie ausgestorben und verödet. Er erliege unter der Last seiner Arbeit und sterbe vor Ermüdung. Nichts in der Vergangenheit, nichts in der Zukunft, was ihm Trost gewähren könne. Er stehe einsam und verlassen, abseits dem Gewühl, das andere Bahnen gehe. Tausend mal würde er schon den Tod Cato's gestorben sein, wenn Cato's Religion die seine wäre. So bleibe ihm nichts als die Resignation und das Elend u. s. w. Dieser Nothschrei wird neuerdings dazu beitragen, die Menschheit von einer ihrer vielen Illusionen zu befreien, nämlich von der, daß Männer von der hervorragenden literarischen Stellung und dem Ruhm Lamartine's als Redner, Geschichtschreiber und Dichter nothwendig auch glücklich sein müßten. Seinen Ruf als Staatsmann lassen wir absichtlich beiseite, denn dieser ist mehr als zweifelhaft, und sein politischer Ehrgeiz, unbefriedigt wie er geblieben ist, hat zu seiner jetzigen verzweiflungsvollen Stimmung wahrscheinlich sehr viel beigetragen. Ein Dichter von dem Pathos Lamartine's wird auch schwerlich jemals als Staatsmann Erfolg haben können. Bedeutungsvoll und ein „Zeichen der Zeit" bleibt Lamartine's Bekenntniß jedenfalls. An diesem einen Beispiel zeigt sich das Loos so vieler begabter Männer in unserer Zeit, die im Unglück weder in sich noch außer sich einen Stützpunkt und nicht einmal wie die letzten Weisen des Alterthums zur Zeit des sinkenden Rom im Stoicismus einen Trost haben. Wie man hört, deckt Lamartine's neues periodisches Unternehmen die Kosten nicht. Das große Publicum will keine Klagelieder weder Jeremiä noch Lamartine's lesen. Es heißt auch, daß er, von Schulden gedrückt, nach Nordamerika auszuwandern beabsichtige. Schon früher war aber einmal davon die Rede, daß er sich auf seinen ihm vom Sultan geschenkten, jetzt aber sehr problematisch gewordenen Landgütern bei Smyrna niederzulassen gedenke. Das verstandesnüchterne Amerika wird wahrscheinlich ebenso wenig das Glück haben als der phantastische Orient, ihn zu den Seinen zu zählen. Lamartine ist französischer als vielleicht irgendein anderer Franzose und keiner dürfte sich daher auf fremder Scholle so unglücklich fühlen als gerade er. Einer Correspondenz in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge hätten Lamartine's Freunde ein förmliches Bettelbriefsystem für ihn in der Presse und im Privatverkehr organisirt, was allgemein einen peinlichen Eindruck mache.*) Man begreift kaum, wie Lamartine in eine solche Lage kommen konnte, da seine literarischen Arbeiten ihm in seinen besten Jahren 5—600,000 Francs jährlich abgeworfen haben sollen und ihr Ertrag auch jetzt noch jährlich auf etwa 200,000 Francs angeschlagen wird. Aber prunksüchtig wie er ist, liebe er es (wird versichert), sich mit fürstlichem Luxus zu umgeben, und sei außerdem noch von der Einbildung besessen, ein ausgezeichneter Geschäftsmann und Administrator zu sein, weshalb er sich auf gewagte Speculationen, z. B. mit Weinen, eingelassen habe, die ihm jedoch fehlschlugen. Was soll ein deutscher Dichter diesem auf so großem Fuße lebenden französischen Poeten gegenüber thun? Wenn es nicht anders geht, sich nach Bürger's Wort und Beispiel „ehrlich aus der Welt hinaushungern".

Wir haben mehre durch Aeußerungen, welche in d. Bl. enthalten waren, veranlaßte Zusendungen erhalten, darunter eine von Dr. Julius Frauenstädt in Berlin mit der ausdrücklichen Ermächtigung, davon Gebrauch zu machen. Sie besteht aus einem in englischer Sprache verfaßten Schreiben des in Halle studirenden Edward J. Young (aus Boston) an den Philosophen Arthur Schopenhauer, welches in der Hauptsache lautet wie folgt: „Nach der so freundlichen Aufnahme, die Sie mir im letzten Sommer gewährt haben, muß ich mich bei Ihnen entschuldigen, daß ich Ihnen über meine Nachforschungen, die ich über den Verfasser des in der Aprilnummer der «Westminster review» f. 1853 mitgetheilten und «Iconococlasm in Germany» überschriebenen Artikels in London anstellte, noch keine Mittheilung gemacht habe. Ich wurde jedoch an meine Pflicht erinnert durch eine Kritik Frauenstädt's über Weigelt's «Geschichte der neuern Philosophie» in Nr. 9 der «Blätter für literarische Unterhaltung». Der Verfasser spielt darin auf Rosenkranz' Vermuthung an, daß der Artikel in Deutschland fabricirt worden sei, und citirt dabei Lindner's Bemerkung, daß dies ein «Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen» sei. Ich weiß jedoch aus Herrn Chapman's, Herausgebers der «Westminster review», eigenem Munde, daß John Oxenford, ein durch mehre ausgezeichnete Uebersetzungen aus dem Griechischen und Deutschen bekannter englischer Gentleman *), Verfasser jenes Artikels ist. Herr Chapman zeigte sich davon ein wenig überrascht, daß es in Deutschland so schwer gefallen, die Autorschaft zu entdecken, und bemerkte, daß, wenn man sich an ihn direct gewendet hätte, er sehr bereit gewesen sein würde, des Verfassers Namen zu nennen. Wenn Ihnen mit dieser Mittheilung irgendein Dienst geschieht, so steht es Ihnen frei, davon jeden Ihnen zweckmäßig erscheinenden Gebrauch zu machen."

Eine andere Zuschrift an uns ist von dem Gelehrten J. Kruger in Wien und bezieht sich auf unsere in Nr. 14 enthaltene tadelnde Bemerkung über die Form, die er seiner in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Replik gegen seinen französischen Recensenten, Alfred Maury, gegeben hatte. Obschon der Wunsch, daß wir seinem Schreiben zur Veröffentlichung verhelfen möchten, von ihm nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, so gibt uns doch Inhalt und Form des Briefes die Gewißheit, daß es ihm nicht unlieb sein wird, wenn wir die Hauptstelle seines Briefes hier mittheilen. Nachdem Kruger zugegeben, daß er in seiner Antikritik einen zu heftigen Ton angeschlagen, fährt er fort: „Ich schlage in meinem Werk eine neue Richtung ein, indem ich die Urgeschichte des indogermanischen Völkerstamms nach seinen Sagen aus dem

---

*) Die letztere Versicherung des pariser Correspondenten scheint uns doch durchaus nicht aus den Mittheilungen französischer Journale hergenommen. Es handelt sich bei diesen „Bettelbriefen" nur um das Umlegen von Subscriptionslisten auf den „Cours familier de littérature". Die „Illustration", deren „administrateur", Lechevalier, die Geschäftsverwaltung dabei übernommen hat, theilt einen warm geschriebenen Aufruf mit, worin es unter Anderm heißt: eine berühmte Dame habe vor kurzem gegen Lamartine geäußert, daß er durch sein übermäßiges Arbeiten sich tödten werde, und Lamartine habe geantwortet, lieber wolle er der Arbeit als dem Schmerze erliegen. Wir zweifeln kaum, daß die französische Nation diesem Aufruf in reichem Maße entsprechen wird, und wir würden darin nur einen neuen Beweis davon erblicken, daß die Franzosen sich in solchen Fällen leichter begeistern und erwärmen lassen als die Deutschen, die wahrlich am wenigsten Veranlassung haben, sich über die Bettelhaftigkeit anderer Nationen zu beklagen.

*) John Oxenford hat unter Anderm Mehres von Heinrich Heine und Friedrich Jacobs' „Hellas" übersetzt. Vgl. unsern Aufsatz „Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande" in der Brockhaus'schen „Gegenwart", XI, 270 und 273.

Geist der Weltgeschichte heraus und nach historischen Gesichtspunkten wiederherzustellen unternehme. Alfred Maury ist Philolog, Archäolog und ohne historische Kenntnisse, welche über sein Fach hinausgehen. Bekanntlich sind aber Philologen schlechte Richter über Ideen und über historische Ideen. Niemals tritt eine neue Richtung ohne Polemik auf, besonders wenn sie solche Gegner hat wie die meine. Was ich in der Vorrede zu meinem Werk gegen die Art und Weise bemerkte, wie heutzutage die Geschichte von der Stockphilologie mishandelt wird und wie die letztere einem jeden höhern Streben selbst mit gemeinen Mitteln entgegentritt, hat Herrn Maury in seinem Kastengeist verletzt und ihm jene Phrasen in die Feder dictirt." Kruger meint dann weiter, daß er zu sehr Deutscher sei, um sich in das geschniegelte Wesen der Franzosen zu finden. Der Franzose sei glätt in seinen Formen, weil leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit (und nach dieser redlich zu streben ist sich Kruger bewußt, wie er an einer andern Stelle versichert) ihm eine unbekannte Sache sei. Es dürfte nicht gut sein, wenn der Deutsche sein wenn auch der Schale nach mangelhaftes Wesen ganz einem fremden opfere. Vor 200 Jahren hätten es die Deutschen so gethan, aber jene Zeiten seien kein Muster für heute u. s. w. Ueber Kruger's Werk enthielt übrigens die „Donau" jüngst einen längern Bericht von Fallmerayer, worin mehre der von Kruger aufgestellten Thesen als „zuverlässig und historisch nicht leicht anfechtbar" anerkannt wurden. Glauben wir nun mit diesen Mittheilungen den Ansprüchen eines in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen sich gekränkt fühlenden Mannes gerecht worden zu sein, so müssen wir doch auch andererseits Notiz nehmen von einem offenen Schreiben A. Maury's an die Redaction des „Athenaeum français" (Nr. 12 des französischen Blattes). Maury bleibt darin auf seinen frühern Ansichten über Kruger's Werk bestehen und erklärt sodann über deutsche Bücher dieses Schlags nicht wieder sprechen zu wollen: „Il y a, Dieu merci', assez de bons travaux au-delà du Rhin pour qu'on n'ait pas besoin de parler des autres." In einer dem Maury'schen Schreiben vorangestellten Redactionsbemerkung wird bedauert, daß sich Kruger in seiner Replik „à la plus grossière et à la plus violente diatribe" überlassen habe, und dann bemerkt: „Les injures n'ont jamais, en France du moins, passé pour des arguments."

Eine dritte, übrigens sehr harmlose Zusendung rührt von dem preußischen Schulmann her, dessen schriftlich uns mitgetheilte Ansichten über Nationalliteratur wir in Nr. 52 d. Bl. f. 1855 benutzt hatten. Er will von einer Unterscheidung zwischen „Nationalliteratur" und „Volksliteratur" nichts wissen, bezieht sich dabei auf Koberstein und auf Wachler als seine Gewährsmänner und führt von dem Letztern, in dem er den Schöpfer, wenigstens den Begründer des Begriffs der volksthümlichen Literatur erblickt, folgende Stelle an: „Es kommt uns auf zwei Vorbegriffe und Grundansichten an, nämlich die von Volksthum- und von dem diesem entsprechenden unterscheidenden Wesen der Sprache, Schrift und Kunst, ihrer Erzeugnisse und Denkmäler, oder von Nationalliteratur." Hiernach falle, meint unser Schulmann, Nationalliteratur mit volksthümlicher Literatur dem Begriffe nach zusammen. Wir haben nichts dagegen, wenn man statt „Nationalliteratur" fortan „vaterländische Literatur" sagen wollte, wie man von vaterländischer Geschichte spricht. Die eigentlich volksthümliche Literatur ist von dieser „vaterländischen Literatur" nur ein Ausschnitt, und von einer solchen wahrhaft volksthümlichen Literatur haben wir, in neuerer Zeit wenigstens, leider nicht viel in Deutschland; auch kommt sie in unsern Nationalliteraturgeschichten meist, und mit Unrecht, sehr wenig in Betracht. Um die fortbestehende schroffe Kluft zwischen dem eigentlichen Volk und dem Stand der Gelehrten und Gebildeten nach und nach auszufüllen, müßte man einen ganz andern Weg einschlagen. H. M.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Winterabend-Geschichten. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 15 Ngr.

Bachmann, W., Der Fürst „Mein Liebchen" und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zwei Bände. Mit Brustbilde. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr.

Baldeschi, J., Ausführliche Darstellung des Römischen Ritus. Herausgegeben von M. von Montbach. Mit drei Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 10½ Ngr.

Behncken, J. H., Geschichte des Bremischen Theaters. Von 1688 bis auf die gegenwärtige Zeit. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 24 Ngr.

Berend, M., Gedichte. 2te unveränderte Auflage. Brüssel, A. Schnee. 32. 20 Ngr.

Bonaventura, J., Die Mysterien des Schlafes und Magnetismus oder Physik und Physiologie des natürlichen und des magnetischen Somnambulismus. Eine auf naturwissenschaftliche Principien gestützte rationelle Erklärung der Phänomene des Schlafs und Traumes, der Ekstase und Sehergabe rc. Nach Debay, Carpenter u. A., sowie nach eignen Beobachtungen herausgegeben. Weimar, Voigt. Br. 12. 22½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 4te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Hoefer, E., Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Hunold, B., Gedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 8 Ngr.

Jörg, J. E., Der Irvingianismus. München, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Kieser, W., Ueber den 1. Act der Götheschen Iphigenie. Sondershausen, Eupel. Gr. 4. 7½ Ngr.

Kossak, E., Historietten. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr.

Laubach, T., Gedichte. Hamburg, Nolte u. Köhler. 16. 20 Ngr.

Löffler, K., Die Berliner Lorette. Mit drei Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Löschke, K. J., Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken. Zur Erinnerung an seinen Todestag, den 26. April 1556. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Marien-Rosen aus Damaskus. Gesänge zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, aus dem Syrischen. Von P. Zingerle. 2te durch vollständige Uebersetzung der Gebete des heiligen Ephräm an die allerseligste Jungfrau vermehrte Ausgabe. Innsbruck, Wagner. 1855. 16. 18 Ngr.

Schuller, J. K., Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Hermannstadt. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultze und Müller auf der Leipziger Messe. Humoristische Reisebilder vom Verfasser des Schultze und Müller in Paris, im Harz rc. Illustrirt von H. König. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blanck, Worte der Liebe gesprochen am Sarge des verewigten General-Polizei-Direktors Herrn von Hinckeldey, und Rede des Herrn Pastors Siegel am Grabe auf den Kirchhofe der St. Nicolai-Gemeinde. Berlin, Hayn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hannover's politisches Tagewerk. Von einem Weltbürger. Bremen Strack. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Feller, F. E., Einige Worte über Zettel-Banken. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vetus Testamentum

graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraem Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit

Constantinus Tischendorf.

Editio altera correctior et auctior. 2 tomi. 8. 4 Thlr. Ausgabe auf Schreibpapier 6 Thlr.

Die sobald nöthig gewordene zweite Auflage der Tischendorf'schen Septuaginta beweist, dass die ihr bei ihrem Erscheinen von vielen Seiten ausgesprochene Anerkennung eine wohlbegründete war und dass sie in der That, wie sich Dr. Rudelbach ausdrückt, „ein tiefgefühltes Bedürfniss in angemessenster Weise befriedigte". Durch die Festhaltung des vaticanisch-römischen Textes, nur revidirt in den dringendsten Fällen, unter Beifügung sämmtlicher Lesarten der drei im Titel genannten so wichtigen Urkunden, deren zwei die gelehrte Welt ausschliesslich dem Herausgeber verdankt, entspricht sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen. Die Vorzüge der neuen Auflage bestehen, ausser grösserer Correctheit des Drucks und manchen Verbesserungen im Texte, in den Noten und im Apparate, besonders in der Anfügung des Chisianischen Textes vom Propheten Daniel und in der völligen Erneuerung und Vermehrung der Prolegomena, worin über die Geschichte der Septuaginta und ihrer Ausgaben sowie über ihre sämmtlichen ältesten Urkunden (deren sieben, darunter vier Palimpseste, erst durch die neuesten Entdeckungen des Herausgebers gewonnen wurden) ausführliche Nachweise nebst mehren Supplementen des kritischen Apparats gegeben werden.

Von dem Herausgeber erschienen in demselben Verlage:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 1852. 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, dass er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, dass ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine grössere Sicherheit gewähre, als sie irgendein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronimum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

Das **Evangelium Palatinum ineditum** enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bisjetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk.

Von **Moriz Carriere.**

Zweite vermehrte Auflage.

8. **Geh.** 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese jetzt in **zweiter** vermehrter Auflage erscheinende **Schrift**, zuerst statt des Namens des Verfassers die Bezeichnung „von einem deutschen Philosophen" tragend, **hat** den Zweck, darzuthun, **daß aus den Beobachtungen der Natur und dem Studium der Geschichte nicht eine materialistische, gottleugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung hervorgehe.** Das Buch hat seit seinem ersten Erscheinen in reichem Maße Gunst und Ungunst erfahren. Der Verfasser sagt darüber unter Anderm: „Wo ein ultramontaner Gegner im Inhalt Atheismus, Unchristlichkeit und Verneinung, in der Form ein Rasen, Stammeln und Nachlallen zu sehen behauptete, da fand ein Mann wie **Bunsen** einen herstellenden sittlichen Ernst, einen entschiedenen Fortschritt im religiösen Denken und eine Darstellungsweise, welche Wissenschaft und Leben zur Durchdringung bringe, dadurch dem deutschen Geist eine mehr europäische Richtung gebe und einen größern weltgeschichtlichen Einfluß sichere."

In einer Kritik in Gersdorf's Repertorium heißt es: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man **diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient,** mit **Schleiermacher's** «Reden über die Religion» und **Fichte's** «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Haxthausen's „Transkaukasia".

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transkaukasia.

Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.**

Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen
von

August Freiherrn von Haxthausen.

Zwei Theile.

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. **Zweiter Theil.** Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte.

8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theil nunmehr **vollständig** vorliegende Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen 2c., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus 2c. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Froschmäusekrieg

zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens.

Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt.

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem **Vogt-Wagner'schen** Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch, von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Stunden
des
General-Polizei-Directors

von Hinckeldey.

Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen

Ludwig Hassel,

Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur, Ritter des Rothen Adlerordens.

8. Geh. 5 Ngr.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon
werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 18. —— 1. Mai 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Rosenkranz' Geschichte der Poesie.

Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Es gibt vielleicht keinen Standpunkt im Gebiete des culturgeschichtlichen Lebens, der eine höhere Befriedigung, eine fruchtreichere und erhebendere Ausbeute zu gewähren vermöchte, als der, welcher nicht blos eine Welt als ein Gewordenes vor uns eröffnet, sondern uns zugleich dieses Werden selbst vorführt, wie es durch Nothwendigkeit und Freiheit, durch Unwandelbarkeit des Gesetzes, aber auch durch Unendlichkeit des schöpferischen Vermögens bedingt wird. Die Darstellung einer solchen Welt ist eine der schwersten Aufgaben, die es geben mag. Schwer schon da, wo es sich besonders um den Nachweis der Wahrheit handelt, doppelt schwer aber da, wo nicht minder das erkannte Gesetz der Entwickelung aufgezeigt werden soll, aber noch dazu die Schönheit in ihrem eigensten Wesen, das doch jede starre Abgrenzung verbietet und, im Fall sie dennoch versucht wird, sogleich den Verdacht der Berechtigung gegen sie hervorruft. Dennoch, und zwar mit Grund, fodern wir auch für die Welt des Schönen, für die Kunst eine wissenschaftliche Behandlung, den Nachweis des Gesetzmäßigen. Wir können uns schlechterdings kein Kunstwerk denken, welches aus einer Art von Verhängniß oder gar aus der bloßen Willkür des Künstlers hervorgegangen wäre. Uns befiele ein Grauen, wenn wir es denken müßten. So müssen auch wol alle Kunstwerke und deren Urheber in einem gesetzlichen, nationalen wie menschlichen Verbande miteinander stehen, wie die letztern das Gesetz ihrerseits in ihren Productionen offenbaren. Kein Kunstwerk freilich kann an einem andern eine unübersteigliche Schranke haben, und jeder Künstler hat für sich wieder dieselbe Freiheit und Unerschöpflichkeit im Reiche des Möglichen in Anspruch zu nehmen, welche bereits jeder vor ihm ebenfalls in Anspruch genommen hat. Dennoch fodern wir für das Ganze der Kunst einen ebenso Alles und Jedes überwaltenden νοῦς, diesen Genius der Genien, welcher im Schaffenden erst der Schöpfer ist und das einzelne Werk in den Kosmos der Kunstwerke wieder zurückschlingt, in denselben einordnet, wie wir uns auch die Natur als kosmische Totalität in ihren einzelnen Sphären schlechterdings nicht ohne einen solchen zu denken vermögen. Eine solche Gliederung der künstlerischen Werke zum organischen Ganzen der Kunstwelt, wo nichts ungesetzlich, aber auch nichts unfrei, nichts zufällig, aber auch nichts willkürlich sein darf, liegt schon im Wesen der Kunst; es ist jedoch durchaus wünschenswerth und für die Reife der Cultur sogar nothwendig, daß auch die Wissenschaft, die alles gesetzliche wie freie Werden überwachen soll, den Nachweis jener organischen oder doch wenigstens planmäßigen Entwickelung für die Kunst führe, um etwaige Lücken, gleichsam noch unangebaute Oertlichkeiten, zur Sprache, oder die von der Menschheit bereits erarbeitete Vollständigkeit, die aber im Einzelnen, in der Eigenart des Individuellen noch unendliche Erfindungen frei läßt, zur Gesammtschau zu bringen.

Nun ist eine solche Aufgabe zu lösen durchaus Beruf des Philosophen; kein Anderer wäre ihr gewachsen. Der wahrhafte Philosoph hat sich stets in zwei Hauptrichtungen zu bethätigen. Er soll in das Sein, in die Natur der Dinge, aller Erscheinungen niedersteigen; er soll uns das Wie ihres Bestehens heraufbringen. Er soll nicht minder ihr Werden belauschen, er soll die Geschichte jener Erscheinungen so an uns vorüberführen, daß wir aufs deutlichste erkennen, wie dieselben Gesetze des Wesens in seinem Ineinander auch den Proceß des Außer- und Nacheinander aufs strengste bedingen, ihn immerdar begleiten. Schon in einer dieser Richtungen

sich hervorzuthun, sichert dem Denker eine bedeutende Stellung. Weiß er beiden zu genügen, um so größer seine Bedeutung. Es ist übrigens ein trauriges Vorurtheil, welches von entschiedener Schwäche, eine Arbeit würdigen zu können, Beweis gibt, wenn man oft meint, Werke der geschichtlichen Kritik, die sich bis zur Höhe wiedergestaltender Charakteristik von Individuen, Kunstwerken, ganzen Zeitaltern und Völkern erheben, könnten ohne schöpferische Kraft ausgeführt werden. Im Gegentheil, sie fodern alle Schärfe der Analyse, alle Selbstentäußerung, in einem Gegebenen sich zu concentriren, und doch auch allen Aufwand einer lebhaften und feurigen, wie liebevollen Phantasie, um die Gestalten zu sondern, sie noch ein mal hervorzubringen und ihnen zugleich alle Farbenfrische des geschichtlichen Verkehrs miteinander zu ertheilen.

Der Verfasser des hier zu betrachtenden Buchs hat sich in beiden der oben angedeuteten philosophischen Richtungen einen längst anerkannten Namen erworben. In seinem „System der Wissenschaft" (Königsberg 1850) legte er uns nach selbständiger Forschung und Entdeckung den ganzen Bau seines Gegenstandes in den Hauptzügen bloß, wie dieser sich von „der logischen Idee" durch die „Philosophie der Natur" bis an die äußerste Grenze der „Philosophie des Geistes" erstreckt, noch ganz abgesehen von der geschichtlichen Genesis als solcher. In der vorliegenden „Entwickelung der poetischen Ideale der Völker" hält sich dagegen der Philosoph auf geschichtlichem Boden; er vertieft sich in das Nacheinander der Erscheinungen, so jedoch, daß auch dieses Werk aus einer bestimmten Stelle im „System der Wissenschaft" hervorwächst, nämlich da, wo der Verfasser im dritten Theil auf den „absoluten Geist", die „Theologie" eingeht, wo er das Schöne und die Kunst und zwar auch besonders das Ideal und im „System der Künste" die Poesie behandelt. Das hier zu besprechende Buch dürfte demnach näher betrachtet zwei andere Darstellungen als seine beiden Seitenstücke erfodern und sich so zu einer Trias vollenden, welche aufs neue den erhabenen Gesichtskreis, auf den wir am Anfange schon hindeuteten, zur Ueberzeugung bringen und ihn noch mehr ausweiten würde; solche Darstellungen wären die Philosophie und ihre Geschichte und sodann das Christenthum und seine Geschichte. Denn auf dem höchsten Standpunkte philosophischer Betrachtung ergibt sich ebenso die Philosophie als vollständiger Ausdruck des Wissens in der Reihe aller Wissenschaften, wie sich für das Verhältniß des Menschen zu Gott das Christenthum in der Abfolge aller Religionen, wie sich die Poesie als Herausgestaltung des Schönen in der Zusammengehörigkeit aller Künste als vollständiger Ausdruck ergibt. Daran knüpfte sich dann freilich noch die Möglichkeit eines Werks, welches in Bezug auf das Sein und Werden, in Bezug auf die Idee und die Geschichte alle Wissenschaften, Künste und Religionen in specieller Ausführung zur Darstellung brächte, um sie doch zuletzt in der Philosophie, Poesie und im Christenthume culminiren zu lassen. Ein solches Werk wäre ein Pantheon der Cultur, nicht etwa blos Encyklopädie, sondern ausgeführter Kosmos der Welt des Geistes, kaum ausführbar von einem Einzelnen, vielleicht von einer Akademie, die, wie ein Orchester von Virtuosen, in der Zusammenwirkung das Vollendete nach allen Seiten hin, im Sinne Schleiermacher's, zu erreichen wüßte.

Doch erkennen wir zunächst das mit allem Dank an, was der Verfasser uns in seiner „Entwickelung der poetischen Ideale der Völker" bereitet hat. Hier ist uns ein Werk gegeben, an dem wir vielleicht hier und da etwas vermissen, an dem wir diese oder jene Aeußerlichkeit vielleicht noch anders ausgedrückt oder entfernt, Manches weiter ausgeführt wünschen, aber das Product selbst im großen Ganzen wie in allen wesentlichen Einzelheiten ist ein so grandioses, ist ein auf so unerschütterlichem Fundament ruhendes, bis in die kleinsten Details so geistvoll ausgestaltetes, bis in die äußersten Theile von gleicher Lebenswärme erfülltes, daß wir es in allen diesen Beziehungen als mustergültig bezeichnen und empfehlen müssen. Was Solidität einer Arbeit ist, kann man an diesem Buche so recht gewahr werden, wie ein lebenslang an Kenntnissen Erworbenes wieder aufgrünt und frisch sich belaubt, Früchte einer Belesenheit auf allen Feldern, die in Erstaunen setzt, wieder zu Früchten und nicht etwa todt aufgespeichert werden, sondern uns aufs neue in einem Parke zuwinken, der uns überall fesselt und erquickt, an einer Stelle uns entläßt, um uns durch tausend andere, bald verschlungene, bald frei daliegende Partien unwiderstehlich an sich zu locken, mit neuen Blüten und Früchten uns zu überschütten. Und noch dazu, während unsere Kenntniß überall vermehrt, unser Genuß immer noch erhöht wird, hat dieses Buch das ganz Eigenthümliche, daß es unsern Genuß für andere Erquickungen nun erst recht empfänglich macht. Es ist ja ein Garten, der uns in das endlose Zauberland der Poesie selbst einführt. Indem der überall heimische Verfasser vor uns einen Reigen eröffnet, der aus den dichterischen Genien und Talenten der verschiedenartigsten Völker besteht, enthüllt er vor unsern Augen in diesem Zuge der Dichter zugleich die Abbilder ihrer Werke, deren Schönheit und Erhabenheit, deren Werth in jeder Beziehung er mit seiner Kritik begleitet; wir haben so nicht blos den unmittelbaren Gewinn, daß uns die Charaktere der Völker selbst in neuer Beleuchtung entgegentreten, wir fassen ein ganz neues Interesse für ihre poetischen Werke, um die uns bereits bekannten nun auch mit dem Blicke unsers Kunstkenners zu lesen, aber auch die uns noch fremden in seinem Sinne uns schnell anzueignen, da unser Führer uns nicht wenig darauf gespannt macht.

Die außerordentlichen Eigenschaften, welche wir, noch bevor wir an die Prüfung des Einzelnen gehen, an dem Ganzen dieser Arbeit sogleich gewahr werden, sind der Organismus der Eintheilung, die prägnante, nicht selten höchst überraschende Bezeichnung der Abschnitte, die Gediegenheit des Gedankengehalts, welcher von der Geschichte der Poesie aus über das Wesen der Dichtkunst, ihre Arten, die Aesthetik, die Philosophie der Geschichte,

die Charakteristik der Völker ganz neue Lichter verbreitet. Es ist wohl zu beachten und durch das ganze Werk hin von den erfreulichsten Consequenzen, daß der Verfasser, wie es schon der Titel bezeichnet, nicht blos eine Geschichte der Poesie, sondern überall zugleich eine Darstellung der Poesie selbst gibt.

Was nun den Organismus des Buchs betrifft, so dürfte hier unser Philosoph den meisten Vorurtheilen und Misverständnissen begegnen, und doch wünschten wir ihn an diesem Punkte vor allem nach Gebühr gewürdigt, weil die ganze ideelle Wucht und zukunftsvolle Bedeutung seines Buchs aus dessen Gliederung entspringt. Man sollte meinen, das Zeitalter der Naturwissenschaften müßte ganz besonders in der Würdigung des Organischen sich auszeichnen, und doch erfährt man heutzutage nicht selten das Gegentheil. Man sieht, die Vernachlässigung der Philosophie bleibt schon jetzt nicht ungestraft, und doch ergibt sich in der That erst von der Philosophie aus die wahrhafte Klarheit und Liberalität der Weltanschauung, die rechte Schätzung, ja Bewunderung organischer Bildungen, bis auf die ideellen des Künstlers. Alles Unorganische aber ist doch eigentlich noch roh und spricht höchstens durch das Dasein, durch die Massenexistenz die Nothwendigkeit eines Höhern als blos Materiellen aus. Mit dem Organismus dagegen und seinem ideellen Verständniß erheben wir uns sogleich zur Würdigung des Zweckbegriffs, der Beschlossenheit einer Welt in sich, des Verhältnisses zu andern Welten, zur Würdigung der Seele, der Schönheit und vor allem eines schöpferischen Bewußtseins, welches sich zu einem andern seines Gleichen entäußert, ohne sich je selbst in seiner Einheit zu verlieren. Welche Folgen hieraus entstehen für die Natur, um sie nicht blos mit der rohen, gedankenbedürftigen Empirie zu behandeln, mit dem blos vorüberblitzenden Experiment, welche Folgen für die Wissenschaft, die Kunst, die Religion, das ist gar nicht in Kürze zu bezeichnen.

Nun ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß gewisse Philosophen selbst in neuester Zeit nicht wenig dazu beigetragen haben, ihre Eintheilungen in Miscredit zu setzen. In ihrer engern Disciplin ließ man sie noch gewähren, aber wo sie es sich beikommen ließen, ihr einför allemaliges Schema auf die Natur, die Geschichte, die Kunst und Religion in Anwendung zu bringen, da traute man ihnen nicht. Und doch war der Misbrauch jener absolut dreitheiligen Dispositionen, die jedem Objecte erfolglos über den Hals geworfen wurden, um es wo möglich zu unterjochen, aus dem Gebrauche eines Meisters im Organisiren hervorgegangen; ich meine natürlich Hegel. Seitdem aber bei so Vielen die Minne zur Weisheit und Speculation (Philosophie) aufgehört, die Bundeslade, welche mit dem Gesetz auch die Freiheit in ihrer Unendlichkeit geschützt hatte, zur Werklade des Zunftwesens und jener einst berühmten Knüttelprosa geworden war, seitdem sollte auch die Dreitheilung alles Möglichen, ohne Verstand und ohne Witz, zur kurzen Herrschaft gelangen; es war die auswendiggelernte Tabulatur einer öden Trichotomie, durch welche die Hegelingen auch das Ungereimteste und Frechste logisch zu reimen und zu sanctioniren suchten. Das war denn freilich die schlechteste Pietät, die man einem Denker beweisen konnte, der überall den lebendigen Rhythmus der Gliederung aus der Natur des Objects gewonnen, der die Fülle der Gedanken aus der Sache selbst gezogen und der Methode innerhalb der logischen Zucht zu neuen Entdeckungen und Erweiterungen stets einen unbegrenzten Spielraum gelassen hatte.

Niemand aus der Hegel'schen Schule konnte dieses kostbare Vermächtniß des größten Dialektikers unsers Jahrhunderts würdiger überkommen als Karl Rosenkranz; auch hat er es mit Dankbarkeit, mit einsichtsvoller, freier Liebe verwaltet, die sich denn auch fruchtbar, das Angetretene mehrend, nach den verschiedensten Seiten hin bewiesen. In Rosenkranz arbeitet, wie alle seine Schriften es darthun, der kräftig individuelle Mensch noch außer dem gelehrten, der naturfrische noch außer dem gebildeten, der dichterisch erregte noch außer dem geschulten. Eine solche Natur mußte selbst das Hegel'sche System ungeachtet seiner weitreichenden Dimensionen noch durchbrechen, nicht allein innerhalb desselben andere Richtungen einschlagen, sondern auch außerhalb Wege bahnen, die zu bestimmtern Zielen, erfreulichern Ergebnissen führen. Der vortreffliche Organismus des gegenwärtigen Buchs legt es aufs erfreulichste dar, wie selbständig, wie aus Eigenem schaffend und entdeckend einer der gründlichsten und treuesten Anhänger Hegel's zuwerke zu gehen weiß, da wo es darauf ankommt, die Wissenschaft vorwärts zu bringen und sich durch keine längstbefahrenen Gleise abschrecken zu lassen.

Ungeachtet nun auch der Verfasser der „Poesie und ihrer Geschichte" seiner Entwickelung eine Dreitheilung zugrunde legt, die er als „Kreise" bezeichnet, aus deren jedem uns dann die besondern Völker-„Gruppen" entgegentreten (nur daß im dritten Kreise statt der Gruppe das Ideal sich herausstellt), theils nach Weltgegenden, Welttheilen und Stämmen, theils nach culturgeschichtlichen Prädicaten bestimmt, Gruppen und Ideale, die dann wieder in die Momente der einzelnen Nationen und deren dichterische Leistungen auseinandergehen; so ist diese Disposition doch keineswegs einem abstracten System entnommen und nur versuchsweise auf eine concrete Welt angewendet, sondern dieser Organismus ist eine aus der Sache hervorgegangene Entdeckung und Combination überraschender Art, welche vieles bis dahin Unerklärliche erklären macht, welche jede der bisherigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie nach ihrer Nothwendigkeit und Genesis erkennen läßt, aber auch die Poesie selbst einem Ursprunge entnimmt, der ihrer Würde und Bedeutung in jeder Hinsicht entspricht. Um die Wahrheit, Schönheit und Würdigkeit der dem Buche vorausgeschickten Structur, das Sinnvolle der Einzelheiten in Uebereinstimmung mit dem Ganzen, die fein sondirende Gliederung in der Gliederung, stets mit Bezug auf das zu verwirklichende Ideal, ihrem vollständigen

Werthe nach zu schätzen, muß man allerdings erst das Ganze der Darstellung in sich aufnehmen, man muß während des Studiums öfter anhalten, zurückblicken, vergleichen, andere Theilungen versuchen und, am Ende angekommen, noch ein mal die vieltheilige Verästelung, wie sie aus den drei Hauptträgern hervorwächst, durchmustern, um den gewaltigen Völkerstammbaum der Poesie, den das Buch selbst belaubt und in dessen Blättern Paradiesesfrüchte glänzen, in seiner ganzen Pracht vor Augen zu haben. Man muß die Völker der Geschichte, nach den Grundzügen, die der Verfasser selbst gibt, nach den Kenntnissen, die er mit Recht voraussetzt, immer im Hinblicke auf die ganze Breite der Cultur fragen, was sie zur Poesie getrieben und wie sie doch nimmer von ihr lassen können, wie ungünstige, dürre Zeiten auch kommen mögen, um der Stellung, welche im Organismus dieser Eintheilung der Poesie zugewiesen wird und woraus der Grundriß eben resultirt, ihren verdienten Beifall zu spenden und sie als eine große, bleibende Errungenschaft für die wissenschaftliche Forschung zu bezeichnen, im Fall man jene Stellung nur völlig durchdringt.

Um nur Einiges aus dieser scharfsinnigen, gedankenschweren und doch in der Form so leicht ausgetragenen und geschwungenen Gliederung anzuführen, so sind die drei Kreise, zu welchen sich die bisherige Völkerwanderung poetischer Cultur formirt: 1) „Die ethnischen Völker und das Ideal der Schönheit"; 2) „Die theistischen Völker und das Ideal der Weisheit"; 3) „Die christlichen Völker und das Ideal der Freiheit". Als „Gruppen" treten dann hervor, im ersten Kreise: A) „Die Poesie der ostasiatischen Gruppe"; B) „der westasiatischen Gruppe"; C) „der europäischen Gruppe". Im zweiten Kreise: A) „Die Gruppe der hebräischen Stämme"; B) „die der mohammedanischen Stämme". Im dritten Kreise, der sehr bedeutsam in seinem nähern Inhalte nicht mehr nach Völkergruppen bezeichnet wird, da das Christenthum die einzelnen Völker zum Bewußtsein der Menschheit, zum Bewußtsein der Ebenbürtigkeit untereinander, ja zu dem der Zusammengehörigkeit in Gott gebracht hat, treten die Hauptmomente, charakterisirt durch die verwirklichten Ideale, in den Bereich unserer Anschauung, nämlich: I) „Das byzantinische Ideal der Resignation"; II) „Das romanische Ideal der Ritterlichkeit"; III) „Das germanische Ideal der Selbstgewißheit". Allerdings reflectirt sich der ganze Reichthum der von uns hier angedeuteten Hauptgliederung der bloßen Inhaltsanzeige, die Präcision und die Schönheit dieser Maßverhältnisse erst in den noch subtilern Organen, in welche jener Organismus wieder zergeht, oder in denen er sich vielmehr fortsetzt, worauf dann die herrlich ausgeführte Darstellung der Poesie und ihrer Geschichte in dem Buche selbst folgt, während zu höchst willkommener Uebersicht eines so großartigen Panoramas der Völkerpoesie noch ein mal das Ganze sich in dem „Rückblick" abspiegelt, was dem Werke auch die geschmackvollste Abrundung und Symmetrie ertheilt, indem uns die Ramificationen der „Inhaltsanzeige" und des „Rückblick" zu dem historischen Gemälde wie zwei Arabesken erscheinen könnten, in denen der Maler, gleichsam am Rande des Bildes, sinnpflanzenartig andeutet, was er in dem Gemälde selbst gestaltet und gruppenreich ausführt.

Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth, daß diese vom Verfasser so überzeugend und sauber herausgearbeitete Gliederung der Geschichte der Poesie Gemeingut würde, statt daß man es noch ferner vorzöge, im Nacheinander des Dichtens ein Chaos vorauszusetzen, um vielleicht selbst dieses Chaos noch zu vermehren durch planlose Literaturgeschichtschreibung oder gar durch eigene Willkürbildungen des Dichtens. Abgesehen aber auch von der Nothwendigkeit unwandelbarer Grundgesetze und Ordnungen für die Welt der Dichtkunst, so ist die Eintheilung unsers Buchs noch anderweitig von höchster Wichtigkeit und gerade für unser Zeitalter. Der unpoetische Charakter, den man der Gegenwart im großen Ganzen gar nicht absprechen kann, während das poetische Talent in einer Zahl ohne Ende und ohne Gleichen wuchert, und viel zu gering angeschlagen, mit Unempfänglichkeit, mit stierem Stumpfsinn vernachlässigt ist, wird bestens conservirt durch zwei entgegengesetzte Richtungen. Die Einen wissen die Poesie nur herzuleiten aus der natürlichen Begabung, aus dem Blödsinne des Instincts, ohne die übernatürliche Weihe durch den sie begeisternden Gott auch nur für möglich zu halten; die Andern haben alle Kunst schon von vornherein im Verdachte der Gottentfremdung und fodern in ihrer düstern, engherzig mönchischen Weltansicht, daß der Dichter, den sie gelten lassen sollen, durch den Buchstaben der Religion sich legitimire. Zwischen solchen Extremen, die jeder Ahnung vom Wesen der Poesie, vom Berufe des Dichters völlig bar sind, muß nun freilich, vollends in der Vielgetrenntheit Deutschlands durch politische, confessionelle Unterschiede, durch Gesittung und Geschmack, durch den rasenden Dünkel einer Kritik, die oft nur an sich selbst glaubt, sich selbst für den Gipfel der Cultur nimmt, der üppigste Aufwuchs der Talente schnell wieder verwelken. Selbst der Genius, der erschiene, müßte sich durch satirische und komödische Gewitter erst wieder reine Atmosphäre schaffen, um durch Blitze und Donnerschläge an den Himmel zu mahnen, von wannen er kommt, die gottvergessenen bloßen Genießlinge, sowie die verdammungssüchtigen Zeloten zu schrecken, die schlafenden Philister zu wecken, die Baumschänder übermüthiger Kritik aus dem Garten der Dichtkunst zu treiben und sich erst ein frisches Erdreich der Empfänglichkeit zu bereiten.

Der ganze Organismus unsers Buchs ist von der Art, daß er durch die von der Philosophie aus richtig erkannte, stets festgehaltene Beziehung der Poesie auf die Religion, seien es die Götter, sei es der strafende oder erlösende Gott, ungeachtet der Ebenbürtigkeit aller Wissenschaften, Künste und Religionen doch den primitiven Charakter der Philosophie, der Dichtkunst und des Christenthums, da in ihnen die Sprache Organ ist, für das Bewußtsein wach erhält und dadurch den klaren Einblick ihres Zusammenhangs mit der Religion wie

den wirklichen Fortschritt der Poesie unter den Völkern gewinnt. Die größten Dichter und Sagenkreise aller Zeiten beweisen die Verwandtschaft der Dichtkunst mit der Religion; vor allem der ganze Dichterchor Indiens, dann das einheitvolle Gedicht der hellenischen Mythologie, Homer, die Tragöden Griechenlands, die griechischen Mysterien, später besonders Dante, Calderon, Shakspeare, Milton und — auf wie viel kurzsichtig Ungläubige man in Betreff des Letzten auch stoßen mag — Goethe beweisen sie. Die heutigen echten Dichter, deren es in der That, wie bereits bemerkt, keinen Mangel hat, während die Prosa meistens nur in den Empfangenden, in den bloßen Wahnpoeten und Kritikern sich breit macht, sollten dem Verfasser Dank wissen, wie er die ganze Geschichte für den höchsten Ursprung und Werth ihrer Kunst sprechen läßt, wodurch freilich Dem, welcher sich ausübend in dieses Heiligthum wagt, wiederholte Selbstprüfung auferlegt wird, um nicht ein ganzes Menschenleben durch Pfuscherei zu verlieren; aber auch die Empfangenden sollten unserm Philosophen danken, daß er es ihnen wieder in Erinnerung bringt, welch einen ganz andern, würdigern Gesichtspunkt sie für Poesie zu fassen haben, als den, welcher heutzutage in der Regel beliebt wird.

Allerdings soll der Poet kein Kopfhänger sein, der in den Dienst irgend welches bigoten, engherzigen Cultus tritt, um sich vorschreiben zu lassen, was er zu besingen habe und was nicht; aber er soll auch nicht ins Profane abirren, er soll nicht in den Zeitgeist, in die knappe Beantwortung der bloßen Tagesfoderung und Tagesfrage aufgehen, er soll nicht der Zierbolderie huldigen, nicht etwas darein setzen, sein Haar nach der Mode zu stutzen, um den Gecken mit dem Poeten zu vereinigen, auch nicht darin, nur auf Das zu passen und zu lauern, was augenblicklich gefällt und gewünscht wird. Der wahre Poet hat stets ein Priester zu sein im Kleinen und Großen, im Heitern und Ernsten, denn keine Zeit kann ohne Abbruch solcher Werke entbehren, die da beweisen, daß noch immer das treffende, den ganzen Gedanken zur Erscheinung bringende „Wort nur bei Gott ist", daß auch in der Schönheit, im Ernste wie in der Heiterkeit, Gott sich offenbart, ebenso wie im Wahren und im Guten; keine Zeit darf ermangeln des Strafgerichts, des Scherthums auch durch das Gedicht, und am wenigsten soll man meinen, daß unser Zeitalter, so reich an großartigen Phänomenen wie an Jämmerlichkeit und Gebrechen, zu überwinden und mit den ewigen Mächten zu versöhnen sei ohne Humor und ohne ein Gedicht, durch welches — komme es früh oder spät — diese Zeit sich über sich selbst hinausschwingt. Daher eben sollen die Dichter der Gegenwart und alle Edeln der Nationen sich wieder bewußt werden des tiefen Zusammenhangs aller Poesie mit der Religion, aber auch der schwersten aller Künste, welche die leichteste zu sein scheint, in ihrem ganzen Umfange, der Ausgestaltung des Schönen durch die Sprache. Auch aus dem Grunde ist die ganze Herleitung, welche der Verfasser der „Poesie und ihrer Geschichte" der ersten gibt, die Gliederung für die Entwickelung, welche er daraus gewinnt, eine für unsere Zeit doppelt wichtige, um dem Wesen der Dichtkunst und ihren Erscheinungen wieder eine wackere Aufmerksamkeit zu zollen und auch im Lyrischen die Ausübung nicht für leicht zu nehmen, wie es jetzt zur seichten Redensart geworden ist; das Lyrische im Gegentheil ist und bleibt der substantielle Tenor aller Poesie. Es ist allerdings seinem ganzen Umfange nach zu unterschreiben und nicht reiflich genug zu beachten, wenn Rosenkranz sagt:

> Als durch die Sprache sich darstellend scheint die Poesie die leichteste aller Künste zu sein. Aber diese Wohlfeilheit des Mediums darf man nicht mit der Leichtigkeit des Producirens verwechseln. Ist eine Sprache und Poesie erst gebildet, so ist ein Dichten in traditionellen Formen freilich nicht schwer. Aber ein solches Dichten, in welchem die Sprache für uns dichtet und denkt, ist eben nur ein Reproduciren. Im Gegentheil ist echte Poesie als die höchste mit Recht auch die schwerste aller Künste, welche die tiefste Bildung fodert und mit der Schwierigkeit zu kämpfen hat, ihren Ausdruck erst aus der allgemeinen Sprache als wirklich poetischen auszuscheiden.

Freilich ist auch die Beurtheilung des Poetischen, das wahrhafte Verstehen und Durchdringen eines Gedichts, die in jeder Hinsicht gerechte Abschätzung seines Werths da am übelsten bestellt, wo eine blos nüchterne Verstandeskritik ausgeübt wird, welche die Werke der Poesie höchstens im ethischen Zusammenhange betrachtet, ohne vielmehr den durchgehenden Lichtfaden des Religiösen, selbst in der Komödie, zu erblicken, und ohne im Stande zu sein, die Volksgeister und deren Gebilde in der Darstellung noch ein mal kritisch-geschichtlich ins Leben zu rufen. Mit Gebühr hat der Verfasser in seiner eigenen ausgezeichneten Leistung auch Fortlage's gedacht, der eine überaus seltene Gabe besitzt, die Nacht der Vergangenheit mit einem wahrhaft Platonischen Licht zu übergießen und in ihm die dichterischen Schöpfungen der Nationen aufs neue erscheinen zu lassen.

Was nun die besondern Abschnitte der Rosenkranz'schen Ausführung betrifft, die wir schon in der nähern Bezeichnung ihrer Aufschriften überraschend nannten, sowie die Gediegenheit des Gedankengehalts, der sich darin vorfindet, so stehen auch diese beiden Vorzüge untereinander wie mit den oben hervorgehobenen Haupttheilen in der genauesten Verbindung. Die besondern Abschnitte treten deshalb, schon in der Ueberschrift, markig und scharf gesondert, eigenthümlich gefaßt hervor, weil sie nur die entsprechenden Ausdrucksweisen eines in seinen Begriffen, Charakteren, Individualitäten bereits selbst substantiell unterschiedenen Inhalts sind. So sind jene Ueberschriften die Figuren einer bis über die Durchschnittsfläche der ganzen Production wie aus Erz plastisch hinausgetriebenen Arbeit, deren Reichthum an Unterschieden, charakteristischen Merkmalen, culturgeschichtlichen Prädicaten, Modificationen der Völkerideale eben von innen herkommt, sodaß die Triebkraft das innerlich lebendig Geschaute bis zur Gestalt bringt. Daher, wir gestehen es offen, ist es uns fast störend gewesen, daß ein solcher Kunstarbeiter im Gebiete der Philosophie der Geschichte und Poesie nicht allein in dem ganzen, nach einem sol-

gerichtig und schön geordneten Plan ausgeführten Unterbau der Inhaltsanzeige, sondern auch in der Ueberkleidung des Gebäudes, in der form- wie farbenfrischen Textur des Textes selbst, noch Zahlen, noch römische und griechische Buchstaben beibringt. Gewiß hat diese sorgfältige Stellenbezeichnung auch noch als Signatur des Besondern für die leichtere Orientirung ihr sehr Erwünschtes und ist nur der modellirte Reflex der logischen Bestimmtheit und streng durchdachten Ordnung des Ganzen. Aber Nummern und Buchstaben, häufig angebracht, haben in einer zugleich so künstlerisch ausgeprägten Geschichtschreibung wie der des Verfassers beim Leser für den Augenblick immer etwas Fremdartiges, wie ja auch sonst der Künstler und die bildende Natur durch keine Zeichenschrift uns zu Hülfe kommen, sondern die schönen Gefüge ihrer Organismen, ihrer nie vom Gesetz abweichenden Ordnungen für sich sprechen lassen. Freilich ist etwas, was so specielle Wünsche angeht, oft blos individuell und steht mit Zufälligkeiten, mit Idiosynkrasien des Auffassenden im Zusammenhange.

Folgen wir nun noch mit einigen Bemerkungen unserm trefflichen Führer, wie er uns durch die mit anziehender Didaktik reich geschmückten Propyläen der Einleitung in den Tempel der Völkerideale geleitet. Wahrlich, wir müssen auf dieser Wanderung mit dem Goethe'schen Sänger ausrufen:

Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?

Der Verfasser jedoch kennt und nennt nicht blos alle diese Namen, er weiß uns von ihnen auch, was Völkerart, Abstammung, was Natur, Geschichte, was Biographie und Inhalt, was speciellen Charakter und Werth der Werke betrifft, die jene Namen bezeichnen, so Vieles und so Anmuthiges zu erzählen, daß wir nur bedauern, es möchte bei Dem, der etwas spät sich aufmacht, das Leben nicht mehr ausreichen, zu allen den Quellen des erquicklichsten Trunks, der lieblichsten Umuferung, der wunderbarsten Menschen aller Zeitalter durch Lectüre zu gelangen. Schon die Einleitung möge ja, zu Gunsten eines neuen Aufschwungs deutscher Poesie im Hervorbringen und Aufnehmen, fleißig studirt werden. In diesen bisweilen nur kleinen Abschnitten, voll intensiven Lebens, drängt sich ein fruchtbarer Inhalt zusammen. Wir freuen uns, unter Anderm hier auch der Ueberschrift „Incommensurable Gedichte" zu begegnen. Gerade im Incommensurabeln, auf welches wir öfter hier treffen, webt nicht selten jener unsichtbare Befruchtungsduft, der beim Lesen solcher Gedichte auf den Leser unbemerkt einwirkt und bei ihm selbst die herrlichsten Schöpfungen später zur Folge haben kann.

Da treten wir denn im „ersten Kreise" an „die ethnischen Völker und das Ideal der Schönheit" heran. „Die ostasiatische Gruppe" nimmt uns auf und bewirthet uns gastfreundlich mit dem „sentimentalen Ideal". Wir verkehren mit chinesischen, indischen Dichtern. Wir erstaunen, wie uns der Verfasser dies seltsam chinesische Gebahren im Dichten, in der Leidenschaft für die Musen, die gar nicht so gering ist, zu veranschaulichen weiß, vom Schiking bis zum Sandszöking. Es ist und bleibt dies chinesische Volk ein seltsam widerspruchsvolles, Ehrfurcht gebietend und drollig zugleich. Noch nie und nirgends hat die Naivetät einen so kolossalen Ausdruck und Staatsbau von so, wie es scheint, unauflöslichem Bestande gefunden wie in China, und es ist sehr merkwürdig, daß das Culturleben auch der Menschheit, nicht blos des Einzelnen, mit der Kindheit beginnt, die in China permanent geworden ist, trotz aller Verständigkeit und Reife in einzelnen Beziehungen. Gemahnen uns diese chinesischen Poeten doch selbst wie Kinder, die ihre Gedichte wie Neujahrswünsche dem Kaiser-Vater in Peking alljährlich aufsagen, wenn sie nicht zu blöde sind, vor ihm zu erscheinen, und so sie ihm lieber überreichen lassen.

Was unser Philosoph in der constructiven und zugleich beschreibenden Bewältigung des Ungeheuern zu leisten vermag, Dessen, was in seiner eigensten Natur maßlos zu sein scheint, ungeachtet es sich zu Riesenmaßen und doch nicht minder von Schönheit geschwellt emporringt, das hat er wol ein für alle mal an der indischen Poesie bewiesen. Dies ist eine der Meisterpartien seines Buchs. Auch in dieser Ueberüppigkeit und Unübersehlichkeit des indischen Hervorbringens, in diesen Irrgewinden der Phantasie, die hier oft sogar ins Wilde, Phantastische überschlägt und mitten im Kampfgewirre von Göttern und Menschen, unter Tod und aufjauchzender Lust es zu den zartesten Empfindungen, zu den reizendsten Gestalten bringt, weiß unser Führer noch Gesetz und geordnete Abfolge nachzuweisen. Welch eine Perspective, vom nächsten Augenpunkte bis zu den Urepen ältester Menschheit, „Mahabharata" und „Ramayana", die am fernsten Horizonte in blauweißen Tinten wie die ewigen Schneeberge des Himalaya herüberglänzen, wo es zu Indra's Himmel hinaufgeht und sich's dann wieder bis zu unserm Standpunkt allmälig abstuft, von den Veden durch die Epik, die classische Kunstpoesie bis auf Somadeva! Man muß wenigstens Einiges aus dieser indischen Welt bereits kennen, um die Kunst des Verfassers in der Auseinanderlegung wie Zusammenfassung, Veranschaulichung des indischen Wesens hinlänglich schätzen und bewundern zu können. Wie eine vollständig durchgeführte Parallele zwischen der indischen und griechischen Poesie zumal was den Ursprung aller Poesie aus der Religion, was den Uebergang des Poetischen ins Philosophisch betrifft, das Einssein oft beider, überhaupt sehr ergiebi sein müßte, so würde sie es noch besonders sein für di tiefsinnige Bedeutung des Verses. Es ist uns bei de Dichtungen beider Völker aus der ältesten Zeit zu Sinn als hätte der damaligen Menschheit noch das frische U gefühl der Schöpfung, das Musikalische in allen Dinge und Bewegungen, der Weltrhythmus, das Zusamme treten aller Wesen auf den Schöpferruf der Töne harmonischer Verbindung in den Gliedern gelegen, a wären jene Völker eben von den Wassern der Schöpfu hergekommen und hätten solchen Takt und Wellenschl auf die Sprache ihrer Dichtungen übertragen, etwa w der Seemann auch noch auf dem Lande den Gang h

der ihm auf schwankendem Verdeck durch die Wasser geboten wurde.

Aber wir haben Eile und können den weitern Reichthum unsers Buchs, da es uns an Raum fehlt, im Folgenden nur andeuten.

Wir gelangen durch die „westasiatische Gruppe", durch die baktrischen Parsen, Aegypter, Semiten zur „europäischen Gruppe", zum „Individualitätsideal". Dieser Abschnitt von der Poesie der Griechen, S. 135—223, könnte, wenn sich im Vortrefflichen einer Darstellung noch Werthunterschiede machen ließen, dem über die Poesie der Inder den Rang ablaufen. Ist so wie so dem Freunde der Literatur die hellenische diejenige, in welcher bereits alle seine Wünsche in Erfüllung gegangen, alle Ideale verwirklicht worden sind, soweit es sich um das Ebenmaß im rein Menschlichen, freilich nicht um die Befreiung vom ärgsten aller Uebel, vom Bösen, bis zur Wurzel, um das Innewerden Gottes und somit der höchsten Freiheit handelt, sondern nur um die Ueberwindung der Unwissenheit auf empirischem, praktisch-dialektischem Wege, um die tapfere Hingebung an die Nothwendigkeit, an das Schicksal, um die Ueberwindung des Häßlichen in der sprachlichen Darstellung des Schönen, so wären wir jetzt in der That bereits auf der Höhe menschlicher Bildung angekommen. Denn in alle dem Genannten ist die griechische Literatur und also auch die Poesie classisch für alle Zeiten, von Anfang an gesund, trotz aller politischen Kämpfe, normal, maßvoll sich auslebend bis zum letzten Augenblick. Dieses in vollendeter Periodicität durchschrittene Ansteigen, Culminiren, Absteigen, dieses herrliche, rasch immer wieder vor sich gehende und doch verhältnißmäßig lange sich erhaltende Aufkeimen, Blühen, Früchtetragen, Abwelken in allen poetischen Arten, in allen nur denkbaren Modificationen, sobald sie auf Ideen zurückzuführen sind, jenes einzigen Volks, bis auf die letzte Blüte des Romans, die es noch im Tode treibt, hat unser Philosoph in einer so klaren, so vollständig gegliederten Genesis und Anmuth der Erzählung vor unsere Anschauung gebracht, daß ihn wol Niemand darin übertreffen dürfte. Wenn in dieser überaus glücklichen Durchführung noch etwas ganz besondere Auszeichnung verdient, so ist es der Passus über das Drama der Griechen. Dieser Abschnitt ist denn auch wieder höchst ergiebig an Beweiskraft für die Stellung, welche der Verfasser der Poesie im Verhältniß zur Religion gibt, für die Eintheilung, die er daraus entnimmt, für Alles, was wir bereits am Anfange besprochen haben. Außerdem ist auch das zuletzt über den griechischen Roman in unserm Buch Gesagte äußerst instructiv, wie für die Folgezeit fruchtbar.

In der Abtheilung über die Römer gedenken wir der Erörterung vor allem der Satire, wo zumal Titus Petronius von ungewöhnlichem Interesse ist, wie denn auch Horaz hervorglänzt bis auf die geistreiche Parallele zwischen ihm und Homer und Ovidius eine so wohlmotivirte Anerkennung erhält, daß wir sie als Ehrenrettung bezeichnen dürfen nach jener bekannten Herunterſetzung der „Metamorphosen" desselben römischen Dichters durch Herder. In dem Abschnitte „Die barbarischen Uebergangsvölker und das Gemüthsideal" heben wir als eine herrliche Reproduction hervor: „Das finnische Zauperepos Kalewala." Da reflectirt uns der Verfasser mit den wohlgewähltesten Lichtern eine Welt voll echter Nordlandsphantasie. Da ist Alles anders in dieser Welt als sonstwo, und doch ist es so lieblich, und obwol hier Alles möglich zu sein scheint, doch ist es so wohnlich darin, daß wir uns hier niederlassen und alle Verzauberungen mitriskiren möchten; es sind so süße Namen schon, die wir vernehmen, und doch so wunderlich, wie sie in keinem andern Lande das Ohr berühren; es sind Gestalten so putzig, so gar nicht recht geheuerlich, und doch möchten wir am Meere, auf den Wiesen, in den Wäldern stets mit ihnen verkehren, schon weil die Pforte der Zauberei hier immer offen steht und jeden Augenblick etwas Neues, also auch das Erwünschteste kommen kann, was uns, durch Menschen und Thiere herbeigeführt, in Märchen auf Märchen verstrickt, Abenteuer auf Abenteuer erfahren läßt. In der Unterabtheilung „Die germanischen Stämme" sei der Leser unter Anderm noch besonders auf das über die Nibelungen Abgehandelte aufmerksam gemacht.

Im zweiten Kreise sind es „die theistischen Völker", ist es „das Ideal der Weisheit", die uns schon wieder eine neue Welt eröffnen. In der „Gruppe der hebräischen Stämme", zur Charakteristik ihrer Poesie, hätten wir gern auch das Moment des Erhabenen schon in der Ueberschrift irgendwie hervorgehoben gesehen, wie bei den Griechen das Schöne, welches bei diesen der Verfasser allerdings auch in der Inhaltsanzeige mit dem Ausdruck „ästhetisch" andeutet. In der lebensvollen Ausführung des Textes tritt beim Verfasser aus der hebräischen Poesie das Erhabene freilich nicht blos als Wortlaut hervor, sondern wird uns durch die so trefflich objectiv gehaltene Darstellung nahegebracht. Zumal ist es das Buch Hiob, welches uns in der Reihe dieser alttestamentlichen Bilder, die unser Führer vor uns aufschlägt und erklärt, mit unbeschreiblicher Gewalt festhält, damit wir uns frühzeitigst auch wieder in das Original vertiefen.

Aus der nicht minder reichen Gliederung der „Gruppe der mohammedanischen Stämme", wo uns Araber und Perser mit poetischen Darbringungen bewirthen und die ganze Ueppigkeit und Glut des Orients, Sinnigkeit und Sinnlichkeit, Liebe und Mystik, Lebensgenuß und Lebensweisheit, Süßigkeit im Beschaulichen und Hingebung an das Alleins uns ergreifen, goldene Schätze vor uns sich ausbreiten und auch die Türken nicht ganz zurückbleiben, strahlen uns denn besonders Hariri, Firdusi, Nisami, Dschelaleddin Rumi, Sadi, Mohammed Schemseddin Hafis entgegen.

Und so gehen wir denn in den dritten und letzten Kreis dieses irdisch-himmlischen Paradieses der poetischen Völkerideale ein, der vom Verfasser näher bezeichnet worden ist als der der „christlichen Völker und das Ideal der Freiheit".

Es ist ganz eigen mit der Geschichte. Es verhält sich mit ihr, von dem höchsten Standpunkt aus betrachtet, doch wieder ähnlich wie mit der Natur, die nicht des Menschen Product ist. Ungeachtet der Mensch, wiefern er freies Wesen ist, an seiner Stelle Geschichte macht, so macht er sie doch auch nicht, denn er sieht zuletzt ein so geordnetes, sinnvoll gefügtes Ganzes herauskommen, wie es weder in der Menschheit noch in des Einzelnen Plan und Zweck je gelegen hat, daß es dem factischen Inhalt und der Wahrheit keineswegs widerspricht, wenn uns die Gesammtheit der Geschichte oft selbst wie eine nach einheitsvollem Plan eines Andern ausgeführte wundersame Dichtung erscheint, die sich immer herrlicher, schlußgerechter vor uns entwickelt und abrundet. Ueberblicken wir die Organisation unsers Buchs in Verbindung mit Dem, was noch vor uns liegt, so finden wir das von uns eben Bemerkte durchaus bewährt. Erst mit dem Bewußtsein einer Freiheit von Seiten der christlichen Völker, die sich im germanischen allmälig bis zur Selbstgewißheit einer ganz andern Gottesauffassung als bisher erhebt, erst nach dem Eintreten einer solchen Katastrophe konnte auch die Poesie ihre reifsten Früchte zeitigen, welche sie auf ihrem eigenen Gipfel, im Drama, zur Reife gebracht hat, nämlich in Shakspeare. Aber es wird mit der Verwirklichung der Freiheit im Sinne des Christenthums der Spielraum für die dichterischen Kräfte, wenngleich bei dem einen Volke früher, bei dem andern später, nach allen Richtungen hin (denn wir dürfen auch die Gegenwart und Das, was sie für die Zukunft verspricht, nicht übersehen) immer weiter; es eröffnet sich in der That eine Unendlichkeit in dem Bereiche des bereits Hervorgebrachten, in der Möglichkeit des noch Hervorzubringenden, von welcher die alte Welt, wie Erstaunenswerthes und Vollendetes sie auch geleistet, noch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hat. Es ist wirklich, als wenn mit dem Christenthum nicht blos für die Kirche, auch für die Poesie ein ganz neues Zungenreden wach wird, an dem zuletzt alle Völker theilnehmen sollen. Der göttliche Geist auch der Poesie ergießt sich in ganz neuen Strömungen. Zwar entstehen Unterbrechungen, Dämmungen, Ueberstürzungen, zwar ist der ganze wundervolle Plan, nach dem das Alles vorgeht, das Gesetz des Nacheinander, nach welchem ein jedes einzelne Volk auch für die Poesie an die Reihe kommt, selbst jetzt noch nicht völlig zu übersehen, aber er tritt hier, da, dort unverkennbar hervor, und die schlagendsten Beweise für ihn sind die Fülle und nationale Mannichfaltigkeit poetischer Werke selbst. Nicht allein daß mit der Romantik ein ganz neuer Frühling aufblüht, auch die frühern Lenze und Zaubergärten der Poesie sterben nicht ab, der Orient und der Occident blühen noch nebeneinander; auch Griechen und Römer werden wiedergebracht, dauern nicht blos in ihren Originalschöpfungen fort, sondern werden übersetzt, werden sogar in ganz anders gearteten Bildungen aufs neue verjüngt, kurz es arbeitet sich ein Universum der Poesie, ein Fortdauern aller mythologischen Sphären, aller Völkergestalten zur Ausbeute, zur Benutzung für jeden neu auftretenden Dichter hervor, was eben die Wirkung des Christenthums und dessen eigene Universalität ist.

Das Alles reflectirt und gestaltet sich aufs trefflichste in dem dritten Hauptabschnitte unsers Buchs: „Die christlichen Völker und das Ideal der Freiheit", ein Abschnitt, dessen malerisches Plateau und höchster Gipfelpunkt unsers Erachtens mit der dritten Abtheilung: „Das germanische Ideal der Selbstgewißheit", beginnt, vor unsere Anschauung gerückt wird und in dem wieder der höchste Gipfelpunkt Shakspeare ist.

So hat der Verfasser in dem Gange, den er beobachtet, oder richtiger, in dem Organismus, den er für sein Werk aus dem bisherigen Geschichtsprocesse gewinnt und der da bedingt wird durch die Entwickelung der Gottesidee unter den Völkern, den Fortschritt auch für die Poesie durch das Christenthum unwiderleglich nachgewiesen, und es ist uns daher unerklärlich, wie ein deutscher Kritiker, nämlich im „Literaturblatt" Wolfgang Menzel's, Nr. 91 f. 1855, welcher auf vorliegendes Werk freilich in keiner Weise gründlich eingeht, von unserm Philosophen dennoch in Betreff desselben Buchs sagen kann, „der Verfasser verhalte sich gegen alles Christliche negativ; er sehe im Christenthum nur eine Geistesfessel, einen Irrthum, eine schwarze Nacht". Wir haben überall das Gegentheil in der liebenswürdigsten Art herausgestellt gefunden. Des Verfassers Werk ist eine christliche Theodicee. Es führt den thatsächlichen Beweis, daß dem Christenthum die Poesie sozusagen die Eroberung aller Zeiten und Räume verdankt, indem es nur darauf ankommt, ob der jedesmalige Dichter Genie genug ist, diese Eroberung auch durch seine That, d. h. durch Schöpfungen zu vollziehen, wie das geleistet zu haben nach unserer Ueberzeugung von Dante und Shakspeare allerdings behauptet werden muß.

Im dritten Kreise begegnen wir zuerst dem „byzantinischen Ideal der Resignation". Dem folgt das „romanische der Ritterlichkeit", aus dessen gedrängtem Reichthum wir nur „Die Thiersage als Ironie des Pfaffenthums"; „Die spanische Poesie"; von den Italienern „Dante und die Divina commedia", „Petrarca (er könnt uns scheinen, eine doch noch entschiedenere Anerkennun verdient zu haben) und das Sonett", „Boccaccio und de Decamerone", „Tasso und Guarini", „G. Bruno un Campanella"; von den Spaniern noch besonders: „Da katholisch-romantische Ideal", „Cervantes", „Das sp nische Theater", „Spanische Dramaturgie", „Lope Vega", „Tirso de Molina", „Calderon"; von den Po tugiesen: „Camoëns"; von den Franzosen den ganz Abschnitt „Das novantike Ideal der Franzosen" a köstliche Erörterungen, Schilderungen, Charakteristik hervorheben. Namentlich ist die ganze Entwickelun der spanischen Poesie wieder eine der zahlreichen Glan partien dieses Buchs, in denen der Genuß der Lectü mit dem Erntesegen wachsender Kenntniß sich vereini Wer noch irgend ein Vorurtheil, welches von poesielos Schriftstellern neuerer Zeit vielfach ausgesäet worden i

gegen die Romantik hat, hier wird er es ablegen lernen. Es ist uns unter diesen spanischen Dichtern, die eine Fruchtbarkeit ohne Gleichen besitzen, als wäre der Himmel mit seiner ganzen Herrlichkeit auf die Erde gekommen, während diese mit all ihren unbezahlbaren Lächerlichkeiten sich immer doch auch noch geltend macht und der Ernst und der Glaube an die Welterlösung den letzten Sieg dennoch davontragen. Es ist ein entzückendes Sichergehen in des Lebens Traum, wo Alles brütet und keimt und blüht und duftet und eine Heiterkeit, trotz alles Tragischen, die Lande erfüllt, auf daß das Erwachen aus solchem Traume zu einem himmlischen Morgen erst recht die Herrlichkeit Gottes offenbare. Diese spanisch-katholische Harmlosigkeit, in der viele dieser Dichter sogar Priester waren, ist nicht genug zu bewundern und zu preisen, und unsere protestantische Prüderie und kritische Dichtkunst wie überlaute Kritik, so armselig oft im Toleriren, so armselig oft an Phantasie, könnte hier unendlich viel lernen. Vor allem sei aus des Verfassers hell geschliffener, meisterhafter Rückspiegelung des spanischen Himmels auf Erden des Juan Ruiz hier gedacht. In seinem „El libro de buen amor“ hat der Fasching der romantischen Poesie sein ewiges Hof- und Lustlager aufgeschlagen; auf goldenen Wolken thauen christliche Engel und heidnische Liebesgötter hernieder, und Phantasus und Humor begehen Processionen, in denen irdische und himmlische Liebe, Possen und ernste Gedanken verträglich zusammengehen und eine Feier des Daseins laut wird, eine Freude über die Existenz, welche gar nicht erst fragen, was erlaubt ist, was nicht, da ihnen das Leben selbst eins ist mit der Lust und die Poesie mit der Religion. — In ähnlicher trefflicher Weise und doch immer wieder anders, durch eine Unerschöpflichkeit der feinsten und tiefsten kritischen Gesichtspunkte modificirt, werden wir mit den anderweitigen Schätzen romantischer Poesie bekannt, da wo nun die größten Sterne des pyrenäischen Himmels in vollem Glanze vor uns aufsteigen, von Cervantes bis auf Calderon, und der Verfasser nun auch im Einzelnen die Werke jener Dichter uns vorführt. Es ist ein weltlicher wie geistlicher, ein profaner wie kirchlicher Festrausch, mit allem Muthwillen und allem Pomp ausgestattet, aber immer siegt über allen weltlichen Luxus und Tand die Andacht zum Kreuze. Es bildet einen schönen Gegensatz, der unsere Empfänglichkeit stets lebendig erhält, wie der Verfasser von Calderon's Autos, aus dieser zuletzt excessiven Ueppigkeit der Phantasie und des geistlichen Elements, uns in das Urelement der Natur taucht, mit den Wassern und Wundern des Oceans uns vertraut macht, indem wir die prächtigen Stanzen der „Lusiaden“ des Camoëns vorbeiströmen hören, bis gar das „novantike Ideal der Franzosen“ in einer brillanten Reihe von Verwandelungen stets Früheres, bis auf das Alterthum der Griechen und Römer reflectirt und doch immer in dem eigensten Costüm französischer Nation, in dem modischen Zuschnitt des jedesmaligen Zeitalters erscheint. In dem längern Verweilen der Werke, welche hier hervortreten, in der ebenso gründlich unterrichtenden wie bestimmt charakterisirenden Selbständigkeit und Frische des Urtheils vermissen wir ein specielles Eingehen auf die Leistungen Voltaire's und Diderot's und vermissen eine ausführliche Charakteristik des Letztern umsomehr, als unser Philosoph schon längst die allseitigste Kenntniß Diderot's, die geistvollste, feinsinnigste Durchdringung dieses ganz außerordentlichen Mannes, der in Deutschland lange noch nicht hinlänglich gewürdigt worden ist, bewiesen hat. Der Verfasser hat ohne Zweifel über Voltaire und Diderot, da sie von fast unermeßlichem Einfluß auf das jetzige Zeitalter gewesen sind, so unendlich viel im Rückhalt, daß er einstweilen lieber über sie schweigen, als nur Vereinzeltes mittheilen wollte, wie er sich bei seinem Werke wol überhaupt das Princip gestellt hat, auf die neuern und neuesten Erscheinungen der poetischen Weltliteratur sich nicht einzulassen, höchstens Andeutungen zu geben.

Endlich im dritten und letzten Abschnitt „Das germanische Ideal der Selbstgewißheit“ ist ein so ungeheuerer sachlicher wie gedanklicher Inhalt verarbeitet, daß wir nicht begreifen, wie es der Verfasser bewerkstelligt, wie er diese Massenhaftigkeit des Materials in Angriff genommen hat, um eine solche Ueberschaulichkeit, eine so durchsichtige Form seinem Gegenstande verleihen zu können. Es ist die höchste Virtuosität in der Organisation des Stoffs, welche dieser letzte Theil des Buchs von Seite zu Seite erkennen läßt. Zweierlei ist uns durch die einzelnen trefflichen Erörterungen dieses Abschnitts völlig klar geworden. Ein mal, daß das germanische Wesen im voraus vor jedem andern bis zur Universalität in der angeeigneten Bildung nicht blos, sondern auch in der Ausübung der Production bereits vorgedrungen ist, und sodann — womit die Hauptaufgabe, welche für dieses Buch zu lösen war, wirklich gelöst ist —, daß dennoch ein Fortschritt ins Unendliche in der Geschichte der Poesie nicht allein nachgewiesen werden kann, sondern durch gegenwärtiges Buch nachgewiesen worden ist, so jedoch, daß die schöpferische Kraft nach allen Richtungen hin erst mit dem Christenthum und seiner Freiheit den Völkern wie ihren Genien verliehen werden konnte. Was noch die einzelnen, besonders herrlichen Momente und Ausführungen dieser Abtheilung betrifft, so heben wir unter Anderm hervor: „Die Anarchie der deutschen Tendenzen“, „Die englische Poesie“; in dieser letzten Section: die ganze Entwickelung des englischen Dramas, Shakspeare, „Milton's verlorenes und wiedergefundenes Paradies“. Ferner: „Die europäische Herrschaft des französischen Geschmacks“ und die noch folgenden Auseinandersetzungen. Den Schluß des Werkes bildet der bereits am Anfange von uns in Erwähnung gebrachte „Rückblick“, mit welchem der Verfasser die ganze Perspective poetischer Völkerideale, welche wir durchgemacht haben, noch ein mal uns gewahr werden läßt und in diesem Rückblicke uns nun der tiefbegründete Gedanke, die Geschichte der Poesie nach der Entwickelung der Gottesidee zu gliedern, in sein volles Licht tritt.

Wahrlich, unser Philosoph konnte „der hochwürdigen

theologischen Facultät der Universität Leipzig", welche ihn zum Doctor der Theologie ernannte, keinen schönern, würdigern Beweis seines Dankes zollen, als indem er ihr — wir er es that — das gegenwärtige Buch widmete, ein Werk, welches die erhabene Wahrheit verkündet und auf allen seinen Blättern beweist, daß Gott sich auch in der Schönheit offenbart und zumal da offenbart, wo die Schönheit, wie in der Poesie, Wort wird.

„Die Poesie und ihre Geschichte" von Karl Rosenkranz ist ein Werk, welches werth ist, im Besitze nicht blos des Gelehrten von Fach, sondern jedes Gebildeten als solchen zu sein. Unsere Dichter werden durch das Studium desselben belehrt, gefördert und überzeugt werden, daß auch ihnen eine Mission zutheil ward, welche Gott und die Herrlichkeit seiner Welt zu verkündigen hat; die Freunde der Dichtkunst, ohne selbst Poeten zu sein, werden nun erst recht eingeweiht werden in den großen Zusammenhang alles Dessen, was auf dem Gebiete der Poesie sich ereignen mag, sowie in den unerschöpflichen Reichthum all der Schätze, welche hier zu heben sind. Die Culturgeschichte überhaupt erhält in dem Rosenkranz'schen Werke einen Zuwachs, der ihr in dieser intensiven Gediegenheit und Präcision der Form bis dahin gefehlt hat, sodaß die Literaturen auch anderer Völker außer den deutschen durch Uebersetzungen es sich aneignen müßten. Und so sei denn dieses Werk, welches manche Versöhnung stiften könnte in den noch so häufigen Misverständnissen und Streitigkeiten selbst unter civilisirten Völkern in Angelegenheiten der Poesie, mit den besten Wünschen begleitet!

Alexander Jung.

Der Wasunger Krieg.

Wir Deutschen sind, was man uns auch nicht verdenken kann, mit den großen deutschen Rissen, die uns die Geschichte zeigt, meist so beschäftigt, daß wir manche jener kleinen Katzbalgereien unbeachtet lassen, die von Heinrich dem Vogelsteller an bis zu den jüngsten Tagen im lieben Deutschland stattgefunden haben. Aber wir sind immer dankbar, wenn ämsige und friedfertige Autoren dergleichen herausstöbern und gereinigt von dem grauen Actenstaub dem deutschen Volke vor Augen halten, um ihm in Erinnerung zu bringen, daß es nicht aus der Rolle fallen möge. Eine solche Katzbalgerei ist auch der Wasunger Krieg, der zwei Autoren so begeisterte und ihnen so interessant vorkam, daß jeder derselben ein besonderes Werk darüber verfaßte, welche beide zu derselben Zeit im Buchhandel erschienen und Ansprüche haben, in der Galerie der deutschen Uneinigkeitsgeschichtswerke aufgestellt zu werden.

1. Der Wasunger Krieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Sachsen-Meiningen (1747—48) von A. von Witzleben. Gotha, Scheube. 1855. 8. 18 Ngr.
2. Ein deutscher Herzog. Von Theodor Mundt. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 24 Ngr.

Beide Werke behandeln wie gesagt ein und denselben Stoff, nur ist das Witzleben'sche mehr reine historische Darstellung, während Mundt, und zwar in sehr ansprechender Weise, mehr den Novellenton eingehalten, der sich auch für ein so großes Stück Völkergeschichte am besten eignen dürfte. In den wesentlichsten Punkten sind beide Autoren über ihren großen Stoff einig, was uns wenigstens sehr getröstet hat und worüber sich das deutsche Volk freuen muß. Witzleben und Mundt werden, sobald in Gotha oder Meiningen eine Akademie errichtet werden sollte, sicherlich und mit Recht den ersten Preis erhalten.

Aber beeilen wir uns, das Wesentlichste über den Wasunger Krieg hier mitzutheilen, überzeugt, daß wir damit den Dank des Lesers und des lieben Vaterlandes erwerben.

Der Herzog Anton Ulrich von Meiningen wird uns als ein kreuzbraver deutscher Mann und Fürst dargestellt, was er damit beweist, daß er sehr gut poltern kann, seine erste Gattin in einer bürgerlichen Klara Schürmann suchte und sich wenig um die aristokratische Nasenrümpferei seines Hofadels kümmerte, an dessen Spitze die Frau von Gleichen und ihr drolliger Gemahl standen. Mit solchen entsetzlichen, an modernen Socialismus streifenden Eigenschaften bedacht, beliebte er auch einen gewissen Pfaffenrath von niederer Herkunft zum Hof- und Regierungsrath zu machen, was soviel wie in andern Staaten Minister ist. Wodurch aber der ganze Adel am meisten in Zorn und Aufruhr gebracht wurde, war die Vermählung dieses bürgerlichen Ministers mit der in ihn schon als Kammerdiener verliebten Gräfin von Solms-Lich, „nach deren hochgräflichem Fleische ihm gelüstet". Diese Vermählung wurde von Anton Ulrich veranstaltet, da die Gräfin dem Hause ihres Vaters entlaufen war und von nun an die Stelle der ersten Hofdame bei der Herzogin einnahm.

Der Herzog begünstigte dies neue Paar auf auffallende Weise und erbitterte damit noch mehr die „kleine, aber mächtige" Partei von Meiningen, die endlich mit Frau von Gleichen als Anführerin entschieden dem Herzoge und dem Pfaffenrath'schen Paare den Krieg erklärte, d. h. nicht etwa schon den Wasunger, sondern den diplomatischen, der darin bestand, daß man die Soiréen des Regierungsraths Pfaffenrath nicht besuchte und Pasquille anfertigte. Bei Gelegenheit eines Galadiners wurde sogar eine außerdiplomatische Thätigkeit losgelassen, da Frau von Gleichen trotz des herzoglichen Befehls, der Frau Regierungsrath Pfaffenrath den ersten Platz bei Hofe zu überlassen, dieselbe an den Arm nahm und beiseite zu schieben suchte. Dies ist die Wurzel jenes blutigen Kriegs, von dem nur wenige Menschen bisher etwas gewußt haben. Aber wie klein auch die Ursache zu dieser großen Wirkung zu sein scheint, es gibt oft noch kleinere als der Rangstreit zweier Hofdamen. Genug, der über diesen Vorfall erbitterte Herzog ließ Frau von Gleichen nebst ihrem Gemahl auffodern, öffentliche Abbitte zu leisten oder sich auf einen Hochverrathsproceß gefaßt zu machen. Die entschlossene Frau von Gleichen zog vor, ins Gefängniß zu gehen, eine Entschlossenheit, die ihrem ihr folgenden Manne seinen ganzen Muth wiedergab.

Hier ist es nun, wo Witzleben mehr geschichtlich wird wie Mundt, der offenbar Partei für den Herzog nimmt und Frau von Gleichen bereits als einen dämonischen Geist erkennen läßt, während Witzleben Miene macht, eine Lanze für diese Märtyrerin zu brechen, dagegen das etwas verdächtige Verhältniß des Ordensritters von Diemar mit der in ihn verliebten Frau von Gleichen weniger berührt. Dieser ist denn auch geschworener Feind Anton Ulrich's und intriguirt gegen denselben. Er bewirkt es zugleich auf überraschend schnelle Weise, daß das Reichskammergericht dem nur zu „deutschen" Herzoge ein Erkenntniß zufertigt, wonach er binnen gewisser Zeit Frau von Gleichen freizulassen habe, widrigenfalls Execution stattfinden würde. Der Herzog ist indessen nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen, sondern rüstet sich mit seiner furchtbaren Streitmacht, seinen erbgierigen Vetter, den mit der Reichsexecution beauftragten Herzog von Gotha, würdig zu empfangen.

Wirklich, nachdem die gesetzte Frist verstrichen ist, rückten die Heerscharen des gothaer Herzogs bis Wasungen vor, welches sie als der mächtigere Theil ohne Schwertstreich besetzten. Mittlerweile war aber der eigentliche Grund zum Kriege aus dem Wege geräumt worden, da Frau von Gleichen aus

den Gefängnisse befreit war. Witzleben läßt sie vom zaghaften Herzoge von Meiningen in Freiheit setzen, Mundt aber sie romantischer von Herrn von Diemar aus dem Kerker vermöge einer Strickleiter entführen, indem sie ihren schnarchenden Gatten mitleidslos in dem Gefängnisse läßt. Eine moderne Helena, besucht sie darauf das Lager der Gothaer, wo man durch ihre unbequeme Ankunft plötzlich rathlos wird und nicht mehr weiß, was man machen soll.

Die Novelle von Mundt schließt hiermit, indem sie den von seiner Frau verrathenen und bekehrten Herrn von Gleichen zum Finanzminister Meiningens macht, den der in Geldnoth befangene Herzog sehr nothwendig braucht, zumal die erste Handlung des Finanzministers ein Vorschuß von 5000 Gulden an den Herzog war, wodurch er natürlich sein Freund auf Tod und Leben wurde. Pfaffenrath war mit seiner Frau bereits nach den brandenburgischen Landen übergesiedelt und ließ später seine wieder aristokratisch gewordene Gattin freiwillig ihrer Familie wegen in Stich, obgleich sie Beide nachher, getrennt, an Einem Tage starben. Der Herzog aber verlobte sich nach dem Tode seiner ersten bürgerlichen Gattin und nach der Versöhnung mit seinem gothaer Vetter mit der liebenswürdigen Prinzessin von Hessen-Philippsthal, wodurch der „deutsche Herzog“ sich wieder mit der Adelspartei aussöhnte.

Witzleben geht dem abstracten geschichtlichen Schluß nach und schildert das Heerlager der gothaischen Truppen in Wasungen, sowie die fürchterliche Schlacht, die ihnen der später sich ermannende Herzog Anton Ulrich lieferte, in welcher außer einem ominösen Schimmel noch ein Gardewachtmeister eine Wunde erhielt, und zwar mit Erlaubniß zu sagen in den Hintern, deren Curkosten später noch Schwierigkeiten hervorriefen. Aber die schmählich geschlagenen Gothaer sammelten sich noch in derselben Nacht bei dem Dorfe Schmallingen und beschlossen, auf Befehl ihres Herzogs, die verlassene Position wiederzunehmen und Wasungen mit Rache zu erstürmen; ein Werk, was ihnen um so leichter gelang, als die Meininger aus Freude über ihren Sieg beim Zechen lagen. Sie wurden ebenso leicht wieder herausgetrieben und verloren, wie es heißt, den Helm eines Dragoners bei dieser Affaire. So blieb Wasungen in dem vorläufigen Besitz der gothaischen Truppen, die sich dort ganz häuslich einzurichten begannen und ihre Frauen und Kinder nachkommen ließen, welche dann unter Anderm eine Petition an den Herzog des Inhalts erließen, daß sie ihre Männer, „welche zur Nachtzeit und an unsichern Orten commandirt würden“, zurückverlangten, indem sie die Aufmerksamkeit Sr. Durchlaucht auf ihre eigenen interessanten Umstände hinlenkten.

Erst Friedrich der Große legte diesen Zwist zweier deutschen Vettern, der eigentlich zu einer echt humoristischen Dichtung passend wäre, friedlich bei und Gott sei Dank! ist seitdem der Friede nicht wieder auf eine so blutige und kriegerische Weise gestört worden.

Eduard Schmidt.

Gesammelte Werke von Johannes Minckwitz. Erster Band. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Arnold. 1854. 16. 2 Thlr.

Hoch über der profanen Wirklichkeit liegt die Welt, in welcher der Dichter lebt. Aber der Dichter — so groß er sei — bleibt menschlicher Schwachheit unterworfen, und so mag es geschehen, daß Beifall und Tadel der Zeitgenossen nicht ohne Einfluß auf seine Werke sind. Minckwitz hat im Anfang seiner Schriftsteller- und Dichterlaufbahn mancherlei Widerspruch geweckt; sein Kampf für Platen hat ihm viel Anfeindung zugezogen; selbst in diesem Band gesammelter Gedichte werden wir noch daran erinnert: der Verfasser hat seine Antipathien nicht unterdrückt. Minckwitz ist eine von den Naturen, die nicht fürs Kämpfen geboren sind. In jeder Differenz bewährte sich, was er in einer schönen Ode an Heinrich Wuttke sagt: „Mein fühlendes Herz zöge den Frieden vor.“ So konnte denn Minckwitz durch mancherlei bittere Erlebnisse, die selbst manchem seiner Gedichte zur Folie dienen, in seinem poetischen Schaffen nicht eigentlich gefördert werden; indeß sein Genius hat doch allezeit wieder den Weg zur Höhe gefunden. Minckwitz nennt sich einen Schüler Platen's; diese Pietät verdient Anerkennung; aber ein solches Schülerthum bringt Gefahr, daß man sein Talent einenge oder dasselbe wenigstens nicht frei walten lasse. Referent meint, Minckwitz sei dieser Gefahr nicht zum Opfer geworden; Beide, Platen wie Minckwitz, leben von der Inspiration des attischen Geistes; was dieser Geist ihnen gab, ist das Unsterbliche in ihren Werken. Freilich gibt auch Minckwitz in seinen Gedichten manchmal statt des ewig Wahren das zufällig Wirkliche; allein dies „manchmal“ wird fast paralysirt im Hinblick auf den Reichthum von Sinnvollem und wahrhaft Schönem, was wir in diesen Gedichten finden. Insonderheit freut uns in diesen Gedichten ein schönes Maßhalten; sie sind frei von jener Unruhe und Unstätigkeit, woran die Gedichte vieler modernen Poeten leiden; nirgends stört uns unwesentliche Zuthat. Das Schönste, was Minckwitz uns zu bieten hat, bringt er in seinen Oden; ich beziehe dieses Lob nicht mit auf seine politischen Oden, sondern auf seine, wenn es erlaubt ist zu sagen, Pindarischen Oden; manche dieser Gedichte haben einen tiefern, dem Auge des unpoetischen Lesers verhüllten, ahnungweckenden Zusammenhang und geben somit Zeugniß von dem erhöhten, wahrhaft dichterischen Bewußtsein des Autors.

In dem eigentlich sogenannten Lied hat Minckwitz sich seltener versucht; sein Talent hat einen starken Zug zur Epik hin, davon zeugen selbst seine Oden. Das Lyrische liegt diesem Talent nicht so nahe; so meisterlich die Verse dieses Dichters gebaut sind, so glücklich er in Handhabung und Anwendung der Metrik ist, so ist doch seine Poesie nicht, was man sangbar nennt; ein Liederdichter ist Minckwitz nicht.

Es bleibt mir noch übrig, ein paar Worte über Minckwitz' politische Gedichte zu sagen. Ich verkenne durchaus nicht die reine Vaterlandsliebe, die edle Gesinnung, welche diesen Gedanken Worte leiht; wunderschön ist — um nur Eins zu nennen — jene Ode an seinen Sohn, als derselbe zum ersten mal das Wort „Deutschland“ ausgesprochen hatte: allein in den eigentlich speciell politischen Gedichten Minckwitz' vermissen wir die dichterische Begeisterung, den unabwendbaren Götterzorn, die erhabene Strenge, die richterliche Unerbittlichkeit, die Schärfe der satirischen Geißel. Wie groß die Zahl politischer Gedichte in der deutschen Literatur sei, die Franzosen haben auf diesem Gebiete nach der satirischen Richtung hin Vorzüglicheres geleistet, seit den Zeiten der Satire „Ménippée“ bis auf unsere Tage herab. Wer die Namen Auguste Barthélemy und Joseph Méry kennt, der kennt auch die „Villéliade“ und weiß, welche Nadelstiche nicht, nein Dolchstöße dieses geistreiche Spottgedicht dem Ministerium Villèle gab. Was wagten dieselben Autoren dem König Ferdinand VII., dem Herrn von Talleyrand und ähnlichen politischen Escamoteurs zu sagen? Die „Némésis“ von Barthélemy und Méry war eine Macht damals: „Torrijos“, „La Pologne“, „Qu'est-ce qu'un Pair?“ — das sind grandiose Werke, das wirkte wie griechisches Feuer, wie Shrapnels, wie schwimmende Batterien. Auf diesem Gebiet hat die deutsche Literatur nichts Aehnliches aufzuweisen; man tröstet sich mit dem bekannten: „Politisch Lied, ein leidig Lied.“ Johannes Minckwitz ist seiner Naturanlage nach kein Tyrtäus; nur ein Franzose kann eine „Némésis“ schreiben; ein Stägemann zu sein würde Minckwitz verschmähen.

Referent schließt diese Anzeige mit dem Wunsch, daß die übrigen Bände der Gesammtausgabe von Johannes Minckwitz' Werken schnell folgen mögen, damit das Bild dieses Autors den Zeitgenossen als ein fertiges vor Augen gestellt werden könne.

77.

Der Actuar Salzmann.

Jeder aufmerksame Leser von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" erinnert sich ohne Zweifel des „Actuarius" Salzmann, welchen Goethe in seinen strasburger Mittheilungen den „Tischpräsidenten" und „allgemeinen Pädagogen" nennt und dessen vorzüglichen Charaktereigenschaften der Dichter ausgezeichnetes Lob angedeihen läßt. Diesem trefflichen Mann, der auf Goethe und die ganze strasburger Tafelrunde in wohlthätigstem Sinne wirkte und dem es gelang, seine jüngern übersprudelnden Freunde vor manchen Verirrungen, namentlich auch Goethe vor mancher Ueberspannung und Ueberstürzung zu wahren, hat der wackere Elsasser August Stöber vor kurzem ein besonderes, an des Verfassers frühere Schrift über den Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim sich anreihendes Büchlein gewidmet, das unter dem Titel erschien:

Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Strasburg. Eine Lebensskizze. Nebst Briefen von Goethe, Lenz, L. Wagner, Michaelis, Hufeland u. A.; zwei ungedruckten Briefen von Goethe an C. M. Engelhardt und einem Aufsatze über Werther und Lotte, aus Jeremias Meyer's literarischem Nachlasse. Herausgegeben von August Stöber. Frankfurt a. M., Völcker. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Actuarius Salzmann, der erst im Jahre 1812 in seinem neunzigsten Lebensjahre starb, war einer von jenen Männern alten Schlags, die jetzt wol so ziemlich ganz ausgestorben sind, die, oft ohne selbst productiv zu sein, die Gesellschaft junger aufstrebender Talente jeder andern vorzogen und ihr größtes Glück darin fanden, ihnen mit Rath und That zur Hand zu sein, sie zu zügeln, wenn sie im Leben oder in ihrem Dichten und Trachten das richtige Maß zu überschreiten drohten, und sie anzuspornen und zu ermuntern, wenn sie an sich und der Welt verzweifeln zu müssen glaubten. Er war ein Mann von unendlicher Herzensgüte, großer Lebens- und Menschenerfahrung, hellem Verstande und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, der bei allem Scherz und selbst bei manchen Ausgelassenheiten, die sich seine jungen Freunde gestatteten, seine Würde stets aufrechtzuerhalten wußte. In der Vorrede seiner von Goethe zum Druck beförderten Abhandlungen über Gegenstände der Religions- und Sittenlehre findet sich folgende Stelle: „Die liebenswürdigste Seite eines jeden Gegenstandes den Menschen weisen, ihnen mit Liebe zuvorkommen und sie hernach ihrer freiern Einsicht und Empfindung überlassen, ist die wohlthätigste Hülfe, die man ihnen leisten kann." Nach diesem ganz der Humanitätsphilosophie des vorigen Jahrhunderts angehörenden Grundsatz handelte er auch. Sein ganzes Wirken nach dieser Seite hin erinnert uns an Gleim. Auch blieben beide Männer unverheirathet, wie es fast scheint, um ihren Freunden mit ungetheilten Kräften leben zu können.

Zu Salzmann's Kreise gehörten oder schlossen sich von Zeit zu Zeit (wie Herder) als Gäste unter Andern an: außer Goethe noch Jung-Stilling; der Dichter Lenz; Franz Lerse; Meyer von Lindau; Isaac Haffner, später Dekan der theologischen Facultät; Leopold Wagner, Verfasser der Tragödie „Die Kindesmörderin"; Graf Louis Ramond von Carbonnières, ein Nationalfranzose, aber für Goethe und Shakspeare begeistert, der Goethe's „Götz von Berlichingen" in einem Drama „La guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident, terminée par la mort du vaillant comte Hugues (d'Eguisheim), surnommé le soldat de Saint-Pierre" (Basel 1780) nachahmte. Einer der Lieblingspunkte zur Vereinigung von Salzmann's jugendlichen Freunden und ihrem Men or und Beschützer war die Plateforme des Münsters, wo sie an schönen Sommerabenden gern die scheidende Sonne, ehe sie hinter den Höhen des Wasgaus versank, mit gefüllten Römern begrüßten, auch im Jahre 1776 ihre Namen im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, in Stein hauen ließen. Mit mehren derselben blieb Salzmann noch bis in spätere Zeit im Briefwechsel, auch unterhielt er eine Correspondenz mit Schlosser, dem Schwager Goethe's, C. F. Michaelis, Sohn des bekannten göttinger Theologen, später auch mit dem Juristen Gottlieb Hufeland aus Danzig. Es werden uns ferner in der Stöber'schen Schrift die 13 Briefe Goethe's, einer von Goethe's Mutter, mehre von Lenz, Leopold Wagner, Meyer von Lindau, Michaelis, Gottlieb Hufeland u. A. an Salzmann mitgetheilt, sodann zwei bisher ungedruckte Briefe Goethe's an Christian Moritz Engelhardt vom Jahre 1826, die Engelhardt dem Herausgeber zum Zweck der Veröffentlichung überlassen hat, endlich einige nicht uninteressante, auf die Genesis von „Werther's Leiden" bezügliche Tagebuchblätter, die sich in dem Nachlaß des im Jahre 1853 verstorbenen Altpfarrers Jeremias Meyer fanden. Der obengenannte Engelhardt hatte schon im Jahre 1838 die an Salzmann gerichteten Briefe Goethe's im „Morgenblatt" veröffentlicht, obschon Goethe, wie wir aus seinem hier zum ersten male gedruckten Briefe an Engelhardt vom 3. Februar 1826 erfahren, gegen die Veröffentlichung derselben entschiedenen Protest eingelegt hatte mit den Worten: „Was die angezeigten Papiere betrifft, so kann ich zu deren Publication meine Einwilligung nicht geben, ja ich muß förmlich und ernstlich dagegen protestiren." Wir müssen gestehen, daß wir die moralische Berechtigung zur Herausgabe von Briefschaften sehr bezweifeln müssen, wenn der Verfasser der Briefe, wenn Goethe, aus welchem Grunde es auch sei, „förmlich und ernstlich" dagegen protestirt. Der Gewinn, den die Welt durch die Veröffentlichung dieser Briefe machte, ist zwar schätzbar, aber er ist schwerlich so bedeutend, um den Verlust, womit sich durch dieses Verfahren die Pietät gegen die Willenserklärung eines solchen Todten, die nicht deutlicher sein konnte, womit sich die Pietät gegen Todte überhaupt bedroht sieht, vollkommen auszugleichen. Wenn man selbst das deutlich ausgesprochene Verlangen Goethe's, gegen den man doch sonst so viele Pietät in Worten zur Schau trägt, nicht respectirt, wer kann ruhig sein Auge zudrücken, ohne befürchten zu müssen, daß nach seinem Tode selbst Briefe veröffentlicht werden, deren Nichtveröffentlichung er mit Nachdruck gefodert hat. Man möge sich doch nur die Consequenzen eines solchen Verfahrens deutlich machen!

Uebrigens hebt sich auch in dieser Schrift aus allen darin auftretenden Persönlichkeiten diejenige Goethe's sowol in ihrer geistigen Kraft als in ihrer Liebenswürdigkeit am mächtigsten hervor. Diese Liebenswürdigkeit bewies er schon gegen Jung-Stilling, als im Salzmann'schen Kreise ein naseweiser Wiener sich erlaubte, über dessen veraltete Perücke einen Scherz zu machen. Da fuhr Goethe auf: „Probire erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!" Von dieser Zeit an nahm sich Goethe des gekränkten Jung, wie dieser selbst erzählt, aufs herzlichste an, schloß Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, brachte auch das Manuscript von Jung-Stilling's Selbstbiographie unter, ohne daß dieser darum wußte, und schickte ihm im Jahre 1777 das Honorar für den ersten Theil im Betrage von 115 Thalern in Gold zu, zu einer Zeit, als Jung eben in größter Geldnoth „seinen himmlischen Fürsorger um Hülfe anflehte". „Schade", ruft Jung in seiner Selbstbiographie aus, „daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen." Es sind dies, irren wir nicht, dieselben Worte, welche der Engländer Lewes seinem Werke über Goethe als Motto vorgesetzt hat.

H. M.

Die beiden Montgomery.

Nicht ohne einige Bewegung nahmen wir ein im englischen Geschmack dauerhaft gebundenes, der Bibel an Volumen nicht viel nachgebendes Buch zur Hand, die 1854 zu London erschienenen „Poetical works" von Robert Montgomery. Dieser religiöse Dichter starb im November vorigen Jahres. Er war 1807 in Bath geboren und lenkte zuerst durch eine in seiner

Jugendtagen verfaßte Satire die Aufmerksamkeit auf sich, machte sich aber dadurch zugleich auch viele Feinde. Später zeigte er sich in Uebereinstimmung mit seinem Lebensberufe als Geistlicher mehr und mehr einer streng religiösen Richtung zu, die seiner Gedichtsammlung einen einheitlichen, geschlossenen Charakter ertheilt. Die Sammlung enthält, außer einer großen Menge kleinerer Gedichte, ganze umfangreiche, früher einzeln erschienene religiöse Lehr- und Heldengedichte, z. B. die Dichtung „The omnipresence of Deity", welche in der Einzelausgabe nicht weniger als 28 Auflagen erlebte; „The Christian life"; „Luther" (sechste Auflage, 1852), eine aus der glühendsten Begeisterung für den großen Reformator hervorgegangene episch-christliche Dichtung, über die sich unter Andern Neander und Tholuck aufs empfehlendste ausgesprochen haben und die in einer guten deutschen Bearbeitung wol auch bei uns ihr Publicum finden würde, wenn auch allerdings nur in streng christlichen und theologischen Kreisen; „Satan: or intellect without God" (vierte Auflage, 1832); „The Messiah" u. s. w. Wie viele Hoffnungen und Erwartungen mochte Robert Montgomery nicht auf diese Gesammtausgabe seiner Gedichte, die den Kern und Inhalt seines Lebens bildeten, gesetzt haben! Noch im Jahre 1854 versandte er Exemplare nach Deutschland, deren auch eins durch die Vermittelung der Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung" uns zugesandt wurde und uns veranlaßte, in Nr. 24 d. Bl. für 1854 des Dichters mit einigen warmen Erwähnung zu thun. Es lag dem Dichter offenbar sehr viel daran, in Deutschland Namen und Einfluß zu gewinnen, auch zeigte er sich mit der deutschen Literatur, wenigstens ihrer ernstern Richtung, wohlvertraut; wir finden in seinen Gedichten oder in den zahlreichen Anmerkungen dazu die Namen Goethe, Schiller, Klopstock, Schlegel u. s. w. oder Stellen aus ihren Schriften öfters citirt und die Vorrede zur sechsten Auflage seines „Luther" mit einigen kräftigen Verszeilen Herder's in deutscher Sprache eingeleitet. Gegen die rationalistischen, skeptischen, pantheistischen und lichtfreundlichen Bestrebungen in Deutschland schleuderte er in seinem Gedicht „Satan" einen schweren Bannspruch. Da Robert Montgomery ein Brite war, so that seine religiöse Richtung und seine Stellung als Geistlicher seinem Patriotismus keinen Eintrag, wie namentlich ein Gedicht „Wellington, or the hero's funeral" beweist, welches zu den besten Oden auf Wellington gehört. Auch war er im Leben kein trübsinniger Kopfhänger, vielmehr ein trefflicher Gesellschafter, dabei in hohem Grade wohlthätig und ein Freund und Beschützer aller Bedürftigen. Das Hospital zu Brompton für Schwindsüchtige verdankt ihm z. B. eine Vermehrung seines Capitals um 1000 Pfd. St., den Ertrag seiner geistlichen Reden.

Wir erinnern uns hierbei an seinen Namensvetter James Montgomery, einen noch namhaftern Poeten, den Verfasser der Dichtungen „The world before the flood", „Greenland", „The West Indies", „The battle of Alexandria", „The Ocean", „The Pelican", „The wanderer of Switzerland" u. s. w. Auch James Montgomery war wie sein Namensvetter ein Kenner des Deutschen, ein ernster, wenn auch nicht eigentlich theologischer Dichter und ein Wohlthäter der Armen. Wir haben bereits bald nach seinem Tode in Nr. 24 d. Bl. für 1854 erwähnt, in welcher feierlichen, an die Begräbnißfeier Klopstock's in Hamburg erinnernden Weise die Bevölkerung von Sheffield ihm das letzte Geleite gab. In das Gedächtniß wurde uns James Montgomery, der sich unter schweren Prüfungen vom Laufburschen zu einem wohlhabenden Mann heraufgearbeitet hatte, namentlich durch ein jüngst unter dem Titel „Travels in Europe and the East" erschienenes zweibändiges Werk zurückgeführt, dessen Verfasser, Samuel Irenäus Prime, den Dichter nicht lange vor dessen Tode in seinem Wohnhause bei Sheffield besuchte. James Montgomery war damals bereits 82 Jahr alt und dies veranlaßte Prime zu der Bemerkung: wenige Menschen hätten solange gelebt wie er, um noch den Urtheilsspruch der Nachwelt zu vernehmen, selbst die Angriffe der „Edinburgh review", die ihm die Fähigkeit zu leben abgesprochen, habe er überstanden. Bei dieser Erinnerung an einen vor mehr als 40 Jahren stattgehabten Vorfall lächelte der Greis und sagte: „Die Review war damals noch jung, und ihre Mitarbeiter glaubten, sie müßten in jeder Nummer wenigstens Einen hernehmen und todtschlagen, und so kürten sie auch mich zu ihrem Opfer aus. Sie erreichten indeß damit nur das Gegentheil. Es waren Jugendprüfungen, und ich habe deren ganz andere durchmachen müssen; aber Prüfungen sind für uns heilsam und pflegen bald vorüber zu sein."

H. M.

Oken und Goethe.

Große Männer haben Schwächen; die Eitelkeit ist darunter nicht die letzte. Es existiren hierüber so manche drollige Anekdoten. Solche Schwächen können jedoch manchmal eine sehr ernsthafte Wendung der Dinge herbeiführen. Folgender Fall, der nur den Männern der Wissenschaft bekannt ist, verdient, obwol hierüber bereits Jahre verrauschten, dem größern Publicum mitgetheilt zu werden. Wir erlauben uns jedoch, damit ja Niemand etwas Gehässiges gegen Goethe darin erblicke, vornweg zu bemerken, daß wir zu seinen eifrigsten Bewunderern gehören, daß er uns unbedingt der erste, der größte deutsche Dichter ist. Wir haben es aber in diesem speciellen Falle nicht mit dem Dichter zu thun. Nun zur Sache. Der berühmte Naturforscher Oken machte 1806 und im Frühjahre 1807 eine in anatomischer Hinsicht sehr wichtige Entdeckung über die Bedeutung der Schädelknochen. Dies bestätigte der Geheime Hofrath Dr. Kieser in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Jena im September 1836. Das Gleiche bezeugte der Geheime Medicinalrath Lichtenstein. Wie es gewöhnlich mit neuen Lehren geht, wurde sie anfangs verlacht und verspottet — so lange schwieg Goethe; als sie jedoch später in die Werke einiger namhafter Gelehrten überging, „so entstand", wie Oken berichtet, „allmälig unter den Weimaranern, welche gern Alles ihrem Goethe zuschrieben, was Neues in Jena zum Vorschein kam, ein Gemurmel, daß diese Idee auch von Goethe herrühre. Darauf zeigte ich nun in der «Isis» an, daß ich meine Entdeckung gemacht habe im Spätjahr 1806 am Schädel eines Hirsches auf einer Harzreise. Nun bekam Goethe's Eitelkeit Muth, und er kam hinterher, 13 Jahre nach meiner Entdeckung, und sagte («Morphologie», I, 250): er sei seit 30 Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt und habe Betrachtungen darüber immer fortgesetzt, 1791 nach seinen nachgelassenen «Werken», Bd. X, S. 94. Obschon ich ihm nun aus seinen andern, ganz verwirrten und ideenlosen Aufsätzen (datirt 1795; «Morphologie», I, 145) leicht hätte beweisen können, daß er keine Ahnung davon hatte, so wird man doch wol begreifen, daß dieser Schritt sehr am unrechten Orte gewesen wäre, besonders da Goethe sich hütete, meiner zu erwähnen. Da ich aber, wie natürlich, darüber schwieg und seine Familiares, wie sie sich selbst nannten, worunter auch der verrückte Schelver, ihm die Entdeckung in Schriften zuschrieben (daher Goethe sie lobte), so wuchs sein Muth immer mehr und er bekam nach vier Jahren (1824) nun selbst die Keckheit, auf eine jedoch vorsichtige und versteckte, nöthigenfalls zum Ableugnen brauchbare Weise zu verstehen zu geben, als wenn ich sein Plagiarius wäre." Hierauf folgte von Seite Goethe's ein neuer, abermals versteckter Angriff gegen Oken; da jedoch derselbe zu lang ist, um hier eingeschaltet zu werden, so verweisen wir unsere Leser auf Goethe's „Morphologie" (II, 122). Nun führen wir wieder Oken redend ein: „Da mich aber Goethe nicht genannt, im Grunde auch nicht beschuldigt hat und ich überdies in Jena wohnte, so würde ich, wie leicht einzusehen ist, dadurch (nämlich durch eine Herausfoderung an den Minister Goethe, sich über diesen Punkt klarer auszudrücken) in die größten Unannehmlichkeiten ver-

wickelt worden sein. Ich dachte, die Naturforscher wären mit der Lage der Sache bekannt und ich könnte ihr Urtheil ruhig abwarten. Die Belletristen aber, welche überall das große Wort führen und von meinen Schriften nichts wußten, nahmen die Andeutungen Goethe's begreiflicherweise an und verkündigten den Ruhm ihres Mannes in aller Welt. Die Naturforscher aber, welche mit dem Gang dieser Lehre bekannt waren, wie Meckel, Spix, Ulrich, Carus, Cuvier, Geoffroy St.-Hilaire, Albers, Burmeister, Straus-Dürkheim, Owen, Kieser und Lichtenstein, haben Gerechtigkeit geübt und Goethe zurückgewiesen. Damit war ich zufrieden." So ließ Oken die Sache auf sich beruhen, bis er in Hegel's „Werken" aufs neue sehr heftig angegriffen wurde, worauf Oken auf das entschiedenste antwortete. Es dürfte nun wol für unsere Lehre äußerst interessant sein, Oken's eigene Worte, wie er seine wichtige Entdeckung in die Wissenschaft einführte, zu vernehmen: „Eine Blase verknöchert, und sie ist ein Wirbelbein. Eine Blase verlängert sich zu einer Röhre, wird gegliedert, verknöchert, und sie ist eine Wirbelbeinsäule. Die Röhre gibt (nach Gesetzen) blinde Seitenkanäle von sich, sie verknöchern, und es ist ein Rumpfskelet. Dieses Skelet wiederholt sich an beiden Polen, jeder Pol wiederholt in sich den andern, und sie sind Kopf und Becken. Das Skelet ist nur ein aufgewachsenes, verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein, und ein Wirbelbein ist der präformirte Keim des Skelets. Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein." Wer übrigens von den sämmtlichen, sich auf den Hergang der Sache beziehenden Ereignissen Kenntniß nehmen und sich über Goethe's Benehmen dabei einen vollen Ueberblick verschaffen will, der lese zuerst das Programm: „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen, von Oken" (Jena 1807), und hierauf in der „Isis" von Oken (Jahrgang 1847, S. 558) den Aufsatz: „Professor Oken über die Schädelwirbel. Gegen Hegel und Goethe", worin schlagend der Beweis geführt wird, daß Goethe in diesem Conflict es nicht verschmähte, sich mit fremden Federn schmücken zu wollen. Warum hat er nicht augenblicklich bei der Erscheinung von Oken's Programm öffentlich protestirt? Nur auf diese Weise hätte er den Ruhm der Entdeckung sich bewahren können. Aber damals schwieg Goethe. Ehre, wem Ehre gebührt! Oken's außerordentliche, um die deutsche Gesammtwissenschaft unsterbliche Verdienste dürfen selbst von einem Goethe nicht um ein Haarbreit geschmälert werden — der Wahrheit darf auch von keinem Dichterkönig zunahegetreten werden! Wir bemerken schließlich, daß wir die hier gegebenen Citate aus den zwei oben namhaft gemachten Quellen geschöpft haben. **Emanuel Raulf.**

Notizen.

Kaulbach's Shakspeare-Illustrationen.

Da wir selbst einen höchst anerkennenden Aufsatz von Ulrici über Kaulbach's Shakspeare-Illustrationen gebracht haben (Nr. 10 d. Bl.), so halten wir es für Pflicht, auch eines Artikels der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Erwähnung zu thun, in welchem dieses neueste Kunstproduct Kaulbach's in so scharfer Weise angegriffen wird, wie dies unserer Meinung nach nicht einmal den Kaulbach'schen Fresken an der Neuen Pinakothek in München widerfahren ist. Denn bei den Angriffen auf diese Fresken konnte man Motive des durch sie gekränkten Künstlerstolzes vermuthen — man konnte es wenigstens, so wenig man auch bei einem Mann wie Schnorr einen solchen Beweggrund als den ausschließlichen oder auch nur hauptsächlich mitwirkenden voraussetzen darf —, und es handelte sich dabei zugleich um die Frage, ob Gegenstände dieser Art einer leichten ironischen oder humoristischen Behandlung in einem monumentalen Werke unterworfen werden dürften, eine Frage, welche uns noch nicht erledigt zu sein scheint. Ohnehin hat nur Derjenige Recht, über eine humoristische oder auf humoristisches Gebiet überspielende Schöpfung abzuurtheilen, dem selbst das Organ für humoristische Auffassung nicht versagt ist. Denn wer von Hause aus keinen Sinn für Humor besitzt, dem wird auch ein humoristisches Werk ewig unverständlich und ungenießbar sein, wie dem Tauben die Musik und dem Blinden die Farbe. Aber bei diesem jüngsten Angriff handelt es sich um ein Product des ernstesten Charakters, es handelt sich um die Illustration der Werke des größten dramatischen Dichters christlicher Aera durch einen der größten Meister unserer Zeit, und wir werden daher an ein solches Werk unfehlbar die höchsten Anforderungen stellen müssen. Wenn ein Künstler wie Kaulbach den Shakspeare interpretirt, so muß er etwas wie Ebenbürtigkeit in sich fühlen, er muß sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen glauben, er muß davon überzeugt sein, daß er der Mann sei, alle bisherigen, allerdings mehr oder weniger misrathenen oder doch unter der Größe ihres Gegenstandes gebliebenen Versuche dazu in Schatten zu stellen. Es fragt sich nun, ob dem Meister Kaulbach dies gelungen ist. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung" antwortet darauf mit einem „Nein!", das so rund und so entschieden lautet als möglich. Es wird dem Künstler sogar eine jedem ernsten Streben nach Gründlichkeit und Reinheit des künstlerischen Ausdrucks hohnsprechende Leichtfertigkeit zum Vorwurfe gemacht; es wird versichert, daß, namentlich in Betreff der Kaulbach'schen Lady Macbeth, wir Deutschen sehr bald in unserm Landsmanne uns von den Engländern verhöhnt sehen dürften, wovon der scharfe Kritiker bereits die Erfahrung bei Engländern gemacht haben will, und es wird der Auffassung der Herenscene bei Kaulbach eine Landschaft von Joseph Koch, zu der Macbeth und die Heren die Staffage bilden, als Muster gegenübergestellt u. s. w. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" versicherte in einer Anmerkung, daß diese Recension aus der Feder eines als Archäolog und Kunsthistoriker vielbewährten und hochgeachteten Gelehrten herrühre, und machte sich sofort auf geharnischte Erwiderungen gefaßt, da ja so bedeutende Kritiker und Shakspearekenner wie Carriere und Ulrici auf Kaulbach's Seite ständen. Diese Erwiderungen sind denn auch nicht ausgeblieben; die „Allgemeine Zeitung" hat deren zwei veröffentlicht, beide aus München datirt, von denen die in der Beilage zu Nr. 115 der genannten Zeitung die umfangreichste und eingehendste war. Doch sah sich auch der Verfasser dieser Antikritik genöthigt, jenen Angriff auf die Shakspeare-Illustrationen für „das Bedeutendste, Nachdrücklichste und Eindringendste" zu erklären, was bisjetzt gegen Kaulbach veröffentlicht worden. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, auf diesen neuesten Streit und seinen Gegenstand noch ein mal zurückzukommen, doch möchten wir gleich hier bemerken, daß Kaulbach vielleicht besser gethan, seine Illustrationen mit einer Dichtung Shakspeare's zu beginnen, die auch seinem entschiedenen Talent zu humoristischer und ironischer Auffassung Stoff geboten hätte.

Dichter in Verzweiflung.

Während die Anhänger der nationalökonomischen Glückseligkeitslehre, wie sie in den officiellen französischen Blättern oder in dem Organ des östreichischen Finanzministers, der „Oestreichischen Zeitung", das Wort führen, unter den jetzigen Zeitumständen in Entzücken schwelgen und uns für die Zukunft goldene Berge und die prächtigsten böhmischen Dörfer und Luftschlösser versprechen, geht ein eigenthümlicher Zug düsterer Desperation durch die Gemüther Derer, die noch in den Anschauungen einer frühern idealistischern Periode wurzeln. Namentlich auch in Frankreich, dem Sitze des „Napoleonischen Eudämonismus". Zwar gibt es dortzulande selbst Lyriker, welche sich mit der materialistischen Tendenz der Zeit auf einen guten Fuß zu stellen wissen und, wie Maxime du Camp in seinen „Chants modernes", der Maschine mit ihren Rädern und Schrauben eine Art von religiösem Cultus widmen. Auch die zahllosen kleinen Feuilletonisten und solche Schriftsteller wie die beiden Dumas, Vater und Sohn, welche die Kunst als ein bloßes Handwerk mit goldenem Boden betrachten, verderben

nicht und wissen sich auch die gegenwärtigen Zustände nutzbar zu machen. Aber Victor Hugo quälte sich lange Zeit in unfruchtbaren Pamphleten ab und schrieb zu seinen eben in zwei Bänden in Paris und Brüssel erschienenen „Contemplations", die nicht weniger als 12,000 Verse enthalten, eine Vorrede, in welcher ebenfalls viel lamentable Verzweiflung spukt, Edgar Quinet resignirt auf jede Production, Béranger bittet ironisch, daß man ihm seine Chansons verzeihen möge, denn er habe umsonst gesungen (wobei es übrigens sehr die Frage ist, ob der greise Chansonnier mit seinen Refrains und seinen bittern, insgeheim in Umlauf gesetzten Epigrammen dem gegenwärtigen System nicht doch ein gefährlicher Gegner sein dürfte), und Lamartine bricht in einen selbstmörderischen Hymnus der Angst und Verzweiflung aus. Ein anderer Dichter einer frühern Periode, Prosper Mérimée, tröstet sich damit, daß es jetzt überhaupt die Zeit nicht mehr sei zu dichten. Denn, sagt er in einem Artikel des „Moniteur universel", der Dichter müsse selbst an die Geschichten glauben, die er erfinde, und das sei jetzt nicht mehr der Fall; alle Völker hätten ihre poetische Aera gehabt, aber diese Aera sei vorbei; selten hätten die Musen den Völkern noch nach den Zeiten naiver Uncultur Besuche gemacht. Früher sei der Dichter zugleich Kriegsmann, Gesetzgeber und Orakel seines Stamms gewesen, jetzt aber sei er „un des membres les plus inutiles de la société", denn er spreche eine Sprache, welche der größte Theil seiner Landsleute nicht verstehe, und der größte Erfolg, den er haben könne, sei der, daß er einer Anzahl Individuen zu Herzen spreche, die Träumer seien wie er selbst. Etwas Wahres ist an dieser Bemerkung, aber treffender bleibt doch die Aeußerung der „Revue de Paris", Prosper Mérimée wünsche sich Allem nach dazu Glück, daß der Dichter durch den Gendarmen ersetzt worden sei. Auch in Deutschland werden mitunter ganz eigenthümliche Betrachtungen dieser Art angestellt. So fanden wir jüngst in den „Historisch-politischen Blättern" die Bemerkung: es sei bisjetzt eine der wichtigsten nationalen Fragen gewesen, ob Deutschland sich mehr auf seine Dichter oder seine Polizeidirectoren einbilden solle; gegenwärtig kämen aber auch noch seine Nationalökonomen auf die Wahl. Unter den jetzigen Umständen möchte Mancher in der That geneigt sein, dem verzweifelten Ausspruche Ferdinand Schill's beizustimmen, daß ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen sei — oder auf unsere Lyriker angewendet: ein Ende ohne Lied einem Liede ohne Ende.

Bunsen.

Bunsen's Werk „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte" erschien, von C. H. Cottrell ins Englische übersetzt und mit vielen Illustrationen geschmückt, unter dem Titel: „Egypt's place in universal history: an historical investigation, in five books. By C. C. J. Bunsen." Ferner erschien in sieben Bänden eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage von Bunsen's „Christianity and mankind, their beginnings and prospects", bestehend aus den drei Werken: „Hippolytus and his age", „Outlines of the philosophy of universal history" und „Analecta Antenicaena". Da wir in unserm gelegentlich schon erwähnten Artikel „Deutschlands Literatur, Wissenschaft und Kunst" in der „Gegenwart" die Namen so mancher Männer aufgeführt haben, welche sich um die Anerkennung deutscher Literatur und Wissenschaft in England verdient gemacht oder deren Leistungen in England Anerkennung und Verbreitung gefunden, so verdrießt es uns in der That, unter dieser Menge der Namen gerade denjenigen Bunsen's, der bei den englischen Gelehrten in so hohem Ansehen steht, vergessen zu haben. Bunsen hat außerdem als Gesandter in London durch Schrift und Wort (z. B. bei öffentlichen Fest- und Tendenzschmäusen) wie durch seine Privatbeziehungen mannichfach im Interesse deutscher Cultur gewirkt und in dieser Hinsicht und als geistige Potenz Preußen wie das allgemeine deutsche Vaterland würdiger und einflußreicher vertreten, als unsers Wissens dies von irgendeinem andern Repräsentanten deutscher Mächte zu irgendeiner Zeit in London oder irgendsonstwo geschehen ist. Auch hat Bunsen darüber keineswegs vergessen, das politische Interesse Deutschlands in entschiedenster Weise wahrzunehmen, wie dies unter Anderm sein 1848 veröffentlichtes „Memoir on the constitutional rights of the dutchies of Schleswig and Holstein" beweist. Es gibt zu denken, daß bei dem jetzigen allgemeinen Zustande Europas die Zeit vielleicht nicht so bald wiederkehren dürfte, wo Männer bürgerlichen Standes, deren Qualification von Hause aus eine reinwissenschaftliche war, von Hof zu Hof als Gesandte geschickt werden. H. M.

Bibliographie.

Bodenheimer, L., Das Lied Mosis. Eine wissenschaftliche Vergleichung der auf diesen Pentateuch-Abschnitt in der Walton'schen Polyglotte enthaltenen Uebertragungen, mit Bezugnahme auf einige neuere Uebersetzungen. Crefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Gagern, H. v., Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 1ster Band. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grimm, A. T. v., Wanderungen nach Südosten. 2ter Theil: Die Orientalische Frage, geschichtlich entwickelt. Der Bosporus und die fränkischen Vorstädte. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Die kleine Narrenwelt. 1ster und 2ter Theil. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haym, R., Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hors, L., Der Henker von Verona. Historischer Roman. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. Br. 8. 1 Thlr.

Kâlidâsa, Mâlavikâ und Agnimitra. Ein Drama in fünf Akten. Zum ersten Male aus der Sanskrit übersetzt von A. Weber. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr.

Klencke, H., Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke, der Kolonialwaaren, Droguen und Manufakte, der gewerblichen und landwirthschaftlichen Produkte. Nach Arthur Hill Hassal und A. Chevallier und nach eigenen Untersuchungen. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Liebetrut, F., Ueber geordnete Entwicklung der Ehe; besonders über die kirchliche Leitung ihres Anfanges; zur Sichrung ihres Gedeihens und zur Verhütung der Scheidung. Eine Vorarbeit, vornämlich aus kirchlichen und pfarramtlichen Gesichtspunkt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Lüken, H., Die Traditionen des Menschengeschlechts oder die Uroffenbarung Gottes unter den Heiden. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Maehly, J., Das Erdbeben zu Basel. Eine Dichtung. Basel, Schweighauser. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Classen, J., Rede über einige Gründe, welche sich dem Fortschreiten der Schüler am häufigsten entgegenstellen, und Ansprache an die Abiturienten, gehalten bei der Progressionsfeier des Gymnasiums am 14. März 1856. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Lykurgos, A., Enthüllungen über den Simonides-Dindorfschen Uranios. 2te, zu einem Geschichtsabriss über Simonides, den Hermas und das Leipzig-Berliner Palimpsest erweiterte, sowie mit Berichten und paläographischen Erläuterungen Prof. Tischendorfs und Anderer vermehrte Auflage. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Ritter, J. J., Die beiden Dioskuren der protestantischen Kirche in Deutschland: Dr. Bunsen und Dr. Stahl. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 8. Mai 1856.

Professor Röth und seine Schule.

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Freigebigkeit, womit seit einer Reihe von Jahren in den berühmtesten Flußthälern der Welt die Erde sozusagen ihren mütterlichen Schoos öffnete und längst untergegangene Schätze eines uralten Culturlebens herausgab, nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die wissenschaftlichen Anschauungen bleiben würde. Daß darunter zunächst die Entdeckungen im Nilthale, dann aber und hauptsächlich in dem für die Weltgeschichte so wichtigen, für die Wissenschaft so räthselhaften Flußgebiet des Euphrat und Tigris gemeint sein können, ist klar, und wer etwa noch daran zweifeln könnte, dem müßte schon der einfache Hinweis auf die zahlreichen Schriften und Schriftchen, welche die Entdeckungen, Mittheilungen und Aufklärungen Rawlinson's, Layard's, Botta's aus dem Weichbilde Babylons und Ninives ins Leben gerufen, allen und jeden Zweifel benehmen. An eine nur auch halbwegs erreichte Uebereinstimmung der gelehrten Welt in so delicaten, zumeist auf Vermuthungen und Combinationen angewiesenen Fragen ist zwar von Hause aus nicht zu denken und es wäre im Interesse der Wahrheit nicht einmal zu wünschen, daß es keine abweichenden Ansichten gäbe, wie dies ja auch vom alten Aegypten im vollsten Maße gilt; indessen hat die Untersuchung doch im Großen und Ganzen gewisse Haltpunkte gewonnen, die der weitaus größern Mehrzahl der Gelehrten als feststehend gelten und kaum noch ernstere Anfechtungen zu befürchten haben.

Eine nicht unehrenhafte Ausnahme von dieser Regel macht ein Gelehrter, dem Kenntnisse und Scharfsinn auch seine entschiedensten Gegner nicht absprechen können, der es aber auch seinerseits nicht daran fehlen läßt, daß man von ihm spricht, wofür namentlich einige jüngere Vertreter archäologischer Studien und enthusiastische Bewunderer ihres Lehrers das Ihrige zu thun nicht müde werden. Gewiß hat es mancher Leser schon errathen, daß ich Niemand anders meine als Professor Röth in Heidelberg, dessen schon vor zehn Jahren (1846) erschienener erster Theil einer „Geschichte unserer abendländischen Philosophie" die Frage nach dem Ursprung der europäischen Cultur gewissermaßen auf den Kopf stellt und eine Lösung unternimmt, die mit allen herkömmlichen Vorstellungen fast in diametralem Gegensatz steht. Zwar hat Fallmerayer's „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters", die den Nachweis versucht, daß die jetzigen Griechen fast ausnahmslos Slawen seien, bis in die neueste Zeit reichlichen Stoff zu literarischen Fehden gegeben, wie noch der letzte Jahrgang des „Deutschen Museum" von Prutz eine solche zwischen Fallmerayer und dem gelehrten Hellenisten Roß enthält; gleichwol handelt es sich dabei mehr nur um ein statistisch-ethnographisches Interesse und lange nicht um eines der wichtigsten Probleme der Culturgeschichte, wie dies bei Röth's Theorie, die das Hellenenthum bis in seine feinsten Fasern aus der Zoroasterlehre und der ägyptischen Mythologie herauspräparirt, im vollsten Maße der Fall ist. Es ist freilich nichts Neues und insbesondere durch Creuzer's „Symbolik" längst zu Ehren gekommen, daß der Orient die Wiege der hellenischen Geistescultur sei; allein schlechtweg alles Hellenische und insbesondere die hellenische Philosophie auf ägyptischem Boden zu suchen, ist weiter nichts als ein paradoxer Einfall, welcher schwerlich durch das demnächst in Aussicht gestellte Erscheinen des zweiten Theils der „Geschichte unserer abendländischen Philosophie", der sich vorzugsweise mit Griechenland beschäftigt, mit günstigern Augen angesehen werden wird. Es ist dies nur das andere, aber gewiß nicht bessere Extrem jener von Otfried Müller mit überlegenem Talent und genialer Gelehrsamkeit vertretenen Ansicht, welche das hellenische Culturleben als ein specifisch einheimisches, von äußern Einflüssen durchaus freies auffaßt, und man hat es offenbar vorzugsweise diesem leitenden Grundgedanken zuzuschreiben, daß Otfried Müller seine „Dorier" ungebührlich idealisirte und jeden Zusammenhang derselben mit dem rohern Naturalismus leugnet. Jedenfalls aber muß Alles,

was bei spätern Schriftstellern von einzelnen namhaften Ansiedelungen aus Phönizien oder aus Aegypten in Böotien, Argolis und Attika verlautet, mit Mistrauen aufgenommen werden. Kadmus, der schon in Herodot's Zeitalter für einen tyrischen Königssohn gehalten wurde, den sein Vater Agenor ausgesandt, um die entführte Schwester Europa aufzusuchen, und der nach manchen Irren endlich nach Böotien gelangt sein und dort die Feste Kadmeia angelegt haben soll, erscheint auch dem neuesten und gelehrten Forscher G. F. Schoemann („Griechische Alterthümer", 1855) als ein Ordner und Gesetzgeber der beginnenden Welt und des ersten Menschengeschlechts, in den Religionssagen pelasgischer Völker; dann, als diese zurückgedrängt und verdunkelt waren, zum Heros umgestaltet, aber auch als solcher durchaus nur Griechenland angehörig und für einen phönizischen Abkömmling erst in einer Zeit erklärt, wo überhaupt unter den Griechen die Neigung, die dunkeln Anfänge ihrer Geschichte und Cultur aus dem Orient herzuleiten, erwacht war. Auch der Name des aus Aegypten abgeleiteten Danaus deutet einfach auf die Bewässerung des Landes. Da aber der Heros Danaus in der Sage für einen Abkömmling der Io, einer altargivischen Mond- und Luftgöttin, galt und reisende Griechen diese in der ägyptischen Isis wiederzufinden glaubten, so lag es nahe, auch ihren Abkömmling Danaus zu einem Aegypter zu stempeln. Cekrops endlich wird durchaus von keinem ältern Schriftsteller für einen Aegypter erklärt, sondern erscheint nur als ein authochtonischer attischer und böotischer Heros, bis auf die Zeiten der alexandrinischen Studien. Von der Platonischen Dichtung über eine uralte Verbindung zwischen Athen und Aegypten und den Kampf gegen die untergegangene Insel Atlantis kann vernünftigerweise nicht angenommen werden, daß sie wirklich auf alten ägyptischen Urkunden beruhe, ebenso wenig als man sich bewogen finden kann, die saïtische Göttin Neith wegen einer entfernten Namensähnlichkeit für die griechische Athene zu nehmen. Dies aber, die Vergleichung der Athene mit der Neith und jene Platonische Dichtung, sind die ersten Fäden, aus welchen zuerst Theopomp, ein Zeitgenosse Alexander's des Großen und der beiden ersten Ptolemäer, das Märchen von einer ägyptischen Colonie in Attika und darauf Spätere von dem Saïten Cekrops, als Führer derselben, ausgesponnen haben.

Man kann unbedingt diesen Ergebnissen der Otfried Müller'schen Kritik beipflichten und dennoch die Einwirkung Phöniziens und Aegyptens auf Griechenland in ihrem vollen Werthe bestehen lassen. Daß die Phönizier im Laufe von drei Jahrhunderten (1350—1050 v. Chr. Geb.) nicht nur alle Inseln und Küsten des Mittelmeeres mit ihren Colonien bedeckten, sondern sogar auf Samothrace und Lemnos Fuß faßten, läßt sich mit triftigen Gründen nicht bestreiten. E. Curtius („Peloponnesos") hat phönizische Ansiedelungen und Factoreien in Hellas fast zur Gewißheit erhoben und Stark („Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenischen Orients") betont mit vollem Rechte die auf Handel und Seefahrt begründete vermittelnde Stellung der Phönizier zum ältesten Griechenland. In ein neues Stadium ist die Untersuchung übrigens durch das neueste treffliche Schriftchen von E. Curtius: „Die Ionier vor der ionischen Wanderung", getreten und man muß erst abwarten, wie sich die Gelehrtenwelt dazu stellt, um den Faden mit Erfolg weiter zu spinnen. Das Dunkel, das bisher auf dem ionischen Stamme lag, wäre, falls die Curtius'sche Beweisführung als stichhaltig befunden werden sollte, gelichtet und namentlich darüber Aufschluß gegeben, welche Stellung Kleinasien in seiner bisher unaufgeklärten Beziehung zum europäischen Hellas einnimmt. Auf den griechischen Küsten und Inseln haben die Phönizier in frühester Zeit den Ioniern weichen müssen, wie später in Sicilien, und so wenig sich auch die Möglichkeit bestreiten läßt, daß in Kythera und an andern Orten Semiten zurückgeblieben sind und, sich mit den Hellenen vermischt haben, so haben doch niemals semitische Geschlechter als königliche und priesterliche Geschlechter unter den Hellenen historische Bedeutung gewonnen.

Die Gründe, die dafür sprechen, haben viel für sich. Die urspüngliche Ansässigkeit der Ionier in Kleinasien ist eine Thatsache, auf deren Erkenntniß während der letzten Jahrzehnde alle Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete der alten Geschichte hinleiten mußten; sie ist schon von Buttmann geahnt, von Niebuhr angedeutet — klar ausgesprochen und mit Beweisen gestützt ist sie von Niemand. Der arische Völkerzug, der sich von Armenien her in das kleinasiatische Halbinselland ergossen hat, füllte das große Hochland mit den Stämmen der phrygischen Nation. Von ihr trennte sich als besonderes Glied das griechische Volk, welches sich nach Ausbildung seiner Sitte und Sprache wiederum doppelt verzweigte. Ein Zweig desselben zog über Hellespont und Propontis. Hier bilden die Thraker das Mittelglied, und zufällig kann es doch nicht sein, daß gerade an diesen Gewässern sich zu beiden Seiten seit ältester Zeit dieselben Völkernamen finden. Die Ansicht, daß mit den alten Thrakern, denen die Orphiker nebst der Stiftung des Musendienstes am Helikon und der Cult des Dionysos zugeschrieben werden, die Thraker der geschichtlichen Zeit gar nichts gemein hätten als den Namen, und daß dieser Name auf jene Barbaren deshalb übertragen worden, weil sie in die nördlich von Griechenland gelegenen Gegenden eingedrungen waren, wo einst die andern ihren Hauptsitz gehabt hatten (O. Abel, „Makedonien"), könnte daneben recht wohl bestehen. Die andern Griechen blieben in Asien und zogen allmälig von den Hochebenen des Binnenlandes, den erdreichen Flußthälern folgend, an die Küste, wo sie sich von den Mündungen aus nordwärts und südwärts ausbreiteten.

Nirgends ist so wie in Kleinasien das Gestade vom Binnenlande verschieden: es ist ein Land wie aus anderm Stoffe, nach andern Gesetzen gebildet. Dies Gestadeland hatte, wie seine eigene Natur, so auch seine besondere Bewohnung und Geschichte: hier setzten sich die Ionier, während die Hellenen in den Kesselthälern und Binnenebenen der thrakisch-macedonischen Gebirge festen Fuß

seßten. Beide Völkergeschlechter umschlossen seit ältester Zeit das Aegäische Meer, die Jonier, begünstigt von dem Himmelssegen, welcher die asiatischen Gestade auszeichnet, und in Berührung mit den Phöniziern, denen sie die Nautik ablernten. Jemehr ihnen die fremde semitische, namentlich assyrische Machtbildung in Kleinasien jede continentale Ausbreitung verwehrte, umsomehr wurden sie, wie die Phönizier in Syrien, von innen nach außen, vom Lande auf die Schiffe gedrängt; sie wurden bei zunehmender Menschenzahl durch die Enge des Wohnraums gezwungen, sich jenseits auf Inseln und Küsten Land zu suchen, und so wurden die beiden durch die Wellen des Hellespont getrennten Hälften der griechischen Nation jenseits wieder zusammengeführt. Auf den ägyptischen Denkmälern der ptolemäischen und römischen Zeit wird der Begriff „griechisch" durch eine Hieroglyphengruppe bezeichnet, welche „Uinen" gelesen werden kann, wie im Koptischen der Name der Jonier lautet, und „Herren des Nordens" bedeutet. In der Sprache derselben ließen die Ptolemäer ihre Decrete abfassen, nachdem zuerst die Pharaonen der großen Heldenreihe von Theben, der achtzehnten und neunzehnten Dynastie im 15. und 14. Jahrhundert, sodann Könige der zweiundzwanzigsten Dynastie im 10. Jahrhundert mit ihnen zu kämpfen gehabt hatten. Es waren Fehden im Deltaland, wo die Jonier mit ihren Schiffen plündernd den Nil hinauffuhren, um rasch zu verschwinden, wie sie gekommen waren, ganz so wie nach Herodot dem Psammetich die Botschaft kam, es seien ionische Männer plündernd ans Land gestiegen.

Eben diese Jonier mögen sich indessen schon frühzeitig im Nillande eingenistet haben und am äußersten Saume des weitläufigen Pharaonenreichs eine gewisse volksthümliche Selbständigkeit gewonnen haben, welche ihnen in der Weise gelassen wurde, daß sie die Oberhoheit der Landeskönige anerkannten. Bei den Westgriechen bürgerten sie Künste und Kenntnisse des Morgenlandes ein; sie waren es, die von Syrien her die Weincultur nach Hellas brachten und den Weinhandel im Archipelagus begründeten. Die Sage läßt den Weg von Kreta über Naxos nach Chios deutlich erkennen; aber dieselben Jonier haben die Dattelpalmen in Delos und Aulis gepflanzt und vielerlei edle Gewächse, wie Platanen, Cypressen, Styrax u. a., herübergetragen; sie haben wie die Phönizier Thunfang und andere Fischereien, sie haben namentlich Purpurfischerei und Purpurhandel eingeführt. Jonische Industrie hat für die immer seltener werdende Purpurmuschel ein Surrogat in der Frucht der Kermeseiche ausfindig gemacht. Im Allgemeinen läßt sich die Völkergruppe, der zugleich mit den Joniern noch andere Völkerschaften angehörten, in der Bezeichnung „lelegische" zusammenfassen und ihre Entwickelung scheidet sich nach dem poseidonischen und apollinischen Gottesdienst in zwei große Epochen. Thessalien ist an zwei Punkten offen, und diese beiden Einfahrten sind die ersten Zielpunkte der jenseitigen Seefahrer. Poseidon Petraios hat ihnen die Felsen gesprengt, die Thore geöffnet und vom Tempe wie von Iolkos aus dringen die Küstenansiedler nach den reichen Binnenebenen vor. Hier vollzogen sich die ersten Verbindungen der beiden solange getrennten Hälften der hellenischen Nation, und aus diesen Verbindungen der asiatischen und der europäischen Race erwuchs das Volk, welches die Alten als ein aus verschiedenen Stämmen zusammengewachsenes „Aeolier" nannten. Die Namen Argos und Larissa dürften ionischen Ursprungs sein, in welchem Falle sich für die Gleichnamigkeit der griechischen Orte diesseit und jenseit des Aegäischen Meeres sich ein neues Verständniß eröffnet. Was man von ägyptischen Einwanderungen in Hellas erzählt, bezieht sich nicht auf Aegypter, sondern auf kleinasiatische Griechen, welche sich früher im Deltalande eingenistet, welche in uraltem Verkehr mit Syrern und Aegyptern den ganzen Schatz morgenländischer Cultur eröffnet und zum Gemeingut der ihnen verwandten Völker am Aegäischen Meere gemacht haben. Darauf beruht die Verwandtschaft zwischen Sais und Athen, darauf die Abstammung des ionischen Poseidon aus Libyen, darauf die Ueberlieferung, welche die attisch-ionischen Landesherren, wie Cekrops, Erechtheus, Peteos, als Aegypter bezeichnete. Mit demselben Rechte konnten dann auch die Jonier Phönizier heißen, und auf die bisjetzt unentwirrbaren Einwanderungssagen fällt ein neues unerwartetes Licht. Ist Iolkos der Jonierhafen und heißt Jasos ionisch, so bedeutet Jason selbst nichts Anderes als Jonier. Der heimatlos irrende Kadmos ist ein böotischer Jason, und auch sonst noch lassen sich die asiatischen Griechen in ihren europäischen Niederlassungen an der Wiederkehr von Flußnamen erkennen. In Sardinien finden wir das Volk der Jolaer, ein Name, derselben Wurzel wie der Joniername entsprossen.

Den Joniern, welche der poseidonischen Völkergruppe angehören und an vielerlei barbarischen Religionsgebräuchen, als Höhlendiensten, Menschenopfern, Pferdeversenkungen, theilnahmen, stehen die spätern Jonier und ihr Dienst des Apollo gegenüber. Das Herüberkommen des Gottes auf das westliche Gestade ist überall mit den Anfängen einer höhern Cultur begleitet, und so heißt es im delischen Hymnus auf Apollo: „Alle Bergvorsprünge gefallen dir und alle in das Meer ausmündenden Flüsse." Zwischen dem alten Poseidon und dem pythischen Apollo steht die Gestalt des Delphinios, d. h. Apollo als Meergott, der an allen Hafenplätzen und Flußmündungen Ansässige, der in Delphinsgestalt die ihm ergebenen Seefahrer geleitet; überhaupt aber haben nicht alle Jonier den Fortschritt zum Apollodienst mitgemacht: sie sind an manchen Stellen auf frühern Stufen zurückgeblieben, so z. B. an der peloponnesischen Nordküste, wo Poseidon vorwiegend bleibt. Die ionischen Niederlassungen, mit denen ganz Hellas umsäumt war, konnten selbstredend nicht ohne vielfachen Einfluß auf die Landesbewohner bleiben. Die Künste und Fertigkeiten der Asiaten waren anfänglich wol ein Geheimniß der Eingewanderten, wie z. B. die Schreibekunst, aber nach und nach wurden sie Gemeingut, und je mehr dieser Austausch vollzogen wurde, um so mehr eigneten sich die europäischen Griechen die

ionische Bildung an. Es bildeten sich Bundesgenossenschaften und Bundesrechte und in Delphi haben wir das Beispiel einer apollinischen Colonie. Zum Zweck der Cult- und Festgemeinschaft bedurfte es der Verständigung über gleiche Jahresrechnung wie über gleiche Münze; die Bestreitung der gemeinsamen Opfer, die Erhaltung der heiligen Gebäude setzten eine gemeinsame Kasse voraus und diese erheischte eine verwaltende Behörde. Gegen außenstehende Völker mußte des Tempels Heiligkeit durch gemeinsame Maßregeln geschützt werden, sowie bei Veruneinigung der Amphiktyonen eine richterliche Behörde dasein mußte, deren Ausspruch Alle anzuerkennen verbunden waren. Der Begriff des hellenischen Namens stammt aus der thessalischen Amphiktyonie. Im Verlauf der Zeit jedoch erfolgte in ganz Hellas eine mächtige Reaction der Binnenvölker gegen die Seevölker, der Autochthonen gegen die Asiaten, des Westens gegen den Osten. Dieser entscheidende Umschlag ging von Thessalien aus und erfolgte in verschiedenen Hauptepochen nach den verschiedenen Völkern, welche die Träger dieser neuen Wendung der Geschichte waren. Die kriegerische Erhebung des Achäerstamms ist die erste entschiedene Auflehnung: die phthiotischen Achäer dringen gegen das Küstenland vor; der andere Zweig des Volks erobert den Peloponnes, um hier die ältern Fürstengeschlechter der lycisch-ionischen Abstammung zu stürzen und neue Staaten zu gründen. Ganz anders aber war die Erhebung der Dorier, die den Joniern viel fremder, viel selbständiger gegenübertraten und, nachdem sie den Apollodienst sich innerlich angeeignet, sich die continentale Ausbreitung des apollinischen Bundes zur Aufgabe machten. In demselben Verhältniß ziehen sich die Jonier aus dem Westen zurück und es beginnt eine großartige zusammenhängende Völkerbewegung, wobei die ursprünglich verwandten Völker sich wieder zusammenfinden. Es entsteht Neuionien, von dem es jedoch schwer zu erklären ist, warum der alte Poseidoncultus daselbst herrschend wurde. Was in Hellas an Joniern zurückblieb, wurde, mit Ausnahme von Attika, meistens den Doriern untergeordnet, bildete indessen einen Gährstoff, aus dem die Tyrannis erwuchs.

Diese neue und eigenthümliche, mit Gelehrsamkeit und Geist durchgeführte Auffassung der hellenischen Urgeschichte hat noch immer nicht die Beachtung gefunden, die sie im vollsten Maße verdient. Jedenfalls wird es gut sein, Methode und Resultate sich zu vergegenwärtigen, will man den weiten Abstand richtig bemessen, der eine derartige Behandlungsweise von den willkürlichen Constructionen Röth's trennt, denen zufolge die griechische Mythologie nichts Anderes ist als die entstellte Fratze eines von der ägyptischen Priesterweisheit ausgebildeten Systems, wovon jedoch den Griechen nur Bruchstücke bekannt geworden, die, unverstanden und aus ihrem rechten Zusammenhang gerissen, endlich zu einem verworrenen Gewebe widerspruchsvoller und bedeutungsloser Fabeln geworden sind. Aber jenes angebliche System altägyptischer Priesterweisheit erweist sich bei kritischer Prüfung nur als ein modernes Product übelangewandter Gelehrsamkeit im Dienst einer vorgefaßten Meinung, die aus theils unzuverlässigen, theils unverständlichen Andeutungen der verschiedensten Arten und Zeiten herausliest was ihr beliebt, und hinzudichtet was ihr gefällt. Und dennoch finden sich in diesem kritischen Naturalismus, der von Dem, was Andere vor ihm untersucht und gefunden haben, gar keine Notiz nehmen zu dürfen wähnt, leuchtende Gedankenblitze, die indessen nur dem selbständigen Forscher von Nutzen sein können, den Anfänger dagegen verwirren und auf falsche Spuren leiten müssen. Es ist ein schönes Ding, aus ganzem Holz zu schneiden, nur muß man zuvor sich überzeugt haben, von welcher Beschaffenheit dieses Holz ist, damit nicht unter der Arbeit das vermeintliche Eichenholz sich als brüchiges Tannenholz ausweist und das beabsichtigte Kunstwerk in die Sägespäne fällt. Im Kleinen anzufangen ist oft weit lohnender, als unverweilt an den Bau eines Systems zu schreiten, weshalb auch das neueste Buch Röth's, so geringfügig an sich der Gegenstand ist, den es behandelt, ohne Vergleich verdienstlicher genannt werden muß als seine ganze „Geschichte unserer abendländischen Philosophie". Der in seinen gelehrten Forschungen unermüdliche und daneben vor keinem Geldopfer zurückscheuende Duc de Luynes nahm in seine „Numismatique et inscriptions cypriotes" eine cyprische Inschrift auf, deren Entzifferung Röth in der „Proclamation des Amasis an die Cyprier" (1855) mittheilt und die meines Erachtens für durchaus gelungen gelten muß. Röth liest die Inschrift als ein dem biblischen Chaldäismus und dem der Targumim sehr nahe verwandtes Hebräisch, in phönizischer, dem Aegyptischen verwandter Urschrift, worüber Fallmerayer in einen wirklich erstaunlichen Enthusiasmus gerathen ist.

Zu wünschen wäre allerdings, die Resultate der Röth'schen Kritik wären überall dieselben. So aber hat er durch willkürliches Construiren seine oft übereifrigen Jünger bisjetzt nur zu nutzloser Vergeudung ihrer Kräfte veranlaßt, was nirgends deutlicher zutage tritt als an den „Studien und Skizzen" von J. Braun. In denselben Fußtapfen wandelt J. Kruger einher, der nichts Geringeres beabsichtigt, als die „Urgeschichte des indogermanischen Völkerstamms in ihren Grundzügen" wiederherzustellen. Das erste Heft des gewaltigen Unternehmens hat zum Gegenstand die „Eroberung von Vorderasien, Aegypten und Griechenland durch die Indogermanen" (1855); allein so unverfänglich an sich auch ein derartiges Vorhaben, gestützt auf die verschiedenen Stamm- und Wanderungssagen, sich ansieht, so bedenklich wird die Sache in demselben Augenblick, wo der Verfasser sich auf den Besitz einer persischen Zeitrechnung beruft, von der man bisher im Allgemeinen nichts wußte, die aber, entziffert und von einigen leicht erkennbaren Irrthümern gereinigt, für die Urgeschichte Asiens von höchster Wichtigkeit sein soll. Man kann wol denken, daß Zeitangaben, wie sie durch die assyrischen Denkmäler bestätigt werden, für die Sicherstellung der Chronologie Wesentliches leisten, nimmer aber läßt sich auch nur mit einem Schein vo

Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß aus der Deutung des „Schahnameh", also eines Heldengedichts, ganz neue und allein richtige Zahlenbestimmungen hervorspringen werden.

Den Reigen eröffnen die vielgeprüften und kritisch ausgequetschten Hyksos. Die bedeutendsten Aegyptologen haben dieselben mit ziemlicher Sicherheit in die Geschichte der alten Königsdynastien eingereiht; Andere ersuchten die alttestamentliche Erzählung von den Drangsalen der Kinder Israel in Aegyptenland damit in Einklang zu bringen, worauf Röth den Einfall hatte, die Pelasger zu Hyksos und damit zu Semiten (Phöniziern) zu stempeln. Eine dorische Säule, die man unter den Tempelruinen des alten (ägyptischen) Reichs in allen ihren Merkmalen aufgefunden haben will, muß der Hypothese als einziger positiver Stützpunkt dienen, indem aus dem Umstand, daß ähnliche Säulen sich unter den Tempelruinen des neuen Reichs (1589—526 v. Chr.) nirgends entdecken ließen, die Folgerung gezogen wird, es sei somit klar (!!), daß nur durch die Hyksos, welche mit ihrer Herrschaft die Lücke zwischen dem alten und neuen Reiche (2100—1589) ausfüllen, die dorische Säule nach Griechenland gekommen sein könne!!

Ein einziger solcher Schluß würde im Grunde hinreichen, um der Theorie alles Vertrauen zu entziehen; indessen muß man billig sein und mehr die Resultate als die Mittel und Wege, wodurch man zu ihnen gelangt, ins Auge fassen. Leider sind aber auch diese von der Art, daß die ganze Methode als verfehlt angesehen werden muß. Kruger erblickt in den Hyksos Arier, und es ist in der That köstlich, wie er es angreift, um seine These glaubwürdig zu machen. Er sagt:

Avaris (die Hauptfestung der Hyksos) hat nach Josephus den Namen von einer alten Göttermythe und also jedenfalls von einer Gottheit. Nach Röth ist aber der Hauptgott, den die Hyksos in Aegypten einführten, der arische Sonnengott Ware (Horus). Von diesem ist A-varis regelmäßig gebildet durch Vorsetzung des Hoheits-a. Auch ist der ägyptische Menes identisch mit dem arischen Manus, die Hyksos müssen daher den Namen mit nach Aegypten gebracht und danach Memphis benannt haben.

Jene Hyksos nun, die sich mit Phöniziern, namentlich Tyriern, vermischt hatten, waren selbst aus Phönizien gekommen, welches sie einige Jahrhunderte lang beherrscht, bevor sie den von ihren ägyptischen Verwandten vorgeschobenen Semiten weichen mußten. So erklärt sich die Uebersiedelung nach Kreta, Cilicien, Thasos, Thracien und Hellas; zugleich finden auch die in diesen Ländern vorgefundenen phönizischen Cultur- und Sprachelemente ihre vollkommene Erklärung, indem nicht nur die Pelasger (Hyksos) selbst, sondern auch ein Theil ihrer semitischen Unterthanen mit eingewandert sein mochten. Auch die Zeit dieser Wanderungen läßt sich somit genau auf das Jahr 1589 v. Chr., das Schlußjahr der Hyksosherrschaft in Aegypten, festsetzen. Um nun aber darüber zu entscheiden, woher die Hyksos ihren Ausgangspunkt genommen, braucht man sich blos zu erinnern, daß die Armenier sich selber Haik nennen, ein Name, der mit dem der Hyksos auffallend übereinstimmt. Und dazu nehme man die Ueberlieferung der Armenier, welche Saint-Martin („Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie") mittheilt:

Der erste Häuptling oder Fürst, der ihr Land beherrschte, war ein gewisser Haik. Zweiundzwanzig Jahrhunderte ungefähr vor unserer Zeitrechnung verließ er sein Vaterland Babylon und ließ sich mit seiner ganzen Familie in den armenischen Bergen nieder, um der Tyrannei des Assyrierkönigs Belus zu entgehen. Dieser Fürst, ergrimmt über seinen Abfall, versammelte eine zahlreiche Armee und griff den Haik inmitten seiner neuen Niederlassung an. Aber das Waffenglück entschied gegen den Assyrier. In einer großen Schlacht besiegt, verlor er das Leben.

Es hatten aber die Meder, also Ostarier, mehr als ein Jahrhundert vor der Einwanderung Haik's aus Babylon — Lassen vermuthet 2234 v. Chr. — Babylon erobert und eine Dynastie gegründet, welche sogar als erste historische gilt. Aus Bel aber, dem Hauptgott von Babylon, ist der Name „Pelasger" gebildet, denn asg ist nichts Anderes als die indogermanische Endung isch, die noch in altdeutschen Mundarten esk und ask lautet.

Um dieselbe Zeit, wo die Meder gen Westen vordrangen, schoben sie ihre Vorposten schon bis Aegypten (!), denn damals war es, wo jene blondbehaarte und blauäugige Familie der Aëmi vor dem Pharao Sesurtesen II. erschien. Sein Nachfolger Sesurtesen III. (Sesostris) scheint siegreich gegen die vordringenden Arier gekämpft zu haben; allein als ungefähr 2100 v. Chr. Ninos mit seinen Assyriern über die Meder herfiel, floh ein Theil (Haik) nach Norden, der andere nach Süden, welch letzterer unter dem Namen der pelischen Hyksos Jahrhunderte lang über die semitischen Stämme herrschte. Lange noch dauerte der Kampf mit den Assyriern fort. Durch die gewaltigen Mauern von Avaris suchten die Hyksos sich gegen diese Weltstürmer zu schützen, allein die Heldenkönigin Semiramis brachte sie dennoch zur Unterwerfung und drang bis nach Aethiopien vor. Indessen war schon unter ihrem Enkel Arius ein zweiter Heereszug nothwendig, der jedoch nur die palästinischen Hyksos zeitweilig unterthänig machte. Mit dem Verfall Assyriens löste sich das Band der Eintracht. Die mehr im Innern wohnenden Hyksos nahmen die Gebräuche und Religion ihrer höher gebildeten Unterthanen an und erbitterten dadurch ihre nördlichen Stammgenossen. Endlich unter Apophis, dem letzten Könige der ersten Dynastie, kam es zu offener Empörung. Mit seiner eigenen Familie im Bund überwältigten die Götter Aegyptens den Apophis und stürzten ihn (1840). Mit seinem Anhang hinausgeworfen auf das Meer, ging aber sein Sohn Danaus oder Jon einer großen Bestimmung entgegen: er wurde der Stammvater der Hellenen. In Argos legte er den Grund eines mächtigen Staats, der die Ureinwohner des Landes, die Vorfahren der Illyrier oder Albanesen, in ein besseres Element aufgehen ließ. Ein anderer Theil der Anhänger des Apophis, die Agenoriter, eroberte Syrien, wo fortan Japhet's Enkel, namentlich am Hermon, als Kadmoniter wohnten, bis

auch die in Aegypten zurückgelassenen Stammgenossen ihren Weltzweck erfüllt und die Aegypter durch ein neues lebenskräftiges Element zu neuer weltgeschichtlicher Wirksamkeit befähigt hatten. Nach langen furchtbaren Kämpfen mußten die Hyksos der zweiten Dynastie 1589 v. Chr. den empörten Aegyptern weichen: an Männern 240,000, zogen sie nach Palästina und brachten Syrien in Bewegung. Die Semiten wurden nordwärts gedrängt und warfen einen großen Theil der hier seßhaften Hyksos, besonders der Kadmoniter, auf das Meer. Mit Semiten vermischt, zogen diese ihren Stammesbrüdern nach und bevölkerten Kreta, Cilicien und Lycien, Rhodos, Thasos, Thrazien und Hellas. Kadmos besonders sollte für Mittelgriechenland Das werden, was Danaos dem Süden gewesen. Auch der Peloponnes sollte von neuen Ankömmlingen nicht verschont bleiben. Die Söhne des Aegyptos kamen, einst Verfolger, jetzt selbst Verfolgte, und baten den Danaos um Verzeihung ihrer Feindschaft und um Vermählung mit seinen Töchtern; aber durch semitisches Blut verunreinigt, konnten sie ihren echtern Bräuten nicht als ebenbürtig gelten und erlagen ihrem rächenden Arm. Die Hauptmasse der Helden von Avaris blieb indessen in Palästina und gründete Jerusalem, erlag aber in erbittertem Kampfe allmälig den Semiten. Dem letzten Ueberrest bereitete Moses und sein Nachfolger den Untergang; blos an der Küste hatte sich ein Stamm rückgekehrter Pelasger festgesiedelt, der den Israeliten mehr zu schaffen machte als alle übrigen Nachbarvölker.

Diese Grundgedanken hat Kruger in einem umfassendern Werke: „Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Christus" (1856), mit Rücksicht auf einen wichtigen Abschnitt im Einzelnen auszuführen unternommen. In der Zwischenzeit hatte er zur Unterstützung seiner Hypothese von der Identität der Hyksos mit den Armeniern in einem armenischen Geschichtswerk: „Chamich, History of Armenia, translated by Audall" (Kalkutta 1827), eine wichtige Belegstelle aufgefunden. Nachdem Chamich die Flucht der Haiks vor den Assyriern nach Armenien berichtet, fährt er fort: „Die übrigen der Brüder Haik's zerstreuten sich über verschiedene Theile von Asien und gründeten Staaten, welche binnen kurzer Zeit groß und mächtig wurden."

Man kann solche und ähnliche Beweisgründe zu Recht bestehen lassen, wenigstens die Möglichkeit zugeben, daß dadurch auf die noch immer in ein unaufgehelltes Dunkel gehüllten Anfänge der von Armenien ausgehenden Völkerbewegung, der nach der allgemeinen Annahme sowol Hellenen als Germanen entsprossen sind, einzelne Lichtstreifen fallen; allein was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser über Otfried Müller und Röth folgendermaßen urtheilt:

> Der erste Versuch, die Sage zur Erforschung historischer Verhältnisse zu benutzen, geschah durch Müller. Allein weil er sich seiner Lebtage durch nur mit den Balgereien der Megarenser, Phokenser u. s. w. beschäftigte, verengte sich sein Blick dergestalt, daß er den Maßstab griechischer Duodezverhältnisse auch auf die übrigen Abschnitte der Weltgeschichte übertrug, auf welche sein gelehrtes Handwerk ihn hinführte. Noch schlimmer ist es, daß Otfried Müller eine ganze Schule Otfried Müllerlein hinterließ, die noch jetzt in manchem „gelehrten" Organ und an mancher „intelligenten" Universität dominiren und der Wissenschaft zum Hohn jenen Gottsched des 19. Jahrhunderts als einen „großen Geschichtsforscher" preisen. O. Müller war ein bloßer Gedächtnißgelehrter, Röth dagegen ist ein Genie; O. Müller war ein beschränkter Fachmensch, Röth ist ein Philosoph, kein solcher, der das Universum aus seiner Schlafmütze herausconstruirt, sondern ein Philosoph im wahren Aristotelischen Sinne des Worts, auf der breiten Grundlage eines weltumfassenden Wissens.

Dem Verfasser der „Geschichte unserer abendländischen Philosophie" wäre zu wünschen, er hätte weniger enthusiastische Schüler nachgezogen. Ein angehender, noch in der willkürlichsten Sprachendreherei befangener Gelehrter, der so über Otfried Müller urtheilt! Oder sollte die Wahrheit sich etwa nur durch Den finden lassen, der in Siebenmeilenstiefeln über ihre Indicien dahinschreitet? Linguistische Deutungen sind nur Dem gestattet, der die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft sich zueigen gemacht hat und nicht ins Blaue hinein aus zufälligen Lautähnlichkeiten seine Schlüsse zieht. Daß Otfried Müller mit seinem hellenischen Autochthonenthum zu weit ging, wer leugnet das? aber wie Viele gibt es, die davon überzeugt sind, daß Röth mit seiner Synthese allgemeiner Vorstellungen, die er der ägyptischen Götterlehre aufnöthigte, nur halbwegs das Richtige getroffen habe? Mit dem zweiten Columbus hat es vor der Hand noch gute Weile. Was Kruger's „Geschichte der Assyrier und Iranier" insbesondere betrifft, so enthält dieselbe manche nicht uninteressante Aufklärungen; so wenn der Verfasser Scheikh Mohammed Fani's „Dabestan", der aus dem 17. Jahrhundert stammt, dazu benutzt, um von der Religionslehre der Jezdianen einen Schluß zu machen auf die vorzoroastersche oder (?) assyrische Religion, ein Schluß, der durch Rawlinson's Entdeckung des Sieben-Sphären-Tempels in Birs-Nimrud bei Babylon eine Bestätigung gefunden hat. Und doch, welcher Kritiker wird es ruhigen Gemüths hinnehmen, daß sabäische Vorstellungen des „Dabestan" den Beweis liefern müssen, die vorzoroastersche Religion der Iranier sei die assyrische oder chaldäische gewesen? Ohne Vergleich bedenklicher wird die Sache da, wo Kruger aus dem „Dabestan" ganze Reihen neuer Namen und Zahlen als historisch herausnimmt, und es lohnt wol der Mühe, sein Verfahren etwas näher zu besehen. Von Kajomors, mit welchem alle Iranier die eigentliche Geschichte der Menschheit beginnen, zählen die Jezdianen vier Dynastien; ebenso ordnen sie die Regenten von Kajomors bis Mohammed in vier Dynastien. Als Zoroaster im 6. Jahrhundert v. Chr. den chaldäischen Sabäismus stürzte — was aber bisjetzt außer Röth Niemand behauptet hat — nahm er Das, was er darin für brauchbar hielt, in sein System auf und führte nur die Auswüchse und Uebertreibungen auf ein vernünftigeres Maß zurück. Daß Zoroaster die Lehre von einer 12,000jährigen Weltdauer schon vorgefunden, ist deshalb anzunehmen, weil sie sich auch bei den Etruskern findet, welche sie bei der Einwanderung aus Asien mitgebracht hatten. Eine auffallende Aehnlichkeit hat

aber diese persische Zeitrechnung mit der indischen, selbst in ihrer religiösen Grundlage. Priester Behram Schapur hat die von allen Persern angenommenen vier Dynastien folgendermaßen vertheilt:

	Kajomors . .	30	Jahre,	
9	Pischdadier .	2421	=	7 Monate, einige Tage,
10	Kejanier . .	732	=	
18	Aschkaniden	411	=	
27	Sassaniden .	455	=	3 Monate, 21 Tage.

Zusammen 4049 Jahre, circa 11 Monate.

Der Untergang des Perserreichs war Folge der furchtbaren Schlacht bei Nuhawend, die in das Jahr 642 unserer Zeitrechnung fällt, und erfolgte vollständig im Jahre 643, in welchem die Araber ganz Iran überschwemmten und das verödete und mishandelte Land für Jahrhunderte zu ihrer Provinz machten. Von hier bis Iskender oder Alexander gibt Behram Schapur zwei Zahlen, deren nähere Prüfung uns die Mittel zur Verbesserung eines Fehlers von 100 Jahren an die Hand gibt. Die 411 Jahre der Aschkaniden und die 455 der Sassaniden geben nämlich zusammen 866 Jahre. Nun verflossen aber zwischen dem Tode Alexander's und dem Untergang des Perserreichs 323 + 643 = 966 Jahre. Es ist also klar, daß man, der systematischen Eintheilung in vier Dynastien zuliebe, die griechische Herrschaft übergangen hat, welche demnach ursprünglich in runder Zahl zu 100 Jahren gerechnet worden. Statt 4049 Jahren sind also 4149 zu zählen; zieht man hiervon die Jahreszahl der Araberherrschaft ab, so bekommt man 4149 minus 643 = 3506 v. Chr., Anfang des Kajomors und der Weltgeschichte. Hieran knüpfen sich die andern Daten: Kajomors 30 Jahre, 3506—3476, die Pischdadier 3476—1055, die Kejaniden bis Iskender 1055—323 v. Chr. Da nun das Jahr 323 v. Chr. das historisch sichere Todesjahr Alexander's ist, so haben wir die vollste Gewißheit, daß dieses persische Zeitsystem, wenn auch im Einzelnen nach Priesterdogmen zurechtgeschnitten, dennoch im Großen und Ganzen auf positiv-geschichtlichem Boden ruht. Damit wird denn auch Firdusi's Zeitrechnung in Einklang gebracht: das größte Kunststück jedoch ist die Art und Weise, wie die Zeitrechnung des Bundehesch durch Eliminirung der falschen Zahlen gleichfalls übereinstimmend gemacht wird, und es versteht sich von selbst, daß auf einer solchen Grundlage sich leicht weiter bauen läßt. Die Abweichung von der heiligen Chronologie beträgt genau ein Minus von 1200 Jahren, also ein heiliges oder großes Tausend, und was sich bei Chinesen und Aegyptern an Zeitbestimmungen vorfindet, läßt sich ebenso willig in die Voraussetzung einfügen. Es wird erzählt, die Assyrer hätten, als sie Vorderasien eroberten und das hier bestandene lydische Großreich zertrümmerten, eine Hauptstadt Troja gegründet und befestigt. Dem Verfasser genügt ein Blick auf die Karte, um die hohe Wichtigkeit der zwischen das Marmarameer und den Archipelagus eingeschobenen Halbinsel Troas für eine auf Eroberung ausgehende asiatische Macht zu erkennen. Alle eroberten Länder standen indessen unter assyrischer Oberhoheit und der Krieg, welchen Troja vor der Eroberung gegen die Danaer führte, ist wol ein trojanischer, in weiterer Beziehung aber ein assyrischer Krieg, da die Könige von Troja als assyrische Markgrafen (!) handelten. Inseltyrus entstand dem Josephus zufolge 1235 v. Chr., ein Jahr nach der Eroberung von Troja und gleichzeitig mit der assyrischen Eroberung, infolge deren Sidon erlag. Was die Danaer an Troja zu rächen hatten, waren die schrecklichen Piratenzüge, bei denen der Menschenraub die Hauptsache war. Als die trojanischen Kräfte unzulänglich erschienen, um die Dardaner ins Meer zu werfen, schickte man von Ninive ein Ersatzheer aus den innern Provinzen des Reichs, dessen Führer mit dem Namen Memnon und Menon in Eins zusammenfällt. Erst durch den Abzug der Hülfstruppen geschwächt und sichergemacht durch den Scheinrückzug der Danaer, konnte Troja erobert werden. Trojas eifrigster Beschützer, Apollo, ist identisch mit Bel. Einmal so weit, war nichts leichter, als aus Bibel, Zendavesta, classischen Berichten, „Schahnameh", persischen und armenischen Chroniken, gelegentlich gewürzt durch den gelesenen, wenn auch verdächtigen Inhalt der Keilinschriften, eine assyrische Regentengeschichte zusammenzubrauen, in der es nicht an einem einzigen Namen oder Datum fehlt.

Der Untersuchung dabei bis ins Einzelne zu folgen, ist hier nicht der Ort: ein allgemeineres Interesse knüpft sich erst wieder an die Persönlichkeit Zoroaster's, des Stifters (!) der Lichtreligion, dessen Auftreten in das Jahr 575 v. Chr. verlegt wird. Man erkennt den Nachtreter Röth's, wenn der Verfasser den Glauben an ein einziges heiliges Urwesen, Zernane akerene, die ungeschaffene Zeit oder Ewigkeit, als Urgrund aller Dinge, zum Grundzug der Zoroaster'schen Lehre macht. Diese einheitliche Gottheit schafft innerhalb der Zeit Behram's, d. h. des Frühlings. Darum sind auch Ormuzd und Ahriman nur zwei verschiedene Ausdrucks- und Thätigkeitsweisen von einer Urgottheit. Ahriman's Thaten sind an und für sich schlecht, sie führen aber alle zum Guten. Und so hat Zoroaster das wahre Heidenthum, das alte grobsinnliche Element des Naturdienstes gestürzt, doch aber den letztern beibehalten und nur verfeinert und vergeistigt. Schon Cyrus gehörte der Religion des Ormuzd an, was die Freude der Juden über seine Thronbesteigung erklärlich macht, da die Zoroaster-Religion der jüdischen nahe genug verwandt war. Merkwürdig ist es, daß das Volk Jehovah's durch eine Nation von arischer Abstammung aus den Klauen seiner Feinde gerettet wurde. Darius war es, der die beiden Stände, welche in der Urzeit die Hauptträger der geschichtlichen Entwickelung gewesen waren, nämlich die Priesterkaste und den Feudaladel, vernichtete und zwei neue Stände an ihre Stelle setzte, die der Fürstengewalt unbedingt unterthänig waren. Mit dem Tode Rustehm's endet das alte Epos zugleich mit dem Weltalter Serosch; von da an ist der „Schahnameh" nur noch eine Reimchronik, welche den Mangel einer innern Einheit und historischer Ideen

durch willkürliche Dichtung und Ausschmückung zu verdecken sucht. Das Weltalter Serosch war das Weltalter des Kampfes: jetzt aber ist der Zwiespalt zwischen Iran und Assyrien (Turan) beendet; es erstand ein Prophet an der Schwelle eines neuen Zeitalters, ein Welteroberer folgte ihm und beendigte den Zwiespalt auch unter den politischen Mächten.

Als diese Gegensätze beseitigt waren, trat ein anderer um so schärfer hervor: Altiran mit seinen Feudaleinrichtungen, seinem Ahnenstolz, Vasallentrotz und seinen Erinnerungen an die getheilte Herrlichkeit der assyrischen Zeit; Neuiran mit jugendlichem Uebermuth, gepaart mit Unterwürfigkeit unter die Befehle seines Kaisers und stolz auf die ganze ungetheilte Herrschaft über die Welt. Auch diesen Widerspruch zum Schweigen zu bringen, erschien Darius. Nachdem er dem sich noch ein mal erhebenden Assyrien den Hals gebrochen, vernichtete er auch Altiran durch Gewalt und List und nun stand er da herrschend vom Indus bis zum griechischen Meer.

Das Grundgebrechen, an welchem die Röth'sche Schule und Kruger insbesondere leidet, liegt in der durchaus unkritischen Vorstellung, daß gewisse begabte Männer ein System religiöser Weltanschauung machen, gleichsam aus dem Aermel schütteln. Um dies namentlich von Zoroaster zu beweisen, hätte Kruger vor allem Andern auf den Ursprung des Zendavesta eingehen und den Werth, sowie die Stellung der einzelnen Schriften desselben untersuchen müssen. Rawlinson hat darauf hingewiesen, daß die Sprache der Keilschriften eine ältere sein müsse als die in den Zendbüchern, und Kruger hält die letztere in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht für älter als die Sassaniden. Und der Grund hierfür? Es kommen in denselben nicht die wirklichen historischen Namen der einzelnen in Zoroaster's Zeit thätigen Persönlichkeiten vor, sondern blos solche, welche nach einem der persischen Ueberlieferung eigenen bedachten System der Zusammenschmelzung gebildet oder übertragen worden sind. So heißen die Könige, unter welchen Zoroaster lebte, beständig Guschtasp, ein Name, der eine ganze Dynastie bezeichnet, von welcher blos ein König Victaspa hieß. Auch wird keine einzige der in alter Zeit bedeutenden asiatischen Städte, höchstens Baktra und Ragha ausgenommen, mit echtem alten Namen angeführt. Den Bundehesch, das einzige Religionsbuch, welches ein in sich zusammenhängendes Bild persischer Sitte und persischen Glaubens liefert, bezeichnet das Abendland beständig mit dem Namen Runx, den die sassanidischen Perser dem oströmischen oder byzantinischen Reich beilegten. Mit alle Dem aber ist über den Ursprung der Schriften, der mit der Abfassung derselben nicht verwechselt werden darf, nichts entschieden, während die triftigsten Gründe dafür sprechen, daß Zoroaster nicht allein viel früher, als Röth annimmt, lebte, sondern auch lediglich als Reformator, nicht aber als — wie soll ich sagen? — Fabrikant des parsischen Religionssystems angesehen werden darf. Wer sich die Mühe nimmt, die parsischen Religionsvorstellungen mit den altindischen zu vergleichen, kann sich und muß sich den überzeugen.

Adolf Helfferich.

Uebersetzungsliteratur.

Aus dem Griechischen.

1. Antigone. Tragödie des Sophokles. Deutsch von Edmun Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1855. 16. 24 Ngr.
2. Sophokles' König Oedipus. Uebersetzt und erklärt v Oswald Marbach. Zweite verbesserte Auflage. Leipz Arnold. 1856. Gr. 16. 24 Ngr.
3. Sophokles' Philoktetes. Uebersetzt und erklärt von Oswal Marbach. Leipzig, Arnold. 1856. Gr. 16. 24 Ng
4. Sophokles. Uebersetzt von Georg Thudichum. Na Bearbeitung. Erste und zweite Lieferung. Darmst Leske. 1855—56. 16. 1 Thlr. 26 Ngr.

Man kann mit der Uebersetzungsweise, die Edmu Lobedanz in seinen Bearbeitungen fremder Dichtwerke a wendet, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, viell rechten; jedenfalls wird man zugeben müssen, daß na vornehmlich seiner Methode verdankt, wenn die wunder Perle indischer Dichtkunst „Sakuntala" in neuester Zeit unter den gebildeten Lesern und namentlich auch Leserinnen Publicum gefunden hat. Er übersetzt nicht wie ein Sch für Gelehrte, sondern strebt von seinen Originalen Umdicht zu geben, die von dem größern gebildeten Publicum ge und zwar mit Genuß gelesen werden können. Er sagt in Beziehung in seinem Vorwort zu seiner Bearbeitung der „A tigone" selbst: „Mein Bestreben bei der Deutschdichtung d ses Sophokleischen Meisterwerks und mein Hauptaugen war, vor allem gebildeten Lesern und Leserinnen einen m soviel wie möglich ungetrübten Genuß zu verschaffen. Uebersetzungen berühmter Philologen und Alterthumsf concurriren zu wollen, kann mir, bei vernünftiger Erwä nicht in den Sinn kommen." Die Frage ist: soll „Antig von den Nichtgelehrten überhaupt nicht gelesen werden, soll es Bearbeitungen geben, die, obschon sie nicht Tüpfelchen des Originals und nicht jede Kürze und Länge im Deutschen durch eine Kürze oder Länge wiedergeben, von dem größern gebildeten Publicum gelesen werden? hat die „Antigone", weil sie einmal auf den Küchenzett dramatischen Amusements gesetzt war, seiner Zeit ang und auch wol in der Donner'schen Uebersetzung gelesen, wir fürchten sehr bezweifeln zu müssen, ob man sie auch gemein wirklich genossen und verstanden hat. Das de Ohr wird sich namentlich an den Trimeter der griech Tragödie niemals so recht gewöhnen können, insofern es nicht eben schon durch ein langes Studium griechischer M und der griechischen Originale daran gewöhnt hat. D hat ihm Lobedanz den uns geläufigen fünffüßigen Jambus stituirt und er weiß ihn mit außerordentlicher Leichtigk handhaben. Auch die Chöre sind frei und nur nach dem setze eines dem deutschen Ohre angenehm klingenden natürl Tonfalls behandelt, der alle gezwungenen und mißlaut unnatürlichen Constructionen und Wortungeheuer un macht. Eine Probe wird dies am besten deutlich machen; entlehnen sie dem Chor, mit dem sich (bei Lobedanz) der Act einleitet:

Wohl dem Sterblichen,
Welchem das Dasein,
Lind ohne Leid,
Von Schuld nicht gekränkt
Und der Seele Qual,
Dahinfloß im ruhigen Laufe!
Es rühmt ihn mein Sinn,
Es preist ihn mein Mund
Selig!
Beglückt vor den Menschen!

Doch ein schreckliches Weh
Ruf ich aus über Den,
Unselig, verflucht,
Dem der Göttlichen Zorn
Erschüttert den Grund seines Hauses.
Ihn verfolgt der Fluch
Durch der Zeiten Lauf,
Ihm vergällend die Lust,
Von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend!
Wie die Woge des Meers
Von des Grundes Morast,
Den des Sturmes Gewalt
Hoch schleudert empor,
Daß im Anprall zittern die Ufer,
Schwarz scheint wie die Nacht
Und umhüllt von Graus:
So trübt sich sein Licht,
Kein Strahl vermag's zu erhellen! u. s. w.

Auch Oswald Marbach hat es für zweckmäßig erachtet, in seinen Bearbeitungen des „König Oedipus" und des „Philoktet" statt des griechischen Trimeter den deutschen fünffüßigen Jambus anzuwenden, und daß diese Concession an die Foderungen des deutschen Gehörs Beifall gefunden hat, beweist die nöthig gewordene zweite Auflage des „König Oedipus". Auch Marbach behandelt den Jambus mit großem Geschick und schreibt überhaupt fließende Verse. Darin jedoch weicht Marbach von Lobedanz ab, daß er die Chöre in gereimten Versen wiedergibt, wodurch das antike Colorit freilich noch mehr verwischt wird. Indeß mag auch diese Weise ihre Liebhaber finden. Von gründlichem Studium seines Autors zeugen die beigegebenen ausführlichen und dankenswerthen Erklärungen.

Ganz der ältern strengen Uebersetzungsmethode huldigt Thudichum, der die Originalmetra in Dialog und Chören mit gewissenhafter Treue beibehalten hat und der vielen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens auch mit bemerkenswerthem Glück Herr geworden ist. Denen, welche sich in die griechischen Metra schon eingelesen haben, für deren Ohr ihr Gang und Tonfall also nichts Fremdartiges mehr hat, und namentlich Denen, welche sich einer deutschen Uebersetzung bedienen wollen, um das griechische Original in Form und Inhalt besser durch zu verstehen zu lernen, wird daher seine verdienstliche neue Bearbeitung gewiß zu empfehlen sein. Keine Nation kann sich rühmen, so viele tüchtige Uebersetzungen des Sophokles zu besitzen als die deutsche, und es müssen in diesem Dichter jedenfalls Eigenschaften liegen, durch die sich der deutsche Sinn wie von etwas Verwandtem angesprochen fühlt.

Aus dem Indischen.

5. Mâlavikâ und Agnimitra. Ein Drama des Kâlidâsa in fünf Acten. Zum ersten male aus dem Sanskrit übersetzt von Albrecht Weber. Berlin, Dümmler. 1856. 8. 1 Thlr.

Der Sanskrittext der „Mâlavikâ" erschien, wie es in der Vorrede heißt, im Jahre 1840 in Bonn durch den seitdem verstorbenen Schweden Tullberg, wobei der Herausgeber den Abdruck einer durch Hermann Brockhaus schon mehre Jahre früher in London aus Wilson'schen Handschriften gemachten Abschrift zugrunde gelegt hat. Das Drama gibt sich im Vorspiel selbst als von Kâlidâsa herrührend an; trotzdem hatte sich Wilson in seinem trefflichen „Hindu theatre" dafür entschieden, die Autorschaft desselben demjenigen Kâlidâsa, der die beiden Dramen „Sakuntala" und „Urvasi" verfaßt hat, abzusprechen. Weber selbst schloß sich in seinen „Akademischen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte" dieser Auffassung an; eine nähere Untersuchung indessen, wie sie bei dieser Uebersetzung nicht ausbleiben konnte, machte ihn nicht nur in diesem Verdammungsurtheil schwankend, sondern brachte ihn zuletzt völlig davon zurück. Wir müssen diese Streitfrage natürlich Fachgelehrten zur Entscheidung überlassen. Was Weber's nach corrigirtem Text veranstaltete Uebersetzung betrifft, so hat er die metrischen Stellen des gefälligern Eindrucks wegen auch metrisch übersetzt, wenn auch nicht in den für uns ungewöhnlichen indischen Maßen, so doch in wechselnden iambischen Rhythmen.

Aus dem Portugiesischen, Spanischen und Italienischen.

6. Die Lusiaden. Epische Dichtung von Luis de Camões. Nach José da Fonseca's portugiesischer Ausgabe im Versmaße des Originals übertragen von F. Booch-Arkossy. Leipzig, Arnold. 1854. 16. 2 Thlr. 8 Ngr.

7. Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunfels. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

8. Gedichte des Francesco Petrarca. Uebersetzt von Wilhelm Krigar. Berlin, Huber. 1855. Br. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn man bedenkt, welche Riesenaufgabe es ist und welche Ausdauer es erfodert, ein weitschichtiges und an Schwierigkeiten aller Art überaus reiches Epos wie das des Camões im Versmaß des Originals zu übersetzen, so wird man der Arbeit Booch-Arkossy's, von ihren sonstigen Vorzügen ganz abgesehen, seine Achtung nicht versagen können. Inwieweit eine neue Uebersetzung der „Lusiaden" einem wirklichen Bedürfnisse des deutschen Publicums entgegenkam, wird der Verleger der Booch-Arkossy'schen Uebertragung zur Zeit besser wissen als wir. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß recht Viele diese ihnen gebotene Gelegenheit benutzt hätten oder noch benutzen wollten, sich mit dem Camões'schen Heldengedicht, das unverhältnißmäßig mehr genannt als gelesen ist, bekannt zu machen. Um seine großen und eigenthümlichen Schönheiten zu genießen, ist es freilich nöthig, sich bei der Lectüre ganz auf den Boden der Zeit, in welcher, und auf den Boden der Nation, für welche es gedichtet wurde, zu stellen und sich aller Ansprüche des modernen Geschmacks und Bewußtseins zu entschlagen. Wir müssen darauf verzichten, diese neueste deutsche Uebersetzung mit den frühern, z. B. der von Donner zu vergleichen, da dies nur von Solchen in gründlicher Weise geschehen könnte, welche die portugiesische Sprache und speciell das Camões'sche Epos zu ihrem besondern Studium gemacht haben, und deren dürfte es in Deutschland nur äußerst Wenige geben. Booch-Arkossy erhebt in der Einleitung für seine Uebertragung schon deshalb den Anspruch größerer Vorzüglichkeit, weil er die seitdem revidirten Ausgaben und ausführlichen Commentare von Barreto Feio und Monteiro, namentlich aber die von J. da Fonseca benutzen konnte, welche später erschienen sind als die frühern deutschen Uebersetzungen. Booch-Arkossy hat seiner Uebertragung die kritische Einleitung zu den „Obras completas de Luis de Camões" von Barreto Feio und G. Monteiro, ferner eine Biographie des Dichters und eine Schilderung der Entdeckungsfahrt Vasco da Gama's nach der von Damian de Goes verfaßten „Chronik des Königs Dom Manuel" vorangestellt und eine ziemliche Anzahl dankenswerther Erläuterungen am Schlusse beigefügt. Das Buch ist mit den Bildnissen von Camões und Vasco da Gama geschmückt. Wir möchten bei dieser Gelegenheit die Verehrer der Camões'schen Muse auf Karl Giesebrecht's metrische Uebertragungen der Eklogen, Sonette und einiger andern Gedichte des Camões in den „Deutschen Blättern" (Brandenburg 1822) aufmerksam machen. Hier würde Booch-Arkossy auch eine rhythmische Uebertragung des von ihm im italienischen Text mitgetheilten Sonetts Torquato Tasso's an Camões gefunden haben. Auch erzählt Giesebrecht nach einer Angabe Faria y Sousa's, wie ein Deutscher von Adel in Lissabon durch einen hier wohnhaften Landsmann um die Erlaubniß nachgesucht habe, den Leichnam des Dichters nach Deutschland bringen zu lassen, wo er denselben aufs ehrenvollste bestatten lassen wolle. Faria

y Sousa bemerkt, das möge wol derselbe deutsche Herr sein, von welchem er auf seiner Reise durch Italien gehört, daß er in seinem Studirzimmer die Büsten der drei Dichter Homer, Virgil und Camões aufgestellt habe; auch glaubt er versichern zu dürfen, daß erst durch jenes Gesuch des deutschen Edelmanns der portugiesische Ritter Gonzalo de Coutinho sich habe bestimmen lassen, etwas für das Grab des Dichters zu thun.

Ludwig Braunfels hat uns vier Dramen aus dem Spanischen verdolmetscht: den „Burlador de Sevilla, ó el convidado de piedra" des Tirso de Molina (Pater Gabriel Tellez), das Urbild aller spätern „Don Juan" unter dem Titel „Don Juan, der Verführer von Sevilla, oder der steinerne Gast"; den „Perro del hortelano", Lustspiel von Lope de Vega unter dem Titel „Gräfin und Zofe"; das Lustspiel „El mayor imposible", ebenfalls von Lope de Vega, unter dem Titel „Das Unmöglichste von Allem", und das merkwürdige Frohnleichnamsspiel des Calderon „La cena de Baltasar", worin vielleicht mehr tiefsinnig als wunderlich gleich zu Anfang der „Gedanke" in bunter Narrentracht auftritt, unter dem Titel „Das Festmahl des Belsazer". In den meisten Dramen hat Braunfels, der übrigens Sprache und Vers wacker zu handhaben versteht, statt der trochäischen Verse den reimlosen fünffüßigen Jambus angewendet, mit Ausnahme der mehr lyrischen Stellen; in der Uebertragung des Lustspiels „El mayor imposible", welches ihm mehr für eine Durchführung der Vers- und Reimformen des Originals geeignet schien, hat er dagegen gestrebt, auch formell Zeile für Zeile ein getreues Abbild des Urtextes zu geben. Das andere Lustspiel „El perro del hortelano" (eigentlich „Des Gärtners Hund"), woraus Moreto seine „Donna Diana" geschöpft hat, ist, wie Braunfels bemerkt, von ihm sehr frei behandelt worden, wenigstens gegen den Schluß, um diesen mit unsern sittlich-poetischen Begriffen mehr in Uebereinstimmung zu bringen und so vielleicht der deutschen Bühne ein neues Lustspiel jener feinern spanischen Art zuzuführen.

Krigar's Bearbeitung der sämmtlichen Gedichte Petrarca's, auf die übrigens der Uebersetzer auch in formeller Hinsicht große Sorgfalt verwendet zu haben scheint, wollen wir hiermit einfach den Freunden der Muse Petrarca's empfohlen haben. Auf eine nähere Besprechung müssen wir verzichten, da dies uns nöthigen würde, auf eine Vergleichung derselben mit dem Original und den schon bestehenden deutschen Uebersetzungen uns einzulassen und dadurch den Raum weit zu überschreiten, den wir auf die Anzeigen von Uebersetzungen berühmter und bereits vielübersetzter Dichter in d. Bl. verwenden können. Ein einleitendes Vorwort, welches wie das zur Booch-Arkossy'schen Bearbeitung der „Lusiaden" Andeutungen über das Verhältniß dieser neuen Uebersetzung des Petrarca zu den frühern, über die dabei zugrunde gelegten Texte u. s. w. enthielte, fehlt dem Buche und dürfte von Manchem schmerzlich vermißt werden.

Aus dem Französischen.

9. Hundert Fabeln nach P. Lachambeaudie von Ludwig Pfau. Dessau, Gebrüder Katz. 1856. 16. 20 Ngr.

10. Frieden von Laurian Moris (mit Uebersetzung von Jasmin's episch-lyrischen Dichtungen). Paris, Gläser. 1856. 16. 1 Thlr.

Die Franzosen, die überhaupt trotz der ihnen häufig zum Vorwurf gemachten Wetterwendigkeit in der Literatur mehr am Ueberlieferten hängen als wir, cultiviren fortdauernd noch manche Dichtgattungen, die bei uns, vielleicht mit Unrecht, für veraltet gelten, so z. B. das Epigramm und die Fabel. Letztere ist wenigstens durch Lachambeaudie wieder zu Ehren gebracht worden, und sicherlich läßt sich auch eine gewisse praktische Lebensmoral nicht populärer fassen als in der Form der Fabel, die sich auch trefflich eignet, um in möglichst wenig verletzender Weise moralische Häßlichkeiten zu geißeln und menschliche Thorheiten und Lächerlichkeiten zu persifliren. Wir stoßen bei Lachambeaudie auf eine Fabel „Der Affe und der Elefant". Die beiden Thiere ziehen Eines Wegs, als plötzlich sich ein schweres Hagelwetter entladet. Der Affe jammert unter schrecklichen Grimassen; der Elefant räth ihm, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen und das Wetter auszulachen. Ja, erwidert der Affe, wenn ich ein so dickes Fell hätte wie du. Die Moral ist:

> So spricht der Reiche zum Armen:
> „Warum das Jammern und Klagen,
> Das Schreien um Erbarmen?
> Ich finde, man kann sich behagen.
> Dem Schicksal zürnst du mit Unbedacht,
> Denn Alles ist gut gemacht."
> So sagt der Arme zum Reichen:
> „Lebt' ich wie deinesgleichen
> In Hülle und Fülle und guter Ruh' —
> Ich wär' so zufrieden wie du."

Ein Reicher sieht einst einen Bettler stehen, der ihn um ein Almosen anfleht. Der Reiche erwidert: er gebe keinem Armen, der begehre. Gleich darauf sieht er einen Armen am Wege, der sich zu betteln schämt, und der Reiche meint nun, wer ihm nichts sage, dem brauche er auch nichts zu geben. Die Moral ist:

> Wenn dir der Geiz nichts geben will,
> So ist er nie verlegen
> Der Gründe wegen.

Eine andere Fabel „Die Mastgans" schließt mit der verständlichen Pointe:

> Ein jeder Hirt, so edel er auch schien,
> Pflegt nur die Heerde, um — die Haut ihr abzuzieh'n.

Die deutsche Uebersetzung ist leicht, klar und natürlich.

„Frieden" von Laurian Moris enthält eine Zahl Originalgedichte, in denen sich ein weiches und gläubiges Gemüth ausspricht, und des bekannten Patoisdichters Jacques Jasmin episch-lyrische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Für uns kommen hier nur letztere in Betracht. Die von L. Moris übertragenen Dichtungen Jasmin's sind folgende: „Die Blinde von Castel-Cuillé", „Die Woche eines Sohnes", „Die zwei Zwillingsbrüder", „Der Armenarzt" und „Martha die Wahnsinnige". Wir sind dem Uebersetzer dafür dankbar, obschon der eigenthümliche Charakter der Dichtungen auf ihrer langen Wanderung aus dem Dialekt, in dem sie geschrieben sind, ins Deutsche ohne Zweifel ebenso viel eingebüßt haben mag, als die Dialektdichtungen Hebel's oder Groth's bei einer Verpflanzung in das französische Idiom an Eigenthümlichkeit verlieren würden. Der Uebersetzer theilt auch einige interessante biographische Notizen über den Dichter mit. Jacques Jasmin ist im Leben wie in seinen Gedichten von zarter Empfindung, von tiefstem Mitgefühl für die Leiden des Nächsten und dabei bescheiden und einfach. Obschon mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt und zum Mitgliede der Akademien in Bordeaux, Toulouse, Agen, Montpellier u. s. w. ernannt, lebt er zurückgezogen in seiner Vaterstadt Agen von dem ihm vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts ausgesetzten, nicht unbedeutenden Jahresgehalt. Alle noch so verführerischen Einladungen, seine Vaterstadt mit der Hauptstadt zu vertauschen, hat er von sich gewiesen. L. Moris versichert, daß Jasmin im Vortrage bezaubernd und hinreißend und nach der Rachel der erste Vorleser Frankreichs sei. Auch hält er häufig Vorlesungen zu Wohlthätigkeitszwecken, für die Erbauung von Kirchen, für die Stiftung von Schulen, für die Unterstützung von Armen und dann verläßt er auch wol seine Vaterstadt auf weitere Entfernungen.

Aus dem Englischen und Schwedischen.

11. Romeo und Julia. Tragödie von Shakspeare. Deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 185[illegible] 16. 24 Ngr.

12. Venus und Adonis. Tarquin und Lucretia. Von William Shakspeare. Uebersetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
13. Classisches Theater des Auslandes von Deinhardstein. Pesth, Hartleben. 1856. 8. 27 Ngr.
14. Die Zeitung. Ein Lehrgedicht von Georg Crabbe. Nach dem Englischen von Karl Abel. Berlin, Huber. 1856. 32. 5 Ngr.
15. Marie Henriquez Morales. Erzählung der Grace Aguilar. Frei bearbeitet und mit einem Vorworte versehen von J. Piza. Oldenburg, Schmidt. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
16. Zweiundsiebzig schwedische Gedichte von W. von Braun. Metrisch frei übersetzt von Albano. Berlin, Nicolai. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lobedanz hat es für nicht überflüssig gehalten, „Romeo und Julia", nächst der „Sakuntala" der glühendste Liebeshymnus in dramatischer Form, von neuem zu übersetzen. Die Frage liegt nahe, ob neben den vielen schon vorhandenen Bearbeitungen, namentlich derjenigen Schlegel's, die ohnehin zu dessen gelungensten Uebersetzungen Shakspeare'scher Stücke gehört, eine neue noch Berechtigung und auf Theilnahme Anspruch habe. Der Verfasser beabsichtigte, wie er im Vorwort bemerkt, „das unübertreffliche Gedicht womöglich in noch mehr Hände zu bringen, dunkle, schwierige Stellen, ohne die Treue zu verletzen, deutlicher, einzelne Charaktere individualisirter, einzelne Reden angenehmer und fließender wiedergeben zu können"; und er bemerkt weiter: „Was für die Aufführung vor dem londoner Publicum der Zeit des Dichters berechnet war, möchte von einem deutschen zartfühlenden Publicum unserer Zeit nicht ungern vermißt werden, namentlich in einer Ausgabe, welche für das Lesen bestimmt ist." Es handelt sich also bei dieser neuesten Uebersetzung um „Romeo und Julia" in purificirter Gestalt, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die mancherlei mitunter laufenden Roheiten und Zweideutigkeiten, womit Shakspeare dem Geschmacke eines großen Theils seines Publicums ein Zugeständniß machen zu müssen glaubte, niemals den Beifall zarterer Gemüther und namentlich der Frauen haben werden. Insofern — und was auch die Shakspearianer der strictesten Observanz dagegen einwenden mögen — wird man es nur gutheißen dürfen, wenn wir jetzt durch Lobedanz eine Bearbeitung von „Romeo und Julia" besitzen, die man dreist auch in die Hände von Frauen gelangen lassen kann, ohne befürchten zu müssen, daß sie es an dieser oder jener Stelle mit der Bemerkung, das sei denn doch zu stark, mit Erröthen aus den Händen legen. Es ist auch nicht wol einzusehen, warum nicht ein Theaterdirector oder Theaterintendant den Versuch machen sollte, die Lobedanz'sche Bearbeitung auf die Bühne zu bringen, damit das Publicum sein Votum darüber abgäbe, ob es die alte Schlegel'sche oder diese neue Lobedanz'sche Uebersetzung vorziehe. Mehr ließe sich die Zweckmäßigkeit einer andern Neuerung bestreiten, indem nämlich Lobedanz die Prosascenen des Stücks in fünffüßige Jamben umgesetzt hat. Er motivirt diese Neuerung damit, daß seiner Ansicht nach das Wechseln zwischen Prosa und Vers beim Lesen allzu fühlbar der Einheit der Form Abbruch thue und den Vers gleichsam isolire. In Bezug auf diese Neuerung müssen wir Lobedanz seinem guten Glück überlassen. Jedenfalls läßt sich seine Uebersetzung ungemein fließend und fast ohne allen Anstoß für Gehör und Zartgefühl lesen und ist namentlich in den weichern und lyrischen Partien ausgezeichnet, so wenn Julia ruft:

Komm', Nacht! Komm', Romeo! Komm', du Tag in Nacht,
Denn weiß wie Schnee auf eines Raben Rücken
Erscheint dein Bild auf Flügeln dunkler Nacht.
Komm, milde Nacht, du liebend selbst und schön,
Mit schwarzen Augen, gib mir meinen Romeo.
Und wenn er stirbt dereinst, so bilde du
Aus seinem Körper tausend kleine Sterne,
Daß er des Himmels Antlitz reich verschönt,
Daß alle Welt sich in die Nacht verliebt
Und Keiner mehr zur gold'nen Sonne betet.

Möge man auch gerade in unserer Zeit die ewig gültigen Worte hören, welche Romeo dem ihm das tödtliche Gift verkaufenden Apotheker zuruft:

Da ist dein Gold, es ist ein ärger Gift.
Für Menschenseelen, mehr mit Mord befleckt
In dieser ekelhaften Welt als alle
Armsel'gen Gegenstände deiner Bude,
Die zu verkaufen dir verboten ist.
Ich gab dir Gift, du hast mir keins gegeben.

J. H. Dambeck's allen Verehrern Shakspeare's zur Beachtung wohl zu empfehlende, die üppige Glut des Originals mit Energie wiedergebende metrische Uebertragung der beiden erzählenden Dichtungen Shakspeare's gehört, laut der Vorrede, schon dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts an. Der Uebersetzer selbst starb kurz nach Beendigung seiner Lieblingsaufgabe im Jahre 1820 eines frühen Todes. Als Herausgeber hat sich unter der Vorrede Johann Friedrich Dambeck in Prag genannt, der zugleich sein Vergnügen über die dem Buche zutheil gewordene schöne Ausstattung ausdrückt, welche ihn die Umstände, die bisher die Veröffentlichung der Uebersetzung verzögert, vergessen lasse. Da unter den Textausgaben, die der Verewigte bei seiner Arbeit zurathe gezogen, schon die Cooke'sche Taschenausgabe und die in Octav bei J. Bell und Etherington 1774 gleichfalls in London erschienene an manchen Stellen erheblich voneinander abweichen, so schien, nach des Herausgebers Worten, Billigkeit gegen den Uebersetzer sowol als gegen den Leser den Mitabdruck des Originals zu fodern.

Deinhardstein's „Classisches Theater des Auslandes" enthält trotz des pomphaften Titels nur zwei Stücke, von denen das erste, „Der Herzog von Mailand", Trauerspiel von Philipp Massinger, aus dem Englischen übersetzt ist; das zweite ist der schon so häufig und auch noch in jüngster Zeit deutsch bearbeitete Molière'sche „Tartüffe". Beide sind, wie der Bearbeiter in der Vorrede versichert, auf dem wiener Hofburgtheater „mit bedeutendem Erfolge" zur Aufführung gebracht worden; doch mußte „Tartüffe" „der damaligen Zeitverhältnisse wegen" (eine Redensart, die vielleicht bald wieder in ihre Rechte eintreten dürfte) nach der sechsten Vorstellung zurückgelegt werden. Der Bearbeitung des „Herzog von Mailand", welches Stück auf der Hofbühne unter dem Titel „Ludovico" erschien, hat der Verfasser, wie er gesteht, theilweise die Bearbeitung des Grafen Baudissin zugrunde gelegt. Bei dem jetzigen Mangel an guten Trauerspielen sollte man das Massinger'sche Trauerspiel auch auf andern Bühnen versuchen. In der Deinhardstein'schen Bearbeitung des „Tartüffe" fiel uns die Neuerung auf, daß Deinhardstein den fünffüßigen reimlosen Jambus mit Alexandrinern abwechseln läßt. Wir können uns kaum denken, daß dies bei der Darstellung einen angenehmen Eindruck aufs Ohr machen könne, denn der Wechsel zwischen fünffüßigen reimlosen Jamben und gereimten Alexandrinern ist jedenfalls noch schroffer als zwischen fünffüßigen Jamben und Prosa.

Karl Abel, dessen deutsche Uebersetzung des „Sommernachtstraum" auch in England, unter Anderm in der „Westminster review" Anerkennung gefunden hat, lieferte eine Uebersetzung des satirischen Gedichts George Crabbe's gegen das englische Zeitungswesen, welches, wie es im Vorwort heißt, zuerst 1789 erschien und sich bis über den 1832 erfolgten Tod des Dichters nach der Versicherung Abel's in großer Beliebtheit zu erhalten gewußt hat. Wir zweifeln, ob diese Satire in Deutschland großen Anklang finden wird. Obschon manche Misbräuche, wie das chaotische Durcheinander, der Annoncenhumbug u. s. w., auch jetzt noch in manchen Blättern fortwuchern, so hat sich doch in den größern Zeitungen seit 1789 Vieles zum Bessern gewendet; auch haben sehr viele im

Crabbe'schen Gedicht enthaltene Anspielungen, die nur auf die Localverhältnisse Englands gemünzt sind, für uns kein Interesse, oft sogar verstehen wir sie kaum. Ohnehin ist es bei uns in Deutschland, wie es uns scheint, zur Zeit nicht wohl angebracht, einseitig nur die Mängel des Zeitungswesens hervorzuheben. Endlich hat der Ueberseter, indem er für den gereimten fünffüßigen Jambus, der im Englischen einen so entschiedenen Charakter hat, den von ihm allerdings sehr gewandt gehandhabten Alexandriner substituirt hat, dem Gedichte einen etwas zopfigen Charakter angedrechselt. An scharfen und schlagenden epigrammatischen Pointen fehlt es im Einzelnen übrigens nicht. Die Bezeichnung „Lehrgedicht" auf dem Titel scheint uns nicht sehr passend, denn das Poem trägt fast durchweg einen ausgesprochen satirischen Charakter.

Was die Erzählung der Grace Aguilar betrifft, so waren uns die Mittheilungen über die Verfasserin interessanter als die Erzählung selbst. Grace Aguilar war die Tochter jüdischer Aeltern und 1816 in Hackney geboren. Das Lesen lernte sie fast von selbst, und wenn sie sich ein Geschenk wählte, zog sie immer ein Buch vor. Bereits von ihrem siebenten Jahre an führte dieses außerordentliche Mädchen ein Tagebuch und noch vor ihrem zwölften Jahre schrieb sie ein kleines Drama „Gustav Wasa". Wie aber fast alle Personen weiblichen Geschlechts von solcher Frühreife und Begabung, war auch sie von überaus zarter Körperbeschaffenheit und kränkelte fast ununterbrochen. Im Juni 1847 reiste sie nach Deutschland, um die Bäder von Langenschwalbach zu brauchen, starb aber schon im September desselben Jahrs zu Frankfurt a. M. und liegt dort auf dem jüdischen Kirchhofe begraben. Gleich der Mehrzahl der jüdischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen beschäftigte sie sich fast nur mit den Interessen ihrer Stammesgenossen; sie schrieb unter Anderm: „Israel defended", „The spirit of Judaism", „The women of Israel" und eine in „Chambers' Miscellanies" mitgetheilte „History of the English Jews". Die von J. Piza übersetzte Erzählung trägt im Original den Titel „The vale of Cedars" und schildert ebenfalls jüdisches Glauben und Dulden. *)

In elegantem Einband mit Goldschnitt kokettiren mit dem Leser W. von Braun's aus dem Schwedischen übersetzte Gedichte. An den keuschen und strengen Ausdruck in den Erzeugnissen Tegnér's, Atterbom's, Runeberg's, Franzén's und anderer schwedischen Dichter gewöhnt, waren wir nicht wenig überrascht, in den Gedichten W. von Braun's zwar auch auf sehr vielen lebendigen und muntern Witz, aber noch mehr auf eine sehr ungenirte Sinnlichkeit, Frivolität und Lascivität zu stoßen, worauf auch der Ueberseter in den Worten der Vorrede vorbereiten zu wollen scheint: „Der geneigte Leser möge nicht vergessen, daß diese Blüten auf fremder Erde, unter fremdem Himmel gewachsen sind, und deshalb sie nicht mit dem ängstlichen Maßstabe messen, den wir an die zahmen Blumen unserer ästhetischen Ziergärtchen zu legen pflegen." Einzelne Gedichte haben jedoch als charakteristische Schilderungen aus dem Leben der Hauptstadt Schwedens, welche hiernach zu urtheilen eben auch nicht viel anders ist als alle civilisirten Hauptstädte, ohne Zweifel ihren Werth. Am meisten interessirte uns die Uebersetzung. Sie ist so vollendet und rund, wie uns — wir sagen dies mit voller Ueberzeugung — noch nie eine Uebersetzung kleinerer lyrischer Gedichte aus einer fremden Sprache in deutsche Verse vorgekommen ist. Selbst Freiligrath's Uebersetzungen englischer Gedichte haben bei aller Meisterschaft diese Leichtigkeit und vollkommene Ungezwungenheit nicht.

*) Mehre andere uns zur Besprechung vorliegende Uebersetzungen von englisch geschriebenen Werken, welche aus der Feder nordamerikanischer Autoren und Dichter herrühren, wie Theodor Parker's „Sämmtliche Werke", Longfellow's von A. Böttger fließend übersetzte Dichtung „Hiawatha", Bryant's „Gedichte" (deutsch von A. Neidhardt) u. s. w., beabsichtigen wir demnächst in einem selbständigen Artikel über die neueste nordamerikanische Literatur zusammenzufassen. Wir erwähnen dies, damit die Verfasser der betreffenden Uebersetzungen und deren Verleger sich die Zeit nicht lang werden lassen.

Aus dem Böhmischen und Ungarischen.

17. Rosmarinkranz. Eine Sammlung böhmischer Dichtungen in deutscher Uebertragung von Joseph Wenzig. Regensburg, Manz. 1855. 16. 22½ Ngr.
18. Toldi. Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen des Johann Arany im Versmaß des Originals übersetzt von Moritz Kolbenheyer. Mit einem Brief von Friedrich Hebbel. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 20 Ngr.
19. Toldi's Abend. Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Aus dem Ungarischen des Johann Arany im Versmaß des Originals übersetzt von Moritz Kolbenheyer. Pesth, Heckenast. 1856. 16. 20 Ngr.

Joseph Wenzig hat sich durch seine Bestrebungen, die Leistungen der böhmischen Literatur in Deutschland bekannt zu machen und gewissermaßen der Zwischenhändler zwischen beiden Literaturen zu sein, nicht unbeträchtliche Verdienste erworben. Auch das Bändchen „Rosmarinkranz" dient diesem Zweck. Es enthält ausgewählte Proben aus den früher in den Zeitschriften „Lumir" und „Zlaté klasy" mitgetheilten Legenden und aus den „Erinnerungsblumen" von Wenzel Swatopluk Stulc, aus dem „Volksmärchenstrauß" von Karl Jaromir Erben und aus dem „Salomon" von Boleslav Jablonsky. Die Vorrede enthält einige dankenswerthe biographische Notizen über die Dichter, mit denen wir in diesem Bändchen bekannt gemacht werden. Stulc, geb. 1814, ist Weltpriester und Gymnasialreligionslehrer und zugleich Redacteur der sehr gesuchten religiösen Zeitschrift „Blahovest". Er ragt als Dichter im Gebiete der Lyrik und Legende hervor, hat auch die „Funfzig Fabeln" von Speckter aus dem Deutschen und Mickiewicz' „Konrad Wallenrod" aus dem Polnischen trefflich übersetzt. Erben, geb. 1811, ist prager städtischer Archivar und gehört zu den Lieblingsschriftstellern seiner Nation. Besonders verdient machte er sich durch eine reiche Sammlung böhmischer Volkslieder sammt Melodien, durch eine höchst gelungene Bearbeitung böhmischer Volksmärchen und durch die historisch äußerst wichtigen „Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae", ferner durch seine Sammlung „Kytice z povesti narodnich" (Volksmärchenstrauß). Unter diesen versificirten Märchen interessirte uns namentlich „Das goldene Spinnrad", welches in seinem Stoffe wie auch der Behandlung nach ganz eigenthümlich ist und, da es schon in der deutschen Nachbildung recht lesbar ist, sich gewiß im böhmischen Original noch besser lesen lassen wird. Jablonsky (eigentlich Karl Eugen Tupy), geb. 1813, ist Ordenspriester, dessen didaktisches Gedicht „Salomoun" (Salomon) Lebensregeln und Sittensprüche enthält, die oft recht trefflich sind. Das erste der mitgetheilten Gedichte Jablonsky's ist eine sehr sinnige und poetische Symbolisirung des Gottesbegriffs.

Von Böhmen versetzt uns Kolbenheyer durch sein[e] Uebertragung der poetischen Erzählung „Toldi" von Aran[y] nach Ungarn. Schon 1851 gab Kertbeny in seinen „Er-zählenden Dichtungen" von J. Arany eine Bearbeitung die-ser Erzählung, doch nicht im Versmaß des Originals, u[nd] nach dieser Uebersetzung hat Adolf Zeising in seinem Au-fsatz „Danubische Poesie" (Nr. 11 d. Bl. für 1853) den Lese[rn] unserer Blätter den Inhalt der Dichtung erzählt. Deshalb v[er]sagen wir uns ein näheres Eingehen auf sie und erwäh[nen] nur, daß der neue Ueberseter einen Brief von Hebbel vor[an]gestellt hat, worin dieser sich dahin ausspricht, daß das Ged[icht] zwar in Bezug auf die Erfindung kaum originell und tiefsin[nig] genannt werden dürfe, daß es aber in der Ausführung hö[chst] eigenthümlich sei und den Leser rascher und lebendiger mit d[en] magyarischen Grund- und Urzuständen vertraut mache a[ls] manches Geschichtsbuch. „Toldi's Abend" ist eigentlich [...]

Fortsetzung und Schluß der Dichtung. Die Handlung ist sehr einfach. Ein welscher Ritter wirft im Turniere alle Ungarn, die ihm entgegenzutreten wagen, im Kampfspiel nieder. Da macht sich der greise Held Toldi in Begleitung seines treuen Bencze nach König Ludwig's Hofe auf und wirft den Welschen aus dem Sattel. Später von den Pagen des Königs verspottet, bearbeitet er diese mit der Faust und zieht sich dadurch die Ungnade des Königs zu, der aber, als bald darauf Toldi aufs Krankenbett geworfen wird, an dessen Lager eilt. Toldi ertheilt ihm noch einige Rathschläge und verscheidet dann in des Königs Armen. Der Werth der Dichtung beruht in der kräftigen realistischen Darstellung und in einem gewissen ursprünglichen gesunden Humor, der sich für Darstellung solcher Abenteuer besonders eignet. Von schwachmüthiger modern deutscher Sentimentalität oder anspruchsvoller Phraseologie ist darin nichts zu spüren. Die Uebersetzung ist fließend, obschon das Metrum (sechsfüßige Trochäen mit weiblichen Reimen) für deutsche Ohren etwas Monotones und Ermüdendes hat.

H. M.

Mozart-Literatur.

1. W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Erster Theil. Mit zwei Bildnissen Mozart's in Kupferstich und einem Facsimile. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß auf dem Felde der musikalischen Biographik nichts Glänzenderes und Bedeutenderes geleistet worden ist als in Jahn's „Mozart". Von welcher Seite und mit welchen Ansprüchen man auch an das Buch herantreten möge, immer wird man dem Verfasser die gleiche Hochachtung und Anerkennung zollen müssen; der nach Fleiß und Gründlichkeit Abschätzende wird eine allgemeine Reichhaltigkeit der Quellen und der Benutzung derselben finden, der Pragmatiker die folgerichtigste Darstellung von Ursache und Wirkung, der Musiker die umfassendsten Fachkenntnisse und das gebildetste Urtheil über alle musikalischen Dinge und der historische Künstler die ausgezeichnetste Gruppirung des Stoffs und stilistische Prägnanz. Die beiden letzten Vorzüge zumal stempeln das Buch zu einem epochemachenden auf dem Gebiete der Musikhistorie, denn noch gibt es bekanntlich sehr wenig Beispiele, daß in musikgeschichtlichen Werken mit der fleißigen Zusammentragung des Materials auch die schöne Form der Darstellung vereinigt wäre. Es geht schon aus dem Titel des Buchs hervor, daß der Verfasser mehr geben wollte als eine Biographie im gewöhnlichen Sinne, und daß er nicht blos das Leben Mozart's hat beschreiben wollen, sondern daß es ihm darum zu thun war, dem Walten des Genius Mozart in den verschiedenen Lebensstadien nachzuspüren und die Bedingungen und Einflüsse zu zeigen, durch welche es möglich wurde, daß Mozart der Kunst Das werden konnte, was nun schon für Generationen Gegenstand der Bewunderung und Liebe gewesen ist und noch ferner bleiben wird. Es ist also vorzugsweise die Entwickelung Mozart's, die als Hauptziel der Veranschaulichung genommen ist, die Entwickelung, welche, wie der Verfasser sagt, durch keine scheinbare Störung gehemmt wird, der vielmehr Alles zum besten dient und die, indem sie abwirft, was nur vorübergehenden Zwecken diente, um so kräftiger emporwuchs. Das vollkommen Naturgemäße dieses Entwickelungsgangs, die Stetigkeit des Arbeitens und Lernens und die Zweckmäßigkeit der Studien, wie alles Dies der Verfasser schildert, sollte unsere ganze jüngere Componisten- und Musikergeneration gar sehr beherzigen und sich zum Muster nehmen; sie kann sich dadurch über mancherlei falsche Vorstellungen, die heutzutage gäng und gäbe geworden sind, klar werden und sich z. B. von der falschen Maxime: das Genie brauche nicht zu arbeiten, gründlich curiren. Jawol muß auch das Genie arbeiten, und zwar redlich und tüchtig; es ist keineswegs der Mühe enthoben, die das Erlernen des Handwerks in der Kunst verursacht, es muß sich dem Zwang der Schule und Disciplin fügen, ehe es sich emancipirt, und es kann erst die Schranke der Regel durchbrechen, nachdem es gelernt hat, in der Begrenzung frei zu sein. Dann widerlegt Mozart's Entwickelungsgeschichte noch eine andere Vorstellung, die wie ein corrosives Gift unsere heutigen Kunstbestrebungen durchzieht, nämlich die: daß der Künstler nothwendigerweise mit den gröbsten Abnormitäten in seinem Produciren anfangen und daß die Bedeutendheit der Begabung nach der Scala der Excentricität gemessen werden müsse. Wo zeigen sich denn in Mozart's Anfängen diese künstlerischen Flegeljahre? Wo ist denn in seinen Jugendarbeiten die jetzt so überaus geschätzte ungewaschene Genialität? Wir können sie nirgends entdecken; im Gegentheile sehen wir Mozart eine ziemlich lange Zeit sich ans Hergebrachte anschmiegen und in den Formen seiner Zeitgenossen sich bewegen. Er lief nicht vorzeitig aus der Schule und suchte nicht hinter Verwegenheit und Zügellosigkeit seinen Mangel an Durchbildung zu verbergen, wie das leider in unsern Tagen so sehr oft geschieht; er schämte sich auch nicht der Klarheit und Zugänglichkeit, ja — horribile dictu —, er war sogar mit Bewußtsein populär und machte seiner Zeit mancherlei Concessionen. Aber er vergab dabei der Würde der Kunst nichts und wurde ebenso wenig bei seiner Popularität trivial, als unsere heutigen Kunstjünger bei ihrer verzwickten Duselei tiefsinnig sind. Kommen wir nun nochmals auf das vollkommen Naturgemäße in Mozart's Entwickelungsgange zurück, bei dem, wie der Verfasser bemerkt, „nichts verfrüht, übereilt oder verschoben erscheint", so müssen wir auch neben der wunderbaren Organisation Mozart's des Antheils nicht vergessen, der seiner Erziehung und Leitung durch seinen trefflichen Vater, Leopold Mozart, gebührt. Der Verfasser lehrt uns diesen als einen Mann kennen, ehrenfest und charaktervoll, von ungewöhnlicher Bildung (namentlich für einen Musiker seiner Zeit) und praktischem Sinn und von der umfassendsten musikalischen Einsicht, die „nicht allein schädliche Einflüsse von dem leicht erregbaren Sinn des Sohnes abwehrte und seine ganze Kraft auf die künstlerische Ausbildung concentrirte, sondern auch positiv ihn auf dem Wege der rechten Erkenntniß erhielt".

Nachdem wir so einige Hauptgesichtspunkte herausgehoben, läge es uns nun eigentlich ob, den besondern Inhalt des Buchs zu specialisiren; dieser ist aber so unendlich reichhaltig und verbreitet sich, im Text sowol wie in den nicht zu übersehenden Anmerkungen, über soviel Verschiedenartiges (Kunst- und Culturhistorisches, Biographisches, Literarisches, Musikalisch-Kritisches u. s. w.), daß wir nur die Hauptabschnitte berücksichtigen können und auf das dem Werke vorgesetzte sehr genaue Inhaltsverzeichniß verweisen müssen. Das ganze Buch (als erster Theil des Gesammtwerks, das mit dem versprochenermaßen bald erscheinenden zweiten Theile seinen Abschluß erhält) begreift, wie schon angedeutet, die Entwickelungsgeschichte Mozart's in sich und schildert in zwei Büchern Mozart's Knabenjahre (von 1756—68) und sein Thun und Treiben vorzugsweise in Salzburg und Italien (von 1769—77). Das erste Buch enthält in neun Abschnitten und in einer Serie von Beilagen Familiennachrichten und Charakteristiken der hauptsächlichsten Glieder der Familie Mozart (des Vaters, der Mutter und der Schwester Wolfgang's), Anekdoten aus Wolfgang's Jugend, die Kunstreisen nach München, Wien und Paris, den Aufenthalt in England und den Niederlanden und die ganz ausgezeichnete Beurtheilung seiner musikalischen Productionen, von den ersten Anfängen bis zu den Opern „La finta semplice" und „Bastien und Bastienne". Das zweite Buch ist bei weitem umfangreicher, denn es enthält 29 Abschnitte und die Beilagen V—X, von welchen letztern wir die Zusammenstellungen der Mozart'schen Kirchen- und Instrumentalcompositionen bis zu seiner Uebersiedelung nach Wien (1781) als besonders verdienstlich hervorheben. Es versteht sich von selbst, daß

in diesem wie in dem ersten Buche die Mozart'schen Compositionen dieser zweiten Periode nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet und geprüft werden, und daß wir unter Anderm, soweit es anging, vollständige Schilderungen der theils in Salzburg, theils in München und Italien componirten Opern und Festspiele „Mitridate", „Ascanio in Alba", „Il sogno di Scipione", „Lucio Silla", „La finta giardiniera", „Il rè pastore" erhalten. Als ausgezeichnet geschrieben und lehrreich müssen wir außerdem die Abschnitte 1, 9, 10, 11, 12, 17, 21 fg. bezeichnen, welche über den Zustand der Musik in Italien um das Jahr 1769, von der Geschichte der Oper und Operndichtung, von der Kirchenmusik im Allgemeinen und von Mozart's Beziehungen zu derselben im Besondern handeln.

Wir sind nun dem ernsten historischen Forscher durch seine gediegene Arbeit gefolgt; begleiten wir auch jetzt einmal einen Dichter auf eine kurze Weile, der den unsterblichen Tonmeister ebenfalls seiner Production zugrunde gelegt hat; sie führt den Titel:

2. Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 15 Ngr.

Es war vorauszusehen, daß der Verfasser des „Maler Nolten" und der sinnigsten schwäbischen Sänger einer nichts Anderes geben konnte als etwas Anmuthiges und Gemüthvolles, und in der That ist auch der Gruß, den uns der längere Zeit schweigsam gebliebene Dichter aus seiner Zurückgezogenheit sendet, ein gar lieber und trauter. Wir haben es nicht mit einer der sogenannten Kunst- oder Künstlernovellen zu thun, die sich bestreben, ihren Helden so ungleich allen andern vernünftigen Menschenkindern wie nur möglich zu zeigen, seine Göttlichkeit in seinen Extravaganzen zu demonstriren, die einfachsten Lebensumstände mit einem falschen Schimmer zu umkleiden und nebenbei auch ein Erkleckliches über Kunst- und Kunstwerke zu schwatzen — nein, der Verfasser erzählt uns ein ganz simples Reisevorkommniß, ein Zusammentreffen Mozart's mit einer gebildeten und liebenswürdigen adeligen Familie und schildert uns den Meister mit seiner Frau in all ihrer Herzlichkeit und natürlichen Lebendigkeit, ohne Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit. Den idealen Hintergrund bildet der „Don Juan", zu dessen Aufführung Mozart eben nach Prag reiste und den er seinen neuen Bekannten bruchstückweise am Klavier vorführte. So einfach nun der ganze Plan ist und so wenig Aufwand an Handlung, Spannung, Figuren u. s. w. auch gemacht wird, so liest sich doch das Büchlein mit unendlichem Behagen, denn die Darstellung ist künstlerisch abgerundet und der Ton, der durch das Ganze geht, ein herziger, natürlicher und warmer.

53.

Neuere Werke über Paris.

1. Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Von Woldemar Seyffarth. Gotha, Scheube. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Pariser Spaziergänge. Von Hermann Lessing. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Paris und die Pariser. Ein unterhaltender Fremdenführer. Von Hans Wachenhusen. Mit 1 Plan von Paris. Berlin, Hoffmann und Comp. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Die Lorette. Eine Pariser Skizze von Hans Wachenhusen. Vierte Auflage. Berlin, Verlags-Comptoir. 1855. 32. 5 Ngr.

Paris ist seit Ludwig XIV. seligen Andenkens ein Centralpunkt der Civilisation geworden und jeder ehrbare Philister spricht davon mit Achtung, jeder junge Mann mit Entzücken, jede Dame mit Sehnsucht. In diese Civilisation hineinzuwandern und sozusagen sich von den Strahlen derselben gemächlich bescheinen zu lassen, ist heutzutage fast eine Nothwendigkeit geworden, eine Dringlichkeitsfrage, welche die ganze moderne Welt sich aufgibt, ein Sphinxräthsel, welches jeder anständige Mensch zu lösen versuchen muß. „Sind Sie in Paris gewesen?" ist heute eine Frage, die man ebenso stellt, als wie die, ob man schon zu Mittag gegessen habe, während man früher sein Testament machte, wenn Jemand sich entschloß, in den mystischen Polstern einer Postchaise nach Paris zu fahren. Die Eisenbahn hat Alles verkürzt, Alles ermöglicht, Alles auf den Präsentirteller gebracht — die ganze Romantik ist fort:

Ach, Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unser Posthorn uns genommen!

So wird denn heute das Reisen ein gefahrloses Ding und die Speculation ist das einzige Romantische, was ihm noch geblieben. Es wird den Leuten, die nicht reisen können, aufs ausführlichste berichtet, und die Leute, welche Reisebeschreibungen lesen, haben oft mehr Kenntniß von den fremden Ländern und Orten als Diejenigen, welche dort wohnen oder dorthin gereist sind. Paris, als eine Welt mit verführerischem Reiz, ist natürlich damit am meisten honorirt oder maltrâtirt worden. Jeder, der dort war, hat darüber etwas zu sagen, und man muß gestehen, ist er nicht gar zu stümperhaft, so weiß er immer davon etwas Interessantes zu sagen.

Freilich, alle Welt will heute civilisirt sein und Paris steht im Geruche, die beste Lehrerin der Civilisation zu sein. Wer wird also nicht daraus lernen wollen? Was schiert uns heute noch der idyllische Reiz des Landlebens, der reizenden Dörfer und der romantischen Burgflecken? Die hartherzige Eisenbahn hat sie außer Mode und Gunst gebracht und Civilisation! schreit die Welt — Civilisation, damit man schnell lebt, schnell liebt, schnell stirbt!

1. Aber lassen wir uns auf kein sentimentales Thema ein; wir kämen sonst vielleicht in den Geruch eines Horazischen Sittenrichters — laudator temporis acti: wir wollen beileibe nicht diese schiefen Ansichten Eingang finden lassen und den „Wahrnehmungen in Paris" unser Ohr mit der Gemüthlichkeit eines Großpapas leihen.

Wir müssen gestehen, daß dies Buch uns im Ganzen aufs angenehmste befriedigt und der Verfasser sich ein Verdienst mit diesem Werke erworben hat — eine Errungenschaft, die sehr Wenige in dieser Hinsicht erreicht haben, soviel sie auch über Paris geschrieben. Zuvörderst freut es uns, in diesen „Wahrnehmungen" keine Reproduction alter abgehandelter und abgemergelter Stoffe zu finden, sondern ein Eindringen des Verfassers in die mehr geistigen und socialen Elemente von Paris, welchen sehr selten diese Ehre zutheil wurde, vielleicht, weil nur Wenigen Gelegenheit ward, dort eindringen zu können. Gewöhnlich finden wir Paris auf den Straßen, in den Cafés und in den Theatern beschrieben; Seyffarth zeigt es uns wol auch da, aber mit feinern Anschauungen und gebildeterm Standpunkte; andererseits führt er uns aber mit richtigem Urtheil das allgemeine Volksdenken vor, wie in den Abschnitten über die Volksgesinnung, die Arbeiter, die Demokratie und die Presse. Allerdings sieht man überall heraus, wie sehr der Verfasser von dem Régime des jetzigen Kaisers eingenommen ist und wie er danach die ganze öffentliche Meinung behandelt, aber er hat doch wol Recht; was er sagt, scheint eine unumstößliche Wahrheit zu sein, und es ist in der That ein charakteristischer Zug der ganzen großen pariser Menge, wenn er einem enthusiasmirten Bretagner, als er den Kaiser sieht, die Worte in den Mund legt: „Schau den Mann, der uns und Frankreich gerettet!" Wir müssen den Verfasser jedoch tadeln, sein Material nicht kritisch genug gesichtet zu haben; er wiederholt sich an häufigen Stellen und ist sich oft augenblicklich nicht recht bewußt, wie er den Gegenstand eigentlich behandeln soll; so z. B. in dem Abschnitt über das Theater, worin er uns einen Auszug der modernen, zur Zeit in Paris gespielten Stücke liefert, welche am Ende das allgemeine Interesse sehr wenig für sich haben und mit ihrem Raum von über funfzig Seiten füglich hätten fortbleiben sollen. Viel mehr von Interesse und auch von literarischer Wichtigkeit ist die Abhandlung über die Gräfin Agoult, welche unter dem Namen D

viel Stern ebenso emancipirt schreibt als George Sand und die wol noch zu wenig Beachtung in Deutschland gefunden hat. Aber — und da fragen wir den Verfasser etwas ins Gewissen — ist es wol galant, die pariser Damen so kurz abzufertigen und ähnlich, wie Balzac in seiner „Femme comme il faut", den bessern Ständen in Paris alles Gefühl für Liebe und Eheglück abzusprechen? Es ist wahr, die sogenannte „feine Gesellschaft" bespöttelt Gefühl, Neigung und Herzensliebe, aber zur Ehre der pariser Damen muß man doch gestehen, daß in der großen wohlhabenden Bürgersphäre das Herz noch denselben Werth hat wie in der „alten Jungfernherrschaft" des lieben Deutschland. Davor sollten sich im Uebrigen alle pariser Skizzenschreiber hüten, zu vergessen, daß die Französin ein Weib ist, und ein Weib — wer wollte dem ein Herz voll Liebe absprechen? Die Grisetten dagegen hat der Verfasser richtiger gezeichnet, als wir sonst anzutreffen gewohnt sind; er hat sich weder laisser prendre au mollet, noch ihnen eine hypochondrische Feindschaft geschworen — er ist ihnen gut, diesem tummelnden, lachenden Volke; aber er möchte es nicht gern sagen, wenigstens nicht sehr laut! Das Interesse dieses Buchs ist noch durch eine glattfließende und reine Sprache gehoben; es liegt keine Koketterie, keine Arroganz, keine subjective Abkanzelei in den Urtheilen und um deswillen loben wir den Verfasser besonders. Alles, was er beschreibt und schildert, ist rein objectiv und von frischem Colorit, ein Beweis, daß der Verfasser darin gelebt und unter dem noch lebendigen Eindrucke der Anschauungen sein Werk geschrieben hat. Allerdings werden unsere geistsuchenden Modehelden die Reflexion großentheils darin vermissen, aber wir bedanken uns dafür bei dem Verfasser, der uns die Bilder treu und angenehm vor Augen führte, ohne den Firniß zu gebrauchen, mit welchem so viele Autoren der Jetztzeit ihre Wasserfarbengemälde beschmieren und glänzend machen wollen.

2. Die „Pariser Spaziergänge" von Hermann Lessing sind nicht minder interessant als die „Wahrnehmungen". Man bedarf keiner Geduld, dem geistreichen Cicerone durch die Straßen von Paris, die Vergnügungsorte und Umgebungen zu folgen; er erzählt uns bald die Geschichte dieses oder jenes Monuments, bald macht er geistreiche Reflexionen, bald endlich zieht er mit liebenswürdigem Humor Parallelen zwischen Paris und Berlin. Dem Verfasser lag sichtlich nicht daran, etwas besonders Wichtiges zu schreiben, sondern er macht seine Promenaden mit Gemüthlichkeit durch die ewig tummelnde Stadt und ganz unwillkürlich flanirt der Leser mit ihm umher. So ist denn auch das ganze Buch in jener pikanten Feuilletonmanier geschrieben und gedacht, welche über Alles etwas Geistreiches sagen soll und die trockenen Dinge mit angenehmen Saucen pikant zu machen bemüht ist. Wir finden das ganze äußere Leben von Paris darin beschrieben, wie die Modestadt sich aus dem Bett erhebt, wie sie Kaffee trinkt, Zeitungen liest und spazieren geht, welches letztere, wie Lessing richtig sagt, eine pariser Erfindung ist; denn jenes curiose Volk hat es soweit gebracht, daß es nicht allein spazieren geht und fährt, sondern auch spazieren sitzt und liegt. Ein besonderer Vorzug, den das Buch vor dem vorigen genießt, ist die Beschreibung des Industriepalastes, freilich nicht in der gigantischen Ausdehnung, wie er später dastand, aber doch in seinen ersten und deutlichen Umrissen.

Die Sittlichkeit in Paris scheint Lessing ebenfalls nicht sehr groß zu finden; aber er macht eine ganze Kategorie aus Dem, was doch nur eine Ausnahme ist, freilich eine stark vertretene. Berlin ist nicht Paris mit über einer Million Einwohner, die die Liebe und die Frauen zeitweilig als Unterhaltung benutzen, und die „Grazie der Frivolität" ist weniger unsittlich in Paris als sie scheint. „Noch haben die Berliner keine femmes entretenues", ruft Lessing aus, „die durch ihren Luxus und ihren äußern Glanz die ehrbaren Frauen in den Schatten stellen, noch brüstet sich mit dieser Kränkung seiner Gattin kein Ehemann und es gehört noch nicht zum guten Ton, eine Equipage für die Frau und eine noch schönere für die Maitresse zu halten." Wenn wir auch da einige Zweifel uns erlauben möchten, so führen wir doch auch dem Verfasser vor Augen, wie die „feine Welt" eben nur in Paris zu Hause ist und die „feine Welt" Gott sei Dank kein ganzes Volk abgibt.

Mit Freuden stimmen wir dem Verfasser bei in Dem, was er über die architektonische Revolution in Paris schreibt. Aus reiner Galanterie gegen die Fremden zogen die Pariser profanerweise selbst den ehrwürdigen Alterthümern moderne Glacéhandschuh an; sie rissen die venerable und düstere Kalkfarbe von der Notre-Dame-Kirche und putzten sie weiß wie eine maurische Moschee, sodaß sich dies so erhabene Monument gothischer Baukunst ganz wunderlich in seinem Kleide à la mode ausnimmt; nicht besser ging es der alten Conciergerie, von der man viele Blutflecken aus der Revolutionszeit mit abwusch, dem Justizpalast, der Sorbonne, dem Panthéon, der Kirche St.-Sulpice u. s. w. Die Pariser können hundert Jahre warten, ehe sie ihr altes schönes Paris wieder haben; aber man lebt schnell in Paris! Das Theater hat hier eine ziemlich ausführliche Behandlung erhalten und nur die Beschreibung der großen Opernvorstellungen, welche in Paris sehr charakteristisch sind, haben wir dabei vermißt. Interessant sind die statistischen Angaben über den Theaterbesuch; wir sehen aus ihnen, daß in Paris täglich 20,000 Personen das Theater besuchen, und da die ganze Bevölkerung 1,200,000 Seelen zählt, so ergibt sich, daß von je 1000 Seelen täglich 16—17 im Theater sich erbauen, also etwa soviel, wie in Rußland Soldat sind. Wäre die Schaubühne eine moralische Anstalt, so müßte Paris die moralischste Stadt sein und Berlin, wo von 450,000 Menschen nur 2000 sich allabendlich im Theater amüsiren wollen, die verderbteste.

Die „Pariser Spaziergänge" beschränken sich hauptsächlich auf das äußere Leben dieser Stadt; aber außer ihrer Annehmlichkeit hat sie der Verfasser auch lehrreich zu machen gewußt, das zeigt die Wanderung durch den Louvre, durch die Museen in Paris und Versailles, wobei uns die vortrefflichsten Gemälde dieser reichen Sammlungen vorgeführt und zugleich mit einem scharfen Kunstsinn erklärt werden. Selbstverständlich geschieht dies in etwas flüchtiger Weise, aber kein Fremder, der nicht Maler oder Künstler ist, bedarf mehr, um alle Genüsse aus diesen Museen mit fortzunehmen. Ueberhaupt hat Lessing gesehen, was sozusagen nur in Paris zu sehen ist; selbst Herrn Guizot als öffentlichen Preisvertheiler in der Sorbonne hat er gesehen und die wahrhaft stoische Ruhe bewundert, die an einen Cato oder Brutus erinnert, mit welcher er im Lycée Bonaparte seinem Sohn die Preis-Ruhmeskränze einhändigt. Endlich, nachdem er Alles gesehen und beschrieben, was lebt und liebt in Paris, besucht er auch die Todten und äußert mit Recht seinen Unwillen über jene barbarische Sitte in Paris, wonach man die armen Todten bereits nach fünf Jahren aus ihren Gräbern holt und ihre Knochen, mitleidslos gegen die fromme Pietät der Anverwandten, pêle-mêle in die labyrinthischen Katakomben wirft, eine unterirdische Stadt, die schon mehr als 30 Straßen zählt und wo von Zeit zu Zeit immer wieder neue angelegt werden müssen; „denn die Todten reiten schnell!" Wir können nicht umhin, dies Buch als einen der geistreichsten, pikantesten und auch richtigsten Führer durch Paris zu empfehlen; was er uns etwa nicht zeigt, das mag der Fremde am besten sich auf gut Glück in die Arme laufen lassen. Dieser Cicerone mit seiner deutschen Classikerbelesenheit kennt Paris, wie wir sehen, sehr genau und Jedermann kann sich ihm anvertrauen, um zu lernen und unterhalten zu sein.

3. „Paris und die Pariser" von Hans Wachenhusen ist eine jener leichten und auch interessanten Lectüren, an welche man eben keinen kritischen Maßstab anlegen darf. Wir würden infolge dessen dies Werk ganz beiseite gelassen haben, wenn der Verfasser eben nicht mit einer Art Anmaßung aufgetreten wäre,

die wir im Interesse unserer Literatur aufs entschiedendste zurückweisen müssen. Leider sind es gerade dergleichen Fabrikationen, welche beim Publicum Glück machen, weil es wenig nöthig hat, beim Lesen derselben zu denken, sondern ihnen sinnliche Aufreizungen als Ersatz dafür geboten werden. Einzelne Bonmots, Wortspiele und Zweideutigkeiten werden aufs menschenfreundlichste mit „geistreich“ bezeichnet und die ganze Schilderung als „pikant“ gepriesen. Aber wahrhaft geistreichen und geistreicher Lectüre bedürftigen Menschen wird solche Feuilletonfabrikation einen unüberwindlichen Abscheu verursachen. Wir nennen es bloße Eitelkeit des Verfassers, wenn er uns seine Liebesavantüren zum besten gibt, zu denen wir ihm herzlich Glück wünschen; wir nennen es Arroganz von ihm, wenn er dabei so sehr auf dies unmoralische Treiben losschlägt und doch auf jeder Seite damit kokettirt; der Verfasser kann überzeugt sein, daß er in Deutschland als ein sehr moralischer Mensch begrüßt werden wird — nur schade, daß wir keinen Monthyon'schen Tugendpreis an ihn zu vertheilen haben: er wäre sicherlich einer der Würdigsten, ihn zu erhalten.

4. Noch ungenirter zeigt sich seine Arroganz in der „Lorette“, dem ersten Bändchen einer in Berlin begonnenen sogenannten „Bijour-Bibliothek“. Gleich auf der ersten Zeile versichert uns der Diogenes Wachenhusen, wie er mit der Laterne eine Tugend, nur eine Tugend in Paris aufzusuchen sich abgemüht, aber auch nicht eine gefunden habe. Man sieht, der Mann muß gute Gesellschaften besuchen! Was er alsdann von der Lorette schildert und erzählt, ist ein sehr hübsches Gebilde seiner Phantasie und eine flache Copie von des jüngern Dumas „Margarethe“, dem ersten Vorläufer der „Demi-monde“. Und das ist die Empfehlungsschrift der „Bijour-Bibliothek“, die in Zeit von wenigen Wochen vier Auflagen erlebt hat! Schließlich wollen wir doch nicht ermangeln, dem Leser mitzutheilen, wie Herr Wachenhusen die Pariser schildert; danach trachten die Männer nur dahin, die Feilheit der Frauen am billigsten zu benutzen, und die Frauen, die Dummheit der Männer auf das kostspieligste auszubeuten! Ein schönes Sodom, dieses Wachenhusen'sche Paris! Der Verfasser hat wol viel die Chaumière, den Prado und die Closeries des Lilas besucht — natürlich dies Paris ist „feil“ und „dumm“; aber die Schmetterlinge bilden zum Glück nicht die ganze Naturgeschichte!

Eduard Schmidt.

Keine Kunst, aber eine Lehre.

In Angelegenheit der deutschen Romane.

Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 4 Thlr.

Vor etwas länger als zwei Jahren erschien im C. E. Kollmann'schen Verlage in Leipzig ein vierbändiger Roman unter dem Titel: „Der Irre von St.-James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vom Verfasser des «Inselkönig» (Philipp Galen).“ Dieses Epitheton des Autors war eine Unvorsichtigkeit des Verlegers und ein Unglück für das Buch; denn nicht lange vorher war der „Inselkönig“ in einer andern Verlagshandlung mit dem Zusatz „Aus dem Nachlaß Herloßsohn's“ erschienen, — ein Zusatz, von dem es sich erwies, daß er nicht aus einer Thatsache, sondern einzig aus einem nicht allzu gewissenhaften Speculationsgeiste der verehrlichen Verlagshandlung hervorgegangen war. Als daher „Der Irre von St.-James“ mit der Hinweisung darauf erschien, war es nicht zu verwundern, daß einzelne Kritiker mit Mistrauen gegen das Buch erfüllt wurden und dasselbe, da es ganz in der äußerlichen Effectmanier englischer Romane englische Verhältnisse behandelt, für eine Uebersetzung oder Bearbeitung eines ausländischen Buchs auf Buchhändlerbestellung hielten. Dieses Mistrauen ist nun widerlegt. Philipp Galen ist ein wirklich existirender deutscher Autor, ein preußischer Militärarzt in Westfalen (sein Name geht aus einer Umstellung des Pseudon
hervor), der mit seinem verdächtigten „Irren“ soviel
im Publicum machte, daß derselbe eine zweite Auflage erl
und der seitdem die beiden Romane „Fritz Stilling.
nerungen aus dem Leben eines Arztes“ und ganz neuerd
„Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers“
ausgegeben hat, von welchen beiden Büchern wir wissen,
sie ebenfalls Lieblinge eines gewissen Publicums geworden

Fragen wir nun, wodurch diese Erscheinungen den i
gezollten Beifall erworben haben, so können wir den G
davon unmöglich weder in großartig neuen Ideen oder ti
sittlichen Tendenzen, auch nicht in einer besonders origin
Fülle des Stoffs oder einer unwiderstehlich anziehenden
stellung des Details finden, der Grund dieses Beifalls
einzig in der technischen Kunstfertigkeit der äußerlichen
nung und der Erfindungsgabe für außergewöhnliche, p
tastische Situationen, welche beide Vorzüge dem Verfasser
abzusprechen sind. Aber die Kunst des Romanschreibens b
auf einer doppelten Aufgabe, auf der zu spannen, und
der zu fesseln, — neugierig zu machen auf Das was k
soll, und zugleich Genuß zu bieten in Dem was jeden
blick gesagt wird. Nur da, wo diese Gegensätze der
und der Bewegung im richtigen Verhältniß stehen, wird
wahre Befriedigung des Kunstwerks eintreten. Um zu f
bedarf der Schriftsteller des innern Gehalts, um zu span
äußerer Geschicklichkeit; jenes ist ein Verdienst des Stoffs,
ses der formellen Behandlung. Das Eine kann nicht
das Andere bestehen, aber wo dieses vorwiegt und jenes
nachlässigt wird, tritt eine Unvollkommenheit des Kunst
ein. Die meisten deutschen Romane leiden an einem Ueb
der stofflichen Elemente und einem Mangel jener künst
Reizmittel; dem vortrefflichen Material fehlt nur zu oft
Salz, das Gewürz und die Kunst der Zubereitung, ohne
keine Speise nahrhaft und wohlschmeckend wird. S
Mangel empfinden wir namentlich schmerzlich bei Büchern
Auerbach's „Neues Leben“, Gottfried Keller's „Grüner
rich“, auch bei Wilibald Alexis' „Isegrimm“ ein wenig,
chen es bei allem Reichthum lebenswahren Inhalts mehr
weniger an spannendem Fortschritt, an freier Bewegung
bricht. Unendlich werthvoller ist ein solches Buch aber
noch als ein anderes, das bei aller Spannung nie fesselt,
es gar keinen oder nicht ausreichenden, nur gleichgültigen,
fälligen oder unpoetischen Stoff bietet. Zu diesem Genre
hören mehr oder weniger die sämmtlichen genannten
von Philipp Galen. Da die ersten derselben in d. Bl. b
besprochen sind, haben wir es hier nur mit dem letzten, „
ther Lund“ betitelt, zu thun.

Der Verfasser nennt dieses Buch „Aus dem Leben
Schriftstellers“. Wenn also überhaupt in demselben ein
ein Reichthum hervortretender Charaktere, eigenthümlicher
tuationen, bezeichnender Lebensverhältnisse und auf Beo
tung beruhender Gedanken enthalten ist, so werden diese
raktere, Situationen, Verhältnisse und Gedanken vornehm
auf das Schriftstellerleben Bezug haben, aus demselben
schöpft sein und von ihm ein möglichst getreues und a
chendes Bild geben müssen. Und was ist es nun, was d
in dem „Walther Lund“ Philipp Galen's vorkommt?

Das Buch beginnt mit einer Landschaft. Wir werde
die Umgegend Berlins versetzt, deren romantische Anmu
den Ufern der Spree gerühmt wird, aber nicht mit jenen
trätirenden und dabei das Individuelle poetisch verklär
Zügen eines Wilibald Alexis; wir sehen hier Berg,
und Wasser, aber nicht Berge von Sand, Wälder von
oder Birken und Wasser der Spree, — das hier ist Ro
ganz allgemeine, nicht märkische Romantik. Sie ist in
gesetzt, um unter Donner und Blitz verschiedene gleichg
Menschen über einen gewissen Irgendjemand sich bespr
zu lassen; dann wird uns dessen Haushälterin vorgeführt,
ihn uns als sehr geheimnißvoll schildert, bis der Irgendje

selbst auftritt. Er macht einsame Spaziergänge, phantasirt dabei laut über die Natur, sieht im Ameisenhaufen ein Bild des Menschenlebens, wühlt darin, im Ameisenhaufen, wüthend herum und benimmt sich überhaupt dergestalt, daß wir merken, es muß irgend etwas Besonderes mit ihm los sein, zumal da wir erfahren, daß der Irgendjemand zu Hause schreibt und immer schreibt. Nachdem noch ein paar vornehme Damen aufgetreten und andere geheimnißvolle Dinge geschehen sind, von denen wir vermuthen, daß sie zum Irgendjemand, der sich übrigens gelegentlich „Herr Brand“ nennen läßt, in Beziehung stehen müssen, wird uns auf Seite 83 endlich Aussicht gemacht, von dem Räthselhaften — das ist er dem geneigten Leser hoffentlich — etwas Näheres zu hören. Er ist nach Hause gekommen, hat „wie gewöhnlich“ seine Thüre verschlossen, ist „für Niemand zu Hause als für sich selbst“, nimmt ein großes Heft aus dem Pulte, fängt „mit auf die Hände gestütztem Kopfe“ an zu lesen, bisweilen, „die Augen gegen die Decke gerichtet“, hält er inne, dann „wieder ergreift er die Feder und ändert an dem Geschriebenen“, und „was las, was schrieb der einsame Mann?“ So fragt der Verfasser, — wir aber, die wir uns auf Romane verstehen, wir wissen es natürlich schon, — seine Lebensbeschreibung!

Diese Lebensbeschreibung reicht bis zum zweiten Theil S. 243. Was sagt sie uns? Natürlich, daß dieser „Herr Brand“ eigentlich Walther Lund, der Held des Buchs ist, daß er früh seine Aeltern verloren hat, in Berlin von dem geringen Vermögen derselben erzogen ist, daß er dann eine Jugendgeliebte gehabt hat, die er jetzt für todt hält, daß er ferner als Hauslehrer mit einem jungen Grafen in die weite Welt gegangen ist und, in unglückselige Verhältnisse verwickelt, als Mörder und Dieb verdächtigt, seinen Namen mit einem fremden vertauscht hat. Ursprünglich Theolog, ist er durch eine Narbe verhindert, in diesem Berufe eine Anstellung zu finden; aus Desperation kommt er auf den Einfall, einen Roman zu schreiben; das Buch, wie er sagt, gelingt vortrefflich, macht Glück und so schreibt er in seiner Einsamkeit Band auf Band, von denen er behauptet, daß sie alle vortrefflich sind und Glück machen.

Und darum — „Aus dem Leben eines Schriftstellers“! — Wenn es eines Schriftstellers Pflicht ist, in den geistigen Richtungen seiner Zeit zur Entscheidung für die Wahrheit mitzukämpfen, so hätten wir hier einen Bildungsgang durch die reichbewegte Gegenwart erwarten dürfen; oder wenn der Schriftsteller ein Künstler sein soll, so konnten wir hier auf das poetische Zusammenfallen innerlichen Gemüthslebens mit den reichen Eindrücken der Außenwelt hoffen, wie es der obengenannte Roman G. Keller's so sinnig entwickelt, oder endlich wir konnten auf irgendein literarhistorisches Bild, auf eine Schilderung aus dem Schriftstellerleben Anspruch machen, wie es sich zu jeder Zeit ja eigenthümlich und nie ganz interesselos gestaltet, aber von alle Dem ist in dem Schriftstellerleben Walther Lund's nicht eine Spur. Das ist kein Denker, kein Poet, kein originelles Genie, sondern ein ganz gewöhnlicher Biedermann, den der Verfasser geheimnißvoll macht, weil er an sich nichts Interessantes hat, und der Schriftsteller wird, ebenso gut wie er alles andere auf der Welt Mögliche auch werden konnte, nur aus Zufall, — nein doch, aus Absicht, aus Absicht Philipp Galen's! Derselbe hatte das Liebespaar durch die obligaten Verwickelungen und Misverständnisse getrennt; Walther hat einen falschen Namen angenommen, Anna gilt für todt, — wie konnten die beiden guten Deutschen nun wieder zusammenkommen? „Herr Brand“ schildert in seinen Romanen Gefühle, die nur Walther Lund haben kann; Anna liest seine Bücher, erkennt in dem großen Dichter des Jahrhunderts ihren Jugendgeliebten und wird natürlich seine Frau.

Wir wollen dem Verfasser dieses Buchs durchaus nicht gewisse Talente absprechen. Außer der schon anerkannten Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe besitzt derselbe auch für die Schilderung im Detail Anlage, wie er sie z. B. in der Zeichnung Anna's, der Verhältnisse im Pfarrhause, des jungen Grafen und seines hypochondrischen Begleiters zeigt; aber diese Anlage ist nicht durchgebildet und nicht energisch ausgebeutet; neben ansprechenden Einzelheiten deshalb viel gleichgültige und, was schlimmer ist, unnatürliche Motive: wer seines Vaters ehrlichen Namen aufgeben kann, weil er für einen Schurken gehalten wird, ist der nicht dadurch schon eine Art Lump? Am meisten treten solche Fehler bei Galen's sämmtlichen Romanen zum Schlusse auf, so im „Irren von St.-James“, der an die „Räuber“, im „Fritz Stilling“, der an Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ erinnert. Der Schluß des „Walther Lund“ dürfte originell sein, denn der Gedanke, daß ein ideales Mädchen, weil es überhaupt nicht heirathen will, sich mit einem nur noch dem Namen nach als Mann geltenden Roué verheirathet, und daß dieser, der erwähnte Graf und Majoratsherr, sie nachher ihrem Jugendgeliebten sans façon überläßt, wie man irgendein Buch oder eine Cigarrentasche an den ursprünglichen Eigenthümer abgibt, ist zu unschmackhaft, zu entfernt von aller Möglichkeit, zumal in den bezeichneten aristokratischen Verhältnissen, als daß schon Jemand darauf gekommen sein sollte.

Wir werden uns gar nicht wundern, wenn Jemand, dem Romane nichts als ein schnell zu consumirender Unterhaltungsartikel sind, kein Einsehen in die Vorwürfe hat, die wir hier auszusprechen genöthigt sind. Aber stets werden wir gegen die Literatur aufs entschiedenste auftreten, die sich dazu misbrauchen läßt, nur einen Kitzel der Neugier zu erregen, dem Triebe der Unterhaltung eine rasche, nachdruckslose Befriedigung zu geben, die nur das Gefühl der Abspannung, der innern Leere zur Folge haben kann. Wir verlangen auch von der belletristischen Literatur, daß sie thatsächlichen Lebensinhalt dem Leser biete und ihm die wahre Befriedigung gewähre, durch ästhetische oder moralische, historische oder sociale Anschauungen bereichert zu sein. Denjenigen Schriftstellern aber, denen es an solchem Gehalte nicht fehlt — und ihre Zahl ist in Deutschland wahrlich nicht gering —, können die unkünstlerischen Bücher Galen's zur Lehre dienen, wie vor allen idealen Intentionen die äußerliche Kunstfertigkeit, die Technik der Behandlung, die formelle Situationserfindung nöthig sind, um dem Publicum auch gebildetern Stoff zu vermitteln. **Robert Giseke.**

Notizen.

Hermann Hettner.

Nach einer Zuschrift Hermann Hettner's haben wir in unserm Bericht über seine „Geschichte der englischen Literatur“ (Nr. 17) ihn an zwei Stellen misverstanden; nämlich da, wo wir ihn vom Volk als von „Canaille“ sprechen lassen, und da, wo wir ihm vorwerfen, sich zur Bezeichnung Samuel Johnson's des Ausdrucks „schriftstellerische Lohndienerei“ bedient zu haben. Was die erste Stelle betreffe, so sei sie aus dem Bewußtsein der Despotie herausgesprochen und solle erklären, warum weder England früherhin noch Frankreich und Deutschland einen bürgerlichen Familienroman hatten und warum erst ein freies Geschlecht, das durch die Revolution von 1688 und durch das damit errungene freie Verfassungsleben hindurchgegangen war, zu dieser Wendung kommen konnte. Wir haben jene Stelle mehrmals gelesen und waren geneigt, wie wir dies unserm Tadel in einer Parenthese auch hinzufügten, sie wenigstens für ironisch gemeint zu halten, aber aus dem ganzen stilistischen Zusammenhang konnten wir die vom Verfasser beabsichtigte Bedeutung derselben uns nicht recht klar machen. Wir bedauern dieses Misverständniß, trösten uns aber auch, weil es uns Veranlassung wurde, uns über eine politische Anschauung vom Volke, die nach unserer Ansicht dem Liberalismus vielfach verderblich geworden ist, aussprechen zu können. Hettner erklärt, daß ihm nichts ferner liege als jene von uns gerügte Anschauung. Was die im Hettner'schen Buche Samuel Johnson vorgeworfene „schriftstellerische Lohndienerei“ betrifft, so versichert

Hettner, nur einen Ausdruck aufgenommen zu haben, den Macaulay in seiner Abhandlung über Johnson gebraucht, indem er das Loos jener Savage und Boyse u. A. beschreibt, von denen Hettner selbst kurz zuvor gesagt, daß sie um so schlimmer gestellt waren, „je weniger der Staat huldreiches Patronat und die Theilnahme des Publicums den nöthigen Ertrag bot". Wir hatten jene beiden Stellen, die einzigen uns anstößigen in dem so umfangreichen Werke, gerade deshalb citirt, weil sie uns mit dem so durchaus humanen und liberalen Grundcharakter des Verfassers im Widerspruch zu stehen schienen.

Literarische Notizen aus England.

Lord Ellesmere hat von seinen Poesien, deren frühere Ausgabe im Buchhandel vergriffen war, eine neue Auflage mit Illustrationen veranstaltet unter dem Titel: „The pilgrimage and other poems." Es sind einige neuere Dichtungen hinzugekommen, die nicht zu den schlechtesten der Sammlung gehören, z. B. eine dramatische Dichtung „Blue Beard", die auf Privatbühnen wiederholt mit Beifall gegeben worden ist, und ein Gedicht auf das Begräbniß Wellington's, das namentlich auch durch die Schilderung seiner Waffengefährten, die dem Sarge zunächst folgten: Raglan, Anglesea, Combermere, Pollock, C. Napier, Harry Smith, Gough und Hardinge, ein besonderes Interesse vor den unzähligen andern Oden auf Wellington beanspruchen darf.

Eine neue Dichtung von Edward J. Wood: „The royalist's daughter", zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie in Hexametern geschrieben ist, aber in Hexametern, nicht besser als diejenigen, wie sie bei uns etwa Fritz Stolberg oder gar Bodmer schrieb. Hexameter sind übrigens jetzt gar nicht so selten in England, und es sind schon bessere gemacht worden als (wenigstens nach den in der „Literary gazette" mitgetheilten Proben zu urtheilen) die von Wood.

Drei neue Zeitschriften, mehr literarischen Charakters, sind mit Anfang dieses Jahres erschienen: „The monthly review of literature, science and art", „The Idler" und „The Train". Möglicherweise können sie aber schon alle drei wieder erloschen sein, ohne daß die Welt davon Kenntniß erhalten hätte. Unternehmungen dieser Art werden in England überhaupt ebenso häufig versucht als in Deutschland und scheitern vielleicht ebenso oft. H. M.

Oestreichische Bibliographie.

Vor kurzem hat der zweite Jahrgang der von Constant von Wurzbach im Auftrage des Ministeriums verfaßten sehr umfangreichen Bibliographie des östreichischen Kaiserstaats die Presse verlassen. Derselbe befaßt sich mit den literarischen Productionen Oestreichs vom 1. Januar bis 31. December 1854. Außer den ausführlichsten statistischen Uebersichten und einer genauen Aufzählung sämmtlicher in den verschiedenen Landessprachen während dieser Zeit veröffentlichten literarischen Erscheinungen ist das Werk reich an kritischen Bemerkungen, besonders über die periodische Presse Oestreichs, und mit einer orientirenden Einleitung versehen. 75.

Bibliographie.

Adler, H., Zur ältesten Geschichte Schlesiens. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 4. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bauernfeld, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bucher, J., Des Apostels Johannes Lehre vom Logos, ihrem Wesen und Ursprunge nach historisch-kritisch erörtert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Conrad, J., Fridericus Augustus. Carminis elegiaci libri III. Composuit et in vernaculum sermonem transtulit. — Dt. a. L.: Friedrich August. Elegisches Gedicht in drei Gesängen. Dresden, Burdach. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Empfindungen der Erinnerung nach erhaltener Friedensnachricht. Eine schlichte Darstellung im poetischen Gewande. Von einem alten Krieger. Wien. Lex.-8. 8 Ngr.

Frank, F. H. R., Evangelische Schulreden gehalten im Friedrichsgymnasium zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 15 Ngr.

Goettling, C. W., Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung. Neue, mit Zusätzen und einem Wort über „den Fechter von Ravenna" versehene Ausgabe. Jena, Mauke. Qu. gr. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Von G. F. Daumer. 2te Ausgabe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heitz, F. C., Das Zunftwesen in Straßburg. Geschichtliche Darstellung, begleitet von Urkunden und Aktenstücken. Mit einem Vorworte von L. Spach. Mit 22 in den Text gedruckten Zunft-Wappen. Straßburg. Gr. 8. 24 Ngr.

Hermdorff, D., Aus dem Leben galanter und denkwürdiger Frauen der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Gallerie weiblicher Biographien aus der Geschichte und Gesellschaft. 1ste Lieferung. Berlin, Hasselberg. 4. 5 Ngr.

Montépin, X. v., Die Strolche der Regentschaft. Romanen-Cyclus. V. — A. u. d. T.: Der Morgenstern. Uebersetzt von G. Walter. Zwei Bändchen. Wien, Ludwig u. Zang. 1855. Gr. 12. 15 Ngr.

Ohm, M., Die Dreieinigkeit der Kraft. Ein Beitrag zur näheren Erkenntniß Gottes in seiner materiellen Schöpfung. Für die Gebildeten aller Stände, besonders auch des schönen Geschlechts. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 2 Thlr.

Paul, A., Der Ritter von Floustignac. Deutsch von G. Walter. 1ster Theil. Wien, Ludwig u. Zang. 8. 5 Ng

Putlitz, G. zu, Ungebundenes. Immemorabilien. 1stes Heft. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Sammlung schwedischer Novellen. I. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

Schelling's, F. W. J. v., sämmtliche Werke. 2te Abtheilung. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Deutsches Staats-Wörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von J. C. Bluntschi. Unter Mitredaction von K. Brater. 1stes Heft. Stuttgart, Expedition. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiseman, Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. 3te verbesserte mit einem Vorwort und Anhange vermehrte Auflage. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Appuhn, A. W., Die Sünden der Gläubigen. Predigt über Marc. 44, 66—72 am Sonntage Judica, den 9. März 1856 zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Besser, W. F., Bunsen und Dorner. Eine Streitschrift wider falschberühmten Protestantismus. Schwerin, Gr. 8. 12 Ngr.

Hassel, L., Die letzten Stunden des General-Polizeidirectors von Hinckeldey. Beitrag zu seinem Nekrolog von Augenzeugen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Pauli, R., Der Hansische Stahlhof in London. Vortrag, gehalten zu Bonn am 11. März 1856. Bonn, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ⅓ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die höhere Dichtersprache,

vornehmlich des Witzes. Erneuert und erweitert von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Erster Theil. — A. u. d. T.: **Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse.** Ein komisch-tragisches Heldenlied in siebenundzwanzig Gesängen. Von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Mit Scholien herausgegeben von **Ferdinand Wachter.** Nebst Vorhalle. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses gegen 10000 trochäenfreie Hexameter enthaltende Gedicht, von so schwänkereichem Inhalt, daß man es das Buch der losen Fahrten, welche jedoch nicht sittenverderblich gehalten sind, betiteln könnte, zeichnet sich durch die mannichfaltigste Anwendung der Wirkung der komischen Kraft in Darstellung anziehender Gegenstände vornehmlich des Studentenlebens vortheilhaft aus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen eines weimarischen Veteranen

aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben.

Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn ꝛc.

Von Heinrich Schmidt.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüteperiode der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

Zur Erlernung der englischen Sprache.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Graeser (K.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach Ahn's Methode. 8. Geh. 8 Ngr.

Ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen Ahn'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher (in demselben Verlage erschienener) mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu dieser Schrift vorzugsweise befähigt.

☞ **Lehrer erhalten von jeder Buchhandlung gern ein Gratisexemplar der Schrift, um sich näher damit vertraut zu machen.**

Gleichzeitig erschien von demselben Verfasser:

The Spelling Reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von **Pitman** und **Ellis** erfundenen **phonetischen Alphabets.** In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert von **Karl Graeser.** 8. 5 Ngr.

Aus phonetisch Gedrucktem, welches die Aussprache jedes Wortes mit Genauigkeit und in einer augenblicklich und sicher erkennbaren Weise darstellt, lernt man das Englische in wenig Stunden richtig lesen. In England und Amerika hat das phonetische System erfreulichen Anklang gefunden; zahlreiche phonotypische Werke („Vicar of Wakefield", „Rasselas", Shakspeare's „Tempest" und „Macbeth", das „Neue Testament" in zwei Ausgaben u. s. w.) sind bereits erschienen und werden vielfach benutzt. — Nähere Erläuterungen hierüber enthält genanntes Schriftchen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Stunden des General-Polizei-Directors von Hinckeldey.

Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen

Ludwig Hassel,

Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur, Ritter des Rothen Adlerordens.

8. Geh. 5 Ngr.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Das **Staats-Lexikon** von **Rotteck** und **Welcker** erscheint bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in **dritter** umgearbeiteter, verbesserter und vermehrter Auflage. Näheres beim Erscheinen des **ersten Hefts** in wenigen Wochen.

***Unterzeichnungen** werden schon jetzt von allen Buchhandlungen angenommen.*

In **zweiter Auflage** erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliches Andachtsbuch für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres.

Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von

Dr. G. Friederich.

Zweite Auflage.

Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften.

8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im Mai 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

Karl Schwarz,

außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle.

8. Geh. 2 Thlr.

In diesem ausdrücklich nicht nur für Theologen, sondern zugleich für einen größern Leserkreis bestimmten Werke sucht der besonders durch seine treffliche Schrift über Lessing rühmlichst bekannte Verfasser den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen. Die leichte und gefällige Darstellung, die rückhaltlose Freimüthigkeit, mit welcher die Wortführer der theologischen Parteien charakterisirt werden, die einschneidende Schärfe des Urtheils, welches sich gegen Freund wie Feind mit unbestochener Gerechtigkeit wendet, läßt manches helle und überraschende Streiflicht auf die theologischen wie kirchlichen Zustände der Gegenwart fallen und macht diese Schrift zu einer überaus wichtigen, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen. Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre heben wir nur die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A. hervor.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 15. Mai 1856.

Edmund Lobedanz' „Narren des Glücks",
ein Gemälde der politischen, literarischen und socialen Zustände Dänemarks unter Struensee's Verwaltung. *)

Der Mensch soll nichts verreden. So hatte ich mir aus mehrfachen Gründen eigentlich vorgenommen, mich der Besprechung von Romanen gänzlich zu enthalten und sie ausschließlich den geehrten Mitarbeitern zu überlassen, welche so freundlich sind, dieses Departement in d. Bl. zu verwalten, und durch ihre regelmäßige Thätigkeit auf diesem Felde in den Stand gesetzt sind, die Erscheinungen der Romanliteratur in ihrem Zusammenhange zu verfolgen und jeder einzelnen Erscheinung den ihr im Gesammtkörper dieses Literaturzweigs zukommenden Platz anweisen zu können. Wie ich aber schon kürzlich eine Ausnahme mit den beiden literarhistorischen Romanen von H. Klencke und Adolf Weisser gemacht habe, eben weil sie literarhistorischen Inhalts waren, so geschieht dies auch mit Lobedanz' oben genanntem Roman, dessen Titel und Gegenstand mich zuvörderst zur Lectüre und dessen vielseitiger, über ein gewöhnliches Romaninteresse weit hinausgreifender Inhalt mich zu eigenen Betrachtungen veranlaßte, die ich nicht bei mir verschließen, sondern, dem Buche und seinem Inhalt vielleicht zu Nutz und Frommen, zur Kenntniß unserer Leser gelangen lassen möchte.

Lobedanz' keineswegs makelloser, aber, wir versichern dies aufs bestimmteste, sehr interessanter und selbst merkwürdiger Roman hat jenen eigenthümlichen Abschnitt der dänischen Hof- und Volksgeschichte zum Hintergrunde, als Struensee, der deutsche „Feldscherer" (wie viele seiner Gegner den ehemaligen Leibarzt Christian's VII. wol spottweise zu nennen pflegten), halb als kecker Abenteurer, halb als philosophisch denkender und combinirender Staatsmann den dänischen Staat, in welchem seit des fabelhaften Hamlet Zeit immer etwas „faul" gewesen zu sein scheint, nach den Grundsätzen der Aufklärung und nach den weitherzigen Humanitätsbegriffen des vorigen Jahrhunderts verwaltete. Struensee war in seiner Art ein leuchtendes Phänomen, das freilich zu schnell zum Erlöschen gezwungen wurde, als daß man über seine eigentliche Substanz ein sicheres Urtheil haben könnte. Er wurde wie eine Kerze mit gewaltsamem Druck ausgelöscht, und man kann nun nicht mehr sagen, wie lange sie noch an ihrem eigenen Stoff gezehrt und gebrannt haben würde. Ein bloßer Abenteurer wie jener westfälische Herr von Neuhof, der als König Theodor eine zeitlang den Corsicanern ein wunderliches Gaukelspiel vormachte (was aber doch beweist, daß es früher den Deutschen nicht an einer gewissen Keckheit und an abenteuerlichem Sinn gebrach), scheint Struensee keinesfalls gewesen zu sein. Er hatte weitreichende Tendenzen und Ideen, er beabsichtigte Dänemark zu reformiren, er verfuhr nach einem gewissen Plane und er hat auch für Dänemark manches Gute und zwar nicht blos vorübergehender Art geleistet. Manche liberale Ideen, die er in der damals so eigenthümlich angeregten geistigen Atmosphäre Deutschlands aufgesogen hatte, verpflanzte er zuerst nach Dänemark, beförderte den Bürger- und Gemeinsinn, beschnitt manches Zopfhafte und wirkte dadurch zur Erweckung des geistigen Lebens überhaupt. Die Geschichte erzählt, wie Struensee in Dänemark die Preßfreiheit proclamirte, die Frohndienste zum Theil aufhob, Handel und Industrie von manchen lästigen Fesseln befreite, für Verringerung der Abgaben, Milderung der Strafgesetzgebung und Hebung des Unterrichtswesens besorgt war und Dänemark vom russischen Einfluß frei zu machen suchte. Ueberhaupt waren schon längst vor der Französischen Revolution die Ideen von politischer und menschlicher Freiheit in deutschen Köpfen ausgebildet, welche durch jene Umwälzung in Frankreich gewaltsam realisirt werden sollten. Auch Struensee war dem dänischen Staate gegenüber ein Revolutionär. Aber er dachte ihm seine Reformen von oben herab durch Decrete und Ordonnanzen aufnöthigen zu können, wie dies auch Joseph II. und Friedrich der Große thaten, doch nur der Letztere mit eigentlichem Er-

*) Narren des Glücks. Historischer Roman von Edmund Lobedanz. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 5 Thlr.

folge, weil er es mit einem sehr disciplinirbaren und dabei der Aufklärung zugethanen Volke zu thun hatte, übrigens auch bestehen ließ, was in den Traditionen und den eigenthümlichen Verhältnissen seines Staats zur Zeit noch Wurzel hatte. Dazu kam bei Friedrich dem Großen das ganze Gewicht seiner königlichen Autorität, seines Genies und seiner Thaten. Dieser Beihülfe entbehrte Struensee. Er kam ohne glänzende Vorgeschichte nach Dänemark; weder Geburt, noch Rang, noch Stand, noch frühere Leistungen zeichneten ihn aus. Das dänische Volk mußte ihn nothwendigerweise für einen Abenteurer und Intriguanten halten, und doch war er nur ein „Narr seines Glücks", ein „fortune's fool". Das einzige Mittel, seinen Maßregeln und seiner Verwaltung Dauer zu verschaffen, Berufung ans Volk und Einführung einer Volksvertretung, lag ihm, wie der Zeit überhaupt, noch gänzlich fern, und selbst wenn er daran gedacht haben sollte, verbot es sich durch die bestehenden Verhältnisse von selbst. Er schlug, namentlich durch die Aufhebung des Staatsraths, die Adelsaristokratie zwar für eine Zeit aus dem Feld, aber nur, um das Königthum „in seiner Reinheit wiederherzustellen". Sonst aber respectirte er als deutscher Idealist, soweit es bloße Decrete betraf, keine Schranke; er trug seine Misachtung der dänischen Nationalität ganz ungescheut zur Schau, und leichtsinnig, hoffärtig und unbesorgt, wie dies die „Narren des Glücks" gewöhnlich sind, machte er es seinen Gegnern am Hofe und in der Aristokratie nur zu leicht, ihn durch eine Militär- und Palastrevolution zu übertumpeln und zu verderben.

Vermögen wir auch Struensee nicht einen außerordentlichen Mann zu nennen, so waren doch sein schnelles Steigen wie sein schneller Sturz und sein trauriges Ende außerordentlicher Art. Nimmt man hierzu noch so manche interessante Verhältnisse, seine innigen Beziehungen zu einer nicht minder leichtsinnigen und das Vorurtheil herausfodernden Königin, den Wahn- oder Blödsinn eines burlesken und dabei schadenfrohen Königs, die Reaction des Dänenthums gegen Struensee's Germanisirungstendenzen, der Orthodoxie gegen seine Aufklärungsphilosophie und einer corrumpirten, von der herrsch- und intriguensüchtigen Stiefmutter Christian's VII. geleiteten Hof-, Junker- und Soldatenpartei gegen die halbwegs revolutionären Maßregeln eines bürgerlichen Parvenu und Ausländers, so wird man es begreiflich finden, daß dieser ergiebige und interessante Stoff bereits mehrfach von Roman- und Dramendichtern bearbeitet worden ist. In neuerer Zeit haben ihn Michael Beer und nach ihm Heinrich Laube dramatisch bearbeitet; auch wurde, soviel wir wissen, in Paris vor etwa zwei Decennien ein französisches Stück gleichen Inhalts öfter aufgeführt. Wenn wir jedoch sowol das Michael Beer'sche als das Laube'sche Trauerspiel, welches letztere schon einen weitern Kreis von Tendenzen beherrscht als jenes, mit dem Lobedanz'schen Romane vergleichen, so werden wir gestehen müssen, daß für complicirte moderne Stoffe dieser Art, in die sich so verschiedenartige Interessen verflechten, der Roman allerdings die geeignetere Form zu sein scheint und lange noch bleiben möchte. In dramatischer Bearbeitung stößt sich ein solcher Stoff alle Augenblicke an die Coulissen, reibt sich an der Hintergardine, fühlt sich von den typisch gewordenen Rollenfächern genirt. Goethe hat zwar im „Egmont" auch das niederländische Volk in Scene zu setzen gewußt, aber „Egmont" nähert sich schon gar sehr der sich ausfächernden Form des Romans, ist gewissermaßen nur ein dialogisirter, in einzelne dramatische Tableaux aufgelöster Roman und war ursprünglich wol nicht dazu bestimmt, von Coulissen rechts und links in die Flanke genommen zu werden. In Michael Beer's wie in Laube's „Struensee" erblicken wir aber nur, was im Palast oder im Ministerhôtel vorgeht; das Volk ist außer Activität, und so gewinnen wir keinen Einblick in die eigenthümliche Volksstimmung, die vorhanden sein muß, wenn selbst eine Palast- und Militärverschwörung nicht nur im ersten Anlauf, sondern auch für die Dauer Erfolg haben soll. Bei Lobedanz dagegen nehmen wir noch mehr wahr als die bloße Volkserbitterung, wir sehen auch, wie gerade zu Struensee's Zeit die dänische Literatur und Poesie, namentlich durch den Dichter Ewald, seit Holberg zuerst wieder eine nationale Richtung nahmen und daß dadurch erst die dumpfe, instinctartige Opposition der Massen gegen Struensee's antidänische Maßregeln ihre höhere Weihe und Berechtigung erhielt. Der Schauplatz des Lobedanz'schen Romans ist aber auf Kopenhagen und Seeland nicht allein beschränkt, sondern breitet sich im ersten Theile auch über Norwegen aus, wohin er auch zum Schlusse wieder einbiegt. Von vorzüglichem Werth ist es dabei, daß der Verfasser in jenen nordischen Localitäten heimisch ist und durch längern Aufenthalt Land und Leute genau kennt. Kopenhagen ist ihm, soviel wir wissen, seine zweite Heimat. Auf ethnographische Wahrheit und Localtreue kann man sich daher ohne Zweifel in des Verfassers Schilderungen verlassen.

Wir haben hiermit schon die Vielseitigkeit des Lobedanz'schen Romans angedeutet, der theils Dorfgeschichte, theils Pastorenidylle, theils historischer, theils literarhistorischer, theils selbst eigentlich politischer Roman ist. Wir beginnen mit dem dorfgeschichtlichen Theil, weil mit diesem auch der Roman beginnt. Der Verfasser führt uns gleich anfangs in eine Hütte des norwegischen Gebirgs, in eine Familie, welche aus einem Trunkenbold, Peter Olsen, seiner noch auf dem Sterbebett keifenden Frau und Beider Pflegesohn, Paul Olsen, besteht, welcher letztere, wenn auch kein Held im eigentlichen Sinne des Worts, doch der Held des Romans insofern ist, als seine mannichfachen Erlebnisse den Faden des Romans bilden. Der Verfasser idealisirt das Volk nicht; er zeichnet es in sehr kräftigen, harten, oft selbst derben Zügen. Wir unserntheils können dies Verfahren nur gutheißen. Man idealisire, wo dies hingehört; man idealisire eine Iphigenia, einen Tasso, selbst einen Egmont, Wallenstein, Tell, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orléans, weil es in der höhern Tragödie wol erlaubt sein mag, historische Personen in eine höhere ideale Position

zu erheben, obschon vom Standpunkt der historischen Wahrheit sich gegen das Hyperidealisiren, insofern es der geschichtlichen Wahrheit nicht blos Abbruch thut, sondern sie gänzlich verleugnet und Schwarz in Weiß oder Weiß in Schwarz verwandelt, wol gerechtfertigte Einwendungen machen ließen. In Sittenromanen dagegen schildere man uns das Volk, hohes und niederes, wie es ist, das Allzuschlechte und Allzurohe nur mildernd, um dem Geschmack nicht allzu viel zuzumuthen und ihn zu verderben; aber man lüge uns kein Volk vor, welches in dieser Weise nur im Kopfe des Verfassers besteht. Wir halten dies für ungemein schädlich, indem dadurch in den gebildetern Kreisen Begriffe über das Volk verbreitet werden, die ganz und gar nicht stichhaltig sind und mit der Wirklichkeit nicht im entferntesten übereinstimmen. Wie oft hat man uns nicht das Landvolk als sentimental vorgestellt, als von den edelsten und feinsten, fast an Raffinement grenzenden Gefühlen erfüllt! Dies ist eine höchst schädliche Täuschung. Das Landvolk und die niedern Volksschichten überhaupt sind ganz und gar nicht sentimental, Stickerinnen, Nähterinnen und ähnliche Jüngferchen abgerechnet, welche viele Romane lesen und sich daraus Sentiments aneignen, die oft ihr Unglück sind. Soweit aber das Volk nicht Romane und sublimirte Lyrik liest, ist es durchweg aller schwächlichen Sentimentalität und Empfindungsseligkeit feind; jeder Gefühlsausbruch, der nicht in der Form heftiger Leidenschaft erscheint, welcher man nöthigenfalls wieder mit gleicher Leidenschaft begegnen kann, ist ihm meist lächerlich und spottwürdig. Wer aber glaubt, daß Gefühl und Empfindung vorzugsweise das Medium seien, wodurch man auf das Volk wirken könne, dürfte sich leicht verrechnen. Auch das Volk ist sinnlich, und in der Geschlechtsliebe erstrecht. In Handel und Wandel versteht es seinen Vortheil vortrefflich, und um einen Nutzen zu gewinnen, wird ihm jedes Mittel das rechte sein, wie sehr auch der Nachbar darunter leiden möge. Die Proceßlust, wovon gerade das deutsche Landvolk in so hohem Grade besessen ist, zeugt davon. Advocaten, Gerichtspersonen und untere Polizeibeamte würden in dieser Hinsicht ganz andere Geständnisse zu machen haben als so manche unserer Dorfnovellenschreiber. Damit soll aber keinenfalls gesagt sein, daß die niedern Schichten des Volks allen edlern Regungen und Leidenschaften verschlossen seien, im Gegentheil, sie werden sich in gewissen Fällen zu guten Entschlüssen und Werthaten sogar rascher hinreißen lassen als die gebildetern Classen. Unsere Bemerkungen, welche durch die von einem wirklichen Manne aus dem Volke, Ulrich Bräker, verfaßte autobiographische Dorfgeschichte „Der arme Mann im Tockenburg" vollkommen bestätigt werden, beziehen sich nur auf den Charakter des Volks, wie er sich zu gewöhnlicher Zeit und unter gewöhnlichen Verhältnissen gemeinhin zeigt, und richten sich besonders gegen die in Romanen häufig zu treffende Voraussetzung, als sei die Grundstimmung des Volks eine wesentlich sentimentale und gefühlsschwärmerische und seine Handlungsweise im Durchschnitt eine uneigennützigere als in andern Ständen. Die niederländischen Genremaler haben uns das Volk bei seinen Zechgelagen, Raufereien nnd Würfel- und Kartenspielen vorgeführt, und darin beruht ihr sittengeschichtlicher Werth, und wiewol sie nicht für den Salon malten, nimmt doch kein Gebildeter Anstand, ihre Bilder seiner Privatgalerie, wenn er es haben kann, einzuverleiben oder sie doch wenigstens in öffentlichen Galerien wohlgefällig zu betrachten und zu bewundern. Freilich sind sie bei der oft derbsten Auffassung zugleich mit dem feinsten Pinsel und mit wahrhafter Meisterschaft ausgeführt, und dies dürfte auch ein Fingerzeig für diejenigen Schriftsteller sein, welche sich die Schilderung sittlicher Volkszustände zur Aufgabe machen: Natur und Wahrheit, aber feinste, nüancirteste Pinselführung.

Wir freuen uns immer, wenn wir einem Schriftsteller begegnen, der den Muth hat, weitverbreiteten allzu günstigen oder allzu ungünstigen Vorurtheilen entgegenzutreten. Man hat uns so häufig die norwegischen Gebirgsstriche als den Sitz der besten, unschuldvollsten, friedlichsten Menschen geschildert, und es wird auch ohne Zweifel wahr sein, daß sich dort noch im Allgemeinen eine größere Simplicität und Unverdorbenheit der Sitten finden mag als in den Ländern, durch welche, vielfach sich verschlingend und kreuzend, die Heerstraßen des großen Weltverkehrs führen. Aber der zu Vergnügungszwecken Reisende, dessen offener Beutel auch überall auf offene Herzen trifft oder der doch wenigstens die Menschen nur im Vorüberfluge kennen lernt, kommt nie oder selten und dann nur um leicht zu verschmerzende Kleinigkeiten mit der Bevölkerung in Conflicte, die ihn auch in ihre schlimmern Leidenschaften einen Blick thun lassen. Ganz anders gestaltet sich das Bild nach jahrelanger ruhiger und vielleicht mit Geschäftspraxis verbundener Beobachtung. Wo, wie damals in einzelnen Strichen Norwegens, der Branntwein ein gesuchtes Stimulationsmittel war, verstanden sich eigentlich düstere Schattenpartien im Leben der untern Stände von selbst. Eine solche Schattenpartie des nordischen Lebens führt uns Lobedanz im Innern der norwegischen Hütte vor. Die Frau stirbt unter schrecklichen Verwünschungen, die sie gegen ihren Mann richtet, und dieser, fortdauernd der Branntweinflasche zusprechend, antwortet der Sterbenden höhnisch oder läßt seinen Groll an dem Knaben Paul aus, mit dem es, wie man aus den verworrenen Reden der Sterbenden heraushört, seine eigene Bewandtniß hat. Er ist nicht in dieser Hütte geboren, sondern der Sohn eines dänischen Großen, des Admirals de Brahe, den wir auch bald in Person kennen lernen als Mitglied einer Reisegesellschaft, welcher auch Struensee angehört. Das dritte Mitglied dieser Gesellschaft ist der junge Eugen de Brahe, die Frucht eines Liebesverhältnisses zwischen der Gräfin Juel und einem italienischen Sänger. Der Admiral heirathete später diese Gräfin ihres Vermögens wegen und erkannte Eugen als seinen Sohn an. Paul aber ist der nicht anerkannte und gewissermaßen ausgesetzte Sohn eben dieses Admirals und der Schauspielerin Schönborn, mit welcher der Admiral eine heimliche Ehe geschlossen hatte,

aber nur, um sie sehr bald darauf im Stiche und in Kummer und Noth einem frühen Tode entgegenwelken zu lassen. Hierauf und auf der Erbschaftsfrage wegen der Hinterlassenschaft der Güter der Gräfin beruhen die eigentlichen Verwickelungen des Romans, auf die wir uns jedoch nicht weiter einlassen können.

Es war wol die Absicht des Verfassers, der überhaupt den vornehmen Ständen in dieser Hinsicht nichts schenkt, in dem Admiral die aristokratische Verworfenheit der plebejischen gegenüberzustellen. Der Admiral ist ein grundschlechter Wüstling, dem Alles, Ehre, Tugend und Gewissen, um Genuß und Befriedigung seiner Selbstsucht feil ist. Gegen diese vornehme Niederträchtigkeit erscheint die plebejische Verworfenheit freilich noch als lautere Tugend; so in dem entlassenen Sträfling Ole Höiland, einem Herumstreicher und verwegenen Straßendieb, der zu dieser Stufe nur herabsank, weil er sich von der Sennerin und Lurbläserin *) Märit, die er liebte, verschmäht glaubte. Es lebt aber etwas Edleres in der Brust dieses rauhen Norwegers, das später noch öfter an den Tag tritt und sich auch schon in einer gewissen Sympathie dieses Menschen für den unglücklichen verstoßenen Paul zeigt. Der arme Paul geräth freilich durch das Verhältniß mit diesem verbrecherischen Menschen in eine Reihe von Widerwärtigkeiten, die ihn aber auch in das Haus des norwegischen Pastors Lassen führen, wo er dessen Tochter, die sanfte und schöne Ovidia, kennen lernt, die gegen den Schluß des Romans auch die Seine wird.

Wir müssen freilich gleich hier bemerken, daß uns der Verfasser in der Zeichnung seines Helden Paul und auch der fast himmlisch reinen Pastortochter nicht sehr glücklich gewesen zu sein scheint. Diesen Mangel theilt jedoch der Lobedanz'sche Roman mit fast allen deutschen Romanen ernster Gattung, die wir kennen. Während Schurken um und um sind, muß ein solches Liebespaar so weich, rein und unschuldig durch diese böse Welt hindurchgehen wie ein Paar geradezu vom Himmel gefallener Engel, denen nur die Flügel fehlen. Solche ungemischte Naturen gibt es aber auf Erden nicht, und darum erwecken sie auch unsern Glauben nicht. Sie stehen uns, die wir uns mit allen Schwächen der Menschennatur behaftet fühlen, allzu fern, und wir möchten uns immer über die Grausamkeit des Himmels beklagen, der diese reinen Unschuldsseelen in den mit Blumen überkleideten Sumpf, welchen man Erde nennt, herabfallen ließ. Wer gar nichts zu bereuen hat, ist gar kein Mensch, kein Sprößling dieser irdischen Sphäre mehr. Man kann sich allmälig durch die Kämpfe mit den bösen Gewalten, die in der Menschenbrust wohnen oder von außen andrängen, bis zu einem gewissen Grade reinigen, indem man sich zu dem praktischen Pflichtgefühl und dem kategorischen Imperativ Kant's oder, was doch auch möglich ist, zu einem entsagenden tiefreligiösen Glauben läutert, aber ohne Kämpfe, die den weichen Stoff der Seele doch in etwas härten und stählen, und ohne daß man Dies und Jenes zu bereuen hat, geht das nicht. Lobedanz läßt es zwar an Kämpfen und Versuchungen nicht fehlen, denen sich sein Held Paul als Knabe und dann als Jüngling ausgesetzt sieht, aber er läßt ihn doch nicht zu jener Männlichkeit reifen, ohne welche die Tugend eines Mannes nicht bestehen kann; denn Tugend und Männlichkeit fallen in dem Begriffe der virtus zusammen. Paul bleibt zu weich, es ist in ihm zu viel Thon, zu wenig Stahl, der, mit dem Stein in heftige Berührung gebracht, auch Funken und Feuer gibt. Alle Augenblicke vergießt Paul selbst noch in reifern Jahren Thränen wie ein junges Mädchen, er läßt sie sogar in den Schnee, der Kopenhagens Straßen füllt, niederfallen, und wenn ihn einer Seinesgleichen im Innersten verletzt und kränkt, so hat er dagegen kein Wort männlicher Entrüstung, sondern er duldet die Beleidigung und nur seine Augen füllen sich „unwillkürlich mit Thränen". Das mag ein übrigens ziemlich unnöthiges Zugeständniß des Romanschriftstellers, der auf ein Publicum speculirt, an weibliche Herzen sein; aber bei dem männlich fühlenden Leser schwächt diese Weichlichkeit das Interesse am Helden. Ich will nicht sagen, daß die Thräne dem Manne fremd sei, namentlich wird sie ihn bei dem Anblick fremden Leids nicht verunzieren; aber er wird sie im Falle selbsterlittener Kränkung niederzudrücken wissen, noch ehe sie ihm ins Auge trat. Auch mag die Thräne den eigenen Kummer erleichtern, aber ganz gewiß nicht das Gefühl der Kränkung, dem Kränkenden gegenüber. Hier bedarf es der männlichen Entgegnung in der einen oder der andern Weise. Auch die Art, wie zuerst das Interesse der jungen Ovidia Lassen für Paul erweckt wird, hat uns wenig befriedigt. Es ist eine Rettungsscene, nur daß dabei eine von einer Felswand sich ablösende Erdschicht eine Rolle spielt, nicht ein paar kollerig gewordene Pferde, denen der Held in den Zügel fällt, nicht ein brennender Dachstuhl, von dem er das händeringende Wesen rettet, nicht ein wüthender Bergstrom, aus dessen feuchter Umarmung er seine Geliebte in seine trockene reißt. Aber Rettungsscenen sind, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mögen, als Bekanntschaftsmittel und Aphrodisiacum zwischen Liebenden verbraucht. Die Gelegenheit, auf diese Weise sich mit seiner künftigen Geliebten zuerst in Rapport zu setzen, bietet sich im Leben, selbst wenn man darauf förmlich speculiren wollte, gewiß so im höchsten Grade selten, daß man auch im Roman nicht daran glauben mag, und am wenigsten sollte ein Mann wie Lobedanz, der im Uebrigen so große Erfindungsgabe verräth, zu einem so abgenutzten Motive gegriffen haben.

Diese Partie halten wir für die schwache Seite des Romans, und wo gäbe es einen Roman, der nicht seine schwache Seite hätte? Glücklicherweise macht uns dieses Liebesverhältniß nicht viel zu schaffen; es ist nicht die Hauptsache, es ist nur der äußere Faden des Romans, nicht der innere zusammenhaltende Gedanke. Die Stärken des Romans liegen nach ganz anderer Richtung hin.

*) „Lure" ist ein gerades Horn, das norwegische Alpenhorn, womit die Senner und Sennerinnen ihre Signale geben.

Dazu gehört gleich die Schilderung der Vorfälle in der norwegischen Pastorfamilie, in welcher der Verfasser abermals mit großer Menschenkenntniß und psychologischer Wahrheit ein Nachtgemälde aus dem sittlichen Leben des Volks entwirft. Der Prediger Lassen wird durch den reichen Bauer Voßhans, einen Liebhaber des Branntweins, in großes äußeres und inneres Elend gebracht. Der Fall ist so eigenthümlich und gibt so viel zu denken, daß wir ihn hier erzählen wollen, zumal da die Erzählung, wie wir glauben annehmen zu dürfen, auf einem wirklichen Vorfall beruht. Dem Voßhans wurden in einer Nacht eine Menge Schafe todtgebissen und der Bauer behauptete gesehen zu haben, daß des Pastors Hund der Thäter gewesen. Er verlangte Schadenersatz und verklagte den Pastor. Dieser behauptete die Unschuld seines Hundes, wobei er sich auf die Aussage seiner Frau und seiner beiden Knechte berief, welche versicherten, daß der Hund während der Nacht nicht von der Kette losgekommen. Es wurde nun dem Pastor der Eid, wahrscheinlich der Glaubenseid auferlegt, und der Pastor hielt es nicht für rathsam, seinerseits dem Voßhans den Eid zuzuschieben, weil er im voraus überzeugt sein konnte, daß dieser ruchlose Mann ihn unter allen Umständen leisten würde. Er schwor also den Eid lieber selbst. Voßhans agitirte nun in der Gemeinde gegen den Pastor mit Hülfe seiner beiden gleich gewissenlosen Töchter, Ravnhild und Kirstin, und die tveeter Bauern, die wie alle Bauern in solchen Fällen immer für Ihresgleichen gegen Höhergestellte Partei zu nehmen gewohnt waren, hielten sich davon überzeugt, daß der Pastor einen Meineid geleistet habe. So wurde die Stellung des Pastors innerhalb seiner Gemeinde eine höchst peinliche, zumal da ihm allmälig selbst Gewissensskrupel kamen, ob er nicht doch einen Eid geleistet habe, der mit der Wahrheit nicht übereinstimme. Hierzu kam, daß seine beiden Knechte, wahrscheinlich auf Voßhans' Betrieb, plötzlich ihn verlassen hatten und nach Bergen gegangen waren, um sich von den Engländern anwerben zu lassen, und daß sie beim Abschied ausgesagt haben sollten, der Hund sei doch von der Kette losgewesen. Dies Alles führte nun zu einer für die Pastorfamilie sehr traurigen Katastrophe in der tveeter Kirche. Doch ehe wir von dieser Mittheilung machen, wollen wir uns von dem Verfasser der Merkwürdigkeit wegen erzählen lassen, wie die Kirche aussah, in der sich das Gewitter über den Pastor Lassen entlud.

Die tveeter Kirche war eine der ältesten in Norwegen. Sie gehörte zu den sogenannten „Reis-" oder Stabkirchen. „Reis" kommt vom norwegischen reise (erheben); es bedeutet in diesem Falle soviel, daß die Kirche nicht wie neuere Bauten aus übereinandergelegten Balken gebaut war — denn aus Balken bestehen alle Häuser Norwegens auf dem Lande und zum Theil auch in den Städten — sondern daß die Balken anstatt horizontal perpendiculär aneinander gefügt waren, wie Stäbe, die man in die Erde gerammelt hatte. Die Jahreszahl 1138, welche sich an einer Art von Giebel befand, zeugte von dem hohen Alter der Kirche, sie gehörte zu der nur noch sehr geringen Zahl der schönen Denkmäler norwegischer Holzbaukunst, von denen die Hitterdalskirche in Thelemarken die schönste ist. Nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht und Bewunderung betrachtete man dies seltsame Gotteshaus. Beim ersten Anblick schien die Kirche größer und geräumiger zu sein, als sie doch war, denn das Gezimmer auswendig war von einem bedeckten Gange umgeben, dessen Dach mit fischschuppenähnlichen Schindeln gleichwie das der Kirche bedeckt war, während die Wand, mit Baumrinde bekleidet, kleine runde Oeffnungen zeigte, um das Tageslicht hereinzulassen. Die Kirche selbst glich, wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtete, einem Häuschen von vier oder mehr Stockwerken, welches Kinder aus Karten zu erbauen pflegen. Ueberall sah man spitze Dachwinkel und scharfe Giebel, nur nach hinten über dem Chore befand sich eine runde hohe Kuppel und auf dem Hauptgebäude ragte ein Thurm hervor, der aus vier aufeinandergesetzten, stets kleinern Vierecken bestand, welche durch schräge Dächer vereinigt schienen, indem das oberste Viereck in eine lange Spitze mit einem Kreuze auslief. Ueberall auf den Giebeln sah man ebenfalls Kreuze oder sogenannte Drachenköpfe, während rings Wände und Dächer mit Schindeln und Baumrinde bekleidet waren. In einer Entfernung von etwa 50 Schritt stand ein alter Glockenthurm, in demselben Stile erbaut, schwach und baufällig wie seine Mutter, die Kirche. Das Innere der Kirche bot wenig Bemerkenswerthes dar. Das Portal war doch ein prächtiges Schnitzwerk im byzantinischen Stile mit höchst phantastischen Figuren. Ein Chor über dem Portal schien förmlich in der Luft zu schweben, und da eine wahre Hühnersteige, die fast einer Strickleiter glich, hinaufführte, so ward man zu dem Glauben veranlaßt, als sei sie für ganzbefahrene Seeleute bestimmt. Sonst waren die Balkenwände nackt, ein rohes Christusbild hing über dem ärmlichen Altare und ihm gegenüber sah man den Kopf eines ausgestopften Rennthiers, welches man vor dreißig Jahren hier auf dem Kirchhofe geschossen hatte.

Es war Sonntag und die Zeit des Gottesdienstes näherte sich. Voßhans und seine beiden Töchter hetzten die Kirchengänger gegen den Pastor Lassen und seine Familie auf. Die schwarze Ravnhild namentlich hatte es auf Ovidia abgesehen. „Da geht das dumme Mädchen, die Ovidia (rief Ravnhild), mit einer Diamantbrustnadel und brüstet sich wie ein Truthahn oder ein Pfau, und im Hause ist nicht das trockene Brot; sie schwören lieber einen Meineid, als daß sie meinen Vater bezahlen, was sie ihm schuldig sind" u. s. w. Pastor Lassen betrat die Kanzel und wie von einem Dämon getrieben, predigte er über die Heiligkeit des Eides, dabei unverwandt Voßhans ansehend, als ob dieser es sei, der einen leichtsinnigen Eid geschworen. Mit einem Meineid, sprach der Pastor unter Anderm, verliere man die Achtung vor sich selbst und den Frieden der Seele. Der Verfasser erzählt weiter:

Er hatte kaum diesen Satz vollendet, als der Voßhans sich mit glühendem Gesichte von seinem Sitze erhob und mit wahrhaft schrecklicher Stimme rief: „Und das wagst du mir zu sagen, du, selbst Meineidiger!" Die ganze Gemeinde erhob sich, der Pastor erblaßte und wankte, die Pastorin, bleich wie eine Leiche, sprang auf und wollte, ihrer selbst nicht mächtig und ohne zu wissen, was sie that, im blinden Instincte des Kampfs den Beleidiger ihres Mannes schlagen, allein es ward ihr schwarz vor den Augen, sie sank auf dem Gange nieder, indeß der rasende Bauer hinaussprang, um seinerseits ihre ohnmächtige Wuth durch brutale Thätlichkeiten zu strafen. Ovidia schrie und weinte laut und der Pastor stürzte von der Kanzel hinab der Gattin zur Hülfe; der fremde Bauer schützte sie bereits, und so mußte der Wüthende einstweilen von seiner Rachsucht ablassen. Allein die Tochter des Voßhans hatte sich

auf Ovidia gestürzt und ihr die Tuchnadel entrissen, während das arme Mädchen weinend sich aus ihren Armen loszureißen bemüht war. Da brachen plötzlich furchtbare Donnerschläge los, der Himmel schien ein Feuermeer zu sein und der Regen wurde von dem heulenden Sturme gegen die erblindeten Fenster geworfen. Die Gemeinde fiel auf die Knie und betete, und auch Voßhans und seine Tochter mit ihren bösen Gewissen wurden durch die Nähe eines rächenden Gottes von unnennbarem Schrecken erfüllt.

Man denke sich nun die Lage eines Pastors, dieses Pastors Lassen, innerhalb einer Gemeinde, vor der er offen in der Kirche des Meineids beschuldigt worden ist und die daher auch nicht im geringsten daran zweifelt, daß er ein Meineidiger sei. Es blieb ihm zwar der Rechtsweg offen, und ohne Zweifel würde, wenn Lassen ihn betreten hätte, der Verleumder einer strengen Bestrafung nicht entgangen sein; aber ein Meineidiger wäre der Pastor in den Augen seiner Gemeinde trotzdem geblieben, ja die allgemeine Erbitterung würde dadurch gegen ihn nur gesteigert worden sein, und Voßhans hätte für Kerkerhaft und Geldbuße doch die Entschädigung befriedigten Rachegefühls gehabt. Außerdem hatten sich ja bei Lassen selbst Gewissensscrupel eingeschlichen, und er fürchtete, durch einen solchen Schritt sein Unrecht vor Gott noch zu vermehren. In dieser Noth besucht ihn ein College aus der Nachbarschaft, Pastor Bondesen, in Begleitung seiner Tochter, und es ist nun von dem Verfasser in einer wie aus dem Leben gegriffenen Scene wirklich vortrefflich geschildert, wie der würdige College dem armen gequälten Pastor süßlichen und heuchlerischen Trost ertheilt, halb salbungsvoll, halb frivol-weltlich, während er und seine Tochter im Geheimen über das Unglück Lassen's voller Schadenfreude sind und darauf bereits eigene Hoffnungen bauen. Richtig läuft noch während der Unterredung ein Schreiben vom Kirchenvisitatorium ein, wodurch Pastor Bondesen mit der Wahrnehmung der Geschäfte im tveeter Kirchspiele beauftragt wird. Lassen spricht sein Bedauern aus, daß die geistlichen Herren ihm nicht Zeit gelassen hätten, selbst um seinen Abschied nachzusuchen, worauf Bondesen recht in der Manier eines geistig heruntergekommenen Dorfpfarrers bemerkt:

Ja, die freuen sich auch, wenn sie etwas berichten können, was als Zeugniß pflichttreuen Amtseifers gelten kann; nun können sie wieder eine zeitlang auf ihren Lorbern ruhen. Der liebe Herr segne den Propst, es ist ein echtchristlicher Mann, obgleich ich eigentlich nicht weiß, wofür er sein Ritterkreuz bekommen hat. Nun, leb wohl, College, vertraue auf den Herrn, und schreibe mir, wenn ihr auszieht, damit mein Kaplan sogleich einziehen kann, meine Tochter, mein Lieschen, soll ihm die Haushaltung führen. Aber den Hund, die Bestie, sollst du mitnehmen!

Das ist nicht fein stilisirt, aber es ist charakteristisch für die Denkweise eines Dorfgeistlichen vom Gepräge Bondesen's, für dieses echte „Gottes Wort vom Lande", wie die klugen Städter wol solche Herren zu nennen pflegen.

Wir finden dann später den unglücklichen Pastor Lassen in Kopenhagen wieder. Er hatte sich schon früher mit reformatorischen Ideen beschäftigt und er spinnt diese nun in der dänischen Hauptstadt fort. Mit einem kindlichen Gemüth begabt, classisch gebildet und zu Schwärmereien und Grübeleien geneigt, war er immer so ganz anders gewesen als seine Collegen, denen eine gefüllte Brot- und Käsekammer ein angenehmerer Anblick war als eine gefüllte Kirche. Er kannte die Gebrechen seines Standes und sah ein, daß, wenn dieser sich nicht von innen heraus regenerire, die Religion überhaupt zugrunde gehen müsse. Das Tragische im Geschick dieses Mannes ist nun der ewige Scrupel, daß er als Geistlicher einen Eid geleistet habe, der möglicherweise ein Meineid gewesen sein könne. Wie dürfe er sich herausnehmen, die Welt reformiren zu wollen, wenn er selbst sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht habe? Den Vorfall in der tveeter Kirche betrachtet er als ein Gottesgericht, unter dessen Schwere sein Geist immer wieder zusammenbricht. Je mehr er sich gedrückt fühlt, um so höher will er mit seinen Ideen hinaus, und je höher er hinaus will, umsomehr fühlt er sich vor sich selbst erniedrigt. Er leidet noch an einem andern geistigen Zwiespalt. Er war stets der Ansicht, daß ein Geistlicher, um ganz seinem Amt und seiner Gemeinde zu leben, unverheirathet bleiben müsse; denn die Sorge um die Familie leite von allem höhern idealen Trachten ab, mache den Geistlichen nothwendigerweise gewinn- und selbstsüchtig, und das Uebel werde noch schlimmer, wenn die von ihm zur Gattin Erwählte keinen Sinn für die höhern Güter des Menschen, sondern nur für Küche und Keller habe. Trotz dieser Ansicht hatte Lassen geheirathet und, wie er sich später vorwarf, aus bloßen Motiven der Sinnlichkeit; auch hatte er das Misgeschick gehabt, eine Frau zu nehmen, die zwar im gewöhnlichen Sinne ganz wacker, aber allerdings für sein ideales Dichten und Trachten ohne Verständniß und Mitgefühl war. Wie wollte er nun Grundsätze predigen, gegen die er selbst gesündigt hatte? Dieser innere Kampf ist ein echt tragischer, und man bedauert fast, daß Pastor Lassen und seine Kämpfe und Schicksale später nicht eigentlich im Vordergrund spielen, sondern nur von Zeit zu Zeit aus den Coulissen auf die Bühne treten, während eine Menge neuer Gestalten das Proscenium einnimmt. Das Personal des Romans ist überhaupt ein fast zu zahlreiches, und so sehr man auch Grund hat, des Verfassers reiche Erfindungsgabe in der Hervorbringung der verschiedenartigsten Charaktere anzuerkennen, so wird das Auge von diesem bunten Gewimmel doch fast verwirrt, das Mitgefühl getheilt, das Interesse zersplittert. Es ist dies allerdings der allgemeine Charakter des modernen Romans, der sich dadurch zu dem Roman früherer Zeiten verhält wie etwa die neue complicirte Massenoper zu den einfachern Tondichtungen der ältern Meister. Wir wollen auch durchaus nicht in Abrede stellen, daß, um das Gemälde einer ganzen Zeit zu geben, diese geräumige Form die allein geeignete ist; aber den einheitlichen Genuß, den ein Bild in einem geschlossenen Rahmen gewährt, verlange man von solchen Romanen nicht; in jedem Augenblicke erscheint vielmehr ein neues Bild wie in einem Guckkasten. Aber auch dies hat für Auge und Sinn einen großen Reiz.

Im ersten Theile war der Roman wesentlich norwegische Dorfgeschichte; im zweiten Theile breitet er sich zu den Dimensionen eines historischen aus. Gleich im Anfang fällt unser Blick auf eine Persönlichkeit, die fortan unser Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nehmen soll, auf Struensee. Wir lernten ihn schon im ersten Theile als Reisebegleiter des Admirals und Eugen's kennen, jetzt ist er Conferenzrath, Freund des Königs, Vertrauter der Königin und dadurch der einflußreichste Mann in Dänemark. Wir erblicken ihn im eifrigen Gespräche mit Eugen de Brahe, der inzwischen auch ein tüchtiges Stück innern Lebens durchgemacht hat. Eugen war in Rom, lernte hier auf seltsame Weise eine junge Römerin Martina kennen, zu der er eine leidenschaftliche Neigung faßte, und als ob das von seinem Vater her in seinen Adern fließende italienische Blut seinen Einfluß geltend machte, trat der schwärmerische Jüngling zur katholischen Kirche über. Eugen spielt im Roman eine bedeutende Rolle, doch vermag er durch sein ganzes verschwommenes, unklares Wesen unsere Theilnahme nicht recht zu gewinnen, und wir werden daher auf ihn in unserer Betrachtung höchstens nur vorübergehend zurückkommen. Interessanter sind uns die Geständnisse, welche Struensee dem jungen Freunde über seine Stellung und seine Tendenzen macht. Struensee zeigt sich als vollkommener Anhänger des Materialismus, er gesteht Eugen, weder an Unsterblichkeit noch auch eigentlich an eine Seele zu glauben, denn eine Seele, die sich des Gehirns als wie eines Instruments bedienen könne, sei reiner Wahnsinn. Man könne ja aber dabei doch ein guter, ein weiser Mann sein und der Nachwelt einen ehrlichen Namen hinterlassen. „Solange man im Glücke ist!" antwortete Eugen, womit er eine furchtbare Wahrheit aussprach, die sich an Struensee's eigenem Leben bestätigen sollte. Auch an Liebe und Treue und an die ideale Natur im Menschen zu glauben, hatte Struensee inzwischen verlernt, doch bezeichnete er es als seine Aufgabe, für die Menschheit im Großen und Ganzen, für den dänischen Staat, für die Grundsätze der Aufklärung zu leben. Er wisse, äußerte er zu Eugen, daß das Volk ihn als den Deutschen und Emporkömmling hasse, aber er begnügt sich mit einer sehr gewöhnlichen Anschauung vom Volk. „Das Volk ist ein Kind", sagt er zu Eugen, es kennt seinen eigenen Vortheil nicht, es schreit, wenn es gewaschen wird, aber es fügt sich, wenn man ihm zeigt, daß man es ernst meint. Und das will ich ihm zeigen." Durch diese souveräne Verachtung des Volks hat sich schon mancher Mächtige den Sturz bereitet. Das Volk ist vielleicht nicht zu fürchten, wenn es auf eigenen Antrieb etwas unternimmt, aber es ist zu fürchten als Werkzeug in den Händen Höherer und Einflußreicherer. Struensee hatte keinen andern Schutz mehr als die Gunst eines halb blödsinnigen Königs, der allerdings auch witzig sein konnte, aber witzig wie ein schadenfroher Kobold oder boshafter Cretin; er hatte er sich die Gunst der Königin Mathilde, die Treue der deutschen Leibwache und die Anhänglichkeit einiger wenigen höhern Offiziere des dänischen Heeres. So stand er recht eigentlich in der Luft. Die Königin-Witwe Juliane und der Erbprinz Friedrich mußten wissen, wie populär sein Sturz bei allen Nationaldänen sein werde, sie konnten also wagen, was sie, bei einer Struensee günstigern Volksstimmung, wahrscheinlich nicht, wenigstens nicht sobald gewagt haben würden, und indem wir in der ersten Hälfte des zweiten Theils die Fäden der Verschwörung gegen den nunmehr zum Cabinetsminister und Grafen erhobenen Struensee und seinen Freund, den Grafen Brandt, sich anspinnen sehen, fühlen wir Struensee's unvermeidlichen Sturz voraus. Natürlich gehörten, außer dem Etatsrath Guldberg (der übrigens auch ein Emporkömmling und „Narr des Glücks" war), auch mehre Deutsche zu den Hauptverschwörern, namentlich der Graf Rantzau-Ascheberg und der Oberst Köller, ein geborener Hesse. Lobedanz hat die Verschwörer mit wenigen Strichen sehr gut gezeichnet, ganz besonders charakteristisch aber den königlichen Cretin, der sich in seiner Weise über Alle und Alles lustig macht mit dem Humor des Blödsinns. Die Zeichnung der männlichen Charaktere ist dem Verfasser überhaupt durchschnittlich besser gerathen als die der weiblichen.

Wir kommen nun zu einem sehr interessanten Abschnitt des Romans, indem der Verfasser uns in die literarische Welt des damaligen Kopenhagen einführt. Im Gastzimmer des Secondini'schen Kaffeehauses am Königsneumarkte, dem königlichen Theater gegenüber, sehen wir vor Beginn der Theatervorstellung eine Gesellschaft von Literaten versammelt, bestehend aus dem alten Professor Langebek, der gegen Struensee schlechte Satiren in holperigen Alexandrinern verfaßte, dem Literaten Biene, dem Redacteur der Staatszeitung Ursin und dem Redacteur der kopenhagener Adreßzeitung, des ältesten und damals verbreitetsten kopenhagener Blattes, Nansen, zu denen sich noch etwas später ein verdorbener Theolog gesellt, Thurah, der als Verfasser wüthender Schmähschriften gegen Struensee bekannt war. In dieser Weise bedankten sich damals die dänischen Schriftsteller für das Geschenk der Preßfreiheit, welches ihnen Struensee, der diese Angriffe aus Großmuth oder Leichtsinn vollkommen verachtete, aus freien Stücken gemacht hatte. In gewohnter Art unterhalten sich diese klugen Herren über Alles und noch etwas, vorzugsweise freilich über Gegenstände der Literatur, über Dänen- und Deutschthum und über Struensee, diese bête noire aller damaligen dänischen Patrioten. Man erfährt aus ihren Gesprächen, daß heut Abend ein neues Trauerspiel von dem Dichter Ewald: „Baldur's Tod", zur Aufführung kommen und daß ein „norwegischer Bauerjunge" (in welchem wir dann später unsern alten Bekannten Paul Olsen wiedererkennen) darin die Rolle des Baldur geben wird. Professor Langebek verspricht sich viel von Ewald's neuem Trauerspiel, wogegen Nansen, der noch einer ältern Geschmacksrichtung angehört, von Ewald überhaupt nicht viel halten will. Sein letztes Stück „Rolf Krage" sei ja „miserabel" gewesen, überhaupt sei

Ewald ein schwächlicher Nachahmer Klopstock's, den er vergöttere, weil Klopstock ein paar mal ein freundliches Wort zu ihm gesagt habe. Da lobe er sich Wessel's Stück „Liebe ohne Strümpfe", das sei „magnifique", der König aller Poeten bleibe aber doch immer Vater Holberg. „Alles zu seiner Zeit", erwidert hierauf Ursin, der Redacteur der Staatszeitung. „Ernst und Scherz muß wechseln, ich liebe Wessel und Holberg, aber auch Ewald; und Klopstock ist ein großer Dichter, wir sollen nicht klagen, daß unser König *) ihm ein Jahrgehalt verlieh, sondern stolz sein, daß wir diese unsterbliche Thatsache zur Schande Deutschlands in unserer Literaturgeschichte aufbewahren werden, als ein Glück ferner, daß uns kein deutscher Kaiser, Kurfürst, Herzog oder Markgraf zuvorkam." Professor Langebek meint hierauf, den Dänen gehe Deutschland und die deutsche Literatur gar nichts an, es sei aber so die Art des Dänen, jedes fremde Verdienst in den Himmel zu erheben und das einheimische in den Staub zu treten, worauf Biene sich gestattet, Ewald ein mauvais sujet zu nennen, der zu viel trinke und in anständiger Gesellschaft gar nicht erscheinen dürfe. Professor Langebek nimmt Ewald dagegen in Schutz: wenn er so tief gesunken sei, so liege dies daran, daß man ihn nicht zu heben gesucht habe, daß man ihn verkümmern lasse; ein Poet habe eine zarte Natur, man müsse ihn daher pflegen; Ewald's Werke würden später von seinem Ruhme zeugen, aber von der Schmach seiner Zeitgenossen. Ebenso wenig können die Herren über Fragen der Politik einig werden. Die Gegner Struensee's erzählen von diesem und dem Grafen Brandt allerlei alberne Gerüchte, die, wie unglaublich sie auch sein mögen, doch von den Zuhörenden geglaubt werden. Thurah versichert ganz ernsthaft, der „Tyrann" (Struensee) beabsichtige, den König zu entthronen, Graf Brandt habe jüngst den König an die Wand gedrückt, ihm den Finger fast abgebissen und außerdem die Hetzpeitsche im Vorzimmer gehabt, um den König mit ihr zu züchtigen. Biene berichtigt nun diese alberne Geschichte dahin, daß der König den Grafen mit einer Citrone geworfen und ihn aufgefodert habe, mit ihm zu ringen, wenn er kein „Cujon" sei, und das habe denn Graf Brandt zum besondern Wohlgefallen Sr. Majestät gethan. Ueberhaupt nimmt Biene offen Struensee's Partei und erklärt ungescheut, seiner Meinung nach würde Dänemark nichts verlieren, wenn es statt von einem schwachsinnigen König von einem Manne regiert würde, der mit kräftiger Hand schon so viele nützliche Reformen ins Leben gerufen habe. Die Köpfe erhitzen sich; doch legt sich der Streit, als die Herren wahrnehmen, daß auch der Hof in glänzendem Aufzuge die heutige Vorstellung besuche, voran der königliche Wagen mit sechs prächtigen Schimmeln, hinter ihm ein Wagen mit vier Pferden, worin Struensee allein saß. Es fiel auf, daß die Königin und Struensee der Aufführung eines dänischen Nationaltrauerspiels beiwohnen wollten; aber Beide kamen begreiflicherweise nicht we[gen] des Ewald'schen Trauerspiels, sondern aus Neugier, [um] den „norwegischen Bauerjungen", von dem man so[…] Merkwürdiges gehört, in der Rolle des Baldur zu sch[…]

Das Ewald'sche Trauerspiel setzte das Publicum [in] Begeisterung, man hatte niemals geglaubt, daß die dä[ni]sche Sprache eines solchen Schwungs, einer so gewalti[gen] Kraft und zugleich solcher das Ohr bezaubernden Zart[heit] und Weichheit fähig sei. Jetzt erst erkannten die Kop[en]hagener, was sie an ihrem Ewald besaßen. Wir len[…] den Dichter in Lobedanz' Roman auch persönlich ken[nen]. Paul Olsen, der in der Rolle des Baldur einen schö[nen] Erfolg gehabt hat, besucht ihn in seiner Dachkamm[er]. Begleiten wir ihn dorthin.

Obgleich Ewald — heißt es im Roman — sein vierzi[…] Jahr noch nicht erreicht hatte, sah er doch aus wie ein G[…] wenn auch der kindliche Ausdruck seiner Züge seltsam mit […] rem Alter contrastirte. Eine griechische Nase, die bei [den] bleichen eingefallenen Wangen, welche durch das lange he[…] hängende Haar noch schmäler schienen, fast ungebührlich [...] wenn auch wohlgeformt erschien, beeinträchtigte die urspr[üng]lich ideale Schönheit seines Gesichts. Die Kissen waren [...] seinem Rücken hoch emporgethürmt, sodaß er im Bette [...] konnte, allein zur Lehne dienten sie ihm kaum, da sein [...] durch die entsetzliche Gicht krumm wie ein Bogen war. [...] ihm auf dem Bette lag ein Bret, das ihm zum Sch[…] diente; neben dem Bette stand ein roher Tisch, worauf ei[…] Papier nebst einem Tintenfasse Platz fand.

Das war Johannes Ewald in dem Zustande, [in] welchem er „Baldur's Tod" gedichtet hatte, das war [...] Behausung, das sein Leben — ein jahrelanges [...] thum! Die Großen und Vornehmen hatten sich u[m …] nicht gekümmert, aber wol kamen ärmere, meist [...] Leute, namentlich Studenten, selbst von Island, [...] Herzen Ewald mit den patriotischen Klängen seiner [...] tungen entzündet hatte, um ihren Liebling zu sehen, [...] ehe sie gingen, legten sie gerührt eine „Krone" a[uf den] Tisch, wie dies Sitte geworden war, und Ewald [ver]beugte sich dann mühsam und wünschte ihnen „[...] Lohn!" für dieses Almosen, diesen „Nationaldank". [...] man Ewald's Bedeutung als Dichter etwa desha[lb ge]ringer anschlagen, weil man weiß, daß er der [...] etwas stark zuzusprechen pflegte? Ebenso wenig, al[s …] Vogel's köstliche Ouverture zum „Demophon" [...] weniger schön finden wird, weil man nach seine[m eige]nen Geständniß weiß, daß er sie in der Exaltatio[n des] Weinrausches schrieb. Infolge einer furchtbaren [...] tung (Ewald hatte sich einmal als Deserteur, u[m sich] den Blicken seiner Verfolger zu entziehen, eine [...] Nacht in einem Sumpfe verborgen gehalten) litt [er an] der Gicht und an Rückenverkrümmung; jahrelan[g war] er an sein Krankenbett, das auch sein Sterbelage[r wer]den sollte, wie an eine Folterbank gefesselt; durch [...] und Sarkasmen die Schmerzen und Langweiligk[eit sei]nes traurigen Daseins zu lindern wie Heinrich H[eine …] diese Gabe war ihm versagt, dazu war Ewald [...] pathetische Natur; auch hatte er in seinem L[…] Reize der Geselligkeit kaum kennen gelernt, ab[er] nicht ihre Gifte. Er nahm daher seine Zufl[…]

*) Es ist hier nicht der blödsinnige Christian VII., sondern sein Vorgänger gemeint.

spirituösen Getränken, an die er wol auch von seinem Soldatenleben her gewöhnt sein mochte. Er mag dadurch seinem Körper und seinem Rufe geschadet haben, aber er schadete wenigstens keinem Andern durch allerlei Klatsch und Skandal, womit Heine sich sein Schmerzenslager zu versüßen wußte. Ob dies oder jenes moralisch eher zu rechtfertigen sei, das ist die Frage oder vielmehr nicht die Frage. Während die Großen und Vornehmen Dänemarks um kleinlicher selbstischer Zwecke willen intriguirten und den eigentlichen Nationaldichter verkümmern ließen, fühlte dieser in seiner ärmlichen Umgebung den ganzen vaterländischen Stolz eines dänischen Mannes, den Stolz eines Dichters, der sich bewußt ist, auf seine Nation in erhebendem und bildendem Sinne zu wirken. In seiner ärmlichen Zelle war Dänemark, nicht außer derselben. Das ist wol ein Heroenthum, gegen das so manche glänzende Scheinexistenzen in ihr Nichts versinken.

Der Verfasser führt uns an der Hand Paul's und Eugen's auch an das Sterbebett des Dichters. Als die Freunde vor der Thür des ärmlichen Zimmers standen und Paul anklopfen wollte, hielt Eugen ihn zurück und sagte die schönen, ihm vom Verfasser in den Mund gelegten Worte:

Welche seltsame Contraste bietet das Leben doch dar. Ich, der unbedeutende Mensch, die Frucht einer sündlichen Verbindung, der ich schon im Mutterleibe die unschuldige ... eines verbrecherischen Misbrauchs des Sacraments ... wurde — ich stehe hier, ja, ich darf es wol sagen, ausgerüstet mit körperlicher Schönheit, mit freiem, gebildetem Geiste, mit der verführerischen, machtgebenden Wohlthat des Reichthums, der mir, ohne daß ich auch nur einen Schweißtropfen darum vergossen hätte, zutheil geworden ist! Und hinter dieser Thür, an welche der wucherische Hauseigenthümer nicht einmal die Farbe, um die ekle Blöße des Holzes zu bedecken, hat wenden wollen, liegt ein Genie in Armuth und Elend, ja in Entwürdigung und Erniedrigung, ein Genie, wie das tausendjährige freie, nie von einem äußern Feinde bezwungene, einst das Meer beherrschende Dänemark noch nicht hervorgebracht hat, ein Genie, das einer fast noch rohen, ungebildeten Sprache die Weihe der höhern Poesie und Bildung gab, das die poesielose dürre Plattheit eines Holberg, des ... Götzen spottsüchtiger, niedrigdenkender Plebejer, verdrängte durch eine Tiefe des Geistes, einen Adel der Gesinnung, eine Wärme des Herzens, wie weder Frankreich noch Deutschland, sondern nur England in seinem Shakspeare sie ... hervorgebracht haben! Einsam und verlassen, umgeben von Nacht und Leere erschien er am Himmel, und die Nacht haßt ihn, weil er ihre Herrschaft vernichtet, weil er der Vorbote des Tages ist, der, so Gott will, bald ihr düsteres ... verdrängen soll!

Lobedanz macht uns auch mit Ewald's Schwanengesang bekannt, den der Dichter, ehe er entschlummerte, mit zitternder Hand niederschrieb; er lautet:

Beim Nahen des Todes.

Rüst' dich, o Held von Golgatha,
Heb' auf dein rothes Schild,
Denn Angst und Sünde, siehst du ja,
Ergreifen mich so wild!

Heb' auf das Schwert, du Riesenarm,
Und schlage unsern Feind!
Dann jauchzt mein Herz, dann flieht mein Harm,
Weil hell das Licht erscheint!

Dann hältst du mich mit deiner Kraft,
Ich seh' den Tod besiegt,
Wenn sich mein Geist, dem Leib entrafft,
An deinen Busen schmiegt!

Geschrieben von Johannes Ewald auf dem Sterbebette, als die Gewalt seiner Krankheit ihn schüttelte und fast verzagen ließ.

Wir theilen über Ewald, der in Deutschland im Ganzen nur wenig gekannt ist, während er bei den Dänen in hohem Ansehen steht, folgende von Lobedanz einem andern Autor entlehnten Worte mit:

So starb Johannes Ewald, in einem Alter, in welchem der Mann in seiner besten Kraft zu wirken und zu leben pflegt; und es war auch bei ihm nichts mehr als der Körper, welcher hinfällig und ausgezehrt war. Sein letztes bedeutendes Werk mußte uns zeigen, wie er mit jeder neuen Anstrengung seiner Kräfte sich zu größerer und stets mehr veredelter Reife erhob, und wie jede neue Begeisterung für einen hohen und schönen Gegenstand mehre stets neue Seiten seines Dichtergeistes entwickelte. In den «Fischern» ist der Patriotismus die Idee, welche seine Seele begeisterte und erfüllte; sein hohes Gefühl für den alten Ruhm und Stolz Dänemarks, seine Seemacht und seinen Seemannsstand und seine genaue Bekanntschaft mit dem Seemanns- und Fischerleben geben diesem Drama den nationalen Charakter, welcher es zu einem Palladium in Dänemarks Sprache und Poesie macht, zu einer jener Dichtungen, mittels welchen der Däne den Ruhm seiner Nation fühlt und sich beglückt hält, einem Volke anzugehören, welches ein edler Dichter in herrlicher lyrischer Begeisterung hier von seinen eigenthümlichsten Seiten darstellte. Ueberdies enthält das Drama eine vollkommene Romanze, deren eigenthümlicher Charakter sie ebenso sehr auszeichnet, als ihre classische Schönheit und wunderbare melancholische Anmuth sie zu einer seltenen Perle in unserer Poesie macht. Wenn alle Werke Ewald's vergingen und nur «Liden Gunver» und der lyrisch begeisterte Nationalgesang «König Christian stand am hohen Mast», bei dessen Worten kein dänisches Herz kalt bleiben kann, übrigblieben, so würde man nie zweifeln dürfen, daß sie einem großen Dichter ihren Ursprung verdankten.

Und kein Zeitalter wird Ewald diesen Namen absprechen, denn er gehört zu den Dichtern, welche wol übertroffen, allein nie verdunkelt werden können, zu denen, welche viel wurden, aber mehr hätten werden können. Große Anlagen, edle, reiche Kräfte, ein mächtiger, ein originaler, schöpferischer Geist waren ihm gegeben — und wie er mit seiner innersten Naturkraft gegen die bittersten und schmerzlichsten Lebensverhältnisse, wie er, beinahe einsam und fremd in seinem Zeitalter, seinen Muth und seine Selbständigkeit bewahrte und selbst in den traurigsten, in den demüthigendsten Verhältnissen die Freiheit und den Stolz seines Geistes bewahrte, das wird das dänische Volk erfahren, wenn sein ganzes Leben einst vor ihm aufgerollt sein wird. Der, welcher, ohne dies zu können, «Die Fischer» liest, wird fragen: War es nicht ein kraftvoller Mann, in der Blüte seines Lebens, gesund, sorgenfrei, glücklich, geehrt, der dies Nationalschauspiel dichtete? — erstaunt aber wird er die Antwort vernehmen: Nein! ein ächzender Krüppel, der auf seinem Krankenlager schrieb, wenn seine Schmerzen ihm dies erlaubten, ein Gichtbrüchiger, der viele Stunden und Tage nicht einmal die Feder führen konnte und der in einer Reihe von Jahren, mehr oder weniger in einem solchen hülflosen Zustande, sich das Leben fristete, indem er seine Muse als Dienstmagd Dienste thun lassen und die herrlichen Früchte seines hehren Dichtergeistes für einen ärmlichen Lohn dahingeben mußte.

Die Kopenhagener suchten das Unrecht, das sie an diesem Nationaldichter begangen hatten, durch die großartigste Betheiligung an seinem Leichenbegängniß wie-

der gutzumachen; schade nur, daß der Dichter nicht selbst seinem Leichenbegängniß beiwohnen konnte, um den aufopfernden Patriotismus seiner Landsleute in einer neuen schönen Ode zu feiern. Weißgekleidete Mädchen streuten Tannenzweige auf den festgetretenen knarrenden Schnee, man erkletterte die Bäume, man deckte sogar die Dächer ab, und selbst Solche, welche den Dichter während seines Lebens angefeindet hatten, wagten nicht zurückzubleiben, darunter die Mitglieder der Nordischen Literaturgesellschaft, deren wichtigstes Geschäft es stets gewesen war, die beginnende Begeisterung für die durch Ewald gegründete ideale Poesie durch Spott und ungerechten Tadel zu dämpfen. Wie dies immer zu geschehen pflegt, wälzte das Volk, statt sich selbst anzuklagen, die Schuld an des Dichters Elend auf Andere, und es fehlte nicht an Solchen, welche sie ohne weiteres dem Grafen Struensee zur Last legten, als ob dieser, der kein Däne war, mehr als die Dänen selbst die Verpflichtung gehabt, für dänische Dichter Sorge zu tragen.

Nachdem wir dieser Episode, die den Interessen und Tendenzen d. Bl. allerdings am nächsten lag, in so ausführlicher Weise gedacht haben, fehlt uns fast die Stimmung (um nicht die beliebte Entschuldigung wegen Raummangels für uns geltend zu machen), den umfangreichen Rest des Romans in eingehender Weise zu besprechen, obschon er des interessanten Stoffs noch sehr viel enthält. Wir übergehen daher die gegen Struensee angestiftete Matrosenemeute, die Nacht vom 16. zum 17. Januar, die in der Capitelüberschrift mit Recht eine „Nacht des Schauders und Entsetzens" genannt wird, die Plünderungen und Volksexcesse, welche der wie gewöhnlich „unter der Maske der Gottesfurcht, der Freiheitsliebe, der Unterthanentreue" vollführten Staatsumwälzung folgten und denen man von oben keinen Einhalt that, denen man sogar insgeheim Vorschub leistete, weil es den Verschwörern daran liegen mochte, der Welt einen Begriff von der Unpopularität Struensee's beizubringen. Wir übergehen sogar die in psychologischer Hinsicht so interessanten Unterredungen des nun halb mit dem Glauben ausgesöhnten unglücklichen Struensee mit Eugen im Kerker und die Hinrichtung der beiden „Narren des Glücks", der Grafen Struensee und Brandt, wobei das in seinen Empfindungen schnell wechselnde Volk sich gegen Struensee sehr anständig und ehrerbietig benahm, während der König ein großes Fernrohr eigenhändig herbeischleppte, um es auf das eine halbe Meile entfernte Osterfeld zu richten, wo das Haupt seines ehemaligen Günstlings fallen sollte. Die erschütternden Scenen drängen sich überhaupt in dieser Partie des Romans ganz außerordentlich; dahin gehört der Tod des verworfenen Magisters Worm durch Ole Holland's Tolleknív und der Tod des wo möglich noch verworfenern Admirals de Brahe, den die Nemesis durch dasselbe Messer Ole's ereilt; ferner der tragische Ausgang des edelsinnigen Harald Lassen, der in einem unglücklichen, mit seinen interessanten Nebenumständen sehr spannend geschilderten Zweikampf mit dem Obersten Köller fällt. Es geht hier rasch hintereinander soviel des Schrecklichen vor, daß wir so Manches, namentlich die für uns wenig anziehenden, etwas wüsten Entführungsgeschichten, gern vermißt hätten. Aber zum Schluß rettet uns der Verfasser aus all diesem Wirrsal hinüber in ein Asyl des Glücks und der Arbeit, ohne die kein wahres Glück bestehen kann, nach dem Gute Laurvig in Norwegen, welches Paul Olsen, jetzt nach dem Tode des Admirals und Eugen's als Paul de Brahe ein Mann von Stand und großem Vermögen, angekauft hat. Ovidia Lassen ist jetzt Ovidia de Brahe und seine Gattin, und der alte Pastor Lassen, der, wie sich ergibt, sich keines Meineids schuldig gemacht, hat seinen religiösen Reformationsideen, die doch allzu sehr vom Boden der Wirklichkeit abirrten und zu doctrinär waren, entsagt und bebaut selbst das Feld. Der jetzige Pfarrer von Tveet, der sich nicht mit der heirathslustigen Tochter jenes weltlichen Pastors Bondesen, sondern mit einem Fräulein aus der Gegend von Hamburg verheirathet und mit ihr viele Kinder gezeugt hat, ist ihm dafür das beste Beispiel. Das Pfarrgehöft von Tveet ist unter den Händen dieses wackern Mannes eine wahre Musteranstalt an Ordnung und Wohlhabenheit. Der Prediger, sagt der tveeter Pfarrer, sei ein rechter für die Bauern, der ein rechter Bauer und rechter Mensch sei; die wichtigste Predigt sei das Beispiel und der beste Lehrmeister das praktische Leben; studiren sei wol oft ein großer Genuß, aber oft auch ein Luxus, welcher der Arbeit nachstehen müsse. Dies ist die Schlußmoral des durch die vielfachsten Beziehungen sich auszeichnenden, stets lebhaft interessirenden und mit großer Energie durchgeführten Romans, die Jedem zur Nachachtung zu empfehlen ist, dem es nicht blos danach gelüsten sollte, ein „fortune's fool" zu sein.

Hermann Marggraff.

Sieben neue epische Dichtungen.

In einer Zeit, wo der politische wie der sociale Materialismus sein Reich täglich vergrößert, wo californisches Gold und Eisenbahnactien, Industrieausstellungen und schwimmende Batterien das allgemeine Interesse absorbiren — in einer solchen Zeit gibt das deutsche Volk ein schönes Zeichen seiner jugendlichen Frische, indem, freilich neben einer Unzahl mittelmäßiger, sich doch einzelne wahrhafte poetische Talente erheben und Theilnahme finden, Talente, welche uns im Bilde zeigen, daß es neben dieser häßlichen Welt der Dampfmaschinen und des Börsenspiels noch eine schönere und über derselben eine höhere gibt.

Wir legen hier unsern Lesern sieben epische Dichtungen vor. Die erste ist ein historisches Epos, betitelt:

1. Das Welfenlied von Gustav von Meyern. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jene Richtung aufs Materielle, von der ich soeben sprach, ist der Anerkennung und Pflege insonderheit des historischen Epos heutzutage hinderlich. Jedermann verlangt jetzt eine klare, gesichtete, mit Documenten belegte Geschichtserzählung; jeder neue Bibliothekscustos oder Bibliotheksassistent sucht sich ein historisches Factum heraus und durchforscht alte, hundert mal durchforschte Thatsachen zum hundertersten mal, ob nicht noch ein Körnchen Wirklichkeit mehr aus dem alten Staub und Mo-

der herauszufinden sei — das ist vielleicht auch ein materieller Zug unserer Zeit. Das ebengenannte „Welfenlied“ von Gustav von Meyern führt den anspruchslosen, für diese Gattung von Gedichten alterthümlichen Titel: Lied, aber es ist durchaus ein Epos. Die Thaten und Schicksale des Welfenstamms werden in ihrem Zusammenhang mit der Eigenthümlichkeit und dem Geist des germanischen Volks dargestellt und herabgeführt bis zu den letzten heldenmäßigen Ausläufern dieser Familie, den Herzogen Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Unser Dichter schildert aber nicht nur die Fahrten und Kämpfe seiner Helden, er gibt auch dem Familienleben den gebührenden Antheil; der Held als Familienhaupt, der Held um Liebe werbend, der Held im Bund der Freundschaft — und dazu die Welfischen Frauen, die kühnen, aber auch verständigen und klugen Heldenfrauen Luitgarde, Mechtildis, Beatrix —: das Alles gibt dem großen Gemälde einen Reiz, der es unserer modernen Anschauung noch näher bringt. Und Meyern gibt uns in seinem Werk keine Reimchronik in Versen; der Dichter stellt Alles concentrirt, succinct dar; seine Gestalten haben Fleisch und Bein und Blut; wir hören, wir sehen sie, wir leben, wir leiden, wir jubeln, wir trauern mit ihnen, weil wir ihre Thaten, ihre Schicksale, ihr Leben miterleben. Meyern's Gedicht steht auf dem Boden der Wirklichkeit, aber es erhebt sich über denselben; sein Gesang läßt ahnen und mahnt, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen menschliche Macht und Hoheit — und wäre sie noch so groß und hoch — dem Untergange entgegenschreitet.

Was die im engern Sinn so genannte Darstellung betrifft, so ist dieselbe fast durchweg dem Gegenstande in seiner wechselnden Gestaltung angemessen. Die Zeichnung der Personen gelingt dem Dichter bis zu dem Grade, daß die Figuren sich zu dramatischer Selbständigkeit abrunden; Familienscenen wie Schlachten malen, in Beidem ist Meyern ausgezeichnet; namentlich ist die Schlacht an der Tiberbrücke ein Bild ebenso schön in Farbe und reich an Bewegung als effectvoll und wahr. Eine specielle Erwähnung verdient es noch, daß unser Dichter den Romanzenton so richtig zu treffen weiß; der Ton seiner Romanzen ist lebensvoll, warm und kräftig, dazu noch ist er frei einerseits von jener Pracht, andererseits von jener Ziererei, wodurch Manche diese Dichtungsart verunstalten; selbst wenn Meyern die ritterliche Courtoisie schildert, wird er nicht preciös; in zarter Schelmerei erinnert er an das Beste altdeutscher Dichtung.

Referent hat über einen zu beschränkten Raum zu verfügen, um noch mehr ins Einzelne eingehen zu können; er kann sich jedoch nicht versagen, folgende Strophen aus einem sehr hübschen, freilich den epischen Gang des Gedichts ein wenig unterbrechenden Rheinliede hier mitzutheilen:

Viel tausend Reben blühen
Rings um den stolzen Rhein,
Die machen das Herz erglühen
Mit gold'nem Feuerwein.
Doch reift die hold'ste Traube
Auf seinen Fluten weit,
Drin glüht der gold'ne Glaube
An Deutschlands Herrlichkeit.

Wer immer den Rhein befahren,
Im Herzen deutsches Blut,
Der trank in unsichtbaren
Zügen der Traube Glut,
Und golden, wie Hoffnungsschimmer
Zog's dann in die Seele ihm ein:
So mächt'ger Strom kann nimmer
Ein Strom der Ohnmacht sein! u. s. w.

2. Der Fall von Babylon. Ein Gedicht von Adolf Böttger. Leipzig, Herbig. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Böttger's „Fall von Babylon“ ist nicht eigentlich ein historisches Epos, und falls es dazu gemacht werden könnte, so hat unser Dichter es nicht dazu machen wollen; er hat seinem Gedicht eine eigenthümlich poetische Gestaltung und Abrundung gegeben und zwar mit einer Phantasie welche von Anfang bis zum Schluß die Phantasie eines Dichters ist. Eine eigenthümliche Schwierigkeit drängte sich dem Autor in der Bearbeitung dieses Stoffs entgegen. Nämlich jedes rechte Epos muß eine scharfbegrenzte Nationalität zum Hintergrunde haben. Nun liegt aber das nationale Element des Babyloniertbums, aller gelehrten Historiographie zum Trotz, noch in nebulose Formlosigkeit verhüllt. Aber unser Dichter hat mit feinem Takt dies nationale Element so discret behandelt, daß es durchweg den Charakter poetischer Wahrheit trägt. So haben wir denn hier kein phantastisches Gemälde vor uns, vielmehr ist es ein wahrhaft schönes Gemälde. Der Dichter wendet nur eine natürliche Maschinerie an; seine Motive sind einfach, aber er versteht sie zu gebrauchen; er hascht nicht nach Effect, aber er wirkt effectvoll, weil er von seinem Gegenstande erfüllt ist; seine Personen sind wirkliche lebensvolle Menschen. Wenn Jemand das Wort ausspricht: „der Fall von Babylon“, so verbindet sich damit ganz unwillkürlich der Gedanke von etwas Großem, Gewaltigem; höchst unkünstlerisch würde es sein, das Kolossale durch Kolossales darstellen zu wollen, so wie der Verfasser eines bekannten Dramas, „Judith“, den Holofernes zu einem kolossalen Tyrannen à la Grabbe machte. Böttger hat diesen Fehler glücklich vermieden; er hält sich durchaus im Bereich des Menschlichen. Während das babylonische Reich, der babylonische Religionscultus, das babylonische Königshaus — Alles innerlich haltungslos — einem unvermeidlichen Untergange entgegenschwankt, freuen wir uns in diesem Gedicht an der festen Natürlichkeit und Gesundheit des Perserkönigs und seines Heeres, ja noch mehr, wir werden erhoben durch den einfach wahren Heldenmuth frommer Israeliten und durch den Heroismus des Propheten Daniel — noch mehr, mit dem Schluß des ganzen Gedichts eröffnet sich uns hell die Aussicht auf den ewigen Sieg der unterdrückten Freiheit, Wahrheit und Liebe!

Ein Thema wie das vorgenannte kann von verschiedenen Seiten aufgefaßt und erledigt werden. Manche innerlichst prosaisch gestimmte Leser werden vielleicht die dialektische Seite vermissen; Böttger hat sie unberücksichtigt gelassen; allein er hat Recht daran, daß er das gethan hat, er würde sich sonst vom Gebiete der Poesie hinweg verirrt haben. Böttger hat uns mit dem „Fall von Babylon“ ein schönes lyrisches Epos gegeben. Ein lyrisches Epos sage ich; indeß bei dieser Charakterbezeichnung kann es durchaus bestehen, daß die einzelnen Scenen dieses Gedichts eine wahrhaft dramatische Selbständigkeit haben und daß in dem Gange des Ganzen ein dramatischer Fortschritt sich kundgibt. Die Gefühlssituationen herrschen in diesem Epos vor; der ganze Reichthum von Persönlichkeiten, Ereignissen und großen Momenten wird uns durch schöne, wohllautende Lieder nahegebracht.

3. Cameen. Poetische Erzählungen von Adolf Böttger. Leipzig, Falcke und Rößler. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn mit dem Titel „Cameen“ angedeutet werden soll, daß der Dichter diesen Stoffen nur seine Fassung gegeben habe, so ist Böttger in dem Fall, mehr zu leisten, als er versprach. Jemand kann den Stoff zu einem Gedicht vorgefunden haben, aber unter welchen Bedingungen darf man von ihm sagen, daß er des Stoffs Meister sei? Ich meine, ein Dichter zeigt seine Meisterschaft über den Stoff erstens durch die Form, die er dem Stoff gibt, zweitens durch das Maß eigener Zuthat, drittens durch die Beziehung, in welche er den Stoff zu höhern Gedankenreihen bringt. Diese Bedingungen hat Böttger in schönster Weise erfüllt und so macht er es den Leser vergessen, wenn der eine oder der andere der ihm hier gebotenen Stoffe schon bekannt war. Die Schilderung verschiedener Nationalitäten gelingt unserm Dichter, wie wir das

schon bei Gelegenheit des „Fall von Babylon" bemerkten, vortrefflich und zwar in dem Gedicht „Der Erbe von Thirlestan" bis zu einem solchen Grade, daß man Robert Burns oder irgendeine der alten Balladen aus Percy's Sammlung vor sich zu haben glaubt.

Zu dem Allen finden wir in diesen poetischen Erzählungen einen Grundzug Böttger'scher Poesie wieder: das Ganze seines Gedichts ist in seiner schönen Gliederung allemal wie hingehaucht oder wie hingegossen. Auf die Mehrzahl der poetischen Erzählungen dieses Bändchens beziehe ich es, wenn ich sage: des Dichters Gedanke findet in der ihm hier verliehenen Form den frischesten, vollsten Ausdruck und weckt das Gemüth — so nenne ich den Complex aller geistigen Lebensbedingungen — zu wohlthuender Bewegung. „Zwei Königsnächte" und „Helene von Antwerpen" haben mich weniger angesprochen. Den Preis aber würde ich geben dem „Schenkhaus zu Savelthem".

4. Dolores. Ein Gedicht. Erste und zweite Auflage. Halle, Delbrück. 1853. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Stoff dieses Gedichts hat das Jahr 1848 zur Grundlage und ist des ungenannten Verfassers eigene Erfindung. Unverkennbar ist dies Gedicht eine der ersten Leistungen des Anonymus. Das sehe ich zunächst daraus, daß er soviel Stoff verbraucht zu seinem Werk, zu viel möchte ich sagen; es kommen in diesem Gedicht drei Revolutionen oder vielmehr Züge daraus vor: die französische, die ungarische, die badische. Wenn aber ein Dichter zu viel Stoff verbraucht, so erweckt das die Frage, ob er auch wol seines Stoffs Meister sei; der Meister zeigt sich im Maßhalten. Dann geht durch das ganze Gedicht das unablässige Schwanken, ob das begebenheitliche oder das dialektische Moment vorherrschen soll; das richtige, maßvolle Verhältniß beider vermissen wir. Was die in diesem Gedicht handelnden und leidenden Personen betrifft, so kommen mir mehre derselben vor wie Das, was man in der Plastik Decorationsfiguren nennt; ein Nichtkenner sieht nicht, was dem Kenner nicht entgeht, nämlich daß Decorationsfiguren eigentlich nur angelegte, aber nicht ausgearbeitete Werke sind. Solche Decorationsfiguren, sofern sie der Plastik angehören, genügen manchmal; aus der Ferne wirken sie oftmals angemessen; indeß in der Poesie genügen sie niemals. Das ist gerade die schwierigste Aufgabe für den dramatischen Dichter wie für den epischen, daß er die in seinem Gedicht handelnden oder leidenden Personen zu beseelten Menschen mache; beseelte Menschen, das müssen sie im Geist des Dichters eigentlich schon vor dem Momente sein, wo sie im Gedicht auftreten; hat der Dichter dies geleistet, so ist eine der schwierigsten Aufgaben seiner Kunst gelöst. Um auf das Gedicht „Dolores" zurückzukommen, so kann ein Mann wie Siegfried, der durch keine große That unsere Bewunderung, durch kein heroisches Gefühl unsere Theilnahme, durch kein gewaltiges Geschick, gegen welches er kämpfte oder dem er kämpfend wiche, unsere Sympathie erregt, ein solcher Charakter kann durchaus nicht der Träger eines so großen Interesses sein, wie der Dichter es beabsichtigt. Siegfried's theils geistreiche, theils leidenschaftliche Worte und Reden können Das, was wir an ihm vermissen, nicht ersetzen. Die Zeichnung und Ausprägung der Charaktere des Polen Alexander und der Dolores und Angelika sind dem Dichter besser gelungen.

Trotz allem Dem, was wir in Vorstehendem gesagt haben, sprechen wir dem Verfasser der „Dolores" eine poetische und künstlerische Begabung keineswegs ab. Als wahrhaft schön erscheint uns die Begeisterung, mit welcher der Dichter seine Weltanschauung, die religiöse, zur Geltung bringt in den Charakteren der Dolores und der Angelika; gerade die Verschiedenheit und doch wieder die Gleichartigkeit dieser zwei Charaktere ist scharf aufgefaßt und glücklich durchgeführt. Wahrhaft schön erscheint uns ferner die Wärme des Dichters für seinen Gegenstand; er ist der Erste, der von seinem Werke hingerissen wird, oftmals freilich so sehr, daß wunderschöne Bilder und Allegorien nur deshalb nicht zur reinen Ausführung kommen, weil der Dichter zu sehr im Feuer ist. Wahrhaft schön sind endlich in diesem Gedicht die vielen poetischen Einzelheiten. Solcher poetischen Einzelheiten, die freilich zuweilen auch nur Das sind, was man „schöne Stellen" zu nennen pflegt, gibt es viele in diesem Gedicht; aber nothwendig in dem Zusammenhange des Ganzen sind nicht alle; das aber müßte der Fall sein, wenn das Werk ein rechtes Kunstwerk genannt werden dürfte. Referent mag nicht gern einzelne Stellen aus dem Zusammenhang reißen, um sie zu Belegen seiner Behauptungen oder Ansichten zu gebrauchen; doch fällt mir eben gerade eine Stelle ins Auge, welche ein kleines abgeschlossenes Bild für sich ist, und das füge ich hier ein, um ein Beispiel von der Vielseitigkeit des Talents unsers Dichters zu geben; es zeugt nämlich dies Bild von seiner Auffassung und seinem Verständniß der Natur. Der Verfasser spricht einmal von Polen und sagt über den Hauptfluß dieses Landes:

Da wo der Weichsel bläulichgrün Gewässer
Süßen Behagens voll durch Wiesenmatten
Und dichte Kiefernacht und Eichenschatten
Sich säumend windet, Inseln viel bespülend
Auf seinem Schlangengang — als sei es besser,
Im Herz des Polenlandes lang' zu weilen,
Als wollt es lieber dessen Schmerzen theilen,
Als draußen zieh'n in Nachbars fremd Gebiet; —
So langsam zieht's dahin, gleichsam wie fühlend
Den Schmerz der Trennung von dem Mutterland;
Und da erst, wo's von dessen Busen schied,
Braust es in jähem Lauf, gleichsam zu kürzen
Die nun verhaßte Bahn, seitdem verschwand
Der Mutter Kleid im Rücken. Zürnend stürzen
Die Wellen wie im Selbstmord in das Meer
Von dannen nimmer eine Wiederkehr.

Referent ist der Ansicht, daß der Verfasser der „Dolores", wenn er vorstehenden Bericht über sein Werk ruhig liest, die Liebe nicht verkennen wird, mit der wir uns in seine Schöpfung vertieft haben. Das Talent des Verfassers ist unverkennbar; es ist schön und von Schöpfungskräftigkeit zeugt es, daß der Dichter seinen Stoff selbst erfunden hat. Wir möchten ihm rathen, dasselbe auch ferner zu thun. Nur wenn Jemand selbsterfundene Stoffe dichterisch belebt hat, mag er später auch überlieferte Stoffe bearbeiten; den Anfang soll ein Dichter, nein, jeder echte Dichter wird auch den Anfang mit Selbsterfundenem machen; nur an Selbsterfundenem erprobt sich's, wie weit und hoch die eigenen Schwingen tragen.

5. Hermen. Dichtungen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1854. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Indem Referent sich der Wirkung der in diesem Bändchen mitgetheilten Sachen unbefangen hingibt, meint er, W. Menzel habe doch nicht Recht gehabt, wenn er den Werth derselben gar so gering anschlug. Ich meine, Heyse hat mit glücklichem Auge den Stoff zu seiner „Urika" aus der französischen Literatur und den von „Margherita Spoletina" aus — ich weiß nicht gewiß, ob aus Kästner's oder aus Kohl's Mittheilungen herausgewählt. Meiner Ansicht nach würde Heyse's Talent, wie überhaupt das Talent jedes Poeten, sich freier entfalten, wenn er auch seine Stoffe mehr selbst zu schaffen versuchte. Ich glaube, Heyse hat den „Perseus", eine Puppentragödie, ferner „Die Furie" selbst erfunden, die „Idyllen von Sorrent" sind offenbar sein vollstes Eigenthum. „Die Furie" sowie die „Idyllen von Sorrent" zeigen, daß der Verfasser nicht ohne Talent für das Launige und Zierliche ist; der „Perseus" ist eine Puppentragödie in vier Acten. Das Kindische und Läppische, wozu dieses Genre leicht verführt, hat Heyse mit richtigem Takt vermieden; so reiht sich dieses Spiel an das Gute, was Achim von Arnim in dieser Art geleistet hat.

6. Anemone. Von M. Anton Niendorf. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 20 Ngr.

Dies romantische Märchen gehört zu der epischen Gattung und empfiehlt sich den Freunden derselben als ein durchaus sinnvolles Werkchen.

7. Hans Heidekuckuck von Otto Roquette. Berlin, Schindler. 1855. 16. 1 Thlr.

Diese Dichtung ist mit so kecker, so sicherer Hand hingeworfen und vollendet, daß nicht Wenige glauben werden, so etwas müsse auch ihnen gelingen. Ich finde darin ein großes Lob für den Dichter. Wenn man dies Gedicht nach dem Eindruck, den es macht, mit Einem Wort bezeichnen will, so darf man es anmuthig nennen. Es herrscht in dem Ganzen ein gesunder Gegensatz gegen die Hyperverfeinerung unserer Tage, ein Gegensatz, welcher an die ursprüngliche Reinheit und Unschuld der Natur erinnert, mit Einem Wort, es ist das Naive, was ich meine. Unter dieser Naivetät Roquette's darf man sich aber durchaus nicht vorstellen, was man gewöhnlich Schalkhaftigkeit nennt; nein, diese Naivetät, von der ich sprach, ist durchaus nicht angenommen und will niemals durch Maskirtes pikant werden; wer Roquette's „Waldmeister“ kennt, weiß, wie echt seine Naivetät ist. Die Naivetät im „Heidekuckuck“ thut der männlichen Haltung des Werks durchaus nicht Eintrag, vielmehr, weil die Haltung des ganzen Gedichts eine männliche ist, so macht die Naivetät eine um desto glücklichere Wirkung.

Ich habe oben gesagt, die kecke Leichtigkeit des Werks werde Manchen verführen zu meinen, auch er könne das; aber es ist ein schwerer Irrthum, das Anmuthige und Leichte in der Kunst für weniger schwierig zu halten als das Erhabene. Nämlich das erhaben Schöne und das anmuthig Schöne, jedes ist nur eine verschiedene Aeußerung des einen Urschönen; hieraus folgt, daß von Unterordnung der einen Gattung unter die andere durchaus nicht die Rede sein kann; folglich ist auch die Schwierigkeit der Darstellung wie im Werth dieser zwei Gattungen kein Unterschied, beide sind einander gleich.

Otto Roquette gibt uns hier ein Gedicht mit einem historischen Hintergrunde. In dem engen Rahmen seines Werks zeigt der Dichter uns den Hans Sachs, Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Regensburg, den Markgrafen Albrecht und den Marschall Grumbach; das kleine Epos bekommt dadurch eine höhere Haltung, daß die handelnden Personen und der historische Hintergrund nicht willkürlich zueinander gestellt sind, sondern daß sie in echter Wechselwirkung miteinander stehen. Der „Hans Heidekuckuck“ hat einen mannichfaltigen, wechselreichen, der schön ineinandergefügten freien Verlauf und rundet sich ungezwungen ab.

Protestantisch ist das Gedicht, das kann nicht geleugnet werden; aber der Verfasser hat Takt genug bewiesen, um sein Werk nicht durch tendenziöse Einseitigkeit zu vernichten. Roquette beweist mit diesem Gedicht, daß er von falscher Subjectivität frei ist; damit will ich sagen, daß er in seinen Ansichten über historische Thatsachen und Personen nicht zufälliger Meinung oder wechselnder Stimmung folgt, sondern daß er die Thatsachen, Ereignisse, Personen rein und ihrem echten Charakter nach zu würdigen weiß. 77.

Goethe's Werther und Lotte auf der italienischen Bühne.

Da die „Leiden des jungen Werther“ durch die Veröffentlichung der Correspondenz unsers Dichters mit Lotte einen neuen Reiz erhalten haben, der auch in der vortrefflichen Besprechung in diesen Blättern gut hervorgehoben wurde, so mag es nicht uninteressant sein, zu sehen, welchen Eindruck der „Werther“ vor Zeiten auf andere Völker gemacht habe. Dies ist in letzter Zeit schon mehrfach geschehen; wir liefern hier ein ergänzendes Beispiel aus der italienischen Literaturgeschichte. Es war eine Zeit an der Grenze des vorigen Jahrhunderts und dem Anfang des jetzigen, wo die Italiener mitten in dem Rausch der politischen Veränderungen und Feste neben der allgemeinen Ueppigkeit der höhern Classen, neben dem Leichtsinn, der Zerfahrenheit und Schwäche des Charakters einen bedeutenden Hang zur Sentimentalität hatten. Alle gewaltigen Ereignisse haben auf die Schwachen in allen Ländern dieselbe Wirkung. Die halben und trüben Lichter, welche von den französischen Philosophen nach Italien gekommen waren, spielten hier in mancherlei Farben. Man befliß sich der Aufklärung in manchen Dingen, während in der Hauptsache noch der crasseste Aberglaube herrschte. Man philosophirte über Moral und Tugend, man versteckte die frühere Lascivität, ohne sie jedoch aufzugeben, hinter pomphafte Phrasen; man suchte durch Beispiele der Entsagung, Aufopferung, der belohnten Tugend, besonders aber durch beständige Rührung das Publicum zu erheben und zu bessern. Es war eine Stimmung wie in manchen Menschen nach einer heftigen Nervenerschütterung, die sich durch Weinen wieder ins Gleichgewicht zu setzen suchen. Italien wurde damals von einer Flut von Rührstücken der thränenreichsten Art überschwemmt. Gerächte Unterdrückung, bestrafter Ehrgeiz, gebesserte Eifersucht, Alles mußte herhalten, um in langen Tiraden und effectvollen Blitzen die Tugend in ihrer größten Breite dem Gemüth zu entfalten. In einer solchen Stimmung mußte ein Gegenstand wie Werther's Leiden vortrefflich passen, und so ist es nicht zu verwundern, daß er in jener Zeit auf der italienischen Bühne erschien. Ein Advocat, Antonio Simone Sografi, war hier der Vermittler. Den poetischen Werth der deutschen Dichtung hat nun freilich der Verfasser gar nicht begriffen; es war ihm genug, daß sich aus dem Stoff ein höchst thränenreiches Stück mit viel moralischer Declamation machen ließ, wenn er dem Werther noch einen Nebenbuhler gab und dadurch eine nervenspannende Intrigue einwob. Doch das Stück ist keiner Beurtheilung werth und nur interessant wegen der Vergleichung mit dem Original. Wir geben daher nur eine kurze Analyse des Dramas „Carlotta e Werter“.

Erster Act. Albert ist verreist, wird aber bald zurückerwartet. Werther weint und jammert in der Klemme zwischen Liebe und Pflicht. Sein Kammerdiener beredet ihn durch eine lange Predigt über Tugend und Seelenstärke abzureisen, um so vor der unerlaubten Leidenschaft zu fliehen. Mit brechendem Herzen gibt ihm Werther Recht. Während sie die Abreise vorbereiten, macht der Hofmeister der Albert'schen Kinder der Charlotte einen Liebesantrag. Er wird abgewiesen, wird grob und zudringlich. Die Frau läßt den Werther zu Hülfe rufen, und der Hofmeister entdeckt dadurch Beider Verhältniß und wird von Haß und Rachgier entzündet.

Zweiter Act. Der Kammerdienr Werther's hat mit Charlottens Kammerjungfer ein sehr langes moralisches Gespräch, worin Beide übereinkommen, daß es für die Tugend ihrer Herrschaft besser ist, sich zu trennen. Der Diener übernimmt es, seinen Herrn davon zu überzeugen; die Kammerjungfer will ebenfalls ihre Herrin bearbeiten, daß sie Werther zur Abreise auffodert. Der Diener thut denn auch in einer langen Scene seine Pflicht vollständig. Charlotte kommt mit Werther zusammen zu einem Erguß von Verzweiflung und Entsagung, Thränen und Pflicht. Sie beschwört ihn abzureisen, er will zu ihren Füßen sterben. In dem Augenblick, wo er vor ihr kniet, führt der Hofmeister den Albert herein und Alles läuft bestürzt auseinander.

Dritter Act. Albert ist außer sich vor Schmerz und Zorn. Der Diener und die Kammerjungfer bieten Alles auf ihn zu beruhigen, von der Unschuld Charlottens, von dem Reiseplan Werther's zu überzeugen, sodaß er schon zur Versöhnung neigt. Aber der Hofmeister gibt ihm das Gift der Lüge und Verleumdung über Beider Charakter, sogar von einer Entführung in so starken Dosen, daß Albert, aufs äußerste gebracht, Beide

verbannen will, und dem Hofmeister Vollmacht gibt, in seinem Namen Alles zu verfügen. Dieser läßt also Charlotte kommen, kündigt ihr an, daß sie von ihrem Mann verstoßen sei, daß sie sogleich in seiner Begleitung zu ihren Aeltern reisen soll, ohne nur ihre Kinder noch zu sehen. In ihrer Verzweiflung bietet er ihr als einziges Rettungsmittel an, wenn sie seinen Anträgen Gehör geben und seine Liebe erwidern wolle. Sie stößt ihn mit Abscheu von sich. Die Kinder kommen, sie umfaßt sie in Angst, er will sie ihr entreißen, aber sie ruft ihm zu: „Hüte dich vor einer Tigerin, du Ungeheuer der Hölle.“ Albert kommt dazu, wirft ihr und Werther alle Schandthaten vor, die ihm eingeflüstert worden waren, und muß zuletzt gestehen, daß er Alles nur vom Hofmeister weiß. Diesem schwören nun Alle Rache. Charlotte sagt ihm: „Offenbare unsere Unschuld, oder ich zerreiße dich mit diesen meinen Händen.“

Vierter Act. Dem Hofmeister wird's Angst; er bewegt Albert zu schnellem Handeln. Dieser Tölpel geht in alle Fallen, glaubt trotz den Schwüren des ganzen Hauses an die Ehrlichkeit des Hofmeisters, und befiehlt, seine Frau soll, ohne ihn zu sehen, mit diesem abreisen. Endlich läßt er sich erweichen und sie zum Abschied kommen. Sie hält eine lange Rede, worin sie ihre Unschuld mit logischen und juristischen Gründen beweist. Albert bleibt mit Mühe standhaft, doch erlaubt er einen Abschied von den Kindern. Zum Glück hat eines derselben an der Thür gehorcht, als der Hofmeister seinen Liebesantrag machte und von Charlotten abgewiesen wurde. Es macht jetzt dem Vater Andeutungen. Dieser erschrickt, faßt mancherlei Ahnungen und bestellt vorerst die Abreise ab.

Fünfter Act. Es ist frühmorgens und Alles schläft noch. Werther läßt sich eine Flasche Wein geben, schüttet Gift hinein und will sich so aus der Welt schaffen. Sein Diener hat dies aber gesehen, nimmt, während Werther seinen Monolog hält, die Flasche weg und stellt dafür eine andere hin. Werther will die Unschuld Charlottens vor seinem Tod bezeugen lassen; er weckt den Hofmeister und zwingt ihn durch Angst, sich selbst schriftlich als Verleumder zu erklären. Der Hofmeister hat, während Werther ein Tintenfaß holte, zwei Gläser von dem Wein zur Stärkung genommen; er erfährt nun, daß Gift darin sei, und schreit vor Schreck das ganze Haus zusammen. In der Todesangst bekennt er sich dann schuldig aller Verleumdungen und wird, nachdem die Verwechselung der Flaschen aufgeklärt ist, fortgejagt. Albert söhnt sich mit seiner Frau und mit Werther aus, der für immer Abschied nimmt. 85.

Ungarische Literatur in den Jahren 1854 und 1855.

Der „Pesther Lloyd“ enthält einen Rückblick auf die literarische Thätigkeit in Ungarn während der Jahre 1854 und 1855, wobei ein Aufsatz von Pompéry im „Pesti Napló“ zugrunde gelegt ist. Hiernach ist die populäre und gemeinnützige Literatur fortdauernd im Wachsen, während die höhern Gattungen der literarischen Production nur geringe Unterstützung im Publicum finden. So geht Joseph Teleki's Geschichtswerk „Hunyadyak kora“ (Zeitalter des Hunyady), wovon im Jahre 1854 der dritte Band erschien, nur in 700 Exemplaren. Zu den bedeutsamern Erscheinungen des Jahres 1854 gehören noch der vierte Band von Szalay's Geschichte, der erste Band von Ferency's „Geschichte der ungarischen Literatur“, Ipoly's „Mythologie der Ungarn“, Baron Gabriel Pronay's „Skizzen aus dem ungarischen Volksleben“, eine neuere Sammlung der ungarischen Sprichwörter. Im Jahre 1855 erschienen ein neuer Band von Teleki's Werk über das Zeitalter Hunyady's, Toldy's Geschichte der ungarischen Poesie, nur 10 Romane, nur 13 Novellen- und nur 19 Gedichtsammlungen. Die Redacteure kritischer Zeitschriften in Ungarn müssen, hiernach zu urtheilen, ein höchst bequemes, glückliches Leben führen, während wir armen deutschen Redacteure die geplagtesten Leute sind und uns vor den Schwärmen unserer Romanautoren und Lyriker, von denen jeder begreiflicherweise des höchsten Lobes würdig zu sein glaubt, uns kaum zu lassen wissen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet Pompéry in seinem Artikel den kritischen Aufsätzen Gyulai's und dem zweiten Bande von Eötvös' „Einfluß der Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat“. Verhältnißmäßig sehr groß war die Thätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen und religiösen Literatur. Was die periodische Presse betrifft, so ist zwar „Hetilap“, das einzige ungarische Blatt Siebenbürgens, eingegangen, dagegen ist in Wien ein neues Journal „Magyar Sajtó“ ins Leben getreten, und die belletristischen Blätter sind um die elegante Wochenschrift „Délibáb“ von Friebeiß vermehrt worden. An periodischen Unternehmungen in zwanglosen Heften war kein Mangel; es erschienen darunter „A magyar nép könyve“ (Ungarisches Volksbuch); „A magyar nép könyvtára“ (Ungarische Volksbibliothek); „Ujabb nemzeti könyvtár“ (Neuere Nationalbibliothek) u. s. w. Auch beabsichtigten Környei und Stanscsay ein neues periodisches Unternehmen unter dem Titel „Kalászatok a társasélet és tudomány mezéjén“ (Aehrenlese auf dem Felde des gesellschaftlichen Lebens und der Wissenschaft) erscheinen zu lassen. Das ungarische Conversations-Lexikon „Ujabb ismeretek tára“ wurde vollendet. Uebersetzt wurde ziemlich viel, namentlich aus dem Englischen und Französischen, dann aber auch der Koran von Szokólay, Dante's „Neues Leben“ von Császár, Plato's Werke von Hunfalvi u. s. w. Als ein Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß im Laufe des Jahres 1855 nur ein einziges Drama erschien, und zwar im „Fáncysalbum“. Man vergleiche damit die Jahresrevüen deutscher Dramen in unsern Blättern! Indeß kam jüngst auf dem ungarischen Nationaltheater in Pesth ein historisches Drama von Ludwig Dobsa: „IV. László“, zur Aufführung, worüber jedoch die kritischen Urtheile meist nicht allzu günstig lauteten. Der Verfasser hat dagegen den bei Werken, wobei es nicht auf wissenschaftliche Resultate oder Gesinnungsprincipien ankommt, verfehltesten Weg, den der Antikritik betreten, was zu beweisen scheint, daß die ungarischen Dichter gerade ebenso reizbare Naturen sind als unsere deutschen. H. M.

Notizen.

Zur Schiller-Literatur.

Auf eine kleine Schrift:

Schiller in Bauerbach von G. Brückner. Sonderabdruck aus des Verfassers Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken. Zweiter Theil. Meiningen, Gadow u. Sohn. 1856.

möchte ich die Leser d. Bl. aufmerksam machen. Ich fühle mich dazu nicht nur durch den Umstand veranlaßt, weil ich räumlich dem Local der behandelten Epoche so nahe stehe, sondern vornehmlich weil ich das bezeichnete Schriftchen als eine sehr anziehende Darstellung empfehlen kann. Die bauerbacher Periode Schiller's ist zwar schon öfter und eingehend behandelt worden, wie sie dies als ein entscheidender Wendepunkt in dem Leben des Dichters verdient, und Brückner hat das bisjetzt hierüber Verhandelte und Ausgemachte in vollständiger Weise benutzt; zugleich aber ist es ihm gelungen, manche kleine Unrichtigkeiten durch Nachforschungen an Ort und Stelle und durch seine gründliche Kenntniß der damaligen Verhältnisse unserer Gegend aufzudecken und zu verbessern. Ueberhaupt aber trägt die Abhandlung eine sehr wohlthuende Localfarbe auf, und wenn in den seitherigen Lebensbeschreibungen wie natürlich der bauerbacher Aufenthalt Schiller's nur als ein Moment in dem Ganzen seines Lebens betrachtet werden konnte, so werden hier eine Anzahl concreter Besonderheiten hinzugefügt, die dazu dienen können, die eigenthümlichen Lichter und Schatten, die sich aus Personalitäten, Localien u. dgl. ergeben, zur Ergänzung und Ausmalung des Bildes hinzuzufügen.

Brückner's Schrift beginnt da, wo die neueste von Boas aufhört, und führt bis zur Abreise, die spätere Anwesenheit Schiller's (1787) kurz anreihend. Eine hinzugefügte getreue Abbildung des Schillerhauses wird manchem Verehrer des Dichters erfreulich sein. **August Henneberger.**

Literarische Notizen aus England.

Friedrich Halm's „Griseldis" hat in England eine Concurrentin erhalten; es erschien nämlich von Edwin Arnold: „Griselda: a tragedy; and other poems." Der Verfasser gab schon früher „Poems, narrative and lyrical" heraus. Heine's „Buch der Lieder" ist von John E. Wallis unter dem Titel „Heinrich Heine's book of songs" übersetzt worden. Besprechungen dieser Uebersetzung werden in den englischen Blättern nicht ausbleiben und dürften uns, da sich nun ein gründlicheres Eingehen der englischen Kritik auf den Charakter der Heine'schen Lyrik erwarten läßt (denn das Urtheil über Heine's literarischen Charakter überhaupt steht im Allgemeinen in England ziemlich fest), Veranlassung werden, auf diese Erscheinung zurückzukommen.

Jüngst fand wieder eine Berathung über die Verwaltungsangelegenheiten des „Royal literary fund" statt. Die Gegner der jetzigen, den besten Theil der Revenüen verschlingenden kostspieligen Verwaltung stellten dieselbe Resolution wie im vergangenen Jahre (vgl. Nr. 17 d. Bl. f. 1855), nur mit Weglassung des Wortes „enormous". Sie blieben jedoch abermals in der Minderheit, indem nur 30 dafür, 51 dagegen stimmten. Unter den letztern befanden sich jedoch sämmtliche nicht wenig zahlreiche Beamtete des Fonds; die Uebrigen waren, wenn auch „very honourable gentlemen", doch wenigstens keine Schriftsteller. In der Liste der Minorität erblickt man dagegen hochgeachtete literarische Namen: Ch. Dickens, A. Smith, W. Marston, B. W. Procter, Arnott, Dilke, Sir E. Belcher, John Forster, P. Cunningham u. A.

H. M.

Bibliographie.

Clarus, L., Das Leben der heiligen Brigitta. Neu bearbeitet und herausgegeben. Mit einem Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Hackländer, F. W., Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen. 3te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Holtei, C. v., Drei Geschichten von Menschen und Thieren. Drei Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

James, G. P. R., Freiheit und Sclaverei. Ein amerikanischer Roman. Aus dem Englischen übertragen von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr.

Köhler, H. C., Der Herr ist mein Schild. Trost und Ermahnung in Predigten. Wiesbaden, Roth. Gr. 8. 1 Thlr.

Kraus, P., Dichtungen. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kuhn, K., Geschichts-Kalender, oder tägliche Erinnerungen aus der Welt- und Kirchen-, Kunst- und Literatur-Geschichte. 1ste Lieferung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Levita, C., Das Recht der Nothwehr. Eine strafrechtliche Abhandlung. Giesen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marat, J. P., Abenteuer des jungen Grafen Potowski. Herzens-Roman. Aus dem Französischen übersetzt von F. Heine. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Milborn, B. M. v., Gedichte. Prag, Calve. Lex.-8. 20 Ngr.

Monselet, C., Die Freimaurerei der Frauen. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von F. Heine. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 10 Ngr.

Musenalmanach der Ostseeprovinzen Rußlands. 3ter Jahrgang. Für das Jahr 1856. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mitau, Reyher. 32. 18 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien. 2te vermehrte Ausgabe. Nebst 12 Kupfern und einer Karte von Sardinien. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Philippson, L., Der Kampf der Preußischen Juden für die Sache der Gewissensfreiheit. Magdeburg, Gebr. Baensch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raeger, W., Der rothe Bartel und der Courierzug. Zwei Novellen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Odische Erwiederungen an die Herren Proff. Fortlage, Schleiden, Fechner und Hofrath Carus. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Reichensperger, P. F., Die freie Agrarverfassung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Seidel, H. A., Kreuz und Harfe. Geistliche Lieder. 3te Auflage. Schwerin, Stiller. Gr. 12. 20 Ngr.

Vollert, A., Der Proceß wegen betrüglicher Anfertigung Schillerscher Handschriften gegen den Architekten und Geometer Georg Heinrich Karl Jakob Victor von Gerstenbergk zu Weimar dargestellt. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Wassaf's Geschichte. Persisch herausgegeben und deutsch übersetzt von Hammer-Purgstall. 1ster Band. Wien. Gr. 4. 10 Thlr.

Tagesliteratur.

Hausmeister, J. A., Die Judenmission, ein gedrängter geschichtlicher Vortrag bei der evangelischen Allianz in Paris nebst Bericht über diese Allianz-Versammlung. Basel, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Hertz, H. S., Die deutschen Zettelbanken. Mit besonderer Berücksichtigung der in Großbritannien und den Vereinigten Staaten gemachten Erfahrungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Lübker, F., Der Fall des Heidenthums. Oeffentlicher Vortrag, am 5. December 1855 gehalten. Schwerin, Stiller. 8. 9 Ngr.

Mayer, F., Der Fechter von Ravenna und die neuesten literarischen Borereien. Nürnberg, Schmid. 8. 7½ Ngr.

Stern, M. E., Die Rabbinerwahl zu Bummeßel. Ein Zeitbild. Wien. Gr. 16. 8 Ngr.

Stoy, C. V., Ueber Haus- und Schul-Polizei. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin, am 19. Januar 1856. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 8 Ngr.

Stratimirovics, G. v., Die Reformen in der Türkei; beleuchtet. Wien, Hügel. Gr. 8. 20 Ngr.

Sylvester, Ueber die Herstellung des Gleichgewichtes im österreichischen Staatshaushalte. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Wiedemann, T., Die deutsche Kolonie Petropolis in der Provinz Rio de Janeiro. Ein Beitrag zur Kenntniss Brasiliens. Freysing. Gr. 8. 12 Ngr.

Zenetti, C. A., Katholicismus und Materialismus, ein Wort für Emancipation der römisch-katholischen Wissenschaft von der modernen Schule des Wahns. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Gallisirungsfrage. Eine nationalökonomische Beleuchtung, aus den Akten der Pfälzischen Gallisirungs-Prozesse. Von einem Pfälzischen Advocaten. Nebst mehrern andern Aktenstücken über die Gall'sche Weinbereitungs-Methode. Trier, Gall. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 22. Mai 1856.

Hermann Franck.

Unterredungen, Briefe, Ereignisse — zur Erinnerung an ihn.

Von Arnold Ruge.

Vorbemerkung der Redaction. Die traurige und geheimnißvolle Katastrophe, wodurch die beiden Franck, Vater und Sohn, mit entsetzenerregender Plötzlichkeit in Brighton dem Leben entrissen wurden, hat mit Recht so großes Aufsehen erregt und so viele Theilnahme gefunden, daß wir unsern Lesern durch die Mittheilung der folgenden, von Freundes Hand entworfenen Erinnerungen an Hermann Franck eine Gabe zu bieten hoffen, die ihnen um so willkommener sein wird, je reicher sie zugleich an zeitgeschichtlichen interessanten Zügen ist. Hermann Franck war ein mit nicht gewöhnlichen Gaben ausgestatteter geist- und kenntnißreicher Mann, von dem auch unsere Blätter in frühern Jahrgängen höchst schätzbare Beiträge aufzuweisen haben. Da die besondern Zeitverhältnisse, um die es sich in diesen Mittheilungen handelt, durch das Jahr 1848 und die Entwickelungen und Ereignisse der folgenden Jahre fast vollständig zu Grabe getragen sind, so läßt sich erwarten, daß die Personen, die in diesen Mittheilungen agiren und noch am Leben sind, sie mit gebührender objectiver Ruhe oder selbst mit jenem Humor lesen werden, welcher so überwundenen Verhältnissen gegenüber als der Höhepunkt objectiver Welt- und Selbstbetrachtung bezeichnet werden mag.

1. Widmung.

Vom Tode ins Leben zurückzukehren ist der Gang der Natur, ist die Pflicht des Geistes. Völker und Menschen, die ein werthvolles Leben geführt, feiern diese Auferstehung. Ihr Leben verklärt ihren Tod; es erklärt ihn, wenn es nöthig ist. Aber die sie gekannt haben, müssen sie dem Tode entreißen und nicht aus Trägheit oder Unverstand ihre eigenen Erinnerungen verbleichen und den Geist der Hingeschiedenen verwehen lassen.

Darum widme ich den Freunden des Verstorbenen diese Blätter und die ersten Augenblicke, in denen ich mich soweit befreien konnte, sie abzufassen, seinem Andenken.

2. Unser Verhältniß.

Oft ist es ein Zufall, der uns zuerst mit einem Freunde zusammenführt. Bald wird er uns unentbehrlich und endlich kann selbst der Tod ihn uns nicht wieder entreißen. Wir haben uns an sein freundliches Auge gewöhnt, wir hören den Ton seiner Stimme noch immer, wir sehen ihn lebendig vor uns und seine besten Augenblicke, wo er ganz er selbst war, sind uns am gewissesten unvergeßlich.

Ich erfahre dies mit Hermann Franck. Manche unserer Freunde gehören nur Einer Zeit an. Sie entwickeln sich anders als wir, und seit es politische Parteien gibt, wurden die besten Freunde leicht die ärgsten Feinde. Wer hätte das in der neuesten Zeit nicht erlebt?

Mit Hermann Franck war dies nicht mein Fall. Er hat, wenn nicht äußerlich, doch innerlich ein ähnliches Schicksal gehabt als ich, und wir haben uns in den verschiedensten Wendungen der Geschichte unsers Vaterlandes mit so entschiedener Uebereinstimmung begegnet, daß nicht nur die Ereignisse uns einander nicht entfremdeten, sondern daß sie uns näher zusammenbrachten.

Ich muß sagen, daß ich Hermann Franck als einen entschiedenen Mann kennen lernte, daß er damals schon die geistigen Mächte kannte und verehrte, die den Menschen unsers Jahrhunderts philosophisch und politisch beherrschen sollten, und daß er durch die äußern Ereignisse sich nie in seiner Grundansicht irre machen ließ. Er entwickelte sich in der Richtung der gereinigten Hegel'schen Philosophie. Und ich darf wol voraussetzen, daß die Welt, soweit sie sich um so vornehme Dinge bekümmert, von mir das Nämliche weiß. Hermann Franck nahm den lebhaftesten Antheil an allen den verschiedenen Versuchen, die ich in der Literatur und Politik für diese Entwickelung des deutschen Geistes gemacht habe. Er wirkte mit, öfter freilich ermunternd als selbst thätig; es sind aber einige sehr feine Polemiken von ihm übrig; ich erinnere an die gegen Raumer über Italien und an

die kleine Flugschrift gegen einen Altpreußen, der sich die Mühe gab, zu beweisen, daß die Schriftsteller nicht die Leute wären, welche die Umwälzungen in der Welt hervorbrächten. Hermann Franck war vor allem ein Mann von feinem Sinn und äußerst gebildetem Geschmack. So wohlthätig Beides in unserer Literatur wirken konnte und gelegentlich wirklich wirkte, denn sie ist darauf vorbereitet, so läßt sich auf der andern Seite auch ein Erfolg der Roheit und der vollkommensten Leerheit wahrnehmen, der abschreckend ist und der Hermann Franck nur zu sehr auf sich selbst zurückgeworfen hat.

Man beschmuzt sich mit der Welt, wenn man sich mit ihr einläßt; aber es fragt sich, ob dieses Schlammbad, dem ohnehin die Zeit mit ihrer reinigenden Flut nachhilft, zu scheuen sei.

Allerdings hat die Erfahrung der letzten acht Jahre und jedes Tags unserer armseligen Gegenwart eine aristokratische Zurückhaltung gegen die Weltgeschichte, die sich in einen widerlichen Criminalproceß verwandelt, zu dem natürlichsten Betragen Derer gemacht, die etwas auf menschliche Würde geben. Allein es ist ein Unterschied in der Zurückhaltung. Der Eine wird dazu gezwungen, indem man ihm die Lumpen seines Vaterlandes um die Ohren schlägt, der Andere wählt eine solche Zurückhaltung freiwillig. Hermann Franck's Zurückhaltung war eine freiwillige und darum eine mehr aristokratische, die meinige eine gezwungene. Ich mache auf die Ehre, selbst über eine Entwickelung wie die gegenwärtige erhaben zu sein, keinen Anspruch. Ist es nicht möglich, für die existirenden Gegensätze Partei zu ergreifen, so erwarte ich, daß beide ihr Gegentheil hervorbringen werden.

Dieser Unterschied, der sich auf den folgenden Blättern überall hervorthun wird, hat uns ein äußerlich verschiedenes Schicksal bereitet. Ich spreche nicht von seinem Ende. Es ist zwar seine eigene That, das Ergebniß seines eigenen Fühlens und Denkens, sein eigener Entschluß; aber es ist ein Schicksal, soweit meine Kenntniß reicht, ohne Gleichen und kam ihm selbst so unerwartet, wie jeder plötzliche Tod, mit dem die Natur den Menschen bei seinem gesundesten Wirken überrascht.

Die ihn gekannt haben, wissen, wie wichtig jener aristokratische Zug in seiner Stellung zur Welt war; die ihn nicht gekannt haben, würde ich gern in die Lage versetzen, wenn auch nur auf Augenblicke, mit ihm zu empfinden. Es ist in der That eine Genugthuung, der Aristokratie der Faust die Aristokratie des Geistes, der Pflanzung des Sklavenhalters die Gesellschaft der Akademiker, der Soldatenbude den Salon entgegenzusetzen, umsomehr, da es bisjetzt unsere einzige ist.

3. London. Paris. Rom.

Hermann Franck hatte sich zu einer Zeit, wo England uns noch fremder war, als es jetzt ist, mit London bekannt gemacht. Die Freunde, welche er sich in England erworben, sind ihm bis zuletzt treu geblieben. Der Eindruck, den das Staatswesen und die Volksmacht Großbritanniens auf ihn machte, gab ihm schon damals eine entschiedene Geringschätzung der kleinen armen Despotien ohne Gemeinwesen und ohne Gemeingefühl; er verleitete ihn sogar zu einer Ueberschätzung Altenglands, dem er bei seiner Einsicht es doch unmöglich verzeihen konnte, daß es sowol die Reformation als die Revolution verdorben hat und zuletzt damit beschäftigt war, auch noch den Krieg gegen Rußland zu verderben. Genug, die Erfahrung des öffentlichen Lebens in England gab ihm eine gewisse Zurückhaltung gegen die Zustände in Deutschland, in die er zurückkehrte. Konnte er nicht anerkennen, wie sie waren, so konnte er auch nicht unmittelbar auf ihre Aenderung hinwirken.

Sein pariser Aufenthalt, der kurz nach der Julirevolution und vor seiner Reise nach England fällt, machte ihm die Bedeutung dieser Hauptstadt des Continents und zugleich das Fehlschlagen einer großen Bewegung fühlbar. Sie scheiterte, weil sie kleinen Menschen in die Hände fiel. Wer diese Erfahrung so jung macht, wie Hermann Franck, dessen Alter ungefähr mit dem Jahrhundert ging, der gewöhnt sich daran, den Menschen zu mistrauen, und läßt sich eher von ihrer Tugend als von ihrer Gemeinheit überraschen.

Von Paris brachte er einen gewissen Skepticismus mit, der ihn jedoch nicht hinderte, die großen Principien und mächtigen Leidenschaften zu sehen und zu würdigen, die unter der äußerlichen Verfassung und Bewegung der Völker verborgen sind. Die Unterdrückung des öffentlichen Lebens, die uns empört und zur Verachtung der Menschen reizt, hat zugleich das Interessante, daß wir dadurch genöthigt werden, uns mit jenen Geheimnissen der Tiefe in eine Art hellsehender Verbindung zu setzen. Man lese jetzt Hermann Franck's Kritik über Raumer's „Italien" in den „Jahrbüchern"; und was damals eine kühne Prophezeiung war, ist jetzt eine so allgemein bekannte Thatsache geworden, daß sie selbst Raumer überzeugt haben wird.

Darauf finden wir Hermann Franck in Rom, wo er sich verheirathete. Wir haben schon vorweggenommen, daß ihm Italien keineswegs, wie so vielen resignirten Leuten, nur ein Mausoleum oder ein geographischer Begriff war. Er hatte in Italien das Volk der Italiener nicht übersehen, und obgleich es nicht schwer ist, die Ansprüche dieses genialen und feurigen Volks auf seine Wiedergeburt zu einem freien Staatsleben zu entdecken, so war es doch so sehr Ton geworden, die Italiener in Italien zu ignoriren, daß Franck mit seiner Auffassung Viele in Verwunderung setzte.

Ich wurde erst persönlich mit ihm bekannt, als er von Italien zurückgekehrt war, wo ich etwas früher in denselben Kreisen, wie er, gelebt hatte. In Rom, in dem Hause eines Mannes, dessen ich mich noch immer mit dankbarer Freundschaft erinnere, lernten wir, ich und meine Frau, im Jahre 1832 eine junge Dame kennen, für die wir ein freundschaftliches Interesse faßten und die sich öfter auf kleinen Ausflügen in die Campagna an uns anschloß. Einige Jahre später erhielten wir von

r die Anzeige, daß sie mit Hermann Franck verheirathet i und daß sie in Leipzig wohnten. Franck gab dort r „Leipziger Allgemeine Zeitung“ von Brockhaus her-us. Ich wohnte damals in Halle und fand sehr bald elegenheit, die jungen Leute zu besuchen; so lernte ich n durch seine Frau kennen.

4. Ein Gespräch.

F. Meine Frau hat mir soviel und so oft von hnen erzählt, daß ich mich sehr freue, Sie endlich st bei mir zu sehen. Die „Hallischen Jahrbücher“ ben mich noch gespannter gemacht. Welch eine glück-he Vereinigung von frischen Kräften! Es ist eine hre Wiedergeburt, die Sie da bewirken.

R. Für die „Jahrbücher“ thut es mir leid, daß e die Zeitung redigiren. Sonst könnte ich hoffen, daß e mir beistünden.

F. Hoffen können Sie das jetzt auch. Wenn ich die Zeitung nicht mehr redigire, so werde ich für e vielleicht nicht viel mehr werth sein als jetzt. Sie nn noch meine Trägheit nicht, wenn ich nicht muß.

R. Und darum haben Sie sich dieses rastlose Ge-ft auferlegt? Damit Sie müssen?

F. Ja, zum Theil; aber zum Theil auch aus Aber-ben.

R. An was?

F. An die öffentliche Meinung, an die Geschichte, as Volk, das Lessing und Hegel hervorgebracht hat.

R. Ich kann nicht leugnen, daß ich Ihren Aber-uben vollkommen theile. Und wie finden Sie, daß sich bewährt — in dieser staatlosen fürchterlichen Zeit?

F. Wir haben keine Preßfreiheit.

R. Dieser Mangel ist hier in Leipzig aber wol e kränkend als störend.

F. O nein, um die wirkliche Störung zu vermei-n, hat man tausend Rücksichten zu nehmen; erfahren e denn nicht Dasselbe?

R. Ich habe bisher noch gar keine Erfahrungen macht. Für uns scheint die Censur nur dem Namen zu bestehen, und wenn ich nicht irre, ist es damit haupt so gemeint — ich spreche von Sachsen und ntlich von Leipzig.

F. Ich wünsche, daß Sie sich nicht irren. Die ung ist aber eine viel kitzlichere Sache als ein kriti-s Journal. Sie haben keinen Begriff davon, wie e die Empfindlichkeiten gehen. In Berlin ist man Lage im Stande, uns eine Staffette zu schicken, n man irgendeinen Hofskandal nicht erwähnt zu n wünscht. Alsdann hat auch noch der Verleger e Rücksichten, die ich begreife, aber die ich mir erst eignen habe.

R. Die große Empfindlichkeit gegen die Presse be-t ihre Macht. Es scheint, daß Flugschriften und ungscolumnen eines gewissen Drucks bedürfen, um Wirkungen hervorzubringen, zum mindesten so augen-lliche wie bei uns.

F. In einem freien Lande wirkt die Presse im Gan-zen, massenhaft und systematisch. Bei uns wirkt sie irgendwo, irgendeinmal, und sowie eine Bombe ein-schlägt, confiscirt man den Mörser. Wir haben also die verdrießliche Aufgabe, unsere eigene Kraft abzuschwächen, und wenn wir ja den Vogel treffen, ihn um Alles in der Welt nicht abzuschießen.

R. Es ist wahr, wir haben kein Recht, wir sind nur geduldet.

F. Wir sind kein Volk. Die Fragen unserer Ent-wickelung werden gar nicht aufgeworfen. Die einzige Frage ist die, wie wir die Entwickelung vermeiden können. Eine deutsche politische Zeitung ist daher wirklich etwas Trostloses; sie ist der Sammelplatz von allen möglichen Ereignissen aus allen Theilen der Welt, nur nicht die Vereinigung von Politikern, die für einen und denselben Zweck schreiben; und bei der größten Fülle von Mit-arbeitern ist man immer allein gelassen.

R. Sie wußten das vorher und doch haben Sie es unternommen; Sie müssen also etwas Anderes damit vorhaben; oder hoffen Sie auf einen Umschwung in un-sern Zuständen?

F. Darauf hoffe ich allerdings, doch nicht, um ihn in der Redaction dieser Zeitung zu erleben. Was Sie aber bemerkten, daß wir hier in Deutschland ganz etwas Anderes mit den Zeitungen beabsichtigen müssen, als etwa die Engländer und Franzosen, das ist richtig.

R. Ich freue mich darauf, zu hören, wie Sie das meinen.

F. Ich meine, daß wir eine Ehre des öffentlichen Denkens und Redens zu wahren und zu verlieren haben, wenn wir auch keine praktische Parteidiscussion führen können. Die Zeitungen sollten daher nicht in den Hän-den reiner Tagelöhner gelassen werden, und es wäre der Mühe werth, sie unter der Hand alle in den Dienst der wahren Principien zu ziehen.

R. Wenn das möglich wäre! Aber Sie haben Recht und ich wünsche von Herzen, daß Sie die Ge-duld nicht verlieren.

F. Sollten Sie nicht ganz desselben Wunsches be-dürftig sein?

R. Meine Aufgabe ist nicht so ermüdend, und ob-gleich sie mich einigermaßen an den Schreibtisch und an die nächste Umgebung meiner Wohnung fesselt, mir das Reisen verbietet und mir so eine gewisse Unwissenheit auferlegt, so reizt mich der Gegenstand und die neue Bewegung doch so sehr, daß ich alle Unannehmlichkeiten darüber vergesse. Dazu kommt, daß die „Jahrbücher“ immer mehr Parteisache werden. Alle die alten Pe-rücken fallen ab wie dürres Laub.

F. Das glaube ich wol. Sie klopfen sie herunter.

R. Ich habe es von vornherein auf sie gemünzt gehabt. Nur das muß ich gestehen, daß ich mich wider Willen mit den Pfaffen befaßt habe.

F. Wie so? Dachten Sie, daß es nicht mehr nöthig wäre?

R. Ich dachte, wir hätten das Recht, sie unbeachtet zu lassen. Wozu sind denn die Rationalisten in der Welt?

F. Das frage ich auch. Sie haben wirklich kein Recht zu existiren, wenn sie sich nicht wehren wollen.

R. Und das wollen sie entschieden nicht. Sie glauben an die generatio aequivoca und halten sich in allem Ernst für unsterblich, blos weil sie für den Tod eine zu niedrige Existenz sind.

F. Und da mußten Sie wider Willen den Handschuh aufnehmen, den die Herren liegen ließen?

R. Wenn Sie Zeit hätten, müßte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die von einer fast unglaublichen Niederträchtigkeit zeugt.

F. In dem Fache ist mir nichts unglaublich; aber lassen Sie hören, ich habe Zeit.

R. Man muß dergleichen sammeln, wie ein Käfersammler, der nach jeder kleinen Abart geizt und nie zufrieden ist, wenn er nur einen Hauptrepräsentanten hat. Denken Sie sich, als die Frommen ihre lächerliche Anklage gegen uns drucken ließen, daß wir nicht gläubig wären, besuchte mich einer von den Rationalisten, ein Professor, der durch seine Gelehrsamkeit, seinen Geist und seinen Reichthum sich vortheilhaft auszeichnet, aber leider noch feiger ist, als sich selbst für einen Professor schickt.

F. Eine gewisse Feigheit also erlauben Sie den Professoren?

R. In diesem einzigen Punkte sind sie so kühn, nach keiner Erlaubniß zu fragen, und die Feigheit behaupten sie unter allen Umständen mit dem Muthe der Verzweiflung.

F. Einige von ihnen gelten für wahre Eisenfresser.

R. Das ist Verleumdung wie so manches Andere. Doch ich muß Ihnen meine Geschichte erzählen. Er hielt die Verketzerung in der Hand und sagte: „Sie müssen etwas thun; wie wollen Sie darauf antworten?“ Ich erwiderte, diese ungläubigen Gläubigen verdienten komödirt zu werden. Darauf sagte er: „Das ist durchaus nicht meine Meinung: mit dem Thronwechsel, der uns bevorsteht, rücken die Zeiten Wöllner's wieder heran; wenn es daher möglich ist, die Partei des Kronprinzen vor seiner Thronbesteigung so gründlich bloßzustellen, daß die öffentliche Meinung sich entschieden gegen sie wendet, so können wir hoffen, daß der neue König gezwungen wird, in der Richtung seines Vaters fortzufahren und diese Verschwörer gegen unsere geistige Freiheit links liegen zu lassen. Ich würde an Ihrer Stelle die Sache sehr ernsthaft nehmen, und Sie würden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie es thäten.“ Sie sehen, daß er wie ein Politiker sprach; was er wünschte, war wirklich eine große allgemeine Angelegenheit; ich freute mich über seine Theilnahme und versprach, mir die Sache mit Echtermeyer zu überlegen. Wir hätten allerdings schon davon gesprochen, einen förmlichen Feldzug gegen die Romantiker zu eröffnen. Diese unverschämten Ankläger könnten dann als Plänkler zuerst genommen werden, aber natürlich nur mit Verachtung, da sie oft, ohne es selbst zu wissen, nur die Nachbeter von viel schuldigern Abtrünnigen seien, denen wir dann zuleibe gehen müßten, den Novalis, Schelling und den Schlegels. „Das ist sehr richtig“, fiel er ein, „und glücklicherweise sind die persönlichen Freunde des Kronprinzen — Radowitz, v. Schulz, die Gröben und die Gerlach — so unbekannt, daß Sie sie übergehen können. Sie müssen sich nicht unnöthig in Unannehmlichkeiten stürzen.“

F. Das interessirt mich und Ihr Professor ist besser, als Sie erwarten ließen. Sie wollen doch nicht sagen, daß er Sie verführt habe?

R. Warten Sie nur einen Augenblick und Sie werden sehen, was ich von ihm sagen muß. Das nächste Ereigniß in dieser Angelegenheit war ein heftiger Streit mit Leo, der jene Anklage vorgebracht hatte. Leo war aber nicht mit theoretischen Erfolgen gedient; er wollte Maßregeln, und um das Ministerium zu Schritten gegen mich und gegen die „Jahrbücher“ zu reizen, trommelte er 24 Unterschriften von halleschen Professoren zu jener Erklärung zusammen, welche für eine Weile den Streit auf die letzte Seite der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ versetzte. Der Name meines Professors war eine von den Unterschriften unter jener Erklärung Leo's gegen mich. Was sagen Sie nun?

F. Diese Wendung hätte ich freilich nicht erwartet.

R. Wäre Altenstein durch solche Schritte zu Maßregeln zu bewegen gewesen, unser rationalistischer Freund hätte sich aus bloßer Angst vor der drohenden Sprache Leo's zum Werkzeuge unserer Unterdrückung machen lassen in demselben Augenblicke, wo er von uns die Ausführung seines Plans gegen die kommende Reaction erwartete und hoffte. Und nach solchen Erfahrungen muß ich fortfahren, die Sache dieser Menschen zu führen; ist es nicht widerwärtig?

F. Seien Sie damit nicht unzufrieden. Sie thun viel mehr als das, Sie führen die Sache nicht der vergangenen, sondern der zukünftigen Generation, die sich Ihnen mit Begeisterung anschließt.

R. Aber von den Alten sollte man doch billig so viel erwarten dürfen, daß sie wenigstens den Muth hätten, stillzusitzen und, da sie nicht selbst für sich zu reden wagen, mindestens zu schweigen, wenn wir ihre Sache führen. Verständen sie auch nur passiv zu sein, sie wären unverwüstlich. Und diese Kant'sche, aller Tyrannei unerreichbare Freiheit des Gewissens, die die Rationalisten erobert haben, ist etwas werth.

F. Wenn die Herren ein Gewissen haben.

Hiermit endete die Unterredung, die erste, die ich mit Hermann Franck hatte, die mir aber immer im Gedächtniß geblieben ist und die ich im Wesentlichen treu wiedergegeben zu haben glaube. Die Gegenstände der Unterredung werden hoffentlich alt genug sein, um die grellen Schlaglichter ertragen zu können; die Personen aber, die etwa noch am Leben sind, mögen sich des rosigen Lichts erfreuen und die Nothwendigkeit ihrer Erwähnung in diesem Zusammenhange einsehen.

5. Ein Brief.

Hermann Franck blieb nicht lange bei der Zeitung

unser Plan gegen die Romantiker wurde ausgeführt und unser Geheimniß, auf wen wir es eigentlich gemünzt hatten, sehr gut bewahrt. Die Gegner fühlten es wol, aber sie wurden sich nicht klar darüber, sonst hätten sie über Hochverrath geschrien. Jetzt gingen sie nicht weiter, als daß sie einen Artikel in die augsburger „Allgemeine Zeitung" sandten: „Die Hallischen Jahrbücher und die preußische Regierung", wodurch sie unserm Journal eine Bedeutung zu geben dachten, die der preußischen Regierung unerträglich werden sollte, sie stellten uns mit ihr auf gleiche Linie.

Franck schrieb mir darüber von Berlin: „Lieber Freund, ich befinde mich zufällig in Berlin und erlebe den Eindruck, welchen das Springen der Mine macht, die man Ihnen in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» gelegt hat. Ich will Niemand nennen, nur soviel sage ich, daß wir überall davon gesprochen haben als von einem höchst plumpen Versuch, die Regierung empfindlich zu machen, und daß es unter ihrer Würde sei, in die Falle zu gehen. Einige meiner Freunde haben mir versichert, diese Ansicht sei so allgemein geworden, wie man nur wünschen könnte. Selbst diejenigen Ihrer Gegner, die nicht im Complot des Correspondenten nach Augsburg sind, wiederholen mit ganz originalem Unwillen: «Es wäre unter unserer Würde!»

Für diesmal also gratulire ich Ihnen, obgleich ich fürchte, die Tage Ihres Journals sind gezählt. Sie haben den Landvoigt schwach gesehen, das vergißt er nicht! Auf Wiedersehen!"

6. Eine Correspondenz.

Die Zeit der Vergeltung unserer Fehde gegen die Romantiker schien gekommen zu sein, als der jetzige König den Thron bestieg. Hermann Franck schrieb mir: „Es ist möglich, daß die Bewegung für die Verfassung alle Maßregeln gegen die «Jahrbücher» wegschwemmt. Sie müßte dann aber um sich greifen und nicht auf Königsberg beschränkt bleiben. Thun Sie dafür, was Sie können; doch ist es wünschenswerth, daß Sie selbst nicht zu sehr in den Vordergrund treten."

Er vergingen wirklich einige Monate, bevor ich wieder etwas hörte. Dann war die Verfassungsfrage beseitigt, die Huldigung, zwar mitten im Regen, aber doch im Ganzen nach Wunsch vorübergegangen, Sr. Majestät Regierung hatte nun Zeit, sich ihrer alten Feinde zu erinnern. Die erste Nachricht davon, daß man in Berlin beschlossen habe, die „Hallischen Jahrbücher" zu unterdrücken, erhielt ich wieder durch einen Brief von unserm Freunde.

„Ihr Untergang ist jetzt in Berlin beschlossen, doch scheint die Gewalt sich vor dem Schein der Roheit und Willkür zu fürchten. Es liegt keine nächste Veranlassung vor und man ist zu ungeduldig, um auf eine zu warten, daher unschlüssig darüber, wie man es anfangen soll. Man schreibt mir indessen von Berlin, es sei schon ein ein Schritt geschehen und der Professor Henning werde Ihnen in einigen Tagen einen Besuch machen, um Ihnen mitzutheilen, was er Sicheres darüber erfahren habe."

Professor Henning, der auf einer Reise Halle berührte, besuchte mich wirklich und fand mich also einigermaßen vorbereitet. Nach der Unterredung schrieb ich darüber an Franck: „Soeben verläßt mich Henning. Er kam direct von Leo zu mir. Alsdann erzählte er mir, «der König habe eine lange Polemik in Form einer Cabinetsordre gegen die «Jahrbücher» geschrieben, sie läge schon auf dem Ministerium des Innern und werde mir nächstens mitgetheilt werden; das Schlimmste sei, daß sie mit einem Verbot der Zeitschrift schlösse». Bei diesen Worten faßte er mich scharf ins Auge, um den Genuß des ersten Eindrucks zu haben. Ich erwiderte, daß ich auf die Ehre, einen so hochgestellten Gegner zu erhalten, nicht vorbereitet gewesen wäre, daß ich daher ihm für seine Mittheilung und Sr. Majestät für ihre Herablassung sehr dankbar sei. «Was», sagte er, «so ruhig hören Sie diese Nachricht an, die Ihnen mit der Zerstörung Ihres Eigenthums und der Früchte einer jahrelangen Arbeit droht?» Ich sagte, wenn man richtig leben wolle, müsse man immer zu sterben bereit sein, und die Gewalt an unserer Börse wäre eine ehrenvolle Anerkennung unsers Siegs in der Presse. «So habe ich die Sache nicht angesehen», sagte er. «Hm! Sie haben Recht!» Er geht von mir ohne Zweifel wieder zu Leo, und ich hoffe zu erfahren, daß er ihm und folglich seinem Herrn in Berlin die ganze Unterredung mitgetheilt hat. Aber sagen Sie, ist es möglich? und konnte man etwas Seltsameres ausdenken, als den König selbst eine Polemik anfangen zu lassen? Er ist zwar in der Form der gewandteste von allen jetzt lebenden Romantikern, aber wenn er mit seinem Talent wirken will, muß er es pseudonym thun. An Cabinetsordres ist das Talent verschwendet. Alle Cabinetsordres der Welt sollen die Götzen der Vorwelt nicht wieder aufrichten. Ich erwarte also den Untergang in dem Zorn Sr. Majestät, nicht in der Geschichte des deutschen Geistes."

Es ist wol damals nicht bekannt geworden, daß ein solcher Schritt, wie ihn mir Henning ankündigte, gethan worden war. Die polemische Cabinetsordre ließ lange auf sich warten und am Ende zeigte sich's, daß man sich wirklich anders besonnen hatte und mir einen ganz kurzen Befehl Sr. Majestät schickte, worin es hieß, „wenn ich die «Hallischen Jahrbücher» (die in Leipzig gedruckt wurden) nicht nach Halle verlegen wollte, würde ihre Verbreitung in Preußen untersagt werden".

Sollte meine Unterredung mit Henning oder meine Correspondenz mit Franck einen Einfluß auf jene Sinnesänderung in Berlin gehabt haben? Ich weiß es nicht.

7. Franck's Theilnahme.

Um jener Cabinetsordre, die sich auf den Titel der Zeitschrift bezog und auf den Umstand, daß ich in Halle wohnte und in Leipzig drucken ließ, allen Vorwand zu nehmen, verlegte ich meinen Wohnort nach Dresden, wohin Echtermeyer schon voraufgegangen war,

und den Titel veränderten wir in „Deutsche Jahrbücher“. Dadurch fristeten wir das Leben der Zeitschrift noch um anderthalb Jahr. In dieser Zeit hat sich Franck, der damals in Dresden wohnte, sehr lebhaft für sie interessirt, obgleich er außer seinem Aufsatz über Raumer's „Italien“ nichts geschrieben hat.

Der Einfluß Echtermeyer's auf das Blatt hörte mit der Uebersiedelung nach Dresden auf. Er zog sich zurück und nahm wirklich eine etwas gegnerische Stellung ein, namentlich war er über Ludwig Feuerbach's Verdienst nicht mit mir einverstanden. In unserer Meinung über Bauer, die Sophisten und Communisten stimmten wir überein. Doch waren diese wie andere verkehrte Consequenzen der Feuerbach'schen Kritik damals noch nicht weit genug entwickelt, um ganz gewürdigt zu werden. Je mehr sich Echtermeyer zurückzog, desto mehr verkehrte ich mit Hermann Franck, und es war mir allemal eine große Freude, wenn er sich mit einer Woche besonders zufrieden zeigte. Er war übrigens schwer zu befriedigen, umsomehr Eindruck machten seine günstigen Urtheile. So erinnere ich mich noch heute, daß er einmal sagte: „So etwas habe ich lange nicht gelesen, das erinnert an Lessing, aber es ist so stark im Widerspruch mit Allem, was man hier gewohnt ist, und schneidet so scharf ein, daß ich schon sehr ernste Drohungen gegen das Blatt gehört habe.“ Wie grausam man im letzten Jahre gerade die besten Sachen durch den Censor zerstören ließ, wußte er. Dann kam der kleine Aufsatz über „Die Wallhalla von König Ludwig von Baiern“, in dem der Stil des Verfassers ganz nachgeahmt und sehr hübsch komödirt war. Franck besuchte mich und sagte:

„Wie haben Sie es nur möglich gemacht, dies zu drucken?“ Ich gestand, daß ich es selbst nicht erwartet hätte, daß aber der Censor die Absicht des Verfassers übersehen haben müsse.

F. Das ist ja wol nicht möglich. Jedermann wird davon betroffen und in Berlin hat der Scherz, wie ich höre, eine hohe Person so zu lachen gemacht, daß sie sich fast mit ihrem Stuhl überschlagen hat. Die Wirkung ist unvermeidlich; aber ich fürchte, Sie stehen sich seitdem besser mit Berlin als mit Dresden. Ich glaube nicht, daß man hier Spaß versteht. Man wird Ihr Journal verbieten.

R. Man droht mir in Wahrheit damit, obgleich es absurd ist. Sie verböten ja damit ihr eigenes Imprimatur.

F. Gerade dieser Scherz mit der Wallhalla wird sie überzeugen, daß sie sich auf den Censor nicht verlassen können. Und dadurch, daß man Sie aus der Philosophie und Politik herausgeworfen und Sie so nur zu größerer Lesbarkeit gezwungen hat, ist wider Erwarten Ihre Wirksamkeit ausgedehnt worden. Man fange an, Ihr Blatt in Kreisen zu lesen, wohin man entschlossen sei, das Gift nicht hinabbringen zu lassen, das hat mir gestern der H. v. L. gesagt; was wollen Sie mehr?

R. Ich fürchte, wenn die Herren einmal entschlossen sind, haben sie hundert Gründe für einen; nur dachte ich, sie würden uns durch die Censur tödten. Das verstehe ich; aber etwas verbieten, dem man selbst das Imprimatur gegeben hat, das verstehe ich nicht.

F. Sie haben es einmal zu einer Bedeutung gebracht, die Schrecken erregt, und der Schrecken hat seine eigene Logik!

R. Es wird ein wahrer Hexenproceß, den man gegen mich einleitet. Sie werden sagen, ich hielte es mit dem Teufel und der verblendete den leipziger Censor.

F. Das oder etwas Aehnliches. Aber was haben Sie denn mit dem Herrn von Rostitz und Jänckendorf gehabt? Er ist aufs äußerste entrüstet.

R. Als der leipziger Censor eine ganze Baumschule meiner Einsendungen von den verschiedensten Urhebern vertilgte und verstümmelte, begab ich mich zu dem würdigen und wahrhaft freigesinnten Herrn von Lindenau. Ich hatte ihn seit meiner Eingabe über eine Akademie in Dresden nicht wieder gesehen. Er ist mir sehr zugethan und freute sich, als er mich wieder erkannte. „Sagen Sie mir Ihren Namen nicht, ich erkenne Ihr Gesicht!“ begann er, als ich hereintrat; der Bediente hatte ohne Zweifel irgendetwas Verkehrtes für meinen Namen gesagt; darauf besann er sich und dann hörte er mir aufmerksam zu. Eine Probe der leipziger Verwüstung betrachtete er kopfschüttelnd. „Um was handelt es sich denn, um theologische oder um politische Ketzerei?“ fragte er. „Ich fürchte, um Beides“, erwiderte ich, „und wir sind genöthigt gewesen, uns fa ganz aus beiden Gebieten zurückzuziehen.“ „Theologisch“, fuhr er fort, „ist die Sache der Freiheit in Deutschlan entschieden, was auch immer geschehen mag, aber politisch aus uns etwas Vernünftiges zu machen — da weiß ich wahrlich keinen Rath und ich fürchte, lieber Herr Doctor, auch Sie nicht. Doch sollte es mir herzlich leid thun, wenn Sie nicht wieder mit den Autoritäten zurecht kämen. Ich kann nicht viel thun. Schreiben Sie W., daß Sie mich gesehen haben und was ich wünschte. Aber das reicht nicht aus. Gehen Sie doch zu dem Herrn Minister des Innern, sagen Sie ihm, ich hätte Sie dazu veranlaßt, und sprechen Sie mit ihm. Er ist ein Mann, der die Literatur liebt, sehen Sie zu, daß Sie sich mit ihm verständigen.“

F. Und das mislang Ihnen?

R. Ich glaube vollständig. Ich entdeckte nichts vo einem Liebhaber der Literatur in dem Manne. Er ve langte mit dürren Worten: ich hätte den Ton und d Tendenz des Journals zu ändern, und als ich erklärt das hieße, ich hätte die Redaction, alle Mitarbeiter un die Principien der Philosophie zu ändern, wurde er bö und fuhr mich an: das hätte er nicht gesagt. Ich e widerte, das läge aber in seiner Foderung, die eine Un möglichkeit enthalte. Wir wollten nichts als die fre Discussion in allen Wissenschaften und erkennten dab keine Autorität an, sondern ließen der Entwickelung frei Lauf. Natürlich war dies nur Oel ins Feuer geschütt und ich mußte hören, das wäre es eben, was man nic dulden könne, daß wir Alles, was den Menschen heil

wäre, mit Füßen träten; und wenn wir noch lateinisch oder griechisch schrieben, so aber würde das Journal von Ladendienern und Gymnasiasten gelesen und in alle Kreise ein schlechter Geist verbreitet; das ginge zu weit. Ich verlor nun die Geduld und sagte: die Wissenschaft und die Literatur müsse sich selbst corrigiren; Menschen, die ihre Zeit mit unfruchtbaren Acten und in kleinlichen Amtsgeschäften verlören, seien ganz und gar nicht berufen, diese Correctur zu unternehmen. Auch werde ihnen das nie gelingen, da sie von den Fragen, welche die höhere Region des Geistes im Denken und Dichten bewegten, gar keinen Begriff hätten; sie würden sich sonst nicht einbilden, mit der Unterdrückung einer Zeitschrift jene Fragen in ihrem Sinne beantwortet zu sehen. „Aber sie werden der feindseligen Beantwortung ein Ziel setzen!" „Nicht im mindesten; sie werden mein Eigenthum zerstören, aber meine Gedanken haften nicht an diesem Papier, sie sind bereits allgemeines Eigenthum, denn sie sind keineswegs meine Privatgrillen, sondern nichts Anderes als das Evangelium unsers Jahrhunderts, dessen Apostel, unsere Dichter und Philosophen, selbst die Gedanken unserer Feinde beherrschen, auch die Ihrigen, Herr Minister; es ist daher ein geistiger Selbstmord, wenn Sie unser Journal zerstören." „Was verlangen Sie also?" „Daß die leipziger Censur wieder, wie im Anfange, uns freie Bewegung gestatte. Sie würde dies von selbst thun, wenn sie nicht ausnahmsweise gegen uns in eine gewisse Furie hineingezwungen würde." „Was Sie wünschen, ist unmöglich." „Das thut mir ungemein leid, der Herr von Lindenau machte mir Hoffnung auf eine Verständigung mit Ihnen." „Obgleich Sie sich sehr hochmüthig und sehr wenig verbindlich ausgedrückt haben, so wäre mir das dennoch auch das Liebste. Meine Anweisungen, die ich dem Herrn Kreisdirector in Leipzig für den Professor W. gegeben, kann ich nun aber um so weniger zurückziehen." „So muß ich sehen, wie ich damit auskomme, ohne weder dem Anstande, noch der Wahrheit, noch den Erwartungen des Publicums zunahezutreten."

F. Daß Sie den Herrn von Lindenau gesehen hatten, war ganz recht, daß aber der Herr von Nostitz und Jänckendorf Sie gesehen hat, ist ein Fehler.

R. Ich weiß es nicht. Es war nichts mehr zu verderben.

F. Wir hätten gewiß noch lange fortfahren können, wenn Sie sich hätten weniger in die Karten sehen lassen.

R. Sie wollen doch nicht sagen, daß man die Leute für irgendetwas gewinnen könne, ohne sie es merken zu lassen, wofür?

F. Freilich will ich das sagen und Sie wissen sehr gut, wie man das macht. Sie hätten auch mit dem Manne die Geduld nicht verlieren sollen.

R. Ich war nicht stolz genug zum Humor, obgleich ich es wol hätte sein sollen, und am Ende wird man doch gezwungen, sich in den Humor zu flüchten, wie die Sklaven bei Terenz und Aristophanes.

F. Ich wünsche, daß Sie ihn über diese unselige Geschichte nicht verlieren, und wenn ich etwas damit erreichen könnte, so möchte ich es mir von Ihnen versprechen lassen.

Die Art und Weise, wie Hermann Franck bei dieser Gelegenheit seine Freundschaft und Theilnahme ausdrückte, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Ich habe sein Urtheil getreu wiedergegeben, obgleich ich noch heute überzeugt bin, daß alle diplomatischen Vorsichtsmaßregeln den Untergang eines Journals nicht würden verhindert haben, dessen Verbrechen keine andern als seine Bedeutung und seine geistige Freiheit waren, zwei Eigenschaften, die es nicht ablegen konnte.

8. Das dresdener Museum.

Ich verlasse einen Gegenstand, bei dem ich mich vielleicht schon zu lange aufgehalten habe. Denn es ist zu fürchten, daß es noch viele Gelehrte gibt, die darin keineswegs eine allgemeine, sondern nur eine persönliche Angelegenheit sehen. Diese werden jeden Augenblick für verschwendet halten, den ihnen die Erzählung geraubt hat. Sie war aber nöthig, um unsers Freundes feines Urtheil, seine Kenntniß der Verhältnisse und seine Politik daran anzuknüpfen. Er war kein Gegner Derer, mit denen die Sache durchgeht, aber es war nicht seine Art, so wie sie zu handeln. Er zog den Weg der Klugheit vor und verehrte die großen Männer des vorigen Jahrhunderts, die gänzlich von der directen Bewegung des Volksgeistes absahen und durch Umwege in Wissenschaft und Kunst so Erstaunliches geleistet, daß wir Deutschen, die wir vor ihrer Zeit entschieden zurück waren, jetzt ohne Zweifel das geistig freieste Volk der Erde sind. Franck glaubte nicht, daß eine unmittelbar politische Bewegung und eine Reform des gemeinen Bewußtseins schon möglich sei. Wir dürfen jetzt wol sagen, daß beide Wege zugleich betreten werden mußten und daß Enttäuschungen über die Freiheitsfähigkeit des Volks zugleich Belehrungen über den Grad von Freiheit sind, den es erreicht hat.

Es wäre aber ungerecht, wenn wir hier nicht hinzufügen wollten, daß Franck aus den Ereignissen ganz denselben Schluß gezogen.

„Es gibt eine Menge Ereignisse, die man nur für Studien annehmen kann, wenige sind Meisterstücke", pflegte er zu sagen, wenn er von den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 sprach.

Ich gehe in meiner Erzählung ein wenig zurück.

Als wir zusammen in Dresden lebten, hatte diese Stadt kein Museum oder Lesezimmer. Wir fühlten diesen Mangel Beide lebhaft, und nach mehren fruchtlosen Versuchen gelang es uns, eine solche Vereinigung zustande zu bringen. Die erste Versammlung der Stifter war auf der Terrasse. Hier tauchte sogleich der Plan auf, einen Vorstand und einen beaufsichtigenden Ausschuß zu wählen. Franck machte aber die ganz richtige Bemerkung, daß wir Alle zum Ausschuß nicht zu Viele und daß zum Vorstande die Beamten, einer für die Kasse, einer für die Journale und ein dritter zur Ab-

wechselung in diesen Geschäften und zum Vorsitz in den Versammlungen der Mitglieder, genug wären. Diese einfache Form wurde angenommen, die Stifter zahlten das erste mal fürs ganze Jahr voraus und machten sich verbindlich, ihre Freunde mit heranzuziehen.

So trat diese Gesellschaft ins Leben, zuerst im Café français an der Promenade, dann in der Stadt und besteht, wenn ich nicht irre, noch immer. Hermann Franck wurde zum Rendanten, ein dresdener Schriftsteller, Herr von Brunnow, wurde für das Lesezimmer und ich selbst zum Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt.

Man hatte uns die Anschaffung der Journale überlassen, nachdem die vorzüglichsten gleich im Anfange genannt worden waren. Die französischen Oppositionsjournale, wie den „National", konnte man damals nicht durch die Post beziehen, wir erhielten sie in Packeten. Dagegen waren alle englischen Zeitungen frei. Wir wählten die „Times"; und was wir erwartet hatten, geschah, die Engländer in Dresden wandten sich unserm Museum zu, um das unentbehrliche Blatt dort zu lesen.

Dies aber erregte einen förmlichen Aufruhr. Die Engländer legten die Beine auf die Tische, hieß es, wären eine unausstehliche Gesellschaft, und die „Times" wäre so theuer als alle andern Zeitungen zusammengenommen. Die Unzufriedenen verlangten Abschaffung der Engländer und der „Times", die man ja doch nicht lesen könne. Eine Versammlung wurde zusammenberufen und die heftigsten Reden gegen die „Times" gehalten, die für unsere Mittel viel zu kostspielig sei. Franck wies zuerst nach, daß die Engländer die „Times" vollkommen bezahlten. Es war aber gerade die Hauptbeschwerde, daß die Engländer unbequeme Gäste wären, und da nun außer ihnen kein Mensch die „Times" läse und sie nur der „Times" wegen kämen, so würde man die Engländer los, wenn man die „Times" abschaffte, und die übrige Gesellschaft verlöre nichts dabei.

Der weitere Verlauf dieser Erörterungen ist höchst drollig und war für Franck immer eine heitere Erinnerung, auf die er sehr häufig zurückkam. Ich ergriff nämlich das Wort, um im Namen der Vorsteher eine Mittheilung zu machen: Wir hätten gemeint, daß wir die bedeutendsten deutschen Zeitungen anschaffen müßten, die plattdeutschen nicht ausgeschlossen. Dies sei auch in der ersten Versammlung genehmigt worden. Nun seien zwar unsere plattdeutschen Brüder jenseit des Kanals etwas flegelhaft, aber nur der plattdeutsche Stamm besäße Preßfreiheit, und die „Times" sei bei all ihrer Roheit und Flegelhaftigkeit das vornehmste preßfreie Blatt in germanischer Sprache. Daß nur die Engländer es lesen könnten, wäre ein sehr unbedachter Scherz; englisch oder niederdeutsch könne Jeder lesen, der nur das lateinische Alphabet kenne, dessen dieser Volksstamm sich jetzt bediene. Es sei ein wunderliches Vorurtheil, daß man das Englische noch erst lernen müsse; dagegen sei es sehr wünschenswerth, wenn die hochdeutschen Mitglieder des Museums dieses Vorurtheil ablegten und das einzige preßfreie germanische Blatt läsen, das wir besäßen. Der Vorstand lege ein so großes Gewicht auf die Bei-behaltung dieser Zeitung, daß er die Geschäfte Andern überlassen müsse, wenn man sie abschaffte. Jedoch könn[e] für die „Times" und die französischen Journale ein eigenes Zimmer mit einem runden Tisch eingerichtet werden. Dies würde es den Engländern zugleich erschweren, die Beine auf den Tisch zu legen; und so schienen uns alle Wünsche der Versammlung erfüllt zu sein.

Vor dem humoristischen Eindruck, den diese unerwartete Wendung der Sache hervorbrachte, fiel alle Opposition zu Boden und die „Times" war erhalten. „Es war ein höchst ergötzlicher Staatsstreich", sagte Franck. „Ihre Behauptungen sind so kühn, daß sie die Leu[te] verdutzt machten." „Warum nennen Sie meine Er-örterung einen Staatsstreich?" „Wir hatten Sie z[u] Ihrer Mittheilung ja gar nicht autorisirt!" „[...] Sie konnten mir widersprechen." „Wer hätte da widersprechen mögen? Ich gäbe was darum, wenn ich [...] Scene noch ein mal erleben könnte!" Bei dieser [Er-]zählung werden sich manche unserer gemeinschaftlich[en] Freunde aus jener Zeit des Vorfalls mit Vergnüg[en] erinnern.

9. Die Engländer.

Unser Gespräch fiel bei dieser Gelegenheit auf d[ie] Engländer. Franck theilte den Widerwillen der Dresdner gegen sie durchaus nicht. Freilich, pflegte er zu sag[en,] muß man sie nicht nach ihrer Erscheinung in der Fr[emde] beurtheilen, man muß sie in ihrem eigenen Lande [ken-]nen lernen. Etwas Steifes und Verlegenes klebt ih[nen] an, das ist wahr, man legt es aber oft mit Unre[cht] für Ungezogenheit und Hochmuth aus. Eher möchte [ich] sagen, es ist Bescheidenheit. Der Engländer übersch[ätzt] den Continent und namentlich die französische Eleg[anz,] die er eifrig studirt, ohne sie je zu erreichen. Es f[ehlt] ihm die Leichtigkeit, die natürliche Beweglichkeit, [die] Phantasie, welche der Grund aller geselligen Kunst [ist] und wodurch die Französinnen einen solchen Zauber au[s-]üben. Der Engländer bewundert diese Kunst, wie [wir] einen großen Schauspieler bewundern. Wenn er [sie] selbst ausüben will, spielt er eine Rolle, wie wir [sie] spielen würden, wenn wir einen Liebhaber oder [den] Juden von Venedig auf der Bühne darstellen sollten.

R. Sie halten also die Tölpelhaftigkeit der E[ng-]länder nicht für Absicht, sondern für Naturell?

F. Ja und nein! In ihrer Verzweiflung an [der] Kunst der Geselligkeit werden sie verlegen, und um i[hre] Verlegenheit zu verbergen, werden sie grob. Wenn [sie] ganz unter sich sind, ist ihr Betragen das natürlich[ste] von der Welt. Etwas altväterisch geben sie sich [die] Hände, wenn sie sich begrüßen, dabei ist nichts zu [...] beugen und zu knixen. Alsdann haben sie ein g[roßes] Interesse daran, einmal aus dem Nebel hervorgucken [zu] können, deswegen fragen sie gleich nach Wind [und] Wetter, wie man es auf dem Schiffe thut, wenn [der] Capitän in die Kajüte kommt. Auch vermuthe ich, [ist] ihr Klima nicht das gesündeste, deswegen sprechen [sie] soviel von ihrem Befinden. Das Biedere und Ei[...]

sache ist ganz in ihrer Natur, sie können nichts vorstellen, sie spielen keine Rolle; wenn sie es unternehmen, fallen sie heraus; daraus folgt, daß sie sich nicht verstellen; wenn ein Engländer Ja sagt, so können Sie Häuser darauf bauen; wenn er sich für Sie interessirt, so heuchelt er nicht. Verlassen Sie sich hingegen auf die Liebenswürdigkeit des Franzosen und auf die Höflichkeit des Deutschen, und Sie werden, sowie es Ernst wird, die Rechnung ohne den Wirth machen.

R. Ich glaube, Sie haben Recht. Was Sie von den Engländern sagen, erinnert mich sehr an den deutschen Norden.

F. Den Hochmuth, der ihnen gewöhnlich vorgeworfen wird, muß man ebenfalls aus ihrem Naturell und ihrer Verfassung erklären. Vieles, was man Hochmuth nennt, ist nichts Anderes als der aristokratische Tic des ganzen Volks. Es ist mir aufgefallen, daß sie aus Allem ein Geschäft machen. Darin gibt es verschiedene Zweige und jedes Geschäft ist in seiner Sphäre anerkannt (ein anerkanntes Geschäft nennen sie respectable). Jeder tritt Ihnen mit einem Selbstgefühl entgegen, wie man es in keinem andern Lande in Europa findet. Dabei achten sie im Grunde nichts als das Geld, und wie Einer aus den untern Ständen reich wird, gleich spielt er den Herrn und den Protector. Das Protegiren (sie nennen es patronage) ist für beide Theile etwas Natürliches, weil beide ganz genau wissen, was das Geld werth ist. Wer in England Jemand beschäftigt, verpflichtet ihn; wenn nun der Engländer mit diesem Gefühl, das er sich leicht merken läßt, Jemand bei uns beschäftigt oder ihn verdienen läßt, so finden wir dies sofort hochmüthig. Es ist aber nichts Anderes als eine Sitte, die uns fremd ist. Bei uns bedankt sich kein Kaufmann, wenn man ihm etwas abkauft, im Gegentheil, fast thäte es noth, daß wir uns bei ihm bedankten, wenn er uns von seinen Schätzen mittheilt.

R. Finden Sie nicht unser Verhältniß zu den Kaufleuten und Arbeitern viel humaner?

F. Humaner wol, aber praktischer durchaus nicht. Dem Engländer steht es immer vor Augen, wonach er zu streben hat. Bei uns scheint Jeder schon fertig zu sein und Keiner weiter hinauf zu wollen, es fehlt den Menschen alle Spannkraft. Doch kann ich es nicht leugnen, daß mich sowol das Patronisiren als das Bedientenwesen, aus dem ein Geschäft gemacht wird, zuerst sehr widerlich berührt hat. Wenn man gepuderte Menschen hinten auf den Kutschen und Menschen vor den Handwagen sieht, die wie Zugvieh einen Erwachsenen umherziehen, so erschrickt man. Wenn man aber entdeckt, daß Beides fast immer nur eine zeitweilige Beschäftigung für die Mittel zu einem andern Fortkommen ist, so mildert sich der Schrecken schon; und wenn man vollends hört, daß es Manchem gelungen ist, von solchen und ähnlichen Beschäftigungen sich zu einer europäischen Bedeutung aufzuschwingen, — ich erinnere nur an Cobbett, der gemeiner Soldat war und, nachdem er seine Erziehung ganz und gar selbst gemacht hatte, einer der einflußreichsten Schriftsteller und Parlamentsmitglied wurde, — so wird man sehr vorsichtig mit dem continentalen Abscheu vor der Verkäuflichkeit.

R. Ihr Militärwesen dagegen läßt gar kein Aufsteigen zu höhern Stellen zu; die Offizierspatente werden ja sogar gekauft. Dies ist doch etwas ganz Unvernünftiges; und wie reimen Sie dies mit dem praktischen Volkscharakter, den Sie eben geschildert? Wie kann ein Engländer, der fortkommen und seine Lage verbessern will, sich einem solchen System unterwerfen?

F. Sie haben soeben selbst gesagt, daß der Dienst eine Speculation und ein Handel ist, wie jeder andere Handel; damit wird das Soldatenwesen mit jedem bürgerlichen Geschäft auf gleiche Linie gesetzt und nur ergriffen wie ein Mittel der Existenz oder des Fortkommens. Das Romantische und Phantastische fällt dabei zu Boden, und weil viel Gesindel, dem Schule und Arbeit eine Unbequemlichkeit sind, angeworben wird, so ist die Zucht unerhört streng. Uebrigens muß ein freies Volk die Absicht haben, der Armee so wenig Bedeutung als möglich zu geben. Die Engländer halten die Armee geflissentlich nieder. Der bürgerliche Ehrgeiz und das bürgerliche Geschäft stehen ihm unbedingt höher. Der Soldat ist außerdem unter der strengsten Aufsicht des bürgerlichen Gesetzes; er zeigt sich nie mit Waffen, wenn er außer Dienst ist; von einem Gegensatz des Soldaten gegen den Bürger kann keine Rede sein. Auch wird der König nie als Haupt der Armee betrachtet. Der König und die Soldaten, die gegen den Bürger und die Gesetze marschiren, weil sie einen eigenen abgesonderten Körper bilden, sind dem Engländer unbegreiflich. Bei uns ist die bewaffnete Macht der Staat, in England ist der Staat das Gemeinwesen und die bewaffnete Macht der Flotte und der Armee nur sein Instrument gegen feindliche Völker und Staaten. Im Innern ist Jeder zum Beistand des Gesetzes bereit, sobald es nöthig wird, und gegen das Gesetz würde keine Armee und kein General etwas vermögen oder sich auch nur einen Augenblick eine Macht zutrauen.

R. Ich fürchte, in England läßt sich jeder Misbrauch rechtfertigen.

F. England besteht nur durch Misbräuche; es ist selbst nichts als Ein ungeheuerer Misbrauch. Rechtfertigen läßt sich England nicht, erklären durch und durch.

R. Sie gehen weiter, als ich erwartete.

F. Doch hoffentlich nicht zu weit. Können Sie diese Kirche und Oxford und Cambridge in unserer Zeit rechtfertigen? Können Sie es rechtfertigen, daß die Wissenschaft ohne Macht, die öffentliche Erziehung in den Händen der Priester *), die Priester in den Händen

*) Man weiß wol in England ebenso gut und vielleicht besser als bei uns, daß Wissen eine Macht ist und Macht verleiht — Macht über die Elemente, über Zeit und Raum, über die Menschen und sich selbst, und wenn eine „Priestererziehung" solche Früchte bringt, wie sie sie für England als Staat und Nation gebracht hat, so muß sie doch nicht so ganz übel sein. Man sollte fast glauben, es sei in dieser Stelle von Neapel oder dem Kirchenstaat die Rede und nicht von England.

alter mönchischer Stiftungen, diese Stiftungen den Armen und dem Cultus gestohlen und von den großen Familien mit Heinrich VIII. blutigen Andenkens getheilt worden sind? Können Sie es rechtfertigen, daß jährlich 10 Mill. Pf. St. diesem großen nationalen Verbrechen, welches in der englischen Geschichte Reformation heißt, geopfert werden? Aber erklären läßt sich dies sehr leicht. Die Söhne Derer, die es genommen, sitzen mit gefalteten Händen auf den Geldsäcken, die eigentlich dem Volk gehören, die sie aber nur öffnen, um bei den Wahlen mit schwerem Gelde ihre Parlamentsstellen von dem Volke wieder zu kaufen. Es fällt ihnen nicht ein, die Geldsäcke selbst aufzugeben. Das Volk erhält daher keine Erziehung, muß seine Armen durch Abgaben erhalten und selbst seine Prediger verhungern sehen. Cobbett in seinen Briefen an die englischen Pfarrherren gibt uns die unwiderleglichsten Beweise.

R. Diese Erklärung ist freilich eher eine Anklage als eine Rechtfertigung.

F. Sie kommt wieder darauf hinaus, daß Alles für baares Geld gekauft wird, wie die Offizierstellen, so die Parlamentsstellen, und daß der Engländer unter allen Realitäten das Gold für die reellste hält.

R. Und Sie glauben wirklich, daß keine einzige Parlamentsstelle durch wirkliche Wahl besetzt wird?

F. Außerordentlich wenige. Die meisten durch die sogenannte Patronage, viele durch entschiedene Bestechung oder Einschüchterung, sehr wenige durch unabhängige Wahlkörper.

R. Da ich nie in dem Lande gewesen bin, kann ich mir die Bestechung und die Einschüchterung besonders bei der Suprematie des Gesetzes nicht denken.

F. Der Lord schüchtert seine Pächter ein; wer gegen seine Candidaten stimmt, riskirt seine Pachtstelle. Die Reichen in den Städten vereinigen sich gewöhnlich mit der Torypartei und gehen dann von Haus zu Haus, um die Kaufleute und Handwerker merken zu lassen, daß sie ihre Kundschaft verlören, wenn sie nicht für ihren Candidaten stimmten. Dies ist die Einschüchterung auf dem Lande und in den Städten. Die Bestechung wird theils durch freie Zeche bei den Wirthen, theils durch Agenten bewirkt, die wirklich Stimmen kaufen, besonders wenn nur noch wenige nöthig sind, um den Ausschlag zu geben. Der Einschüchterung, die unter der Form von Stimmenwerbung (canvassing) geht, kann man nie mit dem Gesetze beikommen, der Bestechung nur sehr selten. Was ist z. B. mit folgendem Fall zu machen? Eine Schenkwirthin übte großen Einfluß auf ihre Kunden aus und die Tories wünschten sie der Gegenpartei zu entreißen. Wenn sie gewonnen werden könnte, meinte das Wahlcomité, wäre der Sieg errungen. Der noble Lord macht sich also mit seinen Freunden auf, um die Schenkwirthin zu besuchen.

R. Der noble Lord? Sie meinen: „der Candidat".

F. Die Lords, die sich wählen lassen, sind Söh[…] der sitzenden Lords, oder nichtsitzende Lords, wie Lo[…] Palmerston und Lord John Russell. Unser edler Candida[…] findet die Wirthin sehr freundlich wegen der Ehre [..] Besuchs; er faßt sich ein Herz und fragt: „Habe i[…] Hoffnung, was meinen Sie, Frau Cunnard?" „I[…] kann Ihnen keinen Erfolg versprechen, Mylord, S[…] werden wol einige Hundert Stimmen zurückbleiben." „Und ist da kein Rath zu schaffen? Man weiß, S[…] kennen den Wahlkörper." „Ich glaube, ich kenne [..] Leute hier im Ort, und eben darum kann ich Ihn[…] keine Hoffnung machen." „Hm! hm!" In diese[…] Augenblick nähert sich die Hauskatze der Frau Wirth[…] und der edle Lord wendet sich an einen seiner Begl[…] und sagt: „Herr Woodward, haben Sie je eine sol[…] Katze gesehen? Was für ein seltenes Thier! [..] ich die für meine Tochter haben könnte! Wollen [..] mir das Thierchen für 15 Pf. St. überlassen, [..] Cunnard? Ich begreife, daß Sie sich schwer [..] trennen werden, aber es wäre mir eine große [..]ligkeit!" Frau Cunnard überläßt ihm die Katze, wü[…] ihm das beste Glück zu seiner Wahl und sagt beim [..]schied: wenn er vielleicht noch eine Tochter hätte [..] noch eine Katze brauchte, so würde sie ihm mit [..]gnügen dazu verhelfen.

Kein englisches Gericht würde diesen Fall für [..]stechung erklären. Tausende von Pfunden werden [..] diese und ähnliche Weise von Einzelnen, Millionen [..] den bei den Wahlen durch das ganze Land aufgewe[…] Eine Auflösung des Parlaments ist daher sehr oft [..] gleich die Auflösung manches ansehnlichen Vermög[…] und nichts ist gewöhnlicher in England, als daß [..] hört: der und der hat sich durch Wahlkosten zugr[…] gerichtet. So sehr versteht sich das Kaufen und [..] Käuflichkeit von selbst. Man kauft sogar falsche G[…]candidaten, bezahlt ihnen alle Kosten und kauft i[…] einen Theil der liberalen oder ultraliberalen Stim[…] um die Stimmen der Gegenpartei zu theilen.

Die eigentlich liberale Partei hat nicht die M[…] zu solcher Kriegführung. Sie muß sich allerdings [..] auf die dauernden Interessen der Massen stützen; [..] sie sich aber an die Interessen und nicht an die P[…]cipien wendet, versteht sich auch bei ihr von selbst.

R. Nun werden wir wieder eine Erklärung n[…] haben, wie bei einer solchen Verderbniß des Volksg[…] und bei einer solchen Wahl unter dem Einfluß der [..] gemeinsten Vortheile das Parlament der Verachtung [..] der Staat dem Untergange entgehen können?

F. Diese Erklärung ist allerdings sehr nöthig, [..] denn England überhaupt das Land der Räthsel [..] So viel Misbrauch bei so viel vernünftiger Sitte [..] nur in der Sitte beruht ihre Freiheit, während [..] Gesetze meist sehr tyrannisch sind), so viel Unsittl[…] und Käuflichkeit bei der biedersten Geradheit und [..] verlässigkeit, so viel Verstand bei dem düstersten [..] glauben, so viel Unwissenheit über den Continent [..] so viel Staatsklugheit in seiner Behandlung, so [..]

der Burg der Preßfreiheit, dem Asyl so vieler, die für ihre heimatlichen Verhältnisse zu frei und aufgeklärt dachten. D. Red.

chulen und so wenig Bildung, so viel Kunstsinn und viel Talentlosigkeit, so viel Verehrung für die Form nd so wenig Benehmen; bei all ihrer Hölzernheit sind geschickt und praktisch und mit all ihren Irrthümern nd Mängeln regieren sie die Welt.*) Ich schäme mich, n Deutscher zu sein, ich würde stolz darauf sein, wenn h ein Engländer wäre; ich würde Vieles verachten, was nglisch ist, aber ich würde mich selbst achten und die ndern Nationen mit Vergnügen gezwungen sehen, England mit all seinen Mängeln zu achten und zu fürchten. ch sehe Sie lächeln, Sie erwarten, daß ich Ihnen eine Räthsel aufgeben will, um das Ihrige ungelöst laſſen. Das war nicht meine Absicht. Warum die estechlichkeit und die Einschüchterung nicht zum Untergange des Staats führen, sieht man ein, wenn man ur bedenkt, in wessen Interesse sie ausgeübt werden. s ist das aristokratische Parteiinteresse. Beide Parien, Tories und Whigs, sind nichts Anderes als die gierende Classe selbst. Mit aller Bestechung zahlen die stokraten also nur der Demokratie ihren Tribut dafür, man sie im Regiment läßt und daß die leitenden Gechter im Wesentlichen das Parlament und die Staatser nach ihrem Wohlgefallen besetzen. Wegen der ffentlichkeit und freien Presse können sie nun dabei och nicht gänzlich vom Talent und Charakter ihrer ünglinge absehen, obgleich es allerdings auch einige mmern für die Dummen gibt. Und eben wegen seis Ursprungs steht dieses Parlament und die Regierung ter der beständigen Controle und unter dem Druck r öffentlichen Meinung und der Presse (pressure from ithout) und die Regierungspresse wieder unter dem ruck der populären Presse. Die Meetings gehören her zur Verfassung, und wenn irgendeine Bewegung tschieden die Mehrheit der Bevölkerung für sich gennt, so setzt ihr die Aristokratie (die Tories oder die higs) keinen erstlichen Widerstand entgegen, im Getheil, sie sieht sich nach Mitteln um, womit die Forrung des öffentlichen Willens befriedigt werden könne.

Sowie die Macht der Agitation eine Genehmigung s Volks für die Herrschaft der Derby und der edford ist, so ist die Macht des Talents eine andere. e kennen ohne Zweifel Disraeli's Geschichte. Er ist n jüdischer Herkunft, begann als Novellenschreiber, at zuerst als radicaler Candidat bei der Parlamentshl auf und fiel durch. Er wurde dann für die Tories wonnen, diese verschafften ihm seinen Sitz für Buxshire d so wurde er in den Stand gesetzt, der Führer der ries im Unterhause, erster Lord des Schatzes zu wern und dies Amt mit einem Gehalt von 6000 Pf. St. verlassen. Daß er ein Mann von Charakter und e ehrenwerthe Figur wäre, läßt sich nicht sagen, daß er das Talent bei den Tories hoch im Preise steht, weiſt Niemand besser als er.

Nachschrift. Es thut mir leid, daß die Umstände mir die Feder entreißen. Für den Augenblick muß es bei diesem Fragment sein Bewenden haben.

*) Victor Hugo sagte neulich: „C'est un grand peuple bête." Anmerk. d. Verf.

Poetische Erzählungen.

Die poetische Erzählung ist bekanntlich in unserer jungdeutschen Literatur sehr stark vertreten. Für das Epos ist in der Neuzeit kein gesegnetes Erdreich da, der Roman in seiner realistischen Verflachung kann nur als schwacher Ersatzmann diese Lücke füllen; die dichterische Zeugungskraft mußte also einen andern Ausweg suchen, auf dem sie sich mit epischer Weitschweifigkeit auslassen konnte. Was bot sich ihr da von selbst an? Was lockte da mehr als die endlosen wellengrünen Prairien der poetischen Erzählung, wo die Phantasie, das ewigjunge Götterfüllen, romantisch umhertummeln darf, ohne den Lasso der Kritik in dem Grade fürchten zu müssen, als auf dem classischen Boden des Epos? Man hat hier also nicht nur viel Spielraum, sondern auch verhältnißmäßig ein leichtes Spiel. Man stöbert irgendwo, gewöhnlich in ältern Novellensammlungen, die das Publicum nicht mehr liest, einen „guten Stoff" auf, bringt ihn mit einiger Gewandtheit in fließende Verse und die „poetische Erzählung" ist fertig. Den Schein, etwas Neues geliefert zu haben, gibt man mit in den Kauf. Um dem Publicum gegenüber noch sicherer zu gehen, borgt man aus den Schatzkammern fremdländischer Literaturen, ohne die Quelle anzugeben, woraus man schöpfte. Die immer steigenden Luxusbedürfnisse drängen zum Eklekticismus — auch unsere Autoren lieben die Bequemlichkeit. Wozu einen Stoff erfinden? Warum die Gehirnnerven einer solchen Anstrengung unterziehen? Man wählt lieber unter dem schon Vorhandenen. Die Erfindungsgabe hat Krida gemacht, und die Curatoren der Masse wählen für ihre Taschen den bessern Rest zusammen. Die Dutzendpoetlein fragen: hat nicht selbst Shakspeare, der Dichterheros, italienische Novellen dramatisch ausgebeutet? und leben in dem süßen Wahne, ihr Thun und Treiben hiermit hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Ja, Shakspeare that es — aber wie? Mit der größten poetischen Gewissenhaftigkeit! Was er je adoptirte, wurde von ihm nie als Stiefkind behandelt. Wie der eigene Vater hat er diese Kleinen aus Italien gepflegt und zu sehr großen Leuten herangebildet. Er nationalisirte sie, eroberte ihnen das volle stolze Bürgerrecht von Altengland. In diesem Nationalisiren des fremdländischen Stoffs liegt das ganze spätere Eigenthumsrecht des Autors begraben. Die deutsche Literatur hat ohnedies eine stark kosmopolitische Färbung, es wäre daher das Amt der Kritik, bei Allem, was über die Grenze geschwärzt wird, etwas strenger darauf zu sehen, ob ihm auch der Dichter den Geleitschein der nationalen Metamorphose mitgetheilt oder nicht. Es sollte dieser Punkt umsomehr gehörig überwacht werden, da die große Masse ohnehin alle literarischen Producte des Auslandes begünstigt und dadurch der Sinn für das Deutsche nach und nach eingelullt wird. Es thut noth, den Spürsinn für

eine nationale Lebensauffassung, insbesondere in der feinern Gesellschaft, wach und rege zu erhalten, sonst dürfte das deutsche Element eines schönen Morgens ganz und gar verduften. Man sagt, die Kunst sei das Abbild ihrer Zeit, der Satz scheint wahr zu sein; denn gleichwie die sibaritische Genußsucht heutzutage in allen Sphären des Völkerlebens den sittlichen Halt untergraben hat, so steht auch die wuchernde Empfindungsweise, zum Maßlosen hindrängend, mit der gestaltenden Kraft der jetzigen Producenten der Parnaßcandidaten im argen Misverhältniß, viel Wollen und wenig Können! Eine Unzahl von illustrirten Büchern, die dem Publicum wie einem lieber gaffenden als denkenden Kind in die Hände gespielt werden, beweist dies am deutlichsten. Sie unterstützen die Denkfaulheit, ziehen den Blick des Lesers vom geistigen Gehalt des Buchs ab und lenken die Aufmerksamkeit auf jene bunten Erscheinungen, welche die Schwächen des Autors bemänteln. Kurz, der Bequemlichkeit, der Sinnestäuschung wird von allen Seiten Vorschub geleistet. Dieser Schlendrian bringt natürlich viele junge Leute auf den Gedanken: Büchermachen, das muß etwas sehr Leichtes sein! Es überkommt einen das Gefühl der Entwürdigung, wenn man dieses rohe Drängen unbegeisterter Scharen zur Treppenflucht des Musentempels gewahrt — Lorber wollen sie eintauschen für Gänseblumen; jeder Bänkelsänger im Frack hält sich für eine exclusive Natur, dazu geboren, als auftauchendes Meteor den Uebrigen den rechten Weg zu zeigen. Die Schwingen des Genius sind lahm geworden, nun kriecht er, hinausgejagt aus dem durch eigene Schuld verlorenen Paradies der natürlich-heiligen Kunst, über die Erde hin und sucht sich im Schweiße seines Angesichts das kärgliche Futter, und findet er nichts in der geistigen Hungersnoth unsers dampfreichen Jahrhunderts, so bestiehlt er die Ahnengräber deutscher Dichterfürsten und ruht sich vom Faulenzen aus! Dagegen ist das Gespenst der Büchermacherei unermüdlich thätig; es wandelt, gleich dem Ewigen Juden, nicht blos von Stadt zu Stadt, nein, von Welttheil zu Welttheil und verbreitet den Segen europäischer Weisheit illustrirt in alle Colonien. Indeß de mortuis nil nisi bene! Wir aber haben es diesmal noch mit Lebendigen und zwar mit folgenden Neugeborenen zu thun:

1. Rior-Atta. Ein Gedicht von Eduard Schmidt. Berlin, Lederer. 1855. 16. 15 Ngr.
2. Der Kaiserdom zu Speier. Ein deutsches Lied von Leonhart Wohlmuth. Nürnberg, von Ebner. 1855. Gr. 16. 10 Ngr.
3. Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz von Emil von Vorberger. Fulda, Maier. 1855. 16. 8 Ngr.
4. Wilhelm Bornemann's Humoristische Jagdgedichte, gesammelt und herausgegeben von Karl Bornemann. Berlin, Decker. 1855. 16. 1 Thlr.
5. Gedichte von Ernst Jost. Frankfurt a. M., Jäger. 1855. 8. 1 Thlr.

Nr. 1. Der Verfasser widmet seine transatlantische Erzählung in einem sonderbaren Gedichte dem, wie er sagt, ihm schicksalsverwandten Dichter Victor Hugo. Es kommen darin unter andern seltsamen Phrasen folgende Verse vor (S. 3):

Wär' eine Nuß die Welt — mit aller ihrer Lust
Zerdrückt' ich sie fürwahr an einer Henkersbrust!

Das klingt allerdings à la Victor Hugo! Doch genug von der Einleitung. Johny, der reichste Pflanzer auf einer Insel im Antillenmeer, hat unter seinen Sklaven einen alten Neger, der einst König von Kangi war und daher die Last der Knechtschaft doppelt fühlt. Sein Sohn, Rior-Atta, ebenfalls Johny's Sklave, ist darüber noch mehr empört. Der greise Neger beschwichtigt Rior's aufwallenden Zorn mit den Worten: „Unser Herr ist gut und edel" u. s. w. (wir heben dies absichtlich der spätern Rüge wegen hervor). Bald darauf vernimmt Johny von seinen Nachbarn, daß der Gouverneur der Insel, um allen Dieben das Handwerk zu legen, ein neues sehr strenges Gesetz kund machen ließ — es lautet (S. 17):

Jeder Sklave, der gestohlen,
Wird gehängt; dem Master aber
Werden als Ersatz des Schadens
Funfzehn Dollars ausgezahlt
Für solch aufgehängten Schurken —
Notabene, wenn zwei Zeugen
Es beweisen und erhärten,
Daß der Schuft gestohlen habe.

Einige dieser unmenschlichen Pflanzer benutzten dieses Gesetz, um für jeden alten Sklaven, den sie nicht mehr ernähren wollten, 15 Dollars zu bekommen; sie kauften nämlich für eine geringe Summe zwei Zeugen, und das arme unschuldige Opfer endete am Galgen. Johny läßt sich auch zu dieser Schandthat hinreißen; er entledigt sich auf diese Weise seiner 15 alten Sklaven. Der Königssohn Rior-Atta erblickt eines Morgens seinen Vater am Galgen hängend. S. 25 heißt es:

Dieser Sohn der heißen Wüste,
Dieser Sproß aus der Sahara
Fürstgeschlecht — er kann nicht weinen,
Denn die Wüste kennt nicht Thränen!
Seht, der grüne Grashalm weinet
Thaubeperlet für den Sklaven.
Doch er rafft sich auf — die Hände
Drücken sich in seinen Schädel,
Unter seinem nerv'gen Fußdruck
Beugt das Moos sich zu dem Boden.
Wuthentbrannt, so rollt sein Auge,
Blitze schießt sein Blick und bebend
Donnert seine bleiche Lippe:
„Dich gemordet! Dich gehangen?
Greis du, todt schon mehr als lebend?
Auch dir gönnt er nicht das Futter
Für des Lebens kurze Spanne! —
Weißer Christ, ich glüh' nach Rache,
Aber nicht nach deinem Blute!
Ha! für dich will ich erfinden
Eine höllenwürd'ge Marter —
Weißer Christ — ich schwör's beim Galgen,
Daß ich mich als Teufel räche!!"

Auf das Liebste, auf das Theuerste, auf Alles, was Johny mit Stolz sein nennt, richtet nun Rior-Atta seine der Verstellung mächtigen Blicke, um es zu vernichten. Tagelang sit[zt] und brütet er über den schwärzesten Racheplanen, der Dämo[n] der Negernatur hat sich seines ganzen Wesens bemächtig[t]. Die schöne Anna, Johny's Töchterlein und Robert's Brau[t] verfällt zuerst dem Schreckensgericht, für dessen Repräsentante[n] sich Rior-Atta seit der ominösen Stunde unter dem Galge[n] hält; doch duldet er sogar, daß der Hund des Masters, wen[n] der königliche Sklave zu seinen Füßen kauernd die höchs[te] Treue heuchelt, mit Rior-Atta's Ohren spielt. Er schleicht si[ch] um Mitternacht hinaus zu einer ferngelegenen Felsengrott[e]. Weiter heißt es:

Und der Sklave Rior-Atta
Tritt mit Stolz und Würde ein.

Dort ein Kreis betagter Neger;
Alt, mit grauen, langen Bärten,
Ruh'n sie stumm auf weichem Moose.
Flüchteten dereinst vom Joche
Ihrer weißen, freien Brüder;
Flüchteten, wie die Gazellen,
Hin auf unwirthbare Felsen,
Frei nun, frei wie ihre Wälder.
Alt, wie sie, war ihre Rache
Aufgesäugt an schwarzen Brüsten
Mit der Milch des Menschenfluches.
Jeder ihrer schwarzen Brüder,
Dessen Groll hin nach den Gipfeln
Ihrer öden Lager tönte,
Flehte nie umsonst um Hülfe,
Nie umsonst um freies Leben.
Dort auf steinigtem Geklüfte
Hauste unbekannt die Rache,
Schleudernd wie der zorn'ge Himmel
Flammende, gewalt'ge Blitze
Auf die christgesinnten Weißen;
Tausend Flüche wehten täglich
Mit dem Südwind in die Auen.

Diese Negerversammlung schenkt anfangs Nior-Atta's Beschuldigung keinen Glauben, denn Johny ist ihr als ein guter Mann bekannt; er überzeugt sie vom Gegentheil, und die Versammlung, durch einen Schwur verpflichtet, alle Grausamkeiten der Weißen furchtbar zu rächen, ist nun bereit, über Johny Gericht zu halten, jedoch der königliche Sklave ruft den alten Negern zu (S. 41):

Mir allein gehört die Wonne,
Mir allein gehört die Rache!
Gebt mir Gift für Johny's Heerden,
Daß die Pest und daß die Seuche
Hundertfach sie niederraffen!

Sie geben ihm Giftpulver. Als Nior-Atta in der ersten Morgenröthe sich zum Heimweg anschickt, entdeckt er eine große schlafende Schlange im Wald; eine wilde Freude bebt durch seine Züge, denn er weiß, daß, wenn man das Männchen tödtet, das entfernte Schlangenweibchen der Geiferspur des erstern, todt durch das Gras geschleppt, folgt, bis es zur Stelle kommt, wo die Schlangenhaut ruht. Er schreitet augenblicklich zur That (S. 43):

Ein geübter Schlag mit langem
Abgebroch'nem Mangoaste
Trifft das lange Haupt der Schlange;
Zuckend fährt der Tod hinunter
Durch die Ringeln; bäumend windet
Sich im Schmerz der mächt'ge Körper;
Krampfhaft schlägt der muskulöse
Schweif im letzten Todeskampfe.
Und ein gift'ger Gischt bedecket
Mehr und mehr den Schlangenteppich.
Noch ein Zucken und die Sonne
Färbt in Gold die todte Schlange.

Diese schleppt nun Nior-Atta zu den Fenstern der schlafenden Anna, bestreicht mit dem Geifer Boden, Wand und Sims und läßt die Jalousien offen stehen. So, seiner ersten Rache gewiß, sucht der Königssklave den lang entbehrten Schlummer. Hierüber macht der Verfasser einen sehr schönen Vergleich zwischen der sanftschlafenden Braut und dem noch im Traume nach heißer Rache lechzenden Mohren:

Wer von Beiden ruhte schöner?
War's die Rache, war's die Liebe?
Beide träumten ihre Wonne.

Das Schlangenweibchen kommt und Anna stirbt umringelt den gräßlichsten Tod. Ihre Mutter folgt ihr aus Gram ins Grab. Johny in Verzweiflung, nachdem er auch seine Heerden verloren, faßt den Entschluß, nach Europa zu gehen. Er schenkt Nior-Atta die Freiheit, dieser nimmt sie nicht an, sondern heuchelt ihm eine beispiellose Dienertreue vor, weil er weiß, daß leben seinem Herrn die äußerste Qual sei. Er pflegt ihn während einer langwierigen Krankheit wie ein Sohn den Vater, indeß er sich heimlich stets an seinem Rachegefühle weidet. Er spielt seine Rolle so vorzüglich, daß seine seltene Dienertreue nach dem Tode Johny's mit dem „Tugendpreis" gekrönt wird, den ihm der Präsident der Vereinigten Staaten in feierlicher Versammlung überreicht. Doch der nun berühmte Nior-Atta hatte in der Welt der Lüge nichts mehr zu thun, er lebte nur einem Gedanken, der mit Johny zu Grabe ging. Der Königssklave jagte sich, noch im Todeskampfe lachend über aller Menschen Narrheit, eine Kugel durch die schwarze Brust. Tausende von Menschen folgten seinem Sarge und die Philanthropen vergossen Thränen, denn es

Schrieben alle Zeitungsblätter
Doch im schwarzen Trauerrand:
„Nior-Atta hat aus Gram,
Hat aus Treue sich erschossen!"

Der Stoff an und für sich ist gut, nur hätte der Verfasser Johny nicht als gutmüthigen Mann einführen sollen, er mußte sich eher wenigstens in irgendeiner That grausam zeigen, ehe er 15 Menschenleben dem Galgen überliefert. Ein anderer Fehler ist, daß Johny selbst an Nior-Atta's Dienertreue glaubt und nie Gewissensbisse über seine entsetzliche That fühlt. Das Spiel, was er und der Bräutigam mit der todten Schlange und der schlafenden Anna treiben, ist unnatürlich, gesucht, französisch-outrirt, wie es überhaupt an Uebertriebenheiten nicht fehlt, z. B. S. 104, wo Nior-Atta erzählt, daß er selbst sein Weib und Kind geopfert habe, nur um seiner Rache freien Lauf lassen zu können. Der Excurs S. 115—117 ist nicht vom ästhetischen Standpunkte aus zu billigen. Einzelne Bilder, z. B. „mit der Art der Zeit", sind trivial, während andere dem Poeten sehr gelungen sind, z. B.:

Ach, die Zeit ist immer etwas —
Amme oder Todtenfrau!

Die ungereimten vierfüßigen Trochäen ermüden auf die Dauer hin und eignen sich nur zu kürzern Erzählungen. Der Leser wird hoffentlich nach den gegebenen Citaten geneigt sein, mit uns das Talent des Verfassers anzuerkennen, einzelne Stellen im Buche sind sogar vortrefflich; der tiefe Hohn, je näher sich die Geschichte zum Schlusse drängt, ist so psychologisch richtig vom Verfasser ausgebeutet worden, daß uns die Fehler in der ersten Hälfte, welche in diese Kategorie fallen, um so greller in die Augen sprangen. Das Studium Victor Hugo's scheint der Vater dieser Sünden zu sein, daher wollen wir diesmal mit einer Empfehlung an das Publicum den wahrscheinlich noch jugendlichen Verfasser absolviren, unter der Bedingung, daß er nie mehr französische Götzen anbete.

Nr. 2. Die Chronik der an weltgeschichtlichen Ereignissen reichen Stadt Speier bot dem Verfasser Gelegenheit, einen größern Kranz von Gedichten zu winden, worin sich die „Rheinsage" mit den „Kaisergräbern" und das einst so berüchtigte Banner des „Bundschuhs" mit dem „Allons enfants", das die Franzosen im Dome zu Speier sangen, poetisch vermählt. Es wird bei übersichtlicher Betrachtung für den Leser von Belang sein, sich seiner eigenen historischen Studien wohl zu erinnern, denn diese einzelnen, cartonartig vorgeführten Bilder reihen sich zwar chronologisch aneinander, sind jedoch häufig nur lose verknüpft. Es darf eine engere Verbindung von einem Autor, der sich die Aufgabe stellte, kurz und bündig (das Büchlein hat nur 92 S.) Speiers Schicksale durch ein Reihe von Jahrhunderten zu schildern, nicht gefodert werden. Die Mehrzahl dieser Poesien ist sprachlich mit gro-

ßer Sorgfalt durchgeführt, ein wohlklingender Rhythmus nimmt für das Ganze ein. Z. B.:

Die Todtenstadt.

Ich grüße dich, du altes Speier,
Vom Völkerbaum ein welkes Blatt,
Du Stätte uns'rer Trauerfeier,
Des deutschen Reiches Todtenstadt

Du stehst mit trauernder Geberde,
Umschlungen vom Cypressenkranz,
Du birgst im Grabesschoos der Erde,
Was uns verblieb vom alten Glanz.

Der ward entführt vom Zeitenstrome,
Zerschmettert von des Schicksals Streich,
Und nur der Staub im Kaiserdome
Blieb uns vom großen alten Reich.

So liegst du da, mein altes Speier,
Vom Völkerbaum ein welkes Blatt,
Du Stätte uns'rer Leichenfeier,
Des deutschen Reiches Todtenstadt!

Schön ist auch das Gedicht „Die Sage", besonders die Schlußstrophen, worin der Geist der alten Sage mit dem Zeitgeist von heute hochpoetisch getraut wird. Bei Manchem scheint uns der Ton im Verhältniß zum Gegenstande zu weich zu klingen, z. B. in der „Sturmglocke"; doch ist selbst in diesem Gedichte die erste Strophe ausgezeichnet. Kleinere Mängel übergehen wir, da der Verfasser in artistischer Beziehung auf einer Höhe steht, daß er sich dies Alles selbst sagen kann. Das letzte schwungvolle Lied „Frühlingsgruß" weist prophetisch auf einen Völkerfrühling hin; die Länge desselben gestattet uns nicht, es ganz abzudrucken, wir glauben jedoch unsern Lesern mit folgenden drei gleichsam sich selbst abschließenden Strophen einiges Vergnügen zu bereiten:

Soll da das Menschenherz noch immer
Verstummen? Fühlt ihr es denn nicht,
Daß Vogelsang und Sonnenschimmer
In gold'nen Klängen zu uns spricht?

Und fühlt ihr nicht, daß all die Felder
Mit Saatengrün und Lerchenschlag,
Daß aller Blätterschmuck der Wälder,
Daß Blütenstrauch und Rosenhag

Und alle Lust der Lenzgesänge
Noch keinen wahren Frühling zeugt,
Solang im Jubel dieser Klänge
Die Menschenstimme trauernd schweigt?

Nr. 3. Ein Cyklus von Gedichten über die militärische Laufbahn und die Heldenthaten Eugen's von Savoyen. Lebhafte Beschreibungen der Schlachten bei Wien, Mohacz, Zentha und Belgrad, als Intermezzos die Anekdoten vom „Kleinen Abbé"; „Eugen im Löwenzwinger"; „Der Eunuche" u. s. w. Dreißig Anmerkungen kommen jenen Lesern, denen die historischen Nebenumstände des Türkenkriegs aus dem Gedächtniß entschwanden, zu Hülfe. Der Verfasser bemüht sich ängstlich, alle jene Gräuel, welche der türkische Fanatismus verübte, wieder zu erzählen. Z. B.:

Und mit tückisch wilder Freude spießten an der todten Mütter
Starre Brüste sie den Säugling, schlachteten mit Mordlust nieder
Schonungslos und ohn' Erbarmen zarte Knaben, schwache Greise,
Trennten von dem blut'gen Rumpfe dann das Haupt, das silberweiße.

Wenn der Verfasser blos als trockener Referent solcher Schandthaten auftritt, so beweist er uns hiermit zur Genüge seine ästhetische Schwäche. Und welcher Reim: „Mütter" und „nieder"! Einen schlechtern Reim hätte kaum die ganze deutsche Sprache aufzuweisen. Einzelne Stellen des Büchleins zeigen deutlich genug, daß der Verfasser bereits metrische Vorstudien mit Glück gemacht hat; wir wollen eine derselben, damit er uns nicht für einen kritischen Pessimisten halte, citiren:

Eugen vor Wien.

Wo Habsburgs glorreich Banner die Kaiserstadt umragt,
Da lagerte des Großherrn gewalt'ge Kriegesmacht
Und rings in weiter Runde ein unabsehbar Heer;
So wallet, brauset, flutet das wild empörte Meer.

Dumpf stöhnend wogt herüber des türk'schen Hornes Zittern,
Und auf viel tausend Zelten sieht man den Halbmond flittern.
Gleich schwarzen Trauerfahnen, gepflanzt aufs stille Grab,
Fällt von den Silberkugeln der Roßschweif schlaff herab.

Wie fernes Hochgewitter rollt hohl der Trommelklang,
Ihr altes Schlachtlied rauschet die Donau zag und bang,
In schrillen Tönen rasselt der Beckenschlag dazu
Und heulend weckt das Echo manch donnernd Alla=hu!

Doch Grabesruhe decket die todesmuth'ge Stadt,
Die in den jüngsten Tagen so schwer gelitten hat,
Hoch auf dem Stephansthurme, da sitzt der Kaiseraar,
Der schlägt so matt und traurig sein wundes Flügelpaar.

Nr. 4. Wie der Verfasser oder der Herausgeber den Titel „Humoristische Jagdgedichte" wählen konnte, ist uns nicht klar; um da den Humor herauszufinden, dazu gehören sehr gute Vergrößerungsgläser. Uebrigens scheint der Herausgeber Alles, was er im Pulte des Verblichenen fand, ohne eine Auswahl zu treffen, in diesem starken Bande aufgespeichert zu haben. Wir sind diese Nachlässigkeit umsomehr zu rügen geneigt, als Bornemann sich bereits durch frühere Werke: „Natur- und Jagdgemälde", „Das weidmännische St.-Hubertusfest", „Soldatenlieder" einigen Ruf erworben; er hätte also wol die Aufmerksamkeit verdient, daß sein Nachlaß gesichtet und geordnet, wie es doch bei seinen „Plattdeutschen Gedichten" geschah, vor dem Publicum erscheine. Denn damit ist es noch nicht abgethan, daß Rückert mit einem Gedichte, das just nicht zu seinen besten gehört, dem Buch den Geleitschein in die Welt gibt. Es wird sich das große Publicum an diesem Werke nicht stark betheiligen, da es beinahe durchgehends in der Waidmannssprache geschrieben ist, daher es sich nur speciell zu Geschenken für Freunde der Jagd eignet. Es befindet sich zwar am Schlusse eines jeden Gedichts eine Reihe von Anmerkungen, welche diese technischen Ausdrücke ins Hochdeutsche übertragen; dies wird jedoch erst recht das Buch Vielen ungenießbar machen, denn muß der Leser bei jeder Strophe nachschlagen, wie in einem Lexikon, so verliert die Lectüre allen Reiz; wer jedoch selbst die Büchse in Wald und Feld gehandhabt, für den sind diese Anmerkungen ganz überflüssig. Wir glauben hiermit „fährtengerecht" diese unhumoristischen Jagdlieder „angesprochen" und den übrigen kritischen Scharfschützen das „Spüren" erspart zu haben. Diese Gedichtsammlung ist ein Rudel „Schwarzwild", aus dem einige Dutzend „Stück" ohne weiteres „abgeschwartet" zu werden verdienen.

Nr. 5. Gedichte vermischten Inhalts, Lieder, Sonette, Canzonen und Ghaselen, mitunter recht poetische Klänge, worin sich ein gesundes Gemüth und eine heitere, wenngleich nicht tiefe Lebensanschauung ausspricht; der Dichter bezeichnet sie selbst gut mit der Strophe:

Ein Liedchen frei gesungen
Mit frischem, frohem Muth,
Ist mehr als große Namen,
Ist mehr als Geld und Gut!

Wir wollen dem Leser die Uebersicht des starken Bandes erleichtern und kurz das Bessere unter vielem Guten namhaft machen. Unter jenen, die sich auf Venedig beziehen: „In

der Wellchen Kräuselflimmern"; „Traute Gondel, walle leise durch das sanftbewegte Meer!"; „Mir hat einmal geträumt"; unter den Sonetten: „Wie flüchtig sind des Lebens Augenblicke!" und „Ich sah die Sonne leuchtend untergehen". Die Ghaselen haben uns weniger behagt, doch verdient die erste Anerkennung, wie auch der gesund-sinnliche Erguß „Zur rechten Schmiede" und das lebenslustige Lied „Unterm Haselbusch". In dem Gedichte „Waldwonne" nimmt der Verfasser einen guten Anlauf, verdirbt jedoch den gemachten Eindruck durch das Hereinziehen der Menschenwelt, deren die an und für sich poetisch stimmende Waldeinsamkeit nicht bedarf. Dagegen ist ihm der „Schneekönig" durch Festhalten der naiven Stimmung trefflich gelungen. Jedoch das beste Gedicht der ganzen Sammlung dürfte folgendes sein (S. 110):

Lebensdrang.

Verlangen und Wünschen
Mit sehnendem Blick!
O endloses Ringen,
O endlos Geschick!
Hinaus über Berge,
Hinaus in die Fern'!
Hinaus über Welten
Von Sternen zu Stern!

Leb' wohl, alte Ruhe,
Im engen Gefild!
Leb' wohl, alte Heimat,
Du trauliches Bild!
Leb' wohl, alte Liebe!
Leb' wohl, altes Glück!
Es reißt mich von hinnen,
Nie kehr' ich zurück.

Es rollen die Wogen
Ohn' Aufenthalt fort;
Es brausen die Lüfte
Vom Süden zum Nord.
Ein ewiges Beben
Im wechselnden Spiel,
Nur dieses heißt Leben,
Nur das ist Gefühl.

Das Einzige, was wir an dem Gedichte, dessen zweite Strophe jedem Dichter Ehre machen würde, auszustellen haben, ist der Schluß; wir hätten lieber gesagt:

Ja, das nur heißt Leben,
Nur das ist Gefühl!

In der Reihe poetischer Erzählungen, welche das letzte Drittel des Bandes füllen, dürfte das „Märchen vom Spitzbuben" den übrigen den Vorrang streitig machen. Der Einfall des Spitzbuben, sich mit hundert Herzen vom Teufel loszukaufen, ist drollig genug. Im Ganzen bewegt sich der Verfasser auf dem Felde der Erzählung nicht so glücklich, da er manchmal, trotz guter Griffe, durch eine falsche Zumuthung in der Basis den Leser um die Spannung prellt; den Lyriker jedoch wollen wir dem Publicum bestens empfohlen wissen.

Emanuel Raulf.

Ueber den Umgang des Menschen mit sich selbst und der Welt.

Mit Menschen umzugehen und Menschen zu erziehen muß ohne Zweifel viel schwieriger sein, als darüber zu schreiben, sonst würden nicht jährlich so viele Bücher über den Umgang mit Menschen und die Erziehung des Menschen erscheinen, während doch in der That verhältnißmäßig sehr wenige Menschen wirklich gut erzogen werden und der Umgang der Menschen untereinander (und auch der des Menschen mit sich selbst) leider fortdauernd sehr viel zu wünschen übrigläßt. Zu dieser Bemerkung wurden wir neuerdings durch eine Schrift veranlaßt, die unter dem Titel erschien:

1. Deutscher Mentor. Humoristischer Versuch einer Philosophie über den Umgang mit der Welt. Von C. J. Diepenbrock. Stuttgart, Göpel. 1855. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser lebt gegenwärtig in Kreuzlingen am Bodensee, wie es scheint, als politischer Flüchtling. Sonst erfährt man aus seinem Buche nicht gerade viel von seinen persönlichen Verhältnissen, es müßte denn folgende Stelle sein: „Clemens Brentano, der geistvolle Dichter, ehe er sich in den christlichen Unsinn der unchristlichen Mystik verlor, sagte einst (als er sich bereits verloren), da wir die Kunstmappen meines unvergeßlichen Vaters durchliefen und an die Boisserée'schen altdeutschen Bilder der heiligen Familien kamen, Rafael habe nur Dirnen zu Modellen gehabt." Weiter gesteht er, daß er diesem „guten" Clemens als Freund seines Vaters einen großen Theil seiner „kleinen" Bildung verdanke. Wir wissen hiermit noch immer nicht, ob der Verfasser durch seine Lebensstellung und seine Lebenserfahrungen berufen ist, über Menschenerziehung und den Umgang mit Menschen zu schreiben und uns den alten Knigge zu ersetzen. Wer nach eigenem Geständniß einen großen Theil seiner Bildung dem capriciösen, romantisch verworrenen und etwas verwilderten Clemens Brentano verdankt, scheint gerade keine genügende solide Grundlage für den Beruf zu besitzen, der Mentor der deutschen Nation zu werden. Dieser Mangel an solider Grundlage scheint sich auch aus dem Buche selbst zu ergeben, obschon wir bekennen, ihm manche Anregung zu verdanken; denn offenbar findet sich unter den vielen Sandkörnern auch manches Korn echten Goldes. Die Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich in dem Buche wiederspiegelt, macht uns den Eindruck eines wohlwollenden, gutgearteten und human gesinnten Mannes, der außerdem für den Trug und Lug der Welt ein offenes Auge hat; aber es fehlt seinem Charakter — soweit er eben in dem Buche zum Ausdruck kommt, und nach diesem allein können wir ihn beurtheilen — an Geschlossenheit, und allein ein in sich abgeschlossener, consequenter Charakter kann uns über die wichtigen Themata, die der Verfasser behandelt, in einer uns die nöthige moralische Garantie bietenden Weise belehren. Wir können uns ein echt humoristisches Buch über den Umgang mit Menschen sehr wohl denken, und wir wundern uns fast, daß ein Buch dieser Art unsers Wissens noch nicht geschrieben ist. Aber in ein übrigens ernstes Buch gehören Rathschläge wie die zur Vermeidung des Katzenjammers nicht, wonach man nämlich während und unmittelbar nach einer „Kneiperei" viel Wasser trinken, zum Schluß einen trockenen Weck oder ein niederschlagendes Pulver „inwendig auf den Magen" und vor dem Schlafengehen eine gutgenäßte leinene Binde um die Stirn legen soll. Desselben Schlages sind auch gewisse Rathschläge für den Umgang mit Damen, wonach man z. B. bei ungünstigem Wetter eine Droschke herbeizuwinken hat, um mit der Dame nach Hause zu fahren; befinde man sich nun zufällig in finanzieller Ebbe, was, wie der Verfasser bekennt, ihm schon einigemale vorgekommen sei, so könne man einer Verlegenheit dadurch entgehen, daß man den Wagen, nachdem die Dame ausgestiegen, mit nach Hause nähme oder, im Falle auch da nichts zu holen, zu einem Freunde oder in ein Kaffeehaus fahre, um so den Kutscher zu befriedigen. Solche Beispiele moderner Galoperie führen wir an, weil sie für eine ganze Species von neuern Schriftstellern charakteristisch sind. Wenn der Verfasser ferner eine innige Verehrung für das weibliche Geschlecht zur Schau trägt und dann Denen, welche die Gunst von Frauen erwerben wollen, folgende Rathschläge ertheilt: niemals im Spiele zu gewinnen, nicht prunkend mit Schmuck, verschwenderisch mit Seife, beim Vertrauen zuverlässig, bei der Gunst verschwiegen, in der Lust delicat zu sein u. s. w., so glaubt man die Uebersetzung irgendeines Ovid'schen Liebesrecepts zu lesen. Ein andermal ruft der Verfasser aus: „Wenn dein-

Weib den Pantoffel schwingt, Schafskopf, verdienst du ihn! Drum leide, dulde und schweige! Mit dir wär' ich fertig, Tropf!" Sind es solche Geschmacklosigkeiten und Roheiten, die den Verfasser bewogen, seine Schrift einen „humoristischen" Versuch zu nennen? Und will uns der Verfasser über den Umgang mit Menschen belehren, während er nicht einmal zu wissen scheint, wie man als Schriftsteller mit einem gebildeten Publicum umzugehen hat?

Eine ernstere Erwägung verdient es, wenn der Verfasser bemerkt: „Manche Professoren erschöpfen sich in Dogmen und Doctrinen, um die sich 45 Millionen Deutsche niemals kümmerten und hoffentlich niemals kümmern werden", und dann hinzufügt: „Warum errichtet man auf Gymnasien und Hochschulen keinen Lehrstuhl für die unentbehrlichste aller Wissenschaften: die Wissenschaft, praktisch zu leben, und für die nothwendigste von allen Künsten: die Kunst, mit Menschen umzugehen? Gibt es doch deutsche Väter, die ihr Geld für Zweige des Wissens verschwenden, mit denen ihre Söhne niemals einen Hund vom Ofen locken werden ..... Wollt ihr eure Söhne bilden zum Leben, zur That, so eröffnet ihrem steigenden Fassen die heilsamen Lehren eurer eigenen Erfahrung und die anderer vom Schicksal geprüften Männer! Wappnet sie mit der nothwendigen Kenntniß des Lasters, dem sie begegnen oder in das sie gerathen können, und ihr gebt ihnen die beste Waffe, sich dagegen zu verwahren, während sie sonst von ihm überrascht und mit Sturm genommen werden." Es ist allerdings richtig, daß gegenwärtig Hunderte von jungen Leuten, nachdem sie die Schul- und Universitätszeit verstudirt, verträumt oder verjubelt und verschlemmt haben, dann plötzlich vor dem Leben wie vor einem ungeheuern Räthsel stehen, zu dessen Lösung sie den Schlüssel nicht haben, wie vor einem endlosen Labyrinth, für das ihnen der Faden fehlt, wie vor einem hochaufgethürmten Gebirge von Schwierigkeiten, über das kein gangbarer Pfad hinüberführt. Sie erwachen dann plötzlich wie aus langem Schlafe, und im Halbschlummer, im Uebergange vom Traume zum Wachen tasten sie dann nach allen Seiten blind und unsicher umher, stoßen überall an, oder verlieren sich auf Abwege und stürzen in Abgründe. Das rührt daher, daß bei ihrer Bildung und Erziehung das praktische und ethische Element gänzlich vernachlässigt wurde. Tausende von Vätern, die ihre Kinder der Schule anvertrauen, empfinden auch bereits sehr schmerzlich diesen Bruch zwischen Schule und Leben, der vielleicht noch größer ist als der zwischen Literatur und Leben. Nun könnte man sagen, diese Aufgabe müsse allein der Familie überlassen bleiben, aber ungerechnet daß die Schule die Menschen schon sehr früh fast ganz in Beschlag nimmt und die jungen Leute meist schon im Stadium der Halbreife ihrem älterlichen Hause entzogen werden, so sind auch die Aeltern meist durch die Ansprüche des modernen Lebens hinlänglich in Beschlag genommen und ja eben auch aus einer unpraktischen Bildungsschule hervorgegangen. Das Uebel wurzelt mithin in den Familien selbst, nicht sowol in den einzelnen als in der ganzen Atmosphäre des modernen Familienlebens, deren Einflüssen die einzelne sich nur mit Mühe, wenn überhaupt entziehen kann. Die Schule hat daher, namentlich bei unserm Volke, welches so sehr daran gewöhnt ist, sich schulen und dressiren zu lassen, in dieser Hinsicht eine große Aufgabe, von ihr könnte möglicherweise allmälig eine Regeneration der Familie ausgehen und jedenfalls würden die Staaten auf den Köpfen und Herzen einiger Hunderte von Lehrern, die vor Nahrungssorgen sichergestellt, praktisch und ethisch gebildet und für ihre Mission begeistert wären, sicherer ruhen als auf Bayonneten und Säbelspitzen, die nach ebenso vielen Zehntausenden zählen.

Der Verfasser ist seiner Grundgesinnung nach Demokrat, aber nach vielen Enttäuschungen, die er, wie er selbst gesteht, an sogenannten Republikanern erlebte, ist er zu der Ueberzeugung gelangt, „daß in unsern modernen Staaten ersten und zweiten Rangs die Republik niemals Boden behaupten würde, und in Deutschland am wenigsten", und zwar, weil unter den 45 Millionen Deutschen 30 sie nicht wollten und 15 Millionen zu schwach seien, sowol an persönlicher wie finanzieller Kraft, sie zu bewahren, wenn sie auch errungen wäre, angenommen auch, daß von den 15 Millionen, die sie allenfalls wollten, auch nur 15,000 die Energie haben sollten, mit Blut, Gut und Leben für sie einzustehen. „Und wer von uns, ihr Demokraten", ruft der Verfasser aus, „liebt sein deutsches Vaterland, unser edles Volk, das biederste aller Völker, so wenig, ihm einen so blutigen, kostspieligen und fruchtlosen Experimentalproceß an den Hals zu hängen?" Dieser „blutige, kostspielige und fruchtlose Experimentalproceß" ist ja übrigens unsers Erinnerns schon gemacht worden und es ist traurig, daß es dessen erst bedurfte. Die bloße Experimentalpolitik ist zu jeder Zeit die bedenklichste von allen.

Man stößt in dieser Schrift überhaupt auf ganz beherzigenswerthe Aussprüche, die freilich mit den mancherlei frivolen Anwandelungen des Verfassers in einem etwas auffallenden Widerspruch stehen. „Eine der niedrigsten Gemeinheiten der Menschen (sagt der Verfasser einmal) ist: ohne Beruf Das zu bekritteln, was Andere in ihrem Privatleben thun und lassen, und die Handlungen eines Dritten, die sie nichts angehen, vor die Feme oder das Schwurgericht ihrer Anmaßungen zu ziehen." Er fodert dazu auf, einen erkannten Verleumder, wo man ihn treffe, zu züchtigen und zu brandmarken und die Gesellschaft guter und harmloser Menschen von einem solchen „Scheusal" zu befreien, sei dieses „Ungeheuer" auch ein Weib oder ein schönes Mädchen, „denn (fügt er hinzu) in einem schönen Körper wohnt mitunter eine ganz gemeine, zuweilen auch teuflische Seele". Um so inniger wendet sich des Verfassers ohne Zweifel liebenswürdiges Gemüth der Kinderwelt zu in dem Capitel „Laßt die Kleinen zu mir kommen!" Er meint: „Wer nicht mit dem guten Heinrich von Frankreich unter Kindern selbst zum Kinde werden kann, versteht und liebt kein Kind, wäre es auch sein eigenes"; er sagt, man dürfe sich dazu Glück wünschen, daß der Ausspruch: Erwachsene müßten mit Kindern stets nicht wie Kinder, sondern als Erwachsene sprechen, nicht von einer Deutschen, sondern von einer geistreichen, aber gemüthlosen Französin herrühre, und er ruft aus: „In dem Auge eines geistvollen Kindes liegt eine Welt; man muß sich nur heimisch darin zu finden wissen." Weiß der Verfasser denn nichts von der neuen wissenschaftlichen Entdeckung, daß diese Lieblichkeit im Blicke des Kindes eigentlich von dem „Parallelismus der Augenachsen" beim Kinde herrührt? Unsere Dichter werden also fortan nicht mehr die Lieblichkeit und Süße im Blicke eines Kindes besingen dürfen, sondern einfach den „Parallelismus der Augenachsen". Wir Modernen dürfen nun auch nicht einmal an eine Seele glauben, die uns aus einem lieben Auge entgegenstrahlt, sondern überzeugt sein, daß auch dies wie Alles bloße willenlose Mechanik ist.

Warum der Umgang mit Menschen so schwierig ist, das erklärt uns der Verfasser sehr richtig in den Worten: „Unter vielen durch die Welt polirten Menschen, mit und ohne Geist, wirst du nur wenige finden, die die Grundehrlichkeit des Charakters, das aufrichtige Wohlwollen für ihre Nebenmenschen und die kindliche Herzensgüte gerettet haben, vorausgesetzt, daß sie sie je besaßen." Napoleon III. sagte in einer 1841 von ihm verfaßten Broschüre: „Hienieden sind alle Menschen mehr oder weniger Schauspieler; doch wählt sich ein Jeder sein Theater und sein Publicum selbst, und es richten sich alle seine Anstrengungen darauf und er setzt seinen ganzen Stolz darein, die Beifallsbezeugungen des Parterre seiner Wahl zu erlangen, wie Alexander an den Ufern des Indus des Beifalls der Athenienser als des schönsten Lohns für seine Anstrengungen gedachte." Aus diesem etwas naiven Geständniß geht hervor, daß, wer mit den Menschen auskommen und sie zu seinen Zwecken brauchen will, auch Schauspieler sein müsse, der durch eingeübte Stellungen und Geberden den Beifall seines Parterre

zu erlangen trachtet. Schauspieler auf der Bühne oder im Leben zu sein ist aber, selbst in unserer Zeit, nicht Jedermanns Sache. Es gehört dazu, außer einer gewissen Keckheit, eine natürliche Anlage oder ein sehr mühsames Studium, namentlich aber eine scharfsinnige Berechnung und eine energische Selbstbeherrschung, um niemals aus der einstudirten Rolle und der angenommenen Maske zu fallen, wodurch das ganze Spiel mit einem male verdorben werden kann. Ein Mephistopheles z. B., der einen altrömischen Helden spielt, darf niemals die Toga in einer Weise fallen lassen, daß dadurch der verborgene Pferdefuß bloßgestellt wird, und wenn er die Rolle eines Biedermanns und tugendhaften Vaters übernommen hat, darf er niemals eine Grimasse machen, die auch nur auf einen Augenblick seine diabolische Natur verräth, wenigstens nicht vor dem Parterre; hinter den Coulissen und vor seinen Mitschauspielern braucht er sich freilich durchaus nicht zu geniren. Darum bleibt auch der Umgang mit Menschen, Individuen wie Nationen, in unserer maskirten Zeit eine sehr schwierige und precäre Theaterkunst, die sich aus Engel's „Mimik" allein nicht erlernen läßt.

Ganz andern Gepräges ist folgendes Schriftchen, das ebenfalls die Frage von der höhern harmonischen Ausbildung des Menschen und seiner Kräftigung gegen die Stürme des dieser Ausbildung feindlichen elementarischen Lebens behandelt:

2. Ueber Lebenkunst. Ein Vortrag auf Veranlassung Ihrer Majestät der verwitweten Königin Maria zum Besten der erzgebirgischen Frauenvereine am 1. März 1856 gehalten von Karl Gustav Carus. Wurzen, Verlags-Comptoir. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Hier haben wir einen philosophisch und künstlerisch durchgebildeten Kopf der ältern Richtung vor uns, während wir in Diepenbrock einen Zögling moderner Zerfahrenheit und Salopperie kennen lernten, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die jüngern, aus der geistigen Unruhe der dreißiger und vierziger Jahre unsers Jahrhunderts hervorgegangenen, mehr demokratischen Schriftsteller bei aller Stil- und Formlosigkeit doch eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit der Anschauungen und eine Fessellosigkeit, Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit des Ausdrucks besitzen, die vielleicht sehr nöthig sind, um uns vor Erstarrung und Petrificirung in stehend gewordenen Formeln zu retten. Ein Redacteur weiß am besten, welche Noth und Mühe ihm diese Zerfahrenheit und Stillosigkeit der jüngern Talente oft macht, und doch wird er, bei einiger Unbefangenheit seines Urtheils, darin fruchtreiche Zukunftskeime erblicken müssen. Ob nun diese Keime wirklich Frucht bringen oder aus zu großer zügelloser Triebkraft blos ins Kraut schießen werden, wissen wir freilich nicht zu sagen. Einen wohlthuendern Eindruck machen jedenfalls die Producte der noch der ältern classischen Schule angehörenden Autoren, weil sich diese Producte in stilistischer Hinsicht stetig fortentwickeln und ein festes ihnen zugrunde liegendes Princip diese Entwickelung regelt. Das von Carus seiner Betrachtung zugrunde gelegte Princip ist nun das sanitätische: „Thue nichts, was den Austritt der Elemente oder die fortgehende Zerstörung deines Baus zu sehr beschleunigt und überwiegend macht", und zweitens: „Thue auch nichts, was zu viel Elemente heranzieht und den Aufbau von Stoff übermäßig begünstigt." Ueberhäufte Nahrung sei die Ursache der bei weitem meisten Krankheiten unter den Reichen und Wohlhabenden, Nahrungsentbehrung oder ungesunde Nahrung der Würgengel, „welcher das Volk decimirt und statt einer frischen, starken Generation, wie sie einst in unsern Eichenwäldern lebte, ein blasses, skrophulöses Geschlecht fortpflanzt". Dies Princip wendet Carus auch auf die geistige Ernährung an. Auch hier ist das Zuwenig wie das Zuviel ein Verstoß gegen die Diätetik, gegen die Bedingungen eines wahrhaft nachhaltigen Lebenskunstwerks, und mit Recht warnt Carus namentlich vor einer gewissen Schwelgerei in der Musik (nämlich in der modern verweichlichten), welche Tausende von Dilettanten mehr abspanne und in gedankenloses Hinbrüten versenke, als aufrichte und zu edeln Werken stähle.

Carus erinnert dabei an die Griechen, denen selbst eine Inschrift am Tempel zu Delphi die Warnung zurief: „Nichts zu viel!" Ueberhaupt müsse man, wo es auf eine künstlerische Ausprägung des Lebens ankomme, immer wieder auf dieses merkwürdige Volk zurückblicken. Dies scheint auch uns um so nöthiger, je mehr von gewisser Seite jetzt eine Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts behauptet wird, gegen die alles früher Dagewesene in Schatten trete. Allerdings, in gewissen Richtungen haben wir uns riesenmäßig entwickelt, aber in Bezug auf die Diätetik des Lebens und auf die Durchdringung desselben in allen seinen Richtungen mit der Idee der Schönheit stehen wir unendlich weit hinter den alten Griechen zurück. Von Kunstschönheit wüßten wir vielleicht gar nichts ohne die Griechen, und selbst von den gebildetsten Leuten wird in unserer Zeit häufig modische Eleganz mit Schönheit verwechselt, ja selbst die widrigsten Monstrositäten und Abscheulichkeiten können wir für schön halten, solange sie die Mode und der Tagesgeschmack sanctionirt. Es scheint ein Gesetz der geschichtlichen Entwickelung zu sein, daß die Menschheit immer nur einseitig fortschreitet und daß sie bei jedem Fortschritte nach der einen Seite irgendein köstliches Gut auf der andern verliert. „Lieben Freunde! es gab schön're Zeiten..... und ein edler Volk hat einst gelebt" — diese Schiller'schen Worte haben gewiß ihre Wahrheit. Wer fühlt diese Wahrheit nicht, wenn er Eugen Sue's Romantik oder überhaupt die vielen Fratzen, welche die oft so unheimliche Romanliteratur unserer Zeit zutage fördert, mit Homer's Epen oder unsere Intriguen- und Effectstücke mit den Tragödien des Aeschylus und Sophokles oder „Demi-monde" mit einem Lustspiele des Aristophanes oder unsere modernen Gotteshäuser mit den griechischen Tempeln oder unsern häuslichen Aufputz mit der häuslichen Ornamentik nur in solchen Provinzialstädten wie Pompeji und Herculanum, oder den strahlauer Fischzug, den tauchaer Jahrmarkt und den keferloher Markt der Münchener mit einem griechischen Volksfest oder eine neuere Schwelgerei mit einem griechischen Festmahl vergleicht? Oder wer möchte in einem geringen Manne unserer Tage, der sich bei Rauchtaback, Branntwein und Eichel-Ober in die Thierheit versenkt, einen vollkommenern Menschen erkennen als in einem Landmann des alten Hellas bei seinem bekränzten Mischkrug? H. M.

Londons sociale Zustände.

Henry Mayhew, der die socialen Verhältnisse Englands und speciell Londons zu seinem besondern Studium gemacht hat, gibt gegenwärtig in Heften heraus: „The great world of London", wovon sich das erste Heft mit den Criminalverhältnissen und dem Gefängnißwesen, das zweite namentlich mit der „Aristokratie des Geistes" beschäftigt. Durch die londoner Gefängnisse passiren jährlich durchschnittlich etwa 125,000 Personen beiderlei Geschlechts, und die Kosten dieser Gefängnisse in London allein betragen jährlich 170,000 Pf. St. Die Zahl Derjenigen, welche ausschließlich von ihrem Talente und ihrer geistigen Bildung leben, beträgt in England bei einer Bevölkerung von 21 Millionen nur 230,000 Personen. Die Zahl der Advocaten (18,422) erreicht fast die Zahl der Aerzte (22,383), ja in London gibt es sogar mehr Advocaten als Aerzte, nämlich 5863 Advocaten und 5631 Aerzte. Diejenigen Individuen aber, die in London überhaupt von Processen leben, nämlich Gerichtsbeamte, Copisten und Law-Stationers mitgerechnet, betragen 12,802 Personen. Außerdem zählt man in London 1195 Literaten, 17,241 Lehrer, 156 Professoren der Künste und Wissenschaften, 4057 Künstler und Architekten, im Ganzen aber 47,746 Vertreter der Intelligenz auf eine Bevölkerung von

nahe 2,400,000 Einwohnern. Diesen statistischen Angaben zufolge ernährt also die größte Hauptstadt der Welt blos zwei Personen von jedem Hundert, deren Beruf es ist, für das körperliche und geistige Wohl ihrer Mitmenschen zu sorgen, sie zu bilden, zu verfeinern, aufzuklären, und darunter nahe 6000 Advocaten, die ja ganz unentbehrliche Leute sein mögen, deren Vorhandensein in solcher Masse aber gewiß auf keinen sehr erfreulichen Zustand schließen läßt. Nimmt man das ganze England, so kommt sogar nur ein Procent der Bevölkerung auf diese Classe.

In die Nachthälfte des londoner Lebens geleitet uns auch folgende Schrift: „The autobiography of a beggar boy; in which will be found related the numerous trials, hard struggles and vicissitudes of a strangely chequered life: with glimpses of social and political history extending over a period of fifty years." Es ist dies also die Geschichte eines Individuums aus jener Classe, deren Angehörige man auf ihrer tiefsten Stufe auch wohl die „City Arabs" nennt und zu deren Besserung William Driver jetzt das Belvedere-Crescent reformatory gegründet hat. Doch was will ein so vereinzeltes Institut im Pfuhl dieser sich immer wieder aus sich selbst gebärenden Demoralisation sagen? Inzwischen geht der „traffic in women", obschon er eine zeitlang von der „Times" an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt wurde, ungestört seines Weges fort, da noch kein Gesetz dagegen existirt. Dieser schändliche Handel wird von einer belgischen Jüdin, die jedoch das Geschäft nur als Agentin einer großen Handelscompagnie betreibt, vermittelt und geht nach Frankreich, namentlich aber nach Hamburg, welches sich, trotz des Rauhen Hauses und so vieler übertünchter Frömmigkeit, in diesem Artikel besonders auszeichnet. Die Waare dazu liefert zumeist jenes unglückliche Geschlecht der 50,000 needle women in London, die mit der härtesten Arbeit täglich höchstens 4 Pence, oft noch weniger verdienen und denen es freilich schwer werden mag, mit 3—4 Pence täglichem Verdienst den Weg der Tugend zu wandeln, welcher einer Lady oder einer Bankierstochter allerdings etwas bequemer gemacht ist. Gegen den Sklavenhandel eifert man mit christlicher Entrüstung, aber diesen „traffic in women", wobei oft die schnödesten Listen und Vorspiegelungen angewendet werden, findet die Mehrzahl trotz der Declamationen der „Times" ganz in der Ordnung. Als eine Art Curiosum ist zu erwähnen, daß man im Royal-Surrey-Theater gegenwärtig eine dramatisirte Bearbeitung des obengenannten Mayhew'schen Werks gibt, in welcher der sociale Gegensatz des londoner Lebens auf eine „sehr effectvolle" Weise zur Anschauung gebracht wird. Das Stück trägt denselben Titel: „The great world of London." **H. M.**

Notizen.

Jahn als Volksdichter.

Pröhle kommt in einem kleinen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 125), der an H. R. Hildebrand's „F. L. von Soltau's deutsche Volkslieder. Zweites Hundert" anknüpft, auch auf jene anonymen Lieder zu sprechen, welche zu Anfang des Befreiungskriegs von Berlin aus und auf Jahn's Betrieb mit Absicht verbreitet wurden, um auf die Nation zu wirken. Darunter befindet sich auch ein Spottlied auf den Rückzug der Franzosen aus Rußland: „Mit Mann und Roß und Wagen." Pröhle selbst hat in seinem Buche über Jahn diesen als den eigentlichen Verfasser bezeichnet, ohne jedoch einen Beleg dafür beizubringen. In seiner Notiz in der „Allgemeinen Zeitung" erzählt nun Pröhle, daß er sich um weitere Auskunft an den Professor Bucher in Köslin, dem er die Notiz verdankte, gewandt und die Antwort erhalten habe, das in Rede stehende Lied sei gleich in den nächsten Wochen nach dem Rückzuge der Franzosen zu seiner (Bucher's) Kenntniß gelangt und man habe dabei erzählt, es sei von Jahn; doch könne er, da er nie mit Jahn darüber gesprochen, dies weder bestreiten noch verbürgen. Ich habe in Nr. 14 d. Bl. einige Mittheilungen über Jahn gebracht und angeführt, daß ich Jahn im Jahre 1842 ersuchte, mir für eine Sammlung deutscher politischer Gedichte, mit der ich damals beschäftigt war, unbekanntere Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege, wenn er deren noch wisse, zur Benutzung zugehen zu lassen, wozu er sich auch sehr gern bereit erklärte. Er schickte mir dann auch später aus Freiburg ein von Mill verfaßtes Kriegslied, woraus ich in Nr. 14 eine Stelle mittheilte. Es ist nun doch wol anzunehmen, daß, wenn Jahn der Verfasser des Liedes „Mit Mann und Roß und Wagen" gewesen, dies Lied sich schwerlich aus seinem sehr nachhaltigen Gedächtniß verloren und er dann auch nicht unterlassen haben würde, es mir mitzutheilen, was jedoch nicht geschehen ist. Das Gedicht auf die Flucht der Franzosen ist allerdings der Art, daß es Jahn wol gemacht haben könnte; aber ich glaube, daß Jahn überhaupt nicht gern mit Reimen die Zeit verlor, während er stets genug junge Leute um sich hatte, die gern auf seine Ideen eingingen oder auch nur einen seiner schnakischen Einfälle, für die er vielleicht auch zufällig einen Reim fand, weiterspannen. Auf diesen Antheil an jenen anonymen Liedern dürfte sich Jahn's Thätigkeit bei dieser Production wahrscheinlich beschränken. Außerdem war Jahn's Name bei der preußischen Jugend erstaunlich populär und es konnte die Wirkung solcher politischen Gassenhauer nur erhöhen, wenn man das Gerücht verbreitete, sie seien sämmtlich von Jahn. Gegen mich hat er übrigens dieser anonymen Kriegs- und Spottlyrik nie Erwähnung gethan, obschon wir in Bezug auf meine Sammlung damals doch Manches durchsprachen.*)

H. Martin und der Druidismus.

Henri Martin's beliebte „Histoire de France" erscheint jetzt in vierter vermehrter und in einigen Partien gänzlich umgearbeiteter Auflage, die aus 16 Bänden bestehen wird. Der Verfasser charakterisirt seine Landsleute und versichert, daß sie trotz der Kreuzung mit Römern und Franken („ces sombres guerriers du Nord"), Hunnen und Burgundern noch ganz die alten Gallier seien, von denen es in den altrömischen Geschichtsbüchern heiße: daß sie sich, ein Lächeln auf den Lippen, um ein Nichts tödteten und den Tod mit einer Art Verzweiflung herausfoderten, daß aber trotzdem kein anderes Volk so munter, lebenslustig und zum Plaudern geneigt sei. Wie es bei uns vor Decennien eine Sekte von Urteutonen gab, die uns wieder zu Dem zu machen beabsichtigten, was etwa die Cherusker und Semnonen zu Hermann's Zeit gewesen, so gibt es gegenwärtig in Frankreich eine gelehrte Brüderschaft, welche die Sitten der modernen Franzosen und selbst ihre religiösen Anschauungen auf die altgallische Wurzel zurückführen möchten. An ihrer Spitze steht Henri Martin, außer ihm der Philosoph J. Renaud, Carnot, der ehemalige Unterrichtsminister, Louis Jourdan, einer der renommirtesten Mitarbeiter des „Siècle", und

---

*) Durch eine Mittheilung der „Allgemeinen Zeitung" aus Weinheim vom 12. Mai wird die oben von mir ausgesprochene Vermuthung vollkommen bestätigt. Der Einsender, Dr. Fr. Durre, kannte zur Zeit der Franzosenflucht den Turnvater persönlich in Berlin. Jahn habe, erzählt Dürre, einen von ihm erdachten Refrain „Mit Mann und Roß und Wagen — So hat sie Gott geschlagen" und einige Reime wie den von „Trommelstock" und „Weiberrock" dem Verfasser des Turnliedes „Wer gleichet uns Turnern, uns frohen" u. s. w. Ferdinand August mitgetheilt und diesen aufgefodert, daraus ein politisches Spottlied zu machen. Ferdinand August, nach seinem Aeltervater Schlee genannt, habe sich dieses Auftrags zur Zufriedenheit Jahn's entledigt, und es sei nun von diesem auch eine Melodie dazu besorgt werden. Einer andern aus Nürnberg datirten Mittheilung der „Allgemeinen Zeitung" zufolge ist in der 1818 in der Realschulbuchhandlung zu Berlin erschienenen Sammlung „Deutsche Lieder für Jung und Alt" Ferdinand August auch als Verfasser des in Rede stehenden Liedes angegeben.

...mesnil, Schwiegersohn Michelet's. Diese neue politisch-religiöse Sekte, die offenbar damit eine Opposition gegen das jetzt herrschende System in mehr demokratischem Sinne bezweckt, bekennt sich wunderlich genug zum Druidismus und der nationalen Lehre der alten Gallier, zugleich aber auch zu den demokratischen Grundsätzen der Revolution von 1792, welche nach ihrer Ansicht das gallische Volk von dem Joch seiner Unterdrücker, der Franken (Adel und Geistlichkeit), befreit habe. Es werden sehr seltsame Dinge von diesen Bekennern des Druidismus erzählt; sie sollen, wie es heißt, im Walde von Se...art, wo Martin ein altes Haus besitzt, ihre Zusammenkünfte halten und in der Umgegend von Carnal, wo eine große Schlacht zwischen den Römern und Galliern geschlagen wurde, Nachgrabungen anstellen lassen, um die goldene Sichel und die heiligen Beile wieder aufzufinden. Eine bekannte Schriftstellerin soll zu ihrer Veleda auserseheu sein u. s. w. Wenn das Alles wahr ist — und was wäre in unserer wunderlich experimentirenden Zeit unglaublich? —, so würden die Franzosen kein Recht mehr haben, uns über unsere urgermanischen Träumereien zu verspotten, wenn freilich in so anscheinend kindischen Spielen oft auch ein tiefer Sinn und ein sehr bewußter Zweck liegen mögen. Die Freisinnigen in Frankreich sind eben genöthigt, sich in allerlei, selbst, wie man sieht, zuweilen etwas burleske Masken zu verkappen, wie dies ja auch bei uns eine ...lang nicht wenig der Fall gewesen ist. **H. M.**

Bibliographie.

Bachmann, J. F., Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher. Ein hymnologischer Beitrag. Berlin, W. Schultze. Lex.-8. 3 Thlr.

Bader, J., Das badische Land und Volk geschildert. ...r und 2ter Band. — A. u. d. T.: Meine Fahrten und Wanderungen im Heimathlande. 1ste und 2te Reihe. Freiburg im Br., Literarische Anstalt. 1853, 56. Gr. 8. à ...Thlr. 3 Ngr.

Beer, B., Das Buch der Jubiläen und sein Verhältniss ...den Midraschim. Ein Beitrag zur orientalischen Sagen- ...d Alterthumskunde. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 15 Ngr.

Bianco, F. J. v., Die alte Universität Köln und die ...tern Gelehrten-Schulen dieser Stadt, nach archivarischen ...d andern zuverlässigen Quellen. 1ster Theil. 1ste Abtheilung: Die alte Universität Köln. Köln. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben ...n Claire von Glümer. 1ster Band. Leipzig, O. Wi...nd. 8. 1 Thlr.

Borberger, E. v., Andreas Hofer. Balladencyclus. ...lda, Maier. Gr. 16. 15 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach England im Sommer ...1. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 1855. 8. 10 Ngr.

Braun, R. und R. Hennig, Maiglöckchen. Bromberg, ...nsohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Bruno, Pfefferkörner. Laune und Satire in Original...dern. Hamburg, Fr. Schuberth. 16. 22½ Ngr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1855. ...steine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. 3ter ...heil. — A. u. d. T.: Der Buchhandel vom Jahre 1854 bis ...m Jahre 1855 und Erinnerungen aus älterer Zeit. Altona, ...Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Büchner, A., Abriß der englischen Litteraturgeschichte. ...m höheren Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht bestimmt. ...armstadt, Diehl. Gr. 8. 10 Ngr.

Burmeister, H., Zoonomische Briefe. Allgemeine Darstellung der thierischen Organisation. 1ster Theil. Leipzig, ...Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Denkschriften des germanischen Nationalmuseums. 1ster ...and. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Das germanische ...ationalmuseum. Organismus und Sammlungen. 1ste Abtheilung.: Organismus und literarische Sammlungen. Mit Holzschnitten. Nürnberg. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gottschall, R., Sebastopol. Dichtungen. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 1 Thlr.

Heliand. Sächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert. Ein Denkmal der ersten Blüthe des Christenthums im nördlichen Deutschland. Uebertragen von G. Rapp. Stuttgart, S. G. Liesching. Br. 8. 25 Ngr.

Jochmus, Der Syrische Krieg und der Verfall des Osmanen-Reiches seit 1840. Aktenmässig dargestellt in officiellen, geheimen und vertraulichen Berichten und Urkunden etc. Mit Bezugnahme auf die gegenwärtige Orientalische Frage. Vorwort und Auszüge aus einem in Bälde erscheinenden zweitheiligen Werke. 2te Auflage, mit neuen Anmerkungen und Betrachtungen über den Frieden vom 30. März 1856 nebst der Polemik mit dem Freiherrn Heinrich von Gagern über die geheime Denkschrift vom 14. Februar 1850. Frankfurt a. M., C. Jügel. Gr. 8. 18 Ngr.

Kopisch, A., gesammelte Werke. Geordnet und herausgegeben von Freundes Hand. 1ster Band. Berlin, Weidmann. Gr. 16. 16 Ngr.

Köppen, F. v., Die Freiheitskriege. 2ter Gesang. — A. u. d. T.: Groß-Görschen. Ein vaterländisches Gedicht. Berlin, Mittler. Gr. 8. 20 Ngr.

Michelet, C. L., Eine italienische Reise in Briefen. Dem Freunde der Natur, der Kunst und des Alterthums gewidmet. Mit drei Plänen. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Molitor, W., Ueber kanonisches Gerichtsverfahren gegen Kleriker. Ein rechtsgeschichtlicher Versuch zur Lösung der praktischen Frage der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schröer, K. J., Gedichte. Wien, Zamarski. 8. 20 Ngr.

Wickede, J. v., Vergleichende Charakteristik der k. k. österreichischen, preußischen, englischen und französischen Landarmee. Stuttgart, Ed. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Alippi, C. B., Die neuerbaute katholische Kirche in Neustadt-Dresden von ihrer Begründung bis zu ihrer Einweihung; beschrieben. Nebst Reden bei der Glockenweihe und Einweihung und Meßgesang in der Octav. Dresden, Janssen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Appuhn, A. W., Der Herr, unser Gott, sei mit uns, wie er gewesen ist mit unsern Vätern. Predigt über I. Könige 8, 54—58. bei der Gedächtnißfeier des Augsburger Religionsfriedens am XVI. post trinit. den 23. September 1855 zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1855. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zwölf Artikel der Verfassung des preußischen Staats. Ein Zeugniß wider denselben. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Doppelfeier der 25jährigen segensreichen Regierung und des Geburtsfestes Sr. Hoh. des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg zu Braunschweig am 25. April 1856. Schilderungen für Einheimische und Fremde. Braunschweig, Ramdohr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Euen, F., Der naturwissenschaftliche Materialismus in seinem Princip und in seinen Konsequenzen. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 3. März 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiersch, F. v., Rede in der königl. Akademie der Wissenschaften über die Grenzscheide der Wissenschaften zur Feier des Allerh. Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Bayern. München. 1855. Gr. 4. 6 Ngr.

Schweizerische Zustände. Für Einheimische und Fremde. Basel, Schabelitz. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I et II. In-8. Geh. 6 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf **vier Bände** berechnet, die rasch hintereinander erscheinen werden. Der soeben erschienene zweite Band umfasst die Jahre 1801—15. Namentlich wird eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde.

In demselben Verlage erschienen folgende **wichtige diplomatische Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

——, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Im Verlage von **Trewendt u. Granier** in **Breslau** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rudolph Gottschall — Sebastopol.

Dichtungen. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr.

Inhalt. Der Doppeladler. — In der Kalamitabucht. — An der Alma. — Saint Arnaud. — Vor Sebastopol. — Die Griechin. — Balaklawa. — Die Tartaren. — Inkerman. — Sturm. — Christfest. — Die Unverzagten. — Todtleben. — Frühling. — Pelissier. — Der achtzehnte Juni. — Rachimeff. — An der Tschernaja. — Sancta Katharina. — Die Eroberung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenleben.

Novellen und Erzählungen

von

Louise von Gall.

Herausgegeben und eingeleitet von

Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin **Louise von Gall**, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von Gall urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhistoriker **Hillebrandt:** „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen." Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes **Bild** von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 29. Mai 1856.

Inhalt: Milizheer und stehendes Heer. Von Karl Gustav von Berneck. — Romanliteratur. — Periodische Musikliteratur. — Aus Paris: Die „Bibliothèque Elzévirienne"; Neue Ausgabe des Horaz. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Milizheer und stehendes Heer.

Militärpolitik. Mit besonderer Beziehung auf die Widerstandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheers gegen stehende Heere. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Weber. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Die allgemeine Wichtigkeit der in dieser „Militärpolitik" behandelten Gegenstände bedarf, wie der Verfasser sehr richtig im Vorwort sagt, keiner Begründung. Ebenso wird anerkannt werden, daß das Werk die Frucht eines redlichen und mühevollen Fleißes ist. Zum Motto hat der Verfasser aus Pierre Dupont's „Chant des nations" gewählt:

> O guerre! c'est ton dernier jour!
> Le glaive brisera le glaive ...

Eine Schrift für den Frieden nennt er das Werk, indem durch eine Wehrverfassung, wie er sie als Muster aufstellt, jeder Angriff selbst einer bedeutenden Militärmacht gegen einen kleinern Staat immer unwahrscheinlicher, mit jedem Tage gefährlicher werde. Diese beste Wehrverfassung sei aber das Milizheer. Das Werk ist also gegen die stehenden Heere gerichtet. Es schließt sich an Rüstow's „Untersuchungen über die Organisation der Heere", die auch in d. Bl. mit der ihnen gebührenden Anerkennung besprochen sind, obgleich Referent seiner Ueberzeugung nach aus den gegebenen Wahrheiten oft ganz andere Resultate zieht als der Verfasser. Diese Ueberzeugung ist bei ihm nicht auf blinden Autoritätsglauben oder Berufseifer, sondern auf vorurtheilsfreie Betrachtung des Kriegswesens in seinen Grundbedingungen und auf die Erfahrungen einer langen, nicht blos in der Fronte der Truppe zugebrachten Dienstzeit begründet und kann daher nicht leicht erschüttert werden. Ich weiß aber auch eine fremde Ueberzeugung, die aus entgegengesetztem Ausgangspunkt gewonnen ist, zu ehren und freue mich stets, einem ernst gemeinten, auf Gründe und ruhige Erwägung gestützten Werke, das nicht einer Partei, sondern der Wahrheit und dadurch dem Wohl der Staaten und Völker dienen will, zu begegnen, mag es in seinem Ergebniß meinen Ansichten noch so sehr widerstreiten. Daran erprobt sich eine feste Ueberzeugung, daß sie die Beleuchtung ihres Resultats von allen Seiten eher sucht als scheut. Die vorliegende Frage betreffend, hat sie in mir auch durch das zu besprechende gründliche und in vieler Beziehung gediegene Werk nicht erschüttert werden können.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Sollte der jetzige Krieg zu einer unerwartet baldigen Entscheidung gelangen, so wird auch die Frage der Umgestaltung des Heerwesens zur Entscheidung kommen müssen." Derselben Meinung kann man sein, ohne darunter die Umgestaltung im Sinne der Miliz zu verstehen. Jeder große Krieg zeigt die Mängel des bestehenden Heerwesens und führt zu zweckmäßigen Reformen. Ich glaube aber, daß kein Krieg und keine Zeit mehr als die der letzten Jahre die stehenden Heere in ihrer Stellung befestigt hat. Was wäre aus der Türkei geworden, wenn Frankreich und England mit Milizheeren die weite Kriegsfahrt hätten unternehmen sollen? Von den Revolutionen wollen wir gar nicht sprechen, darüber ist von so entgegengesetzten Standpunkten keine Verständigung möglich; was uns als Heil für die Staaten und die gesellschaftliche Ordnung erscheint, die Treue der Heere, welche sich mit Ausnahme eines einzigen bewährte, gilt einem Andersdenkenden eher als ein Uebel, weil es die Durchführung radicalen Umsturzes verhindert hat. Sprechen wir also nur vom äußern Kriege. Freilich, wenn alle größern Staaten zugleich die stehenden Heere abschafften, würde der Angriffskrieg wahrscheinlich ein Ende haben; welcher Staat wird aber zuerst das Erprobte hingeben, um mit einem Zweifelhaften, auf die Discretion der Nachbarn vertrauend, zu experimentiren? Armes Deutschland, wenn du jemals deine starke Wehrkraft in eine Miliz organisiren wolltest, angesichts der Militärmächte auf deinen beiden Fronten! Wir sind vollkommen von der Ueberlegenheit der Vertheidigung gegen den Angriff, strategisch wie taktisch, durchdrungen, aber eine Defensive, die nur den Anfall abwehrt und ihn höchstens durch einen Gegenstoß zu entkräften sucht, statt ihm auch, wo es die Verhältnisse erlauben, durch einen kühnen

Ausfall zuvorzukommen, taugt nimmer etwas. Diese active Vertheidigung würde mit einem reinen Milizheere nicht wohl zu führen sein. Gibt es aber nicht auch andere Angriffe als mit den Waffen, internationale Rechtsverletzungen, Chicanen und Beeinträchtigungen mancherlei Art, welche einen Staat zwingen, seine Ehre und das Wohl seiner Bürger durch gewaltsame Mittel zu wahren? Mag der Charakter eines solchen Kriegs die Vertheidigung sein, die Kriegshandlung muß offensiv werden und zur Offensive über die eigenen Grenzen hinaus wird kein Milizheer je Das leisten, was eine stehende Kriegsmacht leisten kann. Wie war es 1813 selbst mit der Stimmung der russischen Armee? Und mit der schlesischen Landwehr nach der Schlacht an der Katzbach? Der Verfasser geht aber ehrlich zuwerke und hat selbst zu viel Kriegserfahrung aus einer großen Zeit, die er als junger Offizier durchlebt, um nicht einzugestehen: „Ihrem militärischen Werthe nach haben die stehenden Heere, sogar in der jetzigen Zeit ihres Verfalls, doch stets noch erhebliche Vorzüge vor den Milizheeren in ihrer jetzigen Beschaffenheit." Er verschmäht es ferner, „in die bei einem Theile der Zeitgenossen gäng und gäbe gewordenen Schmähungen gegen die stehenden Armeen einzustimmen". Wir erkennen das gern an und achten die gründliche Forschung, auf welche er seine Lehre zu stützen sucht; möge er auch uns das Zeugniß geben, daß wir zu den vorurtheilsfreien Lesern gehören, die er sich wünscht.

Der Grundriß des Werks mag zeigen, wie systematisch es angelegt ist. Es enthält fünf Hauptabschnitte: „Einleitung"; „Das schweizerische Volksheer, verglichen mit stehenden Heeren"; „Organisation und Formation des durch Pikeniere und Pioniere verstärkten Fußvolks"; „Taktische Verwendung des Fußvolks zum Gefechte"; „Militärische Strafen und Belohnungen, finanzieller Operationsplan". Ein Anhang verschiedenartigen Inhalts schließt das Werk. Daß der Verfasser nur vom Fußvolke spricht, ist durch seine Basis, die schweizerische Milizverfassung, gerechtfertigt.

Ueber die Einleitung müssen wir von unserer Ueberzeugung aus kurz hinweggehen. Die so verschiedene Anschauung des unseligen Jahres 1848 würde nur unfruchtbare Erörterungen neu beleben. Daß dem Verfasser „der eine Punkt, wo endlich mit vereinter Kraft der Hebel anzulegen ist, der Punkt, an dem Europa hinsiecht", das stehende Heerwesen scheint, ist uns vollkommen begreiflich, auch ist dieser Punkt keineswegs von seiner Partei übersehen worden; aber die Anstrengungen, welche allerdings dagegen gemacht worden sind, haben nur dazu gedient, dasselbe zu befestigen, wenigstens für eine lange Zeit, bis völlig veränderte politische und sociale Verhältnisse vielleicht eine andere Form der Wehrverfassung bedingen und möglich machen. Die Versprechungen, die Conscription abzuschaffen, welche der Verfasser aus den Jahren 1814 und 1815 anführt, sind doch wahrlich nicht so zu verstehen, daß damit die stehenden Heere abgeschafft werden sollten, das ist wol damals keinem Menschen dabei eingefallen: nur die Conscription par excellence, in der Form, wie sie im französischen Kaiserreiche allerdings durch den unerhörten Menschenverbrauch unerträglich geworden, sollte aufgehoben werden. Was ferner von der Periode militärischer Revolutionen und Conspirationen gesagt ist, in der wir seit 40 Jahren leben sollen, kann uns nicht beunruhigen, denn die Thatsachen „massenhafter Abfälle und Auflehnungen von Zwangssoldaten", welche hier aufgeführt werden, sind — politische Präparate der Geschichte. Betrachtet man die Ursachen, welche dazu führten, mit vorurtheilsfreiem Auge, so wird man zwar vom militärischen Standpunkte aus keinen Uebertritt, selbst York's nicht, rechtfertigen, wol aber manche Erscheinung aus den Verhältnissen erklären können. Eigenthümlich nimmt es sich freilich aus, York's That mit den elenden Putschen von 1820 und 1821 oder gar mit der badischen Auflösung in Einer Reihe figuriren zu sehen; ebenso neu erscheint die Auffassung, daß Kaiser Nikolaus durch die empörten Garden gezwungen worden sei, den Thron zu besteigen. Auch wir sind der Meinung, daß einzelne Offiziere niemals den Versuch hätten wagen können, ihre Untergebenen zum Abfall zu bringen, wenn diese nicht dazu reif gewesen wären, aber das lag nicht in dem Misbehagen des Zwangsdienstes — was wir uns getrauen für jedes der aufgeführten Beispiele nachzuweisen —, sondern in sehr verschiedenen Ursachen, bei den jüngsten Exempeln aber darin, daß nicht mehr die wahren Kriegertugenden: Treue, Eidespflicht, Gehorsam und moralisches Element, in jenen Truppen lebten. Wir möchten wol fragen, ob in den aus der Krim heimkehrenden Soldaten jenes bittere Gefühl, das ihnen der Verfasser zuschreibt, den Gedanken wecken wird, „endlich einmal Rechenschaft über die Mishandlungen zu fodern"? Die Auswanderungen werden auch der Militärpflicht zugeschrieben. Doch wenden wir uns zu dem Theil des Buchs, wo wir uns mit dem Verfasser auf Einen Boden stellen und mit ihm in gleichem Streben die Militärpolitik anerkennen, welche das thatsächlich Gegebene oder das kriegswissenschaftlich als richtig Geltende im Kriegswesen insoweit ihrer Kritik unterwirft, als sie es als irrig oder lückenhaft begreift und soweit sie glaubt, etwas Besseres, Zweckmäßigeres an die Stelle setzen zu können.

Die Feststellung der Begriffe Wehrverfassung, Organisation, Formation ist nicht ganz die unserige, darauf kommt es aber nicht an. Die Ansichten des Verfassers über den Krieg sind klar und auch dem Laien verständlich vorgetragen. Daß er, nach Machiavelli's Vorbild, einen bestimmten Staat und hier natürlich die Schweiz im Kampfe mit dem Auslande zur Basis seiner Reformvorschläge macht, ohne irgendeinen bestimmten Krieg im Auge zu haben, ist ganz zweckmäßig, denn es gibt einen sichern Ausgangspunkt. Ueber die große militärische Bedeutung der Schweiz in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich wird jeder denkende Militär einverstanden sein; die Schweiz hat sich also mit aller Kraft gegen eine Besetzung zu waffnen, wenn sie ihrer Neutra-

keit Achtung verschaffen will. Die Darstellung des schweizerischen Heerwesens ist sehr interessant; der Verfasser kennt es genau und hat, um es kennen zu lernen, sogar den Sonderbundskrieg, wie wir hören, mitgemacht, in welchem nun allerdings keine altschweizerischen Waffenthaten vorgekommen sind. Gegen die Bezeichnung Volksheer für Miliz als Gegensatz der stehenden Heere aber müssen wir protestiren; jedes Heer, das aus allgemeiner Wehrpflicht der Bürger hervorgeht, ist ein Volksheer, der Gegensatz eines solchen würde einzig im geworbenen Heere zu suchen sein. Stehendes Heer oder Miliz, letztere immer ein Volksheer, ersteres fast immer, nur in wenigen Staaten nicht: so stellt es sich, wenn man nicht, wie freilich von gewisser Seite geschieht, das stehende Heer als gar nicht mehr zum Volke gehörig betrachten will; etwa wie die Janitscharen vor Soliman II., die aus geraubten Christenkindern herangezogen, losgerissen von allen Familienverbindungen, nie eine eigene Familie besitzend, ehelos, lebenslang dem Waffendienste als Werkzeug des Sultans geweiht waren. Sehen wir uns nur vorurtheilsfrei um, ob ein Heer in Europa so außer dem Volke steht; von den Fremdenlegionen, Schweizern in Neapel u. s. w. kann natürlich hier nicht die Rede sein.

Wir erkennen die Zweckmäßigkeit der schweizerischen Wehrverfassung für die besondern Verhältnisse der Eidgenossenschaft an, sie hat sich — das ist nicht zu übersehen — aus denselben historisch entwickelt und darum feste Wurzel gefaßt, sie ist mit denselben seit den Burgunderkriegen völlig verwachsen. Das Bundesheer, aus dem Bundesauszug und der Reserve bestehend, im Nothfall durch die Landwehr unterstützt, bildet eine organisch gegliederte Wehrkraft, welche alle Achtung verdient. Die Bedenken, welche über die kurze Uebungszeit der Miliz entstehen, weist der Verfasser mit einigem Hohn zurück und behauptet, daß, was die Mehrzahl der Mannschaft nach den ersten vier bis sechs Wochen noch hinzulerne, lächerlich wenig sei: eine Behauptung, die uns von einem gedienten Militär überrascht. Die neuere Methode der Ausbildung macht es zwar möglich, dem Rekruten in der angegebenen Zeit das Nöthigste für den Krieg beizubringen, aber er hat doch noch sehr viel zu thun, um sich darin zu vervollkommnen. Allerdings sind in der Schweiz die sogenannten Cadettenanstalten eine treffliche Vorschule, deren Werth wir anerkennen, aber nächst der Waffen- und Evolutionsfertigkeit muß der Soldat noch Vieles lernen, das ihm nicht „spielend" oder in wenig Tagen beizubringen ist. Die Bestandtheile des Operationsheers und ihr militärischer Werth sind in einem besondern Abschnitte betrachtet, wobei wir viele treffende, von praktischer Einsicht zeugende Bemerkungen lesen, besonders über die Scharfschützen, deren Verwendung als leichte Infanterie bisher in der Schweiz mit Vorurtheilen zu kämpfen hatte. Denselben praktischen Blick finden wir in dem Abschnitte über Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung: nach den hier gemachten Angaben möchte allerdings der neue Ordonnanzstutzen der Scharfschützen die beste Waffe für diese Truppe sein. Die alten Doppelhaken oder Wallbüchsen, welche Marmont als Regimentsartillerie wieder eingeführt wissen wollte und Dufour für die eigentlichen Positionsscharfschützen vorschlägt, auch Leemann („Milizeinrichtungen der Schweiz", 1848) die nationale Bergartillerie der Schweiz nennt, hält der Verfasser durch jene neuen Stutzen überholt, doch dürfte ihr schwereres Kaliber wohl zu beachten sein, hat auch an andern Orten neue Versuche hervorgerufen. Was über die allgemeinen militärischen Eigenschaften der Schweizer gesagt ist, wird wol keinen Widerspruch erfahren, das tapfere Bergvolk hat sich daheim und im ausländischen Kriege einen wohlbegründeten Ruf erworben; auch mit der Führung war es nie so schwach bestellt, wie es auf den ersten Anschein glaublich sein mag, lesen wir, was der Verfasser darüber sagt, der die Mängel, welche unabweislich bei Milizheeren in dieser Beziehung hervortreten, nicht beschönigt, vielmehr Vorschläge macht, wie ihnen zu begegnen sei. Daß diese in monarchischen Staaten, wo das demokratische Princip freier Wahlen auch nur der untern Führer niemals Geltung erlangen kann, keine Anwendung finden werden, versteht sich von selbst, so gern wir eingestehen, daß die Kameraden oft die Tüchtigkeit eines Mannes aus ihrer Mitte besser beurtheilen als der Vorgesetzte. Ob sich aber, selbst im Milizheere, eine so antike Selbstverleugnung finden werde, freiwillig auf untere Grade herabzusteigen, steht zu bezweifeln, solange Degradation eine Strafe ist. In den höchsten Stellen kommt eine solche Unterordnung wol vor — wir haben es bei der Krimarmee gesehen —, aber der Grad bleibt!

Je tiefer wir uns in das Werk hineinlesen, wo der Verfasser reinmilitärische Verhältnisse bespricht, desto erfreulicher wird es uns. Hier steht er auf festem Boden — den andern Standpunkt, von welchem er das Bestehende anfeindet, möchten wir mit einer Zitterwiese vergleichen, wogegen er vielleicht den unserigen einen vulkanischen oder den über einer Mine nennt. Rechten wir darum nicht. Mit den Koryphäen unserer Militärliteratur vertraut, wendet der Verfasser ihre Grundsätze auf die gegebenen Verhältnisse des Milizheers an und findet bei dem Nachtheil zu schmaler Fronten für dasselbe eine Verstärkung nothwendig; diese in besondere Wehrkörper zu organisiren, erscheint ihm trotz verhältnißmäßig guter Leistungen einzelner Freicorps in neuester Zeit gefährlich. Diese Auseinandersetzung ist klar und überzeugend. Die Franzosen 1793 verschmolzen aus ähnlichen Gründen die durch das Aufgebot in Masse gewonnenen neuen Truppen mit der Linie, indem zwei Bataillone von jenen mit einem Linienbataillon zu einer Halbbrigade vereinigt wurden; ebenso theilte man 1813 die freiwilligen reitenden Jäger in Preußen schwadronsweise den Linienregimentern zu. Daher schlägt der Verfasser ein drittes Glied vor, da das schweizerische Fußvolk rangirt in zwei Gliedern, und will dasselbe mit Piken bewaffnen, zugleich aber auch Pionnierdienst thun

lassen: ein Vorschlag, welcher für dortige Verhältnisse alle Beachtung verdient. Ehe er näher darauf eingeht, beleuchtet er erst die Möglichkeit einer solchen Verstärkung des schweizerischen Heers und findet dieselbe begründet, räth aber, auf namhafte Autoritäten sich stützend, dazu lieber die jüngern als die ältern Altersclassen heranzuziehen. Gewiß ist die Elasticität der Jugend, körperlich wie geistig, im Ertragen von Beschwerden anzuerkennen, aber eben die letztere in ihrer Ueberreiztheit führt auch jene Erscheinungen herbei, die wir mit Grauen 1813 bei den „Kindern", wie Napoleon selbst seine jungen Soldaten, aber bewundernd nannte, bemerkt haben: der Verfasser hat sie ja mit eigenen Augen in unmittelbarster Nähe gesehen. In Preußen war auch die Rede davon, die Dienstzeit früher als vor dem zwanzigsten Jahre beginnen zu lassen, um das bürgerliche Verhältniß der Dienstpflichtigen noch weniger zu stören, aber man ging nach reiflicher Erwägung, meist aus Sanitätsgründen, davon ab. Wenn auch der kurze Feldzug überstanden wird, die Folgen und das Siechthum kommen nach, wenn auch erst nach Jahren!

Der Spieß war die Hauptwaffe des Fußvolks bis zum 17. Jahrhundert und noch am Schlusse desselben gab es ein Drittel Pikeniere selbst im französischen Heere. Die Vorzüge dieser Waffe zum geschlossenen Angriff und, wenn freier Spielraum, auch im Einzelkampf sind bedeutend, Montecuculi nannte sie noch die Königin der Waffen, und das Volk, sagt der Verfasser sehr richtig, fühlt die Vorzüge derselben heraus, denn es bewaffnet sich überall damit, wo Feuergewehre fehlen: viele französische Volontairs 1792, die russischen Landwehren 1812, auch einzelne preußische 1813 führten zuerst Piken; Ulanen, denen die Lanze zerbricht, verschaffen sich lieber bei Gelegenheit Bohnenstangen mit Nägeln, als daß sie der Waffe, zu der sie Vertrauen haben, ganz entsagen — Referent kann das verbürgen. Mit der Pike will also der Verfasser das neu hinzukommende dritte Glied bewaffnet sehen; dieselbe kann außerdem als Jalon, Meßstange, Springstock, zur Aufsuchung von Furten, zum Lagerhüttenbau, zu improvisirten Schützenständen, zu Tragbahren für Verwundete u. s. w. gebraucht werden. Die Pikeniere tragen außerdem ein kurzes Seitengewehr und eine gezogene Pistole, auf dem Marsche abwechselnd das schwerere Schanzzeug und sind mit einem grobleinenen Sacke versehen, der mancherlei Dienste leistet, zum Fassen und Transport von Lebensmitteln, mit Erde gefüllt zu Sperrungen, selbst zum Warmhalten der Füße und des Unterleibes im Bivouac. Nun wird freilich der Pikenmann mit dem Sack keine schöne Figur zur Parade sein, aber im Felde gewiß diejenigen Dienste leisten, die der Verfasser von ihm verlangt, und diese sind mannichfaltig. Er sagt selbst, daß für stehende Heere in ihrer jetzigen Organisation die Einführung dieser Pikeniere, die zugleich Pionniere und Krankenträger sein sollen, auf große Schwierigkeiten stoßen würde, und er bestimmt sie ausdrücklich nur für Milizheere, deren Fußvolk in zwei Gliedern rangirt ist. Ueber den Werth des dritten Glieds, wenn es auch mit Feuergewehren bewaffnet, läßt sich allgemein nicht aburtheilen, es kommt darauf an, welchen Gebrauch man davon macht. In Preußen bildet dasselbe zum Gefecht die Schützenzüge und ist zur Einleitung in aufgelöster Ordnung bestimmt, daher die preußische Infanterie eigentlich auch in zwei Gliedern kämpft. Außer den vom Verfasser angeführten Truppen, die in zwei Gliedern gestellt sind, gibt es aber noch mehr. Derselbe bezweifelt, daß bei Leipzig das französische Fußvolk in zwei Gliedern rangirt gewesen sei, und spricht allerdings als Augenzeuge; aber der Befehl Napoleon's existirt wirklich, er ist aus Düben vom 13. October datirt und spricht sich näher aus: „Seine Majestät erachten das Feuer und den Bayonnetangriff von drei Gliedern nicht von größerer Wirkung als von zwei Gliedern." Möglich, daß der Befehl nicht überall zur Ausführung gekommen, namentlich bei den Rheinbundstruppen.

Für die auf 150 Mann durch die Pikeniere verstärkte schweizerische Compagnie schlägt der Verfasser abweichend von den bisher üblichen Formationen als Normalstellung das Compagnieviereck vor, von den vier Zügen so gebildet, daß jeder eine Seite ausmacht. Die Fronte gibt der vorderste Zug an, hinter seinen Flügeln stehen in links-, beziehungsweise rechtsum der zweite und dritte, hinter deren Queue, dem vordern parallel, aber Kehrt gemacht, der vierte Zug. Die Pikeniere stehen also bei allen Zügen innerhalb. Greift der Feind eine Flanke oder den Rücken an, bedarf es nur einer Wendung, um dahin die Feuerfronte zu bilden. Es würde über den Raum und Zweck d. Bl. hinausgehen, wollten wir dem Verfasser in alle die Combinationen folgen, durch welche er die eigenthümliche Taktik dieser neuen Formation begründet; jene sind scharfsinnig, diese ist einfach. Wir hoffen, daß sie von der „Militär-Literatur-Zeitung" mit der Aufmerksamkeit, welche sie verdient, besprochen werde. Nur Eins erscheint immer noch unbeseitigt: diese Compagnien von 100 Feuergewehren und 50 Spießen sind taktisch noch zu schwach für selbständige Verwendung unter allen Verhältnissen, namentlich zum Angriff. Auch ich bin der Meinung, daß die Compagnie jetzt bei der verbesserten Feuerwaffe die taktische Einheit sein müsse, aber dazu gehört auch eine genügende Stärke, damit sie es bleibe. Eine östreichische Compagnie von 220, eine preußische von 250 Mann eignet sich dazu, und dennoch muß man vor der Theilung des Bataillons unter allen Umständen, welche verlangt wird von Fanatikern des „Baalsdienstes mit dem neuen Gewehr", wie sie ein geistreicher General genannt hat, warnen. In die Einzelheiten der taktischen Betrachtungen und Vorschläge können wir hier nicht näher eingehen, wir haben sie aber mit dem größten Interesse gelesen, und wenn wir auch nicht überall einverstanden sind, namentlich Das, was der Feind gegen diese neue Feuertaktik unternehmen kann, nicht immer bedacht finden, so empfehlen wir sie doch allen Militärs als eine anregende, Ideen erweckende Lectüre, mit dem alten guten Motto: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!" Ueber die Verstärkung des

Terrains werden sie hier Treffliches gesagt finden; sie wird leider noch wenig gewürdigt und ist doch so unendlich wichtig. In neuester Zeit hat die bessere Feuerwirkung hier und da gewaltsam dazu genöthigt, aber sie sollte nicht erst durch Verluste sich geltend machen. Hierbei würden die Pionniere des dritten Glieds thätig sein. Den Kampf mit der blanken Waffe betreffend, ist es zu viel gesagt, daß es in der ganzen Kriegsgeschichte noch nie vorgekommen sei, daß zwei größere Wehrkörper auch nur auf 50 Schritt Entfernung mit dem Bayonnet aufeinander losgerannt wären; selten ist es allerdings seit Einführung des Feuergewehrs, aber die jüngsten Kämpfe geben doch wieder Beispiele davon und in älterer Zeit war es nie anders mit dem Spieß: denke man nur an die Schlachten von Ravenna und Pavia. Für diesen Kampf glauben wir mit dem Verfasser, daß ein drittes mit Piken bewaffnetes Glied gute Dienste leisten würde. Besonders ausführlich wird das Gefecht der Infanterie gegen Cavalerie besprochen, weil in einem Angriffskriege gegen die Schweiz deren Fußvolk, bei ihrer schwachen Reiterei, oft gegen solche zu kämpfen haben wird. Für dies Gefechtsverhältniß dient Pz. als Autorität, dessen „Taktik" den Gegenstand erschöpfend behandelt und auch hier vielfach angezogen ist. Den Schluß dieses taktischen Abschnitts bildet eine Darstellung des Volkskriegs und Landsturms, in Verbindung mit den Operationen des activen Heers, wobei die allgemeine Charakteristik von Clausewitz und die eingehendern Betrachtungen von Valentini auf die Schweiz angewendet werden.

Die unerlaßlichen Bedingungen für die Wirksamkeit des Volkskriegs, unter welchen derselbe auch bei wohlhabenden und gebildeten Völkern erst seine volle Bedeutung erlangen kann, führen den Verfasser endlich zu dem Theile seines Werks, den er für den wichtigsten Gegenstand aller Kriegspolitik erklärt, nämlich zu den Systemen militärischer Strafen und Belohnungen, wobei er von dem gewiß richtigsten Grundsatze ausgeht, nicht Ideale, sondern Menschen, wie sie wirklich sind, anzunehmen. Er beleuchtet zuerst das schweizerische Gerichtswesen und dessen neues Proceßverfahren bei militärischen Verbrechen und nennt es den ersten Versuch, die Schwurgerichte in der Armee einzuführen, weil es die That- und Rechtsfrage trennt, die Geschworenen durch das Loos bestimmt und sowol dem Angeklagten als dem Ankläger (Auditeur) ein nicht erst zu motivirendes Recusationsrecht einräumt. Von unserm Standpunkte aus finden wir darin keinen Vortheil weder für die Gerechtigkeitspflege noch für den guten Geist im Heere. Schwurgerichte sind auch die bisherigen Spruchgerichte der höhern Militärgerichtsbarkeit, denn die Richter werden vereidigt, dürfen nicht von demselben Truppentheil wie der Angeklagte sein, können vom Angeklagten recusirt werden — freilich mit Angabe der Gründe — und stimmen nach Rangclassen mit getrennter Berathung, die unterste zuerst, damit sie sich nicht influiren lassen. Dann entscheidet die Majorität, und wo diese fehlt, gilt das mildere Urtheil. Wir finden in diesem Verfahren eine vollkommen hinreichende Garantie nach beiden Seiten. Das einfache Rechtsgefühl der Soldaten läßt sich, wo guter Geist herrscht, selten beirren, und in vielen Kriegsgerichten, deren Mitglied ich gewesen bin, haben gerade die Gemeinen am strengsten gestimmt. Wahr ist es, daß im Kriege oft die Umstände gebieterisch die Anwendung der Strafgesetze in ihrer vorgeschriebenen Form ausschließen. Interessant war es uns, ein Beispiel aus dem Feldzuge von 1813 zu lesen, bei welchem die buchstäbliche Vollstreckung der Kriegsgesetze unmöglich geworden, daher von allem gerichtlichen Verfahren ein Absehen genommen und eine Art Volksjustiz und Ehrenstrafe improvisirt wurde. Bei Lützen hatten nämlich ganze Scharen französischer und deutscher Rheinbundsrecruten Reißaus genommen und waren ohne Führer, aber meist in Ordnung, selbst mit vorausgeschickten Quartiermachern nach Hause gegangen, hier aber bald wieder aufgegriffen und der Armee zugeschickt worden, wo sie während des Waffenstillstands glücklich wieder anlangten. Sollte man sie decimiren? Das war nicht gut thunlich, also gab man sie lieber der Schande und dem Hohn ihrer Kameraden preis, indem sie mit verkehrt angezogenen Röcken, umgedrehten Feldmützen und statt der Gewehre Stecken mit Strohwischen in der Hand ausgestellt wurden. Dies erinnert an die atheniensische Strafe für Feiglinge, welche Weibertracht anziehen mußten und sich den Bart nur halb scheren durften. Aber es half! Im weitern Feldzuge dachten die Deserteure an kein Entlaufen mehr.

Der Verfasser ist nun der Ansicht, daß Disciplin und Kriegsleistung nicht sowol durch Strafen als durch militärische Belohnung zu heben sei, und stellt in dieser Beziehung Napoleon's großartiges System mit dem in Großbritannien und Nordamerika zusammen. Er gibt dem letztern als dem verständigsten und klügsten den Vorzug, indem hier der größte Theil der militärischen Belohnungen nicht schon während des Feldzugs, sondern erst als Preis des Siegs, als Lohn der erprobten Tapferkeit und der bewährten Disciplin und nicht blos, wie bei Napoleon, einer militärischen Aristokratie, sondern allen einzelnen Wehrmännern ertheilt werde. Avancement und Orden können in der Schweiz, wo der Kriegsdienst nur ein Noth- und Nebenberuf ist, als Ehrenbelohnungen nicht wirken, dagegen schlägt der Verfasser Denkmünzen für Alle, die an einem vaterländischen Kriege theilgenommen, vor. Als volle Belohnung der Heere gilt ihm sodann, daß statt der „luftigen Münze, mit welcher man die Geringen und Armen abzuzahlen pflegte", jeder Wehrmann sich in Ziffern und Zahlen ausrechnen könne, was er durch seine Kriegsarbeit erworben habe, und daß er dies auch, wie in Amerika, wirklich erhalte. Der Sold bezahlt sie nicht, er ersetzt namentlich bei Milizen nie die gebrachten Opfer und bürgerlichen Versäumnisse, besonders jetzt, wo die Arbeit hoch bezahlt wird. Es ist also Pflicht des Staats, dafür eine höhere Entschädigung zu geben. Der Maßstab dafür würde von dem Handgelde und höhern Solde freiwilliger Werbung und den Sätzen der Stellvertretung genommen werden, denn „was in freier Uebereinkunft

Tausende von Privaten zahlen, das muß der Staat seinen Milizen geben, wenn er ihre kriegerischen Dienste gerecht und nach ihrem vollen Werthe belohnen will". Der bisher gewöhnliche Sold soll im Frieden bleiben, die Erhöhung als Kriegszulage aber erst nach dem Siege gezahlt werden. Dadurch freilich entsteht ein Mehrbetrag zu den Kriegskosten und dem Kriegsschaden, aber im glücklichen Falle wird er dem Auslande aufgebürdet und im unglücklichen wird durch die gerechte Belohnung der Krieger dem schweizerischen Volke in seiner Gesammtheit kein einziger Centime entzogen.

Wir sind etwas näher in dieses Capitel des Werks eingegangen, um die gründliche Consequenz desselben zu zeigen. Diese bekundet sich weiter in dem folgenden: „Der Staatscredit in Beziehung zum Kriegsaufwande." Wir erkennen darin den nationalökonomischen Schriftsteller, der alle schönen Phrasen verwirft und sich an die praktische, wenn auch ungeschmückte Wirklichkeit hält. Auf dies fremde Terrain kann Referent nicht folgen, er hält es für lächerlich, sich den Kritomanen unserer afterweisen Zeit gleichzustellen, die über Dinge urtheilen und absprechen, die sie nicht verstehen. Was er hier über freiwillige Anleihen, Papiergeld, Kriegsschuld, deren Verzinsung und Tilgung gelesen hat, erschien ihm klar und einsichtsvoll, doch bescheidet er sich und überläßt das Urtheil Finanzmännern. Was über das Interesse aller Parteien und Classen an der vollen und gerechten Belohnung des Heers später gesagt wird, ist so überzeugend, daß es allen Finanzministerien, Senaten, Parlamenten, Kammern, Landtagen Europas an das Herz gelegt werden sollte, nicht blos der schweizerischen Tagsatzung. Das Volk fühlt es auch, die Stiftung „Nationaldank" in Preußen würde sonst niemals einen gedeihlichen Aufschwung genommen haben. Es wird hierauf für die Militärpolitik der Schweiz bei der gerechten Belohnung des Heers mit Beziehung auf die internationalen Verhältnisse noch ein Mittel vorgeschlagen, das die Nachbarstaaten mit Ruhe erwarten können. Durch ein republikanisches Manifest wird die Institution der stehenden Heere nicht umgestoßen werden, selbst wenn es jedem Soldaten des Invasionsheers in die Tasche gesteckt würde. Es soll an die Völker und Soldaten Europas gerichtet werden, ihnen sagen, daß die Schweiz bei ihrem Unabhängigkeitskampfe auch zugleich darum die Waffen ergriffen hat, um Europa von der Last der stehenden Heere zu befreien, daß die wehrpflichtigen Soldaten noch die einzig Frohnpflichtigen, die einzigen weißen Sklaven sind u. s. w. Im Kriege gilt jedes Mittel; wir verdächten es der Schweiz nicht, wenn sie, angegriffen, auch dieses versuchte — helfen würde es ihr freilich weder bei Franzosen noch Oestreichern; wollte sie es aber schon im Frieden, wie der Verfasser meint, als Präservativ anwenden, so dürfte es leicht zu ihrem eigenen Schaden ausschlagen, oder bedarf sie etwa der freundlichen Beziehungen zu ihren Nachbarn gar nicht?

Im letzten Capitel wird endlich die volle Belohnung als einziges Mittel zum Siege dargestellt und deshalb zugleich von der Bewahrung der Disciplin und des so nothwendigen unbedingten Gehorsams abhängig gemacht. Der Verfasser gibt ehrlich zu, daß es daran selbst den im Auslande dienenden Schweizern fehlt und nach ihren demokratischen Ansichten fehlen muß. Er will nun jeden Ungehorsam und jede Nachlässigkeit mit Verwirkung oder Verminderung des erdienten Guthabens bestraft wissen. Mag es praktisch sein, unser militärisches Gefühl empört sich dagegen. Freilich setzt der Verfasser vortrefflich auseinander, wie die Stoffe und Triebfedern im Milizheere ganz verschieden von denen des stehenden Heers seien, wie die Führer und das Vertrauen zu ihnen beschaffen, wie auf den Enthusiasmus nachhaltig kein Erfolg zu bauen sei, darum also hier ein anderes Motiv wirken müsse, damit der unbedingte Gehorsam, der von jenem erzwungen werden kann, hier freiwillig geleistet werde, und dies Motiv sei die Gewißheit gerechter Belohnung. Eins paßt sich nicht für Alle! Wir geben unter solchen Prämissen auch die Geldbuße für das Milizheer zu, müssen sie aber für Krieger von Beruf zurückweisen.

Zum Schlusse wird noch eine Uebersicht der Maßregeln einer Militärpolitik im Sinne des Vorgetragenen und der Hauptbedingungen für den Sieg einer Milizarmee über ein gleich starkes stehendes Heer gegeben. Ein Anhang enthält Auszüge aus Macchiavelli, über militärische Strafen und Belohnungen und statistische Notizen über die wehrkräftige Bevölkerung der Schweiz, die Kosten der stehenden Heere in Europa, Belege für die heimliche Auswanderung von Conscriptionspflichtigen, Tabellen über Stellvertretungssummen und Betrachtungen über das englische Heerwesen und die projectirte neue Militärgesetzgebung in Frankreich. Jedenfalls dürfen wir dies Werk als bedeutend und inhaltschwer der ernstesten Beachtung empfehlen, wenn auch aus entgegengesetzter Anschauung seiner Basis.

Karl Gustav von Berneck.

Romanliteratur.

1. Luise. Eine Erzählung von Klara Robert. Leipzig, Vogel. 1854. 16. 15 Ngr.

Nach dem Vorworte soll diese Erzählung den Zweck haben, der heranwachsenden Jugend, besonders jungen Mädchen, als einfache Vorkost zu dienen für die reichen und pikanten Genüsse der Romanliteratur. Damit ist denn also vom pädagogischen Standpunkte aus die schon seit etwa einem Jahrhundert bekämpfte Nothwendigkeit des Romanlesens für die liebe weibliche Jugend außer Frage gestellt und das Unternehmen, dieselbe darauf vorzubereiten, gerechtfertigt. Nun aber wird es immer noch gewichtige Stimmen geben, die da behaupten, ein junges Mädchen habe andere und bessere Dinge zu thun, als ihre so kurze Blütezeit mit Romanlesen zu verderben. Wo es sich, werden sie sagen, dennoch darum handelt, das Kunstwerk eines bedeutenden Schriftstellers kennen zu lernen, da müsse die gesammte Bildung einer Jungfrau sich schon zu einem Standpunkt erhoben haben, der wahrhaftes Verständniß verspreche. Damit wäre denn eine besondere Vorschule als überflüssig bezeichnet, wie denn auch von dieser Seite betrachtet das vorliegende Büchlein keineswegs als diensam sich bewährt. Höchstens für den Genuß von Thee- und Ball

romanen könnte es als Wegweiser dienen, wenn die Mehrzahl der weiblichen Jugend dergleichen nicht schon selbst von Haus aus viel besser abzuspielen wüßte. Die gute Verfasserin hätte besser gethan, pädagogische Einfälle ganz beiseite zu schieben, dann wäre es ihr vielleicht gelungen, ein ansprechendes idyllisches Lebensbild zu schaffen, anstatt Personen und Scenen vorüberzuführen, bei denen man nicht kalt und nicht warm wird. Luise wird im sechzehnten Jahre confirmirt, geräth sodann in ein zartes Liebesverhältniß mit einem jungen Offizier, dessen Freund, ein Theolog, sie ebenfalls heimlich liebt. Der Vater will von keinem Militär wissen; der junge Mann zieht ins Feld, wird todtgeschossen und Luise heirathet einen edeln Vetter von 40 Jahren. Nach der Trauung hebt er sie in den dem Rhein zugekehrten Reisewagen und sagt: „Lehne dich an mich; ruhe dich aus! — Und sie ruhete aus."

2. Novellen und Erzählungen von Arnold Schloenbach. Zwei Bände. Leipzig, Hinze. 1855. 8. 2 Thlr.

Kein Buch ist so unbedeutend, daß es nicht irgendein Wort ausspräche, dem sich weiter nachdenken läßt. Die gute Verfasserin der ebenbesprochenen Erzählung redet von einer Vorhalle zum Einführen der lieben Jugend in den Salon der Romanliteratur. Wenn eine solche Vorhalle wirklich als nothwendig erkannt werden sollte, und es gibt ja in unsern Tagen so unendlich viele Nothwendigkeiten, so würden dazu Schloenbach's „Novellen und Erzählungen", deren Mehrzahl von einer ethischen Idee getragen wird, vorzugsweise zu empfehlen sein. Aber es gibt noch andere Standpunkte, von denen aus das Dargebotene betrachtet werden kann und muß. Die ursprüngliche Bedeutung der „Novelle", wonach sie ein Stück Leben in epischer Form vorführte, sodaß unsere deutsche „Erzählung" den Begriff vollständig erschöpfte, ist im Laufe der Zeiten eine andere geworden, namentlich seit Tieck's Novellen den dramatischen Charakter beliebt machten, wo der Verfasser, der Erzähler verschwindet und das Stück Leben selbständig sich abzuwickeln scheint. In diesem Sinne möchte keine der hier dargebotenen Gaben eine Novelle zu nennen sein. Der Verfasser behandelt in denselben ein ethisches Thema, um dem Gros und Troß der menschlichen Gesellschaft klar zu machen, daß ihr Leben, Dichten und Trachten, auch wenn es ihr ganz ehrenhaft vorkommt, dennoch ein unwahres, unfreies sei. Das geschlechtliche Verhältniß ist es vorzugsweise, welches so unendlich viele Irrthümer und mit denselben so vielen Jammer zutage fördert, daß ihnen Friede, Freude, Thätigkeit, Fortbildung als Opfer fallen müssen. Die Irrthümer wurzeln großentheils in jenen Conflicten, deren die Gesellschaft Tausende zur Geltung zu bringen weiß, und wer sich ihnen fügt, kann ein sehr geachteter Mann sein, aber er ist ein verlorener Mensch. Also Umkehr! Nicht jene, die schon eine Scene in Tieck's „Zerbino" vor Augen führt, sondern Umkehr zu reiner Naturwahrheit, entschiedenes Wegwerfen des glänzenden Plunders verschrobener, blasirter Civilisation, dieser Predigerin der Umkehr von Glauben und Wissenschaft, und jene Liebe, jene Seelengesundheit, die das A und O alles Lebens, wahrhaften Glücks, rechten Wollens, tüchtigen Schaffens sind, kehren wieder ein. Sie stehen überall vor der Thür und es kommt nur auf ein lautes entschiedenes „Herein" an. Das Anmelden betreßter Decorumsdiener verscheucht sie. Doch genug! Es ließe sich darüber streiten, ob der Verfasser für seine lobwürdigen Zwecke überall die rechten Mittel gewählt, ob ein gewähltes Thema wirklich zu vollgenügendem Abschluß geführt sei. Aber wir wollen nicht streiten, sondern kurzweg sagen, daß im ersten Bande „Ein stilles Gemüth", im zweiten „Erziehungsresultate" vorzugsweise die obenberührten Ideen repräsentiren. „Eine gescheite Frau" im ersten Bande ist gar ergötzlich, obgleich die Conception wol zu sehr als an Posse streifendes Lustspiel gedacht wurde, um Novelle oder Erzählung genannt zu werden. Der Psycholog „Philipp Wendler" im zweiten Bande mag in der Wirklichkeit immerhin nicht wohl möglich, allenfalls in England einigermaßen denkbar sein, dennoch sieht man den curiosen Kauz mit behaglichem Lächeln an. „Die Opfer der Ehre" im ersten Bande ist eine würdig gehaltene Darstellung, die uns nach Spanien versetzt, wo die Blutrache selbst heute noch nicht so ganz vergessen sein mag und wo die Eifersucht auf die Spitze getrieben ist. „Das Blumenmädchen" leidet an Unwahrscheinlichkeiten, wenigstens ist für ihr träumerisches Leben nicht eigentlich der kindliche Ton getroffen. Man kann nicht recht daran glauben. „Gegensätze" leiden an einem nicht ansprechenden Experimentiren: es ist ein novellistisches Rechnungsexempel. Von den übrigen vier Gaben ist namentlich die letzte im zweiten Bande sehr ansprechend.

3. Tübinger Novellenkranz von J. R. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1854. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Von den mancherlei Nöthen eines Recensenten ist keine der geringsten das Unbehagen, unmittelbar nach einem ansprechenden Werke ein Buch aufzublättern, welches schon auf den ersten Seiten sich als ideenarm kundgibt. Jeder Andere kann einem solchen Buche ohne weiteres den Rücken kehren; der Recensent, er mag wollen oder nicht, muß aushalten bis zur letzten Seite, denn sein Gewissen erinnert ihn beständig, es könne doch immer noch etwas kommen, worauf die Aufmerksamkeit des Publicums nothwendig hingelenkt werden müsse. Das wäre hier nun etwa sogleich der Titel: „Tübinger Novellenkranz." In Tübingen ist Mancherlei geschehen und zu sehen, und um Tübingen herum desgleichen; außerdem ist die ganze Landschaft gar nicht zu verachten. Alte und neue Novellisten wählen für ihre Schöpfungen gern eine Oertlichkeit, die im Büsching nicht vergebens gesucht wird, und der Leser, wenn er auch niemals dort war, fühlt sich mehr zu Hause, als wenn er nur eine der tausendfältigen Variationen des Themas: „Es war einmal", vor sich hat. So erwartete Referent denn auch sogleich bei Ansicht der ersten Erzählung „Der Wirthin Töchterlein" eine Galerie tübinger historisch-romantischer Gemälde. Dem ist jedoch nicht so, und die Sachen mögen wol nur in Tübingen zusammengeschrieben sein. Mit dem Schreiben aber pflegt es auch nichts Besonderes zu werden, wenn es nicht kunstgerecht erlernt und ausgebildet ist, wenn Alles und Jedes, was Einem eben zur Hand kommt, ohne sonderliche Weitläufigkeiten, ohne Unterscheidung von „Neger" und „Mulatten" hingeschrieben und dann eine Novelle genannt wird. Das ist hier durchweg der Fall. Möglich, daß Schneidermamsellen ihre Freude daran haben.

4. Eine Dame von Stande. Roman aus der Neuzeit von Wilhelm Koch. Zwei Theile. Dresden, Schäfer. 1854. 8. 1 Thlr.

Ob die Dame von Stande richtig deutsch schreiben konnte, mag immerhin bezweifelt werden, da sie die Tochter eines Spaniers und einer Italienerin ist. Daß ihr Biograph der ersten Foderung, die man an ein deutsches Buch stellt, nicht gewachsen ist, bezeugt sein Buch überall, wo man es aufschlägt. Eigentlich wäre damit schon genug gesagt, denn der durchweg ideenlose, confuse, durcheinandergewürfelte Stoff würde weitere Relation in keiner Weise rechtfertigen. Aber zwischen Gefängnissen, Wahnsinn, Beschreibung weiblicher Schönheit, wobei das Signalement eines Pferdes Muster gewesen sein wird, ferner Mord und Todtschlag, wohlbedachtem Kindesmord einer streng rechtschaffenen Mutter, Geistererscheinung und Pharao tauchen doch zwei neue Erfindungen auf. Die erste ist ein medicinisches System, welches der Verfasser das antipathische nennt und das auf der Annahme beruht, daß nicht die Arznei die Krankheit, vielmehr der Organismus die Arznei bekämpfe, sodaß ihm keine Zeit bleibt, sich um die Krankheit länger zu bekümmern und diese indignirt durch eine solche Vernachlässigung dem ganzen Organismus verächtlich den Rücken kehrt. Das System bewährt sich freilich im Buche nicht, doch

werden Männer vom Fach die Erfindung zu würdigen und zu benutzen wissen. Die zweite Erfindung kann dagegen unsern Romanschreibern zugute kommen. Der Verfasser läßt nämlich alles vornehme Volk ohne Gnade zugrunde gehen, und gleich den beiden irischen Katzen, die sich gegenseitig auffraßen bis auf die Schwanzspitzen, bleiben nur die Kammerzofe und der Leibjäger übrig. Sie, die das ganze Buch hindurch sich nicht zu sehen kriegen, kriegen sich am Ende.

5. Des Lebens Wandlungen. Roman in drei Büchern von Franz von Elling. Drei Bändchen. Stuttgart, Mäcken. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Vorworte ist dieser Roman die erste größere Arbeit des Verfassers, in den Jahren 1845—46 geschrieben und bereits durch eine vielgelesene Zeitschrift in längern Perioden der Oeffentlichkeit übergeben gewesen. Gesichtet, verbessert und theilweise umgearbeitet tritt er nun in drei Bändchen vor das Publicum. Referent glaubt eine ganz gute Aufnahme versprechen zu dürfen, sofern eine solche nicht streng abhängig ist von Foderungen der Kritik. Diese verlangt unter Anderm Begründung und Durchführung des Charakters. Nimmt man es damit nicht so genau, so muß die meistens sehr lebendige, mannichfaltige Scenerie ansprechen und man übersieht selbst, mitfortgerissen von dieser Lebendigkeit im raschen Wechsel der Scenen, dann auch wol manches Incorrecte in Sprache und Stil. Wir haben es eigentlich nur mit vier Personen zu thun. Paul, ein Jurist, geringen Herkommens; Victor, Mediciner, mit Aussichten auf Reichthum; Ernestine, Tochter eines geachteten Schriftstellers; Leontine, deren Vater ein brillantes Haus macht. Dadurch verlockt und vom Ehrgeiz gestachelt, verläßt Paul die liebliche Ernestine, heirathet die Andere und in dem ihn überströmenden Glanze gehen ihm allmälig die Augen auf, sodaß er sogar heimlich entflieht und nach Amerika übersiedelt. Gerichtliche Scheidung löst das Band vollends. Der Grund der Scheidung konnte kein anderer als bösliches Verlassen sein und das Urtheil mußte nothwendig dem Entwichenen das Recht einer andern Heirath absprechen. Paul geräth in die äußerste Bedrängniß und erliegt endlich einem schweren Nervenfieber. Mittlerweile ist Ernestine ihm nachgeeilt. Ein gaunerhaftes Ehepaar beutet sie aus als Sängerin. Ueberall wird sie gefeiert und ist doch nichts als eine weiße Sklavin. Sie findet Erlösung durch den edeln reichen Blanchard und dessen Schwester. Auf einem ihrer Landhäuser ist auch Paul untergebracht und wird glücklich wiederhergestellt. Ein deutsches Consistorium hat in Amerika nichts zu sagen und die Beiden werden verbunden. Rückgekehrt in die Heimat, müssen sie sich einer nochmaligen Trauung fügen. Sie finden Victor wieder mit einer jungen Frau. Er hatte sich bethören lassen, Leontine zu heirathen und ihrem Vater sein Vermögen anzuvertrauen. Der größte Theil desselben geht verloren, der Vater gibt sich den Tod im Wasser, die Mutter muß einem Irrenhause übergeben werden, und die kränkelnde Leontine wird vom Tode erlöst. Jetzt sind die beiden Männer, nachdem ihre Leidenschaften, die so manche Wandelungen in ihrem Leben herbeiführten, durch diese Wandelungen, diese Schule selbst auf das rechte Maß zurückgeführt sind, mit einem bescheidenen Loose zufrieden und glücklich. Wie schon gesagt, fesseln viele Scenen, mögen hier und da die Farben auch verschwenderisch aufgetragen sein, doch unwillkürlich durch die aus ihnen unverkennbar hervorbrechende Wahrheit, und vorzugsweise wird das in mancherlei Gestalten vorgeführte Leben in Amerika den meisten Reiz für das größere Lesepublicum haben. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser bei seinen Schilderungen doch auch gerecht sein wollte. Die Gaunereien, die er in den Vorgrund stellt und die auch nicht füglich wegzudisputiren sind, lassen ihn beim Abschiede von Amerika nicht die andere Seite vergessen, und die Schilderung derselben ist dem schon genannten Retter aus aller Noth in den Mund gelegt.

6. Die Rebellen von Lübeck. Historischer Seeroman aus den Zeiten der Hansa von Adolf Banner. Zwei Bände. Dessau, Gebr. Katz. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein berühmter Name muß doch auch manches Unbequeme haben, weshalb es nicht unwahrscheinlich ist, daß eben deshalb Platen sich einen solchen Namen erst nach dem Tode wünschte. „Die Rebellen von Lübeck" sind dem Verfasser des „Jürgen Wullenweber" gewidmet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß Karl Gutzkow Adolf Banner einige Dankesworte zugeschrieben hat, denn in unsern humanen Zeiten muß man doch wenigstens in den Schranken der Höflichkeit sich zu erhalten suchen. Es ist aber doch gewiß keine Freude, seinen Namen an der Spitze eines Buchs zu erblicken, dem nicht weniger als Alles fehlt, um das Lesen desselben nur einigermaßen erträglich zu machen. Die Geschichte Wullenweber's und der an ihm verübte Justizmord sind gegenwärtig wol als allgemeiner bekannt vorauszusetzen. Davon also hier weiter kein Wort. Nun aber soll das Buch ein Seeroman sein, und wirklich sind wir auch sogleich im ersten Capitel auf der Ostsee. Abgesehen davon, daß der Verfasser anzunehmen scheint, die Ostsee habe, was sie nicht hat, nämlich Ebbe und Flut, so sehen wir auch gar leicht, daß das gesammte Schiffswesen, dem wir uns ab und an hingeben müssen, jeder eigenen Anschauung entbehrt. Aber auch das Denken, Thun und Treiben der Menschen zu Wasser und zu Lande ist ein gemachtes, so sehr, daß wir Kinder beschäftigt zu sehen glauben, mit beweglichen Figuren irgendeine selbsterfundene Geschichte vor Augen zu stellen, wo denn mit einem einzigen Ruck Fallen und Aufstehen exercirt wird. Uebrigens sind, außer etwas Wiedertäuferei, auch einige Liebesgeschichten im Buche, und eine unenträthselt bleibende „Bruderschaft der Meere", die sich durch edle Seeräuber manifestirt, soll wahrscheinlich dem Ganzen eigenthümlichen Glanz und Reiz geben. Wullenweber's Tochter Mathilde fährt in der letzten Zeile des zweiten Bandes richtig mit dem Hauptkorsaren Klemens aufs Meer hinaus. Es ist zu vermuthen, daß Niemand fragen werde, wo sie geblieben sind.

7. Morton Barney. Ein Roman von Aline von Schlichtkrull. Zwei Theile. Berlin, Stubenrauch u. Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Referent mußte nach Ansicht der ersten Seiten zum Titel zurückkehren, um sich zu überzeugen, daß er wirklich das Werk einer Dame vor sich habe, denn Alles, was man in Form und Wesen mit dem einzigen Worte „Ausdruck" bezeichnen mag, ist durchweg männlichen Charakters. Später freilich, wo wir sehen, daß vorzugsweise nur das weibliche Personale Gestalt und Farbe hat, und wo wir näheres Einsehen in die Behandlung des Stoffs gewinnen, schwindet jeder Zweifel, und nur jener „Ausdruck", sowie die Anschauungsweise vom Leben und seinen Bedingungen bleiben unverändert. Sie berechtigen zu dem Wunsche, daß die Verfasserin sich vorläufig einfachere Themata wähle und die Personenzahl beschränke, um Raum zu vollständigerer Durchführung ihrer Ideen zu gewinnen. Wir möchten sagen, sie sei im Gefühl ihres Reichthums sorglos verschwenderisch, und wenn es ihr nicht etwa zu steif moralisch klingt, so möchten wir noch hinzufügen, daß ein Verschwender niemals, auch wenn es so scheinen sollte, ein Wohlthäter sei. Doch zur Sache! Der hier zugemessene Raum ist zu beschränkt, um die Fabel des Buchs in ihren vielfältigen Verzweigungen zu verfolgen, und vorzugsweise wird eine kurze und klare Relation dadurch erschwert, daß die Motive sich in die feinsten Fäden verlaufen, die man durch jede Berührung zu zerreißen fürchten muß; daß sodann die äußern Anregungen, welche die Pulse dieser Motive in Bewegung setzen, zu sehr einer anschaulichen Darstellung entbehren. Wir können hier nur wenige Personen hervorheben. Morton Barney, dessen Aeltern früh verstorben, steht unter der Vormundschaft des Lord Winchester, eines Mannes, dessen Ausschweifungen dem reichen Geiste nichts übriggelassen haben als das Geschick für Intrigue, und diese

-weist bis zum Hochverrath aus. Morton tritt jung in das Staatsleben ein; er ist ein Volksmann, der vergöttert und gefürchtet wird. Der Staat läßt ihm keine Ruhe, keine Zeit für die Töchter des Landes. Daß Lucy, die Tochter seines frühern Vormunds und ärgsten politischen Feindes, ihn mit ...ner Leidenschaft liebt, die im Keim eines frühen Todes nur ...ch gewaltiger auflodert, gewahrt er erst, als sie selbst sich ...m in die Arme wirft. Die Scene ist wunderbar düster und ...hön. Lucy wird sein Weib; er verbirgt sie vor dem Vater, ...r der Welt und ist damit einem Zwiespalt verfallen, wie ... nur in einer politischen Stellung möglich ist. Er schüttet ...ift in ein Glas Milch, für sein krankes Kind bestimmt, um ...m Zwiespalt zu entfliehen. Lucy's Vater, der endlich ihren ...ufenthalt entdeckt, stört ihn. Lucy gibt dem Kinde zu trin...n, es stirbt und der eigene Vater ist sein Mörder. Lucy ...liegt dem Schreck, dem Gram, ihrer Krankheit. Ihr Vater ... den Mörder dem Gericht übergeben, Morton den Hoch...räther. So schwankt die Wage hin und her. Jahre gehen ...rüber hin; andere Personen treten auf und ab und drängen ...rten soweit in den Hintergrund, daß er nur ab und an einmal ...chtig über die Bühne geht. Wir erfahren nur, daß er, der ...ositionsmann, selbst den König, den milden und klugen ...lhelm IV., für sich gewinnt. Unter den andern Personen ... aber auch ein Mädchen, Musa, von wunderbarer Schönheit ... einem ebenso wunderbaren Charakter. Schon als Kind ...t sie sich Morton mit einer Koketterie auf, die wir als ...oren annehmen und dann sagen müssen, daß eine rich... Leitung derselben wahrhafte Seelenschönheit auszubilden ...mögt. Musa leitet nur sich selbst. Dem Kampfe des rei... Sinnes mit den Foderungen der kokettirenden Leidenschaft ... sie erliegen. Morton hat eine Verbindung geknüpft, die ...litische Nothwendigkeit sich stützt. Am Abend vor der ...t und schon des Ministerportefeuille sicher, lebt er ... noch ein mal alten schönen Erinnerungen. Da tritt ... ein. „Ich sollte leben, um dein Herz, unverstanden von Alltagsliebe gewöhnlicher Naturen, langsam brechen zu ...? Nein! Weder hier noch dort will ich's ertragen. Und ... ich weiter nichts vermocht habe, Morton, sterbend sichere ...ir Unsterblichkeit!" Sie hatte Gift genommen, schon als ...kam, und nun — „eine Dolchklinge blitzte im Sternenlichte ... dem Grabe von vielen Tausend Hoffnungen".

Referent kann diesen dürftigen Auszug nicht enden, ohne den ...uß des Buchs dem Nachdenken prüfender Leser und Le...rinnen zu empfehlen. Die Verfasserin sagt: „Ich schreibe ... Tendenzromane, weil ich es für einen Misgriff halte, ...he und ästhetische Zwecke zu verbinden. Weil sich mir ..., indem ich die letzten Seiten dieses Buchs überblicke, wie ... selbst eine Moral aufdrängt, so will ich diesen Band, ...er Irrthümer und Richtungen ganz junger Wesen schil... und welche häufiger sind, als mancher Leser denken mag, ... dem Ausspruch derselben beschließen. Wir sollten unsere ...end lehren, viel früher, als es zu geschehen pflegt, sich ... und die sie umgebende Welt zu erkennen. Es gibt eine ...ssenheit, die man fälschlich unter dem Namen der Unschuld ..., ein absichtlich befördertes Brachliegen der Vernunft, ein ...liches Verblenden und Verschließen gegen die Einflüsse der ...chen Welt. Einmal im Leben kommt die Zeit, wo die ...heiten desselben den Unvorbereiteten überfluten — wehe ... seiner Vernunft und dem Frieden seiner Seele! — Jene ... selbstbewußte Unschuld, die der Ueberzeugung entstammt ...allein dauernden Werth hat, erwirbt sich nur vermittels Beobachtung und des strengen Denkens. Unsere Jugend lernt ...r sehen noch denken, und dennoch gibt es nur ein Ge...ift gegen die Gefahren der Welt: es ist die Erfahrung."

Afra Veit, oder eine Zeit der Kämpfe. Roman von der Verfasserin der „Sommerreise". Zwei Theile. Berlin, H. Schindler. 1854. 8. 3 Thlr.

Die Zeit der Kämpfe, welche die Verfasserin für ihre Darstellung gewählt hat, ist jene nicht gar lange nach Luther's Tode, wo zahllose kirchliche Wirrsale durch das politische Interim zur Umkehr in den Schoos der römischen Kirche hingelenkt werden sollten, wo Kaiser Karl V. damit umging, die deutsche Königskrone in ein Erbstück seines Hauses umzuwandeln, und durch den Sieg bei Mühlberg, der den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp von Hessen in seine allgewaltige Hand gab, schon einen großen Schritt näher zu seinem Ziele gekommen war. Glaubte er doch, in dem Herzog Moritz von Sachsen, dem er den Kurhut auf die Stirn senkte, einen verlaßlichen Vasallen an seine Plane gefesselt zu haben, vorzüglich wenn dieser, wie es fast als gewiß erschien, sich der römischen Kirche wieder zuwandte. Mancher ward irre an ihm, der Alle übersah, dem ein wahrhaftes Deutschland höher stand als Kirchenzank und Kirchenzwang. Er kämpft für den Kaiser, weil er ein starkes Deutschland will, aber er zögert keinen Augenblick, gegen den Kaiser zu ziehen, als dieser aus Deutschland ein Kronland machen will für seinen Sohn Philipp, der als der zweite dieses Namens später als spanischer König bekannt genug geworden ist. Aber wir haben hier nicht die Aufgabe, über die politischen Zustände jener Zeit zu referiren; es ist genug, nur daran zu erinnern, daß sie mehr oder weniger überall der kirchlichen Zerrissenheit verpfändet waren, die bekanntlich auch in das Privatleben einzelner Personen und Familien schonungslos eingriff, und damit knüpfen wir die Bekanntschaft mit den Hauptpersonen des vorliegenden Romans an. Berthold von Schönberg, Stallmeister des Kurfürsten Moritz und demselben unwandelbar getreu, ist, als er noch ein Kind war, von seinem Vater der kaum geborenen Tochter eines Freundes verlobt. Sein Vater wandte sich dem protestantischen Glauben zu, also war auch Berthold Protestant, während seine Verlobte, Ludmille, dem Glauben des verstorbenen Vaters treu blieb. Wir wollen kein Wort über dergleichen Verlobungen verlieren, die selbst, wenn eine gute Absicht sie eingab, etwas Bedenkliches haben und immer ein Zeugniß für die Beschränktheit des menschlichen Verstandes bleiben. Berthold ist nun einmal verlobt und hält das von seinem Vater gegebene Wort zu heilig, als daß ein Bruch desselben ihm als möglich erscheinen könnte. Ludmille ist nicht schön und so wenig liebenswürdig, daß ihr krankhafter Körperzustand vielmehr eine abstoßende Reizbarkeit entwickelt, die in starrem Festhalten am Glauben, zu dem auch Berthold hinübergezogen werden soll, stets neue Nahrung zu finden weiß. So findet Berthold sie in Augsburg, wo seinen Fürsten und Herrn der Kurhut aus des Kaisers Hand erwartet. Aber auch Afra findet er hier, die als die Tochter des Brunnenmeisters Veit bekannt ist, und dieser, obgleich seine kunstreichen Maschinen die Stadt mit dem Unentbehrlichsten, mit Wasser versehen, gilt beim gemeinen Mann für einen Schwarzkünstler. Mit seinem Glauben steht es freilich bedenklich. In die Kirche geht er nicht; er ist düster, verschlossen, und wenn er einmal ein Wort mehr als drei oder vier sagt, so sieht man es deutlich, daß er weit über den Kirchenglauben weg ist. Sein ganzes Dasein ist nicht genug motivirt, was um so unerlaßlicher war, als die Form, der Ausdruck desselben nicht als unbedingte Nothwendigkeit dem Leser entgegenkommt. Die Nachtscene, wo Afra ihn todt im Wasserthurm findet und ein roher Haufen einbricht, um den Hexenmeister zu vernichten, ist eine der schönsten und ergreifendsten im ganzen Buche. Afra wird damit in das Leben hinausgedrängt; ihre Liebe zu Berthold bricht auf wie eine verschlossengehaltene Rosenknospe. Sie muß ihn, der mit Moritz und dessen Heer nach Innsbruck gezogen, aufsuchen, in Kampf und Gefahr ihm zur Seite stehen. Berthold erkennt sie nicht sogleich in ihrer Männerkleidung, und als Andere in ihr das Mädchen erkennen, schickt er sie fort nach der Mutter seiner Braut. Von dieser wird sie schnöde zurückgewiesen; ihre zarte Natur erliegt den Beschwerden und hinwelkend finden wir sie endlich in Thüringen wieder. Berthold's Verhältniß zu Ludmille zersplittert an dem

leidenschaftlichen Charakter der Braut, die das Kloster wählt. Es ist früher bereits bekannt geworden, daß Afra nicht Veit's Tochter war. Sie ist Ludmillens Schwester; nun aber ist ihre Liebe zu Berthold Entsagung, denn daß sie ihm nachfolgte nach Innsbruck, daß sie hier als Mädchen erkannt wurde, wirft, vorzüglich da Mädchen im Heere nicht geduldet werden, einen Makel auf sie und in einer Verbindung mit dem Geliebten auch auf diesen. Sie geht rein hinüber, wo allein der Friede wohnt. Berthold findet später in den Niederlanden unter dem Siege der Waffen, denen er dient, den Tod. Ein Medaillon auf seiner Brust zeigt nichts als den Namen „Afra". Wie das ganze Buch ein bei Frauen gewiß seltenes Vertrautsein mit der Zeit, die es darstellt, oft in den kleinsten Zügen überraschend abspiegelt, so ist die Darstellung selbst mit einer Ruhe und Klarheit durchgeführt, die wahrhaft wohlthätig wirkt. Man kann sagen, der historische Rahmen, welcher die eben nur knapp skizzirte Geschichte umfaßt, sei zu groß und gewähre doch nicht volle Genugthuung. Dennoch ist das Buch eins der freundlichsten Geschenke aus Frauenhand, und die Verfasserin sollte mit ihrem Namen, der einen so reinen Ton in der Literatur des Schönen und Guten angeschlagen hat, dreist hervortreten. 50.

Periodische Musikliteratur.

Daß die Deutschen von Hause aus viel mehr Sinn für die Tonkunst als für die bildenden Künste besitzen — wenigstens die modernen Deutschen, wie sie sich eben im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben —, scheint unter vielen andern Thatsachen auch der Umstand zu beweisen, daß wir in Deutschland eine große Zahl von Blättern besitzen, welche sich ausschließlich den musikalischen Interessen widmen, während es außerordentlich schwer fällt, in Deutschland ein Organ für die bildenden Künste in die Höhe zu bringen. Kunstblätter werden meist mit großen Opfern eine zeitlang erhalten, um dann von der Stätte ihrer Wirksamkeit ohne Sang und Klang abzutreten, trotz der so zahlreichen Kunstvereine. Zum Theil mag dies freilich an der Indifferenz der Künstler selbst liegen, welche sich dem traurigen Wahn hingeben, daß die Kritik der Todtenwurm der Production sei, daß man immer nur schaffen und schaffen, aber nichts auf journalistischem Wege thun müsse, um unter dem großen Publicum Geschmack an den bildenden Künsten zu verbreiten.

In der letzten Zeit hat sich nun freilich auch gegen die allerdings fast übermäßige Musikliebhaberei eine Opposition geltend gemacht, die, wenn sie sich allein gegen das überwuchernde, andern und höhern Interessen nachtheilige Element des musikalischen Klingklangs richtet, auch auf unsere Zustimmung rechnen darf, die wir aber nicht gutheißen könnten, wenn sie etwa beabsichtigen sollte, der Tonkunst selbst ihre Berechtigung als Kunst und ihre Zeitgemäßheit abzustreiten. Die Musik verträgt sich sehr wohl mit Männlichkeit und Tapferkeit. Epaminondas und Friedrich der Große waren bekanntlich Virtuosen auf der Flöte. Das „Ein' feste Burg ist unser Gott", das „Rule Britannia", der Yankee-Doodle, die Riego-Hymne, die Marseillaise, die Körner'schen Kriegslieder haben Tausende und aber Tausende zu todverachtenden Helden gemacht, woran die Melodien gewiß keinen geringen Antheil hatten. Luther, der auch ein gewaltiger Held war, nannte die Musik eine Gottesgabe, die aus der Seele des Menschen den Bösen vertreibe, die Menschen milder und geduldiger, bescheidener und vernünftiger mache und nach der Theologie die erste Kunst genannt werden müsse. Noch in unserer Zeit sagte Alfred de Musset:

> La poésie
> Voyez vous, c'est bien. Mais la musique c'est mieux.
> — — — — — — — —
> C'est la musique, moi, qui m'a fait croire en Dieu.

Freilich kommt es dabei auf den Charakter der Tonw[...] an. Unsere theils frivol-pikante, theils seelenlos rauschende, theils weichliche und vorzugsweise in sentimentalen Mollt[...] fortschreitende, melancholische moderne Musikweise, die sel[...] schon den Männergesang ergriffen hat, würde von Luther ni[...] als eine Gottesgabe, sondern eher als ein Werk des Bös[...] angesehen worden sein. Gegen diese weichliche und verflachen[...] Richtung und den soweit verbreiteten anspruchsvollen Dil[...]tantismus, der sich auf dem Gebiete der Tonkunst in größe[...] Maße als auf dem jeder andern Kunst breit macht, kann m[...] allerdings nicht ernstlich genug zu Felde ziehen. Schon Anfa[...] der zwanziger Jahre sagte Friedrich von Gagern in einer [...] von Heinrich von Gagern veröffentlichten Denkschrift über [...] deutschen politischen, geistigen und gesellschaftlichen Zustä[...] Deutschlands*): „Die unbestimmteste und gedankenloseste Ku[...] die Musik, ist die Kunst der Zeit. Dahin flüchtet sich [...] Seele vor den drückenden Reflexionen, da löst sie sich in [...]pfindungen auf. Ob Plato diese tändelnde, weichliche M[...] geduldet hätte? mag Plato beantworten."

In Leipzig laufen gegenwärtig zwei periodische Schri[...] nebeneinander her: „Fliegende Blätter für Musik", von [...] Verfasser der „Musikalischen Briefe", und „Anregungen [...] Kunst, Leben und Wissenschaft", von Franz Brendel. [...] Hefte, wovon soeben das fünfte des zweiten Bandes erschi[...] ist, schließen sich inniger an musikalische Interessen an, [...]rend sie jedoch auch sehr Vieles bringen, was in das [...] Gebiet der allgemeinen Aesthetik gehört und auch dem [...] von Interesse ist; die neubegründete periodische Schrift [...] Brendel hat es zwar zum größten Theil mit allgemeinen [...]gen zu thun, aber das Richard Wagner'sche Kunstprincip [...]det doch genau besehen die Grundlage aller Untersuchun[...] denen als Devise stets der Ruf nach durchgreifender Re[...] im Wagner'schen Sinne aufgeklebt ist. Der Herausgeber [...] „Fliegenden Blätter für Musik" hat eine lange erfahr[...]reiche Periode hinter sich; er hat noch vor Goethe's maj[...]tischer Gestalt gestanden, und wir haben schon in Nr. 1 [...] einige interessante Stellen aus seinem im vierten Heft [...] zweiten Bandes enthaltenen Gesprächen mit Goethe mitget[...] In dem vorliegenden neuesten Hefte macht er uns mit [...] originellen Persönlichkeit Zelter's bekannt, den er, als er [...] in Berlin besuchte, bei einem soliden Weinfrühstück traf. [...] Gespräch wandte sich auch auf die alte Frage, wer größer [...] Schiller oder Goethe, und Zelter meinte in seiner derb-krä[...] Weise, daß, wer Schiller Goethe gleich oder gar über[...]setzen wolle, von der Meßkunst der Geister soviel verstehe [...] Einer, der den thüringer Gickelhahn und den Montblan[...] gleich hoch erklären wolle. Interessant war uns in diesem [...] besonders noch ein sehr vieles Beherzigenswerthes enthalt[...] Aufsatz „Ueber das Düstere in den Werken der Tonk[...] Der Herausgeber sucht darin der Erscheinung auf den G[...] zu kommen, woher es rühren möge, daß nur noch selten [...] bescheidenes Talent in Deutschland der heitern Oper seine [...]gung zuwende, dagegen Motive des Schrecklichen, [...] Düstern und Grauenhaften in der deutschen Musik [...]teten, gerade als ob die modernen Tonkünstler Gottsched [...] geben wollten, der es nicht für „vornehm" hielt, Heiter[...] die Bühne zu schreiben. Bei den neuern Franzosen und [...]lienern, obschon sie in ihren Opern tragische Ereignisse [...] auftischten, würde dagegen die komische Oper fort und [...] mit Liebe gepflegt, und in diesem mehr heitern und an[...]gen Charakter der französischen und italienischen Tonw[...] auch wol der Grund zu suchen, warum ein so großer [...] des deutschen Publicums die ausländische Musik der [...] deutschen vorziehe. Alle heitere Lebensanschauung schein[...] Deutschen fast vollständig verloren gegangen zu sein, [...] Trauer, Wüthen und Zähneklappern wolle man noch dar[...] und kaum erscheine noch eine Symphonie oder Ouverture, w[...]

---

*) Vergl. „Das Leben des Generals Friedrich von Gagern", I. [...]

nicht in den düstersten, wildesten und schrecklichsten Leidenschaften herumwühle, während doch auch keine sich eines durchgreifenden Erfolgs zu erfreuen habe. Einsam stehe Haydn da mit seinem unverwüstlichen Humor, und nicht ein deutscher Tongeist habe sich in neuerer Zeit gezeigt, der diese verlassene Bahn von neuem betreten hätte. Der Herausgeber bemerkt mit vollstem Rechte, daß den Deutschen weder Talent noch Neigung zu heitern Darstellungen versagt, daß beide bei ihnen nur durch die gegenwärtige Zeitrichtung unterdrückt seien und daß namentlich der Compositionsunterricht fast systematisch darauf ausgehe, alle Heiterkeit und allen Humor in den Compositionsschülern zu ersticken und ihr Talent aufs einseitigste nach der Richtung des Düstern, Trüben und Melancholischen hin zu entwickeln. Der Herausgeber erinnert daran, daß die dunkeln und düstern Ereignisse schon zu sehr ausgebeutet seien, als daß auf dieser Seite ohne Uebertreibung und Ausschweifung ins Wilde und Monströse noch etwas Neues zu leisten sei, er erinnert daran, daß die „Jobsiade" gewiß nicht weniger Freunde und Leser gefunden habe als der schauerlichste Roman, und daß ein Tonkünstler nicht übel dabei fahren würde, der, statt seinem Naturell vielleicht wider Willen Monstrositäten und verworrene Gestalten einer alpbeschwerten düstern Traumwelt abzuquälen, sich dem Heitern, Anmuthigen und Humoristischen zuwenden und so ein durch lange Vernachlässigung im Publicum stark gewordenes Bedürfniß befriedigen wollte. Wir machen übrigens bei dieser Gelegenheit solche Compositionsschüler, welche sich nicht in derartigen Einseitigkeiten und Monstrositäten verfangen wollen, auf Lobe's „Lehrbuch der musikalischen Composition" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) aufmerksam, wovon der zweite Band, die „Lehre von der Instrumentation" enthaltend, jetzt erschienen ist.

Von Franz Brendel's obengenanntem periodischen Unternehmen sind bisjetzt in ziemlich rascher Folge drei Hefte erschienen. Bestimmung dieser Hefte ist, die Wirksamkeit der von dem Herausgeber redigirten „Neuen Zeitschrift für Musik" zu erweitern, die Fragen nach einem engern Anschluß der Künste zu erörtern und insbesondere Dichter und Musiker einander näher zu bringen, was ohne Zweifel ein an sich ganz löblicher Zweck ist. Wir heißen daher auch dies Unternehmen willkommen, wennschon wir in vielen Punkten mit den darin aufgestellten Ansichten nicht übereinstimmen können. Diese Hefte wollen „anregen", und wir gestehen, durch sie auch nach verschiedenen Seiten hin recht lebhaft angeregt worden zu sein. Der Centralpunkt, von dem alle hier uns gebotenen Anregungen ausgehen, ist, wie schon bemerkt, das Wagner'sche Princip für das Kunstwerk der Zukunft, ja es handelt sich jetzt nicht mehr allein um ein bloßes musikalisches Kunstwerk der Zukunft, sondern auch um die Durchführung des Wagner'schen Princips nach allen Richtungen hin, sei es auf dem Gebiete der bildenden Künste, oder der Poesie, ja selbst des Lebens, der Sitte, des geselligen Verkehrs. Insofern haben diese Hefte ein sehr großes Interesse, welches weit über ein blos musikalisches hinausgeht.

Wir wollen jedoch zuvörderst einige Punkte namhaft machen, in denen wir von dem Herausgeber oder seinen Collaboratoren abweichen, ja wir sind dazu fast persönlich aufgefodert und genöthigt, da in einem „Die Melodie der Sprache" überschriebenen Aufsatz des ersten Hefts direct gegen den musikalischen Referenten in unsern Blättern polemisirt wird, zwar unter Ausdrücken des persönlichen Wohlwollens für uns als Herausgeber, aber mit dem Zusatz, daß „die musikalischen Mitarbeiter an nichtmusikalischen Blättern das Vertrauen der Redactionen häufig misbrauchen und den letztern ihre persönlichen Gehässigkeiten als sachliche Urtheile unterschieben". Wir müssen allerdings gestehen, daß wir gegenüber den musikalischen Streitfragen der Gegenwart als Nichtmusiker uns auf vollkommen neutralem Boden befinden und daß wir das Gute und Schöne überall anerkennen werden, wo wir es anzutreffen glauben und soweit es eben in unsere Begriffs- und Empfindungssphäre als die eines Laien fällt. Wenn wir daher auch als Nichtmusiker nicht eigentlich das Schwert für unsern musikalischen Referenten ziehen können, so können wir ihm doch ein Schild vorhalten, was uns in diesem Falle ganz besonders leicht gemacht ist. Der Angriff ist nämlich hauptsächlich gegen unsers Referenten Berichterstattung über die Schrift von Marx: „Die Musik des 19. Jahrhunderts", gerichtet und es wird in den „Anregungen" versichert, unser Referent habe die genannte Schrift in einer Weise behandelt, als sei der Verfasser ein Unberufener, ein Neuling; das sei gerade so, als ob man in der Literatur Männer wie z. B. Gervinus bagatellmäßig behandeln und nicht zu Worte kommen lassen wollte. Nun finden wir aber im dritten Hefte der „Anregungen" eine Bemerkung, welche wörtlich lautet wie folgt: „Wir erinnern hier beispielsweise an B. A. Marx, der in seinem neuesten Werk «Die Musik des 19. Jahrhunderts» über Berlioz auf eine sehr verkehrte und einseitige Weise abgeurtheilt hat. Wir haben bei der Lectüre dieser Abschnitte seines sonst so verdienstlichen Werks die feste moralische Ueberzeugung gewonnen, daß Marx wenig oder nichts von Berlioz kennt, keinesfalls aber ihn studirt und meist nur nach dem Hörensagen beurtheilt hat. Schreibt man auf diese Weise aber in unsern Tagen noch Geschichte?" Eine glänzendere Rechtfertigung unsers musikalischen Referenten kann es ja gar nicht geben. Wie die „Anregungen" gefunden haben wollen, daß Berlioz von Marx „sehr verkehrt" beurtheilt worden sei, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß unser Berichterstatter mit demselben Recht gefunden haben werde, Marx habe auch andere musikalische Erscheinungen „sehr verkehrt" beurtheilt. Wer wird überhaupt einem Kritiker sofort „persönliche Gehässigkeiten" vorwerfen, wo es sich ersichtlich um Abweichungen in kunstprincipieller Hinsicht handelt?

Wir stoßen in den „Anregungen" aber noch auf andere Widersprüche. Von Arnold Schloenbach war im ersten Hefte ein Aufsatz „Grundzüge zum neuen Operntext" mit der Nebenbezeichnung „Ein Vermittelungsversuch" mitgetheilt. Nun finden wir in einem Aufsatz des dritten Hefts: „Richard Wagner's Operndichtungen", geradezu bemerkt: „Was Schloenbach gegen die Stoffwahl und die Art der Ausführung in den drei vorliegenden Operndichtungen Wagner's geltend gemacht hat, ist im Wesentlichen der Kern der gegnerischen Ansichten." Schloenbach hatte nämlich in den Gestalten des „Lohengrin" nur Nebel- und Schattenbilder, Allegorien und hohle Schemen erblicken wollen. Wir finden es durchaus löblich, wenn die „Anregungen" vermittelnden und selbst gegnerischen Stimmen nicht den Zutritt verschließen; wenn dies aber in einem Organ der eigenen Partei geschieht, so sollte man nicht sofort mit Ausdrücken wie „persönliche Gehässigkeiten" u. s. w. um sich werfen, wenn sich andere Blätter Einwürfe und Tadel erlauben. Von Schloenbach finden wir im dritten Heft eine Kunstrevue, der im nächsten Heft eine literarische Revue folgen soll, und darin unter Anderm folgende Bemerkung: „Trotz des von einem Haupttheil unserer Kritik angenommenen und unsere Gegenwart fürchterlich charakterisirenden Mottos: «Schlagt ihn todt den Hund, es ist ein Enthusiast!» kehren wir lieber zum ursprünglichen Worte Goethe's wieder zurück." Wir schätzen und lieben gewiß den Schloenbach'schen Enthusiasmus, aber es ist um den bloßen Enthusiasmus oft auch ein sehr verfängliches Ding. Dieser Enthusiasmus erkennt an seinem Liebling nur Vorzüge und Unübertrefflichkeiten und ist blind gegen die Leistungen Anderer, um jenem nicht wehe zu thun; er klammert sich an diese oder jene Richtung und vergißt darüber, daß es auch andere Richtungen gibt, die Beachtung verdienen. In der Malerei ist z. B. Kaulbach unsers Schloenbach Heros. Wenn wir ihm nun sagen wollten: Du bist Enthusiast; ei, nun so begeistere dich doch auch für Cornelius oder Overbeck, denn beide Männer sind deines Enthusiasmus wol werth, so würde Schloenbach wahrscheinlich verächtlich die Achseln zucken; diesen Künstlern gegenüber würde er ganz Abweisung, ganz Kälte

sein. Da nun hiernach dieser Enthusiasmus für die eine Kunstgröße leicht zur Unbilligkeit gegen eine andere führt, so bleibe ich lieber bei meiner Kritik, die mir wenigstens Anleitung geben wird, jedem tüchtigen Manne nach seinem Verdienst gerecht zu werden. Im Uebrigen weiß ich wohl, daß der gegen die Wagner-Liszt'sche Richtung erhobene Vorwurf, als ob sie von den frühern Meistern der Kunst nichts wissen wolle und sie als abgethan betrachte, auf einem Irrthum beruht. Der Eifer, womit sich Liszt an den Mozartfeiern u. s. w. betheiligt, liefert einen sprechenden Gegenbeweis, und wir selbst haben in d. Bl. früher einmal einige Stellen aus einem Aufsatze Liszt's über Weber mitgetheilt, worin er sich über diesen Meister mit wärmster Anerkennung aussprach. Die stricten Schüler Mendelssohn-Bartholdy's waren in dieser Hinsicht oft viel absprechender. Weber wenigstens pflegten manche von ihnen von oben herab als einen ganz gewöhnlichen Componisten zu betrachten.

Bei der Beurtheilung eines Künstlers kommt auch seine kunsthistorische Stellung in Betracht. Die Manier eines Künstlers, die einen wirklichen Fortschritt begründen soll, muß zugleich eine solche sein, welche auch von Andern geübt werden kann. Vielleicht ist z. B. Kaulbach nur eine große Specialität, ein Meister in seinem Genre, während das Genre selbst mit ihm vielleicht ein Ende haben wird. Es ist noch sehr die Frage, ob die Nachwelt auf dem Wege der Kaulbach'schen Symbolik, die immer eines Commentars bedarf, wird fortschreiten wollen oder fortschreiten können.

Der Herausgeber fügt seinen Heften auch „Anregungen vermischten Inhalts" bei, und hier ist es, wo wir sehr häufig, wenigstens in den Endpunkten, vollkommen mit ihm übereinstimmen. Die Lüge, die Gespreiztheit soll auch im Verkehr der Menschen untereinander und im gesellschaftlichen Umgange aufhören. Sollen die Frauen, meint der Herausgeber, aller Rechte der Männer theilhaftig werden, so sei es auch billig, daß sie auf ausschließliche Bevorzugung verzichten lernen. Eine solche habe aber bisjetzt stattgefunden und dem Verhalten gegen die Frauen zugrunde gelegen, obschon diese Bevorzugung nicht viel mehr als ein bloßer Schein war, der die größten Ungerechtigkeiten verbarg. Ebenso wenig haltbar seien, dem „Princip der Zukunft" gegenüber, die bisherigen Formen des freiern Umgangs. Entschiedener als vieles Andere seien gerade sie Ausdruck einer überlebten Weltanschauung, und wenn man näher zusähe, so enthielten sie nicht viel mehr als eine übertünchte Roheit oder beruhten auf Grundsätzen, die mit der feinern Stellung des Menschen zum Menschen nicht verträglich seien. Eine gewisse allgemeine Sitte müsse an die Stelle der frühern Einseitigkeit treten, der wahrhaft Gebildete solle künftig sich nicht mehr in gewissen zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen, aber immer noch aufrechterhaltenen Formen bewegen, sondern freischaffend seinem Innern den natürlichen Ausdruck verleihen. Auch in Betreff der geselligen Unterhaltung und des geselligen Verkehrs sei das Princip der Zukunft die Gleichheit, und dieses wechselseitige Verhalten komme jener gemeinschaftlichen Thätigkeit gleich, welche R. Wagner für das „Kunstwerk der Zukunft" fodere.

So eben ist in Berlin eine neue periodische Zeitschrift „Das musikalische Deutschland des 19. Jahrhunderts, eine historisch-biographische, kunstwissenschaftliche, pädagogische Musikzeitschrift" u. s. w. (der Titel ist so lang, daß wir ihn nicht vollständig hersetzen können) ins Leben getreten, welche in zwanglosen Heften erscheint und von der das erste und zweite Heft zugleich ausgegeben sind. Herausgeber ist J. G. Hientzsch, der von 1833—49 Director des königlichen Seminars zu Potsdam und von 1849—54 Director der königlichen Blindenanstalt zu Berlin war. Das uns vorliegende Doppelheft zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit aus. Es enthält in der ersten Abtheilung Beiträge zur Geschichte des frühern und jetzigen Musikwesens in Sachsen, worin namentlich die Mittheilungen über das Musikwesen der Stadt Leipzig, über die Thomasschule, über die Todtenfeier für den „Kinderfreund" Weiße von Bierey, über die Cantoren Hiller, A. E. Müller und Schicht, über Rochlitz, Fink und Lindner, über die Gewandhausconcerte unter Schicht und Karl Schulz, über das Conservatorium der Musik in Leipzig u. s. w. von Interesse sind, ferner Beiträge zur Geschichte der Musik in Berlin. Die zweite Abtheilung bringt Abhandlungen und freie Aufsätze, die dritte Besprechungen von Musikalien und musikalischen Schriften, die vierte Mittheilungen über Musikfeste und große Musikaufführungen und die fünfte allerlei kleinere Mittheilungen. Namentlich reich an biographischen Notizen und das Unterhaltende mit dem Belehrenden verbindend, dürfte diese Zeitschrift nicht nur den eigentlichen Musikern und Musiklehrern, sondern auch den zahlreichen bloßen Musikfreunden und musikalisch gebildeten Familien zu empfehlen sein.

Wir fügen hieran noch die Erwähnung einer kleinen Schrift: „Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige General-Intendantur. Fliegendes Blatt von F. W. Gubitz" (Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1856). Der wackere Kunst- und Literaturveteran Gubitz nimmt darin, und wir meinen mit Recht, aufs wärmste die frühere Einrichtung der Zwischenmusiken in Schutz. Diese Einrichtung ist außerdem eine alte, mit unserm Theater verwachsene; Lessing schrieb bereits darüber, erwähnte, daß zu Cronegk's Trauerspiel „Olint und Sophronia" der hamburger Orchesterdirigent Hertel eine eigene Symphonie verfertigt habe, bezeichnete das Orchester in dieser Stelle gewissermaßen als den Stellvertreter der alten Chöre und beklagte nur, daß diese Zwischenmusiken zu oft mit dem Inhalt der Stücke nicht übereinstimmten. Dieser Misbrauch hat allerdings nur zu häufig stattgefunden, aber er beweist nichts gegen die Zweckmäßigkeit der Einrichtung selbst. Gubitz bezieht sich auf die erhebenden und beseligenden Wirkungen der Musik, erwähnt, wie die Griechen Musik erschallen ließen als Erregungshülfe, um die Hände der Bauleute zur Befestigung von Theben und dem Wiederaufbau von Messene und andern Städten lebhafter in Bewegung zu setzen, und citirt einen Ausspruch von Goethe, wonach die Musik eins der ersten Mittel sei, um auf die Menschen wunderbar zu wirken. Man wolle durch die Abschaffung der Zwischenmusiken Raum für die Zuschauer gewinnen, heiße es, aber es komme doch nur bei einzelnen Ereignissen vor (meint Gubitz), daß das Theater so überfüllt sei, um auch den Orchesterraum in Anspruch nehmen zu müssen. Gubitz erblickt darin nur einen Ausfluß des allgemeinen Materialismus, eine bloße „Krämergier" und „Mammonsanbetung", deren man sich am wenigsten im Bereich der Kunst und am wenigsten von Seiten der Kunstvorstände selbst schuldig machen solle, ein „schnödes Verfahren", das nur dahin führen würde, „das Niedrige zu vergöttern und endlich bei solchem Vergöttern in tiefster Niedrigkeit unterzugehen". **H. M.**

Aus Paris.

Ende Mai 1856.

Die „Bibliothèque Elzévirienne". Neue Ausgabe des Horaz.

Wir haben eine zeitlang die „Bibliothèque Elzévirienne" des Bibliophilen und Buchhändlers Janet unerwähnt gelassen und daher viel Wichtiges nachzuholen. Unsere Leser erinnern sich dieser interessanten Sammlung, die in Druck, Ausstattung und Anlage den bekannten Duodezausgaben der berühmten leydener und amsterdamer Drucke nachgebildet ist. Die neuern Erscheinungen, um welche sich diese Sammlung vermehrt hat, zeichnen sich durch Mannichfaltigkeit und bedeutenden Inhalt aus. Zuerst die Fortsetzung des altfranzösischen Theaters: Larivey, Komödiendichter aus dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wenig bekannt, jedoch größerer Anerkennung würdig. Ferner eine Sammlung französischer Gedichte des 15. und 16. Jahrhunderts, moralischen, histori-

schen, komischen Inhalts, herausgegeben durch de Montaiglou, einen jungen Gelehrten, der sich durch einige gute Arbeiten *ehrenhaft bekannt* gemacht hat. In dieser Sammlung thut *sich ein wahres* Bild des altfranzösischen Lebens auf, das von dem *heutigen in* seinen allgemeinen geistigen Richtungen und Eigenschaften wenig verschieden war. Mehr Witz als Ernst in Betrachtung der Zeitereignisse, eine leichte Auffassung des alltäglichen Lebens, sehr viel Scherz und noch mehr Gaillardise (sehr kühner und sehr leichtfertiger Scherz) charakterisirten damals wie heute die Nation. Unter den verschiedenen zum Theil anonymen Autoren tritt der Béranger jener Zeit, Roger de Collerye, als eine eigenthümliche Persönlichkeit hervor, der unser Béranger die liebenswürdige Gestalt des Roger Bontemps abgeborgt hat. Er hat in höherm Grade alle die Eigenschaften seiner Zeit- und Zunftgenossen, jene ungeregelte Thätigkeit, jene Verschwendung echter poetischer Gaben, wahres Gefühl, viel Verstand — kurz, jene sonderbare Mischung von Talent und Wüstheit, die jederzeit die pariser „Bohème"*) ausgezeichnet hat. d'Hericault hat eine gutgeschriebene und höchst interessante Biographie Roger de Collerye's beigesteuert. Dieser war in Auxerre geboren, bildete in Paris sein Talent, büßte hier aber seine Illusionen vollständig ein und kehrte dann in seine Geburtsstadt zurück, um dort die letzten Lieder zu singen. Einen weitern Bestandtheil der Bibliothek bilden folgende zwei untereinander ähnliche Schriften: „L'évangile des quenouilles" und „Les caquets de l'accouchée", die von Jannet und von Leroux de Lincy herausgegeben sind. Die erstere besteht aus Gesprächen vlämischer Hausweiber des 15. Jahrhunderts, die in ihren Unterhaltungen die Ansichten und Vorurtheile ihrer Zeit und ihres Landes zutage fördern; in der andern unterhalten sich in ähnlicher Weise die Freundinnen der Kindbetterin am Kindbett nach altem Gebrauch. Diese Gespräche aus dem 17. Jahrhundert sind an komischen Elementen reich und erinnern oft an die besten satirischen Gedichte und Pamphlets. Der anonyme Verfasser dieser Gespräche sah zu seiner Zeit seine Arbeit überaus günstig aufgenommen, und er verdient die Ehre wol, die ihm Leroux de Lincy durch die neue Ausgabe anthut, in der sich der Herausgeber wie immer als gediegener Gelehrter zeigt.

Aus dem 17. Jahrhundert ist auch sonst noch viel Bedeutendes in der „Bibliothèque Elzévirienne". Taschereau, der eine neue Ausgabe des Corneille für dieselbe vorbereitet, gibt in einem der letzten Bände eine ausführliche Geschichte des großen Tragikers. Diese gründliche Arbeit erinnert an desselben Verfassers tüchtige Forschungen über Molière. Liret ruft einen längst vergessenen Schriftsteller ins Leben, St.-Amand, eines der Opfer Boileau's, das aber vor dem Urtheil unsers Jahrhunderts kaum besser bestehen dürfte, als vor dem jenes hochgestrengen Kritikers. Paul Pougin, Schüler der École des chartes, vollendet mit einer gut geschriebenen Notiz und bisher unveröffentlichten Documenten seine Ausgabe der Memoiren der Marquise de Courcelles, jener glänzenden Erscheinung, die leider ihre Berühmtheit dem Skandal verdankt, deren Geist und Schönheit aber wol verdient hätten, eine andere Notorietät zu erlangen als die ihrer Abenteuer und eines traurigen Processes. „Le livre des peintres et graveurs", vom Abbé de Marolles, gehört gleichfalls zur „Bibliothèque Elzévirienne". G. Duplessis hat dies eigenthümliche Werk herausgegeben, das in einer großen Anzahl von vierzeiligen Strophen das Leben unzähliger Künstler enthält. Dieser wissenschaftliche Versuch in Versen hat keinen Anspruch darauf, ein Gedicht zu heißen, ist jedoch wichtig durch eine Menge Namen, die er von gänzlicher Vergessenheit gerettet hat. Endlich hat Emile Charles eine Sammlung von Schriften Sénécé's veröffentlicht, der am Hofe Ludwig's XIV. glänzte und der bis weit in das 18. Jahrhundert hinein sein Leben der Poesie und der Freundschaft weihte. Die Poesie ist leicht und elegant, die Auswahl des Herausgebers, sowie Alles, was er an der Ausgabe gethan, sehr zu loben. Nur erwähnen können wir drei Bände „Variétés historiques et littéraires", eine Sammlung fliegender Blätter aus dem 16., 17., 18. Jahrhundert, die gleichfalls der „Bibliothèque Elzévirienne" angehören und von E. Fournier herausgegeben sind.

Ein typographisches Meisterwerk ist der kürzlich erschienene Horaz, den die Buchhandlung Firmin Didot veröffentlicht hat. Demselben dient die Elzevir'sche Ausgabe von 1676 zur Grundlage; der gelehrte Herausgeber hat jedoch durch Benutzung aller bisherigen Arbeiten den Text den Anfoderungen unserer Zeit gemäß verbessert. Als Beilagen dienen: „Das Leben des Horaz", von Noel des Vergers; ferner Abhandlungen über topographische Fragen, die derselbe Verfasser unter Mitwirkung des Ingenieurs Rosa gelöst hat; diesen Untersuchungen gemäß sind denn ein Plan des Hauses des Horaz von Rosa, sechs Ansichten der Umgebung von M. Benouville, ferner 11 Vignetten in Basreliefmanier nach Zeichnungen von M. Barrias, und endlich ein nach einem Basrelief photographirtes Frontispice: Virgil führt den Horaz im Olymp ein.

Dieselbe Buchhandlung hat ihre Ausgabe der Dongeau'schen „Memoiren" beendet und den zweiten Band des Katalogs der kaiserlichen Bibliothek herausgegeben. Wie der erste enthält derselbe französische Geschichte, und zwar von 1765—92. Einige dieser Schriften, die Commune de Paris, die Clubs und andere Versammlungen der ersten Epoche der großen Revolution betreffend, stehen als Quellen und ihrer Seltenheit nach fast mit handschriftlichen Documenten gleich. 57.

Notizen.

Eine Mittheilung Lamartine's über Delphine Gay.

Das französische Publicum hat, wie wir in Nr. 17 voraussagen zu dürfen glaubten, dem Aufruf zu Subscriptionen auf Lamartine's „Cours familier de littérature" in ausgedehntester Weise entsprochen. Die Kosten dafür sind schon jetzt nicht nur gedeckt, das Unternehmen verspricht sogar dem Herausgeber einen bedeutenden Gewinn abzuwerfen. Lamartine hat daher auch gegen die Absicht einiger seiner Freunde, eine wirkliche Nationalsubscription für ihn ins Leben zu rufen, abgelehnt. Er will nicht, daß man für ihn mit dem Bettelsack und der Armenbüchse von Thür zu Thür gehe; er will, wie er sich ausdrückt, seine Existenz einzig und allein seiner Arbeit verdanken. Es ist dies in diesem Falle freilich nur eine honettere Form des Almosenempfangens, denn Tausende, die den „Cours familier de littérature" unter andern Umständen nicht gehalten haben würden, halten ihn jetzt, um ihre paar Sous zur Erleichterung der Lage Lamartine's beizutragen. Aber ein Zeugniß für die Ehrenhaftigkeit des französischen Volks bleibt diese allgemeine Theilnahme jedenfalls. Das „Athenaeum français" versichert, daß Subscriptionen auf Lamartine's periodisches Unternehmen täglich zu Hunderten einliefen. Würden in Deutschland von einem ähnlichen Unternehmen aus bloßer Rücksicht auf die Lage eines Autors auch nur eine nennenswerthe Anzahl Exemplare mehr abgesetzt werden? Schwerlich! Der Grad der Berühmtheit und der sonstigen Leistungen des Autors thäte hierbei in Deutschland auch nichts zur Sache. Vermochten so berühmte Namen wie die Goethe's und Schiller's den „Horen" eine Theilnahme zuzuwenden, welche dies Unternehmen sicherstellten? Nein, wiewol wir zugeben, daß beide große Männer sehr unpraktische Journalisten waren. Lamartine weiß seine „entretiens" schmackhafter zu machen, und daß er dies thut, ist ganz in der Ordnung; es versteht sich von selbst, daß er das Publicum, welches sich für ihn in Kosten setzt, auch zu befriedigen sucht. So bringt er in einer der letzten Lieferungen eine pikante Mittheilung über Frau von Girardin, als sie noch

*) Zigeunerland — ein eigenthümlicher Ausdruck für eine noch eigenthümlichere Sache, die Denen, die sie nicht kennen, auch kaum zu beschreiben ist.

Delphine Gay hieß, damals, „als ihre doppelte Berühmtheit als Schönheit und Genie mit den Saisons wuchs, als ihr bloßes Erscheinen im Theater, in den Sitzungen der Akademie oder bei öffentlichen Festen ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung hervorrief und Aller Blicke fesselte". Die Schönheit ist in Paris eben auch ein öffentlicher Gegenstand, bei uns nur ein Hausrath oder ein Monopol kleinerer Cirkel. Den Libertins und Hofleuten der damaligen Zeit war es nun gar nicht recht, daß diese Schönheit in den Besitz irgendeines Privatmanns kommen sollte; es mußte etwas Pikantes mit ihr vorgenommen werden, etwas, was sie in den Mund der Leute und dann vielleicht nach etwas weiter herunterbrächte. Man schmiedete den Plan einer Verkuppelung oder, eleganter ausgedrückt, geheimen Heirath mit dem Grafen Artois, bald darauf Karl X. Ihre Jugend und Unschuld machten den Hoflibertins diesen Plan doppelt pikant. Man veranstaltete Zusammenkünfte zwischen Beiden, aber so sehr der Graf Artois ihre Schönheit auch bewunderte, so blieb er doch fest, denn er hatte am Sterbebette der Frau von Polastron, seiner letzten Liebe, geschworen, daß sein Herz fortan keinem Weibe mehr, sondern nur Gott gehören solle. Delphine hatte von diesem Plan übrigens nicht die leiseste Ahnung.

Montalembert.

Graf Montalembert hat durch seinen Freund Hayward in der britischen Presse über die englische Uebersetzung seiner Schrift „De l'avenir politique de l'Angleterre" bittere Beschwerde geführt; sie sei mehr eine Parodie seiner Schrift als eine Uebertragung. Das londoner „Athenaeum" nimmt die englische Bearbeitung in Schutz; der Uebersetzer habe nichts gethan, als das entschieden französische Colorit des Stils in ein englisches verwandelt, und in dieser Hinsicht müsse sie sogar meisterhaft genannt werden („The translation shows a thorough knowledge and a thorough mastery of both languages"). Das „Athenaeum" meinte in einem frühern Artikel über diese Uebersetzung, es sei doch hübsch von Montalembert, daß er sich einige Tage in London aufgehalten und auch einen Abstecher (eine „Spritztour", wie die deutschen Studenten sagen) nach Oxford und Cambridge gemacht habe, um danach zu sehen, ob England wirklich im Untergehen sei. Dies habe ja ein Landsmann des Grafen, Ledru-Rollin, früher von dem Lande behauptet, das sich doch unter allen Ländern einzig und allein stark genug gezeigt, dem Verbannten Schutz und Obdach zu gewähren. Andere französische Touristen schilderten England wenigstens nur als ein Land ohne Sonne, Duft und Farbe. Noch manierlicher gehe allerdings Montalembert mit England um, er finde sogar Vieles an England zu bewundern. Auffallend erscheint dem „Athenaeum" besonders die Stelle in Montalembert's Schrift, worin er behauptet, daß das englische Unterhaus nicht mehr Das sei, was es vor der Reformbill gewesen, und daß es noch mehr sinken werde, wenn man der Demokratie nicht Einhalt thue und nicht darauf verzichte, den Städten noch weitere Rechte zu ertheilen. Diese Stelle scheint allerdings mit der überall hervorleuchtenden Absicht Montalembert's, mit seiner Schrift gegen das jetzige französische System Opposition zu machen, ein wenig im Widerspruch zu stehen. Wer zugibt, daß das englische Unterhaus jetzt auf abschüssigem Wege und im Verfall begriffen sei, hat der unconstitutionellen Gegenpartei ein Zugeständniß gemacht, das sie mit der aufrichtigen Dankbarkeit der Schadenfreude in Empfang nehmen wird. Andererseits sagt Montalembert auch seinen Landsleuten sehr bittere Wahrheiten, die ihnen gar nicht sehr angenehm sein werden, über den geringen Grad ihrer politischen Tüchtigkeit im Verhältniß zu der des britischen Volks, über ihre Einbildung, Demokraten zu sein, während ihr Streben nach Gleichmachen und Centralisiren doch in Wahrheit alle Sonderfreiheiten vernichte, über den Mechanismus des französischen Schul- und Hochschulwesens u. s. w. Montalembert weiß übrigens am besten, wie schwer es ist, über England und sein Staatsleben zu schreiben. Zu dem Zwecke führt er in seiner Schrift eine Aeußerung des Baron Bülow, frühern preußischen Gesandten in London, an, der einem Landsmann auf die Frage, was er von England halte, Folgendes zur Antwort gab: „Nachdem ich drei Wochen hier gewesen, glaubte ich soweit zu sein, ein Buch über England schreiben zu können; nach drei Monaten schien mir diese Aufgabe sehr schwierig und jetzt nach drei Jahren scheint sie mir unmöglich." Das „Athenaeum" meint übrigens, Baron Bülow's Aeußerung gelte auch ebenso gut von andern Ländern, z. B. von Frankreich und Italien, wie von England. Doch wol nicht so ganz. Die Verhältnisse sind nirgends so verwickelt und ineinander verflochten, nirgends von so entlegenen historischen Vordersätzen dominirt als in England.

Englische Reiseliteratur.

Zu den interessantesten Reiseschriften neuerer Zeit gehören das vor kurzem mit dem dritten Bande vollständig gewordene Werk: „Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Mecca. By *Richard F. Burton*", und „The Danes and the Swedes: being an account of a visit to Denmark, including Schleswig-Holstein and the Danish-islands; with a peep into Jutland, and a journey across the peninsula of Sweden etc. By *Charles Henry Scott*." Was Richard Burton betrifft, so weiß man, daß diesem die schwierige Aufgabe gelang, in der Verkleidung eines Mohammedaners als Pilgrim die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. Die Kunst und Geschicklichkeit, womit er seine Rolle durchführte, muß eine außerordentliche gewesen sein, da die Orientalen bekanntlich sehr scharfsichtig sind und sich nicht leicht täuschen lassen. Freilich kam ihm dabei sein sehr orientalisches Aussehen (nach dem Porträt zu schließen) und seine ausgedehnte Kenntniß der morgenländischen Idiome zu Hülfe. Unter den Reiseschriften, welche über den Orient handeln, nimmt diejenige Burton's (der als Lieutenant in der Armee von Bombay dient) jedenfalls einen der hervorragendsten Plätze ein. Scott's Schrift über Schweden und Dänemark ist für uns Deutsche von um so größerm Interesse, da darin auch die Herzogthümer Schleswig und Holstein, ferner die nordische Politik, die Sundschiffahrt und der Sundzoll, die gegenseitigen Beziehungen zwischen Schweden und Dänemark, die Heer- und Flottenkräfte der beiden Reiche u. s. w. behandelt werden. Der Verfasser hat sich bereits durch ein früheres Reisewerk über die Ostsee, das Schwarze Meer und die Krim vortheilhaft bekannt gemacht. Ueber Syrien sind fast zu gleicher Zeit zwei Reiseschriften ans Tageslicht getreten: „Sinai and Palestine in connection with their history" (mit Plänen und Karten) von Arthur P. Stanley, und „Syria and the Syrians or Turkey in the dependencies" (zwei Bände), von Gregor M. Wortabet, der sich in seiner Schrift als ein ziemliche Türkenhasser zeigt, von den Maroniten aber auch gerade nich viel wissen will.

Literarische Notizen aus England und Nordamerika.

Wir finden schon wieder eine Chrestomathie deutscher G dichte in englischer Uebersetzung unter dem Titel angezeig „The German lyrist, or metrical versions from the pri cipal lyric poets." Der Uebersetzer ist William Nind, d bereits im Jahre 1848 eine Auswahl Klopstock'scher Od unter dem Titel „Odes of Klopstock. From 1747 to 178 in gereimten Versmaßen, doch im Ganzen mit vielem Ve ständniß und großer Gewandtheit, übersetzt hat. Von Dav Masson, Professor der englischen Literatur an der london Universität, erschien: „Essays, biographical and critica chiefly on English poets." Man findet darunter Aufsä über Milton's Jugend, über Dryden und die Literatur d Restaurationsperiode, über Swift, Chatterton („A story of t

year 1770"), über den Einfluß der Schotten auf die englische Literatur u. s. w. Für Deutsche von besonderm Interesse ist eine Parallele zwischen Shakspeare und Goethe und ein Aufsatz „The three devils: Luther's, Milton's and Goethe's." Gewiß eine interessante Aufgabe, die Entwickelungsstadien zu verfolgen, welche der Teufel durchzumachen hatte, um endlich der zwar frivol-cynische, sarkastische und ironisch negirende, sonst aber sehr civilisirte und modern gebildete Goethe'sche Mephistopheles zu werden.

In Montreal (Untercanada) erschien in zwei starken Bänden: „Western wanderings, or a pleasure tour in the Canadas. By *W. H. G. Kingston*." Der Verfasser machte auch einen Abstecher nach den Vereinigten Staaten und lernte hier den Dichter Longfellow kennen, den er folgendergestalt porträtirt: „Seine Gesprächsweise ist außerordentlich herzlich und lebendig, ohne den geringsten Anflug von Pedanterie, und läßt sofort den Mann von hohem Geiste in ihm erkennen. Er ist mittlerer Größe und von gedrungener Leibesgestalt; er hat ein blitzendes Auge und eine volle, etwas überhängende Augenbraue; sein Antlitz ist hübsch, seine Augen treten etwas nahe zusammen, seine Nase ist länglich und sein Mund drückt Festigkeit und Selbstvertrauen aus. Je öfter ich mit ihm verkehrte, desto mehr gefiel er mir. Seine Manieren sind die eines Mannes von Welt, doch mit einer Gutmüthigkeit gepaart, die sehr gewinnend ist."

Englische Blätter sprechen von folgendem literarischen Unternehmen, welches in Nordamerika im Werke ist: „A critical dictionary of English literature, and British and American authors, living and deceased, from the earlist accounts to the middle of the nineteenth century, containing thirty thousand biographies and literary notes." Diese 30,000 Biographien sollen in Einem Bande in Großfolio von 1460 Seiten erscheinen! Kaum glaublich, aber wahr! Ein Augenzeuge versichert wenigstens, die ersten gedruckten 464 Seiten dieses enormen Werks gesehen zu haben, und diese 464 Seiten sollen soviel Stoff enthalten wie acht Duodezbände der Putnam'schen Ausgabe von Washington Irving's Schriften.

H. M.

Bibliographie.

Im Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Mit Beiträgen von L. Heros, Mädler, F. v. Schönholz, C. Stolle und Anderen. Herausgegeben von A. Gubitz. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bianco di San Jorioz, Graf A., Casernen-Erzählungen. Eine Sammlung interessanter Kriegsthaten. Aus den besten historischen Quellen der Kriege der neueren Zeit zusammengetragen und geordnet. Aus dem Italienischen von G. Baumgarten. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eberhard, A., Göttliche Nachtlampe. Ein Büchlein vom Glauben. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 15 Ngr.

Ewald, H., Erklärung der grossen phönikischen Inschrift von Sidon und einer Ägyptisch-Aramäischen mit den zuverlässigen Abbildern beider. Der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 12. Januar 1856 als dem 1. Jahrestage der Entdeckung der Sidonischen Inschrift vorgelegt. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 24 Ngr.

Förster, F., Geschichte der Befreiungs-Kriege 1813, 1814, 1815. Nach theilweise ungedruckten Quellen und mündlichen Aufschlüssen bedeutender Zeitgenossen sowie vielen Beiträgen von Mitkämpfern dargestellt unter Mittheilung eigener Erlebnisse. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. 4. 5 Ngr.

Gerlach, F. D., Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und der Oligarchie. Eine geschichtliche Darstellung. Basel, Schweighauser. Gr. 4. 18 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 2ter Band. 1ste Hälfte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grädener, C. G. P., Bach und die Hamburger Bachgesellschaft. Ein Beitrag zur Kunstkritik. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 6 Ngr.

Grimm, H., Novellen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Immertreu, Theodor, Loblieder auf Wohlthäter der Menschheit, Skizzen in Versen. Leipzig, Naundorf. 8. 10 Ngr.

Krug von Nidda's, F., Nachlaßschriften. Herausgegeben mit Bewilligung Seiner Wittwe und unter Verantwortlichkeit des Verlegers. 1ster und 2ter Band. Querfurth, Schmid. 1855—56. Gr. 16. à 15 Ngr.

Manegold, Die Erbsünde. Glogau, Zimmermann. 8. 10 Ngr.

Mädler, J. H., Der Wunderbau des Weltalls, oder populäre Astronomie. Nebst 20 Tafeln Abbildungen und Sternkarten. 4te durch Zusätze vermehrte Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 10 Ngr.

Meßner, H., Die Lehre der Apostel. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Milford, L., Triclinium. In drei Gesängen. Weimar, Kühn. 16. 12½ Ngr.

Plettner, G., Liebfrauen-Büchlein. Dichtungen. Berlin, Gebauer. 16. 15 Ngr.

Prien, C., Beiträge zur Kritik von Aeschylos Sieben vor Theben v. 350—363. Lübeck. Gr. 4. 7½ Ngr.

Quehl, R., Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Dr. Sören Kierkegaard: Wider die dänische Staatskirche; mit einem Hinblick auf Preussen. Mit drei Abbildungen und einer Karte. Berlin, Decker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rochat, A., Drei Schweizerdichter aus dem 13. Jahrhundert. Heidelberg, Mieger. 8. 6 Ngr.

Polnische Roman-Bibliothek. Eine Auswahl der besten und interessantesten Erscheinungen der neuesten polnischen Belletristik. Herausgegeben von J. N. Fritz. 1ster und 2ter Theil. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schulmann, L., Talmudische Klänge. Gedichte. Hildesheim, Fincke. 16. 15 Ngr.

— — Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Tholuck, A., Die Bergpredigt ausgelegt. 4te größtentheils umgearbeitete Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Zell, K., Bilder aus der Gegenwart. Des Marschalls von Saint-Arnaud Leben und Charakter nach seinen Briefen und: die religiöse Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr.

Zschokke's, H., Novellen und Dichtungen. 10te vermehrte Ausgabe. 1ste Lieferung. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Beschoren, L., Die Neubelebung des Eisenhüttenwesens als Mittel gegen den Nothstand im Obererzgebirge. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Duell. Münster, Theissing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Härter, F., Der Beinahe-Christ und der völlige Christ. Predigt, gehalten am 24. Sonntage nach Trinitatis 1855. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Schenkel, D., Für Bunsen wider Stahl. Die neuesten Bewegungen und Streitigkeiten auf dem kirchlichen Gebiete. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Siegel, A. L., Moses mit besonderer Beziehung auf seinen Aufenthalt in Egypten. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 4. Februar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 5. Juni 1856.

ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. hrlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Erkenntniß und Beurtheilung der Gegenwart.

. Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854 von V. A. Huber. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1855. Gr. 12. 3 Thlr.

Aus dem Exil von Ludwig Simon. Zwei Bände. Gießen, Ricker. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Denkwürdigkeiten eines Conspiranten (des Grafen Rufini). Mit merkwürdigen Aufschlüssen über die geheimen Bündnisse der Carbonari, des Jungen Italien, über Mazzini, Cesare, Giovanni und Camillo Rufini, Prinz Urbino, Graf Alberto ꝛc. Zwei Bände. Nach dem Französischen von F. von Biedenfeld. Weimar, Voigt. 1856. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jede Zeit trägt in sich selbst den Keim des Todes Verderbens, neben den Mitteln der Heilung und ttung. Die Antwort aber auf die stets wiederkehe Frage: Was sollen wir thun und lassen, damit h Bewältigung des uns zunächst und hauptsächlich ohenden Uebels einem frischen und in erneuerter Ge- dheit aufblühenden Volksleben die zukunftreiche Bahn achen werde? bemißt sich nach dem eigenthümlichen halte jeder besondern Zeit. Das Gepräge unserer enwart ist die Freiheit und Mannichfaltigkeit der ungen, neben der wachsenden Erkenntniß einer Ge- chaftlichkeit der Interessen und des Bedürfnisses der einigung, der Association, zur Befriedigung dieser eressen. Darum sind jetzt mehr als je alle neubyztinischen theologischen und philosophischen, alle spiritistischen und materialistischen Zänkereien vom Uebel, alle ützen politischen Streitigkeiten über die Vorzüge dieser jener Verfassungsform, alle Hahnenkämpfe über soistische Theorien und über die von doctrinärer Quacksalberei ersonnenen Universalmittel, um binnen beliebig zer Frist die Welt in Bausch und Bogen umzugestalten. Alle diese vergeblichen Versuche, die Menschen im Namen der Religion oder Wissenschaft über einen Kamm zu scheren, hemmen und hindern nur ihre Vereinigung zur gemeinsamen rettenden That, indem sie den Zwiespalt der Meinungen nähren, statt ihn auszugleichen. Sie sind im günstigsten Falle die heillose Verschwendung einer kostbaren Zeit. Denn bei näherer Betrachtung des europäischen Proletariats, des wachsenden Pauperismus, der sittlichen Verwilderung kann wenigstens daran kein Zweifel sein, daß ohne baldige Hülfe wol alle Hülfe zu spät kommen möchte.

Unter den möglichen Associationen für alle erdenklichen Zwecke stehen die Vereinigungen zur Bewältigung der leiblichen Noth durch rechtliche Mittel in erster Reihe, weil sie den Boden zugleich schaffen und reinigen, auf dem erst ein freies und sittliches häusliches und öffentliches Leben möglich wird. In bald größerm, bald kleinerm Umfange hat jede dieser besondern Associationen ihre natürliche örtliche Grenze, die sehr häufig nicht über die Marken der Gemeinde hinausreicht und nicht darüber hinausreichen darf, wenn noch ihre Zwecke erreichbar bleiben sollen. Außerdem liegt aber noch den Völkern und Regierungen Europas eine große Aufgabe vor, ohne deren Lösung alle noch so wohlgemeinten und verständig angelegten Vereine zur ökonomischen, geistigen und sittlichen Besserung der Zustände der Volksmassen ihr Ziel schwerlich erreichen dürften. Diese Aufgabe ist die Beseitigung oder erhebliche Verminderung jenes stehenden Heerwesens, wodurch fort und fort im bewaffneten Frieden einige Millionen Männer in der Zeit ihrer besten Arbeitskraft der nützlichen Production entzogen und in Stadt und Land die arbeitenden Classen genöthigt werden vom sauern Erwerbe ihrer Arbeit jährlich Milliarden opfern zu müssen. Tritt nicht endlich in diesem Hauptpunkte eine wesentliche Besserung ein, so kann auch mit allen Vereinen

nur hier und da geflickt, aber nicht wesentlich geholfen werden; so bleibt es ein Traum von Kindern und Thoren, daß der Abgrund der Revolution dauernd geschlossen werden könne; so muß dennoch Europa, gegenüber dem aufblühenden Amerika, ökonomisch und moralisch in immer tiefern Verfall gerathen.*) Wir werden abwarten müssen, was die Vereinbarer über den jetzigen Frieden in dieser Hinsicht thun werden, um durch die Befriedigung gerechter Foderungen den drohenden faulen in einen wahren und gesicherten Frieden zu verwandeln.

Der Verfasser der „Reisebriefe" bezeichnet als den hauptsächlichen Zweck seines beachtenswerthen und sehr belehrenden Werks eine Orientirung über die cooperative associations in England und die associations ouvrières in Frankreich, wozu indessen „die meist nicht dazu gerechneten und den deutschen Baugesellschaften ähnlichen building societies und cités ouvrières gleichfalls gehören". Zugleich werden aber alle verwandten Erscheinungen des Vereinswesens in Belgien, Frankreich und England nicht blos oberflächlich berührt, sondern neben andern mehr oder minder wissenswürdigen Dingen einläßlich besprochen.

Früher von der demokratischen Zeitströmung ergriffen und mitfortgerissen, hatte sich Huber in spätern Jahren auf dem öden und sandigen Ufer des preußischen Junkerthums und des specifischen Stahl'schen Christenthums ins Trockene gebracht. Aber in dieser Oede konnte es ihm auf die Dauer nicht behagen, dazu hatte er zu viel Einsicht in den nothwendigen Verlauf der Dinge und in die wahren Bedürfnisse der Gegenwart; dazu hatte er auch zu viel wirkliches und nicht blos zur Schau getragenes Mitgefühl für den Nothstand, unter dem noch ein großer Theil des Volks und besonders der arbeitenden Classen leidet. Im Jahre 1852 schrieb er also seinen „Bruch mit der Revolution und der Ritterschaft". Und nun steht er da, ein Prediger in der Wüste, der bis zum Ueberdrusse für den noch so geduldigen Leser über die Theilnahmlosigkeit seiner eigenen, nämlich der conservativen Partei klagt, denn „nach andern Seiten als bei der conservativen Partei habe er nichts zu suchen"; der über das Unglück jammert, daß „er seit Jahren mehr und mehr mit seinen Ansichten allein zu stehen und von der Tagespresse mit einer förmlichen aqua et igni interdictio beehrt zu sein scheine"; der gegen die „perfide Polemik" eifert, „die gegen ihn das Todtschweigen übe". Wir fürchten, daß auch die „Reisebriefe" weder bei der conservativen Partei noch „auf anderer Seite" die Anerkennung finden werden, die sie wirklich in hohem Grade verdienen. Daran trüge aber der Verfasser selbst Schuld. Er spricht doch gar zu viel von seiner eigenen Person! Die ermüdenden Wiederholungen, deren er sich, „eingedenk des saepe cadendo und anderer guten Sprichwörter aller Völker, zu verstärkter Wirksamkeit" bedient, dürften vielmehr diese Wirksamkeit beträchtlich abschwächen; auch läßt er sich durch die von ihm gewählte Briefform zu Umschweifen verleiten, die ihn allzu häufig von der Hauptsache abführen. Schade, daß Huber um einen guten Kern zu viel Schale gewickelt hat!

Ein wenigstens scheinbar lebhafter Anhänger der Innern Mission, die er besonders berufen erklärt, anregend, lenkend und leitend an die Spitze des Vereinswesens zu treten, macht er doch auch dieser Mission den Vorwurf, daß sie sich gleichfalls „in ihren öffentlichen Organen an jener Polemik des Schweigens gegen ihn auf auffallende Weise betheiligt habe". Die auch in den „Reisebriefen" geschilderte Gefahr des wachsenden Pauperismus, der zunehmenden leiblichen Noth und sittlichen Zerrüttung ist so groß, daß man wahrlich nicht danach zu fragen hat, ob die Rettung, wenn sie nur überhaupt zustande kommt, im Namen der Humanität oder irgendeines specifisch-christlichen Glaubensbekenntnisses erfolgt. Wol aber ist zu fürchten, daß das Rettungswerk selbst mislinge, wenn es nur unter dem einseitig gefärbten Banner dieses oder jenes specifischen Dogmas unternommen werden sollte. Auf die Gefahr des möglichen Mislingens aus diesem Grunde hat indessen der Verfasser selbst an einigen Stellen hingewiesen.

Was seine politischen Ansichten betrifft, so ist ihm das unumschränkte Monarchenthum vom reinsten Wasser hoch über dem Kopfe zusammengeschlagen, und er eifert nun von da unten her so heftig gegen „jede Zersplitterung der monarchischen Einheit der höchsten Staatsgewalt", daß ihm in dieser Beziehung „Kölnische Zeitung" und Kreuzzeitung gleich verdammlich erscheinen. Ein heftiger Gegner alles Parlamentarismus, spricht er mit Kaiser Nikolaus: „Je conçois la république, je conçois la monarchie absolue; mais je ne conçois pas la monarchie constitutionnelle, c'est le gouvernement du mensonge, de la fraude, de la corruption!" und meint, daß sich „dieses Kaiserwort auch ferner bei jeder formalen und organischen Theilung und Schwächung des Regiments bewähren werde". Zwar wußte es Huber ebenso gut, als es der jetzige Großfürst Konstantin weiß, daß Lüge, Betrug und Bestechlichkeit gerade im absolutistischen Rußland besonders einheimisch sind, und daß es damit in andern unumschränkten Monarchien, wie etwa unter Metternich's Regiment, nicht viel besser stand und steht. Nachdem er aber aus dem Becher der Demokratie er[…] vom süßen Weine der Freiheit gekostet, hat er sich später im monopolisirten russischen Staatsbranntwein einen tüchtigen Rausch angetrunken, der ihm nun die russische und jede andere absolutistische Wirthschaft in rosigem Licht verklärt. In diesem nicht ganz nüchternen Zustande i[…] er endlich dahin gelangt, mit seiner eigenen Person s[…] gar den äußersten rechten Flügel der Conservativen no[…] weit zu überflügeln. Die innere Umwälzung, die er i[…] seinen Meinungen und Lebensanschauungen erlitten, schein[…]

*) Diese Ansicht ist bekanntlich der Kernpunkt aller nationalökonomischen Beweisführungen des Verfassers. Wir haben daher nicht geglaubt, ihr den Zutritt zu d. Bl. verschließen oder von unserer Seite prüfen zu sollen, ob die dahin gerichteten Vorschläge des Verfassers zur Zeit ausführbar seien oder nicht. In so wichtigen Angelegenheiten, bei denen es sich um die Zukunft Europas handelt, muß jedenfalls die Discussion freigegeben sein. D. Red.

also eine so vollständige zu werden, daß sie ihn bald wieder mit seinen jetzigen demokratischen Antipoden in freundschaftliche Berührung bringen könnte. Warum auch nicht? „Jung gewohnt, alt gethan!" und „Alte Liebe rostet nicht!"

Vorerst müssen sich freilich seine demokratischen und liberalen Gegenfüßler noch einige unwirsche Redensarten in den Bart werfen lassen. So spricht er z. B. vom „Diesterweg'schen Unwesen" im preußischen Staate. Oder er versichert: „eine gesunde Entwickelung des localen Selfgovernment sei nur unter einer wahrhaft monarchischen Controle möglich." Zu dieser allzu kühnen Behauptung dürften wol die Bewohner Nordamerikas und der Schweiz mit ungläubigem Lächeln die Köpfe schütteln und Huber daran erinnern, daß er in der unbefangenen Würdigung der Verfassungen nicht einmal sein hohes Vorbild, den Kaiser Nikolaus, erreicht zu haben scheine.

Auf solche beiläufige Bemerkungen und Exclamationen, wodurch er den Superlativ seines Conservatismus im hellsten Lichte leuchten zu lassen und alle Tyrannen zu übertyrannen versucht, ist indessen umsoweniger Gewicht zu legen, als er doch in ehrlichster Weise seine genaue Bekanntschaft mit diesem Conservatismus dahin benutzt, die völlige Verrottung des Junkerthums und alles starren, thatlosen und lieblosen Buchstabenglaubens so eindringlich und bis ins Einzelne hinein zu schildern, wie vor ihm kaum noch ein Anderer gethan hat. Unermüdlich geißelt er die „negative Kritik und abgeschlossene Selbstzufriedenheit der doctrinären und bureaukratischen Infallibilität" der sogenannten Conservativen, besonders in ihrem Verhalten gegenüber der großen Thatsache der Associationen. Und mit ebenso löblichem als besonnenem Eifer rechtfertigt er seine Behauptung, daß „die Association die einzig wahrhafte conservative Corporation der Gegenwart und Zukunft für die sogenannten arbeitenden Classen sei", während die conservative Presse den, er wisse nicht, ob mehr durch seine Absurdität oder seine Perfidie ausgezeichneten Satz: „Die Corporation ist conservativ und die Association ist revolutionär", beharrlich wiederhole. An einer andern Stelle berichtet er sogar, daß „er schon längst die überhandnehmende Fäulniß des conservativen Fleisches und Blutes in der Luft wittere". Und doch hatte Huber sein Buch schon lange vor den jüngsten berliner Märzereignissen des Jahres 1856 geschrieben!

Auf dem hellen Goldgrunde einer oft gelungenen Ironie sieht man die dunkeln Gestalten der modernen Sophisten eines in politischen und religiösen Dingen gleich unmöglich gewordenen Hemmungs- und Restaurationssystems mitunter so deutlich vorübergleiten, daß wir nicht umhinkönnen, wenigstens eine dieser Stellen hier zu wiederholen. Mit Beziehung auf eine in jeder Weise wohlgerathene englische Association spricht der Verfasser gegen seinen Correspondenten die Erwartung aus, daß er solche Exempel den Vertretern unserer großen Industrie zur Beschämung oder Nachahmung vorhalten werde. Er fährt fort:

Den Wenigen aber, die wie ein Borsig oder Karl schon einen guten Anfang in so löblichen Dingen gemacht haben, wird die Kunde von solcher Concurrenz englischer Nebenbuhler nur erfreulich sein können. Wie du dich mit solchen Leuten abfinden wirst, deren conservative Orthodoxie überhaupt nichts von Fabriken hören will, das muß ich dir überlassen. Ich meines geringen Orts wünsche nur, daß sie nicht wie bisher bei impotentem Strampeln und Seufzen, oder innerm Groll und Gram, oder gelegentlichen Wuthausbrüchen bleiben, sondern wirklich ehrlich, offen und consequent, soweit an ihnen, Alles ausschließen, was mittelbar oder unmittelbar das Princip des Fabrikbetriebs, also zumal die Anwendung von Maschinen und Dampfkraft, implicirt und mittelbar oder unmittelbar fördert. Dabei wird die correcte Opferfreudigkeit des „großen Grundbesitzes" natürlich nicht nur auf all die sündlichen Genüsse und Comforts verzichten, welche nur auf jenem Wege geboten werden, sondern es wird gewiß Niemandem einfallen, die landwirthschaftliche Production und deren schnöden baaren Ertrag durch die Anwendung von Maschinen beim Säen, Schneiden, Dreschen, geschweige denn durch Nachhülfe mit Dampf oder durch irgendeine der Verfahrungsarten, Einrichtungen und Nutzungen zu vermehren, welche unter den Begriff des Fabrikbetriebs fallen könnten. Die Branntweinbrennerei werde ich wol ausnehmen müssen, nachdem in feierlichen parlamentarischen Verhandlungen von der äußersten Rechten her der Branntwein als ein Attribut deutschen Volksthums bezeichnet worden, während von keiner Seite auch nur mit einem Wort ein Bedenken gegen die vollkommene Harmlosigkeit dieses Labsals erhoben worden, der Minister aber sich ausdrücklich dagegen verwahrt hat, daß durch die beantragte Steuer der Verbrauch eine Beschränkung erleiden könnte! Vor allem aber wird unser hochconservativer Abscheu gegen „Capital und Fabriken" — ich nehme die Zusammenstellung, wie ich sie in gar manchen jener orakelmäßigen Eruptionen der Kreuzzeitung finde! — sich darüber vollkommen beruhigt haben, daß Preußen ohne Fabrikproduction, ohne große Industrie mit vielen kleinen Handwerkern und wenig großen Grundbesitzern seine Finanzen und sonstigen Bedingungen einer europäischen Großmacht zu bewahren vermag, und zwar unter Vereinigung der beiden sich gegenseitig ausschließenden Gegensätze einer gebundenen Production im Innern und eines freien Verkehrs nach außen. Oder wie, sollte es mit all diesen Declamationen gegen Fabrikwesen und Industrialismus gar nicht Ernst sein? Sollte Alles blos auf eine gewisse doctrinäre Renommage hinauslaufen, wol nur um den vagen, meist aus sehr misverstandenem Eigennutz entspringenden Vorurtheilen und Antipathien des „großen Grundbesitzes" Rechnung zu tragen? Dann bleibt mir leider wenig Hoffnung von einer Appellation ad Papam melius informandum!

Wem träten nicht bei solchen Worten die imposanten Gestalten der „kleinen Herren" lebendig vor Augen, ein von Gerlach und Graf Pfeil, ein Stahl, Wagener, Keller vom Steinbock u. A., wie sie mit aufgeblasenen Backen sich abmühen, den Strom der Zeit vermittels des Windes ihrer Lehre nach seinen Quellen rückwärts zu blasen?

Von der richtigen Ansicht aus, daß „die Actiengesellschaft unstreitig der mächtigste Hebel der materiellen Civilisation der Gegenwart geworden", legt der Verfasser doch ein besonderes Gewicht auf die Reform der „Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung, ohne welche keine Lösung der socialen Frage möglich sei". Wenn er dann vom Bedürfnisse der innern und äußern Colonisation spricht und für letztere hervorhebt, daß dabei nicht an die „Blut- und Geldcapital in Strömen dem Mutterlande entziehende transatlantische Colonisation zu denken sei, sondern an die Deutschland welthistorisch und natur-

gemäß angewiesene Entwickelung nach Südosten an der Donau", so läßt sich doch für diese Emigration vorerst keine erhebliche Ausdehnung erwarten. Denn bei näherer Betrachtung zeigt sich als eine Haupttriebfeder der massenhaften Auswanderung aus Deutschland nach Amerika die sehr erklärliche Neigung, sich dem für die minder bemittelten Classen besonders empfindlichen Drucke der ökonomischen und persönlichen Militärlast entziehen zu wollen. Und solange noch in dieser Hinsicht keine Erleichterung getroffen worden, oder die Verhältnisse sie nicht gestatten, solange wird der wachsende Strom der Auswanderung fort und fort der Neuen Welt zufließen.

Von den „cooperativen Associationen", die mit vereinten Kräften neue Werthe schaffen, werden mit Recht die blos distributiven, ökonomischen oder consumtiven Associationen unterschieden, deren erster Keim für Deutschland in den Liedke'schen Sparvereinen und in den Baugesellschaften schon vorliege. Dazu sind in neuester Zeit die Egestorff'schen Speiseanstalten gekommen, die ohne Zweifel eine große Zukunft haben und wesentlich dazu beitragen werden, im häuslichen Leben der arbeitenden Bevölkerung eine ebenso gründliche als heilsame Reform zu bewirken. Im weitern Sinne gehören aber auch zu den Sparvereinen mit positivem Zwecke alle Associationen, um den Theilnehmern durch die Vereinigung von Capitalkräften den Erwerb von Gütern zu sichern, oder die allmälige Tilgung von Schulden und Lasten zu erleichtern. Letzteres ist der besondere Zweck mancher neuern Creditanstalten, deren Wirksamkeit auf der Bedeutung des Interusuriums nach Vereinigung größerer Capitalien beruht, sowie mancher staatlichen Institutionen zur allmäligen Tilgung der aus bäuerlichen Lasten entsprungenen Verpflichtungen. Endlich lassen sich auch die Vereine zur Vergütung eines eventuellen Schadens, also die Versicherungsgesellschaften aller Art, zu den Sparvereinen in weitester Bedeutung zählen.

Ein geringeres Gewicht ist auf die monarchische, aristokratische oder demokratische Form der Association und auf die beliebige Meinung des Verfassers zu legen, daß die monarchische Form die beste, daß die demokratische die schlechteste sei. Ob ein Einzelner als Quasimonarch, ob Mehre als Quasiaristokratie die Gründung und Leitung einer Association übernehmen sollen, oder ob der Gesammtheit ihrer Mitglieder ein mehr oder minder umfängliches Recht für Gestaltung und Fortbildung ihres Vereinslebens eingeräumt sein soll, hängt durchweg von den besondern örtlichen und persönlichen Zuständen der Bevölkerung ab. In den Staaten, wo bereits das Princip des Selfgovernment in weitern Kreisen zur Geltung gekommen ist, wie in England, in Nordamerika und der Schweiz, wird auch die demokratische Form der Association die vorherrschende und schon darum die beste sein, weil in den meisten Fällen keine andere möglich ist. Auch muß Huber selbst zugeben, daß in dem im Vereinsleben schon vorgeschrittenern England die demokratische Form überwiegt, während in Frankreich, wo stets das Autoritätsprincip vorherrschte, besonders seit 1852 auch im Vereinswesen ein Uebergang zur monarchischen Form bemerkbar wird, sodaß — wie in den „Reisebriefen" berichtet wird — seitdem auch einige Vereinsglieder dort ihre glücklichen Staatsstreiche gemacht und sich zu dictatorischen Häuptern ihrer Association aufgeworfen haben. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es in Monarchien so gut Associationen von demokratischer, als in Demokratien von monarchischer Form geben kann und wirklich gibt. Das Gleiche gilt von den sogenannten „latenten Associationen", die man wol auch als octroyirte bezeichnen dürfte. Darunter begreift Huber alle Anstalten, wo Denen, zu deren Vortheil sie gereichen, „keine active oder auch nicht einmal eine bewußte Betheiligung und noch weniger ein anerkanntes Recht eingeräumt ist"; also z. B. Fabriken, in denen der Fabrikherr seinen Arbeitern die Betheiligung an Sparvereinen, an Hülfskassen für kranke und invalide Arbeiter u. dgl. obligatorisch gemacht hat. Selbst an solchen latenten Associationen oder an denen mit monarchischer oder aristokratischer Form sind diejenigen Staaten am reichsten, worin schon die Selbstregierung des Volks in Staat, Kirche und Gemeinde am meisten entwickelt ist. Der Grund dafür liegt sehr nahe. In diesen Staaten hat das Vereinswesen überhaupt einen mächtigern Aufschwung genommen, und es mußte ihn nehmen, weil die große Masse der arbeitenden Bevölkerung schon seit längerer Zeit auch die Capitalisten und Arbeitsherren gezwungen hat, den Interessen und Bedürfnissen dieser arbeitenden Bevölkerung mehr und mehr Rechnung zu tragen.

Kann man indessen nicht jeder einzelnen Behauptung des Verfassers beipflichten, so verdient doch sein hingebender Eifer zur Erforschung des weiten und noch ziemlich unbekannten Gebiets des Vereinslebens durch eigenen Augenschein und persönliche Beobachtung die allgemeinste Anerkennung und den aufrichtigsten Dank seiner Zeit- und Landesgenossen, welcher politischen oder religiösen Farbe sie seien. Auch das ist anzuerkennen, daß Huber sehr oft auf Thatsachen und Zustände im Volksleben von großer socialer Bedeutung hinweist, die anderswo noch gar nicht oder nicht nach ihrem ganzen Gewichte erkannt und gewürdigt wurden. So hebt er gleich in seinen Briefen aus Belgien, dann auch in denen aus England sehr scharf hervor, wie ungeachtet der Zunahme des Nationalwohlstandes im Ganzen dennoch der Pauperismus zahlreicher Classen in noch stärkerm Verhältnisse zunehmen kann. Dies geschieht überall, wo die Bedürfnisse der Masse — gleichviel ob man sie als nothwendige oder künstliche bezeichne — in noch höherm Maße wachsen, als der Wohlstand einer „günstig situirten Minderheit"; wo noch nicht die arbeitende Bevölkerung geistig und sittlich so durchgebildet ist, um in der guten Zeit für die Zeit der Noth sorgen zu können und zu wollen; wo darum durch jede Arbeitsstockung und Theurung Tausende und vielleicht Hunderttausende in um so größeres Elend gestürzt werden, an je zahlreichere

Bedürfnisse sie sich in den vorhergehenden bessern Perio-en gewöhnt hatten. Allerdings muß sich diese Zunahme es Pauperismus endlich auch in einer Abnahme des Rationalwohlstandes im Ganzen bemerkbar machen. Aber unsere Statistik ist noch viel zu jung und in ihren amt-lichen Ziffern meist auch viel zu officiös, als daß sich danach im voraus ermessen ließe, ob sich nicht die socia-en Uebel in viel stärkerm Verhältnisse als die Heilmit-el dafür vermehren, ob sich nicht jetzt schon die euro-päische Gesellschaft auf einem jähen Abhange befindet und trotz aller wohlmeinenden Versuche der Hemmung und Rettung mit beschleunigter Schnelle dem Abgrunde zueilt.

Wahrhaft erschütternd ist die Schilderung der Noth und besonders des fast sprichwörtlich gewordenen flandri-schen Elends in dem nach den Ziffern der amtlichen Statistik so frisch aufblühenden Belgien. In den letzten 25 Jahren seit der Trennung Belgiens von Holland haben sich der Pauperismus und die Zahl der Almosen-empfänger um 20% vermehrt. In Hennegau kamen war schon in den zwanziger Jahren zwei Almosen-empfänger auf je neun Einwohner; 1848 war aber in Ostflandern die Zahl der Almosenempfänger sogar 36% (!). Gleichwol ist hier die Bevölkerung meist eine ländliche, die in der häuslichen Industrie der erst in der neuesten Zeit durch die englische Maschinenweberei gedrückten Lein-weberei noch eine besondere Erwerbsquelle hat. Bei einer Bevölkerung von kaum 1½ Millionen gab es 1847 in den beiden Flandern 225,894 Vagabunden unter 18 Jahren, darunter nahe 175,000 Kinder unter 12 Jah-ren (Ducpétiaux, „Sur le pauperisme dans les Flandres"). Diese durch Hunger und Kälte aus ihrer Heimat ver-triebenen Kinder, wovon etwa ⅔ Knaben, bilden eine nomadische Bevölkerung, die von einem Bettlerdepot zum andern hin- und hergeworfen wird. Sind sie der Land-streicherei satt oder unfähig, so werfen sie sich meist nach Ostende, von wo sie mit Gendarmerie nach Brügge ge-bracht, im Detentionshause eine zeitlang verpflegt, dann mit Schub in ihre Heimatsgemeinde abgeliefert werden. Nach einigen Wochen oder Monaten aber, wenn die Ge-meinden für ihre Unterhaltung nicht mehr sorgen wollen und können, fängt derselbe Kreislauf von vorn an, so-daß es unter diesen Kindern viele gibt, die binnen zwei Jahren den Durchgang durch das Depot zu Brügge 5—16 mal gemacht haben. Mit diesen traurigen Er-scheinungen des Pauperismus hängt eine bedenkliche Zu-nahme der Verbrechen und Vergehen zusammen. Zu den noch sehr schwach wirkenden Heilmitteln gegen das Uebel gehören die für Hülfsbedürftige errichteten und mit Schulen ausgestatteten Fermes hospices, sowie haupt-sächlich die sogenannten Écoles agricoles de réforme. Diese Anstalten sind den deutschen und schweizerischen Rettungs-häusern ähnlich, nur daß statt der familienartigen Grup-pirung eine kasernenartige Einrichtung und massenhafte Behandlung vorherrscht, die jedoch, nach dem Zeugnisse des Verfassers, zweckmäßig durchgeführt ist. Zur Zeit noch können sich diese Anstalten nicht aus eigenen Kräf-ten erhalten: es sind jährliche Zuschüsse erfoderlich, ob-gleich die Kosten verhältnißmäßig geringer sind als in den Dépôts de mendicité. So lobenswerth diese Anstal-ten erscheinen, darf man sich doch davon keinen dauernd großen Erfolg versprechen, solange noch Belgien im be-waffneten Frieden ein stehendes Heer von 100,000 Mann unterhält und 33 Millionen Francs oder etwa ¼ seines gesammten Staatseinkommens zur gleichwol kärglichen Bezahlung improductiver Militärdienste verschwendet.

Für die Lage der Dinge in Frankreich, wo zur Zeit der unglücklichen „Nationalwerkstätten" und bald nach ihrer Auflösung ein fast fieberhafter Eifer für Gründung neuer Vereine herrschte*), ist es bezeichnend genug, daß es für den Verfasser der „Reisebriefe" eine Hauptfrage wurde, ob es denn dort überhaupt noch Associationen gebe? während in England wenigstens daran kein Zwei-fel war, daß Hunderte von Cooperativvereinen wirklich bestehen. Von einem der vormals eifrigsten Anhänger des Vereinswesens hörte er die ehrliche Aeußerung: „er frage gar nichts mehr nach diesen Dingen und glaube nicht, daß in Paris Irgendjemand danach frage." End-lich gelang ihm jedoch die Entdeckung der sogenannten Cité Napoléon, wo ein Hauptgebäude eine Zahl Arbeiter-familien, im Ganzen 500 Personen umfaßt. Damit ist ein Bade- und Waschhaus, sowie eine Kleinkinderschule verbunden. Die einzelnen Wohnungen sind gegen eine Miethe von 60—200 und 300 Francs ausgeliehen. Bemerkenswerth ist, daß sich an den ersten Anfängen dieser Cité im Jahre 1849 gegen 20,000 Arbeiter als Actionäre zu 25 Francs betheiligt hatten, was schon, nach des Verfassers Bemerkung, „eine friedliche Deci-mirung der Juniemeute" gewesen sei. Bei der spätern Reorganisirung der Gesellschaft beschränkte sich aber die Zahl der Actionäre nur auf Wenige, die gar nicht oder nur zum kleinsten Theile den arbeitenden Classen ange-hören. Außer jener Cité gibt es noch vier andere, wo-von aber nur zwei von einiger Bedeutung sind. Als Grund dafür, warum so wenig gethan worden, führte man den orientalischen Krieg an, der zu sehr die Ge-danken und die verfügbaren Geldmittel der Regierung in Anspruch genommen. Auch habe diese von Anfang an keine unmittelbare Betheiligung beabsichtigt, sondern nur, bei Erfüllung bestimmter Bedingungen und der allge-meinen polizeilichen und finanziellen Controle, eine Sub-vention der Unternehmer, und „am besten wäre es wol, wenn die Regierung die Sache unmittelbar in die Hand nähme, denn auch die Arbeiter hätten noch eher Ver-trauen zu ihr als zu Privatpersonen, an deren Uneigen-nützigkeit sie nicht glaubten".

Ein glücklicher Zufall brachte den Verfasser auch auf die Spur der in Paris noch vorhandenen Cooperativ-vereine. Zu Ende 1849 waren in den Departements nicht wenige und in der Hauptstadt viele Hunderte sol-cher Associationen entstanden. Jetzt ist die Zahl der in Paris nachweisbaren Vereine 31, mit 700 Genossen,

*) Vergl. „Die Arbeiterassociationen" u. s. w. von A. Cochut; deutsch von A. Wagner (Tübingen 1852).

die jedoch noch einige Hunderte von Hülfsarbeitern auf Rechnung der Gesellschaften beschäftigen. Davon mögen etwa zwei Drittheile nachhaltig lebensfähig sein. Die zahlreichste Association, die der Schlosser, hat 190, die kleinste, die der Tapezierer, fünf Mitglieder. Eine nähere Bekanntschaft machte Huber mit der Association der Buchdrucker, der Sesselmacher (menuisiers en fauteuil), der Fortepianomacher und Spengler. Die Vereine wurden zum Theil vom Staate, aus den für solche Zwecke bestimmten acht Millionen Francs, durch verzinsliche Darlehen unterstützt. Oefters haben sie sich aber auch aus eigener Kraft zu einer gewissen Stufe des Gedeihens erhoben, nachdem sie sich mit rühmlicher Ausdauer, im Kampfe mit vielfachen Schwierigkeiten, ein zuweilen höchst unbedeutendes Betriebscapital für den Beginn ihres Unternehmens verschafft hatten. Ihr gemeinschaftlicher Zweck ist die allmälige Ausdehnung und Sicherstellung ihres Geschäfts durch Vergrößerung ihres Betriebscapitals und Bildung eines Reservefonds vermittels regelmäßiger Abzüge vom Arbeitslohne der Mitglieder. Regelmäßig sind mit diesen Anstalten Hülfskassen für kranke Genossen und Witwen verbunden; auch haben sie den bemerkbaren Vortheil, daß dadurch jedem erschöpfenden Uebermaß der Arbeitszeit gesteuert wird. Der Zeit nach sind solche Cooperativvereine auf 10—18, einer sogar auf 99 Jahre abgeschlossen. Treten nicht außerordentliche Unfälle ein, so wird sich für jedes Mitglied der am besten stehenden Association der Buchdrucker nach 10 Jahren ein Capital von 7—8000 Francs ergeben. Den Theilnehmern an den Vereinen der Fortepiano- und Sesselmacher stellt jedoch Huber nach je 10 und 18 Jahren nur Raten von 2—3000 Francs in Aussicht.

Von besonderm Interesse sind die Mittheilungen über die im Juli 1853 auf einem Grundstücke von 10 Hectaren begonnene und vorläufig auf 300 Häuser berechnete Arbeiterstadt bei Mühlhausen, von der bereits über 100 Häuser, jedes nur für eine Familie, ganz fertig und bewohnt sind. Als gemeinschaftliche Anstalten zur Benutzung durch die Bewohner gegen geringe, aber die Kosten deckende Beiträge sind projectirt: Wasch- und Badehaus, nach dem Muster der englischen Anstalten, Bäckerei, Schlachthaus, Materialdepot, Kosthaus, Kleinkinderschule, Bibliothek, Lese- und Gesellschaftslocal. Auf Anregung der industriellen Gesellschaft und infolge der Decrete vom Februar und März 1852 ging das Unternehmen von dem elsassischen Großfabrikanten J. Dollfus aus. Zu dem erfoderlichen Capital von 900,000 Francs lieferte $^1/_3$ eine mehr nur nominelle Actiengesellschaft durch 60 Actien zu 4%; 300,000 Francs gab der Staat als subvention gratuite und die letzten 300,000 Francs wurden durch eine Anleihe zu 5% von dem dritten Theile des muthmaßlichen Häuserwerths beigeschafft. Zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers gab es in dieser Arbeiterstadt 60 Miether und 40 Käufer von Häusern. Die Zahl der letztern ist jedoch im Steigen. Die Miether zahlen monatlich 14—17 Francs oder höchstens 7% des Baucapitals, können in 20 Jahren nicht gesteigert werden und stehen immer noch um $^1/_3$ besser als gewöhnliche Miether. Die Bedingungen des Eigenthumserwerbs von Häusern sind: Einzahlung von 3—400 Francs beim Eintritt, was freilich auf Seite der Arbeiter schon den Besitz eines Capitals in Sparkassen u. dergl. voraussetzt; die Uebernahme einer Hypothek für $^1/_3$ des Kaufpreises, wofür dem Crédit mobilier 30 Jahre lang $5^1/_2$% Zinsen gezahlt werden und womit zugleich diese Capitalschuld getilgt wird; endlich wird das letzte Drittel durch monatliche Raten von 20—30 Francs (je nach dem Werthe der Häuser) zugleich verzinst und abbezahlt, sodaß auch diese letztere Schuld nach sechs oder sieben Jahren getilgt ist. Ueberdies ist die Gesellschaft nachsichtig genug, um mitunter auch kleinere monatliche Ratenzahlungen anzunehmen. Der Erwerber des Hauses ist an einige allgemeine Bedingungen, wie an die Erhaltung der Uniformität der Häuser und der sie umgebenden Gärten u. s. w., gebunden. Auch hat sich für den Fall des Verkaufs die Actiengesellschaft ein Veto gegen den Käufer vorbehalten. Außer dieser Arbeiterstadt ist noch aus Mühlhausen, jetzt mit mehr als 40,000 Einwohnern, von denen fast die Hälfte der flottirenden Bevölkerung der Arbeiter angehört, das von Dollfus gegründete Arbeiterasyl und die Arbeiterversorgungsanstalt zu erwähnen. Auch finden sich noch an andern Orten des Elsasses, in Zornhof, Münster, Bischwyler, Gebwyler u. s. w., manche erfreuliche Anstalten zur Hebung und Sicherstellung der Arbeiterzustände.

Um sich eine deutlichere Vorstellung vom Vereinswesen in Frankreich zu machen, muß man allerdings nicht übersehen, daß es noch zum Zwecke vorübergehender Unterstützung, zur Auszahlung von Pensionen u. dergl. unter besonderer Theilnahme des Staatsoberhaupts viele Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe gibt, deren Zahl sich Ende 1853 auf 2773 mit mehr als 300,000 Mitgliedern belief; daß sich bei der katholischen Bevölkerung etwa 30,000 Frauen und Jungfrauen mit Kranken- und Armenpflege befassen u. s. w. Gleichwol wird man gestehen müssen, daß mit dem Allem für ein Land von 35 Millionen Einwohnern noch wenig gethan ist. Umsoweniger läßt sich dies in Abrede stellen, wenn man beachtet, daß von den neun Milliarden der jährlichen französischen Nationalproduction auf die große Mehrheit der Arbeiter und des Mittelstandes doch nur ein täglicher Antheil von 41 Centimes kommt, der in den äußersten Fällen bis unter 15 Centimes herabsinkt, daß also immer noch der weitaus größte Theil der französischen Nation außer Stande ist, sich ein nach den heutigen Begriffen menschenwürdiges Dasein fristen zu können.

Es gab sich von selbst, daß in die „Reisebriefe" auch einige Bemerkungen über die jetzige Stimmung in Frankreich einflossen. Der Verfasser verheißt weder der Fusion der Legitimisten und Orléanisten, noch auch der republikanischen Partei einen baldigen Erfolg. Er meint, im nächsten Menschenalter sei keine andere Staatsgewalt

möglich als die bonapartistische oder eine wesentlich ähnliche. Er meint dies nicht blos, weil die zweite und weit großartigere militärische Cité Napoléon, nämlich die hinter dem Stadthause errichtete Caserne Napoléon, „eine Citadelle im Herzen der Stadt, wo früher ein Netzwerk der finstersten, dumpfigsten Gassen und Gäßchen des alten Paris lag, nicht sobald wieder ein programme de l'Hôtel de ville werde aufkommen lassen". Er stützt seine Ansicht auch auf da und dort vernommene Aeußerungen. So hörte er neben ähnlichen Bemerkungen von einem Arbeitsmanne, dem Haupte einer Association, die freilich nicht ohne Staatsunterstützung zu ihrem leidlich blühenden Zustande gekommen war: „Ce qu'il nous faut en toute chose à nous autres Français, c'est une bonne et forte autorité." Es ist um so glaublicher, daß diese Ansicht in weiten Kreisen vorherrsche, als ja das autoritätsgierige französische Volk so ziemlich unter jeder Regierung gewöhnt war, alles Mögliche und einiges Unmögliche nur von seiner Regierung zu erwarten. Und warum sollte es nicht das Höchste gerade von der Regierung erwarten, in deren Hand es die höchste und einzige Macht gelegt hat? Aber diese Volksstimmung hat auch ihre sehr gefährliche Seite. Wird das jetzige Oberhaupt Frankreichs den Ansprüchen der großen Masse der Arbeiterbevölkerung, deren Loos wahrlich kein beneidenswerthes ist, dauernd zu genügen vermögen? Wird es gleichzeitig den zwar sehr gerechten, aber nicht sehr leicht zu befriedigenden Ansprüchen genügen können, welche die französische Armee nach Beendigung eines wol glorreichen, aber auch opfervollen und nicht sehr erfolgreichen Kriegs unfehlbar erheben wird, sobald erst der Freudenrausch der triumphatorischen Heimkehr und der Empfangsfeste vorüber ist? „Bisjetzt", soll Thiers gesagt haben, „hatte Napoleon III. nur Glück; fortan wird er auch Genie haben müssen." Wir werden sehen.

Während in Frankreich das Volk Alles nur von seiner Regierung erwartet und sich in seinen Erwartungen um so leichter getäuscht sieht, hat es in England, mit größerer Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, aus eigener Kraft weit mehr geleistet, um sich eine bessere sociale Stellung zu erringen. Hier finden wir das Vereinswesen, besonders das cooperative, schon auf höherer Stufe, ungeachtet der in England selbst weitverbreiteten Ansicht, daß „die Masse der working-men geistig und sittlich noch weniger als in Frankreich für die Association vorbereitet sei". Nach allen Forschungen konnte indessen der Verfasser für „die fruchtbare und bedeutende Strömung des cooperativen Vereinswesens" keine andere bestimmte Quelle entdecken als die erfolgreiche Wirksamkeit Robert Owen's. Bei einer sehr löblichen Duldsamkeit, die jedem Glaubensbekenntnisse die freieste Aeußerung in seinen Gemeinschaften (communities) gestattete, huldigte doch bekanntlich Owen in der Theorie einer einseitig materialistischen und communistischen Lebensanschauung. Danach erklärte er jeden Menschen von der Geburt bis zum Grabe für unbedingt abhängig von den sinnlichen Einflüssen; er erklärte ihn darum auch als nicht verantwortlich für sein ganzes Thun und Lassen und verwarf jede Strafe als eine Ungereimtheit oder Immoralität. An dieser Doctrin hielt er bis zu seinem späten Lebensende beharrlich fest. Dennoch sollte er noch in seinem hohen Alter einen höchst schlagenden Beleg zu dem bekannten und leicht erklärlichen Erfahrungssatze geben, daß der entschiedenste Materialismus den grellsten Ueber- und Aberglauben nicht blos nicht ausschließt, sondern sehr häufig aus sich erzeugt. Als die Tischklopferei aufkam, war auch Owen einer der unbedingtesten Gläubigen. Er führte ein sorgfältiges und umständliches Tagebuch über seine Zusammenkünfte mit den Geistern Jefferson's, Franklin's u. s. w. und lebte in so vertraulichem Umgange mit den Gespenstern, daß er sich unter Anderm vom verstorbenen Herzoge von Kent eine Tasse Fleischbrühe und eine Wärmflasche gegen seinen Schnupfen verschreiben ließ. Auch erwartete er unter der Mitwirkung seiner gespenstischen Verbündeten eine baldige Verwirklichung seiner „neuen Welt" mit solcher Zuversicht, daß er eine eigene Schrift schrieb: „The future of the human race, or a great glorious and peaceful revolution near at hand, to be effected through the agency of departed spirits of good and superior men and women" (1854).

Trotz der unverkennbaren, aber bei Owen besonders verzeihlichen Eitelkeit, womit er vor der Welt auf seinem doctrinären Steckenpferde zu paradiren liebte, erkennt doch der hierin sehr unbefangen urtheilende Verfasser der „Reisebriefe" nicht blos seine Verdienste, sondern auch seine hervorragende und höchst achtungswerthe Persönlichkeit in ihrem vollen Umfange an. Er schildert ihn als einen Mann von reinem und einfachem Lebenswandel, von sittlicher und geistiger, von körperlicher, praktischer und geschäftlicher Tüchtigkeit, von unermüdlicher Beharrlichkeit, unerschöpflicher Arbeitskraft, Furchtlosigkeit, Gewandtheit und Geistesschärfe, gesundem Menschenverstande und mannichfaltigster Lebenserfahrung, besonders aber von aufrichtiger und aufopfernder Menschenliebe, wonach „er die Zustände der arbeitenden Classen nicht blos mit klarem Verstande als Sache, sondern auch mit vollem, warmem Herzen für die Menschen ergriff".

Die spätere Geschichte des Vereinswesens in England hat es deutlich gezeigt, daß alle praktisch gelungenen Versuche nur darum gelungen sind, weil die äußersten Consequenzen der materialistisch-communistischen Lehre Owen's entweder absichtlich nicht zur Anwendung kamen, oder weil sie in ihren Extravaganzen wegen der geringen Mittel und der geringen Zahl der Vereinsglieder nicht zur Anwendung kommen konnten. Allein abgesehen vom dilettantischen Beiwerke einer philosophischen Weltanschauung, womit er sich in eine unmögliche „neue Welt" hineinphantasirte, hatte doch Owen die drohenden Uebel der Gegenwart in ihren ersten Keimen nicht blos richtig erkannt, sondern auch die zweckmäßigsten Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen. Auch ist er wenigstens als der moralische Gründer der Kleinkinderschulen in England zu nennen, sowie als einer der ersten und wirksamsten Be-

förderer der Emancipation der Kinder vom Uebermaße der Fabrikarbeit.

Schon 1817 hatte Owen den vollkommen entwickelten Plan einer allmäligen Vertheilung der Masse der arbeitenden Bevölkerung in zugleich industriellen, landwirthschaftlichen, ökonomischen und genossenschaftlichen Colonien (communities) von 3—4000 Seelen, unter den zweckmäßigsten baulichen Einrichtungen, mit allen Vortheilen der großen Industrie und Oekonomie durch Association, mit Vermeidung aller Uebel der Anhäufung in einzelnen Hauptcentralpunkten. Huber sagt:

Dadurch wäre den schlimmsten Folgen der damals noch zukünftigen Entwickelung des britischen Industrialismus vorgebeugt worden. Zugleich hätte das tiefe, mit allen socialen und politischen Bewegungen des Proletariats in England verbundene und fast instinctmäßige Bedürfniß nach einem Antheil am Besitz des Landes Befriedigung erhalten, und zwar in der jetzt ungewöhnlichen, aber historisch und theoretisch vorzugsweise berechtigten sichersten Form eines Gesammtbesitzes. Diese neuen Gemeinden sollten vor allem ihre eigenen Consumtionsartikel produciren. Ihre Landwirthschaft sollte hauptsächlich Spatencultur sein, deren große Ertragsfähigkeit Owen nachgewiesen hatte, indem zur Ernährung einer Familie ein und selbst ein halber Acre bei einer Bearbeitung hinreiche, welche gleichwol noch dem Vater und der Mutter zu einer andern Hauptarbeit in der Fabrik oder sonstwo Zeit genug lasse. Solche Thatsachen seien nicht zu ignoriren, wenn man bedenke, daß die Ernährung eines Armen die Pacht von 10—15 Acres verschlinge. Damit sei die allgemeine Frage nach Groß- oder Spatencultur noch nicht entschieden, weil dafür noch andere Punkte in Betracht kämen, und weil jedenfalls noch Raum genug bleibe zur Production für den Welthandel und für Befriedigung der Nichtproducenten im Inlande.

Auch der weitern Bemerkung des Verfassers muß man beipflichten:

daß jetzt England, wenn es den mit prophetischem Blicke in die Zukunft ertheilten Rathschlägen Owen's zeitig genug gefolgt wäre, eine gesunde, auf genossenschaftlichen Besitz gegründete, in wohlhäbigen Gemeinden über das Land vertheilte Arbeiterbevölkerung haben könnte, statt seiner gegenwärtigen Arbeiterbastillen und der in Pauperismus schon versunkenen oder dahin gravitirenden oder sonst verwilderten Millionen seines Proletariats.

Bekanntlich hatte Owen durch seinen großartigen Versuch zu New-Lanark die Ausführbarkeit seiner ökonomischen Vorschläge durch mehrjährigen vollständigen Erfolg außer Zweifel gesetzt. Indessen war dieses New-Lanark nichts weiter als eine sogenannte „latente Association"; es war eine große Fabrik, worin Owen selbst als Eigenthümer und Haupt eine Menge trefflicher Einrichtungen zum Gedeihen seiner Arbeiter gründete und durch seine Autorität im förderlichen Gange erhielt. Eine zeitlang hatte Owen in seinem Streben zur Besserung der Zustände der arbeitenden Bevölkerung bei der hohen und höchsten weltlichen und selbst geistlichen Aristokratie vielfache Aufmunterung und einige Unterstützung gefunden. Seit dem Tage von Peterloo aber (1823), „wo 50,000 unbewaffnete, halbverhungerte Arbeiter mit ihren Weibern und Kindern von einigen Hundert stupiden, fetten, übersatten, halbtrunkenen, zugleich brutalen und feigen Yeomenreitern gesprengt und 400 niedergeritten und niedergehauen wurden", hielt es die englische Aristokratie und Bourgeosie für bequemer, sich gegenüber den Ausbrüchen der Volksnoth auf die rohe Gewalt zu verlassen. In seiner Misstimmung veräußerte also Owen mit großem Vortheile New-Lanark und siedelte nach Nordamerika über, wo er die bekannte Rapp'sche Colonie von New-Harmony erwarb. Hier aber sollte seine Doctrin in ihren letzten Consequenzen zur Geltung kommen, und da er sich, seinem Princip zuliebe, auch seiner Autorität als Arbeitsherr freiwillig begeben hatte, gerieth seine Colonie um so eher in Zerrüttung. Nach einigen Jahren kehrte er also wieder nach England zurück, wo er, im unermüdlichen Kampfe mit zahllosen Schwierigkeiten und in Opposition mit fast allen Parteien, wenigstens den Gedanken der Cooperativbewegung wach erhielt, obgleich ihm selbst und seinen Anhängern keine praktischen Versuche von namhaftem Erfolge weiter gelangen. Erst nach 1848, besonders seit 1850, tauchten wieder in größerer Zahl solche Associationen auf. Selbst die an sich zu beklagenden Strikes der letzten Jahre, wo die Arbeiter erfolglos, aber „mit der einer bessern Sache werthen" Beharrlichkeit kämpften und ihre mühsam erworbenen Ersparnisse in ungeheuern Summen für ihre Zwecke verschwendeten, gaben durch die Noth, die sie hier und da erzeugten, den Anlaß zur Entstehung neuer productiver Vereine.*) Endlich bildete sich zur Förderung des Vereinswesens theils aus Arbeitern, theils aus Geistlichen und hauptsächlich aus Juristen eine Association zu dem besondern Zwecke, um den Vereinslustigen die formalen und legalen Schwierigkeiten der Gründung aus dem Wege zu räumen, um ihnen im Labyrinthe der englischen Juristerei als Führer zu dienen. Unter diesen verschiedenen Einflüssen ist jetzt wieder die Cooperativbewegung eine steigende. Gegenwärtig gibt es in England und Schottland an solchen nachweisbaren Vereinen etwa 220, wozu sonst noch 50—60 kommen mögen. Die Gesammtzahl der Mitglieder ist mindestens 25,000. Viele dieser Vereine, die meist auch ausdrücklich oder stillschweigend Mäßigkeitsvereine sind, haben von kleinem Anfange aus sehr erfreuliche Fortschritte gemacht, meist unter sehr ungünstigen Verhältnissen, fast immer ohne alle Unterstützung der höhern Stände und oft unter heftiger und gehässiger Anfeindung von Krämern, Fabrikanten und sogar der Presse.

Außer den Cooperativvereinen haben besonders die schon von O'Connor angeregten Land- und Baugesellschaften eine große Ausdehnung gewonnen. Zunächst handelte es sich nur um den Besitz von Grund und Boden zum Erwerb des damit verbundenen politischen Wahlrechts der Vierzigschilling-Freeholders; andere Gesellschaften nahmen aber den Anbau ausdrücklich in ihr

*) Diese als Zeichen der Volksgährung und des Standes der Volksbildung gleich beachtenswerthen Strikes riefen auch eine eigenthümliche Art proletarischer Volkspoesie hervor, besondere Strike- und Kampfeslieder mit der Auffoderung zum Ausharren im Kriege des passiven Widerstands. Die vom Verfasser mitgetheilten Proben gehören wol zu den besten Volksliedern der Neuzeit.

Programm auf. Der Ankauf von großen Grundstücken (estates) zur Vertheilung an die einzelnen Betheiligten nach einem gewissen Turnus oder nach dem Loose wird durch die Vereinigung von verzinslichen kleinen Beiträgen vieler Actionärs, meist Arbeiter, bewerkstelligt. Der Vortheil besteht nicht blos im Unterschiede des Großpreises vom Parcellenpreise, sondern auch in einer sehr beträchtlichen Kostenersparung für den Erwerb der neuen Rechtstitel. Diese Vereine beruhen auf dem Princip der Lebensversicherung, jedoch mit dem Hauptunterschiede, daß statt der Aussicht auf eine künftige Geldrente der volle Besitz eines Grundstücks und Hauses sogleich erlangt wird, indem der Besitzer nur wenige Jahre hindurch etwas mehr bezahlt, als er fortwährend für Miethe bezahlen würde. Um die Gründung der Land- und Baugesellschaften erwarb sich zur Zeit der heilsamen Agitation der Anti-Cornlaw-League ein Arbeiter aus Birmingham, J. Taylor, besondere Verdienste. Von diesem theilen die „Reisebriefe" im Auszuge eine zu London gehaltene Rede mit, die ein Meisterstück volksthümlicher Beredtsamkeit ist. Auch der unermüdliche Cobden hatte die Sache mit Erfolg in die Hand genommen, zunächst um für eine neue parlamentarische Reform eine größere Zahl unabhängiger Freeholderstimmen zu gewinnen. So entstand die große National-Freehold-Land-Society, der ähnliche Vereine theils zur Seite, theils im conservativen Interesse entgegentraten. Jetzt gibt es in England und Wales 130 solcher Vereine, davon einer unter dem Patronat des Prinzen Albert, mit einem nominellen Capital von wenigstens 3,600,000 Pf. St. und wirklichen Einzahlungen bis zu 900,000 Pf. St. Die von ihnen angekauften 310 Grundstücke sind in 19,500 Parcellen ausgethan.

Was die interessanten Einzelheiten über die besondern Associationen der Schneider in London, der Maschinenbauer, der von einer Actiengesellschaft gegründeten großen Lichterfabrik zu Belmont u. s. w. anlangt, so verweisen wir auf das an wissenswürdigen Dingen überhaupt sehr reichhaltige Buch selbst. Beachtenswerth ist, daß doch endlich auch die der Praxis nachhinkende Theorie die große Zukunft der cooperativen Bewegung zur Lösung der socialen Frage mehr und mehr anerkennt. So ist namentlich die jetzige größte volkswirthschaftliche Autorität in England, Stuart Mill, über die Ansichten hinausgeschritten, die er noch in der ersten Auflage seines „System der Nationalökonomie" entwickelt hatte. Dabei hält er zwar die Berechtigung der Concurrenz gegen die socialistische unbedingte Verwerfung derselben fest, indem er mit Recht die cooperative Praxis ganz unabhängig von dieser falschen doctrinären Voraussetzung auffaßt. Zugleich erklärt er jedoch die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn für ein sehr wichtiges und berechtigtes Gebiet der Ausgleichung zwischen Capital und Arbeitskraft. In ähnlicher Weise äußern sich andere englische Autoritäten, wie der Professor der politischen Oekonomie in Oxford, Richards, von dem unlängst L. Bucher einige volkswirthschaftliche Vorträge übersetzt hat. Bei dieser Hinweisung auf die Männer der Wissenschaft in England macht noch Huber über den „jetzigen" Lieblingsschriftsteller der deutschen Conservativen, über W. H. Riehl, die treffende Bemerkung: „er scheine zu glauben, es sei Alles gesagt, wenn er bewiesen zu haben meine, sein sogenanntes Proletariat eigne sich gar nicht und habe gar keinen Anspruch auf Haus und Familie." Diese unbefangene Aeußerung ist um so schätzenswerther, als doch auch Riehl ein Mitarbeiter im conservativen Weinberge ist, der die Innere Mission nicht blos „als eine Mission der Kirche, sondern zugleich der conservativen Socialpolitik" auffaßt. Gewiß haben seine Naturgeschichten von „Land und Leuten", die auf Manches aufmerksam machen, was bisher übersehen oder über die Achsel angesehen wurde, ihr großes Verdienst. Aber schließlich machen sie doch nur den Eindruck einer höflichen Einladung an das gebildete conservative Publicum, sich in ästhetischer Beschaulichkeit von seinen Sperrsitzen aus den Verfall der Gesellschaft und das in Lumpen gekleidete Proletariat mit der Lorgnette zu betrachten, und es liegt einige Selbstironie darin, wenn einmal Riehl von jenen seltsamen doctrinären Käuzen spricht, die durch eine gründliche Beschreibung des Verdauungsprocesses den Hungernden den Hunger zu stillen gedenken.

Größer als die Zahl der eigentlichen Cooperativvereine, wozu auch die besonders gute Geschäfte machenden cooperativen Getreidemühlen zu zählen sind, ist die der distributiven Vereine oder sogenannten cooperative stores zum gemeinschaftlichen Ankauf und Verkauf von Lebensmitteln. Bei der in England, wie überall, noch herrschenden Anarchie des Zwischenhandels und Kleinverkehrs, wodurch unberechenbare Werthe und Arbeitskräfte nicht blos auf unnütze, sondern oft auf positiv schädliche Weise verschwendet werden, bietet sich gerade in dieser Richtung den englischen Consumvereinen noch ein sehr weites und ergiebiges Feld zu ersprießlicher Thätigkeit. Wie groß noch die Nachtheile der unbedingten Willkür und des gänzlichen Mangels einer Ordnung in der Concurrenz der distributiven Verkehrsorgane sind, davon wurden in einer Hauptversammlung der cooperativen Vereine zu Rochester, in der Zeitschrift „Leader" und anderswo merkwürdige Beispiele angeführt. Außer 4000 Bier- und Schnapsschenken gibt es in London 9000 solcher Organe zur Versorgung von 2½ Millionen mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen. Rechnet man also auf jedes Geschäft fünf Personen, so kommt eine auf je 55 Consumenten, während eine auf je 200 bei angemessener Vertheilung völlig genügen würde. Auf 100 englische Quadratmeilen städtischen Flächeninhalts würden 100 Buchhandlungen hinreichen; London hat aber 1000 und doch hat Mancher ¼ — ½ Stunde Wegs bis zu seiner nächsten Buchhandlung. Die jährlichen Kosten jeder Buchhandlung zu 500 Pf. St. angeschlagen, muß also das Publicum jährlich mindestens 450,000 Pf. St. unnützerweise an 8 — 900 überflüssige Buchhandlungen zahlen. Paris hat auf eine Million Einwohner 600 Bäcker, London auf 2½ Mil-

kommen 2800, also 1300 zu viel. Darum ist das Getreide in London nur 5% theurer als in Paris; das Brot dagegen ist oder war bis in die neuere Zeit um 30—40% theurer. Die londoner Gemüse- und Früchtehändler (costermongers) zahlen meist eine Miethe für ihre Schieb- und Eselskarren, die auf 200% des Werths derselben hinausläuft. Auch die Eisenarbeiter in Birmingham miethen noch zu hohen Preisen für gewisse Operationen ihrer Arbeit Dampfmaschinen, die sie sich durch Association bei weitem billiger selbst anschaffen könnten, u. s. w. „Diese ungeregelte Concurrenz der distributiven Organe erklärt es, daß ein großer Theil der Vortheile wohlfeiler und guter Production, welche die Frucht der Concurrenz der productiven Organe ist, in solchem Maße wieder aufgehoben wird, daß der Consument, zumal der ärmere, 30—50% theils am Preise, theils an der Qualität verliert."

Von der Corruption des Kleinhandels ist indessen ein Theil der durch Vereine gegründeten sogenannten cooperative stores keineswegs freigeblieben. Manche dieser Consumvereine haben es nur auf Gewinn abgesehen und suchen die Consumenten auszubeuten, während die Actienbesitzer und Vereinsmitglieder, obgleich meist den arbeitenden Classen angehörend, ihren persönlichen Bedarf anderswo als in den von ihnen selbst gestifteten stores ankaufen. Dies gilt jedoch nicht von allen Consumvereinen. Mit der Gründung und Vermehrung dieser Anstalten ist also immerhin schon ein Schritt zur Besserung gethan, gegenüber der unerhörten Demoralisation der großen Masse der gewöhnlichen shop-keepers, „von denen neun Zehntel, nach zuverlässigsten Zeugnissen und genauen chemischen Untersuchungen, bei neun Zehntel ihrer Waaren oft Fälschungen bis zu neun Zehntel der angeblichen Substanz vornehmen, häufig schädliche und zum Theil sehr gefährliche Fälschungen". Leider findet sich diese Teufelei einer schamlosen Verfälschung der unentbehrlichsten Waaren und Nahrungsstoffe nicht blos in England. Solange mithin fort und fort die große Masse der unbemittelten Consumenten nicht blos betrogen, sondern auch im buchstäblichen Sinne vergiftet wird, hat man sich wahrlich nicht zu wundern, wenn periodisch, wie zur Zeit der Cholera, auch der Glaube des Volks an Vergiftung mit den ihn begleitenden Excessen zum Vorschein kommt.

Die „Reisebriefe" enthalten noch gar Manches zur Schilderung des Nothstandes eines beträchtlichen Theils der englischen Bevölkerung, wogegen die Associationen mit vorerst noch schwachen Kräften ankämpfen. Es gibt bisjetzt erst wenige Fabriken, in denen sich der Arbeiter ein menschenwürdiges Loos erringen kann, und weit die meisten verdienen noch immer den Namen von „Schlachthäusern der Sittlichkeit" (moral slaughterhouses). Selbst innerhalb der Vereine wird noch selten ein Bedürfniß der Verwendung eines Theils des Gewinns zu Zwecken der Belehrung und geselligen Erheiterung erkannt. Von den 24,000 Schneidern und Schneiderinnen in London ist noch ein sehr großer Theil in der Hand von beschnittenen und nichtbeschnittenen Kleiderjuden, unter denen die Firma „Moses und Sohn" besonders berüchtigt ist. In ungesunden, heißen Höhlen müssen sich diese Unglücklichen gegen den jämmerlichsten Lohn abarbeiten. Bald ist ihre Lebenskraft erschöpft und unglaublich Viele erblinden in kurzer Zeit. Dann werden sie unbarmherzig beiseite geworfen, um besten Falls in Hospitälern oder im Arbeitshause ihr vergiftetes Leben zu Ende zu bringen. Endlich macht noch Huber die traurige Beobachtung, daß in London und anderswo die „Gräuel der Wohnungsfrage" eher zu- als abgenommen haben. In den zahllosen dunkeln, feuchten und stinkenden Gassen sehe man eine Feuersbrunst als eine Wohlthat an, weil sich dann die Leute, nach Oeffnung der Wasserröhren zum Löschen, am überströmenden Wasser etwas zugute thun können. Dieses werde ihnen von den Wassercompagnien so knapp zugemessen, daß es nicht einmal zur Löschung des Durstes, viel weniger zur Reinlichkeit auch nur entfernt zureiche. Darum seien Wasserdiebstähle und Prügeleien um Wasser an der Tagesordnung, wogegen nach starken Regengüssen die Jauche oft genug zwischen den Dielen der Fußböden herausquelle. Selbst das an sich beste Wohnungssystem der „kleinen Häuser für kleine Leute" (cottages) habe durch die Schuld der Aristokratie und des Mammonismus in den Umgebungen der Städte und auf dem Lande wo möglich noch schlimmere Zustände erzeugt; denn in gewissenlosester Weise werde der Cottagebau auf unvorbereitetem Grund und Boden betrieben, oft in Vertiefungen, wo jeder Regen einen Sumpf bilde, oder auf Höhen ohne allen Schutz gegen Winterstürme.

Im Hinblicke auf das leibliche und sittliche Elend, dem Millionen zum Opfer fallen, macht das ebenso lieblose als gedankenlose Gebaren der Vornehmen und Reichen und die selbstsüchtig starre Abgeschlossenheit der geistlichen und weltlichen Aristokratie einen desto widerlichern Eindruck. Sind die Ausnahmen von dieser traurigen Regel um so ehrenwerther, so ist doch ihre Zahl viel zu gering, um nicht die bittern, aber gerechten Urtheile des Verfassers weit mehr zu bestätigen als zu widerlegen. „Der Beruf", sagt Huber, „dessen die englische Kirche so gern sich rühmt: to be the poor man's church, ist eine leere, heuchlerische Phrase geworden." Auch die angebliche Ehrfurcht der Engländer vor dem Gesetz erklärt er einfach für „nicht wahr". Von der englischen Aristokratie heißt es:

Sie ist als solche in der täglich zunehmenden liberalen, demokratischen Bewegung verhaßt und nicht geachtet. Die Masse der arbeitenden Classen, sofern sie nicht bewußt demokratisch ist, hegt einen dumpfen Haß gegen sie. Also die englische Aristokratie ist nicht populär und hat wenig moralische Wurzeln im Lande, weil sie es nicht verdient.

Gerade in England steht indessen der noch herrschenden Noth eine Fülle von Machtmitteln zur noch möglichen Bewältigung derselben an der Seite. Die Behauptung, daß „die Summe der Quadratmeilen englischen Bodens, der Meilen englischer Küste und englischen Stromlaufs, durch englische Hände ausgebeutet, einen etwa zehnmal größern realen Werth habe als dieselben Werthzeichen

der geographischen und ethnographischen Ausstattung anderer Länder, z. B. Frankreichs", begründet Huber auf kaum widerlegbare Weise durch geschichtliche und statistische Thatsachen. Abgesehen von dem noch unbedeutenden englischen und französischen Colonialbesitze in der Mitte des 18. Jahrhunderts, habe damals England auf 5,500 Quadratmeilen 8½ Millionen Einwohner gehabt, Frankreich aber auf 10,000 Quadratmeilen 20 Millionen Einwohner. Dieses sei also scheinbar doppelt so stark als England gewesen. Allein nach Verlauf eines Jahrhunderts hätten sich die Errungenschaften Englands (ungerechnet die seitdem emancipirten nordamerikanischen Colonien) auf 120,000 Quadratmeilen, 150 Millionen Einwohner und 15 Milliarden Nationalbesitz belaufen, diejenigen Frankreichs auf 16,000 Quadratmeilen und 42 Millionen Einwohner und nur vier Milliarden Nationalbesitz. Zum Vortheile Englands verhielten sich also die Errungenschaften wie 5 : 1, während vor einem Jahrhunderte das ursprüngliche englische Betriebscapital anscheinend nur die Hälfte des französischen betragen habe.

Zur Erklärung dieser auffallenden Unterschiede weist Huber zunächst auf das Verhältniß der Küstenlinie zum Flächeninhalte, das für das britische Inselreich 1 : 5 ist, für Frankreich 1 : 60, für Deutschland 1 : 100, für das europäische Rußland 1 : 200, für Spanien 1 : 28. Dann sei aber auch bei gleicher Ausdehnung der Küstenwerth und Flußwerth Englands ein viel höherer. So sei der praktische Werth der Themse, auch des Humber, wol zehn mal größer als von Seine, Loire, Garonne und Rhône. Und solcher Flüsse mit meerbusenähnlichen Mündungen habe das britische Inselreich ein halbes Dutzend, davon drei, Severn, Shannon und Clyde, mit oceanischer Richtung. Ueberdies habe es noch ebenso viele Ströme zweiten und dritten Rangs, zum Theil von so großem wirklichen Werthe als die französischen Ströme ersten Rangs. Dazu komme der Reichthum Englands an größern und bessern Häfen. Unter den andern Ländern Europas mit scheinbar günstiger Küstenbildung leide die Pyrenäische Halbinsel am Mangel der Gliederung und Einbuchtungen und habe nur wasserarme Flüsse. Auch Italien mit Sicilien, Griechenland und Kleinasien, sowie Skandinavien hätten alle nicht einen einzigen schiffbaren Fluß und darum nicht einen Handelshafen ersten oder auch nur zweiten Rangs nach englischem Maßstabe. An der Südküste, als der eigentlichen Kriegsfronte Großbritanniens, habe dieses die besten Kriegshäfen, sodaß namentlich gegen das nach Süden durch die Insel Wight geschlossene Portsmouth der französische Kriegshafen Cherbourg trotz der darauf verwendeten Millionen als kleinlich erscheine. Endlich habe nicht blos der Boden Englands (Reichthum an Steinkohlen, Eisen u. s. w.) den Charakter nutzbarer Mäßigung, sondern auch das Klima, sodaß dieses eigentlich das allein gemäßigte in Europa sei. Zum Belege für diese Behauptung beruft sich Huber darauf, daß er in den nach der See auslaufenden Thälern von Devonshire Cactusarten, Kirschlorber u. A. fast wild, und daß er auf der ausgesetzten Höhe der Insel Wight Feigenbäume im Freien gefunden habe, wie kaum in Spanien und Italien. Selbst dem Uebermaße von Feuchtigkeit in der westlichen Hälfte Englands sei in der neuesten Zeit durch die Erfindung der Drainröhren begegnet worden, worin bereits englische Landwirthe den „Hauptanker von Altengland" erblicken.

Wie hoch man auch für Großbritannien den Werth dieser natürlichen Quellen seiner Macht und Wohlfahrt anschlage, so hat doch Huber den zweifellos wichtigsten Umstand übersehen, daß hier durch Beseitigung der Leibeigenschaft und Frohndienste aller Art schon einige Jahrhunderte früher als in den Festlandsstaaten der große Grundsatz der freien Arbeit zur Geltung gekommen ist. Die freie Arbeit, die zu eigenem Vortheile, nicht aber für fremde Zwecke schafft, leistet unermeßlich mehr als die Zwangsarbeit, und wo dies Jahrhunderte lang geschehen ist, müssen endlich im Bestande des alle Zweige der Production befruchtenden Betriebscapitals solche auffallende Unterschiede wie zwischen England und den Festlandsstaaten zutage kommen. Mit dieser frühzeitigen Anwendung des großen Princips der freien Arbeit hängt auch das Heerwesen in England zusammen, das hier nicht, wie im monarchischen Festlande, auf den Zwang der Conscription und des soldatischen Frohndienstes gegründet werden konnte. Die englische Regierung mußte sich die Truppen, die sie dauernd im Frieden unterhalten wollte, anwerben und diese geworbenen Freiwilligen verhältnißmäßig hoch bezahlen. Eben darum beschränkte sich England, im Vergleiche zu den continentalen Großstaaten, auf einen geringern Bestand seines stehenden Heers; es wurden also der nützlichen Production dort weniger Arbeitskräfte entzogen. Auch dieses besondere Moment ist von großem Belange. So hatte schon M. Chevalier berechnet, daß Frankreich infolge seiner größern Verschwendung von Arbeitskraft für militärische Zwecke nur in der kurzen achtjährigen Periode von 1839—46 um 1200 Millionen Francs ärmer geworden ist als England. Zum weitern und schlagenden Belege, daß die freien Institutionen von noch größerm Belange für das Gedeihen des öffentlichen Wohlstandes sind, als sogar die mehr oder minder reiche Ausstattung der Länder durch die Hand einer freigebigen Natur, kann auch die Schweiz mit ihrem Milizsystem angeführt werden, das geringen Aufwand erfodert und in die bürgerlichen Berufskreise der arbeitenden Bevölkerung nur höchst selten und stets nur vorübergehend auf kaum bemerkbar störende Weise eingreift. Die Schweiz, ein Binnenland mit meist rauhem und undankbarem Boden, besitzt alle die natürlichen Vortheile nicht, in denen Huber vorzugsweise die Quellen der Macht und des Reichthums von Großbritannien zu finden glaubt. Sie hat sich dennoch unter sehr ungünstigen äußern Verhältnissen einen hohen Grad des Wohlstandes und ein beträchtliches Besitzthum errungen *), weil

*) Statistische Belege dafür gibt auch die kleine, aber gehaltreiche Schrift: „Schweizerische Zustände. Für Einheimische und Fremde" (Basel und Zürich 1856).

sie es seit Jahrhunderten nicht geduldet hat, daß der Erwerb und die Arbeitskraft ihrer Bürger für improductive Militärdienste verschwendet werden durfte.

Ob aber Huber die Gründe für Englands Gedeihen mehr oder minder vollständig entwickelt habe, man wird doch seiner Behauptung beipflichten müssen, daß die Machtquellen Großbritanniens denen von drei andern europäischen Großmächten wenigstens gleichkommen. Eben diese unleugbare Thatsache preßt ihm den überconservativen Angstschrei aus: „Erwägt man Englands Machtmittel, die je zwei bis drei andern Großmächten das Gleichgewicht halten, so wird man ermessen, was die Welt von England bei dessen zunehmender Demokratisirung zu erwarten hat." Wir denken doch, daß gerade von dorther die Welt nicht das Schlimmste zu erwarten hat. Das englische Vereinswesen, wie es die „Reisebriefe" schildern, ist schon an sich ein Beweis, daß dem britischen Volke die zur Selbstrettung erfoderliche gesunde Kraft noch nicht versiegt ist. Darum dürfen wir wenigstens hoffen, daß auch die geistliche und weltliche Aristokratie Englands, die des Landbesitzes wie der Industrie endlich gezwungen werde, aus ihrer selbstsüchtigen und starren Besonderung herauszutreten und die in ihrer oft todten Hand noch liegenden ungeheuern Mittel zum wahren Wohle Aller flüssig zu machen.

Aber freilich ist diese Hoffnung noch keine Gewißheit, und wo wir auch die Blicke hinwenden, wir müssen mit dem Dichter ausrufen: „Untröstlich ist's noch allerwärts!" Denn in den für alle löblichen Zwecke des Menschenlebens schon gegründeten Vereinen sehen wir zwar die Wege betreten, die uns über den Pauperismus und die ihm untrennbar verbundene geistige und sittliche Verkümmerung hinausführen könnten; aber vielleicht ist die sittliche Erschlaffung schon allzu groß geworden, als daß wir diese Wege noch bis zum Ziele verfolgen wollten. Auch zeigt es sich bei tieferm Einblicke in die Verhältnisse deutlich genug, daß selbst mit dem besten und ausdauerndsten Willen der Einzelnen und ihrer Vereine das Erfoderliche überall nicht geleistet werden kann, wo noch die Association der Associationen, wo also der Staat, soweit er noch in der Form des Militär- und Polizeistaats befangen ist, den wohlmeinenden Bestrebungen der erstern hemmend und oft geradezu zerstörend entgegentritt.

Für die richtige Bemessung und Beurtheilung des drohend anschwellenden Pauperismus wird es nämlich viel zu oft übersehen, daß die Begriffe der Armuth, des Wohlstandes und Reichthums stets nur relative sind, daß sie dies nicht blos in den Beziehungen der Einzelnen zu Einzelnen sind, sondern auch in denen des Staats zu andern Staaten, sowie unsers ganzen europäischen Staatensystems im Verhältnisse zu der transatlantischen Neuen Welt. Dadurch allein, daß vielleicht auch Europa von Jahr zu Jahr mehr und sogar beträchtlich mehr Güterwerthe erzeugt als in jedem vorhergehenden Jahre, werden wir noch keineswegs über die Gefahr des Pauperismus und der ihm verbundenen Entsittlichung hinausgehoben. Solange das durch den Welthandel uns so nahe gerückte und so innig verbundene Nordamerika verhältnißmäßig noch mehr Werthe producirt, muß sich auch in Europa das Gefühl und Bewußtsein der verhältnißmäßigen Verarmung, und das ist gerade der Pauperismus, stets von neuem erzeugen. Damit geht eine wachsende Unzufriedenheit mit den socialen Zuständen Hand in Hand und die so allgemein herrschend gewordene Sucht, sich auf Kosten der Gesammtheit durch verbrecherischen oder doch mühelosen Erwerb die Mittel zum reichlichsten Genusse zu verschaffen. Eben dieser Mammonsdienst ruft dann auch jenen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen das mit saurer Arbeit erworbene Eigenthum hervor, wie er in der Zunahme der Dieberei, des Betrugs, der Fälschungen, des Wuchers, der frevelhaften oder leichtfertigen Schwindeleien jeder Art immer greller zutage tritt. Aber gerade jenes Misverhältniß in der Production der Neuen und unserer Alten Welt muß sich in steigendem Maße vergrößern, solange noch Europa Milliarden seines jährlichen Erwerbs und die Arbeitskraft von vierthalb Millionen Männern zur Erhaltung eines kläglichen bewaffneten Friedens verschwendet. Hier liegt also der Cardinalpunkt, wo die so oft schon wiederholte Sage von der „Rettung der Gesellschaft" endlich doch noch zur Wahrheit werden könnte.

Mit besonderer Beziehung auf England enthalten die „Reisebriefe" die treffende Bemerkung, daß wol schon durch zweckmäßigere Verwendung der Hälfte der ungeheuern Summen, die seit 30 Jahren in der Form von Armentaxen vom bodenlosen Sumpfe des Pauperismus verschlungen wurden, den jetzigen Nothständen hätte vorgebeugt werden können. Meinerseits habe ich in meiner „Militärpolitik" (vgl. Nr. 22 d. Bl.) auszuführen gesucht, daß jährlich an den Kosten des bewaffneten Friedens in Europa mindestens zwei Milliarden Francs erspart werden könnten, daß gleichwol die Kraft der militärischen Vertheidigung gegen jeden Angriff dadurch nirgends geschwächt, sondern vielmehr wesentlich gesteigert würde. Solche Ersparnisse zu machen, um sie zur endlichen Ueberwindung des Pauperismus und der immer tiefer fressenden Entsittlichung zu verwenden, dies sind die europäischen Gewalthaber den zahlreichen Millionen der arbeitenden Bevölkerung schon lange schuldig geworden, aber leider auch schuldig geblieben.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Dichterische Uebersetzungen.

1. Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Uebersetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch von G. F. Daumer. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1855. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine Zeit wie die unserige, der man formelle Durchbildung und sprachliche Virtuosität nicht absprechen kann, wird an poetischen Aneignungen und Uebertragungen um

so reicher sein, als auch die Vielseitigkeit unserer Bildung für die verschiedenartigsten Dichtwerke aller Zeiten und Zonen irgendein Interesse mitbringt, das sich mindestens unter literar- oder culturhistorische Rubriken stellen läßt. Der außerordentliche Reichthum der deutschen Sprache, welche gerade durch unsere modernen Dichter an neuen Wortbildungen mehr gewonnen hat, als die Stammhalter der germanischen Gelehrsamkeit zugeben wollen, befähigt sie vor allen andern, fast mühelos sich die Fülle poetischer Gestaltungen anzueignen, welche die Phantasie der verschiedensten Nationen unter den eigenthümlichen Einflüssen ihrer Bildung und Gesittung hervorgerufen. Während der französische Uebersetzer sich vergebens bemüht, die kühne originale Bildlichkeit deutscher Poeten in seine Sprache einzuführen, und leicht an der Klippe des Lächerlichen scheitert, weil das correcte und gesellschaftlich geschulte Denken der Franzosen dem Flug poetischer Inspiration ebenso wenig zu folgen versteht, wie die Phantasielosigkeit mancher deutschen, wissenschaftlich gebildeten Kritiker: ist die deutsche Sprache ebenso geeignet, das einfache Volkslied der naivsten Nationen in angemessenen Klängen wiederzugeben, wie dem geistigen Schwunge aller großen Dichter von David bis zu Dante und Milton, von Homer bis zu Ariosto, Tasso, Camoëns, von Aeschylos und Sophokles bis zu Shakspeare und Calderon, zu Byron und Victor Hugo zu folgen und ihn in volltönenden Rhythmen auszudrücken. Wie jeder Vorzug leicht zu Fehlern verleitet, so hat die Gefügigkeit und der Reichthum der deutschen Sprache ein Uebersetzungsfieber veranlaßt, welches die neuern Originaldichtungen zu beeinträchtigen droht. Wir meinen damit nicht blos die fabrikmäßigen Uebertragungen der neuern Boulevardsstücke und Mysterienromane — nein, auch die Literarhistoriker von Fach, geistvolle Gelehrte oder begabte Poeten gefallen sich darin, Werke zu übertragen, deren ästhetischer Werth ein zweifelhafter ist und welche höchstens als literarische Curiositäten von Interesse sind. Zum Zwecke des gelehrten Studiums genügt aber das Original — eine Uebersetzung ist stets eine Appellation an das große Publicum, das sein Interesse für wahrhafte Dichtwerke von dauerndem Werthe, für die vollgültigen Schöpfungen des guten Geschmacks aufsparen muß und nicht an beliebige Merkwürdigkeiten der Literaturgeschichte verzetteln darf.

„Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg ist freilich eine so hervorragende Dichtung, daß wir es dem trefflichen Germanisten und Dichter Karl Simrock zum Verdienst anrechnen müssen, sie unserer Zeit in einer gelungenen Uebertragung nähergebracht zu haben, umsomehr, als seine Bearbeitung möglichst treues Anschmiegen an die originelle Sangweise des mittelalterlichen Poeten mit einer geschmackvollen modernen, allgemein zugänglichen Form vereinigt. Die Dichtung selbst, welche von einigen Kritikern unter den lyrisch-epischen Dichtungen des Mittelalters am höchsten gestellt wird, ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Was zunächst ihren Inhalt betrifft, so ist sie ohne Frage die tiefste Liebesdichtung jener Zeit und lehrt uns mehr als jede andere das Wesen der mittelalterlichen Minne kennen. Aus den lyrischen Stoßseufzern jener wandernden Sänger können wir von ihm keinen klaren Begriff erhalten; sie sind zu gestaltlos, zu unbestimmt, und es war leicht, ihnen einen ätherischen, Platonischen Charakter unterzuschieben. Die fromme blonde Minne Emanuel Geibel's oder die dogmatische Liebe des Redwitz'schen Jung-Walter, der indeß durch einige kleine sittliche Licenzen bereits mehr an die ältern Liebespoeten erinnert, konnten sich mit einem Anschein von Recht auf ihre mittelalterlichen Vorgänger berufen. Doch wer bereits die Poesie der provenzalischen Troubadours, nicht in den editiones castigatae ihrer neuen Bearbeiter, sondern im Original studirte, dem wehte daraus ein so kräftiger sinnlicher Hauch, eine oft derbe und zügellose Lust der Materie entgegen, daß die Aehnlichkeit der neuen verhimmelten Liederpoesie mit jener alten, an die sie sich anlehnen wollte, fraglich werden mußte. Noch mehr ist dies der Fall, sobald wir eine epische Dichtung zur Hand nehmen, deren Inhalt, wie in „Tristan und Isolde", die Liebe in den mannichfachsten Lebensbeziehungen darstellt und dabei in einer Fülle oft tiefsinniger Betrachtungen ihr innerstes Wesen zu ergründen sucht. Hier schwindet jener Schein des Seelenhaften, Aetherischen, Unsinnlichen, der bisher verklärend über der mittelalterlichen Minne schwebte, gänzlich; sie gewinnt an Menschlichkeit, fast auf Unkosten des geistigen Elements und der sittlichen Mächte, die im blinden Taumel der Leidenschaft herabgesetzt werden; sie zeigt sich als die heitere Sinnlichkeit, die später in Ariosto und Boccaccio ihre schönsten Blüten trieb, und die Trauer, die über ihr schwebt, ist nur die Klage über die Ungunst der Verhältnisse, über die Störungen und Hemmungen des Glücks.

Die mittelalterliche Minne ist naiv; die Naturseite der Liebe wird plan, frischweg, ohne Bedenken, aber auch ohne Ueppigkeit geschildert; das offenbart sich in „Tristan und Isolde" wie in den Nibelungen und den andern Dichtungen jener Zeit. Doch die Situationen in „Tristan und Isolde" haben das voraus, daß sie immer ungewöhnlich, gesucht, in bedenklicher Weise anstößig sind. Die Katastrophen der Dichtung sind nicht rein menschliche Lebensbilder, sondern Ausnahmesituationen. So schon in der Vorgeschichte von „Riwalin und Blanscheflur", deren Liebesverhältniß in seinem Entstehen und Wachsen mit großer Zartheit geschildert ist; doch die Art und Weise, wie diese zarte Liebesblume die Knospe sprengt, erinnert mehr an das Treibhaus als an die Frühlingssonne. Eine Liebe als Pflegerin am Krankenlager hat etwas Rührendes und Schönes, aber eine Liebe, die dem Siechthum gegenüber in sinnlichen Gluten auflodert, eine leidenschaftliche Liebesscene in der Beleuchtung des Spitals, zwischen einem schwerkranken Romeo und einer „liebeblinden" Julie, hat etwas Abstoßendes, das durch die Darstellungsweise des Dichters, der gerade durch den kecken Contrast zu wirken sucht, keineswegs gemildert wird. Riwalin ist lebensgefährlich ver-

wundet worden und liegt schwer darnieder; seine Blan-
scheflur besucht ihn verkleidet:

Und sie, die Schöne, eilte hin,
Und als sie ihm ins Auge sah,
„O weh mir immer“, sprach sie da;
„Weh, daß ich jemals ward geboren!
Meine Hoffnung, wie ist die verloren!“
Da nickt' ihr Riwalin nur kaum;
Die Kräfte ließen ihm nicht Raum
Als einem todtsiechen Mann.
Das sah sie aber wenig an
Und verdacht' es nicht, nein, liebeblind
Saß zu ihm das schöne Kind
Und legte ihrem Riwalin
Die Wang' an seine Wange hin,
Bis ihr da zu gleicher Zeit
Von Freud' und auch von Herzeleid
Gar des Lebens Kraft entwich;
Ihr rosenfarb'ner Mund erblich,
Die lichten Lebensfarben
Erloschen und erstarben,
Die sie geziert bis diesen Tag.
Ihren klaren Augen ward der Tag
Trüb und finster wie die Nacht.
So lag sie in der Ohnmacht
Und ohne Sinne lange,
Ihre Wang' an seine Wang
Sanft gelehnt, als wär' sie todt.
Als sie darauf aus dieser Noth
Zu Kraft ein wenig wieder kam,
Ihr Lieb' sie in die Arme nahm,
Legt' ihren Mund an seinen
Und küßt' in einer kleinen
Weil' ihn hunderttausend mal,
Bis sich aus ihrem Munde stahl
In ihn die Glut der Minne;
Denn Minne war darinne.
So gab ihr Mund ihm Freude kund
Und lieh ihm solche Kraft ihr Mund,
Daß er das kaiserliche Weib
An seinen halbtodten Leib
Nahe zwang und inniglich.
Nicht lange mehr verzog es sich,
Bis da Beider Wunsch erging
Und das süße Weib empfing
Von des Mannes Herrlichkeit.
Auch war er von der süßen Maid
Beinah und von der Minne todt.
Half ihm Gott nicht aus der Noth,
So konnt' er nimmermehr gedeih'n;
So genas er, denn es sollte sein.

Wir wollen zu diesen Ausnahmesituationen nicht einmal die Begegnungen im Bade rechnen, wo den Helden Tristan zuerst Isolde mit dem Racheschwerte aufsucht, dann ihre Mutter Isot, die ihr wegen dieser „schönen Frauensitte“ Vorwürfe macht, aber selbst lange dort verweilt und zuletzt noch „Brangäne, die stolze, die weise“, welche „lachend und leise, schön und wohlgestrichen zur Thür hineingeschlichen“ kommt; denn dies „Bad“ ist vom Dichter als beliebiges Local zu einer ernsten Scene gewählt, und es zeugt nur von der Unverfänglichkeit der damaligen Sitten, daß der Poet, abgesehen von jener mütterlichen Ermahnung, auf die Eigenthümlichkeit der Situation weiter keine Rücksicht nimmt. Dagegen ist die Hochzeitnacht des alten Königs Mark in einer Weise ausgemalt, welche über das Naive hinaus geht; indem der Dichter sich nicht blos in der Schilde rung gefällt, sondern frivole Betrachtungen daran knüpf Des Königs Brautwerber Tristan hat mit Isolde a der Hinüberfahrt nach England von dem Liebestra getrunken, der für das königliche Paar bestimmt wa natürlich entbrennen sie Beide in heißer Leidenschaf deren Folgen die künftige Königin mit Angst vor d Hochzeitnacht erfüllen. Ihre Gefährtin Brangäne m also aushelfen.

Da Marke nun zu Bette fand,
Brangäne war ins Brautgewand
Der Königin geschloffen.
Es war ein Tausch getroffen
Der Kleider unter denen.
Tristan führte Brangänen,
Die Pein zu leiden und die Noth;
Die Lichter löschte Frau Isot.
Herr Mark Brangänen zu sich zwang;
Ich weiß nicht, wie der Anfang
Dieser Sache ihr gefiel;
Doch sie ergab sich in das Spiel,
Daß es ohne Lärm verblieb.
Was ihr Gespiel auch mit ihr trieb,
Sie zahlte und gewährte,
Was er von ihr begehrte,
Mit Messing oder Golde
Nach seinem Wunsch, die Holde.
Ich wollte deß mich wohl verseh'n,
Es sei nicht häufig sonst gescheh'n,
Daß man so schönes Messing hat
An gold'ner Pfennige Statt
Zu Bettegeld gegeben.
Zu Pfande setz' ich auch mein Leben,
Kein edler Erz seit Adam's Tagen
Ward noch zu falschem Geld verschlagen,
Und nie Betrug so wohl zu loben,
Einem Mann unter je geschoben.

Nachher aber tritt Isolde unbemerkt an Brangä Stelle:

Er zwang sie nah an seinen Leib.
Da gedeucht ihm Weib wie Weib:
Was er gefunden, fand er hier.
Gut war Wesen und Manier
Beider miteinander.
An Jedweder fand er
Gold neben Messing.
Sie leisteten die Theiding
Also her und also hin,
Ihm fiel nichts auf in seinem Sinn.

Eine dritte Situation, die an Homer's heitere bilder erinnert, ist die Liebesscene zwischen Tristan Isolde im kühlen Schatten des Gartens, wo Isolde köstliches Lager bereiten ließ und wo sie Beide in Umarmung vom König Mark überrascht werden.

Weib und Neffen fand er
Mit Armen zueinander
Geflochten so gedrange,
Ihre Wang' an seiner Wange,
Ihren Mund an seinem Munde.
Was er da sah zur Stunde,
Was ihn die Decke sehen ließ,
Sich außerhalb der Linnen wies
Hier an dem obern Ende:
Ihre Arme, ihre Hände,

Brust und Achsel, das war all
So nah zusammen und so prall
Gezwungen und geschlossen,
Ein Bildwerk, das gegossen
Aus Erz und Golde stände,
So feste Fügung fände
Man so leicht nicht daran.
Die Königin und Tristan,
Sie schliefen fest und lange
Weiß nicht nach welchem Gange.

Wir führen diese Stellen keineswegs an, um eine ithologie frivoler Situationen und Reflexionen zu geben, dern nur, um nachzuweisen, wie pikant, raffinirt, neunzösisch modern eine hochgefeierte mittelalterliche Dichg ist, und wie wenig die Minne jener Zeit Dem tspricht, was die frommen Chevaliers und Schwanengfrauen der heutigen Tage darunter verstehen. Ja, m muß weiter darin gehen und behaupten, daß „Tristan d Isolde" von Gottfried von Straßburg in seinen blin Dithyramben heißblütiger Leidenschaft alle Schranken : Sitte so keck überspringt, wie es kaum in einer ann Dichtung der Fall ist. Und es sind nicht blos die hranken der Sitte, es ist das höher stehende Gefühl Rechts und der Wahrheit, das fortwährend auf das ödeste verletzt wird. Wenn Simrock Romeo und lie, Pyramus und Thisbe und andere Sagen von r unbewältigenden Macht der Minne mit „Tristan d Isolde" in eine Linie stellt, so vergißt er dabei, daß kner von allen die Verhöhnung der Treue, der Wahrk so gewissenlos verherrlicht wird, wie in dieser; ja er ßt, daß Romeo und Julie und alle die andern bespaare wol durch ihre Leidenschaftlichkeit ins Verben gestürzt werden, daß aber ihre Liebe nichtsdestoiger eine reine und unbefleckte ist. Was soll man r von Gottfried's Heldin Isolde denken, die aus den htmäßigen Umarmungen des ungeliebten Königs in Arme des Geliebten eilt! Und wäre dies kein jurischer Ehebruch, was Simrock zu bestreiten sucht *), so bt es immer ein moralischer Liebesbruch und die Reint einer Julie wird nicht im entferntesten von einer olde erreicht, welche mit vollem Bewußtsein an zwei chen speist. Der Liebestrank bietet auch eine wenig gültige Entschuldigung, denn ein Dichter darf nie Zurechnung aufheben, ohne uns kalt zu machen en seine Helden, mag er nun symbolisch oder materisch motiviren. Der Liebestrank mag die Heftigkeit Leidenschaft erzeugen, aber er kann nicht den raffinir- Betrug entschuldigen, den die Liebenden fortwährend begehen, ohne sich im geringsten darüber Kümmerniß zu machen. Sie sind nur unglücklich, wenn sie in ihrem Behagen, in der Bequemlichkeit und Sicherheit der Rendezvous gestört werden, niemals durch einen innern Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung. Das deutet der Dichter nirgends an, während er die Poesie des Genusses mit den heitersten Farben ausmalt und das sinnliche Glück als selbstverständliches letztes Ziel, als einzigen Zweck der Liebe hinstellt. Das ist das Wesen der mittelalterlichen Minne. Daß sie nicht keusch ist im üblichen Sinne, sondern unkeusch, dafür liefert „Tristan und Isolde" wol den schlagendsten Beweis. Doch wir wollen den Dichter weder für den überlieferten Sagenstoff, den er bearbeitete, noch für die erotischen Sitten seiner Zeit, deren Spiegel er ist, verantwortlich machen. Es galt nur den Nachweis, daß die mittelalterliche Minne sich mit der christlichen Sittlichkeit keineswegs in Eintracht befindet, und daß man ihr Wesen nicht aus Fouqué und Redwitz kennen lernt.

Was der Dichter selbst aus dem Stoffe gemacht, das zeugt von einer genialen Begabung, deren Eigenthümlichkeit allerdings zu dem Charakter der bearbeiteten Sage vollkommen paßte. Den Dichter beseelt, obgleich er bürgerlichen Standes war, eine heitere Ritterlichkeit, die eben sich um Gebote abstracter Moralität wenig kümmert, sondern mit unbefangenem Sinne nach erquicklichen Lebenspreisen ringt. Die schöne Männlichkeit, die chevalereske Form, das edle, tapfere Betragen, die Kunstfertigkeit jeder Art in Sang und Ritterspiel machen seinen Tristan zu einem der auserlesensten Repräsentanten des Ritterthums, das eben in diesen Aeußerlichkeiten vollkommen aufging. Mit diesem „Edelsinn" verträgt sich der raffinirte Betrug, wie die Liebenswürdigkeit der schönen Isolde nach der Auffassung des Dichters durch ihre Ränke und Listen und das freventliche Spiel mit dem Eide nicht gefährdet wird. Die Darstellung Gottfried's von Straßburg ist reich an psychologischen Feinheiten und erinnert hin und wieder an die Anatomie der Liebe, die wir in vielen neuen französischen Romanen finden. Die Liebe als ausschließliche sinnliche Leidenschaft wird in ihrer Genesis, in ihrem Wachsthum, in ihren Genüssen, ja selbst in den kleinen Befeuerungen durch Aerger und Zorn, durch die Hemmnisse der Sitte, durch den Zauber einträchtigen Naturlebens mit einem dichterischen Glanze, mit einem Reichthum an Anschauungen und Betrachtungen, überhaupt mit einer Meisterschaft geschildert, welche Gottfried von Straßburg unter den Liebesdichtern aller Zeiten einen hohen Rang einräumt. Die durch den Stoff gegebene Fülle von Abenteuern ist glücklich verwerthet, indem der Dichter Alles mit solcher Heiterkeit und Klarheit darstellt, daß selbst die trüben und grellen Bilder, die mitunterlaufen, keinen verletzenden Eindruck machen. Als einen Seelenmaler, geübt in der Darstellung zerrissener, schwankender Zustände, die er mit feiner Dialektik zersetzt, zeigt sich der Dichter besonders in der Schilderung der Eifersucht, welche das Herz des Königs Mark bewegt.

*) Gewiß mit Unrecht; denn abgesehen davon, daß dem Gange der ung nach kein Grund vorhanden ist, warum diese Ehe zwischen König Königin nicht stattgefunden haben sollte, weist auch folgende Stelle die juristischen Formalitäten deutlich hin, wenn auch die Trauung t erwähnt wird:

Als sie zur Eh' begabt nun ward
Und an ihrem Recht bewahrt,
Daß Cronwel ihr und Engelland
Mit dem Geding ward zugewandt,
Wenn sie erblos sollte sterben,
So sollte Tristan erben,
Dennoch die Huldigung gebracht u. s. w.

Was die Form der Dichtung betrifft, so gehört sie eigentlich jener lyrisch-epischen Dichtweise an, welche in neuester Zeit wieder gäng und gäbe geworden ist und welche daher, wenn sie auch für eine Mischform gelten muß, doch bestimmten Anfoderungen der schaffenden Phantasie in den verschiedensten Epochen der Dichtkunst entspricht. Einige der berühmtesten mittelalterlichen Dichtungen, welche die kräftige Gedrungenheit, den echten epischen Freskenstil der Nibelungen nicht erreichten oder als unangemessen verschmähten, gehören dieser Mischgattung an, in welcher die Naivetät der epischen Darstellung durch eine Fülle von Reflexionen unterbrochen wird und die Subjectivität des Dichters recht laut und lange mitspricht. Kritiker, die sich auf ihre Einsicht viel zugute thun, haben dies als einen Hauptfehler moderner Dichtungen gerügt, und doch finden wir diese Eigenthümlichkeit in den Dichtwerken aller Zeiten. Man lese „Tristan und Isolde"! Jeden Augenblick unterbricht der Dichter den epischen Zusammenhang durch meistens geistvolle Betrachtungen und gehorcht nur einem damals üblichen Dichterbrauch, wenn er der ganzen Dichtung einen Rattenkönig von Sprüchen mit großen Initialen vorausschickt und auch einzelne Abschnitte mit spruchartig gehaltenen Reflexionen schließt. Ja, als er die „Schwertleite" seines Helden schildern will, fällt ihm ein, wie mannichfach schon die Ritterzier beschrieben ist, und er schiebt eine Verherrlichung zeitgenössischer Poeten, eines Hartmann, Veldeke, von der Vogelweide u. A. ziemlich ausführlich ein, ehe er daran geht, die Hosen und das sonstige Costüm seines Helden zu schildern. Auch bringt er bei dieser Gelegenheit eine von ihm oft beliebte Menge von Anspielungen aus dem Gebiete der Mythologie so kunstvoll wie möglich an. Dann stimmt er bisweilen gleichsam sein Instrument mit einem guten Spruchreim, z. B.:

Ein lang Gespräch von Minne
Belästigt höf'sche Sinne,
Ein gutes Wort von Minne
Ist gut für gute Sinne —

und nachdem er so präludirt, ergeht er sich mit liebenswürdiger Geschwätzigkeit über das Heil und Unheil der Liebe. Wir wollen diese Stelle als Probe für die an Shakspeare erinnernde Anmuth und Sinnigkeit der Reflexionen, für die bilderreiche, glänzende Diction und zugleich für die Anschauung, welche der Dichter von der sinnverwirrenden Macht der Minne und von dem Hauptinhalte seines eigenen Werks hat, mittheilen. Es ist dies überhaupt die einzige Stelle, an welcher sich der Dichter selbst gegen die Falschheit erklärt, die er sonst mit so vielem Behagen schildert. Er will damit nicht als der Mitschuldige seiner Helden erscheinen. Dennoch kann man ihn trotz dieses Protestes nicht freisprechen; denn es sind nicht moralische Principien, von denen er ausgeht, sondern die Mühsal und Pein, das Mislingen und der Verdruß sollen uns von Trug und Ränken abhalten. Es ist der feinere Epikuräismus der Gesinnung, welche das Gute nicht um seiner selbst willen preist, sondern wegen der damit verknüpften Annehmlichkeit:

Wie wenig ich in meinen Tagen
Des lieben Leides hab' ertragen,
Der sanften Herzensschmerzen,
Die innerhalb der Herzen
So recht sanft und unsanft thun,
So weissagt mir das Herz doch nun
Und gerne halt' ich es für wahr,
Diesen zwein Gelieben war
Nun gar sanft und wohl zu Muth,
Da sie die leidige Hut,
Die Qual verliebter Sinne,
Die Feindin der Minne,
Von ihren Pfaden weggebracht.
Ueber Beide hab' ich viel gedacht
Und denke heut' und allezeit:
Wenn ich Liebeslust und Leid
Mir will vor Augen breiten,
Ihr Wechseln und ihr Streiten
Im Herzen zu betrachten,
So wächst mein sehnlich Trachten
Und Muth, mein Heergeselle,
Als ob er in den Himmel schwelle.
Wenn ich der Wunder denke,
Mich wundernd d'rein versenke,
Die an der Liebe fände,
Wer zu suchen nur verstände,
Was Freud' an Liebe läge,
So man sie mit Treue pfläge —
So wird das Herz mir gleich zur Stund'
Größer fast als Septimund,
Und erbarmt mich dann die Minne
Von ganzem Herzenssinne,
Daß die Meisten, die da leben,
An Minne haften und kleben,
Und der ihr Recht doch Niemand thut.
Wir haben Alle guten Muth,
Zu wandeln auf der Liebe Bahn.
Nein, Minne ist nicht so gethan,
Wie wir uns weis wol machen
Mit trügerischen Sachen.
Man nimmt der Dinge übel wahr,
Sät Bilsen aus im Februar
Und wundert sich am Erntetage,
Daß er Rosen nicht und Lilien trage.
In Treuen, das mag nimmer sein:
Wir heimsen andere Frucht nicht ein,
Als wir in das Feld gestreut:
Wir ernten, was der Same beut.
Wir müssen schneiden und mäh'n,
Was wir in den Acker sä'n.
Wir bau'n die Minne
Mit galligem Sinne,
Trug und Falschheit in der Brust,
Und fodern dann von ihr die Lust
Des Lebens und der Herzen.
So bringt sie uns nur Schmerzen,
Unsüße Frucht von arger Art,
Die von uns selbst gezogen ward.
Hernach, wenn uns die Reihe trifft
Und in dem Herzen schwiet ihr Gift
Und tödtet uns darinne,
So zeihen wir's die Minne
Und geben ihr die Schuld daran,
Die nie daran die Schuld gewann.
Wir hatten Falschheit ausgesät
Und billig jetzt nur Leid gemäht.
Thut uns dies Leid nun schmerzlich weh,
So sollen wir's bedenken eh',
Künftig bessern Samen streu'n,
Uns bess'rer Ernte zu erfreu'n.

Da hin zur Welt uns steht der Muth,
Mög' er bös sein oder gut,
Wie thun wir unsern Lebenstagen,
Die wir verspielen und verjagen
Im Namen der Minne,
Und finden nichts darinne
Als die Mühsal und Pein,
Die wir selber legten d'rein,
Nur Mislingen und Verdruß;
Finden nichts von dem Genuß,
Deß unser Jeglicher begehrt
Und der uns billig bleibt verwehrt.
Den Genuß gibt steter Freundesmuth,
Der sanft zu allen Stunden thut,
Der bei dem Dorn auch Rosen trägt
Und Süßigkeit bei Schmerzen hegt,
In dem bei allen Sorgen
Die Minne liegt verborgen,
Der stets am Ende Freude schenkt,
Wie oft er auch in Kummer senkt:
Den findet man so selten nun,
Die Ernte bringt das falsche Thun.

Wenn Karl Simrock in gewohnter Weise die Schätze altdeutscher Poesie unserm Verständniß näher bringt, so tritt Daumer in seiner „Polydora" in die Fußtapfen Herder's und sammelt in dem „weltpoetischen Liederbuch" die Stimmen der Völker, diesmal ohne die Schärfe der Tendenz, wenn auch der Hauch heitern Lebensgenusses die ganze Sammlung durchweht. Eine solche Sammlung hat die Gefahr zu vermeiden, ein ethnographisches Curiositätencabinet zu werden, in welches auch Roheit, Barbarei, Uncultur mit eingeschmuggelt wird. Eine Gedichtsammlung muß vor allem einen ästhetischen Eindruck machen; die unarticulirten Laute der Volkspoesie gehören in ethnographische Werke, so sehr auch die Romantiker in ihrer Ehrfurcht vor dem Naturwüchsigen die Poesie der Interjectionen bis zum Uebermaß ausgebeutet haben. Nach dieser Seite hin verdient Daumer's „Polydora" volle Anerkennung. Der gute Geschmack, den der Dichter bereits in seiner vortrefflichen Aneignung des „Hafis" und im „Mahomet" bekundet, zeigt sich ebenso in der Auswahl wie in der Behandlung der volksthümlichen Liederpoesie. Eine melodische Getragenheit, welche dennoch das Charakteristische mithervorhebt, ertheilt diesen „Stimmen der Völker" Adel und Würde.

Die Spenden der antiken Musen, die uns Daumer vorführt, gehören zu den Kleinodien der Sammlung. Daumer sagt in der Vorrede:

„Die antiken Musen" mögen als ein Versuch gelten, die classische Poesie der alten Griechen und Römer dem deutschen Publicum ein wenig näher zu bringen, als es auf dem bisherigen, meist sehr unzweckmäßigen, pedantisch abstoßenden und unpopulären Wege hat gelingen wollen. Dazu ist nöthig, daß man die Alten wenn auch keineswegs modernisire im schlimmen Sinne des Worts, d. h. verfälsche, ihres specifischen Geistes und Charakters entkleide, doch wenigstens wirklich deutsch sprechen lasse und keine Formen in Anwendung bringe, die wider den Genius der Sprache sind und in dieser, statt den Fluß und Reiz der antiken Verse zu haben, einen vielmehr barbarisch abschreckenden, rauhen, harten, ungelenken, oft wahrhaft abscheulichen Charakter annehmen. Uebersetzungen sollen ja doch Vermittelungen, nicht Klüfte und Scheidewände sein; wenn sie aber mehr abstoßen als anziehen, so können sie nicht für Vermittelungen und insofern auch nicht für Uebersetzungen gelten. Treue im gemeinen Sinne des Worts ist oft Untreue im höhern und umgekehrt; läßt sich Beides vereinigen, so ist es gut; wo nicht, so darf die höhere Treue nicht der gemeinen zum Opfer fallen, sondern diese muß es der höhern.

Nach solchen nur billigungswerthen Grundsätzen sind die Uebertragungen aus den griechischen Lyrikern ausgeführt, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Gedichte, was die geschmackvolle, nirgends gezwungene Form betrifft, den Eindruck von Originaldichtungen machen, während doch der Stempel des antiken Geistes ihnen in unverkennbarer Weise aufgedrückt ist:

O siehe, wie die Charis,
Da mailiche Wonne waltet,
Von Rosen eine Fülle
Ueberall so lachend ausstreut;
Wie sich gethürmte Meerflut
In ruhige Glätte wandelt;
Wie dort die Reiseschwinge
Der flüchtige Kranich ausspannt,
Sich ihrer Ruderkünste
Freuet die Ente hier;
Wie aus so reiner Höhe
Die herrliche Leuchte Titan's
Dem irdischen Revier
So goldene Grüße sendet.
Allerdings ja schwand die Trübe,
Die dumpf gedrückt den Erdkreis;
Im Glanze steht das Saatfeld
Und helle scheint und heiter
All' menschliche Mühe dir.
Fruchtkeime dringen aufwärts;
Ertrag verheißt der Oelbaum;
Die bacchische Ranke grünet,
Im Blatte keimt und Auge,
Die selige Lust bereitend,
Die im Pokale schäumet,
Das sonnige Leben ihr.

Wenn die Muse von Hellas uns überall, von der Charis geleitet, so licht und sonnig entgegentritt, hat Roms Dichtung einen ernstern, mehr praktischen Zug. Catull, Tibull, Properz haben nicht ganz die weichen Tinten eines Anakreon. Sie führen uns mehr in bestimmte Lebensverhältnisse ein; es ist nicht das poesievolle Gaukeln einer selbstgenügsamen Heiterkeit, welche um alle Blumen des Lebens flattert; es tritt bereits ein Wägen und Messen ein; man findet Parallelen zwischen den einzelnen Schönheiten, Betrachtungen über die Stellung in der Gesellschaft, über Rang und Adel, eine reflectirende Lüsternheit im Inhalte, eine epigrammatische Zuspitzung in der Form. Der breiten Lebensprosa des juristischen Rom können auch seine Dichter nicht entgehen. Wandern wir weiter durch die dichterisch geschmückten Hallen des Völkerpantheon, so begrüßen wir die Stimmen des Ostens, chinesische, indische, malayische, persische, hebräische und arabische Lieder, von denen sich die indischen durch große Anmuth und Zartheit, die persischen durch künstlerische Bildung und stolze Ueppigkeit auszeichnen, während die chinesische Ballade uns an die bekannte Malerei auf Vasen und Ofenschirmen gemahnt. Wie reizend sind die indischen Musen:

Ob du dich, begrüßt vom süßen,
Sanften Nachtigallentone,
An den Hulden der Geliebten
Still gelabt im Pavillone;
Oder ob du, um zu kosen
Mit verwandten edlen Geistern,
Mit der Dichtkunst Virtuosen,
Mit des Denkens hohen Meistern
Ruhevoll die mondbeglänzten
Gartenauen hingewandelt —
Immer hast du schön gelebet,
Immer hast du wohl gehandelt.

Die persische Muse dagegen zeichnet sich durch ihre Polemik gegen die Ascese aus, mit der sie ihre lebensfreudigen Rhythmen durchdringt, während die hebräische mit der ganzen Gewalt ihres theologischen Pathos die Liebe feiert:

Stark wie der Tod die Liebe,
Fest wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend ihre Glut.

Der zweite Band der „Polydora" führt uns durch eine Reihe von Völkerschaften, welche mehr Spielarten der Menschheit als bedeutsame Träger ihrer Entwickelung sind, sodaß auch ihren Liedern das tiefere Interesse fehlt. Zwar prägt sich der Charakter der Nationalität deutlich in ihnen ab. Die neugriechischen athmen einen wilden Räubergeist, die zigeunerischen freie Wanderlust und die eigenthümliche Elegik unterdrückter Volksstämme, die russisch-polnischen Tanzweisen die sporenklirrende slawische Lebenslust mit epigrammatischen Knallbonbons, die lithauischen den frischen Hauch aus den Eichen des alten Perkun, die magyarischen die stolzen, brausenden Weisen einer vom Tokayer angeregten Begeisterung u. s. w. Aber es fehlt diesen Dichtungen der tiefere Unterschied des geistigen Gepräges, der sich bei jenen Nationen zu erkennen gibt, welche die Träger des Weltgeistes und seiner Entwickelung sind. Darauf kam es Daumer freilich nicht an, im Gegentheile, er wollte den Zug jener tiefern Einheit nachweisen, welcher gerade in diesen Liedern durch alle Verschiedenheit der Zeiten und Stämme hindurchtönt, den Genius des ewig Menschlichen, der seine Fittige bald im dumpfern, bald im freiern Aether entfaltet, stets aber, nah und fern, ein sympathetisches Fühlen weckt und anspricht.

Rudolf Gottschall.

Pariser Unterstützungsvereine für hülfsbedürftige Schriftsteller und Künstler.

Vor einiger Zeit fand in einer Sitzung der Société des gens de lettres im Conservatoire die Vertheilung der sogenannten Véron'schen Preise statt. Demogeot, Universitätsprofessor, erhielt den Preis in Betreff der besten Abhandlung über die Lage der Schriftsteller im 19. Jahrhundert, in der Poesie Karl Daclin den ersten, Willemin den zweiten, in der Novelle L. Foroul den ersten, Graf de Legurat, (unter welchem Namen sich ein angehend weibliches Talent verbergen soll) den zweiten Preis. Von den sechs zur Preisbewerbung eingesandten Abhandlungen über Balzac war keine eines Preises für werth befunden worden, dagegen las Louis Lurine in derselben Sitzung eine preiswürdige „Étude sur Balzac" vor und Sainte-Beuve gab ein vortreffliches Résumé mit höchst beachtenswerthen Seitenblicken auf die gegenwärtige Lage der Schriftsteller. Véron hat später dem Verein angezeigt, daß der anonyme Preisstifter, dessen Dolmetsch er vergangenes Jahr gewesen, auch für dieses Jahr dieselbe Summe von 10,000 Francs zu gleichem Zwecke ausgesetzt habe, sodann daß es der Wunsch des ungenannten Wohlthäters sei, daß der für die Arbeit über Balzac ausgesetzte, bis dahin noch nicht ertheilte Preis dem Verfasser der obengenannten „Étude sur Balzac", L. Lurine, bewilligt werden möge. Das londoner „Athenaeum" brachte inzwischen einige andere interessante Notizen über diesen Verein wie über verwandte pariser Unterstützungsvereine. Die „Société des gens de lettres" wurde 1838 gegründet und zwar ursprünglich zum Zweck des Schutzes der pariser Feuilletonisten gegen den diebischen Nachdruck in den Provinzialjournalen. Erst später wurde der Unterstützungszweck damit verbunden, indem der Baron C. Taylor eine Anzahl Literatoren und Literaturfreunde zusammenberief, eine 1000 Francs-Banknote als Schenkung auf den Tisch niederlegte, damit den Grund zu einer Unterstützungskasse gelegt erklärte und alle Anwesenden auffoderte, nach Maßgabe ihrer Kräfte ihr Scherflein beizusteuern. Einige spendeten sofort 100, Andere 20 Francs, Mehre, die nicht mehr geben konnten, 10 Sous. Der Herzog von Luynes, der sich seitdem fortdauernd als freigebiger Beschützer des Vereins gezeigt hat, schickte sofort eine Gabe im Betrage von 500 Francs. Der Verein legte sein Capital in Staatspapieren an und bezieht gegenwärtig bereits 4000 Francs Zinsen. Unter den letzten Unterstützungsfällen ist namentlich einer beachtenswerth; es wurde nämlich durch die Bemühungen des Vereins im Hôtel-Dieu ein verarmter, heruntergekommener Schriftsteller entdeckt, der nun in ein Privathaus gebracht wurde, wo er auch genas. In denselben zwei Zimmern der Rue de Bondy (die klein, aber mit Büchern und Büsten reich ausgestattet und geschmückt sind), in welchen die regelmäßigen Sitzungen dieses Vereins stattfinden, tagen auch die Vereine der Componisten, der Schauspieler, der dramatischen Autoren, der Künstler und Kunsthandwerker und der Erfinder, im Ganzen ein Complex von sechs Gesellschaften, sämmtlich unter der Oberaufsicht des enthusiastischen Präsidenten, Baron C. Taylor. Der später namentlich von Scribe geförderte Verein der dramatischen Autoren, der gegenwärtig in Verbindung mit dem Erzbischof von Paris einen Urenkel Corneille's in einem Kloster unterstützt, rühmt sich, seine Anfänge bis auf Beaumarchais zurückleiten zu können; sonst sind diese Vereine sämmtlich jüngern Ursprungs, besitzen aber trotzdem insgesammt schon ein jährliches Einkommen von 80,000 Francs und haben bereits während ihres gesegneten Bestehens an bedürftige Mitglieder Summen im Gesammtbetrage von 40,000 Pf. St. vertheilt. Zusammen zählen sie 18,091 Mitglieder, wovon 485 der Société des gens de lettres, 709 dem Verein der dramatischen Autoren und Componisten angehören. Der Ertrag öffentlicher Feste, Bälle (wie die sinnigen Künstlerbälle im Jardin d'hiver), Musikaufführungen (wie jüngst in der Kirche St.-Eustache) dient zur Vermehrung der Vereinscapitalien. Der Berichterstatter im londoner „Athenaeum" meint, daß zwar die französischen Vereine nicht über so große Geldmittel verfügten wie die Vereine ähnlicher Gattung in England, daß aber ihre Verwaltung bei weitem minder kostspielig, ihre Organisation zweckmäßiger, ihre Thätigkeit energischer, ihre Wirksamkeit überhaupt ersprießlicher sei, und schließt seine Mittheilung mit den Worten: „Manche arme Schauspielerinnen, manche in Noth gekommene Literaten, entmuthigte Künstler verdanken den geringen Comfort, dessen sie sich erfreuen, der Liberalität, welche das französische Volk stets beweist, wenn es darauf ankommt, öffentliche Vergnügungen zu unterstützen, welche durch eine mildthätige Tendenz geadelt sind".

H. M.

Notizen.

Maccaronische Poesie.

Ein recht interessantes Buch ist das von Octave Delapierre zusammengestellte „De la littérature maccaronique et de quelques raretés bibliographiques de ce genre“, das zwar angeblich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, aber doch, wie z. B. vom londoner „Athenaeum“, öffentlich besprochen wird. Dem Berichterstatter des englischen Blattes zufolge verdienen unter den mitgetheilten Proben die irischen und schottischen den Preis, namentlich hat der Verfasser der „Lamentatio Hibernica“ den frühern Union-Club in Pall-Mall sehr glücklich in maccaronischen Versen beschrieben, z. B.:

Stat domus, occidua Londini parte, palati
Moenibus haud procul, dux inclytus olim.
Nunc genus ignavum confusaque turba frequentat,
Bond-street loungers, Gamesters cum cruribus albis
Et nigris, vini potores, et Politicians,
Ex-Ministers, Ministers, in short, hic Union est Club.
Noctes atque dies patet omnis janua sporti,
Qua juvenes cartos inter dicesque prolongant
Horas et dullum contrivant killere tempus.
Hic ludis cyathisque juvat consumere noctem,
Mane domum redeunt yawnantes et semidrunki,
Head-achibus misere legentes, heart-achibusque.
Serius, ah quoties, argenti pondera et auri
Plorant, non iterum reditura pocketibus emptis!
Hic Sheridan, Whitbread, ille et Norfolkius hero,
Qui majestatem populi Foxique salutem
Per ternis celebrat cheeris et bumpere largo.
Hic et Egotistes longum tenet argumentum
Erskinius, nullo gabbae virtute secundus,
Primus et orator se judice Westminster Halle.

Delapierre bemerkt, daß der Verfasser in dem Vorwort gerade „neue“ Ableitung des Worts „maccaronisch“ gibt: „Verum hoc maccaronicum derivatum est ex Graeco Μακαρων, qui felicium rerum conjunctio, or happy mixtura.“ Diese Erklärung ist jedoch keineswegs neu, sondern die bekannte von [illegible] aufgestellte. Von eigenthümlichem Interesse sind auch die Inschriften, welche Bibliophilen in maccaronischen Versen in ihre Bücher schrieben, z. B.:

Si quisquis furetur
  This little libellum,
Per Phoebum, per Jovem
  I'll kill him, I'll fell him!
In ventrem illius
  I'll stick my scapellum,
And teach him to steal
  My little libellum.

Der englische Berichterstatter bezieht sich hierbei auch auf die berühmte Predigt des Kapuziners in „Wallenstein's Lager“, welche auch solche maccaronische Verse enthalte, wie die bekannten:

Contenti estote.
Begnügt*) euch mit eurem Commisbrote!

Spanische Literatur.

Aus den pariser Blättern erfährt man hier und da auch etwas über neueste Erscheinungen der spanischen Literatur, so wie sie in Paris selbst ans Tageslicht treten. Letzteres scheint sich in der That öfter der Fall zu sein, denn der Buchhandel ist in Spanien selbst noch so wenig oder so schlecht organisirt, daß ein in Paris erscheinendes spanisches Werk ohne Zweifel auf größere Verbreitung zu rechnen hat, als wenn es in Spanien selbst verlegt würde. So sind im Laufe dieses Jahres in Paris zwei Publicationen in spanischer Sprache ans Licht der Welt getreten, die „Poesias completas de Placido“ und „Iuicio critico de los principales poetas españoles de la ultima era“, ein nachgelassenes Werk des José Gomez Hermosilla. Die Gedichte des Placido (pseudonym für Gabriel de la Concepcion Valdès) enthalten, nach dem „Journal de l'instruction publique“, nahe 40 Sonette, worunter auch eins auf den Tod Napoleon's I., 13 Fabeln oder besser Erzählungen, eine Anzahl Epigramme, die fein und beißend sind, wie namentlich das Epigramm auf einen „criticastro“, einige Oden auf die Thronbesteigung der Königin Isabella II. und auf die Regierung der Königin Christine, eine Rittersage „El hijo de maldicion“, außerdem romances, letrillas und canciones. Die Sammlung schließt mit den Gedichten „Despedida á mi madre“, „Adios á mi lira“, welche der als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilte Dichter im Gefängniß verfaßte, und der „Plegaria á Dios“, welches er auf seinem Gange nach der Richtstätte in Havanna (29. Juni 1844) recitirte. Ueber das nachgelassene Werk des Hermosilla berichtet das „Athenaeum français“ Folgendes: „Dieser Band umfaßt die kritischen Abhandlungen über die Werke von Fernandez de Moratin, J. Melendez Valdès, dem Grafen de Noroña, Gaspar de Jovellanoz, Alvarez de Cienfuegos, J. Maria Roldan, Francisco de Castro, Manuel de Arjona und Sanchez Barbero. Spanien hat ohne Zweifel noch viele andere namhafte Dichter gehabt, da sie aber bereits der Gegenstand besonderer Studien gewesen sind, so hat sich Hermosilla nur mit denen beschäftigt, die wir genannt haben. Auch spricht er nicht einmal von ihren dramatischen und epischen Dichtungen, sondern nur von ihren «sueltas» genannten Gedichten, welche Benennung Oden, Idyllen, Elegien, Satiren, Episteln, ferner die canciones, romances und letrillas umfaßt. In Betreff des Inhalts sind nicht alle von besonderer Originalität, sondern der Mehrzahl nach Uebersetzungen oder Nachahmungen nach griechischen oder lateinischen, oder neuern französischen, italienischen, deutschen oder englischen Dichtern. Das Werk Hermosilla's ist mit großer Sorgfalt gearbeitet, auch hat der Herausgeber, Vincent de Salvá, interessante Noten beigefügt.“ H. M.

*) Im londoner Blatte steht „vergnügt“.

Bibliographie.

Sartorius von Waltershausen, W., Gauss zum Gedächtniss. Leipzig, Hirzel. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Schmidt, Elise, Drei Dramen. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Alphabet des Lebens. Eine Festgabe für große Kinder. 2te Auflage. Breslau, Kern. Gr. 16. 18 Ngr.

Die Sterne Schwabens. Eine Festgabe für Jung und Alt in Schwaben. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 25 Ngr.

Tegnér, E., Axel. Aus dem Schwedischen von K. Esmarch. Göttingen, Wigand. 16. 7½ Ngr.

Treitschke, H. v., Vaterländische Gedichte. Göttingen, Wigand. 16. 15 Ngr.

Türcke, A., Winterkönig. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 16. 24 Ngr.

Was Ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimath und Fremde. 1ster Band. Göttingen, Wigand. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Gubitz, F. W., Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im Berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige General-Intendantur. Fliegendes Blatt. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **Albert Sacco** in Berlin erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Sommer.

Reisebilder

von

Auguste Kurs.

15 Bogen. Elegant broschirt. 25 Sgr.

Inhalt: Nürnberg. Donaufahrt. Traunfall und Gmunder-See. Fahrt nach Ischl. Ausflug nach Hal-stadt. Auf dem Schafberg. Salzburg. Berchtesgaden. Königssee. Hallein. Durch Tyrol über Innsbruck nach Meran. Botzen. Trient. Riva. Auf dem Garda-See. Mailand. Ein Tag am Comer-See. Wanderungen in Verona. Venedig. Triest. Die Adelsberger Höhle. Fahrt über den Semmering. Wien und Prag.

Dies Werkchen, von der bekannten und beliebten Verfasserin, gibt ein lebendiges Bild der mit Naturschö-heiten geschmückten Länder des Südens in selbstempfundenen Reisebildern.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig erschien soeben:

LA FRANCE LITTÉRAIRE.

Morceaux choisis de Littérature Française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par **L. Herrig** et **G. F. Burguy**. Velinpapier. 45 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Ich erlaube mir, das pädagogische Publicum auf die Bedeutung dieses Buchs, das unter den Lehrmitteln der französischen Sprache ohne Zweifel Epoche machen wird, ganz besonders aufmerksam zu machen. Im Aeussern, wie in seiner innern Einrichtung schliesst dieses

HANDBUCH DER FRANZÖSISCHEN NATIONAL-LITERATUR

im Allgemeinen sich dem durch **fünf Auflagen** bereits weit verbreiteten Handbuche der Englischen National-Literatur von Professor Herrig an.

Es bietet also, wie jenes, eine Sammlung von Schriftproben, in denen sich einmal die Entwickelung und Gestalt der französischen National-Literatur und der Charakter der bedeutendsten National-Schriftsteller, dann aber auch das ganze Leben der Nation abspiegelt, daher besonders dahin gestrebt wurde, durch wohlgeordnete, lesenswerthe, echt nationale Beispiele einen eigentlichen historischen Organismus der französischen Literatur zu geben, d. h. die Geschichte und zugleich die einzelnen Richtungen der Literatur zu verfolgen und dadurch die Schüler zu einem lebendigen und in steter Zunahme begriffenen Interesse an der französischen Literatur zu geleiten. In sittlicher wie in confessioneller Hinsicht ist jeder Anstoss vermieden.

Der Preis des Buchs ist ungemein billig gestellt, um auch den weniger bemittelten Privatinstituten die Einführung desselben zu ermöglichen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Bu-handlungen vorräthig:

Eine italienische Reis

in Briefen

von **C. L. Michelet.**

Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Gesichtspunkte, welche den Herrn Verfasser bei fassung dieses Werks leiteten, gibt er selber also an: „Be-kungen über Italiens Sitten und Zustände, Beschreibungen ner Naturschönheiten, Urtheile über dessen antike und mode-Kunstschätze, Forschungen über bisher sehr bestritt-Punkte auf dem Gebiete der Alterthumskunde Hat sich auch in Italien in der letzten Zeit Vieles veränd so konnte es doch nicht fehlen, daß oft schon Bekanntes vo-führt wurde; aber auch diesem hat die Eigenthümlichkeit Erzählers, indem die anmuthigen Schilderungen der Na-nüsse, ernste Belehrung über Kunst und Alterthum durch Spiegel eines denkenden Geistes reflectirt wurden, immer manche neue Seite abgewonnen.

Berlin. **Heinrich Schindler.**

Bei uns hat die Presse verlassen und ist durch alle Bu-handlungen zu beziehen:

Pott, Aug. Friedr. (ord. Professor an der Univers-zu Halle), **Die Ungleichheit menschlicher Rassen**, hau-sächlich vom sprachwissenschaftlichen Standp-Mit einem Ueberblick über die Sprachverhält-der Völker. — Ein ethnologischer Versuch.

Gr. 8. 2 Thlr.

Lemgo & Detmold, 1. Mai 1856.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 12. Juni 1856.

Zur Erkenntniß und Beurtheilung der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 23.)

L. Simon's „Aus dem Exil" ist eine der liebenswürdigsten Schriften der letzten Jahre. Sie ist der Ausdruck einer kerngesunden Natur, eines reichbegabten und in frischer Kraft vorwärtsstrebenden Geistes, der sich selbst nach keiner Seite hin schon als fix und fertig erklärt, der seit 1848 um einige Illusionen ärmer, um einige Erfahrungen reicher geworden ist. Im Uebrigen ist es noch derselbe Simon, von dessen feurigen Reden sich wol auch die kältesten Herzen seiner Gegner auf ein Viertelstündchen in behagliche Wärme versetzen ließen; dem alle Welt mit Freuden wegen der so offen von ihm bekannten Betheiligung an der Sünde des Jahres 1848 absolviren wird, als nach vieljähriger Mundsperre die Schleußen der Rede sich geöffnet hatten und der Strom der parlamentarischen Rhetorik in so übergroßer Fülle und Vehemenz sich ergoß, daß er jene kostbare Zeit nothwendig verschlingen mußte, die den Vertretern der deutschen Nation für die Möglichkeit eines praktischen Handelns vergönnt war. Sein Buch trägt durchweg das Gepräge der entschiedensten Offenheit, sowie einer mit Milde und Versöhnlichkeit gepaarten strengen Gewissenhaftigkeit nicht blos gegen Freund und Feind, sondern auch gegen sich selbst, und er sagt so unbefangen die „reine, wenn auch nicht die ganze Wahrheit", als wenn dies in einer mit allen Farben geschminkten Welt der Eitelkeit, der Lüge und Heuchelei nicht anders sein könnte.

Nicht als ob alles von ihm Gesagte sehr bedeutend oder irgendwie bedeutend wäre. Wer dürfte dies von irgendeinem zweibändigen Buche und vollends von solchen Denkwürdigkeiten erwarten, die gerade durch ein subjectiv bequemes Sichgehenlassen einen eigenthümlichen Reiz gewinnen? Wir müssen also einige niedliche Kleinigkeiten mit in den Kauf nehmen, die wol das größere Publicum ziemlich gleichgültig ansehen oder übersehen wird. Besonders und gar zu ausführlich ist seine Krankheitsgeschichte im zweiten Bande. Eine glücklich überstandene schwere Krankheit ist zwar stets für den von ihr Betroffenen ein denkwürdiges Ereigniß, aber doch nicht in gleichem Maße für die übrige Welt, mag immerhin ihre nachträgliche Theilnahme am Schicksale des frühern Patienten eine möglichst große sein. Was er aber erzähle, die Art wie er es thut, macht doch immer einen angenehmen Eindruck. Keiner hat sich weniger als er, nachdem so viele Hoffnungen gescheitert, von der Seuche der Blasirtheit anstecken lassen. Darum berichtet er über die Schweiz, über ihre Geschichte mit Einschluß der Tellssage, über ihre jetzigen Zustände mit einer Unmittelbarkeit und Frische, als sei er geradezu der erste Entdecker des vor ihm noch völlig unbekannten Landes. In seiner Pünktlichkeit vergißt er es sogar höchst selten, uns aus seinem Reisehandbuche in pariser Fußen die Höhe der Berge anzugeben, welche er da und dort unter den Füßen oder auch nur vor Augen hatte.

Seinem naiven, aber meist doch reizenden Spiele mit Kleinigkeiten, das sich selten über einige Druckseiten hinaus erstreckt, oder seinen Wiederholungen von gar zu Bekanntem knüpft sich jedoch in der Regel wenigstens die eine oder andere sinnige Bemerkung an, die selbst das scheinbar Unbedeutende in neuem und schönem Lichte erscheinen läßt. Eben dieser unbefangene und fast weiblich zarte Sinn für alles Schöne im Leben, neben einem tüchtigen, ehr- und wehrhaften Manneshasse gegen das die Menschennatur Verzerrende, gegen das sittlich Häßliche der Lüge und Heuchelei, gegen jede Vermummung des nackten Unrechts in scheinbares Recht, das ist es hauptsächlich, was dem Buche L. Simon's seinen Werth gibt. Er ist überhaupt eine wesentlich poetische Natur, die sich, in Prosa wie in Versen, theils durch zahlreiche lyrische Ergüsse, theils und besonders durch anschauliche und farbenfrische Naturbilder offenbart.

Von einer einläßlichen oder gar von einer erschöpfenden Behandlung der wichtigsten politischen und gesellschaftlichen Zeitfragen kann und soll hier nicht die Rede sein. Ueberall oder fast überall, wo es sich davon han-

delt, werden wir aber einräumen müssen, daß sich L. Simon auf richtigem Wege befindet und daß er wenigstens geistvolle Andeutungen gibt, die über jede einseitige und gewohnheitsmäßige Anschauungsweise der Parteien hinausgehen, die eben darum zum ernstern und tiefern Eingehen in die Sache auffodern. Auch darin läßt er sich von seinem guten Sterne leiten, von seinem stets regen und offenen Sinne für alles Schöne, das nur in der freien und natürlichen Mannichfaltigkeit der Existenzen gedeiht, das eben darum in seiner höchsten Vollendung mit der wahren Wirklichkeit und der verwirklichten Wahrheit zusammenfällt. Er hat einen innerlichsten Widerwillen gegen alles Schablonenwesen, gegen alles Kasernenartige in Staats-, Kirchen- und Volkswirthschaft. Immer ist er also redlichst bemüht, die Dinge nach ihrem eigensten Maßstabe zu messen. Darum ist er in seiner Beurtheilung der schweizerischen Zustände ebenso mild als gerecht und wahr, und dies ist um so höher anzuschlagen, als es ihm selbst doch nicht vergönnt war, seine bescheidenen persönlichen Wünsche in der gleichwol ihm so lieb gewordenen und gebliebenen Schweiz erfüllt zu sehen. Darum eifert er gegen alle doctrinäre Systemmacherei von Communisten und Socialisten. Auch darin hat er Recht. Für die Zukunft des Völkerlebens ist dieser Socialismus, je nachdem man ihn auffaßt, entweder Nichts oder Alles. Er ist Nichts, wenn man nur die Verwirklichung dieser oder jener Theorie von einer besten Gesellschaft im Auge hat; er ist Alles, wenn man dabei an die sieghafte Macht des Vereinsgeistes und daran denkt, daß die Bewältigung der drückendsten Uebel, daß die Beseitigung der uns bedrohenden Gefahren nur dem Wetteifer der für alle zunächst erreichbaren löblichen Zwecke frei sich verbindenden Menschenkräfte gelingen kann. Indessen konnte auch L. Simon der reizenden doctrinären Versuchung nicht ganz widerstehen, sich das Ideal seiner besten Gesellschaft in einer ziemlich bedeutungslosen Formel auszudrücken. Er nennt dieses in die himmelblaue Ferne hinausgerückte Ideal „Culturanarchie". Da das Wort „Anarchie" nur im schlimmern Sinne eines zügellosen Kampfes entfesselter Leidenschaften, roher Gelüste und selbstsüchtiger Interessen gebraucht zu werden pflegt, da es immer wohlgethan ist, sich der Worte nach dem Gepräge zu bedienen, das ihnen die öffentliche Meinung einmal gegeben hat, so ist jener Ausdruck nicht ganz klug gewählt. Er hätte um der Schwachen willen vermieden werden dürfen. Sieht man aber genauer zu, so ist jene Culturanarchie doch nichts Anderes als der gute Glaube an ein irdisch-seliges Jenseits des weltgeschichtlichen Processes selbst. Sie ist der Glaube an jenen völlig undenkbaren Zustand, wo es keiner die Conflicte entscheidenden gesellschaftlichen Macht mehr bedarf, weil es keine Conflicte mehr gibt; wo jeder Kampf im Menschenleben zu Ende ist, weil alle Meinungen und Interessen, alle Gelüste und Leidenschaften in Eins verschmolzen sind; wo die Sonne der Intelligenz jedem Einzelnen so senkrecht über dem Scheitel steht, daß die Leute keinen Schatten mehr werfen; wo mit andern Worten die Menschen aufgehört haben, Individuen zu sein. Die Culturanarchie L. Simon's hat also nicht das Mindeste gemein mit jenem blutrothen Gespenste, womit man den ruheliebenden Bürger zur erschrockenen Erfüllung seiner ersten Bürgerpflicht anzuhalten sucht. Sie ist im Gegentheile eine höchst unschuldige politische und sociale Idylle, etwa wie die Phantasie von einem Tausendjährigen Reiche oder wie Cabet's ikarischer Communismus.

Bei Anlaß seiner Krankheitsgeschichte berichtet auch L. Simon in ansprechend naiver Weise über seine Bekehrung zum materialistischen oder quasimaterialistischen Glauben und wie er allmälig zu dem Zugeständnisse gezwungen worden, daß „keine Kraft ohne Materie" und daß sein freier Wille nichts mehr und weniger sei als eine „Function seiner Materie". Weil nämlich sein erkrankter Körper, dieses zeitweise verstimmte Instrument seines Geistes, dem Willen nicht mehr in derselben Weise wie in gesunden Tagen gehorchte, so meinte er darin eine Art Schwindsucht des Geistes zu erkennen und sich dem Glauben an dessen unbedingte Abhängigkeit vom Körper auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen zu müssen. Aber er thut dies nur mit großem Widerstreben und sucht einigermaßen seine höchst subjective materialistische Gelegenheitsphilosophie zu entschuldigen; denn es kommt ihm äußerst hart an, auf die Freiheit seines Willens zu verzichten, und er erklärt es für „bitter", nicht mehr an die persönliche Fortdauer glauben zu können.

Er hätte gar keiner Entschuldigung bedurft. Ist es ihm doch ähnlich wie vor ihm schon vielen Andern ergangen. Durch seine Krankheit selbst wurde er bestimmt, mit ängstlicher Sorgfalt stets nur seinen Körper zu beobachten, und daß er dies in sehr großem Maße gethan, dafür liegt in seinem allzu ausführlichen Krankheitsberichte sogar für das weitere Publicum ein thatsächlicher Beweis. Dieses beständige Denken an den kranken Körper ließ natürlich das Denken über den Geist und seine Bedeutung in den Hintergrund treten, und um so leichter konnte also sehr glatten Wegs eine einstweilige Bekehrung zum materialistischen Glauben zustande kommen. Das ist ja überhaupt der gewöhnliche Verlauf für die Ausbildung und allmälige Verhärtung der verschiedenen Glaubensmeinungen. Wer allzu lange nur die Sinneswelt oder nur die Geisteswelt zum ausschließlichen oder fast ausschließlichen Gegenstande seines Denkens macht, verliert in dieser Gewohnheit einer einseitigen Betrachtungsweise zugleich die Freiheit, seinen Standpunkt wechseln und sich die Dinge auch einmal von der andern Seite betrachten zu können. Er kommt dann allzu leicht entweder zum Bekenntnisse des materialistischen Dogmas: Alles was ist, ist entweder selbst Materie oder durch die Materie; oder zu dem des spiritualistischen Dogmas: Alles was ist, ist entweder selbst Geist (Vernunft), oder durch den Geist, durch die Vernunft. Das Eine wie das Andere ist ein unerweisbarer Glaubenssatz. Dieser subjective Glauben, dieses Denken der bloßen Möglichkeit eines Seins oder Nichtseins ist das Ergebniß der besondern Erlebnisse der Individuen, wie etwa bei L.

Simon dasjenige eines besondern krankhaften Zustandes. Darüber läßt sich nicht weiter rechten, sobald nur der Glaube ein ehrlicher, kein blos zur Schau getragener [i]st. Wenn aber der so oder anders Gläubige durch nichts-[sa]gende, wenn auch wissenschaftlich klingende Modephrasen [se]inen subjectiven Glauben in allgemeingültiges, unwider-[le]gliches Wissen verwandeln zu können meint, so ist es [w]ohlgethan, dem noch so gut gemeinten, aber blinden [un]d vergeblichen Eifer mit Ernst und Scherz entgegen-[zu]treten.

Zu diesen völlig nichtssagenden Redensarten gehört [m]it Anderm der Satz: „Keine Kraft ohne Materie", [od]er die ebenso bedeutungslose Umkehrung dieses Satzes: [„]Keine Materie ohne Kraft." Betrachten wir die Ein-[fl]üsse unsers Geistes oder unsers Denkens auf die „Ma-[te]rie", also auf das durch die Thätigkeit unserer Sinne [un]s zur Erkenntniß Gebrachte, so ist der Geist das Be-[sti]mmende oder die „Kraft"; für die Betrachtung der [E]influsse der Materie auf unser Denken ist dagegen die [M]aterie das die Veränderungen Hervorbringende oder die [„]Kraft". Wer also mit der einen oder andern Phrase [da]s Verhältniß zwischen Geist und Materie in seiner [ga]nzen Wahrheit erkannt zu haben vermeint, der ist be-[sten]s ein Starkgläubiger des Materialismus oder Spiri-[tu]alismus; aber er hat damit keineswegs seine Hypo-[the]se, sondern nur die Einseitigkeit seines subjectiven [St]andpunkts bewiesen.

Ganz so bedeutungslos ist es, wenn das Denken [üb]erhaupt, wenn insbesondere der Wille als das auf [Er]reichung eines Zwecks gerichtete Denken eine Function [de]r Materie oder auch des Gehirns genannt wird, etwa [wie] das Sehen eine Function des Auges sei. Nicht [da]s Auge sieht, sondern ich sehe mit meinem Auge. [Mi]t der Zerstörung meiner Sehwerkzeuge hört freilich [au]ch mein Sehen auf; allein dadurch wird dieses keines-[we]gs zu einer Function des Auges oder der Augen, [ebe]nso wenig als die Arbeit mit einem beliebigen [We]rkzeuge eine Arbeit des Werkzeugs ist. Denn zum [Se]hen ist noch weit mehr als nur das Auge erfoderlich: [Bl]ut und Blutumlauf, Luft und Athmen, kurz das [Le]ben, das unsere Philosophie nicht weiter erklären, [son]dern nur denkend beobachten kann. Und zu jedem [Me]nschenleben gehört wesentlich auch der Menschengeist. [Fü]r die Erkenntniß unserer Geistesthätigkeit kommt aber [ins]besondere und hauptsächlich ihr wesentlicher Unterschied [vo]n jeder unserer sinnlichen Thätigkeiten in Betracht. [Die]ser Unterschied liegt in der Reflexionsfähigkeit des [Gei]stes, wonach unser Denken, unsere Vernunft ihre [eige]nen Errungenschaften, nicht blos ihre schon gewon-[nen]en Begriffe, sondern auch die ihr durch die Sinne [scho]n vermittelten Vorstellungen, zum anregenden Stoffe [ihr]er weitern Thätigkeit, also ihres Fortlebens, nehmen [kan]n und nach täglicher Erfahrung wirklich nimmt. So [wah]r es ist, daß der Blindgeborene keine Vorstellung [de]r sichtbaren Welt hat, ebenso wahr ist es, daß der [spä]ter Erblindete die ihm durch das Auge schon ver-mittelten Vorstellungen sichtbarer Gegenstände in sich behält. Jedes Menschen-Ich ist also in jedem Augenblicke seines Daseins der Mittelpunkt einer Welt von Gedanken und durch die Sinne erworbenen Vorstellungen, und es hat diese Welt auch dann noch um sich oder in sich selbst, wenn früher oder später der Tod alle Sinnes-organe zerstört und den Erwerb neuer sinnlicher An-schauungen und Vorstellungen vermittels der zerstörten Organe als undenkbar erscheinen läßt. Ein tieferes Er-fassen jenes großen Unterschieds zwischen Geist und Sinn-lichkeit führt also zu der Ueberzeugung, daß die Alles erklärende Vernunft nicht selbst wieder als ein Erzeugniß, als eine Function der Materie oder dieses oder jenes Theils der Materie, wie des Gehirns, erklärt werden kann, daß alle blos von der Beobachtung der Sinnen-welt hergenommenen Schlüsse auf die Natur des Geistes und die damit zusammenhängenden Glaubensfragen des Gottesdaseins, der Fortdauer und Willensfreiheit nur Trug- und Fehlschlüsse, nur einseitige und subjectiv will-kürliche Hypothesen sind. Eben diese Erkenntniß des unvertilgbaren Unterschieds von Geist und Körper, in Verbindung mit der Thatsache, daß das vielgestaltige Leben selbst den Einzelnen die verschiedenen Standpunkte anweist, von denen aus sie in den mannichfachsten Ab-stufungen zu ihrem spiritualistischen oder materialistischen Glauben kommen, eben diese und nur diese Erkenntniß führt auch zum praktischen Ergebnisse der vollständigsten Anerkennung der Meinungs-, Gewissens- und Glaubens-freiheit in Staat, Kirche und Gemeinde. Sie führt zur höchsten Duldsamkeit gegen jeden, auch gegen den ma-terialistischen Glauben, sobald er sich nur, wie gerade bei L. Simon, als Glaube anspruchslos äußert. Sie führt aber auch gerade darum zur Bekämpfung jeder doctrinären Anmaßung, die mit dem Klingklang der einer speciellen Fachwissenschaft, sei es der Physiologie oder der Theologie, abgewonnenen Formeln ihren eigenen Glauben und Aberglauben zu unwiderleglicher Gewißheit erheben zu können vermeint.*)

Man hat wol schon öfters von Bekehrungen durch schwere Krankheit zu dieser oder jener specifischen Frömmig-keit oder Frömmelei vernommen, selten dagegen von sol-chen in entgegengesetzter Richtung. Insofern hat also L. Simon's Krankheitsgeschichte einigen Reiz der Neu-heit. Doch mögen wir daraus nur den Schluß ziehen,

*) Die völlige Beweisohnmacht des doctrinären Materialismus, neben der gleichen Ohnmacht jedes dogmatisch formulirten spiritualistischen Glaubenssystems, hoffe ich im „Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" für alle noch unbefangenen Leser, aber freilich nur für diese, deutlich genug gezeigt zu haben. Diesen allein erreichbaren Zweck wie die Mittel zu dessen Erreichung hat mein geehrter, aber sehr flüchtiger Recensent in der „Europa" gänzlich übersehen. Er hat sich überhaupt „sein Urtheil sehr leicht gemacht". Hätte er selbst aber den „Materialismus da gepackt", wo er nach seiner Meinung gepackt werden muß; hätte er selbst die von ihm leicht gethanen Fragen: woher der zweckmäßige Bau des Gehirns? woher der ganze menschliche Orga-nismus? zu beantworten versucht, ohne seinerseits in unerweisbare und rein willkürliche Hypothesen zu gerathen: so hätte er sich „seine Aufgabe allerdings schwer genug" und so schwer gemacht, daß er das harrende Europa auf eine genügende Beantwortung seiner Fragen wol in alle Ewigkeit hinein warten ließe.

daß diese Bekehrungen durch Krankheit nach der einen oder andern Seite hin überhaupt nicht viel zu bedeuten haben. Denn sehen wir genauer zu, so finden wir auch L. Simon schon lange vor seiner Krankheit auf dem Wege zu seinem neuesten Glaubensbekenntnisse. So sagt er selbst bereits im ersten Bande (S. 18): „bei ihm komme, mit Proudhon zu reden, die Religion nur als Archäologie der Vernunft in Betracht, und der Protestantismus sei ihm blos ein Abhang vom Katholicismus zur Philosophie." Proudhon hätte seinen Franzosen gerade so gut sagen dürfen, daß sie jetzt, nach Einführung des Kartoffelbaus, sehr unklug handeln würden, noch Reben zu pflanzen, daß sie besser thäten, ihre Weinberge in Kartoffeläcker umzurotten und ihren cidevant Champagner und Bordeaux nur noch archäologisch in der Erinnerung zu trinken. Sehr wahr ist es dagegen, „mit Hegel zu reden", daß Philosophie und Religion Eins und Dasselbe sind, nur in verschiedener Form, daß jeder religiösen Erhebung der Völker wie der Einzelnen eine philosophische Vertiefung zugrunde liegt, daß nicht die eine durch die andere ausgeschlossen, sondern bedingt ist, daß die Philosophie zur Religion wird, sobald der Glaube, daß das philosophische Denken die höchsten und letzten Dinge des Lebens in Wahrheit erkannt, zu jenem Aufschwunge der Begeisterung führt, welche den ganzen Menschen erfassend sich auch dem ganzen Leben einprägen, sich auch in Bildern, Gleichnissen und Symbolen versinnlichen und verkörpern will. Das Gleichniß L. Simon's vom Abhange, der zur Philosophie führt, ist also treffend genug. Aber darin liegt es eben, daß es derselbe Weg zur Wahrheit ist, der von der Höhe zur Tiefe und von der Tiefe zur Höhe führt, daß sich jedoch die hin- und herwandelnden Menschen einander allzu leicht aus den Augen verlieren, und daß nun Jeder, im weitverbreiteten Vorurtheile der Vorurtheilsfreiheit befangen, seinen augenblicklichen Standpunkt für den allein richtigen hält, während er doch nur ein anderer ist.

Hierin liegt nun zugleich der von L. Simon in seiner Schilderung und Beurtheilung der deutschen Vorgänge von 1848/49 nicht beachtete Hauptgrund, warum diese Bewegung scheitern mußte. Die gebildeten Führer der Bewegung, in ihre kritischen und staatsphilosophischen Forschungen vertieft, hatten den Blick verloren für den Standpunkt der Volksmassen und namentlich für die religiösen Elemente im deutschen Volksleben. Darin hat aber der conservative Riehl ganz Recht, daß er auf den im deutschen Volke so tief wurzelnden, wenngleich noch mit tausendfachem Aberglauben durchwachsenen religiösen Glauben hinwies, sowie auf die in der Aufregung von 1848/49 kaum beachteten Erscheinungen, in denen er zutage getreten war. Auch macht er die richtige Bemerkung, daß deutsche Volksführer, welche diese Stimmung zu erkennen und zu benutzen verstanden, Großes hätten leisten können. Keiner habe, so fügt er bei, diese religiöse Volksstimmung besser zu begreifen und für seine Zwecke zu verwenden gewußt als Napoleon I. In Deutschland dagegen habe dies Niemand verstanden, in Ungarn habe es Kossuth beinahe verstanden und, so hätte er wol hinzufügen dürfen, in Italien Mazzini, wie ja davon ein ziemlich deutliches Zeichen in der Furcht liegt, welche dieser Agitator den scheinbar mächtigsten Regierungen noch jahrelang nach ihrem Siege einzuflößen wußte.

Die Gleichgültigkeit der Volksführer gegen den Volksglauben, welcher doch allein die Berge von Schwierigkeiten hätte beseitigen können, die sich gerade in Deutschland einer Erneuerung entgegenstellten, kann man als ein Unglück beklagen, aber den Einzelnen nicht zum Vorwurfe machen. Die große Mehrheit der Gebildeten, ob sie Demokraten oder Gothaner hießen, befand sich in einer höchst gerechtfertigten, aber doch wesentlich blos negativen Opposition gegen die fortwährenden Uebergriffe des politischen und kirchlichen Polizeistaats und gegen jenen starren Buchstabenglauben, den so gut die weltliche wie die kirchliche Autorität als den zweifellosen Ausdruck allerhöchster Weisheit fort und fort zu octroyiren versuchte. Aber mit dieser Negation allein konnte nichts Neues geschaffen werden. Damit allein konnte die Kluft zwischen dem gelehrten und ungelehrten Deutschland so wenig ausgefüllt und das zum gedeihlichen Schaffen so unumgängliche lebendige Mitgefühl mit den wahren und wirklichen Volksleiden so wenig gewonnen werden, daß nicht blos die religiösen, daß sogar die zunächst liegenden materiellen Interessen des Volks übersehen wurden. Ein Beweis für diese letztere Behauptung liegt darin, daß man zwar in den Versammlungen der Volksvertreter viel Zeit verwendete zur Beseitigung einiger noch von der Feudalzeit her auf Grund und Boden lastenden Leistungen, daß man aber kaum Worte und noch viel weniger Thaten fand gegen die auf den Menschen und mit besonderer Schwere auf den minder bemittelten Classen drückende Frohne des soldatischen Zwangsdienstes.

Mit dieser Entlastung hätte man beginnen sollen. Man hätte damit nur dem Volke jenes natürliche Recht zurückgegeben, das es nicht blos in der republikanischen Schweiz und in Nordamerika, das es auch im monarchisch constitutionellen England schon lange besitzt. Dies war zugleich der einzige Punkt, wo wahrscheinlich nur das Wort wo der einfache Beschluß der frankfurter Nationalversammlung zur That geworden wäre. Schon die bloße Verkündigung: für alle vom Staat im Frieden dauernd gefoderten Militärdienste gibt es keinen soldatischen Zwangsberu mehr, sondern nur geworbene, gut und gerecht besoldet Freiwillige; für die Masse der wehrkräftigen Bevölkerun aber, die im unvermeidlich gewordenen Kriege zur frei digen Erfüllung ihrer Pflicht der Vertheidigung des Vater landes, ihrer eigenen Rechte und Freiheit berufen ist gibt es im Frieden, wie bei allen andern freien Völkern nur noch kurze militärische Uebungen, die in den frei gewählten bürgerlichen Beruf und Erwerb auf keinerle Weise störend eingreifen, schon diese bloße Verkündigun hätte sich selbst in Vollzug gesetzt. Sie hätte jede Re action unmöglich gemacht. Denn die vom Militärzwang

einmal freigesprochenen Völker und Armeen hätten sich ebenso wenig unter das alte Joch zurückbeugen lassen, als man jetzt noch die von ihren bäuerlichen Roboten erlösten Millionen der österreichischen Monarchie wieder zu Frohndiensten zwingen könnte.

Eben diese Erlösung vom Militärzwange, als der letzten und drückendsten aller Frohnen, hätte den dreihundertjährigen Kampf um Befreiung der Arbeit siegreich beendigt. Sie hätte allem militärischen, darum auch allem kirchlich und politisch polizeilichen Despotismus, wie schon in England und der Schweiz, so auch im übrigen Europa die Spitze gebrochen. Aber was in Deutschland versäumt wurde, wurde auch in Frankreich und Italien versäumt, obwol schon 1814 die restaurirten Bourbonen wie die meisten wieder eingesetzten italienischen Regierungen die Abschaffung der Conscription, dieser „Geißel der französischen Kaiserherrschaft", ausdrücklich verheißen hatten. Ueberall wußten aber, die spätern Erfolge haben dies gezeigt, von der verhängnißvollen Versäumniß der nationalgesinnten Parteien die Ultramontanen Vortheil zu ziehen, also gerade diejenige vaterlandslose Partei, der es nur um die Herrschaft Roms und ihrer Kirche über jeden Staat und jedes Volk gilt, und die es im deutlichen Bewußtsein ihres Zwecks schon lange am besten verstanden hat, den Glauben und Aberglauben der Massen in ihrem selbstsüchtigen Interesse auszubeuten. Doch auch ihre Erfolge sind nur vorübergehend. Sie werden zunichte werden von dem Augenblicke an, da man es endlich gelernt haben wird, den religiösen Volksglauben selbst gegen die Versuche einer kirchlich-hierarchischen Knechtung des Volksgeistes in die Schranken zu rufen.

Einige Thatsachen der Neuzeit lassen es wenigstens als möglich hoffen, daß wir einer günstigen Wendung nahe stehen. Darüber ist wol die große Mehrheit aller Denkenden und Strebenden einig, daß es sich nicht, wie etwa Einzelne wähnen, um eine Befreiung der Völker von der Religion handeln könne. Es gilt auch nicht *blos* um die Freiheit in der Religion, sondern um die Erlösung von den drückendsten socialen Uebeln durch oder mit durch die Religion. Darum dürfen wir in Bunsen's „Zeichen der Zeit" ein wirklich bedeutendes Zeichen begrüßen, da er, wie er selbst von warmer religiöser Ueberzeugung durchdrungen ist, so auch gerade im Namen der Religion seinen Kampf gegen jeden Gewissenszwang für die freie Bewegung der Gemeinde begonnen hat. Wie aber Christus selbst nicht blos durch Worte, sondern zugleich durch Werke lehrte, so bedarf es noch zur sittlichen Erhebung und Läuterung des Volkslebens einer großen gemeinschaftlichen Geistesthat, an deren Vollbringen, über die engen Schranken jedes religiösen, politischen und socialen Glaubensbekenntnisses hinaus, sich die Ehrenmänner aller Parteien betheiligen können und betheiligen werden, wenn nicht die aufgeklärte Humanität, der sich die Einen, wenn nicht die Religiosität, der sich die Andern berühmen, als Lüge und Heuchelei befunden werden soll. Auch auf eine solche gemeinsame und darum versöhnende That im Gebiete des Staats hat Bunsen seine Thätigkeit gewendet. Er hat sie gefunden im geistigen Zusammenwirken aller Wohlmeinenden für die Erlösung der Völker von der sie niederdrückenden Last des stehenden Heerwesens.

Darum hat er, als im Frühling 1853 der londoner Friedensverein Preise aussetzte für diejenigen Schriften, die wahrheitstreu die Nachtheile der ständigen Bewaffnung in Europa am einläßlichsten schildern würden, an diesem Unternehmen offen sich betheiligt. Er selbst hat, wie vor kurzem öffentliche Blätter gemeldet („Neue Züricher Zeitung" vom 6. März 1856), am Preisgerichte persönlich theilgenommen und die beiden andern Mitglieder desselben berufen; er hat also, soviel an ihm lag, zugleich die Verantwortlichkeit dafür übernommen, daß über diese praktisch wichtigste Zeitfrage dem europäischen Publicum die ganze, volle und unumwundene Wahrheit nicht länger vorenthalten bleibe. Auch dies gehört zu den besonders erfreulichen „Zeichen der Zeit". Der Abgesandte eines Königs, der mit Recht stolz ist auf jenes „herrliche Kriegsheer", dem Deutschland seine Befreiung vom Joche des Napoleonischen Militärdespotismus verdankte, hat sich selbst und seinen königlichen Freund durch die vertrauensvolle Voraussetzung geehrt, daß die Regierungen in derselben Zeit, da sie kaum noch ihre stehenden Heere als die „Retter der Gesellschaft" gefeiert hatten, doch auch ein offenes Ohr haben würden für die Nachtheile und Gefahren, die gerade von diesem stehenden Heerwesen aus die Gesellschaft bedrohen. Während einer Reihe von Jahren die freiere Luft Englands athmend, hatte es Bunsen erkannt, wie nur von dort aus die wirksame Anregung zu einer Militärpolitik gegeben werden könne, wodurch Europa für jetzt und immer vor der Gefahr jedes russischen und französischen Militärdespotismus geschützt würde. Er hatte es erkannt, daß gegenüber den drei römisch- und griechisch-katholischen Großstaaten, die noch zur Zeit im ausgedehntesten Sinne zugleich Militärstaaten und wesentlich nur Militär- und Polizeistaaten sind, zunächst die beiden protestantischen Großmächte in ihrem eigensten und höchsten Interesse zu einer engern Verbindung unter sich berufen sind: England, das sich vom Zwangssystem der Conscription freigehalten, und Preußen, das in seinem Landwehrsystem wenigstens die Grundlagen für eine Wehrverfassung gelegt hat, die nicht sowol auf den Angriff und die Störung des Friedens, als auf die Vertheidigung und Erhaltung des Friedens gerichtet ist.

Aber nicht blos als Staatsmann, auch als warmer Freund der Religion und eines Christenthums, das sich in freier Bewegung aus seinem eigensten Geiste heraus entwickeln und, von allen starren Satzungen mehr und mehr sich loslösend, das ganze Volksleben läutern und erheben soll, hatte es Bunsen ins Auge gefaßt, wie gerade durch unser stehendes Heerwesen alle religiösen und sittlichen Grundlagen der Gesellschaft mehr und mehr untergraben werden. Denn in der That, was könnte in stärkerm Maße zur Verbreitung von Haß, Verachtung

und Hohn gegen die Religion beitragen, als eine Wehrverfassung, wodurch Jahr ein und aus viele Hunderttausende ihrem freigewählten bürgerlichen Berufe entrissen werden, um sich im Namen der Religion durch einen ihnen abgenöthigten Zwangseid zum soldatischen Zwangsberufe verurtheilen, um sich für die Dauer ihrer besten Lebensjahre durch einen kirchlichen Frohndienst zur Leistung von staatlichen Frohndiensten verpflichten zu lassen?

Die Frage über Fortdauer oder Aufhebung dieser Soldatenpresse ist für Europa, was für Nordamerika die Sklavenfrage ist. Und wie sich in den Staaten der Union im Für oder Wider die Sklaverei die Spiritualisten und Materialisten aller Formen und Farben zu großen Parteien vereinigen, so können sich auch in Europa die Wohlmeinenden aller Confessionen und aller politischen Sondermeinungen unter der einen Fahne für Befreiung der Völker vom schweren Drucke der Militärlast vereinigen, ohne daß man danach zu fragen hätte, ob sie sich im Namen des Christenthums betheiligen, oder des Judenthums, oder etwa im übernatürlichen Glauben an die irdisch allein weise machende Kraft des Stoffwechsels. Daß Das wirklich geschehe, was geschehen kann, daß diese That der Befreiung auch im Namen der Religion und des Christenthums in Angriff genommen werde, dafür scheint die neueste Wirksamkeit Bunsen's in England wie in Deutschland ein günstiges Vorzeichen. Aber auch L. Simon, wie sehr er in seinen philosophischen, politischen und socialen Ansichten abweichen mag, hat an vielen Stellen seiner Schrift einen offenern Sinn für die weithinreichende Bedeutung der militärischen Reformfrage an den Tag gelegt, als noch bei vielen andern seiner politischen Meinungsgenossen der Fall ist. Ueberhaupt läßt es sein mit geistvoller Milde geschriebenes Buch aus jeder Zeile durchleuchten, daß der Verfasser durchaus frei von jenem Pedantismus ist, der es um irgendeiner Meinungsverschiedenheit willen verschmähen würde, seinem Gegner im weiten Felde der Theorien die Hand zu bieten, sobald es sich um ein Werk des gemeinschaftlichen praktischen Interesses handelt. Eben darum glaubten wir die Denkwürdigkeiten „aus dem Exil" als ein rechtzeitiges Wort zur Vereinigung begrüßen zu dürfen, als einen Ruf zur Sammlung für Das, was jetzt an der Zeit ist, für Das, was zunächst noththut.

Gebildete und freisinnige Deutsche und Italiener stehen sich noch häufig in gegenseitigem bedauerlichen Misverständnisse einander gegenüber. Zum Theil liegt dies daran, daß wir in deutscher Sprache noch keine einläßliche und zusammenhängende Geschichte jener besonders bedeutungsvollen Zeit besitzen, als wieder seit 1848 das schöne Italien aus seinen nie völlig vernarbten Wunden heftiger zu bluten begann. Solche Schriften, wie des Generals von Schönhals „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Veteranen", sind eher dazu gemacht, die Uebelstände, an denen die italienische Nation meist schuldlos leidet, zu beschönigen und so manchen gräuelhaften Vorgang der letzten Jahre entweder zu bemänteln oder als bedeutungslos mit einigen cavalièren Worten in den Hintergrund zu schieben, als daß dadurch ein Einblick in den wirklichen Verlauf der Dinge, eine richtigere Erkenntniß der innern oder gar der äußern Schäden des unglücklichen Landes vermittelt werden könnte. Die meisten der oft sehr schätzbaren italienischen Monographien aus der Geschichte der neuesten Zeit haben wol kaum den Weg über die Alpen gefunden. Auch die größern und umfassendern Werke von Pepe und Ricciardi lassen für den Gesichtskreis und das besondere Interesse des deutschen Lesers Manches zu wünschen übrig. Zwar hat ein Deutscher, G. F. Kolb, die Geschichte und zumal die neueste Geschichte Italiens zum Gegenstande gründlicher Forschungen gemacht und dabei schwer zugängliche, zum Theil noch völlig unbekannte Quellen zu benutzen Gelegenheit gehabt. Aber er war bisher nur veranlaßt, die Ergebnisse seiner Forschungen in beifällig aufgenommenen mündlichen Vorträgen einem kleinern Kreise mitzutheilen. Wir wünschen, daß dies auch vor einem größern Kreise geschehe, und hoffen um so mehr, daß es bald geschehe, als gerade jetzt wieder durch die Auslassungen der englischen Presse, sowie der Gesandten Englands und Sardiniens am pariser Friedenscongresse die allgemeinere Aufmerksamkeit auf die Gestaltung und Misgestaltung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse der Halbinsel gelenkt ist.

Bis zur Ausfüllung dieser Lücke in der sonst so überreichen deutschen Literatur nehmen wir gern eine Schrift zur Hand wie die „Denkwürdigkeiten eines Conspiranten". Auch behalten ja stets solche Schriften, die von einem freigewählten engern Gesichtskreise aus nur über selbst Erlebtes und selbst Beobachtetes berichten, neben allen größern Geschichtswerken ihren eigenthümlichen Werth. Diese „Denkwürdigkeiten" in der Form einer Selbstbiographie reichen nicht bis in die neueste Periode seit 1848; sie geben jedoch schon manchen beachtenswerthen Wink zur Deutung der spätern Ereignisse. Der Verfasser, Graf Ruffini, ein Genuese und der Sohn bürgerlicher Aeltern, war unsers Wissens sardinischer Gesandter zu Paris in der kurzen Zeit der französischen Republik vom jüngsten Datum und wurde damals zum Grafen ernannt. Er scheint sich später von aller politischen Thätigkeit zurückgezogen zu haben und wenigstens ergibt sich aus seinen „Denkwürdigkeiten" selbst, daß ihm, der früher ein eifriges Mitglied des Jungen Italien war, alles Gelüste zur fernern Betheiligung an voraussichtlich erfolglosen Conspirationen völlig verschwunden ist. Aber deshalb ist er keineswegs, wie mancher Andere, in die Rolle des Gegenrevolutionärs und Gegenconspiranten übergeschnappt. Die besonnene Weise seiner Anschauung nach vielfachen Täuschungen und schmerzlichen Erlebnissen ist nicht zur selbstsüchtigen Erkältung und Verhärtung geworden. Er liebt noch sein leidendes Vaterland, er hofft noch auf dessen Erhebung, er achtet noch diejenigen seiner frühern Freunde und Meinungsgenossen, die im Kampfe nicht ermattet sind. Und hat er jetzt für sich selbst den völlig parteilosen Standpunkt

s seine Erfahrungen ruhig erwägenden und sichtenden eobachters eingenommen, so liegt gerade darin eine ürgschaft gegen jede, selbst gegen jede unwillkürliche ebertreibung über die Grenzen der Wahrheit hinaus.

Mit Recht bemerkt der Uebersetzer, daß sich in den Denkwürdigkeiten" mit dem Reize des Romans die eschichtliche und ethnographische Treue verbinde. Wol ag Ruffini hier und da absichtlich die Wirklichkeit mit ichtung durchflochten haben, aber doch nur, um die ten und schlimmen Seiten des Volkscharakters in einlnen scharf umrissenen Trägern und Trägerinnen desseln zur deutlichern Anschauung zu bringen. Von da an, o Ruffini mit dem als Fantasio eingeführten Mazzini nähere Berührung kommt, richtet sich die Aufmerkmkeit zum guten Theile auf diesen berühmten Agitator. Wir erblicken ihn hier in ganz anderm Lichte als in den rzerrenden, popanzlichen Schattenrissen, zu deren Enterfung sich oft genug die officielle und halbofficielle resse in ihrem loyalen Gewissen vermüßigt hält. Wir rnen ihn in aller Weise als persönlich liebenswürdig nnen, als mäßig und enthaltsam, als mild und umänglich im geselligen Leben, als treuen, thätigen und pferfähigen Freund seiner Freunde, der allen glühenden aß, dessen seine Seele fähig ist, nur gegen Diejenigen htet, die ihm als Unterdrücker seines Vaterlandes oder s feile Werkzeuge zu seiner Unterdrückung erscheinen. d diese Schilderung hat um so größern Werth, als h auch Ruffini seit seinem nähern Anschlusse an Mazi vom Loose der Verbannung und von manchen schwer persönlichen Leiden betroffen worden ist.

Von besonderm Werthe für den Nicht-Italiener sind Einblicke, welche diese „Denkwürdigkeiten" bis in das nere des italienischen Hauses gewähren und in das triebe des täglichen Lebens von der Schule an zum fern Alter. Darüber sagt der Verfasser dem achtmen Ausländer um so mehr, je weniger er ihm mit wußter Absichtlichkeit zu sagen scheint. Wir sehen, e der heillose Zwang einer blos äußerlichen und polilichen Dressur in Staat, Kirche und Schule bis in s Heiligthum der Familie hinein Zwietracht und Haß, ge und Heuchelei verbreitet. Wir mögen es beklagen, er wir wundern uns nicht, daß die giftige Saat fort d fort zu blutigen Thaten des Hasses und der Rache sschlägt. Wir freuen uns dagegen, daß unter dem ppelt trüben und schweren Gewölke der soldatischen und archischen Zwingherrschaft, das schon so lange schwül d finster über dem Lande lagert, noch so manche gende Volkskraft vorhanden ist, noch soviel zum Lichte porstrebender Sinn, noch soviel starker Glaube an ne bessere und freudigere Zukunft. Auch die unbefanne Schilderung unsers Verfassers und seine treue Abiegelung des wirklichen Lebens weist deutlich darauf n, daß sich schon in viel weitern Kreisen, als es der usländer ahnt, der Geist des italienischen Volks aus n Fesseln des Zwangs in Glauben und Lehre losrungen hat.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Literaturgeschichtliches.

1. Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf Gottschall. Zweiter Band. Breslau, Trewendt und Granier. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben dem ersten Bande der Gottschall'schen Literaturgeschichte in Nr. 35 d. Bl. f. 1855 einen so umfangreichen Artikel gewidmet und wir glauben darin die Art und Weise, wie Gottschall Literaturgeschichte schreibt und literarische Erscheinungen kritisch beleuchtet und analysirt, so ausführlich charakterisirt zu haben, daß wir der Meinung sind, es werde dem Verfasser wie dem Publicum mit einer kürzern Anzeige dieses zweiten Bandes Genüge geschehen. Wenn der Verfasser auch in diesem Bande verschmäht hat, die Wechselbeziehungen zwischen der culturhistorischen Entwickelung und der deutschen Literatur und die Einflüsse der gesellschaftlichen Zustände, des allgemeinen Geschmacks, des nationalen wie namentlich des ausländischen Elements auf unsere Literatur gründlich nachzuweisen, so glauben wir doch sein umfassendes Werk allen Denen empfehlen zu können, welche sich an der Hand eines stets so geschmackvollen und humanen Kritikers wie Gottschall in den vielverwickelten Gängen und Irrgängen der mitzeitigen deutschen Literatur orientiren und über ihre verschiedenartigsten Ausstrahlungen und Richtungen eine möglichst vollständige Uebersicht gewinnen wollen. Der Verfasser hat sich der Lösung seiner Aufgabe mit großer Liebe, Treue und Gewissenhaftigkeit unterzogen, und wenn er auch nicht Alles, was so gut wie manches Andere auf einen Platz in seiner Literaturgeschichte Anspruch hatte, gelesen haben mag, so hat er doch, und auch dies will schon sehr viel sagen, offenbar Alles gelesen, was er der Erwähnung oder, wie dies in den meisten Fällen geschieht, einer ausführlichern Erörterung und Analyse für würdig befunden hat. Wer sich der Gottschall'schen Literaturgeschichte bedient, wird sehr viele Dichtungen in einer so genügenden Weise kennen lernen, daß es ihm füglich erspart wird, diese Dichtungen selbst zu lesen und vielleicht unnütz seine Zeit damit todtzuschlagen. Und dies ist ein großer, dem Verfasser gar nicht mit Geld zu bezahlender Vortheil in einer Zeit, wo die Literaturmasse so ins Ungeheuere angewachsen ist und fortdauernd anwächst, daß kaum Jemand noch weiß, was er zuerst und was er zuletzt, was er überhaupt lesen oder überhaupt nicht lesen soll. Andererseits werden aber auch des Verfassers Hinweisungen und die von ihm mitgetheilten Proben das Publicum auf die Lectüre dieses oder jenes Dichterwerks nur um so begieriger machen, wie Kosthäppchen den Feinschmecker auf den Genuß des ganzen Gerichts. Es fehlt Gottschall durchaus nicht an kritischer Schärfe des Urtheils, aber auf schulmeisterliche Ueberhebung, auf jene Absprecherei und Anmaßlichkeit, womit die Kritiker so häufig zu verstehen geben, als seien sie das Salz der Erde, das Orakel aller Unmündigen, die absolut höchste Instanz, von der keine Appellation weiter möglich ist, trifft man bei ihm glücklicherweise nicht. Er sucht jeden Autor aus seiner eigenen Natur heraus zu erklären, wobei es freilich zuweilen auch geschehen mag, daß er Manches in ihn hineinerklärt, was nicht in ihm ist. Gottschall ist ja selbst Producent, und so kann er von sich mit einiger hier gebotenen Beschränkung sagen, was Lessing einmal von sich sagte: „Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen. Ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben als Zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie soweit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, sowie der Maler sich von Niemandem gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter."

Gottschall ist ein großer Verehrer und Bewunderer jenes etwas zweifelhaften Begriffs, den man auch wol mit dem Worte Modernität bezeichnet, und sein Werk bezweckt im Grunde eine Ehrenrettung der modernen Literatur Denen gegenüber, welche sie abso-

lut verdammen. Namentlich erkennt er einen Fortschritt der Neuern in der Lyrik. Er sagt geradezu: „Die Lyrik der letzten Jahrzehnde, welche in zahlreichen Anthologien eine populäre Verbreitung gefunden, überflügelt bei weitem die Lyrik des 18. Jahrhunderts, sowol was die Ausbreitung und Tiefe des Gehalts, als auch was den Reichthum an originellen Talenten, den Glanz und die Fülle der Formen betrifft. Die pedantische Grille, die blinde Bewunderung der Antike und unserer an sie angelehnten classischen Poesie, die kritische Ernüchterung und Anmaßung, welche ein Piedestal von zertrümmerten Dichternamen braucht, um sich in Positur zu stellen, die Blasirtheit, die überall Epigonen wittert, mag sich darin gefallen, dies zu leugnen; aber die Stimme der Nation hat bereits anders entschieden" u. s. w. Wir sind durchaus nicht geneigt, die Fortschritte, welche die modernen Poeten nach gewissen Richtungen gemacht haben, zu verkennen und geringzuschätzen, wir wissen, daß in unserer Zeit Einzelnes geschaffen worden ist, was einem Dichter des 18. Jahrhunderts das zweideutige Attribut der „Unsterblichkeit" eingetragen haben würde; ja wir möchten der Mitwelt fast das Recht bestreiten, das man sich in Deutschland nimmt, nach Abfluß von ein paar Decennien, ja fast noch unter den Augen der betreffenden Dichter, wie geschehen ist, einer Gruppe von Dichtern den Beinamen der „Classiker" beizulegen. Denn nach Abfluß einiger Jahrhunderte kann die deutsche Sprache, falls sie noch solange lebt und sich fortentwickelt, ganz andere Classiker aufzuweisen haben, denen gegenüber selbst Goethe und Schiller möglicherweise als überwundene Größen gelten werden, wie Opitz und Andreas Gryphius, die zu ihrer Zeit ja auch wol als classisch galten, Goethe und Schiller gegenüber nicht mehr als Classiker angesehen werden, und wir weisen hierbei auf die in diesem Punkte wie stets praktischen Engländer hin, denen es unsers Wissens niemals eingefallen ist, diese oder jene Gruppe von Schriftstellern abzupferchen und als eigentlich und ausschließlich „englische Classiker" zu proclamiren. Dabei möchten wir aber doch unsern modernen Dichtern wieder gar sehr zur Bescheidenheit rathen, denn es lebt in denen, welche wir bisjetzt als die „classischen Dichter" Deutschlands zu bezeichnen pflegten und noch pflegen, allerdings etwas, was uns, auf unserm jetzigen Standpunkt, wie von selbst Ehrerbietung und Ehrfurcht abnöthigt, etwas Sittlich-Ernstes, Hohes und Feierliches, etwas Verklärtes und Erhabenes, was nicht von dieser Welt ist und nichts mit den gemeinen Schwächen der Menschheit und mit den speciellen Gelüsten gewisser Gesellschaftsclassen zu thun hat. Wir erblicken z. B. auch in Platen etwas Hohes: aber wie versetzt ist es mit den Anwandlungen kleinlichster Eitelkeit! Wir erblicken auch in Immermann etwas Tief-Ernstes, mindestens Ehrenhaftes und Strammes: und doch war es gerade Immermann, der, bescheidener als Platen, im Gefühl seiner Mangelhaftigkeit den Stichnamen der „Epigonen" eigentlich erst aufgebracht hat. Gottschall theilt ein melodisch fast vollendetes Gedicht Alfred Meißner's auf Venedig mit, das jüngst auch ein Kritiker in der „Allgemeinen Zeitung", der Meißner sonst mit schärffster Lauge begoß, die schönste lyrische Leistung Meißner's nannte. Das Gedicht ist allerdings sehr schön und aller Ehren werth, und es befindet sich keins dieser Art bei Hölty und selbst nicht bei Bürger, aber welch ein Raffinement der Bildung, welche Exclusivität und welcher Hautgoût der gereiztesten Gefühle gehört dazu, es in seiner Schönheit vollkommen zu genießen! Nein, eine gewisse Bildungsschicht wird dies Gedicht genießen als Das, was es ist, als einen musikalischen Harfenton, der die Nerven, aber auch nur diese vibriren macht, aber der „Nation", auf die sich Gottschall beruft, der Nation als solcher wird in ihrem gesunden Menschenverstande das Gedicht Meißner's ewig nie so verständlich sein, wie die Lieder von Hölty, Claudius und Bürger. Das sind nur Beispiele aus der modernen Poesie, die sich noch ins Unendliche vermehren ließen. Wenn wir freilich jüngst in der literarischen Beilage der „Wiener Zeitung" auf eine Bemerkung des gelehrten Kruger stießen, wonach die Literatur in den letzten Jahrzehnden „einen Grad der Entartung und Verflachung erreicht habe, welche diese Periode in gedachter Hinsicht nur mit der des sogenannten Zopfalters im vorigen Jahrhundert vergleichen lasse", so müssen wir einen solchen ungerechten Ausspruch noch viel mehr zurückweisen. Kein Kenner der modernen Poesie von Geschmack und Gefühl wird in Abrede stellen wollen, daß auf dem Gebiete der dichterischen Production in neuerer Zeit neben vielem Verfehlten, Ueberkünstelten, Flachen und selbst Nichtsnutzigen auch sehr Vieles von pikantestem Reiz und von wirklicher, wenn auch weniger allgemeingültiger, so doch eigenthümlicher und brillanter Schönheit geleistet worden ist. Namentlich sind die Fortschritte nach der rein formellen Seite hin, was Rhythmus und Melodie der Sprache betrifft, unverkennbar.

Die Vollständigkeit der Namen anlangend, läßt Gottschall's Werk wenig zu wünschen übrig. Wir haben uns gefreut, in diesem zweiten Bande auch eine Würdigung des zuletzt innerlich und äußerlich untergegangenen pseudonymen F. Marlow anzutreffen. Das Ende dieses Dichters von seltener poetischer Begabung und philosophischer Durchbildung, von dem auch unsere Blätter in frühern Jahrgängen so manche geistreiche Arbeiten aufzweisen haben, war beklagenswerth: aber die Literaturgeschichtschreibung kann sich doch dadurch nicht abhalten lassen, an einem Dichter anzuerkennen, was an ihm anzuerkennen ist. F. Marlow's Talent verdarb an den in den Tagen seiner Bildungsperiode vorherrschenden äußersten Consequenzen jener Romantik, welche den Grundsatz proclamirte, daß die poetische Genialität exceptioneller und reinvulkanischer Natur sei, daß der Dichter mit dem bürgerlichen Moralgesetz nichts zu thun habe, daß er das Philisterthum und nöthigenfalls sich selbst mit vernichten müsse. Seine Dichtungen haben denn auch etwas sehr Unheimliches, aber auch eine Fülle wahrer poetischer Schönheiten, namentlich sein „Faust". Gottschall deckt an dieser Dichtung schonungslos alle Bizarrerien, Tollheiten und frevelhaften Cynismen auf, bemerkt dann aber mit Recht, daß sich darin Stellen finden „von einem Schwunge, einer Grazie der Darstellung, einer Tiefe des Gedankens und Würde des Ausdrucks, welche einem Dichtergeiste ersten Rangs Ehre machen würden". Gottschall gedenkt auch des in Berlin früh verstorbenen lyrischen Dichters Eduard Ferrand (Schulze). Auch dieser eigenthümlich zarte Dichter verdient mehr Beachtung als er gefunden hat. Bildete sich doch um ihn in Berlin eine förmliche Schule und äußerte er doch selbst auf Sallet's frühere Manier unverkennbaren Einfluß. Ganz eigenthümlicher Art waren Eduard Ferrand's Liebesnovellen, und auch in dieser Gattung hatte er seine Nachfolger, worunter als der glücklichste F. Brunold zu nennen ist, dessen 1854 zu Weißenfels erschienene Novellen „Aus dem Leben" sehr viel gemüthvoll und auch wahr Dargestelltes enthalten, zugleich aber auch einen weitern Lebenskreis beherrschen, als dies Eduard Ferrand bei seinem einzig nach innen gekehrten Gemüthsleben möglich war. Wir freuen uns auch, daß Gottschall dem sonst in unsern deutschen Literaturgeschichtschreibungen so auffallend zurückgesetzten deutschen Humor ein eigenes Capitel gewidmet hat, obschon wir in diesem Capitel eine historische Entwickelung und eine zugleich seine nationale, sociale und literarische Bedeutung hervorhebende tiefere Charakteristik des deutschen Humors schmerzlich vermißt haben. Indeß ist Gottschall eine wesentlich pathetische Natur, und solchen Naturen pflegt eine eigentliche Sympathie und ein innigeres Verhältniß für humoristische Producte abzugehen. Wir bemerken, daß Karl Herloßsohn bei Gottschall viel eher unter den Humoristen als unter den Verfassern historischer Romane seinen Platz verdient hätte; seine historischen Romane waren schwächliches Mittelgut, nicht viel besser als gewöhnliches Leihbibliothekenfutter, während sich in seinen humoristischen Producten, namentlich in denjenigen kleinern Umfangs, viele Spuren echten deutschen Humors wahrnehmen lassen. Eins der beachtenswerthesten Producte des

neuern vaterländischen Humors, der „Cancan eines deutschen Edelmanns", der bei aller chaotischen Formlosigkeit sowol im Ernsten wie im Komischen sehr viel Treffliches und Eigenthümliches enthält, hätte verdient, angeführt, und nicht blos angeführt, sondern selbst gründlicher gewürdigt zu werden. Es liegt in diesen drei Bänden des „Cancan" mehr geistiger Nahrungsstoff als vielleicht in so manchen gepriesenen dreibändigen Romanen letzter Zeit. Als besonders lobenswerth müssen wir auch an diesem zweiten Bande des Gottschall'schen Werks hervorheben, daß der Verfasser persönlichen Sympathien oder Antipathien niemals gestattet, Einfluß auf seine Kritik zu üben, daß er überhaupt nur die Leistungen der Autoren vor Augen hat und es verschmäht, an der Persönlichkeit oder gar dem Lebenswandel der Schriftsteller seine kritischen Waffen zu schärfen und zu vergiften. Doch dies versteht sich von einem wahrhaft human und liberal gesinnten Manne wie Rudolf Gottschall im Grunde von selbst.

2. Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben, von Joseph Wenzig. Leipzig, Brandstetter. 1855. 8. 18 Ngr.

Die Literaturentwickelung des böhmischen Volks als des in culturhistorischer Hinsicht merkwürdigsten Slawenstamms verdiente es, einmal im Zusammenhange und in einem lesbaren Buche den Deutschen vorgeführt zu werden. Wenige möchten wol dazu so berufen sein als Joseph Wenzig, der seine gründliche Kenntniß beider Idiome und seine Befähigung, der Dolmetsch zwischen beiden Nationen zu sein, schon durch mehre Arbeiten über die czechische Literatur und durch verdienstliche Uebersetzungen aus dem Czechischen ins Deutsche dargethan hat. Der deutsche Geist hat von alters her auf keinen slawischen Stamm so befruchtend gewirkt als auf den der Czechen, was zum Theil der Lage des Landes, zum größern Theil aber dem Charakter des Volks zuzuschreiben ist, indem dasselbe unter allen Slawenstämmen sich am meisten grübelnder Betrachtung und philosophischer Speculation zugewandt und dadurch deutscher Sinnesart verwandt gezeigt hat. Man erkennt dies am besten aus dem Wenzig'schen Buche selbst. Der deutsche Minnegesang fand mit dem deutschen Turnier Eingang in Böhmen, die deutsche Spruchdichtung äußerte ebenfalls ihren Einfluß, wie sich dies aus den Spruchdichtungen des Smil von Pardubitz am besten erkennen läßt. Durch die zahlreichen deutschen Niederlassungen wurden in den böhmischen Städten deutsches Stadtrecht und meist auch der Gebrauch deutscher Sprache eingeführt. Unter den Königen aus dem deutschen Hause der Luxemburger, namentlich unter der Herrschaft des luxemburger Karl, als deutscher Kaiser Karl IV., dessen Vater Johann als echter Condottiere mehr den Waffenruhm der Böhmen förderte, erreichte Böhmen in Bezug auf Wohlstand und geistige Bildung mehr noch als unter den Przemysliden seinen Glanzpunkt und eine Höhe, die es später niemals wieder eingenommen hat. *) Böhmen wirkte aber auch auf Deutschland wieder zurück, namentlich durch die Gründung der prager Hochschule, welche als die Mutter der deutschen Universitäten anzusehen ist, und durch die hussitische Bewegung, die Vorläuferin der deutsch-lutherischen Reformation.

*) Der Schildspruch des Böhmenkönigs Johann lautete! „Ich dien'", was bekanntlich auch der Wahlspruch des Prinzen Eduard von Wales oder des Schwarzen Prinzen war. Es wird von den meisten altenglischen Chronikenschreibern erzählt, der Schwarze Prinz habe, neben den drei Straußfedern auf dem Helme des gefallenen Königs auch dessen Schildspruch in sein Wappen aufgenommen, als er nach der Schlacht von Cressy den heldenmüthigen König todt auf der Wahlstatt fand. Dies behauptet wenigstens das „Bremer Sonntagsblatt", entgegen der von unserm militärischen Referenten in Nr. 15 d. Bl. aufgestellten Behauptung, wonach die Worte kymrisch seien: „Eych dyn!" d. h. „Hier ist der Mann!"

Indeß ist nicht zu vergessen, daß die prager Universität zumeist eine deutsche Anstalt und am zahlreichsten von Deutschen besucht war und daß das Hussitenthum ohne Zweifel deutschen, namentlich sächsischen Anregungen seinen ersten Anstoß verdankt. Ganz eigenthümlich und selbständig war die böhmische Literatur oder Poesie — denn die literarischen Offenbarungen eines Volks zeigen sich in seiner Urzeit fast ausschließlich in dichterischer Form — während der primitiven Zustände der böhmischen Nation. Das beweisen auch die Proben, welche Wenzig aus der Dichtung „Libussa's Gericht" und aus den in der berühmten, von Wenzel Hanka im Jahre 1817 entdeckten Königinhofer Handschrift erhaltenen merkwürdigen Dichtungen „Cestmir und Wlaslaw", „Zaboj und Slawoj", „Jaroslaw", „Jaromir und Udalrich", „Ludise und Lubor" mittheilt. Der Ausdruck in diesen Dichtungen, etwas an die serbischen Epen erinnernd, ist, offen gestanden, bei allem weichmelancholischen, an die Molltonart der slawischen Melodien erinnernden Grundton einfach epischer, prägnanter, gedrungener, man möchte sagen classischer als in den altdeutschen Epen. Merkwürdig ist namentlich die Dichtung „Zaboj und Slawoj" mit ihren trüben Klagen über die Invasion der Deutschen, die ins Land gekommen, um den Böhmen ihre Götter aufzudrängen. Dabei ist das in den Bruchstücken der Königinhofer Handschrift Erhaltene nur ein ganz ärmlicher Rest Dessen, was die Böhmen in alter Zeit an Volksepen besessen haben. Aus der spätern Zeit sind freilich nur die Dichtungen des Ritters Thomas von Stitné, des Smil von Pardubitz *) und des Johann Amos Komensky, unter dem lateinischen Namen Comenius als Schulreformator und Denker der ganzen Welt bekannt, als eigenthümlich zu nennen. Sonst war Böhmen lange Jahrhunderte infolge der hussitischen Wirren, der furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs und des seitdem auf ihm lastenden Drucks wie geistig todt. Erst in neuester Zeit hat, wie bekannt, die czechische Literatur im Anschluß an die deutsche wieder einen erhöhten Aufschwung genommen, und bei der Mehrzahl der neuern böhmischen Dichter und Schriftsteller, welche Wenzig zum Theil unter Mittheilung dankenswerther Proben in seinem Buche aufführt, fällt sofort der Umstand in die Augen, daß sie auch aus dem Deutschen übersetzt oder deutsche Producte nachgeahmt haben. Der Nachahmung des französischen Flitterwesens und des französischen Esprit scheinen sich die ernsten Böhmen niemals in dem Grade hingegeben zu haben wie zu Zeiten die Polen und die Russen und wir Deutschen selbst. **H. M.**

Frauennovellistik.

1. Männer und Frauen. Novellen von Amely Bölte. Zwei Bände. Dessau, Gebr. Katz. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Novelle ist, wie schon das fremdländische Wort andeutet, eine Form der Erzählung, die ihre Heimat auf deutschem Boden nicht hat. Der charakteristische Unterschied der Novelle von der einfach so genannten Erzählung besteht darin, daß die Novelle vorherrschend Thatsachen, Ereignisse, Momente, Situationen schildert; in der Novelle erscheinen die Charaktere nicht als in der Entwickelung begriffen, sondern sie treten schon fertig heraus, die Scenerie muß mehr skizzenhaft behandelt sein, die Abrundung ebenmäßig und rein. Referent macht diese Anmerkungen zu Amely Bölte's Buch in der Absicht, um zu zeigen, daß die Anfoderungen, welche die Kritik an eine Novelle macht, größer sind als die, welche an eine einfach sogenannte Erzählung gemacht werden dürfen. Nun ist es keineswegs in die Willkür des Autors gestellt, welche Bezeichnung, ob Erzählung, ob Novelle, er seinen Productionen

*) Vergl. über diesen Wenzig's Aufsatz: „Der Neue Rath des Smil von Pardubitz" in Nr. 17 d. Bl. f. 1855.

geben will; denn es gibt Stoffe, welche sich vermöge ihrer innern Natur in den Rahmen der Novelle nicht fassen lassen. Die erste sogenannte Novelle des zweiten Bandes, betitelt „Die Tochter des Proletariers", hat ein höchst glücklich erfundenes Motiv; aber die Verfasserin hat sich in der Wahl der Bezeichnung „Novelle" offenbar vergriffen; der Rahmen der Novelle ist für dieses Sujet zu eng; in diese beschränkten Grenzen ließ sich Dasjenige, was die Verfasserin darstellen wollte, die Speculation der Pietisten oder vielmehr der falschen Pietisten auf verwahrloste Kinder, nicht zusammendrängen; so sind denn in dieser Erzählung die Intentionen der Verfasserin nicht vollständig durchgeführt und der Leser bleibt unbefriedigt.

Noch muß Referent die Bemerkung hinzufügen, daß die Verfasserin sich hüten muß vor Trivialität, ein Fehler, zu welchem die Novellenstoffe leicht verleiten, weil sie dem täglichen Leben so nahe stehen. Sogar die classischen italienischen Novellisten fallen in diesen Fehler; die „Tochter des Proletariers" neigt dazu hin. Uebrigens hat Amely Bölte ein anerkennenswerthes Talent zur satirischen Darstellung; die heirathslustige Unvermählte in der Novelle „Das verlorene Taschenbuch" ist eine ebenso süperbe Figur wie der moderne Pietist, der eine Privat-Rettungsanstalt gegründet hat.

Ein besonderer Vorzug aller in den vorliegenden zwei Bänden gesammelten Novellen ist der, daß die Verfasserin mit Sicherheit und Leichtigkeit die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten auffaßt und darstellt; dieser nationale Hintergrund läßt die Bilder kräftig aus dem Rahmen springen. „Der Vicar", eine Novelle, die in England spielt, ist die abgerundetste und reifste Arbeit in den zwei Bänden.

2. Eversburg. Ein Roman von Mathilde Raven. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Thron einer souveränen Leihbibliothekkönigin ist erledigt, seit Karoline Pichter, Johanna Schopenhauer, Henriette Hanke und Aehnliche zurückgetreten sind; Fanny Lewald verfolgt mehr männliche Tendenzen, Frau Theodor Mundt geht etwas weit über Haus und Familie hinweg, Frau von Bissing ist zu sehr Dame eines Provinzstädtchens, Luise von Gall ist vor einigen Monaten gestorben und Emma Niendorf verehrt George Sand zu sehr. Frau Raven scheint mit dem obengenannten Buche nur auf die Leihbibliothek zu speculiren; allein ob diese Speculation ihr gelingt, ist mehr als zweifelhaft. Die Erzählung geht in die Breite, aber auch ins Flache. Es handelt sich nämlich in den drei Bänden um die Entwendung und Entdeckung eines Documents, welches einen Proceß zwischen zwei Familien entscheidet. Ein Conflict wird dadurch herbeigeführt, daß die Repräsentanten dieser zwei Familien zwei junge Leute sind, die einander anfangs nicht kennen, dann lieben und deren Gefühl, Zartgefühl oder Ehrgefühl, durch das fehlende Document so unsanft berührt wird, daß sie zwischen Vereinigung und Trennung schwanken, bis endlich die Liebe siegt. Das Ganze ist zu gewöhnlich gehalten; die ordinären Leute, wie sie sind, finden sich selbst in diesem ordinären Treiben wieder; denn es handelt sich ja in dem Buch von den höchsten Gütern des ordinären Lebens: Geld und Erbschaft, Erbschaft und Geld. Uebrigens ist das Buch in seinen Einzelheiten doch nicht überzeugend. Nämlich daß im Jahre 1855 eine Bauermagd, deren Ansprüche juristisch ganz unvollkommen gerechtfertigt sind, als Erbin in eine gräfliche Besitzung eingesetzt wird, sich mit einem Bauerbuben verheirathet und nun eine complete Bauernwirthschaft und Zechgelage in den Salons treibt, das könnte auf einem Pratertheater dargestellt werden, daß aber diese Scene bei dem Publicum der Frau Raven Glauben finde, das bezweifeln wir mit Grund; denn daß dergleichen eine „wahre Geschichte" ist, das versucht die Verfasserin ihrem Publicum vergebens einzureden.

Ferner: der in dem Buche eine große Rolle spielende Rentmeister Schoppe ist, nach der Absicht der Frau Raven, eine komische Person; allein das Spitzbübische dieses Charakters tritt, wo er erscheint, zu scharf hervor, als daß der Leser diesen Schoppe für etwas Anderes als einen gemeinen Schurken halten könnte, abgesehen davon, das selbst das Publicum der Frau Raven es unglaublich finden wird, daß der Rentmeister bei seiner Herrschaft, der jungen Comtesse Helene, solange Zeit Gehör findet, um seinen unsinnigen Liebes- und Heirathsantrag in dieser Breite vortragen zu können. Frau Raven scheint ignoriren zu wollen, daß, was in der Burleske eines wiener Vorstadttheaters erlaubt ist, nicht erlaubt ist in einem Buch, welches sich den Titel „Roman" gibt. Daß jeder echte Roman ein Kunstwerk sein soll, also eine Schöpfung und zwar eine Schöpfung auf dem Gebiete des Schönen, durchglüht von der Lebenswärme der Poesie, davon findet sich in dem obengenannten Buche kaum eine Spur.

3. Gedankenmarkt in Bildern von Agnes Gräfin Schwerin. Berlin, Grobe. 1855. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist Haupterfoderniß jeder Erzählung, heiße dieselbe nun „Gedankenmarkt in Bildern", oder ganz einfach Geschichte, Novelle, Historie oder Roman, daß das darin Mitgetheilte auch erzählenswerth sei, daß die Erzählung durch Neuheit die Aufmerksamkeit rege mache, daß sie des Lesenden Mitleidenschaft, sein Gefühl, seinen Verstand, seine Erinnerungskraft, sein Ahnungsvermögen, kurz sein geistiges und moralisches Ich anrege. Hat eine Erzählung diese Eigenschaften nicht, so ist sie auch nicht interessant, so interessant der Autor selbst sie finden mag, weil er seine Erzählung vielleicht auf Erlebnisse oder Persönlichkeiten, die ihm wichtig sind, bezieht. In dem obengenannten Buche der Gräfin Schwerin findet sich eine im hohen Grade interessante Erzählung, betitelt „Das Tischgebet"; allein in den meisten „Bildern" wird der Leser ungebührlich lang mit Gesprächen, Raisonnements am Theetisch u. s. w. hingehalten, während er Begebenheiten, Facta, Situationen fodert. Selbst
Tieck, der in vieler Beziehung so Große, hat durch diese Ma-
nier viele seiner Novellen verdorben. Außerdem hat die Gräfi
Schwerin sich selbst den Kreis ihrer Leser noch dadurch seh
geschmälert, daß jene Gespräche und Raisonnements sehr of
nach Form und Inhalt dem modernen lutherischen Pietismu
sich anschließen; z. B. in der Erzählung betitelt „Das höchst
Kleinod" spricht ein Schulmeister drei und eine halbe Sei
lang zu den Kindern einer Waisenhausschule über die Bibel
in andern Erzählungen wird in großer Breite über Gebet, Tu
gend und Laster, inneres Leben, Jüngstes Gericht und Aehn
liches gesprochen und declamirt. Es ist seit mehren Jahre
unter englischen und amerikanischen Autoren Mode geworden
in ihren Romanen und Erzählungen lange Excurse über Gla
benssätze einzuflechten, oder die Erzählungen zu Illustratione
von Dogmen zu machen. Solche Bücher sind eine ganz wide
wärtige Composition von Weltlichkeit und Nichtweltlichkeit; i
habe noch kein derartiges Buch gesehen, welches einen gerec
ten Anspruch auf den ehrenvollen Titel „Kunstwerk" geha
hätte. Wenn Jemand meinen sollte, durch eine solche Anwe
dung dogmatischer Lehrsätze könne der Kunst, in diesem Fal
in specie der Erzählungskunst, ein christlicher Charakter g
geben werden, wer Das behauptet, der hat von Dem, w
christliche Kunst ist, durchaus keinen Begriff und keine Ahnu
von dem Verständniß jener echtchristlichen Monumente, wel
in Architektur, Plastik und Malerei aus frühern Jahrhundert
uns überliefert sind.

Referent würde die obigen Bemerkungen bei dieser V
anlassung nicht gemacht haben, wenn er nicht glaubte, die V
fasserin könne sich noch überzeugen lassen, daß sie ihr Tale
in eine ihr selbst nicht homogene Richtung drängt, sobald
in der bezeichneten Weise zu schreiben fortfährt. Schon ob
deuteten wir an, daß das „Tischgebet" eine durchaus musterh
angelegte und durchgeführte Arbeit sei; das „Tischgebet" ist
Idyll, frei von aller falschen Sentimentalität, geschmückt du
höchste Anspruchslosigkeit; in dieser Richtung scheint das T
lent der Verfasserin vorzügliche Leistungen zu versprechen.

4. Lebenswege. Ein Familienbild, gezeichnet nach Erfahrung und Phantasie von L... W... Berlin, Nicolai. 1855. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch ist von einer Dame geschrieben und, wie auf dem Titelblatte zu lesen, herausgegeben, um den Reinertrag auf den Altar des Vaterlandes zu legen, zum Besten des zur Erbauung von Kriegsschiffen bestimmten Marinefonds. Das erste Blatt des Buchs ist überschrieben: „An Preussens Nation", und die Verfasserin sagt: „Welches Preußenherz höbe sich nicht höher und freudiger bei dem Gedanken an das Steigen und immer schönere Aufblühen des geliebten Vaterlandes, wovon vor allem unsere neuerstandene Marine der Welt das schönste Zeugniß gibt! Welches echte Preußenherz hegte nicht den Wunsch in stiller Brust, mit etwas beitragen zu können zu dem Fortschritt des großen Ganzen!" Mit dieser Ueberzeugung und diesem Wunsche übergibt die Verfasserin ihre Arbeit der Welt; sie bittet dann in einer Vorrede um Nachsicht für ihr Buch und daß man dasselbe als das Werk einer Dilettantin mit Nachsicht beurtheile, weil ja doch der Zweck ein guter sei. Demnach hat Referent nur einige kurze Bemerkungen zu machen.

Die Verfasserin weiß ganz gut zu erzählen; ihr Buch ist eine Art Familiengeschichte, und die Familiengeschichte hat, gleich den Iffland'schen Theaterstücken, in Deutschland allezeit ihr Publicum. Wenn die Verfasserin auf dem Titelblatte sagt, daß sie ihre Bilder nach Erfahrung und Phantasie gezeichnet habe, so ist Referent der Ansicht, daß die Schicksale zweier bürgerlicher Mädchen in diesem Buche allzu willkürlich und ohne innere Nothwendigkeit zu sehr nach oben, das heißt in die Sphäre des königlichen Hofs gezogen werden; die Erzählung büßt dadurch viel von jener Wahrscheinlichkeit ein, welche die Verfasserin für ihre Darstellungen in Anspruch nimmt. Freilich weiß Referent wohl, daß Frau George Sand Recht hat, wenn sie sagt: „La vie est plus souvent roman, qu'un roman"; indeß ein Land, wo König und Königin in der Art sprechen und agiren und sich für die Erhebung bürgerlicher Mädchen in den Adelstand und Vermählung derselben mit Prinzen interessiren, ein solches Land mag in Utopien zu suchen sein, in Deutschland liegt es nicht.

Uebrigens verfolgt die Verfasserin in ihrem Buche durchweg eine moralische Tendenz im bürgerlichen Sinn des Worts; von höherer Lebensauffassung zeigt sich keine Spur, aber Alles ist moralisch im bürgerlichen Sinn des Worts, und das ist ja die rechte Grundlage für ein darauf zu gründendes höheres Leben. So verflicht die Verfasserin in ihre Erzählung die Stiftung einer „Gesellschaft zum Frauenwerth" und theilt die Statuten derselben mit. In der Einleitung heißt es: „Das größte Glück des weiblichen Geschlechts besteht in einer liebereichen, friedevollen Ehe, und dieses Glück können wir unter allen Lebensverhältnissen uns gewinnen und bewahren, wenn wir es verstehen und wollen; denn das Glück des Hauses hängt vorzüglich von unserm Willen ab. Die Hauptwidersacher dagegen dürfen wir nicht außer uns, nicht im männlichen Geschlechte oder in ungünstigen Lebensverhältnissen und traurigen Schicksalen suchen, die Hauptwidersacher des häuslichen Glücks finden wir in uns selbst, in unserm Eigenwillen, in unserer Unsittlichkeit und in unserer Oberflächlichkeit. Die Theilnehmerinnen dieses Vereins sollen sich insonderheit zur Sittsamkeit, zur Nachgiebigkeit und zur Gründlichkeit verpflichten und ihre Kinder durch Beispiel und Lehre auf diese guten Eigenschaften hinleiten."

So hätte denn Referent nur den Wunsch hinzuzufügen, daß der schriftstellerische Versuch der Verfasserin von Erfolg gekrönt sei; einige Berechtigung, darauf zu hoffen, kann ihr nicht bestritten werden. 77.

Persische Poesie.

Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von Moritz Wickerhauser. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 24 Ngr.

Von demselben Dichter, dessen „Frühlingsgarten" bereits vor mehren Jahren durch des Freiherrn von Schlechta-Wssehrd's Uebersetzung in die deutsche Literatur eingeführt worden ist, erhalten wir hier ausgewählte Lieder in sehr gelungener Uebertragung. Warum wieder Dschami? — diese Frage scheint sich einem wie von selbst aufzudrängen. Warum wieder Lieder von dem Dichter, welcher an der Grenze der Blüteperiode der persischen Literatur steht? Die kurze Zeichnung, welche Goethe im „Westöstlichen Divan" von dem Charakter Dschami's als Dichter entwirft, ist die beste Antwort auf diese Frage und vielleicht ist sie deshalb von dem gewandten Dolmetsch seiner Lieder statt der Vorrede wörtlich angeführt worden. In den verschiedenen Werken Dschami's vereinigen sich alle die verschiedenen Richtungen, nach welchen hin sich die persische Poesie überhaupt ausgebildet hat, und deshalb kann er mit dem vollkommensten Rechte als Repräsentant der letztern angesehen werden. Wir freuen uns daher, daß Wickerhauser gerade diese Wahl getroffen hat, und hoffen, daß die Lectüre seiner sehr lesbaren Uebersetzung der Poesie des Ostens neue Freunde gewinnen wird. Scheint der Geist, der durch viele Lieder Dschami's weht, auch auf den ersten Anblick ein sehr frivoler, unserer Anschauung vollkommen widerstehender und fremder zu sein, so dürfen wir doch nie vergessen, daß wir es mit einem Muslim zu thun haben, dessen Phantasie sich nur in sinnlichen Bildern bewegt, unter welchen er zum Theil nur mystische Anschauungen verbirgt. Wein und Liebe sind und bleiben die Stichworte jener von dem Anschauen der Gottheit Berauschten und in Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihr Vergehenden, und gewiß nur in diesem Sinne ruft Dschami in dem „Weltanschauung" überschriebenen Liede (S. 108) aus:

Urschön ist nur die Liebe stets,
Das And're Firlefanz —
Dies klare Thema misversteht
Philosophie so ganz!

Nur einen Wink der Schönheit braucht's,
Wenn ich im Sterben bin,
Zu schwingen mich vom Tod im Nu
Zur Auferstehung hin.

Die wahre Richtung zum Gebet
Hat Liebe nur allein,
Denn sie erfüllt, was noththut, ist
Von Erdenschlacken rein.

Daß die Vertreter dieser Richtung gegen die Strenggläubigkeit einen nie endigenden Krieg führen, daß sie gegen die Repräsentanten der letztern alle Waffen gebrauchen, welche ihnen zugebote stehen, ist eine Thatsache, welche sich von neuem aus den hier dargebotenen Liedern klar herausstellt. Wir führen als Beleg nur das eine Lied „Der Prediger" (S. 191) an:

Die Ruh' such' in der Predigt nicht,
Beim Prediger, dessen Lehren
Und Schrei'n dem Volke sicher nichts
Als Kopfweh wird bescheren.

Es wird dir seine Rede nie
Das Herz, den Sinn erhellen,
Wie möchtest du den Glühwurm auch
Zur Leuchte dir bestellen?

Zur Urkund beugt er das Gesicht,
Der Scheich, und krümmt den Rücken;
Dem Bogen gleicht er, und sein Wild,
Das Volk, er wird's berücken.

Die Lieb' allein ist heil'ge Pflicht,
Das And're all' ist nichtig,
Wie lang' versäumst für eitlen Tand
Das Eine du, das wichtig?

Sie spotten über alle Gebräuche der Gottesverehrung, deren Beobachtung die geoffenbarte Religion als eine nothwendig zu erfüllende Pflicht hinstellt, über die Heilighaltung der Fasten u. s. w., und schütten so — um uns eines gewöhnlichern Ausdrucks zu bedienen — das Kind mit dem Bade aus. Anstatt diese nothwendigen Formen zu vergeistigen und zu beleben und sie in ihrer ascetischen Bedeutung aufzufassen, flüchten sie sich in das unsichere Gebiet der Phantasie, von der man ja weiß, wie leicht sie von dem einen Extrem zu dem andern überspringt, und wie geneigt der sinnliche Mensch ist, ihre überschwänglichen Höhen in die niedere Sphäre der Sinnlichkeit herabzuziehen. Mag die Mystik in den ersten Zeiten ihres Auftretens innerhalb des Islam auch noch so rein vergeistigt gewesen sein, Niemand wird leugnen können, daß sie nach und nach von dieser geistigen Höhe herabsank. Wir haben schon gesagt, daß Dschami an der Grenze zweier Perioden stand, welche die Blüte von dem Anfange ihres Verfalls trennt, und wenn der Geschichtschreiber der schönen Redekünste Persiens von ihm sagt, „daß der Mysticismus sein Wesen nicht so sehr durchdrungen habe, daß er die Welt blos aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, allen seinen Gedanken nur Richtung des Lichtflugs gegeben habe, daß er vielmehr das Realistische und Idealistische in sich zu trennen gewußt und so der äußern und innern Anschauung nach Zeit und Ort mit Abwechselung von einer zur andern gehuldigt", so hat er gewiß vollkommen Recht. Dies geht ganz deutlich aus den von Wickerhauser mitgetheilten Liedern hervor, in denen herbe Satire mit tiefsinniger Mystik, fröhlicher Muthwille mit zartestem Gefühle auf das anmuthigste abwechselt.

Unter den reinerotischen Liedern zeichnet sich das folgende aus:

Kerze hellt mir nicht den Saal,
Lampe will nicht scheinen,
Komm, du Liebchen, mondscheinhell
Mach' mein Haus zum deinen!

Frommt es, in Verehrung mich
Nach der Kaaba neigen,
Will dorther dein Antlitz mir
Nicht die Kibla zeigen?

Schnürt der Tod das Bündel mir
Auf die weite Reise,
Klingt mir nach als Wanderlied
Meine Liebesweise.

Gern bezahlt' ich deine Lieb'
Baar mit meinem Leben,
Könnt' aus solchem Handel sich
Mir Gewinn ergeben.

Wenn auf stillem Acker man
In die Erd' mich grübe,
Sprößt' aus meines Herzens Korn
Halmend meine Liebe!

Liebe brandet, wogt in mir,
Läßt ein Meer mich fühlen,
Blauen Himmels Muschelrund
Ans Gestade spülen.

Lieb' zu dir, ein tödtend Schwert,
Mäht mir Daseins Schemen!
Tausend Leben gäb' Dschami,
Möchtest du sie nehmen!

Leider müssen wir uns auf die Mittheilung nur dieser wenigen Proben von Dschami's Liedern beschränken. Möchte das hier dem deutschen Lesepublicum gebotene Buch dem Dichter recht viele Freunde gewinnen, der bei seinen Zeitgenossen in ebenso großem Ansehen stand wie bei der Nachwelt.

Wickerhauser hat seine Uebersetzung nach einer aus der Bibliothek eines Sultans stammenden wiener Handschrift gearbeitet. Leider sind wir nicht im Stande gewesen, das Original zu vergleichen, doch bürgt der gute Name des Verfassers für die Richtigkeit und Genauigkeit der Nachbildung. Aufgefallen ist uns der öftere Gebrauch des Namens Dschami als Jambus, was den Laien leicht verleiten kann, den Namen falsch auszusprechen. 69.

Mittheilungen aus Berlin.

Im Mai 1856.

In großen Städten habe ich häufig die Bemerkung gemacht, daß während der Maizeit ein gewisses Interim besteht, ein ganz eigenthümliches literarisches Leben, eine Art Salonliteratur, weniger in der Form der Lectüre als der Conversation. Es ist noch zu kalt, um sich an des lieben Herrgotts gelehrten und poetischen Büchern der Natur zu laben; es ist aber eine Zeit, wo man bei offenen Fenstern und neben aufgezogenen Blumen gern die Stunden verplaudert. Kurz und gut, es ist die Blüte der Salons, die geistreich werden, ehe sie sich wegen unausstehlicher Hitze schließen. Berlin hat dergleichen freilich nicht viele; aber die geistreichen Salons sind auch erschrecklich selten! Wo gibt es wol noch deren, wie ich das Glück hatte bei der zu früh verstorbenen Frau von Girardin zu genießen? Ach, diese schöne Delphine, geistreich, wie selten ein Weib — ein Diamant ihrer blumenreichen und blütendurchdufteten Salons, von dem die blitzenden Strahlen des Witzes, der Anmuth, der Grazie und des Geistes ausgingen! Ihr grundhäßlicher, grundgeistreicher und erzschelmischer Gemahl, die berühmte politische Wetterfahne, parirte die Blitze der liebenswürdigen Verfasserin von „Lady Tartuffe" und „Joie fait peur", einer kleinen Witzfeuerwerkskomödie, die nicht weniger als gerade hundert mal in jenem Jahre aufgeführt wurde. Das war ein Salon, wie ihn früher vielleicht Frau von Sévigné oder Ninon de l'Enclos oder selbst noch Sophie Gay besaß; doch Delphine ist todt, leider! und der Schelm von Girardin führt ein Jahr später wiederum eins der schönsten und reichsten Mädchen als Bräutigam am Arme!

Blicken wir aus unserm kühlen Mai auf den Aprilhorizont zurück, so bietet dieser eine ganze Masse kleiner Lichter, großer Wolken, grüner, blauer und brauner Flecke. Da blitzt das Licht Dawison auf einem silbernen Leuchter aus 8000 Thalern; der Mann verdient jetzt zu viel, man muß nicht mehr von ihm reden. Weiter! Da ist eine große Wolke, schwarz und mit Blut gesäumt; in dem schweren Dunst zuckt zuweilen der Blitz unserer socialen Noth und beleuchtet grell einen vor Noth verzweifelnden Mann, der seinen vier Kindern und sich selbst dies grausame Leben verkürzen will; daneben trägt man die Leichen mehrer Selbstmörder fort und das höhnische Gesicht des Satans, in seidenen Strümpfen und Frack und modernem Galanteriedegen, beschaut diese Leichencavalcade. Satan, wie heißt du? Civilisation! ruft er mit gellender Lache, oder „wie's euch gefällt!" In diesem Augenblick macht er seine Reverenz vor einigen Raubmördern, die ein erdrosseltes Mädchen hinter sich herschleppen — weiter! weiter! sonst platzt vielleicht diese Wolke und man sieht das Blut am Himmel heruntertröpfeln. Da ist ein schöner, grüner Fleck am Horizonte, eine grüne Neun oder deutlich gesprochen der Bretertempel der königsstädter Bühne, die Unzierde der Residenz Berlin, wenn auch nicht der Kunst. Marr spielte seine Charakterrollen daselbst, ganz vortrefflich, sogar ausgezeichnet; aber gehen wir weiter, Marr ist ein pensionirter Theaterdirector und ein Mann, der hinter den Coulissen gefährlich ist.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß bei der Ankündigung eines neuen Stücks von Frau Birch-Pfeiffer Symptome der Seekrankheit sich bei mir merken lassen. Es ist unerklärlich, denn die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer sind gar nicht so schlecht und haben überdies ihr stehendes Publicum. In meinen Kinderjahren hatte ich einen alten grauköpfigen, griesgrämigen Lehrer, den ich für einen erhabenen Geist hielt und der mein Orakel war. Oftmals saß ich des Nachts bei ihm und lauschte diesem Alten, der mir die Schätze der Poesie zeigte und Gedichte oder Trauerspiele seiner Composition vorlas; dann wurde er weich und sanft und weinte auch manchmal. Von daher datirt sich meine Ehrfurcht vor der Poesie und vor der Bühne. Dennoch aber ist es mir unglaublich, wie man, gleich einer Schneiderin, Theaterstücke zusammenflicken kann, und ich vermag es nicht zu begreifen, wie das Poesie, wie das die hehre Kunst, wie das ein Bijoux einer so herrlichen Nation wie der deutschen zu sein vermag. Dennoch ist es so. Frau Birch-Pfeiffer schneidert ihre Stücke und ein stehendes Bourgeois-publicum verehrt diese Schneiderin, wie es nicht einen Goethe noch einen Shakspeare verehrt! Frau Birch-Pfeiffer denkt wie der Bourgeois: Nur keine Ideale, sondern Geld verdienen! Deshalb diese Harmonie; die eine nimmt die Kunst als einen Schwamm, den man auspressen, die heutige Gesellschaft die Menschen wie Maschinen, mit denen man wirthschaften muß. Unsere heutige Gesellschaft ist klug; sie weiß, daß auf der Bühne sie selbst sich repräsentirt, und verlangt als eine heuchlerische Creatur, daß man sie sentimental darstelle, weil sie herzlos ist. Geht sie aus dem Theater heraus, so will sie noch die Thränen in den Augen haben, damit Jedermann glaube, sie habe Gefühl.

Das neueste Kind der Modeschneiderin für Theaterstücke hieß „Die Lady von Worsley-Hall". Zwei junge Leute, Davy Harwood und Ellen Glendower, werden im ersten Acte gegen ihren Willen und gegen ihre Neigung miteinander verheirathet. Die Zauberin Charlotte bringt es aber dahin, daß sie am Ende des Stücks das glücklichste Paar von der Welt bilden. Davy hatte einmal als fein und geleckt erzogener Knabe von dem zwölfjährigen Wildfang Ellen eine kindische Unbill erfahren und seit jener Zeit sie gründlich gehaßt, umsomehr als ihm seine hochmüthige Mutter zu verstehen gegeben, daß Ellen von Seiten ihrer Mutter nicht ganz reines Vollblut sei. Davy vergaß die Beleidigung auch als Jüngling nicht und zeigt ihr diesen Haß, indem er sie während der Trauung keines einzigen Blicks würdigt. Das ist die Basis des ganzen Stücks, der richtige Spleen; ich bitte Sie, der Spleen als Basis eines Schauspiels! Drei bis vier Acte beschäftigen sich nur mit allerhand Theaterkniffen: Davy will seine Frau nicht kennen, wenn er ihr begegnet, und erniedrigt sich als Aristokrat und als Held des Stücks soweit, daß er eine höchst zweideutige Liebschaft mit einer Gastwirthstochter unterhält. So nimmt die Verfasserin dem Helden jeden Nimbus, jeden Reiz und man sehnt sich gar nicht danach, die gute Ellen mit einem solchen Manne glücklich zu wissen, weil er am Ende sie doch nicht dauernd glücklich zu machen vermag. Der Schluß ist aber echt Birch-Pfeifferisch: der Bräutigam der Gastwirthstochter versetzt Davy einen Stich mit dem Degen, damit die Krankenpflege Ellen's beginnen kann, wobei überdies die ganze psychologische Entwickelung hinter den Coulissen vor sich geht. Moral am Ende: daß Davy und Ellen die glücklichsten Menschen werden! Ich enthalte mich, die lederne Persönlichkeit Karl Stuart's, des spätern Königs Karl II., noch näher zu erörtern: dieser Unglückliche bringt keinen gescheiten Einfall zu wege. Und dieses langweilige Stück dauert drei und eine halbe Stunde! Wahrlich, man darf sich nicht mehr mit der Nichtbeachtung solcher dramatischen Leistungen begnügen; man muß rütteln an dem schlaftrunkenen Geist unserer Jugend, um ihr den Feind zu zeigen, den sie bekämpfen soll. Wir, eine neue, frische, anstrebende Generation, eine noch nicht herzlose Jugend, wir wollen keine blasse Sentimentalität, keine seichte, verzuckerte Moral, keine abgelebten Fratzen. Das Junge Deutschland und die alten Dichterrecken schweigen und sehen mit der Geduld des Lamms diesem Henkerspiel der Kunstentweihung zu; hoffen wir, daß bald eine neue Schar von Kämpen diese Götzen zertrümmert. Gewiß, der „Fechter von Ravenna" zog gleich einem Ruf zum Waffentanz über die Bühnen unsers Vaterlandes; wir haben wol noch eine deutsche Jugend voller Poesie, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo das wimmernde Gespenst der Flachheit sein geflicktes Leichentuch hinter sich her ins Grab ziehen wird!

Eduard Schmidt.

Notizen.

Französische Stimmen über deutsche Romanliteratur und über Ludwig Tieck.

Das „Athenaeum français" brachte jüngst einen Artikel „Le roman en Allemagne", worin unter Anderm auch auf den Aufsatz von August Henneberger: „Ein Wort über französische und deutsche schöne Literatur", welchen unsere Blätter in Nr. 51 für 1855 mittheilten, Bezug genommen ist. August Henneberger hatte versichert, daß von dem größern Publicum in Deutschland die Romane von Eugen Sue (dessen „Geheimnisse von Paris" und „Ewiger Jude", der durch seine Uebertreibungen fast wie eine Münchhauseniade wirkt, leider noch immer eine gesuchte Lieblingslectüre gewisser Volksschichten bei uns sind), Paul de Kock, Balzac und A. Dumas viel mehr gelesen würden als die Romane deutscher Autoren. Henneberger zeige sich darüber verwundert und untersuche die Frage in längerer Ausführung; er hätte jedoch nur die Romane zu lesen gebraucht, die er, der Kritiker des „Athenaeum français", soeben gelesen, und er würde auf der Stelle diese Bevorzugung der französischen Romane in Deutschland sich haben erklären können. Aber welche Romane sind es, auf die der französische Kritiker sein abfälliges Urtheil über die deutsche Romanliteratur begründet? Nicht die Romane unserer anerkanntesten Romanschriftsteller, sondern Romane von Presber, Wartenburg, Ida von Düringsfeld und einigen Andern. Trösten wir uns damit, daß gewiß auch in Frankreich genug mittelmäßige Romane erscheinen und daß selbst von den jetzt vielgelesensten französischen Romanen ohne Zweifel nur äußerst wenige, kaum einige von Balzac oder George Sand, auf die Nachwelt kommen werden, während der deutsche „Werther" noch heutzutage in Frankreich ein vielgelesenes und hochangesehenes Buch ist. Romane, in denen sich das ganze Culturinteresse und die Gesammtstimmung einer bestimmten Periode ausprägt und zusammendrängt, sind unter allen Völkern eine Seltenheit. Dagegen hat es uns gefreut, in demselben französischen Blatte durch den pseudonymen Eduard Goepp die Aufmerksamkeit auf das so höchst anziehende und inhaltreiche biographische Werk Köpke's über Tieck geleitet zu sehen. Der französische Berichterstatter sagte bei dieser Gelegenheit: „Menschen wie Dinge sind den Einflüssen der Mode unterworfen, und oft ist ein Name, an den gestern Niemand dachte, plötzlich an der Tagesordnung, ohne daß Jemand sagen könnte, woher es kommt, daß er von neuem über Wasser erscheint, in Aller Munde ist und in so hohem Grade die Mehrheit des Publicums interessirt. Vor einigen Monaten hörte man in Paris von weiter nichts sprechen als von Goethe und «Werther»; mehre Werke erschienen fast gleichzeitig, von denen die einen über das Buch, die andern über den Verfasser selbst handelten. Durch ein ähnliches Zusammentreffen von Umständen ist in Deutschland seit einiger Zeit der Name Tieck's wieder in den Vordergrund getreten." Nachdem der französische Referent die Titel der beiden Köpke'schen Werke und der Hoffmann'schen Schrift über Tieck angeführt, fügt er noch hinzu: „Tieck war das Haupt der romantischen Schule, oder vielmehr ihr Förderer und Pfleger (promoteur), denn die Anmaßung, das Haupt einer Schule zu sein, hat er

niemals gehabt; er gehorchte seinen eigenen Eingebungen und führte Krieg für seine eigene Rechnung und seine persönliche Genugthuung, es Andern überlassend, in der Bildung einer neuen Partei ein Mittel zu eigener Auszeichnung zu erblicken. Sein Name ist einer der genanntesten und bekanntesten in Deutschland, und als Literator ist er ohne Widerrede einer der achtungswürdigsten und kraftbegabtesten Männer, welche dieses Land in der letzten Vergangenheit gehabt hat."

Eine Erinnerung an Thomas Gray.

Adolf Laun, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg und durch einige treffliche Uebersetzungen Molière'scher Stücke bekannt, hat eine neue gelungene Bearbeitung der berühmten Gray'schen Dorfkirchhofselegie drucken lassen, freilich an einer Stelle, die nur sehr Wenigen zugänglich sein dürfte, nämlich im Osterschulprogramm des oldenburger Gymnasiums. Wer liest nicht immer wieder mit Rührung die Strophen, worin Gray den Gedanken durchführt, daß diese Gräber vielleicht die irdische Hülle so manches Genius einschließen möchten, dem nur seine beschränkten Verhältnisse hinderlich waren, sich zu entwickeln und ein zweiter Hampden oder Milton zu werden? Und wem gehen namentlich die Schlußstrophen nicht immer wieder zu Herzen? Dankenswerth sind dann auch die Notizen, welche Laun seiner Bearbeitung beigegeben hat. Selten ist einem Gedichte so große Aufmerksamkeit gewidmet worden wie den „Stanzas written in church-yard" Thomas Gray's. Zuerst 1750 erschienen, erlebte das Gedicht hintereinander elf Auflagen (unter denen eine von Bentley mit schönen Zeichnungen illustrirte), verschaffte dem Dichter sofort den Zugang zu den vornehmsten und gebildetsten Kreisen und diente besonders fortwährend den Vorlesern und Declamatoren als eines der geeignetsten Stücke zur Entfaltung ihrer Kunst. Das Gedicht wurde mehrmals commentirt, von Anstey und Roberts gemeinschaftlich, dann noch von Lloyd und von Murphy ins Lateinische und von Cooke, einem Fellow zu Cambridge, sogar ins Griechische übersetzt. Bald nach ihrem Erscheinen wurde die Elegie auch mehrmals in deutsche Prosa übertragen; populär aber machte sie in Deutschland erst Gotter's für ihre Zeit sehr geglückte metrische Bearbeitung. Später übersetzten sie noch Kosegarten, Seume und zuletzt noch Frau von Plönnies. Sehr bemerkbare Einflüsse und Nachklänge des Gedichts lassen sich auch in mehren Elegien Hölty's („Auf den Tod eines Landmädchens"), Matthisson's, Tiedge's, Salis' u. s. w. wahrnehmen. Weniger bekannt in Deutschland, aber durch Großartigkeit und Eigenthümlichkeit der Conception wie durch mächtige Energie des Ausdrucks ausgezeichnet ist Gray's Dichtung „Der Barde". Gray war einer der gelehrtesten und zugleich, was in dieser Verbindung nicht immer der Fall zu sein pflegt, einer der gemüthvollsten, humansten und liebevollsten Menschen. Wie einige zeitgenössische Männer in Deutschland (Gleim, Hölty, Klopstock in seinen jüngern Jahren, Kleist, der Actuar Salzmann), widmete auch er der Freundschaft einen fast antiken Cultus. Auf der Schule erhielt er wegen einer gewissen fast weiblichen Zartheit seiner Züge den Beinamen „Miß Gray". **H. M.**

Bibliographie.

Ammann, F., Die Ewigkeit ist kein Geheimniß mehr! oder: die deutlichsten Offenbarungen aus der Geisterwelt in unbestreitbaren Thatsachen und Urkunden der neuesten Zeit. Fortschreitende Versuche. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Glarus. 1855. 8. 15 Ngr.

Büchsel, C., Erinnerungen an den Markgrafen Johann von Küstrin. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins zu Berlin. Berlin, Schlawitz. 32. 6 Ngr.

Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kurs, Auguste, Aus dem Sommer. Reisebilder. Berlin, Sacco. Br. 8. 25 Ngr.

Meli, G., Lieder. Aus dem Sicilianischen von F. Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Nacht in Berlin oder nächtlicher Spaziergang durch die Residenz. Von Clauren dem Jüngeren. Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Neander, Kritische Beleuchtung des Spiritualismus und Materialismus vom Standpunct organisch-monistischer Welt- und Menschenanschauung. Bremen, Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.

Reumont, A. v., Die Jugend Caterina's de' Medici. 2te umgearbeitete Auflage. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roscher, W., Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 2te verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 8. 2 Thlr.

Rustige, H., Konrad Widerhold. Dramatisches Charakterbild in fünf Akten. Stuttgart, Bach. Br. 8. 15 Ngr.

Shakspeare, W., Venus und Adonis. Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von J. H. Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Siebel, C., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 24 Ngr.

— — Jesus von Nazareth. Ein Gedicht. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Strehlke, F., Ueber Corneille und Racine als Nachahmer der alten Tragödie. Danzig, Saunier. Gr. 4. 16½ Ngr.

Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. 3te Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 22½ Ngr.

Tendlau, A. M., Fellmeiers Abende. Mährchen und Geschichtchen aus grauer Vorzeit. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. Bekenntnis und Abwehr. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

Vögeli, H. H., Geschichte des europäischen Staatensystems vom Zeitalter der Reformation bis zur ersten französischen Revolution. 1ste Abtheilung. Vom Zeitalter der Reformation bis zur Selbstherrschaft von Ludwig XIV. [1519—1661.] Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Wallmann, J. C., Leiden und Freuden rheinischer Missionare. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 Thlr.

Weisser, A., Die Züricher Mordnacht. Ein geschichtliches Bild aus dem deutschen Städte-Leben des 14. Jahrhunderts. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Winter, C. F., Die Bedeutung der Vor- oder Taufnamen. Berlin, Th. Grieben. 12. 3 Ngr.

Ziegler, Ueber die Antigone des Sophokles. Stuttgart. 1855. Gr. 4. 12½ Ngr.

Zur Reform der modernen Kunst. Eine Studie zur neuesten Kunstgeschichte. Halle, Schroedel u. Simon. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Schauber, M., Die Armee der Zukunft oder ein Feldzug gegen die sociale Noth. Berlin, R. Kühn. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Verhältniß der Landesbehörden zur gesetzgebenden Gewalt des Landesherrn im Königreiche Hannover. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Verminderung der Steuerkraft des Volkes. In Beziehung auf die Königl. Preuß. Maaßregeln gegen das Papiergeld und Bankwesen der übrigen deutschen Bundesstaaten. Mahnung eines Vaterlandsfreundes. Kassel, Fischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2^{1}/_{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1856. 4.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die **Deutsche Allgemeine Zeitung** in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Bestellungen werden von allen Postämtern des In- und Auslandes angenommen.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgegeben von **Hermann Marggraff.** Jahrgang 1856. 4.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung,** von **Hermann Marggraff** herausgegeben, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Diese **Wochenschrift** erscheint in Nummern von 2—3 Bogen, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Bestellungen darauf werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2^{1}/_{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1856. 8.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete **Wochenschrift** hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der **interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern **die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Ein ausführlicher Prospect und Probenummern des Blattes sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das **Deutsche Museum** wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Bestellungen auf dasselbe werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2^{1}/_{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Vierter Band (Jahrgang). Neue Folge. Erster Band. Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 20 Ngr.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter **Gutzkow's** Leitung zu einer der **gediegensten, interessantesten** und **gelesensten Zeitschriften** Deutschlands entwickelt: sie ist ein **Lieblingsbuch des gebildeten Publicums Deutschlands** geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem **vierten Bande** (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in **größerm Format** und **eleganterer Ausstattung.** In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt **vierteljährlich 20 Ngr.** Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Die ersten drei Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind sowie Probenummern und Monatshefte durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit $2^{1}/_{2}$ Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

5. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh.

Premier cours. 8me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Traduction des thèmes français. Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

6. ————, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geh.

First course. 9th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 7th edition. 1856. 12 Ngr.
Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 8. 1855. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

Vgl. Nr. 20 und 28.

7. **Christliches Andachtsbuch** für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Erstes bis sechstes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an

dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

8. **Bibliothek italienischer Classiker.** Erster bis fünfter Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese fünf Bände a. u. d. T.:

I—III. **Das Decameron** von **Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Mit diesen Werken beginnt unter dem Namen „**Bibliothek italienischer Classiker**" eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es werden dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A. benutzt. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint in rascher Folge in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr.** für jeden **Band.** Sie umfaßt zunächst folgende Werke, welche im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind:

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer.** Vierte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von **K. Förster.** 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **K. L. Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **A. von Reumont.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette ꝛc. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von **K. Förster.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von **P. L. Kritz.** 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die **Bibliothek italienischer Classiker** Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Literatur und Wissenschaft

bearbeitet

von

Newton Ivory Lucas,

ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.

I. Band (Englisch-deutsch) in 2 Theile geb.

Gr. Lex.-8. Geh. 9 Thlr.

Das Werk umfaßt 125¾ Bogen Gr. Lex.-8. und ist demnach verhältnißmäßig das wohlfeilste Wörterbuch der englischen Sprache. — Sämmtliche Kritiken, welche wir bisjetzt über dieses Werk erhalten haben, stimmen darin überein, daß es an Vollständigkeit sämmtliche bisjetzt erschienenen ähnlichen Bücher bei weitem übertrifft, und glauben wir daher es in jeder Hinsicht der Beachtung empfehlen zu dürfen.

Gebundene Exemplare sind durch sämmtliche Buchhandlungen zur Ansicht zu beziehen.

Bremen, Mai 1856. **C. Schünemann's** Verlag.

Soeben ist erschienen:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

Zweiter Band.

Vierte Lieferung.

15 Bogen. Hoch 4. Preis 20 Ngr.

Leipzig. S. Hirzel.

En vente chez **F. A. Brockhaus à Leipzig**:

Graeser (Charles), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise.** Composée d'après les principes de M. le professeur **Ahn.** In-8. 10 Ngr.

Ahn (F.), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8.

Premier cours. 8me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.
Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 19. Juni 1856.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Beschrieben von Heinrich von Gagern. *)

Eine Biographie des Generals Friedrich von Gagern, der, wenn nicht eine oder einige vorwitzige Kugeln in einem kritischen Geschichtsmoment seinem Leben und Wirken ein frühes Ziel gesetzt hätten, wahrscheinlich berufen war, der deutschen Sache große Dienste zu leisten und in der Zeitgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen, würde unter allen Umständen auf die besondere Theilnahme aller Derjenigen, welchen die Schicksale der deutschen Nation am Herzen liegen, den gegründetsten Anspruch haben. Wenn nun aber die deutsche Nation, soweit sie sich überhaupt für patriotische Bestrebungen und patriotische Männer interessirt, ein solches Werk der brüderlichen Feder, der Pietät und der politischen Erfahrung eines Mannes wie Heinrich von Gagern verdankt, der als Präsident des frankfurter Parlaments einen so hervorragenden Platz unter den politischen Männern Deutschlands einnahm; wenn dieses Werk dadurch, daß es auch die politische Wirksamkeit des Vaters, Hans von Gagern, in seinen Kreis zieht, die deutsch-nationalen Bestrebungen der letzten Jahre bis auf ihren Ursprung zurückführt und gewissermaßen einen kritischen Ueberblick über dieselben gewährt, so wird sich dieser Anspruch auf allgemeinere Theilnahme begreiflicherweise in nicht gewöhnlichem Grade noch steigern. Die Gagern'sche Familie erregt schon an sich ein großes Interesse. Eine eigenthümliche, echt germanische Welt für sich bildend, ehrgeizig, aufgeweckt, strebsam, unermüdlich thätig, systematischen norddeutschen Verstand, der sich vielleicht auf die ursprünglich baltische (rügensche) Abstammung des Geschlechts zurückführen läßt, mit frisch zugreifendem süddeutschen Temperament paarend, hat wol keine andere Familie ihre aristokratischen Erinnerungen so mit den liberalen Anfoderungen der Zeit, Vaterlandsliebe und Vaterlandsstolz so mit Familienliebe und Familienstolz zu verschmelzen gewußt. Keiner der Söhne Hans Gagern's war unbedeutend, drei derselben, Friedrich, Heinrich und Max sind sogar zu der Zahl der bedeutendsten und ausgezeichnetsten deutschen Männer neuerer Zeit zu rechnen, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß ihnen, wie noch später zur Sprache kommen wird, eine gewisse, ausschließlich zur Politik hindrängende Einseitigkeit anhaftet. Von ihnen ist vielleicht Max der geistreichste und beweglichste, Heinrich der enthusiastischste, naivste und gemüthvollste, Friedrich der energischste, consequenteste und charaktervollste zu nennen. Heinrich selbst nennt Letztern unter den Brüdern den „ausgezeichnetsten" und ordnet sich ihm als Politiker fast vollkommen unter. Und in der That sind die politischen Anschauungen Heinrich's den von Fritz in seinen frühern Denkschriften niedergelegten verwandt wie etwa das ü dem u, also bis auf den Umlaut, den die seitdem veränderten Zeitumstände nöthig machten.

Der Verfasser äußert in der Vorrede, daß jetzt manche Leidenschaften vielleicht abgeklärter und daher der Augenblick ein günstigerer sei, um Friedrich's von Gagern Andenken zu erneuern; denn einige Zeit sei unter dem Ruf Vae victis der Name Gagern einer verbreiteten und erbitterten Ungunst verfallen gewesen. Ich glaube, daß der Biograph hier zu schwarz sieht, und bin der Ansicht, daß in den Kreisen, in denen der Gagern'sche Name einmal geachtet war, er dies auch geblieben ist; gegen die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit Heinrich's von Gagern hat wol Niemand jemals einen Zweifel erhoben, und gegenwärtig weiß man, daß wol Jedermann an seiner Stelle ebenso verunglückt wäre als er. Denn hat sich Heinrich von Gagern auch offenbar einige sehr bedeutende politische Fehler und Versäumnisse zuschulden kommen lassen, so würde jeder Andere in seiner Lage sich wahrscheinlich wieder anderer Fehler und Versäumnisse schuldig gemacht haben, die möglicherweise noch verderblicher für Deutschland ausgefallen sein würden. Die innere Lage Deutschlands ist eben complicirter als die Lage jedes andern Landes in Europa, der Nationalsinn

*) Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Erster Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

in keinem andern Lande in politischer, religiöser, geistiger, socialer und selbst industrieller Hinsicht so zersplittert und vielfarbig, die Gegensätze und Rivalitäten von Stamm zu Stamm, von Staat zu Staat, ja von Stadt zu Stadt kaum irgendwo so scharf und schneidend.

Noch ein anderer Grund habe, bemerkt Heinrich von Gagern in der Vorrede, die Ausarbeitung und Herausgabe der Biographie verzögert, indem er erst nach dem Tode des Vaters in den berechtigten Besitz alles Materials gekommen, welches ihm zur Lösung seiner Aufgabe dienlich und nöthig war. Der handschriftliche Nachlaß Friedrich's von Gagern war mannichfaltiger Art und enthielt seinen Briefwechsel mit dem Vater fast von den Knabenjahren an, ein in ganz kurzen Notizen bestehendes Jahr- oder Gedenkbuch (Acta), dessen Führung er erst in seinem vierzigsten Lebensjahre begonnen hatte und in welches er die bedeutendern Erinnerungen seines frühern Lebens nachtrug, dann auch ausführlichere Tagebücher aus einzelnen kürzern oder längern ihm besonders merkwürdigen Lebensperioden, z. B. ein Tagebuch während der Campagne 1813, vom halben August bis Ende November, gemeinschaftlich mit dem Oberlieutenant Dwernicki geführt und auf Stammbuchblätter aufgezeichnet; Erinnerungen aus der belgischen Revolution 1830—31; ein Tagebuch über seinen vierzehntägigen Aufenthalt in London im Februar und März 1835; ein Tagebuch während einer in Begleitung des 1849 in Madeira verstorbenen Prinzen Alexander der Niederlande nach Rußland unternommenen Reise und eines Aufenthalts am russischen Hofe zu Petersburg, Moskau und im russischen Lager bei Borodino, vom Juli bis Ende October 1839; Bruchstücke eines Tagebuchs während seiner militärischen Reise nach Ostindien, vom 1. Juni 1844 bis Juni 1847, außerdem Denkschriften, Aufsätze politischen, militärischen und philosophischen Inhalts u. s. w. Einen eigentlich literarischen Zweck und die Absicht der Herausgabe verband er mit allen diesen Aufzeichnungen nicht. Er schrieb einmal an seinen Vater, daß, um eine größere historische Arbeit zu unternehmen, es ihm an Lust, Muße und Hülfsmitteln fehle; kürzere politische und philosophische Abhandlungen seien mehr in seinem Geschmack — ein Gemisch, bei dessen Entstehung ihm abwechselnd die „Lettres sur l'Allemagne", die „Lettres persanes" und die „Letters of Junius" vorschwebten. Es seien also Varia, aber gar nicht in schriftstellerischer Absicht, er habe dagegen vielmehr eine lebenslängliche Abneigung, sondern um über Manches mit sich selbst ins Reine zu kommen und die Acten zu schließen. Eine Auswahl dieses handschriftlichen Nachlasses wird der dritte und letzte Band des Werks bringen, doch sind schon einige Theile desselben, namentlich Denkschriften, in die Erzählung des ersten Bandes verwebt.

Dieser erste Band besteht eigentlich aus zwei nebeneinander herlaufenden oder vielmehr sich immerfort kreuzenden Bestandtheilen, aus einem biographischen und aus einem politischen, welcher letztere namentlich dahin zweckt, die Politik des Hauses Gagern wie in einer tendenziösen Schutzschrift darzulegen und zu rechtfertigen. Dieser, was die Form und das Arrangement betrifft, nicht kunstlose, aber unkünstlerische Charakter des Werks ist auch schon anderwärts tadelnd hervorgehoben worden, und es wird auch wol wenige Leser und Käufer geben, die diesen Uebelstand nicht empfinden und wenn auch nicht an diesem Zuviel, doch an dem zu großen Durcheinander des Buchs nicht Anstoß nehmen sollten. Man bedauert dies umsomehr, da sich in einzelnen Genrebildern aus dem häuslichen Leben der Familie Gagern die Fähigkeit des Verfassers, im Kleinen künstlerisch zu gestalten, in sehr erfreulicher und ansprechender Weise verräth, obschon auch diese Scenen dazu beitragen, dem Buche mehr den Charakter von Familienmemoiren als der Biographie eines einzelnen Mannes zu ertheilen. In einer sehr großen Partie dieses ersten Bandes bildet nicht Friedrich, sondern sein Vater, Hans von Gagern, und dessen Politik den eigentlichen Mittelpunkt. Weite Strecken des Buchs sind von dürren, für das größere Publicum völlig uninteressanten Auseinandersetzungen über das Werden des niederländischen Königreichs und über die Politik, die Hans von Gagern als Bevollmächtigter dieses Königreichs am Deutschen Bunde verfolgte, andere wieder, und zwar von S. 392—556, von der Apologetik der Heinrich Gagern'schen Politik 1848, von kritischen Bemerkungen über die Radowitz'sche sogenannte Punctation, über Zöpfl's Schrift über Bundesreform, über Blittersdorf's politische Ansichten u. s. w. occupirt. Im ersten Bande des Werks würde man diese langen politischen Discussionen wol am wenigsten vermuthet haben. Sie gehörten, mindestens in dieser Ausdehnung, wol überhaupt nicht in das Werk, oder mußten nebst ähnlichen Partien als Beilagen an den Schluß desselben verwiesen werden. Für diesen ersten Band genügte es, die interessante Hinweisung darauf zu geben, wie die bei Friedrich von Gagern früh entwickelten politischen Ansichten sich in den spätern nationalen Bestrebungen in merkwürdiger Uebereinstimmung mit letztern geltend machten. Nachdem uns einige unserer ersten Schriftsteller glücklich zu einem wirklichen Gefühl für künstlerische Form angeleitet zu haben schienen, sind wi überhaupt seitdem mehr als je früher in die vollkommenst Gleichgültigkeit gegen das Gesetz künstlerischer Harmoni und Oekonomie (soweit sie nicht in dem Rahmen einzelne kleiner Genrebilder Platz haben) und in Unform und Form losigkeit verfallen. Am wenigsten freilich wird man vo Denen, die sich in Deutschland die Politik zu ihre speciellen Aufgabe gemacht haben, die Beachtung de Gesetzes künstlerischer Form verlangen dürfen, da ja selb unsere Aesthetiker, Dichter, Romanschreiber u. s. w. häufig gegen dies Gesetz sündigen.

Man muß diese Weitschichtigkeit des Werks ums mehr bedauern, da dasselbe dadurch zu einem Volum aufgetrieben wird, das seiner Weiterverbreitung auch andern als reinpolitischen Kreisen nur hinderlich se kann. Der Verfasser erkennt es selbst als einen Ma gel der Lebensbeschreibung an, daß sie nicht aus Eine

Buße sei, und mit der ihm eigenen Bescheidenheit beklagt er, daß die Abfassung ihm verblieben mußte. Sein Bruder Max sei hierzu der Befähigtste und Berufenste gewesen, umsomehr als er mehre Jahre mit dem Bruder in den Niederlanden zusammen gelebt habe und mit den so sehr hier einschlägigen dortigen Verhältnissen gründlich vertraut sei. Aber Max sei durch andere Pflichten in Anspruch genommen gewesen, und dann habe zwischen Friedrich und ihm, dem Biographen, eine völligere Uebereinstimmung — „bis zur Solidarität" — der politischen Gesinnungen und Lebensanschauungen bestanden; in Friedrich habe er seinen „Führer" und sein „Vorbild" erkannt, geehrt und geliebt.

Wir nehmen die biographische Partie des Buchs als die interessantere zuerst vor, um den Leser durch die Darlegung und Aufstellung der politischen Grundsätze Friedrich's von Gagern nicht von vornherein zu ermüden; doch versprechen wir uns auch in Bezug auf die politische Partie möglichst kurz zu fassen. Vollkommen umgehen läßt sie sich nicht, da die Politik gerade die hervortretendste Seite an dem Dargestellten wie an der Darstellung und dem Darstellenden ist.

Das, wie schon bemerkt, von Friedrich von Gagern erst in seinem vierzigsten Lebensjahre begonnene und in seinen kurzen Sätzen an eine „Mönchschronik des 7. Jahrhunderts" (wie der Biograph sagt) erinnernde Gedenkbuch enthält über die Geburts- und frühesten Lebensverhältnisse des Generals nur die paar Sätzchen: „1794 den 24. October in Weilburg geboren. Von 1795—1800 habe ich die Kinderjahre in der Emigration zugebracht. Die alte Lisbeth Birkin." Das ist Alles, was Friedrich von Gagern über seine frühesten Kinderjahre aufgezeichnet hat. Diese Notizen sollten offenbar nur Handhaben sein, um die Hauptmomente seines Lebens in sein Gedächtniß wieder zurückzuführen und darin festzuhalten. Wir finden diesen Lapidarstil für einen Mann von der Art und Weise Friedrich's von Gagern außerordentlich charakteristisch. Er war ein Mann der That, nicht des Worts und der Feder, er nahm sich keine Zeit, viel zu schreiben, noch weniger über sich viel nachzugrübeln. Es kostete ihm vielleicht schon Mühe und Ueberwindung, sich nur an den Schreibtisch zu setzen und diese paar fliegenden Worte aufs Papier zu werfen. Gerade dieser charakteristischen Kürze wegen werden wir, wo wir es nur immer haben können, im Verlaufe unsers Aufsatzes besonders dieses Gedenkbuch berücksichtigen. Manche der darin nur durch einzelne abrupte Worte und Namen markirten Thatsachen und Vorfälle dürften übrigens in ihren nähern Beziehungen selbst dem brüderlichen Biographen verborgen geblieben sein.

Das Wort „Emigration" in der oben citirten Stelle verdient eine nähere Erklärung. Als nämlich die französischen Kriegsscharen nach dem Abschluß des Friedens von Basel, oder wie der Biograph etwas künstlich, aber mit unverkennbarer Anspielung sagt: „Als die französischen Kriegsfluten 1795, nach dem preußischen Deichbruch von Basel", über das rechte Rheinufer hinaus in die westdeutschen Länder eindrangen, sah sich der fürstliche Hof von Nassau-Weilburg genöthigt, aus Weilburg zu flüchten und hinter der Schutzlinie in der brandenburgischen Markgrafschaft Baireuth einen längern Aufenthalt zu nehmen. Am weilburgischen Hofe nannte man das später die Zeit der Emigration. Hans von Gagern, der, obschon erst 28 Jahre alt, bei der Geburt Friedrich's, des ältesten von zehn Kindern, bereits sieben Jahre lang der Regierung des Fürstenthums Nassau-Weilburg als erster Beamter vorgestanden hatte, folgte wie die ganze Umgebung des Hofs der fürstlichen Familie nach der Stadt Baireuth, denn hier und abwechselnd auf dem lieblichen Schlößchen Eremitage in der Nähe der Stadt nahm der Hof seinen Aufenthalt. Mit ihm emigrirten seine Gattin und die beiden erstgeborenen Söhne Fritz und Karl, die in Weilburg geboren waren; die älteste Schwester kam auf Schloß Eremitage, Heinrich in Baireuth, die jüngern Geschwister wieder in Weilburg zur Welt. Die im Gedenkbuch erwähnte „alte Lisbeth Birkin" war eine wackere, früh zur Witwe gewordene Frau, welche sämmtliche zehn Geschwister und dann aus der folgenden Generation noch fünf Enkel, Kinder der an den Freiherrn Anton von Breidbach-Bürresheim vermählten Schwester Amalie, mit Liebe und Sorgfalt gewartet hat und nun auch im Familiengrabe auf dem Friedhofe von Hornau ruht. Der Biograph gibt von ihr eine liebenswürdige Schilderung, wie sie in ihrer hohen, gestülpten, hinten fächerartig sich entfaltenden buntgestickten Haube von weißem Piqué mit schwarzem Sammetbande, der pfälzischen Weibertracht, und mit rasselnder Schlüsseltasche herumwirthschaftete. „Munter", sagt der Biograph, „konnte man diese alte Lisbeth eigentlich nicht nennen, doch versagte ihr die Stimme weder zum Schlafliede noch zum vorhergegangenen Märchen. Von ihr hörte schon unser Aeltester das echte Schneewittchen und Falada und den Däumerling." Auf diesen ersten Seiten des Buchs entwirft der Biograph auch eine liebliche Schilderung seiner Mutter Charlotte, geborenen Freiin von Gaugreben, geboren in Düsseldorf und erzogen im Kloster der Englischen Damen zu Lüttich, von wo sie im sechzehnten Jahre ihres Lebens als Hoffräulein nach Zweibrücken zur Herzogin Marie Amalie, einer kursächsischen Prinzessin, gekommen war. Schon ein Jahr darauf wurde sie dem Freiherrn Hans von Gagern vermählt. Der Biograph sagt von ihr:

> Sie war weniger mit einem glänzenden als mit einem klaren und besonnenen Verstande begabt; ihr Geist, ohne sentimentalen oder die Anstrengung verrathenden Aufschwung, war für das Höchste empfänglich. Ihre gewöhnliche Stimmung zeugte bei ruhiger Heiterkeit stets von einer Selbstvergessenheit, die ihren höchsten Genuß darin fand, soweit die Mittel reichten — und etwas weiter — Gutes um sich her und Freude nah und fern zu verbreiten. Bei den allerschwersten Schlägen, die ein Mutterherz treffen können, schien ihre würdevolle Selbstbeherrschung und tief-innerliche Fassung sich mit dem Grade des Schmerzes selbst zu steigern, und so traf sie auch im hohen Alter der größte Schmerz — der Tod des Aeltesten.

Das Gedenkbuch fährt fort:

Der Invalide Arneth auf Eremitage. Ich will das älterliche Haus verlassen und mache meinen Bündel. Der Unteroffizier Henning, bei dem ich in Baireuth lesen lernte.

Zur Erklärung diene Folgendes: Der Invalide Arneth war vom Heere Friedrich's des Großen und löste schon früh, noch auf Schloß Eremitage, bei dem Aeltestgeborenen die altfränkische Erzählerin, die Lisbeth Birkin ab. Der Biograph erzählt:

Durch diesen eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt der Erkenntniß, und die Kinderstube schloß sich fast schon hinter ihm ab. Arneth's Berichte von Märschen und Lagern, von Paraden und Schlachten klangen gleich der Werbetrommel so lockend ins Ohr, daß der fünf- bis sechsjährige Knabe einstmals, in trotziger Empörung über eine von der Mutter erhaltene, gewiß wohlverdiente Züchtigung, heimlich packte und sich querfeldein auf den Marsch begab. Zum Glück fand sich in Baireuth ein anderer preußischer Wehrmann, der Feldwebel Henning, der den kleinen Fritz vor allen Dingen erst lesen lehrte.

Des Generals Gedenkbuch berichtet weiter: „Von 1801—9 habe ich in Weilburg zugebracht"; dann aus dem Jahre 1804:

Während einer solchen Abwesenheit der Aeltern (in Paris) wohne ich mit meinem Bruder Karl einige Monate in dem Hause des Rectors Schellenberg. Der Garten des alten Rectors. Die Familien von Dungern, von Künsberg, von Löw. Die Aeltern, nach der Rückkehr von Paris, beziehen das große Haus in der Stadt hinter der Mauer. Ich besuche das Gymnasium in Weilburg von 1804—9 u. s. w.

Aus dem Jahre 1805:

Weilburg. Komödienspielen auf dem Speicher.... Mein Vergnügen, den Philipp (La Roche, gestorben als badischer General) von Hohenlinden und andern Kriegsthaten erzählen zu hören.... Ich werde versetzt in die Classe des Conrectors Krebs. Griechisch bei ihm; seine Gedichte. Die Schlacht bei Ulm; die Franzosen bei uns; General Houdelet; General Sarasin.

Aus dem Jahre 1806:

.... Reise mit dem Vater nach Paris im März 1806 über Trier und Luxemburg. Herr Fabricius (nassauischer Geschäftsträger bis 1840 und treuer Familienfreund). Der Kaiser Napoleon. Talleyrand. Der Vater stellt mich ihm vor: „Je lui donnerai un maître de langue." Talleyrand: „Non, donnez-lui avant tout un maître de grâces." Mr. Very aux Tuileries (Restaurant) mein tiefes Compliment, als mich der Vater ihm vorstellt.

Unter diesen Merkstellen ist gewiß das Wort Talleyrand's sehr charakteristisch, der den strammen und kräftigen, nach französischen Begriffen aber ohne Zweifel etwas linkischen deutschen Knaben nicht zu einem Sprachlehrer, sondern zu einem Ceremonienmeister, einem „maître de grâces" zu geben anrieth. Dies bezeichnet so ganz den Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Wesen. Bei dem Deutschen ist das Wissen, der geistige Gehalt, bei dem Franzosen das gefällige Aeußere, die Tournure, bei dem Deutschen das „savoir", bei dem Franzosen das „savoir-faire" die Hauptsache. Man kann diesen Unterschied nach vielen Richtungen, auch in der Literatur und Kunst verfolgen.

Bei dem oben citirten Namen des später berüchtigt gewordenen französischen Generals Sarasin führt Friedrich's Biograph einen kleinen, aber interessanten Charakterzug an, der den früh entwickelten, den Unterdrückern des Vaterlandes grollenden, fast trotzigen Sinn des Knaben durchblicken läßt. Der General war unzufrieden, nicht im fürstlichen Schlosse aufgenommen, sondern in der Stadt untergebracht worden zu sein, und obschon ihm Gagern der Vater deshalb die nöthigen Erklärungen gegeben, hatte der Franzose nichtsdestoweniger Abends am Theetisch der Mutter seine Beschwerden von neuem zur Sprache gebracht. Der elfjährige Knabe stand am Sopha neben der Mutter, und da er sich über die von Sarasin vorgebrachten läppischen Klagen ärgerte, sagte er halblaut nach jedem Satze ganz trocken deutsch vor sich hin: „Gut genug für dich, gut genug für dich!" bis die Mutter aus Besorgniß, daß der Knabe endlich doch verstanden werden könne, ihn aus dem Zimmer schickte.

Im Jahre 1809, als Fritz Primaner geworden, stellte ihm sein Vater die wunderliche Aufgabe, eine Abhandlung über sich selbst zu schreiben. Diese in mancher Beziehung interessante Abhandlung ist im Buche abgedruckt. Fritz, überhaupt ein mathematischer und logischer Kopf, ging darin sehr systematisch zu Werke; er handelt darin A) von den moralischen Eigenschaften; B) von den nützlichen Eigenschaften; C) von seinen Wünschen. Unter den moralischen Eigenschaften vindicirt er sich eine gewisse Neigung zum Nachdenken, die sonst sogar in Grübeleien ausgeartet sei; Religion und der Gedanke an die Vorsehung beschäftigten ihn sehr oft; Einsamkeit erwecke bei ihm mehr Andacht als eine versammelte Gemeinde; Toleranz sei eine seiner besten Eigenschaften. Im Umgange sei er rauh in Sitten, mehr zum strengen Recht als zum Wohlwollen geneigt; doch hasse er die Menschen nicht, wie der Vater glaube; vielmehr seien ihm die Worte: „Ehre die Menschheit, dich selbst", das Fundament des Glücks und der Zufriedenheit. Für Freundschaft sei er wenig gebildet, denn sein Betragen sei nicht immer gleich, und oft scheuchten sein Stolz und böse Laune zurück. Drang zu reden fühle er nicht, und anvertraute Geheimnisse könne er sehr gut bewahren. Weiter wirft er sich als seine größten Fehler Ehrgeiz und Herrschsucht vor. Eine gewisse Widerspenstigkeit und Starrsinn im Charakter müßten sich durch Umgang abschleifen. Furcht kenne er gar nicht, eher habe er zu viel Muth, der an Tollkühnheit grenze. Was seine Kenntnisse betreffe, so sei er in der Ausbildung der Muttersprache am meisten vernachlässigt, am besten noch mit dem Lateinischen bekannt, worin er hauptsächlich den Cicero, Livius, Seneca und Horaz gelesen habe. Auch das Griechische fange mit Hülfe des Wörterbuchs an ihm weniger schwer zu werden u. s. w. Unter den „Wünschen" begegnen wir der Stelle:

Der einzige chimärische Wunsch, mit dem ich mich jemals abgegeben habe, war, an diesem Kriege theilzunehmen; doch Ueberlegung hat ihn gedämpft.

Zum Schluß sagt der angehende Primaner Fritz:

Ich bereite mich vor, Soldat zu werden; dazu wird Gehorsam, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erfodert, ich bin

hingegen widerspenstig, distrait und in vielen Dingen ungeschickt, und ich vermuthe, Paris ist der Ort, mir dieses abzugewöhnen. Dreier negativer Tugenden kann ich mich rühmen; ich erinnere mich nicht, mich je gefürchtet, mich je mit der Zunge übereilt und etwas sehr heftig gewünscht zu haben.

Dieses Selbstporträt stimmt in sehr vielen und wesentlichen Punkten mit dem Bilde überein, das wir nach Dem, was wir früher von seinem Leben und Charakter gehört hatten und neuerdings aus diesem Buche in Erfahrung bringen, uns vom Friedrich von Gagern gemacht haben. Er selbst schrieb über diese Selbstbeichte an seinen Bruder Max, nachdem dieser eine Abschrift der wiedergefundenen und am Rande mit mehren väterlichen Fragezeichen versehenen Betrachtung von 1809 im Jahre 1842 einem seiner Briefe nach Haarlem, wo Fritz damals weilte, beigelegt hatte:

Gefreut hat mich diese Charakteristik nicht sehr; Wahrheit, Offenheit und richtige Selbsterkenntniß liegt zwar darin, aber von der letztern viel zu viel für 14 Jahre; das Unjugendliche und Negative ließ schon damals vermuthen, daß nicht viel dabei herauskommen würde.

Der Biograph bemerkt zu dieser neuen Selbstbeichte:

Das ist ein Ausdruck der echten Bescheidenheit, die tüchtigen Naturen bei aller Selbstschätzung und vollem Selbstgefühl eigen zu sein pflegt.

Wir zweifeln überhaupt, ob es zu einer richtigen Erziehungsmethode gehört, wenn ein Vater seinem erst vierzehnjährigen Sohne unter andern Aufgaben auch die stellt, eine Abhandlung über sich selbst zu schreiben. Bei solcher Anleitung zur Selbstbeschaulichkeit in so zartem Lebensalter wird ja nur zu leicht alle jugendliche Naivetät und Unbefangenheit aufs Spiel gesetzt. Ohnehin scheint der Deutsche von Natur gemeinhin sehr geneigt, über sich selbst zu grübeln und nachzudenken, was zwar an sich auf einem sehr löblichen Motive beruhen mag, aber auch mancherlei sehr schlimme Folgen haben kann. Namentlich war in der Periode deutscher Nation, in welche des Generals Gagern Jugend fiel, das an sich edle Streben, an dem eigenen Charakter wie an einem Kunstwerk zu bilden und die Augen immer auf sich gerichtet zu halten, fast zu einer krankhaften Sucht ausgeartet, und gewiß sind von jungen Leuten, männlichen wie namentlich auch weiblichen, niemals so viele schrittweise die innere Entwickelung verfolgende und auch das Aeußere überwachende Tagebücher geschrieben worden, als in jener Periode bis gegen die zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts. Doch war diese strenge gewissenhafte Selbstregelung, welche die religiöse Erziehung früherer Jahrhunderte ersetzte, immer noch dem jetzt, wie es scheint, an ihre Stelle getretenen und durch den allgemeinen Charakter der Zeit geförderten Leichtsinn vorzuziehen, womit man entweder gar nicht über sich nachdenkt, oder von vornherein in sich einen Ausbund aller körperlichen und geistigen Trefflichkeit und Ueberlegenheit über Andere zu erkennen meint. Die frühere Methode war noch eher geeignet, die Individuen zu Charakteren zu vertiefen, als die jetzige, welche nur zu sehr das bloße anmaßliche Geckenthum befördert. Aber in der Uebergangsperiode vom Knaben zum Jüngling, in welcher Fritz Gagern damals stand, als er im Auftrag des Vaters sich selbst zergliederte, kann diese Anleitung zur einseitigen Selbstbetrachtung auch leicht zum Unsegen gerathen; auf zarte Jugendgemüther wirkt die Vorführung objectiver Beispiele gewiß am vortheilhaftesten; die Selbstvergleichung und Selbstbetrachtung findet sich dann allmälig von selbst. Nicht Jeder ist so von Hause aus zu einem tüchtigen Charakter angelegt, nicht Jeder verbindet mit dem gerechten Bewußtsein seiner trefflichen Eigenschaften so viel Bescheidenheit, nicht Jeder paart mit der Einsicht in seine Vorzüge auch die gleiche Einsicht in seine Mängel und Fehler, nicht Jeder ist sich darüber so klar, daß selbst gewisse an sich unlöbliche Leidenschaften bei richtiger Behandlung zur Stärkung, gewisse an sich löbliche Eigenschaften bei zu großer Nachgiebigkeit gegen dieselben zur Schwächung und Verweichlichung des Charakters beitragen können, als dies bei Fritz Gagern und zwar schon in so jungen Jahren der Fall war.

Der Biograph zieht weiterhin zwischen Hans Gagern dem Vater und Fritz Gagern eine interessante Parallele. Im Ganzen scheint aus ihr hervorzugehen, daß der Vater der leichter auffassende, mehr versatile, mehr vermittelnde, der Sohn dagegen der männlichere, klarere und consequentere Geist war. Auch in ihrem Aeußern drückte sich dieser Unterschied zwischen ihnen aus.*) Hans Gagern hatte vor diesem „ausgezeichnetsten" seiner Söhne auch wirklichen Respect, und war er diesem früher Lehrer und Führer gewesen, so wurde er später in manchen Dingen sein Schüler; immer aber fand zwischen ihnen ein schönes Verhältniß gegenseitiger Belehrung und Anregung statt, obschon sich die politische Entschiedenheit Friedrich's mit der mehr diplomatisirenden Natur des Vaters oft sehr wenig vertrug. Hans Gagern suchte seine politischen Plane und Anschauungen mit den einmal bestehenden und gegebenen Verhältnissen, für so ungenügend er sie auch erkannte, so gut als möglich zu vermitteln, Friedrich hielt es für unmöglich und unausführbar, Großes für Deutschland zu leisten und etwas Großes aus ihm zu machen, ohne daß das Gegebene und Bestehende vorher gänzlich abgebrochen würde. Ein Flicken, ein Stützen, ein Ausbessern und bloßes Anund Zwischenbauen, neue Stockwerke aufführen, wo alles Fundament fehle, hielt er für unersprießlich und selbst schädlich. Hierüber wie über die Unannehmbarkeit dieser oder jener scheinbaren Zugeständnisse war er sich vollkommen klar, während er andererseits vielleicht mit Unrecht verkannte, daß dem Gegebenen, möge es auch noch so zweckwidrig sein, doch eine große Macht und Gewalt innewohnt, die sich unversehens immer wieder geltend machen wird. Alte Gewohnheiten und hundertfach verschlungene Interessen zeigen, wenn man sie schon zum Schweigen gebracht zu haben glaubt, oft eine Wider-

*) Das dem ersten Bande vorangestellte schöne Bildniß Friedrich's von Gagern zeigt uns ein Antlitz voll Kraft und echter Männlichkeit, Ernst und Offenheit, „Vertrauen fast ertrotzend", nach Heinrich's Worten.

standskraft, die man nicht erwartete. Es ist freilich die Widerstandskraft des Egoismus, aber keine ist so zäh und vermöge dieser Zähigkeit so stark, vorkommenden Falls selbst so brutal. Man kann indeß in verschiedener Weise Recht haben und Recht behalten, und so wird auch, darf man hoffen, Friedrich von Gagern's Idealismus und die Selbstverleugnung, womit er sich zum Opfer brachte, zu Recht bestehen und einer künftigen Zeit zugute kommen. Man kann dies freilich nur hoffen, denn man darf sich nicht verhehlen, daß z. B. auch die Demokratie die Opfer, die ihrer Sache gefallen, nicht für alle Ewigkeit umsonst gefallen glaubt und außerdem von ihrem Standpunkt sogar der Meinung ist, daß Gagern im Grunde ein Reactionär und Aristokrat gewesen.

Hans Gagern war Gesandter der Rheinbundsstaaten in Paris, und hierher brachte er im Herbst 1809 seinen Sohn Fritz, der hier seine Studien fortsetzen wollte, und zwar zuvörderst in eine vorbereitende Pension, in die von Hix, wo Fritz seinen Bruder Karl schon vorfand. Er widmete sich hier ausschließlich mathematischen Studien, und mit bestem Erfolg, wenngleich sie nicht zum gewünschten Ziele, der Polytechnischen Schule führten, indem dieselbe, was der Vater nicht beachtet hatte, nur geborenen Franzosen geöffnet sein sollte. Das Gedenkbuch über dieses pariser Interimisticum ist sehr dürftig; es war damals überhaupt nicht so die Zeit des Phrasenmachens und der Schwärmerei für die pariser Herrlichkeit wie heutzutage. Im Gegentheil scheint sich Friedrich mit seinem deutschen Gemüth sehr unbehaglich in Paris gefühlt zu haben, denn wir begegnen in seinem Gedenkbuche aus dieser Zeit dem Merksatze: „Meine Hypochondrie, die beinahe Melancholie wird, beunruhigt den Vater.“ Im September 1810 bezog er die Universität Göttingen, und da finden wir aus diesem Jahre folgende Bemerkung: „Duell mit Sch. Ich secundire B. auf der Rasenmühle. Tod des St., der an einer Stichwunde stirbt“; ferner aus dem Jahre 1811 und dem Winter 1811—12:

Auszug nach dem Dorfe, wo sich im Pfarrhause ein Gespenst sehen läßt. Wir sind bewaffnet.... Der Vater verläßt den nassauischen Dienst. Statistik bei Heeren. Nationalökonomie bei Sartorius. Völkerrecht bei Saalfeld. Analysis bei Thibaut u. s. w. Die Schlittenfahrt mit ihren Folgen. Duelle mit M. W. P. R. L. — Mein Verhältniß zu Pott, dem ich weigere, den Hergang der Sache zu erzählen. Westfalen, Hessen. Ich erscheine vor dem akademischen Senat. Carcer. Brühbach, der Carcerknecht, dem ich göttinger Würste abkaufe.... Ich erhalte das consilium abeundi. Abreise und großes Comitat. Marburg. Gießen. Weilburg.

Zur Erklärung dieser lakonischen Andeutungen sagt der Biograph:

Was die nicht seltenen Duelle betrifft, die in seltener Weise neben den fleißigen Studien hergehen und in denen allen der siebzehnjährige Bursche siegreich bleibt, so geben die Denkwürdigkeiten zahlreicher Stammbuchblätter darüber den Aufschluß, daß sie aus einer Gegnerschaft der deutschgesinnten Hannoveraner und Rheinländer gegen die königlichen Neuwestfalen ihre Veranlassung erhielten, daß mein Bruder, schon im Geiste unter Oestreichs Fahnen, den tapfern Widerstand von Wagram gleich einem Siege vertheidigte und deswegen den Beinamen „Wagram“ erhielt.

Gagern der Vater hatte im Juni 1811 den nassauischen Dienst verlassen und war darauf in Begleitung seiner Söhne Fritz und Heinrich nach Wien gegangen, wo er nicht nur für den Erstern, dessen Wahl und Vorliebe für den östreichischen Kriegsdienst längst getroffen und entschieden war, sondern, wenn es sich so fügen wollte, für sich selbst einen Dienst, vor allem aber einen seinen eigenen patriotischen Absichten entsprechenden Wirkungskreis suchte. Diese Absicht schlug dem Vater fehl, wie man bereits aus dessen Denkwürdigkeiten weiß. Seine Anschauungen paßten nicht in das östreichische System und zu der damaligen abwartenden Politik des Kaisers Franz und des Grafen Metternich. Man glaubte sich durch die Versuche Hormayr's und Genossen zu einer neuen Schilderhebung der Tiroler compromittirt und verbannte Gagern, der sich daran betheiligt, aus Wien und Oestreich, freilich in gelindester Form, denn gänzlich verargen mochte man ihm seine Betheiligung an der Sache doch auch nicht. Ja Graf Metternich foderte ihn beim Abschiede sogar ausdrücklich auf, seine Richtung in das Hauptquartier der Alliirten nach Breslau zu nehmen, „dort den echten Verlauf darzustellen und Oestreichs nahen Beitritt anzukündigen“. Doch wir haben hiermit dem Gange und Zusammenhange der Biographie schon vorgegriffen; kehren wir daher zu Friedrich zurück.

Dieser war glücklicher als sein Vater. Man hatte in Oestreich zu der Zeit eben mehr Soldaten als Diplomaten nöthig. In Friedrich's Gedenkbuch heißt es:

Ich werde in Wien beim Dragonerregiment Riesch (jetzt Ficquelmont) assentirt und gehe zur Reservedivision (Oberstlieutenant von Kronenberg) nach Napojedel in Mähren.... Nachdem ich abgerichtet und einexercirt bin, gehe ich mit einem Transport unter Rittmeister Hentzy zum Regiment nach Polen. Marsch über Teschen, Krakau und Lublin nach dem Lager von Brzesk Litewsky.

Viel mehr, als diese kurzen Merkworte enthalten, erfährt man auch aus den Briefen, die Friedrich aus den Stationsorten an seinen Vater richtete und der Biograph in diesem Bande mittheilt, über den russischen Feldzug nicht, wogegen die wiener Briefe des Vaters an Fritz über die Verhältnisse in Wien und namentlich über die Art, wie man ihn dort hinhielt und herumzerrte, manche interessante Andeutung enthalten. Anfang November meldet Fritz aus der Nähe von Pinsk, daß er bei drei kleinen Scharmützeln, immer bei Nacht, mit seiner Schwadron dabei gewesen, aus Ostrolenka unterm 6. Januar 1813 mit sichtlicher Genugthuung, daß er an diesem Tage Offizier geworden, und aus Rankowitz schreibt er am 20. Februar 1813:

Wenn Sie mir anderwärts ein ehrenvolles Feld eröffnen, so ist es mir genug, das Glück zu haben, mit Ihnen und unter Ihrer Leitung thätig zu sein. Es würde mir weniger kosten, mich von Oestreich zu trennen, wenn es sich näher an Frankreich anschließen sollte, und an eine schläfrige Neutralität wird auch nicht lange zu denken sein.

Diese Stelle bekundet die zu höherm Zwecke jedes Opfers fähige Gesinnung des Mannes, denn in dem-

selben Briefe hatte er kurz vorher sein früheres Bekenntniß wiederholt, daß seine Liebe für den östreichischen Dienst nun, da er ihn kenne, noch größer geworden sei. Etwas ausführlichere Andeutungen über seine Schicksale in diesem Feldzuge schöpft man aus folgenden lakonischen Sätzen des Gedenkbuchs:

Nachricht von dem Verlust der Franzosen; einzelne Verlaufene kommen zu uns. Fritz Dungern (Jugendgespiele von Weilburg her, in der bairischen Cavalerie gestanden) ist bei Wiasma geblieben. Die Sachsen und Franzosen unter dem französischen General Reynier; Langenau, Chef des Generalstabs. Unser Rückzug. Die Russen folgen uns auf dem Fuße; wir wissen, daß eine Abkunft mit ihnen getroffen ist. Aufenthalt in Warschau. Rückzug hinter die Pilica. Die polnischen Juden. Die Kälte des Winters 1812. Ich bekomme das Nervenfieber im December. Mein Privatdiener Nebowitz pflegt mich. Ich werde Lieutenant (2. Januar 1813)..... Ich habe einen Rückfall des Nervenfiebers im März 1813, erhalte Urlaub nach Wien, aber der Arzt will mich nicht abreisen lassen. Ich setze es durch und werde auf der Reise durch die bloße Veränderung der Luft und Lebensart gesund. Ich begegne dem Vater unterwegs; wir übernachten zusammen in Nicolsburg; er erzählt mir die tiroler Episode. In Wien finde ich den Tiroler Joseph in der Wohnung des Vaters. Feldmarschall Bellegarde. Ich habe Audienz bei dem Erzherzog Johann.

Aus Breslau meldet ihm der Vater unter dem Datum des 30. März 1813 nach Wien:

Gestern überbrachte man mir, ohne irgend mein Zuthun, den Antrag des Prinzen von Oranien, seine Angelegenheiten zu führen und für ihn Besitz zu nehmen. Ich werde acceptiren. Es nähert mich dem vorigen Holland-England, wenn nicht alle Aussichten wieder zu Trümmern gehen. Sei in Reden sehr behutsam!

Und unterm 8. April schreibt er seinem Sohne von ebendaher, daß er die Bekanntschaft des Ministers von Stein „ziemlich solid“ gemacht habe, drückt aber dabei seinen Zweifel aus, ob er mit einem „so heißen Kopf und exasperirten Gemüth“ auch zurechtkommen werde. Ohne Zweifel würde Friedrich mit seinem energischen Charakter und seinen entschiedenen politischen Ansichten viel besser zu Stein gepaßt haben als Gagern der Vater.

Während dieser nach England ging, wo er drei Monate blieb, setzte Friedrich seinen östreichischen Kriegsdienst fort. Oestreich entschied sich endlich zum Dreinschlagen, und es war dem jungen Kriegsmanne nun vergönnt, an den Schlachten von Dresden, wo er dem General Giulay als Ordonnanzoffizier diente, und von Kulm theilzunehmen. „Johann Dragoner und Preußen zeichnen sich aus“, heißt es über letztere Schlacht in seinem Gedenkbuche ganz kurz. Wir theilen noch einige weitere interessante Notizen aus diesem Journal mit.

10. October. Wir gehen bis Maren über Liebstadt. Mein blutiger Kampf mit den in Maren plündernden Russen; ich haue einem den Arm aus der Pfanne..... 17. October. Aufstellung bei Gröbern, nahe bei Leipzig, um den andern Tag aus dem Commodlager in die Schlachtordnung einzurücken. Auf dem Marsche über das Schlachtfeld von Wachau Gefangene, Todte, Blessirte und Verbandhäuser; aufgeschichtete Arme und Beine. 18. October. Schlacht bei Leipzig. Die östreichische Armee und besonders unser Corps leidet an diesem Tage am meisten und entscheidet den Sieg. Lieutenant Hartmann blessirt. Jung: das Leben ist süß! Jellety, Wittmann, Cerrony todt. P. wird vom Regimente weggejagt. Neben mir — der Wachtmeister Schnitzer und Savadill todtgeschossen; Letzterm der Kopf abgeschossen, wie wenn er mit dem Beil abgeschlagen wäre. Der Schmidt Lutz glaubt, sein Bein sei ihm abgeschossen, da er doch am Arm blessirt ist.

In derselben kurzgliederigen Weise schildert das Gedenkbuch den Verfolgungsmarsch hinter den flüchtenden Franzosen her. Da heißt es denn vom 27. October:

Wandersleben, Cantonnirung. Die drei Gleichen. Ich habe Arrest vom Oberst Wangen, weil ich meinen eingeschrumpften Helm, der mich drückte, nicht aufhabe und mich entschuldige: mein Helm würde auf meinem Kopfe nicht besser sein als Mambrin's Helm.

Und vom 2. November:

Ueber Hünfeld, Fulda, nach Neuhof. Die Straße nach Frankfurt ist mit todten Franzosen wie besäet, die an Wunden oder an Kraftlosigkeit gestorben sind. Kranke und Halbtodte liegen schon seit fünf Tagen ohne Hülfe, Nahrung, Feuer und Bedeckung am Wege und müssen verkümmern. Die Bauern helfen ihnen nicht.

Die liebste Erinnerung aus diesen Kriegszeiten war es ihm, als er einst, da das Regiment bei abscheulichem Wetter unter freiem Himmel Nachtruhe machte, sich beim Erwachen mit bekränztem Haupte unter einem Laubzelte erblickte, welches ihm die dankbaren Soldaten während der Nacht trotz ihrer Müdigkeit gebaut hatten. Ein Rittmeister des Regiments hatte nämlich von den Leuten verlangt, daß sie für die Offiziere eine Strohhütte errichten sollten, und Friedrich von Gagern sich diesem Verlangen widersetzt, weil die Soldaten zu müde seien.

Bald darauf trat Friedrich auf den Wunsch seines Vaters in den niederländischen Dienst über und reiste noch in den letzten Tagen desselben Jahres (1813) nach dem Haag. Der Entschluß wurde ihm schwer, noch schwerer aber sein Abschied von seinen Kameraden, die ihn liebgewonnen hatten. Der Oberst, Baron Wangen, stellte ihm das Zeugniß aus, daß er durch sein muthvolles Benehmen in den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig an dem Ruhme, den sich das Regiment erworben, einen ehrenvollen Antheil genommen habe, und daß man „gewünschen“ hätte, ihn länger bei dem Regimente zu behalten. Ueber seinen Eintritt in den niederländischen Dienst enthält das Gedenkbuch in gewohntem Lapidarstil nur wenige kurze Notizen, z. B.: „Ich komme im Haag an und werde den 6. Januar (1814) als Hauptmann im Generalstab und Ordonnanzoffizier des Prinzen von Oranien angestellt..... Zuerst die See gesehen bei Scheveningen.“ Seine Nachrichten an den Vater müssen im Anfange nicht sehr heiter und befriedigt gelautet haben, wie sich wenigstens aus mehren Stellen der väterlichen Briefe schließen läßt. Unter Anderm schreibt ihm der Vater aus Dillenburg vom 29. Januar 1814:

Cher ami, je suis affligé. Vous ne m'écrivez pas un mot; cet oubli n'est pas dans votre coeur. Je présume donc qu'il y a quelque chose dans votre position, qui vous contrarie essentiellement; vous ne vous trouvez pas heureux. Pensez donc souvent que l'homme, l'être pensant, n'est

pas essentiellement destiné à sabrer, surtout quand on a déjà fait ce métier-là etc.

Wir übergehen eine nun folgende bedeutende Partie des Buchs, in welcher der Biograph Gelegenheit nimmt, sich der Politik seines Vaters in den oranischen Angelegenheiten und (später) als Bevollmächtigter der Niederlande beim Deutschen Bundestage anzunehmen und die von Schaumann, Pertz und Gervinus gegen diese angeblich „batavisirende" Politik Hans von Gagern's erhobenen Anklagen zu entkräften, wobei er Gervinus beschuldigt, Pertz abgeschrieben und nicht einmal treu abgeschrieben zu haben. Wir würdigen vollkommen die kindliche Pietät, welche den Biographen bewog, als Fürsprech seines Vaters aufzutreten, hätten aber gewünscht, daß er sich mindestens ein wenig knapper und kürzer gefaßt hätte. Dem Zwecke unserer Blätter steht diese Detailpolitik jedenfalls gänzlich fern.

Friedrich von Gagern nahm im Februar 1814 mit den niederländischen Truppen an der Belagerung von Gorkum und andern kleinern Affairen theil; doch enthalten die Notizen in seinem Gedenkbuch über diese Episode seines Lebens nichts, was von allgemeinerm Interesse wäre. Briefe aus dieser Periode sind von ihm nicht vorhanden; dagegen theilt der Biograph mehre recht liebenswürdige, bald französisch, bald deutsch geschriebene Briefe seines Vaters an Friedrich mit, worin er sich über dessen „éterne silence" beklagt. Friedrich scheint verstimmt gewesen zu sein, vielleicht selbst gegen den Vater als den Urheber seines Uebertritts in den niederländischen Dienst. Folgende Briefe des Vaters bieten Interesse genug, um ihre Mittheilung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Dillenburg, den 17. April 1814.

Von dir hört man und sieht man wenig, mein Theurer; ich hörte von einer Jeremiade an die Mutter, die ich einstweilen ad acta decretire. Jetzt gibt es vor der Hand nichts mehr zu hauen und zu stechen, und der geschicktere Soldat wird die Palme erringen. Vielleicht sehen wir uns bald in Holland. Wo nicht, so besser. Diese behagliche Ruhe vertausche ich ungern mehr mit dem Getümmel der Welt. Ich bin alt geworden. Dein Bruder Karl ist bei Arcis-sur-Aube von einer Haubitze blessirt, liegt zu Basel und wird nach Freiburg transportirt. Mein alter Vater verjüngt sich wieder und war zu Monsheim. Deine Mutter ist voll frommer Gefühle, daß ihr die Söhne geblieben sind. So auch ich. Also topp. Nicht zu viele Grillen.

Dillenburg, den 5. Mai 1814.

Der Frieden und seine Folgen versöhnen dich, wie ich hoffe, mit deiner Lage. In solchem Zustand ist denn doch ein wissenschaftlicher Soldat ein verständigeres Wesen als ein östreichischer Haudegen in einem mährischen Dorfe. Ich kann mich deiner nicht beloben. Etwas bitterer würde ich mich ausdrücken, versicherte mich der Erbprinz nicht, daß du dort in großer Achtung stehest. Das ist die Hauptsache. Karl ist, glaube ich, wieder zu seinem Regiment. Der Heinrich, ärgerlich, daß es Frieden ist, will nun zur See dienen!! Wir wollen ihn im September in die Lahn werfen, um solche Grillen abzuwaschen.

Fritz scheint sich mit seinem Dienst bei den Niederländern mehr ausgesöhnt zu haben, als ihm Gelegenheit wurde, in dem kurzen Feldzuge von 1815 in ihren Reihen zu kämpfen und mit dieser jungen Armee zugleich die Bluttaufe zu empfangen. Er wurde bei Quatre-Bras verwundet. Das Gedenkbuch enthält darüber folgende kurze Notiz: „Schlacht von Quatre-Bras den 16. Juni. Prinz von Oranien. — Ich werde verwundet; Major Stirum auch. Tod des Herzogs von Braunschweig" — nichts weiter. Der Biograph berichtet über diesen Vorfall: „Zu Pferd führte Fritz als Generalstabsoffizier bei Quatre-Bras eine Kette niederländischer Tirailleurs durch ein hohes Kornfeld ins Feuer, als er, von französischen reitenden Jägern umringt, einen Schuß auf kurze Entfernung durch den linken Unterarm erhielt und dem Angriff des einen der Reiter erlegen sein würde, wenn dieser nicht in demselben Augenblick von dem ersten herbeieilenden niederländischen Flanqueur tödtlich getroffen worden wäre." Wie Karl von Gagern bei Arcis-sur-Aube und Fritz bei Quatre-Bras verwundet wurden, so wurde auch der Biograph selbst, Heinrich, der unter den Nassauern diente, bei Waterloo blessirt, obschon leicht. Man erkennt daraus wenigstens, daß die Gagern ein tapferes Geschlecht sind. Sämmtliche drei Brüder fanden sich dann später in Paris zusammen, wo es sich der Vater angelegen sein ließ, sie in den diplomatischen Cirkeln überall einzuführen.

Nach Wiederherstellung des Friedens ging Gagern der Vater nach Frankfurt, um bei der Deutschen Bundesversammlung die luxemburgische Stimme zu führen, und zwar in Begleitung Friedrich's, den mitzunehmen er sich ausdrücklich ausgebeten hatte. Es waren dies für Friedrich gewissermaßen Ferien, die er aufs beste dazu verwandte, nach Heidelberg zu gehen und hier Vorlesungen zu hören, um sich von dem neuerwachten Geiste deutscher Wissenschaft gründlicher durchdringen zu lassen. Namentlich war es der Philosoph Fries, dessen Vorträge auf Friedrich in anregendster Weise wirkten und seinen Anschauungen über Politik, Welt und Leben einen festern Halt und Zusammenhang gaben. Was den Vater betrifft, so weiß man, daß er sich bewogen fand, aus dem niederländischen Staatsdienst auszutreten und damit auch seiner Stellung beim Deutschen Bundestage zu entsagen. Er war wol dem Könige der Niederlande zu deutsch, der Bundesversammlung aber zugleich zu oranisch und zu deutsch, beiden zu liberal gesinnt. „Die Erbärmlichkeit nimmt zu!" schrieb er am 28. Februar 1818 an Fritz; „Wessenberg seufzt wie ich!" Friedrich von Gagern ging nach dem Luxemburgischen zurück, wo er zu geodätischen und Triangulirungszwecken verwandt wurde, und befand sich begreiflicherweise auch nicht in der besten Stimmung. So schrieb er an seinen Vater aus Diekirch am 4. Juli 1823 das charakteristische Wort: „In Deutschland versteht man es ja, mit Gelassenheit zu verzweifeln." Diese Stimmung und der ihm eigene Thatendrang erweckten in ihm 1821 den Wunsch, als Philhellene nach Griechenland zu gehen, womit sein Vater gar nicht einverstanden war. Sein beim Könige eingereichtes Urlaubsgesuch wurde jedoch „gedifficulteerd". Im Jahre 1823 erhielt er bei einem Sturze mit dem

dem Pferde eine so bedeutende Verletzung, daß er genöthigt war, zur Herstellung seiner Gesundheit einen längern Urlaub zu nehmen, den er während des Winters 1823—24 größtentheils mit seinem Vater und Heinrich zu Darmstadt zubrachte. Hier erst lernten beide Brüder einander genauer kennen, denn seit sieben Jahren hatten sie sich nur flüchtig gesehen, und Friedrich's Einfluß auf seinen jüngern Bruder scheint sofort ein bedeutender gewesen zu sein. Nach Herstellung seiner Gesundheit wollte es eine besondere Fügung, daß er Ende Februar 1824, statt nach den Niederlanden zurückberufen zu werden, auf ein Jahr der Bundesmilitärcommission in Frankfurt zugetheilt wurde, also zu einer Zeit, wo in Frankfurt die Reaction gerade am „blühendsten" war. Der Biograph meint, daß es Friedrich bei seiner so frisch entrüsteten deutschen Gesinnung wol nicht leicht geworden sein möge, sich in den abgemessenen geselligen Formen der Bundesdiplomatie zurechtzufinden und deren besondere Sprache, „die in ihrer Besonderheit der Gaunersprache verglichen werden kann", verstehen zu lernen. Die Merkworte im Gedenkbuch lauten auch aus dieser Zeit besonders trocken; doch finden wir darin folgende Notiz: „Die englischen Damen über Lord Byron's Tod: nous avons battu des deux mains de joie. Graf Grünne: «Ich bin begierig, was man einmal von meiner Politik sagen wird.»" Diese Grünne'sche Politik bestand darin, daß Grünne nach seinem Eintreten in die Bundesversammlung die in die Bundestagsprotokolle gar nicht aufgenommene Motion gestellt hatte, man möge die Einleitung treffen, daß auch Frankreich für Elsaß und Lothringen dem Deutschen Bunde beitrete.

Sehr häufig besuchte Friedrich das unfern von Frankfurt in reizender Taunusgegend gelegene Hornau, das von Gagern dem Vater 1818 angekauft und seit 1822 der Aeltern bleibender Wohnsitz geworden war. Der Biograph führt uns in liebenswürdiger Weise interessante Genrebilder aus dem Leben dieser eigenthümlichen Familie vor, die in der oft ziemlich dürren Wüste politischer Erörterungen, womit das Buch gefüllt ist, eine erquickende Oase bilden und auf denen der Blick des Lesers mit Vergnügen ausruht. Nicht leicht hat wol ein Freiherr je so wie Hans von Gagern verstanden, das Leben eines Patriarchen und Oekonomen mit der fortdauernden, nur zu gewissen Tagesstunden unterbrochenen, durch gesellschaftliche Zusammenkünfte geförderten politischen Conversation zu verbinden. Aus dieser freundlichen Partie des Buchs mögen hier folgende Stellen mitgetheilt sein, da sie dazu dienen werden, die Umrisse am Bilde Friedrich's von Gagern zu vervollständigen:

Die Mittagstafel war gewöhnlich sehr belebt, nicht allein durch die zahlreiche, meist jugendliche bunte Reihe und durch den Blumenflor, den mein Vater zu allen Jahreszeiten in der Mitte des Tisches oft selbst aufstellte, und diesen Augengenuß nicht geringer schätzte als eine zwar einfache, aber mit Sorgfalt bestellte Küche; sondern weil es selten an Gästen fehlte, die einen politischen oder wissenschaftlichen Gegenstand für das Tischgespräch als Tagesordnung brachten. Es war durchaus nicht des Fritz Art, mit Jedem anzubinden, und er konnte, in sich arbeitend, oft theilnahmlos oder zurückhaltend erscheinen; aber im Familienkreise war bei ihm Neckerei und oft sehr belehrendes Wortgefecht sogar untrügliches Zeichen von Gesundheit und guter Laune. Seine Art zu argumentiren war dabei die gedrungenste, und sein Bestreben ging stets dahin, den Controverspunkt zu isoliren und schriftlich oder mündlich auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen. Reich und sprühend besonders zeigte sich mein Bruder, wenn sein beißender Spott die kleinen Souveränetäten, Servilismus und kleinstaatische Diplomatie erfaßte, und wenn er sich dabei in die Rolle eines unabhängigen Aristokraten oder eines großstaatischen Generals versetzte und aus dieser Rolle heraus argumentirte.....

Zuweilen kamen von Frankfurt auch zahlreichere Gäste zu Tische und es gab eigentliche Diners, wozu mein Bruder die Einladungen, sowie mitunter auch wol besondere Bestellungen für Küche und Keller besorgen sollte, womit er sich ungern befaßte.... Diplomatische oder sonst anspruchsvollere Diners hätte er dem guten Hornau, wissend, darin auch dem abgeneigten Sinn der Mutter zu begegnen, gern für immer fern und sich im Rücken gelassen. Ich erinnere mich eines solchen, wobei er, sei es in Aufregung über politische Nachrichten, sei es aus übler Laune wegen der langen Sitzung und vielleicht langweiligen Unterhaltung, jedenfalls in äußerster Zerstreutheit, vor dem Dessert plötzlich aufstand und mit dem Commandowort: „La garde en avant" in drei langen Schritten das Fenster ereilte. Erst dort sich umkehrend, erkannte er den Irrthum. Graf Reinhard verstand ihn und lächelte gutmüthig, obgleich er wol ahnen mochte, daß gegen die seinigen jene eingebildeten Garden meines Bruders zum Angriff vorwärtsgingen. Eine diplomatische Dame, weniger nachsichtig, urtheilte wol wegen ähnlicher Züge der Zerstreutheit: „Ah! Monsieur votre frère est un homme bien bizarre." Den großen bundestäglichen Abfütterungen entrann er besonders gern. Langes Tafeln mochte er niemals leiden; bloße Trinkereien haßte er; Feinschmeckerei war ihm mehr lächerlich, wenn er gleich das Handwerk verstand. Er war auch kein starker Raucher; am liebsten rauchte er nach Tische zu einer Tasse Kaffee und aus irdener Pfeife, im Freien vor dem Hause auf- und abgehend. Erst auf seiner indischen Reise, am Schlusse seines Lebens, hatte er an größern Luxus im Rauchen sich gewöhnt. Wenn in Hornau keine Gäste waren, denen die Orte der Umgegend, wie Königstein, Eppstein, Soden, gezeigt werden sollten, wohin also eine Fahrt angestellt wurde, so war im Sommer ein gemeinsamer Spaziergang gegen Sonnenuntergang gewöhnlich; und da Alle, groß und klein, gut zu Fuß waren, erreichte man zuweilen den Gipfel des Stauffen oder des Rossert, besuchte aber am häufigsten die nahe, auch in Frankfurt bekannte rothe Mühle. Den Schluß des Tages im Familienkreise machte nach der Theestunde gewöhnlich die Musik. Bis ins vorgerückte Alter war der Mutter ihre sanfte, klare Stimme verblieben, mit der sie besonders deutsche ernste Lieder seelenvoll vortrug, während sie von ihrer Schwester, der Frau von Wamboldt, an Schule und Mannichfaltigkeit der Gesangstoffe übertroffen wurde. Fritz ließ sich am liebsten einen Marsch vorspielen, und für einige Märsche hatte er besondere Vorliebe. Er schritt dann im Zimmer auf und ab, und unwillkürlich Tritt nehmend, steigerte sich seine Theilnahme am Siegesmarsche bis zu strahlenden Zügen und triumphirender Haltung. Aber zu Karl Maria Weber's letztem Gedanken setzte er sich still horchend und sinnig nieder; er war bei weitem weniger unmusikalisch als der Vater.

Ein mal des Tages pflegte mein Vater auszureiten; er vermochte es fast bis zu seinem achtzigsten Jahre und verlangte sogar muntere Pferde. Den Sohn, wenn er zu Pferde von Frankfurt gekommen war, begleitete er häufig zurück, bis wo die Hügel nordwestlich von Soden nach der Ebene auslaufen.....

Beide Brüder hatten gewetteifert, den Vater angenehm beritten zu machen, und diesem machte es im selben Sommer

1824 ein ganz besonderes Vergnügen, sich eines Tages von sechs Söhnen zu Roß begleiten zu lassen, wobei freilich auch Ackerpferde genügen mußten. Gleich lebhaft ist es mir erinnerlich, daß wir einst ebenso viel Mann hoch in einer Reihe der theuern Mutter über die große Wiese nach dem Garten zu entgegenkamen, wo sie stand und uns zurief: „Seid ihr großen Leute da denn alle wirklich meine Söhne?"

Wir müssen hierauf beinahe ein Drittel des Buchs voll politischer Discussionen überschlagen, um den biographischen Faden, der in dieser Zwischenpartie fast vollständig verlorengegangen ist, wieder aufzunehmen. Friedrich von Gagern begab sich 1825 wieder nach den Niederlanden, setzte an der Südgrenze seine Triangulationsarbeiten fort, wurde 1826 zum Major befördert, lebte abwechselnd in Spaa, Stavelot, Lüttich, Gent, wo er im Winter 1826 Vorlesungen über Kartenprojection und Geodäsie hielt, in Brüssel, besonders aber von 1827—30 in Gent und beendigte hier unter Anderm eine ziemlich langwierige Arbeit, einen 250 Seiten starken Abriß aller Feldzüge in den Niederlanden, der im Archiv des Generalstabs niedergelegt wurde. So kam das Jahr 1830 heran, dessen Ereignisse ihm Gelegenheit geben sollten, seinen höhern Soldatenberuf zu bewähren. Hiermit schließt der erste Band. Der zweite verspricht jedenfalls noch interessanter zu werden, da derselbe seinen Antheil an den Kämpfen der Holländer gegen die abgefallenen Belgier, seinen Aufenthalt in London und Rußland, seine ostindische Reise, endlich seinen kurzen Feldzug gegen die Hecker'sche Freischaar und seinen gleich zu Anfang desselben erfolgten Tod auf dem Schlachtfelde erzählen wird. *)

Seine Gedenktafeln aus dieser Zeit sind wie immer lakonisch und trocken; doch mag erwähnt werden, daß von 1815 an auch ein Verzeichniß der Bücher beigegeben ist, welche er in jedem Jahre gelesen. Meistens waren es Bücher strengwissenschaftlichen oder militärischen Inhalts, fast mehr englische und noch mehr französische als deutsche; darunter sehr wenige poetische in deutscher Sprache, als etwa Klopstock (theilweise), Goethe, Einiges von Wieland, Lessing und besonders Jean Paul. Er artete hierin, wie auch in seinen im Ganzen abfälligen Urtheilen über Musik, ganz nach seinem Vater, der, wie der Biograph bemerkt, für Dichtungen als Producte künstlerischer Thätigkeit und besonders für die neuern „unglaublich wenig Sinn" hatte. Dies darf man wol im Allgemeinen von dieser ganzen politischen Schule in Deutschland sagen, die sich dadurch, und wir glauben nicht gerade sehr zu ihrem Vortheil, von der Mehrzahl der politischen Männer in Frankreich und England wesentlich unterscheidet. Daher wol auch das oft trockene, ungefüge, herbe und actenmäßige Wesen, was uns so häufig aus ihren Schriften entgegenstarrt und sie Ausländern vollkommen ungenießbar macht. Wenn diese deutschen systematischen Politiker über die Verflachung, Entartung und Verseichtigung der neuern Poesie Klage führen und dies zum Vorwand ihrer Theilnahmlosigkeit gegen dieselbe nehmen, so bedenken sie nicht, daß vielleicht gerade sie es sind, welche daran die meiste Schuld tragen. Denn wenn gerade die ernsthaftesten Männer ihr jede mitgenießende Theilnahme entziehen, so ist es erklärlich, ja nothwendig, daß sie mehr und mehr an Inhalt und Solidität verliert, in Frivolität ausartet, verweichlicht und zuletzt nur noch dem Toilettengeschmack weiblicher Müßiggängerinnen und dem Gelüste eines nach Stimulation begierigen corrumpirten und blasirten Theils der Männerwelt huldigt.

Seine Briefe aus derselben Periode enthalten einige, wenn auch nicht gerade sehr viele interessante Bemerkungen. So schreibt er aus Lüttich vom 29. September 1825:

Man glaubt nicht, daß die Anwesenheit des Königs von Preußen eine vertrauliche Annäherung zur Folge gehabt hat. Dieser König hat sich nicht in die Niederländer — und diese nicht in ihn — verliebt. Er ist wol an eine tiefere Unterthänigkeit gewöhnt, als er sie hier erblickt hat und als sie in der Natur der Niederländer liegt. Ein brüsseler Buchhändler hat ihm ein Prachtexemplar der niederländischen Constitution verehrt. Graf Schladen erhielt den Auftrag, diesem Buchhändler die goldene Medaille zuzustellen und ihm zu schreiben: „der König habe mit Vergnügen ein Buch erhalten, welches die großen Fortschritte der Typographie in den Niederlanden beweise."

In Spaa machte Fritz Gagern im Sommer 1826 die Bekanntschaft des Italieners Ugoni, über den er an seinen Vater unterm 5. September schreibt:

Während Sie auf dem Johannisberg bei Metternich waren, habe ich Bekanntschaft mit dem Grafen Philipp Ugoni gemacht, einem Oestreicher aus Italien. Er ist Contumax, saß lange in Hamburg gefangen und ist endlich von da entflohen. Was mich am meisten verwundert, ist, ihn für uns Deutsche und für unsere Literatur sehr eingenommen zu finden. Er hat seinen „Aufenthalt" benutzt, Deutsch zu lernen, liest den Kant und unsere Philosophen — und ist jetzt beschäftigt, Goethe's „Faust" ins Italienische zu übersetzen. Er kommt zuweilen zu mir und läßt sich schwere Stellen erklären.

Unter den im ersten Bande enthaltenen literarischen Arbeiten Friedrich's von Gagern sind namentlich zwei für seinen Vater ausgearbeitete Aufsätze vom Jahre 1823, mit den Ueberschriften „Der gegenwärtige Zustand" und „Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen", mit besonderm Nachdruck hervorzuheben. Jener, voll bittern Unmuths geschrieben, bringt eine Rundschau über die öffentliche oder eigentlich verborgene Meinung in Deutschland, über den Mangel an Gemeingeist und die allgemein gewordene Verschüchterung, über die Politik der Fürsten und ihrer Cabinete, über die deutschen Kammern, den Adel und die Mediatisirten („zum Theil unwissend und den Geschäften fremd, ohne Rath, ohne Plan, ohne Führung"),

*) Die verschiedenen Aussagen über seinen Tod findet man in dem auf besten Quellen beruhenden, im ersten Bande der „Gegenwart" enthaltenen Aufsatz „Die Familie Gagern" zusammengestellt. Die nähern Umstände, unter denen sein Tod stattfand, sind noch immer nicht ganz aufgeklärt, obschon eine Vergleichung der beiderseitigen Hauptaussagen ein den Hecker'schen Leuten nicht günstiges Resultat zu ergeben scheint. Um so gespannter darf man auf Heinrich von Gagern's Darstellung dieses beklagenswerthen Vorfalls sein.

die bewaffnete Macht, die producirenden Classen, die Auswanderung, die Industrie, den Handel, das Spiel der Börse und die Agiotage, „jetzt das einzige lebhaft betriebene Geschäft" (wie würde Friedrich von Gagern erst in jetziger Zeit über diese Seuche zu klagen veranlaßt gewesen sein!), über die Juden und Wechsler als die „Vertrauten der Fürsten", „die wahren Aristokraten des Zeitalters", über die Literatur, die bildende Kunst („Ekel und Ueberdruß sind nicht erfinderisch"), über die Universitäten, als diejenigen Anstalten, auf welche bei allgemeiner Entartung der Deutsche allein noch mit Stolz blicken könnte u. s. w.; kurz, alle Klagen, Beschwerden und Desiderien der deutschen Nation, die man jemals gehört hat, finden sich in dieser freilich wol etwas zu schwarzseherischen Denkschrift in sparsamster, präcisester, kein Wenn und Aber der diplomatischen „Gaunersprache" zulassender und dabei lichtvollster Darstellung zusammengedrängt.

Nur über den Passus in Betreff der Universitäten möchten wir uns einige Bemerkungen erlauben. Es sei fern von uns, die hohe Bedeutung und Wichtigkeit unserer Universitäten für das intellectuelle Leben Deutschlands irgend zu verkennen. Sie bilden die elektrische Kette, durch die sich die deutsche Wissenschaftlichkeit und der deutsche Idealismus bis auf den heutigen Tag entwickelten und nach allen Seiten fortpflanzten. Unsere großen Geister von nicht blos deutschem, sondern europäischem Einfluß waren sämmtlich „studirte" Leute. Zu der Erhebung des deutschen Volks gegen die Franzosenherrschaft trug der auf den Universitäten genährte Geist unermeßlich viel bei. Napoleon haßte die deutschen „Ideologen", und er wußte, warum er sie haßte. Die deutschen Hochschulen sind vielleicht besonders in jetziger Zeit noch die einzigen Stätten, die eine Schutz- und Gegenwehr gegen den zunehmenden Materialismus, gegen die auch unter den bürgerlichen Classen immer mehr um sich greifende Geringschätzung der eigentlich geistigen Arbeit bilden. Die Socialisten haben zu dieser Ueberschätzung der materiellen Arbeit, die ja auch wir vollkommen in Ehren halten, den Grund gelegt, und die Vertreter der Industrie, der Agiotage, der Nationalökonomie, des kaufmännischen und ackerbaulichen Gewerbes thun im Bunde mit ihren literarischen Agenten alles Mögliche, um diese Anschauung zu fördern, sodaß man nicht weiß, wohin diese Richtung noch führen soll. Bei solcher Lage der Dinge kann man die Hochschulen als Institut nicht heilig genug halten. Aber auch einige Schattenseiten darf man nicht verschweigen. Es ist vielleicht nichts dagegen einzuwenden, wenn man die höchsten wissenschaftlichen Denkresultate, die freilich später dem Manne in den Jahren seiner höchsten Reife noch zu schaffen genug machen, den Studirenden wie eine Schulaufgabe in die Feder dictirt, wenn darüber nur nicht die Ausbildung in praktisch-ethischem Sinne vielleicht doch zu sehr beiseite gesetzt würde. Die Studirenden stehen als eine eximirte Genossenschaft nicht nur außerhalb des praktischen bürgerlichen Lebens, für das sie nicht einmal vorbereitet werden, sondern selbst im Gegensatz zu ihm. Sie lernen, wie Jeder weiß, der eine Universität besucht hat, die „Philister" in der Regel nur in der unterwürfigsten und servilsten Stellung sich gegenüber kennen, und sie tragen sehr häufig diese souveräne Geringschätzung der übrigen nichtstudirten Volksclassen in ihr späteres Leben mit hinüber. Man kann aber ein strahlendes Licht der Gelehrsamkeit sein und doch gar sehr einen echtmenschlichen Inhalt vermissen lassen. Werfen sie sich zufällig auf die Politik, so werden sie auch hier geneigt sein, nicht den Maßstab des praktischen Lebens und des Möglichen und Erreichbaren an ihre Theorie, sondern den Maßstab ihrer Theorie an das praktische Leben zu legen. Und etwas von dieser Starrheit und Einseitigkeit der Theorie glauben wir auch in Friedrich von Gagern's Anschauungen zu erblicken, wenigstens unmittelbar nach der Zeit, wo er in Heidelberg die Vorlesungen des Philosophen Fries besucht hatte. Später, nach seinen großen Reisen und Welterprobungen, mag sich diese theoretische Einseitigkeit gewiß abgeschliffen haben.

Die andere obengenannte Denkschrift ist deshalb merkwürdig, weil darin Fritz Gagern schon damals die Hegemonie Preußens befürwortete und ein politisches Schema für die Einheit Deutschlands aufstellte, welches dann sein jüngerer Bruder und Schüler Heinrich fast in allen Details zu dem seinigen gemacht hat. Fritz Gagern foderte freilich, daß Preußen, um Deutschland in ein Reich zu vereinigen, den preußischen Namen in dem deutschen untergehen lassen müsse. Dazu wird sich aber der preußische Nationalstolz niemals freiwillig verstehen und es ist den Preußen darüber auch solange kein Vorwurf zu machen, solange die Bevölkerungen viel unbedeutenderer und selbst politisch ohnmächtiger Staaten sich gegen ein Aufgehen in Deutschland mit Verzichtleistung selbst ihres „Namens" mit Händen und Füßen sträuben würden. Ob überhaupt die etwas eigenthümliche Art, wie sich Heinrich von Gagern noch in diesem Bande über den exclusiven preußischen Nationalsinn und besonders die Berliner äußert, sehr geeignet sei, die Preußen für das Gagern'sche Einheitsschema zu gewinnen, möchten wir billig bezweifeln. Das ist gerade, als ob man einer noch dazu durch ihren Stolz bekannten Dame, der man den Hof macht, von vornherein sagen wollte: Ich kann dich durchaus nicht leiden, du bist mir vielmehr im höchsten Grade unausstehlich, aber weil ich meinen Vortheil und Nutzen davon habe, wirst du dich mit mir copuliren lassen müssen. Dergleichen gesteht man ja nicht, selbst bei dem Project einer bloßen sogenannten Vernunftheirath, eben aus Vernunft. Es ist außerdem noch die Frage, ob man so manche weniger lobenswürdige Eigenschaften der Deutschen mehr ihrer Zersplitterung, oder ihre Zersplitterung mehr ihren unlöblichern Eigenschaften zuschreiben soll, ebenso wie es die Frage ist, ob die polizeimäßige Gesinnung eines Volks mehr aus dem Polizeistaate oder der Polizeistaat mehr aus der polizeimäßigen Gesinnung eines Volks hervorgeht. Es ist dies freilich ein Dilemma, aus dem schwer herauszukommen

ist, über das man sich aber klar zu werden bemüht sein sollte; denn um ein Uebel gründlich zu heilen, muß man sich zuvörderst darüber klar sein, wo der eigentliche Grund des Uebels sitzt. Finden sich doch selbst bei Heeren und sogar solchen unzweifelhaften Patrioten wie Fries und Fichte Aussprüche, die vollkommen zu Gunsten der deutschen Kleinstaaterei lauten, wie man in dieser Biographie selbst nachlesen kann. Merkwürdig ist jene Denkschrift namentlich deshalb, weil darin schon 1823 der Gedanke der preußischen Hegemonie mit aller Entschiedenheit ausgesprochen war, während Wilhelm Schulz und namentlich Paul Pfizer erst 1831 zuerst mit dieser Idee, in Verbindung mit der Idee eines deutschen Parlaments, offen aufzutreten wagten, jener den Gedanken der preußischen Hegemonie mehr andeutend, dieser sie ausführlicher motivirend.

Heinrich von Gagern hat, wie wir schon bemerkten, einen sehr ansehnlichen Theil des ersten Bandes dazu verwandt, sein Einheitsschema in Schutz zu nehmen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob Heinrich von Gagern's Politik in Betreff der Stellung, die er Preußen innerhalb Deutschlands und Oestreich außerhalb desselben und zu ihm anwies, eine, wie man es jetzt nennt, „correcte" war; ehrlich gemeint war sie gewiß. Aber den Misgriff seines berühmten „kühnen Griffs" wird er schwerlich vor dem Richterstuhle der politischen Kritik rechtfertigen können. Die Wahl eines östreichischen Erzherzogs zum Reichsverweser hätte ohnehin nur dann einen Sinn gehabt, wenn beabsichtigt worden wäre, das habsburgische Haus an die Spitze zu stellen. Gervinus mit seinem richtigen Verstande für reinpolitische Dinge unterwarf diesen Schritt und die Art, wie er herbeigeführt wurde, in der „Deutschen Zeitung" sofort einer strengen Kritik, und ich glaube, daß er schon damals nichts mehr erwartete und entschlossen war, sich mehr und mehr in die Toga des Schweigens und der Shakspeare-Kritik zu hüllen. Der Gagern'sche kühne Griff riß somit einen Bruch in die Partei, der übrigens durch einen geheimen Zwiespalt zwischen den Universitätsmännern und Nichtuniversitätsmännern, wie ich glaube, schon vorbereitet war. Man hielt wol noch zusammen, aber etwa wie die zwei Seitenwände einer Wunde, die künstlich zusammengenäht worden. Ein anderer Vorwurf trifft, dünkt mich, alle Nüancen dieser Partei. Ich will durchaus nicht sagen, daß man der Socialisten sich als eines mitwirkenden Factors hätte bedienen und die unsinnigen Foderungen und das Brotmotto der Arbeiter auf sein Kriegsbanner hätte schreiben sollen; aber man hätte sie auch nicht geradezu ignoriren und ihnen seine Verachtung zeigen sollen. Oben hatte man kein Vertrauen, so mußte man es nach unten suchen. Selbst die Menschlichkeit foderte dies, und was die Herzen oder, wenn man will, die Mägen von Millionen, die wenigstens der Kopfzahl nach die ungeheuere Mehrheit bilden, bewegt und beherrscht, das läßt sich wenigstens nicht wie ein gar nicht Vorhandenes ignoriren. Aber diese Frage durfte in den Organen dieser Partei kaum berührt werden, kaum durfte auch nur über die damaligen socialen Leiden Irlands in eingehenderer Weise gesprochen werden. Dagegen machte in den geltendsten Kreisen dieser Partei ein Ausspruch der „Times" Glück, welche gesagt hatte, es sei für England wie Irland selbst am besten, wenn das grüne Erin in den Schoos des Oceans versänke. Das hatte sie aber nur gesagt, wie man einem Todtkranken wünscht, daß er von seinen Leiden durch ein baldiges Dahinscheiden erlöst werde, während man ihm doch Arzeneien auf Arzeneien einflößt und Aerzte auf Aerzte über seinen Zustand zu Rathe zieht. Ueberhaupt darf man die Sprache der „Times" durchaus nicht immer wörtlich nehmen, denn sie liebt es, in Hyperbeln zu sprechen. Später konnte man freilich nicht heftige und leidenschaftliche Worte genug finden, um die Brutalität und Entsittlichung der Massen zu brandmarken; was hatte man aber gethan oder was thut man noch jetzt, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie über ihr wahres Wohl aufzuklären, ihre Sittlichkeit zu heben, ihre Intelligenz zu fördern? Mit diesen Vorwürfen leistet man eben nur den Männern der Innern Mission Vorschub, die nun mit einem Schein von Recht sagen können: Wenn ihr das Volk seiner Verwahrlosung und den guten oder übeln Launen des „Polizeistaats" überlaßt, so werdet ihr es uns nicht verdenken können, wenn wir uns seiner in unserer Weise annehmen. Es ist bei den jetzigen Zuständen damit nicht geholfen, daß man bald diesen, bald jenen anrüchigen Diplomaten hervorzieht, um an ihm das Strafgericht einer öffentlichen kritischen Geißelung zu vollziehen. Die Gebrechen und Gefahren der Zeit liegen viel zu tief, als daß sie allein durch politische Combinationen beseitigt werden könnten. Der jetzige kluge Herrscher Frankreichs weiß dies auch und verfährt danach, wiewol wir nicht leugnen wollen, daß die praktische Lösung der Aufgabe ihr sehr Schwieriges hat und in der Weise, wie sie im jetzigen cäsarischen, fast zarischen Paris zu lösen versucht wird, schwerlich zu dem gewünschten Ziele führen dürfte. Wozu „Arbeiterpaläste", welche von den Arbeitern selbst gar nicht oder nur mit Widerwillen bezogen werden? Wozu überhaupt diese Experimente, die solange fruchtlos bleiben werden, solange die Kräfte Frankreichs durch die ungeheuern Staatslasten, welche im Allgemeinen auf seinem Productionsvermögen ruhen, ausgesogen werden.

Friedrich von Gagern war jedenfalls ein Mann von großer Willenskraft, von unerschrockenem Muthe, von energischer Thatkraft, von scharfem Verstande, von schlagender Kürze des Worts, von politischem, ich glaube selbst militärischem Talent und von nicht gewöhnlicher Welterfahrung. Es scheinen sich in ihm viele Gaben vereinigt zu haben, die man in Deutschland damals nur vertheilt antraf. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so würde ohne Zweifel manche halbe und verfehlte Maßregel unterblieben, manche energische getroffen worden sein. Ob freilich durch ihn die Geschicke Deutschlands endgültig gewendet geworden wären, wer vermöchte das zu sagen?

Hermann Marggraff.

Der kleine Parnaß.

Unter dieser Rubrik heben wir heute aus der langen Reihe anstrebender Dichter einige heraus, um unsere Meinung über sie kurz und schlicht zu sagen und die Dichter, soweit es der Raum gestattet, durch charakteristische Proben selbst sprechen zu lassen. Wir ersparen auch unsern Lesern alle weitere Einleitung und gehen sofort zur Sache selbst über.

1. Israel und die Völker. Ein christlicher Dithyrambus von F. C. Kirchhoff. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1855. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Titel ist volltönender als der Dithyrambus selbst. Dieser umfaßt nur Hellas, Rom, Israel (Christus); immer noch ein gigantisches Thema für den engen Raum eines Gesangs von 315 Zeilen. Erschöpft ist das Thema nicht; doch sind einzelne charakteristische Züge mit kräftiger Hand herausgegriffen und nicht ohne poetische Weihe zu einem markigen Bilde zusammengestellt. Der Dichter bemerkt am Schlusse des Gedichts in Bezug auf Anordnung und Form: „Die angewandten Verse sind Anapäste, steigende Joniker mit Jamben gemischt und mehrfach zusammengezogen oder aufgelöst, umgebrochene steigende Joniker, Bakchien mehrfach aufgelöst, hinkende Anapäste, Antispaste, Hexameter, choriambische Tetrameter mit Jamben und überzähligen Senkungen gemischt, Trochäen, Jamben, Verse mit 3—6 Hebungen, Dochmien. Die heiligen Zahlen Israels, 3, die des Göttlichen, 7, die des Bundes mit Gott, und 5, die des Unvollendeten — denn Israels Vollendung steht erst bevor — gliedern das Ganze, welches neun mal 35 Verse hat, wovon zwei auf Hellas, zwei auf Rom, fünf auf Israel kommen." Stände diese Bemerkung dem Gedicht voran, so würde man viel Pedantismus und manche für das deutsche Ohr unerquicklichen Klänge erwarten. Es fehlt auch nicht an Härten und Unverständlichkeiten; im Ganzen aber sind die Verse leicht und fließend, und es weht durch das Gedicht ein gesunder Geist.

2. Harfentöne christlicher Dichtung von G. L. Giesen. Mainz, Kunze. 1855. 12. 2½ Ngr.

Die Harfentöne zerfallen in drei Abtheilungen: „Bunter Kranz", „Mutter-Gottes-Kranz" und „Heiligen-Kranz". Auch die Lieder der ersten Abtheilung sind alle religiöser Tendenz. Im ersten Liede, „Die Weihe", erzählt der Verfasser, daß er, in eines Tempels Halle knieend, Harfenklänge gehört habe:

Und wie mit starkem Arm gezogen
Hob rasch mich Jemand nun empor;
Die Harfe haltend, war geflogen
Ein Sänger aus dem Himmelschor.
Er sprach: „Ich komm' aus Himmelsauen,
Um diese Harfe dir zu weih'n.
Doch sollst du sie nicht blos beschauen,
Zum Spielen ist sie fürder dein."

Hören wir, wie Giesen die himmlische Harfe handhabt.

Der süße Name.

Ein schön Gedichtchen wollt' ich singen
Vom süßen Namen Jesus;
Die Verschen sollten schön erklingen
Vom süßen Namen Jesus.
Da sprach ich: „Mußt die Verschen schmücken,
Daß Aller Herzen sie entzücken.
So nimm der Reime Zauberklang,
Da geh'n die Verschen schönern Gang."

In einem zweiten Gedichte, das dieselbe Ueberschrift führt, heißt es:

Ihr Bienchen, kommt zu schmecken!
Wenn ihr den süßen Namen kennt,
Ihr stets nach diesem Gute brennt,
Mögt nicht mehr Honig lecken.

Und in einem dritten, wieder vom Namen, aber diesmal von dem der seligsten Jungfrau, singt er:

Also will ich wählen mir
Diesen schönsten Namen,
An dem Haupte meine Zier
Mit dem Herz einrahmen.
Und in jeder Hand soll er
Als ein Zeichen prangen,
In dem Zimmer eine Wehr
Gegen Böse hangen.

Hier läßt sich aus der dritten und vierten Zeile gar kein Sinn herausfinden, nur daß die dritte zu höchst bedenklichen Gedankenassociationen führen könnte. Im Liede „Gottes Macht", wo von der Schöpfung die Rede ist, findet sich die Stelle:

Es war ein leeres Nichts im großen Raume — —
Nicht reifte süße Frucht am Blütenbaume,
Nichts konnte Leben geben noch empfahen,
Und keine Werke waren, die geschahen;
Den Dingen fehlt' es selbst am Werdenssaume.

Dergleichen Absurditäten, auch grammatische Fehler jeder Art finden sich häufig; der Inhalt der Lieder ist hohl und gedankenleer, die Form unbeholfen und uncorrect. Daneben wimmelt es von Geschmacklosigkeiten. Das „Liebst du mich u. s. w." beim Auszupfen der Masliebchensblättchen wendet der Verfasser auf seine Liebe zur Mutter Gottes an; und in den Legenden, die noch die besten Stücke der Sammlung bilden, kommt eine vor („Der heilige Joseph von Copertino"), in welcher Schafe zur Mutter-Gotteskapelle geführt werden und bei Betung der Litanei niederknien und miteinstimmen:

Sie rufen alle „Mä!"
Zum Lobe Mariä —

ein Refrain, mit dem es dem Verfasser voller, frommer Ernst ist und der sich durch drei Strophen hindurchzieht. Doch genug. Giesen möge die himmlische Harfe einem würdigern Meister überlassen, er selbst misbraucht sie.

3. Der deutsche Christus. Funfzehn Canzonen von Karl Candidus. Leipzig, Hirzel. 1854. 12. 16 Ngr.

Der Titel ist unpassend gewählt und könnte gleich von vornherein gegen das Gedicht einnehmen; denn Christus ist so durchaus kosmopolitischer Natur, daß jede nationale Beschränkung, von welcher Art sie immer sein möge, mit seinem innersten Wesen in Widerspruch steht. Von einer derartigen Beschränkung ist aber auch im Gedicht nirgends eine Spur zu finden. Jakob Grimm, der es einführt, bemerkt: „Offenbar ist die meinung, dasz er einen Christus in deutschem sinn aufstelle, wie ihn deutsche gemütsart und gedankenerhebung gefunden, gehegt und erkannt hat." Allein auch damit ist der Titel nicht gerechtfertigt; Christus ist für alle Völker als Derselbe gekommen, und Deutschland ist es nicht allein, was für sein volles Verständniß gedacht, geschrieben und gehandelt hat.

Unserm Dichter ist Christus „das Unendliche, das endlich waltet".

Anbetung dir, Sohn Gottes, eingebor'ner,
In Allem unverlor'ner!
Du strömst einher in alles Lebens Borden!
Wo Schönes unsern Blicken sich entfaltet,
Ist's das Unendliche, das endlich waltet.

Bei Ausführung dieser Idee streift der Dichter an einen gewissen Pantheismus. Gott ist ihm das Unendliche, Christus die Offenbarung desselben im All.

Grüngolden ruht ein Käfer mir zu Füßen,
Wie Spielzeug liegt in einer Kinderstube.
Rings blinken tausend zarte Lieblichkeiten
Und jeder Stein scheint eine Demantgrube.
Es ist so deine Art, mit wundersüßen
Geschenken, Jesuskind, Lust zu bereiten.

— — — — —

Doch sieh: all deine holde Wundergabe
Die bist du selbst, du lichter Himmelsknabe.

Und an einer andern Stelle:

Du bist das königliche Allgemeine,
Bist das Unendliche, die ew'ge Freiheit,
Bist selbstbewußtes All, in Gott aussagbar.

Doch lenkt er in den folgenden Versen wieder etwas ein:

In dir sind alle Bildungen der Gattung,
Wie sie in Raum und Zeit vertheilt erscheinen.
Stets bist, als Einzler, Ganzes du geblieben,
Nicht zwar als ob du Buntestes vereinen
Im Einzeln möchtest, dir in Vollausstattung
An einem Punkt gesammte Keime trieben,
Nein, durch dein hohes Lieben
Wodurch du, was als Einzlem dir nicht reifte,
In Andern reif siehst und als dein, aus Gnaden,
Der Einzelmyriaden
Ursprüngliche Entwickelungsverläufte.
Denn Alle hat der Vater dir gegeben,
Daß sie mit dir in Eins vollendet leben.

In diesem Sinne hält er neben dem idealen am historischen Christus fest:

Indeß, wo Ewiges auf Erden auftrat,
War es ein Mensch, der in der Zeiten Lauf trat.

Christus ist der Mittler, der Weg in dem Dreieinen, während Gott der Ausgang und der Geist die Heimkunft ist. Die echte Jüngerschaft und Nachfolge Jesu muß eine praktisch-thätige sein.

Mit mark'gen Knochen steht zugleich im Leben,
Wer wahrhaft sich dem Himmel hat ergeben.

Der Geist muß die Quelle der Thaten sein, nicht die Gewohnheit.

Die löblichste Gewohnheit ist unlöblich,
Ist Sünde, weil gedankenloses Treiben.

Und wie Jesus aus Liebe arm wurde, so sollen auch seine Nachfolger kein Opfer scheuen.

Ach! süßer ist es freilich, still zu blühen
Am Gottesbaume, als mit scharfem Stahle
Gelöst, noch heimwehtränkend, fern von Eden,
Verpflanzt zu werden in die Erdenthale.
Weit süßer als Prophetenamtes Mühen
Ist mit den Vögelein beschaulich reden.
Doch zu des Lebens Fehden
Drängt unerbittlich fort aus Hirtenruhe,
Getreue Jünger, euch des Meisters Liebe,
Auf daß ihr nicht wie Diebe
Des Heiles Schatz verhehlt in todter Truhe.

Jakob Grimm bezeichnet die Dichtung als eine innige und seelenvolle, deren reines, zartgefaltetes Gewand den Blick von selbst auf sich ziehen werde. Wir pflichten diesem Urtheile bis auf das „zartgefaltet" bei. Das Gedicht zeichnet sich durch Gedankenreichthum und warmes, reinsittliches Gefühl aus. Was aber die Form anlangt, so wird es durch viele Härten und Schwerfälligkeiten unerquicklich gemacht. Einzelne finden sich auch in den oben angeführten Stellen; sie sind aber bei weitem nicht die schlimmsten, und wir hätten, wenn es darauf angekommen wäre, die Mängel der Form durch Auszüge zu belegen, aus jeder Canzone mehre Stellen anführen können, wo die Darstellung so verwickelt ist, daß sie beinahe unverständlich wird.

In der Versbildung zeigt der Dichter eine eigenthümliche Vorliebe für zusammengesetzte Reime. Gleich in den ersten drei Strophen finden sich: „hervortrat — Chor trat"; „auftrat er — aufthat er"; „Geschlecht sei — Recht sei"; in der einzigen ersten Strophe der sechsten Canzone: „Weh her — jeher"; „Strich nur — dich nur — entwich nur"; „du stets — zu stets"; ferner reimt er: „Anhalt — wohlgethan Halt"; „Sohn her — Thron her"; „bist je — Christ je"; „hierher — Harmonie her"; und Aehnliches trifft man fast auf jeder Seite. Das Gedicht ist nicht ohne Werth, bedarf aber eine durchgreifende Umarbeitung, wenn die Schönheiten desselben unverkümmert genießbar werden sollen.

4. Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung von Eduard Baltzer. Nordhausen, Förstemann. 1855. 16. 22½ Ngr.

Das Bändchen enthält einige größere Gedichte, in welchen Abschnitte aus der heiligen Geschichte, unter Anderm die Versuchung, Jesus zu Nazareth, die Ehebrecherin, Jesus und die Samariterin u. s. w. beziehentlich mit mehr oder weniger eigener Zuthat des Dichters behandelt sind; nächstdem aber eine Reihe kleinerer Gedichte, welche als kurze Glossen zu einzelnen Bibelstellen gelten können. Die letztern bilden die Mehrzahl und verdienen vor den längern Gedichten den Vorzug. Denn in diesen wird theils die eigene Poesie des Dichters durch die freilich stets unerreichbare Poesie der Evangelien zu sehr in Schatten gestellt, theils sind die heiligen Stoffe hier und da, um nicht zu sagen trivialisirt, doch nicht mit der vollen Weihe behandelt, die sie erfodern. Die kürzern Ausführungen zu biblischen Stellen aber sind meistens recht ansprechend, wie z. B.:

Gottesdienst (Matth. 6, 26. 28.).

Ich sah die Vöglein im Walde,
So flink, so lieb, so froh:
Da faßt' ich ein Herz mir und machte, —
Und machte es ebenso.

Ich sah die Blumen des Feldes,
So sorglos, rein und schön:
Da gab ich die Sorgen den Winden,
Das ward mein Auferstehn!

Ich sah in der Perle des Thaues
Sich spiegeln das ganze All:
Da ward ich selber die Perle,
Hatt' Alles mit einemmal!

Die religiöse Auffassung des Dichters ist überall eine warmherzige und lichtvolle.

5. Schattenthum und Lichttriumph auf der südlichen Halbkugel, oder Reimchronik der ulaotischen Kirche, gepflanzt von der britischen Bibelgesellschaft. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 1855. 16. 22½ Ngr.

Der Dichter läßt sich durch eine Vision in das himmlische Jerusalem und dort in den Saal der Bibelpropaganda entführen. An den Wänden umher sind Prachtbände gereiht, in denen die künftige Geschichte der Erde bis zum Weltgericht verzeichnet steht. Der Dichter wählt die Geschichte Uloas. Sie beginnt mit der Landung eines britischen Schiffs, das eine große Ladung von Bibeln, die in die Uloasprache übersetzt sind, an Bord hat. Der mitgekommene Missionar lehrt sechs junge Eingeborene lesen, übergibt ihnen, nachdem er sie getauft und zu Priestern geweiht hat, die Bibeln und segelt wieder ab. Wie sich nun in Uloa durch Misbrauch der Bibel ein Schattenchristenthum bildet, welches allerdings dem Dunkelchristenthum der Alten Welt in den hervorstechendsten Zügen nachgeformt ist, bis endlich nach Jahrtausenden ein wahres und erleuchtetes Christenthum an dessen Stelle tritt, das ist das Thema der vorliegenden humoristisch-satirischen Dichtung, in der besonders darauf hingewiesen wird, daß es nicht gut gethan sei, den zu bekehrenden Naturvölkern die Bibel, namentlich die ganze Bibel in die Hand zu geben und sie mit derselben sich selbst zu überlassen.

Als Albion aus frommen Gründen
Mit Kraft und Edelmuth beschloß, von Pol zu Pol
Den größten Märtyrer für inn'res Menschenwohl
In allen Sprachen zu verkünden,

Und für die Ewigkeit der Wahrheit Capitol
Durch die verpflanzte Schrift bei jedem Volk zu gründen;
Da foderte — gefiel's auch an der Themse Lauf,
Der eig'nen Reife Frucht dem Zögling zu verstecken
Und mit dem Scheffel zu bedecken —
Dieselbe Reife laut die Welterzieher auf:
Das hohe Licht von grauer Urzeit Flecken
Zu scheiden; und der Geist des Christenthums verbot,
Mit Wahn der Barbarei und Freveln ohne Noth
Den fünften Welttheil anzustecken.

Ein echtes menschliches Natur- und Völkerrecht,
Zum Beispiel, mangelte dem wandernden Geschlecht
Aus Ur, als es zurück nach Kanaan sich wandte
Und in die and're Welt die Ureinwohner sandte.
Als göttliches Princip wird diese Handlungsart
Uns neben dem Gesetz der Liebe aufbewahrt.
Wie läßt sich Zebaoth's unchristliches Verfahren
Mit seines großen Sohns Bericht vom Vater paaren?
Gott ändert nach und nach die rauhe Denkungsart
Und sein Charakter wird gemildert mit den Jahren,
Er ist ein Wütherich im Bunde mit Barbaren,
Und kommt nicht eher, als zur edeln Menschlichkeit
Sich Sterbliche hinaufgeschwungen
Und mit des Friedens Geist der Völker Herz durchdrungen,
Zum Vollgenuß der Göttlichkeit.

Das Gedicht enthält manche beherzigenswerthe Bemerkungen; Thorheiten sind mit Laune gegeißelt, das Ernste aber ist ernst und mit Wärme behandelt.

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.

Der Verfasser hat seinem Werke das Motto aus Lucretius:

Avia Pieridum peragro loca nullius ante
Trita solo, juvat integros accedere fonteis —

vorgestellt und dadurch Erwartungen geweckt, die er nicht befriedigt. Er verbreitet sich in fünf Büchern auf 160 Octavseiten über alle Reiche der Natur, über Psychologie, Physiologie des Menschen, über den Bau des Weltalls, die Entstehung der Erde und „die Geschichte des menschlichen Verstandes". Ein so ungeheuerer Stoff, in so engen Raum gedrängt, kann fast nur aphoristisch behandelt sein, und dies ist auch in der That im vollsten Sinne des Worts der Fall. Nach dem Motto hätte man voraussetzen können, der Verfasser werde das Bekannte nur andeuten und seine Blätter mit eigenen neuen Theorien füllen; allein die letztern sind äußerst sparsam zugemessen und mehr Orakelsprüche als Theorien. Oft hält er aber auch am Alten fest. In dem Buche „Die Geschichte der Erde" referirt er in den drei ersten Capiteln die Systeme der Plutonisten und Neptunisten, und im vierten Capitel werden dieselben mit folgenden vier Strophen abgefertigt:

Du träumest, daß die Welt aus Keimen sei entstanden,
Und sich entwickelte in endlos langer Zeit;
So nimmst du Keime an, die keine Mutter kannten,
Doch diese war zuerst und in Vollkommenheit.

Willst du mir, Kluger, nicht, so im Vertrauen sagen,
War wol das Huhn zuerst, war vor ihm noch das Ei?
Der Samen oder erst der Baum, der ihn getragen,
Ob war ein Zwitterei, ob waren ihrer Zwei?

Vollendetes nur trägt das Werdende im Schoose,
So ward die Erde ganz, wie sie jetzt ist, zugleich,
Das Ei war nicht vertraut dem ungewissen Loose,
Die Mutter schirmte es im Thier- und Pflanzenreich.

Die Schichten jetzt noch sind, wie einst im Anbeginnen,
Nur wo ein Binnenmeer, ist trocken nun das Land,
Doch war verschlossen auch in Höhlen tief nach innen,
Mit Lebendem erfüllt, hier Meer, dort Quellenland.

Das ist der Beweis des Verfassers für die Theorie der simultanen Schöpfung, und in den letzten beiden Zeilen sollen alle Generationen von Pflanzen und Thieren, durch alle drei sedimentären Schichten hindurch, ihre Erklärung finden.

Von der Seele sagt er:

Baumeisterin des Leibs muß ich die Seele nennen,
Mit Stahl, der uns zuerst hier leuchtend ging voran,
Ursprünglich war je eins, das Schaffen und Erkennen,
Auch sie allein zum Leib den Plan entwerfen kann.

Und einem diesfallsigen Einwurfe begegnet er in folgender Weise:

Du nennst das Proton Gott und wiederum die Seele,
Sind dann die Beiden Eins? erklär' dies Räthsel mir:
Geh' hin ans Himmelszelt, die Sterne alle zähle,
Kommst an die Grenze du, löst sich das Räthsel dir!

Endlich findet man Wahrheit und Dichtung in einer Weise durcheinandergemischt, wie man es in einem Lehrgedichte nicht erwartet. Mythen und Fabeln, wie von Arion's Delphin, den Seejungfern, dem Homunculus des Paracelsus, dem Singen des Schwans vorm Sterben u. s. w., stehen mitten unter naturhistorischen Wahrheiten und sind ganz in demselben Tone wie diese erzählt, als ob es eben auch wissenschaftlich festgestellte Thatsachen seien.

Indeß wir haben mit dem Verfasser nicht blos über den Inhalt, sondern hauptsächlich auch über die Form zu rechten. Da das Lehrgedicht nur durch die Form der Poesie angehört, so versteht es sich von selbst, daß es völlig verfehlt ist, wenn es nicht formell durch eine ganz besondere Gefälligkeit und Anmuth sich auszeichnet. Diese Vorzüge sucht man in „Natur und Geist" vergebens. Abgesehen davon, daß das Buch von ganz dunkeln Fremdwörtern und Kunstausdrücken wimmelt, und abgesehen von dem unliebenswürdigen Metrum der Alexandriner, sind die Constructionen fast durchgehends versetzt, und sehr häufig finden sich Wunderlichkeiten und Härten wie wir ihnen in den folgenden Strophen begegnen:

Weh', wenn der Knochenstoff sich an im Schädel häufet,
Dann drückt auf das Gehirn, den Nervengang versperrt;
Da oft den besten Mann des Wahnsinns Wuth ergreifet;
Und wird auch zum Cretin das schönste Kind verzerrt.
— — — — — —

Das Mark des Großgehirns des Schauens Formen füllen
Und das des Kleingehirns des Fühlens Form enthält,
Das Quale aber wird in das Pigment sich hüllen,
Das in den Ganglien die grauen Bläschen schwellt.

Einzelne schönere Stellen verlieren sich zu sehr unter der Masse von Anstößen und Mängeln, als daß sie bei der Beurtheilung des Ganzen ins Gewicht fallen könnten.

7. Weltpantheon. Eine Festgabe von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1856. Gr. 8. 14 Ngr.

Das „Weltpantheon" gibt gegen 200 kurze Charakteristiken berühmter Männer und Frauen von Zoroaster, Theut, Hermes, Thales, Lucretia bis zu Oskar von Redwitz, Therese Milanollo und Hedwig Hendrich. Die Aufgabe war eine äußerst schwierige, in der Auswahl wie in der Behandlung. Hätte die Dichterin die lebenden Größen und Nichtgrößen weggelassen, so würde sie, um aus Hunderten nur zwei herauszugreifen, noch Raum für einen Dante und Zwingli gewonnen haben. Was die Behandlung anlangt, so zeigt sich zwar in den meisten Charakteristiken ein gesundes und richtiges Urtheil, aber viele sind weder erschöpfend, noch durch kernige Pointen ausgezeichnet. Dazu kommt, daß Frau Zitz fast durchgehends ein häßliches Metrum gewählt hat. Es ist der elegische Vers mit Vorschlag, wobei aber anstatt des Pentameters ein Hexameter mit halbirtem letzten Fuße gebraucht wird; und dieses Metrum ist noch überdies auf eine Weise gehandhabt, die das Lesen des Pantheon zur Qual macht, wenn man nicht, mit Gewalt von allem Metrum absehend, die Lectüre so vornimmt,

als ob man in Prosa geschriebene Aufsätze vor sich hätte. Wir geben zur Probe das kurze Sinngedicht auf Lafayette:

Gilbert Mottier, Marquis de Lafayette, geb. 1757, gest. 1834.

Du Held deiner Zeit, ja, du warst ein Mann von hochedler Gesinnung,
Begeistert für Freiheit der Völker schlug stets dir das Herz in der Brust.
Den Freistaaten halfest du wacker die Unabhängigkeit erkämpfen,
Washington und Franklin, sie haben dich mit ihrem Geiste getauft.
Dein Schwert sowie deinen Charakter hast jenseit des Meers du erprobt,
Und später im Vaterland auch hast du dich gleich edel bewährt.
Geachtet von allen Parteien, stehst du auf dem Sockel der Ehre,
Und deine bluttriefenden Lorbern verwelkt nicht die kommende Zeit.

Wir haben hier in Einem Verse die Daktylen: Freistaaten — Unabhäng — igkeit er —; und solche Verse bilden die Regel. So lesen wir im Sinngedicht auf Lucretia:

Er gab auch gleichzeitig mit dir dem Königthum den Todesstoß.

Auf Virginia:

Mit einem stillseligen Lächeln ließest du dein Herzblut verströmen.

Auf Huß:

Hin schleifte zur Richtstätt' man dich und band dich dort an einen Pfahl.

Auf Mirabeau:

In der Assemblée warst du Alles, groß war deine Volksthümlichkeit.

Es würde uns zur größten Genugthuung gereichen, wenn wir solche Verse von der Dichterin selbst scandirt vortragen hören könnten. Die wenigen in Jamben abgefaßten Sinngedichte sind in Form und Inhalt gelungener; wir würden davon eine Probe geben, wenn nicht gerade die werthvollern zu lang wären, als daß es der Raum gestattete, der Dichterin auch nach der bessern Seite hin gerecht zu werden.

8. Fromm und frei. Gedichte von Karl Enslin. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 24 Ngr.

Der Titel dieser Gedichte bezeichnet ihren Inhalt kurz und treu. Der Dichter sucht Gott in der Natur und spricht seine Gefühle mit Klarheit, Wärme und Innigkeit aus. Es weht durch die Sammlung ein frischer, heiterer Geist echter Religiosität, die im Sichtbaren das Unsichtbare ahnt und in freudiger Hingabe an die Schöpfung den Schöpfer verherrlicht. Der Dichter fodert von der Religion Beides, Licht und Wärme.

Gäb' uns die Sonne hellstes Licht
Und wärmte nicht —
So wär' es in der Welt
Traurig bestellt;
Erwärmte sie und gäb' uns nicht
Auch Licht —
So wär's wol in der Welt
Noch trauriger bestellt.
Nun zieh' dir selbst daraus die Lehre
Und denke dir: die Sonne wäre
Die Religion.

In diesem Sinne sind seine gesammten religiösen Anschauungen gehalten. Von unfruchtbaren Dogmen findet sich nichts bei unserm Dichter. Wol aber begegnet man einem festen, kindlichen Gottvertrauen, in dem er für hier und dort seinen Frieden findet.

Sonst und jetzt.

Dacht' ich sonst mit Furcht und Grauen
An das Grab und die Verwesung,
Weiß ich jetzt: der Erdentod ist
Eine geistige Genesung.

Dacht' ich sonst mit Angst und Beben
An die Zukunft, an die Hölle,
Weiß ich jetzt: allgegenwärtig
Ist mir stets die Lebensquelle.

Will ich nur mit rechter Liebe
Finden meinen Herrn und Vater,
Ist er um mich, ist er bei mir;
Als treuliebender Berather.

Fühl' ich aber Gottes Nähe,
Bin ich selig, wo ich weile!
Will und kann er doch mir geben,
Was mir frommt zum Seelenheile!

O wie wohl und wie zufrieden
Fühl' ich mich in diesem Glauben!
Erdenmacht und Menschenweisheit,
Soll mir ihn nie wieder rauben!

Die Diction ist, abgesehen von einigen Liedern, in dem sich der Dichter ein tadelnswerthes Spielen mit Diminutiven wie Herzkirchlein, Gebetlein, Wolkenbörnlein, Thränenbächlein, Häuptchen, Schwälbchen und andern dergleichen Tändelwörtchen gestattet hat, was die große Mehrzahl der Gedichte anlangt, edel und kräftig, der Versbau leicht und fließend und die Form durchweg anmuthig. Zu besserer Charakteristik des Dichters lassen wir noch eins der kürzern Gedichte vollständig folgen:

Redende Steine.

„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!"
Du Wunderwort gingst glorreich in Erfüllung.
Die Steine sind gewaltige Propheten
Und bringen Tiefverborg'nes zur Enthüllung.

Den Blättern gleich im Buch der Weltgeschichte,
Der Urzeit Schöpfungswunder sie verkünden,
Und was kein Aug' geseh'n — sie ziehn's zum Licht
Und lassen uns des Erdballs Bau ergründen.

Die Steine pred'gen ungeahnte Wahrheit,
Aposteln gleich der Weltenschöpfungskunde.
Der alte Sagentraum — mit Sonnenklarheit
Verwirklicht er sich in dem Felsenmunde.

So mögen denn die menschlichen Propheten
Verstummen, schweigen — Steine sprechen lassen!
Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden,
Damit wir Gottes Wunderwerke fassen.

9. Natur, Welt und Leben. Gedichte von Heribert R Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Lei O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Sammlung enthält theils Gedichte religiösen Ja theils weltliche Lieder; unter den letztern „Lust und Sch „Ernst und Wahrheit", poetische Erzählungen, Balladen Romanzen und Gelegenheitsgedichte. Der Dichter zeichnet durch Formengewandtheit, warmes Gefühl, Natürlichkeit lichtvolle Klarheit aus. Seine Lebensanschauungen sind die Gedanken frisch und kräftig. Am gelungensten am poetischen Erzählungen und einige religiöse Gedichte einem der letztern, „Das Reich Gottes", theilen Probe mit.

Warum es suchen über Sternen droben,
Wenn es so nah — wenn es im Herzen liegt?
Warum erst bis zur Sterbestunde warten,
Wenn es zu jeder Stund' sich an uns schmiegt?

Du darfst nur wollen! — in des Geistes Tiefe
Dem Göttlichen erbauen einen Thron,
So ist es jubelnd in dir eingezogen
Und wohnt in dir, wie einst im Menschensohn.

Was ist denn Gottes Reich? — Des Herzens Reinheit!
Des Willens Kraft! Des Geistes frische That!
Das Streben nach dem Göttlichen und Großen!
Des Guten ausgestreute Lebenssaat! u. s. w.

Die poetischen Erzählungen erfreuen durch Leichti

Lebendigkeit und anmuthige Darstellung. Wir müssen uns begnügen, aus der letzten, der „Seeschlacht“, auch nur ein Bruchstück zu geben.

Das Meer, das kaum noch still und öd geschwiegen,
Erseufzt nun von den Schiffen, die sich wiegen
Auf seinem stolzen, nie besiegten Rücken.
Die Flotten nahen sich; die Linien rücken
Allmälig vor, und Hollands Flagge steigt
Am Admiralschiff, das sich endlich zeigt. —
Da donnern plötzlich tausend Feuerschlünde,
Die See erbebt bis in die tiefsten Gründe,
Die Kugeln pfeifen schrecklich hin und her.
Es steigt der Dampf, es schäumt und zischt das Meer;
Die Masten splittern und die Schiffe krachen;
Das Tauwerk reißt, die Segel und die Flaggen
Durchbohrt der Bomben wilder Feuerregen.
Die Trommel tönt in ihren dumpfen Schlägen,
Das Sprachrohr heult, die Pfeif' erschallet grell,
Die Kugel trifft, die Flamme prasselt hell,
Das Pulver zündet. Donnerton und Krachen —
Ein Flammenstrahl — und in des Meeres Rachen
Begraben liegt das Schiff. Mit seinen Trümmern
Hat sich die Flut bedeckt. Ein schmerzlich Wimmern
Ertönet aus den Wellen blutigroth.
In allen Reihen wühlet graus der Tod,
Und Schiff an Schiff, in fürchterlichem Reigen,
Will England hier dem kühnen Feinde zeigen:
Daß Hollands Pfeile nicht den Leopard erreichen.
Der Stunden viele dauerte das Morden;
Dann — todesmüde — trennten sich die Horden,
Und der Gewinn, den sie davongetragen,
War nur der Ruhm — daß sie sich kühn geschlagen.

Was die Gelegenheitsgedichte anlangt, so ist denselben an sich ein Platz in der Lyrik nicht zu versagen, da gerade bei ihnen originelle Auffassung, Zartheit und Tiefe sich ganz besonders geltend machen können. Allein bei den in der vorliegenden Sammlung enthaltenen Liedern dieser Art vermissen wir jene Vorzüge, und sie hätten, ebenso wie Manches unter der Rubrik „Lust und Scherz“, recht füglich wegbleiben können.

30.

Slawische Dichtungen.

Blüten slawischer Poesie. Herausgegeben von A. Bahn. Erster Band: Die Polen, enthaltend in erster Abtheilung: Konrad von Wallenrod, ein episches Gedicht von Adam Mickiewicz; im Versmaße des Originals übersetzt von Otto Koniecki; in zweiter Abtheilung: Der Kirgise. Aus dem Polnischen des Gustav Zielinski, ins Deutsche übertragen von A. Bahn. 3te Auflage. Berlin, Faudel. 1855. 32. 20 Ngr.

Seit längerer Zeit schon begegnen wir in der Tagespresse sowol wie auch in mehren Zeitschriften Artikeln, die es sich zur Aufgabe stellen, die geistigen Erzeugnisse des großen Slavenstamms zu besprechen und die Aufmerksamkeit unserer Leserwelt auf eine Literatur hinzulenken, die sich ebenso sehr einer Fülle von Schönem, Gediegenem rühmen kann, als sie von dem Westen Europas stets wenig, ja fast nicht beachtet und deshalb verkannt wurde. Die Stimmen, welche sich hier und da zu Gunsten derselben erhoben, standen vereinzelt da und es schien fast, als wenn sie gleiches Schicksal mit den Worten des Predigers in der Wüste haben sollten; die letzten Jahre haben uns indessen belehrt, daß der ausgestreute Samen auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen ist und daß man — vielleicht müde und unbefriedigt von Dem, was uns der Nachbar jenseit des Rhein gegenwärtig bietet — bereits angefangen hat, nach Osten zu schauen, um zu erfahren, inwiefern es begründet sei, daß man auch dort auf dem Felde der Poesie und Belletristik manche schöne, für uns noch unbekannte Blume pflücken könne. Dieses Streben spricht sich einerseits in der bei Kern in Breslau erscheinenden „Polnischen Romanbibliothek“ (deren zwei erste eben erschienene Bändchen J. J. Kraszewski's wunderschöne Erzählung „Ostap und Jaryna“ in deutscher Bearbeitung vom Lector J. N. Fritz enthalten), andererseits in dem obenerwähnten Bändchen aus und macht auf diese Weise unsere Leserwelt sowol mit dem in seinem Vaterlande die vornehmste Stelle einnehmenden Erzähler, als auch mit zwei Dichtern bekannt, welche gleiche Auszeichnung verdienen und solche auch genießen.

Wenn wir Kraszewski den Wiedererwecker der polnischen Erzählung zu nennen befugt sind, so gebührt dem unlängst an den Ufern des Bosporus entschlafenen Mickiewicz der Name des Trägers einer neuen Aera auf dem Gebiete der Poesie Polens. Er sprengte, wie im Vorwort des Eingangs erwähnten Werkchens sehr richtig bemerkt ist, die Bande, welche französische Muster um den slawischen Geist gelegt hatten, und räumte dem in der Volksdichtung sich aussprechenden Gefühle diejenige Stelle ein, welche bis dahin der Verstand im Besitz gehabt hatte. In Byron fand er den Dichter, zu welchem er sich geistig am mächtigsten hingezogen fühlte, ohne ihm jedoch sklavisch zu folgen; denn während der hochgeborene Sohn Albions der Klage, dem Schmerze, der Bitterkeit gegen ein feindseliges Geschick Worte leiht, begegnen wir bei dem polnischen Dichter einem von Vaterlandsliebe erfüllten, echt polnischen Herzen, das sich bald wehmüthigen Erinnerungen hingibt, bald in der Freude der Begeisterung aufjauchzt. Mickiewicz griff gleich Byron gern nach einem tragischen Stoffe, doch war der Beweggrund dazu bei Beiden ein vollkommen verschiedener. Jenen trieb dazu eine Stimmung, die sowol im eigenen Leide als auch in dem allgemeinen Unglücke, von welchem sein Vaterland heimgesucht war, ihren Grund hatte, zugleich aber auch den in ihm schlummernden Genius erweckte. Mickiewicz wurde Dichter aus dem innersten Drange seines Herzens, und dieser geheimnißvollen Werkstätte entströmten die Worte der Klage, denen das Volk in stummer, heiliger Andacht lauschte und von denen es sich ergriffen fühlte, wie von dem sehnsüchtigen, ahnungsvollen Flöten der Nachtigal.

Wo der Geist rückwärts blickt und ihn dann Wehmuth erfüllt, da schaut er ebenfalls gern in die Zukunft, in die Regionen seiner Hoffnungen. Das that auch der polnische Dichter, und nirgends wärmer, nirgends beredter als in seinem „Konrad von Wallenrod“, der deshalb auch zu einem echten Volksepos geworden ist, ungeachtet im russischen Theile Polens der Bann auf ihm ruht und er dort zu den „verbotenen“ Büchern gehört. Daß er, wie jedes Menschenwerk, seine Mängel und Schwächen hat, hindert nicht, ihn ein Kunstwerk zu nennen, denn der Gesammteindruck, den er auf den unbefangenen Leser macht, berechtigt ihn zu dieser Bezeichnung.

Der deutsche Bearbeiter entschuldigt sich gewissermaßen, das Gedicht in strengmetrischer, den Sinn des Originals treu wiedergebender Uebersetzung geliefert zu haben. Referent rechnet es ihm zum Verdienste an, daß er auf diese Art verfahren und der Ansicht gewesen ist, der Dichter rede nicht die Sprache der Welt, sondern diejenige seines Volks, und dies müsse man auch den deutschen Leser erkennen lassen. Die Aufgabe ist im Ganzen genommen glücklich gelöst und die deutsche Fremdliteratur hat in der Uebersetzung des „Wallenrod“ einen recht schätzenswerthen Beitrag erhalten.

Daß G. Zielinski's „Kirgise“, der 1842 zuerst in Wilna erschien, nach 13 Jahren in Deutschland schon die dritte Auflage erlebt, rechtfertigt das günstige Urtheil, welches die deutsche Presse über ihn gefällt hat. Mit meisterhaften Zügen und durchweht von dem Hauche echter Poesie, entrollt der Dichter, welcher sich seinen unsterblichen Landsmann Mickiewicz zum Muster genommen hat, das Bild des Lebens in der Steppe und weiß nicht nur den polnischen Leser zur Bewunderung hinzureißen, sondern gewiß auch den deutschen zu interessiren, be-

sonders wenn diesem eine so gelungene Bearbeitung geboten wird, wie die Sr. Hoheit dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, „dem hohen Beschützer jeder Kunst und Wissenschaft", gewidmete Bahn'sche.

Möchten den ersten „Blüten slawischer Poesie" bald weitere nachfolgen und die fleißigen Sammler derselben dabei auch die gefeierten Dichter unserer Tage, als Pol, Syrokomla u. s. w. berücksichtigen. Sie würden sich dadurch gewiß die Anerkennung manches Lesers gewinnen. 40.

Notizen.

Goethe und Minna Herzlieb.

Bettina hat bekanntlich dem deutschen Volk vorgedichtet, daß die 17 Sonette Goethe's an sie gerichtet seien. Der Engländer Lewes versichert dagegen in seinem auf fleißigen zehnjährigen Studien und Forschungen beruhenden Werke über Goethe, daß sie der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, galten. Der Bettina seien sie wie andern Freunden gesandt worden, aber geschrieben gewesen, ehe Bettina nach Weimar gekommen, auch durch Riemer's Hände gegangen, der wol gewußt, wem sie galten, es aber nicht sagen gewollt. Nun erklären sich auch folgende, eine charadenartige Anspielung auf den Namen „Herzlieb" enthaltende Verszeilen:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen u. s. w.

Minna Herzlieb war auch das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften". Die Leidenschaft des in Jahren schon vorgerückten Dichters für das junge Mädchen wuchs so an, daß man, um Beide durch Trennung zu retten, Minna in eine Erziehungsanstalt schickte (wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" wieder in eine Pension gebracht wird). Sie wurde später eine glückliche Gattin, während Goethe die Wunde noch lange im Herzen trug. Lewes erwähnt auch eines 1810 von Goethe verfaßten erotischen Gedichts, welches den Kampf zwischen Pflicht und Liebe schildert, seinem Inhalt nach aber bisher nicht gedruckt werden konnte und nur in einzelnen Abschriften existirt. A. Diezmann, an diese Mittheilung des Engländers anknüpfend, versichert in der „Modenzeitung", ebenfalls dies Gedicht zu kennen; es enthalte außerordentliche Schönheiten, aber auch Stellen, die durchaus nicht veröffentlicht werden könnten und von einer bei dem sechzigjährigen Dichter bewundernswürdigen leidenschaftlichen Glut zeugten. Bettina hat unsers Wissens die Behauptung des Engländers bisher nicht in Abrede gestellt und jene 17 Sonette, die jetzt in eine ganz andere Beleuchtung rücken, dieser Enthüllung gegenüber nicht als eine ihr gehörige Goethe'sche Liebesgabe reclamirt.

H. M.

Ueber Bibellesen und Hausgottesdienst in der alten Kirche.

Wem es eine Freude und ein inneres Bedürfniß ist, auf dem Gebiete der christlichen Kirche der Gegenwart Vergleichungen mit den Zuständen und dem kirchlichen und religiösen Leben in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung anzustellen, dem rathen wir die kleine Schrift „Ueber Bibellesen und Hausgottesdienst in der alten Kirche" einer nähern Ansicht zu würdigen, welche als Einladungsschrift zur einundvierzigsten Stiftungsfeier der preußischen Hauptbibelgesellschaft am 10. October 1855 von David Erdmann (Berlin 1855) erschienen ist. Die in jener Schrift enthaltenen Mittheilungen führen, an der Hand unmittelbarer Anschauung und unter verständiger Benutzung der vorhandenen Quellen, in das innere Leben der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten und in die häuslichen Zustände der Christen im römischen Reiche ein und gewähren ebenso tiefe Blicke in jenes Leben und in diese Zustände und eine unmittelbare Anschauung der kirchlich-religiösen Verhältnisse in jenen Jahrhunderten, als es dem Leser vergönnt und möglich ist, hiernach ein lebendiges Bild jener Zustände sich selbst zu construiren. Macht man dabei Wahrnehmungen für die Zeit „der alten Kirche", die man kaum für wahrscheinlich, geschweige denn für wahr hätte halten mögen, und muß man sich zugleich gestehen, wie nach jenen Mittheilungen und Wahrnehmungen nicht verkannt werden kann, daß damals eine viel größere Frische des kirchlichen Lebens und eine innigere Gemüthsanschauung und eine wärmere Gemüthserfassung in Sachen der Religion vorhanden gewesen sei, als man geglaubt hat und als dies heutzutage der Fall ist, so können wir nun auch in diesem Spiegel der Vergangenheit klar und deutlich erkennen, was in jener Beziehung unserer Gegenwart fehlt, besonders wenn wir dabei — nach dem Bibellesen und nach dem Hausgottesdienste bei uns fragen.

5.

Bibliographie.

Alexis, Wilibald, Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Der Antheil der Strassburger an der Reformation in Churpfalz. Drei Schriften J. Marbach's mit einer geschichtlichen Einleitung und bei Gelegenheit der Reformationsjubelfeier im Grossherzogthum Baden herausgegeben von C. Schmidt. Strassburg, Schmidt. Gr. 12. 15 Ngr.

Bock, A., Die Thüringische Eisenbahn. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Buddeus, A., Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Burow, A., Die Krim-Expedition militärisch-wissenschaftlich beleuchtet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Fichte, I. H., Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Förster, Marie, Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Frauenstädt, J., Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 5te Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Hoffmann, E., Homeros und die Homeriden-Sage von Chios. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Massow, Clara v., Das Stiftsfräulein. Socialer Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mastriani, F., Mein Leichnam. Zeitroman. Aus dem Italienischen übertragen von J. Ebersberg. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer-Merian, T., Die Lichtfreunde. Eine Thier-Comödie. Berlin, Springer. Gr. 16. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Gallois, J. G., Das Verfahren gegen Julius Campe. Ein Votum. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Hengstenberg, Das Duell und die christliche Kirche. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, K., Der Gustav-Adolf-Verein. Ein Wort von ihm und für ihn. 2te vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2^1/_2$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

9. **Briefe von Schiller's Gattin** an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von **H. Düntzer.** 8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824 von **Schiller's Gattin** an **Knebel** gerichteten Briefe beruht nicht sowol auf der freilich nicht gering anzuschlagenden Aufklärung, welche sie über die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens bieten, als auf dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Beziehungen berührenden Inhalte derselben: sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. **Charlotte von Lengefeld** tritt uns in diesen Briefen nicht nur als die des großen Dichters würdige, ganz nach seinem Geiste gebildete Gattin entgegen, sondern auch — wie der Herausgeber sich ausdrückt — als «eine der edelsten Frauengestalten unsers Volks». „Das ganze Wesen dieser wunderbar anziehenden Erscheinung, in deren holdem Lichte sich Schiller's Natur zur vollsten Reife entfaltete, spricht sich in ihren Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdruck nicht frei, doch die eigene Anmuth ihres reichen, tiefen, gefühlvollen Geistes rein wiederspiegeln. Selbst das Kleinliche des Lebens gewinnt hier eine höhere Bedeutung, da sie Allem einen sinnigen Bezug zu geben weiß; ihr hoher, reiner Sinn waltet überall, im Ernst wie im Scherz, auch in leidenschaftlicher Erregung, und leiht, wie mannichfaltig auch oft die besprochenen Gegenstände sind, wie anspruchslos sie sich auch dem Zuge ihrer Gedanken überläßt, ihren Briefen eine eigenthümliche Einheit."

10. **Carriere (M.), Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk.** Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese jetzt in **zweiter** vermehrter Auflage erscheinende Schrift, zuerst statt des Namens des Verfassers die Bezeichnung „von einem deutschen Philosophen" tragend, hat den Zweck, darzuthun, **daß aus den Beobachtungen der Natur und dem Studium der Geschichte nicht eine materialistische, gottleugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung hervorgehe.** Das Buch hat seit seinem ersten Erscheinen in reichem Maße Gunst und Ungunst erfahren. Der Verfasser sagt darüber unter Anderm: „Wo ein ultramontaner Gegner im Inhalt Atheismus, Unchristlichkeit und Verneinung, in der Form ein Rasen, Stammeln und Nachlallen zu sehen behauptete, da fand ein Mann wie **Bunsen** einen herstellenden sittlichen Ernst, einen entschiedenen Fortschritt im religiösen Denken und eine Darstellungsweise, welche Wissenschaft und Leben zur Durchbringung bringe, dadurch dem deutschen Geist eine mehr europäische Richtung gebe und einen größern weltgeschichtlichen Einfluß sichere."

In einer Kritik in Gersdorf's „Repertorium" heißt es: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man **diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient,** mit **Schleiermacher's** «Reden über die Religion» und **Fichte's** «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. 1854. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die **Poetik** fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

11. **Carus (C. G.), Organon** der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Schrift des berühmten Verfassers von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden. Der Verfasser zählt sich zu Denen, welche zu einem „klaren Schauen" über die Erkenntniß der Natur und des Geistes gekommen sind und „denen es gelungen ist, mit unerschütterlicher Gewißheit es erkennen zu lernen, daß hinter der wechselnden Phantasmagorei der Sinne ein Ewiges, ein Geistiges, ein Göttliches existirt, an dem wir selbst Theil haben und das unsere bessere Hälfte ist". Als „ein Mann, den durch mehr als vier Decennien hindurch Forschungen dieser Art neben einem treuen und vielseitigen Erwägen der Natur immer wieder von neuem beschäftigt haben", fühlte er sich gedrungen, „auf der Höhe des Lebens Alles scharf zusammenzufassen, was auf jene Erkenntnisse sich bezog und was thatsächlich beitragen konnte, die eigene Sicherheit und Festigkeit des Schauens auch Andern zugänglich werden zu lassen".

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst folgende Schriften:

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit und überall den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft angemessen von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Reise um die Erde
nach
Japan
an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry
in den Jahren 1853, 1854 und 1855,
von
Wilhelm Heine.
Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck,
ausgeführt in Holzschnitt von
Eduard Kretzschmar.
Nebst sämmtlichen officiellen Documenten.
Zwei Bände. Gr. 8. Preis 6 Thlr.

Die **Japan-Expedition**, für die Cultur und Verbindung der civilisirten Welt mit dem östlichen **Asien** von derselb **Wichtigkeit**, wie die **Barth'-** und **Vogel**'schen Expeditionen in das Innere von **Afrika**, hat nicht verfehlt, bereits d gleiche Interesse aller Gebildeten durch die bekannten Berichte des Herrn Verfassers in der „Augsburger Allgemein Zeitung" zu erregen, wie diese.

Herrn **Wilhelm Heine**, einem **deutschen Landsmann**, wurde das seltene Glück, als **Maler** an der ganzen **jährigen Weltumsegelung**, wie an der eigentlichen Expedition in das **Innere** des so lange verschlossenen **Japanis Reichs** im Auftrage der Regierung theilzunehmen. Mit scharfem und sicherm Blick hat der Herr Verfasser beobachtet schildert den deutschen Lesern in **lebendiger** und **anziehender** Form die reiche Ausbeute seiner Erlebnisse und Erfahrungen dieser Reise.

Die **Landschaften** und **Städteansichten**, von dem Verfasser nach der Natur aufgenommen, sind von der Meisterh des Herrn **Ed. Kretzschmar** in Holz geschnitten und bilden eine wahre Zierde dieses Prachtwerkes.

Das besondere Interesse, mit welchem der Verfasser von Herrn **Alexander von Humboldt** in seinen Bestrebun beehrt wurde, gestattete ihm dies Werk demselben zu widmen und dessen Briefe dem Buche als Vorwort vorzudrucken.

Leipzig, 1856. **Hermann Costenoble**, Verlagsbuchhandlung.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hertha. Von Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Eine **von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung, und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Th — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Ein für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in fen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nord und auf Cuba. Von Frederike Bremer. Aus dem dischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nord die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in land dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die bis Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **amerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zu niß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselb blos von den zahlreichen Verehrern der **Bremer**'schen S sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden ver

---

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern
von
Gustav Freytag.
Fünfte Auflage.
3 Bände. 5 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 26. Juni 1856.

Eine politisch-ethnographische Excursion Ryno Quehl's.

Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Dr. Sören Kierkegaard: Wider die dänische Staatskirche; mit einem Hinblick auf Preußen. Von Ryno Quehl. Mit drei Abbildungen und einer Karte. Berlin, Decker. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk besteht, wie schon der Titel anzeigt, aus zwei gesonderten Theilen, einer Charakteristik und Schilderung der Insel Bornholm und einer politisch-kirchlichen Tendenzschrift; aber diese Theile werden zusammengehalten durch das einheitliche Gepräge, welches der ebenso energische wie liebenswürdige Charakter des Verfassers ihnen gibt. Noch größer aber wird die Bedeutung des Werks, wenn man die Tendenzen, die es verficht, in Beziehung setzt zu den bedeutenden Namen, die an seiner Spitze stehen und denen es gewidmet ist, dem Freiherrn Alexander von Humboldt, dem Freiherrn Otto von Manteuffel, den Manen Adalbert von Ladenberg's; denn dann erscheint es als eine politisch wichtige That, als ein Feldzug, der unter so glorreichen Auspicien und Fahnen gegen eine in Preußen mächtige Partei eröffnet wird, als eine Schrift, die sich an Bunsen's „Zeichen der Zeit" anschließt und durch die Unbefangenheit und Furchtlosigkeit, mit welcher sie den Gegnern den Fehdehandschuh hinwirft, doppeltes Interesse wachruft. In der That scheut sich Quehl nirgends, die Bestrebungen jener Partei mit den schlagendsten Ausdrücken zu bezeichnen. Er ist dabei im Bewußtsein seines guten Rechts so naiv und bei aller Eleganz des Stils so wenig schonend in seinen Wendungen, daß man die Erbitterung wohl begreifen kann, die alsbald im dumpfen Kellergeschoß der Kreuzzeitung das beliebte Echo anonymer Verdächtigungen und des bekannten Zuschauerwitzes ertönen ließ. Es geht daraus hervor, daß der Kreuzzeitung kaum irgendeine andere Partei so verhaßt ist als die ihr feindliche Fraction der conservativen, welche für die Freiheit des Glaubens und gegen das Uebergewicht aristokratischer Privilegien kämpft und sich dabei auf einen streng christlichen und royalistischen Standpunkt stellt. Nachdem Bunsen, dessen christliche Gesinnung über allen Zweifel erhaben ist, dessen Rang und Stellung die Anklage oppositioneller Gelüste ausschließt, in seinen „Zeichen der Zeit" mit Entschiedenheit die Abwehr des staatlichen Zwangschristenthums übernommen, nachdem die Entgegnung Stahl's das ganze denunciatorische und sophistische Gepräge zur Schau gestellt, mit welchem seine theologisch-juristische Scholastik stets zu prunken liebt, konnten weitere Entgegnungen und polemische Schriften auf diesem Gebiete nicht ausbleiben, indem die Erregung der Geister hier, wo es sich um die Angelpunkte des staatlich-kirchlichen Lebens handelte, nicht so leicht zu dämpfen war. Quehl kämpft den Streit gegen Stahl und seine Partei ritterlich weiter fort. Die literarische Kritik dürfte nur dagegen Bedenken erheben, daß dies in einem Werke geschieht, dessen Hauptinhalt die Beschreibung einer harmlosen dänischen Insel ist. Hören wir, wie sich der Verfasser in der Vorrede hiergegen vertheidigt:

Auch über einen andern Vorwurf, dem das Werk begegnen wird, nämlich über die Abschweifungen auf allgemein menschliche oder speciell preußische Fragen bitten wir um die Erlaubniß, einige Worte hinzuzufügen. Die Thatsache selbst ist begründet. Auch gedenken wir nicht, sie durch die Bemerkung zu entkräften, daß diese Abschweifungen vielleicht einigermaßen den Mangel ersetzen, den unsere Reise an den pikanten Abenteuern und Historien hat, die von andern Reisebeschreibern entweder wirklich erlebt oder glücklich erfunden sind. Aber wir hofften nicht allein, daß ein solches Aussprechen unsern persönlichen und politischen Freunden und Gesinnungsgenossen in Preußen nicht unwillkommen wäre, sondern wir wünschten, da das Buch voraussichtlich in viele dänische Hände kommt, gerade auch hier den Beweis zu liefern, daß man ein „fanatischer Preuße" sein kann, ohne sich um deswillen mit den Bestrebungen einer mächtigen Partei in Preußen einverstanden zu erklären, oder Alles vortrefflich zu finden, was dort geschieht, und daß mit dem Verzichten eines treuen und pflichteifrigen Beamten auf eine öffentliche Opposition gegen die Regierung des Königs keineswegs der Verzicht auf die Bildung und Aeußerung einer unabhängigen Meinung über religiöse und politische Fragen verbunden zu sein braucht. Weit entfernt, sich für einen würdigen Repräsentanten seiner Nation auszugeben, erklärt doch der Verfasser ganz rückhaltslos, daß bei alle Dem, was verständige und ehrenwerthe Leser in den ausgesprochenen Ansichten wahr, kräftig, frisch, lebensvoll und hoffnungsreich finden, dem

Verfasser dieses Buchs kein anderes Verdienst bleibt, als den Gedanken und dem Bewußtsein seiner Landsleute einen Ausdruck gegeben und dadurch versucht zu haben, den täglichen gehässigen Insinuationen der ausländischen Presse über diese „allen Sinnes für ihre Ehre und Freiheit baare Nation" die Spitze abzubrechen. Meine Landsleute sollen nicht die Dänen, auch uns sollen sie ein wenig besser beurtheilen lernen.

Der Verfasser schildert uns dänische Zustände, Sitten, Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, der Gesetzgebung u. s. w. Dagegen übernimmt er die Advocatur Preußens, indem er es entschieden ablehnt, daß man die Tendenzen der Regierung, wie es im Auslande zu geschehen pflegt, mit den Tendenzen der „kleinen, mächtigen Partei verwechsele". Er sucht also die geistige Vermittelung zwischen beiden Nationen zu übernehmen, und gerade dadurch erhält der anscheinend fragmentarische Charakter des Werks innere Einheit und Zusammenhalt.

Freilich, wenn man mit dem Autor auf das königlich dänische Postdampfschiff Skirner steigt, die Reisegesellschaft betrachtet, in die Kojen hinabsteigt, wo noch von der letzten stürmischen Nacht die Libationen unverwischt waren, welche die Passagiere wider Willen dem Gott Neptun darbringen mußten, wenn man mit ihm die schwedische Quarantäne passirt, Ystad im Schein der prächtig aufgehenden Morgensonne erblickt, über die Mittel gegen Seekrankheit nachdenkt und auf Bornholm selbst von dem königlich preußischen Consul Thor Rönne in Rönne begrüßt wird, dann sich über Seehundsfang und Lachshandel, über den Propst, die Kirchen und Prediger der Insel unterrichten läßt, so hat dies Alles einen so harmlosen, heiter ansprechenden Charakter, daß man sich kaum denken kann, wie aus diesen niedlichen Nipptischbilderchen plötzlich eine Polemik mit so gewaltigen Frescozügen herauswächst. Noch kümmern wir uns nicht um die „kleinen Herren" und das Stahl'sche Christenthum, sondern fahren über schlechtes Pflaster aus Rönne fort, um Nexö am östlichen Strande zu erreichen, betrachten die Kirche zu Aarkirkebye, das Schifferdorf Snogebäck und die neuen Rettungsapparate und den Riesenberg mit den heitern Sagen des alten Riesen und Meerweibsohnes Bonderebde, die Quehl in der liebenswürdigsten Weise erzählt. Dieser Bonderebde hatte eine Eigenschaft, die ihn in heutiger Zeit vortrefflich zu einem Fouché qualificiren würde, „er war «Synsk», d. h. er konnte sehen, was Andere nicht sehen konnten, nicht etwa nur um die Ecke oder durch ein Bret, sondern auch in das Innere der Berge, in die Tiefen des Wassers, in die Nähen und Fernen der Luft". Nexö selbst wird uns dann geschildert, was nicht viel Raum fortnimmt, da die Stadt nur 800 Einwohner hat. Dagegen bietet ein nexöer Hôtelessen dem Verfasser Gelegenheit, sein erzählendes Talent zu zeigen und diesem kleinen Ereignisse unter dem Mikroskope eines Dickens'schen und Thackeray'schen Humors interessante Flügel und Fühlfäden abzugewinnen. Ebenso humoristisch schildert er uns das Städtchen Svanike mit seinen zankenden und krakehlenden Honoratioren. Heimkehren wir durch den Mittelpunkt der bornholmer Naturschönheiten, den bereits von Dämmerung umwobenen Forst von Almindingen, wo ein mit Nachtthau getränktes Abendessen, im offenen Wagen genossen, bedenkliche Folgen für die Gesundheit der Reisenden zu haben droht.

Doch wir können dem Verfasser nicht auf allen Ausflügen nach den Küsten und in das Innere der Insel folgen, wir heben nur hervor, daß seine Schilderungen ebenso elegant, leicht und fließend, wie bestimmt, klar und bezeichnend sind, mag er nun das volksthümliche Porträt eines rönneschen Barbiers entwerfen, oder uns auf den steilen Berg mit seinem Feuerthurm und auf die stolzen Ruinen von Hammerhuus führen, oder die Kämpfe der tapfern Bornholmer mit den Schweden darstellen, oder die benachbarte Eiderganseinsel Christiansö und die Wirthschaft des Herrn Madsen auf Dyndalengaard charakterisiren. Die Felsklippen im Meere, die Haiden und Torfmoore, die Höhe des Rytterknägten mit dem Königsthurm und der freien Aussicht über die Insel bieten Gelegenheit zu anziehenden landschaftlichen Schilderungen. Nachdem wir so in angenehmer Weise die äußere Physiognomie der Insel kennen gelernt, weiht uns der Verfasser mit statistischer Gründlichkeit in ihre Ertrags- und Vermögensverhältnisse, in die dort geltenden Rechtsvorschriften, besonders in Bezug auf Erbrecht und das Eigenthum der Höfe, in die Handelsbeziehungen und industriellen Unternehmungen ein und gibt außerdem eine genaue Uebersicht der Fauna und Flora der Insel und ihrer geognostischen Verhältnisse. So ist das Gemälde der kleinen Insel Bornholm nach allen Seiten hin erschöpfend, aber auch interessant — denn so klein ein Stück Erde sein mag, es lebt und webt doch immer darin die reiche Natur und darauf der Menschengeist — und im kleinsten Tropfen spiegelt sich das Universum ab.

Die politischen Excurse des Verfassers sind allerdings nur freischweifende Arabesken um das geographische und ethnographische Gemälde mit zufälligster Anknüpfung. Eine Schar von Arbeitern auf dem Felde, in deren Mitte sich der Hofbesitzer mit seinen Söhnen in gleicher Thätigkeit befindet, ruft in dem Verfasser Ideenassociationen hervor, welche, an die Gemeinsamkeit der Arbeit und an die Lage der arbeitenden Classen anknüpfend, das Benehmen der sogenannten christlichen Partei in Preußen und ihre Gesetzesvorschläge in ihre Kreise ziehen und mit einer heftigen, durch biblische Parallelen unterstützten Polemik enden. An einer andern Stelle, wo der Autor das bornholmer Thierreich illustrirt, knüpft er an die Hasen und Rebhühner Betrachtungen über das Jagdrecht und beleuchtet die Bestrebungen der christlichen Feudalen aller Länder. Doch die Zufälligkeit der Anknüpfung kann diesen politischen Fehdebriefen nicht ihre Bedeutung rauben. Bei einem Schriftsteller aus den Reihen der Opposition oder mit weitgehenden Tendenzen, die sich um das Bestehende wenig kümmern, würde die Bedeutung ähnlicher polemischer Kriegserklärungen nur eine untergeordnete sein; denn der Widerstand gegen die Princi-

pien Stahl's und seiner Genossen wäre da selbstverständlich und durch die gänzlich abweichenden Grundlagen der Weltanschauung leicht zu erklären. Ein Materialist aus der jüngsten ideenlosen Schule der renommistischen Stoff- und Krafttitanen, ein Junghegelianer, ein Rationalist, ein eifriger Constitutioneller, ein Demokrat, ein Communist würden durch ähnliche Deductionen, die freilich jeder von einem andern Standpunkte aus begründen müßte, nicht das geringste Aufsehen zu erregen im Stande sein. Anders verhält es sich mit Quehl, der sich als einen „fanatischen Preußen", einen eifrigen Royalisten und gläubigen Christen zu erkennen gibt, der mit Entschiedenheit der conservativen Partei angehört und sein Werk nicht blos dem größten Gelehrten Preußens, sondern auch dessen höchstem Staatsbeamten gewidmet hat. Hier fällt natürlich jedes Wort ins Gewicht, welches gegen die extremen Vertreter des christlich-feudalen Princips gerichtet ist; hier gewinnt eine Sprache, welche dem Egoismus der bevorrechteten Classen scharf entgegentritt, eine doppelte Bedeutung. Vor allem aber fällt es in die Augen, daß das Christenthum als eine Lehre der Menschenliebe und Aufopferung, also seinem humanen Inhalte nach aufgefaßt wird, nicht als ein scholastisch verbrämter Deckmantel für bestimmte Parteiinteressen, und daß das Princip der Glaubensfreiheit in dem Verfasser einen energischen Vertheidiger findet und von ihm als das Lebensprincip des preußischen Staats anerkannt wird. Die Feindschaft gegen Tartüfferie, Intoleranz und die Unterdrückung Andersgläubiger müssen dem Verfasser die Sympathien aller redlich strebenden Parteien zuwenden, wie auch sonst ihr politisches und religiöses Credo lauten mag, und in Preußen selbst der Ueberzeugung Raum geben, daß die Stimme Quehl's nicht wie ein einsamer und verlorener Hülferuf von den dänischen Inseln herübertönt, sondern eine nicht kleine und wahrhaft mächtige Partei im Staate Friedrich's des Großen selbst für sich hat, deren Stern aus zufälligen und kurzen Verfinsterungen um so strahlender hervorgehen wird. Für die Bedeutung des Inhalts und die Kernhaftigkeit der Form möge der politische Hauptexcurs des ersten Theils in seiner ganzen Ausdehnung selbst sprechen; denn einzelne Mittheilungen aus ihm würden Sinn und Ton desselben nur abschwächen. Bei Gelegenheit der gemeinsamen Feldarbeit von Herr und Diener sagt Quehl:

Die unmittelbare Berührung mit der Natur und dem Leben in ihr und das Bewußtsein der Nützlichkeit der Arbeit selbst machen sie für den innern Menschen fruchtbarer, und die Gemeinsamkeit der Arbeit mit Knechten und Tagelöhnern wird neben einer bessern Kenntniß und Beurtheilung dieser Volksclassen in den jugendlichen Gemüthern das Bewußtsein hervorrufen und stärken, daß wir doch Alle Eines Vaters Kinder sind, und daß die Unterschiede zwischen uns — für die Entwickelung und das Interesse Aller nothwendig und heilsam — nicht allein aus religiösen, sondern auch aus naheliegenden nicht materiellen Gründen niemals durch Härte und Selbstsucht erweitert und ausgebeutet werden dürfen, sondern daß wir ebenso als Christen wie als Bürger unsere Pflicht thun, wenn wir aus allen Kräften darauf hinarbeiten, die Lage der sogenannten arbeitenden Classen zu verbessern und ihnen nicht durch Worte, sondern durch Thaten und Einrichtungen zu zeigen, wie wir selbst von dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit unserer Interessen erfüllt sind. So erfreulich es ist, diese Wahrheiten immer mehr verbreitet und erkannt zu sehen, so betrübt mag es erscheinen, sie doch noch so wenig beherzigt und verwirklicht zu finden. Wenn aber der schlechteste Dienst, der ihnen geleistet werden kann, von Denen gethan ist und gethan wird, welche die Gewalt gegen die Gewalt aufrufen und die Saat der Liebe mit dem Blute des Hasses düngen wollen, so wird doch auch andererseits der Fortschritt, den die Zeit in dieser Richtung machen will und wird, nicht durch Diejenigen aufgehalten werden, deren „Vorwärts" Zurück heißt, und deren Christenthum, so sehr es bei den Einen und so wenig es bei den Andern aufrichtig gemeint sein mag, doch mit demjenigen des Neuen Testament keine größere Aehnlichkeit hat, als sie der Gebrauch von Namen und Worten natürlich mit sich bringen muß. Wir richten nicht, aber wir warnen. Wir untersuchen daher auch nicht, wie viel die Selbstsucht, diese ewige Betrügerin, oder wie viel Selbsttäuschung und frommer Unverstand bei der Mehrzahl oder bei Einzelnen im Spiele sein mag, ja wir verkennen nicht einmal, daß diese Richtung, die sich so ausschließlich als conservativ und als christlich betrachtet und bezeichnet, manches Gute befördert und viel Böses bekämpft; aber dem können wir uns doch nicht verschließen, daß im Ganzen und Großen die Worte und die Thaten, die angeblichen Zwecke und die wirklichen Mittel in einem merkwürdigen Widerspruch stehen, und daß die geistreichen Wendungen und Redensarten der Führer selbst immer weiter und weiter die Ueberzeugung hervorrufen müssen, daß man doch nur einen Stein geben will, wo Brot verheißen und erwartet ist. Oder wem wird es bei einer etwas mistrauischen Betrachtung solcher Worte nicht als etwas Schlimmeres als nur eine bloße Gaukelei mit Gedanken und Worten erscheinen, wenn er hört, daß die wahre Freiheit in der Unselbständigkeit, die wahre Gerechtigkeit in der Ungerechtigkeit, die wahre Gleichheit in der Erhaltung der Vorrechte oder der Rückkehr zu ihnen liege?! Auch verschwindet das wenige Wahre, was in den Behauptungen enthalten sein mag, wenn man gerade die Fälle betrachtet, bei denen sie ausgesprochen wurden. Daß wir nur eine dieser kühnen Behauptungen einen Augenblick näher in das Auge fassen. Einer der hervorragendsten Führer jener Partei hat zu wiederholten malen vertheidigt, daß Beamte zur Erzielung „conservativer" Wahlen Drohungen und Verheißungen gebraucht haben. Lassen wir es nun auch dahingestellt, ob allgemeine Wahlen für ein Land an und für sich ein Glück oder Unglück sind, so muß man doch zugeben, will man nicht dem Systeme nicht allein das christliche Bewußtsein, sondern sogar die einfachste Logik und Moral zum Opfer bringen: daß ein an und für sich unsittlicher Einfluß auf diese Wahlen sie selbst und Das, was aus ihnen hervorgeht, allem Scheine und scheinbaren Erfolge zum Trotz zu etwas Unheilvollem werden lassen muß. Ein unsittlicher Einfluß ist abet immer derjenige, der sich in irgendeiner Form an die Selbstsucht der Menschen wendet, um ihre Meinungen wirklich zu verändern oder sie gar zu veranlassen, in äußern Handlungen eine andere Meinung zu bekennen, als sie haben. Auch kann dieser Einfluß nie ein sittlicher werden durch die Stellung Dessen, von dem er ausgeht oder begünstigt wird, oder durch die bessern oder schlechtern Motive, die ihn hervorrufen, oder durch die größere oder geringere Selbständigkeit Dessen, gegen den er geübt wird. Eine verständige Erziehung wird sich doch selbst dem unselbständigen Kinde gegenüber niemals wahren Segen durch die Anwendung von Mitteln versprechen, die seiner Selbstsucht Nahrung geben oder es gar der Heuchelei geneigt machen können, und eine erleuchtete, väterliche Regierung wird in der richtigen oder irrigen Ueberzeugung, daß sie es mit einem seiner großen Mehrheit nach ganz unselbständigen Volke zu thun habe, doch eher zu allen andern Mitteln als zu solchen greifen

dürfen, welche die große Gefahr der Entsittlichung mit sich führen und in ihrem innersten Wesen demselben Materialismus fröhnen, den man durch Kirche und Schule zu bekämpfen versucht. Damit soll freilich der Regierung weder das Recht noch die Pflicht bestritten werden, auf Wahlen einen Einfluß zu üben oder vielleicht noch mehr dem Einflusse der Parteien, wo er in unsittlicher Weise versucht werden sollte, entgegenzutreten. Aber sie thut und läßt es thun, indem sie sich durch Wort und Schrift nicht an die Selbstsucht wendet, die sie gerade zu bekämpfen suchen muß, sondern an die Liebe für die Brüder, an den Sinn für die Ehre der Nation und des Throns, an eine verständige und unbefangene Erwägung der Lage der Dinge. Ein derartiger Einfluß, aber auch nur ein derartiger, kann allerdings die wahre Selbständigkeit befördern, indem er zur Beseitigung Dessen wirkt, was den Menschen unselbständig macht, nämlich der Leidenschaften und des Mangels an Wissen und richtigem Urtheil, wohingegen eine unmittelbare oder mittelbare Benutzung der Selbstsucht der Menschen ihre Unselbständigkeit nur vergrößern und ihren sittlichen Werth erniedrigen muß. Eine solche Benutzung kann menschlich genommen recht klug und augenblicklich und scheinbar recht erfolgreich sein, obschon die Geschichte gegen alle diese Erfolge mistrauisch machen sollte — aber christlich betrachtet?! (Math. 23, 15. 24. 25.)

Und was soll es nun gar mit dem Christenthum, d. h. mit der Lehre und dem Leben Christi zu schaffen haben, wenn die „christliche Partei" Gesetze verlangt, nicht allein gegen das frühzeitige Heirathen, sondern auch dagegen, daß eine Ehe anders geschlossen werde, als wenn die Garantie für eine standesgemäße Erziehung der Kinder vorhanden sei rc., und wenn man als Motiv für solches Verlangen anführt: die zur „Unerträglichkeit gesteigerten Ansprüche an die Armenflege"?! Freilich, wenn man ernstlich suchen wollte nach den Gründen der zunehmenden Armuth, so würde man andere und viel erheblichere finden als den Mangel an Mitteln zur standesgemäßen Erziehung der Kinder. Aber diese andern Gründe beseitigen, das hieße die eigene Selbst- und Prunksucht, die Eitelkeit, die Vornehmthuerei bekämpfen sollen, daher soll es nun besser und christlicher sein, wenn man den weniger Bemittelten die Ehen verbietet und sie zum Laster verdammt. Das ist doch ein merkwürdiges Christenthum, so ganz das Gegentheil von dem, das Christus gelehrt und für das er gelitten hat. Dieses verlangt, daß wir uns verleugnen, daß wir entbehren und entsagen sollen um Anderer willen, und jenes sagt, daß die Andern entbehren und entsagen sollen um unsertwillen. Ist das nicht ein Gegensatz so schlagend und handgreiflich, wie er nur sein kann?! Ist das nicht, wie man auch äußerlich den Herrn zu verherrlichen suchen mag, eine Lästerung wider den Geist, welche nach dem Ausspruche Christi dem Menschen nicht vergeben werden soll?! (Math. 12, 31.)

Das sind ernste bedeutungsvolle Fragen, Fragen, die uns vielleicht desto mehr mit Schrecken über uns selbst und über die Zustände, in denen wir leben und denen wir entgegengehen, erfüllen müssen, je gründlicher und je demüthiger wir — das Wort Gottes zur Hand — eine Antwort suchen. Aber wir müssen doch durch diesen Schrecken hindurch, wenn wir zu dem wahren Frieden in und mit Gott kommen wollen, und Regierung wie Nation müssen — eingedenk des Wortes „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — zu einem klaren und deutlichen Bewußtsein über die Gefahren dieser Richtung kommen, wenn sie nicht dem Throne und dem Lande unabsehbares Verderben bereiten soll. Man mag behaupten oder bestreiten, daß dieselbe Richtung den großen Traditionen unsers Herrscherhauses und den Grundsätzen, denen Preußen seine Stellung und Größe in Europa verdankt, den Krieg erklärt. Das mag zu bestreiten sein, und Niemand wird einer Partei das Recht nehmen wollen, für ihre Ansichten auf diesem Gebiete Geltung und Einfluß zu erstreben. Aber wenn diese Partei nicht allein den Vorzug politischer Weisheit und patriotischer Treue, sondern auch denjenigen des christlichen Glaubens und der christlichen Gesinnung vor allen andern in Anspruch nimmt, nicht allein das Regiment im Staate, sondern auch das in der Kirche und über die Gewissen, so wird es nicht allein unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, diesen Anspruch zu messen mit dem unveränderlichen Maße der Lehre und des Strebens unsers Herrn und Heilands, dem Maße, auf das sie sich selbst berufen haben, diese Hohenpriester und Schriftgelehrten. Wir dürfen uns auch nicht dadurch beirren lassen, daß sie aus der Schrift predigen von der Tribune oder Kanzel, und daß sie viel wissen und sagen von Christus, ja nicht einmal dadurch, daß es nicht ihnen, aber der Macht der Wahrheit selbst in ihrem Munde gelingt, Einige oder Viele zur Umkehr und Einkehr in sich und in Gott zu rufen. Auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten zur Zeit, da Christus geboren war, wußten von ihm. Sie konnten dem Herodes aus dem Propheten die Stätte der Geburt des Heilands mittheilen, daß er sie den Königen des Morgenlandes nennen konnte, und so wurde ihnen durch die Hohenpriester und Schriftgelehrten der Weg gezeigt, auf dem sie zum Herrn kamen, ihn anzubeten und ihm zu opfern. Aber nichtsdestoweniger haben die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Herrn gekreuzigt und alle ihre Weisheit und Kenntniß, ihre Gebräuche und Gebete haben Jerusalem nicht vor der Zerstörung und das Volk der Juden nicht vor dem Untergange bewahren können.

Diese Stelle ist für Quehl's Standpunkt so charakteristisch, daß sie uns ein genaueres Eingehen auf den zweiten Haupttheil des Werks erspart, in welchem der Verfasser die hier entwickelten Ansichten mit besonderer Beziehung auf die Stellung des Staats zur Religion und Kirche überhaupt und auf die Organisation der evangelischen Kirche weiter ausführt. Veranlassung dazu geben ihm die Streitschriften eines dänischen Geistlichen, Sören Kierkegaard, gegen die officielle Kirche und das officielle Christenthum, Streitschriften, deren vollständigen und getreuen Inhalt der Verfasser selbst uns mittheilt und deren geharnischter Stil von jenem reformatorischen Geiste und Eifer Zeugniß ablegt, von dem zu allen Zeiten einige kräftige und knorrige Persönlichkeiten beseelt waren. In der That ist sehr viel Wermuth in diesem Kelch, den Kierkegaard der dänischen Staatskirche kredenzt, und seine lakonische Schreibweise erinnert mehr an den urkräftigen Keulenschwung, der im Zeitalter der Reformation den Glaubensstreitern unentbehrlich schien, als an die zierlichen Paraden und Stöße der fashionabeln Tagesdogmatiker. Hören wir nur einige Sätze, die er gleichsam als Axiome seinen Pamphleten vorausschickt und die es uns vollkommen deutlich machen, daß wir es hier mit einem Manne zu thun haben, der den olympischen Donnerkeil der Polemik nicht mit Blumen umkränzt:

Das officielle Christenthum ist im Laufe der Zeiten das Gegentheil von dem Christenthum des Evangeliums geworden. Der officielle Gottesdienst ist im christlichen Sinne ein Falsum, eine Betrügerei. Die Theilnahme an demselben ist ein Act, durch welchen man Gott zum besten hat. Enthältst du dich dieser Theilnahme, so hast du wenigstens eine Sünde weniger auf dem Herzen. Die Frage, wie lange diese Lüge dauern soll, muß zur Entscheidung kommen. Das Temporisiren hilft nicht. Die Geistlichkeit muß das Unhaltbare des Widerspruchs fühlen. Das Princip: „die Dinge man eben gehen zu lassen, es hält dann wol solange wie wir selbst", taugt nichts. Der vorige Bischof (Mynster) hat, indem er die Unwahrheiten in Religions-

sachen in System brachte, die Entscheidung nothwendig gemacht. Der jetzige Bischof (Martensen) ist ein Pfuscher, der mit seinem Flickwerk den Riß nicht heilen kann u. s. w.

Dergleichen Stellen würden in Preußen das bedenkliche Kopfschütteln der Staatsanwälte zur Folge haben, denn die Form ist doch etwas zu kraus und barsch, um nicht Anstoß zu erregen. In Dänemark erschienen nur einige matte Gegenschriften. Quehl knüpft an Kierkegaard's Schrift seine Opposition gegen die Stahl'schen Grundsätze. Er spricht es frei aus, daß eine gesetzliche klare und unzweideutige Anerkennung der Freiheit und Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse, wie sie in Dänemark und glücklicherweise nicht blos auf dem Papiere des Grundgesetzes besteht, in Preußen einer allgemeinen und dankbaren Zustimmung begegnen würde; er bezeichnet die völlige Freiheit der Kirche, der Kirchen und Gemeinden im Staate zugleich als die wesentlichste Foderung wahrer bürgerlicher Freiheit und als eine wesentliche Foderung des christlichen Bewußtseins mit dem Hinzufügen

daß gerade Preußen durch die baldige und rückhaltslose Gewährung dieser Foderung mit allen und in allen ihren Consequenzen der Träger eines Princips würde, welches selbst eine Großmacht in den Gemüthern der ganzen civilisirten Welt ist und der Stellung Preußens als europäische Großmacht von neuem einen Glanz und eine Bedeutung geben müßte, gegen die alle wirklich oder nur angeblich erlittenen Nachtheile weit in den Hintergrund treten müßten.

Was Quehl über die Verfassungsfrage der evangelischen Kirche sagt, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Im Ganzen stimmt er mit Bunsen überein und findet gerade in der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Kirche den Sitz des ganzen Uebels, der unhaltbaren und betrübten religiösen Zustände.

Interessant ist noch die Ansicht, die Quehl in einer ausführlichen Note über das bekannte Hinckeldey'sche Duell ausspricht. Er leugnet auf das entschiedenste, daß dieses Duell als ein Kampf der Principien anzusehen sei, da Hr. von Hinckeldey, dessen lobenswerthen Eigenschaften der Verfasser Gerechtigkeit widerfahren läßt, obgleich er gegen eine übertriebene Auffassung derselben protestirt, keineswegs der Träger eines großen politischen Princips war und durchaus nicht für einen großen und hervorragenden Repräsentanten der guten Sitten der alten preußischen Bureaukratie gelten konnte. Hr. von Hinckeldey ist nach Quehl keineswegs ein Märtyrer der gesetzlichen Freiheit, der Vertreter einer dem Junkerthume feindlichen Partei, sondern mehr in aristokratischen Vorurtheilen befangen als sein Gegner. Die Alternative, die der Verfasser hier aufstellt, ist uns von Anfang an sehr einleuchtend gewesen:

Die Geschichte der Auflösung des Jockeyclubs hat mit dem Duell selbst lediglich einen ganz losen und äußerlichen Zusammenhang. Hr. von Hinckeldey — der als „Vertreter der Gleichheit vor dem Gesetze" gelten soll — hat nach der in diesem Punkte völlig übereinstimmenden Erklärung seines eigenen Bruders und des Bruders seines Gegners den Polizeibeamten, der bei jener Angelegenheit betheiligt war, auf die von Seiten des Hrn. von Rochow und anderer Herren erhobene Beschwerde disciplinarisch bestraft. Diese Thatsache macht überhaupt nur zwei Annahmen möglich. Entweder der Generalpolizeidirector hatte sich überzeugt, daß der betreffende Polizeibeamte wirklich zu willkürlich gegen die Mitglieder des Jockeyclubs verfahren war, oder er hat ihn gegen diese Ueberzeugung bestraft, um den Beschwerdeführern mit Rücksicht auf ihren Stand eine Art Genugthuung zu geben. Welcher der beiden Fälle vorgelegen hat, ist für die Beurtheilung des folgenden Hergangs gleichgültig, aber wer mit uns zu Ehren des Verstorbenen den ersten Fall annimmt, der muß gerade auch einräumen, daß Hr. von Rochow in jener Angelegenheit selbst nur gethan hat, was jeder preußische Staatsbürger, gleichviel zu welcher Partei er gehört, thun würde: er hat sich über einen wirklich stattgefundenen polizeilichen Uebergriff beschwert. Noch mehr. Als Hr. von Hinckeldey Mittheilungen in Abrede stellt, die er nach der Behauptung seines Gegners ihm in Gegenwart eines Zeugen gemacht hat, als es hierdurch zwischen den beiden Herren zu ernsthaften Differenzen kommt, ist es gerade Hr. von Rochow, der vergeblich eine amtliche Untersuchung verlangt, der vergeblich die Sache vor einem Gerichte verhandelt wissen will, und ist es der Generalpolizeidirector von Hinckeldey, der an das Gottesurtheil eines Duells appellirt.

Diese Auffassung Quehl's ist wol um so entscheidender, als er nicht nur den Dingen und Personen nahe genug gestanden hat, um sich eine wohlberechtigte Meinung zu bilden, sondern er wol am wenigsten nach allem Vorausgehenden für einen Vertheidiger aristokratischer Tendenzen gelten kann. Hr. von Hinckeldey mag sich um Berlin die größten Verdienste erworben haben; aber ihn für einen Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit und gesetzlicher Gleichheit zu halten, dazu fehlt in der That alle Veranlassung.

Rudolf Gottschall.

Neuestes von und über Gutzkow.

1. Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Von Alexander Jung. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 20 Ngr.
2. Ein Mädchen aus dem Volke. Bilder der Wirklichkeit. Von Karl Gutzkow. Leipzig, Hübner. 1855. 16. 20 Ngr.
3. Die kleine Narrenwelt. Von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alexander Jung über Karl Gutzkow! Ein Buch über ein Buch! Allerdings dürfte Mancher sich zu der Frage gedrängt fühlen, ob es nicht vollkommen genug daran sei, daß in Deutschland überhaupt so viele Bücher geschrieben werden, und ob es dem Publicum nicht doch zu viel zugemuthet heiße, auch noch ein Buch über ein Buch lesen zu sollen. Indeß wenn ein geistreicher und nur Gutes wollender Schriftsteller über ein jedenfalls bedeutendes Buch eines geistreichen Mannes eine Schrift zusammenstellt, so wird unter dieser Constellation jedenfalls ein Buch entstehen, welches sich mit Interesse und nicht ohne Nutzen für den innern Menschen wie für die Beurtheilung der Weltdinge und allgemeinen Zustände lesen lassen wird. In diesem Vertrauen und ohne vorgefaßte Meinung mache man sich an die Lectüre der Schrift, man lese sie mit Aufmerksamkeit und geistiger Sammlung, und man wird auf so manche Gedanken stoßen, die zu weiterm Nachdenken anregen, auf so manche Geistes-

blitze, die in eigener und eigenthümlicher Art diese oder jene dunkle Seite des menschlichen Lebens und menschlicher Verhältnisse streiflichtartig erhellen, auf so manchen ästhetischen Satz, der zur richtigen Beurtheilung und Auffassung solcher Geistesproducte wie der Gutzkow'sche Roman dienen mag. Auch zu der von uns anfangs gehegten Befürchtung, daß ein solches Buch geeignet sein könne, den Leserkreis des analysirten Werks eher zu verringern als zu erweitern, fanden wir nach beendigter Lectüre keinen Grund. Jung entwickelt nur die Charaktere, Gedanken und Tendenzen des Romans, aber die eigentliche Handlung läßt er in einem anziehenden Helldunkel liegen, sodaß, was man davon erfährt, nur noch gespannter darauf macht, noch mehr davon zu erfahren. Der Verfasser sagt:

> Die echte Kritik sollte das Werk eines Dichters noch einmal schaffen, das Ganze und Einzelne mit Liebe durchdringen, ohne es zu tödten. So möchte ich in meinem Unternehmen also verfahren, daß ich zunächst einige Gesichtspunkte in Erwähnung bringe, die für die „Ritter vom Geiste" von höchster Wichtigkeit sind, daß ich im Weitern Ihnen sage, ob und in welcher Art die einzelnen Maße, Verhältnisse, Gestalten, Gruppen sich mir in der Gesammtheit als Kunstwerk herausgestellt haben, um dann mit Ihnen das Innere des Baus zu durchwandern, die Vorgänge zu verstehen, die Charaktere zu ergründen, mit ihnen zu verkehren und mit Demjenigen zu schließen, was die eigentliche Ausbeute ist, die vielleicht Leben und zwar neues Leben wecken wird für die Zukunft.

Es handelt sich hierbei also wieder um ein „Kunstwerk der Zukunft", um ein Kunstwerk des Lebens, welches von der geistigen Ritterschaft aufgebaut werden soll, von Rittern und Knappen, männlichen und weiblichen Brüderschaften, Eingeweihten und Laien; denn an ein solches Werk muß Jeder nach seiner Kraft mit Hand anlegen. Jung zeigt uns zugleich, wie man die „Ritter vom Geiste" lesen soll. Diejenigen, die in diesem das Leben nicht von Einer Seite, sondern von allen Seiten zugleich reflectirenden und die menschliche Arbeit nicht im Sinne der bloßen materiellen Arbeit auffassenden Romane nur nach pikanter Unterhaltung haschen oder gar nach der Auffindung persönlicher Porträts Jagd darin anstellen, diese lesen ihn nicht, wie er gelesen werden muß, und bleiben vom eigentlichen Verständniß wie von der Gemeinschaft der „Ritter vom Geiste" ausgeschlossen.

Indeß soll nicht verschwiegen werden, daß Manchem die enthusiastischen Ausbrüche des Verfassers dieser Briefe doch etwas zu überschwänglich erscheinen dürften; sie entströmen aber einem Enthusiasmus, welcher Den, der sich von ihm beseelt zeigt, ebenso ehrt als Den, an welchem er sich erwärmt. Jung sagt selbst: „Ich weiß nun einmal keinen kalten Bewunderer der Schönheit abzugeben", worauf er Ausfälle gegen eine gewisse Gattung der Kritik folgen läßt, welche mit der Kälte und Schärfe des bloßen Anatomen zuwerke geht, „aber den Geist und die Schönheit nicht wieder heraufzubringen, am wenigsten aber für beide zu erglühen vermag". Der Verfasser hat in seiner Weise ganz Recht: der Kritiker soll an ein Kunstwerk nicht wie der Anatom an einen Leichnam gehen, der direct vom Galgen abgenommen oder aus dem Wasser gezogen ist. Aber auch vor dem Extrem des Gegentheils muß gewarnt werden. Die Kritik soll nicht bloße dithyrambische Lyrik sein; sie ist kein lieb- und herzloses, aber auch kein sentimental schwärmerisches, sondern ein ganz verständiges, ruhiges, besonnenes Wesen, das sich zwar den Wein der Schönheit munden läßt, aber sich an ihm nicht von vornherein völlig berauscht und darüber die Fähigkeit verliert, seine edlern Sorten von den niedern zu unterscheiden. Leider wird man auf Lessing'sche Oekonomie und epigrammatische Schärfe und Goethe'sche Ruhe und Objectivität in unserer Zeit im Allgemeinen wol verzichten müssen, denn die eigenthümlich nervös aufgeregten Modernen scheinen kaum noch den eigentlichen Goldwerth des Worts zu kennen und gehen daher etwas verschwenderisch mit ihm um. Zuweilen geschieht dies nur, um die Dürftigkeit ihrer Natur zu verdecken, wie manche unsolide Geschäftsleute viel auszugeben pflegen, um über ihren bevorstehenden Ruin zu täuschen. Dies gilt nun keineswegs von Jung, der vielmehr eine innerlich sehr reiche Natur ist; aber wir würden ihm doch rathen, bisweilen sparsamer zu sein; denn auch die reichste Natur kann sich ausgeben. Seine Empfindungszustände mögen während der Lectüre der „Ritter vom Geiste" oft von außerordentlicher Art gewesen sein, wenn er aber einmal bei der Schilderung einer Romanscene ausruft: „Ich gestehe Ihnen, mein Herz pochte, meine Nerven vibrirten, meine Phantasie versagte mir, es selbst zu errathen, wie diese Scene ablaufen werde", oder wenn ihn ein andermal ein „Vibriren aller Nerven ergreift, daß er kaum weiter zu lesen wagt", so glauben wir für unser Theil, die wir von der Ehrlichkeit Jung's überzeugt sind, zwar an die Wahrheit dieses in so fieberhaften Worten geschilderten Zustandes, aber soweit wir das Publicum kennen, dürfte dieses hinter einem Gefühlsausbruch, der sich in so excentrischen Worten äußert, entweder Ueberspannung oder noch etwas Schlimmeres vermuthen. Das Publicum liest wol Romane mit lebendigstem Interesse, aber ohne solche Fieberanfälle, und wessen es selbst nicht fähig ist, dessen hält es auch Andere für unfähig, namentlich einen referirenden Schriftsteller, der, wie es meint, über Herzklopfen und Nervenvibriren hinaus sein müßte. In dieselbe Kategorie physischer Erregungen gehört es, wenn der Verfasser die „Ritter vom Geiste" an einer Stelle ein Werk nennt, welches uns „Mark und Bein durchdringe" und den „Geist für Zeit und Ewigkeit wachrufe", oder wenn er ein andermal von zwei Capiteln sagt, sie spannten uns mit einer Stärke, „daß sich uns jedes Haar sträubt".

Zuweilen läßt der Verfasser seine Leser auch zu sehr im Unklaren über Das, was er eigentlich bezweckt, oder er stellt irgendein Schlagwort hin, welches von Denen, die nicht genau seinem Gedankengange zu folgen wissen, oder nicht mit genügendem instinctiven Ahnungsvermögen begabt sind, gar nicht oder falsch verstanden werden muß. Der Verfasser sagt sehr richtig:

Jch fragte mich, ob nicht zu Gunsten des vollendeten taats und der vollendeten Kirche eine Durchfahrt zu entdcken wäre zwischen Dem, was man bis dahin ausschließlich taat und was man bis dahin ausschließlich Kirche genannt. b man dann immer streiten und sogar kriegen werde über litische und kirchliche Verfassungsfragen, wobei jedes Volksmeindewesen sein Bestehen allein für das beste erklärt und nnoch der Menschenfreund bei jedem Schritte Bildung und ichl der Menschen gefährdet sieht. Und ich mußte jene Frage r allerdings mit Ja beantworten u. s. w.

Der Verfasser fährt dann aber nach einigen Uebergngen in folgenden Sätzen fort:

Die Urtheokratie, nachdem der noch unscheinbare Keim igst gesprengt worden ist, wird sich zu einer Wunderblüte d Fruchtfülle entfalten, welche die reifgewordene Theokratie ht im Sinne der Juden, sondern aller Menschen in der Ein- t mit Gott sein wird. Gründet nur erst — oder vielmehr gründet ist es längst —, baut nur erst das Reich Gottes auf den aus, und ihr habt die wichtigste, die heilbringendste er socialen, staatlichen wie kirchlichen Aufgaben gelöst.

An einer spätern Stelle seiner Briefe versichert der erfasser, daß das Ritterthum vom Geiste schon im urchbruche zur allgemeinen Erdwirklichkeit sei, damit e Erde werde, „wozu sie nach dem Christenthume bemmt ist, das wahrhafte Reich Gottes, das den streiiden Staat und die streitende Kirche zu einem Höhern beide verklären wird". Kein Zweifel, daß, wenn ich d der Verfasser einander persönlich gegenübersäßen, wir s sehr bald über das vom Verfasser gewollte Dritte, er diese „Durchfahrt zwischen dem Staat und der rche" verständigen würden; aber so hingestellt klingt, s vielleicht sehr klar und einfach ist, etwas mystisch; s Publicum begehrt jetzt direct praktische Anträge und rschläge, und die Kritik hat bereits an dem weitschichem dunkeln Ausdruck „Reich Gottes" Anstoß genomn. Auf das „Reich Gottes" haben schon so manche igiöse Schwärmer und Sektenstifter in alter und neuer it in ihrer Weise losgesündigt, und dann fragt sich allermeist, wo in einer so complicirten, von der Nat und dem einfachen Gottesbegriff so abgefallenen, erb- und genußsüchtigen Zeit die Urtheokratie hermen soll? Welche Umwälzungen müßten vorheren — Umwälzungen, gegen die alle frühern nur wie Kinderspiel erscheinen würden —, wenn unsere bisigen reinpolitischen Staaten in reinmenschliche Anstalzu reinmenschlichen Zwecken und in der Form der heokratie verwandelt werden sollten? Moses konnte goldene Kalb seiner Tage zerschmeißen und zerbre-n, aber ich möchte den Moses sehen, dem es gelänge, goldene Kalb unserer Tage zu zerbrechen! Nur der rsuch, die Urtheokratie Jung's einzuführen, würde ja Werthpapiere so herabdrücken, daß alle Börsenmänund Agiospeculanten Zeter schreien und Protest eren würden, und ohne Geld läßt sich in unsern Tagen hts, am wenigsten aber die Urtheokratie ins Leben en. In unsern Staaten, selbst in denen, welche sich christlichsten geberden, kommt ja der Mensch als ensch sehr wenig oder gar nicht in Betracht, sondern r in seiner Leistungsfähigkeit in Bezug auf directe und indirecte Abgaben, Militärdienst und andere Dienste. Aller Lehre Christi zum Trotz, die ja auch ohnehin leider fast nur noch als Formel zu äußern Zwecken fortzubestehen scheint, bedingt nur der Vortheil das gegenseitige Verhältniß zwischen Staat und Unterthanen, und es ist sehr zu fürchten, daß dabei der Vortheil gar sehr auf Seiten des erstern ist. Ja, ich und du, nämlich ich und Jung, werden uns über das reine Menschenthum wol verständigen, aber was ist mit unser Beiden und noch Einiger gutem Willen gethan? Und zuletzt werden auch wir Beide und die Andern, die mit uns sind, uns als Prediger in der Wüste nicht mit bloßer Heuschreckenkost im Dienste der Urtheokratie begnügen wollen, während die Uebrigen sich an den Schmorpfannen und Fleischtöpfen Aegyptens gütlich thun.

Indeß ist es immer etwas werth, wenn uns ein neuer Moses das Gelobte Land in der Ferne erblicken läßt, wiewol wir darauf verzichten müssen, unsern Einzug in dasselbe zu halten; es ist etwas werth, wenn ein Mann, so einsam er auch stehen mag, an der Standarte des Idealismus festhält und den Muth hat, der Zeit seine Meinung und die Wahrheit zu sagen; es ist etwas werth, wenn er, auf die Schätze dieser Welt Verzicht leistend, es verschmäht, an der allgemeinen Orgie des Materialismus, welcher Art er auch sei, theilzunehmen, und es vorzieht, zu jener kleinen misachteten Gemeinde der Idealisten zu gehören, welche noch einigen Rückhalt gegen den allgemeinen Einbruch der großen materialistischen Sündflut gewährt und möglicherweise allmälig doch zu einer großen anwachsen kann. Wir leben ja zu einer Zeit, die vielfach mit den Zeiten des Untergangs der alten Culturstaaten verwandt ist. Damals war auch der mythologische Glaube ausgestorben, die Massen vegetirten nur, das materielle Wohlsein war in hohem Grade entwickelt, ein dumpfer Instinct begehrte etwas Neues und Erfrischendes, die Philosophen und Höchstgebildeten verwarfen den mythischen Aufputz der alten Götterlehre und wandten sich dem Deismus, Andere, wie zu unserer Zeit auch Viele, dem rohen Materialismus zu. Da trat das später so vielfach misbrauchte, verschnörkelte, oft in sein Gegentheil, aus einer Religion der Liebe in eine Religion des Hasses und Fanatismus verwandelte Christenthum erlösend in die verrottete Welt.

Freilich wird man fragen dürfen, wo soll jetzt eine Religion herkommen, die für unsere Welt Das leistete, was das Christenthum für die antike Welt geleistet hat? Indeß wollen wir uns mit so hohen Fragen, für die wir keine Antwort haben, hier nicht beschäftigen; viel lieber wollen wir nur noch ein paar Aeußerungen anführen, welche die Stellung des Verfassers zu unserer Gegenwart charakterisiren. Er sagt:

Die Genußsucht ist die Schwindsucht der Modernen, die mehr Opfer verschlingt als die Cholera, die Gesetze der sittlichen Welt auflöst und an die Stelle des Geistes nur noch Stoff und Kraft setzt. Unsere Zeit reist nicht mehr blos zu den Industrieausstellungen nach London und Paris, sie reist bereits nach Sebastopol auf Genuß, um sich zu weiden am Schlachtenlärm und an dem Feuerwerk, welches Schiffe und

Häuser in Brand legt, Menschen schneller in Staub legt, als Würmer vermögen.

Er sagt an einer andern Stelle:

Aus dem Gutzkow'schen Roman, wiefern er die Wirklichkeit darstellt, leuchtet es bis zur Evidenz ein, daß der moderne Gesellschaftsproceß, der mit seinem Socialismus groß thut, oder völlig in die Vergangenheit zurückstrebt, es zu nichts Höherm gebracht hat als zu Parteien, zu einem Bündlerwesen, von denen jedes nur sich will, darüber eher das Ganze zugrunde gehen läßt und sogar edle Naturen dahinrafft. Nicht die bewußtlose Masse ist das Hemmende in unserer Zeit, sondern die Masse, welche schon bis zu einer gewissen Intelligenz vorgedrungen ist, eine Masse, die mit dem Geiste kokettirt und doch nur an die Materie glaubt.

Für solche und andere von ihm ausgesprochene Wahrheiten gewährte ihm allerdings der Gutzkow'sche Roman selbst die sichersten Anhaltspunkte, z. B. wenn Dankmar sagt: „Der Staat ist kein Bund der Menschheit, die Gesellschaft ist grausam und lieblos", oder wenn derselbe Dankmar ausruft: „Wo ist auch noch ein Trost für unbefriedigte Gemüther unserer Zeit als allein in der Liebe? Wo ist die Bürgschaft noch, daß in den Schrecken der Empörungen und Kriege, in den schaudervollen Gerichten der Rache noch etwas vom Ewigen und Menschlichen sich erhält als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens gesprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch des stillen Einverständnisses, wo ist noch Liebe, als in der Liebe?" Gutzkow scheint dem Verfasser das Werk Goethe's und Jean Paul's fortzusetzen, welche Beide allerdings, der eine am klarsten, der andere am tiefsten, der eine als Künstler, der andere als Schauer, die Betheiligung, die der deutsche Geist an der Fortbildung des Menschengeschlechts zu nehmen hat, aufgefaßt und zum Ausdruck gebracht haben; sie opferten Beide am Altar der Natur und des reinen Menschenthums, jeder in seiner Weise, der eine mehr Licht, der andere mehr innere Wärme um sich verbreitend. Dem Dichter des „Hesperus" und „Titan" hat Jung in seinen Briefen auch mehrfach schöne begeisterte Worte gewidmet, und wenn seine Ausdrucksweise auch etwas stark Jean Paul'sche Einflüsse verräth, so schlägt unter diesem Jean Paul'schen Sprachgewande auch das Jean Paul'sche Herz. Je geringer die Zahl derjenigen Schriftsteller gegenwärtig ist, die noch wahrhaft zu lieben wissen, die um ihrer Liebe willen vereinsamt stehen, die an schriftstellerischen Genossen das Element der Liebe hervorzuheben den Muth haben, umsomehr werden wir auch geneigt sein, gegen die mancherlei Ueberschwänglichkeiten Jung's Nachsicht zu üben, weil wir in ihnen einen Ausfluß der ihm innewohnenden uneigennützigen Liebe zur Menschheit und zu allem Menschlichen erblicken.

Von dieser Schrift über Karl Gutzkow, die gewiß allen Verehrern der „Ritter vom Geiste" sehr willkommen sein wird, aber auch unabhängig davon ein großes Interesse gewährt und lebhaft zum Denken und Nachdenken anregt, gehen wir zu einigen neuern Schriften von Gutzkow selbst über. Es sind dies die Erzählung „Ein Mädchen aus dem Volke", welche einen Bestandtheil des von Kober herausgebenen „Album, Bibliothek deutscher Originalromane" und zwar den zweiundzwanzigsten Band von dessen zehntem Jahrgang bildet, und die Sammlung kleinerer und größerer Erzählungen: „Die kleine Narrenwelt", wovon zwei Bändchen erschienen sind und ein drittes demnächst folgen soll. Es dürfte kaum zulässig sein, eine gründlichere Analyse dieser kleinern Fragmente des Gutzkow'schen Geistes hier vorzunehmen, da sie unsers Wissens schon sämmtlich oder fast sämmtlich und zwar in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gedruckt waren und Beifall gefunden haben. Wir wollen nur im Allgemeinen bemerken, daß sich in diesen Erzählungen und Skizzen wieder ganz jene delicate und innerliche Dialektik kundgibt, womit Gutzkow die tiefern Phänomene des modernen Geisteslebens zu ergründen, hin- und herzuwenden, in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und sie gewissermaßen als Betheiligter mitdurchzuleben gewohnt ist, insofern man von einem Gewohntsein sprechen kann, wo es sich um wirkliche Herzensneigung handelt; denn Gutzkow ist den Erscheinungen, Räthseln, Leiden und Sorgen des modernen Lebens gegenüber ein echter „Sympathizer". Wir möchten hier noch ein besonderes Merkmal zur Charakteristik Gutzkow's hervorheben. Gutzkow ist ein „Literat" (um bei dieser freilich vielfach verdächtigten Bezeichnung stehen zu bleiben) im echten und bestern Sinne des Worts. Die schriftstellerische Wirksamkeit ist sein Ein und Alles, wie dem wahren Künstler die Ausübung seiner Kunst. Sie ist sein Element, wie dem Fisch das Wasser und dem Vogel die Luft. Es konnte einem Mann wie Gutzkow nicht fehlen, sich irgendeine amtliche Stellung zu verschaffen; er hat sie bisher verschmäht. Es ist auch nicht zu leugnen, daß eine praktische Lebensstellung, bei manchen unleugbaren Vorzügen, für ein schriftstellerisches Talent wie Gutzkow auch vieles Nachtheilige und Beengende haben würde. Die Rücksicht auf das Interesse des Amts, welcher Art es auch sei, würde der allgemeinern Richtung seines Geistes nur Eintrag thun. Und was man auch von dem freien Literatenthum denken mag, so ist es doch ebenso gewiß, daß ein freistehender, durch keine Rücksichten auf Amt- und Standesinteresse gebundener Schriftsteller oft mit Kreisen und Verhältnissen in Berührung kommt, die z. B. ein Universitätsprofessor in seiner mehr zunftmäßigen Abgeschlossenheit nicht kennen lernt, und daß er, falls er überhaupt eine ernste Richtung hat, häufig weiterreichende Gesichtspunkte und größere Vielseitigkeit wahrnehmen läßt als dieser. Ein Zunftgelehrter mag wol auch ein freies kräftiges Wort zu sprechen den Muth haben, aber sein Freimuth wird eine Amts- und Zunftgrenze zu respectiren haben, die für den freien Schriftsteller nicht da ist. In allen allgemein menschlichen Dingen und in allen Angelegenheiten des Herzens wird dieser, Ernst und Gesinnung immer bei ihm vorausgesetzt, ein wärmerer und beredterer Fürsprech sein als der Zunftgelehrte, dem die Postulate

des Wissens doch immer die höchsten und allein maßgebenden sind.

Während man Gutzkow vielleicht tief in die fesselnden Reize der ästhetischen Theeconversationen und des Salongeplauders verstrickt glaubte, ist er doch aufs sorgsamste bemüht gewesen, auch das Volk, namentlich die niedern Schichten großer Hauptstädte gründlich kennen zu lernen, und er hat damit wunderbaren Erfolg gehabt. Wie aus dem Leben gegriffen sind in der Erzählung „Ein Mädchen aus dem Volke" der Gendarm Langheinrich oder jene „Kartoffelsetzer", d. h. Stadtbewohner, die in höchst unbehülflicher Weise und zum Gelächter und Spott der Bauersleute als Dilettanten einen Kartoffelacker bearbeiten und — wie dies Gutzkow mit treffender Ironie schildert — den Ertrag der zukünftigen Ernte gleich noch an demselben Abend verthun, indem sie bei eingetretenem Regenwetter einen Wagen miethen, in einem Wirthshause Station machen und hier in Herrlichkeit und Freude leben, bis eine allgemeine und kostspielige Prügelei die Festscene schließt! Dann die faden und stehenden witzig sein sollenden Redensarten, womit sich diese Leute ihre Feldarbeit würzen und die trotz ihrer Trivialität immer wieder belacht werden, weil man sich doch mit Gewalt amüsiren will! Aber freilich, wie sollen sich Leute aus diesem Stande mit ihrer Halb- oder Viertelsbildung, dem Abhub der allgemeinen Bildung, die Zeit vertreiben oder sie todtschlagen, die ja auch von den Höchstgebildeten oft in sehr läppischer Weise todtgeschlagen wird? Die höhern Fragen der Menschheit sind ihnen ja ein verschlossenes Buch, in dem sie nie gelesen haben; eine allgemeine höhere Idee, welche die Blicke Aller auf denselben Punkt lenkte, fehlt unserer Generation: und so ist es kein Wunder, daß die durch klingende Phrasen oft nur schlecht verhüllte Frivolität und der Drang nach bloßem Amusement, die unsere Zeit beherrschen, bei ihnen zu einer trivialen Caricatur ausarten. Im Uebrigen hat es uns fast leid gethan, daß der Dichter die so schwer geprüfte Tochter aus dem Volke, die sich so mühsam herangebildet hat, am Ziele ihrer Wünsche hinsiechen und sterben läßt, ohne daß wir davon das poetische Warum recht einsehen. Indeß das Schicksal läßt uns ja auch so viele liebe Personen wegsterben, ohne daß wir murren oder nach dem Warum fragen dürften, und der Dichter ist ja das Schicksal der Personen, die er geschaffen hat und mit denen er als mit seinen Geschöpfen umspringt wie er will. Gegen solche Grausamkeiten des Schicksals wie des Dichters hilft kein Murren und kein Protestiren.

Auch in den kleinen Erzählungen, welche den Inhalt der „Kleinen Narrenwelt" bilden, zeigt sich dieselbe feinste Beobachtung, dieselbe liebevolle, fast weiblich sorgfältige Detailmalerei und Herzensanalyse, möge der Verfasser seine Gemälde wie in den Erzählungen „Die Curstauben", „Die Nihilisten" u. s. w. aus dem Leben der gebildeten und höhern Stände oder wie in der Skizze „Die Nemesis" aus dem Dorfleben entlehnen. Die Skizzen „Der Knopf im Klingelbeutel" und „Der Weihnachtsabend" zeugen von der dem Verfasser eigenthümlichen verständigen Sinnigkeit, zu der sich sein Gemüth seit der Wallyperiode immer mehr entwickelt hat. Die Novelle „König Franz in Fontainebleau" ist eine gelungene humoristische Kreidezeichnung im alten Chronikenstil. Freilich ist nicht alles hier Gebotene sehr bedeutend, Manches ist nur flüchtig hingeworfen, wie selbst zum Theil die „Pariser Skizzen" (aus dem Jahre 1852). In seinem Journale waren sie in dieser Form ganz an ihrem Platze, für die Einreihung in ein Buch hätten sie aber wol eine gründlichere Ausarbeitung verdient. Doch enthalten auch sie vieles Interessante, worunter besonders das Porträt des jetzigen Kaisers von Frankreich und die Betrachtungen über diesen eigenthümlichen, etwas räthselhaften Charakter, woran sich die Leser der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" noch mit lebhaftem Interesse erinnern werden. Das deutsche Gemüth des Verfassers zeigt sich auch hier in bestem Lichte. Vor 20 Jahren freilich würde er über Paris wol anders geschrieben haben. Wenn er damals diese Gemüthsseite weniger offenbarte, so geschah dies, weil die französirende Salonliteratur zu der Zeit an der Tagesordnung war, nicht weil es ihm an deutschem Gemüth gefehlt hätte; es war nur latent; es war durch die überlagernden Schichten des Esprit noch nicht „zum Durchbruch" gekommen. Begreiflicherweise fehlt auch ein Capitel über die pariser Frauen nicht. Gutzkow hat sich mit der zartern Hälfte des menschlichen Geschlechts als Beobachter immer viel zu thun gemacht. Im Allgemeinen lautet sein Urtheil dahin, daß die Französinnen stolzer und tugendhafter geworden seien, und zwar aus Selbstschätzung und Verachtung des Mannes. Es kann nun freilich in Zweifel gezogen werden, ob ein temporärer Besuch einer Weltstadt wie Paris einen deutschen Schriftsteller in Stand zu setzen vermag, die Tugend der Französinnen soweit auf die Probe zu stellen, um dies mit vollster Sicherheit behaupten zu können; aber auch angenommen, es sei so dem äußern Anschein nach, so fragt sich doch, ob diese Tugend nicht eine bloße Laune, eine Kriegslist, eine neue schauspielerhafte Koketterie der Pariserinnen sei. Es möchte nicht gerathen sein, diesem wandelbaren Völkchen in dieser Hinsicht allzu sehr zu trauen. Der Deutsche ist leider zu ehrlich, um sich nicht immer wieder von den schauspielerhaften Attitüden, Gesten und Redensarten der Franzosen täuschen zu lassen, namentlich auch in der Politik. Fällt es diesen einmal ein, ihrer lückenhaft gewordenen militärischen „gloire" durch einen Kriegszug aufzuhelfen, so erfinden sie schnell eine bestechende Devise, z. B. „Krieg der Civilisation gegen die Barbarei", und in allen Ecken und Winkeln Deutschlands hallt es wieder. Die Franzosen, wiewol sie glücklicherweise auch eine große Zahl sehr ernster und würdiger Männer unter sich zählen, werden als Nation niemals, selbst bei der schlechtesten, eigennützigsten Sache nicht, um eine officielle blendende Phrase dieser Art verlegen sein. Eine prächtige Persiflage der ungeheuerlichen romantischen Er-

findungen Eugène Sue's und Alexandre Dumas' enthält der Gutzkow'sche Aufsatz „Die Reichthümer der Phantasie". Was meine in dieser Hinsicht etwas skeptische Wenigkeit betrifft, so habe ich z. B. den „Ewigen Juden" (wie unsere Ritter- und Räuberromane der echten Sorte) immer nur mit Genuß lesen können, wenn ich diese Ausgeburt Sue'scher Phantasie zu Ergötzungszwecken als bloße Münchhauseniade las, was sie im Grunde auch ist. Die Dumas'schen Romane mit ihren fürchterlichen Todes- und Rettungsapparaten sind es kaum weniger. **Hermann Marggraff.**

Populäre Aesthetik.

Ueber das Tragische und die Tragödie von Robert Zimmermann. Vorlesungen gehalten zu Prag im Frühjahre 1855. Wien, Braumüller. 1856. Lex.-8. 20 Ngr.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen, daß in neuerer Zeit die Wissenschaft angefangen hat, es nicht für einen Raub zu halten, aus dem unnahbaren Adyton ihres geweihten Tempels von Zeit zu Zeit zu dem Volk, welches nicht Priester, aber begierig nach der Wissenschaft ist, hinabzusteigen und dasselbe ihrer Segnungen soweit möglich theilhaftig werden zu lassen. Gewiß liegt bei dieser Popularisirung der Wissenschaft die Gefahr der Verwässerung und wüsten Oberflächlichkeit sehr nahe; aber doch nur dann, wenn Derjenige, der es unternimmt, die Errungenschaften der Wissenschaft größern Kreisen zugänglich zu machen, seines Stoffs nicht vollkommen Herr ist. Nur Der soll es wagen, irgendeinen Theil wissenschaftlicher Erkenntniß in populärer Fassung der Menge zu übergeben, der diesen Theil mit wissenschaftlichem Ernst und wissenschaftlicher Strenge durchgearbeitet und sich so vollständig zueigen gemacht hat, daß er in Handhabung der Form sich vollkommen frei fühlt und stets den Blick auf die Foderungen höherer Wissenschaftlichkeit gerichtet behält. Von diesem Standpunkt aus müssen wir die Menge von naturwissenschaftlichen Popularwerken, wie sie jetzt Pilzen gleich aus der Erde sprießen, aufrichtig beklagen. Denn meist von Leuten ausgehend, die ihre dilettantischen Studien sogleich verwerthen wollen, müssen sie nothwendig in Flachheit verlaufen und großentheils jenen Ausblick auf die höchsten Foderungen der Wissenschaft, den wir oben verlangen zu müssen glaubten, vermissen lassen. Um so freudiger sind jene Vorlesungen zu begrüßen, welche in neuerer Zeit auf vielen deutschen Universitäten von den Docenten der verschiedensten Disciplinen über ihre Wissenschaft vor einem größern gebildeten Publicum gehalten werden.

Und wiederum erfreulich, daß auch hierin die östreichischen Universitäten den übrigen deutschen Hochschulen nicht nachstehen wollen. Das Buch, welches ich an die Spitze dieser Zeilen gesetzt, ist dafür ein redender Beweis. Dasselbe enthält Vorlesungen, die der Verfasser, Professor an der Universität, vor einem größern Kreis gebildeter Männer und Frauen in Prag gehalten. Aber über das Tragische und die Tragödie? Also eine populäre Aesthetik? Und warum nicht? Oder vielmehr, was könnte nützlicher und nöthiger erscheinen? Jedermann glaubt über ästhetische Fragen mitsprechen zu können, ohne zu bedenken, daß auch die ästhetische Betrachtung, das ästhetische Urtheil eine Reihe tiefer wissenschaftlicher Studien voraussetzt. Wie trefflich also, wenn das größere Publicum, welches, insofern es zugleich das gebildete ist, über Kunst und insbesondere das Schauspiel so schnell fertig mit dem Wort ist, eine Belehrung über die Voraussetzungen, Mittel und Zwecke dieses Kunstzweigs erhält, eine Belehrung, welche, ohne durch pedantische Schulterminologie zu entfremden oder durch allzu tiefes Eingehen in die philosophischen Principien den Laien abzuschrecken, doch zugleich auf die Tiefe der eigentlich wissenschaftlichen Begründung hinweist und, indem sie von dem Thron der Wissenschaft für Augenblicke herabsteigt, um den Bedürfnissen der Sterblichen zu genügen, in dem Lernenden die Ahnung von der höhern Würde echter Wissenschaft zurückläßt.

Ein solches Buch empfehle ich in den Vorlesungen Zimmermann's. Dieselben sind populär im besten Sinn des Worts, d. h. sie sind größern Kreisen, auch gebildeten Frauen wohl verständlich, und doch enthalten sie eine Menge des Neuen und Anregenden, und doch weisen sie stets auf die wissenschaftlichen Principien und Gedankenprocesse hin, von denen sie uns die Resultate mittheilen. Der Verfasser beginnt mit dem Begriff des Tragischen und der Tragödie, wobei die berühmte Aristotelische Definition in sehr klarer und ansprechender Weise auseinandergelegt wird. Nach Feststellung des Begriffs verfolgt er die Erscheinung der Tragödie bei den Indern, Hebräern, Griechen und bei den modernen Völkern. Am längsten wie billig verweilt er bei den deutschen Tragikern und unter diesen wieder wird Lessing hervorgehoben und mit Recht gegen die abgeschmackten Angriffe der Romantik in Schutz genommen. Auch als Aesthetiker ist Lessing dem Verfasser Vorbild und Autorität, und wollte der Himmel, diese Ansicht hätte Aussicht, zur allgemeinen zu werden; Literatur und Aesthetik würden gewinnen, wollten sie den „überwundenen Standpunkt" Lessing's nicht ganz aus dem Auge verlieren. Von der pietätvollen Beschäftigung unsers Verfassers mit Lessing legt übrigens auch eine andere Schrift desselben Zeugniß ab, die wir hier wenigstens beiläufig erwähnen wollen: „Leibniz und Lessing. Eine Studie."

Es versteht sich von selbst, daß bei der Ausdehnung der ästhetischen Betrachtung über die ganze Entwickelungsweise der Tragödie manche Punkte einer verschiedenen Auffassung unterliegen. So erscheint mir das Urtheil über die Katastrophe der Aeschyleischen „Eumeniden" zu modern: kein Athener wird gefunden haben, daß der Knoten zerhauen sei; denn es galt ja die Verherrlichung eines nationalen Instituts, des Areopags. Die Sage, wie sich die Namen der drei griechischen Tragiker an den Tag der Schlacht von Salamis knüpfen, ist eben eine Sage. Der Grund, warum der Hippolyt des Euripides untergeht, ist nicht eine Laune der Göttin, wie mir scheint, sondern Strafe wegen Verachtung ihrer Gottheit und ihres Dienstes. Auch über den sogenannten Tragiker Seneca, dessen gelegentliche Ehrenrettung ich mir vorbehalte, läßt sich vielfach streiten. Bei aller Rhetorik und allem Schwulst findet sich manches Schöne, besonders im „Agamemnon", „Hippolytus" und in der vielgeschmähten „Octavia". Die Episode von Max und Thekla, wie man sich gewöhnt hat dieses reizende Bild zu nennen, ist sehr wichtig durch den Gegensatz, den diese idealen Figuren, die unbekümmert um die Außenwelt ein rein innerliches Leben führen wollen, gegen den auf das rein Aeußerliche gestellten Wallenstein machen. An dieser Einseitigkeit, die ebenso gegen das Sittengesetz verstößt, gehen sie unter wie Wallenstein an der seinigen.

Doch wie viel mehr Punkte finden sich, wo man sich mit dem Verfasser in vollem Einklang fühlt oder ihm für die neuen Gesichtspunkte, die man durch ihn gewinnt, dankbarst verpflichtet fühlt. Wie schön und zutreffend ist die Charakteristik Lessing's und insbesondere seiner „Emilia"! Ueber Posa hat der Verfasser Neues und Vortreffliches gesagt und durch dessen Parallelisirung mit Egmont eine ganz neue Aussicht eröffnet. Bei den dem größern Publicum unbekanntern Partien, bei der Tragödie der Orientalen, Griechen und außerdeutschen Völker, wird die Zugabe charakteristischer Proben in Uebersetzungen, die in die Vorlesungen selbst an passender Stelle eingefügt sind, sehr willkommen sein.

Und so fühle ich mich berechtigt, dieses Buch eines jungen Philosophen (der Verfasser ist Herbartianer) auch dem Nichtphilosophen, dem größern Publicum und insbesondere auch gebildeten deutschen Frauen bestens zu empfehlen. Es hat nichts von der Schulform, die so oft bei philosophischen Schriften den

Leien durch ihre Schroffheit abstößt; aber trotz der leichten und frischen Behandlung oder vielmehr in derselben zeigt sich die Frucht jener strengen Disciplin des Denkens, welcher Herbart seine Jünger unterwirft. **August Henneberger.**

Der Fürst von Morea. Historische Novelle aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts von A. R. Rhangavis. Aus dem Griechischen von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.

Wer sich für das neuere Griechenland im Allgemeinen und besonders in politischer Hinsicht, was namentlich die Gegenwart und Zukunft desselben anlangt, lebhaft interessirt und dabei zugleich die politischen Verhältnisse und Zustände Griechenlands einigermaßen kennt, wie sie im 13. Jahrhundert zur Zeit der Frankenherrschaft in Morea gestaltet waren, der wird auch die vorliegende historische Novelle aus dieser Zeit mit Interesse lesen. Dieselbe führt in das Gewirre jener dem „gedemüthigten" Griechenland durch die Eroberung der Franken und infolge der durch letztere kurz vorher erfolgten Zertrümmerung des Kaiserthrons in Konstantinopel auferlegten, auf dem Lehnswesen beruhenden, dem Volke, seinen Gewohnheiten und seinem Geiste fremden politischen Verhältnisse und Zustände ein; allein die Darstellung dieser Verhältnisse und Zustände ist keineswegs Zweck des Verfassers, vielmehr dient sie dem Zwecke desselben nur zur Folie. Dieser Zweck nämlich ist offenbar ein politischer, der mit den spätern und mit den gegenwärtigen politischen Verhältnissen und Zuständen Griechenlands genau zusammenhängt, und wobei es dem Verfasser darum zu thun war, über Manches aufzuklären, Anderes besonders hervorzuheben, vornehmlich aber zur richtigen Beurtheilung dieser Verhältnisse und Zustände für Gegenwart und Zukunft beizutragen. In dieser Beziehung dient die vorliegende historische Novelle aus dem 13. Jahrhundert lediglich dem erleuchteten Patriotismus und der nationalen Begeisterung des hochgebildeten Verfassers, der unter dem weniger belebten Bilde der politischen Zustände seines Volks in jener Zeit zugleich ein lebendiges Bild der Gegenwart mit ihren Elementen für eine glücklichere Zukunft, mit den Wünschen und Hoffnungen des Volks, gewähren und aufstellen wollte. Daher macht er für einen Jeden, der mit klarem Verstande und mit warmem Gefühle diese Novelle liest, trotz der verworrenen und zerrissenen Zustände des Landes und Volks im 13. Jahrhundert, den fremden Herren dieses Landes und Volks gegenüber dessenungeachtet eine gewisse Einheit im Volke selbst, eine hohe patriotische Begeisterung für die alte Herrlichkeit Griechenlands und für Erneuerung dieser Herrlichkeit kenntlich und begreiflich; daher spricht auch er, wie dies von Andern in ähnlicher Weise geschehen ist, von den damaligen Herrschern in Griechenland, von den fränkischen Rittern, die „freilich über dasselbe herrschten und es unter ihrem Schwerte demüthigten", der Zukunft in seinem Urtheile selbst vorausgreifend, es aus, daß sie, nämlich diese fränkischen Ritter, wie dies auch von ihnen und nach ihnen von andern fremden Eroberern und Eindringlingen in Griechenland gilt, „kamen und gingen, ohne Spuren ihres Daseins zurückzulassen"; daher zieht sich wie ein rother Faden die Gewißheit durch die Novelle, daß „die zerstreuten Glieder des Kaiserreichs zu einem starken untrennbaren Körper sich einen und aus den auf den Wogen umhertreibenden Trümmern des Schiffbruchs der heilige Thron von Byzanz sich neu erheben werde"; daher spricht der Verfasser nicht ohne Grund und ohne Zweck es aus: „alle Griechen müssen nur Ein Herz, Eine Seele, Ein Ziel und Einen Feind haben", und: „Gemeinschaft der Ideen und Interessen, Ein Gefühl, Ein heiliges Bruderband, unauflöslich im Leben, unauflöslich bis zum Tode möge uns umschlingen." Diese politisch-nationale Tendenz, die nun auch vornehmlich im Schlusse der Novelle selbst sich klar ausspricht, mußte dem Verfasser, nach der ganzen Anlage und nach der Ausführung derselben, der Hauptzweck sein, und alles Andere blieb Nebensache; und dieser Hauptzweck tritt vielleicht nur um so mehr und um so stärker hervor und er macht um so entschiedener sich geltend, je versteckter dieser Kern der Darstellung in ihr selbst verborgen liegt und je mehr er von der Haupterzählung und von der Darstellung jener Nebendinge gleichsam überwuchert wird. Griechische Leser können hierüber nicht im geringsten im Unklaren sein; deutsche aber, auch wenn man es ihnen nachsieht, daß sie die Schale für den Kern halten, mögen sich wenigstens hüten, an Nebendingen irgendwie Anstoß zu nehmen und namentlich wegen gewisser Längen, welche die im Allgemeinen lebendige und geistig belebte Darstellung, z. B. im achten, neunten und zehnten Capitel, gar auffallend stören, dem Verfasser einen besonders ernsten Vorwurf zu machen. Ebenso kann, was die vorliegende deutsche Uebersetzung anlangt, die Frage über das Verdienstliche ihrer Bearbeitung um so mehr auf sich beruhen, da zu einer Vergleichung mit dem Originale keine Gelegenheit geboten ist. 5.

Saphir über Paris.

Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855 von Saphir. Wien, Hartleben. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In den frühern Zeiten, wo die Verkehrsmittel noch nicht durch das schnaubende Dampfroß eine so große Ausdehnung und Leichtigkeit gewonnen hatten wie jetzt, war Paris eine Art Himmel, und der Glückliche, welcher eine Reise nach diesem „paradis terrestre" unternommen hatte, war auch sicher, eine große Zahl Leser zu finden, wenn er sich dazu verstand, irgendein Stück Paris zu beschreiben. Aber die Zeiten, wo Börne, Gutzkow und Heine „Pariser Briefe" schrieben, denen der Werth des Unbekannten noch beigegeben war, sind vorüber; alle Literaturen der Welt haben ihre zahlreichen Bände über Paris, sei es vom architektonischen, socialen, politischen, künstlerischen, literarischen, erotischen oder tanzenden Paris; alle Welt kennt heute die Hauptstadt Frankreichs mehr und besser als die des eigenen Vaterlandes. Es liegt demnach ganz nahe, daß Derjenige, welcher heute noch „Pariser Briefe" schreiben will, dieselben vor allen Dingen geistreich schreiben muß, da er doch nur Allbekanntes erzählen kann; und wenn nun ein Mann wie Saphir „Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie" verfaßt, so versteht es sich von selbst, daß dieselben nur geistreich sein können, weil sie eben Saphir geschrieben, der sich allen Ernstes unter die „großen Poeten" und „erhabenen Celebritäten" rechnet. Jeder Leser dieser Schrift des „wiener Humoristen" findet denn auch soviel Geist, soviel Witz und Saphir'sche Satire darin, daß er sich unwillkürlich fragt, weshalb denn diese „große Celebrität" seit 20 Jahren schon eine Mumie in Deutschland sei? Aber natürlich kann nur ein Leser solche in der That bemitleidenswerthe Frage stellen, der sich bis zur Höhe des Verständnisses Saphir'scher Witze und Calembourgs nicht emporschwingen kann und diese „Pariser Briefe", welche fast so geistreich sind als die flachesten pariser Zeitungscorrespondenzen zur Zeit der großen Industrieausstellung, nicht für feine Pointen eines berühmten Mannes hält, für welchen sich der „wiener Humorist" alle drei Seiten ein mal hinstellt. Indessen muß man auch bedenken, daß Saphir dies nur für einen Witz ausgibt, der sehr zu entschuldigen ist, weil er einer der geistvollsten ist, die er in seinen „Pariser Briefen" überhaupt macht. Dann ist Saphir am Ende auch alt, er ist 60 Jahre, wie er sagt; das ist für einen Schriftsteller wieder die Zeit, wo man naiv werden und sich für eine „Celebrität" halten kann, weil man mit Alexandre Dumas befreundet ist. So wird man es denn auch erklärlich finden, wie ohne Saphir die Weltindustrieausstellung eigent-

lich gar nicht stattfinden konnte, wie Seite 2 der „lebendige deutsche Humorist" sehr witzig sagt: „Dieser große deutsche Humorist, der dem großen Börne und dem kranken Heine das witzige Compliment macht, daß er in ihrem Bunde der Dritte sei, schreibt nun seine Briefe aus Paris mit einem solchen Humor und so erhabener Satire, daß dem Unglücklichen, welcher darüber referiren soll, die stärksten aufregenden Getränke nicht genügen, sich eines Schlafs zu erwehren, oder daß er vor diabolischem Lachen jenes kostbare Buch aus der Hand zu legen sich genöthigt sieht, weil ihm der «große Humorist» Witze vormacht, die eine gewöhnliche menschliche Natur nicht gut auszuhalten im Stande ist."

Schade, jammerschade, daß die Provinzialzeitungen selbst so geistreiche Artikel über Paris und die Industrieausstellung brachten, wie etwas später Saphir, sonst würden dieselben mindestens noch etwas Neues enthalten; aber eine Zeile vom „großen Humoristen" ist freilich unbezahlbar, da sie eben Saphir geschrieben hat. Das ist ein Umstand, den man nicht vergessen möge. Mit solchen kostbaren Zeilen schildert denn der „wiener Poet" seine Ankunft in Paris (wo durch Irrthum wahrscheinlich nicht 12 Jungfrauen mit Kränzen standen, um ihn zu empfangen); ferner den Industriepalast und die Ausstellung, ein Capitel, welches so geistreich ist, daß ich Allen rathe es zu überschlagen; das Attentat von Pianori, die Aufstellung der Statue der Jungfrau von Orléans und den Ball im Hôtel de Ville, welchem 7000 Gäste beiwohnten, worunter ein König und ein Humorist — natürlich Saphir! Wie es sich gehört und wie es der große Saphir auch verlangen konnte, spricht er hier mit Sr. portugiesischen Majestät, wie später mit Ludwig Napoleon, der Prinzessin Mathilde und dem guten Lamartine, ein Abschnitt, den er erstens mit besonderer Vorliebe behandelt und dann auch mit entschiedenem Witz — eines sechzigjährigen Humoristen; Jedermann wird wissen, was das besagen will!

Die Correspondenten der augsburger „Allgemeinen Zeitung" müssen den allerhöchsten Zorn Saphir's erregt haben, weil er ihnen ein ganzes Capitel widmet und vom „bejammernswerthen Viehgeschlecht" derselben alsdann zu ihrem Charakter als „eine Meute magerer Jagdhunde, die sich gegenseitig die Knochen abnagen" übergeht. Welche Witze der „große Humorist" macht, wird sich sehr deutlich erklären, wenn man z. B. folgende Stelle liest: „Diese deutschen Läuse, nämlich die Correspondenten, welche so unsinnig waren zu behaupten, daß ein Saphir den Franzosen schmeicheln könne — in dem Walfische «Paris», haben in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» den würdigen Kopfgrind gefunden, darin zu wimmeln!" Deutschland, undankbares Deutschland, wirst du denn nicht endlich Saphir als einen „großen Poeten" und einen „großen Humoristen" anerkennen?

Trotz dieser humoristischen Schönheiten finden sich auch einige vortreffliche Stellen in dem Buche, besonders S. 208, wo Saphir von seinen — horribile dictu — Liebes- und andern Aventüren spricht. „In der großen Menagerie der Leidenschaften im Menschen", sagt er, „ist die Eitelkeit das Krokodil; je älter sie wird, desto stärker wird sie!" Das ist etwas, was in Bezug auf Saphir unterschrieben werden muß; sein Krokodil ist jetzt 60 Jahr; mit 65 wird es „den großen Humoristen und großen Poeten" aufgefressen haben!

Einzelne Abschnitte hat der „wiener Poet" ohne Witz geschrieben und deshalb sind sie die interessantesten in seinem Werke; sie behandeln seine Besuche bei Lamartine und Dumas, bei Ludwig Napoleon und der Prinzessin Mathilde, an dem Grabe Börne's und dem Grabbette Heinrich Heine's. Nur sorgt Saphir dafür, daß an den Stellen, wo sich Interesse des Lesers bemerkbar machen kann, wieder sein „Krokodil" herauskommt und seine unsterblichen Witze macht! Genug, wenn man die Saphir'schen „Pariser Briefe" gelesen hat, so ist Einem nichts Neues weiter aufgestoßen, als daß der Verfasser derselben eine Celebrität ist, von welcher man bisher noch nicht genügend Notiz genommen. Man fühlt sich unwillkürlich gedrungen, im Geheimen diesem „großen Humoristen" Abbitte zu leisten für dies große Verbrechen und den Himmel um das Glück zu bitten, kein anderes Saphir'sches Werk zu lesen, lediglich nur, um sich nicht wieder jenen grausamen Gewissensvorwurf zu machen, eine unserer ersten deutschen Berühmtheiten bisher nicht begriffen, sondern als einen noch vegetirenden wiener Witzemacher und vulgären Wortspieldichter solange betrachtet zu haben. Gewiß wird auch dieser große Poet, Humorist und liebenswürdige Mensch dereinst einen Grabstein erhalten, zu welchem er vielleicht die Inschrift schon selbst verfaßt hat, wie dies eine erhabene Gewohnheit großer Talente ist; aber könnte man etwa noch einen guten Rath dazu beisteuern, so würde eine einfache Inschrift schon bei Lebzeiten dieses großen Mannes nicht schlecht stehen, welche wahr und aufrichtig also lautete: „Requiescat in pace." **Eduard Schmidt.**

Verschiedene Stimmen über Heinrich Heine.

Die Ansichten über Heinrich Heine, denen man bald da, bald dort begegnet, lauten noch immer wunderlich verschieden. In einem Aufsatz, den das „Londoner deutsche Journal" brachte, wird das Urtheil, wonach es Heine an sittlicher Tiefe gefehlt habe, „ebenso einseitig als oberflächlich" genannt, obschon der Verfasser doch wieder zugeben muß, „daß sein Gemüth an frivolen und wahrhaft garstigen Ausfällen dann und wann Wohlgefallen fand"; aber diese „dunkeln, häßlichen und widrigen Stellen" (wird weiter gesagt) würden durch das „Ewige, Schöne, und Erhebende" in seiner Poesie bei weitem überstrahlt; der Grundtypus seines Gemüths sei rein und edel gewesen. Letzteres unterschreiben wir gern; dieser liebliche Grundton klingt bei ihm vielfach heraus, freilich aus einer Dis-, nicht Symphonie schneidender und selbst kreischender Dissonanzen. Auch die tiefe Verehrung, die er fortwährend seiner Mutter widmete, zeigt ihn von einer seiner liebenswürdigsten Seiten. Eine Angabe enthält dieser Aufsatz, welche Manchem von Interesse sein möchte. Hiernach haben wir die schönsten und zartesten Blüten seiner Lyrik der innerlichen Neigung zu verdanken, welche er zu seiner Cousine Evelyne van Geldern, „dem Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", gefaßt hatte. Die Geliebte indeß, unbeständig und wechselnd in ihren Gefühlen, vielleicht auch dem Wunsche ihrer Aeltern nachgebend, habe bald nachher Herz und Hand einem reichen berliner Bankier, „dem dürren Philister" gereicht. Seitdem sei ein scharfer Stachel in Heine's Gemüth zurückgeblieben. Aufmerksam möchten wir namentlich auf einen Artikel machen, den vor einiger Zeit das „Bremer Sonntagsblatt" aus F. Ruperti's Feder brachte. Es ist darin, bei vollem Bewußtsein über die reichen Gaben, welche Heine verliehen waren, mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß er das ihm verliehene Pfand schlecht verwaltet, mit seinen Talenten übel gewirthschaftet habe. Und in der That, daß ein Schriftsteller einzelne ausgezeichnete Lieder und Balladen dichtet, daß er die drolligsten witzigen Einfälle hat, daß er gewisse politische Situationen mit richtigem Verstande beurtheilt und eine zwar nicht classische, aber glänzende Prosa schreibt, reicht nicht hin, um, dem Urtheil der Jahrhunderte vorgreifend, ihm sofort einen Platz neben unsern „Unsterblichen" einzuräumen. Bei diesen wissen wir genau zu sagen, was sie für die Bildung und geistige Erhebung der deutschen Nation, ja aller bildungsfähigen Nationen gethan haben; wenn wir aber bei Heine den Kassenabschluß vornehmen, so möchte sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutendes Deficit ergeben. Ruperti tadelt an Heine namentlich auch seine Pietätlosigkeit gegen Lebende und Todte, und was die fast curiose Behauptung Einzelner betrifft, daß die Franzosen erst durch ihn zu einer gerechtern Würdigung der deutschen Literatur und Philosophie angeleitet worden seien und daß er somit seine Mission, der Vermittler beider Nationen zu sein, aufs trefflichste erfüllt habe, so bemerkt in Betreff dieser allerdings von Heine selbst in Anspruch genommenen

„Mission" Ruperti geradezu: „Aber Heine hätte dann auch den Fleiß und die Ausdauer, den Ernst der Gesinnung und die Wahrheitsliebe besitzen müssen, die ihm gänzlich abgingen. So hat er uns durch sein Wirken, durch die Ungründlichkeit und Frivolität, mit welcher er unsere Philosophie, unsere Literatur, unsern Charakter besprach, bei der benachbarten Nation einen Schaden zugefügt, den wir vielleicht in zehn Jahren nicht wiedergutmachen können." Im Uebrigen hat Heine bekanntlich in seinem merkwürdigen Testament sich selbst mit größter Strenge kritisirt und für seine Respectlosigkeit gegen „heilige Dinge", für seine literarischen Verstöße gegen die „Moral" und die „guten Sitten" bei dem „Einen und ewigen Gott" in tiefer Zerknirschung Abbitte gethan, und es nimmt uns fast Wunder — wenn uns überhaupt noch etwas Wunder nehmen könnte —, daß die einseitigen Herolde Heine's diese Selbstbeichte, dieses auch in zeitgeschichtlicher Hinsicht interessante Actenstück und letztwillige Vermächtniß des Dichters meist mit so großer Hartnäckigkeit ignorirt haben und fortdauernd ignoriren.*)

H. M.

Heinrich Heine's bekanntes Gedicht „Die Wallfahrt nach Kevlaar" war in dem ersten Abdruck im „Gesellschafter" vom 10. Juni 1822 von folgender Anmerkung des Verfassers begleitet, welche im „Buch der Lieder" weggeblieben ist, obgleich sie zum Verständniß desselben nothwendig ist. „Der Stoff dieses Gedichts ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciscanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst buchstabiren und stillsitzen lernte, saß ich neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (im Geldernschen) mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Classe des Gymnasiums, und als wir im Philosophencollegium bei Rector Schallmeyer nebeneinander saßen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakelerzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laborirt, und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm. — Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg am Rhein spazierenging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaarlieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobet seist du, Maria!", und als die Procession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn, er aber sah sehr blaß und krank aus. Berlin, am 16. des Maimondes 1822. H. Heine."

12.

*) Wie man aus Journalmittheilungen erfährt, wird Alfred Meißner mit Benutzung eines ihm vom Buchhändler Julius Campe zur Verfügung gestellten reichhaltigen Materials eine Biographie Heine's abfassen und Gustav zu Putlitz den Briefwechsel zwischen Heine und Immermann herausgeben. Das „Deutsche Museum" theilt aus „zuverlässiger Quelle" mit, daß sich von Heine noch eine große Anzahl ungedruckter Gedichte, dann auch wirklich seine Denkwürdigkeiten vollständig und von eigener Hand geschrieben vorgefunden hätten. Jene würden vermuthlich in Kürze, diese aber wol erst nach der Witwe Ableben erscheinen können. Der „Neuen Preußischen Zeitung" zufolge wird in Berlin demnächst eine Schrift: „Heinrich Heine's dichterische Irrwege", herauskommen. Was endlich die zu erwartende Gesammtausgabe seiner Werke betrifft, so hat, dem „Frankfurter Museum" zufolge, Heine selbst nur drei Gedichte bezeichnet, welche aus einer künftigen Gesammtausgabe seiner Dichtungen wegbleiben sollen, darunter die berüchtigten „Lobgesänge auf König Ludwig", welche 1844 in den „Deutschfranzösischen Jahrbüchern" gedruckt waren, und das Spottlied auf Meyerbeer mit dem Anfange:

Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Bärenmeyer,
Heil dem großen Meyerbeer u. s. w.

Notizen.

Véron und Balzac.

Wir haben in Nr. 23 d. Bl. mitgetheilt, daß der „anonyme Wohlthäter", welcher im vorigen Jahre der Société des gens de lettres zum Zweck von Preisvertheilungen die Summe von 10,000 Fr. schenkte und als dessen Vermittler der bekannte Véron beim Verein auftrat, auch in diesem Jahre zu gleichem Zwecke die gleiche Summe geschenkt hat. Folgende Preisaufgaben sind gestellt: 1) Sur la critique et les critiques au 19me siècle; 2) Poesie: Paris nouveau; 3) Literarische Studie: Frau von Girardin; 4) Zeitgeschichtliche Novelle. Wenn sich übrigens Véron — und kein Anderer als er scheint der vielgenannte ungenannte Wohlthäter zu sein — durch seine Bemühungen in dieser Sache bei der Mehrzahl der pariser Literatoren einen guten Namen gemacht hat, so lassen sich doch auch Stimmen vernehmen, dahin lautend, daß Mildthätigkeit zwar etwas höchst Preiswürdiges sei, daß sie aber von ihrem moralischen Werthe sehr viel verliere, wenn sie wie in diesem Falle mit so großer Ostentation geübt und mit allen Glocken von fast sämmtlichen Kirchthürmen der Journalistik ausgeläutet werde. Dies ist wenigstens die Meinung der „Illustration", die überhaupt nicht gut auf Véron zu sprechen ist. Sie meint z. B. in Betreff der Véron'schen „Mémoires d'un bourgeois", Véron sei ein „déplorable imitateur" aller derjenigen Dichter, Philosophen, Gelehrten und Staatsmänner, welche es für angemessen hielten, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben; die sechs Bände dieser Memoiren seien voll von unsaubern Enthüllungen, von „forfanterie de vice" und „sincérité malheureuse"; daher seien seine Bücher auch von dem Bücherkatalog des häuslichen Herdes ausgeschlossen. Dieses Urtheil scheint uns angesichts des neuen Véron'schen Romans: „Das Haus Picard", über den wir wol noch einige besondere Worte bringen, der Wahrheit vollkommen gemäß zu sein. Die „Revue contemporaine" legt für Véron freilich ein gutes Wort ein, spricht sich dagegen bei Gelegenheit des der Lurine'schen „Étude sur Balzac" nachträglich ertheilten Véron'schen Preises ein wenig gegen diese Abhandlung und gegen Balzac aus, und zwar in folgender Weise: „Eine ernste und kräftig gedachte Abhandlung über das Werk Balzac's (die „Comédie humaine"), die, in einem festen, natürlichen und nüchternen Stile geschrieben, unnachgiebig die tiefe Unmoralität der „Comédie humaine" enthüllte und ohne Rückhalt die verwundbaren Stellen dieses bemerkenswerthen Talents aufdeckte, mit einem Worte: ein Urtheil und nicht ein bloßer Lobsalm würde eine Blattseite der Kritik von hohem Interesse und unbestreitbarem Nutzen sein. Einst wird man es schreiben, man kann daran nicht zweifeln." Wie man sieht, weichen auch in Frankreich die Ansichten über die Schriftsteller wunderbar ab, wie dies immer der Fall sein muß, sobald die Schriftstellerei allem höhern und dichterischen, über das bloße Gesellschaftsinteresse hinausreichenden Princip absagt. Wenn man aber Balzac der Unsittlichkeit beschuldigt, so wird man Véron in dieser Hinsicht gewiß nicht in Schutz nehmen können.

Béranger.

Nach der „Illustration" wird Béranger demnächst mit einem neuen „chant" auftreten, der zugleich die Desavouirung einiger Chansons sein würde, welche man in letzter Zeit unter seinem Namen in Umlauf gesetzt hat. Dieses unredlichen Mittels, ein unechtes Gedicht mit dem Namen eines berühmten und wegen seiner tüchtigen Gesinnung geachteten Autors zu stempeln, um dadurch seine Wirkung zu erhöhen, bedient man sich gar nicht selten. So wurde Anfang der vierziger Jahre von radicaler Seite in Deutschland ein ziemlich rohes politisches

Gedicht in Umlauf gesetzt, welches Uhland zugeschrieben und als ein Uhland'sches Gedicht auch öffentlich vorgelesen und mit der Andeutung, daß es von dem berühmtesten schwäbischen Dichter, demnach Uhland herrühre, selbst gedruckt wurde. Uhland war aber keineswegs der Verfasser, und er konnte auch ein so grobfaseriges, fast mit einer cynischen Wendung schließendes Gedicht gar nicht gemacht haben. Dennoch ließen sich auch sonst gute Kenner durch die Zuversichtlichkeit, womit man Uhland's Autorschaft behauptete, dupiren, und Die, welche das Gedicht verbreitet hatten, lachten über die Tölpelhaftigkeit der Leichtgläubigen. Auch mit Béranger's Namen scheint in letzter Zeit ein ähnlicher Misbrauch getrieben worden zu sein.

H. M.

Bibliographie.

Bock, A., Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Buber, S., Leben und Schriften des Elias Bachur, genannt Levita. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 6 Ngr.

Diefenbach, L., Novellen. 1ster Cyclus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Griechen. 1ster Band. — Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 4te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 2 Thlr.

Gatteri, J. L., Geschichte Venedigs in 150 Kupfertafeln, nach Chroniken, geschichtlichen Thatsachen und dem Costum der Zeit gezeichnet, in Kupfer gestochen von Anton Viviani und andern venezianischen Künstlern. Text von F. Zanotto. 1ste Lieferung. Qu. Folio. Venedig. 1 Thlr.

Geier, R., Alexander und Aristoteles in ihren gegenseitigen Beziehungen. Nach den Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Hansen, C. P., Chronik der Friesischen Uthlande. Altona, Lange. 1 Thlr.

Hartmann, J., Materialien für die Geschichte der Neuzeit, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Wien, Gerold's Sohn. 8. 14 Ngr.

Heine, W., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. 1ster Band. Mit 5 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von C. Kretzschmar. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 3 Thlr.

Hengstenberg, Ueber das Buch Hiob. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoeppl, C., Atlantis. Eine Dichtung. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Hübbe, H., Die kaiserlichen Commissionen in Hamburg. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 1 Thlr.

Huber, H., Ritter Toggenburg. Das ist die Mär', wie Mannes Kraft auch Demuth sich zum Schmucke schafft. St. Gallen, Köppel. 32. 15 Ngr.

Kannengiesser, C., Froh und in Frieden. Gedichte. Neubrandenburg, Brünslow. 16. 20 Ngr.

Löffler, K., Der Berliner Wucherer. Mit Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Longfellow's, H. W., Gedichte. Meist in den Formen des Originals übertragen und mit des Dichters, sowie mit einigen eigenen Bemerkungen versehen von C. Böttger. Dessau, Neubürger. 16. 18 Ngr.

Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Michailowski-Danilewski und Miliutin, Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Paul's I. im Jahre 1799. 1ster Band. Nach dem russischen Original ins Deutsche übertragen von C. Schmitt. München, Lindauer. Lex.-8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Moshamer, J. A., Bürgerspiegel. Eine Stadtgeschichte aus dem Wiener-Volksleben. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Münchener Skizzenbuch. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Naeman, oder Altes und Neues. 2. Könige, Cap. 5. 3te umgearbeitete Auflage. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 22 Ngr.

Neumaier, J., Geschichte der christlichen Kunst, der Poesie, Tonkunst, Malerei, Architektur und Sculptur, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Noiré, L., Hamlet. Zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz. Mainz, v. Zabern. 16. 10 Ngr.

Rank, J., Schillerhäuser. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, J. Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rittelmeyer, G. H. A., Die evangelischen Kirchenliederdichter des Elsasses. Entwurf des ersten Buches einer Geschichte des evangelischen Kirchenliedes und Kirchengesanges im Elsass. Jena, Mauke. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Sandwith, H., Geschichte der Belagerung von Kars und des sechsmonatlichen Widerstandes der türkischen Garnison unter General Williams gegen die russische Armee, nebst einer Beschreibung von Reisen und Abenteuern in Armenien und Lazistan mit Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Türkei. Aus dem Englischen von R. Otto. Mit einem Plane von Kars und zwei Titelbildern. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weiße, C. H., Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Der neue Mensch — die eherne Schlange — der Gang nach Emmaus nebst drei andern bisher ungedruckten Predigten, gehalten den 11. Juni, 3. September, 29. November 1854. Ostern und 9. August 1855. Ostern 1856. Halle, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Fierlinger, J., Die privilegirte österreichische National-Bank in ihrer Wirksamkeit als Hypotheken-Bank. Wien, F. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Hagenbach, K. R., Pfingstpredigt gehalten Sonntag den 11. Mai 1856. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Kittlitz, F. H. v., Die Fürbitte der Thetis. Eine Vorlesung gehalten im Mainzer Kunst- und Literatur-Verein am 25. Januar 1856. Mit einem Vorworte von K. Klein. Mainz, v. Zabern. 8. 4 Ngr.

Leo, Thomas Münzer. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Luthardt, C. E., Die sieben Worte Jesu am Kreuze. Predigt am Charfreitage den 21. März 1856 in Marburg zum Abschied von der Gemeinde gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Ngr.

Saucken, O. v., Die jetzigen Börsen-Zustände und der Credit des Landmanns. Geschrieben Anfang April 1856. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

12. **Cholevius (C. L.), Geschichte der deutschen Poesie** nach ihren antiken Elementen. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Theil: **Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität** (1854), hat gleichen Preis.

Dieses mit dem erschienenen zweiten Theile jetzt vollständig vorliegende Werk bildet einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** füllt eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte aus, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe —, noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. **Rosenkranz** erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

13. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Fünfundzwanzigster bis dreiunddreißigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch **in allen beliebigen Terminen** folgendermaßen zu beziehen:
vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

14. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Fünfundzwanzigste bis dreiunddreißigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln).
Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

15. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Sechsunddreißigstes und siebenunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Dieses Werk erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet. Monatlich werden in der Regel zwei Hefte ausgegeben.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

16. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertsechsunddreißigstes bis hundertvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zwölften **Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Der **elfte Band** enthält deshalb 15 statt 12 Hefte und dasselbe wird bei dem **zwölften Bande** der Fall sein.

Auch ferner werden von der „**Gegenwart**" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt gegen Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Heinrich Brugsch, der Aegyptolog.

1. Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale von Heinrich Brugsch. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung, gehalten im Wissenschaftlichen Verein der Singakademie zu Berlin. Berlin, Dümmler. 1855. 16. 6 Ngr.
3. Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique des Égyptiens au moyen de types mobiles et de l'imprimerie. Berlin, Dümmler. 1855. 4. 7½ Ngr.
4. Grammaire démotique, contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Égyptiens. Avec un tableau général des signes démotiques et dix planches y annexées par *Henri Brugsch.* Berlin, Dümmler. 1855. Fol. 25 Thlr.
5. Monuments de l'Égypte, décrits, commentés et reproduits par *Henri Brugsch*, pendant le séjour qu'il a fait dans ce pays en 1853 et 1854, par ordre de S. M. le roi de Prusse.
6. Nouvelles recherches sur la division de l'année des anciens Égyptiens, suivies d'un mémoire sur des observations planétaires consignées dans quatre tablettes égyptiennes en écriture démotique par *Henri Brugsch.* Avec quatre planches. Berlin, Schneider u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachgerade haben wir keinen Mangel an Reiseberichten aus und über Aegypten. Eine Reise in das Land der alten Pharaonen, zu den Pyramiden kann zur Zeit von deutschen Schulmännern füglich in einem Ferienausfluge abgethan werden. Gleichwol bewährt sich noch immer der alte Ausspruch: „Aus Afrika kommt immer etwas Neues", vorausgesetzt, daß der reisende Berichterstatter im Vollbesitz aller der Kunde ist, die bisher von dem alten Wunderlande bekannt geworden. Diese Eigenschaft besitzt Brugsch in anerkannt hohem Grade.

Brugsch ist die modernste ägyptologische Celebrität, und gedenkt man der Art, wie und in welchem Alter er seine ägyptischen Studien angefangen, so wird man versucht, ihn selbst für eine Art ägyptisches Wunder zu halten. Es mag daher in d. Bl. nicht unangemessen erscheinen, hier an die freilich etwas verspätete Besprechung von Brugsch's „Reiseberichten aus Aegypten" mit einem Rückblick auf die Anfänge seiner Studien eine Uebersicht seiner wichtigsten Arbeiten zu knüpfen, welche bisher als Früchte seiner Reise nach Aegypten bereits erschienen oder in nächster Zukunft zu erwarten sind.*)

Die ägyptische Antiquitätensammlung, welche jetzt den am meisten geordneten Theil des Neuen Museums in Berlin bildet, war, ehe sie nach ihrem jetzigen Ort verlegt wurde, in dem königlichen Garten Monbijou. Die lichten, niedrigen Fenster, die breiten Glasthüren des treibhausartigen Pavillons gestatteten von allen Seiten die Ansicht der hier aufbewahrten Curiositäten. Für Brugsch, dessen Aeltern in der Nähe dieses Gartens wohnten, hatte die Betrachtung derselben den unwiderstehlichsten Reiz. Die ungewöhnlichen Geräthe, die morschen Mumien, die kolossalen Steinsärge, vor allem die räthselhafte Bilderschrift der Hieroglyphen schienen einen eigenen Zauber auf den Knaben und heranwachsenden Jüngling zu üben, der am liebsten hier die wenige Muße,

*) Soeben erst kam uns ein Prospect mit der Anzeige zu, daß ein neues Werk von Heinrich Brugsch: „Die Geographie des alten Aegyptens und der anliegenden Länder besonders Palästinas" (in zwei Bänden und mit 80 Tafeln) künftigen Herbst in der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig erscheinen wird. D. Red.

die ihm die Schularbeiten übrigließen, mit Vergleichen und Nachzeichnen zubrachte. Diese auffällig hervortretende Neigung wurde von Passalaqua, dem Director der Sammlung, auf das freundlichste unterstützt, und Brugsch war schon früh im Stande, hieroglyphische Schriften mit ziemlicher Sicherheit zu lesen.

Bereits als Schüler des Gymnasiums, in seinem neunzehnten Jahre, hatte Brugsch 1848 ein kleines Werkchen: „Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata", in autographischem Zinkdruck herausgegeben und darin Ansichten ausgesprochen, die von den bisherigen über das Wesen und die Eigenthümlichkeit der demotischen Schrift, namentlich von denen des französischen Akademikers de Saulcy abwichen. Brugsch hatte das Glück, in dem Patriarchen der Wissenschaft, in Alexander von Humboldt seinen Mäcen zu finden, der ihn nicht blos durch leutseliges, belehrendes Wort gehoben und ermuntert, durch Empfehlung gefördert, sondern auch thatsächlich unterstützt und namentlich die Herausgabe der erwähnten Schrift auf eigene Kosten veranstaltet hat. Vor Brugsch waren im Allgemeinen von der demotischen Schrift und dem demotischen Dialekt, der sich in dem tausendjährigen Zeitraum von 700 v. bis 300 n. Chr. entwickelt und in lebendigem Gebrauch erhalten hatte, wenig mehr als einzelne Eigennamen und Wortgruppen bekannt, und nicht einmal das Schriftsystem klar, geschweige denn das Verhältniß dieses Idioms zum ältern hieratischen und spätern koptischen Dialekt. Die Arbeit deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns, wie gewöhnlich von der behaglichen Facultätsweisheit der Heimat unbeachtet, fand im Auslande, namentlich in Frankreich, ehrenvolle Anerkennung. Infolge dessen vermittelte Alexander von Humboldt dem jugendlichen Forscher die nachhaltigste Gnade seines Königs, die ihm den Besuch der ägyptischen Museen in Frankreich und England und endlich auch die Reise nach Aegypten möglich machte, über die uns gegenwärtig die Berichte vorliegen.

Durchglüht von Begeisterung für den Gegenstand seines Studiums, für welches er mit einem eigenen intuitiven Verstande, mit einem vorfühlenden Divinationsvermögen begabt scheint, voll Pietät und Gewissenspflicht, der ihm zutheil gewordenen königlichen Huld würdig zu entsprechen, vorbereitet und ausgerüstet mit gründlichster, das ganze Gebiet der ägyptischen Literatur und Archäologie umfassender Gelehrsamkeit, mit dem beharrlichsten Fleiße des Sammlers, der dem scheinbar Unbedeutenden dieselbe Sorgfalt und Liebe wie dem Wichtigsten zuwendet, mit dem Talente, den aufgehäuften Stoff zu bewältigen und zu ordnen, reiste Brugsch mit der Aufgabe, „die altägyptischen Inschriften in den noch erhaltenen Gräbern und Tempeln des Nilthals zu studiren und zu sammeln, um durch geeignete Publication den archäologischen Untersuchungen auf diesem Felde ein weiteres Material zu gewähren". Er bemerkt ausdrücklich, das Ziel der Wanderung sei nicht das jetzige Aegypten und sein Araberthum gewesen, sondern das alte monumentale Nilthal in den Zeiten und Zuständen, für welche die Geschichte bereits das Gedächtniß verloren zu haben scheint. Gleichwol markirt er sehr geschickt die grellen Contraste, welche die moderne heutige Staffage des alten Nilthals zu den erhabenen Resten des Alterthums bildet. Lebensvolle Schilderungen heutiger Zustände und Naturscenen wechseln passend und geschickt mit Heiterkeit und Humor in den überall klaren und einfachen Berichten einer eigentlich antiquarischen Gelehrtenreise.

„Thränen im Auge" begrüßte Brugsch nach der Ueberfahrt von Triest „das Land seiner Träume",..... „es war ja der Boden, wo man einst demotisch sprach und schrieb", — und die glücklichsten Umstände begünstigten die erfolgreichsten Studien. In Alexandrien boten die aufgegrabenen Fundamente der weltberühmten Bibliothek die erste Gelegenheit zu antiquarischen Untersuchungen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst und einem Ausfluge zu den Natronseen und dem Kloster der Heiligen Jungfrau der Syrer in der libyschen Wüste (letzterer ist in der „Wanderung nach den Natronseen" ausführlich geschildert) wird Kairo die Station eines längern Aufenthalts. Von hier aus werden wiederholte Wanderungen zu den Ruinen von Memphis, nach den Pyramidenfeldern von Gizeh, Saqara und nach dem Serapeum unternommen.

Das Serapeum, eins der großartigsten Ruinenfelder eines dem Apis geweihten Tempels war kurz zuvor durch den französischen Archäologen Mariette entdeckt und die ganze Verehrungsstätte des hochgefeierten Apisstiers zutage gelegt worden. Selbst Lepsius hatte noch die ganze Localität in seinem Plane der Pyramiden von Saqara nur als einen Hügeldamm angedeutet, ohne zu ahnen, welch ein Schatz von Monumenten, von hieroglyphischen und demotischen Inschriften unter demselben verborgen lag. Mariette, der sich bei dem Dorfe Abusir aus den alten Kalk- und Backsteinen des Apistempels ein bequemes Wohngebäude aufgeführt, um den von ihm geleiteten Ausgrabungen stets persönlich nahe zu sein, fand in unserm Reisenden den willkommensten Mitarbeiter, und so ward Brugsch der Erste, der die Wichtigkeit dieser Entdeckung erkannte und ihre bedeutsamen Resultate hervorhob. Als das wichtigste erscheint bis jetzt die Regulirung der gelehrten Streitfrage über die fünfundzwanzigjährige Apisperiode und der Beweis, daß der Serapiscultus, den man nach Plutarch erst in der Zeit der Ptolemäer aufgekommen glaubte, uralt sei, indem bereits Ramses II. (um 1350 v. Chr.) diesen göttlichen Ochsen verehrt habe.

Auf dem gegenüberliegenden rechten Nilufer werden die Ruinen von Heliopolis besucht, Inschriften copirt in der Uebersetzung mitgetheilt und dabei die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Nachgrabungen bei dem nahen Dorfe Materieh den Sonnentempel zutage fördern würden, der sicher besser erhalten sein dürfte als das nur aus Kalkstein erbaute Serapeum.

In wohlthuendem Wechsel folgt diesen gelehrten, antiquarischen Materien eine heitere Schilderung der hei

igen koptischen und armenischen Christen, eine naturreue Beschreibung des Chamsin, und dann treten wir wieder nitten in die Ruinen des alten Memphis, wo uns der Konolithenkoloß Ramses' II. als identisch mit Sesostris orgestellt wird. Nächstdem wird darauf hingewiesen, aß der südliche Theil von Memphis, den König Menes urch Wälle und Abdämmung des Nil gewann, die ktropolis der Stadt gewesen, und daß hier auch der Tempel des Phtha oder des Hephästos zu suchen sei, velcher als urältester Reichstempel bei den Aegyptern ı höchstem Ansehen stand. Brugsch's Untersuchungen aben die „treue Ueberlieferung" Herodot's bestätigt, daß Psammetich I. dem Phtha die südlichen Propyläen des Tempels zu Memphis erbaut habe, dagegen die bisherige pronologische Annahme wesentlich erschüttert, welche Psammetich I. in die sechsundzwanzigste Dynastie rangirt. Nach Brugsch ist dieser Pharao nicht ein Enkel des Königs Neko, sondern vielmehr sein Vater.

In gleicher Weise werden überall die werthvollsten Resultate für Geschichte, Chronologie, Geographie, Culturzustände, Völkerkunde herausgestellt. Lichtenberg schrieb inst an Georg Forster, er habe einmal in einem Feenmärchen gelesen, ein Held reise und unter der Erde reise hm beständig ein Schatz nach, wohin er auch gehe. Bedarf der reisende Held etwas, so pocht er nur leise n die Erde und der Schatz steht still und öffnet sich hm. Brugsch erscheint auf seiner ganzen Tour wie jener lückliche Reisende in der Feenwelt. Wo und wie auch mmer Gelehrsamkeit, Fleiß und Eigennutz den Boden hon vor ihm durchwühlt, Inschriften und Denkmale ppirt, sein Stab berührt den Boden, die Wand, — nd der gebannte Schatz bietet seiner Forschung neuen Reichthum.

So geht die Reise von Kairo am 13. September uf einer Barke den Nil aufwärts nach Oberägypten bis u den Katarakten von Philä und von hier wieder stromabwärts nach Kairo. Mittelägypten, obwol schon öfter on Antiquaren und Archäologen besucht, bot noch mmer sehr werthvolle Ausbeute, aber je weiter man den Nil aufwärts kommt, desto jünger werden die Denkmale, ie in ihrer Gesammtheit auf beiden Ufern des Nil in nterhaltender und lehrreicher Weise vorgeführt werden. Wir müssen es uns versagen, in die Fülle des Details inzugehen, und können keine Einzelheiten von historischem Werthe hervorheben, welche die Denkmale von Beni-Hassan, Abydos, Dendyra, Karnak, Luqsor, Edfu, Ombos und von andern Localitäten darboten.

Und bei aller Hingebung an das Studium der todten, verwitterten Steinmale des Alterthums blieb der heitere Sinn des jugendlichen Reisenden auch für das blühende Leben der Gegenwart offen und empfänglich. Hören wir ihn nach einem Tage angestrengter Arbeit und Angst. Die Barke war mehrmals auf Sandbänke aufgestoßen und hatte ein starkes Leck bekommen, der größte Theil des Proviants war verdorben, doch der wissenschaftliche Apparat glücklicherweise gerettet.

Um meinen Leuten Ruhe nach der Anstrengung zu gönnen, blieb ich die folgende Nacht bei der Stadt liegen und genoß mit Frohsinn und Heiterkeit, unter Palmen, eines himmlischen Abends. Ein Abend ist hier wie der andere; das Schauspiel vor einer Stadt, wo gehalten wird, stets dasselbe, und nur die Stimmung des Gemüths läßt uns die Freude daran heute vielleicht mehr und inniger empfinden als morgen; ein trüber Seelenspiegel verzerrt die schönsten Bilder der Außenwelt. Die Luft ist lau und mild, der Abendwind bewegt leise die Kronen der Palmen, die gegenwärtig mit schimmernden Datteln reich beladen sind. Die Töchter der Stadt, nur in ein weites dunkelblaues Gewand gehüllt, mit Hals- und Armspangen und Fingerringen bis zum Ueberfluß geschmückt, kommen mit Krügen auf dem Kopfe, um Wasser zu schöpfen, wobei sie hurtig beim Anblick eines Fremden ihr Antlitz verhüllen. Da geht der Mond in vollem Scheine auf, die große Fläche des Nil, „des Meeres", wie ihn die Araber nennen, spiegelt seine glanzvolle Scheibe in tausend Strahlen wieder, und ein neues Bild belebt die Landschaft, über welche eine tiefe Ruhe und Stille ausgebreitet ist. Die Eingeborenen empfinden nichts von den Vorzügen ihres Klimas. Während ich in dem Anblick einer schönen Palme versunken war, bemerkte ein Araber: „Ya hawageh ala kul nakhle sitteïn para el miri" (O Herr, für jede Palme 60 Para Steuer!) (etwa 2½ Ngr.). Das ist seine Poesie von der Palme.

Diese lautere, reinmenschliche Stimmung spricht sich auch mitten in den Todtengräbern aus. Brugsch sagt bei den Gräbern von Beni-Hassan:

Ich muß gestehen, daß mich die schönen Formen dieser hochberühmten Gräber, welche aus den eckigen, bröcklichen Massen des Felsens wie Perlen aus der Muschelschale hervortreten, ungemein überrascht haben, da sie alle Beschreibungen von Reisenden, alle Abbildungen weit hinter sich zurücklassen. Die Einfachheit und Harmonie im Baustil dieser Grotten, welche auch in architektonischer Beziehung eine gerechte Berühmtheit erlangt haben, gibt einen hohen Begriff von der Vollkommenheit der ägyptischen Baukunst zur Zeit der zwölften Dynastie, einer der blühendsten in der ganzen Pharaonengeschichte. Während die ältesten Denkmale der ägyptischen Baukunst, die Pyramiden, durch ihre gigantische Steinmasse, welche den Boden, worauf wir stehen, fast zu erdrücken scheint, in uns ein peinliches, unheimliches Gefühl hervorrufen — ist es doch, als ob eine magische, übermenschliche Kraft sie aufgethürmt habe —, so ist der Eindruck der Felsengräber von Beni-Hassan ein wohlthuender und erfreuender. Ernst und feierlich stimmen sie das Gemüth und erfüllen als Grabkapellen vollständig den Zweck, dem sie zu dienen haben. Die Pyramiden verlassen wir mit Staunen, von den Grotten von Beni-Hassan nehmen wir mit gerechter Bewunderung Abschied.

Die „Reiseberichte" sind im Wesentlichen aus den einzelnen an Ort und Stelle nach der Heimat geschriebenen Briefen entstanden. Sie haben den Farbenschmelz frischer Schilderungen der Erlebnisse eines jungen Gelehrten, der seine Festtage an jedem Denkmale feierte, welches ihm neue lehrreiche Bilder und Inschriften darbot. Sie bilden ein würdiges Seitenstück zu den Briefen von Lepsius und emendiren und ergänzen dieselben an nicht wenigen Stellen, obschon Brugsch aus dem Nilbett nicht weiter herausgekommen ist. Besondere Anerkennung verdient die reiche Mittheilung von Uebersetzungen der wichtigsten Inschriften, wodurch die allerdings nur meist für den großen Leserkreis ägyptologischer Laien geschriebenen Berichte auch für den professionirten Fachgelehrten von bedeutendem Werth sind, dem es nicht so leicht vergönnt ist, die kostspieligen Werke zu erlangen,

welche die ägyptischen Studien zu einer theuern Wissenschaft weniger Erwählten gemacht haben. Daß indeß diese Freigebigkeit in den Berichten der größte und dankenswertheste Vorzug unsers Reisenden sei, möchten wir nicht behaupten. Wer viel hat, gibt viel, und es ist viel mehr bewundernswerth, wie viel der jugendliche Mann allein, ohne irgend einen hülfreichen Beistand in der kurzen Frist eines einzigen Jahres gesammelt und für andere Arbeiten zurückgelegt hat, welche die eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen enthalten sollten.

Die nächste dieser Arbeiten war das „Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique". Es gibt eine historische Uebersicht über die technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten zu der demotischen Grammatik, deren Herstellung nur durch die dankenswerthesten Anstrengungen der Verlagshandlung möglich geworden ist. Das „Mémoire" ist ein Vorläufer der „Grammaire", die in vieler Beziehung reicher ist als die „Grammaire égyptienne" Champollion's für das Hieroglyphische. Die demotische Sprache, ein Mittelglied zwischen dem Hieroglyphischen und dem Koptischen, enthält viele Wörter aus den Hieroglyphen, die in dem Koptischen gar nicht mehr vorkommen, andererseits auch wieder viele koptische Wörter, die im Hieroglyphischen nicht mehr vorhanden sind. Ihr grammatischer Bau ist bei weitem vollkommener als der der hieroglyphischen Sprache und die Schriftzeichen sind tachygraphisch aus den Hieroglyphen abgeleitet, wie auf drei Tafeln übersichtlich veranschaulicht wird. Die Schriftzeichen selbst sind theils phonetisch, theils ideographisch. Erstere begreifen in wechselnden Formen die 17 Laute des ägyptischen Alphabets und etwa 50 Silbenzeichen, während die Zahl der ideographischen Bilderzeichen ungleich größer ist. Sie beginnt mit den üblichsten Figuren und Zeichen, enthält ferner die signes déterminatifs de genre et d'espèce mit einem lexikalischen Reichthum an Beispielen und schließt mit den ideographischen Zahlzeichen. Den grammatischen Flexionen und Formen des Demotischen sind stets die entsprechenden des Koptischen zur Seite gestellt und in der Entwickelung der Sprache und Schrift drei Perioden unterschieden worden. Alle diese Uebergänge sind in einer reichen Anzahl correct und sauber lithographirter Tafeln zur augenfälligen Vergleichung gestellt.

Minder glücklich war dagegen Brugsch mit der Herausgabe seiner „Monuments de l'Égypte". Dieselben sollten bei dem Besitzer der vortrefflichen Officin von Eduard Hänel erscheinen. An 300 Tafeln in Großfolio sollten in fünf Abtheilungen zu einem Bilderatlas vereint werden, der mit der Uebersetzung der wichtigsten Inschriften und den nöthigen Erläuterungen in einem zusammenhängenden Text über die astronomische, geographische, mythologische, staats- und culturgeschichtliche Kunde des alten Wunderlandes neues Licht verbreiten sollte. Einige vierzig Tafeln, welche die ganze astronomische Abtheilung des Werks umfassen, waren mit zugehörigem Text in etwa acht Foliobogen bereits im December 1854 im Druck vollendet, als bei dem geschäftlichen Unfall der Verlagshandlung die Herausgabe dermaßen ins Stocken gerieth, daß selbst die bereits gedruckten zahlreichen Tafeln bis heute noch nicht in den Buchhandel gelangen konnten.

Für dieses Misgeschick, das den jungen Forscher in mehr als einer Rücksicht sehr hart berührte, wurde ihm durch Zufall von einem durch Berlin reisenden Engländer, Namens Stobart, eine freundliche Vergütung. Letzterer hatte auf einer Reise in Aegypten vier Holztafeln erworben, die auf beiden Seiten eng beschrieben waren. Er hatte sie als Curiosum gekauft, ohne ihren Werth zu kennen. Brugsch erkannte, daß sie in demotischer Schrift ein Verzeichniß von nahe an 1000 Planetenbeobachtungen enthalten, in denen ein ägyptischer Astronom aus den Zeiten Hadrian's den Eintritt der fünf Planeten in die Zeichen des Thierkreises während 20 Jahre genau verzeichnet hatte. Die „Nouvelles recherches" enthalten diese Tafeln, ihre Uebersetzung und Erläuterung. Diese Arbeit wurde in allen Theilen durch die astronomische Berechnung auf der Sternwarte in Greenwich bestätigt und durch Biot in Paris in ihrer Wichtigkeit anerkannt. Neuerdings hat diese Arbeit in einer Abhandlung des französischen Akademikers de Rougé die verdienteste Anerkennung gefunden.

Neben dieser Arbeit über Beobachtungen von Himmelserscheinungen blieb die Arbeitslust Brugsch's auch terrestrischen Untersuchungen zugewandt. Sie betreffen vorzugsweise die Herstellung einer Geographie des alten Aegypten nach der Eintheilung in Nomen und der Nachbarländer, besonders Palästinas, vorzugsweise nach dem Material, welches die Denkmäler darbieten. Brugsch will für diese Arbeit eine Fülle bisher kaum geahnten Materials besitzen und benutzen, sodaß dieselbe zwei Bände mit mehr als 80 Tafeln nebst Karten umfassen und hoffentlich in kurzem erscheinen wird.

Erinnert man sich neben diesen Arbeiten eines Einzelnen auch derjenigen von Lepsius, Rosellini, Wilkinson, Bunsen, Mariette, de Rougé, Birch u. A., so kann man sich der wissenschaftlichen Hoffnung hingeben, daß Aegypten nunmehr erst eine Quelle geschichtlicher Kenntnisse zu werden beginnt, und daß es den Charakter eines räthselhaften Curiosums immer mehr ablegt.

Julius Loewenberg.

Zwei östreichische Volksdichter.

1. Gedichte von Franz Stelzhamer. Stuttgart, Cotta. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man sollte meinen, es müsse in Deutschland, seiner Volks- und Landesart entsprechend, von Volksdichtern wimmeln — und seltsam! kaum zählen wir ein paar von entschiedener Begabung. Wie reich ist in dieser Hinsicht die erste Culturperiode des Nordens, wie reich selbst noch das sang- und klangvolle Mittelalter! Welch eine Zahl von Volksdichtern weist allein Skandinavien auf vom ältesten Skalden Ulfurhinn Durgi an! welch eine Reihe von Runolainen bei den Finnen (Runo be-

deutet Gesang, Gedicht), von Barden bei den Celten, von Minstrels in England während der normannischen Glanzperiode! welch eine Armee von Troubadours im südlichen Frankreich, von Trouvères in den nördlichen Provinzen! Wer kennt nicht den großen Einfluß, den unsere Minne- und Meistersänger auf das deutsche Volkslied ausübten? Wie steht es jetzt dagegen? Ist die volksthümliche Ursprünglichkeit durch Vermischung mit französischer Sitte und alberner Modethorheit wirklich schon soweit verwischt worden, ist die einst so kerngesunde deutsche Kraft wirklich so ganz und gar heruntergekommen, daß in allen Gauen das Geräusche der Rieseneichen keinen Sohn des Volks mehr zu poetischen Klängen zu begeistern vermag? Zweifelsohne, alle Poesie ist aus dem Volksleben hervorgewachsen; diese einfachen Lieder und Weisen waren damals die Wiege des noch unschuldigen Zeitgeistes; heutzutage sitzt er mit goldglühenden Augen auf dem Dampfroß der Locomotive, ihr Gebrause, Geschnarre und Gerassel ist das dämonische Volkslied des 19. Jahrhunderts! So ändern sich die Zeiten. Es ist fast unbegreiflich, wie in solch raffinirter Zeit eine durch ihre Erscheinungsweise und Lebensart an das Minstrelthum mahnende Gestalt mitten im hypercivilisirten Europa auftauchen konnte. Diese originelle, naturwüchsige, dem Kern eines noch unverdorbenen Gebirgsvolks entsprossene Gestalt ist Franz Stelzhamer.

Wir wollen zum Belege dieses Ausspruchs einige Worte über den Volksdichter vorausschicken, ehe wir zur Besprechung seines Werks schreiten. Er stammt aus Piesenham, einem unbedeutenden Dorfe des freundlichen östreichischen Gebirgslandes ob der Enns. Weit und breit wird er in den dortigen Thälern nicht anders genannt als „dá Franz von Piesenham“. Er zeigte bald einen lichten, offenen Kopf. Seine Aeltern, ganz einfache, schlichte Bauersleute, hätten es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, sehr gern gesehen, daß Franz den geistlichen Stand erwähle. Er überwand seinen Widerwillen seiner Mutter zuliebe und begab sich in das Seminarium zu Linz, um die erfoderlichen theologischen Studien zu machen. Jedoch je näher die Einweihung heranrückte, desto größer wurde sein Abscheu gegen die schwarze Pfaffenkutte, und siehe da, eines schönen Morgens war der junge Vogel aus den Klostermauern entflohen. Im ersten Kraftgefühl seiner kühn wiedereroberten Freiheit schlug er, wie eine Frühlingslerche aufjubelnd, aus voller Brust jene Lieder an, die im Herzen des Volks tief einwurzelten und durch den poetischen Sinn dieser Gebirgsbauern zu immer neuen Knospenbildungen getrieben wurden. So durchzog er, die Zither unterm Arm, vielleicht der letzte Minnesänger, jahrelang die schönen heimatlichen Thäler, von Dorf zu Dorf, von Schenke zu Schenke; jede Thüre stand ihm offen, jedes Kind lief ihm entgegen, um den stets willkommenen Gast den Aeltern heimzuführen. Dadurch wurde „dá Franz von Piesenham“ so außerordentlich populär, daß eine ganze eigenthümliche kurzabgerundete Gattung des obderennsschen Volksliedes nach ihm benannt wurde. Wo jetzt beim Becherklange oder Tanze zum Gelispel der Zither ein saft- und kraftvolles Lied erschallt, nennen es die Bauern einen „Stelzhamer“, mag es auch wer immer gemacht haben. Als erklärter Liebling des Volks durfte er auf keiner Hochzeit fehlen; es wußte aber auch kein Zweiter die Herzen so im Strome der Heiterkeit schwimmen zu machen als er: was dem Magyaren in der Pußta die Zigeunerfidel ist, das ist dem obderennsschen Gebirgsbauer Stelzhamer's Lied zur Zither. So kam er endlich auch auf seinen echt romantischen Fahrten nach Wien, wo ihn unter Andern Nikolaus Lenau sehr freundlich aufnahm. Die bekannte Gemüthlichkeit der Wiener öffnete dem Natursohn die ersten Häuser und er trug ebenso ungenirt in den elegantesten Salons wie daheim in den Dorfkneipen seine Lieder vor. Jedoch selbst der größte Beifall fesselt ihn nicht lange an einen Ort; so ist er bald in Wien, bald in Oberöstreich, bald im bairischen Hochgebirg, bald in München, ein echter Troubadour! Er hat viele Nachahmer gefunden, wie Castelli, J. G. Seidl, Baron von Klesheim u. A.; der bedeutendste darunter dürfte wol Kaltenbrunner sein. Was jedoch bei Stelzhamer der reinste, unmittelbar hervorquellende Naturton ist, der schon aus der Brust des Bauerknaben, während er Ziegen oder Gänse hütete, erscholl, das ist bei den genannten Dichtern in östreichischer Mundart mehr oder weniger gemacht. Ein Sänger des Volks muß auch ein Sohn des Volks sein; dies bewährte sich in einer andern Art auch bei Adalbert Stifter, dem Freunde und Landsmann Stelzhamer's; der eigenthümliche Reiz seiner „Studien“ steckt in formeller Hinsicht nirgends anders als in dem volksthümlichen Anstrich seiner breitspurigen Prosa, mit ununterbrochener Anwendung des Plusquamperfectums. Stifter wäre zehn mal leichter nachzuahmen als Stelzhamer, wenn nicht, zur Warnung aller jüngern Dichter sei es gesagt, auf aller Nachahmung der Fluch der Muse läge.

Wir glauben zum bessern Verständniß der Stelzhamer'schen Gedichtsammlung für norddeutsche Leser das Meiste beitragen zu können, wenn wir folgende Stelle der Vorrede entlehnen:

Ein Dialekt- oder sogenannter moderner Volksdichter, je sentimentaler, desto unwahrer — das gelte dem städtischen Leser zur Richtschnur. Der Volksmann braucht sie nicht von mir, der trägt sie in sich und verschließt vor weichteigigem Zeug hartnäckig sein Herz. Aber er verschließt es auch vor Anderm: Maurus Lindermaier z. B., der Vortreffliche, drang nur in die studirte Schichte, das eigentliche Volk ließ er unberührt. Er war nur mit seiner Sprache im Volk geblieben, mit seiner Denkungsart, mit seiner Empfindungsweise war er daraus gewichen, er hatte sich nach damaliger Zeit emancipirt und — war nicht mehr der Seinige. Unsere Neuern — doch der Leser hat seine Richtschnur, darum genug! Das ai wird wie das französische oi gelesen, z. B. Laid, Load; das bezeichnete á klingt hell, offen, das unbezeichnete dumpf, breit, dem o sich nähernd.

Das zur Erleichterung für Nichtöstreicher beigefügte „Idioticum“, welches sich nicht „rückwärts“, wie der Verfasser sagt, sondern am Schlusse des Buchs befindet, wird sich Stelzhamer wol bequemen müssen, um die

Hälfte zu erweitern, wenn er seinen Gedichten in Norddeutschland zu allgemeinerer Verbreitung Bahn brechen will. Woher soll z. B. ein Preuße oder Sachse wissen, daß „grawaugat" grauaugig bedeute? Es wimmelt von Worten im Buche, die den Bewohnern der Rhein- und Elbufer Hieroglyphen sind; kann sie der Leser nicht mit Hülfe des „Idioticum" entziffern, so wirft er das Buch unwillig beiseite. Nicht blos Religionen haben ihre geographischen Grenzen, auch Bücher und Zeitungen.

Die erste Abtheilung des starken, schön ausgestatteten Bandes enthält einen Cyklus von Liedern in obderennsischer Volksmundart. Hier ist Stelzhamer ganz in seinem Element, wie der Vogel in der Luft. Viele dieser Gedichte sind in ihrer ursprünglichen Naivetät, in ihrer Entfaltung einer kerngesunden, fast antiken Weltanschauung wahre Meisterstücke zu nennen. Das Menschliche ist ihr Grundinhalt. Wenige Volkssänger haben durch Anwendung der äußersten Gegensätze eine so schlagende Wirkung augenblicklich hervorzurufen gewußt wie „dá Franz von Piesenham". Wer des Dialekts nicht ganz mächtig ist, erlaube sich kein Urtheil hierüber. Man höre zum Exempel die zwei höchst originellen Liedchen:

Dá schen Bue.

Und weil i schan worn bi
Á Kerl soviel schen,
Na, so wieri ains thain,
Und wir heiráthen gehn;
Und suech már dö Schenste
Fünf Stund in án Krais:
I brauch nix als viel Glück
Und schen's Wöder áf d'Rais.

Dá grüen Kefá.

Dá grüen Kefá liegt spat und früe
In dá raothen Öpfelblüe,
's Keferl liegt á dánöbn —
Das is á Löbn!

Mi und mein Dorathe
Schaidt *) das graoß Atáfee,
Kemmán á schwerli zamm,
Weil má nix ham.

Ueberhaupt ist der Verfasser im erotischen Volkslied äußerst glücklich. Von der ersten leisesten Regung zweier sich magnetisch anziehenden Herzen bis hinauf zum Zusammenblitzen zweier glühenden Leidenschaften weiß der Dichter alle dazwischen liegenden Sprossen der Amorsleiter taschenspielerartig hervorzuzaubern. Es spiegelt sich darin das frische blühende Leben dieser Gebirgsburschen und Mädels so klar wie in einer Felsenquelle ab. Einzelne Vergleiche sind köstlich, z. B.:

Wie sö in Früeling
Dá Kerschbám voráth,
So voráth sö á Liebschaft,
Má treibt's nu so stád. **)

Oder:

Dnettá. (Just, genau auf ein Haar.)

So dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
I bogögn dár áf d'Nacht
Und du mir in dá Frue.

Und so dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
Du volangstá kain'n Fried,
Und i laß dá kai Rue.

Und so dnettá geht's zsamm
Und so dnettá troiffts zue:
Daß du á Dirndl bist
Und i á Bue.

Und wögn den — so dnettá
Da sán má bonand *),
Und á wögn den — so dnettá
Bringt üs nix vonand.

Das sogenannte Techtlmechtl ist in dem Gedichte „Zwischen dá Liechtn" vortrefflich angedeutet. Nicht minder gut sind in ihrer Art „Öllweil lieber", die Liebe zum Leben alternder Leute zeichnend; „Bauernstolz", das hohe Selbstbewußtsein reicher Bauern schildernd, und „Ö ná gehn!", worin ein Prahlhans höchst gelungen silhouettirt wird. Dagegen scheint uns das Gedicht „Dá Fäullenzl" trotz der feinen Charakteristik viel zu lang zu sein. Ueberhaupt befinden sich in dieser Abtheilung einige Productionen, an welchen dieser Fehler zu rügen ist. In dem Schlußgedichte „Dá Vader is haimkemmá" feiert das Echtmenschliche der Vaterliebe in schlichten volksthümlichen Versen einen Triumph. Man höre die Schlußstrophe:

Und aft fáht 'n **) Vadern
Án Jed's umán Hals,
Hau — i waiß's nu vo mein'n her —
Dá Vader is Alls!

Dieses rührend schöne Gedicht hat eine Art von Epilog, aus dem wir unsern Lesern wenigstens einige sehr gelungene Strophen zum besten geben wollen, da wir es seiner Länge wegen nicht ganz citiren können:

Und iezt sag' i dir was,
Und da paß fein guet auf,
Ebbá daß dá wohl taugt
Für dein'n Löbenslauf:

Á Brunn ahne Wasser,
Á Wasser ahne Bruck,
Und á Haus ahne Dachung
— Drei traurige Stuck!

Á Halm ahne Aehern,
Á Braut ahne Ring,
Und á Stock ahne Raosen
— Drei traurige Ding!

Awa traurigá drei mal
Als das, glaub más gwiß,
Is á traurigs Paar Oeltern,
Den 's Kind gstorben is!

In der zweiten Abtheilung finden wir „Aeltere Lie-

*) trennt.
**) still, heimlich.

*) sind wir beieinander.
**) fällt dem.

der in obderennsischer Volksmundart, verdeutscht vom Verfasser". Auf die Uebertragung derselben ins Hochdeutsche bezieht sich in der Vorrede folgende Stelle:

Bezüglich des Versuchs, einige meiner ältern Dialektlieder zu verdeutschen, um sie auch dem außeröstreichischen Leser zugänglich zu machen, habe ich nur zu bemerken, daß dieser Versuch weiter nichts ist als an die Verehrer und gründlichen Kenner der Originale die ergebene Frage: Soll ich darin standhaft fortfahren oder augenblicklich davon ablassen?

Wir antworten auf diese Frage mit Ja und mit Nein. Wir sagen Ja! wenn Stelzhamer keine andere Absicht damit verbindet als die eben selbstausgesprochene, das Buch dadurch allen Nichtöstreichern mundgerecht zu machen; wir sagen Nein! wenn der Verfasser sich dem süßen Glauben hingibt, mit diesen Verdeutschungen auch nur entfernt die Originale zu erreichen. Er misdeute diesen etwas herben Ausspruch nicht; der darin versteckte Vorwurf trifft ihn nicht direct; denn, offen gestanden, wir halten es für eine Unmöglichkeit. Der eigene Reiz des Volksdialekts ist durch nichts zu ersetzen. Die Originale ziehen, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, federleicht in paradiesischer Unschuld an uns vorüber, die Uebertragungen ins Hochdeutsche schreiten genirt von dem zu engen Gewande gravitätisch ängstlich einher, oder stolpern gar über die zu faltenreiche Schleppe. Der Verfasser theilt wahrscheinlich diese Ansicht nicht — er denke nach Belieben; scheint er doch im Allgemeinen von der Kritik nicht viel zu halten. Dies beweisen uns außer Seite 172 noch die ominösen Schlußstrophen jenes langen Gedichts „Musa ruralis" („s' Waldfräuerl"), worin er der Welt berichtet, wie er schon als Hirtenknabe im freien Schöpfungsrund ein Dichter geworden sei; sie lauten:

Die Gänse waren verloren,
Der Vater hat dem Sohn
Dafür das Köpfchen geschoren,
Das war sein Musenlohn.

Und seid ihr nicht beff're Vergüter
Nun meiner Poesie,
Dann säß' ich noch lieber als Hüter
Am Wald rund um — mein Vieh.

Da die Kritik bereits vor Jahren die Originale die Revue passiren ließ, so können wir uns hier kürzer fassen. Wir glauben nicht ungerecht zu sein, wenn wir dem Verfasser den umgekehrten Vorwurf machen, den er in der Einleitung gegen Maurus Lindermaier aussprach, nämlich: Stelzhamer ist mit seiner Denk- und Empfindungsweise dem Volke treu geblieben, ganz und gar treu als echter Sohn des Gebirgs, deshalb wird er nie das Hochdeutsche total beherrschen lernen. Auch spukt dort und da Einiges aus der „studirten Schicht", wie er es nennt, in diesen Uebertragungen umher. So wird z. B. im „Lied der Heumähder" unpassend des Reims halber der Thanatos der Griechen ins Gebiet des Hochdeutschen heraufbeschworen — was wissen Heumähder vom Thanatos? Auch finden sich Verstöße gegen das grammatische Gesetz oder den grammatischen Gebrauch, wie beispielsweise in der überhaupt nicht schön klingenden Strophe:

All deines Herzens Hange
Laß sein dahingestellt,
Bis einst beim Wallfahrtsgange
Ein Hündchen weiß sich gesellt.

Die gelungenste dieser Uebertragungen dürfte wol das kleine nette Liedchen sein: „Die Blümlein", ihrem poetischen Werth nach die besten „Mein Mütterchen" und „Der einsame Mensch", doch sind die trefflichen Originale auch hier keineswegs erreicht. Es dürfte kaum einen Dichter geben, der nicht die Idee des Alleinseins zu einem Klagelied benutzt hätte; dennoch gelang es Stelzhamer, diesem Gedanken eine neue Seite abzugewinnen, ihn, wenn uns der Ausdruck erlaubt wird, zu potenziren. Nachdem dieser unglückliche Einsame über die Schwere alles irdischen Daseins eine Jeremiade gehalten, durchschauert ihn das schreckliche Gefühl, daß er auch im Jenseits ewig einsam sein werde, und dann donnert er zum Schlusse, gleichsam um den Fluch, der auf der Einsamkeit lastet, gewaltsam zu brechen, die Worte vor sich hin:

Geht' es aber mir dort oben
Wie hier unten, ha, dann sei
Von mir selbst mein Selbst zerrissen
Und gemacht aus Einem — Zwei!

Hieran reiht sich: „Liebe, Gedicht in zwei Büchern." Der Verfasser gibt hierüber im Vorwort folgenden Wink: „Es erscheint hier aus längster, tiefster Verborgenheit fast scheu und schüchtern die Aussprühung meiner Jugend, das hochdeutsche Gedicht «Liebe»." Den Hauptinhalt dieser zwei Bücher kann sich wol Jeder denken, sie bilden nämlich eine lange Kette von erotischen Liedern, in denen Sehnsucht, glühende Leidenschaft, Wonne, Schmerz, Wehmuth und Hohn jenen Kreislauf machen, der so alt ist als die Menschheit, die „alte Geschichte, die ewig neu bleibt", um nicht die ganze berühmt gewordene Strophe Heine's zu citiren. Es handelt sich bei solchen Productionen um eine lebendig objective Darstellung trotz der subjectiven Empfindungsweise des Lyrikers; es müssen dadurch dem Leser die Flügelthore der Erinnerung einer selbst in der Jugend durchgekämpften Leidenschaft aufspringen und ihn noch ein mal in das Paradies oder in die Hölle der Gefühlswelt jener längstverrauschten Tage zurückzaubern. Wir nehmen keinen Anstand zu bekennen, daß dies dem Verfasser oft in hohem Grade gelungen sei — Stelzhamer ist ein Mensch, ein ganzer Mensch! Sein Naturell ist beinahe zu gefühlsreich, zu empfänglich für Eindrücke, wogegen eigentlich der Mann mehr gestählt sein sollte; doch man verzeiht ihm das gern, weil er Einen dafür in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens blicken läßt. Selbst in den ersten zarten Frühlingsregungen des sich entspinnenden Verhältnisses ist keine Spur von mondscheinbleicher Sentimentalität zu finden, seine Liebe ist gesund sinnlich vom ersten Augenblick bis zum letzten. Folgendes schöne Gedicht fodert zu einer wörtlichen Mittheilung auf:

Wie die frommen Lämmer weiden
Auf der grünen Frühlingshut,
Also weiden meine beiden
Augen auf dir wohlgemuth.

Und die Lämmer, wo sie gestern
Just ein Blümchen abgepflückt,
Finden heut' von seinen Schwestern
Doppelt reich den Platz geschmückt.

Aus den Augen fiel seit langen
Tagen Ein Blick nur auf mich,
Und es zeigten auf den Wangen
Nur zwei Rosenknospen sich.

Kaum doch hatte ich empfangen
Jenes ersten Blickes Gruß,
Und die Röslein auf den Wangen
Wärmte kaum mein erster Kuß:

Als sie täglich sich vermehrten
Wunderbar von Stund' zu Stund',
Jeder wirbt und bringt Gefährten,
Und so mehret sich der Bund.

Und in diesem Lustgewimmel
Taumelt nun mein Herz herum —
Das war wol dein schönster Himmel,
Hellas! dein Elysium.

Aber wozu dieser reflectirende Sprung auf Hellas? Das ist gesucht. Durch einen ganz einfachen Schluß würde das in formeller Hinsicht abgerundete Gedicht gewiß nur gewonnen haben. Vollendet in der Form sind auch „Arie", „Nur noch ein mal" und „Lied", die Gedichte jedoch, die sich dieses Vorzugs rühmen können, sind leicht zu zählen. Es bleibt uns ein Räthsel, wie ein Dichter, der auf einer Seite die Sprache so gewandt zu biegen weiß, wie in den eben citirten Liedern, auf der andern Seite sich so oft arge Verstöße zuschulden kommen läßt. S. 152 lautet eine Verszeile: „Was wollt' lassen und geben!" S. 260 heißt es: „Weil wohlgefällig sie neigte zu mir." Folgende Strophe ist nicht deutsch, um uns einem anerkannten Dichter gegenüber eines schonenden Ausdrucks zu bedienen:

Donna Mimosa! mürbes Kindlein!
Schalt ich und noch Allerlei,
Da ihr fast, als ich, das Kindlein
Und das Blümlein lieber sei.

S. 250 enthält die unmelodische Zeile: „Daß Bach mit regem Plauschen", ein östreichischer Provinzialismus, der im Hochdeutschen nicht passiren darf. An Bilderschwulst fehlt es auch nicht, z. B. in dem Gedichte „Vision". Eine Verirrung der Phantasie ist das Gedicht auf S. 215; geradezu lächerlich ist der Schluß: „Ich selber bin die Haide" (!!), ein Seitenstück zu jenem: „Mir ist wie einer Abendlandschaft!" was einst ein obscurer östreichischer Lyriker in seiner Bornirtheit gesungen. Der sonderbare Ton, den der Verfasser plötzlich auf S. 255 anschlägt, scheint versteckte Anspielungen auf das Jahr 1848 zu enthalten, Gedankenstriche sind wenigstens genug da. Die Mittelstrophen sind in ihrer epigrammatischen Kürze sehr originell. Erwähnungswürdig sind auch die glühend leidenschaftlichen Ergüsse S. 153, III; S. 163, 164 u. 182, VIII. Ein Gedicht der sonderbarsten Art, tiefernst in seinem Gedankengange, grosartig einfach in der Sprache, heimlich hinweisend auf die nahe Verwandtschaft zwischen Liebe und Selbstmord, wahrlich so seltsam, so urkräftig mahnend, als hätte es der später reifer gewordene Goethe in der Werther-Periode geschrieben, ist Nr. III, S. 232. Die Kürze desselben erlaubt uns, es hier unsern Lesern mitzutheilen:

Urgroß ist Waldesruh!
Ewig rauscht der Baum Dasselbe,
Morgen murrt der Quell wie heut',
Nimmer braust der Sturzbach anders,
Immer rollt der Donner gleich.

Urgroß ist Waldesruh!
Ruhig kann der Baum vermodern
Und verwittern still der Fels;
Unberochen welkt die Blume,
Ungenossen fault die Frucht,
Friedlich kann das Wild verenden,
Ungehindert mag der Mensch
Rauben, morden, dann verzweifeln
Und zuletzt — — —! ja, ja —
Urgroß ist Waldesruh!

So schön auch gegen den Schluß hin im zweiten Buche die Idee ist, daß er in seinem namenlosen Liebesschmerz zum Grabe der theuern Mutter pilgert, um dort Ruhe zu finden, so unpassend endet der ganze Cyklus mit einem lateinischen Choral, den in katholischen Ländern Mönche am Ostersonntag singen. Eher verträgt noch das Drama eine derartige Beimischung einer todten Sprache, die Lyrik nie. Diese lateinischen Brocken sind wol dem Vogel an den Schwanzfedern hängen geblieben, als er die Klostermauern von Linz im Rücken ließ. Uebrigens liegt ein großer Widerspruch darin, einmal den hellenischen Cultus der Venus hochzupreisen, wie in dem Gedichte S. 120, und ein andermal den Klostergerüchen des Mittelalters zu huldigen. Hier wollen wir eine Strophe citiren, die in mehr als einer Hinsicht den von uns bisher ausgesprochenen Tadel rechtfertigt:

Rein, wenn die alte Gäa
So jauchzet himmelwärts,
Ruf' ich nur: Culpa mea!
Und schlage an mein Herz.

Wer hochdeutsch dichten will, muß einen gewissen feinen Takt besitzen; Stelzhamer beweist jedoch oft, daß ihm dieser Takt fehle. Auch können wir den Zweifel nicht unterdrücken, daß sämmtliche hochdeutsche Gedichte eine „Aussprühung" der Stelzhamer'schen Jugend seien; mindestestens dürften die in der Form vollendetern in spätern Jahren umgegossen worden sein. Mehre Gedichte verrathen freilich durchweg eine reifere, männliche Weltanschauung, wie das oben citirte „Urgroß ist Waldesruh!" Noch eine Bemerkung, die vielleicht der Verfasser bei einer zweiten Auflage berücksichtigt. Die wenigen Excurse abgerechnet, welche die Leidenschaft in ihrem Culminationspunkt auf den Streifzügen durch die Wälder macht, wird 175 Seiten hindurch das Thema der Liebe abgehandelt — das ist denn doch für den Leser eine etwas starke Zumuthung. Liebe ist Honig, zu viel Honig widersteht. Nicht der beigemischte „derbe Erdge-

ruch", der „aus dem Liederbuch aufwirbelt", wird den Leser „zu einem allzu grämlichen Urtheilsspruch" verleiten (um des Verfassers eigene Worte aus dem „Schlußreim" zu gebrauchen), sondern die Geduldprobe, auf die ihn der endlose Cyklus erotischer Gesänge stellt, dürfte ihn dazu treiben. Wir geben also dem Verfasser den wohlgemeinten Rath, erstens die Feile noch ein mal sehr sorgsam anzulegen und zweitens ein paar Dutzend der schwächern Lieder ganz zu streichen; dann dürften in ästhetischer Beziehung diese Bücher der Liebe bedeutend gewinnen.

Hierauf folgt ein großes Gedicht in obderennsscher Mundart: „D'Ahnl" (die Großmutter). Stelzhamer betritt damit ein neues Feld; er zeigt sich, unsers Wissens wenigstens, zum ersten male als Epiker. Er verfolgte mit dieser größern Arbeit einen bestimmten Zweck und sagt hierüber in der Einleitung (S. IV):

Es ist dieses Gedicht unter allen meinen Gedichten das einzige, das aus einer Absicht entstanden ist, und hätte den Zweck: das östreichische Volk von der ihm von seinen eigenen Kindern angedichteten Zartfühligkeit, dem beständigen Belächlungsgrund unserer übrigen deutschen Brüder, in etwas frei zu machen. Um diese meine Absicht leichter zu erreichen, wählte ich den ewig und einzig großen Moment von junger Liebe und Ehelichung zweier Leutchen aus der lieben einfachen Landbewohnerschaft. Ich habe gelegentlich schon zwei mal gegen besagte Andichtung geeifert, aber es schien mir das noch immer nicht genug, wenigstens nicht eindringlich, nicht nachdrücklich genug, und ich entschloß mich in dem Gedicht „D'Ahnl" nebst aller andern Kraft auch die ungeschwächte Herzkräftigkeit meines lieben östreichischen Volks breitestens darzulegen.

Wir halten dafür, daß ihm dies mit dem wirklich ganz ausgezeichneten, in seiner Art alleindastehenden Gedichte vollkommen gelungen sei. Es ist uns in hochdeutscher Sprache kein Epos bekannt, daß an prallgliederiger Plastik, an nationaler Lebensfrische und an sprudelnder Originalität sich mit dem Stelzhamer'schen messen könnte. Dieses ländliche Epos hat ein urgesundes Bergvolk gedichtet, und „dá Franz von Piesenham" war der Teniers, der uns das Meisterbild dieser Bauernhochzeit vor das Auge führte. Der einfache Inhalt dürfte, mit Ueberspringung der reizenden Episoden, ungefähr folgender sein: Raosidl (Rosina), die schöne Enkelin der Ahnl, hat ihren „Ehrentag", der auf das festlichste zu gleicher Zeit mit der goldenen Hochzeit der Großältern gefeiert werden soll. Sie hatte sehr willig solange gewartet, lieber gar ihre Hochzeit bis zum Tode der Großmutter, die ihr den Bräutigam gewählt, hinausgeschoben, damit sie dann den Bauernburschen ihrer eigenen Wahl, nämlich den Vetter Hies (Matthias), der Knecht, jedoch nicht im großen Maierhofe ist, heirathen könnte. Hies hat sie bei einem heftigen Gewitter, als der Blitz in ihrer nächsten Nähe in einen Baum fuhr, sodaß Alle glaubten, die wie todt hinstürzende Raosidl wäre erschlagen, durch rasches thätiges Einschreiten und Pflege gerettet. Hies ist jedoch ein Großsprecher und steht daher nicht in der Gunst der Ahnl, sie billigt diese Liebe der einzigen Enkeltochter nicht. Wie gewöhnlich in solchen Fällen in Gebirgsländern, stellt sich auch Hies heimlich in der Dunkelheit der Nacht unter Raosidl's Fenster ein, und sie liebt ihren Retter so innig, daß sie allen Anstand, den sie als reiche Bauerstochter im Gegensatze zu den Mägden zu beobachten hat, beiseite setzt und sich zu ihm in den Garten schleicht. Aber die „Stanz, die rothe Hex'", eine der Raosidl übelgesinnte Magd, die sie beim Fortschleichen belauschte, macht die Verrätherin. Sie weckt die Ahnl, die erbost allen Knechten, die sich den Schlaf erst aus den Augen reiben müssen, befiehlt, unter ihrem Obercommando das verliebte Pärchen gewaltsam zu überfallen und den Hies fortzujagen. Raosidl fühlt sich plötzlich von hinten gepackt, schreit ängstlich: „Jesásmari — Spitzbuem!" Der baumstarke Hies beginnt nun zornig eine Schlägerei und schmeißt die Burschen links und rechts hin, daß sie „umfliegen wie tanzende Strohsäcke". Indessen schließt die Ahnl die zitternde Raosidl in ihre Kammer ein. Hies, dem natürlich schon früher das Gerücht zu Ohren kam, Raosidl sei Braut, wird von nun an bei der Arbeit nachlässig, verbummelt ganze Tage und ergibt sich dem Trunke und Spiele. Drei Wochen darauf stellt d'Ahnl den „Sepp aus dem Baierland" der eingeschüchterten Enkelin dictatorisch als ihren Bräutigam vor, und die unter den Gebirgsbauern übliche Sitte, das Drangeld zu nehmen und den „Leibkauf" zu trinken, wird befolgt. Die Vorbereitungen zu dieser Doppelhochzeit setzen Groß und Klein im ganzen Dorfe in Bewegung. Der Hies, halbtoll vor Eifersucht, läßt sich von den durchziehenden Husaren anwerben, schreit im Wirthshaus: „Auf drei haushohe Räusche, mein' ich, wird das Handgeld wol reichen!" und singt:

Dá Hies, der häds Raosidl gern,
's Raosidl mecht Hiesin wern,
Gá Hies, der bin — i,
Und má Raosidl is — sie.
Juhuhu!

Die Husaren fluchen dazu „Pássámberembdete!" und versprechen dem Hies bei einem Gewaltstreich behülflich zu sein. Nachdem die üblichen Ceremonien in und vor der Kirche vorüber sind, setzt sich der große Festzug, zu dem weit und breit geladene Gäste herbeiströmten, in Bewegung, um im Dorfwirthshaus die endlosen Tafelfreuden zu genießen. Die Musikanten ziehen mit klingendem Spiel voran. Die Husaren, von Hies angestiftet, versperren ihnen den Weg und suchen sie in Händel zu verwickeln. Nur durch das außerordentlich energische Benehmen des Bräutigams wird die momentan gestörte Ordnung des Festzugs sogleich wiederhergestellt, wofür ihm Raosidl den ersten freundlichen Blick zuwirft, denn alle Bauersleute hätten sonst das fatale Ereigniß für ein böses Omen gehalten. Der Bräutigam in seiner echt ländlichen Gutmüthigkeit ruft sogar den Husaren nach, seine Zornaufwallung verwünschend:

Gehts már áf d'Haozát dafür, frei'n Trunk habt's und's Tanzen kost't á nix;
Und ders 'n schensten kann — Mann á Wort! den leih i dö Braut selm.

Nun wird getafelt und gebechert, daß die Tische kra-

chen; der Humor macht sich Luft, Alles überläßt sich jener überschwänglichen Heiterkeit, deren bei solchen Gelegenheiten nur die Söhne des Gebirgs fähig sind. Mehr als Einer jubelt auf:

> I bin á frischá Bue,
> Tanz vo spát bis in d' Frue,
> Tanzen und Weibáleut,
> Das is mein Freud!

Die altgastfreundliche Sitte des Zutrinkens nimmt bei der großen Zahl der Gäste gar kein Ende, ja die Bauersfrauen sind dabei, um den Armen einen guten Tag zu bereiten, noch viel eifriger als die Männer, von denen es heißt:

> D' Mannáleut trinkán wol viel, do nöt holb, was d' Weibá voschleppen —
> D' Weibá, dö hán *) schan áso, wan s' á Freud ham, müeßen sös mitthailn!

Während dieses Zutrinkens, wobei Jeder der Braut Glück wünscht, wird Raosidl von einem Bauernburschen zugeflüstert, daß ihr heute noch ein großer Schreck bevorstehe. Die Braut erblaßt, denn sie denkt sich natürlich, daß Hies in seinem Grolle einen bösen Streich im Sinne führe. Die allgemeine Lust gipfelt sich beim Hereinbrechen der Dämmerung, worauf beim Anzünden der Kerzen eine schöne Apostrophe an das Licht erfolgt:

> Liecht, klains Brüederl von Tag, Dlls schátzt di und bschützt di und putzt di,
> Dlls, was grecht is und schen, nur Wilden und Schlechten bist zwidá!
> Liecht, klains Brüederl von Tag, na, was sagst zú dá Braut? gelt dö gföllt dá!
> Brav, Büeberl brav! — Und da schau, wies umhupft und áugelt und gügerlt! u. s. w.

Die Folgen einer durchschwärmten Hochzeitnacht schildert der Dichter unnachahmlich in dem köstlichen Liedchen eines flotten Bauernburschen, der seine Stiefel durchtanzte:

> Funklnagelnoiö Stiefel
> Und d'Taschen voll Geld,
> Und mein Vadá hat gsait:
> Bue, botrócht dár iezt d'Welt!
>
> Und i han már's betracht't —
> O, wie schen is dö Welt!
> Awá d' Stiefel händ durch,
> Dáhi is mein Geld.
>
> In dá Früe bini furt
> Und bin haim in dá Früe,
> Und dáweil is das gschehá,
> Waiß selm schier nüt wie!

Oder S. 372:

> In Gstáu **) und in Gschrai
> Sámár Ains worn mir Zwai,
> Ahne Dell ahne Dust ***)
> Hád á Háozát kain'n Lust!

*) Han heißt hier: sind; gewöhnlich jedoch: ich habe.

**) Wirbelnder Staub und Tosen.

***) Dell und Dust, die durch das Tanzen vieler Menschen erwärmte Luft.

Mitten im ärgsten Getümmel erscheint ein Dutzend Husaren. Sie nehmen den Bräutigam beim Wort, daß er ihnen versprochen habe, sie mit der Braut tanzen zu lassen. Er kann nicht wortbrüchig werden, ruft daher Raosidl, die erst im Moment, als sie mit dem größten der ungarischen Reitersleute den Tanz „ländlárisch" antritt, Hies in der blauen Husarenuniform erkennt. Sie wird kreideweiß vor Angst. Es entsteht eine allgemeine Verwirrung, welche die Husaren benutzen, um die Braut zu entführen. Jeder fragt nach ihr, geschlossene Thüren werden von der Volksmasse eingerannt, das ganze Haus durchstöbert — Raosidl ist nirgends zu finden. Unterdessen eilte der Bräutigam wüthend ins Freie und jagt dem erspähten Hies durch einen förmlichen Zweikampf im Ringen wieder die Braut ab. Der Bräutigam feiert dadurch den höchsten Triumph — das Volk staunt ihn an. Selbst Raosidl, entrüstet über Hiesens unedles heimtückisches Benehmen, zollt dem treuherzigen Sepp von diesem Augenblick an die höchste Achtung, die sich nach und nach in Liebe verwandelt und die greise Ahnl die Freude erleben läßt, ein glückliches Paar auf dem großen Maierhofe zu sehen.

Unter der Masse von prallen Volksgestalten, die der Verfasser in trefflichen Episoden vorführt, nennen wir besonders „Kaspá Stauffá", den Todtengräber, dem sein unverwüstlicher Humor auch das Amt des Ceremonienmeisters bei allen Hochzeiten verschafft hat; dann der blinde „Re… eine in ihrer Art höchst merkwürdige Person, der „G… gau", auch genannt der „Gottsgnad - Stummerl", … „Pritschibrei-Woferl", ein besonders ungeschlacht lin… der Bursche, der „Spielјagel", der „Broiherr" (B… meister) mit all seinen köstlichen dienstbaren Geist… wie: „Brandfuchs, Gschwollenfueß, Stumpfnas … Hupfauf", und die ganze classische Compagnie der … sikanten vom „Dudu-Hagn" bis zum „Blofueß", … vom letzten Fest nur die Trümmer seiner Geige h… brachte. Es zeichnen sich fast alle diese Gestalten d… eine Naturfrische, eine so tiefe Lebenswahrheit aus, … ihre theils urgemüthliche, theils originell-kecke Reden … im Hochdeutschen gar nicht wiederzugeben wäre. U… den weiblichen Nebenpersonen sind wol die besten „d' M… und die „Ursch"; überhaupt ist diese Episode des … ein fast vollendetes Meisterstück; fast ebenso gut j… wie d' Ahnl die schwerzüngige „Lienl" nach dem K… Stauffá sendet. Die Hauptfigur des Gedichts beherr… diese Massen von Personen in einer Art und Weise, … bewunderungswürdig ist; nicht leicht dürfte ein Dich… die Zähigkeit, das bäuerische Selbstbewußtsein, den Sch… blick über den ganzen Wirkungskreis, die Energie d… thatkräftigen alten Weibes so gelungen gezeichnet ha… als Stelzhamer in seiner Ahnl. Den Hexameter … dete er mit vielem Glücke bei diesem Endsilben … ganze Worte verschluckenden Dialekt an. Er hat … diesem prachtvollen Gedichte den Beweis geliefert, daß … den gefeierten Volkssängern ebenbürtig ist. Möge er n… danach streben, auf dem Gebiete des Hochdeutschen … glänzen, möge er uns lieber bald wieder mit einem …

schen Gedichte in obderennsischer Mundart beschenken! Wer im Volke fortlebt, der hat den schönsten Lorber errungen, wer im Herzen des Volks begraben liegt, der hat den herrlichsten Sarkophag; so einen kann selbst kein Phidias aus Marmor ausmeißeln!

2. Von der Wartburg. Eine Taubenpost in Liedern. Von Anton von Klesheim. Berlin, Schindler. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir haben Klesheim bereits in der Einleitung als einen der Nachahmer Stelzhamer's bezeichnet. Der Hauptvorwurf, den wir nicht nur dem Verfasser, sondern allen diesen Herren machen, ist der, daß sie im wiener Dialekt schreiben; warum benutzen sie nicht lieber die an kernhaften Ausdrücken so reiche Mundart des unteröstreichischen Gebirgsvolks? Jede Residenz hat ihren Jargon, namentlich Wien, wo alle Nationalitäten des großen Ländercomplexes, aus dem das bunte Kleid der Monarchie gewebt ist, stark vertreten sind. Eine Sprache zieht da von der andern an, das Deutschöstreichische borgt Stammwurzeln von dem Slawischen oder Italienischen, kein Wunder, wenn dann ein Mischmasch entsteht, der zwar in gemüthlichen Kreisen der Geselligkeit seine Berechtigung, sogar seinen eigenen Reiz hat, sich aber zur Büchersprache nie recht eignet. Auch begreift man es kaum, wie der Verfasser auf den Gedanken verfallen konnte, die Wartburg, berühmt durch den Aufenthalt Luther's, den man den Urtypus alles Protestantismus zu nennen versucht ist, im wiener Dialekt zu besingen, die Burg des großen deutschen Sprachreinigers! Die Wahl dieses Stoffs war ein Misgriff. Den Verfasser scheint der Umstand, daß die sogenannte „heilige Elisabeth" eine Tochter des Königs Andreas von Ungarn war, dazu bewogen zu haben. Diese Verwandtschaft zwischen Thüringen und Oestreich kann jedoch die Anwendung des wiener Dialekts nicht rechtfertigen. Das Wunder spielt in diesen Liedern die größte Rolle; beinahe komisch ist die Aengstlichkeit des Verfassers, den Namen Luther nie auszusprechen. Trotz aller dieser Mängel ist das Buch doch nicht so schlecht, als einige Kritiker behauptet haben. Es befinden sich naive, schöne, mitunter sehr zarte Stellen darin, wie z. B. in der Beschreibung des jungen „Täuberl":

Ja, 's Junge war a wunderschön,
Wia Lilienschnee so rein;
Das blendend weiße Halserl faßt
Ein pechschwarz's Ringerl ein.

Das Schöpferl, das war rosnroth,
Und die klan Füaßerln a,
Die Aeugerln hats vom Müatterl g'habt,
Das Schnaberl vom Papa.

Auch beim Sängerkrieg auf der Wartburg und der Schilderung von Ofterdingen's Niederlage laufen hübsche Strophen mit unter, wie:

Doch Fünfe gegen An im Krieg
Is a fatale Sach;
Den Aner gegn Fünfe is
Halt doch a Bißerl z' schwach.

Und's Kopf verlieren, das hat wol
A Dichter nit gar gern,
Den weil der Kopf die Hauptsach is,
Kan ma'n nit leicht entbehrn.

So ließe sich noch Manches citiren, was sicherlich wenigstens die Freunde des östreichischen Dialekts mit dem Buche versöhnen dürfte. In andern Leserkreisen wird es sich freilich nie einbürgern; der Verfasser macht auch in seinem bescheidenen, gemüthlichen Nachruf an den Commandanten der Wartburg, Major von Arnswald, nicht den geringsten Anspruch darauf. Er scheint, der Schlußstrophe nach zu urtheilen, das Buch mehr für sich als für Andere geschrieben zu haben.

Emanuel Raulf.

Ueber die Ballade Leopold Friedrich's zu Stolberg „Die Büßende".

Wir erinnern uns einer literarischen Mittheilung — doch können wir unsern Gewährsmann nicht namhaft machen — Leopold Friedrich Graf zu Stolberg habe den Stoff zu seiner berühmten Ballade „Die Büßende" der Geschichte seines Hauses entnommen. Widersprechen wir dieser Thatsache vorläufig nicht, so lehrt doch die oberflächlichste Vergleichung, daß der Dichter Form, Behandlung seines Gegenstandes, ja die begleitenden Betrachtungen einem französischen Original entlehnt und mit nur geringer Freiheit über dasselbe geschaltet hat. Margarethe, Königin von Navarra und Schwester Franz' I. von Frankreich, läßt im „Heptaméron, ou histoire des amants fortunés" („Nouvelles de la reine de Navarre") die älteste Dame der heitern Gesellschaft, welche, aus den Herbstbädern von Cauterets in den Pyrenäen durch Regengüsse nach der Abtei Notre-Dame de Serrance (d'Arrens) verschlagen, durch Erzählungen das Ungemach und die Langeweile zu verscheuchen sich bemühte, die „Femme veuve, de longue expérience, nommée Oisille", eine Novelle vortragen, welche unzweifelhaft auf historischem Boden, wie viele jener reizenden Geschichtchen, beruht. Oisille beginnt ihre Novelle (XXXII): „Punition, plus rigoureuse que la mort, d'un mari envers sa femme adultère", mit der Versicherung: „qu'elle est avenue de mon temps et que celui même, qui me l'a contée, la vue." Indem wir bei jedem Leser Bekanntschaft mit unserer Ballade voraussetzen, heben wir nur die geschichtlichen Angaben, die Einkleidung und das Schlußraisonnement der so ernst und doch so frivol erzählenden Dame heraus. König Karl (von Frankreich), der achte des Namens, schickte einen Edelmann, Namens Bernage (zufolge einer Note des neuesten Herausgebers, „le bibliophile *Jacob*", ist richtiger zu lesen Bernard), Herrn von Civrai bei Amboise, nach Deutschland. Tag und Nacht reitend, gelangt derselbe an eine Burg, die den Gast nur nach großer Mühe aufnimmt, nachdem der Franzose sich als Diener des Königs zu erkennen gegeben. Der Eigner der Burg entschuldigt die Unhöflichkeit seines Gesindes mit dem bösen Willen der Verwandten seiner Frau, der ihn zwänge, sein Haus so zu verschließen, und erbietet sich dem Fremden als Gesandten des Königs zu allen Diensten. Darauf Abendtafel und das Erscheinen der schönen Unglücklichen ganz in der Weise, wie unser deutscher Dichter den Hergang so vortrefflich schildert. Dem beklommenen Gaste berichtet der Deutsche, er habe das schöne Weib entführt und furchtlos wider den Willen ihrer Verwandten geheirathet; dann folgt die entsetzliche Entdeckung, die sinnreiche, grausame Strafe, der Besuch im Gemache der Reuigen, das Gespräch mit ihr, ganz wie Stolberg im Verse darstellt; nur bedient Bernage sich der etwas gezwungenen, katholischen Wendung: „Madame, si votre patience est égale au tourment, je vous estime la plus heureuse femme du monde."

Am andern Morgen konnte der Franzose, ehe er seinem Geschäfte nachritt, beim Abschiede sich nicht enthalten, dem Wirthe zu sagen: „Aus Liebe zu Euch, wegen der Ehre und des Vertrauens, die Ihr mir erwiesen, mahne ich Euch, angesehen die tiefe Reue Eurer armen Frau, übt Mitleid mit ihr, zumal Ihr jung und ohne Kinder seid. Es wäre schade, daß ein solches Haus unterginge und daß Diejenigen Euch beerbten, die Euch nicht lieben." Lange dachte der Gatte diesen Worten nach, erkannte endlich die Wahrheit darin und gelobte Mitleid, wenn sie in ihrer Demuth beharre. Unter so tröstlicher Verheißung brach der Gast auf, verrichtete sein Amt und erzählte nach der Rückkehr seinem Gebieter, was er erfahren. Karl fühlte den Jammer mit, und weil sein Gesandter die Schönheit der Dame gepriesen, schickte er seinen Maler Jean de Paris, um ihm das Bild derselben zu verschaffen. Der Deutsche gab hierzu Erlaubniß und nahm nach langer Reue, aus Sehnsucht nach Erben und aus Mitleid, die Verstoßene wieder zu sich und erzielte dann mit ihr viele schöne Kinder. Die ehrbare Witwe Oisille schließt: „Mes Dames, si toutes celles à qui pareil cas, comme à elle est advenu, buvoient en tels vaisseaux, j'aurois grand' peur que beaucoup des coupes dorées seroient converties en têtes de morts. Dieu nous en veuille garder, car si sa bonté ne nous retient, il n'y a aucun d'entre vous, qui ne fusse faite pis." Endlich ergeht sich die gerührte Gesellschaft in salbungsreichen oder sentimentalen Gemeinplätzen.

Unser deutscher Dichter, Ort, Zeit und Namen verschweigend oder vermischend, läßt den „Rittersmann von weitem zum Kaiser reiten, von Navarras Fürst gesandt". Die Schilderung der Burg, die Aufnahme ist costümirter, prächtiger, antiker, doch nicht zeitgemäßer; „krumme Hörner schallen"; „in der kerzenvollen Halle stehen alle Ahnen, aus gegossenem Metalle, schön gewappnet, ohne Zahl". Schwerlich fanden sich in einer Burg auch des spätern Mittelalters so classische Kunstwerke; auch der Tokayer scheint nicht an seiner Stelle. Die Erzählung der Untreue ist motivirter, der Entführung so wenig gedacht als der scheuen Zurückgezogenheit des von den Verwandten verfolgten Entführers. Zur Entdeckung des Ehebruchs kehrt der Gatte aus „frohen Siegen unvermuthet" zurück, während in der Novelle der Argwohnvolle sich in dem Schlafgemache der Ehrvergessenen versteckt. Die Reden der Sünderin und die Ueberlegung des Rachedürstenden sind dem Dichter zwar eigenthümlicher, doch nur Ausführung des kürzern Originals, sowie der Hergänge beim Besuch des schauerlichen Gemachs. Nach bang durchwachter Nacht thut der Franzose Fürsprache für die Büßerin und schwingt sich auf sein Roß. Jahre vergehen der Dulderin, da tritt Erbarmen in das gestrengen Mannes Herz; er nimmt sie wieder zu sich und zeugt Söhne und Töchter. Aus der Rolle des schmerzlich bewegten, mahnenden Dichters fallend, dem Original treu, dessen historische Zuthaten, die Sendung des Malers u. s. w., übergangen sind, schließt Stolberg störend:

Uns're Frauen zu belehren....
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehen,
Sollten auf dem Schenktisch stehen.

Jeder Leser wird erkennen, daß mit Anwendung statthafter poetischer Freiheit unser Dichter nach der Novelle vorträgt und das Gemälde der tragischen Ereignisse nur durch das Auge Oisille's, nicht durch Mittheilung etwa einer Familienchronik, einer Haussage aufgefaßt hat. Die Abweichung, Navarra statt Karl's VIII., ist eine willkürliche, vielleicht des volltönendern Silbenfalls wegen; oder dachte sich Stolberg, da Margarethe Königin von Navarra heißt und Karl im Original nicht den Zusatz „von Frankreich" hat, einen ächten Karl in jenem Reiche, dessen Geschichte dem siebenundzwanzigjährigen Diplomaten (1777) fremdgeblieben sein durfte? Die Botschaft des Franzosen an den „Kaiser", die Heimkehr aus „langen siegreichen Kriegen" gewähren der deutschen Nachbildung einen geschichtlich-romantischen Aufputz; den Maler Jean de Paris einzuführen, gebot keine innere Nothwendigkeit. Genug, man sieht, der Dichter überarbeitete in seiner Weise einen ihm in poetischer Form schon überkommenden Stoff, ohne alle Absicht, denselben mit geschichtlich markirten Zügen zu bereichern. Immer aber konnte ihm eine Haustradition vorschweben, und solche Unverbürgtheit der Thatsache seinerseits führt uns darauf, den Werth geschichtlicher Angaben seines Originals zu prüfen.

Königin Margarethe war eine der gelehrtesten, geistvollsten Frauen einer Zeit, deren sittliches Colorit und Gepräge sie unübertrefflich auffaßt und in der schalkhaften Zeichnung galanter Abenteuer ihres heroisch-liederlichen Bruders, seiner Günstlinge und seines Hofs zuverlässig ist. Aber absichtlich, um nicht ihren Erzählungen eine beleidigende Wahrheit zu geben, oder aus Unbekümmerniß einer schwatzhaften Frau läßt sie in ihren geschichtlichen Daten die Kritik vermissen und ergeht sie sich häufig in chronologischen Widersprüchen und Ungereimtheiten. Um nur Auffallendes zu erwähnen, jener Wilhelm, „comte d'Allemagne, de la maison de Saxonne, dont celle de Savoie est tant aillié", welcher in der Novelle XVII eine so feige, niederträchtige Rolle spielen muß, damit die Unerschrockenheit und Großmuth ihres geliebten Bruders Franz desto herrlicher strahle, ist jedem einigermaßen in der Zeit Franz' I. und Karl's V. Heimischen leicht erkennbar; ist der berühmte, gefürchtete Kriegsmann Wilhelm von Fürstenberg, welcher weder mit dem Hause Sachsen noch mit dem von Savoyen, aus welchem Margarethe's Mutter stammte, etwas gemein hat. Was sie erzählt, steht so lose, widerspruchsvoll in der Geschichte da und paßt so wenig zur Persönlichkeit des ehrsüchtigen Feldherrn und zu seinem spätern Verhältnisse zur Krone Frankreich, daß wir das Ganze für Verleumdung oder für eine Rodomontade des Königs halten möchten. Zwar ist das öffentliche und Privatleben des schwäbischen Grafen nicht durchaus unbescholten: zwei mal fiel er von Kaiser und Reich ab, zwei mal stand er in lästerlichem Gerüchte, und seine Kriegszüge sind wegen der Wildheit seiner Landsknechte verrufen; aber eines Mordanschlags auf seinen Wohlthäter war er, der Trost bedrängter Protestanten, der Freund Calvin's, Farel's und Johann Sturm's, nicht fähig. Hätte er auf so schmählichen Verdacht und nach solcher Begegnung Frankreich verlassen, schwerlich wäre er je wieder in Franz' I. Dienst zurückgekehrt und des Vertrauens desselben wieder gewürdigt worden. Wer das Bild des schwäbischen Grafen im Ahnensaal zu Heiligenberg unweit des Bodensees betrachtet, jenen Riesen mit dem trotzigen Gesichte, dem ungeheuern Knebelbarte, leicht geharnischt, an der rechten Hüfte die Misericorde (den Dolch zum Gnadenstoße), die Linke gespannt am korbartigen Griff eines Landsknechtsdegens, die ganze Gestalt gelehnt auf einen mannshohen Zweihänder, dem wird kein beschimpfter Meuchelmörder beifallen. Dazu nun die Anachronismen in der Erzählung. Nach der Wahl Karl's von Spanien trat Wilhelm, geb. 1492, am 27. Mai 1521 ehrenvoll in französische Dienste, verließ dieselben vor Sickingen's Fall, vor dem Bauernkriege, focht 1528 für den Kaiser in Italien, schloß um 1533 dem vertriebenen Herzoge Ulrich von Würtemberg sich an, warb und kämpfte von 1536—38 für Franz, empfing noch 1538 als „Consin und treuer Diener" ein Fürschreiben desselben an den erzürnten Kaiser und wandte sich dann wieder auf die deutsche Seite, theils aus kirchlichem Eifer, theils wegen unerledigter Forderungen, theils aus Feindschaft mit dem gewaltthätigen Connétable Anne de Montmorency, der ihm den Tod geschworen. Wilhelm's lutherische Ketzerei, die er besonders als Schutzherr der jungen Gemeinde in Metz bewies, hatte des Valois Vertrauen auf den fremden Obersten nicht gestört; denn der mörderische Verfolger der Neuerer dachte gerade in Bezug auf diesen deutschen Helfer, wie Sleidan's und Rabelais' Gönner, jener weltkluge Jean du Bellai, Bischof von Paris und Dekan des Cardinalscollegiums, ihn des Bündnisses mit den Türken wegen belehrt: „Servez vous des corps des Turcs, comme vous

disiez autrefois du comte Guillaume, et laissez les âmes aux théologiens." Wilhelm erneuerte den Schrecken seines Namens auf Frankreichs Boden 1543, gerieth aber infolge unbesonnenen Muths bei Epernay in die Hände der Franzosen (1544) und ward erst Ende 1545 um hohes Lösegeld aus der Bastille freigegeben. Wegen seines Antheils am Schmalkaldischen Bunde in Ungunst des Kaisers, starb er im August 1549. Wie paßt nun in diesen urkundlich sichern Lebensgang die Erzählung der Königin, der Graf sei, durch den alten La Tremouille, durch Bonnivet des Mordanschlags bezüchtigt, mit Schimpf aus Frankreich gewiesen? Fällt das Ereigniß vor 1523, in die erste Dienstzeit Fürstenberg's, so ist das Vertrauen unerklärlich, welches ihm Franz von 1534—40 bewies; schied er 1540 so gebrandmarkt vom Hofe, so konnte weder La Tremouille noch Bonnivet, die Beide bei Pavia 1525 fielen, noch der Staatssecretär der Finanzen, Florimond Robertet, schon Karl's VIII. Minister, der längst todt war, noch Luise von Savoyen, des Königs Mutter, gest. 1531, dabei betheiligt sein. So handgreifliche Widersprüche kümmern jedoch die französischen Gelehrten nicht; ungeachtet schon Brantôme („Oeuvres", V, 3) jene Novelle ausdrücklich auf Wilhelm von Fürstenberg bezieht, träumt der gelehrte „Bibliophile" Jacob, der neueste Herausgeber des „Heptaméron", von einem Bastard des Hauses Sachsen-Lauenburg, dem Abkömmlinge Wittekind's, jenem Zweige der askanischen Sachsenherzoge, welchem Karl V. 1547 die Kurwürde anstatt Johann Friedrich's verlieh. Zuversichtlich fügt der Bibliophile dieser lächerlichen Unwissenheit hinzu: „Sans doute peu de temps après le siège de Dijon (1515) le comte G. se fit admettre au service de François I."

Verbieten uns solche Irrthümer den Zeitangaben der Königin Margarethe unbedingt zu vertrauen, so dürfen wir kein kritisches Gewicht darauf legen, daß sie gerade Karl VIII. den Seigneur de Civrai nach Deutschland schicken läßt. Es kann auch Ludwig XII. gewesen sein, dessen politischer Verkehr mit dem Reiche lebhafter war als seines Vorfahren auf dem Throne, der, gesättigt vom Ruhme und gleichgültiger gegen die Welthändel, am 7. April 1498 starb. Zu einer spätern Sendung paßt auch besser Jean de Paris, sprichwörtlich berühmt als Maler Franz' I. und als heiterer Geselle, dessen Abconterfeiung der schönen Büßenden unerkannt vielleicht noch in einem Winkel altfranzösischer Königsschlösser hängen mag. Denn für geschichtlich wahr und unerfindbar halten wir den Inhalt der Novelle, welche Oisille, die Witwe „de longue expérience", um 1542 (Abfassungszeit des „Heptaméron") aus dem Munde Bernage's als „advenue de mon temps" berichtet. Wir wollen uns nur nicht durch eine zu feste, zu kurze, zu frühe Zeitangabe binden (1483—98), um Raum zu gewinnen, möglicherweise in der Hauschronik der Grafen zu Stolberg einer Thatsache als Grundlage der Novelle nachzuspüren.

Die Herren und Grafen zu Stolberg, von den Stahl- (Eisen-) Werken ihres Gebiets so benannt, stammen sicher von den Häuptern der alten Cherusker, nach J. Grimm der nur alterthümlich-verschollenen Bezeichnung der Altsachsen, ab, obgleich die Fabler des 16. Jahrhunderts, dem Hause zu schmeicheln, wissen wollen: Kaiser Justinus der Jüngere habe 566 einem vornehmen Römer, Otto de Columna, seinem verdienten Hauptmanne oder Jägermeister, die Sylva Hercynia geschenkt und ihm erlaubt, einen schwarzen Hirsch, den er als Waidmannsbeute seines Waldes dem Gebieter zugeschickt, in seinen Schild aufzunehmen. Erst jedoch mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts treten die Herren zu Stolberg, früh mit dem Titel von Gottes Gnaden prunkend, bedeutsamer in die Geschichte ein, nachdem ein Botho als Erbschaft oder infolge einer Erbverbrüderung wegen seiner Frau das Gebiet der uralten, ausgestorbenen Harzgrafen von Wernigerode überkommen. Botho's Enkel, Heinrich, geb. 1436, der Sohn Botho's, den Landgraf Friedrich der Einfältige von Thüringen 1433 seinen „Hofmeister" im alten Sinne, d. h. Major Domus, nennt, führte ein bewegtes Leben; im Jahre 1463 wallfahrtete er zum ersten male mit Herzog Wilhelm III. von Sachsen ins Heilige Land, blickte klug in der Welt sich um und heirathete als Witwer 1473 die Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, Elisabeth. Noch ein mal im höhern Alter, im März 1493, schloß Heinrich sich der berühmten vornehmen Pilgerfahrt Kurfürst Friedrich's des Weisen an, die auch Lukas Cranach als Maler begleitete, und ward zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen. Graf Heinrich theilte aber keineswegs die „Jerusalemssehnsucht" späterer Geschlechter, indem er das „Gelobte Land" in seiner Oede und unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit betrachtend, wie Luther berichtet, ausrief: „er nähme sein Land in Deutschland dafür, das sollte ihm lieber sein." Freilich, die Abdachung des Oberharzes an der Güldenen Aue, auf welcher Stolberg thront, die fruchtbaren Gelände unter Wernigerode und das hohe Gebirge mit seinen Forsten, Wildbahnen und Silberbergwerken konnten dem gesundverständigen Ritterpilger solchen Tausch selbst gegen Zion schwer machen. Heinrich starb erst 1508 und er ist wol zu hochbetagt in den Jahren 1483—98, als daß wir in ihm den gestrengen „jungen" Ritter „sans enfants" muthmaßen könnten, bei dem Bernage, etwa auf dem Wege von Kassel zu den Guelfen, in Stolberg oder Wernigerode, die tragische Einkehr gefunden; zu geschweigen, daß Frau Elisabeth, schon 1470 einmal mit dem Grafen Johann von Nassau-Saarbrück vermählt, wol schwerlich durch ihre Schönheit die Bewunderung des Franzosen erweckt und die Reise des Meisters Jean de Paris veranlaßt hätte. Mehr Wahrscheinlichkeit bietet die folgende Generation dar. Botho, geb. 1467, Ritter seit 1494, siedelte sein Geschlecht aus dem rauhen Cheruskerlande glücklich, wiewol nicht dauernd, in das schöne Land am Rhein und Main über. Am Donnerstag nach Katharina (24. November) 1499 bescheinigte Berthold, Erzbischof von Mainz, eine Eheberedung, „zwischen Heinrich Grafen und Herren zu Stolberg und Wernigerode von wegen Graf Botho seines Sohnes an einem und Frau Ludwigin (Louisen) von der Marck Wittwen und Eberhard's von Epstein, Frauen und Herren zu Königstein und Münzenberg, als von wegen ihrer Tochter und Schwester Anna am andern Theil, als die einander besichtigt und gefallen". Wie anberaumt ward die Heirath „Sontag nach Dorothea schierest" (6. Februar 1500) zu Butzbach oder Königstein durch „ehelichen Beischlaf" vollzogen. Dieser Ehebund war ein sehr kluger. Zwar konnte Anna noch nicht rechnen, ihre Brüder Eberhard, Philipp und Georg zu beerben, aber die väterliche Herrschaft, ein schönes Stück der Wetterau mit dem Schlosse Königstein, drei Stunden vor Frankfurt an der Höhe belegen, mit Münzenberg, Butzbach, Geudern und vielen Dörfern und Weilern bis an den Vogelsberg hin, war hochansehnlich; das Haus Epstein prangte mit vier Kurfürsten von Mainz, und obenein stand von der Mutterseite her noch stattliches Angefälle in Aussicht. Luise von der Marck, Philipp's von Epstein Witwe, stammte aus demselben Geschlechte, aus welchem der „grand sanglier des Ardennes", Robert II., der Bischof von Lüttich und ganz jüngst Robert von der Marck, bekannter als „le jeune adventureux" und „Mareschal de Fleuranges", hervorgegangen. Eberhard von der Marck, Herr von Aremberg, hatte nämlich 1422 als zweite Frau die Agnes, Damoiselle (Erbin) de Roschefort in den Ardennen, geheirathet; aus seiner ersten Ehe rührten die Eber in den Ardennen, die Seigneurs von Sedan, Bouillon, Jametz u. s. w. her, aus der zweiten die Grafen von Rutschefort, deren einziger Sproß 1500 Ludwig III., Bruder der Witwe von Epstein, war. So konnten glücklichen Falls bedeutende Gebiete den Nachkommen Anna's, Gräfin zu Stolberg, heimsterben.

Es wäre nun wol ganz artig, wenn wir in der Dame niederländisch-französischen Geblüts, der Cousine jener wilden, leidenschaftsvollen „sangliers des Ardennes", die rührende Maria Magdalena des Hauses Stolberg nachweisen könnten. Dieses sittenstrenge Geschlecht möchte solcher Ahnfrau ebenso wenig sich zu schämen haben als die Königsfamilien auf Preußens, Englands, Hannovers, Baierns, Hollands, Dänemarks Thronen und die Kurfürsten von Hessen, deren gemeinsame

Stammutter sie sein würde. Botho's und Anna's Tochter, Juliane, welche froh ihr Auge 1580 schloß, als sie einst 120 Kinder und Kindeskinder beisammen gesehen, heirathete nämlich Wilhelm den Aeltern von Nassau, den Vater Wilhelm's des Schweigers, und ihr Blut kam durch diesen in das pfälzische Kurfürstenhaus, dann dreifach, durch die Mutter des Großen Kurfürsten und dessen erste Gattin, sowie durch Friedrich's II. Mutter in das hohenzollernsche Geschlecht, ebenso in das zweibrückische, hessische, oldenburgische und in alle mit diesen verzweigten Fürstenfamilien. Wir würden sogar wagen, die aufrichtig Büßende der romantischen Poesie jener berühmtern Sünderin, Maria Stuart, deren späte Reue nicht immer ohne Gleißnerei erscheint, sittlich an die Seite zu stellen, und genealogisch den Stämmen Epstein und Marck gleichen Werth beilegen als den schottischen Earls und Inselkönigen, welche bis auf Ossian's und Fingal's Zeiten hinauf der Stuart zweiter Gemahl, Darnley, den gedachten Fürstenhäusern zubringt, die mit dem Cid Campeador, mit dem Admiral Coligny, mit den masovischen Herzogen mongolischer Vermischung wol manche leichtsinnige Frau unter den 16384 Aeltermüttern — gerade soviel sind es bis in die funfzehnte Generation aufwärts — zählen. Vollends bis zum Grafen von Bivar in die dreiundzwanzigste hinauf läßt die Ziffer sich gar nicht aussprechen. Auch würde ein discret-genealogischer Forscher manchen Anstoß finden, wollte oder könnte er die mütterlichen Vorfahren der Sophie Dorothea, jener unglücklichen Prinzessin von Ahlden, Gemahlin Georg's I. von Großbritannien, bis in die feinsten Wurzelfäden der Häuser d'Olbreuse und Poussard in Poitou, Xaintogne und Aunis verfolgen, weil höchst wahrscheinlich eine sehr leichtsinnige, wiewol „charmante" Sippschaft sich als Ahnen erlauchter Fürsten herausstellen möchte.

Wir müssen aber an der gedachten Bereicherung fürstlicher Genealogien auf romantischem Boden verzweifeln und offen gestehen, daß wir nicht den schwächsten Anknüpfungspunkt der Ehegeschichte Botho's des Glückseligen — so wird er genannt — und Anna's mit dem von Bernage erzählten Abenteuer finden. Keine Spur einer Entführung; der heilige Vater von Mainz, des Reichs erster geistlicher Kurfürst, besiegelt die Eheberedung und steht wahrscheinlich auch der Trauung bei; alle Erbschaftsfragen mit der Familie, alle üblichen Clauseln sind berichtigt; nirgends eine Spannung mit den Verwandten; endlich eine so fruchtbare Ehe, daß 12 Kinder vom Jahre 1501—16 aufeinander folgen und nur bis zur Geburt des dreizehnten und jüngsten, 1523, ein Zwischenraum von sieben Jahren eintritt. So paßt denn keine der Angaben Disille's auf das Haus Stolberg, und mit der nächsten Geschlechtsfolge schreiten wir, selbst wenn wir Bernage zum Diener Franz' I. machen wollten, weit über den Zeitraum hinaus, den wir als die möglichst späte Grenze abgesteckt haben. Demnach also hat die geschichtliche Erzählung Disille's nichts mit den Stolberg gemein, und möchte es verlorene Mühe sein, die Thatsache in irgend einem andern deutschen Adelshause aufspüren zu wollen.

Verschwimmt der historische Boden nun schon ins Ungewisse, so droht er gar zu versinken, wenn wir ganz dieselbe Geschichte als von einem ältern schwäbischen Dichter besungen neuerdings aufgefrischt sehen. Wir lesen nämlich in (Johann Jakob Bodmer's) „Altenglischen und altschwäbischen Balladen. In Eschilbach's Mundart. Zugabe zu den Fragmenten aus dem altschwäbischen Zeitalter und Gedichten" (zweites Bändchen, Zürich 1781) unter der Aufschrift „Die Büßerin" eine Ballade folgenden Inhalts: Der Sänger kommt mit seinem „Gespan, der ihn nie verläßt", mit der Laute, an den schönen Rhein, zur Burg eines Ritters, „Die seit viel Alter die Tugend hegt, daß sie von Niemand sich erben läßt, als nur wer Tugend und Ehren pflegt. Der Ritter gab mir Speise von seinem Tisch — Und schnitt mir Gewand von seinem Tuch. — Wir saßen am Tisch mit frohem Muth — Da kam ein Fräulein, ihr Tritt war sacht — Die Augen zu Thal, geschoren das Haupt — Das Kleid war rauh und schwarz wie die Nacht." Sie ißt nur wenig Bissen, winkt; die weiße Hirnschale erscheint; sie trinkt und eilt aus dem Saal. Der Sänger hat nicht Muth zu fragen, „minder als Parcival bei Amphortas"; doch der Wirth führt ihn zur Aufklärung funfzig Stufen nieder und schon vor der eisernen Thüre vernimmt der Fremde den rührenden Gesang der Selbstanklägerin. Drinnen steht das entfleischte Gerippe ohne Kopf; die Unglückliche sinkt in den Staub. Der betrogene Eheherr erzählt kurz ihr Vergehen; beklommen scheidet der Sänger von dannen. Nach Jahres Ablauf wiedergekehrt, findet er das Fräulein mit schönen Locken, Rosenwangen am Tisch; der Ritter hat der Dulderin verziehen, das Gerippe von seinem Gestelle genommen, mit dessen Kopf ins Grab gelegt. Die Glückliche, die Augen bergan, erzählt den Wandel der Dinge und der Dichter, „erglüht die Stirne vor Wonne", umarmt „Mit Inbrunst den Mann, der in dem Gerichte — Sich, Gott nachahmend, der Büß'rin erbarmte".

Sehen wir nun in erneuter Gestalt eine alte Ballade vor uns, welche ein schwäbischer Sänger spätestens des 14. Jahrhunderts verfaßt haben muß, so steht es schlimm mit dem Erlebnisse Bernage's auf seinem deutschen Ritt. Margarethe bleibt nur das Verdienst, einen romantischen altdeutschen Stoff, den sie, nach ihren Biographen auch der deutschen Sprache kundig, in irgendeiner Ueberlieferung vorgefunden, mit geschickter Hand localisirt und auf modernere Zeit übertragen zu haben. Oder sollen wir an der Ehrlichkeit des Schweizers, der ein Original nicht nennt, das auch sonst unsers Wissens nirgends aufgefunden ist, zweifeln, den verdienstvollen Herausgeber der Manesse'schen Sammlung einer Mystification, ja eines literarischen Betrugs zeihen? Die Anklage ist hart, aber gerechtfertigt durch Umstände, Ton der Dichtung, vor allem durch die Anmerkungen am Schlusse derselben. Der achtzigjährige Bodmer, der rüstige Vorkämpfer der schweizerischen Poetik gegen die sächsisch-Gottsched'sche, hatte seinen Groll gegen die norddeutschen Dichter und Aesthetiker nicht vergessen, zumal da ein jüngeres Geschlecht schon vor dem Hainbunde ihn, seine Anhänger und Bildungsgenossen bei weitem überflügelte. Die wilden, excentrischen Brüder vom Harz machten 1775 beim Besuche des Patriarchen in Zürich mit Goethe durch ihr heidnisches, anstößiges Betragen nicht so günstigen Eindruck auf den alten Professor hinterlassen haben, als auf den Physiognom Lavater. Stolberg's Ballade, 1777 verfaßt in einer andern Sprache, in anderm Geschmack, in anderer Versart, als der schweizerische Bewunderer der Ritterpoesie gesetzlich gemacht zu haben glaubte, gewährte dem alten Herrn ein Aergerniß. Obenein hatte Friedrich Leopold 1778, in demselben Jahre, in welchem der Schweizer seine Uebersetzung der „Ilias" ans Licht gab, dasselbe Wagstück in Hexametern veröffentlicht. Voll Selbstschätzung und Ueberschätzung seiner selbst wollte Bodmer den sächsischen Musenjünger, dessen französisches Original er nicht kannte, zunächst belehren, wie ein solcher Stoff preiswürdig zu behandeln sei, und demselben zugleich das Verdienst der Erfindung schmälern. Darum dichtete er oder einer seiner züricher Freunde die „Büßerin" und ließ dieselbe 1781, zwei Jahre nach Boje's Ausgabe der Gedichte beider Brüder, drucken, mitten zwischen Umarbeitungen aus Th. Percy's „Reliques of ancient English poetry" und kleinen Rhapsodien aus dem Nibelungenliede. Die Moderne der Einkleidung und Sprache, der Reflexion in der „Büßerin" entgeht dem Aufmerksamen nicht leicht, ungeachtet der vielbelesene Sammler und Herausgeber schwäbischer Ritterpoesien nicht ohne Geschicklichkeit echt schwäbische Züge einzuweben verstand und das Gedicht nicht ohne Werth ist. Die Absicht der Mystification tritt nun vollends in den Anmerkungen des „Herausgebers" klar an den Tag. Es sind unleugbare Angriffe auf den Dichter der „Büßenden", theils versteckt unter Hervorhebung der Schönheiten und Vorzüge des eigenen Machwerks, theils werden Stellen der Ballade Stolberg's mit bitterm Tadel angeführt. So die „überflüssige" Erzählung des Ertappens im Bette, des Erstechens, der rachgierigen Ueberlegung des Mannes, worin Stolberg dem französischen Original treu folgt; „es wäre ungereimt gewesen zu sagen

daß ihr größtes Leid sei, den Ehemann bei sich zu haben und den Trauten entfernt zu wollen" („à ce qu'elle voie vivant celui qu'elle a fait son mortel ennemi par sa faute, et mort pour l'amour d'elle, celui duquel elle avoit préferé l'amitié à la mienne", heißt es in der Novelle). Die ganze Schärfe verwerfender Kritik faßt der Schweizer im Schlußworte zusammen: Wie warm! (ist des Fremden Theilnehmung an der Dame Beseligung.) Hingegen mit welcher Unzufriedenheit des Hörers würde das süße Gefühl von Wehmuth und Wonne verderben, wenn man die Erzählung mit der kalten und ebenso grausamen Apostrophe endigte:

Tausend Schädel, die wir sehen,
Sollten auf dem Schenktisch stehen!

Als Ergebniß unserer Forschung glauben wir demnach vertreten zu können: Margarethe von Valois berichtet ein wahres Ereigniß, welches von hohem Interesse für die Kenntniß deutscher Sittenzustände, des Ehemannsrechts und strenger sittlicher Begriffe der Zeitgenossen Maximilian's I. bleibt; Friedrich Leopold von Stolberg hat seinen Stoff dem „Heptaméron" allein entlehnt; Oertlichkeit und Namen der Handelnden sind nicht nachzuweisen.

Da der Verfolg einer — vielleicht müßigen — Untersuchung uns einmal in die Vorgeschichte des geehrten Hauses geführt hat, möge dem Leser eine kurze Erläuterung derselben bis auf die Jugend des dichtenden Brüderpaars nicht unwillkommen sein, zumal da genealogische Handbücher und Conversations-Lexika dergleichen nicht bieten. Botho, wahrscheinlich schon der neuen Lehre zugewandt, starb 1537, nachdem zwei Jahre früher Anna nach dem Tode Eberhard's von Epstein das Erbe der Grafen von Königstein mit kaiserlicher Bewilligung angetreten. Ihr zweiter Sohn Ludwig, geb. 1505, auch durch seines Oheims Testament berechtigt, folgte der Mutter 1538 im Besitz des schönen Landes, zog vom Harze in die Wetterau und ererbte 1544 nach dem Tode seines mütterlichen Großoheims, Ludwig's III. von der Mark, auch die Grafschaft Rutschefort in den Ardennen. Seit 1548 Kaiser Karl V. einen neuen Wappenbrief gegeben, prangte das Schild der Stolberge mit reicher Blasonirung und ward durch den Anfall der Grafschaft Wertheim nach dem Hinscheiden des Eidams Ludwig's noch glänzender. Unser Graf, hintereinander Rath und Diener dreier Kaiser, bewahrte in den gefährlichsten Zeiten dem Reiche unverbrüchliche Treue. Als im Frühling 1552 die Bundesgenossen von Chambord durch den Bischof von Bayonne, Jean de Fresse, die deutschen Fürsten auffoderten, „die deutsche Freiheit retten zu helfen", und mächtige Kurfürsten dem trüglichen Ansinnen Heinrich's II. sich beugten, erwiderte der loyale Graf: er dürfe von seiner Pflicht als Lehnsmann des Kaisers, der ihm nicht im geringsten Anlaß gegeben, nicht weichen; wie im Sommer darauf der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg wie ein Gewitter am Rhein niederzog und der Räuber Oeffnung der Städte und Besten Ludwig's, Verpflichtung für die Krone Frankreich und 200000 Gulden wegen Vorschubs an die kaiserlichen Heerführer foderte, achtete der Standhafte solches „wider seine Ehre", und begehrte, eines Ueberfalls gewärtig, von seinem Schwager, Wilhelm von Nassau, den berühmten Meister von Mainz, Opferkamm, um eilig sein Haus Königstein zu verbauen. Für solche Treue hochgeehrt, ward Graf Ludwig ausersehen, im Namen des Kaisers und Reichs mit dem Bischofe von Trident den jungen König Franz II. 1560 ernsthaft an die Rückgabe der drei Bisthümer zu mahnen; wenige Tage vor dem Tumulte zu Amboise verließen sie den unheilvollen Hof des blödsinnigen Knaben in Blois. Aber mit dem Tode Ludwig's (1574) verdunkelte sich nicht ohne eigene Schuld der Glanz des Hauses; zwar folgte sein Bruder Wolfgang, Dompropst zu Halberstadt, ihm noch in der Grafschaft Königstein; aber zwischen seinem Tochtermann, dem Grafen von Löwenstein, welcher Besitz von der Grafschaft Rutschefort ergriffen, und den Gevettern von Stolberg entbrannte 1581 ein Erbschaftsstreit, welcher vor dem Reichsgerichte unentschieden bis 1718 schwebte. Schlimmer noch erging es mit dem Rechte auf Königstein; als Graf Wolfgang 1581 gestorben, wurden seine Brudersöhne vom Kurfürsten Daniel von Mainz auf Grund einer kaiserlichen Anwartschaftszusicherung gewaltsam im Besitz gestört, Königstein nebst andern Schlössern durch den übermächtigen Prälaten besetzt, der Gesammtertrag eingezogen, sodaß schon 1590 der Verlust der Stolberge nahe anderthalb Millionen Gulden erstieg. In einem Vertrage von demselben Jahre um die Hälfte, also „enormissime", zumal als Minderjährige, übervortheilt, nahmen die Grafen den Proceß wieder auf, sahen sich aber nur kurze Zeit durch die siegreichen Waffen eines fremden Königs in Besitz. Gustav Adolf eroberte im December 1631 die Hauptveste Königstein und übergab die Grafschaft, versteht sich als ein schwedisches Lehn, den bedrängten Stolbergen, die nach dem Umschlage des schwedischen Glücks bei Nördlingen, 1635, dem katholischen Gegner wieder weichen mußten. Der Rechtsgang, nach dem Frieden wieder eingeleitet, schleppte sich am Reichshofrath, ungeachtet die angesehensten Reichsstände für die Stolberge sich müheten, über 100 Jahre hin; am Ende blieb ihnen vom Segen Anna's von Epstein nur das Schloß Geudern am Vogelsberge mit wenigen Dörfern, das Städtlein und Schloß Ortenberg; von den Herrschaften in den Ardennen durch Vergleich von 1755 mit den Fürsten von Löwenstein und Rutschefort nur einzelne Weiler und Maierhöfe mit vornehmklingenden Titeln. Inzwischen hatte der Stamm von Christopher (gest. 1638) ab in mehre Linien sich gespalten, welche erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts bedeutungsvoller sich aufschwangen. Die Ilsenburger Linie und die Stolberg-Stolbergische, gestiftet von Heinrich Ernst und Johann Martin, Christoph's Söhnen, theilten sich in den sichern Besitz; ersterer verlieh Ludwig Christian, geb. 1652, auf dem Schlosse Geudern am Vogelsberge mit Vorliebe weilend, jene kirchlich-sittliche Richtung, welche als Pietismus im Sinne des vorigen Jahrhunderts einen beachtungswerthen Theil des deutschen hohen Adels vor der Entsittlichung des Zeitalters Ludwig's XIV. bewahrt hat. Bis auf Ludwig Christian galten die Grafen von Stolberg zwar als fromme, friedliche, ehrbare Männer im Allgemeinen, — Kriegsleute finden sich selten unter ihnen —, unterschieden sich aber nicht durch strengere Kirchlichkeit von ihren Standesgenossen. Ludwig Christian heirathete nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Würtemberg, 1683 die Christina, Tochter jenes Taufpathen des großen Königs Gustav Adolf gleichen Namens, Herzogs von Mecklenburg-Güstrow, des „Gefälligen" in der Fruchtbringenden Gesellschaft, dessen fromme Muse leicht die überschwänglichste des Jahrhunderts war. wie denn in der Ausgabe seiner „Geistlichen Gedichte" sich ihrer nicht weniger als 300 finden. Vom Vater so vorherrschende religiöse Sinnesart ererbend, gewann die junge Fürstin von Geudern — so hieß sie als geborene Prinzessin, ehe noch ein Enkel gefürstet wurde — die geistliche Freundschaft Philipp Jakob-Spener's, der als Pfarrherr im nahen Frankfurt eben sein Kirchlein in der Kirche gegründet hatte und bemüht war, gleiche religiöse Bestrebungen besonders unter den vornehmen Frauen zu „erwecken". Solches gelang ihm mit dauerndem Segen; die „erweckte Frau", des höchsten Alters genießend und Mutter von 24 Kindern, förderte, Witwe seit 1710, unter den überbliebenen Söhnen und Töchtern früh religiöse Erwärmung und vermählte sie mit Häusern der Wetterau, die, wie die Solms, Isenburge, Wittgenstein, Lippe, Leiningen und die fränkischen Erbach, die Promnitz in Sachsen, gleichzeitig eine wunderbare Aehnlichkeit der Seelenzustände durch Spener's Walten überkommen hatten. So nahm der Haupterbe Christian Ludwig, welcher bei der Theilung 1710 nach Wernigerode seine Residenz verlegte, 1712 Sophie Charlotte, des Reichsgrafen Johann Anton von Leiningen-Westerburg und Christina Luisa's von Sayn und Wittgenstein Tochter, zur Ehe, die als Schwester des tiefverschuldeten Herrn zu Grünstadt keine königsteinsche oder rutscheforter Erbschaft verhieß, dagegen als Tochter einer unter Ge-

sinnungsverwandten mit Ehrfurcht betrachteten, doch der Welt gewiß sehr anstößigen Mutter mächtig anzog. Mit Hinweisung auf unsere Aufsätze in dem „Historischen Taschenbuch" (Dritte Folge, dritter und vierter Jahrgang): „Die Erweckten im protestantischen Deutschland; besonders die Frommen Grafenhöfe", erwähnen wir nur, daß Frau Christina Luisa nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des hochangesehenen Reichskammergerichtspräsidenten (gest. 1698), ziemlich nahe mit dem, wir wissen nicht, ob mehr wahnwitzigen oder verbrecherischen Treiben der „Buttlarischen Rotte" im Berleburgischen betheiligt war, mit dem berüchtigten Ernst Christoph Hochmann von Hochenau verkehrte und endlich, nicht eben mehr jung, das „geistliche Liebesband", welches sie und einen Doctor der Medicin, Namens Bierbrauer, umschlang, nach dem Vorbilde ihrer Muhmen von Wittgenstein durch die Ehe vor der Welt rechtfertigte. Solcher Vorgänge ungeachtet heirathete der Sohn der „Fürstin von Geudern" nicht allein die Tochter, sondern nahm auch die Schwiegermutter mit ihrem Gatten und deren dunkelgebliebenen Nachkommen in seine weltlich fürstlich wie geistlich geschmückte Residenz Wernigerode für Lebenszeit auf. Zweiundsiebenzig Jahre alt, starb 1745 die Gattin des Bergraths und Leibmedicus Dr. Bierbrauer. Müssen wir einerseits hervorheben, daß der Spener'sche Pietismus der Vornehmen bei aller Demuth und Bruderliebe mit der Beobachtung des steifsten Adelsceremoniels, der minutiösesten Etikette, zumal grundsätzlicher Trennung der Standesverhältnisse sich vereinbarte — ließ sich doch selbst Ludwig von Zinzendorf, der eifrige Candidat des Predigtamts, durch einen barock costümirten Haiducken die Bibel zu Tübingen auf die Kanzel nachtragen, und mußten sogar an dem wahrlich bescheidenen Hofe Heinrich's XXIV. Reuß zu Köstritz gräfliche junge Herren eine Strafmiene des frommen Familienhaupts fürchten, wollten sie sich beikommen lassen, eine nur adelige Dame zur Tafel zu führen —, so dürfen wir auch nicht den Widerspruch verschweigen, daß, wenn einmal die Seelen Unebenbürtiger auf religiösem Gebiete innig sich begegnet waren, deutscher Reichsgrafenstolz das Bedenken überwand, solche Begegnung Auserwählter auch äußerlich zu sanctioniren. Ungleiche Ehen finden sich darum viele; ungleiche Freundschaften gediehen nur bis zu gewissem Grade; selbst das Verhalten der seelenprüfenden Prediger und Gewissensräthe zu vornehmen Erweckten unterlag streng der herkömmlichen Form.

Von Christian Ernst und Sophie Charlottte stammt die Hauptlinie von Wernigerode ab. Jene Residenz galt das ganze Jahrhundert hindurch, von welchem wir reden, gleichgestimmten Seelen, wie Jung-Stilling, als „Vorhof des Himmels"; „Religion, Wohlstand, Freiheit der Sitte, Frohsinn, Anstand und völlige Prätensionslosigkeit bestimmten den Charakter eines jeden Mitglieds dieser edeln Familie".

Dagegen gelang nicht, die nächsten Sippen auf Geudern dauernd in religiöser Uebereinstimmung zu erhalten. Zwar Friedrich Karl, der Bruder des ersten Wernigeroders, geb. 1693, folgte anfangs noch dem Familienzuge nach dem frommen Dänemark, welchen die nahe Verwandtschaft ihrer Mutter, der mecklenburgischen Prinzessin, Schwester der Gemahlin Friedrich's IV., früh vermittelte; er ward Ritter des Elefantenordens (1733), schloß sich aber dann der kaiserlichen, katholischen Partei im Reiche an. Dem neuen Kaiser Karl VII. seine Huldigung entgegenbringend, ward Friedrich Karl, schon des letzten Habsburgers Wirklicher Kämmerer, 1742 mit seinen Nachkommen in den Fürstenstand erhoben und widmete seine beiden jüngern Söhne, Gustav Adolf, geb. 1722, und Christian Karl, geb. 1725, nach dem Ende des unglücklichen bairischen Kaiserthums, dem Waffendienste der Königin von Ungarn. Im Oestreichischen Erbfolgekriege fochten Beide mit Auszeichnung in Flandern; Prinz Gustav Adolf, wahrscheinlich im Hennegau garnisonirend, heirathete um 1750 aus einem katholischen Hause, nämlich die Tochter des Fürsten Maximilian Emanuel von Hornes, die ihm am 20. September 1752 zu Mons Luise Maximiliane Karoline gebar; er selbst fiel am 5. December 1757 gegen Friedrich in der Schlacht bei Leuthen. Sein jüngerer Bruder, Christian Karl, bekleidete nach dem Ausscheiden des Herzogs von Zweibrücken (1760) unbeneidet den Oberbefehl der Reichsarmee. Wir zweifeln, daß schon Gustav Adolf zur römischen Kirche übergetreten sei; seine älteste Tochter war dagegen wol in derselben erzogen. Kanonissin in einem Damenstifte zu Mons, ward Luise Maximiliane Karoline, kaum 19 Jahr alt, durch eine todtgeborene Politik der Höfe von Madrid und Versailles auserwählt, zur Beunruhigung der protestantischen Thronfolge in Großbritannien den Stamm der Stuarts fortpflanzen zu helfen. In der Ehe des gealterten Prätendenten, Karl Eduard's, des „Chevalier de St.-George", und der Prinzessin von Geudern hätten die Sprößlinge erlauchter „Büßerinnen", Anna's von Stolberg und der Stuart, tragisch sich vereinigt, ließe die obenbesprochene Annahme sich beweisen. Bekannt sind die Lebensereignisse der Gräfin von Albany; dieselbe Innigkeit, Kraft und Wärme des Gemüths, welche in ihren protestantischen Vettern den Spener'schen Pietismus als allein befriedigenden Ausdruck fand, befähigten die geist- und seelenvolle Katholikin, des reichbegabten, freiheitsstolzen italienischen Dichters Muse, der Inhalt und die Krone des Daseins Vittorio Alfieri's zu werden. Ein Verhältniß, welches die Zartheit des beglückten Dichters mit scheuer Ehrfurcht gegen seine „Dame" auch noch als Selbstbiograph für spätere Zeiten bewahrte und nur in der Inschrift, welche Beider Grab einst bezeichnen sollte, Namen und Herkunft „Aloysiae Stolbergis, incomparabili animae candore praeclarissimae, A. Victorio Alfierio ultra res omnes dilectae et quasi mortale numen ab ipso constanter habitae et observatae" kundgibt, hat die indiscrete Geschwätzigkeit des „ausruhenden Gereisten" (Dutens) bald nach Alfieri's Tode (1803) veröffentlicht und durch Verknüpfung anstößiger Persönlichkeiten mit der Flucht der Vielgeprüften in die Klostermauern (1780) der Lästerung Vorschub gethan. Die Gräfin überlebte den Freund bis 1824. Künstler, welche sie in ihrem Alter zu Florenz kennen lernten, mochten an bizarren Gewöhnungen der Letzten des Namens Stuart nicht recht Behagen finden.

Inniger treu blieb die Stolberg-Stolbergische Linie, der unser Dichterpaar angehört, von Christoph's Sohn Johann Martin stammend, der Geistesrichtung der „Altfürstin von Geudern" und prägte sie, in Verbindung mit dem dänischen Hofe, fast noch schärfer aus. Dieses nordische Reich, seit dem 15. Jahrhundert und noch früher auch fast national eine Eroberung des deutschen Geistes, sah unmittelbar auf das Zeitalter eines Ludwig XIV., des heillos üppigen und sinnenbethörten Friedrich IV. die Herrschaft des ausgesprochensten, strengsten Pietismus folgen, einer Frömmigkeit, welche Strahlen der Erwärmung über einen großen Theil Deutschlands ausströmte. Schon wegen ihrer Tante, der hartgeprüften Königin Luise (gest. 1721), hatten die ältern Stolberge Beziehungen zu Dänemark gehabt; als aber der Kronprinz Christian VI., in der mütterlichen Religiosität erzogen, 1721 Sophie Magdalene, des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und der Gräfin Sophie Christiana von Wolfstein in Franken Tochter, als Gemahlin heimführte, blickten alle Jünger des hier und da bedrängten Pietismus auf Dänemark als auf das Land der Verheißung, auf Kopenhagen als auf ein neues Zion. Zumal pilgerten die Glieder der verwandten reichsgräflichen Häuser Castell-Remlingen, Wolfstein, Zinzendorf, Reuß über die Eider und fanden nach Christian's VI. Regierungsantritt (1730) Elefantenordens- und Danebrogsritterketten, einflußreiche Aemter beim Hofe und in der Verwaltung, dabei ein „thätiges Christenthum" nach ihrem Gemüthsdrange. Die Stolberge aller Linien genossen der ehrenvollsten Aufnahme; so besonders Henrich Ernst von Wernigerode und Christian Günther, geb. 1714, der Bruder des regierenden Grafen der Stolberg-Stolberger Linie. Im Jahr 1739 zum Kammerherrn und Rittmeister der königlichen Leibgarde zu Pferde erhoben, vermählte er sich zu

Hamburg mit Christine Charlotte Friederike, Reichsgräfin von Castell-Remlingen, einer nahen Verwandtin der regierenden Königin, und ward bald darauf Amtmann zu Segeberg in Holstein, was bekanntlich eine ansehnliche Stelle ist. Friedrich Anton Büsching, früh der hallischen Richtung gewonnen, besuchte 1750 als Hofmeister im Lynar'schen Hause das gräfliche Paar, dem schon die berühmten Söhne, Christian (1748) und Leopold (1750), geboren waren; dem ausbündigen Candidaten der Theologie konnte der „Aufenthalt nicht angenehmer gemacht werden als durch christliche Unterredungen, an denen es die gottseligen, belesenen und verständigen Wirthe nicht fehlen ließen". Doch bemerkte Büsching an der Mutter unserer Dichter Eigenheiten und Sonderbarkeiten, die ihren gefälligen Gemahl in der Duldsamkeit übten. Nicht eben rücksichtsvoll erzählt der Oberconsistorialrath 1785 und 1789 von der „leutseligen, gutgesinnten Dame" Wunderliches genug, worüber selbst ihr Secretär und Hofmeister bei Tafel freimüthige Bemerkungen, aber ohne Erfolg, sich entfallen ließe. So hatte ihr Schooshund das Recht, auf der Tafel umherzugehen, die Speisen zu beriechen und zu schmecken, und ein Paar Eichhörnchen, welches „im Busen der Gräfin wohnte", erregte einen widrigen Eindruck. Vielleicht legte sie viele ihrer cynischen Sonderbarkeiten ab, als ihr Gemahl einige Jahre später als Oberhof- und Jägermeister, Danebrogsritter und Geheimerath nach Kopenhagen an den Hof der Königin-Witwe Sophie Magdalene berufen wurde. Daraus scheinen denn ihre Söhne mehr zwangscheue Natürlichkeit und wilde Genialität als pietistische Selbstüberwachung und ängstliches Schicklichkeitsgefühl nach Göttingen gebracht zu haben, wo die Befreundung mit den classisch-wilden Gesellen des Hainbundes sich nicht eignete, ungeregeltes Benehmen zu zügeln. In solcher Weise lernten Beide das väterliche Haus Goethe's im Sommer 1775 kennen; so die altväterisch-ehrbaren Züricher in demselben Jahre. Die nackte Natürlichkeit, die ungestüme, leidenschaftliche, mittelalterliche Geberdung, zumal Friedrich Leopold's, welche den feinsinnigern Reisegefährten Goethe nicht selten verlegen machte, das „unbändige, unchristliche, ja heidnische Naturell" ließ damals nicht ahnen, daß spät der Dichter der „Büßenden", die angeerbte religiöse Strengheit in abweichender Excentricität zum Gipfel treibend, selbst den trautesten Jugendfreunden zum Aergerniß gereichen werde.

Friedrich Wilhelm Barthold.

Jüdische Literatur.

Von der „Israelitischen Volksbibliothek" (Leipzig 1856) ist das dritte Heft, „Jüdische Dichtungen der spanischen und italienischen Schule", von Abraham Geiger, von einem auch für Nichtjuden sehr anziehenden Inhalt. Wir lernen hier einen ganzen Kreis jüdischer Dichter kennen, welche in den frühern und bessern Zeiten des Mittelalters in Spanien und Italien in hebräischer Sprache, aber in Makamen, ja selbst in Sonetten und Terzinen dichteten. Der kraftvollste unter den jüdischen Dichtern in Spanien ist Salomo Gabirol, den Abraham Geiger in seinem „gewaltigen Ringen" binnen kurzem dem Publicum vorzuführen verspricht. Hierauf folgte die Periode der künstlerischen Abrundung und der selbstgefälligen Koketterie mit der äußern Form, in der sich schon die leisen Spuren der Ermattung zeigen, wie sie mit der vollen Reife einzutreten pflegt. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern ragen jedoch Abu-Haran Moses ben Esra aus Granada (gegen 1070 geboren), Abraham ben Meir Aben Esra (1093—1167), am meisten aber Abu'l Hassan Juda Halevi aus Toledo (1080—1140) hervor, ein tiefes Gemüth, lieblich und schmelzend als Liebesdichter, ergreifend, wenn er seinen Schmerz über Israels Leid oder seine Sehnsucht nach Zion ausdrückt, sinnig als Spruchdichter, voll Würde und Kraft in ernsten Lebensbetrachtungen. Mit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts treten die Epigonen auf, unter denen Juda ben Salomo Al-Charisi der bedeutendste ist. Dieser ließ es auch an allerlei muthwilligem Scherz und selbst derben Späßen nicht fehlen, und liebte es besonders, häßliche Frauen zu verspotten. In einem Gedicht „Der Floh" beklagt er sich, daß ihn dieser selbst an Sabbathen und Festtagen nicht in Ruhe lasse; nun lehrten zwar seine weisen Freunde, daß er keinen Floh am Sabbath knicken dürfe; er aber halte es mit der andern Lehre, wonach man des Mörders Tücken zuvorkommen müsse. Eine andere Gruppe bilden die polemischen Dichter, welche ihre Pfeile gegen den berühmten Maimonides oder die vom Judenthume abgefallenen Stammgenossen richteten, wie Isaak Polkar das that gegen Abner aus Burgos, der, nachdem er vom Judenthume abgefallen, als Alfons von Valladolid eine angesehene Stellung einnahm und in hebräischer Sprache eine antijüdische Schrift „Meichat Kenaoth" geschrieben hatte. Auch die jüdischen Dichter in Italien bevorzugten die Form der Makame, darunter der Römer Immanuel (geb. um 1272), dem Geiger einen Humor vindicirt, „dessen Keckheit sich in der jüdischen Literatur nicht wiederfindet". Aller Schranken spottet er in Verherrlichung der schönen und in Verhöhnung der häßlichen Frauen, wie der „Hörnerträger", und er hält sich in seinen derben Scherzen durchaus nicht immer in den Grenzen des Anstandes. Im höhern Alter, gegen 1328, sammelte dieser „weise Rabbi mit dem Satyrantlitze" seine Lieder, doch hatte ihn auch damals der ihm eigene Uebermuth nicht verlassen. Geiger hat das Interesse seiner Schrift noch durch die Mittheilung zahlreicher, rhythmisch übertragener Proben dieser jüdischen Dichter vermehrt.

Eine Art Curiosität ist „Nach der Zerstörung. Hebräische Elegien von L. A. Frankl. In hebräischer Nachbildung von M. Letteris" (Wien 1856). Diese Schrift muß zur Hälfte von hinten nach vorn und umgekehrt gelesen werden, nämlich die deutschen Gedichte von vorn und die hebräischen Uebersetzungen von hinten. Ueber letztere haben wir kein Urtheil; was die deutschen Gedichte betrifft, darunter „König David's Leichenzug", „Alexander und der Todtenkopf", „Jochannon ben Sakai", „Der letzte Hohepriester", „Gott weint", so sind diese fließend und wohllautend, hier und da auch nicht ohne Kraft, obschon sie freilich an Erhabenheit und Macht hinter den ewigen Gesängen des Psalmisten ein wenig zurückbleiben.

Zu den Hauptvertretern der neujüdischen Poesie in Deutschland gehört Julius Koßarski, früher ein Mitglied der sogenannten pommerisch-märkischen Dichterschule in Berlin, der sich jedoch seitdem durch tieferes Versenken in die altbiblische und talmudische Poesie und, wie es scheint, namentlich durch das Studium Freiligrath's weiter entwickelt und ausgebildet hat. Auch ist die Freiligrath'sche Weise für erotische Landschaftsmalerei, wie sie auch von Koßarski in seiner bereits 1847 erschienenen „Wallfahrt in Palästina" angebaut wird, ganz besonders geeignet. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß Koßarski ein pedantischer Nachahmer und Copist Freiligrath's sei; er hat von ihm nur das Colorit, nicht die Zeichnung, Anordnung und Gruppirung. Seine altbiblischen orientalischen Gemälde sind oft von recht wirkungsreicher Farbenglut, und wir würden uns wundern, daß seine Dichtungen wenigstens unter den Stammgenossen nicht den ihnen gebührenden Anklang gefunden zu haben scheinen, wüßten wir nicht, daß es auch unter den jüdischen Dichtern und Schriftstellern eine exclusive Coterie gibt, welche die Kunst des Ignorirens und Zurücksetzens sehr gut versteht und durch zunftmäßige Absperrung Andern die Concurrenz möglichst schwer macht. Koßarski gab später, 1852, „Sagen des Morgenlandes" heraus, die er nach talmudischen und andern hebräischen Quellen bearbeitete und die einen wahren Schatz Salomonischer Weisheit enthalten. Eigentliche Poesie findet sich darin freilich weniger als eine Fülle praktischer Moral und ein außerordentlicher Aufwand feinen Scharfsinns, namentlich wo es gilt, die oft zweideutigen Lehren des Talmud durch glücklich erfundene Parabeln zu erläutern und plausibel zu machen. Auch an einer Art schalkhaft

Eulenspiegel'schen Witzes fehlt es nicht, wie z. B. die Parabeln: „Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter", „Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging", „Wie es dem Eliëser, dem Knechte Abraham's, zu Sodom erging", „Wie die Einwohner von Sodom Wohlthaten übten", und mehre andere beweisen. Zum Gebrauche in Schulen, sowol jüdischen als christlichen — denn die in dieser Märchensammlung sich kundgebende Moral ist eine allgemeinmenschliche und auf die Begriffe des reinen Deismus basirte — sollten, meinen wir, diese „Sagen des Morgenlandes", von denen dem Vernehmen nach eine zweite Auflage erscheinen soll, ganz besonders zu empfehlen sein.

Praktische Moralsätze und Parabeln der talmudischen Schriften in Verse gebracht enthält auch die eben erschienene Sammlung „Talmudische Klänge. Gedichte von Ludwig Schulmann" (Hildesheim 1856). Wir müssen gestehen, daß wir solche Parabeln und moralische Erzählungen lieber in der gedrungenen, körnigen, etwas alterthümlich treuherzigen Prosa Koßarski's lesen. Es fehlt dem Verfasser der „Talmudischen Klänge" nicht ganz an Talent und noch weniger an sittlichem Wollen, aber an Durchbildung in sprachlicher und formeller Hinsicht. Es gebricht der Gestaltung häufig an Plastik und dem rhythmischen Tonsatz an eigentlicher Musik. Jedenfalls aber sind die meisten dieser Gedichte zu breit und weitschweifig und ohne die epigrammatische schlagende Kürze, welche dieser Gattung von Erzählungen zumeist den Erfolg verbürgt. Am besten hat uns die Erzählung gefallen, womit Rabbi Jizchak der Schmied seine Schüler ergötzte. Der Inhalt derselben ist in Kürze dieser: Ein Mann, der bereits ein Weib hatte, kam in seinem funfzigsten Jahre auf den Einfall, noch ein blutjunges Mädchen dazu zu heirathen. Als diese nun sah, daß dem Mann mehr und mehr das Haar ergraute, ärgerte sie sich darüber und überredete ihn, sich die grauen Haare ausrupfen zu lassen. Sein älteres Weib, da sie ihn plötzlich ganz schwarzhaarig und verjüngt erblickte, ärgerte sich wieder darüber, daß er vor ihr, die schon ziemlich weißhaarig war, etwas voraus haben sollte, und überredete ihn mit allerlei Vernunftgründen, sich auch die schwarzen Haare ausrupfen zu lassen. Dies geschah, und der dumme Ehemann war nun ein vollkommener Glatzkopf. Gewiß eine ebenso ergötzliche als, wenn man sie zu deuten weiß, lehrreiche Geschichte! Wenn übrigens die jüdischen Dichter christlicher Aera etwa den Anspruch erheben wollten, eine eigentlich jüdische Poesie geschaffen zu haben, so können wir ihnen dies nicht zugeben. Sie besingen wol jüdische Gegenstände und kleiden jüdische Lehrsätze, Märchen und Traditionen in Verse, aber zu einer eigentlichen Nationalpoesie gehören auch nationale poetische Formen; die jüdischen Poeten dichten aber nur in den Formen und Versmaßen, welche bei den Völkern, unter denen sie leben, gerade im Gebrauche sind, und auch der sprachliche Ausdruck hat nichts eigentlich national Jüdisches. Der Christ fühlt sich daher trotz der meist jüdischen Stoffe durchaus nicht in eine ihm fremdartige Welt versetzt, wozu noch kommt, daß der jüdische einfache Deismus und auch die jüdische Moral, soweit sie in den religiösen Schriften der Juden enthalten ist und nichts mit Ceremonialgesetzen zu thun hat, im Ganzen und von manchen zweischneidigen Sätzen abgesehen, eine allgemeingültige ist für alle Zeiten, Völker, Religionen und Confessionen.

M. Pinner, „Herausgeber des Talmud mit deutscher Uebersetzung, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris und der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer zu Odessa", also ein sehr wichtiger Mann, denn nicht Jedermann ist Mitglied einer Alterthumsgesellschaft in Odessa, hat zu Berlin im Selbstverlag eine „Denkschrift für die Juden Preußens, besonders für die Juden Berlins, oder gründliche Darstellung der den jüdischen Vorständen zustehenden Rechte in religiöser, politischer und gesetzlicher Hinsicht" erscheinen lassen, nebst einem Anhange: „Die jüdische Religion, ihr Verfall, ihre Verbesserung, ihre Andacht." Diese vom orthodoxen Standpunkt gegen alle neuzeitlichen Reformbestrebungen polemisirende Schrift ist auch für den Nichtjuden interessant, indem sie in die innern Wirren und Streitigkeiten des Judenthums einen überraschenden Einblick gewährt und uns dort dieselbe innere Gährung oder Auflösung zeigt, die wir auch im Bereiche des Christenthums in so deutlichen Zeichen wahrnehmen. Die alten Formen scheinen eben überall im Zerfall und in Auflösung begriffen zu sein, denn auch im Islam beginnen diese Symptome allmälig hervorzutreten, sodaß man bereits von Jungtürken und Reformtürken sprechen kann, wie man von Jungdeutschen und Reformjuden spricht. Man darf nur begierig sein, welches noch unbekannte Dritte sich aus diesem aufreibenden Kampfe zwischen dem Alten und Neuen herausbilden wird. Der in der modernen Welt sich immer mehr Geltung verschaffende Einfluß des weiblichen Geschlechts bildet hierbei ein bedeutungsvolles Moment; auch Pinner deutet darauf hin, wenn er behauptet, daß man zu Rabbinern und Religionslehrern nicht mehr wie sonst die frömmsten Juden wähle, sondern schönrednerische, Anmaßung mit schlauem, jesuitischem Betragen verbindende Männer, deren Wahl um so sicherer sei, wenn sie wegen ihrer Jugend und angenehmen Leibesgestalt den Damen gefielen, denn diese seien bei der Wahl jetzt sehr betheiligt und ihre Stimmen seien oft entscheidend. Pinner möge übrigens in der Sache selbst denken wie er wolle, wenn er nur immer bei der Sache geblieben wäre; aber auch er entgeht dem modernen gar nicht sehr frommen Hange zu Persönlichkeiten nicht und mischt in seine Schrift zum Theil recht garstige Ausfälle gegen den Rabbiner Sachs und dessen angeblichen Protector Veit ein. Wunderlich macht sich die Beschuldigung, daß genannter Sachs nur Sachsen befördere, ein echter Preuße „mit seiner Geradheit und Gründlichkeit" werde gar nicht gehört, noch weniger berücksichtigt.

Die jüdische Literatur hat in den letzten Decennien eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und wenn es schon eine Thorheit wäre, selbst ihre Hauptrepräsentanten, denen immer eine gewisse Doppelrichtung und Doppelstellung innerhalb der modernen Welt anhängt, unsern größten christlichen Dichtern zur Seite zu stellen, so begreifen wir doch ganz den Stolz jüdischer Kreise auf diese eigenthümlich reiche Entfaltung literarischer Kräfte und Talente. Stellte doch D'Israeli sogar den vermessenen Satz auf, die christliche Welt könne nur durch Transfusion orientalischen, d. h. jüdischen Bluts regenerirt werden. Zwar erblicken wir bei einzelnen jüdischen Dichtern allerdings eine gewisse Hinneigung zur Romantik des Christenthums, im Allgemeinen bleibt es aber doch richtig, daß die aus dem jüdischen Stamm hervorgegangenen Schriftsteller im Grunde nur für ihre Interessen und ihre Leute wirkliche Sympathie fühlen, sie aber von den Christen mit einigem Egoismus für sich fodern, ohne sich gerade zu besonderer Gegenseitigkeit verpflichtet zu fühlen. Wenn die Juden übrigens mit ihrer Phantasie mehr in ihren altbiblischen Traditionen als in unsern mittelalterlichen Erinnerungen, die ihnen ohnehin nicht sehr angenehm sein können, und mehr in den Palmenwäldern des Morgenlandes als in unsern Eichenhainen leben, so können wir ihnen dies durchaus nicht verdenken, und wenn sie in Darstellungen ihrer altberühmten Geschichte Dasjenige zu unterdrücken lieben, was den Kindern Israel, die ja so manche Stämme bis auf Stumpf und Stiel ausrotteten, gerade nicht sehr zur Ehre gereicht, so wollen wir solange ihnen darüber keinen Vorwurf machen, solange noch in gewissen deutschen Geschichtschreibungen die deutsche Nation als ein Muster von Treue und Redlichkeit gefeiert und danach die Geschichte gefälscht wird, während schon die Zersplitterung Deutschlands von selbst auf eine lange Reihe vorhergegangener Treulosigkeiten und Unredlichkeiten schließen läßt; denn ohne diese wäre jene Zersplitterung gar nicht möglich geworden.

Nirgends sonstwo hat sich der jüdische Stamm literarisch so rührig gezeigt wie in Deutschland, woraus doch hervorgehen möchte, daß die deutschen Verhältnisse ihm gar nicht so ungün-

ßig sind, als man wol vorgibt, und auch von christlichen Gelehrten ist in Bezug auf die historische Kritik und die Geschichte des Judenthums nirgends soviel geleistet worden als in Deutschland. Dies hat auch jüngst die „Revue des deux mondes" anerkannt, als sie bei Gelegenheit einer Besprechung der vierbändigen Ewald'schen „Geschichte des Volks Israel bis Christus" sagte: „Nur Deutschland, zufolge seines historischen Scharfsinns, der ihm in Betreff primitiver Geschichtsepochen besonders zugetheilt worden zu sein scheint, begriff die Wahrheit und gestaltete aus der Geschichte des jüdischen Volks eine Geschichte wie jede andere, nicht zugerichtet nach theoretischen vorweggenommenen Gesichtspunkten, sondern nach dem kritischen und grammatikalischen Studium der Texte. Die biblische Exegese, Stein für Stein mit bewundernswerther Folgerichtigkeit und einer unvergleichlichen Zähigkeit der Methode ins Werk gerichtet, ist ohne Zweifel das Meisterstück des deutschen Geistes und das vollkommenste Muster, was auch auf andere Zweige der Philologie angewandt zu werden verdient." Eins werden die Juden ihren christlichen Mitbrüdern nicht streitig machen können, nämlich dies: daß, soviel auch ihre sociale und rechtliche Stellung zur Zeit noch zu wünschen übriglassen mag, sie doch ihre Anliegen und Beschwerden durch die Presse ganz ungehindert zur Sprache bringen dürfen und daß sie dabei von Seiten der vorurtheilslosern Christen die bereitwilligste und liberalste Unterstützung finden. **H. M.**

Aus Paris.

Die „Bibliothèque polytechnique". Prachtausgabe der Nachfolge Christi in der Corneille'schen Uebersetzung. Militärliteratur.

Anfang Juni.

Masson, einer unserer thätigsten und intelligentesten Verleger, hat mit Unterstützung der ausgezeichnetsten Vertreter jeder einzelnen Wissenschaft seit längerer Zeit eine „Bibliothèque polytechnique" ins Leben gerufen, die jetzt schon fast alle in den Kreis dieser Sammlung gehörenden einzelnen Wissenschaften umfaßt. Eine jede dieser Abhandlungen bildet für sich ein vollständiges, zum bessern Verständniß des Textes mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattetes Werk.

Die Arbeiten über Astronomie und Mechanik verdanken wir Delaunay, Mitglied des Instituts und Professor an der hiesigen Facultät, und zwei Arbeiten über Chemie dem talentvollen Chemiker und Physiker Regnault. Die eine Abhandlung umfaßt in einem Bande die Anfangsgründe der Wissenschaft, die andere bildet einen vollständigen Cursus, hat schon vier Auflagen erlebt und besteht aus vier Bänden. Gerhardt und Chancel sind Verfasser einer Abhandlung über qualitative Analyse in einem Bande, welcher bald eine andere über quantitative Analyse folgen wird. Die Abhandlungen über Mineralogie und Geologie sind von Beudant, und die Schnelligkeit, mit der sie zur fünften Auflage gelangten, ist ein schlagender Beweis von ihrem Werthe. Figuier, Redacteur des wissenschaftlichen Theils des Journals „La Presse", vermehrte das Unternehmen mit dem Werke: „Principales découvertes modernes." Sein Zweck ist, Jeden mit Allem bekannt zu machen, was auf Dampfmaschinen, auf Photographie, elektrische Telegraphen, Galvanoplastik, chemische Vergoldung, Aërostatik, Gasbeleuchtung, Aetherisation und die Bereitung des Schießpulvers aus Baumwolle Bezug hat. Vier schnell aufeinander folgende Auflagen beweisen für die Zweckmäßigkeit dieses drei Bände umfassenden Werks. Das Fach der Naturwissenschaft ist nicht minder gut ausgestattet, indem auch in dieser Kategorie mehre Mitglieder des Instituts für das Unternehmen thätig gewesen sind. Der verstorbene Jussieu lieferte eine Schrift über Botanik, Milne Edwards zwei Abhandlungen über Zoologie, wovon die eine schon ihre sechste Auflage erlebt hat, d'Orbigny die über Paläontologie (zwei Bände). Endlich erwähnen wir eines kleinen Bandes von Comte, das „Structure et physiologie animales" betitelt und mit schönen farbigen Illustrationen geschmückt ist.

Mehre Abhandlungen über angewandte Wissenschaften reihen sich an die Naturwissenschaften an: „Cours d'agriculture et d'arboriculture", von Dubreuil, Professor am Conservatoire des arts et métiers; „Instructions pratiques sur la pisciculture", von Coste; „Chaleur produite par les êtres vivants", von Gavarret, Professor der Physik an der medicinischen Facultät von Paris. Masson, um seiner Sammlung den Charakter möglichster Vollständigkeit zu geben, ließ für sie auch das bekannte Werk von Professor Lehmann zu Leipzig unter dem Titel „Précis de chimie physiologique animale" durch Driou, Professor am Lyceum zu Versailles, übersetzen. In die Rubrik der Naturwissenschaften müssen wir auch die „Souvenirs d'un naturaliste" (zwei Bände) von Quatrefages weisen. Diese „Souvenirs" bestehen aus einer Anzahl von Artikeln, welche der Verfasser in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht hatte. Es ist ein wahres Glück für die Verehrer der Wissenschaft, in solch einem kleinen Format jene Aufsätze beisammen zu finden, die, als sie in jenem obengenannten Hefte erschienen, allgemein gefielen und dem Wunsch und den Worten des Verfassers gemäß viele bedeutende Geister für die Zoologie gewannen.

Alle Fremden, welche die Ausstellung besuchten, haben unter dem eleganten Glaskasten, welchen die kaiserliche Buchdruckerei ihrem geschickten Architekten Destailleur verdankt, die prachtvolle Ausgabe der „Nachfolge Christi" bewundert, die ausdrücklich behufs der Ausstellung verfertigt worden war. Die Drucke, Ornamente sind in Gold und Farben, mit herrlichen Vignetten, glänzenden Anfangsbuchstaben in Holz und Stahlstich, verschiedenen Einfassungen nach den gemalten Arabesken der alten Manuscripte, die Farben sind auf das schönste gemischt und die Schattirungen vortrefflich. Die Uebersetzung (P. Corneille's, welche dem lateinischen Texte gegenübersteht) ist mit zahlreichen Zeichnungen und Holzschnitten verziert. Alle diese Arbeiten gehen von großen Künstlern aus und wurden von einer Specialcommission geleitet. Nichts wurde gespart, weder Kosten noch Aufmerksamkeit, um ein Meisterstück hervorzubringen. Das Publicum hatte anfangs, aber mit Unrecht befürchtet, daß man nur ein Exemplar abziehen würde, um dessen Preis unverhältnißmäßig zu steigern. Häufig konnte der Abdruck allerdings nicht stattfinden, doch erhebt sich die Auflage auf 103 numerirte Exemplare. Davon hat der Kaiser 73 vertheilt, die übrigen 30 wurden einer unserer ersten Buchhandlungen, der von Masson, cedirt. Ohne genau zu wissen, wie viele hiervon noch übrig sind, glauben wir auswärtige Regierungen, Bibliotheken und Büchersammler auf diese Gelegenheit, sich ein unschätzbares Musterwerk der modernen Typographie zu verschaffen, aufmerksam machen zu müssen.

Militärpersonen und Liebhabern militärischer Lectüre ist ein Werk von Bouet-Willaumez, Generalstabschef der französischen Pontusflotte, über die Land- und Seeschlachten zu empfehlen. Man erräth leicht, daß das keine eigentlichen Schilderungen sind, es ist vielmehr eine Abhandlung geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Inhalts, gemacht für Fachmänner, verständlich für Jedermann, eine methodisch-kritische Darlegung der Reformen in den Armeen und Flotten und der Taktik seit den ältesten Zeiten. Alle großen Entdeckungen der Kriegskunst, vom Schießpulver bis zur Dampfkraft, alle berühmten Schlachten, von Mantinea bis zur Alma, Salamis, Cannä, Actium, Tolbiacum, Hastings, Bouvines, Lepanto, Roßbach, Leipzig, Fontenoi, die großen Episoden der Revolutionskriege, des Kaiserthums und der Restauration bis zum neuesten Kriege, sind darin genau auseinandergesetzt und mit Planen und Zeichnungen anschaulich gemacht. Eine Art Panorama der Kriegs- und Seegeschichte aller Völker! **57.**

Gustave Planche über die Pflichten und Rechte der Kritik.

Eine pariser Correspondenz machte in Nr. 24 des „Deutschen Museum“ auf eine Abhandlung über die Pflichten und Rechte der Kriktik von Gustave Planche in der „Revue des deux mondes“ aufmerksam und bemerkte dabei, daß, obschon in dieser Abhandlung Niemand bei seinem wahren Namen genannt sei, sich besonders Jules Janin und Cuvillier-Fleury davon getroffen gefühlt hätten und daß hieraus ein Federkrieg entstanden sei. *) Seitdem haben wir Gustave Planche's Abhandlung, auf die übrigens auch schon mehre französische Journalstimmen unsere Aufmerksamkeit gelenkt hatten, gelesen und darin allerdings manche sehr beherzigenswerthe Wahrheiten angetroffen. „Für wen ist die Kritik?“ fragt Planche, und er fährt fort: „Wenn man die Dichter fragt, würde die Antwort nicht zweifelhaft sein. Ohne weiteres Bedenken und wie mit Einem Munde würden sie sagen: Die Kritik nützt zu nichts; und wenn man weiter in sie dringen wollte, ihre ganze Meinung zu sagen, würden sie versichern, daß sie ihrer Ueberzeugung nach nicht nur ohne Nutzen, sondern selbst gefährlich sei. Das Lob freilich ist ihnen schon recht, aber eine Discussion ist ihnen unbequem.“ Planche muß freilich gestehen, daß auch für einen großen Theil der Leser die Kritik ohne Nutzen sei, nämlich für die „lecteurs indolents“ und die „gens du monde“, namentlich für die letztern, welche selbst durch die Kritik nur amüsirt sein wollten. Für diese Sorte Leser gebe es auch eine eigene Sorte Recensenten, die über Alles hinhuschten und nichts gründlich erörterten und denen Musik, Malerei, Poesie, kurz Alles nur ein Gegenstand des Scherzes und Witzes sei. Die Dichter ihrerseits kämen gegen die Kritik immer mit der Anmaßung angerückt, daß sie Genies seien. Das Genie sei nun ohne Zweifel eine sehr köstliche Gabe, aber es müsse, unter welcher Form es auch erscheine, stets mit dem gesunden Menschenverstande, mit Geschmack und mit der Wahrheit gepaart sein. Sei es dies nicht, so arte es aus und verändere dann seinen Namen, es sei dann nicht mehr Genie, sondern blos „singularité“. Leider verzeihe man der Kritik Alles, Käuflichkeit, Heuchelei und Schmeichelei, nur nicht die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Wäre aber die Kritik stets ehrlich und aufrichtig gewesen, so würden sich nicht so viele Talente später den gröbsten Verirrungen hingegeben und sich dadurch zugrunde gerichtet haben. Die Kritik könne allerdings keine neuen Talente hervorrufen, aber sie könne dazu beitragen, daß die vorhandenen ihre Anstrengungen verdoppeln und sich von Verirrungen frei zu halten suchen. Auf Lohn und Dank habe der ehrliche Kritiker niemals zu rechnen (nur zu wahr!), aber es sei doch für ihn Genugthuung genug, wenn er wahrnehme, daß er nicht ganz unnütz gesprochen habe und daß seine Urtheile ihr Echo fänden und allmälig zum Gemeingut würden. Planche sagt weiter: „Was die benachbarten Nationen betrifft, so werden alle Einsichtigen den Unterricht, den wir von ihnen empfangen können, nicht in Zweifel ziehen. Es handelt sich nicht darum, die französische Denkweise nach dem Muster Spaniens oder Italiens, Deutschlands oder Englands umzugestalten. Jede Nation ist mit einem nur ihr eigenthümlichen Geiste begabt, den sie niemals in Vergessenheit gerathen lassen darf. Die sklavische Nachahmung des französischen Geistes hat den uns umgebenden Völkern gerade keinen Segen gebracht. Ziehen wir Nutzen von dieser Lehre und trachten wir nicht danach, Engländer oder Deutsche zu werden.“ Das meiste Aufsehen erregte folgende Aeußerung Planche's: „Für die Mehrzahl der Leser gibt es gegenwärtig weder gute noch schlechte Bücher, sondern einfach nur berühmte oder unberühmte Namen. Die unbedeutendste mit einem ausposaunten Namen unterzeichnete Seite wird ohne weitere Kritik angenommen, und Diejenigen, welche, was sie davon denken, zu sagen den Muth haben, werden, und hätten sie auch hundert mal Recht, als Neidhämmel betrachtet.“ Dies paßt auch vollkommen auf Deutschland, nur daß jede Coterie an ihrer Spitze ihren eigenen „ausposaunten“ Namen hat, der oft durch ganz eigenthümliche Manoeuvres erworben wird. Zum Troste hätte dem französischen Kritiker hierbei der Gedanke gereichen dürfen, daß Papiergeld wol seine augenblickliche Geltung hat, aber doch leicht außer Curs gesetzt wird, während die echte Münze ihren Werth behält, selbst wenn die Inschrift des Namens ein wenig abgegriffen sein sollte.

H. M.

*) Cuvillier-Fleury, von Gustave Planche unter dem Namen Polyanthe gezeichnet, wie Pontmartin unter dem Namen Théobule, hat nämlich im „Journal des débats“ eine heftige Erwiderung veröffentlicht und der Liste der von ihm selbst gelobten Akademiker eine Liste derjenigen Schriftsteller gegenübergestellt, welche das Protectorat Gustave Planche's in der „Revue des deux mondes“ genießen. Auch Jules Janin hat in seiner Weise erwidert. L. Lalanne bemerkt im „Athenaeum français“ zu diesen literarischen Fehden: „Wohlan, den Flamberg heraus! Planche wird ohne Zweifel die Antwort nicht schuldig bleiben und das Publicum als Richter wird mit unserm alten Regnier sagen:

. . . . Corsaires à corsaires,
L'un l'autre s'attaquant, ne font pas leurs affaires.“

Die deutsche Literatur im Auslande vor dem Buche der Staël.

Wir begegneten jüngst in einem Blatte einer Behauptung ungefähr des Inhalts, daß, wenn es sich um die Geschichte des Einflusses der deutschen Literatur und Wissenschaft auf das Ausland und speciell Frankreich handele, erst mit dem berühmten Buche der Staël „De l'Allemagne“ zu beginnen sei. Wir sind nicht dieser Ansicht. Das Staël'sche Buch, dessen Bedeutung wir gewiß zu würdigen wissen, hat die deutsche Literatur im Auslande sozusagen fashionabel und salonfähig gemacht; aber es wäre in der That wenig ehrenvoll für Europa gewesen, wenn es erst auf das Urtheil einer Frau hätte warten müssen, um von den philosophischen Systemen Wolf's, Leibniz' und namentlich Kant's, von den kunsthistorischen und ästhetischen Leistungen Winckelmann's, von der reformatorischen Kritik Lessing's, von Herder's Ideen und von Klopstock's, Wieland's, Goethe's, Schiller's und Bürger's Dichtungen Notiz zu nehmen. Napoleon hatte „Werther's Leiden“ in einer der zahlreichen französischen Uebersetzungen bereits sieben mal gelesen und die französische Republik Klopstock, dessen „Messias“ mehrfach ins Französische übertragen wurde, und Schiller den französischen Bürgerbrief ertheilt, noch ehe die Staël mit ihrem Buche aufgetreten war. Außer „Werther“ waren von Goethe's Dichtungen schon im Anfange dieses Jahrhunderts „Hermann und Dorothea“ und „Wilhelm Meister“, Schiller's Tragödien, besonders die „Räuber“, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht blos übersetzt, sondern selbst nachgeahmt und in diesen Nachahmungen aufgeführt worden. Graf Louis Ramond von Carbonnières hatte schon Ende der siebziger Jahre Dramen nach dem Muster des Goethe'schen „Götz von Berlichingen“ und der Lenz'schen Stücke verfaßt, es erschienen ferner gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein „Théâtre allemand“ und dann ein „Nouveau théâtre allemand“ und ein „Théâtre de Schiller“ (nebst Zschokke's „Abällino“). Der Kampf zwischen der Romantik und dem Classicismus hatte schon vor der Staël seinen Anfang genommen, und André Chénier sah sich schon im Jahre 1807 veranlaßt, gegen die zu hohe Werthschätzung und den Einfluß Schiller's und Lessing's zu protestiren, während der bekannte Lustspieldichter Picard für die deutsche Tragödie (nicht für das deutsche Lustspiel) das Wort ergriff. Auch Benjamin Constant's „Wallstein“ und seine „Réflexions sur le théâtre allemand“ erschienen noch vor dem Buche der Staël. Von den sehr zahlreichen

achahmungen der Geßner'schen Idyllen und der Kotzebue'schen heaterstücke wollen wir hier gar nicht sprechen, aber wol der ichtigen Arbeiten von Charles de Villers, Tissot und Deérando über Kant und die deutsche Philosophie gedenken, weil urch sie die philosophischen Studien in Frankreich einen ganz euen Aufschwung erhielten. Blicken wir nach England, so var der „Werther" auch hier, wie in Frankreich, wie in allen urepäischen Ländern, gleich nach seinem Erscheinen epochenachend. Klopstock's Messiade und Schiller's Tragödien urden mehrfach übersetzt; schon 1799 gab Berhford seine German ballads and songs" heraus; Coleridge lieferte von chiller's „Wallenstein" eine noch jetzt für classisch gehaltene earbeitung; Shelley übersetzte mehre Scenen aus dem „Faust"; on Bürger's „Leonore" erschienen wol ein halb Dutzend Berbeitungen, darunter eine von Walter Scott, der im Jahre 797 auch eine vortreffliche Uebertragung des „Götz von Berchingen" erscheinen ließ. Diese Anführungen, die wir noch ar sehr vermehren könnten, werden gewiß genügen, um Jeermann zu überzeugen, daß schon vor dem Erscheinen des uchs „De l'Allemagne" die deutsche Literatur im Auslande h einer bedeutenden Theilnahme und Anerkennung zu erreuen hatte. Ebenso gut, wie man behaupten will, eine Darellung des Einflusses der deutschen Literatur auf das Ausand habe erst mit dem Buche der Staël zu beginnen (oder vie Andere am liebsten möchten, sogar erst von Heine, so wunderich das auch klingt), ebenso gut könnte man auch behaupten, ie Geschichte der griechischen Literatur habe erst mit Sopholes oder die der deutschen mit Schiller und Goethe zu beginen. Ehe man auf den Gipfel eines Bergs gelangt, muß an sehr viele Schritte gethan haben. H. M.

Notizen.

Die Gräber zu Ottensen.

Der talentvolle lyrische Dichter Heinrich Zeise in Altona theilt einigen der letzten Nummern der „Hamburger literarischen und itischen Blätter" einen interessanten Aufsatz „Die Gräber Ottensen" mit. Man erfährt daraus unter Anderm, daß e berühmte Klopstocks-Linde liebend ihre Zweige auch über chmidt's von Lübeck Grab breitet, eines trefflichen volksthümichen Sängers, den man umsoweniger vergessen sollte, da er u den Wenigen gehörte, die zur Zeit von Deutschlands tiefen Erniedrigung den Muth hatten, im Liede das deutsche Banner hochzuhalten:

Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erstehen deutsches Volk und Land;
Ich höre Klopstock's Stimme schallen,
Ich seh' das deutsche Banner wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand!

So heißt es in Schmidt's im Jahre 1806 gedichtetem „Gruß an die Deutschen". Wir erfahren aus Zeise's Mittheilungen erner, daß auch der Oberst Köller-Banner, der als Theilnehmer an der Palastrevolution gegen Struensee in Laube's Tragödie „Struensee" und in Lobedanz' Roman „Narren des Glück's (vgl. Nr. 20 d. Bl.) eine Rolle spielt, zu Ottensen, und zwar freiwillig, sein Leben beschloß. Noch im Jahre der Hinrichtung Struensee's, 1772, entstanden Zwistigkeiten unter den Verschworenen, Köller mußte dem Einfluß Guldberg's weichen und sich mit dem Posten eines Interimsgouverneurs von Rendsburg begnügen. Zeise bemerkt: „Fast alle Verschworenen erreichten ein hohes Alter und bei allen wurde das Gewissen rege; Struensee schien der Geist Banquo's zu sein, welcher sich mit den Widersachern an die Tafel setzte, und sein Blut machte ihr Blut erstarren und ließ sie den rothen Wein verschütten. Köller-Banner, welcher den sogenannten Claw'schen Hof bewohnt haben soll, zog sich menschenfeindlich von Allen zurück und ließ sogar die untern Fenster seiner Wohnung vermauern." Zeise erklärt, daß er die nähern Umstände in Betreff seines Todes nicht habe in Erfahrung bringen können und daß er auf die Mittheilung sich widersprechender Gerüchte, die ihm zugekommen, verzichten müsse.

Ein neuer nordamerikanischer Lyriker.

Ein jüngerer amerikanischer Dichter beginnt Aufmerksamkeit zu erregen, Thomas Buchanan Read mit Namen, von dem jüngst eine Dichtung „The house by the sea" in Philadelphia erschien. Das londoner „Athenaeum" sagt darüber unter Anderm Folgendes: „Die Handlung des «House by the sea» ist artig erfunden und gut durchgeführt; die Charaktere sind dramatisch und prägnant gezeichnet und der Gesammteindruck ein mächtiger und harmonischer. Da wir schon früher Gelegenheit hatten, Read als einen hoffnungsvollen Dichter zu bezeichnen, so freuen wir uns umsomehr, jetzt von seinem Fortschritt und seinem Erfolge melden zu können. Jedoch hat er diesmal nicht ein nationales Thema gewählt, sondern sich in die Coleridge'schen Regionen eines «Christabel» und «Ancient mariner» verstiegen. Ein sehr scharf prüfender Beobachter möchte auch wol einzelne an die «Golden legend» Longfellow's erinnernde Spuren und einen Einfluß jenes außerordentlichen Genius, Edgar Poe, darin entdecken." Der Kritiker des „Athenaeum" rühmt der Dichtung, obschon sie nicht ganz frei von Absurditäten sei, große Schönheiten und eine Fülle von Phantasie, Erfindungs- und Darstellungsgabe nach. Ob die Stelle: „Der Dichter streift, wie die meisten neuern Poeten, in seinem Werke fast über alle Wissenschaften und liebt es, seine Bilder abwechselnd aus der Geologie und Farbenlehre herbeizuholen", mehr im lobenden oder im tadelnden Sinne gemeint sei, wissen wir nicht recht zu sagen. Der Kritiker des „Athenaeum" schließt mit den Worten: „Wir dürfen Amerika zu dem Erscheinen eines neuen Dichters, der die Lorbern Longfellow's und Bryant's zu theilen bestimmt ist, wol Glück wünschen."

H. M.

Bibliographie.

Biedermann, G., Die Wissenschaftslehre. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Lehre vom Bewusstsein. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederike, Hertha. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Grimm, J., Ueber den personenwechsel in der rede. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 22 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 11te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Unsrer Lieben Frau. 3te Auflage. Mainz, Kirchheim. 16. 16 Ngr.

Holmberg, H. J., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. 1ste Abtheilung. Nebst einer Karte. Helsingfors. 1855. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Metzig, J., Suum cuique. Die rechte Antwort auf die Polen- und die grosse Zeitfrage. Zur Beherzigung für die europäischen Staatsmänner. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Ngr.

Meyer, C., Nach dem Sacramento. Reisebilder eines Heimgekehrten. Aarau, Sauerländer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Minnesinger. Deutsche Liederdichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichniss der Anfänge, und Abbildungen sämmtlicher Handschriften von F. H. von der Hagen. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Bildersaal altdeutscher Dichter. Bildnisse, Wappen und Darstellungen aus dem Leben und den Liedern der deutschen

Dichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts. Nach Handschriftgemälden, vornämlich der Manesse'schen Sammlung, und nach anderen gleichzeitigen bildlichen Denkmalen etc. Mit geschichtlichen Erläuterungen von F. H. von der Hagen. Mit 75 Abbildungen auf 41 Tafeln in Folio. Berlin, Stargardt. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

More, Hanna, Ueber weibliche Erziehung. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über den gegenwärtigen Stand der Litteratur über weibliche Pädagogik begleitet von R. Koenig. Oldenburg, Stalling. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. Zwei Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Muys, G., Forschungen auf dem Gebiete der alten Völker- und Mythengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Griechenland und der Orient. Köln, Heberle. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ethische Naturbilder. Von B. M. G. 1ste Centurie. Gratz, Ferstl. 16. 6 Ngr.

Oelbermann, H., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfeifer, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1855. 16. 20 Ngr.

Pinelli, F., Piemonts Militair-Geschichte vom Frieden von Aachen bis auf unsere Tage. Mit Karten und Plänen. Aus dem Italienischen von A. Riese. 1ster und 2ter Band. [1748—1796. — 1796—1831.] Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Prahl, F., Chronica der Stadt Kiel nach den besten Quellen bearbeitet. Kiel, Akademische Buchhandlung. 4. 24 Ngr.

Ratzeburg, J. A. H. C., Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 21 Ngr.

Rochholz, E. L., Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 1ster Band. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Rommel, E., Charlotte Corday. Eine historische Tragödie in fünf Acten. Hannover, Lohse. 16. 25 Ngr.

Schaefer, A., Demosthenes und seine Zeit. 2ter Band. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schenach, G., Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schirren, C., Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos. Riga, Kymmel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlözer, K. v., Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, C. v., Nachgelassene Erzählungen. Herausgegeben von A. Werfer. Mit einem Stahlstiche. Augsburg. 8. 10 Ngr.

Schmidt, W., Gedichte des Friedens und der Freude. Halberstadt, Frantz. 8. 7½ Ngr.

Schmoelzl, J., Der Feldzug der Bayern von 1806—7 in Schlesien und Polen. Ein Beitrag zur Geschichte des königl. bayerischen Heeres. Nach vaterländischen Quellen bearbeitet. Mit 11 Gefechts- und Belagerungs-Plänen. München. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Louis von Preußen und der Tag von Saalfeld am 10. Oktober 1806. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 3¾ Ngr.

Schulze, F. G., Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre, vornehmlich für Land-, Forst- und Staatswirthe. Nebst graphischen Darstellungen der Getreidepreise in den Jahren 1660—1855, einem Aufsatze über die Korntheuerung der Jahre 1853—1856 und praktischen Erörterungen über Handel, Taxation, Papiergeld und Banken. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sieveking, Amalie Wilhelmine, Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stein, L., System der Staatswissenschaft. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Gesellschaftslehre. 1ste Abtheilung: Der Begriff der Gesellschaft und die Lehre von den Gesellschaftsklassen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Sudhoff, K., In der Stille. 2te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Timm, Hermann und Dorothea von Goethe mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Überblick der Geschichte des westlichen Russlands von S. v. S. Aus dem Russischen. Mit 4 Karten. Moskau, Arlt. 8. 16 Ngr.

Velde, C. F. van der, sämmtliche Schriften. 5te Original-Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 6 Ngr.

Vincke, G. Freih., Zeitvertreibe. Lustspiel in Versen in einem Aufzuge. Hamm, Grote. 16. 8 Ngr.

Weisser, A., Die Züricher Mordnacht. Eine Volksgeschichte aus dem deutschen Städte-Leben in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Bibliographisch-statistische Übersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1853. Erster Bericht erstattet im hohen Auftrage Sr. Exc. des Herrn Ministers des Innern Alexander Freih. von Bach. Mit 42 Tab. 2te vermehrte Auflage. Wien, F. Manz. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Altschul, Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Carl Ernst Bock, Professor der pathologischen Anatomie zu Leipzig, den Entdecker der Selbstheillehre. Eine kritische Beleuchtung seiner polemischen Angriffe auf die praktischen Heilmethoden im Allgemeinen und auf die Homöopathie insbesondere. Prag, Bellmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Wissenschaftliche Beleuchtung des Materialismus. Zur Streitfrage: Existirt eine Seele oder ist die Geistesthätigkeit Gehirnfunction. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 4 Ngr.

Falk, W., Kann das Propinazionsrecht dem Principe der Gewerbefreiheit geopfert werden? Prag, Credner u. Kleinbub. 8. 3 Ngr.

Guizot, Sir Robert Peel. Eine politische Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux mondes. I. Berlin, Springer. Br. 8. 10 Ngr.

Haushalter, E., Geschichte des Mozart-Vereins. Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier Mozarts, actenmäßig dargestellt. Erfurt, Körner. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Denkrede auf Johann Nepomuk von Fuchs. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1856. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Lasset uns halten an dem evangelischen Bekenntniß ohne Wanken. Predigt zu Duisburg am 1. Juni 1856 gehalten. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Prozeß gegen William Palmer, Dr. med. zu Rugeley in England wegen wiederholter Giftmischerei. Verhandelt vor dem Central-Gerichtshofe zu London, den 14. bis 27. Mai 1856. Mit dem Porträt Palmers. Berlin, Gebauer. Gr. 16. 5 Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber den „Begriff und die Stellung der Gelehrten." Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 97. Stiftungsfeier. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Trummer, C., Christus, der unbesiegliche König in seiner Kirche. Eine geschichtliche Rede, gehalten am 5. Februar 1856. Gratz, Ferstl. 8. 2 Ngr.

Walesrode, L., Der Cicerone. Ein Führer durch die Hamburger Kunstausstellung im April und Mai 1856. Hamburg, Nolte u. Köhler. Br. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

17. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Vollständig in drei Bänden oder neun Lieferungen. Dritter Band dritte Lieferung (Schluss). 8. Geh. Preis der Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem, jetzt vollständig vorliegenden Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erschien in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung und 5 Thlr. für jeden Band.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine neue **Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlr. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Der erste Band und ein ausführlicher Prospect sind in allen Buchhandlungen zu haben.

18. **Georg Forster.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von **Elisa Maier**. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr 10 Ngr.

Eine Biographie **Georg Forster's** von **Elisa Maier**, der Verfasserin der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, bereits in dritter Auflage erschienenen Schrift: „**Wilhelm von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen 2c." (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.), gleich dieser von „Lichtstrahlen" aus den Briefen und Schriften des Geschilderten begleitet. Mit Recht ist in neuerer Zeit (durch Gervinus, Koenig, Kühne, Moleschott u. A.) die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden. Möge die vorliegende Schrift dazu beitragen, ihn den weitesten Kreisen bekannt und werth zu machen.

Die **Sämmtlichen Schriften Georg Forster's** erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Georg Forster's Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus**. Neun Bände. 12. 9 Thlr.

Dieselben bilden neun Bände und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakuntala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind cultur-historischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

19. **Gall (Louise von), Frauenleben.** Novellen und Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von **Levin Schücking**. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin Louise von Gall, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von Gall urtheilt unter Andern der bekannte Literaturhistoriker **Hillebrandt**: „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen." Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

20. **Graeser (C.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise.** Composée d'après les principes de M. le professeur **Ahn**. In-8. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Vgl. Nr. 5, 6 und 28.

21. **Graeser (K.)**, Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache**. Nach **Ahn's Methode**. 8. Geh. 8 Ngr.

Ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der englischen Sprache, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen Ahn'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher (in demselben Verlage erschienener) mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu dieser Schrift vorzugsweise befähigt.

☞ **Lehrer erhalten von jeder Buchhandlung gern ein Gratisexemplar der Schrift, um sich näher damit vertraut zu machen.**

Ebendaselbst ist zu erhalten:

The Spelling Reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von **Pitman** und **Ellis** erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert von **Karl Graeser**. 8. 5 Ngr.

Aus phonetisch Gedrucktem, welches die Aussprache jedes Wortes mit Genauigkeit und in einer augenblicklich und sicher erkennbaren Weise darstellt, lernt man das Englische in wenig Stunden richtig lesen. In England und Amerika hat das phonetische System erfreulichen Anklang gefunden; zahlreiche phonotypische Werke („Vicar of Wakefield", „Rasselas", Shakspeare's „Tempest" und „Macbeth", das „Neue Testament" in zwei Ausgaben u. s. w.) sind bereits erschienen und werden vielfach benutzt. Nähere Erläuterungen hierüber enthält genanntes Schriftchen.

22. **Gregorovius (F.), Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

23. **Hain (A.), Gedichte.** 8. Edinburgh, London und Leipzig. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser dieser Gedichte war ein Deutscher, der 1854 in Glasgow starb. In dem Vorwort heißt es: „Sein poetischer Nachlaß gibt Zeugniß davon, welch reiche Hoffnung mit ihm begraben wurde. So mögen denn diese Gedichte, mit deren Herausgabe der Wunsch der Freunde des Verstorbenen erfüllt wird, dem in der Blüte seiner Kraft abgerufenen Dichter neue Freunde werben, die es mit den alten beklagen, daß ein Liederquell, wie der hier sprudelnde, so früh versiegen sollte!"

24. **Hammer (J.), Einkehr und Umkehr.** Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julius Hammer hat sich durch seine Dichtungen, besonders durch die bereits in **fünfter Auflage** erschienene Sammlung „Schau um dich und Schau in dich", einen Namen von so gutem Klang gemacht, daß er gewiß auch bei seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller auf freundlichen Empfang und lebhafte Theilnahme rechnen darf. Die Geschichte des Romans ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Leserin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine ungewöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandelnden nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene tröstliche Wahrheit bekräftigt: „Es lenkt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 28. —— 10. Juli 1856.

Schelling.

riedrich Wilhelm Joseph von Schelling's sämmtliche Werke. Zweite Abtheilung. Erster Band. — A. u. d. T.: Einleitung in die Philosophie der Mythologie von F. W. J. von Schelling. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Es hat vielleicht in der Geschichte des menschlichen eistes noch nie einen Augenblick gegeben, in welchem as Verhältniß des literarisch gebildeten Publicums zur hilosophie auf so prägnante Weise eine Krisis für die tere selbst bezeichnet, wie der gegenwärtige Augenblick n solcher ist. Ueber Mangel an Theilnahme und Interesse dieses Publicums zwar, sowie ohnehin in noch öherm Maße des Volks in seinen untern Kreisen, hat an zu allen Zeiten Klage geführt. Man kann solche lagen und damit in Verbindung Klagen über den nern Verfall der philosophischen Speculation in reichem aße und lauter vielleicht noch als sonst auch aus nen Jahren vernehmen, wo in der Mitte unsers Volks icht nur die speculative Production vor den Augen Aller n ihrem lebendigsten Gange, sondern auch das Interesse es Publicums an ihr in einem ungewöhnlichen, vielleicht elbst unnatürlichen Grade gesteigert war. Auch haben iese Klagen ihren natürlichen und sehr begreiflichen rund. Sie würden aufhören, wenn man nur einmal ahin gelangt wäre, sich über diesen Grund so, wie es in er That nahe genug liegt und dem Philosophen seinerts am wenigsten schwer angehen sollte, zu verständigen. Denn es ist nun einmal so, es war von jeher nicht nders und wird, solange die menschliche Natur nicht ne andere wird, nicht anders werden: die Philosophie, bgleich es ihre Aufgabe ist, Früchte zu zeitigen, die ür Alle sind, und obgleich sie auch in allen Culturerioden des menschlichen Geschlechts in der That solcher rüchte gar nicht wenige gezeitigt hat, ist doch, als genthümliche Geistesarbeit, eine Sache nur Weniger. Das Thun, die Arbeit dieser Wenigen kann, solange e noch im lebendigen Gange ist, nicht einmal den Genossen selbst, die zu diesem enggeschlossenen Kreise gehören, vielweniger den Draußenstehenden ganz verständlich sein. Es ist daher nur ganz in der Ordnung, wenn von allen Arbeitern im großen Weinberge des Geistes der Philosoph am schwersten und spätesten sich die Anerkennung des von ihm Geleisteten erringt. Glücklich genug, wenn er im Leben durch seine persönliche Haltung, durch die auch nach außen durch unzweideutige Merkmale sich kundgebende Redlichkeit seines Strebens und Tüchtigkeit seiner Begabung sich eine nothdürftige Duldung zu gewinnen vermag! Dies, ich wiederhole es, ist der bleibende und allgemeine Charakter des Verhältnisses der Philosophie zum Publicum, aus welchem eben darum, weil er ein allgemeiner ist, nur Unverstand einen besondern Vorwurf gegen ein bestimmtes Zeitalter ableiten kann.

Aber die im gegenwärtigen Augenblick auf so scharf ausgesprochene Weise wie vielleicht noch nie stattfindende Abwendung der Bildungskreise namentlich des deutschen Volks von der philosophischen Speculation ist allerdings eine Erscheinung, die sich nicht vollständig erklärt, wenn man sie nur auf den Inhalt dieser allgemeinen Erwägung zurückführen will. So parador es klingen mag, so getraue ich mich es zu verantworten, wenn ich die Behauptung wage, daß eben sie, diese Abwendung, diese so auffallende Gleichgültigkeit des deutschen gebildeten Publicums gegen philosophische Forschung, ein Werk der Philosophie selbst ist, ein Werk der so angestrengten und schwungvollen philosophischen Denkarbeit der vorangehenden Jahrzehnde von dem Auftreten Kant's bis etwa zu dem Tode Hegel's und Schleiermacher's. Und dies nicht etwa in dem Sinne, als sei es die Vergeblichkeit, die Resultatlosigkeit dieser Arbeit, was diese Wirkung hervorgebracht habe. Wol mag es sich eine große Zahl, ja mag es sich die überwiegende Mehrzahl der Einzelnen, von denen die Wirkung empfunden wird, so vorstellen, als werde die Philosophie jetzt aus dem Grunde von ihnen verschmäht, weil sie trotz ihrer ungemessenen Versprechungen nichts wirklich geleistet habe, weil alle die mannichfaltigen Anläufe, die sie genommen, das Höchste zu leisten, das Ziel verfehlt und keinen irgend nennenswerthen Gewinn gebracht ha-

ben. So, ich wiederhole es, mögen es sich die Einzelnen vorstellen, und das werden wir dann nach unserer obigen Bemerkung über das allgemeine Verhältniß des Publicums zur Philosophie nur ganz in der Ordnung finden können. Wer aber der Sache tiefer auf den Grund blickt, der wird gewahr, daß die eigentliche Ursache der gegenwärtig herrschenden, aller philosophischen Speculation so ungünstigen Stimmung die gerade entgegengesetzte ist. Die Philosophie der zwei letzten Jahrzehnde des vorigen und der drei ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling (in seiner frühern Periode), Schleiermacher, Hegel und ihrer nächsten Mitarbeiter hat wirklich Das geleistet, was zu leisten ihre Aufgabe war und dessen tief empfundenes Bedürfniß namentlich während der ersten Hälfte des gedachten Zeitraums die Aufmerksamkeit der Nation in einer so ungewöhnlich gesteigerten Weise auf das Thun der philosophischen Speculation in ihrer Mitte gerichtet hatte. Sie hat, nicht für sich allein zwar, sondern unter lebendiger Theilnahme auch jener andern Richtungen der geistigen Productivität, aus deren Vereinigung die Literaturblüte unsers Volks hervorging, aber doch an ihrem Theile vor allen kräftig mitwirkend und den Reigen führend, den Umschwung der Weltanschauung, der Denk- und Sinnesweise und der wissenschaftlichen Behandlung aller Erfahrungskreise, insbesondere derer, die im weitesten Wortsinn dem Gebiete der Geschichte angehören, hervorgerufen, der keinem Kundigen sich verbergen kann, wenn er auf die Zeit vor dem Beginn jener Periode und auf die Gegenwart, in der wir leben, einen vergleichenden Blick wirft.*) Ausdrücklich infolge dieses Umschwungs hat eine gegen die frühere Art und Weise ihrer Behandlung gänzlich veränderte Detailarbeit in allen diesen Gebieten, eine empirisch-historische Forschung im großartigsten Maßstabe begonnen, welche seit schon nicht mehr ganz kurzer Zeit das Interesse und die Aufmerksamkeit der Nation, sofern dieselbe überhaupt der Wissenschaft zugewandt ist und der Natur der Sache nach zugewandt sein kann, in immer erweitertem Umfange, in immer gesteigerter Intensität in Anspruch nimmt. Solange dieses Interesse andauert, solange es in der Anwendung und Durchführung der neugewonnenen, ebenso reichhaltigen als großartigen Ideen durch alle Gebiete der natürlichen und noch mehr der geschichtlichen (linguistischen, social-politischen, ästhetischen, ethisch-religiösen) Erfahrung seine Befriedigung findet, solange schweigt naturgemäßerweise das Bedürfniß einer weiter vorschreitenden Speculation, oder das Interesse an ihr tritt in den gebildeten Kreisen der Nation in demselben Maße zurück, in welchem sie mit jenen Interessen beschäftigt und davon gefesselt sind. Die Philosophie selbst wird in einem solchen Zeitpunkte zu einem Gegenstande von vorwiegend nur historischer Behandlung. Sie tritt in die Reihe der Geisteserscheinungen ein, für deren organisch zusammenhängende, im höhern Sinn einheitliche und doch zugleich für alles Detail erst das rechte Verständniß eröffnende Betrachtung sie selbst zuerst den rechten Gesichtspunkt angegeben hat, dessen Früchte jetzt von der geistvollern Empirie, die erst durch sie ermöglicht ist, geerntet werden.

In diesem Sinne und von dieser Erwägung geleitet, kann heutzutage der Philosoph, dem es bei seiner Denkarbeit um die große Sache, der dieselbe gewidmet ist, und nicht um augenblickliche Ehre und Gewinn für sich selbst zu thun ist, die Gleichgültigkeit des Publicums gegen diese seine Arbeit mit voller Gemüthsruhe ertragen, ohne dadurch weder an dem Publicum und der Nation, noch an sich selbst und seinem eigenthümlichen Berufe, der wesentlich der Zukunft zugewandt ist, im geringsten irre zu werden, die Ueberzeugung nicht sinken zu lassen, daß auch sein Geschäft nicht ein überflüssiges geworden, daß früher oder später auch an ihn wieder die Reihe kommen wird, im raschern Wechselverkehr mit dem Publicum und der Nation, auf den er für den Augenblick verzichten muß, die Ideen zu verwerthen, die er jetzt nur für sich selbst und für wenige Genossen einsammelt; dafür hat der Gang der Dinge schon gesorgt, der sich auch nach dieser Seite seiner Beobachtung nicht entziehen kann. Denn immer deutlicher tritt es dem aufmerksamen Beobachter schon jetzt hervor, wie auch auf dem bereits gewonnenen Stadium geistiger Entwickelung noch keine Ruhe, noch kein Stillstand möglich ist. Schon jetzt hat in den Ideen, die augenblicklich noch in allen Gebieten der höhern Geistesarbeit herrschen, welche dermalen das Interesse der edler gebildeten Kreise ausschließlich an sich fesseln, ein Zersetzungsproceß begonnen, von dem sich mit Sicherheit voraussehen läßt, daß er nach Ablauf einer Zeit, die jetzt zwar noch nicht bestimmt werden kann, die aber schwerlich noch lange andauern wird, das Bedürfniß abermaliger Befruchtung durch eine neue Ideenproduction, wie sie nur von der fortschreitenden Speculation zu erwarten ist, mit gebieterischer Nothwendigkeit herbeiführen wird. Die Symptome dieser Auflösung zeigen sich, jedem nicht selbst durch diesen Proceß getrübten Auge vernehmbar, an den entgegengesetzten Enden des Gebiets unserer geistigen Cultur. Sie zeigen sich auf der einen Seite in dem Rückfall in die rein

*) Worin dieser Umschwung besteht und auf welche Principien er sich zurückführt, das habe ich vor jetzt bereits vierundzwanzig Jahren gedrängt darzulegen versucht in der kleinen Schrift: „Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden" (Leipzig 1832). Ich finde jetzt, bei einem flüchtigen Hinblick, den ich soeben, auf Veranlassung des Gegenwärtigen, in diese mir schon weit in die Ferne gerückte Schrift werfe, daß, was ich damals über das in der Ueberschrift des Büchleins bezeichnete Verhältniß bemerkt habe, in dem seitdem abgelaufenen Vierteljahrhundert sich auf das vollständigste bewährt hat. Eine Bemerkung scheint mir auch der Umstand zu verdienen, daß ich mich in der Auffassung des Charakters und der Principien jenes Umschwungs schon damals mit einem philosophischen Schriftsteller begegnete, der eben jetzt aufs neue wieder von Schelling's Tode die Veranlassung entnommen hat, mit Ansichten verwandten Inhalts hervorzutreten, jedoch bei seinem durchaus realistischen, dem speculativen Idealismus unserer neuern Philosophie feindlich entgegengesetzten Standpunkte in einem Sinne, der weit davon entfernt ist, von dem erfolgten Umschwunge die gebührende Ehre der Philosophie zu geben, nämlich O. F. Gruppe.

mechanische Naturbetrachtung, welche durch die mit Hülfe der Speculation gewonnene geistigere Naturanschauung schon als überwunden gelten konnte, und in der zufolge dieses Rückfalls immer mehr überhandnehmenden Neigung zu einem seelenlosen Materialismus in den Kreisen, in denen durch Bildung und Lebensberuf die realistische Richtung vorwaltet. Auf der andern in denjenigen Kreisen, welche durch den ihrigen auf die Anerkennung eines idealen Princips hingewiesen sind, zeigen sie sich in dem Ueberhandnehmen eines erstorbenen theologischen Dogmatismus und Kirchenthums. Noch ist im gegenwärtigen Augenblicke der gesunde Kern des nationalen Geistes stark genug, um auch ohne die Unterstützung neuaufgefundener philosophischer Principien eine mächtige Gegenwirkung zu üben und die früher gewonnenen Bildungsschätze zu wahren gegen den Andrang dieser beiderseitigen Richtungen, so gewaltig auch der Vorschub ist, welcher denselben auf der einen Seite durch die Mächte der social-politischen Auflösung, auf der andern durch die des Widerstandes und Rückschritts zutheil wird. Noch ist in den Kreisen literarischer Bildung, oft selbst da, wo man es bei der ausgesprochenen antitheologischen Glaubenslosigkeit am wenigsten erwartete, die Abneigung gegen den Materialismus überall auf das stärkste hervorgetreten. Mit nicht minderer Entschiedenheit sind nach der andern Seite auch von denjenigen Theilen des Volks, in denen unverkennbar ein tiefgefühltes Religionsbedürfniß sich regt und immer lebhafter hervortritt, doch der Dogmatismus und die hierarchischen Tendenzen bisher noch immer beharrlich zurückgewiesen worden, welche von den Regierungen in einer Weise, die nur zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen kann, begünstigt darauf hinarbeiten, Religion und Christenthum von der allgemeinen Bildung loszutrennen und als Eigenthum einer theologischen Kaste zu monopolisiren. Dennoch wird kein Verständiger sich darüber täuschen, daß, solange für diese allgemeine Bildung keine andern theoretischen Principien gefunden sind, als jene, die, von der jüngsten Periode der Speculation her, obwol nicht mehr unmittelbar mit dem Charakter der Speculation bezeichnet, darin Wurzel gefaßt haben, die Schärfe der logischen Consequenz den Theorien jener zwei entgegengesetzten, untereinander streitenden, aber zur Niederhaltung der wirklich volksthümlichen Denkweisen und Ueberzeugungen sich gegenseitig einander in die Hände arbeitenden Richtungen zur Seite steht. Gegen diese so von doppelter Seite her drohende Gefahr, die in Wahrheit eine viel dringendere ist, als die wohlmeinenden Anhänger des bisherigen Bildungsstandes und die Bekenner der über ihm waltenden Principien des Glaubens und des Wissens es sich meist eingestehen wollen, ist auf die Länge keine Rettung, als in einer Philosophie, von der wir hoffen müssen, daß sie mit organischer Stetigkeit aus der Mitte dieser Principien hervorgehen, aber sich über sie sowol durch Stellung neuer Aufgaben als durch fortschreitende Lösung der bis dahin ungelöst gebliebenen auf ähnliche Weise emporheben wird, wie die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel sich über die ihr vorangehende philosophische Speculation erhoben und diese ihre Erhebung durch den Einfluß, den sie heutzutage auch unbewußt und unvermerkt über die allgemeine Bildung übt, besiegelt hat.

In der Reihe jener Denker, welche auf die Denkweise und Weltanschauung der Gegenwart den oben bezeichneten, positiv gestaltenden Einfluß ausgeübt haben, nimmt unbestritten Schelling eine der ersten Stellen ein. Ihm war es beschieden, dem einseitig subjectiven Idealismus der Kantisch-Fichte'schen Philosophie gegenüber die entscheidende Wendung aufzufinden, welche den idealistischen Kerngedanken, der durch diese beiden großen Männer zur unvergänglichen Grundlage deutscher Geistesbildung geworden war, für den reichen Weltinhalt öffnete, der gleichzeitig und schon früher durch die Literaturblüte unsers Volks und deren Koryphäen, einen Klopstock und Winckelmann, einen Lessing und Herder, einen Goethe und Schiller, für eben diese Bildung gewonnen war; die Wendung, welche zugleich die speculative Entwickelung dieses Gedankens mit der philosophischen Speculation der frühern Zeit, mit welcher Kant und Fichte gänzlich gebrochen hatten, wieder verknüpfte, sodaß auch die reichen Schätze der ältern Philosophie erst von jetzt an ihr, dieser Entwickelung, einverleibt oder für sie so zu sagen von neuem erobert werden konnten. Schelling hat diese philosophische That durch einen kühnen Geistesblick in früher Jugend vollbracht, in einem Lebensalter, in welchem vor ihm vielleicht noch nie ein anderer Philosoph mit einer ähnlich epochemachenden aufgetreten war. Eben durch diesen Umstand ist aber die Stellung dieses denkwürdigen Mannes in der philosophischen Literatur und in der Literatur überhaupt zu einer so eigenthümlichen geworden, wie dazu die Geschichte der Philosophie, die Geschichte der Literatur aller Zeiten gleichfalls wol kaum ein zweites Beispiel darbieten möchte. Nur das Princip, nur der allgemeine Gedanke, durch welchen die vorhin bezeichnete Wendung herbeigeführt ward, gehört ihm an. An der Ausführung dieses Gedankens, von welcher er ein halbes Jahrhundert hindurch noch ein mitlebender Zeuge blieb und die im Verlaufe dieses Zeitraums so reiche und vielseitige Kräfte nach allen Richtungen der productiven Geistesthätigkeit in Anspruch nahm, Kräfte, die sich sämmtlich als durch ihn angeregt und befruchtet betrachten durften, hat er nur einen geringen persönlichen Antheil. Denn sein Geist war von vornherein nicht auf die weitere Ausbildung und Durcharbeitung des Gedankens, den er mit zündender Gewalt in die gährenden Elemente des Zeitalters hineingeschleudert hatte, angelegt. Kaum ausgesprochen, erlitt derselbe in seinem Bewußtsein eine Umwandlung, die ihn dem Zeitalter entfremdete, welches als seine nächste Aufgabe eben das Werk dieser Ausbildung und Durcharbeitung betrachten mußte, und die seinem Blick die Richtung nach einer Zukunft gab, welche Denen, deren Bewußtsein von dieser Aufgabe erfüllt war, nicht anders als unverständlich bleiben konnte. Bereits den Schriften

selbst, durch welche Schelling in der jugendlichen Blütezeit seines Genius auf die angegebene Weise Epoche machte, ist es deutlich anzusehen, wie wenig für den keck vordringenden Geist ihres Urhebers der Gedankeninhalt, der für die wissenschaftliche und ästhetische Bildung des nächstfolgenden Zeitalters eine normative Bedeutung gewinnen sollte, eine feste Grenze war oder es werden konnte. Dieselben tragen mehr oder weniger alle einen tumultuarischen Charakter; sie formuliren die Gedanken, welche sie aussprechen, in einer Weise, die sich für jeden Schärferblickenden als eine nur provisorische kundgibt, und sie führen weder im Allgemeinen noch im Besondern und Einzelnen nach irgendeiner Richtung einen wissenschaftlichen Abschluß herbei. Sie haben ihre ausgebreitete befruchtende Wirkung wol zum nicht geringen Theil eben diesem Umstande zu danken, daß sie durch den schwunghaften, begeisterten Ausdruck von Gedankenkeimen, die in ihnen selbst nicht zur Reife gebracht sind, die Selbstthätigkeit der für solche Keime empfänglichen Leser mächtiger anregen, als dies bei Schriften, die ihren Inhalt als etwas Fertiges und Vollendetes geben, der Fall zu sein pflegt. Kommt es jedoch bei einem in solcher Weise Begonnenen zur wirklichen Ausführung, so liegt es dann in der Natur der Sache, daß jene Anfänge hinter den gereiftern Arbeiten Derer zurücktreten müssen, welche auf dem Stadium der durch jene schöpferischen Anregungen hervorgerufenen Geistesentwickelung Posto fassen und ihre volle Begabung und Arbeitskraft einsetzen, um Dasjenige thatsächlich zu leisten, was dort nur zu leisten versprochen war. Man wird es daher nicht anders als in der Ordnung finden können, wenn als die eigentlichen Koryphäen derjenigen Entwickelungsperiode, zu welcher Schelling in seiner frühern Zeit die Losung gegeben hat, doch neben ihm und in mancher Beziehung mehr noch als er selbst, jene Andern angesehen werden, deren Geist in den Anschauungen festwurzelnd, die für Schelling eben nur ein Durchgangspunkt gewesen sind, den Gehalt derselben zu der wissenschaftlichen Objectivität herausgestellt hat, welche Schelling's Genius ihnen eben darum nicht zu geben vermochte, weil er in ihnen nicht seine heimatliche Stätte gefunden hatte. Wenn innerhalb des engern Gebiets der eigentlich speculativen Philosophie geraume Zeit hindurch Hegel als Derjenige galt, von welchem Schelling überflügelt worden sei, und wenn er noch jetzt bei nicht Wenigen dafür gilt: so hat dies seinen Grund eben darin, daß Hegel nach der Seite der abstracten, logisch-metaphysischen Speculation in strengwissenschaftlicher, dialektischer Methode die Ideen zur Ausführung zu bringen wenigstens versucht hat, welche Schelling nur summarisch, nur sozusagen in Bausch und Bogen ausgesprochen hatte. Im Gebiete der Naturphilosophie würde auf ganz ähnliche Weise der Ruhm Schelling's etwa auf Oken und neben ihm vielleicht zum Theil auf Männer wie Steffens, Schubert u. s. w. übergegangen sein, wenn hier sich das von Schelling Entworfene, von seinen Nachfolgern Ausgeführte in entsprechender Geltung hätte erhalten können und nicht vielmehr hinter der vorwiegenden Neigung des Zeitalters zu einer ganz nur mathematisch-empirischen Behandlung der Naturwissenschaften dergestalt zurückgetreten wäre, daß von einem Ruhme für derartige Leistungen überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Um so entschiedener dagegen hat sich auf dem weiten Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeiten, welche der Erkenntniß des Geistes in seiner geschichtlichen Erscheinung gewidmet sind, das Gedächtniß der Anregungen, die auch hier von Schelling's Philosophie ausgegangen sind, mehr und mehr verloren in der Anerkennung des von den Forschern, die diesen Anregungen gefolgt sind, wirklich Geleisteten. Dies war hier um so natürlicher, je weniger auf der einen Seite jene Anregungen von vornherein in Gestalt einer bestimmten, namhaften Leistung hervorgetreten waren, und je mehr schöpferisches Verdienst auf der andern den Männern selbst zukommt, durch deren Arbeiten die Erkenntnißgebiete, welche hier gemeint sind, thatsächlich die neue Gestalt erhalten haben, welche sich nur theilweise auf jene Anregungen zurückführt, die ohne die hinzukommenden großartigen Leistungen vielleicht schon jetzt so gut wie spurlos verschwunden sein würden. Und doch wird man gerade hier am wenigsten das Zeitalter der Undankbarkeit anklagen können gegen den genialen Geist, dem es jene Anregungen verdankt. Denn so wenig auch Schelling's Name unter den eigentlichen Meistern der Sprach- und Alterthumsforschung, der Rechts- und Staatswissenschaft, der Mythologie und Kunstgeschichte, kurz der geschichtlichen Forschung und Darstellung im weitesten Umfange genannt zu werden pflegt und der Natur der Sache nach genannt werden kann, so ist doch auf diesen Gebieten sämmtlich, ungleich mehr als auf dem naturwissenschaftlichen, dem Schelling's Thätigkeit in jener jugendlichen Periode viel ausdrücklicher zugewandt war, das Andenken an die belebende und befruchtende Kraft der von ihm ausgesprochenen Ideen lebendig und sein Name in Ehren geblieben. Eine besondere Bemerkung wird es der Mühe werth sein hinzuzufügen noch in Bezug auf das Gebiet theologischer Forschung. Auch von diesem gilt in vollem Maße das Entsprechende, wie von jenen zuvorgenannten Gebieten. Auch hier ist unter dem Einfluß der von Schelling ausgesprochenen oder angeregten Ideen eine Krisis von tiefgreifendem Belange eingetreten, eine Umgestaltung, deren Tragweite man kaum noch berechnen kann, da sie keineswegs zur Zeit noch abgeschlossen, obwol aus Gründen, auf deren Erörterung wir hier nicht näher eingehen können, neuerdings zum Theil ins Stocken gerathen ist. Eben hier aber war die in entsprechendem Sinn wie auf jenen andern Gebieten durch die Principien der Schelling'schen Philosophie eingeleitete Bewegung gleich von vornherein durch einen ebenbürtigen Geist in die Hände genommen worden, und der Ruhm derselben ist auf ihn mit umsomehr Recht übergegangen, je selbständiger und selbstschöpferischer er gleich anfangs, in der Periode der ersten Anregung selbst, nicht als Schelling's Nachfolger, sondern als älterer, von ihm

völlig unabhängiger, obwol in den Grundgedanken seines Forschens und Wirkens mit ihm zusammentreffender Genosse aufgetreten war, und je beharrlicher er auf dem Standpunkt feststehend, welchen Schelling, nachdem er ihn kaum eingenommen hatte, schon wieder zu verlassen Anstalt machte, mit vielseitiger gewaltiger Arbeitskraft das begonnene Werk theils selbst in Ausführung brachte, theils Andern, die an seine Ausführung Hand legten, als Sammelpunkt und Leitstern diente. Dieser Geist ist Schleiermacher, von allen Mitarbeitern in dieser Richtung unstreitig derjenige, dessen Name nächst den Namen Schelling's und Hegel's am engsten verflochten ist in die Entwickelungsgeschichte der eigentlichen philosophischen Speculation. Denn von dieser läßt sich die Theologie ja doch ein für allemal nicht abtrennen, obgleich Schleiermacher selbst bekanntlich sie davon abzutrennen den Versuch gemacht hat.

Ueber den Grund der auffallenden Erscheinung, daß wir aus dieser so inhaltsvollen und mächtigen Bewegung der Geister, von der die nächste Vergangenheit und noch zum großen Theile die Gegenwart deutscher Literatur und Wissenschaft erfüllt ist, den erfinderischen Denker so schnell zurücktreten sehen, welcher zu ihr zwar nicht in jeder Beziehung den ersten, aber doch den für den einheitlichen Gesammtcharakter, der in aller Divergenz ihrer verschiedenen Richtungen und Strebungen ihr noch bisjetzt geblieben ist, entscheidenden Anstoß gegeben hat, kann Derjenige nicht im Zweifel bleiben, welcher dem Entwickelungsgange von Schelling's Geiste auch nur in der so rasch abgebrochenen Reihe der Schriften jener seiner jugendlichen Periode aufmerksam nachgegangen ist. Bereits unter diesen Schriften zeigen die letzten eine völlig umgewandelte Gestalt gegen die frühern. Schon in ihnen wird es deutlich, wie Schelling noch vor dem Eintritt in das reifere Mannesalter mit den Grundideen seiner jugendlichen Weltanschauung, welche zugleich die leitenden Grundideen der Literaturentwickelung für ein halbes Jahrhundert und wol noch darüber hinaus bleiben sollten, gebrochen hat. Dieser Bruch darf ihm nicht als ein Abfall gedeutet werden, nicht dahin gedeutet werden, als wäre er irre geworden an der Wahrheit des Gehalts dieser Ideen nach der Seite ihres Gegensatzes zu den Principien jener Weltanschauung, welcher er sie in jener jugendlichen Periode gegenübergestellt hatte. Gegen die Beschuldigung eines solchen Abfalls hat Schelling stets, bis an das Ende seines Lebens, Verwahrung eingelegt. Er würde mit solcher Verwahrung in seinem guten Rechte sein, wenn er sich nicht durch allzu lebhaften Eifer und durch einen nicht ganz zu rechtfertigenden Stolz, den er in die Behauptung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit legte, hätte verleiten lassen, auch den wirklich geschehenen Umschwung in Abrede zu stellen und bereits einer frühern Laufbahn das deutliche Bewußtsein über die Einseitigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit des damals von ihm ausgesprochenen Ideengehalts unterzulegen, welches ihr, soviel wir aus den schriftstellerischen Denkmalen dieser Laufbahn entnehmen können, doch wol noch möchte fremd gewesen sein. Ob wir in dieser Voraussetzung irren, darüber wird es für den Geschichtschreiber dieser philosophischen Entwickelungsperiode Zeit sein, sich ein näher begründetes Urtheil zu bilden, wenn in der ersten Abtheilung der Sammlung von Schelling's Werken die Schriften jener frühern Periode, vervollständigt durch eine Reihe bisher noch ungedruckt gebliebener Arbeiten, in der streng chronologischen Abfolge ans Licht getreten sein werden, welche der Herausgeber (der zweite Sohn des Philosophen, Karl F. Aug. Schelling) dafür in Aussicht gestellt hat.

Wie übrigens sich dann auch solches Urtheil stellen möge, soviel steht schon jetzt fest, daß der wahre Grund von Schelling's so auffälligem Verstummen gerade von dem Zeitpunkt an, da es galt, an die Ausführung der früher ausgesprochenen Ideen Hand zu legen, und da das Werk dieser Ausführung in der vorhin bezeichneten Weise, nach den mannichfaltigen Richtungen hin, welche durch sie, diese Ideen, selbst vorgezeichnet waren, durch eine Reihe ebenbürtiger Geister unternommen ward, seinen Grund wesentlich nur in dem Hinausschreiten seines Geistes über die Grenzen hat, welche durch den unmittelbaren Gehalt jener Ideen vorläufig diesem Werke gezogen waren. Schelling's Geist fühlte sich vereinsamt inmitten der Welt, welche seinem Zeitalter aufzuschließen er selbst so mächtig und mit so umfassenden Erfolgen beigetragen hatte. Er war einer Zukunft zugewandt, auf welche der Blick Derer noch gar nicht gerichtet sein durfte, welchen die Aufgabe zugefallen war, die ganze Kraft ihres Geistes einzusetzen in die Verwirklichung Dessen, was durch jene Principien zunächst gefodert war, in die Hebung der Geistesschätze, welche in dem durch sie eroberten Boden verborgen lagen. Durch sein ganzes nachfolgendes Leben, bis zum späten Ziel desselben scheint ihn das Bewußtsein begleitet zu haben, daß für die Mittheilung der neu von ihm gewonnenen oder erstrebten Anschauungen das Zeitalter noch nicht gereift sei, daß dasselbe vollauf zu thun habe mit der Verarbeitung und Verwerthung des bereits gewonnenen Ideenschatzes und in dem Werke solcher Verarbeitung und Verwerthung nicht gestört sein wolle. Zwar dürfen wir seinem Urtheil nicht überall eine vollständige Gerechtigkeit zutrauen in der Abschätzung des Werthes und der Nothwendigkeit dieser Arbeit, der er selbst sich entfremdet hatte. Gegen die zwei im eigentlichern Wortsinne philosophischen oder philosophisch-theologischen Koryphäen derselben, Hegel und Schleiermacher, scheint eine tiefe Verstimmung in seinem Gemüthe platzergriffen zu haben. Auf dem Gebiete philosophischer Naturanschauung trat ihm das Zerrbild seiner eigenen, nur allzu kecken und phantastischen Gedankenskizzen in Oken's systematischem Versuche auf eine Weise entgegen, die ihm selbst gegen die weitere Beschäftigung mit physikalischer Speculation eine Abneigung scheint eingeflößt zu haben. Nur mit den Arbeiten der philologisch-geschichtlich-ästhetischen Gebiete vermochte er sich bis zu einem gewissen Grade zu befreunden, ohne jedoch in dem der historischen Speculation seiner eigenen frühern Zeit

so nahe verwandten Sinne, welcher den durchgängigen Standpunkt auch dieser Arbeiten bezeichnet, an ihnen theilzunehmen. Aber wie Schelling sich auch im Besondern und Einzelnen zu den philosophischen oder mit der Philosophie sich berührenden Arbeiten stellen mochte, welche der unbefangene geschichtliche Betrachter als gleich verdienstvolle mit seinen eigenen, gleich wesentlich zur Lösung der Aufgabe, welche durch den allgemeinen Gang der Geistesentwickelung dem Zeitalter gestellt war, gehörige erkennt, im Großen und Ganzen hat ihm das Bewußtsein gewiß nicht gefehlt, daß das Zeitalter noch eine Mission, zu der er für seine Person sich nicht mehr berufen fand, zu erfüllen habe, ehe an die neuen, unterdeß ihm gewordenen Anschauungen die Reihe eines erfolgreichen Hervortretens würde kommen können. Mit diesem Bewußtsein mag sich denn auch, mehr oder minder deutlich, wenn auch nicht immer mit völlig rückhaltsloser Offenheit eingestanden, das weitere Bewußtsein von der noch keineswegs nach allen Seiten und in jeder Beziehung überwundenen Unreife dieser Anschauungen verbunden haben. So keck und zuversichtlich Schelling in seiner jugendlichen Periode mit einem Gedankeninhalt aufgetreten war, der weder an sich selbst, noch dessen schriftstellerischer Ausdruck sich damals einer größern Reife oder Vollendung rühmen konnte, als die er gegenwärtig dem neugewonnenen zu geben würde im Stande gewesen sein, so vorsichtig, zögernd und rückhaltend hat er sich, wenige einzelne Fälle ausgenommen, wo ihn entweder ein in der frühern Weise seiner Jugend rasch ihn überkommender Eifer fortriß, oder ein äußerer, scheinbar einem solchen Unternehmen günstiger Anlaß halb wider seinen Willen dazu verleitete, in dieser spätern Zeit benommen. Es ist wol vorauszusetzen, daß an dieser Vorsicht neben den vorhin gedachten Erwägungen eine wenigstens annäherungsweise richtige Selbstschätzung des Maßes, wenn nicht seiner Leistungsfähigkeit, — denn von dieser scheint er jederzeit eine ziemlich schrankenlose Vorstellung gehegt zu haben, — so doch des in seiner einsamen, aber rastlosen Arbeit bereits wirklich Geleisteten oder Erreichten, verglichen mit dem Ideale, welches er sich, eben dieser Vorstellung von seiner Leistungsfähigkeit entsprechend, vorgehalten haben wird, einen nicht unbeträchtlichen Antheil hat.

Zur Kenntniß des von Schelling in dem langen Zeitraume seines Zurücktretens von dem Schauplatze unmittelbarer schriftstellerischer Wirksamkeit Angestrebten lag bisher dem Publicum eine doppelte Reihe von Documenten vor: die Druckschriften, mit denen er eine frühere Laufbahn geschlossen hatte, und die Berichte, welche über den Inhalt seiner Vorlesungen, namentlich der seit dem Jahre 1841 zu Berlin gehaltenen, aus nachgeschriebenen Heften von Zuhörern meist wider seinen Willen veröffentlicht worden sind. Unter jenen Druckschriften ist bei weitem die bedeutendste die 1809 im ersten Bande einer damals begonnenen, aber schon mit dem ersten Bande geschlossen gebliebenen Sammlung seiner „Philosophischen Schriften" erschienene Abhandlung „Ueber das Wesen der menschlichen

Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände";
an sie schließen sich die Streitschrift gegen F. H. Jacobi
(1812), ein Sendschreiben an Eschenmayer in der „Zei
schrift von Deutschen für Deutsche" (1813) und die Ab
handlung „Ueber die Gottheiten von Samothrake" (1815).
Bis zu der letztgenannten kleinen Schrift, welche sich al
eine Beilage zu den „Weltaltern" ankündigte, einer be
mals von dem Verfasser unternommenen, aber nicht zu
Veröffentlichung gediehenen Darstellung der neugewon
nen religions- und geschichtsphilosophischen Weltansch
war Schelling die Kluft noch nicht gewahr geworden, wel
den neu von ihm betretenen Standpunkt von der G
sinnung und den Strebungen abtrennte, denen noch
eine Reihe von Jahrzehnden hin die Herrschaft über
Zeitalter beschieden war. Er stand noch in der M
nung, sich in gleich unmittelbarer Weise mit dem Ze
alter verständigen und auf dasselbe einwirken zu könn
wie ihm dies bei seinem frühern Auftreten gelungen wa
Er war sich für seine Person der organischen Stetigk
bewußt, mit der sich die neugewonnenen Ueberzeugung
aus den frühern entwickelt hatten, und lebte noch
Glaubens, bei ununterbrochener Fortsetzung seiner sch
stellerischen Laufbahn, durch unmittelbare Anknüpf
des Neuen an das Zuvorgegebene und mitunter zie
kecke Hinüberdeutung des Zuvorgegebenen in den G
des Neuen, mit derselben Stetigkeit das Publicum, w
ches er für seine frühern Ideen so offen und zu i
Aufnahme so bereitwillig gefunden hatte, auch zu
neugewonnenen herüberführen zu können. Wir wi
nicht näher anzugeben, in welcher Weise die Ent
schung von dieser Illusion erfolgt und mit ihr, wie
annehmen zu dürfen glauben, in naher Verbindung,
gesteigerten Anfoderungen an sich selbst, so in Bezug
Form wie Inhalt seiner Leistungen, das Bewußtsein
die noch mangelnde Reife der eigenen Production
Schelling erwacht ist. Genug daß um diese Zeit,
Laufe des zweiten Jahrzehnds des gegenwärtigen J
hunderts, für ihn selbst um das vierzigste Lebensj
jene Stockung seiner schriftstellerischen Thätigkeit beg
die wir auf die zwei hier bezeichneten Gründe zurü
führen haben und nicht etwa deuten dürfen auf
abermaliges Herausschreiten über den Standpunkt
um die Abhandlung über die menschliche Freiheit
gruppirenden Schriften, sodaß dadurch die letztern
Bedeutung als Documente für das in jener spätern
riode Angestrebte verlustig gehen würden.

Denselben Gründen ist ohne Zweifel auch der Ma
an Stetigkeit in der Fortführung der akademischen Lehr
tigkeit zuzuschreiben. Diese hat er zwar seit dem Ein
jener Periode schriftstellerischer Unfruchtbarkeit (da
lebte er, durch veränderte Berufsstellung vom Universit
lehramte entfernt, als Akademiker in München) zu
verschiedenen malen wieder aufgenommen: in Erlan
1820, in München 1827 und in Berlin 1841,
jedesmal sehr bald aufgegeben. Das letzte Auftre
in Berlin war von einem Eclat begleitet, der zu
zurückgezogenen Haltung Schelling's während dieses Ja

ums einen auffälligen Contrast bildet. Wir dürfen wol
nehmen, daß Schelling diesen Eclat vermieden haben
ürde, wenn er sich nicht durch die scheinbare Gunst
r Umstände sein, wie wir voraussetzen dürfen, sonst
klares Bewußtsein über das Misverhältniß des Ge-
nkeninhalts, den er auf seinem damaligen Standpunkte
m Publicum zu bieten hatte, zu dem allgemeinen
tande der philosophischen Bedürfnisse dieses Publicums
d zu den Foderungen, die es an eine Philosophie
llt, welche mit dem Anspruch auf eingreifende Wirk-
mkeit unter ihm auftritt, auf einen Augenblick hätte
iben lassen. Wir danken dieser Täuschung jene zweite
ihe von Documenten, die uns, bis zu der jetzt be-
nnenen Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses,
ben den vorhin genannten, noch der frühern Periode
ner Schriftstellerlaufbahn angehörigen und dieselbe ab-
ließenden Druckschriften, zur Kenntniß der Philosophie
ser spätern Periode gegeben waren. In dem Wider-
llen aber, den Schelling jederzeit gegen die unberufene
eröffentlichung des Inhalts seiner Vorlesungen an den
ag gelegt hat, gibt sich, neben andern Motiven, die
m diesen Widerwillen eingegeben haben, doch nicht
deutlich auch die Wiederkehr jenes auf eine kurze Weile
dunkelten Bewußtseins seiner Entfremdung von den
h vorwaltenden Neigungen uud Strebungen des Zeit-
ers kund. Auch wir können im Interesse der so
nschenswerthen unbefangenen Aufnahme und Wür-
ung des Inhalts, der jetzt nach Vollendung seiner
fbahn begonnenen und hoffentlich binnen kurzem
eschlossen vor uns liegenden Sammlung der Werke
großen Denkers durch das vaterländische Publicum
e Vorwegnahme eines Theils der Grundgedanken die-
Inhalts nur beklagen, welche freilich durch die auf
unvorsichtige Weise anspruchsvolle und Aufsehen er-
ende Haltung jener berliner Vorlesungen verschuldet
r. Durch sie ist jenes dem Bewußtsein des abge-
iedenen Denkers selbst nicht fremde Misverhältniß auf
e Weise, die für ihn so unvortheilhaft als möglich
ar, zur Wahrnehmung des Publicums gekommen. Es
dadurch in weiten Kreisen eine Misstimmung gegen
hervorgerufen worden, welche auch durch die jetzt zu
wartende Vorlage des Gesammtergebnisses seiner lang-
rigen stillen Forschungen nur schwer und langsam
d zu überwinden sein, um so schwerer und langsamer,
weniger von Dem, was in diesem Gesammtergebnisse
n wissenschaftlichen Publicum dargeboten werden wird,
erwarten ist, daß es seinem innersten Kern und
sen nach zu denjenigen Denkweisen, die in der Zeit
ch immer die meiste Gunst genießen, in einem nähern
erhältnisse stehen wird als das damals Bekanntge-
ordene. Versuchen wir es jetzt, nach Maßgabe dieses
reits zuvor Bekanntgewordenen uns einen vorläufigen
egriff zu bilden von dem Inhalte des Systems, dessen
arstellung wir von der jetzt begonnenen Veröffentlichung
s Schelling'schen Nachlasses zu erwarten haben; in der
bsicht, um uns dadurch das Verständniß jenes Bruch-
ücks aus diesem Systeme zu erleichtern, welches in dem
soeben erschienenen Bande bereits vorliegt, dem ersten
nicht der beabsichtigten Sammlung von Schelling's Wer-
ken überhaupt, sondern der zweiten Abtheilung dieser
Sammlung, welche ausschließlich dem bisher noch nicht
durch den Druck veröffentlichten Nachlasse gewidmet ist.

Der Grundgedanke, von welchem Schelling's Phi-
losophie seit jener Abhandlung über das Wesen der
menschlichen Freiheit, welche den Wendepunkt bezeichnet,
der sie von seiner frühern Philosophie abtrennt, be-
herrscht und geleitet wird, dieser Grundgedanke läßt sich
ohne große Schwierigkeit in einem einfachen und wenig-
stens Denen, die eine ausreichende Bekanntschaft mit
dem Princip jener seiner frühern Philosophie, welches
in der Denkweise des gesammten Zeitalters so tiefe
Wurzel geschlagen hat, dazu mitbringen, leicht verständ-
lichen Ausdruck zusammenfassen. Es ist dieser: daß durch
die Idee des Absoluten, des Absoluten der reinen Ver-
nunft, welches in jener frühern Philosophie als begriff-
liche Einheit aller Gegensätze und vorab der Gegensätze
des Unendlichen und des Endlichen, des Subjectiven und
des Objectiven, des Idealen und des Realen, des Geistes
und der Natur gefaßt worden war, nicht unmittelbar
die Wirklichkeit, sondern nur die Möglichkeit des Daseins,
die Möglichkeit Gottes und der Welt bezeichnet wird.
Das Absolute nach Schelling's früherer Fassung, die im
Wesentlichen auch die von Schleiermacher, Hegel, Oken,
Krause und von der ganzen Reihe derjenigen Philoso-
phen ist, welche sich in irgendeiner Weise das Princip
des „Identitätsystems" angeeignet oder im Sinne dessel-
ben fortphilosophirt haben *), war oder sollte sein die leben-
dige, concrete Einheit, die über den Gegensätzen schwebt
und alles in den Gegensätzen Begriffene, d. h. mit
andern Worten die Gesammtheit alles Weltinhalts, der-
gestalt in sich zusammenfaßt, daß in Wahrheit und Wirk-
lichkeit sie das allein Seiende in diesem Allem ist, die
Gegensätze aber und das unter den Gegensätzen Begrif-
fene nur die Form, in der das Eine und Ewige, sich
in allen Unterschieden seiner Erscheinung doch ewig Gleiche
oder mit sich Identische sich bethätigt. Von diesem Ge-
danken wird die Weltanschauung, die unter dem Ein-
flusse dieser Denker sich gebildet hat, beherrscht. Sie

*) Einer aus dieser Reihe, der allerdings geistvolle und in der Dar-
stellung und Verknüpfung seiner Lehren, wenn auch nicht in ihrer Er-
findung originale, aber neuerdings durch einen Kreis von Anhängern
über sein Verdienst gefeierte Arthur Schopenhauer, hat sich durch seine
ausdrückliche Verwerfung der Idee des Absoluten in den Credit einer
Unabhängigkeit von Schelling gesetzt, die er in der That nicht besitzt.
Sein Doppelprincip des „Willens" und der „Vorstellung" ist, wie dem
genauern Kenner der Entwickelungsgeschichte der neuern Speculation
unmöglich entgehen kann, vielmehr das letztere von Kant, das erstere
von Schelling entlehnt, und seine Weltanschauung nur eine ziemlich
barocke, innerlich keineswegs zusammenstimmende Mischung von Bruch-
stücken der Philosophie dieser beiden Denker, unter breiter Hinwegwer-
fung der eigentlich speculativen Elemente beider, wohin namentlich auch
die Idee des Absoluten in ihrer Schelling'schen Fassung gehört. Das
Glück, welches dieser Philosoph neuerdings gemacht, hat er zum nicht
geringen Theile dem Umstande zu danken, daß er bei seinem aller-
dings nicht gering anzuschlagenden Talente populärer Darstellung seinen
Lesern nur eine sehr mäßige Anstrengung zumuthet.

so nahe verwandten Sinne, welcher den durchgängigen Standpunkt auch dieser Arbeiten bezeichnet, an ihnen theilzunehmen. Aber wie Schelling sich auch im Besondern und Einzelnen zu den philosophischen oder mit der Philosophie sich berührenden Arbeiten stellen mochte, welche der unbefangene geschichtliche Betrachter als gleich verdienstvolle mit seinen eigenen, gleich wesentlich zur Lösung der Aufgabe, welche durch den allgemeinen Gang der Geistesentwickelung dem Zeitalter gestellt war, gehörige erkennt, im Großen und Ganzen hat ihm das Bewußtsein gewiß nicht gefehlt, daß das Zeitalter noch eine Mission, zu der er für seine Person sich nicht mehr berufen fand, zu erfüllen habe, ehe an die neuen, unterdeß ihm gewordenen Anschauungen die Reihe eines erfolgreichen Hervortretens würde kommen können. Mit diesem Bewußtsein mag sich denn auch, mehr oder minder deutlich, wenn auch nicht immer mit völlig rückhaltsloser Offenheit eingestanden, das weitere Bewußtsein von der noch keineswegs nach allen Seiten und in jeder Beziehung überwundenen Unreife dieser Anschauungen verbunden haben. So keck und zuversichtlich Schelling in seiner jugendlichen Periode mit einem Gedankeninhalt aufgetreten war, der weder an sich selbst, noch dessen schriftstellerischer Ausdruck sich damals einer größern Reife oder Vollendung rühmen konnte, als die er gegenwärtig dem neugewonnenen zu geben würde im Stande gewesen sein, so vorsichtig, zögernd und rückhaltend hat er sich, wenige einzelne Fälle ausgenommen, wo ihn entweder ein in der frühern Weise seiner Jugend rasch ihn überkommender Eifer fortriß, oder ein äußerer, scheinbar einem solchen Unternehmen günstiger Anlaß halb wider seinen Willen dazu verleitete, in dieser spätern Zeit benommen. Es ist wol vorauszusetzen, daß an dieser Vorsicht neben den vorhin gedachten Erwägungen eine wenigstens annäherungsweise richtige Selbstschätzung des Maßes, wenn nicht seiner Leistungsfähigkeit, — denn von dieser scheint er jederzeit eine ziemlich schrankenlose Vorstellung gehegt zu haben, — so doch des in seiner einsamen, aber rastlosen Arbeit bereits wirklich Geleisteten oder Erreichten, verglichen mit dem Ideale, welches er sich, eben dieser Vorstellung von seiner Leistungsfähigkeit entsprechend, vorgehalten haben wird, einen nicht unbeträchtlichen Antheil hat.

Zur Kenntniß des von Schelling in dem langen Zeitraume seines Zurücktretens von dem Schauplatze unmittelbarer schriftstellerischer Wirksamkeit Angestrebten lag bisher dem Publicum eine doppelte Reihe von Documenten vor: die Druckschriften, mit denen er eine frühere Laufbahn geschlossen hatte, und die Berichte, welche über den Inhalt seiner Vorlesungen, namentlich der seit dem Jahre 1841 zu Berlin gehaltenen, aus nachgeschriebenen Heften von Zuhörern meist wider seinen Willen veröffentlicht worden sind. Unter jenen Druckschriften ist bei weitem die bedeutendste die 1809 im ersten Bande einer damals begonnenen, aber schon mit dem ersten Bande geschlossen gebliebenen Sammlung seiner „Philosophischen Schriften" erschienene Abhandlung „Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände"; an sie schließen sich die Streitschrift gegen F. H. Jacobi (1812), ein Sendschreiben an Eschenmayer in der „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche" (1813) und die Abhandlung „Ueber die Gottheiten von Samothrake" (1815). Bis zu der letztgenannten kleinen Schrift, welche sich als eine Beilage zu den „Weltaltern" ankündigte, einer damals von dem Verfasser unternommenen, aber nicht zur Veröffentlichung gediehenen Darstellung der neugewonnenen religions- und geschichtsphilosophischen Weltansicht, war Schelling die Kluft noch nicht gewahr geworden, welche den neu von ihm betretenen Standpunkt von der Gesinnung und den Strebungen abtrennte, denen noch auf eine Reihe von Jahrzehnden hin die Herrschaft über das Zeitalter beschieden war. Er stand noch in der Meinung, sich in gleich unmittelbarer Weise mit dem Zeitalter verständigen und auf dasselbe einwirken zu können, wie ihm dies bei seinem frühern Auftreten gelungen war. Er war sich für seine Person der organischen Stetigkeit bewußt, mit der sich die neugewonnenen Ueberzeugungen aus den frühern entwickelt hatten, und lebte noch des Glaubens, bei ununterbrochener Fortsetzung seiner schriftstellerischen Laufbahn, durch unmittelbare Anknüpfung des Neuen an das Zuvorgegebene und mitunter ziemlich kecke Hinüberdeutung des Zuvorgegebenen in den Sinn des Neuen, mit derselben Stetigkeit das Publicum, welches er für seine frühern Ideen so offen und zu ihrer Aufnahme so bereitwillig gefunden hatte, auch zu den neugewonnenen herüberführen zu können. Wir wissen nicht näher anzugeben, in welcher Weise die Enttäuschung von dieser Illusion erfolgt und mit ihr, wie wir annehmen zu dürfen glauben, in naher Verbindung, bei gesteigerten Anfoderungen an sich selbst, so in Bezug auf Form wie Inhalt seiner Leistungen, das Bewußtsein über die noch mangelnde Reife der eigenen Production in Schelling erwacht ist. Genug daß um diese Zeit, im Laufe des zweiten Jahrzehnds des gegenwärtigen Jahrhunderts, für ihn selbst um das vierzigste Lebensjahr, jene Stockung seiner schriftstellerischen Thätigkeit beginnt, die wir auf die zwei hier bezeichneten Gründe zurückzuführen haben und nicht etwa deuten dürfen auf ein abermaliges Herausschreiten über den Standpunkt jener um die Abhandlung über die menschliche Freiheit sich gruppirenden Schriften, sodaß dadurch die letztern ihrer Bedeutung als Documente für das in jener spätern Periode Angestrebte verlustig gehen würden.

Denselben Gründen ist ohne Zweifel auch der Mangel an Stetigkeit in der Fortführung der akademischen Lehrthätigkeit zuzuschreiben. Diese hat er zwar seit dem Eintritt jener Periode schriftstellerischer Unfruchtbarkeit (damals lebte er, durch veränderte Berufsstellung vom Universitätslehramte entfernt, als Akademiker in München) zu den verschiedenen malen wieder aufgenommen: in Erlangen 1820, in München 1827 und in Berlin 1841, aber jedesmal sehr bald aufgegeben. Das letzte Auftreten in Berlin war von einem Eclat begleitet, der zu der zurückgezogenen Haltung Schelling's während dieses Zeit-

raums einen auffälligen Contrast bildet. Wir dürfen wol annehmen, daß Schelling diesen Eclat vermieden haben würde, wenn er sich nicht durch die scheinbare Gunst der Umstände sein, wie wir voraussetzen dürfen, sonst so klares Bewußtsein über das Misverhältniß des Gedankeninhalts, den er auf seinem damaligen Standpunkte dem Publicum zu bieten hatte, zu dem allgemeinen Stande der philosophischen Bedürfnisse dieses Publicums und zu den Foderungen, die es an eine Philosophie stellt, welche mit dem Anspruch auf eingreifende Wirksamkeit unter ihm auftritt, auf einen Augenblick hätte trüben lassen. Wir danken dieser Täuschung jene zweite Reihe von Documenten, die uns, bis zu der jetzt begonnenen Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses, neben den vorhin genannten, noch der frühern Periode seiner Schriftstellerlaufbahn angehörigen und dieselbe abschließenden Druckschriften, zur Kenntniß der Philosophie dieser spätern Periode gegeben waren. In dem Widerwillen aber, den Schelling jederzeit gegen die unberufene Veröffentlichung des Inhalts seiner Vorlesungen an den Tag gelegt hat, gibt sich, neben andern Motiven, die ihm diesen Widerwillen eingegeben haben, doch nicht undeutlich auch die Wiederkehr jenes auf eine kurze Weile verdunkelten Bewußtseins seiner Entfremdung von den noch vorwaltenden Neigungen und Strebungen des Zeitalters kund. Auch wir können im Interesse der so wünschenswerthen unbefangenen Aufnahme und Würdigung des Inhalts, der jetzt nach Vollendung seiner Laufbahn begonnenen und hoffentlich binnen kurzem abgeschlossen vor uns liegenden Sammlung der Werke des großen Denkers durch das vaterländische Publicum jene Vorwegnahme eines Theils der Grundgedanken dieses Inhalts nur beklagen, welche freilich durch die auf so unvorsichtige Weise anspruchsvolle und Aufsehen erregende Haltung jener berliner Vorlesungen verschuldet war. Durch sie ist jenes dem Bewußtsein des abgeschiedenen Denkers selbst nicht fremde Misverhältniß auf eine Weise, die für ihn so unvortheilhaft als möglich war, zur Wahrnehmung des Publicums gekommen. Es ist dadurch in weiten Kreisen eine Misstimmung gegen ihn hervorgerufen worden, welche auch durch die jetzt zu erwartende Vorlage des Gesammtergebnisses seiner langjährigen stillen Forschungen nur schwer und langsam wird zu überwinden sein, um so schwerer und langsamer, je weniger von Dem, was in diesem Gesammtergebnisse dem wissenschaftlichen Publicum dargeboten werden wird, zu erwarten ist, daß es seinem innersten Kern und Wesen nach zu denjenigen Denkweisen, die in der Zeit noch immer die meiste Gunst genießen, in einem nähern Verhältnisse stehen wird als das damals Bekanntgewordene. Versuchen wir es jetzt, nach Maßgabe dieses bereits zuvor Bekanntgewordenen uns einen vorläufigen Begriff zu bilden von dem Inhalte des Systems, dessen Darstellung wir von der jetzt begonnenen Veröffentlichung des Schelling'schen Nachlasses zu erwarten haben; in der Absicht, um uns dadurch das Verständniß jenes Bruchstücks aus diesem Systeme zu erleichtern, welches in dem soeben erschienenen Bande bereits vorliegt, dem ersten nicht der beabsichtigten Sammlung von Schelling's Werken überhaupt, sondern der zweiten Abtheilung dieser Sammlung, welche ausschließlich dem bisher noch nicht durch den Druck veröffentlichten Nachlasse gewidmet ist.

Der Grundgedanke, von welchem Schelling's Philosophie seit jener Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, welche den Wendepunkt bezeichnet, der sie von seiner frühern Philosophie abtrennt, beherrscht und geleitet wird, dieser Grundgedanke läßt sich ohne große Schwierigkeit in einem einfachen und wenigstens Denen, die eine ausreichende Bekanntschaft mit dem Princip jener seiner frühern Philosophie, welches in der Denkweise des gesammten Zeitalters so tiefe Wurzel geschlagen hat, dazu mitbringen, leicht verständlichen Ausdruck zusammenfassen. Es ist dieser: daß durch die Idee des Absoluten, des Absoluten der reinen Vernunft, welches in jener frühern Philosophie als begriffliche Einheit aller Gegensätze und vorab der Gegensätze des Unendlichen und des Endlichen, des Subjectiven und des Objectiven, des Idealen und des Realen, des Geistes und der Natur gefaßt worden war, nicht unmittelbar die Wirklichkeit, sondern nur die Möglichkeit des Daseins, die Möglichkeit Gottes und der Welt bezeichnet wird. Das Absolute nach Schelling's früherer Fassung, die im Wesentlichen auch die von Schleiermacher, Hegel, Oken, Krause und von der ganzen Reihe derjenigen Philosophen ist, welche sich in irgendeiner Weise das Princip des „Identitätsystems" angeeignet oder im Sinne desselben fortphilosophirt haben *), war oder sollte sein die lebendige, concrete Einheit, die über den Gegensätzen schwebt und alles in den Gegensätzen Begriffene, d. h. mit andern Worten die Gesammtheit alles Weltinhalts, dergestalt in sich zusammenfaßt, daß in Wahrheit und Wirklichkeit sie das allein Seiende in diesem Allem ist, die Gegensätze aber und das unter den Gegensätzen Begriffene nur die Form, in der das Eine und Ewige, sich in allen Unterschieden seiner Erscheinung doch ewig Gleiche oder mit sich Identische sich bethätigt. Von diesem Gedanken wird die Weltanschauung, die unter dem Einflusse dieser Denker sich gebildet hat, beherrscht. Sie

*) Einer aus dieser Reihe, der allerdings geistvolle und in der Darstellung und Verknüpfung seiner Lehren, wenn auch nicht in ihrer Erfindung originale, aber neuerdings durch einen Kreis von Anhängern über sein Verdienst gefeierte Arthur Schopenhauer, hat sich durch seine ausdrückliche Verwerfung der Idee des Absoluten in den Credit einer Unabhängigkeit von Schelling gesetzt, die er in der That nicht besitzt. Sein Doppelprincip des „Willens" und der „Vorstellung" ist, wie dem genauern Kenner der Entwickelungsgeschichte der neuern Speculation unmöglich entgehen kann, vielmehr das letztere von Kant, das erstere von Schelling entlehnt, und seine Weltanschauung nur eine ziemlich barocke, innerlich keineswegs zusammenstimmende Mischung von Bruchstücken der Philosophie dieser beiden Denker, unter brüsker Hinwegwerfung der eigentlich speculativen Elemente beider, wohin namentlich auch die Idee des Absoluten in ihrer Schelling'schen Fassung gehört. Das Glück, welches dieser Philosoph neuerdings gemacht, hat er zum nicht geringen Theile dem Umstande zu danken, daß er bei seinem allerdings nicht gering anzuschlagenden Talente populärer Darstellung seinen Lesern nur eine sehr mäßige Anstrengung zumuthet.

folgt seiner Leitung oder läßt seine Einflüsse walten, selbst wo sie ihn ignorirt oder ausdrücklich verleugnet. Sie folgt ihm überall, wo sie, in der Weise, die für den Geist unserer gegenwärtigen Literatur und Wissenschaft, im Unterschied von aller frühern, so bezeichnend ist, in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte, der verborgenen Einheit nachgeht und die Gesetze der Lebensentfaltung aufspürt, die zuletzt an dem Princip einer lebendigen Einheit hängen, welche diese beiden Welten, die Welt der Natur und die Welt des Geistes, untereinander verbindet. An der Wahrheit dieses Grundgedankens hängt, unmittelbar oder mittelbar, alles das eigenthümlich Große derjenigen Periode moderner Gedankenbildung, die wir hier im Auge haben, und der ihr angehörenden Richtungen wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Darstellung; an seiner Unreife und Einseitigkeit in einer oder der andern Weise alle Mängel dieser Bildung und die eben jetzt so dringend über sie hereinbrechende Gefahr, ihres Princips verlustig zu gehen und, in ihre Elemente sich zersetzend, nach der einen Seite dem Materialismus, nach der andern einem starren Positivismus und Dogmatismus anheimzufallen. Diese Gefahr mag Schelling damals, wenn nicht klar erkannt, doch schon im Geiste vorausgewittert und geahnt haben, als er, unbefriedigt von dem Princip in der Gestalt, wie er selbst und wie die Genossen seiner Jugend es in jener begeisterten Periode des ersten Durchbruchs ausgesprochen hatten, eine neue, von Grund aus umgewandelte Gestalt dafür aufzusuchen begann. Er erblickte den Mangel jener frühern Gestalt jetzt wesentlich in der Verwechselung des rein rationalen Elements, d. h. Dessen, was unmittelbar der reinen, in allen Vernunftwesen sich gleichen Vernunft gegenwärtig, unmittelbar in ihr enthalten oder durch sie gesetzt ist, mit Demjenigen, was sich zwar der Form der reinen Vernunft nicht entziehen kann, sondern überall in seinem Dasein und Erscheinen durch sie bedingt und umgrenzt ist, aber dessen Wesen keineswegs durch diese Form erschöpft ist, keineswegs nur Das ist, was es zufolge der Vernunftform, zufolge dieser nothwendigen, nicht nicht und nicht anders sein könnenden Voraussetzung seines Daseins und seiner Erscheinung sein muß oder zu sein genöthigt wird. Der Gedanke des Absoluten, des Vernunftabsoluten als ewiger, vor aller Erfahrung zuvorgegebener Einheit der Gegensätze, die in ihm, als Momente seiner Form, der Form, durch die es selbst zur ewigen und nothwendigen Form alles Seienden und Wirklichen wird, von Ewigkeit her, also gleichfalls von aller Erfahrung unabhängig, enthalten sind — dieser Gedanke behält auch jetzt für Schelling seine volle Wahrheit. Er unterscheidet seine Speculation nach wie vor nicht nur von dem Empirismus oder gemeinen Realismus, der gar kein rationales Prius kennt, sondern Alles auf Erfahrung, auf äußere und innere Sinnlichkeit zurückführt, er unterscheidet sie auch von dem subjectiven oder transscendentalen Idealismus der Kantisch-Fichte'schen Periode, der zwar in der menschlichen Vernunft ein solches Prius kennt, aber dem dieses Prius nicht die Bedeutung des Absoluten hat. Aber er, dieser Gedanke, ist ihm jetzt nicht mehr, wie er es zuvor gewesen war, Alles in Allem. Er wird ihm nur die Grundlage eines noch Höhern, nur das Gefäß für einen Inhalt, der nicht mit ihm zugleich gegeben ist, nicht aus derselben Quelle der reinen Vernunft unmittelbar als solcher geschöpft werden kann. Alle philosophische Speculation ist ihm von jetzt an nur ein Suchen dieses höhern, über die Vernunft erhabenen Inhalts, nur ein Streben nach diesem Inhalt, welches nothwendig durch den Inhalt der reinen Vernunft, durch das Absolute des abstracten, anschauungs- und erfahrungslosen Denkens hindurchgehen muß, aber nicht bei ihm, als wäre es wirklich das Letzte, auf das es eigentlich ankommt, verweilen darf. Wie an dem Absoluten der reinen Vernunft alle Möglichkeit, so hängt an diesem Höhern alle Wirklichkeit des Daseins. Daher ist auch die Erkenntniß des Wirklichen, die philosophische Wissenschaft von der Wirklichkeit, der natürlichen wie der geistigen, überall bedingt durch die vorgängige Erfahrung und Erfassung dieses Höhern über der Vernunft; sie kann unter keiner Bedingung oder Voraussetzung allein auf dem Wege rein rationalen Denkens gewonnen werden.

Der Begriff jenes Absoluten der reinen Vernunft, welches Schelling früher als das alleinige Princip der philosophischen Erkenntniß betrachtet hatte, jetzt nur als Voraussetzung und Ausgangspunkt derselben betrachtet wissen will, deckt sich oder fällt unmittelbar in Eins zusammen mit dem Begriffe unbedingter Denknothwendigkeit. Das Prädicat solcher Nothwendigkeit wurde daher auf dem Standpunkte des „Identitätsystems“ nicht blos den allgemeinen Formen und Gesetzen des Wirklichen ertheilt, denen man auch außerhalb der Philosophie eine logische, metaphysische oder mathematische Nothwendigkeit zuzuschreiben pflegt, sondern der erscheinenden Wirklichkeit selbst. Es wurde ihr wenigstens insofern ertheilt, als sie von jener Philosophie als wahre Wirklichkeit anerkannt wurde. Denn allerdings erfolgt jene Anerkenntniß dort nicht ohne den Vorbehalt, einen Theil dieser erscheinenden Wirklichkeit als nichtigen Schein von der Wahrheit und mithin auch von der Nothwendigkeit des Daseins ausschließen und dem Zufalle als dem allgemeinen Elemente dieser Nichtigkeit preisgeben zu dürfen. (Solche Bedeutung hat namentlich bei Hegel das von der „Natur“ prädicirte „Außersichsein“, der „Abfall“.) Dem gegenüber ward für Schelling auf dem neugewonnenen Standpunkte seiner Lehre Grundprädicat des Wirklichen eben als Wirklichen die Freiheit; die Freiheit ausdrücklich in dem Sinne des Auchnichtsein- und Auchandersseinkönnens, ein Sinn, den jene frühere Philosophie aus jenem Worte hatte entfernen müssen, wenn auch sie desselben sich als Prädicats für die Wirklichkeit des Geistes zu bedienen fortfuhr, wo dann natürlich die unmittelbare Einheit der Freiheit mit der Nothwendigkeit behauptet werden mußte. Und so werden wir es denn nicht anders als in der Natur der Sache begründet finden, wenn wir Schelling jene neue Periode seiner

Speculation mit Untersuchungen über das Wesen der Freiheit eröffnen sehen. Die Beschränkung auf den Begriff der menschlichen Freiheit ist nur eine Zufälligkeit in der Ueberschrift jener für das Verständniß der gesammten nachfolgenden Philosophie ihres Urhebers so wichtigen Abhandlung. Die Abhandlung selbst ist, wie der Leser sich leicht davon überzeugt, dem Probleme der Freiheit in ihrem ganzen Umfange zugewandt. Das Problem der Freiheit wird aber dort in dem großartigen Sinne behandelt, wie es die principielle Bedeutung mit sich bringt, die es von jetzt an für den Verfasser der Abhandlung gewonnen hatte. Die Untersuchung nimmt gleich von vornherein ihre Richtung auf den Urquell aller Wirklichkeit und auf die Gegensätze, welche durch das Verhältniß dieses Quells zu dem Hintergrunde der reinen Vernunftnothwendigkeit oder der Idee des Absoluten (zu dem „Urgrunde" oder „Ungrunde", wie in der Terminologie theosophischer Mystik dort jener Hintergrund genannt wird) in dem Dasein, das aus diesem Quelle fließt, bewirkt werden. In der Fassung dieses Ziels der Untersuchung finden wir Schelling dort noch durch Einwirkungen bestimmt, welche später (ob in jeder Beziehung zum Vortheil der nachfolgenden Entwickelung seiner Philosophie, dürfte mit Recht zu fragen sein) für ihn zurückgetreten sind. Durch seinen Aufenthalt in München war er in persönliche Berührung mit Franz Baader gekommen, diesem genialen und tiefsinnigen Denker, der, die Entwickelungsphasen des transscendentalen Idealismus und des Identitätsystems überspringend, die Philosophie des Zeitalters mit einem salto mortale auf die Höhe zu erheben trachtete, die ihr erst durch mühsame, allmälige Ueberwindung aller dazwischenliegenden Stadien zu erklimmen beschieden scheint. Baader hatte ihn auf Jakob Böhme hingewiesen, dessen theosophisches System in der That wol von allen Lehrgestaltungen der frühern Zeit diejenige sein möchte, welche von der Idee der Freiheit in dem Sinne, wie Schelling sie jetzt anstrebte, am tiefsten und innigsten durchdrungen ist. Und so ist denn der Inhalt jener Abhandlung in der That nichts Anderes als eine Wiederzeugung Böhme'scher Ideen, in der strengern Form philosophischer Speculation, welche dem tiefsinnigen Naturalismus des görlitzer Handwerksmannes fremdgeblieben war; eine Wiederzeugung dieser Ideen von einem Standpunkt aus, der noch in keiner Richtung sich innerlich abgeschlossen hatte, sondern das Material, das ihm zu solchem Abschluß verhelfen sollte, eben erst aufzusuchen begonnen hatte. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen nachzuforschen, welche Schelling bestimmt haben, diesen an Baader's und Böhme's Hand betretenen Weg, der ihm, weiter verfolgt, ohne Zweifel zu einer in mancher Beziehung von der später hervorgetretenen verschiedenen Gestaltung seiner Lehre geführt haben würde, alsbald wieder zu verlassen und einen andern, den er sich ohne fremden Beistand selbst anbahnen mußte, einzuschlagen. Das bald getrübte persönliche Verhältniß zu Baader mag hieran seinen Antheil haben; doch läßt sich nicht deutlich erkennen, inwieweit diese Trübung die Ursache und inwieweit sie die Wirkung der Entfernung Schelling's von dem ein für allemal feststehenden Gedankenkreise Baader's war.*) Einen wesentlichern Antheil dürfen wir wol dem Gedanken zuschreiben, welcher, vorbereitet bereits innerhalb des Identitätsystems durch die darin aufgenommenen Grundzüge einer „Philosophie der Geschichte", sich schon in der Abhandlung über das Wesen der Freiheit regt und bald nach derselben in Schelling's Geiste immer tiefere Wurzeln geschlagen zu haben scheint; dem Gedanken, daß von dem höhern, überrationalen Princip, von dem Princip, dessen freiem Walten alle Wirklichkeit des Daseins entstammt, nur eine geschichtliche Erkenntniß möglich ist. Bereits die Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake und was bei Gelegenheit derselben über das nicht zur Reife gediehene Unternehmen der „Weltalter" verlautet, gibt ein Zeugniß, wie ämsig schon damals Schelling sich mit jenen Forschungen im Gebiete der Mythologie und Religionsgeschichte beschäftigt hat, deren Motive sowol als deren Ergebnisse sich so tief in die gesammte Gestaltung seiner spätern Philosophie, soweit uns dieselbe bisjetzt bekannt ist, hineinverzweigen. Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung: so finden wir von jetzt an die Aufgaben bezeichnet, in denen Schelling das eigentliche Endziel, den alleinigen Selbstzweck seines Philosophirens erblickt. Alle andern

*) Das Verhältniß zwischen Schelling und Baader, das persönliche sowol als auch das wissenschaftliche, ist neuerlich von Seiten der Anhänger des Letztern auf eine sehr gereizte Weise öffentlich zur Sprache gebracht worden, namentlich vom Professor F. Hoffmann zu Würzburg in einer ausführlichen Vorrede zur zweiten Ausgabe der Sammlung von Baader's „Kleinen Schriften" (Leipzig 1850). In ihrem Rechte sind diese Vertheidiger Baader's unbestreitbar, wenn sie Protest einlegen gegen die so verbreitete Gewohnheit, Baader als einen Schüler und Nachfolger Schelling's, als einen Jünger der „Naturphilosophie" anzusehen; wenn sie dem gegenüber die wahre Stellung Baader's geltend machen, der, ein älterer Zeitgenosse Schelling's, von seinem ersten Auftreten an, welches dem Auftreten Schelling's noch voranging, eine philosophische Laufbahn verfolgte, die sich mit der Laufbahn Schelling's zwar mehrfach berührt, ohne aber irgendwie durch Letztern bestimmt zu sein, die vielmehr gleich anfangs mit vollkommen klarem Bewußtsein nach einem Ziele strebte, demjenigen verwandt, welches Schelling sich erst später gesetzt hat, zu einer Zeit, da Baader, wie bereits angedeutet, ungleich mehr Einfluß auf ihn als umgekehrt Schelling auf Baader übte. Diese völlige Unabhängigkeit Baader's von Schelling durch alle Perioden der schriftstellerischen Laufbahn beider Männer ist eine Thatsache, auf deren Anerkennung, ich wiederhole es, die Freunde und Schüler des Erstern zu bestehen ein gutes Recht haben. Anders aber möchte es sich verhalten mit dem damit verbundenen Versuche, das philosophische Verdienst Baader's über das Verdienst Schelling's und aller neuern Philosophen emporzuheben. Dieser Versuch beruht auf einer einseitigen Werthschätzung, auf einer solchen, welche nur die Beschaffenheit der allgemeinen Grundüberzeugungen eines Denkers zum Maßstabe des Urtheils über den Werth seiner Leistungen macht und nicht, worauf es bei aller Wissenschaft wesentlich ankommt, die Art und Weise und die Ergebnisse der Ausführung, und welche auch bei der Beurtheilung dieser Grundüberzeugungen die schweren und folgenreichen Gebrechen der Baader'schen übersieht. Was das Persönliche des zwischen beiden Männern ausgebrochenen Misverhältnisses betrifft, so enthalte ich mich darüber des Urtheils. Doch ist es mir wahrscheinlich, daß hier, wie in den meisten solchen Fällen, die Schuld eine getheilte war.

Arbeiten, die er sonst noch unternimmt, alle philosophischen Gebiete, in denen er gelegentlich noch verweilt, gelten ihm nur als Durchgangspunkte seines Wegs zu diesen beiden. Durch diese Stellung seiner Aufgaben war, soviel wir wissen, zu den verschiedenen Zeiten seiner Wiederaufnahme der akademischen Lehrthätigkeit die Gestalt und Haltung bedingt, die er dem Inhalte seiner Vorlesungen gab. Eben sie tritt uns jetzt auch als das durchwaltende Princip in der Gestaltung seines philosophischen Nachlasses entgegen, der, wenigstens soviel den jetzt uns vorliegenden ersten Band betrifft, gleichfalls in die Form von Vorlesungen hineingearbeitet ist.

Christian Hermann Weiße.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Aphorismen über die neueste nordamerikanische Literatur.

Wir haben mit Absicht in der Ueberschrift das Wort „Aphorismen" gewählt, da wir uns nicht anmaßen können und wollen, nach dem uns gerade vorliegenden Material einen wirklichen „**Essay**" über die neueste nordamerikanische Literatur zu schreiben oder ein entscheidendes Urtheil über sie zu fällen. Zudem wächst uns von allen Seiten der literarische Stoff, um so zu sagen, so über den Kopf, daß wir uns selbst in Bezug auf die Schriften und Werke, die wir hier besprechen möchten, möglichst kurz fassen müssen. Endlich ist eins dieser Bücher, nämlich Bryant's Gedichte, so ungenügend übersetzt, daß wir dadurch nur ein höchst mangelhaftes Abbild des Dichters erhalten. Wir beginnen unsere Bücherschau mit folgender interessanten Erscheinung, die wir auch wegen ihrer Bedeutsamkeit etwas ausführlicher besprechen wollen:

1. Theodor Parker's sämmtliche Werke. Deutsch von Johannes Ziethen. Erster, dritter und vierter Band. Leipzig, Voigt und Günther. 1854—55. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theodor Parker verdient unsere volle Beachtung. Er ist der populärste und beredteste Geistliche der Congregationalisten in Nordamerika und zwar Prediger der achtundzwanzigsten Congregationalistenkirche in Boston. Die dogmatisch-kirchliche Geistlichkeit erkannte auch in ihm bald ihren gefährlichsten Gegner und verwickelte ihn in eine Fehde, in welcher er seine Gegner buchstäblich zum Schweigen brachte. Aber überdrüssig, mit seinen geistlichen Collegen fortdauernd in offener Zwietracht zu leben, zog er sich eine zeitlang von der Kanzel zurück und bereiste während zweier Jahre England, Frankreich, Italien und Deutschland. Man vermißte ihn in Boston inzwischen schmerzlich, und nach seiner Rückkehr vermochte er den Bitten seiner Gesinnungsgenossen, das geistliche Amt wieder zu übernehmen, nicht zu widerstehen. Der Andrang ihn zu hören war so groß, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte, worauf er seine Vorträge in das Melodeon, den größten Saal Bostons, verlegte, der für etwa 3000 Personen Raum hat. In eine neue Verfolgung wurde er verwickelt, als er sich vor ein paar Jahren durch eine feurige Rede an gewissen Schritten betheiligt hatte, gerichtet gegen das Verfahren der Behörden, die einen Mann, Namens Anthony Burns, unter dem Vorwande der Straßenbettelei hatten ergreifen lassen, um denselben zuletzt unter militärischer Bedeckung an seinen Herrn, der ihn laut der fugitive slave bill reclamirte, abzuliefern. Parker wurde wegen „misdemeanor" vor Gericht gezogen. Der Proceß schloß jedoch mit einem „nolle prosequi" und ist von Parker in seiner Schrift „The trial of Theodore Parker, for the misdemeanor of a speech in Faneuil Hall against kidnapping etc." (Boston 1855) ausführlich geschildert. Den eigentlichen Text der letztern Schrift (221 Seiten) bildet seine sehr lange Vertheidigungsrede, die übrigens auch seine inculpirte Meetingsrede insichschließt. Die letzte Kunde über Parker erhielten wir durch Nr. 46 des „Londoner deutschen Journal", wonach die von Theodor Parker vertretenen amerikanischen freien Religionsgemeinden sich mit der von Johannes Ronge gegründeten londoner humanistischen Gemeinde zu einer Conföderation verbunden hätten.

Indeß schließe man hieraus nicht auf eine tiefere Seelenverwandtschaft zwischen Johannes Ronge und Theodor Parker. Jene Verbindung dürfte schwerlich eine andere als eine blos äußere und vorübergehende sein. Man braucht nur zwei oder drei Seiten in Theodor Parker's Schriften gelesen zu haben, um sich von einem Geiste angeweht zu fühlen, der mit dem Geiste der Rongianer sehr wenig Gemeinsames hat. Wichtig sind in dieser Hinsicht namentlich Theodor Parker's „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben", welche (in zweiter Auflage) den dritten Band der deutschen Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" bilden. Parker ist ein wesentlich religiöser Geist, der sich vom Gottesbewußtsein nicht losgelöst hat. Den Gott der alten Juden, der selbst „eifersüchtig, parteiisch, rachsüchtig ist, der Jakob liebt und Esau haßt", diesen in menschlichen Leidenschaften befangenen Gott will Parker zwar nicht, das sei kein Gott für den „wissenschaftlichen Moralisten, für den Philanthropen, der von Liebe überströmt", er will einen „innerlichen und doch unendlichen und somit über der Sinnenwelt und dem Geiste stehenden Gott haben, einen Gott von unendlicher Vollkommenheit, Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und Treue". Ihm ist schon der bloße Gedanke entsetzlich, daß es Menschen in der Welt geben könnte, die ohne Gottesbewußtsein wären, ohne Religion leben und sterben könnten. „Ich weiß", sagt er, „daß Viele denken, daß es sich mit der Religion unbequem lebt; aber die Schlimmsten wie die Besten denken, daß es sich mit der Religion gut stirbt. Die Menschen bereuen Vieles auf dem Todtenbette." So zählt er auch zu den Hauptmerkmalen eines religiösen Charakters, nicht nur gegen die Mitmenschen treu, gerecht und wahr zu sein, sie wie uns selbst zu lieben, ihnen nach unsern Kräften zu dienen und uns ihres Glücks zu freuen, sondern auch „Gott treu zu sein, ihn zu erkennen, das Bewußtsein seiner unendlichen Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Heiligkeit und somit vollkommene Liebe zu Gott, vollkommenes Vertrauen zu ihm, Freude an dem unendlichen Wesen Gottes zu haben" u. s. w. Ob Parker hiermit einen andern Sinn verbindet, als die Menge mit diesen Worten verbinden würde, wissen wir freilich nicht ganz sicher; jedenfalls sind es aber Worte, so warm und fromm, wie man sie meist von unsern Außerkirchlichen in Deutschland zu hören nicht gewohnt ist. Ebenso beruft er sich häufig auf Christus als auf unser göttlichstes, leider bis auf den heutigen Tag unerkanntes oder miskanntes Vorbild, nicht etwa auf Börne oder gar Heine, deren Schriften für so Viele das eigentliche moderne Neue Testament geworden sind.

Aber Parker ist überhaupt kein weltlicher und frivoler Mann. Er zeigt sich vielfach als Verehrer Herder's; er predigt Humanität und Liebe, Wahrheit und Recht und in einer oft so begeisterten, glühenden, dabei aber praktischen und kernigen Beredtsamkeit, wie sie bei uns nur selten gefunden wird. Er bleibt immer im Mittel- und Kernpunkt seiner Ideen, er schweift nie aus und besteigt nie das politische Steckenpferd, um uns das Beispiel eines kindischen Reiters zu geben, der die Bewegungen eines Reiters macht und doch nie ein wirkliches Roß bestiegen hat. Und dieser Kernpunkt ist eben die Humanität, die wahre und echte, die, wie sie Toleranz verlangt, so auch Toleranz übt und dafürhält, daß der echten Humanität keine politische Form zu eng und keine zu weit sei. Praktisch auf der einen Seite, ist Parker freilich auch Idealist fast in deutschem Sinne auf der andern Seite, doch ohne den phrasenhaften, Alles um sich her verachtenden geist-

gen Hochmuth, wie er so manchem deutschen Idealisten eigen ist. Ja er geht in dieser idealistischen Richtung fast zu weit und findet z. B. im menschlichen Geschlecht ein viel größeres Maß von Uneigennützigkeit, Tugend und Selbsterkenntniß, als wol wirklich der Fall sein mag. Die vielen Verfolgungen, welche Parker zu erdulden hatte, und die doch gerade dem Gegentheil dieser präsumirten Uneigennützigkeit und Tugend ihren Ursprung verdanken und ihn zum heftigsten Gegenkampfe veranlaßten, haben den seltenen Mann in seinem guten Glauben nicht wankend machen können. Wenn Parker sagt: „Wenn wir uns selbst sähen, wie uns Andere sehen, das würde uns oft zu Stolz und Einbildung führen. Wie viele nichtige Handlungen weiß ich von mir, die mir kein Verleumder ins Gesicht schleudern würde", so scheint Parker zu vergessen, daß Menschen von seiner Selbsterkenntniß eben äußerst selten sind.

Für uns Deutsche bietet Parker noch ein besonderes Interesse, indem, wie dies seine den ersten Band der „Sämmtlichen Werke" bildenden „Kritischen und vermischten Schriften" darthun, seine theologischen Ansichten hauptsächlich in der deutschen theologischen und philosophischen Forschung wurzeln. Das beweisen namentlich die Aufsätze „Deutsche Literatur", „Ueber das Vergängliche und Bleibende im Christenthum", „Strauß' Leben Jesu", „Gedanken über die Theologie mit besonderer Rücksicht auf Dorner's Christologie" u. s. w. Wenn er aber auch den dogmatischen Anbau verwirft, den spätere Theologen zur Wahrung ihrer Herrschaft oder im Dienste der weltlichen Macht dem Christenthume, das ja an sich das Einfachste von der Welt ist, hinzugefügt haben, so würde er es doch für eine nie abzubüßende Sünde halten, mit Gottesleugnerei zu prahlen und mit dem Materialismus und der Frivolität zu liebäugeln, so bleibt er doch bei der Religiosität und dem Gottesbewußtsein als unveräußerlichen und unentbehrlichen Gütern der Menschheit stehen. Aber freilich erblickt er die höchste Religiosität in der möglichst höchsten geistigen und sittlichen Vollkommenheit, nicht in vorgeschriebenen starren Satzungen, die das Herz nicht frei machen und den Geist nicht erlösen, die im Gegentheile oft der wahren Erkenntniß und der aufrichtigen Menschenliebe Fesseln und Handschellen anlegen. Die deutsche Literatur nennt Parker übrigens „die schönste, die reichste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuern Zeit", wobei er freilich nur an Männer wie Herder, „so süß und schön", Goethe, Schiller, Lessing, Jean Paul, Tieck, Schleiermacher, Kant, Fichte, Schelling, Hegel denkt. Er, der Nordamerikaner, nimmt sich in dieser Hinsicht der deutschen Literatur gegen den deutschen Wolfgang Menzel an, dessen „Literaturgeschichte" er als ein durchaus leichtsinniges und oberflächliches, vom einseitigsten Parteistandpunkt geschriebenes Machwerk verurtheilt, das nur geeignet sei, die falschesten Meinungen und Vorurtheile über das eigentliche Wesen der deutschen Literatur zu verbreiten und sie zu denunciren. Der Ausländer will uns, wenn er uns liebgewinnen und studiren soll, in unserer deutschesten Wesenheit und Eigenthümlichkeit kennen lernen, nicht als Nachahmer, und in dieser Hinsicht sagt Parker: „Die krankhafte Verneinung Byron's, seine Gefühlsschwärmerei, sein Menschenhaß und seine Unnatur werden alle Tage in Berlin und Wien nachgeäfft, Horaz und Swift, Anakreon und Bossuet, Seneca und Walter Scott haben, um Andere nicht namhaft zu machen, Nachahmer auf allen Straßen, die Einen beständig an den Zaunkönig erinnern, der sich einst in das Nest des Adlers setzte." Dann aber fügt er hinzu: „Dennoch ist die deutsche Literatur in hohem Grade ursprünglich. In Beziehung auf Frische hat sie nicht ihresgleichen seit Sophokles." Außer von Thomas Carlyle ist wol noch von keinem Ausländer der deutschen Literatur ein so begeistertes und dabei gründlich motivirtes Lob gespendet worden als von Parker. Hiermit mögen diese gediegenen, von geschickter Hand sehr lesbar übersetzten Parker'schen Schriften dem denkfähigen Theile des deutschen Publicums bestens empfohlen sein.

2. **Blumenlese amerikanischer Novellen, Jagd- und Reiseskizzen. Erster Band. Göttingen, Wigand. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.**

3. Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Von Ik. Marvel. Aus dem Englischen von Ch....... Hannover, Meyer. 1856. 8. 20 Ngr.

Wie man weiß, liebt der Yankee die Aufschneidereien. Auch die „Blumenlese" enthält einige ergötzliche Proben davon. In einer der darin gesammelten Novellen: „Der Büffel und sein Kamerad", wird erzählt, wie der Held der Novelle von einem angeschlossenen und dadurch wüthend gewordenen Büffel verfolgt wird. Der Büffeljäger springt über einen Graben und einen Felsenriß von 12 Fuß Breite, der Büffel ihm nach, nun springt der Jäger wieder auf den andern Felsenrand zurück, der Büffel thut desgleichen, und so geht es eine ganze Weile fort, etwa zwanzig mal hintereinander. Der Jäger klettert nun „wie eine Katze" einen hohen Baum hinauf, obschon der „heiße Athem des Büffels hinter ihm herdampfte", und er sitzt endlich fest in den Zweigen, obschon das Thier mit den Stößen seiner Hörner den Baum erschütterte. Der Jäger sitzt nun oben, aber gewiß in höchst peinlicher Lage, denn der unhöfliche Büffel macht keine Anstalt zu weichen und meint wahrscheinlich, der geängstigte Jäger müsse zuletzt doch herab und ihm auf die Hörner fallen. Was nun thun? „Mein Büchsenstocher, ein Stückchen geraden Drahts (erzählt der Jäger), hing mit seinem Oehr an einem meiner Westenknöpfe. Diesen nahm ich und bog ihn zu einer Angel zurecht. Nun brauchte ich eine Leine; ich schnitt also mit meinem Jagdmesser verschiedene Streifen aus meinem Taschentuch, knüpfte sie zusammen, band den Stocher als Angel daran und fing an nach dem Seile (nämlich nach dem Halfterstrick, den das Pferd des Jägers an dem Baum zurückgelassen hatte) zu fischen. Ein paar mal rutschte meine Angel hinunter, dann faßte sie es und mit unbeschreiblicher Freude zog ich es vorsichtig zu meiner Laube herauf, bis ich das lose Ende in der Hand hielt. Das andere Ende ließ ich, wo es war, befestigt, und mehr brauchte es nicht. Ich wollte den Büffel mit dem Lasso fangen und begann aus dem losen Ende eine Schlinge zu machen." Gesagt, geschehen! Der Lasso ist fertig; der Jäger läßt ihn herab und der dumme Büffel verfängt sich richtig in der Schlinge und rennt damit mehrmals um den Baum herum, bis er sich selbst damit erwürgt und mit heraushängender Zunge todt am Boden liegt. Das ist doch eine echte Jägergeschichte! Fritz Beutel hatte auch einige wunderliche Abenteuer mit Büffeln zu bestehen, hier aber hätte er lernen können, wie man eigentlich mit Büffeln umzugehen hat, nur daß dieser nordamerikanische Jäger sein Abenteuer und die höchst sinnreiche und complicirte Art, wie er sich aus der Gefahr zog, als etwas erzählt, was geglaubt werden soll. Der Verfasser trägt übrigens einen deutschen Namen, Reichenau. Aber auch mehre andere Erzählungen der Sammlung, wie „Ein Weihnachtsfest in den Urwäldern" von Percy St. John und „Die Regulatoren" von J. H. Robinson haben mit ihren Schilderungen abenteuerlicher Kämpfe viel Münchhausen'sches, wie denn überhaupt das Publicum in Romanen und Novellen eine Menge Münchhausen'scher Lügen hinunterschlucken muß, ohne dies meist zu merken. Es ist schon eine Unmöglichkeit, mit welcher Robinson seine Erzählung einführt. Der Held derselben, Henry, hat sich auf der Jagd verirrt und sieht plötzlich aus der Dunkelheit zwei verdächtige Männer hervortauchen, denen er zu folgen beschließt, um ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen. Richtig thut er dies, und sie plaudern ihre Geheimnisse und beabsichtigten Schandthaten mit so lauter Stimme aus, und er hält sich ihnen immer so nahe, daß er jedes Wort hören kann, bis die Verbrecher ihr Versteck erreichen, von dem Henry sofort — bei Mondlicht! — mit Bleistift eine Skizze fertigt, um die spätere Wiederauffindung des Spitzbubennestes zu erleichtern. Dies Alles erscheint um so unglaublicher, wenn man weiß, bis zu welcher Schärfe und Feinheit sich Gehör und

Gesicht bei Leuten ausbilden, die wie jene Schurken fortdauernd in der Wildniß und im Kampfe mit Menschen und Thieren leben. Die sinnigste Erzählung ist die als „amerikanische Preisnovelle" bezeichnete Erzählung „Zwei entfremdete Herzen" von Klara Morton, obschon es auch ihr an einzelnen sehr unwahrscheinlichen Situationen nicht fehlt.

Ganz anderer Art sind die „Träumereien eines Junggesellen" von Ik. Marvel, wiewol, so paradox diese Behauptung auch klingen mag, auch hier ein Münchhausen'sches Element sich wahrnehmen läßt und zwar in der Form gewisser Uebertreibungen nach der Gemüthsseite hin; denn wenn schon dem Verfasser in der dem Buche vorangestellten und der A. Dürr'schen Ausgabe der „Standard American authors" entlehnten Notiz mit Recht „deutsches Gemüth" zuerkannt wird, so zeigt sich dies bei ihm auch nicht selten als Extrem, als Hypergemüthlichkeit, die sich selbst etwas vorlügt und vorgaukelt, was doch nicht eigentlich gemüthswahr ist. Auch hat der Verfasser bereits ein Werk „Aufschneidereien" herausgegeben, welches satirischen Charakters und seinem Titel nach ohne Zweifel eine wirkliche und veritable Münchhauseniade ist. Der Verfasser versteht sich also auf eine Lieblingsneigung der Yankees. Sein eigentlicher Name ist Donald G. Mitschell. Unter seinem Autornamen Ik. Marvel gab er schon früher eine „Neue Aehrenlese" („Fresh gleanings"), „Betrachtungen über amerikanische Gesellschaftszustände", ein kleines Buch: „Der Sommer der Kämpfe", und (anonym) Schilderungen aus dem amerikanischen Leben unter dem Titel „Die Lorgnette" heraus, die so großes Interesse erregten, daß die angesehensten literarischen Notabilitäten, wie Paulding, Willis, Herbert, für die Verfasser gehalten wurden. Die „Träumereien eines Junggesellen" („Reveries of a bachelor") und sein später erschienenes „Dream life" erhöhten noch seinen Ruf als eines beliebten Schriftstellers. Im Jahre 1853 wurde er zum Consul der Vereinigten Staaten in Venedig ernannt, hauptsächlich wol, um ihm Gelegenheit zu geben, zu der von ihm beabsichtigten Geschichte der venetianischen Republik an Ort und Stelle Materialien zu sammeln. Er blieb jedoch nicht lange in der Lagunenstadt, ging vielmehr sehr bald nach Paris, wo er zwei Jahre lang blieb und seine Studien in der venetianischen Geschichte fortsetzte; auch soll er mit diesem Werke schon bedeutend vorgerückt sein. Gegenwärtig lebt Mitschell wieder in Nordamerika auf seinem schönen Landsitz Edgewood Farm bei Newhaven. Was seine „Träumereien eines Junggesellen" und sein uns in der Dürr'schen Ausgabe englisch vorliegendes Buch „Dream life, a fable of the seasons"*) betrifft, so bestehen sie aus Skizzen halb novellistischer, halb reflectirender Art und sind sinnig erfunden und gut geschrieben. Offenbar hat sich der Verfasser namentlich in Betreff des Stils nach Washington Irving, der wol unter allen nordamerikanischen Schriftstellern das classischste Englisch schreibt, gebildet; auch hat er ihm als seinem „Lehrer" sein „Dream life" gewidmet, und wir erfahren aus dieser Widmung, daß er auch persönlich mit ihm bekannt ist. Er erkennt in dieser Widmung an, daß er Keinem soviel verdanke als Washington Irving, und sagt darin mit Recht: „Ich wünsche einfach meine Huldigung demjenigen Schriftsteller darzubringen, der unsere Sprache zu den ausgewähltesten Formen der Schönheit ausgebildet hat, dem Manne, der unsere Herzen mit der Zärtlichkeit eines Freundes gerührt hat." Wir finden bei Ik. Marvel auch so ziemlich dieselbe Klarheit und lichtvolle Einfachheit des Stils und dieselbe sorgfältige, an die Sauberkeit der niederländischen Genremaler erinnernde Detailmalerei; nur fehlt ihm durchaus der feine ironische Zug und das humoristische Colorit, durch welche sich Washington Irving's „Skizzen" auszeichnen. Mitschell ist bedeutend weichlicher und gibt sich oft einem feingeistigen Epikuräismus hin, der sich gleich in der ersten Skizze seiner „Träumereien", in dem „Rauch, Flamme und Asche" überschriebenen Capitel verräth. Als Junggesell malt er sich hier die Freuden der Ehe vor, aber in der beliebten Weise, womit Jeder in der Ehe vorzugsweise sein eigenes Glück sucht, woher es denn auch kommt, daß das Glück der Ehen so sehr selten ein wirklich dauerhaftes ist. Die Liebe soll nicht Luxusartikel, nicht bloßer Comfort, nicht Egoismus, sondern in ihrer höchsten Form Selbstentsagung und Selbstopferung sein. Die Vortheile des bloßen Egoismus, auch in der Liebe, sind immer nur scheinbar und reichen nicht weit. Nicht was uns das andere Wesen sein kann, sondern was wir ihm sein können, müßte auch in der Liebe und der Ehe das Hauptmotiv sein, wie überhaupt, wenn es besser werden soll, in allen menschlichen Verhältnissen. Mitschell's Junggesell träumt sich auch in die Gefühle hinein, die in ihm der frühe Tod eines geliebten jungen Weibes erwecken würde, aber auch hier ist es nicht sowol der Schmerz um das junge Weib selbst, als das egoistische Gefühl der durch einen solchen plötzlichen Tod herbeigeführten Vereinsamung und der Störung in liebgewordenen Gewohnheiten, worauf er den Hauptaccent legt. Dieselbe luxuriöse, etwas selbstsüchtige Gefühlsschwelgerei, welche den Wurmfraß aller menschlichen Verhältnisse überall mit einer bunten Tapete verklebt, charakterisirt fast alle Reflexionen des Verfassers, die aber gerade dadurch bei der gegenwärtigen Stimmung Glück machen werden, und zwar zumeist bei gemüthsseligen Frauen und verweichlichten Männern.

*) Auch von dieser Schrift kommt uns soeben eine deutsche Uebersetzung zu: Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Von Ik. Marvel. Aus dem Englischen von Ch....... Hannover, Meyer. 1856. 8. 20 Ngr.

4. Das Lied von Hiawatha nach H. W. Longfellow, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Herbig. 1856. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. William Cullen Bryant's Gedichte, deutsch von Alexander Neidhardt. Stuttgart, Metzler. 1855. 32. 25 Ngr.

Hier haben wir die beiden bisher berühmtesten lyrischen Dichter Nordamerikas beisammen, und es wäre uns somit Gelegenheit geboten, beide in ausführlicher Erörterung zu charakterisiren. Indeß verzichten wir an dieser Stelle darauf. Bryant's Gedichte haben wir im Original nicht gelesen, was wir offen gestehen, weil es in unserer Zeit bei der Unmöglichkeit, Alles zu lesen, keine Schande ist, ein solches Geständniß zu machen, und diesen Dichter nach der mangelhaften Neidhardt'schen Uebersetzung zu würdigen kann uns nicht einfallen. Ueber Longfellow werden wir demnächst aus anderer Feder eine eingehendere Betrachtung bringen; auch haben wir über „Hiawatha" und namentlich über das Verhältniß dieser Dichtung in formeller Hinsicht zu dem finnischen Epos „Kalewala" schon in Nr. 2 das Nöthigste mitgetheilt. Anton Schiefner's trochäische deutsche Bearbeitung der „Kalewala" scheint dem nordamerikanischen Dichter, der bekanntlich ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur ist, dabei als Muster gedient zu haben, und es ist wol auch das erste mal, daß, wenigstens bei einem so umfangreichen Gedichte, der reimlose Trochäus, und zwar mit Glück, im Englischen angewendet worden ist. Ueber den Gegenstand der Dichtung verschafft uns der Verfasser selbst in einer Anmerkung folgende Aufklärung: „Diese indische Edda, wenn man sie so nennen darf, beruht auf einer unter den nordamerikanischen Indianern herrschenden Sage über eine Person von wunderbarer Abstammung, welche zu ihnen gesandt wurde, ihre Flüsse, Wälder und Fischteiche zu reinigen und sie in den Künsten des Friedens zu unterrichten. Er war unter mancherlei Stämmen unter den Namen Michabou, Chiabou, Manabozho, Tarenyawagon und Hiawatha bekannt. In diese Sage sind andere epische Legenden verwebt. Der Schauplatz ist unter den Dschibways an der Südküste des Obern Sees." Die nordamerikanischen Dichter sind von den europäischen wahrlich zu beneiden, daß sie noch solche wilde Völkerstämme mit ihren Mythen, daß sie jungfräuliche Prairien und Wildnisse und die schrittweise vordringende Civilisation in

ihrem Conflict mit diesen Urzuständen zu Gegenständen haben, die sie poetisch behandeln und verherrlichen können. Hier ist noch außerordentliches Material, in das auch Longfellow einen ziemlich glücklichen Griff gethan hat, obschon man sich in seine Dichtung mit einiger Ueberwindung hineinlesen muß, um allmälig zum Genusse ihrer mancherlei Schönheiten zu gelangen. Die Sage, die nichts als Sage ist, und die bloße Schilderung in etwas monotonem Versmaß haben, wir müssen es gestehen, trotz meisterhafter einzelner Stellen auf die Dauer doch etwas Ermüdendes, wie eine Wasserfahrt auf einem Floße, mögen die Stromufer auch noch so schöne einzelne Ansichten bieten. Die Böttger'sche Uebersetzung ist wirklich vortrefflich, fließend und ungezwungen wie ein Original, und wir glauben, daß die in Aussicht gestellte Freiligrath'sche Uebersetzung, wenn sie auch vielleicht kunstvoller und im Einzelnen noch sorgfältiger gearbeitet sein sollte, doch an leichtem Fluß und anmuthiger Geschmeidigkeit die Böttger'sche Uebersetzung schwerlich erreichen dürfte. Auch meinen wir, daß sie nach der Böttger'schen Bearbeitung ziemlich überflüssig sein und post festum kommen würde. Hier von der Böttger'schen Uebersetzung eine ganz kurze Probe. Hiawatha will einen Nachen zimmern und redet die Birke an:

„Gib mir deine Rind', o Birke,
Deine gelbe Rinde, Birke!
Die du bei des Flusses Rauschen
Hoch und stattlich wächst im Thale!
Will ein leichtes Boot mir bauen,
Bau'n ein schnelles Boot zum Fahren,
Hin soll's gleiten auf dem Flusse,
Wie das gelbe Blatt im Herbste,
Wie die gelbe Wasserlilie!

Wirf den Mantel ab, o Birke!
Wirf doch rasch dein weißes Fell ab,
Denn der Sommer ist gekommen,
Warm am Himmel steht die Sonne,
Und du brauchst kein weißes Fell mehr!"

— — — — —

Und der Baum mit allen Zweigen
Rauscht hinaus in Morgenlüfte,
Flüsternd mit geduld'gem Seufzer:
„Nimm den Mantel, Hiawatha!"

Mit dem Messer ritzt den Baum er,
Unter seinen feinsten Zweigen
Ueber seiner Wurzel schnitt er,
Bis der Saft daraus hervorquoll;
Und von oben dann nach unten
Spaltet er vom Stamm die Rinde,
Klaffte sie mit einem Holzkeil,
Schält sie unversehrt vom Stamme.

Als Gegenstück lese man folgende Verse aus der Neidhardt'schen Uebersetzung der Gedichte W. C. Bryant's:

Von deiner Hand berührt, läßt fahren's Gold
Die des Erpressers, das den Armen er
Entrissen. Der Meineid'ge, dessen Zung'
Gezüngelt' gegen Nachbars Leben erst,
Und der, der lachte fleckenlosen Rufs,
Sie trifft zermalmt von ihrer eig'nen Schand',
Des Todes Schweigen u. s. w.

Das sind keine Verse, sondern Kieselsteine, die ein Demosthenes höchstens in den Mund nehmen könnte, um seine Zunge an diesen steinharten Constructionen zu üben. Indeß selbst aus dieser rohen photographischen Nachbildung des Originals erkennt man alle jene Eigenschaften, welche den wahren Lyriker machen: Tiefe und Lauterkeit des Gemüths, warmes Gefühl für die Reize und Schönheiten der Natur, idealistische Stimmung; daher Begeisterung für alles Große und Edle, für Freiheit und Recht, Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, Zwang und Unterdrückung, glühende Liebe zu den Nebenmenschen und allem Menschlichen und Neigung zu einer süßen Melancholie und elegischen Stimmung. Vor Longfellow, dem größern Künstler und jedenfalls vielseitigern und umfassendern Geiste, scheint Bryant in der That eine größere Ursprünglichkeit des lyrischen Gefühls vorauszuhaben. Das Lied, welches wir hier mit Auslassung der ersten Strophe als Probe hersetzen wollen, gehört nicht zu den bedeutendsten Erzeugnissen Bryant's, aber es ist von Neidhardt, wenn auch keineswegs makellos, doch noch am fließendsten übersetzt. Der Dichter beantwortet die in der ersten Strophe aufgeworfene Frage, in welcher Jahreszeit es am besten sei, um ein Mädchenherz zu werben, in folgenden Strophen:

Wirb die Schöne du, wenn rund
Frühe Vöglein singen, —
Wenn auf duftend weitem Grund
Frühe Blüten springen;
Wenn am Bachhang und am Rain
Blumen glüh'n aufs neue
Liebeshauch und Schönheitsschein —
Ja dann wirb' die Scheue!

Wirb sie, wenn in Rosenglut
Sommernacht will sinken, —
Wenn auf munt'rer Bäche Flut
Sternlein lieblich blinken:
Wenn durch dunkler Laube Zweig
Mondlicht scheu gegossen, —
Wirb sie, bis die Stunde weich
Sanft ihr Herz erschlossen.

Wirb sie, wenn des Herbstes Schein
Färbt den wald'gen Hügel, —
Wenn sich welke Blätter streu'n
Auf der Quelle Spiegel;
Laß die Scene warnen sie,
Wie so bald verrinne
Jugend, daß, eh sie verblüh',
Liebe sie gewinne.

Wirb sie, wenn der Nordwind laut
Klirrt am Fenster nächtig,
Und in stiller Kammer traut
Scheint das Feuer prächtig;
Wenn der Wintersturm umher
Flur und Auen bleichet;
Süßer dann der Liebe Mär'
In das Herz sich schleichet.

6. Dürr's Collection of standard American authors. Leipzig, Dürr. 1855—56. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die nordamerikanische Literatur ist vergleichsweise noch ziemlich jung und hier haben wir bereits mitten in Deutschland eine ganze Sammlung nordamerikanischer „standard authors", wobei jedoch zu bemerken ist, daß unter „standard authors" nicht Das zu verstehen ist, was wir unter „Classiker" verstehen. Einen und selbst mehre „standard authors" kann in England und Nordamerika jedes Jahr hervorbringen, während es den gründlichen Deutschen gefallen hat, eine Anzahl von Schriftstellern, die zu gleicher Zeit gelebt, aber zum Theil nicht viel Gemeinsames unter sich haben, für immer (insofern nicht eine späte Nachwelt hierüber anders verfügt) als absolut classische auszuscheiden. Daß eine solche „Collection of standard American authors" in Deutschland entstehen konnte, ist doch wol ein Beweis, daß sich ein lebendiges Interesse für die nordamerikanischen Schriftsteller zeigen muß. Und in der That, wenn auch Nordamerika bisher gerade keine eigentlich epochemachenden, eine neue Richtung bezeichnenden Autoren hervorgebracht hat, so nehmen doch aus früherer Zeit Franklin, aus neuerer die Geschichtschreiber Bancroft, Prescott und Sparks,

die Dichter Edgar Poe (unter allen vielleicht der originellste), Longfellow und Bryant, denen sich in den jüngsten Tagen noch Thomas Buchanan Read zugesellt hat, der Theolog Parker, der Moralphilosoph Channing, und Cooper, Paulding und namentlich Washington Irving, als Romanschriftsteller und Genremaler einen höchst ausgezeichneten Platz in der Weltliteratur ein. Nur auf dem Gebiete der dramatischen Poesie steht es in Nordamerika ganz leer und öde aus; vermuthlicherweise steht aber diesem kecken, selbstbewußten und unternehmungslustigen Volke seine größte Literaturperiode noch bevor. Die Dürr'sche Sammlung transatlantischer Schriftsteller, die sich, nebenbei bemerkt durch Correctheit und Billigkeit auszeichnet, brachte bisjetzt Franklin's Selbstbiographie, Bryant's Gedichte, Hawthorne's Romane, Longfellow's und Edgar Poe's Werke, Ik. Marvel's „Reveries" und „Dream life", Sparks' „Continuation to B. Franklin's autobiography" und „Life of George Washington", Prescott's classische „History of Philipp II." und zuletzt noch G. W. Curtis' „Nile notes of a Howadji; or the American in Egypt", eine autorisirte Ausgabe, zu welcher der Verfasser ein eigenes Vorwort geschrieben hat, in dem es unter Anderm heißt: „These are the Nile notes of a young man. They are very enthusiastic, they may even be *keck*, but they are very sincere." Der Verfasser scheint in deutscher Sprache und deutscher Literatur bewandert zu sein, wie fast alle neuern amerikanischen Autoren, wie Longfellow, Bryant (der auch ein Gedicht auf Schiller's Tod gemacht hat), Edgar Poe, Theodor Parker, Bancroft u. s. w. Interessant sind auch die beigegebenen biographischen Einleitungen, deren einer wir unsere weiter oben mitgetheilten Notizen über Mitschell entlehnt haben. Mit größter Spannung wird man namentlich das Leben Edgar Poe's verfolgen, der, von einer der ältesten und angesehensten Familien Baltimores abstammend, aus Eigensinn und Aerger an der Wirklichkeit sich bekanntlich einem wüsten Leben und dem Trunke ergab und 1849, erst 30 Jahre alt, in einem Hospitale zu Baltimore an den Folgen seines aufreibenden Lebens starb. H. M.

Die Jugend Catherina's de' Medici. Von Alfred von Reumont. Mit einem Titelbilde. Berlin, Decker. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werks es nicht unter seiner Würde erachtete, seinen inhaltreichen Arbeiten eine bildende künstlerische Hand zu leihen, wenn er nicht gleich seinen italienischen Vorbildern mit unermüdlichem Forschertrieb sein ausschließliches Augenmerk immer nur auf die Ansammlung eines von ihm selbst nicht zu bewältigenden Materials richtete, wenn er, anstatt dasselbe zuletzt im Chaos liegen zu lassen, nur eine geringe Mühe darauf verwendete, dies Material geschmackvoll zu verwenden, und sich entschließen könnte, das auf ein endliches Resultat gerichtete Interesse seines Lesers zu berücksichtigen, so würde sein Ruf als Gelehrter weit über die Grenzen hinaustönen, die seinem Namen jetzt gesteckt sind. Alle die zahlreichen Arbeiten des Verfassers, universalhistorische wie monographische, gleichen sich in dem gemeinsamen Fehler, daß sie aus dem gesammelten Material nicht schaffen, sondern das Material selbst vor uns ausbreiten. Wir haben dies aufrichtig zu bedauern, weil Reumont für die Geschichte, die Culturzustände und die Kunst Italiens zur Zeit vielleicht der gelehrteste Mann ist und in der Masse des Wissens fast allen seinen Mitbewerbern auf diesem Gebiete voransteht, und weil er vollauf in der Lage ist, diesem in alle Richtungen hin ausgreifenden Vorrath des Materials eine Kunstform zu geben, die sie zu einem dauernden Gewinn für diesen Literaturzweig erheben könnte. In der Kenntniß der Details, in der Familiengeschichte der italienischen Fürstenhäuser, in den Specialitäten der Kunst- und Künstlerhistorie sind viele unserer berühmtesten Fachmänner wahre Kinder gegen ihn; allein er weiß seinen Fund nicht geltend zu machen zu seinem Ruhm: er arbeitet für andere minderwissende, aber geschicktere Leute.*)

Alles Dies belegt nun auch wieder die hier vorliegende Specialgeschichte der Jugend Katharina's de' Medici, der Königin und Mutter von drei Königen von Frankreich, deren Geist ein Menschenalter hindurch die Geschicke des großen Reichs gerade in der Zeit seiner Entwickelungskrise bestimmte und ordnete. Katharina, in Florenz geboren, war die Tochter Lorenzo's de Medici, Herzogs von Urbino, und der Madelaine de la Tour d'Auvergne von bourbonischer Abkunft. Die Geschichte ihrer Kindheit steht im innigsten Zusammenhange mit der Geschichte der Parteikämpfe in Florenz vom Jahre 1527—32, und diese Kämpfe treten denn auch in dieser Schilderung bald in den Vordergrund des Gemäldes, wo sie ein merkwürdiges Bild sonderbarer, verwirrter und undurchsichtiger Zustände darstellen. In der That, der Verfechter der legitimen Gewalt und der von Gott eingesetzten Obrigkeit fände hier eine schwere Aufgabe, wenn man von ihm verlangte, in diesem Gewirr der Streitenden die geheiligte Legitimität nachzuweisen und uns zu sagen, wer hier das Recht auf seiner Seite hat! Wir mindestens ergründen es nicht, ja es scheint uns in Wahrheit, daß Derjenige, der hier die Gewalt ergreift, sei er nun Cardinal, Gonfaloniere, Procurator oder sonst etwas, sie auch hat und mit Recht besitzt; wenigstens gibt der Verfasser uns keine entgegenstehende Ueberzeugung. Während dieser Kämpfe wird Katharina, Papst Leo's Großnichte, bald im Kloster Sta.-Lucia in Florenz, bald in dem delle Murate, bald im Mediceischen Palaste erzogen und nicht lange nachher finden sich um die Hand der elfjährigen Katharina schon Bewerber. Filibert von Orange, Ercole von Este, Jakob V., der Herzog von Albany, Federigo von Gonzaga, Guidobaldo von Urbino u. A. waren nach und nach die Vorgänger Heinrich's von Orléans, der in einer Zusammenkunft Papst Clemens' VII. mit König Franz I. zu Bologna im Jahre 1532 den Sieg davontrug. Katharina war damals 13 Jahre alt, klein, mager von Statur, von unfeinen Zügen und hervorstehenden Augen, wie alle Medici, dabei lebhaft und feinen, leutseligen Wesens; später galten ihre Taille und ihre Hand für große Schönheiten, und ihr Bildniß von Bronzino, das Sebastian del Piombo unfertig ließ, zeigt angenehme, wenn auch nicht regelmäßige Züge. Ihre Ausstattung machte lange Verhandlungen nöthig: endlich bewilligte der sehr haushälterische Clemens 100,000 französische Sonnenthaler und 30,000 für den Verzicht auf die väterliche Erbschaft; allein Clemens mußte das Geld bei den Strozzi borgen und dafür Kirchenschätze verpfänden, die lange nicht eingelöst werden konnten! Ein überaus prächtiges Trousseau, mit vielen Meisterwerken der bildenden Kunst, ging natürlich nebenher. Der Bräutigam erhielt 50,000 Livres Jahreseinkommen und Katharina ein aus 10,000 Livres und dem Schlosse Gien bestehendes Witthum. Sie konnte daher keineswegs für arm gelten, obgleich die Hoffnung auf die drei Edelsteine Genua, Mailand und Neapel, welche sich an diese Verbindung knüpften, für Franz I. nicht in Erfüllung ging, vielmehr der Bräutigam selbst im Frieden von Chateau-Cambrésis allen seinen italienischen Ansprüchen entsagen mußte. Im folgenden Jahre 1533 ward die Hochzeit zu Marseille mit größter Pracht vollzogen. Papst Clemens selbst segnete das junge Paar ein, wie es uns ein Bild von Vasari im Palazzo vecchio zu Florenz darstellt. Zehn Jahre lang blieb die Ehe ohne Nachkommen; ihr Ge-

*) Da dieser Bericht nach der ersten Auflage abgefaßt, inzwischen aber eine zweite umgearbeitete Auflage (Berlin, Decker, 1856) erschienen ist, welcher der Verfasser größere Vollendung und Rundung, wie in folge der Benutzung weiterer Materialien auch im Einzelnen eine schärfere und genauere Präcisirung zutheil werden ließ, so dürften manche der in dieser Stelle enthaltenen Aussetzungen wenigstens auf die hier besprochene Schrift nicht mehr ganz zutreffend sein und mindestens eine Beschränkung zu erleiden haben. D. Red.

wahl hatte sich andern Verbindungen zugewendet, welche die Stellung der armen Katharina äußerst schwierig machten. Endlich soll Diana von Poitiers selbst die Gatten einander wieder näher gebracht haben und im Jahre 1544 ward ihr Sohn Franz II. zu Fontainebleau geboren. Im achtundzwanzigsten Lebensjahre war sie Königin von Frankreich, mit dem vierzigsten Witwe und Regentin. Als solche nimmt ihr Name einen bedeutenden Platz in der Geschichte dieses großen Reichs ein. Zwar ließ ihre standhafte Vermittelungspolitik, ein régime de bascule, ähnlich dem Ludwig Philipp's in unsern Tagen, sie zu ihrer Zeit vielfache Verkennung finden, und es ist wahr, sie hatte ihre moralischen Schwächen; aber immer zur Versöhnung geneigt, geistig und körperlich unermüdlich, stets guten Muths, stets friedfertig und hoffnungsvoll, wandte sie gewiß viel Unheil von Frankreich ab. Eine spätere Zeit ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, obgleich man damals ihre Vorsicht Mistrauen, ihre Geschicklichkeit im Unterhandeln Hinterlist und ihre Ausdauer Verstocktheit nannte. Gewiß ist, daß sie bei ihrer nie ermüdenden Thätigkeit und ihrer Friedensliebe nicht, wie man von den Valois sagte, mit einem Fuß im Grabe, mit dem andern im Blute stand.

Eine Reihe interessanter Urkunden und geschichtlicher Anmerkungen beschließt den Band, welchen eine Stammtafel der Medici und das Bildniß Katharina's nach Bronzino ziert. Der von Guicciardini entworfene Heirathscontract und eine Anzahl eigenhändiger Briefe Katharina's an die Aebtissin der Murate üben unter den Urkunden besondere Anziehungskraft; die letztern namentlich überraschen durch eine zarte Empfindung und ein Gefühl der Dankbarkeit, wie wir sie bei der vielverkannten Königin-Mutter von Frankreich wol nicht vermuthen durften. Man erkennt darin, wie irrig oft die Vorstellungen erscheinen, welche wir von politischen Charakteren aus der Geschichte empfangen. Einen dieser Briefe, welcher den Schwestern des Klosters reiche Geschenke darbringt, schließt Katharina in folgender Art: „Je suis bien marrie, qu'il ne s'est pas présenté meuilleure occasion de vous faire paroistre l'amitié et grande affection, que je vous porte à toutes, et le désir que j'aye d'estre continuel en voz bonnes saintes et devotes prières, et quelles je vous recommande à tousjours la bonne santé et prosperité du Roy Mons. mon fils, de la Reyne Madame ma fille et de moy, priant Dieu, mes Dames, vous avoir en sa sainte garde. Escript a Paris le XIIII jour d'Aoust 1584. Catherine." Katharina starb zu Blois am 5. Januar 1589 im siebzigsten Jahre ihres Alters.

Hiermit entlassen wir diesen werthvollen Beitrag zur Specialgeschichte Italiens und Frankreichs, für welche besonders in den historischen Anmerkungen mancher bedeutende Fund zu machen ist. 2.

Ein Ehrendenkmal für Aerzte, Chirurgen und Apotheker.

Selbstbekenntnisse, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 4 Thlr.

Jeder, der mit einigem Antheil den neuen Erzeugnissen der Literatur folgt, wird die Erfahrung machen, daß bei der vielleicht sehr langen Reihe von Büchertiteln, die dem Auge vorübergehen, der Blick plötzlich an einem Titel haften bleibt. Es scheint eine Art Bann uns daran festzuhalten. So ist es uns mit dem Titel des vorliegenden Buchs ergangen. Sind etwa die an Karl von Holtei erinnernden „vierzig Jahre" der Bannspruch? Kaum! Dagegen Selbstbekenntnisse, wenn sie so aufrichtig und unbefangen niedergeschrieben werden, wie ein ehrlicher Mensch das nur vermag, sind immer erfreulich und lehrreich, und wenn außerdem der Mann 40 Jahre lang ernsthaft mit sich selbst beschäftigt war, so läßt sich schon etwas erwarten. Nun aber ist dieser Mann ein Arzt. Als solcher hat er es mit Kranken und Collegen zu thun, und da soll mit den erstern leichter fertig zu werden sein als mit den andern. Da man dieses Geständniß so ziemlich von jedem Arzte vernehmen kann, so bildet sich fast unwillkürlich die Ansicht, Recht und Unrecht stehen pari. Unser Arzt will nun auch ein „oft genannter" sein. Selbst hat er sich nicht genannt. Es fragt sich daher: wer hat es gethan und wo ist er oft genannt? In Familien, die seine Hülfe in Anspruch nahmen? Was kümmert das das gesammte Deutschland oder auch nur das Lesepublicum? Oder in den literarischen Kreisen seines Fachs? Da begegnen wir zufällig Keinem, der ein solches Buch geschrieben haben könnte. Dann fragt es sich noch: wie ist er oft genannt? Und eben deshalb durfte er mit dem Namen nicht hinter dem Berge halten, denn welche haarsträubende Vermuthungen sind bei dieser Frage möglich! Dem sei nun wie ihm wolle, Referent fragt weder wer? wo? noch wie? Er öffnet vielmehr jetzt rasch die Thür, beschaut das Innere mit möglichster Aufmerksamkeit, tritt dann wieder heraus und berichtet dem harrenden, durch die Titelrandglossen in Spannung gesetzten Publicum, was er drinnen gesehen.

Also der Oftgenannte ist Sohn eines wenigbemittelten und geistig nicht sonderlich begabten Mannes. Sein Großvater nimmt ihn zu sich, schickt ihn ins Lyceum, wo er bis zum Primaner aufsteigt. Als solcher müßte er doch einigermaßen decliniren können; allein es lag wol nur an den Lehrern, von denen überhaupt kaum die Rede ist, daß der Primaner hinter den Rudimenten der lateinischen Sprache zurückblieb. Dagegen hat er sich immer gern mit der Natur beschäftigt, auch schon früh Reden gehalten: es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Natur auf irgendeinen Professor hinarbeite. Der Hausarzt fördert den Durchbruch und der Primaner entscheidet sich vorläufig für die Chirurgie. Er besucht die anatomische Anstalt seiner Vaterstadt und ist damit auf den Punkt gehoben, wo „Moral, Sitte, Religion, Wahrheit, Gerechtigkeit, Consequenz" den angehenden Professor einer wahren Rotte von ärztlichen Ungeheuern gegenüberstellen. Von nun an begegnen wir nicht einem einzigen rechtlichen Menschen. Jeder der Herren sieht im Kranken nur ein Versuchs- und Erwerbsobject; wir müssen uns die empörendsten Scenen am Krankenbett gefallen lassen und daneben es mit ansehen, daß die gemeinsten Kunstgriffe nicht gescheut werden, um Stellung, Einfluß, Titel zu erhaschen. Daß dergleichen in der Welt vorkommt, wird Niemand leugnen wollen, und ebenso wenig, daß es einem Arzt wünschenswerth sein kann, über den geringsten und in unsern Tagen nichtsbedeutenden Titel „Herr Doctor" hinauszukommen. Allein es erregt Verdacht, wenn ein Autobiograph allein der Mann der Moral, Sitte und Religion sein will und nur dem einzigen Fehler unterliegt, der schon den Pharisäer ausrufen ließ: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!" Gehen wir weiter! Für die Universität sind die Mittel nicht vorhanden; es wird dem Oftgenannten jedoch, um ihn loszuwerden, eine sehr gute Aussicht im preußischen Dienste vorgespiegelt und er wird Compagniefeldscher. In diesem Kamaschendienste ist es jedoch mit der Aussicht auf einen Professor oder dergleichen so schlecht bestellt, daß der Autobiograph vielmehr durch allerlei Cabale in eine misliche Situation, sogar in Arrest geräth. Der alte reiche Podagrist Stahlberg, dem Keiner als er sich hülfreich zu erweisen wußte, ist sein Retter. Er gewährt ihm sogar die Mittel für die Universität, und hier stehen wir an einer ganz eigenen Lücke. Nach Allem, was wir bisher uns mußten erzählen lassen, durften wir erwarten, daß eine Universität und insbesondere die medicinische Facultät überall Handhaben zur Darstellung von Persönlichkeiten, die dem Oftgenannten ja schon zu einer lieben Gewohnheit des Daseins und Wirkens geworden ist, unwiderstehlich darbieten würde, und wenn Oettinger in seinem „König Jérôme und sein Capri" die Erzählung einer der entsetzlichsten Scenen im Anatomiesaale zu Göttingen einem jungen Mädchen

in den Mund legt, so war nach der bisher bethätigten Richtung des Oftgenannten zu erwarten, daß er sich es nicht nehmen lassen würde, dieses lockende Vorbild wenn nicht zu überbieten, doch möglichst zu erreichen. Es war ferner wohl zu erwarten, daß die Lehrmethode, die Systeme der verschiedenen Professoren reichen Stoff liefern würden, die Neigung zu vernichtender Studentenkritik glänzend zu bethätigen. Nichts davon! Ueber die ganze Universität huscht der Oftgenannte mit einigen kurzen Phrasen so leicht hinweg, daß man nothgedrungen annehmen muß, er sei überhaupt nicht dagewesen, oder wol gar im ersten Semester schon — relegirt? Das ist doch wol zu viel vermuthet, denn der Oftgenannte erscheint in seiner lieben Vaterstadt als doctor medicinae et chirurgiae und das wird man nicht auf der Straße! Als Doctor ist er natürlich der gesammten Heilcoterie im Wege, denn er ist die Tugend selbst, von welcher jene, wie wir schon aus der Primanerzeit wissen, nicht ein Atom aufzuweisen hat. Ein junger weltkluger College weiht ihn überdem in die Philosophie des ärztlichen Carrièremachens ein, und damit steht er als galeatus der Rotte gegenüber. Von den verschiedenen Geschichten aus seiner in „Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz" wurzelnden Praxis kann hier nur die der schönen Marianne hervorgehoben werden; da sie auf seine Carrière vom bedeutendsten Einfluß und daneben so gut erzählt ist, daß im Vergleich zu andern Partien des Buchs, wo mehrfach vulgäre Nachlässigkeit im Stil, selbst in der Grammatik zutage tritt, die Vermuthung sich aufdrängt, sie sei ursprünglich aus anderer Feder geflossen. Dem sei wie ihm wolle, Marianne, die Schulmeisterstochter und Gouvernante, durch eine noble, von Aerzten unterstützte Infamie an den Abgrund des Verderbens geschleudert, wird vom Oftgenannten gerettet und Gräfin. Natürlich macht sich nun Dankbarkeit geltend, indem sie den Oftgenannten nach der Residenz eines deutschen Kleinstaats übersiedelt, um hier durch edle Thaten und eine so geschickte als geheime Entbindung einer fürstlichen Maitresse sich trotz aller Cabalen des bis dahin allein dominirenden Arztes und einer durch das ganze kleinstaatliche Ländchen und in allen Beamtenfächern verzweigten Familie sich zu der ersten Stelle im medicinischen Collegium emporzuschwingen. Es versteht sich von selbst, daß jene Familie eigentlich das Land regiert und sämmtliche damit verschwägerte Aerzte, Chirurgen und Apotheker umsomehr Nichtsnutze sind, als sie — horribile dictu! — einem Bruderverein für Wahrheit, Menschenliebe und Gerechtigkeit angehören, in demselben sogar die ersten Beamtenstellen bekleiden. Dieser Verein scheint eine Freimaurerloge sein zu sollen. Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen: der Oftgenannte sinkt in der fürstlichen Gnade, die sich andern Liebhabereien zugewendet; seine Verhältnisse werden von Tage zu Tage peinlicher. Da führt das allwaltende Geschick einen Universitätsprofessor nach der Residenz des deutschen Kleinstaats; der Mann weiß die hohen Begabungen des Oftgenannten gehörig zu würdigen und das Ende, nicht vom Liede, sondern des zweiten Bandes ist, daß im folgenden Bande sich die kleinstaatliche Größe als akademische Größe manifestiren muß, und für diese Aufgabe folgt ihm unser theilnehmendster Glückwunsch.

Werfen wir nun noch ein mal einen Blick auf Eins und Anderes. Zuerst muß gesagt werden, daß der Autobiograph mit jener Auffassungsgabe ausgestattet ist, welcher von Aeußerlichkeiten so leicht nichts entgeht. Er zeichnet die Personen, mit denen er verkehrt, handgreiflich. Man glaubt dergleichen schon mehrfach gesehen zu haben, und daher mag es denn auch wol kommen, daß z. B. der Zinngießer und das Liebesverhältniß seiner Tochter zu einem Candidaten der Gottesgelahrtheit uns als alte Bekannte aus dem Klencke'schen Roman „Der Parnaß in Braunschweig" entgegentreten wollen. Was sodann die Darstellung und Erörterungen aus dem Bereiche der medicinischen Wissenschaft anbetrifft, so sind wir irgend Neuem überall nicht begegnet. Es ist, und in diesem Falle befindet sich auch Referent, es ist gar nicht einmal nothwendig, daß man der Medicin und Chirurgie ein eigenes Studium gewidmet haben müsse, um zu erkennen, daß z. B. Osiander's Entbindungsprincip absolut falsch sei; daß die Selbstverbrennung mindestens noch manchem Zweifel unterliege; daß, wie alle Systeme überhaupt, so auch jedes medicinische, wenigstens in irgendeinem Punkte an Gebrechen laborire, woher es denn kommen mag, daß Eins ins Andere gerechnet die medicinische Praxis vielfach auf ein Tasten hinausläuft. Rademacher hat ja wol dieses Tasten wieder in ein System gebracht. Ferner: daß die Praxis im Allgemeinen sich auf den eben in Frage stehenden Körperzustand beschränkt, also, um es in alter nüchterner Weise zu sagen, von den vier Temperamenten keine Notiz nimmt. Die Physiologie kommt ja auch erst in neuern Zeiten mehr und mehr zur Geltung, und es ist möglich, von hier aus zu einer fester begründeten Therapie zu gelangen. Genug! Das Alles kann man wissen, ohne Arzt, ohne einmal Chirurg zu sein. Die Chirurgie aber ist im Buche so stark hervorschallender Grundton, daß der Oftgenannte sich damit das Ansehen gibt, als sei die Medicin nur eine Liebhaberei nebenher geblieben.

Doch zum Schluß! Wie oben angemerkt, muß der dritte Band den Oftgenannten nothwendig als Universitätsprofessor vorführen. Wenn jedoch ein Gerücht sich bestätigen sollte, wonach die beiden ersten hier besprochenen Bände dem Verfasser Ausweisung aus dem deutschen Kleinstaate zugezogen haben, so wird er als ein Mann der Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz der eigenthümlichen Aufgabe zu genügen wissen, den Widerspruch zwischen der Darstellung seines Lebenslaufs und der Wirklichkeit desselben künstlerisch auszugleichen, und wenn etwa der Oftgenannte mit dem dritten Bande bereits vor das Publicum getreten wäre*), so wird doch der folgende Band Gelegenheit zu diesem Experimente bieten. Er kann ja, was er im zweiten Bande noch sein wollte, längst kein unschuldiger Neuling in der Schriftstellerei mehr sein. Der einfachste Weg, um über diesen Zwiespalt hinwegzukommen, wäre ein herzhaft gewagter Sprung in der Behauptung, der oftgenannte Arzt und der Verfasser seiner vierzig Jahre seien zwei durchaus verschiedene Personen. Diesen Rath wünscht Referent so wohlgemeint aufgenommen zu sehen, wie er gegeben ist. 50.

Erinnerungen aus den französischen Feldzügen.

Erinnerungen aus meinen Feldzügen in Oestreich, Tirol, Rußland, Sachsen und Frankreich in den Jahren 1800—15 und Episoden aus meinem Garnisonsleben. Von Friedrich Mändler. Nach dessen Tode herausgegen von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Nürnberg, Lotzbeck. 1854. 8. 18 Ngr.

Der Herausgeber, durch seine kriegsgeschichtlichen Werke genügend bekannt, hat die Aufzeichnungen des verstorbenen Verfassers als eine Frucht reicher, oft schwer erkaufter Erfahrung für werth erachtet, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Gewiß ist jeder Beitrag zur Geschichte der großen Zeit, deren Mitkämpfer mehr und mehr aussterben, hoch willkommen, und wir sind damit einverstanden, daß, je mehr Augenzeugen und Theilnehmer jener gewaltigen Begebenheiten ihre Erinnerungen mittheilen oder ihre Tagebücher öffnen, um somehr der Zeitgeschichte und ihrem wahren und fruchtbringenden Anbaue gedient werde. Daher wird auch das vorliegende Werkchen mit Dank aufgenommen werden. Wenn es auch mehr dem Veteranen des „engern Vaterlandes", dem der Verfasser angehörte, und seinen Freunden und Schülern Interesse gewähren dürfte, als weitern Kreisen, und den Herausgeber zum Theil die Pietät gegen einen wackern Kriegsmann und Freund geleitet hat, so wird der Leser doch darin Manches von allgemeinerm Interesse finden. In dieser Beziehung wäre nur zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte noch mehr von

*) Es ist dies inzwischen geschehen. D. Red.

den innern Verhältnissen des bairischen Heers jener Zeit mitgetheilt, welche zwar seinen Landsleuten bekannt, dem größern Publicum aber weniger vertraut sind. Der Ton seiner Erzählungen ist in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu rühmen, er theilt mit, was er zuerst in seiner untergeordneten Stellung (denn er trat als Conscribirter in Dienst) und später als Subalternoffizier zu bemerken Gelegenheit gehabt, ohne sich auf höhere militärische Betrachtungen einzulassen. Sein erster Feldzug war gegen Oestreich 1809, und die Offenheit ist anzuerkennen, mit welcher er seine Empfindungen bei dem ersten Moment, wo er den „tödtenden Feuerschlünden gegenüber stand", eingesteht. „Ich bekenne hierbei offen", sagt er, „daß bei diesem ersten Handkusse ich mich einer ängstlichen — wenn auch nur vorübergehenden — Beklemmung nicht erwehren konnte. Ein ähnliches Gefühl befällt Alle beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde oder Gefechte, was wahrheitsliebende alte Kriegsmänner und Kampfgenossen nicht in Abrede stellen werden." Darin hat er Recht und selbst der alte Blücher hat einmal geäußert: „Es trägt ein Jeder beim ersten Gefecht den Hundsfott in sich, man muß ihn nur nicht aufkommen lassen." Der Verfasser erzählt dabei den jocosen Fall, daß ein wenig beliebter Commandeur seinen Soldaten das Bücken vor den Kugeln verwiesen, sich aber in demselben Moment vor einer an ihm selbst vorüberpfeifenden zum allgemeinen Gaudium gebückt habe. Das leichte Bataillon, bei welchem der Verfasser, jetzt schon als Corporal, stand, wurde dann mit nach Tirol beordert. Wir lesen mit Interesse die Erstürmung des Strubpasses am Himmelfahrtstage, und manche Detailschilderung der folgenden Gefechte, wobei dann auch wenigstens einige Andeutungen der entsetzlichen Gräuel, welche die Baiern in Tirol verübt haben, nicht ganz zu vermeiden waren. Mehr darüber zu sagen, etwa gar Wrede's Tagesbefehl zu wiederholen: „Euer General spricht mit Thränen in den Augen zu euch und fodert euch auf, wieder Menschen zu werden" — das kann man allerdings von einem Offizier jener Armee nicht verlangen. Es ist schon genug, daß er die Erbitterung gesteht, welche die Truppen später, nachdem sie noch der Schlacht von Wagram und dem Treffen bei Znaym beigewohnt, erfaßte, als sie abermals Ordre zum Marsch nach Tirol erhielten, wobei sie schwuren, dort Niemand, nicht das Kind im Mutterleibe zu verschonen und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Viele eigenthümliche Scenen aus diesem Feldzuge werden unsere Leser gewiß interessiren; durch solche Genrebilder erhält das Kriegsgemälde, das sie nur in großen Zügen kennen, erst seinen bestimmten Charakter.

Das zweite Capitel führt uns mit dem Verfasser nach dem Passeyr und in das Haus Andreas Hofer's, wohin derselbe mit 30 Mann detachirt wurde, um den Dienst der damals noch nicht bestandenen Gendarmerie zu verrichten, über Stimmung und Benehmen der Einwohner, Text und Inhalt der Sonntagspredigten alle acht Tage genauen Bericht zu erstatten und auf alle verdächtigen Personen zu fahnden: gewiß kein erfreulicher Soldatendienst. Mändler hat sich dessen mit möglichster Schonung entledigt. Hofer war damals schon gefangen abgeführt, seine Frau aber hat der Verfasser fast täglich besucht, jedoch sorgfältig vermieden, ein Gespräch mit ihr über das Schicksal ihres Mannes anzuknüpfen. Er schildert sie als eine schlichte Bauersfrau von mittler Statur und untersetztem Körperbau, sehr gutmüthig und wohlthätig, von allen Menschen im Passeyrthale geliebt und verehrt. Ueber die Erhebung von Tirol hat derselbe dort freilich eigenthümliche Ansichten gewonnen, z. B. die Tiroler seien, wie alle Gebirgsbewohner, sehr leicht zur Insurrection zu verleiten.

Im dritten Capitel wird der Feldzug des Bataillons Laroche nach Rußland 1812 erzählt. Dasselbe hatte den unangenehmen Auftrag erhalten, noch einige Zeit an der Weichsel zurückzubleiben, Schlachtvieh, Korn, Mehl u. s. w. von den Einwohnern zu requiriren und den Ertrag dieser Requisition dem bairischen Armeecorps nachzubringen. Man nahm den Einwohnern unbarmherzig fast Alles fort, 100 vollbeladene Wagen, 300 Stück Schlachtvieh waren zusammengetrieben und dennoch gelang es bei der größten Sorgfalt kaum die Hälfte des Transports, Brot und Mehl aber fast unbrauchbar, zu überliefern. Dies vereinzelte Beispiel gibt uns schon eine Einsicht in die Schwierigkeiten der Verpflegung in Gegenden, wo es an guten Communicationen und Transportmitteln fehlt; daß die Große Armee bereits auf dem Hinmarsche dadurch den ungeheuersten Verlust erlitten, ist bekannt, daß sie immer wieder mit gleichem Resultate hervortreten, beweisen die Ereignisse der Gegenwart. Welche Noth das bairische Corps an der Düna erlitt, schildert der Verfasser mit grellen Farben. Drei Kronenthaler wurden vergeblich für ein ganz kleines Laib Brot geboten, ein polnischer Gulden (5 Ngr.) mit Freuden für einen Fingerhut voll Branntwein gezahlt, die Soldaten mußten am Ekelhaftesten ihren Hunger stillen! Die Scenen des Rückzugs wollen wir unsern Lesern sparen. Die Baiern verloren dabei auf eigenthümliche Weise ihre Fahnen, welche, 22 an der Zahl, in einen Fourgon gepackt, unter schwacher Escorte vorausgeschickt, wahrscheinlich durch einen Spion verrathen und von Kosacken genommen wurden. Das Zusammentreffen mit der retirirenden Großen Armee zwischen Oszmiana und Smorgonie war ein schauderhafter, entsetzlicher Moment: der Verfasser sagt mit Recht, daß keine Feder im Stande sei, diesen Anblick entsprechend zu beschreiben. In dem furchtbaren Elend kamen aber auch Scenen vor, die den Humor — wenn ein solcher überhaupt noch möglich gewesen wäre — hätten wecken können, z. B. bairische Sodaten und Kosacken gemeinschaftlich französische Kassenwagen plündernd und sich um die Beute mit den Fäusten balgend, ohne die Waffen zu gebrauchen. Der Verfasser vindicirt der bairischen Armee — wir lassen dahingestellt, mit welchem Rechte — den Ruhm, die letzten und einzig Bewaffneten gewesen zu sein, welche den Rückzug der Großen Armee bis zunächst Kowno, wenn auch zuletzt nur noch mit 15—20 Mann (!) deckten.

Das vierte Capitel faßt den Feldzug in Sachsen 1813 und den in Frankreich 1814 zusammen. Das leichte Bataillon, bei welchem der Verfasser, nun als Lieutenant, stand, war der Division Raglowich und diese dem zwölften französischen Corps (Oudinot) zugetheilt; es kämpfte bei Bautzen auf dem äußersten rechten Flügel. Die Schlacht wurde bekanntlich auf dem andern entschieden, und als ein Adjutant des Kaisers dem Marschall Oudinot diese Nachricht brachte, sah sich hier Alles verwundert an, wie der Verfasser berichtet. Das Gefecht von Luckau wird von demselben, als vom feindlichen Standpunkte, mit weit mehr Anerkennung geschildert, als es von einem neuesten vaterländischen Schriftsteller geschehen. Zur Schlacht von Dennewitz kam die bairische Division erst Nachmittags, ihre Standhaftigkeit bei der schon allgemeinen Verwirrung ist bekannt. Was wir hier lesen, ist ein neuer Commentar zu Dem, was Aster bereits über Ney's Verkleinerung der deutschen Bundesgenossen gesagt. Franzosen, welche in den bairischen Vierecken Schutz suchen wollten, mußten mit Bayonneten zurückgewiesen werden und krochen dennoch zwischen den Füßen der Baiern hinein! Die folgenden Erzählungen, auch des fünften Capitels, das vom Feldzuge 1815 und der Friedensgarnison spricht, sind weniger von allgemeinem Interesse, da sie sich mehr mit des Verfassers persönlichen Verhältnissen beschäftigen, werden aber den engern Kreis, auf welchen das Werk berechnet ist, gewiß auch befriedigen. 54.

Notiz.

Zwei Vorträge von K. J. Nitzsch.

Unter diesem Titel erschien (Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1855) eine kleine Schrift, die nicht unbeachtet zu bleiben verdient. Sie enthält zwei Vorträge des bekannten Theologen

Nitzsch, Professors und Mitglieds des Oberkirchenraths in Berlin, von welchen der erste, über Philipp Melanchthon, auf Veranlassung des Musikalischen Vereins für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung am 20. Februar 1855, dagegen der zweite, „Ueber die Religion als bewegende und ordnende Macht der Weltgeschichte", auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 5. März 1855 in Berlin gehalten worden ist. Der erste dieser Vorträge führt uns den theuern Gottesmann und thätigen Mitarbeiter an dem Werke der Reformation in seinem Jugendleben, in seinem Mitwirken mit Luther und in seinem Alleinstehen und Alleintragen (nach Luther's Tode 1546) vor die Seele und gewährt uns in dieser Betrachtung ein „auserwähltes Beispiel von Reinheit und Hoheit in christlichem Dulden und Ausdulden", ein Beispiel zur Stärkung, zur Erhebung und zur Nachfolge, ein Beispiel, dessen wir zu allen Zeiten, namentlich aber in der gegenwärtigen Zeit reichlich bedürfen. Der andere Vortrag über einen hochwichtigen Gegenstand ist besonders anregend und bietet für einen jeden Christen, der, wurzelnd in der Gegenwart, doch auch ebenso gern rückwärts und vorwärts schaut und die Aufgaben weltgeschichtlicher Zukunft ins Auge faßt, die interessantesten Stand- und Gesichtspunkte dar. Für den gewissenhaften Protestanten enthält sie zugleich viel Tröstliches, aber sie mahnt ihn auch, ebenso wie die protestantische Kirche, an die heiligen Pflichten, die sie für die Interessen der Religion zu erfüllen haben. Ein vorzüglich wahres Wort finden wir hier S. 46: „Vergißt die Kirche, zumal in ihrem römischen Machtgewichte, mehr und mehr ihres Amtes, die christliche Bildung zu pflegen, weil sie selbstsüchtigerweise ihr gottgesetzliches Herrschen und Beherrschen als Zweck und als Bedingung des Weltheils setzt (wie im Mittelalter), so hat sie freilich die Rückwirkung dagegen zu erleiden", eine Wahrheit, die durch geschichtliche Beispiele weiter erläutert wird. Ebenso wird hier das Werk der Heidenmission in das gebührende Licht gestellt, und im Hinblick auf die Geschicke des Orients sagt der Redner am Schlusse mit Recht: „Wird nicht ohne Hinweisung auf das Schwert das Freiheitsrecht morgenländischer Christenheit errungen werden können, so doch gewiß die endlich siegende Kreuzfahrt ohne Schwert durch das Evangelium angehen. Dem aber muß vorausgehen, daß sich die europäischen Nationen zu irgendeinem christlichen Gemeingefühl erwecken lassen."

5.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Die Gränzen der Musik und Poesie. Eine Studie zur Aesthetik der Tonkunst. Prag, Mercy. 8. 24 Ngr.

Baumeister, H., Das Privatrecht der freien und Hansestadt Hamburg. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 6 Thlr.

Bouhours, B., Lebensgeschichte des heiligen Apostels von Indien und Japan Franz Xaver. Ins Deutsche übertragen. 2te Auflage. Münster, Coppenrath. 1855. 8. 1 Thlr.

Brinckmann, H., Johann von Leyden, König der Wiedertäufer zu Münster. Schauspiel in fünf Aufzügen. Münster, Coppenrath. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Cohn, F., Die Geschichte der Gärten. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein in Berlin den 2. Februar 1856. Berlin, Jonas. 32. 8 Ngr.

Donders, F. C., Physiologie des Menschen. Deutsche Originalausgabe, vom Verfasser revidirt und vervollständigt und aus dem Holländischen übersetzt von F. W. Theile. 1ster Band: Die Ernährung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dunker, W., Lieder ohne Weisen. Stettin, Nagel. 32. 20 Ngr.

Göschel, C. F., Der Mensch nach Leib, Seele und Geist diesseits und jenseits. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 20 Ngr.

Grohmann, J. W., Der Oberrichter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Prag, Mercy. 8. 16 Ngr.

Hölemann, H. G., Die Krone des Hohen Liedes. Einheitliche Erklärung seines Schlußactes. Mit Einleitung über das Verständniß des Hohen Liedes und das Princip der Uebertragung alttestamentlicher Poesie. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 22 Ngr.

Anna Jogszis. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher ꝛc. Vier Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 8. 4 Thlr.

Kleinert, K., Historien. Bilder interessanter Personen und Ereignisse vergangener Jahrhunderte. Für Jung und Alt erzählt. Leipzig, Falcke u. Rößler. Gr. 16. 15 Ngr.

Köllner, K., Prometheus, der Verdammte. Ein dramatisches Gedicht. Verden, Steinhöfel. 16. 12½ Ngr.

Lenau, Nicolaus, Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Mantis, Göthe im Fegefeuer. Eine materialistisch-poetische Gehirnsecretion. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Meier, E., Geschichte der poetischen National-Literatur der Hebräer. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Paoli, Betti, Neue Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Perty, Ueber die Seele. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten den 7. März 1856 zu Bern. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Phantasieen und Glossen aus dem Tagebuche eines konservativen Pädagogen. Ein Beitrag zu der Geschichte der pädagogischen Strebungen der Gegenwart. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 24 Ngr.

Rehbinder, N. Graf, Vom Meeresstrande. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 15 Ngr.

Riehl, W. H., Culturgeschichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Runen finnischer Volkspoesie. Gesammelt und übersetzt von J. Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. 8. 15 Ngr.

Schaub, J., Aehre und Garbe. Eine Perlenschnur von Ideen, Sentenzen, Reflexionen und Charakteristiken aus deutschem Schriftthum gesammelt und geordnet. Leipzig, G. Mayer. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet. Wiesbaden, Kreidel u. Riedner. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Für Schule und Haus herausgegeben von K. G. Helbig. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Schleicher, A., Handbuch der litauischen sprache. I. — A. u. d. T.: Litauische grammatik. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Schwarz, H., Die Chemie und Industrie unserer Zeit, oder die wichtigsten chemischen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft. In populären Vorträgen. 1ste Abtheilung: Wärme und Licht. Mit 32 Illustrationen. Breslau, Kern. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von K. von Rotteck und K. Welcker. 3te umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von K. Welcker. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 8 Ngr.

Weisser, A., Geschichte des glückhaften Schiffs oder der warme Hirsbrei auf dem Freischießen zu Straßburg im Jahre 1576. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

25. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **fünfte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine spätern Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

26. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein **Wörterbuch** der drei **Hauptsprachen** der **Gegenwart**, dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer **fünften Auflage** verbürgt wird.

27. **Haxthausen (A., Freiherr von), Transkaukasia.** Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Dieses mit dem erschienenen zweiten Theile nunmehr **vollständig** vorliegende neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen &c., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus &c. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks kostet 2 Thlr. 15 Ngr. und enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus. Die dem zweiten Theil beigegebene **Karte der Kaukasus-Länder**, bearbeitet und gezeichnet von **Henry Lange**, ist auch einzeln zu dem Preise von 8 Ngr. zu erhalten.

28. **Hoerklotz (A.), Reddita Reddenda.** Extracts in English prose, to be retranslated into German. 8vo. Geh. 20 Ngr.

Dieses für Engländer bestimmte Uebersetzungsbuch enthält Stücke, die, ursprünglich deutsch, leicht wieder zurückzuübertragen sind. Zugleich macht dieses Buch die Engländer mit einer Anzahl der bedeutendsten deutschen Schriftsteller bekannt.

Vgl. Nr. 6 und 20.

29. **Jung (A.), Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des **Gutzkow'schen Romans** zu empfehlende geistvolle Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Gutzkow's Roman erschien in **dritter Auflage** unter dem Titel:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant **gebundene** Exemplare des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

30. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Vierte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Daß dieses **Wörterbuch** bereits in vierter Auflage vorliegt, ist gewiß der beste Beweis, daß es seinen Zweck erfüllt und deshalb aufrichtig empfohlen werden kann, zumal sein Preis sehr mäßig ist.

31. **Lobedanz (E.), Narren des Glücks.** Historischer Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark spielender historischer **Roman**, der dem Leser namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struensee's nach theilweise bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchst spannender Weise vorführt. Der Verfasser desselben, **Edmund Lobedanz**, ist bei der deutschen Lesewelt durch drei höchst gelungene Uebersetzungen schon rühmlichst bekannt.

Letztere erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Romeo und Julia. Tragödie des **Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen:

Handbuch
der allgemeinen Geschichte.

Für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete.

Von **Dr. W. Assmann**, Professor.

Zwei Bände (4 Theile, jeder zu etwa 25 Bogen).

Es sind erschienen: Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.** Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Sgr.

Vierter Theil: Geschichte der neuesten Zeit. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Sgr.

Der letztere bildet unter dem besondern Titel:

Geschichte der neuesten Zeit,

von 1789 bis 1848.

Zum Verständniß der Gegenwart,

ein Ganzes für sich.

Der Verfasser hat sich aus Gründen, welche er in der Vorrede entwickelt, bewogen gefunden, den vierten Band seines Werks nach dem ersten und vor dem zweiten und dritten Bande erscheinen zu lassen.

Die „Geschichte der **neuesten Zeit**" rc., welche soeben die Presse verlassen hat, ist insbesondere darauf berechnet, durch eine Vergegenwärtigung der politischen und allgemeinen geistigen Entwickelung seit dem Anfange der großen französischen Revolution bis auf unsere Tage zu einem klaren Verständniß der Gegenwart zu verhelfen.

Jeder Gebildete aber, der sich zu einem Urtheile über die Zustände der Gegenwart befähigen will, fühlt das Bedürfniß eines zusammenhängenden Studiums der Geschichte. Neben den größern Darstellungen wird ein Handbuch der Geschichte von mäßigem Umfang, das mit einer gedrängten und doch anziehenden Darstellung der wichtigsten historischen Ereignisse große Genauigkeit in Angabe der Thatsachen in wahrhaft pragmatischem Zusammenhang und eine vorzügliche Klarheit der Uebersicht verbindet, eine willkommene Erscheinung sein.

Das Werk ist ebenso sehr für praktische Belehrung, wie zur Grundlage für historische Studien geeignet. Insbesondere soll dasselbe den zahlreichen Lehrern, welche den „Abriß" desselben Verfassers eingeführt haben, zur Erleichterung dienen, ist aber auch für Schüler bestimmt, für welche der Abriß nicht mehr genügt.

Das Handbuch bildet 2 Bände in vier Theilen (à etwa 25 Bogen), von denen der erste das Alterthum, der zweite das Mittelalter, der dritte die Neuzeit bis 1789, der vierte die neueste Zeit umfaßt.

Der zweite und dritte Band erscheint in kürzester Frist.

Der Preis jedes Theils (— zu je 25 Bogen groß Median in einer viel Material umfassenden typographischen Räumlichkeit —) ist 20 Sgr. = 25 Sgr. und es ist außerdem jede Sortimentshandlung in den Stand gesetzt, da wo Lehranstalten oder Schüler zum Ankaufe mehrer Exemplare zusammentreten, auf je 6 Exemplare ein Frei-Exemplar zu bewilligen.

Brockhaus' REISE-BIBLIOTHEK für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Beck.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Solitaire, Bilder der Nacht. 16 Sgr. — Dunkler Wald. 20 Sgr. — Trauter Herd. Sämmtliche Schriften, 14 Bändchen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 17. Juli 1856.

Schelling.

(Beschluß aus Nr. 28.)

„Einleitung in die Philosophie der Mythologie", so lautet die Ueberschrift, durch welche der Gesichtspunkt angedeutet wird, unter den der verewigte Verfasser den Inhalt dieses Bandes gestellt hat, der freilich weit hinausreicht über Das, was wir nach den sonst geltenden Vorstellungen von einer solchen Einleitung erwarten würden. Derselbe ist in zwei Bücher vertheilt; das erste kürzere kündigt sich an als „historisch-kritische", das zweite längere als „philosophische Einleitung in die Philosophie der Mythologie" und zugleich als „Darstellung der rein rationalen Philosophie". Diese letztere wird also, so scheint es, hier nicht um ihrer selbst willen gegeben, sondern um von der Seite der Philosophie als solcher her die Einleitung in die Philosophie der Mythologie zu vervollständigen. Wir enthalten uns für jetzt jeder weitern Betrachtung über die Sonderbarkeit dieser Unterordnung einer wissenschaftlichen Disciplin von so allgemeiner, grundlegender Bedeutung für das Ganze der philosophischen Erkenntniß, wie ja doch nach Schelling die „rein rationale Philosophie" dies sein soll, unter einen Gesichtspunkt von scheinbar nur so particularem Belang und werfen zunächst einen Blick auf den Inhalt des ersten Buchs. Dieses gibt wirklich, was seine Ueberschrift ankündigt: eine Einleitung in die Mythologie von vorwiegend historisch-kritischer Haltung, eine eingehende Charakteristik der verschiedenen bisjetzt versuchten Behandlungsweisen und Darstellungen der Mythologie, welche überall das Ziel eines philosophischen Verständnisses im Auge hat und in eine ausdrückliche Darlegung der Bedingungen solchen Verständnisses ausmündet. Ihrem Geist und Inhalt nach schließt diese Einleitung sich direct an jene philosophische Behandlung mythologischer Gegenstände, von welcher Schelling in der Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake ein interessantes Bruchstück gegeben hat. Sie kann daher als eine Brücke angesehen werden, welche der Verfasser geschlagen hat von jenem Schlußpunkte seiner frühern schriftstellerischen Laufbahn herüber zu den Documenten seiner spätern philosophischen Thätigkeit, die jetzt der Nachlaß vor uns entfalten soll. Sie kann es umsomehr, als sie, obgleich in der Gestalt, wie sie hier abgedruckt ist, vom Verfasser in spätern Jahren (den letzten seines münchner und den ersten seines berliner Aufenthalts) überarbeitet, doch ihrem wesentlichen Inhalte nach frühern Ursprungs ist. Sie besteht nämlich in der Hauptsache aus jenen Vorlesungen, von deren Inhalt das Publicum bereits durch den letzten Theil von Erdmann's „Geschichte der neuern Philosophie" eine vorläufige Kunde erhalten hat. Vor jetzt beinahe 30 Jahren von Schelling in den Druck gegeben, waren damals diese Vorlesungen von ihm zurückgenommen, in der nachfolgenden Zeit aber sind sie dennoch zur wenig veränderten Grundlage der vorliegenden Darstellung gemacht worden. Die Spuren der Zeit ihrer Entstehung bemerkt man noch deutlich in der Auswahl der besprochenen und beurtheilten mythologischen Ansichten. Diese nämlich sind, neben einigen ältern, fast ausschließlich nur die im zweiten und im Anfange des dritten Jahrzehends des gegenwärtigen Jahrhunderts hervorgetretenen. Schon Otfried Müller's Lehren finden nur nachträglich eine kurze Erwähnung *), die

*) Auch diese flüchtige Erwähnung der Müller'schen „Prolegomena" (der so ausführlichen und so tief eingreifenden mythologischen Erörterungen O. Müller's in den „Geschichten hellenischer Stämme und Städte" und in seinen kleinern Abhandlungen geschieht auch hier keine Erwähnung, ebenso wenig wie der Untersuchungen von Buttmann, Welcker u. A.) findet sich noch nicht in dem frühern, auf Verlangen des Verfassers vertilgten Abdruck dieser Vorlesungen, von welchem Kenntniß zu nehmen dem Referenten vor einiger Zeit durch eine gefällige Mittheilung des Exemplars, welches sich in dem Besitze des Professor Erdmann in Halle befindet, Gelegenheit gegeben war. Dieser Umstand, in Verbindung mit andern ähnlichen Unterlassungen, würde mich geneigt gemacht haben, die Zeit jenes Abdrucks früher anzusetzen als Erdmann („Geschichte der neuern Philosophie", III, 2, 97) und als jetzt (in dem Vorworte) auch der Herausgeber des Nachlasses und etwa die Angabe des Verfassers, „daß einige von Müller 1825 aufgestellte Sätze mit einigen der seinigen, vier Jahre früher vorgetragenen übereinzustimmen scheinen konnten", auf diesen Abdruck zu beziehen, wenn ich nicht Bedenken tragen müßte, in diesem Punkte den Herausgeber eines Irrthums zu zeihen. Im Uebrigen ist, soviel ich mich er-

so reichhaltigen und wichtigen, mit den Anschauungen des Verfassers sich so nahe berührenden mythologischen Philosopheme Hegel's aber (in der „Phänomenologie des Geistes" und in den Vorlesungen über Aesthetik und über Religionsphilosophie), von denen man hätte meinen können, daß sie dem Verfasser vorzugsweise ein Gegenstand theils der Beistimmung, theils der Entgegnung hätten werden müssen, diese Philosopheme und mit ihnen Alles, was in irgendeiner Weise sich an Hegel anschließt (darunter auch die 1828 erschienene mythologische Schrift des Referenten), sind gänzlich übergangen. Wir können es hier nicht unternehmen, von den kritischen Erörterungen, welche in der vorliegenden Darstellung die vier ersten Vorlesungen anfüllen und auf die der Verfasser dann in der neunten noch ein mal zurückkommt, einen Auszug zu geben. Nur die eigenthümlichen positiven Anschauungen, die in der fünften bis achten Vorlesung entwickelt, dann in den beiden letzten Vorlesungen dieses ersten Buchs kurz recapitulirt und zu dem Ganzen der philosophischen Erkenntniß in Beziehung gesetzt werden, haben wir in der Kürze zu bezeichnen.

Es ist nicht wenig charakteristisch für diese Anschauungen, daß an ihre Spitze die Frage gestellt wird: wie entstanden Völker? Der Verfasser stellt nämlich im strengsten Ernste die Behauptung auf, daß nicht die Mythologien ein Erzeugniß der einzelnen Völker, die in der Geschichte als ihre Träger auftreten, sondern daß umgekehrt die Völker ein Erzeugniß der mythologischen Religionsideen sind, und dieser Satz wird für ihn zum Ausgangspunkte seiner gesammten geschichtlich-philosophischen Entwickelung des Inhalts dieser letztern. Er erklärt sich für die Annahme einer ursprünglichen Einheit des menschlichen Geschlechts; nicht nothwendig einer äußern, materiellen Einheit der physischen Abstammung — was S. 97 fg. zu Gunsten auch einer solchen gesagt zu werden scheint, das findet seine Berichtigung später in einer ausführlichen, dem zweiten Buche einverleibten Erörterung über den wahrscheinlichen Ursprung der Racenvölker, S. 500 fg. —, aber einer geistigen, eines in sich einigen, unmittelbar von Gott gewirkten Anfangs alles geistigen, alles im eigentlichen Wortsinn geschichtlichen Menschheitlebens. Solcher Anfang liegt nach ihm in dem Bewußtsein Eines allgemeinen und der ganzen Menschheit gemeinschaftlichen Gottes, in einem Bewußtsein, welches er jedoch noch nicht Monotheismus, wenigstens nicht reinen oder absoluten, nur etwa relativen Monotheismus genannt wissen will, solange es noch nicht durch den ausdrücklichen Gegensatz gegen die Vielgötterei bekräftigt ist. Zur Erklärung der letztern dient wesentlich die Unterscheidung zwischen simultanem und successivem Polytheismus. Nicht der erste, sondern der letzte ist der eigentliche und ursprüngliche. Alle Göttervielheit entsteht geschichtlich daraus, daß aus dem ersten Gott ein zweiter als wirkliche, lebendige Macht über das Bewußtsein hervortritt und im Elemente des religiösen Bewußtseins eine Herrschaft gewinnt, die sich über alle äußern und innern Thätigkeiten und Zustände des Lebens erstreckt, sodaß der Mensch mit seinem Gotte zugleich ein anderer wird, gespalten in eine Mehrheit von Völkern, in Sprache und Sitte, in körperlicher und geistiger Beschaffenheit ebenso weit auseinandergehend wie im Religionsglauben. In den Unterschieden und Gegensätzen des letztern drückt sich der innere Zwiespalt aus, welcher die höhere, das Bewußtsein der Menschheit durchwaltende und beherrschende Macht in sich selbst zertheilt. Ueber den Ernst, den solchergestalt Schelling in die kühne Behauptung hineingelegt, daß der successive Polytheismus Wahrheit hat, Wahrheit von nicht geringerm Gehalt oder Werth als die Wahrheit des ursprünglichen, nur relativen Monotheismus; daß, mit andern Worten, die tiefsten oder eigentlichen Gründe des Polytheismus und mit ihm der geschichtlichen Völkertrennung in übergeschichtlichen Ereignissen zu suchen sind, in Ereignissen, welche die Gottheit selbst nicht unberührt lassen, wenn sie auch zunächst im menschlichen Bewußtsein vorgehen, welches sich durch eine freie Urthat von dem Wesen Gottes abgetrennt hat, — über diesen Ernst kann im Allgemeinen kein Zweifel sein. Doch wird das letzte Wort zur Erklärung der Möglichkeit dieser Ereignisse im gegenwärtigen Zusammenhange nicht ausgesprochen. Die Absicht ist ohne Zweifel, die Lösung dieses Problems den zukünftigen Darstellungen der mythologischen und Offenbarungsphilosophie anheimzugeben. Auch die weitere geschichtliche Ausführung wird man natürlich in dieser Einleitung nicht erwarten. Nur über das Verhältniß der biblischen Geschichte zu dem „mythologischen Processe", dessen Begriff sich unmittelbar aus der aufgestellten Grundansicht ergibt, enthalten die fünfte und die siebente Vorlesung einige nähere Andeutungen. Daß die vorausgesetzte Urthatsache der Völkertrennung mit den Erzählungen von der Sündflut und von der Sprachverwirrung beim babylonischen Thurmbau in Verbindung gebracht wird, wird man leicht errathen. „Ganz unabhängige historische Forschung", so kündigt der Verfasser unter Berufung auf Jerem. 51, 7 uns vorläufig an und verspricht eine zukünftige Ausführung, „führe darauf, daß in Babylon der Uebergang zum eigentlichen Polytheismus geschehen." Uebrigens sucht er in einer Weise, der man wenigstens das Sinnreiche nicht absprechen will, an einige Züge der biblischen Erzählung die Voraussetzung zu knüpfen, daß es die

innere, die Kritik der fremden Ansichten in einigen Punkten dort weiter ausgeführt als in der vorliegenden Ueberarbeitung; die Darlegung des eigenen Standpunkts aber bricht ab, ohne vollendet zu sein. Was Schelling damals zu einem so gewaltsamen Entschluß gegen sein eigenes, seines Verfassers in jedem Betracht würdiges Werk vermocht haben mag, habe ich nicht mit Sicherheit entdecken können. Indeß vermuthe ich, daß einigen Antheil an diesem Entschlusse gewisse ziemlich schroff ausgefallene Aeußerungen gegen kirchliche Rechtgläubigkeit haben mögen, durch welche Schelling unter seinen damaligen Verhältnissen Anstoß zu geben fürchten und die er nach seiner eigenen, mehr und mehr sich dem positiven Offenbarungsglauben zuneigenden Gesinnung nicht mehr gutheißen mochte. Auch diese Aeußerungen würden mir, wenn das Urtheil über diese Frage noch frei wäre, einen frühern Zeitpunkt der Abfassung zu verrathen scheinen. In der gegenwärtig vorliegenden Bearbeitung sind sie, wie ich nach jenen Erwägungen nicht anders erwarten konnte, in der That weggeblieben.

Angst vor der gänzlichen Zerstreuung, deren Folgen wir an den beinahe entmenschten und der Thierheit verfallenen wilden Völkerschaften Afrikas, Amerikas und Australiens beobachten, das Entsetzen vor dem Verlust alles Einheitsbewußtseins war, was nach jener großen Erschütterung des menschlichen Urbewußtseins und Urzustandes die einzelnen Völker der Weltgeschichte in sich zusammenhielt und sie in ihrem religiösen Cultus, in ihrer bürgerlichen und politischen Verfassung ein Palladium ihrer Einheit suchen ließ.

Sodann aber wird ein besonderer Fleiß gewandt auf die geschichtliche Nachweisung der Nichtinnerlichkeit jenes ursprünglichen, dem Heidenthum und Polytheismus vorangehenden relativen Monotheismus mit der Offenbarungsreligion des Alten Testaments. Schon der Ausdruck Offenbarung, so bemerkt der Verfasser gewiß nicht ohne Grund, bedeute überall nur ein durch frühere Vorgänge Vermitteltes, nie ein Unmittelbares, Erstes, Ursprüngliches. „Solange das erste Menschengeschlecht in dem ersten Gott einfach und ohne Zweifel den wahren verehrte, war kein Grund, den wahren als solchen zu unterscheiden. Als jener durch einen nachfolgenden Gott zweifelhaft zu werden anfing, da erst suchte es den wahren in ihm festzuhalten und lernte so diesen unterscheiden.“ An diese Bemerkung knüpft sich eine Unterscheidung der bekannten hebräischen Gottesnamen: Elohim bezeichne den noch nicht von sich selbst unterschiedenen Gott der Urzeit, Jehovah den den Göttern des Polytheismus ausdrücklich entgegengesetzten Gott der monotheistischen Offenbarung. (Dieser Unterschied soll nach dem Verfasser, der von einer Trennung der Mosaischen Geschichtserzählung in eine Mehrheit von Urkunden nichts scheint wissen zu wollen, überall mit Absicht festgehalten sein.) Der Polytheismus war unvermeidlich, wenn das menschliche Geschlecht nicht an den ersten Gott gebunden bleiben sollte, der nicht der falsche, aber doch auch nicht der schlechthin wahre ist. Aber mit dem polytheistischen Cultus zugleich findet sich auch die Unterscheidung und Verehrung des wahren Gottes, die nach 1. Mos. 4, 26 mit dem zweiten, durch den Namen Enos bezeichneten Menschengeschlecht begonnen hat. Sie findet sich nicht mehr in der Menschheit überhaupt, auch nicht bei einem Volke — denn Alles was Volk heißt, ist schon dem Polytheismus verfallen —, aber bei einem einzigen Geschlecht, das außer den Völkern geblieben ist. Bei eben diesem Geschlecht ist nun allein auch Offenbarung. Dieselbe Potenz, welche dem einen Theil der Menschheit der Anlaß zur Vielgötterei wird, erhebt dieses vorbehaltene Geschlecht zur wahren Religion. Aber auch ihm bleibt diese Religion eine werdende. Sein Gott selbst, der Gott, den es in seinem Bewußtsein als denselben und auch nicht denselben mit dem Gotte der Urzeit anschaut, ist ein werdender, ein Gott der Zukunft: das findet der Verfasser auch in dem Namen des Jehovah ausgedrückt. Das Ziel dieses Werdeprocesses der Offenbarungsreligion ist eines und dasselbe mit dem Ziele des mythologischen Processes, welcher gleichzeitig im heidnischen Polytheismus vor sich geht. In dem christlichen Monotheismus, der vollendeten Offenbarung, finden beide Processe ihren Abschluß. Diese gesammte Darlegung, auf deren näheres Detail wir aus Mangel an Raum hier nicht eingehen können, dient nun aber dem Verfasser wesentlich, den Satz festzustellen, um den es ihm in dieser „historisch-kritischen“ Einleitung zuletzt allein zu thun ist, da er an ihn die später folgende philosophische Entwickelung der Mythologie zu knüpfen gedenkt. Ich meine den Satz: „daß der ursprüngliche Mensch natura sua das Gott Setzende ist; Monotheismus also die letzte Voraussetzung aller Mythologie, aber erstens ein übergeschichtlicher, zweitens nicht ein Monotheismus des menschlichen Verstandes, sondern der menschlichen Natur, ein Monotheismus der Gott zugewandten, in Gott gleichsam verzückten Natur des Menschen.“ Nur unter Voraussetzung eines derartig relativen, von dem eigentlichen, mit Wissen verbundenen unterschiedenen Monotheismus kann die Mythologie begriffen werden. Denn der mythologische Polytheismus ist wesentlich nichts Anderes als der Weg von dem unfreien Zustande, von der einseitigen Gewalt jenes ursprünglichen, die Möglichkeit des Polytheismus noch unüberwunden in sich tragenden Monotheismus zu dem wahren Monotheismus, der, wie die Menschheit einmal ist, nur als Resultat des mythologischen Processes gewonnen werden kann. Weil die Mythologie nicht ein künstlich, sondern ein natürlich, ja unter der gegebenen Voraussetzung mit Nothwendigkeit Entstandenes ist, so lassen sich in ihr nicht Inhalt und Form, Stoff und Einkleidung unterscheiden. Die Mythologie ist nicht allegorisch, sie ist tautegorisch (ein von Schelling gebilligter Ausdruck Coleridge's). Die Götter sind ihr wirklich existirende Wesen, die nicht etwas Anderes sind, etwas Anderes bedeuten, sondern nur Das bedeuten, was sie sind. (Die Entmannung des Uranos, die Entthronung des Kronos brauchen, nach S. 198, um einen verständlichen und begreiflichen Sinn anzunehmen, nicht anders als buchstäblich verstanden zu werden.) Man kann auch nicht etwa Lehre und Geschichte unterscheiden, die letzte als bloße Einkleidung der ersten betrachten. Die Mythologie ist, wofür sie sich gibt, wirkliche Theogonie, Göttergeschichte. Da indeß wirkliche Götter nur die sind, denen Gott zugrunde liegt, so ist der letzte Inhalt der Göttergeschichte die Erzeugung, ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtsein, zu dem sich die Götter nur als die einzelnen erzeugenden Momente verhalten. Der mythologischen Religion wird am Schlusse dieses Buchs das Prädicat der natürlichen Religion beigelegt und gegen die falsche Deutung dieses Ausdrucks auf eine aller positiven, geschichtlichen Elemente entbehrende, angeblich reine Vernunftreligion Protest erhoben.

Soviel von dem Inhalte des ersten Buchs, über das wir uns hier eines näher eingehenden Urtheils enthalten, weil es uns scheinen will, als ob die darin ausgesprochenen Ideen über das allgemeine Wesen der Mythologie erst im Zusammenhange mit der geschichtlich-philosophischen Ausführung, welche für die spätern Theile

des Nachlasses in Aussicht gestellt ist, eine vollständiger begründete Würdigung werden finden können. Nur das Eine erlauben wir uns: den Wunsch auszusprechen, daß der Inhalt dieser „historisch-kritischen Einleitung" eine sorgfältige Beachtung und Beherzigung finden möge bei den Forschern der Mythologie, denen der Verfasser durch seine Darstellung Sorge getragen hat, ihn vollkommen zugänglich zu machen, auch ohne alles nähere Eingehen auf die Fragen systematischer Philosophie, welche die Philologen und Alterthumsforscher sich bekanntlich gern wie alle Empiriker soweit als möglich vom Leibe halten. Insbesondere auf den Gebieten des griechisch-römischen und des nordischen Alterthums (auf dem des morgenländischen scheint dies, soviel Referent hat bemerken können, nicht ganz in gleichem Grade der Fall zu sein), ist die Bearbeitung der Mythologie gerade jetzt wieder, seitdem man die Wege Creuzer's und anderer aus der Schule der Romantiker hervorgegangenen Mythologen verlassen hat, die freilich durch ihre historische Akrisie starke Blößen gaben, im Begriff zurückzusinken in den plattesten, trivialsten Naturalismus der Deutung und Auslegung. (Ein Beispiel hiervon, welches um so betrübender ist, je hervorstechender die Verdienste dieses Werkes sind, nicht blos in der Zusammenstellung des mythologischen Stoffs, sondern auch in dem lebendigen Sinne für die Poesie dieses Stoffs, gibt die neuerlich hervorgetretene Darstellung der griechischen Mythologie von L. Preller.) Schelling's vorliegende Abhandlung, was man auch gegen manche ihrer einzelnen Behauptungen einwenden möge, eignet sich doch durch die Macht und Tiefe ihrer Grundideen, sowie durch die Klarheit und eindringende Schärfe ihrer Ausführung in einem Grade wie nicht leicht eine vorhandene ähnliche Schrift dazu, Allen, die gegen das Verständniß höherer Dinge nicht gänzlich verschlossen sind, wenigstens die allgemeine Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen und ans Herz zu legen, daß alle Mythologie, die zu irgendeiner Zeit oder unter irgendeinem Volke zum Gegenstand eines religiösen Glaubens geworden ist, irgendwie einen Gehalt von wirklich religiöser Bedeutung haben, irgendwie, mit andern Worten, aus religiöser Erfahrung hervorgegangen sein muß. Wer gegen diese Wahrheit sich nicht verschließt, der wird unmöglich bei jener Behandlung der Mythologie sich beruhigen können, deren neuerdings wieder die Gelehrten dieses Fachs sich befleißigen und sie als einen Fortschritt der Wissenschaft über den Standpunkt Creuzer's hinaus anzupreisen nicht müde werden.

Wenden wir jetzt von dem ersten Buche des vorliegenden Werks unsere Blicke auf das zweite, so fällt uns beim ersten Anblick die lockere Verbindung auf, in welche der Inhalt desselben mit dem Inhalte des ersten gebracht und unter den Gesichtspunkt einer philosophischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie gestellt ist. Da der Verfasser seinerseits kaum einen Versuch macht, dieselbe zu rechtfertigen, sondern vom ersten Anfange dieses zweiten Buchs an so gut wie alle directe Rückbeziehung auf den Inhalt des ersten Buchs fallen läßt, so möchten wir die Vermuthung wagen, daß sie für ihn selbst vielleicht nur die Geltung einer provisorischen gehabt und daß er sich vorbehalten haben könne, bei der letzten an die Darstellung dieses zweiten Buchs zu legenden Hand diese Verbindung aufzulösen und einen angemessenern Weg der Einführung seines Inhalts aufzufinden. Daß nämlich diese letzte Hand der Darstellung, wie sie vorliegt, annoch fehlt, bemerkt das Vorwort des Herausgebers ausdrücklich und würde auch ohnedies dem Leser leicht bemerkbar geworden sein. Dieses zweite Buch ist ein Werk erst der letzten Lebensjahre des Verfassers: „das Jüngste, was Schelling geschrieben, an dem er nach dem Willen Gottes abbrechen sollte, ohne noch die letzte Hand daran gelegt zu haben." Die Darstellung der „reinen Vernunftwissenschaft" hatte, so werden wir weiter belehrt, dem Verewigten, nachdem er die positive Philosophie ausgearbeitet, gar sehr am Herzen gelegen. Einzelne Bruchstücke derselben hatte er in besondern Vorträgen der berliner Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Diese sind jetzt, mit Ausnahme einer einzigen, die am Schlusse als Anhang beigefügt ist, vom Verfasser selbst dem Zusammenhange des vorliegenden Werks einverleibt. Auf die Vollendung dieses Werks aber war die Veröffentlichung alles Uebrigen ausgesetzt geblieben. Dieser Umstand zeigt wol besonders deutlich, wie viel Werth Schelling auf das Verhältniß dieses Theils seiner Philosophie zu den übrigen gelegt hat, und wie wenig es in seinem Sinne gelegen haben kann, denselben auch endabschließlich, sowie hier der Fall ist, nur als Episode in der Einleitung zu einer besondern Disciplin zu behandeln. So wird es denn auch für uns das Angemessene sein, jene zufällige Verbindung der rein rationalen oder, wie er es auch ausdrückt, negativen Philosophie, die Schelling in diesem Buche zu geben unternommen hat, mit der Einleitung in die Philosophie der Mythologie ganz auf sich beruhen zu lassen und ihren Inhalt in der Selbständigkeit und Beziehung auf das Ganze der Philosophie, die er für sich in Anspruch nimmt, ins Auge zu fassen.

Der philosophische Entwickelungsgang von Schelling's Geiste, wie wir ihn eben darlegten, könnte vielleicht erwarten lassen, daß er, nachdem jener Umschwung in ihm erfolgt war, welcher ihn in Dem, was er früher als das Ganze der philosophischen Wissenschaft betrachtet hatte, jetzt nur einen Theil derselben erkennen ließ, zunächst die durch den veränderten Gesichtspunkt nothwendig gewordene Umgestaltung dieses Theils zum Augenmerk seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht haben werde. Es darf uns jedoch nicht allzu sehr überraschen, wenn wir von dieser Voraussetzung das Gegentheil eintreten sehen. Bereits die Abhandlung über das Wesen der Freiheit war ganz dem Positiven zugewandt, welches dem Absoluten der reinen Vernunft gegenüber als ein Neugefundenes gelten durfte. Erst ganz am Schlusse derselben sehen wir, wenn auch als den „höchsten Punkt" der Untersuchung bezeichnet, den Begriff des „Urgrundes oder Ungrundes" eintreten, in welchem wir jenes Ab-

olute, das alleinige Princip der frühern „Identitätsphi- losophie", wiedererkennen. Dem entspricht nun die hier- uf eintretende Hinwendung zur geschichtlichen Auffassung enes übervernünftig Thatsächlichen, dessen Entwickelung ortan den Inhalt der „positiven Philosophie" bilden ollte, zur philosophischen Mythologie und Offenbarungs- hilosophie. Geraume Zeit hindurch scheint Schelling inzig damit beschäftigt geblieben zu sein, in Studien ieser Richtung sich des Besitzes dieser neugewonnenen Anschauungen zu versichern, das Vernunftabsolute dabei ur als sozusagen selbstverständliche Voraussetzung im Hintergrunde haltend und demselben höchstens in ein- eitenden Betrachtungen und kritischen Rückblicken auf rühere Philosopheme eine indirecte und gelegentliche, nie ber eine directe und ausdrückliche Beachtung widmend. Ob er in dieser Zeit wirklich der Meinung gewesen sei, aß es einer ausdrücklichen Wissenschaft des rein Ra- ionalen gar nicht bedürfe, daß die „positive Philosophie" ich selbst genüge und, in ähnlicher Weise wie, nach Spinoza, das Licht sich selbst und das Dunkel, so mit ich selbst zugleich jenen negativen Hintergrund ihrer selbst offenbare, lassen wir dahingestellt.*) Wie aber dem uch sei, das Bedürfniß, der Darstellung seiner positiven Philosophie einen Unterbau zu geben in der ausdrück- ichen Darstellung auch der „negativen", hat sich ihm urch die erstere herausgestellt; es hat ihn, wie der Her- usgeber es ausdrückt, „im Alter zu dem System seiner Jugend zurückgeführt, zu dem System, das in seinen Augen zu keiner Zeit abgethan, vielmehr neu zu erstehen nd erst seinen wahren Werth als Voraussetzung jener weiten Philosophie zu erhalten bestimmt war". Und o gibt sich denn dieser zweite Haupttheil des vorliegen- en Bandes im Wesentlichen für das hier Angedeutete, ür eine Reproduction des „Identitätsystems" von dem Standpunkt und für den Standpunkt, auf welchem die- es System nicht als das Ganze, sondern nur als die allgemeine rein rationale Grundlage der Philosophie be- griffen wird.

Um nun über das hier Gegebene in möglichster Kürze zugleich eine Uebersicht und ein Urtheil zu gewinnen, halten wir für das Dienlichste, von hinten anzufangen; von dem Aufsatze „Ueber die Quelle der ewigen Wahr- heiten", der einzigen unter jenen akademischen Abhand- lungen, welche, von dem übrigen Zusammenhange der Darstellung abgetrennt, am Schlusse abgedruckt worden ist. Der Ausdruck „ewige Wahrheiten" (veritates aeternae s. necessariae) wird hier in seinem historischen Sinne genommen, in dem Sinne, in welchem dieser Begriff sich, was Schelling, der sich hauptsächlich an Leibniz hält und nur im Vorübergehen der Scho- lastiker gedenkt, zu bemerken unterlassen hat, auf Au- gustinus zurückführt, welcher seinerseits damit an die Platonische Ideenlehre anknüpft. Mit Recht hebt Schelling vor allem den Zusammenhang hervor, in welchem dieser Begriff mit dem Grundsatze steht, daß die Wesenheiten aller Dinge ewig sind (essentias rerum esse aeternas), sowie auch, daß unter „Wesenheit" hier im Gegensatze der Existenz oder Wirklichkeit die Möglichkeit der Dinge verstanden wird. Für diese Möglichkeit also wird von den theistischen Denkern, die den Begriff ewiger Wahr- heiten aufstellen, eine von dem göttlichen Willen, der Quelle aller Wirklichkeit, unabhängige Quelle angenom- men: das göttliche Wesen von denjenigen Scholastikern, die mit Thomas von Aquino an dem Begriff einer Mittheilbarkeit dieses Wesens keinen Anstoß nehmen, eine auch von dem göttlichen Wesen noch unabhängige Mög- lichkeit der Dinge von den Scotisten. Daß die wahre Quelle in dem göttlichen Verstande zu suchen sei, ist nicht erst ein auf Anlaß des Streits zwischen Descartes und Bayle, wie Schelling irrthümlich annimmt, von Leibniz gefundener Ausweg, sondern eben darauf beruht die auch den Scholastikern überall geläufige Theorie des Augu- stinus, die wir bei dem alten Kirchenlehrer ausführlicher noch und mit mehr methodisch eindringender Specula- tion entwickelt finden als bei Leibniz. Die Lehre, daß aus der göttlichen Vernunft (unter intellectus denkt Au- gustinus offenbar Dasselbe, was Leibniz unter entende- ment) die Möglichkeiten der Dinge mit unbedingter Noth- wendigkeit, aus dem göttlichen Willen aber ihr wirkliches Dasein mit der Zufälligkeit sich herschreibt, die von dem Begriffe des freien Willens unabtrennlich ist, diese Lehre ist ganz und ungetheilt die des Augustinus. Weshalb ihm dieser Ausdruck nicht genügt, sagt uns Schelling eigentlich nicht. Er kommt mit einer raschen Wendung auf jene Fassung zurück, die er zuvor als die Scotistische angeführt hatte, und bezeichnet die „reine Möglichkeit", den Inbegriff der „ewigen Wahrheiten" als ein Etwas (ein „nescio quod") ursprünglich unterschieden von Gott, von dem aber Gott gleich durch den ersten Act seines Seins, durch sein reines Sein, das an und für sich lautere Wirklichkeit ist, ohne irgendeinen Beisatz von Potenz oder Möglichkeit, so zu sagen Besitz ergreift, — daß er jenes für sich selbst Nichtseiende ist und so dem- selben zu einer Wirklichkeit verhilft, deren die reine Mög- lichkeit, das Absolute der reinen Vernunft, ohne Gott entbehren würde. In diesem Begriffe Gottes als des ursprünglichen Daß, des actus purus, der als solcher zugleich das ens universale, der Inbegriff aller Mög- lichkeiten ist, glaubt Schelling das Kant'sche „Ideal der reinen Vernunft" wiederzufinden (vgl. die dem voran- gehenden Zusammenhange einverleibte Abhandlung über diesen Begriff, S. 282 fg.), wobei er jedoch unterlassen hat, jene ältere Abhandlung Kant's (den „Einzig mög- lichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes") zu beachten, in welcher dieser Denker den hier ausgesprochenen Ideen seines Nachfolgers ungleich näher- getreten ist als später in der Vernunftkritik.

*) Daß eine zeitlang in Schelling's philosophischen Vorträgen das Element der Vernunftwahrheit und Vernunftnothwendigkeit mehr, als es eigentlich in seinem Sinne lag, zurückgetreten sein muß, dafür scheinen Auffassungen der Art wie z. B. in Stahl's „Rechtsphilo- sophie" zu zeugen, die sich in erster Auflage mit großer Zuversicht auf Schelling beruft, aber dabei eine Lehre aufstellt, in der wir höch- stens die eine Seite der Schelling'schen wiedererkennen.

Nach diesem Ergebnisse der Schlußabhandlung stellt sich uns das Verhältniß der Aufgabe, welche Schelling dem negativen oder rein rationalen Theile seiner Philosophie gesetzt hat, auf eine ebenso klare als einfache Weise heraus. Die Aufgabe ist eben diese: den Inhalt der ewigen Wahrheiten in methodischer und dadurch erschöpfender Weise zu ermitteln. Es hat seine Richtigkeit, daß bei allen jenen Philosophen, bei denen soviel von ewigen Wahrheiten die Rede ist, von Augustinus an bis auf Leibniz herab, doch nie der Versuch zu ihrer methodischen Entwickelung gemacht worden ist. Es hat ferner seine Richtigkeit, daß von der nachfolgenden Philosophie in Schelling's gegenwärtigem Sinne, also direct und ausdrücklich, solcher Versuch gar nicht gemacht werden konnte, aus dem Grunde nicht, weil dieser Philosophie (einen vorübergehenden Moment der Kant'schen, der eben durch die vorhin angeführte Abhandlung bezeichnet wird, vielleicht ausgenommen) das Bewußtsein über die Bedeutung des Begriffs der ewigen Wahrheiten und über sein Verhältniß zu dem eigentlich positiven Erkenntnißinhalte abhanden gekommen war. Die Wahrheit dieses Verhältnisses vorausgesetzt (in deren Anerkennung Referent mit Schelling übereinstimmt), konnte also Schelling mit gutem Recht das Bewußtsein hegen, hier zum ersten male mit klarer Einsicht und scharfer Abgrenzung der Philosophie eine Aufgabe gestellt zu haben, deren Lösung zwar nicht die letzte und höchste philosophische Erkenntniß oder Wissenschaft selbst ist, wol aber eine nothwendige Vorbedingung solcher Erkenntniß oder Voraussetzung solcher Wissenschaft. Unbeschadet dieses Bewußtseins finden wir ihn jedoch durch die ganze vorliegende Darstellung hindurch auf das ämsigste bestrebt, sowol für das methodologische Princip als auch für die einzelnen Momente und Stadien dieser Ausführung Anknüpfungspunkte aufzufinden in der frühern Philosophie, besonders in der des Alterthums. Ja es begegnet ihm zu wiederholten malen, daß er geradezu Erörterungen über gewisse nicht immer mit der erfoderlichen historischen Genauigkeit von ihm aufgefaßte Philosopheme des Aristoteles und Anderer, in denen er eine Verwandtschaft mit den seinigen zu erblicken meint, an die Stelle einer selbständigen Entwickelung seiner eigenen Philosopheme setzt. Auch in diesem Verfahren würden wir, wenn es mit einem vollständigen Ueberblick über den wirklichen Entwickelungsgang der Philosophie und mit eindringender Erkenntniß der jedesmal herbeigezogenen Materialien geübt würde, mit Freuden ein großartiges Bewußtsein anerkennen über den lebendigen, organischen Zusammenhang dieser jüngsten Phase der philosophischen Speculation, welche von dem Denker selbst herbeigeführt worden ist, den wir in dieser Weise von einem überlegenen Standpunkte auf seine Vorgänger zurückblicken sehen, mit der speculativen Gesammtarbeit der vorangehenden Jahrhunderte. Allein wir müssen bekennen, daß wir jene Eigenschaften, ohne deren Vollbesitz ein historisches Philosophiren, ein Einhergehen in historischen Erörterungen da, wo man eine selbständige Gedankenentwickelung erwartet, mehr eine Schwäche verräth, als von einer Stärke zeugt, allzu sehr an der vorliegenden Darstellung vermissen, als daß wir uns in jener Anerkennung nicht gestört finden sollten. Die Beschäftigung mit dem reichhaltig herbeigezogenen, aber auch wenn, was hin und wieder, aber nicht überall der Fall ist, glücklich ausgewählten, doch nur zu oft unzureichend verstandenen oder gewaltsam behandelten Material macht im Ganzen mehr den Eindruck einer Nothhülfe, um die Mängel der eigentlichen Ausführung zu verdecken oder über die Schwierigkeit des Fortgangs hinwegzukommen, als daß wir uns zu der erwähnten günstigern Deutung solchen Verfahrens mit Ueberzeugung bekennen könnten. Wir stehen nicht an, es gleich hier auszusprechen, daß es nach unserm Urtheil Schelling nicht gelungen ist, den Weg einer echt methodischen Entwickelung der „ewigen Wahrheiten" aufzufinden und die Aufgabe mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu lösen, die er mit einer Energie und Klarheit des speculativen Bewußtseins, der wir unsere volle Anerkennung keineswegs versagen, seiner gegenwärtigen Darstellung gestellt hat.

Sogleich an der Stelle, wo es sich um das Problem der Auffindung eines allgemeinen methodologischen Princips für die Entwickelung der reinen Vernunftwissenschaft handelt, sehen wir Schelling anknüpfen an den Gedanken eines alten Philosophen, dem er zu diesem Behuf eine näher eingehende Betrachtung widmet. Und zwar ist in diesem Falle die Wahl dieses Gedankens eine sehr glückliche. Es ist der Ausspruch Plato's am Schlusse des sechsten Buchs der „Republik" über einen doppelten Weg der reinen Vernunfterkenntniß, dessen Scheidepunkt die Grundbegriffe und Axiome der Mathematik bezeichnen, den einen von diesem Punkte abwärts, der zur mathematischen, den einen von eben diesem Punkte aufwärts, nach Wahrheiten von noch allgemeinerer und universellerer Bedeutung, in denen auch die Grundwahrheiten der Mathematik nur als Folgerungen inbegriffen sind, der zur philosophischen, zur rein speculativen oder, wie wir sagen würden, metaphysischen Erkenntniß führt; der letztere wird eben dort als der Weg der Dialektik bezeichnet.*) Aber seine Behandlung dieser in der That überaus merkwürdigen und lehrreichen Stelle ist eine sehr mangelhafte. Sie muß umsomehr dies bleiben, je weniger der Verfasser sich die Mühe nimmt, auf ihren Zusammenhang, welcher doch im nachfolgenden siebenten Buche umständlich entwickelt wird, näher einzugehen. Was sollen wir dazu sagen, wenn Schelling sich mit der Frage abquält, worin denn jene „Voraussetzungen"

*) Referent, welcher in verschiedenen seiner Schriften diese Stelle zu ähnlichen Zwecken wie hier Schelling angeführt hat, hat in seinen Anmerkungen zu den Büchern des Aristoteles „Von der Seele" (Leipzig 1829, S. 125 fg.) aus dieser Stelle in Verbindung mit den Andeutungen, die wir über die mündliche Lehre des Plato in so reichhaltiger Menge bei Aristoteles finden, Folgerungen gezogen in Bezug auf den wahrscheinlichen Inhalt und Entwickelungsgang dieser Lehre, von denen er nur zu bedauern hat, daß sie von Geschichtsforschern und Geschichtschreibern der Philosophie des Alterthums so wenig beachtet worden sind.

(ὑποθέσεις) bestehen mögen, von denen Plato verlangt, daß auch die philosophische Dialektik von ihnen ausgehe, jedoch in der Absicht, um sie als Voraussetzungen aufzuheben und so zu dem wahrhaft Ersten oder Absoluten zu gelangen, und wenn er auf diese Frage allerhand wunderliche Antworten ersinnt, während es doch Jedem, der die Stelle in ihrem Zusammenhange betrachtet, alsbald klar werden muß, daß es eben die Voraussetzungen der reinen Mathematik selbst sind, von denen nach Plato der Dialektiker ebenso wie der Mathematiker, aber nach der entgegengesetzten Richtung, ausgehen soll? Allerdings ist der Fehlgriff in dem Verständniß dieser von vornherein mit so richtigem Blick herbeigezogenen Stelle kein zufälliger. Für die gesammte Behandlung der rationalen Philosophie in der vorliegenden Darstellung ist es charakteristisch, ist es, dürfen wir sagen, verhängnißvoll, daß ihr Urheber auch nicht einmal die Frage aufwirft, wie sich denn zu der Erkenntniß, die hier gesucht wird, zu der aller Erfahrung (nicht psychologisch, aber der Sache nach) vorausgehenden oder zuvorkommenden Erkenntniß der reinen Vernunftwahrheit, die als solche die absolute Möglichkeit des Seienden ist, die Wahrheiten der Mathematik verhalten. Auch die Wahrheiten der Mathematik gehören ja, von der Erfahrung unabhängig, wie sie es sind, dem reinen Verstande an. Auch sie bezeichnen ja, im Unterschiede der Wirklichkeit, eine bloße Möglichkeit des Daseins, des raumzeitlichen Daseins, das, ehe es noch ist, d. h. ehe es noch irgendwie zur Verwirklichung gelangt, schon an die Gesetze, die ihm die Mathematik vorschreibt, gebunden, schon in die Formen, die sie ihm verzeichnet, eingeschlossen ist. Wie Plato, so liebt in seiner Weise auch Augustinus *), den Begriff der ewigen oder reinen Vernunftwahrheit vorzugsweise an den Begriff der Zahlen und Zahlenverhältnisse, der Raumfiguren und ihrer geometrischen Eigenschaften anzuknüpfen, oder ihn durch Anführung derartiger Beispiele zu erläutern; er offenbar in der Voraussetzung, die bei Plato nicht ohne Einschränkung zutreffen würde, daß alle Wahrheiten der Mathematik auch ewige Wahrheiten, reine Vernunftwahrheiten sind, wenn auch nicht an und für sich schon die eine, allumfassende und untheilbare Vernunftwahrheit selbst. Schelling hat, indem er derartige Betrachtungen ganz außerhalb seines Gesichtskreises ließ, die zunächst sich darbietende Gelegenheit verscherzt, für seine rationale Philosophie einen Inhalt zu gewinnen, einen Inhalt, verständlich auch für die außerphilosophische Vorstellung, für die metaphysische Speculation aber das Object einer dialektischen Entwickelung, wodurch ihr dieselbe thatsächliche Unabhängigkeit von aller Erfahrung, deren sich die Mathematik erfreut, gesichert und zugleich der Weg zu einer Evidenz ihres Wissens, der mathematischen gleich, wenigstens angebahnt wird. Und doch scheint es, wenn anders wir aus der Beschaffenheit des Vorliegenden einen Schluß zu bilden wagen dürfen, nichts Anderes als die Verlegenheit um solchen Inhalt gewesen zu sein, was ihn solange hat zögern lassen, mit dem rein rationalen Unterbau für seine positive Philosophie, den er doch selbst für ein so dringendes Bedürfniß erachtete, hervorzutreten. Ob der Weg, wol mehr nur der Beschwichtigung als der wirklichen Befriedigung solchen Bedürfnisses, den er im Gegenwärtigen eingeschlagen hat, irgendwie sich als ein für die Gestaltung der „positiven Philosophie" gewinnbringender erweisen mag, das wird künftig, wenn die Darstellung dieser letztern vorliegt, zu beurtheilen sein. Für jetzt müssen wir uns begnügen, von seinen Ergebnissen, sowie dieselben sich für sich selbst darstellen, eine Vorstellung zu geben.

*) Z. B. im zehnten Buche der „Confessionen", in der für das Verständniß seiner Lehre von den ewigen Wahrheiten höchst wichtigen Erörterung des Begriffs der memoria.

Den gesammten Inhalt der rationalen Philosophie hat Schelling in eine Formel zusammengefaßt, die, wie er selbst uns darauf aufmerksam macht, jeder Kenner seiner frühern Philosophie aber dies auch ohne seine ausdrückliche Hinweisung bemerkt haben würde, nur eine Umbildung derjenigen ist, mit der er gleich beim Hervortreten des „Identitätsystems" Dasjenige auszudrücken suchte, was er damals und seitdem wiederholt in verschiedenartigen Beziehungen als eine Dreiheit der Potenzen im Absoluten zu bezeichnen pflegte. In ihrer gegenwärtigen Fassung lautet sie: $-A$, $+A$, $\pm A$. Was sagt uns diese Formel? Schelling selbst antwortet: das $-A$ sei reines Können ohne alles Sein, reines Subject, das $+A$ reines Sein ohne alles Können, reines Object, das $\pm A$ das von beiden im positiven, nicht negativen Sinne Ausgeschlossene, Subjectobject, Beisichseiendes. Niemand wird diese Erklärung an und für sich verständlicher finden als die Formel selbst; wir müssen daher versuchen, die Erklärung im weitern Zusammenhange der Entwickelung aufzufinden. Ich glaube den Leser am schnellsten in Stand zu setzen, die Intention des Verfassers, wenn nicht vollständig zu begreifen, doch zu ahnen, wenn ich diese Entwickelung einfach bezeichne als eine abstract logische Analyse des Begriffs der reinen, noch von keiner Wirklichkeit getragenen, aber alle Wirklichkeit bedingenden Möglichkeit, die nach allem Obigen Schelling für den alleinigen Gegenstand der reinen Vernunfterkenntniß, für das der reinen Vernunft allein unmittelbar durch sich selbst Gewisse, keines Gegebenseins durch ein Sein außerhalb der Vernunft Bedürftige gilt. Möglichkeit, Können ist nothwendigerweise Möglichkeit, Können von Etwas, von einem Etwas, welches wir sonach als das Object des Könnens werden bezeichnen können. Der Begriff dieses Etwas ist von dem des Könnens unterschieden, dergestalt unterschieden, daß beide als Begriffe sich gegenseitig einander ausschließen, das Können als Können nicht das Etwas ist, was das Können eben sein kann, das Etwas, das Sein als Sein oder Etwas, nicht das Können, als dessen Object es im Begriffe beider gesetzt wird. Das eben meint Schelling, wenn er beide als ein Minus und ein Plus einander gegenüberstellt, das

Können, das Subject, als ein Nichtsein, das Sein, das Object, als ein Nichtkönnen. Da aber beide Begriffe dennoch nothwendig zueinander gehören, der eine nicht ohne den andern zu denken ist, so muß die Nothwendigkeit ihres Zusammenhangs sich in einem dritten Begriffe ausdrücken, der weder der eine noch der andere und doch zugleich der eine und der andere ist. Dieser Begriff ist das von beiden ausgeschlossene, aber eben in diesem Ausschließen nicht verneinte, sondern bejahte Dritte. In ihm erschöpft der Begriff der reinen Möglichkeit sich dergestalt, daß kein weiterer Fortgang innerhalb desselben (obwol allerdings ein Fortgang über ihn hinaus) denkbar ist. Die Welt der reinen Vernunft, die Welt der reinen Denk- und Daseinsmöglichkeit, ist ein streng in sich geschlossenes Universum; aber sie ist nur dadurch, daß von außen (θύραθεν nach einem auch von Schelling angeführten Ausdrucke des Aristoteles, welcher dort aber nur auf das Verhältniß des geistigen Princips zum sinnlichen oder seelischen im Menschen bezogen wird) zu ihr hinzutritt und von ihr Besitz ergreift. So wird sie, in dieses höhere Princip, in den actus purus der Gottheit aufgenommen, zur Möglichkeit eines Andern, eines Außergöttlichen, einer Welt in Gott, und so gestaltet sich die reine Vernunftwissenschaft zur Wissenschaft von dem reinen Was der Welt, in ihrem Unterschiede von der Gottheit, von welcher solchem Was gegenüber nur das reine Daß prädicirt werden kann.

Ehe wir zur Bezeichnung des weitern Inhalts übergehen, den Schelling für seine rationale Philosophie durch die Betrachtung dieses Was zu gewinnen sucht, welches (wie die Formel an und für sich selbst noch nicht) die Voraussetzung des Daß (aber nur die begriffliche, nicht die factische) bereits zum Hintergrunde hat, wird es angemessen sein, noch ein mal ausdrücklich die Frage aufzuwerfen: was es denn eigentlich ist, das Schelling zur Aufstellung jener wunderlichen Formel veranlaßt haben kann, die er in der That auf eine Weise handhabt, wodurch Manche sich an den Gebrauch von Zauberformeln zur Hebung verborgener Schätze erinnert finden werden. Ich antworte und glaube der Sache nach diese Antwort schon im Obigen gegeben zu haben: es ist die Verwechselung des Begriffs einer reinen oder absoluten, aller Wirklichkeit vorangehenden Möglichkeit mit solcher Möglichkeit selbst, mit dem Inhalte, welchen die Möglichkeit an und für sich, unabhängig von und vor allem wirklichen Dasein haben muß, wenn der Gedanke einer solchen Möglichkeit mehr sein soll als Das, wofür ihn der philosophische Realismus und Dogmatismus — unter solcher Voraussetzung nicht mit Unrecht — nimmt, mehr als ein lediglich subjectives Hirngespinnst, wenn er ein wahrer Gedanke, der Gedanke eben der „ewigen Wahrheit" sein soll. Einen Inhalt, offenbar hinausgehend über den nackten leeren Begriff des reinen Könnens oder der reinen Möglichkeit, haben von jeher die Philosophen, welche sich zu dem Begriffe der „ewigen Wahrheiten" bekannten, diesem Begriffe, haben sie also der absoluten Daseinsmöglichkeit als solcher — denn die ewigen Wahrheiten sind eben die absolute Möglichkeit des Daseins — zugeschrieben. Sind sie auch nicht selbst schon zu einer methodischen Entwickelung solchen Inhalts gelangt, so haben sie doch, wie wir vorhin an dem Beispiele des Augustinus zeigten, ein sicheres Bewußtsein über die Stelle, wo etwa jener Inhalt zu suchen ist, überall bethätigt. Schelling hat sich über den Standpunkt dieser Philosophen thatsächlich erhoben durch die erst von ihm, wie von keinem seiner Vorgänger, zu klarem Bewußtsein gebrachte Foderung einer Entwickelung dieses Inhalts durch inductive, dialektische Methode. Aber befangen, wie er es durch seine ganze philosophische Laufbahn hindurch geblieben ist, in einem allerdings genialen, aber doch nicht in der Weise, wie er sich dessen überredet hat, für die Lösung aller wissenschaftlichen Probleme ausreichenden Aperçu über die Bedeutung des Gegensatzes von Subjectiv und Objectiv als formalem Princip der Einheit des Absoluten, hat er auch hier gemeint, dem Begriffe der absoluten Daseinsmöglichkeit einen Inhalt abgewinnen zu können, einfach nur durch Nachweisung des auch in ihm enthaltenen Gegensatzes einer subjectiven und einer objectiven Seite und der nothwendigen Identität von beiden. Dürftig wie dieser Inhalt ist, konnte er ihm dennoch als Reichthum erscheinen, gegenüber der absoluten Inhaltlosigkeit jenes so verbreiteten Begriffs von reiner Möglichkeit, welcher die Bedeutung derselben auf den Satz des Widerspruchs in seiner vulgärsten Fassung zurückführt. Daß die neuere Philosophie gerade in denjenigen Partien ihrer Entwickelung durch und seit Kant, welche Schelling von dem ersten Anfang seiner Laufbahn an mit ungebührlicher Geringschätzung vernachlässigt hat (ich meine die rein logisch-metaphysischen, die mit Kant's Vernunftkritik beginnen und bisjetzt in Hegel's „Logik" und was sich an diese anschließt, gipfeln), ein reichhaltiges Material zur Lösung des Problems sich erobert hatte, allerdings ohne das Problem selbst sich in der Weise, wie jetzt Schelling, zum Bewußtsein zu bringen, das ist Schelling ebenso entgangen, wie ihm die Andeutungen der ältern Philosophie von Plato bis auf Leibniz zur Auffindung solchen Materials unbeachtet oder unverstanden geblieben sind. Und so blieb ihm denn auf seinem Standpunkte nichts übrig als eine so gewaltsame und erkünstelte Lösung, wie die neuerdings aufgestellte oder wieder hervorgesuchte Formel sie enthält, d. h. mit andern Worten: als der Versuch, aus dem abstracten Begriffe der absoluten Möglichkeit die Vorstellung eines Inhalts dieser Möglichkeit, nach Kant's charakteristischem, gewiß in diesem Falle, wenn irgendwo, eine treffende Anwendung leidenden Ausdrucke, „herauszuklauben".

Indeß, wie schon bemerkt, die „rationale Philosophie" nach Schelling's Intention ist mit jener die Dreiheit der „Potenzen" im Vernunftabsoluten ausdrückenden Formel noch nicht zu Ende, sie soll vielmehr mit ihr nur erst beginnen. Die drei Potenzen der Formel sind an sich nichts Wirkliches, aber sie erhalten eine Wirklichkeit, sie erhalten die Bedeutung als „ewige Wahr-

heiten" von jenem über sie erhabenen und an sich von ihnen freien Princip, welches eben dadurch sich als das wahrhaft Seiende (τὸ ὄντως ὄν nach Plato) kundgibt, daß es von ihnen Besitz ergreift und sein Sein zu dem ihrigen, das ihrige zu dem seinigen macht. (Schelling liebt dies so auszudrücken: Gott ist das Seiende. Unter dem „Seienden" nämlich wird hier das Absolute der reinen Potenz verstanden, das „ist" aber im prägnanten Sinne genommen, als Actualisirung der Potenz.) „Schon eine tiefere Auffassung der Natur möchte den einfachen Gedanken als glaublich erscheinen lassen, daß in dem ganzen und wundervollen Schauspiel derselben nur auf reelle, wirkliche Weise der Proceß sich wiederholt, den wir als Gedankenproceß kennen gelernt haben." Und so kommen wir denn hiermit bei der aus Schelling's früherer Periode wohlbekannten naturphilosophischen Lehre von der Potenzenreihe des wirklichen Daseins an, dem „bisjetzt noch immer einzigen eigentlichen Funde der nach-Kant'schen Philosophie". Auch die Erkenntniß dieses in der Wirklichkeit vorgehenden Processes soll nach Schelling's gegenwärtiger Fassung noch dem rein rationalen Theile der Philosophie angehören, oder vielmehr erst recht ihren eigentlichen Inhalt ausmachen. Denn obgleich das Daß dieses Processes an einer Thatsache hängt, die nicht mehr als reine Vernunftnothwendigkeit begriffen werden kann, so ist doch sein Was einzig und allein durch den Inhalt der bekannten Formel für das Vernunftabsolute bestimmt. Von hier an insbesondere beginnt immer mehr das den Charakter der vorliegenden Darstellung auf eine so auffällige Weise bezeichnende Streben hervorzutreten, dieselbe mit den philosophischen Lehren des Aristoteles in Einklang zu setzen und beide wechselseitig durcheinander zu erläutern. Wenige Leser werden finden, daß damit der eigenen Sache sonderlich gedient sei; noch weniger werden die Kenner des Aristoteles das Verständniß dieses Philosophen wesentlich dadurch gefördert finden wollen. Doch fodert es die Achtung vor einem Geiste wie Schelling, daß wir wenigstens die Frage aufwerfen, was für ihn neuerdings diese Wahlverwandtschaft zu dem großen Denker des Alterthums herbeigeführt hat. Die richtige Antwort möchte sein, daß die Verwandtschaft in der Bedeutung liegt, welche für Aristoteles der Gegensatz von „Sein der Möglichkeit nach" und „Sein der Wirklichkeit nach" (δυνάμει und ἐντελεχείᾳ ὄν) behauptet, ein Gegensatz, der als durchwaltendes Princip, als Grundform alles empirisch Gegebenen in der That zum nicht geringen Theile die Auffassung dieses Gegebenen in der Philosophie des Stagiriten bedingt. Dies mag Schelling herausgefühlt haben; doch ist es ihm bei seiner ohne Zweifel nur desultorischen Beschäftigung mit Aristoteles nicht gelungen, das wahre Verhältniß des Aristotelischen Standpunkts zu dem seinigen mit voller Klarheit zu durchschauen und Aehnlichkeit sowol als Unähnlichkeit überall richtig herauszufinden. (Vor allem hätte festgestellt werden müssen, daß Aristoteles eine reine Dynamis als Prius aller Wirklichkeit, wie Schelling jetzt und zwar mit Recht eine solche annimmt, nicht kennt, sondern daß alle Dynamis bei ihm etwas empirisch Bedingtes ist; ein Umstand, der es allerdings als von gewisser Seite gerechtfertigt erscheinen läßt, wie man das System des Aristoteles als Realismus, nicht im Sinne der neuern Philosophie als Idealismus zu betrachten pflegt.) Darum trifft er auch keineswegs überall die wirklich vorhandenen Punkte der Verwandtschaft; er quält sich dagegen ab, für abstract logische Begriffsbestimmungen des Aristoteles, welche dort von ganz andern Principien aus gefunden und bearbeitet werden, eine Identität mit den seinigen herauszubringen, die gar nicht wirklich vorhanden ist. So unter Anderm in der ausführlichen Abhandlung über die Aristotelischen vier Classen von Ursachen, die noch dazu unbegreiflicherweise mit der Vierzahl der Elemente verwechselt werden, indem er auf sie die quinta essentia beziehen zu dürfen meint. Dennoch nehmen diese historisch-kritischen Erörterungen in gegenwärtiger Darstellung den Platz ein, an welchem wir der Anlage des Ganzen zufolge eigentlich eine Naturphilosophie würden erwarten müssen, eine Darstellung der Potenzenreihe, sowie sie aus Gott, dem actus purus, zu eigenem Selbstsein entlassen, eine Natur, eine körperliche Erscheinungswelt auswirkt. Nur eine Abhandlung über das Wesen der Materie und über die Bedeutung der drei Dimensionen des Körperlichen wird in der achtzehnten und neunzehnten Vorlesung noch nachgebracht, letztere in der Absicht, um auch diese Dreizahl ganz in der Manier der ältern Naturphilosophie, auf die der Verfasser hier auch ausdrücklichen Bezug nimmt, auf die Dreiheit der obigen Formel zurückzuführen. Uebrigens hebt die selbständige Entwickelung von dem Momente wieder an, wo der Verfasser, auch hier noch an der Hand des Aristoteles, auf den Begriff der Seele geführt wird, die er, der absolut sich selbst gleichen Substanz Gottes (A^0) gegenüber, als a^0 bezeichnet, das soll heißen, als Das, was abgeleiteterweise sich ebenso, als Actus, zu den Potenzen verhält, wie Gott, der actus purus, ursprünglicherweise. In dem Begriffe der Seele gipfelt die Möglichkeit (denn ein für alle mal nur von Möglichkeiten ist in diesem Theile der Philosophie die Rede) eines außergöttlichen, aber eben durch die Stufenreihe der Potenzen zu Gott sich zurückführenden Daseins. Die Seele ist, was Gott ist, die Totalität des der Möglichkeit nach Seienden, aber sie ist nicht zugleich, wie Gott, gegen dasselbe frei. Erst mit diesem Schritte, dem Schritte zum Begriff der Seele, „ändert sich der Charakter der Wissenschaft, indem außer Dem, was noch immer durch reines Denken als Möglichkeit gefunden wird, eine Wirklichkeit da ist, die außer dem Denken ist und diesem von nun an (aber nicht als Quelle der reinen Vernunftwissenschaft als solcher) parallel geht und ihm zur Probe oder Bestätigung dient". Diese Aeußerung erscheint nach dem Vorhergehenden insofern einigermaßen befremdlich, als ja auch schon der Gottheit und den Potenzen, insofern sie durch Gott bejaht und zum Fürsichsein erhoben sind, eine Wirklichkeit zugeschrieben war,

unterschieden von Dem, was die Potenzen an sich oder als Prius der Gottheit sind. Allein sie motivirt sich durch die damit verbundene Erläuterung, daß diese Wirklichkeit, die Wirklichkeit der „Ideenwelt“, als deren Ort wir uns einen intelligibeln Raum und als deren Zeit wir uns die Ewigkeit denken sollen, nicht die Welt unserer Erfahrung, nicht also die Welt ist, deren Anschauung wir von dem Standpunkt unserer gegenwärtigen menschlichen Erkenntniß als Controle für die Ergebnisse reiner Vernunftwissenschaft zu benutzen in Stand gesetzt sind. Diese letztere Welt, die gemeinhin sogenannte reale, hat außer jener ersten, allem Andern zuvorkommenden Urthatsache des Daseins der Gottheit noch eine zweite thatsächliche Voraussetzung, und zwar eine solche, als deren Ort eben der Begriff der Seele, der Seele als Einheit der Potenzen in der Ideenwelt, zu bezeichnen ist. Die Seele, während sie sich zu den Potenzen als Actus verhält, hat dagegen der Gottheit gegenüber die Bestimmung, sich als reine Potenz zu verhalten und Gott als den allein wahren Actus in sich walten zu lassen. Allein es liegt in ihrem idealen Wesen die Möglichkeit, auch Gott gegenüber sich als selbständiger Actus zu setzen und zu behaupten. Von dieser Möglichkeit müssen wir annehmen, daß sie, vor Entstehung der empirisch-realen Welt, in deren Mitte oder auf deren Gipfel der Mensch sich befindet, durch den Willen der Seele zur That geworden ist. Wir müssen es annehmen, denn nur aus der Annahme eines solchen „unzufälligen“ Wollens läßt die Beschaffenheit der Welt, wie sie unserer Erfahrung vorliegt, sich begreifen. Die Erklärung dieser Beschaffenheit ergibt nämlich sich durch die fortgehende rein rationale Entwickelung des Begriffs jener Möglichkeit, von der angenommen wird, daß sie zur That geworden ist. Die Seele, durch jene unnatürliche Selbsterhebung aus ihrer wahren Daseinssphäre, der innern göttlichen, herausgeworfen, erleidet eine Hemmung ihrer freien Kraftentfaltung. Sie wird auf die niedern Daseinsstufen zurückgedrängt und erscheint so als Materie, als ins Unendliche strebende, aber eben so ins Unendliche gehemmte Ausdehnung, in der aber die darin gebundene, aber auch in der Gebundenheit nicht rastende Idee die Phänomene der Körperlichkeit erzeugt.*) (Dies eben gibt den Anlaß zur Einschaltung jener naturphilosophischen, an den Begriff der drei Dimensionen des Raums sich knüpfenden Betrachtungen, deren wir vorhin gedachten.) Mit jenem ersten, zufällig wirklichen Wollen in der Seele, die eben durch jenes Wollen zur individuellen wird, ist ferner „eine unendliche Möglichkeit anderer, gleichberechtigter, ebenfalls individueller Seelen gesetzt, an welche je nach vorbestimmter Ordnung und nach der jeder zukommenden Stelle die Reihe des Wollens, d. h. des Actes kommt, durch den jede sich selbst und mit sich die Welt aus der Idee setzt“. Dadurch wird es „zur Wahrheit“, „daß eines Jeden Ich — zwar nicht die absolute Substanz ist, denn dieser voreilige Ausdruck Fichte's kann nicht für correct gelten, wol aber daß der unergründliche Act der Ichheit eines Jeden zugleich der Act ist, durch den für ihn diese Welt — die Welt außer der Idee — gesetzt ist“. Dieses Ergebniß, von Schelling als dasjenige bezeichnet, welches die lange, seit dem Alterthum andauernde Krisis der philosophischen Wissenschaft beschließt, ist subjectiver Idealismus, der Idealismus in der Gestalt, wie Kant ihn aufstellt, Fichte, der sich zwar durch das große Wort: „Dasjenige, dessen Wesen und Sein blos darin besteht, daß es sich selbst setzt; sowie es sich setzt, ist es, und sowie es ist, setzt es sich“, eine unvergängliche Bedeutung in der Geschichte der Philosophie erworben, durch Leugnung der „Dinge an sich“, d. h. nach Schelling's gegenwärtiger Deutung, der Ideenwelt, ins Bodenlose verkehrt hat, sodaß Schelling in seiner frühern Periode ihm zu Hülfe kommen und durch Auffindung der inwohnenden Vernunft oder des intelligibeln Zusammenhangs der Dinge einen objectiven Idealismus begründen mußte, welchen dann wieder ein hier nicht Genannter, aber deutlich Bezeichneter (Hegel) in ähnlicher Weise, wie früher Fichte den Kant'schen, verunstaltet hat. Die Welt also, wie sie durch jene Urthat das Ich begonnen, in jedem individuellen Ich mit dessen Entstehung von neuem gesetzt wird, die materielle, die irdische Welt (die Welt der Gestirne soll nach S. 430 noch zur Ideenwelt gehören) ist nach Schelling's gegenwärtiger Lehre in der That nur eine erscheinende. Ihr gehört auch der Mensch nach der Seite an, nach welcher er Seele ist; nur das Sichselbstsetzende in ihm, der Geist (der Aristotelische νοῦς ποιητικός), hat Anspruch auf ewige Dauer und für ihn tritt, je nach seinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Abtrennung von der sinnlichen Seele die Alternative von Seligkeit oder Unseligkeit ein. (Die Bemerkungen über Unsterblichkeit, die hier folgen, werden nach des Verfassers gegenwärtiger Gewohnheit wieder an etymologische, exegetische und mythologische Erörterungen geknüpft.)

Von dem idealistischen Standpunkte, den er in der hier angegebenen Motivirung zu behaupten sich entschlossen zeigt, verheißt Schelling in der einundzwanzigsten Vorlesung, auch hier in Uebereinstimmung nicht nur mit Baader, sondern auch mit Hegel (man denke an des Letztern berühmt gewordenes Wort von dem „Lichtausschlag“), der Philosophie einen Gewinn, von dem Manche wol mit Referenten der Meinung sein werden, daß es mehr ein Gewinn für die alte theologische Orthodoxie als für die echte Speculation sein würde. Es erscheint ihm nämlich solcher Standpunkt als das Mittel, „das viele Grenzenlose, das «bisjetzt noch» (sollen wir etwa Richers und andere diesem Ehrenmanne congeniale Geister herbeirufen, um es auch aus diesen loszuwerden?) in den Naturwissenschaften sich findet, hinwegzuschaffen und die ausschweifenden Gedanken, in denen ganz besonders die Menge sich gefällt, in die dem Philosophen

*) In diesem Philosophem über den Ursprung und das Wesen der räumlichen Materie trifft Schelling auf bemerkenswerthe Weise mit Baader zusammen, den er aber auch hier keiner Erwähnung würdigt.

erwünschte Enge zu bringen". Der unendliche Raum ist, sammt der nur scheinbaren, nicht wirklichen Körperlichkeit der Gestirne, dieser der Ideenwelt angehörigen Wesenheiten, nur ein Truggebild des durch seine Selbsterhebung aus der Ideenwelt herabgefallenen Ichbewußtseins; desgleichen die unendliche Zeit. Die antediluvianischen Gebilde aller drei Naturreiche sind nur phantastische Spiele der mit den wirklichen Gestalten des Lebens auch durch den Schein solcher, die unter andern Lebensbedingungen möglich gewesen wären, den erkennenden Geist des Menschen neckenden Natursele (bekanntlich ein Einfall Voltaire's, der jetzt anfängt, in majorem dei gloriam von den Theologen acceptirt zu werden). Durch solche Abenteuerlichkeiten rächt sich die Verkennung der Gestalt, in welcher das Absolute der reinen Vernunft auch dem schlichtesten Menschenverstande präsent und zugänglich ist, an der verkehrten Vornehmigkeit einer Speculation, welche auf diesen Menschenverstand mit ungebührlicher Geringschätzung herabblickt! Die Theorie des Raums und der Zeit ist der Angelpunkt, um welchen sich in entgegengesetzter Richtung der wahre und der falsche Idealismus bewegt und von jeher bewegt hat. Wer aus misverstandener Abneigung gegen die „schlechte Unendlichkeit" (gegen welche schon im griechischen Alterthum die philosophische Speculation einen Kampf geführt hat, der bei ihren damaligen Vertretern wenigstens eine bessere Entschuldigung zuläßt als bei deren modernen Nachfolgern) den Begriffen der Zeit und des Raums die Anerkennung versagt, daß ihre Unendlichkeit die eigene Unendlichkeit des Vernunftabsoluten ist, der geräth dadurch mit den bewährtesten Grundanschauungen und Ergebnissen der mathematisch-physikalischen Empirie in einen Kampf, der zuletzt in eine leidige Donquixoterie auszuarten droht und von dem gesunden Selbst- und Weltbewußtsein des allgemeinen Geistes schon jetzt als solche betrachtet wird. An die Betrachtungen über die Anfänge des empirischen Universums werden übrigens hier die schon oben erwähnten Erörterungen über die ursprünglichen Unterschiede des Menschengeschlechts geknüpft, mit denen wir unsererseits uns im Ganzen mehr in Uebereinstimmung finden.

Von dem Inhalte der drei letzten Vorlesungen wollen wir mit Uebergehung der nur flüchtigen und doch, wie Alles, sehr anspruchsvoll vorgetragenen psychologischen Bemerkungen (auf wenigen Blättern, die von Citaten aus Aristoteles strotzen, will Schelling eine „vollständige Theorie" des natürlichen Erkennens gegeben haben), mit welchen dieselben eröffnet werden, nur der etwas näher eingehenden Erörterungen über praktische Philosophie gedenken, welche allerdings bemerkenswerth sind, schon um des eigenthümlichen Verhältnisses willen, in das sie sich zu den Zeitbestrebungen stellen. Von der praktischen Philosophie nämlich wird der reinen Vernunftwissenschaft derjenige Theil zugeschlagen, welcher die Gesetze des menschlichen Wollens und Handelns entwickelt, sofern dieselben nicht das positive Verhältniß des Menschen zur Gottheit, sondern sein Verhältniß zunächst nur zu sich selbst oder zu seinem Geschlecht zum Inhalt haben. „Nicht die ganze Möglichkeit ist durch den Einzelnen erfüllt. Er läßt also, unbestimmbar viele Möglichkeiten als durch sich selbst unerfüllt außer sich. Diese Möglichkeiten, da in allen nur die eine Idee ist, haben unter sich ein solches Verhältniß, daß je eine zur Ergänzung der andern gereicht und so die eine nicht sein könnte ohne die andere, und wenn diese nicht zum Sein zugelassen wäre, auch jede andere (also jeder Einzelne, durch den diese erfüllt ist) keinen Anspruch auf dasselbe hätte. Dies ist also eine intelligible Ordnung, die älter ist als die wirklichen Menschen und nicht erst von der Wirklichkeit sich herschreibt." In dieser Weise begründet Schelling den Standpunkt einer rein rationalen Ethik, welche nach seinen Andeutungen unmittelbar zusammenfällt mit Rechtsphilosophie und philosophischer Politik. Der Inhalt dieser Disciplin geht nach den hier gegebenen Andeutungen in einen ziemlich scharf prononcirten Conservatismus und Quietismus aus, und zwar wird dieses Resultat ausdrücklich motivirt durch die negative Stellung dieses Inhalts gegen die höhere positive Daseinssphäre, welche dem geschichtlichen Menschheitsleben erst seinen eigentlichen, positiv werthvollen Inhalt geben soll. Nichts ist nach Schelling verkehrter, als in dem Staate als solchem einen positiven und wol gar den höchsten Zweck des Menschheitslebens erblicken wollen, da er doch, als Verwirklichung der Rechtsordnung, nur ein Mittel, freilich ein durchaus unentbehrliches Mittel zur Erreichung der wahren und eigentlichen Zwecke ist, jener Zwecke, deren Erkenntniß nicht mehr der reinen Vernunftwissenschaft, sondern der positiven Philosophie angehört, welche nach dieser praktischen Seite die Bedeutung einer Philosophie der Geschichte annimmt. Solcher Verwechselung aber bezüchtigt Schelling die Theorie des modernen Constitutionalismus, welche daher von ihm mit entschiedener Ungunst behandelt wird. Er beklagt es, daß durch die Gestaltung, welche diese Theorie für den modernen Staat erobern will, die edelsten Kräfte des Menschengeistes von dem Höhern, welches allein dem Leben einen Werth gibt, abgelenkt und dazu verleitet werden, sich in einem fruchtlosen, zuletzt nur den selbstsüchtigen Zwecken Einzelner dienenden Parteigetriebe abzuarbeiten. Er erkennt „als berechtigt und nothwendig ein Streben des Menschen, den Druck des Staats zu überwinden". „Aber", so fügt er hinzu, „diese Ueberwindung muß als innerliche verstanden werden. Trachtet zuerst nach dem innern Reich, so wird der unvermeidliche Druck auch der rechtmäßigen äußern Ordnung für euch nicht mehr vorhanden sein, noch werdet ihr «den Uebermuth der Aemter», den Hamlet als eine der Unerträglichkeiten anführt, die uns aus diesem Leben forttreiben könnten, sonderlich empfinden!"

Wir verkennen die Wahrheit nicht, welche in dieser Mahnung enthalten ist, recht eigentlich dem letzten Zurufe, welchen der abscheidende tiefsinnige Denker an ein Zeitalter, dem er sich entfremdet fühlte, gerichtet hat. Auch wir haben stets die Ueberzeugung gehegt, daß es,

für die Menschheit im Großen wie für den einzelnen Menschen etwas Höheres gibt als das sociale und politische Leben nur als solches, und daß die Ueberschätzung des socialen und politischen Lebenselements, die sich in den tonangebenden Tendenzen der Gegenwart auf mehrfache Weise kundgibt, in engem Zusammenhange steht mit der Verkennung dieses Höhern, mit der seit dem Zurücktreten des alten Glaubens vorwaltenden und auch durch die bisjetzt herrschend gebliebene Philosophie genährten Neigung des Zeitalters, das irdische Dasein für die einzige und letzte Daseinsform des Menschengeistes und den Menschengeist für Eines und Dasselbe mit dem Geiste der Gottheit zu halten. Dabei aber können wir die abstracte Trennung jener beiden Lebenssphären, der social-politischen auf der einen und der religiösen mit Einschluß der wissenschaftlichen und künstlerischen, auf die uns Schelling's Unterscheidung einer rationalen und einer positiven oder theologischen Ethik hinzuführen scheint, auch nicht gutheißen. Auch das höchste Ziel des Strebens, das „höchste Gut", kann sich dem strebenden Menschengeiste nur in Gestalt einer sittlichen Lebensgemeinschaft einverleiben; einer über die Grenzen dieses irdischen Daseins hinausreichenden allerdings, einer Gemeinschaft der Art, wie sie durch das auch von Schelling hier in Erinnerung gebrachte große Wort „Himmelreich" angedeutet wird, aber darum nicht einer solchen, zu welcher die irdischen Gemeinschaften des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft in gar keiner ausdrücklichen Beziehung, in gar keinem positiven Verhältnisse stehen dürften. Vielmehr die wahre, auf dem Wege der Geschichte zu lösende Aufgabe der Menschheit war von jeher und wird für immer bleiben diese, jene beiden Gemeinschaften, die irdische und die überirdische, — die staatliche und die kirchliche, — in lebendiger Verbindung miteinander und gegenseitig durcheinander zu verwirklichen und sich eben durch die immer steigende Vervollkommnung der niedern in die höhere hineinzuleben.

Es ist wahr, die Lebensgemeinschaft des Himmelreichs, die unsichtbare Kirche, ist als völlig unabhängig zu denken nicht nur von jedem einzelnen Staate, sondern auch von der menschlichen Gesellschaft im Großen und Ganzen. In der Behauptung solcher Unabhängigkeit gehen wir selbst noch einen Schritt weiter als Schelling, da uns nicht wie diesem Denker das menschliche Geschlecht als der alleinige Träger alles creatürlichen Geisteslebens gilt. Allein es ist ebenso wahr, daß für den Menschen, solange er dem natürlichen und geschichtlichen Zusammenhange des irdischen Daseins angehört, jene höhere Lebensgemeinschaft sich durch die niedere, die in dieser Welt steht und deren unmittelbare Zwecke ihr durch diese Welt, durch die sinnliche Wirklichkeit als solche gesetzt sind, auf positive, nicht blos auf negative Weise vermitteln muß. Der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, beide haben ihren wahren Gehalt und Werth eben darin, daß sie sich zu der übersinnlichen Wirklichkeit nicht als äußere Mittel nur, sondern wie Leib zur Seele verhalten, daß sie mit ihr in einer organischen Gemeinschaft stehen. Dadurch eben gewinnt auch das Staatsleben eine Bedeutung als Selbstzweck, und die Kräfte, welche auf seine Verwirklichung und Vervollkommnung verwandt werden, sind für das Höhere nicht verloren, oder das Höhere nicht für sie. Eben dadurch nun erhält auch die Foderung einer lebendigen, persönlichen Betheiligung der Einzelnen oder der Völker im Großen am Staatsleben, die richtig verstandene Foderung des verfassungsmäßigen Selfgovernment, eine höhere Weihe und Berechtigung, als Schelling ihr zugestehen will. Der Einzelne, indem er sein Dichten und Trachten, sein Denken und Thun dem Staatsleben zuwendet, wird eben dadurch, sofern dieses sein Streben nur rechter Art ist und im rechten Sinne erfolgt, der unsichtbaren sittlichen Lebensgemeinschaft keineswegs entfremdet, im Gegentheil er wird ihr gerade auch auf diesem Wege einverleibt. Wir stellen nicht in Abrede, daß es auch noch andere Wege gibt, welche die Einzelnen directer noch und unmittelbarer dem höhern Lebensziele zuführen. Aber was die Völker im Ganzen betrifft, so scheint uns jedes Blatt der Geschichte dafür zu zeugen, daß zwar nicht das Maß politischer Lebensthätigkeit selbst, wol aber das lebendig gefühlte Bedürfniß einer solchen jederzeit der fast untrügliche Gradmesser ihres Berufs und ihrer Empfänglichkeit auch für das geistig Höhere war, und daß nur erstorbene oder im Ersterben begriffene Völker sich zu einem politischen Quietismus der Art, wie der hier von Schelling empfohlene, bequemt haben.

Christian Hermann Weiße.

Adolf Bube.

Ein Nachtrag zu der Anzeige von Putlitz' „Luana".

In den neulich in d. Bl. (Nr. 12) abgedruckten „Aesthetischen Bedenken" glaubte ich darauf hinweisen zu müssen, zu welchem sublimen Unsinn wir auf dem Weg der poetischen Natursymbolik, wie die Kleinmeisterei unserer Tage diese versteht, nothwendig gelangen müssen. Gelegenheit dazu gab mir die „Luana" von Putlitz, ein Gedicht, in welchem der Verfasser Leben und Thaten der Mondstrahlenjungfrau episch zu verklären bestrebt ist.

Diesem Raffinement einer halb mystischen, halb kindisch tändelnden Naturanschauung möchte ich nun in Adolf Bube*) einen Dichter gegenüberstellen, der die Natur ebenfalls zu dem Hauptgegenstand seiner Poesie gemacht, sie aber zu dem Zweck nicht zierlichst verfeinert hat, um dieselbe in berliner Theecirkeln zu dünnen Butterbröten mit Theewasser verzehren zu lassen. Vielmehr schildert er die Natur in ihrer Größe, in ihrer Schönheit, lieblich oder schreckenerregend, jedenfalls aber als Natur und bringt dadurch auf jedes poetisch gestimmte Gemüth, dem die Blumengeister, Mondscheinjungfrauen und all der neuromantische Naturschwindel noch nicht den Geschmack für das Einfache und Gesunde verdorben haben, einen der jedesmaligen Intention entsprechenden sichern Erfolg hervor. Und doch begnügt er sich nicht mit dem bloßen Abconterfeien der ihn umgebenden Natur — die gewöhnliche Klippe, an welcher die landschaftliche Poesie scheitert —, sondern weiß durch geistige und gemüthliche Bezüge die Außenwelt unserm Innern

---

*) Naturbilder. Gedichte von Adolf Bube. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, Stollberg. 1856. 8. 5 Ngr.

zu vermitteln, ohne je das Bewußtsein zu verlieren, daß diese symbolisirenden Züge der Natur nicht immanent, sondern spontane Hineintragungen des Menschengeistes sind. Einzelne dieser Gedichte genießen eine wohlverdiente Verbreitung; wer kennte nicht das tiefempfundene Lied „Der Auswanderer am Orinoco“? Die meisten übrigen aber verdienen ebenfalls bekannt zu werden. Zur Probe, in welcher Weise Bube die treu geschilderte Natur in geistige Beziehungen zu setzen weiß, nur ein kleines Gedichtchen, überschrieben

Die Nachtviole.

Nun ist der laute Tag vergangen
Und Dunkel hält die Flur umfangen:
Die Nachtviole sendet Duft
Entzückend in die kühle Luft.

Mir ist, als ob ein Dichterleben
Sich in die Einsamkeit begeben
Und frei im zaubervollen Lied
Aushauche, was ihm Gott beschied.

Wie fern aber der Dichter der Selbsttäuschung steht, als seien die von ihm hineingetragenen Deutungen der Natur absolute, und wie weit es ihm daher abliegt, die Natur als solche personificiren zu wollen, das spricht er in einem andern Lied sehr verständig aus:

Verschiedene Deutung.

Stellt sich des Himmels Wolkenschar
In schöner Abendröthe dar,
So nennt's der Krieger blut'ge Schlacht,
Der Gärtner helle Rosenpracht,
Der Kaufmann sammtne Purpurglut,
Der Schiffer lichte Meeresflut,
Der Thürmer wilden Flammenstreit,
Der Priester Glanz der Ewigkeit:
Kurz, Jeder trägt das Bild hinein,
Das steht in seines Herzens Schrein,
Und glaubt und schwört zuletzt wol gar,
Daß seine Deutung recht und wahr.

So seien denn diese Naturbilder, welche von dem gesunden poetischen Sinn des Dichters zeugen, auch in der neuen eben erschienenen Auflage bestens empfohlen.

August Henneberger.

Literarische Städtephysiognomien.

Es liegen uns zwei Schriften vor: „Pesther Briefe über Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben. Von Demeter Dudumi“ (erste Lieferung; Pesth 1856) und „Weimar. Von Elisabeth Sangalli“ (Leipzig, O. Wigand, 1855), die ihrer Tendenz nach verwandt sind, indem sie die beiden Städte Pesth und Weimar in ihrer literarischen, geistigen und gesellschaftlichen Physiognomie zur Anschauung zu bringen suchen und namentlich deren Theaterverhältnisse behandeln. Die Hauptstadt Ungarns ist schon darum von besonderm Interesse, weil sie ein Doppelgesicht zur Schau trägt, ein deutsches und magyarisches, und während wir uns aufrichtig darüber freuen, daß der magyarische Geist sich auch in literarischer und künstlerischer Hinsicht immer kräftiger, obschon doch meist im Anschluß an die ältern Literaturen und Kunstformen Europas entwickelt und nicht mehr blos ein martialischer ist, so ist es für uns als Deutsche doch von besonderm Interesse, in Pesth auch eine Pflanzstätte deutscher Cultur, Sitte, Literatur und Kunst zu erblicken, von der aus sich diese langsam, aber sicher in jenen östlichen Regionen strahlenförmig weiter verbreiten. Von dem Wachsthum des deutschen Elements zeugt vornehmlich die Ausdehnung, welche das deutsche Zeitungs- und Journalwesen in Pesth gewonnen hat. Den Anfang nahm diese deutsche Journalistik in Pesth mit der „Pesth-Ofener Zeitung“, die 1845 begründet wurde; seitdem sind folgende deutsche Zeitungen und Journale hinzugetreten: der „Pesther Lloyd“, der bereits, Dank der fleißigen, einsichtsvollen und taktvollen Leitung des Hauptredacteurs Weiß, die Concurrenz mit den vielen großen wiener Zeitungen siegreich besteht; ferner die von O. von Müller redigirte „Ungarische Post“, welche von Demeter Dudumi als vortrefflich gerühmt wird, das von S. Birnbaum redigirte „Localblatt“, ein kleineres politisches Journal, Sigismund Saphir's „Sonntagszeitung“, Levitschnigg's „Pesther Sonntagsblatt“, ein Blatt für den Salon und mit mehr „Upasgift als Tinte“ geschrieben, und Karl Beck's „Frische Quellen“, über die wir gleich nach ihrer Entstehung einige Bemerkungen gebracht haben. In Bezug auf das magyarische Literaturelement enthält Demeter Dudumi's Schrift manche interessante Einzelheiten. Der Verfasser versichert, daß die magyarische dramatische Poesie sowol im ernsten wie im komischen Gebiete Manches geleistet habe, was Beachtung verdiene. Er glaubt, daß es ein ebenso ehrenwerthes als gewinnreiches Unternehmen sein würde, falls ein Verleger die bessern Werke ungarischer Dramatiker in Art einer Bibliothek, die man z. B. mit Katona's „Bánk Bán“ und Jókai's „Manlius Sinister“ eröffnen könnte, in gediegener Verdeutschung der Oeffentlichkeit übergeben wollte. Zu den bessern dramatischen Dichtern Ungarns gehörte auch Karl Obernyik, zuletzt Professor in Kecskemét und im vorigen Jahre auf einer Ferienreise in Pesth an der Cholera verstorben. Mehre seiner Schau- und Trauerspiele sind aufgeführt worden, und 1842 errang er den Preis der Akademie von 100 Dukaten mit dem Drama „Magnat und Bauer“, das jedoch wegen der damaligen Zeitverhältnisse nicht zur Aufführung zugelassen werden konnte. Auch mehre ungarische Nationalopern, von denen einige schon zum Theil wegen der darin eingewebten magyarischen Volksmelodien von Interesse sind, werden von dem Verfasser sehr gerühmt, wie Erkel's „Hunyady László“, Császár's „Morsinai Erzsébet“ (Elisabeth von Morsina), Thern's „Tihany ostroma“ (Belagerung von Tihany) u. s. w.

Wie dies jetzt gebräuchlich ist, reibt sich der Verfasser gelegentlich auch an Shakspeare, ohne jedoch dessen Größe zu verkennen, nur glaubt er noch zu viel Shakspeare'sche Elemente in Poesie und Aesthetik spuken zu sehen. Wir aber fragen, in welchem irgend nennenswerthen Stücke, das seit etwa zehn Jahren zur Aufführung kam, spukt noch Shakspeare'scher Einfluß? Etwa in Gutzkow's, Laube's, Freytag's Dramen, in Brachvogel's „Narciß“, im „Fechter von Ravenna“, in Gottschall's „Pitt und Fox“, in Jordan's „Liebesleugnern“, in Mosenthal's „Deborah“, in Roderich Benedix' „Mathilde“, in Hackländer's „Zur Ruhe Setzen“, in der Birch-Pfeiffer „Lady von Worsley-Hall“ oder in Theodor Apel's „Nähkäthchen“? Seht! ihr kämpft gegen einen Schemen, der euch durchaus nicht mehr im Wege ist. Wir Wenigen, die wir noch auf Shakspeare'scher Fährte schritten, die wir uns dem jedenfalls doch verzeihlichen Wahne hingaben, die deutsche Bühne könne oder müsse auf diesem Wege aus ihrer Erschlaffung gerettet werden, wir gestehen es offen, für lange so gründlich gegen euch, gegen den Geschmack der Schauspieldirectoren und Regisseure wie auch eines Theils des Publicums den Kürzern gezogen zu haben, daß ihr wenigstens die Großmuth haben solltet, uns nicht immer wieder unsern Irrthum oder unsern Mangel an Coulissenpraxis, kurz unsere Niederlage ins Gedächtniß zurückzurufen. Habt ihr nicht einmal daran genug, daß wir unsern Irrthum, vielleicht freilich nur einen Irrthum auf Zeit, offen eingestehen und auf alle dramatische Productivität verzichtet haben? Vielleicht kommt auch an euch die Zeit — wir wünschen sie euch nicht, aber wahrscheinlich kommt sie auch ohne alles Zuthun von unserer Seite — wo ihr den Schmerz dieses freiwilligen oder gezwungenen Verzichtleistens an euch selbst empfinden werdet.*)

---

*) Heinrich Laube spricht in der Vorrede zu seinem eben erschienenen Trauerspiel „Graf Essex“ von den „süßen“ Kritikern, welche keine

In ihrer Schrift über Weimar zieht die pseudonyme Elisabeth Sangalli zuvörderst einen Vergleich zwischen dem classischen Weimar, welches der Vergangenheit, und dem modernen Weimar, welches der Gegenwart und vielleicht der Zukunft angehört. Sie erörtert dann die Bestrebungen des gegenwärtigen Großherzogs und Maria Paulowna's für eine freiere Geistesrichtung und für allgemeinere Bildung in Weimar und kommt dann, wie dies in Deutschland fast unausbleiblich zu sein scheint, in längerer Ausführung auf das Theater, auf Liszt's Verdienste um die Oper, namentlich aber auf die Leistungen ihres Gatten Marr zu sprechen. Jetzt, wo Marr wieder zum Wanderstabe gegriffen hat, würde die Dame ihre Broschüre wol in einem ganz andern Sinne, wenn überhaupt schreiben. Was die classische Periode Weimars betrifft, so hat diese nach ihrem Dafürhalten nur für einen „exclusiven Kreis, für künstlerische Individualitäten, für die schönheitsdurstige Aristokratie" existirt; „ins Volk drang kein erwärmender Strahl", fügt sie hinzu. Unsere Zeit hat nach ihr eine andere Aufgabe; sie verlangt in ihrer „Totalität" danach, „alle Bemühungen des Culturlebens mit dem wirklichen Leben in Harmonie zu bringen", u. s. w. Leider hat aber, behauptet die Verfasserin weiter, alles geistige, intelligente, wissenschaftliche und künstlerische Ringen seine hartnäckigsten Gegner im deutschen Philisterthum. In dieser Welt der Philister ist man, wie die Verfasserin versichert, „weder human noch empfänglich; man denkt im Sinne des üblichen Kanzleistils, man modelt sein Empfinden nach den Landesparagraphen und Gesetzen; aus den Actenstößen entnimmt man seine Vorstellungen und Reflexionen, entetirt auf die Idee, daß nichts bestehen kann, was nicht im Bureau, hinter dem Schreibtische in dicke Folianten eingetragen. Das Philisterthum reibt und hebt sich nur am persönlichen Parteigetreibe, voller Neid und Misgunst, voller Spott und Tadel über die Geistesaristokratie." Ueberhaupt weiß die Dame, die mit Fremdworten und philosophischen Kunstausdrücken mehr als nöthig um sich wirft, ganz ordentlich zu räsonniren und zwar stets vom Resonanzboden des modernen und zuweilen auch des specifisch Marr'schen Bewußtseins aus.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

Rudolf Köpke's Schrift „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters" sind von der deutschen Kritik ziemlich stiefmütterlich behandelt worden, obschon man sie wol mit Recht eine der interessantesten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der Biographie nennen darf. Den Vorwurf, gegen dies Buch nicht ganz gerecht gewesen zu sein, haben übrigens unsers Wissens schon früher die „Hamburger Jahreszeiten" der deutschen Kritik gemacht. Zu dem reichhaltigen Inhalt kommt bei diesem Buche noch eine künstlerisch anmuthige Form, durch die es sich gewiß über alle Autobiographien erhebt, die seit Goethe's „Aus meinem Leben" erschienen sind; denn auch diese Tieck'schen Erinnerungen sind wesentlich als eine Autobiographie zu betrachten. Dagegen fängt die Aufmerksamkeit des Auslandes an, sich darauf zu richten. Wir haben schon früher eines Artikels des „Athenaeum français" gedacht, worin auf das Buch als auf ein vielseitig interessantes hingewiesen wurde. Nun bringt auch das londoner „Athenaeum" längere Auszüge daraus, welche mit folgender Vorbemerkung eingeleitet werden: „Trotz des großen Rufs, dessen sich der Name Ludwig Tieck's erfreut, gibt es doch wol nur wenige Autoren, die der großen Masse der Leser in persönlicher Hinsicht so wenig bekannt wären. Die reizenden Erzählungen, welche zu der Zeit erschienen, als das deutsche Feenland noch ein neues Gebiet war, gelten vielleicht manchem Engländer als charakteristischere Typen des Germanismus als irgendeine der Productionen Goethe's und Schiller's, und doch, wenn sich derselbe Brite ein Bild von dem unermüdlichen Tieck machen will, so wird dies so verschwommen und unbestimmt gerathen als nur möglich. Natürlich werden wir nicht ganz Dasselbe von des Dichters Landsleuten sagen können, ohne uns einer Uebertreibung schuldig zu machen; dennoch glauben wir, daß in Betreff des Haupts der romantischen Schule selbst unter den Bewohnern Dresdens und Berlins ein unermeßliches Misverhältniß zwischen seinem Rufe und der Kenntniß von ihm stattfindet." Namentlich haben die Tieck'schen Märchenerzählungen den ganzen Beifall des englischen Kritikers. „Wer", sagt er, „könnte jemals den «Blonden Eckbert», den «Getreuen Eckart» und alle jene köstlichen Erzählungen vergessen, welche im «Phantasus» gesammelt sind? Die Wiedererweckung der alten Volksmärchen und die Neuerfindung von Erzählungen, welche denselben Geist athmen, gaben ein wundervolles Gährungselement unter den altklugen Berlinern ab, welche sich einbildeten, daß sie über solche Altweibermärchen schon längst hinaus seien." Auch die Verdienste, welche sich Tieck um die Anerkennung und gerechtere Würdigung Shakspeare's, Cervantes', der romanischen Literaturen überhaupt, der Minnesinger und der altdeutschen Kunst in Deutschland erwarb, werden von dem englischen Berichterstatter nach Verdienst hervorgehoben.

Bunsen's „Zeichen der Zeit" sind von Miß Susanna Winckworth, die sich namentlich mit der religiösen Literatur Deutschlands beschäftigt und erst jüngst eine von uns bereits erwähnte Sammlung vortrefflich gelungener englischer Nachbildungen deutscher Kirchenlieder unter dem Titel „Lyra Germanica" herausgab, unter dem Titel „Signs of the times, being letters on the dangers to religious liberty in the present day" ins Englische übersetzt worden. Der „Leader" sagt davon: „Es ist dies das bemerkenswertheste Werk, welches in der neuesten Zeit aus der Feder eines Staatsmanns erschienen ist." Für Deutschland von besonderm Interesse ist auch ein neues Werk von Sir John Forbes: „Sight-seeing in Germany and the Tyrol, in the autumn of 1855", ferner Edward Cayley's zweibändige Schrift „The European revolutions of 1848".

H. M.

Bibliographie.

Bacherl, F., Die Cherusker in Rom Eine Tragödie in zwei Abtheilungen. Nördlingen, Beck. 8. 10 Ngr.

Bodemer, H., Die industrielle Revolution mit besonderer Berücksichtigung auf die erzgebirgischen Erwerbsverhältnisse. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefe des Großherzogs Carl August und Göthes an Döbereiner. Herausgegeben von O. Schade. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr.

Büst, F., Fest-Predigten. Trier, Lintz. 8. 27 Ngr.

Chevalier, M., Zwölf national-ökonomische Vorträge Gehalten im Collége de France bei Eröffnung der Jahreskurse 1840—41 bis 1851—52. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Besorgt von J. E. Horn. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

Cornill, A., Arthur Schopenhauer, als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung dargestellt. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Wahnsinnsscenen nach Shakspeare'schem Muster auf der Bühne mehr dulden wollen und bemerkt dann: „Erinnern wir uns doch bei Zeiten, daß wir hiermit auf dem behaglichen Abhange tänzeln, welcher zu blumiger aber sumpfweicher Wiesenfläche führt. Da ist recht fette Vegetation, aber schwammig sind die Gräser, unkräftig alle Gewächse." Wir vernehmen dieses Wort gerade von dieser Seite mit aufrichtigem Vergnügen, nur freilich könnten auch wir es nicht billigen, wenn einzelne Shakspeare'sche Motive einem sonst sehr modern gehaltenen Drama als isolirte Effectmittel blos äußerlich aufgeklebt werden sollten.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

32. **Meyer (C. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses bereits in dritter Auflage erschienene Wörterbuch kann sowol seiner Zweckmäßigkeit als des überaus billigen Preises wegen ganz besonders empfohlen werden.

33. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Siebentes Heft. (Peru — Stettin.) 8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

34. **Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères**, depuis 1763 jusqu'à nos jours Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome second. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf **vier** Bände berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Der soeben erschienene **zweite Band** umfaßt die Jahre 1801—15. Namentlich wird eine große Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu dem ersten Bande (1855, 3 Thlr.) spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Réglements consulaires des principaux etats maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, **Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations.** 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Martens (Ch. de), Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy**. 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

35. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Sechstes Heft: Tafel LI—LX.; Text Bogen 16—18. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüte gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

Ein Prospect, der unter Anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

36. **Ruge (A.), Die neue Welt.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: **Goethe's Ankunft in Walhalla.** 8. Geh. 20 Ngr.

Daß Arnold Ruge nach langem Schweigen wieder litterarisch auftritt und daß dies noch dazu mit einem Gedicht, einem Drama in Versen, geschieht, wird sicherlich Aufsehen erregen, ebenso daß die ganze Tendenz des Stücks sozusagen mehr conservativer Art ist. Der Schauplatz ist Paris im Jahre 1848, die handelnden Personen sind deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Das Gedicht verdient jedenfalls die Beachtung aller litterarischen Kreise, wenn ihm auch Blicke mit Vorurtheil entgegentreten werden.

37. **Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen** aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn rc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüteperiode der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

38. **Schulz-Bodmer (W.), Der Froschmäusekrieg** zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. 8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem **Vogt-Wagner'schen** Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Erschienen sind bereits folgende Blätter:

Leipzig-Dresden. Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)

Die Sächsische Schweiz. Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Grosser Winterberg).

Leipzig-Hof. Führer für Reisende auf der Sächsisch-Bairischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).

Hof-Nürnberg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).

Leipzig. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleissenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).

Dresden. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Grossen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.

In drei Theilen. Erster Theil. Die englische Literatur von 1660—1770.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Sgr., in englischem Callico-Einbande 3 Thlr.

Im großen Stile der Geschichtschreibung, den Schlosser und Macaulay in unsern Tagen so wirkungsvoll erneuerten, hat der Verfasser in selbständiger Weise „Wesen und Verlauf" unserer nächstvergangenen Culturperiode gezeichnet. Die Literaturgeschichte ist hier im Sinne einer eigentlichen Culturgeschichte behandelt. Mit der Hingebung echt deutschen Gelehrtenfleißes hat er die Thatsachen erschöpft, mit längst bewährtem philosophisch-ästhetischen Blicke künstlerisch geordnet und mit offenem Sinn für die Gestaltungen des Lebens ausgedeutet. Durch diese einheitliche Darstellung der wissenschaftlichen, künstlerischen und socialen Zustände und Bedingungen wird, wir dürfen es mit Zuversicht sagen, das vorliegende Werk eine wesentliche und tiefgefühlte Lücke der Wissenschaft ausfüllen, da es in der That bisher noch immer an einer solchen umfassenden Geschichte der großen Aufklärungskämpfe des vorigen Jahrhunderts gefehlt hat.

Der hier erscheinende erste Band gewinnt ein um so größeres Interesse, je inniger er mit den soeben ausgegebenen neuesten Bänden Macaulays zusammenfällt und deren cultur- und literargeschichtliche Ergänzung bildet. Die beiden folgenden Bände werden in möglichst kurzer Frist folgen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 24. Juli 1856.

Materialismus oder Spiritualismus?

Erster Artikel.

Eine neue Weltanschauung ist daran, sich in die Gemüther der Menschen einzuleben. Sie geht herum wie ein Ansteckungsstoff. Jedes junge Gemüth der gegenwärtig lebenden Generation wird davon ergriffen; je mehr Lebensfülle es in sich hat, desto mehr. Es kommt aber darauf an, wie es vorbereitet ist, den neuen Impfstoff zu empfangen. Trifft er auf ganz unvorbereitete Seelen, so erzeugt er Materialismus, in besser vorbereiteten höhere Formen der Erkenntniß und Wissenschaft. Wohin das Alles zuletzt will, ist noch verborgen. Nur soviel ist gewiß, daß das Alte veraltet ist und das Neue sich gewaltig hervordrängt, als wäre die Menschheit mit einer neuen Menschheit schwanger.

Eine große Anregung hat der Streit zwischen den beiden Physiologen Rudolf Wagner und Karl Vogt im vorigen Jahre gegeben. Er hätte das aber nicht gethan, wenigstens nicht in soweit hinausreichendem Maße, wenn nicht die Seelen und Gedanken überall mit reichlichem Zündstoff für solche Anregungen erfüllt gewesen wären, und zwar nicht blos nach der Seite des Materialismus, sondern ebenso sehr und wahrscheinlich wol in einem noch weit erhöhtern Maße nach der Seite des Spiritualismus hin.

Der Menschengeist ist durch so viele neue Entdeckungen, Erfindungen, Hülfsmittel des Lebens mit neuen Eindrücken überschüttet, in neue Elemente des Wissens getaucht worden, welche seine alten Anschauungen in vielfacher Weise zu tief erschüttert haben, als daß sich Alles in ganz kurzer Zeit wieder ins Gleichgewicht setzen könnte. Und auch das Gleichgewicht selbst, wohin Alles zuletzt immer zurückkehrt, kann nicht das alte sein, sondern nur eine neue Geburt, wobei alle höchsten Productionskräfte, welche dem Geiste der gegenwärtigen Menschheit zugebote stehen, werden mitzuwirken haben.

Diejenigen miskennen ganz und gar diese geistige Bewegung, welche glauben, daß sie blos negativer Natur sei. Sie hat vielmehr einen wohlbegründeten positiven Kern. Sie ist eine Fortsetzung der Bewegung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts, von Kant ausgegangen, das wissenschaftliche Leben und mit ihm alle Erziehungs- und Bildungskräfte der Nation heilsam zu reformiren begann. Diese philosophische Reform ist noch lange nicht beendigt, gerieth vielmehr durch Ausbreitung der naturphilosophischen Romantik in eine verderbliche Stockung. Das Verdienst ist nun dem heutigen Materialismus zuzugestehen, daß er hauptsächlich mit dazu beiträgt, uns aus dem Seelenschlafe zu rütteln, in welchen zu verfallen wir außerdem bedroht sein würden. Wenigstens läßt jener nicht ab, darauf aufmerksam zu machen, daß das Band eines unmündigen Kinderglaubens nicht im Stande ist, freie und edle Seelen mit Freudigkeit und Opfermuth zu rüsten, um den wirklichen feindlichen und zerstörerischen Gewalten der Gegenwart die Brust entgegenzuwerfen.

Aber freilich ist dann auch wieder der Materialismus unbegreiflich stark in den Zeichen der Zeit desorientirt, wenn er glaubt, daß die Seichtigkeiten, welche er zur Schau trägt, die wirkliche Nahrung seien, womit die Gegenwart, welche heißhungerig und bethört nach ihr langt, gesättigt werden könnte. Die Pfütze bleibt immer eine Pfütze, wenn auch der vom heißen Durste verlechzende Wüstenwanderer begierig aus ihr trank, als ob sie klares Wasser wäre. Man wird sich von ihr hinwegwenden, sobald man die Brunnen des klarern Wassers gehörig kennen lernt. Und auch darin zeigt der Geist der Gegenwart seine ganze Frische und Lebenskraft, daß es fortwährend nicht an Solchen fehlt, welche dem Materialismus nicht blos in polemischem und zurückdrängendem Streben als erbitterte Feinde vom beengten Glaubensstandpunkte her entgegentreten, sondern vielmehr die von ihm gebotene Gelegenheit einer Disputation über die höchsten Interessen der Menschheit in sorgsam eingehender Weise und ohne Erbitterung benutzen, um heilsamen und beglückenden Philosophemen, deren haderstillende und besänftigende Kraft von den Zeiten des Plato und Sokrates her in der Menschheit sich erprobt hat, erneuerte Wege zu bahnen. Dient nun der Materialismus dazu, durch einen scharfen Anreiz auf die Gemüther den Acker

der öffentlichen Meinung zu pflügen, damit sie bereitwilliger werde, den Samen jener so alten und doch immer wieder den Eindruck des Unerhörten machenden Ideen, in deren Vollziehung im Menschengeschlechte die eigentliche Haffnung seiner Zukunft ruht, in sich aufzunehmen, so wird er nach erfüllter Bestimmung ruhig zu Grabe gehen können, ohne eine künftige Auferstehung fürchten zu müssen.

Vor kurzem noch galten Vogt und Moleschott als die einzigen Vertreter des Materialismus vom reinsten Wasser. Czolbe und Büchner sind ihnen mit rasch erworbener Berühmtheit zur Seite getreten. Treten wir zu ihnen hin und sehen uns genauer an, was sie wollen.

1. Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von Heinrich Czolbe. Leipzig, Costenoble. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

2. Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung von Louis Büchner. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr.

Czolbe will, daß die Wissenschaft auf eine Erkenntniß des Uebersinnlichen verzichte, und glaubt, daß dieses am besten erreicht werde, wenn man Anschaulichkeit im Denken zum ersten Grundsatze erhebe. Die Wissenschaft soll durchweg anschaulich werden, anstatt daß sie sich bisher nur zu häufig mit unanschaulichen Erklärungen begnügte in Feldern, wo anschauliche möglich waren. Wer wollte im Interesse aller Lernenden nicht von ganzem Herzen in den Wunsch einstimmen, in allen Fällen, wo anschauliche Erklärungen möglich sind, denselben vor den unanschaulichen den Vorzug zu geben! So erinnern sich gewiß noch alle ehemaligen Schüler des Mathematikers Thibaut in Göttingen mit Vergnügen daran, wie sehr dieser das Interesse am Studium der Geometrie dadurch zu heben wußte, daß er die Beweise in möglichst anschaulicher Form gab, wodurch das Studium dieser Wissenschaft damals zu einer beliebten Modesache für Jedermann wurde. Aber ein Anderes ist es, ob das Anschauliche als solches, wie Czolbe will, ein Unterscheidungsmerkmal gründlichern Verständnisses und tieferer Einsicht sei. Hiergegen erheben sich doch große Bedenken. Wäre dieses so, so wäre z. B. der Zustand der Arithmetik bei den Pythagoräern, welche sich die abstracten Verhältnisse der Quadratzahlen nur erst an geometrischen Figuren zu verdeutlichen wußten, ein vollkommenerer Zustand dieser Wissenschaft gewesen als der gegenwärtige, bei dem man diese Krücke nicht mehr nöthig hat. Und sollen wir den seitdem noch hinzugekommenen Differentialcalcul, durch welchen die heutige Wissenschaft das Größte leistet, darum für minder gewiß und zuverlässig halten, weil er sich schlechterdings nicht veranschaulichen, sondern nur in abstracten und völlig bildlosen Gedanken auffassen läßt?

Von der strengen Anfoderung deutlichster Anschaulichkeit ausgehend, zog bereits vor etwa 20 Jahren ein gewisser Wirth mit großem Ernste aufs neue die Kopernicanische Hypothese einer Bewegung der Erde in Zweifel und man konnte dem Manne, wenn man seinen Grundsatz, daß nur das vollkommen Anschauliche wahr sei, gelten ließ, durchaus nicht Unrecht geben. Es hat aber nichts davon verlautet, daß irgendeiner unserer namhaften Astronomen, welche doch, da sie Sonnen- und Mondfinsternisse so genau vorher berechnen, wol etwas von der Sache zu verstehen scheinen, sich durch den Grundsatz des Sensualismus an der mit der Sinnanschauung in so großem Widerspruch stehenden Hypothese hätte irre machen lassen. Daher läßt es sich denn auch nicht leugnen, daß die Astronomie mit diesem Grundsatze in ebenso großer Feindschaft lebt als die Mathematik.

Der Grundsatz, nur das Anschauliche sei wahr, muß demnach wol aufgegeben werden. Es ist, so leid es uns thut für alle langsamen Köpfe, auch kein wahres Wort an ihm. Wäre es wahr, so würde mit einem male alles Das in der Naturwissenschaft zusammenstürzen, was man das Exacte darin nennt. Denn überall, wo die Exactheit anfängt, hört die Anschaulichkeit auf. Es bliebe nichts übrig als eine unendliche Masse von wüsten Beobachtungen, Experimenten und Erfahrungen, wie sie das Alterthum ebenfalls schon hatte, ohne daß es etwas Nützliches mit ihnen anzufangen wußte, eben darum, weil es den anschaulichen Stoff noch nicht durch den unanschaulichen Calcul zu zersetzen und zu verzehren verstand. Das Wünschenswerthe, was in der Anschaulichkeit liegt, reducirt sich daher blos auf den Vortrag der Wissenschaft.

Aber auch hier darf man die Foderung des Anschaulichen nicht auf die höchste Spitze treiben, wenn sie nicht die unbefangene Auffassung der Erfahrungsthatsachen trüben und hindern soll. Wer z. B. die Denkgesetze durch Kreise, den Zeitverfluß durch eine Linie, den bittern Geschmack durch stechende Nadeln, den süßen durch sanft gleitende Wellen, die Liebe durch ein flammendes Herz u. dergl. veranschaulicht, der muß doch immer zugleich dafür sorgen, daß der Gegenstand nicht mit dem Bilde verwechselt werde und der Schüler nicht einer bloßen Spielerei mit Bildern, Zeichen und Symbolen anheimfalle. In diese Spielerei verfielen z. B. im Alterthum die Pythagoräer, indem sie die geometrischen Figuren geradezu mit allen den abstracten Gegenständen verwechselten, für welche sie dieselben als anschauliche Symbole beim Unterrichte gebrauchten. Die Sinnbildnerei und spielerische Hieroglyphik, in welcher sich die naturphilosophische Schule schon etwas übernommen hatte, könnte so wieder zur üppigsten Blüte gelangen.

Es ist der Mühe werth, in Betreff eines Hauptpunkts näher auf Das einzugehen, was Czolbe ein anschauliches Erklären nennt. Er hält dafür, daß die Eindrücke der Sinnorgane sich in Gestalt von mechanischen Schwingungen in der elastischen Nervenmasse zum Gehirn fortpflanzen und in ähnlicher Art die Willensimpulse in den motorischen Fäden vom Gehirn aus sich verbreiten. Da nun bekanntlich eine einfache Fortpflanzung der Nerventhätigkeit von der Peripherie ins Centrum und umgekehr

für sich allein noch nicht hinreicht, Bewußtsein zu erzeugen, er aber die Annahme einer im Gehirn wohnenden bewußten Seele vermeiden will, weil dies ein unanschauliches Princip sei, so sucht er auch das Bewußtsein aus jenen mechanischen Schwingungen auf eine anschauliche Art zusammenzusetzen. Die Schwingungen, welche, solange sie in geradliniger Richtung liefen, unbewußt waren, sollen im Gehirn in eine in sich selbst rückläufige Kreisbewegung treten. Diese kreisförmige Bewegung gewisser mechanischer Erschütterungen ist das Bewußtsein.

Hat denn aber das Bewußtsein wirklich eine Verwandtschaft mit einer in sich rückläufigen Bewegung? Dann müßten ja das Roulette, der Haspel, das Rad auch Analoga des Bewußtseins zu erkennen geben. Wir merken nichts davon. Ebenso gut könnten wir daher auch das Bewußtsein eine Erweichung des Gehirns, eine Aussonderung elektrischen Stoffs, einen chemischen Proceß im Dunste der Hirnhöhlen nennen. Das Eine bietet genau ebenso viel Aehnlichkeit als das Andere, nämlich nicht die geringste. Das Bewußtsein ist zwar wahrnehmbar, aber schlechterdings nicht anschaulich, auf ganz ähnliche Art, wie z. B. auch der Donner, der süße Geschmack, der Schmerz, der Zeitverfluß wahrnehmbar, aber nicht anschaulich sind. Man nimmt Vieles mit der größten Gewißheit unmittelbar als existent wahr, was man doch nicht mit Kreislinien oder recht- und spitzwinkeligen Figuren aufs Papier zeichnen kann. Es ist nicht blos der Opticus, welcher uns von Dem, was ist, Kunde gibt. Und wenn man ihm, was äußerliche Erkenntnisse anbelangt, auch eine gewisse Superiorität über die andern Sinnesnerven einräumen darf, weil seine Anschauungen am weitesten in die Außenwelt hineinreichen, so nimmt er dafür in der Zahl der Sinne und Erkenntnißquellen, welche über unser Inneres Kunde geben, einen desto tiefern Rang ein. Wer beim Bewußtsein an nichts als mechanische Kreisbewegungen denkt, der treibt bloßen Scherz mit diesen Dingen, ähnlich dem Schulknaben, welcher, anstatt die Aufgabe, die ihm zu schwer ist, zu lösen, Männchen auf das Papier zeichnet. Wem es Ernst mit der Sache ist, der steigt in die Wahrnehmung des Bewußtseins selbst ein, beobachtet die innern Symptome des Aufmerkens, des Lernens, des Erwartens, des Beobachtens, des Fragens, des Ueberlegens, des Zweifelns, des Fürwahrhaltens u. s. w. Gelingt ihm dies, so tritt er auf Fels, während jene anschauliche (oder richtiger: sinnbildernde) Methode ist wie der Flugsand der Wüste.

Sehr naiv bemerkt daher auch Czolbe, daß die sensualistischen Demonstrationen nach der anschaulichen Methode in der Regel erst dann rechte Ueberzeugungskraft erlangen, wenn man außer ihrer logischen Begründung sich auch noch an sie gewöhnt hat. Wir möchten hinzusetzen, daß, wer sich nur recht geflissentlich gewöhne, auch hierdurch allein schon zur Ueberzeugung gelangen könne, wobei er jedenfalls am sichersten geht, indem die logische Begründung ihm weit eher an verschiedenen Orten wieder unsicher machen könnte.

Zwei besondere Punkte treten aber noch hinzu, welche diesem Sensualismus keine lange Lebensdauer versprechen. Der erste ist der Conflict, in den er mit dem gegenwärtigen Zustande der geologischen Wissenschaft tritt. Er lehrt nämlich, die Arten der Organismen seien im Wesentlichen unveränderlich, jede erzeuge fortdauernd nur eine gleiche. Daher sei die Weltordnung ewig und die Organismen in ihr niemals ursprünglich entstanden. Und ebenso wie von Ewigkeit her voneinander verschiedene Menschenracen bestanden haben müssen, ebenso sei auch an der Stabilität der Lebensdauer, Körpergröße und sonstigen Körperbeschaffenheit des Menschengeschlechts festzuhalten. Dieser Ansicht von einer niemals entstandenen Erde mit niemals entstandenen Pflanzen, Thieren und Menschen wird außer ihrer wissenschaftlichen Berechtigung zur weitern ästhetischen Empfehlung eine „nüchterne Erhabenheit" zugeschrieben. Wir fürchten, daß hier ein Punkt ist, wo Czolbe gegen die Geologen von Fach einen nicht minder schweren Stand haben wird, als ihn die Bestreiter der Kopernicanischen Hypothese gegen die Astronomen von Fach haben. Solchen gewagten Stellungen sollte sich nur Der aussetzen, welcher wirkliche Einsichten und nicht, wie Czolbe an diesem Punkte, bloße Absichten zu vertheidigen unternimmt.

Der zweite Punkt ist der Versuch, die Principien des Sensualismus nicht nur mit den Sittengesetzen einer strengen Moral, sondern auch mit den Institutionen einer bestehenden Kirche in Einklang zu setzen. Dieser Versuch zeigt, daß der Sensualismus hier in der Seele seines Urhebers selbst mehr als ein bloßer Durchgangspunkt, denn als ein bereits befestigter Standpunkt zu betrachten sein möchte. Die moralischen Bedürfnisse sind ihm das Wohlwollen gegen Andere und das Streben nach eigener Vollendung. Das Motiv des sittlichen Handelns besteht einerseits aus der Theilnahme für Andere, welche sich mit der Vorstellung der Art und Weise, ihnen zu helfen, verbindet, andererseits aus dem persönlichen Ehrgefühle, welches die Vorstellung einer anständigen Lebensweise associirt. „Diese Auffassung der Ethik steht mit der Existenz einer Kirche nicht im Widerspruch. Gerade der Sensualismus, welcher in diesem Punkte so wesentlich mit einem tiefern Christenthume übereinstimmt, bedarf einer äußern Kirche, welche das Gute nicht nur einmal lehrt, sondern fortdauernd daran mahnt, zu guten Werken anleitet, im Unglück tröstet und unterstützt." Diese religiöse Stimmung, welche bekanntlich nicht bei allen Sensualisten vorkommt, setzt es ganz außer Zweifel, daß in dem Czolbe'schen Naturalismus sich selbst unbewußt eine weit höhere Weltanschauung gährt, welche sich blos noch durch das falsch gegriffene Princip einer durchgehenden Anschaulichkeit im Denken an ihrer freiern Ausbildung gehindert sieht.

Was Büchner's „Kraft und Stoff" betrifft, so hat diese Schrift bereits die Ehre einer dritten Auflage erfahren.*)

*) Die erste und zweite Auflage sind in Nr. 43 d. Bl. f. 1855 besprochen worden. Der dritten ist nun auch bereits eine vierte gefolgt.
D. Red.

Was sogleich in der Vorrede zur letztern als höchst bemerkbar in die Augen springt, ist die eigenthümliche Manier des Verfassers, seine Gegner zu widerlegen. Er hält es mehrentheils für hinlänglich, ihre Worte blos zu citiren, um dieselben dadurch sofort der schuldigen Verachtung der Lesewelt preiszugeben. Dieses hat allerdings etwas Imposantes und erzeugt einen Ton von ganz unnachahmlicher Ueberlegenheit. Er redet z. B. von der erhabenen Unverständlichkeit und der speculativen Schwärmerei eines Philosophen, welcher in der „Allgemeinen Zeitung" gegen ihn zu Felde gezogen war. Als Beleg dieser Unverständlichkeit und Schwärmerei wird angeführt, daß jener Philosoph einen „selbstbewußten, alldurchdringenden Gott" annimmt, welcher „nicht raum- und zeitlos, sondern das Raum und Zeit Setzende und Erfüllende sei". Ueber diesen Begriff hat Büchner keine andern Worte als ein gleichsam erschrockenes Stammeln: „Selbstbewußtsein, Alldurchdringung, Realisirung des idealen Wesens des Geistes, Raum- und Zeitsetzung und Erfüllung, in der That, viel auf einmal für einen Gott, welcher, wie es scheint, nicht blos dem Bedürfniß des Philosophen, sondern auch dem des Theologen genügen soll!" Man sieht, den Herren, die uns die himmlischen Dinge wie erkrankte Glieder amputiren möchten, ist nichts fataler, als wenn theologische Begriffe, wie Gottheit und Seele, ihrer ungereimten Gestalt, worin sie häufig in einer mit unreinen Elementen versetzten Dogmatik angeeignet wurden, durch speculative Arbeit enthoben werden und nun anfangen, aufs neue in ihrer ganzen angestammten Schönheit und Würde zu strahlen. Denn sie fühlen hierbei am meisten ihre Einsamkeit und das Verlorene ihrer Sisyphusarbeit. Sie fühlen, daß, wenn die Zeit erst herannaht, wo der geläuterte religiöse Begriff über den ungeläuterten siegt, dann selbst der beste Fegebesen der Unsauberkeit, wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes konnte als fegen, nur zu dem abgefegten Kehricht mit ins Feuer geworfen wird. Sie fühlen, daß die Schönheit und Würde wiederhergestellter religiöser Wahrheiten und zu dem wirklichen Jenseits emporgerichteter Gedanken das Herz der Mehrzahl der Menschen mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, und daß die Zahl der verstimmten Seelen immer die Minderzahl bilden wird. Sie fühlen, daß der Atheismus und die Seelenlosigkeit nur Caviar ist für verwöhnte und abgestumpfte Gaumen, ein Gewürz, wodurch sich der Uebermuth einer mit allen Bildungsmitteln überfütterten Seele auf seinen höchsten Gipfel treibt, womit man aber keinen Hungerigen sättigen kann. Sie fühlen mit einem Worte, daß sie vereinsamt stehen trotz alle Dem.

Sollte Büchner ehrlicherweise unfähig sein, sich eine selbstbewußte, Raum und Zeit setzende und mit ihrem eigenen Wesen erfüllende Urkraft auch nur zu denken? Er möge uns versichern, soviel er wolle, wir halten ihn für viel zu denkgewandt und zu wohlunterrichtet, um ihm dieses so geradezu aufs Wort zu glauben. Höchstens können wir annehmen, daß er gegen diesen Gedanken ein solches Vorurtheil gefaßt hat, daß er ihn sich überhaupt als polizeiwidrig zu denken verbietet und nun, ohne den Versuch auch nur gemacht zu haben, sich im Ernste einbildet, ihn nicht vollziehen zu können. Denn dieser Gedanke gehört keineswegs etwa zu jenen sensualistischen Gedanken, an die man sich erst langsam zu gewöhnen hätte, um sie denkbar zu finden, sondern seine Denkbarkeit leuchtet sogleich beim ersten Versuche umsomehr ein, als eine Geist und Herz erheiternde und erleuchtende Kraft von ihm ausströmt, sobald man sich ihm in aller Reinheit hingibt, ohne ihn durch anderweitige Zusätze zu trüben und zu stören.

Büchner besitzt außerdem seine Stärke in der eigentlichen Sophistik, nämlich nicht ohne Beredtsamkeit und Sachkenntniß über naturwissenschaftliche Themata, welche häufig mit seinem Grundthema wenig oder nichts zu thun haben, als über bequeme Gemeinplätze angenehm zu disseriren. So z. B. vertheidigt er innerhalb gewisser Grenzen die generatio aequivoca auf eine recht geistreiche Art und gibt sich dem Gedanken eines Generationswechsels mit großer Vorliebe hin. Nicht allein daß derselbe bei Salpen, Medusen, Polypen und Blattläusen vorkommt, nicht allein daß Blasenwürmer sich in Bandwürmer umwandeln können, auch Schnecken sollen sich aus Holothurien erzeugt haben, und so könnte vielleicht irgendwann eine Zeit gewesen sein, wo solcher Umwandlungsproceß sich auch auf höhere Thierspecies erstreckte, wo z. B. Spitz und Windhund aus Pudel oder Mops, Wolf aus Hund, Pferd aus Esel, Mensch aus Affe werden konnte, sodaß dann Gott nicht nöthig hatte, jedes dieser Thiere besonders und hinterher am sechsten Tage den Menschen zu erschaffen. Vorausgesetzt wird bei dieser Demonstration, daß dem Leser, welchem die aparte Schöpfung des Menschen am sechsten Tage hierdurch zweifelhaft wird, auch dadurch sofort das Dasein Gottes zweifelhaft werde. Damit ist zugleich der Standpunkt desjenigen Publicums näher bezeichnet, auf welches die Beweisführungen Büchner's recht eigentlich berechnet sind. Wie wenig aber die Vertheidigung von generatio aequivoca und Generationswechsel mit der materialistischen Ansicht als solcher zu thun hat, sieht man am besten daran, daß Czolbe mit ebenso großer Entschiedenheit beide Annahmen bestreitet, als Büchner dieselben vertheidigt. Czolbe steht im Wahn, daß, wenn man dieselben zuließe, der Materialismus nicht bestehen könne, und so widerstrebt er ihnen. Büchner steht im Wahn, daß, wenn man ihnen widerstrebe, dadurch die Lehre von den sechs Schöpfungstagen einen Halt gewinne, und so vertheidigt er sie. Diese Dinge werden eben vertheidigt oder bestritten, je nachdem sie gerade zur Absicht zu passen scheinen oder nicht. Sie können aber auf sehr verschiedene Weise zur Erreichung derselben Absicht verwandt werden, wie man an diesem Beispiele sieht. Man sieht zugleich hier, welch eine sichere Straße der Materialismus wandelt. Siegt in der Naturwissenschaft die generatio aequivoca, so braucht Czolbe blos auf Büchner's Seite zu treten, siegt die entgegengesetzte Theorie, so findet Büchner bei Czolbe einen Zufluchtsort.

Bei alle Dem muß man sowol bei Büchner als bei Czolbe Eins mit gebührender Achtung anerkennen, nämlich den wirklich vorhandenen, wenn auch irregehenden Trieb zur wissenschaftlichen Durchforschung der höchsten Dinge und den lebendigen Drang, mit dem erfahrungsmäßigen Wissen nicht blos auf der Oberfläche einer unverstandenen Erfahrungswelt, umringt von Nebeln angeerbter Mythen, stehen zu bleiben, sondern der Wahrheit unbedenklich ins Auge zu schauen. Man muß dies um so bereitwilliger anerkennen, als dieser Zustand sich keineswegs von selbst versteht, vielmehr das Princip des Materialismus einen sehr starken Keim zum Gegentheil in sich beherbergt. Denn ein wirklicher theoretischer Wissenschaftseifer und eine Leugnung aller geistigen Substanz stehen miteinander auf ähnliche Art in einem verborgenen Widerspruch, wie z. B. der moralische Zorn, womit sich in Plato's „Republik" das Gemüth dieses Dichterphilosophen einst gegen alle Poesie und damit gegen die tiefste Substanz seines eigenen Wesens ereiferte, blos weil einige Dichter sich in Composition der Götterfabeln und Zuertheilung menschlicher Eigenschaften an die Götter ein wenig übernommen hatten. Ebenso wenig als daran zu zweifeln ist, daß es Plato mit dieser Invective gegen alle Poesie momentaner Ernst war, ebenso wenig ist daran zu zweifeln, daß es diesen für Wissenschaft um ihrer selbst willen glühenden Adepten mit ihrem Materialismus momentaner Ernst ist im Angesichte einiger speculativen Philosophen, welche sich in der Abziehung des Menschengeistes von den irdischen Dingen vielleicht etwas übernommen haben. Aber wird die Sache auf diesem Punkte stehen bleiben? Schwerlich. Das Alterthum bietet uns hier eine belehrende Parallele. Demokrit von Abdera, der reine Atomistiker und Materialist, war ganz gleich unsern heutigen Männern des Stoffwechsels, ein für Wissenschaft und ihr Fortschreiten glühender Mann, welcher sein Leben und Vermögen im rastlosen Eifer für neue Entdeckungen opferte. Als aber erst durch Epikur die Lehre Demokrit's eine ausgebreitete und Gemeingeist entwickelnde Schule wurde, trat die wissenschaftliche Spannung so sehr in den Hintergrund, daß die Epikuräer von allen antiken Sekten diejenige wurden, deren Mitglieder am unselbständigsten auf die Worte des Meisters schwuren, ein gemüthliches Leben, fern von wissenschaftlichen und politischen Debatten, allem Uebrigen vorzogen und sich am wenigsten über schwierige Probleme weiter den Kopf zerbrachen. So hat im Alterthum doch zuletzt die innere Consequenz der Sache den edeln, aber inconsequenten Aufschwung des Anfangs besiegt. Wir besitzen noch keine Epikuräer, sondern stehen erst bei Demokrit. Und der Demokritische Geist ist immer, sowol heute als im Alterthum, ein edler und vornehmer Geist und verdient als solcher alle Achtung.

Werfen wir nun einen Blick auf die entgegensetzte Seite und lassen wir hier den mehr systematischen Schriften von positivem Inhalt die blos polemischen als Tirailleurs vorangehen.

3. Dr. Büchner's Kraft und Stoff, oder die Kunst, Gold zu machen aus nichts. Auch ein Zeichen unserer Zeit, beleuchtet und gewürdigt von einem Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit. Erste und zweite unveränderte Auflage. Darmstadt, Lange. 1856. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Köhlerglaube und Afterweisheit. Dem Herrn K. Vogt in Genf zur Antwort von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Briefe gegen den Materialismus. Von Friedr. Fabri. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. 8. 1 Thlr.
7. Menschenseele und Physiologie. Eine Streitschrift gegen Professor Karl Vogt in Genf von J. Frohschammer. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1855. Gr. 8. 22 Ngr.

Das Pamphlet gegen Büchner von dem „Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit" ist so schlecht, daß es eine Sünde wäre, ein Wort darüber zu verlieren. Dagegen ist der „Froschmäusekrieg" von Schulz-Bodmer mit vorzüglich heiterm Humor geschrieben und hält den Leser von Anfang bis zu Ende in der angenehmsten Stimmung. Dabei aber blickt ein gründlicher Ernst in Beziehung auf die religiösen Fragen der Gegenwart überall durch und macht die Schrift vorzüglich lesenswerth. Dem Verfasser kommt der ganze Streit, wovon es sich hier handelt, vor als eine große Kinderei. Er sieht in den Pedanten beider Extreme nur Candidaten eines bei uns sich immer steigernden Chinesenthums, welche sich weniger durch die Länge als die Richtung ihres Zopfs unterscheiden, den die Einen nach der Erde hängen lassen, während ihn die Andern aufrecht tragen. Auch urtheilt er, daß Karl Vogt in diesem Streit weniger demokratischen als byzantinischen Geist an den Tag lege, nämlich einen Geist unmännlicher Zänkerei über Gegenstände, welche den menschlichen Horizont übersteigen. Dabei gibt er sich im Vorwort als einen Freund und Dutzbruder von Karl Vogt zu erkennen, dem er alle diese Complimente mit einer freundschaftlichen Freimüthigkeit ins Gesicht sagt, welche uns wenigstens das tröstliche Gefühl gibt, daß wir, wenn auch in manchen Stücken Chinesen, doch von der heuchlerischen Höflichkeit dieser Nation noch ein paar Schritte weit entfernt sind.

Schulz-Bodmer bringt gegen Vogt im Punkte der Religiosität viel Vortreffliches und Lesenswerthes vor. Ihm ist die leichtsinnige und wohlfeile Impertinenz unerträglich, womit Vogt das religiöse Volksbewußtsein beleidigt und eine Sache der Begeisterung, der moralischen Erhebung und des Trostes im Volke als einen willkürlich ersonnenen dürren Aberglauben tractirt. Er setzt recht deutlich auseinander, daß, so erbost man auch mit Recht sein möge über manche verdrehte Vorstellungen, welche, durch leidiges Schulgezänke der Theologen in die Kirche eingeschlichen, häufig den gesunden Sinn für Gottes freie Natur und eine frische muthige Auffassung des Lebens verderben, man doch dabei nie soweit gehen dürfe, den gesunden Kern echter Religiosität im Volke selbst anzutasten, wenn man nicht den einzig festen Bo-

den, auf welchem sich gegen jene Misbräuche agiren läßt, selbst unter den Füßen verlieren will. Offenbar ist Vogt der Unterschied zwischen Religiosität und Theologie bisher noch nicht im Gemüthe aufgegangen. Könnte er ihn bei dieser Gelegenheit von seinem Freunde lernen, so würde dies jedenfalls ein unendlicher Gewinn für ihn sein. Besonders möchten wir ihn aufmerksam machen auf folgende treffliche Stellen:

Nicht blos jede Religionsstiftung, sondern überhaupt der Ausdruck jeder wahren Religiosität ist eine That der Begeisterung. Diese vollzieht sich nicht im Gebiete des abstracten Denkens. Die religiöse Begeisterung will sich der Materie einprägen, sie muß sich in dieser zu offenbaren suchen. Sie greift also, wie alle Poesie, zu Gleichnissen, Bildern und Symbolen; sie versinnlicht sich in der ihr angemessenen Reihe concreter Vorstellungen. — Die echte Religiosität, wie jeder lebendige und darum poetisch schaffende Glaube, ist durch und durch demokratischer Natur. Denn sie hat ihre Quelle in dem höchsten Rechte jeder Persönlichkeit, ihr ganzes Hoffen und Fürchten, Sehnen und Wünschen frei ausathmen zu dürfen. — Der zur ausschließlichen Rechtgläubigkeit gestempelte Dogmatismus dagegen ist der geistliche Polizeistaat, der den weltlichen Polizei- und Militärstaat zum gewöhnlichen Begleiter hat. Er kann auf die Dauer nur ärgern, statt zu befriedigen. Denn er muthet uns zu, daß wir uns Herz und Hand wärmen sollen an dem in Wasserfarben an die Wand nachgemalten Feuer der religiösen Begeisterung; und nachdem er den Wein ausgeschüttet aus den Schläuchen, ohne ihn in neue zu füllen, läßt er seine Gläubigen am Leder kauen, das er ihnen als himmlisches Manna vorsetzt.

Indessen behandelt Schulz-Bodmer das Wissenschaftliche des Streitpunkts denn doch wol etwas zu sehr als Bagatelle, weil er von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß die Wahrheit, ob eine Seele sei oder nicht, die Physiologie gar nichts angehe, indem diese immer nach naturwissenschaftlicher Methode verfahren müsse, ohne auf die Existenz einer solchen Rücksicht zu nehmen. Durch diese vermeintliche Unbefangenheit tritt er entschiedener selbst auf Vogt's Seite, als er es sich bewußt ist. Denn nur dann, wenn wirklich gar keine Seele wäre, würde eine solche auch gar keinen Einfluß üben auf die Processe der Verdauung, des Athmens, des Blutlaufs, der Thränendrüsen u. s. w. Hält man nun alle diese Processe für vollkommen und ausreichend erklärbar ohne Seele, so gibt man die letztere doch immer nur zu im Sinne eines gewissermaßen mythologischen Wesens, welches nicht nur für die Theologie, sondern auch für den populären Idealismus der Volksreligion unentbehrlich sein mag und welches deshalb auch dem mit dem Volke um jeden Preis gehenden Demokraten als ein respectabler Gegenstand erscheinen muß. Für die Wissenschaft existirt aber dann doch ein solches Wesen entschieden nicht.

Schulz-Bodmer kämpft daher zuletzt immer nur für den veralteten Standpunkt einer trüben wissenschaftlichen Unentschiedenheit gegen das neue muthige Drängen auf Entscheidung. Er sagt:

Man kann den materialistischen Physiologen diesen Denkkitzel von der Identität ihrer Gedanken und Hirnsecretionen wohl gönnen. Aber es ist ziemlich überflüssig, daß sie sogleich auch jedes Cacatum als ein Pictum zur öffentlichen Kunstausstellung bringen.

Dies ist nicht richtig gedacht. Gibt es eine wirkliche Seele, so darf man eine solche wahrheitswidrige Verwechselung, wie die des Gehirns mit derselben, auch der physiologischen Wissenschaft und ihren Vertretern nie und nimmer gönnen. Denn es gibt in der Wissenschaft keinen unschädlichen Irrthum. Und eine ohne alle Rücksichtnahme auf die Seele erklärende Physiologie und heilende Arzneikunst erklärt und heilt nothwendig falsch, sobald es wirklich eine Seele gibt.

Auch Reichenbach vertheidigt gegen Vogt nur den alten Standpunkt einer völligen Unentschiedenheit über das Seelenwesen. Das Od als ein Stoff, welcher für einige Individuen sichtbar, für andere unsichtbar ist, wird von ihm angewandt, jenen Standpunkt zu befestigen. Seine vorzüglich hierher schlagenden Worte sind diese:

Der Philosoph sagt: Materiell ist, was wir mit den Sinnen erkennen; immateriell ist, was wir mit den Sinnen nicht erkennen. Nun komme ich da freilich Philosophen und Physikern ärgerlich in die Quere mit meinem verwünschten Ode. Das ist vielen Menschen unerreichbar durch die Sinne, also immateriell, vielen andern leicht erreichbar, also materiell; was soll man nun mit dem widerborstigen Dinge anfangen, das alle Paßvorschriften höhnt? Und wenn dann der Eine für die Materialität, der Andere für die Immaterialität der Seele sich verficht, wie weit sind sie dann voneinander?

Aber ganz so leicht vermischen sich die Gegensätze doch nicht. Obgleich wir z. B. die Farbe mit den Sinnen wahrnehmen, so fällt es doch keinem Physiker ein, dieselbe für einen Körper, nicht einmal für die objective Eigenschaft eines Körpers zu halten. Und umgekehrt hält er die Atome für Körper, obgleich sie Niemand durch die Sinne wahrnimmt. Darum wird auch das Od ebenso wenig als die Elektricität oder die Wärme schon dadurch zu Körpern, daß man sie durch die Sinne wahrnehmen kann, sondern man nennt die Dynamide nur darum körperlich, weil man annimmt, obgleich man es nicht weiß, daß dieselben nur allein als bloße Eigenschaften an Massen existiren, sodaß sie nicht für sich selbst bestehen können, sondern immer einer Masse als Substanz oder Träger bedürfen. Lernten wir Erscheinungen kennen, welche bewiesen, daß die Dynamide aus den Zuständen, in denen sie Eigenschaften an Massen sind, übergehen könnten in Zustände, in denen sie der Massen nicht mehr als Träger ihrer Functionen bedürfen, so würden die Dynamide trotz ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit nicht mehr körperliche Kräfte sein, sondern würden zu den Seelenkräften mit blos temporärer körperlicher Function (dergleichen wahrscheinlich Verdauung und Blutumlauf sind) gerechnet werden müssen. Nicht also die sinnliche Erkennbarkeit, sondern die Ablösbarkeit von den Massen ist die Eigenschaft, wodurch körperliche von psychischen Kräften sich unterscheiden. Das Od kann uns in dieser Sache ebenso wenig eine Stütze geben als die andern Dynamide, da die bisherige Meinung von ihrer Unablösbarkeit eben nur eine bloße Meinung ist. Ja wenn wir es recht genau nehmen wollen, so sind wir über die allermeisten Kräfte in der Natur in Betreff dieses Punkts gänzlich im Dunkeln, und es sind

uletzt nur allein die Schwerkraft und die Kraft des Trägheitswiderstandes, von denen wir mit völliger Belimmtheit wissen, daß sie nur körperliche Kräfte sind.

Es hilft nichts, die Frage nach der Seele auf den lten Standpunkt der Unentschiedenheit und des Achseluckens zurückzuschrauben. Damit wird weder ein Verangen nach höherer Wahrheit gestillt, noch dem Uebermuth der Materialisten entschieden entgegengetreten. Gegen Entschiedenheit drüben hülft nur Entschiedenheit hüben. Und reicht das Wissen hierzu nicht völlig hin, darf auch er Glaube als ein richtunggebendes Agens ins Wissen rgänzend eintreten, wie uns Fabri in den „Briefen gegen en Materialismus“ auseinandersetzt. Dieser Gedanke läßt ich hören. Gehen wir genauer auf ihn ein.

Die „Briefe gegen den Materialismus“, welche vom Standpunkte des orthodoxen Protestantismus geschrieben nd, gehen von dem leitenden Grundsatze aus, daß nicht das Wissen, sondern das Glauben es sei, das den Menschen ite bei der Wahl der Weltanschauung, der sie huldigen, eil eine ununterbrochene Influenz unsers Willens auf die Erzeugung unserer Gedanken bestehe, weswegen der Mensch uch für sein Denken sittlich verantwortlich sei. Dieser Grundsatz ist gewiß, in der reinen Theorie aufgefaßt, chtig und wahrheitgemäß. Wir haben ein inneres Gehl davon, welche Gedanken es sind, die uns aufwärts, nd welche, die uns abwärts führen, welchen wir uns n überlassen möchten und welchen nicht. Die guten, e heilsamen, die religiösen Gedanken kündigen sich als lche an, denen wir uns gern und mit ganzer, ruhiger d freudiger Seele hingeben können, die unreinen, die lschen, die zweideutigen als solche, denen wir aus Geohnheit, aus Trägheit, aus Ehrgeiz, aus Erwerblust, s Feigheit, falscher Scham und allerlei sonstiger Noth d Misère des Lebens anhangen und denen wir doch gentlich, wenn wir uns recht fragen, uns nicht gern ngeben mögen, weil wir fühlen, daß sie uns außer uns en, uns mit uns selbst entzweien. Mancher Mediciner B. behauptet nothgedrungen, daß die Seele eine Function es Gehirns sei, blos weil er zu schwach ist, den Hohn wisser Collegen zu ertragen, von denen er weiß, daß im entgegengesetzten Falle an seiner wissenschaftlichen efähigung zweifeln würden. Mancher Philosoph beuptet nothgedrungen die Unzerstörbarkeit der Atome, s weil er dem Physiker, der solche annimmt, nicht erflüssigerweise zum Gespötte werden mag. Aber auch ancher Theolog behauptet nothgedrungen die specifische ottheit Christi, blos weil er einen unüberwindlichen Abeu davor hat, ein Rationalist gescholten zu werden. an darf diesen Mediciner, Philosophen und Theologen ht Heuchler nennen, obgleich sie etwas behaupten, ja kommenden Falls hitzig vertheidigen, wobei eigentlich ihre nerste Seele nicht betheiligt ist. Man kann es nur dauern, daß das Leben dieser Männer nie zu der nern Sammlung gelangt ist, Das, was ihre eigene eele denn wirklich und eigentlich will, herauszuspüren d herauszufühlen. Sie sind sich selbst entrissen, sie mmen sich selbst noch nicht, sie müßten erst zu sich selbst kommen. Das nun, was wir in solcher Selbstbesinnung wirklich wollen, ist der Glaube, welcher sich als einfacher Willensact ohne alle Gründe in uns kundthut. Sobald wir uns aber dieses unsers innersten Willens bewußt werden, muß er als mitbestimmender Grund auf all unser Denken einwirken und kann gar nicht anders als darauf einwirken. Aus dem Denken aber fließt das Wissen. Folglich ist der Grundsatz, daß das Glauben das Wissen mitbestimme, tief aus der Seele geschöpft und unbedingt richtig.

Aber in der Anwendung läßt sich mit diesem Grundsatz viel Misbrauch treiben, und der Verfasser der „Briefe gegen den Materialismus“ hat sich leider von solchem nicht freigehalten. Er erweist den Materialisten zu große Ehre, womit er sie aber schwärzer macht, als sie wirklich sind. Er nimmt nämlich ihr System als Ausfluß eines tieferwogenen Glaubens, anstatt es für Das zu nehmen, wofür es sich gibt und was es ist, ein oberflächliches Rechenexempel des einseitig physikalischen, von aller religiösen Selbstbesinnung abstrahirenden Verstandes. In diesem Punkte hat Schulz-Bodmer Vogt bei weitem richtiger beurtheilt. Und wenn nun gar noch in diesen „Briefen gegen den Materialismus“ den sämmtlichen Dogmenbekennern die überschwängliche Ehre erwiesen wird, auch ihr Bekenntniß unbesehens für einen reinen und unzweideutigen Ausfluß wirklichen Glaubens zu nehmen, so leitet sich dadurch eine Scheidung der Schafe von den Böcken ein, welche, so bequem sie einer gewissen Art von Theologie sein mag, ebenso schroff dem psychologischen Thatbestande widerstreitet.

Natürlich gibt es dann bei einer solchen Eintheilung der Menschen in Gläubige schlechtweg und Ungläubige schlechtweg kein Mittleres, sondern alle die Systeme, welche zwischen specifischem Christenthum und Materialismus in der Mitte zu liegen scheinen, wie der Rationalismus, Theismus, Deismus, Pantheismus, Idealismus, Spiritualismus, können nur noch als Spielarten des Materialismus gelten, indem sie zum Theil sich noch weit gefährlicher erweisen als der nackte Unglaube. Die Gefahr nämlich besteht in der ihnen beigemischten Heuchelei, einen gewissen trüglichen Schein des Glaubens bei sich zu führen und dadurch die Gefahr zu verdecken, welche beim Materialismus wenigstens Jedermann offen vor Augen liegt. Namentlich wird hier vor dem von Schleiden vertretenen Kantisch-Fries'schen reinen Theismus stark gewarnt, während doch sogar der katholische Priester Michaelis, Director des Collegium Borromäum zu Münster, in seinem Sendschreiben an Schleiden („Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung“, Münster 1855) gerade an dieser besonnen philosophischen Haltung eines unserer berühmtern Naturforscher seine Freude kurz zuvor öffentlich an den Tag gelegt hatte. Freilich muß sich auch der katholische Priester gefallen lassen, bei dieser Gelegenheit vom evangelischen den harten Vorwurf zu bekommen, daß er Schleiden gegenüber das Specifische des christlichen Glaubens nicht hinreichend gewahrt habe. S. 150 heißt es:

Wie konnte Herr Michaelis gänzlich übersehen, daß Schleiden diesen Ausgangspunkt zuletzt dahin entfaltet, daß das Ideale im Realen wiederum untergeht, der Geist in der Natur, in derselben Natur, die doch nur eine leere Form und Abstraction sein soll, sodaß die ganze Entwickelung zuletzt in einem sich selbst aufzehrenden Gegensatze, in Nihilismus endigt! Wie kann da Herrn Schleiden die Ueberzeugung von der realen Existenz und persönlichen Fortdauer des Menschen, der Glaube an einen persönlichen Gott nur mit einigem Schein angedichtet werden!

Das ist hart genug. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir von diesem Consequenzen ziehenden Gallimathias über ein „Untergehen des Geistes in der Natur, des Idealen im Realen" bei Schleiden, nebst dem daraus hervorgehen sollenden Nihilismus, auch nicht eine Silbe verstehen und wissen daher nichts weiter darüber zu sagen, als daß es dem Herrn Pfarrer gelungen ist, aus Schleiden's „Studien" Dinge herauszulesen, von denen kein sterbendes Wort darin steht.

Uebrigens finden wir auch dieses allenfalls zu entschuldigen. Wer völlig entschlossen sein inneres Fürwahrhalten an den Standpunkt eines stabilen Glaubens überliefert hat, kann sich sehr schwer einen richtigen Begriff machen von den Strömungen und Kämpfen, welche in einem vom wissenschaftlichen Forschergeiste ergriffenen Gemüthe vor sich gehen. Manches hier sich emporringende Große muß ihm klein und unbedeutend, manches gänzlich Unbedeutende, wie z. B. ein irgendwo falsch gegriffener Ausdruck, ungeheuer und empörend vorkommen. Es ist die Zeit noch nicht vorhanden, wo vom Standpunkte der einzelnen Confessionen aus mit dem neuen naturwissenschaftlichen Geiste prompte Abrechnung gehalten werden könnte. Dazu ist die Gährung noch viel zu unklar und zu sehr erst in ihren frühesten Stadien begriffen. Man warte nur. Es werden noch Dinge erscheinen, von denen anfangs nichts zu ahnen war. Der stabile Glaube aber möge, damit er doch auch etwas zu thun habe, unterdessen Alles, was nicht seine Montur nebst der richtigen Anzahl Knöpfe an derselben trägt, mit rüstiger Hand bekämpfen.

Auch Frohschammer erweist sich in seiner Streitschrift gegen Vogt als tüchtiger theologischer Kämpe, aber nur allein gegen den Materialismus, nicht auch zugleich gegen den Spiritualismus, und zwar dieses ebenfalls nicht nur mit Indignation, sondern auch vielerwärts mit Geist und Feinheit. So z. B. ist das Traumgesicht, in welchem er den Platonischen Sokrates redend einführt, um über die heutige Materialistenschule ein Urtheil zu fällen, trefflich und geistreich ausgeführt. Es sei in unsern Materialisten und ihrer freiwilligen Verzichtleistung auf persönliche Unsterblichkeit ein edler Zug nicht zu verkennen, meint Sokrates in seiner mythisch-tiefsinnigen Weise, ein Zug, welcher dem unserm Leben vorausgegangenen paradiesischen Zustande einer höhern Thierwelt angehöre, nämlich sich sowol für den Menschen als auch füreinander freiwillig zu opfern ohne Aussicht auf Lohn oder Unsterblichkeit, blos aus Liebe zum Tode und zum Zurücksinken in die Seligkeit allgemeiner Natur. Er fährt fort:

Das Große also hat, wie du siehst, die Wissenschaft an sich, daß sie selbst dann, wenn sie der schmählichsten Entartung verfällt, wie hier, dennoch niemals ganz der Gemeinheit anheimfällt, wie das allerdings durch die gewöhnlichen Leidenschaften geschieht; sondern einen gewissen Ernst und eine Art Würde sucht selbst verirrte Wissenschaft im Menschen zu erhalten.

Wir sagen Ja und Amen.

Frohschammer beginnt mit vier in der „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikeln gegen Vogt und würdigt dann dessen Antwort einer höchst ausführlichen Replik. Alles ist gedankenreich und in einem durchweg würdigen Tone gehalten, gegen welchen Vogt's bekannte Manier seltsam absticht. Frohschammer schiebt seinem Gegner nie etwas ins Gewissen, sondern vertheidigt seinen Glaubensstandpunkt nur mit reinwissenschaftlichen Waffen. Freilich hat eine solche Vertheidigung niemals den vollen Reiz eines reinphilosophischen Kampfs, bei welchem jeder Kämpfer nur Das allein vertheidigt, was er von innen her selbst auf wissenschaftlichem Wege hervorbringt, nicht blos als unantastbare Satzung in Ehren hält und gegen ungerechte Angriffe schützt. Wer sich zum Vertheidiger eines angegriffenen theologischen Standpunkts aufwirft, der übernimmt die Pflicht, neben seiner eigenen Glaubensrichtung auch immer zugleich die objective Glaubenssatzung zu schützen, soweit als sie mit jener stimmt. Da dieses die Aufgabe sehr erschwert, so können dabei Subtilitäten und Wortgefechte nie gänzlich vermieden werden und man muß in dieser Beziehung billig im Urtheilen sein, besonders wenn so intelligent und umsichtig aufgetreten wird, als dies bei Frohschammer der Fall ist.

Karl Fortlage.

Eine deutsche „Tauride".

Sebastopol. Dichtungen von Rudolf Gottschall. Breslau, Trewendt und Granier. 1856. 8. 1 Thlr.

Für den Erfolg und den vom Dichter beabsichtigten Eindruck einer Dichtung ist es nöthig, daß sie zur rechten Zeit erscheint. Wir Modernen, für die Alles nur Schauspiel ist, sind so vergeßlich. Der letzte Act ist vorbei; der Vorhang ist nach der brillanten Schlußkatastrophe gefallen, und wir fragen, was es im Theater morgen Neues geben wird. Wer wollte leugnen, daß das große heroische Trauerspiel von Sebastopol, in dem zum Schlusse ganze Stadttheile, Festungen und Schiffsgeschwader in die Luft sprangen, uns fast schon mehr in den Hintergrund gerückt scheint als der Siebenjährige Krieg? Vielleicht schon darum, weil der Kampf um Sebastopol doch keinen Heros erzeugt hat, an dem wir den persönlichen Antheil nehmen wie an Friedrich dem Großen. Alle die Saint-Arnaud, Canrobert, Bosquet, Mayran, Brunet, Lavarande, Raglan, Brown, Cathcart, Campbell, Gortschakow, Chrulew, Todleben, Nachimow, Kornilew und wie sie alle heißen mögen, die Helden auf beiden Seiten, die aus diesen fürchterlichen Kämpfen übriggeblieben sind oder sie mit ihrem Leben bezahlt haben, erwecken uns nicht das Interesse wie der Preußenkönig oder wie später Napoleon, und es ist schon ein großer

Nachtheil für einen Epiker, wenn ihm sein militärischer Stoff nicht Gelegenheit bietet, das Interesse auf einen oder auf zwei Helden zu concentriren. Ohne Achilles und Hektor würde auch die „Ilias" in bloße einzelne Raufereien auseinanderfallen. In der That, wer spricht jetzt noch von Sebastopol? Der Name ist fast wie ein Tintenfleck, den die löschpapierenen Verhandlungen der pariser Conferenzen ausgelöscht haben. Das ist das Hauptunglück für unsern so talentvollen und feurigen Dichter. Die auf einen so feurigen poetischen Nachklang nicht gefaßten Diplomaten, welche in Paris versammelt waren, haben ihn wahrscheinlich um den besten Theil seines Erfolgs gebracht. Diesen, nicht uns, hat er wegen unserer Befürchtung, daß die Dichtung zu spät komme, um noch auf einen großen Erfolg Anspruch zu haben, seine Freundschaft eventuell in der Form einer Antikritik aufzukündigen, obschon er freilich damit nichts gegen diese Herren ausrichten würde. Denn ihre ebenso undurchdringliche als elastische Gummihaut ist an Antikritiken gewöhnt und nimmt keinen tiefern Eindruck an. Ihr Herr und Meister Talleyrand hat zwar, wie jüngst ein londoner Blatt erzählte, einmal in seinem Leben Thränen vergossen, als nämlich Wellington zur Zeit, da Talleyrand Gesandter in London war, im Parlament ihn gegen Londonderry's persönliche Angriffe aufs wärmste in Schutz genommen und feierlichst versichert hatte, daß Talleyrand der unbescholtenste und tugendhafteste aller Menschen sei. Talleyrand war davon so gerührt, daß ihm, als er den Bericht darüber in der „Times" las, die hellen Unschuldsthränen über die Backen liefen. „Das ist das erste mal, daß ein staatsmännischer College von mir Gutes gesprochen hat", äußerte er dann zu einem Vertrauten. Die Ueberraschung war auch zu groß, selbst für die Nerven eines Talleyrand. Seitdem hat man von solchen sentimentalen Ueberrumpelungen bei Diplomaten nichts wieder wahrgenommen.

Mein ironisches Alterego, das man von meinem kritischen Ich ja unterscheiden möge, nämlich Fritz Beutel, hat die Affaire von Sebastopol freilich in einem der Gottschall'schen Auffassung vollkommen entgegengesetzten Sinne angeschaut und dargestellt. Ich war ernstlich besorgt darum, wie diese ironische Auffassung seitens meiner andern, ich will nicht sagen bessern Hälfte meines Ich vor dem Publicum bestehen würde. Der Ausgang der ganzen krimschen Affaire hat aber inzwischen diese Auffassung nicht zuschanden gemacht, vielmehr, wie mich dünkt, glänzend gerechtfertigt. Während wir zur Zeit der höchsten Kriegsfurie mit den französischen und englischen Zeitungen, mit dem „Punch" und dem „Charivari" die Russen für veritable Bestien in menschenähnlicher Gestalt halten mußten, werden wir jetzt von dem Vertheidiger von Kars und dem englischen Oberbefehlshaber eines Bessern belehrt. Die Russen sind keine Bären, vielmehr können wir von ihnen, was Disciplin, Tapferkeit und Edelmuth betrifft, sammt und sonders noch unendlich viel lernen, und Murawjew und seine Paladine sind wahrhafte Engel in Menschengestalt, von einer edlern Gattung, wie man sie noch in frühern Zeiten fand, jetzt aber nicht mehr findet. Aehnliches versicherte der englische Befehlshaber und noch erst jüngst Williams of Kars bei einem Festmahle in London, bei dem auf die Russen Cheers auf Cheers ausgebracht wurden. Auch die französischen Generale waren, wie man weiß, mit den russischen Feldherren bei den Versöhnungsschmäusen, die über den Leichenhügeln von Sebastopol gehalten wurden, Ein Herz und Eine Seele. Bei solchen bittern Faschingsscherzen tritt auch der Clown wieder in seine Rechte, wie auch ein sonst sehr ernsthaftes Journal anerkannt hat. Wer nicht mehr jung ist, wer sich der Zeit erinnert, wo die Russen als Retter Deutschlands gefeiert wurden („der Preuß' und Russe steht als Held", hieß es damals in einer von Himmel componirten Kriegshymne des Oestreichers Heinrich von Collin), wer sich erinnert, wie man nacheinander für die griechischen Freiheitskämpfer, gegenüber den Türken als barbarischen „Bluthunden", für die Julirevolution, für den „Bürgerkönig", für die Tricolore, dann für die Polen, später für die Februarrevolution, für die Ungarn, für das deutsche Vorparlament, für den Reichsverweser, für die Union, für die deutsche Flotte u. s. w. schwärmen mußte, wie wir dann in unsern Tagen genöthigt wurden, gegen die Russen als Bestien zu declamiren, die Türken als hochgesinnte Vertreter der Civilisation hochleben zu lassen, die Griechen für lauter Straßenräuber zu halten, in dem Manne von Boulogne und Strasburg deshalb, weil er unsern constitutionellen Hoffnungen für das Festland auf unberechenbar lange Zeit einen tödtlichen Streich versetzte, das Fatum Europas und den „Retter der Gesellschaft" zu erblicken, wie wir genöthigt wurden, mit vollkommener Gemüthsruhe den liberalen Orleanismus durch die Republik und die Republik durch den cäsarischen Napoleonismus ersetzt, dabei aber den Börsen- und Actienschwindel nicht abgeschafft, vielmehr in größerer Blüte als jemals zu sehen, dazu Polen nicht frei, Deutschland, Italien nicht einig, die deutsche Flotte verschleudert, Schleswig-Holstein den Willkürmaßregeln des Danismus preisgegeben, Oestreich in den Banden des Concordats — wer dies Alles und vieles Andere mit- und durchgelebt hat, dem wird man es nicht verdenken wollen, wenn er sich mit diesem Alles demoralisirenden unaufhörlichen Wechsel und Schwindel, wobei zuletzt doch wieder Alles ziemlich beim Alten bleibt, nicht anders abzufinden weiß als vermittels der Ironie.

Diese Ironie ist freilich nicht der Standpunkt Rudolf Gottschall's, und ohne Zweifel hat auch dieser entgegengesetzte Standpunkt seine volle Berechtigung. Gottschall ist eine wesentlich pathetische Natur; sein Ausdruck zielt nach dem Erhabenen, und eine humoristische und ironische Auffassung der Dinge liegt ihm gänzlich fern. Der Kampf um Sebastopol war, reinmilitärisch genommen, jedenfalls eins der größten Kriegsschauspiele, welche die Welt gesehen hat, und nicht blos Sebastopol, sondern Jedermanns Empfindungen und Leidenschaften befanden sich im Belagerungszustande. Wir Alle ver-

folgten die Wendungen des Kampfs mit einer Theilnahme, die nicht lebhafter sein konnte, wennschon sie mehr den Massengefechten und den fortschreitenden furchtbaren Zerstörungsarbeiten der ehernen Belagerungsmaschinen und den unermüdlichen russischen Gegenanstalten als einzelnen Persönlichkeiten gelten konnte, wie es denn überhaupt ein Fluch unserer Zeit zu sein scheint, daß sie die Individuen, auch die kräftigsten, nach und nach aufreibt oder unvermuthet und ganz plötzlich beiseite wirft. Mußte doch selbst der vielgefeierte Omer-Pascha noch ganz zuletzt das Misgeschick haben, mit seiner Expedition zum Entsatze von Kars vollständig zu scheitern, und selbst die siegreichen Feldherren, wie Bosquet und Pélissier, waren eben nur Sabreurs, die tapfer und geschickt manoeuvrirten, ohne daß sich an ihre Thaten irgendein dramatisches oder tieferes menschliches Interesse knüpfte.

Rudolf Gottschall hat den Kampf, von seiner auf die Sinne wirkenden Macht und Größe hingerissen, in seinen Dichtungen eben fast nur als imposantes Kriegsschauspiel behandelt und führt es in einzelnen Tableaux dem Leser vor: die Schlacht an der Alma, den verzweifelten Reiterkampf bei Balaklawa, die Metzelei von Inkerman, die kleinern nächtlichen Kämpfe, welche von den russischen „Unverzagten" gegen die feindlichen Laufgräben unternommen wurden, den für die Russen so verderblichen Kampf an der Tschernaja, ihre letzte und vergebliche Anstrengung im offenen Felde, die Erstürmung des Malakow, die Vernichtung von Südsebastopol, den unter dem Schutze auffliegender Citadellen und Straßenquadrate bewerkstelligten Rückzug der Russen. Diese Schilderungen sind alle voll Feuer und Leben, und, soweit sich dies von einem Nichtaugenzeugen erreichen läßt, auch voll Anschaulichkeit und Wahrheit. Es sind keine blos in Reime gebrachte Bulletins und Zeitungsberichte; denn Gottschall besitzt viel instinctives dichterisches Feuer für die Behandlung solcher Gegenstände. Nur macht sich die Ausführung in immer brennenden Farben vielleicht zu sehr auf Kosten einer strengen musculösen Zeichnung geltend. Dabei fiel es uns auf, daß der Dichter den misglückten Angriff auf den Malakow und Redan vom 18. Juni, der ihm zu einem wirkungsreichen Bataillenstück Stoff genug geboten hätte, in der weichen Form eines mehr reflectirenden Sonetts abfertigt. Als Verehrer militärischer Tapferkeit, wo er sie auch finde, als wahrhaft chevaleresker Geist und als kosmopolitischer neutraler Deutscher ist er unparteilich genug, auch die Heldenthaten der Russen und neben einem Saint-Arnaud, Pélissier u. s. w. auch Todleben, „Rußlands Vauban", und den Admiral Nachimow zu feiern. Cobden und Bright würden freilich die Friedenspfeife an manchen Stellen vor Schreck aus den Händen fallen lassen, z. B. wenn sie bei Gottschall selbst Pélissier's „Ausräucherungen" in den Darahgrotten mit der Bemerkung entschuldigt fänden, daß der Krieg nicht des Jammers Ruf höre und als ein in die Welt flammendes Strafgericht die Opfer nicht zähle. „C'est la guerre!" sagt der deutsche Dichter achselzuckend mit Napoleon. Wenn wir freilich Gottschall's „Sebastopol" mit der früher besprochenen „Tauride" von Barthélemy vergleichen (ein seitdem erschienenes Heldengedicht „Sebastopol, ou la campagne de Crimée, poëme en six chants", von Felix Lion, einem in Mexico ansässigen Franzosen, haben wir nicht gelesen), so müssen wir zur Ehre des deutschen Dichters bekennen, daß bei ihm, wie sich bei einem deutschen Dichter eigentlich von selbst versteht, auch das Gemüth nicht leer ausgeht, wie so manche eingeflochtene genrehafte Episoden und dann ganze Gedichte wie „Christfest" und „Frühling" beweisen. Aus dem letztern theilen wir hier eine Probe mit.

Und die ersten Frühlingsglöckchen
Läuten in den hellen Röckchen
Aus dem flieh'nden Schnee hervor,
Und verwundert lehnt die holde
Hyacinthe ihre Dolde
An ein starr' Kanonenrohr.

Und der Crocus träumt in Frieden
Neben Kugelpyramiden,
Und ein ganzer Tulpenflor
Hebt die Häupter seltsam fragend,
Aus dem Kriegsgeräthe ragend,
In die sonn'ge Luft empor.

Finken zwitschern in den Büschen,
Während rings von kriegerischen
Salven das Gefilde bebt.
Aus des Frühlings grünem Bette,
Mit der Bombe um die Wette,
Himmelan die Lerche schwebt.

Welches Lied die Kugeln pfeifen,
Kann die Ammer nicht begreifen,
Nicht der Hänfling im Gebüsch;
Und sie staunen tief im Neste
Ueber diese fremden Gäste
Und ihr seltsames Gezisch.

Doch wer setzt wol eine Grenze
Diesem ungestümen Lenze?
Schon umrankt er jedes Zelt!
Draußen, in des Lagers Gassen,
Nirgends weiß man sich zu lassen
Vor der grünen Blütenwelt!

Barthélemy klatscht zuletzt bei dem Anblick des in einen Schutthaufen verwandelten Sebastopol wüthend Bravo wie zu einer gelungenen effectvollen Theaterdecoration, der deutsche Dichter gedenkt auch in einer Stelle der Unzahl menschlicher Leiden, welche sich diesem Vernichtungswerk zugesellten. Es heißt im letzten Gesange seines „Sebastopol":

Verschüttet vom Gebälk, vom Ruß geschwärzt
Der karge Hausrath am versunk'nen Herde,
Wo eine Mutter einst ihr Kind geherzt,
Das einz'ge Glück der Armuth auf der Erde,
Der Sonnenschein, der einen Regenbogen
Noch zaubert auf den Sturm der Lebenswogen.
Der kleinste Vogel hat sein trautes Nest;
Der Aermste klagt, wenn er den Herd verläßt,
Um den sich selbst die zitternden Gedanken
Der Trauer und Verzweiflung innig ranken!
Denn selbst der Schmerz, der rings die Welt vergißt,
Hat eine Stätte wo er heimisch ist!

Gott hat die Welt, der Käfer seinen Halm!
Jetzt — Schutt und Trümmer! Rauchgewolken schweben
Umher, angstvoll am Boden wogt der Qualm;
Er mahnt an ein gequältes Menschenleben!
Und rings die ruß'gen Scheite schwarz und karg —
Aus solchem Holz der Armuth Wieg' und Sarg!

Nichts kann wahrer sein, als wenn der Dichter in dieser Stelle das Kind „das einzige Glück der Armuth auf der Erde" nennt. Wem irgend einmal der Vorhang über einer Stätte der Armuth gelüftet worden ist, der weiß es, daß es nur das Kind ist, welches den Armen mit dem Leben versöhnt, der einzige Lichtpunkt in seinem sonst trostlosen Dasein, der einzige Vermittler zwischen ihm und der Menschheit. Dies ist ein tiefer Zug von dem Gefühl des Dichters, obschon der Gedanke vielleicht naiver ausgedrückt noch wirksamer sein würde. Aber pathetischen Dichtern geschieht es häufig, daß sie der einfachsten Vorstellung durch das Pathos des Ausdrucks Abbruch thun. Ein Kind als „Sonnenschein" gedacht, der einen „Regenbogen noch zaubert auf den Sturm der Lebenswogen", hat nichts Kindliches mehr. Zuweilen gelingt es dem Dichter, aus dem Gewühl kämpfender Massen, aus den Staub- und Rauchwirbeln der Schlacht eine Einzelgestalt in individuellen Zügen hervortreten zu lassen, was jedesmal einen wohlthuenden Eindruck macht. So schildert er den englischen General Brown in einem Momente der Almaschlacht in folgenden Versen:

Seht Sir George Brown! Wie reitet er gelassen!
Wie friedlich er den Hals des Schimmels klopft,
Als ritt' er durch des Hydeparks grüne Gassen,
Von dessen Wipfeln rings, den regennassen,
Erquickend ein Gewitter niedertropft!
Da sieh! Der Schimmel bäumt, und Roß und Reiter
Verschlingt ein Staubgewölk! Ein banges Halt!
Zuckt durch die Reihen der erschrock'nen Streiter!
Da aus dem Staube taucht die Lichtgestalt
Des würd'gen Führers auf, und wie sein Degen
Winkt hell sein Aug' dem nahen Sieg entgegen!
„Noch bin ich unversehrt! Mir nach, mir nach!
Auf, Dreiundzwanz'ger, euer Ehrentag!"

Vielleicht hätte der Dichter gerade in diesen epischen Gesängen einen volksthümlichern Ton anschlagen sollen, aber seine immer hochgestimmte rauschende Leier gibt einmal diesen Ton nicht her, und man kann von einem Dichter Alles verlangen, nur nicht daß er aus seiner individuellen Art und Natur heraustritt. Gottschall beherrscht keine große Scala von Stimmitteln, namentlich sind ihm die naiven, eigentlich sentimentalen und humoristischen Töne versagt, aber die, die er beherrscht, beherrscht er mit großer Sicherheit und weiß sie energisch zur Geltung zu bringen. Zum Schluß wirft der Dichter einen Blick auf Rußland, über welches die Gerechtigkeit, das „müde Jammerbild", ihres Zornes volle Schale ausgeschüttet habe; „das Schwert des Brennus in des Ostens Wage" sei an diesem großen Rachetage zerbrochen. Allerdings war der ganze Verlauf der orientalischen Frage eine starke, selbst demüthigende Lection für Rußland, es wäre aber denkbar, daß das kluge und schlaue Rußland diese Lehre in einer Weise benutzte, die es vor ähnlichen Verrechnungen und Schlägen sicherstellt und ihm gestattet, bei gelegenerer Zeit — denn die Allianzen und Situationen ändern sich leicht und die Träger dieser oder jener Politik sind sterblich — nur um so furchtbarer dazustehen. Rußland ist nur an einem äußern Gliede seines Riesenleibes geschrammt, nicht an seinen eigentlichen Lebensorganen tödtlich verwundet worden, und ein Verlust an materiellen Kräften ist gerade bei einem Reiche wie Rußland leicht wiederhergestellt. Dauernder werden aber jedenfalls die allgemein culturhistorischen Folgen des Zusammenstoßes sein, und diesen, scheint es, hätte der Schlußhymnus des Dichters gelten sollen.

Hermann Marggraff.

Reiseliteratur.

1. Eine Reise nach Centralafrika, oder Leben und Landschaften von Aegypten bis zu den Negerstaaten am Weißen Nil von Bayard Taylor. Uebersetzt von Johannes Ziethen. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit es dem Forschergeiste und der modernen Wissenschaft gelungen ist, die Sprache der zwei bis drei Jahrtausende alten Denkmäler des Orients und Aegyptens zu entziffern und der Geschichte der Menschheit auf jenen Gebieten neue Zeiträume zu erobern, scheinen die genannten Länder auch auf die große Classe derjenigen Reisenden, denen eigentlich wissenschaftliche Interessen ferner liegen, eine ganz besondere Anziehungskraft zu äußern. Dies gilt namentlich von den amerikanischen Touristen, welche ihr Reisepensum in der Alten Welt nicht eher absolvirt zu haben glauben, als bis sie wenigstens Palästina und Aegypten gesehen haben. Wie man früher in England bei einem vollkommenen Gentleman es als etwas ganz Selbstverständliches voraussetzte, daß er in Italien gewesen sei, so scheint es dermalen in Amerika unumgängliches Gesetz der Mode zu sein, daß Jeder, welchen sein Stern einmal über den Atlantischen Ocean geführt hat, sein Wort als Augenzeuge mit dreingeben könne, wenn es sich um den Orient und um orientalische Fragen handelt. Nun möchte es immerhin angehen, wenn es hierbei sein Bewenden hätte; allein leider fühlt sich von diesen Herren Touristen fast einer um den andern verpflichtet, das Publicum mit einer Reisebeschreibung zu beschenken, gegen deren Details sich, wie die Erfahrung zur Genüge dargethan hat, vom Standpunkte der Glaubwürdigkeit aus die gegründetsten Bedenken erheben lassen. Man thut daher wohl daran, sich in jedem Falle erst ein wenig nach den persönlichen Verhältnissen und Antecedentien eines amerikanischen Reisebeschreibers umzuthun.

Bayard Taylor, der Verfasser des uns zur Besprechung vorliegenden Werks, machte bereits vor zehn Jahren eine Reise „mit Wanderstab und Ranzen" durch einen großen Theil des westlichen und südlichen Europa, deren Beschreibung er nach seiner Rückkehr unter dem Titel „Views afoot" herausgab. Die Eindrücke einer zweiten Reise in Amerika selbst sprechen sich namentlich in seinen 1848 erschienenen „Rhymes of travel, ballads and other poems" aus, denen schon vor seiner europäischen Reise eine kleine Gedichtsammlung vorausgegangen war. Er lebte bis zum Antritt seiner jüngsten Reise in Newyork, wo er Mitredacteur der „Tribune" war und sich mit Bryant's Tochter verheirathete. Für uns Deutsche ist er insbesondere als Uebersetzer mehrer Gedichte des ihm befreundeten Freiligrath von Interesse.

Die Reise in das Innere von Afrika unternahm der Verfasser nur, „um einen von schwerer geistiger Arbeit erschöpften Körper wiederherzustellen". Was ihn dabei anzog, war we-

niger das historische und geographische Interesse dieser Gegenden, als vielmehr der Wunsch, an ihrem freien, kräftigen, halb barbarischen Leben theilzunehmen. Es mag nun freilich auf den ersten Anblick ziemlich sonderbar erscheinen, daß Jemand zur Kräftigung seiner Gesundheit Centralafrika aufsucht; hat man aber aus der Lectüre des vorliegenden Werks das unverwüstlich heitere, lebensfrische Temperament des Verfassers kennen gelernt, so hört nicht nur jede Verwunderung auf, sondern man freut sich auch herzlich, daß er sich eine derartige Aufgabe gestellt hat. Wen die Natur nicht mit einer so glücklichen Gemüthsanlage ausgestattet hat, der wird niemals im Stande sein, die Eindrücke einer mit soviel Gefahren, Beschwerden und Unannehmlichkeiten verknüpften Reise, wie die in das Innere Afrikas, mit der nothwendigen Objectivität zu schildern; es wird ihm vielmehr gerade so gehen wie jenen englischen Touristen, die sich mit grünen Schleiern, doppelten Sonnenschirmen und blauen Brillen für die Reise ausrüsten und aus der vom hellsten Lichte übergossenen wilden rothen Wüste die Vorstellung einer Welt von blauem Sande, mit einem grünen Himmel überwölbt, zurückbringen.

Die Schilderungen des Verfassers zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und Fülle, sowie durch Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit und Originalität auf das vortheilhafteste aus, tragen aber dabei das Gepräge ungeschminkter Wahrheit, was sich seinen Landsleuten selten nachrühmen läßt. Viel Neues bringt er uns allerdings nicht; indeß gibt er wenigstens mehr als die große Masse der gewöhnlichen Touristen, deren Reiseziel in der Regel der zweite Katarakt des Nils ist, und selbst das Allbekannte und schon oft Beschriebene erscheint bei ihm in frischem Gewande und von vielen charakteristischen Zügen durchflochten. Dies gilt namentlich von einer Reihe Bemerkungen über altägyptische und hellenisch-ägyptische Kunst, die man bisher im Allgemeinen nur in dem ihr Eigenthümlichen, in dem als abnorm, als ungeheuerlich Betrachteten, also blos als Manifestation des geschichtlichen Geistes im Allgemeinen und als Vorstufe oder Abart höherer Kunstformen zu würdigen pflegte, während unser Autor mit Recht auf das absolut Schöne in vielen Figuren und Kunstwerken hinweist. Anderswo hebt er es als einen bedeutsamen, obwol ihm selbst nicht recht erklärlichen Zug der ägyptischen Baukunst hervor, daß häufig gerade das Unsymmetrische den großartigsten Eindruck auf den Anschauenden hervorruft, eine Thatsache, welche diejenigen Aesthetiker, welche nicht in der Symmetrie die erste Grundbedingung des Schönen in der Architektur sehen, sondern ihre Idee vielmehr in der unter verschiedenen Umständen durch wesentlich verschiedene Mittel zu bewältigenden Kraft der Masse und deren primären Eigenschaften suchen, bestens acceptiren werden. Ueberhaupt dürften Schilderungen wie die im vorliegenden Werke enthaltenen geeignet sein, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die ägyptischen Alterthümer nicht blos Stoff der eigentlichen Alterthumswissenschaft bleiben, sondern auch von der Aesthetik eifriger als bisher benutzt werden sollten. Aus ihnen sind reiche Data zur Lösung ästhetischer Probleme zu schöpfen; namentlich dürfte kein Land zur Entscheidung der wichtigen Frage über die Grenzen der Architektur und Sculptur so bedeutsame Thatsachen an die Hand geben als gerade Aegypten.

Eine der interessantesten Partien des Werks schildert das Zusammentreffen Taylor's mit Auguste Mariette, einem jungen Franzosen, von welchem der Verfasser voraussagt, daß die Großartigkeit seiner auf dem Boden des alten Memphis bereits gemachten Entdeckungen die Welt überraschen werde, sobald seine Zeichnungen und Beschreibungen erschienen seien, und dessen Namen er noch neben denen von Burckhardt, Belzoni und Layard in die Geschichtsbücher eingetragen zu sehen erwartet. Er bezeichnet ihn als den eigentlichen Entdecker von Memphis, dessen Haupttheil die Alterthumsforscher früher eine Meile weiter östlich suchten. Die Mittheilungen, welche der Verfasser von diesem unermüdlichen und für seinen Zweck aufopfernd begeisterten Manne über die Schwierigkeiten und Resultate seiner Nachforschungen erhielt, sind für den Freund der Wissenschaft allerdings niederschlagend. „Er entschuldigte sich, daß er uns so wenig zu zeigen habe, da er aus Rücksicht auf den Vandalismus der Araber genöthigt sei, alle seine Entdeckungen zuzuschütten, nachdem er seine Zeichnungen und Messungen gemacht. Die ägyptische Regierung sei schlimmer als theilnahmlos, denn sie zaudere nicht, aus den Sphinxen Kalk zu brennen und aus Marmorblöcken Kasernen für schmuzige Soldaten zu bauen... Mariette... mußte sich mit der einfachen Erlaubniß begnügen, diese merkwürdigen Ruinen ausgraben und beschreiben zu dürfen. Er konnte sie weder schützen, noch die Sculpturen und Inschriften, die sich transportiren ließen, wegführen, und zog es deshalb vor, sie wieder der sichern Obhut des Sandes anzuvertrauen." Gegen dieses „Wegführen" erklärt sich freilich unser Autor an vielen Stellen seines Werks mit gerechter Entrüstung. „Dieses Grab", sagt er unter Anderm bei Gelegenheit der Beschreibung des berühmten, von Belzoni in Gurneh auf dem Boden des alten Theben entdeckten Grabes Ramses' I., „ist bereits schlimmern Plünderern als den Medern und Persern zur Beute geworden. Belzoni entführte den Sarkophag, Champollion schlug die herrlichen Pfeiler und das Architrav des Eingangs zu der untern Kammer fort, und Lepsius endlich hat die Pfeiler zerstört und ihre schönen Gemälde für das Museum in Berlin in Besitz genommen. An einer Stelle, wo der Letztere eine schöne Thür gänzlich zugrunde gerichtet hat, hat ein Franzose in seiner Entrüstung mit rother Kreide geschrieben: **Meurtre commis par Lepsius.** Bei all den Gräbern von Theben, wo man die empörendsten und augenfälligsten Beraubungen sieht, sagte der Führer: Lepsius. Wer kann es den Arabern zum Vorwurf machen, daß sie diese kostbaren Denkmäler muthwillig verderben, wenn ihnen von der Eitelkeit ägyptischer Alterthumsforscher ein solches Beispiel gegeben wird?" Dieses Urtheil ist unter den vom Verfasser selbst oben angeführten Umständen jedenfalls zu herbe; doch gestehen wir ein, daß es ihm alle Ehre macht und jedem für das wahre und dauernde Interesse der Wissenschaft Begeisterten, namentlich aber uns Deutschen, die wir uns in der Person Lepsius' mit angegriffen sehen, Stoff zu reichlichem Nachdenken bietet. Mit welch heiligem Zorn hat nicht Byron seinen Bannstrahl auf das Haupt jenes Frevlers unter seinen Landsleuten geschleudert, der, ebenfalls angeblich im Dienste der Wissenschaft, das Pantheon zu Athen schändete! Welch Geschrei der Empörung erhob sich nicht erst noch vor kurzem bei der Kunde, daß ein Amerikaner aus schnöder Gewinnsucht wiederholten Raub ehrwürdiger Denkmäler an der Stätte des Heiligen Grabes begangen habe! Und wäre das Hinwegführen der ägyptischen Alterthümer etwa mehr zu entschuldigen, dafern es nicht als das einzige Mittel erschiene, sie der Nachwelt und der Wissenschaft zu erhalten? Das mag allerdings der Standpunkt sein, von dem ein Champollion, ein Belzoni, ein Lepsius bei ihrem Verfahren ausgegangen sind, und es wäre in höchstem Grade ungerecht, dasselbe mit der Gemeinheit der ebengenannten Heiligthumsschänder oder auch nur mit der Barbarei eines Mummius in Korinth, eines Bonaparte in Italien vergleichen zu wollen. In jedem Falle aber wäre es eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, auf deren Beseitigung jeder für das Schöne wahrhaft begeisterte Mensch, der die Erde als den geweihten Schauplatz der Weltgeschichte und die Denkmale der Kunst als Perlen und Edelsteine betrachtet, welche sich der Menschengeist im Laufe der Jahrhunderte sinnig in die Zauberfiguren seines Prachtgewandes eingewebt hat und die nicht willkürlich aus ihren Fäden herausgerissen und über andere Stellen verstreut werden können, mit allen Kräften hinarbeiten soll. Diese Nothwendigkeit waltet aber gar nicht ob; wenn die ägyptische Regierung zu barbarisch ist, um die ihren Händen anvertrauten Schätze gebührend zu würdigen und treu zu wahren, so sollten die civilisirten Mächte Europas diese Aufgabe selbst in

die Hand nehmen, Männer aber wie Lepsius sollten ihnen diese heilige Pflicht dringend und unablässig vor Augen halten. Die Mittel zur Erreichung dieses Ziels sind so einfach, daß wir nicht zu warten brauchen, bis Elihu Burritt's Ideal sich verwirklicht hat. Ich sehe nicht ein, warum nicht, während die Kanonen am Gestade des Schwarzen Meeres donnerten, zu gleicher Zeit ein englischer und ein russischer, ein deutscher und ein französischer Beauftragter über die Sache der Wissenschaft in Aegypten — und anderswo — hätten wachen können.

Wir können unserm Reisenden natürlich nicht von Station zu Station folgen; wir bemerken daher nur, daß er von Assuan durch die große nubische Wüste nach Berber aufbrach, die Ruinen von Meroë unweit des heutigen Schendy besuchte und endlich Chartum, die Hauptstadt von Sennaar und zugleich von sämmtlichen durch Mehemed-Ali eroberten Sudanländern, erreichte und zum Mittelpunkte seiner weitern Ausflüge und Nachforschungen machte. Hier fand er die freundschaftlichste Aufnahme und Unterstützung bei dem damaligen östreichischen Consularagenten Reitz, einem in jeder Beziehung vortrefflichen Manne, der leider schon 1853 ein Opfer des Klimas geworden ist. Chartum ist bekanntlich (vergl. unter Andern Nr. 44 d. Bl. f. 1855) zugleich Sitz des apostolischen Vicars der katholischen Mission in Centralafrika, Knoblecher, welcher durch den in deutschen Journalen veröffentlichten Bericht über seine Reise den Weißen Nil hinauf im Jahre 1850, bei der er bis zum vierten Grad n. Br. oder 60 Meilen über den Punkt hinauskam, den d'Arnaud und Werne erreicht hatten, und die ihn daher an die Spitze der Nilforscher stellt, in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Unser Autor schildert ihn als einen Mann von nicht mehr als 35 Jahren, aber gründlicher Bildung, der mehre Sprachen spricht und einen Reichthum von wissenschaftlichen Kenntnissen besitzt, der seinen künftigen Forschungen großen Werth verleihen wird. Außerdem traf er in der Mission noch einen italienischen Mönch und zwei andere Priester, einen Deutschen und einen Ungar. Die Ergründung Centralafrikas, jenes bis vor kurzem noch völlig unentdeckten Räthsellandes, scheint beinahe ausschließlich die Mission deutschen Geistes und deutschen Heldenmuths geworden zu sein. Während der mittlere Theil, das ausgedehnte Kernland Sudans von Timbuktu bis weit über den Tschadsee hinaus an die Grenzen Darfurs, von Männern wie Overweg, Barth und Vogel durchforscht ward oder noch wird, haben Rüppell und Russegger in den letzten 25 Jahren zu unserer Kenntniß des östlichen Sudan wichtige Beiträge geliefert und erweitert noch immer die Thätigkeit der Mitglieder der katholischen Mission, vor allen Knoblecher's, unsern Blick weit in das Herz der darüber hinausliegenden geheimnißvollen Gegenden. Leider können wir auch in diesem Falle nicht auf unsere Mitbürger stolz sein, ohne über unsere Nation zu erröthen; die Einen arbeiten im Auftrage der englischen Regierung, die Andern zunächst in katholischem Interesse. Indeß dürfen wir wenigstens den östreichischen Generalconsul in Chartum als Vertreter Deutschlands betrachten und uns der Hoffnung hingeben, daß durch einen tüchtigen Mann, wie auch Reitz einer war, sich von hier aus neue Bahnen brechen lassen. Die geschickte Weise, wie der Letztere die Sitteh Sewakin, Tante des Sultans Adah, des gegenwärtigen Herrschers von Darfur, bei ihrer Durchreise nach Mekka behandelte, dürfte nach der Meinung unsers Autors leicht dazu dienen, den Europäern diesen bisher verschlossenen Staat zu öffnen. Dagegen bewährt sich rücksichtlich des nächsten Zwecks der katholischen Mission auch hier wieder der allerwärts erprobte Erfahrungssatz, daß an eine Bekehrung derjenigen Völker, welche sich einmal einer alten Culturreligion wie Buddhaismus, Brahmaismus und Mohammedanismus zugewandt haben, nicht zu denken ist. Der Islam hat im Laufe des letzten Jahrhunderts ganz in der Stille das ausgedehnte Gebiet von Centralafrika auf friedlichem Wege erobert und wird nimmermehr dieser oder jener christlichen Kirche, sondern nur der christlichen Cultur weichen. Die Mitglieder der katholischen Mission müssen sogar den Schein eines Bekehrungsversuchs vermeiden, wenn sie ihren Einfluß als Jugendlehrer nicht völlig verlieren wollen. Das sollte man bei dem jetzt neuerwachten Missionseifer wohl beherzigen, wenn man nicht aufs neue vergeblich arbeiten und auch die bisherigen segensreichen Resultate des Missionswesens für Handel und Verkehr, für Erd- und Völkerkunde, für Sprach- und Geschichtswissenschaft auf das Spiel setzen will.

Was Taylor's Leben in Chartum, seine Ausflüge in die Umgegend und seine Fahrt auf dem Weißen Nil bis zu den Schilluknegern unter 12° 30′ n. Br. betrifft, so müssen wir auf seine eigene, an interessanten Charakterzügen, überraschenden Scenen und fesselnden Abenteuern reiche Schilderung verweisen. Dasselbe gilt von der im siebenundzwanzigsten Capitel enthaltenen übersichtlichen Beschreibung der bis nach Logwek unter 4° 10′ ausgedehnten Reise Knoblecher's auf dem Weißen Nil, deren Abenteuer der Vicar unserm Verfasser in Chartum erzählte oder aus seinen Tage- und Skizzenbüchern ihn ersehen ließ. Diese Partie enthält in gewisser Beziehung die merkwürdigsten, wenigstens die neuesten Thatsachen des ganzen vorliegenden Werks. Von Chartum, dessen bunte Einwohnerschaft mit ihren mannichfaltigen Sitten und Gebräuchen, dessen ausgebreiteten Handel mit den benachbarten Stämmen und dessen politische Verhältnisse zu diesen sowie zum Vicekönig von Aegypten uns der Verfasser auf das anschaulichste schildert, kehrte derselbe durch die Bejudawüste über Napata, dessen Tempel und Ruinen er besuchte, und über Alt- und Neudongola nach Aegypten zurück, nachdem er zuvor noch die berühmten Felsentempel von Abu-Simbel und den großartigen Koloß Ramses' II. (Sesostris' d. Gr.) in Augenschein genommen hatte. Das Bild, welches uns der Autor von dem Zustande Sudans und Nubiens, von der Lage ihrer Bewohner und von den Folgen des gegenwärtigen Regierungssystems unter Abbas-Pascha entwirft, zeigt, wie wenig Wurzel Mehemed-Ali's Reformen in dem unglücklichen Lande geschlagen haben, und macht es mehr als wahrscheinlich, daß bei der ungeheuern Wichtigkeit, welche die ganze Westküste des Rothen Meeres von Jahr zu Jahr in immer höherm Grade für ganz Europa und Südasien gewinnt, die europäischen Großmächte über kurz oder lang unmittelbarer als bisher in die innern Verhältnisse Aegyptens eingreifen und auf diesem Wege zugleich das Räthselland Abyssinien der europäischen Cultur erschließen werden.

Am 4. November 1851 war Taylor zuerst im Hafen von Alexandria eingelaufen, und der 1. April 1852 war der Tag seiner Rückkehr nach Kairo, von wo er kurz darauf nach Syrien abreiste. Die Beschreibung seiner Reise in diesem neuen Welttheile, welche er uns in Aussicht stellt, werden wir herzlich willkommen heißen, namentlich wenn ihn dieselbe über die Ruinen Babylons und Ninives geführt haben sollte, zu deren Würdigung ihn die gewonnene Anschauung der Ueberreste altägyptischer Kunst in vorzüglichem Grade befähigt hat.

Die Uebersetzung ist, soweit sich dies ohne Einsicht in das Original beurtheilen läßt, im Allgemeinen als recht gelungen zu bezeichnen und somit das vorliegende Werk in jeder Beziehung als eine ebenso belehrende wie unterhaltende Lectüre zu empfehlen.

2. Abenteuer in den Wildnissen von Australien. Von William Howitt. Aus dem Englischen von H. Sebald. Berlin, Janke. 1856. 16. 15 Ngr.

Der Leser, welcher in diesem Buche eigentliche Belehrung über die darin vorkommenden Gegenstände suchen wollte, würde allerdings fehlgreifen; im Gegentheil dürfte Jedem, der es zur Hand nimmt, eine große Vorsicht und stete Bezugnahme auf anderweite Quellen anzurathen sein. Sonst aber ist das Buch mit gutem Gewissen zu empfehlen; die Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben jener terra incognita zeichnen sich

durch ungewöhnliche Frische, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus und versetzen den Leser in eine reiche Mannichfaltigkeit von Scenen, deren handelnde Personen offenbar nicht bloße Phantasiefiguren, sondern lebensvolle Gestalten von Fleisch und Bein sind, deren Skizzen der Verfasser an Ort und Stelle entworfen hat. Dies hätte freilich mit etwas mehr Geschmack und Sauberkeit geschehen können, insofern des Verfassers plastische Kunst oft die Holzart des Hinterwäldlers zu verrathen scheint; allein vielleicht wäre dann das Markige und Charakteristische verloren gegangen, das dem Buche seinen eigenthümlichen Reiz gibt. Die Schilderungen der Landschaft, des Pflanzen- und Thierlebens werden sämmtlich an die eigenen Lebensereignisse des Erzählers — eines ziemlich alten „boy" — angeknüpft und erscheinen infolge dieser Methode in so kräftiger Zeichnung und lebhafter Färbung, daß der Leser die ihm vorgeführten Charaktere des Ansiedlers und Schäfers, des Gärtners und Ochsentreibers, des Goldwäschers und Buschkleppers nicht so leicht wieder vergessen wird. Die Uebersetzung könnte hier und da etwas fließender sein, ist aber wenigstens wegen ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit anzuerkennen.

3. Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Besser. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk läßt sich nur uneigentlich in die Kategorie der Reisebeschreibungen einordnen. Es ist vielmehr das Resultat mehrjähriger genauer Studien während eines zweimaligen Aufenthalts auf der Insel und verfolgt den Zweck, die massenhaften Unrichtigkeiten, welche sich nicht nur in die seit der Eröffnung des Seebades im Jahre 1826 zahlreich erschienenen kleinern Reisewerke, sondern sogar in wissenschaftliche Erörterungen und Darstellungen eingeschlichen haben, zu widerlegen und endlich einmal gründlich zu beseitigen. Diesen Zweck hat denn auch der Verfasser so vollständig erreicht, daß sein Werk von nun an jedenfalls als eine der zuverlässigsten Autoritäten über den darin verhandelten Gegenstand gelten wird. Dasselbe enthält in der That eine in jeder Beziehung vollständige und umfassende Monographie der Insel Helgoland und könnte sogar als Muster der Behandlung dienen, wenn der Verfasser es unterlassen hätte, an seine Reise und seine persönlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Damit soll indeß unsererseits kein Tadel ausgesprochen sein, da das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt für die Mehrzahl der Leser jedenfalls anziehender ist, als wenn der Verfasser jede äußerliche Zuthat beseitigt hätte.

Wir wollen aus der reichen Fülle des uns dargebotenen Stoffs nur einiges Wenige herausgreifen, um damit anzudeuten, daß es nicht leicht irgendeine Wissenschaft geben wird, deren Bearbeiter nicht aus Oetker's Werke neue Data schöpfen und alte Irrthümer berichtigen könnte. So heißt es z. B. S. 82: „Neuerdings stützt sich Schleiden in dem reichen Buche «Die Pflanze und ihr Leben», wie es scheint, auf denselben Gewährsmann (v. d. Decken). Dadurch würden sich auch bei diesem Schriftsteller einige Ungeheuerlichkeiten in der Schilderung Helgolands, die dem Werke nicht eben gut anstehen, erklären." Einen ähnlichen Beleg finden wir in den erst voriges Jahr erschienenen „Studien" von Schleiden, wo unter Anderm erzählt wird, daß wegen der Wichtigkeit des Wachtelfangs für die Bewohner Helgolands der Prediger auf der Kanzel auf die Nachricht von der Ankunft der Zugvögel durch die Sitte verpflichtet gewesen sei, seine Rede mit den Worten: „Amen, theure Gemeinde. Die Wachteln kommen", abzubrechen, eine Thatsache, die Schleiden wahrscheinlich aus Wachsmann oder Boas entlehnt hat, Oetker aber als völlig unbegründet widerlegt.

Wir müssen uns begnügen, den Geologen, den Ornithologen, den Ichthyelogen und überhaupt den Naturforscher auf das reichhaltige Werk selbst zu verweisen; auch der Historiker und Alterthumsforscher wird darin eine Reihe der interessantesten, auf dem Prüfsteine einer gesunden, nüchternen und scharfsinnigen Kritik erprobten Thatsachen vorfinden. Wir erinnern unter Anderm an die Geschichte Wieben Peter's, des Seeräubers von Meldorp, dessen Charakter ein prächtiges dithmarsisches Gegenstück zu der echt dramatischen Figur des brandenburgischen Michael Kohlhaas darbietet. Ueberhaupt enthält das ganze Werk in seinen höchst gelungenen Sitten- und Charakterschilderungen, sowie in einer Reihe der interessantesten Einzelzüge eine wahre Fundgrube für den Aesthetiker. Wie entscheidend sind z. B. die S. 193 angeführten Thatsachen, daß Helgoland trotz seiner so eigenthümlichen Lebensbedingungen, Anschauungen und Sitten weder eigene Volkslieder noch Volksmärchen und Sagen hat! Natürlich, denn dadurch unterscheidet sich eben die Genesis der Sitte von der der Sage, daß jene überall, auch in beschränktem Kreise, erwächst, während diese nur auf breiterm Boden gedeiht und sich ausprägt. Auch der Politiker und der Jurist finden in den durchaus eigenthümlichen Verfassungs- und Rechtsverhältnissen der Insel eine Reihe ganz neuer und überraschender Thatsachen zum weitern Ausbau ihrer Wissenschaften; wir erinnern nur unter Anderm an die Partien, welche das Strand- und Bergerecht und die Lootsenverhältnisse, sowie den sonderbaren Zustand der im Verwaltungs-, Gerichts- und Kirchenwesen auf der Insel herrschenden Anarchie behandeln. Endlich sei noch des Fleißes rühmend gedacht, mit welchem der Verfasser eine Menge der schätzbarsten Notizen über die Sprache der Helgoländer, einen Dialekt des Neufriesischen, beibringt. Das sechzehnte Capitel enthält im Auszuge eine ziemlich vollständige Grammatik dieses Dialekts, dessen einzige Quelle das lebendige Wort der Inselbewohner ist; daher ein vortreffliches Hülfsmittel für den germanischen Philologen, welches nur eine kurze Erörterung der Lautverhältnisse noch zu wünschen übrig läßt.

Wir versagen es uns ungern, genauer auf das Einzelne des vorliegenden Werks einzugehen, das sich ebenso sehr durch scharfe Beobachtung und fleißige Benutzung aller bisherigen Leistungen auf dem von Oetker betretenen Gebiete, namentlich der werthvollen Forschungen Lappenberg's und Wiebel's, wie durch eine elegante, durchsichtige, aber zu gleicher Zeit lebhafte und humoristisch gewürzte Darstellung und echtpatriotische Gesinnung empfiehlt. Wer den praktischen Gesichtspunkt voranstellt, dem wird das Buch in seinen Mittheilungen über das helgoländer Badeleben ebenfalls alles Wissens- und Wünschenswerthe darbieten und die Stelle eines Reisehandbuchs oder Führers zur Befriedigung ausfüllen. Möchten wir dem Verfasser recht bald wieder auf einem verwandten Gebiete begegnen! 72.

Aus den deutschen Gauen.

1. Wendische Weiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben von Eduard Ziehen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. Br. 8. 1 Thlr.
2. Im Wald und am Gestade. Skizzen und Bilder von Ernst Willkomm. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Ländliche Skizzen aus Franken von H. Nordheim. Weimar, Kühn. 1854. 8. 15 Ngr.
5. Volksgeschichten von Louis Würdig. Dessau, Neubürger. 1853. 8. 12 Ngr.

Wir haben hier unter gemeinsamem Titel eine Anzahl Schriften zusammengefaßt, die sämmtlich mehr oder weniger aus dem Streben hervorgehen, die Stammeseigenthümlichkeiten der deutschen Völkerschaften in ihren individuellen Formen zur literarischen Gestaltung zu bringen. Es ist dies das alte, unserer Nation so recht eigenthümliche Streben, in die Einzelheiten hinein Alles auszubilden; dem entspricht auch die

besondere vielgetheilte Staatenbildung, dem entquillt so mancher frische Strom des warmen individuellen Lebens, demselben Streben aber verdanken wir auch gar manchen starken Zug der politischen Ohnmacht auf den Blättern der deutschen Geschichte. So berechtigt auf der einen Seite dieses Streben ist, so sehr es mit dem Grundcharakter des germanischen Lebens zusammengewachsen ist, ebenso schädlich ist es auch, wenn dasselbe, in einseitiger Weise ausgebildet, nichts als die Zersplitterung fördert und dem gesammten Streben nach einheitlicher Gestaltung fortwährend den Spiegel der innerlichsten Spaltung und Zerklüftung entgegenzuhalten bestrebt ist. Wir haben in den gegenwärtigen Zeiten der allgemeinen Reaction umsomehr auf unserer Hut zu sein, daß wir nicht als einzelne Wellen machtlos zerschellen in dem großen Völkermeere; ich sage, wir haben umsomehr überall dem übertriebenen Streben nach individueller Stammesentwickelung entgegenzutreten, als gerade die Feinde der deutschen Nation und der deutschen Bildung um so lebhafter für diese Trennung sich interessiren, ja dieselbe immer unheilbarer zu machen suchen. Wir müssen umsomehr darauf hinarbeiten, überall das Gesammtbewußtsein eines großen deutschen Volkes zu fördern, rege zu erhalten, als wir ja Alle fühlen, wie viel uns daran fehlt, und wie tief und wie laut dennoch in den letzten Jahren das Bedürfniß in allen Schichten des deutschen Volkslebens sich kundgegeben hat. Verlieren wir den Muth nicht in der allgemeinen Erschlaffung und halten wir fest unser Auge auf die Zukunft gerichtet, auf daß Deutschland aus einem geographischen Begriffe, aus seiner literarischen Einheit auch zu einem wirklichen politischen Ganzen heranwachse; schüren wir einstweilen in der Stille der Nacht das heilige Feuer, das einst leuchten soll als Oriflamme der großen deutschen Nation auf den Zinnen der Weltgeschichte, schüren wir Jeder nach seiner Kraft das heilige Feuer, dieweil noch die Raben um den grauen Thurm des Kyffhäusers krächzend fliegen!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns nun zur Besprechung der einzelnen Bücher, welche dazu die Veranlassung gaben. Eduard Ziehen nennt sein Buch „Wendische Weiden". Die Weide gehört zu den Lieblingsbäumen der Wenden. Fast bei jedem Dorfe findet sich ein kleines Weidenwäldchen; ebenso sind die Triften, die Höfe, die Wiesen und die Wege mit zahlreichen Weidenbäumen bepflanzt; auch in den alten wendischen Volksliedern in der Ober- und Niederlausitz kommen die Weiden vor, z. B.:

> Winter, Sommer, Weidenbaum,
> Saß ein Mädchen am Weidenbaum,
> Saß und schaute, wann der Schatz
> Aus der Schenke kommen wird.

Zum bessern Verständniß des Ganzen theilt der Verfasser in einem Vorworte einige Bemerkungen über den Schauplatz der Erzählungen mit, welche den Band füllen. Die auf dem linken Elbufer ansässigen Wenden stammen von den Obotriten her, welchen Karl der Große 804 Wohnsitze am Arendsee in der Altmark anwies. Die Häuser der von Wenden gegründeten Dörfer liegen hufeisenförmig rings um einen freien Platz herum, sodaß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Die Gebäude wenden sämmtlich die Giebelseite nach diesem freien Platz und die Stallungen, Scheunen und Hofräume befinden sich hinter denselben; auch unterscheiden sich die wendischen Häuser in ihrer Bauart wesentlich von den germanischen. Während bei diesen die Ständer und Riegel nur dazu da sind, um dem Mauerwerk Festigkeit zu geben, sieht man auf der nach dem freien Platze gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt. Die Dächer sind stets mit Stroh gedeckt; auf der Giebelseite befindet sich auch der Haupteingang, eine breite, hohe, rothangestrichene Bogenthür mit beweglicher Schwelle und zwei Flügeln. Der Balken über der Thür ist mit grellen Farben buntscheckig bemalt. Auf dem Giebel der Vorderseite prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne. Ueber innere Einrichtung der Häuser, Trachten und Sprache der Wenden finden sich in der Vorrede noch manche interessante Aufsätze, denen wir schon im stuttgarter „Morgenblatt" früher begegnet sind. Das Buch enthält folgende Erzählungen: „Der Sohn der Witwe", „Der Dorfmusikant", „Der Müller", „Die Hirtentochter", „Unter dem Weidenbaume". Diese Erzählungen, in natürlicher Einfachheit und schlichter Entwickelung gehalten, entlehnen fast alle als Hauptmotive der Verwickelung die Standesunterschiede der liebenden Paare. Die Eigenthümer der Höfe heißen Hufner oder Vollhufner, deren Zahl jedoch nicht sehr groß ist, Halbhufner, Kossathen und Anbauer, welche letztere nur wenige Morgen Landes besitzen. Der Vollhufner verheirathet seine Tochter oder seinen Sohn höchst ungern an einen Kossathen; es macht sich auf diese Weise ein Besitzstolz oder Unterschied geltend, der zu Verwickelungen führt, die man auch sonst im Bauernleben des übrigen Deutschland antrifft. Nehmen wir z. B. den Hauptinhalt der ersten größern Erzählung einmal vor Augen, so sehen wir einen armen Jüngling Detlev freien um Anna, die Tochter des Vollhufners. Der Vollhufner hatte anfangs sich nicht dagegen erklärt, solange Detlev die Aussicht hatte, in den Besitz des Gutes seines kinderlosen Oheims zu gelangen; als dieser aber sein Gut verkauft und scheinbar in Armuth gerathen war, begünstigte der Vollhufner einen andern Bewerber um Anna's Hand, den Schulzensohn Heinrich Riebenow. Zwischen diesen beiden Nebenbuhlern entspann sich nun bald ein heftiger Streit, der fortwährte, bis zur Zeit der französischen Occupation auch diese Gegend, worin die Erzählung spielt, dem großen Kaiserreiche einverleibt wurde. Die Aushebungen und Rüstungen zum Zuge gegen Rußland begannen; Detlev mußte der Fahne folgen, während der Schulze seinen Sohn freikaufte. Er mußte von Anna Abschied nehmen, welche ihm beim Scheiden sagte: Wenn du nicht wiederkehrst, so sterbe ich, ehe zwei Jahre vergehen. Heinrich Riebenow glaubte nun freies Spiel zu haben, er begann seine Bewerbungen einzuleiten und der Vater Anna's sagte zu. Aber diese blieb standhaft, obgleich ihr Bewerber auf jegliche Weise die Nachricht von Detlev's Tod zu verbreiten suchte. Ein Sturz vom Pferde befreite das geängstigte Mädchen jedoch von diesem Bewerber und da kam endlich der Langvermißte, Todtgeglaubte wieder. Der Onkel Detlev's hatte sein großes Vermögen aus Angst vor dem Kriege begraben, er gab es jetzt her und Detlev und Anna wurden ein Brautpaar. In diese Geschichte ist noch eine Sage aus dem wendischen Volksleben von den Doppelsängern verwebt, die wir jedoch nur als Nebenwerk für den Hauptgang der Erzählung ansehen können.

Das Buch von Ernst Willkomm enthält recht frische einfache Erzählungen aus den flachen Gestaden der Nordsee, den Halligen und Marschen, sowie die beste und schlichteste Erzählung des ganzen Buchs: „Der Zeidler aus der Haide." Der Inhalt desselben ist vorzugsweise auf eine Schilderung der Sittenzustände und Gewohnheiten in den Haidegegenden gegründet. Die Bienenzucht spielt natürlich hierbei eine Hauptrolle. Von großen Verwickelungen, spannender Schürzung des Knotens ist bei den sämmtlichen Erzählungen dieses Buchs nichts zu finden; es sind landschaftliche Bilder, die hier und da selbst nur als einfache schlichte Reiseskizzen gehalten sind, sie alle zeugen aber von Geschick, die Natur aufzufassen, und sind mit Recht eine bessere, heilsamere Lectüre als die Machwerke, die mit Geistlosigkeit die Schuhe der neufranzösischen Romantiker austreten. Das Buch enthält sechs Erzählungen: „Der Zeidler", „Der Halligmann", „Ein Besuch auf Sylt", „Der Schlickläufer", „Die verbindenden Flammen" und „Die Kringelhöcht".

Das dritte der obenangeführten Werke führt uns aus den Niederungen der Nordsee in das Bergland von Schwaben.

Es ist dies ein sehr bogenreiches Werk einer jungen oder alten Schwäbin, die mit liebenswürdiger Bescheidenheit in der Vorrede uns entgegentritt; sie sagt nämlich, sie schreibe um deswillen keine Vorrede, weil man darin eine gewisse Aengstlichkeit für ein Zeichen schwäbischer Unbeholfenheit und Engherzigkeit ansehen könnte. Was vielleicht allein der Entschuldigung bedürfe, seien die angefügten Dorfgeschichten, nachdem dieses Feld von so glücklicher Hand urbar gemacht und nachher so vielfach ausgebeutet worden. Schließlich tröstet sie sich jedoch damit, daß diese vielleicht doch, da das wirkliche Leben immer wieder neue Seiten bietet, wenn auch kein poetisches, doch vielleicht einiges psychologische Interesse erwecken und so neben ihren poesiereichen und originellen Vorgängern ein Recht auf ihre Existenz erwerben könnten. Wir wollen mit der naiven Schwäbin nicht streiten, bemerken nur, daß es uns aufgefallen ist, wie die Verfasserin, welche in der Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit" so entschieden als Vertheidigerin der engern, auf den Haushalt und die Familie beschränkten Thätigkeit des Weibes auftritt und in einer andern Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der neuern Zeit" alle die Nachtheile rügt, die für die Familie entstehen, wenn das Weib mit Dingen sich befaßt, die zwar an und für sich nicht schlecht sind, aber ihrer Ansicht nach doch über den Beruf des Weibes hinausgehen, daß es uns aufgefallen ist, sagen wir, wie die Verfasserin das vor ihren praktischen Anschauungen verantworten will, daß sie uns mit einem 25 Bogen starken, einige zwanzig Erzählungen enthaltenden Buche beschenkt hat. Doch mit liebenswürdiger Inconsequenz wollen wir keinen Streit beginnen. Die Verfasserin hat in kleinem Rahmen uns alle die Ereignisse, wie sie die Wellen des Lebens an den Strand werfen, gefaßt; sie führt uns auf „krummen und geraden Lebenswegen" redselig weiter, sie zeigt uns mit raschfertigen Worten „Gestalten aus der Alltagswelt", liefert uns eine ganze Galerie von „Hagestolzen" und führt uns schließlich aufs „Dorf".

Aus dem waldigen Schwaben versetzt uns das vierte angezeigte Buch nach den sonnigen Fluren Frankens; es sind ländliche Skizzen, wie der Verfasser sie nennt, um den Namen Dorfgeschichten nicht zu gebrauchen. Wir müssen gestehen, daß nachgerade dieses Genre anfängt sich bedeutend zu verflachen, und wenn wir den Skizzen Nordheim's auch ein gewisses Interesse, das man ja gern an einer einfachen Erzählung nimmt, nicht absprechen wollen, so hält dies doch nicht soweit vor, daß wir eine besondere Empfehlung dem Büchlein zu leisten im Stande wären. Das Büchlein enthält sechs Erzählungen: „Der Großvaterstuhl", „Die Kathrin", „Einmal gelogen", „Mittwoch nach Ostern", „Die Butternickel", „Was ist Zufall?" Daran reiht sich das Büchlein von Würdig, was sich als Volksgeschichte maskirt, bei Lichte besehen aber auch nichts Anderes als blaßgefärbte Dorfgeschichte ist. Es enthält drei Erzählungen: „Hildebrand's Fried, oder das Mannlehngut", „Die Angermüller" und „Die Murrsusel". Schon die Titel dieser Geschichten zeigen, daß wir hier einen, mehr oder weniger local gefärbt, mehr oder weniger psychologisch begründet, mehr oder weniger schlecht charakterisirt, mehr oder weniger mit „Bärbel", „Heirle", „Viereckig" oder „Schweinsäugle", „Aenneliese" und „Brünnele" versetzten Apparat der Dorfnovelle wiederfinden. 25.

Reliquien von Jens Baggesen.

Als wir den Titel folgender Schrift erblickten:

Fragmente von Jens Baggesen. Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von August Baggesen. Kopenhagen, Reitzel. 1855. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

machten wir uns bereits darauf gefaßt, Stoff darin für eine längere biographische Charakteristik oder einen literargeschichtlichen Artikel zu finden. Wir sahen uns jedoch in unserer Erwartung getäuscht. Die Schrift enthält nichts oder doch sehr wenig von allgemeinerer Bedeutung, sondern meist nur Abhandlungen über Sprache im Allgemeinen und über nordische Sprache insbesondere, über die allgemeine Grammatik, besonders in ihrem Verhältniß zur Logik, über die gothisch-griechische oder vierte ursprüngliche Sprache und Literatur (nach Baggesen's Ansicht), über die Genealogie der nordischen Sprachen, über den Sprachklang, über die grammatischen Haupteigenthümlichkeiten der dänischen Sprache, über die Vorzüge der dänischen und über die Vorzüge der deutschen Sprache. Es sind darin viele geistreiche und originelle, zuweilen aber auch ziemlich barocke und gewagte Behauptungen, und Linguisten von Fach, denen wir die Lectüre dieser Schrift besonders empfehlen, mögen sehen, wie sie damit fertig werden. Der deutschen Sprache vindicirt Baggesen das Privilegium, die Sprache der Gelehrsamkeit κατ᾽ ἐξοχην zu sein, er vindicirt ihr Ernst, Würde und Hoheit und meint, daß, wenn sie auch an äußerm Wohlklang sich mit der griechischen, italienischen und dänischen Sprache nicht messen könne, sie doch mit Recht auf ihre mannichfaltige rhythmische Bewegung stolz sein dürfe. Wunderlich genug scheint sie ihm für den Scherz nicht sonderlich geeignet; selbst die Goethe'schen und Jean Paul'schen Scherze erscheinen ihm oft platt oder würdelos, und nur Lichtenberg, den er dabei mit einigen Zeilen allerdings treffend charakterisirt, läßt er als Ausnahme gelten. Nur Lichtenberg, versichert Baggesen, sei echt launevoll, echt ironisch und drollig und bewirke oft lautes Lachen bis zum Umfallen; seine Scherze seien meistens humoristische Einkleidungen wissenschaftlicher Wahrheiten, nicht selten mit mathematischer Strenge des dabei Gedachten ausgeführt. Im Allgemeinen ist hierzu nur zu bemerken, daß eben jede Nation ihre eigene Art hat, komisch und humoristisch zu sein, und daß uns Deutschen nationaldänische Späße eben auch oft sehr fremdartig und selbst platt vorkommen dürften; denn nichts ist so eigenartig und selbst eigensinnig als das komische Element. Als Beweis des größern äußern Wohlklangs der dänischen Sprache gegenüber der deutschen stellt Baggesen der Voß'schen Uebersetzung eines bekannten Homerischen Hexameters:

Und ein schrecklicher Klang entscholl dem silbernen Bogen,

folgende von ihm besorgte und, wie er sagt, ihm von Voß beneidete dänische Uebersetzung entgegen:

Med en forfaerdelig klang sprang straengen tilbage paa buen!

Aber soviel wir vom Dänischen wissen, keine einzige ordentliche Cäsur, aber umsomehr Incisionen. Dann der furchtbare Spondeus „klang sprang" in der Mitte des Verses und die rasche Aufeinanderfolge des spr und str in „sprang" und „straengen". Man muß hier eben genau rechnen, da Baggesen dem Voß'schen Hexameter „drei s, drei ch und drei r" nachrechnet.

Außerdem enthält diese Sammlung noch einige kleinere Aufsätze gemischten Inhalts, in denen wir jedoch nicht viel gefunden haben, was uns Deutschen jetziger Zeit von besonderm Interesse sein könnte. Doch tragen sie meist das Gepräge eines originellen Geistes, z. B. folgender Ausspruch: „Zur Schätzung der wahren Größe eines Schriftstellers reicht auch nicht einmal Gelehrsamkeit hin. Reichte sie hin, so würde meine Behauptung für Deutschland wenigstens wegfallen, wo der größte Pöbel, sogar an Zahl, glaube ich, der gelehrte ist." Diese kleinern Aufsätze gehören zum Theil zu der Epoche der letzten schriftstellerischen Thätigkeit des Verfassers während seines Aufenthalts in der Schweiz und in Deutschland 1823—26. Die Vorlesungen über Sprache, die freilich von den neuern Forschungen auf diesem Gebiete vielfach überholt worden sind, ohne deshalb an einem gewissen individuellen Reiz zu verlieren, hatte Baggesen als Professor der dänischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel ausgearbeitet; Krankheit verhinderte ihn jedoch, sie vollständig zu halten. Das vorhandene Manuscript war übrigens nicht zum Druck vorbereitet, sondern nur als gesammelte Materialien für 24 Vorlesungen

vorhanden, und was theils aus zu speciellen Notizen, theils us zu ausführlichen Erörterungen bestand, ist hier weggelas- m. Der Herausgeber, August Baggesen, Sohn von Jens Baggesen, stellt noch einen zweiten Band in Aussicht, der och viele, besonders philosophische und humoristische deutsche ragmente aus Jens Baggesen's Nachlaß enthalten soll. Jens Baggesen hielt zwar die deutsche Sprache nicht sehr geeignet ür Scherz und Spaß, aber er selbst scherzte und spaßte doch ern in deutscher Sprache. **H. M.**

Notiz.

Johanna Sebus und das Kleveland.

An die Heldin von Brienen, Johanna Sebus, deren pferthat Goethe in seinem bekannten schönen Liede verklärt nd gefeiert hat, erinnert uns folgendes Schriftchen: „Johanna ebus. Ein Cultur- und Sittengemälde infolge des Goe- e'schen Heldengedichts von J. H. Hagenberg" (Merseburg 355). Der bei weitem größte Theil der Schrift, deren Er- ag für die im vorigen Jahre Ueberschwemmten am Niederrhein stimmt ist, beschäftigt sich mit einer topographischen und hnegraphischen Schilderung des Klevelandes oder vielmehr nes Thals, welches oberhalb Xanten seinen Anfang nimmt nd sich bis zur holländischen Grenze nach Nimwegen hin in nem Umfange von 18 Quadratmeilen erstreckt. Es ist dies n außerordentlich fruchtbarer, aber auch den Ueberschwem- ungen des Rhein sehr ausgesetzter Landstrich, wogegen er rch Deiche geschützt wird, die mit der äußersten Sorgfalt halten und beaufsichtigt werden. Denn nirgends ist ein eichbruch so gefährlich als in diesen Niederungen. Die Deich- äfe und deren Unteraufseher, die sogenannten Heimräthe, ge- ren daher mit zu den wichtigsten Personen des Ländchens. nteressant sind die Mittheilungen des Verfassers über die tten und Gewohnheiten der klever Bauern, die uns in un- er schon öfters über die deutschen Bauern überhaupt aus- sprochenen Ansicht bestätigen, daß man nämlich bei ihnen meinhin die Sentimentalität nicht suchen darf, welche düssel- rfer Genremaler und manche Dorfnovellendichter ihnen für n Salongebrauch angekränkelt haben. Der Verfasser sagt: Wirklich scheinen um die Sentimentalität unserer Landleute enge renzen gezogen zu sein. Ihr ganzes Wesen ist zu sehr nach ßen gekehrt, als daß tiefe Gemüthlichkeit sie zu beherrschen Stande wäre" u. s. w. Diese allgemeine Wahrnehmung hließt jedoch nicht aus, daß sie bei ganz außerordentlichen orkommnissen der energischsten That und des größten Opfers hig sind. Johanna Sebus, die wegen ihrer nicht gewöhn- chen Schönheit und außerordentlichen Frömmigkeit weit und eit als das „Brienensche Hannchen" bekannt war und durch re Lieblichkeit auch die Aufmerksamkeit der französischen Sol- ten erregte, ist davon ein Beweis. Ihr Opfertod in der chreckensnacht vom 12. auf den 13. Januar 1809 ist durch oethe's tiefgefühltes und malerisches, von Zelter für Solo- nd Chorgesang in Musik gesetztes Gedicht zu bekannt, als ß wir nöthig hätten, ausführlicher darüber zu sprechen. Die ranzosen, welche für die Größe solcher Opferthaten und für roische Handlungen immer einen besonders empfänglichen Sinn zeigen, errichteten der edeln Jungfrau zum immerwäh- renden Andenken ein einfaches Denkmal aus Stein mit einer Marmorplatte, welche in halberhabener Arbeit ein sturm- bewegtes Wasser darstellt, auf welchem eine aufgehende Rose eibt. Unterhalb des von einem Sternenkranze eingefaßten andstücks befindet sich eine französische Inschrift. Unsere äl- ren Dichter, Bürger und Goethe, ließen sich noch durch solche ihrer Einfachheit große Thaten dazu hinreißen, sie im Liede verherrlichen; an das Herz unserer neuern Dichter scheinen nicht zu treten; sie hätten sonst wol Gelegenheit gehabt, en Tod Alwin Reinbold's zu verherrlichen, der, ein jüngerer Bruder der Dichterin Adelheid Reinbold (Franz Berthold) und selbst Dichter*), am 24. August 1846 bei einem kühnen Rettungsversuch in Tarnopol edel unterging, wie in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 13. November 1846 ausführlicher geschildert ist. Doch nein, ein Dichter hat seine That, die wir bei dieser Gelegenheit den Lesern gern ins Gedächtniß zurückrufen möchten, allerdings besungen, nur war es kein deutscher, sondern der galizische Dichter Orlowsky. **H. M.**

*) „Lyrische und dramatische Dichtungen von Alwin Reinbold" (Leipzig 1846).

Bibliographie.

Deutschmann, F. H., Die Weltgeschichte. 1ster Band: Geschichte des Alterthums. Gießen, Ricker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dilitz, J., Gedichte. Innsbruck, F. Rauch. 16. 18 Ngr.

Ebert, A., Entwicklungs-Geschichte der französischen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ellis, W., Elementar-Grundsätze der Volkswirthschaft. Deutsch bearbeitet nach der zweiten Original-Ausgabe und mit einem Vorwort von V. Müller. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Hübner. 8. 18 Ngr.

Enslin, K., Frankfurter Sagenbuch. Sagen und sagenhafte Geschichten aus Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 25 Ngr.

Fichtes und Schellings philosophischer Briefwechsel aus dem Nachlasse Beider herausgegeben von J. H. Fichte u. K. Fr. A. Schelling. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 Ngr.

Fillié, H., Feldblumen. Gedichte. Dessau, Gebr. Katz. 16. 18 Ngr.

Des illustrirten Frauenzimmers anderer Theil und Ende. Auch mit vielen Bild—Bildern Vieler. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Meine Freuden und Leiden im Bade. Oder Bad-Ereignisse. Mit sieben Bildern. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Gatty, Mrs. A., Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen. 2te Auflage. Leipzig, Arnold. 16. 10 Ngr.

Gaume, Die Religion in der Zeit und in der Ewigkeit, oder Einführung in die Begründung und das Verständniß des Christenthums nach der „katholischen Religionslehre". Aus dem Französischen übersetzt von L. Haug. Regensburg, Manz. Gr. 8. 19½ Ngr.

Gellert's, C. F., sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. 1ster Theil. Mit Gellert's Bildniß. Berlin, Weidmann. Gr. 16. 8 Ngr.

Gerstäcker, F., Californische Skizzen. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr.

Groth, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Mit einem Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 12. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser unter Autorität des Verfassers herausgegeben. 5te vermehrte und verbesserte Auflage. Erste mit der Uebersetzung. Ebendaselbst. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grün, A., Goethe's Faust. Briefwechsel mit einer Dame. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr.

Haag, Eug., und Em. Haag, Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen übersetzt von T. Hugues. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Hensel, C., Eliza und ihr Bramin. Ein Schattenriß. Posen, Merzbach. 16. 15 Ngr.

Heusinger, E., Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hutterus, J. M., Jephtha und seine Tochter. Dramatisches Gemälde aus der heiligen Vorzeit. Trier, Lintz. 16. 15 Ngr.

Knigthon, W., Tropische Skizzen oder Erinnerungen eines indischen Journalisten. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 24 Ngr.

Kurnik, M., Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zenker. 2te mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Dyk. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 8ter Band. — A. u. d. T.: Graf Essex. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Marvel, Jk., Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Aus dem Englischen von Ch....... Hannover, Meyer. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, E., Der Freiheitskrieg der Bataven unter Civilis. Hamburg. Gr. 4. 24 Ngr.

Meyer, J. B., Zum Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik. Sechs Vorlesungen, am Hamburger akademischen Gymnasium gehalten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Michaelis, K. G., Die Paliken. Ein Beitrag zur Würdigung altitalischer Culte. Halle, Lippert. Gr. 8. 15 Ngr.

Moleschott, J., Licht und Leben. Rede beim Antritt des öffentlichen Lehramts zur Erforschung der Natur des Menschen, an der Züricher Hochschule. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 2te und 3te Folge. — A. u. d. T.: Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman. 1ste und 2te Abtheilung à 3 Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pape, J., Schneewitchen vom Gral. Epos in 12 Gesängen. Münster, Cazin. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pertz, G. H., Aus Stein's Leben. 1ste Hälfte. 1757—1814. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Probst, F., Exequien. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte. 7te aufs neue durchgesehene und verbesserte Auflage. Drei Theile. Tangermünde, Doeger. 8. 3 Thlr.

Röse, F., Die Psychologie, als Einleitung in die Individualitäts-Philosophie. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Sand, George, Die Musikanten-Zunft. Deutsch von Claire von Glümer. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Satori-Neumann, J., Eugenie du Plessy. Historische Novelle. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Major von Schill. Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Von einem Zeitgenossen. Eine Reliquie. Breslau, Kern. 16. 1 Thlr.

Schiller und Lotte. 1788. 1789. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schlude, A., Gedichte. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. 2te Auflage. Freiburg im Br., Wangler. 16. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt. Zwei Bände. Berlin, C. Heymann. 8. 2 Thlr.

Schnetger, A., Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gotha, Scheube. 16. 24 Ngr.

Schulz, F., Gedichte nebst einer Skizze aus dem Tagebuche, „Taufe und Begräbniß." Halle, Lippert. 16. 15 Ngr.

Stähelin, E., Der Uebertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche, und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Ediktes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tafel, J. F. J., Swedenborg und der Aberglaube. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. M. J. Schleiden, Professor in Jena. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 16 Ngr.

Trummer, C., Die Musik von Vormals und Jetzt, vom Diesseits und Jenseits. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Wagner, H., Geschichte der Hohen Carls-Schule. Mit Illustrationen von C. A. v. Heideloff. 1ster Band. Die Carls-Schüler nach archivalischen Quellen. 1stes Heft. Würzburg, Etlinger. Gr. 8. 9 Ngr.

Weinholtz, K., Das organisch-idealistische System der Philosophie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Winter, Amalie, Wunder und Märchen des 19. Jahrhunderts. Lebensbilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Wittmaack, T., Geschichte der Seelengefühle vom naturhistorisch-rationellen Standpunkt mit Berücksichtigung ihrer ästhetischen Seite. Für gebildete Leser herausgegeben. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bekenntnisse zweier Convertiten über die neuesten religiösen und politischen Fragen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 9 Ngr.

Crome, F., Der dänische Transitzoll im Verhältniß zu den Städten Lübeck und Hamburg und zum Welthandel. Eine publicistische Darstellung. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Erhöhung der Tabaksteuer und ihre Folgen. Leipzig, Hebenstreit. Gr. 8. 5 Ngr.

Feddersen, F., Dänemarks und Nordamerikas Streit über den Sundzoll. Frei nach dem Dänischen von Baron C. Dirckinck Holmfeld. Kopenhagen. 8. 10 Ngr.

Kurze Geschichte der Reformation in Baden. Als Jubeldenkmal zum Lobe und Preise der göttlichen durch allen Jammer hindurchhelfenden Gnade der evangelischen Kirche Badens gewidmet. 2te Auflage. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Gewerbefreiheit in Oesterreich. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Entwurfes eines Gewerbe-Gesetzes. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 15 Ngr.

Gröben, Ida Gräfin von der, Wissenschaft und Bibel mit Beziehung auf Dr. Bunsen: „Hippolytus und seine Zeit, Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit," und auf die Recension dieses Werkes in Dr. Hengstenberg's Kirchenzeitung. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die denkwürdigen Jahre 1856 und 1857 und was sich in ihnen begeben wird. Hamburg. Altona, Verlags-Büreau. Gr. 8. 1 Ngr.

Krummacher, F. W., Bunsen und Stahl. Zur Verständigung über den neuesten Kirchenstreit. Drei Vorträge gehalten vor der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 9 Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. Berlin, Gebauer. 8. 10 Ngr.

Reichenbach, L., Erinnerung an die Stunden der Muse Sr. Majestät des höchstseligen Königs Friedrich August, bei Auslegung von Reliquien im Namen der Gesellschaft Isis gesprochen. Dresden, Kuntze. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die Sünde wider den heiligen Geist. Von einem protestantischen Laien. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 29.)

39. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** 8. Geh. 2 Thlr.

In diesem ausdrücklich nicht nur für Theologen, sondern zugleich für einen größern Leserkreis bestimmten Werke sucht der besonders durch seine treffliche Schrift über Lessing rühmlichst bekannte Verfasser den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen. Die leichte und gefällige Darstellung, die rückhaltlose Freimüthigkeit, mit welcher die Wortführer der theologischen Parteien charakterisirt werden, die einschneidende Schärfe des Urtheils, welches sich gegen Freund wie Feind mit unbestochener Gerechtigkeit wendet, läßt manches helle und überraschende Streiflicht auf die theologischen wie kirchlichen Zustände der Gegenwart fallen und macht diese Schrift zu einer überaus wichtigen, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen. Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten 20 Jahre heben wir nur die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A. hervor.

40. **Strehlke (F.), Martin Opitz.** Eine Monographie. 8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den gefeiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als Begründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfluß auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tiefen Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die einzige, seit dem gänzlich veralteten Werke des Gottschedianers Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und schon deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

In demselben Verlage erschienen früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

41. **Vetus Testamentum** graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit **Constantinus Tischendorf.** Editio altera correctior et auctior. 2 tomi. 8. 4 Thlr. Ausgabe auf Schreibpapier 6 Thlr.

Die so bald nöthig gewordene zweite Auflage der Tischendorf'schen Septuaginta beweist, daß die ihr bei ihrem Erscheinen von vielen Seiten ausgesprochene Anerkennung eine wohlbegründete war und daß sie in der That, wie sich Dr. Rudelbach ausdrückt, „ein tiefgefühltes Bedürfniß in angemessenster Weise befriedigte". Durch die Festhaltung des vaticanisch-römischen Textes, nur revidirt in den dringendsten Fällen, unter Beifügung sämmtlicher Lesarten der drei im Titel genannten so wichtigen Urkunden, deren zwei die gelehrte Welt ausschließlich dem Herausgeber verdankt, entspricht sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen. Die Vorzüge der neuen Auflage bestehen, außer größerer Correctheit des Drucks und manchen Verbesserungen im Texte, in den Noten und im Apparate, besonders in der Anfügung des Chisianischen Textes vom Propheten Daniel, und in der völligen Erneuerung und Vermehrung der Prolegomena, worin über die Geschichte der Septuaginta und ihrer Ausgaben sowie über ihre sämmtlichen ältesten Urkunden (deren sieben, darunter vier Palimpseste, erst durch die neuesten Entdeckungen des Herausgebers gewonnen wurden) ausführliche Nachweise nebst mehren Supplementen des kritischen Apparats gegeben werden.

Von dem Herausgeber erschienen in demselben Verlage:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 1852. 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, daß er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, daß ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine größere Sicherheit gewähre als sie irgendein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronimum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

Das **Evangelium Palatinum ineditum** enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bisjetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

42. **Wehl (F.), Hamburgs Literaturleben** im achtzehnten Jahrhundert. 8. Geh. 1 Thlr 15 Ngr.

Ein Varnhagen von Ense gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten in hohem Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigem Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goeze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hageborn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt.

43. **Wilfried von der Neun, Welt und Herz.** Dichtungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und Uhland haben die Widmung dieser bereits in zweiter Auflage vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

44. **Wolfram (L.), The German Echo.** A faithful mirror of German every-day conversation. With a vocabulary by **Henry Skelton.** 8vo. Geb. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 31. —— 31. Juli 1856.

Karl Schwarz über die neuesten Bewegungen in der Theologie.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Ein theologisches Buch — quel horreur! werden viele Leser d. Bl. rufen, wenn ihnen gegenwärtige Anzeige zu Gesichte kommt. Und wundern sollte es uns nicht, wenn selbst manche ernster Gesinnte, denen es nicht blos um leichte Unterhaltung, sondern um wirklich wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, schon durch den Titel des angezeigten Buchs von weiterer Kenntnißnahme sich abschrecken ließen. Denn die Kluft zwischen der allgemeinen Bildung unserer Tage und Allem, was theologisch heißt, ist in der That so tief, daß es beinahe unmöglich scheint, dem gebildeten Laien auch nur die entfernteste Theilnahme für die Vorgänge auf dem Gebiete der Theologie abzugewinnen. Und dennoch wird es nachgerade hohe Zeit, daß Alle ohne Unterschied, die überhaupt noch den Sinn für geistiges Leben sich bewahrt haben, den theologischen und kirchlichen Angelegenheiten ihre ernsteste Aufmerksamkeit zuwenden. Solange es sich noch um den innern Kampf verschiedener theologischer Richtungen handelte, um die Geltung dieses oder jenes Glaubenssatzes, um die Verpflichtung der Geistlichkeit auf die kirchlichen Bekenntnißschriften und um den Umfang oder die Tragweite dieser Verpflichtung, da mochte es erlaubt scheinen, daß die Nichttheologen den Theologen überließen, dergleichen Streitigkeiten untereinander auszufechten. Aber gegenwärtig steht Größeres und Wichtigeres auf dem Spiele. Nicht mehr wie vor acht Jahren der Staat, sondern die Kirche ist jetzt die Wahlstatt, wo die entscheidenden Schlachten des Geistes geschlagen werden, und in diesen Schlachten handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als um die heiligsten Güter unserer Nation, um das Recht des freien schöpferischen Gedankens in Kunst und Wissenschaft, um Sein oder Nichtsein einer Kunst und einer Wissenschaft überhaupt.

Welches die Gegensätze seien, die sich gegenwärtig in der Kirche auf Tod und Leben bekämpfen, darüber darf seit Bunsen's berühmter Schrift Keiner mehr zweifelhaft sein; sie hat wol Manchen unsanft aufgerüttelt aus behaglichen Träumen und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Wenn wir das rohe Geschrei vernehmen, mit dem jetzt die Umkehr, d. h. der Selbstmord aller Wissenschaft gefodert wird, wenn wir hören, wie jetzt der Kreuzzug gepredigt wird wider unsere ganze classische Literatur, wie man auf die „Volksverführer“ Schiller und Goethe die erbittertsten Schmähungen häuft und nicht eher ruhen will, als bis die letzte Erinnerung an sie aus dem Herzen des Volks gerissen ist, da thut es wahrhaftig noth, die Lärmtrommel zu rühren und alle lebendigen Kräfte unserer Nation zum Kampfe gegen die hereinbrechende Barbarei zu sammeln.

Wahr ist es, und gesagt werden muß es auch, der Sturm, welchen jetzt eine alle Rücksichten hintansetzende Schar gegen die Männer unserer Bildung und Wissenschaft läuft, ist die gerechte Strafe für die Vernachlässigung aller kirchlichen Interessen von Seiten der letztern selbst. Jetzt rächt sich die schmähliche Gleichgültigkeit gegen alle kirchlich-theologischen Fragen, die bisher in den tonangebenden Kreisen des guten Geschmacks und der weltlichen Wissenschaft herrschend war. Die allgemeine Bildung ist ihre eigenen Wege gegangen und hat die Theologie und die Kirche links liegen lassen; mag es Scheu gewesen sein, sich klar zu werden über die Stellung der Kirche zum Leben, oder Mangel an kirchlich-religiösem Bedürfniß überhaupt oder Beides zugleich — jene Theilnahmlosigkeit, um nicht zu sagen Feindseligkeit wider Alles, was Kirche und Christenthum heißt, das ist die Achillesferse unserer so hochgepriesenen Bildung, und den theologischen Eiferern ist es zu danken, wenn die Gebildeten unserer Tage noch in der zwölften Stunde aufmerksam gemacht werden auf ihre verwundbare Stelle. Man hat das Bewußtsein verloren, daß alle Gebiete des geistigen Lebens ineinandergreifende Ringe einer einzigen großen Kette sind, von denen keiner losgelöst werden kann, ohne die ganze Kette zu zerstören; man kann und will es noch immer nicht einsehen, daß die Bewegungen auf einem Gebiete nothwendig die andern zugleich mitergreifen müssen, und daß gerade in der lebendigen Wech-

selbeziehung aller das Gedeihen und der Fortschritt jeder einzelnen von ihnen beruht. Weil ihr die theologische Bewegung in ihrem Werden unbeachtet gelassen, so ist sie im Stillen zu grauenvoller Macht erstarkt und greift ein hundertarmiger Riese in eure Wissenschaft, eure Kunst, euer häusliches und geselliges Leben hinein; weil ihr in vornehmer Selbstgenügsamkeit einen Prachtpalast rein weltlicher Bildung zu erbauen versucht habt und die Thore verschlossen hieltet, um den Eintritt der Kirche und Theologie zu verhindern, so dringt jetzt der Feind durch die unverwahrten Fenster ein und klirrend fallen die kostbarsten Glasscheiben euch zu Füßen. Ihr habt keinen Sinn für ein wahrhaft lebendiges freimachendes Christenthum gehabt, denn ein solches kann nur im kirchlichen Gesammtleben gedeihen, und die Hüterin und Pflegerin dieses Gesammtlebens ist und bleibt die von euch vergessene Theologie, — ei so wundert euch nicht, wenn ihr jetzt plötzlich inne zu werden meint und darüber klagt, daß eure geistlichen Führer wieder Herren eures Glaubens würden und das Banner des echten Lutherthums vorantragend die willenlose Schar zurückführten nach dem heiligen Rom.

Noch ist es Zeit, den heranbrausenden Sturm zu beschwören, aber Eins thut vor allem noth: lebendige Theilnahme Aller, voran der Vertreter unserer Wissenschaft, Kunst und Literatur an den kirchlich-theologischen Streitfragen der Gegenwart. Nicht dringend genug kann dieser Mahnruf erhoben werden! Wir sagen mit Vorbedacht: der kirchlich-theologischen Streitfragen. Denn ob auch ein Unterschied ist zwischen Kirche und Theologie, so wurzeln doch, zumal heutzutage, die kirchlichen Bewegungen in der theologischen Wissenschaft und ein Verständniß der erstern ist unmöglich ohne Kenntniß des allgemeinen Ganges, den die letztere in der jüngsten Vergangenheit genommen hat. Die großen Geisteskämpfe verstehen zu lernen, welche die Theologie der Gegenwart bewegen, ist daher ein dringendes Bedürfniß für Alle, die überhaupt noch lebendigen Antheil nehmen an dem geistigen Leben unserer Nation.

Mit um so größerer Freude begrüßen wir die vor kurzem erschienene Schrift von Schwarz, die bereits in zweiter Auflage vorliegt, und diesem Bedürfnisse entgegenzukommen sich zur recht eigentlichen Aufgabe stellt. Ausdrücklich hat der schon durch seine Schrift „Lessing als Theolog" rühmlichst bekannte Verfasser nicht blos die engere Genossenschaft der Theologen von Fach, sondern einen größern Leserkreis vor Augen; er hat es auf sich genommen, zunächst den wissenschaftlich gebildeten Laien den innern Gang der neuesten Theologie, die Gegensätze, in welche sie zerfallen, die Vermittelungen, welche sie versucht, anschaulich zu machen. Ueber die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe hat sich der Verfasser, wie er selbst gesteht, keinen Augenblick im Zweifel befunden; er hat es sich auch schwerlich verhehlt, wie gerade eine Darstellung wie diese, wo das Eingehen auf bekannte und einflußreiche Persönlichkeiten unvermeidlich ist, zwar eine gewaltige Anziehungskraft auf ein nach pikanter Kost verlangendes Publicum üben, ihm selbst aber Feindseligkeiten aller Art zuziehen werde, und dies um so zuverlässiger, da er mit aller Entschiedenheit der Gesinnung auf der Seite Derer steht, welche ein anderes Christenthum wollen als das zur Zeit von oben herab begünstigte; aber „er hat nur einen durch alle diese Mißlichkeiten zum Ziele führenden Weg gesehen, den der rückhaltlosesten Freimüthigkeit".

Wir können es uns nicht versagen, dem Verfasser ein herzliches Glück auf! zuzurufen zu seinem Beginnen. Da ist doch wieder einmal ein kräftiger, gesunder Charakter in einer geistig versumpften und vermoderten Zeit, ein freier Mann, der, ohne feige Rücksichten zu nehmen nach oben oder nach unten, mit offenem Visir für seine Ueberzeugungen einsteht, ein scharfer und klarer Denker, der mit unerbittlicher Logik alle Unklarheiten, Halbheiten und Verworrenheiten unserer Zeit ans Licht zieht, ein von tiefem sittlichen Ernste geadeltes Gemüth, dem es heilige Gewissenssache ist, jedes Blendwerk zu zerstreuen, damit die ewige göttliche Wahrheit desto heller und glänzender strahle; ein fröhlicher, siegesgewisser Vorkämpfer jenes Christenthums, das einen ewigen Vertrag mit der freien Wissenschaft und aller vernünftigen Freiheit geschlossen hat; ein Arbeiter im Weinberge des Herrn im höchsten und edelsten Sinne des Worts, der nicht blos Unkraut ausreutet und üppig aufgeschossene Schmarotzerpflanzen mit scharfem Winzermesser beseitigt, sondern der auch die edeln Gewächse pflegt und die Erde lockert, aus der sie ihre Nahrung ziehen. Und eben dieses letztere ist besonders bemerkenswerth in unserer Zeit: nicht im Dienste kalter, herzloser Verneinung, sondern um Bausteine herbeizuschaffen zu einem tüchtigen Neubau der Kirche, hat der Verfasser sein Buch geschrieben. Die schärfste, einschneidendste Kritik, die an manchem hochberühmten Namen geübt wird, manche hochgepriesene Autorität antastet, sie steht im Dienste eines lebendigen Christenthums, des Christenthums, welches mit allen edeln Bildungselementen unserer Zeit geeint, nicht nur nichts verloren hat an gläubiger Innigkeit und heiligem sittlichen Ernste, sondern eben dadurch erst recht befähigt ist, eine neue Macht über alle Herzen und alle Gewissen zu werden. Der geistvolle Kirchenhistoriker Hase hat kürzlich in Bunsen die erste Schwalbe begrüßt, welche das Herannahen des Geistesfrühlings verkündigt — sie ist ein zweiter lieber Frühlingsbote. Helfe Gott, daß recht viele andere bald folgen!

In ebenso klarer Erörterung als lebendiger und fesselnder, fast möchte ich sagen pikanter Darstellungsweise führt uns der Verfasser in drei Büchern den gesammten geistigen Entwickelungsgang unserer Theologie in den letzten 20 Jahren vor. Das erste Buch, die „Einleitung", behandelt zuerst die moderne Theologie, Hegel, Schleiermacher, Neander, dann die neue Orthodoxie, Hengstenberg und die „Evangelische Kirchenzeitung". Das zweite Buch, überschrieben „Der historisch-kritische Proceß", bespricht Strauß' „Leben Jesu" und die Gegenschriften, die Fortbildungen in der Evangelienkritik, die Tü-

dinger kritische Schule und ihre Gegner. Das dritte Buch ist betitelt: „Der philosophisch-dogmatische Proceß." Hier kommt zuerst die Auflösungstheologie, die Strauß'sche Kritik, der Feuerbach'sche Humanismus, der Radicalismus zur Sprache; sodann die Vermittelungstheologie (Ullmann), die Epigonen der speculativen Dogmatik (Liebner, Lange, Martensen), Rothe's Theosophie, der speculative Theismus (Fichte, Weiße), die Unionstheologie, die „Protestantische Kirchenzeitung"; hierauf die Repristinationstheologie, das Neulutherthum, das Hyperlutherthum, die Lehre vom Amt und von der Kirche, die katholisirenden Cultusformen, die Sympathien für den Katholicismus überhaupt. Das letzte Capitel endlich faßt in einer „Schlußbetrachtung" die gesammten Gegensätze der Gegenwart und die Aussichten und Aufgaben der Zukunft zusammen.

Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir versuchen, sie durch einen übersichtlichen Bericht in den reichen und anziehenden Inhalt dieser Schrift einzuführen und sie dadurch wo möglich zu eigener Lesung begierig zu machen. Wir wählen hierbei die Form einer freien, in sich zusammenhängenden Darstellung unter möglichstem Anschlusse an des Verfassers eigene Worte, aber ohne völlige Unterordnung der eigenen Individualität. Es wird uns diese Art des Berichterstattens um so leichter, da wir fast in allen Stücken in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen begrüßen.

Die neueste Theologie beginnt mit dem Jahre 1835, mit dem Erscheinen des „Leben Jesu" von Strauß. Nicht als ob in diesem Werke der schöpferische Anfang einer neuen geistigen Entwickelungsreihe gegeben wäre — im Gegentheil, seine positive Kraft ist unendlich gering —, aber desto größer ist seine zerstörende Wirkung gewesen.

Mit ihm beginnt eine völlige Zersetzung, eine Scheidung des bis dahin Zusammengehörenden, eine Zerstörung unendlich vieler Illusionen, eine Aufhebung vieler Unklarheiten. Und auf dem Grunde dieser Zersetzung treten ganz neue Parteibildungen hervor, spitzen sich die Gegensätze in geschärfter Weise zu.

Die Bedeutung, d. h. die historische Nothwendigkeit der durch das „Leben Jesu" bezeichneten Krise liegt in dem diesem Auflösungsprocesse vorangehenden Zustande der Theologie.

Die alten Gegensätze des Rationalismus und des Supranaturalismus, die aus dem vorigen Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnde des gegenwärtigen herüberreichten, waren wissenschaftlich überwunden. Beide hatten sich als gleich einseitig und oberflächlich, unfruchtbar und nüchtern, haltlos und zusammenhangslos erwiesen. Der nächste Anstoß zu ihrer Ueberwindung kam von der Romantik, die, von der Poesie und Philosophie ausgehend, alle einzelnen Wissenschaften, die Theologie, Geschichte, Politik, Jurisprudenz ergriffen hatte, ein vollständiger Umschwung des ganzen Denkens und Empfindens gewesen war. Im schroffen Gegensatze zu der spießbürgerlichen Moral und platten Verständigkeit, die im Rationalismus nur in ihrer herabgekommensten Gestalt hervortrat, setzte die Romantik das Gemüths- und Phantasieleben in die ihm entrissene Herrschaft wieder ein, lehrte das Unendliche im ahnenden Gefühle ergreifen und verkündete die unmittelbare ewige Gegenwart der Gottheit im menschlichen Geiste. Aber alsbald war sie ausgeartet in ein verschwommenes, nebelhaftes Phantasiren, in ein weichliches Schwelgen in poetischen Stimmungen, in ein eitles, inhaltloses, weil der Wirklichkeit entfremdetes Spiel. Aus dem prosaischen Leben in eine willkürlich geschaffene Welt der Träume und der Märchen, der Wunder und der Legenden sich flüchtend, verlor sie den festen Boden des Denkens und selbst alle sittlichen Grundlagen unter ihren Füßen. Die Romantik für sich allein hat es nur zu einer ästhetischen Begeisterung einzelner schöner Seelen, nicht zu einer wahrhaft religiösen Erhebung des gesammten Volksgeistes gebracht; diese Erhebung kam erst durch die Noth und den Ernst der Zeit. Die Freiheitskriege sind es, von denen ein die Massen durchdringender neuer religiöser Geist, eine neue Einkehr des religiösen Gemüths in sich selbst, ein neuer Aufschwung und ein neuer Ernst des sittlich-religiösen Lebens seinen Ursprung nahm. Auf diesen Voraussetzungen ruht die sogenannte neuere Theologie, an deren Spitze zwei Männer stehen, die, hervorgegangen aus der romantischen Gährung, ohne in deren Verirrungen unterzugehen, den Verstand wieder aufnahmen in die Speculation, die Wissenschaft wieder versöhnten mit dem Glauben. Diese Männer sind Hegel und Schleiermacher, die bei aller Verschiedenheit ihrer Wege die Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen zum gemeinsamen Ausgangspunkte ihrer Speculation gemacht haben.

Durch Hegel, eine gewaltige, gediegene, „geistig massive" Natur, ist die Zucht des Denkens in einer geistig zerfahrenen Zeit, die Arbeit der Wissenschaft in einer Periode genialer Genußsucht in ihr Recht wieder eingeführt worden; die Unwiderstehlichkeit seiner logischen Kraft hat ihn zum geistigen Herrscher fast über ein Menschenalter erhoben. Neben ihn trat Schleiermacher, der Reformator der neuern Theologie, der, ohne eine eigentliche Schule zu gründen, den nachhaltigsten Einfluß auf die entgegengesetztesten Naturen geübt hat und der Stützpunkt geworden ist für die verschiedenartigsten Richtungen. Er hat der Religion zuerst ihr eigenthümliches Gebiet gesichert, hat „diese lang verschüttete Region des Geistes gleichsam von neuem entdeckt"; aber indem er die innere Erfahrung des religiösen Gemüths, das fromme Selbstbewußtsein zur unumstößlichen Grundlage alles theologischen Denkens machte, hat er zugleich alles Andere, was nur die in der Form der Reflexion gefaßte Aussage dieses frommen Selbstbewußtseins war, dem wissenschaftlichen Denken zur Prüfung überwiesen und so eine tief eindringende, reinigende und scheidende Kritik der Dogmen begonnen.

Eigenthümlich ist nun der Gang, welchen die von jenen beiden Männern begonnene geistige Bewegung genommen hat. Die Hegel'sche Speculation, ihrem geheimsten Zuge nach Begriffsvergötterung, die Auflösung

aller wirklichen Lebensgestaltungen in für sich selbst bedeutungslose Momente des in rastlosem, Alles setzendem und wiederaufhebendem Processe sich selbst entfaltenden Begriffs, gleichsam ein philosophischer Commentar zu dem bekannten Ausspruche des Mephistopheles: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zugrunde geht", trat mit dem gerade entgegengesetzten Satze: „Alles, was ist, ist vernünftig", als Vorkämpferin der politischen und theologischen Restauration in die Schranken und begann schon in ihrem Meister, mehr aber noch in einem Theile seiner Schüler, wie Daub, Göschel, Hinrichs, Conradi, Dorner u. A., die orthodoxe Wiederherstellung aller altkirchlichen Dogmen, der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens und der beiden Naturen Christi, der Lehren von der Offenbarung, der Erbsünde und der Stellvertretung. Freilich ward den alten Formeln meist eine ganz andere Vorstellung untergeschoben, aber gerade über diesen Thatbestand war keine Klarheit vorhanden, und in der Fassung einzelner Lehren, wie namentlich der von der Menschwerdung Gottes, zeigte sich schon damals ein bedenkliches Schwanken. In den Schleiermacher'schen Kreisen war die zersetzende und reinigende Kritik des Meisters von der bei weitem überwiegenden Zahl der Jünger vergessen; um die Wette sah man die Schleiermacherianer, Twesten an der Spitze, sich bemühen, durch „Vertiefung" des christlichen Denkens wieder einzulenken in die Bahn der Orthodoxie; allmälig ward der ganze Inhalt der alten Dogmatik in Schleiermacher'sche Formeln hineingetragen. Andere, die besonders an der Gefühlstheologie Schleiermacher's sich erbaut hatten, wie namentlich „der letzte Kirchenvater", Neander, schwankten haltlos zwischen widersprechenden Vorstellungen hin und her, von dem Drange des Vermittelns beseelt und doch ohne die Schärfe des Denkens, die allein zur wirklichen Ueberwindung der Gegensätze befähigt. Die von Schleiermacher angebahnte Kritik der christlichen Offenbarungsurkunden fand fast nur einen einzigen namhaften Vertreter: De Wette. Und neben diesen unklaren Vermittelungsversuchen war schon damals in Hengstenberg und den Mitarbeitern der „Evangelischen Kirchenzeitung" eine rücksichtslose Schar hervorgetreten, die mit der Lehre von der völligen Verfinsterung der menschlichen Erkenntniß durch die Sünde die unbedingte Wiederherstellung der alten Orthodoxie zu rechtfertigen suchte, auf Grund einer äußerlich mechanischen Vorstellung von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schriften alle Kritik im voraus verdammte und einen unerbittlichen, durch Anklagen und Verdächtigungen aller Art geführten Krieg gegen alle rationalistische Ketzerei eröffnete. Der Staatsgewalt empfahl sich diese Partei (hierin ganz anders gesinnt als die um ihres Gewissens willen Verfolgungen aller Art erduldenden Altlutheraner) durch die Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht, freilich auch dadurch, daß sie, hierin Altlutheraner, ihrem Wiederherstellungseifer Halt gebot, wo es Gründe der Staatsklugheit oder der Zweckmäßigkeit erheischten. Von der modernen Philosophie entlehnte sie das äußere Gewand, in welches namentlich die „Dilettanten" der „Evangelischen Kirchenzeitung", ein Stahl und Leo, vortrefflich sich zu hüllen verstanden.

Solches war die Lage der Dinge 1835. Es schien Aussicht auf langen Frieden zu sein: der neuen Vermittelungstheologie, gleichviel ob sie an Hegel oder Schleiermacher sich anlehnte, schien die Zukunft zu gehören; die Hengstenberg'sche Rechtgläubigkeit, wie widerwärtig sie auch schon z. B. einem Neander zu werden anfing, ward wenigstens als heilsames Gegengewicht gegen den Unglauben anerkannt.

Da brach das Wetter herein von einer Seite, von welcher es Niemand erwartet hatte. Ein junger tübinger Magister, ein Repetent des alten ehrwürdigen theologischen Stifts, an dem die Bengel, die Storr, die Flatt und Steudel gelehrt, ein Mann, der mit dem ganzen Ernste und der Gründlichkeit seiner schwäbischen Natur Theologie und Philosophie studirt, an Hegel und Schleiermacher sich gebildet, er war es, der die Brandfackel der Kritik mitten in die Veste des Glaubens hineinschleuderte. Es war ein Mann, der bei dem allgemeinen Rausche der Hegel'schen Speculation nüchtern geblieben, der durch die Verirrungen und Illusionen der Zeit mit klaren Sinnen hindurchgegangen, der den Verstand nicht verloren vor lauter Vernunft, der außerdem ein Meister war in der Form, der in ästhetischer Abrundung und Vollendung mit sicherster Herrschaft über den Stoff seinen Gegenstand wie ein Werk plastischer Kunst hinstellte.

Die Bedeutung des Buchs liegt in eben Dem, was man ihm zum Vorwurfe machte, daß es wesentlich nur eine genaue Zusammenstellung alles Dessen gibt, was die letzte Periode der historischen Kritik erarbeitet.

Es ist ebenso sehr ein Product der Vergangenheit, als es dieselbe über sich hinaushebt und zum Abschluß bringt. Es laufen hier alle bisherigen kritischen Forschungen über das Leben Jesu zusammen, aber sie werden zugleich vervollständigt, geschärft, zugespitzt, zusammengefaßt, auf einen Grundgedanken zurückgeführt. In dieser Nothwendigkeit des ganzen Verfahrens, das sich wie ein Naturproceß vollzieht, in dieser affectlosen Objectivität, mit der der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung, gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte, und die Inventur lautete auf Bankrott. Die evangelische Kritik war bereits von allen Seiten angenagt durch die Kritik: hier zeigte sich, sie sei bis auf den Kern zerfressen.

Das Neue der Strauß'schen Kritik lag darin, daß die natürliche Deutung der Wundergeschichten mit Entschlossenheit verbannt und dafür die von Andern schon angebahnte mythische Erklärungsweise rein und in ihrem ganzen Umfange durchgeführt wurde.*) Die gesammte Lebensgeschichte Jesu erscheint nach ihm als ein Erzeugniß der mythenbildenden Messiaserwartung seiner Zeit, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählungen vernichtet sich selbst durch die Widersprüche derselben untereinander, in dem Kriege Aller gegen Alle reibt ein Be-

*) Die Bedeutung des Strauß'schen Werks und die Stellung, die es in der wissenschaftlichen Entwickelung eingenommen hat, ist besonders lichtvoll erörtert in der berühmten Einleitung von Baur in seiner Schrift über die kanonischen Evangelien.

richt den andern auf und es bleibt zum Schluß nichts übrig als ein sehr dürftiges Gerüst des Lebens Jesu: fast nur in den Reden, namentlich in der Bergrede, läßt sich ein fester, durch die Flut der mündlichen Ueberlieferung nicht völlig aufgelöster Kern herausschälen.

Die Wirkung, die das Erscheinen des „Leben Jesu" verursachte, war eine ungeheuere: Alles eilte zur Rettung der bedrohten geschichtlichen Grundlagen des Christenthums herbei. Aber der wirkliche wissenschaftliche Gewinn dieser „Strauß-Literatur" war ein sehr geringer: der halbe und willkürliche Standpunkt der Vermittelungstheologie, ihre Abschwächung des alten Dogmas von der Inspiration, namentlich aber die geheime Abneigung gegen die Wunder, die unter dem Scheine der demüthigen Ergebung „unter der Hand die schwersten Stücke beiseite brachte" und ein haltungsloses Schwanken zwischen natürlicher, mythischer und übernatürlicher Deutung hervorrief, alles Dies trat in den Gegenschriften eines Steudel, Neander, Tholuck (des von Schwarz sehr pikant gezeichneten „Romantikers unter den Theologen") unverhüllt hervor. Doch hat Tholuck den schwächsten Punkt der Strauß'schen Kritik, die Ausführungen über die apostolische Echtheit der Evangelien, richtig herausgefühlt und Ullmann nöthigte in seiner Schrift „Historisch oder mythisch?" den Kritiker zu nicht unerheblichen Zugeständnissen, indem er namentlich mit gutem Grunde darauf hinwies, daß Strauß die Bedeutung der Persönlichkeit für das geschichtliche Leben verkannt habe. Dagegen erklärte die „Evangelische Kirchenzeitung" das „Leben Jesu" für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern „theologischen Literatur", indem sie in Strauß die nothwendige Consequenz aller und jeder Kritik und nur in einer völligen Umkehr von diesem Wege das Heil der Kirche erkannte.

Dieser fromme Wunsch ging indessen nicht in Erfüllung. Im Gegentheile war das Signal für eine neue Evangelienkritik gegeben. Zunächst versuchte Weiße, obwol Strauß sehr nahestehend in vielen Negationen, dennoch durch Untersuchungen über das Verhältniß der Evangelisten untereinander in dem Evangelium des Markus als dem ursprünglichsten von allen einen festen historischen Boden zu gewinnen. Andere zum Theil sehr gründliche Arbeiten reihten sich an, und während die „tollgewordene Logik" eines Bruno Bauer sich ihr eigenes Vernichtungsurtheil sprach, waren es besonders Ferdinand Christian von Baur in Tübingen und seine Schüler, welche die kritischen Untersuchungen im umfassendsten Sinne wiederaufnahmen. Der negativen Kritik eines Strauß ward die „positive" Kritik zur Seite gestellt, welche die Entstehung der neutestamentlichen Schriften aus dem Gedankenkreise ihrer Zeit und ihren dogmatischen Eigenthümlichkeiten heraus zu erklären suchte und von der Evangelienkritik zu dem gründlichsten mikroskopischen Studium der gesammten Literatur des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts fortschritt. Diese „Tübinger Schule" hat zuerst eine wahrhaft historische Behandlung des neutestamentlichen Kanon in der von Wolf für die Homerischen Gesänge, von Niebuhr für die römische Geschichte angebahnten Weise begründet. Fortan galt das Christenthum nicht mehr als ein von vornherein Fertiges, Insichvollendetes, sondern als ein durch Kämpfe und Gegensätze hindurch allmälig sich Entwickelndes, und hauptsächlich fand man in den Parteigegensätzen des Petrinismus und Paulinismus den Schlüssel für das Verständniß der ganzen urchristlichen Literatur. Da diese Gegensätze erst in sehr langsamer Entwickelung sich aneinander abgerieben oder miteinander vermittelt haben sollten, so war das allgemeines Aufsehen erregende Ergebniß dieser Kritik kein geringeres als dieses, daß fast sämmtliche Schriften des Neuen Testaments als Tendenzschriften betrachtet und in eine weit spätere Zeit herabgerückt wurden. Baur selbst erkannte außer den vier größern Paulinischen Briefen nur noch die Offenbarung des Johannes als ein echtes Erzeugniß des apostolischen Zeitalters an; doch hat er mit dieser Ansicht selbst innerhalb seiner eigenen Schule nicht völlig durchdringen können. Es würde zu weit führen, diese kritischen Untersuchungen hier auch nur nach ihren Hauptmomenten zu verfolgen; indem wir daher für alles Weitere auf die von Schwarz entworfene interessante Skizze verweisen, lassen wir uns an der doppelten Bemerkung genügen, daß die von den Tübingern angeregten kritischen Fragen, unter denen namentlich die nach dem Ursprunge des vierten Evangeliums obenansteht, noch gegenwärtig den Gegenstand der lebhaftesten Streitverhandlungen bilden, positive Ergebnisse aber, welche geeignet wären, die dem Glauben der Kirche durch die Kritik geschlagenen Wunden zum Theil wieder zu heilen, keineswegs durch die von den principiellen Gegnern herrührenden Widerlegungsschriften, sondern fast nur durch die rückläufige Bewegung innerhalb der Schule selbst, oder durch solche Gelehrte, die wenigstens unter dem Einflusse der Baur'schen Forschungen stehen, erzielt worden sind.

Neben dem historisch-kritischen Proceß ging der philosophisch-dogmatische her. Auch hier begann Strauß das Werk der Zerstörung. Mit schneidender Schärfe legte er in seiner „Dogmatik" alle innern Widersprüche der bisherigen Speculation, alle verwirrenden Selbsttäuschungen und unklaren Mischungen alter Dogmen mit modernen Gedanken bloß, aber bei aller Meisterschaft der Kritik blieb als letztes Ergebniß eine trostlose Leere. Der Grundgedanke war der unlösbare Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie, ein verhängnißvoller Irrthum, der auf der Vermischung der Religion mit der Vorstellung von ihr beruhte und folgerichtig zur Bekämpfung aller Religion führen mußte. Diesen Schritt hat Feuerbach gethan. Ihm war die Religion eine grundverderbliche Vorstellung, eine welthistorische Heuchelei, hervorgegangen aus einem krankhaften Doppelsehen, vermöge dessen der Mensch sein eigenes Wesen als ein anderes fremdes Wesen sich gegenüberstellt; das Christenthum aber, an dem sich alle Vorwürfe, die er der Religion im Allgemeinen machte, ge-

schichtlich bestätigen sollten, ward unter seinen Händen zur widerlichsten Caricatur. Hatte Strauß — obschon nicht mit völliger Consequenz — den Pantheismus als die eigentlich richtige Auslegung des Hegel'schen Gottesbegriffs sich angeeignet und den Satz aufgestellt, daß Gott nicht sowol als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit vorgestellt werden müsse, d. h. daß er nicht persönlich sei, sondern erst persönlich werde in den einzelnen menschlichen Subjecten, als die erst im menschlichen Geiste zum Bewußtsein sich erschließende absolute Idee, so erklärte Feuerbach diese ganze Vorstellung von einer sogenannten reinen Idee, die als solche über dem Menschen schwebe, für eine ebenso lächerliche als verderbliche Abstraction und suchte nach Zerstörung aller Trugbilder von Jenseitigkeit den lebendigen, empfindenden und genießenden Menschen als das einzig Wirkliche festzuhalten. Aber während er so nothwendig dazu getrieben wurde, alles über dem Einzelnen stehende Allgemeine zu leugnen, setzte er im Widerspruche mit sich selbst die Idee der Menschheit auf den Thron, von dem er die Gottheit herabgestoßen, und redete von dieser mit einer eigenthümlichen Art von Schwärmerei. Kommt auch diese Inconsequenz auf Rechnung seiner edlern Natur, die besser war als seine wüsten Behauptungen, so ereilte ihn doch nur das gerechte Gericht, wenn ein Max Stirner und der ganze Haufe der „berliner Kritiker“ jetzt auch einen Feuerbach um seines „Humanismus“ willen zu den Pfaffen, den Knechtsnaturen und den gläubigen Heuchlern warfen und als Apostel des nacktesten, gemeinsten Egoismus jede Hingebung an ein Allgemeines für Narrheit oder Heuchelei erklärten. Ein ähnliches Ende nahm der religiöse und politische Radicalismus der „Junghegelianer“, der Partei der einen Standpunkt um den andern in reißendem Fortschritte „überwindenden“ „Halleschen Jahrbücher“, welche zwischen inhaltsleerem, phrasenhaftem Idealismus und einem geistlosen Materialismus bewußtlos hin- und hergetrieben folgerecht in dem letztern, in der Lehre eines Vogt, Moleschott, Büchner u. A. endete. *) Dies ist der Verwesungsproceß der mit Hegel so großartig begonnenen Bewegung. Ihr Endergebniß war die vollständigste Geistesermattung auf dem politischen wie auf dem religiös-sittlichen Gebiete und als nothwendige Folge hiervon die mit der politischen Hand in Hand gehende theologisch-kirchliche Reaction, die Rückkehr zu den „historischen Mächten“, d. h. zu einer längst zurückgelegten Vergangenheit. In theologisch-kirchlicher Beziehung schritt die Repristination von der Rechtgläubigkeit Hengstenberg's zum Luther'schen Confessionalismus fort, ging aber bald selbst über Luther und dessen „demagogische“ Neigungen hinaus bis zur Aufrichtung eines unprotestantischen Kirchenthums und zur unverhüllt an den Tag gelegten Sympathie mit dem Katholicismus.

Dieses Neulutherthum hat zunächst mit dem durch die preußische Union aus der Landeskirche hinausgetriebenen Altlutherthum das Dringen auf Herstellung der confessionellen Besonderheiten gemein, kennzeichnet sich aber im Unterschiede von demselben schon durch einen sehr starken Beigeschmack von politischer Reactionsstimmung, von politischen Stichworten der Kreuzzeitungspartei, von Vertrauen auf die Macht und Dauer der gegenwärtigen politischen Strömung.

Die Stahl'schen „göttlichen Ordnungen“ und „Gliederungen“ und die unbedingte Unterwerfung unter diese göttlichen Autoritäten haben guten Eingang gefunden bei einer Anzahl herrschlustiger junger Pastoren, die die göttlichen Ordnungen der Fürsten und Edelleute willig aufnahmen, sie auf das kirchliche Gebiet übertrugen und zu einem „göttlich geordneten Amte“ ausprägten.

Hiermit hängt weiter zusammen ein Dringen auf „reine Lehre“, statt auf praktische Frömmigkeit, auf das altkirchliche Dogma als einer unbedingten göttlichen „Objectivität“ im Gegensatze zu dem „subjectiven“ Gefühlschristenthum des mit der wiederauflebenden Orthodoxie der „Evangelischen Kirchenzeitung“ wenigstens eine zeitlang befreundet gewesenen Pietismus. Der letztere unterliegt wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die verstandesmäßige Formulirung des Dogmas gleicher Verdammniß wie der Rationalismus: beide haben sich „wie Herodes und Pilatus“ gegen die lutherische Kirche verbunden. Desto höheres Gewicht wird auf das „Rechtsleben und die Rechtsverhältnisse der Kirche“ gelegt: die Kirche ist ja nicht eine Idee, sondern eine geschichtliche Erscheinung, folglich hat nicht das geschichtlich Gewordene, sondern allein das geschichtlich Gewesene ein Recht zu bestehen, und die Aufgabe ist einfach die, durch juridische Beweisführung darzuthun, welches das im 16. oder 17. Jahrhundert festgestellte „Bekenntniß der Kirche“ sei, um jede Abweichung der subjectiven Ueberzeugung vom altkirchlichen Dogma von vornherein als eine Auflehnung gegen die göttlichen Ordnungen zu verurtheilen. Es handelt sich hierbei um nichts weiter als um ein einfaches Rechenexempel; ist die juridisch zu Recht bestehende dogmatische Formel richtig gefunden, so ist von Rechtswegen jeder Meinungsstreit beendigt. Mit diesem Maße werden zunächst die Universitätsprofessoren gemessen und wie neulich in Hannover die Foderung aufgestellt, daß, soweit die lutherische Landeskirche reiche, die volle und ganze lutherische Lehre bekannt und gelehrt werden müsse. Diese Lehre ist ja aber, wie uns Stahl in seiner Schrift „Wider Bunsen“ belehrt hat, schon längst ein mal für alle mal festgestellt. Die nothwendige Folge dieser rein äußerlich juristischen Haltung, dieser „theologischen Juristerei“ und „juristischen Theologie“ ist (im scharfen Unterschied vom Altlutherthum, das ein Martyrium war) eine durchaus aggressive Richtung, und nicht mehr gegen den Rationalismus, sondern gegen die rechtgläubigen Unionstheologen gegen die Nitzsch, Dorner, Müller wird Fronte gemacht als gegen gefährliche Feinde der Kirche. Daher nun ein ununterbrochenes Eifern für die Zertrümmerung der Uni[on] und für Wiederaufrichtung confessioneller Sonderki[rchen] und im Bunde hiermit ein Sturmlaufen in Petitio[nen] und Protesten gegen theologische Facultäten oder ge[...]

*) Hat es doch selbst Feuerbach nachmals für eine würdigere Beschäftigung seines Geistes erachtet, statt des Evangeliums des Humanismus das der phosphorescirenden Erbsen zu predigen.

nzelne theologische Lehrer, die Auffoderung an die Studirenden zum Mistrauen gegen ihre „von der Kirche abgefallenen" Lehrer und die an manchen Orten auch erfolgreiche Mahnung an die Regierungen, die Lehrstühle mit Professoren zu besetzen, die die volle und ganze Lehre er lutherischen Kirche bekennen.

Zur schärfsten Ausprägung ist diese Richtung in inem engern Kreise, in der extremen Partei der Hyperutheraner oder der hierarchisch katholisirenden Lutheraner ekommen, an deren Spitze besonders Löhe, Kliefoth, ilmar, Münchmeyer u. A. stehen. Der Ursprung diear hierarchischen Gelüste liegt nicht in der politischen Reaction, sondern geht, wie nahe sich dieselben auch mit r berühren, weiter zurück.

> Es ist das Kirchenthum überhaupt und die Kirchenlehre, f welche im Gegensatze zum Christenthum und zur subjectin Frömmigkeit schon mit dem Beginne der neuen Orthodoxie : stärksten Gewichte gelegt wurden; es ist mit einem Worte : Richtung auf eine todte, äußerliche, traditionelle, dem Beußtsein und dem Leben der Gegenwart entfremdete Objectiät, welche mit Nothwendigkeit zu den katholisirenden Theom von Kirche und Kirchenamt führte.

Es ist das Dringen auf äußere Bekenntnißgerechtigt, das Jagen nach einer „absoluten Autorität", die ucht, eine äußere Autoritäts- und Gesetzeskirche herzullen, das in der Kirche aufs neue aufgelebte judaistische esetzthum, welches schließlich zu einem offenbaren Abl vom Protestantismus, zu einem von den Häuptern ost ehrlich eingeräumten Widerspuche gegen die urüngliche Lehre Luther's und sogar gegen die sonst so hgehaltenen Bekenntnißschriften geführt hat.

Diese neueste Richtung tritt heraus zunächst in der re von der Kirche. Im ausdrücklichen Gegensatze ge die „irrigen Anschauungen" des Altprotestantismus d hier nicht der Glaube, sondern die magische Kraft Sacraments als das Kirche bildende Element, die rche selbst nicht mehr als die Gemeinschaft der Gläuen, sondern als die Gemeinschaft der Getauften bemmt; die Lehre Luther's von der unsichtbaren Kirche rd im Einklange mit dem Katholicismus bekämpft: es t nur eine Kirche, deren Glieder die Gläubigen ebenso t wie die Ungläubigen sind, und diese Kirche ist eine ectiv äußerliche Institution *), vor der die Einzelnen nso unbedingt als vor dem bürgerlichen Gesetze sich beugen haben. Von dieser Kirche gilt gut katholisch Satz: „Außer der Kirche kein Heil." Noch weiter den Katholicismus hinein führt die Lehre vom geisten Amte, dessen Voraussetzung die unmittelbare götte Stiftung und die Mittheilung besonderer göttlicher aft ist, im Unterschiede von dem zur bloßen Redensart abgesetzten allgemeinen Priesterthum der Gemeinde. So te einmal Vilmar in seinem Organe, dem „Hessischen lksfreund":

> Das geistliche Amt hat allein noch göttliches Mandat in kommenem Maße und in reicher Fülle, sonst Niemand, nicht gläubige Individuum in der Gemeinde, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen. In dem geistlichen Amte liegt die Kraft des Gesetzes und des Evangeliums, die Kraft des Sacraments, die Kraft zu binden und zu lösen. Dieses Amt ist ein Amt der That und Kraft, nicht der bloßen Mittheilung und Verkündigung von Dingen, die wir sonst schon wissen und haben.

Auch hier ist der Widerspruch gegen Luther und gegen die Symbolischen Bücher, die in dem Gegensatze zum Katholicismus zu weit gegangen seien, ein offen erklärter. Die Lehre Luther's aber von der Gemeinde und der Stellung des Geistlichen zu ihr ist, wie Heinrich Leo uns belehrt, „die Wurzel aller der die menschliche Gesellschaft in den letzten Jahrhunderten bedrohenden Lehren", seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" ist ein „demagogisches Buch", durch welches er „schwere Verantwortung auf sich geladen".

Das letzte Ziel dieser Lehre vom geistlichen Amte ist die Wiederherstellung des katholischen Sacraments der Priesterweihe sammt seiner Voraussetzung, dem Dogma von der ununterbrochenen Fortpflanzung des Heiligen Geistes im priesterlichen Stande: und noch kürzlich lasen wir in öffentlichen Blättern, daß eben dieses Dogma unter die Thesen für eine auf dem Sandhofe in Frankfurt a. M. zusammentretende Lutheranerconferenz mit aufgenommen worden ist.

Daß auch die Confirmation, Dank den von Vilmar über sie uns gegebenen Erläuterungen, im Begriffe steht, in das katholische Sacrament der Firmung umzuschlagen, wollen wir, um Weiterungen zu vermeiden, übergehen, und nur darauf möge zum Schlusse noch hingewiesen werden, daß auch auf liturgischem Gebiete eine offen zur Schau getragene Vorliebe für katholische Cultusformen (selbst bis zu dem Namen der „Messe" herab) sich eingestellt hat. Am bezeichnendsten ist das Streben, statt der Predigt, die Luther für das größte und fürnehmste Stück im Gottesdienste erklärte, vielmehr den heiligen geheimnißvollen Altardienst zum Mittelpunkte zu erheben, wie denn neuerlich die Foderung aufgetaucht ist, das Sacrament des Altars allsonntäglich und selbst wenn keine Gemeinde zum Empfange versammelt sei, zu verwalten. Es fehlt nichts als die Lehre von der Brotverwandlung selbst: und zu dieser ist doch wenigstens ein anerkennenswerther Anlauf genommen.

Mit einem Worte, das Ziel des neuesten Lutherthums ist — Rom, und wie unverhüllt man die Sympathien für die Kirche „des Vielen noch verborgenen Segens" zur Schau trägt, dafür hat Bunsen kürzlich in den „Zeichen der Zeit" die Beweise geliefert. Auch die Schwarz'sche Schrift enthält eine artige Mustersammlung sehr unzweideutiger Aussprüche von Kahnis und Heinrich Leo, und besonders sei allen Lesern die sehr treffende Charakteristik des letztern Mannes empfohlen. Wir könnten leicht noch mit einer Anzahl Kernsprüche anderer gesinnungsverwandter Männer dienen, doch werden die von Schwarz gegebenen Pröbchen schwerlich nach Weiterm lüstern machen.

In der Mitte zwischen den beiden großen Gegensätzen des Radicalismus und des katholisirenden Luthera-

*) Auf diesem Satze beruht z. B. die ganze Beweisführung Stahl's seiner Schrift „Wider Bunsen".

nismus stehen sehr viele und verschiedenartige Richtungen. Da ist zunächst die alte Vermittelungstheologie, die Abschwächung Schleiermacher'scher Gedanken, welche viel von einer organischen Weltanschauung und von Aufhebung der alten Gegensätze in eine höhere Einheit zu reden weiß, dennoch aber an innerer Haltlosigkeit und unklaren Gedankenmischungen leidet, von der neuen Philosophie sehr stark ergriffen ist, ohne doch mit den alten supranaturalistischen Auffassungen völlig zu brechen. Der schwächste Punkt dieser Richtung tritt in der Christologie ans Licht, wo das sonstige, noch so folgerecht durchgeführte Streben, das Christenthum in die volle menschliche Wirklichkeit einzuführen, durch den widersprechenden Versuch durchbrochen wird, dasselbe doch auch wieder aus einem außerordentlichen Eingreifen Gottes in den sonstigen Weltverlauf zu erklären und so den am Anfang glücklich aus der Dogmatik verbannten Begriff eines den stetigen Natur- und Geschichtszusammenhang unterbrechenden Uebernatürlichen, wenn auch in mehr oder minder verschämter Weise, zur Hinterthür wieder hereinzubringen. Dieser Richtung, welche in sich die mannichfaltigsten Schattirungen enthält, gehören im Wesentlichen auch die auf Verschmelzung Hegel'scher und Schleiermacher'scher Gedanken mit altkirchlicher Orthodoxie beruhenden Versuche eines Lange, Martensen u. A. an, in denen uns trotz der oft sehr tüchtigen speculativen Anläufe die wunderlichsten Abenteuerlichkeiten und die verworrensten Gedankenmischungen begegnen. Dagegen zeichnet sich Richard Rothe vor den zuletzt Genannten trotz mancher Phantasien, die man ihm zugute halten muß, durch seine geschlossen einheitliche Weltauffassung und sein „stracks vor sich hingehendes", „vor keiner Consequenz erbebendes" Denken sehr vortheilhaft aus; und namentlich durch die speculative Fassung des Gottesbegriffs steht Rothe im engsten Zusammenhange mit einer andern Reihe von Denkern, den Vertretern des speculativen Theismus, den Philosophen J. H. Fichte, C. H. Weiße u. A. Dies ist diejenige Richtung, welcher nach der Ansicht von Schwarz, der auch wir aus innigster, seit langem gefestigter Ueberzeugung unsere Zustimmung geben, einzig und allein die Zukunft beschieden ist. Sie macht zunächst mit aller Kraft des Geistes Fronte gegen den grundverderblichen giftigen Irrthum des Pantheismus, der trotz seiner bedeutenden negativen Verdienste dennoch in der That die Gottheit ebenso wie die Welt vernichtet. Denn im Pantheismus geht, wie Schwarz sehr treffend bemerkt,

einmal die Schönheit der Welt und der Reichthum ihrer Gliederung verloren; sie wird zu einem Schaum und Schein, zu einem Nichtsein am Sein, zu einer steigenden und wieder fallenden Welle des Oceans; es geht aber auch andererseits dabei die Tiefe, Innerlichkeit und schöpferische Energie der Gottheit verloren, welche in sich keinen Halt- und Ruhepunkt gewinnt und nichts als ein Strömen und Schäumen, ein Blasentreiben der Endlichkeit ist und in dieser zweck- und resultatlosen Thätigkeit beständig in die Endlichkeit umschlägt, um sie dann wieder in sich zurückzunehmen.

Dagegen ist nun das Streben des speculativen Theismus darauf gerichtet, die Welt ebenso wie die Gottheit in ihrer Selbständigkeit und Geschiedenheit voneinander, wodurch beide erst zu einem wirklichen, nicht blos scheinbaren Dasein kommen, zu belassen und dennoch durch die nothwendige Zusammengehörigkeit und Aufeinanderbezogenheit beider die vom Pantheismus mit Recht gefoderte einheitliche Grundanschauung zu gewinnen:

Im speculativen Theismus ist die Wahrheit des Pantheismus erhalten, daß die Gottheit nicht selbst wieder eine Einzelheit neben andern, sondern die höchste Allgemeinheit, die Alles durchdringende ist, daß das Unendliche nicht dem Endlichen gegenübersteht, um so wieder selbst zu einem Endlichen zu werden, sondern daß es die die Endlichkeit penetrirende, sich selbst ihr einpflanzende Energie ist. Aber hier kommt auch andererseits der Gedanke zu seinem Rechte, daß jene höchste Allgemeinheit zugleich lebendige Allgemeinheit ist, d. h. selbstbewußte, sich in sich zusammenfassende, aus der Weltdurchdringung ewig in sich zurückkehrende.

Die einheitliche Grundanschauung wird hierdurch so wenig aufgehoben, daß Gott und Welt vielmehr aufs innigste verbunden, der Schöpfungsbegriff von seiner Zufälligkeit befreit, die gesammte Entwickelung in der Geschichte des Geistes aber als ein Ineinandersein von göttlicher und menschlicher Thätigkeit gefaßt wird, welche weder die eine der andern pantheistisch opfert, noch auch andererseits für eine supranaturalistische Durchbrechung des einheitlich geschlossenen Weltverlaufs irgendwo eine Stelle hat.

Auf demselben Boden stehen im Wesentlichen die eigentlichen und treuen Schüler Schleiermacher's, die nicht über ihn hinaus zu einem modernen Dogmatismus weitergegangen sind,

die vielmehr den ganzen Schleiermacher in seinem vollen lebendigen persönlichen Eindruck in sich aufgenommen und dabei erfahren haben, wie tief das religiöse und das ethische, das intellectuelle und das praktische Geistesleben in diesem Manne verbunden war, welche Schätze der Objectivität dieser sogenannte „Subjectivismus" zu heben vermochte, ja wie diese Gefühlstheologie mehr war als sie sein wollte, wie sie Gewissenstheologie war.

Hierher gehört eine Reihe der geistvollsten und tüchtigsten Prediger der Gegenwart, ein Jonas, Sydow, Eltester, Pischon, Schweder, W. Müller, Rütenik, Howard u. A., vor Allen aber der treffliche Alexander Schweizer. Alle diese Namen werden auch in ihrer praktischen Thätigkeit zusammengehalten durch die gemeinsame Sache der Union.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Bedeutung der in das kirchliche Leben der Gegenwart so tief einschneidenden Unionsfrage zu erörtern. Nur die drei verschiedenen Auffassungen der Union, wie sie namentlich innerhalb der preußischen Landeskirche nebeneinander hergehen, mögen an der Hand unserer Schrift mit wenigen Worten bezeichnet werden.

Die eine ist die Partei der orthodoxen Staatstheologen, eines Stahl und Hengstenberg, welche die Union der lutherischen und reformirten Kirche auf das möglichst geringste Maß, welches sich nur immer aus den königlichen Cabinetsordres herausdeuten läßt, zurückführen wollen. Ihr Streben geht darauf hin, die Union

zu einer bloßen Gemeinsamkeit des in sich wiederum nach den Confessionen gesonderten Kirchenregiments (höchstens noch unter Zulassung der Abendmahlsgemeinschaft) herabzudrücken, d. h. sie in eine blos äußerliche Conföderation der in ihrer vollen Besonderheit erhaltenen oder wiederherzustellenden Confessionen zu verwandeln. Diese Auffassung würde zur völligen Auflösung der Union fortschreiten müssen, wenn anders nicht der ausdrückliche Wille des Königs von Preußen dieser letzten Consequenz zur Zeit noch einen Damm entgegensetzte.

Eine zweite Partei ist die der sogenannten conservativen oder Consensusunion, die Partei der „Unionsdoctrinäre", deren namhafteste Vertreter zur Zeit Nitzsch und Julius Müller sind. Auf dieser Seite stehen die rechtgläubig gewordenen Schleiermacherianer, überhaupt alle Anhänger der sogenannten Vermittelungstheologie. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Unterschied der lutherischen und reformirten Bekenntnisse (der „Dissensus") nur für die Wissenschaft, nicht aber für die Praxis von Wichtigkeit sei, verlangt man eine Union nicht blos des Kirchenregiments, sondern auch des Bekenntnisses, und hat sich bereits dazu angethan, das Gemeinsame der Bekenntnisse (den „Consensus") als Grundlage eines neuen Symbols zu formuliren. Die bisherige Geltung der Sondersymbole soll damit nicht aufgehoben sein, wird aber dennoch thatsächlich aufgehoben, ein mal, indem Einiges aus ihnen als unwesentlich preisgegeben wird, noch mehr aber dadurch, daß dieselben hinfort ihr bisheriges Ansehen für die Kirche als solche verlieren. Aber was noch schlimmer ist, das neue Consensussymbol ist ein künstliches Flickwerk aus verschiedenartigen Bestandtheilen, die sich nicht miteinander vertragen, ein „entsetzlich gründliches Theologensymbol, das den Gewissen nur noch eine größere Last auferlegt als zuvor", obendrein nur das Gemächte einer zwar orthodox sein wollenden, aber (wie Kahnis mit vollem Rechte bemerkt) in keinem Punkte noch wirklich orthodoxen neu-alten Schuldogmatik.

Die dritte Partei endlich ist die „bekenntnißlose", wie sie von ihren Gegnern genannt wird, oder vielmehr die „antidogmatische", die in der Ueberzeugung, daß der alte Streit über die Unterscheidungslehren jetzt weit umfassendern und tiefergreifenden Gegensätzen Platz gemacht hat, zu einer richtigern Schätzung des Dogmas überhaupt gelangt ist, in welchem sie ganz im Einklange mit Schleiermacher nur das im Verhältnisse zur Religion Abgeleitete, nur die „Reflexion auf die Religion, welche nicht selbst Religion ist", erkennt. Zu dieser Partei, deren Organ die 1854 gegründete „Protestantische Kirchenzeitung" ist, gehören eben jene oben genannten treuen Schüler Schleiermacher's, ein Jonas, Sydow, H. Krause u. A., Männer wie Dittenberger, Gaß, Schweizer, Redepenning, gelehrte Kritiker wie Hitzig, Credner, Knobel, Ewald, Historiker wie Gervinus, speculative Philosophen wie Weiße, die gesammte theologische Facultät von Jena und noch eine ganze Reihe geachteter theologischer und nichttheologischer Namen. Sie haben sich entschlossen, einen Kampf auf Tod und Leben mit der Orthodoxie zu führen, d. h. mit jener Orthodoxie, welche die Wissenschaft verdammt und die Kirchenlehre als eine ein mal für alle mal fertige, als ein Gesetz, dem man nur Unterwerfung schuldig ist, vergöttert.

Man stellte sich auf die ewige und einfache Grundlage des Christenthums: „Christus selbst, wie ihn die Schrift bezeugt." In diesem einigen Grund erklärte man sich „schlechthin gebunden und in dieser Gebundenheit schlechthin frei von aller Menschenautorität in Dingen des Heils". In diesem Christusglauben erkannte man das wahrhafte Princip des Protestantismus, und diesen freien Protestantismus in allen seinen Folgerungen gegen jede Art von Autoritätswesen zur Durchführung zu bringen, zeigte man sich entschlossen.

Indem man sich anschloß an den ganzen und vollen Schleiermacher, war man durchdrungen von der Wahrheit des großen Schleiermacher'schen Worts, daß der lebendige christliche Glaube einen freien und ewigen Vertrag mit der nach allen Seiten hin freien wissenschaftlichen Forschung geschlossen habe, oder besser gesagt, mit ihr im innersten Lebensgrunde eins sei, und nicht blos mit der freien Wissenschaft, sondern mit aller vernünftigen Freiheit,

mit der Freiheit der Person und des Eigenthums, des Gewissens und des Denkens, des bürgerlichen Lebens und des öffentlichen Verkehrs, der Selbständigkeit der Staaten wie der Kirche. Man stellte sich hier in den Mittelpunkt des Paulinischen, sowie des echten und ursprünglichen lutherischen Christenthums, wie es in der „Freiheit eines Christenmenschen" so köstlich und gewaltig ausgesprochen ist. Man wollte den evangelischen, den wahrhaft gläubigen und darum im Innersten freimachenden Glauben. Man wollte die Gottgebundenheit, welche selbständig macht gegenüber allen Mächten der Welt. Und man wollte diese evangelische, weil frei und duldsam machende Gläubigkeit gegenüber dem jüdischen Geiste der Gesetzlichkeit, sei es das Gesetz der Confession, der Hierarchie oder der bureaukratischen Gewalt. So stellte man dem Bekenntnisse des Unglaubens wie dem des knechtischen Glaubens ein freudiges Bekenntniß innerlichen, lebendigen, freimachenden, mit allen sittlichen und wissenschaftlichen Mächten im tiefsten Grunde geeinten Glaubens entgegen.

Das sind die Grundsätze, welche die Männer der „Protestantischen Kirchenzeitung" verbinden, das die Grundsätze, von denen aus allein eine Reinigung und Fortbildung unserer Theologie unternommen werden kann. Welches aber die Aufgaben dieser Theologie seien, auf deren Lösung unsere ganze Entwickelung hinstrebt, wie dieselbe zunächst eine speculative sein müsse, d. h. eine auf der folgerichtigen Durchführung einer wahrhaft speculativen, d. h. einheitlichen und zusammenhängenden Weltanschauung beruhende, wie sie ferner eine wahrhaft historische sein müsse, die das Christenthum in seinem ganzen Verlaufe als ein geschichtlich gewordenes begreift, endlich eine ethische, die das innere Band von Religion und Sittlichkeit wiederherstellt und ebenso wol die Dogmatik vom ethischen Standpunkte aus zu reinigen und zu läutern, als auch die Moral vom religiösen Standpunkte aus zu vertiefen hat, dies hat der Verfasser in seiner vor allem lesenswerthen Schlußabhandlung in vortrefflicher Weise auseinandergesetzt. Mögen die Aussichten auch für die nächste Zukunft des Erfreulichen

noch so wenig bieten, möge namentlich eine noch weit größere Ausbreitung und Machtentfaltung jener streng confessionellen Partei nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar wünschenswerth sein, damit alle Unklarheiten überwunden werden und alle Gegensätze möglichst scharf und klar sich herausstellen können: an dem Glauben halten auch wir mit unerschütterlicher Zuversicht fest, daß das deutsche Volk, eben weil ihm nicht blos ein religiös-sittliches, sondern auch ein wissenschaftliches Gewissen eingeboren ist, sich unmöglich auf die Dauer bei dem blos herkömmlichen Autoritätsmäßigen, wie auf staatlichem, so auf kirchlichem Gebiete, beruhigen werde. Mag auch die endliche Lösung der großen Aufgaben, wie der Verfasser sagt, einer neuen Geisteserhebung und sittlichen Wiedergeburt unsers gesammten Volkslebens erharren, Eins steht uns nicht minder fest — und hier kommen wir auf das am Anfange unsers Aufsatzes Ausgesprochene zurück —, nämlich daß diese Lösung nur dann eintreten werde und eintreten könne, wenn bereits jetzt alle Vertreter der echten Bildung und der wahren Wissenschaft sich mit uns Theologen zur gemeinsamen, ernsten, mühevollen Geistesarbeit vereinigen. Schon sind eine Anzahl der besten Männer Deutschlands, ein Gervinus, Albrecht, Häusser, Weiße, Bunsen, diesem Rufe gefolgt. Und wahrlich,

es thut unserer Theologie und Kirche noth, daß Männer dieser Art wie einst ein Lessing, Herder, Jacobi ihr zu Hülfe kommen, daß namentlich Philosophie und Geschichte nicht von ihrer Seite weichen, daß der schärfste Wahrheitssinn und die echteste Bildung mit der Religion im Bunde bleiben. Geschieht dies nicht, bleibt die öffentliche Religion und die wiederhergestellte Kirche verlassen von diesen Mächten, ein nur herkömmliches, ein todtes, der Wirklichkeit fremdes Autoritätswesen, fehlt es im Innersten an Wahrheit und Befriedigung, so mag der äußere Bau der Kirche noch so fest erscheinen, ihre Dogmen durch dreihundertjähriges Alter ehrwürdig und ihre Geistlichen ohne Ausnahme symboltreu: ein mächtiger Sturm und eine verhängnißvolle Revolutionsnacht wirft dies ganze wurmstichige Gebäude über den Haufen und bedeckt mit Trümmern das feile Priestergeschlecht, welches das Heiligthum der Wahrheit durch Menschenfurcht und Geistesträgheit entweihte!

86.

Die Naturdichter Franz Bacherl und Anton Schlude.

1. Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen von Franz Bacherl. Nördlingen, Beck. 1856. 8. 10 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna und die neuesten literarischen Borereien. Von Friedrich Mayer. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. Nürnberg, Schmid. 1856. 8. 7½ Ngr.
3. Gedichte von Anton Schlude. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Wangler. 1856. 16. 10 Ngr.

Dem weltkundigen Franz Bacherl, dem „Literaten, Schullehrer und Realitätenbesitzer", haben wir hier ein anderes poetisches Naturkind gesellt, Anton Schlude, ursprünglich Gänsejunge, dann Geigenspieler, Rattenfänger, Fischhändler, Nachtwächter, endlich wandernder Naturdichter. Es fällt uns nicht ein, uns über die Chargen und Aemter, welche beide Dichter bekleidet haben oder noch bekleiden, hier lustig zu machen; im Gegentheil scheint es uns, als ob Diejenigen, welche bei dem Streit um die Autorschaft des „Fechter von Ravenna" nicht müde wurden, dem Shakspeare von Oberpfaffenhofen immer wieder den „Schulmeister" vorzurücken, den Streit in keineswegs würdiger Weise geführt hätten. Den bei uns sehr verbreiteten Hang, dem Stande und Berufe einer Person, welche man gern lächerlich machen möchte, irgendeinen Makel anzuheften, können wir keineswegs zu den löblichen Gewohnheiten des deutschen Volks rechnen. Zur Zeit Langbein's mag es noch eher seine Berechtigung gehabt haben, den Schulmeister „Bakel" als eine lächerliche Person figuriren zu lassen, heutzutage aber sollte man doch wol eingesehen haben, daß der Beruf eines Schullehrers zu den ehrenwerthesten, nützlichsten und achtbarsten Functionen überhaupt gehört. Und warum sollte nicht auch ein Dorfschullehrer ein Genie sein können? War Homer nicht ein großer Dichter, ohne an einer deutschen Universität Vorlesungen gehört und den Doctorgrad erworben zu haben? Hat der Dichter des Buchs Hiob irgendeinen der unzähligen modernen Titel oder irgendein Diplom besessen? Wer war Shakspeare? Freilich, wenn wir der Miß Bacon glauben wollen, so wären dessen angebliche Dramen nur auf seinen Namen getauft und Lord Bacon und Sir Walter Raleigh die eigentlichen Väter. Diese neu aufgebrachte Hypothese gehört auch zu den Zeichen unserer Zeit, in welcher, hinter demokratischer Maske, das Aristokrateln und Vornehmthun immer weiter um sich greift, selbst unter Künstlern, Dichtern und Schauspielern, ja selbst schon unter den sogenannten „Naturdichtern", die sämmtlich auch etwas Anderes sein wollen als Dichter aus dem Volke und für das Volk. Inmitten unsers ganzen übertrieben gekünstelten und systematisch geschulten und geregelten Zustandes scheint alle naturgemäße Productionskraft im eigentlichen Volke erloschen. Wenn ein Mann aus dem Volke bei uns sich aufs Dichten verlegt, so verleugnet er zuvörderst seinen Ursprung, er studirt sich in die Anschauungen und Formen der Kunst- und Schuldichtung ein, er singt nicht, wie der Vogel in den Wäldern singt, aus frischer freier Brust, sondern zwitschert kunstmäßig wie der Staar, dem man irgendeine künstliche Melodie mühsam eingelernt hat. Wir haben in Deutschland keinen namhaftern Naturdichter, der wie so mancher englische, wie der Ettrick-Schäfer und namentlich Burns, nicht nur an die Weisen, sondern auch an die Vorstellungen des alten Volksgesangs angeknüpft hätte. Sie wollen alle über ihren Stand hinaus und auch Franz Bacherl wird sich nicht wenig gekränkt fühlen, wenn er sich hier mit einem Dichter zusammengestellt sieht, der ehemals die Gänse hütete und mit Maulwurfs- und Rattenfallen hausiren ging. Aber wir dürfen ihm diese Kränkung, wenn sie eine ist, nicht ersparen.

Das angebliche Urbild des „Fechter von Ravenna", Franz Bacherl's Tragödie „Die Cherusker in Rom", liegt nun vor uns, sodaß es uns gestattet ist, mit der Taucherglocke der Kritik uns in die Tiefen dieser Dichtung zu versenken; aber es ist dies eine Operation, bei der uns, aufrichtig gestanden, Besinnung und Athem fast auszugehen drohen. Das Ganze stellt sich als ein so abgeschmacktes Product dar, wie es wol die Literatur keines andern Volks aufzuweisen hat, obschon es an einzelnen Lichtblicken nicht fehlt, welche als Symptome wiederkehrender Vernunft diesen methodischen oder unmethodischen Wahnsinn an einigen Stellen durchbrechen, und wir fürchten, daß selbst die Douchen und Sturzbäder der Kritik den Verfasser von seiner poetischen Monomanie nicht heilen werden. Wir sagen dies nicht, weil, sondern obwol er ein Schullehrer ist; denn von einem Schullehrer hätten wir wenigstens erwartet, daß er seine Muttersprache richtig schreibt und ein wenig logisch denkt, während seine sogenannte Tragödie von den abscheulichsten Verstößen gegen die deutsche Grammatik und die Gesetze des einfachen gesunden Menschenverstandes wimmelt. Dennoch sind wir aus mehren Gründen für die Veröffentlichung dieses merkwürdigen Products immerhin dankbar.

Die Tragödie „Die Cherusker in Rom" besteht aus zwei

„Abtheilungen" (was aber, wie wir sehen werden, eine ganz falsche Bezeichnung ist), von denen die erste „Hermann's und Teutonias Fürstin oder die Gefangene in Rom. Ein Bühnenstück in fünf Aufzügen" betitelt ist. Dieses angeblich 1849 verfaßte „Bühnenstück" ist für „größere Bühnen" bestimmt und in einer Art gereimter Daktylen oder liederlicher, hüpfender Anapästen geschrieben, während ehrliche Hans Sachs'sche Knittelverse hier weit besser am Platze gewesen wären. Die zweite Abtheilung nennt sich „Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in drei Aufzügen", ist 1852 verfaßt und zufolge der Angabe auf dem Titel „für kleinere Bühnen", also nicht für Hofbühnen, sondern etwa für Sommerbühnen oder den wandernden Thespiskarren oder für Puppentheater bestimmt.*) Diese sogenannte zweite Abtheilung, im Ganzen nur etwas über drei Druckbogen stark, ist in freien gereimten und ungereimten Versen geschrieben und nicht eine „Abtheilung" der ersten sogenannten Tragödie, sondern nur eine Recapitulation derselben in verkleinertem Maßstabe, ja einige Verszeilen der erstern wiederholen sich in dieser zweiten fast wörtlich, etwa in folgender Weise. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft Winna, die Begleiterin der Thusnelda, aus:

O! Ein Römer! Ein Römer — natürlich!
So nichts Deutsches, nicht Deutsch auch kein Wörtchen versteh'n,
Und von alle Dem nichts auch, wie groß und wie hehr;
Wenn so wirklich das deutsche Land — Deutschland uns wär'!

Thusnelda sagt darauf:

Wenn das deutsche Land wirklich uns Deutschland auch wär',
Und noch Hermann, noch Hermann sein König,
O! dann wäre, fürwahr! solch ein römisches Heer
Für die Deutschen um Vieles zu wenig!

In den „Cheruskern in Rom" lautet die Stelle:

Winna.

Ein Römer!
Wol natürlich!
Nicht Deutsch versteh'n,
Und nichts von dem,
Wie groß und hehr,
Wenn Deutschland — wirklich Deutschland wär'!

Thusnelda (mit kräftiger Stimme).

Wenn Deutschland wirklich Deutschland wär',
Und Hermann noch sein König,
O! dann bliebe solch ein Römerheer
Für Deutschland — viel zu wenig.

Diese Stelle, auf die der Verfasser ersichtlich einen besondern Werth legt, mag zugleich als charakteristische Probe seiner sinnlosen und unbehülflichen Denk- und Schreibweise dienen. Von einer geordneten Scenenfolge und einem Dialog ist überhaupt gar nicht die Rede. Die Personen treten auf, werfen sich einige Fragen, Exclamationen, Verwünschungen und altbairische Flüche, einige Ha! Ach! Ja! und O! und ganze Lasten von Sprachfehlern und trivialen Flickwörtern zu und verschwinden dann, um gelegentlich wieder auf die Bühne zu stürzen, sich gleich ungebührlich aufzuführen und wieder davonzugehen. Eine andere Hauptstelle, die sich, nur ein klein wenig variirt, in beiden Abtheilungen wiederholt, ist folgende. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft der ungeschlachte Thumelicus:

Daß doch alle die Wetter dies lästige Deutsch
Auch in kleinlichte Trümmer zerschlagen!
Wenn solch' Deutsche da — Deutsche doch wären;
O dann wären sie wahrlich — sie wahrlich doch deutsch!
All dies Flittergeplause der Deutschen —
Macht die Deutschen und Deutschland mir niemals auch deutsch!

*) „Die Cherusker in Rom" sind inzwischen auch wirklich am [illegible]. Juli im münchener Lipperltheater zur Aufführung gekommen. Bacherl wurde zehn mal gerufen!

In den „Cheruskern in Rom" ruft derselbe Thumelicus:

Daß auch die Wetter all dies Deutsch
Zu deutschen Trümmern schlagen!
Wenn Deutsch doch Deutsch auch wär',
Dann wär' es wahrlich Deutsch!
Solch Flitterplaus
Macht Deutsch mir niemals Deutsch!

Ueberhaupt finden sich über die Deutschen in dieser Tragödie die merkwürdigsten und orakelhaftesten Bemerkungen. Thusnelda sagt z. B. von dem Deutschen:

Sein Gedanke ist ernster und höher sein Ziel,
Liebt das Große im Kleinen — mit Wenigem viel.

Winna sagt zu Thusnelda:

Sei getröstet und fröhlichen Muthes;
Denn es lebet, es lebt noch dein liebendes Kind,
So gesund und so frisch, wie die Deutschen es sind.

Die Stellen, in denen auf die „Deutschen" das „Peitschen" gereimt ist, haben wir nicht gezählt; jedenfalls aber sind sie überaus zahlreich. Zur Charakterisirung des Bacherl'schen Deutsch mögen nur noch folgende Stellen dienen. Narbonius sagt:

Ha! ich will sie erforschen mit eiligem Fuß,
Wenn des Todes für so was auch sterben ich muß.

Caligula ruft:

O! wie könnte auch so was die Fürstin nicht freu'n.

Narbonius:

O! gewißlich mein Kaiser! so wahr ich auch bin.

Flavius:

Ja! zu todte sind alle, so wahr ich auch bin.

Classisch sind auch folgende Stellen. Thusnelda (zu Cetta, der Geliebten des Thumelicus):

Du geschnüpfiges Ding! Welch ein loses Geschwätz!

Cetta.

Hä, hä, hä — du zerlumpichtes Bettelgesind'!

Winna.

O die keckliche Memme!

(Auf Cetta los.)

Entfliehe von hier!

Cetta.

Wie gescheit nicht da diese Deutschen auch sind!
Werd' schon geh'n, wenn's mich freut, wenn ich will!

(Tritt ab.)

Cetta sagt ein andermal zum Calpurnius:

Schon erzittert dem Feigling die Seele,
Wenn ein schuldloses Mädchen von Liebe da spricht!
Muß doch selber von Herzen auch lachen
Ueber all diese komischen Sachen! —
Hä, hä, hä, hä, hä, hä u. s. w.

Dieses „Hä, hä, hä" u. s. w. wiederholt sich überhaupt sehr häufig und bezeichnet bei Bacherl immer den höchsten Grad von Hohn und hämischer Bosheit.

Als Flavius die Leiche des Thumelicus erblickt, ruft er:

Ha! entsetzlich! entsetzlich! wer so was gethan!
Ach! Thumelicus — todt hier — im eigenen Blut!
O was fangen wir Alle am Ende noch an? —
Ha! erschrecklich! erschrecklich! wer so was auch thut!

Bacherl läßt die Fürstin nicht sterben, sondern „verenden", wobei sie auf das „Sopha" zurücksinkt. Ueberhaupt sind die Hinweisungen, die für die Schauspieler in den Parenthesen enthalten sind, oft sehr drollig, z. B. „(nach einigen wilden Bewegungen)"; „(etwas in sich vertieft)"; „(Monolog)"; „(Das ganze Theaterpersonal in Bewegung)"; „(Fußtritte von außen her)"; „(Narisco und die vier Häuptlinge durchstürmen den

Garten)" u. s. w. Man erkennt hieraus, daß der Verfasser bestrebt ist, recht praktisch und direct für die Bühne zu arbeiten. In dieser Hinsicht wenigstens hat er den modernen Theaterpraktikern etwas abgelernt, wennschon diese Manie bei ihm wie Alles in Caricatur ausartet. Die angeführten Proben könnten den Leser leicht zu dem Glauben verleiten, daß die Bacherl'schen Federübungen wenigstens sehr vielen Lachstoff bieten und sich zum Zweck des Amusements sehr gut lesen lassen müßten. Das ist jedoch keineswegs in sehr reichlichem Maße der Fall. Der Unsinn, wenn er sich durch 109 Seiten monoton hinschleppt und dabei zugleich so anspruchsvoll auftritt wie hier, ermüdet zuletzt. Die Einfälle eines Monomanen — und auf dem Gebiete der dramatischen Production wenigstens ist Bacherl ein Monomane — können wol nur in den seltensten Fällen komisch wirken; auf die Dauer haben sie eher etwas Schreckhaftes.

Wir kommen nun zu einer Frage, die für uns noch immer die Hauptfrage bleibt, nämlich wer eigentlich die Fabel erfunden hat? Die Ausführung in den Bacherl'schen Stücken ist, wie wir gesehen haben, überaus roh, schülerhaft und absurd, die Fabel dagegen ist gut erfunden, denn sie ist im Wesentlichen ganz dieselbe wie im „Fechter von Ravenna"; ja selbst die Charaktere, so wenig auch von einer verständigen Entwickelung derselben bei Bacherl die Rede ist, sind in ihrer Grundirung, in ihrer Stellung und Gegenstellung und in den ihnen zugrunde gelegten Tendenzen den Charakteren im „Fechter von Ravenna" in überraschendster Weise ähnlich. Wir haben auch bei Bacherl den halb wahnsinnigen, blut- und weinsaufenden, menschenverhöhnenden Caligula (statt des von Göttling aufgestellten Tiberius), die edle deutschpatriotische Thusnelda, den naturburschenhaften, halb burlesken, materialistischen und mit Allem, was Deutsch heißt, seinen Spott treibenden Thumelicus, ferner die Geliebte des Thumelicus, die, wie auch einige andere Nebenfiguren, nur den Namen bei Bacherl gewechselt hat und Cetta statt Lycisca heißt, u. s. w. Die Bacherl'schen Figuren sind freilich nur bloßer Rohstoff, bloße Lehmklumpen, aber doch schon wie von Kindeshand in eine Art menschlicher Form geknetet; es sind ihnen Löcher eingedrückt, welche die Augen bedeuten sollen; es ist ihnen ein Lehmstück wie eine Art Nase angesetzt, und andere Lehmklümpchen stellen den Leib, die Arme, die Beine vor. Dennoch erkennt man selbst in dieser Roh- und Misbildung die Grundform der im „Fechter von Ravenna" auftretenden Personen. Die Handlung, soweit es die bloßen Thatsachen betrifft, ist hier wie dort dieselbe, wennschon bei Bacherl jede dramatische Verknüpfung und Entwickelung vermißt wird. Man trifft sogar auf einzelne Phrasen und Redewendungen, die im „Fechter von Ravenna", nur in edlern und elegantern Klangformen, wiederklingen. Selbst in Friedrich Mayer's Broschüre, in der, wie wir hier nur kurz bemerken wollen, offen für Friedrich Halm und seinen „reichen Genius" plaidirt wird, ist zugestanden, daß zwischen den Cheruskerdramen Bacherl's und Friedrich Halm's ein „seltener Parallelismus" stattfindet. Abweichend sind Beide fast nur darin, daß Friedrich Halm in seinem Stück auch die Gemahlin des Kaisers auftreten läßt, wogegen bei Bacherl der brutale Cäsar das Gelüst ausspricht, die deutsche Fürstin zur Umarmung zu zwingen, ein Motiv, welches der elegante Verfasser des „Fechter von Ravenna" fallen ließ. Friedrich Halm hat — und hierauf kam es doch eigentlich an — nicht glatt und rund erklärt, daß er von der Bacherl'schen Arbeit gar keine Kenntniß gehabt habe, er hat nur die Göttling'sche Abhandlung als seine eigentliche Quelle genannt. Bacherl aber versichert in einer Schlußbemerkung zu „Hermann's und Teutonia's Fürstin" neuerdings, daß er dieses Stück bereits 1849 verfaßt und nebst einem andern Stück, betitelt „Die beiden Franz", 1850 zu einer Preisbewerbung an die artistische Direction des Hofburgtheaters in Wien eingesandt habe; und in einer Schlußbemerkung zu den „Cheruskern in Rom", die uns aber aus anderer als Bacherl's Feder herzurühren scheint, macht er unter sehr spitzigen Bemerkungen gegen eine gewisse „genuß- und habsüchtige Umgebung", in die sein Stück gerathen sei, noch ein mal aufs entschiedenste seine Vaterschaft geltend, von der ja auch O. von Schorn moralisch und thatsächlich aufs unerschütterlichste überzeugt zu sein scheint.*)

Daß ein sonst confuser, excentrischer Kopf wie Bacherl zuweilen auch einen guten Einfall haben könne, wird wol Niemand in Abrede stellen wollen. Man begegnet im Leben Leuten genug, welche in ihrem Kopfe das tollste Zeug ausbrüten, zuweilen aber auch durch eine sehr glückliche Inspiration überraschen, die sie aber, wenn sie zur praktischen Ausführung ihrer Idee schreiten, wieder aufs wunderlichste verderben und verzerren. Auch stoßen wir bei Bacherl unter allem Wust auf einzelne Lichtblicke, wie namentlich in den Reden des halbtollen Caligula, in dessen Munde die wirblige Schreibweise Bacherl's überhaupt weniger auffällt. Auf die Göttling'sche Abhandlung als dritte Quelle für beide Stücke läßt sich der erwähnte Parallelismus nicht wol zurückführen, und was die Ballade „Thusnelda" von Chlotar betrifft, welche vor Decennien in der „Abendzeitung" gestanden haben soll, so dürfte diese auf eine noch weitere, uns unbekannte Quelle zurückweisen, die entweder Bacherl oder Friedrich Halm oder auch Beide vielleicht gekannt haben mögen, ohne dies unter den jetzigen Umständen eingestehen zu wollen. Wir geben diese Ansicht nur als Hypothese, denn behaupten läßt sich so etwas nicht. Uebrigens würden wir es Friedrich Halm, möge er von dem Stoff und der Idee des Bacherl'schen Stücks entweder durch ihm gewordene Einsicht des Manuscripts oder auch nur durch Hörensagen Kenntniß erhalten haben, nicht sehr zum Vorwurf machen, wenn er die Bacherl'sche rohe Idee benutzt und dadurch das Repertoire der deutschen Bühnen um ein wirksames Theaterstück bereichert hätte. Benutzungen der Ideen und Erfindungen Anderer begegnen wir bei fast allen Dichtern, selbst bei größern als Friedrich Halm; es kommt nur darauf an, daß sie in loyaler Weise benutzt werden. Freilich müssen wir zugleich vor einem Extrem warnen, das sich jetzt in dieser Hinsicht scheint geltend machen zu wollen. Man stellt nämlich förmlich als Princip auf, daß die Benutzung jeder fremden Idee ohne weiteres erlaubt sein müsse und daß nur die geschickte und geschmackvolle technische Ausführung für etwas, für den eigentlichen Prüfstein des Talents, die ursprüngliche Erfindung aber für gar nichts oder doch nur für sehr wenig anzuschlagen sei. Sich in solchen Einseitigkeiten zu verrennen, ist immer bedenklich und führt stets zu Misbräuchen. Jedenfalls müssen wir die Frage wegen der Urheberschaft der Idee, die dem „Fechter von Ravenna" zugrunde liegt, auch jetzt noch als ungelöst betrachten; von unserer Seite ein sicheres Votum über diese wunderliche Angelegenheit abzugeben, maßen wir uns keineswegs an.

Anton Schlude's Gedichte sind, von Wessenberg durchgesehen und „mit freundlich nachhelfender Hand gefeilt", bereits in zweiter Auflage erschienen. Schon früher hatten der in München verstorbene Dichter August Schnezler durch einen Aufsatz in der strasburger Zeitschrift „Erminia" (auch besonders abgedruckt) und K. Spindler durch ein „Lebensbild" in seinem „Vergißmeinnicht" die Aufmerksamkeit auf diese jedenfalls merkwürdige Persönlichkeit zu leiten gesucht. Zu der gegenwärtigen zweiten Auflage seiner Gedichte hat C. Reinhold

*) Die Buchhandlung von W. Kaulen in Düsseldorf kündigt als demnächst erscheinend an: „Die Autorschaft des Fechter von Ravenna nachgewiesen von O. von Schorn", worin angeblich diese „berühmte Frage" zur „endgültigen Entscheidung" gebracht sein soll. Die von der Bläsing'schen Buchhandlung in Erlangen angekündigte Schrift: „Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Acten. Freie Uebersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Autors", ist jedenfalls eine Parodie. Wir werden also leider genöthigt sein, noch einmal auf diese „berühmte Frage" zurückzukommen.

eine biographische Einleitung geschrieben, und da Schlude's Gedichte eigentlich nur durch die Kenntniß von seiner Persönlichkeit und seinen Lebensschicksalen ein tieferes Interesse erhalten können, so halten wir uns zunächst und zumeist an diese. Reinhold schildert uns diesen Naturdichter als ein Männchen von kleiner Statur, mit bräunlichem Krauskopf, knöchernen Händen und äußerst beweglichen Beinen. Das runzlige Gesicht ist dadurch entstellt, daß ihm ein Auge ausgeschnitten ist. Der abgeschabte Sammtrock ist sauber gebürstet, die ganze Kleidung zwar ärmlich, aber propre. Seine arglose Gutmüthigkeit und eine gewisse naive Schalkhaftigkeit sind an ihm umsomehr zu schätzen, da er von Leuten aus der sogenannten gebildeten Classe schon öfters verkannt, ja wol misbraucht und verhöhnt worden ist, wie dies in der Natur der Deutschen neben ihrer gerühmten Gutmüthigkeit leider recht gut Platz zu haben scheint. Eine Unterhaltung mit Schlude ist schwer zu führen, da er das Gehör verloren und außerdem ein ganz wunderliches Organ hat. Man muß Papier und Bleistift bei sich haben und jede Frage, die man an ihn richten, jede Antwort, die man ihm geben will, aufschreiben. Auf diesem umständlichen Wege vermittelt sich der Verkehr mit ihm; aber je länger und je öfter man sich mit ihm unterhält, um so höher steigt er auch in der Achtung Aller, die sich durch seine absonderliche Erscheinung nicht zurückschrecken lassen. Anton Schlude ist im November 1808 zu Hansen, einem kleinen Dörfchen im badischen Donauthale, geboren als das elfte von 15 Kindern. Sein Vater war ein armer Schuster. Kaum hatte Anton die sechste Woche erreicht, als einer seiner Verwandten aus Versehen heißen Brei in sein rechtes Auge fallen ließ, das nun verloren war. Hierzu kamen noch mancherlei Krankheiten. Dagegen entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten rasch, und durch verwunderliche Redensarten und Phantasien setzte er seine Umgebungen in Erstaunen, doch blieben auch Spöttereien und Verhöhnungen seitens der Nachbarkinder nicht aus. Gänsehüten war die Hauptbeschäftigung in seiner frühesten Kindheit. Dann kam er in die Schule und zeigte hier einen erstaunlichen Wissenstrieb; er konnte nicht genug erfahren und lernen, und er lernte leicht. Er wurde Musikant, doch brachte er es auf der Geige nicht allzu weit, da der Unterricht durch eine tödtliche Krankheit unterbrochen wurde, die ihn drei Jahre hindurch in immer neuen Rückfällen niederwarf. Neben dem Geigenspiel trieb er die Maulwurfs- und Rattenfängerei. Inzwischen hatte sich in ihm eine tiefe Liebe zu einer Verwandten, Victoria, entwickelt, die er gegen Verunglimpfungen eines übelwollenden Buben geschützt hatte und die er auch in seinen Gedichten feiert. Victoria wurde ihm aber treulos und reichte einem glücklichern Nebenbuhler Schlude's die Hand. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre gab er die Rattenfängerei auf und wurde nun mit einem Gehalt von 25 Gulden jährlich als Nachtwächter des Dorfes angestellt. Den Tag über verkaufte er Fische und Nachts über hielt er die Nachtwache und dichtete, und er verlebte damals, seiner poetischen Schwärmerei sich hingebend, selige Nächte. Aber auch als Nachtwächter hatte er Unglück. Er verlor sein Gehör, und als eines Abends im Garten eines Einwohners Aepfel gestohlen wurden, ohne daß er, der nichts hörte, Lärm gemacht hatte, wurde ihm der Dienst abgenommen. Als ihn Victoria von ihrer Schwelle gewiesen und Schmerzen in seinem übriggebliebenen Auge ihn zu quälen anfingen, verließ er seine Heimat und tappte sich mühsam wie ein Blinder nach Freiburg fort, wo ein befreundeter Arzt ihm erklärte, daß sein noch nicht erloschenes Auge nur dann zu retten sei, wenn das andere herausgeschnitten würde. Schlude unterwarf sich der schmerzhaften Operation, deren Qualen ihm nur durch das ihm immer vorschwebende Bild seiner auch jetzt noch geliebten Victoria versüßt wurden, und geheilt wurde er aus dem Spital entlassen. Hierauf ließ er ein Bändchen Gedichte drucken, welches bei seinen Freunden und Bekannten Absatz fand, dann noch ein zweites, mit dessen Absatz es nicht recht vorwärts wollte. Er zog nun mit den Exemplaren in Würtemberg umher, wurde zu Hechingen aus dem Museum von einer hohen Person als gemeiner Vagabund ausgewiesen, später kaum minder hart von den Professoren in Tübingen, von den Dichtercollegen in Stuttgart (wo nur G. Pfizer von ihm Notiz nahm, dem er auch ein Gedicht gewidmet hat), und ähnlich in Heidelberg und Manheim behandelt. Er mußte seine Uhr versetzen und überhaupt die härtesten Entbehrungen und Demüthigungen erdulden. Aber auch später Unglück über Unglück! Sein und seiner Schwester Hausstand war zerrüttet, ein neues drittes Bändchen seiner Gedichte wurde von einem Bekannten in einem Anfall von Irrsinn vernichtet und ihm 1849 das noch gesunde Auge durch ein Baumreis so verletzt, daß sich auch dessen Sehkraft seitdem wesentlich verminderte. Dagegen fand ein Bändchen Poesien: „Harfentöne zum Preise Gottes", guten Absatz und erlebte zwei Auflagen, auch erhielt er von der badischen Regierung ein Geldgeschenk von 50 Gulden. Indeß wo reicht ein solcher Nothpfennig hin? Man lese seine tragische Geschichte, die C. Reinhold nach seinen eigenen Mittheilungen zusammengestellt hat, und thue zu dem Zweck ein Werk der Mildthätigkeit und bestelle ein Exemplar seiner Gedichte. Sie haben weder in Form noch Inhalt etwas Anstößiges und zeugen von einem warmen Gefühl für Recht, Wahrheit, Freundschaft und Treue. Daß sie sich in den altbekannten Formen der Kunstdichtung und nicht im naiven Volkston bewegen, versteht sich bei einem deutschen „Naturdichter" eigentlich von selbst. Bei dem Anblick alter Rüstungen singt Anton Schlude:

Ha, welche Kraft war da vonnöthen,
Zu tragen solchen Waffenschmuck?
Muß da der Enkel nicht erröthen,
Fühlt er schon seiner Kappe Druck?

Manche werden dies vielleicht im Munde eines Krüppels komisch finden; wir finden es einfach rührend.

H. M.

Kirchliche Bewegungen in Spanien.

Auch ein Zeichen der Zeit, und für sehr Viele ein gewiß nicht unwillkommenes, liegt darin, daß, nicht etwa in Deutschland, oder gar in Oestreich, sondern — in Spanien im vorigen Jahre eine zwei Bogen starke Flugschrift unbehindert erschienen ist und verkauft wird, die den Titel führt: „**Nulidad de la definicion dogmática de su Santidad Pio IX acerca del misterio de la inmaculada concepcion**" (Madrid 1855), und deren Verfasser sicherm Vernehmen nach ein spanischer Geistlicher ist. Man ersieht aus dieser Schrift über eine Sache, von der uns ein verständiger Spanier schreibt, daß sie leicht „**largas consecuencias entre nosotros**" haben könne, daß es auch in Spanien nicht an Männern fehlt, die auf dem kirchenrechtlichen Standpunkt eines Febronius stehen und demgemäß den Muth haben zu behaupten, daß gültige Entscheidungen auch von streitigen katholischen Glaubenssätzen nur von einer ordentlich berufenen und abgehaltenen Kirchenversammlung ausgehen dürfen, nicht aber einseitig vom Papst allein, oder auch mit Zuziehung einer beliebigen Anzahl von Bischöfen, wie letzteres im vorliegenden Fall geschehen ist. Der Verfasser hatte diesen Satz, der auch von einem Andern schon in dem Zeitblatt „**Iberia**" geltend gemacht worden war, anfänglich ganz kurz in der „**Europa**" aufgestellt und begründet. Nun aber, da ihm die ultramontane Zeitschrift „**Esperanza**", der spanische „**Univers**", mit großer Heftigkeit entgegengetreten war, hielt er es für angemessen, dieselbe eingehend zu widerlegen. Nachdem er dies nun mit ebenso großer Gelehrsamkeit als Schärfe und Entschiedenheit gethan hat, fodert er, gleich dem Verfasser des Artikels der „**Iberia**", die Regierung nachdrücklich auf, dem päpstlichen Erlaß, wie es ihr Recht und ihre Pflicht sei, die Genehmigung (das Exequatur) zu versagen.

Wir könnten nach zuverlässigen Mittheilungen, die uns von Spanien mündlich und schriftlich gemacht worden sind, vielfache Beispiele des Eifers geben, womit auch dort noch immer, aber ebenfalls ganz vergeblich, eine starke Partei das Mittelalter wieder heraufzubeschwören sucht. So hat der Erzbischof von Sevilla es für unstatthaft erklärt, daß ein Professor der dortigen Hochschule die Werke Rousseau's und Voltaire's besitzt; so haben zwei Bischöfe bei der Regierung darüber Beschwerde geführt, daß sogar die „Gaceta de Madrid" Ketzereien enthalte, indem sie ein gutes Buch von Bordas: „Des pouvoirs constitutifs de l'église", rühmend erwähnt habe u. s. w. Ueber die rückläufigen Ansichten einiger sonst höchst achtbarer Spanier, wobei man kaum umhinkann: Tout comme chez nous! zu rufen, schreibt uns ein spanischer Freund folgende treffende Worte: „Unerträglich ist das ewige Gerede von Ueberlieferung, Autorität, Papst, Bibel, Offenbarung; wie groß ist doch die Verblendung, das ewige Wort nicht zu lesen, was Gott allen Menschen in das Herz geschrieben hat, und sich nur an den todten Buchstaben der Bücher oder der veralteten Ueberlieferung der Menschen zu halten (buscar). Diese Leute wollen, daß der Glaube heute Das bewirke, was er in seinen besten Zeiten nicht vermocht hat. Wann war je der Glaube und die Autorität lebendiger und mächtiger (mas eficaz) als im Mittelalter? Wann war das Volk gläubiger? wann die Wirksamkeit der Autorität ungehinderter? Und trotzdem, als die Menschen sich geändert hatten, nahm der Glaube ein Ende, die Autorität verrottete in sich selbst und erstarrte, und heute müssen wir das Werk wieder (von vorn) anfangen auf der Grundlage der vernünftigen Ueberzeugung. Diese Leute glauben nicht, daß wir dem Gesetz treu seien, weil wir nicht servil sind, noch glauben sie, daß wir gute Christen seien, weil wir nicht blindgläubig sind. Mögen sie denn mit Gott (ihres Wegs) gehen und uns in Frieden lassen! Ein Jeder wird sein Heil im Namen des Gottes suchen (se salvará), an den er glaubt!" 87.

Notizen.

Die „généraux heureux".

In einer von seinem Bruder Heinrich mitgetheilten Denkschrift des Generals Friedrich von Gagern begegneten wir folgender Bemerkung: „Der verdienteste, geschickteste Feldherr kann Unfälle erleiden, die blos dem Zufalle zuzuschreiben sind; wem aber das Glück oft ungünstig war, der wird ängstlich und verliert nicht allein das Selbstvertrauen und die Kühnheit, ohne welche im Kriege nichts Großes ausgeführt wird; denn was bestimmt das Urtheil der Menge über den Führer als der Erfolg! Darin liegt ein hinreichender Grund, Feldherren, die oft unglücklich waren, kein Heer anzuvertrauen, und mit Recht sagte Ludwig XIV.: «Il me faut des généraux heureux.»" Derselbe Ausspruch erleidet im Grunde auch auf Literatur und Künste seine Anwendung. Auch hier bedarf es der „généraux heureux", auch hier entscheidet über das Schicksal der Künstler und Schriftsteller zumeist im Anfange ihrer Laufbahn eine Reihe glücklicher Griffe und Erfolge, die namentlich dadurch errungen werden, daß der Künstler oder Dichter mit kluger Berechnung oder mit glücklichem genialen Instinct den Zeitgeschmack befriedigt oder auch nur dem Bedürfniß einer Gesellschaftsschicht entgegenkommt. Selbst Goethe würde, wenn er, statt mit „Götz von Berlichingen" und „Werther", zuerst mit der „Natürlichen Tochter" oder „Epimenides' Erwachen" aufgetreten wäre, höchstens einen succès d'estime gehabt haben. Wer im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn eine Reihe glücklicher Erfolge gehabt hat, kann dann schon etwas wagen; sie verleihen ihm das Gefühl der Sicherheit; er trotzt auf sich, sein Talent, sein Glück, auf das Vertrauen der Verleger und seines Publicums; wem aber das Glück im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn nicht wohl wollte, der wird eben, wie der unglückliche General nach Friedrich von Gagern, ängstlich und verliert Selbstvertrauen und Kühnheit. Von bloßen Scheinerfolgen, die vielleicht nur durch journalistische und andere Manoeuvres errungen waren, sprechen wir hier natürlich nicht. Es hat allerdings auch Fälle gegeben, wo Dichter und Künstler erst nach einer Reihe misglückter und zweifelhafter Anstrengungen durchgriffen und zuweilen sehr spät, aber diese Fälle sind zu zählen. Jedenfalls gehört dazu eine besondere Zähigkeit und Ausdauer, wie sie den meist reizbaren Dichter- und Künstlernaturen nur selten eigen ist. Um so häufiger sind in allen Literaturen die Beispiele von Schriftstellern, die, ursprünglich mit großem Talent, vielleicht selbst mit Genialität begabt, durch eine Reihe erfolgloser Anstrengungen oder halber Erfolge entmuthigt, entweder der Dichterei ganz entsagten oder das Schriftstellern nur noch als Existenzmittel handwerksmäßig betrieben. Auch wurzeln sich, infolge offener oder geheimer literarischer Conspirationen, leicht Ansichten über einen Schriftsteller fest, die sich wie Schlingkraut um seine Füße werfen und seinen freien Gang behindern, und mit Recht sagt Goethe in Bezug auf Diderot, nachdem er dessen Dialog „Rameau's Neffe" eine der vorzüglichsten Arbeiten desselben genannt: „Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wol vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert." Ueber diese heimtückische und feindselige Macht der bloßen „Redensarten", die aus Bosheit oder ohne Ueberlegung nachgesprochen werden, ließe sich sehr viel sagen. Uebrigens bleibt es immer gewagt, einem Schriftsteller bei seinem ersten Auftreten oder einem Buche bei seinem ersten Erscheinen sein Schicksal voraussagen zu wollen. Man kann wol über den Werth oder Unwerth eines Buchs sein Urtheil abgeben, aber die Sympathien und Antipathien des Publicums sind unmeßbar und scheinen oft nur vom Witterungswechsel und atmosphärischen Vorgängen abzuhängen.

Der Abbé Bautain über die Redekunst.

Wenn ein Deutscher über die Kunst, sich öffentlich als Redner hören zu lassen, ein Buch schriebe, so würde er ihm vielleicht den Titel geben: „Die Kunst, in 24 Minuten (oder Stunden oder Tagen) ein Redner zu werden"; ein Franzose nennt ein solches Buch „Étude sur l'art de parler en public". So wenigstens lautet der Titel einer Schrift des Abbé Bautain, eines würdigen Geistlichen, der sich niemals in die theologischen Streitigkeiten des Tages gemischt hat, indem er wahrscheinlich der Ansicht Bossuet's ist, daß gerade diese Zänkereien am meisten geeignet seien, das Evangelium „trop pesant" und das Christenthum „impossible" zu machen. Es wird ihm dies in französischen Blättern zu besonderm Verdienst angerechnet, was doch zu beweisen scheint, daß es sonst unter den fähigern Geistlichen in Frankreich viele Kampflustige geben muß. Wenn Abbé Bautain in seiner Schrift vielleicht mit Recht bemerkt: „Der Charakter der christlichen Kunst und was sie zugleich erhaben erscheinen läßt, ist dies, daß in ihren Werken der Geist über den Stoff, die Seele über den Körper, der Mensch über die Natur die Oberhand behält", so folgt daraus doch gewiß nicht nothwendig, daß, wie der Verfasser weiter behauptet, der christliche Redner deshalb, weil er Christ sei, jederzeit über dem heidnischen Redner stehe. Oder meint er dies etwa nur in Bezug auf die geistliche Beredtsamkeit? Aber auch der erstere Satz in dieser Allgemeinheit kann bestritten werden. Wo fängt die sogenannte christliche Kunst an und wo hört sie auf? Haben wir heutzutage überhaupt noch eine Kunst, die im Sinne unsers Abbé eine christliche genannt werden könnte? Oder standen nicht schon Michel Angelo, Rafael, Correggio, die venetianischen Meister, Rubens u. s. w., obschon sie auch Madonnen, d. h. reizende, zum Theil selbst verführerische junge Mütter malten, auf vollkommen „heid-

schem" Standpunkte? Haben die vielen italienischen Meister, welche die Geschichten der Leda, Jo, Danae, des keuschen Joseph, des Lot bei seinen Töchtern, der Susanna im Bade und andere heilige und unheilige Nacktheiten malten, dies vom christlichen Standpunkte gethan? Der Abbé ist übrigens von seiner Kunst höchlichst eingenommen; „das gesprochene Wort", sagt er, „hat Flügel, während alle Schrift in den unbeweglichen Gießformen des Alphabets festgebannt ist". Das ist ziemlich sinnlos; Niemand von uns hat Demosthenes oder Cicero sprechen gehört, und doch haben sich ihre Worte bis auf uns verpflanzt, und zwar nur vermittels der Schrift. Zu den Eigenschaften, die ein Redner besitzen müsse, rechnet er auch einen gewissen Instinct, der den Menschen so zu sprechen nöthige, wie den Vogel zu singen. Im Ganzen glauben wir, braucht man den alten Satz: Fiunt oratores, nascuntur poetae, nicht mit unserm Abbé umzukehren, sondern von beiden zu sagen, daß sie geboren werden. Es gehört zum Redner sowol als zum Dichter eine natürliche Anlage, zu jenem außerdem noch ein gewisses Selbstvertrauen; Uebung wird aber bei beiden hinzukommen müssen, wenn sie wirklich etwas Vollendetes leisten wollen. **H. M.**

Bibliographie.

Bernhardt, W., Dr. Ernst Chladni der Akustiker. Eine Biographie und geschichtliche Darstellung seiner Entdeckungen zur Erinnerung an seinen 100jährigen Geburtstag den 30. November 1856. Wittenberg, Mohr. Gr. 8. 15 Ngr.

Castrén's, M. A., Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. Mit 3 lithographirten Beilagen. St. Petersburg. Leipzig, Voss. Lex.-8. 2 Thlr.

Chateaubriand, Der Geist des Christenthums. Uebersetzt von J. F. Schneller. 2te nach der neuesten Originalausgabe revidirte und theilweise berichtigte Auflage. 1ste Lieferung. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 9 Ngr.

Czolbe, H., Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Hrn. Prof. Lotze. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 10 Ngr.

Einige Dorf-Weisthümer aus Mähren. Von P. Ritter v. Chlumecky. Wien. Lex.-8. 25 Ngr.

Ehrlich, J. N., Ueber das christliche Princip der Gesellschaft. 14 Vorlesungen. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 24 Ngr.

Feuillet, O., Die kleine Gräfin nach dem Französischen und: Hier sind Baustellen zu verkaufen nach dem Französischen des E. About. Deutsch von R. Menger. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Frenzel, J. G. A., Die Kanzel in der Domkirche zu Freiberg gezeichnet und gestochen nebst einer kurzgefassten historischen Darstellung dieses Kunstwerkes. Leipzig, R. Weigel. Imp.-Folio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fritz, L., Liebfrauen-Predigten. 1stes Bändchen: Ueber den englischen Gruß. Schaffhausen, Hurter. 8. 22½ Ngr.

Gautier, T., Avatar. Eine phantastische Novelle. Deutsch von F. H. Kugler. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 20 Ngr.

Urkundliche Geschichte des Geschlechts der von Hanstein in dem Eichsfeld in Preußen nebst Urkundenbuch und Geschlechts-Tafeln. 1ster Theil. Cassel, Bohné. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Haecker, P. W., Zur Theorie des Magnetismus. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

Haltrich, J., Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen gesammelt. Berlin, Springer. Br. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Die Hausfreunde oder die hoffnungsvolle Morgendämmerung. Eine Erzählung. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 15 Ngr.

Helfferich, A., Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hinschius, P., Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der katholischen Kirche. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Holland, E. S., Leben und Werke Channing's. Aus dem Englischen frei übersetzt von B. S. Leipzig, H. Schultze. Gr. 16. 12 Ngr.

Hüffell, K., Ueber den Beruf der Geschwornen nach Grundsätzen der Strafrechtstheorie der öffentlichen Gerechtigkeit. Sendschrift an den Königl. Ober-Staatsanwalt Ritter Hrn. Neuenburg zu Neuwied. Wetzlar, Rathgeber. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Kaisergräber im Dom zu Speier, deren theilweise Zerstörung im Jahre 1689 und Eröffnung im Jahre 1739. Eine Untersuchung nach geschichtlichen Quellen und Akten des vormaligen Fürstbischöflichen Speier'schen Archivs. Mit Urkunden und 1 Tafel. Carlsruhe, Braun. Gr. 8. 12 Ngr.

Keppner, F. J. A., Kurze Geschichte der musikalischen Ideen. Freiburg im Br., Wagner. 8. 9 Ngr.

Kortüm, A., Die Lebenskraft. Ein Beitrag zur medicinischen Biologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiser Joseph und Marie Antoinette. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mundt, T., Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwickelungen und Problemen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, C. v., Gesammelte Schriften. Originalausgabe von letzter Hand. Supplemente: 1stes Bändchen. Augsburg. 8. 12½ Ngr.

Simrock, K., Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde. Bonn, Marcus. Gr. 12. 16 Ngr.

Strauß, V. v., Weltliches und Geistliches. Eine Sommerlese in Gedichten und Liedern mit einem Osterspiel. Heidelberg, K. Winter. 32. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Weber, O., Blätter vom Stamm Napoleon. Gedichte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Weißl v. Ehrentreu, Fanny, Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Historisches Drama in vier Akten, nach dem Roman: „Le chevalier de maison rouge" von Dumas. Ofen 1855. Gr. 8. 18 Ngr.

— —, Franziska, geb. Bórik v. Dosá, An mein Vaterland. Ofen. Gr. 16. 4 Ngr.

Wohlmuth, L., Starnberg. Eine See-Idylle. Nürnberg, v. Ebner. 32. 7½ Ngr.

Wurstemberger, L., Peter der Zweite, Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, sein Haus und seine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatisch bearbeitet. Mit einem Urkundenbuche. 1ster Theil. Bern. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Armbrust, G., Vertheidigung der Hamburger Bachgesellschaft gegen die Angriffe des Hrn. Carl G. P. Grädener. Hamburg, G. W. Niemeyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Burg, A. Ritter v., Ueber den Einfluss des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1856. Wien. 8. 4 Ngr.

Ueber die Nothwendigkeit erhöhter praktischer Volksbildung. Ein Antrag an den Johannes-Zweig-Verein des Landgerichts-Bezirkes Rain. Augsburg, Jaquet. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 32. —— 7. August 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

1. Schiller und Lotte. 1788. 1789. Mit zwei Porträts und Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Zwei Bände. Mit Schiller's Bildniß. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr.
6. Geschichte der Hohen Karlsschule von Heinrich Wagner. Mit Illustrationen von Karl Alexander Heideloff. Erster Band: Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen. Erstes Heft. Würzburg, Etlinger. 1856. Gr. 8. 9 Ngr.
7. Schiller's Eintritt in Weimar. Von Kuhlmey. (Abhandlung.) Berlin. 1855. Gr. 4. 15 Ngr.
8. Schillerhäuser. Von Josef Rank. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
9. Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Von Heinrich Schmidt. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
10. Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—31. Leipzig, Hartung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. 1856. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Der bekannte Ausspruch eines der weimarer Heroen, daß, wenn die Könige bauen, die Kärrner zu thun haben, hat sich an ihnen selbst erfüllt. Sie bauten an der Literatur wie Könige, und nun wird aus allen Ecken und Winkeln Material über Material zusammengescharrt und -gekarrt, um ihre Verhältnisse zueinander und zu andern Personen in ein möglichst klares Licht zu setzen. Andere Autoren benutzen diese Materialien wieder, warm wie sie aus dem Brütofen des Buchhandels kommen, um daraus größere oder kleinere porträtartige Charakteristiken herzustellen oder diesen oder jenen Zeitabschnitt aus dem Leben dieses oder jenes Dichters zu schildern und zum Theil, was jedenfalls das Dankenswertheste ist, das frühere Material zu sichten, Authentisches von Unauthentischem zu sondern und gewisse landläufig gewordene Erzählungen auf ihren Unwerth zurückzuführen.

Was nun die jetzt so häufig gewordenen Briefsammlungen betrifft, die den Hauptbestandtheil jener Materialien bilden, so sind wir weit davon entfernt, ihr Interesse und ihren vielfach sehr hochzuschätzenden biographischen, oft selbst literarhistorischen Werth in Abrede stellen zu wollen. Indeß möchten wir uns möglichst bescheiden und vorsichtig (denn es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen) die Bemerkung gestatten, daß damit, wie es uns scheint, doch nicht selten einiger Misbrauch getrieben wird. Wir wollen hier nicht ausführlicher auf die schon angeregte Gewissensfrage zurückkommen, ob es auch in allen Fällen erlaubt sei, so ohne weiteres nachgelassene, oft die tiefsten Herzensgeheimnisse betreffende Briefe zu veröffentlichen. Das ist, wie gesagt, reine Gewissensfrage, wiewol es keinen Privatmann oder öffentlichen Mann geben wird, der nicht Herzensgeheimnisse hätte, gegen deren unbefugte Veröffentlichung nach seinem Tode er mit vollem Recht Protest einlegen würde. Indeß scheint die öffentliche Moral, die ja auch wol für den Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade maßgebend ist, sich dahin entschieden zu haben, daß solche Veröffentlichungen „im Dienste der Literatur" nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten seien; ja die Modernen

haben in dieser Hinsicht ein so weites Gewissen, daß sogar Briefe, z. B. von Goethe, nach dessen Tode sofort abgedruckt wurden, gegen deren Veröffentlichung er bei Lebzeiten aufs förmlichste und feierlichste protestirt hatte. Dies ist nun allerdings ein indiscretes, wenn nicht noch schlimmeres Verfahren, dessen Zulässigkeit wir in jedem Falle bestreiten müssen, und wenn man in dieser Richtung weiter gehen wollte, so würden wir fast geneigt sein, Jakob Engel, dem Philosophen für die Welt (der übrigens in dieser Hinsicht für seine Person wol nicht besorgt sein durfte), Recht zu geben, wenn er Jeden für einen „Schurken“ erklärte, welcher Geständnisse, die er unter vier Augen gemacht, oder Briefgeheimnisse von ihm nach seinem Tode veröffentlichen wollte.

Indeß sind wir auch keineswegs der Meinung, daß man im Punkte der Veröffentlichung handschriftlicher Nachlasse allzu ängstlich sein und aus allzu delicater Gewissenhaftigkeit verschmähen dürfe, solche Briefe und Geständnisse zur Oeffentlichkeit zu bringen, die von wirklich literarhistorischer Bedeutung oder von einem biographischen Inhalt sind, wodurch der schriftstellerische Entwickelungsgang des betreffenden Autors oder Dichters in diesen oder jenen bisher dunkel gebliebenen Momenten aufgeklärt wird oder diese oder jene zweifelhafte Stelle in seinen Schriften ihre Erklärung findet. Wo wie bei Bürger, Ernst Schulze und andern Dichtern die Liebe ein so hervortretendes Element auch in ihren Dichtungen bildet, da ist es von Interesse, auch über den Gegenstand ihrer Liebe möglichst vollständige Auskunft zu erhalten. Endlich werden durch einmal vorausgegangene Publicationen dieser Art spätere oft unumgänglich nöthig gemacht, wenn z. B., wie dies nicht selten der Fall ist, eine Persönlichkeit infolge augenblicklicher Misstimmung oder vorgefaßter Meinung seitens des einen schreibenden Theils in ein falsches Licht gestellt worden ist oder persönliche Conflicte aufgerührt worden sind, die in weitern brieflichen Mittheilungen von der Gegenseite ein anderes Licht erhalten und gründlicher und mehr zum Vortheil der Gegenseite motivirt werden. Ein Briefwechsel ergänzt und berichtigt den andern, und hat man sich erst auf solche Publicationen eingelassen, so muß man oft nothgedrungen darin fortfahren. Es geht dann etwa wie bei Criminalprocessen, wo ein Zeuge immer den andern nöthig macht. Ueberhaupt können sehr verschiedenartige und sehr schlagende Gründe für die Veröffentlichung dieses oder jenes literarischen Briefwechsels sprechen und schwer ins Gewicht fallen.

Leider enthalten diese Briefwechsel nicht selten einen unermeßlichen Ballast von Allotrien, die dem Publicum ebenso wenig zur Unterhaltung als dem Literarhistoriker zur Belehrung gereichen können und durch die das Buch ganz unnöthigerweise verdickt und vertheuert wird, und es heißt doch dem Publicum etwas viel zumuthen, auch für solchen Ballast noch sein gutes Geld auszugeben. Jeder weiß ja, wie Briefe geschrieben werden und was für gewöhnliches Zeug, auch von geistreichen Männern, zum Theil darin abgehandelt wird. Kann es für irgendwen Interesse haben, zu erfahren, daß an dem und dem Tage des Jahres 1788 oder 1789 schlechtes Wetter gewesen, daß die Briefschreiberin oder der Briefschreiber sich deshalb in schlechter Stimmung befand oder daß sie an Kopfschmerz und Schnupfen gelitten haben? Wenn wir jetzt durch wiederaufgefundene Briefe Homer's erführen, daß er im Jahre so und soviel vor Christus den Katarrh oder den Stockschnupfen gehabt oder an Migräne gelitten, was könnte uns das kümmern? Könnte ein Interpret davon Gebrauch machen, um uns eine dunkelgebliebene Stelle in seinen Epen zu erklären, oder ein Aesthetiker, um uns ihre Schönheit deutlicher zu entwickeln? Ja, ich glaube, es habe der Bewunderung für Homer, Aeschylus oder Shakspeare keinen Eintrag gethan, daß wir sowenig von ihrem Leben wissen und nicht in Erfahrung bringen konnten, wie auch sie an den kleinen Miseren des Lebens gelitten haben, gleich uns gewöhnlichen Menschenkindern. Im Gegentheil, es dürfte der Verehrung für einen Dichter oder Künstler nur förderlich sein, wenn ihr Leben etwas von einem Mysterium für uns hat. Kammerdienergeständnisse werden auch einem Könige und Helden gefährlich. In der Nachtjacke macht sich auch der Held und beim Schnupfen und bei geschwollener Backe auch der Dichter sehr übel, möge sein Geist auch in gesundem Zustande in den höchsten transscendentalen Regionen schweben, was sich eben im Zustande eines Katarrhs erster Qualität von selbst verbietet. Gegenwärtig, wo man tief in der Persönlichkeitsliteratur steckt und hier wie im Leben dem Nachbar gern in Küche und Keller, in Topf und Schüssel guckt, scheint zwar in Deutschland diese Art Literatur mehr als in irgendeinem andern Lande an der Tagesordnung zu sein, aber es ist zu fürchten, daß das Uebermaß und die mancherlei Enttäuschungen, denen das Publicum dabei ausgesetzt ist, früher oder später zum Ueberdruß an der ganzen Gattung führen dürften. Auch schlagen solche Briefsammlungen nur selten wirklich ein. Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ hatten zwar einen fast unerwartet glänzenden Erfolg, aber das Interesse dieser Sammlung beruhte auch auf ganz andern Eigenschaften als auf der Mittheilung kleinlicher und oft selbst peinlicher persönlicher Mittheilungen, wie man ihnen so häufig in solchen Publicationen begegnet. Noch ein Bedenken müssen wir aussprechen, und zwar dieses, daß diese überwiegende Beschäftigung mit den persönlichen Verhältnissen nicht nur der Dichter und Gelehrten, sondern auch anderer Individuen, mit denen sie in Berührung kamen, sehr geeignet sein dürfte, die Theilnahme des Publicums von ihren Dichtungen und Werken selbst abzuziehen. Ich glaube in der That, daß man Goethe's und Schiller's Werke nicht mehr so häufig liest, seit man soviel über ihre persönlichen Verhältnisse lesen muß. Es können Fälle vorkommen, wo durch das Bekanntwerden persönlicher Bezüge sich das Interesse an einer Dichtung lebhaft, wenn auch nur augenblicklich steigert, aber diese Fälle sind gewiß nur selten. Jedenfalls würden wir es für zweckmäßig halten, wenn die Briefe be-

rühmter Personen mehr als bisher gesichtet, wenn nur die wirklich bedeutendern vollständig mitgetheilt, aus den andern aber das Interessantere in eine fortlaufende biographische Charakteristik verflochten würde. Dies geschieht aber gegenwärtig sehr selten; man sucht mit dem genießbaren Gemüse auch das dazwischen wuchernde Unkraut mit loszuschlagen. Vielleicht mag es auch schon vorgekommen sein, daß gegen die Herausgeber solcher Briefschaften der Wunsch ausgesprochen wurde, sie in diesem Sinne zu ordnen und zu sichten, daß aber von Seiten der Herausgeber hierauf nicht eingegangen wurde. Um nun das theilweise jedenfalls höchst brauchbare Material der allgemeinen Benutzung nicht zu entziehen, mag man sich endlich von der andern Seite zur Veröffentlichung des ganzen Convoluts, wie es geboten wurde, entschlossen haben.

An der Spitze der oben verzeichneten Bücher, welche den Gegenstand unserer Betrachtung bilden, stehen zwei Briefsammlungen, die von nicht gewöhnlichem Interesse sind und von denen die zweite, etwas früher erschienene gewissermaßen als die Fortsetzung der erstern zu betrachten ist. Die eine umfaßt den Briefwechsel zwischen Schiller einerseits und den beiden Schwestern von Lengefeld andererseits und zeigt uns, wie sich die Bekanntschaft mit Charlotte allmälig zu inniger Sympathie, dann zur Liebe und endlich zur Brautschaft entwickelte, so jedoch, daß man bei dem Dichter, wie wir später sehen werden, fast eine Art Doppelliebe anzunehmen sich versucht fühlt, indem sich an mehren Stellen seiner Briefe eine fast noch glühendere Verehrung für die ältere Schwester Karoline zu bekunden scheint. Die andere bringt den Briefwechsel zwischen Charlotte von Schiller und Knebel, der zum geringern Theile ebenfalls in die Jahre 1788 und 1789 fällt, zum bei weitem größten Theile aber der Zeit nach Schiller's Tode, nämlich der Zeit von 1806—24 angehört und dessen Hauptinteresse uns darauf zu beruhen scheint, daß er uns zeigt, wie die Gattin des idealsten unter den deutschen Dichtern von ihrem idealistischen Standpunkt, auf den ihr Gatte sie gehoben hatte, die politischen, literarischen und socialen Erscheinungen der nach-Schiller'schen Periode beurtheilte, wobei es an den interessantesten Vergleichspunkten nicht fehlen kann. Im Ganzen gewähren uns beide Briefwechsel die Ueberzeugung, daß wol kein deutscher Dichter ein stolzerer Vertreter der „Aristokratie des Geistes" gewesen ist als Schiller; und ein ganz eigenthümliches Geschick wollte es, daß ihn sein Lebensweg gerade mit den beiden Schwestern von Lengefeld zusammenführte, die ebenfalls von Hause aus einer ähnlichen Richtung zuneigten, die, wenigstens die ältere Schwester, überall „Gemeinheit" witterten und nun in dem gleichgearteten Schiller das von ihnen bis dahin umsonst gesuchte Ideal, ihr Dichterideal erkannten. Nachdem sie sich gefunden, mußten sich diese drei so eigenthümlich organisirten Wesen wol innig aneinander schließen, um in der sie anekelnden großen Menschenwüste, in der sie sich zu befinden glaubten, wenigstens zu dreien sich selbst genug zu sein und gegen der Welt „Gemeinheit" ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen. Lotte von Lengefeld, die Anspruchslosere, vielleicht geistig minder Begabte, aber ehrlicher Ringende und unbefangener Urtheilende, scheint freilich mehr durch die fortdauernd auf sie einwirkenden Einflüsse Schiller's wie ihrer ältern Schwester zu dieser etwas schwindelhaften Höhe erhoben worden zu sein; denn es geben sich bei ihr vielfach gemüthlichere und weichere Stimmungen und naivere Anschauungen kund, denen die beiden Andern im Bunde weniger zugänglich waren.

Wenn wir überhaupt Schiller's Lebensschicksale genauer verfolgen und sie mit unbefangenem Blicke betrachten, so werden wir von der vulgären Meinung wol abkommen müssen, daß sein Leben nur aus einer Reihe von Fatalitäten und Jammergeschichten bestanden habe. Im Gegentheil kann man sogar behaupten, daß, von gewissen Misèren abgesehen, die einmal in Deutschland von dem gelehrten und dem Schriftstellerstande unzertrennlich zu sein scheinen, kein aus gleich beschränkten Verhältnissen hervorgegangener deutscher Dichter so Großes erreicht hat, keinem Alles so nach seinen Wünschen und seinem idealen Streben gemäß geglückt ist. Auf der Karlsschule fühlte er sich eingezwängt, wie sich eben alle genialen Köpfe in der Jugend vom Schulzwang gepreßt und gedrückt fühlen. Er glaubte sich auch wol unbillig zurückgesetzt; aber man braucht nur die authentische Darstellung der betreffenden Periode bei Boas nachzulesen, und man wird finden, daß die meisten seiner Vorgesetzten niemals seine genialen Anlagen verkannten, daß er mehrfache Preise erhielt, daß man ihn bevorzugte, in Gegenwart des Herzogs Festreden zu halten, daß der Herzog selbst ihm in seiner Weise wohlwollte und gegen den Intendanten von Seeger erklärte, Schiller werde, wenn er fleißig zu sein fortfahre, einmal gewiß „ein recht großes Subjectum" werden, welche Prophezeiung in aller Weise eingetroffen ist. Freilich fügte er hinzu, daß des jungen Schiller „Feuer" gedämpft werden müsse; denn diese sprudelnde Schiller'sche Genialität vertrug sich einmal nicht mit der Disciplin der Karlsschule, auf der sich übrigens Geist und Genie, wenn sie nur die Gesetze der äußern Disciplin respectirten, ziemlich frei bewegen konnten. Lag es doch dem Herzoge selbst daran, aus den Zöglingen der Anstalt große Männer zu bilden. Schiller entzog sich den spätern Zumuthungen, welche der Herzog an sein Genie stellte, und dem ihm drohenden Unwetter durch die Flucht, und diese gelang ihm vollkommen, wenn auch freilich nicht ohne Entbehrungen, die in der Natur der Sache lagen. Ueber die Nothstände, welche ihn allerdings in jener Periode bedrängten, konnte sich Schiller wol einigermaßen hinweggehoben fühlen durch den großen allgemeinen Beifall, der seinen „Räubern" gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden zutheil wurde. Er konnte von diesem Ruhm freilich nicht leben, aber ein erhebendes, ihn zu weiterm Schaffen ermuthigendes Gefühl mußte es doch für ihn

sein, so im ersten Anlauf die Zustimmung seiner Nation erhalten, sie ihr fast abgetrotzt zu haben. Er fand einen Gönner an einem Dalberg, der freilich nicht viel für ihn that, aber doch seine „Räuber" auf die Bühne gebracht hatte und ihn auch sonst in aller Weise ermuthigte. Frau von Wolzogen und der Appellationsrath Körner kamen ihm in uneigennützigster Weise mit beträchtlichen Darlehen und Geldunterstützungen zu Hülfe, wie sich dessen wol wenige deutsche Dichter von Seiten bloßer Privatpersonen zu erfreuen gehabt haben. In Norddeutschland wurde ihm, wohin er kam, eine freundliche Stätte bereitet; das entgegenkommende Wohlwollen edler Menschen trug und hob ihn. Man nahm ihn in den weimarischen Kreis auf, und von so neuem Datum seine Ansprüche auch waren, fand er sich doch sofort in Eine Reihe mit Goethe, Herder und Wieland gestellt. Man verschaffte ihm, der von Hause aus Mediciner war, eine Professur der Philosophie oder speciell der Geschichte in Jena, und der liberale Regent des Landes nahm nicht den geringsten Anstoß daran, daß Schiller die nicht wenig revolutionären „Räuber" und „Cabale und Liebe", jenes furchtbare Pasquill auf die Hofwirthschaft Karl Eugen's, geschrieben, daß er sich den Verpflichtungen gegen seinen frühern Landesherrn durch die Flucht entzogen, daß er sich dabei eines falschen Namens und Titels bedient hatte. In unsern Tagen des vervollkommneten polizeilichen Bewußtseins würde ihm ein solcher Verstoß gegen alle polizeiliche Ordnung schlecht bekommen sein; glücklicherweise gab es aber damals in Deutschland neben den despotischsten Höfen auch andere, die in dieser Hinsicht aufs liberalste und menschlichste dachten, liberaler selbst als der vielleicht größte Theil ihrer Unterthanen. Zwar verbesserte sich seine pecuniäre Lage durch die Uebernahme der Professur anfangs nicht sehr, immerhin aber war es doch eine officielle Stellung und zwar eine Stellung, um die sich viele studirte junge Männer in Deutschland als um ihr höchstes Lebensziel bemühen. Im Uebrigen erkannte zu der Zeit Schiller selbst in einem Schreiben an Körner an, daß er sich, was seine äußere Lebenslage betreffe, „wirklich gut" befinde. Fast zu gleicher Zeit erreichte er noch ein anderes Ziel, dem er nachstrebte, indem er sich mit einem an Geist, Bildung und Gemüth hochstehenden adeligen Fräulein vermählte, und obschon sie nicht bemittelt war, so weiß man doch, daß, wie die Welt einmal ist, der Rang der Frau auch auf die sociale Stellung des Mannes Einfluß hat und ihm in jeder Hinsicht, was seine äußere Stellung anlangt, zum Vortheil gereichen wird. Ueberhaupt ließe sich leicht nachweisen, daß es Schiller's, des Hochfliegenden, Ehrgeiz war, den Verkehr von Personen zu suchen, die höherer Geburt und höhern Rangs waren als er, wogegen er dem Verkehr mit tieferstehenden Leuten oder gar mit Leuten aus dem Volke geflissentlich ausgewichen zu sein scheint. Schiller zeigte sich — und wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? — in Verfolgung seiner Zwecke durchaus ebenso praktisch als energisch, viel praktischer, als man fast von einem Dichter erwarten durfte und als so manche andere Poeten sich gezeigt haben, die denn darüber auch elend zugrunde gegangen sind. Dies hing wol auch mit seinem bewundernswerthen zähen Thätigkeitstriebe zusammen, der ihn auch als Dichter auszeichnete. Erwähnen wir noch, daß Schiller nach und nach den Bürgerbrief der französischen Republik, den Raths- und Hofrathstitel und später das Diplom der stockholmer Akademie der Wissenschaften erhielt, daß er in den Reichsadelstand erhoben wurde, daß wol kein deutscher Dichter so viele öffentliche und freiwillige Ovationen entgegengenommen hat (in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans", in Weimar und dann in Lauchstädt nach der Aufführung der „Braut von Messina", wozu noch die von dänischen und deutschen Verehrern des Dichters im Jahre 1791 zu Hellebeck, nördlich von Kopenhagen, begangene Schillerfeier zu rechnen ist), daß auf Baggesen's Anregung, der später freilich in den Xenien gerade nicht sehr säuberlich behandelt wurde, ihm von Dänemark aus für drei Jahre ein sehr beträchtliches Geldgeschenk gemacht wurde, welches ihn für diese Zeit aller seine Productionskraft schmälernden Noth enthob, daß man sich gegen das Ende seines Lebens von Berlin aus förmlich um seinen Besitz bewarb und daß er, was für seine sehr gesteigerten Ansprüche an Lebenscomfort beweist, damals erklärte, er getraue sich in Berlin nicht mit einem Gehalt leben zu können, welcher unter 600 Friedrichsdor betrage; erwägt man endlich, daß seine Person schon zu seinen Lebzeiten eine der deutschen Nation fast geheiligte war, daß er überhaupt das Glück hatte, in einer Zeit zu leben, wo das Publicum noch nicht blasirt, in seinem Geschmack noch nicht hundertfältig getheilt und in der vollkommenen Stimmung war, sich für ideale Tendenzen und Gestaltungen aufs wärmste und rückhaltsloseste zu begeistern — rechnet man alles Dies zusammen, so wird man nicht wohl in Abrede stellen können, daß wenige deutsche Dichter von den Umständen und dem Wohlwollen und der Liebe Mitfühlender so emporgetragen wurden und keiner so große Resultate erzielte als Schiller.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß Schiller nicht auch zeitweilig alle Herbheiten und Bedrängnisse des Dichterlooses durchgekostet hat. Seine eigenen Geständnisse hierüber liegen in seinen Briefen vor. Es mußte weit mit ihm gekommen sein, wenn er im Jahre 1783, noch im Vollgefühle seiner aufstrebenden Jugendkraft, einmal schrieb: „Ich schenke meine dichterischen Lorbern in den nächsten boeuf à la mode und trete meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!" Aber diese äußersten Bedrängnisse, die allerdings, wenn nicht zu rechter Zeit gute Menschen ihm zu Hülfe gekommen wären, seinen Genius vielleicht für immer gebrochen haben würden, waren doch nur vorübergehend und fielen in die Zeit seiner Jugend, wo man, auf sich allein gestellt, dergleichen leicht überwindet und beim nächsten Sonnenblick des Glücks vollkommen vergessen hat. Auch später mach-

ten Noth oder doch vorübergehender Geldmangel von Zeit zu Zeit Gelegenheitsbesuche bei dem Dichter, wie dies alte zudringliche Bekannte wol zu thun pflegen, und zu dem Wohlgefühl einer auch für die Dauer gesicherten pecuniären Lage hat er es wol nie gebracht; auch wurde er hierdurch wol gehindert, zu rechter Zeit irgendeine größere Erholungsreise zu unternehmen, die möglicherweise dazu beitragen konnte, sein der Nation so kostbares Leben noch auf einige Zeit zu erhalten. Indeß wenn wir auch zugeben, daß die Nation ihren Lieblingsdichter wie einen Edelstein in Gold hätte fassen sollen, so wissen wir ja auch, daß der Arbeiter auf rein idealem Gebiete nur höchst selten nach seinem Verdienste belohnt wird. Wer daher nach der Dichterkrone die Hand ausstreckt, verzichte darauf, daß diese Krone aus Gold bestehen werde; wem es aber um reichlichen pecuniären Gewinn und um einen überschäumenden Becher des Lebens statt um einen nur zur Nothdurft gefüllten zu thun ist, der verlege sich eben auf ein anderes Geschäft als das des Dichters, das freilich keins der Plusmacherei ist. Es ist ferner wahr, daß Schiller auch mitunter mit neidischen und erbärmlichen Intriguen und Anfeindungen zu kämpfen hatte, wie er selbst in einem an die beiden Lengefelds gerichteten und Jena den 10. November 1789 datirten Briefe erzählt; aber auch in dieser Hinsicht theilte er das Loos fast aller geistig Hochragenden, zumal wenn sie zugleich Lehrer an einer Universität sind. In der Einleitung zu den von Oskar Schade herausgegebenen „Briefen des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner" finden wir folgende hierher passende Bemerkung:

Wer deutsche Universitäten kennt, wie sie waren und wie sie sind, neben dem Großen all das erbärmliche Kleine, die niedrigen Cabalen und den Handwerksneid ordinärer Universitätsprofessionisten, den gespreizten Dünkel der Ignoranz auf dem goldenen Stuhle der Wissenschaft, wer all diese Misère kennt, dem werden jene seltenen Erscheinungen edler, humaner und uneigennütziger Jünger der Wissenschaft (Oskar Schade meint hiermit den trefflichen Döbereiner) um so höher und unvergeßlicher stehen.

Preisen und bewundern wir umsomehr die Kraft und die gewaltige Ausdauer, womit Schiller im Kampfe mit diesen Miseren, mit Noth und Mangel und besonders mit selten durch das Gefühl vollkommener Gesundheit unterbrochenen Krankheitsanfällen Sieger blieb und so Herrliches vollendete. In dieser Hinsicht wüßten wir ihm kaum einen Zweiten als ein leuchtendes Muster eisernen Wollens und Vollbringens zur Seite zu stellen.

Nach diesen allgemeinen einleitenden Bemerkungen, die es uns ersparen werden, durch Anführung gewisser Details an solchen Stellen, wo sie vielleicht störend sein könnten, unsere weitern Betrachtungen zu unterbrechen, wenden wir uns dem eigentlichen und ersten Gegenstande dieser Betrachtungen, dem Briefwechsel Schiller's mit Charlotte und dieser mit Knebel zu.

Das Buch „Schiller und Lotte" ist nicht eben von dünner Taille und schlanker Gestalt; es ist im Gegentheil sehr corpulent und umfaßt nahe 600 Seiten, was beiläufig bemerkt auch so ziemlich das Volumen der „Briefe von Schiller's Gattin" ist. In dem kurzen Vorwort bemerkt Schiller's Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, daß sie diese Briefe zwischen Schiller und seiner Lotte dem deutschen Publicum als ein theueres Vermächtniß ihrer seligen Aeltern übergebe, daß sie in dieser Beziehung lange mit sich gekämpft, daß aber zuletzt in ihr die Ueberzeugung gesiegt habe, jedem Schiller zugewandten Herzen würde diese Gabe willkommen sein. Ein ganzes treues Bild der schönen Zeit der Liebe Schiller's sei nur in dieser Briefsammlung zu geben gewesen, obschon, wie Frau von Gleichen weiter bemerkt, die bedeutendsten Briefe Schiller's durch Karoline von Wolzogen in dem „Leben Schiller's" wie in deren „Nachlaß" bereits eine Veröffentlichung gefunden. Durch letztern Umstand ist zwar die literarische Bedeutung dieser Briefsammlung wesentlich geschwächt, indeß wird es jedem Verehrer Schiller's von Interesse sein, hier von Moment zu Moment zu verfolgen, wie Schiller's anfangs mehr auf geistigen und literarischen Sympathien beruhendes Verhältniß zu Charlotte allmälig in Liebe und Zuneigung überging und mit gegenseitigem Geständniß dieser Liebe und mit Verlöbniß endete. Man könnte freilich, wie schon bemerkt, fast von einem Liebesverhältniß zu beiden Schwestern sprechen, und Schloenbach versichert in seiner Schrift „Zwölf Frauenbilder" geradezu, daß Charlotte nicht die eigentliche Dichterliebe Schiller's gewesen, daß vielmehr seine ideale Liebe weit mehr der ältern Schwester, Karoline von Beulwitz, spätern von Wolzogen, gegolten habe. Allerdings bietet der vorliegende Briefwechsel zu dieser Vermuthung Handhaben genug. Oft richtet Schiller seine Briefe an beide Schwestern, als wären sie Eine Person. Er schreibt einmal:

Ach, es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht.... Alle diese trüben Gestalten werden nur in eurem Anblick verschwinden. Euch vor meinen Augen, eures Besitzes mir bewußt, werde ich mich mit Allem, was mich umgibt, versöhnen und den dürftigen Erscheinungen um uns her von der schöpferischen Glut meiner Seele Strahlen und Leben borgen. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das eure Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reichlicher und unerschöpflicher.

Und ein andermal:

Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traum. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner..... Was wird es sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!

Wir könnten solcher Stellen noch sehr viele anführen. Einige Briefe an Karoline sehen wie eine förmliche Liebeserklärung aus und sind der Ausdruck wahrer Schwärmerei, so wenn er am 3. November 1789 an sie schreibt: „O ich könnte unmenschlich sein gegen Andere und von ihrem Leben und ihrer Gesundheit nehmen und dir es

geben!“ Mitten in seiner Schwärmerei scheint er sich aber zu erinnern, daß er zu weit gehe, daß er an eine bereits Verheirathete schreibt, deren Schwester seine Braut ist, und er versteckt dann schnell, wie es scheint, seine Glut für Karoline hinter ein „ihr“ oder „euch“, damit doch auch seine Verlobte ihr Theil davon erhalte. Einer ähnlichen Doppelliebe zu zwei Schwestern begegnen wir auch bei einigen andern deutschen Dichtern, so bei Bürger und Ernst Schulze.

Schiller sucht sich von Zeit zu Zeit Rechenschaft über dieses Verhältniß zu geben und zwischen dem „Soll“ Charlottens und dem „Haben“ Karolinens eine Bilanz zu ziehen. Er schreibt am 15. November 1789 an Charlotte:

Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Nach diesem Geständnisse, welches allerdings etwas nach einem gewissen feingeistigen Egoismus schmeckt, denkt er aber sofort an Karoline und er schreibt:

Nur dein Schicksal, meine Karoline, ist es, was mir Unruhe macht. Ich kann dieses trübe Verhältniß noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß du mit B. allein lebst. Von diesem Jahre kannst du die Hälfte bei uns zubringen und die kleinen Zwischenräume machen es erträglicher u. s. w.

Lottchen hätte hiernach wol einigen Grund zur Eifersucht gehabt, aber sie blickte sowol zu ihrer Schwester als zu Schiller wie zu höhern, ihr überlegenen Wesen auf*), und sie zeigte darin eine ähnliche Selbstverleugnung wie Bürger's erste Gattin Elise, nur allerdings mit dem großen Unterschiede, daß Schiller's Zuneigung zu Karoline mehr idealgeistiger Art war, während in Bürger's und Molly's Liebe mehr das sinnliche Element vorgewaltet zu haben scheint. Es ist fast rührend zu lesen, wie Charlotte ihrem Schiller ein von ihr geschriebenes Reisetagebuch überschickt, doch ohne Zweifel in der Erwartung, dem geliebten und verehrten Manne damit eine große Ueberraschung zu bereiten und sich in seiner Achtung höher zu stellen, und wie Schiller dann die kurzen nichtssagenden Worte zurückschreibt:

Dein Tagebuch habe ich mit Vergnügen gelesen, aber daß du auf der Solitude so gar nichts von der Zukunft geahnt hast, das ist doch arg! Besonders da du und Karoline soviel auf geheime Sympathien haltet. Mit Vergnügen habe ich einige mir bekannte Plätze in deiner Beschreibung wiedergefunden.

Kühler und geringschätziger kann man sich ja über eine solche Gabe, die von einem geliebten Wesen kommt, gar nicht aussprechen, und die schmerzliche Enttäuschung, welche diese magern Worte Charlotte bereiteten, drückt sich auch wol in der kurzen Bemerkung in dem Antwortschreiben Charlottens aus: „Daß dir mein Tagebuch einiges Vergnügen gegeben hat, freut mich.“ Aus diesem Schiller'schen „mit Vergnügen“ mochte sie wol erkennen, daß Schiller in ihrem Tagebuch ein nur gewöhnliches Machwerk erblickt hatte und daß er sie, nur um sie zu schonen, mit dem trockenen Compliment, er habe es „mit Vergnügen“ gelesen, abspeiste. Spuren dieser kühlen Behandlung von oben herab begegnen wir in seinen Briefen öfters. Er schenkte ihr seine und bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel innige Theilnahme, aber er betrachtete sie nicht wie ihre Schwester als ein ihm geistig ebenbürtiges Wesen; sie war ihm bei der Abschätzung ihrer geistigen Eigenschaften nur soviel werth, als sie sich gefallen lassen wollte, sein Geschöpf zu sein; sie sollte nichts sein durch sich selbst, sondern Alles werden durch ihn, den höhern Geist. Und doch verdiente sie diese Geringschätzung nicht; sie beurtheilte die Menschen von einem gemüthvollern Standpunkte, nicht von dem der souveränen Verachtung, wie Schiller und ihre Schwester, die sich hierin begegneten; aber ihr Urtheil zeigt sich fast überall als ein gesundes, frisches, unbefangenes, und ihr Streben, sich geistig auszubilden und sich über Alles zu unterrichten, verdient die höchste Anerkennung; sie las nicht nur die neuesten hervorragenden Werke der deutschen Literatur, sondern auch Homer, Virgil, Plutarch, Apollonius, Herodot, Buffon, Voltaire, Gibbon, Fénelon, philosophische, astronomische und naturhistorische Schriften, in späterm Alter sogar nationalökonomische, die sonst von den Frauen als eine zu trockene Lectüre gemieden werden. Die schätzenswerthen Gaben des Herzens und Geistes, welche Charlotte besaß, hat denn auch Schiller während ihres Ehestandes immer mehr würdigen lernen, und je näher sie ihm trat, desto ferner trat ihm wol auch ohne Zweifel das stolzere Bild ihrer Schwester, schon deshalb, weil diese doch niemals die gemüthvolle Ergänzung seines etwas schroff geistigen, pathetischen Wesens hätte bilden können, deren er bedurfte. Dagegen erblicken wir in ihren Urtheilen späterer Zeit eine größere Schärfe und theilweise auch Spuren jener geringschätzigen Weltbetrachtung von oben herab, welcher sich ihr Gatte zuneigte.

Von diesem Standpunkte Schiller's zeugen auch manche seiner Aeußerungen, die in diesem Briefwechsel enthalten sind, und er konnte sich dieser etwas rigoristischen Grundstimmung selbst zu der Zeit nicht vollkommen entschlagen, als das aufblühende Verhältniß zu den beiden Schwestern ihm auch die Gemüthsseite des Lebens aufschloß und er mehr, als ihm sonst eigen, zu heitern Scherzen sich aufgelegt zeigte, wie sich dies auch wol hier und da, wenn auch nur selten, in seinem Briefwechsel mit Charlotte wahrnehmen läßt. Die Menschen befriedigen ihn nirgends. Am 20. November 1788

*) Charlotte schreibt einmal an Schiller: „Ich überdachte eben, wie du uns Allen als ein höheres Wesen beistehst und uns aufrichtest“, und ein andermal: „Ein dürftiges Leben ist mein Loos ohne dich! Die Welt ist so klein, so arm! Nur in dem Gedanken an dich liegt die Freude meines Lebens.“

schreibt er aus Weimar: „Es sieht vielleicht misanthrorisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein"; und in demselben Briefe: „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschenart"; am 4. December 1788 in Betreff Körner's: „Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten"; aus Jena am 24. Juli 1789: „In der That — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volke hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare, und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht." Mit seiner Universitätsstellung in Jena zeigte er sich sehr bald unzufrieden. So schreibt er am 10. November 1789: „Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten und mir heillose Bekanntschaft aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind", und es ist richtig, daß ihm der Brotneid seiner Collegen manche erbärmliche Streiche spielte, über die er in demselben Briefe berichtet. Mehr und mehr verfiel auch Schiller in Jena einer tiefen Verstimmung, über die ihn Lotte nur mit der Vorstellung zu trösten wußte: „Deinen Geist, der so fein ist, so über Andere erhaben, wird es überall anstoßen, sobald du in nähern Verhältnissen mit der Welt bist." Dahin gehören auch die vielen harten Urtheile über Personen (das auffallendste darunter ist wol das bekannte absprechende über Alexander von Humboldt), z. B. folgendes über Wieland: „Wieland ist ein jämmerlicher Tropf, wenn er auf sich zu reden kommt, welches kein so gar seltener Fall ist", die unbilligen Urtheile über Knebel, der sich dafür später durch die Theilnahme, die er nach Schiller's Tode dessen Familie zeigte, in so edler Weise rächte, u. s. w. Günstigen Urtheilen über andere Personen begegnen wir dagegen äußerst selten, außer daß er, merkwürdig genug, des Aesthetikers Moritz (Anton Reiser) mit wärmster Anerkennung gedenkt und ihm „viel Tiefe des Geistes und der Empfindung zuerkennt"; ja er gesteht, daß Moritz neue Saiten in seiner Seele berührt und einige Gefühle in ihm hervorgebracht, die er bis dahin nur dunkel ahnen konnte. Dagegen beschränkt Schiller an einer andern Stelle seine Lobsprüche auf Moritz durch folgende Clausel:

Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe und allenfalls noch einen — Herder vielleicht; da doch Goethe (von Herder mag ich gar nicht reden) bei diesen Foderungen*) sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den „Egmont" sogar unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.

*) Moritz foderte nämlich, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganzes sein müsse; fehle nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel, so sinke es unter das Unnütze herab. Schiller nennt dies eine übertriebene Behauptung.

Auch über Goethe finden sich in diesem Briefwechsel mehre Urtheile. So schreibt Schiller aus Weimar am 14. November 1788:

Goethe wird bei uns bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weit weniger Härten haben als ehemals.

Lotte in ihrer mehr gemüthlichen Weise schreibt aus Rudolstadt am 28. December 1788 an Schiller:

Daß Sie Goethe's Theilnahme an dem Schicksal Anderer haben kennen lernen, freut mich; er hat so etwas Zutrauenerweckendes in sich, daß ich ihm Alles sagen könnte; ich habe mich schon oft gefreut, wenn ich hörte, wie er sich für das Wohl Anderer interessirt.

Sehr herb und in ganz anderm Sinne lautet ein übrigens schon allgemeiner bekanntes Urtheil Schiller's über Goethe vom 5. Februar 1789, worin er Goethe beschuldigt, sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen zu haben, und dann hinzufügt: „Dieser Charakter gefällt mir nicht." Lottchen bemerkt hierauf:

Sie haben ein Urtheil von G. gefällt, das mir Einiges klar macht in seinem Charakter, was ich sonst nicht gut zusammenreimen könnte; daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher sich an nichts recht innig zu seinem eigenen Glück anschließen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber Andere ihm nichts, dies habe ich schon oft bemerkt. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube, dies kann ihm trübe Augenblicke machen, deren er viele hat.

Schiller schreibt aus Weimar am 25. Februar 1789 an Karoline:

Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir Alle Engel sind.

Diese Schlußbemerkung ist beißend genug.

Wir können von diesem Briefwechsel nicht scheiden, ohne einer Ansicht Schiller's über martialische Tapferkeit zu gedenken, die für uns nicht wenig Auffallendes hatte. Lotte hatte sich bei Gelegenheit von Müller's „Schweizergeschichte" mit großer Bewunderung für die Tapferkeit der Altschweizer ausgesprochen. Schiller schreibt darauf:

Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne Das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen.

In der That, wir hätten von dem Verfasser der

„Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" und dem Dichter des „Wilhelm Tell" nicht erwartet, ihn so begeisterungslos für eine That wie die des Arnold Winkelried zu finden, oder schrieb er dies nur aus dem bloßen Geist des Widerspruchs, der so häufig gerade großen Geistern innewohnt? Charlotte bemerkte darauf auch sehr wahr und schön und von höherm Standpunkt als diesmal Schiller:

Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wuth, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich erwogene That; er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen.... Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredtsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen.

Der „vertraute Freund", an welchen die in vielfacher Hinsicht sehr interessanten „Briefe von Schiller's Gattin", dem frühern Fräulein Charlotte von Lengefeld, gerichtet sind, ist Ludwig von Knebel, der „menschenfreundliche Timon" und, wie Düntzer in der Einleitung zu dieser Briefsammlung von ihm bemerkt:

Ein Mann von feinem, tief anklingendem, vielseitig gebildetem Sinne, von lebhaftem Feuer, herzlicher Gemüthlichkeit, innigem Wohlwollen und reinem Edelmuth, dessen volle Lebenslust der durch seine Erziehung gesteigerte Mangel frischen, thatkräftigen Selbstvertrauens leider gar empfindlich dämpfte, ihn oft mit argwöhnischem Mismuth und trüber Unzufriedenheit erfüllte, und da er dem Widrigen und Feindseligen nicht die mannhafte Kraft selbstbewußten Lebens entgegenzusetzen, dieses als ein nothwendiges Uebel zu ertragen vermochte, sondern zu leidenschaftlichster Aufregung sich hingerissen fühlte, ganz eigentlich aus der Welt herausgetrieben wurde, in welcher zu wirken er gerade vorzüglich bestimmt schien.

Doch wird es hier zuvörderst angemessen sein, einige Bemerkungen über das Verhältniß Knebel's zu Schiller und den beiden Lengefeld vorauszuschicken, wozu Düntzer's Einleitung und der Briefwechsel zwischen Schiller und den beiden Schwestern die nöthigen Haltpunkte bieten. Schiller hatte dem Major von Knebel nach seiner Ankunft in Weimar seinen Besuch gemacht, doch ohne daß dadurch der Grund zu einer innigern Verbindung gelegt worden wäre. Im Sommer 1787 hatte Knebel in Begleitung der englischen Offiziere Heron und Inverney Rudolstadt besucht, wo er auch im Hause der Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld einsprach, deren Bekanntschaft er durch Frau von Stein gemacht hatte. Knebel schrieb über diese Bekanntschaft an seine Schwester Henriette: „Die Lengefeld'schen in Rudolstadt sind gar gute Leute; ich habe nicht bald eine bessere Familie gesehen;" und in Betreff Charlottens: „Lotte oder Fräulein von Lengefeld hat bei ihrer beinahe kindlichen Unschuld wirklich einen erhöhtern Geist für alle und auch sehr ernsthafte Wissenschaften." Die anschmiegsamere, naivere und die Menschen weniger herb beurtheilende jüngere Schwester fühlte sich auch zu Knebel sehr bald hingezogen, und es entspann sich zwischen ihnen in den folgenden Jahren ein Briefwechsel, der, soweit er wenigstens die Jahre 1788 und 1789 umfaßt, von Düntzer ebenfalls mitgetheilt ist. Dagegen war Knebel das gemeinsame Stichblatt von Schiller und Karoline von Lengefeld. Letztere schrieb über ihn an Schiller: „Es gibt keinen Menschen, der sich besser zu einem Komödiencharakter schickte, als er mit seiner buntscheckigen Philosophie. Gott hat ihn eigens dazu geschaffen, glaub' ich, daß eine Komödie aus ihm gemacht werden soll." Und ein andermal schreibt sie: „Der gar liebe Knebel scheint mir nicht tragen zu können, daß G. (Goethe) neben ihm glänzt und ihn vielleicht verdunkelt. Er ergießt sich nun über die Menschen, daß sie eigentlich doch nichts gewännen, wenn sie nur immer strebten, ihre Kräfte zu entwickeln, und nicht auch ihren moralischen Sinn dadurch veredelten." Schiller bemerkt über ihn in einem Briefe aus Weimar vom 11. December 1788: „Knebel habe ich nicht gesehen. Die Art, wie er Ihnen den Shaftesbury empfohlen, machte mich lachen. Es sieht just so aus, als wenn eine sehr häßliche Person einem Andern eine Seife recommandirt, mit der Versicherung, sie mache schön und sie habe sich ihrer fleißig bedient." Ein andermal spottet Schiller über Knebel's „gar zu gutes Herz", dann wieder, wie wir bei Düntzer lesen, über die „kindliche Einfalt der Vernunft", wozu Goethe ihn, den „Hofphilosophen", wie alle seine Anhänger angeleitet habe. So noch an andern Stellen, in denen wir keineswegs den „gutmüthigen" Spott zu erkennen vermögen, welchen Düntzer in diesen Moquerien finden will, für die übrigens, wie wir hier beiläufig bemerken, in einem Blatte eine Art Eifersucht seiten Schiller's als Motiv angenommen worden ist.

Nach Schiller's Tode bewies aber Knebel's edle, aufopfernde Handlungsweise gegen des Dichters hinterlassene Familie, daß auch das „gute Herz" und die „kindliche Einfalt der Vernunft" ihren Werth haben. Nicht bei Denen, welche ihren Geist und ihr Talent zur höchsten Spitze aufgetrieben hatten, fand Schiller's Witwe Hülfe und innigere, thätige Theilnahme, sondern bei den „guten Herzen", die unaufgefodert und freiwillig der durch ihres Gatten Tod schwer geprüften Frau zum Beistand herbeieilten. Knebel, das „gar zu gute Herz", ließ sich in seinem wohlthätigen Wirken für Frau von Schiller nicht irre machen durch die Geringschätzung, welche ihre ältere Schwester und ihr Gatte ihm gezeigt hatten. Knebel wußte gar wohl, was er sagte, als er gegen die einseitige Entwickelung der „Kräfte" zum Nachtheil des moralischen Sinns und der praktischen Menschenliebe eiferte. Er sah in seinen nächsten Umgebungen, wohin diese einseitige Ausbildung der „Kräfte" führt und führen muß, wenn darüber die Kraft zum echten thatkräftigen Wohlwollen nicht mitentwickelt wird. Er sah — und die vielen bisher veröffentlichten Briefwechsel enthalten hierfür thatsächliche Belege genug — wie diese Ausbildung nur nach der einen Seite hin zu einem Stolze und Egoismus führt, mit dem ein vollkommenes inneres Glück und ein friedlicher, wahrhaft humaner Verkehr der Menschen untereinander ganz unvereinbar ist, er sah, wie die edeln erhabenen Gesinnungen, welche

diese großen Geister predigten, in ihrem Umgang untereinander, — wenn wir das schöne, jedoch mehr auf literarischer als anderer Grundlage ruhende Verhältniß zwischen Goethe und Schiller ausnehmen —, nur sehr wenig zur Anwendung kamen, wie Neid, Misgunst und Eifersucht auch hier die innigsten Verhältnisse zerstörten, wie die Sucht, vom Nächsten Böses zu reden, auch in diesen Kreisen sich eingenistet hatte, wie zuletzt die Interessen der Aesthetik auf breitester Basis und die Inscenesetzung eines neuen Dramas diese großen Geister so in Beschlag nahmen, daß sie nicht mehr hinlänglich Zeit übrig behielten, ernstlich an die so sehr darniederliegenden vaterländischen Interessen zu denken und sich ihrer thatkräftig anzunehmen. Wie gering man auch von einem „guten Herzen" denken mag, so wird man doch wol zugeben, daß es weit gekommen sein mußte, wenn man es sogar zum Stichblatt des Spottes und Witzes machte. Es schlägt seitdem auch sehr wenig eigentliches gesundes Herz in der deutschen Literatur, viel weniger als fast durchgehends, Byron etwa ausgenommen, in der englischen, namentlich nachdem es Jean Paul im Gegensatz zu den Uebrigen fast zu verschwenderisch ausgegeben hatte. Die Romantiker konnten dieses unnütze Ding gar nicht brauchen, und wie es seit der literarischen Wirksamkeit Dieser und Jener, welche statt der Herzen nur Stechäpfel in der Brust getragen zu haben scheinen, in dieser Hinsicht in der deutschen Literatur aussieht, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben. Der Hochmuth des Geistes kommt — wie bei Nebukadnezar, ehe er Gras fressen mußte — immer vor seinem Falle, und es ist ein höchst charakteristisches Wort, welches Schiller's Frau am 10. April 1813 an Knebel schrieb:

> Ich warte seit acht Tagen auf die Kosacken und beneide Sie, daß Sie welche gesehen haben, oder doch ihnen so nahe waren. Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben. Und bei der ersten Art Roheit ist noch Hoffnung zum Fortschreiten, da bei der letztern der Weg zum Paradies verloren ist. Diese Resultate sind mir recht klar in meinem Gefühl.

Das schrieb Charlotte von Schiller nur sechs Jahre nach ihres Gatten Tode und als Goethe, Jupiter und Apollo in Einer Person, vom hohen weimarischen Olymp herab mit dem Wink seiner Augenbrauen die Rohen noch schreckte. Doch hat er sowol wie selbst Charlotte von Schiller den Beginn der Kosackenperiode in der deutschen Literatur ja wol noch erlebt. Diese Erscheinung schreibt sich wol zumeist daher, daß die barbarische Verwilderung, an der wir im 16., 17. und bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein krankten, im Volke noch nicht überwunden ist, daß ein Schönheitsbedürfniß als Allgemeingefühl gar nicht besteht, daß nicht von unten auf gelichtet und aufgeklärt wurde, und daß die Fackeln, welche einzelne hervorragende Geister an dem Lichte früherer Jahrhunderte anzündeten, nur in den obern Regionen und nur solange Licht verbreiten, als die Schwaden und bösen Wetter nicht nach oben zu steigen die Kraft haben. Daß sie aber diese Kraft besitzen, haben sie seitdem gezeigt. Eine wirklich volksthümliche Literatur herzustellen hatte man verschmäht, wir hatten nur eine Literatur für die gleichberechtigten Vornehmen und Hochgebildeten und jetzt haben wir zum Theil nur eine Literatur für die Blasirten.

Was den Briefwechsel selbst betrifft, so enthält darüber die Einleitung folgende bemerkenswerthe thatsächliche Andeutung: „Leider ist es uns nicht vergönnt, die für die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens so bedeutenden Briefe der Frau von Schiller vollständig mitzutheilen. Ein Theil liegt wohlverschlossen an sicherm Orte, und dürfte dessen Erlösung keineswegs in naher Aussicht stehen." Knebel's Briefe an Frau von Schiller lagen dem Herausgeber ebenfalls nicht vor, dagegen war es ihm vergönnt, von Knebel's Briefen an seine Schwester Henriette Kenntniß zu nehmen und daraus Einiges in der Einleitung mitzutheilen. Wir können uns nicht versagen, aus einem dieser Briefe (vom 11. Juni 1811) folgende, von der freien Gesinnung des Verfassers zeugende Stelle anzuführen:

> In einem einmal verrückten Staat, bei einer solchen Nation (Knebel meint damit Neapel) ist schwer zu helfen. Ganz anders ist es bei einem deutschen Staat, wo die Menschen meist an einen blöden und blinden Gehorsam gewöhnt sind und sie wenig andere Leidenschaften und Bedürfnisse haben als die Brot- und Titellust — und doch sehen wir, was geschehen ist! Es wäre vielleicht besser, wenn manchem unserer Fürsten nicht weisgemacht worden wäre, daß er selbst regieren müsse.

Obschon nun allerdings, nach des Herausgebers Aussage, viele und, wie es scheint, inhaltreiche Briefe der Frau von Schiller sobald nicht an das Tageslicht treten dürften, so ist Das, was uns hier geboten wird, doch sehr reichhaltig und rechtfertigt vollkommen die Versicherung Düntzer's, daß uns in diesen Briefen das Bild der edeln Gattin Schiller's sprechend entgegentrete. Sie zerfallen eigentlich in zwei Abschnitte, in die Briefe aus den Jahren 1788 und 1789, die den bei weitem kleinern Abschnitt bilden, und in die Briefe, die sie nach Schiller's Tode an Knebel richtete. Aus der Zeit ihrer ehelichen Verbindung mit Schiller findet sich nur ein einziger und zwar nicht sehr bedeutender vom 24. Januar 1799. Sie war ohne Zweifel durch ihren Gatten etwas von Knebel auseinandergehalten, der, je mehr er sich Herder zuneigte, sich umsomehr von Schiller entfernte. Auch aus den Jahren 1806—11 finden sich nicht sehr viele Briefe, immer häufiger werden sie aber seit 1811 bis zum Jahre 1824 (Frau von Schiller starb bekanntlich 1826 zu Bonn), und es mag nicht eben häufig vorgekommen sein, daß ein Briefwechsel zwischen zwei Personen durch eine solche Reihe von Jahren mit gleicher Ausdauer geführt worden ist, was doch gewiß als ein Beweis gelten darf, daß Beide sich in Betreff des geistigen Verkehrs mehr und mehr unentbehrlich wurden. Die Briefe aus ihrem Fräuleinstande an Knebel sind im Ganzen ungenirter, naiver und frischer als die aus denselben Jahren an Schiller, gegen den sie sich mehr zusammennahm. Interessanter sind für uns aber jedenfalls

die spätern Briefe, weil sie uns die seltene Frau auf einer höhern Stufe der Entwickelung darstellen, zu der sie durch inniges Zusammenleben mit ihrem Gatten, durch vielseitigen Verkehr mit geistvollen Personen und durch rauhe Lebenserfahrungen herangereift war. Zuvörderst fällt uns in ihren Anschauungen ein interessanter melancholischer Zug auf. Die Menschen und Zustände gefallen ihr nicht, es scheint ihr Alles wie siech und im Ableben begriffen. „Die Menschen sind erschöpft wie die Erde um uns", schreibt sie am 1. Mai 1813; ein andermal: „Ich könnte wochenlang leben, ohne Lebende zu sehen, wenn mir die Blüten ihres Geistes in ihren Schriften nur blieben"; dann wieder, am 14. Februar 1816: „Der Geist der Unterdrückung hat mehr Spuren in dem Innern zurückgelassen, als man dachte. Weil die Unterdrückung die Gemüther einengte, so haben sie sich nun an den Egoismus gehalten, und dieser verflacht die Welt"; am 27. März 1818: „Es ist eine Zerstreuungssucht hier (in Weimar), die in Leerheit ausartet, und man kommt selbst mit denen man etwas zu sprechen hätte, nicht dazu, kluge Dinge zu berühren. Goethe ist gar nicht sichtbar, und die Masse des Verstandes, der im Umlauf war ehemals, ist beinahe aufgebraucht, und man fühlt keine neue belebende Begeisterung um sich. Ich bin oft, als wenn ich aus der Schattenwelt wiederkehrte"; am 10. October 1818: „Die neuere Generation, mit der ich späterhin als Zeitgenossin leben müßte, wenn ich alt werden sollte, hat noch nicht die Gabe, mein Herz an sich zu ziehen, und es sprechen wenig Stimmen für sie in mir. Das Beste und Schönste hat für mich gelebt"; am 21. November 1818: „Auch ist die jetzige Generation doch recht der frühern, noch lebenden unähnlich. Es gibt so viele zarte Anklänge der Seele, die, dünkt mir, jetzt gar keinen Ton mehr finden, sich auszusprechen"; am 19. März 1820: „Es ist, als wenn das wahre belebende Princip uns fehlte; keine stärkende Kraft belebt das Gemüth wie den Körper; moralisch und politisch erschöpft erscheint mir die menschliche Gesellschaft"; am 19. März 1823: „Die neuere Welt ist mir nicht eben sehr erfreulich noch schätzbar. Es ist ein ewiger Streit der Phantasie und des Verstandes und die Anmaßung und Leerheit zeigen sich leider so oft"; ferner: „Wie wird erst die Nachwelt uns richten! Wie werden die einzelnen Nationen und Individuen, die des Edelsten fähig waren, in dem großen Haufen und Masse des Unreinen versinken! Schwach, jämmerlich, aller Bosheit hingegeben erscheint die Welt, wie man sie jetzt sieht." Das ganze Zeitalter dünkt ihr unpoetisch (vom 29. Mai 1813), und in ihrer düstern Weltansicht geht sie mehrmals soweit, weil die Sonne seit einiger Zeit nicht recht scheinen wollte, an eine drohende allgemeine Verfinsterung und Verdichtung der Erde zu glauben, wobei sie an Knebel ganz ernsthaft die Frage richtet, ob man keine Ursachen gefunden, die über den gegenwärtig mangelnden Sonnenschein Aufschluß gäben? Auf diesen Mismuth, der sich noch in andern zahlreichen Stellen ausspricht, bezieht sich auch Knebel, wenn er bereits im Juni 1811 an seine Schwester schreibt, daß die Schiller Alles trüb und düster finde wie eine Nebelwelt; Knebel fährt fort:

Worüber ich sie denn schon gewaltig geplagt habe, weil ich es nicht leiden kann, da kein Mensch mehr Ursache hat, heiter und zufrieden zu sein, als sie. Ihre Kinder, ihr Vermögen, Alles ist in gutem Stand, wie sie sich's nur wünschen kann. Aber so ist's, das Glück können weit weniger Menschen noch ertragen als das Unglück. Immer schauen sie nach außen, nach der Welt, nach Wetter und Himmel und machen sich muthwillig unglücklich. Diese Thorheit muß man scharf bestrafen, besonders in diesen Zeiten, wo so Viele reell zu klagen hätten.

Nur ist es eigenthümlich, daß Knebel sich hier selbst unzufrieden zeigt, d. h. mit der ihn im Grunde gar nichts angehenden Unzufriedenheit der Frau von Schiller. Er selbst war auch unzufrieden mit den Menschen, weshalb man ihn auch den „menschenfreundlichen Timon" nannte; er war es eben aus Menschenfreundlichkeit, weil die Menschen nicht so waren, wie er sie haben wollte, weil er mit seinem Wesen und guten Herzen leicht anstieß und verkannt wurde. Die Unzufriedenheit ist ja auch im höchsten Grade nöthig und dem menschlichen Geschlecht so gut wie der Hunger von Natur eingepflanzt; ohne Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wäre der vollkommene Quietismus da und kein Fortschritt und keine Verbesserung möglich, weder im Schicksale der Einzelnen noch in dem der Menschheit. Nur freilich muß diese Unzufriedenheit aus edeln Motiven, aus der Liebe zur Menschheit hervorgehen, wie bei Knebel selbst, oder aus der Abneigung gegen alles Häßliche, Leere und Frivole, wie bei Frau von Schiller. Im Ganzen aber scheint freilich der prätentiösen modernen Bildung ein verdrießlicher, unzufriedener Zug und den Deutschen besonders eine gewisse kleinliche Aergerlichkeit anzuhaften. Gnade einer Stadt, über die gerade der Himmel seine Schleußen öffnet, wenn ein deutscher Tourist in ihre Thore einfährt — sie wird in seinen nächsten Reiseskizzen sehr übel wegkommen!

Einzelne vortreffliche Aussprüche der Frau von Schiller sind folgende: „Wie die Welt sich bilden wird, wissen die Götter allein; denn die Menschen wissen nur, was sie mögen, nicht was sie thun sollten im Ganzen"; oder: „Sowie ich recht viel Gutes, Edles in der Nation finde, so glaube ich doch, sollten die Deutschen nicht zu viel sprechen, um nicht — platt zu werden. So habe ich immer ein geheimes Grauen gehabt, wenn ich von Popularität reden hörte. Soweit sind wir noch nicht. Bei uns muß der Mensch meistens von dem Gelehrten getrennt werden." Ueber das Hofleben spricht sie öfters sehr abfällig und erwähnt gelegentlich, daß eine Dame vom russischen Hofe ihr gestanden, wie sie erst an den deutschen Höfen den eigentlichen Hofzwang habe kennen lernen; in dem engern Cirkel der russischen Kaiserfamilie sei es ihr vergönnt gewesen, sich aufs allerfreieste und ohne Zwang zu bewegen. Unter den Nationen haben die Engländer ihre größte Sympathie, und schon 1788 schreibt sie an Knebel, daß die Deutschen kein Vaterland

hätten, daß sie in England oder in einer Republik geboren zu sein wünschte, um ihr Vaterland auch lieben zu können; auch spricht sie 1823 ihr besonderes Wohlgefallen darüber aus, daß Schiller's Name in den englischen Blättern so oft erwähnt würde. Ueber die Anmaßlichkeit und Corruption der Franzosen hat sie oft sehr herbe Worte. „Die Nation wird einem immer verächtlicher", schreibt sie am 8. Juli 1815, und: „Man weiß nicht, ob Napoleon die Nation verdorben oder durch sie verdorben worden." In Betreff der Oestreicher bemerkt sie: „Die eigenthümliche nationelle Gutmüthigkeit der Oestreicher lockt einen anfangs, und man glaubt so gern, daß die Menschen es gut meinen, und nimmt leicht für die That, was Worte bleiben. Und früher habe ich ein natürliches Vertrauen auch gehabt, doch jetzt denke ich anders — aus Erfahrung." Dagegen haben die Preußen, freilich zur Zeit ihres höchsten Aufschwungs, 1813, den unbedingten Beifall der Frau von Schiller. Sie schreibt am 14. November 1813:

Wenn ich nur allen Preußen, die mir begegnen, etwas Gutes erzeigen könnte! Die Nation ist mir recht heilig. Ich habe soviel Schönes und Gutes von ihnen selbst gehört und soviel Antheil und Liebe für Schiller's Andenken gefunden, daß mir auf einmal ein neues Gefühl des Antheils und der Liebe wiedererwacht ist.

Mit besonderer Neugier werden wir ihren Urtheilen über die Mitbewerber Schiller's um die dichterische Palme nachspähen. Wir werden sagen müssen, daß sie einen durchaus wohlthuenden Eindruck machen und dem Gemüth wie dem Verstande der Frau ein ehrenvolles Zeugniß ausstellen. Die Verbitterungen und Misstimmungen, die zuletzt in das Verhältniß zwischen Herder und ihrem Gatten einen trennenden Keil getrieben hatten, haben in ihrem Gemüth keinen Stachel zurückgelassen. Sie schreibt am 18. Februar 1818 über den Eindruck, den die neue Sammlung von Herder's Poesien auf sie gemacht hätte. Sie bemerkt dabei sehr schön:

Er selbst sagte es oft, daß er kein Dichter sein wolle, aber die Macht der Poesie, die in seinen Empfindungen vorwaltet, und seine schönen, reichen Gedanken sind in so leichte, anmuthige Worte gehüllt, daß es einem wie eine schöne Musik tönt.... Herder's Geist und seine Anmuth gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüth, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert. Der Unterschied ist recht zu bestimmen, daß jene Dichter (Homer, Goethe, Schiller) wie eine große Naturgewalt ergreifen, während Herder wie eine schöne Naturerscheinung glänzend und mild vorüberzieht und in wenigen Naturen den Anklang erweckt, den er erwecken sollte, weil wenige ihn rein aufzufassen vermögen.

Ein andermal liest sie Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und sagt: „Ich erstaune über die Größe und den Reichthum seiner Ansichten und über den schönen Gang seiner Forschungen." Ganz besonders fühlt sie sich von Herder's einfachem und doch so trefflichem Ausspruch ergriffen: „Wie reich und wie enge ist doch das menschliche Herz!" Sie findet, daß die Herder'sche Art zu reflectiren diejenige sei, die am meisten den Geist aufrichte und Kräfte erwecke, und so kommt sie noch öfters auf Herder mit vollster Liebe zu sprechen. Minder fühlt sie sich von Wieland angezogen. „Sein Leben und Wesen wird mir (schreibt sie), ich gestehe es offenherzig, immer noch ihn höher stellen als seine Werke" u. s. w. Goethe dagegen hat ihre ganze Sympathie und Bewunderung, und wenn die Annahme nicht zu gewagt scheinen sollte, möchten wir fast behaupten, daß ihr in ihren reifern Jahren die Dichtungen Goethe's näher standen als die ihres Mannes. Wir wollen darauf keinen großen Accent legen, daß sie in ihren Briefen verhältnißmäßig nur äußerst selten auf die Werke ihres Gatten zu sprechen kommt. Dies dürfte vielleicht demselben leicht zu erklärenden Gefühl zuzuschreiben sein, durch welches sie sich untersagte, nach Schiller's Tode der Bühnendarstellung irgendeines seiner Stücke beizuwohnen. Wir schöpfen diese Vermuthung vielmehr aus dem Wesen Charlottens selbst, wie wir es aus ihren Briefen erkannt zu haben glauben. Ueber den „Faust" schreibt sie z. B.: „Ich bin so mit «Faust» verwebt, daß ich alle Stellen erkenne und auch auf jede Lebenssituation andere passende Stellen daraus anwende, daß mir die leiseste Anregung gleich das Ganze nahe bringt. Ich glaube, so lebten die Griechen in der «Ilias», und so genießt man auch die Poesie, wenn sie sich ins Leben verflicht." Ferner: „So wie unser deutscher «Faust» wird wol in keiner Nation uns ein solches Meteor erscheinen, denn es ist einzig, wie Goethe seinen Reichthum darin aussprach, die Gefühle einer Natur, die das Höchste erfassen will und, von der sichtbaren Welt mit ihrer Tiefe in die unsichtbare schreitend, allen lebhaften Wünschen und Phantasien sich hingibt. Ich habe neulich einen ganzen Abend daraus vorgelesen." Und ein andermal: „Man begreift gar nicht, wie viel in Goethe's Geist waltet und wie viele Kräfte sich da bewegen und auf- und niedersteigen, wie es in «Faust» heißt, als wenn man vor solchen Resultaten seines Forschens und Strebens wie vor einem neueroberten Welttheil steht." Auch was sonst Goethe noch in dieser Periode schrieb, ist immer ein Gegenstand ihrer unbedingtesten Bewunderung, selbst die „Farbenlehre" und „Epimenides' Erwachen". Interessant ist eine Beschreibung von Goethe's oder Werther's Lotte, der Hofräthin Kestner. Sie schildert sie als „eine sehr hübsche Frau, wol weit in den Sechzigen. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten". Gegen Kotzebue drückt sie mehrfach ihre ganze Verachtung aus, und von den Schlegel sagt sie etwas herb, beide Brüder würden, trotz ihrer vielen Kenntnisse und Verstandes, „klanglos zum Orcus hinabgehen". Ueber Alexander von Humboldt, den sie übrigens persönlich lieb zu haben versichert, lautet ihr Urtheil ziemlich ebenso wunderlich absprechend wie das bekannte ihres Mannes.

Von den Nachlebenden will sie im Allgemeinen nicht

viel wissen. „Lesen kann man die Neuern nicht", sagt sie, „nur durchfliegen." In Betreff Theodor Körner's schreibt sie: „Er war unter dem günstigen Einfluß seines Vaters vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neuern Zeit war" u. s. w. Es finden sich noch viele interessante Urtheile über Calderon, Shakspeare, den „Cid", Luther, Friedrich den Großen, die persische Poesie, die Staël, Chateaubriand, Iffland, Jacobi, Byron, Hamann und den Mysticismus, Zacharias Werner, Müllner, Tieck, Oehlenschläger, Theodor Amadeus Hoffmann („den ich aber nicht so hochstelle wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen", bemerkt sie), Jean Paul, der, wie sie am 18. November 1820 schreibt, sich bei „philosophischer Entsagung des Biers" noch lange eine leichte und schöne Phantasie hätte erhalten können, Schubert, dessen „Nachtseite der Natur" sie mit größtem Interesse studirt. In Betreff dieser Urtheile verweisen wir auf das Buch. Man wird sie mit großem Vergnügen lesen, und wenn man schon nicht immer mit ihnen übereinstimmen mag, so zeugen sie doch von großem Verstand und bedeutender Urtheilskraft und treffen, wie man auch aus den oben mitgetheilten erkennen wird, mit wenigen schlagenden, flüchtig und nicht immer sehr correct hingeworfenen Worten das Richtige und Wesentliche. Auffallend war uns noch folgende Bemerkung vom 15. November 1815: „Eine sehr schöne Idee hatte Gersdorff aufgestellt, daß Reformation und Revolution manchen Reichen der Welt und Staaten noch bevorständen, ehe es besser würde, und das glaube ich auch." Diese Idee fand man also zu der Zeit noch neu und außerdem „sehr schön".

Frau von Schiller und ihre ältere Schwester nehmen auch in der Bildnißreihe, welche Arnold Schloenbach unter dem Titel „Zwölf Frauenbilder" u. s. w. herausgegeben hat, einen hervorragenden Platz ein. Außer ihnen hat der Verfasser noch die Herzogin Amalie, Mutter Karl August's, die Herzogin Luise, dessen Gattin, dann die allervortrefflichste „Frau Rath", Goethe's Mutter, Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Sophie Laroche, Angelika Kaufmann, die Französin Germaine von Staël-Holstein, die ebenfalls einem ganz andern Bildungskreise als dem weimarischen angehörende Rahel von Ense und den weiblichen Kobold Bettina von Arnim in seiner Porträtgalerie vereinigt, eine ohne Zweifel sehr auserlesene Gesellschaft der interessantesten, geistreichsten, in ihren Kreisen einflußreichsten, zum Theil auch sehr excentrischen Frauen, unter denen, wir gestehen es, Goethe's Mutter den wohlthuendsten Eindruck macht, obschon sie nicht in eigenen Schriften oder in geistreichen Briefschaften, sondern in ihrem großen Sohne und in den Einflüssen, die dieser in unberechenbar langer Folge auf künftige Generationen auszuüben bestimmt ist, fortleben wird. Das ist doch noch eine naive, durch und durch gesunde Urnatur, einer von jenen weiblichen Kerncharakteren, von denen ein Exemplar aufzutreiben jetzt gewaltig schwer fallen möchte. Sie verdient es, ein Gegenstand der Poesie zu sein, und so widmet ihr auch der Verfasser in der That ein schönes frisches Gedicht, wozu keine der andern Frauengestalten ihm Stoff und Anregung gab. Die meisten andern von Schloenbach charakterisirten Frauen können, weil der elementare Stoff und die reine Naturprägung bei ihnen durch die Einflüsse geselliger und literarischer Bildung und einer bis zum Aeußersten gesteigerten, etwas erhitzten und überreizten Cultur verwischt erscheint, wol Gegenstand geistreicher Betrachtung, aber nicht der Poesie sein. Der Verfasser selbst deutet Das, was wir hier meinen, im Vorwort mit den Worten an: „Zu leugnen wie zu verschweigen ist freilich nicht, daß in jenen Frauenkreisen oft ein außerordentlicher «Luxus des Geistes», des Gefühls und der Worte herrschte, manch Unschönes und Ungesundes vorkam, viele Thränen, Seufzer und Krämpfe verbraucht und doch bei den meisten volle Proportionen und erstaunlich hohe Jahre gewonnen wurden" u. s. w. Auf der andern Seite ist es aber von höchstem Interesse, zu beobachten, mit welchem unermüdlichen Fleiß, fast dem Fleiß eines Gelehrten, die Frauen jener merkwürdigen Zeit danach trachteten, sich allseitig zu unterrichten, die höchsten poetischen Schöpfungen der Alten Welt kennen zu lernen und sich die schwierigsten Resultate wissenschaftlicher Forschung anzueignen. Wir haben gesehen, wie die Fräulein von Lengefeld Plutarch, Apollonius, Homer, Virgil u. s. w. lasen und aus ihnen sogar den Hauptbestandtheil ihrer geistigen Nahrung schöpften. Die Herzogin Amalie lag denselben Studien ob. Schloenbach citirt aus einem Schreiben derselben folgende Stelle: „Mein Fleiß im Griechischen geht mit großen Schritten; diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem Dem hat er soviel Grazie, daß man ihm gern Alles verzeiht, auch selbst seine schmuzigen Sachen. Ich habe mit den «Fröschen» den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeit passen." Freilich gehörte für eine Fürstin ein etwas geschlechtsloser Standpunkt dazu, auch die „schmuzigen Sachen" im Aristophanes verzeihlich zu finden; im Ganzen aber lag doch in jener Zeit ein gemeinsamer Trieb nach dem Großen, Hohen und Allgemeinschönen, der wieder auf unsere Poeten zurückwirkte. Die Menschen, Männer wie Frauen, sind gegenwärtig ohne Zweifel viel zerstreuter, flüchtiger, frivoler und äußerlicher, und wenn eine auf Bildung Anspruch machende Dame heutzutage ein paar deutsche Dorfgeschichten, einige neueste englische und französische Romane und andern Kram gelesen und ein paar Journale flüchtig durchblättert hat, so glaubt sie Alles gethan zu haben, was man Namens der weiblichen Bildung von ihr verlangen kann. Wir dürfen nun freilich nicht leugnen, und wir haben dies bereits mehrfach angedeutet, daß jener hohe Bildungszustand zur Zeit der weimarischen Epoche auch sein sehr Bedenkliches hatte, indem er sich in oligarchischer Hoffart vom eigentlichen Volksbedürfniß

egoistisch isolirte und zu wenig Elemente des praktischen Lebens in sich aufnahm, sodaß, als die Personen, die ihn vertraten, dahingegangen waren, er so gut wie fast nichts übrig ließ und, weil er auf das Volk nicht befruchtend zurückwirkte, der alsbald wieder umsichgreifenden Barbarei und Geschmacklosigkeit keine Schranke setzen konnte, ja daß selbst Diejenigen, welche berufen waren, die geistige Bildung fortzupflanzen, diesem Zuge nachgaben oder den Muth verloren, sich mit gemeinsamen Kräften gegen diese Verwilderung zu stemmen. Es würde jedoch zu weit führen, wenn wir dieses Capitel bis zu der Darlegung der jetzigen Roheiten des Materialismus und der politischen Parteitendenzen, in denen die Humanitätsrichtung des vorigen Jahrhunderts fast vollständig zugrunde ging, weiter ausspinnen wollten.

Was nun die Schloenbach'schen Charakteristiken betrifft, so müssen wir von unserm Standpunkt allerdings tadelnd bemerken, daß er die von ihm geschilderten Frauen zu vereinzelt und nicht genug im Zusammenhange mit der allgemeinen literarischen, politischen und socialen Bewegung ihrer Zeit betrachtet, daß er mit einem Worte zu wenig combinatorisch verfährt. Indeß wollte er auch kein Buch für Literaten und Literaturforscher, sondern für das große, allgemeiner gebildete Publicum schreiben, und so mag zu diesem Zwecke seine Weise gerade die rechte sein. Seine Charakterbilder sind nur Skizzen, aber in anmuthigen Farben und Umrissen hingeworfen; sie sind mit Wärme, Frische und instinctiver Anschauung, zuweilen vielleicht mit zu großem Enthusiasmus ausgeführt, aber gerade dadurch wol geeignet, Vergnügen zu gewähren, und dürften namentlich weiblichen Lesern als eine angenehme und vielfach anregende Lectüre zu empfehlen sein. Auf Einzelheiten der Schrift können wir, da sie nicht eigentlich als Quelle für literarhistorische Studien zu betrachten ist, hier nicht weiter eingehen; nur in Bezug auf das Capitel über Bettina von Arnim fühlen wir uns veranlaßt, einige Bemerkungen zu machen. Wir selbst hatten jüngst in Nr. 25 d. Bl., und zwar nach der „Modenzeitung", die Entdeckung des Engländers Lewes mitgetheilt, daß die bekannten 17 Liebessonette Goethe's nicht der Bettina, wie diese vorgab, sondern der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, galten, wobei wir bemerken, daß diese Dame, unsers Wissens die Tochter eines als Kanzelredner beliebten, längst verstorbenen Superintendenten in Züllichau, jetzt sich wieder in dieser Stadt befindet und, wie man uns mittheilte, im Besitze des Goethe'schen Manuscripts dieser Sonette ist. Wir geben auf solche persönliche Enthüllungen nicht gerade übermäßig viel, da eine Dichtung, wenn sie überhaupt keinen poetischen Werth hätte, ihn dadurch nicht erhält, wenn man ihre persönlichen Bezüge nachweist; in diesem Falle jedoch heißen wir die von dem Engländer gemachte Entdeckung willkommen, da dadurch jeder fingirte Anspruch Bettina's auf diese Sonette beseitigt und eine zweifelhafte Stelle dieser Sonette durch die nun enthüllte directe Anspielung auf den Namen Herzlieb ihre Erklärung gefunden hat. Wir bemerkten in jener Notiz ganz kurz, daß es Bettina bisher unterlassen habe, dieser Enthüllung des Engländers gegenüber jene 17 Sonette als eine ihr gehörende Liebesgabe Goethe's zu reclamiren. Die „Hamburger Jahreszeiten", die noch erst jüngst einen recht beachtenswerthen Aufsatz über den allzu mächtigen und dadurch vielfach verderblichen Einfluß der Frauen auf die Literatur gebracht hatten, fühlten sich gemüßigt, in dieser einfachen Bemerkung eine „Art Schadenfreude" zu erkennen, ohne zu merken, daß es doch auch gewissermaßen in das Capitel collegialischer Schadenfreude gehört, überall gleich Schadenfreude zu wittern. Es handelte sich dabei aber nur um die Feststellung eines Factums. Beide Geschwister Brentano theilten den Geschmack für Mystificationen; Clemens ließ sie jedoch nur in Privatcirkeln aus, Bettina mystificirte das Publicum. Lange Zeit — dies ist Thatsache — nur zu lange glaubte das deutsche Publicum an diese poetische Gaukelei, ja selbst das Ausland; denn sonst würde „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" nicht soviel Aufsehen auch außerhalb Deutschlands erregt haben. Bettina, die Erfinderin der „Schwebereligion", ließ das europäische Publicum in der Schwebe und bei seinem Wahn. Zwar mögen inzwischen Düntzer u. A. durch ihre Forschungen in eigentlich literarischen Kreisen die Ueberzeugung festgestellt haben, daß der ganze Briefwechsel nur ein „liebliches und reizendes Gedicht" sei; aber wenn es sich wirklich so verhält, so genügte dies allein nicht, es bedurfte einer Erklärung der Bettina selbst, wenn sie sich nicht dem Verdacht aussetzen wollte, das Publicum absichtlich haben täuschen zu wollen. Noch selbst Schloenbach hält die ganze Mystification für Wahrheit. Er sagt ganz ernsthaft: „Wenn Bettina auch nie etwas Anderes gethan und gewirkt hätte, als unserm Altvater Goethe Das gewesen zu sein, was sie ihm war, schon allein dadurch hätte sie die Liebe und den Dank der deutschen Nation verdient"; er meint, daß dieser Briefwechsel zu den „merkwürdigsten und eigenthümlichsten dieser Art Literatur" gehöre, und will daher gern darüber hinwegsehen, daß auch er „Literatur" und nicht von Zartheit und Delicatesse als „süßheiliges Geheimniß" zurückgehalten worden sei; endlich zieht er einige absonderliche Stellen aus Goethe's angeblich an das „Kind" gerichteten Briefen aus, die uns sehr wenig Goethe'sches zu haben scheinen, und er berichtet mit allen Details jene phantastische Situation, wie Bettina sich von Goethe auf den Schoos nehmen läßt, um an seiner olympischen Brust einzuschlafen. Zu diesen Mystificationen dürfte zum Theil vielleicht auch gehören, was Bettina über die Liebe erzählt, von welcher Goethe's Mutter als Mädchen zu dem Kaiser Albrecht ergriffen gewesen sein soll, wie man auch bei Schloenbach nachlesen kann. Der Verfasser hat seine Schrift der „Goethe-Gemeinde" gewidmet. Es gehört in unsern Tagen fast einiger literarischer Muth dazu, sich offen zur „Goethe-Gemeinde" zu bekennen.

„Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen" ist der Titel einer Novellensammlung von Kathinka Zitz. Der populäre Name Schiller's dient der Sammlung natürlich nur als Aushängeschild; denn die Erzählung „Schiller's Laura", die allein in den Kreis unserer Betrachtung gehört, umfaßt kaum den fünften Theil des ganzen Buchs. Das bekannte Verhältniß Schiller's zu Margaretha, der Tochter des reichen Buchhändlers Schwan, die er in seinen glühenden Liedern als „Laura" feierte, bildet den Stoff der Novelle, die mit offenbarem, stellenweise fast einen keck männlichen Ausdruck tragenden realistischen Talent geschrieben ist. Auch die bei Frauen so äußerst selten anzutreffende Gabe humoristischer Auffassung ist der Verfasserin nicht versagt, wie namentlich die Charakteristik des launigen Streicher beweist. Dabei fehlt es aber der Verfasserin an Geschmack; sie liebt in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, und diese sind oft sehr sonderbar, z. B.: „es herrschte eine Kälte, daß Streicher Eiszapfen schwitzte"; „er (Schiller) war traurig wie ein langer Wintertag, düster wie eine Ballade von Stolberg"; „plötzlich nahmen seine Augen (Stengel's, eines Libertins) eine solche Ausdehnung an wie Fischaugen, und die zarten Katzenpfötchen, die eben zu Tigerklauen hatten werden wollen, wurden klugerweise wieder eingezogen"; „er ward augenblicklich ruhig und sehr höflich und von da an unverwundbar wie eine Schildkröte; er ging rücklings und die schwerste Drohung hätte ihm über den Rücken gehen können, ohne ihm eine Schuppe zu verletzen"; und so an vielen andern Stellen. Eine gute Bemerkung ist folgende: „Es ist leider zur Schande der Menschheit ein vielbewährter Erfahrungssatz, daß wir die Freunde, die wir im fröhlichen Lenz hatten, verlieren, wenn der traurige Winter kommt, und wenn man gar nur Thränen zu geben hat, so muß man sie meistens allein weinen." Aber selbst auf die Gefahr hin, von der Verfasserin unter die „Wölfe der Kritik" gerechnet zu werden, welche den Talenten, diesen weißwolligen unschuldigen Lämmern, das süße Blut aussaugen, um ihr schwarzes Herz damit zu sättigen, müssen wir doch in einem Hauptpunkt mit der Verfasserin rechten. Sie deckt ein Verhältniß Margarethens mit dem Wüstling Stengel, welches großes Herzeleid über den alten Schwan und über sie selbst brachte (oder gebracht haben soll), in allen Details aufs rücksichtsloseste auf. Entweder hat ein solches Verhältniß bestanden, dann ist das Preisgeben desselben durch Kathinka Zitz eine durchaus unstatthafte Indiscretion, oder sie hat es zu ihrem novellistischen Zwecke, vielleicht mit Benutzung eines bloßen Gerüchts, fingirt und ausgemalt, dann ist es eine abscheuliche Verleumdung — schlimmer in beiden Fällen, als wenn einmal ein „Wolf der Kritik" das wollene Fell eines Talents ein wenig zerzaust. Im Gegentheil, hier wird das Talent zum Wolf, das, heißhungerig nach Stoff, in den Hausfrieden tückisch einbricht. Daß unsern Novellen- und Romanschreibern nichts heilig ist, daß für sie keinerlei Pietät besteht, daß es ihnen nicht darauf ankommt, den Namen einer geachteten Familie, verhüllt oder unverhüllt, an den Pranger zu schlagen, wenn die ans Licht der Oeffentlichkeit gezogene Sache nur pikant ist, das haben wir leider nur zu oft wahrgenommen, und wir halten diese Indiscretion und Respectlosigkeit für den häßlichsten Zug, für den garstigsten Trieb, der in neuern Zeiten die literarische Moral unterwühlt. Wir bekennen uns offen zu dieser pedantischen Ansicht und glauben keinen Grund zu haben, uns ihrer zu schämen. Ebenso wenig können wir es billigen, daß die Lebensläufe unserer öffentlichen Personen und Dichter immer mehr der bloßen literarischen Industrie verfallen, in jüngster Zeit aber vor allen das Leben Schiller's, das in jeder immer nur denkbaren literarischen Form ausgebeutet und breitgeschlagen wird.

Hermann Marggraff.

Zur Literatur der Freimaurerei.

Bausteine zum Tempel des Menschenthums. Die Johannismaurerei in Logenreden dargestellt von Friedrich Auwald. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Freimaurerei scheint heutzutage in eine neue Epoche ihrer Existenz treten zu wollen. Mehr und mehr treten Anhänger derselben aus dem geheimnißvollen Dunkel ihrer Logen heraus in die Oeffentlichkeit und sprechen sich aus vor allem Volke über die eigentliche Idee und den Begriff der Freimaurerei, sowie über den Zweck, welchen der Freimaurerbund verfolgt, und über die Mittel, welche er dazu gebraucht. Es geschieht dies mit mehr oder weniger Wärme für ihre Sache, öfters wol auch mit tadelnder Berührung Desjenigen, was der Eine oder der Andere in den Formen des Bundes als nicht mehr zeitgemäß findet, oder was er an der speciellen Tendenz anderer Maurersysteme als des seinigen nicht billigen kann. Aber eigenthümlich bleibt es immer, daß, während früher nur abtrünnige Mitglieder des Bundes öffentlich über denselben zu sprechen wagten und dabei dem Vorwurfe des Eid- oder doch Wortbruchs nicht entgingen, jetzt im Gegentheile die Stimmen aus den Logen selbst heraus in die Außenwelt erschallen und daß darüber allem Anscheine nach keine Misbilligung von Seiten des Bundes ausgesprochen wird.

Wir können der Freimaurerei zu dieser Aenderung ihres Princips nur Glück wünschen. Bei den vielfachen Angriffen, welche sie namentlich in neuerer Zeit nicht allein von obscuren Scribenten, sondern selbst von namhaften Männern erfahren hat, kann und wird es ihr nur nützlich und förderlich sein, wenn ihr Wesen nicht länger als Geheimniß bewahrt und dadurch die Beschuldigung bestärkt wird, als habe man es in den Logen mit politischen Umsturzplanen, Atheismus und sonstigen argen heimlichen Sünden zu thun. Auch scheint die Verheimlichung des Zwecks, den der Freimaurerbund hat, in der That durch nichts geboten; soviel wir davon in neuerer Zeit erfahren haben, ist er ein so einfach edler, auf Selbstvervollkommnung und Menschheitswohl gerichteter, daß er wol von keinem Unbefangenen gemisbilligt werden wird.

In der That glauben wir, und meinen es auch bei vielfachen Gelegenheiten wahrzunehmen, daß die Freimaurerei die öffentliche Meinung unter den gebildeten Ständen meist entschieden für sich hat und daß selbst Diejenigen, welche der Verbrüderung nicht angehören, es billigen, wenn zur Uebung und Ausbreitung der von jedem rechtlichen Manne getheilten, von jedem richtigen Moralsysteme gelehrten und von allen bessern Religionen bestätigten Grundsätze ein großer Bund seine Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet und unter allen Nationalitäten, Glaubensgenossenschaften, Ständen und Kasten eine menschliche Einheit herbeizuführen, die Würde aller gleichge-

schaffenen und einer gleichen göttlichen Bestimmung entgegengehenden sterblichen Geschöpfe unsterblichen Geistes zu wahren und unter ihnen die allgemeine Bruderliebe als höchstes Gesetz zur Geltung zu bringen sich bestrebt. Und diese vorwiegende Stimmung der öffentlichen Meinung scheint nicht ohne Erfolg für den Bund zu sein, da nach öffentlichen Nachrichten fortwährend, namentlich auch in Deutschland, neue Maurerlogen gegründet werden und Personen der höchsten Stände in dieselben eintreten. Warum dennoch — mit diesen Erscheinungen in grellem Contraste — in den katholischen deutschen Staaten die Freimaurerei entweder verboten ist, oder doch möglichst beschränkt wird, das hängt mit dem Grunde mehrer anderer Tageserscheinungen zusammen, über welche zu sprechen hier nicht der geeignete Ort sein würde.

In der uns vorliegenden Schrift veröffentlicht ein Logenbeamter 34 von ihm in seiner Loge gehaltene Vorträge und gibt ihnen den auf dem Titel erwähnten Collectivnamen „Bausteine zum Tempel des Menschenthums“. Wir haben den größten Theil derselben mit großem Vergnügen gelesen und daraus von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß die heutige Freimaurerei, geläutert von den Schlacken früherer Zeiteinflüsse, die vollste Berechtigung zu einer ehrenvollen selbständigen Existenz in Anspruch nehmen darf, daß sie weder überflüssig noch bedeutungslos, am wenigsten aber nach irgendeiner Richtung hin von schädlichem Einflusse ist. Sehr klar und umfassend spricht sich der Verfasser namentlich in zwei Vorträgen über das Verhältniß der Maurerei zum christlichen Glauben und in zwei andern über die Selbständigkeit derselben in ihrem Verhältnisse zu den Institutionen des Christenthums aus, sowie auch zwei fernere Vorträge das Verhältniß der Maurerei zum christlichen Sittenleben und zum christlichen Staatsleben beleuchten. Ein und derselbe lebendige Geist waltet, wie der Verfasser behauptet, gegenseitig im Christenthume wie in der Maurerei, und die Wahrheit beider ist, wie alle Wahrheit, nur eine. Sollte einst das Licht der Welt jedes Dunkel auf Erden durchbrechen und besiegen und das Himmelreich seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung die Erde sich unterthan gemacht haben, dann wäre die Freimaurerei als besonderes Institut überflüssig. Bis dahin aber reicht sie der Kirche die Hand und behauptet einen eigenthümlichen Stand theils durch strenge Beschränkung ihrer Wirksamkeit auf die Verwirklichung der ihr zugrunde liegenden Idee, theils durch die Form, unter welcher sie als Institut ihre Jünger an die Arbeit ruft. Als ihre Grundidee wird aufgestellt sittlich-freie Vollendung aus reiner Liebe zur Menschheit. Von der Form der Freimaurerei erfahren wir, daß sie einfach, übereinstimmend und frei von allem Fremdartigen und Erkünstelten ist, solange die Thätigkeit der Logenversammlungen nicht auf fremde und untergeordnete Dinge gerichtet wird. Zugegeben wird, daß die Freimaurerei den forschenden Wahrheitssinn nähre und dadurch dem starren Buchstabenglauben entgegentrete, der Verfälschung des wahren Glaubens vorbaue; aber es wird auch mit warmer Rede darauf hingewiesen, daß des Glaubens Same nur durch die sittliche Kraft zum Keime gelange. Maurer im Geiste und in der Wahrheit sind die besten Freunde der Kirche. Sie stehen auf der Warte der Freiheit und rufen mit der Stimme des freien Geistes Denen zu, die in dem Knechtsdienste und in der Ceremoniensklaverei des hochmüthigen Priesterthums sich zu fesseln in Gefahr sind: „Wachet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Hütet euch, selbst euch zu betrügen um die Güter des ewigen Lebens und dem frömmelnden Scheinwesen statt der erhabenen Wahrheit euch hinzugeben! Wachet, daß ihr nicht der Menschen Knechte werdet und heuchlerisches Menschenwerk höher achtet als die Gebote eures heiligen Gottes!“ u. s. w. Einem Maurersysteme angehörend, welches die Nichtchristen vom Maurerbunde ausschließen will, erklärt sich dennoch der Verfasser entschieden gegen diese Ansicht und läßt sich deshalb unter Anderm S. 194 mit edelm Freimuthe folgendergestalt vernehmen: „Da freie Maurer bei allem schuldigen Gehorsam gegen die Obern, denen die Leitung des Ordens anvertraut ist, ihre in der Wahrheit begründeten Ueberzeugungen nicht zurückhalten dürfen aus Furcht, Misfallen zu erregen und Anstoß zu geben, so spreche auch ich es unverholen aus, daß die Zurückweisung edler Juden, welche die Prüfung vor dem Auge des allsehenden Meisters besser als manche Christen bestehen, dem Geiste der Maurerei durchaus widerspricht und daß wir durch freundliches Entgegenkommen uns das schöne Bewußtsein verschaffen sollten, manche ihnen und ihrem Volke widerfahrene Unbill möglichst wieder gut zu machen und in ihnen tüchtige Arbeiter an unserm Baue zu gewinnen.“

Ein zuweilen etwas langathmiger Periodenbau und sonst hier und da vorkommende Verstöße gegen die bessere Stilistik wäre das Einzige, was wir an diesem Buche zu tadeln wüßten, das, mit Wärme geschrieben, gewiß nicht verfehlen wird, auch seine Leser zu erwärmen. 21.

Vom Meer bis nach den Alpen. Schilderungen von Bau, Farbe und Form unsers Continents auf einem Durchschnitte von England bis Sicilien. Oeffentliche Vorträge, gehalten in Bern im Jahre 1854 von L. Rütimeyer. Bern, Dalp. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Der Abbé Graf von Montgaillard sammelte mit Raffinement und unglaublicher Mühe die verdrießlichsten Anekdoten, und indem er dieselben etwas chronologisch und polirt zusammenstellte, nannte er diese Werke „Geschichtswerke“ und sich selbst einen gelehrten Historiker. Wie der gute Abbé so Geschichte schrieb und alle Parteien mit seinen Anekdoten quälte, so schreibt man heutzutage meistentheils Naturgeschichte, ein Lieblingsfeld des deutschen Publicums seit etwa zehn Jahren. Wir haben Gott sei Dank! soviel Schund in diesem Fache der Literatur, daß wir gar nicht erst darauf hinzuweisen brauchen; das Publicum hat einmal Geschmack an Naturgeschichte — nichts billiger, als daß förmliche Fabriken von „populären“ Naturgeschichtswerken angelegt werden, die oftmals den schändlichsten Misbrauch mit dem Lieblingsfache, der Natur, treiben. Wir motiviren diesen Ausspruch nur durch Hinweisung auf ein umfangreiches naturgeschichtliches Werk: „Der Erdball und seine Naturwunder“, auch unter dem Titel „Wunder der Urwelt“ (Berlin, Hempel), von einem gewissen Zimmermann; dies Werk hat sich binnen Jahresfrist in 36000, sage 36000 Exemplaren verkauft, obgleich es fast nur Anekdoten, Irrthümer, Lügen und Märchen enthält. Indessen ist es nicht unser Zweck, darauf weiter einzugehen; wir benutzten diesen Eingang nur, um das uns vorliegende Werk nicht in die Kategorie solcher Machwerke fallen zu lassen und ihm als einem Originalwerke von richtigen Anschauungen und wissenschaftlicher Bedeutung unsere Anerkennung zu zollen. Man muß dergleichen gute Werke besonders hervorheben, da es jetzt zur Manie geworden ist, nur „populär“-fabrikmäßige Naturgeschichten zu schreiben.

Der Verfasser beschäftigt sich lediglich mit dem Erdboden, einer Seite aus dem reichen Material der ganzen Naturgeschichte, die seltener als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung auftritt und mehr die Arbeit eines Jeden zu sein scheint, der mit offenen Augen Das betrachtet, was um ihn liegt. Aber Wenige pflegen sich die Mühe zu nehmen, die einzelnen Elemente zu isoliren, sondern die Meisten begnügen sich mit dem Gesammteindruck. Diese Elemente darzustellen, aus denen die Oberfläche des Landes besteht, das ist der Zweck dieses Buchs, einer Art Reisebeschreibung von England an bis nach Italien, doch prüfend und mit Vorliebe dieser Prüfung sich hingebend.

Das Buch ist wie gesagt von Anekdotenspickerei ganz

frei und dabei sehr interessant zu lesen, an spannenden Schilderungen reich und noch reicher an wissenschaftlichem Geist. Ein großer Fehler desselben ist nur die Verworrenheit des Materials, und man sieht, daß der Verfasser oftmals Hülfsmittel benutzte, um einigermaßen wieder in den Gang seiner Vorträge hineinzukommen. So oft wir auch deshalb auf schöne, poetisch gedachte Schilderungen stoßen, wie z. B. von der zerstörenden Kraft des Meeres: „Diese stille, rastlose Gewalt, mit der, ein schlauer und geduldiger Feind, es die kleinsten Vortheile zu benutzen weiß, sich langsam Breschen schlägt, erst klein und unscheinbar, nur wie zum Scherz" ... und „wie unbemerkte dünne Wassersäulen, die sich immer mehren, weit vom Ufer, unterirdisch, durch enge Röhren aufdringen und aufblitzen, erst nur für Augenblicke, dann mitten schon im feindlichen Gebiete, die Küste umstellen, als Feind schon im Rücken stehen, und noch kurze Zeit, so stürzen dröhnend hohe Felsen, bedeckt mit altersgrauen Bäumen, hinab ins Grab der Wellen, die hohnlachend darüber schlagen, um den Angriff ämsig zu erneuern" — so oft wir auch dergleichen Darstellungen finden, so sehr reißt uns manche gehackte Schilderung wieder unselig daraus hinweg. Man höre z. B. folgende Einleitung: „Sowie wir eine alte Münze, deren Ränder, deren Züge im Lauf der Zeit verblichen, sich abgerundet, abgestumpft, umprägen, umschmelzen, wobei aus tausend solcher Münzen das Metall vermischt wird, gemengt zu einer Masse, aus der die neue Münze, scharf mit Kanten, scharfen Zügen, hervorgeht, so bildet die Natur aus Continenten, deren Hügel, deren Thäler im Verlauf von Zeiten, die selbst die Geschichte nicht zu messen im Stande, sich abgerundet, sich abgenutzt, die neuen Länder, neuen Hügel, neuen Thäler, mit scharfem Bild, mit schroffen Zügen" u. s. w. Das ist doch wol ein Ragout, aus dem es schwer wird sich herauszuschmecken. Aber zum Glück ist dem Verfasser dies nur bei den Anfängen der Abschnitte zugestoßen, die bekanntlich immer sehr schwer sind, besonders wenn man nicht recht weiß, was man sagen will. Ist der Verfasser erst warm geworden, so ist seine Darstellung fließend, schön und spannend.

Das Wasser betrachtet er als das Urelement, welches das Land überhaupt zerstört hat, wie z. B. England und die obern Theile des europäischen Continents, und untersucht nun auf sehr anschauliche Weise die Kette der Gesteine, die Frankreich und England gemeinsam haben. Ebenso interessant ist die Verbreitung der Menschen von ihm geschildert; denn die Naturwissenschaft geht in dieser Beziehung weiter als die Geschichte, deren Tritt dahinaus schwankend wird, deren sonst so helles Licht dabei zu flackern beginnt und allmälig erlischt, je mehr sie sich der Quelle ihres eigenen Ursprungs nähert. Die Vertheilung von Land und Meer war sicherlich früher schon dieselbe wie heutigen Tages; auf welche Weise nun die Menschen die Erde bevölkerten, darüber hat man sich schon genug gestritten und eine sichere Kunde von frühern Völkern erwartete man allein von den Schädeln, die sich in ihren Gräbern finden; aber die Vergleichung dieser Schädel mit denjenigen heutiger Völker hat doch noch keine sichern Schlüsse gestattet und man weiß nicht, ob man auf bloße Racen oder auf verschiedene Arten daraus schließen soll.

Was uns der Verfasser schildert und was er beobachtet, das ist eben nichts Neues und kein besonderes Forschen nach bisher Ungekanntem; doch es soll dies auch wol nicht sein, sondern eben nur eine populäre und anziehende Reproduction des bereits von der Wissenschaft Untersuchten. Aber der Verfasser beschreibt dabei, was er selbst gesehen und erforscht hat, und das ist sehr wichtig; wir finden deshalb auch überall eine lobenswerthe Beobachtung der Erdschichten, der Pflanzenwelt und des Gewässers, dieser drei Factoren, welche addirt die Welt bilden, und sind mit großem Interesse den geistreichen Reflexionen gefolgt, die oftmals mit philosophischem Sinn sich geltend machen. „Die heutige Form der Oberfläche des Festlandes", sagt der Verfasser, „die Formen der Gebirge sind nur zurückgelassen worden, damals als die bewegenden Kräfte sich gleichsam zurückzogen, um an andern Stellen zu wirken. Was folgt hieraus? Daß wir nur als Gäste einer Epoche der Ruhe hier wohnen." Man sieht, der Verfasser ist weniger forschend als genau prüfend.

Bei der Wanderung durch Italien veranschaulicht er uns zugleich die Gegenden jener reichen Natur daselbst und verschmilzt seine naturwissenschaftlichen Prüfungen dabei mit besondern geographischen Notizen, namentlich in dem Abschnitt, in welchem er von den Farben spricht, welche besonders durch die verschiedenen Pflanzen der Erde gegeben werden. So führt uns denn der Verfasser angenehm und belehrend zugleich von den weißen Dünen der Nordsee und den grünen Hügeln in dem Schatten der alten Riesenbäume Englands, bis an die Grenze der Schweiz, durch die Clusen des Jura und die [illegible] des Emmenthals; vom Golfe Genuas die Küste eines schönen Meeres entlang bis nach Neapel, bis auf die blauen [illegible]felder Siciliens und den vulkanischen Boden des Aetna. Wir sehen das Leben drunten in der Tiefe des Meeres und betrachten den Bau, die Oberfläche und Farbe der Länder, ja die Geschichte derselben durch die Zeiten, wo fremde Pflanzen und seltsame Thiergestalten allmälig Bahn für den spätern Menschen gebrochen haben. Um deswillen halten wir das Buch für ein sehr verdienstliches unter dem Haufen falsch [illegible] und mit Anekdoten gespickter Naturgeschichtswerke, die dem Publicum oft so gewissenlos vorgelegt werden.

70

Von unserm Büchertisch.

Von Gustav Schwetschke, dem humorliebenden und humoristischen Verfasser der „Novae epistolae", erschien in einem Format, daß man das Büchlein ziemlich bequem in einer Westentasche beherbergen könnte, in deutscher rhythmischer Uebertragung: „Paul Scarron's Typhon, oder der Gigantenkrieg" (Halle, Schwetschke, 1856). Man darf dem Uebersetzer für seine Arbeit dankbar sein, da der scurrile Scarron in Deutschland viel mehr seinem Namen nach als in seinen Werken bekannt ist. Scarron zeichnete sich vor den meisten andern Humoristen dadurch aus, daß er in seinem Leben, obschon ihn die Gicht zu einem elenden Krüppel gemacht hatte, ebenso heiter war wie in seinen Schriften (bekannt ist, daß er sich „[illegible] von Gottes Gnaden, Kranker der Königin" nannte, welchen Titel sich beizulegen er sich von der damaligen Königin von Frankreich als Gnade ausgebeten hatte) und daß er zu den gewiß sehr wenigen Menschen gehörte, die lachend gestorben sind. Von einem so lustigen Manne wird man auch gern etwas lesen wollen. Man nehme daher den „Typhon" zur Hand, der von Schwetschke sehr gelungen und fließend übertragen oder wol besser nachgebildet ist und den der Uebersetzer ein „Muster der Burleske" nennt. Auch hat Schwetschke „Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. Text und Uebersetzung" (Halle, Schwetschke, 1855) erscheinen lassen. [illegible] hat diese Canzone an Clemens wahrscheinlich kurz nach dessen Thronbesteigung im Jahre 1523 gerichtet. Sie enthält in schönen Versen den Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, um Griechenland wieder freizumachen.

Zur Zeit der Reformation lebte zu Siena als Universitätslehrer der classischen Literatur Antonius Palearius, der in einer Schrift die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß der Mensch aus Gnaden gerecht werde, durch den Glauben an Jesum Christum. Er selbst wurde dafür zum Tode an den Galgen verurtheilt und die Schrift, wo man sie auftreiben konnte, durch die Inquisition und die Jesuiten vernichtet, was in einem solchen Umfange gelang, daß, obschon in Venedig bis zum Jahre 1543 allein 40,000 Exemplare gedruckt und verbreitet worden waren, Leopold Ranke sich vergebens bemühte, irgend ein Exemplar in Italien und Deutschland aufzutreiben, wie er dies in seiner „Geschichte der Päpste" erzählt. Erst in jüngster

Zeit ist ein aus den Flammen gerettetes Exemplar in England aufgefunden worden, und Erich Stiller, Pfarrer in Harburg, veranstaltete davon nach dem italienischen Text eine Uebersetzung unter dem Titel: „Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi. Von Antonius Palearius" (Hamburg, Kittler, 1856). Der Uebersetzer benutzte dabei übrigens auch die englische Uebersetzung von 1548, die französische von 1554 und eine 1855 in Leipzig erschienene deutsche, der er jedoch, wie er versichert, nicht in allen Punkten beistimmen konnte. Die Schrift ist auch deshalb von großem Interesse, weil ihre große und schnelle Verbreitung den deutlichen Beweis liefert, wie empfänglich die Völker Italiens zu der Zeit für das Evangelium waren.

Von der im mainzer Verein für Kunst und Literatur herrschenden geistigen Rührigkeit zeugen unter Anderm folgende Schriften: „Hamlet, zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz von Louis Noiré" (Mainz, Zabern, 1856) und „Die Fürbitte der Thetis. Eine Vorlesung, gehalten im mainzer Kunst- und Literaturverein am 25. Januar 1856 von F. H. von Kittlitz. Mit einem Vorworte von K. Klein" (Mainz, Zabern, 1856). Dem Verfasser der erstern kam es darauf an, wie er selbst sagt, „dem unbefangenen Leser, der sich durch dieses Proteusdrama hindurcharbeiten wollte, den leitenden Faden in die Hand zu geben und die hervorragenden Punkte überall kurz und scharf zu bezeichnen". Er bediente sich dabei Goethe's meisterhafter Entwickelung als Grundlage, benutzte aber auch, was er bei Gervinus und Eckardt fand. Während uns der hier behandelte Gegenstand ganz vortrefflich zu einem Vortrage vor einem allgemeiner gebildeten Publicum geeignet scheint, möchten wir doch die Geduld fast bewundern, womit die Mitglieder des mainzer Literatur- und Kunstvereins den zweiten Vortrag angehört haben, da in ihm ein ziemlich trockener, fast rein philologischer Gegenstand behandelt, nämlich nachzuweisen gesucht wird, daß die bekannte Erzählung von der Thetis und ihrer Fürsprache beim Zeus im ersten Gesange der „Ilias" nicht als ein Beweismittel gegen die Einheit des Dichters sowol als des Gedichts zu betrachten sei.

Einer längern Unterlassungssünde haben wir uns schuldig gemacht gegen die Schrift: „Des Silentiarius Paulus Beschreibung der H. Sophia und des Ambon. Metrische Uebersetzung mit Anmerkungen von C. W. Kortüm" (Berlin, Ernst und Korn [Gropius], 1854). Diese alte, in mehr als einer Hinsicht interessante Beschreibung der Sophienkirche ist früher von Ducange in lateinische Prosa übertragen, eine Uebersetzung des Ambon aber bisher noch nicht im Druck erschienen. Bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten des in diesem Gedicht behandelten Gegenstandes bedurfte es gewiß großer Mühe und Feile, um die Uebersetzung in so lesbare und fließende Hexameter zu fassen. Interessant sind namentlich auch die Anmerkungen, in welchen auch mehre wichtige Textverbesserungen des Philologen Meineke mit dessen Erlaubniß ihren Platz gefunden haben. Das Gedicht ist ein Gelegenheitsgedicht, eine Akroase (Vorlesung) von der Gattung, wie sie die Römer seit dem letzten Jahrhundert der Republik als Unterhaltung in höhern Kreisen liebten, sein Zweck die Verherrlichung der Sophia und ihres Erbauers und Wiederherstellers. Der Verfasser, Paulus, Enkel des Florus, von dem auch die griechische Anthologie 82 Epigramme meist erotischen Inhalts bewahrt, führte den Beinamen Silentiarius von seinem Amte. Die Silentiare (von silentium, ἡσυχία) waren nämlich kaiserliche Beamte, welche dafür zu sorgen hatten, daß in Gegenwart des Herrschers ehrfurchtsvolles Schweigen beobachtet werde, doch hatten sie auch noch andere Functionen. Ihre Anzahl betrug ursprünglich nicht weniger als 30. Ueberhaupt darf man das Hofceremoniel auch unserer Tage, wenn es auch vielfach andere Formen und Namen angenommen hat, im Wesentlichen auf die Einrichtungen des oströmischen Kaiserhofs zurückführen. Silentiarii gibt es auch jetzt noch an den Fürstenhöfen, wenn sie auch andere Namen führen.

Eine ähnliche Unterlassungssünde haben wir gegen die Sammlung „Blüten vom Lebensbaum. Vier Gaben von Gustav Raschig" gut zu machen, doch entledigen wir uns dieser Sünde nur durch eine kurze Anzeige, indem wir namentlich die nähern Freunde des Verfassers auf diese gutgemeinten Gedichte aufmerksam machen wollen. Der Verfasser theilt seine Sammlung, welche er der „Musenstadt Leipzig" als deren dankbarer Zögling gewidmet hat, in „Aphorismen" (in Prosa), „Gedichte" und „Reisebilder", letztere aus Distichen bestehend, zu denen er den Stoff auf seinen Reisen in Baiern, Oestreich, Tirol und Norditalien gesammelt hat. Beigegeben ist dem Buche eine Anleitung zur Declamation; auch ist es mit dem Porträt des Verfassers geschmückt, welchem zur Unterschrift die Sentenz dient:

Ein jedes Misgeschick kannst du in Heil verwandeln,
Wenn du als Wink es nimmst zu einem weisen Handeln.

Eine andere poetische Sammlung, zu der sich eine Anzahl uns bisher unbekannter und, aus Höflichkeit fügen wir hinzu, ohne Zweifel hoffnungsvoller östreichischer Poeten und Novellisten vereinigt haben, trägt den Titel: „Aus dem Leben und Dichten in Oestreich. Herausgegeben von Benedict Schellinger" (Wien, Lechner, 1856). Die Poeten, die hierzu außer dem Herausgeber beigesteuert haben, nennen sich Theodor Ludwig Danis, J. P. Wiedermann, Ferdinand Wellen und Ludwig Deutschinger. Der Herausgeber Schellinger wirft z. B. einen lyrischen Adlerblick auf das Schlachtfeld von Leipzig und schließt:

Zu Leipzig von der Sternenwart,
Hoch überm Feld der Ehre,
Dort kann wie Part so Gegenpart
Sich schöpfen manche Lehre.

Ueber die Richtigkeit dieser Bemerkung kann wol auch außerhalb Oestreichs kein Zweifel sein.

Eine recht nützliche und dabei angenehme Lectüre, namentlich für jüngere Leute, sind die „Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. A. Gatty" (Leipzig, Arnold, 1856) und für Leute aus dem Volke die „Zwölf Hexen- und Gespenstergeschichten für große und kleine Leute" (Ulm, Ebner). Der ungenannte Verfasser klagt in der Vorrede über die in den untern Ständen noch immer herrschende, fast unbegreifliche Masse von Aberglauben, Unwissenheit und Roheit, über die fast wahnwitzige Proceß- und Rauflust, über die Leichtgläubigkeit so Vieler, die dann von listigen Betrügern um das Ihrige, oft auch an den Bettelstab gebracht würden. Zur Belehrung und Warnung hat er nun diese Erzählungen zusammengestellt, die nach des Verfassers Versicherung größtentheils aus dem Leben gegriffen sind. Einen ganz eigenthümlichen Zierath des Büchleins bilden die sehr zahlreichen und drolligen, in den Text eingedruckten Schattenbilder.

Wir schließen unsere heutige Bücherschau mit der Anzeige folgenden interessanten Beitrags zur deutschen Gelehrtengeschichte: „Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode vom Jahre 1074—1855, verfaßt von Christian Friedrich Keßlin, herausgegeben auf Kosten des wissenschaftlichen Vereins zu Wernigerode" (Magdeburg, Gebrüder Baensch, 1856). Das Register enthält etwa gegen viertehalbhundert Namen. Der sehr fleißige Sammler ist Oberlehrer am Lyceum zu Wernigerode, dessen funfzigjähriges Amtsjubiläum am 5. Februar 1856 im wissenschaftlichen Verein zu Wernigerode feierlich begangen worden ist. Freunde des Schriftstellers H. Pröhle werden über dessen Leben und literarische Arbeiten von S. 252—258 dieses Werks ausführlichere Mittheilungen finden.

H. M.

Notizen.

Theodor Amadeus Hoffmann in Frankreich.

Champfleury, der neueste Uebersetzer Callot-Hoffmann's, hat als einen Ergänzungsband „Contes posthumes d'Hoffmann" erscheinen lassen. Diese nach Hoffmann's Tode veröffentlichten Erzählungen und Skizzen gehören meist nicht zu seinen bedeutendsten, und Felix Mornard, der sich selbst zu den in Frankreich sehr zahlreichen Verehrern Hoffmann's rechnet, spricht sich in der „Illustration" gerade nicht zum besten über sie aus, selbst nicht über „Des Vetters Eckfenster". Nur eine Erzählung nimmt Mornard aus, die „Méprises", wie der Titel bei Champfleury lautet. Auch diese Erzählung sei eigentlich nur ein bloßer Entwurf, erinnere aber durch den scharf gewürzten, selbst bittern, aber niemals gemeinen Scherz („dont Heine semble s'être inspiré") an den Hoffmann der bessern Tage. Champfleury hat auch eine Probe von Hoffmann's musikalischem Talent, ein Duo, „pièce mélodieuse et point du tout bizarre, bien que germanique de style, et montrant par les imprévus de l'harmonie le compositeur plein de science", und einen „Essay sur les oeuvres d'Hoffmann" beigegeben, worin er über diesen „Salvator Rosa germanique" unter Anderm sagt: „Infolge der Lebendigkeit seiner Zeichnung wußte Hoffmann eine Person durch eine Phrase, bisweilen durch ein Wort wie mit einem Bleifederstrich zur Anschauung zu bringen. Statt jener unendlichen Beschreibungen der Physiognomien, Kleider u. s. w., welche Stendal so gerechterweise in Wuth zu setzen pflegten, sieht man in den grotesken Persönlichkeiten der «Contes phantastiques» Eigenschaften circuliren, die man niemals vergißt." In der That haben auch wir es niemals recht begreiflich finden können, wie es sogar männliche Leser geben mag, welche diese oft bis zum Einschlafen detaillirten und für Schneiderinnen, Toilettenkünstlerinnen, Coiffeurs, Modedamen u. s. w. gewiß sehr anziehenden Costümbeschreibungen in den modernen Romanen interessant und lesbar finden. Die ohne Zweifel sehr merkwürdige Phantasiekritik Hoffmann's über „Don Juan" nennt Mornard bei dieser Gelegenheit wol etwas zu enthusiastisch „le plus beau morceau de critique en action qui soit sorti tout armé du cerveau d'un esthéticien allemand". **H. M.**

Zur östreichischen Journalistik.

Oestreich besaß bisjetzt, mit Ausnahme des „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd", seit dem Eingehen des Nordmann'schen „Salon" fast kein einziges belletristisches Journal von Bedeutung. In neuester Zeit erst fängt man an, solche gemeinnützige Blätter ins Leben zu rufen. Prag geht darin mit gutem Beispiele voran. Die alte Königsstadt nimmt überhaupt in literarischer Beziehung den ersten Rang unter den östreichischen Provinzstädten ein, wir brauchen nur an das in ganz Deutschland verbreitete Kober'sche „Album", die beste Romanbibliothek Oestreichs, an eine Reihe ästhetischer Publicationen, wie Springer's „Kunsthistorische Briefe", Zimmermann's „Aesthetische Vorlesungen über das Tragische", Ambros' „Die Grenzen der Natur und Poesie", sowie Bayer's „Aesthetik für weitere Kreise" zu erinnern. Nun hat die Bellmann'sche Verlagshandlung auch eine belletristische Monatsschrift in großem Stil neu begründet, eine Zeitschrift, die zwar schon seit 30 Jahren besteht, von der aber bisjetzt nirgends Notiz genommen werden konnte, weil sie durch eine nachlässige Redaction nicht über die Gewöhnlichkeit und Flachheit der specifisch wiener „schönen Literatur" sich erhob. Die neue Verlagshandlung hat nun das Blatt mit einem reichen Fonds ausgestattet, die Redaction dem als Herausgeber von Zurende's „Pilger" vortheilhaft bekannten Nationalökonomen J. Oheral, Verfasser der „Bucolischen Briefe", übertragen und sich die Aufgabe gestellt, neben einem reichen belletristischen Material, für welches die besten Kräfte Deutschlands gewonnen seien, auch für gediegene populär-naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche Arbeiten zu sorgen. Daß es dieser Zeitschrift nicht an Verbreitung fehlen wird, beweist schon die gegenwärtige, enorm große Anzahl der Pränumeranten, die sich auf 6000 beläuft. Doch wäre zu wünschen, daß sie sich auch außerhalb Oestreichs Eingang verschaffen möchte, was übrigens bei dem sehr billigen Preise hoffentlich nicht ausbleiben wird. Zugleich hat die Verlagshandlung einen Preis von 40 Dukaten in Gold für die beste, bis zum 1. September d. J. einlaufende Volkserzählung ausgeschrieben. Das Richteramt haben die Herren Karl Egon Ebert, Joseph Bayer und Dr. A. W. Ambros übernommen.

59.

Archäologisches.

An einer wildromantischen Stelle der Insel Capri findet sich eine schauerliche Höhle, welche das Volk Matrimonio nennt, als hätte hier Tiber, der Dämon der Insel, seine Hochzeiten vollzogen. Der Name ist offenbar aus magnae matris antrum corrumpirt, die Höhle war ein Heiligthum des Mithras. Hier wurde eine räthselhafte griechische Inschrift gefunden, die in der Uebersetzung, welche Gregorovius in seinen „Figuren" aus Italien (1856) davon mittheilt, also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft auf mich der Geschenke so manche der Cäsar,
Aber er hat nun mir und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach, und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchteten Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf ich noch an, mein Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weinet nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so geheimnißvollen Worten die Grabschrift dieses Knaben? Des armen Hypatos Loos ist dunkel, aber Gregorovius glaubt es zu wissen. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Liebling aus Furcht, Eifersucht oder wilder Lust der Sonne, dem Mithras, in dieser Höhle. So opferte Hadrian, der weise und aufgeklärte Fürst, den schönen Antinous dem Nilgotte. Man sieht, Menschenopfer waren, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch im Gebrauch und am meisten brachte man sie dem Mithras dar. In der Nähe dieser Höhle ist auch der Ort, den das Volk il salto di Tiberio nennt, der Ort, von dem Sueton sagt: „In Capri wird der Platz seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurtheilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ, und wo unten ein Schwarm von Matrosen sie auffing, um die Körper mit Stangen und Rudern zu zerschlagen." Es ist ein wildes Vergnügen, von diesem Ort Steine von Sturz zu Sturz herabschnellen zu lassen.

2.

Bibliographie.

Ansichten über die taktische Ausbildung des Soldaten, namentlich des Infanteristen, sowie über Manöver im Allgemeinen. Von einem höhern norddeutschen Officier. Berlin, Mittler. Gr. 8. 8 Ngr.

Aus der Thierwelt. Eine Humoreske. Düsseldorf, Kaulen. 32. 10 Ngr.

Franz von Baader als Begründer der Philosophie der Zukunft. Sammlung der vom Jahre 1851 bis 1856 erschienenen Recensionen und literarischen Notizen über Franz von Baader's sämmtliche Werke. Als urkundliche Belege über die Aufnahme dieser „Ersten Gesammtausgabe" Seitens der gelehrten Welt Deutschlands herausgegeben von F. Hoffmann etc. Leipzig, Bethmann. Gr. 8.

Bade, C. A. T., Reminiscenzen und Characterzüge aus

dem Leben Nicolaus I. Für Freunde Rußlands. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 16. 22½ Ngr.

Bensen, H. W., Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rotenburg ob der Tauber. Mit einer Ansicht Rotenburgs nach Merian. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 12 Ngr.

Birenheide, F. W., Der Begriff des Seyn. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2 Ngr.

Bock, P. L. v., Der Glücksritter. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Bornemann, W., Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft, mit besonderer Hinsicht auf Preußen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Buthmann, J. M., Maurerische Vorträge. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 1 Thlr.

Cappe, H. P., Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Mit 7 Kupfertafeln. Dresden. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelhardt, W., Die Nahrung der Pflanzen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in 5 Akten. Freie Uebersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Verfassers. Erlangen, Bläsing. 8. 9 Ngr.

Föringer, Lebensskizze Schmellers. München. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Grün, A., A-B-C der Aesthetik. Fünf Vorlesungen, gehalten zu Straßburg. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Grün, Anastasius, Schutt. Dichtungen. 11te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hahn, F. v., Die materielle Uebereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprincipien. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Hasert, J. C. R., War ich vom Satan verblendet da ich katholisch wurde? Für Jedermann eine Erklärung des Unterschiedes zwischen Katholisch-Sein und Protestantisch-Sein von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. 2te Auflage, sehr vermehrt. Gratz, Ferstl. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — War Luther ein Mann Gottes; vom Heiligen Geist erleuchtet, oder war er vom Satan verblendet? Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Hentz, Caroline Lee, Ernst Linwood. Eine Erzählung. Deutsch von F. Thalberg. Drei Bäude. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Horn, M., Die Dorfgroßmutter. Idylle. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Hostmann, C., Ueber altgermanische landwirthschaft. Inauguraldissertation. Göttingen. 1855. Gr. 4. 25 Ngr.

Hülsmann, E., Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 36ster Jahrgang für 1857. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jean Richard, Musikalische Leiden. Schauspiel in einem Aufzug. Leipzig, Matthes. Ler.-8. 15 Ngr.

Johann von Rotterdam, Des Fischers Tochter. Geschichte aus den Dünen. Aus dem Flämischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Einhorn. 8. 15 Ngr.

Lancizolle, C. W. v., Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 10. März 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Liebetrut, F., Ueber heilige Natur- und Kunst-Anschauung in und gemäß der Schrift. Nebst einem Excurs über die Kunstrichtung Goethe's und seiner Zeit. Drei Vorträge. Potsdam, Riegel. 8. 10 Ngr.

Longfellow, H. W., Hyperion. Eine abenteuerliche Geschichte. Deutsch von A. Böttger. Leipzig, Einhorn. 8. 27 Ngr.

Mangold, W., Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Eine Studie. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyer, K., Lieder der Armuth. Zürich, Höhr. 16. 7 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 1ste Folge. — A. u. d. T.: Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde. Historischer Roman. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Die Nacht in Berlin oder nächtlicher Spaziergang durch die Residenz. Von Clauren dem Jüngeren. 3te Auflage. Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pall, E., Enthüllungen aus Bad Homburg und Geheimnisse des dortigen Treibens. Nach dem Französischen bearbeitet von F. Freih. v. Biedenfeld. Weimar, Voigt. 8. 10 Ngr.

Pyl, Ueber die symbolische Darstellung der Griechen. Greifswald. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ratjen, H., Vom Einfluss der Philosophie auf die Jurisprudenz, besonders von der Benutzung der vier Arten des Grundes oder der Ursächlichkeit. Kiel. 1855. Gr. 4. 4 Ngr.

Reichenbach, H. G. L., Blicke in das Leben der Gegenwart und in die Hoffnung der Zukunft aus dem Verhältniss der Naturwissenschaft zur Religion und Erziehung. Allen Gebildeten, insbesondere Aeltern, Lehrern und Erziehern gewidmet. Dresden, Türk. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rekowski, F. W. F. v., Epheuranken. Danzig. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rocholl, R., Beiträge zu einer Geschichte deutscher Theosophie. Mit besonderer Rücksicht auf Molitor's: „Philosophie der Geschichte." Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen seiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Prinzen. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Voigt, G., Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter. 1ster Band. Mit dem Bildnisse des Papstes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Das evangelische Gymnasium nach den berechtigten Forderungen der Zeit. Magdeburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Haubold, M., Die Banken und Creditinstitute der Gegenwart. Ein Wort für Deutschlands Staatsmänner und Kapitalisten. Leipzig, Hennings. Gr. 16. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. C. v., Die Mission in der Heidenwelt und unter Israel. Ein Vortrag. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Der Sundzoll und das Auftreten Nordamerikas wider Dänemark. Meist nach dem Dänischen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Koepp, R., Die Vortheile eines Central-Credit-Instituts zur Hebung von Handel und Industrie, Vermehrung des Umsatzes in allen Geschäftsbranchen und Begründung eines unverzinslichen Credits. 2te Auflage. Mit Anhang: Prospect der Waaren-Credit-Gesellschaft. Berlin, Barthol. Gr. 8. 5 Ngr.

Kramer, G., Die Brüder vom gemeinsamen Leben. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 18. Februar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von

Kuno Fischer.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Minden nach Köln.

Schilderungen und Geschichten.

Von

Levin Schücking.

Preis 10 Sgr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittekind, Hermann, das Femgericht ꝛc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen", die vielfach als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur" bezeichnet worden ist.

Der Rhein von Mainz bis Köln.

Von

Nikolaus Hocker.

Preis 10 Sgr.

Allen den Rhein Besuchenden kann diese Schrift als ein trefflicher Begleiter sowie als interessante Lectüre vor oder nach der Reise empfohlen werden, da sie die wundervolle Natur wie die reiche Geschichte und Sage des Rheinstroms in lebendiger poetischer Weise schildert, ganz wie die frühere Schrift desselben Verfassers über „Das Moselthal", die allgemein als vorzüglich anerkannt worden ist.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von **Karl Schwarz,**

außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer **zweiten Auflage** dieser Sch wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spr am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und ph sophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, w nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verl gen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interess

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorgehoben: die a führlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodorie, tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherth ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermach Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 14. August 1856.

Alfred Meißner über Heinrich Heine.

Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein!" Das sind die letzten Worte der vorliegenden Schrift, deren Verfasser, wie wir aus diesen Worten sehen, es recht klar und deutlich ausspricht, daß er gesonnen ist, bei dieser Apotheose die Initiative zu ergreifen. Daß der jüngere Dichter mit soviel Wärme, ja mit einer wahren Hast an dieses Vergötterungswerk geht, ist jedenfalls recht schön von ihm und zeigt von einem dankbaren Herzen, vielem Gemüth und auch von einer beträchtlichen Dosis Muth, denn Meißner bekennt, daß ihm Heine, den er mehrfach in Paris besuchte und mit dem er in einem siebenjährigen Briefwechsel stand, liebevoll zugethan war, ein Fall, dessen sich wol kein zweiter Schriftsteller Deutschlands rühmen darf; er gesteht dies offen als Motiv seiner „Erinnerungen" ein und wußte doch auch, daß er bei seinem Vorhaben mit einigen Herren im deutschen Land Nüsse zu knacken haben werde. Nun liegt das interessante Buch vor uns, das interessante Buch, weil es reich ist an pikanten Mittheilungen über den „kranken Schwan", sein Leben, seine Gesellschaft, reich an witzigen Bemerkungen, kleinen Anekdoten, kurz, reich an Material, das geeignet ist, von allen Verehrern des Todten mit Spannung und Interesse gelesen, ja mit Hast verschlungen zu werden, denn man muß es Meißner nachsagen, das Buch ist der Gourmandise des deutschen Lesepublicums vollkommen mundgerecht gemacht, mit einem Wort, es ist ein Buch, das sich schnell Eingang verschaffen wird in die Herzen der blasirten Jünglinge, in die Boudoirs der Damen, deren Liebling Heine war. Meißner wird gesegnet werden von den Dichterlingen, die sich für Erben der Heine'schen Muse halten, er wird gepriesen werden von den Dandies, die endlich wieder ein interessantes Buch für ihre Schönen kaufen können, und von den Schönen, die es erhalten, am meisten aber vom Verleger, der damit ein gutes Geschäft machen wird. Auch wir werden ihm dankbar sein für die vielen Aufklärungen, die er uns über den Dichter gibt, für die Mittheilungen über dessen häusliches Leben, sein Verhältniß zu Börne, zu dem unglücklichen Gérard de Nerval, der ihm seine Gedichte übersetzen half, über die Todtenfeier Fourier's, über Proudhon, über die Rachel, über Börne's Freundin Frau von S., ihren Gemahl, über die kleine „Mouche" (eine jüngere Freundin Heine's aus seinen letzten Lebenstagen) und am meisten dankbar werden wir ihm sein für Heine's letztes Gedicht „Für die Mouche", in dem uns Alles, was wir an Heine loben und lieben, noch ein mal in einem Gusse entgegentritt:

> O Tod mit deiner Grabesstille du,
> Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
> Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh'
> Gibt uns für Glück das albern rohe Leben.

Oder die Schlußstrophen:

> Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
> Und disputiren diese Marmorschemen?
> Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
> Wetteifert wild mit Mosis Anathemen.
>
> O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
> Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
> Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
> In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.
>
> Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
> Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
> Da war zumal der Esel Bileam's,
> Der überschrie die Götter und die Heil'gen.
>
> Mit diesem I-a, I-a, dem Gewieh'r,
> Dem schluchzend ekelhaften Mislaut brachte
> Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
> Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Für das Alles sind wir Meißner aufrichtig dankbar, und wir wollen es ihm, da das Buch einmal den Charakter einer Apologie trägt, nicht zum Vorwurfe machen, wenn er Alles groß und schön findet und, was die Welt an Heine nicht groß und nicht schön gefunden, bemäntelt und beschönigt, dafür ist Meißner Heine's Freund; aber Alles hat seine Grenze, auch der Enthusiasmus

verdient in die gebührenden Schranken gewiesen zu werden, wenn er sich überstürzt, und diese Grenze, glauben wir, hat Meißner überschritten, ja auf Kosten Anderer überschritten, sodaß wir die Frage aufwerfen müssen: könnte der Verfasser, der seine „Erinnerungen" gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von Heine's Tode niedergeschrieben (die Vorrede hat das Datum vom 26. März 1856), was er im ersten Taumel, im ersten Schmerz um den Todten geschrieben, auch bei ruhiger Ueberlegung verantworten, ist auch Alles wahr, was in dem Buche steht? Wir wollen unsere Zweifel durch einige Anführungen begründen.

Von dem Tode des Dichters heißt es: „In diesem Jahrhundert hat die deutsche Muse nur zwei, drei mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust wie dieser steht ihr nicht bald wieder bevor!" Nur zwei, drei mal hat sie einen gleich großen Schmerz erlitten? Nur bei Schiller's, Goethe's und vielleicht Lenau's Tode? O dein Register hat ein Loch! Und Klopstock, Herder, Wieland, Jean Paul und Börne, Tieck, die Schlegel, Chamisso, Platen, Immermann u. A. wären unbeweint hingegangen? Ein Verlust wie der Heine's steht nicht bald wieder bevor! Will der Verfasser damit den Wunsch aussprechen, daß Gott die Uhland, Rückert, Kerner, Arndt, Grillparzer noch recht lange am Leben erhalten möge, ein Wunsch, den wir und gewiß alle Deutschen von ganzem Herzen theilen? Aber ach, alle die Männer sind Greise, noch einige Decennien vielleicht und wir werden auch um sie trauern. Nein, solange der alte Sänger im Schwabenland, solange der geharnischte Barde in Schweinfurt lebt, und das möge noch lange, sehr lange dauern, sind Deutschlands größte Dichter der Jetztzeit noch nicht begraben! Wenn Meißner die epochemachende Bedeutung Heine's als Dichter in das rechte Licht zu setzen versucht, so wird ihm darum Niemand gram sein, und man könnte ihm höchstens nachsagen, daß er damit nichts Neues thut; Heine's Dichterruhm hat noch allen Angriffen Stand gehalten, denn sein Piedestal ist das deutsche Herz, ja keiner seiner Feinde, selbst sein größter nicht, er selbst, hat ihn zu untergraben vermocht. Wenn Meißner aber auch den Koth in den Heine'schen Schriften zu vergolden versucht, so unterzieht er sich einer unsaubern Arbeit, die ihn selbst in übeln Geruch bringen kann. Wenn er in Bezug auf die Polemik Heine's, der von sich selbst sagt, er besitze die Zähne und die Tatze des Tigers, behauptet: „Ihm waren diese furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte sie zuweilen (!!), aber zu seiner Ehre sei's gesagt und nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefodert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu skandalösen Auftritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte (?)", so ist das Alles unwahr. Jeder Mensch weiß, wie oft Heine bereit war, aus Charakteren Caricaturen zu machen, aus keinem andern Grunde, als um die Lacher auf seine Seite zu bekommen; jeder Mensch weiß, daß die vielen Angriffe auf ihn nur Erwiderungen auf vorausgegangene muthwillige Schmähungen waren; ja jeder Mensch weiß, daß sich jener fast einstimmige Sturm gegen Heine nicht erhoben hätte, wenn er seine an Impertinenzen so überschwänglich reiche Schrift gegen Börne nicht geschrieben hätte! Dem Letztern aber macht es Meißner zum Vorwurfe, daß er so viele gehässige Briefe gegen Heine an die Frau von S. schrieb. Heine ließ eine Schmähschrift drucken ohne gehörige Veranlassung, der edle Börne sprach sich dafür in Privatbriefen bitter über seinen Beschimpfer aus, aber er ließ diese Ansichten nicht drucken, erst seine gekränkte Freundin that dies, that es vielleicht gegen den Willen des Verstorbenen und dennoch sagt Meißner: „Bedenkt man die Anzahl der Briefe, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte, und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tiefgehende Verfolgungslust entbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen eins und dasselbe, ebenso frei, ebenso groß (!!!) war, und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen gebunden sein mußte." Dieser Vorwurf nimmt sich noch naiver aus, wenn Meißner einige Seiten früher in vollem Widerspruche zu demselben sagt: „Beide Naturen (Heine's und Börne's) waren himmelweit verschieden und zwischen beiden lag von jeher ein Abgrund", oder von Heine, dessen Lobredner er doch ist: „Er war kein Freund des sittlichen Ernstes." Wie kann man einen solchen Satz in ein Buch setzen, das die Apologie eines Mannes sein soll, über den dieser Satz ja den Stab bricht? Völlig ungerecht ist Meißner, wenn er von Börne sagt: „Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen", oder: „Er war kein Poet, seine Skizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, Plastik und Gestaltung" u. s. w. Solche Urtheile, unmotivirt, weil sie sich nicht motiviren lassen, hätte Meißner vermeiden sollen, denn die Verkleinerung der Gegner zum Fußschemel des Lobes für die Angreifer machen, ist ein sehr mangelhafter Behelf für eine Lobrede. Mit der Apotheose eines Mannes, über den schon die extremsten Dinge gesagt worden, gegen den in den dreißiger Jahren Stephani ein Buch geschrieben („Heinrich Heine, ein Blick auf unsere Zeit", Halle 1834), eines Mannes, den der größte Literaturhistoriker Deutschlands, Gervinus, fast ignorirt und von welchem ein anderer Schriftsteller, der in literarischen Sachen Sitz und Stimme hat, Robert Prutz (in seinen „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart") sagt: „Ihn genirte es nicht, das Bekenntniß seiner Nichtsnutzigkeit abzulegen, er fand es ganz natürlich, daß, wer ein Lump war, sich auch als Lump bekannte. Heine hatte den Muth der Gemeinheit" u. s. w.; mit der Apotheose eines solchen Mannes ist es eine misliche Sache. Was Heine als lyrischer

Dichter ist, wird ihm Keiner streitig machen, aber sein Verdienst, das deutsche Publicum durch so und so viele Jahre amüsirt zu haben, ist mit dem Beifallklatschen der Menge reichlich bezahlt und verdient keine Apotheose; gegen diese werden die Beschimpften, die mit Koth Beworfenen, und die Zahl dieser Ehrenmänner ist groß, ewig Protest erheben. Die Reue, von der Meißner erzählt, namentlich die Reue über Das, was er an Börne verbrochen, ist nur geeignet, den Vorwurf der Schlechtigkeit mit dem der Gesinnungslosigkeit zu paaren, und wenn Heine's Memoiren, von denen er selbst sagt, daß Mancher vor ihnen zu zittern habe, und die wahrscheinlich deshalb nicht bei Lebzeiten seiner Frau erscheinen sollen, wirklich nichts Anderes sein sollten als Charakterzeichnungen, in denen sich seine Schmähsucht noch potenzirt, so wäre es vielleicht besser, daß sie gar nicht erschienen, denn sie dürften den Pfeilern seiner Apotheose einen argen Stoß versetzen. Hätte Meißner in seinen „Erinnerungen" nichts Anderes gethan, als eben diese aufgezeichnet, so hätte er sich all die Angriffe erspart, die jetzt mit Recht von allen Seiten auf das Buch gemacht werden, und hätte die Freude, daß seine schönen poetischen Erinnerungen an den „Liebling Deutschlands" auch überall mit Liebe aufgenommen worden, ungetrübt genießen können, denn das Buch ist in vielen Partien recht reizend geschrieben; ja hätte er sich nur auf die Defensive verlegt, so hätten ihn die Männer seiner Partei für dieses „Dankopfer" zum Himmel gehoben, und die Gerechten der andern Partei hätten sagen müssen: „Audiatur et altera pars!" Aber in seiner Lage noch die Offensive ergreifen, heißt die Kritik geradezu herausfodern, und wir glauben, man blieb und bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. **Theophil Pisling.**

Nachwort.

Theils einige inzwischen erfolgte Publicationen in Betreff Heine's, theils innere Motive veranlassen mich, vorstehenden Bemerkungen unsers Mitarbeiters ein kurzes Nachwort hinzuzufügen. Ich habe mich über Heine in d. Bl. wiederholt und am ausführlichsten auf Anlaß seiner „Vermischten Schriften" in Nr. 50 f. 1854 ausgesprochen. Ich bin mir bewußt, dabei mit vollster Unparteilichkeit zuwerke gegangen zu sein; indem ich mich jedoch auch über manche seiner verwerflichen Privatneigungen, denen sein Talent sich dienstbar machte, misbilligend äußerte, habe auch ich wol bei Denen Anstoß gegeben, welche der Meinung sind, daß sich das Genie gegen seine Nebenmenschen Alles erlauben, wie Tamerlan und Dschingis-Khan auf ihren Kriegszügen verfahren oder nach dem Muster Pélissier's den eingekeilten Gegner durch Rauch und Lohe ersticken dürfe. Dagegen bin ich nun freilich der ganz abweichenden Ansicht, daß die Literatur, welche sich zum Werkzeuge persönlicher Rache hergibt, überhaupt keine Literatur mehr ist, oder man müßte denn die mancherlei gehässigen Persönlichkeiten und Denunciationen, wie sie die Spalten gewisser Theater- und Localblätter füllen, zur Literatur rechnen wollen. Die Größe und Eigenthümlichkeit des Heine'schen Talents ist auch von mir zu keiner Zeit verkannt, noch jemals in Zweifel zu ziehen gesucht worden, im Gegentheil hat Heine auch auf mich, wie dies anfangs der dreißiger Jahre unter der studirenden Jugend fast epidemisch war, einen großen, vielleicht nur zu großen Einfluß geübt. Freilich mag es manchem lyrischen Tanhäuser noch schlimmer gegangen sein, indem er sich später als ich, vielleicht zu spät, aus dem Venusberge der Heine'schen Poesie hinaus und wieder mit sich selbst zurecht gefunden hat. Und auch jetzt noch steht es bei mir so gut wie bei Heine's blindesten Bewunderern als unumstößliche Wahrheit fest, daß Heine, nächst Lichtenberg, vielleicht der witzigste deutsche Kopf gewesen und daß ihm die moderne Lyrik einige ihrer schönsten, prachtvollsten und eigenthümlichsten Blüten verdankt.*) Nur verlange man nicht, daß wir auch sagen sollen: Heine hat dem deutschen Humor erst den Stempel der Vollendung aufgedrückt, indem er ihn gelehrt hat, auch frivol, persönlich und cynisch zu sein, das Heiligste zu seiner Zielscheibe zu machen und aus seinem Holze vergiftete Rachepfeile zu schnitzen. Man vergesse nicht, daß der Humor aufhört Humor zu sein, wenn er sich dazu erniedrigt, persönlich zu werden. Der echte Humor verschmäht, den persönlichen Charakter eines bestimmten Individuums durch bloßen Klatsch zu verdächtigen und selbst seine Körperlichkeit in ein lächerliches Licht zu stellen, um sein Müthchen an ihm zu kühlen. Unser Mitarbeiter, Eduard Schmidt-Weißenfels behauptet daher in seinem neuerschienenen Buch über Frankreichs neuere Literatur gewiß nicht mit Unrecht, daß „der Heine'sche Geist, sein skeptischer Humor und Nihilismus während zehn Jahren fast ein für die Literatur erschreckend verderblicher" gewesen.

Meißner's Schrift über Heine hat nur geringen literarhistorischen Werth. Es wär dies zu erwarten, denn Heine hat sich um die Interessen der Literatur als solche niemals viel gekümmert. Die Frage, was denn auch aus der Literatur werden solle, ließ ihn völlig gleichgültig. Der raffinirte moderne Egoïsmus war bei ihm bis zum

*) Zu diesen Blüten zählen wir auch folgende Strophen aus dem von Meißner mitgetheilten, auch von Pisling oben citirten Gedichte „Für die Mouche":

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er im Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Solche Verse schreibt dem Dichter freilich Niemand nach, und er schrieb sie zwei oder drei Wochen vor seinem Tode! Wir begreifen es kaum, wie Alfred Meißner, sonst ein so ausbündiger Verehrer Heine's, dieses Gedicht „weder der Form noch dem Inhalt nach neu und bedeutend" nennen konnte.

Aeußersten ausgebildet. Er glich jenen neuern Schauspielern, die ohne Rücksicht auf das Ensemble und ihre Mitschauspieler einzig und allein darauf bedacht sind, ihr Talent und ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Darum sein Buch über Börne, der ihm als Rival verhaßt war. Dagegen ist Meißner's Schrift als psychologisch-pathologische Studie und als Krankheitsgeschichte von nicht unbedeutendem Interesse. Der geistigen Energie, womit Heine seinem ihn folternden fürchterlichen Krankheitszustand Trotz bot und sich eine unter diesen Umständen wirklich fast unglaubliche Heiterkeit des Gemüths und eine seltene Productionsfähigkeit bewahrte, werden wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Aber freilich selbst unter dieser Pein, die ihn zuletzt zu einer Art Compromiß mit dem von ihm früher verhöhnten Herrgott nöthigte, konnte ihn nichts zur Liebe und zur Versöhnlichkeit bewegen. Wer, vielleicht nur aus Nothwehr und von ihm aufs furchtbarste gereizt, einmal gewagt hatte, an seinen Dichterlorber zu tasten, der mußte es büßen. Sein Gott war nicht der christliche Gott der Liebe, sondern der altjüdische Gott des Zorns und Hasses. Niemand war weniger fähig als er, das schwere Gebot zu erfüllen, das von uns heischt, auch Denen zu verzeihen, welche uns wehe gethan. Er war, wie Schmidt-Weißenfels von ihm sagt, auf seinem Krankenbette „halb Satan, halb poetisches Gerippe", und in seiner Wohnung in Paris war seit etwa 20 Jahren das Hauptquartier des literarischen Klatsches aufgeschlagen. Zu Meißner sagte Heine:

Sehen Sie dorthin! Dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren frazzenhafte Porträts, abschreckende Silhouetten.... Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopfe zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein. Ach, wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu schinden, aber bisjetzt haben sie alle furchtbar geschrieen.

Alfred Meißner, der dies als Freund und Verehrer Heine's mittheilt, fügt hinzu: „Er schmauste eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe", und erzählt dann, wie Heine weiter geäußert habe: „Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger!" Leider aber sah Heine nur dasjenige Gethier als „Ungeziefer" an, welches seinen eigenen Leib bekroch und vielleicht in seinem eigenen Leibe, in der Substanz des specifisch Heine'schen Wesens ausgebrütet war.

Zu den Gegenständen seiner persönlichen oder den Personen seiner gegenständlichen Abneigung gehörte namentlich auch Jakob Venedey, gewiß ein wohlmeinender Mann, der freilich das Talent Heine's nicht besitzt, ihn aber ohne Zweifel an aufrichtiger Liebe zu dem deutschen Volke und den Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes bei weitem übertrifft. Das Meißner'sche Buch enthält über Venedey einen unerquicklichen Klatsch, wie ihn Heine auch noch auf seinem Krankenlager gern einbrockte. Venedey hat dagegen, wie überhaupt gegen die Meißner'sche Schrift, eine Heidelberg den 9. Juli datirte Replik in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht, in der es unter Anderm heißt:

Herr Meißner sagt, ich sei Heine's Zeuge bei seinem Duell gegen Herrn Strauß gewesen. Dem ist nicht so. Heine hatte Gründe dazu, mich nicht zu wählen und vielleicht Andern später zu sagen, daß ich sein Zeuge gewesen. Die Gründe, die ihn verhinderten, mich zu wählen, waren ganz „gesunder" Art und lagen jedenfalls nicht in meiner politischen „Blutscheu". Man mag es für eine Anomalie erklären, aber ich glaube nun einmal, daß es Fälle geben kann, in denen der Mann dem Manne gegenüber sein Leben einsetzen darf, vielleicht muß. Mit diesen Ansichten sollte ich einmal bei einer andern Gelegenheit Zeuge in einer Duellsache gegen Heine sein. Ich besitze über diese Angelegenheit eine kostbare eigenhändige Correspondenz von Herrn Heine, die vielleicht mehr als alles Andere daran schuld ist, daß Heine die Witze, die Herr Meißner jetzt gegen mich veröffentlicht, unter vier Augen und im Freundeskreise gegen mich spielen ließ, aber auch, daß er nicht selbst sie in die Münze schickte u. s. w.

Venedey erklärt, für den Fall der Veröffentlichung der Heine'schen Memoiren diese eigenhändigen Briefe Heine's als Gegentrümpfe einstweilen in Reserve halten zu wollen, insofern aber „der nachgelassene Schmuz des geheimen Kästchens" ihn nicht zur Abwehr herausfodern sollte, es nach seinem Tode dem Zufall anheimzustellen, „ob bis dahin es noch der Mühe werth ist, Heine's Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben". Wir sprechen den Wunsch und die Hoffnung aus, der Himmel werde Herrn Venedey sein Leben noch solange erhalten, bis die Zeit gekommen ist, wo Niemand mehr an Heine'schen Klatsch- und Skandalgeschichten ein Interesse nimmt, wiewol das deutsche Publicum leider für solche skandalöse Geschichten ein zäheres Gedächtniß zu besitzen scheint als für ehrenvolle Händel.

Noch eine von unserm Referenten oben nicht erwähnte Meißner'sche Auslassung möchten wir hier anführen. Heine, an Günther, Bürger, Hölderlin, Heinrich von Kleist und Lenau sich erinnernd, brach einmal in die Worte aus: „Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!" Hieran knüpft Meißner eine weitere Betrachtung und bemerkt dann:

Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind als die von zehn irdischen Frauen. Was sage ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben.... Wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zutheil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Ich weiß nicht, ob mit solchen hypergenialen Behemothphantasien dem Stande der Dichter beim Publicum ein großer Dienst geschieht, ganz abgesehen davon, daß Behemothsknochen von Eisen und ein Stierkörper ihren glücklichen Besitzer wol eher zu einem Fleischer oder Packknecht als zu einem Dichter qualificiren würden.

Inzwischen sind Heine's Gedichte, die früher schon von Julian Fane ins Englische übersetzt wurden, jedoch

in dieser Bearbeitung nicht in den Buchhandel kamen, von John E. Wallis unter dem Titel „Heinrich Heine's book of songs" (London 1856) in englische Rhythmen übertragen worden und, soviel wir aus den in englischen Blättern mitgetheilten Proben schließen können, mit großem Glück. Auch die „Edinburgh review" erkennt dies in einem Artikel über Heinrich Heine, dem die genannten beiden Uebersetzungen und Heine's „Vermischte Schriften" zugrunde gelegt sind, gebührend an und spricht sich bei dieser Gelegenheit über Heine im Allgemeinen fast überraschend günstig und bei weitem günstiger aus als das „Athenaeum français" dies in einem Artikel gethan hat, dessen wir in Nr. 46 d. Bl. für 1855 gedachten. Der englische Kritiker hat eben keine Einsicht in die nachtheiligen Einflüsse, welche manche Heine'sche Elemente auf ohnehin schon in gewissen Schichten demoralisirte oder aller Demoralisation offene Literaturen, wie die französische und deutsche, ausüben müssen.

Wenn ein Schriftsteller — beginnt der Artikel — bei Lebzeiten weidlich geschmäht worden ist, so pflegt die seinem Ableben unmittelbar folgende Zeit seinem Ruhme günstig zu sein. Dies ist namentlich der Fall, wenn der Schriftsteller alle jene Verdächtigungen und Verlästerungen zu tragen hat, welche das Loos eines Humoristen sein werden, solange das Publicum aus Leuten besteht, deren größtem Theile die Operationen seines Verstandes und die Motive seines Handelns im Wesentlichen unverständlich bleiben müssen u. s. w.

Und gegen den Schluß heißt es:

Der Heine so reichlich zugebote stehende Humor erstreckte sich über die ganze Oberfläche der Natur und ließ nirgends einen Platz für trockene Lustigmacherei und dürren Spott; Alles, was er berührte, befruchtete er mit der ihm anhaftenden Poesie, und die Sympathie der Menschheit zeigte sich nachproducirend in der reichen Ernte der Nachahmer, die ihm nicht nur in Deutschland, die ihm auch in andern Ländern gefolgt sind. Manches Blatt neuerer politischer Satire beruht auf einer Heine'schen Phrase; manches Gedicht, manche Stanze ging aus einer einzigen seiner Verszeilen hervor. Die Witzformen, welche er erfand, sind von Denen angewendet worden, welche niemals seinen Namen kennen gelernt hatten, und doch gehört dieser Name bereits der europäischen Literatur an.

Wenn uns Deutschen nun in Heine auch die uns solange vorenthaltene Palme in der humoristischen Gattung gereicht wird, so wollen wir uns aufrichtig darüber freuen, denn dieses Lob gilt seinem Genius und dem Genius der deutschen Sprache. Der Vorwurf, den ihm auch der englische Kritiker (vielleicht der als Verehrer Heine's längst bekannte John Oxenford) gelegentlich macht, daß er zu sehr und in unverzeihlicher Weise zu persönlichen Ausfällen geneigt gewesen sei, trifft seinen individuellen Charakter. Wesentlich neue Anschauungen findet man in diesem Artikel übrigens nicht, die Betrachtung über den Humor als ein ganz eigenthümliches, nur aus sich selbst zu erklärendes und daher für die Meisten unverständliches geistiges Phänomen vielleicht ausgenommen. Ueberhaupt sind die Reviews nicht mehr Das, was sie in frühern Tagen waren; es macht sich in ihnen eine gewisse Trockenheit und Dürre bemerkbar, und Originalität und Höhe der Auffassung zeigt sich in ihnen kaum noch. Kein englischer Reviewer schreibt jetzt so eingehend und tief über die deutsche Literatur wie ehemals Thomas Carlyle oder wie gegenwärtig noch der Nordamerikaner Theodor Parker. **Hermann Marggraff.**

Franz von Assisi.

Franz von Assisi. Ein Heiligenbild von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856. 8. 1 Thlr.

Franz von Assisi ist in neuerer Zeit bei uns und mehr noch in Frankreich und Italien so vielfach besprochen worden, daß ein kurzer Bericht über die neueste deutsche Schrift, welche von ihm handelt, auch in d. Bl. wol um so eher gerechtfertigt ist, als ein Theil des Interesses, das sich an jenen Heiligen knüpft, ein literarisches ist. Seit die Meinung, welche den Sicilianer Ciullo d'Alcamo als ältesten italienischen Dichter in das 12. Jahrhundert stellte, neuern Forschungen hat weichen müssen, bleibt außer dem jedenfalls zweifelhaften Sienesen Folcachiero de' Folcachieri kaum ein zweiter Dichter übrig, der dem „Sonnenhymnus" des heiligen Franz den Ruhm streitig machen könnte, das älteste italienische Gedicht zu sein. Eben dieser Hymnus aber ist Gegenstand der Ungewißheit und des Streits.

Nachdem das Mittelalter und die spätern Jahrhunderte an Legenden und andern, oft ebenso salbungsvollen als geschmacklosen Verherrlichungen des Stifters des ausgebreitetsten unter allen Mönchsorden überreich gewesen waren, haben zunächst in Deutschland mehre hervorragende katholische Schriftsteller in anderm Interesse als dem der unmittelbaren Erbauung von Franciscus gehandelt (J. Görres, „Der heilige Franz von Assisi, ein Troubadour"; Schlosser [von Kloster-Neuburg] und Steinle, „Die Lieder des heiligen Franz"; von untergeordnetem Werthe: Vogt, „Der heilige Franciscus von Assisi"). Es folgten die französischen Schriften von Chavin de Malan, „Histoire de Saint-François", und Morin, „Saint-François d'Assisi et les Franciscains", insbesondere aber der Schwanengesang des trefflichen, viel zu früh verstorbenen Ozanam: „Les poètes franciscains en Italie au treizième siècle" (1852). Dies sehr vorzügliche Büchlein wurde 1853 von dem nun auch verstorbenen N. H. Julius deutsch und von meinem, der fraglichen Literaturzweige in ausgezeichnetem Grade kundigen Freunde Cav. Pietro Fanfani (1854) mit reichen Zusätzen italienisch bearbeitet. Die für die Geschichte des Heiligen bedeutendste Schrift ist aber jedenfalls die eben erschienene Hase's in Jena.

Der verehrte Kirchenhistoriker berichtet von seiner „protestantischen Wallfahrt nach Assisi" im November 1852 und kleidet seine Mittheilungen in das Gewand erzählender Aufschlüsse, die er in der Rosenlaube von Santa-Maria degli Angeli seinen ihn begleitenden Familiengliedern über den Heiligen gegeben, von dem in jenem Clitumnusthal fast jeder Stein zu erzählen weiß. Auch Goethe gedenkt der „ungeheuern Substructionen der babylonisch übereinandergethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht"; er ließ sie aber „mit Abneigung links

liegen", weil er voraussetzte, daß hinter jenen Mauern die Köpfe so wie der des Hauptmanns, seines Reisegefährten (desselben, der ihn so eindringlich vom Denken abmahnte), gestempelt würden. Mit der bloßen Abneigung und dem Linksliegenlassen ist aber eine Erscheinung nicht abgefunden, welcher als einer der hervorragendsten des ganzen Mittelalters Dante einen von Liebe und Bewunderung glühenden Gesang seines „Paradiso" weiht. Kaum vier Jahre ehe jener Riesenbau vollendet war, hatte seine Stelle das Hochgericht eingenommen, und der Mann, über dessen Grabe die mächtige Doppelkirche sich wölbt, wurde eben dort bestattet, weil er im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit begehrt hatte, unter dem Galgen verscharrt zu werden. Er selbst starb als Bettler, dem, noch ehe er den Geist aufgegeben, sogar die Kutte, sein einziges Kleidungsstück, als ein nur geliehenes Gut wieder abgenommen ward, und Bettler waren es, welche eine der großartigsten Bauten jener bautenreichen Zeit errichteten und sie dann mit den Werken der ersten Künstler Italiens überreich ausschmücken ließen. Nichts, schlechthin gar nichts hatte der reiche Kaufmannssohn, der seine geistliche Laufbahn damit anfing, daß er alle seine Habe weggab, seinen Jüngern zu bieten, als Kutte, Strick und Bettelsack; kaum 17 Jahre nach den ersten Anfängen des Ordens aber, als der Heilige starb, hatte jener sich bereits in vielen Tausend Gliedern über die damals bekannten Welttheile verbreitet, sodaß zu einer Pfingstversammlung bei Assisi deren allein mehr denn 5000 von allen Seiten herbeiströmten.

Das frische, regsame Geistesleben, das seit der Ottonenzeit immer mächtiger in Europa pulsirte, hatte wol auch die Kirche angeregt zum Ausbau ihres Lehrgebäudes und ihrer Verfassung, legte aber in die Geister der Gemeindeglieder statt der fügsamen Roheit früherer Zeiten gefährliche Keime in wachsender Zahl. Wie die Geistlichen selbst durch die ganze Stufenleiter der Hierarchie hin verweltlicht waren, sodaß auch die Kämpfe mit den fränkischen Kaisern nicht, wie ihre Aufgabe gewesen war, den Klerus geistlich machten, sondern ihm nur weltliche Unabhängigkeit gewährten, ebenso verkehrten sich durch die gesammte Christenheit die ursprünglich geistlichen Bewegungen in weltlich selbstsüchtiges Treiben. So vor allem die Kreuzzüge, so später die mannichfachen Reformversuche eines Arnold von Brescia, eines Johannes von Vicenza u. A. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte neben Ueppigkeit und Unkeuschheit religiöse Zweifel und Indifferenz in den Occident und noch vor dem Ende des 12. Jahrhunderts wuchern kirchenfeindliche Sekten in dichten Haufen hervor. Der entarteten, sittenlosen Geistlichkeit gegenüber die Stimme des Volks zu gewinnen ward diesen Häresien nur allzu leicht, wie verschiedenen Werthes auch sonst Katharer, Patarener, Albigenser und Waldenser waren. Der Zwiespalt von Papst und Kaiser gewährte den Ketzern, wenn nicht offenen Schutz, so doch warme Sympathien der Kaiserlichgesinnten. Die Kirche schien diesen Angriffen gegenüber ihrer geistigen Waffen beraubt; fast nur den einen Bernhard von Clairveaux ausgenommen, kämpfte sie gegen die reformatorischen Lehren allein mit Scheiterhaufen, und der Heldenmuth, mit dem Tausende von Katharern starben, fachte aus der Asche jedes Holzstoßes neue Flammen an. So gut als nutzlos waren dem Katholicismus in diesem Kampfe die zahlreichen alten Mönchsorden. Die Schüler Benedict's von Nursia in ihren mannichfachen Abarten lebten ohne durchgreifenden Einfluß auf die Volksmassen in ihren burgähnlichen Klöstern der Beschaulichkeit, dem Studium oder irdischen Interessen.

Wol reichte die Macht Innocenz' III. soweit, daß er Otto IV. die Kaiserkrone entreißen und sie auf des jugendlichen Hohenstaufen Haupt setzen konnte; die Zustände der Kirche waren aber dennoch so unterhöhlte, wie die Legende (bei Bonaventura) bildlich berichtet. Es träumte nämlich dem Papste, die Basilika des Laterans („aller Kirchen katholischer Christenheit Haupt und Mutter") drohe in schreckenerregender Baufälligkeit alsbaldigen Zusammensturz. Da eilte ein unscheinbarer Bettler herbei und stützte die wankenden Mauern mit seiner Schulter.

Dieser Bettler des Traumgesichts war Franciscus. Tags zuvor war er von dem „in hohen Gedanken umherwandelnden" Papste um seines dürftigen Aussehens willen zurückgewiesen. Der Traum veranlaßte den Papst, ihn wieder herbeizurufen. Franz erbat die päpstliche Bestätigung für die von ihm entworfene Regel des neu zu gründenden Mönchsordens. Die Regel war einfach genug; sie schloß sich in buchstäblicher Strenge an alle, auch an die herbsten Vorschriften der Bergpredigt an und stellte als die drei Hauptgebote auf: Keuschheit, Gehorsam und unbedingte Armuth. Einige eben gegenwärtige Cardinäle äußerten besorglich, das sei eine Neuerung, welche in ihrer Strenge das Maß der menschlichen Kräfte überschreite; der Cardinal von St.-Paul aber entgegnete: wer da sage, das Gelübde dieses Mannes, welcher sich ja auf die Befolgung evangelischer Vollkommenheit beschränke, enthalte Neuerungen, Unvernünftiges oder Unausführbares, der lästere unleugbar Christum, als den Urheber des Evangeliums. So erhielt die Ordensregel des heiligen Franz kirchliche Bestätigung.

Aehnliche evangelische Armuth und Einfalt stellten auch die „Armen von Lyon" und andere erweckte Gemüther jener Zeit sich als Aufgabe. Wie ist es nun zu erklären, daß dieselbe katholische Kirche den Einen Scheiterhaufen und den Andern Kirchen baute, gegen jene den Kreuzzug predigte und diese heiligsprach? Der wichtigste Grund ist ohne Zweifel der, daß Franciscus in der Umkehr von der Weltlichkeit sich auf sich selbst und seine Genossen beschränkte, die Aufgabe aber, die Kirche im Ganzen und Großen zu reformiren, der Kirche überließ. Demnächst aber fühlte Franciscus sich stets in der Abhängigkeit von den Kirchenbehörden und im Gehorsam gegen sie, während selbst Petrus Waldus (wol gewiß der reinste Charakter unter den Häretikern jener Zeit), von seinem Erzbischof und von Alexander III. zurückgewiesen, alsbald seine eigenen Wege ging.

Was aber dem Franciscanerorden mehr als 600 Jahre lang einen so mächtigen Einfluß auf die Massen des Volks gewährt hat, das ist eben jenes Gelübde der Armuth, welches, wäre es nicht aus dem demüthigen Bestreben hervorgegangen, dem hohen Vorbilde des Evangeliums in Einfalt nachzufolgen, als die Frucht schlauester Berechnung bezeichnet werden könnte. Was sind dem Volke in seinen täglichen Drangsalen und Leidenschaften jene gelehrten Benedictiner, Camaldulenser und wie sie weiter heißen, die, zum größern Theil vornehmen Häusern entsprossen, auf entlegenem Gebirge hinter Mauer und Riegel sich vor der Welt verschließen? Höchstens ein Almosen, wie es auch an der Thür des begüterten Laien zu finden ist, wird dem Proletarier aus der Pforte solcher Klöster gereicht. Der Franciscaner, der schlechthin nichts sein eigen nennen darf, der auch als Almosen kein Geld annehmen soll, dem selbst an gespendeten Nahrungsmitteln Vorräthe zu sammeln verboten ist, er ist mit seinen eigenen, mit den Bedürfnissen seines Klosters täglich aufs neue an die Mildthätigkeit des Volks gewiesen. In Schlössern und reichen Bürgerhäusern ein fremder, unwillkommener Gast, kehrt er täglich in der Hütte des Bauern und Arbeiters ein, und wer den Hunger aus Erfahrung kennt, der spendet auch gern von seiner Dürftigkeit. Steht das Kloster dafür doch jedem Besucher gastlich offen und theilen die Mönche doch bereitwillig mit dem Hungerigen und Dürstenden, soweit das Eingesammelte eben reicht. Meistens selbst aus dem Volke hervorgegangen und seine Sprache redend, mit seinen Lebensgewohnheiten vertraut, ist der Kapuziner der Mann des Volks. Wo immer er einkehrt auf seinen sich periodisch wiederholenden Wanderungen, da sitzt er nieder am Herde, da wird ihm erzählt, was eben die Gemüther bewegt, da ist er der Vertraute und Rathgeber in so mancher kleinen Alltagssorge. Die Leser von Manzoni's „Verlobten" mögen des Paters Christoforo gedenken, um sich an diesem lebenswahren Bilde zu veranschaulichen, was ein Franciscaner dem Volke sein kann und in der That nicht selten ist.

Wie ist es da zu verwundern, wenn wiederholt bei mannichfachem Anlaß diese Mönche den gewaltigsten Einfluß auf die Massen geübt haben? Der jahrelang siegreiche Kampf Ludwig's des Baiern mit Johann XXII. wurde bekanntlich vor allem mit den geistlichen Waffen der Franciscaner strengerer Observanz geführt. Um aus neuerer Zeit nur ein paar Beispiele hinzuzufügen, sind die mächtigen Einwirkungen des revolutionären Benoni in Neapel (1799), der Franciscaner von Saragossa und des Kapuziners Haspinger Allen unvergessen.

Unverhältnißmäßig tiefergreifend und segensreicher hätten aber diese Einflüsse sein müssen, wäre nicht geschehen, was schon Dante beklagt, daß ohne prüfende Auswahl massenhaft Mitglieder in den Orden aufgenommen wurden, deren einige auch unter der Kutte selbstsüchtig irdische Zwecke verfolgten, andere aber zum mindesten unfähige Werkzeuge zur Ausführung der hohen Gedanken des Stifters waren. Schon Helias, der erste General des Ordens, der in den letzten Lebensjahren des Heiligen bereits ungeziemende Autorität über ihn an sich riß, erlag in schmählicher Weise seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht. Bald zerfielen die Franciscaner in zwei bis auf den heutigen Tag sich befehdende Parteien, deren eine in Lässigkeit und Wohlleben von den Ueberlieferungen des Stifters wenig mehr bewahrt hat als den Namen, die andere aber während geraumer Zeit bis hart an die Grenzen der Häresie streifte.

Die Ascese des Heiligen hat, wenn man auch sowol von dem Fraternisiren mit den Schweinen im Kothe (Hase, S. 37), das der Franciscanerfeind Matthäus Paris berichtet, als von den geschmacklosen Uebertreibungen späterer Legenden absieht, manches Unerquickliche. Das Wälzen in Dornen, die Frau und die Kinder, die Franz sich aus Schnee zusammenballt, oder gar die ohne Kleider gehaltene Predigt sind nun einmal schlechthin nicht nach unserm Sinne. Daneben aber ist in diesem wunderlichen Heiligen auch soviel Naturfrische und Freude, soviel gesunde, wohlthuende Liebe zu aller Creatur, daß man in der That nicht umhin kann, ihn lieb zu gewinnen. Sein zutraulicher Verkehr mit dem scheuesten Gethier in Wald und Feld, seine Wechselgesänge zum Lobe Gottes mit Cicade und Schwalbe, wie Görres sie uns so schön wiedergegeben und auch Hase (S. 94—104) ausführlicher von ihnen berichtet, sie gehören zu dem Erquicklichsten, was die gesammte Legendenliteratur aufzuweisen hat. Seinen Bruder und seine Schwester in dem Herrn nannte er alle geschaffene Wesen, den Bruder Wolf nicht minder als die Schwester Sonne. Als der Heilige sein Ende herannahen sah, heißt es in einer der ältesten Biographien („Memoriale in desiderio animae"), verwendete er die wenigen ihm noch beschiedenen Tage, um mit seinen liebsten Gefährten den Herrn zu loben. „Alle Creaturen hieß er Gott loben und ermahnte sie in gewissen Worten, die er vor Zeiten gedichtet hatte, zur göttlichen Liebe. Selbst den Tod, der doch Allen ein Schreckbild ist und gehässig, rief er zum Lobe auf und lud ihn als willkommenen Gast zu seiner irdischen Herberge."

In diesen, soviel mir bekannt ist, von allen neuern Schriftstellern übersehenen Worten ist es unmöglich, den schon erwähnten „Sonnenhymnus" zu verkennen, von dem man die erste Spur in dem fast zwei Jahrhunderte nach dem Tode des Heiligen verfaßten fabelreichen „Liber conformitatum" zu finden pflegt. Dies Zeugniß allein genügt schon, die Aechtheit des Hymnus festzustellen, da jenes „Memoriale", wie sich ziemlich sicher schließen läßt, um 1243 verfaßt ist. Es kommt hinzu, daß sowol der pesareser Herausgeber der „Legenda trium sociorum" (1831) als Fanfani eine Pergamenthandschrift des Archivs von Assisi benutzt haben, welche bis über das Jahr 1255 hinausreicht.

Ist aber die Aechtheit des Inhalts auch gesichert, so treten uns doch in Betreff der Form erhebliche Zweifel entgegen. Die Mittheilung des „Liber conformitatum" stimmt bis auf geringe Abweichungen mit der Hand-

schrift von Assisi. In gänzlich verschiedener Gestalt dagegen liefert Crescimbeni („Volgar poesia") den Hymnus und seinem Beispiel sind Valeriani und Selliers di Moranville gefolgt. Ich selbst habe mich früher („Der Minnegesang in Italien", 1838) für diese zweite Redaction entschieden. Bei genauerer Erwägung dürften indeß Crescimbeni's eigene Worte ergeben, daß er sich aus dem überlieferten Texte nach eigenem Gutdünken ein Poem in fließenden „versi sciolti" zurechtgelegt hat.

In jener andern, allein echten Gestalt gleicht das Gedicht aber so völlig der Prosa, daß manche Herausgeber es eben einfach als Prosa abgedruckt haben. Der Pater Ireneo Affò (nicht Affo, wie Hase und Julius schreiben) bestritt daher in einem äußerst seltenen Schriftchen (1777) die Echtheit der Form schlechthin; obwol selbst Franciscaner, rühmt er sich, den Stifter seines Ordens vom italienischen Parnasse vertrieben zu haben. Höchstens will er zugestehen, daß der Hymnus uns in einer durch das Spanische vermittelten Rückübersetzung aus dem Portugiesischen vorliege (Diepenbrock, „Blumenstrauß", S. 355).

Wiederholte Betrachtung läßt jedoch den überlieferten Text der rhythmischen Form nicht ganz ermangelnd scheinen. Aus den heroischen Jamben der Byzantiner waren im Occident funfzehnsilbige Verszeilen hervorgegangen, wie wir sie z. B. in dem allbekannten Liebesgespräch des Ciullo d'Alcamo finden. Diese Form, mit kürzern Zeilen wechselnd, scheint denen des „Sonnenhymnus" zugrunde zu liegen, wenngleich nicht allein die Verstheilung unserer Ausgaben häufig verkehrt ist, sondern auch die in jenen Vorbildern so scharf hervortretende daktylische Cäsur von Hause aus gefehlt haben dürfte. Daß nun aber wirkliche Verse vorliegen, ergeben deutlich die hin und wieder verwischten, aber doch unverkennbar von Strophe zu Strophe wechselnden Assonanzen, zwischen welche sich, anscheinend zufällig, einzelne Reime mengen. Als Beispiel wird die letzte Strophe genügen:

Laudato sii, mio Signor, per suor morte corpor*ale*,
Dalla quale nullo huomo vivente può scap*pare*.
Guai a quelli che morranno nel peccato mor*tale*;
Beati quei che troveran tua santa volon*tate*,
Che la morte seconda a loro non potrà far *male*.
Laudate e benedite mio Signore, e ringra*ziate*,
E servitegli con grande humili*tate*.

Mit dem Gebrauche der Assonanzen kann Franciscus durch jenen Bruder Pacificus bekannt geworden sein, der aus der Hofhaltung des jugendlichen Hohenstaufen (Friedrich's II.), welcher er als gefeierter Troubadour angehörte, schied, um sich den Genossen des Bettlers von Assisi anzuschließen. Vielleicht wahrscheinlicher aber ist es, daß die Assonanz zu Franciscus' Zeiten — wie noch heute an den Abhängen des Aetna — für das Volk den Reim vertreten habe (Nannucci, „Manuale", I, LVII) und erst später dem Reim der Kunstpoesie gewichen sei. Jedenfalls ist diese überraschende, von Ozanam (im Anhang, der bei Julius fehlt) jedoch schon angedeutete Beobachtung ein völlig sicheres Zeichen, daß wir von dem „Sonnenhymnus" nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form in voller Echtheit besitzen.

Es knüpft sich an den heiligen Franz noch ein historisches Räthsel, dem der Geheime Kirchenrath Hase einen besondern Anhang seiner Schrift (S. 143—202) gewidmet hat. Zwei Jahre vor seinem Tode, so berichtet die Legende, als am Tage der Kreuzerhöhung Franciscus auf dem öden Felsengebirge von La Vernia in brünstiges Gebet versunken kniete, da erschien ihm in Seraphsgestalt der Gekreuzigte, von dessen Wunden Strahlen ausgingen, welche Hände, Füße und rechte Seite des Beters durchbohrten, und von dem Tage an bis zu seinem Tode trug der Heilige an seinem Leibe die Wundenmale Christi.

Von so vielen gleichzeitigen Zeugen wird diese Stigmatisirung bekundet, daß auch unter den protestantischen Schriftstellern nicht wenige — unter ihnen auch Hase in seiner „Kirchengeschichte" — die einfache Thatsache einräumen und nur nach den Gründen forschen, welche das scheinbare Wunder erklären können. In der That ist auch mit dem Ableugnen dieser einen Thatsache nicht viel gewonnen, da an die Stelle der einen so beseitigten Stigmatisirung schnell genug andere treten. Allein unser Jahrhundert hat außer der Nonne von Dülmen die Domenica Lazzeri im Fleimserthal gesehen und noch heute lebt in gleicher Weise gezeichnet das „Mareieli" (Marie von Mörl) im Tertiarierkloster nächst Kaltern.

Inzwischen hat der Verfasser sich der Mühe unterzogen, die des heiligen Franciscus Wundenmale betreffenden Zeugnisse wiederholter Prüfung zu unterwerfen, und sein Wahrspruch fällt gegen deren Glaubwürdigkeit aus. Zuzugeben ist jedenfalls, daß die Berichte, selbst abgesehen von dem völlig abweichenden des in dieser Hinsicht unzuverlässigen Matthäus Paris, weiter auseinandergehen, als man nach den positiven Versicherungen der neuern Schriftsteller glauben möchte. Auch verliert der älteste Zeuge — Thomas von Celano, der schon 1229 schrieb — durch den Umstand den größten Theil seines Gewichts, daß er, wie sich aus dem Eingange seines zweiten Abschnitts ergibt („Prout potuimus recte scire"), was Hase unbeachtet gelassen, während der letzten Lebensjahre des Heiligen entfernt von diesem gelebt hat.

Auf der andern Seite scheint, was unser Verfasser zur Schwächung jener Zeugnisse sagt, nur unvollkommen begründet. Zunächst stimmen alle Berichte dahin überein, daß Franciscus, weit entfernt, als einen Gegenstand der Eitelkeit, oder um müßiger Neugier zu genügen, vorzuweisen, wie „Gott ihm seinen Namen in die Hand gezeichnet", vielmehr die Wundenmale als ein theures, durch fremde Blicke nicht zu entweihendes Geheimniß verborgen habe. Die Hände indeß und die nach der Ordenstracht unbekleideten Füße waren auch durch die Länge des Gewandes nicht immer zu verhüllen; sie wurden noch bei Franciscus' Lebzeiten vergleichungsweise von Vielen gesehen. Nur die Seitenwunde zu verhüllen konnte ihm bis auf wenig Ausnahmen gelingen. Zwei solche Ausnahmen berichtet Thomas von Celano mit

Namensnennung Derer, die das Mysterium geschaut haben; nur Einen (quidam ejus socius) bezeichnet dagegen das „Memoriale" von 1243 (aus welchem wieder Bonaventura vorzugsweise geschöpft hat), ohne ihn jedoch zu nennen („hic solus vidit in vita"). Jedenfalls ist kein Widerspruch zwischen den Angaben, welche berichten, daß Viele die Stigmata (der Hände und Füße) bei Lebzeiten des Heiligen gesehen, und denen, nach welchen die Seitenwunde nur von Zweien (oder Einem) wahrgenommen ist.

Die meisten Zeugen, unter ihnen auch Gregor IX., auf den als auf einen Autopten Bonaventura sich ausdrücklich beruft, reden nur von „glaubwürdigen Personen", welche die Wundenmale geschaut, ohne über ihre selbsteigene Wahrnehmung unmittelbare Kunde zu geben. Ich zweifle indeß, ob dieser Umstand das Gewicht verdient, welches unser Verfasser ihm beimißt. Der Würde des Stils einer Kanonisationsbulle dürfte es schwerlich entsprechen, wenn mitten im Context der Papst sozusagen vom Stuhl Petri herabsteigen wollte, um von seinen persönlichen Lebenserfahrungen zu berichten. Zu der plena fides, die ihm durch testes idonei gewährt sei, zählt er eben in vorderster Reihe seine eigene Sinnenwahrnehmung. Aehnliches gilt von den tres socii und Andern.

Ob Franciscus die Wundenmale an sich getragen und in welcher Weise solche Misbildung natürlich zu erklären sei, mag nach wie vor räthselhaft bleiben; jedenfalls aber scheint mir die Vermuthung eine rationalisirende Verirrung, daß Helias die nächtlichen Stunden nach Franciscus' Tode dazu verwandt haben möge, dem Leichnam an fünf Stellen jene Wunden beizubringen.

Karl Witte.

Die physische Geographie des Meeres von M. F. Maury. Deutsch bearbeitet von C. Böttger. Mit fünf Holzschnitten und sechs größern lithographirten Karten. Leipzig, G. Mayer. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein ausgezeichnetes Buch. Wir beeilen uns, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen.

Als im Jahre 1854 das Original unter dem Titel „Physical geography of the sea" erschien, so sprachen sich die amerikanischen und englischen Zeitschriften sogleich sehr begeistert über die hohe wissenschaftliche und praktische Bedeutung desselben aus. Man war ganz voll Lob über die geniale, ganz neue Auffassung und Begründung des Gegenstandes. Auch in Deutschland ließ man es an ehrenvoller Anerkennung nicht fehlen. Berghaus redete davon in seinem „Geographischen Jahrbuch" wie von einer epochemachenden hochwichtigen literarischen Erscheinung und Petermann sagte in seinen vielgelesenen geographischen „Mittheilungen", bei Gelegenheit der Besprechung desselben, „daß die Ansichten eines Mannes wie Maury, der so unendliche Verdienste um die Erweiterung der hydrographischen Wissenschaften hat, von großer Wichtigkeit und Geltung sind". Der Verfasser ist jetzt Chef der hydrographischen Bureaux der Vereinigten Staaten Nordamerikas, hat eine sehr umfangreiche gediegene wissenschaftliche Bildung und kennt das Meer nicht blos durch gründliche Studien, sondern durch jahrelange unmittelbare Anschauung als vielgereister Seemann. Er tritt so ganz in die Fußtapfen des alten weltberühmten Admirals Beaufort, der die glänzendste Spitze des Hydrographenamts für England war, und berechtigt in jeder Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist schon lange mit Bewunderung beachtet, besonders wurden aber seine Seekarten hochgeschätzt, in denen er sich ebenso sehr durch Zuverlässigkeit als durch Neuheit und geistreiche Auffassung und geschickte Durchführung auszeichnete. Und ein einziger Blick in das vorliegende Werk führt sogleich zu der Ueberzeugung, daß der Verfasser ein ganzer Mann von Fach ist, der durch und durch dazu berufen ist, eine Physik des Meeres zu schreiben. Er kennt das volle Gewicht dieser großen Aufgabe und fühlt sich stark genug zum Angriff ihrer Lösung, obgleich er sich auch wieder gar nicht überhebt, sondern im Gegentheil wiederholt an den Tag legt, daß er nur anregen wolle zur ersten Begründung einer Wissenschaft, welche noch ganz in ihrer Kindheit liege, aber sie noch nicht vollenden.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung des Werkes ist eine der Würde und dem Werthe des Gegenstandes vollkommen entsprechende. Man sieht, Böttger ist Sachverständiger, und als solcher hat er sich nicht blos mit einer Uebersetzung begnügen können, er hat den Geist der Schrift wiederzugeben versucht und, wo es nöthig war, bald Bemerkungen hinzugesetzt, bald aber auch Weitläufiges und Ueberflüssiges verkürzt und weggelassen. Wir geben ihm darin ganz Recht und könnten sogar wünschen, daß das Ausmerzen und Kürzen noch etwas strenger gehandhabt worden wäre, denn es kommt noch gar manche Wiederholung und unnöthige Weitschweifigkeit vor, die auch hätte wegfallen können. Böttger macht auch darauf aufmerksam, daß er sich nicht dazu habe entschließen können, die fromme biblische Färbung einiger Stellen des Originals zu unterdrücken. Eine solche Pietät können wir ebenfalls nur gutheißen, obgleich solche teleologische Expectorationen nicht mehr nach dem Geschmack des deutschen Naturforschers von Fach sind. Das beruht aber auf den zufälligen Ansichten der deutschen Gegenwart, die sich bald wieder ändern können, wie sie vor 20, 30 Jahren noch ganz entgegengesetzter Natur waren. Wir leben jetzt noch in einer Zeit der Aversion gegen alle Sentimentalität, weil der Magen noch krank ist von der voraufgegangenen gar zu starken und zu andauernden sentimentalen Ueberfütterung. Die Amerikaner sind in ihrer historischen Entwickelung noch nicht soweit gekommen, obgleich Alles schon darauf hindeutet, als wenn sie auch bald des Guten zu viel haben sollten.

Wir treten dem vorliegenden Werke nun etwas näher und richten die Aufmerksamkeit zunächst auf seine Einleitung. Hier wird darauf hingedeutet, wie eine wahrhaft brauchbare physische Geographie gar nicht anders als aus der Lösung der praktisch wichtigen Aufgabe, zuverlässige Wind- und Strömungskarten und gute Logbücher für die Seefahrer einzurichten, entstehen könne. So sei auch Das, was das Buch bringe, nichts Anderes als eine wissenschaftliche Ausbeute jener praktischen Bestrebungen. In dieser Lage, sich tüchtige Hülfsmittel zur Seefahrtskunde zu verschaffen, wären alle vom Meere umflossenen Staaten, darum hätten sich jetzt auch alle zu einem gemeinsamen Zugreifen geeinigt. Es sei auf diese Weise in sehr kurzer Zeit ein ordentlicher Reichthum an vortrefflichen Bausteinen zusammengebracht, an dem sich nun die Gelehrten zu versuchen hätten, zum Aufbau der Wissenschaft selbst. Unter physischer Geographie des Meeres könne man vorläufig nur erst eine naturwissenschaftliche Darstellung der Wind- und Meeresströmungen, der Circulation der Atmosphäre und des Oceans, der Wunder der Tiefe und der Oberfläche des Meeres verstehen, wobei natürlich auf Wärme und Salzvertheilung und auf den Wechsel der Jahreszeiten beständig mit Rücksicht zu nehmen sei. Ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes könne jetzt noch nicht gegeben werden.

Das Uebrige des Buchs theilt der Verfasser in 18 Capitel, welche folgende Ueberschriften führen: „Der Golfstrom",

„Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse", „Die Atmosphäre", „Rothe Nebel und Seestaub", „Ueber die wahrscheinliche Beziehung zwischen dem Magnetismus und der Circulation der Atmosphäre", „Meeresströmungen", „Das offene Meer im arktischen Ocean", „Das Salz des Meerwassers", „Der äquatoriale Wolkenring", „Ueber die geologische Einwirkung der Winde", „Die Tiefen des Oceans", „Das Becken des Atlantischen Oceans", „Die Winde", „Die klimatischen Verhältnisse des Meeres", „Ueber die Driftströmungen der See", „Stürme", „Routen", „Ein Schlußwort". Man sieht hieraus schon, daß der Verfasser noch gar nicht daran denkt, ein systematisch geordnetes und wissenschaftlich zusammengefügtes Ganzes der Physik des Meeres geben zu wollen. Der Verfasser will blos denken und zum Denken anregen über allerlei brauchbares Material zu einem künftigen Aufbau der Wissenschaft selbst. Er gibt vorläufig blos Ansichten der Natur des Meeres, wie Alexander von Humboldt sich auch erst mit seinen „Ansichten der Natur" den Weg zu seinem „Kosmos" anbahnte. Die längst fertigen wissenschaftlichen Werke, wie Wallerius' „Hydrologie", Marsigli's „Histoire physique de la mer" und andere von Varenius, Struyk, Halley, sind für den Verfasser kaum in der Welt gewesen. Man darf ihm dies nicht für Hochmuth auslegen, denn genau genommen fehlte ja jenen Schriften beinahe noch alle Erfahrung, noch alle Schärfe der Beobachtung, noch alles eigentliche und zuverlässige Wissen in der Physik. Die Lehrbücher der genannten Alten haben es hauptsächlich veranlaßt, daß der Verfasser noch kein Lehrbuch hat schreiben wollen. Er gibt nichts weiter als eine Summe von Abhandlungen über mehre der interessantesten Themata aus der Physik des Meeres. Er läßt dabei nie das werthvolle Alte unberücksichtigt, greift aber ganz entschieden Das an, was dem gegenwärtigen Stande der Erfahrungswissenschaft nicht mehr genügt, was Irrthum und Aberglauben unter die Seefahrer gebracht hat. Ueberall gibt er neue Ansichten, aber er begründet auch jedesmal ihre Nothwendigkeit auf alle nur denkbare Weise.

Der Golfstrom bildet den Hauptpunkt der Untersuchung des Werks, von ihm geht dasselbe aus und auf ihn kommt es überall wieder zurück. Die Frage, wie derselbe entstehe, hat die Geographen schon lange in Verlegenheit gesetzt. Durch die neuesten Forschungen und Beobachtungen wird allmälig mehr und mehr Licht in das Dunkel dieses großartigen Phänomens gebracht, obgleich wir immer noch weit von einer vollkommen befriedigenden Aufklärung des Ganzen entfernt sind. Ursprünglich ward behauptet, daß der Mississippi der Vater des Golfstroms sei, da stieß Capitän Livingston diese Hypothese um, er wies nach, daß der Mississippi noch nicht den tausendsten Theil des Wassergehalts des Golfstroms liefere und daß dieser Meeresstrom einen sehr reichen Salzgehalt in sich schlösse, den jener gar nicht im Stande sei herbeizuführen. Er behauptete, der Golfstrom hänge von der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und von dem Einflusse ab, den sie auf die Gewässer des Atlantischen Oceans ausübe. Franklin entwickelte eine andere Hypothese, wonach der Golfstrom für den Abfluß der Wassermasse genommen wird, welche die Passatwinde in das Karaibische Meer unablässig hineintreiben. Dagegen sprechen aber die Gesetze der Hydrostatik. Auch Admiral Smyth erwähnt in seiner berühmten Denkschrift über das Mittelmeer mehre Thatsachen, welche der Franklin'schen Ansicht entgegentreten. So untersucht der Verfasser nach und nach alle früher aufgestellten Meinungen und zeigt, wie ohne Ausnahme alle haltlos sind. „Aber zwei Ursachen sehen wir wirken", fügt er dann hinzu, „welche, wie wir wol sicher annehmen können, bei der Hervorbringung des Golfstroms mitbetheiligt sind. Eine derselben ist der vermehrte Salzgehalt des Wassers nach der Verdunstung durch die Passate und der andere das verminderte Salzquantum in der Ost- und Nordsee. Die Gewässer der Ostsee sind fast süß, sie enthalten nur halb soviel Salz als die See im Allgemeinen. Wir haben nun auf der einen Seite das Karaibische Meer und den Golf von Mexico mit seinem Salzwasser, auf der andern die Ostsee mit einem Brackwasser von sehr mäßiger Stärke. In der einen Gruppe dieser Meeresbecken ist das Wasser schwer, in der andern leicht. Zwischen ihnen liegt der Ocean; aber das Wasser will nothwendigerweise sein Niveau und Gleichgewicht suchen und behaupten. Hier fördern wir also eine der den Golfstrom erzeugenden Kräfte zutage. Was der Einfluß dieser Triebkraft ist, d. h. wie groß er sei und wie weit sie sich erstrecke, können wir nicht sagen, daß sie aber mitwirke, ist gewiß. Jedenfalls muß sich das gleichsam übersalzige Wasser der Tropen mit den übrigen Seegewässern mit Einschluß der Ostsee wieder in gehöriger Proportion mischen und die durch den Golfstrom fließenden erfüllen unter Anderm diesen Zweck. Es ist dies eine der Verrichtungen, welche in der Oekonomie des Oceans ihnen übertragen ist." So oft der Verfasser aber mit seiner eigenen Ansicht hervortritt, so macht er auch immer wieder darauf aufmerksam, daß sie auch nichts weiter als Hypothese sei. „Ziehen wir alle diese Thatsachen und Hypothesen in Erwägung", sagt er am Schlusse der Untersuchung, „so werden wir zu dem Schlusse hingeleitet, von dem wir auch ausgingen, daß nicht die Untiefen Nantucket's, sondern das hydrodynamische Gesetz der Bewegung den Golfstrom in seiner Bahn beherrscht, wir finden endlich, daß er außer seiner großen Fortbewegung im Ganzen die dachförmige Oberflächenströmung und jenes sein Inneres in fast verticale Schichten zerlegende Auf- und Niederwallen zeigt."

Das nächste Capitel bespricht den großartigen Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse. Fesselte das vorhergehende schon sehr durch seine kritische Schärfe und Neuheit der Auffassung des Ganzen, so thut es dies nachfolgende noch mehr durch die Beziehung auf die Bewohner der Erdtheile, welche der Atlantische Ocean miteinander verbindet. Es wird hier der Golfstrom mit einem Dampfheizungsapparate verglichen, der über England, Skandinavien, Holland u. s. w. die Milde der Winter verbreitet; es wird gezeigt, wie von ihm der Zug der Fische und ihre Schmackhaftigkeit abhängt, wie durch ihn Handel und Schiffahrt bedingt werde. „Seefahrer sind oft bedeutenden Scharen junger Meernesseln (Quallen, medusinae) begegnet", sagt der Verfasser, „die mit dem Golfstrom forttrieben. Sie bieten bekanntlich dem Walfisch ein Hauptnahrungsmittel; wohin sie aber auf dieser Route gelangen mögen, darüber ist viel speculirt worden, denn man weiß recht gut, daß der gemeine Walfisch sich nie an die warmen Gewässer dieser Strömung gewöhnt. Ein erfahrener Seecapitän hat mir mitgetheilt, daß er vor einigen Jahren im Golfstrom an der Küste von Florida in eine Ansammlung junger Meernesseln von bisher unerhörter Ausdehnung hineingerieth. Die See war von ihnen meilenweit bedeckt. Er verglich sie ihrem Aussehen nach mit Eicheln, die auf einem Flusse schwimmen, aber sie waren so zusammengedrängt, daß sie die See vollständig bedeckten. Er fuhr nach England und segelte fünf oder sechs Tage durch sie hindurch. Etwa 60 Tage später begegnete er auf seiner Rückreise demselben Haufen an den westlichen Inseln und fuhr hier wieder drei bis vier Tage durch sie hindurch. Er erkannte sie als dieselben wieder, denn er hatte nie zuvor etwas ihnen Aehnliches bemerkt und bei beiden Gelegenheiten ließ er häufig ganze Eimer voll heraufziehen, um sie zu untersuchen. An den westlichen Inseln ist aber der große Tummelplatz der Walfische, und es liegt uns etwas Sinnreiches in der Idee, daß der Golf von Mexico das Erntefeld und der Golfstrom der Schnitter ist, der die dort gepflanzten Früchte sammelt und sie Tausende von Meilen weit den hungerigen Walfischen zuführt. Aber wie vollkommen stimmt dies mit der allgütigen und allweisen Sorge jenes großen Vaters zusammen, der die jungen Raben füttert, wenn sie schreien, und dem Sperling sein Futter gibt!"

Die Abhandlung über Bewegungen der Atmosphäre ist ein Product der scharfsinnigsten Speculation. Sie führt uns

so recht eigentlich die hervorragende geistige Kraft des Verfassers zum Bewußtsein. Die Theorie der Winde von Dove ist zu der hier begründeten nur eine vorläufige skizzirte erste Begründung. Er weiß durch die in neuester Zeit immer reifer und zuverlässiger gewordene Erfahrung nach, daß wir nicht blos einen Calmengürtel, sondern deren fünf besitzen, wovon zwei an den Polen, zwei an den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks und einer am Aequator liegt, daß in jedem dieser Gürtel die Unterwinde zu Oberwinden und umgekehrt diese zu jenen werden, ohne auf ihren fortschreitenden Bahnen umzukehren. So wird der Südostpassat in dem Gürtel der Aequatorialcalmen zu einem Südostoberwind, senkt sich bei den Calmen des Krebses und wird hier wieder zu einem Unterwind, erhebt sich an dem Nordpolcalmengürtel zu einem wieder gen Süden ziehenden Oberwinde, bis er bei dem Calmengürtel des Krebses zu dem charakteristischen Nordostpassatunterwinde wird u. s. w. Dieses sinnreiche System der Circulation in der Atmosphäre erklärt dann sehr viele Phänomene auf eine ganz einfache, sehr natürliche Weise, sobald damit der Verdampfungsproceß des Wassers in Verbindung gebracht wird. Wir wollen hiervon nur einmal sehen, wie der Verfasser den Ursprung der nassen Jahreszeit erklärt. „Die Calmen und Passatregionen oder Gürtel rücken auf der Erde jährlich 1000 Meilen in der Breite hin und her. Im Juli und August findet man die Zone der Aequatorcalmen zwischen 7° und 12° nördl. Br., bisweilen in noch höherer Breite; im März und April liegt sie zwischen 5° südl. und 2° nördl. Br. Von dieser Thatsache und diesen Gesichtspunkten aus begreift man leicht, warum Oregon eine Regenzeit, Californien eine nasse und trockene Jahreszeit, ebenso Panama eine, Bogota zwei, Peru keine und Chili eine hat. In Oregon regnet es in jedem Monat, aber mehr in den Wintermonaten. Der dortige Winter ist zugleich der Sommer der südlichen Hemisphäre, wenn die Dampfmaschine dort mit dem größten Druck arbeitet. Der von den Südostmoussons aufgenommene Dunst wird über die Region der Nordostpassate bis zu 35°, ja sogar 40° nördl. Br. fortgeführt, wo er sich senkt und mit den Südwestwinden jener Breite auf der Oberfläche erscheint. Wenn dieser Dunst an den Hochebenen des Continents hinstreift, wird er condensirt und schlägt während dieses Theils des Jahres in fast beständigen Regengüssen nieder. Im Winter nähert sich der Calmengürtel des Krebses dem Aequator. Dieses ganze System von Zonen, d. h. von Moussons, Windstillen und Westwinden, folgt der Sonne. Auf unserer Hemisphäre liegt er aber dem Aequator in den Winter- und Frühlingsmonaten näher als in irgendeiner andern Jahreszeit" u. s. w.

Es würde unsere Besprechung weit über die ihr zugemessene Grenze hinausführen, wollten wir Mittheilungen aus allen 18 Capiteln entnehmen, daher machen wir gleich einen großen Sprung und gehen zu dem elften Capitel über, welches von den Tiefen des Oceans handelt. Das ist ein Gegenstand, der in neuester Zeit die ganze Welt in Staunen gesetzt hat, und Maury ist darüber ein sehr competenter Richter. Vor noch nicht ganz 20 Jahren berichtete Berghaus in seiner „Länder- und Völkerkunde", daß die größte Tiefe des Meeres 7200 Fuß sei. Man war darüber sehr verwundert. Eine so enorme Tiefe hatte man der See nie zugetraut. Einige Jahre später (3. Juni 1843) versuchte J. Roß den Meeresgrund zwischen Brasilien und St.-Helena zu erforschen und konnte bei 27,600 F. Tiefe noch keinen Grund finden. Capitän Denham erforschte 1852 im südatlantischen Ocean eine Tiefe von 43,382 par. F. und in demselben Jahre fand J. P. Parker in eben jener Gegend die größte Meerestiefe 49,800 par. F. Zu diesen Nachrichten, welche uns im Laufe der Zeiten die wissenschaftlichen Tagesblätter mitgetheilt haben, fügt Maury noch einige neue hinzu. „Der Lieutenant Walsh von dem Vereinigten-Staaten-Schooner «Taney» berichtet von einer Messung mit dem Tiefloth, welche bei 34,000 F. noch keinen Grund gab. Seine Sondirlinie war ein Eisendraht von mehr als 11 Meilen Länge. Der Lieutenant Berryman von der Vereinigten-Staaten-Brigg «Dolphin» macht von einem andern vergeblichen Versuche Mittheilung, mit einer 39,000 F. langen Linie mitten auf dem Oceane Grund zu finden." Uebrigens wird im Werke mehrfach daran erinnert, daß alle diese Angaben mit Vorsicht aufzunehmen wären, weil die Schnur des Senkloths durch die Gewalt der submarinen Strömung von der verticalen Lage abgezogen und immer noch weiter und weiter abgewickelt werde, wenn auch das Senkgewicht längst den Meeresgrund erreicht hätte. So glaubt er in einer andern Mittheilung, daß Denham's Tiefe noch nicht 24,000 F. und Parker's noch nicht 36,000 F. in genau verticaler Richtung betragen habe. Auch erkennt man aus der Darstellung ganz genau, daß man bisjetzt noch keinen Meßapparat für die Meerestiefe erfunden hat, welcher ganz zweifellose Resultate liefern könne. Man pflegt jetzt einfach eine zweiunddreißigpfündige Kanonenkugel an hänfener oder seidener Schnur mit Fadenmarken, die von 100 zu 100 zählen, aufgehängt ins Meer zu versenken. Die hinabgelassene Kugel ist aus den erwähnten gewaltigen Tiefen nie wieder emporzuziehen, der Widerstand zerreißt jede Schnur. Man mußte daher immer Schnur und Kugeln zum Opfer bringen. „Bis dahin waren noch keine Stoffe vom Grunde der tiefen See emporgebracht worden. Die Leine war zu dünn, die Kugel zu schwer; sie konnte nicht in die Höhe gezogen werden. Als diese Angelegenheit soweit gediehen war, schlug der Seecadet J. M. Brooke von der Vereinigten-Staaten-Flotte, welcher mir damals zum Dienst auf dem Observatorium beigesellt war, eine Einrichtung vor, durch welche die Kugel, sobald der Apparat den Grund berührte, sich von der Schnur losmachen und eine Probe des Seebodens emporsenden mußte". Diese sinnreiche Erfindung, Brooke's deep-sea sounding apparatus, ist in dem Werke abgebildet und näher beschrieben worden.

Das zwölfte Capitel ist eine Fortsetzung des elften, es gibt uns einen sehr interessanten Bericht über die neuesten Erforschungen der Bodenplastik des Atlantischen Ocean. Man weiß danach, daß der Meeresgrund an einigen Stellen mehre Tausend Fuß tiefer unter der Meeresoberfläche gelegen ist, als die höchste Spitze der Anden sich darüber erhebt. Von dem Gipfel des Chimborasso bis zu der vom Senklothe wirklich erreichten tiefsten Stelle des Atlantischen Meeres beträgt der verticale Abstand nicht weniger denn 9 engl. Meilen, das sind 47,520 F. „Könnten die Gewässer dieses Meeres abgelassen werden, sodaß man in diese große Kluft, welche Continente trennt und von der arktischen bis zur antarktischen See sich erstreckt, hineinblicken könnte, so würde sich uns ein furchtbar großartiges Schauspiel darbieten. Die Rippen der festen Erde mit den Grundfesten des Oceans würden ans Licht treten und mit einem Blick würden wir in dieser leeren Wiege des Oceans ganze Haufen von Schiffstrümmern und darum Gruppen von Gerippen, großen Ankern und verfaultem Schiffsgeräth als ein gräßliches Bild aus dem Reich des Todes erblicken, aus dem vielleicht auch manche Perle, mancher Edelstein hervorblicken würde, wie sie in des Dichters Phantasie auf dem Meeresgrunde glänzen." Dieses Becken ist jetzt schon sehr genau sondirt. Die dem Werke beigelegte Karte liefert den schlagendsten Beweis dafür. Am sorgfältigsten ist der Grund zwischen Neufundland und Irland gemessen, auf welchem der Telegraphendraht schon 1855 niedergesenkt werden sollte, aber durch ein unglückliches Ereigniß dem Schiffe entglitt, ehe es damit an das Ziel seiner Bestimmung gelangen konnte. Die schon lange ersehnte telegraphische Verbindung der Alten Welt mit der Neuen ist dadurch noch um wenigstens ein Jahr verzögert. Dies Unglück steht aber nicht allein, denn der Draht, welcher Sardinien mit Afrika telegraphisch verbinden sollte, ist ebenfalls in die Tiefe des Meeres hinabgeschlüpft, ohne daß man ihn wiedererlangen konnte. Aus der Karte geht hervor, daß die relativ tiefste Stelle des Atlantischen Ocean zwischen den Bermudasinseln und den großen Bänken mit Wahrscheinlichkeit

gelegen ist; indeß macht der Verfasser auch noch darauf aufmerksam, daß ihre absolute Tiefe noch gar nicht ganz genau anzugeben sei. Das Suchen nach dem besten Meeresgrunde zu der genannten Telegraphenlinie habe übrigens zu der festen Ueberzeugung geführt, daß zwischen Cap Race in Neufundland und Cap Clear in Irland eine genau gekannte Fläche vorkomme, welche jetzt ganz allgemein das Telegraphenplateau genannt werde. „Man hat den Vorschlag gemacht, die Drähte auf diesem Plateau fortzuleiten. Die Distanz im Bogen eines größten Kreises von der Westküste Irlands bis zur Ostküste Neufundlands beträgt 1600 Meilen und die See ist auf dieser ganzen Strecke wahrscheinlich nirgends tiefer als 10,000 F." Bei dem Sondiren der Tiefe dieses Plateaus wurde auch der Brooke'sche Apparat vielfach in Anwendung gebracht. Er leistete vortreffliche Dienste und hat sogar zu wiederholten malen Meeresboden mit an die Oberfläche gebracht. Die Seeoffiziere, welche die Versuche zu leiten hatten, waren vorsichtig genug gewesen, diese Trophäen sorgfältig aufzubewahren und bei ihrer Heimkehr an das hydrographische Bureau der Vereinigten Staaten einzureichen. Der Verfasser als Chef dieses Bureaus schickte die eine Hälfte jenes Meeresbodens dem Professor Ehrenberg in Berlin, die andere dem Professor Bailey in Westpoint. Bei dem Drucke der Schrift war Ehrenberg's Antwort noch nicht eingetroffen, dagegen schrieb Bailey im November 1853 Folgendes:

„Ich bin Ihnen für die Proben des Meeresgrundes aus bedeutender Tiefe, welche Sie mir in der letzten Woche zusandten, sehr verbunden und habe sie mit großem Interesse näher angesehen. Es sind gerade die Stoffe, deren habhaft zu werden schon lange mein Wunsch war. Daß mir ein glückliches Ungefähr jemals Meeresgrund aus einer Tiefe von mehr als zwei Meilen zur Untersuchung darbieten würde, wagte ich kaum zu hoffen, und dennoch haben wir ihn, Dank der Erfindung Brooke's, rein und ohne Fetttheile, sodaß man ihn sofort unter das Mikroskop bringen konnte. Ich war ganz entzückt zu finden, daß alle diese Grundproben mit mikroskopischen Muschelschalen angefüllt sind. Nicht eine Spur von Kies oder Sand war in ihnen zu finden. Sie sind vorzugsweise aus vollkommenen kleinen kalkhaltigen Muscheln (foraminiferae) zusammengesetzt und enthalten auch eine kleine Anzahl kieselhaltiger Muscheln (diatomaceae). Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Thiere in den Tiefen gelebt haben, wo sich ihre Schalen vorfinden, sondern ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß sie die Gewässer nahe an der Oberfläche bewohnen. Wenn sie absterben, lagern sich dann ihre Schalen auf dem Grunde. In Bezug auf diesen Punkt wird es mir sehr lieb sein, Wasser aus verschiedenen Tiefen untersuchen zu können, das der «Dolphin» in Flaschen mitgebracht hat, ferner auch irgendwelche Stoffe, sei es Grund oder Wasser, aus andern Localitäten. Ich werde Alles sorgfältig studiren ... Die schon erzielten Resultate sind von großem Interesse und für die Geologie und Zoologie in vielen Beziehungen von Wichtigkeit. Ich hoffe, Sie werden möglichst viele Seefahrer veranlassen, mit Brooke's Apparat Seeboden aus allen Theilen der Welt herbeizuschaffen, sodaß wir die kleinsten Thierchen endlich ebenso gut auf der Karte angeben können wie die Walfische. Bringen Sie die Walfischjäger auch dahin, Schlamm von Pfannkucheneis u. s. w. in den Polarregionen zu sammeln; dieser ist immer mit interessanten mikroskopischen Formen angefüllt."

Das dreizehnte Capitel handelt noch ein mal speciell von den Winden, welche in den einzelnen Regionen des Meeres und des Festlandes vorherrschend sind. Für unsere Gegend in der nördlichen Hemisphäre herrscht der Südwestwind vor. Nach Maury dürfen wir durchschnittlich auf je zwei westliche Winde nur einen östlichen rechnen. Es ist nun wahrscheinlich, daß jene Westwinde in zwei Tagen ein größeres Volumen atmosphärischer Luft gegen den Polarkreis hin bewegen, als die östlichen in einem Tage wieder zurückbringen können, also folgt schon hieraus mit Wahrscheinlichkeit, daß noch eine obere Luftströmung vorkommen müsse, welche jenen Ueberschuß vom Nordpole wieder gegen den Aequator zurückführen kann. „Es muß daher irgendwo in den Polarregionen eine Stelle geben", sagt der Verfasser, „wo diese Südwestwinde in ihrem Zuge nach Norden innehalten und ihren Rückweg nach Süden antreten. Diese Stelle muß aber in einer ebenfalls von Calmen abhängigen Region liegen. Es ist dies noch ein atmosphärischer Knotenpunkt, an welchem die Bewegung der Luft mit einer Abnahme des barometrischen Drucks nach oben geht."

Die klimatischen Verhältnisse des Oceans, welche das vierzehnte Capitel in Betracht zieht, unterscheiden sich sehr von denen des Festlandes. Haben wir in unserer Gegend z. B. im Januar und Februar die kälteste Jahreszeit und im Juli und August die wärmste, so fällt in den uns entsprechenden Breitengraden des Meeres die größte Kälte auf März, die größte Hitze auf September. Im Allgemeinen läßt sich der Ocean als eine Vorrathskammer zum Ausgleichen extremer Klimate ansehen. „Alle Geographen und Naturforscher", sagt der Verfasser, „haben die Uebereinstimmung in den Contouren der amerikanischen und afrikanischen Küste unter dem Aequator bemerkt. Zwar können wir den Grund nicht angeben, warum bei St.-Roque und im Busen von Guinea die gegenüberliegenden Küsten des Atlantischen Meeres so eigenthümlich hervor- und zurückspringen, wir können nur durch Hypothesen diese Gestaltung zu erklären suchen; wozu sie aber unter Anderm gewiß dienen soll, ist im Vorstehenden außer allen Zweifel gestellt. Wir sehen, daß durch diese Küstenformation zwei Cisternen im Ocean gebildet sind, welche, die Wärme nach entgegengesetzten Seiten verbreitend, Westeuropa und Ostpatagonien unter einen sehr gemäßigten Himmelsstrich versetzen. Wir erkennen voll Bewunderung und Verehrung des weisen Weltenordners, daß das Klima der einen Hemisphäre von der Curve abhängt, gegen welche in der andern die Wogen des Oceans anspülen. Es gibt durchaus nichts im kosmischen Leben, was nicht seine Beziehung und Bedeutung zum Weltganzen hätte; so hat denn auch keine Küstenlinie eine zufällige, sondern stets eine gewissen Zwecken angepaßte Formation."

Das folgende Capitel ist den Driftströmungen gewidmet, welche sich dadurch wesentlich von den eigentlichen Meeresströmungen unterscheiden, daß diese unabhängig von dem herrschenden Winde sich bewegen, während jene immer nur Folgen der Winde sind. Das Buch behandelt diesen Gegenstand vortrefflich, nur eignet er sich wol nicht gerade gut zu näherer Besprechung. Ganz Dasselbe gilt von dem nächsten Capitel „Stürme", welches noch dazu sehr kurz behandelt worden ist. In dem siebzehnten Capitel werden die Routen des Meeres besprochen. Hier scheint der Verfasser so recht heimisch zu sein, und man kann es nur beklagen, daß er den Gegenstand nur kurz überblickend und aphoristisch behandelt hat, denn in ihm kommen ja eigentlich alle Lehren der physischen Geographie des Meeres in praktische Anwendung. Wir wollen davon noch eine kurze Mittheilung machen. „Wenn man von der Küste aus auf den Ocean blickt und ein Schiff, indem dasselbe die hohe See gewinnt, am Horizonte verschwinden sieht, wenn man dann vollends weiß, daß das Reiseziel desselben in weiter Ferne, vielleicht bei den Antipoden liegt, so meint man wol anfangs, dasselbe fahre über eine pfadlose Wüste; folgt ihm dann einige Tage später ein schneller segelndes Schiff nach demselben Reiseziel, oder kommt ihm nach Wochen vom letztern ein anderes entgegen, so hält man wol ein Zusamentreffen oder nur in Sicht kommen derselben auf der weiten Wasserwüste für unwahrscheinlich, ja für einen bloßen Zufall. In der Wirklichkeit verhält es sich aber anders; die Winde und Strömungen werden jetzt so allgemein bekannt, daß der erfahrene Schiffer wie der Hinterwäldler im tiefen Walde durch Marken an der Rinde der Bäume seinen Weg an gewissen Zeichen sicher erkennt, und diese Zeichen findet er gerade an Dem, was auf den ersten Blick so überaus veränderlich erscheint, an dem Winde. Die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen haben

ihn gelehrt, wie er diese unsichtbaren Boten zu benutzen hat, wie sie ihm im Verein mit den Calmen als Wegweiser auf den Kreuzungen, Gabelungen und Windungen seines Wegs dienen können." Er führt dann einige sehr interessante Beispiele zur Belehrung und zur Bewahrheitung des Ganzen durch.

In dem letzten Capitel macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß es durchaus nöthig sei, übereinstimmend zu verfahren in dem Erforschen der physikalischen Erscheinungen des Oceans, und bespricht die brüsseler Conferenz, seine eigenen Wind- und Strömungskarten und die beste Form in der Anlage und Behandlung der Logbücher. Das Ganze hat aber nur ein sehr specielles Interesse für den Seemann von Fach.

Schließlich noch ein Wort über die deutsche Bearbeitung. Sie ist ganz unverkennbar eine fleißige, sachverständige Uebersetzung zu nennen, welche in vieler Hinsicht auch frei und selbständig sich bewegt, aber dennoch an einigen Stellen nicht recht fließend deutsch ist; hier sieht man es der Arbeit an, daß Böttger Mühe oder nicht die gehörige Ruhe gehabt hat, sich in den Kernpunkt des Gedankens klar und ganz hineinzudenken. Wir machen in dieser Hinsicht nur auf S. 106 (unten Absatz) und auf S. 130 (unten vorletzter Absatz) aufmerksam. Es sind allerdings nur Kleinigkeiten, indeß wäre es doch besser, wenn sie ganz fehlten. Vielleicht wäre auch die englische Meile, der Fahrenheit'sche Thermometer und überhaupt die specifisch englische Maß- und Gewichtsbestimmung unserer deutschen Gewohnheit besser anzupassen gewesen. Das sind aber Ansichten, worüber sich streiten läßt.

Heinrich Birnbaum.

Max Ring's neuester Gesellschaftsroman.

Verirrt und erlöst. Roman von Max Ring. Zwei Bände. Gotha, Scheube. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Max Ring ist dafür bekannt, ein großer Gönner der untern und mittlern Gesellschaftsschichten zu sein und sie für die Träger aller Treue und praktischen Tüchtigkeit zu halten, während er in den höhern Schichten allen Schwindel und jede Art von Untreue und Unsitte sucht. Wer viel in der Welt gelebt hat und berufen gewesen ist, in ihre Verwickelungen thätig einzugreifen, weiß die Sache zwar anders; er sieht die Compensationen und erkennt, daß ungefähr überall in gleichem Verhältniß gegen den Geist gefrevelt wird, hier roher, dort feiner, hier bewußter, dort unbewußter, hier versteckter, dort unverholener; aber er erkennt keinen Vorrang an, keine Ausschließlichkeit, kein privilegirtes Asyl der Tugend und des Werths. Nichtsdestoweniger wohnt den Ansichten, die Ring mit Auerbach, mit Freytag und mit vielen andern poetischen Erzählern theilt, eine gewisse ästhetische Berechtigung bei. Dem poetischen Sinne nämlich treten die Untreue, die Verkehrtheit, der Schwindel, die Selbstsucht in den gebildeten Classen ungleich näher, sie stellen sich ihm künstlerisch viel eindringlicher, viel bildfähiger, viel trostloser dar, als dies mit den Verkehrtheiten, dem Trotz, der Armseligkeit, dem Eigennutz der niedern Gesellschaftsclassen der Fall ist, und es ist daher ganz natürlich, daß die Kunst des Erzählers die erstern vorzugsweise zum Gegenstand ihrer Gemälde wählt; allein wahr ist es nicht, in der Wirklichkeit ist ein moralisches Uebergewicht der niedern Stände über die höhern nicht begründet, selbst dann nicht, wenn man von Dem mehr fodern zu können meint, dem mehr gegeben ist. Es will uns aber überhaupt nicht recht einleuchten, welches Ziel und welcher Erfolg von diesem fast stereotyp gewordenen Schüren des Kampfes zwischen den höhern und niedern Ständen seitens der Literatur erstrebt und welche Hoffnung daran geknüpft wird. Die höhern Stände werden dadurch, so scheint es, gleichsam in den Fall der Nothwehr versetzt, und da sie zur Zeit noch im Besitz der Macht und des Einflusses sich befinden, wider Willen und fast schuldlos zur Abwehr jeder Concession gedrängt, mithin das gerade Gegentheil von Dem erwirkt, was jener Geist der Literatur zu erstreben vorgibt.

Wie dem nun sei, in dem vorliegenden Lebensbilde — und wir wiederholen, daß es sich in keiner Gattung der Poesie so sehr um Wahrheit handelt als im Roman — hat der Verfasser seiner Neigung voll den Zügel schießen lassen. Höherer Gesellschaftsrang und Laster, Lebensbeschränktheit und Tugend sind für ihn ungefähr identisch, und selbst das Kunsttalent findet weder Schonung, noch macht es eine besondere Ausnahme, wenn er dem ästhetischen Geiste auch die Kraft beizumessen scheint, sich aus Verirrungen selbst wieder zurechtzufinden. Zwischen diesen extremen Auffassungen, deren Naturwahrheit wir bestritten haben, steht ein Mädchen, der höhern Classe angehörig, eine phantasiereiche, poetische Natur, jedem ästhetischen Reiz leicht zugänglich, von der Pestluft des high-life tief angesteckt, die durch das Fegfeuer des Lebensüberdrusses hindurch einem redlichen Gewerbsmann zutheil wird und, nachdem sie auf den schwindelnden Höhen der Schwärmerei und der Ueberbildung sich selbst verloren, in der Sphäre einer guten Hausfrau ihre endliche Erlösung von allem dem verhaßten Spuk und Schein der feinen Welt finden muß. Man kann sich einen solchen Plan für einige Stunden gefallen lassen, wenn er auch in der Idee weder besonders erhaben und poetisch, noch in der Ausführung besonders lehrreich, fesselnd und neu erscheinen möchte. Eines nur dürfen wir nicht erlassen: innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit! Der Roman hat zwei Grundfoderungen zu machen: eine mit den Gesetzen des Wahrscheinlichen äußerlich verträgliche erfundene Begebenheit und ein solches Spiel der Charaktere gegeneinander, daß darin das Gesetz innerer Nothwendigkeit erkennbar wird; mit andern Worten, die Motivirung der Begebenheit. Wir wollen nun nicht bezweifeln, daß es ein Mädchen wie Adolfine geben könne, nicht bezweifeln, daß eine überlegene Natur dieser Art, gedrängt von dem Gefühl eigener Verirrung, von dem Ekel an ihren Umgebungen und endlich von den Zumuthungen eines unnatürlichen Vaters, in Verzweiflung ihr väterliches Haus verläßt, in einfachere Verhältnisse flüchtet, diese liebgewinnt und endlich ihre Hand nach einem schwachen Impulse ihres Herzens an einen würdigen Färbermeister verschenkt. Allein schwerer fällt es uns schon, uns diesen Vater zu denken, dessen gemeiner Eigennutz soweit herabsteigt, sich mit der erträumten Schuld von Adolfinens Mutter auszusöhnen, diese als sein Kind zu verleugnen und wie einen Waarenartikel zu verhandeln; noch schwerer aber, uns solche Helden und Liebhaber zu denken, wie Graf Bangor und Briolan sind, Extreme von Albernheit, Gleißnerei und überstürzter Cultur, und vollends unmöglich, uns ein Verhältniß wie das von Adolfinens Mutter und dem Fürsten vorzustellen, nach welchem jene verheirathete Frau darein willigt, die vorgebliche Geliebte des letztern darzustellen aus bloßer Freundschaft für ihn. Dergleichen ist unerhört, nie dagewesen und darum unwahr!

An eigentlichen Ereignissen ist der Roman überaus arm; die auf ihre Spitze getriebenen Charaktere und ihre Redensarten bilden den Inhalt dieser Bände mit der positiven Zugabe der Schilderung der Naturschönheiten des Salzkammergutes. Fast möchten wir glauben, dies letztere sei dem Verfasser die Hauptsache gewesen und die Erzählung sei nur erfunden um der Naturschilderungen willen, die denn auch in Bezug auf Ischl, Hallstadt, den Dachstein und den Schafsberg ihren Werth behalten mögen. Als psychologischer Roman dagegen verbirgt das Buch seine Mängel allzu wenig. Die Darstellungen aus dem aristokratischen Leben entbehren entweder der Wahrheit oder des Interesses, und wenn auch die Scenen in der Sägemühle, wo die alte Großmutter Adolfinens als eine würdige Matrone herrscht und waltet, besser sind, so finden sie doch an der Unnatur der Auftritte in des alten Bergmanns Familie, an Valentin's Wildheit und des alten Engel Falschheit ein schweres Gegengewicht, selbst abgesehen von der häß-

lichen Erscheinung des Troddel, welche die romantische Muse dem Verfasser nur in ihrem Zorn eingegeben zu haben scheint. Was den Heldens des Romans selbst, den studirten Färbermeister Georg betrifft, so wollen wir ihn zwar als ein Exemplar jener prosaischen Idealität gelten lassen, die sich in englischen und deutschen Tendenzromanen neuerdings breitmacht, wissen jedoch kaum, was er uns, ausschließlich beschäftigt mit dem Geheimniß des Türkischroth-Färbens, das er zuletzt entdeckt, weiter lehren könnte, als daß das Handwerk, wie man sagt, einen goldenen Boden hat. Von „heldenhaften" Verirrungen ist bei seiner gewissenhaften Passivität nicht weiter die Rede, sein Verdienst ist mäßig und er empfängt Adolfinens Hand schließlich als ein „gutes Glück". Von den andern Liebhabern der Letztern ist Graf Bangor ein permanenter Widerspruch in sich; denn es ist undenkbar, daß die Fadheit auf solcher Höhe lange Zeit in der Gesellschaft gelte, wie uns der Verfasser glauben machen will, sowie es undenkbar ist, daß der verdorbene Schwärmer Briolan ein Herz wie Adolfinens berücke. Der dritte Anbeter endlich, der völlig verschrobene Maler, der zwischen Adolfine und seiner Randl wie eine Korkkugel zwischen zwei entgegengesetzten Elektricitäten hin- und herfliegt, ist vollends ein alle Natur verleugnendes Phantasiestück, ohne Wahrheit und ohne Leben.

Soviel von den Charakteren und den Begebenheiten des Romans. Dieser gehört aber nicht nur zu den tendenziösen, sondern auch zu den sententiösen Erzählungen, und obwol wir der Meinung sind, daß die Doctrin nicht eigentlich in den Roman paßt oder wenigstens doch nur insoweit, als die Lehren aus den Handlungen und den Situationen unmittelbar selbst hervorgehen, so sind wir doch verpflichtet, uns nach dem Inhalte dieser Doctrin etwas näher umzusehen. Unser Färbermeister, als ein studirter Mann, ist nämlich ein gar großer Weltweiser, und als ihm Adolfine darthut, daß die Welt, wie sie dermalen ist, nichts tauge und zum Untergang reif sei, antwortet er ihr mit mildem und doch überlegenem Lächeln: „Wie oft habe ich diese Meinung gehört! Sie ist fast zur nichtssagenden Phrase geworden. Es gab schlimmere Zeiten, mein Fräulein. Was bedeutet die heutige Verderbniß gegen die Lasterhaftigkeit Roms unter den Kaisern? Welche Barbarei sehen wir während des ganzen (?) Mittelalters herrschen? welche Zustände zur Zeit der Regentschaft in Frankreich? Auch damals verzweifelten die Bessern an der Möglichkeit einer Wiederherstellung und sie erfolgte dennoch. Diese Rettung geht zu allen Zeiten aus dem Schoose der Familie auf naturgemäßem Wege vor sich. Wenn Tugend, Moral und Sittlichkeit (drei in Eins) in der Gesellschaft abzusterben drohen, so flüchten sich diese heiligen Güter des Daseins an den häuslichen Herd, wie bei einer allgemeinen Körperkrankheit die bedrohte Lebenskraft nach dem Herzen flüchtet, um von dort aus gegen den feindlichen Tod anzukämpfen." Worauf Adolfine: „Aber wenn die Familie selbst von Zersetzung und Fäulniß angegriffen ist — wo sollen wir dann noch Heil und Rettung suchen?" „In der Gesammtheit ist dies zu keiner Zeit der Fall: es herrschen hier ewige Naturgesetze. Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern und umgekehrt steht so fest wie der Himmel selbst. Aus dieser Quelle strömt stets neues Leben. Ich sehe aber auch noch eine andere Hülfe. Schon daß Jeder von uns die Lüge und die Heuchelei der Gegenwart erkennt, gilt mir für einen Beweis wiederkehrender Gesundheit. Es herrscht ein Ringen und Streben nach Wahrheit in der Menschheit, welches freilich wieder wunderliche Abwege einschlägt, neue Irrthümer unausbleiblich macht, aber doch eine frische, schöne Saat verspricht" u. s. w. Kurz, die färbermeisterliche Dialektik liest sich ganz behaglich noch einige Seiten fort, ohne uns jedoch einen Fußbreit festen Bodens gewinnen zu lassen. Wie aber, wenn Jemand käme und dem Docenten bewiese, daß gerade jenes gepriesene Streben und Ringen nach Wahrheit, die eben ein Jeder aus sich selbst und seiner subjectiven Weltauffassung aufbauen will, die Urkrankheit und das Verderbniß unserer Zeit verschulde, ja selbst eben diese Krankheit sei, welche just in der Unfähigkeit besteht, Gegebenes, Geordnetes, Geoffenbartes hinzunehmen und sich dabei in Beruhigung zu fassen? Wir glauben, Georg's Weisheit litte alsdann doch Schiffbruch, besonders wenn man ihm deutlich machte, daß die Verderbniß in die Welt gar nicht anders kommen kann, als nachdem sie in der Familie Wurzel gefaßt und diese schon gelockert und verwüstet hat! Doch genug. Adolfine ist eine gelehrige Schülerin, und später, nachdem sie ihre Klagen über die Welt und ihre Enttäuschungen dem Fürsten wiederholt, antwortet sie auf dessen Frage: „Aber wo finden Sie Wahrheit?": „In der Liebe!"

Das geben wir nun zu, mit der Maßgabe jedoch, daß auch hier nicht von absoluter, sondern von menschlicher, irdischer, also bedingter Wahrheit die Rede sei. Und so wird sich denn wol der ganze Conflict eben an den Bedingungen des Daseins auflösen lassen, während der Gedanke das Absolute sucht, was denn auch wieder der göttlichen Weltordnung entspricht, die wir stets am Ende aller Dinge finden, wenn wir nicht blind sein wollen.

Diese Ausführung hat uns ernster gestimmt, als man gerade bei der Besprechung eines modernen Romans werden sollte, der zur Ausfüllung einer leeren Stunde bestimmt ist; indessen müssen wir doch anerkennen, daß die Arbeit des Verfassers, wenn auch nicht überall glücklich, doch eine gewisse innere Consequenz zur Schau trägt, die von Productivität zeugt und über das Niveau des Alltäglichen sich einigermaßen erhebt.

Es gibt noch eine dritte Gruppe, welche sich mit den Schilderungen des Gebirgs verbindet, in diesem Roman, der wir mit einigen Worten noch gedenken müssen. Es ist dies der alte Bergmann Engel mit seiner Familie. Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte dem Engel-Bergmann seinen Charakter als Ehrenmann, mit dem er ihn uns einführt, bis ans Ende erhalten; statt dessen läßt er ihn aus Haß gegen den Entführer seiner Braut, Briolan, diesem den widerlichen Troddel als sein Kind octroyiren, bis Briolan dies Kind endlich doch in Randl, der Frau des Malers, entdeckt und plötzlich ein Greis geworden stirbt. Dies häßliche Streiflicht in Engel's Charakter scheint uns ein Fehler zu sein, den ein unmotivirter romantischer Kitzel allein verschuldete. Eben dieser Gruppe gehört denn auch der wilde Valentin an, der, nachdem er auf Randl aus Eifersucht geschossen, von dem Troddel in einen Abgrund gestürzt wird, wo Beide zerschmettert werden.

Hiermit entlassen wir diesen viel erstrebenden, im Uebrigen aber würdig und mit gewandter Feder geschriebenen Roman, der Charaktere, Naturgemälde und ein Stück Weltleben in seinen Rahmen faßt. Die Philosophie des Verfassers ist nicht ganz die unserige; wir können von der Emancipation des Einzelwillens von Gesetz und herkömmlicher und bewährter Ordnung kein Heil für die Welt, keine Herstellung derselben aus der Krankheit, die an ihr nagt, erwarten, und wenn wir auch die Hoffnung des Verfassers, daß die Familie diese Heilung bewirke, nicht gerade eitel nennen wollen, so scheint uns doch, daß andere Heilmittel, wie entschlossene und kraftvolle Selbstbeschränkung des Wollens und Speculirens, neuerwachende Liebe zu dem Classischen in seiner Ruhe und Schönheit, klare Erkenntniß, daß der Mensch an die Bedingungen des irdischen Daseins gebunden und nicht berechtigt sei, diese nach Willkür abzustreifen, sichere und schneller wirkende Arzneien seien als die Familie, die, einmal in ihren natürlichen Verhältnissen gelockert und erschüttert, Generationen gebraucht, um sich wieder in ihren Rechten herzustellen.

2.

Der Verfasser der „Neuen Zeitbilder" und die Kritik.

In der letztern Zeit scheint es immer mehr Brauch werden zu wollen, daß die producirenden Schriftsteller in ihren Erzeugnissen Ausfälle gegen ihre Recensenten anbringen, ja förmliche Antikritiken in Form geharnischter Vorreden an ihre Spitze stellen. Es ist dies ein gänzlich takt- und erfolgloses Verfahren, wie uns überhaupt Antikritiken und Repliken nur dann zulässig und selbst geboten scheinen, wenn es sich um thatsächliche Berichtigungen, um nachweisbare Misverständnisse und Verdrehungen oder um Abwehr gehässiger Angriffe handelt, die statt dem Werke dem Menschen galten, seine Gesinnung verdächtigten und dadurch das ganze moralische Princip seiner Existenz in Frage stellten. Aber ein Product, welches mehr oder weniger darauf Anspruch machen kann oder will, ein Kunstwerk zu sein, ist dadurch nicht zu retten, daß sich sein Erzeuger mit breiter Brust und lauter Stimme vor die von der Kritik gelegte Bresche stellt. Es wird dadurch nicht besser und fehlerfreier, daß der Verfasser versichert, die Kritik habe Fehler darin gefunden, welche nicht darin seien, und Schönheiten darin nicht gefunden, welche darin seien. Höchstens wird er sich dadurch dem Verdacht aussetzen, nicht blos ein mittelmäßiger, sondern auch ein anmaßender und empfindlicher Autor zu sein. Ganz besonders taktlos ist es, wenn selbst solche Romanproducenten, die nur ephemere Bücher in die Welt setzen, polemisch gegen ihre Recensenten auftreten, wie vor einiger Zeit Theodor König gegen Robert Giseke und soeben der Verfasser der „Neuen deutschen Lebensbilder", Temme, in seiner Vorrede zu seinem neuesten Product „Anna Jogszis" gegen Robert Prutz. Das corpus delicti war eine tadelnde Recension von Prutz im „Deutschen Museum" über Temme's frühern Roman „Die Verbrecher", der unsers Erinnerns auch von vielen andern Blättern im gleichen Sinne beurtheilt worden ist. Aber der aufgebrachte Romanschreiber griff Prutz heraus, um an ihm in der Vorrede zu seiner „Anna Jogszis" ein Exempel zu statuiren. Prutz hat ihm in Nr. 30 des „Deutschen Museum" darauf gedient und in seinem Aufsatze manche beherzigenswerthe, zur Beurtheilung literarischer Zustände diensame Wahrheiten ausgesprochen. Wir unsererseits räumen dem Verfasser der „Anna Jogszis" allerdings ein, daß in Frankreich und England nicht so viele literarische Skandale vorkommen als in Deutschland, aber wir stellen durchaus in Abrede, daß dieser beklagenswerthe Zustand einseitig und ausschließlich von den Recensenten und Kritikern ausgehe. Der Grund dazu liegt tiefer und ist auch allgemeiner verbreitet. Prutz hat sich bisher von allen Entgegnungen in eigenen Angelegenheiten mit anerkennenswerther Ausdauer ferngehalten, dennoch ist er jetzt durch Temme selbst genöthigt worden, das Streitroß der Polemik zu besteigen und auf seinen Gegner mit vorgestreckter Lanze loszurennen, um seinen Angriff abzuweisen. Gegen Temme's Behauptung, daß das literarische Cliquenwesen in Deutschland mehr als in irgendeinem andern Lande herrsche und gegenwärtig mehr als je früher, bemerkt Prutz mit Recht, daß dieses Uebel keineswegs mehr in dem Grade wie früher bestehe oder daß es wenigstens um seine Wirkung gekommen sei, da das Publicum heutzutage diese Machinationen durchschaue. Temme sehe sich doch nur das Durcheinandergewoge in unserer journalistischen Presse an! Oder glaubt Temme etwa, daß diejenigen Kritiker, welche seine „Verbrecher" tadelten, sich dieserhalb vorher miteinander in Briefwechsel gesetzt und Verabredungen getroffen hätten? Der Verfasser der „Neuen Zeitbilder" bilde sich doch nur so etwas nicht ein! Um so wunderlicher erscheint es, wenn Temme eine „ehrenvolle Ausnahme" in den „zugleich mit der Literatur sich befassenden politischen Zeitungen" erblickt. Auf diese paßt ja der Vorwurf des Cliquengeistes viel mehr als auf die eigentlichen, von politischen Rücksichten unabhängigen kritischen Institute, und wenn Temme's Romane von einer Zeitung seiner Parteirichtung gepriesen worden sind, so will das ebenso wenig etwas bedeuten, als wenn im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" ein Buch gelobt wird, dessen Verfasser der Richtung dieser Zeitung angehört. Milder als Prutz denken wir dagegen von dem freilich sehr wenig taktvollen Geständniß Temme's in Betreff seiner Lage, die ihn nöthige, um seine Pflicht als Ernährer einer zahlreichen Familie zu erfüllen, als Schriftsteller zumeist durch seine erzählenden Schriften zu wirken. Für uns hat ein solches Geständniß eines Mannes, der früher bessere Tage gesehen hat und jetzt infolge des Scheiterns seiner Partei in einer Art Verbannung lebt, etwas Schmerzliches; wir fühlen dabei den ganzen Jammer durch, der den Verfasser dazu brachte, ein solches Geständniß zu thun. Wenn aber Temme leider in der Lage ist, im Dienste seines Hausstandes die Tinte seiner Feder verspritzen zu müssen, so verlange er auch nicht, daß die Kritik blos dieserhalb seine Romane als etwas preise, was sie nicht sind, daß sie ihm ihre Ueberzeugungstreue zum Opfer bringe und durch Rücksichten dieser Art ihr bischen Autorität noch vollends zugrunde richte. Ohnehin geht aus der ganzen Fassung seiner Vorrede hervor, daß es ja auch ihm nicht im mindesten darauf ankommt, ohne alle Rücksicht auch seinerseits Andern wehe zu thun und möglicherweise Schaden zuzufügen. Im Uebrigen haben wir unserntheils gegen den Verfasser der „Neuen Zeitbilder" als Romanschriftsteller durchaus nichts, da wir, wie wir offen gestehen, noch keine Zeit hatten, irgendeins seiner Romanproducte zu lesen; wir haben durch unsere Bemerkungen nur zur Wahrung des der Kritik gebührenden Rechts das Unserige beitragen wollen.

H. M.

Bibliographie.

Becker, A., Novellen. Pesth, Heckenast. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löffler, K., Das galante Berlin. Berlin, Artistische Anstalt. 16. 10 Ngr.

— — Die Berliner Grisette. Mit 3 Illustrationen. 2te Auflage. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pratobevera, E., Die keltischen und römischen Antiken in Steiermark. Gratz. 8. 8 Ngr.

Herrn Schaute's Abenteuer in Berlin. Von **Clauren dem Jüngern.** Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Schiffmann, G. A., Lessing's Nathan der Weise in seiner religiösen Bedeutung. Ein Vortrag. Stettin, Nagel. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröder, A., Die Religion in unsern Gymnasien und höheren Schulen und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Pädagogisch-psychologische Betrachtungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 12. 20 Ngr.

Schulze, F. W., Der Irvingismus. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin und theilweise erweitert. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Solitaire, M., Koralla. Eine humoristische Stadtgeschichte. Leipzig, Matthes. 16. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Merkle, M., Offene Briefe an Hrn. Pfarrer Georg Lutz in Oberroth als Antwort auf dessen Beleuchtung einiger religiösen Zeitfragen. Dillingen, Kränzle. Gr. 8. 5 Ngr.

Tellkampf, J. L., Ueber die neuere Entwickelung des Bankwesens in Deutschland mit Hinweis auf dessen Vorbilder in England, Schottland und Nordamerika, und auf die französische Société générale de crédit mobilier. 1ste und 2te Auflage. Breslau, Aland. Gr. 8. 12 Ngr.

Thalhofer, In Sachen des schwäbischen Irvingianismus; eine Antwort an Hrn. Pfarrer Joh. Evang. Georg Lutz. Dillingen, Kränzle. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 21. August 1856.

Gregorovius über Italien.

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Durch sein Buch „Corsica" hat sich der Verfasser des vorliegenden Werks sowol als Landschaftsmaler wie als Geschichts- und Charakterzeichner auf eine eigenthümliche Weise begabt gezeigt. Indem er die Genauigkeit eines Monographen mit dem Schwung, der Lebendigkeit und dem Farbenreiz des Enthusiasten auf die glücklichste Art zu verbinden weiß, stellt er uns Gemälde dar, die uns zugleich belehren, erheben und fesseln. Ein Geist voll Tiefe und Schwung, wie der des Verfassers, ist denn auch recht eigentlich berufen, in dem lichtstrahlenden Bilde Italiens die einzelnen noch unerhellt gebliebenen Punkte ins Klare zu stellen, welche gleich tiefverschlossenen Thalgründen von dem Lichte nicht beleuchtet worden sind, das zahlreiche verdienstvolle Federn von Goethe und Rambohr bis Stahr und Goldhann für uns über die sonnigen Gefilde Italiens verbreitet haben. Solcher einzelnen Punkte, die bis auf unsere Tage in ziemlicher Nebelhaftigkeit, ja in voller Dunkelheit geblieben sind, sei es nun, daß man sie geradehin misachtet oder daß man sie absichtslos übersehen hat, gibt es in Italien mehre, und selbst nachdem unser Verfasser mit glücklicher Auswahl eine bedeutende Anzahl derselben seiner besondern und liebevollen Beleuchtung unterworfen hat, wüßten wir dem künftigen Forscher immer noch eine ganz erkleckliche Reihe solcher in unverschuldetem Dunkel zurückgebliebener Partien aus dem Rundgemälde Italiens anzudeuten, die der nähern Beleuchtung und Erforschung nicht minder würdig erscheinen als der lateinische Strand, Capri und der Ghetto. Die allerdings nicht leicht zugänglichen griechischen Colonien an der Südspitze Italiens wären für einen Geist, wie der unsers Autors, beispielsweise gewiß ein Stoff, den er zu dem anmuthigsten und lehrreichsten Bilde verarbeiten würde, und den wir ihm daher vorzugsweise empfehlen möchten, als einen fast noch unangebrochenen Schacht.

In dem vorliegenden Bande hat der Verfasser nun fünf oder sechs solcher unbeleuchtet gebliebener Partien aus dem Land- und Volksgemälde Italiens vor uns entwickelt und mit seiner Wissenschaft und seinem warmen, farbenreichen Pinsel erhellt. Diese Punkte sind die Insel Elba, der Ghetto in Rom, das lateinische Gestade mit dem Circe-Cap und endlich die Insel Capri. Dazwischen liegen „Idyllen vom Baltischen Ufer", als Gegenbild des Lateinischen Ufers, und „Römische Figuren", fast als ein Seitenstück des Goethe'schen „Carneval" zu bezeichnen; lauter werthvolle, anmuthige, reizende Bildchen, voll Studiums und glücklicher Begeisterung. Vor allen ist Capri als eine ungemein werthvolle Monographie hervorzuheben, die mit solcher Fülle des Wissens und solchem Ernst der Forschung geschrieben ist, daß kein Theil dieser „Einsiedelei mitten im Meere" unbeleuchtet bleibt und jede Hütte, jede Höhle, ja fast jeden Stein derselben unserer Mitempfindung nahegebracht wird. Wir rühmen uns in Deutschland mit Recht, die glänzendsten Bilder der ewig schönen und mit ewiger Sehnsucht unsere Seele füllenden Italia zu besitzen; allein an dieser Sammlung erkennen wir, wie manche vernachlässigte und der frischen Beleuchtung noch immer harrende Schattenpartie in diesem Gemälde vorhanden ist!

Zuerst also von Elba. Ist dieser uralte, von den Phöniziern schon bearbeitete Eisenstrand auch weniger seiner Natur und seiner Bevölkerung wegen, als um des Mannes willen, den ein seltsamer Einfall der europäischen Diplomatie hier gefangen zu halten gedachte, uns merkwürdig und anziehend, so lag dem Verfasser von „Corsica" doch gerade diese Schilderung wie eine nothwendige Fortsetzung und als Abschluß seiner corsicanischen Reisen vor allem nahe. Und ist auch die Art von Pietät, welche in dieser Monographie von Elba gegen das Andenken des ersten Napoleon festgehalten wird, uns Deutschen älterer Generation nicht gerade sympathisch, so sind die Schilderungen des Eilandes selbst doch voll lieblichen Reizes und als historische Denkmale nicht ohne Werth und Interesse.

Die Wohnung des in den wunderlichsten Käfig der Welt hier eingefangenen Löwen, mit dem freien Ausblick, hier auf Italiens Küste, dort auf seine Wiege Corsica, und gerade abgeschlossen genug, um die unruhigen Bewegungen des Gefesselten dem Auge der gedankenlosen Diplomatie zu verbergen — diese Wohnung ragt über der zierlichen Stadt zwischen Fort Stella und Falcone, einen prachtvollen Anblick über Land und Meer gewährend, empor. Eine kindliche Naivetät, dem Prometheus dieses Felsens stündlich zuzurufen: Cäsar, du schläfst? und nicht zu sehen, daß der Löwe in diesem Sinne gerade dies Eiland wählte! Das Haus ist klein, ein plattes Mittelgebäude, zwei Stockwerke mit vier Fenstern und zwei kleinern Seitenflügeln, jetzt die Wohnung des Gouverneurs. Dazu ein kleiner Garten, Citronenspaliere an der Mauer, einige Marmorbilder in Grün, Kanonen dazwischen, denn der Garten ist eine Schanze des Fort Falcone. Blumen liebten die Napoleons bekanntlich nicht. Hier denke man sich Napoleon — die Glut im Busen, den Blick an die Küste des Landes, das ihn zuerst groß gemacht, gefesselt — ein ganz Anderer als auf Helena; hier die Villeggiatur eines Imperators mit seinem Spielzeug von 700 Prätorianern, dort der Held der Tragödie! Elba und Capri — welche widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie! Hier ein Gewaltherrscher wie zum Scherz auf eine kleine Insel im Angesicht seiner verlorenen Weltherrschaft verbannt; dort der zweifellose Herr der bekannten Welt, der sich wie aus Ironie gegen diese auf der kleinsten Scholle seines grenzenlosen Reichs als Eremit zu leben entschließt. Im Uebrigen ist Elba ein Eisenklumpen, der überall zutage tritt und dessen malerische und grandiose Natur der Verfasser mit lebhaften Farben, blühend unter der Gunst der üppigsten Triebkraft und des heißen Sonnenstrahls, vor uns entfaltet.

„Der Ghetto und die Juden in Rom" ist eine an historischen Reflexen ausgiebige, vortreffliche Arbeit. Der Verfasser führt die heutige Bevölkerung des Ghetto in unmittelbarer, fast unvermischter Abstammung auf die gefangenen Juden aus dem Triumphzuge des Titus zurück, die älteste Corporation, die nobelste Gemeinde der Welt. Es sind die stammreinen Nachkommen dieser alten Judengeschlechter, die wir heute beschäftigt sehen, auf Lumpenhaufen in der Straße sitzend, mit Silber- und Goldflittern Tuch und Leder zu besticken! Es sind die Töchter dieser edeln Familien Jerusalems mit den schwarzen blitzenden Augen, die aus dem Schmuz der Gasse die Lappen hervorziehen, ihre bunten Decken zusammenzusetzen, und im Dienst der Armuth ämsig die Nadel schwingen für die Bäuerin von Anzio. Diese Judencolonie erscheint in der Darstellung des Verfassers als ein lebendiger Rest des alten Rom, versteinert in seinem Elend, aber anziehend durch seine merkwürdige Geschichte. Es ist seltsam, aber wahr, daß in dieser wunderbaren Gemeinde die Sympathie für das Christenthum vorbereitet wurde, welche im 3. Jahrhundert allmälig in Rom an den Tag kam. Seltsam sind die Gesetze der Clausur, die Feste der fünf Schulen, die Erniedrigungen, Peinigungen und Qualen endlich, denen diese Gemeinde das Mittelalter hindurch, je nach dem jeweiligen Geschmack der Zeit, unterworfen wurde und deren Schattenreste noch heute bestehen. „Lieber aber sage ich", fährt der Verfasser am Schluß seines anziehenden Bildes fort, „wie diese Juden in ihrer Armuth reich sind an Menschlichkeit, Brüderlichkeit und aufopferndem Familiengeist unter sich, diesem dauernden Erbe Israels, und wie bei diesen nüchternen, fleißigen Menschen höchst selten ein Verbrechen vorkommt." Es ist charakteristisch, daß in Rom, durch große und erhabene Dimensionen und durch Paläste ausgezeichnet, von denen einer genügte, die halbe Ghettobevölkerung bequem zu behausen, diese armen Judenfamilien wie in einem römischen Columbarium übereinander geschichtet, seit Jahrhunderten Schmuz und Pesthauch tragen müssen, sie, die lebendigen Reste des alten Rom, während ihre weit jüngern Mitwohner in herrlichen Sälen und bei kühlen Springbrunnen königlich logirt sind. Die Schilderung der seltsamen Feste im Ghetto und in der Synagoge, dem Palast Cenci gegenüber, wo die Harfe David's noch ihre Rolle spielt, empfehlen wir dem Leser zu eigener Lectüre. Hier hören wol selbst römische Patricier und Priester den jüdischen Schriftgelehrten, in ihren stattlichen Costümen die Sprüche Salomonis deutend, zu und freuen sich an dem Gelärm der Cymbeln, der Sackpfeife und des Sistrums, das wir auf den Isisbildern wiederfinden. Wie das Volk selbst, ist Alles hier uralt in dieser Sixtinischen Kapelle des Ghetto zu Rom. Dieser aber hat doch seine eigne Ironie an der politischen Welt vollzogen, indem er in Rom das goldene Kalb aufgerichtet hat, um dessen Piedestal die römischen Großen nun täglich tanzen müssen!

Als Gegenbild zu diesen südlichen Scenen läßt der Verfasser „Idyllen vom Baltischen Ufer" folgen, die wir hier, wo wir uns mit Italien beschäftigen, übergehen. Wie still und weit sind diese Welten! Und doch haben sie nun ihr treffendes Pendant an den lateinischen Ufern, die einst so geräuschvoll und glänzend waren, als jene Küsten noch in cymmerischer Nacht vergessen ruhten. Die „Idyllen vom Lateinischen Ufer" bilden einen prächtigen Abschnitt dieses Buchs. Die Meereinsamkeit von Porto d'Anzio, wo Augustus, Caligula und Nero, hier geboren, in herrlichen Palästen Villeggiatur machten, jene feinen, sanften Küstenlinien nach Nettuno und Astura hin, wo Licht und Nebel die entzückendsten Kämpfe ausführen, jenes herrliche Circe-Cap, jenes stille Nettuno, jenes an geschichtlichen Erinnerungen reiche Astura, wo nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo der junge Konradin und Prinz Friedrich von Oestreich von Frangipani, dem Herrn von Astura, verrathen wurden, dieses schon den alten Kaisern, August, Tiberius und Caligula, verderbliche Astura — terra maledetta, wie der Volksmund es nennt; diese wiedergewonnene Wildheit der Natur, die die Fesseln einer alten Cultur wieder abgeworfen hat und wie einst von wilden Rin-

dern abermals beherrscht wird, diese alte Pracht und frische Oede, sie sind in diesem Bilde von dem Verfasser trefflich und ergreifend gemalt worden.

Die hierauf folgenden „Römischen Figuren“ beschäftigen sich zuerst mit den Todten in Katakomben und Todtenkapelle (Capella alla morte) und den ganz eigenthümlichen Scenen, die hier spielen. Auch ein ziemlich vernachlässigter Gegenstand! Hierauf folgen, als Gegensatz, die Puppentheater, denn auch in den Katakomben treibt Pulcinella sein kindisches Wesen. In Ara Celi auf dem Capitol predigen dagegen Kinder, Buben und Mädchen, eine Woche lang vor dem goldenen Bambino von Ara Celi, und in einem Wachsfigurencabinet zeigt die Sibylle dem Kaiser Augustus das Christuskindlein, wie es eben zur Welt kommt, sie zu beherrschen. Gegenüber wieder eine Grotte, in der Knaben von sechs bis zehn Jahren fünf Minuten lang im Chorgewand mit komischem Pathos gleich Kapuzinermönchen predigend schreien und gesticuliren, Mädchen, kleine zierliche Fräulein in Federhütchen und atlassenen Jäckchen, ihren Knix machen, ein Kreuz schlagen und von der Sünde Adam's predigen — allerdings nur eine in Rom, dem ewig seltsamen, zu sehende Scene. Es ist ein eigenes Gefühl, aus diesen kleinen Mündern zu hören: „Cosi dice San Bernardo, cosi vuole San Tertulliano“ u. s. w. Doch das Puppentheater des Lebens, das uns der Verfasser hier so anziehend aufrollt, ist noch lange nicht zu Ende. Durch die Volkstheater (Teatro Emiliani) geht er allmälig zu dem recitirenden Schauspiel („Francesca da Rimini“ in Teatro Valle) über, überall die seltsamsten Figuren zeichnend, mischt diese mit Ausstellungs- und Processionsscenen aus dieser Stadt der immerwährenden Processionen und diese wieder mit Scenen aus dem „Ball der Modelle“, jener berühmten Species von männlichen und weiblichen Schönheiten, die auch nur in Rom zu sehen sind und zwar in der Villa Claudiana, wo der Saltarello in der größten Reinheit getanzt wird. Und endlich schließt dies bunteste Figurenpanorama ab mit der Kirchenversammlung vom 8. December 1854, wo 250 Bischöfe zusammenkamen, wahre Methusalems und Noahs, denen Pio Nono das „neue Dogma“ verkündete von der jüngsten Stieftochter der Revolution, der rein empfangenen Jungfrau.

Der letzte Abschnitt: „Capri, eine Einsiedelei“, nimmt fast ein Viertel des reizenden Bandes ein. Die frischen, vollendeten, anschaulichen Naturbilder in dieser Monographie von Capri, die Fülle historischen Wissens und archäologischer Forschung, die tiefen und neuen geschichtlichen Blicke und Charakteristiken (Tiber's, August's, Caligula's) vereinigen sich zu einem Ganzen von anziehendster Art. Einen vollen Sommermonat verlebt der Verfasser auf diesem merkwürdigen Eiland, die Fülle „zaubervoller Einsamkeit“ genießend; eine wunderbare, märchenhafte Vision, wie er sagt, deren Schönheit mit Worten nicht zu sagen ist. Jean Paul vergleicht Capri mit einer Sphinx, dem Verfasser erscheint es wie ein antiker Sarkophag, rings schlangenhaarige Eumeniden und obenauf liegt Tiberius, dieses Ungeheuer der Skepsis und Wollust, das hier elf Jahre lang in Ueppigkeit „einsiedelte“. Der Verfasser wollte dies odysseische Eiland gründlich kennen lernen und schildern: Votum fecit et gratiam recepit! Von oscischen Nachbarn zuerst bevölkert, von Phöniziern und Griechen aus Posidonia (Pästum) besetzt, mit Städten und Tempeln geschmückt, dann von Augustus im Tausch mit Ischia von Neapolis erworben, baute der Letztere hier eine Villa und kam hierher, die heilsamen Lüfte Campaniens zu athmen. Hier feierte der Greis noch kurz vor seinem Tode in Gesellschaft Tiber's und des Sterndeuters Thrasyllus patriarchalische Feste voll heiterer Lust an den Freuden, die er der Jugend bereitete, die er kleidete und bewirthete; scherzend und Verse machend, wie ein Mann, der sich bewußt ist, seine Zeit gut angewendet zu haben. Nun folgt Tiber! Welch ein anderes Bild! Die Erinnerung an den Mann mit dem Medusenhaupt, so düster, tückisch und einsam, dessen kochende Seele von hieraus Todesurtheile über Tausende, Städteverwüstung und Exil decretirte, während sein Mund lächelte, die Erinnerung an dies Urbild des vollendeten Jesuitismus und der scheußlichsten Unnatur erfüllt das Volk von Capri, das ihn Timberio nennt, noch heute und fast ausschließlich; selbst seinen besten Wein nennt es „Thränen des Timberio“ und glaubt ihn tief unter dem Berge, auf welchem seine Hauptvilla lag, als kolossalen Reiter auf bronzenem Roß mit Augen von Brillanten begraben, eine Sage, an welcher sich die von Kaiser Rothbart im Kyffhäuser wol gebildet haben mag. Tiber kam im Jahr 26 n. Chr. hierher und lebte mit kurzer Unterbrechung elf Jahre auf dieser Insel, theils aus Furcht, theils zum Hohne Roms und der Welt, die ihm gehörte. Er bedeckte das Eiland mit Prachtbauten, zwölf Villen und Tempeln, jene nach den Göttern benannt, und in der des Jupiter selbst als Jupiter thronend, noch heute in ihren Trümmern wohl erkennbar. Nach seinem Tode verfiel die Pracht Capris, das Theater seiner Lüste verödete. Im Mittelalter gehörte die Insel entweder Sicilien oder den Amalfitanern; im Jahr 1806 entrissen die Engländer sie den Neapolitanern, bis nach dreijährigem Besitz sie ein nächtlicher Ueberfall in die Gewalt der Franzosen und Hudson Lowe in Gefangenschaft brachte.

Die Naturscenen, welche Capri, eine Vorstudie Siciliens, wie der Verfasser sagt, bietet, sind von unaussprechlichem Reiz; sie entstammen besonders einer seltenen Mischung des Grotesken mit dem Feinen, der Oede mit der vollsten Pracht der belebten Natur. Und wie die Natur in Formen und Farben dies märchenhafte Eiland ganz harmonisch „zusammengedichtet“ hat, so scheint sie auch die Menschen zu dem phantastisch-idyllischen Charakter gezwungen zu haben, den wir in Bauart, Sitte und Denkart hier wahrnehmen. Die kleinen Häuser zeigen alle ein plattes Dach, in der Mitte aufgewölbt und mit Blumen, Reben u. s. w. umringt und an eine offene Veranda anstoßend. Sie sind nicht selten wahre Tempel der Anmuth, zur Seite überragt von einer kö-

niglichen Palme. Hier ist Alles graziös, lieblich, klein — wie etwa in Pompeji — und die reizende Beschäftigung der Mädchen im Innen der Häuser, welche schöne goldene Seide aufhaspeln oder bunte Bänder weben, steht mit diesem Reiz im Einklang eines friedlichen und heitern Bildes. Dann beschreibt der Verfasser die einzelnen malerischen Punkte der Insel, die Marina, die beiden Städte, die Grotten (dell' arsenale, eine Tiberische Schiffswerft), die Ruinen, den Solaro, die höchste Bergspitze, den Tuoro grande, die Grotte Matromania (antrum magnae matris) mit mystischen Reliefs, Mithras darstellend, wo die merkwürdige griechische Grabschrift eines in der Blüte seiner Jahre geopferten Knaben gefunden wurde, die der Verfasser mittheilt (vgl. Nr. 32 d. Bl.); den grausigen Salto, wo die Opfer Tiber's ins Meer gestürzt wurden, und nahe dabei die Ruinen der Jovisvilla, des eigentlichen Palastes Tiber's, in dem sich der Tyrann nach dem Sturze des Sejan aus Furcht neun Monate lang verschloß, wie Sueton erzählt. Auf diesem Trümmergewirr von Capitälern, Vasen und Säulenstümpfen, in den Wölbungen noch Reste von Stuck und Malerei zeigeud, saß der Verfasser manche Stunde. Die Lage ist unvergleichlich: zwei Meere, die ganze tempel- und schlössergeschmückte Insel zu seinen Füßen, Cap Minerva mit den Tempeln des Herakles und der Sirenen nahe gegenüber, das ganze Eiland ein Lusthain, wie muß dieser Anblick zur Zeit Tiber's gewesen sein! Dies moralische Ungeheuer war zu seiner Zeit, wie Cäsar Borgia, der schönste Mann unter den Lebenden; so zeigt ihn die Kolossalfigur aus Veji in idealer Jugendlichkeit als Heros; die Büste im Capitol zeigt den gealterten Mann, aber die Züge sind noch weich und weiblich voll, nur der Mund verräth den höhnenden Despoten und Skeptiker. Von der diabolischen Bildung des Caracalla steht er weit ab, er prägt nur den Fatalismus seiner Stellung aus. Der erste eigentliche Monarch, erbte er eine niederträchtig gewordene Welt, an der er zugrunde ging. Es ist kein Wunder, daß seine Nachfolger ganz in Wahnsinn verfielen — der Zufall warf diesen Menschen die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos; sie hätten die Erde wie ein Ei auf einmal ausschlürfen mögen. Augustus blieb groß und glücklich, weil er die Herrschaft erstreiten, ersiegen mußte, seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts mehr zu erstreben hatten. Das Räderwerk der Geschichte stand still und Tiberius, Caligula, Claudius, Nero wurden eben deshalb verrückt! — Welche Lehre! Und doch unterschied sich der lauernde, feine, verhüllte Tiber noch von seinen Nachfolgern, die nichts als nackte Bösewichter waren.

In dieser Scene des losgelassenen Taumels der Lüste bis zum Schmerz wohnt nun das Vieh des Bauern unter Epheu, wilden Feigen und Malven! Die berühmte Blaue Grotte (grotta azurra), für jetzt nur guten Schwimmern zugänglich, wird wie eine Zauberei geschildert, deren Eindruck unverlöschlich bleibt. Die Umfahrt um die ganze Insel nimmt etwa drei Stunden in Anspruch. Stalaktitenbildungen, Höhlen, Grotten überall. Die Krone Capris aber bleibt die Spitze des Solaro über Anacapri; südwärts endloses Meer, westlich Ischia, Procida, sanft geneigt, die Ponzainseln, Gaëta, Terracina und traumhaft Cap Circe, näher Misen, wo Tiber ermordet wurde, die Berge von Bajä, der schlanke Posilipp und Nisita, Camaldoli, die Berge von Capua; dann der Städtekranz von Neapel bis Torre del Greco, darüber der zweigipfelige Vesuv; dann das Ufer von Massa, Cap Sorrent, Amalfi, Salerno und der riesige San-Angelo; endlich der Ufersaum von Pästum und im Hintergrund die calabrischen Berge und Cap Licosa in Lucanien. Auf solcher Höhe und solcher Weite des Horizonts fühlt man einmal Sonnenweiten menschlicher Existenz! Denn das Leben ist eng und die Dinge rücken uns meistens fürchterlich hart auf den Leib. Aller Kampf des Lebens ist Kampf um einen größern Horizont; alle Bildung ist Horizonterweiterung. Hier denkt man an Aristoteles, an Plinius, an Humboldt! Doch der Verfasser schließt, zufrieden, eine solche Ordnung der Natur einmal geschaut zu haben, während die Sonne glühend hinter Ischia versinkt, und ruft dem schönen Eremiteneiland Capri sein Lebewohl begeistert und entzückt nach.

In welchem Maße uns seine reizende und inhaltsreiche Schilderung der Insel erfreut hat, welchen Werth wir überhaupt diesem gefälligen und fesselnden Buche zumessen, meinen wir durch das vorstehende Referat über seinen mannichfaltigen Inhalt dargethan zu haben. Soviel wir wissen, setzt der Verfasser seine fleißigen Forschungen in Italien fort und er verspricht uns daher in seiner Eigenschaft als Naturmaler und Kunstkenner von Fach noch manchen nicht gewöhnlichen Genuß. 2.

Zwei Dutzend Lyriker.

Wir sehen uns bei dem fortwährenden Zudrange von neuen Erscheinungen genöthigt, einmal eine größere Reihe zusammenzufassen, um nicht endlich in die unangenehme Lage versetzt zu werden, weiter rückblicken zu müssen, was in einer Zeit, die entschieden vorwärtsschauend ist, seine bedenkliche Seite hätte. So sehr wir Uhland verehren, so glauben wir dennoch, daß er der deutschen Literatur mit dem Liede „Singe, wem Gesang gegeben!" eben keinen Liebesdienst erwiesen; denn sie haben wirklich sehr vernehmlich in allen deutschen Gauen zu singen angefangen, gleichviel ob Rabe oder Elster, ob Dompfaff oder Zaunkönig; die Kritik jedoch will seit jenem Signal des allgemeinen Zusammenschreiens bemerkt haben, daß die Nachtigallen und Lerchen weit seltener geworden seien. Dies bunte Gemisch von allen Tonarten könnte vielleicht jenem türkischen Gesandten gefallen, der den durcheinanderschmetternden Lärm, den das Stimmen sämmtlicher Orchesterinstrumente verursachte, viel schöner fand als die darauffolgende Ouverture, wir jedoch sind davon nicht sehr ergötzt. Der Schlußaccord dieser Massenbewegung wird wol ein Proceß der Auf-

lösung sein. Die Welt ist jetzt ein completer Materialist, der sich sehr wenig darum bekümmert, was oder ob überhaupt noch etwas nach der Auflösung erfolgt. Man sieht jetzt nichts als sich selbst, man arbeitet nur für das eigene Zeitalter; wenn dies Niemand im Drange des alltäglichen Lebens bewiese, so stände eine ganze Schar von Poeten da, deren Opuscula haarscharf diesen Beweis führen. Schon bei der Wahl des Stoffs merkt man es diesen Musensöhnen ab, daß sie dabei auf den eben herrschenden Geschmack des Publicums speculirten. Es geht nichts aus innerer Nothwendigkeit, aus echter Begeisterung hervor, es ist Alles nur eine äußerlich gemachte Sache, die sich im Goldschnitt und eleganter Hülle den Anschein gibt, als stecke dahinter auch etwas Schönes. Die Vögel, die das schönste Gefieder haben, singen gewöhnlich sehr schlecht. Doch verlieren wir uns nicht zu weit in allgemeine Betrachtungen, denn es thut heute noth an Raum — 24 Leute brauchen Platz, wenn sie gehörig abgespeist werden sollen. Also rasch zur Sache:

1. Lieder aus der Fremde und Heimat von Christian Böhmer. Erlangen, Deichert. 1855. 12. 20 Ngr.
2. Sangesblüten. Aus den Papieren einer Dame von Stande. Mit einer Vorrede von W. Böhmer. Breslau, H. Aland. 1855. 16. 20 Ngr.
3. Klänge aus der Sonntagsfrühe von Karl Pöls. Gütersloh, Bartelsmann. 1855. 12. 15 Ngr.
4. Das Jahr der Kirche von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, F. Kirchheim. 1854. 16. 1 Thlr.
5. Herzensergüsse in bewegter Zeit. Oeffentliches, Häusliches, Kirchliches. Von dem Verfasser der Weckstimme eines Deutschen. Nürnberg, von Ebner. 1855. Gr. 16. 18 Ngr.
6. Gedichte von Bruno Lindner. Leipzig, Dörffling und Franke. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Vesperklänge. Aufsätze und Gedichte aus dem literarischen Nachlaß des Pfarrers J. H. G. Ronne. Zum Druck übergeben von J. H. J. Ronne. Schwelm, Scherz. 1854. 8. 22½ Ngr.
8. Die Reise mit einer Seele. Von Gedeon von der Heide. Schaffhausen, Hurter. 1854. 8. 27 Ngr.
9. Josephine. Romanzen von Joseph Pape. Erste und zweite Auflage. Münster, Cazin. 1854. 16. 1 Thlr.
10. Der Tod der Makkabäer. Eine alttestamentliche Dichtung von Minna Wauer. Wriezen, Roeder. 1855. 16. 10 Ngr.
11. Wolfram. Dichtung von Franz Bonn. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 21 Ngr.
12. Clemens von Rom, nebst drei kleinern Legenden von Joseph Reinkens. Breslau, G. P. Aderholz. 1855. 8. 1 Thlr.
13. Sanct-Johannes auf Pathmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen von Friedrich Heinzelmann. Leipzig, F. Fleischer. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. Zionsklänge. Religiöse Dichtungen von J. Schwarz. Leipzig, Hunger. 1855. 16. 12 Ngr.
15. Lutherische Lieder von Friedrich Weyermüller. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 20 Ngr.
16. Martin Luther. Ein Gedicht von Hugo Kreisler. Swinemünde, Fritzsche. 1854. 16. 15 Ngr.
17. Luther und seiner apostolischen Kirche Ehrenpreis. Ein Bekenntniß in Dichtungen von J. Koch. Bremen, Geisler. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.
18. Harfenklänge von A. F. O. Münchmeyer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1855. Gr. 12. 10 Ngr.
19. Maria vom blühenden Dornstrauch. Eine Legende von W. von Merckel. Berlin, Schröder. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.
20. Liebfraue. Kleines Liederbuch von Hermann Grieben. Stettin, Saunier. 1855. 16. 7½ Ngr.
21. Garten, Flur und Wald. Gedichte von Karl Köchy. Berlin, Schröder. 1854. 16. 15 Ngr.
22. Gedichte von Eduard Baumbach. Leipzig, Hartmann. 1854. 18. 1 Thlr.
23. Mutter und Kind. Ein Gedicht von einem Arzte. Berlin, Kühn. 1854. 12. 1 Thlr.
24. Dichtungen aus heitern und ernsten Stunden von Karl Ferdinand Peters. Dresden, Arnold. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Sehr markige Gedichte ohne alle pietistische Färbung, daher allen Lichtfreunden besonders zu empfehlen. Man stößt hier allerorts auf eine tiefere Weltanschauung; der Ausdruck dieser Lieder, denn die Ballade scheint der poetischen Richtung des Verfassers nicht zuzusagen, ist von plastischer Naivetät und zartem melancholischen Anstrich begleitet. Nicht Jeder wird hinter dieser schätzenswerthen Gabe der Lyrik bei einer flüchtigen Durchblätterung sogleich den gehaltreichen Kern entdecken; wer sich jedoch die Zeit nimmt, dem Buche seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, der wird es gewiß nicht unbelohnt aus der Hand legen.

Nr. 2. Nicht minder schön sind diese „Sangesblüten" auch allen Lichtfreunden bestens zu empfehlen. Sie stammen aus der Feder jener „Dame von Stande", die vor einiger Zeit in Berlin „Dichtungen von Constance" erscheinen ließ. Die Verfasserin gehört offenbar der schlesischen Schule an; es steckt so etwas Reflectirendes in diesen Gedichten, als ob sie sich Sallet zum Vorbild genommen hätte. Dies tritt zuweilen so stark hervor, daß man geneigt ist, sie für seine Schülerin zu halten, namentlich in jenen Liedern, wo sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das specifisch schlesische Gottesbewußtsein Luft macht.

Nr. 3. Nachdem der Verfasser alle Festtage des Kalenders von Weihnachten bis Pfingsten angesungen hat (ohne jedoch daß ihm der Heilige Geist erschienen), läßt er, nach einem Intermezzo, betitelt „Feierklänge", elf „Glockenlieder" los, so schwungvoll, so metallreich, daß uns vor lauter „Morgenläuten und Abendläuten, Sonntagseinläuten und Grabgeläute" und dazu noch „Glockensprache und Glockenmahnung" so schwindelig wurde, als ob wir unter der großen Glocke des Stephansthurms säßen. Die Schuld liegt also sicherlich an uns, wenn wir nicht in die ästhetischen Schönheiten und rhythmischen Feinheiten dieser Lieder eingedrungen sind. Wir waren nicht in der rechten Stimmung; um daher dem Verfasser ja nicht zu nahe zu treten, enthalten wir uns einer detaillirten Besprechung; soviel jedoch haben wir mit Gewißheit dem Ganzen entnommen, daß wir sie mit voller Ueberzeugung allen Lichtfreunden auf das wärmste empfehlen können.

Nr. 4. Diese Lieder übertreffen die vorigen unbedingt noch an Weihe und Innigkeit. Die Verfasserin ist bekanntlich ein Stern erster Größe unter den Dichtern generis feminini in Deutschland. Die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat sich mit diesem Werke die Krone aufgesetzt. Das Vorwort beginnt mit den trefflichen Worten: „Das Jahr der Kirche ist das Jahr des übernatürlichen Menschen. Es weiß nichts von unsers Erdballs Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die sich um die Sonne der irdischen Schöpfung abwickeln." Wir zweifeln keinen Augenblick mehr daran, daß die Gräfin Hahn-Hahn im Momente ihrer dichterischen Begeisterung ein übernatürliches Wesen sei. Wer möchte sich auch im Frühling seines Daseins erfreuen — das wäre zu unnatürlich! und gar ein Dichter müßte sich dessen doppelt schämen. Die Verfasserin besingt den ersten Adventsonntag u. s. w. bis zum letzten Sonntag im Kirchenjahr mit unermüdlicher Geduld — das hat gewiß noch kein Lyriker gethan! Dies Buch ist also eine wahre Perle für

Lichtfreunde — keine Frage, die Gräfin Hahn-Hahn ist ein Sonntagskind.

Nr. 5. Diese Gedichtsammlung zeichnet sich durch eine Fülle und eine Abwechselung hinsichtlich ihres stofflichen Gehalts unter den bisher besprochenen sehr vortheilhaft aus. Schon die Haupteintheilungen „Oeffentliches", „Häusliches", „Kirchliches" leisten dafür Bürgschaft. Der Verfasser ist bereits rühmlich bekannt durch das Buch „Weckstimme eines Deutschen", bei dem Jedermann eingeschlafen ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Reichhaltigkeit dieser erotischen Blütensammlung näher zu beleuchten, doch um dem Leser von dem Ueberraschenden darin nur einen leisen Begriff zu verschaffen, citiren wir die erste Strophe eines lateinischen Gedichts:

Mundi lux, illustres me,
Recte te meque ut cognoscam,
Tibi fidens maxime
Deum patrem meum dicam.
Reddas quaeso sapientem
Me coelumque requirentem.

Nr. 6. Der Verfasser dieser bunt durcheinandergewürfelten Liedersammlung, der eine Revision nicht schaden könnte, zeigt dem Naturleben gegenüber eine warme Empfänglichkeit, nur kann er sich auch hier nicht eines pietistischen Colorits enthalten, das die Wirkung des ganzen Buchs abschwächt und sich am widrigsten in den Gnomen „Rechte Theologie" bemerkbar macht. Was geht die Lyrik die Theologie an? Auch wäre ihm mehr Kraft und Energie zu wünschen. Dagegen können wir seinen Versbau loben, wie er sich überhaupt in formeller Beziehung gewandt benimmt, wenn wir in Anschlag bringen, daß wir es mit einem noch jugendlichen Dichter zu thun haben. Er weiß zuweilen einem Gegenstande, der schon oft von Lyrikern besungen wurde, eine neue Wendung zu geben, wodurch das Product einen originellen Anstrich erhält und mit gut angebrachter epigrammatischer Kürze schlagend wirkt, wie z. B. das hübsche Gedichtchen „Literatenpatriotismus". Für das gelungenste Gedicht in seinem elegant ausgestatteten Buche halten wir jedoch folgendes, das wir unsern Lesern zum besten geben:

Der Thurm zu Leipzig.

Zu Leipzig stand ein fester Thurm
Hochragend auf der Mauer,
Er trotzte manchem Stoß und Sturm
Und manchem Kugelschauer.

Der alte Meister grub hinein
Mit Goldschrift in die Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

So stand er manches liebe Jahr
Und sah das Land der Sachsen
Trotz Wettersturm und Kriegsgefahr
Durch Eintracht blüh'n und wachsen.

Doch einst war blut'ger Streit entfacht;
Die Kriegesglut entbraunte,
Als Friederich mit Heeresmacht
An Leipzigs Mauern rannte.

Der Herzog Moritz hielt's in Hut,
Es spien aus off'nem Rachen
Auf Thürm' und Mauern Blitz und Glut
Viel hundert eh'rne Drachen.

Da sank der alte Thurm ins Feld
Hernieder von dem Walle,
Und an dem Boden lag zerschellt
Die Schrift vom jähen Falle.

Ein Trümmerhäuflein stand allein,
Es sprachen seine Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

Von Nr. 7 läßt sich mit gutem Gewissen sagen, daß diese „Vesperklänge" einzig in ihrer Art sind. „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers N." und „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers M." und derartige Ergüsse fehlten bisjetzt der deutschen Lyrik, es ist also hier ein neues Feld gewonnen; dies allein ist schon viel werth in unserer nach Neuigkeiten gierig schnappenden Zeit. Deshalb glauben wir, allen Dunkelmännern zum Trotz, diesen hochpoetischen „Vesperklängen" sehr viel Glück prophezeien zu können. Das ist etwas für unser jetziges Publicum, das stets bereit ist, jene Feierabendstimmung mitzubringen, in der man für das Schöne am empfänglichsten ist.

Nr. 8. „Die Reise mit einer Seele" — welch ein lockender, vielversprechender Titel! Nimmt man es jedoch genauer, so ist es ein nichtssagender; denn wie kann man eine Reise ohne Seele machen, das ist doch absolut unmöglich. Man kann doch die eigene Seele auf Reisen nicht wie einen Regenschirm in einer Ecke stehen lassen. Es wäre aber sehr gut, wenn man zuweilen einen klafterbreiten Schirm gegen den lästigen Sonnenstich des Mysticismus aufspannen könnte, namentlich Kritikern thäte das ungemein wohl, denn mit dem Sonnenstich darf kein menschliches Gehirn spaßen.

Nr. 9. Ebenfalls ein Stück Mystik. Da hat der Kritiker einen schweren Stand, weil dieser modernen Mystik kein Verständniß abzugewinnen ist. Es gibt einen uralten, ganz einfachen natürlichen Mysticismus, den selbst der größte Gelehrte, der freisinnigste Naturforscher, wenn er nicht vom Geist des Eigendünkels gänzlich verblendet ist, zugibt, nämlich den, daß kein endliches Wesen in die letzte Tiefe des Universums je hinabblicken werde. Diese geheimnißvolle Verschleierung des objectiven Weltganzen läßt sich Jeder gern gefallen; jedoch unsere modernen Mystiker verschanzen sich in die Nebelbänke ihrer krankhaft subjectiven Gemüthswelt, und gegen diese Barrikaden kämpfte selbst eine Legion Kritiker vergebens — Nebel läßt sich nicht dreschen, eher noch leeres Stroh, obwol dies auch für den Recensenten ein höchst undankbares Geschäft bleibt; daher wollen wir das Buch lieber mit Stillschweigen übergehen.

Nr. 10. Eine jugendliche Verirrung. Es kommt sehr häufig vor, daß sich unsere schriftstellernden Damen Aufgaben stellen, denen sie nicht gewachsen sind. Wenn sie bescheiden ein Bändchen kleiner Lieder im Nipptischformat publiciren, so darf der Kritiker allenfalls aus Galanterie ein Auge zudrücken, weil er diese Nachsicht vor seinem Gewissen verantworten könnte; denn das große Publicum übt ja in der Regel bei dem Kaufe eines derartigen Werkchens stillschweigend dieselbe Galanterie aus; so wagen sie sich aber an größere epische Stoffe, ohne auch nur eine blasse Ahnung zu haben, wie solch ein Stoff angepackt werden muß. Sie tappen dabei umher, wie der Blinde, der einen Elefanten sucht; sie nehmen ein Epos in Angriff wie einen Strickstrumpf und sind sich gänzlich darüber unklar, wie weit ihre Gestaltungskraft reicht. Dem Kritiker bleibt nichts übrig, als solche Damen, zu deren Zahl die Verfasserin der „Makkabäer" gehört, auf das strengste in ihre Schranken zurückzuweisen; er könnte es vor sich selbst nicht verantworten, das Publicum durch gespendetes Lob zum Ankaufe eines matten Products zu verleiten.

Nr. 11. Ein ähnlicher Vorwurf trifft, wenngleich nicht in diesem Maße, den Verfasser des „Wolfram". Auch er verkennt das Wesen des Epos. Kaum hat er den Leser mit einigen Capiteln in seine Erzählung eingeführt, so schaltet er ein Dutzend lyrische Klänge ein unter dem Titel „Erste Liebe". In ein Epos darf jedoch nur ausnahmsweise, wenn die Situation dazu berechtigt, ein Lied eingeflochten werden; aber dieses Geschäft en gros zu betreiben ist dem Poeten unter keiner Bedingung gestattet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man dadurch aus der epischen Stimmung her-

ausgerissen wird. Der Verfasser begeht mit dem größern Intermezzo „Liebesleben" denselben Fehler zum zweiten male und stört auf diese Weise den kaum wieder eingeleiteten Fluß der Erzählung. Ueberhaupt will es uns bedünken, daß der Verfasser seiner Anlage nach weit mehr Lyriker als Epiker sei; wir geben ihm daher den wohlgemeinten Rath, in Zukunft kleinere Lieder zu veröffentlichen. Wir gestehen ihm gern zu, daß sich unter den obengenannten Rubriken einige recht artige, geschmeidige Liedchen befinden, z. B. „Allüberall, wohin ich schau'", „O laß uns Herz in Herz vereinen" u. s. w. Es spiegelt sich in diesen Ergüssen ein tiefes Gemüth, ja sogar in einigen ein beinahe kindlich-unschuldiges Seelenleben ab.

Nr. 12. Der Verfasser stellt sich gleich auf der ersten Seite in ästhetischer Hinsicht das glänzendste testimonium paupertatis aus; es kommt in 20 Versen das Wort „Wunder" oder eine Variation desselben nicht weniger als zehn mal vor. Wer so wortarm ist, der besteige den Pegasus nicht! Der Dichter muß über die Sprache unumschränkt gebieten können, sonst martert er die Gehörorgane des Lesers. Solche endlose Wiederholungen sind unschön. Man höre z. B. folgende sich selbst carikirende Stelle:

Heilige Reue,
Heilige Treue,
Heilige Wehmuth,
Heilige Demuth,
Heiliges Bangen,
Heil'ges Verlangen,
Heil'ges Entsagen und heiliges Lieben
Ist mit Entzücken ins Herz dir geschrieben!

Heißt das auch noch dichten? Antwort: Nein! Wem aller Sinn für Formenschönheit mangelt, der soll nicht dichten wollen.

Nr. 13. Herrliche Dichtung! Gleich der Anfang ist wunderschön:

Der Tag hat sich gesenkt aufs Rosa-Bette
Und schließt sein Aug', das strahlte golden-glüh (!!)

Wem in aller Welt, außer dem Verfasser, wäre es eingefallen, solch ein Känguruh von einem Wort zu erzeugen?! Goldenglüh könnte man noch eher sagen, doch wer um des Reims willen ein so unschön klingendes Wort zu bilden vermag, der verräth eine Unbehülflichkeit, daß er nicht einmal als ABC-Schütze in die Schule der Metrik aufgenommen zu werden verdient. Solche Leute jedoch haben die Keckheit, ein Epos in zwölf Gesängen zu schreiben! Wir könnten noch mehre solche Proben auftischen, doch der Leser ruft: Genug, genug! und auch wir folgen sehr gern und augenblicklich diesem Zuruf.

Nr. 14. Das orthodoxe Judenthum glaubt auch nicht hinter den eifrigen Bestrebungen der Dunkelmänner der Jetztzeit zurückbleiben zu dürfen. Wie im verflossenen Jahrzehnd die politischen Lieder gleich Spargelköpfen über Nacht schockweise aufwuchsen, ebenso ämsig werden jetzt durch künstliche Machination religiöse Gesänge hervorgetrieben. Das deutsche Volk steht jedoch auf einer Stufe der Bildung, daß ihm auf diese Weise nicht mehr beizukommen ist, es läßt sich keinen bloßen Dunst mehr vormachen; möge dieser Dunst aus Weihrauch oder aus Mephistophelischen Ingredienzien bestehen. Das materialistische Element wird dadurch nur zu noch heftigerer Opposition angespornt. Auch in diesen „Zionsklängen" wird gegen die Emancipation des Fleisches geeifert, zwar nicht mit jener raffinirten Heuchelei, die das Panier des Idealismus erhebt, um sich gelegentlich die Taschen vollzustopfen, doch läßt sich immerhin aus dem ganzen Inhalte dieses Werks der Schluß ziehen, daß der Verfasser einer Weltanschauung huldigt, welche bereits zu Grabe getragen ist.

Nr. 15 gehört ebenfalls in diese Kategorie, nur ist dies Buch viel schwülstiger als das vorige; der ungeheuere Aufwand von nichtssagenden schwärmerischen Phrasen, die 192 Seiten lang in lahmen Versen weitertreten, sucht seines Gleichen. Keine Spur von poetischem Schwung, eine Monotonie, die den geduldigsten Leser zur Verzweiflung bringt — selbst die Streiflichter der Reflexion fehlen, zu der doch solche Dutzendpoeten im Gefühle ihrer Ohnmacht gewöhnlich ihre Zuflucht nehmen, nichts als das Holpern und Stolpern, als das Hinken und Sinken handwerksmäßig zusammengeleimter Reime. Dazu liebt der Verfasser noch den Gebrauch von Worten, die er aus der pietistischen Rumpelkammer des Mittelalters geschäftig hervorholt, z. B. Trübsalsfluten, Sündentilger, Gnadenthume u. s. w.

Nr. 16 enthält die Neuigkeit, daß Luther ein großer Mann war — nun, das weiß doch heutzutage jeder Schulknabe. Diese Geschichten von Tetzel's Ablaßertheilen, vom Reichstag zu Worms und dem Aufenthalt auf der Wartburg sind schon so oft besungen, daß der Leser ein derartiges Buch mit einem gewissen Mistrauen zur Hand nimmt; man denkt sich dabei: diese Geschichte kenne ich schon, also fällt zu Gunsten des Autors nichts in die Wagschale als der Reiz, die formelle Einkleidung des Stoffs kennen zu lernen; dies ist aber ein sehr geringer und wird durch die Concurrenz von tausend und tausend neuerscheinenden Werken gänzlich abgeschwächt. Jeder greift doch lieber nach einem Buche, dessen poetischer Gehalt ihm unbekannt ist, als nach einem, dessen Hauptmomente er bereits als Gymnasiast seinem Gehirne einprägen mußte.

Nr. 17. Beinahe ganz Dasselbe ließe sich dem Autor dieses Werks sagen, nur mit dem Unterschiede, daß der vorige Maß und Grenze zu halten wußte, dieser dagegen eine Weitschweifigkeit, eine Redseligkeit entfaltet, die uns lebhaft an einen Kaffeeklatsch alter Weiber erinnerte. Das mystische Element herrscht stark vor; diese Beschaulichkeit und Ueberschwänglichkeit, die allen Erdboden unter den Füßen verliert, sich aber doch nicht wie ein gesunder Aar in die Kuppelwölbung des Universums emporschwingen kann, wird in wankelmüthigen Charakteren noch viel Unheil stiften, oder gar religiösen Wahnsinn herbeiführen. Man kann nichts Besseres thun als dem Verfasser seine eigenen Worte zurufen:

Mehr woll'n als möglich ist Phantasterei,
Wohl klingt er schön, der Name Union!
Doch willst du Wahrheit, bleib bei Zwei und Frei,
Hier lern' dann Jeder seine Lection.

Nr. 18. Es gibt Menschen, denen die lutherische Religion das Alpha und Omega aller möglichen Culturentwickelung, das Finis aller Geschichte ist; denn was sich nicht in diesen ihren Gesichtskreis hineinziehen läßt, das existirt gar nicht für sie, das ist ihnen ein japanisches Dorf. Der Verfasser dieser „Harfenklänge" scheint uns zu dieser Menschenclasse zu gehören. Er hat sich so total einseitig in dieser Richtung verfahren, daß sein Buch ein fahles, krankblasses Aussehen dadurch annahm. Wenn überhaupt schon Einseitigkeit im gewöhnlichen Leben, der Mensch mag was immer für einem Stande angehören, die schädlichsten Einflüsse in ihrem Gefolge hat, so rächt sie sich an dem Dichter mit doppelter Schärfe — gewiß, seine Producte werden nie etwas Anderes sein als unästhetischer Sauerteig, mögen auch noch so süße Phrasen und überzuckerte Schwärmereien darunter geknetet werden.

Nr. 19. Wenn man allen Jenen, welche Jean Paul unter die Kategorie der poetischen Nihilisten stellte, heutzutage begreiflich machen wollte, woraus die Grundelemente eines Gedicht-Embryos bestehen müssen, ohne die es unmöglich zur Erscheinung kommen kann, wahrlich, da hätte man viel zu thun! Diese ganz und gar talentlosen Leute jedoch nehmen die Feder in die Hand und sagen sich selbst: Jetzt will ich dichten! als ob der Gänsekiel Gedanken hätte, deshalb vielleicht, weil einst eine begeisterte Gans ein Lorberblatt verschluckte. Kein Wunder, wenn dann Dinge zu Papiere kommen, die das Gehirn eines Kritikers nicht zu fassen im Stande ist. Diese Nihilisten, und zu ihnen dürfte, wenigstens diesem Producte nach zu urtheilen, der Verfasser der „Maria" zu rechnen sein, sind durch nichts eines Bessern zu belehren. Ihre Verse fließen so langweilig hin wie ausgegossenes Spülwasser; von einer

Fassung, Haltung, poetischen Concentration eines Hauptgedankens ist nicht die Probe zu entdecken. Gelangt man zur letzten Seite, so ist einem ebenso zu Muthe wie nach der ersten — man weiß nicht, warum man gelesen hat, es hinterläßt keinen Eindruck und steht also hiermit unter dem Niveau der Kritik.

Nr. 20. Es sind einige unter diesen lyrischen Kleinigkeiten nicht übel. Der Verfasser läßt uns in ein reiches Gemüthsleben blicken; er schlendert nach Art und Weise der Jugend durch die Welt, ohne sich zu bekümmern, was eben diese Welt dazu sagt. Zuweilen schlägt er einen burschikosen Ton an, wie in dem Gedichte „Liederlich", von dem die erste achtzeilige Strophe in der That sehr gut ist; wären ihm die zwei nachfolgenden Strophen ebenso gelungen, so könnte das frische Lied darauf Anspruch machen, ins Volk überzugehen. Wir rathen dem Verfasser einen guten Schluß zu ersinnen und die letzte Strophe zu streichen, dann könnte ein vortreffliches Liedchen aus dem Ganzen werden, dessen volksthümlicher Ton jeden Deutschen erfreuen müßte. Für das beste Gedicht der Sammlung halten wir folgendes:

Die lachende Thräne im Wappen.

Der Mai ist da mit seinem Blüh'n und Grünen,
Auch durch die Menschenherzen weht er mild.
In meinem Herzen führ' ich nun dein Bild
Und, um den Haß vergang'ner Zeit zu sühnen,
Die lachende Thräne im Wappenschild.

Nun steht die Brust dem Frühling wieder offen;
Der finst're Groll, der sie voreinst beengt,
Weit voneinander ist er nun gesprengt,
Und all' mein Lieben hab' ich und mein Hoffen
In die lachende Thräne hineingesenkt.

Hab' ich nicht deiner Stimme Klang vernommen,
Und hab' ich deine Augen nicht erlebt?
Hat nicht das Herz, als du erschienst, gebebt?
Drum hab' ich mir, vor lauter Glück beklommen,
Die lachende Thräne ins Lied gewebt.

Nr. 21. Es will uns bedünken, als habe sich der Verfasser durch Adolf Böttger's „Frühlingsmärchen" und noch mehr durch dessen „Pilgerfahrt der Blumengeister" verlocken lassen, etwas Aehnliches zu versuchen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er genannten Dichter nachgeahmt habe; wir gestehen jedoch auf der andern Seite wieder unumwunden, daß uns mehr als eine Stelle in diesem „Garten, Flur und Wald" an die oben citirten Werke erinnerte — vielleicht geschieht dies einem andern Leser nicht. Es ist schade, daß der Verfasser nicht öfter von seiner satirischen Ader Gebrauch macht; wir wollen zur Empfehlung des Buchs aus dem längern Gedichte „Cactus" eine pikante Stelle ausheben und machen zum Verständniß des Ganzen die kurze Vorbemerkung, daß „der König Mai" alle Blumen zu einem Feste herbeiruft, die pflichtschuldigst als „edle Cavaliere und schöne Frauen" die Einladung annehmen. Schon ist der festliche Kreis gebildet:

Da zeigt sich auch ein häßlicher Zwerg
Ein misgeschaff'ner Knollen,
Auf seinen Schultern steht ein Berg,
Sein Bauch ist dickgeschwollen,
Und Nadeln wie das Stachelschwein
Trägt er auf Brust und Rücken —
Das Ungeheu'r, was kommt ihm ein?
Wie läßt es hier sich blicken?
Maßliebchen, Primel, Tausendschön,
Und wie die Püppchen heißen,
Sie kichern heimlich, als sie ihn seh'n,
Die Damen schreien: „Fort, laß uns geh'n!
Das Scheusal will uns beißen!"
Da fährt ihn an im edeln Zorn
Der tapf're Junker Rittersporn:
„Er ist hier nicht am Platze!
Zurück, er Kobold, er Alraun,
Was schreckt er uns die zarten Frau'n
Mit seiner Teufelsfratze?"
Das macht den Zagen wieder Muth,
Das Hoffräulein Narcisse,
Ein schnippisch Kind, adlig Blut,
Und ihre Tante Melisse,
Sie rufen: „Werft das Thier hinaus!"
Ein Pilz erhebt die Stimme,
Und fluchen will er, doch o Graus!
Dem Pfaffen geht der Athem aus
Er platzt in seinem Grimme.
Die Andern aber klein und groß
Mit Schelten, Toben, Keifen,
Sie dringen auf den Krüppel los
Und wollen ihn ergreifen.
Sie stoßen sich und schneiden sich wund
An seinen Borsten und Kanten,
Er öffnet lachend seinen Mund
Und grüßt sie als seine Verwandten.
Nun schimpfen sie, nun höhnen sie:
„Du Klumpen! Wo dein Wappen?
Ist's etwa dieser Buckel? Wie?
Ist's dieser Hängelappen?"
Das ist mehr als er tragen kann,
Der Spott reizt seine Galle,
„Verfluchtes Pack!" bleckt er sie an,
„Hochmuth kommt vor dem Falle.
Ihr freßt denselben Dreck wie ich,
Ihr macht denselben Dünger,
Und thut doch vornehm gegen mich,
Als wär' ich weit geringer?" u. s. w.

Nr. 22. Der Verfasser scheint jedes Reimlein, was er in seinem Pulte gefunden, dieser Sammlung einverleibt zu haben; dort und da tritt sein Eigendünkel ganz offen auf. Die erotischen Lieder sind beinahe durchgehends nichtssagendes Gephrasel, wie es schon hundert mal da war. In den Sonetten, die dutzendweise abgeleiert werden, macht es sich der Verfasser sehr bequem. Oder hält der Verfasser seine Gedanken für so tief und gehaltreich, daß sie sich auch im losesten Gewande zeigen dürfen? Nun, dann lasse er sie lieber gleich in paradiesischer Unschuld spazieren gehen! Wer auf die Form so wenig hält, der wird mit seinem Buche in einer Zeit, wo das Publicum hierauf soviel Gewicht legt, nichts machen. Der Verfasser wird dabei übrigens nicht nur stellenweise ganz ungenießbar, sondern bedient sich sogar einiger Ausdrücke, die keinen Mann von Bildung verrathen, z. B. in dem Sonett:

An die Philister.

O könnt' ich Jedem zu Gemüthe führen,
Wie die Philister mir zuwider sind,
Die sich, für alles Hohe, Schöne blind,
Allein für ihren Mammon int'ressiren;

Auf Aemter lauern und nach Titeln spüren,
Die nur drauf denken, wie man mehr gewinnt,
Die ihre Renten zählen und gemein gesinnt
Jedwedem Flachkopf schmeicheln, ihm hofieren.

O ihr gemeinen, hundsgemeinen Seelen! (!!)
Wie muß es euch in Kopf und Herzen nachten!
Ich kann euch nur bedauern und verachten.

Drum, wenn ihr wagt, auf ein Gedicht zu schmälen,
Zu loben gar's mit kritischer Ekstase — (?)
Wundert euch nicht, bekommt ihr auf die Nase. (?)

Nr. 23. Der auf dem Titelblatte nicht genannte Verfasser von „Mutter und Kind" gibt sich in der Vorrede als Dr. Breit-

haupt zu erkennen. Es dichten, Gott sei Dank, jetzt schon alle Facultäten; theologische, juridische und medicinische Fragen in Versen behandeln, das ist nun an der Tagesordnung; sicherlich wird nächstens eine materia medica in gereimten fünffüßigen Jamben erscheinen! Es ist gut, wenn den Musen dabei übel wird, so können diese Herren mit oder ohne Diplom sie auch selbst gleich curiren. Es wäre nichts zu wünschen, als daß auf dem Olymp eine Feldapotheke eingerichtet würde, damit man nicht erst, wenn Erato oder Melpomene das Fieber bekommen, in eine tiefliegende irdische Region herabschicken müßte, um krampfstillende oder niederschlagende Mittel anwenden zu können. Der Verfasser schließt zwar seine Vorrede mit dem Ausrufe: „Möge das Buch nicht zu streng beurtheilt werden!"; wir können jedoch auf solche Floskeln ad captandam benevolentiam nicht horchen. Er schreibe solche Bücher in guter Prosa, dann werden sie gewiß ihren Leserkreis finden; für ein Kunstproduct aber können sie unter keiner Bedingung gelten, denn Wissenschaft und Kunst sind, wie die zwei Pole einer Axe, sich trotzig gegenüberstehende Extrempunkte. Wer da glaubt eine Annäherung zu ermöglichen, der geht in der Irre.

Nr. 24. Wunderschöne Gelegenheitsgedichte an Stadtgerichtsactuare, Medicinalräthe, Singakademien, zu Jubel- und Säcularfeierlichkeiten, zu Festessen und Stiftungsmahlen, Fastnachtslieder und Charaden u. s. w. Der Verfasser scheint also ein wahrer Mann der Gelegenheit zu sein, einer von Jenen, die jedesmal ihr Gedicht in der Brusttasche, wie das zarteste Liebespfand einer schönen Donna, unzerknittert mitbringen, um es am Schlusse des Schmäuschens, begeistert vom Champagner, der Gesellschaft vorzudeclamiren. Selig sind die Schmauspoeten, denn ihrer ist das Himmelreich! Diese Gelegenheitsbarden leben alle in dem süßen Wahn, daß ihre Gedichte oder Improvisationen schwarz und lang à la Langenschwarz nicht blos dem engern Kreis, dem sie ihre Entstehung verdanken, sondern auch dem größern Publicum ein Interesse abzugewinnen im Stande seien. Wie in aller Welt könnte sonst ein Dichterling auf den Gedanken verfallen, solche versificirte Prosa zu veröffentlichen? Inmitten der Tafelfreuden ist die Kritik taub und blind, jedoch hinter der Presse hat sie Ohren wie ein Luchs und Augen wie ein Falke. Wie hoch übrigens den Verfasser Tafelfreuden begeistern können, beweist folgendes noch nie dagewesene Gedicht, wovon wir unsern Lesern wenigstens den Anfang als Curiosum mittheilen: „Bei Verzehrung eines wilden Lammbratens." Ist dieser Titel nicht schon classisch? Pindar wäre mausetodt unter den Tisch gefallen, wenn er in einer Gedichtsammlung zufällig, ohne darauf vorbereitet worden zu sein, diese Ueberschrift erblickt hätte — doch man höre weiter:

Noch hat kein Braten mich bis jetzt
In solches Erstaunen gesetzt!
Wie der, den wir soeben verzehrt;
Denn bis heute hatt' ich noch nicht gehört,
Daß die wilden Thieresracen
Auch das Thier mit in sich fassen,
Welches schon die heidnischen Alten
Für das allerzahmste gehalten
Und welches man in der christlichen Welt
Als Symbol der Unschuld hat aufgestellt.

Emanuel Raulf.

Die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts.

1. Frauenbrevier. Culturgeschichtliche Vorlesungen von Karl Biedermann. Leipzig, Weber. 1856. 8. 2 Thlr.
2. Weibliches Leben. Zwei Vorträge von A. Monod. Aus dem Französischen von H. Sebald. Berlin, L. Enslin. 1855. 8. 18 Ngr.

So oft ich ein Buch sehe, welches sich ankündigt als ein für Frauen oder über Frauen geschriebenes, so nehme ich es zur Hand mit der Hoffnung, es könnte der Verfasser etwa ein Messias sein, welcher unserer Frauenwelt noth ist; ich meine, ein Reformator, der die Mädchen (wie Basedow sie einst von Schnürbrust und Puder befreite) erlöste von unsern pädagogischen Jammerzuständen, erlöste von jenen blonden Candidaten und jenen preciösen Gouvernanten, die in beutelfegenden Pensionen „für höhere Stände" Kenntnisse feilbieten, welche die zukünftigen Ehemänner jener jungen Damen vielleicht selbst nicht einmal besitzen werden; denn was bekümmert sich der Mediciner, der Jurist, der Theolog um Kenntnisse, die zu seinem Brotstudium nicht gehören; über den „Kladderatatsch" und die „Fliegenden Blätter" kommt selten einer hinaus. O über diese Mädchenlehrer und Erzieher! Kaum tritt Humboldt mit seinem „Kosmos" hervor, so muß er auch schon für Frauenzimmer appretirt werden; kaum hat Vischer sein System der Aesthetik fertig aufgebaut, so muß es auch schon für das weibliche Geschlecht zugerichtet werden; mit der Mythologie, Ornithologie, Botanik, Oryktognosie hat man es schon längst ebenso gemacht, von der sogenannten schönen Literatur gar nicht zu reden. Wie gesagt, erscheint ein neues Werk für oder über Frauen, so hoffe ich jedesmal, es sei von einem Reformator, welcher den ganzen Ballast von Kenntnissen, vor dem ihr Frauen nicht zum Selbstdenken kommen könnt, euch abnimmt, ein Reformator, welcher die Klaviersessel umstürzt und euch in Gottes Luft hinausjagt, welcher eure englischen und französischen Compositionsbücher und Lexika ins Feuer wirft und jene immensen Berge von Wolle, Seide und Stramin, worin ihr wirkt, zu einem bescheidenern Maß reducirt. Barmherziger Himmel, was machen diese modernen Pensionen für Töchter „höherer Stände" aus unsern deutschen Jungfrauen? Man muß jemals in eine solche Gouvernantenfabrik hineingeblickt haben, wie sie bestehen in Lausanne, Yverdun, wo später Pestalozzi sein Institut hatte, in Morges, in Vienne, in dessen Nähe der große Pädagog Jean Jacques einst Zuflucht fand; jene Fabriken, sage ich, muß man kennen, um sich vorstellen zu können, was wir von der Erziehung und Bildung unserer Mädchenwelt zu hoffen haben. Die Mehrzahl unserer modernen Erziehungsanstalten sind wahre Pflanzschulen, wie Brutöfen sind sie von allerlei ungenießbarer Frühreife, von Unnatur und Uebertreibung, von geselligem Formalismus und Unsinn; ohne dieselben würde es schwerlich in Deutschland so viele verstandlose, herzlose, grundsatzlose, haltungslose, freudlose Frauen geben, wahrhafte Schemen von Frauen, an denen das Werthvolle in der Spitzenmantille, im Modellhut und in den Jouvins liegt. Wenn heute eine Herzogin Amalie von Weimar, eine Pauline von Lippe, eine Roland, eine Rahel oder die Frau Ludwig Robert's — ich nenne absichtlich nur Namen aus nicht allzu ferner Vergangenheit — zurückkehrte und sich zum Examen bei so einem modernen Institutsvorsteher meldete, wie wollte sie vor diesem Tribunal bestehen! Bettina hat gewiß Recht, wenn sie sagt, Kenntnisse besitzen halte sie für wenig wichtig; aber wissend sein, das halte sie für viel; gewiß wird Mancher unserer Leser sich an jenen Lehrer erinnern, welchen Savigny in Marburg der jungen Bettina gegeben hatte und den diese mit dem Namen „der Geschichtskerl" belegte; an seinem Beispiel und an der Art seines Unterrichts zeigt Bettina, wie inhaltslos, wie ganz und gar nichtig das Meiste von Dem sei, was man den Mädchen unter dem Titel von Kenntnissen mittheilt.

Indeß auch diejenigen Pädagogen, welche die Bestimmung des Weibes mehr vom praktischen als vom theoretischen Gesichtspunkt auffassen, scheinen das Richtige noch nicht getroffen zu haben: der Graf Saint-Simon verstummte schon, ehe er starb; Père Enfantin ist proscribirt; Cabet wird so gut wie ignorirt; der neueste Religionsstifter der Mormonen am Salzsee ist in Deutschland wenigstens verfehmt; und dennoch haben, meiner Ansicht nach, diese Alle in dem einen Punkte Recht, daß die sogenannte Bildung es nicht ist, worin das Heil der Frauenwelt gesucht werden muß. Die Bestimmung des Weibes er-

füllt sich vorherrschend auf praktischem Gebiet; alles Theoretische steht für die Frauen in untergeordneter Linie.

Biedermann will in seinem obengenannten Buche kein System der Frauenbildung aufstellen, aber seine Aufgabe führt ihn auf Dahingehörendes; so verlangt er mit Recht, daß der erste Unterricht den Kindern im Haus und zwar zunächst von der Mutter gegeben werden soll, eine Foderung, die ihr Recht in sich selbst hat; keine Schule, kein Pensionat, keine Bewahranstalt, kein Kindergarten kann nur annäherungsweise Das leisten, was die verständige und gute Mutter leistet. Gleicherweise spricht Biedermann gegen das zu frühe und zu viele Unterrichten der Mädchen; allein wenn man das Biedermann'sche Buch in seiner Gesammtheit überblickt, so scheint der Verfasser immer noch zu viel Gewicht auf das zu Erlernende zu legen.

Wenn man das Princip bestimmen will, worauf das weibliche Leben basirt und wonach es geordnet werden muß, so darf man sich zunächst nur auf dem empirischen Wege halten und folgendermaßen räsonniren: Zu den verschiedensten Zeiten hat es Frauen gegeben, welche von ihren Zeitgenossen und von später Lebenden als vorzügliche Frauen bezeichnet wurden; welches ist nun der Grundzug, der sie alle kennbar macht? Oder gibt es keinen gemeinsamen Grundstrich, der eine Deborah und eine Roland, eine Arria und eine heilige Katharina, eine Cornelia und eine Elisabeth Fry kennzeichnet, mit andern Worten: läßt sich ein Gemeinsames entdecken in dem Leben der religiös gestimmten Frau und der praktisch gestimmten, der künstlerisch und der wissenschaftlich gestimmten, der patriotischen und der heroischen Frau, ein Gemeinsames, welches die eine wie die andere zu einer hohen Frau macht? Ich meine, es läßt sich ein Gemeinsames entdecken in allen; aber dies Gemeinsame liegt nicht in der sogenannten Bildung, es liegt nicht in einer besondern philosophischen Richtung, nicht in einer besondern Stimmung, sondern alle Frauen, welche man, traditionell, möchte ich sagen, als hohe Frauen bezeichnet, haben das gemein, daß ihr Charakter zu seiner vollen Eigenthümlichkeit und Kraft entwickelt war; je eigenthümlicher, je voller, je freier, je kräftiger sich der Charakter einer Frau entwickelt, um desto mehr kann sie eine vorzügliche, eine hohe Frau werden.

Nur Derjenige, welcher dies Princip anerkennt, kann zu gleicher Zeit eine Hypatia und eine Roland für große Frauen erklären; nur bei diesem Princip ist es möglich, zugleich eine heidnische und eine christliche Frau groß zu nennen. Im Gegentheil, wollte man die sogenannte Bildung zum Princip des weiblichen Lebens machen, so würde zum Beispiel die Mutter Coriolan's, so würde das Mädchen von Marienburg von einer über nichts als Kunst, Religion und militärische Wissenschaften radebrechenden Berlinerin nicht für groß anerkannt werden, weil sie doch „nicht gebildet genug" sei. Wollte man Rousseau's Princip adoptiren, welcher die Frauen zu Müttern erziehen will, so ist dies zu speciell gegriffen, weil ja doch nicht jedes Weib Mutter wird und werden kann. Also der Charakter muß herausgebildet werden, das ist das richtige Princip für die weibliche Erziehung. Unter Charakter verstehe ich die bewußtvolle stetige Richtung, welche der Wille und das Fühlen des Menschen verfolgt. Nun kann aber und muß der Mensch angeleitet werden, sein Wollen und sein Fühlen der ewigen Wahrheit und der ewigen Schönheit zuzuwenden; sonach kann die Bildung des Charakters eine Aufgabe für die Erziehung sein, und in unserm guten Deutschland ist sie doppelt nothwendig, weil Charaktere in Deutschland so selten sind. Nun ist ganz unzweifelhaft der Volkscharakter von großem Einfluß auf den Charakter des Individuums; darum sage ich, daß das Princip für das Leben der Frau sein muß: Bildet den Charakter der Frau, wie die Natur den Charakter des Individuums angelegt hat, gemäß dem Charakter des Volks. In diesem Princip ist die Freiheit gegeben, welche die Mannichfaltigkeit der Individualitäten verlangt; nicht jedes Weib ist von der Natur für das Praktische, nicht jede für Religion, nicht jede für Wissenschaft oder Kunst, oder für die sogenannte Bildung prädestinirt; aber eine jede hat die Lineamente zu einem Charakter mit auf die Welt gebracht; werden diese richtig verstanden und behandelt, so kann sich unter den verschiedensten Modalitäten und Modificationen die Einzelne zu einem vorzüglichen, zu einem großen Weibe entwickeln.

Biedermann geht in der Einleitung seines Werks, welche über wahre Frauenbildung handelt, von dem ganz richtigen Satze aus, daß die Bildung in der gleichmäßigen Ausbildung der verschiedenen Seelenkräfte und der dadurch gewonnenen Fähigkeit besteht, die äußern Verhältnisse zu beherrschen und sich zu unterwerfen. Nun sind nach Biedermann's Ansicht zu dieser Bildung gewisse Kenntnisse unerlaßlich erfoderlich, Kenntnisse, von denen das „Brevier" selbst einen Umriß gibt. Referent ist der Ansicht, daß Biedermann von dieser Bildung zu viel erwartet; denn er sagt z. B. S. 8: „Die Wahl eines Gatten, die über Glück und Unglück eines ganzen Lebens und nicht blos Eines Lebens entscheidet, wird unter der sichern Leitung wahrer Bildung fast immer zum Heil, ohne dieselbe fast immer zum Unheil ausschlagen. Die gebildete Jungfrau wird, unbestochen durch Aeußerlichkeiten, nur nach dem innern Werth, nach den bleibenden Vorzügen des Geistes und Herzens wählen, und sie wird gut gewählt haben." Was Referenten betrifft, so geht er nicht von seiner Ueberzeugung zurück: wenn unsere Frauen Charaktere sind, dann sind sie das Größte, was sie werden konnten. Die Bildung ist es gewiß nicht, die unserer Gegenwart noththut; Propheten der Bildung hat es bald zu viele gegeben; die Cultur wird die Katastrophe, welcher die moderne Gegenwart entgegengeht, nicht aufhalten und auch nicht in eine andere Bahn lenken; aber unsere Charaktere, das ist unsere Macht! Wenn Biedermann über die Mittel wahrer Frauenbildung schreibt, so wird denn doch die Bildung, die er fodert, nur mitgetheilt durch Unterricht; der Charakter dagegen wird gebildet durch Erziehung. Ich bin der Meinung, es dürfte Niemandem etwas Neues gesagt werden, wenn man behauptet, wer die Erziehung in der Hand hat, der beherrscht das Zeitalter; sagt doch schon Leibniz: celui qui est le maître de l'éducation, pourra changer la face du monde; vom Unterricht, also auch von der durch denselben mitgetheilten Bildung, läßt sich das Gleiche nicht sagen. Kann es einen Politiker geben, der sich diesen Gesichtspunkt entgehen ließe?

Noch muß ich bemerken, daß das Princip der Bildung, wie Biedermann es aufstellt, seinem Buch etwas Compendienhaftes gegeben hat. Man liest Namen, wie Herzogin von Abrantes, Angelika Kaufmann, Fürstin Galyzin, Fräulein von Bourignon, Fräulein von Klettenberg, Lady Montague, Ninon de l'Enclos, und viele, viele andere; aber die Leserinnen erfahren eben kaum etwas mehr als den Namen und eine flüchtige Notiz. Der Verfasser sagt zwar, die Wißbegierigen möchten sich nun anderswo weitere Belehrung suchen; aber ich meine, Biedermann hätte weniger und doch mehr geben können; es dürfte sich in dem Leben einer Hypatia, einer Therese Huber, einer Schurmann, einer Luise Labé, einer Philippine Gatterer, einer Gräfin Nadasdy, einer Laroche, einer Madame Krüdener, einer Pauline de Meulan, welche Alle der Verfasser nicht erwähnt, Manches finden lassen, was sich für Frauen pädagogisch wirksam darstellen ließe.

Referent wählt aus der Menge von interessantem Stoff, welchen das Biedermann'sche Buch bietet, noch eine Controverse heraus, um einige Worte darüber zu sagen.

Biedermann spricht in seinem Werk ausführlich über die materielle Cultur und die damit in Zusammenhang stehende moderne Industrie und setzt den Vorrang der Cultur vor dem sogenannten Naturzustande auseinander. Nun kann nach meiner Ansicht für uns im Zusammenhang unsers Lebens eigentlich gar kein Streit über den bezeichneten Vorrang geführt werden, sobald man sich die großen Resultate der modernen

von den Naturwissenschaften gestützten Cultur vergegenwärtigt. Von viel größerer Bedeutung würde die Frage sein, ob die überwiegend materielle Cultur unserer Tage auch den philosophischen Materialismus befördere, oder nicht. Vor einiger Zeit kam dieser Punkt im Samstagkränzchen beim König Max in München zur Sprache und der berühmte Liebig hielt einen gründlichen Vortrag gegen den Materialismus und gegen den Vorwurf, daß die moderne Behandlung der Naturwissenschaften den Materialismus begünstige; ich meine, die „Neue Münchner Zeitung" hat die Hauptmomente dieses Vortrags mitgetheilt. Uebrigens scheint Biedermann im Lobe der modernen Cultur denn doch bisweilen einige Linien zu weit zu gehen; so sagt er z. B. S. 203: „Die verbesserte, verfeinerte, kunstmäßiger zubereitete und mannichfaltiger zusammengesetzte Nahrung kann, bei dem innigen Wechselverkehr zwischen Körper und Geist, nicht ohne günstige Folge für den Geist sein." Das scheint mir denn doch etwas zu weit gegangen zu sein, und außer den Vegetarianern in England werden noch Viele mit triftigen Gründen diese allzu wenig demokratische Behauptung bestreiten. Mir kam ein Lächeln, als ich es las, und ich dachte an Tieck's „Gestiefelten Kater"; als nämlich der König einen Kaninchenbraten zu essen verlangt, wird der Satz durchgeführt, wie viel für das Heil des Volks darauf ankomme, daß ein König allezeit die beste Speise ißt.

Gleichviel Widerspruch möchte eine andere Behauptung Biedermann's erfahren, wenn er in Rücksicht auf die materielle Cultur Folgendes sagt: „Noch eine günstige Wirkung der materiellen Cultur, und keine der geringsten, besteht in dem glücklichen Einfluß, den sie auf die Annäherung und Verschmelzung der Menschen, der Einzelnen wie der Nationen, äußert. Der Handel ist der größte Friedensstifter. Das Christenthum mit seinen milden Ermahnungen zur allgemeinen Menschenliebe, mit seinen erhabenen Lehren von der Brüderschaft aller Kinder Gottes hat gleichwol für sich allein nicht vermocht, dem blutigen Streite der Völker ein Ziel zu setzen; der entwickelte Handelsverkehr, die immer größer werdende gegenseitige Verschlingung der gewerblichen Interessen aller Culturvölker hat es wenigstens dahin gebracht, daß Störungen des allgemeinen Friedens fort und fort seltener geworden sind und je mehr und mehr von allen Seiten her solange als möglich vermieden werden." Was Referenten betrifft, so meint er, diese Parallelisirung der zwei Friedensstifter, des Handels und des Christenthums, ist in mehr als einer Hinsicht unrichtig; ich mache hier nur das Eine geltend, daß das Christenthum nirgends die Verheißung aufstellt, es wolle den allgemeinen Frieden in die Welt bringen (Jesus selbst sagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert"); im Gegentheil, den großen allgemeinen Frieden stellt das Christenthum ans Ende der Welt.

Noch einen Punkt hat Referent in seinem Bericht über das „Frauenbrevier" zu berühren. Biedermann spricht nämlich ausführlich über Religion und Kirche; er thut es als Lutheraner; ganz in der seit lange herkömmlichen Weise wiederholt er die bekannten Vorwürfe gegen die katholische Kirche. Es ist weder meine Aufgabe, noch hier der Platz, die katholische Kirche zu vertheidigen; indeß auf einige Inconsequenzen in den vorgebrachten Behauptungen muß ich doch aufmerksam machen.

Biedermann klagt über die Menge der Feiertage, Processionen und Wallfahrten der Katholiken und sagt, dadurch werde der Gewerbfleiß gestört und die Thätigkeit für Culturzwecke gehemmt. Allein es ist Thatsache, daß in Deutschland der bürgerliche Wohlstand des katholischen Mittelalters mit dem Beginn der Reformation sich nicht hob, sondern im Gegentheil, daß er in Verfall gerieth; einen Fugger, in dessen Haus ein Karl V. wohnte, hat es in der lutherischen Zeit nimmer gegeben; ferner: das katholische Nürnberg vor der lutherischen Zeit war das eigentliche, reiche, gewerbfleißige, künstlerisch blühende Nürnberg; das lutherische Nürnberg reicht weit nicht an das katholische; ein Gleiches gilt von Augsburg in Rücksicht auf Gewerbfleiß und Reichthum. Um Beispiele aus der Gegenwart anzuführen, erwähnen wir, daß allen Feiertagen und Processionen zum Trotz die Industrie in den katholischen Rheinlanden, im katholischen Belgien und im katholischen Frankreich kräftig in Blüte steht.

So hätte ich nun meine letzte Bemerkung über Biedermann's Buch zu machen. Biedermann, in Besitz der umfangreichsten und gründlichsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Culturgeschichte, hat sein Material sehr geschickt ausgewählt und vortrefflich gruppirt; Alles was er mittheilt, trägt er ohne Prätension vor; nirgends findet man eine Spur von forcirter Geistreichigkeit; sowie der Bildungsgrad unserer in Pensionsanstalten gebildeten Damenwelt heute ist, wird, was Biedermann wünscht, sein Buch als ein Repertorium des Wissenswürdigen nützlich sein.

Referent wendet sich jetzt zu dem zweiten der obengenannten Bücher. Bei Beurtheilung des Biedermann'schen „Frauenbrevier" habe ich das Princip für Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Worten ausgesprochen: Bildet den Charakter heraus, den individuellen, wie die Natur ihn anlegte und wie die Nationalität ihn modificirt. Das Werk von A. Monod zeigt, zu welcher Vollendung das weibliche Leben gesteigert werden kann, wenn man den Charakter der Frau bildet in Gemäßheit der Theorie und der Vorbilder, welche das Christenthum aufstellt. Ich behaupte, man würde das Christenthum ganz falsch verstehen, wenn man sagen wollte, dasselbe wolle alle Persönlichkeiten gleichmachen, es wolle alle Individuen nach einem Modell herrichten, es wolle jede Eigenthümlichkeit vernichten; vielmehr im Gegentheil, das Christenthum erkennt innerhalb seines Gebiets die gleiche Berechtigung der verschiedenen Individualitäten vollkommen an, erklärte ja doch Jesus selbst zu gleicher Zeit einen Johannes und einen Petrus für seine Jünger, eine Maria und eine Martha für seine Jüngerinnen; nahm doch Jesus selbst nicht blos die Nationalität der Juden, sondern auch die Nationalität der Römer in seine Kirche auf. Hieraus ergibt sich, daß das formelle Princip, welches Referent oben für die Erziehung des Weibes aufgestellt hat, keineswegs nur ein für den Humanismus passendes, sondern daß es auch dem Christenthum angemessen ist.

Was nun unser modernes Leben betrifft, das politische, das wissenschaftliche, das künstlerische, so schlägt unsere ganze moderne Wissenschaft, unsere moderne Philosophie, unsere ganze moderne Praxis mit allen Wurzeln ins Christenthum hinein; keine Theorie, keine Praxis hat diesen Zusammenhang zu zerreißen vermocht, und keine wird es können. Darum behaupte ich, daß auch unsere moderne Erziehung nur eine christliche sein kann; sie muß ihr materielles Princip, sie muß ihren Gehalt aus dem Christenthum schöpfen; denn das Christenthum gibt für das Menschenleben, ich möchte sagen den Kanon des wahrhaft Guten; Monod stellt in seinen zwei Vorträgen diejenigen Momente zusammen, welche das Bild des christlichen, des wahrhaft guten Weibes constituiren.

Vielleicht werden Einige, welche dies lesen, sagen: Nun, wir wissen schon, was von einer sogenannten christlichen Pastorenerziehung zu halten ist; das gibt eben die finstern, kopfhängerischen, betschwesterlichen, conventikelliebenden, jerusalemssüchtigen Weiber (im Königreich Würtemberg besteht seit kurzem eine Gesellschaft, welche nach Jerusalem gehen will, um daselbst das wahre Reich Christi gleich aufzurichten), die vor lauter Heidenbekehrungseifer und Missionsbestrebungen das nächstdringende Bedürfniß und die nächstliegende Pflicht vergessen. Indeß Referent würde niemals ein Buch empfehlen, welches von diesen Makeln auch nur die leiseste Spur trüge.

Wenn Referent von christlich spricht, so thut er, was jeder Unbefangene sollte, nämlich er trennt vom Christlichen alles Confessionelle, alles Sektirerische, alles Mystische, alles Pietistische, kurz alles Uebertriebene, welcher Art es sei. Monod steht in seinen Vorträgen ganz und gar auf diesem Stand-

punkt des Ur- oder Reinchristlichen; auch Jesus wußte nichts von Pietismus, Mysticismus und Confessionswesen; wer sich einfach an seine Aussprüche hält, muß davor bewahrt bleiben. Monod stellt in seinen Vorträgen die Aussprüche der heiligen Codices des Alten und des Neuen Testaments über weiblichen Charakter und weibliches Leben zusammen, vergleicht die einzelnen dicta und facta miteinander, erläutert sie und gibt als Resultat die Darstellung des Berufs und der Pflichten des christlichen Weibes; was Monod von eigener Zuthat gibt, steht allemal in organischem Zusammenhang mit der Autorität, welcher er folgt; seine Ausführungen sind nicht irgendeiner Philosophie entnommen, sondern aus dem Geist des Christenthums geflossen. So wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß man in diesen Vorträgen durchaus nicht philosophische und dialektische Kunststücke à la Schleiermacher zu hören bekommt; auch macht Monod es nicht wie die jetzt beliebtesten lutherischen Prediger, welche sich mit Flittern eleganter Belletristik putzen und nicht aus der Sache selbst, sondern aus Allotrien ihre Bilder, Allegorien und Peripetien entlehnen, um sich dem verderbten und verwöhnten Geschmack von Zuhörern zu accommodiren, welche an die Erzeugnisse der littérature facile gewöhnt sind; nein, Monod erinnert mich mit seiner Art lebhaft an Das, was ich vom heiligen Chrysostomus gelesen habe. Bei uns in Deutschland ist man in protestantischen Predigten so sehr an confessionelle Einseitigkeit und frömmelnde Salbaderei gewöhnt, daß schwerlich ein Gelehrter, ein Weltmann, ein Philosoph es für möglich hält, daß er aus einem geistlichen Vortrage etwas ihm nicht Geläufiges erfahre. In Frankreich ist das anders. Monod's Vorträge über weibliches Leben werden auch den Gelehrten, den Philosophen, den Weltmann gewinnen, weil das Christliche darin durchweg mit dem Philosophischen in Congruenz gebracht ist. 77.

Lehrer der Menschheit.

Georg Forster. William Ellery Channing.

Unter allen zu einer höhern Bildungsstufe gereiften Völkern gehen neben den großen Dichtern, systematischen Denkern und wissenschaftlichen Forschern einzelne Schriftsteller einher, die ihren Blick vorzugsweise auf die Bedingungen und Grundlagen der sittlichen wie praktischen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen richten. Wir werden auch bei Dichtern wie Schiller und Goethe diese Tendenz durchaus nicht in Abrede stellen können, doch überwiegen bei ihnen im Ganzen die ästhetischen und poetischen Interessen und zwar in einem Grade, daß jene Tendenz dadurch nicht selten sogar beeinträchtigt und in ein etwas zweifelhaftes Licht gestellt wird. Ihre poetischen Gebilde erregen unsere höchste Bewunderung, unser höchstes Wohlgefallen, aber wenn man uns dann nach einer Nutzanwendung fragt, die jeder Einzelne für sich und dadurch für die Menschheit in praktisch-sittlicher Beziehung brauchbar machen könnte, so würden wir mit einer runden bestimmten Antwort zuweilen ziemlich in Verlegenheit sein. Wir wollen hiermit der Nützlichkeitspoesie beileibe nicht das Wort reden, da wir recht gut wissen, daß auch das Schöne, insofern es ganz rein zur Erscheinung kommt (was aber bei den Modernen nur selten der Fall ist), eine nicht hoch genug anzuschlagende beseligende, fördernde und reinigende Kraft besitzt. Aber welche Gefahren es hat, wenn das subjective Gelüst allein die Herrschaft in der Poesie an sich reißt, das haben wir an den Romantikern erlebt, die in ihrer Mehrzahl für die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts im Grunde gar nichts geleistet haben, ja ihr zum Theil selbst hinderlich und feindlich gewesen sind. Als bewußte Lehrer der Menschheit, welche das Humanitätsprincip und die Frage nach der sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung des Menschengeschlechts planmäßig zu dem fast ausschließlichen Ausgangspunkte alles ihres Dichtens und Trachtens machten, sind dagegen Herder und Lessing anzusehen. Was Lessing betrifft, so beruht, um von andern seiner Werke nicht zu sprechen, sein erhabener „Nathan der Weise" ganz auf dieser Tendenz, es ist eine Dichtung von reinstem sittlichen und humanitären Wasser, und mit Recht sagte Platen von dieser Dichtung:

> Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
> Schien mir diese, wiewol ohne Gespenster und Spuk;
> Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
> Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

Wir werden ja auch nur erst dann eine alleinige Menschheit haben, wenn wir einen alleinigen Gott haben.

Neben diesen großen Geistern sollte man aber auch einige andere nicht übersehen oder geringschätzen, die zwar kein poetisches Productionsvermögen besaßen oder es wenigstens nicht in Anwendung brachten oder ausbildeten, die aber die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts recht eigentlich zur Aufgabe ihres ganzen Denkens und Handelns gemacht haben und unter denen in Deutschland Georg Forster in erster Reihe steht. Vergeblich sehen wir uns jetzt in Deutschland nach einem Manne um, bei dem sowie bei ihm Humanität und Wohlwollen den ganzen Inhalt seines Lebens und Trachtens bildeten, wiewol wir es immerhin für ein günstiges Symptom und ein für unsere Zeit ehrenvolles Zeugniß erkennen dürfen, daß so viele Federn damit beschäftigt waren und sind, sein Andenken bei der mitlebenden Generation zu erneuern und seinen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Gustav Kühne that dies in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen", Heinrich Koenig in seinen Schriften „Die Clubisten in Mainz" und „Haus und Welt", Gervinus schrieb zu Forster's von dessen Tochter herausgegebenen „Sämmtlichen Schriften" eine vortreffliche Charakteristik desselben, Moleschott schilderte ihn als „Naturforscher des Volks", und jetzt liegt uns eine Schrift vor unter dem Titel:

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elise Maier. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.

Die Herausgeberin hat schon früher durch ihre Schrift „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen &c.", die bereits die dritte Auflage erlebte, ihr großes Geschick für Arbeiten dieser Art dargethan, und wir dürfen hoffen, daß auch diese Schrift über Forster im Publicum eine nicht geringere Theilnahme finden wird. Wir hoffen es wenigstens; denn Forster verdient populärer zu sein, als er es ist, und die Art, wie ihn die Verfasserin dem größern Publicum näher zu bringen sucht, scheint uns eine durchaus praktische zu sein. Im Vorwort gibt sie eine gedrängte Charakteristik Forster's, indem sie namentlich die Punkte hervorhebt, durch die er Anspruch auf allgemeinere Anerkennung und Popularität hat, wie diejenigen, die ihm daran hinderlich gewesen sind, sich diese Popularität zu verschaffen. Sie wünschte „Forster's Leben und Wirken als eine Quelle solcher Erkenntniß zu benutzen, die man in ihrem großen Inhalte nationale Erkenntniß nennen sollte, solcher geschichtlichen Erfahrungen, von denen wir annehmen müssen, daß sie dem Volke ganz besonders noch nöthig und heilsam seien. Denn solcherlei Erkenntnisse, wie sie hier genannt worden sind, scheinen noch lange nicht einheimisch genug. Oder sollte dies nicht schon aus der unbestrittenen Thatsache erhellen, daß die Mehrzahl eines Volks, obschon man ihm fortwährend vorwirft, es habe allzu viel gelesen und zu wenig gethan, mit Forster's Werken nahezu noch am allerwenigsten sich vertraut gemacht hat?" Namentlich bemerkenswerth erschien uns in dieser Charakteristik noch folgende Stelle: „Forster wollte nicht weiter in einer solchen Nationalliteratur mitspielen, zu welcher freilich Alles schon vorhanden war außer der Nationalität selbst; er wollte nicht noch länger in einer wissenschaftlichen Bildung weiter arbeiten, die ihm schon des-

halb auf bloßer Täuschung zu beruhen schien, weil sie immer noch zu keiner politischen Bildung geführt hatte. Eine solche Lähmung des Volks und Ziellosigkeit der allgemeinen Lage, wie sie Lessing, Schiller und Goethe scharf bezeichnen, mußte dem aufrichtigen Forster alles Fortarbeiten auf dem ästhetischen Gebiete nicht blos verbittern, es mußte ihm sogar als ein Vergehen gegen Wahrheit, Bürgerpflicht und Vaterland erscheinen."

Dieser allgemeinen Charakteristik Forster's im Vorwort läßt die Verfasserin eine Biographie desselben folgen, worin sie namentlich diejenigen Momente hervorhebt, welche Forster als Menschen und als Bürger oder besser als Weltbürger kennzeichnen. Wer möchte diesen Kosmopolitismus auch einem Manne wie Forster zum Verbrechen anrechnen, der, nachdem er die Welt umsegelt, in Deutschland keine bleibende Stätte fand, der in die Barbarei nach Wilna ausgesetzt wurde und der zuletzt nicht einsah, warum er nicht ebenso gut als Deutscher (obschon nicht einmal auf deutschem Gebiete geboren), auch Franzose sein könne, wie er eine zeitlang genöthigt war, unter Polen zu leben. Er wurde aber ebenso wenig jemals Sarmate, als er jemals Franzose wurde; er hatte die Polen als Barbaren kennen und geringschätzen gelernt, und auch bei den Franzosen, wenigstens den französischen Revolutionsmännern, diesen „herzlosen Teufeln", fand er sich zuletzt aufs jämmerlichste enttäuscht. Er war und blieb Bürger in der Republik der freien Geister, jenes Menschenthums, dem jeder Territorialgeschmack zuwider ist und das von allen großen Geistern Deutschlands damals als ihr eigentliches Vaterland proclamirt wurde, von Herder sowol als von Schiller, von Lessing sowol als von Goethe. Die Zerrissenheit Deutschlands drängt auch schließlich fast nothwendig dahin, möge man sich dagegen sperren wie man will. Ein concentrirtes Nationalbewußtsein ist beim Deutschen kaum möglich, und so bleibt ihm leider zuletzt kaum etwas anderes übrig, als sich in der Universalrepublik des freien Weltbürgerthums eine Art Heimatsrecht zu erwerben. Wenn dies einmal das Loos des Deutschen ist, so möge er es im Hinblick auf seine eigene Person wie auf sein Vaterland mit Bedauern hinnehmen, aber auch einigen Ersatz in der Vorstellung finden, daß die ihm durch eigene Schuld, aber auch durch ein höheres historisches Gesetz auferlegte Mission, diesem Weltbürgerthum Ausbreitung über den ganzen Erdkreis zu verschaffen — eine Mission, mit deren Erfüllung der Deutsche gegenwärtig mit Erfolg beschäftigt ist — doch auch ihr Großes und eine weltgeschichtliche Bedeutung hat. In diesem Sinne handelte und dachte wenigstens Georg Forster, und für diese Mission litt er.

Sein Leben war, wie wir wissen, ein keineswegs glückliches. Namentlich kam er, der seinen Vater aus dem Schuldgefängnisse in London sozusagen herausgeschrieben hatte, niemals aus pecuniären Verlegenheiten und Bedrängnissen heraus. Man hatte ihm beim Antritt der Stelle in Wilna das nöthige Geld zur Tilgung seiner Schulden in Kassel vorgeschossen und so auch das zu seiner göttinger Reise. Acht Jahre waren erforderlich, um diese Schulden allmälig durch kleine Abzüge von seinem Gehalt zu tilgen. Zwar strich die russische Regierung diese Vorschüsse, soweit sie noch durch Gehaltsabzüge nicht getilgt waren, als Forster nach Mainz ging, aber auch hier und in Frankreich hörten diese Bedrängnisse nicht auf, nahmen vielmehr noch zu. Hierzu kamen das inzwischen sich entwickelnde Verhältniß seiner Gattin zu Huber und eine fast ununterbrochene Reihe von Enttäuschungen, die seinem Gemüth hart zusetzten. Dennoch blieben Forster's Liebe und Wohlwollen zur Menschheit und den einzelnen Menschen wie sein Vertrauen auf eine bessere Zukunft des menschlichen Geschlechts unerschüttert; denn sie beruhten nicht auf bloßen gemüthlichen Aufwallungen, sondern auf Grundsätzen. Gegen seine Frau und Huber benahm sich Forster in einer Weise human und liberal, wie dies wol selten von einem Ehemann unter solchen Verhältnissen geschehen ist; er verfuhr auch hier nach seinem Grundsatze, daß man keinem Wesen in seinen Neigungen Zwang anthun dürfe. Er fuhr dabei fort, für seine Familie zu arbeiten und zu sorgen, seiner Gattin Achtung zu bezeigen und seinen Kindern mit fast schwärmerischer Liebe anzuhängen. Forster's Ansichten waren im Laufe der Jahre allerdings in eine Art Materialismus übergegangen, aber es war jener humane Materialismus, der auch die Gegenmeinung tolerirt, zur Nachsicht führt und seiner Ansicht, daß jeder Mensch eben thue, was er nicht lassen könne, und daß wir daher am besten thäten, Niemand zu richten und zu verdammen, wesentlich Vorschub leistete. Er fuhr dabei fort, die Religion zu achten, an eine höhere moralische Weltordnung zu glauben und dabei der Ansicht zu sein: „Wissen macht nicht glücklich, auch selbst göttliche Weisheit nicht, ohne die Liebe." Wer indeß tiefere Einsicht in das durchweg auf reinster Humanität beruhende Wesen Forster's gewinnen will, lese die Aphorismen oder „Lichtstrahlen", welche Elisa Maier aus Forster's Schriften und Briefen in ihrer Schrift zusammengestellt und unter die Rubriken „Freundschaft und Liebe", „Humanität", „Kunst und Künstler", „Freiheit", „Menschenglück und Lebenszweck" und „Religion" geordnet hat. *)

Zu den trefflichsten Lehrern der Menschheit und den uneigennützigsten Aposteln reiner Humanität gehörte in neuerer Zeit der nordamerikanische Geistliche William Ellery Channing, dessen ausgewählte Werke, von dem Stadtschulrath F. A. Schulze und dem Prediger Sydow zu Berlin übersetzt, in den Jahren 1850—55 in 15 Bändchen in Leipzig erschienen sind. Als Supplement hierzu erschien jetzt in demselben Verlage:

Leben und Werke Channing's von E. G. Holland. Aus dem Englischen frei übersetzt von B. S. Leipzig, Schulze. 1856. Gr. 16. 12 Ngr.

Diejenigen, welche sich über den stillen und zugleich in seiner Einfachheit großen Charakter Channing's wie über seine Lebensumstände näher unterrichten wollen, müssen wir auf diese kleine interessante Schrift verweisen. Wir bemerken nur, daß bei Channing das Apostelthum und die Wirksamkeit für eine humanere Durchbildung des menschlichen Geschlechts fast in noch ungebrochenern Strahlen als bei Forster erscheint, der zugleich auch Politiker, Aesthetiker und Naturforscher war, während Channing nur in der einen Richtung, in der religiös-humanitären, wirkte und schrieb. Von einem in Dogmen abgeschlossenen, auf Decreten beruhenden Christenthum ist bei ihm wie bei Theodor Parker natürlich nicht die Rede; das Christenthum ist nach ihm einer unendlichen Vervollkommnung fähig und mit dem moralischen und intellectuellen Fortschritt der Menschheit gleichbedeutend. Während er aber mit Recht die theologische Ansicht bekämpft, wonach die menschliche Natur von Hause aus grundverderbt und ein Sündenpfuhl sei, ging er, wie auch Parker, auf der andern Seite zu weit, indem er die menschliche Natur zu hoch, fast als göttlich hinstellte. Solche extreme Ansichten verwickeln immer in Widersprüche. Wäre die menschliche Natur eine so vollkommene, so würden weder Channing noch Parker genöthigt gewesen sein, den größten Theil ihres Lebens damit zuzubringen, die bösen und niedrigen Leidenschaften und den Egoismus der Menschen mit dem heiligen Zorneifer der Liebe zu bekämpfen. Die Anhänger dieser Doctrin werden freilich sagen, daß die Bösen eben nur Abgefallene seien; wie aber, wenn der Abfall zu allen Zeiten ein so bedeutender war, daß wol kaum Jemand wird behaupten wollen, die Guten und Tugendhaften hätten zu je einer Zeit die Mehrheit gebildet und eine unbestrittene Herrschaft geübt? Noch eine Bemerkung möchten wir uns gestat-

*) Man vgl. übrigens hierzu unsere Betrachtung über Georg Forster in Nr. 10 d. Bl. f. 1856, wozu uns Moleschott's Biographie Georg Forster's Veranlassung gegeben hatte.

ten. Es ist in letzter Zeit, selbst von demokratischer Seite, Brauch geworden, die Vereinigten Staaten als einen förmlichen sittlichen Morast darzustellen, in dem alles Edle, Gute und Schöne untergehe. Wenn wir aber, um nicht bis auf Washington und Franklin zurückzugehen, solche reine uneigennützige Menschen wie Jonathan Edwards, Channing, Theodor Parker, Emerson u. A. vor uns hinwandeln sehen, so werden wir an dem guten Kern eines Volks, dem diese Männer angehören, nicht verzweifeln dürfen. Ueberhaupt haben wir in den Proben der nordamerikanischen Literatur, die wir bisher kennen lernten, durchaus nicht Spuren jener Demoralisation wahrnehmen können, welche die europäischen continentalen Literaturen in gewissen Richtungen und Gattungen verunstaltet. Den naiven Hang zu abenteuerlichen Erfindungen, wie man ihnen wol in den neuesten nordamerikanischen Romanen und Novellen hier und da begegnet, wird man dahin gewiß nicht rechnen wollen. **H. M.**

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1856. In Verbindung mit mehren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von Ludwig Lauterburg. Fünfter Jahrgang. Mit Abbildungen. Bern, Blom. 1856. 8. 1 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein echt bernisches Buch, nicht blos dem Namen der Verfasser nach, sondern auch in Geist und Haltung. Der Berner, der sich im Leben nur langsam erschließt, dann aber festhält, der sich schwer begeistern läßt, in der Begeisterung aber etwas Rechtes schafft, der auf alles Neue und Fremde mistrauisch hinblickt und vorsichtig in der Aufnahme desselben ist, prägt auch in der Literatur, diesem Spiegel jedes Volks, sich scharf ab. Der Poesie ist er nicht zu hold. Im Gebiete der Lyrik schafft er außer zahlreichen Gelegenheitsreimen etwa hie und da ein hübsches Volkslied; näher liegt ihm das Lehrgedicht und die Beschreibung. Haller war daher nicht zufällig in diesen Dichtungsarten epochemachend; er gab nur seinem Volke und der Anschauung desselben Gestalt und Ausdruck. Das Lehrgedicht wie die Beschreibung betrachten die Poesie nur als ein Mittel zu einem andern, angeblich höhern Zwecke: zu belehren, für das Gute zu rühren, die schöne heimische Natur zu schildern. Die Beschreibung ist die Vermählung der Dichtkunst und der Naturwissenschaft, welche letztere wie die Geschichte dem positiven Sinne des Berners sehr wohl zusagt. Wie die Geschichte, sagte ich, aber nicht etwa eine Philosophie der Geschichte, eine construirende Geschichte, sondern eine der ängstlichtreuen Forschung, des Urkundenlesens, des unermüdlichen Sammelns. Trotz dieses oder vielmehr wegen dieses Umstandes gedeiht die epische Poesie nur dürftig; die Dichter halten zu ängstlich an dem Worte der Urkunde und bringen blos die Chronik in Reime, statt den geschichtlichen Stoff in den Rahmen eines poetischen Gemäldes. Dieses Festhalten an der Wirklichkeit, verbunden mit dem obenerwähnten Talente der Schilderung, machte hinwieder den jüngstgestorbenen und dennoch für alle Zeiten unvergänglichen Jeremias Gotthelf zum Meister des Volksromans. Nur schade, daß auch er die Poesie zuweilen nur als ein Mittel ansah und der Politik unterordnete, daß er seine in Charakteristik und Entwickelung unerreichten Gemälde aus dem Leben durch Nebenzwecke des Belehrens und Predigens trübte. Das Drama will in der Schweiz überhaupt, nicht blos in Bern, nicht recht gedeihen, aus mancherlei Gründen. Idealen Dramen ist man abgeneigt, bei geschichtlichen zu ängstlich treu und daher gebunden. Ich glaube, daß dagegen das Volksschauspiel und namentlich die Volksposse kräftige Sprossen treiben könnte, durch den Reichthum und die Originalität der Dialekte, die Mannichfaltigkeit der einheimischen und fremden Figuren sehr begünstigt wäre. Freilich fehlt es auch an Volkskomikern und wird noch lange fehlen, da sich der Schweizer nur selten entschließen kann, die Bühne zu betreten.

Vorliegendes, hauptsächlich historisches Taschenbuch, unter der Leitung eines der thätigsten Geschichtsforscher, bietet in seinen fünf Jahrgängen ein so reiches, besonders biographisches und culturgeschichtliches Material, daß kein Freund, kein Forscher schweizerischer Lande und Zustände es entbehren kann. Von besonderm Interesse sind die fortgesetzten „Bilder aus dem Uebergange" oder der Zeit der Helvetik; wirklich originell ist die Erzählung dieser Zeit aus der Feder eines schlichten Schneiders. G. Studer besingt die Besteigung des Rinderhorns, F. Isenschmid erzählt die Flucht des Schultheißen Niklaus Friedrich von Steiger in Versen. Wir wünschen, daß die Bemühung des verdienten Herausgebers immer mehr anerkannt, das Buch auch in Deutschland stets mehr beachtet werden möge und noch recht viele Jahrgänge erlebe. Ist es doch das freudig zu begrüßende Zeichen eines regern wissenschaftlichen Sinnes! 88.

Deutsche Literatur im Auslande.

Wir Deutsche haben bekanntlich vor allen andern Völkern voraus, um nicht zu sagen ganz allein, die Gabe und das Geschick, uns mit Leichtigkeit in aller Welt zurecht zu finden, uns in die Denk- und Gefühlsweise auch der Ausländer lebendig zu versetzen, das Gute überall, auch in der Fremde, zu verstehen und uns anzueignen. Unser Sinn ist vor allem gerichtet auf das allgemein Menschliche und Weltbürgerliche und frei von engherziger Selbstsucht; ja wir gehen nur zu oft in dieser Gerechtigkeit gegen das Fremde und die Fremden viel zu weit und bis zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst. Welches andere Volk hätte z. B. aufrichtig wie wir ein unabhängiges Polen, Ungarn, Italien gewünscht? Welcher Franzose z. B. kann sich zu dem Wunsch erheben, daß Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland kommen möchten, wozu sie nach Volksart, Sprache und Sitte ohne Frage gehören? ja welcher, was immer für einer Farbe er sonst auch angehöre, faselte nicht mit Vorliebe von den sogenannten „frontières naturelles de la France", das will sagen: vom Rhein, der doch niemals die Naturgrenze Frankreichs war, noch sein kann? Aus jener besondern Begabung und Sinnesrichtung unsers Volks erklärt sich auch namentlich dessen unvergleichbar starke, schon in der Völkerwanderung hervorgetretene Neigung zum Auswandern, sein unverkennbarer Beruf, durch Ansiedelungen in aller Welt dem Reinmenschlichen aller Orten Geltung zu verschaffen, wie es z. B. der entschieden vortheilhafte Einfluß des deutschen Zusatzes zur Bevölkerung Nordamerikas deutlich veranschaulicht, wodurch zumal ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegen die amerikanische Unstetigkeit, Gemüthlosigkeit, die bloße Jagd nach äußern Gütern, das Sklaventhum u. A. m. geschaffen worden ist. Unstreitig haben wir aber dieser weltbürgerlichen Anlage und Neigung unsers Volks lange genug viel zu sehr den Zügel schießen lassen, und so schlug der ursprüngliche Vorzug durch eine ungesunde Uebertreibung und Fehlrichtung in einen häßlichen Fehler um, dem fast nur die Deutschen und zwar in hohem Grade ausgesetzt sind. Unser Mangel an wahrhaft vaterländischem Sinn, ja an Selbstachtung, der sich hierin kund gibt und dessen treuester Ausdruck unser „ubi bene, ibi patria" ist, während z. B. dem Franzosen nirgends recht wohl ist als zu Hause, im „schönen Frankreich", hat unsere Achtung bei andern Völkern nicht erhöht. Und man darf sich nicht wundern, wenn Fremde, namentlich Engländer, mitten im deutschen Lande von uns gewissermaßen verlangen, daß wir ihre Sprache mit ihnen reden, weil wir uns stets dazu bereit finden lassen, weil unsere Wirthe, Kaufleute, ja Handwerker sich nicht schämen, voran oder gar allein französisch oder englisch auf ihren Aushängeschildern und Karten ihr Geschäft anzukündigen*), während in Frankreich und England Aehnliches, ja

*) Unsere Gasthöfe nennen sich z. B. Hôtel Schmitz u. s. w., so wie wir auch französirend von einem Ministerium Aberdeen rc. ihre

überhaupt bei dergleichen einer fremden Sprache sich zu bedienen Niemand einfällt; weil wir endlich, oft auf die lächerlichste Weise, das Fremde nicht blos nachzuahmen, sondern nachzuäffen pflegen, die ungeschicktesten und zweideutigsten fremden Ausdrücke und Wendungen den besten, bestimmtesten und bezeichnendsten heimischen vorziehen u. s. w. Insofern ist also mit allem Recht, um uns vor allem zu uns selbst zu bringen, dieser thörichten und krankhaften Uebertreibungen, Fehlrichtungen und Auswüchse halber von vaterländisch gesinnten Männern über unsere Weltbürgerlichkeit bitterer Spott ausgegossen worden; man hat uns oft, und wol noch lange nicht oft und nachdrücklich genug, als Heimatlose, als die eigentlichen Männer von Nirgendsheim (Utopia) bezeichnet. Dennoch bleibt diese unsere überwiegend weltbürgerliche Richtung an sich ein von Haus aus edler und großartiger, aus dem innersten Wesen unsers Volks entspringender Zug, der sich vor allem deutlich in dem ganzen Geist der deutschen Wissenschaft und unsern geistigen Beziehungen zum Auslande spiegelt.

Was im Ganzen die wissenschaftlichen Arbeiten der Deutschen hoch erhebt über die aller Völker der Erde, ist keineswegs blos in ihrer vergleichsweise größern Gründlichkeit, sondern vor allem in ihrer größern Vielseitigkeit zu suchen. Diese aber verdanken wir vorzüglich unserm steten Bestreben und unserer Fähigkeit, auch von allem Dem den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, was irgendwo im Auslande auf dem einen oder andern Gebiete des Geistes und Wissens geleistet worden ist. Ja dieses tiefe Bedürfniß des deutschen Wesens fodert so gebieterisch Befriedigung, daß manche unserer Gelehrten ihren zum Theil hohen Ruf lediglich ihrem unausgesetzten Bestreben verdanken, von Osten und Westen den dazu erfoderlichen Stoff herbeizuschaffen und uns stets auf dem Laufenden mit Allem zu halten, was auf diesem oder jenem Gebiet des Wissens alle nur nennenswerthen Völker der Erde gedacht und gethan haben. Gerade umgekehrt haben die Ausländer nur zu oft nicht einmal eine Ahnung davon, daß sie bei uns Geisteswerke jeder Art finden könnten, die ihren eigenen Leistungen nicht nur vollkommen ebenbürtig sind, sondern dieselben nicht selten weit übertreffen. So ist z. B. 1848 eine „Histoire du communisme et du socialisme" von Alfred de Sudre erschienen, — ein Buch, wovon wir schon die fünfte Auflage kennen und was den grand prix Monthyon erhalten hat (!), obgleich dessen Verfasser die meisten der utopischen Schriften, worüber er berichtet, nicht einmal in der Ursprache gelesen hat und von Robert von Mohl's unvergleichbar gründlicherer Arbeit „Ueber die Staatsromane", ebenso wenig das Geringste weiß als überhaupt von deutschen Schriften und deutscher Sprache! Diese zu erlernen, halten sich bekanntlich noch immer in der Regel die Ausländer durchaus nicht für verpflichtet, während wir es uns und vollends unsern Gelehrten nie verzeihen würden, aller Kenntniß fremder Sprachen baar zu sein, obwol wir derselben ohne Frage noch mit geringerm Schaden entbehren könnten als das Ausland der unserigen. So kommt es denn, daß die Abwägung des geistigen Gewinns, den jedes Volk aus dem Austausch seiner Geisteserzeugnisse mit andern Völkern gezogen hat, sich so außer allem Verhältniß günstig für uns stellt. Offenbar kann aber, bei dem heutigen Stand der Dinge, kein Volk, am wenigsten im Bereich der Wissenschaft, ungestraft sich gebahren, als ob alle andern Völker oder auch nur ein einziges großes Volk nicht in der Welt wären! Am meisten trifft der Vorwurf einer solchen eiteln Selbstgenügsamkeit noch immer die Franzosen, obgleich gerade ihnen die Auffoderung zum Gegentheil nahe genug liegt; und bei ihrem unvergleichbaren Ungeschick, über sich selbst hinaus zu kommen, in Fremdes überhaupt, auch in fremde Sprachen, sich finden zu lernen, wird es in der Hauptsache auch wol immer so bleiben. Nur in solchen Gebieten des Wissens, wo der Kreis der Sachkundigen ein äußerst kleiner ist, wie etwa bei der Sternkunde, oder wo die Anwendbarkeit jedes Fortschritts der Einsicht aufs Leben eine ganz unmittelbare und augenfällige ist, wie überhaupt bei der Mehrzahl der Naturwissenschaften, endlich, wie sich von selbst versteht, bei der Sprachwissenschaft findet davon gewissermaßen eine Ausnahme statt. Daß übrigens eine solche auch auf andern Gebieten schon vor längerer Zeit bei einzelnen Franzosen vorkam, wollen wir hier, gewiß zur Ueberraschung manches Lesers, an Mirabeau zeigen, der in seinen Schriften, nachdem er die Deutschen ausnehmend gelobt hat, fortfährt: „Là (in Deutschland) nous trouverons des trésors d'érudition et de doctrine, un esprit juste, des descriptions trés exactes, des développements fort complets, si ce n'est bien ordonnés. Là enfin — nous trouverons des matériaux ignorés, des idées saines, des résultats exacts que nous disposerons avec art, que nous encadrerons avec goût, et qui, en augmentant nos connaissances et prolongeant notre vie, multipliront les modèles que nous doit l'Europe dans l'art de faire de bons livres." Dies sollten sich seine Landsleute gesagt sein lassen!

Verhältnißmäßig am meisten macht sich neuerdings in England ein Umschlag der Stimmung zu Gunsten der Sprache und Geisteserzeugnisse ihres Muttervolks bemerklich, wenigstens insofern jetzt dort Deutsch weit häufiger gelernt wird als sonst, während auch dort an Uebersetzungen der besten deutschen Werke noch auffallender Mangel ist. Eben dieser Mangel zeigt sich auch im romanischen Süden Europas, sodaß wir uns in der That fast wundern müssen, daß in der Alten wie in der Neuen Welt, mindestens von Seiten unserer Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit, der deutsche Name in so hoher Achtung steht, und z. B. der deutsche Arzt im Zweifel jedem andern vorgezogen wird, weil man ihn für gelehrter und gewissenhafter hält. Jener Mangel an genauer Bekanntschaft des Auslandes mit unsern strengwissenschaftlichen sowol als schöngeistigen Werken erscheint doppelt grell, wenn man damit unsern wahren Ueberfluß an großentheils vortrefflichen Uebersetzungen dichterischer und anderer Werke aus allen Sprachen der Welt vergleicht; nur daß auch hier wieder unser eingewurzelter Volksfehler unserm Vorzug und Verdienst auf der Ferse folgt und wir uns nicht geschämt haben, ein wahres Wettrennen anzustellen, um auch die nichtsnutzigsten, seichtesten und verderblichsten Ergüsse fremder Federhelden uns je eher je lieber anzueignen. *)

---

chen. Ein (heidelberger) Schneider bezeichnet sich z. B. blos: L..., Tailor! Deutsche Aussteller waren in Paris die einzigen, die ihre Maschinen ꝛc. nur französisch beschrieben, während Engländer, Niederländer ꝛc. Ehrgefühl genug hatten, zuerst ihre Muttersprache zu gebrauchen und erst dann, aus geziemender Artigkeit, eine französische Uebersetzung folgen zu lassen. Wie sehr mitunter sogar dem Zweck der Ausstellung durch jenes undeutsche Verfahren geschadet worden ist, davon hat sich Schreiber dieses selbst überzeugt, indem er zwar sonst der französischen Sprache ganz mächtig ist, dennoch aber zu seinem Bedauern außer Stande war, einem deutschen Fabrikanten und Kaufmann alle die Kunstausdrücke zu verdeutschen, worauf hier für das Verständniß der Sache Alles ankam. So mußte denn der Landsmann, der keine Zeit zu längerm Aufenthalt hatte, unbelehrt, in halber Verzweiflung wieder abziehen, einige nicht gerade fromme Wünsche für seinen welschenden Landsmann, den Aussteller, zwischen den Zähnen!

*) Obschon wir dem Verfasser in der Hauptsache vollkommen beipflichten, möchten wir ihm doch empfehlen, im zwölften Bande der „Gegenwart" den Aufsatz „Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande" zu lesen, wenn er ihn inzwischen nicht bereits gelesen haben sollte. Er wird daraus ersehen, daß die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische und Englische — von andern Sprachen nicht zu reden — schon nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählen und daß wenigstens keins von den eigentlich epochemachenden Werken unübersetzt geblieben ist. In dem genannten Artikel sind allein, ungerechnet die Shelley'schen Fragmente, 15 englische Uebertragungen des Goethe'schen „Faust" namhaft gemacht, unter denen die Prosaübersetzung von Hayward im vergangenen Jahre bereits

Wenn dies namentlich von den Bühnenerzeugnissen Frankreichs gilt, so gehaltlos sie auch seien, so möchte sich dies allerdings noch am ehesten entschuldigen lassen, weil gerade die Bühnenstücke der leichtern Gattung, die Lustspiele, Das sind, was uns mehr als alles Andere fehlt, und wir zu deren Abfassung entschieden am wenigsten Geschick haben. Spanien im Gegentheil besitzt an ernstern wie an heitern und witzigen Bühnenstücken einen so unerschöpflichen, echt volksthümlichen Schatz, daß dort der Gedanke einer neuen Sammlung und theilweise Ueberarbeitung dieser Stücke, um dem Eindringen der leichtfertigen und liederlichen französischen Waaren dieser Art auf die wirksamste Weise den Weg zu verlegen, einem geistvollen Spanier sich fast aufdrängen mußte und wirklich aufgedrängt hat, auch hoffentlich bald zur Ausführung kommen wird, da die Vorbereitungen dazu unsers Wissens schon vorlängst getroffen worden sind.

Wie indeß allmälig die Werke deutschen Geistes und Fleißes auch außerhalb Deutschland in aller Stille ihre friedlichen Eroberungen machen, davon wollen wir alsbald wenigstens ein Beispiel (von nicht mehr ganz wenigen) anführen. Namentlich aber haben zwei Völker, die bisher fast ausschließend unter dem Einfluß französischer Schriftstellerei und Gedanken, mehr noch als französischer Sitten oder Unsitten, standen, was durch die hervorragende Stellung der Franzosen unter den Völkern romanischer Sprache, sowie durch die Gemeinsamkeit dieser Sprache, in Verbindung mit der örtlichen Lage, hinreichend erklärt wird, in neuester Zeit einen vielversprechenden Anfang gemacht, unsere bedeutendern Schriftwerke nach und nach bei sich einzubürgern: die Spanier nämlich und die Italiener. Beide scheinen einsehen zu lernen, wie viel noch aus Deutschland für sie zu holen ist. Die Italiener fangen seit einiger Zeit an, die Deutschen von den Oestreichern, die ihrem Herzen bekanntlich nicht sehr nahe stehen, zu unterscheiden. Alle Spanier aber, denen die Gelegenheit zutheil ward, Deutsche und Franzosen in der Nähe zu sehen und zu vergleichen, fühlen sich uns so ungemein viel näher verwandt als den Franzosen, daß sie fast ohne Ausnahme aufrichtig bedauern, durch Frankreich von uns getrennt zu sein, und vollkommen begreifen, daß sie gerade bei uns das Alles am besten finden könnten, was ihnen am meisten fehlt. Daher kommt es denn, daß seit etwa zehn Jahren ziemlich häufig Spanier, zum Theil im Auftrag ihrer Regierung, Deutschland auf kürzere oder längere Zeit besucht haben, um unser geistiges Leben überhaupt, oder den Grad der Ausbildung einzelner Wissenszweige, oder endlich um unsere Unterrichtsanstalten höherer und niederer Stufe genauer kennen zu lernen. Mit mehren solchen zur Kenntnißnahme vom deutschen Hochschulwesen beauftragten spanischen Gelehrten ist der Schreiber dieser Zeilen wiederholt in nähere Berührung gekommen, und von der Tüchtigkeit, mit der mitunter dergleichen Aufträge erfüllt werden, gibt namentlich ein in seinem Besitz befindlicher vortrefflicher Bericht an die spanische Regierung über die preußischen Volks- und Mittelschulen sprechendes Zeugniß, der 1850 zu Madrid gedruckt worden ist unter dem Titel: „Memoria sobre el estado de la instruccion primaria y secundaria en Prusia, escrita por el profesor D. Julio Kühn" *), und dessen Verfasser, ein geborener Deutscher, der als Professor an der Universität zu Madrid angestellt war, seitdem leider gestorben ist. Je weniger in derlei Regierungsaufträgen guter Wille und richtiger Blick in Bezug auf Das zu verkennen ist, was vor allem dem spanischen Volk noththut, desto lebhafter muß man bedauern, daß die bisherigen fortwährenden innern Kämpfe und Gährungen es der dortigen Regierung völlig unmöglich machten, sichern Schrittes auf diesem guten Wege voran und zur Ausführung ihrer guten Absichten zu schreiten. Umsomehr ist es freilich die Pflicht aller erleuchteten Geister dieses Volks, ihr hierbei nicht nur nach besten Kräften beizustehen, sondern auch und vor allem selbständig — durch Zubereitung einer gesundern geistigen Nahrung für ihre Landsleute — hinzuwirken auf Hebung der Volksbildung und Abwehr der zahlreichen störenden Einflüsse, die hier zumal von schlechten französischen Schriften drohen. Wie bedeutend hierfür aber gute Uebersetzungen der besten deutschen Geisteswerke, vorzüglich auch guter Volksschriften und Schulbücher sein würden, liegt auf der Hand. Vielleicht finden wir später Muße, eingehender zu berichten, was in dieser Hinsicht bisjetzt schon in Spanien und Italien, besonders in Sardinien, geschehen ist, welches letztere Land auch hierin, wie in Allem, dem übrigen Italien mit gutem Beispiel vorangeht.

Für diesmal begnügt sich der Verfasser, zum Beleg der eben erwähnten rühmlichen Bestrebungen des Auslandes, nur ein paar Worte über eine ihm kürzlich zugekommene spanische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung eines deutschen Buchs beizufügen, das auch unter uns einen größern Erfolg als die meisten Schriften seiner Gattung nicht nur gehabt, da davon seit 1847 bisjetzt schon sieben, wahrscheinlich ziemlich starke Auflagen erschienen sind, sondern auch verdient hat, sowol wegen seines reichen (vielleicht hier und da sogar zu reichen) Inhalts, als wegen der ganzen möglichst unbefangenen Haltung und lichtvollen Darstellung, nämlich das „Lehrbuch der Weltgeschichte" von Georg Weber. Selbst Denjenigen, die das deutsche Werk nicht kennen und schätzen gelernt haben, wird es erfreulich sein zu hören, daß gerade ein solches, für allgemeine Verbreitung einer gediegenen geschichtlichen Bildung so bedeutendes Buch außer der genannten spanischen auch eine polnische und zwei englische Uebersetzungen erfahren hat, von denen die eine (die wir aber nicht selbst gesehen haben) in Nordamerika erschienen ist. Der Titel der spanischen, auf vier Bände berechneten freien Bearbeitung (die Urschrift hat bekanntlich nur zwei Bände), wovon vor kurzem der dritte Band die Presse verlassen hat, lautet: „Compendio doctrinal de la historia universal hasta 1852, escrito en aleman por el *G. Weber*, ampliado en general y en relacion a España por el *D. Julian Sanz del Rio*" (dritter Band; Madrid 1855; der erste und zweite Band erschienen 1853). Der spanische Bearbeiter war früher selbst längere Zeit (1844 und 1845) in Deutschland, um im Auftrag seiner Regierung den Zustand der deutschen Philosophie näher kennen zu lernen; er entschied sich hier sehr bald für das System Krause's, das ihm das tiefste und auf das Leben anwendbarste, zur Lösung der drängendsten Zeitfragen sicher hinführende schien, und er hat zufolge dieser Ueberzeugung, mit echt spanischer Beharrlichkeit, mit Hülfe einiger seiner tüchtigsten Schüler, die wichtigsten Werke Krause's übersetzt oder bearbeitet, sodaß sie demnächst druckfertig sein werden. Von seiner Bearbeitung der Weber'schen Geschichte wird offenbar die spanische Bildung in und außer der Schule den größten Gewinn ziehen (jedenfalls unvergleichbar größern als von der Uebersetzung der Weltgeschichte des Grafen Ségur *).

---

die sechste Auflage erlebt hat. Unzweifelhaft würde noch Manches mehr aus dem Deutschen in fremde Sprachen übergehen, wenn nicht an so vielen sonst tüchtigen deutschen Werken oder dichterischen Schöpfungen zu breites doctrinäres Raisonnement oder Schwerfälligkeit der Form und Ungenießbarkeit des Stils oder phantastische Uebertreibung den Ausländer schreckten. D. Red.

*) Kühn, der damals schon zehn Jahre in Spanien gelebt hatte, erfreute sich bei Vollführung dieses wichtigen Auftrags der angelegentlichen Empfehlung A. v. Humboldt's, aus dessen Schreiben an den Unterrichtsminister folgende, leicht verständliche Stelle hier stehen mag (in der spanischen Uebersetzung): „Como el referido Sr. D. Julio Kühn emprende una traduccion de mi «Cosmos» y se ha hecho ademas benemérito en España por la propagacion de la literatura alemana, tengo un particular interés en que se le facilite por la alta proteccion de V. E. todo quanto pueda contribuir al mejor desempeño de su antedicha comision."

*) Es ist dies der bekannte Verfasser des unter dem Namen einer „Geschichte des russischen Feldzugs vom Jahr 1812" erschienenen, geistreich und glänzend geschriebenen Romans! Man vergleiche ! ...

die, um einem anerkannten Bedürfniß Spaniens abzuhelfen, Alberto Lista früher schon gemacht hat). Sie ist daher nicht nur von einer ganzen Anzahl der ersten Männer des Landes begünstigt worden, sondern erfreut sich auch, wie aus der Zuschrift des dritten Bandes erhellt, verdientermaßen des Schutzes des Ministers des Innern (de la Gobernacion). Doch würde vielleicht die Uebersetzung des kleinern Geschichtsbuchs von Weber (in einem Bande) noch nützlicher sein, weil sie jedenfalls wohlfeiler und daher einem viel weitern Kreise zugänglich sein würde. Die vorliegende Bearbeitung folgt im Ganzen, besonders in den beiden ersten Bänden, dem deutschen Vorbild ziemlich genau und in der Anordnung ganz treu. Sie enthält aber zahlreiche nähere Ausführungen und Bemerkungen, zumal geschichtsphilosophischer Art, endlich vielfache erläuternde Belege von Seiten des Bearbeiters, deren manche wir mit großem Vergnügen gelesen haben und dem Verfasser des deutschen Werks zur Benutzung bei künftigen Auflagen bestens empfehlen können. Daß mitunter dem Bearbeiter auch Menschlichkeiten begegnet sind, da er der deutschen Sprache noch nicht ganz Meister ist, versteht sich von selbst. So hat er, um nur einige Beispiele anzuführen, den „ehrsamen Bergmann" (minero), dessen Sohn Martin Luther war, in einen paisano montañes, also einen Bergbewohner verwandelt (§. 450), ebenda jedenfalls zu frei die „Scholastiker" in „santos padres", was nur etwa von den Kirchenvätern gesagt werden dürfte, schon auf dem Titel den Georg in einen „Gregorio" Weber, ferner ganz irrig das „Kein Wunder also, daß" u. s. w. mit „Faltaba pues poco para que" (§. 449), das „Machthaber" mit „Señores heredados" (§. 448) wiedergegeben u. s. w. Dem ersten Band hat der Bearbeiter zwei Nachträge beigefügt, deren erster „Zeittafeln der alten Geschichte" enthält, wobei auch Haubold's, (sehr mit Unrecht) Blondeau's, endlich Zamorano's und Zafra's Arbeiten benutzt wurden, der zweite aber mit Benutzung der Handbücher von Schmidt und Bredow entworfene Tafeln zur Nachweisung der Quellenschriften über die Begebenheiten der alten Geschichte. In diesen letzten Tafeln ist übrigens sehr häufig bei deutschen Werken die versprochene Beifügung eines al(eman) vergessen worden. Dem dritten Band, der mit der Aufschrift „El renacimiento" Weber's drittem Lehrgang: „Die neue Zeit", entspricht und bis zum Ende des Siebenjährigen Kriegs geht, hat der Bearbeiter eine Reihe geschichtsphilosophischer Betrachtungen vorangeschickt und ein Verzeichniß der besten Schriften über diesen Abschnitt folgen lassen. Ueberhaupt ist dieser Band, zumal in Bezug auf die Geschichte Spaniens und des Reformationszeitalters, verhältnißmäßig am meisten erweitert, am freiesten und mit einem aller Anerkennung werthen Geschick bearbeitet. Besonders zeigt sich dies in der verständigen Art und Weise, wie, ungeachtet alles Freisinns und ohne irgend der Wahrheit zu nahe zu treten, doch ganz vom Standpunkt eines aufgeklärten Katholiken aus, mit Vermeidung alles, zumal für Spanier, Anstößigen, die Reformationsgeschichte hier behandelt worden ist. Ohne Frage hat sich del Rio mit dieser ganzen mühevollen Arbeit ein nicht geringes Verdienst um sein Volk erworben. Hoffen wir, daß mehr und mehr seine Landsleute dem rühmlichen Beispiel folgen, das er gegeben hat und, wie man überzeugt sein darf, auch ferner geben wird!

87.

Notizen.

Victor Hugo's „Contemplations".

Es geht in Frankreich wie in Deutschland. Läßt ein namhafter Dichter ein neues Werk erscheinen, so wird sich in der Regel ein Chorus von Stimmen dahin vernehmen lassen, daß es ein Werk sei, welches alle frühern Leistungen desselben Dichters in Schatten stelle. Erst nach einiger Zeit, wenn diese Posaunisten mit ihrer Jubelouverture zu Ende sind, tritt ein Zustand größerer Besinnung ein, welcher auch der besonnenern Kritik gestattet, sich Gehör zu verschaffen. So ging es auch mit Victor Hugo's „Contemplations". Anfangs recommandirte man diese Dichtungen als etwas, was nirgends seines Gleichen hätte; gegenwärtig ist man so ziemlich darüber einverstanden, daß sie, glänzende Einzelheiten abgerechnet, den davon angeregten Erwartungen durchaus nicht entsprechen. Die „Bibliothèque universelle de Genève" bemerkt: „Man darf sich nicht verhehlen, daß die romantische Schule ihre Herrschaft eingebüßt hat, wie dies das gemeinsame Loos rein revolutionärer Parteien zu sein pflegt. Wie in der Politik, sind sie auch in der Literatur beseitigt, und der Misbrauch, den man mit ihren Doctrinen getrieben hat, hat nicht verfehlt, in den Gemüthern eine mehr oder weniger starke Reaction hervorzubringen. Um die Früchte ihres Siegs zu ernten, mußte die romantische Schule zu rechter Zeit an sich halten, klug verfahren und, obschon sich alle Freiheit vorbehaltend, den Uebergriffen der Zügellosigkeit einen festen Damm entgegenstellen. Es war ja eine ganz schöne Sache, das Joch der Routine abzuwerfen; nur mußte man nicht soweit gehen, die ewigen Grundsätze des Schönen und Wahren von sich zu werfen und an Stelle der zu engen Regeln, welche bis dahin den Geschmack beherrscht hatten, die Anarchie zu setzen.... Unglücklicherweise ist Victor Hugo solchen Foderungen unzugänglich; die einzige Taktik, deren er sich bedient, ist die Kühnheit. Sein sehr verwegenes Talent entbehrt allzusehr der Geschmeidigkeit. Er ist ganz wie aus Einem Stücke, unbeugsam, unbeweglich, und weder die Jahre noch die Erfahrung haben in ihm eine Aenderung hervorbringen können. Die anmuthige Frische der Jugend ist verschwunden, Zeit und Prüfungen haben den Dichter jedoch nur alt, nicht reif gemacht." Nachdem die „Bibliothèque universelle" noch von Victor Hugo's „ambitieuses préfaces" gesprochen, schließt sie: „Victor Hugo ist ein neuer Beweis mehr, welche traurige Resultate das Verlangen, eine politische Rolle zu spielen, nach sich zieht. Der Zug tiefer Bitterkeit, der den «Contemplations» aufgeprägt ist, erregt wol ein peinliches Gefühl, aber kein eigentliches Mitgefühl. Die Ideen des Dichters ermangeln oft der Klarheit, der Gegenstand seiner Klagen und der Zweck seiner Aufwallungen sind nicht immer verständlich, und seine mit mehr oder minder fremdartigen Beiwörtern überladenen Verse pochen an das Ohr, ohne zum Herzen zu dringen. Man begegnet wol hier und da einzelnen Genieblitzen, die sich ehedem einem vulkanischen Ausbruch vergleichen konnten; aber sie sind selten und flüchtig, die Lava ist erkaltet, düstere Dünste haben die Flamme verdrängt, und der Krater wirft nun nichts weiter mehr als Kieselsteine und Asche aus."

Gefallene Sterne.

Unter der Ueberschrift „Ein gefallener Stern" brachte vor kurzem das „Magazin für die Literatur des Auslandes" eine Betrachtung über Lamartine; denn dieser und kein anderer ist der anonyme „gefallene Stern", auf den die Ueberschrift hindeutete. Der Verfasser knüpfte seine Betrachtung an einen Artikel der „Revue des deux mondes" an, worin es unter Anderm hieß: „Wie viel bleibt an dem Manne von sonst? Lamartine sagt es selbst, indem er sich mit dem obscuren Tagelöhner, dem Steinmetzen auf Eine Linie stellt, welcher seine gemeine Straßenarbeit fortsetzt, um Abends seinen Tagelohn heimzubringen. Das ist also der klägliche Exodus einer großen Laufbahn und die noch kleinlichere Sprache, worin ein Dichter seine Existenz schildert." Es wird dann darauf hingewiesen, wie im Grunde Niemand in gleichem Maße von Glück begünstigt gewesen sei als Lamartine. Was andere Menschen genöthigt gewesen seien, durch anstrengenden unablässigen Kampf zu erobern, das habe er ohne Mühe durch die Gunst seines

[Napoleon's Kriegszug gegen Rußland im Jahr 1812" von F. Röder, Vorwort S. XV.

Talents und seiner Geburt besessen; er habe den Ueberfluß an seiner Wiege gefunden, sei von allen Gütern des Glücks umringt gewesen, habe als Dichter nur zu erscheinen brauchen, um Aller Herzen zu fesseln, sei sogar zwei Monate lang der eigentliche Machthaber Frankreichs gewesen — was wolle Lamartine mehr? Worüber klage er denn? Aus einem Artikel der „Revue des deux mondes" von Charles de Rémusat: „Du romanesque dans l'esprit littéraire" wird dann noch folgender Ausspruch auf Lamartine angewendet: „Wir gleichen selten unsern Schriften und alle schriftstellerische Kunst ist voll Dichtung und Verstellung (plain de feintise)" — ein herber Ausspruch, der aber nur zu häufig paßt und namentlich auf Dichter von so wesentlich pathetischem und rhetorischem Charakter wie Lamartine. — Zu den gefallenen literarischen Sternen Frankreichs ist jetzt wol auch George Sand zu rechnen, die zur Schauspielfabrikantin herabgesunken ist und ihr Talent sich für Tantiemen und zweifelhafte Bühnenerfolge, die Erfolge eines Abends, abarbeiten läßt. Ihre letzte Bühnenarbeit war eine Verballhornung des Shakspeare'schen „As you like it", die auch zur Aufführung kam und nur durch die Pracht der Decorationen und Costüme einigermaßen gefiel. Sie ist jetzt unter dem Titel erschienen: „Comme il vous plaira, comédie en trois actes et en prose, tirée de Shakspeare, et arrangée par *George Sand*" (Paris 1856). Die „Bibliothèque universelle de Genève" sagt davon: „Anstatt einer dichterischen Skizze voller Kraft und Originalität haben wir hier eine sehr mittelmäßige Komödie, in der das Shakspeare'sche Stück verunstaltet ist, ohne daß dadurch der Zweck, den sich die Verfasserin vorsetzte, erreicht wäre. Wenn schöne Decorationen und glänzende Costüme ihr bei der Aufführung einigen Reiz der Neugier verschaffen konnten, so erscheint sie dagegen bei der Lectüre ziemlich fade und wenig fesselnd. Dieser «replâtrage», wie die Verfasserin ihre Komödie in ihrer Vorrede nennt, hat alle Gebrechen ähnlicher Versuche." Die Kritik schließt: „C'est du Shakspeare badigeonné."

H. M.

Bibliographie.

Actenstücke zur Geschichte des Hochdeutschen im Herzogthum Schleswig. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 6 Ngr.

Alphen, H. van, Holländische Kinderlieder. Uebersetzt von C. Abel. Berlin, Heinicke. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Aufenthalt am Genfersee besonders in Montreux und Umgegend. Mit Berücksichtigung der Traubenkur. Von einem mehrjährigen Besucher der Gegend. Basel, Georg. 8. 12 Ngr.

Aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutions-Armee. Charakter- und Sittengemälde aus der französischen Schreckenszeit. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen (A. v. Monteuil) bearbeitet von Graf T. v. Scherer. Frankfurt a. M., Expedition der Zeitung „Deutschland". Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Baxter, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Nach der neuesten englischen Ausgabe. Mit einem Vorwort von v. Kapff. Wohlfeilste vollständige Ausgabe. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Bodensee und seine Umgebungen. In drei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 8. 16 Ngr.

Braun, Isabella, Im grünen Wald. Bilder aus der Natur. Mit Zeichnungen von Ferd. Rothbart. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern. 4tes Buch und 5tes Buch. 1ste bis 3te Abtheilung. Mit 9 bildlichen Beilagen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Constant, W., Cameen. Erzählende Dichtungen. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 32. 1 Thlr.

Fischer, K., Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Galen, P., Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—1850. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Gutzkow, K., Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. In's Ebräische übersetzt von S. Rubin. Wien. 8. 16 Ngr.

Haas, H., Die Austro-Burgundionen und Logionen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des südmainländischen Ostfrankens. Leipzig, Stoll. Gr. 8. 13½ Ngr.

Hamberger, J., Zur tieferen Würdigung der Lehre Jacob Böhme's. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 14 Ngr.

Hegel, C., Geschichte der meklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555 mit einem Urkunden-Anhang. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, F., Zur Widerlegung der absoluten und bedingten Atomistik. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Jansen, C., Offener Brief an den Herrn Seminar-Direktor und Prof. der Theologie Dr. Daniel Schenkel, bezüglich dessen Werkes „Die Reformatoren und die Reformation." Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 2 Ngr.

Jordan, A., Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine. In ihren Entwickelungsstufen dargestellt. Mit Benutzung archivalischer Quellen und ungedruckter Manuscripte. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Quenstedt, F. A., Der Jura. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 96 Tafeln. 1ste Lieferung. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Quételet, A., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausgegeben von K. Adler. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wilde Rosen aus Krieg und Frieden. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. 8. 22½ Ngr.

Roth v. Schreckenstein, C. H. Freih. v., Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Adels. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Stadlin, Josephine, Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt. Aarau, Sauerländer. Br. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stein, D., Antoinette von Steinwart. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Vernet, H., Rußland. Vertrauliche Briefe. Aus dem Französischen von Paul S..... Berlin, Artistische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Zingerle, I. v., Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, F., Die Weihe des Tages. Festspiel mit lebenden Bildern zur Feier des 100jährigen Bestehens des Königl. Cadetten-Corps am 1. Juli 1856. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Beleuchtung der „Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats." Heidelberg, Groos. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift der Heidelberger Corps-Studenten. Gerichtet an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats, über die vom engeren Senat verfügte Auflösung der Corps und die veranlassenden Vorgänge. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Heidelberger Studentencorps, ihre letzten Erlebnisse und schließliche Unterdrückung durch den engern Senat der Universität im Juli 1856. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 24—30.)

45. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geb.
Premier cours. 9me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

46. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geh.
First course. 9th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 8th edition. 1856. 12 Ngr.
Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 8. 1855. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

47. **Christliches Andachtsbuch** für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Siebentes bis zwölftes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

48. **Bauernfeld, Gedichte.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine zweite, vermehrte Auflage der besten lyrischen Productionen des beliebten wiener Lustspieldichters.

49. **Bibliothek italienischer Classiker.** Sechster bis zwölfter Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese sieben Bände a. u. d. T.:

VI.—VIII. **Die göttliche Komödie des Dante Alighieri.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 1 Thlr.

IX, X. **Francesco Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **Karl Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XI. XII. **Niccolò Machiavelli's** Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **Alfred von Reumont.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Die früher erschienenen fünf Bände enthalten:

I—III. **Das Decameron** von **Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Unter dem Namen **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es werden dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A. benutzt. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint in rascher Folge in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst noch außer obigen folgende Werke, welche im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind:

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von **K. Förster.** 10 Ngr.
Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova Uebersetzt von **K. L. Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.
Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von **F. Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.
Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.
Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von **K. Förster.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von **P. L. Kritz.** 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die **Bibliothek italienischer Classiker** Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

50. **Bock (A.), Rußlands Entwickelung** bis zum Frieden vom 30. März 1856. 8. Geh. 1 Thlr.

Der als Publicist rühmlichst bekannte Verfasser wendet sich in dieser Schrift vom Standpunkte **deutscher Nationalität** gegen Rußland, begründet aber die Anklage auf anmaßungsvolle Uncultur und unausgesetzte Feindseligkeit wider unser Vaterland nur durch Thatsachen und zwar durch viele Thatsachen, indem er sich des rhetorischen Russenhasses ebenso enthält wie jedes sich für liberal ausgebenden und die ab-

solute Zarenmonarchie als solche angreifenden Wortschwalls. Die Schrift hat somit nicht den Charakter einer schnell veraltenden Broschüre, sondern den einer eingreifenden, für jeden politisch Gebildeten wichtigen und interessanten Staatsschrift.

51. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Eine von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** **Morgen-Wachen.**

Bei elegant **gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

52. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

53. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Vierunddreißigster bis zweiundvierzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch in allen beliebigen **Terminen** folgendermaßen zu beziehen:
vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

54. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Vierunddreißigste bis zweiundvierzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann übrigens fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

55. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Achtunddreißigstes bis vierzigstes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das vollständige Werk kostet geheftet 6 Thlr. 20 Ngr., gebunden 8 Thlr.

56. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hunderteinundvierzigstes bis hundertfünfundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zwölften **Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges**, abgerundetes **Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Die zur Vollständigkeit noch fehlenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 35. —— 28. August 1856.

J. H. Fichte's „Anthropologie".

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Hier liegt ein Werk vor, welches wegen der Kühnheit seines Grundgedankens und der Reichhaltigkeit seiner Ausführung wol ein Ereigniß in unserer Literatur genannt zu werden verdient. Denn dasselbe greift tief und entscheidend ein in die Discussion der Lebensfragen, welche, Dank sei dafür den Bekämpfern alter Glaubensnormen, gerade in unsern Tagen aufs neue zu brennenden geworden sind, sodaß unser Jahrhundert weiter als irgendein anderes davon entfernt ist, sich die hier noch herrschende Trost- und Rathlosigkeit als einen unheilbaren Schaden heuchlerisch zu verkleben. Man kann sich (wie dies auch der Verfasser in der Vorrede thut) vom höhern Standpunkte der Bildung aus nur darüber freuen, durch die neuerdings keck in die Welt geschleuderten Zweifel diese wichtigen Fragen wieder zu derjenigen lebhaften Debatte gebracht zu sehen, welche ihnen gebührt, und welche auch durchaus erfoderlich ist, wenn der Same wirklicher Ueberzeugung in den Seelen aufgehen soll an allen den unzähligen Orten, wo bisher öffentliches Bekenntniß mit innerlichem gleichgültigen und trostlosen Dahingestelltseinlassen Hand in Hand ging.

Wir haben alle Ursache, in dieser Hinsicht mit unserer Zeit zufrieden zu sein. Durch die offene und ungehinderte Zulassung auch des freien, auch des frivolen, auch des rohen Worts wird die Aufrichtigkeit, Lauterkeit und Wahrhaftigkeit unter den Menschen befördert, und diese ist eines der größten socialen Güter. Anders war es hierin vor hundert Jahren, wo der zu seiner Zeit berühmte hallesche Philosophieprofessor Georg Friedrich Meier die damalige philosophische Welt in erstaunte Bewegung setzte dadurch, daß er die damals berühmtesten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, insonderheit den Cantz'schen, anzuzweifeln sich unterstand. Es half ihm dabei nicht viel, daß er erklärte, trotzdem die Unsterblichkeit aus Gründen der Offenbarung fest zu glauben, auch nicht, daß er blos die mathematisch gewisse Stringenz der Beweise antastete, obgleich er ihnen dabei eine gewisse Ueberredungskraft nach Gründen der Wahrscheinlichkeit übrig ließ. Erst das wirkte als ein kräftiges Mittel, seinen erschütterten Ruf wiederherzustellen, daß er, nicht ohne eine gewisse naive Schalkheit, selbst einen nagelneuen, mit mathematischer Evidenz schließenden Beweis für die Unsterblichkeit erfand, welcher, gerade wie es der kluge Professor berechnet hatte, zwar Niemanden überzeugte, dagegen an seinem guten Willen, das Unbeweisbare beweisen zu wollen, keinen Zweifel mehr ließ.*) Freuen wir uns, daß solche Winkelzüge heuchlerischer Zeitalter in unsern Tagen nicht mehr denkbar sind, wo Keiner sich zu scheuen braucht, mit dem Bekenntnisse Dessen, was er glaubt, offen hervorzurücken, und wo der Nachtheil, welcher aus verführerischen Schriften des Unglaubens und der Frivolität entspringt, bei weitem überwogen wird durch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß man Dem, welcher redet, wie ihm wirklich ums Herz ist, auch wirklich als einem ehrlichen Menschen glaubt, daß er Das wirklich empfindet, was er sagt.

Wir würden hier schon viel gewonnen zu haben glauben, wenn es uns gelänge, dem Leser einen deutlichen Begriff zu zeichnen von der Existenzweise der Seele nach Fichte'scher Vorstellung, welche sowol von den gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens, als auch von denen anderer philosophischer Systeme bedeutend und auf eine interessante Weise abweicht. Es ist zwar durch einen solchen Begriff immer noch nicht mehr geleistet, als etwa durch einen Wegweiser für den Wanderer, welcher durch ihn die Richtung des Weges gewiesen bekommt. So gut der Wanderer seinen Weg selbst mit eigener Anstrengung zurücklegen muß, so gut eignet sich nur Der

*) Vgl. G. F. Meier's, ordentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle und der königlichen Akademie zu Berlin Mitglieds, „Gedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode" (dritte Auflage, Halle 1762); Derselbe, „Beweis, daß die menschliche Seele ewig lebt" (zweite Auflage, Halle 1754).

diesen Begriff wirklich an, welcher ihn nach der Untersuchungsmethode seines Urhebers selbstthätig in sich erzeugt, und von einer solchen Mittheilung, wobei der Begriff als eins mit der Methode seiner Entstehung erkannt wird, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Aber es ist auch häufig schon viel gewonnen, wenn einem Verstand, welcher sich unbehaglich weiß in den traditionellen Begriffen, wie dies so häufig in der Gegenwart vorkommt, nur ein vollkommen deutlicher und anschaulicher Begriff vor Augen gestellt wird von einer ihm bisher unbekannt gewesenen Art, über die höchsten Gegenstände ganz anders als bisher und doch vollkommen consequent, zusammenhängend und präcis zu denken. Denn es wohnt in uns außer unserm Denkvermögen auch noch ein instinctiver Wahrheitssinn, auf welchen zwar in keiner Hinsicht etwas Festes gebaut werden kann, welcher aber häufig dort ergänzend und stellvertretend wirkt, wo durch einen in gewisse einseitige Gesichtspunkte vergrübelten Verstand sich das Weltbild verschoben und verzerrt hat. In solchen Fällen leistet ein vorurtheilsfreies Wahrheitsgefühl oft sogar bessere Dienste als das beste und gewandteste Denkvermögen; darum nämlich, weil das Denkvermögen, je gewandter und geübter es ist, desto scheinbarer seine Vortheile auch gegen gegründete Einwürfe wird zu vertheidigen wissen, wodurch ihm dann der Sinn der entgegengesetzten richtigen Ansichten immer auf künstliche Art verschlossen bleibt, sobald der unmittelbare Wahrheitsinstinct für das Natürliche und Geradgewachsene in den Lebensansichten eingeschlafen ist. Der Misbrauch und die Ziererei, welche Jacobi und manche seiner Zeitgenossen mit dem unmittelbaren Wahrheitsgefühl trieben, ist längst eingeschlafen, und wir sollten gerade jetzt, wo die künstlichen Extreme es lieben, mit dem üppigsten Aufwand von Dialektik, Methodik und Kritik sich in ihren Festungswerken zu verschanzen, vielleicht wieder ein wenig mehr jene einfältige Stimme eines religiösen Naturinstincts anerkennen, welche, obgleich es gefährlich ist, auf sie zu viel zu bauen, doch bei allen Ueberzeugungen auch wider unsern Willen immer mitspricht und Das in uns hervorbringt, was man mit dem Namen natürlicher Religion bezeichnet und was immer als eine thatsächliche Macht im Menschengeschlechte zurückbleibt, soviel Geist man auch heutiges Tags von rechts und links her verschwenden mag, um seine völlige Nichtexistenz zu beweisen. Vgl. Pf. 2, 4.

Das Eigenthümliche der Fichte'schen Anthropologie besteht in der Auffassung des Verhältnisses, worin die Seele zu Raum und Zeit steht. Nach einer alten, aber auch noch gegenwärtig vielfach herrschenden Vorstellungsweise gehören Raum und Zeit lediglich dem materiellen Dasein an als seine Eigenschaften, sodaß es in einem Zustande, wo es keine Körper mehr gibt, auch unmöglich noch einen Raum und eine Zeit geben kann. Diese Ansicht wird geradezu verworfen. Aber auch die entgegengesetzte Ansicht wird hier verworfen, nach welcher Raum und Zeit die Hervorbringungen einer den Seelen vorausgehenden Ideenwelt sind. Fichte dreht vielmehr die letztere Ansicht völlig um. Nicht aus der Raum und Zeit hervorbringenden Idee entspringen die Seelen, sondern es sind die Seelen, welche die ganze Ideenwelt nebst Raum und Zeit aus sich selbst und zwar völlig unabhängig von der Materie erzeugen und hervorbringen. Raum, Zeit und Idee haben keine andere Existenz als nur allein in den Seelen und durch die Seelen. Der Idee wird die vermeintliche absolute Herrschaft entrissen und geht auf eine Societät freier Personen über, in denen dieselbe waltet als gemeinsames Gesetz ohne alle Substantialität für sich selbst oder Machtvollkommenheit aus sich selbst, ähnlich wie auch schon in der Wissenschaftslehre des ältern Fichte das Ich oder die Seelensubstanz nicht aus einem dialektischen Processe der Idee, sondern im Gegentheil die Idee nebst Raum und Zeit aus dem Ich abgeleitet wurde.

Insofern gelangt also die ursprüngliche Wissenschaftslehre hier aufs neue zu ihrem Rechte, und wir mögen es nicht verhehlen, daß unser Herz bei diesem Gedanken in frohe Bewegung kommt. Denn nie und nimmer konnten wir uns überzeugen, daß Schelling und Hegel recht daran thaten, den festen Boden der Erkenntniß des auf sich selbst gegründeten Ich in der Philosophie zu verlassen, um sich den schwindligen Luftfahrten auf dem Faustmantel der bloßen Idee hinzugeben. Wenn nicht alles Forschen auf diesen Wegen verloren sein und verlassen werden soll, so muß es aufs neue an den Punkt anknüpfen, von welchem es ausging, an das substantielle Ich der Wissenschaftslehre. Dies ist der historische Gesichtspunkt, welcher die Sache empfiehlt.

Dazu bewegt sich diese Vorstellungsweise in lauter anschaulichen und klaren Begriffen. Es begegnet uns hier nirgends die Verlegenheit, wie sie in andern Systemen so leicht und häufig zutage tritt, daß wir mit methodischer Richtigkeit und Geläufigkeit Begriffe bilden, für welche wir nach einem festen und bestimmten Object vergebens suchen.

Die Seele bringt ihren eigenen Raum, sie bringt ihre eigene Zeit selbst hervor. Und sie durchlebt auch selbst diese Räume, diese Zeiten, welche sie hervorbringt, sie durchdringt sie, sie erfüllt sie, sie ist folglich ein Raum und Zeit erfüllendes Wesen. Diese Raumerfüllung und Zeiterfüllung bildet ihre innerste Natur und bleibt ihr unveräußerliches Eigenthum in allen ihren Zuständen, die sie durchlebt, mögen in denselben nun Systeme materieller Massentheile, welche sie sich für eine vorübergehende Zeit assimilirt, sie mit der unorganischen Welt in Verbindung und Wechselwirkung erhalten oder nicht. Ihre eigene Raum- und Zeiterfüllung ist von derjenigen Raum- und Zeiterzeugung, welche den chemischen Stoffen beiwohnt, ebenso unabhängig, als ihre Existenz überhaupt von einer Verbindung mit diesen unabhängig ist.

Wenn man also den Ausdruck der leiblichen Existenz nicht im wissenschaftlichen Sinne nimmt, wo er die Massentheilchen der Chemie nebst den aus ihnen zusammengesetzten Producten bedeutet, sondern wenn man sich

verstattet, den Ausdruck der Leiblichkeit im gemeinen Sinne auf Alles zu übertragen, was überhaupt Figur und Ausdehnung im Raume hat, so darf man die Seele als einen sich mit einem gröbern Leibe periodisch überkleidenden geistigen Leib bezeichnen, welcher die Form und Geberde, die er an sich hat, sich selbst gibt, und zwar nicht auf willkürliche Art, sondern auf schöpferische Weise, gemäß der ureigensten Beschaffenheit und Qualität seiner selbst, welche bei einem jeden Geiste eine vollkommen ursprüngliche, eigenthümliche ist. Man würde für diesen aus der geistigen Substanz fortwährend sich erzeugenden geistigen Leib auch den Aristotelischen Ausdruck der Entelechie erneuern können, zumal wenn man bedenkt, daß auch bei Fichte, wie bei Aristoteles, dieser geistige Leib das Organisationsprincip für das Wachsthum der Glieder des äußern Leibes und ihre physiologischen Functionen in sich enthält. Und wenn es nach Zeising's Vorschlägen die Proportion des goldenen Schnitts ist, nach welcher sich die Formen des Wachsthums unserer Gliedmaßen regeln, so würden wir in dieser Proportion ein Gesetz erkennen, dem nicht nur die Physiologie dieser diesseitigen Welt gehorcht, sondern welches die Wurzeln seines Ursprungs bis tief ins unsterbliche Leben der Seelen erstreckt.

Auf dieser höchst anschaulichen Unterlage bekommt dann die Behauptung eines jenseitigen Lebens der Seelen schon innerhalb ihres gegenwärtigen und durch ihr gegenwärtiges hindurch, mit welcher in philosophischen Systemen soviel leere Spielerei getrieben worden ist, einen starken und vielsagenden Sinn. Denn sie wird hier nicht in jener sophistischen Bedeutung genommen, worin man darunter oft nichts weiter verstanden hat als die Verklärung der gebildeten Menschheit zu Göttern auf Erden, sondern sie ist hier vollkommen ernsthaft gemeint, in demselben Sinn, worin der Taucher, obgleich unter Wasser seiend, sich doch auch ebenso sehr in wirklicher atmosphärischer Luft befindet, oder worin die ausgewachsene Frucht, obgleich noch im Mutterkörper eingeschlossen, doch ebenso sehr schon ein selbständiges Individuum für sich darstellt. Dieser Umstand, daß die Begriffe, innerhalb deren sich diese Weltanschauung bewegt, von so großer Anschaulichkeit und realer Deutlichkeit sind, erinnert mitunter an antike Philosopheme zurück, wie denn auch der Verfasser selbst in der Vorrede erklärt (S. XIII):

Diese Lehre ist nicht eine neue Entdeckung, vielmehr die allerälteste der Menschheit, ja völlig unaustilgbar in ihr, weil Alles, was jemals von religiöser Evidenz, von wissenschaftlichem Tiefsinn, von Begeisterung der Poesie, von weltumschaffendem Heroismus in der Geschichte aufgetreten, einzig in jener Wahrheit seinen letzten Grund wie seine Erklärbarkeit findet.

Die Darstellungsmethode, in welcher diese „Anthropologie" fortschreitet, ist theils eine kritisch-polemische, theils eine inductiv-empirische. Sie erstrebt zwar nicht eigentliche Popularität, wol aber einen sachlichen, voraussetzungslosen Vortrag, geeignet, nicht nur den Fachgenossen und eigentlichen Forscher, sondern auch jeden wissenschaftlich Gebildeten zu diesen Untersuchungen einzuladen. Sie beginnt damit, die Irrlehren der Philosophie über die Natur der Seele in historischer Entwickelung bis in ihre tiefsten Schlupfwinkel zu verfolgen, und zwar so, daß durch die Aufzeigung der Widersprüche in einer jeden dieser Lehren immer irgendein haltbares Moment zum möglichen empirischen Weiterbau gewonnen wird. Was diese ausführlichen und tiefeingehenden Kritiken betrifft, so müssen wir den Leser ganz auf das Werk selbst verweisen mit der Versicherung, daß er nicht ohne reichen Gewinn und vielseitige Belehrung an der Hand des gelehrten Wegweisers in die Irrwege der sich selbst miskennenden Seele wie in ein düsteres Reich des Schmerzes und der Klage mit wenigen hellen Durchblicken hinabsteigen wird. Wir begnügen uns, in aller Kürze die bei dieser gelehrten Irrfahrt zutage tretenden Resultate zu fixiren.

Es ist physiologischer Erfahrungssatz, daß der Leib nach einem bestimmten Zeitraum durch steten Stoffwechsel sich völlig erneuert. Wäre nun Bewußtsein und Vorstellen nur organische Thätigkeit des Hirns, so müßte mit dem stofflich erneuerten Seelenorgan auch ein anderes Bewußtsein, eine völlig neue Persönlichkeit eintreten; wir könnten weder die Einheit unsers Ich während der gewöhnlichen Dauer unsers Lebens bewahren, innerhalb deren mehr als ein mal eine völlige Stofferneuerung anzunehmen ist, noch vermöchten wir überhaupt Gedächtniß, Wiedererinnerung, bleibenden Charakter im Laufe desselben zu behaupten, da unterdeß die organischen Grundlagen dafür mehr als ein mal entwichen sind. Dieses auch schon früher von demselben Verfasser in seinem Buche über die persönliche Fortdauer gegen den Materialismus geltend gemachte Argument bildet hier die Grundlage der Beweisführung, nicht schon den völligen Beweis selbst. Denn hierzu wäre es, für sich allein genommen, nicht ausreichend. Es beweist nur, daß eine das Gleichbleibende in den Vorstellungen, sowie auch das Gleichbleibende in den körperlichen Formen tragende constante Kraft vorhanden sein müsse. Diese könnte aber auch materialistischerseits zugegeben und als ein imponderables Agens aus der Classe der Dynamide vorgestellt werden. Denn was den Stoffwechsel des Leibes betrifft, so bezieht sich dieser blos auf die ponderabeln Stoffe, während die Wissenschaft der Dynamide noch zu sehr in ihren Anfängen ist, als daß wir uns hier Urtheile über Dauer oder Wechsel der Kräfte mit einigem Anschein von Sicherheit erlauben dürften.

Der erste Erfahrungssatz fodert also einen zweiten zur Ergänzung. Es fragt sich, ob der im Stoffwechsel beharrende Kraftleib von materieller oder einer entgegengesetzten Natur sei. Und hier läßt uns die Erfahrung nicht ohne Antwort. Die Dynamide der Physik folgen den Schwingungsgesetzen kleinster Theile im Raume, in deren Berechnung die Wissenschaft der Mechanik bereits einen ihrer bekannten Triumphe gefeiert hat. Aber je genauer man mit diesen Schwingungsgesetzen imponderabler Fluida bekannt geworden, und je tiefer man psychologischerseits in die Gesetze der Vorstellungsver-

knüpfungen eingedrungen ist, desto mehr hat sich herausgestellt, daß von einer Aehnlichkeit dieser Processe untereinander ganz und gar keine Rede sein kann, wie Cartesius, Spinoza und Leibniz schon, obgleich mit einem geringern wissenschaftlichen Apparat ausgerüstet, richtig anerkannten.

Aber auch selbst schon die Dynamide haben eine andere Art von Raumerfüllung als die ponderabeln Massen. Denn während bei den letztern alle Theile blos als außereinander und nebeneinander erscheinen, in Cohäsion und Adhäsion, erscheinen bei den Dynamiden die Theile der im Raume verbreiteten Kraft schon in einer gewissen Durchdringung. So z. B. zeigt der beliebig kleinste Theil eines zerbrochenen Magnets immer noch Nord- und Südpol so gut als der unzerbrochene Magnet sie zeigte, und die elektrische Kraft zeigt durch die Längenzunahme der elektrischen Kette keine Abschwächung. Völlig ungetheilte Allgegenwart der raumerfüllenden Kraft ist aber auch hier noch nicht, sondern erst im Gebiete der Seele, welche ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit von innen heraus setzt und erfüllt, dann aber auch zugleich damit das specifisch ihr Verwandte unter den Stoffen, also zunächst die Dynamide an sich zieht und aus dieser Verbindung das Phänomen einer organischen Körpereinheit hervorgehen läßt. Die Verleiblichung besteht immer darin, daß ein Mächtigeres, Centrales eine Mannichfaltigkeit von Elementen räumlich durchdringt, sie seiner eigenen Natur assimilirt und in ihrer Organisation seine Eigenthümlichkeit darstellt. Auf diese Weise wachsen die Seelenwesen in Gestalt substantieller bewegender Kräfte allmälig in die stofflichen Elemente hinein und auch wieder aus ihnen heraus. Und eben deswegen sind die sämmtlichen organischen Verrichtungen unsers Leibes aus nichts als lauter bewußtlos bleibender Seelenthätigkeit zu erklären.

Und weil nun Räumlichkeit und Leiblichkeit nur Producte der sie durch eigene Daseinskraft hervorbringenden Seelenwesen sind, so sind die letztern auch an sich selbst unantastbar von der Gewalt Dessen, was sie hervorbringen. Jede Person daher, welche herniedersteigt in die Materie, ist anzusehen als eine von Ewigkeit her im Absoluten bestandene Position oder geistige Einheit, womit jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß die Urpositionen, innerhalb des absoluten Princips gedacht als innerhalb eines allgemeinen Urquells der Geister (igneus animarum fons, wie Prudentius die Gottheit nennt), in ganz andern und engern Beziehungen zueinander stehen, als in dem Zustande ihrer Verleiblichung, in welchem sie voneinander völlig abgesperrte Monaden vorstellen, unter denen keine andere Verbindung ist als durch die Sinnorgane, ähnlich wie bei eingekerkerten Gefangenen, welche sich nicht anders unterreden dürfen als durch die Stäbe eines Sprachgitters.

Aber nicht allein auf dem Wege der speculativen Kritik zeigt sich die Idee eines psychischen Leibes von der beschriebenen Natur als unumgänglich, sondern die tägliche unmittelbare Erfahrung weist in ebenso hohem Grade auf einen solchen hin. Wenn wir uns z. B. am Elnbogen stoßen, so empfinden wir die Affection nicht blos als einen Schmerz an der verletzten Stelle, sondern auch zugleich als ein Kribbeln in den Fingerspitzen, wo doch der Nerv nicht afficirt ist. Die Phantasie projicirt oder verlegt also einen Theil der Empfindung an den Ort des Fingers. Sie thut aber Aehnliches nicht nur in den Zuständen, wo noch ein leiblicher Finger vorhanden ist, sondern auch ebenso in Zuständen, wo der Finger mangelt. Denn es sind nicht etwa selten vorkommende Fälle, sondern die ganz gewöhnliche Regel, daß die Schmerzen der Stümpfe von amputirten Gliedmaßen von der Phantasie in den Ort des verlorenen Gliedes aufs täuschendste hinein imaginirt werden. Der Leib hat nun seinen äußern Arm zwar verloren, dagegen seinen innern, nämlich den Arm der Empfindung, noch behalten. Wenn bei Zahn- oder Kopfschmerz der Umfang des schmerzenden Organs sich in der Empfindung weit über den Raum seiner wirklichen Größe erweitert, so nimmt hier der von Empfindung durchdrungene Phantasieleib einen größern Raum ein als der chemische Leib des Stoffwechsels, oder das chemische Organ ist in seiner Peripherie bis zu einer bestimmten Grenze von einer Schmerzempfindung umgeben, welche sich nicht mehr innerhalb des Umfangs des auswendigen, sondern nur allein noch innerhalb des Umfangs des inwendigen Leibes befindet.

Ob nun dieser inwendige Empfindungsleib ein bloßes Phantasma sei, welches mit dem Zerfallen des äußern schwinden muß, oder ob er eine inwendige Realität sei, welche den Tod des äußern Leibes überdauern wird, das hängt davon ab, ob Empfindung überhaupt nebst Phantasie und Bewußtsein den Tod überdauern. Denn wenn es schon selbst bei Lebzeiten niemals der äußere Leib ist, sondern immer nur der inwendige, in welchen die Empfindungen zusammentreten und Das bewirken, was wir das Gefühl unserer Leibesstärke nennen, wie sollte nicht derselbe durch productive Phantasie geregelte Proceß solange fortdauern müssen, als überhaupt Empfindung und Phantasie fortdauert, oder als das geistige Princip, welches seine eigenen Zustände empfinden kann, noch fortdauert? Es ist daher vollkommen denkbar, daß der Verlust des Leibes als chemischen Leichnams für uns selbst, d. h. für unsere Seele, gar nicht die Empfindung eines verlorenen, sondern nur eines umgewandelten Leibes mit sich führen wird, und daß wir also im Stande sein können, den Tod, sowie auch die auf ihn folgenden Zustände in allen ihren Phasen im vollkommenen Selbstgefühle des eigenen Leibes zu erfahren und zu durchleben. Friedrich der Große rühmte von seinem Vater, derselbe sei gestorben, den Tod beobachtend wie ein Naturforscher. Es ist denkbar, daß solche starke und glaubensfeste Naturen, wie Friedrich Wilhelm eine war, dieses naturforschende Beobachten in ihrem Empfindungsleibe fortsetzen und in dem jenseitigen Zustande mit derselben Wißbegierde weiter beobachten, womit sie in dem diesseitigen angefangen haben. Die Möglichkeit läßt sich gar nicht umgehen, sobald wir uns des Unterschieds

zwischen Empfindungsleib und chemischem Leibe bewußt werden, und dieser Unterschied stellt sich sofort ein, sobald wir die Art, wie unsere sinnlichen Empfindungen zustande kommen, nur einigermaßen genau beobachten.

Seltsam! Bringt man diese so einfachen und verständlichen Dinge zur Sprache, so kommt man leicht in Gefahr, entweder für einen Spötter oder für einen Schwärmer gehalten zu werden. Und auf der andern Seite empört sich doch das öffentliche Urtheil gegen das gänzliche Ableugnen der Unsterblichkeit ebenso sehr. Denn die herrschende Meinung verlangt gegenwärtig eine gänzlich leiblose Unsterblichkeit; sie verlangt, daß die empfindende Seele fortdauern soll ohne allen bestimmten Empfindungsstoff, die denkende ohne allen bestimmten Gedankeninhalt, die vorstellende ohne alle bestimmte Vorstellungsschemata und ohne alle Anhaltspunkte, woran sich solche knüpfen könnten, mit einem Worte, sie verlangt undeutliche Phrasen und Worte anstatt deutlicher Vorstellungen und Begriffe. Sie hat sich nämlich allen Begriffsinhalt ihres in seiner Tiefe unerschütterlichen Glaubens von schlauer Hand unter dem Vorwande, ihn zu läutern und von sinnlichen Beimischungen zu reinigen, zu einem Sublimat verflüchtigen lassen, das so widerspruchsvoll und inhaltsleer ist, daß der Materialismus zu seiner Beseitigung keiner Herculeskräfte bedarf. Eine Unsterblichkeit ohne fortdauernden Empfindungsleib hat durchaus keine Analogie der Erfahrung für sich, vielmehr sowol diese als die Consequenz des Denkens gegen sich. Sobald man sich hingegen den bei aller Sinnempfindung unumgänglichen Gedanken des Empfindungsleibes verdeutlicht, gewinnt die Sache die entgegengesetzte Gestalt. Das Aufhören desselben mit dem Untergange des chemischen Leibes erscheint als parador und unglaublich, während seine Fortdauer das Natürlichste und Begreiflichste ist.

Es ist hier das wahre Ei des Columbus. Das Einfache und Natürliche liegt zwar immer den Menschen am nächsten vor den Füßen, aber sie finden es oft nicht, weil es so nahe liegt. Die Denkbarkeit der persönlichen Fortdauer im innern Empfindungsleibe liegt so nahe, daß sie beinahe nicht zu umgehen ist. Aber man umging sie dennoch, und zwar in der Regel darum, weil man nach höhern Dingen trachtete, als nach der bloßen Denkbarkeit dieser Sache. Man wollte sie nämlich stringent beweisen und verstieg sich darüber immer soweit in das beweisbar Unsterbliche, nämlich in die Grundgesetze des Universums, daß man das denkbar und wahrscheinlich Unsterbliche, nämlich unsern irdischen Empfindungsleib, ganz darüber vergaß. Man speculirte so genau nach den Tauben auf dem Dache, daß der Sperling aus der Hand darüber entflog.

Fichte's „Anthropologie" erwirbt sich das Verdienst, das hier Versäumte in reichster Fülle nachzuholen. Sie weist nach, wie es nicht der chemische Leib, sondern der innere Empfindungsleib ist, von welchem alle Phantasiethätigkeit ausgeht, indem er selbst das ursprünglichste instinctive Phantasieproduct der Seele ist. Denn alle Triebe der Seele erzeugen sich ihre eigenthümlichen Phantasiebilder, der Durst das Bild des Getränks, die Wanderlust das Bild des Wegs, das Verlangen nach Schutz vor Wind und Wetter das Bild des Obdachs, das Schlafbedürfniß das Bild des Lagers u. s. f. Und in dem innern allen diesen Trieben gemeinsamen Empfindungsbilde des inwendigen Leibes wohnt die Seele als in einem Hause, das sie sich durch das Streben ihrer Triebe unaufhörlich selbst hervorbringt als ihren ursprünglichen realen, d. h. von Empfindung erfüllten und durchdrungenen Raum. Derselbe ist aber auch zugleich die Form, unter welcher die chemischen Kräfte im Dienste der Seele arbeiten, der Bauriß, nach welchem sich die Mauersteine des materiellen Organismus aneinander fügen, die ordnende Idee, welche die physikalischen Kräfte durchherrscht. Diese Hauptpunkte, welche wir hier zur Uebersicht kurz zusammendrängen, finden sich im Werke selbst auf das ausführlichste und umsichtigste unter steter kritischer Rücksichtnahme auf entgegengesetzte Ansichten, unter Beiziehung aller nothwendigen Hülfsbegriffe, mit stetem Hinblick auf die neuesten Entdeckungen und Hypothesen im Gebiete der Physiologie erwiesen und beglaubigt.

Aber, wird hier vielleicht Mancher einwerfen, wenn es mit der Denkbarkeit eines innern Empfindungsleibes eine so ausgemachte Sache ist, gehen da nicht die Pforten des berüchtigten Mittelreichs der Seelen sperrweit auf, und drohen uns da nicht Gespenstererscheinungen, Fernwirkungen und Gesichte der Herzgrube bei Schritt und Tritt aufs neue über den Weg zu laufen, wie es zu den Zeiten des blühenden Mesmerismus war? Man muß hier wohl unterscheiden. Das wilde Phantasiren, in das die medicinische und philosophische Wissenschaft gerieth bei einer enthusiastischen Hingabe an die Erscheinungen des Somnambulismus, rührte nicht davon her, daß man diese Erscheinungen ebenfalls als Thatsachen von wirklichem Gehalt ansah, was sie ohne Zweifel innerhalb gewisser Grenzen sind, sondern daher, daß man den Inhalt der Theorie durch sie erweitern und bereichern, daß man wissenschaftliche Belehrung aus ihnen schöpfen wollte, was schlechterdings unstatthaft ist. Dieses ganze reiche Gebiet von Thatsachen ist durchaus untauglich, irgend jemals eine andere Rolle in der Wissenschaft zu spielen, als eine schlechthin passive, nämlich die Beurtheilung seiner Glaubhaftigkeit immer nur von außen her zu empfangen, aus Grundsätzen solcher psychologischen Beobachtungen, welche Jedermann täglich und stündlich an sich selbst unaufhörlich machen und wiederholen kann. Denn nur allein solche Beobachtungen geben vollständige Inductionsreihen, wie sie die Wissenschaft braucht und wie sie an Sicherheit sich dem physikalischen Experiment wohl an die Seite stellen dürfen. Den Somnambülen darf schlechterdings und principiell in der Wissenschaft nichts von vornherein geglaubt werden von Allem, was sie über die Natur der Seele aussagen, sondern die Aussagen haben sich immer zuerst denjenigen Denkbarkeitsregeln streng zu unterwerfen, welche sich nur allein an die allgemeinsten und alltäg-

lichsten Beobachtungen anknüpfen, zu denen Jeder ohne Ausnahme befähigt ist. Geschieht dieses, so wird Alles, was mit diesen Regeln stimmt, ein wissenschaftlicher und aufgeklärter Glaube dreist als subjectiv zuverlässig verfechten dürfen, ja er wird sogar in die Lage der Verpflichtung kommen, es verfechten zu müssen. Denn wer nicht den Muth hat, soviel Consequenz in sein eigenes Denken zu bringen, daß er die Denkregel, welche er an sich für wahr hält, auf einen gewissen Fall, auf welchen sie paßt, auch anwendet, aus Furcht, einem blind herrschenden und eingewurzelten Vorurtheil vor den Kopf zu stoßen, der ist unfähig, sich überhaupt im eigenen Denken zu orientiren.

Was ferner das Fortdauern der Lebenserinnerungen und des Bewußtseins in zukünftigen Zuständen betrifft, so wirkt in beiderlei Beziehung die Verbindung der Seele mit dem chemischen Stoffwechsel deprimirend auf die erstere ein. Zunächst zeigt sich in diesem Punkte die Fichte'sche Theorie mit Herbart einverstanden, nach dessen Ansicht dann, wenn der mit der Seele in Verbindung gesetzte chemische Stoffwechsel außer Beziehung zu ihr träte, ein Zustand eintreten müßte, welcher nur mit einer Verjüngung der Seele und zugleich einem hellsten Wachen derselben vergleichbar sein könnte, indem die durch leiblichen Einfluß und das Sinnenleben ihr eingebildeten verworrenen Vorstellungsmassen allmälig einem innern Gleichgewichte sich nähern würden, an dessen Erreichung sie durch die Verbindung mit dem chemischen Stoffwechsel fortwährend gehindert waren. Aber sie geht darin einen Schritt über Herbart hinaus, daß sie diese Erfassung der Seele als eines in sich selbst wachen Wesens mit den Zuständen des Lebens in eine nähere Vergleichung setzt. Da nämlich das Verhältniß zwischen der Seele und dem Stoffwechsel kein innerlich nothwendiges und unlösbares ist, so muß es nach verschiedenen Graden verschiebbar sein, und es muß in den wechselnden Zuständen des Lebens eine innigere und weniger innige Verbindung zwischen dem Geiste und seinem leiblichen Apparate eintreten können. Durch eine solche Ansicht der Sache wird die Kluft, welche die jenseitigen Zustände der Seele von den diesseitigen trennt, zu einer geringern herabgesetzt, indem wir annehmen dürfen, daß es bereits in unserm Leben Zustände geben mag, in denen Dasselbe auf partielle Weise der Beobachtung unterliegt, was sich einst auf totale Weise vollziehen wird, nämlich die Abtrennung unsers psychischen Organismus vom chemischen und der damit verbundene hellere und bewußte Einblick in die innern Verhältnisse des erstern. Eine solche Abtrennung wird schon bei Lebzeiten im hellern Wachen mehr stattfinden als im dunklern und im Wachen mehr als im Schlaf.

Der Grundbegriff des Geistes ist nach Fichte, eine eigenthümliche, nur ein mal und nie außerdem in der Welt vorkommende individuelle Persönlichkeit zu sein, welche er mit dem Ausdruck des Genius bezeichnet. Dieses individuelle Geistwesen stammt nicht aus der Natur, sondern senkt sich ein in das Instinctleben der Natur als in eine Seele von niederer Art, welche mit der Persönlichkeit bei aller Verschiedenheit doch nahe verwandt ist. Denn der Instinct ist das Vermögen, Wirkungen hervorzubringen, die das Gepräge der Absicht an sich tragen, während doch jede denkende Absicht hinwegfällt, ähnlich der Phantasiethätigkeit des schaffenden Künstlers, dessen Vorbild, ursprünglich dunkel und undeutlich in ihm sich regend, erst Klarheit und Bestimmtheit für ihn selbst gewinnt, indem er es an einem objectiven Stoffe fixirt und so äußerlich vor sich hinstellt. Daher tritt das höhere menschliche Seelenprincip zu der vegetativen, sensibeln und irritabeln Seele nicht als ein blos Aeußerliches hinzu, sondern in der Weise, daß Das, was an der Thierseele als ein Selbständiges hervorzutreten vermochte, in dem menschlichen Bewußtsein zum bloßen Momente und zur untergeordneten Bedingung herabgesetzt erscheint. Während nämlich bei Pflanzen und niedern Thieren die Individualseele und Universalseele der ganzen Species ununterschieden ineinander fließen, sodaß den Individuen noch alles eigenthümliche und persönliche Gepräge mangelt, gesellt sich in den höhern Thieren hierzu bereits jener Ueberschuß, welcher jedem eine anders geartete Geisteseigenheit verleiht als eine nur sich selbst gleiche Individualität. Daher gleicht denn das stete Eintreten neuer Individualgeister in den Umkreis des Menschengeschlechts ganz dem Processe einer geistigen Neuschöpfung (generatio aequivoca). Denn die Aeltern sind nicht die Erzeuger im vollständigen Sinne, sie bieten vielmehr nur theils den organischen Stoff, theils zugleich auch jenes Mittlere, sinnlich Gemüthliche, welches sich im Temperament, in eigenthümlicher Gemüthsverfassung, in bestimmter Specification der Triebe u. dgl. zeigt, welches Alles nur ein Werkzeugliches ist, um die geistigen Anlagen des Menschen in sich zu fassen. In der Einheit des persönlichen Individuums sind sämmtliche Thiergeister befaßt, aber auch zugleich bewältigt durch ein specifisch Neues und Anderes. Dieses vollkommen neu Hinzutretende senkt dem seelischen Wesen oder dem organisirenden Triebe, welcher in der Erzeugung sich ablöst von der Gattungsseele, sich ein und macht denselben zu seinem eigenen Verwirklichungsmittel, sodaß jeder Einzelne in seinem idealen Vorbilde und nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit als präexistirend oder vorausgeschaut in der allgemeinen Weltordnung gedacht werden muß. So aber wie in der individuellen Persönlichkeit sich alle niedern Seelenkräfte und organisirenden Triebe als in einer sie bindenden höhern Einheit versammeln und vereinigen, ähnlich sind in Gottes Geiste auch wieder alle Personen oder endlichen Geister eins, weil sie Theil haben an seinem ewigen Geistwesen. Daher Einheit der Menschen mit Gott und Einheit mit den andern Personen ein und derselbe Begriff sind. Daß wir aber in der Tiefe unsers Wesens eins in Gott und daher auch eins untereinander sind, davon kann uns ein jeder Zug unwiderstehlichen Mitgefühls überzeugen, das oft überraschend genug im Bewußtsein sogar des selbstsüchtigsten Klüglings emporsteigt.

Hiermit wären denn auch zugleich die nöthigen Mittelbegriffe gezeichnet, durch welche die Theorie des innern Seelenleibes aufs engste in das speculative System ihres Urhebers eingreift, und durch welche sie in diejenige Perspective tritt und die bestimmte Art von Beleuchtung bekommt, in welcher sie hier erscheint. Ob in diesen an das Speculative anknüpfenden Mittelbegriffen Alles so fest und unumstößlich stehe, wie in der obenbesprochenen empirischen Grundlage der Theorie selbst, das ist eine Frage für sich, deren Discussion nicht weiter hierher gehört. Jedenfalls ist in dieser Theorie des inwendigen Seelenleibes ein fröhlicher Sproß der psychologischen Wissenschaft ins Grünen gekommen, welcher umsomehr Aussichten für die Zukunft verspricht, als schon seit geraumer Zeit nach ganz verschiedenen Methoden und von ganz verschiedenen Seiten her die philosophische Forschung sich gerade diesem Punkte ahnungsvoll und schwankend genähert hat. Die Theorie Ernst Reinhold's von der activen Entstehung der Raumanschauung bei der Sinnerkenntniß, die Theorie des Raums als eines Trieberzeugnisses, nämlich eines Erzeugnisses des Erkenntnißtriebes, bei Schopenhauer, die Theorie Trendelenburg's vom Raum als einem Producte der Bewegung, welches auf active Art in unserm innern Anschauungsprocesse erzeugt wird, dürfen als Annäherungen an die Theorie des inwendigen Leibes als Seelenerzeugnisses angesehen werden. Auch von Krause wurden in seinem „Grundriß der Logik" und an andern zerstreuten Orten seiner Schriften bemerkenswerthe Winke gegeben, welche, wenn man sie weiter verfolgt, ganz an diesen Ort hinführen. Alle diese vorbereitenden Bemühungen gaben bereits ein weitverbreitetes Gefühl zu erkennen, daß hier in der Nähe sich eine reichhaltige neue Ader der Forschung hindehne, einer Forschung, welche, da sie nicht eine blos speculative, sondern in einem mindestens ebenso hohen Maße eine empirische ist, ihrem Ziele der Orientirung mit derjenigen Nothwendigkeit entgegengeht, welche allem aus unermüdeter Beobachtung und empirischer Induction entspringenden Wissen eigenthümlich ist. Es steht daher zu erwarten, daß sich in der Nähe dieses Orts die jüngern Kräfte der Wissenschaft, die ihren Vortheil verstehen, in Fülle ansiedeln werden. **Karl Fortlage.**

Dramatische Bücherschau.

1. Gyges und sein Ring. Tragödie in fünf Acten von **Friedrich Hebbel**. Wien, Tendler und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

König Kandaules von Lydien hat ein Wunder von Liebreiz zur Gattin; aber er fühlt keine rechte Freude an diesem Schatze, weil seine Rhodope gleich der Sensitive vor jeder leisesten Berührung von außen zusammenschreckt und, gehüllt in den heiligen Schleier der Züchtigkeit, in den Mauern des Königspalastes sich begräbt, außer ihren Frauen und alten Dienern nur dem Gatten sichtbar und zugänglich. Einst hatte es ihn, wie Rhodope selbst sagt, beglückt, daß nur sein Auge allein ihrer Reize sich erfreue; allein die Ungefährdetheit des Besitzes läßt diesen weniger schätzbar erscheinen und sie drängt auch Kandaules dahin, dem Gefühle einschläfernder Ruhe sich zu entziehen; alle Welt soll seine Perle sehen und soll das schöne Weib ihm rühmen, ihm neiden: in diesem Neide Aller erblickt er für sich erst die wahre Freude an seinem Schatze. Rhodope weigert sich standhaft, der Außenwelt sich zu zeigen, und Kandaules muß durch List zum Ziele gelangen. Er hat einen geliebten Freund und Günstling, den Griechen Gyges, von welchem er auch einen wunderbar durch Drehung am Finger unsichtbar machenden Ring zum Geschenke empfing. Nun soll doch Gyges wenigstens des Königs Schönheitswunder sehen und aller Welt rühmend verkünden, zu welchem Zwecke Kandaules von dem Günstling verlangt, daß er unsichtbar unter dem Banne des Rings nächtlich mit ihm das königliche Schlafgemach betrete und dort die Königin in ihrer vollen unverhüllten Schönheit belausche. Gyges empfindet einen Schauder vor diesem Beginnen, denn sein sittliches Gefühl sagt ihm, daß Kandaules durch diese That die Ehre seiner Gattin kränke; dennoch vermag er den Bitten des Königs nicht zu widerstehen. Er sieht Rhodope! Rhodope aber bleibt nicht ohne Ahnung dieses Vorfalls, und Gyges, dessen unwillkürliches Seufzen sie vernommen, trägt den Stachel glühender Liebe aus dem Schlafgemache der Schönheit fort. Dem Könige entgeht dies nicht und er beginnt die ersten Geißelhiebe der durch seine Schuld an der Ehre seiner Gattin heraufbeschworenen Nemesis zu empfinden; Gyges im edeln Gefühle antiker Freundschaft bietet dem Könige sein Leben als Opfer an — Kandaules, nicht minder hochherzig, verweigert das Opfer und heißt ihn in die Ferne ziehen; dann im Bewußtsein seiner Schuld tritt der König vor seine Gattin. Diese kennt den ganzen Umfang seiner Versündigung noch nicht, weiß vielmehr nur, daß ein Mann in das Heiligthum des Schlafgemachs sich eingeschlichen hatte, dessen Tod allein ihre von seinen Augen schnöde entweihte Ehre wiederherstellen könne. Nun vernimmt sie von Kandaules selbst, daß Gyges der Frevler gewesen, den er in die Ferne verbannt habe. Wie? ein Mann wagt es Diejenige in nächtlicher Stille in der Umarmung des Gatten zu belauschen, deren Unschuld kaum der Sonne einen Blick auf ihre Reize gestattet, und der Gatte tödtet nicht sofort den Frevler? Dieser Gedanke beherrscht die in ihrem tiefsten und heiligsten Gefühle gekränkte Seele Rhodope's und so, durch des Gatten Lieblosigkeit nach ihrer Meinung gezwungen, beschließt sie, selbst ihre Ehre zu retten. Sie sendet ihre Diener nach Gyges aus und hofft noch im Stillen, diese werden seine Leiche bringen, indem sie sich getröstet, der Gatte habe vielleicht, um sie zu schonen, den Frevler heimlich getödtet. Aber Gyges wird lebendig vor sie gebracht und nun läßt sie den König rufen, daß er das Todesurtheil über den Schuldigen spreche. Doch Kandaules kann Den nicht tödten, dessen That er ja verschuldet, und verläßt das Gemach mit dem Gebote an Gyges: Alles zu sagen und nichts zu verschweigen. Dies geschieht. „Er hat sein Gattenrecht dir abgetreten?" ruft Rhodope voll Entsetzen — „du mußt ihn tödten — du mußt! und ich — ich muß mich dir vermählen!" Und Gyges, bezwungen von der dämonischen Gewalt des in seiner höchsten Ehre schmählich gekränkten Weibes, folgt dem Gebote. „Wenn sie nicht sterben soll, muß ich dein Leben fodern!" Mit diesen Worten tritt er vor Kandaules, welcher sich im vollen Bewußtsein seiner Schuld zur Sühnung derselben dem Gyges nun so zum Opfer anbietet, wie dieser einst sich ihm hingeben wollte — endlich wählen sie den Zweikampf und der König reicht seine Krone seinem Sklaven Thoas, daß er sie dem Ueberlebenden darbiete, war ja doch so schon das kriegerische Volk der Lyder des friedfertigen und unkriegerischen Kandaules überdrüssig und begehrte den kampffähigen Gyges zum Gebieter. Kandaules fällt und zahlt seine Schuld mit dem Leben; als König Lydiens tritt nun Gyges vor Rhodope, gelobend, in gewaltigem Kriegszuge die anstürmenden Feinde Lydiens zu zerschmettern, und die Hand der Königin fodernd: sie reicht ihm die Hand als Gattin im Tempel der Hestia und dann — durchsticht sie sich mit den Worten:

Ich bin entsühnt,
Denn Keiner sah mich mehr, als dem es ziemte,
Jetzt aber scheide ich mich — so von dir!

Es sind in diesem neuesten Drama Hebbel's all die bekannten glänzenden Tugenden seiner Muse verwerthet — die eiserne dramatische Consequenz, die imponirende Plastik der Charaktere, die Gedrungenheit der Handlung u. s. w. — ja es ist die edle Keuschheit und Reinheit, die Hoheit, mit welcher der ganze so äußerst bedenkliche und delicate Stoff behandelt ist, ebenso anerkennend hervorzuheben als die Enthaltsamkeit von seelenquälerischen, grauen- und abscheuerregenden Schildereien, mit welchen Hebbel früher so verschwenderisch umging; allein freuen kann man sich trotz alle Dem über dieses neueste Product des vielleicht genialsten deutschen Dramatikers der Gegenwart in keiner Weise; denn was ist mit diesem Drama im Gebiete des menschlich Schönen und Großen — und dies allein ist doch wol das Reich der Tragödie — auch nur irgend an wirklich Bedeutsamem erreicht? Kann ein Stoff wie der vorliegende wahrhaft erschüttern, wahrhaft erheben? Ist nicht der ominöse Ring der eigentliche Held dieses Dramas, dem edle und gute Menschen zum Opfer fallen? Zwar sagt Hebbel in seinem hexametrischen Motto das Gegentheil von seiner Dichtung: der Regenbogen, den er über sein Bild gespannt habe, solle nur leuchten, nicht eine Brücke des Schicksals sein, welches einzig der menschlichen Brust entsteige. Aber hätte Kandaules das Medium des Rings nicht gehabt, er wäre auf den crassen Einfall, sein Weib in solchem Augenblicke fremdem Auge bloßzustellen, gar nicht gerathen, und so ist denn doch dieser Ring recht eigentlich das Schicksal dieser Tragödie, welches nicht aus der Seele der handelnden Personen, sondern aus einem blinden Ungefähr hervorquillt. Und dann: dies ganze Trauerspiel dreht sich doch eigentlich um eine bloße Form, um ein Aeußerliches. Wäre Rhodope weniger bedeutend angelegt, fände sie ihr ganzes Wesen weniger geistig und seelisch durchdrungen von dem bis zum Aeußersten gesteigerten Gefühle der Züchtigkeit und weiblichen Ehre, so könnte man ihr diese Vergötterung eines bloßen Symbols zugute halten; so aber, wo sie als eine außerordentliche, wahrhaft hohe Erscheinung gekennzeichnet ist, konnte ihr das Gerechtwerden vor der Formel nicht genügen, sondern mußte sie die Vernichtung ihrer weiblichen Ehre als qualvolles Bewußtsein mit hinübernehmen in den Tod, es sei denn, daß sie sich auf geistige und menschliche, nicht auf so rein, wir möchten sagen altjüdische Weise dieser Pein entledigte. Hebbel hatte im „Michel Angelo", vor allem in der „Agnes Bernauerin" einen so entschiedenen Ansatz zur Emancipation aus seiner alten Welt der Caprice gemacht — dieser Ring des Gyges ist nicht blos für Kandaules und Rhodope, er ist auch für ihn ein verderbliches Geschenk gewesen, dessen er sich sobald als möglich entledigen möge. Hebbel hat sich wahrlich über die Stimmung des deutschen Publicums seiner Production gegenüber nicht zu beklagen; es könnte aber ein Tag kommen, wo seine Launen die glänzende Gestalt, in welcher er sie zu bannen weiß, überleben lassen und die allgemeine Bewunderung sich von ihm wendet; die „Agnes Bernauerin" wird nicht vergessen werden, denn sie ist warme pulsirende Menschheit und Deutschheit, von dem fremden, unheimlich strahlenden „Ring des Gyges" nimmt höchstens die Kritik und der specielle Freundeskreis des Autors Notiz. Hebbel aber — wir rufen es ihm geradezu entgegen — versündigt sich an seinem Genius wie an der deutschen Nation, wenn er, statt für die letztere zu arbeiten und zu schaffen, seinen literarischen Launen die schönsten Jahre seiner dichterischen Schöpferkraft opfert.

2. Die Verschwörung von Dublin. Drama in fünf Acten von F. Gustav Kühne. Leipzig, C. H. Mayer. 1856. 16. 25 Ngr.

Gleich die ersten Scenen dieses geistvollen Dramas erfüllen das in medias res mit kraftvoller Energie; man ist sofort in der Zeit, den Zuständen, den eigenartigen Verhältnissen, und das große Stück Revolutionsgeschichte, das sich hier tragisch verlebendigt, empfängt uns in seinem Kern und Wesen. Mit großer Kunst hat Kühne die Signatur seines Dramas schon den Eingangsauftritten eingeprägt und mit plastischer Sicherheit, mit breitem, gesättigtem Pinsel und mit der souveränen Ruhe eines festen künstlerischen Princips eine Welt charakteristischer Gestalten, realer Existenzen, packender Volksthümlichkeit zusammengedrängt, welche in ihrer schwellenden Lebensfülle ein prächtiges, markiges Bild vor Augen rückt. Aber aus diesem brausenden, treibenden Leben fühlt man das Fieber heraus, welches in seinen Adern kocht und gährt; es ist etwas faul im Staate Dänemark und unheimlich zuckt es mit fahlen Blitzen aus dem wolkendüstern Himmel, der über diesem bunten Gedränge lagert. Der arme irische Padd hat kein Haus, der Angelsachse sitzt darin — hat kein Recht, der Angelsachse hat es allein — hat nicht das knappste tägliche Brot, die angelsächsischen Bischöfe zehren es ihm auf; vertrieben aus seinen Hütten, seinen Rechten, seinen Kirchen, ist Padd ein heimatloser Bettler, ein vogelfreier Vagabund auf eigenem Grund und Boden; England liegt als Vampyr auf der „grünen Insel" und saugt ihr gierig das Herzblut aus. Aber die Verzweiflung hat ihre eigenen Riesenkräfte, und grollend wie das Meer, wenn die Vorläufer des Sturms seine Flanken peitschen, erhebt sich Irland mit geballter Faust. Das merkten sie drüben in Albion und schickten den feinen Castlereagh nach Erin, den Sturm zu beschwören und England die grüne Perle des Meeres zu erhalten. Dem armen Padd ist in seinem Elende nichts geblieben als sein Herz, und das hat er Denen verschenkt, die eben auch ein volles Herz für ihn und seine Leiden bewahrt haben, dem frommen Priester O'Leary und vor Allen dem ritterlichen Lord Fitzgerald, dem Könige der Herzen von Irland. In diesem Edelmanne verkörpert sich der irische Charakter, verklärt nach seinen Licht- wie Schattenseiten, zu einer glänzenden Persönlichkeit. Das fühlt Padd und darum hofft er von diesem seinem Abgotte Erlösung von seinen Leiden; nur über das Wie herrscht zwischen Fitzgerald und seinem Volke eine Meinungsverschiedenheit. Letzteres vermag nur in der blutigen Abschüttelung des verhaßten Jochs sein Heil zu sehen, Ersterer nur durch das männliche Festhalten am Rechte der Menschheit, nur durch die überwältigende Macht des Geistes: seid Männer, ganze volle Männer in und durch euch selbst — erarbeitet euch eure Burg, wie England sie sich erarbeitet hat — und ihr werdet eure Freiheit erobern ohne Blut. Wer hat Recht? das Volk oder sein Herzenskönig? Aber indem Fitzgerald die Schwäche seines Volks so wohl erkennt, ist er doch selbst ihr dahingegeben und auch er läßt sich eben gehen, wie des Herzens Drang ihm gebietet; auch er träumt mehr dahin, denn daß er das Gegenwärtigste erfaßte: sein Humanismus folgt Ideen, die noch wie Wolken über die Völker ziehen, und in dieser Beziehung hat sein Volk Recht, wenn es ihm zuflüstert: Brutus, du schläfst! Diesem Menschen des idealistischen Herzens — diesem Irland — tritt nun in Castlereagh der Mensch des realistischen Verstandes — England — ringend um den hohen Preis der grünen Insel gegenüber; wer wird siegen? Vergeblich bemüht sich Fitzgerald's hohe Gattin, Pamela, in edlem weiblichen Gefühle des Rechten und Heilsamen, zwischen Herz und Verstand eine Vereinigung zu bewirken; sie vergreift sich aus Liebe für den Gatten in den Mitteln, überschreitet ihre Grenzen und verschuldet den Untergang des über Alles geliebten Mannes. Denn ihr Verkehr mit Castlereagh wirft den Zweifel an sein häusliches Glück in Fitzgerald's harmlose Seele, die nun nicht mehr in schöner Objectivität dem Vaterlande gehört, sondern in den Kampf der Principien und der höchsten Volksgüter den Kampf der Persönlichkeit, des subjectiven Hasses gegen Castlereagh, den vermeintlichen Zerstörer seines häuslichen Friedens, mischt. Der Patriotismus des Herzenskönigs von Irland hat sozusagen seine Unschuld und seine Jungfräulichkeit verloren; von jetzt ab ist es ihm nicht

mehr möglich, den steigenden Bedrückungen Englands gegenüber seine Friedenskampftheorie festzuhalten — wohlverstanden: vielweniger die Erkenntniß, daß es nun einmal ohne Blut nicht mehr abgehe, als vielmehr der persönliche Haß gegen Castlereagh reißt ihn fort; er ruft die Franken und stellt sich an die Spitze der Empörung. Das aber ist seine eigentliche tragische Schuld. Ging vordem seine Familienliebe in der Vaterlandsliebe auf, so muß sich diese jetzt der erstern bequemen, das Herz verschlingt ihn, Irland richtet sich in Irland zugrunde, und so fällt denn Fitzgerald und mit ihm sein Volk unter den Kugeln der Engländer. Aber nicht wie ein vom Blitze zerschmetterter Baum zum Nimmerwiedererstehen, sondern wie die Sonne in die Meerflut sinkt, um schöner nur und herrlicher am jungen Morgen emporzuschweben. Ueber dem sterbenden Ritter Irlands schließt sich der Bund des Herzens und des Verstandes, Erins und Albions, und aus seiner klaffenden Todeswunde erblüht die duftende Rose einer schönern Zeit. So quillt aus dem Tode des entsühnten Helden das Leben seines Volks, und so darf er, im Arme der Liebe ruhend, voll heiliger Zuversicht für sein Vaterland und dessen Zukunft, prophetisch die letzten Worte hauchen: „Freiheit! Liebe!"

Das ist die Tragödie des Herzens: Freiheit! Liebe! Und welche Tüchtigkeit der sittlichen Gesinnung, welche Tiefe und welcher Reichthum des Gedankens, welche tönende Sprache, welch geistreicher Dialog! Wir begrüßen diese edle und menschlich schöne Dichtung als einen glänzenden Beitrag zum idealen Drama, in welchem auch wir die Krone aller Poesie verehren, und wollen von soviel Geist und Trefflichkeit nicht scheiden, ohne ein erhabenes Wort des Dichters nachzuschreiben, das er seinem Helden in den Mund legt: „Die Freiheit ist nicht blos der Besitz der Freien, sie ist auch die Fähigkeit, frei zu machen. Allmälig mit der Macht der Lähmung aller bessern Kräfte wird die Knechtschaft fertig, sie ist ein Werk von Jahrhunderten. Frei wird der Mensch im Momente göttlicher Erleuchtung!"

3. **Demetrius.** Historische Tragödie in fünf Aufzügen von F. Bodenstedt. Berlin, Decker. 1856. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn ein so geistvoller Kopf und eine so gründliche Wissenschaftlichkeit wie Bodenstedt, in welchem sich Studium und lebendige Erfahrung zu einem kraftvollen und gediegenen Ganzen vereinigen, ein Product seiner Muse auf die breite Tafel der Oeffentlichkeit legt, so hat dasselbe von vornherein das Recht einer besondern Beachtung, und man darf gewiß sein, mindestens eine Fülle von Geist zu genießen, wenn man auch mit der Richtung des Ganzen nicht einverstanden sein möchte. Das vorliegende Drama des tüchtigen Kenners morgenländischer Zustände ist auf dem Boden gewachsen, welchen er durch seine Studien und durch sein unmittelbar Erlebtes sich vollkommen zu eigen gemacht hat, und er bewegt sich denn auch auf diesem seinem Terrain mit jener Sicherheit und Selbstherrlichkeit, welche unter allen Umständen nicht blos frappirt, sondern imponirt. Die blutige Historie des ersten falschen Demetrius — Rußland hatte deren vier — entwickelt sich in Bodenstedt's Tragödie als großes national-russisches Drama und schließt in sich ein gedrungenes, gewaltiges Bild damaliger moskowitischer Zustände. Wir werden auf den von zahllosen Intriguen, ehrgeizigen Planen und rachsüchtigen Gedanken unterwühlten Boden der moskowitischen Zarenherrlichkeit geführt. Noch hält Boris mit gewaltiger Faust all diese gährenden Elemente nieder; aber schon wandelt Demetrius durch die Straßen Moskaus, schon ziehen die beleidigten Atamane der Kosacken in ihre Steppen und hinter ihnen auf den wilden Rennern sitzt Aufruhr und blutige Empörung. Wehe dir Boris! deiner Sünden Rache naht und der von dir ermordete Erbe Rußlands ist von den Todten auferstanden, ein furchtbares Werkzeug in der Hand des strafenden Gottes. Der polnische König fällt dem Prätendenten zu, die reiche schöne Magnatentochter Marina Mniszek wird seine Gattin, seine Scharen zerschmettern die Heere des Boris und dieser selbst stirbt, seiner Schuld erliegend. Demetrius zieht im Siegesjubel gen Moskau; aber die Liebe stürzt ihn ins Verderben; die Polin beherrscht ihn, das kränkt die Kosacken und in finsterer Nacht eröffnet ihm der Ataman Jesimow, des Demetrius treuester Paladin, daß er, Demetrius, der echte Erbe Rußlands nicht wäre, sondern daß er Jesimow's Neffe — vielleicht ein Bastard Zar Iwan's — das Werkzeug von Jesimow's Rache sei. Bisher kämpfte Demetrius im ehrlichen Wahne seines guten Rechts, dieses fürchterliche Geständniß vernichtet in ihm den sittlichen Menschen; denn vorwärts reißt es ihn mit entsetzlicher Gewalt glühenden Ehrgeizes, und indem er in die Brust Jesimow's, des einzigen Mitwissers im düstern Geheimniß, den tödtlichen Dolch gräbt, greift er, der nun auch sich selbst falsch wissende Demetrius, zur goldenen Zarenkrone; seine tragische Schuld hat er jetzt auf sich gewälzt. Dennoch gewinnt er den blutigen Thron, und wahrlich, er hat den guten Willen, durch seine Regententugend seine Regentensünde reinzuwaschen, wenn nur die eine große Schuld nicht neue Verbrechen nöthig machte, zu denen Marina, die stolze Polin, reizt und treibt. Da kommt vom Kloster St.-Nikolas die dumpfe Kunde, daß Iwan's dort unter dem Nonnennamen Marfa trauernde Witwe von keiner Rettung ihres durch Boris gemordeten Sohnes wissen will, und Demetrius beschließt ein letztes gefährliches Wagniß: Marfa soll, verleitet durch seine große Aehnlichkeit mit dem gemordeten Erben Rußlands, den falschen Demetrius selbst für den echten anerkennen; in feierlicher Versammlung aller Großen des Reichs und der Kirche empfängt er die Zarin und sie erkennt ihn nicht für ihren Sohn. Da erfaßt er den Arm der Kaiserin und seiner Beredtsamkeit, dem Zauber seiner Persönlichkeit gelingt es, ihr Herz zu rühren, schwebt doch auf ihren Lippen sein Todesurtheil und entdeckt sie doch in ihm ein edles Wollen. „Laßt ihn! Er ist mein Sohn!" ruft sie den Großen zu, da aber hält ihr der Patriarch das Crucifix entgegen und fodert vor Gottes Angesicht den Eid. Marfa schweigt und Demetrius ist gerichtet. Verlassen vom Volke, endet er sein Leben unter einem meuterischen Schusse und stirbt in Marina's Armen, deren verhängnißvolle Liebe gleichsam seine Wiege und sein Grab war.

Das Alles muß gewiß ein großartiges historisches Bild genannt werden, welches in gewaltigen Contouren einen erschütternden Act aus der blutigen Tragödie Rußlands vor Augen stellt. Bodenstedt hat mit großer Kraft und Plastik das eigenthümliche Wesen jener altmoskowitischen Zustände verlebendigt und in jeder einzelnen Persönlichkeit einen eigenartigen Typus derselben geschaffen; seine Charakteristik ist so markig, seine Schilderung so voll Leben, Treue und Anschaulichkeit, seine Situationen so packend, sein Dialog so glänzend und scharf, die Beleuchtung und Beschattung des ganzen Bildes fast durchgehends so künstlerisch berechnet und künstlerisch wirksam, daß er mit einem Schlage aufs lebendigste in das Gefühl, das Wesen und die Färbung jener Zeiten und ihres Geistes vertieft und mit gebieterischer genialer Macht den Leser und Zuschauer an sein Werk und in dessen Kreise festbannt. Wie baut sich so natürlich und organisch Scene auf Scene, wie kettet sich eine Entwickelung kräftig in die andere! Welche treffliche, ja meisterhafte Exposition! Und doch — wie sehr auch diese Dichtung an sich fesselt, wie energisch sie auch den einmal an sie gebundenen Geist in ihre Kreise zieht und nicht entläßt — erweckt sie ein die Seele erhebendes, ein warmes, ein menschliches Interesse? Nein! Denn wo ist in dieser eisigen Welt, außer etwa der Kaiserin Marfa, eine einzige Persönlichkeit, welcher sich das Gemüth aufrichtig dahingeben, an welcher es sich erbauen, rühren, aufrichten könnte? Findet sich nicht vielmehr überall eine Saat des Hasses, der Rache, des Verderbens, theils mit vollen Händen ausgestreut, theils in wogenden Halmen aufgeschossen, die alles menschlich Gute mit düsterm giftigen Kraute überwuchert und keiner Blume auch nur die

kleinste Knospe verstattet? Soll in dieser Tragödie der Egoismus sich richten — und er richtet sich in der That — so verlangt doch das Gemüth in dieser Erstarrung einer großartigen Welt von Eisgebirgen, die mit furchtbarem Krachen sich gegenseitig zertrümmern, ein grünes Fleckchen der Erquickung, einen warmen Sonnenstrahl, der verklärend über all diese Trümmer flammt und aus dem gewaltigen Sturze in die Tiefen schauerlicher Abgründe der Unmenschheit emporleuchtet in den heiligen Frieden schöner, heiterer Menschheit. Demetrius vernichtet zu bald und zu energisch, was etwa von diesem Sonnenlichte der Menschheit in ihm liegt, er erregt unsern Antheil als Träger eines gewaltigen Verhängnisses, als bedeutendes Geschöpf dieser Welt, dieser Verhältnisse, aber an sich selbst, menschlich erwärmt er uns nicht, umsoweniger, da auch aus der Sühnung seiner Schuld kein erhebendes Moment aufsteigt, keine auch nur allerentfernteste Versöhnung mit dieser Welt des Hasses. Der Umstand, daß er im Arm der Liebe, die an und für sich noch eine sehr zweifelhafte, angegiftete Liebe ist, verhaucht und sich darin beruhigt fühlt, ist kein wirksames, überzeugendes, eine solche Riesenwelt fürchterlicher Vernichtung und Leidenschaft zur Versöhnung abschließendes Motiv. Kurz man kann, man muß dieses in aller Art großartige Historienbild, für das übrigens der bekannte Schiller'sche Entwurf wol manche Anknüpfungspunkte bot, bewundern, allein man nimmt für das poetische Gemüth, für das sittliche Gefühl und für die reine menschliche Empfindung nichts Positives mit hinweg. Diese Tragödie hat gewiß eine Fülle von Geist, allein sie hat kein Herz, sie macht den Eindruck, als wäre sie eine meisterhafte Uebersetzung aus einer fremden, uns ganz fremden Literatur, der aber Das fehlt, was sich der Deutsche nun einmal nicht nehmen läßt und was zu ihm gehört wie die Wärme zum Feuer: das warme Gemüth.

4. Dornröschen. Märchen von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1856. 16. 10 Ngr.

Nur wie zufällig der dramatischen Form sich bedienend und zu seiner scenischen Darstellung jedenfalls musikalischer Composition bedürfend, um auf dem Meere der Töne wie eine Perle auf goldener Folie emporgehalten zu werden, schildert dies anmuthige Lied der Liebe Dornröschens, des verzauberten Königskindes, langen Schlummer und selige Befreiung aus diesem Wunderschlafe durch die Liebe, so zart, innig und duftig, daß es sich dem Besten an die Seite stellen darf, was in dieser Gattung geleistet worden. Der Componist hat hier ein reiches Feld, sein Talent zu entwickeln, und wir begrüßen in dieser eigenthümlichen Dichtung Genast's eine neue Art des Melodramas, welche in ihrer märchenduftigen und volksthümlichen Frische ganz geeignet ist, die heruntergekommene Gattung dieser musikalisch-dichterischen Form wieder zu Ehren zu bringen.

5. Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten von Julius von Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Das gleiche Lob läßt sich über diese hochpoetische Dichtung aussprechen, welche mit heiterm und liebenswürdigem Geiste in dunkle Waldespracht und sonnige Maienfrische versetzt und durch die Liebe eine alte Schuld anmuthig sühnt. Der innige Ton, in welchem diese liebliche Dichtung gehalten ist, dringt, wie er aus dem Herzen quillt, wieder ins Herz; das ist die Sphäre, in welcher Dichtung und Musik sich schwesterlich die Hand reichen und ihrem vereinten Wandeln ein künstlerisches Ganzes gelingt, welches keine von beiden einzeln hervorgebracht hätte. Möchte uns doch die liederreiche, gemüthsinnige deutsche Muse mehr solcher frischer Blumen spenden; es würde dadurch zugleich ein sehr segensvoller Einfluß auf die Oper ausgeübt werden, die nur dadurch wieder von dem bloßen Ohren-, Augen- und Sinnentaumel, also von dem entschieden entsittlichten und entsittlichenden Zustande, dem sie verfallen ist, auf ihre rechte Bedeutung zurückgeführt werden kann, daß sie den Klang des Herzens und der gesunden Naturpoesie wiederfindet.

6. Gesammelte dramatische Werke von Theodor Apel. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.

Apel ist mit Recht ein Liebling des deutschen Theaterpublicums geworden, und so werden seine gesammelten Dramen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine hochwillkommene Gabe sein. Die unstreitig werthvollste Spende des vorliegenden Bandes ist das Gemeingut und Lieblingsstück aller Bühnen: „Nähkäthchen." Und in der That, dies Schauspiel ist eine liebliche Dichtung, voll Anmuth, Feinheit und Grazie; nicht nur die überaus glücklich erdachte und mit liebenswürdiger Eleganz durchgeführte Persönlichkeit des Nähkäthchens, sondern auch sämmtliche übrige Gestalten sind von der frischesten Farbe und der ausgeprägtesten Individualität. Die Geheimräthin, Emilie, Malwine und die wohlthuende, erhebende Gestalt des alten Generals Mansfeld — wie greift das Alles kräftig zusammen und läßt Handlung und Dialog auch nicht einen Augenblick erlahmen! Man liest dieses Drama ebenso gern, als man es auf der Bühne sieht, und weiß nicht, was man mehr darin anerkennen soll, ob die Grazie der Behandlung oder den liebenswürdigen, menschlich reinen und sittlichen Geist, der sich leider so oft in neuern Producten vermissen läßt und welcher doch einzig und allein die gesunde und nachhaltige Wirkung eines künstlerischen Werks auf deutsche Gemüther verbürgt. Weniger fein, doch immerhin komisch genug ist das zweite Stück des vorliegenden Bandes: „Junge Männer und alte Weiber"; dafür ist aber die letzte Arbeit: „Der Hausarzt", wieder eine gar erfreuliche Schöpfung, die von ebenso heiterm Geiste als praktisch-moralischer Tendenz beseelt wird. Dr. Zerneck besucht seinen eben erst verheiratheten Freund, den er lange nicht gesehen hat und im Paradiese des glücklichsten Ehestandes wähnt, und findet ihn unter dem Pantoffel einer kleinen schönen Xanthippe. Sabinchen liebt zwar ihren Eheherrn von Herzen, aber sie liebt ihre Launen nicht minder. Doch Dr. Zerneck ist ein gescheiter Mann; er erfährt, daß sein Freund, als er seiner heftigen Ehegesponsin einen Dienst recht schnell erweisen wollte, sich ziemlich stark am Kopfe verwundet hat, und diesen Umstand benutzend, weiß er der Gemahlin begreiflich zu machen, daß des Gatten leidendes Aussehen daher komme und daß er ihm ein Mittel gegeben habe, welches, wenn er nicht mit der größten Sanftmuth vor jeglicher Erregung bewahrt würde, leicht einen Nervenschlag nach sich ziehen könnte. Das wirkt und Sabinchen wird die zärtlichste, sanfteste Frau. Später löst Dr. Zerneck das Geheimniß und ein zufriedenes Ehepaar dankt seiner Klugheit Glück und Segen. Ist das nicht artig? Apel ist reich an solchen liebenswürdigen Zügen und wir möchten ihn recht dringend bitten, auf dem Gebiete der Komödie ja recht ämsig zu sammeln und zu ernten.

7. Das Interim. Prologscene von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. Gr. 8. 9 Ngr.

Jeder Dramaturg wird die Ansichten, welche Jordan in seiner Prologscene ausspricht, gewiß gern unterschreiben, und obgleich dieselben nichts Neues verkünden, sondern nur Das, was lange genug schon von den besten am Schicksale der deutschen Bühne theilnehmenden Geistern gefodert wird, so bekunden sie doch eine so liebenswürdige Wärme für die Sache, welcher sie dienen, daß man sich das längst Bekannte von ihnen willig noch ein mal sagen läßt. Im Ganzen aber ist doch dies Vorspiel nicht bedeutend genug und, wie der Verfasser selbst eingesteht, viel zu flüchtig hingeworfen, um den Abdruck für weitere als die local frankfurter Kreise zu rechtfertigen.

8. Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. 16. 26 Ngr.

Die deutsche Literatur hat aus der Gattung des Lustspiels so wenig eigentlich poetische Dramen, daß wir geneigt sind, eine Ar

heit wie Jordan's „Liebesleugner" von vornherein mit günstigem Auge anzusehen, und Jordan rechtfertigt durch seine „Liebesleugner" dies freundliche Vorurtheil. Zwar ist seine Komödie nur eine Variation auf das Moreto'sche „El desden con el desden", aber diese Variation ist durch feinen Geist und gewinnende Frische ausgezeichnet und darf eine gewisse Originalität für sich in Anspruch nehmen, weil sie den Stoff eigenthümlich behandelt und recht grunddeutsch dabei zuwerke geht. Es sind keine allzu heftigen Leidenschaften, keine großen erschütternden und weitgreifenden Ideen und Thaten in dieser Dichtung; allein das für reine und poetische Menschlichkeit und Natur gestimmte Gemüth erbaut sich an der lyrischen Wärme und der schönen Empfindung, welche in den „Liebesleugnern" sich überall anmuthig geltend macht, und der geistvolle Dialog, sowie die meist wohltönenden Verse sind ganz geeignet, die sonstigen Vorzüge dieses liebenswürdigen Dramas noch zu heben und in die rechte Beleuchtung zu stellen. In unsern Tagen, wo die bis zur äußersten Gemeinheit herabgesunkene Posse und das affectirte Flitterwesen der französischen Lorettenstücke die deutsche Bühne beherrschen, sind Versuche wie der vorliegende, der idealen Komödie ihr Recht zu verschaffen und an die Stelle der Zote und Grimasse das heitere Spiel des Witzes und der Laune zu stellen, nicht dankbar genug aufzunehmen und sollten von denjenigen Bühnenleitern, die noch einigen Sinn für die edlere Bedeutung der Bühne haben, mit Freuden über die Breter geführt werden. Das Publicum macht sich seinen Geschmack keineswegs selbst, sondern er wird ihm mehr oder weniger anerzogen und angewöhnt: wie borstig es auch im Anfange sich sträuben mag, einer consequenten, von reinem Geiste geleiteten Erziehungsmethode fügt es sich bald und dankt später dem Erzieher die gute Meinung von Herzen. Der Verfasser dieser Kritiken hat im kleinen Kreise diese Erfahrung praktisch gemacht, wie viel mehr könnten die reichdotirten Bühnen unserer großen Hoftheater den Dank eines veredelten Publicums verdienen, wenn sie für immer alles Triviale und Fremde von ihren Bretern verbannten.

9. **Bürger und Junker. Altbürgerliches Charakterbild in vier Acten von M. E. Schleich. München, Finsterlin. 1855. 16. 12 Ngr.**

Soll unsere Komödie endlich sich von der entsittlichenden Posse der berliner Straßentheater und der wiener Kunstställe losmachen, so ist kein Mittel praktischer, als die Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben herauszugraben und dem Volke den Spiegel vorzuhalten; doch müssen die gewählten volksthümlichen Verhältnisse, sofern sie nicht der Gegenwart entnommen sind, eben noch rege Beziehung zur Gegenwart haben, damit sie überall kräftiges Verständniß finden und mit dem warmen Herzen aufgenommen werden können. So nur vermag unser Lustspiel wieder populär zu werden und die Aftermuse zu verdrängen. Schleich hat dieser Tendenz mit seinem Charakterbilde „Bürger und Junker" einen sehr wesentlichen Dienst geleistet: wie frisch, gesund und lebendig treten seine Persönlichkeiten, welche sämmtlich Typen einer noch aufs innigste in unsere Verhältnisse hineingreifenden Zeit darstellen, inmitten der muntern, harmlosen und äußerst drolligen Handlung auf! Dieses strumpfwirkerliche Ehepaar, der pfälzische Kammerjunker, welchen ein Tritt seines Allergnädigsten beglücken würde, dafern Serenissimus durch denselben in heitere Stimmung kämen, Salzwedel, der Neuigkeitssammler à tout prix, Graf Senau, Hoftheaterintendant par l'ordre de mufti, Frau Gansbäckin, die Pfaffenfreundin, das Freifräulein von Rinecker, die adelige Jungfer par excellence, Marhand, der von seiner erhabenen Kunst ganz aufgeblähte Balletmeister, der ehrliche Förster Prunner, Kaspar und Kreszenz, Musterexemplare ehrlicher Haussklaven — wie arbeiten alle diese mannichfachen, überaus ergötzlichen Gestalten voll dramatischer Lebendigkeit ineinander, und welch erquicklicher, gemüthlich-süddeutscher Ton liegt wie ein warmer Sonnenschein über der heitern und unterhaltenden Komödie. Zuweilen freilich hätte der Autor aus seinen glücklichen Situationen noch mehr komische Kraft entwickeln können, er hat ab und zu seine eigenen Schätze nicht recht erkannt und benutzt; aber dafür ist wieder dies Stückchen ganz frei von jeder Absichtlichkeit und Gesuchtheit, von jedem Knalleffecte der berliner und wiener Possenseifensieder. Diese allerliebste Komödie spielt sich wie von selbst und liefert zugleich den Schauspielern die dankbarsten Aufgaben. Unsere deutschen volksthümlichen Zustände bieten in ihrer Mannichfaltigkeit, Besonderheit, menschlichen Eigenthümlichkeit und Gemüthsinnigkeit so reichen Stoff für den Lustspieldichter, daß es wahrlich nicht schwer wäre, aus dieser Fundgrube mit einigem Geschicke und gutem Willen eine volksthümliche specifisch deutsche Komödie zu erschaffen, wie sie uns so noththut und wie sie von den nachhaltigsten, sonderlich auch sittlichen segensvollen Einflüssen auf unsere Bühne sein würde. Schleich hat durch das vorliegende Stückchen bewiesen, wie entschiedene Begabung er für diese volksthümliche Komödie hat, und wir würden es als einen entschiedenen Gewinn für Bühne und Literatur betrachten, wenn er sich zu einem förmlichen Cyklus komisch-dramatischer Charakterbilder aus vaterländischen Zuständen entschließen wollte. Durch den Possenschwindel hat unser Theaterpublicum, ja unser Volk die Liebe zu und die Achtung vor sich selbst verloren, indem es sich die Caricaturen und Lasterbälge der modernen Posse als seines Gleichen auflügen läßt. Dieses entsittlichende Lügenspiel muß die volksthümliche Komödie entlarven und, indem sie dem deutschen Volke dessen wahre volksthümliche Vertreter heiter und poetisch vor Augen führt, eine gesunde Reaction erzeugen gegen den berliner und wiener Possentaumel, dem schon jetzt der Katzenjammer zu folgen beginnt. Das Volk sich selbst wieder zurückzugeben in Achtung und Liebe seiner selbst, das ist die kühne Aufgabe der volksthümlichen Komödie, und es ist hohe Zeit, daß sie ihr großes Werk beginne.

10. **Johann Huß. Historisches Trauerspiel von Karl Ernst. Berlin, Schröder. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.**

Wir begrüßen die vorliegende Dichtung mit aufrichtiger Theilnahme, weil aus ihr die freudige Zuversicht auf Deutschlands einstige Auferstehung leuchtet, des Deutschland, dem die gesammte Culturwelt die Erneuerung des Menschenthums und die Erlösung des Geistes durch die Reformation verdankt. Diesen frischen, kräftigen, kerngesunden protestantischen Geist in seinen ersten thatsächlich energischen Manifestationen dramatisch zu verherrlichen und dem leidenschaftlichen Ringen des gegenwärtigen Deutschland jene ersten blutgetränkten Kämpfe der Geistesfreiheit, die dem gewaltigen siegenden Drama der Reformation vorausgingen, als Bilder des Trostes und der Ermuthigung vorzulegen, ist die Intention unsers Dichters und er hat die Lösung dieser Aufgabe mit warmer poetischer Begeisterung herzhaft angestrebt. Gelungen ist sie ihm freilich nicht, am allerwenigsten dramatisch: die Reflexion, die allen derartigen Vorwürfen als sehr schwer zu überwindendes Impediment im Wege liegt, hemmt die charakterielle Ausbildung, sonderlich des Helden, und greift oft so unzeitig und übelangebracht in die Räder der Handlung, daß das Drama wie in Hemmschuhen mühsam weiterschleift und die Versündigung gegen das dramatische Gesetz zugleich auch gegen das mannichfach Schöne und Treffliche, was sich im Stücke findet, verstimmt. Ueberhaupt ist diesem Huß eine zu tendenziöse Subjectivität vorzuwerfen. Nach Art noch nicht innerlich abgeklärter und an ein edles Maß gewöhnter Geister hat der Dichter das Ausmalen des Crassen und Verzerrten, ja des Unmenschlichen mit wahrhafter Leidenschaft betrieben und darüber vergessen, daß zu viel Schatten den Glauben an das Licht beeinträchtigt und dessen naturgemäße Wirkung wesentlich stört. Der Held des Stücks selbst — und das muß abermals eine Sünde der offenbaren Jugendlichkeit und Anfängerschaft des Autors genannt werden — ist vom Kopfe bis zur

Sohle Tugend — wo bleibt da, lieber Poet, die tragische Schuld? So ein bloßes geduldiges Opferlamm, das so gar keinen Zoll an den Mephisto im Menschen zahlt, wirkt nun einmal nimmermehr dramatisch und sein Fall kommt einem Justizmorde gleich: es fehlt die höhere göttliche Gerechtigkeit, es fehlt die versöhnende Tragik. Doch soviel Mängel diese Ausstellungen aufdecken und soviel Schwächen die Beschränktheit des Raums unerörtert zu lassen gebietet, in dieser Dichtung liegen Keime einer schönen Zukunft, wir stehen in ihr auf einer Aue voll reicher Triebkraft und gesunder Bodenmischung. Dieser Poet hat Fülle, er kann verlieren, ohne schwach zu werden, ja das geistige Blutopfer, das das Leben wie die Kunst verlangt, wird ihn nur stärker machen. Wage er es denn, mit frischer Kraft durchzubrechen durch die Schranke unkünstlerischer Subjectivität in das nimmer aussterbende Reich objectiver Gestaltungen, und emancipire er sich von dem engen confessionellen Standpunkte, der ihm noch etwas gewohnheitsmäßig anzuhaften scheint, so schön und plausibel auch die Worte klingen:

Und jeder Gang zu unserem Altare
Ist gegen Rom ein schweigender Protest!

Wir schließen, indem wir das prophetische Schlußwort seiner begeisterungswarmen und poetisch frischen deutschen Dichtung auch auf unsere Tage anwenden:

Die Wahrheit siegt, und nach mir kommt ein Größ'rer!

11. Tristan und Isolde. Eine Tragödie in Arabesken von Friedrich Röber. Elberfeld, Bädeker. 1854. 16. 22½ Ngr.

Eine Tragödie in Arabesken! Was ein Theil unserer modernen Dramatiker noch Alles für seltsame und abenteuerliche Titulaturen auf ihre Dichtungen setzen wird, weiß der Himmel! Da haben wir romantische und romantisch-phantastische, politische und sociale, metaphysische und lyrische, christliche und Mosaische Dramen u. dgl. m., es fehlen nur neue Haupt- und Staatsactionen; eine Tragödie in Arabesken haben wir vor uns. Und wozu dieser Aushängeschildluxus? Lieber Gott! das Publicum von heute liest Dramen kaum mehr, und da nun von dem jungen deutschen Dramenzuwuchs im Verhältniß zur Masse der Production gar wenig aufgeführt wird und aufgeführt werden kann, so wollen die Herren Autoren die von der Bühne ausgeschlossenen Stücke durch irgendein frappantes Epitheton aus der Unmasse gedruckter und nicht aufgeführter Opera hervorheben und dem Publicum zu ausnahmsweiser Lectüre empfehlen. Nun, man kann diesen Hocuspocus in Anbetracht der schweren Zeiten am Ende entschuldigen, wenn die betreffende Titulatur erst hintennach einem Drama aufgeheftet ist und dann sozusagen wie die Faust aufs Auge paßt; wenn aber gleich beim Beginne der Arbeit mit entschiedener Rücksicht auf die zu ertheilende Speculationsfirma zuwerke gegangen und somit die Dichtung mit dieser identisch ist, dann wird aus der spaßhaften Mystification, aus dem lustigen, blos die Außenseite tangirenden poetischen Pagenstreiche ein Verbrechen gegen den Geist der Dichtung, und wir haben es im vorliegenden Falle mit einem solchen zu thun. Ein jeder der fünf Acte zerfällt in zwei Theile, in ein sogenanntes Vorspiel und in das eigentliche Stück, und damit die innere Spielerei auch äußerlich recht zur Anschauung komme, sind die fünf Vorspiele durch ausgezeichneten Druck hervorgehoben. Schöne, anmuthig dahinwallende Verse von klangreichem Tonfalle, überaus zarte und liebenswürdige Wendungen, eine wirklich geistreiche Reproduction des in der altdeutschen Erzählung herrschenden romantischen Tons und das Alles eingekleidet in blühende, duftige Posie — dies Alles wollen wir der Dichtung nicht absprechen, aber damit macht man kein Drama. Was helfen zierliche Floskeln und klingende Reime und Liebesseufzer und sentimentale Romantik! Oder bezweckte Röber unter die Modedichter zu gehen? Hat er vielleicht gehofft, durch die schwachen, sehr schwachen Spuren einiger Ironie, durch einen äußerst luftigen Anhauch von Humor, den wir hier und da herauszufühlen meinen, sich künstlerisch gleichsam zu salviren, dann hätte er kräftiger verfahren und entschiedener mit seinem Humore auftreten müssen; wie die Sache liegt, kann er sich selbst nicht einmal mit der Tendenz einer Satire herausbeißen. Und dann: wir hören heutzutage kaum noch geduldig zu, wenn man uns Wundermärchen erzählt, sie haben fast nur noch ein antiquarisches Interesse für uns, weil uns der kindliche Märchenglaube eben fehlt; wie soll man es ertragen, ein Wundermärchen dramatisch handeln zu sehen? Das blos Zufällige, geistig durchaus Unvermittelte, rein Willkürliche und keinem ethischen Gesetze Verantwortliche verträgt sich nun einmal nicht mit dem von innen heraus sich motivirenden menschlich selbständigen, sittlichen Geiste, mit der höhern göttlichen Würde und Wahrheit der Tragödie und des ernsten Dramas, und jedes Hineinzerren des letztern in die dunstigen Nebel des Willkürlichen bedingt einen Frevel gegen den heiligen Geist der Kunst. Möge Röber so unverantwortliche Spielereien, als er sich in der vorliegenden Dichtung mit der dramatischen Muse erlaubt hat, für die Folge Denen überlassen, deren geistige und dichterische Armuth des Kokettirens mit der Tagesmode bedarf; sein schönes und kräftiges Talent braucht solche Schönpflästerchen und Schminkbüchsen nicht.

12. Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von J. R. Preyer. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 16 Ngr.

Der Verfasser dieses Dramas verlangt in seiner Vorrede, daß die Kritik seinem Werke gegenüber nur nach dem „allgemeinen Gesetze des menschlich Schönen und Wahren" urtheile und „seine ästhetische Berechtigung nur von dem Gesichtspunkte der geistigen Handlung oder des innern Seelenlebens" bespreche. Aber Preyer nennt ja doch seine Arbeit selbst ein Drama, und es kann etwas menschlich, wahr und schön sein, es kann eine geistige Handlung sehr geistig sein, und dennoch ist damit allein ein Drama noch lange nicht ins Leben gerufen. Denn das Drama verlangt Conflicte, die zwar innern, d. h. höhern geistigen Motiven entspringen, sich aber thatsächlich verlebendigen und concret versinnlichen. Solche Conflicte nun kommen in dieser Dichtung nicht zur Erscheinung, sie ist vielmehr, wie der Autor selbst richtig durchgefühlt hat, nur inneres Seelenleben und deshalb kein Drama. Denn daß zwei junge innig befreundete Maler ein junges Mädchen umwerben, daß, wie das auch im gewöhnlichen Leben sich zu ereignen pflegt, durch diesen Umstand ihre Freundschaft einen argen Stoß bekommt, daß beide vom Vater der Angebeteten den Auftrag erhalten, ein Gemälde zu liefern, und daß Der die Braut heimführen soll, dessen Kunstwerk das gelungenste ist, daß nun der von der schweigsamen Signora nicht Geliebte den Preis erhält, aber zu Gunsten des in puncto amoris begünstigten Freundes, unterstützt durch das plötzliche Erscheinen einer Jugendgeliebten, seinem Rechte entsagt und Alles glücklich macht, das kann durch die Kunst lebendiger Gestaltung wol ein Drama werden, ist es aber an sich noch nicht. Und unser Autor hat wahrlich wenig gethan, um es aus dieser subjectiven Isolirtheit herauszureißen. Denn es wird immer nur erzählt, philosophirt, phantasirt, gejammert; zu einiger Sinnlichkeit im künstlerischen Begriffe des Worts kommt es dabei nicht und die Persönlichkeiten sehen sich einander so ähnlich, daß eine große Eintönigkeit die ganze Arbeit beherrscht. Aber auch die sogenannte innere Handlung krankt. Und kann man an dem Helden der Dichtung, der doch wol Canova sein soll, einen recht eigentlichen Antheil nehmen? Daß das Mädchen ihn nicht liebt, sieht er, daß er es nicht noch früher merkt, gereicht seinem Takte nicht eben zur Ehre; ist es da ein so großes Opfer, daß er einem Weibe, das ihm nun einmal nicht hold ist, endlich zu Gunsten des Freundes, den sie liebt, entsagt?

13. **Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im Jahre 1790. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten, mit einem Vorspiel von Friedrich Paschalis. Leipzig, Fernau. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.**

Ein politisches Tendenzstück Zug für Zug! Jeder Seite ist die entschiedene Absicht aufgedrückt, in den lütticher Aufstandsscenen die Ereignisse unserer achtundvierziger Zustände zu verlebendigen und dramatisch zu recapituliren, und zwar so detaillirt, daß man selbst bei aller wohlbegründeten Feindschaft gegen die Persönlichkeitskrämerei versucht ist, den lütticher Personenzettel mit einem königlich preußischen zu vertauschen. Soweit es sich darum handelt, der Gegenwart zu Nutz und Frommen einen dramatischen Spiegel im Rahmen der Vergangenheit vorzuhalten, ist dagegen künstlerischerseits gewiß nichts einzuwenden, vielmehr die volle ästhetische und dramatische Berechtigung einer solchen Intention anzuerkennen; wenn aber das Kunstziel von dem politischen Zwecke ins Schlepptau genommen wird, wenn dasselbe vom Hauptzwecke zum Nebenzwecke, vom Beherrscher zum Beherrschten, zum bloßen Gefäße und Instrumente herabgedrückt wird, dann gehört ein solches Verfahren dem Kunstgebiete nicht mehr an und ist ein aus irgendwelcher Laune in dramatisirter Gestalt auftretender maskirter Zeitungsartikel. Der Autor des vorliegenden Werks hat sich eine solche Mummerei erlaubt und ist dabei denn auch Vater einer so gründlichen Misgeburt geworden, als sie nur jemals die specifisch politische Tendenzposie ins Leben gesetzt hat. Und es ist um den Dichter Paschalis wahrlich schade genug, denn kaum jemals ist uns ein so durch und durch verunglücktes Opus, eine so totale dramatische Ungereimtheit und Gedunsenheit vorgekommen, die trotzdem in ihren Einzelheiten eine solche Fülle echt dramatischen Talents aufwiese, als dieser „Hardy". Da stößt man auf Volksscenen voll kräftigster, lebendigster, frischfarbigster Charakteristik, und dann folgt wieder die langweiligste Klopffechterei und Salbaderei; da treten Persönlichkeiten auf, die so plastisch, so tief und wahr gezeichnet sind, daß man frappirt und gefesselt wird, und gleich huschen wahre Schatten- und Nebelfiguren, wie unter andern der Held des Stücks, hinterher. Da gibt es Scenen voll gesunden Effects und ungesuchter, echt dramatischer Wirkung, und doch wieder ein Zerren und Schleppen, ein Füttern und auf den Leisten Spannen der Vorgänge, daß man zum Gähnen gezwungen ist. Auch das politische Raisonnement, welches die ganze Dichtung unter Wasser setzt, weist dieselbe Ungleichartigkeit auf; denn neben in der That bedeutenden, tiefen und selbst geistreichen Aussprüchen brüstet sich eine Masse des unreifsten, schülerhaftesten Geschwätzes und eine Legion von Phrasen und längst verbrauchten Declamationen. Kurz, wir haben ein Stück Sandwüste vor Augen, aber durchwachsen von lauter kleinen saftigen und üppigen Oasen. Da sieht man deutlich, wie die verlassene Muse an ihren treulosen Jüngern gerächt wird und wie der ihr aufgezwungene fremde Zweck ihre grünen Auen mit fahlem und sterilem Sande überschüttet. Es ist ein sehr sprechendes Zeugniß für das bedeutende Talent unsers Dichters, daß es in der falschen unkünstlerischen Richtung nicht eben ganz verdorrte, sondern immer noch frische Stellen bietet, die dem Sande nicht das Feld räumten. Paschalis hat Shakspeare mit Eifer und Glück studirt und ist auch da, wo er einzelne Scenen in Shakspeare'scher Manier gedichtet hat, dennoch originell geblieben; warum hat er von dem größten Genius aller Zeiten nicht auch den freien, selbständigen, sich selbst bezweckenden Dichtergang zu erlernen sich befleißigt? Wir wollen hoffen, daß unser Autor mit diesem „Hardy" die tendenziösen Gelüste sich für immer von der Seele geschrieben hat und daß das vorliegende Opus eine Ablagerung alles Dessen ist, was Unkünstlerisches in seiner Brust sich annoch befand.

19.

Zur Culturgeschichte Hamburgs im 17. Jahrhundert.

Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—85. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1856. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

In dem vorliegenden Buche, dessen Inhalt der ungenannte Herausgeber aus Familienpapieren zusammengestellt hat, erhalten wir ein interessantes Stück reichsstädtischen Familienlebens aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Ein ausgezeichneter hamburger Bürgermeister, dessen Biographie vorausgeschickt ist, schreibt an seinen in Lissabon etablirten Sohn väterliche Briefe über Familiengeschichten, Stadtbegebenheiten, Handel, Weltereignisse, erzählend, gemüthlich sich ergehend, ermahnend; es ist nichts einigermaßen den Sohn Angehendes aus jener Zeit, was der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des Briefschreibers entgehen könnte. Trotz der überhäuften Amtsgeschäfte läßt der Vater keine Post- und Schiffsgelegenheit vorübergehen, ohne dem geliebten Sohne Nachricht von der Familie und Vaterstadt zu senden; mit den unbedeutendsten Vorfällen wird der Sohn bekannt gemacht, der Vater unterhält sich mit ihm, als sei er gegenwärtig, der Sohn lebt ununterbrochen mit der Familie fort, es ist ein schönes Familienleben, was sich vor uns aufrollt. Höchst erquicklich ist der fromme Ton, der uns auf jeder Seite entgegenklingt; wie in dem ungewohnten Klima, unter den Menschen eines andern Glaubens sich der Sohn verhalten müsse, darüber gibt der Briefschreiber die vortrefflichsten Rathschläge; wenn den Sohn eine Unpäßlichkeit befällt, sendet er im Auftrage der Mutter die erprobtesten Medicamente; aber immer wieder empfiehlt er ihn vor allem der Obhut des schirmenden Gottes. Die schönen Sitten unserer Vorfahren im häuslichen Kreise werden mehrfach in ein helles Licht gesetzt; an den Festtagen kommt die ganze Familie zusammen, und wenn viel Essen übrig geblieben ist, wird auch auf den zweiten Festtag das Zusammensein ausgedehnt. Die Tochter des Bürgermeisters von Hamburg besucht selbst die Bleiche, sie hat ihr Mittagsbrot mitgebracht und theilt es mit der Geliebten des entfernten Bruders. Die Confessionen stehen sich noch schroff gegenüber. Als des Schreibers Schwiegersohn vor zwölf Jahren in Lissabon war, meinte er, als er der Mönche ansichtig wurde, daß es Teufel wären, und begoß sie von oben herab mit Wasser, „aber darüber hätte er bald Händel gekriegt". Der Sohn hat bei der Umhertragung des Venerabile vor sich ein Gebet gethan; das war Recht, „der gütige Gott wird das wol erhöret und ihm die Sünde des Ansehens vergeben haben". Ueber die wachsende Ueppigkeit klagt schon der Bürgermeister; ein junger Kaufmann in Hamburg hat sich ein Kleid machen lassen, das ihm 1000 Mark soll gekostet haben. Züge echter Vaterlandsliebe finden sich oft; der Briefschreiber ist unermüdlich thätig für die Vaterstadt, mehre Tage hintereinander von früh bis spät leitet er die Rathsverhandlungen. Daher erfüllt ihn auch mit tiefstem Schmerze das Unglück der großen Feuersbrunst, welche am 23. Juni 1684 einen so großen Theil von Hamburg verheerte und wie sie seiner Angabe nach seit Gründung der Stadt nicht vorgekommen war; denn 240 Häuser waren abgebrannt. In seinem frommen Sinn bezeichnet er die Feuersbrust als „eine Strafruthe des erzürnten Gottes wegen der herrschenden Sünde und verfluchten Ueppigkeit sowol bei großen als geringen Personen". Vor allem aber bekümmert es ihn, daß der allgemeine Rechtszustand in Deutschland noch so darniederliegt, daß gegen das schwache Hamburg die benachbarten Fürsten sich Alles glauben erlauben zu dürfen. So bedrohte längere Zeit in den drohenden Kriegsnöthen der König von Dänemark die neutrale Stadt und es bedurfte mehrer Deputationen, das Unheil abzuwenden. Noch schlimmer verfährt der westliche Nachbar. Die erbgesessene Bürgerschaft hat den Bürgermeister Meurer abgesetzt und arretirt, ihn Urfehde schwören lassen,

daß er wegen des Arrests weder wider die Stadt noch einige Einwohner etwas vornehmen sollte, und darauf auf Caution freigelassen. Aber da er bei dem Hofe von Celle gut angeschrieben war, so ließ auf die Nachricht von der Festsetzung der Herzog sofort den Befehl ergehen, die hamburgischen Unterthanen und Güter jenseit der Elbe anzuhalten; ja nach Hamburg von Süddeutschland adressirte Sendungen wurden mit Beschlag belegt. Vergebens versuchte der Kurfürst von Brandenburg, an den sich die Stadt wendete, durch seinen Gesandten Canitz den Herzog auf andere Gedanken zu bringen; die Unterhandlungen zogen sich lange fort, bis endlich, der Neckerei müde, der Herzog gelindere Saiten aufzog. Im Jahre 1685 wagten es mehre Offiziere, dicht vor den Thoren Hamburgs den Kaufmann Schnitker, als derselbe von seinem Landgut mit seiner Frau zurückkehrte, zu überfallen und mit sich fortzuschleppen; ein Zuschauer aber machte Lärm in der Stadt, den Räubern wurde nachgesetzt, sie größtentheils gefangen genommen, Schnitker im Triumph nach Hamburg zurückgeführt und darauf mehre Verhaftungen vorgenommen. Bei dem Verhöre stellte sich heraus, daß das Unternehmen ausgegangen war von dem kaiserlichen Residenten Rondeck, dessen Wohnung durch Militär vor der Volkswuth geschützt werden mußte; die vornehmen Räuber wurden hingerichtet. Auf die Welthändel hat der Briefsteller wohl Acht. Die Uebergriffe Ludwig's XIV. gegen Holland lassen ihn böse Folgen für den Handel befürchten. Besonders interessirt ihn ein viel besprochener Vorfall in London, die Ermordung Thomas Thynne's durch die Helfershelfer des bekannten Abenteurers Grafen Karl Johann von Königsmark 1682, wovon er seinem Sohne um so genauern Bericht erstattet, als Königsmark während seines frühern Aufenthalts in Hamburg der Familie bekannt geworden war. Ist somit dies Buch auch für die allgemeine Geschichte nicht unwichtig, so hat es doch seinen besondern Werth für die Geschichte der Cultur und der Stadt Hamburg. Die Bewohner der Hansestadt werden mit Vergnügen manche noch jetzt blühende Familie, wie die Bartels, Sillem u. a., schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts bei sich finden; durch ein sehr genaues Namenregister hat der Herausgeber die Mühe des Aufsuchens erleichtert. 9.

Neuere französische Lyrik und Novellistik.

Das vorige Jahr war auch in Frankreich auf dem Gebiete der Lyrik durchaus nicht unfruchtbar. So berichtete die „Revue de Paris" vor einiger Zeit summarisch über folgende poetische Erscheinungen aus dem Jahre 1855: „Poëmes", von L. Ménard; „Paroles sans musique", von E. Prarond; „Le fablier des fleurs", vom Grafen Anatole de Montesquiou; „Fontainebleau" (eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen von verschiedenen Verfassern, worin landschaftliche, sagenhafte oder historische, mit dem Walde von Fontainebleau in Beziehung stehende Gegenstände gefeiert werden); „Le miroir", Fabeln von F. Longuerand; „Amour et philosophie", von Frau Claire Brune; „Les chansons lointaines", von J. Olivier in Lausanne; „Chants de haine" von Henri Lefort; „Les croyances" von Jules Marchesseau. Hierunter scheinen die erstgenannte und die beiden letztgenannten Sammlungen den meisten Anspruch auf Beachtung zu haben, wiewol auch die Dichtungen, aus denen des Grafen Montesquiou „Fablier des fleurs" besteht, als höchst reizend, als „enivrants comme les poëmes de Saadi" geschildert werden. L. Ménard bewegt sich in seinen „Poëmes", wie es scheint, hauptsächlich auf mythischem und mythologischem Gebiete, wie sich aus den Gedichttiteln „Prométhée", „Pygmalion", „Le songe d'Endymion", „Empédocle", „Euphorion" u. s. w. schließen läßt. Das letztere Gedicht soll das Hauptstück der Sammlung sein, „digne des visions d'Edgar Quinet". Seltsam klingt die Versicherung des Verfassers in der Vorrede, daß er in diesem Bande seiner Jugend ein Cenotaphium errichte, daß er sich von der Oeffentlichkeit und der Literatur zurückziehe und in seiner Zurückgezogenheit nicht einmal erfahren werde, ob seine Gedichte Beifall finden werden oder nicht, und daß, wenn die Kritik wider sein Erwarten sein Buch beachten sollte, sie es mit bestem Recht als ein nachgelassenes Werk betrachten dürfe. Die Tendenz der Gedichte von J. Marchesseau erklärt sich schon durch ihren Titel. Hier eine kleine Probe, der man energischen Ausdruck nicht wird absprechen können:

> O Dieu, tu m'as fait homme, eh bien, fais-moi ruine:
> Que mon aspect pour tous soit un objet d'effroi!
> Que le chagrin me ronge et le remords me mine!
> Sur le fumier de Job, tout perclus, étends moi:
> J'accepte ses haillons, j'accepte sa vermine...,
> Mais laisse dans mon âme un rayon de sa foi!

Die „Chants de haine" von Henri Lefort, früherm Mitarbeiter an „L'Avenir", sind Satiren voll Kraft und Frische. Ihren Titel commentirt die „Revue de Paris" mit folgenden Worten: „Ja wir müssen hassen, in unserer Zeit ist das die einzige Form zu lieben. Was wäre, etwa die Ideen ausgenommen, heutzutage noch der Liebe würdig? Niemand steht so rein da, um unsere Bewunderung zu verdienen, Niemand ist so groß, um von uns im Staube gepriesen zu werden, Niemand so weise, um von uns gehört zu werden. Also laßt uns hassen, uns durch den Haß reinigen. Menschen existiren für uns nicht mehr, nur noch Leidenschaften und Träume. Lieben wir die Träume, die närrischen und ewigen Illusionen, die bleichen Nebel, welche die Väter der Stürme sind! Hassen wir die Leidenschaften, die uns tödten, die schlimmen Antriebe, die uns zu glänzenden Realitäten hindrängen, die Gelüste und Bedürfnisse nach Dem, was entwürdigt und dumm und stumpf macht, hassen wir die gemeinen Begierden."

In demselben von L. Laurent-Pichat verfaßten Artikel der „Revue de Paris" werden noch einige andere Erscheinungen besprochen: die „Traductions en vers latins" von E. Beaufrère, deren zweites Heft die lateinische Uebersetzung von Lamartine's „Sappho" und mehrer Fabeln Lafontaine's enthält, die „Contes du nouveau palais de cristal" von Frau Anaïs Ségalas, die als ebenso anziehend wie instructiv empfohlen werden; das „Théâtre en l'air" von Albert Leroy, welches unter Anderm die französische Bearbeitung eines Lustspiels von dem bisher in Frankreich sehr wenig bekannt gewesenen Dänen Holberg unter dem Titel „Le paysan en gage" enthält; „Les paysanneries" von dem pseudonymen Honoré Sclafer, einfache Dorfnovellen, und „Les esprits malades" von Aurelien Scholl, der schon früher in seinen „Lettres à mon domestique" Proben von Talent und Beobachtungsgabe gegeben hat, während es ihm durchweg an Geschmack und richtigem Gefühl mangelt. Das Ungeheuerliche, Barocke und Unwahrscheinliche zieht ihn am meisten an, und E. Sue, L. Gozlan, Edgar Poe und Theodor Amadeus Hoffmann scheinen die Muster gewesen zu sein, nach denen er sich gebildet hat.

H. M.

Notizen.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische.

Die Franzosen haben einen besondern Geschmack an unserer phantastischen Spukliteratur gefunden und, nachdem sie Hoffmann ziemlich ausgebeutet, jetzt eine für sie neue Entdeckung und Erwerbung an Achim von Arnim gemacht, dessen drei Novellen: „Die schöne Isabelle von Aegypten", „Maria Melück-Blainville" und „Die Majoratserben", unter dem Titel „Contes bizarres" von dem jüngern Gautier ins Französische übersetzt worden sind. Gautier, der Vater, schrieb dazu eine Vorrede, welche den Verdiensten Achim von Arnim's gewidmet ist und als in hohem Grade geistreich gerühmt wird. Felix Mornand bemerkt in der „Illustration": „In einer Zeit, wo

uns Armuth an eigenem Fonds dazu bringt, umfassende und sicherlich nicht nutzlose Anleihen bei ausländischen Literaturen zu machen, werden Achim von Arnim's «Contes bizarres» als große Curiosität ihren Platz neben den Erzählungen Edgar Poe's einnehmen; denn Beide sind gleich außergewöhnlich, obschon sie sonst so verschiedene Geister sind als immer nur möglich." Früher hatte schon Heinrich Heine durch ein Capitel in seinem Buche „De l'Allemagne", worin er Arnim den „roi du fantastique" nannte, die Aufmerksamkeit auf den Verfasser der „Kronenwächter" geleitet. Noch mehr dürfte jedoch ein früherer Artikel von Henri Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes" über Arnim dazu beigetragen haben, dem deutschen Dichter die Theilnahme der Franzosen zuzuwenden. Henri Blaze bemerkte darin unter Anderm, daß die Schriftstellerei für Arnim niemals eine Carrière, ein Erwerbszweig gewesen, daß sie ihm nur dazu gedient habe, seine dichterischen Fähigkeiten in Ausübung zu bringen. Selbst unter den Romantikern habe er eine abgesonderte Stellung eingenommen und sei von ihnen nur unter Vorbehalten als einer der Ihrigen angesehen werden. Der Name Arnim's, was man davon auch denken möge, dürfe nicht in Vergessenheit gerathen. „Was mich betrifft", fuhr Blaze fort, „so ist es sein tiefmenschlicher Charakter, der mich bestimmt, ihn zu lieben. Selbst in seinen bizarrsten Phantasien und närrischsten Ausgeburten wird man Spuren eines edeln Herzens finden, eines Herzens, voll von Mitgefühl für seine Mitmenschen, voll von Sympathie für ihre Leiden." An der oben citirten Bemerkung Mornand's über die literarische Ebbe in Frankreich muß etwas Wahres sein, da jetzt sogar die „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" von Ottilie Wildermuth unter dem Titel „Récits et tableaux de la vie souabe" ins Französische übersetzt wurden, und zwar von J. Porchat, der früher O. Müller's „Charlotte Ackermann" und, wenn wir nicht irren, auch Erzählungen von Auerbach ins Französische übertragen und sich als Originalschriftsteller durch seine hübschen „Nouvelles pour l'enfance et la jeunesse" und „Fables et paraboles" bekannt gemacht hat, welche letztere erst vor kurzem eine vierte vermehrte Auflage erlebt haben.

Sydney Dobell.

Zu einer neuen Gedichtsammlung von Sydney Dobell, die unter dem Titel „England in time of war" erschienen ist, weiß man nicht recht, was man sagen soll. Man möchte zuweilen über die Manier des Dichters lachen, und doch verräth sich in manchen Gedichten und Stellen ein wirkliches poetisches Talent und im Allgemeinen eine außerordentliche Gewandtheit in der Versification. Manche Gedichte scheinen sich nur zu Rundgesängen für Kinder zu eignen, z. B.:

Heigho, fiddlestick, fiddlestick, fiddlestick,
Heigho, fiddlestick, fiddle for a king!
Heigh, pretty kitty! heigh, jolly Polly!
Up with the heels, girls! fling, lasses, fling!
Heigh there, stay there! that's not the way, there!
Oh Johnny, Johnny,
Oh Johnny, Johnny,
  Ho, ho, every body, all round the ring!

Die zweite Strophe beginnt dann wieder mit „Heigho, fiddlestick, fiddlestick, fiddlestick" und schließt auch wieder mit „Oh Johnny, Johnny" u. s. w. Der eigentliche poetische Körper des Gedichts verschwindet dabei völlig. Recht frisch und munter dagegen macht sich Dobell's Manier in einem Gedichte, in welchem der Dichter einen leichtblütigen und kriegslustigen französischen Soldaten schildert:

Oh, a gallant sans peur
Is the merry chasseur,
With his fanfaron horn and his rifle ping-pang!
And his grand havresack
Of gold on his back,
His pistol cric-crac!
And his sword cling-clang!
But hark,
Thro' the dark,
Up goes the well-known shout!
The drums beat the turn — out!
Cut short your courting, Monsieur l'Amant!
Saddle! mount! march! trot!
Down comes the storm of shot,
The foe is at the charge! En avant!

Die Hälfte der Gedichte ist in dem Platt geschrieben, dessen sich auch Hogg und Burns bedienten. Die englische Kritik findet es ganz in der Ordnung, wenn diese beiden Naturdichter sich des Dialekts bedienten, welchen sie von Kindheit auf geredet hatten, nicht so bei Dobell, der sich ihn erst gewissermaßen wie eine fremde Sprache habe aneignen müssen.

H. M.

Bibliographie.

Baumgärtner, K. H., Schöpfungsgedanken. Physiologische Studien für Gebildete. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der Mensch. Lebensprozesse, Schöpfung und Bestimmung. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte und Politik des 17. Jahrhunderts. [Nach den Originalien der Herzoglich Anhaltinischen Archive.] Herausgegeben von F. W. Ebeling. I. Abtheilung: Zur Geschichte der Niederlande. — A. u. d. T.: Philibert du Bois' diplomatische Berichte an den Fürsten Ludwig zu Anhalt von 1605 bis 1620. 1ster Band: 1605 und 1606. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beitzke, H., Geschichte des russischen Krieges im Jahre 1812. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Plänen. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Gutermann, F., Die alte Rauenspurc [Ravensburg], das Stammschloß der Welfen, seine Umgebung und sein Geschlecht. Geschichtliche Nachrichten aus handschriftlichen Urkunden und gedruckten Schriften gesammelt. Nebst einer Ansicht der Welfenburg und Stadt, und 3 Abbildungen. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Hocker, N., Der Rhein von Mainz bis Köln. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Kapper, S., Die Böhmischen Bäder. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Lehrbuch der kosmischen Physik. [Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik u. Meteorologie. 3ter Band.] Mit einem Atlas von 27 Tafeln in Stahlstich und 281 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Ed. Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schücking, L., Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Die Philosophie des Rechts. 1ster Band und 2ten Bandes 2te Abtheilung. 3te Auflage. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 6 Thlr.

Moderne Walpurgisnacht. Dramatisches Charivari. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zeising, A., Das Normalverhältniss der chemischen und morphologischen Proportionen. (Das Verhältniss in seiner universellen Bedeutung für alle Naturwissenschaften. — Das Verhältniss in seiner speciellen Bedeutung für die Chemie.) Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

57. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Erste bis dritte Lieferung.

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung": „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Eselsbrücke für geistlose Nachahmer; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt."

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann. Der erste Band sowie die erste bis dritte Lieferung sind in allen Buchhandlungne zur Ansicht zu erhalten.

58. **Das geistige Doppelleben** in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht dürfte über den Lebensmagnetismus eine Schrift von gewichtigerer Bedeutung und vom allgemeinerm Interesse in neuerer Zeit erschienen sein als die gegenwärtige. Sie schildert uns eine Somnambule in dem so überaus seltenen und merkwürdigen Stadium der höchsten und entwickeltsten Clairvoyance, und zugleich der vorurtheilsfreiesten und besonnensten Contemplation über die tiefsten Menschheitsfragen, namentlich über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode. Es ist eine Schrift des Trostes und der Beruhigung gewiß für Tausende; aber sie hat durchaus nichts gemein mit den Erzeugnissen des modernen Pseudosomnambulismus, dessen Geist und Sinn bethörendem Treiben sie vielmehr auf das entschiedenste entgegentritt. Möge sie, wie Wilhelm von Humboldt's in den Grundansichten mit ihr verwandten „Briefe an eine Freundin", eine gleich wohlthätige, reinigende und veredelnde Wirkung üben, und bezüglich ihrer Anonymität die Erklärung des Herausgebers (der sich der Verlagshandlung übrigens genannt hat) in seinem Vorworte nicht unbeachtet bleiben, woselbst es am Schlusse heißt: „Der Verfasser verhehlt sich nicht die Nachtheile der Anonymität, unter welcher diese Aufzeichnungen erscheinen, da gerade bei Schriften wie die gegenwärtige der Name des Autors die Hauptbürgschaft zu gewähren hätte. Dessenungeachtet sieht sich derselbe für jetzt noch durch gebieterische Rücksichten von der Nennung seines Namens abgehalten — eines Namens, der übrigens in den wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist und dessen Träger, was hinzuzufügen bei dem Mangel einer genügenden Autorität vielleicht nicht ganz unnöthig ist, sich überdies der ehrenvollsten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt seit Langem zu erfreuen hat."

59. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Vollständig in drei Bänden oder neun Lieferungen. 8. Geh. Preis des Bandes 5 Thlr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erschien in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung und 5 Thlr. für jeden Band.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine **neue Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlr. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Das bisjetzt Erschienene und ein ausführlicher **Prospect** sind in allen Buchhandlungen zu haben.

60. **Fichte (I. H.), Anthropologie.** Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues Werk des gleich seinem vielberühmten Vater höchst ausgezeichneten Philosophen, das aber nicht blos für das philosophische Publicum, sondern besonders auch für wissenschaftlich Gebildete überhaupt bestimmt ist und auch wegen seines in der Gegenwart vorzugsweise lebhaft verhandelten Gegenstandes die allgemeinste Beachtung verdient. Fichte's „Anthropologie" ist weder ein „Lehrbuch" noch eine „speculative" Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln. „Wir wollten", sagt er ferner unter Anderm, „nicht in Sa[illegible] wie jetzt so häufig auch in wissenschaftlichen Dingen geschieht, durch imponirende Behauptungen bestechen, sondern langsam, aber desto nachhaltiger überzeugen. Denn wirklich trauen wir der hier vorgetragenen Ansicht die innere Kraft zu, daß sie auch im schlichtesten Gewande eines tiefüberzeugenden Eindrucks, einer geheim zwingenden Gewalt nicht entbehre .... Möge das gegenwärtige Werk auch in weitern Kreisen die Nebel und Vorurtheile zerstreuen helfen, mit welchen eine wissenschaftliche wie religiöse Halbbildung die heilbringendsten Wahrheiten noch immer bedeckt."

61. **Hassel (L.), Die letzten Stunden des General-Polizei-Directors von Hinckeldey.** Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen. 8. Geh. 5 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 4. September 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neuere Werke über die Schweiz.

Zweiter Artikel. *)

Es ist begreiflich, daß Reisebeschreibungen vornehmlich darauf ausgehen, die Erscheinungen der Natur von ihrer rein äußerlichen Seite zu schildern; sie wollen möglichst vollständige Gemälde eines Landes geben und beachten daher wie der Maler nur die äußere Gestalt desselben, oder suchen wie dieser durch ihre Schilderung den allgemeinen Charakter oder, wenn man lieber will, die allgemeine Idee zur Anschauung zu bringen, die sich in dieser oder jener Gegend ausspricht, sei es die des Erhabenen oder des Romantischen, des Schauerlichen oder Lieblichmilden. Wenn ein Reisebeschreiber auch wol hier und da eine tiefergreifende Bemerkung über die Bildung des Landes, über dessen geologische Verhältnisse u. s. w. einfließen läßt, so kann er dieser, um dem eigentlichen Charakter seiner Darstellung nicht zu schaden, doch nur untergeordneten Werth beilegen, und auf keinen Fall darf er in den Zusammenhang der Verhältnisse eindringen und überhaupt die beschreibende Darstellung in eine abhandelnde, untersuchende verwandeln. Ist aber der ästhetische Naturgenuß, welcher einen Hauptzweck jeder Reisebeschreibung bildet, vollkommen berechtigt und gewährt er auch an sich vollkommene Befriedigung, so hat die Naturschönheit doch auch darin mit dem Kunstschönen Aehnlichkeit, daß der Genuß derselben wesentlich erhöht werden kann, wenn man sich der Gesetze bewußt wird, welche den Erscheinungen zugrunde liegen.

Dieser Betrachtung verdanken wir das Werk, welches wir zunächst zu besprechen haben. Die „Physik der Schweiz" von J. Meyer macht es sich zur Aufgabe, die mannichfaltigen Erscheinungen, welche den Reisenden in der Schweiz mit Bewunderung erfüllen, auch zum geistigen Verständniß zu bringen, indem der Verfasser die Kräfte, welche bei der Bildung jener Erscheinungen thätig waren, und die Gesetze, nach welchen jene Kräfte wirkten, in populärer Darstellung zu entwickeln und dem Laien in diesem Zweige des Wissens die Resultate der Wissenschaft näher zu bringen sucht. Um seinen Zweck vollständig zu erreichen, durfte er sich aber nicht auf eine Physik der Schweiz beschränken, er mußte vielmehr aus der allgemeinen Physik der Erde Alles hereinziehen, was das Verständniß der erstern fördern konnte, und man wird ihm den Vorwurf, hierin zu weit gegangen zu sein, mit Recht nicht machen können, weil er seine Aufgabe nur auf diesem Wege befriedigend lösen konnte. Namentlich war eine andere Darstellungsweise bei dem ersten, dem metereologischen Theile schlechterdings unmöglich, wo er es mit dem beweglichsten aller Elemente, mit der Luft zu thun hatte. Das Wetter wird eben seinen wesentlichsten Verhältnissen nach nicht in der Schweiz gemacht, sondern in oft sehr entfernten Regionen, und da spielt denn bekanntlich der obere und untere Passat die Hauptrolle: dieser normirt das Wetter in seinen großen Zügen, was noch von Vielen zu wenig erkannt ist. Modificirt wird dasselbe durch die besondere Configuration und Lage des Landes, in der Schweiz namentlich durch die Alpen, welche die Feuchtigkeit der Luft condensiren und zu reichlichen Niederschlägen veranlassen.

Im geologischen Theil ging der Verfasser wieder von der Voraussetzung eines unzulänglichen Wissens aus und erweiterte den Blick auf die allgemeinen Verhältnisse der Erde, ehe er auf den Gebirgsbau der Schweiz überging. Bei diesem war vor allem der Bau der Alpen als Tafelzone mit Centralmassen und der intensive, sehr ausgedehnte Metamorphismus, der hier geherrscht hat, zu berücksichtigen. Aus der Betrachtung der geologischen Verhältnisse der Alpen geht unzweifelhaft hervor, daß

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. f. 1855. D. Red.

die Erhebung derselben innerhalb eines sehr langen Zeitraums und in diesem in verschiedenen Epochen erfolgt ist, sodaß die Schichten, je älter sie sind, im Allgemeinen auch umsomehr gehoben wurden. Natürlich ist eine genaue Zeitangabe dieser mehrfachen Hebungen nicht möglich, da die Grundlagen, auf denen eine nähere Bestimmung der Hebungsepochen beruht, zur Zeit noch nicht die für alle Fälle wünschenswerthe Sicherheit gewähren. Nächst dem Bau der Alpen hat der Verfasser den Thalsystemen und deren Bedeutung die vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Sie sind eine Hauptursache der Bewohnbarkeit der Alpen. Denn die zahlreichen Thäler, von denen diese durchzogen sind, bringen die dem Menschen nothwendigen Gaben det Natur hervor, und andererseits sind diese Thäler nicht voneinander abgeschlossen, sondern zu verschiedenen Thalsystemen vereinigt, in denen allen volle Communication ist. Alle Seitenthäler eines Systems sind gegen das Hauptthal geöffnet, das zur gemeinsamen bequemen Verbindungsstraße für alle wird, und von einem System in das andere führen theils über die Gebirgskämme, theils durch Querthäler oder über Längen- und Querjoche Pässe und Straßen, von denen die letztern das ganze Jahr dem Verkehr geöffnet sind. Der Hauptthäler in den Alpen, das Engadin nicht eingerechnet, das nicht mehr zum System der schweizerischen Alpenwelt gehört, sind sechs, die sämmtlich Stromthäler sind, nämlich die Thalsysteme der Rhone, der Aar, des Tessin, der Reuß, der Linth und des Rheins. Wir theilen die Stelle mit, in welcher der Verfasser auseinandersetzt, daß die Natur der Thalsysteme sich in der Lebensweise, im Charakter und in den politischen Verhältnissen auspräge, nicht weil sie sich etwa vor andern auszeichnet, sondern nur um unsern Lesern ein Beispiel der ruhig klaren und geschmackvollen Darstellung zu geben, welche das ganze Buch beseelt.

In jedem Thalsystem ist der Unterschied der relativen Höhe des Hauptthals und seiner Seitenthäler zu berücksichtigen, indem derselbe auf Klima, Naturerzeugnisse und den Lebenserwerb der Bewohner einen wesentlichen Einfluß ausübt. In dem wärmern Hauptthale gedeiht überall, wo der Boden anbaufähig ist, Getreide, schmackhaftes Obst, kräftiges Futter, in mehren dieser Thäler selbst Wein, Kastanien und Feigen, höher hinauf treten reichliche Waldungen auf, über denen die Alpenweiden liegen, bis zuletzt nackter Fels jedem organischen Leben eine Schranke setzt. In den Seitenthälern, welche sich häufig durch Felsengen, in denen meist beschwerliche Wege zu ihnen hinaufführen, gegen das Hauptthal öffnen, finden wir noch oft Obst- und Kornbau, herrliche, kräftige Wiesen sind aber vorherrschend und bedecken weiter hinauf nur noch allein die Thalfläche und die Gehänge. Durch die Hauptthäler ziehen aus den angrenzenden Ebenen die großen Verkehrsstraßen; hier liegen Städte und Dörfer oft nahe beieinander, während in den Seitenthälern, besonders im höher gelegenen Theil derselben, die kleinen Ortschaften nicht selten aus zerstreuten Wohnungen bestehen. Durch die Thalebene der Hauptthäler ist Viehzucht und Landbau, städtische und ländliche Sitte verbreitet, in den bedeutendern Städten wird wissenschaftliche Bildung gepflegt, und ihre Lage an den großen Alpenstraßen begünstigt einen mannichfachen kaufmännischen Verkehr. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erleichtert die Cultur desselben, die überall soweit geht, als klimatische Verhältnisse oder besondere Rücksichten und Interessen es gestatten, und wo bei steigender Bevölkerung der Boden nicht mehr Allen eine Nahrungsquelle ist, da hat die Noth oder Unternehmungsgeist und Aemsigkeit den Gewerbfleiß ins Leben gerufen, der den dürftigen Bewohnern des Hauptthals und der angrenzenden Seitenthäler eine ernährende Arbeitsquelle eröffnete. In den Seitenthälern dagegen, wenn hier und da auch Ackerbau nicht ganz fehlt, ist Viehzucht und Milchwirthschaft, Hirtenleben und einfache Lebensweise vorwaltend. Sie, die hoch in die Luft erhoben sind, bindet Nachbarschaft und das Bedürfniß ihrer Bewohner an das Hauptthal; ihre Bevölkerung bringt daher den Bewohnern des Hauptthals Holz und die Erzeugnisse ihrer Heerden, oder auch Gegenstände ihres häuslichen Kunstfleißes, um sich dort ihren Lebensbedarf an Nahrung und Kleidung zu kaufen und einzutauschen. So wird das Hauptthal ein Versammlungs- und Marktplatz für die Seitenthäler, und da es seinerseits gleichfalls derselben bedarf, wird ein bedeutendes Gebiet und eine bedeutende Volksmasse durch wechselseitiges Bedürfniß auf natürliche Weise zusammengehalten. Diese Zusammengehörigkeit einerseits und andererseits der Umstand, daß Gebirge den Menschen mehr als irgendetwas Anderes auf dem festen Lande absondern, bringen bei den Bewohnern jedes größern Thalsystems in Sitten und Gebräuchen und in der ganzen Art zu leben Eigenthümlichkeiten hervor, durch die sie sich stets von den Bewohnern der Ebene unterscheiden. Ueberhaupt lassen sich in der Schweiz nirgends mehr als hier die Einflüsse des Bodens und des Klimas auf den Menschen erkennen, und wenn Land und Volk auch in andern Gegenden unstreitig in natürlicher Verbindung zueinander stehen, so scheint sie doch hier eine viel innigere zu sein. Ohne in specielle Erörterung einzutreten, erinnere ich nur daran, wie in Gebirgen und ganz besonders im Hochgebirge mehr als irgendwo der Mensch auf sich selbst gestellt ist und Schwierigkeiten zu überwinden hat, die der Bewohner der Niederung nicht kennt. Aus mehr als einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwerer zugänglich, sind daher die Bewohner dieser stets von reinen Lüften umgebenen Alpenhöhen kräftigen Geistes, von starken Nerven und großer Muskelkraft; und da mit rüstigem Wesen und selbstbewußter Kraft Muth und Unabhängigkeitssinn auf natürliche Weise gepaart sind, so erklärt es sich dadurch sowol wie durch die isolirende Gebirgsnatur, warum wir hier vorzüglich unsere rein demokratischen Verfassungen finden.

Das Mittelland zwischen den Alpen und dem Jura ist dadurch charakterisirt, daß man in demselben lauter Erosionsthäler und sehr viele Erosionsketten findet; doch haben die Erosionswirkungen auch in den Alpen eine sehr große Rolle gespielt. Im Mittellande haben die sogenannten erratischen Blöcke von jeher die Aufmerksamkeit erregt und wegen ihrer Größe lange schon als eine merkwürdige Erscheinung gegolten. Die meisten von ihnen haben zehn bis mehre Hundert, viele mehre Tausende, ja einige sogar 60—100,000 Kubikfuß Körperinhalt. Dieses Phänomen ist bekanntlich auf der nördlichen Erdhäfte allgemein, und es scheint, daß um alle ihre Hochgebirge Trümmer ihrer Masse, namentlich der krystallinischen Gesteine, strahlenweise weithin durch die Thäler und über die Ebenen verstreut sind. Der Verfasser führt uns die verschiedenen Hypothesen vor, welche diese Erscheinung zu erklären suchen, und stimmt der zuerst von Agassiz aufgestellten Erklärungsweise bei, daß die Wanderblöcke durch Bewegung der Gletscher an ihren nunmehrigen Standort gebracht worden seien. Und in der That scheint diese Ansicht auch die wahrscheinlichste zu

sein, da sie eine Menge von einzelnen Erscheinungen erklärt, die auf andere Weise nicht begriffen werden könnten.

Bei dem Jura bekämpft der Verfasser die bis heute noch weit verbreitete Ansicht, daß derselbe aus lauter parallelen Ketten bestehe. Es ist derselbe allerdings eine Kettenzone, aber in Vereinigung mit Plateaus; die Ketten, welche zwei Normalrichtungen haben, sind untereinander vielfach verbunden und manche lösen sich sogar gabelförmig voneinander ab.

Das Ganze schließt mit der Betrachtung der hydrologischen Verhältnisse, wobei besonders die ältere Deltabildung hervorgehoben wird, durch welche die Seen beträchtlich an Ausdehnung verloren haben. Diese Geschiebebildung dauert übrigens noch immer fort mit gleichem, wenn auch erst in langem Zeitraum bemerkbarem Erfolg.

Wie der Verfasser in dem Vorwort selbst angibt, verband er mit seinem Buche die Absicht, einem größern Kreise gebildeter Leser ein Hülfsmittel darzubieten, durch welches sie zu einer klaren Einsicht in die großen Naturerscheinungen der Schweiz gelangen könnten; wir glauben, daß er diesen Zweck auf das vollständigste, ja daß er auch noch mehr erreicht hat, indem er den Leser zugleich mit den allgemeinen Gesetzen und mit der Geschichte der Erdbildung bekannt gemacht und eine große Menge von Erscheinungen erklärt hat, welche keineswegs auf die Schweiz beschränkt sind, sodaß das Buch auch eine ebenso gründliche als klare Einleitung in die Geologie genannt werden kann. Wir wünschen, daß es ein recht zahlreiches Publicum gewinne; selbst Männer vom Fach werden es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Wir gelangen an die letzte Reihe derjenigen Schriften über die Schweiz, welche wir an der Spitze unsers ersten Artikels verzeichnet haben; sie betreffen die Geschichte und die politischen Verhältnisse der Schweiz. Unterdessen ist uns aber zu den zwei früher verzeichneten noch eine dritte zugekommen, welche wir sogleich besprechen wollen, weil sie die frühere Geschichte betrifft, während jene sich mit der neuern beschäftigen. Wir meinen Karl Monnard's „Schweizerbilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts". *) Der Name des Verfassers, eines Waadtländers, hat in der Schweiz einen guten Klang; als Gelehrter und als Staatsmann gleich hochgeachtet, erwarb er sich vorzüglich dadurch hohes Ansehen, daß er bei seiner gründlichen Kenntniß deutscher Wissenschaft und Literatur den Zusammenhang zwischen den beiden Haupttheilen der schweizerischen Bevölkerung vermittelte und durch die gewandte und geistreiche Weise, mit welcher er diese Vermittelung behandelte, auf den ehemaligen Tagsatzungen eine hervorragende Stellung einnahm, die umsomehr Gewicht erhielt, als man in seinen Ansichten zugleich die Stimme seines Heimatcantons verehrte, da er in demselben lange Zeit der einflußreichste Mann war, wie er denn häufig zum Präsidenten des waadtländischen Großen Raths ernannt wurde. Monnard war während der dreißiger Jahre eines der Häupter der radicalen Partei; später trennte er sich von derselben und nahm einen Ruf an die Universität Bonn an, wo er noch gegenwärtig wirkt. Als Schriftsteller machte er sich vorzüglich durch die treffliche französische Uebersetzung von J. von Müller's „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft" nebst deren Fortsetzung von Gluz-Blozheim *), sowie durch die weitere Fortsetzung des Werks vom Jahr 1715—1815 bekannt. Im vorliegenden Buche hat er eine gedrängte Darstellung der fünf Bände gegeben, welche jene von ihm bearbeitete Fortsetzung bilden. Doch hat er hierbei einem ununterbrochenen Leitfaden oder kurzen Abrisse aller Begebenheiten eine Auswahl einzelner Bilder vorgezogen, aus deren Zusammenstellung jedoch ein getreueres und lebendigeres Gesammtbild des 18. Jahrhunderts mit Inbegriff der helvetischen Revolution entsteht, was gewiß nur zu billigen ist, da hierdurch die Möglichkeit gegeben war, diese einzelnen hervorragenden und die Richtung der ganzen Zeit bestimmenden und erklärenden Bilder mit größerer Ausführlichkeit und als selbständige Ganze zu behandeln.

Das Werk ist ursprünglich französisch, in der Muttersprache des Verfassers geschrieben; er hat es aber selbst in das Deutsche übersetzt. Wir wünschten, daß alle Uebersetzer ihre Aufgabe so gut erfüllen möchten als Monnard, dem nur sehr selten Fehler entwischen, und zudem Fehler, die eben nur ein Fremder begehen kann (z. B. wenn er die Mehrzahl „Gehälter" statt „Gehalte" bildet, S. 217). Dagegen vermeidet er die in den gewöhnlichen Uebersetzungen sonst sehr häufig vorkommenden Fehler, welche auf Misverständniß und Unkenntniß des französischen Ausdrucks beruhen **); ebenso wenig läßt er sich zuschulden kommen, französische Phrasen wörtlich ins Deutsche zu übersetzen, was den Lohnübersetzern so häufig begegnet; und so wird man nur dadurch auf die ursprünglich französische Abfassung des Werks aufmerksam gemacht, daß es ganz in französi-

*) Schweizerbilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Monnard. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Elberfeld, Friderichs. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

*) Gluz-Blozheim führte die Geschichte nur bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts; ihm folgten J. J. Hottinger, der die Zeit der Reformation erzählte, und Vulliemin, der die Geschichte der Schweiz bis zum Jahre 1715 ursprünglich in französischer Sprache schrieb und zugleich den von Hottinger verfaßten Theil ins Französische übersetzte.

**) Es ist uns nur ein einziger Fehler dieser Art aufgefallen. Es ist nämlich (S. 210) der französische Ausdruck maréchal de camp durch „Feldmarschall" wiedergegeben; diese Uebersetzung aber, die allerdings sehr häufig gefunden wird, ist durchaus unrichtig. Maréchal de camp bezeichnet nämlich einen General, der dem Grade nach erst auf den Generallieutenant folgt, und jenes Wort entspricht somit unserm „Generalmajor". Wir wissen nicht, wenn es aufgekommen ist, es war aber schon unter Ludwig XIV. gebräuchlich, weshalb es auch, als dieser Spanien für seinen Enkel erobert hatte, in das Spanische überging (mariscal de campo) und mit den Spaniern nach Neapel kam (maresoalco di campo). Durch die Revolution wurde die Benennung maréchal de camp wie auch der Titel lieutenant-général abgeschafft und es traten die Ausdrücke général de brigade, général de division an deren Stelle; die Restauration führte jene Ausdrücke wieder ein; mit der zweiten Republik verschwanden sie aber wieder. Dem deutschen „Feldmarschall" entspricht im Französischen das einfache maréchal oder gewöhnlicher die Benennung maréchal de France.

schem Geist abgefaßt ist. Wir machen dem Verfasser deshalb keinen Vorwurf, wir tadeln nicht einmal, daß er in seiner Darstellung den geistvollen Mignet zum Muster genommen und sich offenbar ganz nach demselben gebildet hat; aber das kann man nicht gut heißen, daß er eine besondere Eigenthümlichkeit desselben in beinahe übertriebener Weise nachgeahmt hat, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens in der neuern französischen Literatur, in den wissenschaftlichen Werken wie in den Romanen und Tagesschriften, stereotyp geworden ist und darin besteht, daß man durch kurze Schlagsätze, wenn ich mich so ausdrücken darf, die sich zudem meist zu Antithesen gestalten, einen plötzlichen Effect hervorzubringen sucht. Eine solche Manier ist der Würde des historischen Stils keineswegs angemessen und wirkt durch häufige Anwendung überaus unangenehm, wie ein Gemälde, in welchem der Haupteffect in der Zusammenstellung greller Farben liegt. Abgesehen von diesem wesentlichen Mangel ist die Darstellung durchaus erfreulich, sie bewegt sich klar, ruhig und würdevoll; der Ausdruck ist gewählt und bestimmt, und man wird sich nicht leicht genöthigt sehen, einen Satz zwei oder mehre male lesen zu müssen, um zu seinem Verständniß zu gelangen, ein sehr untergeordnetes Verdienst allerdings, aber bei uns eben nicht sehr häufig.

Das 18. Jahrhundert ist, wie für die meisten übrigen Länder Europas, so auch für die Schweiz eine Zeit der Schmach und der Erniedrigung. Es charakterisirt sich dadurch, daß die herrschenden Geschlechter in den aristokratischen Cantonen ihre Macht stets erweitern und von Jahr zu Jahr mehr misbrauchen. Die nämliche Erscheinung tritt uns sogar in den demokratischen Cantonen entgegen, wo sich im Laufe des 17. Jahrhunderts einzelne Familien in den Besitz einer fast erblichen Macht gesetzt hatten, die sie mit um so größerer Schamlosigkeit ausübten, als sie sich äußerlich den Schein gaben, nur den Willen des souveränen Volks zu erfüllen. Eine Hauptursache, warum der aristokratische Geist in den großen und kleinen Cantonen unter den entgegengesetztesten politischen Formen so zunahm, war der Fremdendienst; dieser bildet den Faden, an dem sich die Geschicke der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts entwickeln. Im Dienste der fremden Fürsten erwarben sich die Söhne der Patricier oder der herrschenden Geschlechter Reichthum und Ehrenbezeugungen jeglicher Art, die an sich schon dem republikanischen Wesen widerstreben. Noch schlimmer war es, daß sie in der Nähe der Fürsten mit dem Geiste des höfischen, bei den Armeen mit dem des militärischen Absolutismus vertraut wurden und diesen, wenn sie im Alter zurückkehrten, in die Heimat übertrugen. Durch den Fremdendienst wurde ferner die Eidgenossenschaft dem Einfluß der fremden Diplomatie preisgegeben, welche unter dem Vorwande, militärische Dienste zu belohnen, oder der Erlaubniß, Werbungen in den Cantonen vornehmen zu dürfen, die einflußreichsten Männer, ja ganze zahlreiche Familien durch großartige Bestechungen in ihr Interesse zog; und da sich vorzüglich zwei Mächte, Oestreich und Frankreich, um die Hülfe der Schweizer stritten, entstand eine Nebenbuhlerei im Werbungsgeschäft und eine leidenschaftliche Vorliebe für diese oder jene Fahne. Die frühern Parteiungen verschwanden, aber an ihre Stelle traten neue; und es waren nicht mehr vaterländische Interessen, die man verfocht, sondern fremde: die Eidgenossen zerfielen in Kaiserliche und Franzosen. Besonders war dies in den demokratischen Cantonen der Fall; die blutigen, gräuelvollen Wirren in Zug (1729—36) und in Schwyz (1763—65) hatten ihre Hauptquelle in dem Fremdendienst und dem Einfluß der auswärtigen Höfe. Eine andere Quelle des Verderbens lag in einem zweiten, dem Wesen einer republikanischen Verfassung ebenso widerstrebenden Umstande, darin nämlich, daß die Cantone, die aristokratischen Städte wie die demokratischen Orte Unterthanenländer hatten und, was das Schlimmste war, daß viele dieser Länder von mehren Cantonen gemeinschaftlich beherrscht wurden. Hier theilten sich zwei, dort drei, anderswo acht Cantone in die Herrschaft, und ein Theil der italienischen Schweiz war sogar 12 Cantonen zugleich unterworfen, welche abwechselnd Landvoigte in die Unterthanenländer schickten. War der Druck schon bedeutend, wenn ein Land einem einzigen Canton unterworfen war, wie z. B. in der Waadt, die ein Unterthanenland der Republik Bern war, so überstieg er in den sogenannten „gemeinen Herrschaften" alle Begriffe. Die Landvoigte, welche nur kurze Zeit im Amte blieben, benutzten sie mit der gräßlichsten Schamlosigkeit, um sich große Reichthümer zu erwerben; das Volk wurde mit der abscheulichsten Willkür behandelt, was nicht selten blutige Empörungen hervorrief, welche zu neuen Quellen des Elends für die armen Länder wurden.

Ein solcher Zustand konnte unmöglich Bestand haben, und da die Herrscher in den aristokratischen wie in den demokratischen Cantonen viel zu beschränkten Geistes und vor allem viel zu selbstsüchtig waren, als daß sie von selbst Reformen angebahnt hätten, so blieb dem Volke nichts übrig, als zur Revolution seine Zuflucht zu nehmen, eine Revolution, die den doppelten Zweck haben mußte, das lose Band der Föderation, welches die Cantone aneinanderknüpfte, fester zu schließen, aus den 13 Staaten nebst ihren Bundesgenossen, den sogenannten zugewandten Orten, und den Unterthanenländern ein festeres, lebensvolleres Ganzes zu bilden, ohne die eigenthümliche Entwickelung der einzelnen Theile zu stören, und zweitens das widernatürliche Verhältniß von herrschenden und Unterthanenländern zu vernichten, sowie in den aristokratischen Cantonen den Vorrechten der herrschenden Geschlechter ein Ende zu machen und allen Bürgern gleiche politische Rechte zu ertheilen.

So wenig das Volk seit dem Bauernkriege Neigung bezeigte, sich des harten Drucks zu entledigen, so war es keineswegs eingeschlafen; die Versuche des Majors Davel (1723), der das Waadtland von der Tyrannei Berns zu befreien strebte, und des großartigen Henzi (1749), der seiner Vaterstadt Bern die alte Freiheit wie-

herzugeben und die stolze Aristokratie zu stürzen beabsichtigte, hätten diese mahnen sollen, daß die Zeit heranrücke, da es nicht mehr von ihrem freien Willen abhängen würde, die verfaulten Formen des Staats umzugestalten; allein sie verstanden diesen Ruf nicht, ja sie blieben taub, als schon der Aufruhr an den Thoren klopfte und die Französische Revolution die unterdrückten Völkerschaften mit Muth und Hoffnung erfüllte.

Monnard schildert uns diese Zustände vor dem Ausbruch der helvetischen Revolution in einer Reihe von wohlgelungenen Bildern, in denen er sich nicht blos als gewandter und unparteiischer Erzähler, sondern auch als trefflicher Charakteristiker zeigt, sei es, daß er die einzelnen Personen, wie Davel oder Henzi, in ausführlicher Schilderung darstellt, oder nur in glücklicher Zusammenstellung der wesentlichsten Charakterzüge zeichnet, wie den Demagogen Schumacher in Zug, oder endlich durch Mittheilung bedeutender Einzelheiten charakterisirt, wie den General von Reding und dessen heldenmüthige Gattin in Schwyz. Unter den gelungensten Theilen des Buchs heben wir namentlich die Erzählung der Wirren in den demokratischen Cantonen Zug und Schwyz hervor; es können so bewegte und verwirrte Zustände nicht klarer und anschaulicher dargestellt werden. Ein besonderes Interesse gewährt der Abschnitt „Neuenburg und sein Fürst Friedrich II.“ (1758—68), weil der an Herrschen gewöhnte Charakter des Königs darin zur vollsten Anschauung gebracht wird, der freilich in seinen deutschen Erbstaaten nicht daran gewöhnt war, eine Antwort zu hören, wie sie einer der ersten Beamten von Neuenburg dem Vicestatthalter Michel ertheilte. Als dieser nämlich in drohenden Worten von der Macht des Königs sprach, um die Gemüther einzuschüchtern, erwiderte ihm jener Beamte, der leider nicht genannt wird: „Die Macht des Königs ist jederzeit der Gerechtigkeit untergeordnet.“

Obgleich das 18. Jahrhundert, wie wir oben gesagt haben, auch für die Schweiz eine Zeit der Schmach und der Erniedrigung ist, so fehlt es doch keineswegs an bedeutenden Erscheinungen, aus denen schon damals mit Sicherheit entnommen werden konnte, daß der kräftige und tüchtige Geist des Volks keineswegs vernichtet war. Die schon erwähnten Davel und Henzi durften schon als Bürgschaft für das endliche Herannahen einer bessern Zukunft gehalten werden, und selbst die Gräuel, die Zug und Schwyz erfüllten, sind nicht ohne einen gewissen großartigen Hintergrund. Und als die Tage kamen, welche die alte Eidgenossenschaft vernichteten, um aus ihren Trümmern eine neue, bessere zu gestalten, entwickelte selbst die Aristokratie eine Thatkraft und einen Muth, der selbst die französischen Heere mit Bewunderung erfüllte. Die Kämpfe im Canton Bern, in Nidwalden, in Schwyz stehen denen der alten Zeiten an Größe gleich, wenn sie auch nicht, wie jene, mit dem Siege gekrönt wurden. Die alte Eidgenossenschaft mußte fallen, weil sie ihrem Ursprung untreu geworden war; aber auch ihr Fall zeigte, daß der alte Heldengeist nicht erstorben war. Sie ist gefallen, aber nicht die französischen Heere haben sie besiegt, sondern die eigene innere Auflösung, die sich zum Theil darin offenbarte, daß jeder Canton nur an sich dachte und bei der Gefahr, die den Bundesgenossen und Nachbar bedrohte, ruhig blieb, weil er in seiner Blindheit hoffte, daß sie an ihm vorübergehen würde, zum größten Theil aber darin ihren Grund hatte, daß das Volk die langersehnte Gelegenheit ergriff, die ihm von den aristokratischen Regierungen vorenthaltene Freiheit wiederzuerobern.

Nicht die französischen Waffen haben die helvetische Revolution hervorgerufen; sie hatte schon im Jahre 1781 in Genf begonnen und war, wenn auch zeitweise unterdrückt, wieder mächtiger aufgetaucht, als Frankreich der Aristokratie keine Hülfe mehr gewährte; sie hatte in Zürich, sie hatte in der Waadt das Haupt erhoben, aber sie würde nicht sobald gesiegt haben, wenn Frankreich seine Heere nicht in das Land geschickt hätte. Es geschah dies 1798. Bern zeigte sich in diesem Kampfe der Vorfahren würdig; der letzte Schultheiß, Nikolaus Friedrich von Steiger, erinnerte an die großen Gestalten der Vergangenheit; es schien, als ob die berner Aristokratie im Todeskampf die alte Größe wieder erhielte, die sie seit langer Zeit verloren hatte. Doch bethätigte sie dies nur im Angesicht des Feindes, nicht in den Rathsälen; in diesen herrschte Unschlüssigkeit und Rathlosigkeit, die weit verderblicher wurden als die französischen Waffen. Denn die widersprechenden, von Verblendung und Hoffnungslosigkeit zeugenden Befehle entmuthigten die Truppen und erfüllten sie mit Verdacht gegen ihre Obersten, von denen mehre als Opfer desselben fielen, und zudem gingen die Soldaten nur mit halber Freudigkeit in den Kampf, da sie wohl wußten, daß ihr Sieg die Unterdrückung des Volks nur befestigen könne. Es kam bei einzelnen Heeresabtheilungen sogar zum offenen Aufruhr, bei andern war der Ungehorsam so mächtig geworden, daß sie ihre Stellung nach eigenem Gutdünken wechselten, sodaß der Oberfeldherr, General Karl Ludwig von Erlach, oft nicht wußte, wo seine Truppen standen und über welche er verfügen könne. Aber sobald es wirklich zum Kampfe kam, fand man die alten Schweizer wieder. So schlugen sie am 5. März unter dem General Greffenried die viel stärkern Franzosen bei Neueneck; „begeisterte Bataillone, Landsturmhaufen, Greise mit weißen Haaren, heldenmüthige Weiber zwangen die Sieger Italiens, die Fluten der Sense fliehend zu durchwaten. Das Schlachtfeld war mit erschlagenen Feinden bedeckt“. Unglücklich fiel dagegen das Gefecht bei Fraubrunnen aus, das an demselben Tage unter Erlach geliefert wurde; aber es ward dasselbe zu einem ebenso glänzenden Zeugnisse schweizerischer Tapferkeit. Den 16—17,000 Franzosen unter Schauenburg hatten die Berner nur 6 — 7000 Mann und den schlecht bewaffneten Landsturm entgegenzusetzen. Das officielle Tageblatt der französischen Regierung spricht mit Bewunderung von

diesem mörderischen Kampf, wo massenhaft aufgebotene und von talentlosen Befehlshabern angeführte Milizen die größten

Beweise des Muths und der Verzweiflung an den Tag legten. Diese braven Leute, zerstreut und ohne andere Waffen als Sensen und Stecken, stellten sich vor die ehernen Schlünde und ließen sich von den Kartätschen niederschmettern. Wenn die französischen Soldaten sie schonen wollten und ihnen zuriefen, sich zu ergeben, warfen sie sich auf die Kanonen, um das Vorrücken gegen die Hauptstadt zu verhindern. Weiber sogar hielten die Räder fest und stellten sich vor die Mündung, um die Wirkung des Geschützes zu schwächen. Ströme von Blut rötheten den Boden des düstern Waldes. Allein den vaterländischen Muth überwanden die Zahl und die Kriegskunst.

Fünf mal geworfen, nahmen die Berner nach kurzem Rückzuge wieder feste Stellung, das letzte mal im Grauholz, wo sie wieder $2\frac{1}{2}$ Stunde mit der größten Tapferkeit gegen die Uebermacht des Feindes kämpften. Schauenburg schrieb an das Directorium:

Ich bin es der Wahrheit schuldig, mein Erstaunen auszusprechen, daß Truppen, die seit 200 Jahren keinen Krieg geführt, fünf aufeinander folgende Treffen muthig bestanden, und kaum aus einer Stellung vertrieben, eine andere einzunehmen wußten.

Der Verfasser erzählt einzelne Züge von Tapferkeit und Hingebung, welche wir hier mittheilen, weil sie lauter sprechen als selbst die bewundernde Anerkennung des Feindes.

Ein siebzigjähriger Senator, Effinger, begibt sich, seinen Magistratsdegen in der Hand, zwei Pistolen im Gürtel, zur Armee, führt eine Grenadiercompagnie ins Feuer und wird verwundet und gefangen. — Fünf Franzosen erblicken auf dem Kampfplatz im Grauholz unter den Todten einen riesigen Mann, der noch athmet. Sie fodern ihn auf, sich zu ergeben. Obgleich schon verwundet, ergreift er sein Gewehr, zielt und erschießt den ersten, der sich naht. Die vier andern umringen ihn; drei schlägt er mit dem Kolben nieder. Durch die Verblutung erschöpft, erdrückt er den vierten in seinen Armen und stirbt. — Ein Bauer, als er am Morgen des 5. März das Gewehrfeuer hört, ruft Frau und Töchter herbei, fällt mit ihnen auf die Knie, fleht zum Himmel, liest ein Capitel aus der Bibel, ergreift eine Hellebarde, theilt andere seinen Gefährtinnen aus, gibt ihnen seinen Segen und führt sie in das Gefecht, wo sie als Opfer ihrer Ergebenheit fallen.

Zu diesen Zügen hätten noch viele andere, zum Theil noch bedeutsamere, angeführt werden können. Bei Fraubrunnen fochten 260 Weiber und Mädchen mit Feldgeräthschaften, von denen 180 fielen. Eine, Namens Glar, fiel mit beiden Töchtern und drei Enkelinnen, von denen eine nur 11 Jahre alt war. Zu Fraubrunnen war ein Waibel, ein reicher, braver Landmann. Am 4. März kommen zwei Berner zu ihm und finden ihn, wie er mit seinem ganzen Haus auf den Knien im Gebet liegt. Dann steht er auf, geht mit seinem ältesten Sohn, dessen Frau und den Bernern in die Kammer und sagt: „Hier sind wir Drei, um zu schwören, daß wir die uralte Freiheit und den letzten Tag des Vaterlandes nicht überleben wollen. Wollt ihr auch schwören?“ Einer schwur mit. Am folgenden Tage, da die Schlacht im Grauholz verloren ging und Bern fiel, fand man ihn, seine Schwiegertochter und den Berner beieinander todt. Schertenleib von Krauchthal, ein greiser Landmann von 70 Jahren, führte bei Fraubrunnen eine Compagnie an, stand am Ende beinahe allein und ward im Kampf von einem Husaren niedergehauen.

Die Einheitsverfassung, welche nunmehr in der Schweiz eingeführt wurde, fand vorzüglich in den Bergcantonen vielfachen Widerstand, ihre Annahme konnte auch nur mit Waffengewalt erzwungen werden. Die Kämpfe in Schwyz und Nidwalden sind noch großartiger als der in Bern, von dem wir eben berichtet haben, allein wir müssen unsern Lesern überlassen, die treffliche Schilderung derselben in dem Werke Monnard's nachzulesen. Wir können ihm ebenso wenig in seiner weitern, den Krieg in den Alpen betreffenden Schilderung folgen, in welchem bekanntlich Suworow mit seinen Russen erschien; auch seine Darstellung von dem Ende der helvetischen Republik müssen wir übergehen, an deren Stelle die von Napoleon dictirte Mediationsverfassung trat. Die helvetische Republik mußte untergehen, weil sie nicht aus dem Volke hervorgegangen war und die geschichtliche Entwickelung der Eidgenossenschaft miskannt hatte; aber sie blieb nicht ohne Früchte, sie rief die Idee eines allgemeinen schweizerischen Vaterlandes hervor, die weder während der Napoleon'schen Herrschaft noch unter der Restauration wieder verloren ging und endlich 1847 durch die neue Bundesverfassung den den schweizerischen Verhältnissen allein angemessenen Ausdruck fand, indem der neue Bund den von der helvetischen Republik begangenen Irrthum der Centralisation vermied und zwar die Cantone zu einer festen, geregelten Einheit dem Auslande gegenüber verband, ihnen dagegen in ihren innern Verhältnissen die vollkommenste Freiheit der Bewegung ließ.

Den Schluß des Werks bildet eine gedrängte, aber inhaltsreiche Uebersicht des „Geistigen Lebens in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts“, in der wir besonders auf die Stelle aufmerksam machen, welche das Vereinswesen und dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtentwickelung der Eidgenossenschaft in lebendigen Zügen darstellt und auf dessen hohe Wichtigkeit wir schon in unserm ersten Artikel aufmerksam gemacht haben. Diese Umrisse des geistigen Lebens, welche der Verfasser allzu bescheiden „leicht hingeworfen und unvollständig“ nennt, schließt er mit einer glücklichen Zusammenstellung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie ein vortreffliches Bild der geistigen Bewegung gibt, welche im vorigen Jahrhundert der Schweiz selbst einen bedeutsamen und fruchtreichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur gab.

Die Bevölkerung der Schweiz erreicht diejenige von fünf oder sechs französischen Departements mittlerer Größe oder des Erzherzogthums Oestreich; geringer als die von Schlesien oder Belgien, übersteigt sie um Weniges diejenige Dänemarks und kommt nur der Hälfte der Bevölkerung Baierns gleich. Und doch in einem Zeitraum von weniger als einem Jahrhundert entwickelt dieses kleine Land wissenschaftliche Anstalten, vervollkommnet die Erziehungswissenschaft, bringt eine Menge Gelehrte, Schriftsteller und Künstler hervor, die wir nicht alle nennen, nicht einmal zählen können, und deren mehre die Wissenschaft und die schönen Künste bedeutend fördern; es offenbart Europa die Macht des Vereinswesens und stellt zugleich das Vorbild freier, dem Gemeinwohl gewidmeter Gesellschaften auf. Im Laufe desselben Jahrhunderts sucht man allein im Waadtland Erzieher für einen Erbprinzen von Hessen-Kassel

für den Erbprinzen, nachmaligen König von Dänemark, sowie für die zwei Großherzoge, die nacheinander das Scepter des russischen Reichs zu führen bestimmt waren. Während der nämlichen Zeit glänzen in der Schweiz über jenen bekannten oder gar berühmten Namen die Namen einiger Auserwählten als Reformatoren der Literatur, Eroberer im Gebiete der Wissenschaft oder kühne Denker, die den Boden der Intelligenz oder der Gesellschaft umarbeiten: Bodmer und Breitinger, die Euler und die Bernoulli, Bonnet und de Saussure, Tronchin und Tissot, Johannes von Müller und von Bonstetten, Lavater und Geßner, Necker und Frau von Staël, Haller, einzeln in seiner Größe, wie J. J. Rousseau durch seinen Charakter und seinen Einfluß. Endlich zeigt sie der gesitteten Welt den Verbesserer der Volkserziehung, den werdenden Pestalozzi, einen himmlischen Schatz im irdenen Gefäße. So erleuchten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Alpen.

Die helvetische Republik hatte statt Einheit die größte Zwietracht hervorgerufen; das Leben der Cantone war zu kräftig, als daß es in der Centralisation hätte aufgehen können. Daher war die Zeit der helvetischen Republik eine Reihe von Kämpfen und Revolutionen, welche schon deshalb nicht zu irgendeiner Entscheidung führen konnten, da sich die Parteien ziemlich gleich standen. Wie der französischen, so machte Napoleon auch der helvetischen Revolution ein Ende. Er ließ die Schweiz besetzen, berief eine helvetische Consulta nach Paris und legte ihr seine Willensmeinung vor. Monnard sagt:

> Er beleuchtete die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft, der Cantone und der Parteien mit einer Sachkenntniß, die wie das Ergebniß eines vieljährigen Nachdenkens erschien. Große Gedanken hinwerfend, ließ er von seinen Lippen die Orakelsprüche fallen, die Helvetiens Schicksal bestimmten. Die den Umständen so fein angepaßte Mediationsacte war in den Augen der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen ein Meisterwerk von Vorsicht, Weisheit und Scharfsinn. Der hohe Sinn des Ersten Consuls verschmolz wunderbar die Ueberlieferungen der vorigen Jahrhunderte mit den wichtigsten Fortschritten der neuern Zeit; mit seiner Menschen- und Staatenkenntniß verlangte er von allen Parteien die für eine dauernde Versöhnung nothwendigen Opfer. Einem fünf Jahre lang von Unruhen und Krieg zerrissenen Lande gab er den Frieden, und diesen Frieden besiegelte die Erkenntlichkeit der Nation.

Aber bei alle Dem konnte die Mediationsacte ebenso wenig Bestand haben als die helvetische Republik, weil sie wie jene von der Fremde aufgedrungen war, und als die Macht, vor der sich die Schweiz wie ganz Europa hatte beugen müssen, unterging, folgte ihr die Mediationsverfassung nach. Wie überall traten die alten Zustände soviel als möglich wieder hervor, und insbesondere drängten sich in der Schweiz die alten Aristokratien wieder ein. Aber ihr Wiedererscheinen war keineswegs so glänzend als ihr Fall; sie waren im Kampfe gegen fremde Bayonnete untergegangen; fremde Einmischung half ihnen die verlorene Gewalt wieder erwerben. Die Restauration war nach jeder Beziehung hin durch Rückschritte bezeichnet, in den allgemein eidgenössischen wie in den cantonalen Verhältnissen. Der Bund verlor seinen Zusammenhang und seine Kraft; in den Cantonen verlor das Volk seine politischen Rechte, es war von den Errungenschaften der helvetischen Revolution die einzige, freilich bedeutungsvolle gerettet worden, daß das widernatürliche Verhältniß von Unterthanenländern nicht wiederhergestellt wurde, jene Landestheile vielmehr eigene Cantone blieben oder, wenn sie nicht selbständig wurden, doch mit den übrigen Theilen der Cantone, mit denen sie vereinigt waren, gleiche Berechtigung erhielten. Nur im Canton Schwyz war dies nicht ganz der Fall, indem die äußern Bezirke den innern in einem gewissen Sinne noch unterworfen waren. Die Ideen, welche die helvetische Revolution hervorgerufen hatte, hatten aber im Volke allzu kräftige Wurzeln geschlagen, als daß sie hätten vollständig besiegt oder vernichtet werden können. Sie tauchten fortwährend wieder auf, und es bedurfte für sie nur einer günstigen Gelegenheit, um wieder zur Geltung zu gelangen. Diese bot die pariser Julirevolution von 1830. Zwar waren schon vor derselben bedeutende Umgestaltungen vor sich gegangen, so in Luzern, in der Waadt, vor allem im Canton Tessin, aber die lange vorbereitete Bewegung wurde erst nach den Julitagen allgemein und siegreich, schon deshalb, weil die Regierungen ihren einzigen Halt, die Unterstützung der fremden Mächte, verloren hatten.

Die Geschichte dieser Bewegungen, der Kämpfe und Umgestaltungen erzählt uns Altlandamman Baumgartner in seinem dreibändigen Werke: „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 — 50", von dem uns die zwei ersten Bände vorliegen. Es ist unter den Zeitgenossen kaum Jemand mehr geeignet, die Geschichte der Schweiz während der 20 Jahre von 1830—50 zu schildern als Baumgartner, der einen großen und bedeutsamen Antheil an der Umgestaltung seines Heimatcantons St.-Gallen hatte und durch sein hervorragendes Talent eine höchst einflußreiche Stellung in der gesammten Eidgenossenschaft einnahm, wie er denn in den Tagsatzungen eine sehr gewichtige Stimme hatte und so vielen Einfluß ausübte, als es einem Einzelnen in der Tagsatzung möglich war, dessen Mitglieder bekanntlich nach den Instructionen stimmten, die sie von ihren Cantonen erhalten hatten. Doch können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir uns einigermaßen verwunderten, als wir vernahmen, daß Baumgartner diese Geschichte zu schreiben gedenke; denn es schien uns eine für seine eigenthümliche Stellung höchst schwierige, ja kaum zu besiegende Aufgabe. Er hatte nämlich, wie gesagt, einen wesentlichen Antheil an den neuen Umgestaltungen gehabt, und er galt sogar als das erste oder doch wenigstens als eines der ersten Häupter der radicalen Partei, bis er 1841 bei Gelegenheit der Klosteraufhebung im Canton Aargau unerwartet eine Schwenkung machte, einer der eifrigsten Vertheidiger der Klöster wurde und infolge dessen nicht blos seine Partei verließ, sondern sich entschieden an die ultramontan-conservative anschloß. Wenn es einem beredten Mann auch gelingt, in den Rathsälen oder in Zeitungsartikeln die frühere Meinung abzustreifen und die Erinnerung an dieselbe zu umgehen, so ist dies in einem Geschichtswerke doch nicht möglich, weil in demselben die durch einen längern Zeitraum getrennten Thatsachen nahe aneinander gereiht erscheinen und der Widerspruch um so greller hervortritt.

Wir müssen gestehen, daß der Verfasser sich mit überraschender Gewandtheit aus der Schlinge gezogen hat, aber ob die historische Wahrheit dabei nicht eingebüßt und ob er von der Aufrichtigkeit oder, wir wollen nur sagen, von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt hat, das ist eine andere Frage, die wir unmöglich mit Ja beantworten können. Der Widerspruch, der sich im Leben Baumgartner's zeigt, tritt vorzüglich bei Gelegenheit der Klosteraufhebung hervor.

Im Jahre 1838 wurde nämlich im Canton St.-Gallen die Benedictinerabtei säcularisirt und Baumgartner trug nicht wenig dazu bei; als 1841 Aargau seine Klöster aufhob, welche seit Jahren Unruhe und Zwietracht, wenn vielleicht auch nicht veranlaßt, doch jedenfalls genährt und durch ihre kirchlichen und finanziellen Mittel möglich gemacht hatten, da war er einer der leidenschaftlichsten Gegner dieser Maßregel. Er begründete damals seine Meinung vorzugsweise darauf, daß die Aufhebung der Klöster eine Verletzung der Bundesverfassung enthalte, welche den Bestand der Klöster garantire; und er wiederholt diese Ansicht in dem vorliegenden Geschichtswerk. Allein als er die Aufhebung von Pfäfers mitbeschließen half, erwähnte er der Bundesverfassung nicht, ebenso wenig erinnert er in seiner Geschichte daran. Und doch war der Beschluß des Großen Raths von St.-Gallen ebenso im Widerspruch mit der Bundesverfassung als der des Cantons Aargau. Der Verfasser legt außerordentlich viel Gewicht darauf, daß die Abtei Pfäfers selbst um Säcularisation nachgesucht habe, sowie daß bei der Auflösung aller Zucht im Kloster ein Fortbestehen unmöglich gewesen wäre. Dieses hat jedoch den gesetzlichen Bestimmungen gegenüber doch wol weniger Gewicht als die Behauptung des Aargau, daß der Fortbestand des Cantons mit dem der Klöster unvereinbar sei, und es darf dem Verfasser entgegengestellt werden, daß, wenn die Bundesverfassung den Bestand der Klöster wirklich garantirt hatte, auch Pfäfers ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes nicht hätte säcularisirt werden dürfen, ja daß diese Erlaubniß nicht einmal die Aufhebung gerechtfertigt hätte, da der Bundesvertrag keineswegs ein Vertrag zwischen dem Kirchenoberhaupt und der Eidgenossenschaft war und der Papst daher in keiner Weise eine Stimme abzugeben hatte. Sollte der betreffende Artikel der Bundesverfassung jenen Sinn gehabt haben, den ihm Baumgartner beilegt, so durfte überhaupt kein Kloster aufgehoben werden, bevor jene Bestimmung auf gesetzlichem Wege, also durch eine Umgestaltung des Bundesvertrags wäre aufgehoben worden. Pfäfers hätte auch dann nicht aufgehoben werden dürfen, wenn alle Mönche fortgelaufen wären, was man jedoch nicht zu befürchten hatte.

Wie im Leben, so steht daher Baumgartner auch in dieser Geschichte im Widerspruch mit sich selbst; daß er es fühlt, geht aus der Leidenschaftlichkeit hervor, mit welcher er die aargauische Regierung behandelt. Wie im Leben, so ist auch in seiner Geschichte eine doppelte Persönlichkeit sichtbar; es herrscht in der Erzählung der Geschichte bis 1841 ein ganz anderer Geist als in dem Bericht über die nachfolgenden Begebenheiten, insofern nämlich dieselben in den zwei vorliegenden Bänden behandelt werden.

Bei alle Dem ist das Werk sehr lesenswerth und vielfach belehrend, besonders ist die Erzählung der Umgestaltungen 1830 und ihrer unmittelbaren Folgen höchst anziehend. Zwölf Cantone gaben sich neue Grundgesetze; mit ihnen und als Folge derselben mußte auch ein großer Theil der Gesetzgebung und der ganze innere Haushalt umgeschaffen werden. Es grenzt an das Unglaubliche, was in beiden Gebieten während weniger Jahre geschah. Es war eine Regeneration im vollsten und schönsten Sinne des Worts, und wenn einzelne Cantone hierin mehr oder weniger hinter andern zurückblieben, so lag dies wesentlich in dem Umstand, daß sie nicht das Glück hatten, solche begabte Männer zu besitzen als jene. Vor allen zeichneten sich Zürich und St.-Gallen aus, Zürich mit Dr. Keller (jetzt in Berlin), Hirzel, Heß, E. Sulzer, und St.-Gallen, wo vornehmlich Baumgartner wirkte. Aber auch in andern Cantonen geschah Vieles und Großes. Die Umgestaltungen des Jahres 1830 haben ihre Berechtigung durch ihre Leistungen bewiesen, und das unterscheidet sie von den sogenannten conservativen Bewegungen, welche sich, so oft sie den Sieg davontrugen und die Leitung der Geschäfte übernahmen, durchaus als impotent erwiesen. Während die züricher Regierung von 1830 das gesammte Schulwesen reorganisirte, eine Hochschule gründete, die Rechtspflege neu gestaltete, die Justiz von dem Einfluß der ausübenden Gewalt befreite, das Militärwesen ordnete, große Bauten ausführte, insbesondere eine Menge von Straßen theils neu anlegte, theils gründlich verbesserte und dabei doch die Finanzen im besten Zustand erhielt — was hat die Septemberregierung von 1839 gethan, die doch bedeutende Männer wie Bluntschli in ihrem Schoose zählte? Nichts, oder noch weniger als nichts, denn das ist eben der Fluch, der auf der conservativen Partei lastet, daß sie nichts bauen, nur zerstören kann. Dies hat sich, wie in Zürich, so in Bern, in der Waadt, in Genf erwiesen, namentlich aber in Luzern, wo sie nur Jesuiten einzusetzen und Bürgerkrieg hervorzurufen verstand. Die radicale Partei hat im Einzelnen mancherlei Fehler begangen, die sich schwer an ihr gerächt haben; ihr wesentlichster war der, daß sie zu häufig gesetzwidrige Mittel anwandte, die auch dann keine Rechtfertigung haben, wenn durch sie Gutes bezweckt, ja selbst erzielt wird. Es ist der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, am verderblichsten in einer Republik, deren Bestand nicht auf der Autorität oder der Gewalt, sondern auf dem Rechtsgefühl aller Bürger beruht. Dieses Rechtsgefühl ist ein Heiligthum, das nicht genug geachtet, nicht genug bewahrt, nicht genug gepflegt werden kann. Wir finden die höchste Aufgabe republikanischer Regierungen darin, daß sie dieses Gefühl für die Anerkennung und Achtung des Rechts in den Bürgern stärken und Alles vermeiden, was dasselbe auch nur im geringsten trüben könnte. In Zeiten von Revolutio-

en läßt sich das Recht nicht immer abmessen, aber weil es eben ungewöhnliche Zeiten sind, haben selbst die offenbarsten Rechtsverletzungen keinen bleibenden und namentlich keinen moralischen Nachtheil. Wenn sich aber Staaten Rechtsverletzungen in Zeiten der Ruhe und des Friedens erlauben, so bringt dies einen unberechenbaren Schaden hervor, nicht sowol bezüglich des materiellen Unrechts, welches Dieser oder Jener erduldet, sondern weil das Volk an dergleichen gewöhnt, sein angeborenes Gefühl für das Recht gelockert und zuletzt vernichtet wird. Die alte Schweiz hat sich vorzüglich dadurch hohe Achtung, ja Bewunderung erworben, daß sie die Rechte Anderer mit heiliger Scheu betrachtete und diese selbst im Vollgefühl des Siegs nicht verletzte; um so betrübender ist es, wenn dieser herrliche Vorgang der Ahnen von den Nachkommen vergessen wird. Bern vorzüglich hat sich dies zuschulden kommen lassen, und leider gilt dies beinahe von allen Regierungen seit 1830; doch hat es auch in andern Cantonen nicht an Beispielen der nämlichen Art gefehlt.

Baumgartner hat sich zunächst zur Aufgabe gestellt, die Geschichte der gesammten Schweiz zu schreiben; er berührt in seiner Darstellung die einzelnen Cantone nur insofern, als dieselben auf die allgemeine Entwickelung von Bedeutung waren, und deshalb tritt in seiner Erzählung vornehmlich Das hervor, was die neue Gestaltung des Bundes betrifft. Da dieser durch die Restaurationsverfassung zum bloßen Scheinbild herabgedrückt worden war, da er, wie ein anderer in Europa, nur dazu bestimmt zu sein schien, jeder Fortbildung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und er nur dazu Macht hatte, nicht aber auch zur Unterdrückung des Unrechts oder zur Beförderung naturgemäßer und nothwendiger Entwickelung des Staatslebens; so war die Nothwendigkeit seiner Umgestaltung schon bald nach Beginn der cantonalen Umwälzungen eingesehen worden; und durch die ganze Geschichte der Schweiz seit 1830 zieht sich unverkennbar der Gedanke, daß, wie die Cantone, so auch der Bund regenerirt werden müsse. Es blieb dieser Gedanke mächtig, selbst dann wenn er verschollen zu sein schien, aber es stellten sich der Ausführung desselben die mächtigsten Hindernisse entgegen, die nicht so leicht zu bewältigen waren, weshalb auch die Versuche, welche hierzu im Schoose der Tagsatzung gemacht wurden, nothwendig scheitern mußten. Das größte Hinderniß lag aber offenbar darin, daß das Volk in seiner weitaus größten Majorität keinen Sinn für die Bundesreform hatte. Alles politische Leben war ja seit der helvetischen Republik in die Cantone zurückgedrängt worden; die Tagsatzung selbst war nur ein Nachhall Dessen, was in den Rathsälen der Cantone beschlossen worden war, und die Aufgabe der obersten Bundesbehörde war so ganz zu einem bloßen Rechenexempel geworden, daß eine Zusammenkunft der Gesandten eigentlich ganz überflüssig war. Denn wenn die Boten der einzelnen Cantone dem Vorort in Form eines Schreibens zugeschickt worden wären, hätte das nämliche Ergebniß erzielt werden können als durch die Zusammenkunft der in pedantischen Formen sich bewegenden Tagsatzung. Es mußte daher die Nothwendigkeit einer Reform dem Volke praktisch zur Anschauung gebracht werden, und dies konnte nur durch Zeiten der Verwirrung und des Unglücks geschehen. Es blieben dieselben auch nicht aus. Zuerst gab die Septemberrevolution (1839) von Zürich eine gute Lehre, da infolge derselben die Tagsatzung, die gerade dazumal in dieser Stadt versammelt war, mehre Tage lang wegen mangelnden Präsidenten keine Versammlung halten und keine Beschlüsse fassen konnte, wo es sich doch um die wichtigsten Interessen der ganzen Eidgenossenschaft handelte. Ebenso belehrend war der Umstand, daß die Leitung des Bundes plötzlich in andere Hände überging, als es dem Vorort Zürich gefiel, seine bisherige Regierung zu stürzen; denn nach der Bundesverfassung von 1815 war die Regierung des Vororts auch zugleich die des Bundes, insofern eine Behörde Regierung genannt werden kann, die ohne alle Befugnisse und ohne alle Macht war. Noch stärker wurde man gemahnt, als das von Jesuiten und deren Anhängern regierte Luzern Vorort wurde. Es mußte die den Jesuiten abgeneigte große Majorität des Schweizervolks empören, in solchen Leuten ihre oberste Behörde anerkennen zu müssen. Endlich wurde dieser Majorität, dem gesunden Sinne des Volks und der Bundesverfassung zum Hohn der berüchtigte Sonderbund geschlossen. Da mußten auch dem Blindesten die Augen aufgehen, und als diese Empörung mit Waffengewalt unterdrückt worden war, da war die Belehrung so vollständig, daß die Umgestaltung des Bundes von der Tagsatzung selbst beschlossen und berathen und die neue Bundesverfassung mit ungeheuerer Mehrheit von dem Volke der gesammten Schweiz angenommen wurde.

Wir sind freilich Baumgartner hier vorausgeeilt, denn die zwei ersten Bände seiner Geschichte reichen nur bis zur Mitte des Jahres 1841; wir bedauern umsomehr, daß uns der dritte und letzte Band noch nicht vorliegt, weil wir begierig wären, zu vernehmen, wie er sich über den neuen Bund von 1847 äußert, der von seinen politischen Gegnern und gewiß auch gegen seinen Willen gegründet wurde. Was aber die zwei vorliegenden Bände betrifft, so enthalten diese ein sehr reiches und gut verarbeitetes, durchaus übersichtliches Material. Wir können es nur billigen, daß Baumgartner, wie schon angedeutet wurde, die Geschichte der einzelnen Cantone zurückgedrängt und nur insofern berührt hat, als deren Verhältnisse für die Entwickelung der gesammten Eidgenossenschaft bedeutsam waren. Dagegen müssen wir uns billig verwundern, daß er dem Leben des Volks selbst so wenig Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich das Vereinswesen gar nicht berührt hat, welches in der von ihm geschilderten Periode doch nicht weniger einflußreich war als in den frühern; so haben die Schützenfeste namentlich nicht wenig dazu beigetragen, die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes zu nähren und zu kräftigen, wodurch allein der neue Bund möglich wurde.

Unsere Betrachtungen haben uns mitten in die Schrift geführt, die wir noch zu besprechen haben, „Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart“ von dem pseudonymen Severus, dessen wahren Namen zu enthüllen wir uns nicht berufen fühlen. Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabschnitte, Vergangenheit und Gegenwart. Wir haben umsoweniger nöthig, in den ersten näher einzugehen, als wir die Verhältnisse, die er beleuchtet, schon bei Gelegenheit der vorigen Werke besprochen haben; nur soviel sei uns zu bemerken erlaubt, daß dieser Abschnitt eine zwar kurze, aber sehr gute und anschauliche Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Schweiz seit den ältesten Zeiten gibt, weshalb wir die Schrift Allen empfehlen, die weder Zeit noch Beruf haben, größere Werke zu lesen.

Der zweite Abschnitt ist nicht minder interessant, obgleich er es nicht sowol mit historischen Thatsachen als mit Beleuchtung gegenwärtiger Zustände und Entwickelung allgemeiner Grundsätze zu thun hat. Der Verfasser sieht in der neuen Bundesverfassung ein Werk der Vermittelung zwischen Cantonalität und Centralstaat; er erkennt, daß sie gibt und leistet, was unter den gegebenen Umständen ohne die Gefahr neuer innerer Wirren zu erhalten war; aber er bedauert, daß ihre Schöpfer nicht kräftiger auftraten, nicht mehr wagten, nicht kühner auf das Ziel hinsteuerten, „das da liegt in der innern geistigen Einigung der schweizerischen Stämme in Staat, Kirche, Schule“. Hören wir, was er darunter versteht. Zunächst wünscht er ein schweizerisches Erzbisthum, weil er von einem solchen theils größere Unabhängigkeit Rom gegenüber erwartet, theils von ihm hofft, daß es die wahren Bedürfnisse der Kirche besser erkennen und wahren würde als die kleinen Diöcesen, in welche die Schweiz zersplittert ist und die zum Theil an das Ausland geknüpft sind. Wir stimmen darin mit dem Verfasser überein; aber nun erhebt sich die Frage, wie soll dieses Erzbisthum zustande gebracht werden? Ohne Rom ist es eine Unmöglichkeit, und daß Rom lieber mit kleinen, ihm unmittelbar unterworfenen Bisthümern zu thun hat als mit größern, das hat die Zertrümmerung des uralten Erzbisthums Konstanz bewiesen. Der Verfasser wünscht ferner, daß der Bund das Erziehungswesen in die Hand nehme, und verbreitet sich bei dieser Gelegenheit über Das, was eine veredelte Volksschule zu leisten hat. Seine Ansichten über diesen Gegenstand verdienen alle Beachtung; er huldigt keineswegs den allzu praktischen Tendenzen, die sich in unserm materiellen Zeitalter immer mehr hervordrängen, und ist daher kein Freund des Unterrichts, der nur praktische Abrichtung für irgendeinen bestimmten Zweck im Auge hat. Er will vielmehr, daß aller Unterricht hauptsächlich den Zweck haben soll, den Geist zu bilden, zu stärken, ihn gewandt und überhaupt fähig zu machen, sich die speciellen Kenntnisse selbständig anzueignen und sie im Leben verständig anzuwenden. Daher verlangt er, daß die Sprache den Mittelpunkt und die Grundlage des ganzen Unterrichts bilde, und warnt zugleich, auf die mathematischen Wissenschaften zu viel Gewicht zu legen, welche die formelle Geistesbildung weit weniger beförderten, als man gewöhnlich anzunehmen scheine.

Es ist wahr, die Mathematik spannt den Geist, sie bringt ihn zu streng consequentem Denken, sie schärft ihn durch ihre Schlußfolgerungen, sie macht ihn behend durch ihre Präcision. Aber es läuft nicht selten eine Verstandesspielerei mit unter; in keinem andern Fache bringt es die mechanische Dressur, ohne das selbstbewußte Eingehen in die letzten innersten Gründe, zu größerer Virtuosität. Man hat neben den anstelligen mathematischen Zeichen und Buchstaben nicht selten die Denkgesetze selbst in den Hintergrund gedrängt, welche in der Sprache liegen und die, gehörig behandelt, den Geist weit spannender, voller, lebendiger und vielseitiger in Anspruch nehmen als das System der Zahl und der geometrischen Form.

Folgerichtig zieht er den Schluß, daß die Realien für die Volksschule nur eine untergeordnete Bedeutung haben, daß es die größte Aufgabe der Elementarpädagogik sei, dieselben an die beiden Hauptfächer anzuschließen, sie aus denselben heraus zu entwickeln, sodaß sie erst gegen das Ende als selbständige Fächer aufgenommen werden sollten. Was der Verfasser von der Grundlage des Unterrichts in der Volksschule sagt, gilt ebenso sehr von den Real-, Bürger-, Gewerb- und Industrieschulen, in welchen den Schülern meist ein ungeheuerer Ballast von Kenntnissen eingepfropft wird, den sie schon deswegen nicht bewältigen können, weil auf die formelle Geistesbildung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Will man, ohne auf den Unterricht in den alten Sprachen zurückzukommen, was vielleicht doch das Zweckmäßigste wäre, auf die harmonische und für das Leben nothwendige Geistesbildung größeres Gewicht legen, als es bisher geschehen, so muß dem Unterricht in den neuen Sprachen eine weitaus größere Bedeutung gegeben werden, als es jetzt geschieht; er muß wissenschaftlichen Charakter annehmen, es muß das grammatische wie das literarische Moment in dem Maße hervorgehoben werden, wie es bei dem Unterricht in den alten Sprachen auf den Gymnasien geschieht. Und in dieser Beziehung macht der Verfasser eine vortreffliche Bemerkung, deren Wahrheit viel zu wenig eingesehen wird.

Der Unterricht soll sich nicht durchweg durch Resultate, welche durch eine Prüfung zu erheben, rechtfertigen, mit andern Worten: der Unterricht braucht nicht immer ein solcher zu sein, der ein mathematisch genaues reelles Resultat liefert; die Anregung, das Erfassen von Gedanken, die lebenskräftig wirken, ist und bleibt die Hauptsache.

Ueberhaupt sind die Bemerkungen, welche der Verfasser über Schul- und Unterrichtswesen auf wenigen Seiten zusammendrängt, durchaus beachtenswerth, und wir bedauern, auf diesen hochwichtigen Gegenstand nicht näher eintreten zu können. Nur müssen wir erwähnen, daß der Verfasser mit Recht darauf dringt, daß die Schule eine nationale Grundlage haben und zu größerer Einheit gebracht werden solle. Was den ersten Punkt betrifft, so hätten wir gewünscht, daß er sich über denselben ausführlicher verbreitet haben oder daß er die erste Gelegenheit ergreifen möchte, den Gegenstand in selbständiger Darstellung zu entwickeln, da wir von dem Verfasser erwarten, daß er ihn ebenso geistreich als gründlich behandeln würde. Die größere Einheit der Schule

will er übrigens, womit wir ganz einverstanden sind, nicht durch vollständige Centralisation des Schulwesens erzielen, sondern er wünscht, daß die einzelnen Cantone sich in dieser Beziehung verständigen und sogenannte Concordate abschließen möchten, wie es in andern Dingen mit so großem Nutzen geschehen sei.

Das Heerwesen und die Rechtsflege bilden die folgenden Abschnitte der Schrift. Auf ersteres gehen wir nicht ein, da der Verfasser die seit Begründung des neuen Bundes eingetretene Entwickelung bei der Abfassung seiner Schrift noch nicht kennen konnte und in dieser Beziehung jedenfalls Alles geleistet worden ist, was man nur wünschen und erwarten durfte. Die Rechtspflege ist ohne Zweifel eine der größten Schattenseiten in der Schweiz, und wenn auch in den letzten Jahren viel zu ihrer Verbesserung gethan worden ist, so bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, abgesehen davon, daß die vorgenommenen Verbesserungen nicht immer glücklich ausgefallen sind. Durch eine Centralisation der Rechtspflege kann eine durchgreifende Verbesserung nicht erzielt werden; es würde dies das Leben der Cantone gefährden. Ebenso wenig halten wir es für zweckmäßig, daß die Cantone, in welchen die einzelnen Landestheile besondere Gesetzgebungen haben, diese in eine allgemeine aufgehen lassen, wie es leider schon geschehen ist und noch geschieht. Dies ist jedenfalls ein ganz unrichtiges Verfahren, wenn die Gesetzgebung auf historischer Entwickelung beruht und mit dem ganzen bürgerlichen und politischen Leben des Volks verwachsen ist. Es ist grundsätzlich ebenso verkehrt, die Gesetzgebung der einzelnen Landestheile der Cantone zu centralisiren, als die der einzelnen Cantone zu einer allgemein schweizerischen umzuschaffen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß wir zwischen Gesetzgebung und Rechtspflege genau unterscheiden und eine Centralisation der letztern nicht blos für möglich, sondern für sehr wünschenswerth halten. Und dies führt uns auf die eigentliche verwundbare Seite des Justizwesens in sämmtlichen Cantonen der Eidgenossenschaft. Diese besteht nämlich darin, daß die richterlichen Behörden einen doppelten, widersprechenden Charakter haben. Die Richter sollen nach den bestehenden, oft sehr verwickelten Gesetzen richten, sie sollen daher die genaueste Kenntniß der Gesetze besitzen, diese nicht blos in ihren einzelnen Bestimmungen, sondern in ihrem ganzen Zusammenhang, in ihren gegenseitigen Beziehungen, in ihren Verhältnissen zu den besondern Landestheilen und selbst Persönlichkeiten, in ihrer geschichtlichen Entwickelung gründlich kennen; sie sollen das statutarische wie das Gewohnheitsrecht verstehen, mit dem allgemeinen Recht, hier mit dem römischen, dort mit dem germanischen vertraut sein, und doch verlangt man von ihnen keine oder nur sehr mangelhafte juristische Bildung. In den meisten Cantonen muß sich der Advocat einer strengen Prüfung unterwerfen, ehe er die Praxis antreten darf, der Richter dagegen hat dieses nicht nöthig, obgleich von ihm wesentlich mehr abhängt als von dem Anwalt. So nimmt der Richter eine sehr falsche und widersprechende Stellung ein; er wird vermöge seiner mangelhaften juristischen Bildung mehr als Geschworener nach seiner moralischen Ueberzeugung urtheilen, und doch soll er das geltende Gesetz zur Richtschnur nehmen. Diese Rücksicht wird ihn in die Hände der juristisch gebildeten Advocaten liefern, oder es wird, wenn in einem Gericht ein Jurist sich befindet, dieser die Seele des Ganzen sein. Diesem Uebelstande kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man von den Richtern wie von den Anwälten juristische Bildung verlangt. Aber dies würde bei dem republikanischen Sinne des Volks Schwierigkeiten finden, welches mit Recht eine Gewähr seiner Freiheit darin erblickt, daß es von seinen „Pairs", von Leuten aus seiner Mitte, nicht von einer besondern, ihm durch Bildung, Geistesrichtung und Beruf fremden Kaste gerichtet werde. Es muß daher auch diesem Verlangen billigerweise Rechnung getragen werden, und dies kann man nicht anders als durch Einführung von Geschworenengerichten erzielen, aber nicht blos für die peinlichen, sondern auch für die bürgerlichen Rechtsfälle. Daß dieses möglich ist, zeigt das Beispiel von England und Amerika. Daß aber die Rechtspflege hierdurch unendlich vereinfacht wird, daß man dann in den Cantonen hier wenigstens die Hälfte, dort zwei Drittel, in andern vielleicht sogar drei Viertel der richterlichen Behörden und richterlichen Personen füglich entbehren, die nothwendigen Richter daher weitaus besser besolden, von ihnen somit auch mehr verlangen kann, und daß dessenungeachtet eine große Ersparniß in den Ausgaben für die Rechtspflege erzielt wird, das Alles leuchtet von selbst ein. Ebenso erhellt es von selbst, daß durch eine solche Einrichtung die politische Bildung des Volks unendlich gefördert und ganz besonders das Rechtsgefühl genährt und gekräftigt wird, worauf wir schon oben so großes Gewicht gelegt haben.

Mit vollem Recht verlangt der Verfasser den theoretischen Radicalen gegenüber, daß der freie Bestand der Gemeinden gewahrt, ihre Selbständigkeit geachtet werde; denn im frischen, freien Leben der Gemeinde beruht die Kraft der schweizerischen Republiken, wie sie sich aus ihm entwickelt haben. Großes Interesse gewährt der Abschnitt „Betriebsamkeit im Landbau, Gewerbe und Handel", wobei jedoch Franscini's vortreffliche „Statistik" benutzt ist. Die schweizerische Industrie, deren Fortschritte der bekannte Dr. Bowring beinahe beispiellos nennt, hat sich auch in der neuesten Zeit Anerkennung erworben. Der Statistiker Schmutz schätzt die industrielle Production der Schweiz auf 225 Mill., den Verbrauch auf 115 Mill. Fr. Nach dieser Berechnung würde die individuelle Production in 97 Fr. (12 Fr. mehr als in Frankreich und England) und der individuelle Verbrauch in 50 Fr. (14 Fr. weniger als in jenen Ländern) bestehen. Ebenso bedeutend ist der Handel mit dem Auslande, der nach Franscini 450 Mill. Fr. beträgt, was auf jeden Bewohner einen Antheil von 180—190 Fr. ergibt.

Den Schluß der kleinen Schrift bilden Betrachtungen über die Ereignisse der letzten Jahre in den meisten Ländern Europas; die Vergleichung derselben mit der Schweiz erfüllt den patriotischen Verfasser mit freudigen

Empfindungen, und allerdings bot die Schweiz mitten unter den gewaltigen Stürmen, die rings umher tobten, einen erfreulichen Anblick der Ruhe und Ordnung dar. Der kaum gegründete neue Bund entwickelte schon damals in diesen schwierigen Zeiten eine mit Klugheit gepaarte Kraft, durch welche die Conflicte mit dem Auslande entweder vermieden oder glücklich gelöst wurden, ohne die Ehre und Würde des Landes preiszugeben. Die Schweiz hat Tausenden von Flüchtlingen der verschiedensten Parteien Schutz und Aufenthalt gewährt und sie unter großen Opfern lange Zeit erhalten; sie hat die aus der Lombardei vertriebenen Tessiner mit bewunderns-würdiger Hingebung vor dem Elende bewahrt, und was wir am höchsten schätzen, sie hat sich nicht zu Repressalien verleiten lassen, nicht die unschuldigen Bürger für Das bestraft, was die Regierungen gethan; sie hat durch diesen Vorgang den Dank der ganzen Menschheit verdient, denn ein künftiges, auf Humanität und Gerechtigkeit gegründetes Völkerrecht wird ihn nicht vergessen. Der Bund hat auch im Innern schon Großes geschaffen; es ist centralisirt worden, was seiner Natur nach centralisirt werden mußte, die Zölle, die Posten. Man hat ein allgemeines Münzsystem geschaffen, eine großartige polytechnische Schule gegründet, Anderes nicht zu erwähnen. Der Bund hat dagegen weise vermieden, in das innere Leben der Cantone einzugreifen, er wird auch in der Zukunft dies nicht thun, weil er nur Widersprüche hervorrufen würde, die mit seiner Vernichtung enden müßten; denn die Cantone sind zu lebenskräftig, als daß sie sich des selbständigen Daseins berauben ließen. Der Verfasser endigt seine gehaltreiche Schrift mit den Worten:

Wir schließen mit dem frohen Glauben an die Lebensfähigkeit und Lebenskraft unsers schweizerischen Volks, an eine naturgemäße und glückliche Fortentwickelung unserer Institutionen, an eine Einigung unserer verschiedenen Bestrebungen im vaterländischen Interesse. Wir haben kein Proletariat *), Dank unsern Gemeindeverfassungen, Dank dem Gemeinsinn der Altvordern und der Edeln des jetzigen Geschlechts; wir haben keine überschwängliche Steuerlast, Dank unserm republikanischen Haushalt; es liegt in unserm Volk noch ein tiefer, nicht versiegender Fonds von Religiosität; es liegt der Glaube in ihm an seine Freiheit, die opferfähige Liebe zu ihr. Gott erhalte es! Er wird es, solange die Worte der Männer im Grütli: Einer für Alle, Alle für Einen! in unsern Gemüthern, in unserm Leben, in unsern Thaten nicht untergehen!

83.

Der Amerika-Müde. Amerikanisches Culturbild von Ferdinand Kürnberger. (Achter Band der Deutschen Bibliothek). Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer nach Lesung dieses Culturbildes noch Lust empfindet, nach Amerika auszuwandern, muß entweder das Ganze für einen Anti-Humbug halten, oder es muß ihm in Deutschland so verzweifelt schlecht gehen, daß ihm auch das Schlechteste noch gut genug dünkt. Eine abschreckendere Schilderung der amerikanischen Zustände dürfte kaum jemals geschrieben sein. In rosigem Lichte erscheint uns das transatlantische Asyl schon längst nicht mehr. Die Schilderungen der Reisenden, die Briefe und Berichte der Ausgewanderten haben uns hinlänglich mit all den Roheiten und Herzlosigkeiten, den Absurditäten und Lächerlichkeiten, den Prellereien und Gaunereien, welche in Amerika dominiren, und namentlich mit den Gefahren, Verfolgungen und Leiden, denen der eingewanderte Deutsche dort ausgesetzt ist, bekannt gemacht, sodaß schwerlich noch Viele existiren, welche in Amerika die Verwirklichung eines Ideals zu sehen vermögen. Aber in allen derartigen Mittheilungen wirken die einzelnen Züge nur einzeln, oder ihre Wirkung wird nicht selten durch die entgegengesetzte Wirkung anderer Züge aufgehoben; die Mittheilung stellt sich entweder als das Product einer bloßen Beobachtung dar: dann wird sie mehr unsern Verstand als unser Gefühl treffen; oder sie erscheint als die Herzensergießung eines Solchen, der selbst gelitten hat: alsdann sind wir geneigt, eine einseitige, übertriebene Anschauung darin zu erblicken und von der Summe Dessen, was uns erzählt wird, ein gut Theil in Abzug oder auf Rechnung des Klagenden zu bringen. Der Eindruck ist also in beiden Fällen kein voller und ganzer. In ganz anderer Weise wirkt das vorliegende Buch. Was in den bisherigen Schilderungen nur einzeln und zerstreut geboten ist, das concentrirt es mit wohlangelegtem Plan zu einer einheitlichen Gesammtwirkung, sodaß immer ein Zug die Wirkung des andern steigert. Diese Züge machen durchaus den Eindruck, als seien sie mit scharf beobachtendem Blicke unmittelbar aus dem Leben geschöpft; aber sofern sie der Autor nicht in der Form bloßer Beobachtungen, noch auch als selbst gemachte Lebenserfahrungen gibt, vielmehr das Ganze als die Erlebnisse eines Dritten hinstellt, nimmt er den Mittheilungen jeden Schein der Subjectivität und Befangenheit; indem er aber diesen Dritten als eine in jedem Betracht bedeutende und interessante Persönlichkeit zeichnet und das rein poetische Interesse für sie noch dadurch steigert, daß er sie mit der schon an sich die höchste Theilnahme für sich in Anspruch nehmenden Persönlichkeit von Nikolaus Lenau identificirt, erweckt er durch sein Bild zugleich alle diejenigen Sympathien, welche sich stets nur einem als wirklich und mit uns verwandt empfundenen Subject, niemals aber mit gleicher Wärme und Innigkeit einem reinen Object zuwenden. Wie unerquicklich auch die amerikanischen Verhältnisse an sich und überhaupt sein mögen, in einem schwärzern und abschreckendern Lichte können sie unmöglich erscheinen, als wenn sie im Gegensatz und Conflict mit einer deutsch-poetischen Natur, wie hier Lenau geschildert ist, gezeigt werden und Alles so gestellt und angeordnet ist, daß man fühlt und begreift, wie dieser Charakter hier nach und nach nicht nur um alle seine mitgebrachten Hoffnungen und Ideale, sondern auch um seinen Glauben an die Menschheit und an eine bessere Zukunft betrogen und durch immer tiefer einschneidende Enttäuschungen und Erfahrungen in seinem innersten Wesen dergestalt zerrissen werden mußte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit dem keimenden Wurm des Wahnsinns und Untergangs im Herzen in die Alte Welt zurückzuflüchten.

Natürlich kann unter solchen Umständen der Totaleindruck dieses Culturbildes kein wohlthuender, sondern nur ein deprimirender oder empörender sein. Dem ästhetischen Bedürfniß vermag er also nicht zu genügen: denn die Poesie muß selbst da, wo sie sich in die dunkelsten Partien der Tragik vertieft, tröstend und erhebend wirken; sie darf die menschliche Größe nicht an der Gemeinheit und Niederträchtigkeit, sondern nur an dem großen gigantischen Schicksal zertrümmern lassen, welches „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Als eigentliches Kunstwerk, als Dichtung, als Roman darf man also das vorliegende Buch nicht genießen wollen; man muß es vielmehr als Das nehmen, wofür es der Autor selbst gibt, als ein „Culturbild“, als ein theils social-politisches, theils bio-

*) Diese Versicherung scheint doch wol etwas gewagt, solange man noch von „Heimatlosen“ sprechen hört, anderer traurigen Erscheinungen, wie diejenigen, über die man zur Zeit der großen Theuerung aus dem Canton Bern und anderswoher berichtete, nicht zu gedenken. D. Red.

graphisches Gemälde, welchem nur zur Erhöhung und Verlebendigung der Wirkung eine poetische Einkleidung gegeben ist. Als solches ist es von größtem Interesse und von hervorragender Bedeutung. Allerdings ist seine Auffassung und Darstellung der amerikanischen Verhältnisse eine entschieden tendenziöse und darum einseitige. Die Lichtseiten der Neuen Welt sind, wenn auch keineswegs verschwiegen, ja in einzelnen Partien sogar glänzend herausgestellt, doch im Ganzen unter den Schattenseiten begraben. Aber diese Tendenz gibt sich von vornherein, ja selbst auf dem Titel so unzweideutig zu erkennen und sie ist andererseits eine so wohlberechtigte, daß die Wahrheit als solche nicht dadurch gefährdet, wohl aber eine wohlthätige Wirkung damit ausgeübt werden kann. Die Auswanderungssucht hat sich in einem Maße gesteigert, daß es in hohem Grade wünschenswerth ist, daß die Illusionen, mit denen man der Neuen Welt zuströmt, vernichtet werden. Es ist zu wünschen um Derer willen, welche, indem sie ihr Heil suchen, nicht selten ihrem Untergange, in der Regel ihrer Entartung, wo nicht Entsittlichung entgegengehen; es ist zu wünschen um des Vaterlandes willen, dem dadurch eine Masse von Arbeitskräften und Geld entzogen wird, dergestalt daß sich in kurzem die schlimmen Folgen herausstellen werden. Eindringlich abschreckende Schilderungen des Looses, welches der Deutsche gemeinhin in Amerika zu erwarten hat, können also nicht schaden; und wenn sie mit so warmem Interesse für die edlern Richtungen des deutschen Wesens und der Humanität überhaupt geschrieben sind, wie das vorliegende Buch, sollten sie soviel als möglich in die Kreise des Volks eingeführt werden.

Die Lectüre des Buchs ist in hohem Grade anregend und fesselnd. Der Verfasser versteht mit scharfen Linien zu zeichnen und mit lebendigsten Farben zu schildern. Obschon er dem Ganzen nicht den befriedigenden Geist eines poetischen Kunstwerks eingehaucht hat, entfaltet er doch im Einzelnen eine entschiedene Begabung für dichterische und künstlerische Gestaltung. Zum Theil drückt sich dies in überraschenden Bildern und Gedanken aus, die hier in einer Fülle auftreten, wie wir es seit langem in keinem andern Erzeugniß der Romanliteratur gefunden haben; doch ist es nicht dieses, was uns besonders angezogen hat, denn nicht selten überschreitet er hierbei auch das rechte Maß und verliert sich ins Ueberschwängliche und Rhetorische, besonders dann, wenn er darauf ausgeht, seinen Helden als Dichter glänzen zu lassen. Weit mehr bewährt er seine Dichternatur da, wo es ihm darauf ankommt, Züge aus dem Leben, aus der gemeinen Wirklichkeit mitzutheilen. An solchen ist der Roman ganz außerordentlich reich, und mögen sie nun vom Verfasser erfunden, aus der Beobachtung geschöpft oder aus frühern Arbeiten über Amerika entlehnt sein: sie sind jedenfalls mit seltenem Geschick eingefügt und gestaltet. Besonders reich vertreten sind Anekdoten aus dem Gebiete jener Nationaleigenschaft, die der Amerikaner „smartness" nennt und worin seine stärkste Seite liegt. In einem Rout, einer Art Club, erzählt Jemand folgendes Geschichtchen als ein mehr ergötzliches als beklagenswerthes Beispiel von der Kunst, dem Gesetz eine wächserne Nase zu drehen. „In Connecticut, wo am Sonntag das Reisen verboten ist, fuhr ich mit einem Eingeborenen am Sonntag spazieren. Mitten auf der Landstraße wurde die Equipage von einem Constabler angehalten. Der Constabler hielt uns das Gesetz vor und foderte uns auf, sofort mit ihm umzukehren. «Gott bewahre, mein Freund», rief der Mann aus Connecticut ohne Anstand. «Wenn es bei uns Gesetz ist, am Sonntage nicht zu fahren, was ich leider nicht wußte, so kann dem Gesetze nicht prompt genug Folge geleistet werden. Ich darf die Pferde jetzt keinen Huf mehr aufheben lassen, weder vor noch rückwärts. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als auf diesem Punkte hier stehen zu bleiben und den Montag abzuwarten. Das ist klar. Nicht wahr, Herr Major, Sie bringen unsern heiligen Institutionen dieses Opfer?» «Mit Vergnügen», sagte ich. Der Constabler machte ein langes Gesicht und zog ab. Als wir ihn aus den Augen verloren hatten, fuhren wir weiter." Den eigentlichen Kern des Buchs machen die Schilderungen aus, in und mit welchen die Erzählung, auf geschickte Weise verflochten, nach und nach fortschreitet; erst in der zweiten Hälfte nehmen die eigentlichen Verwickelungen und Lösungen das Hauptinteresse für sich in Anspruch. Als besonders interessant erwähnen wir die Schilderung von Mr. Mockingbird's Unterrichtsmethode, die Zeichnung der Sonntagsruhe und der Sonntagsthätigkeit mit dem Treiben der Löschmannschaften, die Beschreibung des General-Landamts, wo das Congreßland verkauft wird, die Beschreibung einer theatralischen Aufführung, das Bild vom Treiben der deutschen Handwerker im Gasthaus zum grünen Baum im sogenannten „Kleindeutschland", die Schilderung eines Rout im Hause des nordamerikanischen Kunstenthusiasten Bennet und der eigenthümlichen Scene, durch die eine Dame zur „Dame vom Winkel" gemacht wird, die Schilderungen Philadelphias, des pennsylvanischen Zellensystems, der Eisenbahnen, der Dampfschifffahrt, des Urwalds u. s. w. Auch die Charakteristiken der eingeflochtenen Personen sind dem größten Theil nach frisch und lebenswahr, besonders die von Benthal, Bennet, Ormond, Anhorst und dem eigentlichen Helden, der hier als Dr. Meerfeld erscheint. Inwiefern die Zeichnung desselben dem Original entspricht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die ihm hier zugeschriebenen Erlebnisse sind eine Erfindung des Autors, wie derselbe vor einiger Zeit selbst erklärt hat. **Adolf Zeising.**

Eine Gruppe Romane von Frauenhand.

Wir greifen aus dem reichbebauten Felde der Unterhaltungsliteratur diesmal drei erzählende Werke heraus, die von Frauenhand herrühren und das Gemeinsame haben, daß ihre Verfasserinnen zwar talentvoll sind, ihr Talent aber besser ausbeuten müssen, wenn sie es recht fruchtbar machen und der Lesewelt wahrhaft werthvolle Productionen darbieten wollen.

1. Hermine. Der Briefträger. Zwei Erzählungen von Mathilde Raven. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen von Ida von Düringsfeld. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Waldemar Wernow, oder: Die Schwestern. Roman von Henriette von Keller. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Erzählung von Mathilde Raven erweckt von Anfang an recht schöne Erwartungen. Hermine, eine achtzehnjährige Waise, ist eine der glücklichen Naturen, die der Unbill des Lebens eine heitere Stirn entgegenstellen und die auch das Trübe, so innig sie es empfinden, doch bald mit kindlich leichtem Herzen hinweglächeln. Sie kommt als Gouvernante in eine Familie, wo der Hausherr, ein reicher, roher Gutsbesitzer, gegen seine kranke, dem Tode nahe Gattin und gegen seinen einzigen Sohn den grausamen Tyrannen macht. Den gedrückten Familiengliedern wird sie sofort ein trostreicher Engel; und nach einigen glücklich angelegten Scenen könnte man der Vermuthung Raum geben, als ob es Herminens schöne Aufgabe sei, im Herzen des Haustyrannen den Funken göttlichen Lichts anzufachen und ihn zur Humanität zu bekehren. Allein die Erzählung nimmt bald eine andere Wendung; sie geht in eine Criminalgeschichte über, deren Angelpunkt darin liegt, daß Hermine ihren Geliebten, den Sohn des Gutsbesitzers, eines an der Maitresse des letztern verübten Mordes für schuldig hält, indem sie glaubt, daß er die That in leidenschaftlicher Entrüstung über die seiner Mutter zugefügte Schande und in augenblicklicher Aufwallung seines Jähzorns begangen habe; daß Hermine dann der That selbst verdächtig wird, und daß sie bis zum letzten Augenblicke schweigend Alles über sich ergehen läßt, um dem Geliebten Zeit zu lassen, sich zu retten. Die Entwickelung der Katastrophe leidet hauptsächlich an der Unwahrscheinlichkeit, daß sie den Verdacht gegen den Geliebten

festhält, während sie sich doch selbst sagen mußte, daß ein so edler Mann wie er sie nimmer auch nur eine Stunde unter der schweren Anklage im Gefängnisse leiden lassen konnte, wenn es in seiner Macht stand, durch offene Selbstanklage ihre Unschuld sofort an den Tag zu legen. Abgesehen hiervon ist Anlage und Darstellung geschickt, die Diction fließend, und das Interesse des Lesers wird bis zum Schlusse, wo der wahre Mörder zum Vorschein kommt, lebendig erhalten. Die zweite, kleinere Erzählung, „Der Briefträger", ist auch eine Criminalgeschichte, wie es eben viele gibt.

Der Roman „Clotilde" besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung „Am Gardasee", wo die Helden, Leo, ein talentvoller junger Dichter aus Schlesien, und Clotilde, ein liebenswürdiges und einfaches, aber geistreiches Naturkind, sich finden, ist anmuthig und fesselnd geschrieben. Nur der Dialog ist etwas weitschweifig, und hier und da läuft eine sonderbare Geschmacklosigkeit mit unter, z. B. daß Clotilde, unmittelbar nachdem sie mit dem Geliebten in einem herrlichen einsamen Garten Roveredo's das Jawort ausgetauscht und den Verlobungskuß empfangen hat, den ihr völlig fremden Hund des Gärtners küßt, ohne daß auch nur das mindeste Motiv zu diesem seltsamen Ausdruck ihres innern Entzückens vorhanden gewesen wäre. „Der alte Gärtner war näher, als sie gedacht; er kam herbei, als sie ihn suchen wollten. Ueber alle Erwartung reich belohnt, blickte er gar freundlich auf das junge Paar und brach für Clotilde noch einen mächtigen blühenden Citronenzweig ab. Sie erglühte, als sie ihn empfing. War sie nicht Braut? Am Thore küßte sie den Hund. Leo warf einen langen letzten Blick zurück und sagte aus tiefster Seele: «Segen über den grünen Garten von Roveredo!» Doch vergißt man dergleichen Bizarrerien, in denen derselbe Hund noch ein mal eine Rolle spielt, indem Clotilde, als er in weiten Kreisen um sie herumjagt, ausruft: „O, er wird den Thau stören!"; man vergißt diese Bizarrerien über dem heitern und erfrischenden Hauche, der das Ganze durchweht.

Anders ist es mit der zweiten Abtheilung: „In Schlesien", eine Provinz, gegen die, beiläufig gesagt, die Verfasserin außerordentlich eingenommen zu sein scheint. Hier wird die Lectüre peinlich. Wir finden Leo und Clotilde als junge Eheleute, mehre Jahre nach ihrer Verbindung, auf dem Gute der Mutter Leo's wieder. Diese letztere, die personificirte Selbstsucht, liebt in ihrem Sohn, den sie von Kindheit an halb verhätschelt, halb tyrannisirt hat, nur sich. Sie hat ihm jede selbständige Stellung verkümmert, erhält ihn fortdauernd in Abhängigkeit und haßt Clotilde, weil sie es nicht ertragen kann, daß ihr Sohn Jemanden anders liebt als sie, die Mutter. Leo und Clotilde werden von der Mutter und zwei ältern Schwestern Leo's, die von gleichem Geiste beseelt sind, systematisch gequält, bis es zum Bruche kommt. Leo ist nun auf das geringe Vermögen Clotildens und auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit beschränkt und kann sich in diese beengenden Verhältnisse nicht finden. Clotilde grämt sich über den Gram des geliebten Mannes. Sie stirbt nach der Entbindung vom ersten todtgeborenen Kinde, und Leo folgt ihr freiwillig, indem er sich an ihrer Bahre ersticht. Die Katastrophe ist durch die Verhältnisse nicht gerechtfertigt. Bei etwas mehr Energie und Charakterfestigkeit konnten Leo und Clotilde sich das schönste Lebensloos bereiten. Es kann daher zu keiner rechten Theilnahme für sie kommen, und das umsoweniger, da sich in beiden sonst als sehr edel geschilderten Charakteren noch manche bis an Unnatur grenzende Verschrobenheiten an den Tag legen. So fürchten sich Beide, also auch die Mutter, vor dem ersten Kinde; Leo, „weil er noch keins braucht"; Clotilde, weil sie meint, es nicht gehörig erziehen zu können. Endlich tröstet sie sich. „Man sagt, Gott lege uns nicht mehr auf, als wir leisten können — vielleicht gibt er mir auch die Vernunft, um mein Kind vernünftig zu erziehen, wenn es eine Tochter ist nämlich. Ist es ein Knabe, o, da brauch' ich es nur lieb zu haben, da fällt die Entscheidung auf Leo." Eine interessante Unterscheidung in den Mutterpflichten! Bei Leo geht es aber noch weiter. Clotilde hat Todesahnungen. Leo erklärt im voraus, ihr folgen zu wollen. Clotilde erwidert: „Und wenn unser Kind lebte?" „Was kümmert mich das Kind?" fragt er feindlich. „Das Kind, welches dich getödtet haben würde? Glaubst du denn, ich könnte es lieben und die Vaterrolle bei ihm spielen? Hassen würde ich es, begreifst du denn das nicht?" Nur mit Mühe bringt ihn Clotilde zu dem Versprechen, seine Vaterpflicht gegen das Kind zu erfüllen, wenn es sie überlebe. Der größte Verstoß endlich findet sich am Schlusse in dem Briefe, den Leo unmittelbar vor dem Selbstmorde schreibt. „Es ist eine große Gnade von Gott", heißt es da, „daß die Ergebung in uns entsteht, wenn wir ihrer bedürfen. Wenn ich nun jetzt verzweifelte und die Leiche meiner Geliebten durch Lästerungen gegen die ewigen Anordnungen Gottes entweihte! Wohl mir, daß ich gefaßt und sogar gewissermaßen heiter sein kann, heiter in Wehmuth." An diese Bemerkung schließen sich Verfügungen über seinen und Clotildens Nachlaß, und dann ersticht er sich. Uns dünkt, wir haben an Einem Romeo und Einem Werther genug; will man aber durchaus immer neue produciren, so lasse man der Leidenschaft ihr Recht und lasse Den, der den Dolch, den er sich ins Herz stoßen will, schon gezückt hat, nicht von Ergebung in die ewigen Anordnungen Gottes reden.

Der dritte Roman: „Waldemar Wernow", enthält eine lange Musterkarte aller Arten von Verirrungen und Verbrechen. Lüge, Betrug, Fälschung, Diebstahl, Verführung, Verkuppelung, Scheinehe, Ehebrüche, Stiftung unglücklicher Ehen und Zerreißung glücklicher Ehen durch die raffinirtesten Cabalen, versuchte Bigamie, Mord und Parricidium unter den empörendsten Umständen drängen einander. Ist es nun an und für sich schon unerquicklich, durch zwei Bände hindurch in einer Galerie der dunkelsten Nachtstücke herumgeführt zu werden, ohne daß die spärlich zugemessenen lichtern Partien gehörig zu entschädigen vermöchten, so wird die Verstimmung, in die man sich bei der Lectüre versetzt sieht, noch bedeutend dadurch gesteigert, daß theils die Charaktere zu grell und nicht fest genug gezeichnet sind, theils über manche Verbrechen mit einer Leichtigkeit hinweggegangen wird, die wir nicht gutheißen können. Nicht als ob die Verfasserin sie billige oder beschönige. Aber es ist eine ebenso wol in der Aesthetik als in der Moral begründete Pflicht des Dichters, die Schuld so darzustellen, daß sie sich selbst richte; und dieser Pflicht ist die Verfasserin nicht allenthalben gehörig nachgekommen. Die Darstellung ist gewandt und zeugt von Talent; doch fehlt es auch nicht an Flüchtigkeiten, namentlich gegen das Ende hin. Eine und dieselbe Begebenheit wird dort einmal auf zehn Jahre, dann wieder auf funfzehn Jahre und an einer dritten Stelle auf sechzehn Jahre zurückverlegt; und von einem Knaben, der im ersten Bande auf dem Schiffe am Fieber gestorben ist, wird im zweiten Bande erzählt, daß er bei einem Schiffbruche in den Wogen versunken sei. Kaum noch unter die Rubrik der Flüchtigkeiten aber darf es gezählt werden, wenn die Verfasserin Boston, die Hauptstadt von Massachusetts (wo man im Winter an der Rhede sieben Fuß dickes Eis findet), in eine Tropengegend verlegt und von den Gartenzäunen aus blühendem Cactus spricht, die es dort gebe, von den herrlichsten tropischen Schlinggewächsen, die sich anstatt des Epheus und Weins dort ausbreiten, und von der Fächerpalme, die dort ihr Riesenhaupt erhebe; oder wenn sie einen ihrer Helden das Auge auf die unabsehbare Oase des Meeres richten und ihn an einer andern Stelle sagen läßt: „Ich stehe allein auf der großen Oase der unermeßlichen Schöpfung." Wir würden uns freuen, wenn es der Verfasserin gelingen sollte, unter glücklicher Benutzung ihres Talents ein Werk zu produciren, das wir in der Wüste der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur unter den Oasen voll frischer und erquickender Poesie begrüßen könnten. M.

L'église orientale, par *Jacques G. Pitsipios.* Rom 1855.

Bereits längere Zeit vorher, ehe uns das vorliegende Buch selbst zu Gesicht kam, hatten wir durch öffentliche Nachrichten Kunde von demselben erhalten, und wir waren durch diese öffentlichen Mittheilungen allerdings in einem nicht geringen Grade auf das Buch aufmerksam gemacht worden, zumal es nach diesen Mittheilungen den Anschein gewann, als sei es mit dem Buche nicht auf letzteres allein, sondern vielmehr zugleich auf eine That abgesehen, die man mit diesem Buche selbst beabsichtigte, nämlich auf die Vereinigung der morgenländisch-griechischen und der abendländisch-römischen Kirchen. Diese Vereinigung ward von der vor einigen Jahren gegründeten, gleichsam durch ein in Paris im Jahre 1853 gedrucktes Programm legitimirten „Société chrétienne orientale pour la réunion des deux églises" bezweckt, und diese Gesellschaft, als deren Stifter der Verfasser des vorliegenden Buchs selbst ausdrücklich sich bezeichnet, rückt nun zu jenem Zwecke mit diesem Buche ins Feld, und es sollen demselben nach Befinden später andere ähnliche Kriegsmanoeuvres folgen. Man will vorläufig mit diesem ersten Versuche gleichsam das Terrain recognosciren und den Boden sondiren, um danach seine weitern Maßregeln zu nehmen. Indeß können wir, wie auch sonst der persönliche Standpunkt beschaffen sei, auf welchem wir selbst stehen, nach unparteiischer Erwägung aller hier in Betracht kommenden Umstände und Verhältnisse nicht glauben, daß mit dem Versuche etwas Besonderes werde gewonnen werden, da der Verfasser des Buchs für seine Person gar zu sehr auf einem einseitigen Parteistandpunkte steht und er um des Zwecks willen, welchen er mit Eifer verfolgt, es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht so gar genau nimmt. Sind wir auch mit ihm darin ganz einverstanden, daß die Trennung der griechischen und römischen Kirche im 9. Jahrhundert an und für sich betrachtet und in ihren Folgen ein beklagenswerthes Ereigniß war — ebenso wie wir die Nothwendigkeit der Kirchenreformation im 16. Jahrhundert zu beklagen haben — so ist es doch unwahr, wenn die Schuld an der Trennung hier der griechischen Kirche aufgebürdet wird, indem jenes Schisma vielmehr lediglich durch die Herrschsucht des römischen Bischofs herbeigeführt ward, welcher ein Auge auf Bulgarien geworfen hatte und in Betreff der dort neubekehrten Christen dogmatische Neuerungen einführte, wider welche dagegen der Patriarch in Konstantinopel sich erklärte und infolge dessen das hierüber erzürnte Rom, zumal es in Ansehung Bulgariens seine Absichten nicht erreichte, die bisherige Einheit mit der orientalischen Kirche aufhob. Wie also jener Vorwurf für die letztere unwahr ist, so ist es auch ebenso unbegründet, daß keine dogmatischen Verschiedenheiten zwischen beiden Kirchen stattfänden, daß also kein Grund zur Trennung vorhanden sei, und daß daher, weil die Vereinigung beider Kirchen nun auch noch besonders und ausdrücklich auf dem Concil zu Florenz im Jahre 1439 feierlich beschlossen, dagegen diese Vereinigung blos durch Intriguen der griechischen Geistlichkeit verhindert worden sei, die Vereinigung trotzdem als bestehend und vorhanden angesehen werden müsse. Wollen wir auch hierbei das Unlogische dieses Schlusses weiter nicht rügen und zu seinen Gunsten zu den Kunstgriffen einer jesuitischen Dialektik nicht unsere Zuflucht nehmen, so wird doch in der Hauptsache selbst dadurch nichts gewonnen, weil die in der Wirklichkeit nun einmal nicht vorhandene Einheit in den Dogmen und die in Wahrheit nicht bestehende Vereinigung der beiden Kirchen auch bei der Anwendung noch so großer Schlauheit und logischer oder unlogischer Dialektik und Sophistik mit Gewalt sich nicht durchsetzen läßt, selbst dann nicht, wenn sich nachweisen ließe, daß jene dogmatischen Verschiedenheiten nicht so wesentlich seien, daß dadurch die Nothwendigkeit einer Trennung der Kirchen selbst irgendwie bedingt werde. Hätte selbst bei jenen dogmatischen Verschiedenheiten die griechische Kirche die Autorität der Bibel nicht für sich, wie sie dies mit aller Entschiedenheit gegen Rom behauptet, so würde gleichwol die Geistlichkeit der morgenländischen Kirche durch ihren Ausspruch allein eine Vereinigung mit der römischen Kirche umsoweniger herbeiführen können, je mächtiger infolge der politischen Verhältnisse des Morgenlandes und der gesammten Zustände der christlichen Völkerschaften des Orients der Antheil der Laien an Entscheidung solcher tiefeinschneidenden Glaubens- und Lebensfragen ist und dort der Glaube geradezu das Vaterland ersetzt und das Christenthum mit der Nationalität gleichsam zusammenfällt. Wäre es auch ein Irrthum, wenn die christlichen Völkerschaften des Orients sich nun und nimmer würden entschließen wollen, ihren Glauben, welchen sie nach ihrer Meinung unverfälscht von den Vorfahren ererbt haben, irgendwie aufzugeben, weil sie damit zugleich ihre eigene Zukunft in politisch-nationaler Beziehung aufgeben würden; obgleich dies kein Irrthum ist, so kann doch das nicht als ein Irrthum angesehen werden, wenn die morgenländische Kirche die Vereinigung mit der römischen Kirche darum verweigert, weil diese Vereinigung mit Rom eine Unterordnung unter Rom und unter die Herrschaft des Papstes wäre. In diesem Punkte muß sogar jeder Protestant mit der Ansicht der morgenländischen Kirche unbedingt übereinstimmen, wie er auch in gleicher Weise die Interessen dieser Kirche insofern zu vertheidigen sich veranlaßt finden wird, als er nicht wünschen kann, daß die morgenländische Kirche in dogmatischer Beziehung ihr Verhältniß zu der apostolischen Kirche, ihre Freiheit und Reinheit irgendwie gefährde oder aufgebe. Ob nicht trotzdem der morgenländischen Kirche, auf Grund ihrer Uebereinstimmung mit den Dogmen der apostolischen Kirche, ein frischeres, innigeres Leben zu wünschen, ob nicht für sie in ihrer starren Dogmatik eine innere Reform eine offenbare Nothwendigkeit wäre, dies Alles gehört weniger hierher und ist hier nicht weiter zu erörtern; indeß sind wir überzeugt, daß, solange die politischen Verhältnisse des Morgenlandes die bisherigen bleiben, eine solche innere Belebung und Kirchenreform kaum möglich, dann aber, wenn die Zeit gekommen sein und die Zukunft des Orients sich erfüllen wird, eine unabweisbare Nothwendigkeit sein werde, welcher man umsoweniger wird ausweichen können, jemehr das Christenthum an und für sich auf innere Reinigung und in deren Folge zugleich auf sittliche Freiheit und Reinheit dringt. Es ist nicht Eitelkeit und leere Ruhmsucht, nicht Eigensinn oder Leidenschaft, was die morgenländischen Christen, namentlich die Griechen bestimmt, in ihrer Stellung gegenüber der der römischen Kirche eigenthümlichen Misachtung und Geringschätzung des göttlichen Wortes, ihrer Ueberschätzung von Kirche und Hierarchie und der Knechtung des persönlichen Gewissens zu verharren, einer Stellung, welche auf einer lebendigen und entschiedenen Nationalansicht beruht, und die Gebräuche und Dogmen beizubehalten, welche die morgenländischen Christen seit den apostolischen Zeiten beobachtet, zu denen sie sich fortwährend bekannt haben, und wobei sie auf dem Boden der orthodoxen Glaubensregel zu stehen allerdings mit Entschiedenheit glauben. Wohl kennen wir die offenen Erklärungen von Seiten der morgenländischen Kirche, wie sie z. B. in einer uns vorliegenden kleinen Schrift „Σύντομος ἀπάντησις πρὸς τὸ λοίδορον φυλλάδιον τοῦ δυτικοῦ ἀρχιεπισκόπου Ἰουλιανοῦ Μαρία Ἰλλερῶ" (Athen 1844) enthalten sind, daß sie mit Freuden bereit sei, mit der abendländischen Kirche sich zu vereinigen, wie sie früher mit ihr eins gewesen; aber sie will und mag, sie kann und darf dies nicht auf Kosten ihrer Rechtgläubigkeit, ihrer apostolischen Glaubenstreue: sie kann dieselbe willkürlich und freventlich nicht opfern wollen. Vielmehr spricht sie ihre Foderung an die römische Kirche offen aus, und sie hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: Entfernt ihr nur den Stein des Anstoßes aus dem Wege, den ihr hingewälzt habt und der in so gar verschiedener Weise der Kirche Christi geschadet, der sie gespalten und geschieden hat. Entfernt ihn, indem ihr die unbiblischen Neuerungen aufhebt, welche ihr eingeführt habt, und indem ihr zugleich den Hochmuth aufgebt, der euch

beseelt. Prüfet mit gebührendem Ernste und reinen Sinns, ohne dem Einflusse alter Vorurtheile und eingewurzelter Leidenschaft euch hinzugeben, prüfet die Ansichten vom Dogma nach dem Maßstabe der echten, nicht nach dem der verfälschten Quellen, und ihr werdet die Wahrheit der alten und richtigern Ansicht finden und erkennen! Sagen wir selbst dies Alles hier lediglich im Interesse der morgenländischen Kirche gegenüber der abendländischen Kirche, welche als die alleinseligmachende alle Andersdenkenden und Andersgläubigen als Ketzer verfolgt, so müssen wir dies doch zugleich, mit Hinsicht auf die Stellung der protestantischen Kirche gegen die römische, umsomehr thun, je mehr uns die falsche Beurtheilung, zu welcher der Verfasser des vorliegenden Buchs auch über die protestantische Kirche und über die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts sich veranlaßt findet, hierzu selbst verpflichtet. Indeß kann auch dies hier nicht Wunder nehmen, da das ganze Buch entschieden auf dem Systeme der römischen Kirche beruht, nur als ein Ausfluß der bekannten Politik der römischen Curie betrachtet und nur von dieser Seite angesehen und gewürdigt werden muß. Danach wird denn auch kein Protestant und kein morgenländischer Christ anstehen, auch dem Buche selbst sein Recht widerfahren zu lassen, und warum sollte unter solchen Umständen die protestantische Kirche vor der morgenländischen im Verhältnisse zu Rom irgendwie etwas voraushaben wollen? 5.

Die Schlußacten in der Angelegenheit des „Fechter von Ravenna“.

1. Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Von Otto von Schorn. Düsseldorf, Kaulen. 1856. 8. 12 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Acten. Erlangen, Bläsing. 1856. 8. 9 Ngr.

Die „Fechterangelegenheit“ ist so eigenthümlicher und räthselhafter Art und die Discussion darüber ist in einer für die deutschen literarischen Zustände so charakteristischen Weise betrieben worden, daß es gerechtfertigt und selbst geboten erscheinen möchte, auf Anlaß der beiden oben angezeigten Schriften noch ein mal auf sie zurückzukommen. Man denke nur: der Dichter des „Fechter von Ravenna“, ein östreichischer Freiherr, wird von München aus ganz offen in Anklagestand versetzt und beschuldigt, einem 1850 an die Direction des wiener Hoftheaters eingesandten Manuscript des Schulmeisters Bacherl: „Hermann und Teutonias Fürstin“, vielleicht mit nachträglicher Benutzung eines später eingesandten Manuscripts desselben Bacherl: „Die Cherusker in Rom“, vielleicht auch mit Benutzung eines dritten gleichinhaltlichen Stücks: „Thusnelda“, welches Bacherl von Wien nicht wieder zurückerhalten haben will, die Idee zu seiner Dichtung entwandt zu haben, und nicht blos die Idee, sondern selbst die Personen, die Handlung, ja einzelne Gedanken und Phrasen. Bacherl, gegen den keine Präsumtion spricht, daß er kein Ehrenmann sei, bekennt bei seiner Ehre und erklärt, jeden Augenblick bereit zu sein, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen, daß er seine Stücke rein aus sich geschöpft habe und daß die Manuscripte in dem nämlichen Zustande unverändert geblieben, wie er sie vor Jahren niedergeschrieben; auch werden Zeugnisse von Männern vorgebracht, denen er seine Stücke 1853 vorgelesen und die bei der spätern Aufführung des „Fechter von Ravenna“ in München durch die auffallende Aehnlichkeit dieser Tragödie mit den Bacherl'schen Producten aufs höchste überrascht waren. Der mitbeschuldigte artistische Director des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, sieht sich veranlaßt, eine öffentliche Erklärung abzugeben, in der er aber von der Sache auf hierher nicht gehörige Fragen abschweift, sich erhebliche Ungenauigkeiten zuschulden kommen läßt, die ihm dann später aus seinen eigenen, an Bacherl gerichteten Briefen nachgewiesen werden, und gegen Bacherl die Verdächtigung erhebt, daß möglicherweise die „Cherusker“ erst nach dem „Fechter“ entstanden sein könnten, wogegen Bacherl versichert, daß der Versuch, sich das Bühnenbuch zum Zweck einer Vergleichung mit seinem Manuskript zu verschaffen, gescheitert und er selbst aus mehrfachen Gründen verhindert gewesen sei, nach München zu reisen und einer Vorstellung beizuwohnen. *) Endlich nach mancherlei Hin- und Herredereien in den Blättern sah sich auch Friedrich Halm dazu genöthigt, aus dem Dunkel seiner solange festgehaltenen Anonymität herauszutreten und eine öffentliche Erklärung abzugeben. Aber auch diese war sehr weitschweifig und ausweichend. Statt auf seine Ehre zu erklären, daß er niemals ein Manuscript des Schulmeisters Bacherl gesehen oder in Händen gehabt oder von seinem Inhalt durch Hörensagen Kenntniß erhalten, berief er sich auf die bekannte Göttling'sche Abhandlung („zunächst“) als seine Quelle, während der Parallelismus zwischen dem „Fechter von Ravenna“ und den Bacherl'schen Stücken sich unmöglich auf diese Quelle zurückführen läßt, da dieser Parallelismus zum Theil gerade in Abweichungen von den Göttling'schen Aufstellungen besteht. Zugleich foderte Friedrich Halm „Jedermann“ auf, „seine vermeintlichen Ansprüche auf gerichtlichem Wege gegen ihn zur Geltung zu bringen“, während er wissen mußte, daß bei der Mangelhaftigkeit der östreichischen Gesetze über geistiges Eigenthum die gerichtliche Verfolgung dieser Angelegenheit in das Bereich der Unmöglichkeit falle, weshalb auch nach O. von Schorn's Versicherung die von dem münchener Advocaten Noël in Wien bereits eingeleitete Klage gegen Friedrich Halm wieder aufgegeben werden mußte. Und lag es im Grunde dem Dichter des „Fechter von Ravenna“ nicht gerade ebenso nahe, eine Klage wegen Verleumdung und unbegründeter Denunciation anzustellen? Angenommen, ein Individuum A beschuldigt unbegründeterweise das Individuum B, ihm etwas entwandt zu haben; wäre es dann nicht albern, wenn B sich damit begnügte, dem Individuum A anheimzugeben, sein Eigenthumsrecht vor den Gerichten nachzuweisen, statt wegen falscher Denunciation selbst klagbar zu werden? Ueberhaupt wurde von Wien aus dieser literarische Proceß in sehr wenig loyaler Weise geführt, man glaubte genug zu thun, wenn man den bairischen Prätendenten einfach lächerlich machte, selbst mit Verdrehung von Thatsachen. So enthielt die „Allgemeine Zeitung“ aus Wien eine Mittheilung, wonach am 25. November 1850 an die artistische Direction des wiener Hofburgtheaters eine Sendung eingegangen sei, enthaltend die zwei Bühnenstücke „Die beiden Franz, oder der Bürgermeister als Narr“ und „Hermann und Teutonia, ein idealisches Beutelein von dem heimischen Barden Franz Bacherl“. Jeder, der dies las, mußte über das „idealische Beutelein“ laut auflachen oder verwundert den Kopf schütteln. Aus der Schorn'schen Broschüre erfährt man nun, woher muthmaßlich dieses „idealische Beutelein“ entstand. Bacherl hatte nämlich dem Manuscripte „Hermann's und Teutonia's Fürstin“ (also nicht „Hermann und Teutonia“) die Bemerkung beigefügt: „Diesem Stücke folget das verlorene Geldbeutelein oder der Hexentanz auf Walburgsberg.“ Wir haben schon oft die Wahrnehmung machen müssen, daß es dem deutschen Charakter, soweit er in unsern Privat- und öffentlichen Streitigkeiten zutage kommt, doch gar sehr an Adel und Würde fehle. Wäre die Sache, wie in diesem Falle, auf gerichtlichem Wege nicht zum Austrag zu bringen, so würde es in andern Ländern, wenigstens in Frankreich, wahrscheinlich statt zu fortgesetzten ehrenrührigen Beschuldigungen wenigstens zu einer Herausfoderung gekommen sein. Dem östreichischen Freiherrn stand ja ein Herr von

---

*) Bacherl lebt als Schulmeister in Oberpfaffenhofen in einer Art Verbannung. Er hatte, wie Schorn mittheilt, 1848 sich in einer Lehrerversammlung für Erhöhung der Gehalte ausgesprochen und wurde deshalb aus München ausgewiesen. Dies Factum, insofern es richtig erzählt ist, würde zugleich beweisen, daß die Kategorie der politischen Vergehungen in manchen schönen Gegenden des deutschen Vaterlandes einen sehr weiten Umfang hat.

Schorn, dem Dichter der Schriftsteller gegenüber. Wir wollen diese Art von Austragung nicht befürworten, sondern nur den Ausgang bezeichnen, den in Frankreich muthmaßlich ein solcher Handel zwischen zwei Personen von der Stellung Friedrich Halm's und O. von Schorn's gehabt haben würde, falls sich die Sache auf gerichtlichem Wege nicht zur Entscheidung bringen ließ. Jedenfalls würde aber außerhalb Deutschland die literarische Discussion mit größerer Ueberlegung und Loyalität geführt worden sein.

Die Schlußacten über diesen seltsamen Streitfall liegen, von O. von Schorn gesammelt und an einen erzählenden Faden gereiht, dem Publicum nun vor. Daß die Bacherl'schen Cheruskerstücke in der Ausführung so verschroben und absurd gerathen sind, schließt die Möglichkeit nicht aus, daß er in der Erfindung einen glücklichen Griff gethan, und jedenfalls müßte Bacherl ein ganz abgefeimter Falsarius sein, wenn es ihm gelungen sein sollte, O. von Schorn und so viele achtbare, gelehrte und rechtskundige Männer in München, Augsburg (hier namentlich die Redacteure der „Allgemeinen Zeitung"), Köln und andern Städten hinter das Licht zu führen. Eine künstlich geschmiedete Conspiration so achtbarer Männer, die zum Theil mit dem Theater gar nichts zu thun haben, gegen die Direction des wiener Hoftheaters und den Dichter des „Fechter von Ravenna" anzunehmen liegt ohne Zweifel ferner als das rein menschliche Motiv, einem misachteten und verspotteten Schulmeister zu seinem Recht zu verhelfen und sein einziges Verdienst, die Erfindung, ihm zu sichern, obschon von der Gegenseite dieses Verdienst sehr niedrig angeschlagen und principiell gewissermaßen den geschickten technischen Verarbeitern als frei Gut und freie Waare preisgegeben wird. Bei den Münchnern mochte sich dann freilich auch einiger provinzial-bairischer Patriotismus einmischen. O. von Schorn hat für seinen Clienten, ohne Aussicht auf äußern Gewinn, aufs uneigennützigste sich bemüht und keine Kosten, keinen Zeitaufwand, keinen Spott gescheut. Auch in seiner Broschüre spricht er die Sprache innerer Ueberzeugung, was freilich nicht ausschließt, daß sie trotzdem eine rein subjective sein könne. Er behauptet mit der größten Entschiedenheit: „Die Idee des Stücks, die allgemeine Anlage desselben, sowie die Anordnung der einzelnen Situationen gehört dem Schullehrer Franz Bacherl; er ist und bleibt der ursprünglich geistige Eigenthümer, obschon er nicht die Fähigkeit besessen, seine glückliche Idee in kunstgerechter Form zu verkörpern" (S. 112). Er erklärt zum Schlusse, keineswegs das Gefühl der Reue zu empfinden, diese Angelegenheit vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit gebracht zu haben, „denn (fährt er fort) nur dadurch, daß die verborgenen Krebsschäden unserer modernen literarischen Zustände ohne Rücksicht bloßgestellt und zu allgemeinster Kenntniß gebracht werden, ist eine allmälige Heilung derselben und eine Abwendung ähnlicher beklagenswerther Fälle für die Zukunft zu ermöglichen". Die bekannte, angeblich in einem frühern Jahrgange der dresdener „Abendzeitung" gestandene Ballade „Thusnelda" von Chlotar ist er geneigt für eine Mystification zu halten; denn bisher sei es den unermüdlichen Nachforschungen, die er an verschiedenen Orten anstellen ließ, nicht gelungen, dieselbe in den frühern Jahrgängen der dresdener „Abendzeitung" aufzufinden. Noch führt er eine merkwürdige, nicht zu übersehende Mittheilung an, welche in Nr. 8 der Gutzkow'schen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (1855) enthalten und „Der Wiener Mystifar" überschrieben war. Sie lautete: „In einer literarischen Gesellschaft wurde kürzlich über den Verfasser des «Fechter von Ravenna» geäußert: Der Verfasser dieser Tragödie, den alle Welt mit Namen wissen will, kann sich nicht nennen, denn er existirt nicht. Er ist ein Collectivwesen und besteht aus zwei oder drei Personen. Irgend Jemand schrieb eine «Thusnelda». Sie war gut gedacht, bot aber nur Material zu einem praktischen Stück. Dr. Laube machte es praktisch. Der artistische Director des Hofburgtheaters ist lange schon von den Principien zurückgekommen, die ihn «Rococo» und «Gottsched und Gellert» schreiben ließen, und zur Verehrung derjenigen Romantik übergegangen, die sich in Wien durch Grillparzer und Friedrich Halm noch immer erhalten hat. Er scenirte das Werk, schrieb den Dialog vielleicht nur in Prosa und nannte das Ganze den «Fechter von Ravenna». In Verse goß das Ganze dann irgendein Dritter, Irgendeiner, der zum schwunghaften Redestil Talent besitzt. Eine Bekanntschaft dieser zwei- oder dreifachen Autorschaft wird nicht eher erfolgen, als bis alle Bühnen das Stück gegeben haben." Diese interessante Mittheilung, damals für eine Mystification gehalten, erschien lange bevor noch irgendwie und irgendwo an Franz Bacherl gedacht wurde. *)

Auch das „große historische Trauerspiel" in fünf Acten, „Der Fechter von Ravenna", dessen Verfasser sich wie der Dichter des berühmten darin parodirten „Fechter von Ravenna" der möglichsten Anonymität befleißigt, gehört zu den Schlußacten in dieser Angelegenheit; denn der Humor kommt immer zum Schluß und drückt sein Narrensiegel unter die Acten, und wenn einmal die ganze Menschheit humoristisch werden sollte, so werden die Acten des Weltprocesses spruchreif sein. Die Personen dieser ganz ergötzlich erfundenen Parodie sind die Herren Bachstelz, Dorfschulmeister und Poet, die Komödianten Laubober und Strohhalm, der Fechter von Ravenna, freiresignirtes Mitglied derselben Komödiantenbande, ein Schornsteinfeger und das Publicum als Constabler. Der Fechter von Ravenna ist als „fechtender" Strolch und Handwerksbursch dargestellt, welcher der Strohhalm-Laubober'schen Komödiantenbande entlaufen ist. Strohhalm klagt:

> Geld haben wir nun keins mehr, dies steht fest.
> Seit uns der Fechter ist in München durchgegangen,
> Sind wir von allen Mitteln ganz entblößt.
> Er war's, der uns die Bude stets gefüllt u. s. w.

Laubober, der sich ein wenig burschikos zeigt, sucht in Gemeinschaft mit Strohhalm nach dem verlorenen Sohn, dem auch Bachstelz nachspürt, welcher behauptet, daß der Fechter sein Sohn und ihm nächtlicherweile von Laubober und Strohhalm gestohlen sei. Bachstelz ruft in Bacherl'scher Redeweise:

> O Hermann's Geist! da stehe mir bei!
> Und gib der gewaltigen That deine Weih'!
> O könnte ich schon meinen herzlichen Sohn,
> Meine Liebe, mein innig Verlangen,
> Könnte jetzo der trauernde Vater auch schon
> Da sein Alles, sein Alles umfangen!

*) Seitdem wir Obiges schrieben, hatten wir, und zwar erst in den jüngsten Tagen, Gelegenheit, Bacherl's Cheruskerdrama auf dem leipziger Sommertheater dargestellt zu sehen, also von einer Gesellschaft, die aus lauter Komikern besteht. Wir würden dies Preisgeben einer patriotischen Idee, wie sie in Bacherl's Stück verkörpert ist, auf Lipperl- und Sommertheatern nicht gutheißen können, wenn man uns nicht versichert hätte, es geschähe zu dem Zwecke, auch dem größern Publicum Gelegenheit zu geben, das Bacherl'sche Fechterstück mit dem „Fechter von Ravenna" zu vergleichen und sich so sein eigenes Urtheil zu bilden. Und in der That treten bei der Aufführung, wie Jeder, welcher die Darstellung auf dem leipziger Sommertheater mit ansah, zugeben mußte, die Parallelismen zwischen dem Bacherl'schen Product und dem „Fechter von Ravenna" noch schlagender hervor als bei der Lectüre. Das eine Stück verhält sich zum andern fast genau so wie eine rohe derbe Farbenskizze zum ausgeführten Gemälde. Manche krause, ungelenke oder verschrobene Bacherl'sche Redensarten erregten zwar unwillkürliches lautes Gelächter, aber so sehr sich auch die Darstellenden zu bestreben schienen, das Bacherl'sche Drama durch Carikiren und Uebertreiben in ein Puppenspiel zu verwandeln, bewies sich doch der Ernst der meisten Situationen als unverwüstlich, und namentlich gelang es dem Darsteller des Caligula nicht, diesen ungeschlachten, aber energisch gezeichneten Charakter in einen bloßen Clown zu verwandeln.

Und als er den Fechter erblickt:

Zur gutesten Stunde kommt Ihr her,
Denn nun besteht ferner kein Zweifel ja mehr.
Das sind sie, die Räuber von meinem Kind.
Nun weh' dir, zerlumpichtes Bettelgesind!

Der Fechter will aber von allen drei Vätern nichts wissen und entläuft mit den Worten: „Werde selber im Tode noch fechten! sagt Bacherl", Bachstelz und Schornsteinfeger rufen: „Er ist und bleibt ein Vagabundus!" und stürzen ihm nach, während das Publicum unter dem Ausruf: „Fiat justitia! pereat mundus!" Laubober und Strohhalm packt und hinausführt. Das Ganze ist ein flüchtig hingeworfener erlanger Studentenscherz, der auch wirklich auf der bubenreuther Kirchweih mit großem Beifall von Studenten aufgeführt worden ist.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

F. Metcalfe, Fellow des Collegium zu Lincoln, gab heraus „A history of German literature, based on the German work of Vilmar", also eine Bearbeitung von Vilmar's Literaturgeschichte und als ein „companion" zu Max Müller's neu erschienenem „German reading book" angekündigt. Mehre biographische oder memoirenartige Werke sind jetzt fertig geworden, so die „Memoirs of the life and writings of *James Montgomery*, including selections from his correspondence, remains in prose and verse, and conversations. By *John Holland* and *James Everett*", mit dem fünften, sechsten und siebenten Bande; „Selections from the letters of *Robert Southey*. Edited by his son-in-law *John Wood Warter*", mit dem dritten und vierten Bande, und die „Memoirs, journal and correspondence of *Thomas Moore*. Edited by Lord *John Russell*", mit dem siebenten und achten Bande, die einen Generalinder des ganzen Werks und Porträts von Thomas Moore und dem Marquis von Lansdowne, außerdem Vignetten enthalten. Auffallend genug scheinen die „Memoirs by the right honourable *Sir Robert Peel*. Published by the trustees of his papers, *Lord Mahon* (now Earl Stanhope) and the right honourable *Edward Cardwell*", deren erster Band die römisch-katholische Frage der Jahre 1828—29 betrifft, in Deutschland bisher die ihnen gebührende Beachtung nicht gefunden zu haben. Viele interessante Anekdoten aus den literarischen Kreisen einer abgelaufenen Literaturperiode, welcher Coleridge, Walter Scott, Moore, Wordsworth u. s. w. angehörten, enthalten die „Recollections of the table talk of *Samuel Rogers*, to which is added Porsoniana", auf welche wir wol noch zurückkommen. „Flemish interiors. By the writer of a glance behind the grilles" heißt eine Schrift, in welcher namentlich die Fortschritte beleuchtet und hervorgehoben werden, welche die katholische Kirche und Bevölkerung in Belgien „since her emancipation from the yoke of dutch protestantism" gemacht haben. Durch den Titel „Flemish interiors" lasse man sich in Betreff des Inhalts nicht irreführen. Der streng katholische Verfasser versteht unter „interiors" nur das Innere von Mönchs- und Nonnenklöstern, von Kapellen und Kirchen. John S. Harford schrieb in zwei Bänden ein „Life of Michael Angelo Buonarotti; comprising memoirs of Savonarola and Vittoria Colonna and much contemporaneous history" (mit Michel Angelo's Porträt und zahlreichen Illustrationen) und B. Chapman eine „History of Gustavus Adolphus and of the thirty years' war up to the king's death" (mit Planen der Schlachten von Leipzig und Lützen). Früher hatte man in England über Gustav Adolf's Leben nur eine unkritische Compilation von Harte, die seit Gfrörer's und Anderer Untersuchungen vollkommen veraltet ist. Diese Untersuchungen hat Chapman benutzt, doch hat er vor Gfrörer den Vorzug größerer Unparteilichkeit voraus. „Shakspere's England, or sketches of our social history in the reign of Elizabeth", von G. W. Thornbury, dürfte auch den deutschen Shakspearelesern eine willkommene Erscheinung sein und verdiente wol eine Uebersetzung.

H. M.

Bibliographie.

Album der Erinnerungen. Herausgegeben von W. H. Landt. Mit Beiträgen von Jos. Bayer, J. W. Grohmann, Mor. Hartmann, Uffo Horn, Siegfr. Kapper u. m. A. 1ster Band. Prag, Bellmann. 16. 8 Ngr.

Ammann, F., Meine offene Nothwehr oder: Wissenschaftliche und gründliche Vertheidigung der Geisterkunde mit wesentlichen Aufschlüssen über das Jenseits. Anhang: Drei neue Erfindungen. Die Weise, gewisse Verstorbene zu zitiren. Ein Nachspiel zum Besten des „alten Schulmeisters." Zürich. Gr. 8. 18 Ngr.

Andresen, K. G., Wortregister für deutsche orthographie nebst grundsätzlichen vorbemerkungen. Mainz, Kunze. Gr. 8. 8 Ngr.

Berg, A., Physiognomie der tropischen Vegetation Süd-America's; dargestellt durch eine Reihe von Ansichten aus den Urwäldern am Magdalenenstrome und der Andes von Neu-Granada, nebst dem Bruchstück eines Briefes von Alex. von Humboldt an den Verfasser, und einer Vorrede von Frdr. Klotzsch. — A. u. d. Titeln: Physiognomy of tropical vegetation in South America; a series of views illustrating the primeval forests on the river Magdelena and in the Andes of New Granada. — Etudes physiognomiques sur le végétation de l'Amerique tropicale; recueillies dans les forêts vierges sur le fleuve Magdalena et dans les Andes de la Nouvelle-Grenade. Mit 14 Steintafeln, wovon 13 in Tondruck. Düsseldorf, Buddeus. 1854. Imp.-Folio. 18 Thlr.

Germar, F. H., Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottschall, R., Das schlesische Gebirge. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Halm's, Friedrich, Werke. 1ster und 3ter Band. (Inhalt: 1. Gedichte. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. 3. Dramatische Werke. 2ter Band. Imelda Lambertazzi. König Wamba. Ein mildes Urtheil.) Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 Thlr.

Hübner, J., Verzeichniss der königl. Gemälde-Gallerie zu Dresden. Mit einer historischen Einleitung und Notizen über die Erwerbung der einzelnen Bilder. Dresden. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joseph, G., Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Für Aerzte und gebildete Laien. Breslau, Leuckart. Br. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Deutsche Lebensbilder. Erzählungen. 1stes bis 4tes Bändchen. (Inhalt: 1. Die Hausgenossen. Erzählung. 2. Das große Loos. Erzählung. 3. Kein Haus. Eine Dorfgeschichte. 4. Die Tante. Erzählung.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Löbcke, A., Der Leibeigene. Ein historischer Roman aus den Zeiten des ersten Kreuzzuges. Mit Abbildungen. Zittau. 8. 22½ Ngr.

Müller, E., Das hessische Land und Volk. Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Müller, L., Aquarium. Belehrung und Anleitung solche anzulegen und zu unterhalten. Nebst Beschreibung der vorzüglichsten Thiere, Pflanzen rc., welche sich für dieses eignen. Mit 24 Abbildungen. Leipzig, E. Schäfer. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

62. **Frauenstädt (J.), Der Materialismus.** Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in dritter Auflage erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Foderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage:

Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt u. s. w. kennen.

63. **Lloyd (H. E.), Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche.** Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Zehnte, verbesserte Ausgabe. 8. 27 Ngr.

Hierzu erschien:

Schlüssel zu den Uebungen in H. E. Lloyd's theoretisch-praktischer englicher Sprachlehre für Deutsche. 8. 8 Ngr.

Von H. E. Lloyd erschien früher:

Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte Auflage. 8. 1853. 20 Ngr.

Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.

Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.

Lloyd und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. 1836. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

64. **Lieder des Giovanni Meli von Palermo.** Aus dem Sicilianischen von **Ferdinand Gregorovius.** 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name Giovanni Meli's ist als der des berühmtesten Dichters Siciliens allgemein bekannt, seine Gedichte selbst aber sind außer je einem von Goethe und von Herder übersetzten wegen der örtlichen und sprachlichen Abgeschiedenheit Siciliens fast gänzlich unbekannt. Somit ist die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's von **Ferdinand Gregorovius** (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Von **Ferdinand Gregorovius** erschien gleichzeitig in demselben Verlage:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden italienischen Schilderungen des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

65. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Siebentes und achtes Heft: Tafel LXI—LXXX; Text Bogen 19—24. 4. Geb. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüte gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr

reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

Ein Prospect, der unter Anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

66. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. **Cartonnirt.**

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen hiervon:

9. **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **A. Bock.**
10. **Von Frankfurt a. M. nach Basel,** Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande. Von **A. Buddeus.**
11. **Briefe aus Südrußland** während eines Aufenthalts in Podolien, Wolhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**
12. **Reise-Pitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**
13. **Münchener Skizzenbuch.** Von **W. Müller von Königswinter.**
14. **Schillerhäuser.** Von **J. Rank.**
15. **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **M. Kurnik.**

Früher erschienen:

1. **Poëtisches Reise-Album.** Herausgegeben von **J. Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **L. Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. G. Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **H. Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **E. Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **K. G. von Berneck.** Mit zwei Plänen.
7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **N. Hocker.**

Literarische Anzeigen werden in den einzelnen Bändchen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr., einer halben Seite mit 2 Thlr. 15 Ngr., einer ganzen Seite mit 4 Thlr. berechnet.

67. **Brockhaus' Reise-Atlas.** Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint eine Reihe **von Eisenbahnkarten, Flußkarten und Städteplänen,** wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. **Jedes Blatt** besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Außerdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Erschienen sind bereits folgende Blätter:

1. **Leipzig-Dresden.** Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)
2. **Die Sächsische Schweiz.** Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Großer Winterberg).
3. **Leipzig-Hof.** Führer für Reisende auf der Sächsisch-Baierischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).
4. **Hof-Nürnberg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).
5. **Leipzig.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleißenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).
6. **Dresden.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Großen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen, zunächst folgende: **Prag-Bodenbach, Berlin-Hamburg, Hamburg, Nürnberg-Augsburg, München-Augsburg-Ulm, München, Magdeburg-Hannover-Göttingen (Harz), Die Donau (Ingolstadt-Regensburg-Passau und Passau-Linz-Wien), Der Rhein (Mainz-Koblenz und Koblenz-Köln).**

68. **Rönne (L. von), Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.** Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer noch nie versuchten und doch dringend nöthigen **systematischen Bearbeitung des Preußischen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und wird allseitig mit Freuden begrüßt werden. Der Verfasser aber, als juristischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußischen Ersten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war zur Abfassung dieses wichtigen und schwierigen Werks gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfrist beendigt sein; der Preis wird 5—6 Thlr. nicht überschreiten. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

(Der Beschluß folgt.)

Empfohlen: gratis unter Kreuzband franco.

Verzeichniß II.: 1. Sammelwerke, 2. Gedichte, 3. Anthologien, 4. Theater (68 S.), 5. Romane und 6. Zeitschriften (im Druck).

Berlin. **F. E. Lederer.**

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein. Mitgetheilt von **F. A. v. Minckwitz.** — II. Ein Jacobäer. — III. Züge aus dem 17. Jahrhundert. — IV. Schöning und Barfuß. — V. Fürst Anton Egon von Fürstenberg. — VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark. — VII. Cardinal Coscia. — VIII. Graf Hård. — IX. Der General von Favrat. — X. Warnery und Sperling in der Bergfeste Stolpen. — XI. Graf Fersen. — XII. Daniel Greser. — XIII. Der Prossener Mann. — XIV. Christian Lehmann. — XV. Balthaser Kademann. — XVI. Geistliche Berufungen. — Miscellen. — Nachträge.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. E. **Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 23 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise** ermäßigt worden sind. Der 13. bis 23. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 11. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im September 1856.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 37.** —— 11. September 1856.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

Zweiter Artikel.*)

Wenn wir im ersten Artikel Gelegenheit hatten, vorzugsweise von hervorragenden Frauen zu sprechen, welche dem weimarischen Bildungskreise angehörten oder mit den Koryphäen des weimarischen Musenhofs in mehr oder minder innige Berührung kamen, so werden uns die im gegenwärtigen Artikel zu besprechenden Schriften in Stand setzen, vorzugsweise von den bedeutenden Männern zu sprechen, welche von Weimar aus wirkten, nicht für Weimar, sondern für die deutsche Nation und die Menschheit. Im Vordergrunde steht aber auch diesmal die imponirende verehrte Gestalt Schiller's.

Schiller! Schon der bloße Name hat einen Klang, bei dem die Herzen der Deutschen in erhöhter Wärme aufzuwallen pflegen; dieser Klang seines Namens war der Glockenton, auf dessen Ruf aus fernen und fernsten Orten, wo Deutsche ansässig sind, aus Manchester, Astrachan und nordamerikanischen Städten Geldbeiträge zu der dresdener Schiller-Stiftung zusammenflossen. Kein anderer Name hätte wol dieses Wunder bewirkt. Was den Namen Schiller als Weihezeichen an der Stirn trägt, das erscheint dem Deutschen an sich als edel, heilig und jeder Theilnahme werth. Wir möchten auch um aller Welt willen nicht, daß durch eine unserer frühern oder spätern Bemerkungen das Prästigium und der Nationalnimbus dieses Namens auch nur beeinträchtigt würde. Doch wir befürchten dies auch nicht. Schiller's Autorität haftet im Gedächtniß des deutschen Volks mit unzerreißbaren Wurzeln, und uns selbst ist sie zu heilig, um daran irgend rütteln zu wollen. Dabei nöthigt aber unser Gerechtigkeitssinn uns das Geständniß ab, daß sein Name als Name bei uns keine Prärogative voraus hat vor den Namen Goethe, Herder, Lessing, Jean Paul, ich möchte selbst sagen Klopstock, dem wir ja die gänzliche Wiedergeburt unserer Sprache, die Erneuerung des vor ihm erloschenen Sinns für Vaterland und Freiheit und eine Menge neuer und zarter Empfindungs- und Vorstellungsarten verdanken, welche die spätere höhere Stufe des deutschen Literaturlebens erst möglich machten. Unser Wahlspruch möge sein: Jedem das Seine! Jedem nach seinem Verdienst! Wir leben ja, wie man wenigstens versichert, in einer demokratischen Zeit; bleiben wir also bei unserm literarischen Senat, statt einen literarischen Dictator an seine Stelle zu setzen. Ahmen wir auf keinem Gebiete jenen närrischen Franzosen nach, welche es für möglich halten, die Republik mit der Napoleon'schen Alleinherrschaft zu Einem organischen Gebilde verschmelzen zu können; stürzen wir nicht in den Nischen unsers Dichterpantheons die andern Götterbilder, um in der Mitte ein einziges glänzendes Götterbild zu haben, während die Wände ringsum leer sind! Errichten wir keine alleinseligmachende literarische Kirche! Legen wir Keinem moralischen Zwang auf, hindern wir Keinen, seinen „Cultus des Genius" Demjenigen oder Denjenigen darzubringen, die nach seinem Herzen sind! Wir wollen nicht sagen, daß man dies schon thue, aber wir fürchten, daß man auf dem Wege dahin sei. Denn wenn ein Cultus oder eine Doctrin sich erst gesellschaftlich organisiren, so ist es auch meist ihr Drang und Trieb, Alleinherrschaft zu üben und nichts Anderes neben sich gelten zu lassen. Schon jetzt wagen manche Verehrer Goethe's kaum noch, ihrer Verehrung öffentlich Ausdruck zu geben, und betreiben ihren Cultus nur noch wie die Urchristen in Krypten, womit es wol auch zusammenhängt, daß des Engländers Lewes treffliches Werk über Goethe deutsch noch nicht erschienen ist; von Herder ist kaum noch die Rede, außer mit einem gewissen Naserümpfen und Achselzucken; der Kreis der Freunde und Leser Jean Paul's schrumpft ersichtlich immer mehr zusammen, und selbst Lessing wird in den weitern Kreisen des Publicums nur noch wenig genannt, weniger noch gelesen, obschon man doch bei allen höhern Fragen der Kritik immer wieder auf ihn zurückkommen muß.

Niemand wird aber leugnen wollen, daß diese Män-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. D. Red.

ner und andere, welche Zierden der deutschen Literatur sind, von dem allseitigen Goethe ganz abgesehen, jeder eine höchst bedeutungsvolle und charakteristische Seite des deutschen Geistes- oder Gemüthslebens abspiegeln, die gekannt, gewürdigt und weitergebildet zu werden verdient, und daß die deutsche Nation nur sich selbst schaden würde, wenn sie sich mehr und mehr daran gewöhnen wollte, einseitig die Weltdinge nur durch Schiller'sche Augengläser zu betrachten. Die Mannichfaltigkeit der Geister und geistigen Richtungen ist ja der seltene Vorzug der deutschen Literatur, und wer sich nur an Einen hängen wollte, würde den deutschen Geist eben nur in Einer Richtung erfassen und kennen lernen und zu seinem eigenen Nachtheil sich nur einseitig entwickeln und ausbilden. Gegen eine „Vergötterung" hat sich Schiller übrigens selbst erklärt. Endlich verschaffen uns die bisher veröffentlichten Briefwechsel die Ueberzeugung, daß die weimarer Geistesheroen, und Schiller mit ihnen, auch Menschen waren, die so gut ihre Gebrechen und Schwächen hatten wie wir Alle, ja wir werden daraus die lehrreiche Einsicht gewinnen, daß dieser glänzende Luxus an Geist und Poesie gewisse krankhafte Schäden nur schlecht verbarg und ihnen sogar zum Theil seinen Ursprung verdankte und ihren Einfluß nicht ganz verleugnete. Der Stoff war in der weimarer Welt dazu schon früher vorhanden, sodaß selbst Charlotte von Lengefeld 1788 sich veranlaßt sah, gegen den doch wegen seines guten Herzens fast verrufenen Knebel sich der englischen Moraldichtungen anzunehmen. Sie selbst zwar, schrieb sie an Knebel, bedürfe ihrer nicht, aber sie habe doch wahrgenommen, daß sie bei Manchen Gutes stifteten, und lasse sie daher gelten. Wenn wir diese Briefsammlungen lesen, wie sie gelesen werden sollten, so werden wir dem Ausspruch Charles Rémusat's nur Recht geben müssen, daß nämlich Jedermann nur zu geneigt sei, Person und Charakter eines Schriftstellers nur nach Dem zu beurtheilen, was er veröffentlicht habe, während doch nichts trüglicher sei; denn selten glichen die Autoren ihren Schriften und alle schriftstellerische Kunst sei voll Dichtung und Verstellung. Dieser Vorwurf trifft freilich die Schriftsteller und Dichter nicht allein, sondern auch die vielen Menschen überhaupt — und vielleicht bilden sie die Mehrzahl — welche die doppelte Buchführung des Andersprechens und Andershandelns bei sich eingeführt haben. Wenn aber die Veröffentlichung von Briefschaften überhaupt einen Zweck haben soll, so ist es der, die Wahrheit festzustellen und der bloßen Herrschaft der Phrasen und Illusionen ein Ende zu machen. Erreichen sie diesen Zweck nicht, so ist es besser, sie unveröffentlicht und ungelesen zu lassen; denn zur Befriedigung der bloßen Neugier, zu einem vorübergehenden Amusement sollen sie doch gewiß nicht dienen.

Das Trachten nach nüchterner Erforschung thatsächlicher Wahrheit ist auch das Hauptverdienst des zweibändigen Werks „Schiller's Jugendjahre", aus dem Nachlasse von E. Boas von Wendelin von Maltzahn herausgegeben, der jetzt auch aus demselben Nachlaß „Schiller's und Goethe's Xenienmanuscript" veröffentlicht hat; eine Schrift, deren Besprechung wir uns für einen besondern Artikel vorbehalten, da sie nicht eigentlich biographischen, sondern speciell literarischen Charakters ist und uns daher von der nächsten Aufgabe unserer Betrachtung zu weit abführen würde. Der gründliche Fleiß, den der leider über seinen umfassenden Schiller-Studien dahingegangene Boas in seiner bekannten Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" bekundete, ist auch in diesem Werke über Schiller's Jugendjahre anzuerkennen. Der Verfasser beabsichtigte ein vollständiges Lebensbild von Schiller zu entwerfen, wozu diese gedruckt vorliegende Arbeit den Anfang bildet. Wir müssen aufrichtig bedauern, daß Boas durch seinen frühen, zu Landsberg an der Warthe 1853 erfolgten Tod verhindert worden ist, seine Arbeit zu vollenden, da es ihm hauptsächlich darum zu thun war, das Wahre vom Falschen zu sondern und der Herrschaft der Phrase, die gerade in den Betrachtungen über Schiller's Leben so üppig wucherte, ein Ende zu machen, wiewol sein gegenwärtiges Buch mit der echt deutschen Romanphrase beginnt: „Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Felder und Wälder zieht, dann" u. s. w. Wenn wir bisher geglaubt haben, wirkliche authentische Biographien Schiller's schon zu besitzen, so versichert Boas in der Einleitung geradezu: „Was uns dafür geboten wurde, erweist sich, mit wenigen Ausnahmen, als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Combination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn." Gleich nach Schiller's Tode nämlich bemächtigte sich die literarische Speculation des so populären Gegenstandes. So entstand J. G. Gruber's Schrift: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie" (Leipzig 1805), gegen deren „tolles Gewäsch" sofort ein wohlunterrichteter Jugendfreund Schiller's, Conz, in den „Tübinger Gelehrten Anzeigen" vom 19. August 1805 auftrat, worin die Gruber'sche Schrift als eine „leere, fade, größtentheils erlogene" bezeichnet wurde. Noch unverschämter waren die fast durchweg erlogenen Schriften von K. W. Oemler: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben" (Stendal 1805) und „Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben" (Stendal 1806). In der letztern Schrift sind z. B. nur ein paar Stellen aus einem Schreiben an Zumsteeg echt, die Oemler dem berliner „Freimüthigen" entnahm; alles Uebrige ist mit einer wahrhaft bodenlosen Unverschämtheit erfunden, Fiction seines jedenfalls speculativen Gehirns. Dennoch wärmte H. Döring in seiner Schrift „Schiller und Goethe" (Leipzig 1852) den ganzen Oemler'schen „Lügenbrei" wieder auf, ja er ließ selbst Aufsätze unter Schiller's Namen abdrucken, deren Verfasser er nie gewesen; Sauppe und Schwab nahmen davon Vieles in ihre Schriften über Schiller mit hinüber, und auch Hoffmeister und Viehoff, die schon unvergleichlich kritischer verfuhren, verschmähten manche von Oemler erfundene Anekdoten nicht. Für seine nun gereinigte Beschreibung der Jugendjahre Schiller's benutzte Boas die Mittheilungen, welche Christophine

Schiller, vermählte Reinwald, für die Biographien Schiller's von Körner und der Frau von Wolzogen und in ihren „Erinnerungsblättern“ aufzeichnete, dann auch ein von der Freifrau Gleichen-Rußwurm ihm zur Benutzung überlassenes Exemplar von Hermann Kurz' Roman „Schiller's Heimatsjahre“, das sie mit Bleistiftnoten versehen hatte; ferner F. W. von Hoven's nachgelassene Biographie (Nürnberg 1840), Petersen's, ebenfalls eines Akademiegenossen des Dichters, mit größter Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit geschriebene Mittheilungen im „Freimüthigen“ von 1805 und im „Morgenblatt“ von 1807, Andreas Streicher's bekannte Schrift „Schiller's Flucht von Stuttgart“, Georg Friedrich von Scharffenstein's Veröffentlichungen im „Morgenblatt“ und die von Conz im berliner „Freimüthigen“, „Morgenblatt“ und in der „Zeitung für die elegante Welt“ von 1823, Reinwald's, Schwagers von Schiller, „Berichtigungen“ im „Neuen literarischen Anzeiger“ (München 1805), die „Beschreibung der Hohen Karlsschule“ von Batz, die Programme, welche alljährlich am Stiftungstage der Militärakademie ausgegeben wurden, das in das geheime Archiv zu Stuttgart übergegangene Archiv der Karlsschule.

Diese Quellen und was er sonst Brauchbares in den vorhandenen Biographien vorfand, hat Boas kritisch miteinander verglichen, gesichtet und geprüft und daraus seine von Mythen und Erfindungen gereinigte Biographie Schiller's des Knaben und Jünglings hergestellt. Ob und inwieweit sie im Einzelnen wieder einer Berichtigung bedarf, das zu prüfen müssen wir Denjenigen überlassen, welche die Schiller-Forschung zu ihrer speciellen Aufgabe gemacht haben. Die interessanteste Partie für das größere Publicum dürfte wol die Darstellung desjenigen Lebensabschnitts sein, den Schiller auf der Karlsschule zubrachte. Sie ist zugleich geeignet, manche irrige Vorstellungen über diese merkwürdige Hochschule, die so viele treffliche Männer hervorgebracht hat, zu berichtigen und den Herzog, dessen Geist sich an dem von ihm geschaffenen Institut selbst aufrichtete und veredelte, in einem günstigern Lichte erscheinen zu lassen, obschon die willkürliche Behandlung des Dichters Schubart, des Publicisten Moser u. A. stets einen unverlöschlichen Flecken in seiner Regentenlaufbahn bilden wird. Schiller's hohe Begabung und feuriger Geist sind von ihm nie verkannt worden; doch konnte bei der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und dem spätern aggressiven Auftreten Schiller's gegen jede Willkür der Bruch nicht ausbleiben, obschon dem Dichter längere Zeit mehr nachgesehen wurde, als dies bei den Grundsätzen des Herzogs im Grunde zu erwarten war. Auch schon auf der Karlsschule hatte man dem jungen Schiller Manches nachzusehen, außer den feurigen Ausbrüchen seines Charakters namentlich auch seine Unreinlichkeit, denn Schiller gehörte zu den unsaubersten Burschen auf der Akademie, sodaß der Oberaufseher Nieß ihn manchmal anbrummte: „Er ist ein Schweinepelz!“ Boas, dem es nur um Wahrheit, nicht um Idealisirung seines Helden zu thun ist, verschweigt solche kleine Züge nicht. So berichtet er, wie Schiller in spätern Jahren scherzend zu erzählen pflegte, daß er selbst der Bildner seiner Adlernase gewesen. Als er nämlich auf der Akademie den Drang gefühlt, ein berühmter Mann zu werden, habe er sich auch die entsprechende Adlernase verschaffen wollen und zu diesem Zwecke, besonders wenn er lesend oder schreibend dagesessen, sich fortwährend daran gezupft, bis es ihm endlich gelungen, der Spitze eine kühnere Biegung nach unten zu geben. Dies haben sowol Dannecker und Minna Körner als Karoline von Wolzogen und andere Befreundete Schiller's nach seinen eigenen Worten berichtet. Da hiernach Schiller's Adlernase eine Art Kunstproduct war, so werden Physiognomiker sich fortan hüten müssen, Rückschlüsse von ihr auf Schiller's angeborenen Charakter zu machen. Schiller's späteres, etwas burschikoses Leben in Stuttgart schildert Boas ohne Rückhalt; des Dichters stürmischer Jugendmuth mußte sich eben nach dem Zwangsleben auf der Schule ausbrausen. Es verbreitete sich damals das Gerücht, daß Schiller sich dem Trunke ergeben habe, und kam auch seinem ehemaligen Lehrer Abel zu Ohren. Auf seine genaue Nachfrage bei denjenigen Akademikern, mit denen Schiller noch im dauernden Umgang geblieben war, wurde ihm jedoch versichert, daß demselben großes Unrecht geschehe. Der des Weins ungewohnte Jüngling habe etwa zwei oder drei mal in lustiger Gesellschaft über seine Kräfte getrunken; namentlich sei dies bei einem Gastmahl vorgekommen, welches General Augé den Offizieren seines Regiments gab; bei diesem Feste habe Schiller allerdings so wenig Maß gehalten, daß man ihn habe nach Hause tragen müssen. In einer kleinen Stadt, wie Stuttgart damals noch war, konnte es natürlich nicht fehlen, daß von diesem Vorfall großes Aufsehen gemacht wurde und daß die Klatschgevattern den jungen Mann als einen Wüstling und Trunkenbold ausschrien, was sie zu thun natürlich um so eifriger beflissen waren, da er sich ihnen an Geist und Charakter so unermeßlich überlegen zeigte.

Interessant sind im zweiten Bande besonders die von Boas mitgetheilten, oft sehr wunderlichen Recensionen, welche durch die Erscheinung und die ersten Aufführungen der „Räuber“ an verschiedenen Orten hervorgerufen wurden und unter denen sich auch eine ziemlich unparteiische aber praktische Selbstrecension Schiller's, die er im „Würtembergischen Repertorium“ mit K.... r unterzeichnet abdrucken ließ, vorzügliche Beachtung verdient*); ferner Schiller's Jugendgedichte, meist aus der „Anthologie“ von 1782, die in seinen Werken

*) Von der fast immer praktischen Natur Schiller's führt Boas in Betreff der ersten Aufführung der „Räuber“ folgendes Beispiel an. Dalberg hatte für diese Aufführung das Ansinnen gestellt, daß Amalie sich selbst ermorden solle, und hierzu eine eigenhändige Stelle eingeschoben, die von Boas mitgetheilt wird und außerordentlich matt und trivial ist. Trotzdem schrieb Schiller in Betreff dieser Aenderung an Dalberg: „Uebrigens sind die wenigen Worte, deren E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben.“ Als es zur Aufführung kam, scheint übrigens Dalberg sein Einschiebsel selbst verworfen zu haben.

theils gar nicht, theils nur sehr verkürzt enthalten sind. Von der 14 Strophen umfassenden Ode an Rousseau z. B. hat Schiller in der spätern Sammlung seiner Gedichte nur die erste und siebente wieder abdrucken lassen. Diese Gedichte sind meist stürmische, wild sich überstürzende Katarakte, die in ihren tosenden Fluten häufig auch Schlamm mit sich führen. Sie sind zum Theil sehr incorrect, nur zu sehr verunstaltet durch falsche Reime und schwäbische Provinzialismen, oft durch ihren Cynismus unheimlich und abstoßend; aber geniale Gedankenblitze durchleuchten dies Chaos und zuweilen trifft man auf wahrhaft vollendete Strophen. Wie muß Schiller — und dies ist das Große an ihm — mit sich gerungen und an sich gearbeitet haben, ehe er zu der Vollendung reifte, die sich in seinen spätern Gedichten, im „Wallenstein" und überhaupt den dramatischen Schöpfungen seiner vollendetern Periode bekundet! Damals zeigte er mitunter selbst eine ziemlich lebhafte Neigung zum derben Humor, der, wenn er sich in das Gewand schwäbischer Volksthümlichkeit kleidete, nicht immer ganz unerquicklich wirkt, und man möchte fast bedauern, daß Schiller dieses Element, welches dem Dramatiker so sehr zustatten kommt, später fast gänzlich verloren gehen ließ, etwa die humoristischen Anklänge in „Wallenstein's Lager" und in den meisterhaften Tafelscenen in den „Piccolomini" ausgenommen. Es ist aus seinen Jugendgedichten ersichtlich, daß damals Schubart und namentlich Bürger den größten Einfluß auf ihn ausübten. Alle Fehler und Gebrechen, die Schiller später in seiner berühmten Recension dem Dichter Bürger vorwarf, finden sich in der Mehrzahl dieser Jugendgedichte in doppelter und dreifacher Menge, ungerechnet, daß Schiller damals an Correctheit der Sprache und Wohllaut des Verses sein Vorbild nicht entfernt erreichte. Dagegen übertraf Schiller schon zu jener Zeit den Dichter der „Lenore" weit an Schwung, Feuer und philosophischer Gedankentiefe. Was die glühenden Oden an Laura betrifft, so weist Boas nach, daß sie an die Tochter des Buchhändlers Schwan unmöglich gerichtet sein können, da er diese, als er seine Laura-Oden dichtete, persönlich noch gar nicht kennen gelernt hatte. Er ist der Ansicht, daß sie überhaupt keinem bestimmten weiblichen Individuum galten, sondern reine Phantasiegeburten waren.

Der zweite Band schließt mit Schiller's Flucht aus Stuttgart. Der Dichter folgte dabei dem Rufe seines Genius, und gewisse kleinbürgerliche Rücksichten kümmerten ihn nicht. Er schrieb damals an seine Schwester Christophine:

Für meine Schulden können meine Aeltern stehen, denn ich hatte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Gläubigern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen schicken würde, an den Ort meines Glücks bringen, und das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn solange ein rechtschaffener Mann geblieben, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte?

Wenn wir oben unser Bedauern aussprachen, daß es Boas nicht beschieden gewesen ist, sein Project, ein von allen falschen Zusätzen gereinigtes Totalbild von Schiller's Leben aufzustellen, zur Ausführung zu bringen, so müssen wir doch auch bekennen, daß, soweit sich aus den vorliegenden beiden Bänden erkennen läßt, das Ganze doch mehr nur wieder eine Sammlung von Materialien geworden sein würde, nicht eine künstlerisch verarbeitete, in allen Theilen gleich lesbare und genießbare Biographie. Eine interessante Beigabe ist, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen, der dem ersten Bande beigegebene Schattenriß, der durch die Güte der Freifrau von Gleichen-Rußwurm dem Herausgeber für die Bekanntmachung überlassen wurde. Diese Originalsilhouette, wol die früheste Abbildung von Schiller's Gesichtsformen, die auf uns gekommen, rührt aus dem Nachlaß der Schwester des Dichters, Christophine, her, welche diese Silhouette vortrefflich und besonders den „trotzigen Mund" sehr gelungen nannte.

Man wird seit einiger Zeit von „Karlsschule" und „Karlsschülern" auf der Bühne, in der Literatur und in Journalen förmlich überschüttet. Kaum gab oder gibt es noch einen Karlsschüler, einen Sohn, Enkel, Neffen oder Schwager eines Karlsschülers, der nicht, was er auf der Karlsschule erlebt oder über sie von Zöglingen derselben erfahren, veröffentlicht und dabei auch in irgendeiner Beziehung Schiller's gedacht hätte. Man muß sich einmal in Deutschland an solche Erscheinungen gewöhnen. So gibt gegenwärtig Heinrich Wagner, „Kanzleirath, Vorstand des königl. Archivs des Innern a. D. und geschäftsführendes Mitglied der königl. Direction der Kunstschule zu Stuttgart" in Lieferungen eine „Geschichte der Hohen Karlsschule" heraus, welche in nicht weniger als zwei Bänden, jeder von etwa 25 Bogen, erscheinen soll. Von dem ersten Bande: „Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen", liegt uns das erste Heft vor. Die Widmung ist eine sehr sonderbare; sie gilt den Manen des Stifters der Karlsschule, Karl Eugen von Würtemberg, und beginnt in echtem Kanzleistil mit den Worten:

Durchlauchtigster Herzog! Noch heute freue ich mich der Erinnerung, einst als achtjähriger Knabe zufällig des Glücks, auf kunstreichen Teppichen durch die Säle und Gemächer des herzoglichen Schlosses zu Hohenheim von Eurer Herzoglichen Durchlaucht Höchstselbst geführt zu werden, gewürdigt und ein Zuschauer der prachtvollen Feuerwerke gewesen zu sein, welche am 10. Januar zu Ehren des Geburtstags Franciskas hier vor dem herzoglichen Schlosse abgebrannt wurden. „Nicht nebenaus!" (die letzte Sylbe mit scharfem a) haben Höchstdieselben mir zugerufen. Durchlauchtigster Herzog, diese Warnung hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. „Nicht nebenaus!" war mein Wahlspruch in meiner Verehrung der Kunst.

Diese kostbare Widmung schließt dann:

In diesen Gesinnungen der Ehrfurcht und Pietät weihe ich den Manen Eurer Herzoglichen Durchlaucht die Geschichte Höchstdero Lieblingsstiftung, der Hohen Karlsschule, meine verehrtesten Leser bittend, mit gnädigster Nachsicht ihre Unvollkommenheiten meinem Bestreben nicht anzurechnen.

Die Manen des 1793 verstorbenen Herzogs werden ohne Zweifel ebenso überrascht als erfreut sein, sich mit „Höchstselbst" und „Höchstdero" angeredet zu hören. Des Herzogs Manen werden diesen schlagenden Beweis von der Unverwüstlichkeit der deutschen Natur in dergleichen Dingen gewiß mit größter Genugthuung und durchlauchtigster Herablassung entgegennehmen.

Begreiflicherweise kann uns diese Schrift nur insoweit kümmern, als sie auf Schiller Bezug nimmt, und da erfahren wir denn, daß die Beilagen das Facsimile eines bisjetzt unbekannten lateinischen Gedichts des vierzehnjährigen Schiller vom Jahre 1774 und vier „gehaltvolle" medicinische Tagesrapporte desselben über einen seiner jungen Freunde, der in Schwermuth verfallen war, bringen werden. Neu und von Interesse in Bezug auf Schiller ist in diesem ersten Hefte nur der Gegenstand des Titelkupfers, welches den jungen Schiller vorstellt, wie er seinen Kameraden V. Heideloff, von Hoven, Schlotterbeck, Kapf und Dannecker an einem Sonntagmorgen im Bopserwäldchen die „Räuber" vorliest. Wir lasen hierüber in der „Münchner Zeitung" aus Stuttgart Folgendes:

K. Heideloff vollendet soeben hier das Originalgemälde, nach dessen Skizze der Stahlstich zu dem in Würzburg über die hohe Karlsschule erscheinenden Werke ausgeführt worden ist.... Dieses in Gouache ausgeführte Gemälde, das nach einer Skizze in den hinterlassenen Papieren Victor Heideloff's (des Vaters von Karl Heideloff) ausgeführt ist, welcher selbst einer der fünf Schulfreunde des berühmten deutschen Dichters gewesen, wird sowol Schiller als seine fünf Freunde in getreuen Porträts und der damaligen Uniform der Karlsschüler wiedergeben.

Insofern ist die dem Buche beigegebene Stahlstichskizze nach diesem Gemälde wol von einigem Interesse, obschon uns das Ganze etwas modernisirt und theatralisch erscheint, es auch Manchem auffallen möchte, daß unter den zuhörenden Karlsschülern gerade nur Victor Heideloff in eine Positur gestellt ist, durch welche er Schiller einigermaßen Concurrenz macht. Der berühmtere Dannecker dagegen nimmt sich gegen ihn wie fast gegen alle Uebrigen ziemlich unscheinbar aus. In der Erläuterung zu dem Bilde wird übrigens für Victor Heideloff eine ganz besonders ausgezeichnete Stellung zu Schiller in Anspruch genommen, wovon uns sonst nichts bekannt ist; es wird versichert, daß unter Schiller's Kameraden Victor Heideloff derjenige gewesen, der auf Schiller bei dessen erstem dramatischen Versuche bezüglich der „theatralisch-technischen Gestaltung" desselben vorzüglich eingewirkt habe, da die Zöglinge der Anstalt ihm die Besorgung des theatralischen Theils ihrer dramatischen Aufführungen in der Karlsschule ausschließlich überlassen hätten, und daß der junge Schiller, diese Vorzüge Heideloff's anerkennend, sich an ihn enger angeschlossen, ihm seine Plane zu neuern Kunstschöpfungen mitgetheilt und seine Belehrungen und Rathschläge benutzt habe. Wir wissen natürlich nicht, weder was an diesen Versicherungen wahr, noch was daran falsch ist.

G. Kuhlmey, ordentlicher Lehrer am kölnischen Realgymnasium zu Berlin, hat in einer Abhandlung oder Einladungsschrift zu der Osterprüfung der Zöglinge des genannten Gymnasiums 1855 „Schiller's Eintritt in Weimar" und dessen Aufenthalt daselbst während der ersten drei oder vier Wochen behandelt. Die Arbeit ist eine sehr dankenswerthe, fleißige und gewissenhafte. Als Resultat der Darstellung ergibt sich, daß Schiller im Sommer 1787 nach Weimar ging, um seine früher mit dem Herzog angeknüpfte Verbindung zu erneuern, mit der ihn in „banger Ungeduld" erwartenden Frau von Kalb zusammenzutreffen und von da zum Studium der hamburger Bühne nach Hamburg weiterzureisen. Schröder, der in Schiller „das jetzt lebende größte dramatische Talent" anerkannte, dabei aber auch wieder erklärte, daß er ihn wegen seiner regellosen, Kunst und Geschmack verderbenden Schauspiele „hasse", hatte den „Don Carlos" angenommen und dem Dichter auf seine Bitte Mittel zur Reise, 21 Louisdor geschickt, während Göschen 30 Thaler gesandt hatte und befreundete Seelen in Dresden des Dichters alte Schulden nachsichtig trugen oder die vorhandenen „nicht unbedeutenden" Wechsel prolongirten. So fehlte es dem Dichter auch diesmal, wie in allen bedeutenden Wendepunkten seines Lebens, nicht an guten Freunden, die ihm helfend beisprangen und ihm in aller Art Vorschub und Erleichterung gewährten. Kuhlmey schildert weiter Schiller's erste Audienzen bei der Herzogin-Mutter, die jedoch eher Entfremdung als Annäherung zur Folge hatten und Schiller zu einem Urtheile über die Herzogin veranlaßten, das Kuhlmey als eins jener „harten, mindestens einseitigen Urtheile" bezeichnet, wie man im Verlaufe jener Wochen so manchem bei Schiller begegne. Erst als Herder laut seine Stimme für ihn erhob und an der Tafel der Herzogin seine Partie nahm, erhielt Schiller wieder eine Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung in Tieffurt. Dagegen verunglückte die Vorlesung des „Don Carlos" im engern Kreise der Herzogin durch Gotter, gegen den Schiller nun eine entschiedene Abneigung faßte. „Gotter ist ein zerrissener Charakter. Er haßt mich seit vier Jahren", schrieb Schiller an Körner. Beider ästhetische Principien gingen auch soweit auseinander als immer nur möglich, und es läßt sich wol annehmen, daß Gotter sich nicht gerade beeifert haben wird, eine ihm so widerstrebende Dichtung wie „Don Carlos" mit erfoderlichem Feuer vorzutragen. Auch die erste flüchtige Begegnung Schiller's mit der regierenden Herzogin Luise im „Stern" war nicht hoffnungerweckend, indem die Herzogin bei dem Dichter nur den Eindruck stolzer Fürstlichkeit hinterließ. Interessant ist im weitern Verlauf der Abhandlung dann namentlich noch die Schilderung der Beziehungen Schiller's zu Wieland und Herder, zu Knebel und andern Notabilitäten wie zu den eigentlich aristokratischen Cirkeln Weimars. Schiller fand sich nirgends befriedigt; der Aufenthalt erschien ihm zu zwangvoll, kostspielig und nutzlos und er wünschte nur noch 6 — 8 Louisdor von Körner zur Reise, um von Weimar so schnell wie mög-

lich fortzukommen. Dennoch blieb er, denn, wie Kuhlmey bemerkt, „Schiller's Charakter mußte aus dem Labyrinth der Widersprüche, in das der Eintritt in die neue Welt ihn gestürzt, den seiner würdigen Ausweg sich erringen. Und so trübe die Stimmung der vierten Woche auch sein mochte, so war dennoch die Erlösung aus den Wirren schon gefunden." Wir haben Kuhlmey's Arbeit eine an sich dankenswerthe genannt, und das ist sie auch; aber wir möchten doch bezweifeln, ob sie sich zu einem Schulprogramm besonders eigne. Begreiflicherweise wird sie zumeist von den Zöglingen des Gymnasiums gelesen worden sein. Wir glauben aber nicht, daß für den jugendlichen Sinn diese mancherlei literarischen Hetzereien und persönlichen Gehässigkeiten, Abneigungen, Zwistigkeiten und Verstimmungen, die hierbei berührt werden mußten, etwas Ersprießliches und Förderndes haben; wir glauben eher das Gegentheil. Durch eine Menge Noten und Belegstellen hat die Kuhlmey'sche Abhandlung freilich auch eine Art gelehrtes Aussehen bekommen; aber noch mehr als auf die später zu besprechende Sammlung von Briefen Karl August's und Goethe's an Döbereiner paßt auf die Kuhlmey'sche Abhandlung die Bemerkung von Robert Prutz im „Deutschen Museum":

Die philologische Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher der Herr Herausgeber (Oskar Schade als Herausgeber der Briefe an Döbereiner) dabei zuwerke gegangen, ist an sich lobenswerth, nur sind um der Sache selbst willen auch dabei gewisse Schranken einzuhalten, damit Diejenigen, welche der historisch-philologischen Erforschung unserer classischen Epoche als eines leidigen Alexandrinerthums spotten, nicht Wasser auf ihre Mühle bekommen.

„Schillerhäuser" heißt eine Schrift von Josef Rank, welche einen Bestandtheil von „Brockhaus' Reisebibliothek" bildet, einer Sammlung interessanter Schriften, die sich, von den bewährtesten und geschicktesten Autoren verfaßt, dem reisenden Publicum, und diesem nicht allein, aufs beste empfehlen. Wir behalten uns vor, später einmal auf diese Galerie von Reiseschriften im Zusammenhange zurückzukommen; hier greifen wir das genannte Bändchen heraus, weil sein Inhalt genau in den Kreis unserer Betrachtung gehört. Ueber Das, was er mit seiner Schrift beabsichtigte und wollte, und über die Motive, die ihn zur Abfassung derselben veranlaßten, gibt der Verfasser selbst im Vorwort den besten Aufschluß. Er bemerkt, wie das deutsche Volk mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt den Spuren von Schiller's Leben nachgehe und mit welcher Verehrung es die Stellen bezeichne, die der Meister dichtend oder mit dem Ungemach des Lebens ringend einst betreten, und führt dann fort:

Namentlich sind es die Schillerhäuser, welche sich einer wachsenden Aufmerksamkeit erfreuen; gleichsam betroffen über die Unterlassungen der Väter, beeilen die Nachkommen sich jetzt, die Wohnungen des Dichters durch Feste und Gedenktafeln auszuzeichnen. Und das mit Recht. Denn gerade bei Schiller haftet an diesen Stätten ein sichtbares Stück Leben; wer diese Stätten der Reihe nach gesehen hat, darf sagen, einen erschütternden Aufschluß mehr über die ebenso beschwerliche als bedeutungsvolle Laufbahn des Dichters erhalten zu haben. In diesem Sinne hielt ich es für zeitgemäß, die folgende kleine Galerie von „Schillerhäusern" aufzustellen. Ich war dabei bestrebt, die Oertlichkeiten, wie sie gegenwärtig noch gefunden werden, so anschaulich als möglich zu schildern und diesen Schilderungen die Umrisse aus den bezüglichen Lebensperioden des Dichters beizufügen. Daß es hierbei nicht auf neue Entdeckungen, sondern nur auf zweckdienliche Benutzung schon bekannter Thatsachen ankam, bedarf wol keiner Erwähnung.

Der Verfasser führt uns zuvörderst in Schiller's Geburtshaus zu Marbach ein, dessen Inneres er uns nach eigener Anschauung in folgendem Bilde darstellt:

Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr: dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, sodaß wenig Raum zur Hin- und Herbewegung übrig bleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wänden herum große Laibe Brot; eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der geheizten Stube durcheinander. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Hauses; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte: „Ja, das ist Alles." Dann legte er mir das Schiller-Album auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Einrichtung mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Postament derselben ist die Abschrift eines längern Gedichts befestigt, welches unter andern beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Erdenloos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!

Wir erfahren dann noch, daß die sancta simplicitas der jetzigen Bewohner rechts und links von der Büste des Dichters der „Götter Griechenlands" zwei fromme neutestamentliche Bilder aufgehängt hat, wovon das eine „des Christen Weg und Ziel" darstellt. Wahrscheinlich bilden sich die Bewohner ein, Schiller sei ein Dichter vom Gepräge Gellert's gewesen und habe Kirchenlieder wie dieser gedichtet.

Aus dem Schiller-Album im Hause zu Marbach führt der Verfasser eine Partie ergötzlicher Einzeichnungen an, in denen sich, wie in solchen Albums immer, der in sich vergnügte sentimental-phrasenhafte Unverstand weidlich expectorirt. Bekannte Stellen aus Schiller'schen Gedichten, in denen schmachtenden Gemüthern das Gefühl vorgekaut ist, bilden fast die Hauptrolle, als: „An der Quelle saß der Knabe", „O, daß sie ewig grünen bliebe", „Denn wo das Milde mit dem Zarten", „Ich habe gelebt und geliebet!" u. s. w. Wie man wahrscheinlich die Zehn Gebote strenger befolgen würde, wenn man sie nicht mitsammt dem Was ist das? auswendig lernte, so würde man wahrscheinlich auch mehr fühlen, wenn man die Gefühle nicht in so bequemer Weise aus den Dichtern auswendig lernte. Ja, wenn nur nicht Alles Munddienst würde, auch der Schiller-Cultus! Es finden sich aber auch Originalergüsse, worunter folgender von Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,

So werden „Kerner" selbst zu Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu,
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schiller's Morgenröthe!

Und Luise schreibt flugs darunter: „Kleinknecht, du bist ein Engel!" Unter manchen Sentenzen von Schiller steht eine Unzahl von Namen, dagegen unter folgender verständigen Bemerkung keiner:

Willst du treu dem Dichter sein,
So präge dir seine Gefühle ein!

Recht behält aber doch der Schalk, der alle diese Reime zu Boden schmettert mit der Bemerkung:

Und was das Beste ist dabei,
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Der Verfasser führt uns sodann zu Schiller's Versteck in Oggersheim bei Manheim, zu Schiller's Zufluchtsstätte in Bauerbach bei Meiningen, zu dem Schillerhause in Gohlis, um dessen Ankauf zu Zwecken des Schiller-Vereins in Leipzig es sich bekanntlich jetzt handelt, und zu dem Erinnerungshaus an Schiller in Loschwitz. Die beiden letztern „Schillerhäuser" geben dem Verfasser Gelegenheit, des leipziger Schiller-Vereins und der dresdener Schiller-Stiftung zu gedenken, die, wie wir mit Freude und Stolz bemerken, durch Schenkungen grossherziger Gönner einen Aufschwung nimmt, wie man dies in Deutschland kaum erwarten durfte. Hierauf schildert uns Rank die Schillerstätten in Volkstädt und Rudolstadt, Schiller's Gartenhaus in Jena und endlich Schiller's Haus zu Weimar, das zugleich auch sein Sterbehaus wurde. Bei diesem Anlaß werden auch wieder einige interessante Sentenzen aus dem Schiller-Album mitgetheilt, welches in Schiller's Studirstube ausliegt. Nicht sowol Leute aus dem Volke sind es, die sich hier verewigt haben, sondern Staatsmänner, Gelehrte, Professoren, Schriftsteller, berühmte Schauspieler, kurz die geistige Elite der Nation, und da die Blätter 1848 versandt wurden, so tragen die Sentenzen meist noch starke Spuren jenes bewegten Jahres an sich. Von vornherein ist in Weimar Alles mehr für fashionabeln, vornehmen Besuch eingerichtet.

Es handelt sich aber in Rank's Schrift nicht blos um eine Beschreibung der Schillerhäuser, sondern um eine zwar möglichst gedrängte, aber in sich genügend vollständige Biographie des Dichters, von dessen innerm Entwickelungsgang im Zusammenhange mit seinen äußern Lebensumständen der Verfasser, unter Anführung der charakteristischsten Stellen aus Schiller's Briefen, ein im Ganzen seelenvolles Bild entwirft. Liebe und Pietät haben ihm dabei die Feder geführt, wie dies auch dem Zwecke der Schrift durchaus angemessen und dienlich war. Je wohlfeiler der Preis des Büchleins ist, umsomehr sollte man erwarten und wünschen, daß es in den Besitz aller wahrhaften Schillerverehrer und namentlich der Mitglieder aller Schiller-Vereine gelangte. Unbeschadet dieser Verehrung für Schiller hätte jedoch der Verfasser, wie es uns scheint, den hier und da vielleicht allzu warmen Farbenauftrag ein wenig mäßigen können. Wir begegnen auch in seiner Schrift einzelnen Naivetäten, vor denen sich ein mehr kritischer Geist ohne Zweifel gehütet haben würde. So erzählt Rank, daß im Winter 1854—55 eines Tags ein junger Mensch in das Schillerhaus zu Weimar mit der Frage getreten sei, ob hier Schiller wohne und ob er zu Hause sei, und nicht wenig erstaunt sei der Fremde gewesen, als man ihm zur Antwort gegeben, daß Schiller leider schon seit vielen Jahren todt sei. Rank erblickt in diesem seltsamen Vorfall ein „Symbol der ewigen Jugend Schiller'scher Dichtungen". Ein Anderer dürfte darin vielmehr ein seltenes Beispiel von Ignoranz erblicken, um sozusagen von einer gewissen Duselei, die mit ein paar aufgefangenen Phrasen eines Dichters selig vergnügt in den Tag hineinlebt. Kein Wunder, wenn man dann solchen Einzeichnungen in Schiller-Albums begegnet wie dem folgenden im Schillerhause zu Marbach: „Auch ich verehre Schiller, auf einer Geschäftsreise N. N." Auch die Parallele zwischen dem Goethehause und dem Schillerhause in Weimar hätten wir dem Verfasser gern erlassen. Jenes ist ihm ein Ausdruck des Goethe'schen Aristokratismus gegenüber Schiller'scher Bürgerlichkeit und Volksfreundlichkeit. Nun ist es aber noch gar sehr die Frage, auf wessen Seite mehr aristokratische Gesinnung (die wir natürlich nicht im vulgären Sinne des Worts verstehen) zu suchen sei, ob auf Seite Goethe's oder Schiller's. Bekanntlich behauptete Goethe selbst, Schiller sei eine viel aristokratischere Natur gewesen als er, und dies stimmt auch mit manchen Wahrnehmungen, die sich für uns aus Schiller's Briefen und Schriften ergeben. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß einzelne von Schiller's Jugendfreunden, die ihm mit Aufopferung dienlich und nützlich gewesen, später darüber Klage führten, er habe sie über seinen Lorbern vollkommen vergessen, noch darauf, daß er später nur mit den höchsten Spitzen der geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie zu verkehren liebte, noch darauf, daß er ein adeliges Fräulein heimführte, nachdem er schon früher Karoline von Wolzogen und einem Fräulein von Arnim seine Huldigungen dargebracht, auch sich um die Tochter des reichen Buchhändlers Schwan beworben hatte. Jedenfalls beweist dies Alles, daß ihm seine Gedanken gerade nicht niedrig standen. Die Versicherung der Frau von Wolzogen, daß Schiller gern mit Menschen aus allen Classen Umgang gepflogen habe, verträgt sich damit ganz wohl, da es ja zu den Attributen großer Herren gehört, sich unter Umständen auch herablassend zu zeigen, obschon das Urtheil einer aristokratischen Dame über einen Mann, der zugleich der Gegenstand ihrer besondern Verehrung ist, in solchen Punkten immerhin mit einiger Einschränkung aufgenommen werden muß. Dagegen gab sich Schiller mit den Anliegen und Bedürfnissen der eigentlichen Volksclassen seiner Zeit sehr wenig oder gar nicht ab, vielmehr ließ die Masse des Volks ihn ziemlich gleichgültig, und indem sich seine Opposition vorzugsweise und am energischsten nur gegen das Treiben der Hofjunker, Hofcreaturen und

Camarillen an faul gewordenen Höfen richtete, ging sein Liberalismus vollkommen mit dem Liberalismus der aufgeklärten Aristokratie Hand in Hand. Dieser hochfliegende, ehrgeizige Charakter spiegelt sich ja auch, sollten wir meinen, in Schiller's Dichtungen deutlich genug wieder. Schiller war Alles in Allem genommen ein Mann von außerordentlicher Energie, der sich den edeln Zweck vorgesetzt hatte, etwas Großes, was ihm und der Nation Ehre machte, zu vollbringen. Diesem Zwecke ordnete er, im Charakter eines echten Heros, alles Uebrige unter, ihm wußte er alle Verhältnisse dienstbar zu machen. Er gehörte nicht zu jenen verschwommenen passiven Naturen, welche, die Hände in den Schoos legend und auf ihre wahre oder vermeintliche Genialität pochend, vom Glücke erwarten, daß es sich zu ihnen bemühen solle; er suchte das Glück in seinen Schlupfwinkeln auf. Sein Gemüth und seine Gefühlsweise waren mehr feurig und schwungvoll als weich und innig; daher steigert sich auch seine Empfindung sofort zum pathetischen Ausdruck, während sie sich fast nie oder doch sehr selten in einen herzlichen, einfach volksthümlichen Ausdruck kleidet, wie bei Goethe. Indem wir ihm die einen Eigenschaften vindiciren und die andern ihm absprechen, glauben wir ihn mehr in seinem Sinne und ihm selbst wohlgefälliger beurtheilt zu haben als Diejenigen, welche in ihm auch einen Repräsentanten solcher Eigenschaften erkennen wollen, die ihm selbst von seinem Standpunkte nach eigenem Geständniß sehr wenig werth waren.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung.

In Nr. 30 d. Bl. f. 1854 besprachen wir den ersten Band von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie", der das classische Zeitalter der dogmatischen Philosophie: Cartesius, Malebranche, Spinoza behandelte. Gegenwärtig liegt uns der zweite Band des Fischer'schen Werks vor, der Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung umfaßt. *) Fischer betrachtet Leibniz als den Vater der deutschen Aufklärung und diese als den „Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie"; er faßt also Leibniz nicht blos seiner engern philosophischen, sondern auch seiner weitern allgemein literargeschichtlichen Bedeutung nach auf, was ein großer Vorzug seiner Darstellung vor andern ist. Jeder große Philosoph, dessen System eine zeitlang herrschend war, hat nicht blos weiterbildend auf die philosophische Erkenntniß gewirkt, sondern von ihr aus und mittels ihrer auf die ganze Literatur und Cultur überhaupt. Zur vollständigen Würdigung eines großen Philosophen genügt es daher nicht, ihn blos seiner Stellung nach zu vorangehenden und nachfolgenden Systemen zu betrachten, sondern man muß auch Das ins Auge fassen, was er zur allgemeinen Bildung der Zeit gethan und welche Richtungen von ihm in der Literatur und Cultur ausgegangen sind. Fischer sagt ganz richtig im Vorwort (S. x):

> Der Geschichtschreiber der Philosophie sollte sich angelegen sein lassen, seine Objecte, indem er sie in Contact mit der Literatur setzt, dem Literarhistoriker nahe zu rücken, damit sie von hier in die weitere Culturgeschichte und so als wohlbegriffene Coefficienten der menschlichen Bildung in die Staatengeschichte übergehen können. Wenigstens erfüllt die Geschichte der Philosophie eine streng wissenschaftliche Aufgabe, wenn sie ihre Systeme so darstellt, daß dadurch die gleichzeitige Literatur miterleuchtet und deren Gehalt und Ordnung mit Hülfe jener Systeme ergründet und aufgeklärt wird. Hier läßt sich die Probe machen, ob die Philosophie wirklich das Geheimniß ihrer Zeit ausspricht; wenn sie es ausspricht, so muß sie zuerst das Geheimniß der Literatur, d. h. des innerlich wirkenden Zeitalters treffen, und ist sie mit dieser in lebendiger Wahlverwandschaft, so hat sie die Probe ihres geschichtlichen Werths bestanden.

Leibniz gehört seiner philosophischen Stellung nach noch ganz zu den dogmatischen Philosophen, denn er untersucht noch wie diese das Wesen und den Ursprung der Dinge, ohne, wie die kritische Philosophie, zuvor nach der Möglichkeit ihrer Erkenntniß zu fragen. Von Leibniz zu Kant ist also noch eine große Kluft. Um die Achillesferse der Leibniz'schen und überhaupt der dogmatischen Philosophie zu treffen, sagt Fischer richtig, muß in die Geschichte der Philosophie ein wahrhaft neues Princip eingeführt, muß vor aller speculativen Untersuchung über das Wesen der Dinge an die Spitze der Philosophie die Frage gestellt werden: Was ist die Erkenntniß? Unter welchen Bedingungen ist sie möglich? Dies geschieht durch die kritische Philosophie, welche Immanuel Kant begründete. Jetzt wird zunächst nicht gefragt nach der Möglichkeit der Dinge, sondern nach der Möglichkeit der Erkenntniß. Diese Frage löst keine dogmatische Metaphysik, sondern die Kritik der reinen Vernunft. War die dogmatische Philosophie naturalistisch gewesen, so wird die kritische humanistisch. Leibniz sucht die humanistische Idee, die Kant im Princip ergreift. Die Leibniz'sche Philosophie steigt von der Natur zum Menschen empor, während die Kant'sche vom Menschen zur Natur herabsteigt. Leibniz übersteigt den Horizont des menschlichen Geistes und behauptet eine Erkenntniß vom Wesen der Dinge (von Gott, Welt und Seele), die er nach seinen eigenen Begriffen so gut als verneinen mußte. Kant macht an jener Grenze Halt; er zeigt, bis zu welcher Linie die Erkenntniß reicht.

Doch so sehr auch in dieser Hinsicht eine gewaltige Kluft zwischen Leibniz und Kant stattfindet, so hat doch in anderer Beziehung das Leibniz'sche System eine große Verwandtschaft zu Kant, ja sogar zu Schopenhauer, was Letzterer, obgleich er als Pessimist der Antipode des optimistischen Leibniz ist, selbst eingesteht, indem er sagt, daß Leibniz eine „Vorahnung" seiner Lehre gehabt, aber „quasi velut trans nebulam vidit" („Parerga und Paralipomena", I, 71). Diese Verwandtschaft von Leibniz zu Kant

*) Geschichte der neuern Philophie von Kuno Fischer. Zweiter Band: Das Zeitalter der deutschen Aufklärung: Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie. — A. u. d. Titel: G. W. Leibniz und seine Schule. Manheim, Bassermann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. [illegible] Ngr.

und Schopenhauer besteht in dem Dynamismus seiner Monadologie, wodurch er der Cartesianisch-dualistischen Zertheilung der Welt in Geist und Materie die Kraft, also Das, was Schopenhauer den Willen nennt, als einheitliches Weltprincip entgegenstellte. Leibniz hat, wie Fischer gut nachweist, die dynamische Naturbetrachtung gegen jene rein mechanischen Theorien der Atomisten und Corpuscularphilosophen erweckt. Für Cartesius bestand das Wesen der Materie in der bloßen Ausdehnung, in der Möglichkeit, getheilt, gestaltet, bewegt zu werden. Leibniz dagegen entdeckte in der Natur der Dinge selbst die Kraft, vermöge deren sich jede Substanz verkörpert und ausdehnt. Die Cartesianische Materie ist todt, die Leibniz'sche lebendig; dort ist sie überall passiv, hier überall thätig; dort wird die Bildung äußerlich der Materie mitgetheilt und gleichgültig empfangen, sie ist also rein mechanisch begründet; hier dagegen wird sie durch innere spontane Kräfte hervorgebracht, sie ist daher in ihrem Ursprunge dynamisch. In der ersten Erläuterung seines neuen Natursystems erklärt Leibniz, im Hinblick auf die Corpuscularphysik (S. 139):

Ich nehme sie nirgends wahr, jene nichtigen, unnützen, thatlosen Massen, von denen man redet. Ueberall ist Thätigkeit, und ich begründe sie fester als die herrschende Philosophie, weil ich der Ansicht bin, daß es keinen Körper ohne Bewegung, keine Substanz ohne kräftiges Streben gibt.

Doch Leibniz' Naturbegriff ist nicht blos ein dynamischer, sondern auch, und in dieser Beziehung könnten unsere neuesten „Kraft- und Stoffvergötterer" von ihm lernen, ein teleologischer. Nichts hat Leibniz öfter und nachdrücklicher in seinen Schriften erklärt, als daß die wahrhafte Philosophie in ihrer Welterklärung das Princip der Zwecke mit dem der wirkenden Ursachen vereinigen müsse. Fischer findet sogar hierin, in der Versöhnung des Gegensatzes zwischen Teleologie und Causalität, „die einzige und weltgeschichtliche Bedeutung" unsers Philosophen.

Gerade im Zweckbegriffe entdeckt Leibniz den Coincidenzpunkt der natürlichen und moralischen Welt: das ist der Angelpunkt, worin sich tanquam in cardine sein ganzes System bewegt. Auf diese Entdeckung gründet sich die deutsche Aufklärung. Weil der Zweck ein Naturbegriff ist, darum läßt sich aus natürlichen Begriffen das Reich der Zwecke, also Moral und Religion erklären. Darum kann dieses System, was die frühern, vor allen Spinoza, nicht vermocht haben, eine natürliche Moral, eine natürliche Theologie begründen und so die Schätze heben, welche den eigentlichen Reichthum der deutschen Aufklärung bilden, zugleich die Tiefe und Oberfläche dieser philosophischen Bildung des 18. Jahrhunderts. (S. 179.)

Worin der Unterschied zwischen der tiefern und seichtern Aufklärung des 18. Jahrhunderts besteht, und wie beide an Leibniz anknüpfen, werden wir bald sehen.

Wenn Mysticismus und Aufklärung einen Gegensatz bilden, so mußte Leibniz schon durch seine Bekämpfung des Spinozismus und der ihm verwandten Geistesrichtungen Vater der Aufklärung werden. Denn Spinozismus ist Mysticismus. Was bei Spinoza der amor Dei, das ist im christlichen Mysticismus der amor Christi; und Leibniz entdeckte die Verwandtschaft zwischen beiden, er erkannte im Spinozismus das mystische Element und das Spinozistische in der christlichen Mystik, und mit demselben Rationalismus, den er begründet, versuchte er, wie Fischer nachweist, beide aus der menschlichen Geistesbildung zu vertreiben. Darin gehorchte ihm auch das ganze Zeitalter der Aufklärung. Spinozismus und Mystik werden zusammen verfolgt, der eine mit den Lehrsätzen der natürlichen Moral, die andere mit denen der natürlichen Religion, und zuletzt befinden sich beide auf den Proscriptionslisten einer überlieferten Aufklärung, die weder den Spinozismus noch die Mystik mehr versteht. Erst im Untergange der Aufklärung erwacht mit der Mystik zugleich wieder der Spinozismus, „und ein neuer Geist entdeckt in dem Medusenantlitze Spinoza's die frommen Züge". Schleiermacher vollzieht in seinem Gemüth die Verwandtschaft zwischen dem amor Dei der Philosophie und dem amor Christi der Mystik, und es erfüllt sich hier, daß eine mit dem Spinozismus wirklich verbrüderte Mystik der gealterten Aufklärung eine neue Religion gleichsam weissagt (S. 110 fg.):

Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler werden fromm sein und Christus lieben wie Novalis.

Gewöhnlich wird die Wolf'sche Philosophie als diejenige angesehen, die unsere Aufklärung begründet habe. Aber, wie Fischer nachweist, die Wolf'sche Philosophie beherrscht nicht die Aufklärung, sondern nur eine ihrer Provinzen und zwar nicht die fruchtbarste. Es gibt eine bessere, dem tiefern Geiste der Leibniz'schen Philosophie entsprungene, „congeniale" Aufklärung und eine schlechtere, seichtere. Jene, durch Winckelmann, Herder, Lessing repräsentirt, knüpft an den esoterischen Leibniz an, während die schlechtere, von Fischer auch als die „logische Verstandesaufklärung" bezeichnet, durch Wolf und Baumgarten, Reimarus und Mendelssohn vertreten, sich nur an den exoterischen Leibniz hält und nur diesen begriffen hat.

Der esoterische und wahrhaft speculative Gehalt der Leibniz'schen Lehre liegt in dem Einheitsprincip der Monade, der Individualität, des Mikrokosmos, sowie der stufenweisen Entwickelung. Diesen Inhalt verließ die Wolf'sche Verstandesaufklärung wieder und löste Alles dualistisch auf.

Dieser Verstand, unfähig, das Leibniz'sche Identitätsprincip zu fassen, zersetzt den Begriff der Monade, indem er Seele und Körper als verschiedene Substanzen ansieht. Wie er nun die Seele vom Körper trennt, so ist er genöthigt, die deutliche Erkenntniß von der dunkeln, die Moral von der Natur, Gott vom Universum zu trennen, und so wird hier jenes geistige Band aufgelöst, welches bei Leibniz im Begriffe der Monade und Entwickelung die Ordnung aller Wesen zusammenhielt. Ist die Seele dem Körper nicht ursprünglich immanent, sondern äußerlich mit ihm vereinigt, so gibt es auch im Körper keine selbstthätige, also auch keine zweckthätige Kraft, so gibt es überhaupt in den Dingen selbst keinen Endzweck. Nicht in, sondern außer ihnen liegt der Zweck, zu dem sie bestimmt sind; sie selbst sind nur Mittel für einen fremden Zweck, den sie nicht aus eigener Kraft erzielen, sondern der durch sie erzielt wird; sie sind, eigentlich zu reden, nicht zweckmäßig, sondern nur zweckdienlich oder nützlich. (S. 525.)

Daher das Nützlichkeitsprincip der Verstandesaufklärung. Sie betrachtet die Dinge nicht nach ihrem innern eigenthümlichen Wesen, sondern betrachtet, schätzt und erklärt sie nur nach Dem, was sie nützen. Durch Uebersetzung der Leibniz'schen immanenten Teleologie in den äußern Nützlichkeitsbegriff verwandelt sie das Leben in eine Maschine. Hatte Spinoza die Dinge nur aus sich selbst und aus dem Naturgesetz erklärt, dem sie gehorchen, ohne alle Beziehung auf den Menschen, so beziehen dagegen die Wolf'schen Philosophen Alles auf den Nutzen und Gebrauch des Menschen. Während es in den Augen Spinoza's das gröbste Vorurtheil ist, die Dinge nach Zwecken und gar nach menschlichen Zwecken zu erklären, findet der Verstand der Wolf'schen Aufklärung es geradezu unbegreiflich, daß man die Dinge anders als nach Zwecken erklären, oder gar die Geltung der letztern verneinen könne. Der gesunde, schlichte Menschenverstand schließt von der Wohlthätigkeit der Natur auf einen gütigen und weisen Schöpfer, der sie gemacht, um dem Menschen zu nützen, und er ist aufs gewisseste überzeugt, die göttlichen Absichten der Schöpfung zu verstehen, wenn er die Dinge unter dem Gesichtspunkte des menschlichen Nutzens betrachtet. Die Gottesverehrung dieser Verstandesaufklärung besteht, wie das bekannte Xenion sie persiflirt, in der Verehrung des Weltenschöpfers, „der gnädig, als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand". Gott ist der Weltuhrmacher, die ganze Welt ein Machwerk göttlicher Absichten, eine Maschine, welche die göttliche Weisheit geschaffen und geordnet hat. Dieser Weltbetrachtung, die allerdings in dem exoterischen Leibniz mit seinem Deismus schon angelegt war, conformiren sich die Begriffe der natürlichen Religion und der natürlichen Theologie der Wolf'schen Schule. Alles unmittelbare Eingreifen Gottes in die Weltordnung, alle Wunder sind ausgeschlossen; denn das hieße die ganze Maschine verändern, das Schöpfungswerk corrigiren, was ebenso der Weisheit des vollkommensten Künstlers als der Natur des vollkommensten Werks widerspräche. Demgemäß werden die übernatürlichen Offenbarungen, die Inspiration, die Menschwerdung Gottes u. s. w. bezweifelt und verneint. Der Deismus, der sich in Leibniz mit der geoffenbarten Religion vertragen hatte, emancipirt sich in der von Wolf begründeten Verstandesaufklärung, und er geht consequenterweise dazu fort, mit dem positiven Glauben entschieden zu brechen. Reimarus, der bedeutendste und determinirteste Kopf dieser ganzen Richtung, ist die Verkörperung des reinen Deismus mit allen seinen positiven und negativen Factoren. Reimarus setzt die natürliche Religion dem Offenbarungsglauben durchaus entgegen.

Darin stimmt Reimarus mit Leibniz überein, daß Vernunft und Religion harmoniren, oder daß es eine Vernunftreligion gibt; aber während Leibniz die Vernunftreligion mit der Offenbarung zu vereinigen sucht, stellt Reimarus beide einander so gegenüber, daß in seinen Augen der Offenbarungsglaube mit der Wahrheit zugleich jede echte religiöse Geltung einbüßt. Mit Bayle stimmt er darin überein, daß Vernunft und Offenbarung einander widerstreiten; aber während der Skeptiker die Religion gegen die Vernunft nur auf Offenbarung gründen will, so will der Deist die Religion gegen die Offenbarung nur auf Vernunft gründen. (S. 533 fg.)

Die Consequenzen davon entwickelt Fischer noch ausführlicher.

Moses Mendelssohn, der Popularphilosoph der deutschen Verstandesaufklärung, faßt den exoterischen Geist der Leibniz'schen Philosophie, den Wolf schulmäßig ausgebildet hatte, in eine exoterische, zwangslose Form. Er sucht die Wahrheiten der natürlichen Religion nicht blos dem Verstande faßlich und deutlich, sondern auch beherzigungswerth und erbaulich zu machen. Er ist unablässig bemüht, die Religion in Moral zu verwandeln, wodurch er Reimarus ergänzte. Wenn sich nämlich der Letztere aus dem Gesichtspunkte des reinen Deismus gegen Offenbarungsglauben und Bibelreligion gerichtet hatte, so richtet Mendelssohn denselben Gesichtspunkt gegen die Kirche. Er zeigt den Widerspruch zwischen Religion und Kirche, wie Reimarus jenen zwischen Vernunft und Offenbarung. Die Kirche nämlich bildet die Rechtsanstalt, gleichsam den Staat der Religion. Nun besteht aber nach Mendelssohn die Religion wesentlich in der moralischen Gesinnung, und Gesinnungen lassen sich niemals erzwingen. Folglich, schließt Mendelssohn, kann es aus Gründen der Vernunft und Religion kein Kirchenrecht, d. h. kein Recht über die Gewissen geben; jedes sogenannte Kirchenrecht existirt auf Kosten der Religion. Er fodert darum, wie Spinoza und Reimarus, vom Staate die vollkommene Duldung der religiösen Gewissen und erklärt sich deshalb, im sprechenden Gegensatz zu dem reunionslustigen Leibniz, gegen jeden Versuch, die Glaubensmeinungen zu vereinigen, weil eine solche Glaubensvereinigung nothwendig einen Glaubensvertrag, eine Formel, ein Symbol voraussetze, die zu ihrer Aufrechthaltung mit rechtlicher Geltung und darum mit bürgerlicher Macht ausgerüstet sein wollen.

Alles dieses von uns hier Skizzirte führt Fischer in seiner Darstellung, überall auf die Quellen gestützt, näher aus und zeigt alsdann den Widerspruch und die Auflösung der Verstandesaufklärung. Der Grundmangel derselben ist der Mangel an geschichtlichem Sinn, an Sinn und Verständniß für die Geschichte. Sie sieht Alles nur in ihrem Lichte. Was nicht in diesem Lichte geboren ist, erscheint ihr finster. Wahr ist nur, was sich klar und deutlich begreifen läßt. Von einer geschichtlichen Entwickelung der Wahrheit, der Religion und Offenbarung hat sie keine Ahnung. Wolf findet im Polytheismus keine Wahrheit, weil der Verstand Gott nur als einen, monotheistisch denken kann. Reimarus erklärt allein die natürliche Religion für wahr und die geoffenbarte für falsch, weil durch sie niemals eine allgemeine Religion bezweckt werden kann.

Aber wer sagt — wirft Fischer hier ein — daß eine solche allgemeine Religion, in der alle Menschen auf gleiche Weise übereinstimmen, bezweckt werden soll? Und gesetzt, sie werde bezweckt, wird sich eine solche allgemeine Religion nicht nothwendig nach den Bildungsstufen der Menschen und Zeitalter unendlich verschieden gestalten müssen? Könnte nicht die gött-

liche Weisheit statt jener allgemeinen Religion eine Geschichte der Religionen gewollt haben? Müßte sie es nicht, wenn sie das Menschengeschlecht so gedacht hat, wie es ist: in werdender Vollkommenheit, als ein Stufenreich geistiger Bildung? Aber das Zeitalter dieser Aufklärung beurtheilt Alles nach seinem Maßstab; es sieht überall nur seinen Verstand, nur was mit diesem übereinstimmt und nicht übereinstimmt. (S. 545 fg.)

Anders die „congeniale Verstandesaufklärung", worunter Fischer, im Gegensatze zur logischen Verstandesaufklärung der Wolfianer, die an den esoterischen Leibniz anknüpfende, mit geschichtlichem Sinn begabte Aufklärung eines Winckelmann, Lessing, Herder versteht. Das Princip der Leibniz'schen Philosophie war die Eigenthümlichkeit, die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge, das unendliche Stufenreich der in der Welt wirksamen Kräfte. Der Sinn für fremde Eigenthümlichkeit liegt der Monadenlehre in der Seele ihres Urhebers zugrunde; ohne diesen Sinn wäre sie niemals entstanden. Aber eben dieser Sinn ist es, der die deutsche Aufklärung auf eine höhere Stufe der Weltbetrachtung erhebt, als die Wolf'sche war. So wohlthätig die Wolf'sche Verstandesaufklärung da war, wo es sich um die menschliche Thorheit, um die Irrthümer des Verstandes, um die Gebilde des Wahns handelte, so bornirt und verkehrt mußte sie urtheilen, wo nicht der logische und moralische Verstand, sondern die geheimnißvollen Kräfte der Natur und Menschheit wirken; so ohnmächtig und ungerecht wird diese Aufklärung gegenüber allen Erscheinungen, in denen sich eine eigenthümliche Nothwendigkeit offenbart, wie in den Werken der Natur und des Genies, in den Bildungen der Religion und der Kunst. Um diese Schöpfungen zu verstehen, muß man sie nachdenken, nachempfinden, nachdichten können. Für solche Congenialität fehlte aber der Verstandesaufklärung alle Anlage.

Hatte sie in Reimarus ihren ganzen Scharfsinn, ihre schneidende Logik, ihren moralischen Ernst, als in einem classischen Beispiele, bewiesen, so zeigte sie in Nikolai nicht weniger charakteristisch die stumpfe Seite ihrer Logik, den Mangel an aller Congenialität, den glatten Verstand, der unvermögend war, fremde Natur und Bildung in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen. Die Verstandesaufklärung hat ihre absolute Schranke, wo der Genius anfängt. Alles was instinctiv oder genial wirkt, wie die Natur, die Religion, die Kunst, die Geschichte in ihren elementaren Bildungen, ist dem Verstande dieser Aufklärung verschlossen. Ihre Streitkräfte siegen in dem Kampfe mit dem Autoritätsglauben; aber sie stumpfen sich ab im Kampfe mit dem Genie, und diesen Mangel hat Niemand an sich selbst deutlicher gezeigt als Nikolai. (S. 553.)

Von diesem charakteristischen Unterschiede der logischen gegen die congeniale Aufklärung aus beleuchtet Fischer die Repräsentanten der letztern: Winckelmann, Lessing, Herder, noch näher und geht alsdann zur Charakterisirung der Gefühls- oder Geniephilosophie eines Hamann, Lavater, Jacobi über, welche die letzte Phase dieses Zeitalters bildet und die nächste Epoche anbahnt.

Die Gefühlsdenker werden die entschiedenen Gegner der Verstandesaufklärung; sie verneinen den Dogmatismus der Philosophie, ohne ihn zu überwinden; sie stehen vor der Schwelle der kritischen Philosophie, die sie nicht fassen, und umgeben die Wiege der deutschen Geniepoesie, auf die sie mitdrängend und mitstürmend einwirken. (S. 587.)

Jacobi macht die Krisis zwischen der dogmatischen und kritischen Philosophie. Gegenüber den dogmatischen Denkern zeigt er sich als das überlegene Bewußtsein, welches die vorhandenen Systeme der Philosophie wohl begreift und besonders ihre Mängel gründlich einsieht und scharf hervorhebt; den kritischen Denkern gegenüber erscheint Jacobi als der untergeordnete Kopf, der nicht im Stande ist, dem höhern Gesichtspunkte nachzukommen.

Wie Leibniz die Thatsache des Lebens in der Natur und der Selbstbewegung in den Körpern dem Cartesius, wie er die Thatsache der Individualität dem Spinoza entgegengehalten hatte, so hält Jacobi die Thatsache der Religion, die Thatsache des Uebersinnlichen im Menschen der Philosophie überhaupt entgegen. Wie Cartesius und Spinoza der Leibniz'schen Philosophie untergeordnet sind, weil diese höhere Thatsachen betrachtet und erklärt, so muß sich aus demselben Grunde die dogmatische Philosophie dem Standpunkte Jacobi's unterwerfen. Vergleichen wir dagegen Jacobi mit den Philosophen, die ihm nachfolgen, so macht er erst in der Form des Gefühls geltend, was jene in die Form der Erkenntniß zu erheben suchen. Zu den dogmatischen Denkern verhält sich Jacobi, wie das religiöse Gefühl zu dem bloßen Verstande, zu den kritischen Denkern verhält er sich, wie das bloße Gefühl zu dem überlegenen Verstande, der die Tiefe der menschlichen Seele durchschaut und die Thatsachen des Gefühls einsieht. Ehe aus der dogmatischen Philosophie die kritische oder die menschliche Selbsterkenntniß hervorgehen konnte, mußte das menschliche Selbstgefühl gleichsam als mittlerer Durchgangspunkt hervortreten, und diesen Durchgangspunkt eben bezeichnet Jacobi. (S. 615 fg.)

Zu Leibniz stand die Gefühlsphilosophie vorzüglich dadurch in Beziehung, daß das Psychologisch-Irrationale, welches Leibniz entdeckt und so nachdrücklich geltend gemacht hatte, den Mittelpunkt bildete, um den sich die Gefühlsdenker bewegen und den sie als Genie, Glaube, Religion beschreiben.

Schließlich wirft Fischer auch noch einen Blick auf unsere beiden großen Dichter, Goethe und Schiller, und zeigt deren Anknüpfungspunkt an Leibniz. In eben dem Punkte, wo Jacobi den Spinozismus verläßt und sich gegen alle rationelle Betrachtung der Dinge verschließt, deren Ziel ihm Vergötterung der Natur, Atheismus und Fatalismus zu sein schien, in eben dem Punkte, wo Jacobi zwischen Theismus und Naturalismus, Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal den heillosen Riß macht, wendet sich Goethe, dem dieser Riß unerträglich war, von Jacobi und überhaupt von der dunkeln und ausschließlichen Richtung der Gefühlsphilosophie, womit ihn das Jugendalter seiner Poesie zusammengeführt hatte. Die Ruhe und Klarheit, wie der zur Resignation gestimmte Geist Spinoza's zogen Goethe mächtig an. Zwischen Beiden bestand die Wahlverwandtschaft contemplativer Gemüther, die gleiche Neigung zu einem beschaulichen Leben. Im Uebrigen aber war, wie Fischer nachweist, Goethe's Weltanschauung weder Spinozismus noch sonst ein philosophisches System, sondern die echte phantasiegemäße Vorstellungsart, die das Göttliche in der Welt, das Geistige in dem Natürlichen zu schauen bestrebt ist. Goethe war ein dichterischer Pantheist, aber ein solcher, dem das Selbstgefühl der eigenen

unveräußerlichen Individualität so lebhaft inwohnte, daß er in diesem Punkte niemals ein Spinozist war.

Man kann sagen, daß Goethe mehr als einem Andern jener Begriff Leibniz'scher Monade angeboren war, der die absolute Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele festhielt und zugleich das Geistige und Körperliche in Eines faßte.

Goethe bediente sich sogar gern der Leibniz'schen Ausdrücke, daß der Mensch Entelechie, Monade, „entelechische Monade" sei.

Identität von Natur und Geist und naturgemäße, organische Entwickelung in allen Dingen bilden die Mittelpunkte von Goethe's Weltanschauung, die kein System, sondern das Bedürfniß seiner Seele und deren freier Entwurf war.... Goethe vereinigt in naiver Weise und ohne jede philosophische Absicht die Alleinheitslehre Spinoza's mit der Leibniz'schen Monadologie, er verfolgt und sucht überall das Naturgesetz der Metamorphose und Evolution, und wenn seine Weltansicht mit einem bestimmten Namen bezeichnet werden soll, so möge sie in jenem Leibniz'schen Pantheismus bestehen, den vor ihm Lessing anstrebte und nach ihm Schelling erfüllte.

Und eine ähnliche Vereinigung des Spinozismus mit dem Leibnizianismus, der Alleinheitslehre mit der Monadologie findet Fischer auch in der Jugend unsers zweiten großen Dichters, in den philosophischen Briefen zwischen Julius und Rafael. Den nähern Beweis hierfür mag man bei Fischer selbst nachlesen.

Soweit sich auch der Einfluß der Leibniz'schen Philosophie erstreckte, so war dieselbe doch als System unhaltbar und mußte, wie überhaupt die dogmatische Philosophie, dem Kriticismus weichen. Fischer deckt sehr gut die Widersprüche des Leibniz'schen Systems auf, worauf jedoch hier näher einzugehen uns der Raum mangelt, und zeigt am Ende seines Werks die Bedeutung der kritischen Philosophie im Gegensatze zur dogmatischen. Das Fischer'sche Werk beruht überall auf gründlicher Quellenforschung und ist sehr reichhaltig, verbindet aber, was ihm zu großem Lobe gereicht, mit dem Reichthum des Stoffs eine klare, lichtvolle Ordnung und eine schöne Darstellungsweise. Hin und wieder zeigt sich noch — eine Folge der Hegel'schen Geschichtsanschauung — die Neigung, a priori zu construiren, die Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme als eine continuirliche, nothwendig sich entwickelnde Kette nachzuweisen, wogegen wir schon bei Besprechung des ersten Bandes des Fischer'schen Werks Protest erhoben haben. Aber im Allgemeinen ist in diesem zweiten Bande das Urtheil freier, sachlicher, mehr aus den betrachteten Objecten selbst als aus Hegel'schen Voraussetzungen geschöpft. Nur auf einen Punkt wollen wir noch aufmerksam machen, wo uns das Urtheil nicht unbefangen, sachlich, sondern durch die Neigung, a priori zu construiren, getrübt erscheint; dies ist die Erklärung des Leibniz'schen Optimismus und im Gegensatze dazu des Schopenhauer'schen Pessimismus als nothwendiger Zeiterscheinungen. Fischer stellt die Sache so dar, als müßten gewisse Zeiten optimistisch, andere dagegen pessimistisch gesinnt sein. Leibniz mußte Optimist sein, weil sein Zeitalter ihn dazu disponirte, und ebenso mußte Schopenhauer Pessimist sein, weil die Bedingungen dazu in seiner Zeit liegen.

Es gibt Zeitalter, die dem Optimismus immer beifallen, und solche, die ihm nothwendig widersprechen müssen, je nachdem die innern, moralischen und geschichtlichen Bedingungen sind, welche die Disposition eines Zeitalters ausmachen.... Die hoffnungsreichen Zeitalter sind die optimistischen. Eine solche Epoche war die der Leibniz'schen Philosophie. Leibniz' Geist war erfüllt von dem kommenden Zeitalter, und dieses fruchtbare, hoffnungsreiche Selbstgefühl bildet den psychologischen Ursprung, den Instinct gleichsam des Optimismus. Wenn sich diese dunkle Vorstellung aufklärt, so wird sie nothwendig eine Weltordnung erblicken, in welcher sich das Gute erfüllt, und das eben ist die Idee einer optimistischen Philosophie. Vergleichen wir damit die Zeit, in der wir schreiben, so ist es sehr charakteristisch und zugleich sehr begreiflich, daß der Philosoph, welcher gegenwärtig bemerkt zu werden das größte Recht beansprucht, der nach langer, unverdienter Verborgenheit erst jetzt bemerkt wird, pessimistisch denkt und urtheilt. So sehr sind Optimismus und Pessimismus, wenn wir sie nicht als moralische Wahrheiten, sondern als moralische Empfindungsweisen betrachten, von den Bedingungen des jedesmaligen Zeitalters abhängig: der Optimismus begeistert ein Zeitalter, in dem die besten Kräfte triumphiren dürfen, und er läßt ein anderes Zeitalter kalt, in dem die gegentheiligen Factoren überwiegen. (S. 465 fg.)

Hiernach müßte also Leibniz, wenn er zu Schopenhauer's Zeit gelebt hätte, nothwendig Pessimist und umgekehrt Schopenhauer, wenn er zu Leibniz' Zeiten gelebt, nothwendig Optimist geworden sein. Fischer bedenkt nicht, daß es nur untergeordnete, unselbständige Geister sind, die von der Strömung ihrer Zeit, dem sogenannten Zeitgeist, getragen werden oder, wie man zu sagen pflegt, mit dem Strome schwimmen, die hervorragenden, epochemachenden Individuen, die selbständigen Geister dagegen aus dem Urquell ihres schöpferischen Geistes, unabhängig von dem Zeitgeist, ja oft im schneidendsten Gegensatz gegen denselben, ein neues, höheres Princip bringen, mit welchem sie anfangs isolirt stehen und gegen den Strom der Zeit gewaltig zu kämpfen haben. Dazu kommt noch, daß die Zeit, in der Schopenhauer's Pessimismus erwachsen, nämlich von 1814—18 (das Schopenhauer'sche Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", worin sein Pessimismus bereits complet ausgebildet war, erschien 1819), keineswegs eine so desperate, malheureuse Zeit war, wie sie nach Fischer's Theorie gewesen sein müßte, wenn seine Deduction historische Bestätigung erhalten sollte. Die Zeit nach den Befreiungskriegen war gewiß eine hoffnungsreiche, und doch reifte in ihr der Schopenhauer'sche Pessimismus, ein Beweis, daß solche tiefgehende Unterschiede, wie zwischen optimistischer und pessimistischer Weltanschauung, in ganz andern Bedingungen gesucht werden müssen als in Zeitumständen. Die trostloseste Zeit kann Optimisten und die hoffnungsreichste kann Pessimisten erzeugen.

Julius Frauenstädt.

Kohl's Reisen in Canada und den Vereinigten Staaten.

Reisen in Cánada und durch die Staaten von Newyork und Pennsylvanien von J. G. Kohl. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die amerikanisch-deutsche Literatur geht immer ihren Gang fort, es mag nun die Strömung der öffentlichen Meinung die

Union als einen Himmel oder als eine Hölle betrachten. Wie anders, wenn man damit die deutsche Literatur über Rußland vergleicht, welche nur zu einzelnen Zeiten größere Fruchtbarkeit zu entwickeln pflegt und auch dann nur sparsam selbständige Werke hervorbringt. Der Grund dieser bei der großen Verschiedenheit der räumlichen Entfernung auffallenden Erscheinung liegt nicht nur in der durch Sprache und Regierungsform bedingten Schwierigkeit, in Rußland etwas anders zu sehen, als man es sehen soll, sondern auch in dem beständig sich erneuernden Stoff. Unsere Zeit begnügt sich nicht mehr mit jenen harmlosen Genrebildern von der Pracht der Residenzen und der Uncultur der Dörfer, sie will über die politischen, socialen und nationalökonomischen Zustände belehrt sein; aber wer einmal in seinem Leben über die Bildungsstufe der griechisch-russischen Geistlichkeit, über die Corruption der Beamten, den Communismus der Bauern belehrt worden ist, der hat daran für lange Zeit etwas Gültiges erhalten. Wie aber jeder fünfjährige Census der Vereinigten Staaten ein gänzlich verändertes Zahlenbild von Bevölkerung und Production gibt, so ist auch etwa in demselben Zeitraum bei dem Leser, wenigstens für die neuern Staaten der Union, eine völlige Auffrischung des Bildes erfoderlich, wenn dasselbe dem gegenwärtigen Zustande noch einigermaßen gleichen soll. Alle Seiten des amerikanischen Lebens aufzufassen, geht wol über die Kräfte jedes Reisenden; wir haben am meisten Schilderungen über die großen Städte und dann über das Farmer- und Jägerleben erhalten, wir kennen genau die großen Ströme und die neuen Gebiete im Westen und Norden; der ältere Theil der Union, die Neuenglandstaaten mit ihren zahlreichen gebildeten Mittelstädten, ist in neuerer Zeit verhältnißmäßig vernachlässigt worden. Die ungeheuern Dimensionen und raschen Fortschritte der Vereinigten Staaten haben die meisten Schriftsteller veranlaßt, in großen Zügen zu schreiben, viele Gegenstände liest man in jedem Werke, während man Einzelheiten vergeblich sucht. Nach diesen Bemerkungen wird man schon einsehen, daß Kohl der Mann ist, über das vielbeschriebene Land noch Neues zu bringen. Seine Freiheit von jedem politischen oder religiösen Fanatismus, seine liebenswürdige Art, Alles zum besten zu wenden, indem er den Ursachen auffallender Erscheinungen nachgeht, sein durch Weltwanderungen geschärftes feines Beobachtungsvermögen, die gründliche wissenschaftliche Vorbereitung, welche er offenbar dieser ersten transatlantischen Reise hat vorhergehen lassen, befähigen ihn dazu, und die Größe der zu schildernden Gegenstände bewahrt ihn vor einem Uebermaß in der Kleinmalerei. So hört man ihm gern zu, mag er nun eine Eisenbahnfahrt mit ihrem Geleit von „fliegenden Buchhändlern" oder die Militärakademie von Westpoint schildern, den Bau der wunderbaren Kettenbrücke über den Niagara beschreiben oder die Unterredungen mit französischen Canadiern und deutschen Pennsylvaniern und Auswanderern erzählen, oder die Einrichtungen der so wohlthätig wirkenden öffentlichen Subscriptionsbibliotheken auseinandersetzen, wofür in Toronto (Canada) eine eigene Centralanstalt besteht.

Kohl's Werk beginnt ex abrupto mit einer meteorologischen Bemerkung, welche die Fahrt den Hudson aufwärts einleitet. Aus dem Staate Neuyork begibt er sich durch Vermont nach Canada, das er von Ost nach West durchreist. Ueber den Niagarafall, Buffalo, durch Pennsylvanien und Neujersey kehrt er nach Neuyork zurück. Wir widerstehen nur mit Mühe der Versuchung, Auszüge aus dem interessanten Werke zu geben, weil wir nicht leicht ein Ende derselben zu finden wüßten. Dagegen wollen wir hier einem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit widmen, der in enger Beziehung zum Kohl'schen Werke steht, welches über die deutsche Einwanderung nach Nordamerika-und Canada Mancherlei mittheilt.

Wir müssen jetzt leider so häufig von Leuten lesen, die auf Gemeindekosten nach dem bezeichnenden Berlinismus „ausgewandert werden". Diese etwa vor zehn Jahren aufgekommene kurze Manier, halb durch Zureden, halb durch Zwang des Proletariats sich zu entledigen, scheint uns in vieler Hinsicht verwerflich, und wir sind überzeugt, daß die Regierungsbehörden den ländlichen Gemeinderäthen nicht so freie Hand in dieser Hinsicht lassen würden, wenn sie allgemeine Kenntniß von der unmenschlichen, den deutschen Namen schändenden Art hätten, womit diese Uebersiedelungen häufig ausgeführt werden. Wir halten sie für verwerflich, weil wir ein mal mit dem Verfasser der trefflichen Abhandlung über die Auswanderung im elften Bande der „Gegenwart" die Auswanderung nicht als ein Radicalmittel gegen die Armennoth betrachten können, sodann: weil es kein Mittel gibt, den Armen, wenn ihn etwa im Einschiffungshafen sein Schritt gereut, zur Ueberfahrt zu zwingen, endlich: weil es ein Unrecht sowol gegen den transatlantischen Staat wie gegen den Auswanderer selbst ist, Elemente, denen die Fähigkeit selbständiger Ernährung nicht zuzutrauen ist, an die fremde Küste zu werfen. Dieser Misbrauch hat denn auch von Seiten der nordamerikanischen Behörden jene die Einwanderung beschränkenden Bestimmungen der Zahlung eines Kopfgeldes hervorgerufen, und die Behörden von Canada, wohin dieser Menschentransport jetzt vorzugsweise gerichtet zu werden scheint, haben eine ähnliche Maßregel bereits angekündigt. Im Jahre 1849 erwähnte die Deutsche Gesellschaft in Neuyork in ihrem Jahresbericht vom 22. Februar, daß sie schon öfters gezwungen gewesen, rügend zu erwähnen, daß verschiedene Gemeinden in Deutschland ihre Armen auf Gemeindekosten nach Amerika gesandt hätten, ohne denselben irgendwelche Mittel zu ihrem weitern Fortkommen an die Hand zu geben, und daß sie dieselben zu Anfang des Winters landeten, wo keine Arbeit zu finden ist. Es wurde dabei der neue Fall einer hessischen Gemeinde Gimbsheim angeführt, welche ihren Armen eine in Amerika durch den großherzoglichen Consul auszuzahlende Unterstützung von 20 Fl. für den Kopf zugesagt. Diese Unterstützung verwandelte sich in Neuyork in folgendes Rechenexempel:

A. B. schuldet der Gemeinde	140 Fl.
Bekommt zur Auswanderung für sich, seine Frau und vier Kinder 20 Fl. für den Kopf Unterstützung	120 =
Bleibt schuldig	20 =

Am 3. Mai 1855 überreichte Sir Alexander Malet dem Deutschen Bunde eine Note des Inhalts: im October 1854 seien 422 auf Staats- und Gemeindekosten aus Baden ausgewanderte Personen, 124 Männer, 90 Weiber und 208 Kinder, welche nur zum Theil arbeitsfähig waren, die Erwachsenen mit 10 Fl., in Quebec ans Land gesetzt worden. Die Provinzialregierung werde bei Wiederholung solcher Landungen in so später Jahreszeit, gleich den Vereinigten Staaten, ein Kopfgeld auf die Einwanderer legen, um nicht mit dem Abhub des Proletariats fremder Länder überschwemmt zu werden. Am 3. Januar 1856 überreichte Sir Alexander Malet eine Note vom 29. December, wonach 90 deutsche Auswanderer in St.-John in Neubraunschweig in so armseligem Zustande angekommen seien, daß 57 derselben einstweilen in dem dortigen Armenhaus hätten untergebracht werden müssen; infolge davon werde die englische Regierung Maßregeln ergreifen müssen, um der Einwanderung von allen Mitteln entblößter Deutschen vorzubeugen.

So groß aber auch die Zahl der in Canada landenden Deutschen ist, dennoch beträgt die Zahl der Ansiedler nur 10,000. Die meisten wandern nur durch und wenden sich zur bleibenden Niederlassung nach dem fernen Westen der Vereinigten Staaten. Die Bevölkerungsmischung von Canada ist folgende: 1,117,000 Briten, 697,000 Franzosen, 10,000 Deutsche, 8000 Indianer, 2100 Neger (Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten). Gleichzeitig (1851) zählte man 913,000 Katholiken, 268,000 Anglikaner, 174,000 Presbyterianer, 61,000 Anhänger der schottischen Kirche, 450 Juden und 247 Mormonen. Besonders der Abschnitt über die nationalen Ver-

hältnisse von Canada und über die katholischen Bestrebungen in Literatur und Schule enthält eine Fülle von neuen und gerade im jetzigen Augenblick wichtigen Thatsachen und Bemerkungen, und auch der gründlichste Kenner amerikanischer Verhältnisse wird Kohl's Werk nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung aus der Hand legen. 12.

Emil Weller's „Index pseudonymorum".

Ein mit großem, mühsamem Fleiß gearbeitetes, allen Literaturfreunden, Literaturforschern, Büchersammlern, Antiquaren und Buchhändlern angelegentlichst zu empfehlendes Werk ist der von Emil Weller herausgegebene

Index pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen oder Verzeichniß aller Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Leipzig, Falcke und Rösler. 1856. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bisher bestand noch kein allgemeines Wörterbuch der Pseudonymen. Der erste Versuch dazu von Vinc. Placcius: „Syntagma de scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis", ein nur sehr kleiner Abriß, erschien bereits 1674 in Hamburg; aber auch sein erst nach seinem Tode von J. Fabricius 1708 herausgegebenes „Theatrum anonymorum et pseudonymorum" beschränkte sich nur auf die damals excellirende lateinische Literatur und ließ die meisten deutschen Pseudonymen unberücksichtigt. In Paris erschien 1690 eine Schrift von A. Baillet über denselben Gegenstand, und diese Beiden, Placcius und Baillet, sind die Vorläufer, welche die Grundlage für alle folgenden Sammler bildeten. In Deutschland waren dies C. A. Heumann, G. Ludwig, J. C. Mylius u. s. w. im vorigen Jahrhundert, F. Raßmann, dessen „Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller" aber sehr unvollständig ist, und A. G. Schmidt im jetzigen Jahrhundert; in Frankreich A. A. Barbier, dessen vierbändiger „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" 1822 eine zweite, stark vermehrte Auflage erlebte, de Manne und J. M. Quérard; in Italien Lancetti („Pseudonimia", Mailand 1836) und G. Melzi, von dessen „Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani" (Mailand 1848) nur zwei Theile vorhanden sind, da der Verfasser inzwischen starb. In Betreff der englischen pseudonymen Literatur fand Weller nichts vorgearbeitet, doch bot namentlich Watt's „Bibliotheca Britannica" — „ein Musterwerk, wie wir Deutschen noch keins haben", bemerkt Weller — bei genauem Studium eine treffliche Ausbeute. Auch standen dem Verfasser sonst noch sehr reichhaltige Kataloge zugebote. Wie die Engländer, finden auch die Skandinavier und Holländer in Weller's „Index" die erste Sammlung ihrer Pseudonymen. Weller's „Index pseudonymorum" zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die enthüllten Pseudonymen enthält. Weller folgte hier der Manier, welche der Italiener Lancetti in seinem praktisch angeordneten, leider nur durch zahllose Druck- und andere Fehler entstellten Werke anwandte, indem er einfach die wahren Namen neben die falschen stellte, um so das Werk zum Nachschlagen geeigneter, kürzer und übersichtlicher zu machen. Die zweite Abtheilung enthält die nicht enthüllten Pseudonymen. Das Weller'sche Wörterbuch der Pseudonymen ist übrigens nur der erste Band eines zweibändigen Werks: „Die maskirte Literatur der ältern und neuern Sprachen", dessen zweiter Band die falschen Druckorte zur Anzeige bringen wird. Weller versichert, zu seinem Zwecke im Laufe der Zeit Tausende von Bücherkatalogen durchgesehen zu haben, was wir ihm bei der Reichhaltigkeit schon dieses ersten Bandes gern glauben.

H. M.

Notizen.

Londons Wachsthum und Größe.

Die „Edinburgh review" brachte in ihrem letzten Vierteljahrsheft einen interessanten Aufsatz über die in fast unheimlichen Progressionen zunehmende Größe Londons, dem folgende Publicationen zugrunde gelegt sind: „London in the olden time", von William Newton (London 1855); „Post office London directory" (London 1856); „Reports and tables relating to the census of 1851. Presented by the census commissioners in 1851 — 54"; „The food of London; a sketch of the chief varieties and supply of food for a community of two millions and a half", von George Dodd (London 1856). London ist schon seit langem keine Stadt mehr, sondern ein Reich für sich; ein gefräßiges Ungeheuer, das aber, wenigstens für jetzt noch, mehr als andere europäische Hauptstädte in der Lage ist, sich durch eigene Arbeit und Thätigkeit die Mittel zu seiner Existenz zu verschaffen. Dennoch hat dieses riesenmäßige Wachsthum etwas wahrhaft Erschreckendes, und wie nach einem constanten Naturgesetz Alles in der Welt einmal seinen Culminationspunkt erreicht und dann abwärts geht, so wird auch für London dieser Zeitpunkt nicht für die Dauer ausbleiben. Wann aber die Landes- oder allgemeinen Weltkrisen, welche diesem Wachsthum ein Ende zu machen bestimmt sind, eintreten und welcher Art sie sein werden — wer möchte das voraussagen wollen? Dem „Post office directory" sind zwei Plane Londons für die Jahre 1855 und 1856 beigegeben. Hiernach dehnte sich London im Jahre 1855 8¼ englische Meilen von Ost nach West und fünf englische Meilen von Nord nach Süd aus und bedeckte 41 englische Quadratmeilen, während schon im folgenden, also dem jetzigen Jahre die Ausdehnung von Ost nach West zehn und die von Nord nach Süd neun englische Meilen betrug. Die sich an die Ausläufer von London anschließenden Dörfer und Flecken, Londons „Franzen", mitgerechnet gibt dies einen Häuserumfang von nicht weniger als 90 englischen Quadratmeilen. Alt-London, die eigentliche City, bedeckt dagegen kaum mehr als eine englische Quadratmeile, verhält sich also zu dem jetzigen Gesammt-London wie 1 : 90. Eine merkwürdige Erscheinung ist die, daß, nach den neuesten Zählungen und Untersuchungen, sich gegenwärtig unter den Einwohnern Londons mehr als eine Million befinden müssen, die nicht in London geboren, sondern aus den Provinzen, aus Schottland und namentlich Irland oder aus dem Auslande zugezogen sind. Die Zahl der zugezogenen Irländer beträgt 110,000, die der Ausländer 30,000, worunter 10,000 Deutsche, 7000 Franzosen. Unter den Kindern und jungen Leuten unter 20 Jahren befinden sich 20,000, die in Irland selbst geboren sind, ungerechnet die, welche in London von irischen Aeltern geboren wurden. „Unmöglich kann man sein Auge dagegen verschließen", heißt es in der „Edinburgh review", „daß viel Gutes oder Böses oder Beides zusammen sich aus dieser kräftigen Infusion jungen celtischen Blutes in die Massen der Metropolis ergeben muß." Es gibt in London 1200 Gotteshäuser verschiedenster Art, 6000 Schulen mit 600,000 Schülern, 350,000 mannbare aber unverheirathete Frauenzimmer und 50,000 Individuen, die fortdauernd in Armenhäusern, Gefängnissen und andern Anstalten leben, in denen sie auf Staats- und Stadtkosten ernährt werden müssen.

Samuel Rogers' Tischgespräche.

Wir haben bereits gelegentlich erwähnt, daß die „Recollections of the table talk of Samuel Rogers" (London 1856) einen sehr reichen Schatz der interessantesten literarischen Anekdoten enthalten. Samuel Rogers [geboren 1763 *)] trat als

*) Das Pierer'sche Lexikon gibt irrthümlich an, daß Rogers bereits im Jahre 1832 gestorben sei; sein Tod fällt aber erst in die letzten Jahre.

Dichter zuerst mit seiner „Ode to superstition" auf, welcher er die „Pleasures of memory", die Dichtungen „The vision of Columbus", „Jacqueline", „The human life", „Italy" u. s. w. folgen ließ. Er war ein ganz respectabler Dichter, trefflich in der Form, die bei ihm immer sorgfältig geglättet ist, delicat in seinen Empfindungen, klar in seinen Gedanken und deren Anordnung; im Ganzen aber verhält sich seine Poesie zu der echten doch nur wie künstlich zubereitetes Mineralwasser zu dem natürlichen, das frisch aus dem Schoose der Mutter Erde sprudelt. Seine Lebensweise war nach den Grundsätzen eines etwas weichlichen ästhetischen Epikuräismus gemodelt. Er liebte es, bei Tafel geistreiche Personen und berühmte Dichter um sich zu haben; wenn er aber allein speiste, so mußte ihm ein Orgelspieler, ein Italiener von Geburt, in der Halle sicilische und italienische Melodien vorspielen. In seinem Schlafzimmer und im Treppenhause schlugen Nachtigalen, die in Käfigen gehalten wurden, und namentlich liebte er es in den Morgenstunden weiblichen Gesang zu hören. Aber sowol in der Musik als in der Poesie zog ihn das Weiche und Anmuthige mehr an als das Starke, Tiefe und Erhabene. Bellini war sein Liebling, während er für die Compositionen Händel's, Beethoven's und selbst Mozart's nur wenig Neigung zeigte. Auch von Shakspeare wollte er wenig wissen, und eines Tags foderte er seine Tischgenossen auf, ihm eine einzige Stelle aus Shakspeare zu nennen, die untadelhaft wäre oder nicht am besten ganz gestrichen würde. Man citirte ihm viele schöne Stellen, die er unbarmherzig bekrittelte; nur als man ihm die Stelle zu recitiren begann: „How sweet the moonlight sleeps upon the bank", wußte er nichts mehr zu sagen. Doch ging er in seiner Abneigung gegen Shakspeare nicht so weit, als der auf den großen Dramatiker eifersüchtige Byron, der einmal an Moore die Frage richtete, ob er nicht dafür halte, daß der ganze Shakspeare eine Art Humbug sei? Eigenthümlich ging es Rogers mit Lamartine. Er fragte diesen, was Béranger für ein Mann sei, worauf Lamartine, der es nicht gern hatte, daß man in seiner Anwesenheit von einem andern französischen Dichter als von ihm sprach, stolz und kalt erwiderte: „Je ne le connais pas." Rogers bemerkte hierauf kurz: „Je vous plains." So erzählt der Berichterstatter der „Edinburgh review", die diesen Fall betreffende Mittheilung in den „Recollections" berichtigend, wie er überhaupt dem Herausgeber derselben den Vorwurf macht, daß er sich viele Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten habe zuschulden kommen lassen. Noch übler als bei Lamartine lief Rogers bei August Wilhelm von Schlegel an, als er diesen fragte, ob es seit Goethe's Tode in Deutschland wol noch Dichter gegeben hätte? „Ich bin ein Dichter!" antwortete Schlegel voll stolzen Unwillens.

H. M.

Eine neue historische Schrift von Franz Palacky.

Der bekannte Geschichtsforscher Böhmens Franz Palacky hat nach langem Schweigen endlich wieder eine historische Schrift erscheinen lassen, die sich mit dem „Zeugenverhör über den Tod des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen im Jahre 1457" (Prag, Calve, 1856) beschäftigt. Es ist eine kritische Zusammenstellung und Würdigung der über dieses Verhör vorhandenen Quellen. Der Tod des jugendlichen Königs Ladislaus Posthumus im Jahre 1457 bildet einen der historisch wichtigsten Punkte in der Geschichte Ungarns und Oestreichs überhaupt. Bisjetzt waren die Geschichtsforscher so ziemlich darüber einig, daß der Tod des Jünglings, der zur selben Zeit, wo ihm seine Braut aus Frankreich zugeführt werden sollte, von einer unerklärbaren Krankheit ergriffen plötzlich starb, die Folge einer Vergiftung gewesen sei, über welche nur räthselhafte Anzeichen vorhanden waren. Aus der Zeit des Todesfalls selbst hatte man keine Nachrichten und erst nach spätern Quellen soll Ladislaus durch Georg von Podiebrad und dessen Gemahlin Johanna vergiftet worden sein. Die Sage lautet, die genannte Frau habe ihm zur Nacht vergiftete Rüben gereicht, an denen er gestorben sei. Palacky sucht nun mit vieler Schärfe zu beweisen, daß der Tod des Königs nicht Folge einer Vergiftung, sondern ein natürlicher gewesen sei. Nach ihm starb Ladislaus an der Pest (dem Bubonentyphus) nach einem dreitägigen Krankenlager, und er unterstützt seine Behauptung durch ältere, bisjetzt nicht benutzte Quellen. Dem Buche ist auch eine Abhandlung von Dr. Lambl beigefügt, welche zu demselben Resultate gelangt. Daß diese Specialschrift für die Geschichte Oestreichs, zunächst Böhmens und Ungarns von hoher Bedeutung ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. In Betreff der Form zeichnet sich diese Schrift wie alle Werke Palacky's durch einen eleganten, glatten Stil aus, ein Vorzug, den man an czechischen Schriftstellern hervorzuheben selten Gelegenheit hat.

75.

Bibliographie.

Bazancourt, Baron de, Der Feldzug in der Krim bis zur Einnahme von Sebastopol. Eine aus authentischen Quellen geschöpfte Darstellung des orientalischen Krieges im Auftrage Sr. Excellenz des Unterrichtsministers herausgegeben. Aus dem Französischen vollständig übertragen. Zwei Bände. Pest und Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 Thlr.

Bernhardi, T. v., Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. 2te nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. [Vom J. 1794 bis 1797. — Vom J. 1798 bis 1805.] Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Glaßbrenner, A., Erfrischungen. Gesammelte Humoresken. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Hase, K., Jenaisches Fichte-Büchlein. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 15 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitspende der Humanität. Reden und Betrachtungen. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 12 Ngr.

Kossak, E., Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. Berlin, Stage. Gr. 16. 22½ Ngr.

Ortlepp, E., Klänge aus dem Saalthal. Gedichte. Naumburg, Garcke. 16. 15 Ngr.

Rank, J., Sein Ideal. Erzählung in zwei Büchern. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 1 Thlr.

Reinsch, H., Die Schöpfung. Vom Standpunkte der speculativen Naturforschung und der heiligen Schrift aus dargestellt. Erlangen, Palm. 8. 24 Ngr.

Ruppius, O., Waldspinne. Ein Genrebild aus dem Südwesten. New-York. Gr. 16. 10 Ngr.

Schloenbach, A., Aus Vergangenheit und Gegenwart. Novellen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tauber, F., Vermischte Gedichte. München. 16. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Cancan. Pariser Aquarellen. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 22½ Ngr.

Willkomm, E., Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Königthum in Belgien. Brüssel und Leipzig, Muquardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Schorn, O. v., Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Düsseldorf, Kaulen. 8. 12 Ngr.

Thon-Dittmer, G. Freih. v., Offener Brief an den anonymen Verfasser der Beleuchtung der Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten. München, Franz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von **Kuno Fischer.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Plan von Leipzig. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Karte, Notizen.)
Plan von Dresden. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Die Sächsische Schweiz. (Karte, 9 Abbildungen, Notizen.)
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. (Karte, 3 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Hof. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. (Karte, 6 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm. (K., 8 Abb., Not.)

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte**: Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte". Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Jeverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes ꝛc.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer ꝛc.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Neander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck ꝛc.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahrs 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

Im Verlage der **v. Ebner**'schen Buchhandlung in **Nürnberg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare's Dramen

in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie, in besonderer Hinsicht auf „Julius Cäsar" von **H. Büchler.**
Preis brosch. 12 Ngr. oder 36 Kr. Rh.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Harzbilder.

Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge.

Von **Heinrich Pröhle.** **Preis 10 Sgr.**

Alle Besucher des Harzes werden diese Schrift vor oder nach ihrer Reise mit Interesse und Nutzen lesen: der bekannte, den Harz so genau kennende Verfasser wird ihnen gewiß manches Neue und Unterhaltende darbieten.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 18. September 1856.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Einen wahren Schatz von literarischen und Theateranekdoten, der auch in den belletristischen Blättern schon recht tüchtig benutzt worden ist, enthalten die „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben". Der Verfasser, Heinrich Schmidt, bemerkt in den einleitenden Worten zu seiner Schrift:

> Es war eine vielbewegte, reichhaltige, reizende Jugendzeit, die meinige damals in Weimar, meiner Vaterstadt — in den letzten achtziger und ersten neunziger Jahren des vergangenen Säculum, und wenn ich jetzt nach 76 Jahren daran zurückdenke, tritt mir das damalige Leben in Weimar wie ein ins Licht hervorgehobenes merkwürdiges Traumbild entgegen; ja je weiter ich mich der Zeit nach davon entferne, um so anregender und anziehender erscheint es mir.

In welcher günstigen Lage der Verfasser war, schon früh mit den weimarischen Koryphäen in Berührung zu kommen, wird der Leser aus folgender Stelle erfahren:

> Herder, der unsterbliche Herder, dieser geistreichste und originellste Schriftsteller der Deutschen, dessen Genius, ein Glück verkündendes Meteor, für die Ewigkeit sich aufschwang, und dessen zauberischen Rückblicken in die erhabenen, jetzt fabelähnlichen Epochen der griechischen Vorzeit, denen er sich so gern hingab, ich so oft mit trunkenem Ohr gelauscht habe, wenn er in der Mitte seiner Familie — sein ältester Sohn Gottfried hatte meine Schwester geheirathet — bei einem Spaziergang auf den Ettersberg oder bei einem heitern Mahle die sonst wohlverschlossene Brust öffnete und die kostbaren Schätze derselben ausströmen ließ u. s. w.

Die Schmidt'sche Familie war also der Herder'schen verschwägert, und so sah sich Heinrich Schmidt aufs zwangloseste und natürlichste in die weimarischen Literaturkreise eingeführt und in die persönliche Nähe jener großen Männer gestellt, denen die deutsche Literatur ihren höchsten Glanz und ihren europäischen Ruhm verdankt. Schon früh war er ein Spielkamerad der Kinder Herder's und der noch zahlreichern Kinder Wieland's, und er erzählt, wie er mit diesen lärmend im Bibliothekzimmer und um den hohen Sessel, in welchem Wieland seinen „Oberon" dichtete, herumgesprungen sei, und daß der Spuk schon groß und überlaut sein mußte, wenn der liebenswürdige Mann dem lustigen Völkchen sein „Kinder, seid doch ruhig!" zurufen sollte.

Da nun der junge Schmidt unter solchen Einflüssen heranwuchs, war es kein Wunder, wenn sein Geist schon früh von strengern Studien und den Bedingungen eines ernstern Lebensberufs auf literarische und Theaterangelegenheiten abgelenkt wurde. Auch in Schmidt's Kopf und Herzen begann jene bunte Verwirrung der disparatesten Elemente zu herrschen, zu der das moderne Leben nur zu leicht Anlaß gibt. Er bemerkt:

> In uns jungen Köpfen ging Alles durcheinander: „Werther's Leiden", „Götz von Berlichingen"; Schiller's „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe", „Don Carlos"; Jean Paul's geniale Werke mit der Fülle und Mannichfaltigkeit seiner schöpferisch-originellen Gedanken und Ansichten; Heinse's „Ardinghello" und „Fiormona", Bouterwek's „Donamar", Musäus' „Volksmärchen", Wieland's „Oberon", „Agathodämon" u. s. w.; Rousseau's „Héloise" und „Emile", Voltaire's freigeistische Werke und sein Tod, von dem man nicht genug Grauenhaftes sich erzählen konnte; Kotzebue's famoses Gedicht „Ha, wer bin ich und was soll ich hier, unter Tigern oder Affen? Welchen Plan hat Gott mit mir" u. s. w.; von Cramer, Feßler, Spieß und Lafontaine gar nicht zu reden.

Wie wäre es zu verwundern, wenn solche bunte und wirre Bildungselemente nicht ein rechter Brütofen sein sollten für Virtuosen, Künstler, Literaten, Journalisten, Poeten, Schauspieler, für fahrendes Volk von noch weit unstäterer und zweifelhafterer Art, das bald Dies, bald Jenes anfängt — ein Gallert von unbestimmbarster Beschaffenheit? Wie wäre es zu verwundern, daß der belletristisirende Charakter der Epoche oft selbst in die strengsten Geistesarbeiten und in die Behandlung der gewichtigsten Fragen unvermerkt eindringt und noch kaum von Jemandem, möge er sich äußerlich ein noch so gravitätisches Ansehen geben, ganz abgewehrt werden kann? Und doch waren die Bildungselemente jener Zeit noch einfach gegen die, welche in unsern Tagen die Köpfe und Herzen der Jugend in Gährung und Verwirrung setzen.

Wie soll es erst später werden, wenn nicht etwa einmal Feuer vom Himmel fällt und ein allgemeiner alexandrinischer Leihbibliothekenbrand dieser Buntheit ein Ende macht?

Bei dieser gegensatz- und widerspruchsvollen Buntheit moderner, oft stark mit Frivolität versetzter Bildungsstoffe dürfte es fast zu verwundern sein, daß wirklich noch soviel gelernt wird, als es in der That der Fall ist. Und auch Heinrich Schmidt lernte das Seinige. Er besuchte das Gymnasium in Weimar und hatte hier das Glück, den Unterricht Böttiger's zu genießen, jenes vielverspotteten Mannes, dessen sein Zögling in seinem Buche mit wärmster und rühmlichster Pietät gedenkt. Er rühmt neben seinem Reichthum an Kenntnissen auch Böttiger's tiefen Ernst und seine in gewähltester Sprache überflutende Begeisterung, die nur Derjenige habe würdigen können, der ihn auf dem Katheder kennen gelernt habe. Im Jahre 1796 bezog Schmidt die jenaer Universität, die damals im höchsten Flor stand und auch von Polen, Russen, Livländern, Ungarn und Engländern zahlreich besucht war. Vor allem begeisterte unsern Autor der Philosoph Fichte, von dem er sagt:

Sein Vortrag war klar und bündig, und auch der Mann selbst entsprach ihm in jeder Beziehung. Körperlich klein, aber gedrungen und kräftig, mit einem schöngeformten Kopf, hoher, hervortretender Stirn, einem Adlerblick und einer Adlernase, war seine Stimme klangvoll und scharf markirend, und oft beschloß er seinen Vortrag in so erhabener und erhöhter Stimmung, daß Allen ein klares Bild seines Innern wie im sonnenhellen Glanze aufstieg und vorschwebte. Dazu kam, daß er seine Vorlesungen in der die Empfänglichkeit der jugendlichen Gemüther so begünstigenden Frühstunde von 6 bis 7 Uhr und mitten in einem Garten hielt, gewöhnlich nach einem Spazierritt; denn er kam meist mit der Reitgerte in der Hand und mit Stiefeln und Sporen in den mit Gesträuchen und Blumen umgebenen Gartensaal und bestieg das Katheder so rasch und lebendig, daß sich Allen eine erhöhte Stimmung sogleich mittheilte. Eines Morgens, gegen den Schluß der halbjährigen Vorlesungen, wo Fichte den letzten Satz, gleichsam den Schlußstein, seinem Systeme hinzufügte und dann eine klare, lichte Uebersicht des Ganzen aufstellte, kam eine so tief feierliche Stimmung über alle Anwesenden, daß wol keiner seinen Platz und den Garten verlassen hat, dem das Herz nicht höher schlug und der Blick nicht über das Irdische hinausdrang.

Der Verfasser theilt ein gar nicht übel gelungenes Sonett an Fichte mit, welches er unter dem Eindruck dieser feierlichen Stimmung damals verfertigte. Unter den Studirenden, welche bei Fichte hörten, fielen, wie der Verfasser bemerkt, am meisten die Ungarn auf, die in ihren weiten schwarzen Mänteln mit runden schwarzen Hüten von ungewöhnlichem Umfang immer gleich unter dem Katheder Platz nahmen und vor allen Andern fast allein dem Vortrage mit der Feder folgten — unverdrossen fleißig nachschreibend. Auch was der Verfasser über das damalige Treiben der jenaer Studenten, namentlich der Livländer, über ihre Fahrten, Duelle und Renommistereien, über den damals noch jungen, aber bereits als Professor sehr beliebten Feuerbach, über A. W. Schlegel, über sein eigenes Verhältniß zu De Wette, der eine zeitlang sein Stubenkamerad war, über Ludwig Wieland, des Dichters ältesten Sohn, über sein Zusammentreffen mit Jean Paul in Gesellschaft Gottfried Herder's, über Tieck's damals schon begonnene dramatische Vorlesungen berichtet, ist von großem, vielfachem Interesse und verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden. Auch die episodisch eingewebte Erzählung von dem Glücksritter, der einen hochangesehenen Gelehrten in Wien auf die merkwürdigste Weise mystificirte und prellte, ist eine unterhaltende Partie, während die Geschichte von dem invaliden englischen Seemann, dessen Bekanntschaft Schmidt in Hamburg machte, gerade dem Deutschen Manches zu denken gibt. Es ging ihm sehr traurig, diesem englischen Stelzfuß, aber angeborener Humor und nationaler Stolz helfen einem echten Briten über Stelzfuß und Armuth hinweg. Als der Seemann die Erzählung seiner Lebensschicksale beendet hatte, fügte er hinzu: „Einer wird geboren mit einem silbernen Löffel im Maul, der Andere mit einem hölzernen Kochlöffel! Was will ich aber machen? Gott sei gelobt, ich bin gesund und liebe die Freiheit und Altengland für immer! Ja Freiheit und Altengland für immer! Hurrah!"

Heinrich Schmidt's Neigung für das Theater meldete sich von neuem mit verstärkter Gewalt, als er von Jena nach Weimar zurückgekehrt war. Sein Entschluß, sich dem Theater zu widmen, stand nun bei ihm fest. Der Verfasser erzählt, wie seine Liebhaberei für das Theater früher genährt wurde. Weimar war ja ganz in die Theateratmosphäre wie eingehüllt. Schmidt selbst hatte schon auf dem Privattheater der Herzogin Amalie, bei dem auch Goethe mitwirkte, als Kind kleine jugendliche Rollen gegeben. Auch sein Lehrer Böttiger hegte eine große Vorliebe für das Theater und zergliederte das Iffland'sche Gastspiel in Recensionen, welche er später unter dem Titel „Entwickelung des Iffland'schen Spiels bei dessen Gastdarstellungen in Weimar" zusammenfaßte und herausgab. Es waren dem Analytiker dabei mancherlei Menschlichkeiten widerfahren. Alles, auch das Kleinste sollte bei Iffland berechnet sein, sogar ein nicht zugeknöpfter Ueberrock, den Iffland im „Spieler" trug. Dies war aber reiner Zufall. Iffland war aus einer Gesellschaft etwas spät ins Theater gekommen, hatte hier den bei dem Requisiteur bestellten halbmilitärischen Ueberrock zwar vorgefunden, aber als er ihn angezogen, fand es sich leider, daß dieser Rock zu eng war, als daß er ihn zuknöpfen konnte. Doch die Zeit drängte, und da die Ouverture schon begonnen hatte, mußte er zu seinem großen Verdrusse damit hinaus in die Scene. Aehnlich erging es Böttiger mit Schröder. Er sah dessen Lear in Hamburg und fühlte sich, wie auch das Publicum, namentlich von einer Pause ergriffen, die Schröder da anbrachte, wo Lear den Fluch über seine Töchter ausspricht. Nach der Vorstellung sagte er dem Künstler über diese sinnreiche Pause sehr ansehnliche Schmeicheleien und suchte sie psychologisch aus der Situation zu erklären. „Wissen Sie", erwiderte Schröder, „wodurch diese Pause entstand und was ich während derselben that? An der Stelle, wo die Pause entstand, nahm ich wahr, daß in der Coulisse eben eine von den Talgkerzen

umgefallen war und die Leinwand schon ergriffen und in Flammen gesetzt hatte. Ich rief also als Regisseur und Director meinem Theatermeister, der nichts davon wahrnahm, in der Pause zu: «Esel! siehst du denn nicht da oben die umgefallene Kerze?»"

Im Uebrigen dürfte es wol nicht ohne Interesse sein, über die damalige so große Wirkung der Iffland'schen hausväterlichen Dramen das Urtheil eines Zeitgenossen wie Schmidt zu vernehmen. Der Verfasser schreibt:

Die Iffland'schen Stücke wurden damals der moralischen Grundsätze und Tendenz wegen, die sie enthielten, von Aeltern und Lehrern empfohlen und in Ehren gehalten. Gewiß ist auch, daß ich wenigstens mir selbst nirgends anderswo das heilige Versprechen inniger gab, meinen Aeltern einmal Freude zu machen, als während der Vorstellung eines solchen Stücks. Die Wirkung war eine ganz andere als die seines jetzigen Schauspiels. Es war eine doppelte; denn außer dem Antheil des Vergnügens an den gut durchgeführten Charakteren wurde immer noch ein anderes, tieferes Gefühl in Anspruch genommen, das mit einer gewissen Hochachtung und Feierlichkeit verbunden war, und so wirkten damals die Iffland'schen Stücke bei ihrem Erscheinen wie keine andern nach ihnen. Das sollte man immer mit in die Wagschale legen, wenn man jetzt über sie so leicht aburtheilt.

Als Schmidt Student in Jena war, waren es namentlich die Aufführungen der neuesten Tragödien Schiller's, welche seine Sympathien für die Bühne wach hielten und lebhafter entzündeten. Die jenenser Burschen pilgerten zu diesen Vorstellungen in Ermangelung hinlänglicher Pferde und Wagen in Scharen zu Fuß nach Weimar. Seine Begeisterung für Schiller brachte den jungen Mann mit diesem in Berührung und verschaffte ihm eine Einladung zu der ersten Vorlesung der „Jungfrau von Orleans" in Schiller's Wohnung. Der Eindruck war, wie Schmidt versichert, kein sehr günstiger. Schiller las drei Stunden lang bis zum Schluß der Scene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter und foderte dann die Gesellschaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit stand. Der Dichter schien etwas verlegen über die stille Aufnahme des bereits Gelesenen und suchte namentlich die Erscheinung des Schwarzen Ritters, welche die Zuhörer besonders frappirt hatte, in nicht sehr glücklicher Weise zu erklären und zu motiviren. „Die Vorlesung", erzählt Schmidt weiter, „begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgesetzt bis spät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede sein konnte, zumal da auch der in Fülle genossene Wein bei Vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte." Einen großen Antheil an dieser kühlen Aufnahme hatte nun freilich die wenig ansprechende Vortragsmanier des Dichters, namentlich seine schwäbische Aussprache, die er damals noch nicht überwunden hatte.

Die Belletristik und die Vorliebe für das Theater drang immer mehr auch in die Universitätskreise ein. Schmidt erzählt:

Neue Uebersetzungen des Shakspeare, „Genoveva" von Ludwig Tieck, das „Athenäum" u. s. w. erschienen. Ueberhaupt wurde der Blick weit mehr auf die Künste hingelenkt, über deren Wesen und Elemente sich auch die Resultate philosophischer Forschungen immer mehr verbreiteten. Dies blieb natürlich nicht ohne großen Einfluß auf die studirende Jugend. Ueberall bildeten sich Gesellschaften und Kränzchen unter den Studenten, wo die neuesten Erscheinungen in der Literatur: die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Tieck's romantische Dichtungen, Schleiermacher's „Reden über die Religion", die „Phantasien über die Kunst", das „Athenäum" u. s. w., vorgelesen wurden, um dann darüber gegenseitige Ideen und Ansichten auszutauschen. Ich wohnte einem solchen Kränzchen bei, das im Haus des Professors Mereau von 10—12 Uhr in der Nacht abgehalten wurde und viele jugendliche Enthusiasten für die Kunst versammelte, unter denen ich nicht der letzte war. Natürlich, daß die liebe Brotwissenschaft immer mehr dadurch an ihrem Reiz verlor und vor den höhern Potenzen zurücktreten mußte, dagegen aber die Schauspielkunst umsomehr jene ihr durch meine Vorliebe schon früher eingeräumten Rechte wieder geltend machte.

Wie schon bemerkt, reifte nach seiner Rückkehr nach Weimar der Entschluß in Heinrich Schmidt, sich ganz dem Theater zu widmen. Die Zeit der Studentenspäße und studentischen Schaustellungen war vorüber, und die Jurisprudenz, mit der nun nicht mehr zu scherzen war, wenn er sich in ein ernsteres Verhältniß mit ihr niederlassen wollte, machte ihm ein gar zu trockenes Gesicht. Er wandte sich zu seinem Zweck an Schiller, der aber die Sache nicht auf sich allein nehmen wollte und darüber mit Goethe zu sprechen verhieß. Der Verfasser erzählt:

Mit Goethe! Wie sehr ergriff mich diese Aussicht! War nicht Goethe mein höchstes Ideal, dessen Schriften mir von frühester Jugend an den höchsten Genuß gewährt hatten! Oft hatte ich die heißesten Thränen dabei vergossen und wußte mir selbst nicht zu erklären, warum. Mit hochklopfendem Herzen sah ich also dem weitern Erfolg entgegen. Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las Einiges vor, einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johann's" von Shakspeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte das Ausgesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständniß des Dichters, entsprechende Aeußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mitbegründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüber zu gehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgendeinen Zusatz zu erlauben. Er bezeigte dabei so viel gutmüthigen Antheil, daß ich davon innigst gerührt wurde.

Als Goethe zurückgekommen, ertheilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorsatz beharren wollte, die höchst willkommene Erlaubniß, zwei mal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen. War ich nun, als ich am Abend Schiller verließ, von den einzigen, für mich so höchst wichtigen Erfahrungen dieses Tages

wie berauscht, so sollte es der glückliche Zufall fügen, daß ich den Abend noch bei unserm Herder speiste, wo ich natürlich der Ereignisse des heutigen Tages und besonders der Aussprüche Goethe's und der Art seiner Mittheilung, die ich echt poetisch nannte, mit Begeisterung erwähnte. Herder erwiderte lächelnd: wiewol es vermuthlich nicht so echt poetisch ausfallen möchte, so wolle er mir doch seine Meinung auch mittheilen, wobei er zugleich äußerte, daß er freilich nicht die mindeste Anmuthung und das geringste Talent zur Schauspielkunst, wol eher eine directe Opposition seiner innern Natur gegen das Geschäft des Schauspielers in sich verspüre. Daher könne auch nur ein entschiedener Beruf dazu bei ihm den Schritt auf das Theater rechtfertigen, wobei er mich ermahnte, hierüber ernstlich mit mir zurathe zu gehen und mich wohl zu prüfen, selbst aber dann, wenn ich den Schritt schon gethan hätte und in der Folge finden sollte, daß ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht habe, lieber von der eingeschlagenen Bahn sogleich wieder umzukehren, als eigenwillig darauf zu beharren.

Der junge Mann erhielt nun Erlaubniß, zwei mal in der Woche zu Goethe zu kommen, um von ihm gewissermaßen in den Vorbegriffen der Schauspielkunst unterrichtet zu werden, was gewöhnlich in seinem Studirzimmer geschah, worauf auch wol im Garten auf- und abgegangen wurde. Auch war es Goethe, durch dessen Vermittelung Schmidt wenig später als angehender Schauspieler zum wiener Hoftheater kam. Indeß zeigte sich bald, daß Goethe mit seinen besorglichen Aeußerungen und Herder mit seinen Warnungen nur zu sehr Recht gehabt hatten. Heinrich Schmidt gab nach anderthalb Jahren sein Verhältniß zur wiener Hofbühne und damit auch seine Laufbahn als praktischer Schauspieler für immer auf. Dafür ward er jetzt Vorsteher des fürstlich Esterházy'schen Theaters in Eisenstadt und Secretär des Fürsten im Kunstfach, in welcher Eigenschaft er auch die Kunst- und Musikaliensammlung des Fürsten unter seiner Aufsicht hatte. Als später Fürst Esterházy zum Präses der wiener Theater erwählt worden war, reiste Schmidt, bald nach der Katastrophe von Jena, nach Berlin, um dort Engagements für die wiener Theater einzuleiten und abzuschließen. Auf der Rückreise über Weimar, wo er sich sechs Tage aufhielt, besuchte er auch seinen Gönner Goethe und kam mit diesem auf gewisse Aenderungen zu sprechen, welche Schiller mit dem „Egmont" für die Aufführung in Weimar vorgenommen hatte. Goethe bemerkte bei dieser Gelegenheit wörtlich: „Ja, ich erinnere mich, daß es damals so arrangirt war und zwar von Schiller selbst. In Schiller'sche Stücke hätte es auch wol gepaßt, allein das ist mein Genre nicht." In Dresden leitete Schmidt das Engagement Ochsenheimer's wie der Frau Vohs für Wien ein, und 1808 kam Iffland wirklich auf Gastrollen nach Wien, wo er, wie in Presburg, enthusiastische Aufnahme fand. Was Iffland vor den meisten seiner Collegen auszeichnete, war seine patriotische, antifranzösische Gesinnung, die er auch schon in Berlin, unmittelbar unter den Augen der französischen Machthaber, niemals verleugnet hatte. So hielt er auch in Presburg, als er, namentlich auch von den Mitgliedern des gerade versammelten ungarischen Landtags, stürmisch herausgerufen wurde, eine Anrede politischen Inhalts an das Publicum, deren Bedenklichkeit von dem Fürsten Esterházy sofort bemerkt wurde. Als nun Iffland nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn Davoust gleich nach seiner Ankunft zu sich bescheiden lassen und zu ihm gesagt: „Sie haben sich unterfangen, in Presburg politische Anreden zu halten. Sehen Sie, dort" — indem er ihn an einem Knopf am Rocke faßte, an das Fenster zog und ihm die breiten Steine auf der Straße zeigte — „könnt' ich und sollt' ich Sie vielleicht gleich bestrafen lassen; doch will ich's diesmal noch für einen Theatercoup ansehen, rathe Ihnen aber wohlmeinend, ein anderesmal klüger zu handeln." Es beweist dieser Vorfall zugleich, wie weitverbreitet und wohlorganisirt das französische Spionirsystem in jener düstern Zeit war und wie sich die Satrapen Napoleon's nichts entgehen ließen und sofort mit Rüge, Strafandrohung oder Strafe selbst bei der Hand waren. Und doch gibt es jetzt Tausende in Deutschland, Tausende, die sogar das Wort „Freiheit" und „Demokratie" im Munde führen, welche diese Zustände schon längst vergessen haben, über die Unabhängigkeitskriege spotten und fast bedauern, daß Deutschland nicht in den Händen der französischen Generale und Militärpräfecten geblieben ist! Patriotismus und Anhänglichkeit an seinen König hielten Iffland auch ab, das ihm unter den glänzendsten Bedingungen (30,000 Fl. W. W., freie Equipage, Befreiung von den Mauthabgaben für fremde Weine — bei Iffland eine starke Rubrik) angebotene Engagement in Wien anzunehmen. Was des Verfassers spätere eigene Schicksale betrifft, so möge nur noch erwähnt sein, daß er 18 Jahre lang mit bestem Erfolg die Direction des Theaters zu Brünn führte, deren pecuniäre Ergebnisse, wie wir annehmen dürfen, ihm ein ruhiges und glückliches Alter gesichert haben.

Auch diese letzten Partien des Buchs sind reich an Unterhaltungsstoff und Denjenigen, welche Liebhaber von literarischen und namentlich Theateranekdoten sind, zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie sind zugleich charakteristisch für eine Periode, wo trotz der ungeheuersten Katastrophen, welche ganze Reiche im Nu auseinander sprengten, hier Kronen in Stücke warfen, dort neue zusammenschweißten, doch das Theaterinteresse fast wie eine heilige Nationalangelegenheit gepflegt wurde. Wir verweisen hier den Leser, da wir das Buch nicht plündern und vollständig excerpiren möchten, auf die Anekdoten von dem Hanswurst Weiskern und dem Komiker Weidmann, von den Castraten Marchesi und Crescentini, auf die zahlreichen und interessanten Mittheilungen über Iffland und die berühmte Schauspielerin Bethmann, über Zacharias Werner, über den Besuch Iffland's bei dem greisen, kindlich frommen Haydn, über den Componisten Himmel, über die Aufführung des Lustspiels „Ponce de Leon" von Clemens Brentano auf der wiener Hofbühne, welches jedoch schon nach dem dritten Acte unter allgemeinem Gelächter, in das die Darstellenden schließlich miteinstimmten, zu Grabe getragen wurde. Auch die mitgetheilten Briefe von Goethe, Zacharias Werner und Iffland haben als Reliquien Werth und sind zum Theil

recht charakteristisch. Iffland schreibt im April 1809 an Schmidt: „Der Erfolg der «Söhne des Thals» macht, daß ich meine Hände im Gebet ringe und vor Gott aufgelöst mich niederwerfe." Welcher Theaterdirector würde jetzt in diesem Tone schreiben! Warmer Enthusiasmus für bedeutende Menschen, wie er bei der gegenwärtigen Generation kaum noch zu finden, Unmittelbarkeit und Naivetät der Empfindung und Simplicität der Erzählung machen das Buch doppelt anziehend. Seinen eigenen Geist will der Verfasser vor seinen Lesern nicht leuchten lassen; er erzählt einfach und ohne Prunk, was er sah und erlebte, ohne sich mit seiner eigenen Person ungebührlich vorzudrängen. Einigen wenigen Irrungen und Gedächtnißfehlern, die übrigens nicht von großer Bedeutung sind, meinen wir begegnet zu sein; wir halten es z. B. für unmöglich, daß Iffland zur Belohnung für seine Verdienste um das Theater und für seinen beharrlichen Patriotismus den Schwarzen Adlerorden erhalten haben könne; es kann höchstens der Rothe Adlerorden und wol nicht einmal erster Classe gewesen sein.

Von einem ganz eigenthümlichen Interesse sind die „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer", indem sie, wie mit Recht im Vorwort bemerkt ist, einen Einblick in Goethe's Haus und Familie eröffnen. Wenn man aus den Briefen Goethe's an Nikolaus Meyer schon solche Einblicke gewinnt, so werden sie in den Briefen seiner Frau noch häufiger. Wir müssen nun freilich bemerken, daß diese Briefe nur sehr wenig enthalten, was dem eigentlichen Literarhistoriker von Werth und Bedeutung wäre und von ihm für seine speciellen Zwecke nutzbar gemacht werden könnte. Dagegen enthalten sie manches Material, welches dem künftigen Verfasser einer erschöpfenden Biographie Goethe's, der ihn bis in seine Negligésituationen und in Weinkeller und Speisekammer verfolgt, von Nutzen sein wird. Was nun Nikolaus Meyer betrifft, aus dessen Nachlasse diese Briefe herrühren, so war er der eigentliche Hausfreund der Goethe'schen Familie und besonders der Frau von Goethe, gewissermaßen ihr Spediteur und Lieferant, indem er das Goethe'sche Haus von Bremen aus mit allerlei köstlichem Mundvorrath für Küche und Keller, mit gutem altem Portwein und Franzwein, mit Heringen, Seefischen, Austern u. s. w. versorgte, wofür ihm Goethe in seinen Briefen vielmals seinen Dank abstattet. Der Briefwechsel fällt zu einem großen Theile in die Zeit, wo Goethe mit seiner Christiane noch in einem andern Verhältnisse als dem ehelichen stand; er beginnt mit dem Jahre 1801 und reicht bis in das Jahr 1831. Die Briefe Goethe's an Nikolaus Meyer sind größtentheils dictirt und nur von Goethe unterzeichnet, doch meist am Schlusse mit ein paar Worten von seiner eigenen Hand versehen. Nikolaus Meyer hat aber nicht nur als Goethe's Hausfreund Interesse für uns, er war auch als Gelehrter und Schriftsteller nicht ohne Bedeutung, und es wird im Vorworte mit Recht bemerkt, man müsse es unbegreiflich finden, „daß weder von Goethe selbst in seinen Werken und gedruckten Briefen, noch von dessen Freunden irgendwo eines Mannes Erwähnung geschieht, der so viele Jahre lang in vertrautem Verhältnisse zu dem Dichterfürsten gestanden hat".

Nikolaus Meyer war der Sohn des bremer Senators Heinrich Hermann Meyer und 1775 geboren. Er studirte in Kiel und Jena Medicin und benutzte in letzterer Stadt jede freie Zeit, um Goethe in Weimar zu besuchen, der dem liebenswürdigen, von wärmster Begeisterung für den Dichter durchdrungenen jungen Manne sein Wohlwollen schenkte und jederzeit väterlichen Empfang in seinem Hause gewährte. Den größten Theil des Winters 1799—1800 brachte Nikolaus Meyer im Goethe'schen Hause zu und benutzte dessen naturhistorische Sammlungen zu einer später von den Naturforschern mit Beifall aufgenommenen Dissertation „Prodromus anatomiae murium". Die Präparation der Mäuse geschah „zum Entsetzen der kleinen Vulpius" auf dem Küchenherde. Selbst Blumenbach gedenkt Meyer's, indem er ihm die Entdeckung und erste Beschreibung des neuen Knochens os transversum (Meyeri) zuschreibt. Uebrigens liefern uns diese Mittheilungen einen neuen Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit Goethe's auch in dieser Richtung, und wie er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sich an der Hand Anderer über naturwissenschaftliche oder, wie hier, streng anatomische Gegenstände zu unterrichten und selbst vor der wenig appetitlichen Operation des Zerlegens von Mäusen am eigenen Küchenherde nicht zurückzuschrecken. Ein solcher Zug, so unscheinbar er auch aussieht, erschließt einen tiefen Blick in das anstaunenswürdige Wesen dieses so reichbegabten, nach Erkenntniß der Schöpfung in allen Richtungen unermüdlich, ja unersättlich strebenden Geistes.

Im Jahre 1806 verheirathete sich Meyer mit seiner noch lebenden Gattin Sophie Doris Elise und verweilte, als seine Hochzeitsreise ihn über Weimar führte, mit seiner jungen Frau acht Tage im Hause Goethe's, der ihm bei dieser Gelegenheit manche Zeichen seines besondern Wohlwollens gab. Meyer's glückliche Ehe war mit acht Kindern gesegnet, von denen jedoch nur drei ihn überlebten. Besondere Aufmerksamkeit widmete Goethe dem einen Sohne Meyer's, Karl Victor, dessen Geist und Jugendschönheit ihn in gleicher Weise anzogen und dessen Porträt er für seine Sammlung zeichnen ließ. Goethe hatte ihn zur Erlernung der edeln Bildhauerkunst an Rauch empfohlen und bei Zelter eingeführt, und der dankbare, auch mit poetischem Talent begabte Jüngling sandte bald eine Goethebüste, die als gelungene Arbeit auch Rauch's Beifall gefunden hatte, an seinen väterlichen Freund nach Weimar ein. Nikolaus Meyer beabsichtigte sich ganz in Weimar niederzulassen, er hatte bereits ein Haus, Goethe gegenüber, angekauft und war vom Herzog Karl August zum Rath ernannt worden. Aber infolge von mancherlei politischen und Kriegsereignissen unterblieb diese Uebersiedelung, und Meyer wählte nun Minden zum Aufenthaltsorte, wo er reich-

liche medicinische Praxis fand, eine Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten stiftete oder pflegte, Mitstifter der Westfälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und zugleich Conservator des Museums wurde, dessen naturhistorische und antiquarische Sammlungen ihm bedeutende Geschenke zu danken haben. Auch bethätigte sich Meyer durch schriftstellerisches Wirken, redigirte 36 Jahre lang das mindener „Sonntagsblatt", lieferte im Winter 1813—14, den er in Bremen zubrachte, politische Arbeiten für die „Bremer Zeitung", verfaßte mehre medicinische Schriften, gab ein niederdeutsches Epos: „Hennink der Hahn", in freier poetischer Uebertragung, altdeutsche Dichtungen, einen psychologischen Roman, Gedichte aus der Zeit des Befreiungskriegs: „Bardale", und noch vier verschiedene Bände Gedichte heraus und hinterließ außerdem ein Epos, eine Thierfabel, im Manuscript. Sein letzter Besuch bei Goethe fällt in das Jahr 1828. Meyer starb als Medicinalrath und mit dem Titel eines Geheimraths am 24. Februar 1855 zu Minden.

In dem Vorworte ist bemerkt, daß Goethe seinem jüngern Freunde beim Austausch ästhetischer Producte ein Gedicht gewidmet habe, welches, „eine neue Perle in der Krone des Dichterfürsten, hier zum ersten male erscheint". Es ist hiermit wol ohne Zweifel das S. 62 abgedruckte Gedicht „Der neugeborene Eros" gemeint, welches Goethe 1830 an den Regierungsrath richtete, nachdem derselbe eine Reihenfolge seiner Gedichte in dem Taschenbuche „Eros" veröffentlicht hatte. Es findet sich darin folgende Strophe:

Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten —
Wie er selbst es einst erfuhr.

Von Interesse ist auch die Art, wie Goethe am 20. October 1806 seinem Freunde seine Trauung mit Christiane Vulpius „notificirt". Die Worte lauten:

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntage nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien Manches zukommen zu lassen.

Auch die kurzen Worte, womit Goethe seinem Freunde über den Tod der beiden ältern talentvollen Söhne Meyer's, die in dem kurzen Zwischenraume von acht Wochen nacheinander starben, sein Beileid bezeugte, verdienen wegen ihrer Kürze hier mitgetheilt zu werden:

Es bedarf nur wenige Worte, solchen Aeltern, solchen Freunden mein innigstes Beileid zu bezeugen. Nur der Schmerz versteht die Schmerzen. Hierbei ein Theil des Gewünschten! Nächstens mehr. Weimar, den 22. März 1831.

Es ist dies zugleich der letzte der hier abgedruckten Briefe Goethe's an Meyer.

Was die Briefe von Christiane Vulpius betrifft, so sind mehre von ihr selbst geschrieben, die andern theils von ihrem Bruder, theils von Goethe's Schreiber L. Geist oder von Riemer geschrieben, doch von ihr dictirt und unterzeichnet. Zuweilen spricht sie ihre Befürchtung aus, der liebe Freund werde ihre Briefe nicht lesen können, „und in der That (wie es im Vorwort heißt) läßt sich ein Einfluß von Klopstock'scher Sprach- und Schreibreinigung so wenig wie in vielen andern Schriftstücken der damaligen Zeit erkennen". Literarische Gegenstände werden in diesen Briefen begreiflicherweise nicht abgehandelt, aber wol Theater-, Redouten-, Küche-, Keller- und Hausangelegenheiten mannichfaltigster Art. Aus Lauchstädt schreibt sie im Jahre 1802:

Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath anfing, betitelt „Was wir bringen", waren 800 Menschen — wir waren auf dem Balkon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so riefen die Studenten: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!" Er hatte sich hinten hingesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor, um sich zu bedanken. Nach der Komödie war Illumination und dem Geh. Rath sein Bild und Namen illuminirt.

Der Charakter ungetrübter Heiterkeit herrscht in diesen Briefen vor; nur einige male wird dieser Ton durch kummervolle Theilnahme bei den verschiedenen Krankheiten Goethe's unterbrochen. Sie schreibt einmal:

Mit dem Geh. Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte, daß dies nur Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdirbt mir manche frohe Stunde. . . . Denken Sie sich also mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe.

Der Verfasser des Vorworts bemüht sich, diese vielgeschmähte Frau in ein günstigeres Licht zu stellen; er beruft sich darauf, wie Goethe, von erschöpfenden Arbeiten ausruhend, ihre muntere, ungenirte Unterhaltung der geistig aufregenden der sogenannten genialen Weiber vorgezogen habe, wie er einmal von seinem häuslichen Glück spreche und daß er diesem Verhältnisse, „das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wisse, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdanke", wie er, nach A. von Sternberg's Mittheilung, an ihrem Sterbelager niederknieend verzweiflungsvoll ausgerufen habe: „Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen!", wie er sowol in Briefen an Zelter als an Luise Seidler sich über die Größe seines Verlustes ausgesprochen und seiner Christiane auch ein Denkmal in Versen gestiftet habe. Der Vorredner schildert sie ausfürlicher:

Sie war eine kleine blühende, volle Blondine mit hübschen Augen und dem Talent begabt, alles Störende von dem viel beschäftigten, zu Zeiten von Krampfanfällen heimgesuchten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten; dabei eine ausgezeichnete Wirthschafterin und Pflegerin, welche die Bedürfnisse und Gewohnheiten Goethe's kannte wie Niemand, die ohne Ansprüche stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre erkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein.

So bemerkt auch Schloenbach in seinen „Zwölf Frauenbildern", die wir schon im ersten Artikel besprochen haben

Es spricht wol sehr für die Geschmähte, daß die herrliche Frau Rath sie stets sehr gern hatte und respectirte; sie nannte sie in vielfacher Correspondenz ihre liebe, liebe Tochter und

verstand ganz praktisch sicher, daß gerade diese Natur durchaus für ihren Sohn passe!

Man muß der Unparteilichkeit wegen auch auf solche Stimmen hören und nicht vergessen, daß der Klatsch, der ja in Deutschland nirgends fehlt, in den weimarischen Kreisen besonders lebhaft war und sich mit großem Eifer an eine Person heftete, die das Verbrechen begangen hatte, das Wohlgefallen des „Dichterfürsten" zu erregen und es nicht zu verschmähen. Hierzu kam der allerdings die Ironie und den Spott herausfodernde Umstand, daß der größte deutsche Dichter schließlich mit einem der verrufensten Romanfabrikanten verschwägert wurde. Die Höchstgebildeten in Weimar respectirten übrigens das Verhältniß, wie auch aus den Briefen der Frau von Schiller an Knebel hervorgeht, in denen mehrmals von Frau von Goethe die Rede ist, ohne daß ein sittliches Verwerfungsurtheil dabei auch nur angedeutet würde. Diese Höchstgebildeten wußten ja auch wol das Opfer zu würdigen, das Goethe, seinen Grundsätzen gemäß, zuletzt gebracht hatte. Einer der charaktervollsten Franzosen, Béranger, lebte ebenfalls längere Jahre mit seiner Lisette, ehe er sich mit ihr trauen ließ, in demselben Verhältniß wie Goethe mit seiner Christiane, und er machte auf Verhältnisse dieser Art ein paar Reimzeilen, die sich im Deutschen etwa so wiedergeben lassen:

> Nun schüttete in seiner Liebe Wein
> Dies Paar geweihtes Wasser noch hinein.

Solche Verhältnisse werden freilich, trotz im Ganzen zunehmender laxer Moral, niemals Norm und Regel werden, noch vor dem Richterstuhl höherer gesellschaftlicher Moral bestehen können; aber es kann Ausnahmsfälle geben, bei deren Beurtheilung Andere, die das Warum und Wie nicht kennen und keinen Einblick in Entstehen und Werden haben, wenigstens mit aller Vorsicht zuwerke gehen sollten, und diese Vorsicht ist man namentlich einem Manne wie Goethe schuldig, wenn überhaupt noch von Pietät für ihn die Rede sein soll. Es gibt allerdings aus rohester Selbstsucht oder Niederträchtigkeit hervorgehende bewußt unsittliche Handlungen, die, insofern sie dem Gemeinbesten schaden, unbedingt vor das Forum der öffentlichen Meinung gehören; aber im Ganzen werden wir, wenn auch mit einigen Verklausulirungen, Goethe Recht geben, wenn er selbst einmal sagt:

> Das Publicum ist im Ganzen nicht fähig, irgendein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen. Aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem sein eigenes Gewissen den Maßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen an Andere anzulegen. Deswegen greifen besonders Literatoren die sittlichen Mängel ihrer Gegner an. Aber Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Nur als Mann von Kraft, Geist, Thätigkeit und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten.

Vergessen wir nicht, daß der Begriff der Sittlichkeit unter den verschiedenen Völkern und unter den Menschen überhaupt ein ebenso schwankender und vielfarbiger ist als der Begriff der Schönheit. Der Heide, der Inder hält oft für sittlich, was der Christ, der Europäer als unsittlich verwirft, und umgekehrt. Das Sittengesetz wechselt je nach den Zeiten und Localitäten. Ein alter Grieche konnte der nackten Schönheit huldigen und dabei doch für einen durchaus sittlichen Menschen gelten; der moderne Christ verwirft alles Nackte als sündliches Teufelswerk. Bei den alten Römern schloß der Begriff eines sittlichen Menschen den Begriff der specifisch römischen Vaterlandsliebe nothwendig mit ein, während man in unsern Tagen leider für einen vollkommen sittlichen Menschen gelten kann, ohne auch nur eine Spur von Vaterlandsliebe zu besitzen. Ebenso haben die verschiedenen Stände ihren eigenen Sittencodex, mit dessen Paragraphen es sich Viele äußerst bequem machen. Dem Einen gilt schon als ein vollkommen sittlicher Mensch Der, welcher das dritte Gebot hält und sich außerdem nicht gegen das fünfte, sechste und siebente Gebot vergangen hat, während der Andere den Begriff der Sittlichkeit weit über die Sphäre der Zehn Gebote ausdehnt oder ihn ganz außerhalb derselben verlegt. Die moderne bürgerliche Moral begnügt sich im Allgemeinen, schon Denjenigen für einen sittlichen Menschen gelten zu lassen, der in redlicher Weise oder wenigstens nicht in einer Weise, welche ihn mit den Gesetzen in Conflict bringt, verdient und erwirbt und seine Finanzen und Rechnungsbücher in Ordnung hält, wonach freilich Schiller und andere große Männer, welche zuweilen genöthigt waren, Schulden zu machen, ohne sie bezahlen zu können, in gewissen Momenten ihres Lebens als unsittlich anzusehen sein würden. Luther, der den Protestanten als ein „Mann Gottes" gilt, wird von den Erzfeinden der evangelischen Kirche als ein Ausbund von Sittenlosigkeit angesehen, weil er eine Nonne entführte und freite. In der Kritik ist es jetzt erlaubt, im Sinne dieser Tendenzmoral einen sehr sittlichen Ton anzuschlagen und dabei doch sehr inhuman zu verfahren und Andere vom einseitigsten individuellen Partei- oder Cliquenstandpunkt aufs liebloseste und impertinenteste von oben herab zu verdammen. Als ob Sittlichkeit ohne Humanität und Billigkeit nicht ein Widerspruch in sich selbst wäre! Dieser fanatische rigoristische Ton ist namentlich durch Wolfgang Menzel in die Kritik eingeführt worden, in dessen Methode noch so Manche befangen sind, die sonst nichts mit ihm gemein haben wollen. Und Wolfgang Menzel war wenigstens consequent, indem er jetzt in der Kritik das Amt eines theologischen Sittenrichters und Inquisitors verwaltet. Wunderlich aber bleibt es, daß, während man einem Geistlichen es sehr verargen würde, wenn er dieses oder jenes bestimmte Individuum von der Kanzel herab als einen unsittlichen Menschen denunciren wollte, doch dieser oder jener Kritiker dies ungescheut thun darf, und zwar vor einem größern Publicum und auf einer Stätte größerer Oeffentlichkeit, als das auf der Kanzel gesprochene Wort umfaßt.

Dem Herausgeber der „Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner", Oskar Schade,

sind wir namentlich dankbar für die treffliche Einleitung, die unter Anderm einen schätzenswerthen Beitrag zu einer künftigen Biographie und Charakteristik Karl August's enthält, eines Fürsten, dem wir kaum einen andern zur Seite zu stellen wüßten. Karl August war der trefflichste Regent, weil er zugleich der trefflichste Mensch war. Darum galt ihm auch bei der Abschätzung der Männer, die er im Dienste und zum Ruhme seines Ländchens verwendete, nur ihr innerer Werth, ihre geistige und menschliche Tüchtigkeit. Das bloße doctrinäre Gelehrtenthum war ihm zuwider. Er stieß sich nicht an das gewöhnliche Gerede, daß ein Dichter auch nothwendig ein unpraktischer, unbehülflicher Mensch sein müsse, sondern er wählte sich den genialsten Dichter seiner Nation und Zeit zu seinem persönlichen Freund und Berather, und er und sein Ländchen sind dabei gut gefahren. Es kümmerte ihn dabei durchaus nicht, ob die Männer, die er berief und anstellte, die vorschriftsmäßigen Certificate und Atteste von Prüfungscommissionen und andern Behörden aufzuweisen hatten. Den landflüchtigen Schiller, der von Hause aus Mediciner war, stellte er, wie wir ja wissen, ohne weiteres als Professor der Philosophie und Geschichte in Jena an, und den trefflichen Döbereiner berief er ohne Bedenken als Universitätslehrer, obschon Döbereiner niemals wissenschaftlichen Unterricht in der Chemie erhalten, niemals eine Vorlesung über Chemie zu besuchen Gelegenheit gehabt hatte. Wir stoßen freilich in der damaligen Periode, der eigentlichen Humanitätsperiode, noch auf manchen andern Regenten, der es in dieser Hinsicht nicht sehr genau nahm, denn das Unwesen der Reglements, der Befähigungszeugnisse aller Art, der genau abgemessenen Examen in allen Fächern hat erst seitdem so entsetzlich überhand genommen; aber in der freien, unbefangenen, wahrhaft großsinnigen Weise wie Karl August verfuhr selbst damals kein zweiter Regent. Die pedantische Peinlichkeit, womit man jetzt auf die genaueste Erfüllung gewisser vorschriftsmäßiger Formeln hält, beraubt den Staat und die Menschheit von selbst des Dienstes vieler sonst tüchtiger Menschen und Talente, die wohl verwendbar zu machen wären. Dieser Zustand wirkt dann indirect auch wieder auf die Literatur zurück, die bei uns jetzt nicht mehr den freien, großen, rein menschlichen Charakter trägt wie zur Zeit Goethe's, Schiller's, Lessing's und Herder's und wie heutzutage noch zum größten Theil in England und Nordamerika; denn auch in der werdenden Literatur Nordamerikas, das freilich alle Bedingungen einer großartigen Literaturentwickelung in seinem Schoose trägt, fällt uns zuvörderst der durch sie hindurchgehende Zug reinen Menschenthums auf, dessen Eindruck wir uns durch die oft widerwärtigen nordamerikanischen Zeitungsdebatten nicht verkümmern lassen. In den Zeitungen, die meist einem egoistischen Partei- oder Regierungsinteresse ihren Ursprung und ihre Existenz verdanken, darf man ja wol überhaupt die Schildhalter frei menschlicher Entwickelung nicht suchen wollen.

Karl August, um auf diesen wieder zurückzukommen, wollte Menschen von echtem Schrot und Korn, von tiefem, ureigenem Gehalt, um sozusagen von eigener Mache um sich haben. Nach Geburt und Stand fragte er weiter nicht. Er verpflanzte sie in sein Ländchen, ließ sie dann wachsen, wie sie wollten, und störte ihre Entwickelung durch keinerlei Eingriffe, Beschneidungen und Nöthigungen von außen her. Sie in ein wirkliches Dienstverhältniß zu zwängen, daran dachte er nicht. Ihn freute dieses fröhliche Aufschießen und Blühen umher und er athmete den Duft dieser frischen und reichen Vegetation zu seiner Erquickung in sich ein, ohne sich selbst mit dilettantischen Versuchen abzuquälen. Er begriff, daß die Aufgabe großer Herren mehr die sei, productive Talente zu schützen und zu fördern, als selbst diesen Talenten Concurrenz machen zu wollen. Die Jahrhunderte werden sich ihm dafür dankbar beweisen, sein Name wird mit den erlauchten Namen seiner Schützlinge ewig fortleben. Aber dieser ästhetische Glanz, womit er sich umgeben sah, blendete ihn auch nicht und machte ihn seinem Bestreben, für sein Land in aller Weise praktisch zu wirken, in keiner Weise untreu. Diese Seite seiner Regententhätigkeit ist es nun, welche Oskar Schade in der Einleitung hauptsächlich hervorhebt. Das industrielle und landwirthschaftliche Interesse seines kleinen Staats förderte Karl August aufs ausdauerndste, umsichtigste und erfolgreichste, und überall sah er mit eigenen Augen zu, auf deren Schärfe er sich verlassen konnte. Er führte in verschiedenen Theilen seines Landes eine zweckmäßige Wiesenbewässerung ein, nahm den Krapp- und Waidbau auf, stiftete Musterwirthschaften mit Brauereien und Brennereien und wandte nicht mindere Aufmerksamkeit auf die Viehzucht. Um bei der Verwaltung erfahrene Leute zu erzielen, schickte er bei der Kammer Angestellte in die Fremde, um sie von der abtödtenden Bureauluft zu reinigen und ihnen, wie er sich ausdrückte, Leben und Ideen beizubringen. Aus dem Auslande suchte er wieder Capitalisten und Colonisten herbeizuziehen, ohne nach Religion und Confession viel zu fragen, und als er hörte, daß reiche Juden gewisser politischer Verhältnisse wegen von Minorca und Gibraltar nach Deutschland gekommen seien und sich ins Mainzische gewendet hätten, um mit ihren Capitalien Fabriken anzulegen, schrieb er sogleich an Merck, er möge doch versuchen, an die „Kerls" zu kommen, um sie zu bewegen, sich nach Thüringen zu wenden. Ganz besonders zogen ihn die Naturwissenschaften und vor allen die Botanik an; in diesen Studien fand er Trost und Beruhigung in den traurigen Zeiten, die auf die Schlacht von Jena unmittelbar folgten, und mit wahrer Begeisterung spricht er sich in einem Briefe an Knebel über den Nutzen aus, den die Naturwissenschaften auch für die „armen unwissenden" Menschen haben müßten, wenn es gelänge, sie ihnen mehr und mehr zugänglich zu machen. Karl August's von Oskar Schade mitgetheilte Briefe an Döbereiner beweisen, wie beflissen er war, sich über die minutiösesten Dinge in diesem Bereiche zu unterrichten, wie er keine neue physikalische oder chemische Entdeckung unbeachtet ließ und immer darauf sann, sie für sein Ländchen nutzbar zu machen. Wen

seinem immer auf Bedeutendes und Centrales gerichteten Sinne zeugt unter Anderm ein Brief an Döbereiner vom Jahre 1824, worin er sich auf Bury de St.-Vincent's „Annales générales des sciences physiques" bezieht und dann fortfährt:

Recht bedauerlich ist es mir immer gewesen, daß man in Jena keinen Centralpunkt schaffen konnte, wo eine Zeitschrift hätte entstehen sollen, in der die besten und gebildetsten Köpfe ihre Erfindungen und Erforschungen niederlegten, um dies Licht der Wissenschaft leuchten zu lassen. In gar zu vielerlei Zeitschriften muß man jetzt die besten Sachen suchen und zu vielerlei Schlechtes bezahlen, um hier und da ein gutes Korn zu finden.

Wie verwandt in dieser Richtung Goethe und der Großherzog einander waren, zeigt sich auch in Goethe's meist dictirten Briefen an Döbereiner, welche vom Jahre 1810 bis zum Jahre 1829 reichen. Für die Skizze über Goethe als Freund und Forscher der Natur muß man dem Herausgeber ebenfalls dankbar sein.

Nicht minder für die Lebensskizze Döbereiner's, die meist auf einem dem Herausgeber vorgelegenen handschriftlichen Aufsatze seines Sohnes Franz Döbereiner in Dessau beruht, doch mit Benutzung der Skizze aus Schleiden's Feder: „Zur Erinnerung an Johann Wolfgang Döbereiner" (Jena 1849), und der Denkrede, welche Professor Friedrich August Vogel in der Akademie der Wissenschaften zu München am 27. November 1839 gehalten hat. Wie schon bemerkt, hatte Döbereiner als Chemiker keinen vorgeschriebenen Universitätscursus durchgemacht. Er war ursprünglich gelernter Apotheker, dabei aber stets eifrig darauf bedacht, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen, indem er auch Sprachstudien und zuletzt selbst das Studium der Philosophie betrieb. Eine Apotheke anzulegen oder zu kaufen, dazu fehlten ihm die Mittel. Er errichtete nun eine Art chemischer Fabrik und Landesproductenhandlung in einem baireuthischen Landstädtchen, und dies Geschäft nahm einen so guten Fortgang, daß er seine Zukunft gesichert glaubte und sich 1803 verehelichte. Aber neidische Mitbürger brachten es dahin, daß ihm die Handelsconcession entzogen und sein Local sogar geschlossen wurde. Nach mancherlei Wechselfällen und misglückten Versuchen und Unternehmungen, die ihn aber praktisch übten, wollte es das Glück, daß Karl August für die durch Göttling's Tod an der Universität von Jena erledigte Professur der Chemie einen geeigneten Mann suchte, sich dieserhalb an Gehler wandte und dieser ihm Döbereiner als einen tüchtigen praktischen Chemiker und geraden Charakter vorschlug, aber mit dem Bemerken, daß Döbereiner nicht ein auf dem gewöhnlichen Wege durch Schule und Universität gegangener Mann sei. Doch dem Herzog war der so Empfohlene gerade recht; ihm war es, wie Schade bemerkt, „weniger um einen durch den vorschriftsmäßigen Recrutendienst geschulten, als um einen aus sich heraus und durchs praktische Leben gebildeten Mann zu thun". Döbereiner's und seiner Familie Lage war gerade die trübseligste und allerverzweifeltste, als bei ihm plötzlich ein Brief von Weimar mit der Aufschrift anlangte: „An den Professor Döbereiner", der seine Ernennung zum Professor in Jena enthielt. So kurz und ohne Umschweife handelte Karl August; schon der bloße Briefumschlag enthielt gewissermaßen Döbereiner's Diplom und Ernennung. Nur der Förmlichkeit wegen wurde ihm später noch die Doctorwürde der philosophischen Facultät von Jena verliehen. Das hieß im Sinne Englands und Nordamerikas gehandelt, wo die praktischen Verdienste eines Mannes, nicht seine Schul- und Universitätsatteste das eigentlich Entscheidende sind. Ohne Karl August wäre Döbereiner vielleicht in Jammer und Noth und den kleinlichsten Verhältnissen verkümmert, und die Wissenschaft der Chemie hätte auf manche wichtige Bereicherungen vielleicht noch lange vergebens warten müssen. Der scharfe praktische Blick Karl August's hatte den Mann, der zu seinen Zwecken paßte, sofort herausgefunden. Döbereiner wurde sogleich bei seinem ersten Auftreten als Lehrer mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen, und über die Schwierigkeiten des Kathedervortrags, an denen so häufig auch die begabtesten Gelehrten scheitern, half ihm sein angeborenes Lehrtalent mit Leichtigkeit hinweg. Der Herausgeber sagt von Döbereiner, wahrscheinlich nach Schleiden's Worten:

Er war ein Genie, aber er war noch mehr als das, er war ein edler, von jeder Selbstsucht, jeder niedrigen Leidenschaft freier Mensch. Liebevoll gegen seine Schüler, die ihn verehrten, freundlich und mittheilend gegen seine Collegen, wohlwollend gegen Jeden, freisinnig in seinen Ansichten ohne Schroffheit, liberal und uneigennützig bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst, von klarem Kopf und warmem Herzen, war Döbereiner recht eigentlich Das, was von Tage zu Tage in unsern engherzigen Tagen seltener wird: ein wahrhaft nobler Charakter.

Von seiner außerordentlichen Uneigennützigkeit führt der Herausgeber mehre Beispiele an. Als er z. B. durch eine Erfindung, welche Berzelius als die brillanteste ihrer Zeit bezeichnete, auf die Construction neuer Zündmaschinen geführt wurde, machte man ihm von England aus für die alleinige Mittheilung seiner Erfindung die verlockendsten Anerbietungen, deren Annahme ihn in Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt haben würde; dennoch zog er es vor, sein Geheimniß uneigennützig der Oeffentlichkeit zu übergeben und (nach seinen eigenen Worten) zum Eigenthum der Welt zu machen, um damit dieser und der Wissenschaft seine Huldigung darzubringen. Aus Treue und Dankbarkeit gegen seinen fürstlichen Gönner schlug Döbereiner fünf vortheilhafte Rufe nach andern Universitäten aus, „ohne sie", bemerkt der Herausgeber, „wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zu Verbesserungen seiner jenaischen Stellung zu benutzen".

Nachträglich haben wir noch zu erwähnen, daß verschiedene Blätter und periodische Schriften in letzter Zeit Mittheilungen brachten, welche als Beiträge zur Kenntniß der Männer, die dem weimarischen Parnaß zur Zierde gereichten, zu betrachten sind. Wir rechnen dahin die Mittheilungen des trefflichen Schauspielers Karl Grunert über Schiller als Karlsschüler in der „Europa", die manche

sehr interessante und zum Theil ergötzliche Anekdoten enthielten, und das Gespräch des Herausgebers der „Fliegenden Blätter für Musik“ mit Goethe in deren neuestem Hefte oder dem sechsten des zweiten Bandes. Ueber ein früheres Gespräch desselben musikalischen Schriftstellers mit Goethe haben wir in Nr. 2 d. Bl. f. 1855 berichtet. Diesmal erzählt er, wie er nach seiner Rückkehr von Berlin nach Weimar Goethe besuchte, um ihm über seine berliner Erfahrungen und Erlebnisse Mittheilung zu machen und ihm für die ihm von Goethe auf den Weg mitgegebene Empfehlung zu danken. Er schildert recht anschaulich, wie er sich auf die Unterredung mit dem außerordentlichen Mann gehörig vorbereitet geglaubt habe, wie aber, je näher die Stunde rückte, sein altes Uebel, die Schüchternheit, in erschreckendem Grade gestiegen sei. „Während der Bediente mich anmeldete“, erzählt der Herausgeber, „stand vor der Thür eigentlich nur mein hämmerndes Herz.“ Indeß auch diesmal verscheuchte „der Zauber des Empfangs“ seine peinliche Verlegenheit. Folgende Bemerkung, welche Goethe im Verlauf seines Gesprächs fallen ließ, schien uns von besonderm Interesse zu sein. Goethe hatte sich dahin ausgesprochen, daß es mit dem Theater nicht eher wieder besser werden könne, als bis die Decorationsmaler und die Maschinisten dem Publicum nichts Neues mehr bieten könnten und das Publicum von allem Prunk bis zum Ekel übersättigt sein würde. Als der Herausgeber, damals noch ein sehr junger Mann, darauf bemerkte, daß dann glücklicherweise noch immer für Jeden die Lectüre übrig bleibe, äußerte Goethe:

Ja, die Buchdruckerkunst ist ein Factor, von dem ein zweiter Theil der Welt- und Kunstgeschichte datirt, welcher von dem ersten ganz verschieden ist; daher wir auch mit Folgerungen aus dem ersten auf den zweiten Theil nicht mehr auskommen.

Als Goethe den Herausgeber später fragte, ob er Neigung zum Soldatenstande gehabt habe oder noch habe, und der Musiker geantwortet hatte, daß es ihm unbegreiflich sei, wie Jemand Lust dazu haben könne, wiewol er für seine Person Kriegsgeschichten gern lese und mit Vergnügen davon höre, äußerte Goethe:

So kann Einem also eine Sache zugleich widerwärtig und angenehm sein. Widerwärtig, wenn man sie selbst unternehmen soll, und angenehm, wenn man sie an Andern wahrnimmt. Wer diese Doppelgabe am ausgebreitetsten besitzt, ist der Glücklichste in dieser Welt. Er kann niemals ohne Interesse sein, folglich niemals Langeweile empfinden.

Der Herausgeber bemerkt hierzu sehr richtig:

Es wurde mir bei dieser Rede plötzlich klar, was mir bisher nur dunkel ahnend vorgeschwebt hatte, woher nämlich der ungeheuere Reichthum Goethe's an sententiösen Gedanken rühre. Jedenfalls aus seiner von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, über jede, auch die geringfügigste Erscheinung Betrachtungen anzustellen und irgendeinen Allgemeingedanken daraus zu abstrahiren. Daher die Unzahl von Betrachtungen in seinen Schriften, von denen wir glauben, wir hätten sie ebenso gut finden können, weil sie so natürlich und überzeugend erscheinen. Daß wir sie aber, einmal gelesen, niemals wieder vergessen, liegt in einem zweiten Grundsatz, den er sich gegeben, jedem Gedanken die klarste, anmuthigste und gefälligste Form zu verleihen.

Inzwischen hat der greise E. M. Arndt, der noch unermüdlich umher, vorwärts und rückwärts Schauende, eine Erinnerung an Goethe in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage zu Nr. 241) mitgetheilt, die sowol des Geschilderten als des Schildernden wegen von Interesse ist. Arndt sah Goethe in seinem kräftigsten Mannesalter, in den Jahren 1792—94, in Weimar und Jena und dann den Greis 1813 in Dresden und 1815 in Köln, in der Gesellschaft des Ministers von Stein. Arndt sagt:

Man hat Goethe oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, nichts ist ungerechter als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müßigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner als Das, was man gewöhnlich mit den Wörtern „vornehm“ und „vornehmes Wesen“ meint. Was der flachste Junker alten Adels und der unter Hofleuten Gebildete oft umsonst hat, von diesem Schein einer falschen Größe hatte Goethe nichts, und ich möchte behaupten, alle wirklich großen Menschen haben wol selten etwas von diesem Firniß, womit ein nicht ganz gut gerathenes Gebild sich unwillkürlich und unbewußt überstreicht. Stolz, ja ein stilles Bewußtsein von Glück und Größe muß sich ja auch wol unwillkürlich in jedem Großen ausdrücken; der Ausdruck von sogenannter Vornehmigkeit hängt sich mehr an die Kleinen und Mittelmäßigen. Friedrich der Große, Minister Stein, Goethe haben das Einfachste, Natürlichste ausgedrückt, was sie unmittelbar von Gott bekommen oder durch Streben und Arbeiten edler und großer Vorsätze gewonnen hatten. Ich wenigstens habe in Ausdruck und Wesen keine natürlichern und einfachern Köpfe gesehen als z. B. Goethe's, Stein's, Gneisenau's. Goethe drückte wie kein anderer Mensch in Gestalt und Wesen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigsten, selbstbewußtesten Verstand aus — eine ernste, heitere, über das Leben hinschauende Besonnenheit und, wenn er lächelte, liebenswürdigste Freundlichkeit. Herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in seiner Haltung, wenn er ging oder vor Einem stand, war allerdings ein gewisses Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falsche Betrachter und Beobachter wol auch vornehme Hoffart gescholten haben.

Es habe sich nämlich, meint Arndt, in der herrlichen Goethe'schen Gestalt doch eine Unangemessenheit bemerkbar gemacht, seine Beine seien um 6—7 Zoll zu kurz gewesen; daher seine Steifigkeit, die Viele für Förmlichkeit gehalten hätten, ja diese Steifigkeit habe sich wirklich mit einer gewissen Verlegenheit gepaart, wenn Goethe sehr gewandten und beweglichen jungen Lieutenants aus freiherrlichen oder gräflichen Geschlechtern gegenübergestanden.

Besondere Aufmerksamkeit auf die Mittheilung von Briefen und literarischen Reliquien, welche die weimarische Periode betreffen, verwendet fortdauernd das „Weimarer Sonntagsblatt“. Ein Brief Wieland's an den Buchhändler Schwan in Manheim vom 4. September 1778 war uns namentlich interessant. Schwan, Maler Müller und Dalberg hatten verschiedene Stellen in den „Abderiten“ als eine Satire auf manheimer Verhältnisse und sich bezogen, wodurch sie übrigens doch nur zugaben, daß die Satire wirklich auf sie passe. Wieland schreibt

nun in voller Entrüstung, wie er nicht zu begreifen vermöge, daß ein „so unverständiger Mensch“ in der Welt sein könne, der ihn einer solchen persönlichen Satire für fähig halten könnte, und fährt dann fort:

Meine Absicht war nie und ist auch diesmal nicht gewesen, eine Personal- und Locallectüre zu schreiben, sondern eine Caricaturgeschichte, wo ich zwar wol einzelne Züge von Individuis nehme, wo aber, meiner Ansicht nach, das Ganze schlechterdings nichts als eine idealisirte Composition der Albernheiten und Narrheiten des ganzen Menschengeschlechts und besonders unserer Zeit und Nation sein soll. Ungerechte, boshafte oder misverstandene Applicationen können bei einem Werke dieser Art nicht verhütet werden. Wäre mir aber eingefallen, hätte mir's, nach meiner simpeln und geradherzigen Art zu denken und zu sein, nur in den Sinn kommen können, daß es möglich sei, daß euch einfallen könne zu glauben, der Hyperboles z. E. oder Pareßfasmus sei auf Müllern oder der Schlaps auf Dalbergen oder euch selbst gemünzt: lieber hätt' ich das Mscpt. sogleich ins Feuer geworfen.

Man kann sich übrigens darüber nicht verwundern, daß die Deutschen so selten Spaß verstehen, da es häufig genug vorkommt, daß sie auch den Ernst nicht verstehen. Tieck seinerseits hat in einem demselben Blatte mitgetheilten Briefe aus Baden-Baden vom 3. Juli 1841 an Riemer mit Händen und Füßen sich gegen Riemer's Vorwurf zu wehren, daß er, Tieck, ein ausgemachter Gegner Goethe's sei, er, der früher von Merkel und den Anhängern Herder's und den fanatischen Anbetern Schiller's verfolgt und verleumdet worden sei, weil er Goethe zu hoch gestellt habe und keinen andern Deutschen oder Ausländer so habe gelten lassen wollen. Tieck fährt fort:

Wenn also dieser Tieck, der jetzt 68 Jahre alt ist, zeitlebens fast ausschließend sich nur mit Goethe und Shakspeare beschäftigt hat, wenn ein solcher Kritiker, der seine Kritik immer nur aus der Begeisterung hat schöpfen wollen, nur miskennt, entstellt, gar nicht werth ist, mitzusprechen, so habe ich freilich in einem langen Irrthum mein Leben verloren. Die Nachschrift zu Lenz ist übrigens gar nicht von mir, sondern vom Geheimrath Rehberg, der keinen Sinn für den „Faust“ hatte und den „Manfred“ viel zu hoch stellte. Ich gestehe, ich habe dem Byron die fast unbedingte Bewunderung nicht abgewinnen können. Da ist Goethe, vorzüglich im ersten „Faust“, ein gar anderer Dichter.

Was man sich in Deutschland Alles auf den Kopf sagen lassen muß! Tieck, von Riemer unter die Anklage der Goetheverachtung oder Goetheverkleinerung gestellt — es gibt nichts Wunderlicheres.

Ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der weimarischen Periode verspricht die von der Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt unter dem Titel „Aus Herder's Nachlaß“ als demnächst erscheinend angekündigte Briefsammlung zu werden, welche in drei Bänden ungedruckte Briefe von Herder, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, F. Jacobi, Mendelssohn, Hamann, Forster, Zimmermann und Karoline Flachsland enthalten wird. Die Besorgung der Herausgabe haben H. Düntzer und F. Gottfried von Herder in Albisheim, ein Enkel Herder's, übernommen. Es wird im Prospect darauf aufmerksam gemacht, daß namentlich Goethe's Briefe von „allerhöchster Bedeutung“ sein werden. Sie gehören zum Theil seiner frisch sprudelnden Jugendzeit, den Jahren 1771—72, zum Theil den Jahren 1775—76 an; sie sollen, wie im Prospect versichert wird, sehr aufklärend für Herder's Berufung nach Weimar sein und das zwischen Goethe und Herder von 1783—94 obwaltende herzliche Freundschaftsverhältniß in das hellste Licht stellen. Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut, Karoline Flachsland, vom April 1771 bis zu der am 22. Mai 1773 erfolgten Verheirathung reichend,

klärt nicht allein (wie es im Prospect heißt) die Misverständnisse zwischen dem seltenen Paare, wie man sie seither ansah, glücklich auf, sondern bringt auch Goethe's Verhältniß zum darmstädter Kreise, besonders zu Merck und dem empfindelnden Leuchsenring lebendig vor Augen. Ein längst gedrucktes, aber nirgends gewürdigtes Gedicht wird durch diese Briefe als Goethe's Werk nachgewiesen, und über die bisher misdeuteten Gedichte „An Uranien“ und „Pilgers Morgenlied“ erhalten wir hier die merkwürdigsten Aufschlüsse.

Als höchst anziehend werden unter den übrigen Briefen besonders noch die von Claudius empfohlen, die in ihrer „wunderlich spielenden Gutmüthigkeit“ um so größere Beachtung verdienen, je kleiner gerade die Zahl der von ihm bisher bekannt gewordenen Briefe ist. Ueberhaupt wird uns dieser Briefwechsel in einen ganz andern Kreis der merkwürdigsten Persönlichkeiten einführen, als derjenige war, mit dem uns die bisher veröffentlichten Briefschaften aus der weimarischen Periode bekannt machten, und wir hoffen, daß auch das Bild Herder's selbst, der trotz seiner nicht hoch genug zu schätzenden Verdienste um die Entwickelung des deutschen Geisteslebens in letzter Zeit so häufig und absichtlich verkannt und garstig beleumundet wurde, durch diesen Briefwechsel von manchen darauf geworfenen falschen Reflexen und übelgemeinten Uebermalungen gereinigt werden wird.

Noch rechtzeitig, um sie, zugleich mit der eben erschienenen dritten Auflage von Johannes Falk's bekannter nachgelassener Schrift: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt“ (Leipzig, Brockhaus, 1856) und einer neuen, das siebenundzwanzigste Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen“ bildenden Schrift von Robert Prutz: „Goethe. Eine biographische Schilderung“, wenigstens vorläufig am Schlusse unsers Artikels anzeigen zu können, kam uns die zweite vermehrte Ausgabe des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels zu:

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Zweite, nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als Herausgeber werden wir wol Hermann Hauff betrachten müssen, der das kurze Vorwort unterzeichnet hat und darin unter Anderm mit vollem Recht bemerkt, das keines der Völker, an deren Leben die neuere Cultur hängt, ein ähnliches literarisches Denkmal aufzuweisen habe, welches an Großartigkeit und umfassender Bedeutung diesem Briefwechsel gleich käme. Auch ist die Veröffentlichung dieses Briefwechsels über jeden noch so leisen Vorwurf von Indiscretion und Misbrauch erhaben, da Goethe selbst es war, der wenige Jahre vor seinem Tode,

1829, ihn zuerst veröffentlichte, freilich mit Weglassung einer nicht unbedeutenden Zahl von Briefen und Briefstellen, die seiner Ansicht nach damals noch verletzen oder auch nur unangenehm berühren konnten. Daneben griff er, um nicht zu viele und zu starke Schnitte machen zu müssen, zu dem Mittel, sehr viele der aufgeführten Personen mit Initialen und sogar mit falschen zu bezeichnen und so die meisten wenigstens dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Auch scheint Manches in der That nur aus Versehen in die erste Ausgabe nicht mitaufgenommen worden zu sein. Es war übrigens keineswegs Goethe's Meinung, daß Das, was er in der ersten Ausgabe ausschied, verloren sein sollte. Nach seiner Sitte versiegelte er nach dem Abdrucke sämmtliche Papiere und verordnete, daß vor dem Jahre 1850 das Siegel nicht gelöst und der Briefwechsel nicht wieder aufgelegt werden dürfe. Erst jetzt ist es möglich geworden, diese zweite vervollständigte Ausgabe herzustellen, die Alles enthält, was Goethe in der ersten dem Publicum noch vorenthalten zu müssen glaubte. Dabei ist die Reihefolge der Briefe soweit möglich berichtigt und ein Register beigefügt, das Vielen willkommen sein wird. Sobald wir Zeit gewonnen haben werden, diese zweite mit der ersten Ausgabe genau zu vergleichen, gedenken wir auf erstere in einem eigenen Artikel zurückzukommen, insofern wir uns dazu durch die in der gegenwärtigen neuen Auflage enthaltenen Vermehrungen und Bereicherungen, wie wir nicht zweifeln, aufgefodert und in Stand gesetzt sehen sollten.

Hermann Marggraff.

Zur Terrainkunde vom militärischen Standpunkte.

Praktische Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains aus dem taktischen Gesichtspunkte. Für Offiziere aller Grade und Waffen bearbeitet und durch Beispiele erläutert von Pz. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Adorf, Verlags-Bureau. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon die erste Auflage dieses gediegenen Werks übertraf Alles, was vorher in diesem Felde geleistet worden, die zweite enthält des Neuen und Interessanten zur Erläuterung des wichtigen Gegenstandes soviel, daß es nicht genug empfohlen werden kann. Mit Recht hat es der Verfasser den Offizieren aller Grade und Waffen gewidmet, denn das Terrain erlangt eine immer höhere Bedeutung, je mehr die Taktik dasselbe zu benutzen versteht; und wenn der Feldherr es für seine Heeresmassen recognosciren und richtig wählen muß, so bedarf auch der jüngste Lieutenant, ja der Unteroffizier, der mit einer Patrouille entsendet wird, für seinen kleinen taktischen Wirkungskreis der Kenntniß vom Terrain und der Terrainbenutzung. Aus dem Werke von Pz. kann Jeder lernen; es behandelt den Stoff so wissenschaftlich, daß es den strengsten Ansprüchen höherer Befehlshaber genügt, und doch wieder so klar und einfach, wie es für den praktischen Gebrauch jüngerer Militärs nur zu wünschen ist. Auf diese praktische Seite legen wir den größten Werth, denn wir haben in frühern Tagen zu oft persönlich gesehen, wie sonst tüchtige Leute, wenn sie den Exercirplatz verließen, in sehr einfachem Terrain schon in Verlegenheit kamen, weil sie es weder zu beurtheilen noch zu benutzen verstanden, in schwierigen Oertlichkeiten aber geradezu den Kopf verloren und Maßregeln ergriffen, für welche man sie im Ernste der Wirklichkeit vor ein Kriegsgericht gestellt hätte. Das hat sich nun im Laufe der Zeit sehr geändert: die Friedensübungen sind zweckmäßiger angeordnet, aber es fehlt noch viel, ehe sie Das leisten werden, was sie leisten sollen. Recognoscirungen, mit taktischen Aufgaben verbunden, sind dazu besonders förderlich und eine größere Ausdehnung derselben, mit Heranziehung älterer und jüngerer Offiziere aller Waffen, selbst unter Betheiligung intelligenter Unteroffiziere, kann nur wünschenswerth sein. Der Verfasser erklärt sich mit Recht gegen das Verfahren, ein Terrain nur immer aus allgemeinen Gesichtspunkten zu recognosciren; das stapelt allerdings Material für alle denkbaren Fälle auf, stürzt es aber leicht aufeinander, daß es wenig Nutzen haben kann. Fruchtbringender ist es, bestimmte taktische Zwecke der Recognoscirung zugrunde zu legen. So geht der Verfasser an seine Aufgabe.

Das vorliegende Werk hat zwei Abtheilungen, deren erste zum Anfang die ältern und neuern Ansichten über den Einfluß des Terrains auf die Kriegführung beleuchtet. Es ist das Gediegenste, was über dies wichtige Thema je geschrieben worden ist, so interessant zugleich vorgetragen, daß es selbst den buchscheusten jüngern Kameraden, der sonst mit einem wahren Ekel an eine strenge Lectüre geht, fesseln muß. Nicht wenig trägt dazu bei, daß der Verfasser, der in seiner unabhängigen Stellung die Kriegsereignisse der Neuzeit mit scharfem Blicke und freiem Urtheil verfolgt, die modernsten Kriegsschauplätze in den Kreis der Betrachtung zieht und auf ihnen Beweise für seine Lehren sammelt.

Wiederholt legt er den Kriegstheoretikern ans Herz, endlich darauf zu verzichten, die Kriegführung in ein streng wissenschaftliches System bringen zu wollen, weil die Wandelbarkeit der Elemente und nicht minder auch die Veränderlichkeit ihrer gegenseitigen Beziehungen dies ganz unmöglich macht. So wahr dies ist, so wenig wird es doch die Systematiker von ihrem Sisyphustreiben abbringen — die Neigung dazu wird auf den höhern Militärbildungsanstalten nur zu sehr genährt. Unter den misverstandenen taktischen Wahrnehmungen, die viel Uebel erzeugt haben, ist die von den Vortheilen hoher Punkte eine der bemerkenswerthesten, sie hat zu der sogenannten Ueberhöhungstheorie geführt, welche sich den traurigsten Erfahrungen zum Trotz mit ihren Stellungen auf Wasserscheiden und ihren Schlüsselpunkten noch bis in die Napoleon'sche Zeit auf dem Kriegstheater und seitdem wenigstens noch, gleichsam in Spiritus gesetzt, in den Lehrbüchern erhalten hat. Der Verfasser schlägt sie durch die Kriegsgeschichte zu Boden; er fragt ironisch: ob der Besitz des Brockens über den Besitz von Hannover, der des Zobten über Schlesiens Besitz entscheide? Aber todtzuschlagen wird die Schlüsseltheorie in der Strategie nicht sein, solange diese noch Scheingründe in der Taktik finden kann, wo allerdings beherrschende Punkte vorkommen. An diese Betrachtungen knüpft sich die der Gebirgsrücken als „strategischer Barrièren". Zwischen den beiden Extremen einer Zersplitterung in Posten, welche den Feind zum Durchbruch, und einer Centralstellung auf den höchsten Punkten, die ihn zur Umgehung einladet, wird der Mittelweg darin gefunden, auf den Hauptübergängen mehre, immer stärker werdende Posten hintereinander aufzustellen. Es ist dies die Idee des steigenden Widerstandes, welche der Verfasser auch in andern Werken der Defensive zugrunde gelegt hat. Mit großem Interesse wird unstreitig gelesen werden, was in Beziehung auf Gebirge und Flußthäler über die Operationen der Russen zur Ueberschreitung des Balkan, wodurch dieselbe verhindert worden, und über das Tschernajathal gesagt ist. Viel bessere strategische Barrièren als Gebirgsrücken und enge Flußthäler sind große Ströme in der Ebene; gleichwol zeigt die Geschichte soviel Beispiele gelungener Uebergänge, die Theorie der Flußvertheidigung muß also bisher sehr mangelhaft gewesen sein. Der Verfasser erkennt in allen seinen Werken die großen Verdienste des verstorbenen Generals von Clausewitz um die Kriegskunst an, so auch hier, indem er anführt, wie er zuerst eine richtige Theorie der Flußvertheidigung mit seltener Klarheit aufgestellt hat. Seitdem haben aber ge-

rade auf diesen Theil neue Elemente großen Einfluß gewonnen, besonders die Eisenbahnen. Wir verdanken Pz. das erste Werk über die Benutzung dieser neuen Communicationen als militärische Operationslinien; was er vor 13 Jahren vorhergesagt, ist noch übertroffen worden; die zweite Auflage jenes Werks konnte sich mit Genugthuung darüber aussprechen, und auch in der des vorliegenden finden wir die Eisenbahnen, von denen in der ersten, 1840 erschienenen Auflage noch nicht die Rede sein konnte, in ihrer vollen Bedeutung dargestellt. Für die Vertheidigung des Rheins ist die badische Eisenbahn ein wesentliches Verstärkungsmittel genannt. Seit sie die Spurweite der übrigen deutschen Eisenbahnen und ein zweites Geleis erhalten hat, ist nämlich die Möglichkeit gegeben, von den hessischen und würtembergischen Anschlußbahnen Transportmittel heranzuziehen und ansehnliche Infanteriemassen mit Geschütz schnell auf die bedrohten Punkte zu versetzen. Durch die elektrischen Telegraphen kann die Meldung vom ernstlichen Brückenschlagversuch in wenig Minuten in das Hauptquartier und von diesem der Befehl ebenso schnell an die zunächst der Eisenbahn stehenden Brigaden gelangen. Die Aufgabe des Vertheidigers ist weniger, den Brückenschlag als das Festsetzen des Feindes am diesseitigen Ufer zu hindern. Dieser kann seinen Uebergang nur allmälig bewirken; er wird zwar Infanterie zur Deckung des Brückenbaus auf Kähnen und fliegenden Brücken übersetzen, aber diese muß aus Mangel an Cavalerie und Geschütz dicht am Ufer bleiben, und der Vertheidiger wird bei einem wohlorganisirten System namentlich mit diesen beiden Waffen am Uebergangspunkte mit großer Ueberlegenheit auftreten können. Diese Verhältnisse sind so klar auseinandergesetzt, daß nur ihre Beherzigung an maßgebender Stelle zu wünschen bleibt.

Die Ereignisse des letzten Kriegs veranlassen den Verfasser hiernächst auch der untern Donau eine Betrachtung zu widmen. Er beweist, daß gewaltsame Uebergangsversuche auf das bulgarische Ufer mit ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden sind, sowol durch die Terrainverhältnisse als die vielen Festungen, auf 70 Meilen zehn! Zugleich deutet er aber darauf hin, daß kein Strom, als etwa der Niederrhein, der Anwendung von Kriegsdampfern soviel Spielraum gibt, und schöpft daraus die Ueberzeugung, daß die Freiheit der Donauschiffahrt nur dadurch errungen werden könne, daß das ganze Gebiet der untern Donau, was nun freilich leider nicht geschehen ist, beim Friedensschlusse unter deutsch-östreichischen Schutz gestellt werde.

Wir versagen uns ungern, den weitern Betrachtungen Schritt für Schritt zu folgen. In jedem Paragraphen wird der Leser die anziehendste Belehrung finden, welche stets durch geschichtliche Thatsachen belegt wird. Wir verweisen nur beispielsweise darauf, wie die Benutzung des Waldbodens als Annäherungshinderniß dargestellt ist, da er doch gewöhnlich nur für Besetzung und Vertheidigung abgehandelt wird; die Schlacht von Hohenlinden gibt dazu die Erläuterung. Bei der militärischen Charakteristik der großen Ebenen werden vorzüglich diejenigen in Betracht gezogen, welche in letzter Zeit ein besonderes Interesse hatten: die Steppen im südlichen Rußland und auf der Westseite der Taurischen Halbinsel. Wem es darum zu thun war, sich von den Schwierigkeiten der Kriegführung in der Krim ein richtiges Bild zu machen, der hätte einmal zu seinen Zeitungsberichten, die wir oft mit stillem Lächeln lasen, diese Blätter zur Hand nehmen sollen. Der Gang der Dinge hat es freilich verhindert, daß es zu einem neuen Feldzug gekommen und dadurch bewiesen worden wäre, ob der Verfasser Recht gehabt, zu sagen: „Von einer Offensivbewegung des franko-britischen Heers gegen Perekop und darüber hinaus haben die Russen, selbst wenn sie zum Verlassen der außerordentlich starken Stellung zwischen der Tschernaja und dem Belbek gezwungen werden könnten, jedenfalls nichts zu fürchten; ebenso wenig, wenn solche Bewegungen von Eupatoria oder Kertsch ausgehen."

Von diesem Kriegsschauplatze werden wir nach Finnland versetzt. Auch jetzt noch dürfte unsern Lesern eine Schilderung der ganz eigenthümlichen und wenig bekannten Terrainverhältnisse dieses Landes und ihres Einflusses auf die Kriegführung, die einen ebenso eigenthümlichen Charakter annehmen muß, gewiß nicht ohne Interesse sein. Obgleich auf Granitfelsen ruhend, die an mehren Stellen vereinzelt in ausgezackten Spitzen zutage treten, ist Finnland doch eine ungeheuere Ebene, welche erst gegen die lappländische Grenze hin durch ein nicht sehr hohes Felsengebirge eingefaßt wird. Die vorherrschende Eigenthümlichkeit beruht auf den zahllosen Landseen, meist durch Flußarme unter sich zu einem Ganzen verbunden; dazwischen ziehen sich ausgedehnte Sumpfstrecken und Ueberreste von Urwäldern hin, welche beinahe den dritten Theil der Oberfläche bedecken. Es gibt nur kleine Städte und Dörfer, aber diese sind durch ein Straßennetz verbunden, das durchgehends über festen Boden führt und auch bei nasser Witterung fahrbar bleibt. Die Defiléen, durch Seen und Sümpfe gebildet, sind natürlich sehr zahlreich. Aus diesen Verhältnissen geht die Art der dortigen Kriegführung hervor. Große Heeresmassen zu entscheidenden Schlägen sind nicht zu vereinigen, schon weil die Verpflegung fast unmöglich wird. Nur ein rascher Bewegungskrieg, wie ihn Napoleon 1796 in Italien geführt, am besten in kleinen Truppenkörpern von höchstens 3000 Mann, auf einer großen Operationsfronte — sonst so gefährlich! — könnte hier zum erwünschten Ziele bringen. Die Gefahr, einzeln geschlagen zu werden, ist nicht vorhanden, da der siegreiche Theil auf keinem Punkte mehre Tagemärsche weit im Verfolgen bleiben kann, ohne seine eigenen Flanken und seinen Rücken preiszugeben. Was also in steppenartigen Ländern das unausbleibliche Verderben nach sich ziehen würde, ist hier durch die Natur geboten. Die große Schwierigkeit liegt nur darin, daß der strategische Ueberblick leicht verloren geht, daher die Anwendung fahrbarer elektrischer Telegraphen der Oberleitung des Kriegs nirgends so nützlich sein kann als in Finnland.

Was der Verfasser ferner sagt von dem strategischen Werthe fruchtbarer Ebenen mit zahlreichen Straßen, bewohnten Orten und festen Plätzen, daß sie die so wünschenswerthe schnelle Entscheidung des Kriegs beschleunigen, während Gebirge und Waldboden dieselbe verzögern, können wir auch nichtmilitärischen Lesern wegen der überzeugenden Klarheit empfehlen. Den Kameraden wird es aber vielleicht überraschend sein, die Annahme, welche ihnen von allen Lehrstühlen verkündet worden: daß die zahlreiche Cavalerie des 17. und die unbehülfliche Lineartaktik des 18. Jahrhunderts die Hauptursache gewesen, daß man damals die großen Ebenen aufgesucht habe, als einen Irrthum bezeichnet zu sehen.

Das folgende Capitel handelt von der Wichtigkeit specieller Terrainkenntnisse vom Kriegsschauplatze in Bezug auf einzelne Operationen. Hier werden zuerst die Begriffe Kriegstheater, Operationsfeld, Terrainabschnitt u. s. w. festgestellt, um die Gestaltung, Beschaffenheit und umsichtige Benutzung der örtlichen Verhältnisse in ihren Beziehungen zum Gefecht zu behandeln. Sie kommen zuerst zur Sprache bei der Concentrirung der Streitkräfte auf engem Raume, noch mehr bei den Märschen, vorzüglich bei den Parallelmärschen mit dem Feinde. Hier ist die genaueste Bekanntschaft mit dem Terrain nöthig, wie durch zwei Beispiele, ein supponirtes und eins aus der Kriegsgeschichte — Eugen's Marsch zum Entsatze von Turin 1706 — bewiesen wird. Wie sehr dieselbe auch bei der Behauptung einer Gegend, bei dem Rückzuge nach verlorener Schlacht, der Verfolgung des geschlagenen Feindes erfoderlich ist, bildet den Inhalt der folgenden Paragraphen. Die Lebendigkeit der Schilderung, wie sie überall hervortritt, gereicht dem Werke besonders zur Empfehlung und wird ihm immer mehr Freunde gewinnen.

Im dritten Capitel kommen wir dem Hauptgegenstande näher, indem die Hülfsmittel zur Erlangung der nöthigen Terrainkenntnisse vom Kriegsschauplatze angedeutet werden.

Der Nutzen der Karten und Plane ist anerkannt, sie sind aber unzulänglich für den Bedarf im Kriege, weil die Oertlichkeit durch die Fortschritte der Cultur und Industrie sich stets verändert, folglich alle Karten, oft nach kurzer Zeit, unrichtig werden, und weil die specielle Beschaffenheit mancher Terraintheile und Gegenstände sich durch Zeichnung nur unvollständig, zuweilen gar nicht ausdrücken läßt. Daher muß die Beschreibung des Terrains der Zeichnung zu Hülfe kommen. Vortrefflich ist die vereinfachte Anleitung, welche zur schriftlichen und bildlichen Darstellung des Terrains gegeben wird; sie ist darum so werthvoll, weil sie diejenigen Recognoscirungen im Auge hat, zu welchen wenig Zeit gelassen ist, die also ungeübten Soldaten die meisten Verlegenheiten bringen. „An wissenschaftlichen Anleitungen zu den größern topographischen Recognoscirungen", sagt der Verfasser allzu bescheiden, „die ungleich besser sind, als wir sie jemals zu geben vermöchten, fehlt es nicht. Wir haben ein bescheideneres Ziel vor Augen und uns die Aufgabe gestellt, einem viel dringendern Bedürfnisse abzuhelfen, nämlich dem Mangel an Terrainkenntniß für den täglichen Gebrauch." Wahrlich ein großes Verdienst, das er sich dadurch erwirbt! Die Zahl der Recognoscenten des Terrains wird in Zukunft größer sein müssen, weil die Terrainbenutzung mannichfaltiger geworden ist; es bleibt also nichts übrig, da der Generalstab dazu nicht ausreicht, als in den Regimentern selbst einen Stamm brauchbarer Recognoscenten zu bilden. Das Recognoscirungstalent besteht aber nicht allein im richtigen Aufnehmen und Zeichnen, sondern in der schnellen Auffassung und richtigen Beurtheilung der Terrainverhältnisse in Bezug auf taktische Zwecke. Auf diese Ansicht, die jeder denkende Militär theilen wird, ist die zweite, die Hauptabtheilung des Werks basirt. Wir verweisen besonders auf die Classification des Terrains in taktischer Beziehung, welche in der That allen denkbaren Verhältnissen entspricht, und heben nur die Definition der taktischen Operationsfelder hervor, um die klare und scharfe Auffassung zu belegen, die das ganze Werk charakterisirt. Der Verfasser versteht darunter: „ebene oder unebene, offene oder bedeckte, reine oder durchschnittene Flächenräume oder Terrainabschnitte von gleichartiger oder abwechselnder Beschaffenheit, welche von größern Vertheidigungslinien begrenzt, von Operationslinien durchzogen und an verschiedenen Orten durch Stützpunkte verstärkt sind, folglich Alles bieten, was die drei ersten Classen enthalten."

Nach diesen vier Terrainclassen werden nun die einzelnen Gegenstände und Abschnitte einzeln für die Recognoscirung und Beschreibung abgehandelt. Zu den taktischen Vertheidigungs- und Stützpunkten gehören: Gehölze; Höhen, Hügelgruppen, Berge; Teiche, Seen, Weichland; Gehöfte, Häusergruppen, Schlösser, Dörfer, Städte. Taktische Vertheidigungslinien werden gebildet durch schmale Waldstrecken, Höhenzüge mit steilen Abhängen; Ravins, Gründe, Thäler; fließende Gewässer, stehende Gewässer und Weichlandstrecken. Taktische Operationslinien mit Defiléen sind Straßen und Wege im wechselnden Terrain; Wald-, Thal- und Gebirgsstraßen. Die taktischen Operationsfelder sind oben erklärt. Von überwiegender Bedeutung ist, was der Verfasser von der Recognoscirung der Eisenbahnen sagt. Die Wichtigkeit und Benutzung derselben als Operationslinien wird auch hier mit Berufung auf die schon erwähnte Schrift in das klarste Licht gestellt, wobei wieder ein Blick auf die Vertheidigung der Taurischen Halbinsel fällt, welche durch Schienenwege im südlichen Rußland und über Perekop nach Simferopol mit Seitenbahnen nach Eupatoria und Kertsch wol eine Begünstigung erhalten hätte, um den Anstrengungen der Westmächte für alle Zeiten zu trotzen. Von einem Mangel an Kriegsvorräthen würde dann niemals die Rede gewesen, an Marschverlust der Truppen 20 Procent erspart worden sein und alle Operationen hätten eine außerordentliche Beschleunigung erhalten.

Ein Anhang über die Recognoscirung strategischer Operationsfelder ist dem Werke, obgleich diese nicht im Plane des Werks liegen, beigefügt und wird militärischen Lesern gewiß willkommen sein. Es sind dazu Ländertheile gewählt, welche deutschen Heeren möglicherweise zu Kriegsschauplätzen dienen können, nämlich das Land zwischen Bug und Narew, das Land zwischen Lahn und Sieg, das französisch-belgische Grenzland und das süddeutsch-französische Grenzland, welchem letztern mit besonderer Aufmerksamkeit reiche strategische Betrachtungen gewidmet werden. Treffend ist die Schlußbemerkung: „Ein Befehlshaber der Truppen soll das Terrain als seinen Diener betrachten, nicht als seinen Hofmeister." Wir scheiden von dem Werke, das in der Militärliteratur einzig in seiner Art dasteht, mit dem lebhaften Wunsche, daß es überall benutzt werden möge; dann können die guten Erfolge nicht ausbleiben. Aus besonderer Rücksicht bemerken wir diesmal, daß der Druck mit lateinischen Lettern auch Ausländern, die unserer Sprache einigermaßen mächtig sind, sich aber immer vor unsern „gothischen" Buchstaben scheuen, den Gebrauch des Buchs erleichtert.

Karl Gustav von Berneck.

Dante im Norden.

Immer weitere Kreise zieht von einem zum andern Menschenalter das Studium des tiefsinnigsten und schwerverständlichsten unter den neuern Dichtern. Wo vor wenig Jahrzehnden noch kaum einzelne Forscher Dante's Namen gehört hatten, da bürgert sich, durch Uebersetzungen und Commentare zugänglich gemacht, die „Divina commedia" allmälig in der einheimischen Literatur ein, um bald vielleicht kaum weniger als der soviel leichter für Alle erreichbare Shakspeare ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu sein. Schon im Jahre 184 durfte T. W. Parsons jenseit des Weltmeers in den Einleitungsversen seiner wohlgelungenen, wenn auch in der Form etwas freien Uebersetzung der zehn ersten Gesänge des Gedichts (Boston, Ticknor) von Dante sagen:

Before his name the nations bow,
His words are parcel of mankind.

Jetzt aber gehen uns auch aus Ländern, deren Literaturen bisher wol der italienischen vorzugsweise fern standen, manche sorgsame Arbeiten über die „Divina commedia" zu. Ich nenne zuerst Molbech's dänische Uebersetzung der „Hölle" (Kopenhagen 1851) in regelrecht gereimten Terzinen. Kurze Anmerkungen dienen zum Verständniß des Einzelnen. Eine sehr ausführliche, „Dante" (S. 1—64) und „Beatrice" (S. 65—89) überschriebene Einleitung, die offenbar großentheils auf eigenen Forschungen beruht, gewährt eine angemessene Einleitung.

Von Karl Wilhelm Böttiger liegt ein Band „Italienska studier" vor (Upsala 1853). Die erste Abhandlung (über vorrömische Cultur in Italien) steht unserm Interesse fern. Es folgt (S. 53—74) ein Aufsatz über die ältesten italienischen Poesien unter vorzugsweiser Benutzung der Ruth'schen Arbeiten. Hieran reiht sich eine schwedische Uebersetzung der sieben ersten Gesänge der „Hölle" in reimlosen Versen mit dem italienischen Texte gegenüber. Erklärende Anmerkungen fehlen auch hier nicht. Ob aber der Uebersetzer, wie er in der Vorrede hoffen läßt, in seinem Unternehmen seitdem weiter fortgeschritten ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Am meisten für Dante geleistet ist unter den nordischen Sprachen bisjetzt in der russischen. Schon im Jahre 184 erschien nicht ohne typographischen Luxus in Petersburg (bei Fiter) van Dim's prosaische Uebersetzung der „Hölle" mit gegenüberstehendem Originaltext. Vorausgeschickt ist eine biographische Einleitung von Strukow. Kurze Anmerkungen machen den Beschluß und zum Schmucke beigegeben sind sehr gute Nachstiche der bekannten Flaxman'schen Compositionen.

Jedenfalls viel bedeutender ist die im vorigen Jahr zu Moskau (Universitätsdruckerei) in großem Lexikonformat erschie-

neue Bearbeitung der „Hölle“ von Dmitri Min. Die Uebersetzung ist in correct gegliederten und gereimten Terzinen, und wenn hin und wieder einzelne Verse oder auch ganze Terzinen, statt aus Worten, lediglich aus Punkten bestehen, so ist der Grund offenbar nur in dem Inhalt jener Stellen zu suchen, welche in politischer, religiöser oder sittlicher Beziehung einen Anstoß entweder befürchten ließen oder schon gegeben haben. Eine Nöthigung zu solchem Verfahren scheint übrigens in den Principien der russischen Censur nicht gefunden werden zu können, da in der van Dim'schen Uebersetzung ähnliche Lücken nicht vorkommen.

Die Vorrede berichtet, daß der Uebersetzer vor länger als zehn Jahren damit angefangen habe, einzelne hervorragende Stücke ins Russische zu übertragen. Durch den Erfolg ermuthigt, habe er die Arbeit ausgedehnt und sei in zwei Jahren mit der ganzen „Hölle“ zustande gekommen. Der Schluß der Uebersetzung trägt das Datum des 19. März 1844. Noch in demselben Jahre habe Professor Schewürew ihn veranlaßt, den fünften Gesang („Francesca von Rimini“) in der Zeitschrift „Der Moskauer“ erscheinen zu lassen. Dieselbe Zeitschrift habe 1849 den einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Gesang gebracht und einige andere Bruchstücke seien in dem „Zeitgenossen“ („Sowremennik“) gedruckt worden. Es liegt uns also eine Arbeit vor, die dem Horazischen „nonum prematur in annum“ vollste Genüge leistet, und ich kann es nur aufrichtigst bedauern, daß mein Mangel an genügender Sprachkenntniß mich außer Stand setzt, über die Treue und poetische Lesbarkeit der Uebersetzung ein irgendwie competentes Urtheil zu fällen.

Wenig Uebertragungen der „Divina commedia“ sind mit Erläuterungen so reichlich ausgestattet als diese. Min nennt als seine Führer bei dieser Arbeit vorzugsweise die deutschen Dantophilen. Unter den Viermännern, die er in dieser Hinsicht zusammenstellt, hat er das Meiste — mit vollstem Recht — Philalethes und Kopisch entlehnt. Seine verständig auswählende Benutzung der deutschen Dante-Literatur reicht aber um Vieles weiter als jene Quatuorvirn. Zahlreiche Erklärungen sind Streckfuß, Adolf Wagner, Blanc, Wegele, Abeken, Ruth, Wehr u. s. w. entlehnt. Ueber die deutschen Bearbeiter hat aber Min die italienischen Commentatoren, aus denen jene großentheils geschöpft haben, nicht vernachlässigt. Von den ältern, wie Benvenuto von Imola, Landino, Vellutello, bis auf die neuern, Lombardi, Biagioli und Anda, sind wenige der namhaftern unberücksichtigt geblieben. Sparsamern Gebrauch hat er, ebenfalls mit Recht, von den Arbeiten der Franzosen gemacht; doch finden sich neben den ältern, wie Rivarol, Brait de la Mathe, unter den neuern Ratisbonne und der treffliche Ozanam benutzt. An russischen Schriftstellern habe ich nur den schon erwähnten Schewürew citirt gesehen; doch weiß ich nicht anzugeben, ob die Citate einem gedruckten Werke und welchem sie entlehnt sind.

Wegen des Mangels einer Biographie des Dichters entschuldigt sich Min in der Vorrede, macht aber für den Fall der Fortsetzung seiner Arbeit Hoffnung zu einer solchen. Dagegen bieten schon jetzt die letzten 74 Seiten eine Reihe sehr zweckmäßig zusammengestellter „Beilagen“. Zuerst aus Philalethes im Wesentlichen unverändert übersetzt den Excurs zum neunzehnten Gesang (Philal., S. 142, 143) und die „Historischen Skizzen“ zum siebenundzwanzigsten (Philal., S. 215—224) und zum dreiunddreißigsten Gesang (Philal., S. 283—289). Mehr eigene Arbeit, jedoch unter Benutzung von Philalethes, Wegele und Ruth, ist die „Kosmologie des Dante'schen Gedichts“ (S. 319—332). Von den beiden letzten Aufsätzen ist der erste, obwol mit vielen auf eigene Forschung gegründeten Zusätzen, aus dem fünften Capitel („Verdammniß in der Hölle“) der Ruth'schen „Studien“ entlehnt. Vielleicht noch selbständiger ist der zweite „Ueber die Maße der Hölle und die Dauer der Wanderung“, bei dem jedoch die Schlußanmerkungen und der „Anhang“ von Philalethes benutzt sind. Als Illustrationen dienen außer Dante's Todtenmaske, deren Stich als Beilage zu Kannegießer's zweiter Ausgabe ich im Jahre 1825 veranlaßte, die Zeichnungen zur Dante'schen Kosmologie aus Kopisch, deren eine dem Daniello (1568) unzählige mal entlehnt ist, die beiden andern aber gleichfalls der Kannegießer'schen Uebersetzung von mir beigelegt wurden.

Das Werk macht einen so entschiedenen Eindruck besonnenen und ernsten Fleißes, daß ich im vergleichenden Hinblick auf die 17 französischen Uebersetzungen der „Hölle“, die vor mir liegen, den Wunsch nicht unterdrücken kann, der eine oder andere jener Argonauten, die zwischen Don und Dniepr Civilisation soeben mit gewaffneter Hand importirt haben, möchte zu Nutz und Frommen der Dante-Studien in seiner Heimat ein Exemplar der Min'schen Arbeit als Rückfracht mit nach Hause nehmen. **Karl Witte.**

Mittheilungen aus Berlin.

Ende August 1866.

Die ganze Welt- und Culturgeschichte hat von jeher die Antithese als eine Geliebte angesehen. Betrachten wir doch nur die letzten Jahre! Die ganze Cultur, die Politik, die Poesie, die ganze Menschheit ist in Actien und Curspapiere eingepuppt worden; die Börse ist heute die Beherrscherin der Welt, der Materialismus der goldene Götze jener Menschheit, die sich in die Brust wirft und einander in die Ohren schreit, daß sie civilisirt und ein Volk von lieben Brüdern sei! Die Börse ist die Philosophie unserer Zeit, und der furchtbare Widerspruch, in welchem wir leben, ist die Sucht nach Reichthümern auf der einen Seite und die Armuth auf der andern.

Es ist deshalb auch nichts Auffälliges, daß sich die Presse, der geistige Ausdruck der Zeit, zum Herold jener goldenen Religion unserer Tage gemacht hat. Die plötzliche Art, womit die berliner „Nationalzeitung“ die Börseninteressen in ihre besondere Obhut genommen hat, darf keineswegs unbeachtet bleiben. Die „Nationalzeitung“ war seit ihrem Entstehen der Ausdruck der demokratischen Ideen; da aber ihre Politik im Grunde vielleicht ebenso wenig eine ehrliche ist als irgendeine andere, so hatten die Abonnenten dieses Blattes sich bald über ihre zweideutige Farbe, bald über ihren Doctrinärismus zu verwundern. Es gibt kein Blatt in der berliner, ja in der deutschen Presse, welches wie die „Nationalzeitung“ soviel Vertrauen erweckte und soviel mit dem Vertrauen spielte. Es kam öfter vor, daß sie in ihren Leitartikeln die Freiheiten Englands pries und in ihren Artikeln des londoner Quadratcorrespondenten dieselben jämmerlich als Humbug hinstellte. Als die Politik eine Pause machte und die orientalischen Wirren ein märchenhaftes Ende fanden, da machte die „Nationalzeitung“ eine entschlossene Schwenkung. Sie wollte der neuen Zeit Rechnung tragen, entfaltete eine entsetzenerregende Energie in Schilderung der Börsenzustände und nahm einen furchtbaren Anlauf zu einem mit großen Worten angekündigten Feuilleton. Gott weiß, aus welchem Grunde sie mit dem Feuilleton später wieder geizte; aber wünschenswerth wäre es gewiß, wenn Titus Ullrich, der Recensent des Blattes, eine größere Thätigkeit im Feuilleton entfalten könnte, weil, wie er es noch kürzlich durch die Kritiken über die neuern literaturgeschichtlichen Werke bewies, kein politisches Blatt in Norddeutschland einen Referenten besitzt, der so tüchtig und sittlich die Literatur zu besprechen gewohnt wäre. Es ist aber immerhin eine sonderbare demokratische Tendenz, wenn sich die „Nationalzeitung“ lieber damit abgibt, den Bankiers und Capitalisten Rathschläge zur Unterbringung ihrer Gelder zu geben, als sich mit der Noth und dem Weh der arbeitenden Classe zu beschäftigen.

Allmälig haben die Sommertheater so überhand genommen, daß es wol Zeit ist, im Interesse unserer schon kläglich genug bestellten Bühne mit allen zugebote stehenden Kräften da-

gegen zu eifern. Berlin sonderlich leidet von den Schwindeleien der Sommerbühnen unerträglich. Die Sommerbühnen mögen ihr Angenehmes haben, aber ihr Gutes haben sie nicht. Die Gebildeten haben auch heute schon die Verderblichkeit dieser Institute erkannt, welche dem Kunstsinne des Volks einen allmäligen Ruin bereiten und die Herren Künstler kaum eine noblere Figur spielen lassen als die Komödianten, welche beim Schall einer Trompete durch das Dorf reiten, um das verehrliche Publicum zur Abendvorstellung einzuladen. Leider umgeben sich die Directoren von Sommertheatern mit Individuen, welche mit ihren Fabrikaten die Achtung des Volks für Kunst und Künstler vernichten helfen und ihm Begriffe von der Literatur beibringen, die alle Träger derselben im Auge der großen Masse gleichstehend mit jenen Herren „Literaten" erscheinen läßt, welche vom Berufe einer erhabenen Kunst gar keine Begriffe haben, sondern dieselbe zu einem Handwerk herabwürdigen, die, anstatt Lehrer des Volks zu sein, nur wie Taschenspieler und Possenreißer die Menge zu unterhalten suchen und dabei noch die Keckheit haben, sich stolz an ihre Brust zu schlagen und wie putains über ehrbare Frauen die Nase über unsere bessern dramatischen Talente zu rümpfen.

Einen kleinen Trost erblickt unsere Literatur in der immer mehr sich befestigenden Schiller-Stiftung. In Berlin zumal war es keine Kleinigkeit, einen Zweigverein der Schiller-Stiftung zustande zu bringen. Es mag in andern Städten unter den literarischen Geistern auch gerade keine große Innigkeit und sehr wenig esprit de corps herrschen, aber Berlins Schriftsteller haben denn doch vornehmlich etwas Ehrliches darin geleistet, durch Zwietracht jede Centralisation der Geister zu hemmen. Trotz der Gleichgültigkeit unter den berliner Schriftstellern selbst hat sich nach vielen Anstrengungen indessen ein Zweigverein der Schiller-Stiftung constituirt und als Introduction weiterer Thätigkeit einen Aufruf zu Beiträgen ergehen lassen. Alle Gebildeten haben die Schiller-Stiftung willkommen geheißen, aber wenn auch der Anfang zu hoffnungsvollen Erwartungen berechtigt, so mögen die Leiter des Central- und der Filialcomités nicht vergessen, daß das deutsche Publicum eine äußerst zähe Natur hat, daß eine aufrichtige Hochachtung, eine wahre Liebe zu deutscher Nationalliteratur und ein nationaler Stolz auf deutsche Dichter verhältnißmäßig nur sehr Wenigen innewohnen. Unablässig müßte denn die Schiller-Stiftung dahin wirken, populär zu werden, umsomehr, als bei etwa verminderter Vorthätigkeit derselben ihre eigentliche, bis zum Jahre 1859 verschobene Wirksamkeit leicht der Gleichgültigkeit und dem Kaltsinn des deutschen Volks begegnen könnte.

In einem frühern Aufsatze hatte ich schon Bedenken gegen die Bestimmung erhoben, wonach die Wohlthaten der Schiller-Stiftung nur einseitig verdienten Dichtern zugute kommen würden. Ich möchte, da sich die Schiller-Stiftung doch vielfach auf die pariser Société des gens de lettres beruft, die Verschmelzung noch anderer nützlicher Zwecke mit dem Hauptzweck der Schiller-Stiftung den Leitern derselben zur Beachtung anheimgeben. Die Société des gens de lettres zu Paris gewährt ihren Mitgliedern einen Schutz gegen das Raubwesen der kleinen Journale und erhöht dadurch um ein Bedeutendes das Einkommen der Autoren. Bei uns in Deutschland gibt es ja erst recht eine kaum glaubliche Anzahl von dergleichen Raubblättern, die nur durch ihr Flibustierhandwerk existiren und zum großen Theil selbst viel bessere Geschäfte machen als diejenigen, welche den Autoren Honorar für ihre geistige Arbeit zahlen. Genügenden Schutz dagegen leihen unsere Gesetze nicht und zwar aus dem Grunde, weil es keine drängende Macht gibt, dergleichen Gesetze zu bewirken. Die Association ist aber die stärkste und gewichtigste Macht. Eine Association der Schriftsteller, wie die Schiller-Stiftung sie mit erhöhter Leichtigkeit anbahnen könnte, wird sicherlich Gesetze erwirken können, welche die Tagelöhner des Geistes vor dem Diebstahl des Zeitschriftengeschmeißes schützt, und ohne Schwierigkeit die Befugniß erhalten, zu Gunsten des Autors, der Mitglied der Schiller-Stiftung ist, einen Honorarsatz von demjenigen Blatte zu erheben, welches Arbeiten desselben in seinen Spalten abdruckt. Verbessert sich einestheils dadurch die Lage der meisten deutschen Autoren wesentlich, so bewirkt die Aussicht solcher materiellen Vortheile auch andererseits ein Interesse, eine Theilnahme und directe Mitgliedschaft der Schriftsteller, welche rein geistige Vortheile nur sehr schwer zusammen zu halten vermögen. Schließlich wird auch eine Association der Schriftsteller als eine Macht mit ihren Maßregeln, Wünschen, Zwecken und Absichten überall wesentliche Veränderungen bewirken, ja vielleicht eine noch als märchenhaft geträumte deutsche Einigkeit der Geister zuwege bringen können. Durch solche Association, die sich auch in literarischen Rechtsfragen nützlich zu erweisen vermag, hat die Société des gens de lettres zu Paris vielfach einen gemeinsamen Geist des Nationalismus in die französische Literatur getragen; ich glaube, wir hätten in Deutschland ein ähnliches Streben recht sehr vonnöthen.

Auch in unserm Vaterlande würden sich wie in Paris Mäcene einer solchen Association finden, wenn sie überzeugt sein könnten, daß durch ihre Wohlthaten ein gemeinsamer edler Nutzen gestiftet würde; auch Deutschland würde wol einen Dr. Véron finden können, welcher Preise zu Gunsten der Schriftstellergesellschaft auszusetzen sich veranlaßt fühlte. Die Fonds der Gesellschaft, theils durch Beiträge der Mitglieder gebildet, welche Schutz und Vortheile von der Gesellschaft ziehen, theils durch Capitalien edelherziger Literaturfreunde, möglicherweise selbst durch Zuschüsse deutscher Fürsten erhöht, vermöchten in solchem Falle nicht allein unverschuldet in Noth gerathenen Schriftstellern Unterstützung zu gewähren, sondern würden selbst eine Preisaussetzung ermöglichen können, welche dem Eifer und dem Ehrgeiz anstrebender Talente stets einen mächtigen Hebel verleiht. Man braucht hierbei nur auf die Preisbewerbungen der pariser Société des gens de lettres hinzuweisen, auf den prächtigen Concurs und die geerntete Ehre, welche vor einigen Monaten die Sieger daselbst erhalten haben.*) Noch eine dritte Wohlthat würde eine solche Association auszuüben vermögen, nicht kleiner als die andern. Es ist bekannt, wie schwer es oft unbekannten, ja selbst geschätzten Autoren wird, ihre Werke bei einem Verleger unterzubringen, und noch wie viel schwieriger, einen Lohn für die Producte ihres Geistes zu erlangen. Die Société des gens de lettres, welche bis vor einigen Jahren gar keine bedeutendern Mäcene hatte, sondern ihre höchst bescheidenen Fonds nur durch die Beiträge von etwa 150 Schriftstellern gebildet hatte, nahm trotzdem auf die Noth solcher Autoren Bedacht und zahlte für Werke, die keinen zahlenden Verleger finden konnten, nach Prüfung derselben oft höchst bedeutende Vorschüsse an den Autor. Da das permanente Prüfungscomité mit einer Menge von Buchhändlern in Verbindung war, so wurde das auf solche Weise erworbene Manuscript mit Leichtigkeit zu dem statutenmäßigen Preise von 40 Fr. pro Bogen an einen derselben verkauft und nach Abzug von kleinen Procentsätzen und des geleisteten Vorschusses das Uebrige dem Schriftsteller zugestellt. Oft kam es auch vor, daß die Gesellschaft den Bogen zu 50, 60 und 80 Fr. verkaufte, wonach alsdann das Plus über die stipulirten 40 Fr. dem Gesellschaftsfonds einverleibt wurde, welcher damit wiederum zu einer achtungswerthen Vermehrung kam. Ich könnte mehre jetzt sehr bekannte französische Autoren, deren Werke auf solchem Wege gedruckt, bekannt und belohnt wurden, citiren. Vielleicht nehmen die an der Spitze der Schiller-Stiftung stehenden Geister von diesen Vorschlägen Notiz, um deren Ausführung mit ihrem ursprünglichen Zweck in geeigneter Weise in Verbindung zu setzen.

---

*) Ueber diesen Punkt könnte man auch wol anderer Ansicht sein. Wenigstens lauten die meisten Stimmen dahin, daß die mit dem Véron'schen Preise gekrönten Abhandlungen und Dichtungen nicht gerade als Zierden der französischen Literatur gelten können. D. Red.

Den Schluß meiner Mittheilungen habe ich durch eine allerliebste Ueberraschung gefunden. Mein Weg führte mich vor einiger Zeit über die Schloßbrücke. Ein kleiner Mann mit zwei Begleitern betrachtet höchst aufmerksam die Marmorgruppen dieser Brücke; er spricht bald nach rechts, bald nach links und die Begleiter nicken dazu oder zeigen ihm eine andere der entblößten Stellen an den Gruppen. Der kleine Mann im grauen Oberrock, höchst elegant, höchst zierlich und niedlich, höchst geschmeidig und behend, hebt sich den Hut ab und trocknet mit dem Taschentuch seine Stirn; er dreht sich um, ich sehe ihn an — es war der kleine Thiers! Der kleine Thiers — bedenken Sie, der kleine Thiers in dieser für einen Correspondenten so stoffarmen Zeit! Kein Zweifel, daß der Exminister sich Angstschweiß von seiner Stirn getrocknet hat; denn er wendet sich von den Schloßbrückengruppen ab und schreitet dem Hôtel de Russie zu. Ich muß gestehen, daß ich ganz außer mir vor Freude war über den Anblick des kleinen Thiers; ich bin kein Fatalist, aber dem marseiller Advocaten von 1820 habe ich stets nur begegnet, wenn in meiner kleinen Welt große und glückliche Revolutionen in Aussicht standen. Ja, dieser kleine Adolf Thiers, mit seinem kleinen Gesicht, seinen blitzenden Augen, die so pfiffig in die Welt sehen, seinen markirten, scharfgeschnittenen Zügen, die einst wie das Gesicht eines Faun den strengen Guizot an einem und demselben Ministertisch gequält haben — dieser reisende Exminister im Paletot à la Raglan muß der Stolz aller pfiffigen Journalisten Frankreichs und Navarras sein; denn er zeigte ihnen zuerst, was nicht Alles aus einem Journalisten werden kann.

Thiers war ein Advocat, der gar keine Lust hatte, in Aix Processe zu führen. Eines Tags 1822 kam er ohne Praxis nach Paris, machte sein elegantes Compliment Herrn Laffitte und warb sich als Recrut beim „Constitutionnel“ an, der damals die Ansichten des böotischen Liberalismus vertrat. Der geistreiche, kluge, behende und witzige Thiers wurde bald einer der bedeutendsten Mitarbeiter und überdies ein Bonvivant; er ritt spazieren, dinirte vortrefflich und hatte Geliebte. Dann fing er an zu revolutioniren. Als der Kampf der Julirevolution tobte, lachte sich der Pfiffícus außer Schußweite in Montmorency ins Fäustchen; als der Pulverdampf sich verzogen hatte, hüpfte Thiers nach Paris zurück, donnerte auf der Trommel des „National“ und ließ sich endlich gnädiglich zum Staatsrath ernennen. Aus dem Staatsrath wurde bald ein Deputirter, aus dem Deputirten 1832 ein Minister, dann ein Exminister, dann ein Ministerpräsident, und zuletzt schien sich der Allesgewesene mit einem guten Bonmot in die Stola des Livius zu hüllen: Thiers wurde und blieb der Historiker der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs trotz seiner feinen und kleinen und witzigen Politik. Der Herr hat Geschichte gemacht und versteht noch besser Geschichte zu schreiben; seine Reisen sind gewiß die interessantesten. Denn wo er irgendein altes Weib, einen zerfetzten Veteran, einen humpelnden Offizier aus der Kaiserzeit findet, da geht er hin, fragt ihn aus, läßt sich Alles bis in die nacktesten Details erzählen, prüft dazu alte vergilbte Actenstücke, studirt alle Documente in staubigen Archiven, sucht sich diesen und jenen Mann, der über Dies und Jenes wol noch mündlich Auskunft über die Geschichte von diesem oder jenem Ereigniß zu geben vermag, horcht, lauscht, sinnt und prüft und baut auf sein prächtiges Gedächtniß, sowie auf seinen noch prächtigern Instinct — das ist der kleine Mann im grauen Rock auf der Schloßbrücke zu Berlin gewesen, der die Laterne in die Rumpelkammer der geschichtlichen Irrthümer getragen, dieser kleine, feine, zierliche und behende, pfiffige und geistreiche Thiers!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Edward Cayley über die Deutschen.

Nicht leicht kann unter den mancherlei impertinenten Urtheilen, welche Engländer über uns Deutsche, ihre stammverwandten Vettern, gefällt haben, irgendeins so geeignet sein, Unwillen unter uns zu erregen, als dasjenige, welches der londoner Advocat Edward Cayley in seiner Schrift „The European revolutions of 1848“ über uns ausgesprochen hat. Kaum wäre es der Mühe werth, auch in d. Bl. darauf Bezug zu nehmen, wenn Cayley's Ungezogenheiten nicht bereits einige Sensation in Deutschland gemacht hätten und wenn nicht — leider! — seinen Ausfällen bei aller Einseitigkeit doch etwas Wahres zugrunde läge. Recht beißend hat übrigens das „Dresdner Journal“ in seiner Nummer vom 30. August den Injurianten und Calumnianten zurechtgewiesen in einem Artikel, welcher mit den Worten beginnt: „Nach der Schlacht von Wagram erließ Bernadotte eine Proclamation, in welcher er die Sachsen colonnes de granit nannte. Napoleon war darüber sehr ungehalten. „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt denn uns übrig?“ Diese Worte des großen Imperators fielen uns ein, als aus der Mitte des Parlaments von jenseit des Kanals so süße Schmeicheleien zu uns herübertönten. Deutsche Canaillen (German blackguards), deutsche Bettler (German beggars), deutsche Söldlinge (German mercenaries), endlich sogar deutsche Meuchelmörder (German assassins) und andere ebenso ehrenvolle Epitheta wurden an uns verschwendet, und doch rief der Präsident der erhabenen Versammlung den ehrenwerthen Rednern nicht zu: „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt denn für uns übrig?“ Cayley ergänzt jene angeführten Parlamentsinjurien, wenn er von dem Deutschen behauptet, es fehle ihm alle Muskelkraft, er sei faul, seine Adern seien nur zur Hälfte mit Blut gefüllt, er wasche sich nicht und sei ein „fit receptacle for vaporish humours“. Nun, wenn der Deutsche ein Mensch ist, der sich nicht wäscht, so ist Cayley wahrlich ein noch viel ungewaschenerer Mensch, wofür ihn denn auch das „Dresdner Journal“ tüchtig eingeseift und gewaschen hat. Nur in einem Punkte möchte Cayley doch nicht so ganz Unrecht haben, wenn er nämlich, wie dies ja auch von Deutschen selbst schon häufig genug geschehen ist, auf die Gebrechen und Gefahren der zu einseitig theoretischen, einen bloßen Gelehrtencharakter tragenden Unterrichts- und Erziehungsweise in Deutschland aufmerksam macht, wenn er hervorhebt, wie nur zu leicht die Zöglinge deutscher Universitäten sich als bloße Abklatsche dieses oder jenes Professors darstellten und wie darüber nur zu häufig der praktische Blick fürs Leben, der politische Gemeinsinn, die freie Umschau, die männliche Selbstbewußtheit und eine wahrhaft plastische Charakterbildung verloren gingen, weshalb uns auch die „Times“ einmal ein Volk von Schulmeistern nannte. Die politische Freiheit und Machtfülle Englands, gegen die wir freilich klein erscheinen, wurzelt nicht blos, wie sich dies wol so Manche einzureden suchen, in der insularischen Lage Englands, und die Zerstückelung und politische Schwäche Deutschlands nicht blos in äußern Verhältnissen. Der Brite legt, wohin er auch kommt, sofort den Keim zu freien Gemeindewesen und mächtigen Staatenbildungen, während die Deutschen, in wie großer Zahl sie oft auch beisammen sind, sich atomistisch im Weltganzen fortbewegen und sich nirgends zu einem gebietenden Ganzen zusammenzuschließen wissen.*)

*) Wenn ein bornirter Brite über uns Deutsche ein so impertinentes Urtheil fällt wie Cayley, so können wir dies noch einigermaßen erklärbar und zugleich darin einen Trost finden, daß gerade die gebildetsten Briten neuerer Zeit, ein Shelley, Coleridge, Walter Scott, Carlyle, Bulwer und viele der edelsten Britinnen ganz anderer Ansicht über uns waren oder sind; wenn aber Stimmen aus dem nativistisch griechischen Heerlager in Athen, wie dies jüngst im „Constitutionnel“

Frederike Bremer.

Mary Howitt, eine jener trefflichen Britinnen, die es sich mit redlichem Ernst angelegen sein lassen, Kenntniß der deutschen Literatur und Liebe zu ihr unter ihren Landsleuten zu verbreiten, hat soeben auch den neuesten Roman der Schwedin Frederike Bremer: „Hertha", in ihre Muttersprache übersetzt, ob nach dem schwedischen Original oder nach der deutschen Bearbeitung, wissen wir freilich nicht zu sagen. In einem englischen Blatte lasen wir bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen über dies jüngste Erzeugniß der berühmten Schwedin: «Hertha» ist das bedeutsamste, wennschon nicht das ansprechendste Buch, welches aus der gewandten Feder und dem gedankenreichen Kopf der Bremer hervorgegangen ist. Es ist nicht das ansprechendste, und zwar einfach darum, weil es ein sociales Uebel behandelt, das zu betrachten kein Wohlgefallen erregen kann. Aber es ist dies ein Uebel, welches wol Anspruch darauf hat, in Betrachtung gezogen zu werden, besonders jetzt, wo unsere Gesetzgeber sich eben mit der Stellung, welche die Frauen in England einnehmen, beschäftigt haben. Hier ist der Ort nicht zu erörtern, ob die englischen Frauen über die Gesetze, unter denen sie stehen, sich zu beklagen Ursache haben oder nicht, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Lage zu leiten, in welcher sich die unverheiratheten Frauenzimmer in Schweden befinden, und die uns wie der Bremer ein Zustand wirklicher Dienstbarkeit zu sein scheint. Fräulein Bremer hat die aus dieser Dienstbarkeit entspringenden Uebel in einer die höchste Theilnahme erweckenden, sorgfältig entwickelten Erzählung ans Licht gestellt, und sie verleugnet dabei ihre alte Philosophie nicht, offenbart aber zugleich noch mehr von jener neuen Erleuchtung, deren Strahlen ihre innerste Seele durchdringen. Wir meinen, daß ein solches Buch von einer solchen Autorität bedeutendes Aufsehen in Schweden erwecken müsse. Frederike Bremer genießt allgemeines Ansehen; sie ist für Viele maßgebend, und wir können nicht anders sagen, als daß dies ein sehr tüchtiges, mit fester Hand und in achtbarster Absicht geschriebenes Buch ist. Der englische Leser darf freilich nicht vergessen, daß es für Schweden geschrieben ist; aber es hat auch weltumfassendes Interesse genug, um auf allgemeinere Sympathien Anspruch zu haben und sich sowol in England als in Amerika einzubürgern." Man wird es nur in der Ordnung finden und gutheißen können, wenn solid gebildete, talentvolle und erfahrungsreiche Schriftstellerinnen ihre Fähigkeiten zum Nutzen ihrer leidenden und zurückgesetzten Geschlechtsgenossinnen verwenden, dabei aber, statt allgemeine und exaltirte, gar nicht bestimmt zu formulirende Emancipationsanträge zu stellen, die Mängel und Gebrechen in der Lage des weiblichen Geschlechts und der sie betreffenden Gesetzgebung genau bezeichnen, denen praktische Abhülfe gebracht werden kann und bei zunehmender Menschlichkeit und Vernünftigkeit der Gesetzgebung gebracht werden wird. Ueberhaupt werden schriftstellernde oder dichtende Frauen stets willkommen und auch dem Gemeinbesten förderlich sein, wenn sie sich mit Angelegenheiten ihres Geschlechts beschäftigen, die sich der Kenntniß oder der Sympathie des Mannes mehr entziehen. Nur muß man nicht in die Lage versetzt sein, einer Schriftstellerin den Vorwurf machen zu müssen, den Schiller in seinen Briefen an Goethe gelegentlich der Staël macht: „Sie tritt aus ihrem Geschlecht, ohne sich darüber zu erheben."

H. M.

---

geschah, im Gegensatz zu dem „lebhaften, intelligenten, geistreichen und erfinderischen" Volke der Griechen (oder Gräco-Slawen) die Deutschen „schwerfällig, träge, unbeholfen" u. s. w. nennen, so können wir im Vollbewußtsein unsers Werths ein solches Urtheil nur mit der Verachtung strafen, die ihm gebührt. Gerade je mehr wir mit edler Selbsterkenntniß geneigt sind, unsere nationalen Schwächen einzugestehen, umsomehr sind wir auch berechtigt, uns unserer Intelligenz und unsers erfinderischen Geistes (nicht à la Simonides) zu rühmen.

Bibliographie.

Apel, T., Gesammelte dramatische Werke. 2ter Band: Günther von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Ist sie treu? Die unverdiente Nase. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Das Büchlein von des Menschen Sohne. Eine moralisch-metafisische Dogmatik des Christenthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Büchler, H., Shakspeare's Dramen in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie in besonderer Hinsicht auf Shakspeare's „Julius Cäsar" und Hindeutungen auf „Hamlet"; die „Orestias", „Agamemnon", „Choëphoren", „Eumeniden" des Aeschilos; die „Trachinierinnen" und „Oedipus auf dem Kolonos" des Sophokles. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 12 Ngr.

Busch, M., Schleswig-Holsteinische Briefe. Zwei Bände. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cotta, B., Geologische Bilder. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vaterländische Hausfreund. Unterhaltungen und Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Herausgegeben von F. E. Keller. 1ster Band. Fünf Hefte. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Held, J., System des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus. 1ster Theil: Einleitung. Allgemeine Staatsrechtsgrundsätze. Geschichte der politischen Gestaltungen Gesammt-Deutschlands. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Hohbach, A. W., Aus Amerika. Leipzig, Wengler. 8. 20 Ngr.

Kletke, H., Reise des Prinzen Adalbert von Preußen, Königl. Hoheit nach Brasilien im Jahre 1842. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Erörterungen zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. 1ster Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merx, E., Auf dem Lande. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, O., Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Reder, Caroline v., Die Ettingshofens. Ein Familiengemälde. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die ethischen deutschen Sagen. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter herausgegeben von N. Hocker. Trier, Gall. 1857. 16. 24 Ngr.

Zur Erinnerung an Homburg. Poetische Bilder, Geschichten und Sagen, zusammengestellt von G. Schudt. Mit 1 Ansicht. Homburg, Fraunholz. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Aphorismen über Protestantismus und Katholizismus. Herausgegeben von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Gr. 8. 4½ Ngr.

Die Recensenten-Hölle oder oberflächliche Kritik und Heine'sche Tiefe. Einige Worte in Briefform an die deutsche Nation von X. Y. Z. Rendsburg, Matthiessen. 8. 10 Ngr.

Ueber Handelsbanken in kleinen Staaten. Eine Beleuchtung. Karlsruhe, Gutsch. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 36.)

69. **Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia.** Uebersetzt von **Johann Heinrich Dambeck.** Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

70. **Das Staats-Lexikon.** Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von **Karl von Rotteck** und **Karl Welcker.** Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Karl Welcker.** Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein **unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten** genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". **Die dritte Auflage** wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich **die ersten Namen der deutschen Wissenschaft** befinden.

Die dritte Auflage des **Staats-Lexikon** erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste Heft nebst einem ausführlichen Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Literarische Anzeigen werden am Schlusse der einzelnen Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 3 Ngr. berechnet.

Preisermässigungen.

Nachstehende Taschenbücher, **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**
—— Jahrgänge 1837 und 1838 à **6 Ngr.**

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Sextant, Taktmesser und Inductionsglobus,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.;
Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.
Die Belehrung nebst 12 Tabellen und einem Kärtchen besonders 18 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi

an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Inductionsglobus

oder Globus zur praktischen Einführung in den mathematisch-geographischen Unterricht, sowie zum Gebrauche bei dem Unterricht in der Stereometrie, sphärischen Trigonometrie, Physik und Astronomie. Für Volks-, höhere Bürger-, Real-, Latein- und Töchterschulen, Gymnasien, Lyceen, Gewerbe- und polytechnische Lehranstalten. Dargestellt als eine 12 Zoll im Durchmesser haltende und mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel, welche das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide, sowie das spurlose Auslöschen des Gezeichneten gestattet. Auf elegantem polirtem Fußgestell mit messingenem Halbmeridian und Stundenring.

Nebst einem Leitfaden in der mathematischen Geographie nach den neuesten Quellen und erläuterndem Texte zum Gebrauche des Globus

von

Franz Locher, Reallehrer.

4 Thlr. 17 Ngr. (Für solide Verpackung werden 15 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Besteller zu tragen.)

Ein werthvolles Hülfsmittel des Unterrichts in der Geographie und mathematischen Physik, das in seiner Brauchbarkeit den übrigen bekannten Instrumenten des Polytechnikers Brandegger sich anreiht.

Commissions-Artikel.

Elfinger (A.), und **Hauser (F.)**, **Der physische Mensch.** Wissenschaftlich-populäre Zusammenstellung des Wichtigsten über den Bau des menschlichen Körpers und seine Lebensverrichtungen. Als Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher auch beim Unterricht für Blinde. Mit 90 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien. 1856. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rittinger (P.), Kurze Mittheilungen über die berg- und hüttenmännisch wichtigeren Maschinen- und Baugegenstände bei der Allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. In 168 selbstständigen Artikeln mit 188 in Holzschnitt ausgeführten Handzeichnungen. 8. Wien. 1855. 20 Ngr.

Tunner (P.), Bericht über die auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung von 1855 vorhandenen Producte des Bergbaues und Hüttenwesens oder der Gegenstände der I. Classe nach der im officiellen Kataloge getroffenen Eintheilung. 8. Wien. 1855. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg (C.), Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des Oestreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1854. Zweiter Bericht, erstattet im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Innern Alexander Freiherrn von Bach. Mit 57 Tabellen. 8. Wien. 1856. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zerrenner (C.), Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich. Ein Beleg für den Fortschritt des österreichischen Eisenhüttenwesens im Allgemeinen und eine Anleitung zur Torfwirthschaft und zur Darstellung des Stabeisens aus Roheisen mittelst Torf und Braunkohlen im Speciellen. Im Auftrage des Hohen k. k. Finanzministeriums herausgegeben. Mit elf Tafeln. 8. Wien. 1856. 2 Thlr.

Amari (Michele), Biblioteca Arabo-Sicula, ossia Raccolta di testi Arabici che toccano la geografia, la storia, le biografie e la bibliografia della Sicilia. Stampati a spese della Società Orientale di Germania. Fasc. I. 8. Leipzig. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dzieje Starego i Nowego Testamentu ułozone przez **X. A. R.** Czwarte wydanie. 8. Poznan. 1856. 6 Ngr.

Fuad-Efendi und Gävdät-Efendi, Grammatik der Osmanischen Sprache. Deutsch bearbeitet von *H. Kellgren.* 8. Helsingfors. 1855. 3 Thlr.

Goethe's Faust Part I. With an analytical Translation and etymological and grammatical Notes by *L. E. Peithmann.* Second Edition, revised and improved. 8. London and Edinburgh. 1856. 1 Thlr.

Hawks (Fr. L.), Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan. Performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the Command of Commodore M. C. Perry, United States Navy, by Order of the Government of the United States. Compiled from the Original Notes and Journals of Commodore Perry and his Officers, at his Request and under his Supervision. With numerous Illustrations. 8. New-York. 1856. 10 Thlr.

Journal of the Proceedings of the Linnean Society. **Zoology.** Vol. I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.

The same. **Botany.** Vol I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.

Müller (Max), The Languages of the Seat of War in the East. With a Survey of the three Families of Language, Semitic, Arian, and Turanian. Second edition with an Appendix on the Missionary Alphabet and an Ethnographical Map, drawn by *Augustus Petermann.* 8. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

The Natural History Review. Published Quarterly; including the Transactions of the Irish Natural History Societie, and of the Geological Society of Dublin. With woodcuts and lithographic illustrations. Nr. IX. 8. London. 1856. 25 Ngr.

Sauerwein (G.), A Pocket Dictionary of the English and Turkish Languages. 16. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller (F.), The Song of the Bell. Das Lied von der Glocke. With a Translation by the late *I. H. Merivale.* 8. London and Edinburgh. 1856. 10 Ngr.

Viotte (Charles), Grammaire Turque courte et facile, à l'usage des Étrangers, Militaires, Commerçants, etc. en Turquie. Suivie d'un Vocabulaire contenant les mots les plus nécessaires et d'un Guide de Conversation en turc, français, anglais et italien. 16. Hermannstadt. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 25. September 1856.

Moritz Carriere als Vermittler zwischen Philosophie und Christenthum.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Von Moritz Carriere. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Indifferentismus, welcher während der letzten Jahre im Gebiet der religiösen Fragen geherrscht hat, ist von vielen Seiten als etwas höchst Bedenkliches und Beklagenswerthes aufgefaßt worden; ich habe dieser Ansicht nicht beizustimmen vermocht. Nach Zeiten der Aufregung und des Kampfes ist eine Zeit der Ruhe nothwendig und wohlthätig, auch wenn der Kampf noch nicht so, wie es wünschenswerth, zu Ende gekämpft ist. Mag immerhin dem ermattenden Streiter, zumal wenn er sieht, daß all seine Anstrengungen für den Augenblick erfolglos bleiben, der Gegenstand des Streits bis zu einem gewissen Grade gleichgültig werden, mit der wiederkehrenden Kraft, die ihm aus der Ruhe erwächst, wird auch das Interesse neu erwachen und er wird den Gegenstand, gerade weil er ihn eine zeitlang nicht beachtet, nur mit um so frischern Augen und gesteigerter Theilnahme betrachten. Es ist erfreulich, daß jetzt ein solcher Morgen auch für die religiösen Interessen zu tagen scheint, und es erscheint durchaus naturgemäß und hoffnungversprechend, wenn sich unter den Stimmen, von denen jetzt der Weckruf ausgeht, gerade eine solche wieder vernehmen läßt, welche zur Zeit der Aufregung den Frieden anzubahnen und die mit einseitiger Parteileidenschaft sich bekämpfenden Gegensätze zu vermitteln suchte.

In diesem Sinne knüpfen wir an das Wiedererscheinen des vorliegenden Buchs die Hoffnung, daß man einer denkenden Erwägung der religiösen Fragen nicht nur mehr Regsamkeit als in den letzten Jahren, sondern auch mehr Ruhe als in den frühern Jahren entgegenbringen und mehr und mehr den Mahnungen Derer Gehör geben wird, die wie Moritz Carriere bestrebt sind, beiden Seiten des religiösen Bewußtseins, der dem Erkenntnißtriebe und der dem Dogma zugewandten, mit gleicher Unbefangenheit Rechnung zu tragen. Die Stellung, welche Carriere überhaupt und so auch in diesem Buche zur Religion einnimmt, dürfen wir im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Die Religion ist ihm nicht blos ein Gegenstand des Denkens, sondern auch eine Sache des Herzens, aber auch nicht blos der Inhalt starrer Dogmen, sondern die Seele einer lebendigen, zugleich vernunftgemäßen und historischen Entwickelung. Der Rationalismus wie der orthodoxe Supranaturalismus, der Pantheismus und der Deismus gelten ihm nur als einseitige, für sich allein nicht ausreichende Erscheinungsformen Dessen, was die Religion im Ganzen und in der Wahrheit ist; er sucht daher beide Standpunkte zu überwinden, ja er geht noch weiter, er sucht auch über den Gegensatz des religiösen und des wissenschaftlichen, des christlichen und des philosophischen Standpunkts hinauszukommen und nachzuweisen, daß zwischen der wahren Philosophie und dem wahren Christenthum kein wirklicher Widerspruch besteht, daß sie vielmehr in den Grundideen übereinstimmen und nur in unwesentlichen Formen auseinandergehen.

Ein derartiges Bestreben, zwei so unvereinbar scheinende Gegensätze wie Philosophie und Christenthum vermitteln zu wollen, ist bisjetzt in der Regel mit Mistrauen und Widerstreben aufgenommen, und so hat auch Carriere unter den Vertretern der Wissenschaft wie unter den Kämpfern für das Christenthum nicht wenig Widersacher gefunden. Die Einen finden, daß er der Religion, die Andern, daß er der Philosophie zu viel Concessionen macht; den Einen ist er zu sehr Gefühlsmensch, den Andern zu vorherrschend Vernunftmensch; die Einen vermissen an ihm die wissenschaftliche Schärfe und Nüchternheit, die Andern die unbedingte Gläubigkeit und Kirchlichkeit; Manche sehen wol auch in seiner Art, die Gegensätze auszugleichen, ein bloßes Zusammenrühren derselben und fürchten, daß dabei ebenso wol die Wissenschaft wie die Religion verloren gehen könne.

Auf eine solche Opposition von zwei verschiedenen Seiten muß sich Jeder gefaßt machen, der es unternimmt, sich über beide Seiten stellen zu wollen. Zwar

läßt sich nicht leugnen, daß Carriere hierzu auch noch besondern Anlaß geboten hat. Indem er nämlich von vornherein auch in der Darstellungsweise den Standpunkt der Vermittelung einnahm, verzichtete er darauf, die Wahrheit seiner philosophischen Grundideen und die Uebereinstimmung derselben mit den wesentlichen Grundzügen des Christenthums durch eine streng-wissenschaftliche Beweisführung zur Geltung zu bringen, er gab seine Gedanken mehr in rhetorisch-poetischer als in philosophischer Form, ja ließ sich hierbei auch wol zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit fortreißen, welche in dem nüchternen Denker leicht den Verdacht erweckt, hinter einer so wenig philosophischen Form könne auch kein philosophischer Gedanke stecken. So beginnt er z. B. den Abschnitt „Das Wesen Gottes" mit der Apostrophe:

Heiliger Strom des Lebens, deine Wogen schlagen von der Erde zur Sonne, von der Sonne zu den Sternen; nirgends finden sie ein Ufer, das sie hemme und umschließe, alle Gestade sind von ihnen umflossen und getragen, und du hebst die Geschlechter der Wesen empor aus deinem Schoose, daß sie das Licht begrüßen und dich genießend deiner Freude theilhaftig werden. Aufgetaucht aus deiner Tiefe hör' ich dein herrliches Rauschen in den Harmonien der Sphären und fühle mich eingewebt in seine Klänge. Quillst du selbst aus dunkler Nacht, um wieder in ihr Grab zu sinken? Ruft ein fremdes Wort dich hervor? Oder gebierst du dich selbst, freithätig in selbstbewußter Klarheit, ein ewiges Meer im wechselnden Wellenspiel? Wie kann ich dich fassen und halten?

Wer bereits auf demselben Standpunkte steht wie der Verfasser, wird hieran durchaus keinen Anstoß nehmen; er wird erkennen, daß der Gefühlsausdruck von einem wahren Gedanken durchdrungen und an der Schwelle einer Gottesbetrachtung wol gerechtfertigt ist. Wer aber auf dem rein wissenschaftlichen Standpunkte steht, wem es darum zu thun ist, das Wesen Gottes in einem reinen Vernunftbegriff zusammenzufassen, den wird dieser Ausgang von einer Gefühlsanschauung nicht befriedigen, ja er wird sich durch die emphatische Einkleidung der Anschauung eher abgestoßen als angezogen fühlen. Hieraus erklärt sich, warum Carriere von Manchen perhorrescirt wird, die er vielleicht von der Richtigkeit seiner Ideen überzeugt hätte, wenn er anders verfahren wäre. Vielleicht ist ihm die Zustimmung derselben gleichgültiger; hierin aber hat er Unrecht. Die Zahl Derer, welche in derartigen Schriften die Einmischung der Gefühlssprache nicht vertragen können, ist sehr groß und beschränkt sich keineswegs auf die Philosophen von Fach oder auf wirklich einseitige, verknöcherte Verstandesmenschen. Dem Gefühl Vieler und nicht der Schlechtesten wohnt eine gewisse Schamhaftigkeit bei; es vermag sich selbst der Oeffentlichkeit nicht preiszugeben und liebt es auch nicht, wenn Andere damit ohne absolute Nothwendigkeit heraustreten. Am wenigsten wissen Viele die Sprache des Gefühls da zu würdigen, wo sie darauf ausgeht, eine Wirkung auf ihre Ueberzeugungen auszuüben. Ueberzeugungen mag man nur gegen überzeugende Gründe, nicht gegen vorübergehende Gefühlserregungen aufgeben. Die sich durch letztere bestimmen und gewinnen lassen, pflegen in der Regel Solche zu sein, welche selbst keine eigenen Ueberzeugungen haben. In ihnen besitzt man aber eine sehr unsichere Errungenschaft. Sie stimmen mit demselben Enthusiasmus dem Antonius bei, mit dem sie kurz vorher dem Brutus Recht gaben. Wer zuletzt auf sie wirkt, der hat sie. Wer daher einer Idee zum Siege verhelfen will, wird stets sicherer gehen, wenn er zunächst auf streng wissenschaftlichem Wege die eigentlichen Denker zu gewinnen sucht. Hat eine Idee erst hier Wurzel geschlagen, so folgt dann die weitere Ausbreitung derselben ganz von selbst. Carriere hat den umgekehrten Weg vorgezogen. Durchdrungen von dem Gedanken, den folgendes Distichon ausspricht:

Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
Daß er dein eigener sei, fühle den Gott, den du denkst.

hat er den Gott, wie er ihn denkt, nicht blos dem Gedanken, sondern auch dem Gefühl seiner Leser einimpfen wollen; aber gerade hierdurch hat er den Gedanken gegen sich stutzig gemacht und dadurch Manchem die Empfänglichkeit für seine Ideen geraubt. Ganz ohne Schuld ist Carriere also nicht, wenn seine Bemühungen, die Wissenschaft und Religion zu vermitteln, hier und da noch bemistraut werden; aber wir können diese Schuld nur der Form beimessen, in der er seine Ideen entwickelt hat; was hingegen die Ideen selbst betrifft, so können wir dem eigentlichen Kern und den wesentlichen Grundzügen derselben nur unsere Zustimmung zollen, denn es ist von jeher auch unsere Ueberzeugung gewesen, daß die wahre Gott- und Weltanschauung eine solche sein muß, welche weder blos Pantheismus, noch blos Deismus ist und welche die Fähigkeit besitzt, in gleichem Maße dem philosophischen wie dem religiösen Bedürfniß zu genügen.

Zunächst entwickelt Carriere diese Ansicht dadurch, daß er die Einseitigkeit des Deismus und Pantheismus aufdeckt. Gegen den erstern macht er Folgendes geltend. Wenn ein Gott angenommen werde, der ursprünglich selbstbewußt in seiner eigenen Wesenheit da sei, der dann die Welt erschaffen habe und sich zu ihr verhalte wie der Werkmeister zu seinem Werke, das er von außen regiere, so sei dieser Gott neben den endlichen Dingen, die weder zu ihm gehören, noch eine Entfaltung seines Wesens seien, selbst endlich, da er ja an ihnen eine Grenze, ein Ende habe, vor allem aber doch die Unendlichkeit als ein Attribut Gottes gelten müsse, ja gerade diejenige Bestimmung ausdrücke, die ihn im Unterschiede von den endlichen Dingen in seiner Wesenheit bezeichne. Ferner sei ein solcher Gott, aus Raum und Zeit hinausgedrängt, von allem Sichtbaren, Lebendigen hinweggewiesen, zu einem bloßen Gedankendinge gemacht, das nirgends und niemals zu finden sei, und daß darum von solch einem Gott ein Forscher nicht mit Unrecht behauptet habe, daß er ihn noch mit keinem Fernrohr erblickt, seiner aber auch als einer Hypothese nicht bedürfe. Endlich erscheine solch ein Gott, als Gesetz-

geber und Herrscher gedacht, entweder ohnmächtig, sofern der Mensch etwas gegen den Willen desselben thun könne, oder als absoluter Despot und Vernichter jeder Freiheit, wenn der Mensch nichts Anderes könne, als was Gott wolle; auch bleibe dem Deismus der Gedanke, wie Gott Mensch werden könne, dieser Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, schlechthin unbegreiflich, und sei daher vom Supranaturalismus als ein Mysterium gefaßt, vom Rationalismus geradezu verworfen.

Ueber den Pantheismus spricht er sich folgendermaßen aus. Ihm sei das Universum eine Entfaltung Gottes, Geist und Natur, Denken und Ausdehnung nur seine Offenbarungsweisen, die Seelen und die Körper nur Bestimmungen, Erscheinungen derselben, Gott und das All seien Eins. Der Pantheismus halte somit die Einheit und Unendlichkeit alles Lebens fest, und das sei sein unbestreitbares Recht, denn sie sei die unverwüstliche Grundlage der Religion wie des philosophischen Erkennens. Der Gott, welchen eine unübersteigliche Kluft von uns scheide, der in die Abgründe einer jenseitigen Unendlichkeit oder auf den verlassenen Thron einer schweigenden Ewigkeit als einsamer König gebannt ist, dieser vermöge gar nicht der Gegenstand herzlicher Liebe und Verehrung zu sein, da solche stets ein inniges seliges Einswerden mit dem Andern erfodere; aber wo erkannt werde, daß die göttliche Natur durch das All ergossen sei und auch in uns fühle und denke, da entwickele sich alles Dasein freudig unter dem Hauch einer allwaltenden Seele, da spreche aus allen Wesen ein vernehmliches Wort zu unserm Ohr, da schlinge sich ein Liebesband der Verwandtschaft um alle Dinge und gehe dem Menschen in Gott das rechte Leben auf. Aber trotzdem genüge auch der Pantheismus für sich allein nicht. Die Einheit des Lebens als solche gehe ihm in dem Unterschiede der besondern Gestalten verloren und er werde blos zur Summe der vielen Dinge, die allein Dasein haben; Gott vergesse sein selbst in den Geschöpfen, oder finde vielmehr erst im Menschen eine Erinnerung an seine allgemeine Wesenheit, sodaß er auf den Philosophen warten müsse, um zum Selbstbewußtsein zu kommen. Der Pantheismus erstrebe die Einheit und Unendlichkeit, aber beide seien ihm aufgelöst in das Mannichfaltige, in die Fülle des Endlichen, seine Substanz erfasse sich nicht selbst in ihrer Ganzheit, sondern es sei erst der Mensch, der den Begriff der Einheit bilde, Gott werde also damit zu einem bloßen Gedanken des Menschen, der ihn nach seinem Bilde schaffe.

Aus dieser Schilderung und Bekämpfung des Deismus und des Pantheismus ergibt sich zugleich, wie Carriere selbst den Gottesbegriff gefaßt wissen will. Gott soll und kann nach ihm nicht blos etwas für sich außer und neben den einzelnen Erscheinungen der Welt, aber auch nicht blos die Summe, das bewußte und willenlose Aggregat dieser weltlichen Erscheinungen sein, sondern er muß, indem er die einzelnen Erscheinungen in sich faßt und trägt, zugleich sich selbst als das Ganze, als das Umfassende erfassen, er muß, indem er im Einzelnen ist, zugleich bei sich bleiben, zugleich mit dem Vielen und mit sich selbst Eins sein. Dies ist der Carriere'sche Gottesbegriff, den er im Abschnitt „Das Wesen Gottes" direct entwickelt und am kürzesten in folgenden Sätzen zusammenfaßt:

Demnach nennen wir Gott oder das Unendliche zuerst das Sein als ewige sich selbst schaffende und gestaltende Thätigkeit; sein Wirken ist sein Wesen und sein Wesen sein Wirken; er ist ein ewiges Sichselbstgebären. Wäre nun ferner Gott nicht der Eine oder das alleinige Sein, so wäre er nicht unendlich, denn dann wäre ein Sein außer ihm, an dem er sein Ende und seine Grenze fände. Der außerweltliche Gott, der naturlose, ist damit ein endlicher, kein Gott, sondern ein Götze.

Aber:

Gott ist auch nur der Unendliche, wenn er als der Eine in Allem gegenwärtig und in sich selbst beschlossen und vollendet ist. Denn sonst wäre er aufgelöst in die Vielheit, und wir hätten nur eine endlose Summe von Endlichkeiten, wie der Pantheismus. Umfang und Mittelpunkt sind Wechselbegriffe in der Bestimmung des Kreises, keiner kann ohne den andern sein; dennoch nehmen die Deisten Gott als ein Centrum, ohne sofort die Peripherie als zu ihm gehörig zu erkennen und in ihr alle Dinge zu umfassen; dennoch nehmen die Pantheisten Gott als eine Peripherie, welche in sich selbst kein Centrum hat, von dem aus alle Radien gehen, wohin sie alle zurückführen, von dem die Umfangslinie selbst erst ihre Gestalt empfängt. Jenen ist Gott Eines, diesen ist er Alles, uns ist er Eines und Alles: Alles in der Form der Ausbreitung seines unerschöpflichen Reichthums, Eines in der ununterbrochenen Beziehung auf sich, im Beisichselbstsein. Der wahrhaft Unendliche also ist der in sich Einige, in dem wir alles Besondere anschauen als eine Entfaltung und Bestimmung seines Wesens, und dies Wesen und seine Thätigkeit muß Alles in sich tragen und durch alle einzelnen Werke sich hindurch erstrecken und in allem Unterschiede über ihn übergreifend bei sich selbst sein.

Wir müssen der hierin sich aussprechenden Gottesidee im Allgemeinen unsere volle Zustimmung zollen und sind der festen Ueberzeugung, daß nur von ihr aus die Welt zu begreifen, nur in ihr eine wirkliche Befriedigung des religiösen Gefühls zu erreichen ist. Dagegen können wir mit der Art und Weise, wie Carriere selbst diese Idee abgeleitet oder entwickelt hat, nicht in demselben Grade einverstanden sein; wir vermissen darin den sich selbst völlig klaren und darum mit Klarheit zu verfolgenden logischen Fortschritt und diejenige Continuität und Consequenz der Gedankenfolge, die allein zu überzeugen vermag. Er geht von dem Satze aus: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin." Dieser Satz ist aber durchaus nicht ein so ursprünglicher, einfacher, sich unmittelbar von selbst verstehender, daß sich nicht viele Zweifel dagegen erheben ließen. Er bedarf selbst noch der Stütze und kann daher nicht wol als erster Grundstein dienen. Was heißt er eigentlich? Doch wol: „Das Erkennen setzt das Erkanntsein voraus." Läßt sich dies aber auch vom göttlichen Erkennen behaupten? Erkennt auch Gott, weil er erkannt ist? Von einem Andern kann doch Gott gar nicht erkannt sein; es bleibt also nur die Annahme übrig, daß er, um sich oder irgendetwas in sich zu erkennen, bereits von sich selbst erkannt sein müsse. Nun ist doch aber das an sich

selbst Erkanntsein jedenfalls als die Wirkung, das Erkennen hingegen als die Ursache zu denken; das Erkanntsein also als Voraussetzung des Erkennens zu denken ist geradezu eine Umkehrung von Ursache und Wirkung; auf Gott läßt sich also jener Satz unmöglich anwenden. Aber auch wenn man ihn auf das endliche Ich des Menschen beschränkt, läßt er noch viele Bedenken zu. Was nöthigt mich, aus dem Umstande, daß ich erkenne, sofort zu schließen, daß ich erkannt bin? Der Verfasser fühlt selbst das Dunkle des Satzes und fügt daher die Erklärung hinzu:

Weil die Dinge selbst ursprünglich in einem Schöpfergeiste gedacht sind, kann ich die Natur in mein Inneres aufnehmen; weil die Vernunft und die äußere Wirklichkeit einen gemeinsamen Lebensgrund haben, kann in den Formen der einen das Gesetz der andern ausgesprochen werden, kann in ihrem Zusammenwirken die Wahrheit für uns entstehen, wenn wir den großen Gedanken der Schöpfung noch ein mal denken.

Ich bin, weil ich mit dem Verfasser im Allgemeinen harmonire, gern geneigt, ihm die Wahrheit dieses Gedankens zuzugeben; aber daß es eine unmittelbar einleuchtende, als Axiom zu benutzende Wahrheit sei, kann ich ihm nicht einräumen. Der Verfasser fährt fort:

Die Idee aber jenes einen unendlichen Lebensgrundes aller Dinge ist uns wesenhafter und inniger als die von uns selbst. Denn wir nennen uns, kennen uns als endliche Geister, der Ausdruck der Endlichkeit aber ist der eines Mangels, einer Unvollkommenheit, und dieser negative Begriff ist nur möglich, wenn der positive eines mangellosen, vollendeten, unendlichen Seins zuvor in unserer Seele gegenwärtig ist; wir messen die Erscheinungen an ihm und nennen sie endlich, wenn sie ihm nicht entsprechen.

Gut, wenn dieses so ist, wenn ihm die Idee einer unbegrenzten Erkenntniß wirklich die frühere, die schlechthin ursprüngliche ist, warum hat es dann der Verfasser für nöthig gehalten, von der Idee einer begrenzten Erkenntniß zu ihr überzuleiten? Warum beginnt er: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin", was doch soviel heißt als: Daraus, daß ich erkenne, muß ich schließen, daß ich erkannt bin? statt unmittelbar zu sagen: Es gibt eine unbeschränkte Erkenntniß, und alsdann von diesem Begriff das Weitere abzuleiten? Jedenfalls doch darum, weil ihm nicht die unbeschränkte Erkenntniß, sondern sein eigenes subjectives Erkennen als das unmittelbar Gewisse gilt. Wäre dem nicht so, so vermöchte man gar nicht einzusehen, warum er überhaupt vom Begriff des Erkennens ausgeht, zumal er von diesem Begriffe nur mittels eines Sprungs zu demjenigen Begriff, den er als den eigentlichen Urbegriff bezeichnet, zum Begriff eines mangellosen, vollendeten, unendlichen Seins hin zu gelangen vermag. Zunächst schließt er von seinem subjectiven Erkennen nur auf ein allgemeines, absolutes Erkennen; dann aber supponirt er plötzlich für dieses den Begriff des absoluten Seins, als ob Erkennen und Sein schlechthin identische Begriffe seien, während doch der letztere unstreitig ein viel weiterer ist als der erstere. Daß ihm der Begriff des unendlichen Seins noch nicht wirklich der unmittelbare Begriff ist, geht noch deutlicher daraus hervor, daß er das Bedürfniß fühlt, ihn aus seinem Gegensatze, dem endlichen Sein, zu deduciren, wobei er meint, ihn selbst könne man durch keine äußere Erfahrung gewonnen haben, da diese uns überall und immer nur in Zeit und Raum begrenzte Wesen zeige, und darum müsse man annehmen, daß die Idee des Unendlichen der Seele als die erste Anschauung eingeboren, daß sie eine Offenbarung des seienden Unendlichen selbst an den denkenden Geist sei. Der Verfasser gelangt hier zum Unmittelbaren auf einem seltsamen Umwege, dessen er durchaus nicht bedurfte, ja der durch eine falsche Voraussetzung bedingt ist. Gerade die äußere Erfahrung zeigt uns nie und nirgends das Endliche, sondern im Gegentheil stets und überall das Unendliche. Wo irgend ein Einzelnes aufzuhören scheint, fängt unmittelbar ein Anderes an; die Continuität des Seins ist nirgends unterbrochen. Wir betrachten die Dinge nur als endlich, sofern sie sich voneinander unterscheiden; sofern sie aber Eins sind, d. h. sofern sie am allgemeinen Sein theilhaben, stellen sie sich auch unserer äußern Wahrnehmung als unendlich dar; denn wir bemerken zwischen ihnen keine Kluft, die uns nicht auch von irgendetwas Seiendem ausgefüllt wäre. Wir haben also gar nicht nöthig, vom Endlichen vermittels eines Vernunftschlusses zum Unendlichen zu gelangen; wir haben es auch nicht blos als eingeborene Idee in uns, sondern auch als äußere Anschauung um uns, es ist eben das Sein, in welchem schlechthin Alles, mithin auch mein denkendes und gedachtes Ich, lebt, webt und ist.

Dieser einfache Begriff des Seins ist es also, von welchem der Verfasser als dem Urbegriff ausgehen mußte, während er sich bemüht, vom Begriff des subjectiven Bewußtseins zu ihm hinzuleiten und doch gleichzeitig zu fodern, daß man ihn als den Urbegriff denken müsse. Daß ihm dieser Begriff noch nicht wirklich Das ist, als was er ihn hinstellt, erkennt man recht deutlich daraus, daß er ihn wieder fallen läßt, nachdem er ihn schon gewonnen, und dann nöthig hat, ihn dem dafür substituirten Begriff abermals abzugewinnen. Während er nämlich dem Endlichen zunächst das „unendliche Sein" gegenüberstellt, spricht er unmittelbar darauf immer nur vom „Unendlichen" und sagt z. B.: „Was von einem Andern begrenzt und getragen ist, heißt uns endlich; das Alles umschließende und tragende Unendliche nennen wir Gott." Die Ausdrucksweise ist vielleicht zunächst nur aus einer Breviloquenz hervorgegangen; bald aber zeigt sich, daß dem Verfasser der Begriff des Seins wirklich aus dem Gedächtniß entfallen, denn er hält es für nöthig, ihn aus dem Begriff des Unendlichen zu deduciren. Er sagt:

Wer aber das Unendliche denkt, der kann es gar nicht anders als seiend denken; denn ein Unendliches, welches nicht wirklich wäre, hätte ja an der Wirklichkeit sein Ende, hätte das Sein außer sich und damit am Sein eine Grenze und hörte dadurch sogleich auf unendlich zu sein. Das Unendliche kann also gar nicht als nichtseiend gedacht werden, seine Idee schließt unmittelbar das Sein in sich ein; wer an der Existenz Gottes zweifelt, beweist darum nur, daß er einen falschen Begriff von demselben hat u. s. w.

Da haben wir in wenig modificirter Form den metaphysisch-ontologischen Beweis vom Dasein Gottes. Statt, wie er doch oben selbst gethan, den Begriff des Seins als den Grund- und Hauptbegriff zu fassen und den Begriff der Unendlichkeit nur als Attribut demselben beizufügen, kehrt der Verfasser hier die Sache plötzlich um, faßt das Unendliche als Hauptbegriff, identificirt diesen Begriff mit dem Begriff der göttlichen Substanz und stellt den Begriff des Seins als ein bloßes Attribut, als eine vom Unendlichen unzertrennliche Qualität dar. Dies ist aber nichts weniger als gleichgültig. Fassen wir Gott als das „seiende Unendliche", so müßten wir als Gegenbegriff ein „nichtseiendes Unendliches" denken; diesen Begriff lassen wir aber überhaupt ungedacht. Fassen wir dagegen Gott als das „unendliche Sein", so unterscheiden wir ihn in diesem Fall vom endlichen Sein, d. h. wir sagen aus, daß er zwar substantiell mit dem Endlichen Eins, qualitativ aber von ihm verschieden, nämlich nicht eine endliche, sondern die unendliche Substanz ist; hierin aber haben wir unmittelbar denjenigen Begriff Gottes, der sein doppeltes Verhältniß zur Welt als der Summe der einzelnen Erscheinungen klar bezeichnet, nämlich einerseits sein substantielles Einssein mit der Welt, also diejenige Seite, welche der Pantheismus auffaßt; und andererseits sein qualitatives Erhabensein über der Welt, sein Beisich- und Fürsichsein als das die Welt Umfassende, mithin diejenige Seite, an die sich der Deismus hält. Es ist aber überhaupt unzulässig, Gott blos als „Seiendes" oder auch als „das Seiende" zu fassen. Das „Seiende" ist blos das am „Sein" Participirende oder die Summe dieses Participirenden. Dieser Ausdruck eignet sich also nur für die einzelnen Dinge oder für die Welt als die Gesammtheit derselben; auf Gott hingegen, wenn er wirklich nicht blos pantheistisch gefaßt werden soll, ist nur der Begriff des Seins selbst, das Sein in der wirklich unbegrenzten, infinitiven Form, anzuwenden, das Sein, in welchem alles Seiende ist. Der Ausdruck „das seiende Unendliche" involvirt daher eigentlich einen Widerspruch, denn er heißt genau genommen: „das am Sein theilhabende Unendliche", ein Unendliches aber, welches am Sein blos theilhat, ist kein wirklich Unendliches.

Es verdient die volle Anerkennung, daß Carriere im Folgenden mit Nachdruck betont, daß das Unendliche oder, wie er richtiger nun wieder sagt, das unendliche Sein schlechterdings nicht ohne Bewegung, ohne selbstbestimmende Thätigkeit gedacht werden könne; denn dies ist ein Punkt, der am Gottesbegriff immer noch viel zu wenig ins Auge gefaßt ist. Die Art und Weise aber, wie er zu diesem Begriffe gelangt, ist wiederum nicht befriedigend. Auch hier hätte er des indirecten Beweises nicht bedurft, sondern er hätte nur den Begriff des Seins dialektisch und das reale Sein empirisch zu zergliedern brauchen, um darzuthun, daß Sein und Selbstbewegung zwei unzertrennliche Begriffe, ja genau genommen nur zwei Ausdrücke für Einen Begriff sind. Ursprünglich hat aber auch in den Wörtern „Sein" und „Wesen" der Begriff der Bewegung gelegen.

Hier und da scheint mir Carriere den Standpunkt der Vermittelung den Gegensätzen gegenüber zu überschätzen und dadurch mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Wenn er z. B. in der obenangeführten Stelle sagt, der außerweltliche Gott des Deismus sei „ein endlicher, kein Gott, sondern ein Götze", so spricht er ihm hiermit jede Berechtigung, jede Wahrheit ab und vergißt, daß ja auch er in seinem Gottesbegriff Gott nicht blos intramundan, sondern auch extramundan denken muß, weil er ihn sonst wie der Pantheismus ganz und gar in die Einzelerscheinungen zerfließen ließ. Der deistische Gott ist daher kein absolut falscher, kein Götze, sondern ein nothwendiges positives Moment des wahren lebendigen Gottes; er ist auch nicht ein bloßer Bruchtheil der Gottheit, sondern der ganze Gott, und die Einseitigkeit desselben besteht blos darin, daß er allein in der Form der Concentration gedacht wird, während ihn der Pantheismus nur in der Form der Expansion denkt. Soll die Vermittelung des Deismus und Pantheismus nicht eine bloße Abstraction, gleichsam das inhaltlose Nichts, die Null zwischen den entgegengesetzten Größen der positiven und negativen Zahlenreihe sein, so darf sie die beiden einander gegenüberstehenden Gottesbegriffe in sich nicht vernichten, sondern muß sie im Gegentheil zur gleichberechtigten Existenz in sich erheben, was eben dadurch geschieht, daß sie in ihnen denselben Grundbegriff, denselben substantiellen Gehalt erblickt und erkennt, daß sie nur zwei verschiedene Formen Eines und Desselben sind und daß eben auf diesem Unterschied der Formen, auf dem Wechsel von Concentration und Expansion, von Beisichsein und Außersichsein das unendliche Leben, die Metamorphose der ewigen Substanz beruht. Aus diesem Grunde steht auch die deistische Vorstellung, welche die Welt der Gottheit gegenüber nicht blos als ein Geschöpf derselben, sondern als einen Abfall von ihr faßt, mit der vermittelnden Gottesidee keineswegs in absolutem Widerspruch, sondern auch sie muß als ein nothwendiges Moment in sie mitaufgenommen und nur nicht als die allein wahre Vorstellung betrachtet werden. Es verlangt dies nicht nur der Begriff der Vermittelung als solcher, der die Gegensätze zu ihrem vollen Rechte gelangen lassen muß, sondern auch die empirische Betrachtung des Weltlebens und des Verhältnisses der Welt zu Gott. Die Welt zeigt sich uns keineswegs blos in der Form des Einsseins mit Gott, sondern auch in der Form des Abfalls von ihm, d. h. nicht blos als vollkommen und in sich harmonisch, sondern auch als unvollkommen und mit sich selbst in Kampf und Widerspruch begriffen. Diese Dissonanzen lassen sich nicht wegvermitteln; zwar muß angenommen werden, daß sie im höchsten Accord des vollkommenen Gottbegriffs ihre Lösung finden; aber daß sie auch in ungelöster Form eine reale Existenz zu gewinnen vermögen, beweist eben, daß Gott nicht blos in der Form der Vermittelung, nicht blos in der Form der absoluten

Identität von Einheit und Mannichfaltigkeit, Geist und Natur, sondern auch in der Form des Gegensatzes, ja des Conflicts besteht und daß eben hierauf sein lebendiges, dreifaltiges Sein beruht. Wenn also Carriere den deistischen Gott geradezu als Götzen bezeichnet, raubt er seinem eigenen Gott ein wesentliches, nothwendiges Moment seines Wesens und tritt in Widerspruch mit Dem, was er kurz vorher über die Berechtigung des Deismus und Pantheismus selbst gesagt hat. Es heißt S. 15:

Hätten die geschilderten gegensätzlichen, in ihrer Einseitigkeit ungenügenden Anschauungen gar keine Wahrheit, so würden sie nicht existiren, so würden so Viele sich nicht mit ihnen befreunden und befriedigen können; wir dürfen sie darum nicht schlechthin verwerfen, sondern es gilt vielmehr, die Wahrheit, welche in jeder vorhanden, zu erfassen und aus diesen verschiedenen Bausteinen, welche durchaus zueinander gehören, den Dom des Glaubens und Wissens zu errichten und in der Erkenntniß einer im Unterschiede sich bestimmenden und offenbarenden Einheit, eines unendlichen Selbstbewußtseins und weltumfassenden Gottesgeistes den Deismus wie den Pantheismus aufzuheben, indem ihre richtige Idee erhalten bleibt.

Dieser Anschauung, worin sich die Grundtendenz seines Werks ausspricht, können wir unsere vollste Zustimmung nicht versagen, und wenn wir im Vorangehenden gegen die Art und Weise, wie er diese Tendenz verfolgt und seinen Gottesbegriff entwickelt und im Einzelnen bestimmt, Manches zu erinnern gefunden haben, so hebt dies unsere Anerkennung Dessen, was das Ziel und Resultat seines Strebens ist, nicht im mindesten auf, ja wir haben unsere Einwendungen nur darum specieller entwickelt, weil uns in hohem Grade darum zu thun ist, daß die von Carriere aufgestellte, im Wesentlichen von uns getheilte Gottesidee in möglichster Reinheit durchdringen möge.

Die beiden folgenden Abschnitte „Gott in der Natur" und „Der Mensch" enthalten in nuce die Grundzüge einer Naturphilosophie und Anthropologie, wie eine solche dem aufgestellten Gottesbegriff entspricht und wie sie dem Zwecke des nicht blos belehren, sondern auch erbauen wollenden Buchs angemessen ist. Natürlich kann hier nur das Wichtigere, dem allgemeinen Interesse und der unmittelbaren Erfassung Näherliegende in den Kreis der Betrachtung gezogen, Vieles nur im Fluge berührt werden; aber die Gewandtheit, mit welcher Carriere den Leser auf kurzem und aussichtreichem Wege durch das Gebiet weitschichtiger Wissenschaften zu führen und ihm eine Rundschau über die einzelnen Partien zu verschaffen weiß, ist wirklich bewundernswürdig. Die nächstfolgenden Abtheilungen sind den ethischen Fragen, insbesondere dem schwierigen Problem über die Entstehung und Bedeutung des Bösen in der Welt und über die Vereinbarkeit der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Allmacht gewidmet. Ohne sich hier auf eine wirkliche Untersuchung der eigentlich kritischen Punkte und Antinomien einzulassen, gibt er doch von seinem Gottesbegriff aus eine solche Erklärung derselben, die nicht blos das religiöse Gefühl und das Sittengesetz, sondern auch das wissenschaftliche Bedürfniß zu befriedigen vermag, besonders wenn man dabei, wie wir oben als nothwendig nachgewiesen haben, das die Gegensätze vermittelnde Element in Gott von vornherein nicht als das einzige, sondern nur als das höchste Moment seines Wesens betrachtet und auch den Gegensätzen der Welt als solchen eine nicht blos in Harmonie, sondern auch im Kampf begriffene Existenz einräumt. Dieser Idee gemäß sieht auch Carriere den Sündenfall und die Scheidung der Völker als eine Zerklüftung der Welt und des Menschen in sich und als eine Entfremdung von Gott an und betrachtet die Hoffnung der Juden auf den Messias und ähnliche Ahnungen anderer Völker als den Ausdruck der Sehnsucht, die verlorengegangene Einheit mit Gott wiederherzustellen; und ganz dem entsprechend gilt ihm auch Christus gerade insofern als der Heiland und Erlöser, als derselbe diese Sehnsucht wirklich befriedigt und durch Wort und That gezeigt hat, daß wirklich der Mensch in seiner Reinheit und Idealität mit Gott Eins ist. Die in der Christuslehre sich aussprechende Gotterkenntniß und die sittliche That Christi ist ihm daher auch die eigentliche Göttlichkeit des Gottmenschen; er sieht sie also nicht in den mit ihm in Beziehung gebrachten Wundern, denn er, der „Gott und die Natur nicht trennt, sondern in den Gesetzen der Natur die Wirklichkeit vom Willen Gottes erkennt, vermag, wie er selbst sagt, seine Macht und Größe nicht in einer Unterbrechung oder Durchlöcherung des Weltzusammenhangs, in einem Widerspruche mit ihm selbst zu suchen". Er faßt daher auch seine Bedeutung als Sohn Gottes, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt in rein geistigem Sinne, und so sieht er auch im Heiligen Geist nichts Anderes als „das Gottesbewußtsein im Menschen, wodurch die Welt sich in Gott wie Gott sich in der Welt weiß, das Liebegefühl der Versöhnung".

Von der Person Christi und des von ihm ausgehenden Heiligen Geistes wendet sich der Verfasser zur Entwickelung des Christenthums in der Weltgeschichte und zur Darlegung des Einflusses, den es auf den Menschen und die Menschheit überhaupt, auf die Formen der Gesellschaft und des Staats, auf die Wissenschaft und Kunst ausgeübt hat. Diesen Betrachtungen sind die Abschnitte „Christus in der Weltgeschichte (Kerkergedanken eines deutschen Republikaners)", „Das Christenthum und die Germanen", „Dogmatik, Scholastik, Mystik", „Die Reformation", „Die christliche Kunst", „Das Volksbewußtsein und die Philosophie" und „Der christliche Staat" gewidmet. Die inhaltreichsten derselben sind jedenfalls die auf die Kunst und Wissenschaft bezüglichen, denn sie enthalten wieder eine gedrängte Uebersicht über die Hauptentwickelungsmomente, welche die Geschichte der Menschheit auf diesen Gebieten durchzumachen gehabt hat, und geben neben dem leitenden Faden der dem Verfasser selbst angehörigen Gedankenreihe zugleich eine reiche Blumenlese aus den Werken der in Betracht gezogenen Dichter und Denker. Sehr beherzigenswerth ist Das, was er über den christlichen Staat sagt. Er verlangt einen solchen, denn für die Gründung desselben leide und wirke seit Jahrtausenden di

Menschheit; aber er will, daß er ein sittlicher sei, keine bloße Rechts- und Polizeianstalt, nicht ein confessioneller, sondern ein auf der Substanz der christlichen Gesinnung als einer Ordnung des christlichen Lebens ruhender. Die Staatseinrichtungen, fodert er, haben in der christlichen Welt dafür zu sorgen, wie Noth und Roheit allerwärts aufgehoben und Brot und Bildung gewährt werden. Weil jeder Mensch eine originale Individualität sei, bedürfe er auch einer Sphäre der Außenwelt, in welcher sein Ich sich darstelle, in welcher der freie Wille eine eigenmächtige Wirksamkeit habe. Dem Fürsichsein entspreche das Fürsichhaben. Darum müsse der Privatbesitz nicht vernichtet, sondern Allen ermöglicht werden, und für Denjenigen, welcher ihn nicht erlangen könne, müßten Alle solidarisch verbunden sein, daß er dennoch lebe. Zugleich aber müsse der Menschheit durch Lehre und Sitte zu Gemüthe geführt werden, daß der Besitz nicht Zweck, sondern Mittel des Lebens sei, damit das Herz nicht an der Erde, am Mammon haften bleibe. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit", das müsse der höchste Grundsatz sein, damit nicht Einer den Andern in der Hetzjagd der Concurrenz zu übervortheilen oder zugrunde zu richten, auf den Ruin des Andern sein Haus zu bauen, aus dem Verlust des Andern seinen Gewinn zu ziehen trachte, sondern Jeder für sich und Alle zugleich thätig sei, indem Jeder die seiner Natur gemäße Arbeit freudig und gut verrichte und die Früchte derselben den Andern, die ein Gleiches thun, zum Mitgenusse biete. Der christliche Staat müsse, auf die Association der einzelnen Kräfte gegründet, vor allem Uebung dieser Kräfte, tüchtige Thätigkeit verlangen und dieselbe achten, müsse die Menschen, welche den äußern Beruf nach dem innern erwählt haben, zu einer Organisation der Arbeit führen, welche Erzeugung und Verbrauch regle und, statt Viele für Wenige auszubeuten, Jedem das Seinige gebe und ihn für die öffentlichen Ausgaben nach seinem Einkommen beisteuern lasse u. s. w. Grundsätzen wie diesen wird gewiß jeder Wohldenkende zustimmen und wünschen, daß sie sobald als möglich realisirt werden möchten. Damit sieht es einstweilen freilich noch wenig tröstlich aus, denn die Erkenntniß des Ziels erscheint hier leichter als die Auffindung der Mittel und Wege, die zum Ziele führen. Inzwischen ist es immer verdienstlich und nothwendig, Jedem das Ziel, welches erstrebt werden muß, recht klar und bestimmt vor Augen zu stellen. Ist erst die Erkenntniß durchgedrungen, wird sich aus ihr auch die That entfalten.

Den Schluß des trefflichen Buchs, eine Zugabe der zweiten Auflage, macht ein Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten", worin der Verfasser die Idee der Unsterblichkeit behandelt. Es enthält zugleich eine poetische Fassung der das ganze Buch durchdringenden Grundidee, eine Ueberwindung der einseitig pantheistischen und einseitig idealistischen Weltanschauung durch die beide versöhnende Gottanschauung. Die letztere spricht sich am reinsten in einem dem Girondisten Vergniaud in den Mund gelegten Glaubensbekenntniß aus, mit dessen erster Strophe wir diesen Bericht schließen wollen. Sie lautet:

> Den Gott bekenn' ich, der durch eignes Wollen
> Sich selbst und Alles in sich schafft und trägt;
> Und wie die Stern' am Firmamente rollen,
> Sein Lebenspulsschlag ist's, der sie bewegt,
> Der das Geschiedenste zum wundervollen
> Einklang der Schönheit und der Lieb' erregt.
> Und durch die Harmonie der Sphären schall' es:
> Nichts ist denn Gott, und Gott ist Eins und Alles!

Adolf Zeising.

Fichte und Schelling.

Fichte's und Schelling's philosophischer Briefwechsel, aus dem Nachlasse Beider herausgegeben von I. H. Fichte und K. F. A. Schelling. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Das literaturgeschichtliche Interesse, welches unter uns besonders seit dem epochemachenden Werke von Gervinus immer mehr in Aufnahme gebracht worden ist, kommt auch der Philosophie und ihrer Literatur zugute. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß dieses Interesse hier seine Schattenseite hat. Die allzu eifrige Beschäftigung mit dem Vergangenen lenkt gar leicht den Blick ab von Dem, was der Gegenwart noththut; das Bedürfniß einer selbständigen philosophischen Ueberzeugung, die ein jedes Zeitalter nur gewinnen kann durch eigenes angestrengtes Weitergehen auf den Wegen, die ihm durch seine Vorgänger gebahnt sind, beschwichtigt sich, anstatt sich zu befriedigen, durch das immer wiederholte Betreten der bereits ausgetretenen Wege, und man gewöhnt sich unvermerkt daran, in Dem, was nur Mittel sein sollte, den Zweck, in dem Verständniß der zur Geschichte gewordenen Gestaltungen der Philosophie die Philosophie selbst zu erblicken. Die Gunst, welche den Vorgängern zugewandt wird, wird den Nachfolgern entzogen; es bildet sich fast unbesehens das Vorurtheil, daß diese nur Epigonen sind, nur Epigonen sein können, und erschwert ihnen noch mehr die ohnehin schon so schwere Arbeit, sich für das Neue, was sie vielleicht wirklich zu bringen im Stande wären, Gehör zu verschaffen. So ist der Stand der Dinge im gegenwärtigen Zeitmoment. Ob dieser wirklich so unfruchtbar ist an selbständiger und weiterfördernder philosophischer Denkarbeit, wie es die lauten Schreier über das Epigonenthum unserer Gegenwart dem Publicum eingeredet haben, dem Publicum, dessen Bequemlichkeitsliebe nur allzu gern solchen Vorwänden Gehör gibt, um sich der Anstrengung des Eingehens in neue Gedankenbildungen überhoben zu finden: darüber wird erst die Folgezeit ein gültiges Urtheil abgeben können. Einstweilen müssen sich die wirklichen Arbeiter im Weinberge philosophischer Speculation diesen Stand der Dinge gefallen lassen und aus ihm für sich selbst und für die Aufgabe, die ihnen zu lösen obliegt, den besten Vortheil ziehen. Und wäre es nicht ein Vortheil, ein vielleicht unschätzbarer Gewinn für alle zukünftige Fortentwickelung der Speculation, wenn sie, diese Arbeiter, sich die Mahnung zu Herzen nähmen, welche in dem jetzt so ausschließlich nur der Vergangenheit zugewandten Interesse für sie liegt, fortan Das zu thun, was mit wenigen Ausnahmen ihre Vorgänger bisher unterlassen haben, nämlich bei jedem neuen Schritte auf dem Wege der Gedankenproduction der Arbeit dieser Vorgänger gewissenhaft Rechnung zu tragen und all ihr productives Thun so vollständig als nur immer möglich mit dem Bewußtsein des bereits Gethanen und seiner innern organischen Zusammenhänge zu durchdringen? Wer will uns sagen, ob nicht auf diesem Wege und nur auf ihm in der That für die Philosophie zu erreichen ist und vielleicht in nicht mehr ferner Zukunft erreicht werden wird, was bisher so oft, von Einigen mit aufrichtigem Schmerz, von Andern mit höhnender Schadenfreude, an ihr vermißt worden ist: die Mög-

lichkeit eines stetigen und sichern Fortschritts, demjenigen analog, dessen sich die mathematischen Wissenschaften schon seit dem Alterthum, die empirischen aber erst seit der Renaissanceperiode zu erfreuen haben?

In diesem Sinne und mit dieser Erwartung für die Zukunft freuen denn auch wir uns einer jeden Bereicherung der Geschichte und Literatur der Philosophie, sei es, daß dieselbe in einem neu aufgefundenen oder mitgetheilten Material oder in der gründlich eindringenden Bearbeitung eines Zweigs oder Gliedes dieser Literatur und Geschichte bestehe. Das vorliegende Büchlein enthält einen Beitrag der erstern Art und zwar einen sehr werthvollen. Daß Fichte und Schelling eine zeitlang (in den Jahren 1799 bis Anfang 1802; nur eine die Uebersendung einer Druckschrift begleitende Zuschrift Schelling's an Fichte ist bereits aus dem Jahre 1794) miteinander Briefe gewechselt, wußten wir schon aus der Biographie des erstgenannten Denkers. Es ist dankenswerth, daß die Angehörigen beider Männer uns diese Briefe nicht vorenthalten haben. Sie haben in der Mittheilung die Verhandlungen über Persönliches bedeutend gekürzt; auch das ist lobenswerth, der Zumuthung gegenüber, die uns jetzt bei dergleichen Mittheilungen so oft gemacht wird, um einiger dünn ausgestreuten guten Körner willen eine Masse von Spreu in den Kauf zu nehmen. Was von solchen Verhandlungen geblieben ist, das betrifft zum größern Theil den längere Zeit hindurch von beiden Männern gehegten und eifrig betriebenen Plan einer in enger Gemeinschaft unter sich und mit einigen Gesinnungsgenossen zu unternehmenden Zeitschrift, welche — dahin ging unter den verschiedenen Entwürfen, deren hier gedacht wird, wenigstens der eine, vorläufig von Schelling mit Cotta verabredete und bei Fichte lebhaft befürwortete — das ganze Gebiet der Wissenschaft und der Kunst umfassen sollte. Wie ist es zu bedauern, daß diese Zeitschrift nicht in der beabsichtigten Weise zustande kam! Wie anders hätte durch sie in jener wichtigen Uebergangsperiode nach so manchen Richtungen hin unsere Literatur, namentlich die philosophische sich gestalten können! Wie wäre eine solche Zeitschrift vielleicht ein Bindemittel zwischen jenen beiden Männern selbst geworden und geblieben, deren wissenschaftliche Differenz fürwahr nicht von der Art war, daß sie nothwendig auch zu einem persönlichen Bruche führen mußte! Ich berühre hiermit den Punkt, der sich beim Lesen dieses Briefwechsels ohne Zweifel jedem Leser zu einer ernsten und, wenn sie mit ernstem Sinne vollzogen wird, gewiß auch lehrreichen Erwägung aufdrängt. Die mitgetheilten Briefe enthalten nach beiden Seiten, der wissenschaftlichen und der persönlichen, die ersten Keime jenes Misverständnisses, welches später zu einem offenen Bruche zwischen beiden Denkern, zu feindseligen Angriffen von und nach beiden Seiten geführt hat. Ueber diesen Bruch hat sich unter uns, hauptsächlich durch Einfluß einer Anschauungsweise über die Natur des philosophischen Fortschritts, welche in der Philosophie Hegel's ihre Wurzeln hat, die Ansicht gebildet, daß er ein unvermeidlicher war und gar nicht als ein Uebel zu beklagen ist. Schelling, so pflegt man es in den Kreisen, die überhaupt an jenem Ereigniß ein Interesse nehmen, meist anzusehen, war der Vorgeschrittene, er konnte eben infolge seines Fortschritts nicht anders als seinem Vorgänger entgegentreten. Fichte, der Zurückgebliebene, der durch seine eigenthümliche Mission auf den Standpunkt Gestellte, den eben Schelling in Kraft der seinigen zu überschreiten hatte, konnte das Recht des höhern Standpunkts nicht anerkennen, er mußte, er mochte wollen oder nicht, den Vorgeschrittenen als seinen Feind behandeln. Freilich hatte eben dieser Fichte bei Gelegenheit der gegen ihn gerichteten Erklärung Kant's — über die sich, um dies beiläufig zu bemerken, Fichte in diesen Briefen ebenso billig, besonnen und masvoll äußert, wie dagegen Schelling mit jugendlich leidenschaftlichem, selbst in unwürdige Aeußerungen über den bisher doch auch von ihm so hochverehrten Greis ausbrechendem Ungestüm — die denkwürdigen Worte gegen Schelling ausgesprochen (man kannte dieselben bereits vor Veröffentlichung des Gegenwärtigen): „Wer weiß, wo schon jetzt der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehen und dieser Unrichtigkeiten und Unvollständigkeit nachzuweisen versuchen wird. Verleihe uns dann der Himmel seine Gnade, daß wir nicht bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten und wir würden uns darauf sicherlich nicht einlassen, stehen bleiben, sondern daß einer von uns, oder wenn dies uns selbst nicht mehr zuzumuthen sein sollte, statt unserer ein in unserer Schule Gebildeter dastehe, der entweder die Richtigkeit dieser neuen Entdeckungen beweise, oder, wenn er dies nicht kann, sie in unserm Namen annehme." Ich glaube, daß, wer mit der gehörigen Sachkenntniß ausgerüstet den philosophischen Theil des vorliegenden Briefwechsels aufmerksam durchgeht, mit mir die Ueberzeugung theilen wird, daß es bei fortgesetztem persönlichen und brieflichen Verkehr beider Männer Schelling würde haben gelingen können, Fichte bei diesem Worte festzuhalten und ihm für seine, Schelling's, spätere Leistungen dieselbe Duldung nicht nur, sondern Anerkennung abzugewinnen, die wir Fichte hier so reichlich und so unverkennbar aufrichtig seinen frühern Arbeiten zollen sehen, auch denjenigen, in deren eigentliche Tendenz er sich nicht ganz zu finden wußte. Schelling selbst hat, wie Referent aus mündlichen Unterredungen mit dem nun auch Abgeschiedenen in Erfahrung gebracht, diese Ueberzeugung bis in die spätern Jahre seines Lebens festgehalten; er schob die Schuld des gestörten persönlichen Verhältnisses auf Hegel, der durch seine unvorsichtigen Kritiken der Fichte'schen Lehre Fichte verletzt und ihm den Glauben an die Möglichkeit eines fernern Zusammengehens benommen habe. Daß freilich Fichte Schelling auf seinem Wege nicht eigentlich folgen konnte, davon lag der Grund in der damals noch nicht und von Schelling wol auch später nie ganz überwundenen Unreife der Schelling'schen Speculation selbst, welche in den streng geschlossenen Zusammenhang der Wissenschaftslehre eine Bresche schoß, der Fichte sein durchaus klares und gediegenes Bewußtsein über diesen Zusammenhang entgegenzustellen ein gutes Recht hatte. Dennoch hätte Fichte, ohne diesem Bewußtsein etwas zu vergeben, Schelling gewähren lassen und seiner gewiß aufrichtig gemeinten Versicherung, daß, wie verschieden auch die Wege seien, sie in dem letzten Ziele sicherlich wieder zusammentreffen würden, Glauben beimessen können, wäre er nicht von jener Seite durch die übereilte Behauptung, daß man in der That etwas wolle, was Fichte nicht gewollt habe und nie wollen könne, zurückgestoßen worden. Auch Fichte hatte in seiner Philosophie eine Region, von der er sich deutlich bewußt war, daß sie noch einer weitern Durcharbeitung bedürfe, einer Durcharbeitung, über deren mögliche Ergebnisse er noch nicht mit sich abgeschlossen hatte. Es ist dieselbe Region, in die er mit seinen spätern Arbeiten wirklich eingetreten ist. Die Aeußerungen im gegenwärtigen Briefwechsel bringen klar zutage, wie sehr Fichte der Sohn in seinem Rechte ist, der es stets behauptet und, wie ich dafür halte, durch seine Darlegungen auch erwiesen hat, daß diese Region von Anfang an der Philosophie seines Vaters nicht fremd war, und daß mithin diese die Principien ihres Standpunkts nie verändert hat, wenn auch der Standpunkt selbst mit der Zeit ein anderer werden mußte. Für die Anschauungen nun, die sie von diesem durch ihre eigene innere Entwickelung, nicht durch äußern Einfluß veränderten Standpunkt gewinnen sollte, hätte ein fortdauernder freundschaftlicher Verkehr mit Schelling von unberechenbarer Bedeutung werden können. Dafür bürgt uns das Verhalten Fichte's zu Schelling's frühern Arbeiten, bürgt uns insbesondere auch der Einfluß, den Fichte, wie Schelling selbst dies wiederholt bemerkt und vielleicht nachdrücklicher noch, als nöthig war, betont hat, diesen Arbeiten und sogar noch einigen spätern (ich meine insbesondere die Schrift „Philosophie und Religion") auf Gedankenentwickelung und Gedankenausdruck seiner Philosophie gestattet hat.

Nachdem der Bruch einmal erklärt war, da nun Aller-

dings trat der Eigensinn und die Schroffheit von Fichte's persönlichem Charakter in einer Weise hervor, welche den Gegnern jeden Versuch einer Wiederannäherung so gut wie unmöglich machen mußte. Bereits in dem vorliegenden Briefwechsel zeigen sich die Spuren dieser Charaktereigenschaften. Wir wissen aus seinem Verhalten gegen andere Gegner, daß Schelling in nicht geringerm Maße als Fichte mit diesen Eigenschaften behaftet war, ja daß sie vielleicht bei ihm noch tiefer in dem innersten Kern des Gemüths wurzelten, noch mehr seinem gesammten persönlichen Auftreten eine Beimischung von Herbheit und Ueberspannung des Selbstgefühls gaben, welches auch auf seine wissenschaftliche Haltung nicht ohne trübenden Einfluß geblieben ist. Allein Fichte gegenüber erscheint doch Schelling sowol hier als auch späterhin immer in dem Vortheil, den ihm sein der Intention nach, wenn auch nicht der wissenschaftlichen Ausführung nach unstreitig überlegener Standpunkt sicherte. Wir sehen ihn den hin und wieder schon ziemlich verletzenden Angriffen Fichte's mit klarer Besonnenheit und ruhiger Milde begegnen und persönlich ebenso wie wissenschaftlich eine maßvolle und würdige Haltung behaupten. Auch der spätern Streitschrift Schelling's gegen Fichte (aus dem Jahre 1806) wird man, so scharf einschneidend sie ist, eine Verletzung dieser Haltung nicht vorwerfen können, wenn man in Erwägung zieht, was von Fichte's Seite vorangegangen war, sowie allen seinen sonst bekannt gewordenen Aeußerungen über Fichte. Dagegen tragen Fichte's vom Katheder und in Druckschriften nur allzu reichlich erfolgte Ausfälle gegen Schelling durchgängig ein Gepräge bissiger, verblendeter Leidenschaft, welches an seinem sonst so edeln und großartig tüchtigen Charakter als ein dunkler Flecken haftet und doppelt betrüben muß, wenn man aus vorliegendem Briefwechsel gewahr geworden ist, wie ein schönes und würdiges Freundschaftsband zwischen beiden Männern sich zu bilden auf dem Wege war. Hätten sie doch Beide in dem auch von ihnen so verehrten Dichterpaar Goethe und Schiller ein Vorbild für ihr eigenes gegenseitiges Verhältniß erblicken wollen! Es mag sein, daß es schwerer ist und einen höhern Grad von Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung erfodert, zwischen zwei philosophischen Denkern, die auf verschiedenen Wegen Einem Ziele, in dem sie sich einig wissen, entgegenstreben, ein sittliches Einverständniß und gegenseitig fördernden, freundschaftlichen Wechselverkehr zu unterhalten, als zwischen zwei Künstlern oder Dichtern von verschiedener Begabung, aber in den wesentlichsten Punkten übereinstimmender Weltanschauung. Aber unmöglich ist es sicherlich nicht, und den beiden im gegenwärtigen Briefwechsel dem Leser wie sich einander selbst auch menschlich so nahe tretenden Heroen unserer deutschen Philosophie war durch ihre wissenschaftliche und durch ihre persönliche Stellung ein solches Verhältniß so nahe gelegt, daß sie nicht von sittlicher Verantwortung freizusprechen sind, wenn sie es unterlassen haben, der Nation dieses wohlthuende und erhebende Schauspiel darzubieten.

Das philosophische Interesse der vorliegenden Briefe beruht, wie der Leser es von vornherein vermuthen und nach unsern obigen Bemerkungen noch bestimmter erwarten wird, hauptsächlich in der Erörterung der in Schelling's damaligen Schriften allmälig hervortretenden Differenz des Standpunkts beider Denker. Der Kernpunkt dieser Differenz kann nicht bestimmter ausgedrückt werden als mit den Worten Fichte's in dem Briefe Nr. XXIX (S. 108 fg.): „Unsere Differenzpunkte kann ich mit wenigen Worten Ihnen angeben. Das Absolute (über welches und dessen Bestimmung ich mit Ihnen völlig einverstanden bin, auch die Anschauung desselben seit langem besitze) existirt unter der Form der quantitativen Differenz, behaupte ich in meiner Darstellung *), sagen Sie. Dies ist es freilich, was Sie behaupten, und gerade deswegen habe ich Ihr System irrig gefunden und die Darstellung desselben — weil durch keine Folgerung und Erörterung richtig werden kann, was im Princip nicht taugt — beiseite gelegt. Ebenso thut Spinoza und aller Dogmatismus, und dieses ist das πρῶτον ψεῦδος desselben. Das Absolute wäre nicht das Absolute, wenn es unter irgendeiner Form existirte. Woher nun aber auch die Form — allerdings der Quantität, auch hierüber bin ich mit Ihnen einverstanden — unter der es erscheint, komme, wo eigentlich diese Form einheimisch sei, oder auch, wie denn das Hier erst zu einem Unendlichen und dann zu einer Totalität des Mannichfaltigen werde, das ist die Frage, welche die bis zu Ende gekommene Speculation zu lösen hat, und welche Sie, da Sie diese Form schon am Absoluten und mit ihm zugleich finden, nothwendig ignoriren müssen." Fichte und Schelling sind also darüber einig, daß das Absolute dem Geiste, der es denkt, in einer bestimmten Form erscheint. Sie sind ferner darüber einig, daß diese Form ursprünglich oder im Princip keine andere als die Form quantitativer Differenz sein kann. Allein Fichte behauptet, daß diese Form nicht dem Absoluten als solchem, sondern den Gesetzen unsers Denkens angehört. Schelling dagegen behauptet, daß sie dem Absoluten selbst angehört, daß sie in der Nothwendigkeit der Selbstobjectivirung des Absoluten begründet sei und darum (in diesem Darum liegt ein ungeheuerer Sprung, den Fichte wol herausgefühlt hat, ohne aber durch sich selbst über ihn ins Klare zu kommen) auf ein quantitatives Ueberwiegen, hier des subjectiven, dort des objectiven Moments hinauskommen müsse. Sollte es hier, bei fortgesetztem freundschaftlich-wissenschaftlichem Verkehr und aufrichtig gutem Willen von beiden Seiten, Schelling so unmöglich gewesen sein, Fichte zu überzeugen, daß die Form, da sie einmal da ist, wenn auch zunächst für uns da ist, nothwendig in dem Absoluten, welches ja Fichte ebenso sehr wie Schelling anerkennt, ihren Grund haben müsse? Fichte so unmöglich, Schelling zu überzeugen, welch eine vage und leere Willkür in dem Gedanken oder vielmehr Ungedanken eines wechselnden „relativen Ueberwiegens" des subjectiven oder des objectiven Moments liegt? ein Gedankenunding, in welchem sich freilich Schelling durch die bald darauf beginnende stolze Vereinsamung des Speculirens immer mehr verhärtet und, wie wir jetzt wissen, noch ein halbes Jahrhundert hindurch, bis zum letzten Athemzuge seines Lebens darin befangen geblieben ist. Und wenn denn beide Denker sich so wechselsweise von dem Grundfehlgriff ihrer beiderseitigen Speculation überzeugt hätten, was hätte ihnen dann näher gelegen, was wäre ihnen insbesondere durch den Ausgangspunkt der Kant'schen Philosophie, auf den zurückzugehen sie sich eben dadurch hätten veranlaßt finden müssen, näher gelegt gewesen, als das Princip der Form, das heißt, nach der übereinstimmenden Einsicht beider, der Quantität, der quantitativen Urdifferenz, die alle andern Differenzen bedingt, da zu suchen, wo es allein zu finden, aber auch wirklich zu finden ist: in den Begriffen der Zahl, des Raums und der Zeit als inwohnender Momente des Absoluten, ohne welche kein Sein überhaupt, und weil kein Sein überhaupt, auch kein absolutes Sein gedacht werden kann?

Christian Hermann Weiße.

*) Es ist hier die begonnene, aber unvollendet gebliebene „Darstellung meines Systems der Philosophie" in Schelling's (älterer) „Zeitschrift für speculative Physik", Bd. 2, Heft 2, gemeint.

Neuere satirische Dichtungen.

1. Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk von Sebastian Brunner. Regensburg, Manz. 1855. Gr. 16. 13½ Ngr.
2. Die Lichtfreunde. Eine Thierkomödie. Von Theodor Meyer-Merian. Berlin, Springer. 1856. Gr. 16. 7½ Ngr.
3. Moderne Walpurgisnacht. Dramatisches Charivari. Zweite Auflage. Berlin, Hirsch. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Deutschen haben unzweifelhaft einen sehr ausgesprochenen Hang zur Satire und zum Sarkasmus. Faust ist nur

die eine Seite des Deutschen, Mephistopheles die andere. Das eine Extrem erzeugt nothwendig das entgegengesetzte. Der boshafte, höhnisch-sarkastische Mephistopheles, welcher den Idealisten Faust auf Schritt und Tritt persiflirt und verhöhnt, hat nichts mit dem gemüthvoll-wehmüthigen Shakspeare'schen Narren gemein und ist ein wesentlich deutsches Geschöpf, wie keine andere Literatur ein solches aufzuweisen hat. Diese Mephistophelisch-Faustische Doppelrichtung können wir in der deutschen Literatur von Eulenspiegel an bis auf Heinrich Heine herab genau verfolgen. Periodisch stand die satirische Literatur in Deutschland sogar im Vordergrunde, wie zur Zeit der Geiler von Kaisersberg, Fischart, Sebastian Brandt, Sebastian Franck, Thomas Murner u. s. w. Selbst die Kanzelberedtsamkeit bemächtigte sich zeitweise dieses Elements, wie dies unter Andern der genannte Geiler von Kaisersberg und Abraham a Sancta Clara beweisen. Auch unsere classischen Dichter widerstanden zum Theile diesem Triebe nicht; Wieland schrieb die „Abderiten", Lessing warf kleine satirische Pfeile in der Form von Epigrammen aus, Goethe trieb gern allerlei Schabernack, und selbst so ausgezeichnete Gelehrte wie Kästner und Lichtenberg, dieser vielleicht der bedeutendste deutsche Satiriker späterer Zeit, schwangen die Geißel der Satire. Sogar der idealistische ernste Schiller schleuderte im Bunde mit Goethe die Wurfgeschosse der Xenien in den Literatenhaufen, ohne viel Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie neben dem Feind auch den Freund träfen. Während aber die Satiriker der ältern Periode eine höhere Richtung der Satire anbauten, indem sie den faulen sittlichen Zuständen ihrer Zeit zu Leibe gingen, beschränkt sich die Satire, soweit sie eben literarischen Charakter beanspruchen darf, in neuester Zeit wesentlich auf literarische Zustände und verschmäht dabei nicht, auch persönlich zu werden, was uns unter allen Umständen als ein bedenkliches Symptom eintretender allgemeiner Säfteverderbniß gelten muß. Wir werden es in Folgendem mit einigen Erscheinungen dieser Art zu thun haben, die sich meist mehr durch Derbheit oder Grobheit als Witz auszeichnen.

Sebastian Brunner, den Verfasser der „Keilschriften", haben wir schon bei einem frühern Anlaß den „ultramontanen Heine" genannt. Freilich, wenn wir dem „Schlesischen Kirchenblatt" glauben wollen, so ist dieser „Doctor der Theologie und Philosophie", auch Dekan der philosophischen Facultät in Wien und Redacteur der famosen „Wiener Kirchenzeitung", „im 19. Jahrhundert Das, was im 16. ein Brandt, Kaisersberg u. A. waren, nur mit dem Unterschied, daß diese zumeist mit dem Strom gegen Staat und Kirche gingen, während jener gegen den Strom für Kirche und Staat einsteht". Weiter sagt die „Schlesische Kirchenzeitung": „Die glaubens- und charakterlosen, Rom stürmenden phrasenreichen Schöngeister der Neuzeit haben an Brunner einen ebenbürtigen, gewaltigen Gegner gefunden, der ihre Karten durchschaut und ihre Gehaltlosigkeit aufdeckt." Es wird dann weiter behauptet, daß die „feigen Literaten" diesen „gewaltigen" Sebastian Brunner „todtzuschweigen" beflissen seien. Diese armen Böcke von „Literaten", auf die jetzt Jedermann seine eigenen Sünden abladet! Was könnte auch bequemer sein? Die ganze Generation steht ja so rein, so uneigennützig, so tugendhaft, so würdevoll, so Bewunderung erregend und erhaben da, daß man darüber fast schwindelig werden möchte; nur die deutschen „Literaten" sind die Auswürflinge dieser erhabenen idealen Generation; sie sind es, die alles Böse anstiften, und es wundert uns fast, daß man ihnen noch nicht auch die Cholera, den Hungertyphus, die Noten des Königs von Neapel, das östreichische Concordat, die chinesische Revolution, den Aufstand der Santals und die unzähligen Bank-, Schiff-, Bein- und Ehebrüche unserer Zeit aufgebürdet hat. Zur Verwunderung wie zur Tröstung gereicht dabei nur, daß Diejenigen, von denen diese Anklagen ausgehen, ja selbst das Literatenhandwerk treiben.

Man kann übrigens Sebastian Brunner eine ergiebige satirische Ader nicht absprechen, nur ist seine Satire meist eine bitterböse, mehr in die Form der Impertinenz als des Witzes gekleidet und sehr häufig hämisch-persönlicher Art. Die in seinen „Keilschriften" enthaltene Satire „Apollo's Gesellen vor 1848" ist eine kreischende Katzenmusik, welche er Goethe und Schiller bringt und die unter Andern durch folgenden Mißton verunstaltet ist:

Und weil er (Goethe) gut scherwenzte — der große Hofscherwenz,
So hat man ihn begnadigt — zur kleinen Excellenz,
Man nennt als Dichterfürsten ihn einen Folio stets,
Wir meinen: als Charakter — war er nur ein Duodez.

Wie man auch über Goethe denken mag, so wird man doch zugeben müssen, daß dieser impertinent vulgäre Ton nicht derjenige sei, in dem man sich über einen Dichter und Denker wie Goethe aussprechen dürfe, zumal wenn man Doctor der Theologie, Dekan einer philosophischen Facultät und Herausgeber einer Kirchenzeitung ist. Doch hören wir weiter:

Politisch Dichten haßte der Goethe und Schiller gar,
Dieweil von ihnen ein jeder dazu zu politisch war;
Hofräthlein war der eine, das macht ihn still und stumm,
Der and're schweigt und beugt sich gar im Ministerium.

Und weiter:

Das sind die Dioskuren, Jupiter's Knaben dies,
Sie liegen bei ihrem Zeus im stillen Paradies;
Im Leben sind sie gelegen vor Zeus auf ihrem Bauch,
Im Tode erst versuchten sie das Rückenliegen auch.

Kurz, wenn einmal Jemand den wir glauben nicht übeln Gedanken haben sollte, in einer Schrift die barbarischen Elemente in der modernen Civilisation nachzuweisen, so würden ihm diese „Keilschriften" eine reichliche Ausbeute gewähren. Die Sache wird dadurch noch schlimmer, daß der „gemüthliche" Wiener schlau genug war, seine Impertinenzen über Goethe und Schiller einer „Gattung späterer deutscher Dichter" in den Mund zu legen, wiewol der Verfasser in einer Nachbemerkung, worin er gegen die angeblich antichristliche Gesinnung Goethe's und Schiller's polemisirt, mit anerkennenswerther Offenheit gesteht, „eigene Anschauungen" eingeflochten zu haben. Zu diesen selbsteigenen Anschauungen des Verfassers werden die angeführten Kraftstellen wol jedenfalls zu rechnen sein. Die dritte Satire beginnt mit den vielverheißenden Strophen:

Auf seinem Krankenlager liegt
Herr Heine, der Pariser,
Und schimpft aufs Vaterland, allwo
Kraft und Gesundheit ließ er.

Und wie er früher durchgespielt
Das Sündenbarometer —
So zeigt's Quecksilber jetzt in ihm
Auf ein Bekehrungswetter.

Da Heine noch in seinen „Vermischten Schriften" ähnliche persönliche Eröffnungen über ihm misliebige Individuen gemacht hat, so muß er es sich im Grunde gefallen lassen, daß man ihm seine Auslagen und Ausfälle nun in baarer Münze zurückzahlt; freilich in Kupfergeld, ohne den Silbergehalt des Heine'schen Geistes. Ueberhaupt hat Brunner ersichtlich von Heine viel gelernt, was Heine's Manen einigermaßen zum Troste und noch mehr zur Schadenfreude gereichen dürfte. In würdigere, ernstere und edlere Formen kleidet unser Satiriker seine Anklagen gegen Nikolaus Lenau, nur daß sein bekannter milder christlicher Sinn ihn treibt, in des Dichters Wahnsinn einzig und allein ein Strafgericht Gottes zu erkennen. Gleich darauf verfällt er aber wieder in seinen cynischen Ton, wenn er in seiner Satire „Die Naturforscher" von Karl Vogt sagt:

Er hat als hocherhab'nes Vieh
Vor Niemand sich zu beugen,
Und es besteht seine Philosophie
Im Schimpfen, Essen, Zeugen;

Und wer es durch und durch versteht,
Den Säuen gleich zu werden,
Der hat das höchste Ziel erreicht
Dahier auf dieser Erden.

Ihm jubelt zu das Deutsche Reich
Von Baden bis zu Preußen,
Man hat in vollster Würdigung
Das Reichsschwein ihn geheißen.

Die letzte Strophe lautet:

Zu Bestien wurden sie ja gemacht
An euern Weisheitssitzen,
Auf die ihr selbst die Kerle gesetzt
Mit den blutigen Jakobinermützen.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser bei diesen „Kerlen mit den blutigen Jakobinermützen" zufällig auch an den seligen Joseph Görres gedacht hat. Wir übergehen die folgenden Satiren „Selbstgespräch eines modernen Tendenzverlegers", „Ring- und Nadeldichter", „Chemie über Alles" u. s. w., da wir glauben, daß die angeführten Proben hinreichen werden, um Geist und Form der Brunner'schen Satire zu kennzeichnen. Verschweigen wollen wir dabei nicht, daß Brunner manche Schäden unserer Generation und namentlich ihre Charakterlosigkeit zuweilen in treffender Weise geißelt und auch einzelne glückliche und witzige Einfälle hat, z. B. wenn er Heine's Glaubensleerheit und Zwitterstellung mit den Worten bezeichnet:

So leer als wie das leere Blatt
Zwischen beiden Testamenten,

oder wenn er einmal in seinen „Schreiberknechten" sagt:

Ihr erzeigt euch gegen Jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch steh'n, gleich der Bittschrift,
In der Mitte eingebogen.

Ueber folgende possirliche Namenzusammenstellung, die auf eine gewisse jüdische Schriftstellerclique gemünzt ist, wird man wenigstens wegen ihrer Sonderbarkeit lachen müssen:

Herr Pimpeles, Herr Pampeles,
Herr Zimpeles, Herr Zampeles,
Herr Gripeles, Herr Grapeles,
Herr Pipeles, Herr Papeles!

Herr Zwiebeles, Herr Knobeles,
Herr Schimpfeles, Herr Lobeles,
Herr Schandeles, Herr Pfandeles,
Herr Spotteles, Herr Schandeles.

Jedenfalls wird Brunner uns, dem Verfasser dieser Anzeige, nicht den Vorwurf machen wollen, daß auch wir mit dem hochverrätherischen Gedanken umgingen, ihn „todtzuschweigen."

Feiner angelegt, aber auch in weniger populären Formen bewegt sich die Satire in der Thierkomödie „Die Lichtfreunde" von **Theodor Meyer-Merian**. Das Ganze ist eine Satire gegen Diejenigen, welche sich eine höhere Weltordnung nur in Gestalt eines bloßen chemischen Processes vorstellen können, denen das Denken selbst nur eine bloße Gehirnsecretion ist. Kauz redet der Lerche ein, daß ihr Gesicht nichts tauge und daß er sie zu dem berühmten Doctor Mausner bringen wolle, der ihr das Auge curiren und sie in Stand setzen werde, alle Dinge mit der Schärfe des Kauzenauges zu betrachten und zu durchdringen. Im zweiten Act befinden wir uns in Mausner's Laboratorium; wir sehen Mausner an einer großen Kugel kneten und seinen Assistenten in einem Topfe rühren, in den er zuweilen mit einer langen Gabel hineinsticht. Der Assistent meint, er erblicke in dem Topfe nichts weiter als Klöße, während Mausner versichert, was er für Klöße halte, seien Schädel,

Drin Primitivhirnzellen circuliren
Und, angereizt, Gedanken secerniren.
An Sinn für Wissenschaft noch fehlt es dir.

Assistent
(schöpft eine trübe Brühe aus dem Kessel).

Sind dies Gedanken? — Jauche scheint es mir u. s. w.

Kauz und Lerche treten auf.

Kauz.

Was schaffet Ihr?

Dr. Mausner.

Ich die organ'sche Zelle.

Kauz.

Und Jener dorten?

Dr. Mausner.

Mein Geselle?
Der macht die Nebensachen — die Gedanken.

Dr. Mausner will nun das Gehirn der Lerche von Grund aus anders einrichten, die Lerche aber erschrickt vor dieser Operation, versteht sich jedoch endlich dazu, eine Brille zu tragen, um durch sie die Dinge in Mausner's Weise sehen zu können. Zuletzt aber wird ihr in dieser Gesellschaft von Käuzlein, Uhus und Eulen, die nicht singen können, unwohl und unheimlich, sie schwingt sich in die Lüfte empor, die Käuzlein, Eulen und Uhus fliehen kreischend nach allen Seiten in die Klüfte und die Lerche ruft von oben:

Im Lichte neugeboren —
Ich bin befreit!

Die „Moderne Walpurgisnacht" mit einer Widmung an die Manen Goethe's und dem Goethe'schen Motto: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist", ist ebenfalls in dramatischer Form abgefaßt und, worauf schon das Goethe'sche Motto vorbereitet, weniger witzig als grob. Mephistopheles führt Faust ins Weltgewühl und macht ihn hier mit politischen, religiösen, literarischen und musikalischen Auswüchsen der Gegenwart bekannt. Die Satire richtet sich gegen die Doctrin von der Umkehr der Wissenschaft, gegen Leo, Stahl, Assessor Wagner und die „Wagnerzunft", gegen das Pietistenwesen, gegen die schriftstellernden Blaustrümpfe, namentlich gegen die Gräfin Hahn-Hahn, gegen Redwitz und Putlitz, gegen Scherenberg, den „Fähnrichs-Homeros", gegen die Zukunftsmusik u. s. w. Auch die Goethe-Schiller-Erklärer, diese „impotenten Maculaturvermehrer", die Alles „hofmeisternd" klug erklären, kommen übel weg. Einer dieser „Raritätenentdecker" und „Speichel-Tellerlecker, die sich von Anderer Abfall mästen", singt:

Die Waschbücher, die geführt
Selbst mit eig'nen Händen hat
Goethe's Mutter, die Frau Rath,
Hab' ich endlich aufgespürt.
Selbst in diesem Nachlaß schon
Wittert man poet'schen Ton.

Und weiter:

Als er (Goethe) schrieb sein erst Poem,
War sein Kragen nicht gekraust;
Loses Halstuch, ganz bequem
Trug er, als er schrieb den „Faust".
Als er „Tancred" übertragen
Trug er steifen Voltairekragen.

Die Popularität der Gegenstände, gegen die sich die Satire richtet, der allgemein verständliche Ton und der hier und da ziemlich persönliche Charakter der Ausfälle scheinen diesem satirischen Drama ein größeres Publicum, vermuthlich zumeist in Berlin, verschafft zu haben, da es, laut Angabe auf dem Titel, bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

H. M.

Novellistische Literatur.

1. Bianca-Adelma. Von Marie Gabrielle Kittl. Leipzig, Hübner. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.

Wenn man nicht zufällig einer schriftstellernden Dame rücksichtsvoll gegenüberstände, so könnte man sagen, mit der Anzeige des obigen Titels sei der Pflicht eines Referenten genügt. Allenfalls ließe sich noch anführen, das Buch sei 11¾ Bogen stark, anständig ausgestattet, und es möge zur Zeit etwa 15 Ries bedrucktes Papier mehr in Deutschland geben. Aber ein Referent kommt mit bibliographischen Ermittelungen nicht davon: er soll vom Inhalt berichten, ein Urtheil abgeben, wenigstens einleiten. Nun also: die Verfasserin ist in London und dessen Umgebung ganz wohl zu Hause. Der Krystallpalast ist unter ihren Augen entstanden, und nun handelt es sich um einen alten Engländer, dem seine Kinder katholisch geworden und nach Spanien und Brasilien verschlagen sind. Eine Enkelin hat er sich wieder zu verschaffen gewußt und den Lehren der anglikanischen Kirche wieder zugeführt. Das Kind aber hat noch starke Ahnungen vom katholischen Glauben, die durch einen irrischen Pfarrer unterhalten werden. Eine andere Enkelin ist Bianca-Adelma. Ein in Spanien schon im Entstehen wieder zerrissenes Liebesverhältniß führt sie nach England, wo sie als Concertsängerin auftritt. Der verlorengegebene Geliebte, Camillo, findet sich ebenfalls hier ein. Misverständnisse sind beseitigt; da tritt aber ein ältlicher Herr aus Brasilien mit einem „Nun und nimmermehr!" dazwischen. Bianca stirbt am Blutsturz und — ja damit wäre die Geschichte zu Ende. Daß die Verfasserin die Gelegenheit sich nicht entschlüpfen läßt, um den katholischen Glauben zu verherrlichen, kann in unsern Zeiten nicht weiter auffallen, nur sind ihre Mittel herzlich schwach und wol nur für junge Mädchen ausreichend, die nichts Sonderliches gelernt haben. Die Mädchen aber, denen wir ohne Anlaß hier in einer Bildungsanstalt begegnen müssen, haben es schon bis zur Studentengelehrsamkeit gebracht, damit die Verfasserin, wahrscheinlich dem Erziehungsfache angehörend, ihre mannichfachen Kenntnisse vorzeigen könne. Danach weiß sie wirklich auch von allerlei Dingen zu reden, aber ein Buch kann sie nicht schreiben. Zwei neue Wörter haben wir jedoch kennen lernen, von denen wenigstens das erste „Geistesabgeschlagenheit" zur Noth angenommen werden mag; das andere „Talentirung" muß der Würdigung Sachkundiger empfohlen bleiben.

2. Geschichten für das Volk und seine Freunde. Von J. A. Pflanz. Erstes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1855. 8. 15 Ngr.

Im Vorwort nimmt der Verfasser drei Gruppen Dorf- und Volksgeschichten an und bekennt sich zu jener, welche dem Volk einen Spiegel vorhält, damit es sich selbst in aller Wahrheit erkennen möge. Zugleich sollen Winke zur Hebung und Selbstveredelung in einer Art und Weise gegeben werden, die zum Herzen und Verstande des Volks dringt, sollte das auch zum Theil auf Kosten „des gebildeten Geschmacks und Stils" geschehen müssen. Immerhin kann man sich damit im Allgemeinen einverstanden bekennen; man kann ferner nach weiterer Durchsicht des Buchs zugeben, daß Religion die Grundlage alles Heils für Jedermann sei, und wenn wie in diesem Buche die Religion in der Form der katholischen Kirche sich zu bethätigen hat, so könnte nur ein Befangener leugnen wollen, daß diese Form durchaus kein Glück zu bieten vermöge. Es ist aber eine hierarchische Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit, auf andere Kirchengemeinschaften feindselige Blicke zu werfen, sich auf das Gebiet der Controverspredigten zu verirren. Deutschland, welches eine nicht geringe Zahl verschiedener Kirchenformen aufweist, hat eine große, freilich sehr schwere Aufgabe zu lösen, wenn sein Volk wirklich ein Volk werden soll. Diese Aufgabe wird in unsern Tagen immer mehr verwirrt durch die fort und fort durcheinanderwirbelnden Glaubensfechtereien, wo Alle Recht, also Alle Unrecht haben. Gebe der Himmel, daß kein Donnerschlag mit diesen Fechtereien auch zugleich die Grundlage alles Heils zertrümmere! Sehen wir nun, was das Buch gibt. Von den in vier Gruppen vorgeführten acht Geschichten hat nur eine, „Das Bleigießen", einigen Anspruch auf künstlerische Durchbildung, und eine solche gehört überall dazu, wo es sich darum handelt, vor irgendwelchem Publicum aufzutreten. Wenn aber der armen Annemareile alle Schuld ihres Unglücks aufgebürdet wird, so ist das ein Abweichen von der im Vorwort ausgesprochenen Tendenz: „Hebung und Selbstveredelung." Der Dienstherr, der die Magd auf der Stelle ablohnte, that, was gar Viele thun im Sinne vollen Rechts. Dieses volle Recht aber ist bekanntlich oft das schreiendste Unrecht und eben hier das Unglück der Magd. Es ist nicht damit abgethan, den Hauswirth sagen zu lassen: „Also dahin ist's gekommen? Mit Dummheiten hat's angefangen, und so hört's auf!" Vielmehr war, wenn einmal auf Veredelung hingewirkt werden soll, hier umsomehr der Ort, von den Pflichten der Dienstherrschaft zu reden, als eben in den bäuerlichen Wirthschaften ein gewisses patriarchalisches Verhältniß sich erhalten hat, aber auch in gar manchen Schroffheiten sich kundgibt. Davon gibt das Buch mehrfache Beispiele, doch ist es an dem einen genug, denn es muß noch kurz der Abneigung des Verfassers gegen den „Fortschritt unserer Zeit" gedacht werden. Daß mit und neben diesem Fortschritt manches Unnütze, Bedenkliche, Gefahrdrohende nach Geltung strebt, wird wol jeder Einsichtige zugeben; er wird aber auch davon keinen Grund hernehmen wollen, Kampf gegen allen Fortschritt zu predigen. Er weiß wenigstens aus der Geschichte, daß alle Fortentwickelung unaufhaltsam ist, und wenn er sich berufen glaubt, zum Volke zu reden, so wird er es auch als angelegentliche Pflicht erkennen müssen, das Volk mit Umsicht auf einen Standpunkt zu führen, der jede bedenkliche Ueberraschung bei neuen Erscheinungen möglichst abwendet. Wäre es dem Verfasser jedoch etwa darum zu thun, das Volk auf der Stufe erhalten zu sehen, welche seine Kirche als die heilsamste bezeichnet, so mag unser Planet seine alte gewohnte Bahn noch manch liebes Jahr zurücklegen, ehe das Volk eine andere Stufe einnimmt, wol gar, um nur sogleich das Aeußerste zu bezeichnen, zu der Ansicht gelangt, daß jedes Kirchensystem unhaltbar sei. Bis dahin sind die „Geschichten für das Volk", ihr Verfasser und der Referent längst Staub, und sind es dann die Jesuiten auch, die dem Verfasser so sehr am Herzen liegen, so ist es möglich, daß es mit der Wahrheit und Selbstveredelung besser steht als heutzutage.

3. Ahnungen und Erscheinungen. Novellen in Hoffmann's Manier von H. Bertholdi. Halle, Pfeffer. 1855. 8. 21 Ngr.

Karl Vogt erzählt in „Köhlerglaube und Wissenschaft" von einem Mechaniker, dem zu seinem Perpetuum mobile nichts weiter als ein immer so machendes Häkchen fehlt. Nun, bis die Wissenschaft ein solches Häkchen aufzuzeigen hat, wird es immer noch eine Phantasie geben, und der gegenwärtige Stand der Wissenschaft ebenso wenig vermögen, die geheimnißreichen Gebilde der Phantasie vollständig auf das Gebiet der Erkenntniß zu versetzen, als die Anstrengungen des wackern Hennigs vor 75 Jahren den Ahnungen, Visionen, Geistern und Geistersehern das Siegel des Schweigens aufzudrücken vermochten. Die Lust an Schauer und Schreck, die unsere Kinderzeit durchlächelt und durchschüttert, ist die embryonische Form des Triebes nach Lösung der Räthsel, welche die Erscheinungen alles Lebens darbieten. In wie vielen Individuen dieser Embryo nun auch keine fernere Entwickelung erfahren mag, so wird es doch kaum irgendeine Familie geben, wo nicht wenigstens ein Glied derselben einmal in den Zauberkreis einer unenträthselten Macht gezogen wurde, und selbst dann, wenn das Erlebte die sogenannte natürliche Erklärung findet, ist doch gewöhnlich von jener Lust an Schreck und Schauer immer noch soviel zurückgeblieben, um bei dem nächsten Anlaß sich wieder geltend zu machen. Darin beruht denn auch wol die durch

alle Zeiten und durch alle Kreise der Gesellschaft fortlebende und für die mannichfachsten Zwecke benutzte und ausgebeutete Neigung, Erzählungen aus dem Nachtgebiete des Daseins mit Antheil sich hinzugeben, selbst wenn sie auch nur als eine Aufgabe für den Scharfsinn geboten und hingenommen werden. Wenden wir uns damit zu den vorliegenden, im Vorwort als Familientraditionen bezeichneten Novellen, so ist nach diesem Vorwort der Verfasser weit davon entfernt, Hoffmann's großes Vorbild erreichen zu wollen, und darum vielleicht sollen sie, nach dem Titel, nur in Hoffmann's „Manier" gegeben sein. Richtiger wäre es wol gewesen, an das „Gespensterbuch" von Apel und Laun (1810—13) und an das „Wunderbuch" des Erstern (1815) zu erinnern. Das Buch gibt übrigens vier Erzählungen, von denen die erste und umfangreichste, „Der Graf von Sandoval", mit Ahnungen und Erscheinungen eigentlich nichts zu thun hat. Es ist eine Gaunergeschichte im höhern Stil, deren Schauplatz, Venedig, schon vielfältig für dergleichen benutzt wurde. Selbst Schiller wußte seinem Geisterseher keinen bessern Boden anzuweisen. Wenn übrigens der Verfasser uns Wagen und Pferde sehen läßt, so hat er vielleicht nur versäumt, uns damit zugleich auf das feste Land zu versetzen, denn soviel Referenten bekannt, hat es auch gegenwärtig noch manche Schwierigkeiten, in Venedig selbst dergleichen Transportmittel in Bewegung zu setzen. Die beiden folgenden Erzählungen: „Der fallende Ring" und „Die braune Frau", bleiben füglich dem Antheil des Lesers anvertraut; nur die letzte: „Die dämonische Fliege", stellt sich als unhaltbar heraus. Daß unter Umständen ein so winziges Geschöpf unheimlich einwirken könne, soll nicht geleugnet werden. Wenn aber ein Landpfarrer, der längst zu gesetzten Jahren gekommen ist und sehr wohl weiß, daß seine Tochter der weit vorgeschrittenen Schwindsucht nothwendig bald erliegen muß, Abends an seiner morgenden Predigt arbeitend von einer Fliege umsummt wird, so ist nicht der mindeste Grund vorhanden, dies alltägliche Vorkommniß mit dem nahen Tode des Kindes in dämonischer Weise zu verbinden. Aber freilich bethätigen manche Landpfarrer, der Anekdotenjägerei nicht zu gedenken, eine eigenthümliche Hinneigung zu wundersamen Begebenheiten, woher zum Theil auch der kaum übersehbare Reichthum kommen soll, den eben aus diesem Kreise die Literatur der Geister-, Gespenster- und Wundergeschichten Gläubigen und Ungläubigen vorführt, und wenn die Wissenschaft wirklich umkehren oder umgekehrt werden sollte, so ist es leicht möglich, daß das Häkchen noch lange nicht gefunden wird, welches immer so macht.

4. Friston der Rächer, oder die Felseninsel. Von H. Berthold i. Zwei Theile. Halle, Pfeffer. 1855. 8. 24 Ngr.

Das war eine schöne Zeit, wo wir Knaben dem „Rinaldo Rinaldini" den Preis vor allen Büchern der Welt zuerkannten! Wir mußten ihn heimlich lesen, denn der Vater war ein entschiedener Feind aller Romane, und gar dieser Räuberroman wäre sicher dem Feuer, wir selbst einer exemplarischen Strafe nicht entgangen, hätte man uns dabei ertappt. Wir saßen aber draußen auf dem Kirchhofe hinter dem Trauerdenkmal eines alten Pfarrherrn mit dem „Rinaldo", und so leicht suchte da kein Mensch nach uns. Ach, das war eine schöne Zeit, wo wir noch schwärmten für unterdrückte, gemishandelte Unschuld, die dann gerettet wird durch einen kühnen, edeln Räuberjüngling trotz Sbirren, Galgen und Rad. Daß dieser „Friston der Rächer" alle jene goldenen Bilder eben jetzt wieder neu belebt, wo Theuerung, Kartoffelkrankheit, theologische Wühlereien und andere Fatalitäten jeden Athemzug in einen schweren Seufzer verwandeln, sollten wir billig mit gerührtem Dank erkennen. Aber wir sitzen nicht mehr heimlich hinter einem alten Leichenstein; der Reiz der Furcht vor dem Ertapptwerden, des Grausens vor Pfaffenschurkerei und gemordeter Unschuld ist längst ersäuft in Recensententinte, in der kein Tröpfchen für das Wort „Dankbarkeit" gefunden wird. Verlange Niemand, daß wir ihm einen Genuß verderben, indem wir von der Geschichte das Geringste verrathen. Man findet sie ja auch schon in allen denkbaren Variationen der Land- und Seeräuberromane. Eigenthümlich ist diesem etwa nur, daß er einen mit Sprichwörtern vollgepfropften Räuberlieutenant, ungefähr ebenso reizend von der Natur gezeichnet, wie weiland Sancho Pansa, in Bewegung setzt. Auch ist es vielleicht neu, daß die Umwandlung der mittelalterlichen Architektur in die neue und neueste unsere Sitten umgewandelt habe, sowie daß zum Schluß schon nach Texas ausgewandert wird, obgleich die ganze Geschichte vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich zugetragen haben muß. Wer übrigens ein Freund von schauderndem Kitzel ist, der wird im ersten Theile S. 152 fg., wo eine Schar Wasserratten die schöne Mirandolina ängstigt, übervolle Befriedigung finden. 50.

St.-René Taillandier über den neuesten Stand der deutschen Literatur.

Die weiter unten abgedruckte Stelle aus einer Betrachtung Taillandier's über die literarischen Zustände Deutschlands haben wir nicht etwa aus dem Grunde mitgetheilt, weil uns ihr Inhalt besonders reichhaltig und für Deutsche sehr wissenswürdig erschienen wäre. Wir haben die Verdienste St.-René Taillandier's um gerechtere und allgemeinere Würdigung der deutschen Literatur in Frankreich zu verschiedenen Zeiten bereitwillig anerkannt; ja vor 1848 schien es uns manchmal fast so, als habe die wahrhaft unabhängige Kritik über neuere deutsche Literatur sich in die Taillandier'schen Artikel geflüchtet, obschon ihre Haltung, was das große Ganze betrifft, wol immer eine etwas einseitige war. Aber in der Analyse einzelner Werke und Dichtungen fanden wir bei Taillandier fast stets viel Feinheit, Scharfblick, Gerechtigkeitssinn und namentlich Geschmack und Takt, wie wir sie in diesem Maße bei einem deutschen Kritiker damals kaum noch anzutreffen meinten. Gegenwärtig scheint sich Taillandier von dieser Detailkritik mehr zurückgezogen zu haben und in der Eigenschaft eines Präceptors deutscher Nation mehr darauf auszugehen, die geistigen und literarischen Zustände Deutschlands in großen Umrissen und im genauen Zusammenhange mit den politischen und socialen Zuständen darzustellen. Bei dieser Behandlungsweise, die kein inniges Sicheinleben in einzelne Erscheinungen gestattet, treten seine Schwächen mehr, seine Vorzüge weniger hervor. Taillandier lebt nicht in Deutschland, er betrachtet es nur mit dem Fernrohr, das, je wie er es wendet, die Gegenstände bald in die Ferne, bald in die Nähe rückt, bald vergrößert, bald verkleinert und sie zwar scharf, aber doch mit einem störenden farbigen Umriß hervortreten, sich auch in jedem Augenblick immer nur auf diesen oder jenen Punkt und im nächsten wieder auf einen andern richten läßt, sodaß es der Gesammtschau dann doch wieder an rechter Cohärenz und Zusammengehörigkeit fehlt, wie scharf, treffend und geistreich einzelne Punkte in diesem Gesammtbilde auch zur Anschauung gebracht sein mögen. Taillandier hat diesen Misstand auch wol selbst gefühlt und, um ihm abzuhelfen, eine politisch-literarische Inspectionsreise in Deutschland angestellt. Wir für unser Theil halten aber von solchen überaus flüchtigen Rundreisen zu literarischen Zwecken sehr wenig und noch weniger etwas Gutes. Der eine Schriftsteller oder Gelehrte, den der Rundreisende besucht, wird ihm Dies oder Das souffliren, diese oder jene Parole geben, ihn an diesen oder jenen Intimus empfehlen, gegen Andere aber möglichst einzunehmen und ihn überhaupt für seine Privatsympathien und Privatantisympathien zu gewinnen suchen. Wie der Gesammtbericht dann ausfallen wird, läßt sich denken; er muß nothwendig voll Einseitigkeiten, Prädilectionen und falschen Reflexen sein. Aus dem Taillandier'schen Aufsatz über Deutschland während des pariser Congresses glauben wir auch die vaterländischen Souffleure, auf welche der Franzose sich verließ, ganz vernehmlich herauszuhören.

Welche untergeordnete Stellung weist Taillandier dem jetzigen Berlin an! Und Wien soll sich sogar im Roman hervorgethan haben! Wo bleibt Stuttgart und ganz Schwaben? Wo bleibt Franken? wo Frankfurt? wo Schlesien mit Breslau? wo die beiden Hessen? wo das preußische Rheinland? wo die Ostseeprovinzen? wo Thüringen? wo das nordwestliche Deutschland? Das sind für den Franzosen lauter leere Blätter, die er mit größter Behaglichkeit überschlägt. Taillandier nennt jetzt die Bestrebungen des Jungen Deutschland einfach bloße „puérilités", und doch hat er diesen Puerilitäten im Jahre 1848 ein höchst ernsthaftes und weitläufiges Buch, seine in vieler Hinsicht recht verdienstliche „Histoire de la jeune Allemagne" gewidmet, wo seine Urtheile häufig ganz anders lauten. Wir könnten, denn wir haben die Taillandier'sche Schrift erst in diesen Tagen wieder durchgelesen, ein paar Nummern unserer Blätter füllen, wenn wir alle Widersprüche zwischen dem Taillandier von 1848 und dem von 1856 namhaft machen und motiviren wollten. Noch auf eine ihm offenbar soufflirte Bemerkung Taillandier's möchten wir mit einigen Worten zu sprechen kommen. Er sagt in seinem citirten Artikel: „L'histoire littéraire produit tous les ans à Leipzig d'innombrables études; il y a des armées de literats (!) pour alimenter la presse de M. Brockhaus. Si l'énorme quantité de ces travaux de commande etc." Kann sich Taillandier im Ernste einbilden, daß Gelehrte und Schriftsteller wie Rosenkranz, Carriere, Cholevius oder, um bei diesen Literar- und Culturhistorikern nicht stehen zu bleiben, Bunsen, Karl Schwarz, J. H. Fichte, Fortlage, Harthausen, Gregorovius, Gutzkow, Wilibald Alexis, Frauenstädt, Schulz-Bodmer, Prutz, Kuno Fischer, A. Helfferich u. s. w. auf Bestellung arbeiten? Und selbst wenn eine Buchhandlung von Zeit zu Zeit einen Gelehrten auf ein Thema aufmerksam machte, von dem sie glaubt, daß seine Ausarbeitung seinen Fähigkeiten angemessen und dem Publicum und der Literatur nützlich sei, könnte man dies eine Bestellung nennen oder es tadelnswerth finden? Im Gegentheil, es wäre zu wünschen, daß einsichtige und liberale Verleger in dieser Weise den Gelehrten öfter aufmunternd entgegenkämen. Nach diesen Vorbemerkungen theilen wir die von dem Einsender mit einigen etwas überschwänglichen Worten eingeleitete Taillandier'sche Notiz in Folgendem ohne weitere Anmerkungen mit. **H. M.**

Des obengenannten geistreichen Franzosen ebenso freimüthiger als scharfeindringender Aufsatz im Julihefte der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „L'Allemagne pendant le congrès de Paris", hat in dieser seiner ersten Hälfte, welche sich mit der politischen Ansicht beschäftigte, nicht wenig Aufsehen erregt und ist auch hier und da in einzelnen Aufstellungen in unsern deutschen Journalen übersetzt, mitgetheilt oder commentirt worden, doch lag es in der Natur der Sache, daß an eine vollständige Uebersetzung wol nicht zu denken war. Im neuesten Augusthefte der „Revue des deux mondes" ist nunmehr die zweite Hälfte und Schluß dieses Aufsatzes erschienen, welcher sich mit dem literarischen Deutschland beschäftigt und nicht minder lebendige und anziehende Schilderungen enthält. Am Schlusse theilt Taillandier eine kurze Uebersicht seiner hier aufgestellten Behauptungen mit, und es dürfte nicht uninteressant sein, seine desfallsigen Ansichten, Wünsche und Hoffnungen den deutschen Lesern auch hier vorzulegen. Es sind aber folgende:

„Was ist nun jetzt das Theil jeder verschiedenen Gegenden Deutschlands an der literarischen Arbeit, die ich beschrieb? Auch hier zeigt sich derselbe Contrast, den uns die politische Lage darbot. In Berlin hält die Universität allein noch den Ruf Preußens aufrecht. Die unabhängige Literatur hat sich unter den unseligen Einflüssen selbst getödtet oder zerstreut. Keiner der von mir angeführten Namen ersten Rangs, keins der Werke, in denen sich die Umwandlung des öffentlichen Geistes kundgibt, gehört mehr der Stadt an, die vor 15 Jahren die intellectuelle Hauptstadt Deutschlands war. In Wien besitzt die Philosophie noch kein Organ, die Geschichte bringt keine gelehrten Werke hervor, aber die Dichtkunst, der Roman und das Theater haben dagegen glückliche Versuche erzeugt und ein neues Leben kundgegeben. Die besten Kräfte der Generation, welche jetzt die literarische Scene belebt, befinden sich in Leipzig mit Gustav Freytag und Julian Schmidt, in Dresden mit Berthold Auerbach, Hermann Hettner, Julius Hammer und Otto Ludwig, in München mit Moritz Carriere, Fallmerayer, Adolf von Schack und Friedrich Bodenstedt, in Halle mit Max Duncker, Hinrichs, Eduard Erdmann und Robert Haym, in Heidelberg endlich mit Gervinus, Ludwig Häusser und dem Ritter von Bunsen. Auch hier haben im Ganzen die Staaten zweiten Rangs das Löwentheil. Ihnen muß man den Sieg zuerkennen. Eilen wir hinzuzusetzen, daß, wenn die auserwählten Schriftsteller nicht überall einen Schauplatz finden, der ihrer Thätigkeit würdig, so nimmt wenigstens das Publicum überall an ihren Arbeiten Antheil. In Berlin wie in Wien können die Philosophen von Heidelberg und Leipzig, sowie die Dichter von Dresden und München auf ein aufmerksames Publicum zählen. Die intellectuelle Einigkeit ist gegründet. Diese Einigkeit wird, wie zu hoffen steht, das Leben der Intelligenz in den Gegenden, wo sie heutzutage schwächer zu werden scheint, wieder stärken. Es ist unmöglich, daß die Hauptstadt Preußens nicht lebhaft dieses Verlöschen seines alten Ruhms fühlen sollte. Es ist unmöglich, daß ein König wie Friedrich Wilhelm IV., der alle Geistesarbeiten so trefflich zu würdigen versteht, nicht sich mit einer Lage beschäftigen sollte, die solche Resultate hervorbringt.

Was Deutschland selbst betrifft, so kann es mit Zuversicht dem Erfolg seiner Anstrengungen entgegensehen. Wenn der Geist, von dem wir Kunde geben, sich regelmäßig entwickelt, so wird die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts der ersten nicht gleichen. Diese mit ihren unruhigen Regungen, mit ihren unzusammenhängenden ehrgeizigen Ansprüchen wird nur die Vorbereitung zu einer bessern Literatur gewesen sein, worin Deutschland sich sittlicher und kräftiger zeigen wird. Ich weiß nicht, ob sie auch noch Lessinge, Herder, Goethe und Schiller hervorbringen wird, sie wird aber wenigstens eine edle Auswahl besitzen, die an der Belehrung ihres Vaterlandes arbeitet. Nach dem Eifer der Arbeiter und den Aussichten der Saat wird die Ernte schön sein. Deutschland durchlief schon im Mittelalter eine Umwandlung dieser Art. Nach der glänzenden Poesie des 13. Jahrhunderts, nach Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg war die Literatur 200 Jahre hindurch eine Schule der gesunden Vernunft und praktischer Tugenden, woraus im 16. Jahrhundert die originellste Bewegung des deutschen Volks hervorging. Heute muß sich nach der Periode, deren siegreichste Personification Goethe gewesen ist, dieselbe Arbeit vollenden. Es ist die Aufgabe der Schriftsteller, diese literarische und moralische Cultur, welche bisher das Privilegium einer nur kleinen Anzahl gewesen ist, volksthümlich zu machen. Wenn die Literatur im 14. und 15. Jahrhunderte instinctmäßig demokratisch gewesen ist, so muß sie es im 19. mit überlegtem Gefühle ihrer Verpflichtungen sein. So erfüllt die Generation, von der ich gesprochen habe, ihre Aufgabe. Schriftsteller und Leser, Lehrer und Schüler sind zur gesunden Vernunft, zur praktischen Philosophie, zum spiritualistischen Christenthum zurückgekehrt, sie haben vor allem gelernt, und möchten sie es nie vergessen! daß in der Wissenschaft wie in der Politik da, wo der Mysticismus die Begriffe der wirklichen Welt entstellt, jeder Fortschritt unmöglich wird. Mag nun dies der pietistische Mysticismus oder der revolutionäre sein, das Uebel ist dasselbe und Deutschland wird ihm nicht entgehen, wenn es nicht in sich den Sinn für das thätige Leben entwickelt. Dies ist der Grundsatz, den der lateinische Redner im ersten Capitel seiner Abhandlung über die Pflichten aussprach: „Virtutis laus omnis actione consistit."

W.

Notizen.

Neuere französische Literatur.

Es liegt ein trüber Druck auf der französischen Literatur. Man schrieb uns vor einiger Zeit aus Paris: „Wenn wir auch nicht sagen können, daß der Roman Todes verblichen sei, so werden die Romandichter doch täglich seltener. Wenigstens werden wir uns unter der Menge von Romanen, welche sich in den Lesecabineten oder in den Journalen zu zwei Sous spreizen, vergebens nach einem Werke von wirklich literarischem Verdienste umsehen, vergebens nach einem Autor, der genannt zu werden verdiente. Das Beste, was uns noch geboten wird, sind die aus dem Englischen übersetzten Romane, z. B. Thackeray's «Vanity fair». Und in der Poesie? Weniger als nichts! Kaum daß Victor Hugo's «Contemplations» für einen Augenblick der Gleichgültigkeit des Publicums Herr werden konnten. Glücklicher war Brizeux, Verfasser der anmuthigen Idylle «Marie», mit seinen «Histoires poétiques», eigentlich einer Fortsetzung seiner frühern, von der französischen Akademie gekrönten Dichtung, worin er das ländliche Leben in der Bretagne behandelte. Brizeux ist selbst ein Bretagner und hat einen Kreis leidenschaftlicher Leser um sich gebildet — pauci, sed boni. Unter den Theaternovitäten gibt es kaum eine, welche ausgezeichnet zu werden verdiente. Das Odéon schloß seine Saison mit Ponsard's Komödie «La bourse», deren Werth aber sehr zweifelhaft ist. Das Théâtre français scheint unter Empire's neuer Verwaltung sich fast nur darauf zu beschränken, Stücke des frühern Repertoire wieder ins Leben zu rufen." Da diese Geständnisse aus nationalfranzösischer Feder herrühren, so wird man ihnen wol umsomehr Glauben schenken dürfen. Nur in der kleinern Novelle und Erzählung wird Erfreulicheres geleistet. Dahin gehört die Skizzensammlung von About: „Ménages de Paris", während die unter dem gesuchten Titel der „Contes d'un planteur de choux" erschienenen Erzählungen von de Pontmartin, dem Kritiker der „Assemblée nationale", zu beweisen scheinen, daß die Erzählung nicht sein eigentliches Fach ist. Bacquerie's „Profils et grimaces" sind voll von Bizarrerien, die nur zu deutlich die Victor Hugo'sche Schule verrathen. Unser Correspondent bedauert, daß François Wey durch seine amtlichen Functionen am Schreiben verhindert sei, und erinnert dabei an dessen frühere Schrift „Les Anglais chez eux", woraus man England besser kennen lerne als aus dicken gelehrten Schriften. Aber auch auf novellistischem Gebiete sieht Frankreich sich genöthigt, Anleihen bei ausländischen Novellisten zu machen; man übersetzt die Erzählungen Hoffmann's, Achim von Arnim's, Zschokke's, Conscience's, und aus den bizarren Erzählungen des durch seine Genialität wie durch sein wüstes Leben bekannten Nordamerikaners Edgar Poe hat Charles Baudelaire eine Auswahl veranstaltet. Mehr dem memoirenartigen Genre gehören die mit fast militärischer Lebhaftigkeit, Frische und Keckheit geschriebenen „Souvenirs de la vie militaire" des Grafen Castellane an, die sich halb wie ein Roman, halb wie Geschichte lesen lassen und durch die Porträts der vielgenannten Generale Bugeaud, Saint-Arnaud, Bosquet, Pélissier, Canrobert, Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau u. s. w. ein erhöhtes Interesse gewinnen.

Die Benutzung dichterischer Erfindung betreffend.

Unser verehrter Mitarbeiter, Rudolf Gottschall, dessen Talent und literarischen Verdienste wir anzuerkennen schon öfter Gelegenheit hatten, behandelt in Nr. 37 des „Deutschen Museum" die Frage von der „Originalität des Dramatikers" und berührt dabei auch die leidige literarische Streitfrage zwischen Friedrich Halm und Bacherl. Wir müssen gestehen, in einigen von Gottschall aufgestellten Punkten abweichender Ansicht zu sein. Er fragt, wie es möglich sei, daß ein „gebildeter Mann" sich zum Advocaten des „naturwüchsigen pfaffenhofener Genies" aufwerfen könne; eine Frage, die sich einfach dadurch erledigt, daß sich in der That „gebildete" Männer, und in viel größerer Zahl als vielleicht Gottschall glaubt, auf die Seite des poetisirenden Schulmeisters gestellt haben. Er behauptet ferner: „Ob Herr Halm das Werk des Herrn Bacherl kennt oder nicht, ist höchst gleichgültig. Und hätte er Scene für Scene dieser confusen und barbarischen Tragikomödie benutzt, um daraus eine künstlerische Dichtung zu gestalten, seine Originalität bliebe unbestreitbar" u. s. w. Für uns ist diese ganze Angelegenheit keine Frage der Aesthetik und Kunst, sondern des Rechts, und einzig und allein aus diesem Grunde sind wir darauf wiederholt zurückgekommen. Es fällt uns nicht ein, Bacherl eine Stelle unter unsern Classikern einräumen oder das Verdienst, das sich Friedrich Halm durch seine schmucke Bearbeitung der Thumelicussage erworben hat, bestreiten zu wollen; aber Folgendes steht für uns fest: entweder hat Friedrich Halm die Bacherl'schen Manuscripte nicht gekannt und nicht benutzt, dann hätten wir ihm allerdings Manches, was wir gesagt haben, einfach abzubitten, wobei wir uns jedoch durch die „lame and feeble arguments", welche die Wiener beibrachten, und die fast bis zur Evidenz überzeugende Darstellung D. von Schorn's für hinlänglich entschuldigt halten würden. Oder er hat sie gekannt und hat sie benutzt. Dann mußte er dies offen eingestehen und, wie wir wenigstens meinen, dem ursprünglichen Erfinder sogar einen Antheil an seinem Honorarertrag gönnen. Es ist etwas Anderes, ein schon veröffentlichtes novellistisches Product zu dramatisiren, zumal wenn man seine Quelle nennt, und etwas Anderes, ein im Vertrauen auf amtliche Discretion eingesandtes Manuscript zu benutzen, ein Drama neu zu dramatisiren, ohne einzugestehen, woher man geschöpft. Man denke nur, zu welchen Consequenzen dies führen müßte. Hiernach könnte zuletzt jeder Redacteur eine ihm eingesandte, praktisch unbrauchbare, aber gut erfundene Novelle selbst bearbeiten oder bearbeiten lassen und als Originalwerk veröffentlichen; und ähnlich könnte jeder Theaterdirector, jeder Verleger mit Manuscripten verfahren, die er nicht verwenden könnte, deren Idee ihm aber gefiele. Zu welchen Reclamationen und Streithändeln würde dies und mit Recht führen, wenn ein solcher Usus allgemein würde, und wie würde die schon so erschütterte literarische Moral darüber gänzlich zugrunde gehen! Uebrigens möchten wir doch als der Erwähnung werth anführen, daß Friedrich Halm schon früher eine auch in seinen „Gedichten" abgedruckte Ballade „Thusnelda" dichtete, die freilich nichts Gemeinsames mit dem „Fechter von Ravenna" hat, in der aber doch schon Thusnelda dargestellt wird, wie sie im „Römerzelt" gefangen liegt und Wehklagen, aber auch hoffnungsvolle Prophezeiungen über das deutsche Volk ausspricht.

H. M.

Bibliographie.

Cordelia, Ethnea oder die Sclaven der Engländer. Münster, Theissing. 8. 20 Ngr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob II. Uebersetzt von L. G. Lemcke. 6ter Band. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr.

Menzel, W., Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt. 1ster Band. Stuttgart, Neff. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sattler, H., Mozart, Erinnerung an sein Leben und Wirken nebst Bemerkungen über dessen Bedeutung für die Tonkunst. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Wittgenstein, Prinz E. v., Aßlann-Aga. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Kenntniß Rußlands.

1. Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Von Adolf Bock. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien. Mit 1 Titelbilde. Gotha, Scheube. 1856. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peter's I. bis zum Tode Nikolaus' I. (1689—1855); nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. Von S. Sugenheim. Erster Band. (Bis zum Vollzuge der ersten Theilung Polens: 1773.) Frankfurt a. M., Keller. 1856. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Für die Interessen des Friedens, der Freiheit, der humanen Civilisation und anderer schönen Dinge hat namentlich Frankreichs officiöse Presse an die öffentliche Begeisterung Europas appellirt, solange die Westmächte gegen Rußland das Schwert erhoben hatten. Wenn auch Deutschland von Bundes wegen mit der Consequenz des Starken in absoluter Neutralität verharrte, so blieb doch der Tagespresse so ziemlich gestattet, russische Politik und russisches Leben mit Frescofarben zu illustriren. Man konnte ja nicht wissen, wie es kam, Vorsicht ist zu allen Dingen nütze; so wirbelten bisweilen sogar die commandirten Federn etwelchen antirussischen Begeisterungsstaub auf. Die Phrase hat neben Notenfeuerwerken und kriegerischem Kanonendonner drei Jahre lang eine große Rolle gespielt. Man hätte nicht glauben sollen, wer das so obenhin betrachtete, daß der pariser Märzfriede eine Möglichkeit werden könne. Manche Leute, die sich gern mit historischen Namensanalogien abgeben, meinen auch noch heute, der fast vergessene „Winterkönig“ könne dereinst in den historischen Handbüchern mit einem europäischen „Sommerfrieden“ einen Concurrenten bekommen. Aber dieser Sommerfriede ist allerdings tief. Nirgends mehr seht ihr es den emphatischen Belobigungen der innern und äußern Politik Rußlands im entferntesten an, daß dieselben Spalten noch vor wenigen Monaten von schweren Anklagen gegen dasselbe Rußland trieften, die völlige Extinction seiner Macht foderten, vor jeglichem Quietismus wegen seiner äußern Politik warnten und Diejenigen mit den Wühlern von Profession auf eine Stufe stellten, die etwa zu vermuthen wagten, all diese Fanfaren würden mit einem „Alles beim Alten“ endigen. Wie ist es nun heute? Die kaiserlichen Reisen nach den deutschen Höfen haben wieder begonnen, die Anknüpfung neuer Familienbande wird eifrig wieder aufgenommen, der russische Ordens-, Dosen- und Goldregen ergießt sich wieder über Deutschland, die Zeitungen sind zu gehaltener Besprechung russischer Dinge vermahnt, die unfolgsamen werden confiscirt u. s. w. Der Friedensdrang in den geschäftlichen Kreisen ist aber stark genug, um über der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft zu vergessen, die große Menge hat auch wirklich von der Phrase während des Kriegs wenig gelernt und vor allem nicht, daß Rußland vom orientalischen Kriege blos aus einer, nicht aus allen Positionen gedrängt wurde, mit denen es Europa bedroht. Man mag sich nicht sagen, daß der Kampf fortdauern muß, wenn auch der Krieg beendet und vollends so beendet ist, wie der letzte. Nicht an Verbessern, sondern an Aufhängen der Waffen in kühler Halle denkt man. Aber gerade in solchen Momenten ist es Pflicht der Literatur, die schlafsüchtigen Geister aufzurufen, nicht mit Redensarten und Raisonnements, sondern mit Thatsachen.

Von diesem Gesichtspunkte geht das Buch aus, dessen Titel wir an erster Stelle angaben. „Während die Türkei zunächst der Quälerei und Beeinträchtigung der nordischen Großmacht entzogen wurde, wird Deutschland ihre Zumuthungen desto lebhafter empfinden, weil es den rechten Augenblick versäumte, um den Riegel vorzuschieben.“ Dieser Gedanke leitete den Verfasser offenbar bei der ganzen Abfassung des Werks. Man muß

ihm zugestehen, er hat seine Aufgabe in ebenso formgewandter als eindringlicher Weise gelöst. Schon das Buch, welches er unter seinen vornehmsten Quellen aufführt: „Rußland und die Gegenwart“, hatte nun seiner Zeit, freilich vor dem Kriege, dieselbe Aufgabe verfolgt und in einem besondern Abschnitte über „Rußlands literarische Beurtheilung“ seine Auffassung motivirt. Es ist daher auch ganz gerechtfertigt, daß Bock die dort begonnene Lösung der Aufgabe jetzt ziemlich in gleicher Weise wieder aufnimmt. Durch die vorangegangene Literatur über Rußland hatte er den Vortheil, namentlich den innern Staatsmechanismus kürzer, schlagender behandeln zu können. Er vermochte fast lauter Resultate nebeneinanderzustellen, während frühere Werke genöthigt waren, die Stationen ihres Wegs dorthin gleichsam als Proben auf die Richtigkeit des Exempels anzugeben. Brav allerdings war derjenigen Literatur über Rußland, welche wenig Raisonnement neben ihren Thatsachen brachte, eine Schriftenflut vorausgegangen, welche, wenn auch noch so bändereich, keine wahrhaft publicistisch-historischen Ausführungen bot, sondern über den Charakter journalistischer Parteiartikel kaum hinauskam. Man erging sich in geschwätzigem Anekdotenkram ohne literarischen Organismus, darum ohne volle Ueberzeugungskraft; oder man ließ um karges Material und dürftige Thatsachen einen allzu breiten Schwall von Phrasen kreisen, deren Mehrzahl eigentlich im Hintergrunde des Wortes Rußland Deutschland meinte. Man wollte gewöhnlich, um ein alltägliches Sprichwort zu brauchen, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen und schlug darum meistens keine recht. Dieser zwiespältige Charakter gab der damaligen „gutgesinnten“ Presse leichte Gelegenheit, die ganze deutsche Literatur über Rußland zu discreditiren. Die nachfolgenden Werke hatten die schwere Aufgabe gehabt, diesen Miscredit durch ihren geschlossenern Charakter zu widerlegen; das Bock'sche Werk tritt gleichsam als Abschluß und Résumé dieser Literaturperiode hervor.

Diese seine Bedeutung wird um so gewichtiger, als mit Alexander II. eine formell neue Handhabung des russischen Systems auf den Thron gelangt zu sein scheint. Wie der erste Zar desselben Namens scheint auch er bemüht, die Ausübung des Systems in ein Gewand zu kleiden, welches dem übrigen Europa minder abstoßend erscheint und Rußland nicht in schroffem Gegensatze, sondern unter dem Scheine eines gewissen Entgegenkommens auftreten läßt. Es wird nicht an Stimmen fehlen, und sie erklingen bereits, welche das überkommene Mistrauen gegen Rußlands äußere Politik und innerliche Einordnung in das europäische Culturleben wie einen überwundenen Standpunkt behandeln. Man wird veränderte Formen wie eine Umgestaltung des Wesens drapiren und in der gewohnten Logik solcher Beweisführungen binnen kurzem vielleicht selbst dahin kommen, russische Einflüsse auf die socialen und politischen Lebensgestaltungen Europas wie eine Förderung zeitgemäßer Culturentwickelungen darzustellen. Erinnern wir uns, wie es unter Alexander I. nach den Napoleon'schen Kriegen erging! Man verschloß in octroyirter Dankbarkeit gegen den „Befreier Deutschlands und Friedenbringer Europas“ die Augen gegen das russische Princip; und nachdem der laibacher Tractat, die Heilige Allianz, der Congreß zu Verona die Fesseln des öffentlichen Geistes geschmiedet hatten, war es „zu spät“, da in den Karlsbader Beschlüssen, der Wiener Schlußacte u. s. w. das bekannte Netzgeflecht der russischen Herrschaftsplane zugezogen ward. Das Härteste aber blieb noch zu erdulden, als man später Rußland abermals zurückgedrängt geglaubt hatte: die warschauer Dictate des Kaisers Nikolaus I.

Nachzuweisen an den Thatsachen des russischen Volks- und Staatslebens, wie die russische Politik wol ihre Formen, doch nimmer ihr Wesen ändern kann, wenn nicht Europas vereinte Uebermacht sie zwingt, das ist auch heute die Aufgabe der Publicistik. Denn auch heute scheint Rußland blos zurückgedrängt. Wer dagegen den Offenbarungen seiner Politik im Einzelnen folgt, kann nicht verkennen, daß das Gefühl erlittener Demüthigung wach geblieben, daß die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Kampfs, nicht die Liebe zum Frieden ihre Gänge dictirt. Nicht auf Rechnung einer persönlichen Politik des Selbstherrschers aller Reußen ist dies zu setzen, auch nicht die Cabinetstraditionen allein treiben dazu, sondern die thatsächlich gewordenen Verhältnisse und Zustände des Reichs, die Natur seiner Bevölkerung, seine materiellen Grundlagen, sein innerer Organismus — vom russischen Standpunkte: die naturgemäße Nothwendigkeit, die Pflicht der Selbsterhaltung.

Indem Bock dieses historisch darthut, zerfällt er sein Werk in zwölf Abschnitte: „Land und Volk“, „Zar und Zarengewalt“, „Die Fremden“, „Heer und Flotte“, „Die Beamtenmaschine“, „Die Kirche“, „Der Adel“, „Die Bauern“, „Die Städte“, „Staatswirthschaft“, „Die Politik und ihre Zurückweisung“, „Die nationale Aufgabe“. Als Anhang und Memento ist dazu der Text des pariser Märzfriedens und des englisch-französisch-östreichischen Aprilvertrags gefügt. Vom erstern erhielt Deutschlands Centralorgan wenigstens officielle Mittheilung, vom letztern nicht einmal diese.

Je mehr wir die Uebersichtlichkeit anerkennen, womit im ersten Capitel das russische Land gleichsam in der natürlichen Wechselwirkung mit seinen Bewohnern vorübergeführt wird, desto mehr bedauern wir, daß gerade diese Grundlagen nicht einigermaßen breiter angelegt sind. Manche der allgemeinen Erfahrungssätze werden, weil zu allgemein gehalten, den Gegnern der Schilderung leicht Gelegenheit geben, mit kleinen Einzelheiten die Stichhaltigkeit des Ganzen — obgleich mit Unrecht — anzumäkeln. Wir lesen z. B. S. 5: „Die Volksphysiognomie ist weit und breit dieselbe; überall die breiten gelben Gesichter mit mächtig ausgeprägten Kinn- und Backenknochen.“ Warum ward hier nicht der kurze Satz beigefügt, daß dieser Typus eine Folge der mongolischen Kreuzung, während der originale Typus der Großrussen, dem man in seiner blonden Reinheit ebenfalls auf wei-

ten Länderbreiten unvermischt begegnet, germanisch-kaukasische Formen zeigt? Ebenso ist es wol ein zu kategorisches Urtheil, wenn gesagt wird: „Trotz des zähesten Kampfs, wie ihn die Katze besteht, bewiesen die Russen niemals kriegerischen Sinn." Prägnanter und unbestreitbarer würde es heißen müssen: die russische Kriegstapferkeit hat sich stets blos in der Defensive bewährt.

Solche unscheinbare Kleinigkeiten abgerechnet, ist übrigens das genannte Capitel von scharf charakterisirendem Wesen und bereitet somit einen natürlich begründenden Uebergang zur pragmatischen Entwickelung der Bildung des Zarenthums, wie seiner modernen Degeneration seit Peter I. Ohne den Verdiensten der übrigen Skizzirungen zunahetreten zu wollen, nennen wir doch besonders die Charakteristik der Regierung Alexander's I. ein Meisterstück. Sie gewährt gleichzeitig ein Beispiel des kernigen Tons, in welchem das ganze Werk gehalten ist. Lassen wir ihren Haupttheil wörtlich folgen:

Von Laharpe in französischem Idealismus erzogen, sah Alexander I. die Vorzüge des Rechtsstaats vor dem Polizeistaat, aber die Vorbereitung seines Volks dafür fand er zu mühselig. Bei seinem Regierungsantritt schloß er mit England und Frankreich Frieden, um sich den innern Angelegenheiten seines Staats zu widmen; allein die auswärtige Politik öffnete seinem Ehrgeiz bald glänzendere Bahnen. Eine russische Constitution war unter der Dilettantenbeschäftigung des Thronfolgers ausgearbeitet, aber Ereignisse und Rathschläge bewogen Alexander, sie auf dem Kreml niederzulegen, wie man die ersten Schuhe eines Kindes wol aufbewahrt. Alexander's Nachfolger verbrannte bedächtig die Urkunde. Reifere Erfahrungen ließen Alexander den Weg eines liberalen Despoten beschreiten. Er räumte dem Reichsrath und Senat große Befugniß ein, um den gefaßten Beschlüssen nicht nachzukommen. Er hob die Staatsinquisition auf, um sie wiederherzustellen. Er verminderte die Hofausgaben und die Steuern, ohne daß das Land es verspürte. Statt der öffentlichen Freiheiten hätten Rechtsschutz und durchgreifendes Einschreiten gegen die Bestechlichkeit der Beamten praktisch wohlthätiger wirken können. Allein die hierfür erfoderliche Besoldungserhöhung der Beamten griff die Kassen zu sehr an und die freiere, zum Theil allerdings unpraktische und idealistische Sprache der öffentlichen Organe wurde bald politisch gefährlich befunden. Während Alexander über Menschenrechte philosophirte und später von christlicher Barmherzigkeit gegen die Leiden der Menschheit erfüllt war, regierte Graf Araktschejew Rußland ganz in älterer Weise, klug und thätig, aber ohne politische Rechtschaffenheit, willkürlich, herrsüchtig, hart. Im Jahre 1813 sagte Alexander zu Berlin: „Der Marsch der russischen Truppen durch Deutschland bis Paris wird ganz Rußland zugute kommen. Auch für uns beginnt eine neue Epoche und ich hege vielfältige Projecte." Das war in augenblicklicher Erregung vielleicht aufrichtig, aber unbestimmt, wie wir es in minder hochgestellten Phantasien oft ähnlich gesehen haben. Kaiser Alexander war es hauptsächlich, welcher Ludwig XVIII. nöthigte, den Franzosen eine Constitution zu gewähren: er war stolz darauf, in Paris seinen Willen durchzusetzen. Er gab dem Königreich Polen eine Verfassung, um den Wiener Congreß zu beruhigen, denn Lord Castlereagh und Fürst Metternich widersprachen durchaus der Vergrößerung Rußlands durch Polen. Bei bloßer Personalunion, nahm man endlich an, gewinne Rußland nicht unmittelbar den Vorsprung nach Westen. Die polnische Nationalität hoffte der Zar aber durch die Constitution zu gewinnen, da er ernstlich auf einen Kampf gegen Oestreich, Frankreich und England gefaßt war. Für die Russen lag in dieser Verleihung eine demüthigende Zurücksetzung, und von einigen Köpfen wurde dieselbe wenigstens empfunden.

Eingehender ist natürlich die Schilderung des Kaisers Nikolaus I. und seines Systems. Hier erscheinen uns wieder vornehmlich die Blicke von Bedeutung, welche der Verfasser auf die Bedingungen und Voraussetzungen wirft, welche mit diesem Regiment für Alexander II. gegeben wurden. Hier heißt es:

Absoluter hat Nikolaus seinem Nachfolger die Monarchie hinterlassen, als dieselbe in der Türkei besteht, wo der Sultan bei Reichsgesetzen von den Beschlüssen des großen Divans abhängt. Solange Rußland keinen nur einigermaßen entwickelten Bürgerstand besitzt, solange es keinen andern als seinen oberflächlich französisch gebildeten, egoistischen, bestechenden und bestechlichen Adel hat, bleibt diese Staatsform für dieses Reich die angemessenste; denn die Oligarchie würde schlimmer sein. Was unter den bestehenden Verhältnissen in Rußland für die Entwickelung der Städte, für Erleichterung und allmälige Beseitigung der Leibeigenschaft geschah, wurde mehr gegen den Adel als für die Städte und Bauern von den absoluten Herrschern beschaffen. Wo andere, auf ganz verschiedener Voraussetzung stehende Staaten und Völker bei ähnlicher Staatsform erhalten oder zu derselben gezwungen werden sollen, damit Rußland dieselbe desto gewisser behalte, sind diese Staaten und Völker an ihrer Ehre, ihrer Nationalität, ihrer Selbständigkeit bedroht und haben sich alles Ernstes zu wehren. Welchen Weg Alexander II. einschlagen wird, ist vorläufig noch nicht klar geworden. Pietät und Krieg zwangen ihn zunächst, sich der Regierungsweise sowie der Politik seines Vaters anzuschließen. Ist er stark, so wird er bei der erstern beharren. Daß er die zweite theilweise verlasse, ist Aufgabe der ihm gegenüberstehenden Staaten und Völker. Aus dem Thronbesteigungsmanifest ging die Absicht hervor, Rußland aus allen Kräften auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhms zu erhalten, „um den Wünschen und Absichten der Vorfahren, Peter's, Katharina's, Alexander's des Gesegneten und des unvergeßlichen Vaters" nachzukommen. Weitgefaßt war dieses Programm; es erscheint mehr dehnbar als zusammenziehbar, aber es kann für Rußland Gutes enthalten. Den Finnen ihre Privilegien in Bezug auf einige öffentliche Stiftungen und auf Ausnahmen vom Monopol zu bestätigen, konnte dem Kaiser indeß nicht schwer fallen, zumal der Krieg in der Ostsee die Maßregel empfahl. Ebenso sprach wol die auswärtige Politik mit, wenn von Robotablösung im Königreich Polen die Rede war. Die 25 Jahre nach der polnischen Revolution ertheilte Amnestie scheint aus versöhnlicher Stimmung des Kaisers hervorgegangen, aber sein Wunsch mußte sich unter der Redaction seiner Räthe derart verclausuliren lassen, daß von der ursprünglich guten Absicht kaum etwas übrig blieb. Auf eine Wendung der Politik war daraus nicht zu schließen.

Der Abschnitt „Die Fremden" ist unsers Erachtens etwas zu spärlich ausgefallen. Indessen nahm Bock vielleicht darauf Rücksicht, daß gerade dieses Thema neuerdings von der Presse theils in Tagesblättern, theils in besondern Werken am häufigsten besprochen worden ist. Namentlich erörtert auch das später zu berührende Buch „Menschen und Dinge in Rußland" nach dieser Seite hin sehr erschöpfend, sowie die Reisewerke von Blasius, Buddeus, Kohl u. A. die Frage des Fremdeneinflusses auf Rußland vorzugsweise im Auge gehalten haben. Uebrigens möchte es als Irrthum zu bemerken sein, wenn (S. 41) gesagt wird, das Landvolk der Ost-

seeprovinzen sei „slawischen Stamms"; denn Esthen, Letten und Finnen sind rein, selbst Litthauer und die spärlichen Reste der Liven vorschlagend finnischen Stamms, grundverschieden in Physiognomie, Wesen und Sprache von allen slawischen Nachbarn. Leider muß man dagegen das nachfolgende Urtheil über die herrschenden Deutschen in den baltischen Landen Wort für Wort unterschreiben, wenn es lautet:

Der protestantische Pastor (der baltischen Provinzen) wetteifert mit dem bei der Anschauung der ersten Eroberer dieses Landes stehengebliebenen deutschen Rittergutsbesitzer, den Bauer womöglich fünf Tage in der Woche frohnen zu lassen und sich durch seinen Schweiß zu bereichern. „Wir dienen um zu herrschen, wir gehorchen um zu peitschen", sagt der baltische Adel in alter Härte. Wir wissen jetzt, warum zwischen dem preußischen Junker und dem russischen jenseit Memel die in letzter Zeit gewachsene, durch Reisen und Briefwechsel enthusiastisch gepflegte Intimität besteht.

Wir glauben mit den vorstehenden Bemerkungen und Auszügen die verdienstliche Arbeit Bock's genugsam charakterisirt zu haben, um im Uebrigen auf ihre Lectüre verweisen zu dürfen. Fragmente geben kein Bild ihrer organischen Geschlossenheit. Und so mag man es auch nur als Anregung zur eigenen Prüfung betrachten, wenn hier noch einzelne Stellen aus den letzten Abschnitten des Buchs hervorgehoben werden, welche sich speciell mit den politischen Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Europa beschäftigen. Nach einer längern, rein historischen, objectiven und desto eindringlichern Darstellung des Hineinwachsens Rußlands in die europäische Politik, der vorsichtig eingeleiteten und energisch vollzogenen Einmischungen, aus welchen die Umklammerung europäischer Cabinetspolitik durch petersburger Bedingungen u. s. w. groſswuchs, wendet sich der Verfasser speciell zu dem vom Kaiser Nikolaus gegen Deutschland gehandhabten System.

Im Jahre 1834 versuchte Rußland dem Einflusse, welchen es seit dem Wiener Congresse auf Deutschland geübt hatte, bestimmtere Form zu geben; es erklärte seinen Agenten in vertraulichen Rundschreiben, daß Rußland das Protectorat des Deutschen Bundes längst besitze. Rußland habe denselben gestiftet, und da er vermöge seiner Principien sich nicht auf Frankreich oder England stützen dürfe, vereinige sich Alles für Rußlands Protectorat. Im Jahre 1839 wurde Aehnliches durch eine russische Feder für die kleinen deutschen Staaten beansprucht, während sich die Protection Preußens möglichst unpraktisch auf Skandinavien und Oestreichs auf die iberische Halbinsel erstrecken sollte. Daß es mit jenem Protectorat über Deutschland, ja mit der Vormundschaft über dasselbe ernstlich gemeint sei, hat Rußland 1848—50 bewiesen, wo Preußen die Rechte eines deutschen Landes und eines deutschen Fürsten in Schleswig-Holstein nicht schützen durfte, weil es gegen Rußlands Interesse war, Preußens Einfluß an der Niederelbe erstarken zu lassen. Eine Aeußerung deutscher Kraft und Nationalehre dem Auslande gegenüber wäre ein Schritt zur Emancipation des Schützlings gewesen. Daher die wiederholte russische Drohung, Ostpreußen zu besetzen, wenn man in Berlin nicht Waffenstillstand und Frieden schließe. Rußland erreichte seinen Zweck. Es erreichte ihn sogar in der deutschen Verfassungsfrage, indem es jede Aenderung der Metternich'schen und Heilige-Allianz-Verfassung verhindern half und wie in Polen an dem Grundsatze festhielt, unter Berufung auf Pacification und bestehendes Recht die Zwietracht aufrechtzuerhalten. Nach des Kaisers Nikolaus eigenem Worte gegen den General Orholm ist das die Politik Rußlands gegen Deutschland, und Graf Buol sprach sich endlich (Depesche vom 17. Mai 1855) gegen das russische Verfahren offen aus, was von seinem Vorgänger, dem Fürsten Schwarzenberg, leider nicht geschehen war. Der im Jahre 1850 wiederhergestellte Bundestag war der Conföderation von Tarnowitz nicht ganz unähnlich; auch König Stanislaus, welcher sich fügte, fehlte 1851 keineswegs. In Warschau und nicht in Frankfurt a. M., Berlin oder Wien wurde damals über die deutschen Angelegenheiten entschieden.

Nach diesen Vorausschickungen über Deutschlands gewordene Stellung wendet sich die Betrachtung zur orientalischen Frage zurück.

Obgleich Graf Nesselrode den Nutzen, welchen der Fortbestand der Türkei für Rußland bringe, in einer frühern Denkschrift sehr einleuchtend geschildert hatte, so sollte doch ihr Untergang noch vortheilhafter werden. Der Augenblick schien gekommen, über die Erbschaft des „kranken Mannes", der indeß schon seit Voltaire's Briefen an Katharina II. als Patient betrachtet wurde, zu verfügen. Denn die vom Divan mehrfach eingeleiteten Reformen drohten das Osmanische Reich aufs neue zu befestigen und mußten gestört oder überflüssig gemacht werden. Während Nikolaus den Untergang der Türkei erwog, wünschte er England für seine Absichten zu gewinnen. Wie nach dem Frieden von Tilsit nur Frankreich und Rußland in Betracht kommen sollten, so jetzt nur Rußland und England. „Wenn Rußland und England einig, so frage ich nicht nach den übrigen Mächten; es ist mir gleichgültig, welchen Weg Frankreich einschlägt", äußerte Nikolaus gegen den englischen Gesandten, Sir Hamilton Seymour, zu Anfang des Jahres 1853. „Wenn ich von Rußland rede, so meine ich Oestreich eingeschlossen." Preußens geschah bei der Gelegenheit gar keine Erwähnung.... An Preußen wäre es gewesen, in Vertretung Norddeutschlands die wichtigste Rolle im Kriege zu übernehmen. Die für unser Vaterland unrühmlich beigelegte schleswig-holsteinische Angelegenheit bedurfte der Revision. Die polnische Frage wäre zu lösen gewesen, wenn man sich in Berlin vor langjähriger russischer Sympathie zu der Erwägung hätte entschließen können, daß das Schwarze Meer und die Ostsee, Konstantinopel und Kopenhagen, Bosporus und Sund, Kroneborg und die Dardanellenschlösser, Moldau-Walachei und Schleswig-Holstein correspondirende Verhältnisse darbieten. In Schleswig-Holstein blutet noch die Rechtsverletzung. Bei Polen ist nicht mehr um Recht und Unrecht schlimmer Einleitungen von 1772 zu streiten: aber die gegenwärtige Sachlage hätte entscheiden sollen. Gegen Rußland hat Deutschland eine Grenze von 190 geographischen Meilen zu vertheidigen, gegen Frankreich nur 60 Meilen.... Diese Ideen müssen gegenwärtig allerdings als sehr doctrinär und zu weit gehend erscheinen. Im Juni 1855 waren sie keineswegs als unerhört zu betrachten. Zur Ausführung gehörte freilich, daß man in Berlin wie in Wien entschlossen gewesen wäre, das Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland gründlich zu berichtigen. Es gehörte dazu, daß man offen bekannte, wie der Zar das Gesammtinteresse unsers Vaterlandes seit 1815 ununterbrochen beeinträchtigt habe.

Trotzdem daß speciell für Deutschland von dem dreijährigen Kriege nichts, nichts auch vom pariser Frieden gewonnen wurde, schlägt doch Bock die europäischen Resultate sehr hoch an.

Rußland hat vor einem europäischen Kriegsgericht gestanden; es ist mit keiner allzu gelinden Strafe davongekommen. Die Abtretung eines Gebietstheils, welche ein Zurückdrängen von der Donau enthält, die Verpflichtung, vom Feinde zerstörte Festungswerke nicht wiederherzustellen, Kriegswerften und Kriegsarsenale aufzugeben, den Stolz Rußlands, die theils verbrannte, theils versenkte Pontusflotte, nicht wieder zu bauen, die eifersüchtig gesperrte Donauschiffahrt freiwerden

zu sehen, auf das bereits innegehabte Protectorat über die Donaufürstenthümer zu verzichten, nennt man in allen bekannten Sprachen, außer der officiell russischen, eine vollständige Demüthigung.

Zugleich darf auch die veränderte Stellung der Großmächte Deutschlands nicht außer Acht gelassen werden.

Die seit 1854 allmälig geschehene Lossagung Oestreichs von Rußland ist eine entschiedenere als die gleichzeitig eingetretene Preußens von derselben Macht. Sie geschah dort ohne Systemänderung und nur für den speciellen Fall, sie hat aber ein Resultat erzielt, welches auf der Landkarte sichtbar wird. Bei Preußen schwebte sie ohne Erschütterung eines weichen Quietismus lediglich auf moralischer Basis, ohne daß ein Soldat seinen Tornister schnürte, geschweige denn daß eine einzige Schaufel Erde von der preußisch-russischen Grenze in die Wagschale zu werfen war. Zunächst ist Alexander II. ein junger Herrscher, dem die Erfahrung und die Sicherheit fehlt, um die Autorität seines Vaters zu üben. Aber wer bürgt dafür, daß derselbe Alexander, welcher sich bei seinem Regierungsantritt auf Peter den Großen, Katharina II., Alexander I. und Nikolaus berief, vielleicht in 10 oder 20 Jahren, wenn er andere Bundesgenossen findet als den König Otto, wenn in Preußen ein junger Herrscher auf dem Throne sitzt, wenn Oestreich an der untern Donau beschäftigt, auch die Freundschaft zwischen Wien und Berlin nicht gründlicher als gegenwärtig befestigt und der Deutsche Bund den Strömungen von rechts und den Strömungen von links nach wie vor ausgesetzt ist, die „Vorladung nach Warschau" nicht gründlich wiederholt?

Dieser Möglichkeit entgegenzutreten, ist und bleibt Deutschlands nationale Aufgabe. Aber auch Rußland hat seine nationalen Aufgaben zu erfüllen, jene „innern Eroberungen" ins Werk zu setzen, auf welche seine Patrioten unablässig hinweisen. Diese Aufgabe ist nicht leicht, eines großen Herrschers ebenso würdig als die Thaten, mit denen Peter I., Katharina II., Alexander I. und Nikolaus glänzten. Ist nun für diese nationale Entwickelung eine Hoffnung vorhanden?

Eine Menge Dinge, von denen der menschliche Geist Besitz ergriffen hat, sind bestimmt, Gemeingut der Völker zu werden. Viel Verähnlichung der Nationen ist unvermeidlich, sofern Bildung überhaupt Geltung erlangen soll. Den Russen werden die Fremden wahrscheinlich noch lange helfen müssen, um die russische Nationalität zu entdecken, zu verstehen, festzuhalten, zu läutern und zu steigern. Aber anerkennenswerth wird es sein, wenn für Hebung und Belebung dieser Nationalität ernste Schritte geschehen. Die Staatsform kann dabei lange aus dem Spiele bleiben. Während des jüngsten Kriegs wurde in den kaiserlichen Manifesten zu den Russen gesprochen, als wenn es keine Leibeigenschaft mehr gäbe, als wenn nur freie Russen ihr Vaterland zu vertheidigen hätten, als wenn die Nation sich voll Selbstbewußtsein, Patriotismus und Ehrgefühl um den Kaiser scharte. Wird man das Wort des höhern Herzschlags im feierlichen Augenblicke der Gefahr, da die Sicherheit wiedergewonnen ist, sogleich vergessen und als nicht geschehen ansehen? Ein Circular des Ministers des Innern vom 22. April beauftragte die Gouverneure, daß den zurückkehrenden Beurlaubten und zurückgebliebenen Leibeigenen — die Russenfreunde übersetzten: den Unterthanen und Landleuten — eingeschärft werde, jede geringste Abweichung von der gesetzlichen Ordnung und von dem Gehorsam ziehe den Zorn des Monarchen nach sich. Keinen Hoffnungsschimmer hatte der Minister hinzuzufügen, daß der Kaiser sich für die gebrachten Opfer dankbar beweisen werde.... Sei der Herrscher Rußlands absolut, wenn er nur Gerechtigkeit handhaben und befestigen will. Sei er absolut, wenn er die Russen nur auf die Principien aller menschlichen Veredlung, auf persönliche Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit zu leiten gedenkt.... Die Existenz einer Nation begründet ihr Recht auf Existenz; aber das Recht auf Civilisation will durch Civilisation erworben sein.

Man ist einigermaßen in Verlegenheit, indem man an das Buch „Menschen und Dinge in Rußland" zum Zwecke literarischer Beurtheilung herantritt. Es ist keineswegs ein Buch ohne Bedeutung und wurde von Bock vielfach als Quelle benutzt. Es hat aber den großen Mangel, nicht organisch überarbeitet zu sein, bringt kein künstlerisches Gleichgewicht zwischen Raisonnement, thatsächliche Schilderung und Beleg und verzettelt so sein oft vortreffliches Material derart, daß es für eine wissenschaftliche Benutzung fast unbrauchbar wird. Der Verfasser selbst scheint sich seine Aufgabe und deren Lösung vor Beginn der Arbeit nicht ganz klar gemacht zu haben. Denn wenn er sagt, gegen das russische System, nicht gegen die russische Nation sei sein Werk gerichtet, so umfaßt er auf der einen Seite den positiven Inhalt seines Buchs nicht vollständig und benennt auf der andern Seite einen negativen Charakter desselben, der wahrlich nicht erst betont zu werden brauchte. In der ganzen modernen Literatur über Rußland — und wir kennen keineswegs blos die deutsche — existirt kein irgend bedeutenderes und ernsteres Werk, welches sich gegen die russische Nation wendet. Die Zeiten sind überhaupt vorüber, in denen man gegen Nationen als solche polemisirte. Man ist dafür in Anerkennung der nationalen Berechtigungen zu weit gediehen und kennt namentlich Rußland doch bereits genau genug, um die Bedrohungen Europas durch Rußland, die Corruption in Rußland nicht dem Volke, sondern dem System zuzuschreiben, welches mit dem Vorgeben, eine nationale Entwickelung zu fördern, das nationale Element von seinen natürlichen Wegen ablenkte, in bestimmte, kategorisch festgestellte Formen einpreßte, kurz — wir haben keinen andern Ausdruck — petersburgisirte.

Es ist darum auch vollkommen richtig, wenn der Verfasser ausführt, daß Derjenige die Russen nicht kennt, der sie blos im Auslande sah. Mit ziemlich gleichem Rechte könnte man dies indessen fast von allen Nationen der Welt, sicherlich von allen behaupten, bei denen Ueberfeinerung und Barbarei so unvermittelte Nachbarzustände sind, wie in Rußland. Weiter entwickelt nun der Verfasser, wie eine gewisse Analogie herrsche zwischen den plötzlichen klimatischen und jahreszeitlichen Wechseln in Rußland und der Vermittelungslosigkeit zwischen den socialen Schichten. Er bestätigt damit eine Wahrheit von neuem, nur sehr breit, welche vor ihm schon fast alle ernstern Schilderer (Kohl, Haxthausen, Buddeus, Blasius) mit frappanten Beispielen anschaulich durchführten. Recht interessant ist dagegen die Vergleichung des petersburgisirten und des echten Nationalrussen am Schlusse des ersten Abschnitts „Zur Orientirung", woraus sich als Resultat entwickelt, daß der nationale Russe zwar nicht von der Treibhauspflege des gouvernementalen Systems, wol aber von seinem wohlangelegten und anstelli-

gen Naturell dereinst in die Reihe der Culturvölker werde eingefügt werden.

Der zweite Abschnitt über „Rußlands klimatische und Bodenverhältnisse" gibt eine recht gute Zusammenstellung des hierhergehörigen Materials. Der dritte Abschnitt behandelt „Die ethnographischen Elemente des europäischen Rußland", vornehmlich „Die Großrussen, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre geschichtliche Mission". Auch hier begegnen wir nicht eben neuen Thatsachen und Gesichtspunkten, wenn auch das Bekannte anmuthig vorgetragen und das Raisonnement meistens ganz plausibel ist. Aber was auch hier fehlt, das ist die recht unmittelbare Veranschaulichung. Wer selbst in Rußland gelebt und mit den verschiedenen Volksschichten verkehrt hat, wird oftmals sagen: Ja, dieses Resultat ist richtig. Wer aber russisches Wesen und Leben — wir wollen z. B. sagen, als Vorstudium für historische Arbeiten über Rußland oder für die Staffage eines in Rußland spielenden Romans — aus diesen Ausführungen kennenlernen möchte, dem würde jedes plastische Bild fehlen. Sehr treffend beantwortet dabei der Verfasser die selbstaufgeworfene Frage — deren richtige Stellung wir indessen bestreiten — „warum den Russen, diesem gutmüthigen, friedfertigen, harmlosen, frohsinnigen und leichtlebenden Volke, in neuerer Zeit die allgemeine Antipathie aller Culturvölker geworden ist?" Er findet, daß diese Antipathien auf sie von denen gegen die Slawen überhaupt übertragen wurden, weil „das Slawenthum seit geraumer Zeit durch einen Volksstaat, durch Rußland, als ein politisch bedeutsames und positiv wirksames Element in das gebildete Völkerleben Europas eintrat und hier, indem es vorerst nur das Schwert in die Völkerwage der Geschichte warf, sehr bald eine unermeßliche politische Präponderanz errang, die um so drückender gefühlt wurde, je schärfer sie sich geltend zu machen suchte, und je mehr man sich sagen mußte, daß den Russen die Berechtigung zu einer solchen Stellung abgeht". Aber die Fragstellung ist eben nicht genau. Nicht den Russen, sondern dem russischen System gilt die Antipathie; nicht weil man den Russen die Berechtigung zur Stellung an der Spitze der Slawen abspricht, mußten „diese Antipathien sich stärker noch auf die östlichen Slawen" ausdehnen. Nein, darum nicht, sondern weil das Princip, welches sich den Russen als nationales octroyirte, seine für einen geringen Culturgrad und niedere Bildungsbedürfnisse berechneten Normen Europa überzuhängen, weil es Europa um Rußlands willen oder noch eigentlicher wegen des zaropapistischen Absolutismus zurückzustauen versuchte in allen Lebenswickelungen. Dieser petersburger Absolutismus ist nicht echtnational, noch weniger slawisch. Darum ist — und dies hätte keinem Schriftsteller über Slawenthum bekannt sein müssen — bereits seit den dreißiger Jahren selbst die panslawische Bewegung durchaus unrussisch. Wenn sie 1848 wieder darauf zurückkam, sich an Rußland anschließen zu wollen, so war dies gewissermaßen ein Act verwirrter Verzweiflung. West- und Südslawen trennten sich in ganz verschiedenen nationalpolitischen Wünschen, an einen materiellen Sieg über die nichtslawischen Herrscherstaaten war nicht zu denken; Rußland, d. h. die Russen sollten nun mit ihren Massen wol den Kampf ausfechten, aber sie als hegemonistisches Element des zu bildenden Slawenreichs anzuerkennen — daran dachte kein Mensch.

In dem Abschnitte über „Die ländliche Bevölkerung Rußlands" findet sich wieder viel treffliches Material, namentlich auch in statistischer Beziehung. Am interessantesten ist aber der Schlußtheil, welcher die ausländische, namentlich deutsche Colonisation behandelt. In ähnlicher Weise werden dann auch „Die russischen Städte", ihr mercantiler, industrieller und geistiger Verkehr erörtert. Als das wichtigste Capitel des ganzen Werks erachten wir jedoch die Schlußbetrachtungen über die „deutschen Elemente in Rußland und ihren Einfluß auf die russische Civilisation". Was in dieser Beziehung von den in Rußland einzeln, massenhaft, gruppenweis oder sporadisch verstreuten Deutschen gesagt wird, ist vollständig zu unterschreiben. Allein diejenigen Theile des Reichs, wo das deutsche Element auch äußerlich noch eine Macht ist, die baltischen Provinzen, kennt der Verfasser offenbar nur aus sehr flüchtiger Anschauung. Er beurtheilt sie nach ihren Repräsentanten im Heer, Staatsdienst, Handels- und Städteleben im eigentlichen Rußland. Er begeht in Lob und Tadel, Schatten und Licht nahezu denselben Fehler, vor welchem er im Eingange seines Werks das Ausland in Bezug auf die Russen warnt. Dies hier weitläufiger zu erörtern, ist nicht der Raum. Aber es bestärkt auch dieser Mangel den Eindruck, den man vom ganzen Buche empfängt. Allerdings mag nämlich der Verfasser lange Jahre im Innern Rußlands, etwa in den Landbreiten zwischen Moskau und Odessa in einer geschäftlichen Stellung gelebt haben. Er hat die Zeit mit offenem Auge und Ohr für seine Umgebungen zugebracht, aber sein Verkehr war weder sehr weit ausgedehnt noch sehr mannichfaltig. Den Weg nach seinem Bestimmungsort und von da in die Heimat zurück hat er offenbar flüchtig durchmessen. Er hat in Rußland manches ethnographische, statistische u. s. w. Werk gelesen, recht viel über die Verhältnisse gedacht, nach seiner Heimkehr sich lebhaft für die Literatur über Rußland interessirt. Aus dem Allem bildete sich das Buch, welches sich selbst keine bestimmten Grenzen steckte, nicht blos einfach Selbsterschautes schildern, sondern umfassende Resultate geben wollte und dadurch, trotz einzelner vortrefflicher Partien, trotz eines frischen und angenehmen Stils, doch die rechte Unmittelbarkeit einbüßte.

Sugenheim's Werk mit dem langathmigen Titel gibt sich als reinhistorische Arbeit. Man muß es entweder sehr ausführlich besprechen oder kurz anzeigen. Wir müssen uns auf letzteres beschränken, denn eine eingehende Recension könnte kaum kürzer sein als das Buch selbst. Im alltäglichen Leben begegnen wir oftmals Gelehrten, deren ungewöhnliche Kenntnißfülle, scharfe Combination und allseitige Durchbildung wir fortwährend be-

wundern müssen, während die Formen, in denen sich dies Alles kundgibt, uns überall ungewählt und falsch erscheinen. In der Form liegt aber ein großer Theil des Wesens; wer seine Wissenschaft nicht objectiv zu reproduciren weiß, ist doch nicht vollkommen Herr des aufgesammelten Materials. Oder aber er geht von bestimmten, voraus angenommenen Ideen aus, er ist parteiisch und hat dann sicherlich keine Berufung zum Geschichtschreiber, wenn er auch die wissenschaftliche Befähigung im höchsten Grade besitzt. Die historische Objectivität, die keineswegs doctrinäre Indifferenz zu sein braucht, fehlt dem Sugenheim'schen Werke ebenso sehr als die edle Form der Darstellung. Man muß dies umsomehr bedauern, als sich zugleich eine Belesenheit, eine Kenntniß oft schwer zugänglicher Quellen, ein Auffindungstalent für überraschende Erläuterungen in scheinbar ganz abseits gelegenen Abhandlungen zeigt, wie sie wahrlich keineswegs häufig ist. Allein die Voreingenommenheit des Grimms gegen Alles, was mit dem russischen Princip und dessen gekrönten Trägern in naher oder ferner Verbindung steht, verführt Sugenheim recht häufig zum Mangel aller historischen Kritik gegen die Quellen, aus denen er schöpfte. Auf keineswegs unzweifelhaft constatirte Daten, die freilich öfters durch ihre Neuheit und Absonderlichkeit pikant genug erscheinen, baut er dann Schlußfolgerungen, die den Prämissen entsprechen. Und dies Alles in einer Sprache, die so ungleichartig als möglich ist, jedoch im Allgemeinen sehr cynische Neigungen hat, welche bald in Trivialitäten — nicht in populärer Ausdrucksweise — bald in directen Plattheiten ihren Ausdruck finden. Verbessern sich diese Fehler in der weitern Fortführung des Werks, so wird die historisch-publicistische Literatur über Rußland damit eine große Bereicherung empfangen. Beharrt der Verfasser in den bisherigen Formen, so wird sein Werk schwerlich diejenige Verbreitung und Anerkennung finden, zu der es die außerordentliche Fülle seines Materials eigentlich berechtigen müßte. 90.

Novellenliteratur.

1. Erzählungen und Novellen von Friedrich Hebbel. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 20 Ngr.
2. Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Novellen von Hermann Grimm. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Culturgeschichtliche Novellen von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
5. Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Was ist aus dem heitern Kind des Boccaccio in dieser wenig romantischen Zeit des crédit mobilier geworden? Welchen Inhalt hat neuerdings die lebendige, an das Dramatische streifende Form der Novelle in sich aufgenommen? Keine andere epische Form ist so geeignet, die wechselvolle Casuistik des Lebens, seine tragischen und heitern Katastrophen und die Fülle seiner ironischen Beziehungen in schlagender Kürze darzustellen. Die Novelle hat heutzutage in prismatisch schimmernder Vielseitigkeit den verschiedensten Geschmacksrichtungen und ästhetischen Anschauungen Rechnung tragen müssen, wie schon die obigen Sammlungen von mehren talentvollen und namhaften Schriftstellern beweisen. Die humoristische Burleske, die psychologische Skizze und landschaftliche Studie, ja selbst die culturhistorische Anekdote haben sich in die Novelle geflüchtet. Die Novelle ist ein kleiner Taschenspiegel geworden, in welchem sich auch die bedeutendsten literarischen Physiognomien einmal im Vorübergehen flüchtig beschauen; die Schnitzel größerer geistiger und ästhetischer Arbeiten werden in Novellen gesammelt; man findet darunter eine Menge geistvoller Reflexionen, humoristischer Bilder, durch Glätte und Schönheit der Form ansprechender Schilderungen; aber was uns bei den meisten zu fehlen scheint, das ist jener freispielende schöpferische Reichthum der Phantasie, der in einer Fülle überraschender und doch wohlverketteter Ereignisse seine anmuthigsten Blüten treibt; das ist jener Zauber der Erfindung, der mehr als alles Andere die ursprüngliche Mitgift des novellistischen Talents ist. Die Armuth in dieser Beziehung läßt sich weder durch langathmige Schilderungen noch durch kluge und tiefe Betrachtungen verstecken. Je gedrängter die Form der Novelle ist, desto lebendiger und schlagkräftiger muß die Erfindung des Dichters in ihr hervortreten. Wir wollen verstrickt sein in den üppigen Reiz neuer und bunter Verwickelungen, deren Knoten der Zufall ernst oder heiter löst. Wir lassen uns ungern dafür mit andern dichterischen Vorzügen abfinden, die nur in einer umfangreichern Kunstform zur berechtigten Geltung kommen können. Wir wollen in der Novelle nicht disjecti membra poetae wiederfinden, nicht gestaltlose Fragmente irgendeiner Art, nicht den Abfall der Production, der in dieser Weise verwerthet wird; wir verlangen von ihr bei aller Gedrängtheit künstlerische Gliederung, ein warmes organisches Leben, Reiz und Pracht der Farben und jene überraschenden Einschnitte des Zufalls, die allerdings erst eine tiefere Bedeutung durch den geistigen Standpunkt des Autors erhalten. Lassen wir die obigen Novellen, von denen sich einige durch unleugbare Vorzüge auszeichnen, die aber nicht immer dieser bestimmten Gattung epischer Dichtung zugute kommen, hier die Revue passiren!

Zuerst begegnet uns ein Dichter, dem selbst seine Gegner einräumen müssen, daß er sich überall in seiner ganzen unverkennbaren Eigenthümlichkeit gibt, daß das alte Wort: Ex ungue leonem! auf ihn volle Anwendung findet, der Dramatiker Friedrich Hebbel. Ueberall, nicht blos in seinen gewaltigen Dramen, auch in seinen Novellen und Gedichten schüttelt ein Löwe die Mähne; es ist etwas Großartiges, Mächtiges, Kräftiges in diesem Talent, aber auch etwas Einförmiges, Monotones. Die

Physiognomie des Löwen und seine großen Gesten ermüden auf die Länge und in seinen „kühnen Griffen" liegt etwas Bedrohliches. Ein solcher Poet, der in der Tragödie das Gigantische liebt, wird in der heitern Gattung auf das Burleske gerathen, und Glück genug für ihn, wenn sich nicht Beides in der „Tragikomödie" zur Unzeit vermischt. Auch in den kleinen „Erzählungen und Novellen" sehen wir überall die Riesenfaust, die aus dem Gewölk „bedeutender Intentionen" ins menschliche Leben hinabgreift; wir hören das Göttergelächter der „romantischen Ironie" und hinterdrein den lärmenden Eifer geschäftiger Interpreten, welche dafür sorgen, daß ja kein Bausteinchen vom Hebbel'schen Ruhmestempel verloren gehe. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Was hat Hebbel hiermit gewollt? fragen alsbald Kuh und Genossen und legen „aus" und „unter" nach Herzenslust, und unter ihrem kritischen Mikroskop wird der Frosch zum Elefanten. In der That gefällt uns Hebbel oft besser, wo er wenig oder gar nichts „gewollt" hat, sondern seinem dithmarscher knorrigen Humor in Hogarth'schen Skizzen die Zügel schießen läßt, als wo wir aus dem Gewirre abenteuerlicher oder gar widerwärtiger und geschmackverletzender Ereignisse irgendeine tiefe „Intention" hervorschimmern sehen, welche alsdann jene geistigen Geburtshelfer mit den Zangen gewaltthätiger Interpretation herumdrehen und an das Tageslicht fördern. Wir wollen dem Dichter selbst nicht damit zunahetreten und ihn nicht für den Chorus seiner Bewunderer verantwortlich machen; wir wollen zugeben, daß Hebbel selten dichtet ohne den Leitstern einer Intention; aber wir müssen dennoch behaupten, daß diese „Intentionen" nicht immer so bedeutend sind, wie man uns einreden will, und daß der Dichter oft, um eine solche „Intention" uns anschaulich zu machen, die Ereignisse selbst auf den Kopf stellt, oder so barockes Zeug zusammensucht, daß jeder harmonische Eindruck verloren geht und unsere Phantasie nicht anmuthig beschäftigt, sondern verletzt wird.

Gleich die erste Erzählung „Matteo" ist eine kleine Theodicee, wenigstens nach der Absicht des Dichters, der am Schlusse von seinem Helden sagt: „Er söhnte sich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wol zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt, in seinem Herzen einigermaßen wieder aus." Matteo, ein junger Genuese, lebte glücklich in beschränkter Lage; man trug ihm allerlei Verrichtungen auf, da er sich durch seine Dienstbeflissenheit und sein stilles, bescheidenes Wesen angenehm zu machen wußte. Da befallen ihn eines Tags die bösartigsten Blattern; seine Züge werden ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln. Dies wendet alle Gemüther von ihm ab; man trägt ihm keine Dienste mehr auf; er befindet sich in einer hoffnungslosen Lage und geht damit um, ein Bravo zu werden. Durch eine Verknüpfung zufälliger Abenteuer, die gut erfunden sind, aber wol zu tragisch und gewaltthätig für den harmlosen Grundgedanken der Erzählung, wird er zuletzt, gerade durch seine Häßlichkeit empfohlen, der Diener eines auf seine Frau mit Grund eifersüchtigen Ehemannes. Das Ganze ist eine ansprechende Humoreske, die indeß leider durch die Ausführung in das Gebiet der Tragikomödie hinübergreift und das Tragische wie das Komische durch unklare Mischung gleichzeitig um seine Wirkung bringt. Das ist ein Rest der alten Romantik, die in Hebbel noch immer spukt, und der selige Geheime Hofrath Tieck hätte mit seinem feinsten Lächeln die „Ironie" begrüßt, die Hebbel in diese Erzählung „hineingeheimnißt". Die Othelloscenen zwischen Mann und Frau an der Leiche des ermordeten Signor Barbarucci, der ganze Apparat des Schrecklichen und Gräßlichen, der Vater, der sein Kind mit dem Kopfe dröhnend „gegen die harte Wand" wirft — das sind Alles zu stark aufgetragene Schlagschatten für das Lebensbild des blatternarbigen Matteo.

Dies Kind kommt doch noch mit dem Leben davon! Schlechter aber ergeht es dem Kinde des Bauern Andreas in der Novelle „Die Kuh", das der Vater ebenfalls an die Wand wirft, das aber „laut- und leblos mit geborstenem Schädel und verspritztem Gehirn" am Boden liegt. Schon die Wiederholung desselben abstoßenden Motivs in zwei Erzählungen eines kleinen Bändchens zeugt von der eigenthümlichen Vorliebe unsers Autors für crasse Bilder. „Die Kuh" ist von Anfang bis zu Ende eine barocke Tragödie, welche auch den Tiefsinn ihres Namensvetters herausgefodert hat. Hören wir den Inhalt dieser Dorfgeschichte und ihrer concentrirten Gräuel! Sie beginnt mit einem köstlichen Genrebild. Wir sehen den Bauer Andreas, wie er am Sonntag „zum neunten male" ein kleines Häuflein Thalerscheine zählt. Jeder dieser Scheine hat für ihn ein besonderes Leben; er erkennt jeden einzelnen an einem Tintenfleck oder sonstigen Merkmal; er kennt die Biographie eines jeden und weiß, wo und wie er sich ihn erworben hat. Für dies mühsam erworbene Geld soll nun heute endlich die langersehnte „Kuh" gekauft werden; ja sie ist schon unterwegs; Bauer Andreas glaubt schon bisweilen ihr Gebrüll zu hören. Neben ihm spielt sein Kind, ein munteres braunes Knäblein von drittehalb bis drei Jahren. Der Vater, verbrennt an einem Talglicht, das er vor sich brennen hat, das Papier, in das die Scheine eingewickelt waren, um seine Pfeife anzuzünden, und geht voll Ungeduld hinaus, um, an den Thürpfosten gelehnt, der kommenden Kuh entgegenzusehen. Das Kind, das an dem Schauspiele des brennenden Papiers Vergnügen gefunden, beschäftigt sich inzwischen damit, die Kassenscheine des Vaters in einem naiven Auto da Fé zu verbrennen und hält eben den letzten an das Licht, als Andreas hereintritt. Nun geschieht das Schreckliche! Der Vater tödtet den Knaben, dann sich selbst, indem er sich, als er das Gebrüll der Kuh hört, auf dem Dachstuhl erhängt. Seine Frau Geesche und der spindeldürre Hans erscheinen nun mit der Kuh. Die Mutter bleibt entseelt mit einem jähen Schrei an der Leiche des Kindes liegen:

Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer,

wo ist er? wo bleibt er?" rief er wol hundert mal hintereinander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er ins Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuße der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben versteckt, Bauer?" rief Hans. „Komm' er jetzt nur herunter, wir sind da!" Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurückzudrängen, sich dann zu spalten und auseinanderzutheilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an, und ohne zu wissen, daß er es that, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoßen. Nun stieß er noch einen unarticulirten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen. Ob Geesche, als dies Alles geschah, aus ihrer Bewußtlosigkeit noch nicht wiedererwacht und willenlos in der aufs schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstickt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmäht hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. Soviel steht fest, daß von ihr wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verschrumpftes Gerippe aus dem Hause herausgekommen und daß auch die Kuh, dem diesen armen Thieren angeborenen unseligen Trieb folgend, ins Feuer hineingelaufen und mitverbrannt ist.

Soll man hierbei nun lachen oder weinen oder, insofern man dies möglich machen könnte, Beides gleichzeitig thun? Das Schreckliche ist hier höchst drollig und possirlich geschildert; dies scheint uns nicht die Art und Weise, in welcher große Humoristen der Tragödie des Lebens einen ironischen Schein abgewinnen. Es ist dies vielmehr die schlechte Ironie der Romantiker, welche Ernst und Scherz in ein buntes Possenspiel zusammenrinnen läßt und hinterdrein mit vornehmem Behagen ausruft: „Car tel est notre plaisir!" Wir überlassen es dem Leser, ob er in die Bewunderung des großen Meisters Hebbel miteinstimmen will, ob er die Erfindung dieser Novelle für geistvoll und reich an erhabener Weltironie hält, oder gar für eine sociale Tragödie, in welcher sich der Fluch des Mammons recht sichtlich offenbart, oder für eine Schicksalstragödie, in welcher die Kuh die Rolle der Ahnfrau übernimmt und die Opfer massenhafter daliegen als im „Vierundzwanzigsten Februar", wir überlassen es ihm, ob er in der Ausführung die Fülle schlagender humoristischer Züge, die dem Leben abgelauscht sind, rühmen will, oder ob er es überhaupt vorzieht, diese ganze Gattung der Tragikomödie in dramatischer und novellistischer Form zu verwerfen.

Weit besser behagt uns „Eine Nacht im Jägerhause", eine Novelle, in welcher das Schreckliche, ahnungsvoll Schauerliche der alten Gespenster- und Räuberromane, als auf blos subjectiver Täuschung beruhend, sich in allgemein verständlicher Weise ins Komische auflöst. Die eigentlichen Humoresken: „Herr Haidvogel und seine Familie", „Paul's merkwürdigste Nacht" und „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd", erinnern an Jean Paul's „Feldprediger Schmelzle" und sind die Perlen der kleinen Sammlung, indem Hebbel ein Meister ist in der Darstellung drolliger Züge, die unter seinen Händen zu buntester Fülle aufblühen. Er schlägt irgendeine Taste des menschlichen Gemüths mit großem Nachdruck an und trillert auf ihr dann in kunstfertigster Weise. Umsomehr ist zu bedauern, daß der Dichter so oft von den Voraussetzungen der romantischen Schule auszugehen scheint, welche die Reinheit des ästhetischen Eindrucks durch die Unangemessenheit der Darstellung zum Inhalt und durch eine, man könnte sagen „chemische" Vermischung des Tragischen und Komischen, deren Resultat nur ein vergängliches, explodirendes Leuchtgas ist, trüben.

Otto Ludwig erinnert theils an Hebbel, theils an Auerbach, welchem er seine Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" gewidmet hat. Mit jenem hat er die Vorliebe für scharfe psychologische Malerei, für grelle Conflicte, für das Schwindelerregende und Haarsträubende, mit diesem die Begabung für eine klare Auffassung und plastische Darstellung der äußern Welt bis in ihre kleinsten Einzelheiten gemein. Unleugbar muß aus dieser Vereinigung etwas Originelles und Bedeutendes hervorgehen, was zugleich die ganze sogenannte realistische Richtung unserer Literatur auf ihrem Gipfelpunkte zeigt; doch wenn wir auch den kräftigen Naturwuchs des Ludwig'schen Talents anerkennen, wenn wir auch der Erzählung den Vorzug vor den Tragödien des Autors geben, so dürfen wir doch die Gewaltsamkeit nicht verkennen, mit welcher der Dichter nach in den Lüften schwebenden Effecten hascht; so dürfen wir doch die Vorliebe für das Absonderliche, Außergewöhnliche, Gewagte nicht als einen Vorzug „moderner Richtung" preisen und in der Vertiefung in das kleinliche Detail eines Handwerks keinen ersprießlichen Zuwachs an plastischer Kraft der Darstellung in unserer Literatur begrüßen.

Was eben diese realistische Darstellungsweise betrifft, wie sie heutzutage im Schwange ist, so glauben wir von ästhetischen Gesichtspunkten nicht unbegründete Einwendungen dagegen aufstellen zu können. Schon der alte Homer hat uns geschildert, wie seine Helden schlachten, essen, Waffen schmieden. Seine vielgerühmte Objectivität beruht vorzugsweise auf dieser köstlich naiven Darstellung des damaligen socialen und häuslichen Lebens. Doch bei der Einfachheit der Zustände im Heldenalter eines Volks, im Jünglingsalter der Welt war Das, was der Einzelne that, zugleich das Allgemeine; Jeder fand sich darin wieder, Jeden mutheten diese bekannten Verrichtungen freundlich an. Ebenso verhält es sich mit den naiven Schilderungen altgermanischer Poesie. Ganz anders aber stellt sich dies in einer Zeit vorgeschrittener Cultur, in welcher jedes Handwerk seine bis ins Kleinste ausgebildete Technik hat und die kleinsten und feinsten Räderchen der complicirten Maschine

nur dem Auge des Handwerksgenossen und des Kenners vertraut sind. Die Kriegführung, die Landwirthschaft, das Gewerbe, die Industrie bilden, jedes für sich, einen fast unübersehbaren Complex von technischen Besonderheiten, die schon durch die Terminologie dem Nichteingeweihten unverständlich bleiben. Hier entsteht wol die Frage, wie tief sich die Poesie, die sich in letzter Instanz doch nur an das Allgemeine im Menschen wendet, in diese Fülle des Details versenken darf, ohne die Schönheit mit in dem interesselosen Material zu vergraben? Ein Dichter wird, wenn er auch noch soviel von Blumen singt, doch keine Botanik in Verse bringen und sich wol hüten, die Linné'sche Nomenclatur allzu sehr zu poetischen Zwecken auszubeuten. Es ist zwar von den modernen Blumendichtern auch hiergegen viel gesündigt worden, doch der richtige Takt des Talents wahrt hier stets die nothwendige Grenze. Unsere Classiker, selbst Goethe, an dem man doch den aufgeschlossenen Sinn für die äußere Welt mit Recht rühmt, beschränkten sich auf Schilderung des Charakteristischen im Aeußern, z. B. im Anzuge; sie schilderten im Kleid nur den Menschen, im Landschaftsbild nur die Stimmung des Helden. Die äußere Welt galt ihnen nur als der Spiegel der innern. Die Romantiker versenkten sich mit Vorliebe in die Poesie des Handwerks, aber sie waren vorsichtig in der Anwendung technischer Ausdrücke und überdies waren ihre Tischlermeister nur verkleidete Poeten. Walter Scott machte Ernst mit der eingehenden Darstellung der äußern Welt; doch waren seine Schilderungen theils so von Humor durchdrungen, daß sie nie zu todter Aeußerlichkeit erstarrten, daß immer ein geistig freies Moment in ihnen lebendig war; theils überwog bei ihm das antiquarische Interesse, das allerdings manchmal den Strom seiner Poesie zu todten Armen versumpfen ließ. Erst Immermann verlor sich im „Münchhausen" an einigen Stellen der gerühmten Hofschulzengeschichte in das Bodenlose einer kleinlichen Technik, der jeder poetische Hauch abgedampft war, und ihm nach folgten die zahlreichen Dorfgeschichtenschreiber, welche es nicht über das Herz bringen konnten, den Leser über die Bestandtheile eines Misthaufens im Unklaren zu lassen, und uns das ländliche oder vielmehr bäurische Leben, im Gegensatz zu allen beliebten Arkadien, in seiner oft nur sentimental übertünchten Roheit schilderten. Freilich, die Technik des Ackerbaus ist noch die bekannteste; aus den Furchen des Pflügers dampft noch der Frühhauch der Erde, wie zu Homer's Zeiten, in keuscher Ursprünglichkeit; und wer auch im Feld Gerste und Hafer oder Roggen und Weizen nicht zu unterscheiden vermag, der weiß doch ungefähr, was das zu bedeuten hat.

So hatten diese Schilderungen wenigstens nichts Fremdartiges, wenn auch der kräftige Stall- und Düngergeruch in Jeremias Gotthelf's Schriften die Freunde Kosegarten's und selbst des biderben Voß allzu realistisch anmuthen möchte.

Mislicher steht es schon mit den Stadtgeschichten, in denen irgendein bestimmtes Handwerk in den Vordergrund tritt. Die Helden des Ludwig'schen Romans sind Schieferdecker; ja bisweilen scheint uns die ganze Erzählung nur deshalb erfunden, um einige der spannendsten Scenen in jene schwindelnde Höhe auf das Thurmgerüst zu verlegen, die allein schon genügt, mindestens auf schwache Nerven einen großen Eindruck zu machen. Das Neue in dieser Erzählung sind in der That weder die feindlichen Brüder noch der sonderbare Vater; das Neue ist der Apparat, die Scenerien, sind die Eigenthümlichkeiten des bestimmten Handwerks, die mit großer Treue und Wahrheit geschildert sind. Die Energie des Ludwig'schen Talents zeigt sich nun darin, daß es ihm bisweilen gelingt, auch die handwerksmäßige Technik mit einem frischen Hauche von Poesie zu durchdringen, wie z. B. in folgender Stelle:

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnde lang hat es keine Bewohner als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tags öffnet sich in der Mitte der Thurmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Thurmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tags hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der finstern Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmäßig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Breter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Breter fest aufgenagelt sind und die fliegende Rüstung fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Thurmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter, und ein einziger Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken! Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten athemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die er von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt, nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das

fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt; er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödtliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blicks und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Und der Knoten ist geschlungen, die Zuschauer athmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Dagegen gibt es zahlreiche Stellen, wo die Prosa des Handwerks so in den Vordergrund tritt, daß man glaubt, irgendeine Abhandlung in einem technologischen Journal zu lesen. Die Verhandlungen über die Reparatur des Kirchendachs, dessen Verlattung und Verschalung morsch geworden, die Auseinandersetzungen über die Vorzüge der Schieferdeckung vor der Bleideckung u. dgl. m. sind splitterdürre Aeste vom Baum der neuen „realistischen" Poesie. Freilich, der Dichter braucht das Alles als Motiv für den Fortgang der Handlung; ohne die nothwendige Reparatur würden die Scenen „zwischen Himmel und Erde" nicht spielen können, und ohne Axiome der Technik, wie „drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Thurm das Gewicht des Mannes vergrößert", würden wir viele Hauptmotive schwindelerregender Scenen nicht verstehen können; denn da oben auf dem Kirchthurme von St.-Georg, in der Dachluke und auf dem Gerüste des Schieferdeckers spielt eine Tragödie des Bruderhasses, deren psychologische Hebel vom Dichter mit großer Kunst und vieler Menschenkenntniß eingesetzt sind, deren Steigerung bis zur grellen Explosion in begreiflicher Weise dargestellt ist, die aber gerade durch die Scene, wo sie spielt, einen Beigeschmack des Bizarren und Gesuchten erhält, der gewiß Vielen imponirt, aber den innern Werth des Werks nicht zu erhöhen vermag. In der vortrefflichen Dialektik, mit welcher Otto Ludwig das Verhältniß beider Brüder, Fritz und Apollonius Nettenmair, bis zu tragischer Höhe entwickelt, in der kernhaften Charakterschilderung, die freilich durch knorrige Kraft oft ans Burleske streift, in der Vorliebe für außergewöhnliche Katastrophen erinnert der Dichter an Friedrich Hebbel und erweist sich, wie in seinen Tragödien, als ein Vertreter der originellen Kraftdichtung, der man geistvolle Auffassung und markige Darstellung wol nachrühmen, doch ebenso das Forcirte und Gesuchte in Beidem zum Vorwurf machen muß.

Wir können nicht alle die scharfgeschliffenen Facetten der Seelenmalerei, die in dieser Erzählung enthalten sind, zur Schau stellen; wir begnügen uns, zu erwähnen, daß die Helden der Tragödie, die beiden Söhne des Schieferdeckermeisters, des alten Herrn im blauen Frack, Fritz und Apollonius sind. Apollonius hatte einst seine spätere Schwägerin Christiane geliebt, sein Bruder, unter dem Vorwande, ihre Stimmung für ihn zu erkunden, ihn aus ihrem Herzen gedrängt. Apollonius war in die Fremde nach Köln zum Vetter gewandert, Christiane inzwischen die Frau Fritz Nettenmair's geworden, welcher ihr Gatte Abneigung gegen den Bruder einzuflößen verstanden. Nun wird Apollonius vom Vater zurückberufen, um an der Reparatur des Thurmdachs von St.-Georg Antheil zu nehmen. Im Herzen des eiteln Fritz, der in seinen Kreisen eine prahlende Rolle spielt, wächst von Tag zu Tag Neid und Eifersucht auf den Bruder; in Christianens Herzen kämpft die künstlich großgezogene Abneigung zuerst mit dem Behagen an Wesen und Erscheinung des Schwagers, bis sie allmälig einsieht, wie sie von ihrem Gatten absichtlich betrogen worden. Apollonius, in dessen Hände der Vater vorzugsweise das durch Fritz' Liederlichkeit verwahrloste Geschäft gelegt, gewinnt durch Pflichttreue und Tüchtigkeit alle Herzen, während Fritz, seinen schlimmen Neigungen folgend, immer tiefer ins Verderben geräth. Wie schon oben bemerkt, gewinnt gerade die Entwickelung dieser Verhältnisse, die Kunst, mit welcher der Dichter bald in diese, bald in jene Wagschale ein entscheidendes Gewicht legt, die Sympathien des Lesers in hohem Grade. Erfreut durch die glücklich aufgesetzten Lichter und Schatten der Darstellung, durch die Feinheit und Sicherheit der Motivirung, folgen wir dem Dichter nun höher hinauf zu jenen schwindelnden Wagstücken, die uns einigermaßen stutzig machen. Fritz Nettenmair, verblendet durch seine unselige Leidenschaft, durchsticht im Schieferschuppen das Tau, an welches morgen Apollonius die Flaschenzüge und das Fahrzeug knüpft. Ein schlafloser Nachbar, welcher Jemanden des Nachts in den Schuppen schleichen sah, ein wachsamer Diener entdecken die That, leider zu spät, als Apollonius schon in einem benachbarten Dorfe Brambach mit diesem gefährlichen Arbeitszeug thätig ist. Fritz, um sich vor seinen eigenen Gedanken zu flüchten, nagelte oben auf dem St.-Georgsthurm angstvoll hastig Schiefer fest. Der treue Diener Valentin erzählt indeß dem alten blinden Herrn, der in einsamer Erstarrung über seinem einzigen Gedanken, der Ehre des Hauses, brütet, ohne zu wissen, wodurch dieselbe in letzter Zeit gefährdet worden, seinen Verdacht und weiht ihn überdies in den nur durch Apollonius aufgehaltenen Verfall des Geschäfts ein. Da rafft sich der alte blinde Herr auf, um seinen Sohn oben auf dem Kirchthurmdach aufzusuchen. Unterwegs erfährt er, daß ein Schieferdecker in Brambach verunglückt ist. Nun schwindet ihm jeder Zweifel über die That und den Thäter. Er klettert, von einem Blechschmiedgesellen geführt, die Kirchthurmtreppe hinauf, erscheint oben im Aussteigeloche am Dache, setzt sich dort auf die bloßgelegte Latte und füllt die ganze Oeffnung so mit seiner Gestalt, daß er dem draußen arbeitenden Fritz den Ausweg sperrt. So spielt die erste haarsträubende und schwindelerregende Scene zwischen Himmel und Erde. Der blinde Vater verlangt vom Sohn, daß er sich hier freiwillig hinunterstürze vom Gerüst, um die größte Schande zu verhüten; denn schon tragen sie es in die Gerichte, daß er den Bruder

durch Beilstiche in das Tau ums Leben gebracht. Erfährt man, daß er hier verunglückt ist, so wird sein Verbrechen unbekannt bleiben.

„Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Todter.... Du bist solchen Tod nicht werth, Bankeruttirer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sage ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht, mir glauben es die Gerichte und die Stadt. Das ist es, was ein Leben umbringt, das anders gewesen ist als deines. Thust du es nicht gutwillig, so stürze ich mit dir hinab und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und habe mich an dir anhalten wollen und habe dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach Dem, was ich heute erfahren habe, keine Dauer mehr und kein Werth; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinne dich, wie es werden soll. Ich zähle funfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Nettenmair hörte die Rede des Vaters mit wachsendem Entsetzen. Der Alte zählt ungestört durch die Einwendungen des Sohnes fort; der Dichter malt mit großer Virtuosität die Momente der schauerlichen Spannung aus, die sich in der Seele des Bedrohten zur Ewigkeit dehnen. Da erscheint, noch ehe der Vater ausgezählt, die Rettung in Gestalt eines aus Brambach heimkehrenden Gesellen, welcher die Nachricht mitbringt, daß Apollonius noch am Leben sei. Der Brutus in der Thurmdachluke läßt ab von seinem schrecklichen Gericht über den Sohn; er beschließt nur, daß der Verschwender, die Unehre seines Hauses, nach Amerika auswandern soll.

Bald darauf spielt die zweite haarsträubende und schwindelerregende Scene auf dem Kirchthurme. Der Bruder ist dem Anscheine nach abgereist, um niemals wiederzukehren, aber in Wahrheit schon auf der nächsten Station umgekehrt, um sich an Apollonius zu rächen, der ihm die Liebe seines Weibes und seiner Kinder geraubt. Dieser war eben mit einer Arbeit auf dem Thurmdach fertig geworden:

Er hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brete, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt kam unter ihm die Thurmtreppe heran. Er achtete nicht darauf, denn eben sah er im Schieferkasten eine Bleiplatte zurückgeblieben liegen. Er hatte nur soviel Bleibleche mit heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Thurmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Thurmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdeß waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der eilende Fuß, dem sie gehörten, das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruhe, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt. „Was willst du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du sollst sie allein haben oder mit hinunter!" „Fort", ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind alle die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück. „Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?" höhnt dieser noch wüthender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reihe an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!" Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder an den Armen fassen mit seiner ganzen Kraft, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: „Ich nicht!" „Gut!" stöhnt jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist es mit deiner Scheinheiligkeit am Ende!" Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran. Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufs durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen, er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arm; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres todtes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends soviel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Die dritte Schwindelscene zwischen Himmel und Erde

zeigt uns Apollonius in der Glorie seines Berufs, als er in Sturm und Unwetter auf dem vom Blitze getroffenen Kirchendache umherklettert und den der ganzen Stadt Gefahr drohenden Brand löscht. Diese Scene ist ebenso lebendig und anschaulich geschildert, wie es psychologisch wahr und tief motivirt ist, daß Apollonius, der seit des Bruders Tod in tiefe Schwermuth verfallen war und sich innerlich aufzehrte, durch dies Ereigniß aus seinem Brüten herausgerissen wurde und sich, von der freudigen Anerkennung der ganzen Bürgerschaft begrüßt, mit erneuter Frische wieder seinem Berufe zuwendete. Doch verbot ihm das Zartgefühl, die Witwe seines Bruders zu heirathen, und er lebt seitdem, mit ihr zusammen und doch von ihr geschieden, „im Hause mit den grünen Laden".

Die glänzenden Vorzüge, aber auch die Fehler der Erzählung werden nach dieser kurzen Inhaltsangabe klarer hervortreten. So markig die Darstellung des Autors ist, so sichere Anhaltspunkte er der Phantasie in seinen Schilderungen gibt, so ist doch die Prosa und der Stil selbst oft ungelenk und schwerfällig, ohne Guß und Harmonie. Der Autor ringt mit der Form, er hat sie nicht bezwungen. Der Stil ist muskulös genug, um den herculischen Kraftstücken des Inhalts gewachsen zu sein; aber er ist ohne Takt, ohne Rhythmus, ohne einschmeichelnden Reiz. Stellen wie: „Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht", sind doch zu sehr aus dem Groben gehauen. Größere Feile der Form und geringere Vorliebe für halsbrechende Situationen möchten wir einem so hervorragenden Talent der Darstellung, wie Otto Ludwig es ohne Frage besitzt, wünschen, damit es, frei von den Capricen extremer Geschmacksrichtungen, das rechte Maß der Schönheit finde.

Dies Maß der Schönheit in der Form bewährt ein junger Dichter, Hermann Grimm, in seinen „Novellen". Selten trübt ein Hauch den krystallenen Spiegel dieser Darstellung. Die Perioden sind schöngeschlungene Kränze, und wie durch Farbe und Duft ausgezeichnete Blumen den sammtnen Teppich der Wiese heben, so heben seine gewählten Adjectiva, über denen der eigenthümliche Reiz und die Weihe Goethe's schweben, die gleichmäßige Harmonie der Darstellung. Wir bewegen uns hier in vollkommen exclusiven Kreisen der Bildung; das Auge des Dichters, das in die Welt schaut, ist geübt darin, ihren Formen das Geheimniß der Schönheit abzulauschen; es ist ein künstlerisch gebildetes Auge, das in die Natur und die Menschenwelt die eigene Harmonie hineinsieht. Im schärfsten Gegensatze gegen Hebbel und Ludwig sucht dieser Autor nicht die absonderlichen Eigenheiten, Ecken und Härten der Charaktere und der Außenwelt hervor, sondern gleitet auf gleichfließendem Strom an sanften, freundlichen Bildern vorüber. Diese Novellen von Grimm sind Studien und erinnern auch an die „Studien" von Adalbert Stifter durch das liebevolle Versenken in das Naturleben und vor allem durch die Einfachheit der Erfindung, die oft an Armuth grenzt. Hierin könnte man die Achillesferse des jungen Autors suchen. Auch bei ihm, wie bei Adalbert Stifter, scheint die Menschenwelt oft nur in die Landschaft hineingezeichnete Staffage zu sein. Seine Helden wählt er gern unter den Künstlern, denen er die ihm geläufige ästhetische Weltanschauung zwanglos beilegen kann; ja das Ganze ist mit jener formellen Sicherheit, mit jener maßvollen Eleganz geschrieben, welche in den feinern Cirkeln der bewundernden Anerkennung gewiß ist, nicht ohne daß für andersgestimmte Gemüther ein leichter Beigeschmack des eigenthümlichen haut-goût zurückbleibt, der den ästhetischen Thees anzuhängen pflegt. Daher kommt es auch, daß wir bei der Lectüre dieser Novellen den Eindruck von Studien nicht loswerden können; es sind lose aus der Mappe flatternde Charakterköpfe und Landschaftsbilder; es sind psychologische Skizzen, an langem Faden ausgesponnen und mit Naturschilderungen durchwirkt; aber die üppige, ereignißreiche Lebendigkeit der Novelle fehlt ihnen, und die Welt, in der wir uns bewegen, das Boudoir der Sängerin und Schauspielerin und des Schloßfräuleins, welchem der Porträt- oder Landschaftsmaler in Liebe zu nahen wagt, ist so exclusiv und, was schlimmer ist, so zur Genüge ausgebeutet, daß ihr neue und bedeutende Gesichtspunkte nicht abgewonnen werden können! Immerfort Tasso und Prinzeß Lenore, immerfort Marianne und Philine — das ermüdet. Da sast noch lieber auf dem Kirchthurmdach bei dem Schieferdecker, welcher in schwindelnder Höhe die Platten festhämmert!

Die Perle der ganzen Sammlung ist die letzte Erzählung: „Der Landschaftsmaler." Nicht als ob die Dürftigkeit der poetischen Erfindung hier weniger zum Vorschein käme; ein resoluter Erzähler würde auf drei Seiten die ganze Handlung abwickeln; aber die Virtuosität des Autors in dichterischer „Landschaftsmalerei", in welcher er würdig mit seinem Vorbild Stifter wetteifern kann, tritt hier um so überraschender hervor, als die Gegend, die uns geschildert wird, an und für sich zu den nichtssagenden und reizlosen gehört, welche im Norden Deutschlands und besonders in der Streusandbüchse des Römischen Reichs, der Mark Brandenburg, so häufig zu finden sind. Desto wohlgefälliger greift der Dichter zu seiner Palette, um mit meisterhafter Farbengebung über den undankbaren Stoff zu triumphiren. Diese an und für sich wenig begabte Natur wird von ihm in den mannichfachsten Stimmungen und Beleuchtungen erfaßt; die Liebe, Treue und Meisterschaft der Schilderung zaubert auf das Papier den Reiz, der ihr fehlt. Selbst der „sonnentodte" Kiefernwald mit breiten vollen Gräben und holperigen Knüppelbrücken muthet uns in der Grimm'schen Darstellung freundlich an. In der That gebietet der Sohn des berühmten Sprachgelehrten über einen reichen Sprachschatz, den er selbst durch neue Wortbildungen bereichert, welche den Stempel des sprachlichen Talents tragen. Auch die Pfarrhausidylle ist mit Liebe und anmuthender Sorgfalt gezeichnet.

„Das Kind" ist ein niedlich gezeichneter Charakterkopf, eine Erzählung, die von allen noch am meisten

Bewegung und Leben hat. „Die Sängerin" und „Das Abenteuer" erinnern zu sehr an jene jungdeutschen Salonstudien, welche die Capricen und Liebschaften der Künstlernaturen zum Inhalt haben. Eben dahin gehört der Porträtmaler „Cajetan", der die schöne Baronesse liebt. Wenn seine Helden über die „Kluft der Stände" fortvoltigiren wollen, so ruft sie der Dichter noch zur rechten Zeit zur „Besinnung" zurück. Die Erzählungen in Versen, von denen wol „Assly und Kyarem" den Preis verdient, zeichnen sich durch große Gewandtheit der Form aus und haben alle eine würdige, dem Classischen zustrebende Haltung. Reime wie „gehenkt" und „empfängt" oder Verse wie: „Die Wolken zieh'n, als könnte sie sie greifen", gehören zu den Seltenheiten. „Die Schlange" ist ein Märchen, das für den Inhalt vielleicht zu weit ausgeführt ist; „Eva" eine biblische Studie voll Schmelz und Grazie. Diese Skizzen und Studien in Versen und Prosa zeugen alle von einem geschmackvollen Talente, dem bisjetzt noch die Größe und Weite des geistigen Inhalts zu fehlen scheint.

Die „Culturgeschichtlichen Novellen" von W. H. Riehl treten mit der Prätension auf, eine neue Gattung begründen zu wollen. Der Verfasser ist bekannt als ein Culturhistoriker von Verdienst, als ein feiner Kopf, der sich auch in seinen größern Werken darin gefällt, geistvolle Beziehungen aufzuspüren, und nicht ungern einem glänzenden Einfalle eine weniger glänzende Wahrheit opfert. Wenn wir nun in diesen Novellen die Schnitzel und Abfälle seiner umfangreichern Werke zu finden glauben und vielleicht geneigt sind, ihnen eine geringere Bedeutung einzuräumen, so belehrt uns der Verfasser, „daß er ein neues Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen gesucht", und deutet an, daß diese Novellen die Wendung bezeichnen, welche die geschichtliche Romandichtung nehmen muß, da sie die Geschichtschreibung selbst genommen:

Unser historisches Gefühl erträgt es nicht mehr, daß man uns große Staats- und Kriegsactionen im Romane genrehaft ausmalt, daß die Hauptheldenen der Geschichte, deren Charaktere seit unsern Knabenjahren festgeformt vor unserm Geiste stehen, von dem Romandichter frei umgebildet oder in ihren Zügen klein ausgearbeitet werden. Der Dramatiker, der sich der idealern Form des Verses bedient, den die Bühne zwingt, nicht auszumalen, sondern seine Gebilde breit, in großen Umrissen anzulegen, der Dramatiker darf uns einen im Aeußern ungeschichtlichen Wallenstein oder Egmont bieten. Der Novellist dagegen, in der realistischen Prosa schreibend, gibt unserer historischen Bildung eine Ohrfeige, wenn er mit dem Anscheine, als erzähle er wirkliche Geschichte, weltbekannte Thatsachen umkehrt und nach Bedarf der Composition große Männer klein zuschneidet und kleine in die Größe zieht. In der Tragödie begehren wir Wahrheit der historischen Idee, im Roman und der Novelle neben dieser innern Wahrheit auch noch eine äußere des geschichtlichen Costüms.

Die alten historischen Romane, welche uns weltgeschichtliche Ereignisse, die sich allenfalls dramatisiren ließen, episch in Prosa erzählen, sind uns darum jetzt trocken und hohl geworden oder unwahr.

Mir dünkt, die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach dieser Seite darin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflicten walten zu lassen. Die Scene ist historisch. Es sind dann aber — kurz gesagt — erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemalt werden sollen, eine erfundene Handlung, die ich episch frei gestalten kann, keine geschichtiche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Specialgeschichte können wir allerdings noch Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von fern hereinragen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romans schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen athmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts. Die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage. Dieses nenne ich culturgeschichtliche Novellistik.

Wenn der Verfasser ein großes Gewicht auf das culturgeschichtliche Moment in Novelle und Roman legt, so muß man ihm darin gewiß Recht geben, obgleich er damit nichts wesentlich Neues gesagt hat. Denn da alle epische Dichtung die äußerliche Welt in ihrer ganzen Breite zu erschließen hat, so wird sie auf geschichtlichem Boden nothwendig culturgeschichtlich werden. Schon die „Ilias" und „Odyssee" waren culturgeschichtliche Dichtungen. Was der Verfasser daher mit prätentiösen Wendungen ausspricht, das ist nur der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie, der so alt ist wie die ästhetische Einsicht und keine neue Richtung bezeichnen kann. Er tadelt daher eigentlich nicht die historische Romandichtung, sondern die verfehlte, welche die epischen Gesetze misachtet und dem Dramatiker ins Handwerk greift. Außerdem kommt es noch auf die Größe des Talents an, welches „durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation" nicht zu beleidigen braucht, wenn es seinem Stoffe und den großen Gestalten, die es schildert, gewachsen ist. Oder hat Walter Scott das Bewußtsein der Nation durch seine Schilderung von Elisabeth und Maria Stuart, die gewiß nicht der Specialgeschichte angehören, beleidigt? Ist ein Roman wie „Kenilworth" oder „Das Kloster" trocken, hohl und unwahr? Freilich, wenn A. von Tromlitz und Herloßsohn einen Wallenstein darstellen, so mag die Kritik Riehl's passend sein. Auf der andern Seite haben wir in Deutschland culturgeschichtliche Romane von Werth, welche die von Riehl mit so vielem Pomp betretene Bahn schon längst eröffnet haben, sodaß er mit seiner kleinen novellistischen Draisine einem ganzen Bahnzug von Romanen nur nach- und nicht vorgefahren kommt. Wir erinnern z. B. nur an die brandenburgischen Romane von Wilibald Alexis. Die Breite des Romans ist überdies viel geeigneter zu culturgeschichtlichen Gemälden als die knappe Form der Novelle, in der sich nur die Skizze und Anekdote verwerthen lassen. So müssen wir die Ansprüche Riehl's, eine neue Gattung zu begründen, auf ein bescheidenes Maß zurückführen. Doch wollen wir nicht die Vorrede kritisiren, statt des Werks, obgleich sie leider etwas an jene Vorreden erinnert, in denen der Autor wie Bajazzo im Circus mit einem Purzelbaum

debütirt, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen.

Die Novellen selbst athmen meistens einen frischen Humor und eine gesunde Empfindung und sind in einem unverzierten, kräftigen Stile geschrieben, der dabei Rundung und Harmonie besitzt. Daß der Verfasser sich viel mit musikalischen Studien beschäftigt, zeigt seine Vorliebe für Schilderungen aus diesem Gebiete. „Der Stadtpfeifer", „Amphion", „Ovid bei Hofe" sind mit Arabesken aus dem Bereich der edeln Musika durchwirkt, wie überhaupt der romantische und jungdeutsche Zug, die Kunst wieder auf die Kunst zu pfropfen, den Novellen nicht fremd ist, wenngleich Riehl sich durch die volksthümliche, oft derb-treuherzige Darstellungsweise von den jungdeutschen Autoren unterscheidet. Die Verwickelungen in „Ovid bei Hofe" schweifen ins Burleske; „Amphion" selbst ist nur eine burleske Anekdote. Das Handwerkerleben ist in „Meister Martin Hildebrand", das Gelehrtenleben in „Die Lehrjahre eines Humanisten" vertreten, in welchem jener eigenthümliche „Gelehrtenhumor", der früher mehr im Schwange war, einige köstliche Blüten treibt. Religiöse Conflicte treten in „Gräfin Ursula" hervor, während sie in „Die Werke der Barmherzigkeit" eine humane Lösung finden. „Im Jahr des Herrn" ist eine vorzeitliche, halb symbolische Frescoskizze, in welcher die biblische Mythe der Opferung der heidnischen gegenübergestellt wird und über diese den Sieg davonträgt. Alle Novellen spielen in Deutschland und sprechen für die patriotische, fromm-conservative Gesinnung des Verfassers. Durch alle ist eine reiche Fülle „culturhistorischer" Züge eingestreut, welche auf das deutsche Leben in verschiedenen Jahrhunderten ein erfreuliches Licht werfen. Wir können daher diese flores und amoenitates eines Culturhistorikers willkommenheißen, ohne ihnen indessen eine tonangebende Bedeutung einzuräumen. Es genügt schon, dem Publicum in einer Zeit des raffinirtesten literarischen Genusses eine gesunde Kost geboten zu haben.

Die „Novellen" von Lorenz Diefenbach haben am wenigsten von allen ein vortretendes charakteristisches Gepräge. Es sind im Ganzen saubergehaltene Erzählungen aus unserer Zeit und unserm Leben, nicht ohne poetischen Hauch, nicht ohne manche wohlerfundene Verwickelung, aber doch nur für gebildete Unterhaltung berechnet. Der Stil ist oft zu schwerwuchtend, zu volltönend, ja hin und wieder geschraubt und geschmacklos, wie z. B.: „Indem er sich nun nach diesem umsah, blieben seine Augen mit ihrer hieroglyphischen Verwahrung gegen Misdeutung (!) unterwegs in den beobachtenden Ottiliens haften. Die Berührung seines Blicks brachte in dieser einen keimenden Entschluß mit elektromagnetischer Schnelligkeit zur Reife." (!!) Der Verfasser feuert aus schweren Mörsern, wo leichte Böller genügten! Diese Schwerfälligkeit der Darstellung macht denn auch seine psychologischen Entwickelungen, die an und für sich nicht ohne das Interesse wohlbegründeter Wahrheit sind, weitschweifig und ermüdend. Am besten erfunden und von lustspielartigem Verlaufe ist die Novelle „Die Ueberraschungen".

Die Revue dieser neuen Erscheinungen der Novellistik zeigt uns, daß die deutsche Unterhaltungsliteratur nicht im Aussterben ist und mannichfach neue Töne anzuschlagen versucht oder vermeint. Außer in Hebbel's Humoresken vermissen wir indeß die knappe und doch reiche, lebendige Form der Novelle, indem die beschreibende Breite in den meisten uns oft glauben macht, daß wir abgesonderte Partien aus einem Roman vor uns haben, und nicht seine kleine resolute Zwillingsschwester.

Rudolf Gottschall.

Bescheidene Sänger.

Man könnte heutzutage fast auf den Gedanken gerathen, eine Geschichte der modernen Lyrik zu schreiben, wenn es sich der Mühe lohnte; denn gleichwie sich in der Philosophie nach dem Hintritt bedeutender Weltweisen gewöhnlich ein principloser Eklekticismus breit macht, der selbst keinen Standpunkt zu behaupten weiß, sondern nur von fremdem Vorrath zehrt: so zeigt sich auch auf dem Stoppelfelde der Lyrik nach dem Hinscheiden oder Altern hervorragender Sänger ein gewisser poetischer Eklekticismus, der, weil er nicht auf eigenen Beinen zu stehen vermag, sich an die Goethe'sche, Schiller'sche, Nikolaus Lenau'sche, Heine'sche u. s. w. Schule anklammert. Die Poeten der Jetztzeit vergessen, daß jeder dieser Geister eine Grundwahrheit, die er in seinem innersten Ich gefunden, sein Lebelang mit allen eigenen Dichtungen verfochten hat. Selbst bei Heine, der von vielen Seiten der Charakterlosigkeit geziehen wird, ist dies noch der Fall, und die Grundwahrheit, für die er zu Felde zog, ist die in der ganzen Natur repräsentirte Idee des Hohns. Man könnte vielleicht sogar von ihm, was diesen Punkt betrifft, sagen: er habe hiermit eine Lücke der deutschen Literatur ausgefüllt. Also selbst Heine, man mag ihm in subjectiver Hinsicht noch soviel vorwerfen, steht objectiv gerechtfertigt da vor dem Forum der Musen. Vergeblich dagegen sucht man gewöhnlich einen solchen Brennpunkt, worin sich das ganze Sein des Sängers concentrirt, bei unsern modernen Poeten. Diese Herren scheinen sich gern der Ansicht hinzugeben, die deutsche Literatur habe noch sehr viele Lücken, die ihre Opuscula einst würdig ausfüllen werden; sie wissen nicht, daß ihnen jene nach individueller Organisation modificirte eine Grundidee fehlt, die allein die Competenz eines echten Dichters beweisen kann. Diese Eklektiker der Poesie mischen ein bischen Goethe'schen Realismus mit Schiller'schem Idealismus, kneten ein Quentchen Nikolaus Lenau'sche Melancholie dazu, beträufeln das wohl umgerührte Ganze noch mit Heine'scher Ironie und liebäugeln mit dem Compositum mixtum, als wäre es bei Gott und wahrhaftig ihr eigenes Product! O poetische Vaterschaft — glückliche Selbsttäuschung! Wer keine Einheit in sich hat, wird sie von der Vielheit nie zusammenbetteln. Die moderne Literatur sieht beinahe aus, als ob der Genius der Originalität Crida angesagt hätte. Der Kritik, der doch das Amt zukommt, das Echte vom Unechten zu scheiden, wird von dieser Partei der Vorwurf gemacht, sie gehe viel zu streng zuwerke. O arme Kritik! wie sollst du es Allen recht machen? Du stehst zwischen zwei Feuern, vorn die Autoren, im Rücken das Publicum! Jene wollen à tout prix gelobt werden, dieses will aus dem Munde der Wahrheit Vorbegriffe über den Werth und Inhalt der jüngsten Erscheinungen — dazu kommt noch das Kreuz- und Querfeuer jener tiefer Denkenden, die sich einen klaren Ueberblick über die Bilanzresultate der Gesammtliteratur zu verschaffen bestreben. Diesen letztern ist es ein wahrer Genuß, die Kritik auf einem Fehlschuß zu ertappen

oder gar sie Lügen strafen zu können. Noch ein mal: o arme Kritik, bewacht von tausend und aber tausend Augen, so Mancher wünschte dich blindgeboren! Sie wissen nicht, wie viel man ihnen ohnedies durch die Finger sieht, wie viele Gelegenheiten man unbenutzt vorüberstreifen läßt, wo man streng genommen einen Tadel aussprechen mußte, und dennoch wird die Kritik von allen Seiten beschuldigt, schmähsüchtig zu sein. Wenn sie bedenken möchten, was selbst Goethe und Schiller für scharfe Recensionen erlebten, müßten sie sich, wenn noch ein Fünkchen von Bescheidenheit in diesen Eklektikern wohnte, bald mit einem Urtheilsspruche zufriedenstellen, aber leider, dem ist nicht so! Nun denn, mag man uns tadeln oder loben, wir haben auch heute, wie immer, das Bewußtsein, aufrichtig über folgende neuerschienene Werke unsere Ansicht auszusprechen, nur noch die Bemerkung vorausschickend, daß ihre Verfasser im Ganzen die unter Lyrikern selten anzutreffende Tugend der Bescheidenheit zu besitzen scheinen, und daß wir an Manchen Manches zu loben haben werden.

1. Gedichte von Helene Robert. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Eduard Ille. Weimar, Jansen u. Comp. 1855. Gr. 12. 1 Thlr.
3. Gedichte von Karl Weichselbaumer. Nürnberg, von Ebner. 1855. 16. 1 Thlr.
4. Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte von Karl Scholl. Zürich, Kiesling. 1855. 12. 24 Ngr.
5. Tagfalter. Lyrische Gedichte von Peter Johann Willatzen. Bremen, Geffken. 1855.

Nr. 1. Die erste Hälfte dieser Gedichtsammlung ist größtentheils so düster, so schwermüthigen Inhalts, daß kaum wer anders als jene unglücklichen Mütter, die gleich der Verfasserin den Verlust eines Kindes zu beweinen haben, daran Geschmack finden dürften. Es ist vielleicht das Schwerste an künstlerischen Productionen, die Aeußerung des Schmerzes gehörig zu würdigen; wir erinnern nur im Vorübergehen an die verschiedenen, sich oft widersprechenden Urtheile, die bereits über die Gruppe das Laokoon gefällt wurden. Der wahre Schmerz gehört nur sich selbst an. Wir wollen wenigstens, um gegen die Dichterin nicht ungerecht zu verfahren, eines jener Trauerlieder citiren, worin die Klage gemäßigter auftritt, wozu wir uns die Vorbemerkung erlauben, daß die dritte Strophe in ihrer einfachen objectivirten Gestaltung dem rührenden Erguß des gepreßten Mutterbusens einen schmelzenden Reiz verleiht:

Nach Jahresfrist.

Ein Jahr ist hin — solange ruhst du schon
In kühler Erde, an geweihtem Ort!
Und hörest nicht mehr meiner Stimme Ton,
Nicht mehr der Mutter leises Liebeswort.

Nur meine Sehnsucht wacht von neuem auf
Und hält dein unvergeßlich Bild mir vor.
Die alten Wunden brechen wieder auf
Und weinend klag' ich, daß ich dich verlor.

Die Erde nun deckt mütterlich dich zu;
Ach, was sie birgt, gibt nimmer sie heraus;
So schlumm're denn in ungestörter Ruh',
Du theurer Staub, in deinem engen Haus!

Mit Todtenkränzen spielt die laue Luft,
Um diesen letzten seufzt der Abendwind,
Es zog mich mächtig her zu deiner Gruft;
Ich bete leis: Auf Wiederseh'n, mein Kind!

Hätte die Verfasserin ihre eigenen schönen Worte, die sie in dem Gedichte „Vor Schiller's Büste" ausspricht:

Das aber nur ist wahre Dichtergröße:
Wo Todtes auch beseelet das Genie,
Lebendig wird das Gute und das Böse
Vom Schöpfergeiste wahrer Poesie —

hätte sie diesen Ausspruch tief ihrem Gedächtniß eingeprägt, so wäre ihr wol die Resignation nicht solange fremd geblieben und zweifelsohne ihre poetische Production ruhiger und gehaltreicher geworden; die Zerrissenheit eines Gemüths ist für den Leser stets etwas Bängliches. In der zweiten Hälfte der Sammlung herrscht mehr Ruhe. Unter den epischen Gedichten, worin sich die Verfasserin häufig einer zu großen Redseligkeit hingibt, sprach uns am meisten an „Napoleon's Grabmal" in ungereimten fünffüßigen Jamben, ein Versmaß, das die Verfasserin überhaupt glücklich handhabt. Wir sind der Dame nach der ausgesprochenen Rüge wol schuldig, auch hiervon eine Probe ihres Talents zu geben:

Napoleon's Grabmal.

Er schläft im hohen Dom der Invaliden,
Gedeckt vom Marmor seiner Kaisergruft,
Die ihn mit dunkler Herrlichkeit umfangen.
Nun nicht mehr irrend klagen seine Manen
Und ruhelos in Longwoods ödem Thal,
Dem Himmel Frankreichs sehnend zugewendet.
Ein endlich Grab am theuern Seinestrand,
Das nahm den Fluch vom Schatten des Verbannten
Und löste seine Sehnsucht auf in Frieden.
Du Volk von Frankreich, das so sehr er liebte!
Dich segnet hier der Geist Napoleon's,
Wo du dich selber ihm zurückgegeben
Und diesen Tempel wölbtest seinem Staube;
Hier, wo in reiner Hoheit aufgebaut
Der Säulen Pracht ihn wandellos umstehet,
Die weithin seine Grabesnacht durchglänzen;
Wo selbst die hehren Göttinnen des Siegs
Treu ihres Heros Ruhmeskränze wahren,
Nah seinem Heldenschwert von Austerlitz.
O du sein Volk, das er so sehr geliebt,
Das stolz berauscht von seiner Glorie
Ihn einst umjauchzt — bis seine Sterne sanken,
Dann aber aufgab den Gefallenen,
Dann ihn hinsterben ließ auf Englands Boden —
Die alte Schuld, sie ist nun abgetragen,
Ja, zwiefach bist du ihm gerecht geworden:
Da solch ein Denkmal du ihm hast gegründet
Und deinen Thron und deine Huldigung
Dem Erben weihtest seinen großen Namens.

Man sieht aus dem fast männlichen Geiste, der dies Gedicht durchweht, daß Helene Robert mit den meisten der jetzt schriftstellernden Damen Deutschlands ungescheut in die Schranken treten darf, viele sogar an formeller Gewandtheit unbedingt übertrifft.

Nr. 2. Der Verfasser ist ein großer Verehrer Nikolaus Lenau's, dessen Hinscheiden er in mehren fließenden Gedichten am Schlusse des Buchs feiert. Auch merkt man deutlich genug, daß sich der Verfasser Nikolaus Lenau zum Muster gewählt hat. Man glaubt z. B. in folgenden Versen („Drei Wünsche") den zu früh Verblichenen selbst zu hören:

Der erste ist: Mit dir auf hohem Firn
Allein zu steh'n an hellem Sonntagsmorgen,
Das glüh'nde Herz, die wanderheiße Stirn
Mir rein zu baden von des Lebens Sorgen.

Wo er sich dagegen nicht aufs Nachahmen verlegt, sondern den Eingebungen seiner Muse freien Lauf läßt, wirft er mitunter Bilder, die durch Wahrheit, Innigkeit und Zartheit überraschen, wie:

Ein einziges Sternlein schimmert
Durch die Wolken traurig und matt,
Wie ein Kindlein, das im Gedränge
Seine Mutter verloren hat.

Mehre Gedichte enthalten politische Anklänge im Rückblick auf die Jahre 1848 und 1849, worin sich ein freischlagendes Dichterherz und männliche Gesinnung offenbaren; das kräftigste darunter dürfte wol sein: „Des Herbstes Goldfrucht preist ihr".

In formeller Hinsicht erlaubt sich der Verfasser zu große Freiheiten; so elidirt er unter Anderm mehre male den Artikel; allenfalls möchte es noch ausnahmsweise einmal hingehen, wenn das nächste Wort mit einem helltönenden Vocal anfängt, aber: „'s letzte Röslein fiel ab" thut einem an Wohllaut gewöhnten Ohre weh und muß als provinziell östreichische Manier von der Kritik zurückgewiesen werden. Das Gedicht „Die Brücke" mahnt doch zu sehr an das gleichbetitelte von Anastasius Grün, so verschiedenartig auch der Gegenstand ist, als daß es nachhaltig wirken könnte. Für das „Sprachgeschichtliche Intermezzo", welches sechs deutsche Liebeslieder in sechs Jahrhunderten von 1050—1850 enthält, werden dem Verfasser die Freunde des Altdeutschen dankbar sein. Gute Gedichte sind: „Das Waisenkind", „Schaut in Kindesaugen" und „Still ist der Wald, ein Lüftchen weht". Unter den „Gestalten" dünkt uns die gelungenste „Ulrich von Hutten". Das beste der ganzen Sammlung ist unsers Erachtens folgendes, hinsichtlich der artistischen Abrundung des Grundgedankens in gedrängter Kürze und hinsichtlich des vortrefflichen Vergleichs echt ästhetische Product:

Der Glühwurm.

Im grünen Busch in lauer Sommernacht
Ein Glühwurm schwebt in sternenheller Pracht;
Da kommt ein Kind und fängt ihn lachend ein —
Gar leicht verrieth sein Schimmer ihm sein Leben —
Und birgt ihn froh vergnügt zu Haus im Schrein.
Denn Alles, was da glühet, lebt nicht lang,
Und was da leuchtet, hat nur kurzen Gang.
Des andern Tags, beim ersten Morgenroth,
Da war im Schrein der arme Glühwurm todt,
Und schmollend hat das Kind ihn dann zertreten.
Sieh, Freund, das ist das Leben des Poeten!

Nr. 3. Der begabte Verfasser gehört zur Zahl Derjenigen, die bisweilen gern viel Worte machen, ohne immer in die Tiefe des Objects zu dringen, und die mit einer sehr thätigen Reflexion nur einen verhältnißmäßig geringen Sinn für Formenschönheit und Plastik verbinden. Die häufige Anwendung des trochäischen Versmaßes, nicht mit doppeltem, sondern einfachem Reimschlag, macht das 342 Seiten lange Buch etwas monoton; die Strophen haben oft einen prosaischen Anstrich, der umsomehr auffällt, als es dem Verfasser nicht immer gelingt, seine aus dem Strome des Alltagslebens geschöpften Stoffe poetisch zu adeln. Wenn er jedoch singt:

Weh' mir altem Verseschreiber!
Wenig muß mein Dichten taugen,
Denn wenn mich die Leute lesen,
Schließen schläfrig sie die Augen —

so ist er viel zu bescheiden; wir haben so manches schöne Gedicht in seiner Sammlung entdeckt. Der Verfasser schlägt zuweilen einen ironischen Ton an, der, wenn er auch entfernt an Heine erinnert, doch nicht verfehlt gehörig zu wirken. In dem stellenweise scharf pointirten Gedichte „Die strenge Dame" wird die gierige Hast, womit die unberufenen deutschen Verseschmiede sich zum Parnaß drängen, gut gegeißelt; nachträglich ruft er dieser Schar in dem Liede an die „Dichtkunst" die warnenden Worte zu:

Sie trennt den Geist der ew'gen Wahrheit
Auf immer von dem flücht'gen Schein,
Und wer noch mit dem Leben buhlet,
Wird nie ein wahrer Dichter sein!

Einen Kraftthieb versetzt er diesen modernen Helden in der Satire „Die Vortrefflichsten":

Unser Musenborn strömt reich
Und genüget jedem Durste,
Kraftgenies sind wir, zugleich,
Wenn es ziehet, auch Hanswurste!

Auch wird vom Verfasser das Cliquenwesen vortrefflich verspottet in dem sicherlich für Viele beißenden Ergusse „Philadelphia", dem wir zum Vergnügen unserer Leser einige Strophen entnehmen wollen:

Wer mich lobt, den lob' ich wieder,
Preis' ihn als leuchtend Muster an,
Vielleicht bringt er auch meine Lieder
Als Meisterstücke an den Mann.

Drum fort getrommelt und gepfiffen,
Wir werden uns celeber schrei'n,
Die Kunst, die Leute zu verblüffen,
Ist meist die Kunst, berühmt zu sein.

Die unumschränkten Potentaten
Sind wir im Reich der Poesie,
Wo wir es gnädiglich gestatten,
Da blüht alleinig das Genie.

Wer nicht gehört zu unsr'rer Clique,
Wird stets in schnöder Tiefe steh'n,
Und wie sein Wirken auch entzücke,
Verkannt, gelästert untergeh'n.

Heil unserm festen Bruderbunde,
Dem Kind der schönsten Harmonie,
Heil ihr, der stolzen Tafelrunde,
Der wackern Camaraderie!

Unter der bedeutenden Zahl gelungener Gedichte verdienen folgende besonders namhaft gemacht zu werden: „Des Werbers Lied", „Zwiefacher Verlust", die tiefironische Klage: „Umschwung", das aus echtpoetischer Stimmung hervorgegangene Lied an die „Einsamkeit" und das nicht minder schöne, zartnaive: „Bitte." Das ungereimte fließende Gedicht „Das eherne Bild" befriedigt nicht die verzeihliche Neugierde des Lesers, der gern wissen möchte, wessen Bild es ist. Dagegen wird nicht nur die Männer-, sondern auch die Frauenwelt sich interessiren für:

Die Frauen.

In meinem langen Lebenslauf
Gab es wol viel zu schauen,
Allein mein schärfster Blick hat nie
Erschöpft den Reiz der Frauen.

Welch eine Anmuthsfülle schmückt
Die schwärmenden Blondinen,
Und jene schwarzgelockten sind
Gebor'ne Königinnen.

Die Braunen, wo die Würde sich
Mit Zärtlichkeit verbunden,
Gewähren in gedämpfter Glut
Die längsten Honigstunden.

Ein frischer Schatz ist jede in
Gestalt und in Gedanken;
Doch darin sind sich alle gleich:
Daß sie gern mit uns zanken.

Das längere Schlußgedicht „Des Sängers Schwanenlied" enthält des Schönen viel; wir wollen nur auf einige ausgezeichnete Stellen hinweisen: die zweite Strophe, S. 319, das Leben und Weben der Kindheit schildernd; S. 327, die Seligkeit der ersten Liebe malend; dritte Strophe, S. 334, den Wissensdrang im Manne gelungen andeutend, und endlich die zweite Strophe, S. 337, den Wahn des Lebens meisterhaft folgendermaßen zeichnend:

Der Wahn allein verschafft dir tausend Brüder,
Entflammt dich mit der Liebe Götterlust,
Der Wahn webt Engelreiz um Menschenglieder,
Pflanzt Paradiese in des Weibes Brust!
Der Wahn trägt dich empor und stürzt dich wieder
Durch falschen Traumgewinn und Traumverlust,
Wer Menschen lieben soll, darf sie nicht kennen,
Und wer sie kennt, wird nicht mehr für sie brennen!

Entschlösse sich der Verfasser, ungefähr 7—8 Strophen, die nicht absolut nothwendig sind, aus dem augenscheinlich zu langen Gedichte zu streichen und dem insonders gegen den Schluß hin (grell im Widerspruche mit der eben citirten Strophe) stark auftretenden Idealismus etwas die Flügel zu stutzen, so riefen wir dem Dichter dieses „Schwanenlied" mit Freuden zu: Finis coronat opus!

Nr. 4. Wir haben hier sogleich einen scharfblickenden Kopf anzuerkennen, der oft unbedeutenden alltäglichen Lebensgewohnheiten eine neue Seite abzulauern weiß; auch fehlt dem Verfasser nicht ein poetisch gestimmtes Gemüth, und dennoch mangelt diesen Liedern (wir sprechen hier ganz allgemein, nicht eines oder das andere Product speciell im Auge habend) jener Nimbus, der mit der Toga der Originalität das Poeta nascitur mit unwiderstehlicher Schlagkraft beweist. Vielleicht hat der Verfasser zu häufig die größten Lyriker gelesen oder gar durchstudirt; gelänge es ihm, sich bei der schönen Gabe, die er zweifelsohne besitzt, gänzlich von allen fremdartigen Einflüssen loszumachen, unbeirrt aus sich selbst zu schöpfen: es wäre nicht unmöglich, daß er ein schön glänzender Firstern am lyrischen Himmel würde. Möge er jenen eine Urwahrheit verkündenden Zuruf, den er, wie jeder gute Mensch, der verblichenen Mutter am Grabhügel weiht:

Ich habe dich in meinem tiefsten Sein!

möge er, ohne je diesen Satz des Widmungsgedichts zu vergessen, ihn sich selbst mit einem einzigen veränderten Wörtchen zurufen:

Ich habe mich in meinem tiefsten Sein!

und er wird vielleicht unsere Prophezeihung über seine Dichterzukunft erfüllen. Einzelne ausgezeichnete Leistungen sind, uns wenigstens, dafür Bürgschaft, daß wir nicht ins Blaue hinein prophezeiten. Wir wollen sogleich unsere Leser damit vertraut machen. Es sind gewiß schon tausend und tausend Dichter, versunken in Sorgen und Zweifel über ihr Schicksal, Abends vor ihrer Lagerstätte gestanden, doch schwerlich kam es einem in den Sinn, an das erzprosaische Ding, das man gewöhnlich Bett nennt, eine hochpoetische Apostrophe zu richten; Karl Scholl thut es. Man höre einmal dieses ansprechende Gedichtchen, worin ein ganzes Dichterleben auf- und niedersteigt:

Vor meinem Bett.

Die Nacht ist still, die Sterne glühen,
Da steht gerüstet schon der Kahn
Zur Meeresfahrt der Phantasieen
Im träumetiefen Ocean.

O könnt' ich alle meine Sorgen
Ihm niederwerfen in den Schoos,
Daß ich für immer wär' geborgen
Und aller meiner Zweifel los!

Es sei denn! Hoffend steig' ich nieder,
Laß Schlummer deine Segel weh'n,
Und wenn ich dann erwache wieder:
Gib mir ein fröhlich Aufersteh'n!

In dem „Wiegengruß aus der Ferne" sind zwar einzelne Strophen höchst lobenswerth, doch das Ganze zu gedehnt; eigentlich sind es zwei Gedichte und nicht eins; wir rathen daher auch dem Verfasser, die doppelte Strahlenbrechung seiner poetischen Stimmung in zwei einfache aufzulösen; mit einigen Abänderungen ließe sich von der Strophe an: „Du aber holder, kleiner Träumer", aus dem Reste ein sehr schönes Gedicht machen. Das Sonett „Therese Milanollo" krankt an Ueberschwänglichkeit. Als flottes Lied dagegen kann empfohlen werden das „Trinklied der badischen Männergesangvereine". Tiefgefühlte Reiseklänge sind das „Wiedersehen" und „Die Alpen", worin der Verfasser geschickt Huß' Asche mit der auf Gletscherspitzen thronenden Freiheit zu verknüpfen wußte. Unter den erotischen Liedern behagten uns „Das Gewisse" und „An Laura". Eines der vorzüglichsten Gedichte der ganzen Sammlung ist jedenfalls:

Die Eiche am Gardasee.

Deutsche Eiche, sei gegrüßet
Drei mal hier am blauen See,
Wo ich Gottes ew'ge Sprache,
Aber Menschen nicht versteh'!

Wo der Heimat Wort verklungen,
Wie ein süßgewohnter Sang,
Der noch fort im Ohre tönet,
Wenn er lange schon verklang.

Sage du mir und erzähle,
Wie es steht im deutschen Land;
Deiner Blätter freie Sprache
Wehret keines Censors Hand!

Sage mir vom Vaterhause,
Von den Brüdern, groß und klein,
Und von Allen, die ich liebe,
Ob auch sie gedenken mein!

Dann — o dann — du wirst's doch wissen,
Sag' mir von der Mutter Grab,
Ob die Blumen fort noch blühen,
Die ich drauf gepflanzet hab'?

Alles Das und And'res Vieles,
Deutscher Baum, erzähle mir;
Können Menschen mir's nicht sagen:
Rede du, ich lausche dir!

Wir glauben sowol im Lob als auch im Tadel das rechte Maß gehalten zu haben und werden mit besonderer Spannung in der Zukunft Scholl's Leistungen verfolgen; es sollte uns sehr freuen, wenn er den Erwartungen, zu deren Annahme diese Sammlung berechtigt, ganz und gar entspräche.

Nr. 5. Der Verfasser ist eine elegisch gestimmte Seele, die mit richtiger Selbsterkenntniß, welche bei Poeten selten zu Hause ist, in dem Eingangsgedichte sich bescheiden folgendermaßen charakterisirt:

Meine Lieder.

Meine Lieder sind nicht Aare,
Die hinauf zur Sonne trachten
Und ihr Schwingenpaar mit Weltruhm
Und Unsterblichkeit befrachten.

Meine Lieder sind nur Falter,
Die von Duft und Strahlen leben
Und um schöne Blumenhäupter
Tändelnd auf- und niederschweben;

Die, beim Morgenroth geboren,
Tags um Liebe gaukelnd werben,
Aber schon zur Abenddämm'rung
Still und unbeachtet sterben.

Schön, sanft und sinnig! Unter den Uebersetzungen aus dem Dänischen dürfte die gelungenste sein: „Der Klippensprung" von Emil Aarestrup, worin der höchste Ausbruch eines wilden, wie der Leser mit Recht annimmt, unversöhnlichen Hasses überraschend in einen felsenfesten Freundschaftsbund für das ganze Leben, trefflich durch eine einzige herrliche That motivirt, umschlägt. Schade, daß die letzten zwei Verse, matt

reflectirend, den Totaleindruck abschwächen, ein Vorwurf, der wol sicherlich mehr den Dänen als den nachdichtenden Deutschen trifft. Einen äußerst neckischen Ton hat der Verfasser in dem lieblichen Gedichte „Die Schwalbe" angeschlagen, und die correcte Durchführung bewies uns, daß ihm ein feinästhetischer Sinn nicht mangle. Ein ernstes, fast melancholisches Waldlied mit ausgezeichneter Schlußpointe ist „Rothes Laub", worin der Verfasser in den schöngebauten, eigenthümlich kurzgebrochenen Versen mehr als eine alltägliche Gewandtheit und Glätte in der Form an den Tag legt. Dieses Gedicht verdient in Sammelwerke überzugehen. Nicht minder schön in seiner Art ist das humoristischgefärbte Frühlingslied:

Gesang auf den Lippen, am Hütlein den Strauß,
Im Herzen lenzwonniges Minnen,
In die Welt hinein aus dem dumpfigen Haus —
Frau Sorge, sie bleibe hübsch drinnen!

Verberg' sie daheim nur ihr grämlich Gesicht,
Ich danke für ihr Geleite,
Sonst blüh'n ja vor Schrecken die Blumen nicht,
Der Vogel verstummt, wo ich schreite.

Du aber, o Freude, du liebliches Kind
Mit lustig flatternden Haaren:
Der Frühling ist da, so komm' nun geschwind,
Mit mir die Welt zu durchfahren.

Der Leser ersieht wol aus dieser hübschen Probe, daß auch Willatzen alle Aufmunterung verdient, den Dichterpfad fortzuwandeln; nur möge er darauf bedacht sein, sich nicht einer zu großen Weichheit und Süßlichkeit hinzugeben.

Hatten wir es heute auch nicht mit sogenannten „Originalen" zu thun, so gewährte uns dennoch diese jüngste Aehrenlese aus den deutschen Dichtergarben eine Ausbeute, mit der wir im Verhältniß zum gewöhnlichen Lyrikerschwindel sehr zufrieden sind. Möchten uns doch die Götter des Büchertisches öfters so hold sein! Wir scheuen ja keine Mühe, wir angeln geduldig stundenlang im stillen Ocean der Verse, um nur ein einziges Goldfischchen für unsere Leser zu fangen; aber wenn es fast nichts als Weißfische und Krebse gibt, da muß man es einem Kritiker nicht übelnehmen, daß er am Ende den eisernen Widerhaken verderbenbringend ausschleudert — fiat justitia, pereat mundus! Die verwiesene Weltbürgerin Wahrheit muß wieder aus dem Exil zurückberufen werden. Leider gibt es jetzt unter der schriftstellernden Masse zu viele jener Unbescheidenen, die Voltaire unübertrefflich im Tone des tiefsten Spotts schilderte in der berühmten Strophe:

De leur siècle profane généreux instructeurs
Cachant de leur savoir la plus grande partie,
Écrivant sans esprit par *pure modestie*
Et par pitié même ennuyant les lecteurs!

Emanuel Raulf.

Zur Geschichte der modernen französischen Literatur.

Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt von Eduard Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1856. 8. 2 Thlr.

Bei der unter einem großen Theile des deutschen Publicums vorherrschenden Sympathie für französisches Wesen und französische Literatur glauben wir der obengenannten Schrift eine gute Aufnahme von Seiten dieses Publicums, wenn auch vielleicht weniger von Seiten der Kritik versprechen zu können. Der Verfasser streift zwar über das Blachfeld der modernen französischen Literatur mehr nur hin wie eine Schwalbe, die in ihrem eiligen Fluge Gegenstand auf Gegenstand berührt, ohne sich doch eigentlich irgendwo dauernd niederzulassen; aber gerade diese Eigenschaft dürfte dem Buche bei dem Publicum, auf das es berechnet ist, zugute kommen, da die Liebhaber französischer Literatur mit dieser Eile vollkommen einverstanden sein werden; sie würden sonst der modernen französischen Literatur nicht ihre Sympathie zuwenden. Aber auch die eigentlichen Literaturfreunde, mögen sie auch nicht immer die Ansichten des Verfassers theilen, zuweilen selbst von ihnen sich betroffen fühlen, werden das Buch als Recapitulation nicht ohne großes Vergnügen und wegen mancher dankenswerthen Fingerzeige nicht ohne Nutzen lesen. Schmidt-Weißenfels, durch seine Beiträge für d. Bl. unsern Lesern bereits bekannt, macht keinen Anspruch darauf, als ein Literarhistoriker von der gelehrten Sorte gelten zu wollen; aber er ist doch bei Abfassung dieses Buchs in seiner Art fleißig und gewissenhaft gewesen; er hat ziemlich alle Gebiete der Literatur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen und eine fast endlose Menge von Namen angehäuft, wir meinen fast zu viele. Denn eine große Zahl derselben ist schon jetzt so gut wie verschollen, und mit jedem Lustrum mehr werden auch andere „klanglos zum Orcus hinabgehen". Wenn von allen hier aufgeführten Schriftstellern nach einem Säculum noch ein paar Dutzend genannt und noch nicht ganz ein Dutzend gelesen werden sollten, so möchte dies schon viel sein. Indeß ist es immer interessant, noch jetzt von diesem oder jenem zu lesen, dessen Name vor Decennien an der Tagesordnung war und uns nun erst wieder durch dieses Buch ins Gedächtniß zurückgeführt wird, wie der Name und die Gestalt eines alten Jugend- und Schulgenossen, der plötzlich wieder in unsern Gesichtskreis tritt, nachdem wir von ihm jahrelang nichts gehört und gesehen hatten. Ein Eindruck wie von etwas Gespenstischem mischt sich freilich einem so späten Wiederbegegnen in der Regel bei.

Was nun Schmidt-Weißenfels' Berechtigung zu einer Arbeit dieser Art betrifft, so beruht diese namentlich in dem Vorzug der Autopsie. Der Verfasser hat mehre Jahre in Paris verlebt und ist selbst als Mitarbeiter an französischen Journalen thätig gewesen, sodaß er einen tiefern Einblick in die eigenthümlichen literarischen Verhältnisse Frankreichs, will sagen der Stadt Paris, gewonnen hat, als dies einem deutschen Schriftsteller möglich sein würde, der nie oder doch nur besuchsweise nach Paris gekommen wäre. Er hat unter den Schicksalen, welche Paris in den Jahren 1848—52 betrafen, zugleich mit den französischen Zunftgenossen gekämpft und gelitten, und in dem bewegten innerlichen Ausdruck seiner Schrift sind Spuren dieses Mitkämpfens und Mitleidens vielfach zu erkennen. Er liebt die Franzosen, ohne irgend ihre Schwächen zu verkennen und zu verschweigen; indem aber die Magnetnadel seiner Sympathie oder Antipathie sich bald da, bald dorthin wendet und er sozusagen weder Pferd noch Esel ist, trägt sein Buch allerdings keinen entschieden nationalen Charakter, weder einen eigentlich französischen noch einen eigentlich deutschen, obschon die ehrliche deutsche Haut doch immer unter dem übergeworfenen Fell hervorguckt. Ein mal für alle mal: Schmidt-Weißenfels schreibt immer mit dem Herzen, das mit seinem Verstande zuweilen freilich auch davonläuft und in Untiefen geräth, wo beide sitzen bleiben und sich zuweilen umsonst bemühen, einander flott zu machen. Daher finden sich auch in seinem Buche manche Widersprüche, Inconsequenzen und Unaufgelöstheiten, indem bald der Verstand das Herz, bald das Herz den Verstand in die Irre führt. An höchst richtigen, oft durch treffende Pointen überraschenden Anschauungen, die instinctartig und unvermittelt aus der Tiefe der Seele hervorschießen, fehlt es dem Verfasser nicht, aber an bizarren, überkecken und wunderlichen fast ebenso wenig. Ebenso ungleich ist der Stil, der noch zu sehr in französischer Weise unter der Herrschaft der Antithese steht. Einzelne Stellen sind ganz vorzüglich stilisirt und lassen umsomehr bedauern, daß der Verfasser sich an andern in saloppster Weise gehenläßt. Der Verfasser ist im Ganzen ein angenehmer Stilist, könnte aber in der That auch ein guter werden, wenn er auf seinen Stil mehr Sorgfalt als bisher verwenden wollte. Wir finden des Verfassers Manier im Gan-

zen recht liebenswürdig; es läßt sich mit ihr recht gut ein zärtliches Verhältniß anknüpfen, aber nicht so gut eine bindende Ehe eingehen. Es ist ein Feuilleton-, aber kein Bücherstil.

Wo wir einer ausgeprägten Individualität begegnen, werden wir immer bereitwillig sein, sie in ihrer Eigenthümlichkeit anzuerkennen. Es freut uns stets, bei einem Schriftsteller auch das Herz klopfen zu hören, das gar kein so unnöthiges Ding ist, für das man es zu halten sich so oft anstellt. Was würde uns die Welt, was das Leben, was die Literatur werth sein, wenn wir nicht hier und da noch auf ein gutes Herz stießen, bei dem wir uns Trost und Erquickung holen könnten? Und bei Schmidt-Weißenfels hören wir vernehmlich nicht blos Geistesschwingungen, sondern auch warme Herzschläge; schon in der Vorrede. Hier ist er ehrlich genug, mit größter Bescheidenheit einzugestehen, daß er in seinem Buche schon heute „viel Unvollständiges, manches Ueberflüssige, vieles Irrthümliche" erkenne, daß er aber, was mangelhaft daran sei, mit Hülfe seiner neuern Erfahrungen später besser zu machen gedenke. Schon ein solches Bekenntniß ist geeignet, die Kritik zu entwaffnen oder wenigstens vom scharfen Gebrauch ihrer Waffen zurückzuhalten. Er gesteht, daß er Frankreich unendlich liebe, weil er dort die schönsten Tage einer rauhen Jugend verlebt und dort kennengelernt habe, was das Glück eigentlich sei. Verehre er auch vor allem sein „theures unglückliches" Deutschland, so bewahre er doch stets die Anhänglichkeit eines Kindes für das „herrliche" Frankreich. Er fährt dann fort: „Irrend von Land zu Land, das lächelnde Glück in ein Medusenhaupt erstarrt sehend und meine Zukunft mehr wie die Vergangenheit beweinend, seufzend unter dem Joch des Materialismus, und die Zeit wie die Gedanken zersplittert durch eine journalistische Thätigkeit, so habe ich seit Jahren das Werk zusammengesetzt, Stein für Stein geformt und immer mehr das Gebäude anwachsen gesehen, welches nun vollendet, übertüncht und überstrichen, dennoch bescheidener erscheint, als ich mir geträumt hatte. Ich möchte von neuem es aufbauen, und wäre es von neuem fertig, würde ich gewiß wieder neue Mängel, neue Risse, neue Fehler entdecken; sind doch alle unsere Thaten nur lebendige Irrthümer, welche die menschliche Schwäche geboren hat." Soviel zur Charakterisirung der Individualität des Verfassers.

Im ersten Bande behandelt Schmidt-Weißenfels den Roman, mit den Unterabtheilungen: der historische Roman, der Sittenroman und der socialistische Roman, und die Poesie, mit den Unterabtheilungen: die Lyrik und die dramatische Poesie. Der Verfasser ist eine Art von Demokrat oder besser Socialdemokrat, aber von ganz besonderer Sorte; er haßt und verachtet freilich, wie sich fast von selbst versteht, den Bourgeois, der ihm als Inbegriff aller Engbrüstigkeit und kleinlichen Selbstsucht gilt, und er haßt ihn noch ingrimmiger als den alten Adel; die Gesellschaft, wie sie ist, verabscheut er als durchaus herzlos und schlecht, und er kann oft nicht genug glühende Worte finden, um sie und unsere gerühmte Civilisation zu brandmarken. Er nennt die moderne Civilisation eine leider anzubetende und zu verehrende Schönheit, die aber so kalt, grausam und gefühllos sei wie Chriemhilde, ein herzloses Weib, welches sich an den Qualen, dem Jammer und der Verzweiflung ihrer Anbeter weide, welches schlechter reorganisire als die Barbarei und unmenschlicher sei als diese u. s. w. Der aus dieser Civilisation hervorgewachsenen Demokratie sagt er nun ebenfalls die bittersten Wahrheiten, ja er geht soweit zu behaupten, daß die Demokratie es gewesen, welche die guten Sitten und den Geschmack vielfach corrumpirt und auf die Literatur einen verderblichen Einfluß gehabt habe. „Alle Fehler, alle Gebrechen der französischen Literatur", sagt er, „entstanden durch die Demokratie. Es war Sitte geworden, die Schwärmerei über die Ueberlegung, die Leidenschaft über die Würde, den kaufmännischen über den künstlerischen Geist und die Selbstvergötterung über die Achtung vor sich selbst und Andern zu stellen. Die Demokratie hat nicht allein die aristokratischen und socialen Vorrechte angetastet, sie hat auch die Quelle aller moralischen Ueberlegenheit verstopft und den Adel des Geistes abgeschafft. Wol gibt es jetzt mehr Menschen wie früher, welche denken; aber ihre Gedanken haben den Schwung und das Mark nicht, wie es die Werke früherer Autoren hatten. Den heutigen literarischen Erzeugnissen mangelt im Allgemeinen jede Ruhe und jede Frische; sie rufen einen fieberhaften Zustand wach und man seufzt oft nach einer reinen und schönen Quelle, welche den erhitzten Gaumen wieder erfrischen könne."

Wir können hier nicht gründlicher auf des Verfassers Darstellung eingehen, auf soviel Interessantes wir auch bei ihm stoßen; nur einige Bemerkungen wollen wir uns gestatten. Der Verfasser nennt George Sand eine große Dichterin, meint dann aber: „Nichts macht sie trotzdem zu einem erhabenen Weibe, welches sie wäre, wenn sie nicht so keck, so blendend und hinreißend beredtsam antimatrimoniale Tendenzen vertheidigte"; und weiter: „Sie ist Alles nur in Fragmenten und nur in der Specialität wirklich genial, doch als zusammengefaßte Intelligenz kein Genie"; er wirft ihr, bei aller Anerkennung ihrer glänzenden Gaben, vor, daß sie die Geister der Frauen corrumpirt und die Nationalliteratur Frankreichs zu einer „schwindelhaften Höhe der Hohlheit, Demoralisation und Sinnlichkeit" getrieben habe. Auch in Heine, den er persönlich kennengelernt hat, erblickt er ein eminentes Talent, aber auch Elemente der Demoralisation, durch die er sowol auf die französische wie auf die deutsche Literatur verderblich eingewirkt habe.*) An einer andern Stelle nimmt der Verfasser freilich die Libertinage der Franzosen in Schutz und entschuldigt sie, nicht ganz ohne Grund, damit, daß die Moral in dieser Hinsicht ein höchst wandelbares Ding sei, daß z. B. die Christen sich vor der bei den Türken gesetzlichen Polygamie entsetzten, während die Moslems darin „eins ihrer schönsten ästhetischen Gesetze" erblickten, und in der That ist es die Frage, ob mehr Sittlichkeit und geistiges Element in dem Serail eines türkischen Pascha oder in einer pariser Grisettenliaison anzutreffen ist. Der Franzose, meint der Verfasser, denke sich eben dabei nichts; die Sache sei einmal so hergebracht. Das ist allerdings richtig, aber eine Nation kann auch allmälig an so etwas Hergebrachtem zugrunde gehen. Im Uebrigen haben wir auf Anlaß der Dudevant gesehen, daß der Verfasser die Ehe als Institut, dem er später einmal das Prädicat der „Heiligkeit" beilegt, in Ehren hält und nichts von ehefeindlichen Tendenzen wissen will. Das interessanteste Capitel des ersten Bandes, dasjenige wenigstens, welches in Deutschland mit dem verhältnißmäßig größten Interesse gelesen werden wird, ist das über die dramatische Poesie und das Theater der Franzosen. Allerliebst ist die Erzählung des Verfassers, wie vor etwa 30 Jahren die Vaudevilles fabricirt wurden. Vier oder fünf junge Leute setzten sich in das Café des betreffenden Theaters und machten unter Scherz und Lachen, zwischen Obst, fromage de Brie und Rothwein ein Vaudeville zurecht. Man hatte keinen Sou in der Tasche, und der Wirth wollte vielleicht nicht creditiren. Nun schickte man ein Manuscript zum Director nebst einem Schreiben, gewöhnlich des Inhalts: „Dringendes Gesuch um einen Vorschuß von fünf Louisdor auf die Einhändigung gegenwärtigen Manuscripts seitens der Herren von unten."

*) Der Verfasser hat soeben eine Schrift vom „anti-Meißner'schen Standpunkte" beendet, worin er Heine als Dichter, als Humorist und als Mensch, seinen Einfluß, seine Sünden und Tugenden charakterisirt. Er stützt sich dabei zum Theil auf persönliche Reminiscenzen und auf interessante Mittheilungen Gérard's de Nerval über Heine. Auch soll die Schrift einige bisher ungedruckte Lieder Heine's enthalten, die Schmidt-Weißenfels damals für sich abschrieb. Der Verfasser gedenkt in seinem Buche über die französische Literatur eines Gedichts „Ellead", welches Heine in französischen Versen verfaßt und dann Gérard zum Corrigiren und Feilen übergeben habe, und er bemerkt dann: „Interessant müßte es sein, den Verbleib dieses etwa zwei Druckbogen starken Gedichts zu kennen."

Der Director schickte dann, wie Lireur erzählt, jedesmal die fünf Louisdor, ohne das Manuscript zu öffnen, weil er wußte, daß es nur weißes Papier war. Richtig wurde es denn auch nach Verlauf von einigen Minuten von Seiten der „Herren von unten" zurückgefodert, „um ein paar kleine Aenderungen daran vorzunehmen", und nun erst machten sich die jovialen Vaudevillisten an die eigentliche Arbeit und verließen das Kaffeehaus nicht eher, als bis das Stück fertig war. Damals, meint der Verfasser, sei das Vaudeville ein Impromptu, eine Kunst aus Vergnügen, eine Frühstücksarbeit gewesen, jetzt sei es in ein Handwerk und zwar in ein abscheuliches ausgeartet — wie die wiener Posse, hätte er hinzufügen können. Es hat eben Alles seine Zeit.

Der zweite Band behandelt zuvörderst die Entwickelung der Philosophie in Frankreich, und zwar unter folgenden Rubriken: das Kaiserreich und seine Philosophie; die Sensualisten; die Theologen; die Eklektiker; die Doctrinärs. Der Verfasser beschäftigt sich sodann mit den socialistischen Schriftstellern, die er in die Saint-Simonisten, die Positiven, die doctrinären Socialisten, die poetischen Geschichtsphilosophen, die praktischen Socialisten, die Communisten, die bonapartistischen Socialisten und die Nationalökonomen theilt. Dieses Thema liegt dem Verfasser besonders am Herzen, weshalb das betreffende Capitel auch recht instructiv gerathen ist. Er wendet sich hierauf zu der Geschichtschreibung, wobei er Anlaß nimmt, namentlich Guizot eine Reihe von Inconsequenzen nachzuweisen, die sich derselbe in seiner Geschichtsauffassung je nach der veränderten politischen Lage zuschulden kommen ließ. Einer der interessantesten Abschnitte des Buchs ist der nun folgende letzte, in welchem der Verfasser die französische Journalistik und das Feuilleton, zuweilen nicht ohne gutmüthige Laune, behandelt. Hier ist das Feld, wo der Verfasser besonders zu Hause ist, da er sich als Mitarbeiter an pariser Journalen seine ersten literarischen Sporen verdient hat. Wir gewinnen daher hier in die Organisation und die Maschinenarbeit des französischen Journalismus manche sehr interessante Einblicke, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen. Für Mitarbeiter an deutschen Journalen, welche vielleicht Grund zu haben glauben, sich über die Redactionen der betreffenden Blätter wegen Saumseligkeit in Verwendung oder Zurücksendung der Manuscripte zu beklagen, bemerken wir, daß sie dem Himmel danken dürfen, nicht Mitarbeiter französischer Journale oder wenigstens des Dumas'schen „Mousquetaire" zu sein; denn an der Spitze dieses Blattes findet sich die stehende Notiz: „Les manuscrits non insérés ne sont pas rendus, ils sont brulés." Wir können es nur gutheißen, daß der Verfasser diesem so höchst wichtigen modernen Literaturzweig, der in deutschen Literaturgeschichten in unverantwortlicher Weise vernachlässigt zu werden pflegt, eine ausführliche Betrachtung widmet. Es gibt verschiedene Arten von Literaturgeschichten, deren jede ihre Berechtigung haben mag; die höchste würde aber die sein, in der es sich nicht um die bloße leidige Kritik von Autoren und Schriften handelt, sondern in welcher dargelegt würde, wie das geistige Leben einer Nation oder Epoche selbst im Schriftwesen zur Erscheinung kommt, sich fortentwickelt und in allen Gestalten seinen Ausdruck findet. Das wäre mit einem Worte die nicht einseitig kritische, sondern die culturhistorische Literaturgeschichtschreibung, und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß die Journalistik in unsern Zeiten sich zu dem Range eines der kräftigsten Factoren der allgemeinen wie literarischen Bildung erhoben hat und mit dem übrigen Schriftwesen in einem zu genauen Wechselverhältniß steht, um, wie bisher, auch nur mit einem Schein von Recht in unsern Literaturgeschichten zurückgesetzt zu werden. Umsomehr müssen wir bedauern, daß Prutz sein begonnenes Werk über den deutschen Journalismus, welches ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte zu werden versprach, nicht fortgesetzt hat.

Schmidt-Weißenfels ist jedenfalls eine sehr frische und regsame literarische Kraft, und nicht mit Unrecht stellt er sich im Vorwort das Zeugniß aus, daß er für die Pflichten eines Schriftstellers, deren Hoheit er begreife, wenn er sie wol auch nicht ausüben könne, stets eine offene Liebe und guten Willen gehabt. Dabei geht er seinen geraden Weg, den Weg seines eigenen Instincts, ohne sich — und dies ist heutzutage eine Seltenheit — um den Beifall der Cliquen links und rechts viel zu kümmern. Sein Talent verdient Beachtung und Aufmunterung, obschon wir sie an die Bedingung knüpfen müssen, daß er auf strengere logische Gedankenentwickelung und sorgfältigere Behandlung in stilistischer Hinsicht mehr als bisher Bedacht nehmen wolle. **H. M.**

Notizen.

Das „Athenaeum français" und die literarische Apathie des französischen Publicums.

Wir haben schon mehrfach und erst neuerdings (Nr. 39) Anlaß gehabt, auf die mislichen Verhältnisse und die hoffentlich nur vorübergehende gegenwärtige Dürre der französischen Literatur hinzuweisen. Nur auf dem Gebiete der Geschichte, und zwar fast ausschließlich der französischen, einiger exacten Wissenschaften, der katholischen Theologie und einer gewissen Gattung der Moralphilosophie und Erbauungsliteratur, womit man für vergangene Sünden Buße thut, wird Bedeutenderes geleistet, und selbst für diese Zweige der literarischen Production scheinen die buchhändlerischen Verhältnisse sich unbequem und mislich zu gestalten. Wenigstens wird in einer pariser literarischen Correspondenz der augsburger „Allgemeinen Zeitung" versichert, daß eine Menge Bücher, welche in England und Deutschland sogleich einen Verleger finden würden, in Frankreich keinen finden und nur auf Kosten des Verfassers oder der Regierung erscheinen können; es kämen sogar Fälle vor, daß interessante französische Werke zuerst in England erschienen, indem sie von englischen Buchhändlern angekauft und in ihrem Auftrage aus der französischen Handschrift übersetzt würden. Dies sei z. B. mit Ferrier's, eines französischen Offiziers, der lange Zeit in persischen Diensten gestanden, ungewöhnlich interessanter Beschreibung seiner Reise von Bagdad durch Persien und Afghanistan der Fall gewesen. In Frankreich, nämlich in Paris, was so ziemlich gleichbedeutend ist, war es unmöglich, für dies Werk einen Verleger zu finden. Da wandte man sich an den londoner Buchhändler Murray, und dieser ging auch auf den Antrag sofort ein. Er ließ die Handschrift übersetzen und von Rawlinson mit Anmerkungen und von Arrowsmith mit einer Reisekarte versehen, und so erschien das Werk zuerst in London. Vor etwa 30 Jahren seien, bemerkt der Correspondent, in Paris von allen einigermaßen bedeutenden englischen Reisewerken französische Uebersetzungen erschienen; hieran sei jetzt gar nicht mehr zu denken. Dieser im französischen Publicum vorherrschenden Apathie hat man es auch wol zuzuschreiben, daß kein eigentlich kritisches Journal in Frankreich recht gedeihen will. So hat das allgemein als trefflich anerkannte und bei den eigentlichen Literaturfreunden in großer Achtung stehende „Athenaeum français" aufgehört als selbständiges Blatt zu erscheinen, was um so auffälliger ist, da es gewiß auch im Auslande nicht wenige Abnehmer und Leser zählte, während die kritischen Journale Deutschlands nur vereinzelt ins Ausland gehen und sich fast ausschließlich auf die Theilnahme des deutschen Publicums angewiesen sehen. Es ist jetzt mit der „Revue contemporaine" verbunden worden, die nun den Titel führt: „Revue contemporaine et Athenaeum français." Hoffen wir, daß diese Journalehe eine dauernde sein werde! In seiner letzten Nummer widmete das „Athenaeum français" noch dem Dichter Rudolf Gottschall eine Betrachtung. Der Verfasser des Artikels, Thalès Bernard, nannte darin den „Carlo Zeno" Gottschall's „une des belles oeuvres d'art de l'Allemagne moderne", rühmte namentlich das epische Pathos des vierten

Gesangs und nahm blos an den zu rapiden Rhythmen des fünften Anstoß. An seinen Dichtungen „Sebastopol" lobte der Berichterstatter namentlich die „energie sauvage qu'on s'étonne de rencontrer chez un philosophe", und an dem letzten Gesange die „vigueur extrême", meinte dabei auch, daß die Anrede an Potemkin wol nicht sehr geeignet sein werde, dem Dichter die Gunst des weißen Zaren einzutragen. In Betreff des Gottschall'schen Werks „Die deutsche Nationallitteratur im 19. Jahrhundert" glaubt Thalès Bernard als „hors de doute" annehmen zu können, daß sie geeignet sei, in Frankreich großen Anklang (grand retentissement) zu finden, theils wegen der Eigenschaften des Autors, theils wegen der Wichtigkeit der darin abgehandelten Materien. Nur erscheint ihm die Gottschall'sche Auffassung häufig zu Hegelisch, und er opponirt ihr, wie er sagt, vornehmlich in der Besorgniß, daß die „forme séduisante", womit der Verfasser seine Raisonnements bekleide, die Leser mitfortreiße, ohne sie doch vielleicht zu überzeugen. Ueberhaupt will Thalès Bernard finden, daß die deutschen Dichter zwar viel Innerlichkeit und Sinn für Natur, aber zu wenig religiöse Erhebung besäßen, und er meint, daß die „poëtes théologiens", wie Hugo, Lamartine, Goethe, Dante und Aeschylus, weit über Robert Reinick und Franz Gaudy ständen. Das finden wir allerdings auch, wundern uns jedoch einigermaßen, Goethe unter die „poëtes théologiens" (so wenig wir an Goethe's Religiosität im höhern Sinne des Worts irgend zweifeln) und Hugo und Lamartine mit Dante und Aeschylus zu derselben Gattung gezählt zu sehen.

Die Subscription für Lamartine.

Man liest in der „Illustration": „Der Aufruf, den wir im vergangenen April an die Literaturfreunde erließen, hat Gehör gefunden. Damals betrug die Zahl der Subscribenten auf den «Cours familier de littérature» nur 4000; heute ist sie in Frankreich auf mehr als 25,000 gestiegen. Mit Hülfe unserer Freunde und auch der Verleumdung — denn auch von dieser bleibt immer etwas, sei es auch nur die Schmach der Calumnianten selbst — ist also unser Unternehmen nicht erfolglos gewesen." Weiter heißt es: „Unser Feldzug hat außerdem dazu gedient, ein seltsames Factum zu constatiren, nämlich daß es unter dem geistreichsten Volke der Welt, wie es selbst sich nennt, theils in Paris, theils in den Departements 283 Individuen gibt, welche in der Kunst anonymer Schmähbriefe erfahren sind — bald gemein, bald niederträchtig, bald dumm, bald alles Geistes und selbst der Rechtschreibung bar, stets aber feig." Es wird in dieser Anzeige noch erwähnt, daß in Nordamerika förmliche Meetings zu Lamartine's Gunsten stattfänden, und daß in Brasilien ein im „Diario" veröffentlichtes Schreiben (Lamartine's?) eine wahre Sympathiebewegung für den Dichter hervorgerufen habe. Allein in Rio sei auf 1500 Exemplare des „Cours familier" (wol die vom Kaiser gezeichneten 500 mit eingeschlossen) subscribirt worden, auch in den Provinzen fänden viele Unterzeichnungen statt. Der Redacteur des „Diario", de Alencar, und dessen Bruder, Lionel de Alencar, hätten einen französischen Kalligraphen mit der Anfertigung eines dem berühmten Verfasser der „Méditations" zu widmenden Albums beauftragt; man habe sich auch an den Kaiser Dom Pedro gewandt und dieser den Vers hineingeschrieben: „Les siècles sont à toi, le monde est ta patrie." Minister, Senatoren, Deputirte, Diplomaten u. s. w. seien bereit, diesem Beispiel zu folgen. Wir wollen es unterlassen, auf den muthmaßlichen Erfolg, den ein ähnlicher Aufruf für einen deutschen Dichter in der Welt oder auch nur in Deutschland selbst haben würde, hier anzuspielen. **H. M.**

Bibliographie.

Aberholdt, A., Feldblumen. Lieder. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 10 Ngr.

Calderon's de la Barca, Don Pedro, Geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen herausgegeben von F. Lorinser. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dursch, G. M., Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. 2te mit Nachträgen und 19 Tafeln Abbildungen versehene Ausgabe. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eelking, M. v., Leben und Wirken des Herzogl. Braunschweig'schen General-Lieutenants Friedrich Adolph Riedesel Freih. zu Eisenbach. Nebst vielen Original-Correspondenzen und historischen Aktenstücken aus dem siebenjährigen Kriege, dem nordamerikanischen Freiheits-Kampfe und dem französischen Revolutions-Kriege. Drei Bände. Mit Riedesel's Porträt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Thlr.

Geiger, H., Lydia. Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 27 Ngr.

Goldammer, L., Luise, Königin von Preußen. Ein Gedenkblatt dem Volk. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hilferding, A., Geschichte der Serben und Bulgaren. Aus dem Russischen. 1ste Abtheilung. Bautzen, Schmaler. Gr. 8. 24 Ngr.

Historisches Jahrbuch. 1855—1856. Mit dem Porträt des Königs Oscar von Schweden. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Jürgens, K., Studien zur deutschen Geschichte und Politik. Die Ursachen des Verfalls und Untergangs des deutschen Reiches. Die Gründung des preußischen Staats. Droysen's Geschichte der preußischen Politik. Preußens Beruf. Der preußisch-österreichische Antagonism. Die Bundesreform. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lange, L., Römische Alterthümer. 1ster Band: Einleitung und der Staatsalterthümer 1ste Hälfte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Napoleon III., Kaiser, Ueber die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie. Aus dem Französischen von Artillerie-Lieutenant H. Müller II. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr.

Reichardt, Mathilde, Wissenschaft und Sittenlehre. Briefe an Jacob Moleschott. Gotha, Scheube. Br. 8. 28 Ngr.

Stand, Bildung und Wesen des Buchhandels. Von dem Verfasser der „Bausteine zur Geschichte des deutschen Buchhandels". Altona, Verlagsbureau. 8. 15 Ngr.

Stein, L., Oesterreich und der Frieden. Wien, Braumüller. Gr. 8. 28 Ngr.

Strauß, V. v., Geistliches in Gedichten und Liedern. Heidelberg, K. Winter. 32. 22½ Ngr.

— — Judas Ischarioth, ein Osterspiel in fünf Akten. Ebendaselbst. 32. 22½ Ngr.

— — Weltliches in Gedichten und Liedern. Ebendaselbst. 32. 16 Ngr.

Struve, G., Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. New-York. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Zille, M., Bilder des Lebens in Gott. Dichtungen. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berger, H., Ein Wort über den Verfall christlicher Kinderzucht in unseren Tagen. Breslau. 8. 3¾ Ngr.

Lehmann, F., Stellung und Beruf des Herrscherhauses Hohenzollern in Kirche und Welt. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Nazionalitätsfrage in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winderl, R., Das Zwangs-Abtretungs-Gesetz in seiner Anwendung auf Eisenbahnen erläutert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

BROCKHAUS'

REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Bisjetzt sind folgende 20 Bändchen erschienen:

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.) Von **Emil Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

In der **Lintz**'schen Buchhandlung in **Trier** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologie der römischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. 5 Sgr.

Chronologie der griechischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. 3¾ Sgr.

Fürstenberg, Stoff und Lehrgang für den ersten Unterricht im Linearzeichnen. Mit 57 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Geh. 10 Sgr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Archäologie und Geschichte der Diözese Trier von dem historisch-archäologischen Vereine. Erstes Heft. Geh. 20 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Manzoni (Alessandro), **Die Verlobten.**
Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geheftet 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerm Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans, von dem **Goethe** äußerte: „der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Rührung; Manzoni's Roman überflügle Alles, was er in dieser Art kenne."

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage geliefert, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen umgetauscht, an denen einzelne Bände fehlen oder die unvollständig sind, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von 1/2 Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein. Mitgetheilt von F. A. v. **Minckwitz.** — II. Ein Jacobäer. — III. Züge aus dem 17. Jahrhundert. — IV. Schöning und Barfuß. — V. Fürst Anton Egon von Fürstenberg. — VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark. — VII. Cardinal Coscia. — VIII. Graf Härd. — IX. Der General von Favrat. — X. Warnery und Sperling in der Bergfeste Stolpen. — XI. Graf Fersen. — XII. Daniel Greser. — XIII. Der Prossener Mann. — XIV. Christian Lehmann. — XV. Balthaser Kabemann. — XVI. Geistliche Berufungen. — Miscellen. — Nachträge.

Der erste bis sechste Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 23 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der 13. bis 23. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 11. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und Friedrich Noback.

Siebentes Heft. Peru — Stettin.

8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien:

Flügel's englisch-deutsches und deutsch-englisches Woerterbuch. Dritte mit mehr als 40,000 neuen Artikeln vermehrte Auflage. 14 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen eines weimarischen Veteranen

aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben.

Nebst Originalmittheilungen über **Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn** ꝛc.

Von Heinrich Schmidt.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blütezeit der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 9. October 1856.

James W. Miles' philosophische Theologie.

Zu den letzten schriftlichen Aeußerungen unsers theuern Neander gehört wol die warme Empfehlung eines Werkchens von James W. Miles: „Philosophic theology, or ultimate grounds of all religious belief based in reason" (Charleston und Neuyork 1849), welche der bald nachher Abgerufene in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" in Nr. 21 des Jahres 1850 abdrucken ließ. W. A. Lampadius wurde durch das Urtheil Neander's, das in der That eine Begeisterung athmete, welche in der empfohlenen Schrift etwas Bedeutendes erwarten ließ, auf die Schrift aufmerksam gemacht und zu deren Verpflanzuug auf deutschen Boden bewogen. Seine deutsche Uebertragung, welcher Neander's Urtheil vorgedruckt ist, erschien bei Brandstetter in Leipzig unter dem Titel: „Philosophische Theologie, oder die letzten Gründe alles religiösen Glaubens in der Vernunft beruhend. Aus dem Englischen des James W. Miles übertragen von W. A. Lampadius." Neander erblickte in der Schrift von James Miles eines der erfreulichen Zeichen der Zeit, „welche auf eine sich anbahnende und durch keine Macht der Verneinung oder repristinirenden Reaction zurückzudrängende neue Entwickelung der Theologie hinweisen, und einen tiefreligiösen, von christlichem Ernste getragenen, mit klarem und freiem Geiste durchgeführten Versuch, das Wesen der religiös-sittlichen Natur des Menschen zu erforschen, das Christenthum in seinem Verhältnisse zu derselben aufzufassen und nachzuweisen, wie die Grundbedürfnisse des Geistes eben nur in dem Christenthume ihre wahre Befriedigung finden können". Referent theilt im Wesentlichen dieses Urtheil des ehrwürdigen Neander, und eben diese Ueberzeugung, sowie die Wahrnehmung, daß die Schrift namentlich in weitern Kreisen nicht die berechtigte Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheint, veranlaßt ihn auch jetzt noch zu gegenwärtiger Anzeige.

Die Schrift besteht aus zwei Theilen, einem Briefwechsel zwischen einem Skeptiker und seinem Freunde, der mehr negativen Grundlage des Ganzen, und „Untersuchungen mehrer in das theologische Gebiet gehörender Gegenstände". Schon diese Vertheilung und Bezeichnung des Stoffs macht es klar, daß wir einen organischen, wissenschaftlichen Gang und eine erschöpfende Behandlung der theologischen Kernfragen nicht zu erwarten haben. Das Ganze ist mehr ein freier begeisterter Erguß, der die Persönlichkeit Gottes gegenüber dem Pantheismus und die Offenbarungsauthenticität des Christenthums als der Religion der freiesten und tiefsten Innerlichkeit gegenüber der negativen Kritik und Buchstabenängstlichkeit mit der Wärme des frei hinausströmenden religiösen Gemüths zu begründen sucht. Aber eben darin liegt die Zugänglichkeit der beredten Schrift auch für außergelehrte Kreise, und dennoch thut der Verfasser gleichzeitig so tiefe Griffe in die reinwissenschaftliche und wahrhaft weiterführende Erledigung seiner Fragen, daß er selbst den wissenschaftlicher Durchgebildeten Anregung zum Weiterdenken und Reiz zu einer kritischen Auseinandersetzung darzubieten weiß.

Es kann dies nicht vorzugsweise behauptet werden von dem ersten Theile, dem Briefwechsel zwischen einem Skeptiker und seinem Freunde. Der Verfasser hat, wie es scheint, keine Vorstellung von dem furchtbaren Zustande wirklicher Zweifel und von den innern Kämpfen des Höhengrads, welchen die Briefe des angeblichen Skeptikers ausdrücken wollen. Allerdings sprechen sie die Probleme der Gegenwart aus. Sie fragen in lebendiger Gedankenbewegung, ob das Universum aufgefaßt werden könne als ruheloser, zielloser Proceß ohne eine ewige Vernunft, ohne eine absolute Persönlichkeit? Ob die bisher allgemein geltenden, unzerstörbaren Ueberzeugungen der Menschheit, zu denen die Ueberzeugung von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit gehört, ein grundloser Selbstbetrug sind? Ob es kein ewigbleibendes, unwandelbares Recht, kein ihm entsprechendes sittliches Sein gebe, mit welchem es in Verbindung steht? Ob die erhabensten Anregungen zur Pflicht, Stärke, Ausdauer, Tugend, Religion nur Traumgebilde sind? u. s. w. Diese Fragen liegen vor. Aber sie sind, abgesehen von dem Mangel

einer präcisen wissenschaftlichen Aufstellung, keine Fragen eines an ihnen zum Skeptiker gewordenen Gemüths: sie sind für das Bewußtsein des Fragenden selbst bereits entschieden verneint. Ihre bejahende Antwort wird als die entschiedene Vernichtung aller Religion und Sittlichkeit überhaupt begriffen und, wenn Atheismus oder Pantheismus das Wahre sind und als wahr bewiesen werden können, nur Das für absurd erklärt, gegen sie noch zu argumentiren wegen ihrer Folgerungen, laut deren sie die Vernichtung der menschlichen Persönlichkeit, Sittlichkeit und Religiosität auch nach dem Verfasser unwidersprechlich in sich tragen.

Wir bekennen offen, den Standpunkt eines solchen Skeptikers nicht begreifen zu können, wenn er uns außerhalb eines fingirten Briefs denkbar sein soll. Die ganze Anschauung und insbesondere ihre Formulirung in dem zuletzt ausgesprochenen Satze enthält geradezu einen Widerspruch, der in der Wirklichkeit des wissenschaftlichen Denkens und Zweifelns sich nie findet und finden kann, aber wie das Fundament der dialektischen Seite vorliegender Schrift, so nach der Ueberzeugung des Referenten einen Grundirrthum unserer gegenwärtigen Speculation der Theologie und theilweise auch der Philosophie bildet. Wir werden aus beiden Gründen berechtigt sein, diesen Widerspruch etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Der Widerspruch, welchen wir meinen, liegt klar ausgesprochen vor in dem Satze von Miles: „Es ist umsonst, gegen einen Satz nach den daraus gezogenen Folgerungen zu argumentiren, sobald man nicht zeigen kann, daß sie irgendeiner positiv feststehenden Thatsache widersprechen." Miles glaubt diesen Satz, wie aus dem nur scheinbar widersprechenden zweiten Briefe sich ergibt, auch da aufrechterhalten zu müssen, wo „es sich um alle Religion und Sittlichkeit überhaupt handelt", und will zunächst an der Richtigkeit von Principien wie denen des Atheismus und Pantheismus nur erst zweifeln, „welche, wenn festgestellt in den Gemüthern der Menschen, die Grundlage aller Gesetzlichkeit, alles socialen Vertrauens, aller gemeinen Sittlichkeit erschüttern und die Welt in die verzehrende Anarchie der ausgesprochensten Selbstsucht versenken würden". Es handelt sich hier gar nicht darum, ob diese Folgerungen aus dem Princip des Atheismus oder Pantheismus als Folgerungen im Rechte sind, was wir allerdings glauben. Die Frage ist nur die: ob der Gedanke Sinn hat, daß „die Richtigkeit jener Principien bewiesen werden könne", trotz jener als ebenso zweifellos gesetzten Folgerungen derselben. Können jene Principien auch nur den Schein haben, bewiesen zu sein, wenn jene Folgerungen aus ihnen berechtigt abgeleitet werden?

Unser Verfasser hält die Bejahung dieser Frage für möglich, und doch ist das Zugeständniß dieser Möglichkeit nur von einem doppelten, gleich irrigen Standpunkte aus denkbar. Zunächst nämlich vom Standpunkte des Pessimismus. Wer mit Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung") das Leben für ein Geschäft erklärt, „dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt", oder als den Zweck von Allem, was ist, bezeichnet: „ephemere und geplagte Individuen eine kurze Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Falle mit erträglicher Noth und comparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt"; sodann als weitern Zweck „die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens"; endlich wer die erkennenden und lebenden Wesen der Erde für einen „Schimmelüberzug" auf der erstarrten Erdrinde erkennen zu müssen glaubt: der wird freilich den Atheismus oder Pantheismus für „beweisbar" halten können, obwol er gleichzeitig zu erkennen glaubt, daß beiderlei Grundauffassung zur Vernichtung aller Lebensmöglichkeit führt. Und doch wird vom Standpunkte des Pantheismus strenggenommen selbst dieses nicht zugestanden werden können. Nur der absolute Atheismus als die entschiedene Aufhebung aller positiven Idealität würde jenes Resultat zuzugestehen vermögen, wie sich der reichbegabte, leider nur, wie es uns scheint, allzu verbitterte Schopenhauer sehr wohl bewußt ist und sein Schüler Frauenstädt, besonders in der Schrift „Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung", ausdrücklich anerkennt. Da unser Verfasser auf dem Boden dieses Pessimismus nicht steht, so ist das Zugeständniß der Möglichkeit jenes Doppelresultats höchst befremdend und für die nachfolgende Entwickelung verwirrend gewesen.

Erklärlich wird sie nur vom Standpunkte des Dualismus zwischen dem Erkennen und Wollen, von denen das erstere, die Richtigkeit dieses Dualismus angenommen, ein anderes Resultat ergeben kann als das letztere. Der Verfasser setzt diese Möglichkeit. Im Anschlusse an Kant, wie dieses namentlich der zweite Brief erweist, setzt Miles Erkennen und Wollen nach ihrem Inhalte und nach der Bestimmtheit ihrer theoretischen Erfassung einander gegenüber und hat sich daher für die nachfolgende wissenschaftliche Begründung seiner religiösen Ueberzeugung einen schweren Stand bereitet. Jedenfalls ohne von der neuerdings vielseitig gestalteten, theils berechtigten, theils vorsichtig zu befolgenden Foderung etwas zu wissen, daß die Speculation sich an Kant orientire als an dem Vater der letzten philosophischen Periode, hat Miles die nicht minder bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung der neuesten deutschen Philosophie übersehen, daß statt des Erkennens das Wollen als Centrum der Speculation aufgefaßt werde. Referent ist der hier nicht weiter zu begründenden Ueberzeugung, daß die consequente Erfassung dieses Princips auch für die Weiterbildung der speculativen Theologie von entscheidender Bedeutung werden wird, so verschieden die Entwickelung desselben bisjetzt noch bei Chalybäus, Reiff und Planck erscheint. Näher betrachtet liegt dasselbe schon bei Nikolaus von Cusa, Agrippa von Nettesheim, Jakob Böhme (vgl. besonders „De signatura rerum", Cap. 1, §. 15, 16, 17), Swedenborg, Oetinger, bei Leibniz, Fichte, vorzugsweise aber, wenn auch wissenschaftlich roh, bei Schopenhauer vor, und vornehmlich im Gegensatze zu dem besonders durch Hegel verbreiteten Götzendienste des Begriffs, seines

Intellectualismus und Gnosticismus möchte es nothwendig sein, an ein auch von Julius Müller betontes Wort zu erinnern, was Schelling schon 1809 in seiner Abhandlung „Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit" (reutlinger Ausgabe vom Jahre 1834, S. 26) aussprach: „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden." Vielleicht haben wir hier eine besondere Hindeutung auf Oetinger's Einfluß bei Schelling, welchen Fleck in seiner „Dogmatik" und besonders Auberlen („Theosophie Oetinger's") bemerklich gemacht haben.

Unser Verfasser scheint von diesem Stande der Speculation nichts zu wissen. Daher das theoretische Schwanken innerhalb des Widerspruchs, daß zugestandenermaßen Pantheismus und Atheismus die Möglichkeit einer gesunden Willenswelt aufheben und gleichwol damit nicht zugleich als auch theoretisch unwahr erkannt sein sollen. Immerhin zugestanden, daß die Erkenntniß, ein Princip mache eine gesunde Construction der Willenswelt zu etwas Unmöglichem, in ihrer Allgemeinheit noch nicht theoretisch genüge, um ein solches Princip als wissenschaftlich widerlegt zu betrachten, so muß doch schon infolge jener allgemeinen Erkenntniß die Skepsis über die doch vielleicht anzuerkennende Wahrheit eines solchen Princips völlig aufhören und die Ueberzeugung feststehen, daß jenes Princip nothwendig falsch sei und als falsch auch wissenschaftlich müsse aufgewiesen werden können. Die Skepsis unsers Verfassers hat daher keinen wahren Gegenstand und mußte in ihrer Deduction und Aufhebung zu halben und schwankenden Resultaten führen. Was hilft es, wenn wir im zweiten Briefe erinnert werden, daß all unser Wissen Stückwerk sei? Jeder, der noch nicht von der Allmacht des dialektisch gewordenen Begriffs geblendet ist, unterschreibt dieses aus eigenster Erfahrung; aber er fodert wenigstens das möglichst beste Stückwerk. Was hilft es, wenn wir an den Kant'schen Verstand als die Form unsers Denkens, an die Vernunft Kant's und dessen Satz erinnert werden, „daß kein Emporsteigen der Gedanken und Schlüsse uns möglicherweise einige Kenntniß in Betreff des Ursprungs der Welt, der Natur Gottes, der Unsterblichkeit und Zukunft geben kann, weil sie gänzlich über die Möglichkeit unserer Erfahrung hinausliegen"? Ueber diese Kant'sche Verzweiflung an der Lösung der höchsten wissenschaftlichen Probleme ist nun einmal das gegenwärtige Bewußtsein der Philosophie und speculativen Theologie, soweit sie nicht bereits in neuplatonischen Synkretismus von Wissenschaft und Unwissenschaft ausgeartet ist — und Ansätze dazu sind allerdings in Fülle vorhanden — so vollständig hinaus, daß trotz aller Bereitwilligkeit, uns an Kant zu „orientiren", keine Aussicht einer Rehabilitation in dieser Beziehung vorhanden ist. Ueberhaupt beweisen schon jedem oberflächlichen Kenner sowol die Dogmen- und Kirchengeschichte wie das gewöhnliche Leben, daß das Verbot des Forschens und die Impotenzerklärung für dasselbe stets nur der Reiz gewesen sind zu desto energischerm Forschen. Es ist ungeschichtlich und für unsere weitere Entwickelung gefährlich, Fichte, Schelling und Hegel oder Schopenhauer und Herbart hinter Kant für unberechtigte Neuerer und Fälscher zu erklären, unter deren Beiseitelegung wir wieder an Kant anzuknüpfen hätten. Die göttliche Leitung unserer wissenschaftlichen Weiterentwickelung wird dieser überreizten Abneigung vor dem jüngst noch allein Gepriesenen entgegenzutreten wissen; aber es möchte gut sein, insbesondere die speculative Theologie daran zu erinnern, daß auch ihre spätern Leistungen, z. B. Rothe's „Ethik", Müller's Schrift von der Sünde, wissenschaftlich einem guten Theile nach auf jenem geschmähten Boden und keineswegs nur zu ihrem Nachtheile wurzeln.*) Was hilft es ferner, wenn wir an die allgemeine „Sehnsucht" nach dem persönlichen Gotte erinnert und endlich gar darauf hingewiesen werden, daß in der „Offenbarung" uns die positive Bürgschaft für die Wirklichkeit der höchsten Wahrheiten gegenüber der Wissenschaft geboten sei? Allerdings ist keine Wissenschaft ohne die Offenbarung, für uns speciell ohne die christliche Offenbarung, denkbar und ein Wissenschafter, der dieses verkennt oder gar bestreitet, ist sich über den Ausgang seiner Wissenschaft sicher nicht klar: wir behaupten dieses ohne alle Ausnahme von allen, auch von den sogenannten empirischen und historischen Wissenschaften. Aber die Wissenschaft hört auf Wissenschaft zu sein, wenn sie als Wissenschaft sich auf die Offenbarung beruft. Sie hat den Inhalt der Offenbarung in sich aufzunehmen und anzuerkennen, daß sie ohne denselben nicht sein könnte, was sie ist; aber einmal befruchtet mit dem geoffenbarten Inhalte, muß sie aus sich selbst heraus in speculativer Nothwendigkeit sich begründen oder den Anspruch von Wissenschaftlichkeit unumwunden aufgeben. Innerhalb und kraft des Glaubensinhalts, welcher durch die Offenbarung in das Bewußtsein der zu erlösenden Menschheit hineingesetzt wird, ist somit auch die Persönlichkeit Gottes wissenschaftlich zu erweisen, nicht auf Offenbarung und vage „Sehnsucht" zu gründen. Und zudem ist der Zustand der gegenwärtigen Religionsphilosophie und speculativen Theologie ein solcher, daß ohne diese Leistung, ohne deren Anerkennung und gemeinsame Uebernahme nicht Einen Schritt weder in der Trinitätslehre noch in der Christologie und dem daraus Abzuleitenden wesentlich weiter zu kommen ist, so dankenswerth die Bearbeitung einzelner Seiten der speculativen Dogmatik, z. B. der Lehre von der Sünde ist, gegenüber dem Einen großen Grundprobleme der wissenschaftlichen und zum Theil auch praktischen Gegenwart: dem Grundprobleme der Persönlichkeit Gottes. Diese und die damit zusammenhängenden Grundwahrheiten des

*) Es hat dies, freilich vom einseitig Herbart'schen Standpunkte aus und meist nur negativ-kritisch, C. A. Thilo nachzuweisen gesucht: „Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien" (Leipzig 1851).

religiösen Bewußtseins müssen gegenwärtig wissenschaftlich bewiesen oder (was uns hier gleichbedeutend ist) wissenschaftlich deducirt werden, wenn noch von speculativer Theologie die Rede sein soll. Wo sie wie bei unserm Verfasser nur äußerlich auf Offenbarung oder gewisse Empfindungen und Herzenswünsche begründet erscheinen, vermögen wir wenigstens keine Wissenschaft oder „philosophische Theologie" anzuerkennen. *)

Unsere Ausstellung trifft das ausgesprochene Princip des Verfassers. Zur Vermeidung von Irrthümern müssen wir aber hinzufügen, daß die Ausführung selbst im Einzelnen dieses falsche Princip vielfach verleugnet und vergessen läßt, sogar ausdrücklich es zurückzunehmen den Anlauf nimmt. Der Verfasser ist voll von dem Grundgedanken, daß das unmittelbare religiöse Bewußtsein, die unmittelbare, von der Offenbarung selbst geweckte innere Erfahrung der letzte Grundstein aller Beweisführung, die kräftigste Waffe gegen alle Skepsis sei. In dieser Gewißheit lehnt er den mechanischen Inspirationsbegriff ab und hält das Zeugniß der christlichen Kirche oder heiligen Schriftsteller selbst für unzureichend, wenn es gilt, die Inspiration der Heiligen Schrift anzuerkennen.

Ihre wirkliche Inspiration vor andern Büchern muß und kann einzig bestimmt werden durch ihre Berufung auf unsere religiöse Natur, durch ihren eigenen religiösen Charakter. Und wenn es bewiesen wäre, daß der Pentateuch nicht echt, die historischen Bücher nicht authentisch wären, die Propheten nicht weissagten, die Evangelien (setzen wir den stärksten Fall) nur Ueberlieferungen über Christus, nicht von Augenzeugen geschrieben wären: Der, welcher die lebendig machende Kraft des christlichen Lebens in seiner Seele verwirklicht hat, würde sagen: Es gibt noch die unleugbare Thatsache von der Kraft des Christenthums, die sich im christlichen Leben, in meinem eigenen Bewußtsein bethätigt und offenkundig auf Christus als ihren Urheber zurückgeht: sie befriedigt jedes religiöse Bedürfniß, sie erhebt und reinigt, tröstet und belebt, und die Heilige Schrift enthält Ideen, lebenskräftige Elemente, welche jenes göttliche Leben in der Seele entzünden, nähren und fördern, und deshalb kann ich nichts aufgeben, was auf Thatsachen meines eigenen Bewußtseins ruht, was ihr auch immer zum Gegenstande eurer historischen Untersuchungen machen mögt.

Der ganze Anhang A ist der Bekämpfung des starren Dogmatismus und der Geißelung desjenigen Theils der Geistlichen besonders gewidmet, welche, wissenschaftlich meist ungebildet, in ihrer erlernten Dogmatik desto fanatischer sind, sich juris divini dünken gegenüber der lebendigen christlichen Wissenschaft als einer Sache juris humani und dabei vergessen, daß das Christenthum nicht dogmatisch-ritueller Dienst, sondern ein heiliges Seelenleben, göttliche Thatsächlichkeit der Erlösung und Willensleben ist. Miles betont hier die Macht der innern Erfahrung eher zu sehr als zu wenig und schlägt die objective Bedeutung der doch stets absolut normirenden Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses eher zu gering als zu hoch an. Aber seine Warnung vor starrem Dogmatismus und Confessionalismus, seine Mahnung, sich vor allem eine lebendige Erfahrung in Christo, eine lebendige Erkenntniß der Natur der Sünde und der „freien und herrlichen" Erlösung durch Christus zu verschaffen, möchte auch in unsern Lebenskreisen eine sehr zeitgemäße sein. Der Verfasser hat zunächst den Zustand der ihn umgebenden, wol besonders der hochkirchlichen Geistlichen im Auge; doch sind seine energischen Zurechtweisungen fast von Anfang bis Ende anwendbar auf die pastoral-hierarchischen und im Princip durchaus romanisirenden Anmaßungen, mit denen z. B. der evangelisch-lutherische Pastor zu Bromberg, Hermann Latzel, den Gymnasiallehrer Ströbel in der Schrift übergossen hat: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen" (Schneidemühl 1852), gebührend beantwortet von Ströbel im dritten Heft der „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche" (1853, S. 480 fg.). Bekanntlich liefert diese Art von confessionell fanatischen Geistlichen nebst ihrem Anhange das stärkste Contingent zum Abfall von der protestantischen Kirche zur römischen und zwar vollkommen gemäß ihrer innern Stellung auf dem Boden eines entgeisteten Objectivismus. Wir sind aber überhaupt wiederum auf dem besten Wege, der theologischen Klopffechterei zu verfallen, und gegen diese furchtbare, die Würde und Wirksamkeit der Kirche wie Wissenschaft gleichmäßig bedrohende Ausgeburt theologischer Unwissenheit, Beschränktheit, Anmaßung und Herzlosigkeit ist sicher kein Standpunkt geeigneter, die Waffen der Abwehr und des Angriffs zu bieten, als der durch und durch positive und dennoch innerlich vollkommen freie, von der Weihe evangelischer Duldsamkeit und Liebe getragene Standpunkt unsers Verfassers. Indem er einen festen Standpunkt zu gewinnen strebt gegen Schwärmerei, Aberglauben und Fanatismus ebenso wol, wie gegen kalten Formalismus, Skepticismus und Rationalismus, sucht er sorgfältig zu scheiden zwischen dem Materiellen und Formellen, zwischen Dem, was zur Religion und zwischen Dem, was zur Theologie gehört, was die Substanz der Wahrheit und die Realität unter den Erscheinungsformen ist, welche dieselbe in verschiedener Weise ausdrücken. Und von hieraus steht ihm die Ueberzeugung fest, daß es vermittels der Meinungsverschiedenheiten in der Christenheit selbst in den Mistönen des Streits und der gegenseitigen Anschuldigung ein allen Christen Gemeinsames gibt, in welchem jeder Anspruch christlichen Lebens und christlicher Erfah-

*) Ich benutze diese Gelegenheit, wiederholt auf eine vortreffliche Schrift aufmerksam zu machen, welche vom philosophischen Standpunkte aus Das geltend macht, was oben vom Standpunkte der speculativen Theologie aus geltend gemacht wurde: „Philosophie und Christenthum. Ein Beitrag zur Begründung der Religionsphilosophie von H. M. Chalybäus" (Kiel 1853). Ich beziehe mich auf diese Schrift um so lieber, je näher der Verfasser dem positiven Christenthume trotz der entschiedensten Freiheit seiner wissenschaftlichen Behandlung steht und je befriedigender deshalb eine Verständigung zwischen dem Philosophen und speculativen Theologen hier angebahnt ist. In meiner Habilitationsschrift „Argumenta pro dei existentia exponuntur et judicantur" (Leipzig 1846) habe ich den Versuch gemacht, die Persönlichkeit Gottes aus dem Begriffe des Willens, speciell der Liebe, wissenschaftlich zu deduciren, und obwol mir die Form der Abhandlung nicht mehr genügt, so halte ich doch die Deduction selbst durch die gleichwol beachtenswerthen Gegenbemerkungen von Hase, Schöberlein und theilweise auch P. Lange nicht für widerlegt. Uebrigens sind die obigen axiomatischen Sätze begreiflich nur für Diejenigen gesagt, welche gemäß 1. Kor. 2, 10 fg. eine speculative Theologie für zulässig erkannt haben.

rung gegründet sein muß. Als die Centralidee und der höchste Endzweck aller Religion erscheint ihm die „Versöhnung" und als die Wurzel, aus welcher alle Entwickelung des christlich-religiösen Elements emporwächst, die Versöhnung durch einen persönlichen Erlöser, als den Urheber des neuen Verhältnisses des Menschen zu Gott. Aus diesem persönlichen Verhältnisse erschließt sich endlich dem Verfasser jenes Gottesvertrauen, durch welches kindliche Pflicht und Liebe in dem Gefühle der Versöhnung des Vaters mit dem menschlichen Individuum in Einklang gebracht worden sind, und die große praktische Aufgabe des Christenthums wird darin gefunden, „das Gottesvertrauen zu erwecken, in welchem kindliche Pflicht und Liebe in dem Gefühle der Versöhnung des Vaters durch den persönlichen Erlöser im Einklange stehen".

In dem Gesagten ist der Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet. Es ist für den Verfasser selbstverständlich, daß jede in die Menschheit eintretende Offenbarung und folglich auch die christliche sich an die schon vorhandenen religiösen Begriffe und Erfahrungen anschließen muß, um zu wirken oder auch nur verstanden zu werden. Er setzt daher einen unverlierbaren göttlichen Inhalt des Menschen auch außerhalb der Offenbarung und trotz der thatsächlichen Sündhaftigkeit voraus, ohne den Versuch zu machen, sich mit der scheinbar widersprechenden Ueberzeugung der protestantischen Symbole hierüber auseinanderzusetzen. „Das eigentliche Amt der Theologie ist nur, die großen religiösen Wahrheiten (der Offenbarung) zu rechtfertigen, welche sich auf das tiefinnerste Bewußtsein des Menschen berufen, und das Bewußtsein zur Wahrnehmung jener lebendigen und kräftigen Ideen zu erheben, welche Gott durch die Erfahrung der Propheten und Apostel der Welt gegeben hat." Allerdings ist damit der dem abstracten religiösen Gefühle anstößige Gedanke ausgesprochen, daß der Mensch irgendwie mitthätig zu denken sei in dem Erlösungs- und Erleuchtungswerke der göttlichen Offenbarung am Menschen, und zwar ist dies als principiell nothwendig ausgesprochen, weil im entgegengesetzten Falle Gott mit der Wahrheit und Kraft seiner Offenbarung überhaupt jedes denkbaren Zugangs zu der erlösungsbedürftigen Seele entbehren würde. Noch mehr: „Die Bibel kann nicht als die primäre Grundlage alles religiösen Glaubens angeführt werden; denn sie behauptet von Gott zu kommen, setzt also das Zugeständniß eines göttlichen Daseins mit seinen verschiedenen Eigenschaften und mit der Nothwendigkeit, sich den Menschen zu offenbaren, voraus." Gleiches gilt von der Offenbarung engern Sinns überhaupt und von den einzeln Wundern, durch welche etwa die Göttlichkeit einer Offenbarung erwiesen werden soll, insbesondere. Sie setzen das Anzuerkennende in dem Anerkennenden theilweise und zwar der tiefsten Grundlegung nach schon voraus. Aber desto entschiedener wird die zeitgeschichtliche und von Jedem erfahrbare Thatsache betont, daß der Fortgang der Geschichte sich ohne das Christenthum nicht begreifen und das persönliche Wesen, insbesondere sofern es freies, sittliches, von dem Gewissen absolut normirtes Wesen ist, sich nicht verstehen läßt ohne ein absolutes persönliches, sittlich vollkommenes Wesen, in welchem das Dasein wie der Lebensinhalt des endlichen persönlichen Wesens begründet ist. Erst wenn dieses Bewußtsein geweckt und entwickelt ist, erschließt sich das weite „Panorama der Herrlichkeit Gottes im Weltall" und die Befähigung, eine Offenbarung, insbesondere die christliche Offenbarung zu verstehen und aufzunehmen. Es ergibt sich dem unmittelbaren Anschauungsvermögen des religiösen und sittlichen Menschen von selbst als unsinnig, was die gesammte Religionsgeschichte zugleich widerlegt, „daß Gott seine intelligenten, noch dazu von der Verkehrtheit der Sünde getrübten Geschöpfe ohne eine Stimme von ihm selbst, ohne eine Erklärung seines Willens, d. h. ohne eine Offenbarung gelassen haben sollte".

Allein von derselben Basis der philosophisch erfaßten Natur des Menschen und der Dinge scheint sich dem Verfasser noch weiter mit Nothwendigkeit zu ergeben, daß Gott die Offenbarung seiner selbst durch seine „Menschwerdung" vollzog. In scharfsinniger Darlegung entwickelt der Verfasser diesen Gedanken im zweiten Capitel. Wir können hier nur auf die Hauptsätze verweisen. Der eine ist S. 122 zusammenfassend ausgesprochen:

> Da wir nur Erscheinungen kennen und diese nur unter den nothwendigen Bedingungen von Zeit und Raum, so ist es für uns unmöglich, das Unendliche und Bedingungslose zu erkennen, und daher würde es für Gott unmöglich sein, sich selbst als ein geschichtliches Object der Erkenntniß uns in der Welt zu offenbaren, außer durch das alleinige Mittel, für uns eine Erscheinung in Raum und Zeit zu werden.

Der andere Hauptsatz liegt S. 129 vor:

> Da es die allgemeine religiöse Aufgabe des Menschen ist, wie die endliche Natur in Einklang und Verbindung mit dem Unendlichen zu bringen sei, wie die Kluft, welche nothwendig in der eigentlichen Natur der Dinge zwischen dem Unvollkommenen und Irrenden und dem Vollkommenen und Heiligen, zwischen dem Menschen, wie er ist, und zwischen Gott, wie ihn die Vernunft wahrnimmt, als er wol sein möchte, überbrückt werden könne: so ist es zur Lösung dieser Aufgabe unbedingt nothwendig, daß es eine reale Synthese gibt, ohne welche, wenn die allgemeinen (von Gott frei, aber für unser Denken als nothwendig aufgestellten) Gesetze des Weltalls nicht verletzt würden, das Verschiedene niemals zusammengebracht werden kann.

Diese „reale Synthese", ohne welche Gott „gewissermaßen noch ein unbekannter Gott" wäre, ist eben der Gottmensch, welcher, auch im Unterschiede von der Offenbarung durch Propheten und Engel, das ganze Menschengeschlecht in ein von Grund aus verschiedenes Verhältniß zu Gott bringt und so unbedingt und wirklich die sittliche Stellung der Menschheit verändert, unangesehen des Glaubens oder Nichtglaubens an die Menschwerdung. Die letztere ist religiös nothwendig, und die instinctmäßige Eifersucht, mit welcher die überwiegende Masse der Kirche immer an der Ueberzeugung festgehalten hat, daß Christus Gott und Mensch war, beweist, daß diese auf einer tiefen innern Nöthigung des Herzens, auf einer lebendigen Hoffnung der Menschheit beruht, welche weder die Logik des Zweifels noch die schulmäßi-

gen Paradoxien des Theologen zerstören oder zunichte machen können. Allerdings vermögen wir den geheimen Modus nicht zu ergründen, in welchem Gott seine Persönlichkeit mit der des Menschen vereinigt, „ebenso wenig, als wir erklären und errathen können, wie es zugeht, daß die Sonnenstrahlen, indem sie auf den Sehnerven treffen, die Erscheinungen des Gesichts hervorbringen". Wir können nur den empörenden Irrthum des Theopassianismus fernhalten, indem wir bedenken, „daß bei der Menschwerdung Gott sich unmittelbar (in übernatürlicher Weise) mit der menschlichen Natur verband, indem er Christus durch den göttlichen Logos gestaltete". Allein der Eintritt Gottes selbst in die Menschheit ist als religiös nothwendig erkennbar: nur fodert der Geist außer der logischen Nothwendigkeit noch eine höhere Bestätigung seiner Vernunftschlüsse, ohne welche diese hinsichtlich ihrer thatsächlichen, concreten Existenz in einem peinlichen Dunkel schweben bleiben würden. Diese höhere Bestätigung ist die historische Erscheinung des Gottmenschen, die sich etwa ebenso zu der (religiös-) logischen Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes verhält, wie der teleskopisch wirklich aufgefundene Neptun zu den mathematisch oder logisch richtigen Raisonnements Leverrier's über die nothwendige Existenz des Neptun, welche ohne jene bestätigende Entdeckung der Anschauung augenscheinlich in vager Dunkelheit geblieben sein würde. Aber nur bestätigend, erhellend, berichtigend und vervollständigend treten die Thatsachen der Offenbarung in die ursprünglich vorhandene geistliche Anschauung des Menschen ein, und wie das Christenthum nicht von historischen Thatsachen und Berichten abhängt, so hängt auch die christliche Lehre nicht von der logischen, kirchlichen oder gar naturwissenschaftlichen Auslegung der Heiligen Schrift ab, sondern muß durch Das bestimmt werden, was praktische, erfahrungsmäßige Thatsachen des geistlichen Lebens sind, gegründet auf die Verwirklichung der Versöhnung mit Gott durch Jesus Christus und auf das Leben Christi in der Menschheit überhaupt. So erst führt das Christenthum seinen Selbsterweis für die anschauende Vernunft und das Bewußtsein des Menschen mit sich und bethätigt sich selbst in dem Individuum als ein Leben, nicht als eine Theologie des Verstandes, welche in ihren dogmatischen Bestimmungen unzähligen Streitigkeiten und Verwickelungen unterworfen und deshalb als allgemeines und abschließendes Princip selbst innerhalb einer irgendwie traditionellen oder kirchlichen Gestaltung unbrauchbar ist. Das Christenthum ist eben in der christgewordenen Menschheit das lebenskräftige organische Wachsthum eines lebendigen Princips, nicht aber ein System dogmatischer Formenbildung, durch welches nur Glaubensunsicherheit, Verwirrung und Verzweiflung hervorgerufen würden und werden.

Der Verfasser sucht diese allgemeinen Gedanken näher zu bestimmen, indem er theils eine „Analyse des Lebens und Charakters Christi" unternimmt, worin wir vorzugsweise auf die beispielsweise Behandlung der Verfluchung des Feigenbaums und des Staters im Fischmaule aufmerksam machen, theils „die Angemessenheit des Christenthums für das religiöse Bedürfniß des Menschen" vornehmlich vom Standpunkte des griechischen Messianismus aus charakterisirt, theils „das Organ des religiösen Glaubens" aufsucht, welches er in der Vernunft nicht nach ihrem gewöhnlichen, bekanntlich sehr schwankenden Sinne, sondern im Sinne der anschauenden Befähigung des Menschen für directe, unmittelbare (innere) Wahrnehmung des Göttlichen findet, welche früher ist und tiefer liegt als die Region der logischen Beweise und Beweisführung. Der Mensch unmittelbarer religiöser Anschauung verhält sich hier ebenso zu der dargebotenen Fülle religiöser Wahrheiten im Christenthum, auch abgesehen von aller theologischen oder religionstheoretischen Bildung, wie der unwissenschaftlichste Hörer, dem eine anschauliche Wahrnehmung der Harmonie in der Musik verliehen wäre, zu den Meisterwerken der Musik. Er versteht sie nur durch seine unmittelbare Begabung für das Nachleben der Harmonien auch ohne Kenntniß der musikalischen Theorie, während umgekehrt der Theoretiker sie nur auf Grundlage derselben Voraussetzung aufzunehmen und zu genießen vermag. Ebenso steht der religiöse und der theologische Mensch: der letztere ist mit allen seinen theoretischen (wissenschaftlichen) Constructionen ohne den erstern nichts und auch die christliche Offenbarung unverständlich und unwirksam ohne die vorausgehende innere Urbegabung der dem Christenthum wesenhaft entsprechenden Religiosität, welche somit, nicht sofern es ein Individuelles, sondern sofern es ein allen Menschen Gemeinsames ist, als das Letztentscheidende und das „Organ des religiösen Glaubens" anerkannt werden muß. Dies erläutert denn der Verfasser theils im Anhange B unter Herbeiziehung der geistreichen vierten Vorlesung Morell's aus dessen „Vorlesungen über die philosophischen Richtungen des Zeitalters", theils an der Heiligen Schrift und deren immer nur praktisch-religiös zu bestimmenden Verhältnissen zur Kritik, zur Philosophie und insbesondere zu den Fortschritten der Naturwissenschaften, denen gegenüber der Verfasser daran festgehalten wissen will, daß die Schrift nur religiöse, keine eigentlich naturwissenschaftlichen Mittheilungen gebe.

In dem Vorstehenden sind die Hauptgedanken unsers Buchs mitgetheilt: wir müssen es dem zur Selbstlectüre dringend aufgefoderten Leser überlassen, die geistreichen, geistlebendigen Ausführungen des Verfassers in dem Buche selbst zu genießen. Aber das muß schon hier klar geworden sein, wie der innige, zur Innerlichkeit christlicher Religiösität dringende und drängende, gläubig milde Neander von der in Rede stehenden Schrift begeistert werden konnte. Sie war ihm eine unverhohlene Labung gegenüber dem herzvertrocknenden und ohne Zweifel auch das Herz der protestantischen Kirche austrocknenden Objectivismus eines confessionellen Fanatismus, mit welchem sich Neander je länger desto weniger auf Grund seines tiefen Verständnisses des Christenthums und seiner Geschichte, wie auf Grund seiner wahrhaft christlichen Frömmigkeit auseinanderzusetzen wußte und deren fundamen-

taler, romanisirender Widerspruch mit dem lebenerfüllten Princip des Protestantismus ihm immer entschiedener zur Klarheit kam. In diese Stimmung Neander's fiel das frische, freie, aus voller Innerlichkeit strömende Wort des Christusbegeisterten Miles und flammte ein Freudenzeichen in der Seele des ehrwürdigen Mannes auf, daß eben „keine Macht der Verneinung oder repristinirender Reaction" im Stande sein werde, eine neue Entwickelung der Theologie zurückzudrängen; ein um so erfreulicheres Zeichen, da es Kant, Jacobi, Schelling, Schleiermacher und, setzen wir hinzu, Neander als schon jenseit Europa wirksam und mächtig bekundete.

Und als ein solches Zeichen soll es denn auch von uns vorzugsweise begrüßt sein. Die dogmatischen Ausführungen über Wunder und Trinität, wie sie in dem oben nicht hervorgehobenen dritten Capitel von Miles gegeben sind, genügen unserer deutschen Wissenschaft nicht, obgleich sie unendlich mehr werth sind als das gedankenlose Wiederholen älterer Ausführungen, welche in frühern Perioden der Dogmatik lebenskräftig und berechtigt, gegenwärtig unzureichend sind und nur als Gedächtnißwerk oder als Zeichen geistiger Ermattung und Verkommenheit angesehen werden können. Allein hier liegt auch nicht die Stärke des Wollens und Könnens von Miles. Seine Hauptaufgabe hat er in der nähern Bestimmung des christlichen Formalprincips gefunden und dieses, entgegen der gewöhnlichen Fassung, in den Heiligen Geist (πνεῦμα ἅγιον) gesetzt, wenn er auch vielmehr einer philosophischen als theologischen Terminologie folgend, statt vom „heiligen Geiste" von der „Vernunft" als der unmittelbaren, von Gott im Menschen gesetzten Urschauung des Göttlichen zu reden pflegt: er meint damit den sensus communis Oetinger's, das gläubige Gottesgefühl Jacobi's, das unmittelbare Gottesbewußtsein Rothe's und im Wesen die intellectuale Anschauung Schelling's, wobei die verschiedene dialektische Entwickelung desselben Grundgedankens bei allen Genannten begreiflich nicht geleugnet sein soll. Als materiales Princip ergibt sich ihm dann von selbst der historische Christus als der menschgewordene Gott und sein Abbild und Nachbild, die Schrift.

Es würde über die Schranken einer nur die Principien andeutenden Anzeige hinausgehen, wenn dieses der gewöhnlichen dogmatischen Ansicht widersprechende Resultat nach Inhalt und Ausdruck hier einer eingehendern Kritik unterworfen werden sollte. Auch nach den neuern schätzenswerthen Untersuchungen Dorner's und Weißenborn's über die Stellung des Formal- und Materialprincips der protestantischen Kirche bedarf es über diesen Punkt eingehenderer Behandlung, als in einer kritischen Anzeige zulässig wäre, und auch die gehaltreichen Abhandlungen Niedner's im vierten Hefte der Jahrgänge 1851 und 1852 seiner Zeitschrift: „Ueber das Recht der Dogmen im Christenthume", und im November- und Decemberhefte der „Kieler Monatsschrift" von 1851 haben in geschichtlicher Beziehung von neuem auf die noch immer obschwebende wissenschaftliche Schwierigkeit dieser Fundamentalfrage hingewiesen. Ich füge daher hier nur eine doppelte Bemerkung bei, welche unmotivirt, wie sie es hier bleiben muß, nur den Werth eines Bekenntnisses und einer einfachen Bezeichnung meiner kritischen Stellung zu Miles beanspruchen will.

Erstens wird es allerdings infolge einer schärfern wissenschaftlichen Bestimmung und zum vollen Auswirken des protestantischen Princips nothwendig sein, daß die gewöhnliche Verhältnißstellung des protestantischen Formal- und Materialprincips umgekehrt werde. Die Form der Heilsaneignung ist der rechtfertigende Glaube, welcher die Folge der Wirksamkeit des Heiligen Geistes in dem religiösen Subjecte ist. Der rechtfertigende Glaube ist nach protestantischer Grundüberzeugung wie nach der Schrift und nach dem gesunden, vom Semipelagianismus rein erhaltenen Grundbewußtsein der echten Religiosität keine bloße Selbstthat des Menschen, sondern eine That Gottes im Menschen, vermittelt durch den Heiligen Geist in Christo. Der Satz braucht nur dogmatisch richtig entwickelt zu werden, um auch für das wissenschaftliche Bewußtsein als berechtigt und nothwendig erkannt zu werden. Der Glaube (subjectiv ausgedrückt) und der Heilige Geist (nach der objectiven Seite) ist somit das Formalprincip. Die Materie, den Inhalt des Glaubens bietet aber der objective, historische Christus dar, welcher zwar zunächst der lebendige, objectiv allgegenwärtige, vor allem in der „Kirche" ausgeprägte Christus ist und wie zur Zeit seiner unmittelbar persönlichen Wirksamkeit auf Erden, so noch gegenwärtig vor der Schrift in das Leben seiner Gläubigen eintritt. Aber wie sich der Inhalt des in den Seelen der Gläubigen lebendig gewordenen Christus schon zur Zeit seines sichtbar persönlichen Aufenthalts auf Erden an dem historisch oder objectiv dem Gläubigen gegenüberstehenden Christus zu orientiren und normiren hatte, im Gegensatze gegen die Willkür der eigenen und fremden Subjectivität, so hat sich der lebendige (das kirchlich-symbolische, das kirchlich-traditionelle und gemeindliche Bewußtsein umschließende) Christus in der Seele jedes Gläubigen zu orientiren und zu normiren an dem Inhalte der Schrift, welche für uns an die Stelle des äußerlich abgeschiedenen, objectiv historischen Christus getreten ist. Die Schrift ist daher das Princip des Glaubensinhalts oder das Materialprincip, begreiflich unbeschadet der vollen Freiheit und Wirsamkeit des Formalprincips, was auf die Nothwendigkeit einer höhern Synthese beider hinweist, wie sie neuerdings Schenkel gefodert hat, aber hier nicht weiter verfolgt werden soll. Diese Umkehr erscheint mir nach den Principien des Protestantismus als schlechthin nothwendig und ist diesen nicht widersprechend, sondern allein angemessen, wie Miles es gefühlt hat, ohne zur wissenschaftlichen Klarheit zu kommen. Sein mehr subjectiver Standpunkt betont zu sehr das Formalprincip in dem eben bestimmten Sinne, um dem Materialprincip nach gleichem Sinne vollkommen gerecht werden zu können.

Befindet sich hier Miles wenigstens in der richtigen Grundstellung, so ist dies zweitens viel weniger der Fall

in Rücksicht des Verhältnisses, in welchem die Philosophie als solche zur „philosophischen oder speculativen Theologie" oder Theosophie sich befindet. Miles hat die Vorfrage bezüglich dieses Verhältnisses sich überhaupt nicht gestellt, und wie unklar er rücksichtlich dieses allerdings sehr schwierigen Problems sich geblieben ist, beweist nicht nur seine philosophisch-theologische Abhandlungsweise überhaupt, sondern vornehmlich auch seine viel zu weite und deshalb viel zu unbestimmte Definition der Theologie, welche die Theologie als „das Bereich des Wissens bestimmt, welches das Erkennbare im Bezug auf die Natur und das Wesen Gottes und das Verhältniß des Menschen zu ihm umfaßt". Es kann auch bezüglich dieses Punktes hier nicht die Aufgabe sein, die schwierige, neuerdings nach Schleiermacher von Rothe, Julius Müller, Chalybäus und Weiße sehr abweichend beantwortete Frage einer selbständig eingehenden Erörterung zu unterwerfen. Nur das Eine sei bemerkt: solange nicht trotz der gegenseitigen Einerleiheit des Stoffs die volle gegenseitige Selbständigkeit beider Wissenschaften zum Bewußtsein gebracht und anerkannt sein wird, wird weder die Religionsphilosophie von ihrer gegenwärtig meist neuplatonisirenden Mischung philosophischer und traditionell theologischer Elemente loszukommen vermögen, noch die speculative Theologie den gnostischen Charakter und die philosophischen Kategorien abzustreifen im Stande sein, welche sie von der vollen und unbefangenen Versenkung in den biblischen und symbolischen Lebensstoff nebst dessen Kategorien immer wieder zurückhalten und immer von neuem dem furchtbar tief eingedrungenen Pantheismus in die Arme treiben. Denn der Pantheismus ist zunächst nicht von philosophischer, sondern von speculativ theologischer Seite zu überwinden, weil er nicht durch die wissenschaftliche Aufstellung eines (stets nur philosophisch zu gewinnenden) Erkenntnißprincips, sondern nur durch die (zunächst theologische) Feststellung eines Heilsprincips wissenschaftlich wird beseitigt werden können. Und umgekehrt ist der Pantheismus durch die Philosophie, nicht durch die Theologie, auch nicht durch die scheinbar am nächsten stehende Mystik in die Wissenschaft und in das allgemeine gebildete Bewußtsein eingeführt worden.

Ich wiederhole, daß ich diese Sätze hier als bloße Behauptungen angesehen wissen will, die ich nur deshalb hier aufstelle, um das Bekenntniß beizufügen, daß über dieses hochwichtige Problem der gegenwärtigen speculativen Theologie die „Philosophische Theologie" von Miles keine irgendwie geartete Auskunft gewährt. Die englisch-nordamerikanische Inductionsmethode des sogenannten Baconismus, welche auch die vorliegende geistreiche Schrift einem nicht geringen Theile nach beherrscht und keineswegs echt Baconisch ist, wird überhaupt nicht im Stande sein, diese Frage der wissenschaftlichen Gegenwart zu beantworten und darin der deutschen Speculation den Rang abzulaufen. Und umgekehrt wird die letztere nur dann einen neue Bahnen brechenden Fortgang finden, wenn sie mehr als bisher auch dialektisch der echten Inductionsmethode sich bemächtigt haben wird.

Freuen wir uns denn an dem als etwas wahrhaft Ausgezeichnetem, was nach der obigen Charakteristik in andern Beziehungen von dem nordamerikanischen Theologen geboten wird. Auch Nichttheologen ernstern, strebsamern Sinnes werden dies umsomehr vermögen, je erfolgreicher der verdiente Uebersetzer aus dem nur Uebersetzten ein lebendiges Original herzustellen bemüht gewesen ist. Der gleichmäßig fühlbare, durchaus individuelle Hauch warmer Begeisterung, welcher von Anfang bis Ende auf dem Schriftchen ruht, läßt neben der eindringenden Schärfe des Ausdrucks überall den Verfasser, nicht den Uebersetzer herausmerken. Und nur loben können wir es, daß mit Ausnahme einer kleinen Anmerkung der Uebersetzer sich jedes eigenen Zusatzes enthalten hat, so herausfodernd die Eigenthümlichkeit des Buchs namentlich in vielen Einzelheiten für das Gegentheil gewesen sein mag.

Gustav Fricke.

Alexander Herzen's Memoiren.

Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und Sibirien. Neue Folge: Petersburg und Nowgorod. Von Alexander Herzen. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1855—56. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Erlebnisse Herzen's sind jedenfalls interessanter als seine Theorien, und seine socialistischen Herzensergießungen beiseite lassend müssen wir ihm dankbar sein für die Aufschlüsse, welche er uns über das Leben und Treiben in den russischen Beamtenkreisen gibt. Herzen gehörte zu dem Kreis von Jünglingen, die, angesteckt von den Ideen des Westens, Sehnsucht nach einem weniger einförmigen Staatsleben fühlten und im Anfang der dreißiger Jahre für ihr Thatenfieber Befriedigung in Verschwörungen suchten, die nach Dem, was uns Herzen darüber sagt, mindestens ebenso harmlos wie die deutschen burschenschaftlichen Umtriebe waren, aber von der Regierung nicht weniger ernst, ja noch ernster genommen wurden.

Es war gerade während 1834 die fünf Monate dauernden Mordbrennereien Petersburg verwüsteten, daß einer seiner Freunde mitten in der Nacht verhaftet ward, angeblich wegen der Betheiligung an einem Trinkgelag, das am 24. Juni stattgefunden und wo aufwieglerische Lieder gesungen worden waren. Es vergingen nur zwei Tage, als Nachts um 2 Uhr ein Polizeimeister mit einigen Kosacken als Escorte auch bei Herzen erschien, seine Papiere untersuchte und in Beschlag nahm und ihn selbst verhaftete. Als sie das Haus verließen, stand ein Mensch mit einem Barte von der Thürschwelle auf und fragte den Polizeimeister: „Erlauben Sie mir, nach Hause zu gehen?" „Geh", lautete die Antwort. „Was ist das für ein Mensch?" fragte Herzen, während er in die Droschke stieg. „Das ist der Geschworene — Sie wissen doch, daß ohne einen solchen die Polizei nicht in ein Haus gehen kann!" Das ist in Rußland eine Garantie der persönlichen Freiheit, die man aber draußen vor der Thür gelassen hat.

Mit dem Verhör ließ man den Verhafteten anderthalb Wochen warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, verlangte er Bücher, doch wurde ihm nichts gestattet als eine Grammatik und ein Lexikon. Endlich ward er zum Verhör gerufen und war der Zeuge einer charakteristischen Scene, bei der er leider nur zu nahe betheiligt war.

„In einem großen, recht schönen Saale saßen fünf Personen um einen Tisch, alle in Uniform, außer einem verfallenen Greise. Sie rauchten Cigarren, unterhielten sich lustig, knöpften ihre Uniformen los und wälzten sich ungenirt in ihrem Lehnsessel. Der Oberpolizeimeister präsidirte, und als ich hereintrat

wandte er sich zu einem Geschöpf, das still und stumm in einer Ecke saß, mit den Worten: «Vater, ist es Ihnen gefällig?» Hier erst sah ich, daß es ein alter Pfaffe mit grauem Bart und violettem Gesichte war, der in der Ecke saß. Er schlummerte, wünschte nach Hause zu gehen, dachte an andere Dinge, gähnte und bedeckte den Mund mit der Hand. Mit einer zögernden, etwas singenden Stimme fing er an, mich zu ermahnen, sprach über die Sünde, die Wahrheit vor solchen Personen zu verhehlen, die vom Kaiser eingesetzt seien, und über die Nutzlosigkeit solcher Verhehlungen, wenn man das allhörende Ohr Gottes in Betracht nehme; er vergaß sogar nicht, sich auf die abgedroschenen Bibelsprüche zu berufen: Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und: Gebet dem Cäsar was des Cäsars ist. Zum Schluß befahl er mir, die Heilige Schrift und das seligmachende Kreuz zur Bekräftigung meines Gelübdes, die Wahrheit zu gestehen, zu küssen. Dieses Gelübde aber hatte ich nicht abgelegt, man hatte es sogar nicht verlangt. Als er geendigt hatte, wickelte er eiligst Kreuz und Buch ein. Zinsky, der Oberpolizeimeister, sagte ihm, er könne gehen, und dabei hob er sich kaum vom Sessel, um ihn zu grüßen. Hierauf wandte er sich zu mir und übersetzte mir die geistliche Rede in den Staatsdialekt: «Ich will zu den Worten noch eins hinzufügen», sagte er. «Sie haben nicht die Möglichkeit, etwas zu leugnen, wenn Sie es selbst wollten», — und dabei zeigte er mir eine ganze Menge Papiere, Briefe und Portraits, die auf dem Tische mit Absicht ausgebreitet waren; «blos ein aufrichtiges Geständniß kann Ihr Schicksal erleichtern und es hängt von Ihnen ab, freigelassen oder nach Boberusk oder in den Kaukasus geschickt zu werden.»"

Die Fragen bezogen sich auf die Betheiligung Herzen's an einer geheimen Gesellschaft und auf die Mitglieder derselben. Der Gefangene konnte darüber nichts aussagen und wurde mit der Warnung entlassen, daß er durch Leugnen sein Schicksal nur verschlimmern werde.

Dem Kaiser, der um diese Zeit nach Moskau kam, dauerte die Untersuchung sowol gegen die Mordbrenner wie gegen die politischen Gefangenen zu lange. In Bezug auf erstere befahl er, sie in drei Tagen zu beendigen. Dies geschah auch. Man brachte die Verdächtigen mit Prügeln zum Geständniß und verurtheilte die so schuldig Befundenen zur Knute, zum Brandmarken und zur Zwangsarbeit. Bei der Execution des Urtheils wandte sich der erste zur Knute Verurtheilte an das Volk und betheuerte laut, er sei unschuldig und wisse nicht, was er unter dem Einfluß der Schmerzen gesprochen habe. Hierbei nahm er sein Hemd ab und rief: „Rechtgläubige, seht!" Ein Schrei des Entsetzens lief durch die Menge, der Rücken war nur Eine blaustreifige Wunde und auf diese Wunde sollte die Knute angewendet werden. Trotzdem wurde die Strafe vollzogen, aber der Vorfall brachte das gemeine Volk in große Aufregung und erregte selbst in höhern Gesellschaftskreisen solches Aufsehen, daß der Kaiser von der Sache erfuhr und eine neue Untersuchung anordnete. Zwei der Bestraften wurden unschuldig befunden und mit 200 Rubel Banco für jeden Hieb und einer Bescheinigung, daß sie unschuldig gebrandmarkt worden, entschädigt.

Für die politischen Gefangenen setzte der Kaiser eine neue Untersuchungscommission unter dem Fürsten Galitzin ein. Anlaß zu dem Proceß hatte ein Spottlied auf den Kaiser gegeben, das eine Gesellschaft Studenten in jenem Trinkgelag am 24. Juni gesungen hatte und das durch einen in der Gesellschaft anwesenden ehemaligen Offizier, einen Polizeispion, zur Kenntniß der Behörde gekommen war. Herzen und sein früher verhafteter Freund waren nicht dabei gewesen, aber man hatte bei den Freunden der verhafteten Studenten Briefe von ihnen gefunden und zog sie ebenfalls mit in die Untersuchung, zumal da man bei ihnen verdächtige Schriften und so revolutionäre Bücher wie Cuvier's Rede „Sur les révolutions du globe terrestre" entdeckt hatte. Die Untersuchung dauerte bis in den Februar 1835, und obgleich gegen den uns zunächst Angehenden eigentlich nichts herauskam, wurde er nach Perm in die Verbannung geschickt, um sich dort im Staatsdienst zu bessern, von da aber nach Wiätka versetzt. Der dortige Gouverneur Tüfäyew hatte eine eigenthümliche Carrière gemacht. In Tobolsk geboren, hatte er sich als dreizehnjähriger Knabe einer herumziehenden Seiltänzerbande angeschlossen und war so, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehend, bis in die polnischen Provinzen gelangt, wo er, aus irgendwelchem Grunde verhaftet, da er keinen Paß hatte, als Vagabund zu Fuße mit andern Arrestanten nach Tobolsk zurückgeschickt wurde. Nach einiger Zeit erhielt er, da er ziemlich gut las und schrieb, eine Stelle als Schreiber im Magistrat. Frech von Natur, aufgeweckt und gut eingeschult durch die vielseitige Erziehung, bald unter den Akrobaten, bald unter den Arrestanten, mit denen er Rußland von einem Ende bis zum andern zu Fuße durchzogen hatte, wurde er ein flinker Geschäftsmann. Voll Ehrgeiz und mit einem eisernen Willen begabt, stieg er bald höher, denn er war etwas, was unter russischen Beamten selten ist, ein unermüdlicher Arbeiter. Ein Revisor, dem er als Schreiber diente, nahm ihn mit nach Petersburg, wo er sich eine Stelle als Secretär bei dem Generalintendanten Cancrin verschaffte. Ein Jahr darauf war er Geschäftsführer einer Expedition der Kanzlei Araktschejew's, welche ganz Rußland regierte. Er war mit ihm in Paris, als die alliirten Truppen dort einzogen, und gewann sich durch Unterwürfigkeit und eisernen Fleiß so die Zuneigung seines Chefs, daß er eine Vicegouverneurstelle erhielt und nach einigen Jahren Statthalter in Perm wurde. So sah jetzt Tüfäyew zu seinen Füßen die Provinz, durch die er einmal auf dem Stricke tanzend und einmal mit dem Strick gebunden gezogen war. „Er lebte", schildert ihn Herzen, „gleich einem asiatischen Satrapen, mit dem Unterschied, daß er thätig, unruhig, ewig beschäftigt war und sich in Alles einmischte. Zugleich glich er aber auch einem Commissar des Convents des Jahres 1794, einem Carrier, nur daß seine Energie und Hartherzigkeit nicht der Revolution, sondern der Autokratie diente. Von einer groben Natur und liederlichen Lebensart, duldete er keinen Widerspruch. Sein Einfluß war außerordentlich verderblich. Es hieß, er ließe sich nicht bestechen, und doch erwies es sich nach seinem Tode, daß er ein schönes Capitälchen zusammengebracht hatte. Er war streng gegen seine Untergebenen, verfolgte ohne Schonung Diejenigen, welche sich bei ihren Vergehungen ertappen ließen, und bei alle Dem stahlen die Beamten mehr als je. Er misbrauchte seine Gewalt überallemaßen; z. B. wenn er einem Beamten den Auftrag gab, irgendeine Sache gerichtlich zu untersuchen, bei welcher er selbst interessirt war, so sagte er zu ihm: «Die Sache wird sich wahrscheinlich so und so verhalten» — und wehe dem Beamten, wenn dieser die Sache anders machte. Gegen alles Aristokratische hatte er einen tiefgewurzelten Haß, die Frucht bitterer Erfahrungen. Früher boten ihm seine Vorgesetzten nie einen Stuhl an und gebrauchten ihn zu kleinlichen Aufträgen. Als er in der Intendantur diente, verfolgten ihn die Offiziere auf militärische Art, und in Wilna hatte ihn ein Oberst auf der Straße mit seiner Reitpeitsche geschlagen. Dies Alles war in des Schreibers Herzen zur Frucht gereift; jetzt als Gouverneur war an ihm die Reihe zu bedrücken, keinen Stuhl anzubieten, die Leute zu duzen, lauter als nöthig war zu sprechen und zuweilen Edelleute von alten Familien vor Gericht zu stellen."

Beschwerden des Adels über ihn waren auch der Grund, weshalb er von Twer, wohin er von Perm gekommen war, nach Wiätka versetzt wurde. Er war verheirathet, aber mit einer nachsichtigen Gattin, die seine Intriguen selbst begünstigte. Unter Anderm hatte er auch einmal ein Verhältniß mit der Schwester eines armen Beamten. Der Bruder drohte mit einer Anklage, mit einer Meldung nach Petersburg und machte soviel Lärm, daß er verhaftet und vor die Polizeibehörde geschafft wurde, damit er daselbst für toll erklärt werde. Damit waren Alle einverstanden, mit Ausnahme eines Arztes, der auf Erneuerung der Untersuchung drang. Vorläufig ward der

Verhaftete ins Narrenhaus gesperrt, wo er jedoch plötzlich starb, ehe die zweite Untersuchung begann. Der Schwester wurde im Verhör von Tüfäyew die Antwort in die Feder dictirt, daß sie mit ihrem Bruder entzweit gewesen sei seit der Reise Kaiser Alexander's durch Perm, wo sie aus Unerfahrenheit und Jugend ihre Unschuld verloren und dafür durch den General Solomka 5000 Rubel erhalten habe. Der General, der beständig viel Geld auszuzahlen hatte, konnte sich natürlich dieser Summe nicht mehr entsinnen, die Sache blieb auf sich beruhen, um Skandal zu vermeiden, und Tüfäyew war für jetzt gerettet.

Zuletzt kam aber doch seine Stunde. Die Ankunft des Thronfolgers, der Rußland, um das Land kennenzulernen, bereiste, ward in Wiätka angekündigt. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zum Empfang des hohen Herrn wurden getroffen. Allen Bauern, die am Wege wohnten, befahl der Gouverneur in Festtagsröcken gekleidet zu erscheinen, und in den Städten ordnete er an, die Zäune umzufärben und die Trottoirs umzupflastern. Im Städtchen Orlow hatte eine arme Witwe, die ein Häuschen besaß, kein Geld zur Ausbesserung des Trottoirs. Der Stadtvoigt meldete es dem Gouverneur und dieser befahl, die Dielen aus dem Hause der Witwe zu nehmen — die Trottoirs waren dort von Holz — und damit das Trottoir zu belegen, die dadurch verursachten Kosten später aber von der Witwe gerichtlich einzutreiben, wenn auch das Häuschen versteigert werden müßte. Die Frau machte Lärm und ein reicher Kaufmann der Stadt nahm sich ihrer an und versprach ihr, den Vorfall zur Kenntniß des Thronfolgers zu bringen. Das erfuhr Tüfäyew durch den Stadtvoigt und kam auch hier auf den Einfall, den Kaufmann für des Wahnsinns verdächtig erklären und ihn nach Wiätka zur weitern Untersuchung schaffen zu lassen. Nach der Durchreise des Thronfolgers wollte er ihn wieder freilassen. Diesmal aber gelang der Kunstgriff nicht, dem Großfürsten wurde die ganze Sache hinterbracht, der Stadtvoigt bezog sich auf die von Tüfäyew erhaltenen schriftlichen Befehle und Tüfäyew erhielt ohne weitere Umstände den Abschied.

Herzen hatte sich unter ihm natürlich nicht besonders wohl befunden, und die Untergebenen, seine Collegen, waren nicht besser als der Vorgesetzte. Ungefähr 20 Schreiber befanden sich in der Kanzlei, meistens Leute ohne die geringste Bildung und ohne eine Spur von Moralität. Kinder von Schreibern und Secretären, waren sie von der Wiege an gewöhnt, den Dienst als eine Sache, die Geld einbringt, zu betrachten; die Bauern waren ihnen die Heerde, die sie schoren; sie ließen sich mit 20 und 25 Kopeken Silber bestechen, verkauften Documente, betrogen für ein Glas Wein, kurz, begingen alle möglichen Gemeinheiten. Der Kammerdiener Herzen's gab das Billardspielen auf, denn er sagte, die Beamten betrögen ärger als Irgendjemand, und man könnte sie zur Strafe nicht durchprügeln, weil sie Offiziersrang hätten. Zu seinem Glück wurde Herzen bald von der Nothwendigkeit, in der Kanzlei zu arbeiten, erlöst und durfte zu Hause schreiben. Das Ministerium des Innern hatte nämlich statistische Tabellen über alles Mögliche verlangt; und da die andern Kanzlisten mit der verwickelten Arbeit nicht umzugehen wußten, so fiel sie Herzen zu. Als Grundlage dienten ihm die von der Landpolizei eingereichten Notizen, in denen freilich viel Unsinn stand, z. B. in einem Bericht aus der Stadt Kai unter der Rubrik Ertrunkene: Zwei, unter der Rubrik: Die Ursachen des Ertrinkens: Sind unbekannt, und in der Rubrik der Summen: Vier; oder in der Rubrik über die Moralität der Einwohner: In der Stadt Kai befinden sich keine Juden. Später wurde Herzen einer Commission zur Revision der Verwaltung der Kronländereien beigegeben, da in denselben das Stehlen bis zum höchsten Grade gediehen war. Dabei bekam er in den Acten gar wunderliche Dinge zu lesen; z. B. Proceß wegen des Gebäudes der Gemeindebehörde, das verlorengegangen ist, ohne daß man weiß, wo es geblieben ist, und wegen des von den Mäusen aufgefressenen Plans desselben; Proceß wegen 22 verlorener Kronpächtereien (ein Flächenraum von ungefähr 15 Quadratwersten); Proceß über die Einregistrirung des Bauerknaben Wasily ins weibliche Geschlecht. Dieses arme Bauermädchen Wasily hatte nämlich der Pope, da er bei der Taufe betrunken gewesen war, als Knabe getauft und als solchen in das Kirchenregister eingetragen. Anfangs machte sich der Vater wenig Sorge darüber; als das Mädchen aber heranwuchs, bedachte er, daß die Regierung nun bald den vermeintlichen Knaben als Recruten beanspruchen und für ihn Kopfsteuer verlangen werde. Er meldete es nun dem Altmann und dem nächsten Polizeibeamten, die Polizei fand den Fall sehr schwierig und wies den Bauer ab, um ihn los zu werden, weil er die zehnjährige Verjährungsfrist hatte verstreichen lassen; denn das Mädchen war schon 15 Jahre alt. Der Bauer wendete sich weiter an den Gouverneur und dieser verlangte eine Bescheinigung vom Arzt und der Hebamme, daß der Knabe Wasily in Wirklichkeit weiblichen Geschlechts sei. Es entstand nun eine lange Correspondenz mit dem Consistorium, die noch nicht zu Ende war, als Herzen die Acten einsah.

Der neue Statthalter, der an Tüfäyew's Stelle kam, brachte einen guten Willen mit und wollte anfangs Alles selbst lesen. Seine Heilung von dieser Schwäche schildert Herzen in einer dramatischen Scene. „Es kam ihm aus einem andern Gouvernement ein Papier zu Händen, daß er ein, zwei, drei mal durchlas, ohne dessen Inhalt verstehen zu können. Er ließ seinen Secretär kommen und gab es ihm zu lesen; der Secretär war ebenfalls nicht im Stande auseinanderzusetzen, wovon es sich handele.

«Was werden Sie nun mit diesem Papiere thun, wenn ich es Ihnen in die Kanzlei gebe?» fragte K., der neue Gouverneur.

«Ich werde es an den dritten Tisch abfertigen, es betrifft den dritten Tisch.»

«Also weiß der Vorsteher des dritten Tisches, wovon es handelt?»

«Wie sollte er es nicht wissen, Ew. Excellenz! Er verwaltet ja seinen Tisch nun schon das siebente Jahr.»

«Sagen Sie ihm, er solle zu mir kommen.»

Der Tischvorsteher kam, K. überreichte ihm das Papier und fragte, was hierbei zu thun sei. Der Tischvorsteher sah die Schrift flüchtig durch und meinte, es müsse eine Anfrage an die Finanzkammer und ein Befehl an den Kreishauptmann abgefertigt werden.

«Ja, was soll denn aber befohlen werden?»

Der Tischvorsteher gerieth in Verlegenheit und gestand zuletzt, dies sei schwer mündlich zu sagen, aber schriftlich lasse es sich leicht abfassen.

«Nehmen Sie hier einen Stuhl und schreiben Sie die Antwort.»

Der Tischvorsteher griff zur Feder und in einem Zuge hatte er zwei Papiere aufgesetzt, der Gouverneur nahm sie, las sie durch, las sie noch ein zweites mal durch .... unmöglich, irgend einen Sinn herauszufinden.

«Da sah ich», erzählte er selbst mit Lächeln, «daß dies wirklich eine Antwort auf jenes Papier war, und mit Gottes Segen unterschrieb ich es. Nie war mehr die Rede von diesem Geschäft; die Antwort muß vollkommen genügend gewesen sein.»“

Herzen war bei der Durchreise des Thronfolgers diesem vorgestellt worden und erhielt durch seine Vermittelung die Erlaubniß, nach Wladimir überzusiedeln. Später kam er nach Moskau und in einen Kreis, in welchem der in Sachsen wohlbekannte Bakunin die Hauptrolle spielte und wo man viel Hegel'sche Philosophie trieb. Die Persönlichkeiten, die wir aus diesem Kreise kennenlernen und die Herzen als die Helden des Jungen Rußland schildert, wie Belinski, sind in ihrer forcirten Genialität und Gedankenconfusion nichts weniger als anziehend. Von Moskau erhielt er Erlaubniß, sich nach Petersburg zu begeben, kam aber hier bald wieder in Collision mit der Polizei und erhielt den Befehl, sich als Rath in der Regierung nach Nowgorod zu begeben, wo er als politisch Ver-

dächtiger unter polizeilicher Aufsicht stehen sollte. Er stand aber unter seiner eigenen Aufsicht, denn als Regierungsrath und Vorsitzender der zweiten Abtheilung, welche die Polizeiangelegenheiten zu besorgen hatte, mußte er alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als über einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden Menschen an den Polizeidirector schicken. Der bureaukratischen Form war damit Genüge geleistet und dabei beruhigte man sich.

Im Jahre 1842 erhielt Herzen seinen Abschied und begab sich nach Moskau, wo er wieder in den Kreis der Slawophilen trat, ohne sich zu ihren Grundsätzen zu bekehren, sondern sich allmälig von dem „patriotischen Egoismus" ab- und der Solidarität der Völker zuzuwenden und den Socialismus als das höchste Ziel der Menschheit anzuerkennen anfing. Seine Selbstgefälligkeit kommt sich offenbar darin sehr originell vor, doch dürften wenig westeuropäische Leser für eine Aehrenlese auf diesem dürren Felde dankbar sein, weshalb wir sie gern unterlassen. *) 91.

Deutsche Schulmänner.

1. Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde von Julius Richter. Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt von J. Classen. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schule hat unter den Anstalten zur Hebung und Förderung der geistigen Bildung in unserer Zeit einen so hervorragenden Platz eingenommen, daß man Lebensbeschreibungen bedeutender Schulmänner gewiß nur gutheißen und mit Dank entgegennehmen wird. In der That war es uns auch eine willkommene Unterbrechung, nachdem wir soviel und Vielerlei über Feldherren, Staatsmänner und besonders Dichter und Schriftsteller gelesen hatten, einmal auch etwas über tüchtige Schulmänner wie Otto Schulz und Friedrich Jacob zu lesen**), und wir haben nur den Wunsch auszusprechen, daß die betreffenden Schriften nicht nur, wie wir leider besorgen müssen, ausschließlich wieder von Pädagogen, sondern auch von dem gebildeten Theile des Publicums gelesen werden möchten. Dieses Publicum würde sich in diesen Schriften über manche Gegenstände, die ihm gewiß sehr am Herzen liegen sollten, unterrichten und sich allmälig eine bestimmte Meinung über diese oder jene Aufgaben der Schule bilden können, die dann wieder auf die Pädagogen und Leiter des Schulwesens günstig zurückwirken könnte. Denn im Allgemeinen sind die meisten Pädagogen von vornherein zu sehr in ihrer Theorie verrannt, um sich, wenigstens in spätern Jahren, einer andern so leicht zu bequemen; wenn sich aber erst eine bestimmte Meinung über pädagogische Gegenstände im Publicum selbst ausgebildet und festgestellt haben wird — denn bisjetzt hat es, ziemlich unhaltbare oder confuse Ansprüche abgerechnet, die Dinge meist gehen lassen wie sie gehen —, so wird auch manches bisjetzt noch Geltende, was der bloßen Routine oder eigensinniger Theorie Einzelner sein Fortbestehen verdankt, von selbst praktischen und mehr ins Leben greifenden Einrichtungen weichen müssen. Es wird dann mit dem Schulwesen gehen wie mit gewissen Regierungen, welche ihr Privilegium, allein im Besitz aller Regierungsweisheit zu sein, aufs hartnäckigste behaupteten, in Betreff dieser oder jener Reform dann aber doch der entschlossen und einmüthig gegen sie anstürmenden öffentlichen Meinung, wenn auch mit Widerstreben, nachgeben mußten. Bisjetzt, kann man sagen, ist auch in Bezug auf die Schule viel zu sehr von oben herab regulirt, organisirt und decretirt worden, und zwar zum großen Verdruß vieler erleuchteter Schulmänner selbst, die sich in ihrem gedeihlichen Wirken dadurch vielfach gehemmt sahen. Die Einführung von Realschulen, Realgymnasien und ähnlichen Anstalten ist allerdings bereits ein Zugeständniß an gewisse praktische Foderungen der Zeit, die sich nicht mehr ignoriren ließen. Freilich wird von Manchen, und bei der vorwiegend realistischen und materialistischen Stimmung unserer Zeit schwerlich ohne Grund, ein bedenkliches Aus- und Ueberschreiten in dieser Richtung, ein völliges Loslösen von den idealen und classischen Grundlagen höherer Bildung befürchtet; indeß wenn auch ein solches Extrem vorübergehend kaum zu vermeiden sein dürfte, so wird es sich doch sehr bald an seiner eigenen Schärfe abschleifen und durch Selbsthülfe alle gröbern und krankhaften Stoffe ausscheiden. Bloße Hellenisten und Latinisten zu erziehen, kann aber nicht die alleinige, ja nicht einmal die Hauptaufgabe der Schulen in unserer Zeit sein, die so viele ganz andere Foderungen an den Menschen stellt. Die Aufgabe scheint die zu sein, wie es am besten zu bewerkstelligen sei, für diese Studien wenigstens einen Stamm zu erhalten, der fortdauernd die köstlichen Schätze des Alterthums den Nachlebenden erschließt und erklärt, ohne daß die Mehrzahl der Andern, welche in praktische Berufszweige eintreten wollen, gezwungen werden zu lernen, was sie für ihren Lebenszweck nicht brauchen können und auch sehr bald vergessen und nach einem populären Ausdruck „an den Nagel hängen".

Das Leben des im Jahre 1849 als Provinzialschulrath im siebenundsechzigsten Lebensjahre zu Berlin verstorbenen Otto Schulz hat sein Schwiegersohn Julius Richter beschrieben. Der Schul- und Gelehrtenwelt ist Otto Schulz besonders durch seine „Kleine lateinische Grammatik" und seine „Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik", welche beide die elfte Auflage erlebten, durch das von ihm 1836—49 herausgegebene „Schulblatt für die Provinz Brandenburg", durch den „Schulfreund", durch seine Schrift „Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts" und viele andere Publicationen bekannt. Welch ein gewandter Latinist er war, beweisen mehre lateinische Oden, die, nebst einigen deutschen Gelegenheitsgedichten, sein Biograph als Zugabe zu seiner Schrift mittheilt. Wenn wir oben von der Unsitte, den Unterricht von oben herab durch Verfügungen auf Verfügungen zu regeln, gesprochen haben, so enthält dafür diese Biographie Beweise genug. Für die preußischen Seminarien- und Präparandenanstalten erließ z. B. Schulz Verfügungen am 4. Januar 1836, am 20. Februar 1837, am 14. October 1837, am 18. Januar 1838, am 6. März 1838, am 26. Mai 1840, am 8. Juli 1840, am 3. Februar 1842, am 7. März 1842, am 24. Juni 1842, am 13. Februar 1843, am 29. Juli 1843, am 26. Januar 1844 u. s. w. Die im „Schulfreund" und „Schulblatt" publicirten Verfügungen, von denen ein großer Theil von Schulz redigirt ist, dürften nach einer Berechnung Julius Richter's insgesammt über 1500 Seiten umfassen. Wie viel Zeit erfodert es allein, diese 1500 Seiten amtlicher Verfügungen nur durchzulesen! Die Biographie unterrichtet uns ferner über eine Menge Amtsstreitigkeiten, welche dem Provinzialschulrath den spätern Abschnitt seines Lebens verbitterten. Es fehlte nicht an anonymen Briefen, wahrscheinlich von collegialischer Hand; er mußte aufhören Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu

*) Soeben erschien von A. Herzen's Buch eine dritte Folge, seine „Jugenderinnerungen" enthaltend. Wir hoffen, über sie wie über seine in London neuerdings publicirten Schriften in einiger Zeit einen seinen literarisch-politischen Charakter vollständiger würdigenden Artikel geben zu können. D. Red.

**) Wir könnten hier noch den Regierungs- und Provinzialschulrath Eilers nennen, wegen seiner Autobiographie „Meine Wanderung durchs Leben" (Leipzig 1856). Indeß trägt der davon erschienene sehr inhaltreiche erste Band wesentlich den Charakter von Zeitmemoiren, weshalb wir es angemessen finden, diese interessante Erscheinung in einem besondern Artikel zu besprechen.

sein, und mit Diesterweg hatte Schulz bittere Händel, hauptsächlich durch die schwankende und zweideutige Stellung herbeigeführt, die das damalige Ministerium diesen Händeln gegenüber einnahm. Wir wissen nicht, ob und inwieweit Schulz, der unter Anderm ganz im Gegensatz zu Diesterweg hohen Werth auf das Auswendiglernen von Kirchenliedern und Chorälen legte, an diesen Streitigkeiten und Neckereien, an denen es in Deutschland niemals und nirgendswo fehlt, mitschuldig war; sein Biograph, dem sein Schwiegervater begreiflicherweise das Ideal alles Guten und Edeln war, wirft natürlich die Schuld ganz auf die andere Seite. Aber ein etwas eigensinniger Charakter scheint Schulz allerdings gewesen zu sein. Hiervon erzählt der Biograph ein wunderliches Beispiel aus des Geschilderten Gymnasialzeit, das im Leben eines Mannes, der später das Schulwesen der Provinz Brandenburg leiten sollte, allerdings etwas Auffallendes hat. Schulz hatte die Abiturientenprüfung mit vielem Lobe bestanden. Am Abend desselben Tages schlich er sich aber mit einem seiner Genossen aus dem Kreise seiner Kameraden fort und warf einem Lehrer, der sich sein Misfallen zugezogen hatte, die Fenster ein. Ihm wurde hierauf folgendes Abgangszeugniß ausgestellt: „Dem Otto Schulz hat seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen das Zeugniß der Reife zwar nicht versagt werden können, wir haben ihn aber seines schlechten, niederträchtigen Betragens wegen noch kurz vor seinem Abgange relegiren müssen." Auch bei seiner Prüfung pro facultate zeigte er sich, im Gefühl seiner Ueberlegenheit, gegen einen der Examinatoren, den achtzigjährigen Ringeltaube, nicht wenig übermüthig. Indeß Schulz war ein ausgezeichneter Gelehrter und besonders trefflicher Latinist, und so wurden ihm diese Antecedentien nicht weiter angerechnet. Tiefen Gram machten ihm, der zur Zeit der Ermordung Kotzebue's sogar in demagogischen Geruch gekommen war, die Ereignisse des Jahres 1848; denn Schulz war, obschon er jene Katastrophe als nothwendige Consequenz allgemeiner Unklarheit und Verwirrung voraussah, im Ganzen ein guter preußischer Patriot und conservativer Royalist, ohne indeß, wie sich eigentlich von einem Freund und Kenner des Alterthums von selbst versteht, servil zu sein. Wir begegnen bei Julius Richter in dem diese Ereignisse betreffenden Capitel, beiläufig bemerkt, folgender drastischen Schilderung: „Mit lachendem Munde und dahinter klappernden Zähnen, mit heroischer Armbewegung und darunter schlotternden Knien, mit anscheinend freudeglühenden Wangen und darüber angsttriefender Stirn bekannten die Jünger der Freiheit und des Fortschritts ihre ungeheuchelte Liebe zu den Geringsten des Volks, fraternisirten die Vornehmen, die jetzt einen Abscheu vor Glacéhandschuhen und feinen Manieren bekommen hatten, mit den schmutzigsten Proletariern, tranken Weißbier und Schnaps, aristokratischen Lippen sonst ganz unbekannte Flüssigkeiten, und nahmen mit freundlichem Bückling aus schmierigen Dosen abscheulichen Taback." Was übrigens das Volk betrifft, so gesteht Julius Richter, daß die Berliner, wie sehr man sie auch verunglimpfe und verkleinere, doch im Ganzen mäßig und bescheiden gewesen seien. Wir können hier nicht ausführlicher auf die Schrift eingehen, obwol uns gerade die das Jahr 1848 behandelnde Partie noch zu mancher charakteristischen Mittheilung Gelegenheit bieten würde; aber wol erwähnen wir noch eine, wie uns scheint, beachtenswerthe Ansicht des Biographen von dem vergleichsweise geringen Fortschritte der Menschheit seit den Zeiten Homer's in geistiger Hinsicht. „Wahrlich", sagt er, „nichts gibt deutlicher das Gefühl oder auch die Idee der Ewigkeit als solcher Vergleich; die 3000 Jahre sind in der Weiterbildung des Menschengeschlechts wie ein Moment, der nach aber 3000 Jahren gar nicht mehr gezählt wird; und wenn man nicht annehmen darf, daß der Mensch von vornherein vermöge seiner angeborenen geistigen Fähigkeiten eine relativ hohe Culturstufe einnimmt, wenn man also die allmälige und stufenweise Entwickelung und Verallgemeinerung der menschlichen Glückseligkeit annehmen muß, so ist die Arbeit der 3000 nach-Homerischen Jahre, wenn auch an sich riesengroß, so doch nur eine atomistische Zuthat zu der bereits fertigen Errungenschaft Homerischer Zeit. Und dabei wirkten und schafften zwei Drittel dieser Jahrtausende unter dem Segen und in der unendlichen Kraft der geoffenbarten Religion, eines Kleinods, gegen welches alle Schätze des Alterthums todtes Gestein sind. Aber so wird auch die Arbeit der kommenden Jahrtausende immer nur eine kaum berechenbare Zuthat zu dem bereits Gewonnenen sein, und so wird es fortgehen in alle Ewigkeit mit der Arbeit und dem Gewinne, und wird kein Ende sein hier auf Erden, gleichwie wir auch keinen Anfang kennen."

Friedrich Jacob, dessen Leben sein früher lübecker College J. Classen, gegenwärtig Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M., beschrieben hat, hat sich durch eine Ausgabe des Manilius, durch eine Uebertragung des Terenz und besonders sein vielbesprochenes geistreiches Buch „Horaz und seine Freunde" dem gelehrten Publicum bekannt gemacht. Um aber seinen auf der Grundlage solider Studien beruhenden reichen Geist genauer kennen und würdigen zu lernen, müßte man sämmtliche Osterprogramme des lübecker Gymnasiums von 1832 bis zu seinem Tode gelesen haben, die eine Menge der schätzbarsten Arbeiten von Jacob enthalten: über Tacitus, über Horaz' „Satiren", über Plautus, Terenz, Terenz u. s. w., mitunter auch Betrachtungen allgemein pädagogischen Inhalts. Sein Leben war wie das der meisten Schulmänner an hervortretenden äußern Facten nicht eben sehr reich; innerlich aber war es bei der Wärme und Selbstopferung, womit er sich seinem Berufe hingab, nur um so reicher. Friedrich Jacob war als Sohn eines Schuhmachermeisters 1792 in Halle geboren, und da sein Vater schon im Jahre 1795 starb, hatte er Noth und Mühe genug, sich die wissenschaftliche Ausbildung anzueignen, nach der sein zart organisirter empfänglicher Geist verlangte. Umsomehr Ehre bringt es ihm, daß er sich durchkämpfte. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erhielt er im Jahre 1812 eine Lehrerstelle am Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg; indeß waren die collegialischen Verhältnisse keineswegs sehr erfreulicher Art, wozu noch im Winter 1813—14 die Noth und Gefahren der Blockade kamen. Er selbst wurde gezwungen, eine zeitlang mit dem Karren im strengsten Winter und im entsetzlichsten Regen tagelang an den Verschanzungen, unter großen Flüchen seinerseits sowol als der brutalen commandirenden französischen Unteroffiziere, mit dem liederlichsten, unsaubersten Gesindel Schutt zu fahren wie ein Baugefangener, weil es ihm an Geld fehlte, sich von diesem Frohndienste loszukaufen; denn es war dabei von Seiten der französischen Bedrücker hauptsächlich auf Geldschneiderei abgesehen. Indeß waren alle diese Mühsale und Plackereien vergessen, als endlich die Preußen in die schwer heimgesuchte Stadt einzogen. Als freiwilliger Jäger zog er 1815 mit nach Frankreich, und wenn sich ihm auch zu Waffenthaten keine Gelegenheit bot, so war ihm doch die Erfahrung des kriegerischen Lebens von unschätzbarem Werthe, und sein lebendiger Geist fand in dem Studium der fremden Volkssitte und Sprache (in der Normandie und Bretagne) anziehende Beschäftigung. Im Jahre 1818 erhielt er einen Ruf als Oberlehrer an das Collegium Fridericianum in Königsberg und im Frühling 1825 als Professor an das Mariengymnasium zu Posen. Die Schwierigkeit, den Zöglingen beider Nationalitäten gerecht zu werden, war nicht gering; denn Jacob's Gemüth war durch und durch deutsch und kam so vielfach in innern Conflict gegenüber den Ansprüchen der Polen, deren löbliche Eigenschaften, als Leichtigkeit der Auffassung und Aneignung, Gewandtheit der Nachbildung, Lebhaftigkeit eines einmal gewonnenen Interesses und starken Antrieb des Ehrgeizes, sobald er durch sittliche Zucht in heilsamen Schranken gehalten wurde, Jacob übrigens niemals verkannte. Noch peinlicher wurde seine Stellung nach dem Ausbruch der warschauer Revolution, und mit Vergnügen ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, von Posen loszukommen, als er 1831 einen Ruf an Göring's Stelle an das Catharineum in Lübeck

erhielt. Hier scheint er, von Trauerfällen in seiner Familie abgesehen, seine schönsten Tage verlebt zu haben, zumal da er sich sagen durfte, daß seine schulmännische Wirksamkeit in hohem Grade gesegnet war und allgemeine Anerkennung fand, sowol unter der Bürgerschaft als unter seinen Collegen und Zöglingen. Jacob starb hier am 1. März 1854. Besonders dankbar müssen wir dem Biographen für die zahlreichen Auszüge aus Jacob's Programmen und Schulreden sein, die Jedermann, nicht blos Pädagogen, mit großem Nutzen lesen wird. Jacob zeigt sich darin, wie auch meist in den im Anhange mitgetheilten „Votivtafeln", die freilich weniger den Poeten als den tiefempfindenden Beobachter bekunden, als ein überaus feingebildeter, human und frei gesinnter Geist. Jacob hatte sich an Herder, Winckelmann, Lessing und Goethe gebildet. Goethe namentlich war sein Leitstern, aus ihm schöpfte er nicht allein immer neuen poetischen Genuß, sondern auch Weisheit fürs Leben und Handeln; besonders kehrte er stets mit neuem Gewinne zu den von Eckermann herausgegebenen „Gesprächen" zurück, die man in der Regel auf seinem Tische liegen sah, und er selbst gestand in der Osterrede 1849, keinem Manne unter seinen Zeitgenossen so vielfältigen Dank für Anregung von neuen und würdigen Gedanken schuldig gewesen zu sein als Goethe, diesem „in jeder Beziehung großen Menschen". In den Erzeugnissen der neuern nach-Goethe'schen Literatur glaubte er theils sittlichen Ernst, theils Einfachheit des Sinnes und der Lebensauffassung zu vermissen, dagegen zogen ihn die Romane der Engländer, besonders die von Dickens und der Verfasserin von „Jane Eyre" an. Die Gefahren der Zeit und die Grundursache zu der Confusion zu Ende der vierziger Jahre suchte er namentlich in der übermäßigen geistigen Schwelgerei und der Kraftzersplitterung der Jugend. Er war der Ansicht, daß keine Zeit an Talenten so reich, keine an wahrhaften Charakteren so arm gewesen als die unserige. Auf diese Ansicht basirte er sein pädagogisches Verfahren. Er trachtete aus seinen Zöglingen, je nach ihrer Individualität, die er möglichst genau beobachtete und studirte, den Charakter, das moralische Wollen, den sittlichen Ernst zu entwickeln. Vom Viellernen, das seiner Meinung nach die Kräfte zersplittere, war Jacob kein Freund; ebenso war er ein ganz entschiedener Gegner der Maturitätsprüfungen, auf deren Resultate er sehr wenig gab. Diese Einrichtung rufe, schrieb er einmal an Classen, eine Menge Versuchungen in den jungen Gemüthern auf, die man dann durch das schlimmste Mittel, Controle nach Controle, vergeblich zu bewältigen bemüht sei; und er fügt hinzu: „Wäre es nur gut möglich, eine so in die Schulen und Seelen gewachsene Controle loszuwerden, gar Viele würden mit Freuden die Hand dazu bieten, besonders alle Die, welche mehr wollen als dressiren und controliren." *) H. M.

Zur Theorie der Lebenskraft.

1. Was ist Lebenskraft? Versuch einer Antwort auf diese Frage. Von C. A. Werther. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Der Naturtrieb. Schrift zur Begrüßung der Gesellschaft deutscher Ornithologen bei ihrer Versammlung zu Gotha am 18. Juli 1854 von W. H. Ewald. Gotha. 1854.

Die Naturwissenschaft hat sich in Betreff der Erklärung des organischen Lebens im gegenwärtigen Augenblicke recht eigentlich festgefahren, seitdem der Begriff der Lebenskraft für verdächtig gilt und die Anfoderung, alle Functionen des organischen Lebens von ihrer materiellen Seite her aus bloßen chemischen und physikalischen Principien zu erklären, sich immer weiter und weiter verbreitet. Denn da sämmtliche organische Functionen, die geistigen mit eingeschlossen, ihre materielle Seite haben, so führt diese Erklärungsart, je höher man sie hinauftreibt, desto mehr dem Materialismus in die Arme. Zwar wird der strenge Physiolog von Fach, welcher aus Princip seinen Blick niemals auch nur versuchsweise in das Gebiet seiner Nachbarwissenschaft, der Psychologie, hineinwirft, jener Consequenz für seine Person immer gern dadurch ausweichen, daß er noch eine Seele als ein unbekanntes Wesen zuläßt, welches aussehe, wie es Gott gefällt, und mit dessen Beschreibung andere Leute als er fertig werden mögen. Desto stärker macht sich jene Consequenz geltend für das wirkliche Leben, welches für die Anfoderung der Schule, sich über die Seele keinerlei Art von Vorstellung zu machen, überhaupt zu thun, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, und dennoch an ihre Existenz zu glauben, keinen Sinn und keine Fähigkeit hat, und welches nur dann glaubt, daß wirklich etwas vorhanden sei, wenn man ihm auch zeigt, was denn vorhanden sei. Dazu kommt noch, daß von Seiten unserer philosophischen Systeme der Dualismus von Leib und Seele eine ähnliche allgemeine Verdächtigung erfahren hat, als von Seiten der neuen Physiologie der Begriff einer vom Chemismus unterschiedenen Lebenskraft. Wenn uns nun die Physiologie die Lebenskraft und die Philosophie den Dualismus verbietet, so bleibt natürlich nur noch einerseits der Materialismus und andererseits die Gnade Gottes, welche Wunder thut. So stark wie in diesem Augenblicke war deshalb noch niemals der Philosoph aufgefodert, seine Sonde in die Wunde der Wissenschaft zu legen und zu untersuchen, ob denn der Begriff der Lebenskraft das Verdammungsurtheil im unbedingten Sinn verdient, welches man jetzt gewohnheitsmäßig und gleichsam mechanisch gegen ihn aussprechen hört.

Der Verfasser der ersten Schrift schlägt einen Vermittelungsweg ein zwischen neuer Physiologie und Hegel'scher Philosophie. Er sucht es beiden Parteien womöglich recht zu machen, kommt aber eben deshalb nicht über eine gewisse Zweideutigkeit seiner Ansicht hinaus, welche kein vollkommen deutliches Bild des letzten Resultats der Untersuchung zuläßt; denn er will allerdings eine in ihrem Wirken vom Mechanismus und Chemismus unterschiedene Lebenskraft, will aber doch auch wieder zugleich, daß dieselbe nichts weiter sei als eine Kraftbethätigung, welche die physischen und mechanischen Kraftbethätigungen der unorganischen Natur zur Einheit vermittelt in sich fasse. Jedoch enthält die Schrift eine so feine dialektische Durchführung dieses Gedankens, daß unterwegs viel Belehrendes hervorspringt.

Zuerst spricht er gegen diejenigen Dualisten, welche eine Lebenskraft verwerfen. Er bemerkt mit Recht, daß bei ihnen diese Verwerfung völlig willkürlich erscheint, weil die Gründe der Physiologie zur Verwerfung einer Lebenskraft ebenso triftig zur Verwerfung einer besondern Seelen- und Geisteskraft anwendbar sind. Die Naturwissenschaft nämlich nimmt an, daß nur gleiche Qualitäten erklärend aufeinander bezogen werden können und daß dabei die Natur als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden müsse. Ausgehend von den einfachsten und fast ganz in die Gewalt unserer wissenschaftlichen Einsichten gebrachten Verhältnissen der reinen Bewegungslehre und von hier fortschreitend zur Astronomie, Physik, Chemie, verlangt sie überall für jedes Folgende den wissenschaftlichen Zusammenhang mit dem Vorigen oder die erklärende Ableitung des Folgenden aus dem Vorhergehenden und behauptet nun, hierauf gestützt, daß auch in den organischen Naturwissenschaften Alles lediglich auf physikalische und chemische Gesetze zurückgeführt werden müsse. Dehnt also die Naturwissenschaft ihre Schlußfolgerung nicht bis ins geistige Leben des Organismus aus, so ist dies weiter nichts als Inconsequenz und Untreue gegen die Prämissen ihres Denkwegs. Läßt es sich aber

*) Hierher gehört, was Eilers in seinem oben angeführten Buche gelegentlich versichert, daß nach einer von ihm früher angestellten Nachforschung aus Denen, die mit dem Abiturientenzeugniß Nr. 1 zur Universität gegangen, mit sehr wenigen Ausnahmen nichts Rechtes geworden sei. Er fügt dann hinzu: „Leider ist auch die Zahl Derer nicht klein, die durch unverständigen grammatischen Druck um Sinn und Verstand und alle praktische Tüchtigkeit gekommen sind. Man werfe einen Blick auf unsere Beamtenwelt!"

beweisen, daß in den Processen des Denkens und Empfindens andere Gesetze herrschen als in Chemie und Physik, wie die Dualisten annehmen, so folgt daraus, daß in jenen von der heutigen Naturwissenschaft als selbstverständlich angenommenen Prämissen ein Fehler verborgen sei. Sobald aber jene Prämissen nicht mehr unbedingt gelten, fällt auch mit ihnen aller Grund zur Verwerfung einer besondern Lebenskraft fort.

Nach Abfertigung der Dualisten kommen Diejenigen an die Reihe, welche allein die Materie als das wahrhaft und selbständig Bestehende anerkannt wissen wollen, welches durch die ihm ursprünglich innewohnende Kraft alles Uebrige als vorübergehende, vergängliche Erscheinung setze. Dieser Gedanke wird nicht von Grund aus verworfen, dagegen zu seiner Erläuterung ganz richtig bemerkt, daß die Materie in diesem Sinne, nämlich als realer Grund oder Princip aller Erscheinungen, weit passender als Kraft bezeichnet werden müsse, indem wir, sobald wir uns dieser Denkrichtung consequent hingeben, nebst allen übrigen Erscheinungsformen auch die der Ausdehnung und Undurchdringlichkeit auf jenen Grund oder jenes Princip zurückzuführen haben, welches daher als das die Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erzeugende Princip nicht selbst als ausgedehnt und undurchdringlich gedacht werden darf. Wenn also vielfach behauptet wird, daß eine Erkenntniß der physischen Erscheinungen nur dann möglich sei, wenn wir die Materie als ein von Ewigkeit her in bestimmten Verhältnissen und Zuständen Bestehendes und dabei als ein über der Erkenntniß Erhabenes annehmen, als ob nicht das Wesen der Materie selbst, sondern nur gewisse Eigenschaften und Verhältnisse an derselben Gegenstand der Erkenntniß und Inhalt der physikalischen Theorie sein könnten, so wird hierbei der Mund viel zu voll genommen. Denn nicht das Ausgedehnte und Undurchdringliche (die Materie), sondern das diese Eigenschaften erzeugende Princip ist das hinter aller Erkenntniß verborgenbleibende Ewige oder Ding an sich, welches ebenso stark und ebenso unmittelbar in den organischen als in den unorganischen Processen sich selbst, sein eigenes Wirken in die Erscheinung setzt.

Und wenn nun die neue Physiologie die sämmtlichen Factoren des organischen Lebens zu chemischen Stoffen im Sinne der unorganischen Materie und die sämmtlichen Erscheinungen des Lebens zu eben solchen chemischen Processen macht, so wird auch diese Annahme wiederum nicht unbedingt verworfen, sondern nur dabei die Foderung gestellt, die Unterschiede zwischen zwei wesentlich und radical entgegengesetzten Metamorphosen der organischen Stoffe nicht zu verwischen, nämlich zwischen der progressiven Stoffmetamorphose, deren Ziel die Herstellung und Entwicklung eines lebenden Organismus, und der regressiven Stoffmetamorphose, deren Ziel die Herstellung unorganischer Stoffe in Gährung, Fäulniß und Verwesung ist. Wird aber dieser Unterschied nicht verwischt und ist er nicht zu verwischen, so führt er die Frage nach dem Princip herbei, welches die Stoffe dem Ziele der regressiven Metamorphose abwendet und dem Ziele der progressiven zuwendet. Verdeutlichen wir uns näher dieses Princip, so erblicken wir darin eine Kraftbethätigung, welche die physischen und mechanischen Kraftbethätigungen der unorganischen Natur zur Einheit vermittelt in sich faßt, sodaß in ihnen in unmittelbarer Verbindung mit der chemischen Bethätigung nicht nur die magnetische und die elektrische, sondern auch die mechanischen Kräfte zur Geltung gelangt sind. Diese höhere Kraftbethätigung befaßt also die Kräfte der unorganischen Natur in sich als Momente, während sie selbst als ein unmittelbarer Ausfluß jenes ewigen Princips zu denken ist, von welchem oben die Rede war.

Hierbei bleibt nun freilich, wie gesagt, ein Hauptpunkt gänzlich im Dunkeln liegen, nämlich ob das Princip, welches mechanische und chemische Kräfte zur Einheit verbindet, eine bloße Combination beider in sich darstellt, oder ganz neue Kraftsysteme in die Welt einführt, an deren Processen jene beiden nur als äußerliche Hülfen und Beförderungsmittel theilnehmen. Im ersten Falle würden die unorganischen Stoffe und Kräfte zur Hervorbringung und Entfaltung des organischen Lebens nichts weiter bedürfen als eines Impulses aus dem absoluten Princip zu ihrer engen Vereinigung untereinander; im zweiten Falle würde umgekehrt diese enge Vereinigung nur den Reiz bilden, um ganz neue und in der unorganischen Natur gar noch nicht vorkommende Kraftsysteme dem Schoose des absoluten Urquells zu entlocken, Kraftsysteme, welche bei ihrem Erscheinen unmittelbar aus dem Urquell hervortreten, bei ihrem Verschwinden aus der Erscheinung ebenso unmittelbar in denselben zurücktreten. Da aus des Verfassers zweideutigen Redensarten ebensowol die eine als die andere dieser entgegengesetzten Naturansichten herausgelesen werden kann, so kommt der Leser hier zuletzt auf ein Glatteis, wo der vorwärts gesetzte Fuß immer wieder rückwärts gleitet und wo nicht gut verweilen ist.

Die zweite Schrift stellt gar keine Theorie über die organischen Kräfte auf, sondern geht den bescheidenen Weg psychologischer Beobachtung an Menschen und Thieren. Auch gibt sie nur Thatsachen, welche Jeder weiß. Aber sie stellt dieselben mit solcher Sinnigkeit in Reihen und Gruppen, daß der Betrachter dadurch zum systematischen Weiterdenken auf einem Wege Anleitung empfängt, wo das Seelenleben, die Stufen des Thierreichs empor bis zum Menschen, als eine unzertrennliche Stufenleiter von organischen und intellectuellen Kräften erscheint, bei deren Betrachtung und Beschauung uns ebenfalls der Gedanke an einen schroffen Dualismus, sowie an einen monotonen Materialismus recht weit in die Ferne rückt. Wie die Anatomie im Bau des Menschen Dasjenige zusammengefügt und fortgebildet hat, was in der Anatomie des Thierreichs aufgetreten und vorbereitet gewesen ist, so ruht auch das Seelenleben des Menschen auf den Grundlagen der thierischen Regungen. Reiz und Trieb, Lust und Unlust, Empfindung und Vorstellung, Lebensgefühl und Stimmungen bilden überall die Elemente des Instincts oder Naturtriebs, zunächst zur Erhaltung des Individuums und seiner Art, mit Einschluß der Reaction der organischen Bewegung gegen Alles, was die Erhaltung des Lebens beeinträchtigt. Aus Reaction wird Erregbarkeit, aus Erregbarkeit Affect, aus Affecten eine bald niedergedrückte, bald gehobene Stimmung. Allmälig vergrößert sich das Reich der Vorstellungen, theils solcher, welche durch die leibliche Betheiligung an dem Materiellen der Dinge bedingt sind, theils solcher, welche aus den Stimmungen und den Gefühlen der Lust und Unlust hervordringen.

Auf dieser zusammenhängenden Stufenleiter der Naturtriebe erreichen die höhern Thiere schon viele Grade, welche ein höchst bewegliches Vorstellungsspiel voraussetzen. Der Fuchs verspeist entfernte Brocken unbesorgt, zaudert aber mehr und mehr, je näher er der Falle kommt, bis seine Vorsicht der Lüsternheit unterliegt. Er verknüpft verschiedene Vorstellungen, die ihre Zusammenfügung dort der Furcht, hier der Begierde verdanken, aus der sie hervorbrechen. Der Hund fühlt die Schläge als Strafe für diejenige Richtung, welche seine Vorstellungsthätigkeit gehabt hat, und zur Bezeichnung derjenigen Richtung, welche sie künftig nehmen soll. Nebel, der seine Gestalten einhüllt und vergrößert, macht den Hund stutzen, scharf blicken, die Nase heben, ja er zieht sich hinter den Herrn zurück und knurrt das Fremdartige an; Alles drückt den raschen Uebergang der Vorstellungen in das Gefühl und in den Affect aus. Der Elefant, welcher seinem Aerger gegen den die Verabreichung von Eßwaaren den Besuchenden wehrenden Wächter erst durch Bespritzen Luft gemacht, und dann den zu einer neuen Warnung sich öffnenden Mund des Mannes mit einer neuen Flut verstopft hat, hat eine Vorstellung gehabt, daß dieser Mund die Leute abhalte, ihn zu füttern, und ein gutes Mittel dagegen erdacht. Ein Gefühl der Unlust entstand, da ihm der Genuß versagt wurde; dieses Gefühl, sein Aerger, gab seiner Vorstellungsthätigkeit die Richtung. Der Naturtrieb ist

folglich im Stande, einen hohen Grad von zweckmäßiger Beweglichkeit der Vorstellungen aus sich selbst zu erzeugen.

Und auf der andern Seite steigt dieselbe Stufenleiter der Naturtriebe zu den Pflanzen abwärts. Das Leben der Pflanze theilt mit dem des Thieres die Eigenschaft, zu selbständigen Gegenwirkungen erregt zu werden. Das Samenkorn wird durch Feuchtigkeit, Licht und Luft erregt, Wurzel zu treiben. Die Mimose krümmt ihr Blatt. Nachtheiligen Einflüssen gegenüber strömen die Kräfte des Organismus nach dem bedrohten Theil hin, ihn zu decken. Die Wunde eitert. Der Kitzliche streckt beide Arme dem ihm mit spitzen Fingern Entgegenzielenden entgegen. Die Katze, gestreichelt, krümmt schnurrend den Rücken; bei übermäßiger Steigerung des Reizes beißt und kratzt sie.

Was folgt aus dem Allem für eine Theorie der Lebenskraft? Das ist schwer zu sagen, und der Verfasser hat es uns selbst nicht verrathen. Die Natur schreibt ihre Hieroglyphen faustdick, aber ohne allen Commentar. Der Verfasser hat die Natur in diesem Punkte nachahmen wollen. Indessen glauben wir nicht weit vom Ziel zu treffen, wenn wir diesen Zusammenstellungen den einfachsten und nächsten Sinn unterlegen, daß einerseits Geist und Seele, andererseits Seele und Instinct oder Naturtrieb, drittens Naturtrieb und Lebenskraft nicht aussehen wie lauter verschiedene und untereinander nicht zusammenhängende Principien, sondern weit eher wie verschiedene Entwickelungsstufen eines und desselben natürlichen Kraftprincips, welches auf dem höchsten Grade seiner Enthüllung Geist und Vernunft, auf dem niedrigsten Grade derselben Lebenskraft, in den mittlern Uebergängen aber Seele und Instinct genannt wird. Wer so vermuthet, der ist genöthigt, allerdings auch schon in der Pflanze eine von mechanischen und chemischen Massenverhältnissen verschiedene, hingegen mit dem Princip der Seele identische Lebenskraft als wirksam anzunehmen. Steht der Verfasser auf diesem von den unverfälschten und unverschrobenen Thatsachen vorgeschriebenen Vermuthungsstandpunkt, so ist der Unterzeichnete vollkommen mit ihm einverstanden. **Karl Fortlage.**

Zur Geschichte Wallenstein's. Durch Friedrich von Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was man auch immer von der Lebensgeschichte und den Grundsätzen Friedrich von Hurter's denken möge, soviel bleibt gewiß: die Geschichtswissenschaft darf und kann die historischen Werke des habsburgischen Reichshistoriographen nicht unbeachtet lassen, umsoweniger als derselbe Zutritt zu archivalischen Quellen erhalten hat, die früher für Alle und auch jetzt noch für die Meisten mit sieben Siegeln verschlossen sind. Was der Verfasser aus seinen archivalischen Forschungen in dem vorliegenden Buche der Geschichtswissenschaft darbieten wollte, darüber erklärt er sich selbst in folgenden Worten: „Blos Beiträge zu einer Geschichte des vielbesprochenen Mannes, freilich von dem bisher Angenommenen, auch wol blos Behaupteten weit abweichende Beiträge. Aber sie sind das Resultat Dessen, was der Verfasser in den verschiedenen Archiven gefunden hat. Er wollte sich nicht in Combinationen und künstlich zusammengestellte Hypothesen verlaufen, sondern blos geben, was die Documente bieten. Die Enthüllungen, welche dem Kurfürsten von Baiern sind gemacht worden, die geheime Denkschrift für den Kaiser, welche Aretin zuerst veröffentlicht hat, und die Zeugnisse, welche aus verschiedenen Orten über das letzte Lebensjahr des obersten Feldhauptmanns erst in neuester Zeit an das Licht getreten sind, stehen insgesammt in einem bemerkenswerthen Zusammenhange, erhellen und ergänzen sich gegenseitig gerade nicht zur Rechtfertigung des Betreffenden."

Betrachtet man die Tendenz, welche der Verfasser mit seinem Buche verfolgt, genauer, so ist es folgende: Wallenstein war nicht erst ein böser Dämon für Kaiser und Reich in seiner letzten Lebensperiode — diese bespricht der Verfasser gar nicht —, sondern er war es gleich anfangs und immer. Tilly muß als der wahre Hort des Kaisers und des Reichs angesehen werden. Das Urtheil der protestantischen Geschichtschreibung über beide Männer ist nicht nur zu reformiren, sondern geradezu umzukehren. Von Wallenstein's Verdiensten, wahren Feldherrntalenten und hoher geistiger Befähigung weiß die unparteiische Geschichte nichts. Die protestantische Parteilichkeit hat diesen Mann auf Kosten Tilly's zu einer Höhe und Bedeutung hinaufgeschraubt, auf der er nie stand und für die er am allerwenigsten eine sittliche Befähigung in sich trug. Und wenn ihm weder Max von Baiern noch Tilly jemals Vertrauen zu schenken vermochten, ja auf seine Beseitigung theils mehr, theils minder offen hinarbeiteten, so war dies ganz in der Ordnung und kann nur verdienstlich genannt werden. Auf der andern Seite darf aber auch nicht verkannt und verschwiegen werden, daß der Verfasser aus Quellen schöpfend die Thatsachen geschickt gruppirt hat, um in Wallenstein's Charakter und Wesen eine tiefe und möglichst richtige Einsicht zu gewinnen; er hat namentlich in dem Abschnitte, der „Enthüllungen" überschrieben ist, ein Document gegeben, das im hohen Grade bedeutsam ist; endlich ist aber auch Manches in des Verfassers Buche zu lesen, was die rauhe und harte Zeit des Dreißigjährigen Kriegs nur zu schlagend kennzeichnet. Mit einem Worte: die Literatur des Dreißigjährigen Kriegs hat Ursache, das vorliegende Buch als eine Bereicherung willkommenzuheißen.

Mit den bereits erwähnten Enthüllungen hat es folgende Bewandtniß. Der Kurfürst von Baiern, den kaiserlichen Obergeneral, den Friedländer, immer mit Mistrauen im Auge behaltend, drückte seine Besorgnisse über die „Intentionen" desselben dem Kurfürsten von Mainz durch ein besonderes Schreiben aus. Letzterer foderte weitere Eröffnungen. Diesem Verlangen willfahrte auch Maximilian. Er übersandte dem Mainzer Enthüllungen über den Friedländer, von einer Person herrührend, „die durch längere Zeit mit dem Herzoge im Verkehr gestanden, seine Anschläge, sein Thun und Lassen aus täglicher Erfahrung kenne". Er fügt bei: „Daneben ersuchen wir Euer Liebden ganz freundlich, dieselbe wolle solchen Bericht in keine Kanzlei, auch in keine andern Hände als solche kommen lassen, bei denen man der Geheimhaltung gänzlich versichert sein kann." Aus diesem allerdings interessanten Geheimschreiben, das der Verfasser für vollkommen authentisch hält, entlehnen wir Folgendes: 1) „Der Friedländer ist der arglistigste und verschlagendste Mensch, der je practicirt worden ist; und ist für gar gewiß und unzweifenlich zu halten, daß diese seine angeborene Verschlagenheit und Arglist allen Menschlichen Glauben übertrifft. — Es würde aber viel zu lange werden, seine schlaue und arglistige Weise, deren er sich gegen den Kaiser und dessen Minister gebraucht, zu erzählen. 2) Pflegt er sich gegen andere liberal (freigebig) zu erweisen, damit deren Gemüther zu gewinnen, insbesondere gegen die vornehmsten Oberisten und Soldaten, auch gegen diejenigen, die seinem Humor secundiren, dessen wegen er sehr gefürchtet und respectirt wird, ja sich zum absoluten Arbiter des kaiserlichen Raths gemacht hat dergestalt, daß ihn keiner, ja selbst der Kaiser nicht, im wenigsten disgustiren darf. 3) So kann Niemand als Gott selbst die Intention seines Gemüths penetriren, außer was etwa durch Conjecturen und die lange Praktik (Umgang) wahrzunehmen. Bis dato weiß man nicht eine einzige Person, ja sein eigenes Eheweib nicht, mit der er so vertraut wäre, daß nicht von nöthen, vorher mit dem Astrolabio alle Punkte des Mondes, ehe man mit ihm tractirt, zu observiren. Er gebraucht sich auch in seinen Actionen und Procedern, sowol mit den kaiserlichen Ministern und den Ambassadoren als mit dem Kaiser selbst, eines solchen ungewöhnlichen Modi, daß er bei männiglich die Weise und Manier, mit ihm zu tractiren, verdunkelt

und weder Höflichkeit, Gebür noch einigen Respect observirt. 4) Neben dem Geheimniß, mit welchem er alles in seinem Herzen verhält, hat er auch eine große Erkenntniß der Historien, und zugleich durch die vergangenen deutschen Kriegsläufe eine ziemliche Erfahrenheit sowol in Staats- und politischen als Kriegssachen erobert. 5) Hat er ein reifes Judicium und in seinen Resolutionen eine solche Beständigkeit, daß er sich ganz nicht irren noch hindern läßt, jemand zu präjudiciren und zu offendiren, wenn er nur sein vorgezieltes Intent erlangt. — Er verlacht die von so vielen Chur- und Fürsten einkommenden Klagen, insonderheit indem er jetzt drei Regimenter in Lausitz einquartieren will. — Es gelten auch bei ihm keine Intercessionen zumal ihm sehr zuwider ist, Jemand auf Intercession etwas zu lieb und zu gefallen zu thun. 6) Ist der von Friedland geneigt von Natur zu einem supremo Dominio, welches für gar gewiß zu halten; denn ihm nichts unleidlicheres als eines andern Willen untergeben zu sein oder von andern zu dependiren. — Von des Kaisers Sohn, dem König von Ungarn ist sein Gemüth ganz abgewendet, weil er sieht, daß er nicht prodigus noch furchtsam ist und einen emsigen Fleiß und Gehorsam haben will; und wenn der Kaiser mit Tod abgehen sollte, würde man sicherlich in den österreichischen Erblanden seltsame Sachen sehen. 7) Ist der Friedland sehr jähzornig und von Natur zur Tyranney geneigt, dazu er sich auch durch geringe Ursachen bewegen läßt. — Seine Pietät ist nur simulirt ungeachtet der großen Almosen, die er gibt; denn er ziemlich klar bezeugt, daß er es zu einem andern Ende als aus Andacht thut. Anderer Untugenden als den Neid, welcher die Ambition und den Zorn nach sich zieht, zu geschweigen; sintemal selbige an dem von Friedland nur gar zu bekannt sind."

Womöglich noch mehr gravirend für den Friedländer sind die beiden andern Hauptpunkte der „Enthüllungen": der Verdacht, daß er hochverrätherische Absichten für die Zukunft im Schilde führe, wird namentlich an einer Stelle ziemlich unverhohlen ausgesprochen. Gibt nun auch Hurter zu, daß die Farben in verschiedenen Beziehungen etwas zu stark aufgetragen und einzelne Züge zu scharf markirt sein möchten, so erscheint ihm doch der Grundton als ein richtiger, das Bild als im Wesentlichen treffend. Das mag man ohne Bedenken zugeben; aber einen directen und mit Thatsachen belegten Beweis für hochverrätherische Plane Wallenstein's vor seinem vollständigen Zerfallen mit dem Kaiser und dessen Cabinet, was nach dem jetzigen Stande der Forschungen erst in die letzten zwei Jahre seines Lebens fällt, liefern doch diese „Enthüllungen" nicht. Uebrigens unterläßt es der convertirte östreichische Reichshistoriograph auch in diesem Buche nicht, wo sich nur immer die Gelegenheit darzubieten scheint, gegen den Protestantismus und Liberalismus, wenn auch oft nur in kurzen Worten und Bemerkungen, seinem Groll Luft zu machen. Es ist wahrhaft häßlich, wenn ein anerkannt befähigter Historiker seinen Worten eine so üble Mitgift beilegt und den Genuß des Lernens zu verbittern oder zu verkümmern bemüht ist. Ist denn die Geschichte wirklich ein Gefäß für die menschliche Galle?

Karl Zimmer.

Borussia. Eine Sammlung deutscher Gedichte aus dem Gebiete der Geschichte Preußens. Für Schule und Haus. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von J. A. O. L. Lehmann. Zweite, verbesserte Auflage. Marienwerder, Jacoby. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Besprechung einer Gedichtsammlung „für Schule und Haus" würde keinen Raum in d. Bl. finden, wenn es sich um eine der gewöhnlichen Anthologien oder Chrestomathien handelte. Das ist aber hier nicht der Fall; es gilt vielmehr, einer schönen, noch nicht genug beachteten Idee von sittlich und geistig veredelnder Kraft, einem wirksamen Mittel zur Hebung der Vaterlandsliebe die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wären wir dennoch zweifelhaft, ob wir über obengenanntes Buch an diesem Orte berichten dürften, so würden die nachfolgenden treffenden Worte, die wir vor einiger Zeit in d. Bl. lasen, unsere Bedenklichkeit vollständig beseitigen: „Wie mager, dürftig und inhaltslos muß zuletzt unsere Poesie werden, wenn man uns einreden will, daß auch das Vaterland und Vaterlandsgefühl zu den vielen abgetakelten Gegenständen gehören, die zu feiern eines Poeten unwürdig sei. Der vollständige Bankrott an allen edeln, erhabenen und greifbaren, mit dem Allgemeinleben der Nation zusammenhängenden Aufgaben der Poesie wäre damit erklärt und die faule, geckenhafte Subjectivität, die sich jetzt schon über alle Gebühr breit macht, würde dann auf den Trümmern der allgemeinen Interessen ungescheut ihre Orgien feiern."

Ja, es ist wahr, daß die faule, geckenhafte Subjectivität eine Krankheit der Zeit ist und leider schon unter Knaben und Jünglingen eine verderbliche Ausbreitung gewonnen hat. Dieser entgegenzuarbeiten ist die heilige Pflicht Aller, die zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechts berufen sind. Ob durch verschärfte Disciplin in den Schulen, durch strenge Verordnungen und Gesetze, entschiedenes Eingreifen des Staats und der Kirche in das häusliche Leben das Uebel zu bekämpfen und auszurotten, welche ältere und neuere Mittel der Zucht dagegen anzuwenden seien, das sind Fragen, über welche viel gestritten wird; wir haben es jedoch mit solcher Polemik nicht zu thun und wollen unsere Ansicht nur dahin aussprechen, daß die auf das Herz und Gemüth wirkenden Mittel zur Wiederaufrichtung der in Verfall gerathenen Pietät den Vorzug vor äußerlichen Maßregeln haben und daß sich unter jenen innern Mitteln die auf Erkenntniß gegründete Vaterlandsliebe als eines der besten erweist; denn Vaterlandsliebe und Pietät sind nahe verwandte Tugenden, die sich wechselseitig tragen, nähren und ausbilden. Hiervon ausgehend, erscheint uns Lehmann's „Borussia" als ein Buch, das aus einer vortrefflichen Idee entsprungen ist und mit welchem sehr viel Gutes in Schule und Haus erreicht werden kann.

Die Zustände und Ereignisse der frühern Jahrhunderte, die Kämpfe der Deutschen Ritter im Ordenslande Preußen, der Sieg der Reformation, die allmälige Erstarkung und Erweiterung der preußischen Monarchie, die Heldenthaten Friedrich's II., die Unglückszeit unter dem Drucke der französischen Eroberung, die Erhebung des ganzen Volks zur Abschüttelung des fremden Jochs, die wichtigsten Begebenheiten der hierauf folgenden Friedensjahre — alles Dies ist von Dichtern besungen worden, und von keinen schlechten; dafür bürgen die Namen Gleim, Ramler, Klopstock, Goethe, Herder, Schiller, W. v. Körner, Arndt, Chamisso, Rückert, Stägemann, Sallet, denen sich noch viele andere von gutem Klange anreihen lassen. Einzeln genommen sind diese Gedichte anziehende Bilder, welche jedenfalls einen tiefern Eindruck auf das jugendliche Gemüth machen, als es die schlichte Prosa vermag; einsichtsvoll ausgewählt und in chronologischer Ordnung der Ereignisse zusammengestellt, wie es hier geschehen, sind sie ein schönes und anregendes Geschichtsbuch selbst, durch dessen Hülfe unsere Jünglinge mit den hervorragendsten Erscheinungen des Vaterlandes bekannt gemacht und für dieselben begeistert werden können. Hierzu ist die „Borussia" in um so höherm Grade geeignet, als sie nicht nur Gedichte enthält, welche von den kriegerischen Thaten der Vorzeit und Mitwelt erzählen, sondern auch die Gesänge, in denen der geistige Aufschwung, die segensreichen Verbesserungen im Innern des Landes, „die Friedens- und Geisteshelden auf dem Thron und in der Hütte" gefeiert werden. Luther, Kopernicus, Simon Dach, Paul Gerhard, Kant, Hamann, Fichte, der alte Dinter, Wilhelm und Alexander von Humboldt, die Minister von Stein und von Schön treten hier in poetischer Verherrlichung auf, und gewiß ist damit eine vorzügliche Gelegenheit geboten, die Jugend auf die [illegible]

Verdienste dieser Männer hinzuweisen, sie zur wackern Nacheiferung anzuspornen und ihr eindringlichst zu zeigen, daß solche Größe von Demjenigen nimmer erreicht wird, der sich nicht von schnöder Selbstsucht und leerem Dünkel frei zu machen und das Gesammtwohl des Vaterlandes dem eigenen Vortheil vorzuziehen weiß.

Vielleicht wird Mancher, wenn er nach Durchsicht der „Borussia" auch im Uebrigen unserer Meinung darüber beipflichtet, den Einwand erheben, daß sich hier nur ein Theil des deutschen Vaterlandes vertreten findet; es wird vielleicht tadelnd bemerkt werden, daß der Herausgeber, indem er Preußen für sich allein und nicht das ganze Deutschland zum Gegenstande seiner poetischen Sammlung erkoren hat, den particularistischen Sinn befördere. Auch wir hegen den aufrichtigen Wunsch, daß Deutschland zu einer mächtigen und glücklichen Einheit gelangen möge; auch uns haben die Hoffnungen auf die Erreichung dieses Ziels mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Aber wir müßten seit sechs bis sieben Jahren außerhalb der Wirklichkeit gelebt haben, wenn wir nicht wüßten, daß die frankfurter Paulskirche ihre Pforten verschlossen und der Palast in der Eschenheimer Gasse die seinigen wieder aufgethan; und wir müßten von seltsamen Phantasien befangen sein, wenn wir glaubten, daß die trennenden Linien, welche Oestreich, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hannover u. s. w. nicht blos geographisch auseinanderhalten, durch irgendwelche didaktische oder pädagogische Veranstaltungen ausgetilgt werden könnten. Wir nehmen die Dinge wie sie sind und nach aller menschlichen Berechnung noch lange sein werden; wir halten es daher kaum für einen schädlichen Particularismus, wenn einzelne deutsche Stämme ihre besondere Geschichte mit Vorliebe pflegen, und sind überzeugt, daß das deutsche Vaterlandsgefühl eher gewinnt als verliert, wenn vorläufig auch nur 17 Millionen Deutsche ihr engeres Vaterland recht erkennen, schätzen und lieben lernen. Diesen Gesichtspunkt halten wir bei den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart für richtig und sprechen es daher nochmals aus, daß die „Borussia" als ein patriotisches und zeitgemäßes Buch im besten Sinne des Worts zu erachten ist. 29.

Notizen.

Fischart's „Flöhhatz, Weibertratz".

Eine Ausgabe dieses merkwürdigen Buchs vom Jahre 1573 wird zwar von den meisten Literarhistorikern und Bibliographen citirt, jedoch übereinstimmend als „unbekannt" (Gervinus), „nicht wieder zum Vorschein gekommen" (Vilmar) bezeichnet. Ebert kennt nicht einmal die Jahreszahl. Hiernach scheint das Exemplar dieser Ausgabe, welches sich in der an Seltenheiten reichen Bibliothek Franz Haydinger's in Wien befindet, ein Unicum zu sein, und eine Beschreibung desselben dürfte Literaturfreunde interessiren. Dasselbe zählt 44 Blätter in klein Octav, Signatur A bis F, ohne Paginirung. Der Titel ist von einem saubern Holzschnitt (Arabesken mit Karyatiden, zu unterst das Profil einer lorberbekränzten Büste mit der Umschrift „MERCURIUS CAPITOLIN.") eingefaßt und lautet: „Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der wunder vnrichtige, vn spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Ein New geläß auff das vber kurtzweiligest zubelachen, wo anders die Flöh mit stechen einem die kurtzweil nicht lang machen." Darunter:

„Wer willkomm kommen will zu Hauß
Kauff seim Weib diß Buch zu vorauß u. s. w."

Zweite Seite: „Lectori M. H. H. M.

Qui dulces risus, qui scommata dulcia damnas,
Fronteque caprata dulcia cuncta legis etc."

Darunter: „PSYLLAE. AZILOS PLVTOS." Seite 3—32: „Des Flohs klag, vo der Weiber Todschlag, in eim Gespräch mit der Mucken fürgebracht"; Seite 33—73: „Die Nütwendige vnd Böstandige Verantwortung der Weiber." Von Seite 33—59 Columnentitel: „Der Weiber verantwortung Auff der Flöh verkleinerung." Von da bis S. 73: „Der Flöh Vrtheil, Der Weiber Vortheil." S. 74—76: „Recept für Flöh das sie nicht schaden meh." S. 77: „Weiter zu Trost den Weibern, muß ich das alt gemein Flöhen Lied hieher setzen" ꝛc. S. 79: „Friden vnd rhuw vor den Flöhen, Schaben vnd Läusen" ꝛc. Columnentitel: „Vrsach der Flöh Schlacht. Warumb sie angebracht." S. 84, Schlußzeilen:

„Wolan, ein Floh thut mich schon schrecken
Das ich auffhören soll zu gecken
Gut Nacht, biß mich d Flöh wid wecke."

S. 85: „Zu klein Flöhingen. Mit der Flöh Gnaden getruckt" ꝛc. „Im Jar. M. D. LXXIII. End des flöhrechtens, durch ächtens vnd fechtens." S. 86: „Getruckt zu Straßburg, durch Bernhard Jobin. Anno M. D. LXXIII." Das letzte Blatt weiß. 59.

Die Krause'sche Philosophie in Belgien und Spanien.

In Nr. 15 d. Bl. theilten wir eine Notiz unter der Ueberschrift „Deutsche Philosophie in Belgien" mit. Wir erhielten soeben, wie es scheint aus competenter Feder, aus Ilfeld am Harz folgende Ergänzungen und Berichtigungen dazu: „Ueber Ahrens, den Schüler Krause's, theilen Sie einiges Unrichtige mit. Derselbe war juristischer Privatdocent in Göttingen, als daselbst im Januar 1831 die Unruhen ausbrachen, an denen er sich betheiligte. Dann ging er nach Brüssel. Im Jahre 1848 war er Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, in deren Protokollen er als Ahrens aus Salzgitter (im Königreich Hannover) aufgeführt wird. Nachher kam er als Professor nach Gratz, wo er sich noch jetzt befindet. Der Belgier Tiberghien, Anhänger Krause's, hat auch noch herausgegeben: «Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion» (zwei Theile, 1844). Sie sprechen von einem Krause'schen «Tugendbund»; die von Krause gebrauchte Bezeichnung ist «Menschheitsbund». Die Krause'sche Philosophie hat auch in Spanien Anhänger, wie folgendes Buch beweist: «K. Chr. F. Krause, Lecciones sobre el sistema de la filosofia analitica, traduc. por D. Jul. Sanz del Rio» (Madrid 1850).*) In Deutschland hat die Krause'sche Philosophie noch keine solche Verbreitung gefunden, wie ihr sicherlich bevorsteht, weil Krause ähnlich wie Schopenhauer zu der Universitätsphilosophie stand und in Conflict mit der Partei der Freimaurerei gerathen war. Es sind aber tüchtige Kräfte (Schliephake, von Leonhardi, Moller, Oppermann ꝛc.) vorhanden, die das Beste erwarten lassen."

Theodor Hell.

Vielleicht dürfte es manchen unserer Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß sie in d. Bl. und zwar in Nr. 39 (vom 25. September) die muthmaßlich letzte literarische Arbeit des am 24. September in hohem Lebensalter verstorbenen Hofraths Karl Winkler (Theodor Hell) gelesen haben. Der dort mitgetheilte Auszug aus St.-René Taillandier's Artikel über die neueste deutsche Literatur war aus seiner Feder. Wir erhielten die Notiz vor einigen Wochen, von seiner eigenen Hand noch in großen, durchaus leserlichen Zügen geschrieben. Jenem Reiz, die Feder in Bewegung zu halten, den die Schriftstellerei auch noch auf ihre Veteranen auszuüben pflegt, konnte auch Theodor Hell bis in seine letzten Tage nicht widerstehen; er sandte uns noch im Laufe dieses Sommers einige Manu-

---

*) Es ist dies derselbe Kenner der deutschen Literatur, der auch Georg Weber's „Lehrbuch der Weltgeschichte" ins Spanische übersetzt hat. D. Red.

scriptconvolute zu, Uebersetzungen aus der „Revue des deux mondes“ enthaltend, die wir aber schon wegen ihres großen Umfangs und als bloße Uebersetzungen nicht aufnehmen konnten. Am 8. Mai schrieb er uns: „In Ihrer Zeitschrift gedenken Sie in der neuesten Nummer des Werks «Poetical works of Robert Montgomery» und daß dasselbe in Ihrem Besitze sich befinde, sowie des Gedichts «Luther» darin mit besonderer Auszeichnung, ja sogar der Möglichkeit einer deutschen Uebersetzung desselben. Sollte dies nicht eine Schlußarbeit für meine Bestrebungen dieser Art werden können, und wollten Sie das Werk mir nicht zur desfallsigen Prüfung auf einige Tage mittheilen?“ Wir verfehlten nicht, ihm das in unserm Besitz befindliche Exemplar der poetischen Werke Robert Montgomery's zu senden, und da wir das Exemplar bis zum heutigen Tage nicht zurückerhielten, so möchten wir wol annehmen, daß der Verstorbene in seinen letzten Lebenstagen sich wirklich mit der deutschen Bearbeitung der epischen Dichtung „Luther“ beschäftigt hat. **H. M.**

Bibliographie.

About, E., Die Mutter der Marquise. Aus dem Französischen. Deutsch von R. Menger. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Albrecht, F., Glaube Hoffnung Liebe. Ein Glaubensbekenntniß in drei Sonettenkränzen. Ulm. 16. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Director Carl. Roman und Wirklichkeit. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Beseler, W., Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im August 1856. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Brandrupp, A. H., Die Falschmünzer oder Berliner Geheimnisse. Bilder aus dem täglichen Leben. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Nelte. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. 1ster Band: Das Nilthal und Mesopotamien [Babylon und Ninive] mit den Nebenländern Armenien, Medien, Persien, Syrien Palästina, Arabien und die phönikischen Küsten mit Cypern und Karthago. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Buttmann, A., Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Berlin, Dümmler. 8. 17½ Ngr.

Dittes, F., Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Ellen, Die schöne Magelone. Volksmärchen in 12 Gesängen. Lahr, Geiger. 16. 1 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 16te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Firdusi. Ein episches Gedicht in sieben Büchern. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoefer, E., Bewegtes Leben. Geschichten. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Hölty, H., Lieder und Balladen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 7½ Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 5ter und 6ter Band. — A. u. d. T.: Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zwei Theile. 2te durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser“. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Vom Frühling zum Herbst. Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

— — Jürgen Wullenweber. Historischer Roman in sieben Büchern. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Lieder aus der Fremde. In Beiträgen von F. Bodenstedt, A. Ellissen, F. Freiligrath, E. Geibel, O. Gildemeister ꝛc. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Löffler, K., Der Berliner Handlungsdiener. Mit Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pröhle, H., Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Reich, A., Orientalica. Skizzen aus dem jüdischen Leben. 1stes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. 8. 5 Ngr.

Rückert, L. J., Das Abendmahl. Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schillers Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 2te Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Schmid, U. R., Geist des christlichen Lebens in Gebet und frommer Betrachtung dichterisch dargestellt. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 10 Ngr.

Schultz, C. L. F., Untersuchung über das Zeitalter des römischen Kriegsbaumeisters Marcus Vitruvius Pollio. Herausgegeben von O. Schultz. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12 Ngr.

Sturm, J., Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1857. Neue Folge. 8ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wallace, S., Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 4 Thlr.

Eugen Waller's Leben. Ein Denkmal für die Zeit, nach seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Herrmann. Zwei Theile in einem Band. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weisser, A., Bruder Klaus von Unterwalden. Lebensbild eines patriotischen Einsiedlers. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Wittmaack, T., Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die moderne Richtung in den Naturwissenschaften. Publizistische Aphorismen für Gebildete. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Crome, K. P. T., Die Wahrheit des Unions-Lutherthums. Verantwortung wider Feldner und Sander. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 4 Ngr.

Gegen die neuen Banken. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Jellinek, A., Das Gotteshaus unser Richter und unser Aufseher. Rede am ersten Jahrestag der Tempelweihe. Leipzig, Leiner. 8. 2½ Ngr.

Mallet, F., Gustav Adolf. Rede gehalten am Standbild Gustav Adolfs zu Bremen, am 4. September 1856. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Seelenheil des Menschen, in einer kurzen Betrachtung dargestellt. Bremen, Geisler. 1855. 8. 2 Ngr.

Teichmann, Predigt bei der 14. Hauptversammlung des Gustav-Adolfs-Vereins zu Bremen am 2. September 1856 gehalten. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tittmann, F. W., Geist und Materialismus. Zur Verwahrung gegen die Antrittsrede des Hrn. Prof. Moleschott Licht und Leben. Dresden, Höckner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die nothwendigen Grundlagen der Preußischen Verfassung. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Vertheidigungsrecht in Deutschland und die Königsberger Juristenfacultät. Leipzig, R. Hoffmann. 8. 3 Ngr.

Was gelobest du, wenn du versprichst, deine Kinder römisch-katholisch werden zu lassen? 2te Auflage. Schwerin, Scherz. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek italienischer Classiker.

12. Geh. In einzelnen Bänden zu 10 Ngr.

Unter diesem Titel wird von der unterzeichneten Verlagshandlung dem deutschen Publicum eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** dargeboten. Es sind dazu die theils in der «Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes», theils sonst bereits in ihrem Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A., benutzt worden. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst folgende Werke, welche auch einzeln zu haben sind:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von Friedrich Lautsch. Zweite Auflage. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette &c. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von Karl Förster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von Paul Ludwig Kritz. 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die **Bibliothek italienischer Classiker** Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blüten der Nacht.

Lieder und Dichtungen von **Amara George.**

Eingeführt durch Alexander Kaufmann.

Miniatur-Ausgabe.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Amara George tritt hier zum ersten male als Dichterin vor das größere Publicum. **Alexander Kaufmann** sagt über diese Dichtungen in dem Vorwort: „Amara's Gedichte tragen ganz den Charakter, welchen ihr Titel bezeichnet. Den blos Genießenden dürften sie wenig ansprechen; aber bei ernsten, sinnigen Gemüthern, welche selbst verwandte Stimmungen erlebt oder doch die Befähigung besitzen, sich lebendig und mitfühlend an Leid und Trauer eines Andern zu betheiligen, wird mancher Ton daraus tief und unerschütterlich in der Seele fortleben, als ein lieber, befreundeter Klang, der tröstend und theilnehmend zuspricht, wenn das Herz der Kräftigung oder eines helfenden Lautes bedarf, seinen eigenen Kummer auszusprechen und mitzutheilen!" Und **Daumer** schreibt über die noch nicht zwanzigjährige Dichterin an Kaufmann: „Amara George ist ein in unserer Literatur aufgehender Stern, ein Genius der interessantesten Art, dem Sie, wenn Sie näher mit ihm bekannt sein werden, Ihren Antheil nicht versagen können."

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fauna der Vorwelt

mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt von Dr. **C. G. Giebel.** 8. Geh.

Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erste Abtheilung: **Insekten und Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erschienen:

Erster Band: **Wirbelthiere.** Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt" ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „Paléontologie universelle" von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Bronn'schen „Nomenclator" übertrifft.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 16. October 1856.

Wilhelm von Humboldt.

1. Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Sonette von Wilhelm von Humboldt. Berlin, G. Reimer. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

Gegenwärtige Betrachtung über den als Staatsmann, Philosoph und Gelehrter gleich ausgezeichneten Wilhelm von Humboldt kann man gewissermaßen als einen Nachtrag und ein Supplement zu unserm frühern Artikel „Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche" ansehen. Denn obschon Wilhelm von Humboldt mit manchen seiner Bestrebungen und Zeitanschauungen einer andern Sphäre und zum Theil auch einer andern, spätern Zeit angehört, in die ihm noch bei voller ungeschwächter Kraft hinüberzuleben vergönnt war, so ist er doch als einer der intimsten Freunde Schiller's und Goethe's ganz genau dem weimarischen Bildungskreise beizuzählen. Sein Geist wurde vielfach von beiden großen Dichtern befruchtet, und obschon er das bei ihnen aufgenommene Capital auf producirendem Wege nicht vollständig wiedererstattete, so hat er es doch in aller Weise aufs reichlichste verzinst, und zwar mit Interessen, die auch dem intellectuellen Gesammtvermögen der deutschen Nation zugute kommen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht auch ein beträchtliches, ihm allein angehörendes geistiges Capital zu verwerthen gehabt hätte, im Ganzen aber war er mehr receptiv und beobachtend als productiv und machte gern bei genialern Geistern Anleihen, um damit, und zwar in der ökonomischsten und solidesten Weise, seine eigene geistige Wirthschaft bestreiten und fortführen zu können. Doch wirkte er auch nicht wenig anregend und regelnd auf jene Geister und namentlich auf Schiller zurück, und wiewol sein Talent einen beschränktern Kreis beherrschte, zeigte sich sein Geist nach der innerlichen Gemüthsseite wol noch vertiefter und concentrirter; nur muß man hier das Wort Gemüth nicht in seiner vulgären sentimentalen Bedeutung nehmen. An charaktervoller Durchbildung seines innern Menschen, den er gewissermaßen zu einem in sich harmonischen Kunstganzen abrundete, war er gewiß seinen beiden großen ältern Freunden überlegen, und durch seine Stellung zu den politischen Mächten und Gewalten der Zeit Beiden und namentlich Schiller auch an Weltkenntniß und Welterfahrung und daher auch an einer gewissen Realität seines Charakters. Er war im Ganzen eine mildere und humanere Persönlichkeit, wenigstens insofern, daß er es vorzog, ihm widerwärtige Erscheinungen lieber zu ignoriren, als ein gehässiges Urtheil über sie zu fällen; wir begegnen daher auch bei ihm nirgends so absprechenden Urtheilen, wie sie besonders in Schiller's Briefen häufig sind. Momentanen Verstimmungen gab er niemals Gehör, und indem er die Wissenschaften als ein großes ineinandergreifendes Ganzes ansah, hieß er jede Leistung, die einen wirklichen Fortschritt indicirte, willkommen, ohne deshalb an ihr zu mäkeln und sie zu verkleinern, weil der Mensch ihm nicht gefiel. Er selbst äußerte:

> Der Mensch trägt einen bessern Menschen in sich, an den wir uns halten müssen, nicht an den veränderlichen alltäglichen äußern Menschen; an jenen müssen wir uns halten, nicht an diesen, dem wir Manches verzeihen sollen, woran jener tiefere Sinn unschuldig ist.

Nicht mit Unrecht heißt es über ihn in dem Vorbericht zu den „Briefen von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin":

> Die ihm inwohnende Seele war ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Man kann diese Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters zugeben, aber freilich mit einiger Einschränkung. Er liebte allerdings die Wissenschaften nicht

um des Ruhms willen und er pflegte sie nicht um eines äußern egoistischen Zwecks willen. Nichts lag ihm ferner als dieses. Er verachtete sogar vielleicht bis zu einem gewissen Grade den Ruhm, den diese Welt gewähren kann, und er bildete sich auf den Namen, den er sich in politischen und wissenschaftlichen Kreisen erworben, wahrscheinlich weniger ein als irgendein angehender Dichter auf seine schwachen Erstlingsproducte oder ein Recensent auf seine erste Kritik oder ein Feuilletonist auf seinen ersten Witz. Sein Ziel war, die Wissenschaft mit neuen Ideen zu bereichern und von ihr mit neuen Ideen bereichert zu werden. Ebenso wenig leistete er seine Dienste als praktischer Staatsmann aus Ehrgeiz; diesen Impuls besaß er vielleicht in geringerm Grade, als für einen Staasmann wünschenswerth ist. Er gehorchte dabei nur seinem Pflichtgefühl und dem Wunsche, eine sich ihm bietende Gelegenheit, seine Ideale möglichst zu verwirklichen, nicht vorübergehen zu lassen. Aber ohne Groll und Schmerz, ja selbst vielleicht mit einer gewissen heimlichen Freude entsagte er der staatsmännischen Wirksamkeit, als er seine Mission als gescheitert erkennen mußte, um fortan nur sich selbst und der Wissenschaft und Kunst zu leben. Diese Entsagungsfähigkeit hing aber mit einer gewissen Art von feinerm Egoismus zusammen. Es lag ihm vor allem daran, sich selbst genug zu thun, sich selbst dadurch zu befriedigen, daß er es für seine Person bis zu dem Grade geistiger Vollkommenheit brachte, als ihm zu erreichen möglich war, mit einem Worte sich selbst zu genießen. Daher auch in seinem spätern Lebensalter seine Hinneigung zur altindischen Weisheit, die ebenfalls diesen Charakter der Selbstbeschaulichkeit trägt. Es war in ihm etwas von der Natur eines indischen Fakirs und Nabelbeschauers, nur daß er nicht im entferntesten daran dachte, sich die gleichen Entbehrungen und Bußübungen aufzulegen. Vielmehr war sein ganzes Leben auf ästhetisches Arrangement, sublimirten Genuß und auf Abwehrung aller ihm widerwärtigen Eindrücke gerichtet, in welcher Richtung er sich namentlich Goethe verwandt zeigte. So arbeitete er später im Winter bei verhangenen Fenstern, um nicht durch den ihn erkältenden und unangenehm berührenden Anblick von Eis und Schnee gestört zu werden. Er arbeitete zwar viel und gönnte sich dabei keine Ruhe, aber er würde nicht soviel gearbeitet haben, wenn ihm das Arbeiten selbst nicht Genuß gewährt hätte, er würde der Wissenschaft nicht mit so großem Erfolg obgelegen haben, wenn er dabei nicht sein Vergnügen gefunden hätte. Es ist dies ein Egoismus in edelster Form, aber doch immer Egoismus und, wie R. Haym in seinem Werke es bezeichnet, „idealistischer Quietismus". Er schrieb an Forster: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt Jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt"; und weiter: „Der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist." Das klingt ganz plausibel, läuft aber doch auf eine ziemlich aristokratische Anschauung hinaus, wie sie, von der Fülle selten so zahlreich versammelter Talente und Geister bestochen, in den Tagen unserer classischen Literatur Viele hegten; leider wird aber die Menschheit im Ganzen und Großen dadurch einigen wenigen bevorrechteten Individuen geopfert. Man könnte sich dies gefallen lassen, wenn diese Anschauung nicht auch praktisch schädlich wirkte und mit der in Deutschland sehr verbreiteten Ansicht parallel liefe, daß das theoretische Studium der Wissenschaft doch im Grunde das Höchste sei, wonach der Mensch als Individuum zu trachten habe. Freilich, wenn sich diese Anschauung mit einem edeln, humanen Charakter wie bei Wilhelm von Humboldt verbindet, so wird sie ihre individuelle Berechtigung haben; aber wo dieser Charakter von Hause aus mangelt, wird eine solche Anschauung leicht zu einer unerträglichen Hoffart, zur Gemüthsdürre und zur Isolirung der Wissenschaft vom praktischen Leben führen, wie dies in Deutschland leider nur zu häufig der Fall ist. So spüren wir die Folgen dieser Ansicht, die uns zu den mancherlei glänzenden und bestechenden, dabei aber gefährlichen Irrthümern der deutschen Bildung zu gehören scheint, gerade in Deutschland am empfindlichsten. Es wäre allerdings ein Götterleben, wenn Jeder in der Lage wäre, sich wie Wilhelm von Humboldt auszubilden, aber wie Wenige sind dies! Daher der weitere Irrthum, der sich zum Theil auf Wilhelm von Humboldt's Verwaltung der Schulangelegenheiten zurückführen lassen dürfte, daß der nationale Unterricht auf eine zu ausschließlich wissenschaftliche oder besser reinphilologische Basis gestellt und Näherliegendes verabsäumt wurde. Wenn man in dieser Ansicht verharren wollte, so wäre es wol möglich, daß man in so und so viel Zeit ein Volk von vollkommenen Barbaren hätte, überragt von einigen Intelligenzen, welche die Massen, wie dies schon gewissermassen der Fall, nur durch mechanische Mittel, durch bewaffnete und polizeiliche Macht oder durch organisirte Scheinfrömmigkeit und jede Energie abschwächende Demoralisation im Zaume halten und den allgemeinen Wurmfraß nur hinter einem künstlichen Civilisationsfirniß verstecken könnten. Denn das ist die von Vielen noch immer verkannte Gefahr in den meisten europäischen Ländern, daß bei der rapiden Zunahme der Bevölkerung vielleicht jährlich ebenso viele Millionen im Stillen der Barbarei entgegenreifen, als Tausende, und vielleicht nicht einmal Tausende, für höhere humane Bildung gewonnen werden.

Dabei können wir aber nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß der Egoismus Wilhelm von Humboldt's ein Egoismus in seiner entschuldbarsten, nobelsten, ja untadelhaftesten Form war. Es war ja doch nur individuelle Stimmung, die zugleich etwas sehr Berechtigtes hat, wenn er die Einsamkeit und das beschauliche Sichinsichversenken das höchste Glück nannte, was der Mensch haben könne, wenn er erklärte, für seine Person einsames, träumerisches Sitzen einem Gespräch weit vorzuziehen, wenn er ein andermal behauptete: „Das Größte und

Schönste bleiben doch die reinen, nur mit den innern Blicken erkennbaren Ideen.“ Seine Selbstbeschaulichkeit war ja nicht wie die anderer Menschen eine müßige; sie war Arbeit und Selbstvervollkommnung, und es sind von ihr köstliche Früchte für seine Nation abgefallen. Auch kann man behaupten, daß er des größten Opfers fähig war, indem er, wenn die Pflicht und das Vaterland riefen, seiner Neigung zur Selbstbeschaulichkeit und wissenschaftlichen Einsamkeit zu entsagen wußte und diesem höhern Berufe dann seine angestrengteste Thätigkeit widmete, dabei aber immer noch soviel Zeit gewann, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Je ausgebildeter bei ihm die Neigung zu einsamer Arbeit war, um so höher muß man ein solches Opfer anschlagen. Indeß hätte er auch dieses Zurückgezogensein in sich und diese Thätigkeit nach außen nicht in so seltener Weise miteinander verbinden können, wenn er dazu durch seine äußere Lage nicht in Stand gesetzt gewesen wäre. Wilhelm von Humboldt hatte gut predigen, daß der Mensch nichts „bedürfen“ müsse, er hatte gut rathen, wie der Unglückliche sich mit seinem Misgeschick abzufinden und sich darüber zu erheben habe. Es trafen ihn allerdings harte Schläge, Todesfälle geliebtester Personen; indeß wird von solchen Schlägen Niemand auf Erden verschont. Aber wenigstens lernte er die Noth, dieses widerwärtige Gespenst, nicht kennen, die Noth, die den damit Belasteten besonders darum verbittert, weil sie zwar Vielen, aber nicht Allen gemeinsam ist und weil bei der sich aufdrängenden Vergleichung des eigenen Looses mit der glücklichern Lage Anderer die Frage wol sehr natürlich ist: Warum das gerade mir? Warum diese beim besten Willen nicht gänzlich zu überwindende Hemmung meiner intellectuellen Anlagen, meines geregelten Fortschreitens, meiner geistigen Vervollkommnung und Thätigkeit? Warum diese Schranke, die allein daran schuld ist, daß ich nicht werden und leisten kann, was Andere bei vielleicht geringern Anlagen geworden sind und geleistet haben? Das sind freilich auch Fragen, die dem menschlichen Egoismus entspringen, aber dieser Egoismus ist mindestens ebenso natürlich als der Egoismus Wilhelm von Humboldt's, wenn er die Hast nicht begreifen konnte, womit Georg Forster, dessen Existenzmittel einzig die Feder war, seine Gedanken zu Papier brachte, oder wenn er seinen Unsterblichkeitsglauben so formulirte, daß nur der geistig Vollkommene ein Anrecht auf eine individuelle Fortdauer jenseit des Grabes gewinne. Ueber jeden andern Schmerzensfall stumpft sich die Trauer zuletzt ab oder verliert sich in eine leise, fast poetische Wehmuth, aber Nahrungssorgen und die Demüthigungen, die sie zur Folge haben, sind ja ein stets gegenwärtiger Feind, und ein fortgesetztes Ringen mit ihm stört alle Harmonie des Daseins und erschöpft zuletzt die geistige wie die körperliche Kraft. Diesen oft so hartnäckigen Feind, daß er sich durch nichts zurückweisen und bannen läßt, hat Humboldt nie gekannt. Auch R. Haym fühlt sich veranlaßt, zum Schlusse seines von uns zu besprechenden Werks über Wilhelm von Humboldt diesen Punkt zu berühren. Er sagt:

Nur auf dem Boden offenbar der wohlhäbigen Existenz, nur in einer Lage, die ihn vollkommen unabhängig stellte, konnte in Humboldt eine Denkweise gedeihen, welche die äußere Unabhängigkeit durch die innere adelte und die Bedürfnißlosigkeit zur Pflicht und Gesinnung umstempelte. Zu einem solchen Verächter des gemeinen Bedürfens kann nur Derjenige in der Regel sich bilden, der leicht, was er bedarf, ja im Ueberfluß sich verschaffen kann. So resignirt gegen Verlust und Unglück wird in der Regel nur Der, der zu darben nicht gewohnt ist und welcher von schmählichen Schicksalsschlägen verschont blieb. Sowol die Tugend dieses Mannes wie sein Glück ging sicherlich aus der Schönheit seiner Seele hervor; aber selbst zur Formirung dieser Schönheit gehört unzertrennlich jene Reichlichkeit des Besitzens und jene Leichtigkeit der äußern Existenz. Immer wieder wird man an jene Schilderung der Verbindung von Glück und Tugend erinnert, wie sie Aristoteles in echtgriechischem Sinne und aus dem bewußtesten Verständniß des griechischen Geistes und Lebens entwirft. Auch in dieser Schilderung ist die philosophische Beschauung der höchste Gipfel von Beidem. Auch in dieser Schilderung ist der Tugendhafte vor allem entsagsam und genügsam, aber sein Glück muß gekrönt sein durch die Umgebung mit den Gütern des Lebens, mit dem Behagen guter Tage und der Theilnahme redlicher Freunde.

Die griechische Religion war ja, wie die griechische Kunst, Poesie und Philosophie, in der That nur für glückliche, wohlhäbige Menschen, oder für solche, welche nicht viel bedürfen, für Menschen unter einem heitern und wärmern südlichen Himmel, wo ihnen Alles zuwächst. Aber der Schwerpunkt der Völkergeschichte sollte, als die alten Völker durch diese üppige Religion verweichlicht und verkommen waren, nach dem rauhen Norden verlegt werden, wo die Bedürfnisse zwei- und dreifach gesteigert sind und Klima, Himmel und Lebensweise mehr Aufblicke nach oben wie nach innen nöthig machen. Daher wurde, möchte man fast glauben, die christliche Religion, die eine Religion nicht der Reichen, sondern der Bedürftigen und Bedrückten ist, von obenher in die Welt gesendet, daß die nordischen Bewohner in ihren Arbeiten, Mühen und Kümmernissen einen höhern Trost als den hätten, den die Erde bieten kann. Wenigstens ergriffen diese Völker das Christenthum in seiner reinern, innerlichern Form, während die südlichen mehr das Sinnliche und Ueppige an ihm herausbildeten. Der christliche Cultus als solcher hat freilich im Laufe der Jahre und infolge der gesteigerten Cultur — wer wollte es leugnen? — an Trosteskraft für die Modernen viel eingebüßt; sie sind zumeist an ihren innern Menschen gewiesen, und wer den nicht hat, ist verloren. Wilhelm von Humboldt hatte ihn; er hatte sich ihn errungen, und nicht ohne Arbeit, Kampf und Zwiespalt. Vielleicht hatte er diesen Zwiespalt gar nicht einmal so vollständig überwunden, als es uns nach den hinterlassenen Documenten seines Geistes scheinen mag, wir meinen den Zwiespalt zwischen dem Verehrer und Zögling der alten Hellenen und dem christlichen Menschen in ihm. Humboldt litt ebenfalls an einer damals ziemlich verbreiteten Illusion, zu der sich übrigens zu der Zeit manche Haltpunkte boten, nämlich an der Illusion von der innigen Verwandtschaft zwischen dem hellenischen und deutschen Volke. Lassen wir uns hierüber nicht dadurch täuschen, daß einzelne deutsche Dichter in

einigen wenigen Erzeugnissen dem hellenischen Geiste näher gekommen sind als irgendein Dichter irgendeines andern Volks! Die Fügsamkeit, Anschmiegsamkeit und Versatilität des deutschen Geistes und besonders der deutschen Sprache sind allerdings ungemein groß; so gut man aber aus jenen vereinzelten poetischen Erzeugnissen auf eine innere Verwandtschaft der Deutschen mit den alten Hellenen schließen wollte, ebenso gut könnte man aus den jetzt in Deutschland so häufig gewordenen Hafis-Poesien auf eine innige Verwandtschaft zwischen Deutschen und Persern schließen, was zu behaupten doch schwerlich Jemandem einfallen wird. Um den Unterschied zwischen den Deutschen und Hellenen zu begreifen, möge man nur eine Madonna aus der altkölnischen oder Dürer'schen Schule mit der Mediceischen Venus, eine altdeutsche Apostelstatue mit dem Apollo von Belvedere, den Holbein'schen Todtentanz mit einer griechischen Darstellung des Todes, ein deutsches Kirchenlied mit einer Pindar'schen Hymne, eine Ode Klopstock's an seine „künftige Geliebte" mit einer liebeglühenden Ode der Sappho, ein deutsches Lustspiel mit einer Komödie des Aristophanes oder Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Faust" und Schiller's („des Modernsten der Modernen", wie Wilhelm von Humboldt ihn vielleicht nicht mit Unrecht nannte) Trauerspiele von den „Räubern" an bis selbst zur hellenisirenden „Braut von Messina" oder gar die dramatischen Phantasiestücke der Romantiker mit einer Tragödie des Aeschylus oder Sophokles, oder ein deutsches Volksfest mit einem griechischen u. s. w. vergleichen. Der plastische Trieb ist bei uns im Allgemeinen sehr gering, wir sind viel mehr eine musikalische, innerliche, Alles in Empfindung und Reflexion auflösende Nation, und gewiß wird ein alter Hellene den Wellenschlag des Meers und den Sternenhimmel, die auf Humboldt stets einen so tiefen Eindruck machten, mit ganz andern Gefühlen angesehen haben als Humboldt.

Ohne Zweifel ist es aber Wilhelm von Humboldt in der Dichtung seines Lebens immerhin besser gelungen, als es Schiller in seiner „Braut von Messina" gelang, das antike Element mit dem christlichen zu verschmelzen, und zwar dadurch, daß er an die griechische Philosophie anknüpfte, die allerdings die Grundlage und den Ausgangspunkt aller Philosophie bildet. In dieser Region stoßen in der That griechischer und deutscher Geist näher aneinander als auf dem Gebiete der Kunst und Poesie. Dennoch war Humboldt's von Haym nachgewiesenes Experiment, den Kantianismus zu platonisiren und die Platonische Lehre vom ἔρως mit dem kategorischen Imperativ Kant's zu verbinden, immer noch gewagt genug. Er konnte bei diesem Vermittelungsversuch, den er wol als unmöglich erkennen mochte, seiner ganzen Natur nach nicht stehen bleiben. An der Hand der indischen Weisen, die er nun kennenlernte, gab er sich mehr und mehr dem Genuß der Selbstbeschaulichkeit hin und so, in die eigene Brust hinabsteigend, kehrte er mehr und mehr zu specifisch-christlichen Ideen zurück, die ihm zuletzt mehr Trost gewährten als die Lehre vom ἔρως und selbst die uns näherliegende vom kategorischen Imperativ. Begreiflicherweise aber war es nicht das dogmatische, decretirte und in Formeln gefaßte, nicht das von Christus abgefallene Christenthum, dem er anhing. Hierzu dachte er zu menschlich frei und groß. Aber das Christenthum galt ihm fortan als „durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen". Er sprach es geradezu aus, daß Religion und Poesie in gar keinem, am wenigsten in einem schroffen Gegensatz gegeneinander ständen, daß gerade die religiösen Wahrheiten des höchsten dichterischen Ausdrucks fähig seien, was sie in der That auch sind, und daß die Poesie gar keine hohe und tiefe sein könne, wenn sie nicht immer in das Gebiet hinübergehe, in welchem auch die Religion weile. Er foderte als Grundlage für sittliches, tugendhaftes, harmonisches Dasein „religiöses Gefühl, Ueberzeugung von einem höchsten Wesen, Glauben und vertrauende Liebe, Zuversicht, daß mit dem irdischen Tode das wahre Dasein des Menschen erst beginne", und er fügte hinzu: „Wo diese Grundlage fehlt, kann keine Poesie wahrhaft moralisch wirken." Als er diesen Standpunkt erreicht hatte, war es ihm auch möglich, ja geboten, in Klopstock eine „durchaus poetische Natur" zu erkennen; denn eine wahrhaft religiöse Stimmung (Gebundensein an bloße Dogmen und kirchliche Decrete gibt überhaupt keine Stimmung) muß auch nothwendig eine poetische sein. Er hatte sich hiermit unleugbar bedeutend von dem Standpunkt entfernt, den er einnahm, als er noch innig mit Schiller und Goethe verkehrte. Doch hat er auch später niemals das religiöse Leben verkannt, das in beiden Dichtern waltete, wenn es sich auch in allgemeinerer Form manifestirte und, bis auf wenige selbst katholisirende Anklänge, die man vielleicht sogar als bloßen poetischen und theatralischen Aufputz betrachten darf, gegen den Inhalt des specifischen Christenthums mindestens neutral verhielt. Wir dürfen überhaupt nicht verkennen, daß die moderne Welt es noch zu keinem Abschluß gebracht hat, daß sie nicht wie das frühere Mittelalter, welches von allen antiken Elementen abstrahiren durfte, aus dem Vollen, Ganzen schafft, sondern daß wir in einer eklektischen Zeit leben und uns sowol mit antiken als mittelalterlichen Elementen und Traditionen schleppen, die wir nicht loswerden können und die mit unsern modernen Ideen oft in einem sehr grellen Gegensatz stehen. Da muß Jeder sehen, wie er mit sich selbst fertig wird. Der Trotz und der Eigensinn, womit jetzt Jeder auf das Recht seiner Individualität pocht — jenes Recht, das auch Wilhelm von Humboldt namentlich in frühern Tagen befürwortete —, findet in einer solchen Zeit wenigstens seine Entschuldigung, so schlimm und verderblich auch die Folgen davon für das Ganze und rückwirkend auch wieder für den Einzelnen sein mögen.

Ein Mann von der seltenen Geistes- und Charakterbildung und der staatsmännischen Wirksamkeit wie Wilhelm von Humboldt, auf den zugleich ein Widerschein von dem europäischen Ruhm seines Bruders Alexander fiel, verdiente es im hohen Grade, einen seiner würdigen

Biographen zu finden, und wir glauben, daß er ihn in R. Haym gefunden hat. Haym spricht sich im Vorwort über die Aufgabe, die er sich dabei setzte, wie über das von ihm benutzte Material aus. Er gesteht, den „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" von Gustav Schlesier für zahlreiche Nachweisungen und Notizen verpflichtet zu sein. Seitdem und seit Varnhagen's, F. von Müller's und Böckh's Charakteristiken Humboldt's ist jedoch neues Material in großem Umfange zutage gekommen: Wilhelm von Humboldt's „Gesammelte Werke", herausgegeben von Brandis und bevorwortet von Alexander von Humboldt; die durch Pertz geschehene Veröffentlichung der „Denkschrift über Preußens ständische Verfassung"; eine Reihe von Briefen, namentlich die „Briefe an eine Freundin", welche Humboldt's geistigen Reichthum zuerst weitern Kreisen zuführten und in der in Deutschland so reich vertretenen Briefliteratur eine in ihrer Art einzige Erscheinung bilden; dann seine Sonette, die ebenfalls sein Bruder Alexander mit einigen dankenswerthen Andeutungen über Wilhelm's Geist und Charakter und mit einem interessanten, bis dahin noch unedirten Fragment aus dem Nachlaß seines Bruders eingeleitet hat. Dahin gehören auch die bereits in dritter Auflage erschienenen, mit einer biographischen Einleitung versehenen „Lichtstrahlen", von Elisa Maier aus seinen Briefen zusammengestellt. Haym mag zwar Recht haben, wenn er bemerkt, daß diese „Lichtstrahlen" keinen Anspruch auf Selbständigkeit machen; indeß hierauf kommt es bei Schriften dieser Art auch weniger an, als darauf, die geistigen Schätze eines Mannes wie Humboldt auch in weitern Kreisen in Umlauf zu setzen und sie zu einer gangbaren Münze zu machen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Wilhelm von Humboldt's Name bis zur Veröffentlichung seiner „Briefe an eine Freundin" und der „Lichtstrahlen" in Deutschland und selbst in Preußen nicht eigentlich populär war. Man möchte fast sagen, daß bis dahin das starre Beamtenthum, welches nur an der Routine hängt, sich zwischen ihn und die Nation stellte und seinen Namen nicht bis zu dieser gelangen ließ. Gegen Stein bewies die bureaukratische Welt, die nur die Männer der Routine gelten läßt, eine ähnliche Antipathie. Ein Mann wie Humboldt, der sich offen zu der Ansicht bekannte, daß die Acten einen Menschen, der ohne Ideen sei, „von Grund aus verdürben", mußte den eingefleischten Beamten im höchsten Grade unbequem sein. Einen solchen Mann betrachteten sie als einen vom traditionellen Beamtenglauben abgefallenen Ketzer, der sie in der süßen Gewohnheit althergebrachten Beamtenschlendrians störe. Daher werden wir Schriften wie die „Lichtstrahlen", welche dazu beitragen, die Schranke zwischen Humboldt und der Nation niederzureißen, nur willkommenheißen können.

Denn gestehen wir es nur, Haym's so treffliche Arbeit über Wilhelm von Humboldt ist zwar ein Werk, welches von Historikern und Literarhistorikern von Fach mit größtem Antheil gelesen werden wird; es erfodert aber Studium, keine bloße Lectüre, und ist daher sehr wenig geeignet, ins Volk oder auch nur in die Kreise allgemeinerer Bildung zu dringen. Es ist, soweit man dies von Lebensbeschreibungen moderner Männer überhaupt sagen kann, ein gelehrtes Werk, wenigstens ein Werk für studirte Leute, welchen die Zeit selbst eine Aufgabe tiefern und gründlichern Studiums ist. Der Verfasser beklagt, daß eine lückenlose und erschöpfende Darstellung des äußern Lebens Humboldt's auch jetzt noch unmöglich sei, da die wichtigsten Documente noch zurück und in Staats- und Familienarchiven verborgen seien, und daß auch wenig Aussicht darauf sei, daß sie durch directe Bemühungen sollten hervorgelockt werden können. Dennoch ist das Buch gegen siebenthalbhundert Seiten Großoctav stark. Welche Corpulenz und wie viel Bände würde es erst erreicht haben, wenn dem Verfasser die noch nicht ans Licht gebrachten Materialien zugebote gestanden hätten! Insofern möchte man sich fast sogar Glück dazu wünschen, daß sich der Verfasser mit etwas knappern Materialien, als ihm selbst lieb war, begnügen mußte. Auch wird Niemand, der Wilhelm von Humboldt's Leben und Wirken nicht gerade zur Aufgabe seiner speciellen Forschung gemacht hat, darin etwas Wesentliches, d. h. für ihn Wesentliches vermissen.

Was aber der Verfasser beabsichtigte, war nicht sowol eine Biographie als eine Charakteristik Humboldt's zu schreiben. Er selbst erläutert seinen Plan im Vorwort näher mit den Worten:

Wir haben keinen Begriff von einer Charakteristik, die nicht wesentlich historisch verführe. Ein Individuum stellt sich nur dar, indem es sich vor unsern Augen entwickelt. Es entwickelt sich vor allem aus dem Kern seines eigenen Wesens; es entwickelt sich zugleich mit den Schicksalen des äußern Lebens, an den Bildungseinflüssen des Jahrhunderts, im Zusammenhange mit den allgemeinen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen. Eine Charakteristik Wilhelm von Humboldt's können wir daher nicht versuchen, ohne zugleich ein möglichst vollständiges und genaues Bild seines Lebens zu zeichnen, und ein solches Bild nicht zeichnen, ohne es in die Entwickelung des deutschen Geistes und Lebens mitten hineinzustellen.

Wir glauben, daß man mit der Art, wie der kenntnißreiche und tüchtig durchgebildete Verfasser seine in obigen Worten bezeichnete Aufgabe gelöst hat, wohl zufrieden sein kann. Er beherrscht seinen Stoff vollständig, und er behandelt ihn mit der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie sie deutschen Gelehrten eigenthümlich sind. Man erhält nicht nur ein Bild Wilhelm von Humboldt's, sondern auch der Zeitverhältnisse, innerhalb welcher er wirkte, wie der Personen, mit denen er entweder sich aus Neigung und gleicher Gesinnung zu thun machte, oder mit denen er in Gemeinschaft zu wirken durch seine officielle Stellung verpflichtet war. Haym nimmt für seinen Helden begreiflicherweise Partei, aber nicht in dem Grade, daß er sein unbedingter Schmeichler würde, vielmehr unterwirft er dessen ästhetische wie philosophische und politische Ansichten einer genauen und gründlichen Kritik und Analyse, wobei sich im Einzelnen auch abweichende Standpunkte ergeben und namentlich auch gewisse schriftstellerische Mängel Wilhelm von Humboldt's in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände hervorge-

hoben werden. Das Buch ist im Ganzen mit Geist und in einem correcten, feingeschliffenen, präcisen und klaren Stil geschrieben, dem es aber doch vielleicht etwas an lebendigem Colorit fehlt. Auch möchte man dieser ganzen Simplicität der Darstellung, die vielleicht nicht ganz frei von Manier ist, eine gewisse Künstlichkeit anmerken. Jedenfalls ist es aber nicht jene Schwerfälligkeit der Schreibart, welche man sonst wol den deutschen Universitätsgelehrten vorwirft. Mehr läßt sich der deutsche Gelehrte in der Wahl wie der Behandlung der Gegenstände wahrnehmen, die der Verfasser aus Humboldt's Leben und Wirken herausgreift und mit Vorliebe bespricht. Ein Engländer mit seinem angeborenen Talent dramatischer Veranschaulichung würde aus dieser Biographie ein allgemeiner lesbares, praktischeres und fesselnderes Buch gemacht und sich besonders auch an die Momente von reinmenschlicher Bedeutung gehalten haben, wie sie namentlich Humboldt's Verhältniß zu seiner Freundin Diede und sein Briefwechsel mit ihr bietet. Diese Partie ist von Haym jedoch im Verhältniß zu den übrigen Partien sehr kurz und flüchtig behandelt, während den linguistischen Untersuchungen und Axiomen Humboldt's eine ganze Abhandlung von nicht weniger als etwa 70 Seiten gewidmet ist. Auch den später so hervortretenden christlichen Anschauungen Humboldt's ist wol nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet, vielleicht aus Besorgniß, hier auf ein Capitel zu gerathen, welches in Universitätskreisen nicht recht gangbar ist. Endlich verräth sich der deutsche Parteidoctrinär wol zu sehr in den die politische Wirksamkeit Humboldt's betreffenden Partien, denen wol eine lebensvollere Darstellung zu wünschen und zu geben gewesen wäre.

Es würde den Raum d. Bl. offenbar zu ungebührlich in Anspruch nehmen, wenn wir hier an der Hand Haym's ein vollständiges curriculum vitae Wilhelm von Humboldt's schreiben wollten. Auch dürfen wir eine allgemeinere Kenntniß seines Lebens bei den Lesern d. Bl. wol mit Recht voraussetzen. Wir übergehen daher die Mittheilungen über seine Kindheit und Jugenderziehung, über seine Bekanntschaft mit Frau Marcus Herz und über die berliner literarischen Cirkel, in die er sich als Jüngling eingeführt sah, über seine Studienzeit in Frankfurt an der Oder und in Göttingen, über seine Reise mit Campe nach Paris zur Zeit der Revolution, über sein Verhältniß zu F. H. Jacobi, Georg Forster und Lavater, so interessante Gesichtspunkte sich auch aus Haym's Schrift in Betreff dieser Lebensmomente und Bekanntschaften ergeben. Näher liegt es uns hier, sein Verhältniß zu Schiller und Goethe zu erörtern, welches ein so inniges war, und zwar zumeist von seiner, des jüngern Mannes Seite, daß man ihn fast als den Dritten im Bunde ansehen könnte. Auch haben beide Dichter sich mit keinem Dritten in so tiefe und fortlaufende literarische Berathungen eingelassen, als mit Wilhelm von Humboldt, Keinem ein so großes Vertrauen gezeigt, auf keines Andern Urtheil soviel gegeben. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß bei diesem Verhältniß der größere Gewinn auf Humboldt's Seite war, so haben doch sein edler milder Sinn, seine harmonische Persönlichkeit und sein philosophisch durchgebildeter Geist wie sein geschmackvolles Urtheil auch auf beide Dichter belebend und regelnd zurückgewirkt. Weniger wol auf Goethe, der gewissermaßen wie eine Naturerscheinung, welche ihre Gesetze in sich selbst trägt, ruhig seines Wegs ging und dem fremdes Urtheil nur insofern von Interesse war, als er es zum Gegenstande seiner eigenen Beobachtungen machen und die Richtigkeit seines eigenen Urtheils daran prüfen konnte, so etwa wie ein Naturforscher über ein sonst feststehendes, unverrückbares Naturphänomen doch gern das Urtheil und die Beobachtung eines geistreich combinirenden wissenschaftlichen Collegen kennenlernen wird. Anders verhielt es sich mit Schiller, dessen Bildungsgang ein ganz anderer gewesen war und der in seinem ewigen Ringen nach einem Ideal wie in dem quälenden Gefühle, daß ihm zu seiner Vollendung doch Dieses und Jenes, namentlich aber eine genügende Kenntniß des Alterthums und besonders der griechischen Sprache fehle, von solchen Geistern, die sich ihm in dieser idealistischen Richtung verwandt zeigten, gern Rath und Belehrung annahm, wenigstens in allen solchen Punkten des Wissens, in denen er sich nicht ganz sicher fühlte. Mit Recht bemerkte der Berichterstatter über den Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in Nr. 137 d. Bl. f. 1831:

> In der That muß man Schiller's Glück preisen, das ihn auf seiner Dichterlaufbahn Freunde wie Goethe und Humboldt hat finden lassen, von welchen er in jenem das Vorbild Dessen, was ihm noch fehlte und was er mit hoher Willens- und Geisteskraft erstreben zu müssen und zu können glaubte, in diesem den Entdecker Desjenigen erkannte, was er besaß, den Aufschließer seiner innern Schätze, den mitsinnenden Forscher, den erklärenden und erläuternden Bewunderer.

Ohne Zweifel hat auch Wilhelm von Humboldt das Meiste dazu beigetragen, Schiller der dramatischen Poesie zu erhalten, indem er in dem Augenblicke, wo der Dichter zwischen Epos und Drama schwankte und nahe daran war, dieses für jenes aufzugeben, ihn mit aller Entschiedenheit, aber auch mit der größten Delicatesse und Feinheit darüber klar zu machen wußte, daß seine ganze Natur sich ebenso sehr dem Drama zuneige, als dem Epos widerstrebe. Es ist ein großes Ehrenzeugniß für Wilhelm von Humboldt, wenn Schiller einmal schreibt, daß er bei Allem, was er mache, daran denke, wie es Humboldt gefallen werde. Diese Hingabe an Humboldt ging freilich nicht soweit, daß er seinen Rathschlägen in allen Fällen und unbedingt Gehör gegeben hätte, und wenn er den etwas wunderlichen Rath Humboldt's, daß er den „Wallenstein" in Prosa statt in Versen schreiben möge, nicht befolgt hat, so wird man ihm darin nur Recht geben und der Poesie dazu Glück wünschen müssen. Ein höchst interessantes Denkmal des schönen Verhältnisses zwischen Humboldt und Schiller ist der von Humboldt selbst noch bei seinen Lebzeiten herausgegebene Briefwechsel zwischen Beiden. Und auch bei der Redaction dieser Correspondenz zeigten sich die Gewissenhaftig-

keit, der Takt und die Discretion Humboldt's in schönstem Lichte. Haym bemerkt, daß Humboldt nur ungern an die Arbeit gegangen sei, seinen Briefwechsel mit Schiller für das Publicum zurecht zu machen, und daß nur sein den Erben Schiller's gegebenes Versprechen ihn dazu habe vermögen können. Haym fährt fort:

> Er war im Ganzen gegen alles Drucken von Briefen. Unmöglich konnte er verfahren, wie Goethe verfahren war. Die ganze Correspondenz mußte durchgegangen, alles Dasjenige, was von blos momentanen Beziehungen darin enthalten war, mußte getilgt, unvertilgt sollten nur die Ideen und Raisonnements mitgetheilt werden. Diese Arbeit, bei welcher das Ganze bis auf die Hälfte zusammenschmolz, kostete mehre Monate.

Von dieser Verfahrungsweise sollte, wie es uns scheint, bei der Herausgabe von Briefwechseln nur in ganz besondern Fällen abgewichen werden, deren Beurtheilung wie die Verantwortung dafür freilich jedem Redacteur und Herausgeber von Briefnachlassenschaften überlassen bleiben muß.

Es ist bekannt, mit welcher Innigkeit, ja fast Schwärmerei Wilhelm von Humboldt an Schiller hing und wie seine Sympathie für den Dichter auch dann noch dieselbe blieb, als ihm später, wie dies bei größerer Geistesreife zu geschehen pflegt, die Art und Weise Goethe's nähertrat und sich seinem Verständniß mehr und mehr erschloß. Haym sagt in Bezug auf Humboldt's Aufsatz über Goethe's zweiten römischen Aufenthalt und auf die treffliche Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller:

> Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reife seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er (Humboldt) jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums gleichsam durch eine List neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen *), jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals in jenem ganz der Goethe'schen Dichtung gewidmeten Buche (der Schrift „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea") nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Goethe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinander passenden Fäden seines Jugendgewebes entweder die einen oder die andern ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des Einen, bald das des Andern erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Goethe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht.

Wir glauben aber doch, daß der hier für das Verhältniß Humboldt's zu Goethe gewählte Ausdruck „bewundernd" nicht erschöpfend genug sei. Mit dem bloßen „Bewundern" ist es eine eigene Sache; ein Wilhelm von Humboldt wenigstens konnte sich mit dem bloßen „Bewundern" eines Dichters nicht genügen lassen.

Fragen wir nun noch, wie sich Goethe und Schiller von der gemüthlichen Seite zu Wilhelm von Humboldt verhalten haben, so werden wir uns zu diesem Zwecke vornehmlich im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel umsehen müssen, da dieser ihre innersten Herzensgeheimnisse offenbart. Wir werden dann allerdings sagen müssen, daß darin von keinem andern ihrer persönlichen Bekannten soviel die Rede ist, daß sie einander, wenn auch nur in fliegenden Notizen, redlich mittheilen, wo Humboldt sich aufhält, was er über sie denkt und schreibt, daß sich aber nur ein mal, und zwar in einem Briefe Goethe's, ein bedeutendes Lob für ihn einmischt, indem Goethe darin bemerkt: „Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung." Dagegen bemerkt Schiller einmal, daß ihm Humboldt's Gedankenrichtung jetzt „etwas fremd und widerstrebend" sei. Dieses Urtheil scheint sich auf Humboldt's Schrift über Goethe's „Hermann und Dorothea", damals noch Manuscript, zu beziehen, und daraus, daß Goethe's Lob etwa vier Wochen später geschrieben ist, darf man wol schließen, daß es Goethe darum zu thun gewesen sei, gewissermaßen seine Autorität bei Schiller zu Gunsten des jüngern Freundes in Geltung zu bringen und einem weitern „Widerstreben" von Seiten Schiller's bei Zeiten vorzubeugen. Auch schrieb Goethe schon vorher an Schiller: „Ihr Schreiben an Humboldt ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzu sehr aus, daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen könnte" — was zwar recht diplomatisch, aber für Den, der in solche Verhältnisse Einsicht hat, verständlich genug gesagt ist.

Es thut uns wahrhaft leid, der Raumersparniß wegen auf die Darstellung, welche Haym von Humboldt's Verhältniß zu den beiden Schlegel, zu Voß und besonders zu dem Philologen Wolf gibt, nicht tiefer eingehen zu können; wir bemerken nur, daß diese Darstellung zur Kenntniß des genialen, zuletzt nur unerträglich hochfahrenden Wolf ein sehr schätzenswerther Beitrag ist, und heben noch hervor, daß Wilhelm von Humboldt auch Wolf gegenüber seine milde und vermittelnde Natur walten ließ, namentlich als er einen Angriff Wolf's auf Herder als des Erstern nicht würdig tadelte. Und Wolf ließ sich von Humboldt gefallen, was er von einem Andern ohne Zweifel nicht mit derselben Gemüthsruhe hingenommen haben würde, wobei wir übrigens nicht vergessen dürfen, daß deutschen Gelehrten gegenüber die vornehme Geburt und Lebensstellung Wilhelm von Humboldt's wol ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale legte. Ebenfalls ganz kurz müssen wir Humboldt's nicht blos eheliches, sondern geistiges und selbst gewissermaßen literarisches Verhältniß zu seiner Gattin, geborenen Ka-

*) Wenn Haym hier Goethe den „am meisten realistischen" Dichter nennt, so kann er dies wol nur so verstehen, daß Goethe im Verhältniß zu Schiller der „am meisten realistische" Dichter gewesen. Denn an einen Realismus in dem Sinne, wie ihn unsere heutige Dorfschulzen-, Fabrikanten-, Krämer- und Pfandleiherliteratur zutage fördert, ist bei dem Dichter des „Wilhelm Meister", „Torquato Tasso", „Faust", „Hermann und Dorothea", der „Iphigenia" u. s. w. gewiß nicht im entferntesten zu denken.

roline von Dacheröden, erwähnen, mit der er eifrig Griechisch und Lateinisch trieb und alte Autoren in der Ursprache las. Die Frauen der damaligen Zeit waren zum Theil eben anderer Art als die jetzigen; sie studirten, suchten sich über Alles zu unterrichten, vertieften sich in das Alterthum und begnügten sich nicht wie die zu unserer Zeit mit bloßen Mode- und Stichworten des Tags. Die Herzogin Amalie tractirte mit Wieland selbst den Aristophanes, für dessen Ungezogenheiten sogar sie schwärmte, und auch die beiden Fräulein von Lengefeld lasen mit einem Eifer, der eines Archäologen würdig war, die alten Autoren wenigstens in Uebersetzungen; auch sie ekelte wie Karl Moor vor dem „tintenkleckſenden Säculum", wenn sie im Plutarch lasen von großen Männern.*)

Mit der tiefeindringenden und dabei liebevollen Analyse, mit der Haym den Philosophen, den Schriftsteller, den Sprachkundigen in Wilhelm von Humboldt schildert, charakterisirt er ihn auch als Staatsmann; ja man kann sagen, daß er sich hier auf einem Felde befindet, welches er, wenn auch nicht mit der größern Einsicht, doch mit wo möglich noch größerm Eifer bebaut, mit jener Energie, wie sie politischen Parteimännern eigen zu sein pflegt. Haym gehört ja wol zur Zahl derjenigen modernen Gelehrten, welchen es darum zu thun ist, nicht nur unter den Gebildeten größere Theilnahme an politischen Dingen zu erwecken, sondern selbst einen bestimmten politischen Plan zur Neugestaltung Deutschlands zur Ausführung zu bringen. Wir können es nur gutheißen, wenn er und seine Gesinnungsgenossen diesen Plan, nachdem sie auf parlamentarischem Wege damit gescheitert, wieder in der Presse aufnehmen und, ohne Ermüdung, Verzagtheit und Resignation zu zeigen, mit der Feder für ihn zu wirken fortfahren. Doch will es uns bedünken, als ob Haym hier und da einer unparteiisch objectiven Darstellung der Verhältnisse doch durch die zu scharfe Hervorhebung seiner politischen Tendenz ein wenig Abbruch thue, daß der politische Parteischriftsteller über den Historiker zu viel Macht gewinne. Wir können uns hier, selbst an der Hand eines so beredten Biographen wie Haym, nicht auf die Darlegung der politischen Laufbahn Wilhelm von Humboldt's in detaillirterer Weise einlassen und nur bemerken, daß Humboldt, wenn er auch einzelne Irrthümer begangen und Schwächen gezeigt haben sollte, in aller Reinheit eines Ehrenmannes aus den politischen Geschäften geschieden ist. Es war damals die Zeit noch nicht, wie sie es auch jetzt noch nicht ist, wo ein Philosoph, dem das reine Menschenthum, die harmonische und humane Durchbildung des Geschlechts das höchste Ziel war, Anwartschaft darauf haben konnte, an der Spitze der Geschäfte zu bleiben und seine idealen Tendenzen zu verwirklichen. Er, der den Actenmenschen, welche keine Ideen hätten, den Krieg erklärte, welcher der Ansicht war, daß „alles blos polizeiliche Treiben allemal sein Ziel verfehlt", mußte wol mit seiner Mission in direct praktischer Beziehung scheitern. Aber es ist auch schon etwas Großes darum, ein reines Andenken unter den Menschen zurückgelassen zu haben, und daß seine Wirksamkeit nicht ohne segensreiche Folgen geblieben ist, zeigt sich schon an dem seltenen Eifer, womit man sein Andenken in aller Weise zu erneuern und seinen humanen Tendenzen gerecht zu werden beflissen ist. Man schafft und sorgt ja nicht für den heutigen Tag allein; gerade solche Geister wie Humboldt arbeiten noch mehr für künftige Geschlechter als für die Gegenwart. Hat doch auch das Licht der Fixsterne vielleicht Jahrhunderte gebraucht, ehe es den Erdbewohnern sichtbar wurde. Bei aller Anerkennung seiner Uneigennützigkeit und politischen Unbescholtenheit tadelt Haym an Wilhelm von Humboldt, daß er zu wenig von realistischen Neigungen und Affecten durchdrungen gewesen, und er fährt fort:

Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröbern Stoff sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Thorheit zu begehen, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Scrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irrezutreten. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entschiedensten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Es ist schon anderswo auf das Bedenkliche und Gefährliche dieser Anschauung von der Aufgabe und dem Wesen eines echten Staatsmannes hingewiesen und mit Recht gesagt worden, daß die Tugend, welche nur reine Mittel wolle, kein Hemmniß politischer Größe sei, und daß es für Politiker keine besondere Moral gebe. Wir preisen und feiern noch heutzutage die Uneigennützigkeit und die Tugend eines Aristides, und gewiß waren es nicht seine Grundsätze, an denen das athenienſische Gemeinwesen zugrunde ging. Mit solchen Anschauungen, wie sie hier Haym blicken läßt, müssen wir zuletzt nothwendig dahin kommen, Talleyrand und die Zöglinge seiner diplomatischen Schule doch für die eigentlichen praktischen Staatsmänner zu halten, mögen sie auch die Moral durch Cabalen und Intriguen und Eidbrüche und Treulosigkeiten noch so oft verletzt und über den Haufen geworfen haben. Nein, wir müssen gegen diese Behauptungen Haym's mit allem Ernste und aller Energie protestiren. Wir wollen lieber, daß etwas scheinbar Großes nicht geschehe, als daß das gute Princip grundsatzmäßig aus der Welt hinausgetrieben werde. Auch ist der Vorwurf der Energielosigkeit, welchen Haym gegen Wilhelm von Humboldt erhebt, nicht einmal ganz zutreffend. Als Humboldt die Karlsbader Beschlüsse „schändlich, unna-

*) Der Einsicht in manche Verhältnisse wegen ist nicht zu vergessen, daß die beiden Fräulein von Lengefeld mit Karoline von Dacheröden innig vertraut waren. Karoline von Lengefeld, Schwester von Schiller's Gattin und damals noch die Frau des Legationsraths von Beulwitz, stiftete eigentlich den Ehebund zwischen Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden. Die persönliche Bekanntschaft zwischen Humboldt und Schiller, dem jener begreiflicherweise mit den günstigsten Vorurtheilen entgegenkam, machte sich so von selbst.

tional und ein denkendes Volk aufregend" nannte, als er verlangte, daß dem Auftreten Bernstorff's in Karlsbad die Ratification versagt und derselbe in Anklagezustand versetzt werde, da hat er wol einen bis dahin bei einem deutschen Minister unerhörten Muth bewiesen. Wilhelm von Humboldt, der bei der Uebernahme eines Staatsdienstes nur ein Opfer gebracht und dem Staate als Minister wie als Gesandter in Rom, London und auf verschiedenen Friedenscongressen die wichtigsten Dienste geleistet hatte, der für sich dabei weder Ruhm noch Gewinn suchte und uneigennützig genug war, bei seinem Rücktritt selbst auf eine Pension zu verzichten, sah sich nun von der siegenden Partei verfolgt, feindselig behandelt und mußte es selbst erdulden, daß seine Briefe wie die eines anrüchigen Demagogen erbrochen wurden. Diese und ähnliche Chicanerien im Geschmacke der Schmalzianer ertrug er mit der Ruhe eines Philosophen und mit einer Würde, wie in neuern Zeiten kaum ein zweites Beispiel zu finden sein möchte. Er lag nicht auf der Lauer, nicht im Hinterhalte, er intriguirte nicht, er grollte nicht, er klagte nicht, er faßte, was ihm feindselig oder gemein gegenüberstand, als ein Zuständliches, mit dem man sich als Beobachter abfinden müsse, nicht als etwas Persönliches auf. Bei dem Reichthum seines Geistes und der Souveränetät seines innern Menschen konnte er auch verachten, was so tief unter dem Niveau seiner sittlichen wie politischen Begriffe stand.

Wir selbst haben allerdings Wilhelm von Humboldt eines Mangels an gewissen praktischen Eigenschaften geziehen, deren der Staatsmann bedarf, ohne aber damit den Vorwurf zu verbinden, daß er nicht die diabolische Fähigkeit besessen habe, einem Conflict mit der Moral nicht aus dem Wege zu gehen und in jesuitischer Weise jedes Mittel, das zur Erreichung dieses oder jenes Zwecks dienen könne, für erlaubt zu halten. Wir haben auch angedeutet, daß er seine Aufgabe als Leiter der Unterrichtsangelegenheiten in zu idealem Sinne aufgefaßt und an unsere Generation einen zu hohen Maßstab gelegt habe. Zwar suchte er den Elementarunterricht im Sinne Pestalozzi's zu reformiren, indem er ihm die Aufgabe stellte, mehr die Erweckung und selbstthätige Bildung der menschlichen Grundkräfte statt die Ueberlieferung von Dogmen und Schulkenntnissen ins Auge zu fassen. Wir wissen nicht, ob das Fundament, das man dazu legte, ein wirklich praktisches war, wir wissen nur, daß die Volksschulen im Allgemeinen noch nicht geleistet haben, was man von ihnen zu erwarten berechtigt war. Schon die Bezeichnung „Grundkräfte", zu der man hier seine Zuflucht genommen hat, deutet auf eine ziemlich theoretische Auffassung hin, und gewiß darf man sagen, daß die Grundkräfte des Gemüths seit langem über denen des Verstandes, die Ethik über der Intelligenz zu sehr vernachlässigt worden sind. Jedenfalls griff man aber die Aufgabe des Gymnasialunterrichts zu hoch, indem man ihn so anlegte, als ob man aus den Zöglingen lauter Hellenisten bilden wollte. Man tractirte in Prima die schwierigsten Dichter, wie Pindar und Aeschylus, an denen selbst die gründlichsten Sprachgelehrten zu studiren und zu interpretiren haben; man las von Aeschylus nicht blos die leichtern Stücke, sondern sogar den „Agamemnon", bekanntlich die Lieblingstragödie Wilhelm von Humboldt's, die er mühsam in deutsche Verse übertrug, welche sich kaum verständlicher lesen lassen als die griechischen. Man las an einer solchen Tragödie ein ganzes Semester, in jeder Lectionsstunde höchstens ein paar Dutzend Verse, eine gehackte, zerbröckelte Arbeit, bei der die Zöglinge unmöglich den Geist des Originals verstehen lernen und Liebe zu dem Dichter und seiner Dichtung fassen konnten. Die unter den Gymnasien bestehende Rivalität in diesem Unterrichtsgegenstande trieb es sogar soweit, daß einzelne Schüler allerdings sich hier und da in altgriechischer Sprache auszudrücken wußten, gewiß aber in einem Griechisch, welches ein Grieche der vorchristlichen Zeit ebenso wenig als Griechisch anerkannt haben würde, wie von uns das Deutsch, das etwa ein junger Franzose auf einem französischen Collége kauderwelschen lernt, als wirkliches Deutsch anerkannt werden kann. Nach solchen Leistungen wurde aber damals in Preußen an höchster Unterrichtsstelle die Leistungsfähigkeit der Gymnasien überhaupt beurtheilt und bemessen. Es wurde hierdurch zu einer Ostentation, zu einer reinäußerlichen Schaustellung der Grund gelegt, die, wie dies auf den Universitäten das oberflächliche Sichaneignen gewisser Hegel'scher Terminologien zur Folge hatte, auf die Gemüther der jungen Leute keinen günstigen und wirklich bildenden Einfluß haben konnte. Eine große Stiftung, für die ihm der Dank der Nachwelt für alle Zeiten gebührt, knüpft sich aber an den Namen Wilhelm von Humboldt's, die Stiftung der berliner Universität, zu welcher der Gedanke zwar schon früher angeregt war, zu dessen Ausführung aber doch besonders erst auf Humboldt's Anregung und eifrige Befürwortung geschritten wurde. Nach seiner Idee sollte Preußen vorzugsweise der Staat der Bildung und durch diese wissenschaftliche Centralanstalt Berlin die Metropole dieses Staats der Bildung sein. Auch später, in seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten, war Humboldt in dieser Richtung keineswegs müßig, er war Mitstifter des Vereins der Kunstfreunde für den preußischen Staat, für den er das Programm verfaßte, und Mitglied der Commission für das neue Museum.

Mit der Katastrophe, welche, sehr bald nach dem Tode Kant's, Klopstock's, Herder's und Schiller's, über die Monarchie Friedrich's des Großen hereinbrach, war die alte Literaturperiode eigentlich beschlossen. Man hatte großes Recht, auf die gewonnenen ästhetischen und philosophischen Resultate stolz zu sein, aber man sah auch ein, daß hiermit allein einem Volke nicht zu helfen sei. Die Geister wandten sich zum Theil andern Aufgaben zu, und selbst den Romantikern wird man es nicht in Abrede stellen können, daß sie durch ihre chevaleresken Dichtungen, durch ihre Reminiscenzen an das mittelalterliche Deutschland den ritterlichen Geist förderten, welcher in den Unabhängigkeitskriegen zur That und zum

Siege führte. Auch Wilhelm von Humboldt hielt mit seinen ästhetischen Reflexionen inne und versenkte sich mehr und mehr in linguistische Studien, zu denen er schon früher als Hellenist und dann bei seinem Aufenthalte in Spanien, wo er namentlich das Baskische studirte, den Grund gelegt hatte. Chinesisch, Koptisch und Hieroglyphik, Mexicanisch und Ottomitisch, Malayisch und namentlich die Kawisprache — alles Das zog er in sein Bereich. Er zeigte sich auf diesem Gebiete, wie sein Bruder auf anderm, als Alles umfassender Centralkopf, indem er dahin strebte, Sprach-, Geschichts- und Völkerstudium zu verschmelzen und mit Haym's Worten „die Kenntniß der Sprachen mit den höchsten und letzten menschlichen Interessen in Zusammenhang zu bringen und sie vom ideellen Gesichtspunkte aus zur tiefsinnigsten Wissenschaft umzugestalten". Nach Humboldt (wie nach seinem Vorgänger Herder) wirkt in der Sprache der menschliche Geist wie Natur; die Sprache ist ihm kein Werk, sondern eine Thätigkeit. Ueber diese riesenhaften Arbeiten Humboldt's verbreitet sich Haym sehr weitläufig, weitläufiger als dies eigentlich sich mit dem Zweck einer biographischen Charakteristik verträgt. Doch werden wir ihm auch für diese Darstellung dankbar sein, da es nicht Jedem möglich sein möchte, sich durch Humboldt's kolossales Werk „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" hindurchzuarbeiten. Denn Wilhelm von Humboldt verstand es nicht wie sein Bruder Alexander, die Resultate schwieriger und umfangreicher Forschungen dem allgemeinen Verständniß zu erschließen. Die Tugenden des Forschers wurden bei ihm, wie Haym wol mit Recht bemerkt, zu Mängeln des Schriftstellers. Wir hätten hierbei auch noch als ein fast seltsames Factum zu erwähnen, daß in seinen Schriften eine Seite seiner Natur gar nicht zur Erscheinung kommt, nämlich sein wenigstens in frühern Jahren sehr hervortretender Hang zum Sarkasmus und sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche, womit er zu einem „Gegenstand der Scheu und des Schreckens" wurde. Nach dem Ausspruch der Rahel verwandelte Humboldt „Menschen in Meerkatzen" und nach Varnhagen's Versicherung wußte er durch „frevelhaft-humoristische Paradoxien" die lachlustigste Stimmung um sich zu verbreiten. Paßt auch auf Wilhelm von Humboldt das merkwürdige Wort Charles de Rémusat's, daß alle Schriftstellerei „plein de feintise" sei?

Indeß dieser Sarkasmus mochte wol auch Humboldt im Laufe der Zeit und infolge mancher bittern Schicksale und Erfahrungen vergehen. Er wandte sich, namentlich nach dem Tode seiner Gattin, immer mehr in sich selbst zurück, indem er zugleich Anknüpfungspunkte oben und im Jenseits suchte. Als ein erhebendes Denkmal dieser Richtung nach innen wie nach oben besitzen wir seine „Briefe an eine Freundin", die bereits die sechste Auflage erlebten und aus denen, wie bereits bemerkt, Elisa Maier ihre auch schon drei mal aufgelegten „Lichtstrahlen" vorzugsweise zusammengestellt hat. Gewiß ist es eine eigenthümliche, in dieser Art noch nicht dagewesene Erscheinung, daß dieser Gelehrte und Staatsmann von vornehmer Geburt, den die Frau von Staël einmal die „größte Capacität Europas" nannte, sich dazu herbeiläßt, mit einer der Welt vollkommen unbekannten Frau jahrelang ein herzliches und gemüthliches Briefgeplauder zu unterhalten. Ruhm und Ehre hatte er davon nicht; denn gewiß hat er auf eine Veröffentlichung dieser Briefe, in denen er so reiche Geistesschätze niederlegte, nicht gerechnet. Und was konnte ihm Charlotte Diede sein, die Verkannte, von der Gesellschaft nach einem etwas abenteuerlichen Leben fast Ausgestoßene, welche die Blumenfabrikation trieb und sich sogar veranlaßt gesehen hatte, längere Jahre einen falschen Namen anzunehmen? Aber wie es ihm wohlthat, mit ihr, der Unscheinbaren, in der er aber die innigste Empfänglichkeit für seine Gefühle und hingebendste Anschmiegsamkeit an seine Ideen erkannt hatte, sich über Gegenstände auszusprechen, über die auszusprechen ihm Trost und innere Befriedigung gewährte, so verband er damit in seiner Weise auch den edeln Zweck, einem verkannten, einsam stehenden Wesen, das vielleicht gerade infolge seiner geistigen Begabung früher irregegangen war, Trost und Seelenstärkung zu gewähren und ihm zu beweisen, daß es noch Männer gäbe, die es unter ihrer Würde halten, das Vertrauen vielbetrogener armer Frauen zu täuschen. Daß Humboldt, der Verehrer Kant's *), Goethe's und Schiller's, ihr einmal zur Lectüre Stolberg's „Kirchengeschichte", freilich auch in nächster Stelle Ritter's „Erdkunde" empfahl, ist ebenfalls für ihn bezeichnend genug. Er ließ eben Alles, was tüchtig in sich war, nebeneinander bestehen, wie er ja auch in Voß nicht den „niederdeutschen Bauer", wie ihn die spätere brutale Kritik nannte, sondern auch einen durchaus „liebenswürdigen" Menschen erkannte, „feiner, zarter und poetischer", als man sich ihn vorstelle. Humboldt's Sarkasmus und seine beißende Kritik richteten sich eben nur gegen das in sich Untüchtige, und dafür hatte er ein ebenso scharfes Auge wie für das Tüchtige. Was übrigens den Briefwechsel selbst betrifft, so verweisen wir auf den Bericht darüber in Nr. 2 und 3 d. Bl. f. 1848, worin diese Correspondenz mit vollem Recht eine wahre „Trösteinsamkeit" genannt wird, und wem es um nähere Kenntniß der „Freundin", ihrer verworrenen Schicksale und ihres Verhältnisses zu Humboldt zu thun ist, möge darüber die Aufklärungen nachlesen, die in Nr. 108 und 109 f. 1848 enthalten sind.

---

*) In Kant verehrte Wilhelm von Humboldt denjenigen Denker, der zuerst die Philosophie „im wahrsten Sinne des Worts in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte". Mit der so herrschsüchtigen Philosophie Hegel's hat er sich dagegen niemals zu befreunden vermocht. „Nichts", sagt Haym, „was seiner ganzen Natur mehr hätte widersprechen müssen, als der mit Zuversicht durchgeführte Versuch, durch bloßes Raisonnement ein System, eine lückenlose und erschöpfende Construction aller Dinge des Himmels und der Erde zu schaffen. Hier mußte er gleich sehr die Zartheit wie die Freiheit des Geistes — er mußte alles Dasjenige vermissen, wodurch die Kant'sche Philosophie ihm so ehrwürdig war."

Noch ein anderes, individuell genommen höchst interessantes Erzeugniß seines philosophischen Einsiedlerlebens sind seine „Sonette", welche sein Bruder Alexander herausgegeben und mit einem Vorwort eingeleitet hat. Wir werden über ihre Entstehung wie über ihre Bedeutung als Lebensmoment des Dichters am besten den brüderlichen Herausgeber vernehmen:

Die Sonette meines Bruders, von ihm selbst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, ja den nächsten Angehörigen bis zu seinem Tode (am 8. April 1835) unbekannt geblieben, sind, wie ich schon an einem andern Orte gesagt, als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewährt ihre Sammlung ein eigenthümliches Interesse. Wenn sie einen Reichthum von Ideen offenbart über den erhabenen Einklang in den Kräften der Natur, wie über das ungleiche Wechselspiel in den Schicksalen der Menschheit, so bezeugt sie auch zugleich Ruhe und milde Stimmung des Gemüths am Ende einer Laufbahn in vielbewegter Zeit. Bei einem Staatsmanne, der nach langer und angestrengter Thätigkeit in einen engen Familienkreis zurücktritt, um dem Genuß der freien Natur, um großen, aber schmerzlichen Erinnerungen, um dem Studium des Alterthums und der Entwickelung der Spachorganismen zu leben, sind eine solche Milde, ein solcher innerer Friede des Gemüths eine seltene, schön errungene Himmelsgabe zu nennen.

In dieser Betrachtung ist wenigstens theilweise die Ursache des Beifalls bezeichnet, der in weiten Kreisen in und außerhalb Deutschlands den „Briefen Wilhelm's von Humboldt an eine Freundin" so anhaltend geschenkt worden ist. Die kleinen poetischen Schöpfungen, welche hier zum ersten male vereint erscheinen, nachdem sie vorher in sieben Bänden der „Gesammelten Werke" zerstreut waren, enthalten gleichsam die Selbstbiographie, die Charakterschilderung des theuren Bruders, dessen Beispiel wesentlich auf meine geistigen Bestrebungen eingewirkt hat und den ich so viele Jahre zu überleben bestimmt bin. Die Sonette sind ausgewählt aus einer großen Zahl, da er nach dem Verluste seiner hochbegabten Gattin (26. März 1829) fast jeden Tag eines, bisweilen in später Nacht, aus dem Gedächtniß niederschreiben ließ. Jedes Hundert der Sonette wurde abgesondert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Die ganze Composition fällt in die letzten Lebensjahre, ungefähr vom September 1831 bis Anfang März 1835, wo eine Krankheit Herrn Ferdinand Schulz (den jetzigen geheimen Registrator bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden) von ihm trennte. Diesem Manne, der sein ganzes Vertrauen besaß, verdanken wir die Kenntniß des lange verborgenen Kästchens, in welchem die Sonette aufbewahrt wurden.

Alexander von Humboldt deutet selbst darauf hin, daß diese Sonette in formeller Hinsicht freilich Manches zu wünschen übrig lassen, und Haym sagt von ihnen: „Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte." Diese Sprödigkeit und vergleichsweise Unbehülflichkeit in Behandlung der poetischen Form hängt vielleicht damit zusammen, daß Wilhelm von Humboldt äußerst wenig Sinn und Gehör für Musik besaß, und gewiß zog ihn an der griechischen Sprache weniger ihr musikalischer Rhythmus als ihre innere Structur und diejenige Harmonie an, welche in ihr zwischen Leib und Seele besteht. Auch die deutsche Sprache hielt er deshalb so hoch, weil sie unter den modernen Sprachen diejenige ist, welche sich am gewandtesten und vielgestaltigsten dem Ausdruck poetischer und philosophischer Ideen herleiht; denn die Ideen waren Humboldt immer das Höchste, und wenn es möglich wäre, ohne Sprache denken zu können, so würde er der Erste gewesen sein, auch die Sprache von sich abzuschütteln, um ganz immateriell im Reiche der reinen Ideen zu leben. Dennoch verdienen diese Sonette als geistiges Product unsere Bewunderung; Jeder, der als Praktiker etwas vom Poetenhandwerk versteht, weiß, welche Aufgabe es ist, täglich oder doch fast täglich Gedankenstoff zu einem Gedicht zu finden und diesen Stoff in der schwierigen Form des Sonetts künstlerisch zu gestalten. Dabei ist es denn doch Wilhelm von Humboldt gelungen, manche köstliche Gedankenperle in die gediegenste Form zu fassen. Zu diesen Perlen rechnen wir in dem Sonett „Reiz der Heimat" die schönen Zeilen:

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe,
Sie hängt an Dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöße.

Ein gewissermaßen persönliches Interesse haben die Sonette, welche die Ueberschrift „Lea" tragen und an Rahel gerichtet sind. Der pikante, prickelnde Geist dieser Frau interessirte Humboldt lebhaft, aber die zuckende Unruhe und eine gewisse Harmonielosigkeit in ihrem ganzen geistigen Wesen hatte für ihn doch wieder etwas Fremdartiges, Unheimliches und Beängstigendes. Er redet sie einmal an:

Nie hab' ich heimlich mich bei dir empfunden,
Wieviel ich mit dir lebte Tag' und Nächte.
Der schönen Schranken, die das wahre, echte
Gefühl umgrenzen, schienest du entbunden.

Und ein andermal:

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd du Dem, was überirdisch bindet.

Alexander von Humboldt theilt im Vorwort ein „flüchtig geschriebenes" Fragment aus dem noch unedirten Nachlaß seines Bruders mit, welches sich in den „Gesammelten Werken" nicht befindet und noch vor dem Jahre 1824 niedergeschrieben ist. Es trägt die Ueberschrift „Ueber das Verhältniß der Religion und Poesie zu der sittlichen Bildung" und enthält unter Anderm folgende Stellen:

Die Religion erhebt das Sittengesetz auf eine höhere Stufe, indem sie es als ein Gesetz Gottes zeigt; sie erleichtert zugleich dem Menschen die Befolgung desselben, da sie an die Stelle trockener und nackter Pflichtmäßigkeit die jedem gutgearteten Menschen natürlichen Gefühle der kindlichen Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Folgsamkeit gegen Gott setzt und auf eine Fortdauer nach dem Tode hinweist, in welcher die Entsagungen, welche die Pflicht auferlegt, eine fernere, von allen irdischen Zufällen freie und vollkommen gerechte Belohnung finden. Sie erhebt aber auch den Menschen in seinem ganzen Innern, da der religiös gestimmte Mensch fühlt, daß er ein Gegenstand der Liebe und Sorgfalt des Unendlichen ist.... Die Religion ist also nicht nur das kräftigste Beförderungsmittel der Sittlichkeit, sondern Religion und Sittlichkeit, religiöse und moralische Bildung sind eigentlich Eins und Ebendasselbe. Ein wahrhaft religiöser Mensch ist schon eben dadurch auch ein sittlicher.

Diese Aussprüche mit vielen andern in den „Briefen

107 *

an eine Freundin" zusammengehalten lassen kaum zweifeln, daß es Wilhelm von Humboldt gelungen war, den religiösen Menschen im christlichen Sinne in sich zu erwecken und auszubilden. Nur fällt es dann doch wieder einigermaßen auf, daß wir in seinen Sonetten wol vielen mit Ueberschriften begegnen, welche aus der griechischen Götterlehre genommen sind, aber keinem, welches durch Ueberschrift oder Inhalt an ein specifisch-christliches Moment erinnerte. Der Sonettendichter besingt nicht Christus, nicht die Apostel, nicht die Märtyrer, nicht die Heiligen, auch keinen Vorkämpfer der Kirchenreform, aber wol die Aphrodite, die Leto, die Niobe, den Poseidon, die Mnemosyne, die Ate, den Mars u. s. w., freilich immer um an diese mythologischen Gestalten irgendeinen allgemeinen philosophischen Gedanken zu knüpfen. Nur ein mal preist er das Glück des Seelenfriedens, welches die Nonne in ihrer Klostereinsamkeit genießt:

Die Ruhe aus der dunkeln Tiefe steiget,
Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede schweiget —

und in dem Sonett „Vorahnung" deutet er im christlichen Sinne auf den Ort hin, wo ihn Himmelsfriede umwehen und an den er nun bald gelangen werde. Hiernach möchte es doch scheinen, daß der in antiken Anschauungen wurzelnde Hellene und der Christ in ihm es auf dem Wege philosophischer Vereinbarung wol nur zu einer Art Compromiß, nicht zu einem eigentlichen Friedensschluß gebracht hatten.

Hermann Marggraff.

Eine Verlorene. Roman von Karl Wartenburg. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.

Wenn uns der Verfasser nicht feierlich versicherte, den vorliegenden Roman in der und der Straße zu Paris und Brüssel selbst geschrieben und verfaßt zu haben, so würden wir darauf schwören, eine französische Arbeit etwa des jüngern Dumas oder der gealterten Dudevant vor uns zu haben. Hierin bestärkte uns nicht blos die ganz französische Erfindung und Vortragsweise, sondern noch mehr die überall hervortretende französische Lebensansicht und die dieser eigenthümliche Art, sich mit dem Sittengesetz und der Moral abzufinden. Daß aber ein deutscher Autor sich gedrungen fühlt, diese bodenlos verkommenen Zustände der französischen Gesellschaft, welche uns ja bis zum ästhetischen Ekel von zahllosen französischen Federn vorgeführt werden, ernsthaft zum Gegenstand eines romantischen Gemäldes zu wählen, scheint uns heute so unglaublich, daß wir bei solchem Unternehmen von vornherein von allem guten Geschmack und jeder Begabung Abstand nehmen. Es hilft dem Autor nicht, daß die Fabel mit einer gewissen Consequenz erfunden und mit fester Hand Gestalten gezeichnet sind, das Interesse des Lesers an solchem Bilde der Verworfenheit, an geselligen Zuständen, denen jedes moralische Bewußtsein so ganz abhanden gekommen ist und die, obwol der Verfasser das Gegentheil behauptet, doch glücklicherweise unserm Lande noch ziemlich fremd sind, kann selbst durch tadellose Führung der Fabel nicht gefesselt werden. Zum Ueberfluß leidet aber auch die Geschichte selbst an innern Unmöglichkeiten aller Art und Fräulein Virginie von Aumaire ist eine ebenso undenkbare Kranke, als Armand ein undenkbarer Arzt ist. Die Fabel ist in zwei Worten diese: Von zwei Loretten, d. h. unterhaltenen Mädchen, erwacht bei der einen, Flora, das Tugendgefühl in Gestalt echter Liebe zu einem jungen Arzt, Armand. Was es mit diesem Tugendgefühl auf sich hat, sehen wir sogleich daraus, daß Flora ihrem Geliebten ihr Verhältniß zu Saint-Tremont, dem sie entflieht, verheimlicht, sodaß Armand ein Tugendmuster vor sich zu haben glaubt, und das in Paris! Unterdeß ist Flora von ihrem Unterhalter gegen den Renner Mazeppa an Lord Saint-Clair vertauscht worden, Armand aber wird von seiner Kranken, Fräulein Aumaire, geliebt, welche mit Saint-Tremont verlobt werden soll. Der Engländer bietet Flora die Kleinigkeit von 300,000 Fr., wenn sie zu ihm zurückkehrt, und Flora, um das Fräulein von ihrer Verbindung mit ihrem Unterhalter zu retten, dem die eigene Mutter sie verkauft hat, nimmt das Geld, stattet das Fräulein damit aus, vergiftet sich und stirbt in Saint-Clair's Umarmung, in einer Scene à la Lucrezia Borgia. Ist es nicht wahrhaft staunenswerth, daß dergleichen noch heute erfunden werden kann, besonders in einer Einrahmung, wie sie das Bild hier von dem bal Mabile, dort von den ekelhaften Orgien der hohen Gesellschaft erhält? Kann das für ein Werk deutschen Geistes gelten, das so vor uns tritt? Zu unserm Troste können wir diese Frage dreist verneinen und die Arbeit dahin weisen, wohin sie gehört, an die schmuzigen Ufer der Seine. Deutscher Geist begegnet uns nirgends in dieser Arbeit, und eine schwache Erinnerung daran, die sich etwa in der Mitte des Buchs findet, ist nur durch ihre französische Einseitigkeit und Uebertreibung in der That merkwürdig. Hier wird über die Liebe, selbst in ihrer Idealität, folgende Aeußerung angetroffen: „Und selbst diese erhabene, poetische, große und dichterwürdige Liebe — könnte man nicht auch sagen, daß sie den ausgeprägtesten Egoismus in sich trage? Nur ein Wesen lieben, sein ganzes Dasein an ein Gefühl knüpfen, ist es nicht eine Verletzung der Pflichten, die wir gegen die übrige Menschheit zu erfüllen haben? Die letzte Ursache jener poetischsten aller Illusionen, ist sie nicht der Egoismus?" Niederschlagend in der That, wenn dieser Satz volle Wahrheit enthielte! Tröstlich nur, daß es die Ordnung der Natur, das erhaltende Geheimniß in ihr, ihr eigenstes Gesetz es so will, ja daß ohne die Liebe auch wol die Menschenliebe nicht gedacht werden könnte.

Hiermit entlassen wir den Verfasser, der sich besinnen und künftig nicht in deutschen Werken undeutschen Geist niederschreiben möge.

2.

Die Lorettenliteratur.

Von jeher hat das weibliche Geschlecht in dem Leben der pariser Gesellschaft einen wichtigen Factor gebildet — die Galanterie der Franzosen ist ja weltbekannt; — von jeher haben sich auch die galanten Frauen, wie man sie zu nennen beliebt hat, einer besondern Beachtung zu erfreuen gehabt, und die Folge davon war, daß sie häufig zum Gegenstande der Literatur gemacht wurden. So entstanden denn, seitdem der französische Hof anfing das Beispiel eines sittenlosen Lebens zu geben, eine Menge von chroniques und mémoires de femmes galantes, die theils öffentlich, theils wol insgeheim gedruckt und verbreitet wurden; so haben galante Fürstinnen und Marquisen, die Maitressen der Könige und Prinzen, die Tänzerinnen der Oper und alle übrigen Arten von Anhängerinnen freier und käuflicher Liebe ihre Geschichtschreiber gefunden. Späterhin wurde das Grisettenleben von den Schriftstellern mit Vorliebe behandelt, und durch sie besonders ist es in den poetischen Nimbus gehüllt, den es für Deutsche wenigstens bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Wenn der Franzose über den Untergang dieser Lebensromantik klagt, mögen dabei wol noch andere Gründe obwalten.

Alle diese Erscheinungen treten aber in den Hintergrund gegen die Macht, welche die neueste Kaste der galanten Frauen, die Loretten, auf die Literatur und natürlich zunächst auf die Gesellschaft selbst ausübt. Kaum ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit dieses Amazonenvölkchen auftauchte und durch

ununterbrochene Eroberungen sein Terrain, das anfangs auf die Häuser in der Nachbarschaft der Kirche Notre dame de Lorette beschränkt war, auszubreiten anfing, und schon hat es das ganze elegante Paris überschwemmt, überall sich eingedrängt und so vor allem in die Literatur.

Zahllos sind die Schriften, in denen sie figuriren. Nicht allein daß sie in den meisten der neuern Romane, Vaudevilles und Dramen bald eine bedeutendere, bald eine untergeordnetere Rolle spielen, sie selbst und ihr Leben an und für sich sind Gegenstand der Schilderung geworden, wie z. B. in Arnould Frémy's „**Les maitresses parisiennes, scènes de la vie moderne**", wie ferner in so vielen Feuilletonartikeln der verschiedensten Journale, wie endlich überall, wo von Mabile, Ranelagh u. s. w., kurz wo vom pariser öffentlichen Leben, von pariser Vergnügungen die Rede ist.

Unter den Journalen waren in dieser Beziehung besonders bemerkenswerth die pariser „Fliegenden Blätter", ich meine das „Journal pour rire". Seit dem Ende des vorigen Jahres hat dies Journal unter den verschiedensten Titeln: „Scènes de la vie des Lorettes", „Les filles de marbre", „Le bal de l'opéra" u. s. w., eine fast ununterbrochene Reihe bildlicher Darstellungen im eleganten französischen Stile mit pikanten, meist dialogisirten Unterschriften gebracht und ist fast bei jedem Anlaß wieder darauf zurückgekommen, wo nur irgend vom pariser Leben die Rede war, ein Zeichen, wie tief dies Unwesen in das Innere der pariser Gesellschaft eingreift. Erst im Laufe dieses Jahrs brachte es wieder „Scènes du demi-monde" und schon vor längerer Zeit sogar eine sehr anziehend geschriebene Geschichte der Loretten, ihrer Eroberungen und ihrer Sprache, die, aus dem Jargon der verschiedensten Stände zusammengesetzt, ein buntes Gemisch origineller Ausdrücke ist. Ebenso haben die Brüder Edmont und Jules de Goncourt in ihrer Monographie „La Lorette" eine ziemlich humoristische Naturgeschichte dieser Wesen geliefert.

Der Grund für diesen bedeutenden Reichthum der Lorettenliteratur ist nicht, wie Mancher wol geneigt wäre zu thun, in der Schreibseligkeit unserer Zeit zu suchen, die überhaupt in vielen Beziehungen eine bloße Phrase ist — zu jeder Zeit hat man gern geschrieben, und besonders gern über pikante Dinge —; er liegt vielmehr in der Bedeutung, welche die Loretten im gesellschaftlichen Leben überhaupt gewonnen haben, eine Bedeutung, welche die ihrer Vorgängerinnen bedeutend übersteigt.

Die Maitressen der ältern Zeit, die wenigen berühmten der Könige ausgenommen, waren von der guten Gesellschaft verachtet und ausgeschlossen, der Liebhaber wahrte soviel als möglich sein Incognito, und was die Hauptsache war, die betreffenden Damen gehörten den verschiedensten Ständen an und bildeten keine geschlossene Classe für sich. Anders schon die Grisetten; sie aber waren auf die Studenten und Künstler, auf die weniger reichen Junggesellen angewiesen. Fleißig arbeitete die Grisette des Tags in ihrer Mansarde, und nur am Abend oder Sonntags hüpfte sie in einfacher Kleidung am Arme ihres ami oder mari den ersehnten gemeinsamen Vergnügungen zu. Manche Klagen über den Untergang dieser Romantik sind laut geworden, aber vergeblich; siegreich haben die Loretten über die Grisetten triumphirt, und die Mehrzahl der letztern ist in die Reihen der Sieger übergetreten. Aus der einfachen Mansardenbewohnerin ist die Inhaberin einer eleganten Wohnung geworden, der étudiant ist mit einem attaché d'ambassade, das einfache wollene oder baumwollene Kleid mit der Damastrobe vertauscht. Sie sind vornehm geworden diese Damen, haben sich sozusagen Bürgerrecht erworben und spielen überall die erste Rolle, besonders seitdem ihre Liebhaber das Incognito abgelegt haben und offen und frei mit ihnen verkehren, und seitdem Roqueplan die Taufe an ihnen vollzogen und durch den von ihm erfundenen Namen Lorettes das fatale femmes entretenues verdrängt hat. In alle Sphären der Gesellschaft, besonders in die höhern erstreckt sich ihr Einfluß, und die Brüder Goncourt nennen sie sogar die fünfte und zwar die mächtigste Staatsgewalt. Aus dieser ihrer Stellung erklärt sich zur Genüge der Einfluß, den sie, wie oben gezeigt, auf die Literatur ausüben.

Daß dem wirklich so sei, zeigt sich auch an den Rückwirkungen, die dies ganze Wesen auf die deutsche Literatur ausgeübt hat. Von den Uebersetzungen französischer Werke ganz zu schweigen, so haben sich auch deutsche Schriftsteller, die über Paris geschrieben, mit Vorliebe dieser Richtung zugewandt. In vielen von den zahlreich erschienenen Büchern, welche zur Orientirung der die pariser Ausstellung Besuchenden dienen sollten, ist dies Capitel keins der unbedeutendsten, und manche Correspondenten deutscher Zeitschriften verbreiten sich wiederholt über dies Thema. Soll ich ein Beispiel nennen, so ist wol das auffälligste Hans Wachenhusen, der in seinen Briefen an die „Vossische Zeitung" und an die „Berliner Feuerspritze", die auch zum Theil als selbständige Bücher („Das neue Paris", in Lorck's „Eisenbahn-Bibliothek", und „Paris und die Pariser. Ein humoristischer Fremdenführer") erschienen sind, immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommt und zwar in einer Weise, daß es ihm selbst auffällt und er sich dem Leser gegenüber entschuldigen zu müssen glaubt, was er denn dadurch thut, daß er sagt, es sei nicht seine Schuld, daß ihm überall, wo er sich hinwende, dies Leben entgegentrete. Auch er hat nach dem Vorbilde der Brüder Goncourt eine kleine Skizze „Die Lorette" herausgegeben, die sich, wie alle seine Schriften, durch gesunden Humor und lebensfrische Schilderung auszeichnet und das französische Schriftchen in jeder Beziehung überragt. *) Man sieht es den genannten Schriften an, und gelegentlich legt der Verfasser auch selbst das Bekenntniß ab, mit welchem Interesse er sich in dies Leben hineingestürzt, wie auch er sich den kühnen Eroberinnen gewissermaßen gefangen gegeben, die sich schon ganz Paris dienstbar gemacht haben.

Der Culminationspunkt dieser ganzen Literatur liegt nun aber im Drama, und die Spitze desselben ist „Le demi-monde" von A. Dumas Sohn. Dieser Schriftsteller hat sich in seinen drei berühmtesten oder berüchtigtsten Werken die Aufgabe gestellt, das pariser Leben nach dieser seiner liederlichen Seite hin zu schildern. Seine „Dame aux camélias" stellt uns ein gefallenes Weib dar, das von einer tiefen edeln Leidenschaft ergriffen, sein früheres Leben von sich zu werfen und vergessen zu machen sucht, an dem sich aber die alte Schuld rächt und es wieder zurückschleudert in seine frühere Sphäre und zugleich in Verzweiflung und Elend. Seine „Diane de Lys" eröffnet uns einen Blick in den tiefen Verfall des modernen ehelichen Lebens. „Le demi-monde" endlich zeigt uns eine anrüchige Dame, deren Streben, sich eine feste ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, an der Gewandtheit eines Mannes scheitert, dem ihr früheres Leben genau bekannt ist.

Die Kritik, besonders die deutsche, hat sich sehr schroff gegen diese Erzeugnisse ausgesprochen, und mit Recht, was ihren ästhetischen Werth betrifft; nur nach einer Seite hin scheint man mir Unrecht zu haben. Von gewisser Seite ist nämlich die Moralität des Stoffs gerügt und diese Rüge ganz besonders betont worden. Wie verkehrt! Hat man nicht zugestehen müssen, daß diese Schilderungen treue Spiegelbilder des modernen gesellschaftlichen Lebens seien, und ist es nicht eine Aufgabe des Romans sowol als ganz besonders der Bühne, der lebenden Welt den Spiegel vorzuhalten, in dem sie ihr Bild schauen kann? Wie konnte man also die Unsittlichkeit des Stoffs tadeln? Das Leben, in welches der Dichter hineingegriffen, war aber unsittlich, und er mußte es darstellen, wie er es fand. Warum nennt man nicht auch den Stoff der großen Verbrechertragödien Shakspeare's, „Macbeth" und „Ri-

*) Das Urtheil unsers Mitarbeiters Eduard Schmidt-Weißenfels über Wachenhusen's Schriften in Nr. 19 d. Bl. lautete nicht so günstig.
D. Red.

chard III.", warum nicht den der „Räuber" u. s. w. unsittlich, und warum will man dem heutigen Dichter gerade verwehren, das moderne Leben in seiner Verderbniß zum Gegenstand poetischer Darstellung zu machen?

Aber freilich! diese Darstellung ist es, die tadelnswerth ist. Hier zeigt es sich, wie wenig poetischen und sittlichen Gehalt der Dichter hat, wie wenig er sich über seine Zeit und die Gesellschaft, die er schildert, zu erheben vermag. Zwar findet sich ein sittlicher Grundgedanke in diesen Dichterwerken, aber er hat sie nicht durchdrungen, der Dichter verliert jeden Augenblick den Faden aus den Händen. So ist in der „Dame aux camélias" der leitende Gedanke, daß einmal verlorene Ehre durch Reue nicht wiedergewonnen werden könne, daß das frühere Leben sich rächt, indem es jeder Umkehr hemmend in den Weg tritt. Wo aber merkt man einen Zug dieses Grundgedankens, wenn der Verfasser den Schmuz des Lorettenlebens in seinen Einzelheiten mit sichtbarer Vorliebe schildert? Hier sieht man es deutlich, die einzelnen Scenen sind die Hauptsache, der einheitliche Gedanke ist nur hinangezwängt. Und in den beiden Dramen zeigt sich noch ein Abfall gegen den Roman, in ihnen finden wir einen solchen sittlichen Grundgedanken noch schwerer heraus.

In „Diane de Lys" ist die Hohlheit der modernen ehelichen Verhältnisse in manchen Scenen meisterhaft dargestellt; der Dichter scheint auch einen Anlauf zu einer sittlichen und poetischen Entwickelung des Dramas zu nehmen. Nachdem durch die Gleichgültigkeit ihres Gatten Diana zur Kokette geworden, faßt sie plötzlich eine ernsthafte Liebe; der Gemahl, der, durch Zwischenträger aufgestachelt, seine Ehre retten will, indem er dies Verhältniß hindert, findet nun auf einmal, daß das Gute, das er in der Ferne suchte, ihm so nahe lag, daß seine Gattin liebenswerth sei. Diesen Gedanken aber weiter durchzuführen, hat der Dichter nicht die Kraft; er bricht ab und löst am Ende den Knoten dadurch, daß er den armen Künstler, der in unsern Augen gar nicht so schuldig ist, da er nichts gethan hat als sich, unglücklicherweise ernsthaft, in eine Kokette zu verlieben, die ihm durch ihr früheres Leben einige Berechtigung dazu gegeben, daß er diesen von dem Gemahl erschießen läßt. Und Diana, die eigentlich Schuldige? und der Gemahl, der durch seine Gleichgültigkeit gegen die Gattin eigentlich alles Unglück herbeigeführt hat? Ueber sie sagt uns der Dichter nichts weiter.

Was ist nun der leitende Gedanke in „Le demi-monde"? Ist es, daß einfache Geradheit und Sinnestüchtigkeit den Sieg gegen alle listigen Ränke der Koketterie davonträgt? Aber das ist ja in dem Stücke gar nicht der Fall, der einfach tüchtige Charakter zeigt sich sogar als ein ziemlich beschränkter Verstand und würde bona fide ins Netz gehen, wenn nicht ein Mensch, der sich lange genug in jener Welt umhergetrieben, um sie genau zu kennen, ein Mensch, der, wie der Deutsche sagt, mit allen Hunden gehetzt ist, sich es zur Aufgabe gemacht hätte, ihn zu retten. Oder ist es der Gedanke, der jenen Herrn zu seinen Rettungsbestrebungen bewegt, daß nämlich eine Frau mit anrüchiger Vergangenheit nicht einen anständigen Menschen heirathen und somit nicht in anständige Gesellschaft eintreten dürfe? Dann käme das Stück in der Moral mit der „Dame aux camélias" überein. Oder ist es, wie die „Revue des deux mondes" will, der Gedanke, daß jener geistreiche Roué, der jene Halbwelt so gut kennt und so siegreich gegen ihre Intriguen gekämpft hat, endlich doch in ihren Schlingen gefangen wird, indem er ein junges Mädchen, das er aus diesen Kreisen retten will, plötzlich heirathet und mit ihr in diese Sphäre einzieht? Aus diesem Umstande, daß man so sehr nach dem leitenden Gedanken suchen muß und über denselben in Zweifel ist, ersieht man am klarsten, daß keiner oder nur ein sehr schwacher vorhanden ist, daß wir hier wirklich nichts haben als eine Reihe von Scenen, ein Daguerreotyp der pariser Gesellschaft, wie das „Athenaeum français" treffend sagt, ein täuschend ähnliches Porträt, dem aber die Weihe der Kunst, das geistige Leben fehlt. Darin liegt der Mangel.

Kaum hatte im Gymnase „Le demi-monde" volles Haus gemacht, so hatte bald darauf ein neues Stück von dem bekannten französischen Dramatiker Emile Augier einen ähnlichen Erfolg im Vaudeville. Der Stoff dieses Stücks „Le mariage d'Olympe" ist derselben Sphäre entnommen, wie der des „Demi monde"; während aber in letzterm alle Bestrebungen der Baronin d'Ange, einen Mann aus den höhern Ständen zu ehelichen, vereitelt werden, hat Olympe ihr Ziel erreicht. Sie ist Gräfin Puygiron, kann sich aber in ihrem neuen Verhältnisse von ihrem frühern Leben und ihren frühern Verbindungen nicht losmachen, die ihr überall hindernd in den Weg treten. Auch Emile Augier hat nicht vermocht, diese Verwickelungen wirklich dramatisch zu lösen, so glücklich auch sein Stoff gewählt ist; auch er nimmt zur Pistole seine Zuflucht, indem das Haupt der Familie Puygiron Olympe erschießt. Um auch auf diesem Felde die Rückwirkung auf die deutsche Literatur zu zeigen, weise ich nur auf das in Nr. 31 d. Bl. f. 1855 ausführlicher besprochene Drama „Der Tugendbund" hin.

Haben wir nun in allen genannten Stücken denselben Grundgedanken gefunden, der sich oft ohne großes Zuthun der Verfasser, vielleicht selbst gegen ihren Willen und darum schwach und unvollkommen ausspricht, doch immer aber ausspricht, so scheint man mir nicht ganz im Unrecht zu sein, wenn man im Gegensatz zu Denen, die diese Literatur von vornherein als unmoralisch verdammen, in derselben vielmehr eine Reaction gegen die Unsittlichkeit der höhern pariser Gesellschaft findet, eine Reaction, die freilich vorsichtig auftritt und sich in das Gewand des Leichtsinns selbst kleidet, die darum aber nicht minder wirken dürfte, wenn auch langsamer. Auch die französische Kritik neigt sich theilweis dieser Auffassung zu, wie sich aus einem Referat des schon obengenannten „Journal pour rire" über „Le mariage d'Olympe" ergibt, welches, nachdem es die Entwickelung und Lösung mittels des Pistolenschusses scharf getadelt, also schließt: „Wo würden wir hingerathen, wenn dieser Kreuzzug gegen die Loretten mit einer Bartholomäusnacht endigte? Es würde dies freilich kein massacre des innocents sein, aber muß am Ende nicht jeder Mensch leben?" Freier und deutlicher macht sich diese Reaction auf den untergeordnetern Volksbühnen geltend, auf denen pariser Theaterberichten zufolge jetzt Stücke mit Beifall gegeben werden, in denen das liederliche Leben unbarmherzig verspottet, wahrhafte Liebe und eheliche Treue dagegen gründlich belehrt werden. Dies Publicum liebt dick aufgetragene Farben, wo dem Gebildetern feine Pinselstriche genügen, und über allzu große Feinheit dieser Striche hat man sich ja auch bei Dumas und Consorten eben nicht zu beklagen.

Sehe ich eine solche Reaction in der dramatischen Literatur und auch im neuern Roman, wie die „Dame aux camélias" beweist, eine Reaction, die nicht blos direct gegen die Gesellschaft, sondern auch gegen einen Theil der frühern Literatur gerichtet ist, in der die Lüsternheit versteckter auftrat und mehr umblümt war, deren Gift aber darum umsomehr wirkte, so glaube ich dieselbe Tendenz auch in den humoristischen Schilderungen, die dies Thema behandeln, finden zu dürfen, obwol sich in ihnen der Natur dieser Schriften nach ein solcher Grundgedanke nicht so deutlich nachweisen läßt und ihnen daher von Manchem die moralische Berechtigung wol vollständig abgesprochen werden möchte. Auch sie stellen ja das Unwesen rücksichtslos in seiner ganzen Nacktheit hin.

---

*) Seit Abfassung des obenstehenden Artikels ist ein denselben Gegenstand behandelnder Aufsatz von Chamille de Chancel in der „Revue de Paris" erschienen mit der Ueberschrift: „La courtisane dans le théâtre contemporain." Der Verfasser gesteht darin, Männern wie Dumas, Augier und Barrière aus ihrer Vorliebe für galante Heldinnen keinen Vorwurf machen zu wollen, denn: „Nous avons le respect de la créature humaine; et la femme, notre soeur, même

Notiz.

Zwei Humoristen und zwei Probenummern.

Die Mittheilungen über Heine wollen noch immer kein Ende nehmen. Da liegt vor uns die Probenummer einer in Paris ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung. Gazette allemande de Paris", auf deren erster Seite wir sofort „Erinnerungen an Heinrich Heine" von J. Duesberg begegnen. Vielleicht wird man sich in künftigen Zeiten einmal mehr in der Stimmung fühlen, auch den eigentlichen Wohlthätern der Menschen, den gewissenhaften emsigen Arbeitern, den Vertretern und Musterbildern fruchtbringenden Fleißes, größere Beachtung zu schenken, als dies jetzt geschieht; für den Augenblick muß man sich noch damit begnügen lassen, von Heine zu lesen, wie er sich über seine Tadler ingrimmig ärgerte oder den Leuten, die ihn besuchten, Bonmots an den Kopf warf, die deshalb um so beißender und witziger sein konnten, weil sie zugleich impertinent waren und mit den gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit nichts zu thun hatten. J. Duesberg erzählt, daß, wenn Heine in den ersten Jahren seines pariser Aufenthalts in die deutsche Buchhandlung, Straße Vivienne, kam und hier die deutschen Blätter zur Hand nahm, sich in seinem Wesen eine sichtbare Beklemmenheit verrieth; seine Hände zitterten; er drückte sich in eine Ecke, las, was von seinen eigenen Arbeiten etwa darin stand, oder günstige Recensionen über ihn zwei mal durch, richtete sich nach dem ersten Durchlesen stolz in die Höhe, ergriff nach dem zweiten seinen Hut und ging zur Thüre hinaus, ohne Jemanden weiter zu grüßen oder anzusehen. Sagte er: „Die Blätter sind heute doch gar nicht interessant", so wußte man, daß der Name Heine nicht darin zu finden war. Hatte ihm aber irgendein Recensent eine Schlappe versetzt, so warf er das Blatt auf den Tisch und ging ein paar mal auf und ab „wie ein Tiger in seinem Käfig, wild vor sich hinknurrend. Plötzlich wie durch den Druck einer Feder, sank die ganze Gestalt in sich zusammen; er wurde ängstlich, freundlich, demüthig, zuthulich". Duesberg erzählt weiter: „Auf die leipziger «Blätter für literarische Unterhaltung» war er besonders erbost. «Da geht's zu wie in den sibirischen Bergwerken: die armen Teufel, die darin schanzen, verlieren ihre Namen; sie sind weiter nichts mehr als eine Ziffer. Aber ich kenne sie dennoch und sie sollen sich in Acht nehmen; und wenn ich mich aufrichte und die Mähne schüttele, so zerreiße ich sie.»" Wir glauben, daß wir, indem wir das seitdem von witzlosern Leuten als Heine öfter wiederholte und trivial gewordene Bonmot von den „sibirischen Bergwerken" hier in aller Gemüthsruhe abdrucken lassen, mehr Humor beweisen als Heine, da er seinem Aerger in dieser Weise Luft machte, die Mähne schüttelte und die Mitarbeiter an unsern Blättern zu zerreißen drohte. Zu dem Schriftsteller Loewe-Weimars äußerte er eines Tags: „Monsieur Loewe-Weimars, vous êtes logés comme une femme entretenue", und diese Impertinenz gibt Duesberg Gelegenheit, über das sybaritische Leben Loewe-Weimars', spätern Generalconsuls in Bagdad, zu sprechen, der Wagen, Pferde und natürlich auch Maitressen hielt und, als er eine reiche russische Fürstin heimgeführt hatte, für seine Verschwendungssucht und seinen Sybarismus gar keine Grenze mehr kannte. So bestellte er bei seinem Schneider einmal 16 Oberröcke auf einmal und ließ sich einen Reisewagen machen, der ihm zugleich als Bett, Arbeitszimmer, Bibliothek u. s. w. diente.

Da wir oben von einem deutschen Humoristen und von der Probenummer eines neuen Journals sprachen, so wollen wir noch von der Probenummer eines andern neuen Journals und noch einem andern deutschen Humoristen ein paar Worte sagen. Wir meinen „Ernst Heiter. Deutsche Sonntagszeitung", die von Adolf Glasbrenner, unter Beihülfe des Mitredacteurs C. Claudius, in Hamburg begründet worden ist. Wohl wissen wir, daß sich die Zukunft und die Bedeutung eines Blattes nach einer Probenummer nicht vorhersagen und bestimmen läßt, da sich ein Journal erst aus sich selbst entwickeln muß und die Beispiele, daß die ersten Nummern selbst mit bedeutenden Kräften ins Leben gesetzter und auch später zu großer Wirkung und Verbreitung gediehener Journale den Erwartungen nicht ganz entsprechen, viel häufiger sind als die Beispiele vom Gegentheil; soviel aber können wir schon nach dieser Probenummer versichern, daß dieses in großem Format erschienene Blatt an Mannichfaltigkeit der Mittheilungen in Deutschland wenig Rivalen haben dürfte. Politik, Wissenschaft und Literatur, Kunst und Theater sind in reichlichster Weise bedacht. Ein Originalbrief aus Berlin eröffnet den Festzug der Correspondenzen; eine hamburger Revue nimmt im Erdgeschoß die Stelle des Feuilletons ein, und ein beziehungsreiches Gedicht „Schwindel der Große", in dem man Glasbrenner's ernst-schalkhafte Feder sofort erkennt, bildet den Schluß des Hauptblattes. Das eigentlich komische und witzige Element ist in die Beilage „Der Tartar" verwiesen, welche telegraphische Depeschen, Räthsel und allerlei lustige Schnurren enthält. Diese Mischung von Scherz und Ernst ist im Grunde ein ganz neues Experiment, und es muß sich nun zeigen, wie das Publicum diese interessante Neuerung aufnehmen wird.

H. M.

Bibliographie.

Amara George, Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch **A. Kaufmann**. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Drobisch, T., Der moderne Olymp. Humoristische Mythologie. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Falk, J., Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göthe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Hesekiel, G., Compendium der Heraldik. Zum Selbstunterricht für Freunde der Wappenkunde zusammengestellt. Mit einem Vorworte von L. Freih. v. **Ledebur**. Mit 11 lithographirten Tafeln. Berlin, Rauh. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirschfeld, H. S., Untersuchungen über die Religion. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Körner, F., Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer beider christlicher Confessionen. Leipzig, Costenoble. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löffler, K., Das galante Berlin. 3te Auflage. Berlin, Artistische Anstalt. 16. 10 Ngr.

Maehly, J., Die Sängerfahrt. Novelle. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1857. 16. 7½ Ngr.

déchue, même flétrie, ne nous a jamais paru indigne de l'étude des poëtes." Aber er tadelt die Tendenz in einigen dieser Lorettenstücke, namentlich in „Demi-monde". Diesen selbstsüchtigen Männern vom Gepräge Olivier de Jalin's sei jedes aus den Salons ausgeschlossene Weib nur eine „pêche à quinze sous". Dahin müsse man arbeiten, das Weib in eine Lage zu bringen, daß es durch eigene Arbeit sich ein behagliches, wenigstens unabhängiges Leben begründen könne. Man solle doch nicht hart sein gegen arme Geschöpfe, die, wenn sie auch noch so angestrengt arbeiteten, kaum das Nothwendigste verdienten und ein monotones, freudeloses Dasein führen müßten, mitten in einer Welt der verlockendsten Genüsse; man solle doch nicht hart sein, wenn solche Geschöpfe der sie in allen Formen umschleichenden systematischen Verführung zum Opfer fielen. Chancel erwartet von einer in Gesetzen und Gewohnheiten sittlichern Zukunft in diesem Punkte Abhülfe. D. Red.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurde das 27. Bändchen und enthält:

Goethe. Eine biographische Schilderung von R. Prutz.

Die früher erschienenen sechsundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. G. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von W. Wachsmuth. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. W. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley. — 23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam. — 24. **Das Glas**, von J. R. Wagner. — 25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius. — 26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gramática sucinta del Idioma aleman. Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huebener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

!Nach 9 Monaten eine neue, die 3. Auflage!

Bei **Friedr. Ludw. Herbig** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vorräthig:

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. 1. und 2. Lieferung. Gr. 8. Eleg. geh. **Pränumerationspreis des ganzen Werkes in 6 Lieferungen, nur bis 30. Nov. gültig, 5 Thlr. 15 Ngr.; späterer Ladenpreis 6 Thlr. 20 Ngr.**

Auf dieses echte Nationalwerk, für dessen Vortrefflichkeit wol am besten die so schnell nöthig gewordene 3. Auflage Zeugniß gibt, erlauben wir uns das gebildete Publicum angelegentlichst hinzuweisen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**

Mit zwei Plänen. **Preis 10 Sgr.**

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernd von Guseck**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt, verdient die Schrift auch in weitern Kreisen gelesen zu werden.

Von Berlin nach Hamburg.

Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg.

Von **Ernst Willkomm.** **Preis 10 Sgr.**

Eine allen nach Hamburg Reisenden zu empfehlende Schrift, da der beliebte Novellist auch nach dem Urtheile der hamburger Blätter diese Stadt wahr und anziehend schildert. Besonders verdient die Schrift von allen über Berlin nach Hamburg Reisenden während der Eisenbahnfahrt sowie auch von den Besuchern Lübecks gelesen zu werden.

Die Thüringische Eisenbahn.

Von **Adolf Bock.** **Preis 10 Sgr.**

Der Verfasser hat in dieser allen Reisenden auf den Strecken Halle-Eisenach oder Leipzig-Eisenach als unterhaltende Lectüre während der Eisenbahnfahrt zu empfehlenden Schrift auf die Localgeschichte der berührten Städte, Schlösser, Burgen u. s. w. — unter denen wir nur folgende Namen nennen: Halle, Merseburg, Weißenfels, Naumburg, Kösen mit der Rudelsburg, Weimar, Gotha, Eisenach mit der Wartburg — besondern Fleiß verwendet und ein anschauliches frisches Bild der von der Thüringischen Eisenbahn durchschnittenen Gegenden geliefert.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 23. October 1856.

Westfälische Geschichten.

1. Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. Erster bis dritter Band. Münster, Theissing. Gr. 8. 6 Thlr. 25 Ngr. — Erster Band: Die münsterischen Chroniken des Mittelalters. Herausgegeben von J. Ficker. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band: Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Herausgegeben von C. A. Cornelius. 1854. 3 Thlr. Dritter Band: Die münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey. Herausgegeben von J. Janssen. Erste Abtheilung: Röchell's Chronik. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. Von A. Fahne. Erster bis dritter Band. Köln, Heberle. 8. 4 Thlr. 27½ Ngr. — Erster Band: Die Dortmunder Chronik mit Urkunden und Wappenabbildungen. 1854. 1 Thlr. 7½ Ngr. Zweiter Band: Urkundenbuch, erste Abtheilung. 1855. 2 Thlr. 10 Ngr. Dritter Band: Statutarrecht und Rechtsalterthümer. Mit einer Ansicht der Stadt. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Geschichte der Freireichsstadt Dortmund von B. Thiersch. Erster Theil: Innere Geschichte. Dortmund, Krüger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüte und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Von F. W. Barthold. Soest, Nasse. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Die Westfalen in Lübeck. Von A. Fahne. Köln, Heberle. 1855. 8. 20 Ngr.
6. Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus' Kriegszug durch das Bructererland. Eine Prüfung der bisherigen Ansichten. Von L. Reinking. Mit einer Karte. Warendorf, Schnell. 1855. Gr. 12. 12 Ngr.

Das vorstehende Verzeichniß von nicht weniger als sechs in der Hauptsache dem verflossenen Jahre angehörigen Schriften deutet auf eine lebhafte Thätigkeit für die Geschichte eines deutschen Volksstamms, der allerdings durch Eigenthümlichkeiten seiner Verfassungs-, Rechts- und Sittenverhältnisse solche Thätigkeit wol herausfodert, während andererseits freilich seine äußere Geschichte, d. h. seine Antheilnahme an den großen Begebenheiten des nationalen Ganzen, weit weniger Anregung dazu zu enthalten scheint. In der deutschen Entwickelung spielt Westfalen im Allgemeinen mehr eine passive als active Rolle, mit einer Ausnahme, und diese ist charakteristisch für Land und Volk, nämlich da, wo es sich um die Ausbildung des deutschen Privatrechts handelt. Denn mag man auch manche Parallele zwischen den ältesten Rechtsverhältnissen der westfälischen Städte und denen der großen Römercolonie am Niederrhein, der Stadt der Agrippina, ziehen können, mag insbesondere das alte Soest aus Köln, als der lebendigen Bewahrerin manchen Restes des Culturlebens und der gebildetern Sitten der Zeit der Römerherrschaft, gar Manches herübergeholt haben, was sich mit seinen Gesetzen und Einrichtungen verschmolz, im Allgemeinen kann man doch sagen, daß das westfälische Rechtsleben des frühern Mittelalters auf keinen fremden Ursprung deutet, daß es unabhängig aus der Quelle des Rechtsbewußtseins der Volksgemeinde geschöpft wurde. Daß dies westfälische Recht sich dann soweit, bis an die Küsten des Baltischen Meers, bis nach Wisby und Dorpat maßgebend zu machen wußte, findet seine Erklärung wol nicht allein in dem äußern Umstande früher Verbindung Westfalens mit dem Osten durch Handel, Hansa, Deutschen Orden. Es mußte als ein inneres Moment doch auch hinzukommen, daß jenes Recht aus einem wirklich tüchtigen, scharfen und klaren Rechtsbewußtsein, aus einem mächtigern und ergiebigern als das der andern deutschen Stämme hergeflossen war, sonst hätte man das westfälische Recht so allgemein nicht angenommen. Wir sehen also in dem Westfalenstamme vorzugsweise deutsche Rechtsnaturen, wie die Römer vorzugsweise Rechtsnaturen waren. Ließe sich aber in dieser Beziehung eine Parallele zwischen Westfalen und Römern ziehen, so hat jenen freilich desto mehr der unbezwingliche Expansionsdrang des welterobernden Volks gefehlt. Und damit kehren wir zu dem oben Gesagten zurück, zu der Passivität der Rolle, welche Westfalen in der Geschichte des nationalen Ganzen spielt.

Westfalen hat freilich Schwärme von Handeltreibenden, Seefahrern und Abenteurern genug ausgesandt, die Verhältnisse seiner geographischen Lage jedoch, jener ununterbrochene Bergwall, der es, vom bergischen Lande her gen

Osten laufend, dann von der hessischen Nachbarschaft her gen Nordwesten bis in die holländische Nachbarschaft streifend, umzieht, scheint es ziemlich abgeschlossen gehalten zu haben vom deutschen Reichsleben, wie ja auch die Bewegung der Reformation nur mit gebrochener Kraft diesen Bergwall überstieg und jenseit desselben im großen westfälischen Flachlandbusen sich nur stellenweise zu erhalten wußte, während diesseits alles Gebiet dem Protestantismus zufiel. Desto merkbarer ist dagegen der Einfluß gewesen, welchen das niederländische Nachbarvolk, von dem weder Berg- noch Wassergrenze es trennt, auf Westfalen geübt hat. Als hervortretendste Momente sind hier zunächst zu nennen: der Anstoß, den die Schule der windsheimer Congregation zu Deventer auf die gelehrten Westfalen übte, welche, wie Rudolf von Langen, R. Agricola, Heegius, Hermann von dem Busche u. s. w., so unendlich viel zur Restauration der classischen Studien in Deutschland beitrugen, und das Wiedertäuferwesen, welches, aus Holland und Friesland kommend, sich zur Entwickelung seiner tollsten Ausgeburten einen Schauplatz in Westfalen wählte. Weniger bekannt ist, daß Westfalen lange Jahre der Haupttummelplatz der Raubbanden der niederländischen Geusen war, deren Belästigungen es passiv und indolent ertrug, wie es früher auch ziemlich passiv sich von den großen Heereszügen hatte verwüsten lassen, welche in den Zeiten der fränkisch-salischen Kaiser über das Land hereinbrachen. Zur Vergeltung dafür kam den Niederlanden das Geschenk der Unabhängigkeit aus einer westfälischen Stadt zu — 1648 aus Münster.

In Uebereinstimmung mit dem Angeführten hat nun der Geschichtschreiber westfälischer Landestheile weit mehr die Aufgabe, zu schildern, Verhältnisse und Sitten zu beschreiben, Rechtsinstitute zu analysiren, als zu erzählen. Hierdurch erhalten die besten historischen Werke, welche wir über unser Land besitzen, alle so ziemlich denselben Charakter; von Möser's „Osnabrückischer Geschichte" bis auf Barthold's Gemälde des alten Soest herrscht in ihnen die Analyse der Verhältnisse vor, wenn sie nicht entweder nur Chroniken oder Urkundensammlungen sind. In Barthold's Werk ist dieser Charakter der Schilderung sogar so überwiegend, daß dasselbe für den nicht Fachgelehrten höchst ermüdend zu lesen ist.

Aber beginnen wir mit Nr. 1, der Sammlung der Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Es ist dies ein höchst anerkennenswerthes und mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeführtes Unternehmen, das vielen größern, reichern, für die deutsche Geschichte wichtigern Städten, resp. Landestheilen als Muster aufgestellt werden könnte. Der erste, von J. Ficker (jetzt Professor in Innsbruck) herausgegebene Band enthält sämmtliche noch erhaltene münsterische Chroniken des Mittelalters nach unedirten oder nur mangelhaft früher herausgegebenen Handschriften in niederdeutscher oder lateinischer Sprache. Der Hauptbestandtheil ist eine bis auf das Jahr 1424 hinabreichende Chronik, die der Bischof Florenz von Wevelinkhofen um jene Zeit zusammenstellen ließ; daran schließen sich, vom Jahre 1424 an, drei verschiedene an jene ältesten als Fortsetzungen anknüpfende Jahrbücher, welche zum Theil, wie die Arbeit Arnd Bevergern's, wieder mit Fortsetzungen versehen, bis auf die Wiedertäuferzeit und resp. einige Jahre weiter herabreichen (bis 1524 und 1557). Der Inhalt dieser Chroniken ist im Ganzen nicht von einer Wichtigkeit, welche über das nächste Interesse der Stadt und des Landes selbst, womit sie sich beschäftigen, hinausginge. Der Herausgeber räumt selbst ein, daß die münsterischen Ueberlieferungen weder als ungetrübte Quellen in die entlegenen Zeiten reichen, aus denen jede auch noch so dürftige Tradition von Werth ist, noch auch da, wo sie reichhaltiger und ungetrübt fließen, viel Ausbeute für die allgemeinern, über die nächsten Grenzen hinausreichenden Verhältnisse bieten. Sie werden nämlich erst da gleichzeitig, wo bei der allgemeinen Zerfahrenheit des Reichs das Leben der Nation sich zersplittert in engste Kreise concentrirte. Desto dankbarer ist dagegen diese Arbeit von dem Landeseingebornen entgegenzunehmen, da sie ihm ein genaueres Einsehen verstattet „in das Treiben der Geschlechter, welche vor ihm die Stätte bewohnten, die ihm als Heimat vor allen andern theuer sein muß". In den münsterischen Chroniken, die mit dem ersten, von Karl dem Großen eingesetzten Bischofe Ludger, aus friesischem Geschlechte, beginnen, tritt eigentlich aus dem Rahmen geringfügiger Ereignisse, welcher nur zuweilen in den Beziehungen auf die Kaisergewalt, auf den päpstlichen Stuhl oder die Metropolitanautorität der kölnischen Kirche eine weitere Perspective freiläßt, eine einzige Gestalt als durch ihren Charakter bedeutsam hervor. Dies ist Bischof Otto IV., ein geborener Graf von Hoja (1392—1424), ein mächtiger und streitbarer Herr, den man dreist neben jenen gewaltigen Mann Gottes, den kriegerischen Kuno von Falkenstein, den Erzbischof der trierischen und Provisor der mainzischen Kirche stellen darf, als Vertreter des ritterlichen Kirchenfürstenthums, das mehr in der Vertheidigung der Heerde mit dem Schwert als in der geistlichen Fürsorge für dieselbe seine Mission erblickte. Die Zeit der Regierung Otto's IV. ist durch eine lange Reihe von Kriegen und Fehden ausgefüllt, in welchen der tapfere Bischof das Gebiet des Stifts beträchtlich erweitert, den hartnäckigen Widerstand der Grafen von Solms und der alten Erbfeinde des Stifts, der Grafen von Tecklenburg, bricht und in schonungslosester Weise mit den Raubjunkern umspringt, deren Burgen, wo sich eine derselben erhebt, wo „ein steinernes Haus gezimmert wird", sofort von des Bischofs Streitkräften wieder niedergebrochen ist. So wurde denn in einer völlig aus den Fugen gegangenen Zeit, soweit der Krummstab von Münster reichte, Frieden und Sicherheit mit Energie aufrechterhalten. Aber viel Loblieder sind dem eisernen Bischof an seinem Grabe dennoch nicht gesungen. Der Chronist sagt:

Er dachte nicht, daß geschrieben steht: Suchet zuerst das Reich Gottes, und kam nimmer zu seiner Braut, der er mit dem bischöflichen Ringe angetraut war, nämlich seiner Kirche. er belastete das Land mit Schatzungen, seine Ritter und Knechte bedrückten die Unterthanen, seine Jäger und Hunde schlemmten

in den Häusern der Einwohner. Endlich starb er aus Ingrimm, daß nicht Alles nach seinem Willen ging, worüber er, in eine böse Leberkrankheit verfallen, sich abzehrte.

Wichtiger für die allgemeine deutsche Geschichte als dieser erste Band von Nr. 1 ist der zweite desselben Werks. Von C. A. Cornelius (jetzt Professor in Bonn) herausgegeben, umfaßt er die Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Nach einer ausführlichen Einleitung über die Quellen der Geschichte des münsterischen Aufruhrs enthält er zunächst einen sorgfältig redigirten Abdruck einer höchst wichtigen, auf der großherzoglich hessischen Bibliothek zu Darmstadt (eine andere ist in Meiningen) aufbewahrten Handschrift: „Meister Heinrich Gresbeck's Bericht von der Wiedertaufe." Dies Buch ergänzt in äußerst ausgiebiger Weise Das, was der bisherigen, sonst nicht armen Literatur über die Wiedertäufererscheinung durchaus fehlte, nämlich der Bericht eines Augenzeugen. Meister Gresbeck war in Münster geboren und seines Zeichens ein Schreiner, hatte aber als Landsknecht sich die Welt angesehen. Als die Bewegung in Münster ausbrach, kehrte er in seine Vaterstadt zum Schutz seiner Mutter, welche hier ein kleines eigenes Haus bewohnte, zurück und unterwarf sich der Wiedertaufe, um nicht von den Machthabern wieder aus der Stadt vertrieben zu werden. Funfzehn Monate lang nahm er dann theil an allen den wilden Ausgelassenheiten, deren Schauplatz die unglückliche Stadt wurde, freilich nur in einer passiven Zuschauerrolle, denn mit den Anführern und den Propheten selbst finden wir ihn nirgends in Berührung. Als die Belagerung eine täglich wachsende Hungersnoth hervorrief, entschloß Meister Gresbeck sich endlich zur Flucht und stahl sich in einer dunkeln Nacht von seinem Posten fort über den Stadtwall. Draußen aber fiel er, während ein ihn begleitender Landsknecht, Hans von der Langenstrate, glücklich entkam, den belagernden Kriegsleuten in die Hände. Wegen seiner Jugend verschont, gab er nun von seinem Gefängniß aus einen Plan zur Einnahme der Stadt an. Da der entkommene Langenstraten von Hamm aus den Leitern der Belagerung dieselben Anträge und Angaben machte, so wurden beide Gesellen confrontirt und dann ließ man nach ihrer Vorschrift die Vorbereitungen zur heimlichen Ersteigung der Stadtwälle und zur Ueberrumpelung machen. Die Ausführung gelang in bekannter Weise. Ueber die weitern Schicksale Gresbeck's ist dann wenig zu ermitteln gewesen; einen Lohn scheint er nicht erhalten zu haben; er wohnte später zu Osnabrück und erhielt in Rücksicht auf den geleisteten Dienst das kleine Haus seiner Mutter, welches sich unter den sequestrirten Wiedertäufergütern befand, von der Regierung zurückerstattet. Dieser Mann aus dem Volke nun, ein roher Landsknecht, ohne weitere Bildung als etwa eine Volksschule des 16. Jahrhunderts sie geben konnte, ist ein Memoirenschreiber von größter Lebendigkeit geworden, und was er aufgezeichnet hat, ist nicht nur durch das stoffliche Interesse, sondern auch durch Unmittelbarkeit und Frische der Schilderung, durch eigenthümlichen Mutterwitz und trockenen Humor ebenso beachtenswerth als Literaturdenkmal in niederdeutscher Sprache, wie wichtig als geschichtliche Quelle. Es ist ein Buch, das ganz aus dem Leben und dem Volke hervorgegangen, es ist eine Erzählung so frisch, als ob sie unmittelbar vom Mund zum Ohr gehalten worden — Wachtstubenabenteuer des 16. Jahrhunderts, die vor denen des 19. ebenso viel voraushaben, wie das soldatische Abenteurerleben jenes erstern vor dem Soldatenleben des letztern. Was jedoch die historische Bedeutung dieser Denkwürdigkeiten angeht, so darf sie auch nicht überschätzt werden. Gresbeck schildert das Wiedertäuferleben so drastisch und lebendig wie kein anderer Autor; seine Urtheile jedoch, seine Auffassung des ganzen Vorgangs ist nichts weniger als unbefangen; dem Kern der Sache, dem versteckten Geiste derselben kann er schon nach dem Stande seiner Bildung nicht gerecht werden. Den aufrichtigen Fanatismus begreift er nicht, und obwol er oft selbst erzählt, wie die Propheten für ihren Glauben in den Tod gehen, kommt er doch immer wieder auf die Versicherung zurück, es sei Alles Betrug und „Büserei" (Büberei) gewesen. Auch fehlt Gresbeck, wie man denken kann, aller weitere Blick auf die allgemeine Physiognomie der Zeit, mit welcher die Wiedertäuferbewegung in Münster im engsten Zusammenhange stand; er erblickt darin nur eine ganz abnorme, singuläre Erscheinung und ahnt nichts von der unermeßlichen Ausdehnung der chiliastischen Ideen im Zeitalter der Reformation. Desto größer ist dagegen seine Wichtigkeit für das Detail und die Herausgabe desselben hat wol zum Theil erst eine so treffliche Geschichte der Reformationsbewegung in Münster möglich gemacht, wie sie die eben erschienene erste Lieferung der „Geschichte der Wiedertäufer", aus der Feder desselben Gelehrten, welcher die Herausgabe dieses zweiten Bandes der „Geschichtsquellen des Bisthums Münster" besorgte, in Aussicht stellt.

Außer Meister Gresbeck's Bericht enthält dieser zweite Band von Nr. 1 noch eine Reihe wichtiger Actenstücke zur Geschichte der münsterischen Wiedertäufer, die theils noch ungedruckt waren, theils in kritisch vervollständigten Abdrücken gegeben sind; dann eine Chronik des von den Wiedertäufern hart mitgenommenen Klosters zum Niesink in Münster und endlich einen Abdruck der sogenannten münsterischen Apologie, eines Buchs, welches die Wiedertäufer zu ihrer Vertheidigung als „Bekentones des globens und lebens der gemein Criste zu Monster" kurz nach dem Beginn der Belagerung herausgaben und das viel dazu beiträgt, Schlaglichter auf eine Seite der Sache zu werfen, welche noch am wenigsten aufgehellt ist, nämlich auf das innere Leben der Sekte und den dogmatischen Gehalt derselben.

Vom dritten Bande unsers Werks ist jüngst die erste Abtheilung erschienen. Sie enthält die vom Jahre 1553 beginnende, bis auf das Jahr 1601 hinabgehende Chronik von Röchell, nebst Zusätzen dieses Annalisten zu den frühern Chroniken; die zweite Abtheilung wird zwei ähnliche Quellenschriftsteller, Stevermann und Corfey, ent-

halten. Von ihnen gilt ganz Das, was wir vom ersten Bande gesagt haben, sodaß das eigentlich literarische und wissenschaftliche allgemeine Interesse entschieden nach dem auch umfangreichsten zweiten Bande unsers Werks gravitirt.

Das unbedingte Lob, welches der gewissenhaften, gründlichen und sorgfältigen Ausführung der in Nr. 1 erwähnten Unternehmung gebührt, können wir Nr. 2 nicht spenden. Der Verfasser von „Die Graffschaft und freie Reichsstadt Dortmund" hat sicherlich ein verdienstvolles Werk in Angriff genommen, indem er eine Sammlung der Quellen der Geschichte der einzigen freien Reichsstadt in Westfalen begann (die herforder Reichsfreiheit bestand nur rechtlich unangefochten vom Reichskammergerichtsurtheil im Jahre 1631 bis zur Huldigung für den Großen Kurfürsten im Jahre 1647). Zur Ausführung scheint uns jedoch seine Kenntniß der westfälischen Geschichte und der alten Verhältnisse nicht ausgereicht zu haben, wozu sich denn noch große Flüchtigkeit der Arbeit gesellte. Fahne hat sich um die Genealogie von Rheinland und Westfalen Verdienste erworben, besonders durch seine große, in zwei Foliobänden herausgegebene „Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter" (Köln 1848), der eine „Geschichte der westfälischen Geschlechter" eben jetzt folgen wird; zwei Werke, welche schon um des Muthes willen, womit sie frischweg zustande gebracht sind, alle Anerkennung verdienen und von denen das ersterwähnte zwar nicht frei von vielen Irrthümern ist, sich jedoch mit Recht darauf berufen kann, daß es leichter ist, einzelne Misgriffe zu tadeln und Lücken nachzuweisen, als eine so weitschichtige Arbeit in einer im Ganzen befriedigenden Weise zustande zu bringen. Diese neue Arbeit über die Geschichte der Stadt Dortmund entbehrt jedoch jener kritischen Schärfe, welche die Geschichtschreibung oder besser Forschung unserer Tage auszeichnet. Schon auf den ersten Seiten des ersten Bandes, die sich uns ganz als eine eigene Bearbeitung der Geschichte geben, während wir hinterher erfahren, es sei blos eine Quellenherausgabe beabsichtigt, begegnen wir mehren mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochenen Aufstellungen, welche uns sehr stutzig machen müssen; z. B.: „Daher der Name Paderborn, der Badeborn", während es doch allbekannt, daß in Paderborn der Fluß Pader entspringt, was den Namen erklärt; „Wittekind schlug Karl's Heer am Berge Suntell; es blieben vier Fürsten und 20 Herren", eine Unterscheidung, die durchaus nicht in die karolingische Zeit gehört. Dann frappirt uns die Versicherung, Wittekind habe sich in seiner Burg an der Stelle des jetzigen mindener Doms von Karl belagern lassen, wofür es durchaus kein Beweismittel gibt, da der Zusammenhang des Doms zu Minden mit einer Burg Wittekind's, wie schon Hr. von Ledebur bewiesen hat, lediglich auf einer unglaubwürdigen Sage beruht. Die Angabe: „Um dieselbe Zeit (786) baute Karl der Große den Königshof vor Dortmund und setzte einen Grafen darin, dessen Graffschaft westlich von der Graffschaft Mark und östlich von dem Stift Essen begrenzt war", hätten wir gern durch die Gründe, worauf sie sich stützt, beglaubigt gesehen, und bemerken nur dazu, daß es damals noch keine Graffschaft Mark und kein Stift Essen gab, sowie daß das später sogenannte Gebiet der Mark nicht westlich von Dortmund, sondern östlich, das Stift Essen nicht östlich, sondern westlich lag. Solcher Misgriffe finden wir nun im Verfolg des Buchs nur zu viele, die in der seltsamen Behauptung gipfeln, Kaiser Otto III. habe dem Stift Essen den Ort Bruggihem (später Stadt Brügge) im Aringon (sic) und verschiedene dazu gehörige Güter im Gau Gudingen (Göttingen) geschenkt. Ein Hörigkeitsverhältniß zwischen Gütern bei Göttingen und dem niederländischen Brügge, dann zwischen diesem und Essen ist uns durchaus neu! Jedenfalls hätte Fahne sich fragen müssen, wie der sächsische Otto zu Besitzungen in Flandern gekommen. Wir kennen die Urkunde nicht, worauf sich die Angabe stützt; ist sie richtig, so kann sie nur von einem sächsischen Dominium Bruggihem, das im Gau Aringa, der an der Leine lag, reden (im hildesheimischen Amt Wiesenburg).

Abgesehen davon ist eine Arbeit, worin der Verfasser das Ergebniß seiner Studien über die Stadt Dortmund ganz in Form einer Chronik und sich einfach auf alte Zeitbücher stützend zusammengestellt hat, insofern anzuerkennen, als sie dem Bürger dieser Stadt ein populäres Geschichtsbuch über seine Heimat in die Hand gibt und zur Belebung historischen Sinnes dienen muß. Der Dortmunder wird darin mit Befriedigung finden, wie wehr- und mannhaft seine Väter gestritten, daß an ihren Mauern eine ganze mächtige Fürstenliga mit gewaltigen Streitkräften zerschellt (Belagerung von 1388); daß die Bürger der alten Tremonia niemals ihre Stadt erobert gesehen und daß sie unter die Zahl ihrer Mitbürger nicht allein die vier Haimonskinder rechnen dürfen, sondern sogar auch, daß es ein dortmunder Kind gewesen, so das Pulver erfunden! Nach der alten Stadtchronik von Detmar Mülher, welche Fahne seiner Zusammenstellung hauptsächlich zugrunde legte, war nämlich Barthold Schwarz von Dortmund gebürtig. Inwiefern freilich der Leser solchen Angaben unbedingt Glauben beimessen will, bleibt ihm überlassen und kann es seine Geneigtheit dazu nicht erhöhen, wenn er derartige Daten ohne ein Wort kritischer Untersuchung mitgetheilt findet, oder gar auf solche Spuren der Flüchtigkeit (des alten Chronisten oder des modernen Autors?) stößt, wie S. 78, wo ein gefangener Streithengst eines Ritters vier Goldgulden werth sein soll, während (S. 86) ein um dieselbe Zeit gefangener Hengst die für das Jahr 1389 unermeßliche Summe von 70 Goldgulden werth gewesen ist!

Dem Allem nach scheint uns, es wäre das Verdienst Fahne's um die Geschichte Dortmunds weit größer gewesen, wenn er, statt selbst nach alten und ungeprüften Zeitbüchern eine Chronik der Stadt zu geben, sich darauf beschränkt hätte, einen mit orientirenden Anmerkungen versehenen genauen Abdruck der wichtigsten Chroniken selbst zu veranstalten. Jetzt ist sein Buch ein Zwi-

terding zwischen einem solchen Abdruck und einer eigenen Geschichte. Dagegen hat unser Autor im zweiten Bande seines Werks an urkundlicher Mittheilung beinahe ein Uebriges gethan. Dieses Urkundenbuch, welches als „erste Abtheilung" bezeichnet wird, enthält aus dem dortmunder Stadtarchiv nicht weniger als 300 chronologisch geordnete Diplome von 1180, resp. 1280 an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinab, sodaß nun, wenn man das hier Gegebene durch die Urkunden Dortmunds, welche Lacomblet's großes niederrheinisches Urkundenbuch enthält, ergänzt, ein reiches Material für die Geschichte dieser Stadt vorliegt, umsomehr, als Fahne in seinem dritten Bande unter dem besondern Titel „Statutarrecht und Rechtsalterthümer der freien Reichsstadt Dortmund" auch noch einen genauern Abdruck des zuerst von J. C. H. Dreyer in seinen „Nebenstunden" im Jahre 1768 veröffentlichten Stadtrechts von Dortmund, wie es der Rath dieser Stadt 1275 an Dorpat mittheilte, bringt und dem alle irgend erheblichen Denkmale der gesetzgeberischen Thätigkeit der Regierungsgewalt des reichsfreien Gemeinwesens bis auf die letzten Zeiten beifügt, wobei eine kurze Nachricht über die vormalige dortmunder Verfassung voraufgesandt wird und eine kurze Skizze des Femgerichtsverfahrens den Schluß bildet. Das Wichtigste und Wesentlichste, was aus allen diesen Mittheilungen erhellt, welche einen so umfassenden Blick in die städtischen Verfassungsverhältnisse, die Rechtszustände und das Feminstitut (der Graf und der Rath von Dortmund waren bekanntlich Stuhlherren über des hilgen Rykes hemelike Kamer, den obersten Freistuhl auf rother Erde) gewähren, das Wesentlichste ist das allgemeine Ergebniß, daß Dortmund jedenfalls als eine Hauptverbreiterin und Pflegerin des sächsischen Rechts zu betrachten ist, wie denn Herford, Minden, Paderborn, Höxter, Dorpat und zahlreiche andere Städte im Osten von Dortmund ihre Rechtsnormen erhielten, und daß diese Stadt für mittelalterliches deutsches Verfassungswesen etwas wie eine typische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, wenn auch nicht, wie Fahne behauptet (II, 11), ihr Senat die Consultations- und Appellationsbehörde für das sächsische Gebiet zwischen Ruhr und Weser bildete; wandte doch Dortmund selbst sich an Soest als Oberhof, wie das bei Wigand („Archiv", V, 4, 45) und in Barthold's „Soest", S. 94, gezeigt ist.

Die „Geschichte der Freireichsstadt Dortmund" (Nr. 3) von Bernhard Thiersch muß leider ein unvollendeter Anfang bleiben, da der Tod den Verfasser der Ausführung seiner Arbeit entzogen hat. Dies ist in hohem Grade zu bedauern, weil der vorliegende erste Band sich nicht weniger durch lichtvolle Klarheit der Darstellung als durch die, wir möchten sagen, geniale Hand auszeichnet, welche hier das Wichtigste und Wesentlichste allein hervorhebt und nicht mit einer Fülle von Detail den Leser belastet, das zu keinerlei principiellen oder allgemeinern Schlußfolgerungen dienen kann. Thiersch beginnt mit der Schilderung der Stadt und ihrer Umgebungen, insofern diese historische Beziehungen haben, und theilt dann die „innere Geschichte der Stadt" in vier Paragraphen, welche die Verfassung nach den zwei durch die demokratische Umwälzung vom Jahre 1400 geschiedenen Perioden, die Verwaltung, die Gerichtsverfassung, endlich das Münzwesen und die Finanzen, die Beziehungen zur Hansa, die Gildenverhältnisse und die Lage der Juden zum Gegenstande haben. Angehängt sind das (unechte) Diplom Karl's des Großen, die Privilegien Friedrich's II. und Ludwig's IV. (auch Fahne hat sie in seinem „Urkundenbuch"), die Statuten und Willküren Dortmunds (und zwar in einer Recension, welche von dem Abdruck bei Fahne, Band III von Nr. 2, sehr verschieden ist und uns unbedenklich den Vorzug zu haben scheint), endlich mehre andere denkwürdige Actenstücke, z. B. die interessante Rathsstubenordnung vom Jahre 1724, welche einen Einblick in die Verhandlungsart und den Geschäftsgang solch einer souveränen Stadtbehörde verstattet. Aus dem dritten Paragraphen heben wir besonders das zweite Capitel hervor, welches ein anziehendes, durchaus klares und allgemein verständliches Bild vom Femgerichtswesen gibt, einem Institute, dessen letztes Denkmal bekanntlich jener „Freistuhl unter den Linden auf dem Königshofe" ist, der bei Dortmund neben dem Köln-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahnhof noch heute mit Steintisch und Bänken unter einer absterbenden Linde zu sehen ist; auch hat sich an dieser Dingstätte bis zum Jahre 1803 ein sogenanntes Freistuhlsgericht, welches vier mal im Jahre als „Wroge"- oder Polizeigericht für die Landgemeinden des städtischen Gebiets mit Freigrafen, Beisitzern und Frohnboten gehalten wurde, fortgesetzt. Ein von Thiersch mitgetheilter Femgerichtsfall (den auch Fahne und zwar vollständiger aufgenommen hat) ergänzt das Bild des Ganzen, das wir demnach Allen empfehlen können, welche ohne genauere Kenntniß des germanischen Rechtsverfahrens sich über das denkwürdige, aber so oft gänzlich falsch aufgefaßte Institut belehren wollen. Die vielfachen Erklärungen des Worts Feme oder Vehme hat der Verfasser mit einer neuen vermehrt. Er leitet es ab von vimen, d. i. die wyt oder wyd, Weide, der aus Weidenruthen geflochtene Strick, den der Freigraf als Symbol seiner Gewalt über Leib und Leben vor sich auf dem Tische liegen hatte. Uns scheint aber, wenn auch allerdings das Femgericht als Todesstrafe nur die wyd oder den Strick kannte, die Identität von wimen und wyd sehr fraglich.

Das niederdeutsche Idiom kennt allerdings den Ausdruck Wimen, aber er bezeichnet in der Höhe oben an der Decke angebrachte Balken, woran Wintervorräthe aufgehängt werden; auch „Hühnerwimen" kommt vor für die Querstangen in den Geflügelställen; danach wäre Wimen soviel wie Querbalken und soviel wie Galgen; Wimen- oder Vemgericht ist danach Galgengericht; eine Aufstellung, womit wir unsererseits die bisherigen zahllosen Conjecturen um eine vermehrt zu haben den Ruhm in Anspruch nehmen!

Das Femgericht, das Rechtswesen überhaupt ist übri-

gens so ziemlich das Einzige, was die Geschichte von Dortmund Eigenthümliches hat: alles Andere, dessen genetische Entwickelung wir in Fahne's und Thiersch's Büchern verfolgen können, ist in völliger Uebereinstimmung mit dem Verfassungsgange und den Lebensformen, welche sich in den andern deutschen Gemeinwesen der Vorzeit geltend machten. Entstehung auf Grund und Boden eines königlichen Dominiums; ein Graf als Verwalter des letztern, die königlichen Rechte und die reservirte Jurisdiction ausübend, anfangs selbst, dann durch einen Reichsschultheiß. Mit diesem Grafenamt waren in Dortmund lange die Grafen von der Mark, mit dem Schultheißenamt die Patricier von Wickede belehnt. In der nach und nach zu einer Stadt sich heranbildenden Gemeinde bemächtigen sich die Nachkommen der ursprünglichen Hofesbesitzer ausschließlich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; die große demokratische Bewegung des 14. Jahrhunderts, welche beinahe alle deutschen Städte erschütterte, entsetzt diese „Reichsleute", „Erben" oder Geschlechter auch hier ihrer Prärogative. Die Gemeinde erstarkt allmälig so, daß sie dem Vertreter der königlichen Interessen über den Kopf wächst und ihn auskauft: Dortmund kauft erst (1343) für 1395 Mark die Hälfte der Grafschaft von Konrad von Lindenhorst, dem Grafen von Dortmund, dann von seinen Nachkommen das Erbrecht auf die zweite Hälfte und läßt sich 1504, nach dem Aussterben des Geschlechts, vom Kaiser damit belehnen, ganz ähnlich wie in so vielen Reichsstädten die kaiserliche Schultheißengewalt an die Stadt selbst übergeht, z. B. in Frankfurt, wo der Magistrat unter Kaiser Ludwig dem Baier durch Siegfried zum Paradies das verpfändete Schultheißenamt an sich kaufte und so seine reichsstädtische Selbständigkeit gründete. Bündnisse, Fehden, Hansaverhandlungen, innere Unruhen infolge der Reformation, welche sich siegreich in unserer Stadt zu erhalten weiß, das sind die andern Gegenstände, welche die Blätter ihrer Zeitbücher füllen, ohne von großen Ereignissen von allgemeiner Tragweite unterbrochen zu werden.

Mehr Stoff zur Schilderung particulärer Verhältnisse als Dortmund bot die merkwürdige Stadt Soest, die Capitale der Engern, deren Ursprung, Blüte und Niedergang in Nr. 4 F. W. Barthold darzustellen übernommen hat. Hier treten die eigenthümliche Entstehungsart, die Beziehungen zu altwestfälischen Rechtsinstituten (es gab schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein geschriebenes soester Statutarrecht), zur Hansa, zu der kaiserlichen und resp. Herzogsgewalt (der kölnischen Kirche) weit prononcirter auf, und dazu bildet das ganze eigenthümlich verschlungene kirchliche und politische Verhältniß der Stadt, die nicht freie Reichs-, nicht Landstadt ist, etwas Abweichendes. Obendrein ist Soest in culturhistorischer Beziehung durch seine Sitten, seine engen Beziehungen zum baltischen Handel, seine Kirchenbauten und andere Kunstdenkmale wichtiger als Dortmund, und in seine Geschichte flicht sich die denkwürdige große Episode der „Soester Fehde". Auch das ist eine Eigenthümlichkeit von Soest, daß es nie ein ausschließlich aristokratisches Regiment besaß. Alles Erwähnte ist von Barthold mit einer überaus reichen und fleißigen Detailmalerei geschildert, mit einem Wissen und gelehrten Apparate, die nichts zu wünschen übrig lassen. Aber das Buch hat zwei Fehler; es ist erstens von einem Autor geschrieben, der die Stadt, welche er beschreibt, persönlich wenig kennt und deshalb dem Einheimischen auch das anziehende Element einer eigentlichen Ortsgeschichte in anschaulicher Darstellung nicht zu bieten weiß; und zweitens ist der reiche Stoff durchaus nicht gegliedert. Darin nachzuschlagen, zu suchen, über einzelne Partien sich Raths zu erholen, ist deshalb ebenso mühsam (Register und Inhaltsverzeichniß fehlen) als das Buch zu durchlesen. Und doch hat der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, mit Rücksicht darauf geschrieben, was der größern deutschen Lesewelt Interesse geboten. Diese, fürchten wir, wird mit uns lebhaft bedauern, daß der ganze Stoff nicht mit einigem Geschicke für Composition organisirt ist, daß, was zur Kunst-, was zur Sitten-, was zur Rechts- und was zur äußern Geschichte gehört, sich nicht übersichtlich auseinander scheidet, sondern daß Alles sich durcheinander drängt. Im Uebrigen hat Barthold's Buch unbezweifelt den großen Vorzug, daß es überall die universell gebildete Intelligenz verräth, deren Blick sich stets auf den weiten Horizont des Allgemeinen gerichtet hält und aus dem Mikrokosmos einer westfälischen Stadtgeschichte immer den Makrokosmos der gesammten nationalen Geschichte durchschimmern läßt. Die letzten Jahrhunderte, besonders das 18., sind zu kurz behandelt gegen die breite Ausführlichkeit der Darstellung der ältern Epochen. Der Verfasser entschuldigt das durch „ungünstige Verhältnisse"; diese scheinen überhaupt über dem Buche gewaltet zu haben und die Rücksicht auf Raumersparniß so gebieterisch gewesen zu sein, daß nicht allein an irgendeine Urkundenmittheilung nicht zu denken war, sondern daß auch gegen das Ende hin, im dritten Buche, die Quellen nicht mehr unter dem Texte genannt werden durften. Bei einem doch wesentlich nur für Fachgelehrte genießbaren Buche ist das doppelt zu bedauern.

Auf das Einzelne können wir hier nicht eingehen, wir erwähnen nur der von Barthold sehr klar auseinandergesetzten ganz singulären Entstehungsart der Stadt Soest. Während die geschichtlichen deutschen Städte sämmtlich entweder aus römischen Municipien oder Colonien, oder aus und auf königlichen Höfen und Pfalzen, oder um Klöster und Bischofsitze, oder endlich aus Grenzfesten und aus natürlichen Stapelplätzen des Handels hervorgingen, verdankt Soest lediglich sich selbst seinen Ursprung, unbegünstigt von irgendeiner Fürstengewalt oder von den Vortheilen eines Stroms oder zweier sich kreuzender Heerstraßen. Von altersgrauer Zeit her die Ansiedlung heidnischer Bauern, hat es sich, blos von einem Boden, den ungewöhnliche Fruchtbarkeit auszeichnet, begünstigt, ganz allein zum reichen, mächtigen, für Hansa- und Rechtsverhältnisse maßgebenden Gemeinwesen hinaufgearbeitet, und Niemand weiß deshalb auch

sein Alter anzugeben oder zu ermessen. Nur das thüringische Erfurt, welches der Apostel Bonifacius schon 719 als eine urbs paganorum rusticorum vorfand, bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Wenn jedoch Barthold dieses Verdienst der Selbstentwickelung von Soest um so höher schätzt, weil es „von schiffbaren Flüssen durch weite Strecken abgesperrt, an winzigem Bächlein kaum einer Walkmühle mächtig" gewesen, so übersieht er, daß die Stadt nicht allein die Vortheile ihrer üppigen „Börde" hatte, sondern auch, wie das schon Kohl in seinem „Der Rhein" (Leipzig 1851) bemerkt hat, in der Mitte derjenigen beiden Lippe- und Ruhrpunkte lag, von denen an diese Flüsse seit alter Zeit, wenn auch nur mit kleinen Böten befahren wurden, in der Mitte zwischen Lippstadt und Neheim. Und was Soests Beziehungen zum baltischen Handel, den es so schwungreich betrieb, ohne durch eine Wasserstraße dahin begünstigt zu sein, angeht, so folgte es hierin nur der allgemeinen „Strömung der Zeit", die Dortmund, Münster, Köln und andere Städte auf dem weiten Landwege dahin führte, ohne daß Soest gerade den Ruhm der muthigen Initiative urkundlich in Anspruch nehmen könnte.

Nr. 5 ist ein Ergebniß der Nachforschungen Fahne's zum Behuf seiner in Aussicht gestellten und oben schon erwähnten „Geschichte der westfälischen Geschlechter". Bei dem engen Zusammenhang Westfalens mit den Colonien im Osten, namentlich in den Ostseeprovinzen, wo Westfalen dem Deutschen Orden bekanntlich die namhafteste Anzahl seiner Streiter und Brüder gestellt hat, war eine Durchforschung der Archive in jenen Gegenden nicht zu umgehen. In der lübecker Stadtbibliothek fand nun der Herausgeber bei dieser Gelegenheit eine noch ungedruckte Schrift des für die lübecker Geschichte einst so thätigen Pastors Jakob von Melle (geboren 1659 in Lübeck, aus einer westfälischen eingewanderten Familie), mit dem Titel: „Die in Lübeck wohlaufgenommenen Westfalinger." Diese Zusammenstellung des zahlreichen Contingents, welches Westfalen der Bevölkerung Lübecks gestellt hat, ist für das letztere ebenso wol wie für Westfalen von großem Interesse und beide können für die Herausgabe nur dankbar sein. Das Ganze ist nicht eine bloße Nomenclatur, sondern behufs genealogischer Nachforschungen um so wichtiger, als schätzbare biographische Nachrichten über die bedeutendsten darin aufgeführten westfälischen Lübecker, die sich als Bischöfe und Domherren, als Rathspersonen und Bürgermeister, als Superintendenten und Prediger, als Medici oder als Kaufherren irgend hervorgethan oder Stiftungen in Lübeck gemacht haben, hinzugefügt sind. So erhalten wir z. B. daraus Nachweise über die Herkunft jenes Bürgermeisters Hermann von Plönies, der während der Wullenwever'schen Episode in Lübeck eine so wichtige Rolle spielte (vgl. Waitz, „Lübeck unter Jürgen Wullenwever", Berlin 1855, I, 79 und anderwärts). Wir erfahren hier, daß ein Hermann Plönies von Münster nach Lübeck eingewandert, 1480 zu Gunsten lübecker Armen testirt hat (S. 159), sodann, daß der Bürgermeister Plönies (wol des Vorhergehenden Neffe), ebenfalls aus Münster gebürtig, 1522 zuerst zu Rath gewählt, 1529 zur Bürgermeisterwürde gelangt, während der Unruhen 1531 aus der Stadt flüchtig geworden, zwei Jahre später, 1533, in seinem Vaterlande Münster mit Tode abgegangen sei, nachdem ihm Karl V. sein Geschlechtswappen bei Erhebung in den Ritterstand mit einem weißen zweiköpfigen Adler (wie die Familie, jetzt im Großherzogthum Hessen blühend, ihn noch führt) vermehrt habe.

Wir kommen zu unserer letzten Schrift, welche sich ein wahres Verdienst um eine so oft ventilirte und so verschieden in einer Menge zerstreuter Abhandlungen und Aufsätze beantwortete Frage erwirbt. Der Verfasser unserer kleinen Schrift hat nämlich die abweichenden Ansichten der einzelnen Historiker, wie J. Möser, Clostermeyer, Giefers u. A., über den Ort der Hermannsschlacht und über die Richtung, welche des Germanicus Kriegszug durch das Bructererland genommen, zu einem klaren, überschaulichen Referat zusammengestellt, dem er sodann sein eigenes wohlbegründetes und mit großer Umsicht motivirtes Votum folgen läßt. Wir unsererseits räumen gern ein, daß wir mit diesem Votum völlig einverstanden sind. Namentlich scheint uns unwiderleglich, daß der von den Germanen bedrängte Heerzug des Varus sich nicht in der von Justus Möser und Giefers (in der „Zeitschrift" des westfälischen Vereins für vaterländische Geschichte, Neue Folge, V, 329) angenommenen Richtung von der Operationsbasis der römischen Heere am Rhein immer weiter fort in die deutschen Urwälder hinein bewegte, sondern daß Varus sich auf dem Marsch wider in seinem Rücken empörte Völkerschaften, die seine Communicationslinie mit dem Rheine bedrohten, befand. Den dafür von Reinking entwickelten Gründen ließe sich noch hinzufügen: der von den Deutschen angezettelte Aufruhr, welcher den römischen Feldherrn verlocken sollte, mußte in seinem Rücken oder wenigstens in einer Gegend ausbrechen, von wo seine Rückzugslinie bedroht war; durch eine in einer andern Gegend, weit vor ihm ausbrechende Bewegung hätte er sich nämlich schwerlich bewegen lassen, im Herbst, mit seinem ganzen Troß von Weibern und Kindern, einen Kriegszug zu unternehmen! Ferner scheint uns ebenso klar ausgemacht, daß die Hypothese Clostermeyer's unhaltbar ist, der mit Hülfe von einer unglücklichen Anzahl von „wahrscheinlich", „gewiß", „vielleicht", „sicherlich" herausgebracht hat, daß die Vernichtung der römischen Legionen stattfand bei der Grotenburg, jener Höhe in der Nachbarschaft Detmolds, die zur Stunde den Sockel des projectirten Hermannsdenkmals trägt. Clostermeyer hatte sich hauptsächlich darauf gestützt, daß die Grotenburg nach „klaren archivalischen Nachrichten" noch im 16. Jahrhundert „Der Teut" genannt worden, die Grotenburg also die eigentliche von Tacitus genannte Teutoburg sei. Eigenthümlicherweise hat jedoch der lippesche Archivrath von diesen archivalischen Nachrichten keine einzige je abdrucken lassen! Das Schlachtfeld ist

ohne allen Zweifel dem Rheine weit näher zu suchen, schon aus dem einen einfachen Grunde, weil wir die Nachricht des Dio Cassius haben: dem Rest der geschlagenen Legionen sei der Legat Asprenas, der doch wol am Rhein, in Castra vetera stand, zu Hülfe gekommen. Dies wäre gar nicht möglich gewesen, wenn die Botschaft von der Niederlage den weiten Weg von der Gegend von Delmold zum Rhein hätte machen müssen, auch vorausgesetzt, Asprenas hätte nach erhaltener Kunde in derselben Stunde noch seine Truppen streitfertig ausrücken und den weiten Marsch antreten lassen können, um den Geschlagenen Hülfe zu bringen. Was entscheidend dafür spricht, daß das Castell Aliso in der Nähe von Hamm zu suchen, die Stätte der Varianischen Niederlage aber in der Höhengegend, die sich zwischen Lippstadt und Hamm auf dem rechten Ufer der Lippe erstreckt, das ist von unserm Autor klar und lichtvoll entwickelt. Diese Höhengegend nennt er den „Teutoburgerwald", der, einmal von Tacitus angeführt, weder bei diesem noch bei irgendeinem andern Schriftsteller je wieder auftaucht, bis ihn die neuere Zeit mit ihrer Vorliebe für poetische Namenanklänge dem Osning beigelegt hat, wie sie die Weserscharte weder richtig bezeichnend noch deutsch Porta Westphalica nannte. So hat man auch bereits in alter Zeit die Quellen verstanden; schon in einem 1540 erschienenen Werke des Johannes Cuspinianus ist die Lage des Teutoburgerwaldes übereinstimmend mit Reinking's Ansicht angegeben und in dem 1649 herausgegebenen Atlas von Janson findet sich bei der an der Nordseite jener Höhen liegenden Stadt Beckum bemerkt: „Circa hos saltus periisse videtur Q. Varus cum tribus legionibus." Damit stimmt auch der bekannte Grupen (1764) überein. Seitdem ist die Frage durch die patriotische Hermeneutik der einzelnen Schriftsteller, die das Schlachtfeld jedesmal sich möglichst dicht vor ihre eigene Thüre verlegten, so grenzenlos verwirrt und falsch behandelt worden. Ganz bis zu mathematischer Gewißheit läßt sie sich freilich nicht lösen, weil die Quellen keine bestimmte Andeutung darüber enthalten, wo denn eigentlich Varus stand, als er wider die empörten Germanen ausrückte; was aber zur Aufhellung der alten Controverse geschehen kann, das ist hier in dieser Schrift von Reinking gethan, und wir können nur wünschen, daß damit ein Abschluß gegeben sei.

Levin Schücking.

Ueber das Leben der Seele.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus. Erster Band. Berlin, Schindler. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben der Seele? Also lebt sie noch? So werden beim Titel dieses Buchs Manche von Denen fragen, die sie todtgeschlagen zu haben glauben. Ja, sie lebt noch, wird hoffentlich auch noch eine gute Weile fortleben und Denen, die an sie glauben und sich gern mit ihr beschäftigen, erlauben, immer tiefere Blicke in ihr zwar geheimnißvolles, aber nicht unenthüllbares Leben und Weben zu thun. Das vorliegende Buch, das sich als der erste Band eines nach und nach die ganze Psychologie umfassenden Werks ankündigt, darf als werthvoller, gediegener Beitrag hierzu begrüßt werden. Die Aufgabe, die sich der Verfasser desselben gestellt hat, ist eine doppelte: einerseits selbständige Forschung auf dem Gebiete psychologischer Wissenschaft, andererseits Verbreitung psychologischer Bildung in weitern Kreisen. Um diesem Doppelzweck zu genügen, hat er seinem Werke folgenden Plan zugrunde gelegt. Dasselbe soll die Psychologie, die er als „das edlere, wissenschaftlich gewordene Selbstbewußtsein der Menschheit" faßt, die Erscheinungen und Gesetze, die Thatsachen und Ursachen des Seelenlebens zur Erkenntniß und zum Verständniß bringen, jedoch nicht vermittels einer abstracten Darstellung allgemeiner psychologischer Theorien, nicht durch Aufzählung und systematische Zusammenstellung der allgemeinen Gesetze von vornherein, sondern vielmehr dadurch, daß je eine einzelne Richtung des concreten geistigen Lebens, in denen offenbar nicht blos ein, sondern mehre Principien zur Erscheinung und Anwendung kommen, zum Gegenstande einer abgesonderten Betrachtung gemacht, in die darin waltenden psychischen Elemente zerlegt und auf die betreffenden Gesetze und Principien zurückgeführt wird. Vom wissenschaftlichen Standpunkte kann man vielleicht über diese monographische Einkleidung Bedenken erheben. Die Hauptaufgabe der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, besteht ja offenbar gerade darin, die Einheit und den innern Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen zu entdecken und nachzuweisen und Alles aus einem allgemeinen Grundprincip abzuleiten. Dies aber ist in Einzelabhandlungen kaum möglich, weil das Wesentliche und Charakteristische monographischer Darstellung gerade in einer besonders genauen Darlegung des Details besteht und eine tiefer eingehende Bezugnahme auf das Allgemeine nicht wohl zuläßt. In diesen Bedenken liegt viel Wahres, dennoch halten wir sie nicht für so allein maßgebend, daß sie nicht von einem Autor, der seines Stoffs von vornherein vollkommen Herr ist und in sich selbst über den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen zu voller Klarheit gelangt ist, nicht allein ohne Gefährdung, sondern sogar zum Vortheil der Wissenschaft beseitigt werden dürften; denn sobald der Autor auf diesem Standpunkte steht, wird er mit Leichtigkeit nicht blos das Wesen und die Elemente des jedesmaligen Objects darlegen, sondern auch die Fäden nachweisen können, wodurch dies Object mit allen übrigen Lebens- und Daseinssphären in Beziehung steht.

Dieser Voraussetzung wird aber durch den Verfasser des vorliegenden Buchs vollständig entsprochen. Daher gewinnt er für jede einzelne Abhandlung von vornherein diejenige sichere Unterlage, welche erkennen läßt, daß das Einzelne, was er bietet, wesentlicher und integrirender Bestandtheil eines in seinem Gefüge organisch ineinandergreifenden Ganzen ist, und wenige Andeutungen genügen, um diesen vorausgesetzten Connex dem Besondern mit dem Allgemeinen auch dem gebildeten Leser überhaupt, besonders aber dem Philosophen von Fach zum Bewußtsein zu bringen. Das Misliche also, was mit der Verzichtleistung auf eine strengsystematische Einkleidung verbunden sein könnte, wird auf diese Weise beseitigt, zumal da der Verfasser verspricht, nicht blos einzelne, willkürlich herausgegriffene, sondern nach und nach sämmtliche psychologische Gesetze zur angewandten Erkenntniß zu bringen und am Schluß des ganzen Werks in einer systematischen Abhandlung zusammenzufassen, dergestalt daß das Werk den Charakter einer Art von psychologischer Encyklopädie erhalte. Andererseits sind die Vortheile, die aus der monographischen Einkleidung erwachsen, sehr wesentliche. Ein mal gewinnt die Darstellung dadurch nothwendig an Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Ungezwungenheit, sodann ist ein näheres Eingehen auf das Charakteristische und Eigenthümliche einer jeden Erscheinung gestattet, und endlich ist die Möglichkeit gegeben, in den einzelnen Abhandlungen vorzugsweise gerade solche Gegenstände zum Ausgangspunkte zu wählen, welche in den bisherigen psychologischen Werken

entweder noch gar keine oder seine nur sehr gelegentliche und dürftige Behandlung gefunden haben, sodaß jede zugleich einen Beitrag zur Fortbildung der Wissenschaft selbst ausmachen wird. Hierauf legt der Verfasser mit Recht besonderes Gewicht, und in der That werden in diesem ersten Bande solche Themata behandelt, die, wenigstens vom psychologischen Standpunkte aus, noch nicht mit gleicher Gründlichkeit und Klarheit behandelt sind.

Die erste dieser Abhandlungen mit der Ueberschrift „Bildung und Wissenschaft" enthält eine sehr sorgfältige und feine Analyse Dessen, was wir unter dem allgemeinen Namen Bildung begreifen, nach Begriff, Wesen und Erscheinung, sowie eine Darlegung aller zur Bildung nothwendigen Elemente und eine Beleuchtung der Bedeutung, welche die Bildung für den Einzelnen wie für die Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft in intellectueller, sittlicher und ästhetischer Beziehung besitzt. Je vager und unbestimmter der Begriff, den man mit dem Worte Bildung zu verbinden pflegt, bisher gewesen ist und je mehr es auf der andern Seite bei dem immer allgemeiner werdenden Drang und Streben nach Bildung noththut, über diese Unbestimmtheit, welche stets auch eine Unklarheit über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der zu ergreifenden Bildungsmittel zur Folge hat, hinauszukommen, umsomehr verdient die nicht nur selbst lichtvolle, sondern auch lichtverbreitende Untersuchung des Verfassers die Anerkennung und Beachtung aller Derer, die entweder sich selbst oder Andere, sei es durch Lehre, Beispiel oder Schrift, bilden wollen oder sich sonstwie für die Förderung ächter Bildung interessiren. Man wird darin, abgesehen von dem rein theoretischen Werth der Begriffsbestimmung als solcher, eine Reihe gesunder, treffender Urtheile und beherzigenswerther Fingerzeige finden, die umsomehr an der Zeit sind, als gerade jetzt in der Art und Weise, wie man Bildung zu erlangen oder zu verbreiten pflegt, viel falsche und verkehrte Ansichten sich bemerklich machen.

Der Gang, welchen der Verfasser nimmt, ist in kurzem folgender. Nachdem er gezeigt, wie wenig Klarheit über den von ihm zu erörternden Begriff bisjetzt noch geherrscht hat, wie der Begriff überhaupt erst ein in neuerer Zeit und namentlich in Deutschland zur Geltung gekommener sei und wie der Begriff eine verschiedene Bedeutung habe, je nachdem man von der Bildung eines ganzen Volks oder blos eines Individuums rede, erklärt er, nur von der Bildung im letztern Sinne des Worts reden zu wollen, bezeichnet sodann die Elemente, welche die Bildung ausmachen, als theils intellectuelle, theils sittliche, theils ästhetische und ordnet hiernach seine Abhandlung in drei Haupttheile, von denen der erste die auf Intelligenz beruhende Bildung und den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, der zweite die in der Moralität wurzelnde Bildung und den Unterschied von Bildung und Sittlichkeit, der dritte die in der Aesthetik des Lebens sich kundgebende Bildung und das Verhältniß der Bildung zum Schönen in Betrachtung zieht.

Den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, auf dessen Entwickelung er am ausführlichsten eingeht, führt er auf einen Unterschied des Zwecks, des Inhalts und des Wesens zurück. In erster Beziehung geht er von dem Grundgedanken aus, der Zweck der Bildung sei wesentlich individuell, der Zweck jeder wissenschaftlichen Thätigkeit dagegen allgemein. Jener erfülle sich ganz und ausschließlich innerhalb des Individuums, der Mensch erstrebe mit der Bildung nichts Anderes, als daß er ben gebildet sei. Dagegen wenn Jemand sich wissenschaftlich eschäftige, sei es lernend oder lehrend, schöpferisch oder sammelnd, so habe er damit nicht seine persönliche Entwickelung nd Veredlung, sondern die Förderung und den Ausbau der Wissenschaft als solcher im Auge, die in der Gemeinschaft der nkenden und wissenden Individuen ihre objective Realität erhalte. Dieser Unterschied ist in der That wesentlich und die uelle fast aller übrigen. Die Bildung will aus dem Menjen selbst ein möglichst vollkommenes Exemplar seiner Gatng machen, die Wissenschaft kümmert sich um die Persönlichkeit des Menschen als solche nicht, sondern geht stets nur auf die Sache, auf die Erforschung der Wahrheit los. Daß dabei der Fortschritt der Wissenschaft zugleich günstig auf die Bildung und umgekehrt die Erweiterung der Bildung günstig auf die Wissenschaft einwirken kann und muß, versteht sich von selbst, ändert aber an der Gültigkeit des eben bezeichneten Unterschieds nichts, denn diese Folgen sind nur indirecte, keine unmittelbaren, keine ursprünglich beabsichtigten, obwol es concrete Erscheinungen geben kann, welche die Förderung der Bildung und Wissenschaft gleichzeitig im Auge haben, wie z. B. das uns eben vorliegende Buch des Verfassers. Aus jenem Grundunterschiede entwickelt sich naturgemäß ein zweiter, der nämlich, daß nur die Wissenschaft, wie außer ihr die Kunst und die Lebensthätigkeit, wirklich schöpferisch, productiv, dagegen die Bildung wesentlich aufnehmend, passiv ist. „Wie der Zuschauer zur Kunst", sagt unser Autor, „wie der Gläubige zur Kirche, so verhält sich der Gebildete zur Wissenschaft. Die Denker und Gelehrten arbeiten, die Gebildeten genießen die Wissenschaft; die Gelehrten sind die Priester der Wissenschaft, die Gebildeten sind die Gemeinde der Gläubigen." Natürlich wird hiermit nicht behauptet, daß nicht beide auch in einer Person vereinigt sein könnten. Wer in einem Zweig der Wissenschaft productiver Gelehrter ist, kann in andern Zweigen blos receptiver Gebildeter sein, und der vorzugsweise receptiv Gebildete kann sich auch wol einmal zur Productivität angeregt fühlen. Das erstere ist das Natürliche und Wünschenswerthe, das letztere hingegen hat stets sein Bedenkliches und führt zu einem Dilettantismus, der in der Regel weder der Wissenschaft noch auch der Bildung sonderlich zum Heil gereicht. „Wo die Gebildeten allein die Bildung der Intelligenz erzeugen und vererben wollen, sei es in der Erziehung der Kinder oder gar in literarischer Wirkung auf das Publicum, da ist Halbheit und Hohlheit nahe; alle Anlage der Bildung muß immer wieder von der Wissenschaft selbst ausgehen; nicht Mehl, sondern nur Korn kann gesäet werden, um Mehl zu gewinnen."

Rücksichtlich des Inhalts bestimmt der Verfasser den Unterschied von Bildung und Wissenschaft folgendermaßen. Die Wissenschaft könne und dürfe sich auf ein einzelnes bestimmtes Gebiet des Wissens beschränken, für die Bildung dagegen sei die Universalität ein auszeichnendes Merkmal, wenigstens messe man nach dem Maße der Universalität auch den Grad der Bildung. Da die Bildung keinen objectiven Zweck verfolge, so sei ihr auch kein bestimmtes Gebiet der Erfüllung desselben angewiesen; sie könne sich frei in dem Universum des Wißbaren bewegen, insoweit und in der Art, als es ihrem individuellen Zwecke der geistigen Bethätigung, des innern Lebens, der Erhebung und Vertiefung irgend angemessen sei. Freilich, wenn sie hierbei den Grundzweck aller Bildung, Vervollkommnung des Menschen als solchen, aus dem Auge verliere, sinke sie zur bloßen Vielwisserei herab, die von echter Bildung wesentlich verschieden sei. Die Bildung habe daher aus der Gesammtheit alles Wissens sich vor allem Das anzueignen, was dem allgemein menschlichen Interesse am nächsten liege. Dies sei das allgemeine Centrum der Bildungssphäre für alle Gebildeten, während von den verschiedenen Wissenschaften jede einzelne ihr besonderes Centrum habe. Je weniger in einem Individuum das Allgemeinmenschliche in die Grenzen eines besondern Berufs hineingezogen werde, um so wichtiger und wesentlicher sei für dasselbe das Element der Bildung. Daher habe sie eine höhere Bedeutung für die Frauen als für die Männer, sei unentbehrlicher für die Jugend als für das Mannesalter, wichtiger für Gymnasien als für Universitäten. Während man vom Manne, sofern er sich über die bloße Handhabung seiner materiellen Kräfte erhebe, fodere, daß er irgendeiner geistigen Berufsthätigkeit obliege, also auch, was er an Bildung erwerbe, mit dieser in Verbindung und Wechselwirkung treten lasse, verlange man von den Frauen eben nichts Anderes als Bildung, und zwar diejenige Art, welche kein

anderes und kein engeres Ziel vor Augen habe, als Veredlung der Persönlichkeit, Ausprägung und Darstellung des Allgemein- und Reinmenschlichen, zu keinem Nutzen und zu keinem Zwecke als nur zu diesem höchsten der Entwickelung des allseitig Humanen in jedem Individuum. „Zwei Grundzüge im Charakter des germanischen Nationalgeistes sind oft hervorgehoben worden: die Universalität des geistigen Strebens und die Verehrung des Weibes. Sie stehen nicht beziehungslos nebeneinander. Vielmehr während das männliche Geschlecht sich spaltet und trennt in die unermeßliche Mannichfaltigkeit der geistigen Arbeit und nur selten und theilweise Einzelne die individuelle Sammlung zum Ganzen finden, ist die jedesmalige Bildung des weiblichen Geschlechts die Stätte der Vereinigung aller verschiedenen Elemente und Richtungen des gesammten geistigen Lebens; und wiederum von diesem Punkte der Einheit der Bildung gehen Stoff und Gelegenheit und persönliche Antriebe aus, einzelne Elemente des geistigen Lebens genauer zu erforschen, tiefer auszubilden, lebendiger zu gestalten und namentlich mit andern in innigere Verbindung zu bringen. Wo der Sonnenstrahl des Geistes an dem kantigen Prisma des praktischen und factischen Lebens der Männer sich scheidet in verschiedene Farben des Sonderberufs, da sammelt der Brennspiegel weiblicher Bildung wiederum alle Farben in Einen Strahl reinen weißen Lichts der allgemein menschlichen Bestimmung, aus welcher alle besondern geistigen Bestimmungen zuerst hervorgegangen waren."

Sofern ein wesentliches Merkmal der Bildung die Universalität ist, hat die Bildung etwas Gemeinsames mit der Philosophie; denn auch diese beschränkt sich als Wissenschaft der Wissenschaften nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern zieht Alles in den Kreis ihres Forschens. Trotzdem sind Philosophie und Bildung keineswegs identisch, sondern unterscheiden sich scharf und bestimmt dadurch, daß, wie der Verfasser sagt, erstere die Einheit der den einzelnen Wissenschaften zugrunde liegenden Principien und deren objectiven Zusnmmenhang zu erforschen strebt, letztere dagegen ihr Streben auf die Einheit und Allgemeinheit des menschlichen Interesses in allen Wissenschaften richtet. Die nähere Ausführung dieses Gedankens veranlaßt den Verfasser, sich überhaupt über die Aufgabe der Philosophie, über ihr Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften und über die einzelnen Zweige und Richtungen der philosophischen Thätigkeit näher auszusprechen und auch hier die vorurtheilsfreie Gesundheit seines Urtheils an den Tag zu legen. „Das letzte Ziel jeder Wissenschaft ist natürlich nicht die Trennung, sondern die Vereinigung der empirischen mit der speculativen Seite derselben. Allein auf dem Wege dahin ist eine Theilung der Arbeit, wie die Geschichte lehrt, nothwendig und heilsam, wenn sie vernünftig gehandhabt wird. Diese vernünftige Handhabung ist am sichersten dadurch zu erreichen, daß nicht nur kein feindliches, sondern ein gegenseitig dienstliches Verhältniß unter ihnen stattfindet, und dies Verhältniß wiederum dadurch zu bewerkstelligen, daß die Trennung nur objectiv in den Producten der Wissenschaft stattfindet, nicht aber subjectiv in den Producenten und Autoren; vielmehr soll Jeder, der auf der empirischen oder der speculativen Seite thätig ist, auch die andere Seite kennen und verstehen, der Eine die Principien, der Andere das Material aufzunehmen fähig und bereit sein, productiv aber können die meisten Menschen von durchschnittlicher Befähigung nur nach einer Seite hin sein."

In Betreff des Wesens erkennt der Verfasser den Unterschied zwischen Wissenschaft und Bildung in Folgendem. Die einzelne Wissenschaft, sofern sie ein innerlich abgegrenztes Gebiet von Dingen und Verhältnissen zum Object habe, fodere von jedem ihrer Jünger die genaue, vollständige und prompte Kenntniß und Gegenwart des gesammten Umfangs in allen seinen Theilen bis hinab in die äußerste elementarische Gliederung eines jeden Theils; zur Bildung aber gehöre in Bezug auf ebendasselbe Gebiet nicht sowol Vollständigkeit des Umfangs als nur Klarheit des Inhalts, nicht die vollständige und gegenwärtige Kenntniß alles Einzelnen, sondern nur das Verständniß desselben. Nicht die ganze Summe der einzelnen Thatsachen, sondern vielmehr die in denselben zur Erscheinung kommenden allgemeinen Bestimmungen und Gesetze zu kennen, sei mithin Aufgabe der Bildung. Daher sei für die Bildung nicht jedweder Stoff einer Wissenschaft von gleicher Wichtigkeit, sondern zumeist interessire sie Dasjenige, was den allgemeinen idealen Gehalt der Wissenschaft ausmache und was eben hierdurch vorzugsweise geeignet sei, auf Geist und Seele bildend, d. h. formend und gestaltend einzuwirken. Je mehr solchen Stoffs irgendeine Geistesthätigkeit enthalte, um so höher sei der Werth, den man ihr als Bildungsmittel beilegen müsse. Besonders hoch stellt der Verfasser in dieser Hinsicht die Beschäftigung mit den Sprachen, besonders den altclassischen, während er gegen die beliebte Eintrichterung der neuern durch Bonnen mit Recht eifert; den höchsten Werth aber legt er dem Studium der Nationalliteratur bei, denn sie sei der eigentliche Brennpunkt des nationalen Geistes, worin alle Strahlen aus allen Gebieten geistigen Lebens zusammenlaufen, worin also die Bildung gerade Das, was ihrem Wesen entspreche, in idealisirter Gestalt vereinigt finde. Von ähnlicher Wichtigkeit sei für die Bildung die Philosophie, doch sei zur Bildung nicht nothwendig, in die eigentliche Werkstatt derselben, da wo die Probleme gesucht, aufgestellt und gelöst werden, einzudringen, sondern es genüge für sie, sich mit den Ergebnissen und Resultaten der Speculation bekannt zu machen. Wie dies am zweckmäßigsten geschehen könne, zieht der Verfasser sorgfältig in Untersuchung und gelangt dabei zu derjenigen Ueberzeugung, die ihm die oben bereits charakterisirte Form des vorliegenden Werks vorgeschrieben hat.

In ähnlicher Weise, nur kürzer, erörtert der Autor das Verhältniß der Bildung zum Sittlichen und Aesthetischen, indeß fehlt uns der Raum, ihm auch hierbei zu folgen. Ebenso müssen wir hier auf eine nähere Besprechung der beiden folgenden Aufsätze verzichten und uns mit einigen kurzen Andeutungen begnügen. Beide können als Musterarbeiten einer tiefeingehenden und zugleich echtpopulären und in wohlgefälligem Gewande auftretenden Philosophie bezeichnet werden. „Ehre und Ruhm" ist das Thema des ersten, „Der Humor als psychologisches Phänomen" das des zweiten; beide behandeln also zwei der räthselhaftesten und interessantesten Probleme des Seelenlebens. Ueber die Trefflichkeit des letztern, der bereits im „Morgenblatt" abgedruckt gewesen, habe ich mich bereits in meinen „Aesthetischen Forschungen" ausgesprochen, ich bemerke daher hier nur noch, daß der Verfasser den Humor als eine eigenthümliche Weltanschauung faßt, die er den Weltanschauungen des Materialismus, des Classicismus, der Philosophie und Religion, des subjectiven Idealismus und der Romantik gegenüberstellt und über sein Verhältniß zu diesen verschiedenen Entfaltungen des zur Welt in Beziehung tretenden Geistes, sowie über sein innerliches Wesen, seine Elemente, seine Modificationen und seine historischen Entwickelungsmomente innerhalb der Kunst und Poesie eine große Anzahl neuer, aufhellender und jedenfalls erwägungswerther Ideen aufstellt. Von nicht geringerer Bedeutung ist der Aufsatz über „Ehre und Ruhm". „Was ist Ehre?" fragt Falstaff, und seine materialistische Antwort lautet: „Luft!" oder: „Ein gemalter Schild beim Leichenzuge!" Die Antwort unsers Autors ist folgende: „Ehre und Ehrgefühl ist eine Erweiterung des Selbstgefühls in Andern und durch Andere, d. h. daß ich auch in dem Vorstellungskreise eines Andern und nicht blos in meinem eigenen Existenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von Andern gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre." Die Richtigkeit dieser Antwort leuchtet Jedem, der überhaupt von einer ideellen Existenz einen Begriff hat, schon im Allgemeinen ein; der Verfasser sorgt aber dafür, sie mit überzeugender Klarheit auch jedem Andern zum Bewußtsein zu bringen, indem er die verschiedenen Gradationen und Nüancen des Ehrgefühls in alle Lebenssphären und in alle

Regionen der Gesellschaft verfolgt und an den das Ehrgefühl bedingenden und bestimmenden Vorstellungen des Kindes und Jünglings, der Männer und Frauen, der Studenten, des Adels und des Militärs, der Familien, Stämme und Nationen, der Künstler, Fürsten, Dichter, Staatsmänner u. s. w. einzeln nachweist, daß die Allen gemeinsame Grundvorstellung, also das allgemeine Wesen der Ehre stets dem oben aufgestellten Begriffe entspricht, und daß alle Handlungen, welche aus dem Ehrgefühl hervorgehen, namentlich das Duell, dem der Verfasser eine ausführliche Erörterung widmet, der Krieg u. s. w. in dem Grundgedanken wurzeln, daß in und mit der Ehre zugleich die Existenz, nämlich die ideelle Existenz unsers Selbst in Andern und zwar vorzugsweise in Denen, mit denen wir unser Ich am engsten verwachsen fühlen, angetastet werde, und daß daher die Ehrenfrage eine Existentialfrage sei, bei der die ideelle Existenz höher angeschlagen werde als das blos leibliche Dasein. Der Ruhm unterscheidet sich nach dem Verfasser von der Ehre einerseits dadurch, daß er für die Erweiterung der ideellen Existenz einen größern Umfang verlangt, und zwar nicht blos den Kreis des Umgangs und der Bekanntschaft, sondern auch die Grenzen der Zeit durchbrechen will, andererseits dadurch, daß er nicht blos wie die Ehre die Erwartungen und Foderungen der Andern erfüllen, sondern sie übertreffen will. Daher entspricht die Ehre dem Edeln, der Ruhm dem Erhabenen; die Ehre will dem Urtheil und der Erfahrung genügen, der Ruhm über Urtheil und Erfahrung hinausgehen; die Ehre verlangt nur Anerkennung, der Ruhm dagegen Bewunderung und Staunen, was am meisten in dem Begriffe gloria ausgedrückt ist. Ehre kann man mit vielen Andern zugleich erstreben und genießen, Ruhm schließt diese Gemeinschaft aus, beruht und dringt auf Alleinheit und Einzigkeit in seiner Zeit und Art. Ehre gründet die Republik im Reiche des Gemüths und der Sittlichkeit, Ruhm die Despotie. Ehre erlangt jeder tapfere Kämpfer in dem Siege für das Vaterland, Ruhm nur der Feldherr und Führer der Schlachten; Ehre jeder Arbeiter am Bau des Staats und der Wissenschaft, Ruhm nur der Baumeister und Gründer; Ehre der Jünger, Ruhm der Meister u. s. w.

Zum Schluß erörtert der Verfasser die sittliche Natur der Ehre, spricht über ihre Pflicht und ihr Recht, über das Verhältniß der Religion zu ihr, über Ehrgeiz und Ehrbegierde, über echte und falsche Demuth, über Selbstehre, über Bescheidenheit und Anmaßung, über Hochmuth, Eitelkeit und Stolz. Auch hier ist des Erwägungswerthen viel, doch müssen wir die Kenntnißnahme desselben unsern Lesern selbst überlassen, die, sofern sie überhaupt an derartigen Untersuchungen Interesse nehmen, selbst aus den kurzen und sporadischen Mittheilungen, die wir hier nur haben geben können, entnommen haben werden, daß das vorliegende Buch nicht blos gelesen, sondern auch durchdacht zu werden verdient. Wenn ich in dieser Anzeige desselben mich jeder Polemik enthalten habe, so darf daraus zwar nicht geschlossen werden, als ob ich in aller und jeder Beziehung mit den Ansichten des Verfassers übereinstimmte, wol aber ist die Annahme gerechtfertigt, daß mich das Ganze in Form und Inhalt dergestalt überwiegend befriedigt hat, daß ich am Einzelnen nicht habe mäkeln wollen.

Adolf Zeising.

Eine neue literarische Satire.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 22½ Ngr.

Schon früher haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß das satirische Gift deutscher Schriftsteller sich gegenwärtig zumeist gegen ihre Collegen wendet, was freilich ein sehr wohlfeiles und dabei ungefährliches Privatvergnügen ist. In gewissen Regionen sieht man es aus mehrfachen Gründen sogar sehr gern, wenn die Schriftsteller sich untereinander anschwärzen und zerfleischen und der eine den andern für einen Nichtsnutz, Schuft und Lump erklärt oder ihn wenigstens der entschiedensten Talentlosigkeit und Unbedeutendheit zeiht, ohne Zweifel in dem stillen glücklichen Bewußtsein, ein ganz anderer Mann zu sein als alle übrigen. Ein Reimwerk dieser Art von dem pseudonymen Ilius Pamphilius, „Der deutsche Parnaß", haben wir schon in Nr. 43 d. Bl. f. 1854 besprochen, und auch in den jüngsten von uns in Nr. 39 angezeigten satirischen Dichtungen „Keilschriften" und „Die moderne Walpurgisnacht" spielen Ausfälle gegen Schriftsteller und Dichter die Hauptrolle. Hier haben wir wieder ein Stachelgedicht ähnlichen Gepräges vor uns, dessen Titel, wie es uns scheint, mit Absicht so gewählt ist, daß man es auch wol für ein nachgelassenes Product von Heine selbst halten könnte; denn eigentlich müßte er „Heinrich Heine's Höllenfahrt" und nicht „Höllenfahrt von Heinrich Heine" lauten. Läge dieser Titelwahl die angedeutete Absicht wirklich zugrunde, so wäre schon dies eine unverzeihliche Unredlichkeit, die uns von vornherein gegen den Verfasser einnehmen müßte. In diesem satirischen Gedichte sind nun des Verfassers eigene Ansichten über Schriftsteller, Recensenten, Dichter, Künstler und Musiker dem verstorbenen Heine in den Mund gelegt, und darin, wie in dem Umstande, daß die Manier ganz Heinisch ist, während Heine selbst doch darin theils zwar anerkannt, theils aber und noch mehr gelästert wird, scheint uns eine weitere, wenn auch etwas feinere Unredlichkeit zu liegen. Der Verfasser dichtet auf Heine z. B. folgende cynische Strophen:

> Verliederlicht ward die Tugendkraft,
> Freund Hein kam zu Freund Heine,
> Er saß zehn Jahre mir im Genick
> Und schüttelte mir die Gebeine.

Und weiter:

> Bald sang ich wie ein Engelein,
> Bald grunzt' ich wie garstige Thiere;
> Stets trieb ich als das alte Genie
> Mich durch die alte Schmiere.
>
> Faust, Romanzero, Lutetia,
> Das sind meine letzten Büchlein,
> S' ist Krankheitsbeuleneiter darin,
> Sie haben ein garstig Gerüchlein.
>
> Die alten Stimmen, volksliederlich, süß,
> Die gingen gemach um die Ecke,
> Nur hin und wieder weht noch ein Duft,
> Doch meist Gestank vom Drecke.

Möge der Verfasser dem Himmel danken, wenn er noch gesunden Leibes ist; aber eine gesunde poetische Seele scheint uns, nach diesen Proben zu urtheilen, nicht in ihm zu wohnen; sie ist von dem Heine'schen „Krankheitsbeuleneiter" nicht wenig inficirt, und wir rathen dem Verfasser, sich durch strenge literarische Diät oder Hungercur und gewissenhafte Arbeit sobald als möglich von diesem ätzenden Heine'schen Gift zu befreien. Es wäre schade um sein Talent und seinen Verstand, die sich in einzelnen von gesunderer Ansicht zeugenden Stellen, in seiner Kenntniß vieler nicht abzuleugnender Gebrechen der modernen Literatur und in dem Geschick und der Virtuosität, womit das Ganze gereimt ist, deutlich genug verrathen. Auch hat uns hier und da ein warm anerkennendes Wort, wie das für den trefflichen Peter von Cornelius gesprochene, unter den vielen Gehässigkeiten wirklich wohlgethan. Auf eine gewisse Art Reime hat sich der Verfasser freilich zum Ueberdruß versessen, z. B.:

> Schreibselige Ida Düringsfeld,
> O Wildermuth, o Burow —
> Ihr traget Bibliotheken mit,
> O schont mich, schonet mich nur, o!

Ferner:

Viel Größen bietet die Malerei,
Veit, Overbeck, Steinle, Schadow
Sind unsere Giottos, Fiesoles —
Wer gab euch diesen Rath? O!

Dann wieder:

Es schwänzelt ein ganzes Heer ihm nach,
Vor Allen der Herr von Flotow,
Wohin geht diese entnervende Kunst?
Es ist eine wahrhafte Noth! O!

Ja, es ist eine „wahrhafte Noth! O!" möchte man bei Gelegenheit dieser gesuchten Reime auf die Namen in ow ausrufen. An Reimvirtuosität fehlt es jedoch, wie gesagt, dem Verfasser nicht, aber wol fehlt seinem Product etwas, was in einer satirischen Dichtung niemals fehlen sollte, nämlich der eigentliche Witz. Heine ist wenigstens immer amüsant, der Verfasser der „Höllenfahrt" dagegen ziemlich trocken, oft sogar vollkommen langweilig, indem er oft nicht mehr als ein bloßes Namen- und Productenverzeichniß gibt. In mancher Hinsicht mahnte mich seine gereimte Uebersicht der modernen deutschen Literatur an eine gereimte Geographie Deutschlands, die ich auf der Schule las und aus der mir folgende sinnschwere Verszeilen im Gedächtniß zurückgeblieben sind:

Somst macht des Weinbaus Proben
Zu weit nach Norden hin.
Sein Wein ist nicht zu loben,
Viel Säure steckt darin.

Das ist doch wenigstens naiv und harmlos und gewiß ebenso poetisch, als wenn unser allervortrefflichster Anonymus sein „Caput XVI" mit den Worten beginnt:

Wie steht es denn mit dem Epos aus?
Ich ging auf seinen Bahnen
Und wandte mich den Erzählern zu
In Novellen und Romanen.

Daß die Recensenten und Kritiker übel wegkommen, versteht sich von selbst; nur könnten wir an die verkannten poetischen Genies, die den Kritikern immer vorzuwerfen pflegen, daß sie nicht im Stande seien, Besseres oder überhaupt nur etwas hervorzubringen, die naheliegende Frage richten: Wenn es nach eurer Ansicht mit der Kritik so schlecht bestellt ist, warum setzt ihr euch nicht hin, um bessere Kritiken zu schreiben? Warum schreit ihr immer nach einem neuen Lessing, statt selbst Lessinge zu werden? Indeß wenn auch ein neuer Lessing käme und sich unterfinge, eure Producte zu tadeln, so würde er sofort als der elendeste Kritiker von euch gescholten werden. Für euch, wie für die Schauspieler, ist der beste Kritiker immer der, der eure Rivalen gehörig tadelt und euch selbst aufs maßloseste herausstreicht. Wir verkennen dabei so manche Gebrechen der jetzigen kritischen Verfahrungsweise nicht, wir verkennen nicht, daß sich die Kritik in hochfahrendem Tone gewisse Functionen angemaßt hat, die in das persönliche Gebiet gehören und ihr keineswegs zukommen, daß sie nur zu häufig gegen die einfachsten Vorschriften der Humanität, des Anstandes und der guten Sitte verstößt und die Productionen, statt sie aus sich selbst zu erklären und zu erläutern und auch das Gute, so wenig es sein möge, daran hervorzuheben, sehr oft vom einseitigsten Standpunkte der Coterie und Camaraderie oder vom politischen oder religiösen Parteistandpunkte aburtheilt, wie von vornherein überwiesene Verbrecher, zu deren Vertheidigung ein Wort zu verlieren gänzlich überflüssig wäre. Dies Alles zugegeben, scheint uns der Verfasser dieser „Höllenfahrt", die ja im Grunde nichts Anderes ist als eine summarische Kritik der modernen deutschen Literatur, doch keineswegs der Mann zu sein, über die Kritik in diesem übermüthigen Tone abzusprechen oder ihr eine andere Richtung zu geben, er, der die politischen Poesien unserer Tage als „Gassenjungentiraden" abfertigt. Der Kreis, den in Betreff ihrer Gegenstände die moderne deutsche Lyrik beherrscht, ist ja in der That ein so kleiner, daß man eher daran denken sollte, ihn zu erweitern, statt seine Peripherie immer enger gegen den Mittelpunkt der bloßen Subjectivität zurückzudrängen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Poesie durch die Aufnahme reinsubjectiver Gefühle zu einem tiefern Inhalt gelange als durch die Aufnahme vaterländischer Gefühle, wiewol wir nicht verkennen, daß die politische Poesie in den vierziger Jahren eben zu politisch wurde und darüber ihren vaterländischen Charakter verlor. Der Verfasser der „Höllenfahrt" geißelt nicht mit Unrecht die Cliquen und „Ruhmfabriken", deren Entstehung er bis auf Goethe und Schiller, Tieck und die Schlegel zurückführt, und wenn er sagt:

Man rühmt zu Berlin den märkischen Sand,
In Preußen die preußischen Knaben,
Zu Wien heißt's: Vorwärts, Oesterreich!
Die Schwaben loben die Schwaben.

Bierlümmel rühmt man in Baierland,
Die Lerchen an der Elbe u. s. w.

so hat dies seine Berechtigung, da allerdings auch auf diesem Felde der uns überall aufstoßende provinzielle Particularismus in Deutschland eine leider nur zu große Macht erlangt hat. Indeß macht der Verfasser sich desselben Nationalfehlers schuldig, wenn er selbst nicht verschmäht, sich in wohlfeiler althergebrachter Weise über den märkischen Sand, die brandenburgische Nüchternheit und Flachheit und die pommerische Poesie verächtlich auszulassen, und während er gegen das Cliquenwesen eifert, macht er für sich selbst Clique, wie sich an vielen Beispielen nachweisen ließe.

Doch wir haben über einen Satiriker, der nicht einmal den Muth hat, seine Ausfälle mit seinem Namen zu vertreten, vielleicht schon mehr Worte verloren, als sein Reimwerk verdient. Die Interessen der Schriftstellerwelt werden durch solche Producte in keiner Weise gefördert, die Begriffe von literarischem Anstand nicht gehoben, und wir erlauben uns zum Schlusse nur noch folgende Worte anzuführen, die wir jüngst im „Frankfurter Museum" lasen:

„In Deutschland hört man viel Prahlerei von Anstand und literarischer Würde; doch könnten wir gerade in diesen Dingen noch Manches von Frankreich und England lernen. In beiden Ländern wäre es völlig undenkbar, daß ein Schriftsteller, der seine Aufgabe stets in hohem Sinne erfaßt und das Loos der Armuth ehrenvoll getragen hat, um seines alten Huts und Rocks willen verspottet würde." *) Auch satirische Dichtungen wie diese würden gegenwärtig in England und Frankreich sehr wahrscheinlich als ein Verstoß gegen den literarischen Anstand und als eine Beeinträchtigung des schriftstellerischen Interesses übereinstimmend von der Kritik verurtheilt und abgewiesen werden.

H. M.

Zum Volksschulwesen.

Pädagogisches Bilderbuch; aber nicht für Kinder, sondern für andere Leute. Herausgegeben von Christian Frymann. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein treffliches Buch, das allen Freunden der Schule, allen treuen Familienvätern hiermit nachdrücklich empfohlen sei. Der Verfasser, allem Anscheine nach ein Schweizer, sagt von sich selbst, er brauche sich nicht erst noch als Freund der Schule auszuweisen. „Der Mann, der diese Schattenrisse gezogen, hat die beste Kraft und Zeit seines Lebens der Schule hingegeben." Wir zweifeln an diesem Worte nicht. Das ganze Buch, ein

*) Das „Frankfurter Museum" bezieht sich hier auf die Herr Meißner'sche Lustigmacherei über den Lyriker und Schriftsteller Ludwig Wihl und berichtet dabei zugleich, daß Wihl gegenwärtig als Lehrer der deutschen Sprache von Coutances in der Normandie nach Laval in der Bretagne in eine einträglichere Stelle versetzt worden ist.

räftiges Wort für wie an die neue Volksschule, ist die beste Bürgschaft eines edeln Wollens und lautern Strebens, eines ufgeklärten Blicks und eines echt religiösen Gefühls, eines fri- chen Sinnes für das gute Neue und eines treuen für das ute Alte, eines im Vorsatze entschiedenen, in der Ausführung esonnenen Charakters.

Vielfach ertönt die Klage: die Volksschule hat für die re- igiöse und sittliche Bildung nicht geleistet, was man von ihr rhieß und hoffte. Ja, die Klage wird sogar zur Anklage: ie moderne Volksschule, einer falschen Richtung folgend, hat religiöser und sittlicher Hinsicht mehr geschadet als gefördert. n diese Anklage schließt sich dann der ernste und dringliche uf nach Verbesserung; aber diese, heißt es, sei nicht zu finden n Fortschritte auf der eingeschlagenen Bahn, sondern in der m- und Rückkehr zu der alten Bahn. Der Verfasser will nun icht für die Erhaltung der neuen Volksschule sprechen, ihr estand ist ja in den Foderungen und Bedürfnissen des Volks sichert, sondern nur Beiträge zur Erörterung der Frage fern: „Wenn die Volksschule bisjetzt nicht geleistet hat, was an von ihr Andern und sich versprach, wo liegen die Haupt- sachen dieser ungenügenden Leistungen?"

Diese deckt nun unser Schulfreund, eben weil er ein treuer eund der Schule ist, mit rücksichtsloser Offenheit auf. Er ut dies aber nicht in der trockenen Weise eines Berichts, son- rn in Erzählungen aus dem Leben, durch Aufrollen anschau- her Bilder. Das so entstehende „Pädagogische Bilderbuch" ht nun die fraglichen Hauptursachen:

a. In der häuslichen Erziehung. Wir werden in ver- iedene Familien eingeführt und sehen, wie sich die Lüge, der ettel, die Glaubensspöttelei, der Aberglaube, die Betrügerei, s Stehlen, Roheit und Stumpfsinn, Sinnlichkeit und Ver- ichlichung, Eitelkeit und Ueberspannung der gegebenen Mit- in den Familien äußert, vererbt, verderblich erweist. Die acht des bösen Beispiels erinnert mich immer an die That- he, daß der Gemsjäger einem hinabrollenden Steine nicht chzuschauen wagt; er droht ihn mit hinabzureißen.

b. In den Vorsteherschaften und Aufsichtsbehörden. Eine ssion des Kirchen- und Schulconvents in Schluffingen dient Beleg. Der junge Lehrer, der sich an die Strenge der glements hält, erfährt bald, daß leider der Buchstabe todt, herrschende Geist aber sehr lebendig sei. Man weiß nicht, che Vorsteherschaften oft schlimmer sind, die, welche der ule den Rücken kehren, oder die, welche sie regieren wollen? ß Jeder das Volksschulwesen am besten versteht, ist auch kein inges Unglück der Schule.

c. In übertriebenen Anfoderungen an die auf das Alter Kindheit beschränkte Schule und in den unverständigen artungen von derselben. Wir theilen als „Bilderprobe" hierhergehörige Rede eines Schulpräsidenten vor der Wahl s Lehrers mit:

„Werthe Schulgenossen! Da wir nun in so zahlreicher sammlung jetzt versammelt sind, um die feierliche Wahl eines ers vorzunehmen. Ich fühle mich aber dabei innigst ver- ßt, auch meine tiefsten Gefühle auszudrücken, welche ganz volles Herz überströmen und erfüllen, wo es eine sehr tige Sache ist bei der Wahl eines Lehrers. Verehrteste lgenossen! Wir wissen es Alle, und ich habe es auch sehr ren, daß unsere Schule, welche bisjetzt noch sehr im Rück- e geblieben ist, bezüglich der Culturereignisse; was aber n herkommt, darum wir kein ganz gebildeter Schullehrer hin nicht gehabt haben, und zwar namentlich in der Pä- schik, sowol poetisch als praktisch: il a manqué d'esprit, der Franzose sagt, und daher kommt es, daß er so wenig eiche Personen unterrichtet hat. Da ich mich nun auch ersammelt habe bei dieser feierlichen Wahl, so ist es meine flichtung, euch vorzutragen. Besonders aber in Disposi- zu geben, welche Foderungen wir an den neuen Lehrer n müssen. Die erste Foderung ist darin, daß ein Lehrer nie und Talent habe. Nur ein schenievoller Lehrer mit großer Talenten kann sein Das zweite ist, daß ein Leh sei, und zwar nicht blos Vernunft, wo die Auslegu hört. Dann zum dritten sein in Wissenschaften und nügen an Lesen, Schreiben Steigung, sondern die Cul wobei ganz vorzüglich dara reiche Aufsätze machen und bisjetzt. Der Geistesreichth sen soll ein Lehrer in den Loschik fixiren. Solange ni ter sagen kann: «Auch ich fehlt es am Unterricht in das erste Resultat der höh men hauptsächlich die Natu Gewerbe und Agriculturwiss Wenn die Kinder nicht die terscheiden lernen: wie soll tänik und Physik machen? kennen, wie sollen sie das A jetzt ganz anders als vor h fortgeschritten, und wer nich metrie descriptiw haben wi sollte nothwendig auf die dazu kann dann die Scheo ben, sondern sie muß die machen in den mathematisc Staatsmann, daß die Fund Culturgesetzes auf die kalli schaften angestellt ist. Wen tivisch betrieben wird, so wirk so muß jedes Kind harmonis ten Noten. Noch muß ich historischen Bildungsgeschicht et specielle — wo sollte da Wenn man vergleicht zwisch der Unterschied im Erstaun Bildung und dem Anstand weil die Geschichtscultur sel Schulgenossen! Ich schließe cher gesetzt ist in der Bildung Es ist eine allgemeine Klag daß es nicht so sei, sonder und nicht ganz. Wir aber und darum muß verlangt se lende Lehrer auch etliche Pr gemacht habe, denn ohne Mensch sein wird. Ich schli nochmals: Forcirt die Bildu der Familie, der Gemeinde denn wo ein Volk diese nich des Abgrundes im Untergan

d. In dem ungünstigen ner durch Rede, Schrift und den sehr interessante „Brie Schulmann" mitgetheilt, vo Der Staatsmann bekämpft Volksclassen nach übereinsti seien, und will, daß das und schreiben lerne. Die kenden umsomehr berücksichti der Volksschule keineswegs liche Religionskenntniß und heit in den Fächern der Mutt ben, zudem einfach praktisch Gesang — das sind die wah Bildung. Drum lob' ich mi

mit Kraft, Geschick und Liebe bebaut. Wo das Nothwendige richtig ergriffen ist, wird sich leicht das Nützliche geben."

e. In manchen Lehrern, nach ihrer Bildung und Gesinnung, Stellung und Thätigkeit. Hierzu Schattenrisse aus dem Personal der Volksschullehrer: ein todtkranker, ein altersschwacher, ein blutarmer, ein verwirrter, ein verbauerter, ein amtender, ein fauler, ein eitler, ein leichtsinniger Lehrer u. s. w. Nach dem Verfasser sind es die Lehrer, von denen am meisten das Schicksal der Volksschule abhängt und an die er sich daher schließlich mit der Bitte wendet, sich durch christliche Weisheit und Tugend einer höhern Stellung würdig zu machen: sie wird ihnen dann auch nicht entgehen.

Ich erlaube mir, noch auf einen Punkt zurückzukommen, der zu flüchtig berührt, doch einer der wichtigsten und für die künftige Schulorganisation vielleicht folgenreichsten ist. Der angeführte Staatsmann behauptet nämlich, es könne die vielgepriesene Volksschule die vorgesetzten Bildungszwecke nicht erreichen, weil ihre Thätigkeit auf die Zeit der Kindheit beschränkt sei. Der Staatsmann will aber nicht etwa die Schulzeit ausgedehnt, sondern den Stoff des Lehrens und Lernens vermindert wissen. Der Verfasser begnügt sich leider mit einer bloßen Hinweisung auf eine 1842 bei Jurany in Leipzig erschienene Schrift: „Vollständige Organisation der Volksschule." Diese Schrift, welche in der „Pädagogischen Revue" als die bedeutendste Erscheinung unserer Zeit auf dem Gebiete der Schulorganisation bezeichnet wurde, will, daß die allgemeine Volksschule nicht blos die Kinder des Volks umfasse, sondern ihre Wirksamkeit über das ganze Volk ausdehne. Da die jetzige Volksschule auf die Stufe der Kindheit beschränkt ist und gleichwol für das ganze Leben ausbilden soll, so mußte es kommen, daß man beim Unterricht gegen den Entwickelungsgang des Menschen, also unpsychologisch verfährt; daß die Schule mit zu großen Anfoderungen des Erlernens überladen ist und somit Vieles nur oberflächlich, fehlerhaft und mangelhaft gelehrt und gelernt wird; daß, weil nach den Kinderjahren eine geordnete Weiterbildung und Fortübung aufhört, alsbald Stillstand, darauf Rückgang und schnell der Verlust des Erlernten eintritt. Daher Ausdehnung und Vertheilung der Volksschule! Ihre verschiedenen Lehr- und Bildungsstufen müssen den Altersstufen, Kräften und Bedürfnissen entsprechen. Sie müßte, wenn sich das Ideal einst verwirklichen ließe, ihren Zögling durch das ganze Leben im Auge behalten und auf jeder Lebensstufe nach seinen Bildungsbedürfnissen auf ihn einwirken. Im Sinne jener Schrift würde die allgemeine Volksschule in ihrer vollständigen Organisation sich also darstellen: I. Stufe: Schule der Kindheit; II. Stufe: Schule der mittlern Jugend; III. Stufe: Schule des bürgerlichen Alters. Dieser Plan ist ohne Zweifel nicht in der Meinung mitgetheilt worden, daß er jetzt verwirklicht werden könnte, sondern nur als anregender Stoff zum Nachdenken. Gleichwol könnte auch schon jetzt dieser und jener Versuch gemacht werden, in welcher Weise für die weitere Bildung des Volks nach vollendeter Schulzeit gesorgt werden könnte. Die Zukunft wird sie als eine Pflicht des Staats bezeichnen. Thatsache ist es, daß die Volksschule den ihr aufgebürdeten Lehrstoff nicht mehr bewältigen kann, Thatsache, daß für diesen die Schüler oftmals nicht reif sind, weil er einen verständnißreifern Kreis voraussetzt. Ein Beweis, daß er auf ein späteres Alter verschoben werden muß. Kann dies nicht geschehen, so entferne man ihn lieber. Etwas halb wissen ist gefährlich. Diese Halbwisserei ist der Grund, daß die Bildung oft als ein für den sittlichen Zustand des Volks verderbliches Element der Neuzeit bezeichnet wurde und leider auch bezeichnet werden konnte. Wie nun abhelfen? An vielen Orten bestehen Sonntagsschulen für Jünglinge, auch Jungfrauen. Womit beschäftigt man sie? Mit einer Wiederholung des Elementarunterrichts, mit etwas Lesen, Schreiben, Rechnen. Und da wundert man sich noch, daß diese Sonntagsschulen ungern besucht werden, den Schülern Langeweile und den Lehrern Verdruß machen? Warum bietet man diesem reifern Alter nicht einen nunmehr passenden gediegenern Stoff und fesselt seine Aufmerksamkeit? Jetzt erst wäre Vaterlandsgeschichte, etwas Naturlehre, etwas Verfassungs- und Gesetzkunde am Orte, letztere besonders da, wo das Stimmrecht das Loos des Landes in die Hände Aller legt. Mehr als der Staat müßte vorerst die Gesellschaft thun. Vereine, welche höhere Interessen pflegen und wecken, eine ihres hohen Berufs bewußte volksthümliche, von den gediegensten Männern geleitete Presse, einzelne Männer, die mit Vorträgen in ihrem nächsten Kreise zu wirken suchen, Priester, Lehrer, Aerzte, Rechtsmänner auf dem Lande hätten hier ein Feld der reichsten Aussaat. Veredelt die Freuden und Wünsche eines Volks und ihr hebt es im Ganzen. Die Armenfrage wird nirgends vor der Schulfrage gelöst werden. Eine fortwährende, mit Liebe geleitete und überwachte Bildung des Volks wäre die Aufgabe der rühmlichsten Innern Mission. **Ludwig Eckardt.**

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte September 1856.

Man hat sich noch nie so eifrig mit dem Wohl des Menschen beschäftigt als jetzt, d. h. mit dem Wohl der Reichen als der eigentlichen Menschen. Da entsteht schon wieder eine große „Bank- und Handelszeitung" von Theodor Heymann aus dem frühern „Landwirthschaftlichen Handelsblatt"; sie wird vortrefflich werden, da viele Bankinstitute Deutschlands sich daran betheiligen. Auch eine neue Modenzeitung mit der Firma des großen Gerson erscheint; es ist herrlich, die hübschen Weiber nach der Mode gehen zu sehen, aber zehntausend mal herrlicher wäre es, wenn eine Zeitschrift begründet würde, wo man von Vaterlandsliebe und Menschenpflicht, vom stolzen Reich der Gedanken und dem demüthigen Sinn der christlichen Liebe spräche. Prunk und Schein, Genuß und Glanz, dafür gibt es heute genug geistige petits-maitres. So wünsche man denn, daß diese Soirée recht bald zu Ende gehe, damit man beim hellen Strahl der lustigen Morgensonne die abgelebten Gesichter, die zerknitterten und bestäubten Seidenroben sehen kann.

Mit dem Gram um seine blankpolirte, aber ziemlich geist- und gemüthlose Zeit pflegt man gern die Stätten der Kunst aufzusuchen. Die berliner Kunstausstellung zeigt uns ein großes Stück deutscher Malerei und ist überdies ein Ereigniß für die Intelligenz, ein Salon, den jeder Gebildete der nordischen Residenz besucht, und falls er ihn nicht besucht, doch viel davon spricht. Von der Literatur will man heute nicht viel wissen; denn mag man sie nun machen oder nur genießen, man hat stets dabei Gedanken nöthig, und das Denken ist heute so gegen allen Ton und Anstand, so langweilig! Da ist nun die Malerei eine viel schönere Kunst; man sieht doch da die Ideen mit den Augen und es verbindet sich mehr Genuß als Anstrengung mit diesem Opfer, welches die Bildung erheischt. Und nun gar die berliner Akademie als Mutter dieser Ausstellung; man weiß, was Akademien und Akademiker sind. Ach, diese Ausstellung, wie ganz und gar ist sie in Harmonie mit der Gesellschaft! Keine eigentlichen historischen Gemälde! keine religiösen! Und doch machen wir soviel Geschichten und haben es in der Religion bald soweit gebracht wie fromme Buddhaisten, welche Betmühlen neben ihr Haus stellen, die die Gebete für sie verrichten. Fast nur Landschaften kleben in schönen Goldrahmen an den akademischen Wänden — das ist der Trost, den man dort findet, durch 1500 Gemälde die Thatsache illustrirt zu sehen, daß wir keine Ideen haben. Und da thun unsere düsseldorfer und berliner Schulen, als wären sie die zu Sicyon und zu Korinth; aber Telephon sowol wie Ardikes malten größere Ideen, obgleich sie nur durch Schraffirung der innern Theile der mit Röthel umzogenen Schattenrisse an der Wand geglänzt haben. Es haben sich viel berühmte und unberühmte Künstler in den Sälen der Akademie aufgehängt; ihre Gemälde sind so schön gefirnißt, als hätten

es der selige Apelles gethan, so glatt gestrichen, als habe nach der Beendigung die breite Zunge eines Neufundländers die Oelfarben beleckt; aber eine Kraft der Idee, ein Mark von Gedanken haben sie nicht herstellen können; ihre Malerei ist nicht besser denn unsere Nationalliteratur. Da denken die Leute, daß man nur den Dreimaster des Alten Fritz hinzumalen brauche, um gleich den Gedanken einer Weltgeschichte zu geben! Es kann sein, daß die Landschaften an den berliner Akademiemauern recht schön sind, recht idyllisch; die Bäume sind schön grün, die Gebirge hübsch hoch und die Ochsen recht gemüthlich hingestreckt; aber meiner Ansicht nach zeigt nur ein einziger deutscher Maler, und zwar einer, der noch keinen Glorienschein hat, eine Idee und einen Gedanken voller Kraft unter den 800 andern aufgehängten Künstlern; das ist Grün mit seiner „Hagar“ und seinem „Napoleon in Moskau“.

Offenbart sich die geistleere Sinnlichkeit und die Unterdrückung des Leo'schen „frechen Denkens“ also auch selbst in der frommen freien Malerkunst, so wird man immer mehr überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, welche keinen Hunger und keinen Appetit nach stolzer Geistesnahrung hat. Aber es ist doch schön, seine Zeit so schlecht zu finden; man kann hoffen, daß sie um so eher wieder besser werden wird; man macht sich prächtige Illusionen, Seifenblasen, man wird romantisch, denkt an sehr loyale Revolutionen, mit deren Fluten dieser ganze schmuzige Kram einmal recht gründlich gewaschen werden wird, und tröstet sich damit, daß es früher in vieler Beziehung noch viel schlechter war. Die Zeiten sind immer schlecht und verändern nur ein wenig ihre Perücke; die Einen sind über diese Umwandlung verbissen, die Andern vergnügt; die Einen gehen unter, die Andern leben ruhig weiter. Tempora mutantur et nos mutamur in illis — das kam mir so recht in den Sinn, als ich neulich Bruno Bauer wiedersah. Das ist ein Philosoph mit der ganzen stoischen Festigkeit, mit der heftigen Entschlossenheit eines enttäuschten Denkers, der das Leben aus Pflicht erträgt, aber die Kraft zu leben in einer freiwilligen Gefühllosigkeit und vollständigen Abnegation findet. In die Sackgasse gerathen, wartete der Verfasser der „Kritik der Synoptiker“, daß die Mauer vor ihm verschwinde; die Mauer blieb stehen und er kehrte nicht um. Philosoph und Stoiker bis zum zerrissenen Rockärmel, aß er seinen Kanten Brot auf der Straße und ging mit dem Bewußtsein eines Menschen, der seine Entsagung aller irdischen Plane und die Entbehrung aller menschlichen Annehmlichkeiten in jeden seiner Schritte hineinlegt. Er war noch immer derselbe wie vor drei Jahren: trocken, kalt, dabei der beste Freund und das wackerste Herz; er hatte mittlerweile England und sich dort in der Gründung seiner Existenz so betrogen wie hier gesehen; o, es kommt Einem der Schmerz in die Seele und schneidet darin, wenn man einen selbst im Irrthum so bedeutenden Mann nach allem Wissen und Arbeiten, allem Schaffen und Fleiß das tägliche Brot fast entbehren sieht; die Zeit ging über ihn fort!

Welches andere Bild der vergangenen Zeit ist der ehrwürdige Varnhagen von Ense! Der berühmte Gemahl der berühmten Rahel hat sich nicht verändert, sondern blickt mit Goethe'schem Quietismus auf die Zeit zurück, wo der witzige Gans und der feine Gentz, der ernste Grabbe und der gute Uechtritz gelebt, geliebt, gedichtet und philosophirt haben. Diplomat bis in der robe de chambre, stets leutselig, stets fein, elegant, schwebt ein ewiges Lächeln um seine Lippen, und wenn zuweilen die Augen dieses Edelmanns mit Valentine's von Mailand Worten zu sagen scheinen: „Rien ne m'est plus, plus ne m'est rien“, so fühlt man doch, daß dies weniger Schmerz als Befriedigung hinsichtlich der Vergangenheit ist. Der große Biograph lebt fast einsam; meist durch Kränklichkeit an sein Zimmer gefesselt, oder überdrüssig, die Salons einer Gesellschaft zu besuchen, in denen der Witz und die Poesie, in denen Geist und Herz nicht mehr herrschen, empfängt er seine Freunde und Verehrer in dem traulichen Zimmer, plaudert mit ihnen in der alten Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, auf der Causeuse hingestreckt, ermuntert und belebt. Ach, verläßt man diesen liebenswürdigen Greis und wirft Abschied nehmend einen Blick auf die Bibliothek, welche das Empfangszimmer Varnhagen's bildet, dann fühlt man wol, daß er die Umwandlung der Zeit recht vergnügt mitangesehen habe. Wir haben nicht Alle eine so glückliche Natur!

Ich kann nicht wol schließen, ohne der neuen Constituirung der berliner Volksfeste zu gedenken, welche durch ihr dreimaliges Insceneгehen die Lebensfähigkeit dieser neuen Art Volksversammlungen bewiesen haben. Unter Volksfesten versteht man im Allgemeinen einen Zusammenfluß von gewöhnlichem Volk, welches schreit und singt, trinkt und tanzt und schließlich sich schlägt — ultima ratio. Von einem gewissen höhern Sinn derselben findet man höchst selten vereinzelte Spuren. Abgesehen davon, daß in Berlin zum ersten male seit zehn Jahren wieder ein Maskenzug öffentlich sich sehen lassen durfte, zeigt der Charakter desselben, daß im Volk, wie Goethe sagt, nicht allein die besten Menschen, sondern auch die verständigsten leben. Die Ernte soll in diesem Jahre reichlich gewesen sein, obschon das Brot trotzdem noch klein ist; flugs kommen ein paar halbbankrotte Bierbrauer und arrangiren ein Erntefreudenfest, worin alle die Anspielungen humoristisch dargestellt werden. Da wird die gute Ernte dargestellt, die lustigen Bauern, die dünnen Bäcker, die dicken Schrippen, das gute Bier und große Gemüse, die Jobber und Börsenspeculanten; hunderttausend Menschen sehen seelenvergnügt diesen bunten Maskenzug mit an und freuen sich darüber und lachen zu ihrer eigenen Noth und trinken aufs Glück der Brauer. Aber der Hunger mordet dennoch, wenn man auch Polka mit ihm tanzt.

Die hunderttausend Menschen, welche diese neue Art Volksfeste für längere Zeit zu alljährlichen erhoben haben, waren Mitglieder aller Stände, der höchsten wie der niedrigen, arm und reich und sehr reich; sie fühlten instinctartig einen gemeinsamen Wunsch, nämlich den der Abänderung der socialen Gebrechen. Es war ein Volksfest, in dem ein Gedanke lag und aus dem hundert Gedanken und kräftige Ideen sich herausbilden werden. Und da das Volk sein unvermeidliches Leiden mit leichtem Sinn erträgt, so hofft es auch auf Heilung desselben, es lernt wieder denken und fühlen, es arbeitet sich in sich selbst aus und wird dereinst einmal die Kunst und die Literatur mit seiner Bildung überraschen, da beide nichts für seine Bildung thun. Es liegt ein schmerzlicher Hohn darin, bei diesem Hokuspokus und Eiapopeia das Volk über seine Noth lachen zu sehen; es tanzt dabei und singt und springt und trinkt; es hört auf die Pauken und horcht auf die Trompeten; doch in der freien Haltung so vieler Tausend Menschen guten Volks eine gewisse Sittlichkeit und Verständniß, eine frohe Laune und eine Gesinnung noch vorherrschend zu finden, das ist ein Trost bei dem Uebel, das klingt wie eine frische kräftige Hymne durch die schwindsüchtigen Galopaden und Walzer; das fährt in die Herzen und lehrt das Volk sich bewegen und bilden, sich kräftigen und sich selbst etwas sein.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Provinzialpoesie.

Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1856. Mit vier Bildnissen und einer Musikbeilage. Zum Besten der allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger herausgegeben von E. Jacobi, J. H. Jacobson und A. Lehmann. Marienwerder, Jacoby. 1856.

Die provinziellen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks, welche in den Sitten und Gebräuchen, im Denken und Empfinden bestehen, finden ihren Ausdruck auch in der Poesie und machen es erklärlich, daß dichterische Talente sich nach land-

schaftlichen Abgrenzungen in besondern Kreisen vereinigen. Zum ersten male ist eine solche Vereinigung in der Provinz (Ost- und West-) Preußen zustande gekommen und zwar aus patriotischem Triebe und zum Zwecke dankbarer Wohlthätigkeit. Mit Rücksicht auf diesen Zweck würde die öffentliche Kritik schweigen müssen, wenn die den vorliegenden Musenalmanach füllenden Dichtungen in ihrer Mehrzahl nicht von der Art wären, daß sie keine Kritik scheuen dürfen. In der That ist aber unter dem hier Dargebotenen das Gute überwiegend, und manche Spenden, auch von Solchen, die im größern Publicum bisher noch ganz unbekannt waren, zeugen von einer schönen dichterischen Begabung. Die Herausgeber befanden sich in der glücklichen Lage, unter der überreichen Menge von Zusendungen wählen zu können; etwa die Hälfte der 138 Verfasser, welche Beiträge eingeschickt hatten, mußte unberücksichtigt bleiben, wenn das Volumen des Almanachs sich nicht weit über das bestimmte Maß ausdehnen sollte; von den eingegangenen Beiträgen überhaupt gelangte nur ein Viertheil zur Aufnahme; dennoch ist das Buch zu dem stattlichen Umfange von etwa 400 Seiten angewachsen.

Wie zu erwarten, herrscht in diesem Musenalmanach die größte Mannichfaltigkeit des Stoffs und der Formen; lyrische Gedichte wechseln mit erzählenden und auch einige interessante Stücke in nicht gebundener Sprache mischen sich darunter; aus der heidnischen Preußenzeit und der neuesten vaterländischen Geschichte sind ansprechende Bilder vorgeführt; der Schmerz und die Freude, ernste und heitere Stimmen lassen ihre Lieder ertönen.

Eduard Heinel, schon lange als vaterländischer Sänger vortheilhaft bekannt, eröffnet den Reigen. Unter Anderm stellt er ein paar Reliquien Friedrich's II. zur Schau, seinen Degen und seinen Krückenstock. Bekanntlich stecken Wunderkräfte in Reliquien und es ist daher ganz in der Ordnung, daß der Dichter in jenen Erbstücken des großen Königs etwas mehr sieht als eine verrostete Eisenklinge und ein morsches Stück Holz. Der Krückenstock des Alten Fritz steht zwar einsam im Winkel, wird aber gelegentlich unruhig und klopft hart auf den Boden, „wenn die Schranzen mit falschem Rath den Herrscher wollen umgarnen"; und kommt ihm Irgendeiner zu nahe, der König und Volk betrog, dann ist der Krückenstock unmanierlich genug, dem Schurken ins Gesicht zu fliegen. An Heinel's Versicherung, daß Mancher existirt, der das zornige Gebahren des Krückenstocks selbst gesehen hat, wird Keiner zweifeln, der an dem Glauben festhält, daß Friedrich's energischer Widerwille gegen Schlechtigkeit und Heuchelei noch lange nach seinem Tode fortlebt und auf dem preußischen Throne nicht aussterben wird.

Ohne Aufenthalt machen wir nun einen Abstecher von Potsdam nach Mekka. Die arabischen Erzählungen von Gotthold sind in einer Weise vorgetragen, die sich von schmuckloser Prosa nur wenig unterscheidet, und ihr Inhalt ist sehr schlicht. Doch bescheiden wir uns damit, daß nicht jede morgenländische Poesie eine bezaubernde Prachtfülle hat; namentlich ist der arabische Sandboden nicht dazu angethan, feurige Reben von Schiras zu erzeugen; daher mag in Gotthold's Gedichten die Einfachheit ganz an ihrem Orte sein. Einige Schritte weiter sehen wir uns aus der Beduinenwüste in eine grüne Oase des Humors und der Komik versetzt: „Der Kater auf Freischaft" von Reusch ist eine sehr hübsch erdachte und trefflich ausgeführte Fabel *), und desselben Verfassers „Hans Sagan ward di pompe!" wird den Freunden des Plattdeutschen ein herzliches Lachen abgewinnen. Wie dieses Gedicht in ostpreußischem, so ist ein anderes in westpreußischem Volksdialekt von A. Lehmann zu den gelungensten Beiträgen des Almanachs zu rechnen. Dies letztere ist vollkommen im Geist und Ton des werderschen Landmanns gehalten und wir hoffen, daß die des Plattdeutschen kundigen Leser die nachfolgende Mittheilung dieses Gedichts gern sehen werden:

De ole Buerschmann em Warder an sine Fru.

Hied es en Dag so wunderschen,
As eck mindag nich hew gesehn:
  Du, trutste Fru, best schmock on fin,
  So seet as Zocker, karsch as Win.

Fer alle Läwe on Geduld
Bliew eck tiedlewens en din Schuld;
  Du plegst so trielich emmersch mi,
  Wo kann genog eck danke di?

Bold steiht das Mitzke mi nich recht,
De Kopp deiht weh, de Lied es schlecht,
  Bold es 't em Mage grausam ful,
  Bold lat eck hänge Näs on Mul.

Du awerscht sorgst so schen fer mi,
On wenn eck ok strambulstrich si
  On bromsch von mine Arbeid kom,
  Du häst mi dat nich ewel nom.

Du redst mi emmersch frindlich to
On makst min trurig Hart so froh
  On fimmelerscht met mi so gern,
  Dat onsre Wirmkes Godes lern.

Drum dank eck di ut Hartens Grund;
Hol di man stramm, froh on gesund;
  De lewe Gott gäw Segen di
  On onsre Kingerkes on mi!

Soll der Bauer eine Rolle im Gedicht spielen, so macht es sich gewiß am besten, wenn man ihn naturgetreu denken und sprechen läßt; die schmachtenden Hirten Palemon und Damon mit ihren geschminkten Daphnen und Chloen haben in der Gegenwart keinen Boden mehr, und trotz der blühenden Sprache, mit welcher ein anderer Mitarbeiter des Musenalmanachs im Idyll den Schatten des seligen Geßner heraufbeschwört, können wir doch an den flötenden Hirten und den Blümlein sammelnden Schäferinnen keinen Geschmack finden. Der bisweilen „bromsche und strambulstriche Buerschmann" ist doch ein lebendiger Mensch, während jene arkadischen Schäfleintreiber nur Marionetten sind, die niemals und nirgends ein wirkliches Dasein gehabt haben.

Unter den lyrischen Erzeugnissen anderer Dichter ist viel Frisches und Anmuthiges; mit wahrem Genuß lesen sich namentlich die Dichtungen von Stellter, Halmhuber („Jahreswechsel"), Brandstätter, Gutzeit, Weishaupt, Julius Lehmann, Kretschmer, Ehrhard („Die Musika"), Prowe und von den Damen Amalie und Ottilie Zimmermann, Marie Rodmann, Kreuzberger, Bertha von Woisky, Luise von Duisburg, Charlotte Wohlmann, Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

In der Gattung des Sinn- und Lehrgedichts finden wir einiges Schätzenswerthe. Die „Jungfrau" von Jacobi enthält in einer Sonettenreihe die Ausführung eines schönen und tiefen Gedankens; doch ist es bei solchen Schöpfungen schwierig, die Reflexion so mit der Poesie zu verschmelzen, daß aus dieser Verbindung nicht ein Misverhältniß zum Nachtheil der Poesie entsteht. Sentenzen wie z. B.:

Das Seiende kann nicht als Höchstes gelten,
Was ist, das wurde und kann auch vergeh'n,
Das wahre Sein lebt wol in höh'ren Welten —

passen eher in einen metaphysischen Vortrag als in ein Gedicht, während andere Stellen, wie:

Im Geiste sei, im Raume nicht erkoren
Der Standpunkt hoch. Nicht Alpe, nicht der Stern —
Die Menschenjungfrau hat den Gott geboren!

*) Schwerlich aber von Reuscher erdacht, denn wir erinnern uns, denselben Gedanken schon in den dreißiger Jahren von Wackernagel in einem Gedichte und zwar noch sinniger behandelt gelesen zu haben. D. Red.

über die Grenzen des sprachlich und logisch Möglichen hin-
gehen. In größerer Einfachheit bieten die „Orientalischen
omen", welche Jacobson aus dem Talmud geschöpft hat,
n Schatz praktischer Lebensweisheit; auch „Der Morgen"
Schnaase enthält eine gesunde, für Alle brauchbare Lehre;
mit schönen Worten pinselnde Empfindsame und der ver-
ßliche Bauer, die sehr verschiedene Gefühle bei dem nebe-
n Tagesanbruch äußern, repräsentiren die Gegensätze ganz
lich.

Viel Historisches, der Sage Angehöriges und Anekdotisches
älterer und neuerer Zeit tritt hier im poetischen Gewande
und ist von Bröde, Henriette Laudien, Gisevius und Becker
Glück behandelt worden. Auch O. F. Gruppe und Rudolf
tschall haben in diesem Genre werthvolle Beiträge geliefert.
s Ersterer als Anfang eines größern Gedichts „Hagol's
e" mittheilt, läßt die weitere Ausarbeitung und Vollendung
elben wünschen. Gottschall malt ein tiefergreifendes Bild
Polens blutigen Kämpfen und bringt deren Schrecknisse,
rätherein und Grausamkeiten in kräftigen Zügen zur An-
uung. Kurz, ganz abgesehen von dem wohlthätigen Zwecke,
hen der äußere Erfolg des „Ost- und westpreußischen Mu-
lmanach" glänzend erfüllt hat, ist sein innerer Werth und
leich seine literarhistorische Bedeutung nicht gering anzu-
agen, indem er ein unwidersprechliches Zeugniß für den
chthum dieser Provinz an poetischen Talenten gibt. 29.

Notizen.

hn Macray's Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Von John Macray in Oxford, der sich „Librarian of
Robert Taylor's institution for the European languages"
erschreibt, erhielt der Herausgeber d. Bl. folgende das Da-
vom 15. September tragende Zuschrift: „Ich ersehe aus
em in der «Gegenwart» mitgetheilten Aufsatz «Deutsche Li-
atur, Wissenschaft und Kunst im Auslande», daß Ihnen
i kleine Bändchen von Uebersetzungen aus dem Deutschen
ekannt geblieben sind, die ich herausgegeben habe, und
r den ersten Band im Jahre 1827 (London, Treuttel und
rtz) und den zweiten im Jahre 1838 (Oxford, Parker).
auben Sie mir, Sie auf diese kleinen Schriften aufmerksam
machen, in der Hoffnung, daß Sie dieselben bei künftiger
egenheit Ihrer Notiznahme für werth erachten möchten.
bedauere, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen Exemplare
on zu schicken, denn sie sind gänzlich vergriffen (quite out
print). Günstige Recensionen über beide Schriften erschie-
damals in verschiedenen Zeitschriften, sowol englischen als
wärtigen. Im ersten Bande, welcher den Titel trägt: «Stray
es, or translations from the lyric poets of Germany
brief notices of their works», war mein Name nicht
nnt, aber wol auf dem Titelblatte des zweiten." Wir
s also den in unserm Aufsatze genannten Anthologien
cher Gedichte in englischer Sprache von Beryford, Taylor,
ple, Percy Boyd, Robertson, Alfred Baskerville, Miß
Anne Burt [„Specimens of the choicest lyrical pro-
ons" etc.*)], Frau von Crespigny („My souvenir"), Ca-
therine Winckworth („Lyra Ge
Charles T. Brooks u. s. w., noch
wie desselben in London bei Ha
Bänden: „The golden lyre, a
for 1829—30, printed on letter
from German poets", hinzuzufü
noch eine Uebersetzung von Spin
1834) und von „Peter Schlemih
aus, ferner eine „Translation of
ture «Religion glorified by the fi
at Frankfort a. M." (zweite Aufl.

**G. A. Maurokordatos üb
im Ori**

Aus Athen ist uns eine kl
et de la fusion des races en O
des Professors an der Otto-Univ
stischen Schriftstellers G. A. Ma
Jahren namentlich über die kirc
verschiedenen Schriften sich hat v
Sie verdient auch außerhalb Griech
die europäischen Publicisten und
in Bezug auf die noch ungelö
ches lernen. Wenn auch die betr
argen Bedrückungen der Christen
wir in den letzten Monaten Kund
oft sogar unter dem Deckmantel d
geübt worden sind, sowie über die
hochgestellte Türken und jeder gem
sten jedes Standes, Alters und Ge
ben gestatten zu dürfen, es nic
von den politischen Reformen in
wird hier gleichsam theoretisch au
Reformplanen eigentlich sei. De
sonders mit den „Confidences su
hes zu thun hat, welche er wider
historischen Nachweise der Rechte
ihnen namentlich in kirchlicher Hin
oberer selbst ausdrücklich zugestand
zum Theil auf Tradition beruh
die Fragen: Was kann und soll die
mit Inbegriff der Türken, sein
Fusion die durch sie beabsichtigte R
Er hält diese „réforme" geradez
lediglich auf europäischen Ideen,
ger sich nöthigenfalls nicht scheuen
bis zu der offenen Foderung des
Islam auszudehnen. Wenn ma
schon Lamartine einst von der Tü
cadavre", und in der Deputirten
„Il n'y a plus de Turquie, il n'
que dans les fictions diplomat

---

*) Ueber die zweite Auflage der „Specimens" von Miß Mary Anne
enthält der „Bristol Mercury and Western counties advertiser"
ng gesagt, obschon eine bloße Provinzialzeitung, doch im Format
mfang der größten londoner Zeitungen erscheinend) in seiner
er vom 30. August folgende Bemerkung: „Miß Burt, die Ver-
dieses Buchs, ist aus Bristol gebürtig und hat mehre Jahre
m Festlande zugebracht, hauptsächlich mit dem Studium der
en Literatur beschäftigt, und zwar mit einem Erfolg, für den
s ihr herausgegebene Buch ein sehr ehrenvolles Zeugniß ablegt.
hält eine Reihe ausgewählter Stücke von 28 verschiedenen Dich-
es neuern Deutschland, von dem Verfasser des „Messias" an-
n. Alle sind gut vertreten, obschon die Hauptplätze gebühren-
dermaßen den beiden großen Rivalen
sind. Miß Burt hat offenbar mit g
scher Poesie geschöpft; sie hat ein inn
heiten der Originale, und ihre Uebe
haftigkeit und Treue. Einen inter
bilden die biographischen und kritische
Dichter, die man gewiß sehr instructi
gen, welche der Großherzogin von
haben die Zustimmung von Seiten
Autoritäten gefunden, und gewiß ve
Aller, welche diese edle Sprache, dere
Element einer ordentlichen Erziehung
Gegenstand ihres Studiums machen."
theil, welches die „Bristol Times" i
tember enthält.
B. 42.

1. Juli 1839); wenn man dagegen nicht vergessen hat, was der schlaue englische Staatsmann Urquhart öffentlich aussprach, daß, wenn es keine Türkei gäbe, man sie erfinden müsse, und außerdem die Irrgänge der europäischen Politik in den letzten Jahren sich ins Gedächtniß zurückruft, so kann man in der That nur das alte Wort aufs neue bestätigt finden: „Hominum confusione, dei providentia regitur mundus." 5.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Historien. Einzige vollständig vom Verfasser besorgte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aster, E. L. v., Nachgelassene Schriften. 1ster und 2ter Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.

Belani, H. E. R., Russische Hofgeschichten. Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit. Ein historischer Novellen-Kreis. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Bergmann, Werner, Minone. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Eberhard, G. A., Hannchen und die Küchlein. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Aus meinen Bergen. Von T. G. Erlangen, Deichert. 16. 9 Ngr.

Grant, J., Abenteuer eines Adjutanten. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, J., Geschichte von Württemberg, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1856. Mit besonderer Beziehung auf die deutsche Geschichte kurz dargestellt. Tuttlingen, Kling. 8. 14 Ngr.

Herzblättchen. Ein Roman von der Verfasserin von „der Erbe von Redclyffe." Deutsch von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kapp, Ottilie, Iberie. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr.

Klein, K., Die hessische Ludwigsbahn oder Worms, Oppenheim und die anderen an der Bahn liegenden Orte. Topographisch und historisch dargestellt nebst einer übersichtlichen Beschreibung von Mainz. Mainz. Gr. 12. 15 Ngr.

Künstler-Briefe übersetzt und erläutert von E. Guhl. 2ter Band. — A. u. d. T.: Kunst und Künstler des 17. Jahrhunderts. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Kuntze, J. E., Der Wendepunkt der Rechtswissenschaft; ein Beitrag zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand- und Zielpunkt derselben. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, A., Ziska. Gesänge. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Herbig. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyenberg, H., Carinen. Vier Novellen. Alfeld. 12. 20 Ngr.

Mügge, T., Romane. Vier Bände. Berlin, Janke. 1857. 8. 6 Thlr.

Mynster, J. P., Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Aus dem Dänischen übersetzt. 3te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Roellner, F., Das monarchische Princip und die deutschen Staatsverfassungen der neueren Zeit. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oberleitner, K., Lebensweisheit in den attischen Tragikern. Wien, Haas' Wwe u. Campen. 1857. 16. 12 Ngr.

Otto, Louise, Zwei Generationen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Hübner. 16. 2 Thlr.

Pisling, T., Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen. Mit einem Vorwort von P. Mischler. Prag, Bellmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Reckendorf, H., Die Geheimnisse der Juden. I. Leipzig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Reich, L., Die Insel Mainau und der Badische Bodensee. Mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile. Mit 10 Ansichten, auf Stein gezeichnet von J. R. Heinemann. Carlsruhe, Müller. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schellings, F. W. J. v., Sämmtliche Werke. 1ste Abtheilung. 1ster Band. 1792—1797. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schirren, C., Der Njandscha und die hydrographischen Merkmale Afrika's. Riga, Kymmel. Lex.-8. 25 Ngr.

Schmitz, A., Hermann der Cherusker. Historisches Drama in zwei Theilen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Hermann und Barus. Historisches Drama in fünf Acten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne bearbeitet vom Regisseur F. Kruse. Dessau, Neubürger. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Franz von Sickingen. Historisches Drama in fünf Akten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne bearbeitet vom Regisseur F. Kruse. Ebendaselbst. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Der See von Laach. Eine poetische Schilderung nebst einer Zugabe. Duisburg, Ewich. Gr. 12. 7½ Ngr.

Smidt, H., Zu Wasser und Land. Geschichten aus See und von der fasten Wall. Drei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 4 Thlr.

Tiedge, C. A., Urania. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenzig, J., Studien über Ritter Thomas Štítné. Ein Beitrag zur europäischen Culturgeschichte. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wurm, Die deutsche Sprache an der gelehrten Schule mit besonderer Rücksicht auf die revidirte Studienordnung in Bayern. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 14 Ngr.

Zimmermann, W., Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Neue ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 9 Ngr.

Zur Kritik der modernen Kunst. Eine Reihe von Vorträgen. I. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. 2te Auflage. Schaffhausen, Schalch. 8. 9 Ngr.

Antwort der acht Magdeburger Br. Br.: Geistlichen auf den Hirtenbrief des Generalsuperintendenten Dr. Möller. Magdeburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Braubach, Köhlerunglaube und Materialismus oder die Wahrheit des geistigen Lebens. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 15 Ngr.

Cassel, D., Die Cultusfrage in der jüdischen Gemeinde von Berlin; beleuchtet. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feldner, L., Das Recht des lutherischen Bekenntnisses in Rheinland und Westphalen, dargelegt in einer Beleuchtung der drei Paragraphen über den Bekenntnißstand dieser Provinzen. Mit einem Vorwort von Sander. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

Gehe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Jellinek, A., Wirke im Kleinen! Zeitpredigt am Sabbat ha-Chodesch 5616 [5. April 1856] gehalten. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sack, K. H., Von dem hohen Werthe der agendarischen Spendeformel. Einige Betrachtungen. Magdeburg, Heinrichshofen. Br. 8. 5 Ngr.

Wyneken, G. B., Die Differenzen in der Lehre von den Sacramenten zwischen Lutheranern und Reformirten und reformirten Secten in ihrer Bedeutung für den Glauben. Verden, Tressan. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 44. —— 30. October 1856.

Inhalt: Neueste deutsche Lyrik und Epik. Von **August Henneberger.** Erster Artikel. — Karl Friedrich Gauß. Von **Heinrich Birnbaum.** — Schriften über die geistigen und materiellen Nothstände der Zeit. — Die Tragödie: Der leidende Christus. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neueste deutsche Lyrik und Epik.

Erster Artikel.

Meister Uhland hätte kaum etwas Schlimmeres thun können, als mit seinen berühmten Versen „Singe, wem Gesang gegeben" u. s. w. jedem Jüngling, der sich für einen werdenden oder schon gewordenen und nur verkannten Goethe hält, die venia cantandi ertheilen. Der Zauberspruch ist gesprochen, die Wasser rauschen und schwellen und drohen uns zu ersäufen — aber das Wort, das sie verschwinden macht, ist vergessen und trostlose Zauberlehrlinge sehen wir die Sündflut über die Literatur hereinbrechen, ohne sie aufhalten zu können.

Die Hast und Hitze, mit welcher Berufene und Unberufene sich zur poetischen Production herbeidrängen, muß nachgerade die ernsthaftesten Besorgnisse auch Demjenigen erwecken, der diesem frischen Leben, Weben und Streben eine zeitlang mit Wohlgefallen zugeschaut hat. Und zwar Besorgnisse für die Poesie selbst nicht allein, wiewol es keine Frage sein kann, daß durch die massenhafte Concurrenz der Preis der Waare im Allgemeinen gedrückt, daß durch diesen lyrischen Hexensabbath der Geschmack des Publicums verdorben oder wenigstens unsicher gemacht werden muß. Aber mehr noch für unser nationales Leben im Großen und Ganzen. Niemand, der unbefangen diese neuesten Erscheinungen der Poesie würdigt, wird verkennen können, daß mindestens die Hälfte dieser Lyriker und Epiker besser thäte, irgendein ehrliches Geschäft des bürgerlichen Lebens zu treiben, und wäre es Heringe verkaufen oder Holz sägen. Aber in der Sprache, „die für den Dichter dichtet und denkt", einen, auch mehre Bände Gedichte zu bewerkstelligen ist so leicht, sich gedruckt zu sehen so süß, der Lorber so lockend und so sicher! Dagegen erfodert das Geschäft, auch das geringste, Anstrengung und ernste Arbeit. Wie langweilig, wie prosaisch! Aber wenn nun über kurz oder lang dem eingebildeten Poeten die Poesie ausgeht, wenn er die paar Gedanken und Gefühle, die er zu verwerthen hatte, ausgegeben hat: was soll dann werden? Das Resultat ist das literarische Proletariat, das vielleicht schlimmste von allen. Denn ihm ist nicht mit Geld und Gut zu helfen: ihm fehlen neben den äußern Mitteln auch die innern. Voller Prätensionen, hat dieser Proletarier nichts gelernt und nichts vergessen — von seinen eiteln Träumen; der Segen der ernsten Arbeit ist ihm unbekannt geblieben.

Nicht bei allen endigt der poetische Rausch in so schlimmem Jammer. Ein Theil ist wirklich begabt und steuert sein bescheidenes Theil zu dem reichen Hausschatz unserer Poesie. Andere treiben die Dichtkunst in ihren Nebenstunden, und der Einzige, der darunter zu leiden hat, ist ein gutmüthiger Freund, dem die Gedichte vorgetragen werden, und der Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung", der sie lesen muß. Noch andere endlich nehmen zwar einen Anlauf, auf ihre lyrischen Erstlinge eine literarische Existenz zu begründen, aber bald genug abgeschreckt kehren sie zu einem prosaischen Beruf zurück, da es noch Zeit ist.

Für den Kritiker aber ist das Schlimmste, daß in unserer Zeit nicht nur nicht viele vortreffliche, sondern ebenso wenig viele ganz und durchaus schlechte Gedichte gefunden werden; dazu ist die Sprache zu gebildet und Wendungen, Bilder, Gedanken fallen auch dem Schwachen aus dem reichen Sprachschatz zu. Aber diese durchgehende Mediocritas wirkt bei dem Leser eine flaue Stimmung, während das ganz Schlechte wenigstens den Humor weckt.

So seien denn die Schranken geöffnet! Gut und bös, bekannt und unberühmt — für alle gleiche Sonne! Und was die obige Vorrede betrifft, so prüfe sich jeder selbst, ob sie auf ihn paßt; paßt sie nicht, so ist er nicht gemeint.

---

1. Die neuen Templer. Episches Gedicht in vier Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.
2. Madame Pauli. Episches Gedicht in sechs Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn in unserer modernen deutschen Literatur von Epos und epischen Gedichten die Rede ist, man weder an die „Ilias" noch

an die „Nibelungen" denken darf. Aber ein irgendwie bedeutender Inhalt hat seither doch für das epische Gedicht als nothwendig gegolten; es scheint, daß auch diese Foderung gegenwärtig als obsolet gilt. In den beiden epischen Gedichten Knorrn's wenigstens habe ich irgendeine nur etwas bedeutende Handlung oder Begebenheit nicht zu entdecken vermocht.

Was zuerst „Die neuen Templer" betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich dieselben halb unklar, halb langweilig finde. Oder hängt das vorliegende Epos vielleicht mit einem frühern Gedichte Knorrn's zusammen, welches ich freilich nicht kenne? Aber jedenfalls sollte doch ein episches Gedicht in vier Gesängen auch für sich verständlich sein. Der Freiherr Waldheim betet für seine Tochter Alexa, welche die Schwindsucht hat oder zu haben scheint. Es ist sein Namenstag, und sein Gebet wird erhört. An demselben Feste wird er nun in den Orden der neuen Templer aufgenommen als berathender Greis. Was diese neuen Templer eigentlich wollen — vielleicht weiß es der Dichter derselben, sie selbst scheinen es nicht zu wissen; wer will es uns verdenken, wenn wir es auch nicht begreifen. Wenigstens ich weiß aus den Worten ihres Propheten:

Sowie die alten Templer waren Hort
Des Kreuzes, das die sünd'ge Welt verloren,
So schützt der neue Bund alljetzt das Wort!
Das Heil der Menschheit wird aus uns ersprießen;
Wir richten wieder auf in Herrlichkeit,
Das einst die Johanniter schon verhießen,
Das Menschenthum aus der Vergessenheit! —

eine einigermaßen genügende Definition des Endzwecks der neuen Templer umsoweniger abzuleiten, als hier plötzlich auch noch die Johanniter eingemischt werden. Wie dem sei, Fürst Tancred,

eine jener Kraftgestalten,
In deren Nähe man die Strömung spürt,
Durch deren Urkraft Träume sich entfalten,
Vom Lebenshauch, der Allnatur berührt —

wird in seiner Abwesenheit von den Templern zu ihrem Großmeister erwählt. Da ihn aber die Gesandten, welche ihm dies verkündigen sollen, in einem zärtlichen Zusammensein mit seiner Geliebten Alexa stören, die ihn eben im magnetischen Schlaf vor einem Feind, der sie trennen wolle, gewarnt hat, so ersticht er die beiden Boten in halbem Wahnsinn. Dafür wird er sammt seiner Braut und Hochzeitsgesellschaft von den fanatisirten Templern durch 400 Centner Pulver in die Luft gesprengt. Wenn das kein Knalleffect ist!

Blieben in „Die neuen Templer" die Gestalten allzu unbestimmt, das Geschehende zu schattenhaft, so herrscht in „Madame Pauli" Klarheit bis zur Trivialität. Ein Handlungscommis in dem Geschäft der Madame Pauli, der arme Jac, liebt seine Principalin und schreibt ihr eine poetische Epistel. Sie aber liebt den Hauptmann Paul, und ihr Oheim endlich, welcher einen Pietisten vorstellen soll (wie zeitgemäß!), möchte sie an den „Agronomen" Muff verschachern. Nun geschieht im Grunde nichts weiter; nur die Liebesepistel Jac's wird falsch bestellt und setzt die Gouvernante eines Herrn Ehrmann, die zufällig auch Madame Pauli heißt, in vergebliche Flammen. Das Ende vom Liede ist, daß Paul und Madame Pauli sich kriegen, der Oheim sich ärgert, die zweite Madame Pauli mit Herrn Ehrmann wieder freundlich zu sein beschließt und der arme Jac sich resignirt, Madame Pauli nicht zu hassen,

Zumal sie mir soviel des Wohles thut.

Und für diese Nichtigkeiten ein episches Gedicht in sechs Gesängen! Die Verse sind in beiden Gedichten ziemlich fließend, freilich oft dadurch, daß der Reim den Gedanken beherrscht. Oder würde wirklich Knorrn demüthig dastehende Diener mit einem Constabler verglichen haben:

Noch stummer als ein lauernder Constabel,
Auf Ruhestörer immer fangbereit —

wenn er nicht einen Reim auf Fabel gebraucht hätte? Wenn hier der Dichter vielleicht noch einwenden könnte, daß die Diener, die sich vorher gestritten hatten, nun aufeinander aufpassen wie Constabel, so dürfte ähnliche Einrede bei weitem nicht überall statthaben, wo auffallende Bilder, Ausdrücke oder sogar grammatische Seltsamkeiten uns entgegentreten.

3. Eulenspiegel's Tagebuch. Von R. Hirsch. Pesth, Heckenast. 1856. 16. 15 Ngr.

In diesen Liedern, welche nach der Heine'schen Schablone zugeschnitten sind, fehlt es weder an barocken Pointen noch an Gröblichkeiten und Cynismen à la Henri — nur das Eine fehlt, was diesen Nachtretern des ungezogenen Lieblings der Grazien abzugehen pflegt: der Geist und das immer wieder hervorbrechende poetische Genie.

Ich schwimme bald in — Entzücken
Und bade mich bald in — Thränen,
Beliebt es dir freundlich zu blicken,
Beliebt's dir mich anzugähnen.

Ich bin von dir gehudelt,
Genarrt und persifliret,
Was man so sagt, gepudelt
Und gründlich maltrātiret.

Wär' nur vorbei mein Leben
Und ich in ew'ger Ruh' —:
Ich würd' als Gespenst dich umschweben —
Hu hu! Du du! Du du! Hu hu!

Was den Bau dieser Verse betrifft, so ist er nachlässig genug, um an Heine zu erinnern; der Inhalt aber ist einfach abgeschmackt. Vielleicht trägt die komische Wirkung, die die Apotheose Heine's durch Alfred Meißner bei Allen hervorbringen muß, die sich noch ein gesundes Urtheil bewahrt haben, dazu bei, unsere jüngern Poeten von diesen so erfolglosen Versuchen abzuschrecken. Heine war, in seinem Genre, ein großer Dichter, schon deshalb ist er schwer nachzuahmen, und dies scheint mir noch dazu sehr erfreulich, wenn in der deutschen Poesie nicht Frivolität und Gesinnungslosigkeit herrschend werden sollen.

4. Zwei Frauenbilder. Dichtungen von Adolf Stern. Leipzig, Matthes. 1856. 16. 12 Ngr.

Die beiden erzählenden Gedichte, welche dieses Büchlein enthält, sind gut versificirt und verständig dargestellt.

„Laura Portland" behandelt eine Episode aus den Zeiten der Königin Elisabeth. Die Geschichte ist spannend genug erzählt und erfreut den Leser durch einen heitern Ausgang, welcher freilich auf ziemlich verbrauchte und zugleich unwahrscheinliche Weise herbeigeführt wird. Verbraucht ist es, wenn Richard seinen Vater, von dem man übrigens nicht einmal genau erfährt, warum er seine Frau einst verlassen hat, an einem Ring erkennen soll; ganz unwahrscheinlich aber, daß Richard diesen Ring in dem Augenblick erkennt, wo des Vaters Hand im wilden Getümmel gehoben ist, um ihn niederzuschlagen. Die zweite Erzählung spielt zu den Zeiten der Bilderstürme in Byzanz; so einfach die Geschichte ist, oder vielleicht gerade deshalb hat sie recht ansprechende Partien, woneben freilich auch einzelnes recht Prosaisches stehengeblieben ist, wie in den Worten des bedrohten Bildhauers:

> Es müssen and're Tage werden,
> In denen alles Schöne siegt,
> Trotz diesem fiebrischen Geberden,
> Das nicht in Christi Lehre liegt!

Indessen ist dergleichen wie gesagt doch nur vereinzelt und kann dem allgemeinen Eindruck nicht schaden. Vor falschen Bildern aber, wie

> Ein faltig weiß Gewand umfloß
> Die Glieder, weich und hold wie Töne.

muß umsomehr gewarnt werden, je geneigter unsere modernen Poeten sind, dergleichen Ungehörigkeiten für etwas Absonderliches zu halten.

5. Lieder aus Toscana. Herausgegeben von Ida von Düringsfeld. Dresden, Schäfer. 1855. 32. 15 Ngr.

Es sind Uebertragungen toscanischer Volkslieder, welche die Verfasserin uns bietet. Wie treu die Uebersetzung sein mag, weiß ich nicht zu sagen: wohlklingend, zart, melodisch sind die Lieder alle. Aber der Inhalt ist ein sehr einförmiger. 132 Nummern bringen nichts als Liebeslieder: Lobpreisung der Schönheit des Geliebten, Liebessehnsucht, Liebesklagen. Und wieder in diesem sehr engen Raum herrscht noch dazu eine große Einförmigkeit und theilweise Inhaltslosigkeit, gegen welche unser mittelalterliches Minnelied, dessen Stofflosigkeit doch gewiß im Allgemeinen groß genug, außerordentlich reich und voller Fleisch und Blut erscheint.

> Mit deinem schönen Thun und schönen Reden
> Machst du mich auferstehen und dann sterben;
> Mit deinem schönen Wort und schönem Wesen
> Machst du mich sterben und dann auferstehen.

> Mein Liebster nennt sich — ja, mein Liebster nennt sich —
> Ich kann mich auf den Namen nicht besinnen —
> Er nennt sich Joseph, seine Liebste bin ich.

> Es sind drei Veilchen mir verehret worden —
> Ich habe sie gelegt mir unter's Kissen,
> Die ganze Nacht hab' ich den Duft gerochen.

Auf die Gefahr hin, mit dem seligen Nicolai in eine Verdammniß geworfen zu werden, erlaube ich mir dergleichen Liederchen, zur Charakteristik des betreffenden Volksstamms vielleicht nicht ohne Bedeutung, ästhetisch ziemlich werthlos zu finden. Ueberhaupt ist es wol an der Zeit, die eifrigen Sammler von Volksliedern u. dgl. immer wieder zu erinnern, daß etwas historisch bedeutsam und doch ästhetisch ohne allen Werth sein könne. Andere der vorliegenden Lieder haben allerdings etwas mehr Inhalt: allzu schwer trägt keins daran. Als Probe aber italischer Sinnesart ist die Sammlung wol willkommenzuheißen.

6. Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht von A. Jordan. Berlin, Schneider und Comp. 1856. 8. 10 Ngr.

Der Dichter behandelt die bekannte Geschichte, wie der Große Kurfürst von Brandenburg um die Weihnachtszeit 1678 sein Heer auf Schlitten setzte und die in Preußen sengenden und brennenden Schweden nach Kurland verjagte. Es ist immer ein wohlthätiges Gefühl in unserer schlaffen Zeit, auf die ruhmvollen Tage der Vergangenheit zurückzublicken, und wenn es wahr ist, daß Deutschland das Heil nur von einem starken und thatkräftigen Preußen kommen kann, so muß für jeden Deutschen jene Zeit des Großen Kurfürsten, in welcher die Grundlage des Staats gelegt wurde, auf dem einzig unsere Hoffnungen beruhen, eine erhebende, die höchste Theilnahme weckende sein. Vielleicht erweckt die glorreiche Vorzeit Hoffnungen wieder, welche die gegenwärtige Lage Preußens darniedergedrückt hat; des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt 1678 und der schleswig-holsteinische Feldzug in unserer Zeit — so demüthigend die Parallele ist, hoffen wir, daß ein Staat, der so glorreich begonnen, nicht für immer in zweiter Reihe stehen werde! Das Gedicht ist würdig gehalten und mit einem warmen Herzen geschrieben. Vielleicht tritt die Person des Verfassers für ein episches Gedicht etwas zu oft zwischen die Erzählung, im Allgemeinen aber ist der Ton des historischen Liedes getroffen und zeugt von einem richtigen Verständniß der Anfoderungen, welche man an ein episches Gedicht, das einen neuern Stoff behandelt, zu stellen hat. Lobend verdient noch die Sorgsamkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher die (modernisirte) Nibelungenstrophe gehandhabt ist, eine Sorgsamkeit, die in unserer neuern Poesie als pedantisch nach und nach ganz in Abgang zu kommen scheint.

7. Wrangel. Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Herbig. 1855. 8. 1 Thlr.

8. Groß-Görschen. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Bath. 1856. 8. 20 Ngr.

Ich habe eben ausgesprochen, wie nothwendig mir für unsere Zeit auch die poetische Kräftigung des vaterländischen Sinns erscheint. Kann dieses durch Gestalten aus der Gegenwart geschehen, um so besser; denn das Miterlebte, Bekannte wird in dem dichterischen Gewande um so gewaltiger packen. Und Vater Wrangel ist in der That eine Gestalt, die manche Anlage zur Popularität hat. So begleiten wir ihn mit Vergnügen in dem Gedicht durch seine Sodatenlaufbahn, durch die Zeit der Erniedrigung von 1807, durch Groß-Görschen,

Liebertwolkwitz, Wachau, Champeaubert zum endlichen Frieden. Auch die bekannte Anekdote, daß Wrangel die Wahl zwischen dem Majorsrang und dem Eisernen Kreuz gelassen worden, er aber den erstern gewählt habe, um sich das andere später zu verdienen, ist eingeschaltet. Einigermaßen abstechend gegen diese kriegerischen Thaten ist der folgende Abschnitt, der mit derselben Emphase ein Friedensmanoeuvre bei Tempelhof schildert und die Orden aufzählt, die Wrangel für dasselbe erhalten. Dagegen sind die Abschnitte „Schleswig" und „Fridericia" wieder von der Art, daß sie auch Herzen erwärmen können, welche die prächtigste Parade kaltläßt. Der Schluß, die Pacificirung Berlins, hätte so nicht geschrieben werden sollen; daß z. B. die Soldaten im Rausche des Siegs in den eben von der gesprengten Nationalversammlung verlassenen Räumen diese parodirt haben, erscheint uns durchaus verzeihlich; daß aber dieser Uebermuth dem waffenlosen Besiegten gegenüber noch nach Jahren vom Dichter gefeiert zu werden verdiene, kann ich nicht finden. Im Allgemeinen aber ist nicht nur die vaterländische Gesinnung des Dichters anzuerkennen, sondern auch sein Geschick in der Auswahl. Im Einzelnen gelingen ihm insbesondere Schilderungen vortrefflich und nur dann und wann fühlt man sich von einem prosaischen Einschiebsel, wie Scherenberg sie in Mode gebracht hat, beleidigt:

> Im Mittelpunkt des fränkschen Treffens stand
> Marmont's, des Herzogs von Ragusa, Heertheil,
> Dahinter Ney's, des Fürsten von der Moskwa,
> Genüber den bewährten Scharen Kleist's,
> Den die Geschichte nennt „von Nollendorf",
> Und Rußlands Tapfern, die Capzewitsch führte;
> In seiner Rechten standen die Geschwader
> Lefebvre-Desnouettes und Laferière-
> l'Evêque, erprobt auf Spaniens Feldern.

Noch mehr als in „Wrangel" treten dergleichen Aufführungen, die mehr in ein Bulletin oder in einen Rapport gehören als in ein episches Gedicht, bei „Groß-Görschen" hervor. Ueberhaupt leidet dieses Gedicht an manchen Uebelständen, von denen das erste frei war. Während in „Wrangel" der Dichter einen Helden durch ein ganzes thatenreiches Leben begleitet und so zur größten Mannichfaltigkeit des anzuschlagenden Tons und der aufzutragenden Farben reichliche, von ihm wohlbenutzte Gelegenheit hatte, muß er in „Groß-Görschen", wo es sich um die Darstellung eines vereinzelten Factums handelt, in die Minutissima, in militärische Détails sich einlassen, um dem Ganzen Leben einzuhauchen. Aber das Interesse, zu lange bei einem Gegenstand festgehalten und zugleich durch die Masse des Détails, welches sich theilweise poetisch nicht einmal ganz klar darlegen läßt, zerstreut und verwirrt, vermindert sich. Dazu kommt, daß der Schluß ein für die Helden, für die unsere Herzen schlagen, niederbeugender ist. Und wenn auch der Dichter mit Recht sagt:

> Ob nun auch rückwärts wehten die Fahnen bei Morgengrauen,
> Sie blickten dennoch vorwärts mit festem Selbstvertrauen,
> Sie wußten, daß ihr Trachten nicht hing an einem Tag
> Und daß das Loos der Schlachten in Gottes Händen lag —

so steht solche Gesinnung den Helden der Freiheitskriege wohl an, der Poet aber hätte sich vielleicht einen günstigern Stoff wählen können, in der die vaterländische Sache nicht nur in Hoffnung, sondern in der Wirklichkeit Sieger gewesen wäre. Indessen da das Gedicht als einzelner Gesang eines größern Werks „Die Freiheitskriege" bezeichnet wird, so verschwindet dieses letzte Bedenken wenigstens zum Theil wieder.

9. Gedichte von Balthasar Hunold. Innsbruck, Wagner. 1856. 16. 8 Ngr.

Ein anspruchsloses Büchlein! Nichts von Weltschmerz, nichts Titanenhaftes, Himmelstürmendes. Der Dichter gehört mehr der ältern Schule unserer Dichtung an, obgleich er selbst wol noch jung ist; es genügt ihm, einfachen und natürlichen Gefühlen einen schlichten poetischen Ausdruck zu geben. Und das ist ihm denn im Allgemeinen wohl gelungen. Es findet sich unter diesen Gedichten manch tiefempfundenes Lied, und die Darstellung ist, von einigen Austriacismen (wie z. B. „An einem Frühling") abgesehen, correct und dem Inhalt entsprechend. Große Gedanken wird hier Niemand suchen, es sind eben die alten Themata der Dichtkunst, die hier behandelt werden, Liebe, Freundschaft, Frühling. Aber das Alte ist manchmal in neuer Weise gefaßt, ohne daß der Dichter in jene Seltsamkeiten verfiele, durch welche die moderne Lyrik pikant zu werden glaubt. Zur Probe ein Sonett aus der Abtheilung „Lieder der Liebe".

An Agnes.

> Wo ist ein Herz, das solch ein Lied verachtet,
> Das zu der Schönheit ew'gem Preis erklungen,
> Wenn es erkennt aus all den Huldigungen,
> Wie nur nach dir des Dichters Seele trachtet!
>
> Nur du hast meine Liebe nie beachtet,
> Wie sehr sie auch nach deinem Licht gerungen,
> Der Blume gleich, die in den Dämmerungen
> Des Waldes träumt, von Föhren übernachtet.
>
> Nie wird, wenn nicht bestrahlt von deiner Güte,
> Ihr zartgeschloss'ner Kelch sich froh erweiten;
> Wer könnt' ihr duftiges Geheimniß fassen?
>
> Doch wer wie du in höchster Schönheit Blüte
> Den ganzen Frühling kann um sich verbreiten,
> Der darf auch eine Blume sterben lassen.

10. Frühlingsgedanken eines münchner Kindes. München, Palm. 1856. 16. 12 Ngr.

Mancher hübsche verständige Gedanke findet sich in diesen Liedern. Da aber das eigentlich poetische Element nicht eben sehr stark ist, so würde der Eindruck immer ein unbefriedigender sein, wenn nicht die Wärme, mit der der Dichter seine Vaterstadt zu verherrlichen bemüht ist, einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte. Eine formelle Bemerkung mag ich hier nicht zurückhalten, da Das, worauf sie sich bezieht, während der ganzen Lectüre mich gestört hat. Der Verfasser schreibt in jambischen Tetrametern:

> Die ihr mein München so verschreit, | als läg's auf einer dürren Haid',
> Kommt an die Isar mit heraus | zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit!

Der jambische Tetrameter muß, wie dies bei den angeführten Versen wirklich der Fall ist, in der Mitte eine Cäsur haben. Dies beobachtet unser Dichter fast gar nicht. Verse, wie:

Am Steuerruder steht das Mä | del mit dem spitz'gen grünen Hut,

in welchen der Einschnitt mitten in ein Wort fällt, erscheinen fehlerhaft, da man in denselben vielmehr ein Zusammenschieben einer jambischen mit einer trochäischen Reihe erkennen würde:

Ām Stēuĕrrūdĕr stēht dăs Mādĕl | mīt dĕm spītz'gĕn grūnĕn Hūt.

Jedes natürliche Lesen wird hier zuerst 4½ Jamben und dann eine katalektische trochäische Dipodie hören lassen. Und solcher Verse finden sich in diesen Gedichten in Unzahl! Was den Inhalt betrifft, so schildert der Dichter hervorragende Oertlichkeiten Münchens und der Umgebung und zeigt durchweg ein für den Ruhm und das Wohl seiner Heimat schlagendes Herz, ohne freilich wie gesagt diesen Gefühlen rechten poetischen Schwung geben zu können. Stellen, wie:

Wer weiß nicht, daß es Stunden gibt, in denen sich das Menschenherz
Nach Einsamkeit und Stille sehnt, in denen dann der Seele Schmerz,
Und daran ist für Den, der fühlt, im Leben wahrlich keine Noth!
Sich von der Brust löst sanft und lind, als ob es ihm ein Gott gebot —

würden, wenn man das Versmaß wegnähme, von einer recht verständigen Prosa, aber immer doch von Prosa schwerlich durch irgend etwas sich unterscheiden.

11. Pfefferkörner. Laune und Satire in Originalliedern von Bruno. Hamburg, Schuberth. 1856. 16. 22½ Ngr.

Die Lieder sind einer hamburger Gesellschaft Amicitia et Fidelitas gewidmet und mögen in dieser declamando mit Beifall vorgetragen sein. Es sind eine Art Couplets, wie sie in den berliner und wiener Possen herkömmlich. Die Satire richtet sich gegen die herkömmlichen Gegenstände: Stutzer, Mädchen, alte Junggesellen, manchmal sogar gegen Untugenden des deutschen Volks und ist in herkömmlicher Weise unwitzig; die Verse sind so halsbrechend, wie es Brauch ist. Die literarische Kritik hat über dergleichen Producte kein Urtheil.

12. Gedichte von Victor Maria von Milborn. Prag, Calve. 1856. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, wie es scheint, Siebenbürge von Geburt, zeigt nicht nur gebildeten Sinn, sondern oft wahrhaft poetische Empfindung. Zwar herrscht in den Liebesliedern, die einen großen Theil der Sammlung ausmachen, meistens noch jener Weltschmerz, der einzig von zerrissenen Herzen seine Nahrung zieht: eine Form und Gattung der Poesie, die nachgerade Gott sei Dank etwas aus der Mode gekommen ist. Allein auch diese Gedichte sind, von diesem etwas rococoartigen Inhalt abgesehen, theilweise vortrefflich; es sind wirkliche Lieder, die wie von selbst zum Singen einladen und die wir daher Componisten bestens empfehlen wollen. In den Gedichten „Aus der Zeit" zeigt sich der Verfasser als loyalen Oestreicher, aber nicht in jener unangenehm renommirenden Weise, die heutzutage in jenem Kaiserstaat guter Ton zu sein scheint; vielmehr macht die Entschiedenheit, mit welcher er zugleich seine deutsche Gesinnung ausspricht, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Von der Leichtigkeit, mit welcher sich dem Verfasser die Gedanken zum Liede fügen, mögen die drei ersten Strophen eines „Mein todter Kamerad" überschriebenen Liedes zeugen. Solche Verse macht man nur, wenn man nicht ins Blaue phantasirt, sondern die Seele wirklich von Dem erregt ist, was der Mund singt: wie denn diese Strophen einem namhaft gemachten Freunde des Dichters nachgesungen wurden.

1.

Mein Kamerad, so treu und bieder,
Ein deutsches Blut so rein und echt;
Er sprach und sang uns manche Lieder,
Hieb wacker drein stets im Gefecht.
Hat mit den Bravsten nur gerungen,
Wenn's in den Feind wie Wetter drang;
Als heit'rer Gast mit uns gesungen
Bei Würfelspiel und Becherklang.

2.

Du hörtest manche Kugel streichen,
Gar mancher Hieb war dir bestimmt,
Du wardst verschont! Bei tausend Leichen
Standst du allein, kein Haar gekrümmt,
Konntst nicht der Ehre Tod erwerben,
Dein harrt' ein strengeres Gebot;
Du mußtest still und wehrlos sterben
Des Siechen ungekrönten Tod.

3.

Nun leitet dich mit Trauermiene
Dein Kamerad zur stillen Ruh',
Des Hornes heisere Sordine
Dröhnt dumpf ihr Todtenlied dazu.
Wir präsentiren die Gewehre
Und senden dir mit lautem Krach
Als letzten Gruß — den Gruß der Ehre,
Ein dreifach mächtig Salve nach!

13. Triclinium. In drei Gesängen von Lola Milford. Weimar, Kühn. 1856. 16. 12½ Ngr.

Es ist mir lange kein seltsameres Buch in die Hand gekommen. Wenn der Ungebildete zu Worte kommt, so ist es natürlich, daß seine Rede, wenn er auch wirklich etwas zu sagen hat, unklar und verwirrt klingt. Aber hier haben wir es offenbar mit einer Dichterin aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu thun: das beweist die gewählte, theilweise schöne Sprache, das beweisen einzelne Gedankenblitze, die aus dem Chaos heraufleuchten. Das ganze Gedicht aber ist so vollständig unklar, so verwirrt und verwirrend, daß ich nach Durchlesung der 300 Stanzen, aus welchen dasselbe besteht, nicht zu sagen wüßte, was denn nun eigentlich der Inhalt. Daß es sich um den Gegensatz der freien Liebe und der Ehe handelt, soviel begreife ich. Aber den Gang des Gedichts zu enträthseln geht über mein Vermögen. Möglich, daß nur ich unvermögend bin, diesen Tiefsinn zu fassen, aber ein klein wenig Logik und Ord-

nung kann, meine ich, auch dem Tiefsinn nicht schaden. Unsere modernen Poeten glauben überdies, weil das Tiefsinnige manchmal schwerverständlich, mit einer conversio simplex, bei welcher die formelle Logik weinend ihr Haupt verhüllt, annehmen zu dürfen, daß alles Unverständliche tiefsinnig. Das Einzige, was sie damit erreichen, ist, daß sie einige unschuldige Jünglinge und ästhetische Damen verblüffen und — sonst ungelesen bleiben. Daß das Schöne einfach sei, wollen sie nicht begreifen; mögen sie denn für ihre unklaren und verwirrten Producte mit dem Beifall confuser Köpfe sich begnügen, welche das consequente Denken hassen, weil es Anstrengung kostet.

14. Sonette von Heinrich Bone. Köln, DuMont-Schauberg. 1856. 16. 24 Ngr.

Ein ganzer ziemlich ansehnlicher Band voller Sonette ist für den Kritiker immer ein kleiner Schrecken. Um so angenehmer fühlte ich hier mich enttäuscht. Heinrich Bone ist eine bedeutende dichterische Kraft, die auch den Widerstrebenden immer von neuem anzieht; denn sein Standpunkt ist freilich nicht der meine: er ist strenger Katholik und ein eifriger Vorkämpfer der katholischen Kirche. Er besingt das Dogma der unbefleckten Empfängniß, bekämpft und schilt die Philosophen, vertheidigt den Gebrauch der lateinischen Kirchensprache und wünscht die Rückkehr der „irren Brüder" zur Mutterkirche. Aber die katholische Kirche mag sich zu diesem Kämpfer Glück wünschen, und auch wir Andern, die wir seine Gesinnung nicht theilen, werden seine Vorzüge deshalb nicht verkennen dürfen. Denn obgleich strengster Katholik, ist er doch ebenso sehr oder noch mehr Dichter. Reichthum der Gedanken, Feuer der Phantasie und eine einschmeichelnde Form lassen uns sogar die Gedichte mit Antheil genießen, deren Inhalt wir nicht beizutreten vermögen. Aber wie viele sind doch in dem Bande enthalten, wo auch der Inhalt zu unserm Herzen und Kopfe spricht. Sinnige Naturbetrachtung mit geistvollen Bezügen auf das menschliche Treiben, ein fester Blick in das Leben und seine Erfahrungen, eine innige religiöse Weltanschauung finden wir in vortrefflichen Versen ausgeprägt. Unter diesen kleinen Cabinetsstücken fällt es mir schwer, eins zur Probe auszuwählen; ich greife das nächste beste heraus:

Der Dom zu Köln.

Mit einem König wollt' ich dich vergleichen,
Erhab'ner Dom! Sah dich mit Speer und Schilde,
Mit Kron' und Scepter, sah die Erdgefilde
Vor deinem Herrscherblick in Ehrfurcht weichen.

Doch wie ich schaute, fühlt' ich solche Milde,
So stille Hoheit, Anmuth in dem reichen
Endlosen Schmuck, Liebreiz in allen Zeichen,
Als je sich einet weiblichem Gebilde.

Und Königin standst du vor meinen Blicken,
Das Haupt in Sternen, mütterlich dich neigend
Und jungfräulich in hehrer Schönheit schweigend.

Und mich empfing ein himmlisches Entzücken:
Die Himmelsfürstin schwebte mir entgegen,
In deren Schoos das Heil der Welt gelegen.

Hoffen wir, daß sich das Talent des Sonettendichters auch größern Vorwürfen gewachsen erweise!

15. Sphinx. Räthselgedichte von Eduard Prosch. Berlin, A. Duncker. 1856. 16. 15 Ngr.

Die vorliegenden Räthsel sind wirklich, soweit ich sie geprüft, poetischer gehalten, als dies gewöhnlich der Fall ist; einzelne geben ein recht hübsches kleines Bildchen für sich. Nur fürchte ich, daß ihre Errathbarkeit gerade unter der poetischen Ausschmückung leidet, welche natürlich die Sache weniger verstandesmäßig exact faßt. Doch ist auch dies vielleicht Freunden des Räthsellösens erwünscht.

16. Lieder ohne Weisen von Wilhelm Dunker. Stettin, Nagel. 1856. 32. 20 Ngr.

Wenn die vorliegenden Lieder sich so ziemlich in den gewohnten Geleisen bewegen und die bekannten Tonarten anschlagen, so fehlt ihnen dafür auch der Anstrich von Prätension und übertriebenem Selbstbewußtsein, der einen großen Theil unserer heutigen Poeten und Poesien so unausstehlich macht. Der Dichter singt weder von seinem gebrochenen Herzen noch von dem Riß, der durch die Welt geht: Wein, Liebe, Wanderlust sind seine Themata, die er in der Weise des Volksliedes behandelt. Bei diesen Nachahmungen des Volksliedes liegt immer die Gefahr nahe, ins Gemachte zu verfallen und durch Onomatopoietika, Refrains u. dgl. den volksmäßigen Ton ersetzen zu wollen. Einige male ist dies auch bei Dunker der Fall; andere Lieder dagegen haben wirklich einen echt volksthümlichen Charakter erhalten. Recht neckisch ist folgendes Liedchen, von dem ich nur wünschen will, daß die deutschen Mittelstaaten dem Verfasser nicht übel deuten mögen, was er möglicherweise ganz arglos hingesungen:

Zaunkönig lied.

Zaunkönig auf dem Zweige saß
Mit Scepter und mit Kron',
Ein herrlich rothes Kirschlein aß
Und sang in hohem Ton:

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

Die grüne Heck' ist mein Revier,
Das Laub mir unterthan,
Die Schnecken sind die Staatscurier',
Der Wurm ist Castellan.

Die Raupen sind das Scriblerheer,
Hofmann ist Schmetterling,
Die Wespen sind das Militär
Mit Lanz' und Schwertern flink.

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

17. Jesus von Nazareth. Ein Gedicht von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 16. 15 Ngr.

18. Gedichte von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 24 Ngr.

Es ist theoretisch sehr einfach zu begründen und a posteriori durch die Erfahrung vielfach bestätigt, daß

biblische Stoffe episch behandelt nicht befriedigen. Denn entweder behält der Dichter die einfache Erzählung der Heiligen Schrift bei: dann wird uns immer die schmucklos ansprechende Erzählung der Evangelien und des Alten Testaments anheimelnder sein als die versificirte des modernen Dichters. Oder dieser versucht durch Aenderungen und hinzugefügte Ausschmückungen den Stoff zu illustriren: wer möchte an den alten, von Jugend auf liebgewordenen Geschichten auch dem großen Dichter sich zu vergreifen gestatten? Siebel hat im Ganzen die Erzählung der Evangelien beibehalten und nicht ungeschickt in eine Art kurze Reimpaare umgegossen; mir für meine Person erscheint die prosaische Erzählung der Evangelisten in ihrer naiven Unmittelbarkeit poetischer als diese Umarbeitung. Die Zuthaten des Verfassers sind rationalistischer Natur. So beklagt Jesus den stumpfen unaufgeklärten Sinn des Volkes:

Zu Wundern schmückt es aus, was nur
Erzeugt durch Kräfte der Natur.

Daß Jesus sich Gottes Sohn nennt, erklärt der Verfasser für gerechtfertigt; denn

Wer alle Menschen Brüder nennt,
Der darf ein (en) Gottessohn sich nennen,
Der wird den einen Vater kennen,
Der alle seine Kinder kennt!

Die Auferstehungsgeschichte ist gleich ganz weggelassen. Dergleichen mag sehr aufgeklärt und verständig sein, daß aber das Gedicht dadurch an Poesie gewonnen habe, wird schwerlich auch der Aufgeklärteste finden.

Viel günstiger ist über die „Gedichte" desselben Verfassers zu urtheilen. Hier finden sich gesunde und wahre Gefühle und Empfindungen in einer oft recht ansprechenden Form ausgesprochen. Wen sollte nicht gleich das erste Bildchen wohlthuend berühren:

Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die Furchenreihe wieder.

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen harten Jahren,
Und Keiner hat es wol gewußt,
Wie glücklich Beide waren.

Dagegen möchten wir in Beziehung auf gedankliche, philosophische Gedichte dem Verfasser einige Zurückhaltung empfehlen. Der Pantheismus des „Glaubensbekenntniß" ist doch gar zu naiv und die neue Definition der „Dreieinigkeit" berechtigt uns, dem ernststrebenden Verfasser recht gründliche philosophische Studien freundlichst anzurathen. Auch Verse wie:

O so verkenn' die Gottheit nicht —
So freue dich in ihrer Wonne!
Das Blut des Weltalls ist das Licht,
Das Herz des Weltalls ist die Sonne!

klingen zwar recht pomphaft, lösen sich aber vor einem klaren Denken in nichts auf.

19. Im Frühling. Gedichte von Friedrich Wilibald Wulff. Altona, Verlagsbureau. 1856. 16. 24 Ngr.

Ich schließe hieran einen Dichter, der sich mehr an die ältere Schule unserer Poesie anlehnt. Wenigstens sind die von ihm behandelten Stoffe einfach und mannichfache Anklänge erinnern uns bald an Hölty, bald an Schiller, bald an Uhland. Einzelne Lieder, besonders von den kleinern, bieten hübsche Gedanke über die alten Gegenstände der Poesie, Liebe, Frühling, Wein, die niemals ausgesungen werden.

20. Lerchengrüße zum 23. April. Von Dionys Grün. Wien, Hölzl. 1855. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der 23. April ist der Tag, an welchem die junge Kaiserin in Wien einzog. Die Gedichte sind von verschiedenem Werth; in einigen ist das Liedartige getroffen, andere stehen zurück. Im Allgemeinen sind Stoffe und Behandlung einfach und ebenfalls mehr in der ältern Manier unserer Poesie.

21. Lyrisches und Episches. Von Betty Paoli. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ich muß gestehen, von diesem Büchlein angenehm enttäuscht worden zu sein. Ich erwartete schmelzende Süßigkeit oder emancipationswüthige Mannweiblichkeit; keins von beiden. Die Gedichte sind ernst, kräftig, entschieden, ohne je die Frau, den weiblichen Sinn zu verleugnen. Die Verfasserin erzählt gut, besser aber noch gelingt ihr das Lyrische. Und so möge dieser Artikel mit einem Gedichte aus der vorliegenden Sammlung schließen, welches mir ebenso tief empfunden als formell abgerundet erscheint.

Einem jungen Mädchen.

Ich liebe dich, wie man ein Bildniß liebt,
Das von der Kunst geheimnißvollem Wesen
Verschönert uns're Züge wiedergibt,
Nicht wie wir sind, nein! wie wir einst gewesen.

Du bist mir werth, wie die Erinnerung
Dem Geiste theuer bleibt an jene Zeiten,
Wo unser junges Herz voll Kraft und Schwung
Der Güter höchste dachte zu erstreiten.

O wenn mein Auge sinnend auf dir ruht,
Du von der Hoffnung Morgenschein Umhauchte!
Ist mir's, als ob aus dunkler Meeresflut
Noch ein mal meine eig'ne Jugend tauchte! —

Und denk' ich dann, von welcher Nattern Stich
Dein Herz die blut'ge Spur dereinst wird tragen,
Bis du, der ich in meiner Blüte glich,
Mir gleichen wirst in meinen jetz'gen Tagen:

Da senkt umflort zu Boden sich mein Blick
Und Ahnung will mich wehmuthsvoll durchschauern,
Ich sei bestimmt, entschwund'ner Jugend Glück
In dir ein zweites mal noch zu betrauern.

August Henneberger.

Karl Friedrich Gauß.

Der weltberühmte deutsche Astronomenbund unsers Jahrhunderts, in dem Olbers, Gauß und Bessel die innig befreundeten, Alles beseelenden Haupthebel bildeten, hat auch den letzten seiner ersten Begründer verloren. Auch Gauß ist jetzt abgerufen! Die großen genialen Meister ruhen nun sämmtlich aus von ihrem erhabenen irdischen Himmelswerke. Sie leben nicht mehr, doch ihr Name mit dem Ruhme ihrer Thaten gekrönt wird ewig unvergeßlich bleiben. Sie waren von dem Lenker der Weltgeschichte auserkoren, die Erben der hinterlassenen Geistesschätze eines Kopernicus, Kepler, Galilei, Newton zu sein; sie fühlten und begriffen genau das Große dieser Erbschaft und hatten Muth und Lust und Kraft dazu, sich ihrer würdig zu beweisen; daher legten sie mit einer ewig denkwürdigen Bundestreue, mit einer Freudigkeit, Ausdauer und Hingebung, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte, Hand ans Werk und förderten dasselbe zu einer Höhe, zu einer Vollendung, welche alle kommenden Jahrhunderte in Staunen setzen wird. Aber ist nun auch von diesem historisch gewordenen astronomischen Freundesbunde Keiner mehr am Leben, so fehlt es uns doch nicht an überlebenden Schülern und Fachgenossen, welche mit feuriger Begeisterung auf die Werke ihrer Meister blicken und ganz dazu berufen sind, den einmal erweckten höhern Geist ihrer Wissenschaft wachzuerhalten.

Und richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit besonders auf Gauß, so hat er auf den Gebieten der reinen Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaften Entdeckungen gemacht, sich Bahn gebrochen und Werke vollbracht, die ihn ewig preisen und den Scharfsinn seines Geistes unter den Männern von Fach lebendig erhalten werden. Er hat viele ausgezeichnete Schüler gebildet, ist in seinem genialen Streben von den gediegensten Fachgenossen auf das kräftigste unterstützt worden; aber wenn er auch nur einen Schüler wie Encke gebildet, wenn er auch nur einen Nachstrebenden wie Wilhelm Weber gehabt hätte, so wären dies schon fruchtbare Samenkörner zu einem nie erlöschenden ruhmvollen Gedächtniß. Des großen Mannes Gelehrtenheimat war fast über alle seine Zeitgenossen erhaben, er lebte in einer Sphäre, die selbst den begabtesten Fachmännern nur mit der größten Anstrengung zugänglich war. Daher kam es denn, daß seine Verdienste um die Wissenschaft nur mit seltener Ausnahme unmittelbar ins Leben traten, daß das gebildete große Publicum den Glanz dieses erhabenen Sterns immer erst durch den lauten Jubel der Sachverständigen begreifen und bewundern konnte. Er lebte in zurückgezogener Stille blos der Wissenschaft und suchte dieselbe überall nur um ihrer selbst willen auszubilden und praktisch zu machen; an sich selbst zu denken, oder überhaupt den gewöhnlichen Gang der Menschen zu gehen, vergaß er mehr, als daß er es verschmäht hätte. Dadurch erschien er gar oft in einem von der gewöhnlichen Welt verkehrt aufgefaßten Lichte, und es sind ihm sogar mancherlei Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, welche er aber immer als großer Geist zu beherrschen und zu tragen verstand.

Gauß' Größe als Gelehrter ist aber schon als eine allgemein anerkannte Thatsache bekannt; von dieser wollen wir hier nicht weiter reden. Dagegen dürfte es wol ein überall starkgefühltes Bedürfniß sein, mit dem Leben eines so eminenten Talents bekannt zu werden, weil darin erst der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung liegt, welcher Befriedigung geben kann. Und in dieser Beziehung knüpfen wir unsere fernere Besprechung an eine vor kurzem erschienene Biographie, welche ganz dazu geschaffen ist, viel mehr das Leben als die Gelehrsamkeit des großen Mannes in das öffentliche Licht zu stellen. Der Titel dieser Schrift ist:

Gauß zum Gedächtniß. Von W. Sartorius von Waltershausen. Leipzig, Hirzel. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser scheint dem großen Verstorbenen sehr nahe gestanden zu haben. Jedes seiner Worte athmet begeisterte Hochachtung und treue innige Liebe. Damit wird er sich einen großen Kreis von aufmerksamen Lesern gewinnen. Auch hat derselbe mit ehrenwerther Emsigkeit einen reichen Schatz von Thatsachen gesammelt, die zum Theil ganz neu, zum Theil aber als wesentliche Berichtigungen zu betrachten sind, sodaß sie mancherlei Misdeutungen ganz entschieden entgegenwirken können. Das wird Gauß' Freunden sehr willkommen sein und manche befangene Gegner für ihn gewinnen oder doch zum Schweigen bringen. Wenn wir ferner dem Verfasser auch darin Recht geben, daß eine Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen gerade von Göttingen aus, wo derselbe fast ein halbes Jahrhundert zu den berühmtesten Glanzpunkten der Universität gehört habe, mit großer Wahrscheinlichkeit erwartet sei, so konnten wir bei dem ersten zur Handnehmen des Buchs doch auch wieder ein gewisses Befremden darüber nicht gut unterdrücken, warum nicht ein in sachverständiger, collegialischer oder verwandtschaftlicher Beziehung dem großen Manne Näherstehender zuerst die Stimme erhoben hat. Indeß schwand dies Befremden immer mehr, je tiefer wir uns in die Schrift hineinlasen und zuletzt auch noch eine Gedächtnißrede von Ewald, dem Schwiegersohne von Gauß, als Beitrag darin vorfanden. Diese Lebensbeschreibung ist übrigens überall so gehalten, daß sie ohne Ausnahme alle Gebildeten mit großem Interesse lesen und begreifen können. Die wissenschaftlichen genialen Thaten sind in ein glänzendes Licht gestellt, aber auch frei gehalten von jeder eigentlichen und tiefeingehenden Gelehrsamkeit, sodaß sie überall verstanden und gehörig gewürdigt werden können.

Ueber Gauß' erste Lebensperiode erfahren wir, daß er am 30. April 1777 in einem kleinen ärmlichen Hause Nr. 1550 am Wendengraben zu Braunschweig von wenig bemittelten Aeltern geboren sei, daß er sich schon in seiner frühesten Jugend als ein wunderbar hervorragender Kopf ausgewiesen habe, daß aber besonders das Zahlentalent des Kindes staunenerregend gewesen sei; schon in

seinem zehnten Jahre habe er es mit den besten Rechnern von 14—15 Jahren aufnehmen können und sei überall ihr Meister gewesen. Durch die Vermittelung einflußreicher Gönner besuchte er von 1788 an das Gymnasium und wurde auch hier so rasch Herr der alten Sprachen, daß er nach etwa drei Jahren ein ausgezeichneter Primaner war. Da wurde auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auf den genialen jungen Mann aufmerksam, er wollte diesen persönlich kennenlernen und ließ ihn 1791 bei Hofe sich vorstellen. Der edle Fürst überzeugte sich sogleich, daß er es hier mit einem ganz ungewöhnlich hochbegabten Kopfe zu thun habe, und war daher sehr gern bereit, die Mittel zur weitern Ausbildung desselben zu gewähren. Die nächste Folge dieser fürstlichen Gunst war die Aufnahme von Gauß in das Collegium Carolinum, wo er von 1792—95 mit Eifer die alten Sprachen betrieb, ganz vorzugsweise aber auch die Werke von Euler, Lagrange und Newton studirte. Dann bezog er die Universität Göttingen. Hier wurde er von den Vorträgen des großen Heyne so mächtig angezogen, daß er ganz nahe daran war, sein Leben der Philologie zu widmen. Kästner wußte ihn nicht zu fesseln. Der Verfasser sagt:

Dagegen war er um so eifriger mit seinen eigenen Untersuchungen beschäftigt und machte schon in den beiden folgenden Jahren mehre der wichtigsten Entdeckungen, welche ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Wissenschaft gesichert haben. Schon 1795 entdeckte er hier die Methode der kleinsten Quadrate, und im folgenden Jahre 1796, 30. März (wie sich dies bestätigt findet in einer von ihm eigenhändig eingeschriebenen Note seines Exemplars der „Disquisitiones" an der betreffenden Stelle, S. 662), erfand er die Theorie der Kreistheilung, von welcher die Construction des Siebzehnecks als ein specieller Fall erscheint. Diese Entdeckung, welche er bis zum Ende seines Lebens sehr hoch schätzte, ist es vornehmlich gewesen, welche seinem Leben eine bestimmte Richtung gab, denn von jenem Tage an war er fest entschlossen, nur der Mathematik sein Leben zu widmen.

Im Jahre 1798 kehrte Gauß nach Braunschweig zurück und lebte unter der beständigen Gunst des Herzogs ganz seinen wissenschaftlichen tiefsinnigen Forschungen. Er legte hier zunächst Hand an die nochmalige Durcharbeitung und Weiterförderung seiner „Disquisitiones arithmeticae", wobei er die helmstedter Bibliothek fleißig benutzte und mit Pfaff sehr befreundet ward. Das Verhältniß zwischen beiden großen Mathematikern soll, wie der Verfasser ganz entschieden behauptet, nicht das zwischen Lehrer und Schüler gewesen sein. Das Jahr 1801 war epochemachend in Gauß' Leben. Die von Piazzi am 1. Januar 1801 entdeckte und bis zum 11. Februar beobachtete Ceres war den Astronomen verloren gegangen und sie kannten kein Mittel, dieselbe anders als durch unbestimmtes Umhersuchen am Himmel wieder aufzufinden. Da hörte Gauß von dieser Verlegenheit der Gelehrten und schaffte zum größten Staunen der Welt Rath. Er hatte mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit und genialer Neuheit die Bahn des verlorenen Planeten nach Piazzi's Daten berechnet und Zach fand danach am 7. December 1801 denselben wieder auf. Das war ein Jubel für alle Himmelskundigen. Zach schrieb in seiner „Monatlichen Correspondenz":

Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkommt. Nur Diejenigen, welche aus der Theorie wissen, wie schwierig es ist, aus so dürftigen Datis, wie die Piazzi'schen vierzigtägigen Beobachtungen es waren, und aus einem so kleinen beobachteten Bogen von 9° auf eine ganze Bahn von 360° zu schließen, werden das Talent, die Geschicklichkeit und das scharfsinnige Combinationsvermögen des Dr. Gauß gehörig schätzen und bewundern.

Auch Olbers hatte einige Tage später die Ceres nach Gauß' Berechnung wieder aufgefunden und drückte seine Freude hierüber brieflich an Zach aus, wobei er mit hoher Bewunderung auf diese erste astronomische That von Gauß blickte.

Melden Sie dies doch dem würdigen Gelehrten unter Bezugnahme meiner ganz besondern Hochachtung. Ohne seine mühsamen Untersuchungen über die elliptischen Elemente dieses Planeten würden wir diesen vielleicht gar nicht wiedergefunden haben. Ich wenigstens hätte ihn nicht soweit ostwärts gesucht.

In ebenso begeisterter Freude sprach sich auch Piazzi aus. Und alle diese berühmten Männer suchten nun persönlich und brieflich mit dem genialen Gauß bekannt zu werden. Am innigsten knüpfte sich aber daraus das Freundschaftsband zwischen Olbers und Gauß an, wozu auch Bessel gezogen ward, dessen astronomische Genialität von Olbers bereits herausgespürt worden war. Mit Piazzi war die befreundete Verbindung ebenso herzlich und dauerte ungetrübt durch Gauß' ganzes Leben hindurch, was schon daraus abzunehmen ist, daß Gauß' ältester Sohn, jetzt Oberbaurath zu Hannover, von ihm den Namen Joseph erhalten hat. Durch die Entdeckung der Pallas von Olbers 1802 und durch die Berechnung ihrer Bahn von Gauß vereinigten sich fast alle damals lebenden deutschen Astronomen zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken. Um diese Zeit theilte Gauß seinem Freunde Olbers unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er einen Ruf nach Petersburg erhalten habe, und bat um seinen Rath. Olbers war darüber sehr in Sorge, und er bot Alles auf, um einen solchen Schatz der Wissenschaft für Deutschland zu erhalten. Er bat Gauß zunächst noch etwas zu zögern mit der Annahme und ihm zu gestatten, daß er unter der Bedingung strengster Discretion des petersburger Rufs gegen einen einflußreichen bewährten Freund erwähnen dürfte. Nach der Gewährung dieser Bitte schrieb Olbers an Heeren in Göttingen den 3. November 1802. Dieser Brief ist eine Perle unserer deutschen Literatur; jedes Wort athmet die reinste Liebe zur Wissenschaft, die aufrichtigste Begeisterung für unser deutsches Vaterland, die edelste Aufopferung und Treue für den geliebten Freund.

Sie kennen, liebster Freund, obgleich Mathematik und Astronomie nicht eigentlich Ihr Fach ist, den großen Ruhm, den sich Gauß in Braunschweig erworben hat. Dieser Ruhm ist vollkommen verdient, und der junge Mann von 25 Jahren geht schon allen seinen mathematischen Zeitgenossen vor. Ich glaube dies einigermaßen beurtheilen zu können, da ich nicht nur seine Schriften gelesen habe, sondern auch seit dem An-

fange dieses Jahrhunderts mit ihm im vertrautesten Briefwechsel stehe. Seine Kenntnisse, seine außerordentliche Geschicklichkeit im analytischen und astronomischen Calcul, seine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitsamkeit, sein ganz unvergleichbares Genie haben meine höchste Bewunderung erregt und immer vermehrt, je mehr er mir in dem Laufe unsers Briefwechsels von seinen Ideen mittheilte. Dabei liebt er die Sternkunde, vorzüglich die praktische Sternkunde enthusiastisch, so wenig er auch aus Mangel an Instrumenten bisher Gelegenheit gehabt hat, letztere zu treiben. Für eine mathematische Lehrstelle hat er eine ganz entschiedene Abneigung. Sein Lieblingswunsch ist, Astronom bei irgendeiner Sternwarte zu werden, um seine ganze Zeit zwischen Beobachtungen und seinen tiefsinnigen Untersuchungen zur Erweiterung der Wissenschaft theilen zu können. Ist dies nicht gerade der Mann, wie er sich für Göttingens künftige Sternwarte paßt? Ein würdiger Nachfolger des großen Tobias Mayer, der alle Absichten des Königs bei dieser kostbaren Anstalt, alle Wünsche und Erwartungen der Astronomen befriedigen wird! Betheuern muß ich Ihnen, liebster Freund, daß mir Dr. Gauß noch nie auch nur auf die entfernteste Art einen Wunsch zu erkennen gegeben hat, nach Göttingen auf irgendeine Weise zu kommen: ja ich kann auf meine Ehre versichern, daß noch nie in unsern Briefen von dem künftigen Observatorium in Göttingen die Rede gewesen ist. Hier die Lage der Sache und den nähern Anlaß zu meinem heutigen Schreiben. Deutschland ist in Gefahr, diesen vorzüglichen Gelehrten zu verlieren. Unterm 12. October meldete mir Dr. Gauß im engsten Vertrauen, daß er von der petersburger Akademie den Antrag zur Stelle eines Astronomen und Directors der dortigen Sternwarte erhalten habe und noch unschlüssig sei, ob er diesem ihm in vielen Stücken sehr angenehm scheinenden Rufe folgen solle. Er verlangt darüber meinen Rath.... Aber noch ein mal muß ich es sagen, ich halte es für den Ruhm der Georgia Augusta wichtig, einen Mann zu besitzen, den schon jetzt ganz Europa bewundert....

Die so eingeleitete Berufung von Gauß nach Göttingen wirkte mächtig. Der petersburger Ruf ward abgelehnt, wobei hauptsächlich auch die dankbare Rücksicht von Gauß auf seinen erhabenen Beschützer, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, mitwirkte. Die von Westen heranrückende, immer größer und größer werdende Gefahr für Deutschland brachte aber eine Verzögerung in der Realisirung des Olbers'schen Plans hervor, welche sich durch nichts beseitigen ließ. Nach der Schlacht von Austerlitz, wo Preußen gezwungen ward, den ungleichen Kampf mit Napoleon's Armee einzugehen, gingen auch die Schlachten bei Auerstädt und Jena unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand verloren. Der unglückliche Herzog ward tödtlich verwundet nach Braunschweig geführt. Die Stadt schickte sogleich eine Deputation nach Halle zum Kaiser Napoleon, um ihn zu bitten, dem greisen Landesvater die Sterbestunde am heimatlichen Herde nicht feindlich zu stören. Der Verfasser sagt:

Nachdem die Deputation auf eine brutale Weise angefahren und vom Kaiser die schlechte Kriegführung seiner Feinde verspottet, kehrte sie unverrichteter Sache zurück, und man traf sogleich Anstalt, den unglücklichen Feldherrn vor unwürdiger Gefangenschaft zu retten. Gauß, der damals in Braunschweig am Steinweg wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten zweispännigen Krankenwagen aus dem Thore des Schloßgartens hinausfahren, der sich langsamen Schritts gegen das Wendenthor hinbewegte. In demselben lag der schwerverwundete Herzog auf seiner Flucht nach Altona. Gauß erblickte mit erschüttertem Herzen die Abfahrt seines väterlichen Freundes. Ein tiefer Ernst verbreitete sich über seine Seele. Nach einigen kurzen Tagereisen brachte man den sterbenden Herzog nach Altona, wo er, vertrieben vom Boden seiner Väter, verhöhnt von seinen übermüthigen Feinden, in einem kleinen Hause in Ottensen, nicht weit von jener Linde, die eines großen deutschen Dichters Grab beschattet, den 10. November 1806 seinen Geist aufgab.

Gauß liebte und verehrte diesen ausgezeichneten Fürsten mit einer ehrfurchtsvollen Begeisterung, und so oft er in seinem Leben von ihm redete, geschah es nie anders als im wärmsten Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit. Wie sehr dies der Fall gewesen ist, erkennt man am besten aus einigen Zeilen eines Briefs, welchen Zach den 27. Januar 1803 an Gauß geschrieben hat. Hier heißt es: „Sie werden schon dafür Sorge tragen, daß sein großer Name auch an den Himmel geschrieben werde.“ Nachdem Gauß seinen hochherzigen Schutzpatron verloren, machte Petersburg aufs neue Anstrengungen, ihn für sich zu gewinnen. Aber auch in Göttingen rührte man sich und Gauß erhielt endlich den Ruf im Sommer 1807, zu einer Zeit, als er gerade bei Olbers in Bremen zum Besuche war. Am 21. November trat er seine Stelle an. Hannover war zwar der Sache nach schon in des Feindes Hand, obgleich noch gewisse Behörden existirten, welche sich mit der londoner Kanzlei in Verbindung hielten.

Gauß, noch von unserer hannoverischen Regierung angestellt, traf hier ein, als diese in vollständiger Auflösung begriffen und die neue westfälische noch nicht organisirt war. Man vergaß daher in diesem Wirrwarr Gauß zu beeidigen und er blieb für sein Leben dieser Förmlichkeit überhoben, ohne deshalb weniger treu dem Lande und der Universität gedient zu haben.

Die ersten Jahre in Göttingen wurden Gauß sehr verkümmert. Er verlor Vater und Frau und hatte als Director der Sternwarte längere Zeit gar keine Einnahme, weil die landesfürstlichen Verhältnisse ganz andere geworden waren, als unter denen er die Anstellung erhalten hatte. Umsomehr vertiefte er seinen Geist in die Wissenschaft und arbeitete an der Herausgabe seines unsterblichen Werks: „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium.“ Dasselbe war ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben. Der Verleger wünschte es in französischer Sprache, wozu sich aber Gauß aus patriotischen Grundsätzen nicht entschließen konnte; daher einigten sich Beide zuletzt im Lateinischen. Außerdem hatte er noch die Freude, in Gerling, Nicolai, Möbius, Struve, Encke rasch hintereinander ausgezeichnete Schüler zu haben; auch war er mit Herschel, Laplace und Alexander von Humboldt in einen wissenschaftlichen Briefwechsel getreten, der seinem scharfsinnigen Kopfe immer neue Anregung zum Denken gab. Doch fand er seine ganze Ruhe erst 1816 wieder, nachdem Napoleon's Macht gestürzt war und die noch nicht ganz vollendete Sternwarte provisorisch von ihm schon bezogen werden konnte, zu deren raschem Weiterbau die erforderlichen Gelder verwilligt waren.

Nachdem der Verfasser das Leben des großen Mannes bis zu seinem letzten Athemzuge verfolgt hat, gibt er

noch einige sehr interessante Lebenszüge desselben. Wir theilen Einiges davon mit.

Die großartigste Weltanschauung, wie sie vielleicht nie zuvor in einem Menschen gelebt hat, durchdrang Gauß' innerstes Wesen, und mit ihr in unzertrennbarer Verbindung stand jenes erhabene religiöse Bewußtsein, welches seine mächtige Seele mit einem heiligen Hauch von Ruhe, Frieden und Zuversicht verklärt hat.... So sagte er eines Tags: „Es ist mir gleichgültig, ob der Saturn 5 oder 7 Monde hat; — es gibt etwas Höheres in der Welt." Dann wurde er still, wir saßen wol einige Minuten schweigend uns gegenüber, doch an seinem blitzenden Auge konnte man sehen, welcher Strom von Gedanken an seiner Seele vorüberzog.... So erfaßte er das geistige Leben im ganzen Weltall als ein großes, von ewiger Wahrheit durchdrungenes Rechtsverhältniß und aus dieser Quelle schöpfte er vornehmlich die Zuversicht, das unerschütterliche Vertrauen, daß mit dem Tode unsere Laufbahn nicht geschlossen sei.... Gauß war ein anspruchsloser, schlichter Mann durch sein ganzes Leben; er war sich seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner hohen Verdienste sehr wohl bewußt, kannte aber keinen Ehrgeiz. Die Ehren, die man ihm in sehr reichem Maße erwies, ließ er sich alle ungesucht ins Haus tragen. Ein kleines Studirzimmer, ein kleiner Arbeitstisch mit einer grünen Decke, ein Stehpult, mit weißer Oelfarbe angemalt, ein schmales Sopha und ein Lehnstuhl nach seinem siebzigsten Jahre, ein einziges dunkel brennendes Licht, eine Kammer, die nicht geheizt werden konnte, einfache Lebensmittel, ein Schlafrock und ein Sammtkäppchen — das waren so ziemlich alle seine Bedürfnisse.

Von Ewald's Worten am Grabe, welche gewiß einen mächtig ergreifenden feierlichen Eindruck gemacht haben, wollen wir nun am Schlusse unserer Besprechung auch noch etwas mittheilen. Sie verdienen recht allgemein gekannt und gewürdigt zu werden.

Wir stehen gebeugt, wir trauern. Aber, meine Freunde, lassen Sie uns noch weit mehr danken Dem, der ihn uns gegeben, der ihn solange in der herrlichsten vollsten Thatkraft erhalten, der ihm gestattet, unter uns gerade so zu wirken, wie er wirkte. Wie sollte ich versuchen, auch nur von fern seine Verdienste um so viele und so verschiedene, doch alle wieder durch ein engeres Band näher verknüpfte Wissenschaften zu beschreiben und zu würdigen? Andere, Sachverständigere und Geschicktere, werden dies jetzt nach dem Ende seiner irdischen Laufbahn noch mehr thun, als sie es längst gethan, an hiesiger Universität, wie an allen Orten der Erde, wo eine beträchtliche Zahl der höchsten und der strengsten Wissenschaften im schönen Bunde blüht mit ihrer glücklichen Anwendung und erfolgreichen Thätigkeit auf einem weitgesteckten Gebiete hoher und nothwendiger Bestrebungen unserer Zeit. Wenn er aber die unendlichen Räume des Himmels und die weiten Flächen der Erde so maß, wie Niemand vor ihm, wenn er das menschliche Auge das Erreichbare mit Hülfsmitteln der Wissenschaft und Erkenntniß, der Arbeit und der Kunst richtig zu finden und zu schätzen lehrte, Hülfsmittel, welche er meist selbst schöpferisch erfand und die er alle aufs glücklichste handhabte, in der Kühnheit und Schärfe der Forschung, in der Sicherheit der gewichtigsten Ergebnisse und in der von lichter Schönheit überstrahlten vollendeten Darstellung unwillkürlich an viele der letzten und höchsten Bestrebungen des gesammten Alterthums erinnernd und die Gipfel der ebenso hohen und noch höhern Bestrebungen unserer letzten drei bis vier Jahrhunderte er selbst an nicht wenigen Stellen überragend: o, wie wenig vergaß er darüber des Unendlichen, welches noch höher steht als jene unendlichen Räume und uns doch stets umringt und bedrängt.... Und welche edle Bescheidenheit und in sich geschlossene Heiterkeit wohnte neben solcher von der Welt laut anerkannten Größe!... O meine Freunde, wir sehen nun in ein nahes Grab, aber nichts zieht unsere Gedanken stärker zur Gewißheit der Unsterblichkeit empor, als der offene Hinblick in die menschliche Hinfälligkeit auch Solcher, die wir ewig unter uns zu erhalten wünschten. Ja ewig wirst du unter uns bleiben, noch von den Spätesten geehrt und bewundert. Und dazu bleibt deine Hoffnung und unsere Hoffnung. Den nie verwelkenden Lorber, den nie verwehenden Duft ewigen Dankes und ewig erhebenden Andenkens, ewiger Liebe und ewiger Hoffnung legen wir nun auf diesen deinen jetzt auch noch auf andere Weise von liebevollen Händen geschmückten Sarg. So lebe wohl und sanft ruhe dein Irdisches, geliebter Freund, Lehrer, Vater!

Heinrich Birnbaum.

Schriften über die geistigen und materiellen Nothstände der Zeit.

1. The great world of London. By *Henry Mayhew*. Part I—VII. London 1856.
2. Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Ueber die Mittel zur bessern, materiellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. Von Karl Friedrich Heinrich Straß. Berlin, Moeser. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Das Herbergswesen der Handwerksgesellen von Clemens Theodor Perthes. Gotha, F. A. Perthes. 1856. 8. 8 Ngr.
5. Zeitspende der Humanität. Reden und Betrachtungen von Bernhard Benedict Hirsch. Leipzig, Voigt und Günther. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. Ein Warner und Rathgeber für alle Besitzenden von F. Hirt. Leipzig, Wengler. 1856. 8. 1 Thlr.
7. Vereine gegen den Luxus unter den höhern Ständen. Berlin, Wohlgemuth. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Man klagt — wir wollen nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht — über den Verfall der Literatur, man macht es unserer Zeit zum Vorwurfe, daß sie keine Lessing, keine Goethe und Schiller mehr hervorbringe. Als ob sich dergleichen einer Zeit befehlen ließe! Jedenfalls haben wir, was wir nach dieser Seite verloren haben, nach einer andern Seite hin gewonnen, und wenn wir in ästhetischen Angelegenheiten mit jenen großen Geistern, die eben auf sie alle ihre Aufmerksamkeit richten konnten und durften, zu rivalisiren verzichten müssen, so müssen wir es doch als einen großen Fortschritt unserer Zeit anerkennen, daß gegenwärtig den praktischen Angelegenheiten der Menschheit, den Aufgaben der Gesetzgebung, den Mitteln, wodurch den geistigen und materiellen Nothständen abzuhelfen sei, größere Aufmerksamkeit als damals zugewendet wird, möge man dabei auch oft das Richtige verfehlen oder über das Richtige hinausgreifen. Welche Verdienste hat sich z. B. Mayhew, der Verfasser von „The London poor and labour" und „The great world of London", um die Kenntniß- und Enthüllung des in dem Stadtungeheuer, welches man London nennt, angehäuften moralischen und materiellen Elends erworben!*) Man lese nur seine grauenerregenden Schilderungen

*) Wir haben schon kürzlich in Nr. 37 nach dem „Post office London directory" einige frappante, man möchte fast sagen haarsträubende Angaben über das in erschreckenden Progressionen zunehmende Wachsthum Londons gebracht. Noch augenscheinlicher machen dies einige Berechnungen Mayhew's. Er hat z. B. ausgerechnet, daß, wenn man alle Häuser Londons in einer geraden Linie nebeneinander aufstellen wollte, dies eine Reihe von Häusern geben würde, die, am äußersten Nordende Englands anfangend, über den Kanal hinüber, durch Belgien und Frankreich sich über die Pyrenäen bis tief in Spanien hinein erstreckte. London vermehrt sich nach den neuesten Angaben jährlich um 40,000 Einwohner und 4000 Häuser. Es setzt sich also jährlich eine neue Stadt, die in Deutschland für sehr ansehnlich gelten

des „refuge for the destitute" in Playhouse Yard, wo seit seiner Gründung im Jahre 1820 bisjetzt nicht weniger als 1,200,000 bejammernswerthe Menschen Obdach für eine Nacht gefunden haben, der Werkhäuser, die einem gleichen Zwecke dienen, des Zudrangs zu den Docks Morgens um halb acht Uhr, wo oft ein förmlicher Kampf entsteht, um Arbeit zu erhalten, des Lumpenmarkts, des alten Kleidermarkts (Petticoat lane), dieses Sammelplatzes der Diebe und privilegirten Verkaufsplatzes gestohlener Sachen. Wie wunderlich, man bestraft den einzelnen Dieb, der sich ertappen läßt oder zur Anzeige gebracht wird, aber man gestattet, daß auf öffentlichem Markte Waaren verkauft werden, von denen jeder „ehrliche" Käufer weiß, daß sie gestohlen sind! Kein Wunder, wenn, wie neulich im „Morgenblatt" erzählt wurde, ein hochgestellter Brite im Verlauf eines Gesprächs, wie von einer plötzlichen Inspiration überrascht, jüngst äußerte: „Und wie, wenn wir zuletzt doch Alle Schurken wären?" *)

Freilich, wir Deutsche schlagen an unsere Brust und sagen: Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie dieser! Wir haben kein London. Das ist ohne Widerrede wahr. Aber wir haben doch kleine London genug, nur muß man nicht, wie dies deutsche Schriftsteller, Touristen und Nationalökonomen gewöhnlich thun, den Graben und Kohlmarkt in Wien, die Straße Unter den Linden oder die Wilhelmsstraße in Berlin, den Jungfernstieg in Hamburg oder die Zeil in Frankfurt ausschließlich im Auge haben. Man erschrickt, wenn man, nach Eilers' Anführung, aus einem Vortrage, welchen J. G. Hoffmann, Gründer des Statistischen Bureau in Berlin, im Jahre 1844 den Ministern und hohen Staatsbeamten hielt, erfahren muß, daß sich unter 100,000 Einwohnern des preußischen Staats fast 83,000 befinden, die kein anderes nutzbares Eigenthum als ihre eigene Person besitzen, oder was aus der Anwendung ihrer Person zum Verrichten von Arbeiten für Andere entsteht. Damals freilich, als Hoffmann seinen Vortrag hielt, arbeiteten die Nationalökonomen noch im „liberalen" Fache, jetzt sind sie auf einem andern Standpunkte angelangt; sie sind für eine Weile obenauf und vertuschen, was sie nur vertuschen können; sie dienen meist den materiellen Mächten der Zeit, weil ihre eigenen Interessen mit ihnen Hand in Hand gehen. Sie beweisen vielleicht mit Zahlen, daß heute so und so viel mehr an Fleisch consumirt wird als vor zehn, vor hundert Jahren, und schließen daraus auf einen erhöhten Wohlstand im Allgemeinen. Aber sie sagen uns nicht, auf welche Stände das Mehrconsum an Fleisch fällt. Wenn ausländische und reiche einheimische Touristen und Badereisende in den Hotels und Restaurationen mehr Fleisch verzehren, wenn überhaupt der Tisch in gewissen Schichten der Bevölkerung reichlicher bestellt ist, als dies in frühern Jahren der Fall war, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das eigentliche Volk an diesem Mehrconsum Antheil habe. Vielmehr, je mehr Fleisch von gewissen Schichten verzehrt wird, umsomehr sieht sich vielleicht die große Volksschicht auf den Genuß von Kartoffeln und Grütze angewiesen. Wollte man die Bevölkerung eines deutschen Königreichs oder Herzogthums in einer einzigen Stadt vereinigen, so würde man daselbst ebenso viel Elend angehäuft finden als in London. Sachsen, noch lange nicht so stark bevölkert als London, hat seine erzgebirgische Noth, Schlesien seinen stehend gewordenen Hunger in den Weberdistricten, Baiern sein Elend im Rhöngebirge u. s. f., und was das reiche Hamburg betrifft, so hat es seine Bettlerherbergen so gut wie London; was Berlin und andere schöne Gegenden betrifft, so haben sie neben andern traurigen Erscheinungen ihre Familienmorde, oft gräßlichster Art, aufzuweisen, von denen man früher nur bei Gelegenheit langer erschöpfender Belagerungen zu erzählen wußte. Wir selbst erinnern uns, in Augsburg, wo man gewiß für die Nothleidenden mehr thut als an vielen andern Orten, zur Zeit der Theuerung im Jahre 1846 vor den Restaurationen, wo Suppenvertheilung stattfand, Scenen und Schlägereien unter hungerigen Männern und Weibern gesehen zu haben, die wir vorher nicht für möglich hielten und die uns nur zu deutlich an die Schauderscenen erinnerten, die uns damals aus Irland erzählt wurden.

Aber in einem Punkte stehen wir mit den modernen Nationalökonomen auf völlig gleichem Boden, indem wir nämlich der Ueberzeugung sind, daß die geistige Noth mit der materiellen innig zusammenhängt. Nur scheinen sie uns darin fehlzugehen, daß sie bei der Ansicht verharren, als sei mit der einseitigen Hebung der materiellen Wohlfahrt Alles gethan. Das Schlimmste aber ist, daß sich auch in diese wichtige Frage die Einseitigkeit der Parteistandpunkte einmischt, daß z. B. die Männer der „Nationalzeitung" nicht leicht acceptiren werden, was die „Berliner Revue" zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände vorschlägt, so vernünftig es auch sei, und umgekehrt. Der Geist des Widerspruchs blos um des Widerspruchs willen ist nie heftiger gewesen als heutzutage.

Wir haben oben eine ziemliche Anzahl von Schriften mit ihren Titeln genannt, die alle mehr oder weniger in dies dunkle Gebiet einschlagen und Rathschläge zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände enthalten. Der anonyme Verfasser der Schrift „Unsere Zeit" findet die Grundlage alles Uebels in unserer Zeit in dem überwiegenden Vorwalten des Verstandes und in dem Zurücktreten des Gemüths und der Liebe, und er sucht diesen Mangel an Liebe im Schul- und Hochschulwesen, in Verkehr und Handel, in der Art, wie wir Liebe, Freundschaft und Wohlthun betreiben, im geselligen Leben, in den Vergnügungsanstalten, in Politik, Verfassung, Kirche und Gerichtswesen nachzuweisen. Der Verfasser hätte auch wol die Literatur mit Einschluß der Journalistik und des Zeitungswesens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen können, denn hier treten, da die Literatur der Gesammtausdruck des Charakters der Zeit ist, die Symptome entschiedener Lieblosigkeit vielleicht noch offener und unverstellter hervor als sonstwo. Die Tendenz des Verfassers ist ohne Zweifel edel und löblich, aber ob man ihr Gehör schenken wird, das dürfte mehr als zweifelhaft sein. Im Ganzen sind wir mit dem Verfasser namentlich darin einverstanden, daß auf der Schule mehr als bisher auf das Gemüth, statt blos einseitig auf den Verstand gewirkt werden müsse, besonders auch bei den weiblichen Zöglingen. Denn mit aller schuldigen Hochachtung vor der „zartern" Hälfte des Menschengeschlechts sei es gesagt, daß von der Masse des Klatsches, Neides und häuslichen Unfriedens, wovon die Welt erfüllt ist, vielleicht zwei Drittel dem weiblichen Geschlechte zur Last gelegt werden müssen; und wenn auch die großen Verbrechen zum größern Theil vom männlichen Geschlecht begangen werden, so wird man bei genauerer Prüfung doch finden, daß zu den meisten derselben irgendein schöner oder häßlicher weiblicher Dämon die nähere oder fernere Veranlassung war. Denn um eines Weibes willen ist der Mann Alles zu thun fähig. Man fürchte auch nicht, daß, wenn man directer als bisher auf das Gemüth zu wirken sucht, an den jetzt so gangbaren Artikeln Spott- und Klatschsucht, Neid, Schadenfreude u. s. w. jemals ein empfindlicher Mangel entstehen werde; es kann hier höchstens von einer Beschränkung, nicht von einer Verdrängung dieser gesuchten Artikel vom Weltmarkte die Rede sein. Der Verfasser behauptet vielleicht mit Recht, daß, wie die Sachen einmal stehen, jetzt nicht mehr in der Familie, wo ja eben jene Uebel wurzeln, die Keime zu einer wahrhaften Gemüthsbildung gepflanzt werden können,

würde, an die Peripherie Londons an 4000 Häuser, also mehr als etwa Frankfurt a. M. oder Leipzig und ähnliche Städte Hausnummern im Ganzen zählen! Daß dieses Verschlucken fruchtbringenden Bodens zu Gunsten einer mehr zehrenden als producirenden Volksmasse endlich eine Grenze haben muß, leuchtet ein; aber über das Wann und Wie des Stillstands und Rückgangs läßt sich zur Zeit freilich noch keine Berechnung, keine Vermuthung aufstellen.

*) Vgl. über Mayhew's Schrift und andere englische Schriften dieser Gattung die Notiz „Londons sociale Zustände" in Nr. 21.

sondern daß nur die Schule „bei gehöriger Einrichtung" dazu geeignet sei. Auch hat die Schule keine Entschuldigung mehr, seitdem sie sich das Recht angeeignet hat, den Menschen in seinem zartesten Alter für sich in Beschlag zu nehmen. Daher setzen auch Aeltern, die sich der Erziehung ihrer Kinder nicht gewachsen fühlen, jetzt ihre ganze Hoffnung auf die Schule, leider um sich nur zu oft in ihren Erwartungen vollkommen getäuscht zu finden. Auch viele gelesene Localblätter könnten neben der Schule Gutes leisten, wenn sie wollten, da sie fast noch die einzige Lectüre der Erwachsenen in den untern Volksschichten sind. Jedenfalls verdient die Schrift „Unsere Zeit", mögen auch die Ansichten ihres Verfassers nicht immer stichhaltig sein, von allen Ständen, namentlich aber von Männern der Schule und Kirche gelesen zu werden. Bei aller conservativen Grundrichtung weiß der Verfasser den herrschenden Gewalten der Zeit gegenüber eine freie und unabhängige Stellung zu behaupten, schon eben darum, weil sie der Standpunkt der Humanität und Liebe ist.

Auch von den Vorschlägen, welche die Schrift von Straß enthält, sind manche recht praktisch oder doch der Erwägung werth. Die Gebrechen der Zeit, namentlich die in allen Richtungen zunehmende Pietätlosigkeit, kennt der Verfasser sehr wohl, ob aber mit dem von ihm befürworteten Institut von Bezirkssittenvögten irgendeine Besserung zu erwarten sei, möchten wir doch gar sehr bezweifeln. Ein mal würden hierzu Männer von reinster Sittlichkeit und Uneigennützigkeit gehören, und wo sind diese in unsern großen Städten in genügender Zahl aufzutreiben? *) Sodann sträuben sich die Familien gegenwärtig, und gewiß mit Recht, gegen jede Inspicirung und unbefugte Einmischung Dritter. Es verhält sich damit wie mit der jetzt wieder angestrebten strengern Kirchenzucht, die, wie die Dinge einmal stehen, statt die Leute kirchlicher zu machen, nur zu geeignet sein dürfte, sie von allem kirchlichen Leben nur noch mehr abzuschrecken. Der Verfasser dringt auch auf Hebung des religiösen Lebens. Wer wäre darin nicht mit ihm einverstanden? Dann aber müßte der religiöse Unterricht viel mehr zur Herzens- als zur befohlenen Gedächtnißsache gemacht werden; während man aber im wissenschaftlichen Unterricht die häuslichen Arbeiten und das bloße Memoriren mit Recht beschränkt, scheint man dafür die Jugend im religiösen Unterricht mit Auswendiglernen überbürden zu wollen, obschon das bloße Memoriren in Bezug auf die religiöse Disciplin noch viel unzweckmäßiger oder selbst schädlicher sein dürfte als in Bezug auf die wissenschaftliche.

Die Schrift über „Das Herbergswesen der Handwerksgesellen" von Perthes ist eigentlich eine Schutzschrift für die Herbergen auf positiv-christlicher Grundlage, wie solche die Innere Mission zu stiften versucht hat, z. B. in Bonn (wo der Verfasser bekanntlich Professor ist) die „Neue Herberge zur Heimat". Der Verfasser versichert in seiner Schrift gelegentlich, daß in den letzten Jahrzehnden christliche Liebe statt des humanen Wohlwollens und christlicher Glaube statt der „abgeblaßten sittlichen Regungen" wieder zu ihrem Rechte gekommen seien. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser und seine Mitarbeiter am Werk der christlichen Herbergen sich in dieser Hinsicht keinen übertriebenen Hoffnungen und falschen Berechnungen hingeben mögen. Im Uebrigen enthält seine in klarem Stil verfaßte Schrift viele interessante Daten über den Stand der Handwerksgesellen wie ihrer Stellung zu den Meistern. In einen allseitig erfreulichen Zustand blicken wir hierbei keineswegs, und die Folgen dürften immer bedenklicher werden, je mehr bei der Zunahme der Magaziniers die Handwerksarbeit zur bloßen oft schwindelhaft und in unsolidester Weise betriebenen Fabrikarbeit auszuarten droht.

*) Straß selbst gibt zu, daß es schwierig sein würde, Männer für diese zeitraubende und wenig angenehme Function zu gewinnen; man müsse sie zu erlangen suchen durch Bewilligung von Vorrechten, Befreiung von Steuern, Ehrenplätze in den Kirchen, äußere Abzeichen. Und aus Männern von solchem Holze will man Sittenvögte schnitzeln?

Auf einem ganz andern Boden als Perthes' steht Hirsch als Verfasser der Schrift „Zeitspende der Humanität", nämlich gerade auf dem von Perthes zurückgewiesenen Standpunkt des humanen Wohlwollens. Er erblickt in der christlichen Religion, wie Christus sie beabsichtigte, nur eine allgemein menschliche Anstalt zur Bethätigung der Menschenliebe; Christus habe niemals die Absicht gehabt, in seinen Aposteln einen Priesterstamm zu gründen, aber die frühern Bischöfe hätten die „achtungswerthe Menschenwürde" in Jesu nicht einseitig gelten lassen wollen, sondern ihm auch eine göttliche Heiligkeit zugesprochen, „damit ein Strahl dieser sogenannten Göttlichkeit auch auf ihrem Priesterstande haften bliebe". Im Uebrigen ist auch Hirsch der Ansicht, „daß die sogenannten gebildeten oder höhern Stände, die geistigen und materiellen Besitzer die unabweisbare Aufgabe haben, die entbehrenden niedern Stände zu sich emporzuheben". Die Schrift enthält zwei in Elbing gehaltene Reden, die eine „Ueber die thatsächliche Begründung der Humanität im Entwickelungsgange der Menschheit", die andere „Ueber den Einfluß der thatübenden Humanität Jesu auf den bisherigen Entwickelungsgang der Menschheit", endlich zum Schluß „Humanistische Betrachtungen eines deutschen Wanderers". Erfreulich wenigstens bleibt es, daß die Radien von den verschiedensten Standpunkten, wie sie z. B. Perthes und Hirsch gegeneinander einnehmen, immer doch in Einem Mittelpunkte zusammentreffen, möge man diesen nun „humanes Wohlwollen" oder „christliche Liebe" nennen.

Zu den Folgen socialer Ungleichheit wie zu den Ursachen neuer Uebelstände gehören ohne Zweifel die Verbrechen gegen das Eigenthum, unter denen der Diebstahl, der die Strafhäuser mit den meisten Insassen bevölkert, wieder obenansteht. F. Hirt, fürstlicher Criminalrath in Gera, hat sich der Mühe unterzogen, in der Schrift „Der Diebstahl" u. s. w. allen Besitzenden praktische Rathschläge zu ertheilen, wie man wahrscheinlicherweise sein Eigenthum vor diebischen Händen schützen könne, und wie man sich nach erlittenem Verlust durch Diebstahl zu verhalten habe, um vielleicht wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen. Aber die Schrift hat noch eine andere Seite als diese direct praktische; denn außerdem, daß sie viele charakteristische Mittheilungen über die verschiedenen Arten des Diebeshandwerks enthält, sucht ihr Verfasser, dessen Ansichten als die eines erfahrenen Praktikers wol von Gewicht sind, von den moralischen Ursachen des nach seiner Ueberzeugung und Erfahrung im Steigen begriffenen Proletariats und der damit im Zusammenhange ebenfalls zunehmenden Demoralisation den Schleier zu lüften. „Je leichter es ist", sagt er, „in der Fülle des Ueberflusses oder auch nur beim Mangel drückender Sorge um das tägliche Brot der Ehrlichkeit zu huldigen und von Diebstählen sich fernzuhalten, weil die Versuchung zum Eingriff in fremdes Eigenthum fehlt, je weniger sich die Mehrzahl der Menschen, die nicht im täglichen Kampfe mit dem Mangel und dem Elende sich befinden, um die eigentlichen Pflanzstätten und Quellen des Proletariats zu kümmern pflegt, desto weniger dürfen Männer schweigen, in deren Beruf tagtäglich der Schleier gelüftet wird, der hier und da geflissentlich über jenes Elend gezogen, und den der Wohlhabende zu lüften sich scheut." Ja der criminalrichterliche Verfasser geht sogar soweit, zu behaupten, daß die moralische Kluft zwischen einem in Schmuz und Elend und unter lasterhaften Menschen aufgewachsenen Kinde des Proletariats, welches stiehlt, und einem Reichen, der nicht stiehlt, „nicht gar so groß" sei, als gewisse Moraltheoretiker, denen es an nichts gebreche, zu behaupten pflegten. Soviel, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen, der seinem Buche über den Diebstahl unter dem allgemeinen Titel „Erfahrungen eines Criminalbeamten. Bücher über Nachtseiten der Gesellschaft" noch eine ganze Reihe von Schriften in gleicher Tendenz folgen zu lassen beabsichtigt.

Die Schrift über „Vereine gegen den Luxus" ist eigentlich

eine Einladungsschrift zur Stiftung solcher Vereine unter den höhern Ständen. Der Zusatz zu dem Titel: „Selbstverständlich gegen den willkürlichen Luxus, der das Maß des Herrn überschreitet", und die Unterschrift unter dem Vorwort: „Eine Stimme aus dem Noviziate der Laiendiakone und Laiendiakonissinnen in Berlin", lassen errathen, in welcher Richtung und in welchem Geiste das Project motivirt und erörtert ist. Der Verfasser mag ganz Recht haben, wenn er die Noth der Armen und die Frivolität der Reichen als die größten Feinde des Jahrhunderts bezeichnet; wenn er aber für die problematischen Vereinsmitglieder einen förmlichen Speisezettel vorschreibt, wonach ein hochfestliches Diner aus einer Suppe, einem Entrée, drei Speisen, einem Backwerk, einem Crème oder Gelée und Obst nebst höchstens einer Flasche Wein zu bestehen habe, wenn der jedenfalls loyale Verfasser dann noch hinzufügt, daß von dieser Norm als Maximum bei Diners außer bei Hochzeitmahlen nur noch bei Festmahlen für den Landesherrn oder für Glieder der regierenden Dynastie abgewichen werden dürfe (ohne Zweifel, um den nothwendigen Ausbrüchen der Loyalität damit zu Hülfe zu kommen), und wenn er weiter die Mitglieder verpflichten will, statt Soupers nur Thees zu geben, so wird er für sein Project, von dessen Fortschritten wir auch nichts weiter gehört haben, nicht gerade auf große Theilnahme rechnen dürfen. Der Luxus mag freilich, wie Hippel ihn nannte, „ein fressender Feind und Bürgerkrieger" sein, aber es ist nicht sowol der Luxus unter den Reichen und Großen, der Abhülfe verlangt, als vielmehr jene Ostentation, jenes Leben auf großem Fuße in gewissen mittlern Gesellschaftsschichten, auch zum Theil schon im Fabrikanten- und Handwerkerstande, welcher letztere sich freilich in den meisten Fällen durch Uebertheuerung oder Unsolidität des Products an den Reichen schadlos zu halten weiß. Es ist dies eine auch auf die Kindererziehung sich erstreckende Rivalität, die dadurch zum Luxus wird, daß, um sie aufrechtzuerhalten, bei nicht Wenigen ein jährliches Ueberschreiten des Budgets und Anwachsen der Schulden und pecuniären Verlegenheiten kaum zu vermeiden ist, an Ersparungen für außerordentliche Fälle oder für die Hinterlassenen wenigstens nicht gedacht werden kann, sodaß man auch von diesen Ständen im Allgemeinen bereits sagen kann, daß sie durch die Gesammtrichtung der Zeit fast genöthigt sind, so gut wie die Arbeiter aus der Hand in den Mund zu leben. **H. M.**

Die Tragödie: Der leidende Christus, angeblich vom heiligen Gregorius von Nazianz. Im Originaltext und zum ersten mal in metrischer Verdeutschung, mit literarhistorischer Einleitung und erläuternder Analyse herausgegeben von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir die Ungunst bemerken, mit welcher jetzt von so manchen Kirchen- und Staatsbehörden ein Lessing, Goethe, Schiller angesehen, ihre Lectüre in Seminarien und auf Schulen beschränkt, die Jugend vor denselben verwarnt wird, so kann uns das Verbot einfallen, wodurch weiland Kaiser Julian den Christen den Zutritt zu den Mustern der griechischen Literatur zu erschweren suchte. Nur müssen wir sagen: der alte Heide wußte besser, was er wollte, als die neuen Christen. Er that dem Christenthum zu Leide, was jene ihm zu Liebe thun möchten, was aber sicher demselben zum Schaden ausschlagen würde, wenn es sich durchführen ließe.

Das kaiserliche Verbot zu umgehen, schlugen, so wird uns erzählt, etliche gelehrte Christen einen eigenthümlichen Weg ein. Sie besangen biblische Geschichten in Homerischen Versen, schrieben christliche Tragödien in Phrasen des Euripides. So ward griechische Bildung in die christlichen Kreise, die davon abgesperrt werden sollten, eingeschwärzt, obwol es als Anlaß zur Entstehung solcher Producte jenes kaiserlichen Verbots nicht einmal bedurfte. Wenn jetzige christliche Poeten ihre frommen Empfindungen in Goethe-Schiller'sche Formen kleiden, so ist ja hier kein Verbot im Spiel, und doch wissen sie warum. Eigene Formen vermögen sie keine zu schaffen, und doch soll ihr Christenthum des Reizes moderner Kunstformen nicht entbehren. Ebenso damals mit den Formen der griechischen Kunst.

Ein Erzeugniß dieses Bestrebens, angeblich aus dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ist die obengenannte Tragödie, welche lange dem griechischen Kirchenvater Gregor von Nazianz zugeschrieben, neuerdings jedoch ihm abgesprochen worden ist. Die Frage über den Verfasser ist von untergeordnetem Belang; ein interessantes Denkmal einer weltgeschichtlichen Uebergangsperiode und Bildungsmischung bleibt das Euripideisch-christliche Drama jedenfalls, und Ellissen hat Alles gethan, dasselbe durch eine elegante metrische Uebersetzung und lehrreiche Einleitung dem Verständniß jedes Gebildeten zugänglich zu machen. 92.

Notizen.

Französische Special- und Literaturgeschichte.

Fortdauernd erscheinen in Frankreich in großer Zahl Specialwerke, welche die französische Geschichte, namentlich auch die ältere, die Provinzialgeschichte, Archäologisches u. s. w. betreffen, während man sich freilich in Frankreich um das geschichtliche Sein und Werden der andern Völker im Allgemeinen sehr wenig kümmert. Wir nennen aus dem bezeichneten Gebiete: „La France avant ses premiers habitants et origines nationales de ses populations", von Alexandre Moreau de Jonnès, Mitglied des Instituts; „Histoire de la guerre de Navarre en 1276 et 1277, par Guillaume Anelier, de Toulouse, publiée avec une traduction, une introduction et des notes", von Francisque Michel, Uebersetzung eines in Versen und im toulousischen, mit Spanischem gemengten Dialekt geschriebenen Werks, dessen Manuscript der Abtei Fitero in Navarra angehörte und jetzt in Pampeluna aufbewahrt wird. „Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut", dreiundzwanzigster Band, der die Jahrbücher der Literatur und Wissenschaften bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts fortführt, mit einem interessanten Artikel über die „chânsonniers", fast 200 an Zahl, deren Namen man noch nirgends so vollständig beisammen fand; „Gérard de Rossillon, chanson de geste ancienne, publiée en provençal et en français, d'après les manuscrits de Paris et de Londres", herausgegeben von Francisque Michel; „Fastes de la France, ou faits chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France, précédés de l'histoire de la Gaule, depuis l'arrivée en Europe de la race celtique jusqu'à l'établissement des Francs", von T. Mullié (neue Ausgabe); „Archives historiques et littéraires du nord de la France et du midi de la Belgique", von A. Dinaux, von deren dritter Serie die dritte Lieferung des fünften Bandes soeben zu Valenciennes erschien. Hieran schließen wir eine in Brüssel erschienene Schrift: „Où est né Charlemagne? Rapport lu à la classe des lettres de l'Académie royale de Belgique, le 26 Mai 1856, par L. Polain, membre de l'Académie, correspondant de l'Institut de France." Gewöhnlich nimmt man an, daß Karl der Große zu Aachen geboren sei; Polain ist aber der Meinung, daß er an den Ufern der Oise oder der Seine, in der Isle-de-France geboren sei, wie auch nach den alten Troubadours seine Wiege gestanden haben soll. Die Franzosen scheinen über die Schrift sehr erbaut zu sein, und sie würden ihrem Verfasser gewiß noch größern Dank wissen, wenn er rund und nett behauptet hätte, Karl der Große sei ein echtes pariser Kind und unter den pariser Gamins seiner Zeit aufgewachsen.

Demogeot über den „homme de lettres" im 19. Jahrhundert.

In Paris erschien: „Les lettres et l'homme de lettres au 19me siècle, discours qui a obtenu le prix unique décerné par la Société des gens de lettres, suivi d'un dialogue et d'un conte sur les chercheurs d'or, par *Jacques Demogeot*." Die größere Hälfte dieser Schrift umfaßt den Discurs, welchem die „Société des gens de lettres" in ihrer Sitzung vom 17. April den sogenannten Véron'schen Preis im Betrage von 2000 Fr. zuerkannt hat. Demogeot ist Professor an der pariser Universität und hat sich schon früher durch eine „elegante" Geschichte der französischen Literatur bekannt gemacht. „Es ist dies", sagt Sainte-Beuve in seinem Bericht, mit dem er am 17. April die Krönung der Demogeot'schen Schrift motivirte „eine wahrhaft classische Composition, voll Urbanität, ausgezeichnet durch treffende Gedanken, gewandte Behandlung und sorgfältige Stilisirung.... Die Würde des Schriftwesens, seine Rolle in der Gesellschaft und besonders sein Antheil am Leben wird darin mit Delicatesse abgehandelt." Diese flüchtigen Worte aus Sainte-Beuve's Bericht, die wir in einem französischen Journal fanden, geben uns freilich von dem Inhalt und der Tendenz der Demogeot'schen Schrift noch keine auch nur entfernte Anschauung, und es wäre daher bei der hohen Bedeutung, welche das Schriftwesen und die Schriftstellerei für die moderne Welt gewonnen hat, wie bei den mancherlei damit verknüpften Rechts- und andern Fragen nur zu wünschen, daß die Demogeot'sche Schrift ins Deutsche übersetzt würde. Es wird ja so manches höchst Entbehrliche ins Deutsche übertragen, und wir haben doch auch so manche literarische Vereine, die mit geringen Kosten für den Einzelnen eine Uebersetzung der Schrift ins Werk richten könnten, vorausgesetzt, daß sie vor dem Richterstuhle der deutschen Kritik Stich hält, und daß ihr Inhalt auch den deutschen Verhältnissen gegenüber sich anwendbar und nützlich erweist. **H. M.**

Bibliographie.

Arnd, K., Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 6 Thlr.

Baumgarten, M., Zeugniß des Glaubens für die Gemeinde der Gegenwart. In Predigten. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Bechstein, L., Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Halle, Pfeffer. 8. 1 Thlr.

Beleuchtung der statistischen Details über Oesterreichs Militair-Macht, sein Heerwesen und dessen militärische Verfassung von Oberst M. Carriere, von einem deutschen Offizier. Kaiserslautern, Meuth. Gr. 8. 24 Ngr.

Berndt, A., Friedrich August Gottlob Berndt. Eine biographische Skizze. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. Herausgegeben von R. Gottschall. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 2 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 8te Auflage. Hannover, Rümpler. 1857. 16. 2 Thlr.

Bodemann, F. W., Johann Michael von Sailer, weiland Bischof zu Regensburg. Nebst Sailer's Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr.

Börner, O., Die Willensfreiheit, Zurechnung und Strafe in ihren Grundlehren. Freiberg, Craz u. Gerlach. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 4te vermehrte und mit einem 3ten Vorwort versehene Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Curtis, G. W., Nil-Skizzen eines Howadji oder der Amerikaner in Aegypten. Aus dem Englischen von F. Spielhagen. Hannover, Meyer. 1857. 8. 25 Ngr.

Königin Friederike von Schweden, geb. Prinzessin von Baden. Memoiren aus Ihrem Leben und Ihrer Zeit, aufgezeichnet von einer Hofdame. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Amanz Fidel Glutz-Blotzheim von Solothurn. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Basel. Gr. 8. 10 Ngr.

Groth's, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. In's Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Günther, Caroline, Schule und Leben. Blätter aus der Briefmappe einer Erzieherin. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Reisebilder. Vier Theile. 5te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 Thlr.

Hertzberg, G. F., Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta. Nach den Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Hessisches Dichterbuch. Herausgegeben von J. Marbach. Friedberg, Scriba. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Hofmann, R., Symbolik oder systematische Darstellung des symbolischen Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchen und namhaften Sekten. Leipzig, F. Voigt. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Hundrich, L., Ueber Bildungsstufen junger Juristen, auf der Universität, in der Auscultatur, im Referendariat und im Richteramte. Berlin, C. Heymann. 1857. 8. 15 Ngr.

Jacobi, V., Die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte. Topographisch, naturwissenschaftlich und etymologisch nachgewiesen. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Seltsame Geschichten. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Liebig, J. v., Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Liliencron, R. v., Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Hrn. Geh. Hofrath Prof. Dr. Göttling in Jena. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr.

Mariengabe. Eine poetische Blumenlese von F. Schreiber. Werdau, Schreiber. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Mörike, E., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 2 Thlr.

Paramelle, Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von B. Cotta. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pechlin, F. v., Nachklänge der Weltgeschichte. 2te erweiterte Ausgabe. Berlin, Hertz. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Petersen, F., Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850. Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 1ster und 2ter Theil. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Lex.-8. 4 Thlr.

Stickelbruck's, G., Gedichte. Crefeld, Gehrich u. Comp. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Gerd Eilers.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser bezeichnet diese Schrift als seine „Wanderung durchs Leben". Die französische Sprache würde ihr den Ausdruck „Memoiren" aufgenöthigt, Andere würden sie als „Denkwürdigkeiten", F. L. Jahn würde sie bescheidentlicher als „Denknisse" betitelt haben. Wie dem auch sei, die deutsche Lesewelt erhält in der vorliegenden Autobiographie nichts weniger als etwa ein Stück Memoiren im leidigen französischen Sinne, bei welchen meistens die Leere des Gehalts hinter eitlem Aufputz und preciösem Wortgepränge versteckt wird, sondern einfach und schmucklos geformte Rückblicke auf eine an ergreifenden und unvergeßlichen Erfahrungen reiche Vergangenheit, ein durch inneres Leben und Wahrheit anziehendes Buch, wie es eines deutschen Mannes und eines deutschen Gemüths würdig ist.

Der Name des Verfassers ist vielen Tausenden seiner Leser längst bekannt, nicht sowol als Gelehrter und Schriftsteller (obgleich auch in diesen Beziehungen mit Ehren genannt), sondern ganz besonders durch seine Wirksamkeit im öffentlichen Amt und Beruf. Allein sein Lebenslauf und Bildungsgang sind bisjetzt nur Wenigen bekannt gewesen. Und doch bieten diese höchst merkwürdige Seiten und manche ergebnißreiche Aufschlüsse für die überraschend sich erweitenden und vollbelebten Kreise seiner Laufbahn und seines Wirkens. Aus dem Bauernstande, aus dem dürftigen Unterricht einer oldenburgischen (geestländischen) Dorfschule nimmt er den Anlauf zu einem glänzenden Emporkommen. Das Gymnasium zu Jever gewährt ihm, trotz der mangelhaften und unscheinbaren Ausstattung — nur drei wissenschaftlich gebildete Lehrer und unter diesen keiner, der ein preußisches Oberlehrerexamen nach heutigem Zuschnitt hätte machen können! — die Mittel zu einer hinlänglichen Vorbildung für die Universität. Seine Studienjahre (1810—13) umfassen eine für die höchsten und tiefsten Interessen des deutschen Volks erinnerungsvolle Zeit, denn auch die Wissenschaft im engern Sinn des Worts wurde von den schweren Ereignissen jener Tage lebhaft ergriffen. Die vier folgenden Jahre (1813—17) erschließen dem von der Bewegung der Zeit erregten und gehobenen Jünglinge in den Familien der höhern Kaufmannschaft zu Frankfurt a. M. eine ganz eigenthümlich neue Welt. Seiner Befähigung, das Wesen und den Proceß politischer und religiöser Entwickelungen zu beobachten, bietet sich da ein unerschöpflicher Stoff. Wiederum sieht er sich 1817 auf einen neuen Boden versetzt, indem er unter verhältnißmäßig glänzenden Umständen (1300 Thlr. Gold Gehalt und Freiheit von allen Steuern!) als Lehrer in die neu begründete großartige Schulanstalt zu Bremen eintritt. Nicht volle zwei Jahre später (Frühjahr 1819) folgt er dem Rufe des Ministers von Altenstein in den preußischen Staatsdienst, in welchem er zunächst zehn Jahre als Director des damals begründeten Gymnasiums zu Kreuznach, hierauf bis zum Ende des Jahres 1840 als Provinzialschulrath in der königl. Regierung zu Koblenz, endlich bis zum März 1848 als Mitglied des Ministeriums Eichhorn unermüdet gewirkt hat. Von diesem verhängnißvollen Zeitpunkte an bleibt er dem Staatsdienste fremd; er hat bisjetzt die letzten Jahre seines erfahrungsreichen Lebens der Begründung und Leitung einer Pensions-, Bildungs- und Unterrichtsanstalt zu Freyimfelde bei Halle gewidmet, für welche er mit glücklichem Blick die dortigen, von dem Minister von Danckelmann aufgeführten Gebäude ersah und einrichtete.

Der vorliegende erste Theil schließt mit dem Zeitpunkte der Uebersiedelung nach Kreuznach (1819) und umfaßt demnach die ersten 30 Jahre. Der zweite Theil wird den Erinnerungen aus seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit in der preußischen Rheinprovinz, der dritte Theil der letzten und dornenvollsten, aber auch wichtigsten Pe-

riode seines öffentlichen Lebens gewidmet sein. Versuchen wir nun kurz darzulegen, in welchem Geiste und Sinne der Verfasser seine Aufgabe in dem eben erschienenen ersten Theile aufgefaßt und durchgeführt hat.

Abgesehen von dem kurzen einleitenden Gesammtüberblick zerfällt dieser erste Theil in fünf Abschnitte: „I. Knabenleben"; „II. Jever" (Gymnasialjahre); „III. Heidelberg und Göttingen" (Universitätsjahre); „IV. Frankfurt am Main" (1813—17); „V. Bremen" (die ersten Jahre eines öffentlichen Lehramts, 1817—19).

Zuvörderst können wir nicht unbemerkt lassen, daß außer diesen Ueberschriften jede innere Gliederung des Stoffs fehlt. Der Verfasser gibt sich mit einer hin und wieder selbst auffallenden Unbewachtheit dem Flusse seiner Erinnerungen hin, indem er dieselben nicht selten mit beziehungsvollen Winken, Andeutungen und Bemerkungen begleitet, die bald in die ferne Vorzeit hinaufsteigen, bald auch den Leser in die Gegenwart versetzen. Ueberhaupt athmet die Darstellung hinsichtlich der Form eine Anspruchslosigkeit, welche uns unwillkürlich an die Erzählungsmethode seines Lehrers Schlosser erinnert. Daher wird mancher Leser ungern die Inhaltsangaben oder auch Columnenüberschriften vermissen, und wir möchten wenigstens für den Schluß des Werks die Hinzugabe eines umfassenden Inhaltsregisters dringend empfehlen, um den vielfachen zerstreuten Notizen, Bemerkungen und Urtheilen über Personen und Zustände einen letzten gemeinsamen Sammelpunkt zu geben.

Der erste Abschnitt versetzt uns in die stille Heimat des Verfassers, in die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des „Ammerlandes". Der Verfasser gedenkt unter Anderm der günstigen Wirkungen des Erbschaftsvorrechts der Erstgeborenen auf Wohlstand und Frieden in den Familien. Diese Wirkungen erscheinen ihm so gedeihlich und günstig, daß er ihm vor der Theilbarkeit der Güter den Vorzug gibt. Die Verhältnisse jenes entlegenen Winkels des deutschen Landes tragen vor allem den Stempel einer patriarchalischen Einfachheit. In Eilers' väterlichem Hause war von Geld, geschweige von Geldmangel, niemals die Rede. Das kleine Bauergut (acht bis zehn Stück Rindvieh und zwei Pferde) bot einer Familie von zehn Personen hinreichenden Unterhalt. Alle Erzeugnisse desselben wurden in der Familie verzehrt und selbst der Ueberfluß nie verkauft. Wo aber einmal Milch oder Butter fehlte, da halfen die Nachbarn aus. Mit warmer Pietät schildert der Verfasser die Persönlichkeit und das Walten seiner Mutter, ihren heitern Sinn, ihre Freude an Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, ihren praktischen Verstand, ihren Patriotismus, ihre Bibelbelesenheit, ihr lebendiges religiöses Naturgefühl, fern von „christelnder Empfindelei" und pietistischem Wesen, welches, fügt er mit Bedeutung hinzu, noch verderblicher auf die religiöse Erziehung der Jugend einwirke als der crasseste Rationalismus. In unsern Tagen wird man mit besonderm Interesse lesen, was über die damalige Verhaßtheit der Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft in Oldenburg gesagt wird. Unwillkürlich wird man an die Stimmung in Schleswig-Holstein erinnert, nur daß damals mehr der materielle Druck und die tiefe Entrüstung über einen entsittlichten Beamtenstand die Gemüther in Bewegung setzten, während jetzt in Schleswig die Begeisterung für die Ideen von Volk, Vaterland und Muttersprache in den Vordergrund tritt. Wir übergehen die Mittheilungen über die Dorfschule, über die Freuden der Knabenjahre und über das Erwachen des Wunsches, Advocat zu werden, der den ehrlichen Vater zuerst in starke Aufregung versetzt, bis derselbe sich endlich darein findet, ihn bei einem Landgerichtscopisten der Umgegend in die Lehre zu thun. Im Jahre 1806 wurde dem Jünglinge der Besuch des Gymnasiums zu Jever dadurch ermöglicht, daß er bei dem dortigen Amtmann vier bis fünf Stunden Schreiberdienste in Advocaturgeschäften leistete. Dies gibt Anlaß zu einer anziehenden Episode über den eigenthümlichen Charakter des Jeverlandes und unter Anderm auch über den demoralisirenden Schmuggelhandel, dessen damaliger großartiger Betrieb in dortiger Gegend die Scheunen der Bauern bis tief in das Land hinein mit Manufactur- und Colonialwaaren füllte. Das wichtigste Ereigniß für den Verfasser war die Berufung des bekannten Historikers Schlosser, eines geborenen Jeveraners, zum Conrector an das dortige Gymnasium. Denn während Schlosser durch sein starres Aeußere die gehegten Erwartungen seiner Landsleute bitter täuschte und dadurch gewissermaßen in eine Isolirung gerieth, wählte er den neunzehnjährigen Eilers, bei dem er Empfänglichkeit und Verständniß zu finden glaubte, zu seinem Vertrauten. Unter den Schulgenossen des Letztern begegnen wir dem Geheimen Medicinalrathe Professor Dr. Mitscherlich, der seltsamerweise von Schlosser für ein philologisches Genie gehalten, später aber — „nachdem er sich lange mit Griechisch und Lateinisch, mit Hebräisch und Arabisch gequält" — von dem Chemiker Berghaus auf die Bahnen seiner wissenschaftlichen Verdienste und seiner jetzigen Berühmtheit geleitet wurde.

Ueberhaupt ist schon der vorliegende Theil überaus reich an den verschiedensten Personalnotizen. Der Besuch der Universität Heidelberg führte eine nähere Bekanntschaft mit J. H. Voß, Daub, Creuzer, Fries, Neander, Schwarz, Böckh und Paulus herbei. Niemand wird die lebensvollen, auf persönlichen Beobachtungen ruhenden Charakteristiken dieser Männer ohne lebhaftes Interesse lesen, besonders aber die bedeutsamen Mittheilungen über das Lebensende von Voß, Creuzer und Paulus. Aus den Erinnerungen über den verewigten Neander wird folgende Stelle, welche uns in die Scene seines ersten akademischen Auftretens versetzt, die Theilnahme seiner zahlreichen Verehrer erwecken:

Seine (Neander's) äußere Erscheinung, sein schwächliches Aussehen, sein unbehülfliches unsicheres Wesen, die Begleitung seiner zwei Schwestern, die ihm mit so besorglichen Mienen zur Seite gingen, als ob sie fürchteteten, er möchte fallen, machten auf die Studenten einen seinem Vorhaben nicht günstigen Eindruck. Einige lachten, andere spotteten, alle waren neugierig, ihn bei seinem ersten Auftreten zu sehen und zu hö-

ren. Das Auditorium war gedrängt voll von Studenten aller Facultäten. Ich war mit einigen Freunden früh hingegangen und wir besetzten die dem Katheder zunächst stehende Bank. Der junge Docent trat schüchtern, fast schwankend in das Auditorium und bestieg das Katheder wie ein Unschuldiger das Schaffot. Es dauerte wol zwei oder drei Minuten, ehe er seine Gedanken zur Rede sammelte. Was er aber dann mit leiser, mühsamer Stimme sprach, offenbarte den empfänglichern Gemüthern auf der ersten Bank sogleich den edeln Geist und das tiefe Gemüth so entschieden, daß sie, als auf den hintern Bänken Lärmen und Trampeln entstand, eine Gegendemonstration machten, die den Ernst derselben nicht zweifelhaft erscheinen lassen konnte. Die Ruhestörer wurden still oder gingen hinaus. Neander konnte seinen Vortrag ruhig vollenden und wir begleiteten ihn nach Hause.

Sehr wohlthuend war es dem Referenten, das edle Streben des Philosophen Fries so warm anerkannt zu sehen, nachdem das bedauernswerthe Urtheil des Ministers vom Stein, der, wie man aus dem Werke von Pertz sieht, nicht einmal den Namen richtig schreibt, in neuester Zeit veröffentlicht worden. Unter den Persönlichkeiten, mit welchen Eilers in Frankfurt näher bekannt wurde, war auch Herr vom Stein. Eine speciellere Uebersicht des Lebens und Wirkens dieses wahrhaft großen Staatsmannes gewann er indeß erst später aus dem Manuscripte der von Stein selbst seiner Pflegerin Schröder (1823) dictirten Lebensbeschreibung, für dessen Sicherheit unser Verfasser später einem ihm ertheilten Auftrage zufolge zu sorgen hatte. Dasselbe ist neuerdings von Pertz in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes seines großen Werks veröffentlicht (Beilagen, S. 155—197; vgl. Eilers, S. 300). Als die drei bedeutendsten Männer, welche er auf seinem Lebenswege kennengelernt, nennt der Verfasser Stein, Eichhorn und Schlosser. Aus dem Versuche einer Vergleichung derselben miteinander ergeben sich sehr bemerkenswerthe, überraschende Gesichtspunkte. Schlosser hat für Eilers' Bildungsgang und innere Entwickelung unverkennbar die größte Bedeutung, ihm ist er mit Liebe und Verehrung unwandelbar zugewandt, die Beziehungen zu ihm treten in allen Abschnitten des vorliegenden Theils hervor. Auch der Minister vom Stein hat auf die politische Ansicht, auf die Anschauungen des Verfassers sichtlich eingewirkt; dies ergibt sich besonders aus der episodisch eingereihten Darstellung seines Lebens und Charakters.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir auf alle die hervorragenden Persönlichkeiten eingehen, denen der Verfasser bereits in den ersten 30 Jahren seines Lebens begegnet ist. Der meisten hat er nur vorübergehend, obgleich fast immer mit bedeutungsvollen Worten gedacht; ein paar bleiben ungenannt, um Anstoß zu vermeiden, werden aber von einem großen Theile der Leser errathen werden; einige andere erscheinen wiederholt; nicht wenige der hervorragendern oder auffälligen sind mit meisterhafter Hand in bezeichnenden Zügen nach ihrer Eigenthümlichkeit hervorgehoben. In dem Abschnitte über die Universität Göttingen verbreitet sich das Werk weniger über die Personen als über die Zustände. Die Kämpfe auf dem Gebiete des Glaubens und Wissens in der damaligen Zeit, berührt von den hochgehenden Wellenschlägen der politischen Ereignisse, finden in der Darstellung der innern Geschichte eines hochbegabten Jünglings, der diesen innern Bewegungen zum Opfer fiel, eine ergreifende Darstellung.

In die ersten Jahre des Aufenthalts in Frankfurt a. M., wo der Verfasser als Hauslehrer in einer sehr angesehenen Familie vier Jahre lang wirkte, fallen jene politisch aufregenden Ereignisse der Besiegung Napoleon's, der Restauration, des Wiener Congresses. Frankfurt selbst war am Ende des Monats October 1813 auf ein paar Tage in angstvoller Spannung und großer Gefahr. Der Verfasser beschreibt uns das Einrücken des Generals Rechberg am 30. October, dem ganz unerwartet am folgenden Tage Napoleon mit dem ganzen, für eine Stadt wie Frankfurt immer noch gewaltigen Heere folgte. Obgleich soviel als möglich alle Exemplare der am vorhergehenden Tage gedruckten Nummer des „Frankfurter Journal", welche mit lautem Tone die Befreiung Deutschlands und den Untergang des Menschenmörders verkündigt hatte, vernichtet waren, obgleich Napoleon mit einer ergebungsvollen Deputation und seine ermüdeten Krieger mit freundlicher Zuvorkommenheit und Pflege empfangen wurden, konnte ihm doch die vorherrschende Stimmung in der Stadt nicht unbemerkt bleiben. „Er empfing (erzählt der Verfasser) die Deputation mit unerwarteter Milde und Freundlichkeit, ja schien aufgelegt zum Scherzen, indem er ihnen sagte, sie würden nun wol bald englische Waaren und Producte auf offenen Wegen kommen lassen können, fügte aber halb drohend hinzu, sie möchten klüger sein als der General Wrede." Charakteristisch ist folgender Zug: Als Napoleon (am 1. November) Frankfurt verließ, bemerkte er beim Hinabsteigen der Treppe unten eine Dame — es war eine Tante der Frau des Verfassers —, welche die Hände hinter dem Rücken hielt. Er bekam einen Schauder und verlangte mit Heftigkeit, die Dame solle ihre Hände zeigen.

Sowol in Frankfurt als in Bremen wurde der Verfasser in den ersten Familien heimisch und durch seine Lehrthätigkeit mit dem Familienleben, mit den kirchlichen und sittlichen Zuständen, sowie auch mit der Natur des Handels und Verkehrs, mit den Gestaltungen der Gesellschaft und des Lebensgenusses in beiden Städten genau bekannt. Seine Darstellung öffnet unter Anderm tiefe Blicke auf den ganz verschiedenen Charakter der Handelsthätigkeit in Frankfurt und in Bremen. In Frankfurt werden große Vermögen durch Summirung kleiner Gewinne, durch angestrengten Fleiß, durch Vorsicht im Creditiren und durch Schießen der Vögel im Fluge, wie es der frankfurter Kaufmann nennt, gewonnen und erhalten; diese Art kaufmännischer Thätigkeit gibt dem Geiste eine gewisse Gebundenheit. Es ist ein ewiges geschäftliches Denken, Fürchten, Hoffen und Speculiren. Die Geschäfte des bremer Großhändlers dagegen sind einfach; hier steht der Colonialhandel obenan, der seine Speculationen auf bestimmte Producte richtet, deren Ursprung und Vertrieb er genau kennt. Aus beiden Städ-

ten führt das vorliegende Buch eine Reihe sprechender und charakteristischer Personalitäten vor, darunter auch wol einige von genreartigem Gepräge. Tief und sinnvoll sind die Bemerkungen über die Frauenwelt der höhern Kaufmannschaft, besonders in Bremen, wo der spätere göttinger Philosoph Herbart, der als junger Mann dort längere Zeit lebte, die wißbegierigen bremer Frauen durch Vorlesungen stark angeregt und etwas Doctrinäres in sie gebracht hatte, was dann durch Umgang mit geistreichen Männern erhalten und genährt worden war. Dazu kam noch die pädagogische Begeisterung für Pestalozzi'sche Ideen. So war der höhern Frauenwelt in Bremen „das Herz fast zu voll von der Erziehung des Menschengeschlechts zum edelsten Leben in Familie, Staat und Kirche. Sie studirten förmlich Pädagogik und vaterländische Geschichte und sprachen darüber mit den Lehrern mit einer Einsicht und Zuversicht, wie ich es nirgends gefunden habe." Aber sie sprachen auch unter sich nie von Haushaltungsangelegenheiten, von Tugenden oder Untugenden der Dienstboten u. dgl. Bemerkenswerth ist, daß jene Ideen eine wissenschaftliche Form angenommen hatten und von Sentimentalität fern waren, sodaß Dräseke durch einen „weibleinthränenerregenden" pädagogischen Vortrag völlig Fiasco machte und unser Verfasser veranlaßt wurde, in einer Gegenrede die ernste Seite der Erziehung hervorzuheben. Unter den bekanntern Personen, mit welchen der Verfasser in engen Verkehr kam und die er seinen Lesern demzufolge in ihrem äußern Erscheinen und innern Leben näher darstellt, nennen wir den Bürgermeister Smidt, hochverdient als Staatsmann, den Senator Gildemeister (Neffe Kotzebue's), Pastor Menken und Dr. Albers.

Zur Bezeichnung der politischen Ansichten des Verfassers möge folgende Stelle dienen:

Aus den Kämpfen jener stets wachsenden, nimmer ruhenden patriotischen Partei mit den Regierungen des Pariser Friedens und des Wiener Congresses lassen sich alle Erscheinungen, alle Bewegungen auf dem politischen Gebiete von den demagogischen Umtrieben an bis zur Revolution von 1848 hin erklären; denn sie sind alle aus dem Widerspruche der politischen Ideen, die während der drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts fast alle Ueberzeugungen in ihren Kreis gezogen und durch die Freiheitskriege eine gewisse Berechtigung erlangt hatten, mit den Principien des neu sanctionirten alten Staatsrechts und deren oft nur zu schroffen und rücksichtslosen Anwendung hervorgegangen. Alle die Jahrgänge der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und einiger andern liegen gleichsam aufgeschlagen vor mir, ich habe einen großen Theil der politischen Schriften, die seit 1815 erschienen sind, gelesen, ich habe in jüngern Jahren selbst an den Bewegungen thätigen Antheil genommen, stets kämpfend auf der conservativen Seite gegen alle Extreme, und habe endlich in den letzten acht Jahren meiner amtlichen Wirksamkeit die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Nation mit dem erfahrensten, besonnensten und freisinnigsten Staatsmanne Deutschlands durchsprochen. Das Ergebniß von allem Diesem ist die Ueberzeugung, daß jene Ideen so sehr in Saft und Blut des deutschen Volks eingedrungen sind, daß sie nur mit dem Untergange desselben getödtet werden können; daß dagegen die erhaltende und schützende Kraft einzig und allein in dem monarchischen Princip liegt, welches nicht seinen Willen zum Gesetz, sondern die gleiche Gerechtigkeit für Alle und das wahre Wohl Aller zu seinem Willen und zum Gesetz macht und hiernach den Organismus der Regierungs- und Verwaltungsthätigkeiten einrichtet; daß aber, wenn die physischen Ausfüllungen der monarchischen Idee die Personen der Könige und Fürsten, die heilige Macht der Souveränetät zu einem Privateigenthum herabwürdigen und in autokratischer Verstocktheit thatsächlich entheiligen, wie das früher geschehen ist, daß dann neue Umwälzungen, schlimmer vielleicht als alle frühern, unausbleiblich sind. Es ist in der That zu beklagen, daß die Schriftsteller und Sprecher der Ungerechtigkeit doctrinärer Systeme einer Verständigung im Lichte der unparteiischen Geschichte fortwährend entgegenarbeiten und, indem sie mit ihren sogenannten consequenten Grundsätzen gegeneinander stoßen, das Feuer mehr schüren als dämpfen.

Wenn die extremen Parteisprecher auf beiden Seiten in den Kammern das ganze Volk vor sich hätten und sehen könnten, welchen Eindruck ihre Reden machen, sie würden vor Scham und Schrecken zu Boden sinken und es gar nicht einmal versuchen, sich durch die Logik ihrer Reden zu rechtfertigen. Wenn unsere dreifach examinirten Regierungs- und Verwaltungsbehörden wüßten, wie viel Verstand in Bürgern und Bauern ist, sie würden so große Misgriffe nicht machen, als man ihnen seit 40 Jahren in allen deutschen Landen gemacht zu haben schuldgibt.

Doch wir müssen schließen, wie Vieles sich auch noch über das vorliegende Buch sagen ließe. Es ist unmöglich, die bunte Mannichfaltigkeit der nach den verschiedensten Seiten hin anziehenden Mittheilungen historisch-politischen, kirchlich-religiösen und pädagogischen Inhalts in der Kürze wiederzugeben. Gewiß aber läßt sich erwarten, daß die folgenden Theile an Interesse steigen werden, je näher sie unsern Tagen kommen. Wir sehen zuvörderst dem zweiten Theile, der die zwanzigjährige Wirksamkeit in der Rheinprovinz und zuverässig ebenfalls nicht blos äußere Eindrücke, sondern auch treffende Blicke und selbst Forschungen umfassen wird, mit lebhaftem Verlangen entgegen. 93.

Neue Dichtungen.

1. Robert und Guiscard. Von Joseph von Eichendorff. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 16. 15 Ngr.
2. Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
3. Gedichte von Emil Rittershaus. Elberfeld, Bädeker. 1855. 24. 1 Thlr.
4. Gedichte von einem Kurländer. Mitau, Reyher. 1854. 16. 20 Ngr.
5. Aus voller Seele. Gedichte von Curt Oswalt. Dresden, Adler und Dietze. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.
6. Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht von R. Hocker. Trier, P. Braun. 1855. 32. 15 Ngr.
7. Legenden von Karl Simrock. Trier, Weber. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiherr von Eichendorff, der in seiner Jugend den Sonnenschein und Vögelgesang, die heitere Welt des tendenzlosen Müßiggängers so unnachahmlich gefeiert, wird in seinen alten Tagen in Prosa und Versen ein Mann der Tendenz, und wie er in kritischen Aufsätzen gegen die protestantische Entwickelung der Literatur und das moderne Heidenthum zu Felde zieht, so legt er auch seine poetische Lanze gegen den Paganismus und die Revolution ritterlich ein. Doch war er im Kampfe mit dem Drachen des Heidenthums, den er in „Kaiser Ju-

lian" ausfocht, glücklicher als in seinen poetischen Angriffen auf die revolutionären Principien, welche seine neue Dichtung „Robert und Guiscard" enthält. Die Französische Revolution ist überhaupt für eine romantische Behandlung wenig geeignet, denn die geschichtlichen Zwecke, die sie verfolgte, waren so klar und bestimmt, ihre Hauptgestalten sind so scharfcharakteristisch, daß für die romantische Schattenhaftigkeit der Schilderung wenig Platz bleibt. Wenn Eichendorff dennoch in gewohnter Weise seine traumhafte camera obscura mitten in das Getümmel der Schreckenszeit hineinstellt, so können wir von Hause aus überzeugt sein, daß wir nur eine kleine Tendenznovelle in Versen erhalten, zu der die geschichtliche Bewegung den grellbeleuchteten Hintergrund hergibt, während die Motive der Handlung aus dem üblichen Kreise romantischer Erfindung hergenommen sind. In der That sind die Motive verbraucht genug. Zwei feindliche Brüder, der eine, Guiscard, ein Anhänger des Königthums, der andere, Robert, ein Anhänger der Freiheit, kämpfen miteinander, sterben, leben wieder auf in der bunten Weise der Träume. Die Errettung Guiscard's durch seine verkleidete Geliebte ist in mislicher Weise romanhaft, denn wo gäbe es einen Ritter- und Räuberroman, in welchem nicht Aehnliches vorkäme? Die Verknüpfung des Ganzen ist so locker wie möglich. Den Freiheitsmann ereilt die Nemesis. Nachdem er die Tuilerien stürmen half, fällt er als Opfer eines Bauernaufstandes. Der Legitimist schließt eine Misheirath und lebt als „hoher Greis" mit seiner Frau im schönen deutschen Heidelberg, zu dessen Feier der Dichter am kräftigsten in die Saiten greift. Die beiden feindlichen Brüder finden natürlich Gelegenheit, ihre Principien scharf auszusprechen. Guiscard sagt:

. . . ein Haufen Krämer, Schreiber
Schwingt seine schmier'gen Mützen in die Luft,
Voran Gelehrte und ästhet'sche Weiber,
Und Jeder schreibt und weiß nicht, was er ruft;
Nur drauf und dieses Don-Quixote's Mähre
Sinkt vor der Lanze ritterlicher Ehre.

Darauf entgegnet Robert:

Vergebens fabelt ihr von Frau'n und Schreibern,
Nein, mit Gedanken heißt's zum Kampfe geh'n,
Die immerdar aus der Erschlag'nen Leibern,
Ein unsichtbarer Heerbann, neu ersteh'n.
Von Menschenadel geht durchs Volk ein Ahnen,
Der älter ist als uns're ältsten Ahnen.

Unadlig ist's, den Löwen an der Mähne
Zu zupfen, der schmachvoll in Ketten hängt,
Gereizt wird er zur furchtbaren Hyäne,
Die ihre rostzerfress'nen Ringe sprengt
Und alle Leichen auswühlt aller Grüfte,
Daß nicht ihr Pesthauch, was noch lebt, vergifte.

Wollt ihr die Ersten sein, zeigt euch als solche,
So haben eure Ahnen einst gethan,
Erwürgt der alten Nacht geschwoll'ne Molche,
Brecht selbst den Morgen an und löst den Bann,
Wie's Rittern zukommt der gefang'nen Dame,
Die Zukunft ist ihr Reich, Freiheit ihr Name.

Dieser Principienkampf ist offenbar die Seele der Dichtung; desto mehr tritt die Unangemessenheit der Behandlungsweise hervor und zeigt die Unfähigkeit der Romantik, einem historischen Stoffe gerecht zu werden; denn Eichendorff schwelgt in einer Naturmalerei, welche das geschichtliche Leben, das charakteristische Element, die großen Conflicte der Zeit ganz unverhältnißmäßig überwuchert. Seine Charaktere sind Träumer; sie handeln meistens bewußtlos, wie Nachtwandler und Gespensterseher. Dies Dämmerleben aber thut am hellen Tage der Geschichte nicht wohl, und die Schilderung der romantisch verzauberten Natur, so lieblich und schön einzelne dichterische Bilder sind, läßt uns niemals zu einer Stimmung kommen, welche mit den wilden und großen Thaten und Begebenheiten harmonirt. Alles „träumt" bei Eichendorff; über Alles streut er den romantischen Mohn. Dies wird zuletzt zu einer Manier, die Alles gestaltlos verschwimmen läßt; „der Wald träumt von der Nacht", der Schmetterling zieht

Wie bunte Blüten, die der Wind verwehte,
Selbst „träum'risch" über die verträumten Beete.

Die Rose, Tulpe und Malve lassen ihr „Träumen"; das Schloß „träumt" von der vergangenen Pracht, der Fischernachen sogar schaukelt sich „träumerisch" zwischen dunklem Ried. Abgesehen von dieser Manier, welche aller Plastik Hohn spricht, finden sich einzelne anmuthige Schilderungen in dem Gedichte, das überhaupt in fließenden Versen und in Einem Gusse geschrieben ist.

Mehr Ernst mit geschichtlicher Auffassung der Revolution macht ein junger Poet aus dem Wupperthal, Adolf Schults, in seinem „Ludwig Capet", einem Gedichte, das einen bedeutenden Fortschritt gegen den „Martin Luther" desselben Autors bekundet. Dort störte uns eine oft grobe Holzschnitzerei in der Form und manche mitunterlaufende Trivialität im Inhalte, manche banale Gesinnungsphrase; hier finden wir in der Form meistens ein harmonisches Gleichmaß gewahrt und im Inhalte das Bestreben, den bedeutenden geschichtlichen Perspectiven gerecht zu werden, Charaktere und Begebenheiten mit objectiver Treue zu schildern. Dennoch ist das Ganze zu skizzenhaft gehalten. Der Verfasser wollte uns zu viel geben, die ganze Revolution in nuce. Er benutzt jede Gelegenheit, und wäre es ein an der Wand hängendes Bild oder ein Spaziergang auf der Straße, um uns Porträts von Revolutionsmännern zu geben, welche in die Handlung weiter gar nicht eingreifen. Und diese Porträts sind so lyrisch gehalten, daß sie uns das historische Bild nur in ganz abstracten Umrissen geben. Dies gilt besonders von Mirabeau, Danton, Camille und Marat, deren Studienköpfe im Vorübergehen an die Wand gezeichnet werden, während Robespierre, Vergniaud und Barbaroux wenigstens für Träger der im Gedichte vorgehenden Handlung gelten dürfen. Auch Bonaparte fehlt nicht, welcher der Hinrichtung des Königs als fernab haltender Reiter auf hohem Rosse beiwohnt. Dies gibt ebenfalls mehr eine historische Per-

spective als ein poetisches Bild. Wol kann ein Dichter, der eine wahrhaft poetische Intuition besitzt, mit wenigen markigen Zügen ein Bild, einen Charakter so zeichnen, daß er ihn unauslöschlich in die Seele prägt. Doch dazu gehört eine originelle Kraft, die wir bei Schults vermissen. Von Mirabeau heißt es:

Und sieh! Weß ist die Büste dort, verschleiert?
Er tritt hinzu — ha! das ist Mirabeau!
Ein Heros jüngst, vergöttert und gefeiert,
Vor dessen Nah'n die alte Zeit entfloh;
Der neuen Zeit gewalt'ger Riesensohn,
Der Erstlingssohn der Revolution,
Der wie ein Atlas die verjüngte Welt
Auf seiner Schulter trug, ein eh'rner Held u. s. w.

Das sind lauter abstracte Begriffe: Heros, Held, Riesensohn, Erstlingssohn, den mythologischen „Atlas" nicht ausgenommen. Man sieht, dem Dichter schweben die verschiedenen Qualitäten des Mannes vor, aber er ordnet sie nicht zum Bilde, am wenigsten durchdringt er sie mit schlagender charakteristischer Kraft. Dies ist ein „zusammengelesener" Mirabeau, kein poetisch dargestellter. Auch Marat, der so „hinkend" dort „gegangen" kommt, der „vulkanische Mann", ist wol als „Schlammvulkan" mit einem Witzworte nicht unrichtig charakterisirt, aber wir erhalten auf der ganzen vorhergehenden Seite nur eine Schilderung seiner Principien; seine Gestalt, der „ganze Mensch" tritt nicht als energisches Bild vor unsere Seele. Auch am Schlusse des Gedichts stört es, daß Napoleon der „Erbe der Revolution" genannt wird. Der Dichter muß sich vor solchen landesüblichen Wendungen hüten; denn gerade vom Dichter verlangen wir die schöpferische Kraft, welche in Gedanken und Ausdruck wahrhaft Neues bringt. Der Schwerpunkt der Dichtung ruht offenbar auf den rührenden Familiengruppen im Gefängniß, über denen eine milde dichterische Beleuchtung schwebt. Die Anekdoten, welche die Geschichte, der Roman und Lamartine's zwischen beiden in der Mitte stehende „Girondins" bieten, sind mit solchem Glücke verwerthet, daß uns das Charakterbild des Königs ebenso wie das der Königin in lebendiger Weise vor die Augen tritt. Auch die Rose von Malesherbes und der Marseiller Barbaroux bilden eine anmuthende Episode. Die Sprache ist zwar nicht ganz frei von Gemeinplätzen, aber sie verfällt doch nie in vollkommene Trivialität und erhebt sich an einzelnen Stellen zu Adel und Wärme der Darstellung:

Indeß Malesherbes bei seinem König weilt,
Des Greisen Kind geheim zur Mutter eilt;
Denn tief im Herzen jammert ob dem Loose
Der hohen Frau die edle blasse Rose.
Sie muß sie seh'n, sie muß die Hand ihr küssen,
Der hohen Frau, die soviel dulden müssen.
Sie eilt, sie naht: dort ist der Fürstin Thür!
Sie pocht — doch lauter pocht's im Busen ihr.
Und wie sie nun zur Fürstin trat hinein,
Die mißt mit stolzem Blick das Mägdelein:
„Wer bist du und was suchest du bei mir?"
Die Ros' erbebt ob solcher Frage schier.
Ihr Herz ist voll; doch weiß sie nichts zu sagen,
Sie muß beschämt das Auge niederschlagen.
Und ungeduldig wieder fragt die Frau:
„Wer bist du, sprich?" — der Fürstin Ton ist rauh.
Da spricht das Kind: „Mein Vater ist Malesherbes,
Ich kam zu küssen meiner Fürstin Hand!"
Und wieder stockt sie; aber stolz und herbe
Und kalt wie Eis spricht jene: „Ei charmant!
So küsse sie, mit diesen Lippen thu's,
Die oft geküßt die Lippen Barbaroux's.
Ja, Barbaroux! denkst du, ich kenn' ihn nicht?
Ich weiß, ich weiß, er sitzt im Blutgericht!
Wohlan, so küsse doch die Hand, nimm hin
Und sieh, ob ich nicht mild und gnädig bin:
Die Bräute derer, die mich blutig hassen,
Zum königlichen Handkuß zuzulassen?!"
Und bitter lacht die Fürstin bei dem Wort —
Geknickt, gebrochen wankt die Rose fort.

Ein anderer junger Poet des Wupperthals, wo die Dichtkunst unter Industrie und Pietismus lustig aufzustreben scheint und noch dazu in einer Richtung, welche an die Devisen der politischen Lyrik anknüpft, ist Emil Rittershaus, dessen „Gedichte" die Poesien von Adolf Schults in formeller Beziehung übertreffen. In der That begegnen wir nirgends einer Geschmacklosigkeit der Form und höchst selten einer Härte des Ausdrucks in dem elegant ausgestatteten Bändchen; an einzelnen Stellen spricht uns harmonische Rundung und ungetrübte Klarheit des Gedankens an; die Tüchtigkeit und der Ernst der Gesinnung berührt uns wohlthuend: aber eine distinguirte dichterische Physiognomie ist auch in diesen Poesien nicht zu erkennen. Möglich, daß die Jugendlichkeit des Dichters ihn zu sehr in den Strom idealer Allgemeinheit hineinführte und daß später schärfer die bestimmten individuellen Züge hervortreten werden, welche einem modernen Dichter unentbehrlich sind, wenn er nicht wieder unter der Masse verschwinden soll. Doch geht auch schon aus dieser Gedichtsammlung hervor, daß wir es hier mit einem Talente zu thun haben, nicht mit einem Dilettanten, welcher die Sprache für sich dichten läßt. Besonders versteht es der Poet, den Beziehungen des Naturlebens und der Gemüthswelt neue Seiten abzugewinnen, und gerade einige der kleinsten Gedichte sind so schön empfunden und klar ausgesprochen, daß wir in ihnen eher eine Bürgschaft für das Talent des Autors finden, als in manchen größern, in denen es sich mehr Pomp in Scene setzt, z. B.:

Trübe Weltanschauung.

Das Leben wird trübe und trüber!
So seufzest und klagest du gern.
Die Wolken, sie ziehen vorüber
Und ewig strahlet der Stern.

Die Freude, o nenn' sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Geschicke vertraut!
Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut.

Ein liebliches Naturbild gibt das Gedicht:

Heimweh.

Die holde, liebe Nachtviole,
Sie ist ein Kind der fremden Zonen,
Wo bunte Papagein sich wiegen
In schlanken, grünen Palmenkronen.

Sie öffnet in der Nächte Schweigen
Den duft'gen Kelch, den thauig-feuchten,
Weil dann die gold'nen Sonnenstrahlen
Der fernen Heimat Flur beleuchten.

Sie wärmet nicht des Südens Sonne;
Sie schaut empor zur Himmelsferne
Und klaget, denn die Sterne droben
Sind nicht die hellen Tropensterne.

Sehr ansprechend sind ferner einige sociale Lebensbilder, dichterische Porträts, wie z. B. „Die alte Jungfrau", „Der alte Soldat" und andere, denen wir den Vorzug vor den „Balladen" des letzten Abschnitts einräumen müssen; die „Erotischen Lieder" sind meist sangbar und melodisch, die „Nachklänge der Freiheitszeit" dagegen zu abstract gehalten. „Welt und Seele" bietet manche sinnige Reflexion, die mit Glück an ein Naturbild anknüpft, z. B.:

Die Wasserrose.

Seh' ich die Wasserrose schwanken
Auf silberklarer Flut,
So frag' ich nach dem Schlamme wenig,
Darin die Wurzel ruht.

Verwelken müßt' in Gartenbeeten
Das Blumenkind der Flut.
Zu tief in manche Brust zu schauen
Ist nun und nimmer gut.

Die Welt- und Lebensanschauung des Poeten tritt gerade in diesem Abschnitte am schlagendsten hervor. Er gibt bösen, trüben Träumereien nicht Gehör; denn wir leben, um zu leben, um beglückt zu sein; die Entwickelung der Welt geht im Kreise:

Es zieht die Erde ihre Bahn;
Von wo sie ausging, kommt sie an;
Und also alle Sterne reisen,
Denn Alles, Alles geht in Kreisen.

Es reift das Kind zum Mann geschwind,
Der Mann wird Greis, der Greis wird Kind;
Den müden Leib empfängt die Erde,
Auf daß der Staub zum Staube werde!

Fort strebt die Welt, der Riesengeist;
Sie geht im Kreis, wie Alles kreist.
Habt ihr vom Paradies gelesen?
Die Welt wird einst, was sie gewesen.

Der Dichter will „dem Gedanken" ein Streiter sein; er feiert die „Wonne der Erkenntniß", die selige Lust der Freiheit und ruft mit vollem Rechte am Schlusse aus:

Tag wird's in den Landen werden,
Ist es in den Herzen Tag!

Diese Klänge „aus dem Wupperthale" sind um so erfreulicher, je überraschender sie gerade von dorther kommen. Rittershaus feiert auch sein Heimatthal. Er gibt zu

daß Nacht und Trug
In ihm die Segel frei entfalten,
Doch gibt's der Seelen auch genug,
Die zu des Lichtes Fahnen halten.

Er feiert die junge Dichterschule „von der Wupper", die echten Priester der Kamönen, Schults und Röber, und wir wollen dieser freundschaftlichen Begeisterung, wenn sie auch allzu kräftig in die Saiten greift, gern ihr Recht lassen. Möge die Poesie zwischen den Leinwandbleichen der Wupper und den Conventikeln der Pietisten fröhlich erblühen und neben den Missionstractätlein auch manches freie Blatt von dort in die Lande flattern lassen, eine Taube mit dem Oelzweig, welche Kunde gibt, daß sich „die Wasser" allmälig verlaufen und wieder die feste schöne Erde zum Vorschein kommt!.

Die „Gedichte von einem Kurländer" mögen zum Beweis dienen, daß auch dort im Arndt'schen „deutschen Vaterlande", bei den äußersten östlichen Vorposten deutscher Sprache und Bildung, die Poesie nicht vergessen wird. Es ist freilich nur ein poetisches Schilderhäuschen, das wir hier vor uns sehen, mit bekannten Farben angestrichen; aber der Dichter hält doch Wache bei dem Palladium jener künstlerischen Form, das unsere Classiker uns erobert. Sonst haben diese Gedichte keinen besonders hervorstechenden Charakter und bewegen sich in einer Gefühlswelt, die theils wenig Neues bietet, theils eine allzu sentimentale Färbung hat. Das Reich der Gedanken und die Geschichte wird nirgends berührt — das spricht für die gedrückte Stimmung der engern Heimat, welcher der Dichter angehört.

Die Gedichte von Curt Oswalt: „Aus voller Seele", tragen ebenfalls kein besonderes charakteristisches Gepräge; es sind Sprachstudien, denen oft ein glücklicher Wurf gelingt. Ueberdies fühlt man es ihnen an, daß sie wahrhaft empfunden sind und wirklich „aus voller Seele" kommen. Doch dies reicht nicht aus, ihnen einen höhern künstlerischen Werth zu geben. Das Ueberströmen der „vollen Seele" schafft noch kein Kunstproduct. Fülle, Wärme, Glut der Empfindungen dürfen zwar keinem Dichter fehlen, aber zum Dichter macht ihn erst die Gabe, diesen Empfindungen einen künstlerisch schönen, einen originellen Ausdruck zu geben, ihnen das Siegel einer bedeutenden Individualität aufzudrücken. Möglich, daß der junge Dichter auch dies höhere Ziel erreicht, denn es fehlt ihm weder an Wärme der Empfindung noch an Sprachgewandtheit; aber diese ersten Gedichtsammlungen, in denen man sich jugendliche Erlebnisse von der Seele schreibt, sind noch zu sehr von künstlerisch unverarbeiteten Eindrücken abhängig. Wer die Bäume nach einem Frühlingsgewitter schüttelt, dem fallen nur Tropfen, keine Früchte herunter! Was aber mehr der epischen Dichtweise angehört, die Balladen und Romanzen, das klingt wieder allzu sehr an romantische Muster an. Die Nixen spielen eine zu große Rolle darin, und es ist zu befürchten, daß, wenn der poetische Froschlaich der „Undine" in gleicher Weise wie bisher fortwächst, nicht blos Fischerknaben, Ritter, Sänger, sondern unsere ganze Poesie ins Wasser gezogen werden wird. Unter den „Liebesgedichten, Träumen und Bildern" in dieser Sammlung findet sich indeß manches Ansprechende, und zum Beweis, wie Curt Oswalt die Sprache melodisch zur Trägerin einer Stimmung zu machen und diese Stimmung wieder in einem klaren, anmuthigen Bilde festzuhalten

weiß, theilen wir die folgende Barcarole mit, die zu den besten Gedichten der Sammlung gehört:

Schaukle, Gondel, schaukle
Durch das Meer,
Leichte Welle, gaukle
Um mich her.
Mir ist ums Herz so heiter;
Ertöne, Saitenspiel!
Mein Ruder, treib' mich weiter
Zum nahen Ziel!

Schau, was doch die Sterne
Silbern glüh'n;
Möchten freilich gerne
Mit mir zieh'n.
Dort lauscht die Liebevolle
Im buschumkränzten Haus,
Beim Klang der Barcarole
Tritt sie heraus.

Freundlicher Geselle,
Voller Mond,
Der dort oben helle
Lachend wohnt,
O leih' mir deinen Schimmer
Auf nachtumhüllter Flut,
Du warest ja doch immer
Verliebten gut.

Traue nicht der Glatten
Falschem Sinn,
Suche dort die Schatten,
Sie und ihn!
Dort hinter der Gardine
Treibt sie verliebten Scherz —
Zerbrich, o Mandoline,
Zerbrich, o Herz!

„Engelhart und Engeltrut" von N. Hocker behandelt einen mittelalterlichen Sagenstoff und zwar in jener für unsere Zeit ziemlich veralteten Weise, welche die Wendungen der Sprache selbst den altdeutschen Meistern nachahmt und dem Pegasus zu seinem Trabe Ofterdingen's und Eschenbach's verlorene Hufeisen anschlägt:

Der König hielt in Ehren
Das Freundespaar auf's best';
Er schenkte reiche Wehren
An seine lieben Gäst';
An Kleidern und an Spangen
Sie wurden überreich;
Worauf nur ihr Verlangen,
Das wurde ihnen gleich.

Wir haben aufs Gerathewohl den ersten besten Vers herausgegriffen, um die sprachliche Form dieser Dichtung zu charakterisiren, welche für unsere Zeit doch fast nur wie poetisches Kinderlallen klingt. Dabei sind die eigentlichen Angelpunkte der Handlung so wenig hervorgehoben, daß man sich nur mit Mühe über den Zusammenhang des Ganzen orientirt. Hierzu kommt, daß die Katastrophe unserm Empfinden widersteht, indem die Freundschaft auf eine Höhe hinaufgeschraubt ist, wo sie abenteuerlich und unsinnig wird. Daß hinterdrein ein Wunder geschieht, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen, kann uns mit der That selbst nicht versöhnen. Daß ein Freund sein Leben dem andern zum Opfer bringt, das ist eine Höhe der Freundschaft, an welche wir durch Sagen des Alterthums gewöhnt sind. Daß aber ein Freund seine eigenen Kinder zum Opfer bringt, um das Leben des Freundes zu retten: das ist eine unnatürliche Uebertreibung, und es zeigt sich auch hierin, wie das Mittelalter das gesunde Maß des Empfindens verloren hatte und die formale Treue hoch über den sittlichen Inhalt stellte. Das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern ist viel sittlicher und tiefer begründet als irgendein Freundschaftsband, und wenn der Witz des Zufalls mich in eine Collision bringt, in welcher ich mein gegebenes Wort nur durch eine nichtswürdige Gräuelthat lösen kann, so werde ich eher mein Wort brechen als die Gräuelthat begehen. So denkt gewiß die geläuterte Sittlichkeit, welche jene Ueberschwänglichkeit der ritterlichen Loyalität, die ins Unmenschliche und Barbarische ausartet, aufs entschiedenste zurückweist. Barbarisch aber ist es besonders, wenn der Freund, dem zuliebe ein solches Molochsopfer gebracht ist, hinterdrein der That seine gemüthlichen Lobsprüche ertheilt. Man lese in „Engelhart und Engeltrut" die betreffende Stelle. Der Freund ist schwer erkrankt, nur durch das Blut von Kindern zu retten; er verlangt das Opfer vom Freunde zur Erfüllung des gegebenen Gelübdes als dankbaren Gegendienst. Der Vater sträubt sich natürlich anfangs, seine eigenen Kinder zu morden; doch der Freund hält ihm darauf folgende Rede über die „Treue":

Das Wort des Mannes stehet
Als Fels im wilden Meer;
Kein Hauch ist's, den verwehet
Ein bloßes Ungefähr,
Kein Rohr ist's, das sich beuget
Des Lebens wildem Sturm,
Kein Halm ist's, der sich neiget:
Im Staube kriecht der Wurm!

Die echte Treue dauert
Noch über Zeit und Grab,
Ob auch das Leben schauert
Der Freude Blüten ab.
Sie hält trotz allem Leiden,
Sieht auch kein Opfer an:
Leb' wohl, wir müssen scheiden,
Du bist kein treuer Mann!

Diese Rede, in welcher der Mord der eigenen Kinder ziemlich deutlich als ein „bloßes Ungefähr" hingestellt wird, übt eine große Wirkung auf den Andern aus:

Du ist's um ihn geschehen,
Er hebt das scharfe Schwert,
Und mit dem Schlag, dem jähen,
Es durch die Lüfte fährt.
Da rieselt in die Wanne
Der Kinder frisches Blut.
Das that dem kranken Manne
Zur selben Stunde gut,
Er fühlt sich neugehoben,
Gar wunderbar erquickt,
Daß er dem Freund mit Loben
Und Dank die Rechte drückt u. s. w.

Welch ein ritterlicher Kannibalismus!

Was die „Legenden" von Karl Simrock betrifft, so finden wir auch in ihnen des echt Poetischen nicht viel. Es bedarf zu ihrem vollen Genusse eines Standpunkts.

den nur ein Theil des Publicums einnimmt; denn wer diese Ueberlieferungen nur vom dichterischen oder sittlichen Gesichtspunkte aus ansieht, der findet in ihnen zu viel bedeutungslose Aeußerlichkeit, zu wenig Kernhaftes, was den ganzen Menschen zu erquicken vermag. Es ist wahr, wir finden ebenso viel Naives wie Absonderliches darin, das Meiste aber ist einer künstlerischen Läuterung gar nicht einmal fähig. Die Behandlungsweise von Simrock ist zu loben; er läßt die Naivetät der Sagen zu ihrem vollen Rechte kommen und unterbricht sie niemals durch Reflexionen, die freilich auch solchen Stoffen gegenüber über den anzustimmenden Ton in Verlegenheit setzen würden. Ohne geschmacklos zu werden, wie es in der vorhererwähnten Dichtung der Fall ist, sucht Simrock in mancherlei Anklängen dem alterthümlichen Geist, aus welchem diese Sagen entsprungen, auch in der Form gerecht zu werden. In der letzten größern Legende „St.-Sylvester" behandelt er die Nibelungenstrophe, welche Uhland und die schwäbischen Dichter etwas am Spalier gezogen, ganz in der alten, naturwüchsigen Weise. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Strophe durch die großen Freiheiten, die sie gestattet, malerisch wirken kann; aber ebenso wenig darf man verkennen, daß ein metrisch gebildetes Ohr in Verlegenheit kommt, aus diesen willkürlichen sechs Hebungen und Senkungen, wo trochäisches und jambisches Maß bunt durcheinander spielt und bisweilen ein schwerer Spondeus sich mittenhinein schiebt, ein metrisches Grundgesetz herauszuhören. Was den Inhalt der großen epischen Legende betrifft, so erinnert er an das von Heinrich Heine im „Romanzero" geschilderte Wortduell zwischen den Juden und Christen, nur daß bei Simrock Alles sehr ernst aufgefaßt, in der Breite der Behandlung aber entschieden langweilig ist. Dogmatische Streitigkeiten mit der bei ihnen unvermeidlichen Sophistik sind immer unpoetisch. Auf Kaiser Konstantin's Antrieb oder vielmehr infolge eines Schreibens, das seine Mutter Helena, eine große Verehrerin des Judenthums, an ihn erließ, versammeln sich in Rom die erleuchteten Führer der Juden, um ihre Zweifel an der christlichen Offenbarung darzuthun, Zweifel, welche Papst Sylvester alle siegreich widerlegt. Was die Juden vorbringen, sind Fragezeichen des gesunden Menschenverstandes, ungedruckte „Wolfenbüttler Fragmente"; der Papst aber schlägt sie durch theologische Gelehrsamkeit, besonders durch den Hinweis auf die messianischen Verheißungen des Alten Testaments. Das Zünglein der Wage schwankt indeß, da keine Partei für besiegt gelten will. Ein jüdischer Zauberer Zambri will Jehovah's Macht auf einleuchtendere Weise als durch bloße Wortgefechte beweisen; er will den stärksten Stier dadurch tödten, indem er ihm den Namen, der diesem Gott geweiht ist, ins Ohr raunt. Ein wilder Stier wird hereingebracht; der Zauberer flüstert ihm den geheimnißvollen Namen ins Ohr und der Stier fällt todt zu Boden. Allgemeines Staunen der Christen; großer Jubel der Juden. Papst Sylvester aber fragt ihn, ob er ihn auch wieder lebendig machen könne? Tödten könne auch ein böser Geist, aber das Lebenswort stamme von Gott. Zambri pocht auf seine unblutige Fleischerkunst und ersucht den Papst, doch selbst mit der Hülfe seines Gottes den Stier wieder ins Leben zu rufen. Der Papst sträubt sich anfangs gegen diese äußerliche Wunderthäterei, dann aber erfleht er sich diese Gnade von Gott als entscheidendes Beweisstück zur Bekehrung der Juden, und siehe da, der Stier ersteht auf sein Wort von den Todten, und was das Wunderbarste ist, er brüllt nicht einmal, er ist vollkommen sanft und zahm geworden. Nach diesem glänzenden Beweis für die Macht des christlichen Gottes lassen sich alle Juden und auch viele Heiden taufen. Hier ist für die Breite der Form zu wenig innerer Gehalt. In andern Legenden, wie z. B. „Die Felsenkirche zu Oberstein", ist wieder das Burleske in der Motivirung tragischer Handlung störend. Ein Bruder erschlägt den andern, weil dieser ihm einen scheußlichen Kater in den Stiefel gesteckt, während er gerade gegen Katzen einen unbezwingbaren Abscheu hegt. Zur Buße baut der Brudermörder eine Kirche. Andere, wie „Unsers Herrgotts Affe", sind in ihrer Naivetät cynisch; nur wenige so anmuthig wie z. B. „St.-Itha", oder so schalkhaft liebenswürdig wie „Bamberger Wage":

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein:
Da thronet hoch Gerechtigkeit;
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand,
So ziemt's der edeln Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Doch Eins befremdet euch zu seh'n:
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt gradein zu steh'n,
Sich Einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's beachtenswerth:
Wenn einst der Wage Züngelein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sich'res Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt posaunt:
Es ist zu nahem Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Posaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

Rudolf Gottschall.

Der Schweizerchronist Egidius Tschudi.

Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts von Jakob Vogel. Mit dem lithographirten Bildniß E. Tschudi's. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das patricische Schweizergeschlecht Tschudi, aus dem Lande Glarus stammend — der Stammbaum wird bis zum Jahre 906 hinaufgeführt —, hat bis auf die Gegenwart eine Reihe theils mehr theils minder ausgezeichneter Männer hervorgebracht; man begegnet dem Namen Tschudi auf den Schlachtfeldern des Heldenzeitalters der Schweiz, in den Annalen der Staatsgeschichte und der Diplomatie, sowie in den Reihen der Männer der Wissenschaft; sein Ruhm reicht weit über die Grenzen des Stammlandes hinaus: selbst Peru ehrt in unsern Tagen den Johann Jakob von Tschudi als ausgezeichneten Naturforscher und Reisebeschreiber, während Friedrich von Tschudi's Werk „Das Thierleben der Alpenwelt" mit Recht als eine classische Leistung im In- und Auslande betrachtet wird.

Von den Männern der frühern Jahrhunderte aber, die aus dem Geschlechte der Tschudi stammten, hat keiner eine größere Berühmtheit erlangt als der Schweizerchronist Egidius Tschudi — in der Volkssprache Gilg Sudi geheißen —, dem Johannes von Müller einen so hohen Werth beilegte und dessen Leben Ildephons Fuchs 1805 beschrieb. Da nun in der neuesten Zeit die Autorität dieses Chronisten von Kopp angezweifelt ward und Fuchs den katholischen Standpunkt bei der Beurtheilung desselben zu sehr durchblicken ließ und insbesondere gar Vieles in Bezug auf die einzelnen, dem Egidius Tschudi beigelegten Schriften einer kritischen Prüfung zu bedürfen schien, so unternahm es der Verfasser, nach den umfassendsten und fleißigsten Studien der wissenschaftlichen Welt ein Werk vorzulegen, in welchem die Bedeutung jenes Mannes in ihr wahres und verdientes Licht gestellt werden soll. Und wir glauben den Versuch für gelungen erklären zu müssen; und nicht blos die Schweizergeschichtschreibung, sondern auch die deutsche darf denselben willkommenheißen, umsomehr, da auch er sich als einen Beitrag zur Charakteristik der unbestreitbar höchst merkwürdigen Reformationsperiode kundgibt, einer Periode, von welcher unser Verfasser die würdigste Vorstellung hat und ein ebenso treffendes Bild entwirft.

Die Reformation muß als eine mächtige Revolution in der Entwickelung des Menschengeistes betrachtet werden, als ein Jahrhunderte hindurch sich vorbereitender Umsturz der mittelalterlichen Weltanschauungen und Institutionen; sie gestaltete sich zu einer Emancipation des menschlichen Geistes um, und mit ihr beginnt erst, wie ein französischer Schriftsteller sich sehr wahr ausdrückt, die Geschichte der Ideen des neuern Europa. Die Bewegung des 16. Jahrhunderts ist darum auch nicht ausschließlich das Werk der Reformatoren im engern Sinne des Worts, sondern das Resultat des geistigen Fortschritts der Menschheit überhaupt. Die reformatorische Umwälzung beschränkte sich also auch nicht allein auf das religiöse Gebiet: in allen Verhältnissen des Lebens, im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst zeigte sich während der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit das Streben nach neuen freiern Formen des Daseins; und die Kämpfe der Gegenwart sind nichts Anderes als die Fortsetzung der geistigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, der Reformationsperiode im weitern Sinne. Diese Anschauungen erleiden aber nicht blos ihre Anwendung auf das Stammland der Reformation, auf Deutschland, sondern auch auf das Vaterland des Verfassers. Auch für die Schweiz war die reformatorische Bewegung ein epochemachendes Ereigniß, weil durch dieselbe die Eidgenossenschaft von dem politischen Schauplatz abgelenkt und in veränderte Verhältnisse hineingedrängt ward. Jene Periode der Schweizergeschichte zeigt ebenso gut als die Geschichte der Deutschen, daß die politischen Ereignisse nur als die Außenseite, die geistige Entwickelung eines Volks dagegen als der eigentliche Kern seiner Geschichte betrachtet werden müsse. Und der schweizerische Geschichtschreiber Schuler hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „Die neuern Schweizerlandsgeschichten sind zwar angefüllt mit Erzählungen von Unruhen, Streit und Krieg, aber wie wenig enthalten sie von der innern Lebensgeschichte des Volks und besonders seiner edeln Männer und was sie thaten und wirkten, vom religiös-sittlichen, vom bürgerlichen und häuslichen Leben! Um nur das Reformationsjahrhundert anzuführen, was erzählen sie z. B. von den Jugendbildnern, wie Glarean, Plater, den Kirchenlehrern, wie Bullinger, Borromäus, Valentin Tschudi, Castelberg, Johann von Travers, vom Geschichtschreiber Tschudi und dem Naturforscher Geßner, von Staatsmännern, wie Golder, Amberg, Lussi, Steiger, Roset, Lavater und soviel andern Weisen und Edeln jedes Standes!"

Unter den Jugendlehrern unsers Tschudi bestand sich auch Zwingli; allein dieses Pietätsverhältniß löste sich gänzlich, da der Schüler um keinen Preis den reformatorischen Bewegungen sich anschließen mochte; und er blieb ihnen in der That vorzüglich aus politischen Gründen immer abhold: er kann in dieser Beziehung mit dem Nürnberger Christoph Scheurl II. verglichen werden. Wir lesen in dieser Beziehung bei unserm Verfasser Folgendes: „Egidius Tschudi blieb der katholischen Kirche treu. Darin wurde er nicht blos durch das Vorbild Glarean's bestärkt — dieser behauptete überhaupt unter allen seinen Lehrern den vorwiegendsten Einfluß — sondern seine ganze Geistesrichtung machte ihn zu einem eifrigen Anhänger des alten Glaubens. Tschudi's Herz war empfänglich für alles Große und Schöne, an den Idealen seiner Jugend, an seinem geliebten Lehrer hing er mit aufrichtiger Begeisterung. Die republikanischen Tugenden der alten Griechen und Römer, mit deren Schriften er aufs genaueste vertraut war, erregten in ihm Bewunderung und die Sehnsucht, durch Verdienste um das Vaterland sich dereinst einen Namen zu erwerben. Bei dem Wiederaufleben der classischen Studien, von der neuerwachten Thätigkeit auf allen Gebieten des Wissens erwartete auch Tschudi eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse. Außerdem besaß Tschudi eine heilige Scheu vor den Formen und Satzungen, welche die Verehrung von Jahrhunderten geheiligt hatte, und das ungezügelte Niederreißen des Alten war in seinen Augen ein ebenso arger Gräuel als die gegenseitigen Befehdungen und Beschimpfungen hadernder Theologen. Was aber unsern Tschudi der Reformation am meisten abgeneigt machte, das war die Trennung, welche dieselbe unter den Eidgenossen hervorrief. Durch gründliche Studien mit der Geschichte und dem Ruhme seines Vaterlandes vertraut und nichts dringender wünschend als die Wahrung der Größe desselben, fest entschlossen, zugleich nach Kräften die Ehren des Schweizerlandes zu erhöhen, sah er durch Zwingli's Beginnen die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Lager getrennt und durch gegenseitige Eifersucht in weiterer Kraftentwickelung nach innen wie nach außen gelähmt. Tschudi war allerdings nicht blind gegen die Uebelstände seiner Kirche, aber er wollte keinen gewaltsamen Umsturz der Dinge. Darum erblickte er in seinem ehemaligen Lehrer und Freunde Zwingli den Mann, der die Söhne seines Vaterlandes «zertrennet» und zur Zwietracht verführt habe." Zu diesem Urtheile über Tschudi ist unser Verfasser durch ein sorgfältiges Studium der Schriften und Briefe desselben gelangt.

Was nun unsern Tschudi als Historiker anbetrifft, so hat ihn der Verfasser auf dem hohen Standpunkte einigen neuern Kritikern gegenüber zu erhalten gesucht, auf den ihn schon im 17. Jahrhundert Guillimar und Hottinger und in den beiden jüngsten Jahrhunderten Johannes von Müller, Schiller, Goethe, Meier u. A. gestellt haben: er ist und bleibt eine der ersten und größten, aber auch zuverlässigsten geschichtlichen Autoritäten des Schweizervolks. Höchst verdienstlich ist es aber, daß der Verfasser eine kritische Sichtung von Tschudi's außerordent-

lich zahlreichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß vorgenommen und dieses revidirte Verzeichniß derselben seinem Buche beigegeben hat. Der bei weitem größte Theil von Tschudi's Schriften befindet sich in St.-Gallen, wo bekanntlich so viele andere werthvolle Literaturschätze liegen. Der Verfasser hat übrigens sein Buch seinem Lehrer Hottinger, Professor in Zürich gewidmet: der Lehrer darf sich dieses Schülers freuen.

94.

Ein Seelengemälde. Von E. Merx. Drei Bände. Königsberg, Samter. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wo auf dem Gebiete der Geisteskultur eine Idee hervortritt, welche dem Bekannten und Gewohnten eine neue Bahn eröffnet, da bleibt auch der Kampf nicht aus. Nicht allein Männer, die sich berufen erachten, für das Bestehende in die Schranken zu treten, nicht allein eine strebende Jugend, die an der neuen Idee ihre blühende Kraft entwickelt, eilen dem Kampfplatze zu, sondern auch Jene, die still daheim in sich selbst eifrig einem verläßlichen Halt nachstreben, sind nicht selten einem, vielleicht dem schwersten Kampfe verfallen, und wie Viele mögen demselben erliegen! Aber das ist nun einmal nicht anders. Die Ideen wandeln schonungslos ihre Bahn, unbekümmert um den Einzelnen, den sie mit sich fortreißen oder zertreten. Es ist von gewisser Seite betrachtet wirklich recht human, die in sich selbst Ringenden beschwichtigend darauf hinzuweisen, daß sie bisher doch ganz glücklich mit dem beschiedenen Theil gewesen und damit auch wol bis zum Lebensende ausreichen würden; überhaupt auch sei es am gerathensten, Männer von Fach die Sache austragen zu lassen, wo dann immer noch Zeit bleibe, das beste Theil zu erwählen. Dergleichen gutgemeintes Bereden ist jedoch meistens da verschwendet, wo es sich um eine Entscheidung im Conflict zwischen Glauben und Wissen handelt. Jener ist älter als dieses, und die Form, in welcher er ausgesprochen werden soll, ist mit dem bürgerlichen und staatlichen Leben nun einmal so verwachsen, daß es nicht etwa ein Ehrenpunkt, sondern viel mehr noch eine Gewissenssache geworden ist, nicht daran zu rütteln. Dennoch rüttelt die Wissenschaft daran, und trifft sie damit auf einen Mann, so mag dieser sehen, wie er den Glauben oder das Wissen bewältigt. Ihm bleiben ja Mittel genug, auf irgendeiner Seite sich oben zu erhalten, und vermag er das nicht, so war er vielleicht ein Schwächling. Anders steht es mit der Frau. Ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Lebensaufgabe ist eine durchaus andere. Das lebt auch mehr oder weniger klar in ihrem Bewußtsein, und darum ist es trotz allen Emancipationen immer noch eine Seltenheit, Frauen vom Strudel jener Kämpfe hingerissen zu sehen. Da wo es geschieht, sind unter zehn Frauen neun verloren; sie sind ausgestoßen, denn sie passen nirgends hin, und stehen sie, wie gewöhnlich, gar im Verdacht der Genialität, so sind sie noch schlimmer daran, denn Genialität kommt bekanntlich selbst dem Manne meistens theuer genug zu stehen. Eine Frau aber, mit diesem Uebel behaftet, thut am besten, sich nach einer lebenslänglichen Quarantäne umzusehen.

Die Verfasserin des vorliegenden Buchs, schon durch frühere Schriften bekannt, führt uns eine solche Frau vor. Ihre Geschichte beginnt mit dem zweiten Bande. Der Vater, ein polnischer Edelmann, findet seinen Untergang in den Bestrebungen, das russische Joch zu sprengen. Die Mutter, eine deutsche Sängerin, ist damit an ihre frühern Triumphe verwiesen, und das Theaterpublicum ist noch immer ein dankbares. Da ist ihr das Kind unbequem. Kamilla wird einer berliner Erziehungsdame übergeben und damit einem trostlosen Jugendleben verpfändet. Sie wird, wie so oft im Leben, zerblättert. Kamilla's Mutter, die weit über die Zeit sich für jung gehalten, muß doch endlich das Theater aufgeben. Sie erinnert sich ihrer Tochter, und diese ist nun Gesellschafterin einer dem nahen Tode entgegenkrankenden Frau, die endlich doch an den Himmel und eine angemessene Stellung zu demselben denkt. Für diesen Zweck ist ihr Lager von Büchern umgeben, wie sie zu Tausenden auf dem Felde von Furcht und Hoffnung ihre Seelenernten halten. Kamilla muß vorlesen, und hier ist eigentlich der Punkt, von welchem aus sie in ein Leben voll Kampf und Untergang hinausgeschleudert wird. Nach dem Tode der Mutter findet sie ein Asyl bei einem Geistlichen, dessen Leben als interessante Episode eingeflochten ist. Da erscheint unter den Amtsbruderbesuchen auch ein alternder Baron, der sich für gut genug gehalten hat, Leib und Geist an den Genüssen dieser Welt zum abschreckenden Schatten abzuschleifen, und nun sich mit Werken der Wohlthätigkeit einlullen läßt. Kamilla ist bereits so fromm geworden, daß eine Verbindung mit dem Widerwärtigen leicht genug als ein Fingerzeig des Himmels erscheint. Wie aber wol kaum mehr geirrt ist, als in solchen Fingerzeigen, so auch hier. Ein Doctor Felix Bartholdy, in dem man ganz richtig einen Juden wittert, erscheint, und seiner siegenden Persönlichkeit stürzt eine Schranke nach der andern. Kamilla lernt nun andere Bücher kennen — wir nennen nur Feuerbach —, und mit dem Kampfe, welchen sie anfachen, erwacht auch die eigenste menschliche Natur des Weibes. Kamilla sah mehre Männer ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrem Geiste huldigen, lieben konnte sie nur Bartholdy. Beiläufig bemerkt: es ist wol mehr als Zufälligkeit, daß in dem Buche fast überall Personen in Liebe sich finden, die mit schwarzem Haar ausgestattet sind. Das findet sich freilich da, wo äußere Verhältnisse Verbindungen knüpfen, und in südlichen Ländern, wo dunkles Haar vorherrschend ist; wo aber freie Wahl sich geltend machen kann, folgen die Geschlechter fast unwillkürlich ihrer Neigung zum Gegensatze. Die Verfasserin scheint jedoch schwarzes Haar für das schönste zu halten, in demselben wol auch einen entschiedenern Charakter angedeutet zu finden. Dann aber ist Kamilla ein Irrthum der Natur, denn ein Charakter ist sie nicht. Doch genug! Auch würde der zugemessene Raum überschritten werden müssen, sollte die Relation dem Buche Schritt vor Schritt folgen und selbst nur alle Personen vorführen, die auf Kamilla's Sein mehr oder weniger einwirken durch Leidenschaft oder Berechnung.

Der Schattengemahl ist gestorben; Bartholdy, der ein starkes freies Weib wollte und in Kamilla sich getäuscht zu haben glaubt, ist verschwunden. Sie erhält die Nachricht, er sei am Mississippi gestorben, und nun erst erkennt sie klar, daß sie ihn geliebt, daß sie durch seinen Verlust allein auf sich selbst verwiesen sei. Sie macht große Reisen; ältere und jüngere Männer huldigen ihr, und unter den letztern tritt endlich der Katholik Emanuel, dem geistlichen Stande sich widmend, hervor. Mit ihm beginnt der erste Band. Emanuel, mit Geist und Herzen dem an Symbolen reichen Cultus seiner Kirche schwärmerisch lebend, ist wol eben deshalb der Liebe leicht zugänglich; allein, wie früher Bartholdy ein freies Weib wollte, so will Kamilla jetzt einen freien Mann. Sie ist älter, erfahrungsreicher als Emanuel und schon darum ihm gefährlich. Sie entläßt ihn mit schimmernder Hoffnung, aber auch mit einem Seelenkampfe, welchem er vielleicht erliegt. Kamilla, welche Leben und Liebe in tausend Gestalten an und in sich vorübergehen sah, hat aus allen Erfahrungen keinen innern Halt gewonnen. Sie glaubt ihn entdeckt zu haben, wenn sie alle Verbindungen, in denen sie wie in einem Zaubernetze gefangen war, aufgibt und in ländlicher Abgeschiedenheit jener idyllischen Ruhe lebt, die in jedem Menschen wenigstens einmal ein so liebliches Bild aufrollt. Kamilla's Neffe, Werner, nur wenige Jahre jünger als sie, eröffnet ihr ungeachtet des Widerspruchs seiner Gemahlin und anderer Personen, die in der Ruhesuchenden einen Gegenstand der Furcht, der Verachtung sogar erblicken, das gewünschte Asyl in einem Jägerhause. Werner zerfällt mit seiner Gemahlin und endlich verläßt er sie, um Kamilla auf einer Reise zu begleiten. Wir

finden sie in Thüringen wieder, wo sie auf einer Bergwanderung vom Gewitter überfallen werden. Kamilla wird krank nach dem Gasthofe der Stadt gebracht. Hier aber ist auch der längst todtgeglaubte Bartholdy erschienen und zwar in einer auffallenden, doch wohl erklärlichen Umwandlung. Er ist nämlich Missionar der Irvingianer. Die Scene, wo er in reichem Priestercostüm einer wenigstens von Neugierde herbeigezogenen Gemeinde als Abgesandter eines neuen Gottes predigt; wo Kamilla, ihrer Wärterin entschlüpft, zu seinen Füßen niedersinkt; wo er sich abwendet, sie von sich stößt und sie, dem Kampf, dem halbtodten Zustand eines auch früher schon sie mehrfach befallenden Krampfes erliegend, davongetragen wird — ist so düster, so wild, so wenig menschlich, daß sie die Grenze des Schönen überschreitet, wenn man auch ihre Möglichkeit und damit ihre Wahrheit zugeben kann. Ueberhaupt verliert von diesem Augenblick an, wo das Buch zum Schluß eilt, das Interesse an demselben. Kamilla wird vom Blitz getödtet, und wie damit der Knoten zerhauen ist, so mag auch die Schar der Gläubigen leicht wieder an den alten Glauben erinnert werden, der einen Unbußfertigen vom Teufel holen läßt. Wirklich geht auch Alles in die Kirche; Werner versöhnt sich mit seiner Gemahlin; eine Copulation findet statt, und damit ist man wieder in die gewohnten Gleise des Alltagslebens hineinbugsirt. Nun freilich, das ist denn auch so der Verlauf in dieser unvollkommenen Welt, nur befriedigt er da nicht, wo wir genöthigt werden, uns an Fragen zu betheiligen, die schon seit Jahrtausenden den Erisapfel in das Menschenleben geschleudert haben.

Sehen wir noch ein mal auf die Hauptperson Kamilla zurück, auf die sich vorzugsweise der Titel des Buchs „Ein Seelenleben" bezieht. Oben schon ist gesagt, sie sei kein Charakter. Ein solcher müßte sich bei ihrem Geist und dem Reichthum äußerer Einflüsse nothwendig in ihr entwickeln, um den letztern mit freierer Entschiedenheit sich hinzugeben oder gegenüberzustehen. Sie ist aber sogar körperlich krank, und wie ein solcher Zustand auch auf den Geist, die freie Selbstbestimmung hemmend, influirt, so weckt er dem Mann gegenüber eine eigenthümliche Abneigung, die bei dem starken Mann sich als Mitleiden äußert, dagegen bei allen übrigen, nur der schönen Hülle fröhnend, eine verwerfliche Lüsternheit weckt. So ist Kamilla denn freilich sehr unglücklich und hat gerechten Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung so manches Edeln und Reinen im Conflict mit dem Troß jener Menschensorte, dessen Maßstab zur Würdigung eines Lebens nicht länger ist als seine Nase. Wir hätten ihr ein versöhnenderes Ende gewünscht.

Bei dem Allen gewährt jedoch das Buch ein vielseitiges Interesse schon dadurch, daß die vielbegabte Verfasserin mit wenigen Zügen klar zu individualisiren weiß. Wollte sie ihren Reichthum mehr zurathe halten, sich nur auf die nothwendigen Personen beschränken und damit schon Anlage und Durchführung ihrer Conceptionen vereinfachen — denn das vorliegende Buch kann mit Clemens Brentano's „Godwi" als verwilderter Roman bezeichnet werden —, so würde sie gewiß einen noch viel größern Freundeskreis gewinnen, und das muß einer Dame, die sich einmal entschlossen hat, zu dem Publicum zu reden, doch höchst angenehm sein. Beiläufig sei noch näherer Erwägung empfohlen, ob es wirklich angemessen sei, den Romanpersonen Namen wirklich existirender Familien zu geben. Dergleichen kann gar leicht widerwärtige Erörterungen, in der Unantastbarkeit des Namens begründet, veranlassen. 50.

Aus dem prager Literaturleben.

Wenn es einen Lavater der Städtephysiognomien gäbe, so würde er Prag gewiß zu jenen Städten zählen, deren Ruf besser ist, als sie verdienen. Prag genießt unter den östreichischen Provinzialstädten den Ruf der Gediegenheit in literarischen Dingen. Aber der Vorrang, den man Prag den übrigen Städten Oestreichs gegenüber einräumt, ist fast nur ein negativer und will nicht mehr bedeuten, als daß in Prag weniger mittelmäßiges Zeug auf den Markt gebracht wird und die literarische Quacksalberei weniger zu Hause ist als in den übrigen Städten Oestreichs. In diesem Punkte müssen wir Prag sogar den Vorrang vor der schreibseligen Metropole des Reichs geben. Wer aber von dem altehrwürdigen Charakter, den Prag in monumentaler Beziehung trägt, schon auf die Gediegenheit der literarischen Bestrebungen rückschließen wollte, würde einen groben Fehler begehen. Daß Prag indeß dennoch eine literarische Stellung unter den deutschen Städten und zwar eine bedeutungsvollere als manche der deutschen Residenzstädte einnimmt, hat zunächst in der Strebsamkeit einzelner Verlagsbuchhandlungen seinen Grund, die durch Publicationen der letzten Jahre jedenfalls eine bessere Geschmacksrichtung bekundeten als ihre wiener Collegen.

Als Ausgangspunkt und zugleich als Centrum der literarischen Bestrebungen Prags müssen wir die „alma mater" bezeichnen. Wir brauchen nicht erst an das Alter der prager Universität zu erinnern — bekanntlich ist sie die älteste Hochschule Deutschlands —, um das Zuströmen fremder Studirender zu rechtfertigen. Die prager Universität gehört, sowol was Berühmtheit als Tüchtigkeit der einzelnen Lehrkräfte betrifft, zu den ersten Universitäten Deutschlands und ist, was die Zahl der Studirenden betrifft, der Reihe nach die dritte. Seitdem Leo Thun an der Spitze des Unterrichtsministeriums steht, gehört die Hebung der prager Universität zu seinen Lieblingsideen, und es ist ihm in der That gelungen, ein beträchtliches Fähnlein tüchtiger Lehrer zusammenzuscharen.. Vor allem suchte er für die philosophische Facultät zu sorgen. Hier haben Robert Zimmermann, der durch seine Leibnizschriften bekannte junge Philosoph, dessen letztes Buch über „Das Tragische und die Tragödie" auch in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden, ferner Lowe und Baron Leonhardi, der bekannte Schüler und Schwiegersohn Krause's und Freund Schleiden's, endlich Volkmann, von dem wir erst kürzlich eine Psychologie erhielten, die philosophischen Fächer inne. Höfler, den die münchener Bewegungen des Jahres 1848 nach Prag verpflanzten, ein Mann, dessen katholische Richtung sich in seinen Vorträgen noch deutlicher als in seinen Schriften ausspricht, beherrscht das große Gebiet der Geschichte und deutschen Literaturgeschichte. Höfler, dessen Hauptstudium jetzt die hussitische Zeit ist, über welche wir außer mehren bereits publicirten Schriften noch Großes zu erwarten haben, hätte natürlich keine ergiebigere Fundgrube für diese Epoche finden können als Prag. Die deutsche Sprache in grammatischer Beziehung, sowie die Sprachvergleichung überhaupt ist durch den genialen Linguisten Schleicher vertreten, dessen Verdienste um Lithauen und die lithauische Literatur erst vor kurzem durch Pott in d. Bl. gewürdigt worden. Schleicher hat auch das Verdienst, das Studium des Sanskrit, diese Urquelle aller sprachvergleichenden Forschungen, in Oestreich in Aufnahme gebracht zu haben. Die Philologie ist seit des geistreichen Georg Curtius Abgange nach Kiel durch die beiden in gleicher Weise bekannten Philologen Lange und Bippart vertreten, welche auch das von Thun begründete Philologische Seminar leiten. Beide Männer gehören der comparativen Schule an. Um von der würdigen Vertretung der Naturwissenschaften zu sprechen, so genügt es, wenn ich erwähne, daß der berühmte Mineralog Reuß und der an Ruf ihm nicht nachstehende Botaniker Kostelezki die betreffenden Lehrstühle innehaben.

Ich habe über die philosophische Facultät unserer Universität detaillirter gesprochen, weil ihr Ruf im Auslande minder fest steht als der der medicinischen Facultät, die von jeher der Wallfahrtsort auswärtiger Studirenden ist, leider aber jetzt durch den Abgang Arlt's, des bekannten Augenarztes, an die

wiener Universität einen nicht minder empfindlichen Verlust erleidet, als seiner Zeit durch den Abgang Oppolzer's. Auch für die juristische Facultät wurden mehre bedeutende Kräfte aus dem Ausland gewonnen. Wir erinnern nur an den Kanonisten Schulte, den durch sein großes Werk über das deutsche Eisenhüttengewerbe bekannten Nationalökonomen Mischler, von dessen langerwartetem „Handbuch der Nationalökonomie" soeben der erste Band ausgegeben worden, an Chambon Wessely und könnten noch manchen klangvollen Namen anführen. Allein schon an der Universität macht sich der Krebsschaden, an dem das Literaturleben Prags überhaupt krankt, in bedeutendem Maße geltend, wir meinen das zweisprachige Element. Wir haben für unsere Schilderung einen viel zu allgemeinen Titel gewählt, das Literaturleben Prags, das wir schildern, ist nur ein halbes, denn es ist nur das deutsche Literaturleben. Prag ist aber auch der Mittelpunkt der czechischen Literaturbestrebungen, ja der Sitz der czechischen Literatur überhaupt, und dieser Umstand wirkt nicht unbedeutend auf die deutschen Bestrebungen zurück. Die Universität ist freilich im Ganzen und Großen eine deutsche und nur wenige Lehrgegenstände werden auch in czechischer Sprache tractirt; allein der größte Theil der Studirenden besteht aus Czechen, die wol lieber Alles in ihrer Muttersprache hören möchten, was aber bei gewissen Gebieten schon deshalb ganz unmöglich ist, weil die Sprache z. B. für philosophische und naturwissenschaftliche Vorträge noch gar nicht reif und reich genug ist. So wird nun von dem Katheder herab natürlich Alles in deutscher Sprache gelehrt, während die Conversation in den Hörsälen und den Vorhallen unter dem größern Theil der Studenten böhmisch ist. Die nächste Folge dieses Misverhältnisses ist, daß unsere Universität trotz der tüchtigen Lehrkräfte noch immer in wissenschaftlicher Beziehung nicht den bedeutungsvollen Charakter einer deutschen Hochschule trägt; denn man mag die Sache drehen und wenden wie man will, man gelangt am Ende doch zu dem Schlußresultat, daß es der Mehrzahl der Studirenden an wissenschaftlichem Geiste fehlt. Nur glaube Niemand, daß der mit der letzten Studienreform eingetretene Prüfungszwang die Schuld trage. Dieser war im Gegentheil nur eine Hülfsmaßregel gegen den Müßiggang, ein letztes Mittel, um dem immer weiter umsichgreifenden Veröden der Hörsäle Einhalt zu thun.

Eine weit höhere Strebsamkeit herrscht in der zweiten Hochschule Prags, wir meinen die musikalische, in dem Conversatorium für Musik. Man hat mehrfach darauf hingewiesen, daß die ersten jetztlebenden Tonkünstler oder besser gesagt Virtuosen Europas theils aus Prag stammen, theils aus der dortigen Schule hervorgegangen sind; wir erinnern an Dreyschock, Schulhoff, Wilhelmine Clauß, Laub u. s. f. Allein worauf wir größeres Gewicht legen, das ist die Thatsache, daß wir fast in allen deutschen Orchestern, an vielen Musikschulen Schüler des prager Conversatoriums finden.

Auch auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik sind in der jüngsten Zeit mehre Publicationen zutage gefördert worden. A. W. Ambroß, dessen Namen wir in den musikalischen Blättern Deutschlands häufig genannt finden und der in der Kunstwelt unter dem Namen Flamin der Davidsbündler vortheilhaft bekannt ist, schrieb ein Buch über die Grenzen der Musik und Poesie. *) Was dieser Schrift einen allgemeinen Werth gibt, ist der Umstand, daß sie einen Mann zum Verfasser hat, der in gleicher Weise Musiker und Aesthetiker ist; denn das ist der Hauptfehler der meisten Abhandlungen über musikalische Aesthetik, daß sie entweder Philosophen, die von der musikalischen Technik nur karge Kenntnisse haben, oder Componisten, die der Philosophie des Schönen fern stehen, zu Verfassern haben; allein so reich auch die Schrift an gesunden Gedanken ist, und soviel Wissenswürdiges der Verfasser, der ein wahrer Vielwisser ist, in derselben mittheilt, so gelangt er doch zu keinem Resultate und die Grenzen der Musik und Poesie bleiben nach wie vor unbestimmt. Jedenfalls steht aber diese ästhetische Schrift, sowie die Zimmermann's „Ueber das Tragische und die Tragödie" höher als eine dritte ästhetische Publication, die zwar, weil sie in Heften erscheint, mehr von sich reden macht, aber trotz des prätentiösen Tons, den sie anstimmt, kaum im Stande sein wird, den Tieferblickenden über ihre Gehaltlosigkeit zu täuschen. Wir meinen Joseph Bayer's „Aesthetik für weitere Kreise" *), deren erste sieben Hefte jetzt, wahrscheinlich weil sie in den „weitern Kreisen" keinen Eingang gefunden, als erster Band einer „Aesthetik in Umrissen" erschienen. Ob nun auf dem Titel die Bezeichnung „für weitere Kreise" steht oder nicht, bleibt sich ganz gleich, denn der Verfasser spricht es in der Vorrede sowol als an vielen andern Orten aus, daß er mit diesem Versuche die Philosophie des Schönen nach Art der jetzt sehr in Mode gekommenen popularisirten Naturwissenschaft popularisiren wolle. Daß er diesen löblichen Vorsatz nicht ausgeführt, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Geduld hat, die erste beste Stelle des Buchs nachzulesen, und wir citiren nur deshalb nichts, weil wir ungern den Vorwurf auf uns laden möchten, einzelne Sätze herausgerissen zu haben; daß es aber nicht die Tiefe des Inhalts, sondern lediglich die Unverdaulichkeit der Form ist, welche der Popularisirung hindernd in den Weg tritt, können wir nicht ungerügt lassen. Wozu soll der ganze Apparat des philosophischen Wortkrams, wenn er nur dazu dient, daß sich eine banale Theetischconversation über ästhetische Gegenstände hinter demselben versteckt? Was sollen die Hegel'schen und Vischer'schen Schlagwörter, was die Nachäffung des specifisch jung-Hegel'schen Stils, wenn sie zu sonst nichts dienen, als einem Buche die gelehrte Physiognomie zu leihen? Keineswegs rechtfertigt aber diese „Aesthetik" die Hoffnungen, die wir auf Joseph Bayer nach seinem ersten Werke „Vom Sinai, Olymp und Tabor" setzen zu dürfen glaubten. Zugestehen müssen wir aber, daß wir in einigen der eben sehr ungleich gearbeiteten Partien den Poeten erkennen, als der uns Bayer auch aus vielen zerstreuten Gedichten, die fast alle an Leopold Schefer'sche Didaktik mahnen, bekannt ist, ja wir möchten sogar glauben, daß er in dieser Richtung Bedeutendes hätte leisten können.

Poetische Schöpfungen wie reine Kundgebungen echtdichterischen Geistes, nicht das Versgeklingel dilettantirender Dichterlinge, werden überhaupt immer seltener bei uns. Die „Libussa", das beste Taschenbuch Oestreichs, sucht zwar noch immer alljährlich ein Fähnlein aufzubringen, aber die „alte Garde" fehlt fast gänzlich. Karl Egon Ebert, der Sänger der „Wlasta", der seit Jahren die Stelle eines fürstlich Fürstenberg'schen Hofraths bekleidet, hat seine Leier fast gänzlich an die Wand gehängt, und daß er nicht wohl daran thut, hat ein Sonettenkranz hinlänglich bewiesen **), den er gelegentlich des Hinscheidens seines fürstlichen Freundes veröffentlichte, eine Reihe echtdichterischer Ergüsse, die wol trotz ihres privaten Charakters verdient hätten, in weitern Kreisen Eingang zu finden. Alfred Meißner scheint sich trotz der geringen Erfolge seiner beiden Romane entschieden der erzählenden Dichtung zuneigen zu wollen, und er hat gewiß nicht Unrecht, wenn er sich durch das Mislingen seiner bisherigen Versuche nicht abschrecken läßt, denn bei aller Strenge muß man ihm zugestehen, daß sich in denselben ein bedeutendes Talent für Romandichtung ausspricht. Sein „Pfarrer von Gravenried" hat sogar vielfach bei der Kritik Anklang gefunden und ist auch in d. Bl. von Wilibald Alexis nach Gebühr besprochen worden, konnte sich aber die Theilnahme des Publicums in nur sehr geringem Maße er-

---

*) Ueber die Grenzen der Musik und Poesie von A. W. Ambroß (Prag 1854).

*) Aesthetik für weitere Kreise von Joseph Bayer (Prag 1856).

**) Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Zwölf Sonette von Karl Egon Ebert (Prag 1855).

ehren; dagegen ist sein zweiter Roman*) von der Kritik schon der Don-Juan-Apotheose wegen mit entschiedenem Protest zurückgewiesen worden, während er unter dem Lesepublicum der amüsanten Erzählungsweise, sowie seiner markigen Charakterzeichnung wegen manchen Freund gefunden hat.

Siegfried Kapper hat die Redaction eines „Jahrbuch für deutsche Belletristik" übernommen, dessen Herausgabe die junge, aber strebsame Bellmann'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet, und soll für diese Unternehmung auch bereits die ersten Kräfte Deutschlands gewonnen haben. Freilich werden wir das „Jahrbuch" dann wieder nicht zur östreichischen Literatur rechnen können, denn wir können durchaus nicht Jenen beipflichten, die jedes mit einem östreichischen Verlagsorte versehene Buch gleich der östreichischen Literatur beizählen, wenn anders wir nicht auch jede leipziger Publication sächsische Literatur und jede stuttgarter würtembergische Literatur nennen wollen. Aber es wäre wirklich an der Zeit, daß all die Philippiken gegen den deutschen Kastengeist in literarischen Dingen, zu denen man noch immer genöthigt ist, einmal überflüssig würden, es wäre an der Zeit, daß man endlich aufhörte, allgemeine belletristische oder wissenschaftliche Erscheinungen nach den verschiedenen deutschen Vaterländern ihrer Verfasser, als östreichische, sächsische und wer weiß was für Literatur zu bezeichnen. Gerade Oestreich gegenüber wird diese exclusive Benennung am standhaftesten festgehalten, und gerade Oestreich gegenüber mit dem meisten Unrecht! Warum soll das Gute, das in Oestreich erscheint, nicht als allgemein deutsch gut anerkannt werden, und warum soll dem vielen Schlechten, das in Oestreich erscheint und von dem Auslande als östreichische Literatur bezeichnet wird, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, aus dem Bereiche der Literatur überhaupt gestrichen zu werden? Wir sagen dies mit besonderm Bezug auf den wiener Local-, beziehungsweise Galgenroman, der im Auslande auch häufig mit der Benennung „östreichischer Roman" bezeichnet wird. Man sollte doch auch im Auslande darüber im Klaren sein, daß diese Schaffot-, Hexen- und Schinderromane, wie sie in den Feuilletons einzelner wiener Kreuzerblätter erscheinen, doch auch in Oestreich nur als eine Löschpapiervertheilung an das Volk, als eine Freigebigkeit der Redacteure betrachtet werden, welche aber, wenn sie diesen Raum für Inserate verwendeten, vielleicht in noch höherm Maße zur Befriedigung ihrer Abonnenten beitragen möchten; denn die Leser dieser Schauergeschichten sind jene Sorte von Zeitungsfressern, die überhaupt nur Gedrucktes lesen will und sich mit Licitationsankündigungen geradeso amüsirt als mit tiefsinnigen Reflexionen. Lobenswerth ist es, daß man jetzt in Oestreich von zwei Seiten bemüht ist, diesem Unwesen durch bessere Unterhaltungsliteratur in den Weg zu treten, und zwar von Pesth aus durch gediegene Uebersetzungen, von Prag aus durch die Kober'sche Romanbibliothek, deren letzte Serie wieder manche interessante Erzählung brachte und Namen ersten Rangs zu ihren Mitarbeitern zählte.

Theophil Pisling.

Von unserm Büchertisch.

An Doctoren und Wunderdoctoren, welche der Zeit ärztliche Recepte verschreiben, fehlt es gegenwärtig bekanntlich nicht, und es würde infolge dieses Herumdocterns von allen Seiten in der That schlimm mit uns stehen, wenn nicht glücklicherweise für das Gift, das uns in dem einen Recept verschrieben wird, sich immer wieder in einem andern das nöthige Gegengift fände. Da ist so ein Rathgeber, der G. Weinert heißt und „Briefe eines Greises an seinen Sohn" (Striegau, Hoffmann, 1856) herausgegeben hat. Den Standpunkt des Verfassers erkennt man am besten aus seinen Ansichten über die Buchdruckerkunst. Er meint, keine Erfindung habe zwar an der Hebung des Menschengeschlechts so gearbeitet wie diese, keine andere werde aber auch den Sturz des Geschlechts so beschleunigen als diese; von ihr rühre das größte Licht her, von ihr werde aber auch die größte Finsterniß kommen, sie mache die Cultur zur Treibhauspflanze und die Menschheit raffinirt, und mit Recht würden künftige Jahrhunderte sie die „schwarze Kunst" nennen. Dennoch hat der Verfasser nicht verschmäht, sich dieser „schwarzen Kunst" zu bedienen, um sich der Welt als Prophet zu offenbaren. Nichtsdestoweniger enthält das wohlgemeinte Büchlein manche richtige Beobachtung, von der man Gewinn ziehen kann, wenn man die Schrift nur mit Verstand zu lesen weiß. Für den verständigen Leser, sagte Baron Grimm sehr treffend, gibt es kein schlechtes, wie für den unverständigen Leser kein gutes Buch. Zu diesen Rathgebern der Zeit gehört auch ein Wiener, der Magistratssecretär Joseph Hartmann, der auch ziemlich ultraconservativer Gesinnung zu sein scheint, aber dabei bescheiden genug war, in seinem Büchlein „Materialien für die Geschichte der Neuzeit" (Wien, Gerold, 1856) nicht eigen Gedachtes, sondern eine an sich nicht uninteressante Lese aus Zeitschriften und Zeitungen zusammenzustellen. Diese Lese beginnt mit dem Ableben des Herzogs von Reichstadt und endet mit der Publication der kaiserlichen Verordnung vom 20. August 1851. Manche der hier gesammelten publicistischen Aussprüche, die vielleicht zur Zeit ihres Erscheinens unbeachtet blieben, stellen sich in der That bei einem Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart als prophetisch heraus und gewinnen jetzt, wo wir die logische Verbindung von Ursachen und Wirkungen übersehen können, tiefere Bedeutung.

Die künftige Zeit wird genau Das sein, was man auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts aus der aufwachsenden Generation gemacht haben wird. Daher die vielen pädagogischen Rathgeber. Wir bemerken auf diesem Gebiete zuvörderst: „Phantasien und Glossen aus dem Tagebuche eines conservativen Pädagogen" (St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1856). Wenn der anonyme Verfasser sich selbst einen Conservativen nennt, so wird man nach Lesung des Büchleins eingestehen, daß er ein Conservativer sui generis ist, indem er zum Theil gerade gegen die Ausschreitungen des Extrems, das sich jetzt das Prädicat des Conservatismus beilegt, polemisirt, unter Anderm auch gegen Diejenigen, welche (wie der obengenannte G. Weinert) nicht müde werden, die alte Anklage und Verketzerung „des mit dem Teufel verbündeten Gutenberg" immer wieder zu erheben. Pädagogen werden unter mancher durcheinandergewirrten Spreu auch hier einzelne Goldkörner finden, die sie sich zunutze machen können. Besteht dieses einen etwas vulgär-populären Ton anschlagende Büchlein nur aus Aphorismen, so geht Friedrich Dittes in seiner „Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der Erziehung" (Leipzig, G. Mayer, 1856) systematisch zuwerke. Diese Schrift, in welcher der Verfasser das Wesen des Sittlichen und die Gesetze der sittlichen Erziehung zu ergründen bemüht ist und nach Wahrheiten sucht, „die ewig und zugleich zeitgemäß sind", bildet ein Ganzes für sich, macht aber mit den frühern Schriften des Verfassers („Das menschliche Bewußtsein", „Das Aesthetische", „Ueber Religion") eine umfassendere Einheit aus, worin psychologisch und pädagogisch alle Hauptgebiete des menschlichen Seelenlebens: das intellectuelle, ästhetische, religiöse und moralische, beleuchtet werden. Wir verweisen noch auf die in zweiter Auflage erschienene Schrift „Ueber christliches Familienleben" von Heinrich W. J. Thiersch (Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1855); auf die Broschüre „A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi" von G. Kramer, Director des königlichen Pädagogiums und der Francke'schen Stiftungen zu Halle, welche zu der Reihe von Schriften gehört, deren Herausgabe der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke zu Berlin betreibt; auf die Schriften von der talent-

*) Der Freiherr von Hostiwin. Erzählung in zwei Bänden (Prag 1856).

vollen, im Selbstdenken geübten, hier und da etwas ungenirt auftretenden Julie Burow und von dem ehrlich gesinnten und erfahrenen Friedrich Körner über Erziehung, die in zwei Abtheilungen unter dem Gesammttitel „Das Buch der Erziehung in Haus und Schule" (Leipzig, Costenoble, 1855) erschienen sind; auf die „Briefe über weibliche Bildung und Erziehung" von Elise von Gleichen, welche den fünften Band der „Bibliothek für die deutsche Frauenwelt" (Leipzig, O. Wigand, 1856) bilden; endlich auf die Schrift „Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand" (Frankfurt a. M., Meidinger, 1856). Die Verfasserin hat dabei namentlich den Mittelstand im Auge, für den es, nach ihrer Ansicht, nur eine Rettung gibt: „Rückkehr zur Einfachheit und zu geistigen Genüssen und Wegwerfung der widerlichen Nachahmungssucht der vornehmen Sitten und Gebräuche, die alle unsere Verhältnisse auf den Kopf stellen." Wol nicht mit Unrecht behauptet die Verfasserin, daß die Frau, „dieses eitle, flatterhafte, leichtsinnige Wesen", in dieser verderblichen Richtung überall dann an der Spitze stehe, sobald ihre edlere Natur nicht geweckt, ihr Drängen nach einem Standpunkt nicht richtig geleitet werde. Insgesammt gewähren diese verschiedenen Erziehungsschriften freilich ein ziemlich confuses Bild, confus wie unsere Zeit in dergleichen Dingen überhaupt ist. Wir gerathen bei ihrer Lectüre auf die merkwürdigsten Widersprüche; aber diese oder jene praktischen Fingerzeige, diese oder jene Ansichten, die zu denken geben, enthält doch jede; daß etwas faul sei im Körper der Menschheit, wird von jeder anerkannt, und gerade weil sie von den entgegengesetztesten Standpunkten ausgehen, muß man sie eigentlich alle gelesen haben, um sich durch Vergleichung eine eigene Meinung zu bilden. Nur muß man eben durch diese ultrachristlichen, pseudo- oder demichristlichen oder ganz und gar nicht christlichen Gegensätze sich seinen eigenen Richtweg zu bahnen wissen.

Eine kleine Schrift unter dem Titel „Regierung. Vorläufer des größern Werks «Die Gesellschaft». Von William Neumann" (Leipzig, Spamer, 1855) geht von dem Satze aus, daß das wahre und einzige Motiv der menschlichen Thätigkeit nur „das Interesse im Vereine mit der Vernunft" sei. Der Verfasser fragt z. B.: ob die Menschen dadurch moralischer würden, wenn die Bauart ihrer Häuser, die Stoffe ihrer Kleider vervollkommnet und verfeinert würden? ob es die Moral gewesen, welche Rafael's Pinsel geleitet? ob es die Moral gewesen, welche die Erfindung von Dampfschiffen, Eisenbahnen und Telegraphen eingeflößt habe? Zwar nimmt er die Tugend als Basis an, von der aus die Regierung überall auszugehen habe, doch ist ihm Tugend nichts Anderes als die „Vernunftregel der Empfindung". Dies führt ihn darauf, daß die monarchische Regierung jeder andern vorzuziehen sei, da ja diese Regierung nur von Einem ausgehe und daher nur die Tugend des Einen voraussetze, während in einer demokratischen Republik, wo die Regierung von der ganzen Nation ausgehe, die Tugend der Gesammtheit postulirt werde, was aber an und für sich eine Unmöglichkeit sei. Ja wenn in der Wirklichkeit sich die Dinge oft nicht ganz anders ausnähmen, als in den Schlußfolgerungen der Theorie! Auch die Regierungsformen sind gewissermaßen Landesproducte, von unzähligen Localbedingungen, historischen Vordersätzen, der Gemüths- und Geistesart der Bewohner, selbst der Bodenbeschaffenheit abhängig. Ein Capitel ist der Judenemancipation gewidmet. Wir glauben, daß die Christen selbst nur gewinnen würden, wenn man die Juden möglichst den Christen gleichstellte. Denn Gleichstellung in den Rechten schließt auch die Beseitigung gewisser Vorrechte nothwendig ein. Solche Vorrechte, nicht durch die Gesetze, sondern durch den Usus gewährt, haben die Juden bisher, sehr zu ihrem Vortheil, in Handel und Wandel genossen. Auch wissen die Vorkämpfer des orthodoxen Altjudenthums recht gut, daß eine gänzliche Emancipation früher oder später die Auflösung dieses Altjudenthums zur Folge haben müsse, und beginnen daher selbst, gegen eine Mehrbewilligung von Rechten zu protestiren.*) Einen neuen Versuch, die Gesellschaftswissenschaft in ein System zu bringen, machte Ethbin Heinrich Costa, der sich Doctor der „Filosofie" und der Rechte nennt, in seiner Schrift „Encyklopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft; das ist: Darlegung der Grundprincipien, Entwickelung der Grundbegriffe, Skizze des Systems" (Wien, Auer, 1855), auf die wir hiermit aufmerksam gemacht haben wollen. Ein Product eigenthümlichen Denkens und Combinirens ist auch die Schrift „Wie muß man forschen und dann schreiben? Von Karl Vollgraff." (Marburg, Elwert, 1856.) Diese Schrift ist eigentlich nur ein Leitfaden, vom Verfasser, bekanntlich Professor des Staats- und Völkerrechts in Marburg, für Diejenigen bestimmt, welche sich durch die vielverschlungenen Gänge seines dreibändigen Werks „Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowol der Ethnologie durch die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker" zurechtfinden wollen. Eine Eigenthümlichkeit in den Forschungen des Verfassers ist es, daß er überall vier Fundamentalbedingungen annimmt, die in allen Erscheinungen des Völkerlebens wiederkehren und miteinander correspondiren, und daß er aus gewissen Symptomen die Hypothese ableitet, daß die modernen Völker sich jetzt im vierten Stadium ihrer Entwickelung, nämlich in demjenigen des Greisenalters und des Verfalls befinden, indem mit der überwiegend auf das Materielle gerichteten Selbstsucht die Wurzel aller Cultur und Civilisation verdorre. Da wir mit einem Bericht über des Verfassers großes Werk, in welchem jedenfalls ein reicher Vorrath von Kenntnissen und Anschauungen verarbeitet ist, noch im Rückstande sind, so verfehlen wir nicht, zuvörderst wenigstens diesen Vor- oder eigentlich Nachläufer seines Werks zur Anzeige zu bringen.

Eine durch anspruchslos einfachen Erzählungston sich empfehlende Schrift ist folgende: „Erinnerungen aus der Schweiz. Von Helena Franziska." (Aachen und Leipzig, J. A. Mayer, 1856.) Die Prosa der Verfasserin ist zwar ebenso wenig classisch als die darin eingewebten Poesien; es ist in ihrer Schrift wesentlich der Tagebuchsstil und zwar der weibliche vorherrschend, aber wegen der unmittelbaren Auffassung der Reiseobjecte kann die Schrift, deren Verfasserin die nöthigen topographischen und statistischen Daten aus ihrem Bädeker geschöpft hat, wol Denen, welche den westlichen Theil der Schweiz von Bern bis Martigny und Bevay bereisen wollen oder bereist haben, entweder als Vorlectüre oder als Souvenir empfohlen werden, Männern freilich weniger als Frauen.

Wir fügen unserer heutigen Bücherschau zum Schluß noch die Anzeige einiger Uebersetzungen zu. Da ist zuerst der von A. Schrader übersetzte Sittenroman des bekannten Louis Véron: „Das Haus Picard, oder Fünfmalhunderttausend Francs Renten" (Leipzig, Kollmann, 1856). Die Erfindung darin ist sehr unbedeutend und von poetischer Auffassung begreiflicherweise gar nicht die Rede; aber Véron kennt wie Wenige das pariser Leben, durch dessen fashionabeln Schlamm er ehrlich oder unehrlich mitgewatet ist, und so gewinnt man aus diesem Romane allerlei interessante Einblicke in die Falten des pariser Geschäfts- und Gesellschaftstreibens. Die Tendenz des Romans ist gegen den unsoliden Actien- und Börsenschwindel gerichtet, „der die natürlichsten, edelsten Gefühle, die Liebe zu der Familie und zu dem Vaterlande im Abgrunde der Begierde und Habsucht verschwinden macht". Die Moral Véron's ist freilich auch nicht weit her; es ist die eigentliche Bourgeois-Moral, wie sich ja Véron selbst mit Vorliebe einen „bourgeois" nennt; auch Börsen- und Actienspeculationen würden ihm schon recht

*) Der Verfasser macht, laut einer Angabe auf der Titelrückseite, den jetzt eingerissenen närrischen Gebrauch mit, daß er sich eine Uebersetzung seiner Schrift ins Französische vorbehält. Der Verfasser darf unbesorgt sein, daß ihm hierin ein Franzose zuvorkommen werde; für Franzosen dürfte seine Schrift vollkommen ungenießbar sein.

sein, wenn dabei nur nicht soviel riskirt würde; gegen Maitressen würde er wol auch nichts einzuwenden haben, wenn man von ihnen nur nicht so häufig betrogen und ausgebeutelt würde. Auch schildert der Verfasser das Laster so appetitlich, daß Roués seinen Roman mit großem Vergnügen lesen werden, namentlich die Schilderung einer Orgie, bei der zuletzt eine der Damen, ihr Kleid bis an die Knöchel aufhebend, auf dem Tische eine pantomimische Tanzscene und zugleich ihr zierlich geformtes Bein zum besten gibt. — In eine ganz andere Region versetzen uns Esaias Tegnér's von Karl Esmarch im Ganzen und abgesehen von manchen unechten Reimen fließend übersetzte Dichtung „Axel" (Göttingen, Wigand, 1856) und die von Karl Abel übertragenen „Holländischen Kinderlieder. Von Hieronymus von Alphen" (Berlin, Heinecke, 1856). Von diesen sehr einfachen, kindlich gemüthlichen Liederchen, denen meist eine moralische Lehre angehängt ist, erschien schon früher bei Bädeker in Essen eine deutsche Bearbeitung, die der neue Uebersetzer im Vorwort als eine zwar mit Sprachkenntniß gefertigte, dabei aber doch sehr geschmacklose Arbeit bezeichnet. Abel hat dem Bändchen auch zwei Lieder von dem jüngst verstorbenen Tollens beigefügt. **H. M.**

Notizen.

Ungarische Literatur.

Die wiener Journalistik nimmt dadurch eine eigenthümliche Stellung ein, daß wir durch sie in Stand gesetzt sind, von Zeit zu Zeit etwas über die literarischen Leistungen und Fortschritte der nichtdeutschen Stämme zu erfahren, welche im östreichischen Reichsverbande sind. Die wiener Zeitungen könnten in dieser Richtung freilich noch mehr thun, als wirklich der Fall ist; indeß muß man namentlich der „Ostdeutschen Post" und der „Oesterreichischen Zeitung" nachrühmen, daß sie uns wenigstens mit nicht ganz kärglichen Mittheilungen über die Literatur der Magyaren versehen. So brachte die erstere vor einiger Zeit eine Uebersicht über die Romanliteratur, die letztere jüngst eine über die dramatische Literatur der Magyaren, worin besonders auch der darstellenden Kräfte, die am ungarischen Nationaltheater in Pesth wirken, ausführlicher gedacht wurde. Unter ihnen nimmt Lilla Bulіowßky durch ihre literarische Bildung einen hohen Rang ein. Sie weiß im Englischen, Deutschen und Französischen genau Bescheid, schrieb selbst zwei Bände Novellen und bereicherte das ungarische Repertoire durch Uebersetzungen. Ihr Vortrag nähert sich durch Natur und Wahrheit, im Gegensatz zu der affectirten und singenden französischen Manier, am meisten der deutschen Recitutionsweise, besonders auch im Vortrage der Jamben. Ihr ehrenwerther Charakter schützte sie indeß nicht vor groben und feinen Intriguen und journalistischen Verunglimpfungen, und es ereignete sich mit ihr der besondere Fall, daß sie einmal zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, weil sie sich beharrlich weigerte, in einem Dumas'schen Stücke einige unanständige Worte von der Bühne herab zu sprechen! So fördert man die Sittlichkeit und so belohnt man das verbrecherische Gelüste, den Anstand wahren zu wollen, in unsern Tagen! Wir erfahren ferner aus der „Oesterreichischen Zeitung", daß der bedeutendste Dichter Ungarns seit Petöfi, Arany, zwei Bändchen neuer Gedichte bei Heckenast in Pesth herausgegeben hat. Sie enthalten Balladen und Sagen, darunter auch eine Nachahmung von Bürger's bei allen Völkern so vielfach nachgebildeter „Lenore" unter dem Titel „Vor Vitez"; treffliche Dorfgeschichten, wie „Der erste Diebstahl"; dann auch größere epische Dichtungen, z. B. „Katalin", eine epische Dichtung in dreizehn Gesängen, deren Handlung in der Waaggegend spielt und worin die Leidenschaften der Handelnden wie die wilde Romantik der Gegend mit großer Kraft und Kunst zur Anschauung gebracht sind; „Kevehaza", ein großartiges historisches Gemälde, in welchem eine große Hunnenschlacht mit bewundernswerther Meisterschaft geschildert ist u. s. w. Ueberhaupt entfaltet Arany sein bedeutendes Talent namentlich im Epischen, möge es mehr der Kunstdichtung oder mehr dem volksthümlichen Genre angehören; in der lyrischen Poesie ist er nur da ausgezeichnet, wo er seine eigenen Empfindungen wiedergibt, während seine „Volkslieder" das Schwächste der Sammlung sind. Doch lassen sie sich leicht singen. Ueberhaupt ist Arany Meister in der Form und entwickelt darin eine staunenswerthe Mannichfaltigkeit. Für die im Ganzen gelungene Uebersetzung der Ballade „Frau Agnes" muß man der „Oesterreichischen Zeitung" dankbar sein.*)

Deutsche Literatur in England.

In der letzten Zeit sind wieder mehre deutsche Schriften ins Englische übersetzt worden, die wir mit ihren Titeln, wie sie englisch lauten, hier anführen: „National system of political economy. By *F. List*, translated from the German by *G. A. Matile*; with notes from the French by *Henri Richelot* and a preliminary by *Stephan Colwell*" (London 1856); „The Russian empire, its people, institutions and resources. By Baron *von Haxthausen*. Translated by *Robert Farie*" (2 Bde., London 1856); „Sketches of nature in the Alps. From the German of *Friedrich von Tschudi*" (London 1856); „Memoirs of Frederick Perthes, or literary, religious and political life in Germany from 1798 to 1843. From the German of *Clement Theodore Perthes*" (2 Bde., Edinburg und London 1856). Schon früher hatte Mrs. Austin in ihren „Sketches of German life" auf Perthes' schätzbare Memoiren aufmerksam gemacht, und ihrer Empfehlung vielleicht verdanken ihre Landsleute diese englische Bearbeitung. Das „Athenaeum" nennt das Buch im Ganzen „valuable and attractive", meint aber, daß der Uebersetzer, obschon er Manches weggelassen habe, doch noch mehr hätte beseitigen können, denn das Buch enthalte selbst in dieser verkürzten Gestalt manches Müßige, Schleppende und Unnöthige. Deutsche Leser werden mit diesem Urtheile schwerlich einverstanden sein; der Brite macht eben an memoirenartige Werke andere Ansprüche als der Deutsche. Diesem abweichenden Geschmack namentlich in Betreff belletristischer und poetischer Producte ist es wol auch zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig so wenige deutsche Romane und Dramen ins Englische übersetzt werden; selbst solche, von welchen in Deutschland durch die betreffenden Coterien merkwürdig viel Aufhebens gemacht wird, findet man in englischen Journalen kaum erwähnt. Nur die deutsche Lyrik und allenfalls Dorfnovellistik scheinen in England zahlreiche Freunde und besonders Freundinnen zu haben. Am wenigsten wurde bisher das moderne deutsche Drama beachtet; und es über-

---

*) Wir möchten bei diesem Anlaß die „Oesterreichische Zeitung" wie auch andere wiener Blätter daran erinnern, daß, je gewissenhafter wir in der Anführung benutzter Quellen sind, wir auch umsomehr das Recht zu haben glauben, von andern Journalen zu erwarten, daß man bei irgend erheblicher Benutzung unserer Blätter dieselben auch als Quelle anführe. Wir halten nicht mit allzu großer Aengstlichkeit die Hand auf unsere Mittheilungen, wir wissen, daß die Journale einander aushelfen müssen, und es kann uns nur lieb sein, wenn man unsere und unserer Mitarbeiter Ansichten und Mittheilungen durch Benutzung zu allgemeinerer Geltung oder Bekanntschaft verhilft. Wenn man aber ganze Recensionen, wie die „Oesterreichische Zeitung" dies mit unserm Bericht über die in Erlangen erschienene Parodie des „Fechter von Ravenna" in ihrer Nr. 456 thut, wörtlich abdruckt, ohne die Quelle zu nennen, so scheint uns dies doch ein Verstoß gegen alle literarische Collegialität zu sein. Man macht in dieser Hinsicht freilich ganz wunderliche Erfahrungen. So enthielt eine berliner Zeitung vor einiger Zeit einen längern Bericht über Köpke's biographisches Werk über Ludwig Tieck, worin wir zu unserm Erstaunen unter den eigenen Raisonnements des Verfassers oft mehre Zeilen hintereinander eingemischt fanden, die wörtlich aus unserm Referat über genanntes Werk entlehnt waren.

raschte uns einigermaßen, sowol über Kühne's Trauerspiel „Die Verschwörung von Dublin" als über Bodenstedt's „Demetrius" im „Athenaeum" längere Berichte zu lesen. Kühne kann im Ganzen, angesehen wie schwierig es ist, dem Engländer auf seinem Heimatsboden gerecht zu werden, mit der englischen Kritik zufrieden sein, wiewol der Berichterstatter an der Kühne'schen Tragödie im Allgemeinen auszusetzen hat, daß die vorwaltende Neigung des Verfassers zur Reflexion seiner Wirkung als dramatischer Autor beträchtlich Eintrag thue. Am besten scheint dem Kritiker die erste Scene des vierten Acts gefallen zu haben: „The interest of this scene is sustained with a great deal of skill, notwithstanding the poverty of the dialogue." Der Berichterstatter über Bodenstedt's „Demetrius" knüpft an Schiller's Torso an, von dem er sagt: „Kein Zweifel, daß Schiller's «Demetrius» mit seinen größesten Dramen, mit «Wallenstein» und «Wilhelm Tell» würde haben in die Schranken treten können, ja sie vielleicht würde übertroffen haben." Aber Bodenstedt's „Demetrius" hat nicht den Beifall des englischen Kritikers, obschon er die Diction als elegant rühmt und ihr einen Vorrath poetischer Gedanken nicht abspricht. Während aber Schiller's Entwurf voll von Leben und Bewegung sei, erscheine Bodenstedt's Tragödie mager; sie leide an einem Hauptgrundfehler, indem im Allgemeinen Schiller's Auffassung des Hauptcharakters zugrunde gelegt, in einem Hauptpunkte aber davon abgewichen sei u. s. w. Kurz, Bodenstedt's wohlverdienter Name, schließt der Kritiker, werde auf seinem Mirza Schaffy und seinen Uebersetzungen beruhen bleiben, durch seinen „Demetrius" aber wol nicht erhöht werden.

Ein neuer Band von Lamennais' nachgelassenen Schriften.

Die „Oeuvres posthumes de F. Lamennais", deren Herausgabe E. D. Forgues besorgt, sind um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Specialtitel führt: „Mélanges historiques et politiques." Er enthält unter Anderm einen politischen Discurs über den berühmten Aprilproceß vom Jahre 1835 und eine Betrachtung über das Alter. An jenen knüpft Haureau, der Berichterstatter in der „Illustration", folgende bezeichnende Bemerkung: „Bereits sind 20 Jahre seit dem Aprilproceß verflossen, und was für Ereignisse, was für Erfahrungen drängen sich innerhalb dieser 20 Jahre zusammen! Armand Carrel, Godefroid Cavaignac, edle Lehrer unserer Jugend, die ihr früh genug dahingegangen seid, um in euerm Vertrauen nicht wankend geworden zu sein, würden wir nicht befürchten müssen, eure Schatten zu beleidigen, wenn wir ein Volk geringschätzen wollten, auf das ihr so große Hoffnungen setztet? Und doch dünkt es uns heute, als ob dieses Volk noch lange nicht soweit war, euch begreifen zu können. Ja, wir haben davon die bittere Gewißheit, und dies ist der Grund, weshalb der Enthusiasmus Lamennais' mit unserer Betrübniß sich in so schroffem Widerspruch befindet." Die „Pensées sur la vieillesse" schrieb Lamennais schon im Jahre 1817. Es ist ebenfalls eine Art politisches Pamphlet, gerichtet gegen die sogenannte Gerontokratie. Man gewöhnt sich in unserer Zeit allmälig daran, daß um einer politischen Tendenz willen jedem Respect, jeder Pietät, auch der gegen das Alter, schonungslos das Grab gegraben wird, was uns freilich zuletzt einer vollkommenen Auflösung der Grundsätze und einer trostlosen Gemüthsbarbarei entgegenführen muß. Eine wie viel höhere Culturstufe nimmt der alte Heide Cicero in seiner berühmten Schrift „De senectute" gegenüber dem Christen Lamennais ein, wenn dieser in seinen „Pensées sur la vieillesse" sagt: „Ich weiß nicht, was es ist, was uns von den Trümmern eines Menschen zurückstößt. Wir fliehen den Anblick zerrütteter Organe, die ein Rest von Vernunft nur noch mit Widerstreben zu beleben scheint. Das unsterbliche Wesen ist außer Stande, sich in einem Cadaver zu erkennen." Gewiß hat Lamennais in seinem höhern Alter hierüber anders gedacht, und es erscheint uns wenig pietätvoll, wenn man eine Schrift, die im Grunde nur eine politische Gelegenheitsschrift war, nach seinem Tode wieder aufwärmt. Den beträchtlichsten und werthvollsten Bestandtheil des Bandes bilden die „Discussions critiques et pensées diverses". Diese Schrift erschien in erster Ausgabe bereits 1841, ist aber in diesem Wiederabdruck mit beträchtlichen Vermehrungen bereichert, namentlich aber mit den Correcturen, welche Lamennais gerade dieser Schrift bis zu seinem Lebensende angedeihen ließ, und welche zu beweisen scheinen, daß er sie unter seinen Schriften, wie sie auch verdient, besonders hochstellte. **H. M.**

Bibliographie.

Politische Anmerkungen eines Siebzigjährigen. Beitrag zu einem nicht pedantischen politischen Wörterbuche. 1stes Hundert. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bacher, J., Sophie Charlotte, die philosophische Königin. Historischer Roman in drei Bänden. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Balmes, J., Briefe an einen Zweifler. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. Mit einer kurzen Biographie des Verfassers und dessen Bildniß. 2te verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Becker, P., Die herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung behandelt. Mit 2 Karten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Beecher-Stowe, Harriet, Dred. Eine Erzählung aus dem großen Wüstenmoore. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Bernd, C. S. T., Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen. Mit 13 Tafeln Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blanc's, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. 7te Auflage, durchgesehen, berichtigt, fortgesetzt und vermehrt von A. Diesterweg. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1stes Heft. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blicke in die römische Republik, oder: Die freiwillig Verbannten und Lionello. Fortsetzung des „Juden von Verona." Nach der Civiltà cattolica deutsch bearbeitet. Schaffhausen, Hurter. Br. 8. 1 Thlr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. 3te stark vermehrte Auflage. Magdeburg und Leipzig, Gebr. Baensch. 1857. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brecher, G., Die Unsterblichkeitslehre des israelitischen Volkes. Leipzig, Leiner. 1857. 8. 21 Ngr.

Bücher der Natur. Die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft in populären Darstellungen. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 12 Ngr.

Carlblom, A., Das Gefühl in seiner Bedeutung für den Glauben. Im Gegensatz zu dem Intellectualismus innerhalb der kirchlichen Theologie unserer Zeit dargestellt. Berlin, Springer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clausberg, Amalie v., Ein dunkler Faden. Familiengeschichte. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr.

Corvinus, J., Die Chronik der Sperlingsgasse. Berlin, Stage. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Curiosa et Jocosa, antiquaria ac nova. 1—4. Stuttgart, Scheible. 32. 1 Thlr. 13 Ngr.

Doebereiner, F., Nahrungsmittellehre für Jedermann. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr.

E., E., Bilder in Rahmen. Gedichte. 3te Ausgabe. Heidelberg, K. Winter. 32. 16 Ngr.

Der Erbe von Redclyffe. Von der Verfasserin von „Herzblättchen!" Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ernesti, Luise, Eine Parthie nach den Externsteinen. Zwei Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 17te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frantz, E., Geschichten und Zustände aus der Vorzeit Mühlhausens bis zur Auflösung der freireichsstädtischen Verfassung 1803. Mühlhausen, Danner. Gr. 8. 1 Thlr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 6te Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Gartner, A., Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart, einbegleitet von A. Stifter. 2te Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 20 Ngr.

Gaume, J., Die Revolution. Historische Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung des Bösen in Europa von der Renaissance bis auf unsere Zeit. Aus dem Französischen übertragen von C. H. Brückmann und L. Müllergroß. 1ster Theil: Die französische Revolution. I. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1857. 26ster Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gerlach, F. D., Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und der Oligarchie. Eine geschichtliche Darstellung. 2te verbesserte Auflage. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Gerstäcker, F., Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Zwei Bände. 2te durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Goedeke, K., Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung. 1ste Hälfte. Hannover, Ehlermann. 1857. Gr. 8. 22½ Ngr.

Grant, J., Die Hochländer in Spanien. Deutsch von E. Susemihl. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gravenhorst, C. T., Griechisches Theater. Für deutsche Leser bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Hannay, J., Eustach Conyers. Deutsche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Heldenbuch. Von K. Simrock. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 10te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 3te Folge. Jugenderinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Jonák, B. A., Theorie der Statistik in Grundzügen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krohn, J., Reendörp. Plattdüütsche Rymels. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 6 Ngr.

Kudler, J., Die Grundlehren der Volkswirthschaft. 2te Auflage. Zwei Theile. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Mothes, O., Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs. 1ste Lieferung. Leipzig, Fr. Voigt. Lex.-8. 20 Ngr.

Rosenkranz, K., Göthe und seine Werke. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ruland, A., Zur Geschichte der alten nach Rom entführten Bibliothek zu Heidelberg. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 12 Ngr.

Hans Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken herausgegeben von G. W. Hopf. 1stes Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 16. 22½ Ngr.

Saint-Germain, M. J. T. de, Eine Stecknadel. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schrader. Leipzig, Raudorf. 16. 15 Ngr.

Sauppe, H., Weimarische Schulreden. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 3te wesentlich verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 3⅓ Ngr.

Schücking, L., Die Sphinx. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Spielhagen, F., Clara Vere. Novelle. Hannover, Meyer. 1857. 8. 15 Ngr.

Tschabuschnigg, A. v., Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

Vernaleken, T., Formenlehre der deutschen Sprache. Wien, Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Weber, F., Das Recht der historischen Wahrheit und das Recht der Phantasie des Künstlers. Aesthetische Monographie. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Ngr.

Weber, G., Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Wieseler, F., Narkissos. Eine kunstmythologische Abhandlung über die Narcissen und ihre Beziehung im Leben, Mythos und Cultus der Griechen. Mit 1 Kupfertafel. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zedlitz, Waldfräulein. Ein Mährchen in achtzehn Abentheuern. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Neue Allianzen. Eine diplomatische Studie. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 4½ Ngr.

Behm, C., Ueber Unterricht und Erziehung. Mit besonderer Beziehung auf russische Verhältnisse. Berlin, W. Schulze. Br. 8. 6 Ngr.

Breyther, C., Preußens Königshaus. Festerinnerungen. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Geffcken, J., Gustav Adolphs Schwanengesang, nach den ältesten Drucken hergestellt und mit literarhistorischen Anmerkungen begleitet, sammt den verschiedenen späteren Erweiterungen des Liedes. Trauer- und Trostlied auf Gustav Adolphs Tod, nach den Drucken von 1632—1633. Nebst Beilagen. 2te Auflage, mit einem Nachwort. Hamburg, Perthes Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Geilfus, G., Ueber die Einflüsse des Clima's und des Bodens auf die Culturverhältnisse der Völker. Ein populärer Vortrag. Winterthur, Steiner. 16. 5 Ngr.

Gondon, J., Ueber die Lage der Dinge in Italien, insbesondere in Neapel. Briefe an G. Bowyer, brittisches Parlamentsmitglied. Aus dem Französischen übersetzt. Innsbruck, Aufschlager. Gr. 8. 18 Ngr.

Hasselbach, K. F. W., Für Bunsen wider Stahl. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 10 Ngr.

Melzer, F., Preußen, Großbritannien und Baden. Mit Bezug auf die Verbindungen der hohen regierenden Häuser. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schubring, J., Predigt, während des achten evangelischen Kirchentages zu Lübeck am 9. September 1856 gehalten. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Widerlegung der Bargum'schen Vertheidigungsschrift für den Minister v. Scheele. Kiel, Schwers. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 46. —— 13. November 1856.

Der Realismus in der Politik.

Auch in der Politik, wie in der Kunst, gibt es einen Realismus und einen Idealismus, von denen der letztere mehr Das was sein sollte, der erstere mehr Das was wirklich ist, ins Auge faßt. Nachdem wir uns lange mit der Verwirklichung politischer Ideale abgemüht und dabei wenig oder nichts erreicht haben, scheint sich eine andere, mehr realistische Anschauungsweise in der Politik geltend machen zu wollen. Freilich wie es in der Kunst einen falschen Realismus gibt, der zwar die Wirklichkeit, aber nur die unschöne, ideenlose Wirklichkeit darstellt, so gibt es einen politischen Realismus niederer Art, der sich nur an das Gegebene schlechthin, an die vollendete Thatsache oder an solche staatliche und gesellschaftliche Zustände hält, welche mehr oder weniger außerhalb der lebendigen Bewegung und Fortentwickelung der Menschheit stehen, alles Andere aber als „Ideologien" vornehm zurückweist. Diesen Realismus der Stabilität, diese Politik der vollendeten Thatsachen haben wir auch in Deutschland in der Literatur und im Leben wiederholt ihre Rolle spielen sehen und sehen es täglich noch. Es gibt aber auch einen Realismus höherer Art, welcher hinter der Erscheinung das Wesen der Dinge, über der vollendeten Thatsache das ewig waltende Gesetz der Bewegung und Entwickelung sucht und findet. Ein solcher Realismus ist es, der in unserer politischen und geschichtlichen Literatur, namentlich während des letzten, an Prüfungen und Erfahrungen so reichen Jahrzehnds — eine hocherfreuliche Erscheinung! — immer mehr Boden gewonnen hat. Wir könnten zahlreiche Beispiele dafür anführen; es scheint uns jedoch sowol unserm Zwecke als auch den Anfoderungen der Gerechtigkeit am entsprechendsten, gleichsam als den Typus jener realistischen Anschauungsweise in der Politik eine Schrift zu citiren, welche zuerst grundsätzlich diese Anschauungsweise als die allein richtige und zum Ziele führende aussprach und zugleich deren wesentliche Resultate in kurzen, scharfen Zügen darlegte. Wir meinen die bei Göpel in Stuttgart erschienene anonyme Schrift: „Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands." Ist diese Schrift auch nicht neuesten Datums, so wollen wir doch unsere Besprechung des in der Ueberschrift genannten Themas an sie, als den einfachsten und verständlichsten Ausdruck des Realismus in der Politik, anknüpfen.

Wir haben es hier jedenfalls mit einer bedeutsamen Erscheinung der politischen Literatur zu thun. Selten haben wir soviel Frische und Unbefangenheit der Gedanken mit einem so durchgebildeten und seiner selbst sichern Ausdruck, eine so ruhige und fast nüchtern kalte Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse mit einem so entschiedenen Bewußtsein eines über diese Verhältnisse hinausliegenden Ziels gepaart gefunden. Der ungenannte Verfasser, in welchem wir einen unserer rührigsten und gesinnungsvollsten Tagespublicisten, der aber mit selbständigen staatsrechtlichen Schriften bisher noch nicht aufgetreten war, zu erkennen glauben, brachte zu dieser Arbeit den gerade hierfür sehr wichtigen Vortheil mit, seiner bisherigen publicistischen Wirksamkeit nach zwar entschieden der Fortschrittspartei im Allgemeinen, aber keiner der beiden, zeither scharf voneinander geschiedenen Fractionen derselben speciell anzugehören, sondern eine ziemlich unbefangene und darum nach beiden Seiten hin unbehinderte Stellung zwischen beiden einzunehmen. Er ist seiner tiefsten Gesinnung nach unzweifelhaft Demokrat, insofern man unter Demokrat Denjenigen versteht, welcher eine Selbstregierung des Volks in möglichst weitem Umfange als den naturgemäßesten, für unsere Zeit und unser Volk wünschenswerthesten Zustand des Staatslebens betrachtet und alle Consequenzen des Gedankens ohne ängstliche Rücksichten zieht. Dabei zeigt er aber in der Anpassung seiner Ideen an die Wirklichkeit eine Mäßigung, in der Wahl der Mittel eine Besonnenheit, in der Schätzung der wirkenden Kräfte des Staatslebens und in ihrer Behandlung einen Takt und eine Umsicht, endlich in seinem

Urtheil über Dinge und Personen eine ruhige Unbefangenheit, wie wir sie sonst auf dieser Seite, ja überhaupt in den Reihen entschiedener Parteigänger selten zu finden gewohnt sind. Dies und die große Geschicklichkeit, welche der Verfasser besitzt, in kurzen, aber prägnanten Andeutungen Dasselbe auszusprechen, wozu Andere oft langathmiger Ausführungen bedürfen, Manches zwischen den Zeilen zu sagen, Anderes, was dem Leser vielleicht lange schon, aber nur halb deutlich im Sinne lag, durch eine schlagende Wendung ihm zum klaren Bewußtsein zu bringen: alles Dies gibt der Schrift ein nicht gewöhnliches Interesse, welches dadurch nicht aufgehoben wird, daß dieselbe weder geradezu neue Gedanken oder Grundsätze aufstellt, noch auf ein eigentlich abgeschlossenes und ausgeführtes System der Politik hinausgeht, sondern eben nur Andeutungen, fragmentarische Betrachtungen, Aperçus enthält.

Den Grundgedanken seiner politischen Anschauung spricht der Verfasser gleich auf der ersten Seite desselben in einer Betrachtung über das „dynamische Grundgesetz des Staatswesens" aus. Er sagt hier:

Der politische Organismus der menschlichen Gesellschaft, der Staat, entsteht und besteht vermöge eines Naturgesetzes, welches der Mensch mit oder ohne Bewußtsein, freiwillig oder unwillkürlich erfüllt. In diesem Sinne ist jenes alte Wort gesprochen: Der Mensch ist ein politisches Thier, in diesem Sinne darf eine bekannte Lehre der Neuzeit sagen: Der Staat ist von Gott; beide Sätze sind, richtig verstanden, durchaus gleichbedeutend. Die Naturnothwendigkeit, auf welcher das Dasein des Staats beruht, wird in dem geschichtlich gegebenen Staate durch die Wechselwirkung mannichfaltiger Kräfte erfüllt, deren Beschaffenheit, Maß und Ergebnisse nach Raum und Zeit unendlich verschieden sind. Das Studium der Kräfte, welche den Staat gestalten, tragen, umwandeln, ist der Ausgangspunkt aller politischen Erkenntniß, deren erster Schritt zu der Einsicht führt, daß das Gesetz der Stärke über das Staatsleben eine ähnliche Herrschaft ausübt, wie das Gesetz der Schwere über die Körperwelt. Die ältere Staatswissenschaft hatte die Wahrheit vollkommen inne, aber sie zog eine falsche und verderbliche Folgerung aus derselben — das Recht des Stärkern. Die Neuzeit hat diesen unsittlichen Fehlschluß berichtigt, aber indem sie sich von dem angeblichen Rechte des Stärkern lossagte, war sie nur allzu geneigt, auch die wirkliche Macht des Stärkern und die Nothwendigkeit ihrer staatlichen Geltung zu verkennen. Dieser Irrthum ist die Ursache der gröbsten Misgriffe und der schwersten Niederlagen geworden, welche die Verfassungspolitik in der Mehrzahl der europäischen Staaten seit einigen Menschenaltern begangen und erlitten. Die Erörterung der Frage: wer da herrschen soll, ob das Recht, die Weisheit, die Tugend, ob ein Einzelner, ob Wenige oder Viele, diese Frage gehört in den Bereich der philosophischen Speculation; die praktische Politik hat es zunächst nur mit der einfachen Thatsache zu thun, daß die Macht allein es ist, welche herrschen kann. Herrschen heißt: Macht üben, und Macht üben kann nur Der, welcher Macht besitzt. Dieser unmittelbare Zusammenhang von Macht und Herrschaft bildet die Grundwahrheit aller Politik und den Schlüssel der ganzen Geschichte. Es ist ein irregeleiteter Stolz des menschlichen Geistes, welcher jenem Verhältnisse die Anerkennung verweigert, oder welcher dasselbe wenigstens als ein misbräuchliches betrachtet, dem da abgeholfen werden könne und müsse. Der Gedanke einer solchen Abhülfe ist ein logischer Widerspruch, und jeder Versuch seiner Verwirklichung bezweckt nichts Minderes als eine Umkehrung der ewigen Natur der Dinge.

Die Verkennung des dynamischen Grundgesetzes der Staatsordnung hat, wie schon bemerkt, die größten Irrthümer und Fehlgriffe verursacht, welche man den staatlichen Theorien und der Experimentalpolitik des Jahrhunderts mit gutem Grunde zum Vorwurf macht. Der staatliche Gedanke wollte den staatlichen Stoff beherrschen, ehe er denselben durchdrungen hatte. Die formale Anerkennung des Rechts sollte die selbständige Kraft desselben ersetzen; man nahm an, daß sich die politische Macht durch Vertrag abtreten und erwerben, durch Uebereinkunft ausdehnen und beschränken lasse. Diese Täuschungen haben sich empfindlich gerächt. Die bisherige politische Systematik, der die Geister beinahe blindlings huldigten, ist an den Dingen zu oft und zu kläglich gescheitert, als daß sie nicht endlich der Gegenstand des tiefen Mistrauens der Einen und der gründlichen Verachtung der Andern hätte werden sollen. Die Luftschlösser, welche sie gebaut, sind in blauen Dunst zerflossen; das wehrlose Recht, dessen theoretische Anerkennung sie erwirkt, ist höchstens zu einer Scheinübung gelangt, welche von der Macht solange geduldet wurde, als es ihr gerade genehm war; die Vereinbarungen der Ohnmacht mit der Gewalt haben bei der ersten Probe gezeigt, daß sie wirkungslos, nichtig von Grund aus, unmöglich waren.

Man wird zugeben, daß diese Grundansicht des Verfassers jene doctrinäre Zuspitzung politischer Verfassungsfragen und jene sogenannte Principreiterei völlig ausschließt, welche die Parteien rechts und links zu so vielen, ebenso für das allgemeine Interesse wie für sie selbst verhängnißvollen Fehltritten veranlaßt hat. Die ganze Frage nach der unbedingt guten oder der besten Verfassung ist für ihn, wenn nicht eine gänzlich abzuweisende, so doch jedenfalls die allerletzte, weche die Politik aufzuwerfen hat. Die beziehungsweise gute oder richtige Verfassung ist nach seiner Ansicht diejenige, welche alle gesellschaftlichen Kräfte nach ihrem vollen Werthe zur staatlichen Geltung kommen läßt; eine falsche Verfassung ist hingegen diejenige, welche den gesellschaftlichen Kräften die politischen Organe versagt und dadurch die wirksame Verwendung derselben erschwert oder unmöglich macht; für ebenso falsch aber erklärt der Verfasser den Versuch, solche staatliche Glieder, aus denen sich die natürliche Lebenskraft zurückgezogen habe, durch Verfassungsformen künstlich zu fristen.

Die erste und wichtigste Aufgabe, welche der Verfasser hiernach der Politik stellt, ist: die Erforschung des Verhältnißwerths der gesellschaftlichen Kräfte. Er selbst hat diese Aufgabe nicht in ihrer ganzen weitreichenden Breite und Tiefe gelöst und, dem Plane seiner Schrift nach, welche überall mehr Andeutungen als Ausführungen geben zu sollen scheint, wol nicht lösen wollen, aber in scharfen und klaren Zügen hat er den richtigen Weg bezeichnet, welchen eine solche Betrachtung wird einschlagen müssen. Für wichtig halten wir es namentlich, daß er neben den Kräften des ruhigen Bestandes auch die Kräfte der Bewegung, des Neuerungstriebes, ja der Zerstörung nach ihrem richtigen Verhältnißwerthe gewürdigt wissen will; daß er neben dem Reichthum die Armuth, neben der Intelligenz die Unwissenheit, das Vorurtheil und ganz besonders die Dummheit als einen nicht zu übersehenden Factor in den Berechnungen der Politik betrachtet; daß er auf das allmälige Wachsthum

und Hervortreten bisher schlummernder Kräfte ebenso wie auf das Zurückgehen und Erschlaffen bisher einflußreicher aufmerksam macht, unter der erstern Kategorie, z. B. das bürgerliche Bewußtsein, den Freiheitsgedanken, den Nationalsinn, die Presse u. s. w. als neue Factoren des gesellschaftlichen Lebens, unter der letztern das unbewegliche Grundeigenthum und das in diesem wurzelnde aristokratische Element, die Macht der Autorität und Aehnliches als theils abgenutzte, theils von lebendigern Kräften zurückgedrängte Elemente befassend. Wir erhalten auf diese Weise, wenn wir uns die Ideen des Verfassers weiter ausgeführt denken, eine Art von Mechanik der gesellschaftlichen Kräfte, wobei das Neue des Versuchs, gegenüber andern schon vorhandenen ähnlicher Art, hauptsächlich darin bestehen würde, daß nicht blos jene stofflichern und sozusagen greifbarern Factoren, welche sich vorzugsweise auf der Seite des Bestehenden finden, sondern auch die zwar in weniger fester Form ausgeprägten, aber darum nicht minder wirksamen Potenzen der Bewegung und des geistigen Fortschritts, gleichsam die politischen und gesellschaftlichen Imponderabilien, mehr als bisher in Betracht gezogen und ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt werden dürften.

Der Verfasser, der, wie gesagt, ein vollständiges politisches System nicht geben will, geht nun zu einzelnen fragmentarischen Anwendungen seiner vorausgesandten Grundansichten über, theils allgemeinern, theils speciell im Bereiche unserer vaterländischen Verhältnisse liegenden. Zunächst spricht er von dem Repräsentativsystem. Die Nothwendigkeit desselben ist für ihn bedingt durch das regelmäßige Bedürfniß, welches ein an gesellschaftlichen Kräften reicher Staat empfindet, diese Kräfte, die er auf keine andere Weise sich so vollständig aneignen und nutzbar machen könnte, unter der Form der freien Mitwirkung in sein Interesse zu ziehen. Einen vollgültigen Anspruch auf Vertretung hat daher, nach diesem Grundsatze, nur Das, was wirklich eine Kraft ist, und die richtige Form der Repräsentation in einem gegebenen Staate ist daher diejenige, welche die in ihm vorhandenen gesellschaftlichen Kräfte auf die zweckmäßigste Weise und im rechten Verhältniß zur wirksamen Betheiligung am staatlichen Leben gelangen läßt. Ein- oder Zweikammersystem, Pairie oder Senat, Census oder allgemeines Wahlrecht, alles Dies hat, wie der Verfasser meint, nur eine relative Bedeutung, und je nach den gegebenen Verhältnissen mag das Eine so richtig sein als das Andere. Drei Factoren sind es hauptsächlich, welche bei der Handhabung des Repräsentativsystems Berücksichtigung nicht blos verlangen, sondern früher oder später sich allemal erzwingen. Es sind dies der Reichthum, die Meinung und die Intelligenz, namentlich aber der erste und die letzte. Der Verfasser sagt:

Der regelmäßige Verlauf des staatlichen Lebens in aufsteigender Linie bringt eine fortwährende Vermehrung derjenigen Kräfte mit sich, welche unter der Bezeichnung von Intelligenz und Wohlstand zusammengefaßt werden. Diese allmälige Verbreitung der Bildung und des Wohlstandes liefert den Schlüssel zu jenem aristokratischen Gesetze, demzufolge die öffentliche Gewalt aus der Hand eines Einzigen in die Hand Einiger und zuletzt in die Hand Vieler übergeht. Bildung und Wohlstand werden für eine Volksclasse nach der andern die Brücke zur politischen Macht, und es gibt kein Mittel, den immer neuen Zudrang zur Theilnahme an der Uebung der öffentlichen Gewalt zu verhindern, als die Verewigung der Unwissenheit und der Armuth.

Treffend ist, was der Verfasser über die wahre Bedeutung und den falschen Gebrauch des Begriffs „Volk“, und sodann, was er über das Wesen der Aristokratie sagt:

Die Frage nach dem wahren oder eigentlichen Volke pflegt allen Parteien sehr geläufig zu sein, und jede Partei findet das wahre, das eigentliche Volk da, wo sie ihre eigenen Ansichten oder wenigstens bereitwillige Werkzeuge für ihre Zwecke findet. Der militärische Absolutismus nennt das Heer die „Elite“ des Volks, das patriarchalische Regiment pflegt den schwerfälligen Bauernstand altgläubiger Provinzen den Kern des Volks zu heißen, die Bureaukratie sieht das echte Volk vorzugsweise in dem spießbürgerlichsten Theile der Städtebewohner, die constitutionelle Partei läßt nur den wohlhabenden und gebildeten Mittelstand als eigentliches Volk gelten, und die Demokratie ist sehr geneigt, einen Jeden vom Volke auszuschließen, der nicht dem Proletariat angehört, oder sich nicht wenigstens zu dem Proletariate hält. Solcher Auffassung entsprechend ist es dann nicht selten vorgekommen, daß die Zuhörerschaft auf der Galerie eines Parlamentssaales die Rolle des Volks für sich in Anspruch nahm, oder daß man eine Versammlung von 100 oder 1000 Personen ohne weiteres im Namen des Volks Erklärungen abgeben, Foderungen stellen, Beschlüsse fassen ließ, für deren Beglaubigung als Volksbeschlüsse dann eben jene Formel als vollkommen hinreichend gelten sollte.

Der Verfasser betrachtet das Volk keineswegs als eine unterschiedslose Masse, sondern als einen in gewissen natürlichen Abtheilungen sich gliedernden Organismus; er will die Selbstregierung des Volks keineswegs so verstanden wissen, als ob jeder Theil desselben, auch der politisch unfähige, sich selbst und das Ganze regieren könne, er verlangt vielmehr, daß die Selbstregierung nach Maßgabe der Verschiedenheit an Kräften und Fähigkeiten auf die verschiedenen Classen des Volks vertheilt werde. Man kann, sagt er, dem Interesse der Selbstregierung keinen schlimmern Dienst erweisen als dadurch, daß man dasselbe in unfähige Hände legt und damit den thatsächlichen Beweis von der Unmöglichkeit der Selbstregierung und von der Nothwendigkeit des Regiertwerdens liefert. Der Verfasser ist auch weit entfernt, den Nutzen einer Aristokratie im Staate zu verkennen, einer echten Aristokratie versteht sich, d. h. einer solchen, welche mit dem Staate dergestalt verwachsen ist, daß sie in der Vergangenheit desselben ihre starken Wurzeln, in seiner Gegenwart ihre gesunde Krone hat. In einer solchen Aristokratie findet er eine feste Bürgschaft der dauernden politischen Größe und Macht, die einzige Bürgschaft, welche sich im Verlauf der bisherigen Geschichte als sicher bewährt habe; und wer möchte ihm nicht beistimmen in der folgenden Betrachtung:

Eine echte und lebenskräftige Aristokratie beseitigen wollen, ist ein höchst unpolitisches und zugleich ziemlich hoffnungsloses Unternehmen. Noch unpolitischer wo möglich und auf jeden Fall gänzlich hoffnungslos würde der Versuch sein, einer abgestorbenen Aristokratie frischen Athem einzublasen, oder eine neue Aristokratie in der Staatskanzlei auszuarbeiten. Denn

daß sie sich selbst erzeugt, daß sie auf eigenem Rechte und eigener Macht dasteht, selbständig und doch organisch mit der Staatsgewalt verwachsen, das ist der eigentliche Grundzug im Wesen der Aristokratie.

Die deutsche Aristokratie hat sich selbst gerichtet; sie ist untergegangen an der Unfähigkeit, ihre Rolle den wechselnden Foderungen der Geschichte anzupassen. Angesichts dieser historisch unerfreulichen Erscheinung macht es einen erheiternden Eindruck, wenn das sogenannte Junkerthum für eine Aristokratie angesehen sein will und Versuche macht, sich aristokratisch zu geberden und in aristokratischem Tone vernehmen zu lassen. Welchen historischen Beruf man auch dem kleinen deutschen Adel zuschreibe, dieser Beruf ist entweder erfüllt oder versäumt und in dem einen wie dem andern Falle nicht mehr vorhanden. Dieser Adel hat Alles verloren, was ihm politische Bedeutung gab und ihn in den Stand setzte, eine hervorragende oder auch nur selbständige Stellung im Staate einzunehmen. Die kriegerische Kraft, der Reichthum, die Achtung oder die Furcht des großen Haufens, der Vorzug der geselligen Bildung und der feinern Sitte, mit einem Worte jede Art der Ueberlegenheit, die er je besessen, ist dem Junkerthum abhanden gekommen, es ist ihm nichts übrig geblieben als eine sehr vortheilhafte Meinung von sich selbst und die Gunst der Höfe.

Die herrschende Politik hat den Anfoderungen des Adels bei jeder Gelegenheit allen möglichen Vorschub geleistet und ihn in den Stand gesetzt, dieselben theilweise durchzusetzen. Diese Parteilichkeit der herrschenden Politik geht aus der falschen Anwendung eines richtigen Satzes hervor. Es ist richtig, daß die Monarchie, dem Andrängen der Demokratie gegenüber, an der Aristokratie einen geborenen Bundesgenossen hat, der sie selten im Stiche lassen wird. Es ist richtig, daß in der gegebenen Voraussetzung der Adel die Stütze des Throns bildet. Allein damit der Thron sich auf den Adel stützen könne, muß der Adel eine wirkliche Kraft und nicht ein bloßer Name sein. Der deutsche Adel aber, weit entfernt, dem Throne eine Stütze zu bieten, kann sich selbst nur dadurch auf den Füßen erhalten, daß er sich von dem Throne stützen läßt. Statt die Staatsgewalt durch eigene Kraft zu stärken, entleiht er derselben die ganze Summe der Kraft, welche er ausübt, und schwächt sie um diese ganze Summe. Durch sein Vordrängen entfremdet er der Staatsgewalt und dem conservativen Interesse, dem er zu dienen scheint, eine Menge von Kräften, welche sich ohne diese unberufene Dazwischenkunft des Adels der herrschenden Politik bereitwillig zugebote stellen würden, jetzt aber künstlich in die Opposition hineingedrängt werden. Das dringendste Interesse des Adels fodert, daß er auf jede Ausnahmestellung im Staate verzichte, jedem Versuche entsage, sich über das gemeine Recht zu erheben, sich nicht länger sträube, im Volke aufzugehen. Auf diesen Bedingungen beruht die vollkommene Eintracht zwischen Volk und Adel in Spanien und Italien. Auf diese Bedingungen hat auch das Volk in Frankreich nach dem furchtbaren Kampfe des vorigen Jahrhunderts einen aufrichtigen Frieden geschlossen, welcher dem Adel Alles zugesteht, worauf er ein Recht hat: den ungestörten Besitz des überlieferten Familiennamens und der sich daran knüpfenden Erinnerungen. Dieser Besitz ist in der That unantastbar und jeder Versuch des Eingriffs in denselben ebenso unvernünftig wie erfolglos. Der Staat kann und darf dem Adel jede Art der Anerkennung versagen, aber ihn „abzuschaffen" liegt jenseit seines Rechts und jenseit seiner Macht. Jeder Besitzstand des Adels, welcher über die bezeichnete Grenze hinausreicht, ist unhaltbar geworden und wird glücklichsten Falls in einer komischen Katastrophe enden. So in Frankreich z. B. die wiederholten Versuche einer Nachbildung des englischen Oberhauses, wozu man die vermeintlich aristokratischen Elemente aus dem Staube der historischen Rumpelkammer hervorgeholt und so blank als möglich aufgeputzt hatte. Die Pairskammer der Restauration und des Julikönigthums sind nach einem würde- und kraftlosen Dasein in lächerlicher Ohnmacht untergegangen. Denn die Vergangenheit ist todt und im Staate hat nur das Lebendige ein Recht.

Von diesen allgemeinern Betrachtungen geht der Verfasser über zu einer Reihe von Bemerkungen, welche sich speciell auf unsere deutschen Verhältnisse beziehen und uns darum vorzugsweise interessiren. Mit Recht findet er den Angelpunkt der ganzen gegenwärtig in Deutschland auf- und niederflutenden Bewegung in dem Kampfe der einheitlichen und der particularistischen Bestrebungen. Die vereinzelte liberale Opposition in den verschiedenen deutschen Staaten hätte für sich allein dem Systeme der Reaction keine Besorgniß erregt ohne den Rückhalt, welchen sie an dem Gedanken der Nationaleinheit theils wirklich fand, theils mit der Zeit nothwendig finden mußte, und der Liberalismus seinerseits wußte wohl, was er that, als er seine Angriffe allmälig immer systematischer gegen die vorhandene, aber als unbefriedigend betrachtete Form der Einheit, gegen die Bundesverfassung und den Bundestag richtete. Die Reaction suchte die Entwickelung des Einheitsgedankens auf alle Weise zu hemmen, und wenn es ihr auch nicht gelang, dessen Verbreitung zu hindern, so erschwerte sie doch dessen innere Entwickelung, dessen Hineinbildung in das Volksbewußtsein, indem sie die freie öffentliche Debatte darüber unterdrückte. Daher war zwar das Bedürfniß der Einheit der Nation aufgegangen, allein das Wesen derselben und die Mittel ihrer Durchführung hatte der größere Theil des Volks, als der Augenblick kam, diese Durchführung praktisch zu versuchen, noch nicht klar erkannt. Diese Unklarheit hat nach des Verfassers Ansicht, und wir geben ihm darin vollkommen Recht, das Scheitern der Bewegung 1848 großentheils herbeigeführt. Die innern Reformen in den Einzelstaaten wurden im Wesentlichen durchgesetzt, weil sie längst in bestimmten Foderungen und Entwürfen formulirt waren. Der Einheitsgedanke dagegen wurde nicht verwirklicht, weil ihn der öffentliche Geist nicht hinlänglich verarbeitet hatte. Der Verfasser sagt:

Gleichwol ist das Jahr 1848 für den Einheitsgedanken zu einer Epoche dadurch geworden, daß es ihn in die Geschichte eingeführt hat, wenn auch nur in der Gestalt eines verunglückten Versuchs. Selten oder niemals gelingt es der Politik, aus altgewohntem Gleise in eine neue Bahn beim ersten Anlauf einzubiegen, und je rascher und leichter der Wechsel, desto unsicherer in der Regel der Bestand der neuen Richtung. Indessen auch abgesehen von dem Versuche seiner Verwirklichung, hat das Jahr 1848 den Einheitsgedanken wesentlich gefördert dadurch, daß es ihn zum Gegenstande einer langen Reihe von öffentlichen Untersuchungen und Verhandlungen gemacht, in denen er festere Form und bestimmtern Inhalt gewonnen. Endlich hat die Bewegung jenes Jahres dem Einheitsgedanken einen bedeutenden Vorschub dadurch geleistet, daß sie demselben die laute, öffentliche Huldigung fast aller seiner frühern Gegner erzwungen und daß sie die Politik der sämmtlichen Cabinete ohne Ausnahme zur oft wiederholten förmlichen und feierlichen Anerkennung desselben genöthigt. Wer da weiß, von welchem Belang einige verlorene Worte der Proclamation von Kalisch für die spätere politische Geschichte Deutschlands gewesen, der wird nicht glauben, daß die feierlichen Erklärungen wirkungslos bleiben werden, durch welche alle Regierungen das politische Einigungsbedürfniß der Nation als

ein rechtmäßiges und unabweisliches zwei Jahre lang fort und fort anerkannt und demselben eine vollständige Befriedigung in der bestimmtesten Weise verheißen haben. Die deutsche Volkspolitik hat ein gutes Gedächtniß und sie wird sich jedes jener Worte, die man andern Orts vergessen zu haben scheint oder doch in Vergessenheit bringen möchte, im rechten Augenblicke wieder erinnern. Freilich wird man ihr von Seiten der Cabinete mit Grund entgegnen können, daß man sich in der Aufregung des Jahres 1848 und 1849 nicht blos über die Natur der Sache, sondern auch über sich selbst getäuscht, daß man mehr zugesagt, als man mit dem besten Willen zu leisten vermöge; ob aber eine solche Einrede eine beschwichtigende oder eine Wirkung ganz anderer Art hervorbringen werde, ist immerhin einigermaßen zweifelhaft.

Der Widerstand gegen die wahre Einigung Deutschlands oder der Particularismus hatte, nach des Verfassers Ansicht, früher hauptsächlich zwei Wurzeln im Volke: ein gewisses Stammesbewußtsein der Angehörigen der Einzelstaaten und die aus dem patriarchalischen Verhältniß zwischen Fürst und Volk hervorgegangene Anhänglichkeit an die bestimmte Dynastie. Wie der Verfasser glaubt, sind diese beiden Wurzeln im Laufe der Zeiten zum größten Theile abgestorben. Das Stammesbewußtsein der einzelnen deutschen Völkerschaften ist durch die dynastische Politik selbst zerstört worden, indem diese die Stammeszusammengehörigkeiten nach dynastisch-politischen Rücksichten zerriß und durcheinanderwarf. Daher sei es auch gekommen, daß das Verschwinden einer Masse solcher kleiner künstlich geformter Staatsindividualitäten zu Anfang dieses Jahrhunderts keine andauernden schmerzlichen Empfindungen in den davon betroffenen Bevölkerungen hinterlassen habe. Das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk habe ebenfalls infolge verschiedner eingetretener Verhältnisse eine Veränderung erlitten, die besonders während der letzten fünf Jahre in weltbekannten Thatsachen zutage getreten sei, Thatsachen, welche keinen Raum mehr ließen für eine unfreiwillige Selbsttäuschung. Endlich seien auch jene kleinen politischen Vortheile und Gewohnheiten, in welche man sich in den einzelnen Staaten hineingelebt hatte und welche man selbst gegen den Gewinn eines großen Ganzen ungern opfern mochte, z. B. das süddeutsche Kammerwesen, dermaßen in ihrer Bedeutung geschwächt worden oder hätten ihre Unhaltbarkeit so sehr bekundet, daß auch von dieser Seite eine Abneigung gegen das Einheitswerk nicht länger zu befürchten stehe.

Wir möchten dem scharfsinnigen und im Uebrigen so nüchtern prüfenden Verfasser hier doch den Vorwurf machen, daß er die dem Einheitsgedanken gegenüberstehenden feindlichen Kräfte zu leicht genommen, die gefährlichsten derselben gänzlich übergangen habe. Zu den letztern rechnen wir namentlich gewisse materielle, gewerbs- und handelspolitische Gegensätze, Vorurtheile und Befürchtungen, sodann die ebenso hartnäckigen und beinahe noch einflußreichern confessionellen Antipathien. Wir möchten wünschen, daß der Verfasser, der so viele verwickelte Verhältnisse mit so unbefangenem Blicke aufgefaßt, so viele schwierige Probleme glücklich gelöst hat, an dieser schwierigsten und wichtigsten Frage unsers Nationallebens, der Frage nach der Ueberwindung der im Volke selbst steckenden particularistischen Tendenzen, etwas weniger rasch vorübergegangen wäre.

Wir übergehen, was der Verfasser unter der Ueberschrift „Bundesverfassung und Bundesreform" sagt. Der hier geführte Beweis, daß die Bundesverfassung in sich selbst, namentlich in der für alle organischen Beschlüsse vorgeschriebenen Stimmeneinheit, das unüberwindliche Hinderniß ebenso wol ihrer gedeihlichen Wirksamkeit als ihrer Fortentwickelung aus sich selbst trage, ist durchaus richtig, aber fast nur Das in wissenschaftlicher Form zusammen, was längst in das Bewußtsein des Volks übergegangen ist. Ebenso wenig halten wir uns auf bei Dem, was der Verfasser über Census wahlen, allgemeines Stimmrecht und ständische Gliederung äußert, und bemerken nur, daß er auch hier seine Unbefangenheit und sein Freisein von jeder ideologischen Voreingenommenheit bekundet, indem er, obgleich dem allgemeinen Stimmrecht bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Volkslebens den Vorzug gebend, dennoch weder den Census noch sogar das System der Wahlen nach Steuer- oder Vermögensclassen unbedingt verwirft. Nur gegen das System der ständischen Gliederung spricht er sich entschieden aus, weil eine ständische Gliederung, wie eine gewisse Schule sie verstehe, nicht denkbar sei ohne Monopole, namentlich Zunftmonopole, diese aber durchaus dem Zeitgeist und dem Entwickelungsgesetze des gewerblichen und des socialen Lebens widersprächen. Nicht die Corporation sei die dem Gewerbwesen der Gegenwart entsprechende Form, sondern die freie Association.

Was der Verfasser in dem Abschnitt von „kirchlichen Dingen" sagt, das gewinnt durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit eine verdoppelte Bedeutung, und die Mahnungen, welche er hier speciell an Preußen richtet (vielleicht nur, weil zu der Zeit, wo er dies schrieb, die Ereignisse in einem andern deutschen Lande noch nicht zu dem Punkte gediehen waren, wo sie als eine Wiederholung, ja Ueberbietung des kölnischen Streits vom Jahre 1837 erschienen), diese Mahnungen möchten doch von allen denjenigen deutschen Regierungen beherzigt werden, welche in dem Falle sind, in Conflicte mit der römischen Kirche zu kommen. Der Verfasser sagt:

> Preußen ist derjenige Staat, welcher in seinen innern Verhältnissen die meiste und dringendste Auffoderung findet, sich mit der Kirche so vollständig wie nur möglich auseinanderzusetzen. Die höchst bedenkliche Erscheinung einer fest geschlossenen katholischen Partei in der Kammer, das Verfahren der oberrheinischen Bischöfe und die neuerdings von Rom aus in herausfodernder Weise wieder aufgenommene Frage von den Mischehen, das sind ebenso viele ernste Mahnungen an die preußische Politik, das kirchliche Gebiet zu verlassen und auf den reinstaatlichen Boden zurückzukehren, auf dem allein sie sich mit voller Sicherheit bewegen kann. Ein Staat mit überwiegend akatholischer Bevölkerung muß, um mit Rom soweit als möglich in Frieden zu leben, jede Gemeinschaft mit der katholischen Kirche abbrechen oder sie doch auf ein möglichst kleines Gebiet beschränken; er muß von Rom keine Dienste verlangen, sich zu keinen Leistungen an Rom verpflichten, keinen Einfluß in kirchlichen Dingen beanspruchen und der Kirche keinen Einfluß auf Gesetz und Politik gestatten. Allerdings aber

würde es eine gefahrvolle Ungerechtigkeit sein, wenn der Staat den andern kirchlichen Genossenschaften, den gegenwärtigen und den zukünftigen, die Unabhängigkeit versagte, welche er dem Katholicismus in seinem eigenen Interesse gewähren soll. Wenn man dem Katholicismus die Freiheit gibt, dagegen für das akatholische kirchliche Leben den bisherigen Polizeizwang beibehält, so liefert man dem Ultramontanismus seine Gegner mit gebundenen Händen aus. Umgekehrt aber ist es sicherlich eine grundlose Besorgniß, daß der Ultramontanismus auf dem Boden der allgemeinen kirchlichen Freiheit eine Ueberlegenheit wiedergewinnen würde, welche er nicht zu behaupten vermochte, als er noch das Monopol der Freiheit, das heißt die Alleinherrschaft hatte und im Besitze der furchtbarsten Mittel war, mit denen die Herrschaft über die Geister und die Seelen je geübt worden ist. Der Ultramontanismus selbst hat offenbar viel weniger Vertrauen auf seine siegreiche Kraft, als er zur Schau zu tragen pflegt. Im Jahre 1848 konnte er freilich nicht umhin, den Grundsatz der kirchlichen Freiheit für Jedermann zuzugestehen; sobald aber die Bewegung wieder soweit beschwichtigt war, daß mit der Aufrichtigkeit keine Gefahr mehr verbunden zu sein schien, trat der Ultramontanismus von neuem mit seiner alten Foderung hervor, daß der Staat ihm den Arm leihe, um seine Gegner, zwar nicht mehr wie ehemals zu vertilgen, aber doch wenigstens auseinander zu sprengen und zum Schweigen zu bringen.

Weiter bemerkt er über die Zukunftsgestaltung des kirchlichen Lebens:

Die großen Glaubensgenossenschaften oder gar die Glaubenseinheit gehören der Periode des vorherrschenden Gattungslebens der Völker an und können nur als Fiction in eine Zeit herüberdauern, die ihren Hauptberuf darin findet, der Persönlichkeit zu ihrem vollen Rechte und zu ihrer vollen Entwickelung zu verhelfen. Die bisherigen Kirchen werden sich im natürlichen Verlaufe der Dinge nach und nach in einzelne Gemeinden auflösen, in denen sich Personen mit ähnlichen religiösen Bedürfnissen und mit verwandten Geistesrichtungen frei zusammenfinden; das kirchliche Wesen wird eine reine Privatangelegenheit werden. Man mag eine solche Wendung vom altgläubigen Standpunkte aus beklagen, aber man kann im Interesse der Religion nicht wollen, daß dieselbe durch staatliche Mittel verhindert werde. Denn so gewiß eine herbe Wahrheit sittlicher ist als eine schmeichlerische Lüge, so gewiß hat selbst die kalte Verneinung eines jeden Dogmas mehr religiösen Werth als die erheuchelte Gläubigkeit. Das Beispiel Nordamerikas zeigt überdies, daß die Anerkennung einer unbedingten kirchlichen Freiheit von Seiten des Staats sich sehr wohl verträgt mit einem lebhaften Sinne des Volks für kirchliche und religiöse Interessen, und daß die größte Duldung gegen das Andersglauben sogar nicht unvereinbar ist mit einer gehässigen Intoleranz gegen den Unglauben. Die kirchlichen Zustände Nordamerikas haben ohne Zweifel manche dunkle Stellen, aber sie verursachen doch wenigstens dem Staate keine Schwierigkeiten und Verlegenheiten, sie verfälschen die Politik desselben so wenig, wie sie von derselben verfälscht werden, sie sind mit einem Worte ohne Vergleich gesunder als die kirchlichen Zustände gewisser europäischer Länder, die dem Kriege Aller gegen Alle ziemlich ähnlich sehen.

Wir brauchen kaum daran zu erinnern, wie in ganz ähnlicher Weise die Berechtigung der Gewissensfreiheit und ihrer natürlichen und urchristlichen Form, des selbständigen kirchlichen Gemeindelebens, in einer neuern, mit großem Beifall aufgenommenen Schrift, in den „Zeichen der Zeit" von Bunsen verfochten ist.

Auf das politische Gebiet zurückkehrend, geht der Verfasser die einzelnen Parteien durch, welche in Deutschland sich bekämpfen. Der conservativen Partei, welche zu ihrer Losung den Spruch gemacht hat: „Autorität, nicht Majorität!" wirft er vor, daß sie ein Wort gebrauche, welches in der Gegenwart keine Bedeutung mehr habe und welches sie selbst in seiner Anwendung auf die Wirklichkeit in sein Gegentheil verdrehe, indem sie dem Autoritätsprincip, welches doch durchaus nur eine moralische Gewalt sein dürfte, den materiellen Zwang des Polizeiregiments unterschiebe. Die Aufgabe des verständigen Conservatismus bestehe darin, die sittlich-intellectuelle Hülfskraft, deren der Staat bedürfe, nicht in einer Idee zu suchen, welche ihren Einfluß auf die Geister verloren habe, sondern in der ewig lebendigen Macht der vernünftigen Ueberzeugung, der die Menschen gehorchen werden, solange sie sind. Dem falschen Conservatismus gelte die Polizei für eine moralische Macht, Grobheit für Würde, erzwungener Gehorsam für Anerkennung der Autorität; die vernünftige Ueberzeugung behandle er mit Geringschätzung, und so werde denn die Vernunftmeinung unter der angeblichen Wirkung des Conservatismus zum wirksamsten Werkzeuge der Destruction.

Der constitutionellen Partei spricht der Verfasser alle Zukunft in Deutschland ab, und zwar auf Grund folgender Betrachtungen: Jede Theilung oder wesentliche Beschränkung der Souveränetät sei von jeher auf gewaltsamem Wege vor sich gegangen; so wenig sich die oberste Staatsgewalt durch Vertrag abtreten lasse, ebenso wenig lasse sie sich durch Uebereinkunft theilen; wo immer die Geschichte ein wahrhaft lebendiges Repräsentativsystem, einen echten Constitutionalismus an die Stelle der unbeschränkten Staatsgewalt gesetzt habe, da sei dies durch eine Revolution geschehen, durch eine vorgängige Vernichtung der historischen Souveränetät. Eine solche aber wolle der Constitutionalismus nicht und könne er unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen nicht wollen, denn die Revolution, ohne welche das constitutionelle System bis heute in keinem Staate lebendig geworden sei, würde sich in Deutschland voraussichtlicherweise nicht, wie etwa in England oder Belgien, auf einen Wechsel der Dynastie beschränken, sondern die Monarchie selbst, die Basis des Constitutionalismus, mit sich hinwegreißen. Die nachfolgende Stelle, worin der Verfasser jene seine Behauptung geschichtlich zu erhärten versucht, dürfte gerade im gegenwärtigen Augenblicke auf ein erhöhtes Interesse Anspruch haben. Was er darin von der Politik des Hauses Savoyen sagt, hat sich inzwischen (man erinnere sich, daß der Verfasser sein Buch noch vor dem eigentlichen Ausbruche des orientalischen Kriegs schrieb) im vollsten Maße bewahrheitet. Wir glauben es ebenso dem Verfasser, der hier ein so sicheres Talent der Prophezeiung gezeigt hat, wie der Wichtigkeit der Sache und ihrer directen und indirecten Bedeutung auch für unsere deutschen Verhältnisse schuldig zu sein, die betreffende Stelle unverkürzt wiederzugeben. Der Verfasser sagt:

Man hat die durchgreifende Gültigkeit dieses Satzes mit Hinweisung auf das Beispiel Sardiniens bestritten. Sardinien, sagt man, ist ohne Revolution aus dem Absolutismus in das Repräsentativsystem übergegangen, und der Constitutionalis-

mus hat in Sardinien gleichwol Wurzel geschlagen und Triebkraft gezeigt. Dieser Einwurf und die Erscheinung, von welcher er hergenommen ist, verdienen eine nähere Beleuchtung.

Die sardinische Verfassung war das Werk des dynastischen Ehrgeizes, welcher sich einer grossen Zukunft dadurch versichern wollte, daß er gemeinschaftliche Sache machte mit dem Geiste des Jahrhunderts und mit dem Interesse der italienischen Nation. Der Constitutionalismus war das Unterpfand des Bündnisses, welches das Haus Savoyen der Nation anbot. In dieser Eigenschaft gewann das sardinische Verfassungswesen von vornherein eine viel größere Bedeutung, als es ohne dieselbe gehabt haben würde. Als eine bloße Maske der absoluten Gewalt hätte der sardinische Constitutionalismus seine Wirkung auf die Ferne natürlicherweise verfehlt, und die vorzugsweise auf eine solche Wirkung berechnete Absicht des Hauses Savoyen trug daher in sich selbst eine Art zwingender Nothwendigkeit, das Verfassungswesen ernstlich zu nehmen und ernstlich gelten zu lassen. Die sardinische Dynastie begriff die Bedingungen und Obliegenheiten ihrer neuen Stellung und sie wußte dieselben mit einer Größe und Würde zu erfüllen, welche für sich allein hingereicht hätten, ihren Ehrgeiz zu adeln, auch wenn seine Zwecke nicht mit den höchsten Nationalinteressen zusammengefallen wären. Das Haus Savoyen wollte mit dem Absolutismus brechen, ehrlich, unwiderruflich, ohne Vorbehalt. Nicht in Redensarten, sondern durch die That machte es die Sache der Nation zur eigenen Sache und setzte es an die Durchführung derselben seine ganze Willenskraft, seinen vielhundertjährigen Machtbesitz, seine Existenz. Der dynastische Ehrgeiz überflog sich selbst, er schwang sich auf zu der reinen Höhe der patriotischen Pflicht. Die ganze Würde des Charakters der neuen sardinischen Politik sollte sich jedoch erst nach ihrer doppelten Niederlage durch die östreichischen Waffen offenbaren. Aller Lockungen zum Abfall ungeachtet blieb die sardinische Politik sich selbst und dem Bunde mit der Nationalsache treu, welcher ihr jene zweimalige schwere Niederlage zugezogen. Die Charakterlosigkeit hätte die Nationalsache bei viel geringerer Veranlassung im Stiche gelassen, die Gemeinheit hätte sich obendrein an der Nationalsache gerächt, die Geistesschwäche hätte den feigen Abfall nachträglich für eine Umkehr zur Weisheit angesehen; die sardinische Politik ihrerseits war stark und edel und zugleich klug genug zum Beharren.

Diese Beharrlichkeit nun ist es, welche dem sardinischen Verfassungswesen seine Lebenskraft gibt. Wie wirksam sie sich auch zeige, sie ist immer nur ein Darlehn, dessen Genuß freilich stark verbürgt, aber nicht unwiderruflich ist. Wollte das Haus Savoyen seine italienischen Plane aufgeben, so würde es ihm ein Leichtes sein, das Verfassungsleben des Staats ebenso sehr zu entkräften und herabzuwürdigen, wie dies anderer Orten geschehen ist. Wenn dagegen jene Plane früher oder später in größerm oder geringerm Umfange zur Durchführung kommen, so kann der sardinische Constitutionalismus dadurch möglicherweise bis zur vollständigen Selbständigkeit gekräftigt werden. In dem Maße nämlich, in welchem sich Sardinien durch Einverleibung anderer italienischer Herrschaften erweitert, in demselben Maße verkleinert sich die historische Grundlage der sardinischen Souveränetät, und in demselben Maße wird die Souveränetät genöthigt, freiwillige Stützen außerhalb jener Basis zu suchen. Das Bedürfniß solcher lebendigen Stützen begreift aber die thatsächliche Beschränkung der Souveränetät schon in sich und bildet somit den natürlichen Uebergang aus dem blos formellen in das wesenhafte Repräsentativsystem. Auf diesem Wege würde dann Sardinien zwar ohne Revolution im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber doch nicht ohne gewaltsames Verfahren — Krieg und Eroberung — zum echten Constitutionalismus gelangen, vorausgesetzt, daß Italien desselben überhaupt fähig ist. Diese Fähigkeit angenommen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die staatliche Entwickelung Italiens bei der erfoderlichen Ausdauer der sardinischen Politik wirklich den bezeichneten Gang nehmen werde, in welchem sich die Interessen eines zahlreichen Volks und einer immer noch mächtigen Dynastie begegnen. Ob aber in Deutschland ein ähnlicher Weg zu einem ähnlichen Ziele noch offen stehe, würde eine müßige Untersuchung schon deshalb sein, weil es in Deutschland zur Zeit Niemand mehr gibt, weder Volk noch Dynastie, der denselben betreten will und kann.

Der Constitutionalismus, so folgert der Verfasser, werde sich daher in Deutschland wol erhalten seiner Form und den äußern Einrichtungen nach, aber zu einer recht lebendigen Wirksamkeit, zur Verwirklichung seines tiefern Princips — einer parlamentarischen Regierung — werde er schwerlich gelangen, und sein Nutzen werde sich darauf beschränken, eine Schule des öffentlichen politischen Lebens zu sein.

Gegen die Demokratie ist der Verfasser keineswegs nachsichtiger als gegen die andern Parteien. Zuerst hält er ihr den Fehlgriff vor, den sie durch ihre politische Passivität, ihre Enthaltung von der Theilnahme an den parlamentarischen Verhandlungen (namentlich in Preußen) begangen habe.

Die verlorene Zeit, die versäumte Gelegenheit, die in Unthätigkeit vergeudeten Kräfte, das Uebel, welches hätte verhindert werden können und nicht verhindert worden ist, das Alles häuft sich zur schweren Anklage gegen solche Wahlenthaltung, zu einer Anklage, welche durch die Berufung auf ein angebliches Princip nicht entkräftet wird. Ueberdies, ein öffentliches Interesse wird mehr gefördert durch eine einzige Stimme, welche für dasselbe das Wort nimmt, als durch tausend Stimmen, welche im Namen desselben schweigen; bei jeder politischen Aufgabe nützt ein kleiner Finger, der sich rührt, mehr als tausend untergeschlagene Arme. Als in Frankreich, nachdem das allgemeine Wahlrecht durch das Gesetz vom 30. Mai 1850 beschränkt worden war, die demokratische Partei darüber berieth, ob sie sich künftig an den Wahlen zu betheiligen habe oder nicht, sprach der General Lamoricière: „Ich verstehe nicht viel von Politik, aber ich bin Soldat und weiß, was ich als Soldat zu thun habe; wenn ich mein Gewehr verliere, so greife ich zu meinem Degen, und wenn die Klinge meines Degens abbricht, so wehre ich mich mit dem Stumpfe." Die Meinung des Generals Lamoricière drang nicht durch. Unter Berufung auf das Beispiel der preußischen Demokratie beschloß man, die Hände tapfer in die Tasche zu stecken. Der Erfolg war, daß die bonapartistische Partei in der Nationalversammlung durch die Ersatzwahlen fortwährend verstärkt und daß damit die Katastrophe vom 2. December wesentlich befördert wurde. Nachträglich blieb der französischen Demokratie freilich der beruhigende Gedanke, daß sie „principmäßig" gehandelt oder vielmehr nicht gehandelt. Es ist indessen sehr unwahrscheinlich, daß sie jenes ebenso verzweifelte wie principmäßige Experiment nach einmaligem Mislingen wiederholt haben würde, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt; um der Evidenz der Thatsachen bis zu diesem Punkte zu trotzen, bedarf es eines steifern Doctrinalismus, als man ihn bei den Franzosen zu finden pflegt.

Auch in diesem Punkte hat die Zeit bereits dem Verfasser Recht gegeben. Bekanntlich ist die preußische Demokratie (oder doch der größere und bedeutendere Theil derselben) zu der Einsicht gelangt, daß die gänzliche Enthaltung von aller politischen Thätigkeit ihr selbst und dem Allgemeinen schädlich sei, und hat sich bei den letzten Kammerwahlen betheiligt, dabei aber auch die Erfahrung machen müssen, wie sehr jene längere Unthätigkeit bereits ihren Einfluß im Volke geschwächt und den Gegnern

Vorschub geleistet habe. Die hannoverische Demokratie hat von vornherein die Bahn, die der Verfasser als die richtige bezeichnet, nicht verlassen. Freilich kommt es auch hierbei auf die besondern Verhältnisse an. In dem einen Falle kann der passive Widerstand, das Nichtwählen, ebenso wol praktisch richtig als grundsätzlich, durch die politische Gewissenhaftigkeit, geboten sein, in einem andern können praktische Rücksichten (des Gemeinwohls natürlich, nicht des eigenen) zu einem Absehen von dem strengen Rechtsprincip nöthigen. Die Hauptsache wird immer sein, daß eine politische Partei durch ihr Verfahren sowol in den Zeiten ihrer Macht als auch bei einem erfolgenden Rückschlage dem Volke das sichere Vertrauen einflöße, daß, was sie thue, nur aus aufrichtiger Hingebung an das Gemeinwohl geschehe, und daß sie das Ziel der Verwirklichung eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes niemals aus den Augen verliere, wenn sie auch genöthigt sein sollte, demselben nur auf Umwegen, oder für den Augenblick zurückweichend, um später wieder vorzugehen, sich zu nähern. Von großer Wichtigkeit ist auch, was der Verfasser über die politische Bedeutung des Bürgerthums oder der sogenannten Mittelclassen sagt:

Einen andern sehr folgenschweren Fehler beging die demokratische Partei nach französischem Beispiel durch ihre unaufhörlichen Angriffe und Ausfälle gegen die „Bourgeoisie". Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die französische „Bourgeoisie" etwas ganz Anderes ist als der deutsche Mittelstand, auf den man jenen Namen übertragen hat. Der deutsche Mittelstand kann so wenig durch seinen Reichthum wie durch seinen politischen Einfluß Neid erregen, und noch weniger läßt sich ihm nachsagen, daß er durch fremdes Verdienst in den Besitz seiner geringen politischen Rechte gekommen, daß er dieselben in eigennütziger Weise ausbeute und Andern den Mitgenuß derselben misgönne. Der Mittelstand hat sich freilich nicht in blutigen Kämpfen hervorgethan, allein er hat wenigstens auch nicht Andere für sich ins Feuer geschickt, und was er im Staate besitzt, das hat er dem Absolutismus mit eigener, wenn auch friedlicher Anstrengung abgerungen. Und zwar keineswegs im Geiste der Selbstsucht und des ausschließlichen eigenen Nutzens. Man wird wenige Verbesserungen der öffentlichen Zustände bezeichnen können, die nicht unter eifriger Mitwirkung des Mittelstandes zustande gekommen wären. Was der Staat für die ärmsten und am meisten gedrückten Volksclassen gethan hat, das ist immer auf Betrieb der Männer des Mittelstandes geschehen, welche in dieser oder jener Stellung, als Beamte oder Abgeordnete, durch die Presse oder in den Ministerien Einfluß ausübten. Die drei Viertheile des Volks zumal, welche der Bauernstand in sich begreift, sie verdanken in den meisten deutschen Staaten dem Mittelstande ihre ganze bürgerliche Stellung und einen großen Theil ihres wirthschaftlichen Wohlergehens.

Allerdings, es gibt auch Schattenseiten im Charakter des Mittelstandes, man kann ihm manches politische Versäumniß und manchen Fehlgriff nachweisen, und er hat nicht immer im staatlichen Leben seine volle Schuldigkeit gethan. Zumal eine gewisse Spießbürgerlichkeit der Gesinnung, eine gewisse Zaghaftigkeit, die Scheu vor großen Entschlüssen und gewaltsamen Anstrengungen wird dem Mittelstande nicht mit Unrecht vorgeworfen. Ueber solchen Schwächen soll man aber die vortrefflichen Eigenschaften und die Verdienste des Mittelstandes nicht vergessen, und noch weniger darf man sie politischerweise zur Veranlassung oder zum Vorwande gebrauchen, um Spott und Hohn auf den Mittelstand zu häufen und ihn der Geringschätzung, wo nicht gar dem Hasse der übrigen Volksclassen preiszugeben. Die Politik kann den Mittelstand nicht ungestraft verachten, wie den Anhang einer Doctrin, sie kann ihn nicht im Nothfalle entbehren und sich selbst überlassen, wie etwa den Bauernstand, sie kann ihn nicht ausrotten, wie allenfalls eine Aristokratie; sie muß sich nothwendigerweise mit ihm abfinden. Noch mehr, der Mittelstand ist und bleibt der unentbehrlichste und werthvollste Stoff für den deutschen Staatsbau, und nichts ist unpolitischer, als bei politischen Entwürfen auf ein Material mit idealen Eigenschaften zu rechnen und dessen Vorhandensein in irgendeiner noch unerforschten Region der Gesellschaft vorauszusetzen.

Diesen Fehler beging die demokratische Partei. Sie setzte sich dem Verdachte aus, als ob sie ihre Politik vorzugsweise auf die Kräfte und Interessen des Proletariats gestellt habe. Dabei wurde sie ohne Zweifel durch den Gedanken geleitet und verleitet, daß das Proletariat eine rüstigere revolutionäre Kraft sei als der Mittelstand. Das Proletariat weiß, daß es bei bürgerlichen Unruhen und Neuerungen wenig verlieren kann, es läßt sich gern überreden, daß es viel dabei zu gewinnen habe, und ist daher sehr geneigt, sich mit Leib und Leben der Revolution zur Verfügung zu stellen. Aber eine revolutionäre Partei, welche ihren Anhang vorzugsweise im Proletariat sucht, macht dennoch unter allen Umständen eine falsche Rechnung. Indem sie den Wünschen und Bedürfnissen des Proletariats schmeichelt, verspricht sie unfehlbar viel mehr als sie halten kann, entfremdet sie sich zu gleicher Zeit den Mittelstand und baut sie selbst für den Fall des augenblicklichen Siegs auf Sand.

Indem sie den Mittelstand oder, wenn man will, die „Bourgeoisie" durch unaufhörlichen Spott verstimmte und durch die dem Proletariate erwiesenen Schmeicheleien erbitterte oder erschreckte, bahnte die demokratische Partei der Reaction mit eigenen Händen den Weg. Je zaghafter und schwächlicher der politische Sinn des Mittelstandes erschien, desto mehr kam es darauf an, alle Bedrohungen und Beängstigungen desselben zu vermeiden, die bangen Herzen zu beruhigen und ihnen Zuversicht einzuflößen. Dies handgreifliche Gebot der Klugheit wurde übersehen oder verschmäht. Statt im Proletariat blos eine Ergänzung des Mittelstandes zu erkennen, statt dem Proletariat lediglich diejenigen Kräfte zu entlehnen, welche es vor dem Mittelstande voraus hat, die Kühnheit, den Muth, die Aufopferungsfähigkeit, glaubte man mit Hülfe des Proletariats den Mittelstand entbehren zu können. Man schien keine Ahnung davon zu haben, daß sich mit den leidenschaftlichen Kräften des Proletariats zwar einzelne erschütternde oder zerschmetternde Schläge führen lassen, daß aber zur Durchführung einer großen Staatsveränderung und zur Errichtung eines dauerhaften politischen Neubaus die Einsicht, die zähe Ausdauer und ganz besonders die aufrichtige Zustimmung des Mittelstandes unentbehrlich ist. Kein politischer Gedanke, dem die Zustimmung des Mittelstandes fehlt, ist reif zur Ausführung, keine politische Neuerung, welche ohne dieselbe zustande kommt, hat Aussicht auf Bestand; den Mittelstand für sich zu gewinnen ist die wichtigste Aufgabe jeder politischen Partei.

Den Socialismus als eine politische Partei, als das Ziel einer politischen Bewegung weist der Verfasser entschieden ein für alle mal zurück, und die besonnene Art, wie er sich über diese brennende Frage, über die Stellung des Proletariats und das gegen dasselbe zu beobachtende Verfahren ausspricht, bezeugt ebenso wie das von ihm über den Mittelstand Gesagte, daß wir es hier, wenn auch mit einem Demokraten, doch nichts weniger als mit einem Anhänger destructiver oder anarchischer Tendenzen zu thun haben. Der Verfasser äußert:

Der Gedanke der socialen Revolution ist ein Hirngespinst, es sei denn, daß man darunter lediglich einen gewaltsamen

und durchgreifenden Eigenthumswechsel versteht. Eine allgemeine Plünderung ließe sich allerdings durchführen, wenn man nur die erfoderliche Zahl von Fäusten hätte; daß aber eine Vermehrung des öffentlichen Reichthums, eine Steigerung der gesellschaftlichen Production, ein neues wirthschaftliches System, ein socialistischer Organismus, wie ihn die Schulen träumen, aus der Revolution hervorgehen könne, das kann nur der Wahnwitz oder die Lüge behaupten.

Durch solche Lehren ist die Furcht zu einer conservativen Macht ersten Rangs gemacht worden. Die deutsche Nationalpolitik hat keinen schlimmern Feind als den revolutionären Socialismus, einen Feind, der nicht durch Zugeständnisse beschwichtigt, nicht durch Vergleiche unschädlich gemacht, nicht durch Geschenke bestochen, sondern im offenen schonungslosen Kriege niedergekämpft sein will.

Es war ein humaner Gedanke, aber nichtsdestoweniger ein gefährlicher Irrthum, wenn man der Bewegung des Jahres 1848 zumuthete, daß sie den wirthschaftlich gedrückten Volksclassen eine unmittelbare Erleichterung verschaffe. Abgesehen von den oben angegebenen und theils der Sachlage nach unanwendbaren, theils ungenügenden Mitteln, wußte weder die Wissenschaft, noch die Erfahrung, noch die öffentliche Meinung, was zu jenem Zwecke zu thun sei, und wenn von irgendeiner vereinzelten Stimme ein tolldreister Rath gegeben wurde, so weigerte sich eine besonnene Politik mit Recht, ein verwegenes Experimentiren mit den empfindlichsten Theilen des gesellschaftlichen Körpers auf gut Glück zuzulassen. Hätte diese Vorsicht der Rechtfertigung bedurft, so würde das Schlußergebniß der Versuche, welche Frankreich mit dem „Rechte auf Arbeit" und den „Nationalwerkstätten" gemacht, dieselbe jedenfalls nachträglich geliefert haben. Frankreich ist durch die Furcht vor dem Socialismus einem Regimente anheimgefallen, welches für Frankreich seit einem Menschenalter jenseit der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien.

Innerhalb der politischen Parteien, welche solche Foderungen, wenn auch nur durch ihr Stillschweigen, unterstützen, gab es sicherlich nur Wenige, welche die Unmöglichkeit der Befriedigung derselben nicht begriffen. Aber man glaubte — mit Recht oder mit Unrecht — das Proletariat nicht entbehren zu können, man befürchtete — mit Recht oder mit Unrecht — dasselbe von einer Sache abfallen zu sehen, die ihm keinen unmittelbaren Gewinn verspreche, und man hielt deshalb für politisch, ihm wenigstens die Hoffnung zu lassen, die der revolutionäre Socialismus ihm beizubringen bemüht war.

Diese Taktik war ebenso wenig klug wie ehrlich. Sie begann damit, den Geist des Proletariats zu verfälschen, und endete damit, den Geist des Mittelstandes an sich selbst irre zu machen. Die Bewegung von 1848 konnte nur dann durchgeführt werden, wenn sie auf ein großes, deutlich gesehenes Ziel hinausging, welches den großen Oppositionsparteien gemeinsam war, wenn auch die eine oder die andere über dasselbe noch hinausstrebte. Die Nationalpolitik gab ein solches Ziel, ein nebelhafter Socialismus verdunkelte dasselbe, und das von einer schielenden Parteipolitik erregte Mistrauen war für die größere Hälfte des Oppositionsheeres eine Mitveranlassung, auf halbem Wege Halt zu machen oder umzukehren.

Ehrlich und klug zugleich würde es gewesen sein, auf den Beistand jeder Kraft zu verzichten, die man nicht für den rein nationalpolitischen Zweck gewinnen zu können glaubte, klug und ehrlich, dem Proletariate geradeheraus zu sagen, daß man ihm im Großen und Allgemeinen nicht anders helfen könne als dadurch, daß man ihm die gesetzliche Möglichkeit verschaffe, sich selbst zu helfen. „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen", lautet einer der weisesten Sprüche, die im Volke von Mund zu Mund gehen. Umgekehrt, wer sich selbst nicht hilft, dem kann Gott und dem kann auch der Staat nicht helfen.

Nochmals, das große Mittel der socialen Reform, welches der deutschen Nationalpolitik zugebote steht, ist die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung. Der größtmögliche Spielraum für den Associationsgeist ist damit einbegriffen. Nur innerhalb solcher Bedingungen wird jede ökonomische Kraft zur Uebung kommen und das größte Ergebniß, den größten Ertrag liefern; nur innerhalb solcher Bedingungen wird die höchste Steigerung der wirthschaftlichen Production und also der höchstmögliche Grad des öffentlichen Wohlseins erreicht werden.

Damit ist bereits gesagt, daß innerhalb jener Bedingungen auch der vorzugsweise sogenannte Arbeiterstand seine Rechnung finden wird. Der freie Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kraft ist die rechtmäßigste, die unabweisbarste Foderung, welche das Proletariat an den Staat machen kann, und in Deutschland würde die aufrichtige Gewährung dieses Verlangens manchen ungültigen Anspruch und unerfüllbaren Wunsch zum Schweigen bringen, der nicht aus der Seele des Volks, sondern aus einer Stimmung hervorgeht, die durch das Gefühl einer unbilligen Beschränkung krankhaft gereizt ist. Der ruhige Charakter des deutschen Volks, die tiefinnere Sittlichkeit seiner Natur und ganz besonders der überwiegend individualistische Grundzug seines Wesens leisten von vornherein Gewähr dafür, daß es sich an derselben genügen lassen und daß es sich den Genuß derselben durch keine Träume aus dem Schlaraffenlande verkümmern wird. In der That haben gerade die dürftigsten Volksclassen bereits manche Probe ihrer Mäßigung und Selbstbeherrschung bestanden. In vielen Gegenden, wie schon erwähnt worden, hatte das Proletariat in den Jahren 1848 und 1849 wochen- und monatelang eine bedeutende Macht in Händen, und nirgends gelang es der socialistischen Propaganda, der Revolution ihre Farbe zu geben. Die Theilungsplane, welche man hier und da dem Proletariat zuschrieb, kosteten Niemand einen Heller, die großen Säcke, welche das Landvolk bei einigen Gelegenheiten zum Plündern nach der Stadt mitgebracht haben sollte, gingen jedenfalls allenthalben ebenso leer wieder heim, wie sie gekommen waren, und selbst in denjenigen Landestheilen, wo der bewaffnete Aufstand Monate hindurch Meister des Feldes blieb, hatte das Eigenthum keine andere Gefahr zu bestehen als diejenige, welche überhaupt von Kriegszuständen unzertrennlich ist.

Kurz, das deutsche Proletariat ist weniger als irgendein anderes geneigt, sich durch fremde Beute zu bereichern, oder auch von Almosen zu leben, und es wird sich leichter als irgendein anderes dadurch befriedigen lassen, daß man ihm den vollen Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kräfte und den möglichst ungeschmälerten Genuß der Früchte seiner Arbeit gewährt.

Doch genug der Proben, um zu zeigen, daß des Verfassers Anschauungen, möge man mit ihren letzten Consequenzen einverstanden sein oder nicht, doch jedenfalls bedeutend genug sind, um die Beachtung auch der Andersgesinnten in vollem Maße zu verdienen; daß der Verfasser, wenn er auch weit entfernt ist, jenem vulgären und zweideutigen Conservatismus zu huldigen, der das Bestehende mit allen seinen Mängeln und Fehlern solange beschönigt, hegt und vertheidigt, bis dasselbe ihm unter den Füßen zusammenbricht und ihn selbst zu Falle bringt, doch unverkennbar conservativ in einem weit höhern und edlern Sinne ist, indem er mit der ganzen Entschiedenheit einer aufrichtigen, nach keiner Seite hin befangenen Ueberzeugung und einer durch und durch patriotischen Gesinnung diejenigen politischen Lebensformen und Einrichtungen aufzufinden strebt, welche der Staatsordnung ein dauerndes Bestehen, der Gesellschaft zuverlässigen Schutz vor drohenden Gefahren socialen Umsturzes, dem Vaterlande die ihm gebührende Macht und Größe nach außen und der Nation jene wahre innere

Zufriedenheit versprechen, die allein Verfassungen, Staaten und Throne unter allen Stürmen der Zeiten sicher aufrecht erhält. Dieses redliche Streben nach Wahrheit, diese aufrichtig patriotische Gesinnung finden wir auch in den die Zukunft Deutschlands ins Auge fassenden Schlußbetrachtungen des Verfassers wieder, mit deren Anführung wir von der vorliegenden Schrift Abschied nehmen, Betrachtungen, welche, wie jeder unbefangene Beobachter der vaterländischen Zustände zugeben wird, durch die Geschichte der Zeit, welche seit dem Erscheinen der „Grundsätze der Realpolitik" verflossen ist, an zutreffender Richtigkeit und Bedeutung wahrlich nicht verloren haben.

Die politische Lage Deutschlands, man kann sich bei dem besten Willen nicht darüber täuschen, ist ein Provisorium. Von welchem Standpunkte aus man die gegenwärtigen deutschen Zustände auffasse, ob man sie mit dem Auge des Conservativen oder des Oppositionsmannes betrachte, immer tritt als herrschender Zug derselben die Unsicherheit hervor. Deutschland ist nicht sicher gegenüber dem auswärtigen Feinde, dem es nur zersplitterte Kräfte entgegenzustellen hat. Deutschland ist nicht sicher vor einem Zusammenstoß zwischen Oestreich und Preußen, deren natürlicher Gegensatz durch die Umstände des Augenblicks wol maskirt, aber nicht gehoben ist und niemals gehoben werden kann. Deutschland ist am wenigsten sicher vor der Revolution, welche sich, ungeachtet aller augenblicklichen Stille und scheinbaren Ruhe, in den Tiefen des Nationallebens vorbereitet und die namentlich auch durch die Pflege der materiellen Interessen gefördert wird, durch welche man die politische Unzufriedenheit beschwichtigen zu können meint. Man mag diese Revolution fürchten oder hoffen, man mag Heil oder Verderben von ihr erwarten, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß sie im Anzuge ist. Sie geht nicht von Verschwörern aus wenn es deren gibt, so dienen sie der Sache des Conservatismus —, sie wird nicht planmäßig ausgearbeitet, nicht kunstvoll geleitet, sondern sie keimt und treibt, ihrer selbst unbewußt, wie ein natürliches Gewächs der Zeit.

Der Revolutionsgefahr, welche geräuschlos und langsam, aber stetigen Schrittes herankommt, hat das heutige Deutschland, außer den todten Kräften der Trägheit und der Furcht, kaum irgendeine andere Schutzwehr entgegenzustellen als die bewaffnete Macht. Die Widerstandskraft dieser Schutzwehr ist sicherlich nicht gering anzuschlagen, aber sie reicht jedenfalls nur solange aus, als die bewaffnete Macht nicht selbst von dem Geiste ergriffen ist, den sie bändigen soll. Den Parteiumtrieben, der Verschwörung, der Bestechung kann man den Zutritt zu den Kasernen wehren, aber nicht dem Geiste, der im Volke selbst lebt, und wie sich der Constitutionalismus vom Südwesten aus über Deutschland ausgebreitet, so könnten auch gewisse militärische Beispiele, die der Südwesten gegeben, die Vorläufer ähnlicher Ereignisse im übrigen Deutschland gewesen sein. Eine Politik, welche sich dem Volksgeiste entfremdet, eine solche Politik darf für den äußersten Fall nicht auf ihre Regimenter und deren Mannszucht rechnen; die Waffen werden von selbst stumpf in ihrer Hand oder entfallen ihr in der Stunde der Gefahr, ohne daß man sagen könnte wie und warum. Abfall oder Meuterei braucht dabei gar nicht im Spiele zu sein, vielmehr ist die Schlaffheit, die Unlust, der Mangel eines freudigen Bewußtseins ganz hinreichend, um die bewaffnete Macht einer wahrhaften Volksbewegung gegenüber vollkommen zu lähmen. „Is habitus fuit", so schildert Tacitus die Stimmung, welche der Revolution vorherzugehen pflegt, „ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur."

Die Unzulänglichkeit des Waffenschutzes gegen die Revolution hat sich 1848 fast allenthalben in ganz Deutschland augenscheinlich gemacht, und selbst diejenige Partei, welche vor einiger Zeit durch einen ihrer Redner in der preußischen Kammer drohen ließ, daß man im Wiederholungsfalle die aufrührerischen Hauptstädte vom Erdboden vertilgen werde, selbst diese sonst so zuversichtlich sich geberdende Partei gesteht durch ihre eigenen Drohungen, daß sie ein neues 1848 voraussieht. Den guten Willen, im Sinne jener Drohungen zu handeln, hatte Herr von Bismark-Schönhausen und hatten seine Gesinnungsgenossen ohne Zweifel schon im März 1848, was ihnen aber damals zum Vollbringen fehlte, nämlich die Kraft, das haben sie wol schwerlich im Laufe der inzwischen verflossenen Jahre erworben.

In dieser Lage der Dinge entsteht die Frage: Was soll da werden in Deutschland, was soll geschehen, um die Gefahr, welche Deutschland von allen Seiten umlagert, abzuwenden, oder um der Katastrophe, wenn sie hereinbricht, die wenigst ungünstige Wendung zu geben? Diese Frage will beantwortet sein. Kein denkender Mann kann sich der Antwort durch die Ausrede entziehen: Es wird beim Alten bleiben. Eine gedankenlose Ergebung in die künftigen Geschicke Deutschlands aber gleicht genau dem stumpfsinnigen Fatalismus, mit welchem der Türke das Verderben über Stambul und den Thron Osman's hereinbrechen sieht. Deutschland ist indessen glücklicherweise nicht in der Lage des Osmanenreichs. Das deutsche Volk ist das jüngste unter den großen Culturvölkern der Welt und noch lange nicht ausgewachsen, geschweige denn über die Periode der Vollkraft hinaus oder gar altersschwach, wie Leute meinen, denen alles historische Urtheil fehlt.

Die Jugend und das Alter der Völker wird nicht durch die Jahrhunderte bedingt, welche sie hinter sich haben, sondern durch ihre Naturbeschaffenheit und durch den derselben entsprechenden Entwickelungsgang — eine hundertjährige Eiche ist jünger als eine funfzigjährige Pappel. Der treueste Spiegel der Entwickelung eines Volks aber ist die Geschichte seiner Sprache. In der Sprache verkörpert sich der Volksgeist selbst; solange die Sprache sich fortbildet, solange ist das Wachsthum des Volksgeistes nicht vollendet und erst geraume Zeit nach Vollendung seines Wachsthums trägt der Volksgeist seine edelsten Früchte in der Wissenschaft und in der praktischen Politik. Die italienische und die spanische Sprache sind seit 500 Jahren fertig, die französische Sprache ist seit 200 Jahren abgeschlossen, die deutsche Sprache dagegen ist erst vor zwei Menschenaltern zu einem Abschlusse gebracht, der wahrscheinlich nur ein vorläufiger war. Das deutsche Volk ist also wenigstens 2000 Jahre lang gewachsen, und damit ist das Maß gegeben, nach welchem sich in Uebereinstimmung mit einem durchgreifenden Naturgesetze seine Lebensdauer abschätzen läßt.

Wollte man einwenden, daß das Naturgesetz, demzufolge die Lebensdauer aller organischen Wesen in directem Verhältnisse zu ihrem Wachsthume steht, immerhin vereinzelte Ausnahmen leide, so wäre darauf einfach zu erwidern, daß ein Volk von 40 Millionen Menschen überhaupt nicht gewaltsamen Todes stirbt, am wenigsten aber, wenn seine Lebenskraft der eines jeden andern Volks specifisch überlegen ist. Daß das deutsche Volk zumal von den Russen verschlungen werden könnte, ist ein Gedanke, der kaum eine ernstliche Widerlegung verdient. Ein Volk, welchem der eigene Bildungstrieb so gänzlich fehlt, daß es von den Anfängen seiner Geschichte an keine innere Entwickelung gehabt hat, ein Volk, welches der Barbarei nur durch fremde Kräfte und gewaltsam einigermaßen entrissen worden ist, ein Volk, welches staatlich nur vermöge der Kräfte besteht, die es fort und fort dem Auslande entleiht, ein Volk, dem das Bürgerthum gänzlich fehlt, welches der eigentliche Träger aller modernen Cultur ist, und das sich aus einer Leibhausindustrie nimmermehr herausbilden wird, ein Volk, dessen religiösem Bedürfnisse ein lebloser kirchlicher Formalismus genügt, der von einem rohen, geistesleeren und gemüthskalten Popenthum gehandhabt wird, ein Volk wie das russische mit

einem Worte wird wahrhaftig am wenigsten im Stande sein, die Lebensfülle und unerschöpfliche Triebkraft des deutschen Volksgeistes zu bewältigen. Rußland hat Deutschland nichts, gar nichts entgegenzustellen als ein Heer, dessen Leistungsfähigkeit von dem polnischen Kriege her in ziemlich zweideutigem Andenken ist und welches überdies dem Auslande gegenüber, wie die kurze Aufhebung des preußisch-russischen Cartells gezeigt hat, sehr wenig an der Fahne haftet. Wie hoch man indessen auch die russische Waffenmacht anschlage, es ist gewiß, daß sie Deutschland nur in einer Zeit der äußersten Zerrüttung gefährlich werden könnte, und nur solange wie die Zerrüttung währen würde.

Wenn nun aber auch nicht entfernt zu besorgen steht, daß Deutschland durch auswärtige oder einheimische Gewalt seiner Zukunft beraubt und verhindert werden könne, sich auszuleben, so bleibt darum doch die Erneuerung einer jener Perioden des Stillstandes oder des Rückschritts möglich, welche in der deutschen Geschichte wiederholt vorgekommen sind. Die Gefahr der Krisis, welcher Deutschland augenscheinlich entgegengeht, besteht darin, daß es in der Bahn seiner Entwickelung um Jahrzehnde, vielleicht um Menschenalter verzögert, wenn nicht gar zurückgeworfen werden könnte. Und eine solche Gefahr ist allerdings groß genug, um das heutige Geschlecht, um dessen Glück oder Unglück es sich dabei handelt, zu den ernstlichsten Erwägungen zu veranlassen und ihm die Nothwendigkeit namhafter Anstrengungen nahe zu legen.

Die Hauptursache der Unsicherheit der deutschen Zustände ist keine andere als die Zersplitterung der staatlichen und nationalen Kräfte Deutschlands. Mit geeinigter Macht könnte Deutschland jeder Kriegs- und jeder Revolutionsgefahr spotten. Die große Aufgabe heißt also: Einigung. Die Untersuchung der Frage, auf welche Weise dieselbe gelöst werden könne, geht über den Zweck dieser Blätter hinaus. Um aber mit einiger Aussicht auf Erfolg Hand an das Werk legen zu können, muß man vor allen Dingen die ebenso großen wie zahlreichen Schwierigkeiten des Unternehmens von Grund aus kennenlernen und demnächst auf den seltsamen Irrthum verzichten, als ob diese Schwierigkeiten durch Ermahnungen, oder durch gute Vorsätze, oder durch feierliche Uebereinkünfte auch nur um eines Haares Breite vermindert werden könnten. So gewiß das gesprochene oder geschriebene Wort nichts über die leibhaftige Thatsache vermag, so gewiß die Thatsache nur der Thatsache weicht, so gewiß wird weder ein Princip, noch eine Idee, noch ein Vertrag die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt.

95.

Die Kammerjungfer. Roman von Fanny Lewald. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 8. 3 Thlr.

Es ist behauptet worden, daß sich aus jedem Stoff ein poetisches Gemälde bilden lasse. Insoweit unter einem poetischen Gebilde nur ein anziehendes, zu Gedanken anregendes oder Denkresultate lieferndes Gemälde verstanden werden soll, ist gegen dieses Axiom nichts einzuwenden. Soll jedoch mit jener Bezeichnung dem Begriff des Poetischen eine weitere Grenze gesteckt werden, so müssen wir dagegen protestiren. Das Ideale, das Poetische verhält sich unserer Ansicht nach völlig ausschließend gegen die gemeine Wirklichkeit; Wirkliches und Ideales decken sich niemals, weder in Form noch Inhalt, und ein ausschließlich aus Wirklichem zusammengesetztes Gemälde kann niemals ein poetisches sein, wie sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nehme, uns spanne, ja selbst uns befriedige. Das Ideale ist nämlich eben das Nichtwirkliche, der Duft oder die Blume des Wirklichen, sein Immanentes, wie der Gedanke nicht das Gehirn ist, sondern seine immaterielle Exhalation, sein geistiger Duft. So hat denn auch die Verfasserin zwar ein sehr anziehendes Bild des Wirklichen, aber kein poetisches Gemälde geliefert, und dieser Satz ist wahr, selbst wenn alle ihre Thatsachen ihre eigene Erfindung sind und wenn diese Thatsachen aufs äußerste wirkungsvoll und plausibel erfunden und des höchsten Beifalls werth sind! Es führt dies allerdings zu so feinen Distinctionen, daß wir davon abstehen müssen, dies Thema hier weiter zu verfolgen. Der sachverständige Leser wird unsere Meinung verstehen. Genug, die „Kammerjungfer" ist ein anziehender, lieblicher Roman, aber keine poetische Arbeit in jenem höhern Sinn. Das Thema ist ein echtes Frauenthema: die Ehe unter Gleichen; ein vielbehaupteter und vielbestrittener Satz. Der Rahmen des Gemäldes läßt sich aber einfach so ausfüllen: Ein Mädchen, nicht mehr in in der ersten Jugend, Kammerjungfer, Freundin selbst ihrer Herrschaft, von geringer Geistesbildung, verlobt sich mit einem jungen Handwerker, Sohn des Hausmeisters ihrer Herrschaft und ihr Verwandter. Der junge Mann geht nach Paris, macht Glück, wird Künstler, Fabrikführer, und da seinerseits die Verlobung eine Uebereilung war, so zeigt sich bald, wie ehrlich Karl auch an seinem Worte festhält, ein Riß, eine Kluft zwischen den Verlobten, welche seine Briefe erst seltener macht und zuletzt ganz verschlingt. Das Mädchen glaubt sich nun verlassen und verrathen und aus Dépit verschenkt sie sich an den alten Kammerdiener ihrer Herrschaft, den klugen und ehrlichen Ludwig. Die Herrschaft ist inzwischen nach Paris gereist und ihre junge Gebieterin lernt dort den Verlobten Mariens kennen. Die jungen Leute lieben sich, ehelichen sich und Marie wird natürlich ungemein unglücklich. Zuletzt findet sie sich jedoch in ihr behagliches Loos, wird Mutter, sieht den früher so leidenschaftlich geliebten Karl als Gatten ihrer frühern Herrin ruhig wieder und ist zufrieden mit ihrem Ludwig, „der denn doch von Anfang her allein das Richtige für Alle erkannt hat".

Wer will an diesem unschuldigen Roman mäkeln? Seine Absicht ist gut; er soll uns zeigen, wie viel und wie wenig doch eigentlich an Dem ist, was wir Leidenschaft in der Liebe nennen; er ist reich an Bildern wahren Gefühls, schicklich, möglich, sittlich in allen Theilen und voll liebenswürdiger Charaktere aus dem wirklichen Leben, unter welchen Aeltern und Geschwister Karl's, die alte und die junge Herrin Mariens, der Bruder Paul und Ludwig des besten Lobes werth sind. Endlich verläuft Alles so anständig, so anziehend und naturgemäß, daß man die zierlichen zwei Theile mit Vergnügen durchliest, ja fast an jeder Scene seine Freude hat. Dabei fehlt es nicht an tiefsten Blicken in das weibliche Gemüth und auf Das, was in Frauenseelen oft Unerklärliches vorgeht: dankenswerthe Aufklärungen, die eben nur eine Frau wie Fanny Lewald zu geben vermag. Und in der That, seien wir nicht undankbar gegen die weibliche Schriftstellerwelt! Was wüßten wir von der Psychologie der Frauen ohne die Staël, die George Sand, die Gräfin Hahn-Hahn, die Bremer, Julie Burow und Fanny Lewald? So gut wie nichts; denn Richardson, Fielding und Balzac, die besten Frauenkenner *), tappen hier doch nur im Finstern.

Der Stil und die Darstellungsweise der Verfasserin sind unter uns bekannt. Es ist noch immer derselbe liebenswürdige Abandon, dieselbe reizvolle Naivetät, der liebliche Umriß der Gestalten, das Schwunghafte und Divinatorische in ihren Reflexionen, die sich überall bemerklich machen, wo sie wie zu ihrer Erholung schreibt und wo sie nicht etwa großen Kunstprojecten nachjagt; derselbe naive Reiz, der in „Jenny" und „Clementine" hervortrat und uns, vielleicht zuerst von allen ihren Kritikern, Veranlassung gab, dies damals namenlose Talent laut anzuerkennen! Der Versuch großer Kunstgemälde dagegen, wie sie z. B. der Paalzow gelangen, misglückt der Verfasserin regelmäßig eben deshalb, weil in ihnen dieser Reiz des Unbewußten mehr in den Hintergrund tritt,

*) Und Goethe? erlauben wir uns hier zu fragen. D. Red.

die Beherrschung verwickelter Verhältnisse ihr aber nicht in dem Maße zugebote steht, um für diesen Verlust vollen Ersatz zu gewähren. Wie viele zarte, duftige und tiefinnige Zeichnungen verdanken wir jedoch ihrer Feder! Wie viele feine Beobachtungen, lichtvolle Reflexionen über das Gemüthsleben der Frauen! Auch in diesem Buche fehlt es nicht an solchen Blicken in das innerste Seelenleben der Frauen, wie sie ein Männerauge wol nie erschaut. Anstatt vieler solcher Stellen sei nur eine anzuführen vergönnt. Die Verfasserin sagt (I, 261): „Ein langes Verweilen in engen Verhältnissen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbett prägen dem Menschen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht gesund dabei, der Blick verengt sich, der Sinn der Frauen namentlich läßt sich bald umfangen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und sie verfallen leicht in ein trübes Begnügtsein, sobald sie sich sagen dürfen, daß sie durch ihre Resignation einem geliebten Menschen das Dasein erleichtern. Es ist dies eine der schönsten Eigenschaften und zugleich eine der gefährlichsten Schwächen des Weibes. Denn der Mensch ist nicht geschaffen, sich selbst zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer sich nicht frei darüber erhebt, bei aller Sorgfalt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und stiften, aber nicht für lange Zeit, da er bald den vollen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten einbüßt. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter ihnen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben auferzöge, daß sie geschaffen sei, sich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, sich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fodern, gänzliche Selbstverleugnung begehren, erzeugt niemals Gutes, denn es erniedrigt statt zu erheben." Eine Spur von Emancipationsgelüste mag in diesem Satze stecken, im Ganzen aber ist er wahr und richtig gesehen. Wir setzen den Werth dieses Romans denn auch vorzugsweise in solche Betrachtungen; denn die Begebenheit selbst, so gefällig sie dargestellt ist, ermangelt in ihren kleinen Verhältnissen des Neuen und Erhebenden gänzlich. Die Seelenleiden einer ungebildeten Kammerjungfer sind nur etwa für Kammerjungfern von besonderer Anziehungskraft, und die Lehre, daß in der Ehe Uebereinstimmung der Bildung, der Denkart, der Gewohnheiten und Interessen zu herrschen habe, wenn sie eine glückliche sein soll, schmeckt stark nach einer Trivialität. Die Verfasserin macht sich nebenbei die Sache leicht, indem sie sich nur mit guten Menschen umgibt und das böse Element in der Natur ignorirt, und ihre Charakteristik ist daher etwas beschränkt. Nichtsdestoweniger ist die Schilderung der Familie Berger in allen ihren Gliedern an den feinsten Zügen reich und überaus anmuthig und launig. Vor allem aber ist die arme Marie selbst ein gelungenes Bild, voll Blut und Leben, und dies, vereint mit solchen Reflexionen wie die eben angeführten, erhebt den andererseits beschränkten Werth des Romans zu dem Niveau der besten Arbeiten dieser Art von Frederike Bremer und Henriette Hanke.

Möge die Verfasserin dem hier bezeichneten Kreise noch oft ihr Talent widmen, von dem Versuche des Kunstromans in großen Lebensbildern aber abstehen, da es ihr für diesen doch an den nöthigen Vorbedingungen — Expansion der Gedanken und umfassende Lebenskenntniß — zu mangeln scheint und die Berührung mit der Philosophie, welche jede Frau aufs äußerste zu meiden hat, ihre Begabung doch in allzu große Gefahr des Scheiterns bringt. Denn wo die Philosophie in Kunstwerken bildend oder entscheidend eintreten soll, da endet die Kunst der Frauen, mögen sie noch so begabt sein, die stillwirkende Ursache der Erscheinungen zu erkennen und gefällig darzustellen und die feinen Bezüge des Lebens zu würdigen und auszudeuten. 2.

Orientalische Poesie.

Diwan des Abu Nuwas. Aus dem Arabischen von A. von Kremer. Wien, Braumüller. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Abu Nuwas, dessen „Diwan" hier zum ersten mal in einer vollständigen Uebersetzung dem deutschen Leser dargeboten wird, ward um das Jahr 145 der Flucht (762—763 n. Chr. Geb.) in einem Dorfe der jetzt persischen Provinz Chuzistan geboren. (Andere, wie Ibn Khallikan, nennen Bassora als seinen Geburtsort.) Sein Vater Hani war als Secretär im Steuerdiwan angestellt und seine Mutter Dshulban soll aus Indien oder Persien gebürtig gewesen sein. Mit ihr kam er in einem Alter von acht Jahren nach Bassora, wo ihn der Dichter Waliba Ibn al-Hubab kennenlernte, zu sich nahm, nach der Stadt Kufa führte und ihm Unterricht in der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften ertheilte. Um das Jahr 199 der Flucht (814—815 n. Chr.) starb er, kaum 60 Jahre alt. Seine Blüte fällt also in eine Zeit, in welcher die Dichtkunst der Araber ihre ursprüngliche originelle Frische und Kraft schon zu verlieren begann. Welches der Grund dieses frühen Welkens gewesen, dies zu erörtern ist hier nicht der Ort. Genug, Abu Nuwas steht mit seinem großen Talent an der Grenzscheide einer Periode, in deren Anfang uns aber sein kecker Genius öfter versetzt, als man erwarten kann. Durch seine Gedichte weht noch der unbändige, allen Fesseln der Gesetzmäßigkeit trotzende und Hohn sprechende Geist, der den Moallakats ihr eigenthümliches Gepräge gibt. Kein Wunder daher, daß er mit dem Dogmatismus und dessen Vertretern in den vielfaltigsten Widerspruch geräth und, je weniger er dem Dogma Concessionen zu machen versteht, in wirklich offensiver Weise dem letztern gegenübertritt und die Foderungen des Glaubens- und Sittengesetzes mit Hohn und Spott von sich abweist. Dies zeigt sich deutlich in Stellen wie den folgenden:

Man sprach zu mir: „Es nahet schon die Mittagstund',
Zur Waschung gehen schon die Becken in die Rund'."
Ich sprach: „Kann sein, daß ich auch bet', wenn's mir gefällt."
Man sprach: „Wer sein Gebet versäumt, hat arg gefehlt."
Ich drauf: „Für mich ist's ärger, daß mein Lieb' mich misse,
Mein Mädchen, das von Herzen gern ich herz' und küsse.
Zu beten braucht nicht, wer wie ich verrufen schon:
Steh' ab vom Tadel, deinem Tadel sprech' ich Hohn!"

Ab vom einförm'gen Alltagswege lenke,
Ein zu dem heitern Lustgehege schwenke,
Ein lock'rer Glaub' erst macht das Leben süß:
Drum lockre deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerpein stell' deine Seel' anheim,
Und offen treibe Possen du und Schwänke.

Aehnliche Maximen finden sich noch häufig wieder, sowol in den Wein- und Trinkgedichten, wie in den Spott- und Scherzgedichten. Unserm Geschmack sagen unstreitig die Minnelieder am meisten zu. Abu Nuwas zeigt in ihnen außerordentlich viel Zartheit des Gefühls, welche mit der energischen Sinnlichkeit, die sich in seinen andern Gedichten ausspricht, auf eine merkwürdige Weise contrastirt. Hat er auch hier sich keineswegs zu jener Platonischen Reinheit der Liebe erhoben, wie sie andere Völker kennen und besingen, so steht er doch schon über vielen seiner Stammgenossen, die an ihren Idealen nicht nur Besseres als Auge, Mund und Wange zu preisen wissen. Dies zeigt sich in den meisten der an Dschinan, die schöne und geistreiche Sklavin Abd-al-Wahhab's gerichteten Gedichte, von denen wir einige zum Beleg anführen:

Der Liebe Flamme hast du angefacht
Und dann von aller Schuld dich losgemacht,
Bis in der Liebe Meer ich untersank
Und seine Woge mich bestürmt mit Macht.
Kund gabst du meinen Gram, vergissest mich,
Hast nimmer an Gerechtigkeit gedacht.

Gewähre du doch meinem Flehen, kennst
Du denn nicht Gottes strafende Allmacht?

In den Hain hinaus zog ich,
Zu zerstreuen meinen Gram:
Doch der Hain freut nimmer mich,
Schien zu spotten, daß ich kam,
Es erfreut mein Auge sich
Keiner Blume in dem Garten,
Außer wenn sie dir nur glich,
In der Blüte Schmuck, dem zarten.

Mit Gram erfülltest du mein armes Herze,
Und Liebesschmerz durchzuckte meine Sehnen,
Den Augen mein hast du gelehrt das Weinen,
Von dir erlernte mein Gemüth das Sehnen.
Kein Ambraduft umwallet deine Glieder,
Den du nicht rosenähnlich überduftest.
All meine Tugenden und Manneszierden
Vergißt du, scheinest Laster sie zu wähnen.
Die Zähren strömen und verkünden Allen,
Was tief in meinem Busen lag verborgen;
Du aber lachst und spottest meiner Klage,
Und heißer, heißer fließen meine Thränen.
Die Gluten, die in meinem Herzen lohen,
Du hast zum hellen Brande sie entfachet.
O Herr, wann jemals — wann wird die Gazelle
Mit ihrem treuen Sklaven sich versöhnen,
Wann meinen heißen Bitten sich ergeben,
Wann wird sie gerne meine Nähe suchen?
Dschinan, mein Augenlicht, wie lange soll denn
Mein Körper solchen herben Qualen fröhnen?
Du willst, daß er von meiner Seele scheide,
Daß er vor Kummer ganz und gar vergehe;
Schon weilt mein Herz beständig ja bei dir nur,
Magst du mich auch selbst noch so ferne wähnen.

Daß freilich unser Dichter trotz dieser innigen Liebe einer tiefern sittlichen Lebensanschauung bar und ledig ist, wird man nach dem vorher zu seiner Charakteristik Gesagten leicht vermuthen können. Sein Eudämonismus tritt in den Trink-, Scherz- und Trauergedichten sehr unverhüllt hervor. Zu höhern Ideen erhebt er sich nur noch in den Lobgedichten auf die Khalifen Emin und Harun-al-Raschid, welche zu loben allerdings sehr in seinem Interesse lag.

Den wissenschaftlichen Werth der Arbeit des Hrn. von Kremer, dessen Name übrigens einen sehr guten Klang hat, zu beurtheilen, sind wir leider außer Stande, da der arabische Text des vorliegenden „Diwan", welchen Kremer nach einer ihm selbst zugehörenden Handschrift übersetzte, zur Zeit noch nicht durch den Druck veröffentlicht ist. Indeß sieht man doch dem Ganzen an, daß es sehr gewissenhaft gearbeitet ist (für den Laien sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt), und wenn auch die Versification noch nicht die hohe Stufe der allbekannten Rückert'schen Kunst und Gewandtheit erreicht und manche Ausdrücke dem Ohre des Norddeutschen fremd sind, so ist doch die Uebersetzung im Ganzen sehr lesbar und das hier gebotene Buch jedenfalls ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntniß von der Literatur des großen Volks, das manchen Wissenschaften neue Bahnen gebrochen und auf die Entwickelung der verschiedensten Geistesrichtungen einen Einfluß ausgeübt hat, dessen Größe und Umfang erst dann zu ermessen sein wird, wenn das ganze Gebiet seiner weiten Literatur eröffnet ist. 69.

Ueber die Stellung des heroischen und tragischen Elements zur Gegenwart.

Wir fanden vor einiger Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" in einer münchener Correspondenz die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die Dorfgeschichte und die platte Wirklichkeit auch in der Malerei sich ein so großes Terrain erobert hätten, daß ideale, romantische und historische Stoffe keinen Boden mehr fänden und auch beim Publicum auf keine Theilnahme mehr rechnen könnten. Der Siegfried von ehemals sei Hausknecht bei irgendeinem münchener Bräu geworden, Hebe kredenze den Gästen den Bierkrug, die tragische Muse trage Mistgabeln am Werktag und Riegelhauben am Sonntag, Daniel und Moses handelten mit alten Hosen und die Propheten ließen sich gar nicht mehr blicken. All unser Interesse habe sich wieder ins Familienleben zurückgezogen, der Deutsche werde nur noch warm hinterm Ofen, besonders zuwider seien ihm aber alle patriotischen Stoffe und am zuwidersten die eigene Geschichte. Der Correspondent erhob dann die Frage: „Sind wir denn wirklich so herunter, daß wir nicht mehr wahr und edel zugleich empfinden können? Hat das Erhabene keinen Platz mehr unter uns? Ist es sicher, daß wir abgedankt unter den heroischen handelnden Völkern, daß wir uns pensioniren lassen und uns ins Privatleben zurückgezogen, wie es die Mehrzahl unserer Dichter und Maler schildert?"

Das Factum ist richtig. Wir haben nur einen Kreislauf gemacht und sind wieder bei Iffland und Voß angekommen. Aber so wenig wir die Dichter und Künstler von aller Mitschuld freisprechen möchten, ebenso wenig könnten wir es gerechtfertigt finden, wenn man sie allein für diesen Zustand verantwortlich machen wollte. Auch thut dies unser münchener Gewährsmann nicht. Soll etwa der Künstler, der doch auch leben will, sich zum Opfer bringen und gegen den Willen und Geschmack des Publicums große historische Bilder malen, ohne Aussicht darauf, für sie Käufer oder auch nur Beschauer zu finden? Soll der dramatische Dichter große Stoffe aus der vaterländischen Geschichte bearbeiten, wenn er weiß, daß sein Drama bei der ersten Wiederholung vor leeren Bänken, kalten Herzen und tauben Ohren spielen wird? Wir müssen leider zugeben, daß die Menschen unsers Zeitalters des heroischen Schwungs und pathetischen Inhalts bar und ledig sind und daß, wenn unser Publicum an historischen Stoffen Geschmack finden soll, sie in kleine Rahmen gefaßt und auf die kleinen Verhältnisse eines Genrebildes reducirt sein müssen. Das Publicum will auf der Bühne gekrönte Häupter nur noch als Familienväter, vielleicht höchstens als brummige Haustyrannen und Königinnen und Prinzessinen nur noch als launenhafte oder schmachtende Liebhaberinnen sehen. Der Bürgerkönig mit dem Regenschirm ist noch immer das Ideal unsers Publicums, nicht der Heldenkaiser im Panzerhemd und mit dem Streitkolben. Diese Verseichtigung wird bereits auch von Denen empfunden, welche früher gegen jede Shakspeare'sche Reminiscenz als eine Barbarei protestiren zu müssen glaubten. Sie möchten jetzt gern wieder ein wenig einbiegen, weil sie fühlen, daß, wenn dies so fort geht, die Tragödie zuletzt ganz von den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu verschwinden droht; es dürfte aber zu einer Umkehr vielleicht jetzt schon zu spät sein. Wir haben in neuerer Zeit vielfach die Beobachtung machen müssen, daß alle pathetischen Sterbescenen auf der Bühne dem Publicum zuwider sind, und wir können uns vorstellen, daß eine Zeit entweder der reinsten Humanität und Bildung oder der vollständigsten Verweichlichung kommen könnte, wo man von tragischen Katastrophen, welcher Art sie auch seien, überhaupt nichts mehr wissen will. Wir sind schon auf dem besten Wege dahin. Kleine raffinirte Quälereien läßt man sich wol noch auf der Bühne gefallen, aber sie müssen zu einem gemüthlichen, wenigstens unblutigen Ausgange führen. Es ist allerdings eine gewöhnliche Erfahrung, die man

alle Tage machen kann, daß der Mensch, je älter er wird und je mehr traurige Ereignisse er in nächster Nähe und in der Wirklichkeit erlebt hat, je mehr ihm der Gedanke des Todes überhaupt nahetritt, auch umsomehr erheiternde Eindrücke aufsucht und auf dem Gebiete der Kunst tragischen Stoffen womöglich aus dem Wege geht. Die Nutzanwendung hiervon auf ganze Völker liegt nahe genug. Der vorige König von Preußen, ein ruhig verständiger Mann, soll einmal geäußert haben, er begreife nicht, wie die Leute noch Trauerspiele sehen wollten, da sie ja Trauerspiele genug zu Hause hätten. Nur die wenigsten Menschen sind, in unserer Zeit wenigstens, von dem festen und tiefen Gepräge, daß ihnen tragische Schicksale, wie sie namentlich die Alten und Shakspeare darstellten, zur Quelle der Erhebung über sich selbst und des kräftigen Widerstandes gegen das eigene Schicksal werden könnten. H. M.

Notizen.

Der Roman „Eritis sicut Deus" in der Beleuchtung englischer Kritik.

Nur sehr selten werden deutsche Romane, selbst wenn sie bei uns Aufsehen erregten, in englischen Blättern einer längern Beurtheilung für werth befunden. Indeß ist dieses Glück oder Unglück — wie man es nehmen will — in der letzten Octobernummer des „Athenaeum" dem bekannten anonymen Roman „Eritis sicut Deus" begegnet. Der Berichterstatter meint, der Verfasser verräthe zwar einen bedeutenden Einblick in die Principien der modernen Speculation, aber die Aufgabe, diese Fragen künstlerisch zu gestalten, gehe weit über seine Kräfte, und das Buch verdanke seine Popularität nur der Geschicklichkeit, womit der Verfasser alle Anklagepunkte, welche gegen die Philosophie in den Personen ihrer Bekenner und Lehrer gegenwärtig geltend gemacht würden, in seinem Buche vereinigt habe. Dasselbe sei ein auffallendes Beispiel der Schwäche, welche dem reinpsychologischen Roman anzuhaften pflege, wenn er nicht von den höchsten Meistern der Kunst behandelt würde. Der Fortschritt der Handlung darin sei von dem Fortschritt des zugrundeliegenden Gedankens gänzlich losgetrennt und verrathe die auffallendste Armuth an Erfindung. Die Handlung gehe nicht aus den Charakteren hervor, und wenn schon der Verfasser einen beweglichen rhetorischen Stil und eine beträchtliche dialektische Schärfe besitze, so werde doch jener moralische Ernst, welcher das Salz eines solchen Werks sein sollte, nirgends gefunden. Der Berichterstatter schließt: „Das speculative Element ist langweilig, der Humor gleich Null und die Ironie unfein. Das Buch ist nicht ohne Interesse für Diejenigen, welche sich um den Fortschritt des deutschen Gedankens kümmern, muß aber Denen, welche mit seinen Problemen unbekannt sind, eine unbegreifliche Erscheinung sein. Das Gemälde, welches darin von dem Culturleben einer deutschen Stadt aufgestellt wird, ist eins der kläglichsten Zeugnisse für jene allgemeine Frivolität, zu welcher die Abwesenheit alles öffentlichen politischen Lebens ein Volk verdammt, das doch so intellectuell und fernblickend ist, als unsere deutschen Vettern." Wir würden uns freuen, wenn das englische Blatt sich öfter in so eingehender Weise mit deutschen Romanen beschäftigen wollte, die in Deutschland wirkliches Aufsehen erregten und deren Einfluß über die gewöhnlichen Leihbibliothekenkreise hinausdrang. Denn gerade in Sachen des Romans, glauben wir, haben die Engländer ein Wort mitzusprechen.

Der Lyriker Charles Mackay.

Von Charles Mackay, dem Verfasser von „The lump of gold" u. s. w. erschienen gleichzeitig drei Heftchen Gedichte, jedes zum Preise von einem Shilling: „The Salamandrine", „Songs for music" und „Ballads and lyrical poems". Das „Art Journal" sagt davon: „Dr. Mackay gehört zu den ersten Lyrikern der Gegenwart; seine Verse sind immer frisch, gesund und natürlich und zeichnen sich durch eine Anmuth des Ausdrucks aus, die von feiner Durchbildung zeugt, wie durch eine hohe Sittlichkeit, die auf gesundem Menschenverstande beruht. Er lehrt durch die Vorschriften seiner Muse und fesselt durch Melodie; und obschon wir gelegentlich in einigen seiner Schriften eine gewisse Neigung bemerkt zu haben glauben, eine Volksclasse auf Kosten der andern zu erheben, kurz eine etwas stark hervortretende Sympathie für ultraliberale Ansichten, so sind seine Schriften doch gar wohl geeignet, gute Dienste zu leisten, und wir freuen uns daher, daß sie in dieser wohlfeilen Ausgabe Aussicht haben, fast in Jedermanns Hände zu gelangen." Wir haben früher schon (Nr. 9) bei Gelegenheit von Mackay's Dichtungen „The lump of gold" erwähnt, daß manche seiner herzigen, angenehm fließenden Gedichte bereits fast zu Volksliedern in England geworden sind. Umsomehr ist es zu verwundern, daß dieser in England hochgeschätzte Dichter bei uns fast noch gar nicht bekannt zu sein scheint. Selbst die treffliche, durch Vollständigkeit vor allen andern Anthologien ausgezeichnete jüngst erschienene Sammlung englischer Gedichte von D. L. H...r, „Englische Dichter", auf die wir noch zu sprechen kommen, enthält nichts von Charles Mackay.

Lyrische Wunderlichkeit.

Nicht blos in Deutschland, auch in England fördert die Lyrik Wunderlichkeiten aller Art zutage. Dahin gehört: „Yarra Yarra, or tales of a traveller. By *A. M. R. Kinahan*", eine Dichtung, von welcher der Berichterstatter im „Athenaeum" sagt, daß es eins der wunderbarsten Erzeugnisse menschlicher Narrheit sei, die er je gelesen. Zur Gemüthsergötzung der Leser theilt er dann folgende Verse mit, in denen sich der Dichter die Mühe genommen, eine Anzahl barbarischer australischer Namen zu verherrlichen:

Farewell, Tarrengower! and Ganawarra!
Farewell, Wagra-Barjarg! and Irrawarra!
Farewell, Burra Burra! Pollipih! Morang!
Farewell, Merrimingo! and thee, Burnewang!
And thee, Booroondara! and Goomalibee!
Farewell, Naral Naral! and Hinnomoagy!
And Wimmera plains, by Tongeomungie!

H. M.

Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 7te Auflage. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr.

Arnd, K., Die Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1857. Herausgegeben von J. G. Seidl. 33ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Bölte, Amely, Eine gute Versorgung. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichtungen von einer Engländerin. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1857. 16. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Göhren, Caroline v., Frauenliebe und Künstlerberuf. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Grant, J., Das geisterhafte Regiment oder Geschichten von den „Unsrigen." Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Die Kirche! Ursprung und

Bedeutung des deutschen Wortes. Ein Vortrag in der Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften. Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 6te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 16. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Erlebtes. Kleinere Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heller, H. J., Gedichte. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heyse, K. W. L., System der Sprachwissenschaft. Nach dessen Tode herausgegeben von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hub, J., Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. 2tes Buch. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher und Schwänke des 16. Jahrhunderts. Nebst Proben aus den Gesprächen des Desiderius Erasmus, aus dem Traktat: Von den losen Füchsen, dem Mayenlob des Caspar Scheidt und dem Theatrum Diabolorum. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jäger, C. F., Die Grundbegriffe der christlichen Sittenlehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche, aufs Neue untersucht. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1857. 37ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Johannes. Leipzig. 8. 1 Thlr.

Die Irrlichter. Ein Märchen, von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Komm Deutscher, beschaue Dich einmal im hellen und getreuen Spiegel des Amerikaners! Vergleichende Würdigung des Anglo-Amerikaners mit dem Deutschen. Neustadt a. d. Aisch. 8. 12 Ngr.

Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten. Von J. Wenzig. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Longfellow, H. W., Gedichte. Deutsch von A. Neidhardt. Darmstadt, Leske. 8. 27 Ngr.

Lorm, H., Am Kamin. Erzählungen. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 3 Thlr.

Lotze, H., Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1ster Band: Der Leib. Die Seele. Das Leben. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Merkel, J., Gregorius Heimbürger und Lazarus Spengler. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 7. April 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Meyer, J. B., Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung dargestellt. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Michelet, J., Aus den Lüften. Das Leben der Vögel. Aus dem Französischen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Montanus, Der Kurfürst in Hükeswagen, oder: Das Maifest, ein Schauspiel in drei Abtheilungen. Solingen, Pfeiffer. 8. 10 Ngr.

Mormonengräuel, dargelegt in den Erlebnissen einer aus Utah entflohenen Mormonenfrau, so wie in den Enthüllungen des socialen, administrativen und religiösen Lebens dieser Secte. Aus dem Englischen von H. Gauß. Mit 4 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von F. Zarncke. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, Marie, Dunkele Wege. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Olmütz im Jahre 1848. Olmütz. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Thomas Morus. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ritter, H., System der Logik und der Metaphysik. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Pariser Bilderbuch. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rougemont, F. v., Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie. Mit Zustimmung und Verbesserungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von C. Fabarius. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rückert, H., Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung. Zwei Theile. Leipzig, T. O. Weigel. 1857. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schiff, H., Zwei Novellen. Zwei Bände. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Schlosser, J. F. H., Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von Sophie Schlosser. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wanderfrüchte. Sammlung auserlesener Poesien aller Zeiten in Uebertragungen. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3te Auflage. Neue Folge. 1ster Band. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schultz, C. F., Baltische Geheimnisse. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Lieflands. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. 8. 8 Ngr.

Schwegler, A., Römische Geschichte. 2ter Band. — A. u. d. T.: Römische Geschichte im Zeitalter des Kampfs der Stände. 1ste Hälfte. Von der Gründung der Republik bis zum Decemvirat. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Smaragd, An der Salza. Pest. 1855. 16. 16 Ngr.

Sonklar Edler von Innstädten, K. A., Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien, Seidel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Springer, A., Paris im dreizehnten Jahrhunderte. Mit einem Plan. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Stifter, A., Studien. 5te Auflage. Stereotyp-Ausgabe in drei Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. 1stes Heft. Pest, Heckenast. 1857. Br. 8. 7½ Ngr.

Stolle's, F., ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. Supplemente. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 7½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1857. Mit Beiträgen von A. Schloenbach, P. Heyse, E. Willkomm und W. Müller. Mit sechs Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Erik Gustaf Geijer und Arvid Aug. Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von F. Wolf. Nebst 49 Melodien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Reise nach Spanien. Leipzig, H. Schultze. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zirndorf, H., Kassandra. Trauerspiel in fünf Akten. Wien. Hoch 4. 15 Ngr.

Zorn, Josephine, Friderike, die fromme Dulderin. Ein Familiengemälde als wahre Begebenheit. Pest. 12. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Berndt, C., Die Riff-Piraten. Pasewalk, Braune. Gr. 8. 5 Ngr.

Landschreiber, K. W., Die sächsische Kirchenverfassungsfrage vom theologisch-politisch-rechtlichen und historischen Standpunkte. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neuer Roman von Levin Schücking.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sphinx.

Roman von Levin Schücking.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman des beliebten Romandichters, von spannender Handlung, origineller Charakteristik und vollendeter Form. Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart" (**Rudolf Gottschall**) sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane (Westfalen) ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich."

Die **frühern Romane Levin Schücking's**, sämmtlich von dem deutschen Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.
Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden, die Westfalen berühren, wird **Schücking's** Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als „**ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur**" bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. 8. Carton. 10 Ngr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte, die anziehenden Gestalten der Vergangenheit und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen".

Brockhaus' Reise-Bibliothek ist dem Verfasser der beiden obigen in dieselbe gehörigen Schriften Veranlassung geworden, ein Land und einen Volksstamm, den er früher als Hintergrund für seine bekannten und beliebten Romandichtungen schilderte, einmal in einem historisch-topographischen Gesammtbilde darzustellen und mit künstlerischer Beherrschung des Stoffs eine überraschende Fülle von charakteristischen Eigenthümlichkeiten, erheiternden Sittenzügen, merkwürdigen Charakterzeichnungen und Geschichten aus dem Volks- und Familienleben Westfalens, welche sich zu ebenso vielen, wie von selbst zu Roman oder Ballade gestaltenden kleinen Spiegelbildern der Vergangenheit abrunden, vor dem Leser auszuschütten. Beide Bücher, die als Führer für Reisende die zwei das Land durchschneidenden Haupteisenbahnen verfolgen, ergänzen sich wechselseitig zu einem alle irgend erheblichen Punkte berührenden und schildernden, das spannendste Interesse weckenden Gemälde des ganzen Gebiets der „rothen Erde", das in neuerer Zeit durch den großartigen Aufschwung seiner Industrie eine doppelte Bedeutung erlangt hat.

Soeben erschien bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gervinus'
Geschichte des
neunzehnten Jahrhunderts
seit den Wiener Verträgen.

Zweiter Band. Zweite Hälfte:

6. Deutschland: Das Volk und die Volkstheile. — Die Einzelstaaten. — Der Bundestag — Preußen. — Süddeutsche Verfassungen und Stände. — 7. Rußland.

Gr. 8. brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Band I. I. Die Herstellung der Bourbonen.
II. Der Wiener Congreß.
III. Die Reactionen von 1815—1820.
1. Vorbereitende geistige Bewegungen. 2. Oestreich. 2 Thlr.
„ **II.** 1. Hälfte: 3. Italien. 4. Spanien. 5. Frankreich. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer (Leopold), Der Hirtenknabe Nikolas,

oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212

Nach den Chroniken erzählt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Novelle **Leopold Schefer's**, die alle die Vorzüge seiner frühern Schöpfungen hat und seinen zahlreichen Verehrern gewiß willkommen sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Génévion von Toulouse. Historische Novelle. 12. 1⅓ Thlr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 20. November 1856.

Nikolaus Lenau's Leben. Nach Schurz und Anastasius Grün.

1. Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne A. X. Schurz. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Nikolaus Lenau's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. Vier Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 6 Thlr.

Von der düstern Stunde an, wo Andreas Gryphius von sich sang:

Ich theilte meine Zeit in Seufzer, Noth und Pein,

bis zu dem Tage, wo Uhland einem verhungerten Dichter nachklagte:

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug gestürzt,
Indeß man Festgelage
Mit deinem Liede würzt;

und von diesem Tage bis zur heutigen Stunde — wie bei weitem zahlreicher sind während dieser langen Periode unter den deutschen Dichtern und Dichtergenossen die Beispiele von Trübsal, innerm Elend und Verzweiflung als die Beispiele wirklichen Glücks und harmonischer Seelenstimmung! Wir wollen hier nicht die vielen aufzählen, die, verschuldet oder unverschuldet, ihr Leben unter Nahrungssorgen und Entbehrungen verbrachten, am Hungertuche nagten und auf dem Hungerlager starben; wir wollen nur diejenigen nennen, die durch Selbstmord endeten, wie der Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, Daniel Leßmann, Alexander Fischer, Theodor von Haupt, F. Raimund, Enk von der Burg, der Lustspieldichter Joseph Mendelssohn, Julius Minding, der Lyriker, der sich in Neuyork vergiftete, der Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder Schubert in Musik setzte und der sich in einem Anfalle von Schwermuth den Tod gab, Luise Brachmann, Karoline Günderode und Charlotte Stieglitz, die Dichtergattin; oder die dem Dämon des Wahnsinns verfielen, wie Ephraim Moses Kuh, Lenz, Wezel, Hölderlin, Nikolaus Lenau u. A. In ihrer Jugendperiode litten selbst Goethe sowol als Schiller oft an den düstersten, verzweifeltsten Stimmungen; Herder fühlte sich in seinen spätern Jahren sehr unglücklich und vereinsamt; Christian Ewald von Kleist, der Frühlingsdichter, befand sich nicht selten im Zustande trübster Melancholie, in welchem er Alles, was Mensch hieß, floh („ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein", sang er); Hamann gestand, daß ihn oft vor seinen eigenen Producten Grauen und Ekel anwandle, und Tieck erzählt selbst (wie man bei R. Köpke nachlesen kann), daß er in seinen frühern Jahren von den entsetzlichsten fixen Ideen und gespenstischen Phantasmagorien gequält worden sei. Aus gleichen Stimmungen gingen Hoffmann's Nachtbilder hervor; nur suchte er, wie auch Andere, die darüber zugrunde gingen, ein Gegenmittel in dem Genusse berauschender Getränke und der Gesellschaft lustiger Kumpane, während Zacharias Werner, Fritz Stolberg und Friedrich Schlegel im Schoose der katholischen Kirche vor ihren innern Bedrängnissen Schutz zu finden meinten. Wir könnten noch manchen andern tief Verdüsterten aus neuerer Zeit nennen: Platen; Waiblinger; Ernst Schulze; Clemens Brentano, der zuletzt in düsterer Zerknirschung Seele und Leib kasteite; Ludwig Halirsch; Grabbe, der in Zerfallenheit mit sich und mit der Welt und in cynischer Versunkenheit endete; Heinrich Stieglitz, dem eine dämonische Macht lange Jahre nirgends Rast und Ruhe gönnte; Franz von Gaudy, der, wie man erzählt, einmal nahe daran war, sich selbst den Tod zu geben, und seitdem seine Briefe schwarz siegelte; und außer ihnen noch so manchen Andern, auch noch aus jüngster Zeit. Gewiß wird es nicht leicht einen schriftstellerischen Collegen geben, der nicht mit uns die Erfahrung gemacht hätte — und wer gegen sich und gegen Andere offen sein will, wird dies bereitwillig eingestehen —, daß er in dichterischen und überhaupt vielleicht schriftstellerischen Kreisen nur sehr selten jenem Behagen begegnet ist, welches nur Ausfluß einer innern harmonischen Gemüthsstimmung wie der ungeheuchelten Freude an den Menschen und Weltdingen sein kann. Gewiß ist dies kein natürlicher Zustand; denn ohne Zweifel ist jedes menschliche Wesen zu der Foderung berechtigt, einen

Zustand zu erreichen, welcher es ihm gestattet, sich des Lebens, der Menschen und seiner selbst möglichst zu erfreuen. Ruhm ist gewiß nur ein höchst nothdürftiger Ersatz für den Mangel innern Glücks. Nun mag es zwar richtig sein, daß das Leben eines Dichters an erhebenden Momenten reicher ist als das der meisten andern Menschen; aber theils sind sie zu flüchtig und vorübergehend, um schwer ins Gewicht zu fallen, theils sind sie selbst wieder nur neue Zuflüsse zu den Quellen des Mismuths und Trübsinns, des Zerfalls und Bruchs mit der Welt. Schwerlich aber sind sie ihres hohen Preises werth. Sie sind wie Siege, die durch die Opfer, welche sie kosten, zu Niederlagen werden, welche die innern Kräfte und Widerstandsmittel allmälig erschöpfen. Diese Verstimmungen und Trübungen hängen freilich nicht selten, vielleicht sogar in den meisten Fällen, mit sehr äußerlichen Motiven, mit fortdauernden Nahrungssorgen, Bedrängnissen der Existenz und den vielen moralisch niederbeugenden Demüthigungen, die eine solche Lage zur Folge zu haben pflegt, sehr innig zusammen, werden durch sie zum Theil hervorgerufen, zum Theil wesentlich verstärkt. Dies ändert jedoch an der Sache nichts und ist vielmehr ein Beweis mehr für das tiefgreifende Misverhältniß zwischen der äußern Welt und der Poesie, die sich vielleicht mit der unsichtbaren Ehre abspeisen lassen soll, wo sie ihr tägliches Brot braucht.

Man kann freilich noch einen Schritt weiter gehen und zu der Ansicht gelangen, daß jene düstern Stimmungen, wenigstens in neuern Zeiten, nicht die Folgen, sondern die Ursachen poetischer Zeugungen seien. Man begegnet auch diesen Stimmungen weniger bei den Dichtern der antiken Völker und des Mittelalters als bei denen der modernen, bei den Dichtern der romanischen Völker im Allgemeinen weniger als bei denen der germanischen, bei den religiösen Dichtern, die in der ewigen stabilen Gottesidee ausruhten, weniger als bei denen, welche die unstäten speculativen Elemente der Zeit in sich aufnahmen oder idealistischen Gebilden nachjagten, die mit einer unpoetischen Gegenwart in einem directen, vielleicht selbst feindseligen Gegensatz standen. Niemand fühlte diesen Gegensatz tiefer als Schiller; Keiner aber war sich auch klarer darüber, wie er ihn für seine eigene Person zu überwinden habe. Er betrachtete einfach die Welt wie sie ist als für ihn nicht existirend; einen Vermittelungs- und Ausgleichungsversuch mit ihr zu machen, fiel ihm gar nicht ein. Für ihn lebte die Freiheit nur in dem Reiche der Träume, blühte das Schöne nur im Gesange. Thorheit, das Schöne unter dem jetzigen Geschlecht, im Lande civilisirter Barbaren suchen zu wollen, Thorheit, an eine Realisirung des Freiheitsideals mit Hand anlegen zu wollen! Er schrieb an Herder unterm 4. November 1795 *):

Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsers Zustandes ist meines Bedünkens so groß und entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiete der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealistischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmuzen würde.

Andern wurde es nicht so gut wie Schiller, weil sie nicht den Muth hatten, mit derselben Entschiedenheit wie er von vornherein mit der Wirklichkeit zu brechen, sondern es vorzogen, mit ihr in einer unzufriedenen Ehe zu leben. Sie machten darauf Anspruch, von ihr als Poeten anerkannt, gefeiert und als solche behandelt zu werden, mit der Hingabe, mit der Entsagungsfähigkeit, deren nur die wahre Liebe fähig ist; als sie aber einsehen mußten, daß ihr poetischer Kern von nur sehr Wenigen richtig erkannt wurde, daß man sie wie eine Art Paradestück in der Welt herumzeigte, daß man sie ohne alle Schonung, selbst ohne die billigsten Sanitätsrücksichten immer nur in einer interessanten fieberhaften Erhitzung sehen wollte, daß mit einem Worte der Gesellschaftsegoismus die eigentliche Basis des ihnen gewidmeten Cultus war, da zogen sie sich in den tiefsten Schmollwinkel ihrer Subjectivität zurück, fühlten sich verkannt und miskannt, verbraucht und misbraucht, vermochten aber doch den Mangel gewohnter Huldigungen nicht zu verschmerzen und widmeten nun in der Wüste und Einsamkeit, die sie um sich geschaffen, ihrem Selbst einen Cultus, der ihnen zu Kopfe stieg. Hierzu kam, daß sie vielleicht das Größte, was ihnen ihr Talent und ihre geistige Begabung zu leisten gestatteten, schon längst geleistet hatten, aber doch, von verzehrendem Ehrgeiz getrieben, mit vielleicht schon angegriffenem Gehirn, erschütterten Nerven und untergrabenem Gesammtorganismus zu produciren fortfuhren und sich dann oft an Aufgaben wagten, denen ihr Geist nicht gewachsen war. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!" Aber diese Dichter, die noch mehr Denker als Dichter und noch mehr Grübler als Denker waren, maßten sich an, mit ihrem endlichen Geiste zu begreifen, was doch unendlich ist. Ihr Geist war vielleicht schon gebrochen und krank, als sie es unternahmen, Räthsel lösen zu wollen, die zu lösen selbst dem vollkommen klaren und gesunden Geiste nicht möglich ist. Endlich befanden sie sich einer Wirklichkeit gegenüber, die — wenn man die ewig poetischen Kundgebungen der allgegenwärtigen Natur ausnimmt — nach Schiller's Ausdruck wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist, sodaß sie genöthigt waren, ihre poetischen Anschauungen nur aus sich selbst zu schöpfen, was für Jeden, der blos die Poesie zu seinem Lebensberufe gemacht hat und es für seiner unwürdig hält, seine Gedanken auch nur zeitweise in das schlichte, aber solide Gewand der Prosa zu kleiden, auf die Dauer eine ebenso mühselige als aufreibende Operation ist. Wenigstens

*) Vgl. Schiller's Briefe an Herder in der jüngst bei Meidinger herausgekommenen Briefsammlung: „Aus Herder's Nachlaß", Bd. 1.

wird man zugeben, daß es zu keiner Zeit so wie in unserer an plastischen Vorbildern für poetische Gestaltung und an großen und edeln Leidenschaften für pathetische Behandlung gefehlt hat. Im Gegensatz zu jenem allen Idealismus abweisenden und selbst höhnisch abfertigenden, überwiegend werkeltäglichen Charakter, dem schleichenden Intriguengeist und dem platten, zuweilen freilich auch echauffirten und bis zur Schwindelphantastik gesteigerten Erwerbssinn unserer Zeit nimmt die moderne Poesie allerdings oft einen erkünstelten, oft bis zur Dunkelheit verworrenen und überladenen pathetischen Ton an, der sich aller möglichen rhetorischen Mittel bedient, um nur nicht zu sprechen wie Hans auf allen Gassen. Wunderlich, daß wir in der pedantischen und perückenhaften Renaissancezeit, als Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau im Marino'schen Geschmacke dichteten, eine ähnliche Erscheinung in Deutschland wahrnehmen können. In der That hätte man sich zu Lessing's und Goethe's Zeit, wo dieser schwülstige Geschmack vollkommen überwunden zu sein schien, wol nicht eingebildet, daß bald nach ihnen wieder eine Periode kommen sollte, wo ein Dichter, noch dazu der besten einer, die Zähne eine „knöcherne Mühle", in die Braten und Schinken hinabwandern, des Pfaffen Glatze „der Brautnacht Mond", den Sturm einen „wackern Roßknecht", das Auge eine „Kneipe", die heidelberger Ruine ein „steinern stilles Hohngelächter der Zeit", das Strohdach einer Hütte eine „ihr tief ins Aug' hinabgezogene Strohkapuze" u. s. w. nennen und ein Dilemma mit dem zwischen zwei Ochsenhörner scheinbar eingefangenen Horn des Mondes vergleichen konnte.

Und doch war der Dichter, von dem wir diese gesuchten, fast komisch wirkenden Gleichnisse anführen, ganz gewiß der besten einer — es war Nikolaus Lenau, ein tiefes edles Gemüth, ein ernst ringender Geist, einer der ursprünglichsten, innigsten und sinnigsten Liederdichter der neuern Zeit, der aber in seinem Haschen nach dem Originellen oft die einfachste und daher energischste Wirkung seiner Lieder verdarb und sich an der Lösung großer metaphysischer und religiöser Aufgaben versuchte, an denen sein krankhaft grübelnder Geist scheitern und sich endlich vollkommen aufreiben mußte.*) Das Schlimme ist, daß wir bei ihm kaum zu sagen wissen, welche seiner Dichtungen einer Periode angehören, wo sein Geist noch vollkommen unumschleiert war, und so dürfte es wol denkbar sein, daß Diejenigen, welche z. B. seinen „Faust" als ein Dichterwerk ersten Rangs begrüßten und darin die Lösung aller modernen Lebensräthsel erblickten, dem deutschen Publicum eine Dichtung anempfahlen, über die sich schon theilweise die Schatten der Geistesverfinsterung breiteten, in welche er einige Jahre später versank. Die Geschichte seines Dichtens ist im Grunde nichts als eine Krankengeschichte, die nach verschiedenen Seiten sehr viel Lehrreiches enthält. Um aber den rechten Gewinn davon zu ziehen, ist es nöthig, mit dem kältesten Verstande daran zu gehen und sich durch nichts verblenden zu lassen, weder durch die großen poetischen Fähigkeiten, die er wirklich besaß, noch durch die Huldigungen, die ihm von Seiten seiner Verehrer in so reichlichem Maße dargebracht wurden.

Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang. Harte Schläge knüpften sich zwar auch früher schon an der Charlotte Stieglitz und später an Friedrich List's tragisches Ende, aber tiefer berührte alle Gebildeten das Schicksal Nikolaus Lenau's, des erklärten Lieblings dieser Gesellschaft. Denn während Jene, wenn auch vielleicht nur bedingt, ihrer Vernunft und ihrer Handlungen bis zum letzten Augenblicke Meister blieben und mit selbstherrlichem Bewußtsein zu der That schritten, durch die sie ihrem Leben ein Ende machten, sehen wir Nikolaus Lenau, der im Geschmack der Gebildeten die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des menschlichen freien Willens predigte (wie Heinrich Heine, der dann aber später auch eines Bessern belehrt wurde) und in diesem Sinne selbst seinen Faust durch den eigenen Dolch fallen ließ, nicht blos seine Selbstherrlichkeit einbüßen, sondern auch mehr und mehr das Bewußtsein darüber verlieren, daß er sie eingebüßt habe. Alle Geistesstolzen fühlten sich in seinem beklagenswerthen Schicksal mitbetroffen, und mit der allergrößten Spannung und Theilnahme las man die Mittheilungen über seine Krankheitsgeschichte in der „Allgemeinen Zeitung" und andern Blättern. Man hoffte, daß der Unglückliche den finstern Dämon, der ihn gefesselt hielt, endlich doch überwinden und der menschliche Geist in ihm einen neuen Triumph feiern werde. Aber man hoffte vergebens. Der Beklagenswerthe verfiel immer mehr in Kindheit, Stumpfsinn und Thierheit, und so endete er auch. Fern sei es von uns, mit den Orthodoxen und Hyperorthodoxen gemeinsame Sache zu machen, welche in seinem Schicksal eine Strafe des Himmels für seinen Skepticismus erkennen wollten. Man zieht den Allmächtigen und Allduldenden in eine sehr niedrige Sphäre herab, wenn man ihm die Absicht unterlegt, von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuiren. Der religiöse Fanatismus und die Hypergläubigkeit haben öfter zum Wahnsinn geführt als der Skepticismus; und in Nikolaus Lenau's Skepsis lagen wahrlich viel zahlreichere religiöse Elemente als in einer Art des Glaubens, die nicht durch Kampf und Prüfung gewonnen, sondern als ein zugebrachtes Erbstück überliefert wird. Ohnehin kann ja der Wahnsinn wie jede andere Krankheit die bloße Folge einer besondern körperlichen Anlage oder einer Störung oder Verletzung des leiblichen Organismus sein, sodaß im Grunde Niemand mit Sicherheit von sich sagen kann, er sei über ihn hinaus. Wir unserntheils erblicken in Nikolaus Lenau's Schicksal zwar nicht ausschließlich — denn eine körperliche Disposition wirkte gewiß entschieden mit —, aber doch überwiegend

*) Schurz nennt ihn „den anerkannt größten lyrischen Dichter der vor allen andern Völkern lyrischen Deutschen". Will Schurz etwa Goethe, Schiller, Bürger, Uhland, Rückert, Heine u. A. als Lyriker unter Nikolaus Lenau stellen? Auf allgemeine Zustimmung zu dieser Privatansicht dürfte Schurz schwerlich rechnen können.

das Product gewisser krankhafter, in unserer Zeit sehr verbreiteter geistiger Stimmungen, die Folge zu reichlicher geistiger Debauchen und poetischer Excesse, wie gewisser opiumartig und betäubend wirkender, den Geist in ewiger Aufregung haltender gesellschaftlicher Einflüsse. Hierzu trat seine Neigung zu sehr starken Weinen (wiewol er sich in ihrem Genuß eigentlich nie übernahm), starkem Kaffee und überkräftigen Cigarren, überhaupt seine ungeregelte Lebensweise, indem er tief in die Nacht hinein arbeitete, bald, jedem Wetter und leichtern Krankheitsfällen Trotz bietend, ruhelos hin- und herreiste und -wanderte, bald wieder ein wochenlang ununterbrochenes sitzendes Leben führte und in sich hinein grübelte. Eine gewisse geistige Hoffart, ein übertriebener trotziger Stolz, der aber mit dem plumpen Stolz gemeiner Geister nicht zu verwechseln ist, gaben ihm, dem schon in seinem ganzen geistigen und leiblichen Organismus Zerrütteten, dann den letzten Stoß. So erscheint uns seine Krankheit nicht, wie die Gläubigen sagen, als eine von außen her und von oben herab über ihn verhängte Strafe, sondern als ein recht eigentlich aus ihm selbst hervorgehendes, selbsterzeugtes Product, freilich gefördert durch die Einflüsse einer Zeit, wo den Gelüsten des poetischen Subjects Alles nachgesehen wurde und Zerrissenheit und Weltverzweiflung als Symptome von Genialität gelten konnten. Je edler aber sein Gemüth und je reicher sein Geist von Natur angelegt waren, um so inniger werden wir beklagen müssen, daß sie in dieser Selbstzerarbeitung und unter diesen Zeiteinflüssen so kläglich zugrunde gehen mußten.

Seiner Bedeutung als Dichter, seiner Stellung in der Gesellschaft und der Theilnahme an seinem Geschick hat man es zuzuschreiben, daß sich mehr Federn mit Nikolaus Lenau beschäftigt haben, als, etwa Heine ausgenommen, mit irgendeinem neuern deutschen Dichter. Das Material über ihn ist ein sehr reichhaltiges, das ihn bis in die tiefsten Falten seines Seelenlebens beleuchtet. J. G. Seidl und L. Kompert brachten Veröffentlichungen über seine Jugend- und Studienzeit ans Licht, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des wiener Lebens, K. Mayer über die frühern, Emma Niendorf über die spätern Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach (im „Deutschen Museum") über die letzten Monate vor der Erkrankung. Jetzt liegt uns ein Lebensbild des Dichters von der Hand seines trefflichen Freundes Anastasius Grün als Einleitung zu seinen „Sämmtlichen Werken" und eine ausführliche Biographie in zwei starken Bänden aus der Feder seines Schwagers Anton X. Schurz vor. Die biographische Arbeit von Anastasius Grün erfreut durch die liebevolle Pietät, die dem Verfasser dabei die Feder geführt, durch weise Oekonomie, welche in dem einen Augenblick Ueberflüssiges spart, um in einem andern in desto reicherer Fülle Nothwendigeres geben zu können, wie durch geschmackvolle stilistische Behandlung, die sich fernhält von jenen Austriacismen, jenem Wortluxus und jenen Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck, denen man so häufig in der Prosa östreichischer Autoren begegnet. Die Biographie von Schurz ist mehr eine überaus reichhaltige Materialiensammlung, zumeist aus Nikolaus Lenau's Briefen bestehend, die dem Verfasser von allen Seiten eingesendet wurden.*) Die eigenen Zuthaten des Biographen treten in den Hintergrund und legen wol von seinem schönen Gemüth und seiner Begeisterung für den unglücklichen Dichter ein günstiges, ein minder günstiges jedoch für seine ästhetische und kritische Durchbildung ab; denn sie enthalten zahlreiche Spuren jener Mängel, deren Abwesenheit wir an Anastasius Grün's Biographie des Dichters rühmend hervorheben mußten. Im Ganzen aber sind wir mit der Tendenz des Biographen, vorwaltend den Dargestellten selbst sprechen zu lassen, vollkommen einverstanden. Bei Nikolaus Lenau tritt derselbe Fall ein wie bei Ernst Schulze. Nicht das äußere, sondern das innere Leben, die Seelenentwickelung bieten bei beiden Dichtern das meiste Interesse, und hierüber geben sie uns in ihren Briefen, Ernst Schulze noch vorzüglich in seinem Tagebuche, die beste Auskunft. Für die Krankheitsgeschichte Nikolaus Lenau's fehlt begreiflicherweise diese Quelle, und hier tritt Schurz auch mehr berichtend auf, aber weniger reflectirend als erzählend, indem er die Persönlichkeit des Kranken in den verschiedenen Stadien des Leidens und allmäligen Verfalls in den Vordergrund stellt. Wir werden daraus in der folgenden Darstellung nur benutzen, was, wie uns scheint, direct auf die psychische Entwickelung des Dichters von Einfluß war und seine Krankheit vorbereitete und zum Ausbruch brachte.

Das Geschlecht derer von Niembsch stammt aus der schlesischen Stadt Strehlen; daher ihr späteres Adelsprädicat „von Strehlenau", als nachgesuchte Erneuerung ihres ältern Adels, über welchen die Urkunden infolge der Verpflanzung des Geschlechts nach Ungarn verloren gegangen waren, wobei wir bemerken, daß unser Nikolaus Lenau auch der letzte von Strehlenau war. Seine Aeltern waren beiderseits ohne Zweifel feurigen Charakters, denn, wie Schurz erzählt, feierten sie ihre Hochzeit in demselben Monat, in welchem ihr erstes Kind geboren wurde. Von seinem Vater, Franz von Niembsch, wissen wir bestimmt, daß er nicht blos feurigen, sondern selbst ungestümen, leidenschaftlichen Charakters war und durch häufige Excesse aller Art den Hausfrieden störte. Es

*) Es befindet sich darunter auch der Auszug aus einem Schreiben des Dichters an uns, den wir in Nr. 7 d. Bl. f. 1854 auf Anlaß des Frankl'schen Buchs über Nikolaus Lenau mittheilten und dessen auch Anastasius Grün in seinem biographischen Abriß gedenkt. Und gewiß ist diese Briefstelle wegen der darin enthaltenen Geständnisse des Dichters über Mystik und religiösen Schwindel, wie über Das, was er mit dem „Savonarola" eigentlich gewollt, von nicht gewöhnlichem Interesse. Die Versuchung, den ganzen Brief und noch ein zweites Schreiben des Dichters zu veröffentlichen, lag für uns nahe genug. Wir unterdrückten jedoch das Uebrige, weil es mit allerlei für uns und unsere literarischen Bestrebungen schmeichelhaften Bemerkungen durchflochten ist, die wir, als aus der Liebenswürdigkeit des Dichters geflossen, besser für uns behalten zu müssen meinten. Wir erwähnen dies, weil andere Veröffentlicher Niembsch'scher Briefe darin weniger skrupulös verfahren sind und ungenirt auch alles Das mitabdrucken ließen, was Niembsch'sche Artigkeit ihnen persönlich an Lob spendete.

werden uns durch Schurz wahrhaft erschütternde Scenen erzählt, welche besonders seine ungezügelte Spielwuth zur Folge hatte. Franz von Niembsch wird freilich nicht geahnt haben, daß darüber, und zwar durch die Feder eines spätern Verwandten seiner Hinterlassenen, etwas in die Oeffentlichkeit gelangen werde; es ist eben nicht immer ein Glück, Vater eines berühmten Sohnes zu sein. Dennoch hat selbst das anscheinend Böse oft sein Gutes. Als unser Nikolaus Lenau zum ersten male nach Baden-Baden kam, zogen ihn, bei seiner leicht erregbaren Natur, die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldschichten gewaltig an; er versuchte sein Glück; als er aber den Spielteufel in sich immer mehr anwachsen fühlte, gedachte er des unsaglichen Elends, welches dieser häßliche Dämon über seinen Vater gebracht hatte, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse vom Spiele los. Wer kann sagen, ob nicht Nikolaus Lenau, der sich jedem die Leidenschaft aufregenden neuen Impulse ungestüm hinzugeben pflegte, ohne die Erinnerung an das schlimme Beispiel seines Vaters schon an den Spieltischen Baden-Badens ins Verderben gerathen sein würde? Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde und blieb Nikolaus der Liebling seiner von ihm stets hoch und theuer verehrten Mutter, die sich wieder verheirathete und ihren Knaben, wie es scheint, nicht wenig verzog. Sein Schwager Schurz selbst sagt hierüber:

Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung ihres Sohnes ist es wol zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wol auch einigermaßen selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte ihn jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mistrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht.

Von Hause aus war aber sein Gemüth gewiß mehr zur Frömmigkeit und Gläubigkeit angelegt, die ja auch durch seine spätern pantheistisch-skeptischen Anschauungen deutlich hindurchschimmert; ja diese Frömmigkeit gab sich, bei aller sprudelnden Lebenlust, bei ihm in jüngern Jahren in bemerkenswerther Weise kund und suchte sich in brünstigen Gebeten zu sättigen. Zu Klopstock's Zeit würde er wahrscheinlich ein ganz frommer Dichter geworden sein. Dabei nehmen wir die auffallende Anomalie wahr, daß sich bei ihm schon früh eine ganz vorzügliche Anlage zur Mathematik entwickelte, die gewiß nur in hohem Grade selten bei poetischen Naturen gefunden wird. Uebrigens entwickelte sich die poetische Anlage bei ihm nicht in so frühen Jahren, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar waren es anfangs Klopstock und besonders Hölty, die zumeist auf ihn einwirkten und ihn zu eigenen poetischen Versuchen anregten. Manche seiner frühern Gedichte erinnern bekanntlich sehr deutlich an Hölty, ja man kann sagen, daß diejenigen seiner Lieder überhaupt die schönsten sind, in welchen durch die moderne elegantere und glänzendere Form, den größern Gedankenreichthum und die tiefere Natursymbolik die einfache Gemüthlichkeit und die zarte Melancholie der Hölty'schen Weise vornehmlich hindurchklingt, wie noch namentlich in seinen überaus zarten „Schilfliedern". Den ersten Keim zu seiner spätern Skepsis legte vielleicht ein mütterlicher Verwandter, Mihitsch, in seine junge Brust, als er in den Jahren 1812—15 in Pesth seine Gymnasialstudien machte. Mihitsch war ein Atheist und las dem Neffen gern Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich II. vor, um ihn „aufzuklären", ja Onkel Mihitsch weckte ihn zuweilen in der Nacht mit der Frage: „Schläfst du?", um ihm bei seinem Erwachen die Worte zuzudonnern: „Es gibt doch keinen Gott!" Diese Weise, einen jungen Menschen mitten in der Nacht für den Atheismus zu gewinnen, hat ohne Zweifel etwas Unheimliches und Diabolisches, was auf das zarte Gemüth des Knaben nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

In mancher Hinsicht war dem Dichter auch der Umstand schädlich, daß er sich selbst oder Andere ihm einredeten, ein Magyare, mithin etwas Besonderes, etwas Anderes oder gar Besseres als ein Deutscher zu sein. Niembsch war allerdings unter überwiegend magyarischen Umgebungen aufgewachsen, und er hatte an ihnen ein neues und interessantes Object, das er in manchen seiner Dichtungen mit brennenden Farben und dem Schmuck orientalisch luxuriöser, oft auch gesuchter Bilder und Gleichnisse auszustatten wußte. Aber seine Abstammung, seine Bildung und Erziehung und seine Gemüthsart waren vollkommen deutsch. Ein Gemüth von der Tiefe des seinen, einen so zum Nachdenken und Grübeln über die höchsten Probleme geneigten Geist, einen solchen Hang zur Selbstbetrachtung und Selbstzersetzung, wie dies Alles bei Nikolaus Lenau anzutreffen ist, findet man nur bei Männern germanischer Art. Das gallische und überhaupt das romanische Wesen war dem Dichter seiner ganzen Natur nach widerstrebend; da aber der Deutsche doch mit irgendeinem ausländischen Firniß zu kokettiren liebt, so bediente sich Nikolaus Lenau hierzu des sporenklingenden Magyarismus, der gerade damals und vielleicht besonders durch ihn in Mode gekommen war. Dabei verkennen wir nicht, daß er gegen seine excessiv grübelnde Natur eines realistischen Gegengewichts bedurfte und daß der pralle, keck-ritterliche, wild-edle Magyarismus ihm hierzu diente. Aber er war nun doch genöthigt, ein wenig die Rolle eines Magyaren vor der Welt zu spielen und etwas zu scheinen, was er nicht war, um das Interesse aufrechtzuerhalten, das man ihm schon als einem angeblichen Magyaren in Deutschland zuwandte. Auch trug diese vielleicht etwas künstliche Vorliebe für das Magyarenthum viel bei, ihn gegen alle Culturzustände zu verstimmen. So ängstigte ihn die Bodencultur in Baden und Würtemberg gewaltig.

Ich konnte mich — schreibt er einmal an den wackern Schleifer — eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der, wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, womit der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Wein-

stock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hause geht und Taback raucht.

Ebenso ärgert er sich später bei seiner Rheinreise über den „schrecklichen" Fleiß der Menschen, die „jedes Fleckchen Erde bändigen". Was sollen aber die Leute in übervölkerten Landstrichen anfangen, um zu leben, wenn sie nicht jede Scholle Erde nutzbar zu machen suchen? Es geht uns civilisirten Völkern ja auch bereits in der Kunst und Literatur so, wo wir ebenfalls jedes etwa noch unbebaute Fleckchen zu cultiviren genöthigt sind. Im Ganzen halten wir jedoch Nikolaus Lenau's Magyarismus für eine Ostentation oder doch mindestens für eine Illusion und Selbsttäuschung. Er war vor allem ein zu guter Oestreicher, um ein entschiedener Ungar zu sein, und die Sympathie, die er für den östreichischen Volksstamm und besonders für die geweckte und treuherzige Bevölkerung der steirischen und kärntischen Gebirge zeigte, stand ihm viel natürlicher als seine Sympathie für die Magyaren oder gar die Zigeuner, die er in seinen Liedern von allem Schmuz zu säubern und mit allen Lichtern der Poesie zu verklären verstand, wie namentlich in dem vortrefflichen Gedichte „Die drei Zigeuner".

Das Feld seiner Studien und seiner poetischen Production bewirthschaftete er freilich ein wenig nach ungarischer Weise, nicht nach rationalistischen Grundsätzen. Er sprang von Einem zum Andern über. Daß es ihm als Zögling der Landbauschule in Ungarisch-Altenburg nicht lange behagte, läßt sich, bei seinen Ansichten über Bodencultur überhaupt, wol denken. In Wien studirte er dann die Rechte, sprang aber auch hiervon ab und widmete sich dem Studium der Medicin, durch das er, vielleicht nicht zum Vortheil für sein geistiges Wohlbefinden, in jene dunkeln Regionen der Menschennatur eingeführt wurde, zu denen vielleicht nicht der Schlüssel, aber jedenfalls bisher der richtige Schließer fehlt, der ihn zu finden oder recht zu gebrauchen wüßte. Nikolaus Lenau wenigstens war hierzu nicht geeignet, obwol oder gerade weil er danach verlangte „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu schauen". Eine zeitlang studirte er so angestrengt, in so „dämonischer" Weise, nach Schleifer's Ausdruck, daß danach völlige Abspannung eintrat und seine Gesundheit ernstlich gefährdet wurde. Auch liebte er es, in die Nacht hinein und oft bis zum Anbruch des Morgens auf seinem Zimmer mit Freunden über ernstwissenschaftliche Gegenstände zu disputiren, wobei es einmal so warm herging, daß seine Hauswirthin, eine Schneidersfrau, sich bewogen fand, sich dazwischenzulegen, indem sie nach Mitternacht ganz besorgt in sein Zimmer trat, um, wie sie sagte, die Herren auseinanderzubringen. Das Gelächter, das diese von ihr gezeigte menschenfreundliche Gesinnung unter den Disputirenden hervorrief, ärgerte sie jedoch derart, daß sie unserm Dichter und seinem Stubenkameraden Klemm am nächsten Morgen die Wohnung kündigte. Man sieht aus allem Dem, mit welcher fieberhaften Hast Nikolaus Lenau sich der Gegenstände seiner momentanen Wissensbegierde bemächtigte, um vielleicht nicht lange darauf ihrer überdrüssig zu werden oder sich dem müßigen Rauchen, Billardspielen, Plaudern oder dumpfem Hinbrüten im Silbernen Kaffeehause zu ergeben, dem damaligen Sammelplatze der wiener Schöngeister und Poeten, dem er so zugethan war, daß er auch bei seinen spätern Besuchen Wiens die meiste Zeit in diesem Local zuzubringen pflegte. Die ihm eigenthümliche Unruhe und sein Hang zu einem bald müßigen, bald abenteuernden, immer aber freien und ungebundenen Leben, für das er in seinen geliebten, das Leben vergeigenden, verrauchenden und verachtenden Zigeunern sein Vorbild erblickte, hinderten ihn leider stets, sich einem bestimmten Lebensberufe zu widmen, obschon er sich von Zeit zu Zeit mit Planen dazu trug, unter andern mit dem Plane, sich in Tübingen als Docent zu habilitiren, wozu er nichts nöthig habe als ein philosophisches Doctordiplom, das ja nur eine nackte Formalität sei und höchstens seine 100 Fl. koste. Man kann allerdings mit Anastasius Grün bedauern, daß er in dieser Beziehung niemals zu einem festen Entschluß gekommen ist, aber seine Natur war einmal nicht dazu gemacht. Nikolaus Lenau, der einmal aus Heidelberg schreibt: „Die Leute sind hier so ganz trocken geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen", würde in dem Treiben einer kleinen Universitätsstadt gewiß nicht sehr lange haben aushalten können. Leider war er auch nicht in der Lage, als großer Herr und sorgenfrei zu leben. Zwar hatte er von seiner verstorbenen Großmutter eine Erbschaft von 10,000 Fl. gemacht, sich aber durch Vorspiegelungen verleiten lassen, damit im Börsenspiele sein Glück zu versuchen, das ihm aber nicht günstig war. „Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen!" meint Schurz. Auch dies war eine jener vielen Uebereilungen des Dichters, die ihm theuer zu stehen kam und ihm vielleicht nahe die Hälfte seiner Erbschaft kostete. An sich war diese aber doch immer ein Glücksfall, wie er sich nicht eben jedem Dichter vor die Füße wirft. Mit dem Reste der Erbschaft trat er 1831 seine Reise nach Stuttgart an, die für ihn epochemachend werden und seine Verbindung mit Cotta, die Herausgabe seiner ersten Sammlung von Gedichten und seine intime Bekanntschaft mit den schwäbischen Dichtern zur Folge haben sollte.

Man überfütterte ihn, wie man weiß, in Schwaben mit Lob und persönlichen Huldigungen aller Art, und wenn man von der Begeisterung, die er um sich her und namentlich unter den Frauen verbreitete, einen Schluß machen darf, so muß Nikolaus Lenau allerdings eine ebenso interessante als liebenswürdige Erscheinung gewesen sein, die Jedermann fesselte. Seine häufigen dämonisch düstern Stimmungen machten ihn vielleicht den Frauen noch anziehender. Aber ein Liebling der Gesellschaft und namentlich geistreicher Frauen zu sein, hat auch sein sehr Bedenkliches und Gefährliches; es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Geistreichen geistreich sein, sie mit-

lichst an Geist überbieten zu müssen. Diese Gesellschaft, die zu wirklichen reellen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde, und auch bei Nikolaus Lenau trat, wie bei Stieglitz, zuletzt Ueberdruß an diesem unablässigen Echauffement ein, das namentlich Organismen von zart nervöser Beschaffenheit verderblich ist. Wenigstens mag sich dies so in Deutschland verhalten, wo auch das Gemüth nicht ganz leer ausgehen will und der Esprit das Product des sauer mitarbeitenden Denkens, nicht ein bloßes leichtes Spiel mit gewissen Formen und Schlagworten des Witzes ist, der sich an Aeußerlichkeiten hält, wie bei den Franzosen, ja zum Theil auch schon bei den mit französischen Réfugiés und witzsüchtigen Juden stark gemengten Berlinern. Hierzu ist der Deutsche zu gründlich und reflectirend und infolge davon geht die Unterhaltung meist sehr bald in Kritik über, welche die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Conversation stört oder aufhebt, mehr oder weniger in einen Disput übergeht und statt angenehme sehr oft nur unangenehme Eindrücke zurückläßt. Wir wissen nicht recht zu sagen, auf welcher Höhe der Gesellschaftston in den literarischen Cirkeln Schwabens steht, aber ohne Zweifel wird man in ihnen mit Nikolaus Lenau in deutscher Weise genug kritisirt, discutirt, verkleinert und durchgehechelt haben. Uebrigens sprechen wir hier auch nicht speciell von literarischen und geistreichen Cirkeln in Stuttgart oder Wien, sondern im Allgemeinen. Endlich kann sich auch das Gemüth echauffiren, was vielleicht noch schlimmer ist als das Echauffement des Esprit, und wenn auch Niembsch ein gewiß recht gemüthvoller Mensch gewesen ist, so hatte er doch zugleich einen scharf eindringenden Verstand, welcher der übertriebenen Gemüthlichkeit bald ihre Schwächen ablauerte. Er würde über literarische Producte, die überhaupt in den Kreis seines Anschauungsvermögens fielen, vortreffliche Kritiken geschrieben haben, wenn er sich hierauf hätte legen wollen. Manchem der von ihm aufs äußerste gehaßten „berliner Jungens" (wie er sie nicht sehr artig nannte) stellte ihn überhaupt sein kritisches Auffassungsvermögen und das Gefühl seiner Infallibilität, worin er den Hegelianern durchaus nichts nachgab, viel näher, als er selbst es glaubte. Eine ausgebreitete kritische Thätigkeit würde ihm vielleicht auch als Ableitung von manchen bösen Anwandlungen sehr dienlich gewesen sein; er hat aber nur eine Recension, und zwar über eine lyrische Sammlung „Lyra und Harfe" von Georg Keil in der „Allgemeinen Literaturzeitung" abdrucken lassen, worin er unter Anderm die Ironie das Charakteristische unserer Zeit nennt. Aber sein Dichterstolz erlaubte ihm nicht, die Prosa zu cultiviren, und besonders hielt er das Recensiren für seiner unwürdig; er stellte sich überhaupt an, als ob Lob und Tadel ihm vollkommen gleichgültig seien. So schreibt er am 19. Mai 1832 an Schurz aus Stuttgart:

Die Leute haben mich hier sehr gelobt und dadurch abgestumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir besser sein, aber auch nicht viel mehr wirken. Diese Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden. Ich bin wirklich stumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recensenten nicht achte, die wissen den Teufel von Poesie.

Wir wissen aber doch aufs sicherste, daß der Dichter keineswegs gegen Journaltadel gleichgültig war und daß ihm auch in späterer Zeit sehr viel daran lag, günstig beurtheilt zu werden. Vor der Kritik des Jungen Deutschland, das er in seinen Briefen einmal „verrucht" nennt, schlug er allerdings ein Kreuz. Dieser Popanz wurde in der Heimat der Seherin von Prevorst mehr gefürchtet als ein Schock abgeschiedener, in Holzpantoffeln herumschlurrender Geister. Zu seinen entschiedensten Antipathien gehörte auch Gervinus. Ueber diesen berühmtesten Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur schreibt er einmal, Gervinus müsse es fühlen, daß er mit seinen „philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten" Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht habe. Ihn und Schlosser habe er nicht besucht; denn Schlosser sei mit Gervinus so verwachsen, daß man den einen nicht haben könne, ohne den andern vertragen zu müssen.

Nikolaus Lenau ging, wie man weiß, im Sommer 1832 nach Amerika, ohne wahrscheinlich selbst recht zu wissen, was er da wollte. Bald spricht er von der Absicht, sich dort niederzulassen, bald nur von einem zweimonatlichen Aufenthalt. Jedenfalls gedachte er, sich die Dinge in Nordamerika näher anzusehen und danach seinen Entschluß zu fassen. Sein Vermögen war bei weitem nicht groß genug, ihm in Europa eine bequeme Existenz zu sichern, aber doch vielleicht groß genug, um in Nordamerika zu einer Niederlassung auf solider Basis den Grund zu legen. Dagegen hätte sich nichts einwenden lassen, wenn eben Niembsch nicht Niembsch gewesen wäre. Was wollte wol Niembsch als Colonist in Amerika — er, der Grübler und einer der subjectivsten Dichter, an das Leben in europäischen Kaffeehäusern und Hotels, an alle Bequemlichkeiten moderner Existenz gewöhnt, und dabei ein Verächter aller Bodencultur, dem der Fleiß der rheinischen Bauern und Weingärtner förmlich schrecklich war! Was suchte er in einem Lande, wo ohne diesen Fleiß Niemand etwas vor sich bringt? Justinus Kerner faßte auch seinen Gedanken, nach Amerika auszuwandern, sofort als eine Art „Besessenheit" auf und sprach sich über den Dichter schon in einem Briefe vom 11. März 1832 wie über einen Halbirren aus:

Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg wieder 14 Tage sich selbst überlassen, kehrte ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzig mal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichts, aussprechen. Solange

dieser Dämon nicht ausgetrieben ist, solange ist er furchtbar unglücklich und macht auch Andere düster.

Es ist nicht zu leugnen, daß hier Kerner als ausgezeichneter Prognostiker spricht, nur hätte er, bei dieser Erkenntniß, unter den Freunden des Dichters auf eine rationellere Behandlung des schon am Gemüth Kranken, auf Fernhalten alles ihn Aufregenden hinwirken und diesen selbst ganz ernstlich auf seinen Zustand aufmerksam machen sollen. Indeß scheint es so, als ob es den schwäbischen Freunden nur darum zu thun gewesen sei, sein amerikanisches Project zu hintertreiben; denn nach seiner Rückkehr scheinen sie an seinen poetischen Wunderlichkeiten wie früher Geschmack gefunden zu haben, ohne irgend den Versuch zu machen, ihn davon zurückzuhalten. Derselbe Kerner, der den in ihm hausenden Dämon recht wohl erkannte, erzählte später, daß Niembsch in dem von ihm bewohnten Gartenzimmer noch spät in der Nacht auf der Geige ungarische Tänze zu spielen und dazu in „schönen Wendungen" zu tanzen pflegte, und er fügte dann hinzu: „Sein Verstand war aber dabei stets so hell und klar, so mathematisch, möchte ich sagen, daß ich, trotz seiner starken Phantasie, nie geglaubt hätte, dieser Mensch könne wahnsinnig werden." Niembsch selbst fühlte schon im Mai 1832 einen „Dämon" in sich, eine „Art Gravitation nach dem Unglücke"; er habe oft, schreibt er an Mayer, seiner Freundin Schwab gesagt, daß er ein Narr sei, sie aber habe es nicht glauben wollen. Je näher seine Abreise rückte, umsomehr fühlte er sich beängstigt. „Ein Menschenleben ist leicht zerrissen", bemerkt er in einem Briefe vom 9. Juni. „Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel." Er fühlte Reue über die Reise, noch ehe er sie antrat. „Wär' ich schon wieder zurück aus Amerika und bei dir, mein Herzensfreund!" schreibt er an Kerner aus Manheim am 23. Juni.

Man weiß, wie unfruchtbar der Aufenthalt in Nordamerika für den Dichter ausfiel. Er fand sich in jeder Hinsicht gänzlich enttäuscht. Klima, Land und Menschen widerten ihn in gleicher Weise an. „Bruder!", schreibt er an Schurz aus Baltimore, „diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt"; und ein andermal an Reinbeck: „Amerika ist das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit." Die Natur erscheint ihm kalt, Alles gleichförmig und unphantastisch. Nur wenige Glanzpunkte, wie den Niagara, einen großartigen Urwald und das Hudsonthal, nimmt er von diesem Verdammungsurtheil aus. Auch die eingewanderten Deutschen machen auf ihn einen „fatalen Eindruck". Wenn sie einige Jahre in Amerika gewesen, sei alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, bis auf den letzten Funken erloschen. Die Auswanderung nach Amerika nennt er daher „die schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland". Die großen Seiten des amerikanischen Lebens übersieht er wegen der mangelnden Romantik; für die historische Mission, die Amerika zu erfüllen hat, fehlte ihm, wie überhaupt für alles Historische, aller Sinn, und seine Porträts der Yankees sind Zerrbilder. Fast am meisten bedauert er ihren Mangel an musikalischem Talent. Sie sind ihm nur engherzige „Krämer". Er vergaß, daß Nordamerika auch Männer wie Franklin, Washington, Cooper, Irving, Channing, Everett, Bancroft, Emerson u. A. hervorgebracht hat. Daß man an den Nordamerikanern nicht verzweifeln dürfe, haben so manche treffliche Dichter, Denker und Verkünder der reinen Menschheitslehre gezeigt, die seitdem aufgestanden sind und von denen manche als edelste Vorbilder angesehen werden dürfen. Bei dieser Anschauung war auch die poetische Ausbeute gering, die er aus Nordamerika mit heimbrachte. Stets beschäftigte er sich mehr mit sich selbst als in objectiver Betrachtung mit den Gegenständen, die ihn umgaben. Er legt in einem Blockhaus Scheite zum Herdfeuer und knüpft daran folgende unheimliche Fragen, in denen sich wieder sein „Dämon" Luft macht:

> Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
> Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
> Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
> Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
> Schürend und fachend meine Gedankenhast?

Nikolaus Lenau kam also nicht innerlich geheilt von seiner transatlantischen Reise zurück. Seine Entreprise war aber auch mit pecuniären Verlusten verknüpft, und dieser Umstand war vielleicht ein neuer Zuwachs zu seiner trüben Ansicht, daß er eine „Art Gravitation nach dem Unglück" habe. Es ist wol auch sehr erklärlich und zu entschuldigen, daß bei Leuten, denen unter den Händen Alles misräth und fehlschlägt, sich der fatalistische Glaube einschleicht und festsetzt, daß sie zum Unglück geboren seien. Auch das Bewußtsein, eine Reihe von Unglücksfällen mitverschuldet zu haben, kann ihnen begreiflicherweise keinen Trost gewähren, da sie sich sagen müssen, eben unpraktische Menschen zu sein, die Alles ungeschickt anfassen. Nikolaus Lenau hatte nun freilich keinen Grund zu verzweifeln. Er stand in pecuniärer Hinsicht immer noch besser als mancher andere Dichter; seine Gedichte hatten ihm schnell Anerkennung und Ruhm verschafft, und die bald nöthig gewordene zweite Auflage war ihm von Cotta in liberalster Weise honorirt worden; auch von der Brodhag'schen Buchhandlung erhielt er für die bloße Redaction des „Frühlingsalmanach" 500 Fl., ungerechnet das Honorar für seine eigenen Beiträge; seine adelige Abstammung verlieh ihm manche Vorrechte bei der Kritik und Gesellschaft vor dem einfach bürgerlichen Autor, und geliebt wurde er, nach Anastasius Grün's Ausspruch, „wie Wenige auf Erden". Aber das Uebel saß in ihm schon zu tief und hätte nur bei der sorgsamsten Schonung seines Körpers wie seiner Psyche möglicherweise gehoben werden können. Schon früher hatte er zu verschiedenen Zeiten an Gelbsucht und Halsentzündung gelitten, von der ein zeitweise wiederkehrender Krampf im Schlunde zurückgeblieben war. Die Seereise trug ihm den Scorbut ein. Im Mai 1834

klagt er über Trägheit des Unterleibes, wogegen er im Schwarzwälderbad Rippoldsau Heilung zu suchen beabsichtigte. In einem Briefe an Schurz vom 11. September 1834 klagt er: „Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —"; und von Wien aus am 5. October 1834 in einem Briefe an eine Freundin in Stuttgart: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht heilen will." Im Jahre 1835 litt er an einer Herzentzündung, die einen Auswuchs am Herzen zurückließ, welchen man nach seinem Tode bei der Section vorfand. Im Jahre 1841 war er in Wien an einer starken Grippe bettlägerig. „Dazu kommen noch", schreibt er nach Stuttgart, „hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist, ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt." Noch in demselben Jahre wurde er wieder in Stuttgart von einem Scharlachfieber niedergeworfen. Erschöpfende copiöse Schweiße stellten sich später bei ihm fast jede Nacht ein, sodaß er das Hemd oft mehrmals wechseln mußte. Diese körperlichen Leiden schwächten begreiflicherweise seinen ganzen Organismus, sodaß jeder geistig niederdrückende Eindruck bei ihm nur um so tiefer griff. Er war, wie solche Kranke sind, ein aufmerksamer Beobachter seiner körperlichen Zustände, wie seine Briefe beweisen, aber er that wenig oder nichts zu ihrer radicalen Heilung, er reiste rastlos von Wien nach Stuttgart und von Stuttgart nach Wien, oft nur halb wiederhergestellt, bei schlechtestem Wetter und ohne sich Erholungsstationen zu gönnen.

An aufregenden oder niederdrückenden Ereignissen fehlte es während dieser Periode nicht. Dahin gehört seine Vernehmung vor der wiener Polizei darüber, ob er, „Nikolaus Niembsch von Strehlenau", identisch mit Nikolaus Lenau sei. Der Dichter berief sich der Polizei gegenüber auf seine ungarische Heimat, wo kein Gesetz wie im öftreichischen Stammlande verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, was man sich einfach zu Protokoll zu nehmen begnügte. Wir erwähnen dies, um zugleich einer wunderlichen Aeußerung Kerner's zu gedenken. Als nämlich an diesen aus Wien die Nachricht gelangte, daß man Niembsch wol wegen Preßvergehen in Wien einsperren werde, drückte Kerner darüber ein Vergnügen aus, „denn daraus würden die herrlichsten Poesien entspringen, die dieser reichbegabte Genius producirte". Dieser freundschaftliche Wunsch, dessen Bekanntwerden man der weiblichen Indiscretion der Emma Niendorf verdankt, läuft doch fast auf jenes grausame Verfahren hinaus, womit man den Finken blendet, damit er desto melodischer aus der gequälten Brust singe! Von einem Freunde war dies gewiß ein seltsamer Wunsch, wenn man ihn wirklich ernstlich nehmen müßte und nicht als den launenhaften Einfall eines romantischen Geistersehers. Sein Rencontre mit der wiener Polizei wird übrigens der Dichter ohne Zweifel sehr bald und gänzlich verschmerzt haben, schwer aber traf ihn der plötzliche Tod seines Freundes, des ritterlichen Grafen Alexander von Würtemberg. Hierzu kam noch eine Reihe von aufreibenden Beziehungen zu weiblichen Personen, auf die wir noch einen Blick werfen müssen, weil sie ohne Zweifel zur Zerrüttung und Verdüsterung seines Geistes sehr viel, vielleicht sogar das Meiste beitrugen.

Schon bei seinem frühern Aufenthalte in Wien hatte er ein bis zur äußersten Intimität gediehenes Verhältniß zu einer gewissen Bertha *** gehabt. Mancherlei Gerüchte, die ihm zu Ohren kamen, veranlaßten ihn, ihr sein Heirathsversprechen nicht zu halten und sich von diesem Verhältniß, dessen er inzwischen vielleicht überdrüssig geworden, ein für alle mal loszureißen. Vielleicht war diese Bertha nicht so schlecht, als der bei solchen Verhältnissen immer geschäftige Klatsch sie darstellte; vielleicht hätte er es wagen sollen, ihr sein Gelöbniß zu halten. Im andern Falle hätte er sich aber die ihm bereitete Täuschung auch nicht so zu Gemüth ziehen und in seinem Schmerze nicht so schwelgen sollen, wie sich dies in mehren auf dieses Verhältniß sich beziehenden Gedichten ausspricht, als ob gerade ihm geschehen, was vor ihm noch Keinem geschehen. Was der Mann auch zu wählen für gut befindet, das mache er zum Gegenstande vernünftiger Behandlung, nicht der Gefühlsschwelgerei und der Desperation. Würde sich überhaupt Jeder nur soviel auf, als er glaubt tragen zu können, und dann trage er es, wenn es sein muß, sich und der Welt zum Trotz. Daß übrigens ein Stachel hiervon in ihm zurückblieb, läßt sich bei seinem leicht reizbaren und empfänglichen Gemüthe um so eher erklären, da ein Töchterchen die Frucht dieses intimen Verhältnisses gewesen war. In Schwaben verliebte er sich später in ein Mädchen, das, wie es scheint, mit allen Eigenschaften begabt war, die gerade einen Mann von dem Temperament Nikolaus Lenau's glücklich machen und ihm vor seinem innern Dämon Ruhe verschaffen konnten. Sie gewann sein Herz namentlich durch den hinreißenden Vortrag von Beethoven's Composition der „Adelaide". „Meine Bewegung zu verbergen", schreibt er in seiner exaltirten Weise, „stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen." Seine schwäbischen Freunde waren für diese Verbindung, aber obschon der Dichter selbst in einem Briefe ausruft: „So gibt es kein Mädchen mehr!" konnte er doch zu keinem Entschluß kommen und entsagte ihr, man weiß nicht warum. An sie sind die schönen „Schilflieder" gerichtet, und da sie Lottchen hieß, nannte man sie in den Kreisen der Bekannten fortan „Schilflottchen". Später hatte er in Wien eine ganz ernsthaft gemeinte Liaison mit der berühmten Sängerin U...., die sich schon als Frau von Strehlenau betrachtete, aber gerade dadurch wie durch die mancherlei ihm unbequemen Ritterdienste, die sie im Tone einer echten

Theaterprinzessin von ihm heischte, sich dem Dichter entfremdete. Nicht mit Unrecht äußerte er in Bezug auf sie, daß er ja nicht wissen könne, wo bei ihr die Wahrheit der Empfindung aufhöre und die Kunst anfange. Noch aufregender griff in sein Inneres das eigenthümliche Verhältniß zu einer verheiratheten Frau, die man schon aus frühern Mittheilungen über den Dichter unter dem Namen Sophie kennt. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher hoffnungsreicher Kinder und von so eigenthümlich reichem Geiste, daß der Dichter glaubte, von ihr als von der ersten Frau Deutschlands sprechen zu dürfen. Viele der schönsten seiner Gedichte sind den Beziehungen zu ihr gewidmet. Die Briefe, welche der Dichter von ihr erhielt, hat er in einem Anfall von Paroxismus verbrannt; dagegen sind uns seine Briefe an Sophie in der von Schurz zusammengestellten Biographie aufbewahrt, die für seine dem Wahnsinn entgegenreifenden traurigen Gemüthszustände von großem Interesse sind. Einer dieser Briefe, Stuttgart den 17. Mai 1844 datirt, schließt in Bezug auf das sich mehrende Ungeziefer, worüber damals die stuttgarter Gärtner klagten, mit den Worten: „Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbarern Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes sein. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! Phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!" In demselben Briefe nennt er das ihm einst so liebe Stuttgart „ein Cloakenthal" und wenige Zeilen darauf ruft er aus: „O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht!" Zu verwundern ist nur, daß man in diesen in einem Briefe an ein weibliches Wesen doppelt auffallenden Ausbrüchen immer noch bloße Manifestationen seiner genialen Natur zu erkennen glaubte und keine Ahnung davon hatte, daß so nur der Wahnsinn, der werdende oder schon gereifte, schreiben könne.

Zum Ueberfluß faßte der Dichter, trotz seiner krankhaften Zustände, deren er selbst sich wohl bewußt war, den Entschluß, sich mit Marie B... aus Frankfurt, einer „echt deutschen Jungfrau" und „schön bis ins Herz", wie der Dichter in den ihr überreichten Band seiner Gedichte einschrieb, zu vermählen. Aufregungen aller Art waren, wie sich denken läßt, mit diesem neuen Heirathsproject verknüpft. Mit seiner Freundin Sophie kam es hierüber zu mündlichen Erörterungen und Erklärungen, in denen, wie Anastasius Grün berichtet „die liebevollste, besorgteste Theilnahme für das künftige Loos des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechselte. Das gesprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerstand reizte; die innern Kämpfe der einsamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndsten, grausamsten sein. Der Dichter hatte seine eigene und die Kraft seiner Freundin nicht erwogen oder überschätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolglose Anstrengung zu der gefoderten unmöglichen Entsagung dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!" Einer von ihnen wurde es sehr bald darauf, aber nicht Diejenige, die dieses verwegene, das Schicksal herausfodernde Wort aussprach. Hätte Niembsch statt solcher exaltirter Männer und Frauen mehr Umgang mit so verständigen Männern gehabt wie Martensen, Bischof von Seeland, mit dem er correspondirte und dessen treffliche und interessante Briefe von Schurz mitgetheilt werden, vielleicht würde er dann noch rechtzeitig auf die große Heerstraße einer vernünftigen Lebensweise und Lebensanschauung eingebogen sein, statt sich auf Irrwege verlocken zu lassen, die ihn dem Verderben entgegenführten. Aber seine Menschenkenntniß war, wie Freiherr von Sternberg, der mit ihm in Stuttgart persönlich verkehrte, in seinen „Erinnerungsblättern" von ihm sagt, so gering, daß er wie ein Kind getäuscht werden konnte und getäuscht worden sei; man habe ihn in Stuttgart (aber nicht hier allein, sondern auch in Wien) förmlich „durch Schmeicheleien und Lobhudeln erstickt". Diese unbesonnene Ueberfütterung mit Lob und Schmeichelei hatte somit bei Nikolaus Lenau denselben traurigen Erfolg, welchen bei vielleicht nicht wenigen Dichtern das Gegentheil, nämlich die Vorenthaltung auch der mäßigsten Aufmunterung, gehabt hat. Sternberg fährt dann fort:

Nikolaus Lenau wäre, weniger unter Frauen kemmenirt, weniger durch gute Tafel und bequeme Einrichtungen verwöhnt, in eine strenge, abweichende Umgebung versetzt, lange nicht der unglückliche selbstquälerische Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauschend, dann erschlaffend.

Gewiß hat dieser Ausspruch etwas Richtiges, wenn man nur die echauffirten Repräsentantinnen unserer überreizten Hautgoutbildung vor Augen hat; Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß erquickend wie frisches Quellwasser wirken. Leider schließt jene raffinirte Bildung einen gewissen Cynismus nicht aus, den wir auch bei Niembsch, und nicht blos in den Tagen seines werdenden Wahnsinns, häufig durchbrechen sehen. So verglich er einmal eine vornehme Ausländerin von ausgezeichnetster Körperform, aber frivoler Gemüthsart mit einem „im gothischen Stile erbauten Schweinestall". Auch in seinen Dichtungen, nicht blos in seinen Briefen und Gesprächen, finden wir hier und da Spuren davon.

Sein Heirathsproject stürzte ihn aber auch in eine fortdauernde Unruhe um seine künftige Existenz und in andere Bedenklichkeiten. Da seine Braut protestantischen Glaubens war, ging er ernstlich mit dem Gedanken um, zu ihrer Religion überzutreten. Dies war für ihn ohne Zweifel eine neue Quelle tiefster Unruhe. Denn bei allen Zweifeln zog ihn der mehr auf die Sinne wirkende Katholicismus in höherm Grade an als der nüchterne Protestantismus, und seine erklärte, lächerlich einseitige Abneigung gegen alles Norddeutsche und besonders gegen die

„Preußenjünglinge“ und „berliner Jungens“ stammte vielleicht zumeist aus dieser Antipathie gegen das protestantische Wesen. Als Verstandesmensch Zweifler, war er als Phantasiemensch Mystiker und religiöser Schwärmer, und diese Doppelstellung, in der er sich unruhig hin- und herwarf, trug wol auch nicht wenig bei, seinen Geist aufzureiben. Nun noch die Sorgen um seine Existenz, die ihn, trotz eines unter allen andern Umständen höchst günstigen Contracts mit Cotta, zuletzt beständig verfolgt zu haben scheinen! Anastasius Grün erzählt:

Es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern besäet, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung (also scheint doch Niembsch hieran gedacht zu haben!) standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September 1844 Morgens mit seinen gastlichen (stuttgarter) Wirthen beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemüthsaufregung emporsprang; in demselben Augenblick fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen.

Der Vorfall ist übrigens bekannt und bezeichnet den Wendepunkt, von dem es mit seinem Geiste unaufhaltsam abwärts ging. Zwei Wochen etwa vor dem Ausbruche seines Irrsinns beschäftigte er sich noch, und zwar anscheinend ganz vernünftig, mit pecuniären Berechnungen. Er schreibt am 4. October:

Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 Fl. Rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erzeugnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mismuthe, in welchen mich schon jetzt eine blos theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat.

Und ein andermal an Sophie:

Sie haben vollkommen Recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Sorgen und Umtriebe hat mich so innerlich verletzt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert.

Das klingt in der That noch ziemlich vernünftig; zu gleicher Zeit aber sind seine Briefe aus diesen Tagen so voll von halbtollen Gedanken, barocken Sprüngen und halb cynischen Ausdrücken, daß wirklich eine merkwürdige Verblendung, ein auffallender Mangel an psychologischem Blick dazu gehörte, wenn man auch jetzt noch immer nicht recht einsehen wollte, wie es mit dem Dichter eigentlich stand. Am 16. October endlich wurde es völlig Nacht in Nikolaus Lenau. An diesem Tage schrieb er seiner oftgenannten wiener Freundin:

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schelling's (seines Arztes) halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzerl!

Eine Nachschrift zu diesem Briefe schloß mit den Worten:

Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der „Allgemeinen Zeitung“ sehen werden. Auf Wiedersehen!

In der That gab er auch an diesem Tage ein Schreiben an den Redacteur en chef der „Allgemeinen Zeitung“ auf die Post, welches den Bericht enthielt, der in der Zeitung abgedruckt werden sollte. Wiener Zeitungen haben auch diesen tollen Brief zur Kenntniß des Publicums gebracht.

Mit der in pathologischer Hinsicht höchst interessanten und ergreifenden Krankheitsgeschichte des Dichters wollen wir das Gemüth unserer Leser nicht peinigen; es kam uns nur darauf an, über die Grund- wie Nebenursachen seines Leidens traurige Musterung zu halten. Doch ein Punkt, der sein poetisches Schaffen und überhaupt sein Verhältniß zur Poesie betrifft, kann hier nicht unerwähnt bleiben. Niembsch mochte schon seit langer Zeit fühlen, daß er das Höchste und Größte, was er geben konnte, bereits gegeben habe. Er hatte sich an die erhabensten wie tiefsten metaphysischen Stoffe gewagt und seine Kräfte daran erschöpft; etwas Größeres zu geben, das fühlte er, war ihm unmöglich, und kleinere Stoffe zu behandeln, das verbot ihm sein Stolz. Man hatte ihm eingeredet, daß er der Mann dazu sei, das Alleräußerste zu erreichen und noch über Goethe hinauszugehen, und er wollte hinter diesen Erwartungen nicht zurückbleiben. Und doch mußte er sich sagen, daß ihm nach seinem „Faust“, „Savonarola“ und den „Albigensern“ nichts zu thun übrigbleibe; er mußte fühlen, daß er schon mit den beiden letzten Dichtungen, die ihn bald nach der einen, bald nach der andern Seite mit der Zeit in Conflict brachten, selbst den Hoffnungen seiner Freunde nicht ganz entsprochen habe; er mußte noch mehr fühlen, daß sein Versuch zu einem neuen „Don Juan“ alle Symptome der Abspannung an sich trüge, wie sie nach übermäßigen Anstrengungen naturgemäß einzutreten pflegt. Der Production zu entsagen, wenn auch nur für eine Zeit, um neue Kräfte zu sammeln, das gestattete ihm sein Ehrgeiz nicht; auch mußte er ja wol seine Productionskraft jetzt erst recht anstrengen, wo er im Begriffe war, auf möglichst comfortabelm Fuße — denn an Entbehrungen war er nicht gewöhnt — einen eigenen Hausstand zu gründen. Es haben sich an diesen großen faustischen Problemen, an diesem poetischen Titanismus und hoffärtigen Byronianismus auch andere talentvolle Dichter seiner Zeit, z. B. Grabbe und der pseudonyme F. Marlow, aufgerieben, wiewol wir diese Beiden, was wenigstens den Adel des Gemüths betrifft, mit Niembsch nicht entfernt vergleichen möchten. Wie viel klüger verfuhr Berthold Auerbach, als er von seinem stolzen spinozistischen Throne herabstieg, um der Welt kleine vortreffliche Genrebilder aus dem dörflichen Leben zu schenken, die sehr bald das Eigenthum aller gebildeten Völker geworden sind, was mit seinem Roman „Spinoza“ nicht der Fall gewesen. Auf solche Bilder aus dem gewöhnlichen Leben sah Nik-

laus Lenau freilich mit Verachtung herab. Er schrieb über Auerbach's „Dorfgeschichten" an Sophie:

Was die „Dorfgeschichten" betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, sodaß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannichfachen und liebenswürdigen Geschicks einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern.

Auch an Nikolaus Lenau bewährte sich Görres' Wort: „Wer sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim." Bei all seinem erhabenen Schaffen und Ringen fühlte sich der Dichter schon lange nicht recht glücklich. Bereits 1839 schrieb er an Sophie, daß er keiner von den glücklichen Dichtern sei, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden könnten, und am 16. December 1840 aus Wien nach Stuttgart: „Mit meinen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte Geisteswitterung durch, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun"; ferner am 24. September 1841 aus Ischl: „Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angeborenen Hange zum Mismuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte." Am 18. November 1843 klagt er aus Wien, daß ein Dichter heutzutage nicht glücklich sein könne, denn die Welt wolle nichts von ihm, und bald darauf schreibt er von seinem „alternden" Körper und daß es ihm scheine, als ob das Organ der Freude ihm vor allen übrigen absterbe. Eine wahre Menschenscheu befiel ihn, zuerst in Stuttgart 1840, als er einmal von Cotta zu Mittag eingeladen war und an den zahlreichen Gedecken erkannte, daß hier eine große Gesellschaft bevorstände. Bei diesem Gedanken erfaßte den Dichter eine wahre Angst, und mit einer plötzlichen Indisposition sich entschuldigend, lief er eilends davon in das Haus Reinbeck's, der ihn (schreibt Nikolaus Lenau selbst) mit überraschten und bedenklichen Blicken empfing, „wie man etwa einen Närrischgewordenen ansehen mag". Später nahm er gar keine Einladung mehr an, zog sich von seinen schwäbischen Freunden zu deren Verdruß immer mehr zurück und hatte Ekel „vor Allem um und um". Zum Theil entsprang diese Menschenscheu wol aus einer körperlichen Verstimmung, zum Theil aber aus der Vorstellung, daß er weder der große noch der in sich befriedigte Dichter sei, für den seine Freunde ihn hielten. Sollte er sich diesen in seiner wahren Gestalt zeigen? Oder sollte er eine Maske vornehmen und sie hintergehen? Und hatte nicht sein später so hervortretendes Gefühl, daß die Gesellschaft an einem Dichter oft etwas ganz Anderes feiert als seinen wirklichen Gehalt (z. B. nur den Erfolg, den Namen), daß ihre Huldigungen nur mit großen Opfern erkauft würden, und daß der Dichter trotz alles ihm gespendeten Weihrauchs in unserer Zeit doch im Grunde ein Einsiedler sei, seine volle Berechtigung? Was hatte ihn nicht die zu große Rücksichtnahme auf die Foderungen der höchstgebildeten Gesellschaft gekostet! Er selbst drückte sich über die Größe dieses Opfers noch in den Paroxysmen seines Wahnsinns aus: „Ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt, und das ist doch das Höchste!" Oder: „Ich werde dahin sein, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben!" Und ein andermal: „Mein Leben ist Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Oder: „Ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit ist mehr als alle meine Werke." In dieser Vorstellung, die vielleicht schon lange Jahre in ihm wurzelte und die er nur durch seine krampfhaften poetischen Anstrengungen übertäubt hatte, liegt vielleicht die Hauptursache seines Zerfalls mit sich selbst. Wenn er sich endlich fragte, ob er denn wirklich populär sei, ob Diejenigen, die für ihn schwärmten oder zu schwärmen sich anstellten, denn wirklich das deutsche Volk ausmachten, wie niederschlagend mußte für ihn, wie für so manchen gefeierten neuern Dichter, die Antwort lauten! Dann aber zeigte sich auch wieder mitten im Wahnsinn sein alter Poetenstolz. Als man ihn einmal auf eine Büste Homer's aufmerksam machte, rief er: „Ach Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter!" Und ein andermal fand er sich in eine himmlische Walhalla entrückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut Oestreichisch sprach und der sich halbtodt lachen konnte, wenn Niembsch einen recht derben östreichischen „Kraft- und Saftausdruck" zum besten gab. Dann erblickte sich Niembsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Bluts, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinauf bis zu dem allerhöchsten Gott. „Und der Hochmuth (heißt es bei Schurz) bildete unserm Dichter ein, er selbst wäre einer und zwar nicht der allerniedrigste der hohen Sippschaft!"

Ein kläglicheres und traurigeres Schauspiel läßt sich gar nicht denken als der wahnsinnige Niembsch, bald in tiefster Zerknirschung zu Gott betend, bald fürchterliche Gotteslästerungen, Lascivitäten und Derbheiten im gemeinsten Dialekt ausstoßend, bald weinend, tobend und heulend, endlich in vollkommene Stumpfheit versinkend. Anastasius Grün berichtet:

Mit dem Bewußtsein hatte sich auch die articulirte Sprache verloren, kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sei man in einen Thierzwinger getreten.... Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem geistigen Hochmuth, wenn er sich in irgendeiner Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Ausgange eines einst so hochragenden Geistes spiegele und selbst ermesse. Der

heuchlerischen Eiferern aber, die auf ein solches Geschick als eine strafende Vergeltung lieblos hinsehen, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

Hütet euch, ihr Andern, hütet!
Denkt an eurer Jahreten Nest,
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Wir können uns von dem Gedanken nicht losreißen, daß auch Nikolaus Lenau's Geschick, abgesehen von mitwirkenden körperlichen Ursachen, hauptsächlich ein Resultat der deutschen Bildung war, die, durch Unterrichts- und Erziehungsmethode wie durch gesellschaftliche Anforderungen und politische Zustände in diese Bahn gedrängt, den Menschen zu sehr außer Zusammenhang mit dem eigentlichen Volksinteresse und den praktischen Aufgaben und Zwecken der Menschheit hält. Der Engländer hat einen ganz entschiedenen Trieb, sich in irgendeiner Weise an der Förderung eines praktischen Zwecks zu betheiligen, und er wie der Franzose und selbst der Russe besitzen auch als Individuum außer den Resultaten künstlich von außen zugeführter Bildung einen ganz bestimmten nationalen Inhalt. Man suche einen solchen bei dem Allerweltsmenschen, dem Deutschen, der, nach dieser Seite eines rechten Haltes und Stützpunkts beraubt, sich leicht entweder auf die engsten Interessen zurückzieht oder ins Maßlose hinausschweift, bei Manchen nicht ohne die nachwirkenden Spuren studentischer Burschikosität und Infallibilität; die Beispiele davon sowol nach dieser als nach jener Seite sind zu häufig in Deutschland, um in Abrede gestellt zu werden. Was man, eine Ausflucht suchend, bei uns das Allgemeinmenschliche nennt, ist zwar allerdings allgemein genug, aber doch wol nicht echt menschlich, weil nicht genügend zu menschlichen Zwecken praktisch wirkend. Die vergleichsweise inhaltslose, d. h. zu eigensinnig und einseitig subjective Haltung seiner poetischen Hervorbringungen empfand Nikolaus Lenau selbst am tiefsten und schmerzlichsten. Welch ein Bekenntniß liegt in seinen bereits angeführten Worten, daß ein einziger guter Gedanke zum Wohle der Menschheit mehr werth sei als alle seine Werke! Zugleich ist dies aber ein Bekenntniß, das, obschon in der Umschattung des Wahnsinns abgelegt, unsere Achtung vor dem ursprünglichen Adel seines Geistes nur erhöhen und unsern Schmerz über seinen traurigen Ausgang nur verdoppeln kann. Wie inhaltslos sein Liberalismus — freilich auch der sehr vieler andern Deutschen vormärzlichen Datums — war, erkennt man allein schon aus seiner wahrhaft kindischen Auffassung der nordamerikanischen Verhältnisse, für die er keinen andern Maßstab hatte als den seines subjectiven Beliebens. Wir erlauben uns, unsere Betrachtung mit einigen Worten zu schließen, die eine englische literarische Notabilität einem an uns gerichteten Schreiben einfügte. Sie lauten:

I cannot place the productions of Lenau in so high a grade as the German critic has placed them. In my idea, Lenau has, in no way, served the cause of liberty, because, he has neither given his nation regenerative notions, nor encouragement for the future, but only confused and nebulous sentiments of a soul, weakened, and desolate.

Hermann Marggraff.

Novellenliteratur.

1. Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm, Berlin, A. Duncker. 1854. 8. 15 Ngr.

Es sind nur wenige Blätter, und die drei Sommergeschichten, die der Verfasser seiner Mutter zum Weihnachtsabend 1854 gewidmet, scheinen nur leicht hingeworfen; wem aber von seiner Kinderzeit her noch Erinnerungen nachblühen von dem so streng abgemessenen und dabei doch so herzigen Leben jener alten Menschen, dem ist das „bunte Bild der Gegenwart, obgleich sie sich in modischen Nachäffereien gefällt, rein ausgestrichen. Man wird wieder zum Kinde; da ist denn auch eine Tante, von welcher die Leute gar verwunderliche Dinge erzählen, und sie selbst erzählt den Kindern seltsame Geschichten mit großer Ernsthaftigkeit und ziert sie mit schönen Sprüchen, Reimen und Ermahnungen aus, die dann so fest haften, daß sie noch im späten Alter frisch zur Hand sind. Und kommt dann die Weihnachtszeit, ja da ist so eine Tante ein leibhaftiger Engel. Dann ist auch einmal Kindtaufe oder gar eine Hochzeit, die man nun eigentlich durchaus nicht begreift; aber die Braut ist doch so schön in ihrem Kranze, und wenn nur erst die Feierlichkeiten alle zu Ende sind, da werden die geputzten Leute, selbst die alten, ausnehmend lustig; die Kinder essen Kuchen und dürfen ein halbes Spitzgläschen süßen Weins nippen. O, es ist Alles ganz herrlich und der Sommer ist so lang, wie uns ältern Menschen der Winter. Aber ist das eine Sprache für einen Recensenten? Leider nein! Er könnt' es sogar als ernste Pflicht betrachten, gründlich auseinanderzusetzen, daß so ein Ding, welches man die gute alte Zeit zu nennen beliebe, nichts als pure Einbildung sei. Nun freilich! Wer aber jemals vergessen kann, daß er auch einmal Kind war, der mag übrigens ein recht gebildeter Mann sein, nur ein echter, ganzer Mensch ist er sicher nicht. Damit gut! Ob der Verfasser uns dankt, wissen wir nicht; wir aber danken ihm für die drei saubern Bildchen, von denen vorzugsweise das zweite anspricht, da es in seiner großen Einfachheit und Einfalt so sorgsam ausgerundet ist.

2. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1855. 8. 1 Thlr.

Von den vier Novellen, welche das Büchlein gibt, ist die letzte: „Am Tiberufer", die umfangreichste und eigenthümlichste in künstlerischer Anlage der widerstrebendsten Verhältnisse, und ihre Durchführung und Lösung sichert dem Verfasser seine Stelle unter den bedeutendsten Novellisten der Gegenwart, deren Zahl bekanntlich sehr beschränkt ist. Die erste Novelle: „Die Blinden", ist eine deutsche. Sie stellt das Leben und Lieben zweier Blinden von der Zeit ihrer geschlechtlichen Entwickelung an in so durchaus befriedigender Weise dar, daß die vollste Anerkennung dem scharfsinnigen Studium der dem Sehenden so fremden innern Zustände ausgesprochen werden muß. Vorzugsweise schön und psychologisch bedeutsam steht die Nachtscene nach der glücklichen Staaroperation da. Es ist eine Wiedergeburt des Märchens „Amor und Psyche" von Appulejus. Das arme Mädchen muß schwer dafür büßen, daß sie die Binde löst, um zu begreifen, was denn eigentlich „sehen" ist, um aber auch endlich Den zu sehen, mit dem sie bisher so freundlich lebte. Sie sieht ihn, den Schlummernden, und — der erste Blick ist ihr letzter: das Licht der Augen kehrt nur dem Knaben wieder. Wir wollen und können die Geschichte hier nicht weiter verfolgen, aus welcher nur Eins noch hervorzuheben bleibt. Der Vater des Knaben, ein Pfarrer, zeigt sich als ruhiger, verständiger, gottergebener Mann und verfällt dennoch, als die Verhältnisse schroff drohend gegeneinander stehen, einem an Zelotismus streifenden Eifer. Eben hier hatte er sich zu bewähren in der Würde seines Berufs: wir erfahren hier jedoch aufs neue, daß wir Menschenkinder allzumal Sünder sind. Der Pfarrer hat nichts als den todten Buchstaben einzusetzen, und wenn sein Sohn Clemens und die blinde Marlene nicht mit Herz und Seele des lebendigen Worts die Knoten gelöst,

ihr Zerhauen würde trefflichen Menschen langes schweres Elend bereitet haben. Die zweite Novelle „Marion" nehmen wir als ein höchst ergötzliches Capriccio dankbar an, um nur sogleich sagen zu können, daß die folgende Gabe „La Rabbiata" uns als die Perle des ganzen Büchleins erschienen ist. Es ist eine höchst einfache Begebenheit unter einfachen Menschen, und wie darin eben schon ein besonderer Reiz für den Betrachtenden liegt, so ist auch die Darstellung durchweg schlicht und recht und darum voll befriedigend. Es würde schwer sein, irgendein Wort zu viel oder zu wenig aufzufinden und ebenso irgendeinen Zug in der Charakterzeichnung.

3. Die Waise von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" und der „Luftschlösser". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Tanznovelle — ein neues Genre! Warum nicht? Wir haben ja längst schon Kunstnovellen, die von Malern, Bildhauern, Schauspielern, Poeten und dergleichen Volk ein Stück Leben in Scene setzen, und Tanzen ist doch auch eine Kunst, vorzugsweise wenn pantomimisch eine Idee oder ein Ereigniß zur Anschauung gebracht wird. Darum hat auch Heinrich Heine sich es nicht entgehen lassen wollen, den Faust in einem Ballet dem schaulustigen Publicum vorzuführen, und das sollte er nicht umsonst gethan haben, denn dieses Ballet ist die Puppe, welcher obige Tanznovelle entstiegen ist. Die Geschichte der Waise von Tamaris ist übrigens sehr einfach. Die Waise ist das Kind eines vornehmen und reichen Engländers und einer französischen Tänzerin. Dergleichen Kinder pflegen gewöhnlich Landleuten anheimzufallen, so auch die Waise Sylvanie. Indessen geräth sie doch schon früh unter Kunstreiter und Seiltänzer, dann an den Balletmeister Spalazzani in Marseille, der sie zu einer bedeutenden Künstlerin ausbildet. Man kann sagen, ihr ganzer Körper ist Tanz. Sie wird dann für eine deutsche Oper gewonnen. Der Director, seinen Vortheil fest im Auge, führt sie dem Publicum als Nationaltänzerin vor, womit denn zugleich die erste Solotänzerin einigermaßen beruhigt wird. Allein der Nationaltanz, welcher nur „Straßentänzerinnen" wie die Pepita auf den Gipfel eines einseitigen Enthusiasmus bei jungen und ältlichen Herren emporschnellt, ist für Sylvanie höchstens nur Material für ihre Kunststudien. Sie lenkt die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf Heine's Tanzpoem. Die Vorbereitungen, dasselbe in Scene zu setzen, sind schon zu einer Generalprobe vorgerückt, als von oben herab die Darstellung untersagt wird, weil der Verfasser des Libretto — politisch anrüchig ist. Allein die Bachantin im vierten Act desselben weiß Sylvanie doch zu retten, und das ist ihr Tod. Bisher war das Außerordentlichste keine Anstrengung für die Tänzerin: sie beherrschte ihren Athem wie eine vollendete Sängerin. Nun aber, wie schon andere Ereignisse in ihrem Künstlerleben und der Familie ihrer Heimat nicht spurlos an ihr vorübergingen, so treffen sie alle mit dem Auftreten der Bachantin zusammen. Die Rivalin verleitet ihre Anhänger zu einem Eclat, dessen Gipfelpunkt darin besteht, daß der Bachantin, deren Costüm kaum mehr als ein Pantherfell aufzuzeigen hat, Hemden zugeworfen werden sollen. Nun freilich, die classische Zeit liegt weit hinter uns! Wir haben nur noch Sinn für Lüsternheit, und diese fodert wenigstens ein Hemd. Daran dachte Sylvanie nicht; sie lebte nur ihrer Kunst. Sie tanzt die Bachantin. Der Eclat gelingt nicht; vielmehr läßt der rücksichtslose Enthusiasmus des Publicums da capo erschallen, und Sylvanie tanzt da capo. Ein Blutsturz während des Tanzes endet ihr Leben. Das Buch ist gut geschrieben und bezeugt überall wohlangeeignete Kenntniß des Lebens vor und hinter den Coulissen. Im Uebrigen hat der Verfasser es sich möglichst bequem gemacht. Was wir unmittelbar sehen wollen, läßt er oft von einer Person des Buchs erzählen, oder in langen Briefen an den väterlichen Lord berichten. Wir haben daher ein zwischen epischer und dramatischer Poesie schwankendes Mittelding vor uns und müssen uns damit zufriedengeben, daß die Gegenwart überall nach neuen Formen ringt, und daß, wie schon gesagt, das Buch gut geschrieben ist. 50.

Ein englisches Urtheil über die Revolutionen von 1848.*)

Ein, wie es scheint, der Torypartei oder jener Peelitischen Richtung, welche sich hart mit dem Torysmus, von dem sie ausgegangen ist, berührt, angehörender politischer Heißsporn hat da ein so wunderbares Conglomerat von Kenntniß und Unkenntniß, von Sinn und Unsinn, von geradem und schiefem Urtheil in die Welt hinausgeschrieben, wie wir lange nichts Aehnliches gelesen haben. Daß die Misverständnisse deutscher Zustände, welche man in unsern Revolutionsjahren in der Tages- und periodischen Presse Englands zu beklagen hatte, hier und da noch immer in England existiren, davon legt das vorliegende auch bereits in Nr. 38 d. Bl. erwähnte Buch, eine räsonnirende Darstellung der Revolutionen von 1848 enthaltend, ein redendes Zeugniß ab. Der Verfasser, Stillingfleet Cayley, schreibt gerade so, als ob seit unsern unglücklichen Revolutionsjahren keine Selbstbesinnung in Deutschland und kein Umschwung des öffentlichen Geistes zu Gunsten der materiellen und industriellen Entwickelung stattgefunden, und als ob sein eigenes Vaterland gar keine Calamitäten in der Krim und seit dem Exhibitionsjahre 1851 gar keine die „praktische" Unfehlbarkeit der legislativen Mächte dementirenden Parlamentssessionen gehabt hätte.

Absichtliche Verkennung der Bedürfnisse und Strebungen einer ganzen großen Nation erscheint gewöhnlich verbunden mit Ignoranz in Absicht auf ihre politischen und socialen Verhältnisse. Daß diese negative Befähigung zum politischen Schriftsteller sich bei dem Verfasser in nicht geringem Grade findet, davon sollte, dächten wir, die folgende Stelle einen redenden Beweis liefern. Wir lesen (II, 5): „Bei der Vertreibung der Franzosen im Jahre 1815 wurde das alte Deutsche Reich, welches die Franzosen zerstört hatten, nicht wiederhergestellt. An seine Stelle trat der Rheinbund (sic!). Dieser bestand aus 36 voneinander unabhängigen Staaten." Unter diesen unabhängigen Staaten figurirt unter andern auch ein Hessen-Holstein.

Der Verfasser muß überhaupt ganz vortrefflich unterrichtet sein. Er hat tief in die Herzen der Völker und in die Geheimnisse der Cabinete hineingehorcht. So weiß er z. B. auch (II, 142), daß „das wiener Volk im März des Jahres 1848 nicht wirkliche Freiheit, sondern eine papierene Constitution begehrt habe". Gelegentlich einer furchtbar übertriebenen Schilderung der Ermordung eines gewissen „Lichowsky" (das Buch wimmelt von solchen im Munde eines eingefleischten Engländers immer beleidigenden Verdrehungen deutscher Namen) macht der Verfasser Miene, diesen Mord der gesammten „demokratischen Partei" (der er kaum das Privileg menschlicher Natur zugesteht) in die Schuhe zu schieben. Ueber die schleswig-holsteinische Bewegung ist er ganz und gar unlesbar. Die stellenlosen kieler Amtscandidaten und der Egoismus des Herzogs von Augustenburg, der es unbequem fand, zugleich Souverain und Unterthan des Königs von Dänemark (wegen seiner Güter in Schleswig) zu sein, haben, der Ansicht unserer großen Autorität zufolge, die ganze schleswig-holsteinische Bewegung entstehen machen. Als besonders großes Verbrechen rechnet der Verfasser dem Herzoge das Beginnen an, daß er die „Times" (die Unbestechliche!) habe bestechen wollen. Natürlich konnte die „Times", wegen bekannter guter Beziehungen zu Dänemark, keine Bestechungen von deutscher Seite annehmen. Preußen erfährt die besondere Ungunst des Verfassers, nicht wegen des wirklich Tadelnswerthen seines Verhaltens in der schleswig-

*) The European revolutions of 1848. By Edward Stillingfleet Cayley. London 1856.

holsteinischen Angelegenheit, sondern weil es das „Eigenthum seines Nachbars“ angegriffen und weil es nicht von Anfang an eine entschieden undeutsche Politik in jener Bewegung befolgt habe. Auch das preußische Wehrsystem hat die entschiedene Ungunst des Verfassers zu befahren. Er hat keinen Begriff davon, daß dieses Wehrsystem, obwol Preußen vielleicht zum Angriffskriege nicht besonders befähigend, doch die Defensivkraft, die nachhaltige Energie des preußischen Staats ausmacht. Er meint, die Dienstzeit des preußischen Bürgers sei lang genug, um den Mann seinem Geschäfte zu entfremden, und doch wieder nicht lang genug, um ihn zum guten Soldaten zu machen.

Noch erbaulicher spricht indessen der Verfasser über die socialen Zustände von Deutschland ab. Hier ist es namentlich, wo sich Verstand und Unverstand in seinem Kopfe so wunderlich kreuzen. Er hat etwas von unserer „überschüssigen und künstlichen Bildung“ daheim gehört; er weiß, daß wir in Deutschland viel Beamtenproletariat haben, und so macht er denn, mit einer Uebereilung, wie wir sie an dem praktisch besonnenen Engländer sonst nicht gewohnt waren, die übertriebensten Fehlschlüsse auf unsere ganze Universitäts- und Beamtenbildung. Auch in diesem Abschnitte begegnen wir den lächerlichsten Unrichtigkeiten. So meint der Verfasser z. B., daß jede Studentenverbindung einer deutschen Hochschule „Burschenschaft“ heiße. Im Verlaufe seiner Darstellung verwickelt er sich dann in die eigenthümlichsten Widersprüche. Nachdem er im Eingange des zweiten Bandes die Behauptung ausgesprochen hat, daß unsere höhere Gymnasial- und Universitätsbildung nur „unpraktische“ Politiker bilden könne, während das englische Geschäftsleben „praktische“ Leute in das Parlament und in die Regierungsbureaux liefere, sagt er bei Gelegenheit seiner Darstellung der englischen und irischen Unruhen des Jahres 1848: „Whatever is undone by our government, is done badly.“

Wir lieben weder den Tadel, den misgünstigen Tadel englischer Zustände, wie er von hier aus so oft aus deutschen Federn fließt, noch auch die Revanche, welche dann und wann eine englische Feder für solche Angriffe nimmt. Bei der gegenseitigen Freizügigkeit und dem Freihandel der Ideen werden sich beide Länder unstreitig am besten stehen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Verfasser da, wo er finanzielle und nationalökonomische Verhältnisse bespricht, weit mehr Takt und richtiges Urtheil an den Tag legt, als da, wo politische und sociale den Gegenstand seiner Darstellung bilden. Seine Hauptautorität in Absicht auf die Beurtheilung der nationalökonomischen Ursachen, welche die Bewegungen von 1848 in England herbeiführten, ist Sir J. Graham (in seiner Schrift „Corn and currency“). 76.

Mittheilungen aus Griechenland.

Der Professor der Botanik an der Universität Athen, Theodor Orphanidis, welcher bereits bei dem von dem Griechen Ambrosios Rallis vor einigen Jahren eingeführten alljährlichen poetischen Wettkampfe in Ansehung seiner Dichtung „Ὁ ἄπαρος“ im Jahre 1854 den Preis davongetragen hatte, hat sich m Jahre 1855 für seine epische Dichtung „Ἄννα καὶ Φλῶρος“ iner gleichen Auszeichnung zu erfreuen gehabt. Dieselbe, in lthen 1855 gedruckt, liegt nun auch den Freunden der neuriechischen Muse zur Prüfung vor. Sie ist in Hexametern edichtet, aber nicht nach den Gesetzen der altgriechischen Poesie nd Metrik, unter Beobachtung der Quantität der Silben, ndern lediglich im Charakter der neugriechischen Sprache und ichtkunst, welcher vorzugsweise ein accentuirender ist und Alles os von dem Accente, auf Kosten der Quantität der Silben, hängig macht, wie dies auch in andern modernen Sprachen, B. auch in der deutschen Poesie der Fall ist, wo der Hexaeter gleichfalls meist ohne Rücksicht auf Länge und Kürze der ilben, nicht ohne Härten und ebenso wenig ohne Verletzung des Ohrs und feinern Gefühls, gehandhabt wird. Dies letztere ist nun auch in jenem Preisgedichte des Orphanidis in hohem Grade der Fall, welcher übrigens dabei das Beispiel des Alexander Risos Rangawis befolgte, und es bleibt namentlich im Anfang für ein ungewohntes Ohr allerdings schwer, diese nur nach der accentuirenden Methode gedichteten Hexameter zu lesen, wobei man vor allen Dingen besonders wohlthut, von jeder Erinnerung an die Homerischen Hexameter sich möglichst frei zu halten. Im Uebrigen darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene Dichtung des Orphanidis, deren Sprache ein sehr reines, fast das Gepräge des Altgriechischen an sich tragendes Neugriechisch ist, an dichterischen Schönheiten, an Ideen und Bildern, wie an malerischen Schilderungen reich ist, und daß sie durch die Lebendigkeit des Ausdrucks und der Darstellung, sowie in den Charakterschilderungen und durch den ganzen Gang der Erzählung in hohem Grade spannt und fesselt, selbst wenn man zugeben müßte, daß das Interesse an derselben gegen das Ende abnimmt und dieses selbst an und für sich keineswegs befriedigt. Ein nicht geringes dichterisches Talent und eine seltene Beherrschung der Sprache muß dem Dichter jedenfalls zugesprochen und anerkannt werden.

Bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in dem seit mehren Jahren in Athen bestehenden Ἑλληνικὸν Ἐκπαιδευτήριον hielt der dort angestellte, auf einigen deutschen Universitäten gebildete Grieche Papasliotis eine Rede: „Περὶ τῶν παρὰ τοῖς ἀρχαίοις Ἕλλησι παιδικῶν παιγνίων“ (Athen 1854), in welcher er über einige Kinderspiele bei den alten Griechen sprach, dabei Manches in dieser Hinsicht, theils in Betreff der Sache selbst, theils in sprachlicher und exegetischer Beziehung und unter Verbesserung und Berichtigung mancher Stellen altgriechischer Autoren (namentlich des Pollux), bemerkte, Vergleichungen mit den Spielen der heutigen Griechen anstellte und im Allgemeinen darauf hinwies, welchen Werth die alten Philosophen und Dichter auf dergleichen Spiele in Ansehung der somatischen, ethischen und intellectuellen Erziehung der Jugend legten, während die neuere Pädagogik dies Alles nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdige. Der Redner drang auch hierbei, wie dies schon von Andern in ähnlichen Beziehungen mehrfach geschehen ist, für die gegenwärtigen Griechen mit Ernst und Entschiedenheit darauf, das Beispiel und den Sinn der alten Griechen nachzuahmen und sich anzueignen, eben deshalb aber dabei auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste nicht unbeachtet zu lassen, vielmehr in strenger Consequenz des Grundsatzes auch dies gebührend zu würdigen.

Von Athanasios Sakellarios erschien (Athen 1855) der erste Theil eines auf drei Theile berechneten Werkes: „Κυπριακά“, das sich mit einer ausführlichen topographischen Beschreibung der Insel Cypern, mit ihrer frühern Geschichte und mit den Sitten ihrer Bewohner beschäftigt, und wobei der Verfasser nicht blos die alten Quellen über jene besonders auch als Mittelglied zwischen Griechenland und Phönizien interessante und wichtige Insel benutzt, sondern auch alles Dasjenige zugrunde gelegt hat, was ihm zu seinen Zwecken ein längerer Aufenthalt auf Cypern und die Mittheilungen Kundiger daselbst in reichem Maße gewährt haben.

N. Dragumis, einer der verdienstvollen Herausgeber der ausgezeichneten, in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα“ hat aus dem Englischen das Leben Washington's übersetzt, wie dasselbe in den Schulen Nordamerikas gelesen wird und unzählige male gedruckt worden ist. Er hat dabei vornehmlich die Absicht gehabt, den Feldherrn Nordamerikas und den Begründer der politischen Freiheit desselben auch als Staatsmann und Regenten den Griechen darzustellen und sie dadurch zu veranlassen, daß sie überhaupt mit der Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten sich bekannt machen, welche den Griechen in materieller und in moralischer

Hinsicht so manche Wohlthaten erwiesen haben; zugleich aber hat der Uebersetzer, indem er Washington als ein Muster häuslicher und öffentlicher Tugenden den Griechen zur Nachahmung aufstellte, seinen Landsleuten dadurch auch in dieser Hinsicht nicht nur nützen, sondern auch eine angenehme Unterhaltung gewähren wollen.

Eine andere Biographie: „Ἀλέξανδρος ὁ Στούρτζας, βιογραφικὸν σχεδίασμα" (Athen 1855), von dem bekannten Rhetor und Kirchenschriftsteller Konstantin Oikonomos, hat den im Jahre 1854 verstorbenen gelehrten, in Deutschland auch in politischer Beziehung, wenngleich weniger günstig bekannt gewordenen Griechen Alexander Stourdza zum Gegenstande. Allein wenn auch der Verfasser dieser Biographie als ein sehr gelehrter Mann gilt und besonders als geistlicher Redner seit länger als 30 Jahren bei den Griechen und außerhalb Griechenland in hohem Ansehen steht, so kann man ihm doch für die Biographie und für biographische Darstellungen ein vorzügliches Talent keineswegs zusprechen. Das Leben des Alexander Stourdza verlangte eine einfache, gefühlvolle Darstellung; aber der genannte Oikonomos hat diese Lebensbeschreibung in einem prächtigen, von Gelehrsamkeit strotzenden Stile geschrieben, und das rein Biographische der Schilderungen geht in einem Wuste biblischer Stellen, unpassender Geschichtsdaten und etymologischer Bemerkungen fast ganz verloren und geradezu unter.

Von dem Professor der Archäologie an der Universität Athen, Alexander Risos Rangawis, ist nun (Athen 1855) auch der zweite Theil der „Antiquités helléniques, ou repertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce", nachdem der erste Theil bereits 1842 in Athen erschienen war, veröffentlicht worden, und das Werk liegt nun als ein Ganzes für Diejenigen vor, die für diesen Theil der hellenischen Archäologie sich interessiren. Der nämliche Rangawis beabsichtigt übrigens, nach einer uns aus Athen zugekommenen öffentlichen Bekanntmachung, zugleich mit dem Professor der Zeichnenkunst an der Schule der schönen Künste in Athen, Margaritis, ein archäologisches Werk in einzelnen Lieferungen, welche außer photographischen Darstellungen auch den nöthigen Text enthalten sollen, unter dem Titel „La Grèce monumentale et pittoresque" herauszugeben. Die Photographien sollen die vorzüglichsten Denkmäler und die historisch wichtigen Orte und Gegenden Griechenlands darstellen, und in dem die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen enthaltenden Texte sollen nach den einzelnen Richtungen hin für den Historiker und Archäologen, wie für den Künstler, zugleich in Hinblick auf die altgriechischen Schriftsteller und auf die in ihnen enthaltenen Nachweise, zweckgemäße Erklärungen zum Verständnisse der Darstellungen gegeben werden. Von demselben Rangawis erschien ferner (Athen 1855) der erste Theil einer Sammlung verschiedener Erzählungen („Διάφορα διηγήματα"), welche auch, nicht durch Uebersetzungen, sondern durch Originalarbeiten, das Gebiet der Novellistik, jedoch hoffentlich in weniger frivoler Weise, als dies in andern europäischen Literaturen geschieht, für Griechenland anbauen helfen werden. Der vorliegende erste Band enthält zehn einzelne Erzählungen, die jedoch zum Theil Uebersetzungen oder Bearbeitungen nach dem Französischen und Englischen zu sein scheinen und unter denen nur eine einzige (Ὁ Συμβολαιογράφος, Der Notar) sich findet, die wenigstens nicht im Occident, sondern auf den Ionischen Inseln spielt und auf nationalem Boden mit localer Färbung sich bewegt, übrigens bei der Lebendigkeit der Darstellung und bei der Schärfe der Charakteristik etwas ungemein Spannendes und Fesselndes für das Interesse des Lesers an sich trägt, während die Scene der übrigen Erzählungen der Occident ist und diese fast durchgängig den reflectirenden Charakter des Occidents an sich tragen. Die Sprache, in welcher diese Erzählungen geschrieben sind, ist der hohen Bildung und der wissenschaftlichen Kenntnisse ihres Verfassers, Alexander Risos Rangawis, würdig und zeugt aufs neue von der außerordentlichen Bildsamkeit und Geschmeidigkeit des neugriechischen Idioms. Der Herausgeber, Konstantinos Barbatis in Athen, bemerkt in einem Nachworte, daß diesem ersten Bande noch zwei andere folgen und von den zu verschiedenen Zeiten in öffentlichen Zeitschriften gedruckten Erzählungen des A. Rangawis eine von Letzterm selbst durchgesehene und verbesserte Auswahl zur Unterhaltung und Belehrung Anderer enthalten sollen.

Eine kleine Schrift: „Σχελλίγγιος ἤτοι ὀλίγα τινὰ περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς φιλοσοφίας αὐτοῦ" (Athen 1855), von K. Kotzias, Professor der Philosophie an der Universität Athen, der früher ein Schüler Schelling's gewesen und hier über das Leben und über die philosophische Entwickelung desselben in kurzen Zügen, aber nach einer eindringenden Forschung seiner Philosophie mit hoher Anerkennung sich ausspricht, ist ein lautredendes rührendes Zeugniß der tiefen Verehrung und persönlichen Hochachtung des Schülers gegen den Meister, das seinerseits ebenfalls Anerkennung verdient, auch dieselbe bereits, soviel wir wissen, in Bunsen's „Zeichen der Zeit" gefunden hat.

Seit October 1855 erscheint in Athen eine Zeitschrift für den griechischen Landbau unter dem Titel: „Ἐφημερὶς τῆς ἑλληνικῆς γεωργίας", in monatlichen Heften und unter der Redaction des Griechen Nikolaos Emmanuel, an welcher unter Andern der obgenannte Professor der Botanik an der Universität Athen, Orphanidis, der Director der öffentlichen Baumschule daselbst, A. Chairetis, der Vorsteher des dortigen botanischen Gartens, F. von Heldreich, sowie der Advocat Renieris (einer der Herausgeber des höchst verdienstvollen „Spectateur de l'Orient") für das Ackerbaurecht sich betheiligen. Ebenso mag hier der medicinischen Zeitschrift „Ἀσκληπιός" gedacht werden, welche in Athen schon früher erschien und deren fernere Herausgabe die dortige medicinische Gesellschaft im Interesse der theoretischen und praktischen Zwecke der griechischen Heilkunst übernommen hat.

Wie aus der im Jahr 1855 von Panagiotis Sutsos in Athen begründeten politischen und wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἥλιος" zu ersehen, ist dort im vorigen Jahre ein wenigstens für Griechenland und für die griechische Kirche besonders interessantes Buch über die Theorie der Kirchenmusik („Θεωρητικὸν τῆς ἐκκλησιαστικῆς μουσικῆς") von Panagiotis Agathokles erschienen, das als die Frucht langjähriger Studien und Erfahrungen und als das erste Werk dieser Art besonders der Aufmerksamkeit der griechischen Regierung empfohlen wird; vielleicht daß dasselbe zu einer durchgreifenden Reform der Kirchenmusik in der griechischen Kirche geeignete Veranlassung geben könnte, welche, wie schon häufig und vielseitig bemerkt worden ist, als eine wahre Nothwendigkeit angesehen werden muß.

Mit der griechischen Sprache und dem Unterrichte in derselben, sowie überhaupt mit der Volkserziehung in Griechenland, auch mit der Verbesserung der neugriechischen Sprache selbst, namentlich was in dieser letztern Beziehung die eigenthümlichen Bestrebungen und Vorschläge des vorstehend genannten Dichters, Literaten und Journalisten Panagiotis Sutsos betrifft, der jedoch mit diesen Bestrebungen und Vorschlägen eine Flut von Spott- und Streitschriften gegen sich selbst heraufbeschworen hat, beschäftigen sich mehre Schriften, die im vorigen Jahre, meistens in Athen selbst, erschienen sind und von denen wir Kenntniß erlangt haben. Von diesen letztern Spott- und Streitschriften erwähnen wir hier nur die gediegene Widerlegungsschrift „Τὰ Σούτσεια", welche dem gelehrten Professor der griechischen Sprache an der Universität Athen, Konstantin Asopios, zugeschrieben wird, und die Spottschrift: „Τὸ ἐπιδόρπιον τοῦ γραμματοφάγου, ἢ ὁ αὐτόβλητος

Σουτσοκρούστης." Wenn auch durch diese Schriften selbst ein unmittelbarer Nutzen für die Sache, um welche es dabei sich handelt, nicht gewonnen wird, so führen sie doch für die gebildeten Griechen fort und fort die Nothwendigkeit vor Augen, die Veredlung der neugriechischen Sprache sich angelegen sein zu lassen; und während dies von den Einzelnen, die in irgendeiner Beziehung und namentlich in Druckschriften vor die Oeffentlichkeit treten, auch ohne daß bestimmte Regeln und Gesetze für die Handhabung der Sprache bestehen, geschieht, veredelt und verbessert sich die Sprache von selbst, und es bildet sich auf diese Weise nach und nach ein classischer Stil, der seiner Zeit die bestimmten Regeln und Gesetze für Andere an die Hand gibt, welche das System der Sprache bedingen und begründen. Ueber den Unterricht in der griechischen Sprache erschienen von Konstantin Xanthopulos, der bereits im Jahre 1854 in Konstantinopel eine kleine interessante Schrift „Περὶ παιδαγωγικῆς διδασκαλίας" hatte drucken lassen, „Ἐπιστολαὶ περὶ διδασκαλίας τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης" (Konstantinopel 1855), und über den Volksunterricht erschien ein „Ὑπόμνημα περὶ δημοσίας διδασκαλίας ἤτοι τῆς τοῦ λαοῦ παιδείας" (Athen 1855), von dem Volksschullehrer Adamantios Joannidis.

Unter den Lehrern an der Universität Athen verdient der Professor des Rechts an derselben, G. A. Maurokordatos, wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, auch außerhalb der Grenzen seines unmittelbaren Berufs, eine besondere Erwähnung, und namentlich führt derselbe in Ansehung der Tagesfragen, über welche er mit Leichtigkeit und Klarheit in ausgezeichnetem Neugriechisch sich auszusprechen liebt, eine fertige und gewandte Feder. War es früher vorzugsweise die kirchliche Frage, über welche er, allerdings nicht ganz frei von gewissen Vorurtheilen und darum den freiern Ansichten eines vernünftigen Kirchenstaatsrechts in Betreff der Landeskirche des Königreichs Griechenland einseitig widerstrebend, in einzelnen Schriften, z. B. „Περὶ τῆς Ἐκκλησίας τῆς Ἑλλάδος (Athen 1852), „Περὶ τῆς Ὀρθοδόξου Ἀνατολικῆς Ἐκκλησίας" (1853), „Ἐπιστολιμαία διατριβὴ πρὸς Φαρμακίδην" (1853), „Διαφώτισις τῶν ἐκκλησιαστικῶν νόμων" (1854), „Φαρμακίδου τὰ διπλά" (1855), welche zum Theil gegen den vorstehend genannten Griechen Theoklitos Pharmakidis und gegen dessen Schrift „Ὁ συνοδικὸς τόμος ἢ περὶ ἀληθείας" (1852), eine der bedeutendsten der neugriechischen Literatur, gerichtet waren, mit welcher der Letztere für die Selbständigkeit der griechischen Landeskirche des Königreichs Griechenland mit Erfolg in die Schranken trat, so hat er sich neuerdings auf Anlaß der orientalischen Frage und der Wendung, welche dieselbe für Griechenland und für die Griechen genommen, mehr der Politik zugewendet, indem er unter dem Titel „Ἡ φωνὴ ἑνὸς μόνου Ἕλληνος ὑποστηριχθεῖσα ἀπὸ τὰς φωνὰς δύο ἄλλων" (Athen 1854) und „L'ultramontanisme démasqué par lui-même" (1854) zwei Schriftchen veröffentlichte, in denen er die politischen Ansichten des Verfassers der Schrift „Ἑλληνισμὸς ἢ Ῥωσσισμός" (1854) bekämpfte, welcher die Rechte und die Selbständigkeit der griechischen Nation gegenüber den Einflüssen Rußlands mit Entschiedenheit geltend machte, und welcher hierbei, zugleich mit andern Griechen, die in gleicher Weise über diesen Gegenstand und über die Interessen des Panhellenion in Schriften mehrfach sich geäußert hatten, aus dem nationalen Standpunkte und nach den Pflichten der Selbstvertheidigung selbst dann in seinem Rechte sich befand, wenn er vielleicht, gegenüber gewissen Tendenzen der russischen Regierung in Bezug auf Griechenland und auf die Griechen, in seinen diesfallsigen Anklagen und Angriffen ebenso im Unrecht sich befunden haben sollte, wie dies von Andern gilt, die im Jahre 1853 von ihren Stand- und Gesichtspunkten der orientalischen Frage die Wendung gegeben haben, welche sie damals nahm. An jene politischen Schriften des genannten Maurokordatos schließt sich zuletzt noch „Ἡ ἀδελφικὴ ἀγάπη" (Athen 1853) an, worin derselbe nicht ohne warmes Nationalgefühl und mit patriotischem Blick in die Zustände und wahren Interessen seiner Nation über gewisse Verhältnisse der letztern in der Vergangenheit und Gegenwart in ungemein anziehender Weise sich ausspricht.

Von andern neuern Schriften kirchlichen Inhalts, welche darthun, daß unter den Griechen auch auf dem Gebiete der Kirche eine geschäftige Bewegung sich kundgibt und daß sie dabei auch die Verhältnisse der andern christlichen Kirchen, ihre Zustände und ihre Lehren ins Auge fassen, erwähnen wir hier nur noch die folgenden von Theodor Vallianos: „Διάλογοι περὶ ὀρθοδοξίας τῆς ἀνατολικῆς καθολικῆς Ἐκκλησίας" (nach der vierten russischen Ausgabe, Moskau 1843; Athen 1855), ferner: „Λόγος πρὸς τὸν Ῥωμαϊκὸν καθολικισμὸν καὶ πραγματεία περὶ τῆς προτεσταντικῆς διδασκαλίας" (nach der russischen Ausgabe, Moskau 1852; Athen 1855), und „Ἀλήθεια περὶ τῆς οἰκουμενικῆς Ἐκκλησίας" (nach dem Russischen, 1854).

Gelegentlich gedenken wir hier auch, daß ein Grieche, J. Polillas, es unternommen hat, das Shakspeare'sche Drama „Der Sturm" ins Neugriechische zu übersetzen, und daß diese Uebersetzung unter der Aufschrift „Ἡ Τρικυμία" (Korfu 1855) erschienen ist, sowie wir der eigenthümlichen Erscheinung erwähnen, daß von einem königlichen Marinearzte in Athen, Karl Heinrich Theodor Reinhold, eine Schrift linguistischen Inhalts in lateinischer Sprache: „Noctes Pelasgicae, vel symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas" (Athen 1855), herausgegeben worden ist.

Unter den gelehrten Griechen der Gegenwart gilt der in Athen lebende Skarlatos Byzantios als der „ἐν Ἑλλάδι κατ' ἐξοχὴν λεξικογράφος". Bereits im Jahre 1835 erschien von ihm in Athen ein „Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, μεθηρμηνευμένης εἰς τὸ ἀρχαῖον ἑλληνικὸν καὶ τὸ γαλλικόν", welchem daselbst im Jahre 1839 ein „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" folgte und wovon auf Grund der bisherigen griechischen Wörterbücher, besonders nach Henr. Stephanus, eine vielfach bereicherte zweite Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" 1852 in Athen erschien. Außerdem gab derselbe Grieche im Jahre 1846 ein „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν" heraus, und auch dieses ist bereits in zweiter, bedeutend vermehrter Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν ἑλληνο-γαλλικὸν καὶ γαλλο-ἑλληνικόν" in Athen 1836 erschienen. Der Herausgeber ist dabei mit gesundem Urtheil und mit besonderer Genauigkeit, ohne gleichwol diese letztere zu übertreiben, verfahren, und sollte es auch an Solchen nicht fehlen, welche der Meinung sind, daß ersterer in manchen Beziehungen in Ansehung der Aufnahme einzelner Wörter hätte weiter gehen können und sollen, als er gethan hat, so kann dies doch den Nutzen des Werks selbst nicht beeinträchtigen; denn die neuere griechische Sprache, welche ganz und gar auf der alten beruht, wird auf dieser Grundlage selbst immer mehr sich entwickeln und veredeln, sodann in dieser Gestalt durch die Schriftsteller fort und fort in das Leben des Volks eindringen, welches sie nach und nach in sich aufnehmen wird, und die Lexikographie vermag dann diesen Fortschritten um so zweckmäßiger zu folgen, je weniger sie dem Geschmacke und der Bildung des Volks Gewalt anthut und etwa voll Ungeduld dem einen oder der andern vorgreift, was der Einzelne entweder aus Eitelkeit oder aus einem ähnlichen Grunde zu thun gar leicht Veranlassung und Versuchung findet.

Die „Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῆς σήμερον" von Konstantin Paparrigopulos (Athen 1853) ist zwar nur zum Unterrichte der griechischen Jugend in Gymnasien u. s. w. bestimmt, allein sie enthält gleichwol in einigen Theilen Manches, was auch für andere Kreise außer denen, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, von Interesse sein kann und woraus auch außerhalb Griechenland gar Vieles zu lernen ist. Besonders ist dies in

Ansehung desjenigen Abschnitts der Geschichte Griechenlands der Fall, welcher mit dem Freiheits- und Unabhängigkeitskampfe sich beschäftigt, und wobei der Verfasser im Allgemeinen gute Quellen in Betreff des thatsächlichen Materials benutzt zu haben scheint. In seinen Urtheilen über die hervorragenden Persönlichkeiten des Kampfes ist er sehr zurückhaltend, was gerade hier und bei dem Zwecke des Buchs eher Lob als Tadel verdient; dagegen hätte der Verfasser auf die sprachliche Darstellung mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verwenden und in diesem für die griechische Jugend bestimmten Buche das Neugriechisch mit größerer Consequenz und in entschiedenerer Reinheit schreiben sollen, als er gethan hat.

Dem in den griechischen Schulen des Königreichs herrschenden, vornehmlich bei dem Lesen des Herodot und des Homer empfindlichen Mangel eines geeigneten Hülfsmittels zur Kenntniß des ionischen und epischen Dialekts hat der Grieche Kostopulos abzuhelfen gesucht, indem er das beste neueste Werk über jenen Gegenstand, das Buch des geschmackvollen gelehrten deutschen Hellenisten Krüger („Von den Dialekten der griechischen Sprache, namentlich vom epischen und ionischen") nach der dritten Ausgabe vom Jahre 1853 ins Neugriechische übersetzt und (Athen 1856) herausgegeben hat.

Den „Essai sur les Fanariotes" (Marseille 1824), von Zallonis, einem katholischen Griechen, eine der ausführlichsten Darstellungen über die Fanarioten und über ihr System, auch wenn diese Darstellung in ihrem kritischen Theile nicht durchgängig mit der erfoderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit geschrieben sein dürfte, hat der griechische Artillerielieutenant J. Baltinos unter dem Titel „Πραγματεία περὶ τῶν Φαναριωτῶν" (Athen 1856) ins Neugriechische übersetzt, „um die Griechen über das Gefährliche jenes Systems und über den verderblichen Einfluß der Phanarioten aufzuklären". Zu diesem Zwecke hat er eine geharnischte Vorrede gegen die letztern vorangestellt, in welcher er im Wesentlichen nichts Geringeres als die Verweisung der Fanarioten aus dem Königreiche Griechenland wünscht und beantragt. Ob er hierbei ebenfalls in allen Punkten mit der erfoderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit zuwerke gegangen sei, kann man hier auf sich beruhen lassen. Zugleich kündigt der Verfasser eine weitere Schrift von sich an: „Οἱ Φαναριῶται ἐν Ἑλλάδι", welche in kurzem erscheinen und durch geschichtliche Thatsachen darthun soll, wie sehr die Fanarioten Griechenland geschadet haben.

Die „Διάφορα ἔγγραφα καὶ ἐπιστολαὶ ἐκ τῆς συλλογῆς τοῦ ὑποστρατηγοῦ Ἰωάννου Κολοκοτρώνη, ἀφορῶντα τὰς κατὰ τὸ 1832 μετὰ τὸν θάνατον τοῦ κυβερνήτου Ἰ. Καποδίστρια συμβάσας κατὰ τὴν Ἑλλάδα ἀνωμαλίας καὶ ἀναρχίας" (Athen 1856) enthalten gegen 200 Briefe und andere schriftliche Urkunden, mittels deren der Herausgeber, Joannis oder Gennaios Kolokotronis, der Sohn des bekannten Theodor Kolokotronis, nachweisen will, wie ungerecht die im J. 1832 gegen Beide erhobene Klage wegen Unterhaltung von 7500 Soldaten aus dem größten Theile der Nationaleinkünfte der Provinz Mantinea gewesen sei. Die Briefe und sonstigen Urkunden werfen allerdings ein sehr ungünstiges Licht auf den ungeregelten und anarchischen Zustand in Griechenland nach der Ermordung des Präsidenten Kapodistrias. 5.

Notiz.

Die „feintise" der Schriftsteller.

Mit Bezug auf die von uns gelegentlich citirte Bemerkung Charles de Rémusat's, daß alle schriftstellerische Kunst voll Verstellung sei, erhielten wir eine Zuschrift von einer Leserin und Freundin d. Bl., worin wir darauf aufmerksam gemacht werden, daß Rémusat zuvörderst dabei an seine Landsleute gedacht haben möge, bei denen Thun und Denken auf Schaustellung ausgehe. Aber der Deutsche mit seinem sittlichen Enthusiasmus? fragt die Briefschreiberin weiter. Allerdings mag Rémusat's Wort hauptsächlich auf seine Landsleute abgesehen sein und auf sie auch zumeist passen; aber wir sollten uns doch hüten, uns von dieser „feintise" ganz rein zu sprechen. Die Schriftstellerei ist auch bei uns, wenigstens jetzt, im Allgemeinen eine Art Schauspielkunst mit vertheilten Rollenfächern. Der Eine spielt den sittlichen Vater, der salbungsvolle Moral predigt, der Andere den witzigen, frivolen Bonvivant, ein Dritter die lustige Person, ein Vierter den pathetischen Helden, ein Fünfter den sentimentalen Liebhaber, ein Sechster den cynischen Mephistopheles, ein Siebenter den philosophischen, gravitätisch doctrinären Oheim u. s. w. Der anfängliche naive Enthusiasmus hält so wenig bei dem Schauspieler wie bei dem Schriftsteller immer vor; man schreibt sich häufig in ein Rollenfach hinein, und was erst Natur war, wird zuletzt Kunst und Schaustellung. Baco eiferte gegen die Corruption der Gerichtshöfe als gegen eines der größten Uebel, die einen Staat treffen könnten, und doch ließ er sich bestechen, verkaufte seine richterlichen Entscheidungen und wurde dafür zum Gefängniß, zum bürgerlichen Tod und einer hohen Geldbuße verurtheilt. Im Dienste der Wissenschaft und in seiner Studirstube war er freilich vollkommen aufrichtig, uneigennützig und unbestechlich, was allerdings auch etwas werth ist. Man würde sich wundern, wenn man Dichtern und Schriftstellern zuweilen ins Herz blicken und entdecken könnte, an welchem ihrer Werke sie mit der größern Liebe gearbeitet. So drückte Goethe in einem Briefe an Herder (vgl. „Aus Herder's Nachlaß", Bd. 1) seine Freude darüber aus, daß er „Tasso", diese „consequente Composition" die er mit „unerlaubter Sorgfalt" gearbeitet, nun hinter sich habe, und bemerkt dann: „Die Fragmentenarbeit erotischer Späße behagt mir besser." Besonders sollten aber wir Deutsche auf unsere Sittlichkeit nicht zu selbstbewußt pochen; eine Sittlichkeit, die hoffärtig, neidisch und egoistisch ist, inhuman verfährt und mit Anathemen und Excommunicationen in ähnlicher Weise freigebig ist, wie die katholische Kirche, dürfte doch sehr zweifelhafter Natur sein. Alles dies hindert uns aber nicht, einem literarischen Freunde Recht zu geben, der uns dieser Tage schrieb: „Welch eine traurige Erscheinung für unsere Enkel würden unsere Zeitgenossen auf ihrer Hetzjagd nach Eisenbahnactien und Dividenden sein, sähen sie nicht, daß neben diesem Geschlecht auch noch ein edler Menschenschlag gelebt, der an die ewigen Rechte des Geistes appellirt und das Palladium der Menschheit gerettet habe. Und dieser Menschenschlag besteht in der Gegenwart wie in der Vergangenheit doch vorzugsweise aus Schriftstellern, deren äußeres Schicksal wol weniger als je zu beneiden ist, deren Stand aber Niemand gering achten darf, ohne sich der Barbarei gleichzustellen." H. M.

Bibliographie.

Ein Tag in Stendal, oder die Architekten. Lustspiel in einem Akt. Tangermünde, Doeger. 1857. 8. 10 Ngr.

Thienemann, G. A. W., Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniss seiner Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und der von ihm hinterlassenen grossen Sammlung von Handzeichnungen. Nebst Ridinger's Porträt in Stahlstich und zwölf aus seinen Zeichnungen entlehnten Kupferstichen. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 24—30; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 34—36 u. 38.)

71. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh.
Premier cours. 9me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Traduction des thèmes français.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

2. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geh.
First course. 10th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 8th edition. 1856. 12 Ngr.
Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Fourth edition. 8. 1856. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

. **Christliches Andachtsbuch** für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Dreizehntes bis achtzehntes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Das vollständige Werk geheftet 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. Siebenundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

27. **Goethe.** Eine biographische Schilderung von **R. Prutz.**

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
1. **Unsterblichkeit**, von **H. Ritter.**
2. **Der gestirnte Himmel**, von **J. H. Mädler.**
3. **Das Mikroskop**, von **D. Schmidt.**
4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck.**
5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von **A. F. Pohl.**
6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin.**
7. **Deutschland**, von **H. A. Daniel.**
8. **Die Lebensversicherungen**, von **E. S. Unger.**
9. **Sonne und Mond**, von **J. H. Mädler.**
10. **Das Slawenthum**, von **M. W. Heffter.**
11. **Das Gold**, von **R. F. Marchand.**
12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von **O. Hübner.**
13. **Die Künstler unter den Thieren**, von **A. B. Reichenbach.**
14. **Die Telegraphie**, von **L. Bergmann.**
15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer.**
16. **Die Blumen im Zimmer**, von **F. Freiherr von Biedenfeld.**
17. **Die deutsche Hansa**, von **F. W. Barthold.**
18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von **H. Bettziech-Beta.**
19. **Der Haushalt der Pflanze**, von **F. Cohn.**
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von **J. Rank.**
21. **Das Planetensystem der Sonne**, von **J. H. Mädler.**
22. **Das Kochsalz**, von **P. A. Bolley.**
23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von **K. Reclam.**
24. **Das Glas**, von **R. Wagner.**
25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von **Franz Mauritius.**
26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von **Franz Mauritius.**

Ausführliche **Anzeigen** über den Plan des Werks — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

75. **Bibliothek italienischer Classiker.** Dreizehnter bis siebenundzwanzigster Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese 15 Bände a. u. d. T.:

XIII. XIV. **Auserlesene lyrische Gedichte** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Förster.** Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XV. XVI. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer** und **Karl Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 21 Ngr.

XVII–XXII. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.

XXIII. **Das neue Leben** von **Dante Alighieri.** Uebersetzt und erläutert von **Karl Förster.** 10 Ngr.

XXIV. **Letzte Briefe des Jacopo Ortis** von **Ugo Foscolo.** Uebersetzt von **Friedrich Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

XXV. **Der geraubte Eimer** von **Alessandro Tassoni.** Uebersetzt von **Paul Ludwig Kritz.** Mit einer die in dem Gedicht vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 10 Ngr.

XXVI. XXVII. **Dante Alighieri's prosaische Schriften** mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Die früher erschienenen 12 Bände enthalten:

I–III. **Das Decameron** von **Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile 20 Ngr.

VI–VIII. **Die göttliche Komödie** des **Dante Alighieri.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr

veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien 1 Thlr.

IX. X. **Francesco Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **Karl Förster**. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XI. XII. **Niccolò Machiavelli's** Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **Alfred von Reumont**. Zwei Theile. 20 Ngr.

Unter dem Namen **Bibliothek italienischer Classiker** erscheint eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es sind dazu die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes“, theils seit bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte** u. A. benutzt worden. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Die zum Theil sehr eingehenden, anerkennenden und zu einer zweiten Auflage auffodernden Urtheile R. Reinick's, J. Kerner's, E. M. Arndt's, Fr. Rückert's, L. Uhland's u. A. über mein „Welt und Herz“, die freundliche Aufnahme der ersten Auflage in competenten Kreisen, sowie endlich eine genaue Besprechung mit J. Hammer waren mir Grund genug zu einer mit christlich-ästhetischem Gewissen umgestalteten, auf reflectirende Lyrik beschränkten Ausgabe.

Nun träumt der Classiker Th. Drobisch in Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt“, indem er die in Papier, Druck, Format und Inhalt von der ersten Auflage verschiedene zweite, die er gar nicht gesehen, als eine Titelauflage verdächtigt, mit Worten wie „Leierkasten“, „Heugabelhumor“, „Gir“, ohne einen einzigen Nachweis, mich zu recensiren, während er damit doch nur sich recensirt hat.

Mit mehr „äußerm Gewissen“, weil mit Anführung von Proben, die freilich, mit Ausnahme der letzten, vielleicht nur ihm etwas beweisen, nennt ein Recensent (?) in den „Jahreszeiten“, Nr. 42 d. J., meine Gedichte „leichte huschige Dingerchen, die sich rasch und gewandt bewegen“ und die besten unter denselben (unter Anderm: „Schönheit überall“, „Nachglück“, „Wachsen im Streben“) „leidlich“. An den drei genannten seien (nach welchem antediluvianischen Kanon?) Wortfügung und Reim „leichtfertig“.

Nun kommt mir an dritter Stelle ein sehr unberufener Gönner in der „Europäischen Modenzeitung“ zu Hülfe gegen die Schmähungen in den „Jahreszeiten“ und den ihm bekannten Recensenten in der „Eleganten“, der die zweite Auflage nicht gesehen habe. Aber die Hülfe ist unberufen, denn mein Gönner führt als Probe eins von meinen Gedichten in so willkürlich veränderter Form an, daß ich dasselbe nicht als das meine anerkennen kann. Dem, der mich aus dem Gedächtnisse citiren wollte, müßte ich rathen, besser zu memoriren!

Es gibt unter den Recensenten und Literaten ehrenwerthe, tüchtige und hochverdiente Männer, deren Winke ich jederzeit respectiren werde; aber auch geistige Proletarier, denen ich angelegentlich empfehle, was Fichte in seiner „Bestimmung des Gelehrten“ über ihr Amt sagt. Schließlich wünsche ich aus der Mode zu kommen, da der religiöse (?), ethische und ästhetische Standpunkt der Modejournale der meinige weder je war, noch, so Gott hilft, je sein wird.

Dresden, am Reformationstage 1856.

Wilfried von der Neun.

Der Unterzeichnete gedenkt, binnen kurzem ein umfassendes culturgeschichtliches Werk: **Geschichte der Tanzkunst aller Völker von ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtige Zeit**, der Oeffentlichkeit zu übergeben, und ersucht die Herren Gelehrten, ihm gütigst ihre darauf bezüglichen Notizen mitzutheilen. Besonders erwünscht wären ihm Mittheilungen über Tänze des Mittelalters und über englische, dänische, russische und schwedische Tänze.

Albert Czerwinski in Danzig.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Velasquez
und seine Werke

von

William Stirling.

8. Geh. Preis 1 Thlr.

Der durch seine spanischen Forschungen berühmte Verfasser gibt hier eine authentische Lebensbeschreibung des castilianischen Malers und Günstlings Philipp's IV., der von der Kunstgeschichte der Tizian und Rubens von Spanien genannt wird. Weit entfernt, eine trockene Aneinanderreihung von Facten und Daten zu empfangen, begegnet man einer anziehenden lebensvollen Schilderung, die den Helden des Buchs im Zusammenhang mit seiner Zeit, und seine Kunst im Zusammenhang mit der Kunstgeschichte zeigt; Alles auf Grund eingehender Studien, deren Gründlichkeit dem Werke auch die Anerkennung der Fachmänner sichert.

Heinrich Schindler.

Zu **Festgeschenken** empfiehlt **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Worte d. Herzens von Lavater. Für Freunde d. Liebe u. d. Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 8—10. Aufl. 1852—56. Prachtausgabe mit einer biograph. Einleitung von A. Krummacher mit L.'s Porträt in Stahlst. u. Farbendrucktitel. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 15 Sgr. Octavausgabe geb. mit Goldschn. L.'s Porträt in Stahlst. u. rad. Widmungsblatt 1 Thlr. — Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Sgr. geb. mit Goldschn. 20 Sgr.

Worte des Heilandes an Christenkinder. Eine Neujahrsgabe in 17 Kinderpredigten von Frauenhand. Nach d. Englischen. 2te mit einigen Liedern verm. Aufl. Mit 1 Holzschnitt nach L. Richter 1855. 32. Geh. mit Goldschnitt 8 Sgr.

☛ Ein gewandter und literarisch gebildeter Uebersetzer **ins Französische** wird gesucht. Franco-Adressen sub **L. L. # 60** befördert Herr **A. Gumprecht** in Leipzig, Querstraße 25.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Vollständig erschienen; Preis 6 Thlr. 20 Ngr.: auch gebunden zu haben. Neue Ausgabe in 40 Heften zu 5 Ngr.; monatlich (vom October an) 2—3 Hefte; Vollendung bis Ende 1857.

Unterzeichnung in allen Buchhandlungen. Erstes Heft und Ankündigung daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 27. November 1856.

Amara George.

Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George. Eingeführt durch Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 20 Ngr.

Unter der Flut von Gedichten und Gedichtsammlungen, welche die literarische Ueberschwemmung des Tags bilden und zu nichts Anderm gut sind, als dem Publicum die Poesie, namentlich die lyrische, recht gründlich zu verleiden — „Wer treibt die Poesie aus der Welt? Die Poeten", sagt schon Goethe — tritt der genannte Strauß von meist sehr dunkeln, nichtsdestoweniger aber herrlichen und wundervollen Nachtblüten überragend und überraschend hervor. Es rührt diese originelle Erscheinung von einem genialen weiblichen Wesen her, das dermalen 20 Jahre alt ist und erst in den zunächst vorhergegangenen Jahren begonnen hat, sich seines productiven Talents bewußt zu werden. Amara George, wie sie sich als Schriftstellerin nennt, nicht ohne mit dem erstern dieser Namen an das bittere und verbitternde Schicksal ihres Lebens anzuspielen, hat für sich selbst niemals die Absicht gehabt, als Dichterin aufzutreten, und sich keine hinlängliche Befähigung dazu beigemessen, wie denn überhaupt die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften ist. Erst durch Freunde, die einen tiefern Blick in ihr reichbegabtes Inneres gethan, ist sie bewogen worden, sich etwas der Art zuzutrauen und zu gestatten, das im Stillen von ihr Hervorgebrachte zum literarischen Gemeingute zu machen. Das Vorurtheil, das sich gegen weibliche Bethätigungen der Art geltend zu machen pflegt, hat hier nicht die geringste Berechtigung, wie wir auf den Grund einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft hin mit dem edeln Herausgeber der „Blüten der Nacht", dem die Dichterin ebenfalls genau bekannt ist, zu bezeugen im Stande sind. Von jener vielgerügten „blaustrumpfigen" Eitelkeit und Unnatur ist hier keine Spur; im Gegentheil, wenn jemals die Natur und zwar speciell die weibliche, aller naturwidrigen Bildung und Dressur zum Trotze, sich selbst zu manifestiren die Absicht hatte, so war es in diesem Falle, was besonders damals auffallend war, als Referent das Glück hatte, mit diesem wundersamen Phänomen bekannt zu werden, das seiner ganzen Umgebung so völlig fremd und unbegriffen und daher auch so grausam verkannt und misdeutet gegenüberstand. Daß Amara's Freunde sie auf den Weg einer für sie ehrenvollen Publicität zu bringen suchten, das hatte, außer ihrem Talente, noch andere, ganz besondere Gründe. Sie war durch ein großes, ihre ganze Jugend ohne ihre Schuld mit einem düstern Trauerflor umziehendes Unglück gebeugt und infolge dessen bei einem höchst reizbaren Gemüth und Nervensystem so schwer und unheilbar erkrankt, daß sie monatelang kraftlos darniederlag und die allertraurigste Katastrophe in Aussicht stand. Laut zu sprechen, war ihr jahrelang unmöglich; erst in dem letzten Sommer, während ihres Aufenthalts im Bade Soden, hat sie ihre Stimme wiedererlangt. Alle Beschäftigungen, welche die physischen Kräfte nicht ganz oberflächlich in Anspruch nehmen, mußten ferngehalten werden; dabei war Geist und Herz in der lebendigsten Bewegung und Aufregung: was war in dieser Lage natürlicher, als daß sie sich zu stillen poetischen Studien und Productionen neigte, und was zweck- und pflichtgemäßer, als daß man sie hierin auf alle Weise bestärkte und unterstützte? Es entstanden auf diese Weise namentlich drei Werke: erstlich ein zwar vollendeter, aber noch ungedruckter Roman, über den im „Frankfurter Conversationsblatt" mehre Artikel zu lesen sind, dann die hier in Rede stehenden „Blüten der Nacht" und die in Düsseldorf bei Arnz erscheinenden Indianermythen; einige Märchen und Novellen nebst einer Anzahl neuer Gedichte, die eine künftige Sammlung bilden werden, sind in den letzten Zeiten zustande gekommen. Die „Blüten der Nacht" führen diesen Namen theils in Rücksicht auf die äußerst unglücklichen Umstände, unter welchen sie entstanden sind, theils um den zwar keineswegs durchgängig, doch aber großentheils schwermüthigen und traurigen Charakter zu bezeichnen, den sie selbst tragen,

Blüten der Nacht — so heißen sie mit Fug.
So oft ja, da sie keimten, ward die Nacht
In Thränen ohne Schlummer hingebracht;
Und glänzt' in des Tages hellem Schein
Die Erde noch so heiter — tief genug
War doch in Nacht getaucht mein ganzes Sein.
Nit fördert' einer warmen Sonne Pracht
Der kleinen, armen Sprößlinge Gedeih'n;
Sie gingen auf aus dunkler Lebenspein.
Blüten der Nacht — das soll ihr Name sein.

Kaufmann bemüht sich in seiner Einleitung den düstern Theil der Sammlung zu entschuldigen und vor kritischer Rüge zu schützen. Es ist zu bedauern, wenn dergleichen vorbauende Maßregeln nöthig sind; denn wie muß es mit einer Kritik bestellt sein, der man etwas so Eigenthümliches, Tiefes, Gewaltiges und Bedeutsames, wie hier ohne allen Zweifel vorliegt, mit solcher Scheu und Schüchternheit nahezubringen hat! Wer etwas der Art mit Zurückweisung, Geringschätzung, Hohn behandelte, der würde sich damit auf die Seite eines geistigen und literarischen Pöbels stellen. Kaufmann bemerkt mit Recht, daß sich Amara's Begabung als eine sehr reiche und vielseitige erweise, und daß selbst in diesen dunkeln „Blüten der Nacht" eine Reihe von Gedichten der anmuthigsten und lieblichsten Art das heitere, naive und graziöse Genre vertrete; er versäumt es auch nicht, auf den Werth jener andersartigen Elemente aufmerksam zu machen. Aber er hätte dies letztere, wie mir scheint, auf eine viel nachdrücklichere und gewichtvollere Weise thun können und sollen. Auch Schmerz und Klage haben ihr Recht in der Poesie und werden es ewig haben, solange wirkliches, wahres Unheil und Leiden vorhanden; der große, vielfache, tiefgewurzelte Jammer der Menschheit, die schreienden Widersprüche und Conflicte des Lebens und der Gesellschaft, die Qualen und Verzweiflungen des Herzens sind dadurch nicht getilgt, daß man sie ignorirt und davon zu sprechen und zu singen verbietet; und was insbesondere die vorliegende Sammlung betrifft, so halten wir gerade den trübsinnigen, an Klage und Anklage reichen Theil derselben für den wenigstens in Rücksicht auf sociale Verhältnisse und Probleme interessantesten und wichtigsten. Es sind Töne von beispiellos ergreifender und erschütternder Wirkung; der Schmerz des Lebens ist wol nie und nirgends im Bereiche der Poesie mit so fühlbarer Wahrheit und Nothwendigkeit, mit so effectvoller Kraft und Kühnheit des Gedankens und des Ausdrucks aufgetreten; man kann daher wol sagen, daß sich diese Lieder von allen andern, wenn auch übrigens noch so ähnlichen, als ein eigenes Genre specifisch unterscheiden, ein Genre, welches mit matten, oberflächlichen oder gar affectirten, geheuchelten Darstellungen unglücklicher, zerrissener Zustände und Stimmungen unter einen und denselben Gesichtspunkt zu bringen lächerlich und erbärmlich wäre. Amara's Lyrik ist ein Schrei des Jammers und der Verzweiflung, der unwillkürlich und unabweislich aus den innersten Tiefen der Seele steigt, und diese Seele documentirt sich hierbei zugleich als eine der edelsten, schönsten, tiefsten, gehalt- und würdevollsten, die es gibt. Die Dichterin hatte kein Bewußtsein von der allgemeinen Bedeutung dieses zunächst so rein subjectiv und individuell erscheinenden Thuns; die Sache des denkenden Beurtheilers aber ist es, gerade diese Bedeutung zu erkennen und hervorzuheben. Sie besteht darin, daß die noch herrschende, wenn auch noch so wenig eingesehene und zugestandene Barbarei unserer moralischen und gesellschaftlichen Denkarten, Sitten und Zustände ans Licht gezogen wird; daß die durch dieselben oft so grausam verletzte und zertretene Weiblichkeit, als deren Symbol und Repräsentantin Amara George gelten kann, ihre Stimme erhebt und eine Welt anklagt, in welcher wol das Gemeine, Alltägliche, ja Schlechte, Heuchlerische und Bösartige ein ganz behagliches und unangetastetes Leben zu führen, das Bessere, Feinere, Werthvollere, Aufrichtigere und Freimüthigere aber, zumal wenn es als weibliche Originalität und Genialität auftaucht, der schonungslosesten Mishandlung und Verfolgung preisgegeben zu sein und zum Opfer zu fallen pflegt. Amara ist, ohne eine Ahnung davon zu haben, die Sachwalterin ihres Geschlechts, dessen Proceß sie zum Theil mit so furchtbaren Tönen führt, daß die Erinnys der griechischen Tragödie keine gewaltigern hat. Dieses kleine, schwache, sanfte, schüchterne, aber in Kraft des ihm inwohnenden Genius mächtige Wesen ist, indem es in einsamer Kammer und schlafloser Nacht seine klagenden und anklagenden Verse schreibt, eine Gigantin, die sich himmelhoch emporhebt über die gemeine Welt von Menschen und Verhältnissen, durch die sie in den Staub getreten wird, und von dieser Höhe einen Fluch auf sie herabschleudert, dessen dieselbe nicht gewärtig war.

Unsere mit der Erscheinung noch unbekannten Leser werden begierig sein, einige Proben vorgelegt zu sehen, um selbst urtheilen zu können, und es ist unsere Pflicht, sie zu geben.

Eine Nacht.

Die Lampe flackert düster auf und nieder;
Ich sitz' und schreib' im einsam öden Zimmer;
Ich und mein Harm, wir ruh'n und rasten nimmer,
Durch Thränen nur erquickt und kleine Lieder.

Kein Schlaf besucht die müden Augenlider;
Ich wende mich ins Freie — Morgenschimmer
Glüht östlich auf; es stirbt der Lampe Flimmer
Und Todesqual durchschauert meine Glieder.

Wie furchtbar uns Geschicke niederbeugen,
Selbst unverdient, der Arme wird's bezeugen,
Der solche Nächte ruhelos durchwachet.

Wenn er in seinen Schmerzen, seinen Schwächen
Gott fluchet — über ihn den Stab zu brechen,
Nicht wag' es Einer, dem das Leben lachet!

Der Stein am Wege.

Ich bin — womit verschuldet' ich dies Loos? —
Der Stein am Wege, den ein Jeder tritt,
Wie mir ihn nahe bringt sein [illegible]schritt;
Wär' ich nur hart auch und empfindungslos,
Wie er es ist, der todte, kalte Stein!
Mir aber gab die Macht, die mich [illegible] Sein

Gerufen hat, ein fühlend Herze mit;
In dem wird ewig nur der Jammer wühlen,
Zur Schmach bestimmt, zum Schmerze nur zu sein,
Da gnadelos mich Alles rings verkennt;
Nur Thränen werden mir die Flamme kühlen,
Die tödtliche, die mir im Innern brennt.
Erbarme dich, o Gott, so großer Pein!
Zerschlage, meine Seele freizugeben,
Die Schranke, die sie schließet in dies Leben,
Dies traurige, unwürdige, hinein;
Umdüstere des Geistes hellen Schein,
Bedünk' er auch von dir entstammt zu sein,
Mit dunkler Nacht! Es zeigt sein scharfer Blick
Mir nur mein Elend. Gönne mir das Glück,
Ins öde Nichts gelinde zu verschweben,
Und rufe mich ins Dasein nie zurück!
Nur Ruhe, Ruhe sehn' ich mich zu finden;
Kannst du sie nicht mit Dem, was ist, verbinden,
So laß sie, diese Schlange, mich, die Leben
Geheißen ist, nie wiederum umwinden,
Die schreckliche! Mich in den wahren Stein
Am Wege wandle, den ein Jeder tritt,
Doch ohne ihn dem Schmerz, der Schmach zu weih'n!
Denn nicht, wie mir, in das lebend'ge Sein,
Gabst du ins todte ihm ein Herze mit.

Der schwärzeste der Tage.

Der schwärzeste der Tage
Ist jener in dem Jahr,
Der mich zu dieser Klage
Des Daseins ausgebar.

Sprich, Mutter, dazumalen,
Ob nicht der Himmel floß
Und feuchte Mitleidsqualen
Zur Erde niedergoß;

Ob nicht der Donner rollte,
Der Stürme wilder Sang
Mit dem Geschicke grollte,
Das mich ins Leben zwang?

Ach, hätte dir ein Ahnen,
Ein fernes, nur geglimmt,
Von all' den bittern Bahnen,
Die mir zu geh'n bestimmt —

Nicht hättest du getränket
Dein armes Mägdelein,
Du hättest es versenket
Tief in die Flut hinein.

Diese Manifestationen der schwärzesten Melancholie und Zerfallenheit mit Welt, Leben und Dasein könnten an Schopenhauer, diesen metaphysischen Propheten der Welt- und Lebensverneinung, erinnern; sie sind in subjectiver, lyrisch-poetischer Form ungefähr Dasselbe: in Rücksicht auf ihre concentrirte Kraft und unmittelbare, lebendige Wahrheit und Tiefe aber sind sie mehr als jene ganze, zum Lehrgebäude mühsam ausgebildete und durch eine Reihe von Abhandlungen und Büchern prosaisch breitgeschlagene Todespredigt; sie haben ihrer realen Begründung durch vielfältiges großes Leiden, sowie ihres zarten, weiblichen Ursprungs wegen ein ganz anderes Interesse, einen ganz andern Reiz als die Philosophie eines hypochondrischen Murrkopfs, und sind nicht wie diese peinigend und abstoßend durch starre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, indem sie sich nur als die Ergüsse trüber Momente darstellen, bei welchen die reichbegabte, sich in jedem Elemente zu bewegen fähige Dichterin nicht stehen bleibt. Es ist diese, um eine andere Seite ihrer Poesie hervorzuheben, nicht minder einzig und wunderbar im Fache des weiblich Anschmiegenden, Sanften, Zärtlichen und Rührenden. So gibt es meines Wissens und Erachtens nichts, was sich in der angegebenen Beziehung dem nachstehenden kleinen Gedichte an die Seite setzen ließe. Der darin angeschlagene Ton ergreift, wie er fühlbar aus dem innersten Herzen kommt, so gewiß auch das innerste Herz jedes Empfänglichen.

Gott und dich.

Du bist das Bild von meinen Träumen,
Du bist die Sehnsucht meiner Tage;
Es schwände jede bange Klage,
Wenn du nicht länger wolltest säumen.

Dein Lächeln und dein Wort so milde,
Sie heilen meines Herzens Wunde.
Es segnet deines Kommens Stunde
Dein Kind, wie du sie nennst, Mathilde.

O bleibe mein, du Himmlischlieber.
Nur so, wie du es stets gewesen!
Und wird mein Leben täglich trüber,

Und sterb' ich bald, ich blasses Wesen —
Hab' ich doch Gott und dich verehret!
Ihr Beide habt mir's nicht gewehret.

Welche Innigkeit der Empfindung drückt sich ferner in folgenden kleinen Nummern aus, und wie eigenthümlich schön und überraschend sind die Gedanken darin!

Mehr als Liebster.

Liebster — nein, so sollst du künftig
Nimmermehr geheißen sein!
Nicht so schlicht wie mein Empfinden
Ist das Wort und nicht so rein.

Lieber — dieses sei dein Name!
Im gesammten Weltrevier
Bist ja du der einzig Liebe,
Du der einzig Süße mir.

Wird Ewigkeit genügend sein?

Ja ewig, ewig bin ich dein;
Solange labt der Sonne Schein,
Solange Weltenheere kreisen,
Den Schöpfer seine Werke preisen,
Solange bin und bleib' ich dein.
Nicht wahr, mein Herz, das will was heißen?
Doch ein Bedenken fällt mir ein:
Wird Ewigkeit genügend sein,
Dir meine Liebe zu beweisen?

Eines der schönsten Gedichte der Sammlung ist das „An ein Kind":

Schau' ich hinein ins Auge dir,
Du liebes, süßes Kind —
Wär' ich so ruhig, wünsch' ich mir,
Wie diese Blicke sind!

Und drück' ich einen warmen Kuß
Auf deinen rothen Mund —
Wär' ich so frisch, das ist mein Wunsch,
Wie dieser so gesund.

Und streichle ich mit leichter Hand
Dein Haar, wie Seide weich —
Wär' ich an Weiche, wünsch' ich dann,
Noch diesem Haare gleich!

Wie Auge, Haar und Mund, so ist
Auch noch dein Herz, mein Kind;
O daß es so zu aller Frist
Verbleibe still und lind!

Ich lege betend meine Hand
Auf dein geliebtes Haupt;
Vielleicht ersleh' ich dir das Glück,
Das mir ein Gott geraubt.

Wir sollten billig noch andere in dem so vielseitig ausgestatteten Buche befindliche Arten von Poesie besprechen und mit Proben belegen, wir fürchten jedoch, die uns gesetzte räumliche Grenze zu überschreiten. Und so wollen wir nur noch bemerken, daß zwei Dichtungen in prosaischer Form die Sammlung schließen: „Das zerbrochene Herz, ein Traum", und „Gottesgruß, ein Märchen". Es sind ebenfalls Producte der feinsten, zartesten und weiblichsten Art. Wir treten hier überhaupt in eine durchaus aristokratische Sphäre im geistigen Sinne des Worts ein; gewöhnliche, wenn auch nicht eben gemeine Poesie sinkt dagegen zu plattem, plebejischem Machwerk herab.

Was bei Amara's nun bereits soweit gediehener und offenbar nicht mehr zu hintertreibender Anerkennung wol Diejenigen empfinden mögen, welche sie zum Opfer ihrer neidischen, philisterhaften Verfolgung ersehen, die sogar Reisen gemacht haben, um sich dieses Opfer nicht entwischen zu lassen? Sie werden sich in das Entsetzliche und Unerträgliche ergeben müssen, und andere Sterne werden an Amara's Himmel glänzen, als die schwarzen der Heimat, dem Orte, wo der Prophet nichts gilt, wie schon ein altes Sprichwort sagt. Die Rabbinen behaupten, Gott mache Leitern, auf denen er das Große und Angesehene hinab- und das Kleine, Verachtete hinaufsteigen lasse. Gott hat für Amara, wie es scheint, eine Leiter gemacht, auf der er sie glänzend hinaufsteigen lassen will zu Ehre und Anerkennung. Und was Gott thut, das ist wohlgethan, sollte es auch die Philister ärgern.

Georg Friedrich Daumer.

Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege von 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke. Zweiter und dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1855. Gr. 8. 4 Thlr.

Das treffliche nationale Werk, dessen erster Band bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1855 mit der Anerkennung, die ihm gebührt, besprochen worden, ist nun beendigt. Es schließt mit dem Feldzuge von 1814 und fügt den von 1815 nicht hinzu, weil derselbe kein Kampf um die Freiheit Deutschlands mehr gewesen. Der Verfasser sagt darüber:

Der Kampf von 1815 war mehr ein Kampf der alten Dynastien gegen den Eindringling, es handelte sich nicht mehr von Seiten Napoleon's um eine Wiedereroberung von Deutschland oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrschaft, sondern nur darum, ob es ihm unter ganz neuen Verhältnissen möglich sein würde, sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten.

Wenn ihm das aber gelungen wäre? Der Feldzug von 1815 hat doch erst das Werk von 1814 auf immer befestigt; abgesehen aber davon, hätten wir ihn gern auch von dem Verfasser dargestellt gelesen. Vielleicht bringt er ihn später noch einmal selbständig; halten wir uns einstweilen an Das, was er dem deutschen Volke über seine neue Heldenzeit, die allzu sehr vergessene, geboten hat.*)

Der erste Band schloß mit dem Ablauf des Waffenstillstandes, der zweite enthält den fortgesetzten Feldzug bis Ende 1813, der dritte den von 1814. Eine Uebersicht geht der Darstellung der Begebenheiten voran; jeder Leser wird dafür dankbar sein. Historische wie geographische Verhältnisse verlangen eine solche, wenn man sich nicht in den Einzelheiten, die sich oft kreuzen und nebeneinanderlaufen, verwirren soll. Zuerst wird hier die Bedeutung des großen Kampfs, an welche nicht die der Perserkriege und Kreuzzüge reicht, hervorgehoben, erst im Allgemeinen, dann insbesondere für Deutschland. Wir haben früher irgendwo gelesen, daß die Darstellung des Verfassers an einer gewissen Trockenheit leide; den Ungrund dieses Vorwurfs zu beweisen, könnten wir viele Stellen anführen, der Leser wird schon in der Uebersicht Schwung finden, wo der Gegenstand ihn erzeugt. Ein Werk wie dies würde durch eine schwülstige oder gespreizte Sprache seinen Zweck ganz verfehlen. Wie lebendig weiß der Verfasser zu schildern:

Von den Sammelplätzen, welche man innegehabt, in dem Gebirgskessel von Böhmen, im Hügellande von Schlesien, in den sandigen Ebenen der Marken, brachen die verbündeten Heere auf gegen den Feind und der Feind zog ihnen entgegen. Der Tritt von unzähligen Schlachthaufen hallte über das Feld, der Hufschlag gewaltiger Reitergeschwader regte den Staub auf, unabsehbare Reihen von Geschütz und Fuhrwerk bedeckten die Straßen und durchfurchten tiefeinschneidend die Aecker; von den Festungen ertönte der Geschützdonner von neuem. Der große Kampf begann.

Das ist Soldatensprache, durch eigene Anschauung getragen, und keine nähert sich dem echten Volkstone mehr als diese.

Der zweite Band enthält zwei Bücher, des ganzen Werks fünftes und sechstes Buch. In dem fünften, welches vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten bis zur leipziger Schlacht reicht, ist der Stoff zweckmäßig in zwei Abtheilungen getheilt, deren erste die Periode der Einzelkämpfe des böhmischen, schlesischen und Nordheers, die zweite das Bestreben der verbündeten Heere, sich in den sächsischen Ebenen zu vereinigen, und die Gefechte bis zur Schlacht von Leipzig darstellt. Das sechste Buch gibt die Schlacht von Leipzig und das Ende des Feldzugs von 1813. In dieser Anordnung bekundet sich von neuem das Talent des Verfassers zu klarer Gruppirung, welche das Verständniß und die Auffassung des Ganzen bei den Lesern allgemeiner Kreise erleichtert

*) Inzwischen erschien von demselben Verfasser eine „Geschichte des russischen Kriegs im Jahre 1812" (Berlin, Duncker und Humblot, 1856), auf die wir noch zurückzukommen gedenken. Auch wollen wir mit unserm Berichterstatter hoffen, daß der Verfasser auch den letzten Act der großen historischen Tragödie von 1812—15 der militärischen Welt nicht vorenthalten werde. D. Red.

Mit den Unternehmungen des böhmischen Heers beginnend, wird erst die Ungewißheit dargestellt, in welcher Napoleon über die Stärke seiner Gegner schwebte. Diese Unsicherheit über alle Verhältnisse des Feindes waltet immer im Kriege und ist einer der Factoren desselben, der sich eben gar nicht berechnen läßt und auch bei der Kritik der Feldzüge gewöhnlich viel zu niedrig angeschlagen wird. Die Kritik hat überhaupt noch sehr viel zu lernen. In dieser Beziehung erlauben wir uns aus einem Privatbriefe eines unserer bedeutendsten Militärschriftsteller beherzigenswerthe Worte anzuführen:

Mit Beschämung gedenke ich noch der Zeit (es ist schon ziemlich lange), wo ich auch — Feldherren kritisirte. Jetzt bemühe ich mich, die Ursachen ihres Thuns und Lassens zu erforschen, und finde dann auch leichter die Gründe dafür.

Diesen richtigen Weg hat auch der Verfasser eingeschlagen. Er zeigt, daß Napoleon das böhmische Heer um 100,000 Mann zu gering angenommen, weil er die Verstärkung desselben durch Russen und Preußen nicht beachtet hatte, und daß er dadurch auch in der Vertheilung seiner Streitkräfte irrige Maßregeln getroffen. Wenn er sich mit Ueberlegenheit auf jene noch im Marsch begriffenen Truppen Barclay's gestürzt hätte, würde er vielleicht den ganzen Kriegsplan der Verbündeten gestört haben. Er glaubte jedoch eher, daß die Hauptarmee sich in der Lausitz sammeln werde, und wollte dieser begegnen, nachdem er sich durch Oudinot's Entsendung auf Berlin den Rücken gegen die Nordarmee gedeckt. Nachrichten über den erwähnten Marsch zwangen ihn, sich erst die Gewißheit zu verschaffen, welche nun seinen Operationsplan vereitelte. Der Verfasser sieht es als den ersten Grund seines Kriegsunglücks an, daß er durch diese nothgedrungene Versäumniß, statt, wie er gewohnt war, den Feldzug selbst zu eröffnen und gleich im Anfange starke Schläge auszutheilen, sich von den Verbündeten zuvorgekommen sah, welche ihrerseits ganz gegen ihre Gewohnheit die Feindseligkeiten eröffneten; dadurch schon sei ein großer Theil des Zaubers, der auf seinem Namen geruht, zerstört worden.

Aber dieselbe Ungewißheit, welche Napoleon beirrte, herrschte auch bei den Verbündeten über ihn, was im deutschen Lande, „das sich doch nach Befreiung sehnte", allerdings auffallend erscheint. Man vermuthete den Kaiser in einer Hauptstellung bei Leipzig und nur Vortruppen am Gebirge in der Gegend von Plauen, Chemnitz, Freiberg. Darauf war die Unternehmung nach Sachsen berechnet, während Blücher schon die Offensive in Schlesien ergriffen hatte. Diese riß denn Napoleon aus seiner Unsicherheit, wohin er sich eigentlich wenden solle, und zog ihn nach Schlesien. Das böhmische Heer hatte den Marsch bereits mit nur einer Colonne gegen Dresden, mit den drei andern aber in der Hauptrichtung auf Leipzig angetreten, als zum Glück ein Adjutant Gouvion Saint-Cyr's gefangen wurde, dessen Depeschen endlich Licht gaben.

Der Verfasser hat im Vorwort zum dritten Bande sich darüber ausgesprochen, warum er den beiden ersten Bänden keine Uebersichtskarten und Schlachtplane beigegeben. Wir erkennen diese Gründe an, glauben aber auch, daß der aufmerksame Leser jene nicht vermissen wird, denn die Darstellung der geographischen und Terrainverhältnisse ist so vortrefflich, daß sich Jeder, auch der Laie, danach orientiren kann. So schildert er das Erzgebirge und die Gegend von Dresden, welche den Schauplatz für die ersten Unternehmungen des böhmischen Heers abgaben. Der Stimmung wie dem Volksgeiste in Sachsen wird hierauf eine Betrachtung gewidmet, welche aber nur zum Theile wahr ist; jene „allgemeine Freude" beim Anmarsche Napoleon's zum Entsatze war keineswegs vorherrschend, ja wir können, als der Kaiser am 27. August als Sieger, 13,000 Gefangene hinter sich, zum Falkenschlage wieder einzog, eher Bestürzung verbürgen. Die Schlacht von Dresden dagegen ist trefflich geschildert, und wie des Verfassers Fachgenossen sich befriedigt fühlen, so möge er auch überzeugt sein, daß Nichtmilitärs keineswegs weniger Ausführlichkeit in seiner Darstellung von Kriegshandlungen wünschen werden. Dieselbe ist so fern von peinlichem Détail, so lebhaft gefärbt und allgemein anschaulich, daß sie Jeden interessiren muß. Einzelne Scenen und Charakterzüge, welche aufgenommen sind, dienen dazu, dies Interesse zu erhöhen. Aus Wolzogen's-und andern neuerdings erschienenen Memoiren hätte noch Manches geschöpft werden können, wodurch auch die Klage, daß „die in hohem Maß gesteigerte Ehrfurcht gegen gekrönte Häupter und hohe noch lebende Militäraristokraten nicht gestattete, persönliche Verhältnisse zu berichten", eine fast ins Gegentheil umschlagende Erledigung gefunden hätte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das Manuscript dieses Werks schon vor mehren Jahren vollendet annehmen, was auch die eigene Bemerkung S. 534 bestätigt. So hat wol Manches, was seitdem erschienen ist und über die Regionen, wo die Kriegsplane entworfen worden, Aufklärungen gibt, nicht mehr oder nicht vollständig benutzt werden können. Von jenen Charakterzügen heben wir bei Dresden die Antwort Napoleon's auf das Gesuch des gefangenen Feldmarschallieutenants Metzko, auf Ehrenwort entlassen zu werden, heraus: „Ich kann einen östreichischen General der Gelegenheit nicht berauben, der Tochter seines Souverains in Paris die Hand zu küssen!" — eine Antwort, in welcher die bitterste Anklage lag. Was der Verfasser über Moreau urtheilt, der hier bekanntlich seinen Tod fand, ist hart, aber gerecht. Merkwürdig, wie der fehlgeschlagene Angriff auf Dresden damals in den officiellen Blättern verschleiert worden; erst nach dem Siege von Kulm erschien über jenen Angriff, als sei nur eine große Recognoscirung beabsichtigt worden, eine oberflächliche Nachricht.

In der Darstellung des Rückzugs der böhmischen Armee ist es erfreulich, das Verdienst des Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher die Lage der Dinge klar erkannte und das Nothwendige durchsetzte, gehörig gewürdigt zu sehen; es ist neuerdings verkleinert worden, woraus der General von Hofmann in Koblenz, damals

Chef des Generalstabs beim Corps des Prinzen, Gelegenheit genommen, es durch schlagende Thatsachen nachzuweisen und zu bestätigen. Eigenthümlich ist die Schonung der russischen Garden, dieser ausgezeichneten Truppen, von der wir in der Schlacht von Kulm lesen. Als General Ostermann auf des Prinzen Bitte dem Commandirenden der Garden befahl, von seinen vier letzten Bataillonen noch zwei ins Feuer rücken zu lassen, erwiderte er:

Es ist meine Pflicht, Euer Excellenz sagen zu müssen, daß ich es beim Kaiser nicht verantworten kann, wenn ich es zugebe, daß hier die ganze Garde geopfert wird. Des Prinzen Schuld ist es, daß heute die kaiserliche Garde vernichtet wird. Er scheint aber heute noch nicht genug geopfert zu haben, er weiß noch einige Bataillone und will auch diese. Sind aber diese weg, so hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr. Meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten.

Und das war Jermolow, der sich später als Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen so berühmt und verdient gemacht hat! Zum Glück setzte der Prinz sein Verlangen durch und schlugen sich die Garden ihres alten Ruhms würdig. Vandamme's Untergang ist bekannt, ebenso, daß nicht er selbst, sondern Napoleon ihn verschuldet, weil er ihn ohne Unterstützung gelassen hat. Die Ursachen werden hier unparteiisch zu ermitteln gesucht und zum Theil auch in einem plötzlichen Unwohlsein des Kaisers gefunden, welches ihn im entscheidenden Augenblicke befiel und in Verbindung mit den eingegangenen Unglücksnachrichten von der Katzbach und Großbeeren der gewohnten Energie beraubte. Der auffallende Umstand, daß Mortier, der mit vier Divisionen Junger Garde in Pirna, nur 3½ Meile Chaussée von Rollendorf entfernt, nicht in Verbindung mit Vandamme geblieben, sodaß sich das Corps von Kleist unbemerkt einschieben konnte, wird möglicherweise aus einer Entfremdung zwischen beiden Feldherren erklärt, was wir dahingestellt sein lassen. Vandamme's Charakter ist gut geschildert; ebenso die Behandlung, die er als Gefangener zu erleiden hatte, sowol in Teplitz als auf dem Transport an die Grenze Sibiriens.

Erfreulicher als die Unternehmungen der böhmischen Armee sind die der schlesischen zu lesen, wo der Befehl ohne alle Einflüsse höchster und hoher Personen in Einer Hand lag und Blücher's Thatkraft und die Einsicht seines Hauptquartiers alle Schwierigkeiten, deren es auch hier genug gab, überwanden. Eine kurze, aber treffende Charakteristik der Unterfeldherren York, Sacken und Langeron dient dazu, diese Schwierigkeiten zu kennzeichnen. York schloß sich schroff ab; er glaubte Blücher seiner Stellung nicht gewachsen und nach Gneisenau's „Pfeife tanzend", der ihm wegen seiner Reformbestrebungen politisch verhaßt war und überspannt, unpraktisch erschien; Sacken war wegen seines Ungehorsams bekannt und Langeron hatte insgeheim Kenntniß von dem Kriegsplane von Trachenberg, wonach er Blücher's Hitze mäßigen wollte. Dessenungeachtet errang das schlesische Heer bedeutende Erfolge, was seiner Leitung zur höchsten Ehre gereicht. Man muß hier lesen, welche Hindernisse Langeron's ewige „Rückzugsgedanken" derselben in den Weg legten. Die Schilderung der Märsche und Gefechte, welche der Schlacht an der Katzbach vorangingen, wird auch dem nichtmilitärischen Leser eine richtige Anschauung geben; daß, wie der Verfasser sagt, die genannte Schlacht nach dem vorhandenen, wenn auch noch so detaillirten Material schwierig darzustellen ist, geht aus dem schlimmen Regenwetter hervor, in welchem sie geschlagen wurde. Dabei war auch Theilnehmern keine Uebersicht möglich. York erwiderte dem Adjutanten, der ihm den Befehl brachte, soviel vom Feinde auf das Plateau zu lassen, als er überwältigen könne: „Gehen Sie selbst hin und zählen Sie, bei dem Regen kann ich meine eigenen Finger nicht mehr zählen." Doch hat der Verfasser, um die einzelnen Gefechtsacte zu sichten, das Mögliche geleistet. Ob der alte Blücher, der sich hier mit gezogenem Säbel in das Reitergefecht, seiner Husarennaturtreu, gestürzt, gerade an der Spitze des brandenburgischen Ulanenregiments attakirt habe, ist an sich gleichgültig, doch hat Referent, welcher 35 Jahre in diesem Regiment gestanden und noch Alle, welche die Feldzüge überlebt, oft genug die Scenen derselben schildern gehört, von Blücher's persönlicher Anführung nichts vernommen. Höchst lebendig ist die letzte Katastrophe erzählt. Was Müffling unbegreiflicherweise in seinem „Aus meinem Leben" über die Bedeutung der Schlacht äußert, findet am besten seine Erledigung durch Thatsachen.

Dieser Sieg hatte trotz der kräftigen fünftägigen Verfolgung doch nicht den Einfluß auf den Krieg, welcher zu erwarten stand, weil das böhmische Heer an demselben Tage eine Niederlage erlitt. Fürst Schwarzenberg verlangte nach dieser sogar, daß ihm Blücher mit 50,000 Mann zu Hülfe komme, was aber der Alte, der mit seiner soldatischen Gradheit doch eine nicht unbedeutende Schlauheit wiederum als echter Husar verband, von sich abzulehnen wußte, indem er, den Vorwurf des Ungehorsams gegen den Oberfeldherrn zu umgehen, den Kaiser Alexander für diesen annahm und sich nach allen Seiten deckte, auch Schwarzenberg durch eine weitläufige Argumentation beschwichtigte, wobei er ihm doch, wenn er von Bennigsen's Reservearmee 12,000 Mann bekäme, einen Theil seiner russischen Truppen in Aussicht stellte. In dies Getriebe der sich kreuzenden Transactionen, von welchem reinfactische Schilderungen in der Regel wenig Notiz nehmen, muß man sehen, um zu begreifen, wie Napoleon sich gegen die gewaltige Ueberlegenheit seiner Gegner solange zu halten vermochte. Wir legen diesem Theile des Beitzke'schen Werks einen besondern Werth bei.

Ein Hemmniß ganz anderer Art waltete beim Nordheere durch die eigenthümliche Stellung, welche der Kronprinz von Schweden zur gemeinschaftlichen Sache einnahm. General Stewart, der englische Commissar in seinem Hauptquartiere, schrieb schon vor der Convention von Trachenberg an seine Regierung: „Der Prinz hat einen Kriegsmantel umgethan, aber seine Unterkleider sind von schwedischen und friedlichen Stoffen gemacht." Seine Soldaten verstanden ihn nicht, da er nur fran-

zösisch sprach, und faßten, als er fortwährend unthätig blieb, gegen ihn ein Mistrauen, dessen murrende Aeußerung, wenn er vor der Fronte erschien, kaum zu unterdrücken war. Nächst der Persönlichkeit des Prinzen ist mit Recht die Bülow's vom Verfasser ausführlich geschildert worden, denn er ist es allein, welcher die Ehre des Nordheers gerettet hat. Varnhagen's meisterhafte Biographie des Feldherrn, der keine Schlacht verloren, ist in Nr. 24 d. Bl. f. 1854 schon besprochen worden; der Verfasser gibt dieselbe auch als seine Quelle an.

Bei der Betrachtung der Operationen Oudinot's wird betont, daß die Hälfte seines Heers aus Deutschen bestanden habe, und die merkwürdige Unsicherheit, welche auch hier, wie überall, wo der Kaiser nicht selbst befehligt, geherrscht habe, daraus erklärt, daß alle Corpsbefehlshaber, gewohnt, unmittelbar vom Kaiser Befehle zu empfangen, die eines Gleichen, der über sie gesetzt worden, niemals pünktlich ausgeführt, sondern nach Gutdünken gehandelt haben. Die Schlachten des Nordheers oder vielmehr der preußischen Truppen desselben werden mit Interesse gelesen werden, wenn auch die Thatsachen mehr oder minder bekannt sind. Der Landwehr, aus welcher mit Ausnahme eines einzigen Regiments das ganze Tauenzien'sche Corps bestand, wird mit besonderer Auszeichnung gedacht; sie hat sich auch beim York'schen Corps in Schlesien gut geschlagen, aber die entsetzlichen Verluste, welche sie von 16,000 Mann auf 7000 herabbrachten, und die Noth, welche sie litt, sodaß sie zuletzt meist barfuß laufen mußte, bewogen Viele, als Schlesien befreit und somit die Grenze ihres Horizonts erreicht war, re bene gesta nach Hause zu gehen. Beim Nordheere hat sie sich aber stets mit glänzendem Ruhm bedeckt. Erfreulich ist es, daß der Verfasser auch der sächsischen Tapferkeit gerechte Anerkennung zollt. Wir beklagen es mit ihm, Deutsche gegen Deutsche fechten zu sehen, es ist leider der alte Fluch unsers Volks: Gott gebe, daß er endlich gesühnt und gelöst ist. Darum bleibt aber jede Tapferkeit rühmlich und der Nachsatz: „wenn von Ruhm in solchem Falle die Rede sein kann", befremdet. Wäre Feigheit hier mehr am Orte gewesen? oder Abfall? Als Soldat können wir uns nur mit General Sahr und bei Leipzig mit General Zeschau und der schweren Reiterbrigade, die ihrem Kriegsherrn, dem Könige, unbedingt gehorsam blieb, einverstanden erklären.

Dagegen theilt wol jeder Vaterlandsfreund die Entrüstung des Verfassers über das Bulletin des Prinzen, das die Schlacht von Großbeeren eine bloße Affaire nannte und sich hier wie bei Dennewitz den Sieg zuschrieb, weshalb noch jetzt in allen Lehrbüchern der Weltgeschichte, selbst in Rotteck's zu lesen steht: der Kronprinz von Schweden habe die Franzosen geschlagen. Es ist eine ernste Pflicht, die deutsche Jugend über diese Lüge aufzuklären. Bernadotte hat im Gegentheil Alles gethan, die Thatkraft der Preußen zu lähmen. Selbst das Gefecht von Hagelsberg, wo nur preußische Landwehr unter Hirschfeld gekämpft und allein im Dorfe 4000 Franzosen mit dem Kolben todtgeschlagen hat, wo eine ganze französische Division vernichtet wurde und nur ganz gelegentlich ein paar Hundert Kosacken auf drei sächsische Schwadronen attakirten, ist so entstellt worden, daß Berlin, die dankbare Hauptstadt, eine Denkmünze auf den Sieg mit der Inschrift prägen ließ: „Durch Tschernyschew und Hirschfeld." Tschernyschew hat jenen Kosackenangriff nicht einmal mitgemacht. Das ist deutsche Anspruchslosigkeit: dem Fremden immer die Ehre!

Die Schlacht von Dennewitz nennt der Verfasser die glänzendste nicht allein unter den dreien, welche allein durch preußische, also deutsche Waffen gewonnen worden, sondern des ganzen Kriegs. Sei es vergönnt, über den geschilderten Reiterangriff Tauenzien's, die beiden polnischen Ulanenregimenter betreffend, eine Berichtigung zu geben. General Okounew, als Zuschauer, nicht Theilnehmer, schildert den Moment sehr genau in seinem trefflichen „Examen raisonné sur les propriétés des trois armes". Noch ehe Bülow's erste Brigade in die Schlacht eingerückt, noch ehe jene Reiterattake begonnen war, gingen die beiden polnischen Regimenter gegen Tauenzien's Flügel, sich wie zur Schwärmattake auflösend, im Schritt vor. Eine preußische Husarenschwadron wurde entgegengeschickt, um die Absicht dieses räthselhaften Manoeuvre zu erkunden, der Rittmeister nahm den vierten Zug und Flanqueurs vor, als plötzlich bei den Polen „Marsch! Marsch!" commandirt wurde und sich die ganze Masse der beiden Regimenter im Schwarme mit solchem Ungestüm auf die Preußen stürzte, daß sie theilweise bis ins zweite Treffen brach und ein oder das andere Bataillon hier die Haltung verlor. Wäre dieser Moment von Ney mit andern Truppen gleich benutzt worden, so hätte er vielleicht für Tauenzien übel ablaufen können, aber die Unterstützung blieb aus und die braven Polen, jetzt von der Reiterei angefallen, wurden nutzlose Opfer ihres Muths. Aus der lebendigen Schilderung des Verfassers heben wir für Leser, denen Kriegsscenen fremd sind, noch eine hervor, welche die Gleichgültigkeit vor Gefahr in dem wilden Durcheinander eines Dorfgefechts zeigt. Mitten in Gölsdorf befand sich ein Brunnen. Vom Durste gemartert, lösten sich ganze Bataillone von beiden Theilen auf und umlagerten ihn, Freund und Feind gemischt, zu Hunderten, um zu trinken; weder Güte noch Gewalt konnte dem wehren, obgleich der Brunnen im wirksamsten Kartätschenfeuer stand!

In der Einleitung der zweiten Abtheilung wird die gegenseitige Lage nach den bisher geschilderten Ereignissen betrachtet. Bitter spricht sich der Verfasser dabei über den Nestor der gegenwärtigen Diplomaten aus: „Im Tractat von Teplitz vom 9. September ist schon wieder die volle, alte, engherzige, altspanisch-österreichische Politik Metternich's sichtbar, die, den Augen der Völker verborgen, im Dunkel der Cabinete walten." Die Glossen, welche den Inhalt des Tractats begleiten, finden wir jedoch ebenso unbegründet als den Ausfall in Betreff der geheimen Artikel. Sind diese letztern ihrem Inhalte nach etwa ungerecht? Und können politische Verhandlungen immer gleich öffentlich gemacht werden, besonders hier,

wo die Fürsten des Rheinbundes noch im Spiele waren? Was wäre gewonnen worden durch ihre Publication? Das deutsche Volk kümmerte sich vorerst nur um den Kampf, um die Befreiung vom fremden Joch; die Herstellung der alten rechtmäßigen Throne — weiter enthalten jene geheimen Artikel ja nichts — verstand sich in der damaligen schlichten Meinung von selbst.

Folgen wir aber dem Verfasser wieder in den Krieg. Vielen Lesern, welche nur die allgemeinen Contouren und die Hauptschlachten desselben kennen, wird die Erzählung, wie Napoleon nach der Schlacht von Dresden von der Verfolgung des böhmischen Heers abgelassen und sich wieder gegen Blücher gewandt, welche Gefechte dabei geliefert worden, z. B. das für die Verbündeten unglückliche Reitergefecht bei Reichenbach, neu sein, interessant wiederum die kluge Weise, auf welche sich Blücher dem zweiten Ansinnen, jetzt mit seinem ganzen Heere nach Böhmen zu marschiren und sich mit der Großen Armee zu vereinigen, zu entziehen wußte. Was wäre ohne ihn aus dem Feldzuge geworden! Aber auch seinem Vertrauten, Major Rühle von Lilienstern, der die zarte Angelegenheit so geschickt ordnete, alle Ehre! Der Verfasser nennt ihn nach dem Zeugniß von Genossen die Seele des Blücher'schen Hauptquartiers nach der Schlacht an der Katzbach. Wer diesen ausgezeichneten Mann, einen der vielseitig gebildetsten Militärs, den das preußische Heer je besessen, gekannt hat, wird das glauben. Er stand zuletzt als Generalinspecteur dem Militärbildungswesen vor; sein „Handbuch für Offiziere" (1817) ist noch jetzt mit Recht hochgeschätzt und ein reicher literarischer Hort, aus ernsten historischen Forschungen geschöpft, ruht noch ungehoben in seinem Nachlaß. Als er damals im September 1813 die Genehmigung aller Vorschläge Blücher's von Teplitz zurückbrachte, wurde das Schreiben, das den Feldmarschall auch zum Rechtsabmarsch über die Elbe ermächtigte, um in Betracht der Persönlichkeit des Kronprinzen von Schweden das Nordheer zu entscheidenden Unternehmungen mit fortzureißen, aus triftigen Gründen vernichtet. Wir bemerken dazu, daß nicht die Persönlichkeit, sondern die Politik des Kronprinzen diese Unternehmungen hinderte. Napoleon's Urtheil: „Il ne fera que piaffer!" ist nicht richtig übersetzt; piaffer heißt nicht „stolze Bewegungen machen", sondern „auf der Stelle treten" und ist ein Ausdruck der Reitkunst, der auch auf deutschen Reitbahnen für diese Lection von Schulpferden üblich ist. Man kann übrigens Bernadotte's Kriegführung nicht passender charakterisiren. Napoleon selbst war während des September fast zu einer ähnlichen durch das Verhalten der Verbündeten, die einer Schlacht auswichen, gezwungen, bis endlich der längst beschlossene Linksabmarsch der Großen Armee, der wieder bis zur Ankunft der „polnischen", weil aus Polen kommenden, Reservearmee Bennigsen's vertagt worden war, ihn nöthigte, die Elbe und seinen Stützpunkt Dresden aufzugeben. Interessant ist der kurze Blick, den uns der Verfasser auf die Parteigänger und ihre Thaten sowol hier als beim Nordheere werfen läßt. Warum er diese meist aus sehr disciplinirten Truppen bestehenden Streifcorps „Freischaren" nennt? Colomb hat, wie sein Tagebuch beweist, schon damals, wo diese Benennung noch nicht den jetzigen übeln Beigeschmack hatte, dieselbe ausdrücklich verworfen! Ebenso wüßten wir keinen Unterschied zwischen Parteigänger und Partisan zu machen, was hier gesondert erscheint. Der Beschreibung des Elbübergangs und der Schlacht bei Wartenburg wird eine Schilderung der Oertlichkeit vorangeschickt und für Nichtmilitärs zugleich ungemein faßlich gesagt, inwiefern die Stelle bei Elster alle Ansprüche erfüllte, welche man an einen zum Flußübergang günstig zu nennenden Punkt macht. Der Verfasser nennt den Kampf bei Wartenburg, abweichend von seiner gewöhnlichen Bezeichnung Treffen, eine Schlacht; er spricht sich nicht darüber aus, warum, wir erkennen aber die Gründe, welche ihn dazu bewogen haben müssen, vollkommen an; Wartenburg hatte die volle Wichtigkeit einer Schlacht, und es ist erfreulich, überall einer selbständigen Anschauung und Behandlung des Stoffs zu begegnen. Unparteiisch läßt er auch hier wieder dem Feinde, allen Traditionen aus der Zeit bittern Hasses entgegen, Gerechtigkeit widerfahren, so dem Könige Hieronymus von Westfalen. Unsern Lesern, die das Werk nicht gleich zur Hand haben, theilen wir noch ein Geschichtchen vom alten Blücher mit, welches der Verfasser vom Dichter Fouqué erfahren, dem der Alte seinen „dummen Streich" selbst erzählt hat.

Ein Landwehrbataillon, an der Brücke etwas in Unordnung gerathen, konnte nicht recht mit dem Uebergange zustande kommen. Blücher fuhr auf dasselbe los und schrie: „Ihr Sch . . . . . zeug, ihr scheint keene Lust zu haben, dadrüben anzubeißen, aber euch soll das Donnerwetter regieren; wenn ihr nicht fort macht, laß' ick Feuer uf euch geben!" Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Fronte der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen, nur dies Bataillon allein blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Deuwels nich und gloobt, dat ick dat gestern im Ernst gemeent habe. Ik weeß, dat ihr alle düchtige Kerls seid, ick habe ja man gespaßt." Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war die Antwort.

Den Unternehmungen des abgesonderten Theils des Nordheers an der Niederelbe wird ein besonderer Abschnitt gewidmet. Grade diese weniger bekannten Thatsachen lesen wir gern; wir erfahren, daß in dem Gefecht an der Göhrde zum ersten male in diesem Kriege Congreve'sche Raketen angewendet worden, welche großen Schrecken verbreitet; wir hören mit Antheil, daß hier Eleonore Prochaska, 21 Jahr alt, gefallen, die in Männerkleidung unbekannt bei den Lützower Jägern eingetreten: erst bei ihrem Tode wurde ihr Geschlecht entdeckt. In den folgenden Abschnitten trifft der Stoff mit demjenigen zusammen, welcher vom Obersten Aster in seinem auch in Nr. 28 d. Bl. f. 1853 besprochenen Werke „Die Schlachten und Gefechte von Leipzig" selbständig behandelt worden ist. Dies letztere, welchem das früher

nicht zugängliche östreichische Kriegsarchiv seine Schätze zur Benutzung geöffnet, weicht in manchen Angaben von Beitzke's den bisherigen Quellen folgender Darstellung ab. Der Verfasser hat sich begnügt, diese Verschiedenheit zu bemerken, ohne sie kritisch zu vermitteln, was allerdings eine neue und weitläufige Arbeit verursacht haben würde. Wie er stets den Lesern möglichst charakteristisch nicht blos die Thatsachen, sondern auch die Zustände und die handelnden Personen vor Augen führt, erzählt er auch hier die Sendung Rühle's von Lilienstern zum Kronprinzen und gibt uns das Gespräch zwischen Beiden wörtlich, berichtet über das Verhältniß zwischen Blücher und York, eisenfeste Charaktere Beide, die sich nicht vertragen konnten, und theilt den Brief mit, welchen Letzterer an den Feldmarschall schrieb, als dieser seinen Wagen, der gegen Befehl zwischen den Colonnen fuhr, hatte verbrennen lassen. Im preußischen Heere waren früher noch andere sonderbare Mittheilungen bekannt, die sich Beide zuweilen durch die Adjutanten mündlich gemacht, von Blücher's Seite nicht ohne den ihm eigenen derben Humor.

Weniger ansprechend als diese Seite des Werks erscheint es, wenn der Verfasser die Stellung der Monarchen zum Volke beurtheilt. „Eine Erhebung in Masse zu befehlen, würden aber die Verbündeten schwerlich unternommen haben, weil sie dies nur mit einem erhöhten Manifest von Kalisch gekonnt hätten und sie den Volksgeist mehr als den Feind fürchteten." Ist das wahr? Diese Anklage hätte doch wol eines unverwerflichen Documents zur Begründung bedurft, sie erscheint sehr, sehr modern und die folgende Stelle noch mehr: „Wollten sie den deutschen Stämmen im Norden nur die Rückkehr unter die Herrschaft ihrer frühern Duodezfürsten versprechen, so würden sie diese schwerlich zu großer Begeisterung hingerissen haben." Frage man doch nach in Hessen, Braunschweig u. s. w., ob sie die Rückkehr ihrer alten Fürsten, gleichviel ob Duodez oder Folio, nicht gewünscht, ob das deutsche Volk bei seiner Erhebung gegen die Franzosen überhaupt an etwas Anderes gedacht, als los- und draufzuschlagen. Ohne diesen Volksgrimm hätte man mit politischen Verheißungen schwerlich eine bedeutende Wirkung erzielt; was für die glorreiche Erhebung dann später dem Volke zutheil geworden oder nicht, ist Gegenstand einer andern Frage. Nur möchten wir im Interesse der historischen Wahrheit dagegen protestiren, Anschauungen vom allerjüngsten Datum auf jene Zeit zu übertragen und den Fürsten Beweggründe unterzulegen, an welche sie nicht gedacht haben. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser als Militär in der Proclamation des Fürsten Schwarzenberg an das gesammte Heer jene Verheißungen vermissen kann! Wann hätte ein Feldherr seine Soldaten vor einer Schlacht durch politische Verheißungen beglückt! Die Proclamation von Kalisch, an welche hier erinnert wird, war doch nicht etwa an die Armee gerichtet. Heer und Volk soll man freilich nicht trennen, aber daß man zu Soldaten anders spricht und sprechen muß, als zum Volke im Allgemeinen, wird man doch zugeben. Und dann die Hauptsache! „Kein Gedanke von einer Wiederaufrichtung Deutschlands in der Proclamation!" Was ging die Russen und Schweden das an? Der Aufruf war an das gesammte Heer gerichtet, von welchem nur etwa die größere Hälfte, wie der Verfasser selbst sagt, aus Deutschen bestand. Möge er uns kameradschaftlich diese Bemerkungen verzeihen. Deutschlands Macht und Ehre liegt auch uns am Herzen, aber darüber soll man nicht ungerecht werden. Was über die Unmöglichkeit jener Wiederaufrichtung gesagt ist, nachdem Baiern in dem Vertrage von Ried die absolute Souveränetät zugesichert worden, erledigt überdem den Vorwurf an die Proclamation, freilich um ihn noch schwerer auf andere Häupter zu laden. Die Belohnungen, welche General Wrede für die Schlacht von Hanau erhielt, geben allerdings ein merkwürdiges, kaum dagewesenes Beispiel. Der Verfasser sagt darüber:

General Wrede hatte sich brav, aber wie ein Anfänger geschlagen. Es ist das erste und einzige mal, daß er selbständig in einer Schlacht befehligt hat. Er hatte sie total verloren, und doch wurde er dafür schon damals und später belohnt, wie kaum jemals ein glücklicher Feldherr zuvor: mit Orden, Tröstungen, persönlichem Besuch der Monarchen, in kurzer Zeit mit der Feldmarschalls- und Fürstenwürde und mit Dotationen, wogegen die, welche Blücher erhielt, ärmlich zu nennen war.

Die letzten Abschnitte im zweiten Bande schildern noch den Festungskrieg der Verbündeten, den Zug des Kronprinzen von Schweden gegen Dänemark, die innern politischen Verhältnisse, wobei aus den „Lebensbildern" sehr schwarze Schlagschatten auf die süddeutschen Fürsten fallen, und die Centralverwaltung über die augenblicklich herrenlosen Länder unter Stein. Was wir über die Hospitalverwaltung, die bei der Masse von Kranken und Verwundeten so nöthig war, lesen, empört das menschliche Gefühl. So war es den würtembergischen Behörden bei schwerer Strafe verboten, andere Soldaten als Würtemberger aufzunehmen, den Aerzten, ihnen hülfreiche Hand zu leisten, den Ortsgeistlichen sogar unter Androhung sofortiger Gefangensetzung auf den Hohenasperg untersagt, Sterbenden, die nicht Würtemberger waren, den letzten geistlichen Trost zu spenden! Die Gründe dafür? Nur Eifersucht auf fremde Einmischung? Undenkbar! Dorow's Werk ist diesen traurigen Bildern zugrunde gelegt; er mag die Gründe verantworten, die er namentlich den bairischen Behörden unterschiebt.

Der dritte Band, welcher den Feldzug von 1814 umfaßt, ist mit dem Ganzen durch die fortlaufende Nummer VII seines einzigen Buchs in unmittelbare Verbindung gebracht; er führt dasselbe allgemeine Motto aus Schiller's „Jungfrau", noch immer mit dem versverstümmelnden Absatze, der wol hätte beseitigt werden können. Außerdem hat, wie schon früher bemerkt, jedes Buch noch sein besonderes, immer sehr glücklich gewähltes Motto; so das sechste folgendes von Arndt:

Solange rollt der Jahre Rad,
Solange scheint der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die leipziger Schlacht.

Möchte es nur wahr sein! Das siebente Buch trägt aus Schiller's Siegesfest an der Stirn: „Ausgelitten, ausgerungen" u. s. w. Es beginnt mit einer Darstellung der Schwankungen über Frieden oder Krieg, welche bei den Verbündeten obgewaltet und sich anfangs eher zum Frieden geneigt, bis Napoleon's unbestimmte Antwort auf die ihm gestellten höchst günstigen Anträge und seine gewaltigen Rüstungen die Fortsetzung des Kriegs herausgefodert, für welche schon der alte Blücher in mehr als derben Ausdrücken förmlich gewüthet hatte. Dann wird die gegenseitige Lage geschildert und dabei bemerkt, daß die ungeheuern Streitkräfte, welche Napoleon nach Rußland geführt, 1814 noch überboten worden sind. Diesmal scheiterte die rastlose Thätigkeit, welche der Kaiser wiederum entwickelte, um ein neues großes Heer aufzubringen, an der Erschöpfung Frankreichs und auch an der Zeit, da die Verbündeten früher, als seine Rüstungen zu beendigen möglich war, schon die Grenzen überschritten. Dem Feldzug der Großen Armee ist in der Darstellung die Eroberung von Holland durch den General Bülow vorangeschickt, um den Zusammenhang später nicht zu unterbrechen, womit der Leser vollkommen einverstanden sein wird, da sie ohnehin früher begann. Bülow hatte sich in Hannover endlich vom Kronprinzen losgemacht und war ermächtigt worden, gegen die Yssel vorzugehen und, wenn er hier eine Festung schwach besetzt fände, eine Unternehmung darauf zu wagen. Diese geringe Vollmacht dehnte Bülow ungesäumt darauf aus, ganz Holland auf eigene Faust zu erobern. Wir finden die Anordnung des Verfassers, die interessanten Begebenheiten dieses Unternehmens vorweg zu erzählen, um so zweckmäßiger, als sie, nach den Hauptschlägen des Kriegs vorgetragen, den Antheil des Lesers nicht mehr in dem Grade erregen, als sie verdienen. Dann wird der Einmarsch des böhmischen und schlesischen Heers in Frankreich dargestellt, und wie die Friedensliebe im Großen Hauptquartier wieder die Oberhand gewonnen, je weiter man vorgerückt. „Ohne die Festigkeit des Kaisers Alexander, wacherhalten durch Stein, Münster und Pozzo di Borgo, ohne das unauslöschliche Feuer von Blücher, dessen stehende Rede war: «Der Kerl muß herunter!», Gneisenau, die Prinzen Wilhelm und August, ohne die Anstrengungen und die Tapferkeit des schlesischen Heers würde Napoleon Kaiser geblieben und wahrscheinlich als mächtiger Sieger auch aus diesem Kriege hervorgegangen sein." Doch sagt der Verfasser, daß auch der König von Preußen im Allgemeinen für Fortsetzung des Kriegs gewesen. Gleichwol war der Krieg im Laufe des Januar förmlich zum Stillstand gekommen, bis Napoleon die Initiative ergriff, indem er am 25. Januar nach einem Abschiede von der Kaiserin und seinem Sohne auf Niewiedersehen Paris verließ, um sich mit seinem Heere von Châlons aus zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen. Aber er konnte deren Vereinigung nicht mehr hindern. Die Schlacht von Brienne ist wieder sehr lebendig geschildert, der Leser wird mitten in die kriegerischen Scenen versetzt, er sieht den alten Feldmarschall, wie er, im Schloß überfallen, sich der französischen Gardecavalerie mit dem Säbel in der Faust entgegenwerfen will, wie Sacken, schon halb gefangen, sich rettet, wie auf der andern Seite Kosacken sich in Napoleon's Gefolge mischen und der Kaiser selbst den Degen zieht, sein ganzes Gefolge zu Schwert und Pistole greifen muß, um die zudringlichen Gäste zu verscheuchen. Blücher zog nach der Schlacht auf die Große Armee zurück, und merkwürdig ist es allerdings, wie der Verfasser hervorhebt, daß ihm zu der nun folgenden Entscheidungsschlacht freiwillig der Oberbefehl von dem Oberfeldherrn Schwarzenberg abgetreten und dieser selbst müßiger Zuschauer wird. Ob die Erklärung des Verfassers über die Absichtlichkeit der (nach Prokesch von Osten) geäußerten Zweifel Blücher's am Siege richtig ist, lassen wir dahingestellt; es sieht allerdings dem alten Husaren sehr ähnlich, daß er Schwarzenberg hat „bange machen" wollen, um vorgeschoben zu werden. Denn von seinem Heere war nur ein einziges Corps (Sacken), nur Russen, nicht eine einzige Compagnie Preußen bei der Schlacht von La Rothière, vom böhmischen Heere dagegen drei Corps, nebst den Garden und Grenadieren. Wie kam also Blücher zum Oberbefehl? Schwer genug wurde es ihm übrigens auch noch in der Schlacht gemacht durch die Einmischung des Kaisers Alexander, welche der Verfasser aus Müffling's hinterlassenem Werke darstellt. Er siegte jedoch, und wäre ihm auch die Benutzung des Siegs überlassen geblieben, so würde wahrscheinlich kein zweiter mehr nöthig gewesen sein. Denn der Eindruck der Niederlage war sowol auf das geschlagene Heer als auf die kriegsmüde Nation überwältigend, und die Agenten der Bourbons, die sich längst wieder regten, verfehlten nicht, denselben zu benutzen. Selbst das Abzeichen der weißen Binde, welche jeder Soldat der so vielfach zusammengesetzten verbündeten Truppen am Arme trug, mußte ihnen als Manifest für die Absichten der hohen Monarchen dienen: weiß war bekanntlich die Farbe der Bourbons. Aber der Sieg wurde nicht benutzt. Der Verfasser sagt über die folgenden Ereignisse:

> Die Gebrechen einer Coalition und eine völlig diplomatische Kriegführung erzeugten hier die seltsamsten Wirkungen. Man hatte den Feind geschlagen und konnte ihn durch Verfolgung vernichten. Man that dies nicht und ließ ihn entschlüpfen. Man wartete und ließ dem Feinde wie geflissentlich Zeit zur Erholung. Man theilte sich dann und setzte sich der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden, wie es denn auch wirklich geschah. Das Leichte vermied man und wählte das Schwerere. Und dasselbe Schauspiel werden wir später noch ein mal erneuert sehen.

Diesen Ausspruch zu belegen, dienen die Thatsachen. Dabei wird auch den kleinern Gefechten, welche oft interessantere Scenen bieten als Hauptschlachten, ihr Recht gegeben. Z. B. das von La Chaussée, die Einnahme von Châlons mit der Champagnerflut, welche dabei mit-

den im Kampfe vergossen worden. Freund und Feind hatte dabei geholfen, an 50,000 Flaschen die Hälse (im eigentlichen Sinne des Worts) zu brechen. Referent erinnert sich, darüber aus dem Tagebuche seines alten tapfern Regimentsarztes Dr. Spaltholz (er trug das Eiserne Kreuz der Combattanten) ein allerliebstes Genrebild gehört zu haben.

Für die Fortsetzung des Feldzugs, nach den Erfolgen, welche Napoleon im Februar gegen die getrennten Heere errungen hatte, war der Beschluß eines Kriegsraths, der am 25. Februar in der Wohnung des Königs von Preußen gefaßt wurde, von Wichtigkeit; er machte Blücher ganz unabhängig, vertraute ihm noch zwei Corps und die Unternehmung auf Paris an und rettete so den Ausgang des Kriegs. Der Verfasser ist im Allgemeinen dem bekannten Werke von Damitz gefolgt, weil es auf Mittheilungen des Generals von Grolman, eines der hervorragendsten Offiziere in Blücher's Hauptquartier, begründet ist, aber er läßt sein eigenes Urtheil nirgends gefangennehmen und berichtigt nach später zugänglich gewordenen Quellen manche dort enthaltene Angabe. Möchten nur Gneisenau's längst versprochene Memoiren bald veröffentlicht werden! Dadurch würde der militärischen Kritik noch manche ausgleichende Mittheilung zufließen, besonders über die Zustände der Heeresleitung, als Blücher erkrankt war. York hatte sich, als er den Sieg bei Laon nicht verfolgen durfte, ergrimmt in seinen Reisewagen gesetzt und nach feierlichem Abschiede sein Corps verlassen. Vor dem Kriegsgesetz war er strafbar, Blücher jedoch, so schlecht er mit ihm gestanden, entschloß sich ihm zu schreiben. Der Brief lautete buchstäblich: „alter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nicht, da wir an sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so balde der kampff vollendet." York wurde dadurch und durch ein anderes Schreiben des Prinzen Wilhelm zur Rückkehr bewogen. Dem Friedenscongreß von Châtillon ist, nach den besten neuern Quellen bearbeitet, ein eigener Abschnitt gewidmet; möge ihn kein Leser überschlagen! Er gibt Aufklärung über die Diplomatie jener Zeit, welche auch die Kriegführung bedingte. Dann folgt die Darstellung des letzten Acts in dem verhängnißvollen Kampfe: der Zug Napoleon's in den Rücken der Verbündeten, der Marsch beider Heere auf Paris, die dabei vorgefallenen Gefechte, endlich die Schlacht von Paris; den Beschluß machen die Vorgänge bis zur Abdankung Napoleon's und ein allgemeiner Rückblick, an welchen dann die Ergebnisse des großen Kampfs geknüpft werden.

In dieser letzten Ueberschau, die auch die Gegenwart in den Kreis der Betrachtung zieht, spricht sich des Verfassers warme Gesinnung für unser Vaterland am edelsten aus. Wir misverstehen ihn nicht, wenn er zuletzt von der Naturnothwendigkeit spricht, den fehlgeschlagenen Versuch zur Einigung mit verstärkten Kräften zu wiederholen, denn wir wissen, daß er nirgends der Revolution das Wort redet, sondern nur den gesetzlichen Weg meint. Theilen wir auch seine politischen Ansichten nicht immer, finden wir seine Aeußerungen über manchen Staat und manche Persönlichkeit zu herb und schroff, so sagen wir ihm doch aufrichtigen Dank für sein Werk, dessen Vorzüge und leitenden Gedanken zu verfolgen uns eine wahre Freude bereitet hat, und empfehlen es in weitesten Kreisen, nicht zu flüchtiger Lectüre, sondern zu einem Hausschatze der anziehendsten Belehrung über die schöne und gewaltige Zeit, um deren Gedächtniß frisch zu erhalten, auch dann noch, wenn längst der letzte Theilnehmer an den Freiheitskriegen begraben sein wird.

Karl Gustav von Berneck.

Schilderungen aus Ceylon und Ostindien.

Tropische Skizzen, oder Erinnerungen eines indischen Journalisten von William Knighton. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Briten haben für Schilderungen aus der sichtbaren Welt, für objective Darstellungen aller Art ein ganz besonderes Geschick. Sie schildern, ohne sich dabei Reflexionen zu überlassen, die, mit dem vollen Ausdruck der Subjectivität gestempelt, sich selbstsüchtig, wie so häufig bei uns Deutschen, auf Kosten des schildernden Theils geltend zu machen suchen; aber sie wissen in einer Weise zu erzählen, daß die Schilderung selbst reichen Stoff zur Reflexion enthält, die anzustellen dem Leser überlassen bleibt. Es ist Alles in Allem die große Kunst der Veranschaulichung, die vorzugsweise dem britischen Erzähler zugebote steht und deren Mangel dem britischen Leser die Lectüre der Erzählungen anderer Nationen so oft ungenießbar macht. Uns Deutschen pflegen die Briten diesen Mangel wie die Ueberfülle subjectiver Betrachtungen besonders gern vorzurücken. Jene Veranschaulichungsgabe steht auch dem Verfasser der „Tropischen Skizzen", der sich früher schon durch ein größeres, in zweiter Auflage erschienenes Werk über Ceylon: „Forest life in Ceylon", vortheilhaft bekannt gemacht, in beneidenswerthem Grade zugebote. Der Verfasser hatte in sehr jungen Jahren die Redaction der singalesischen Zeitschrift „Herald" geführt, die in Colombo, der Hauptstadt von Ceylon, erschien, und zwar wöchentlich nur zwei mal, „sodaß ich", schreibt der Verfasser, „hinreichende Zeit hatte, Leitartikel zu verfassen, Correcturen zu besorgen, Briefe an mich selbst zu schreiben, sie in den hierzu bestimmten Spalten zu beantworten, Antworten an fingirte Correspondenten zu erlassen und alle die andern Geschäfte des Redacteurs einer sich ziemlich breit machenden Colonialzeitung zu verrichten". Von hier begab er sich nach Kalkutta, um einer Anzahl gebildeter junger Männer in den obern Classen des Hindu-College Vorlesungen über Geschichte und Logik zu halten. Aber, wie er selbst gesteht, „wer einmal Herausgeber einer Zeitung gewesen, kann später das Schreiben so leicht nicht wieder lassen". Er schrieb für die „Calcutta review" über Confucius und Lord Wellesley, für die „India sporting review" über Alligatoren- und Elefantenjagden und für eins der Tageblätter über Politik und den Krieg mit den Sikhs, wobei er gelegentlich bemerkt, daß für eine kalkuttaer Zeitung ein Absatz von 1000 Exemplaren schon ein ziemlich bedeutender sei. Später wurde er selbst Redacteur eines neubegründeten Tageblatts, welches der Ankündigung nach mit einer Dampfpresse gedruckt werden sollte. Dies war jedoch nur ein Puff, denn die angebliche Dampfpresse war nichts weiter als eine gewöhnliche Handpresse. Als dies bekannt wurde, fehlte es natürlich in den andern Blättern nicht an den boshaftesten Ausfällen, aber dem Verfasser war es doch gelungen, das Blatt in Schwung zu bringen, sodaß es, als er die Ueberlandreise nach Europa antrat, „noch immer in voller Jugendfrische blühte".

Die Schilderungen des Buchs betreffen die für den Europäer so interessanten wunderbaren Länder Ceylon und Ostindien, dann die Rückreise über Aden. Alles ist mit lebendigem, kräftigem Pinsel dargestellt, möge Knighton nun die Sunderbunds schildern, jene von giftigen Schlangen aller Art wimmelnden sumpfigen Landstriche an den Mündungen des Ganges, in denen das Miasma der Cholera ausgebrütet wird, oder die Menschen, Sitten und Lebensgewohnheiten in Kalkutta, der „Stadt der Paläste", oder eine Dampffahrt auf dem Ganges, oder seinen Aufenthalt in Delhi, oder seinen Besuch auf Tristan d'Acunha, wo „König Glaß", ein ehemaliger Corporal, über ein kleines Völkchen als Monarch, Oberrichter, Priester und nebenbei Schulmeister gebietet und das Muster eines wahrhaft patriarchalischen Colonialregiments eingerichtet hat. Die unvergleichlich interessantesten Mittheilungen des Buchs waren für uns jedoch die über den Ursprung, das Wachsthum und den Fall des Sikhreichs. Obschon wir für unsere Person mit umfangreichern wörtlichen Auszügen in d. Bl. aus Grundsatz ziemlich sparsam sind, so können wir uns doch nicht versagen, die Erzählung einer dem Sturz des Sikhreichs kurz vorhergehenden Episode hier mitzutheilen, die im Auszuge zu viel von ihrem Interesse verlieren würde. Sie betrifft die kurze Herrschaft und den Ausgang Scher-Singh's, der im Jahre 1841 auf den Thron gelangt war. Er war ein angeblicher Sohn des großen Rundschit-Singh, liebte bis zum Uebermaß starke Getränke und die Jagd und überließ die Regierungsgeschäfte dem tapfern, umsichtigen, kräftigen, aber wilden Vezier Dhyan, der einmal, wie der Verfasser berichtet, mit dem Günstling eines frühern Nachfolgers des Rundschit kurzen Proceß gemacht hatte, indem er in das Dunbar des Königs mit entblößtem Schwerte eindrang und dem Günstling mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe trennte. Den Ausgang Scher-Singh's wie Dhyan's schildert der Verfasser wie folgt:

„Der Ausschweifende hatte vorzugsweise zwei Genossen, die er zärtlich liebte; sie hießen Lena und Ajit und bildeten mit ihrem Herrn ein sehr würdiges Kleeblatt. Aber selbst die besten Genossen können beim Becher in Streit gerathen, und als Scher immer rücksichtsloser und ausgelassener wurde und immer mehr eben nur that, was ihm beliebte, bedrohte er bei dieser und jener Gelegenheit das Leben seiner theuern Freunde, von welchen er sich, wie mehrfach versichert ward, niemals, weder bei Tag noch bei Nacht trennte. Die in der Trunkenheit ausgestoßenen Drohungen eines Mannes, der die Macht hat, sie auszuführen, sind jedoch nicht geringzuachten, und Lena und Ajit beschlossen endlich, sich des Tyrannen zu entledigen, ehe er sich ihrer entledigte. Und wir wollen sehen, mit welcher Schlauheit sie hierbei zuwerke gingen.

Scher ohne Dhyan's Zustimmung zu ermorden, würde für die Verschworenen selbst sicherer Tod gewesen sein. Sie ließen es sich daher eifrigst angelegen sein, diese Zustimmung zu erlangen, und veranlaßten Scher eines Tags, als er eben völlig berauscht war, den Befehl zu Dhyan's Hinrichtung zu unterzeichnen. Mit diesem von dem König eigenhändig unterschriebenen Befehle in den Händen kamen sie zu Dhyan. Zunächst sprachen sie von Dem, was Dhyan für Scher gethan, wie er diesen unwürdigen Schlemmer auf den Thron erhoben und ihn auf demselben erhalten hatte, und erweckten auf diese Weise in dem Herzen des Ministers einen sehr hohen Begriff von der Dankbarkeit, die Scher ihm schuldete. Dhyan war mit allen diesen Hindeutungen einverstanden und mochte sich ohne Zweifel wundern, was mit dieser eigenthümlichen Vorrede eingeleitet werden sollte. Hierauf äußerten sie, daß der König nicht dankbar sei und Dhyan hasse. «Unmöglich!» rief der Minister. «Weshalb sollte er mich hassen?» Wie hätten sie das wissen sollen; aber die Thatsache war unzweifelhaft. Dhyan blieb noch immer ungläubig; er wollte es nicht glauben. Es ist jedenfalls ein nichtswürdiger Scherz, dachte er. Da zeigte man ihm den verhängnißvollen Befehl. Dhyan betrachtete ihn mit Erstaunen. Ja, es war des Königs Unterschrift, das war nicht zu bezweifeln. «Aber er hat jedenfalls nicht die Absicht, ihn vollziehen zu lassen, sonst würde das Siegel beigedrückt sein», sprach er. «Es ist seine Absicht, das Siegel beizudrücken», versicherten ihm die Verschworenen. In diesem Falle muß ich auf das Schlimmste vorbereitet sein, dachte Dhyan. Dhyan und die beiden Freunde kamen nun sogleich überein, daß dieser, sobald das Siegel beigefügt wäre, augenblicklich Nachricht erhalten sollte, daß Lena und Ajit fortan seine Freunde sein und daß sich alle Drei gegen den trinkenden und jagenden König vereinigen sollten.

Mit dem Erfolge ihres Plans soweit befriedigt, kehrten Lena und Ajit zu dem König zurück, scheinbar seine vertrauten Freunde, im Stillen aber auf sein Verderben sinnend. Er mußte seinen Gefährten das Versprechen geben, am andern Morgen Ajit's Truppen zu mustern. Es begann das gewöhnliche Schmausen, dem das übliche Gelage folgen sollte. Wie gewöhnlich wurden hierbei die tanzenden Mädchen eingeführt – es herrschte allgemeine Lust und Heiterkeit; der König war in der fröhlichsten Stimmung und seine beiden theuern Freunde zeigten sich als die herzlichsten Genossen. Endlich gewann wie gewöhnlich Trunkenheit die Oberhand, nur Lena und Ajit blieben davon unberührt; sie hatten sich weise nüchtern zu erhalten gesucht, während Scher seine Besinnung ertränkt hatte.

Der günstige Augenblick war gekommen. «Du hast vergessen, ruhmvoller König, diesem Befehle dein Siegel beizufügen», sprach Lena zu dem trunkenen Monarchen. «Ach belästigt mich nicht mit Geschäften», rief Scher. «Mehr Musik und mehr Tanz. Dieser Wein — dieser Wein ist für die Houris nicht zu schlecht.» Die Becher wurden wieder neu gefüllt, Musik und Tanz begannen aufs neue und Scher versank schnell in völlige Bewußtlosigkeit. «Aber das Siegel, mein gnädigster König», erinnerte Lena demüthig. «Der Sklave wartet auf das Siegel.» «Du bist ein Plagegeist — du wirst eines Tags noch deinen Kopf verlieren, wenn du mich in dieser Weise belästigst», rief Scher. «Wie heißt diese leicht gekleidete Hexe mit den schönen Armen — Hunda — ja Hundawarra. Ich werde bald meinen eigenen Namen vergessen.» Mit diesen Worten nahm der trunkene König, nach der Tänzerin stierend, seinen Ring vom Finger. Der Hinrichtungsbefehl hatte nun volle Gültigkeit. Dhyan's Tod war entschieden. Wir haben nun Beides, Unterschrift und Siegel, dachten die Verschworenen, als der König sie wie blödsinnig ansah. «Was — was war das für ein Befehl?» fragte er stammelnd. «Der Befehl zur Hinrichtung des Sklaven, der gestern einen der Jagdhunde getödtet hat. Erinnerst du dich?» sprach Ajit. «Ach ja — ja. Und hört Ihr, ja, Ajit — laßt ihm — ja laßt ihm die Haut abziehen — ja, ja — und ich will es sehen, ich will es sehen.» Mit diesen Worten wendete sich der König wieder zu der bezaubernden Hundawarra, die seinen umnebelten Blicken ihre ganze Anmuth und ihre wirklichen Reize zeigte. In wenigen Augenblicken war er schwer athmend in einen lethargischen Schlaf versunken. Er wurde für die Nacht der Pflege und Obhut der Tänzerinnen überlassen; die Musik verstummte allmälig und die Verschworenen erhoben sich, um Dhyan aufzusuchen.

«Wir haben Euch gesagt, daß das Siegel beigefügt werden würde. Sehet hier», sprachen sie. «Dann ist keine Zeit mehr zu verlieren», sprach Dhyan, den Befehl betrachtend und in seiner Hand behaltend. «Gebt uns Erlaubniß, einen schriftlichen Befehl, und wir befreien noch morgen Lahore von seinem Tyrannen», versicherten Lena und Ajit. «Ihr sollt ihn haben», antwortete Dhyan und in wenigen Minuten gingen die zwei Freunde des Königs mit dem verlangten Document hinweg.

Es war spät am andern Morgen, als der König sich anschickte, sein Versprechen hinsichtlich der Musterung der Truppen seines Günstlings Ajit zu erfüllen. Außer den Verschworenen von zwei Dienern begleitet, ritt er durch das Thor der Stadt nach dem Paradeplatze und stieg bei einem Garten vom

Pferde; in welchem seinem Sohne Pertaub gehörige Zelte aufgeschlagen waren. Das Corps, welches Ajit kürzlich ausgehoben hatte, stand in der Nähe und war bereit, seinem General im Nothfall zu Hülfe zu eilen.

Während Scher-Singh in einem der Zelte einige Erfrischungen zu sich nahm und offenbar die Nachwirkungen der kaum verschlafenen Trunkenheit zu vertilgen suchte, brachte Ajit einen schönen Kasten mit einer neuen englischen Büchse herbei, die er dem König zeigte, der ein Kenner solcher Dinge war. Scher nahm sie in die Hand, fügte den Lauf an den Schaft und prüfte das Visir. «Sie ist geladen», sprach Ajit ruhig. Der König gab sie einem der Diener seines begünstigten Freundes, der zu diesem Behufe in der Nähe stand, und befahl ihm, sie außerhalb des Zeltes loszuschießen. Ajit gab das Zeichen, die Büchse entlud sich, aber ihre Kugel drang in die Brust des unwürdigen Königs. Es blieb ihm nur Zeit zu einem einzigen Ausruf: «Was hast du gethan, Schuft!» Dann verschied er, denn die Kugel war trefflich gezielt gewesen. Ajit trennte mit eigener Hand seines Herrn Haupt vom Rumpfe.

Aber was that Lena mittlerweile? Er hatte ebenfalls ein Menschenhaupt zu erbeuten. Scher's Sohn, Pertaub, verrichtete eben seine Andacht, als Lena in seine Gemächer trat, denn er glaubte, im Widerspruch mit seinem Vater, an andere Dinge als Jagen und Trinken. Lena's Garde war an allen Zugängen des Palastes vertheilt, während Pertaub's Dienstleute abwesend waran. Mit dem entblößten Schwerte plötzlich auf ihn eindringend, streckte er ihn nieder und schlug ihm den Kopf ab. Mit diesen zwei Köpfen, als Zeugen ihres Gehorsams, ausgestattet, kamen Lena und Ajit zu Dhyan und sprachen: «Die Befehle des Herrn sind erfüllt — der Tyrann und sein Sohn sind todt: sehet hier ihre Köpfe.»

Für Dhyan war ein Anblick dieser Art keineswegs etwas Ungewohntes. Er erbebte nicht, sondern empfing die Vollbringer der blutigen That mit ruhiger, kalter Miene; er bedurfte ihrer jetzt nicht mehr und wollte sie abschütteln, wie er ein paar Würmer von sich geschüttelt haben würde. «Ich habe Pertaub's Tödtung nicht befohlen», sprach er ernst. «Ihr würdet doch den jungen Tiger nicht haben leben lassen, damit er den Tod des Vaters hätte rächen können?» riefen die Mörder getäuscht. «Es ist nicht recht, daß ihr Pertaub ermordet habt», fuhr Dhyan fort. «Was wollt Ihr?» fragten die Freunde des Scher-Singh. «Was wollt Ihr? Wer soll König sein? Was ist unser Lohn?» «Es gibt jetzt keinen andern König als Dhulip, das Kind», sprach Dhyan kalt und ging hinweg. «Dhulip soll König sein», sprachen sie, «und Ihr seid sein Minister und beherrscht das Reich, und wir — was wird aus uns?» «Man wird sich eurer erinnern als Pertaub's Mörder», antwortete Dhyan höhnisch und verließ sie. Aber Lena und Ajit spielten ein verwegenes Spiel und waren nicht gesonnen, ihre Sache aufzugeben, weil sich ihnen eine Gefahr entgegenstellte. Ajit trug ein geladenes Pistol in seinem Gürtel, sein Zorn war durch Dhyan's höhnische Kälte aufs höchste gereizt, und als der Minister hinwegging, griff Ajit nach seiner Waffe, und schoß Dhyan in den Rücken."

Der Verfasser fragt zum Schlusse seiner Erzählung gewiß mit Recht: „Würden wir, wenn uns solche Ereignisse auf dem Theater vorgeführt würden, nicht geneigt sein zu erklären, daß sie einer allzu ausschweifenden Phantasie entsprossen seien?" Solche Ereignisse wissen übrigens die Engländer zwar ohne französische Effecthascherei, aber mit einer dramatischen Schlagkraft zu erzählen, daß man sich wundern muß, wie es kommt, daß gegenwärtig die dramatische Poesie in England so sehr darniederliegt. Wir bemerken noch, daß Ajit und Lena wenig später im Kampfe gegen Hira, Dhyan's Sohn, den Kürzern zogen und den verdienten Lohn empfingen.

H. M.

Notizen.

Ein deutsch-nordamerikanischer Musenalmanach.

Es ist gerade keine leichte Aufgabe, hundert oder auch nur ein halb Hundert Deutsche zu einem gemeinsamen Werke zusammenzubringen, aber man rufe sie zu einem Musenalmanach auf, und man wird ihrer bald mehr zusammenhaben, als man braucht. Ein Musenalmanach ist die Friedens- und Einheitshalle der Deutschen. Leute, die sich aufs gründlichste hassen, die einander schon auf tausend Schritt aus dem Wege gehen, die sich in Blättern offen verfolgen und befehden oder doch heimlich Einer dem Andern alles Unglück wünschen, das den armen Sterblichen und namentlich einen ehrlichen oder unehrlichen Deutschen treffen kann, bilden unter dem Commando eines Musenalmanachsvaters sofort Eine Familie und singen unisono von Liebe und Wein, von Herz und Schmerz, von Sonne und Wonne, von Freud' und Leid, daß man versucht wird zu glauben, es könne gar kein einträchtigeres Volk geben als diese Deutschen, deren lyrische Violine jetzt nur Eine Saite zu haben scheint, auf der sie mit mehr oder weniger Geschick oder Ungeschick herumgeigen. Selbst in Nordamerika hat sich dieses Wunder begeben. Im Sommer vorigen Jahres brachte ein deutsches Wochenblatt, das „Michigan Journal", einen ziemlich übel stilisirten Aufruf eines gewissen Marxhausen zu einem deutsch-amerikanischen Musenalmanach als Angel für lyrische Fische, sogar mit der Lockspeise einer Prämie von 100 Dollars für das beste Gedicht, das heißt nach Abzug der Kosten, was die Prämie freilich ziemlich problematisch macht. Die lyrischen Fische bissen richtig in hinlänglicher Anzahl an und als Product ihres gemeinsamen lyrischen Wirkens erschien: „Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Originalgedichten deutsch-amerikanischer Verfasser. Herausgegeben von C. Marxhausen." (Detroit, Mich., 1856. Druck und Verlag von A. u. C. Marxhausen.) Das Verzeichniß weist nebst einer Zueignung des Herausgebers 127 Gedichte von nicht weniger als 51 Verfassern auf. Und doch sind 51 Dichter für Nordamerika gerade nicht viel; denn wenn wir sie von den drei oder vier Millionen in Nordamerika lebenden Deutschen abziehen, so bleiben eben noch einige Millionen deutscher Nichtlyriker oder Nichtmitarbeiter des deutschen Musenalmanachs übrig mit Abzug jener 51, und es wird sich zeigen oder hat sich wol jetzt schon gezeigt, ob unter diesen Millionen Nichtlyrikern sich hinlänglich Kauflust zeigt, um die ausgesetzte Prämie auszahlen zu können. Wenn nur etwa zehn Käufer auf je einen Dichter kommen, so würde der Preisdichter vielleicht nicht ganz aussichtslos sein, aber das ist eben noch die Frage. Die Annahme von zehn Käufern auf je einen Musenalmanachsdichter ist ja sogar für Deutschland schon im Durchschnitt gewiß eine zu hohe. Auch geht aus dem von Kolatschek unterzeichneten Bericht der — beiläufig bemerkt, wegen Mangels an Abonnenten über die Probenummer nicht hinausgekommen — deutschen „Pariser Zeitung", dem wir diese Mittheilung entnehmen, nicht hervor, ob die fünf Preisrichter, Rapp, Kretsch, Esselen, Butz und Kolatschek, sich bereits über ihr Urtheil geeinigt haben. Kolatschek selbst nennt den Dr. Dorsch in Monroe (Michigan) als Denjenigen, der allein preiswürdige Gedichte und zwar zu gleicher Zeit drei beigesteuert habe. Das Uebrige in diesem Dichterwald soll mehr Gestrüpp als Hochwald sein. Man findet darin viel Heimweh und Sehnsucht nach dem früher verspotteten Vaterlande, viel Polemik gegen den Knownothingismus und die eingeborene Niedertracht, namentlich in den Gedichten der Franziska German (Pseudonym der Frau Blöde), und begreiflicherweise gegen das Temperenzlerwesen. Auch der grimme Karl Heinzen hat nicht verfehlt, in einem Gedicht „Moderner Prometheus" den Nordamerikanern einen seiner Krafthiebe zu versetzen. Bei alledem begrüßen wir aber auch diese Erscheinung als eins der erfreulichen Zeichen, die uns erkennen lassen, daß die Versprengten deutscher Nation immer inniger und fester an dem Banner

deutscher Sprache, Sitte und Denkart auch in jenen fernen Regionen festzuhalten bemüht und entschlossen sind.

Die drei Sternbilder des deutschen Genius.

Das Journal „London Illustrated News" brachte in einer seiner jüngsten Nummern die bekannte Abbildung von Humboldt's Studirstube in Berlin mit einigen Bemerkungen über die deutsche Literatur, worunter folgende apologetische für Goethe: „So sehr man ihn auch des politischen Indifferentismus beschuldigen mag, so hat doch Goethe durch seine zahlreichen Schriften in seiner Muttersprache wie durch seine ministerielle Thätigkeit in Weimar mehr gegen die Gallomanie in Deutschland ausgerichtet, als auf der Oberfläche liegt." Der Verfasser des Artikels nimmt im 19. Jahrhundert drei „constellations of Germanic genius" an: „Die erste war zu Weimar, welche mit solchem Glanze strahlte und aus Sternen erster Größe zusammengesetzt war: Goethe und Schiller, Herder und Lessing, Wieland und Fichte, ungerechnet gelegentliche Besuche, wie die Frau von Staël." Nur gehört Lessing, der schon im Jahre 1781 starb, gar nicht zur weimarischen „constellation" und Fichte nur bedingt. Weiter heißt es: „Rom war die Hauptstadt eines Weltreichs, Weimar nur ein Dorf. Waren die Horaz, Virgil und Cicero des alten Augustus größer als die Goethe und Schiller des neuen Karl August? Wir bezweifeln es. Goethe war der anmuthige Horaz und der ernste Verfasser von «De officiis» in Einer Person." Als das zweite Sternbild des deutschen Genius wird das künstlerische in München, als das dritte das wissenschaftliche in Berlin mit Sternen wie Alexander von Humboldt, Ranke, Raumer u. s. w. bezeichnet. H. M.

Bibliographie.

Abrahamsohn's, A., interessante Berichte über die Reisen nach Amerika und besonders zu den Goldminen Kaliforniens und Australiens. Nach mündlicher Erzählung dargestellt von F. Rihm. Ilmenau. Br. 8. 7½ Ngr.

Aguilar, G., Mädchenfreundschaft. Leipzig, Voigt u. Günther. 1857. 8. 20 Ngr.

Alexandra von Bayern, Feldblumen. Skizzen und Erzählungen. München. Br. 8. 24 Ngr.

Auerbach, B., Barfüßele. Stuttgart, Cotta. 8. 28 Ngr.

Baumbach, L. v., Neue Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Heimath mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer. Cassel, Fischer. 8. 1 Thlr.

Biernatzki, K., Bilder aus der Weltgeschichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Bilder aus der Geschichte des Morgenlandes und der Griechen. Mit vier Stahlstichen. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Binder, Ueber Timon den Misanthropen. Ulm. Gr. 4. 7½ Ngr.

Börsen-Almanach für das Jahr 1857. Ein Taschenbuch für die Handelswelt, herausgegeben von O. Michaelis. 3ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1857. 8. 1 Thlr.

Boz [Dickens], Klein Dorrit. Roman in zwei Büchern. Frei nach dem Englischen von W. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Altona, Verlagsbureau. 16. à 3 Ngr.

Corrodi, A., Aus jungen Tagen. Geschichten und Bilder. Mit acht colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 27 Ngr.

Hornung, D., Neue Geheimnisse des Tages. Durch Geistes-Magnetismus vermittelte Geister-Manifestationen aus dem unenthüllten Jenseits. Ein unumstößlicher Beweis für die persönliche Fortdauer und hohe Bestimmung des menschlichen Geistes und der Seele nach dem Tode des Leibes. Mit lithographirten Tafeln. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2te Auflage. 7ter bis 9ter Band. — A. u. d. T.: Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Drei Theile. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 3 Thlr.

Müller, A., Schweizerische Touristenblätter. Leipzig, Weber. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neander's, A., theologische Vorlesungen. Herausgegeben durch J. Müller. I. — A. u. d. T.: Christliche Dogmengeschichte. Herausgegeben von J. L. Jacobi. 1ster Theil. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch Text Einleitung Grammatik Metrik Glossar von J. Kelle. 1ster Band: Text und Einleitung. Mit Schriftproben. Regensburg, Manz. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Paldamus, F. C., Das deutsche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zustände. Zwei Bände. Mainz, Kunze. 1857. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Rank, J., Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 25 Ngr.

Reichenbach, L., Freunde und Kenner der Natur. I. König Friedrich August. II. Wolfgang Göthe. Zwei Vorträge. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 10 Ngr.

Rohde, F., Heinrich und Leonore. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Schefer, L., Der Hirtenknabe Nikolas oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, C., Die bürgerliche Gesellschaft in der römischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum. Eine von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von A. V. Richard. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schön, B., Humoristische Pillen gegen üble Laune, Melancholie und dergleichen Grillen. Mit Beiträgen von J. E. Veith, J. G. Seidl, J. N. Vogel rc. Zum Besten armer Irren. 2te Auflage. Wien, Prandel u. Meyer. 1857. Gr. 12. 18 Ngr.

Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitsucher. Barmen, Langewiesche. 1857. 16. 18 Ngr.

Weill, A., Zehn Monate Volksherrschaft vom 24. Februar bis zum 10. Dezember 1848. Aus dem noch nicht erschienenen Französischen. Frankfurt a. M., Hermann. 1857. 8. 18 Ngr.

Wenzlaff, Die Realschule der Gegenwart. Ein Beitrag zur Verständigung über das Realschulwesen. Berlin, Gebauer. Gr. 4. 10 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. 3te stark vermehrte Auflage. Nürnberg, v. Ebner. 1857. 16. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Allgemeine vergleichende Mythologie. Mit einem alphabetisch geordneten Register. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und Kunstbeilagen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Brief über Signora Ristori als „Myrrha" auf der Berliner Bühne. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Grimm, H., Gedanken über Alfieri und dessen Tragödie Mirra bei Gelegenheit des Gastspiels der Madame Ristori. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Krug, F. W., Zur Steuer der Wahrheit. Eine Berichtigung früherer Urtheile über Herrn Pastor Dr. theol. Kohlbrügge und seine Lehre. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. 2te überarbeitete Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

76. **Blüten der Nacht.** Lieder und Dichtungen von **Amara George. Eingeführt durch Alexander Kaufmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Amara George tritt hier zum ersten male als Dichterin vor das größere Publicum. **Alexander Kaufmann** sagt über diese Dichtungen in dem Vorwort: „Amara's Gedichte tragen ganz den Charakter, welchen ihr Titel bezeichnet. Den blos Genießenden dürften sie wenig ansprechen; aber bei ernsten, sinnigen Gemüthern, welche selbst verwandte Stimmungen erlebt oder doch die Befähigung besitzen, sich lebendig und mitfühlend an Leid und Trauer eines Andern zu betheiligen, wird mancher Ton daraus tief und unerschütterlich in der Seele fortleben, als ein lieber, befreundeter Klang, der tröstend und theilnehmend zuspricht, wenn das Herz der Kräftigung oder eines helfenden Hauches bedarf, seinen eigenen Kummer auszusprechen und mitzutheilen!" Und **Daumer** schreibt über die noch nicht zwanzigjährige Dichterin an Kaufmann: „Amara George ist ein in unserer Literatur aufgehender Stern, ein Genius der interessantesten Art, dem Sie, wenn Sie näher mit ihm bekannt sein werden, Ihren Antheil nicht versagen können."

77. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Zweiter und dritter Theil (Schluß). 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Eine von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

78. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. **Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Dreiundvierzigster bis einundfunfzigster **Viertelband.** Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon auch in allen beliebigen Terminen** folgendermaßen zu beziehen:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

79. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Dreiundvierzigste bis einundfunfzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 49. 11: siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann übrigens fortwährend **auch auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

80. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertsechsundvierzigstes bis hundertneunundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die Gegenwart wird, wie es beabsichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, hat es sich indessen als nothwendig herausgestellt, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Die zur Vollständigkeit noch fehlenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

81. **Cussy (F. de), Phâses et Causes célèbres du droit maritime** des nations. Tome second. In-8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das Seerecht, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit, jetzt vollständig (5 Thlr.) vorliegend.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy**. Vol. I—VI. In-8. 17 Thlr. 15 Ngr.

Ein siebenter Band hierzu, bis 1856 gehend, erscheint demnächst.

90. **Helke.** Schauspiel aus der deutschen Heldensage. 8. Geh. 16 Ngr.

91. **Irving (W.), Lebensgeschichte Georg Washington's.** Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Zweiter Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band hat gleichen Preis.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 49. —— 4. December 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Materialismus oder Spiritualismus?

Zweiter Artikel.*)

Die im vorigen Artikel besprochenen Schriften bestritten den Materialismus theils vom alten physiologischen Standpunkte des Indifferentismus, theils vom religiösen Glaubensstandpunkte aus. Wir gelangen nunmehr zu denen, welche ihm, ausgerüstet mit den Waffen vollendeter und fertiger speculativer Systeme, in den Weg treten.

1. Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff" von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Von Julius Schaller. Zweite Auflage. Weimar, Böhlau. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
3. Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft von Georg Blaßmann. Leipzig, Hirzel. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Frauenstädt, nachdem er soeben die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und *Philosophie* in einer ausführlichern Schrift beleuchtet hatte, tritt uns hier aufs neue entgegen als unermüdeter **Kämpe** für die Grundsätze der Schopenhauer'schen Lehre.

Man kann in der That die Grundsätze dieser Lehre, soweit **als** sie den Erkenntnißproceß betreffen und mit den **Kant'schen** Grundlehren völlig übereinstimmen, gar nicht **stark** genug betonen, um sie doch möglicherweise auf **irgendeinem** indirecten Wege an das Ohr des Materialismus schlagen zu lassen. Denn freilich auf directem **Wege** wird kein Materialist jemals davon beunruhigt **werden**. Er wird ebenso wenig jemals die Thorheit sich zuschulden kommen lassen, Kant's „Kritik" wie Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" zu studiren, das wäre ja unverantwortlich verschwendete Zeit. Er taumelt daher in Beziehung auf einen Hauptzweig unsers Wissens beständig umher wie ein Nachtwandler. Vielleicht gelingt es, ihn durch lauten Anruf zu wecken, da er eine leise und flüsternde Anrede nicht hört. Frauenstädt wendet solche laute Weckrufe an. Ob der Taumelnde darüber erschrickt, muß die Folgezeit lehren. Jedenfalls wird man die Tiefe des philosophischen Seelenschlafs danach ermessen können. Schopenhauer sagt:

> Für den Besonnenen gibt es keine Sonne und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt. . . . Man muß von allen Göttern verlassen sein, um zu wähnen, daß die anschauliche Welt da draußen, wie sie den Raum in seinen drei Dimensionen füllt, ganz objectiv-real und ohne unser Zuthun vorhanden wäre, dann aber durch die bloße Sinnempfindung in unsern Kopf hineingelangte, woselbst sie nun, wie da draußen, noch ein mal daftände.

Die objective Außenwelt ist nichts Fertiges, Gegebenes, das nur durch die Sinne in den Kopf hineinzuspazieren brauchte, sondern der Verstand hat sie allererst mittels seiner Function aus den Datis der Sinnesempfindung zu schaffen. Die Sinne liefern ihm hierzu weiter nichts als den Stoff, den er selbst erst zu bearbeiten hat. Kurz, die objective Außenwelt kommt nur zustande mittels der angeborenen, apriorischen, aller Erfahrung vorhergängigen und dieselbe erst möglich machenden Formen des Intellects. Was ist also der ganze Materialismus anders als ein Gehirnphänomen? Sind etwa Kraft und Stoff Dinge an sich? Der Materialismus glaubt es, aber den Beweis dafür bleibt er schuldig. Kraft und Stoff sind Gedankendinge, Producte des menschlichen Geistes.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible] d. Bl. D. Red.

So argumentirt Frauenstädt und vertritt in diesen einfachen Sätzen nur die ewigen Rechte aller und jeder speculativen Vernunft. Dabei deckt er an vielen Orten höchst einleuchtend die Verwechselungen der Begriffe auf, welche dem Materialismus alle Augenblicke begegnen, so z. B. wenn derselbe meint, daß das Eisentheilchen in der Blutzelle vom Gehirn eines Dichters nur immer nach denselben einförmigen Gesetzen wirken könne, wie das Eisentheilchen im Meteorsteine oder im Dampfmaschinenrade. Der Materialismus hat sich nämlich den Unterschied zwischen mechanischen Ursachen, vegetativen Reizen und animalischen Motiven nicht verdeutlicht. Wenn z. B. die Wärme das Wachs schmilzt, die Pflanzen zum Wachsthum treibt und Thiere oder Menschen als Motiv zu einer Ortsveränderung, zu einer Reise oder Wanderung veranlaßt, so wirkt die Wärme in diesen verschiedenen Fällen nicht nach einem und demselben, sondern nach drei höchst verschiedenen Grundgesetzen der Natur, in deren Getriebe sie als dasselbe Substrat, aber mit ganz entgegengesetzter Wirkungsart eingreift.

Wenn die Natur nicht auf niedern Stufen stehen bleiben, sondern vom Unorganischen zum Organischen und innerhalb des letztern von der Pflanze bis zum Menschen emporsteigen soll, so kann es nur geschehen, indem sie jede niedere Stufe nur als Stoff für die Formen des Höhern verwendet, es muß also in der Natur ein gestaltender Wille, ein Bildungstrieb angenommen werden, der mittels des Niedern das Höhere hervorbringt. Sonst wäre gar nicht einzusehen, warum die Natur nicht die rudis indigestaque moles geblieben ist, die sie anfangs war. Niedere Gattungen, das sehen wir noch heute, bleiben auf der ihnen angewiesenen Stufe stehen. Die Pflanzen haben keinen Trieb, Thier zu werden, die Thiere keinen Trieb, Mensch zu werden. Wenn also dessenungeachtet in der Natur ein Fortschritt von niedern zu höhern Gattungen stattfindet, obgleich jede Gattung für sich auf der Stufe, die sie einmal einnimmt, stehenbleibt, so kann es nur sein, weil in der Natur im Ganzen ein Trieb waltet, vom Niedern zum Höhern fortzuschreiten. Nun wirkt auf einer jeden dieser Stufen die Naturkraft immer nur das gerade hier in ihrer Fähigkeit Liegende, sei es als mechanische Kraft, als chemische Kraft, als Reiz oder als Motiv. Die Wirkungsarten oder Causalitäten der Kraft sind so verschieden als die Organisationsstufen, und folglich kann das Leben unmöglich ein Product des blos mechanisch und chemisch wirkenden Stoffs sein. In allem Diesem vertheidigt Frauenstädt nur die Rechte aller und jeder Speculation überhaupt gegen den völlig ungebildeten Empirismus.

Dagegen findet man in Betreff zweier Punkte bei ihm eine Nachgiebigkeit gegen die Principien des Materialismus, welche als befremdend auffallen kann.

Der erste ist die zugegebene Möglichkeit, daß die Materie denke und empfinde, ebenso gut als daß sie anziehe und abstoße. Als Grund wird angegeben, daß ja Anziehungs- und Abstoßungskraft ebenso wol etwas Immaterielles und von dem stofflichen Träger Verschiedenes sei, als das Empfinden und Denken. Wenn nun die letztere Behauptung auch im Allgemeinen wol als richtig zugegeben werden kann, so ist doch bei ihr immer noch der höchst bedeutende Umstand außer Acht gelassen, daß die Kräfte der Anziehung und Abstoßung Wirkungen verrichten, welche mit den unabtrennbaren Eigenschaften der Massentheilchen (Ausdehnung und Widerstand) vollkommene Aehnlichkeit haben, während die Wirkungen des Denkens und Empfindens ihnen vollkommen unähnlich sind. Hieraus folgt aber, daß die Materie zu den Denk- und Empfindungskräften in einem wesentlich anderartigen Verhältnisse stehen muß, als zu den ihr verwandtern Kräften der Anziehung und Abstoßung, und daß, wenn man sich auch die Metapher, daß die Materie anziehe und abstoße, unbedenklich erlauben darf, daraus denn doch die Erlaubniß zur Metapher, daß die Materie denke, nicht sogleich folgt. Anziehungs- und Abstoßungskräfte können ferner gar nicht in Wirksamkeit gedacht werden ohne etwas, das angezogen und abgestoßen wird, also ohne Materie. Dagegen können Denk- und Empfindungskräfte recht gut ohne alle Materie in Wirksamkeit gedacht werden, sobald nur etwas gegeben ist, das gedacht und empfunden wird, was ja nicht Materie zu sein braucht, sondern auch bloße Vorstellungen sein können. In demselben Sinne daher, worin die Materie anzieht und abstößt, denkt und empfindet nicht die Materie, sondern denken und empfinden die Vorstellungen.

Der zweite Punkt, worin Frauenstädt dem Materialismus nicht widerstrebt, vielmehr ausdrücklich mit ihm geht, ist der, daß er keinerlei Art von Theologie statuirt, weder eine geoffenbarte, noch eine natürliche, noch eine speculative. Er gibt uns freilich auch ebenso wenig als der Materialismus eine Antwort auf die Frage, was dann, wenn nun die Menschheit auf den Gedanken eingeht und die Theologie abschafft, dafür an die Stelle treten soll. Vermuthlich Anthropologie oder Kosmologie? Beim Materialismus hat dieses durchaus keine Bedenken, desto mehr aber bei Schopenhauer's Lehre, wenn man nämlich nachliest, was er in seinem großen Werke über die Verneinung des Willens sowie über die innere Bedeutung des Christenthums verhandelt. Denn in diesen Partien des Schopenhauer'schen Werks liegen unsers Bedünken nach die Fundamente zu einer nicht [illegible] sinnigen, sondern auch durch die nahe Beziehung zu wesentlichen Grundlehren des Christenthums fruchtbaren speculativen Theologie. Man fasse vor allem den im höchsten Maße theologischen Gedanken ins Auge, den Zustand des gegenwärtigen Lebens als eine dem sich bejahenden Willen gebotene Gelegenheit zur heilsamen Umkehr und folglich als den Vorbereitungszustand einer zu vollziehenden geistigen Befreiung anzusehen. Dieser Gedanke ist bei Schopenhauer nicht etwa nur ein religiöser Glaubensartikel, welcher aus einer gewissen Liebhaberei dafür dem System als Schmuck angehängt wurde, sondern er ist in die metaphysischen Fundamente des Systems begrifflich verwachsen und insofern festes Dogma einer speculativen Theologie zu nennen. Schopenhauer

versteckt auch diesen Gedanken nirgends als etwas Nebensächliches und Entbehrliches, sondern legt auf ihn das höchste Gewicht. Seine Anhänger scheinen ihm hierin nicht folgen, sie scheinen nur die eine Hälfte seiner Philosophie (nämlich die Philosophie des sich bejahenden Willens) ernsthaft sich aneignen, die andere hingegen (nämlich die Philosophie des sich verneinenden Willens) ruhig dahingestellt sein lassen zu wollen. Dadurch gewinnt allerdings mit der Zeit die Schopenhauer'sche Lehre eine ganz andere Stellung zum Materialismus, als sie bei ihrem Urheber hatte. Sie rückt ihm nämlich nun um ein bedeutendes Stück näher.

Wende sich nun aber diese Sache in Zukunft, wohin sie wolle, Schopenhauer selbst bleibt das Verdienst ungeschmälert, für seine eigene Person wirklich eine Theologie gewollt zu haben, nämlich die Theologie eines Meister Eckart, Suso, Tauler und überhaupt jener speculativen Mystiker, welche man von theologischer Seite her heutzutage gewöhnlich als Vorläufer der reformatorischen Bewegung im Mittelalter zu bezeichnen liebt. Daß es den Anschein gewinnt, als solle die theologische Seite der Schopenhauer'schen Lehre in Zukunft ganz brachliegen bleiben, kann gerade nicht mit unter die erfreulichen Zeichen der Zeit gerechnet werden, scheint indessen mit zu dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu gehören.

Schopenhauer erklärt an einer Stelle seines großen Werks (II, 638): „daß bei ihm die Welt nicht die ganze Möglichkeit alles Seins ausfülle, sondern in dieser noch viel Raum bleibe für Das, was er nur negativ bezeichne als die Verneinung des Willens zum Leben." Dieses eben ist Das, was die populäre Rede mit dem Namen der göttlichen Dinge bezeichnet. Wird dieser außerweltliche Raum des Seins aber überhaupt nur einmal angenommen und zugelassen, so wird er auch höchst wahrscheinlich nicht kleiner, sondern größer als die Existenz des sichtbaren Weltalls angenommen werden müssen. Mit andern Worten, das absolute Princip ist nicht identisch mit dem Weltall, sondern die Welt ist als ein verhältnißmäßig geringer (gleichsam abgefallener oder alterirter) Theil seiner Existenz in die letztere miteingeschlossen und von ihr getragen.

In einem schönen Vedahymnus, welchen Schopenhauer ebenfalls in einem ähnlichen Zusammenhange mittheilt („Parerga und Paralipomena", II, 187) heißt es: „Die Bestandtheile dieser Welt machen Einen Theil seines Wesens aus (nämlich des Wesens des Universalgeistes), und drei Theile sind Unsterblichkeit, im Himmel. Diese drei Theile haben sich aus der Welt emporgehoben, aber der Eine Theil ist zurückgeblieben." Diese Vedastelle drückt auf eine einfache und naive Weise Dasselbe aus, was Schopenhauer will. Nämlich unter dem zurückgebliebenen Theil dürfen diejenigen Kräfte des Universalwillens verstanden werden, welche als sich bejahend noch in die sichtbare Erscheinung gefesselt sind und in den Gestalten der physikalischen Materie wirken; wogegen die drei emporgehobenen Theile diejenigen Kräfte des Universalwillens bedeuten, welche durch den Act der Verneinung ihres Egoismus sich der materiellen Erscheinung entkleidet haben und in vergeistigter Form in eine Sphäre hinaufgedrungen sind, welche nicht mehr den äußern Sinnen zugänglich ist, sondern der Unsterblichkeit angehört. Der Materialismus wird daher wohlthun, vor Frauenstädt's angenehmer Lockstimme, daß es auch bei Schopenhauer keine Theologie gebe, etwas auf seiner Hut zu sein. Er könnte sonst in theologischer Beziehung wahrhaft vom Regen in die Traufe gerathen.

Schaller's Kritik des Materialismus ist eine feine, streng methodisch ausgeführte Arbeit, nur dem Kenner dieser Methode verständlich, vom Standpunkte derselben beurtheilt aber vortrefflich und gediegen und daher Beides, die starke und die schwache Seite dieses Standpunkts im ungewöhnlichen Grade enthüllend. Die starke Seite der Hegel'schen Methode nämlich ist, daß das absolute Wesen, welches bei Schopenhauer nur auf negative Weise definirt wird als Willensverneinung, hier als erkennender schlechthin allgemeiner Geist (Intellect würde Schopenhauer sagen) sogleich seinen einzig möglichen Inhalt bekommt. Die schwache Seite ist die, daß die Grundbegriffe dieser Methode in ihren Beziehungen zur empirischen Welt ganz entgegengesetzter Auslegungen fähig sind, was bei Schopenhauer nirgends der Fall ist.

Der Menschengeist ist nach Hegel als erkennender Geist nicht ein besonderer, sondern ein allgemeiner. Durch das Selbstbewußtsein erhebt jedes Individuum sich in die allgemeine identische Sphäre des Einen Geistes, worin es sich mit allen andern selbstbewußten Individuen als identisch weiß. Der Eine Geist aber, in welchem alle Individuen sich eins und identisch wissen, ist das ursprünglich seiende Substantielle, daher alle übrige Existenz, wie z. B. die Materie, nur eine von ihm abgeleitete und entlehnte Substantialität hat. Diese Sache ist zwar dem an die Methode bereits Gewöhnten und darin Eingeschulten leicht deutlich zu machen, indem im Denken des Wesens eben Dasjenige ins Bewußtsein des Menschen eintritt, was nicht blos ihm angehört, sondern schlechthin objectiv allgemeine Bedeutung hat. Aber um wirklich als Allgemeingut in die Ueberzeugung der Menschen einzudringen, wäre es nöthig, daß nun die Materie auch nicht mehr als der Anfang und Grund des Daseins bezeichnet würde, aus welchem der Geist sich erst zu entwickeln habe. Wie der allgemeine Menschengeist als das Substantielle und Erste sich aus der Materie als dem Accidentellen und Abgeleiteten entwickele, ist ein Geheimniß der Methode, welches nie populär werden kann. Die Auffassung des praktischen Lebensbewußtseins verlangt vielmehr einen bestimmten und deutlichen Begriff für denjenigen substantiellen Geist, welcher der Existenz der Materie als ihr zureichender Grund vorausgeht und zu welchem der Menschengeist sich nur als ein zwar integrirender, jedoch untergeordneter Theil verhalten kann.

Im Einzelnen verdienen vorzüglich zwei Punkte Auszeichnung als solche, in denen Schaller den falschen An-

nahmen des **Materialismus** mit Entschiedenheit und Erfolg entgegentritt. Der erste betrifft die Meinung, daß die geistigen Kräfte ihren alleinigen Sitz in der Gehirnmasse hätten. Früher nahm man an, bemerkt Schaller, daß das Gehirn das Centrum des ganzen Nervensystems sei, daß in ihm alle Nerven zusammenlaufen, und daß ebenso auch alle Thätigkeit aller einzelnen Glieder des Nervensystems nur vom Gehirn ausgehe. In dieser Ausdehnung und Unbeschränktheit ist diese Annahme entschieden irrig. Beim Menschen wie bei den Wirbelthieren sondern sich vielmehr in dem ganzen Nervensystem drei verschiedene Sphären voneinander ab und nehmen wenigstens eine relative Selbständigkeit in Anspruch. Achtet man nun aber ferner noch darauf, daß das Gehirn nur durch die Beziehung zu dem ganzen Organismus sein Leben erhält, daß es ebenso wie alle andern Organe ununterbrochen regenerirt wird, und daß die specifisch-psychischen Thätigkeiten nur die Vollendung, die Verwirklichung und das Ziel der den ganzen Organismus beherrschenden individuellen Einheit sind, so werden wir auch genau genommen nicht das Gehirn, nicht irgendein besonderes System, sondern vielmehr den ganzen Leib als Organ der Seele bezeichnen müssen. Auch das embryonische menschliche Individuum ist von dem Momente an, wo es aufhört, nur Glied eines andern Organismus zu sein und sich als selbständiges zu entwickeln anfängt, beseelt, und zwar ohne Seelenorgan. Es ist ebenso ein werdender organischer Leib wie eine werdende Seele. Es ist ohne bestimmte Empfindung wie ohne Bewußtsein, allein es ist nicht ohne die innere Energie der organischen Form, und zwar der organischen Form, welche von Stufe zu Stufe sich zur bewußten Empfindung fortentwickelt.

Der zweite Punkt betrifft den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Vogt hatte diesen für einen blos quantitativen erklärt und daher behauptet, daß Hunde und Füchse ebenso gute Schlüsse machten als die Menschen, nur reinempirische. Dagegen macht Schaller mit Recht geltend, daß das Erkennen der Thiere denn doch in den meisten Fällen von dem unserigen verschiedener sein mag, als wir in der Regel voraussetzen. Der Hund hat z. B. ein Bild vom Menschen. Aber er erkennt seinen Herrn viel sicherer am Geruch als an der Gestalt, und er wird ohne Zweifel einen Menschen, der ähnlich riecht wie sein Herr, viel leichter mit diesem verwechseln als einen andern, der ihm sprechend ähnlich sieht. Man behauptet, daß ein Hund nicht im Stande sei, ein Porträt seines Herrn zu erkennen. Dies mag schon darin seinen Grund haben, daß der gemalte Herr meist kleiner ist als der wirkliche. Vor allem aber riecht das Porträt nicht so wie der Herr. Von diesem Riechbedürfniß kann der Hund nie loskommen; der Herr ist für ihn vor allem eine Nasenweide. Und wie das Riechen mit dem Schmecken in nächster Beziehung steht, so thut der Hund auch nichts lieber als den Herrn lecken. Ohne allen Zweifel spricht in der Treue des Hundes gegen den Herrn die Nase immer mit. Der Herr wird zu einer gewohnten Atmosphäre, in welcher der Hund am liebsten athmet. Lieben kann der Hund den Herrn nur, indem er ihn zugleich in die Region versetzt, wo er die Knochen und Hündinnen findet. Ferner spielt in den vielen Geschichten, welche uns die menschenähnliche Klugheit der Thiere documentiren sollen, die Phantasie eine sehr wichtige Rolle. Jeder Jäger und Besitzer eines schönen Hundes weiß ein merkwürdiges Beispiel von dem Verstande seines Zöglings zu erzählen und verlangt dann häufig von uns, das merkwürdige Factum außer weiterm Zusammenhang so zu verstehen, daß es eben ganz unbegreiflich erscheint, warum dieses so merkwürdige Thier, wenn ihm auch das Organ der Sprache abgeht, nicht durch Pantomimen und Gesten sich einfach als ein anständiges, gebildetes Wesen zu erkennen gibt, und daß gar nichts weiter übrigbleibt, als den Hunden die Hand zu reichen und sie als ebenbürtige Glieder der menschlichen Gesellschaft anzuerkennen.

Auch das Thema von einer möglichen Beseelung der Pflanzen wird von Schaller auf eine umsichtige und gründliche Art von allen Seiten her erwogen, und so kommt noch vieles andere höchst Interessante und Lesenswerthe vor. Aber bei alle Dem gewinnen wir doch von der eigentlichen Substantialität der Seele keinen so klaren Begriff, daß derselbe uns zugleich auch feste Anhaltspunkte böte zur Beantwortung der Fragen, in welchem Sinne der Seele Unsterblichkeit zugeschrieben werden dürfe, in welchem Sinne dieselbe ein individuelles und in sich abgeschlossenes Wesen, in welchem Sinne diese Individualität und Abgeschlossenheit von ihres Gleichen nur ein temporärer und wandelbarer Zustand zu nennen sei, welcher, wie er entstanden ist, auch wieder aufgehoben werden könne; ferner ob dann, wenn er aufgehoben würde, bei dieser Suspension Bewußtsein noch bestehen könne u. dgl. m. Von der einen Seite ist eben darin, daß alle solche Fragen hier unbeantwortet bleiben, eine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Auseinandersetzung anzuerkennen, vermöge deren sie sich überall auf das strengste verbietet, um ein Haar breit weiter zu gehen, als die Methode des Systems führt. Es wird überall das ehrlichste Spiel gespielt und kein Tröpflein Sophistik hineingemengt, dazu Jedem, der zu folgen fähig ist, eine treffliche Uebung im methodischen Denken dargeboten. Aber auf der andern Seite wäre es dennoch niederschlagend, wenn die philosophische Erkenntniß auf diesem Punkte für immer müßte stehenbleiben, und wenn es keine Aussicht gäbe, das speculative Lichtbild, welches gegenwärtig noch wie mit verschwommenen Umrissen im Sehfelde der dunklen Kammer steckt, so zu verdeutlichen, daß alles das jetzt noch halb verhüllte und verschiedenartige Deutungen zulassende Detail unzweideutig ins Auge springe und bestimmte Anhaltspunkte gebe zur Beantwortung jener Fragen, welche doch immer die wichtigsten bleiben und an denen bei dieser Sache das Grundinteresse doch immer mit Recht hängt.

Auch bei Blaßmann in seinen „Prolegomena zur speculativen Naturwissenschaft“ sehen wir uns in dieser

Beziehung vergeblich nach Rath und Hülfe um. Blaßmann zeigt sich zwar unzufrieden mit der Hegel'schen Naturphilosophie und stellt Verbesserungen in Aussicht. Er tadelt es insbesondere, daß diese Naturphilosophie gesprochen habe von „fertigen, todtgeborenen organischen Schöpfungen, daß sie die Attractionstheorie des Newton schlechthin geleugnet, daß sie sogar spottend nach der Elektrisirmaschine in den Wolken gefragt habe". Dies war allerdings ein mit der Großsprecherei der heutigen Materialisten wol vergleichbarer Uebermuth, vor welchem sich heute schon von selbst auch der entschiedenste Hegelianer weislich hüten wird, auch ohne die Methode seiner Wissenschaft darum zu ändern.

Sehen wir aber näher zu, was Blaßmann an die Stelle der getadelten Methode setzt, so ist das im Grunde doch nur eben wieder dieselbe Methode. Der Naturproceß wird als die Entwickelung (Erziehung) des abstracten Seins zu seinem Selbst oder seiner absoluten Wirklichkeit (dem Geiste) beschrieben. Das abstracte Sein ist der Raum, aus welchem durch Dialektik der Begriffe das Wesen der Körperlichkeit wird. Das Licht ist der abstracte Raum, der in sich selbst Structur wird. Die Wärme ist die Zurücknahme der individuellen Bestimmtheit in die Universalität des Raums. Wer erkennt hier nicht gute alte Bekannte in Kleidern von neuem Schnitt? Die Darstellung ist voll von einem Streben nach geistreicher Concentration des Ausdrucks und mathematischer Formulirung der Gedanken. Z. B. die Atome werden reducirt auf Raumpunkte, die Pflanze als ein Brennpunkt atmosphärischer Mächte, die Lunge als eine Function der Luft bezeichnet, das abstracte Sein des Raums durch die Formel A = non A ausgedrückt. Das Princip von Allem ist das Bewußtsein als der gesetzte Widerspruch eines absolut Allgemeinen und eines absolut Einzelnen, insofern die Wirklichkeit des erstern von der des letztern getragen wird.

Fragen wir zuletzt nach dem Wesen der Materie und ihrem Verhältniß zum Geist, so ist darüber allerdings der Bescheid überaus kurzgebunden und präcis lautend: „Die Materie ist der schlechthin gebundene Geist." Das lautet exact und läßt uns am Ende doch gerade so klug, als wir zuvor waren. Denn ist die materielle Masse einfach gebundener Geist, so sieht man nicht ein, warum im Tode, wo der Geist sich von der Materie entbindet, sich die Massentheile des Leibes nicht auch zugleich verflüchtigen und in lauter Geist zurückverwandeln. Statt dessen sehen wir den ganzen Masseninhalt des Leibes als Rest zurückbleiben, obgleich verlassen vom Geiste, welcher als Seele und Lebenskraft zeitlebens in ihnr wirkte. Was soll man nun hier denken? Soll man denken, daß sich beim Tode des Leibes der Geist ganz wieder in die Massen zurückbinde, aus denen er sich zeitlebens theilweise entbunden hatte? Dann aber würde nicht mehr der Geist, es würden im Gegentheil die Massen das ewige und allbeherrschende Princip alles Daseins vorstellen, welches gegen die Grundsätze der dialektischen Methode ist. Oder soll man sich den Geist als abtrennbar von der Materie denken? Dann aber ist die Materie nicht gebundener Geist, sondern sie ist das dem Geiste entgegengesetzte Princip, mittels dessen derselbe gebunden und gefesselt wird. Wie wir uns also hier auch drehen und wenden mögen, auf keine Weise kommen wir zurecht. Muß uns da nicht das Princip, daß die Materie der schlechthin gebundene Geist sei, ein gerechtes Mistrauen einflößen? Trägt aber dabei Blaßmann wol allein die Schuld? Gilt nicht auch bei Hegel selbst die Natur für nichts weiter als die Idee in ihrem Anderssein oder der gebundene Geist?

Gestehen wir uns also nur, daß unsere kleine speculative Wanderung uns doch zuletzt nicht so viele Ausbeute gegeben hat, als sie wol anfangs zu versprechen schien. Schopenhauer verhieß uns eine schöne Theologie, aber Frauenstädt belehrte uns, daß es Theologie fortan nicht mehr geben dürfe. Die Hegel'sche Methode zeigte uns die Tiefen des Geistes als lockende Früchte, aber wollten wir zu einem reellen Genusse derselben gelangen, so fanden wir keinen Weg, der zu ihnen emporführte, oder sie wichen, wie beim Tantalus, vor unsern begierig zulangenden Händen zurück.

Dennoch wandern wir weiter gleich dem Thomas Bunyan auf seiner dunkeln Bahn durch die Finsternisse des Mittelreichs, das seine freudelosen Steppen zwischen Hoffnung und Resignation, zwischen Unsterblichkeit und Grabesmoder ausbreitet, und versuchen es, ob uns von anderswoher ein helleres Licht angezündet werde. Siehe da, es scheint diesmal wirklich etwas zu werden. Ein zwar bleicher, aber trostvoller Lichtschimmer naht. Lasset uns näher herantreten.

4. Ueber Leben und Stoff. Von Friedrich Wilhelm Tittmann. Dresden, Höckner. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Von Karl Gustav Carus. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tittmann ist Dynamiker. Er streitet wider den Grundsatz des Materialismus, daß die Kraft eine bloße Eigenschaft am Stoffe sei. Vielmehr sind ihm umgekehrt alle Kräfte begründet in gewissen Urtrieben, welche als Schöpfungstriebe vom Allorganismus des göttlichen Geistes ausgehen. Tittmann hält es zufolge dieses Grundsatzes nicht für nöthig, daß man den Atomen der Physiker so große Ehre erweise, sie für ewig und unzerstörbar zu halten und zu glauben, daß sie in den Producten von ganz verschiedenen Eigenschaften, welche aus ihnen hervorgehen, in derselben Gestalt, welche sie früher hatten und später wieder gewinnen, sich conserviren, sondern hält es für recht wohl denkbar, daß eine Umwandlung der kleinsten Körpertheilchen in ganz andere Formen, Beschaffenheiten und Wesenheiten erfolge, auch daß ein bisher empfindbar gewesener physikalischer Stoff aus dem Bereiche der Empfindbarkeit auf eine zeitlang entschwinde und auf andere ursprünglichere Weise fortdauere. Man hat z. B. die Erfahrung, daß von Gasen nach ihrem Durchgange durch glühende Röhren keine Spur mehr zu finden gewesen ist. Wenn nun Gas verschwinden

(d. h. in unsinnliche Existenzform übergehen), Festes und Flüssiges aber sich in Gas umwandeln kann, so folgt die Möglichkeit des Verschwindens materieller Bestandtheile aus dem Reiche der Sichtbarkeit. In ähnlicher Art besteht auch der aus chemischem oder organischem Processe hervorgegangene Stoff nicht aus einer Vermischung von zwei oder mehren nebeneinander fortbestehenden Stoffen. Es ist vielmehr wirkliche Verwandlung, wodurch chemische und organische Stoffbildung sich von bloßer Vermischung oder Vermengung unterscheidet. Einer durch Verwandlung vernichtenden und erzeugenden Kraft des Meers ist es zuzuschreiben, daß es, immer sich reinigend, bei allen seinen Zugängen in stets gleichem Bestande bleibt. So auch muß in der Atmosphäre eine Kraft sein, welche Stoffe vernichtet, nicht blos zersetzt. Untergang und Entstehung von Grundstoffen gehört zu dem in der Entwickelung der Welt immer fortgehenden Werke der Schöpfung. Und eben dieses, daß Neues entstehen kann in Verwandlung oder in Schöpfung, ist beständiges Zeugniß von der geistigen Abstammung der Kräfte in der Natur. Daher ist dann aber auch einem jeden Stoffe außer seinen physikalischen Eigenschaften noch eine innerliche Substanz zuzuschreiben, welche bleibt, während alle jene wechseln können, und auch selbst die physikalischen Vorgänge sind in ihrem Wesen oder an sich lauter innerliche Vorgänge, welche von den physikalischen Eigenschaften nur als von äußerlichen Symptomen begleitet sind. Z. B. aus dem engen Verhältniß zwischen Schall und Vibration eines schallenden Körpers, zwischen Tonhöhe und Geschwindigkeit der Vibration ist nicht zu schließen, daß eines des andern Ursache sei, vielmehr ist Beides nur Folge eines viel einfachern innerlichen Vorgangs als einer gemeinschaftlichen Ursache von Beidem. In dem Grundtriebe des Allorganismus aber ist der Grund der Triebe und Kräfte aller Organismen enthalten. Unter Trieb nämlich wird der innere Grund der Bestimmung der wirklichen Thätigkeit einer Kraft verstanden. Aller Trieb gehört der Seele an, er ist Uräußerung der Seele. Der Allorganismus aber ist Seele.

Was diese Theorie empfiehlt, ist eine gewisse Großartigkeit in der Conception, verbunden mit Consequenz in der Durchführung. Soll nämlich wirklicher Ernst gemacht werden mit dem speculativen Satze, daß wir die Materie nur so erkennen, wie sie unsern Sinnen erscheint, nicht wie sie an sich selbst ist, so muß auch nothwendig im Allgemeinen eine Möglichkeit für dieselbe angenommen werden, aus dem Reiche der Erscheinung heraus und wieder in dasselbe einzutreten. Wenigstens bleibt sonst beim speculativen Begriff von einem Ansich der Materie hinter der Erscheinung nicht viel mehr übrig als ein bloßes hohles Wort ohne allen wirklichen Einfluß auf die Wissenschaft. Im Einzelnen wird es freilich immer von der Beschaffenheit des bestimmten Falls abhängen, ob von diesem Begriffe Gebrauch gemacht werden darf oder nicht. Etwas Anderes aber ist die Frage über Anwendung eines Begriffs in einem bestimmten, vielleicht unpassenden Falle, etwas Anderes die Frage über seine Anwendbarkeit überhaupt. Die letztere ist in Betreff eines Ansich der Materie hinter der physikalischen Erscheinung derselben und unabhängig von dieser durchaus zu bejahen, und diese Bejahung ist von Seiten der speculativen Wissenschaft durchaus zu fodern, sodaß nicht die erfahrungsmäßigen Spuren eines solchen Ansich, sondern im Gegentheil das erfahrungsmäßige Mangeln aller Spuren von einem solchen als das Paradoxe erscheinen müßte. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß man immer sogleich, auch bei Erklärung der alltäglichen Erscheinungen, mit diesem Gedanken einer materiellen Transscendenz bei der Hand sein dürfe, sondern derselbe wird naturgemäß immer erst dort eintreten dürfen, wo andere einfachere Erklärungen uns im Stiche lassen. Und von diesem Gesichtspunkte aus möchte gegen manche Erklärungen Tittmann's im Einzelnen recht Vieles einzuwenden sein. Wir wählen zur Verdeutlichung einen Fall, der soviel Klarheit hat, als sie beim gegenwärtigen Zustande nur überhaupt im Gebiete der Chemie zu haben ist, nämlich die Entstehung des Wasserdampfes durch Verbindung von Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas. Tittmann läßt hier die ins Product als Ingredienzen eintretenden Atome des Wasser- und Sauerstoffgases als solche ganz verschwinden und dem Wasserdampfe als einem Dinge mit neuen Eigenschaften den Platz räumen. Dies ist nicht nöthig und eben darum, weil es in diesem Falle nicht nöthig ist, auch sicher gegen das Interesse der Wissenschaft. Denn was die Schwere der verschwundenen Theilchen betrifft, so bleibt dieselbe sich in der Verbindung nur völlig gleich und bildet daher eine nicht aus der Erscheinung entschwindende, sondern in ihr beharrende Grundlage der Stoffe. Ebenso beharrend erhält sich die Grundlage des elastisch-flüssigen Zustandes der verbundenen Gase, sowie die ihrer Wärmecapacität. Der einzige Anstoß liegt im Volumen. Aber auch von diesem bleiben immer doch noch zwei Drittheile bestehen als unverändert fortdauerndes Phänomen; nur ein einziges Drittel erfodert als verschwunden oder veruntreut eine Hypothese seines Entschwindens, und da ist hier der Chemiker im völligen Rechte, wenn er vorher alle übrigen Erklärungsversuche anwendet, ehe er zu dem radicalen Verfahren greift, die alten Stoffe gleichsam ihrer Functionen zu entheben und durch einen neuen Substituten im Amte vertreten zu lassen. Es wäre dies so gehandelt, wie wenn man einen Menschen, welcher sonst in allen Dingen tüchtig und kräftig bewiesen hat, wegen einer einzigen ihm zuschulden gekommenen Schwachheit sogleich als einen unfähigen und unzuverlässigen behandeln wollte, welches unbillig ist. Vielmehr ist hier in Leben und Wissenschaft das richtige Verfahren, einen solchen zwar scharf zu überwachen, ihn jedoch nicht eher zu verstoßen, bis härtere Beweise seiner Unzuverlässigkeit vorliegen, welche schlechterdings keine Erklärung aus zufälligen Umständen mehr zulassen.

Man muß nicht mit Kanonen nach Wachteln schießen. Man muß den großen Gedanken einer dynamischen Erklärung aller Processe des Universums auf Grundlage

einer Urseele nicht überflüssigerweise dort herbeiziehen, wo die Erscheinungen sich innerhalb eines beschränktern Gesichtskreises schon aus sich selbst erklären. Aber wir würden uns selbst nur des oben gerügten unbilligen Verfahrens schuldig machen, wollten wir um solcher einzelner Flecken willen auch den Grundgedanken als unhaltbar preisgeben. Dieser ist vielmehr der Gedanke, auf welchen der philosophische Geist immer aufs neue sich dann zurückgetrieben sieht, wenn er sich weder zum Dualismus der Kräfte, noch auch zum Materialismus bequemen mag, weil der erstere immer zuletzt in geschrobene, der letztere in fade und nichtssagende Erklärungen ausmündet. Er ist der Gedanke, innerhalb dessen sich schon die Speculationen des Plato und Aristoteles bewegten, welcher Leibniz anreizte, in den Moleculen unorganischer Materie beseelte Monaden zu ahnen, und Newton, den universellen Raum für das Sensorium der Gottheit zu halten. Er ist der Gedanke, durch welchen sich zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten die starken und consequenten Denkmeister von den bloßen Empirikern und Popularphilosophen unterschieden haben. Er ist der Gedanke, auf welchen sich in dem Maße in Zukunft aller wissenschaftliche Streit concentriren wird, als das Denken sich schärft und die Bildung steigt. Der wissenschaftliche Streit wird darum von seiner Schärfe nicht nachlassen, er wird im Gegentheil um so schärfer, aber auch um so erfolgreicher werden, je mehr die Streiter auf einem gemeinsamen Boden stehen, wo ihre Streiche einander wirklich treffen, nicht mehr in die blaue Luft gehen. Tittmann sagt:

Zu denken, daß Gott zugleich der Weltgeist sei und ein Dasein außer der Welt habe, ist nicht in Widerspruch mit sich selbst. Es ist auch ebenso wol von dem menschlichen Geiste zu denken, daß er, obgleich in diesen Leib eingekörpert, doch auch außer diesem Körper ein Dasein habe. Man könnte vermuthen, daß, gleichwie immer der einzelne Organismus in einem größern organischen Ganzen, so auch der menschliche Geist in einem Centralgeiste begriffen sei, woraus gewisse allgemeine Triebe der Völker und der Zeiten erklärt werden könnten. Ein mit dem jetzigen Leben gleichzeitiges Dasein unsers Geistes außerhalb der Einkörperung würde die Annahme der Unsterblichkeit begründen und ebenso zur Erklärung dienen, wie unser Geist den Leib sich selbst bauen kann.

Tittmann nennt das Lebensprincip des organischen Körpers die Seele. Ihr Wesen ist, Naturtrieb oder physiologischer Trieb zu sein im Gegensatz zu Willen und Bewußtsein, welche das Wesen des Geistes ausmachen. Aber Geist und Seele sind im Grunde nur ein und dasselbe Wesen, der Geist der entbundene Trieb, der Trieb der gebundene Geist. Nicht also die Materie ist hier der gebundene Geist, sondern sie ist das Werkzeug oder die Fessel, welche den Geist bindet, ihn zu Trieb und Kraft herabsetzt; und der Geist ist nicht entbundene Materie, sondern er ist der in den ursprünglichen Zustand zurückkehrende Trieb, während die Materie an sich selbst genommen nichts ist als eine völlig eigenschaftslose Basis für die an ihr wechselnden stofflichen Eigenschaften oder Kräfte, eine Basis, welche durch Beraubung ihrer bisherigen Eigenschaften in Freiheit gesetzt werden kann, neue stoffliche Eigenschaften, d. h. neue Kräfte in sich zu empfangen. Man könnte daher die Materie bei Tittmann wol vergleichen mit einem leeren Tanzboden, auf welchem erst der gesetzmäßige Tanz der sich aus der Urseele niedersenkenden Kräfte die Qualitäten der Stoffe überhaupt nebst ihrem chemischen Stoffwechsel hervorbringt, oder auch mit den fünf leeren Linien unsers Notensystems, in denen die Melodien nach innewohnenden Gesetzen des Rhythmus und Contrapunkts auf- und niedersteigen. Uebrigens bezieht sich Tittmann's Schrift durchgängig zurück auf ein früher erschienenes größeres Werk desselben Verfassers von ähnlichem Inhalt, betitelt: „Ueber den Geist und sein Verhältniß in der Natur" (Berlin 1852).

Carus' „Organon" behandelt aufs neue die naturphilosophische und auch bei Hegel eine große Rolle spielende Analogie zwischen Erkenntniß- und Zeugungstrieb. Die denkende Erkenntniß setzt im Begriff der Gattung vielfach dasselbe Individuum. Im Zeugungsproceß gehen aus zwei Urindividuen eine gewisse Anzahl Nebenindividuen hervor. Hier wie dort also waltet der Proceß eines vielfältigen Sichselbstsetzens eines und desselben individuellen Typus. Einen solchen sich vielfach oder als Gattung setzenden Typus nennt Carus eine Idee, und so ist sowol im Erzeugen als im Denken ein Proceß der Idee enthalten. Dabei ist das höhere oder durch Denken vermittelte Erkennen zugleich die höchste Selbstthätigkeit des Geistes, ein Erzeugen seiner eigenen Innenwelt, ein geistiger Schöpfungsact, verbunden mit einem höhern Aufflammen der Seele. Das Zeugen ist überall der höchste Lebensact, weil am Lebendigen hier ein Lebendiges sich entzündet. Schon die Pflanze strahlt in den Organen, wo die Fortpflanzung geschieht, in den höchsten Farben, das Thier existirt zuletzt allein für diesen Zweck, und der Mensch lernt in dem Glück der fortzeugenden Gedanken die höchste geistige Freudigkeit kennen. An eine Verwandtschaft beider Processe soll auch Shakspeare gedacht haben, wenn er den unglücklichen, über sein Geschick grübelnden Richard II. sagen läßt:

My brain I'll prove female to my soul;
My soul the father; and these two beget
A generation of still breeding thoughts.

Die Vergleichung hat indessen neben den zutreffenden Merkmalen auch ihre Schattenseite. Ist der Erkenntnißproceß nur ein gesteigerter Zeugungsproceß von specieller Art, so ist ersterer die abgeleitete, letzterer die ursprüngliche Erscheinung, so wurzelt also das Freie im Unfreien, das Bewußte im Unbewußten, der Geist in der Natur, das Denken im Zeugen, das Sehende im Blinden. Und wie verträgt sich hiermit der andere Grundsatz, welcher daneben an der Spitze dieses Systems steht und lautet: „Alle ursprüngliche Erkenntniß ist Selbsterkenntniß, alle Erkenntniß der Außenwelt erst abgeleitete Erkenntniß"? Ist es wol wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Erkenntniß der abgeleiteten Existenz entspreche, und umgekehrt? Wäre es nicht viel glaublicher und in den

Begriffen übereinstimmender, die Urerkenntniß oder Selbsterkenntniß (das Denken) auch in die Urexistenz, die abgeleitete Erkenntniß aber in die Außenwelt (in die Welt der Erzeugung) verlegt zu finden?

Dieses nun ist eben der Unterschied zwischen dem Spiritualismus von Carus und dem von Tittmann, daß das geistige Princip, aus welchem Alles wird und in welchem und durch welches Alles lebt, in seinem ursprünglichen Dasein bei Tittmann das Selbstbewußtsein als eine unveräußerliche Eigenschaft besitzt, welche nicht erst durch irgendeinen Proceß erworben zu werden braucht, bei Carus hingegen erst durch einen Proceß der von ihm erzeugten Ideen in dem von ihm erzeugten Aether das Selbstbewußtsein als eine abgeleitete Erscheinungsform hervorbringt. Bei Carus liegt die Urseele im Schlaf, aus welchem sie nur hier und dort und periodenweise zum Bewußtsein erwacht. Bei Tittmann wacht sie von Haus aus, wobei nur immer einzelne Theile, niemals aber das Ganze, in gewisse periodische Schlafzustände zu sinken befähigt sind.

Beide Vorstellungsarten haben in der Geschichte der Philosophie ihre starken Präcedentien. Die Tittmann'sche ist eine Wiedererneuerung der Aristotelischen Theorie von der Urseele zu nennen. Denn Aristoteles definirt die Urseele als eine sich selbst denkende Denkkraft, begriffen gedacht in der höchsten Energie ihrer Thätigkeit. Daß Aristoteles hiermit keinen schlafenden oder träumenden Zustand, sondern einen im höchsten Grade wachen und bewußten zu bezeichnen vorhatte, darüber kann kein Zweifel sein. Die Quellen der Schelling'schen Naturphilosophie, aus welcher Carus seine Grundbegriffe schöpft, sind zwar moderner und bisjetzt noch in weit höherm Ansehen als der längst in seiner alten Autorität gesunkene Aristoteles. Trotzdem behält die gestürzte Aristotelische Theorie bei allen sonstigen Schwächen immer den Vorzug, daß sie in ihren Grundzügen ein zur völligen Consequenz durchgebildeter Spiritualismus ist, während die Schelling'sche Naturphilosophie zwar ebenfalls den Spiritualismus gewollt hat, aber sich doch zugleich von Anfang an gar zu bereitwillig zeigte, in gewissen Punkten, worin das Vorurtheil der Halbgebildeten, durch vermeintlichen Augenschein geblendet, sich gegen die Resultate desselben empört, diesem Vorurtheile unbefugte Concessionen zu machen.

Nach Carus sind es die Ideen, welche Alles in der Natur hervorbringen. Sie thun dieses, indem sie mit dem Aether als dem Princip der materiellen Stofflichkeit in Verbindung treten und denselben als die bildnerischen Kräfte oder Werkmeister in der Natur modeln und formen. Dadurch wird ihnen der Schein eines gewissen Werdens angeeignet, wonach sie bald aus dem Nichts zu entstehen und bald wieder ins Nichts zu entschwinden scheinen, während nur der Stoff die Unvergänglichkeit zeigt. In Wahrheit aber sind die Ideen für sich selbst ebenso unveränderlich und unvergänglich als der Aether. Nämlich ebenso, wie wir etwa von Sonne oder Mond sagen, „sie kommen aus den Wolken hervor", wenn nur eben die Wolken es sind, welche unter ihnen sich auflockern und verziehen, so scheint uns dann auch die Idee selbst gleichsam hervorzuwachsen und zu werden, indessen doch nur das elementarische Gebilde es ist, welches mehr sich entwickelt und so gewissermaßen die Idee reiner zum Durchleuchten bringt.

Es wird aber für den Physiker solange mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden sein, das Walten der Ideen in der Natur mit der Herrschaft physikalischer Gesetze in Einklang zu bringen, als nicht Mittelglieder angegeben werden, welche das eine Princip mit dem andern in Berührung setzen. Die Idee ist für den Physiker wie eine Frucht für Den, welcher keine Werkzeuge besitzt, dieselbe vom Baume zu langen. Die Idee (z. B. der geometrischen Blattstellung an den Gewächsen) ist doch an und für sich nichts weiter als eine bloße Form. Soll diese zur Form eines bestimmten Stoffs werden, so müssen gewisse der Form verbundene Kräfte vorhanden sein, welche dieselbe dem Stoffe einpflanzen. Denn eine bloße Form ist ja nichts als ein Bild, und ein bloßes Bild kann sich nicht ins Werk setzen. So finden wir es z. B. bei allen Ideen, welche unser Handeln in Bewegung setzen. Sie thun dies niemals für sich allein, sondern immer durch Triebe und Kräfte, welche als Mittelglieder wirken. Was hilft uns z. B. der herrlichste Plan, wenn uns die Triebe, der Antrieb, der Muth fehlen, welche den Plan ins Werk setzen würden, wenn sie nur vorhanden wären? Die Idee der vortrefflichsten Construction eines Gewölbes weckt z. B. in dem Baumeister gewisse Triebe zu ihrer Ausführung und spielt so in ihm die Rolle eines befruchtenden Gewitters, während sie im Geiste eines Andern, an den sie ebenfalls gelangt, todt liegen bleibt ohne alle Wirkung. Ebenso wenig läßt sich auch in der Naturlehre mit der Idee allein anfangen. Sie ist hier wie ein schattenhafter Leib ohne Hand und Fuß, der sich nicht durchsetzen, sich nicht bewegen, nicht ins Zeug gehen kann. Sollen in der Natur Ideen wirken, so müssen dieses nothwendig Ideen sein, welche versehen sind mit Kräften zu ihrer Hervorbringung, oder auch, was Dasselbe sagen würde, Kraftgruppen, welche nach dem Modell gewisser Strebebilder oder Zweckbilder zusammengeordnet sind und diesen gemäß im Vereine wirken. Erst in dieser Wendung würde die Idee in unserer heutigen Physik Anhaltspunkte zu ihrer Verwirklichung finden.

Außerdem wendet sich das „Organon" noch mit besonderer Vorliebe der Betrachtung theologischer Dinge zu. Das Verhältniß von Leib, Seele und Geist, das Verhältniß der Seele zur Gottheit und zur Seele der Menschheit, die Entwickelung des Menschengeschlechts in der Weltgeschichte, die Wurzel des Bösen und ähnliche Lieblingsthemata, welche vom Verfasser auch schon früher mit in seiner „Psyche" abgehandelt wurden, kommen hier aufs neue zur Sprache.

Zuletzt mögen in diesem Zusammenhange auch noch einige poetische Versuche miterwähnt werden, welche mit der Frage des Materialismus einen Zusammenhang haben.

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.
7. Heliondé, oder Abenteuer auf der Sonne. Leipzig, J. J. Weber. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit von M. Droßbach. Olmütz, Hölzel. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.
9. Briefe aus X über den Schlüssel zum Weltall, oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch beim Publicum. Berlin, Veit und Comp. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Lehrgedicht von Mayer enthält naturphilosophische Gedanken eines in die Geheimnisse der modernen Physiologie nicht nur eingeweihten, sondern auch durch selbständige Arbeiten auf ihrem Felde bekannten Verfassers. Warum er dasselbe in Versform ausarbeitete, obgleich das Meiste sich hätte weit bequemer und faßlicher in Prosa ausdrücken lassen, leuchtet dem Leser bald ein, wenn er bemerkt, wie hier Alles im knappen Orakeltone geschrieben steht, ohne alles Raisonnement, mit bloßer trockener Anknüpfung an neueste Thatsachen der Wissenschaft. Ein solcher Orakelton ist der Ton des ehrfurchtsvollen Staunens vor dem großen Naturräthsel und regt, indem er diese Stimmung mittheilt, zum eigenen Nachdenken an. Uebrigens liegen auch hier manchmal den Orakelsprüchen verschwiegene Betrachtungen langen Nachdenkens zugrunde, das merkt man wol. Dagegen zeigt die Form der Verse nichts weniger als den gewandten Verskünstler, sie machen oft mehr den Eindruck von versus memoriales. Lucrez, an welchen der Verfasser bei Abfassung des Gedichts gedacht hat, war ein viel besserer Dichter und viel schlechterer Naturforscher als er.

Gleich der Anfang eröffnet uns die Stimmung, welche als Grundton durch das Ganze geht:

Noch sitze sinnend ich, seit meinen Frühlingstagen,
Am Isis-Heiligthum, die Blicke unverwandt;
Voll Sehnsucht endlich doch die Göttin zu befragen,
Die, stets verschleiert uns, kein Weiser hat erkannt!

Ich las das Räthselwort an ihres Tempels Thoren:
„Ich bin die, die ich war und die ich werde sein."
Ja ewig, wie der Geist, bist du, der dich geboren;
Dies schrieb als Lösung ich den Vorhofstafeln ein.

Der Dichter, welcher sich nicht allein in den Tempel der Göttin wagt, bittet die Muse Urania, ihn ins Innere zu geleiten, ihm des Leibes Wunderbau zu zeigen, die Werkstatt, wo der Geist des Leibes Glieder schafft:

Zeig' mir, wie durch den Leib die Lebensgeister dringen,
Da fühlen, treiben an, hier leuchten und dort schwingen;
Da klopfen ohne Rast, die Luft zur Kohle leiten,
Dort kochen, gähren, glüh'n, die Quintessenz bereiten.

Die Muse zeigt sich nun auch sehr beredt und mittheilsam in physiologischen Détails. Sie beschreibt die Structur des Auges, des Ohrs, die Urformen der Krystallisation, die Processe der Zellenbildungen, der Erzeugung und Verwesung, die Uebergänge von Pflanze in Thier, die generatio spontanea u. s. w., wobei sie immer in kurzen Andeutungen die interessantesten Entdeckungen der neusten Zeit mitberührt. Was das Lösen des großen Räthsels betrifft, so beträgt sie sich freilich etwas vornehm als Göttin. Wir müssen uns bescheiden, uns immer nur ganz allgemein von ihr auf den Geist verwiesen zu sehen, welcher herrsche in den Tiefen, welcher nie Product, immer Producent sei, welcher im Innern still erdenke, was nachher unfreiwillig ins Leben tritt:

Er ist es, der erbaut das Hexagon der Zelle,
Er kennt den Mittelpunkt, dem er den Kern vertraut,
Er führt das Winkelmaß, das Senkblei und die Kelle,
Weil er hat in sich selbst der Dinge Norm geschaut.

Desto lieber ergeht sie sich in concreten Anschauungen, vergleicht z. B. das große Gehirn dem Wallnußkerne, das kleine Gehirn der Marone, das Schneckenhaus dem Ohre, die Niere der Bohne und beschreibt die Falten, Windungen und Markstrahlen des Gehirns, von welchem sie singt:

Athene einst entsprang aus dieser Marmorschale,
Worin die Seele sich ihr Brautbett hat erwählt;
Wo mit den Genien, im Alabastersaale,
Sie ihren hohen Hof auf Silberteppich hält.

Manchmal sind die Bilder höchst zierlich, z. B. das der Frauenhand:

Manch Dichter hat im Lied der Frauen Hand gepriesen,
Die Wellenlinien, der zarten Grübchen Reih'n,
Die blauen Adern, die auf Lilienblättern fließen,
Und an der Finger Saum den sanften Rosenschein.

Zuweilen jedoch hören wir in den Worten der Muse etwas zu sehr den Professor. Z. B.:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet.
Erschrecke Tiro nicht, es ist die Zahl zwar groß,
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchest du die eine Hälfte blos.

Die Seele gilt der Muse für die Baumeisterin des Leibes. Aber sobald sie sich dieser niedern Function als Bildungstrieb hingibt, erlöschen ihre höhern Functionen, Wissen und Wollen, und umgekehrt:

Wenn sie das Eine thut, muß sie das And're lassen.
Wenn sie sich selber sieht, sie nicht das Aeuß're schaut.

Sobald aber die höhern Functionen in der Seele aufs neue erwachen und Spielraum gewinnen, wird die Seele zum Geist:

Zwei der Aeonen sind's, die in dem Körper tagen,
Die Seele und der Geist, doch sind ja Eins die zwei.
Die Seele muß noch stets des Körpers Fesseln tragen,
Im Geist die Seele macht sich von den Schranken frei.

Als ihren Baustoff benutzt aber die baumeisterliche Seele die lebendigen Organismen niedrigsten Grades, wie sie in Endospermen, Schwarmsporen, Spirulinen und Monaden zutage treten, in verwesenden organischen Stoffen neue pflanzenartige Bildungen versuchen und gleichsam das Einmaleins aller Organisation darstellen.

Uebrigens gilt das Weltall der Muse nicht für ein abgeschlossenes organisches Ganze, sondern für eine chaotische Vielheit, worin Einheit und Harmonie nur im Einzelnen sich entwickelt und hierdurch auf eine höhere unsichtbare Einheit hindeutet:

Ein Chaos ist das All, kein Gleichmaß in ihm wohnet.
Es sehnt sich stets nach ihm, vollbringt es aber nie.
Im Einzelkreise nur der Geist der Ordnung thronet.
Und hier die Schönheit herrscht, mit ihr die Symmetrie.

Daß nun überhaupt bei Behandlung solcher Gegen-

stände der wissenschaftlichen Ahnung und der speculativen Hypothese die poetische Form, wie sie bei den ältesten Naturphilosophen, einem Parmenides, Xenophanes und Empedokles im Gebrauche war, wieder ergriffen werde, ist sehr zu billigen. Denn man muß zugeben, daß bei Behandlung solcher Gegenstände die poetische Rede bedeutende Vortheile vor der demonstrativen voraus hat. Die letztere macht nämlich immer den Anspruch, das Motiv ganz außer Spiel zu lassen, was bei solchen Ueberlegungen und Betrachtungen doch wirklich niemals außer Spiel tritt, nämlich den Glauben im philosophischen Sinn, die innerste Willensrichtung des Menschen. Um solche Ueberzeugungen wirklich gerade so mitzutheilen, wie sie in uns leben, muß auch etwas von der Stimmung mitgetheilt werden, worin die Ideen concipirt wurden und allein den richtigen Schlüssel ihres Verständnisses haben. Dies eben thut die Poesie. Sie ist daher das Vehikel der Mittheilung der moralischen Motive zu nennen, aus welchen der an den Demonstrationen wie an feinen Gitterstäben fröhlich hinaufrankende Glaube wächst, und welche ihm gleichsam Sonnenlicht und Regen seines Wachsthums sind.

Auch der Verfasser von „Heliondeʺ hatte ohne Zweifel eine wissenschaftliche Absicht, nämlich die, durch Näherrücken der Möglichkeit anderer und vollkommenerer lebendiger Organismen, als der auf unserer Erde existirenden, einen Schatten auf die Scenen unsers Erdballs fallen zu lassen und dadurch die Phantasie in Beziehung auf die Beschäftigung mit höhern Lebensscenen zu beflügeln. Denn der Reiz des Unglaubens ist ein kalter Reiz und die Phantasie ein leichtsinnig Kind, das sogleich ins Freie eilt, wie es Sommerluft merkt, und den Rath der Mama Vernunft, sich nicht den Schnupfen zu holen, in den Wind schlägt.

Der Verfasser von „Heliondeʺ reist in die Sonne. Er findet auf ihr Menschen mit Gestalten wie wir, aber gemäß feinern elementarischen Bedingungen, unter denen sie leben, ist auch ihre Organisation feiner, ihre Art zu leben und sich zu ernähren edler und reinlicher, ihr politisches Leben humaner und freundschaftlicher als bei uns. Die Hauptbedingung alles Lebens, das Licht, empfangen sie nicht von außen durch ein auf- und untergehendes Gestirn, wie wir, sondern sie haben seine unerschöpfliche Quelle beständig unter ihren Füßen und lassen dieselbe nach Belieben durch Hinwegnahme oder Zudeckung einer Rasendecke, des sogenannten Elytron, entweder mehr oder weniger heraufströmen. Ihre Nahrungsmittel bestehen in Wohlgerüchen, welche sie in verschieden gestalteten rohrförmigen Kapseln bewahren und durch Andrückung derselben an Zähne und Lippen einsaugen. Ihre Steinart, womit sie bauen, Minica genannt, bereiten sie aus Luft, die sie vermöge gewaltiger Maschinen bis zu dem Grade zusammenpressen, daß sie hart wird und dabei durchscheinend und klar bleibt wie Diamant. Allerliebste bunte Vögel, unsern Kolibris ähnlich, sind beschäftigt, den Stickerinnen die zarten Wolkenflocken aus den höchsten Luftschichten herabzuholen, welche sie bei ihrer fleißigen Arbeit gebrauchen. Alle Geschäfte des Lebens werden nicht für Lohn, sondern um der Sache selbst willen getrieben. Der Fiacre findet sich ebenso hinlänglich belohnt durch den verbindlichen Gruß, womit der Fußgänger einsteigt, als es diesem niemals einfällt, die Güte seines zuvorkommenden Schwagers zu misbrauchen. In den Läden kauft man sich die Gegenstände nicht für Geld, sondern für schöne Gedanken, die man aufzuschreiben hat und die durch beeidigte Sachverständige gestempelt werden. Je nach ihrem Gehalt bekommt man unter den ausgestellten Waaren eine gewisse Auswahl.

Wie weit im Naturprocesse der Sonne die Teleologie reiche, davon gibt folgende Beschreibung einen Begriff: Die nützlichen Pflanzen waren insgesammt höchst bewundernswerth, und es währte nicht lange, so entdeckte ich eine neue. Sie hatte eine aus weißen Blättern gebildete große Blumenkrone, die der Form nach einem Waschbecken glich und in der That auch den nämlichen oder vielmehr noch größern Nutzen gewährte. Aus dem Pistill sprang eine kleine Fontäne süßen Wassers empor und hielt das Becken nicht nur allezeit gefüllt, sondern lieferte auch noch einen kleinen Ueberschuß, um Blätter, Stengel und Wurzel der Pflanze zu netzen. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß dieselbe eine Frucht trug, die einer gewöhnlichen Pomeranze ähnlich sah, hinsichtlich ihrer Composition aber vollkommen der Mandelseife glich. Ihre breiten weichen Blätter glichen dagegen genau der feinsten Leinwand, und an ihren Stielen befanden sich kleine unregelmäßige Büschel weicher Borsten, sodaß man sich in einem Blumenbecken waschen, Blumenseife dabei gebrauchen, die Nägel mit einer natürlichen Bürste reinigen und Gesicht und Hände mit blattförmigen Handtüchern trocknen konnte. In der Nähe dieses nützlichen und merkwürdigen Naturerzeugnisses wurde gewöhnlich die Spiegelstaude angepflanzt, die mit ihren äußerst glänzenden Blättern als Toilettenspiegel diente.

Die härteste Strafe der Bewohner von Heliopolis für begangene Vergehungen ist, über den Ocean nach fernen Ländern verbannt zu werden, wo Thorheit und Verbrechen im Schwange sind, wo ein Ungeheuer, Krieg genannt, vielleicht Jahre lang in der Menschen Hirn schlafend und gährend liegt, bis es in ein Fieber von Qual und Blut ausbricht; wo eine der Hauptquellen der Landeseinkünfte der Verkauf demoralisirenden, brutalisirenden Getränks ist; wo Vieh als Nahrungsmittel für die Einwohner in die Städte getrieben wird, sodaß es, lahm und bis zum Tode erschöpft, in den Schlachthäusern ankommt, nachdem es unterwegs seine fieberheiße Zunge im feuchten Kothe der Straße zu kühlen gesucht hat; wo Pferde beim Fuhrwesen gebraucht werden, als ob sie Maschinen wären, als ob ihre Muskeln aus Stahl, ihre Nerven aus Eisen, ihre Glieder aus Messing und ihre armen müden Herzen aus Räderwerk und Walzen, Winden und Schrauben bestünden.

Die Charakteristik der Erde in den kosmographischen Taschenkalendern von Heliopolis lautet: Erde — kleiner Stern mit einem Monde — Bewohner essen Fleisch — meist kriegerisch und wild — grausam gegen Thiere — Land und Wasser — eigene Atmospäre. —

Wir wenden uns von der absichtlichen zur unabsichtlichen Poesie, nämlich zu Droßbach's Naturgesetzen der individuellen Unsterblichkeit. Droßbach will uns glücklich machen, und das ist anerkennenswerth. Wir sind aber seiner Ansicht nach darum Alle unglücklich, weil Keiner sei, welcher in der That an ein selbstbewußtes Erwachen nach dem Tode glaube. Diesen Glauben sollen wir empfangen, damit eine bisjetzt unbekannte Ruhe um unsere stets heitere Stirn schwebe, damit wir zufrieden seien unter den verschiedensten äußern Verhältnissen in der Familie, in der Gesellschaft, im Staate, kurz, damit die Erde zum Himmelreich werde. Dieses Glück zu gewähren sind die Naturwissenschaften berufen.

Und womit sollen die Naturwissenschaften uns ungläubige und verstockte Seelen curiren? Etwa mit dem Od? Nein. Mit dem Tischklopfen? Gott bewahre! Sondern nur allein mit den bloßen Atomen. Von ihnen hängt das selbstbewußte Wiedererwachen nach dem Tode ab. Die stofflichen Atome nämlich sind nicht, wie es den äußern Anschein hat, todte Körpertheile, sondern inwendig lauter Kraftwesen oder bewußtseinsfähige Factoren und die menschliche Seele nur einer unter ihnen. Sie können ins Unbewußtsein zurückkehren, aber nie vernichtet werden. Die Menschenseele hat daher so viele Mitconcurrenten des Bewußtwerdens, als es überhaupt Atome gibt. Deren Anzahl ist nun zwar sehr groß, aber darum doch noch nicht unendlich, und so ist zu berechnen, daß, nachdem einst auch die übrigen Atome die Reihe des Bewußtwerdens wird getroffen haben, zuletzt auch wieder einmal die alten werden daran kommen dürfen. Das verheißene Glück wird dadurch freilich ein wenig dünn, und die ganze Vorstellung erinnert in auffallender Weise an das berühmte Waldhorn des Freiherrn von Münchhausen, in welchem die Töne zur Zeit, da sie schallen sollten, festfroren, später aber zur Unzeit aufthauten, da die Jagd vorbei war und das Horn müßig an der Wand hing.

Und wer ist zuletzt noch der geheimnißvolle Mann aus X., welcher vermummt zu uns tritt und uns den Schlüssel zum Weltall reicht? Er tritt leise und bedeutungsvoll auf als Einer, der zwar Vieles offenbart, aber doch nicht Alles offenbart, was er andeutet, und nicht Alles andeutet, was er weiß. Er enthält sich mit Fleiß der Herbeiziehung eines persönlichen und geistigen Urhebers der Welt, weil er es zunächst hier nur mit der materiellen Welt zu thun hat und man sich bei Betrachtung derselben soviel als möglich materialistisch verhalten soll. Er bezeichnet den Allerhöchsten, wenn es unumgänglich wird, nur indirect, indem er von der Regierung, den Absichten oder den leitenden Gedanken, der obersten Macht spricht und darunter die Person selbst versteht, welche regiert, beabsichtigt, leitet und denkt. Er erlaubt sich, wie in den constitutionellen Kammern, so auch in der Philosophie, nicht, die Person des Monarchen in die Verhandlung zu ziehen, weil dadurch die Debatte unfrei oder ganz abgeschnitten werden würde. Wahrhaftig, gäbe es im Himmel eine geheime Polizei, wir würden glauben, dieser sei einer davon, so sehr riecht er nach parfümirtem Christenthum.

Eines freilich widerspricht, obgleich auch dieser Widerspruch in dem Einen allgemeinen Weltgesetze seine Lösung finden dürfte. Der Verfasser glaubt nämlich nicht an Wunder. Die Stelle, in der er sich hierüber ausspricht, ist tiefsinnig und gibt einen deutlichen Begriff von der in diesem Schriftchen durchweg herrschenden Logik:

Die menschlich gedachte Intervention Gottes in den Gang seiner Welt liegt dem dogmatischen Begriff der Wunder zugrunde und ist schuld, daß mancher gläubige Christ sich gegen sie als einen Gottes unwürdigen Eingriff in seine selbstgeordneten Naturgesetze sträubt. Der Eingriff fällt weg, sobald wir unser Eines Naturgesetz annehmen, das Wunder aber bleibt nach seinem reinen und unanstößigen Begriff. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche z. B. alljährlich in den Weinbergen große Massen Wassers zu Wein macht, ohne daß es uns wundert, kann Ebendasselbe mit Wasser in Krügen thun, ohne daß es ein Wunder im gewöhnlichen Sinne wäre, denn es ist dazu kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Willensact Gottes, der nach diesem Gesetze wirkt. Nicht in der Begebenheit, denn sie ist vollkommen naturgesetzmäßig, wie jede andere, liegt das Wunder, sondern in der Willensintervention Gottes, die ein Wunder der Allwissenheit und Allgüte ist. Wenden Sie dies auf alle Wunder an, die wir glauben, und Sie werden es ausreichend finden.

Sicher nicht nur ausreichend, sondern es würde dieser Schlüssel zum Wunder auch sehr schön gebraucht werden können, um das Naturgesetzmäßige der räthselhaften Klopfgeister zu begreifen. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche nach einem bestehenden Naturgesetze gewisse klopfende Töne erzeugt, sobald menschliche Finger und Knöchel an einen Tisch schlagen, kann ja auch nach ebendemselben Gesetze dieselben klopfenden Töne erzeugen, sobald unsichtbare Geister ihre unsichtbaren Finger und Knöchel zu demselben Zwecke dem Tische annähern. Auch hier also wäre sicher kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Privilegium für die Geister, sich dieses Gesetzes bedienen zu dürfen.

Desto gespannter wird nun vielleicht der Leser sein auf das Eine allgemeine Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt und auf den wirklichen Schlüssel zum Weltall. Wir werden uns aber wohl hüten, etwas so Geheimnißvolles und schwer zu Beschreibendes an die große Glocke zu hängen.

Karl Fortlage.

Zur Geschichte des Kirchenstaats.

Die deutsche und italienische Literatur über die Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats ist keineswegs arm. Allein die Geschichtswissenschaft konnte sich nicht für befriedigt halten; denn wo nationale Parteilichkeit, confessionelle Engherzigkeit und Mangelhaftigkeit der Quellenkenntniß oder deren Benutzung mehr oder minder noch ihre Hand im Spiele haben, da kann natürlich von einer Befriedigung der Foderungen, welche die Wissenschaft der Geschichte nun einmal zu machen hat, nicht die Rede sein. Es war daher gewiß ein recht glücklicher Gedanke, daß die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf ein Thema richtete, dessen Bearbeitung manchen Reiz, namentlich aber ein sehr namhaftes Verdienst um die Geschichte Italiens und Deutschlands zugleich in Aussicht stellte. Samuel Sugenheim war es, der den Preis davontrug mit einer Arbeit, die auch im Druck erschienen ist.*) Sehen wir jetzt in möglichster Kürze, was er geleistet und in welche Form er seine Leistung eingekleidet hat, damit die Wissenschaft und das Publicum wisse, was aus dem neuen Werke gewonnen und gelernt werden könne. Der historische Apparat, in dessen Besitz sich der Verfasser gesetzt hat, ist von sehr bedeutendem Umfang; er umfaßt die Quellen- und Hülfsschriften bis auf die neueste Zeit; Deutsche, Franzosen und Italiener sind auf diesem Gebiete am meisten thätig gewesen. Deshalb finden wir unter dem Texte theils längere, theils kürzere Noten, die aus den Werken der soeben genannten Nationen entnommen sind. Der Verfasser orientirt dadurch nicht nur den Leser auf dem Grund und Boden, auf dem er sich befindet, sondern er gibt ihm auch die Möglichkeit, sein eigenes Urtheil zu bilden oder gleichsam an Ort und Stelle eigene Untersuchungen anzustellen. Die Benutzung der Quellen und Hülfsschriften verräth Umsicht, Unparteilichkeit und nur wenige Stellen ausgenommen eine richtige Würdigung ihres Werths. Uebrigens ist das Ganze, das bis an den Ausgang des 16. Jahrhunderts, mithin bis zu der Zeit reicht, wo die Ausbildung des Kirchenstaats zu einer Monarchie vollendet war, in zehn Hauptstücke abgetheilt; die Uebersichtlichkeit des historischen Stoffs ist dadurch recht wesentlich gefördert worden. Mit einem Worte: die deutsche Geschichtsliteratur hat durch Sugenheim's Preisschrift ein Werk erhalten, was nicht nur der Frage über die Entstehung und Fortentwickelung des Kirchenstaats im Mittelalter wesentliche Dienste leistet, sondern auch manches Brauchbare für die Specialgeschichte Italiens und Deutschlands darbietet, sodaß insbesondere die Geschichtschreiber des letztern es nicht ohne Gewinn benutzen werden, selbst katholische Historiker, wenn ihnen kirchliche Rücksichten nicht die geschichtliche Unparteilichkeit und Wahrheit verkümmern.

Theilen wir jetzt zur Charakteristik des Werks und zur Belehrung für unsere Leser Einiges mit. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Päpste schon frühzeitig, obgleich die byzantinische Oberhoheit noch bestand, in einem Theile ihres Patrimoniums verschiedene weltliche Regierungsrechte, eine Art weltlicher Hoheit ausgeübt und geltend gemacht haben. Merkwürdig genug aber verdankten sie jene Gestaltung der Verhältnisse, die es ihnen möglich machte, von ihrem Grundbesitze, den sie im Laufe der Zeit in reichem Maße gewonnen hatten, solche Vortheile zu ziehen, gerade ihren abgesagtesten Feinden, den Longobarden. Nachdem diese nämlich Italien überschwemmt (568 n. Chr.) und in kurzer Zeit zum größern Theile sich unterworfen hatten, waren die meist sehr verächtlichen Kaiser des schon damals in Fäulniß versinkenden byzantinischen Reichs durchaus nicht im Stande, die ihnen verbliebenen Küstenstriche der italienischen Halbinsel gegen jene immer weiter um sich greifenden Barbaren zu vertheidigen und genügend zu beschützen; ebenso wenig wollte es ihnen glücken, durch des Goldes verführerischen Glanz unter diesen letztern Zwietracht zu stiften, sie dadurch minder furchtbar zu machen oder mittels der Franken erkaufter Dazwischenkunft ihrem fernern Vordringen ein Ziel zu setzen. Des Landes Bewohner, zumal die großen Grundbesitzer, mußten daher mit jener Abwehr sich selbst befassen, und die grausame Behandlung*), welche sie von den Eroberern zu erdulden hatten, spornte sie dazu gewaltig an. Nun waren die römischen Bischöfe die reichsten Landeigenthümer der ganzen Halbinsel, welchem Reichthum sie bislang nur den allerdings auch nicht unbedeutenden Vortheil, hinsichtlich ihres Unterhalts von der Staatsgewalt ganz unabhängig zu sein, jetzt aber den weit größern verdankten, zur Vertheidigung der von den Longobarden bedrohten Länderstriche und namentlich der Ewigen Stadt, oder zur Linderung des Looses der von ihnen unterjochten am meisten beitragen zu können. Gewöhnlich waren sie auch die Helfer aus aller Noth, schafften das zur Besoldung der Truppen erfoderliche Geld wie die nöthigen Lebensmittel herbei, um dem drohenden Schrecken des Hungers zu wehren, wie sie denn auch nicht selten Kriegsgefangene loskauften und durch Geld die rohen Sieger der Stimme der Menschlichkeit zugänglich machten. Da nun der Beschützer auf den Beschützten stets entschiedenen Einfluß ausübt, und die entfernten Kaiser sich ebenso sehr durch ihre Schlaffheit auszeichneten, wie die Statthalter Christi durch ihre Thätigkeit im Interesse Italiens und der Siebenhügelstadt insbesondere, so war nichts natürlicher, als daß die Geltung der Männer, die so oft deren Retter wurden, immer höher in ihr stieg, sodaß sie bald thatsächlich an der Spitze fast aller weltlichen Angelegenheiten in und um Rom mit beinahe fürstlicher Macht standen. Das war besonders seit dem Pontificate Gregor's des Großen (590—604), jenes wahrhaft hochwürdigen, gleich sehr durch ausgezeichnete Geistesgaben wie durch umfassenden, gesunden, praktischen Blick und eherne, durch nichts zu beugende Willenskraft hervorragenden Papstes, der Fall, der überhaupt eben deshalb dem griechischen Kaiserhofe gegenüber zu einer freiern politischen Stellung sich erhob als seine Vorgänger. Er setzte es unter Anderm denn auch durch, daß jener theils zum Lohne der von ihm und seinen Amtsvorfahren zu dem erwähnten Behufe gebrachten Opfer, theils zur Aufmunterung, in der Fortsetzung derselben nicht zu erkalten, ihm die Ausübung einiger weltlichen Rechte, wie z. B. der weltlichen Gerichtsbarkeit über seine Grundsassen und der Befugniß, die obrigkeitlichen Aemter in den Landstrichen, in welchen St.-Peter's Patrimonien lagen, zu besetzen, freilich nur zeitweilig und widerruflich, einräumte. Ein nicht ungünstiges Moment für das wachsende Ansehen des Papstes in den weltlichen Angelegenheiten von Mittel- und Süditalien war der Bilderstreit, der Konstantinopel und Rom mehr als alles Andere entzweite, und Gregor II. (715—731) ein Mann, dem großen Gregor nicht unähnlich, der daraus Nutzen zu ziehen verstand. Und schon vor dem Ausbruche jenes Streits hatte er es dahingebracht, daß der Dux genannte Gouverneur des griechischen Kaisers in Rom neben ihm zu entschiedener Ohnmacht herabsank und Gregor die Ewige Stadt auch in weltlicher Hinsicht ganz unabhängig von demselben regierte, was dessen Eifersucht dermaßen erregte, daß er sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen strebte. Die Mehrheit der Bevölkerung Italiens und Rom nahm entschieden Partei für den Papst. Die nächste Folge des ob der Bilderverehrung zwischen Byzanz und Rom entbrannten Kampfs war die, daß Gregor II. erreichte, was seine Vorgänget auf St.-Peter's Stuhl längst erstrebt: der

*) Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. Von Samuel Sugenheim. Von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

*) Die Beweise für das soeben Bemerkte findet man in Gregor's des Großen Briefen und in der Biographie dieses merkwürdigen Papstes von Pfahler (Frankfurt 1852).

griechische Statthalter wurde von den sich empörenden Römern verjagt, welche die Ewige Stadt und das ganze zu derselben gehörige Gebiet, Ducat genannt, zur Republik erklärten und den Heiligen Vater als deren weltliches Oberhaupt anerkannten. Freilich änderten sich Lage und Stimmung sehr bald. Eine mächtige Partei gedachte den Longobardenkönig Liutprand zum Kaiser von Italien zu erheben. Darauf beschwor der Papst den byzantinischen Kaiser Leo und dessen Mitregenten Konstantin, „die Herren und Söhne", gegen das „verruchte" Volk der Longobarden ihm beizustehen.

Bemerkenswerth und in vieler Beziehung unstreitig auch Wahres enthaltend ist die Stelle, in welcher der Verfasser sein Urtheil über die Politik des größten der Hohenstaufen, Friedrich's II., niedergelegt hat. Es wäre für diesen Kaiser, für sein Geschlecht wie für Deutschland ein Glück gewesen, wenn er dem weisen Vorsatze, die von seinem Gegner Otto IV. begangenen Fehler und Misgriffe zu vermeiden, treugeblieben wäre, aus den Erfahrungen seiner Jugend, aus dem Schicksale Otto's IV. die Ueberzeugung geschöpft hätte, daß in dem vorliegenden Falle, wie so oft im Leben, die größte Ehrlichkeit auch die größte Staatsklugheit und es ein auf die Dauer unausführbares Wagniß sein würde, dem Heiligen Stuhle Das wieder entreißen zu wollen, was derselbe in den Tagen des traurigen Kronstreits zwischen seinem Ohm Philipp und dem Welfen Otto IV. einmal erworben hatte. Die Behauptung dieser Errungenschaften war, wie schon damals klar zutage lag, für die Statthalter Christi das Alpha und Omega ihrer Politik den deutschen Reichshäuptern gegenüber, und kein anderes Mittel vorhanden, sie abzuhalten, ihren gewaltigen Einfluß dazu auszubeuten, Deutschland fort und fort in Verwirrung und Zerrüttung zu stürzen, als ihnen den ruhigen unbestrittenen Besitz Dessen zu gönnen, was ihnen einzuräumen die Gewalt der Umstände einmal genöthigt hatte, und ihnen hierdurch den mächtigsten, rastlos stachelnden Sporn zu benehmen, auf die Erzeugung und Fortdauer solch trauriger Zustände in Germanien angelegentlichst hinzuwirken, weil diese durch die ihnen entfließende Lähmung der besten Kräfte des Reichs allein Sicherheit gewährten, dem römischen Stuhle seine Erwerbungen in Mittelitalien zu erhalten. Wahre Staatsklugheit würde sich in der allerdings peinlichen Wahl zwischen zwei Uebeln unbedenklich für das kleinere entschieden und freiwillig aufgegeben haben, was, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, wenn überhaupt, nur um den Preis weit größerer Uebelstände sich retten ließ. Es war das größte Verdienst Rudolf's von Habsburg, dies erkannt, und der größte politische Fehler Friedrich's, dies verkannt zu haben, der Hauptknoten seines verhängnißvollen Kampfes mit dem apostolischen Stuhle. Ueber alle andern Streitpunkte, selbst über die so heikle Vereinigung der sicilischen mit der deutschen Krone auf Einem Haupte wäre eine Ausgleichung möglich gewesen, wenn sie nicht mit dem beklagenswerthen Versuche zusammengetroffen, den Päpsten jene Landschaften wieder zu entreißen, die sie seit mehren Menschenaltern als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachteten und jetzt nach den ihnen von Otto IV. ertheilten urkundlichen Bestätigungen mit Fug und Recht betrachten durften. Die fragliche Vereinigung dünkte ja eben zumeist darum den Nachfolgern des heiligen Petrus so unleidlich, weil sie ihnen angesichts der unzweideutig genug verrathenen Intentionen Friedrich's II. allerdings sehr gefährlich, indem mittels derselben ihr weltliches Gebiet auf allen Seiten von hohenstaufischem umgarnt und dessen Occupation dem Kaiser so leicht war. Hätte dieser aber das verblendete Gelüste nach dem Wiedergewinn der dem römischen Stuhle abgetretenen Territorien weislich unterdrückt und ihm das einmal Eingeräumte unangefochten belassen, so würde jene Vereinigung den Statthaltern Christi zweifelsohne ungleich weniger bedenklich erschienen und für sie damit der stärkste Beweggrund weggefallen sein, ihr aus allen Kräften sich zu widersetzen. Ueberhaupt aber fehlte dem ganzen, eigenthümlich genug mit dem kaiserlichen Schutze und Voigteiverhältnisse zur Kirche begründeten Streben Friedrich's II., welchem der in Rede stehende Misgriff derselben hauptsächlich entstammte, jene auf den Zustand der primitiven zurückzuführen, sie ihrer weltlichen Besitzthümer, ihrer weltlichen Herrschaft zu entkleiden, alle Consequenz und eben darum auch jegliche Aussicht auf Erfolg selbst in einer geistig reifern Zeit. Denn er selbst hatte ja dem Gelingen dieses Plans durch die bedeutsamen Concessionen das größte Hinderniß bereitet, zu welchen er sich am 26. April 1220 gegen die Bischöfe und übrigen Prälaten Germaniens herbeiließ, um sie zur römischen Königswahl seines Sohnes Heinrich zu bewegen. Wie konnte er angesichts der damaligen Lage der Dinge hoffen, die diesen damit gewährte Erhebung zu wirklichen Landesherren mit allen landeshoheitlichen Rechten wieder rückgängig machen, sie wieder zu bloßen Kirchenbeamten herabdrücken zu können? Und wenn das nicht ausführbar war, wie ließ sich hoffen, daß der auch mit größerer urkundlicher Berechtigung ausgerüstete oberste Bischof der Christenheit mit einer geringern weltlichen Macht und Stellung sich begnügen werde, als seine geistlichen Untergebenen in Deutschland? Entweder hätte Friedrich II. diese nie zu Fürsten machen oder ihrem Oberhaupte zu Rom Das unbestritten gönnen müssen, was er ihnen bewilligt.

Man wird nun aus Vorstehendem nicht schwer erkennen, daß der Verfasser, wie Höfler in seinem „Friedrich II." (München 1844) auf kirchlichem Wege, wenn wir uns der Kürze halber so ausdrücken dürfen, mittels politischer Anschauung auf gleichen Standpunkt gelangt ist: Friedrich's Kampf gegen Rom war widerrechtlich und unklug zugleich; und wenn dieser Kampf zu seinem und seines Hauses Verderben ausschlug, so lag dies ganz in der Natur der Sache. Gegen diese Meinung, die der bisherigen deutschprotestantischen Geschichtschreibung gegenübersteht, lassen sich allerdings mancherlei Fragen aufwerfen. Wir heben nur einige hervor. Sahen sich nicht die deutschen Kaiser, namentlich die aus hohenstaufischem Geschlechte, als die Nachfolger und vollberechtigten Erben der alten römischen Kaiser an und konnten sie deshalb das Emporkommen einer weltlichen von ihnen unabhängigen Macht mitten in ihrem eigenen Territorium ruhig geschehen lassen? Lag überhaupt der Kampf zwischen Rom und den deutschen Kaisern nicht außerhalb der Grenzen aller Persönlichkeit, und war er nicht vielmehr eine Principfrage, ob die geistliche oder weltliche Gewalt die mächtigere und gebietende sein sollte? War Friedrich II. nicht durch seine Vorfahren, insbesondere durch seinen Vater Heinrich VI. der Weg vorgezeichnet, den er einschlagen und weiter verfolgen mußte, wenn er nicht den Vorwurf auf sich laden wollte, der Väter und der deutschen Reichskrone unwürdig zu sein? Grenzte es etwa an das Unerhörte, daß er von dem Kirchenstaate zurückfoderte, was unklug früher überlassen worden war, da ja Heinrich V. schon den Versuch gemacht hatte, sogar der deutschen Kirche an Reichsgut wieder zu entziehen, was nachweislich gegen Recht und Klugheit an sie gekommen war? Diese und noch manche andere Fragen möchten aufgeworfen werden können, um, wie die deutsche Geschichtschreibung im Ganzen es bisher gethan, Friedrich's II. Politik und Kampf zu rechtfertigen. Indeß darf nicht abgeleugnet werden, daß der Verfasser mit Geschicklichkeit und Sachkenntniß das audiatur et altera pars zur Geltung gebracht hat. Doch vermißt man bei solchen Gelegenheiten recht schmerzlich eine gründliche und würdige Biographie des großen Hohenstaufen. Und man muß es deshalb sehr beklagen, daß Abel, der der Mann zu sein schien, die schöne, aber auch schwierige Aufgabe zu lösen — sein „König Philipp der Hohenstaufe" leistete Bürgschaft dafür — durch einen frühzeitigen Tod seinem Vorhaben, das zugleich den Namen eines echtdeutschen verdiente, entrissen ward. *) Denn die „Historia diplomatica Friderici Secundi" von Huillard-

*) Soeben ist jedoch aus Abel's Nachlaß die Schrift „Kaiser Otto IV und König Friderich II (1208 — 12)" als Fortsetzung der obengenannten Schrift über Philipp erschienen. D. Red.

Bréholles, so verdienstlich auch das Unternehmen ist und vielleicht noch bedeutend an Werth gewinnt, wenn die versprochene Einleitung erschienen sein wird, kann für die deutsche Geschichtschreibung kein befriedigender Ersatz sein.

Wir schließen übrigens unsere Anzeige mit der dankbaren Bemerkung, daß wir des Verfassers Werk mit ebenso viel Interesse als Belehrung gelesen haben. Und wir können dieselbe Erfahrung bei Allen voraussetzen, die der deutschen Geschichtschreibung und ihrer Ehre aufrichtig und mit Sachkenntniß zugethan sind. **Karl Zimmer.**

Die Soldateska im Musentempel.

1. Soldatenlaunen. Von einem östreichischen Reiter. Würzburg. 1854. 16. 25 Ngr.
2. Radetzky-Lieder. Ein Album zu Ehren des Feldherrn herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Wien, Gerold und Sohn. 1854. 8. 22½ Ngr.
3. Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, F. A. Herbig. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Für die Griechen. Von C. A. E. Kluge. Dresden, Naumann. 1855. 8. 5 Ngr.

Nr. 1. Der Titel ist sehr gut gewählt, denn launenhafter als dieser in den Mantel der Anonymität gehüllte „östreichische Reiter" ist wol noch Niemand bei der Auswahl einer Liedersammlung zuwerke gegangen. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß uns je ein ähnlicher Mischmasch der heterogensten Stoffe, ein solches Ragout von ästhetischen Krebsschwänzen zu Gesichte gekommen wäre. Als ersten Uebelstand, der selbst dem anspruchslosesten Leser sogleich in die Augen fallen wird, rügen wir den, daß der Verfasser der deutschen Sprache durchaus nicht mächtig ist. Es wimmelt von östreichischen Provinzialismen. Der Verfasser nimmt dann und wann einen Anlauf zur Satire, der Pegasus bockt ihm jedoch stets bei der Pointe, und seine „Laune" löst sich mit Wohlgefallen selbst belächelnd in eine Trivialität auf, z. B. in der Schlußstrophe des Gedichts „Fortschritt", worin zuerst das Dampfschiff und die Locomotive gepriesen werden, worauf folgt:

> Daß all' Dies den Menschen veredle,
> Das seh' ich nun einmal nicht ein:
> Das Dampfschiff bringt serbische Säue
> Nach Wien — stets als serbische Schwein'.

Ueberhaupt scheint der Verfasser besondere Studien über das Thierreich gemacht zu haben, denn in dem Gedichte „Ursache" figuriren Esel, Ochs und Bär. S. 60 überrascht den Leser der Titel: „Tigers Traum", worin der Verfasser zu der Zeile: „Und er riecht ihr Blut in Liebe", die außerordentliche Anmerkung macht: „Eine bei Tigern sehr gewöhnliche Redensart"; gleich darauf folgt ein „Eisbär-Traum", wobei einem vor Bären und Seehunden schwindelig wird, obgleich nur ein einziger Bär und ein einziger Seehund vorkommt. S. 168 kann sich die Jugend darüber belehren, worin sich ein Ochse von einem Stier unterscheidet. Den Glanzpunkt dieser Menagerie jedoch, mit der sich die Kreuzberg'sche auf der leipziger Messe nicht vergleichen kann, bildet das in psychologischer Hinsicht (mit besonderer Berücksichtigung des Titels) merkwürdige Gedicht:

Bekenntniß.

> Wenn alle wahre Christen,
> Ging's mir als Sünder gut —
> Doch hab' ich unter Sündern
> Ein Christ zu sein nicht Muth.
>
> Und ich find' sehr natürlich,
> Daß Jeder Tugend preist,
> Weil Bruder Wolf nicht Wölfe,
> Doch Schafe leicht zerreißt;
>
> Und werdet ihr Alle Schafe
> Von morgen an zugleich,
> So steig' ich morgen glücklich
> Als Urschöps unter euch.

An zweideutigen Anspielungen, die allenfalls Damenwangen plötzlich schminken könnten, fehlt es auch nicht in diesem Buche. Das beste, wirklich schöne, ganz und gar aus dem bewegten militärischen Leben geschöpfte Gedicht dieser Sammlung ist der „Soldatenabschied", vortrefflich namentlich die dritte Strophe desselben. Unbegreiflich, wie Jemand, der so etwas machen kann, keine feinere Auswahl bei der Veröffentlichung seiner Gedichte zu treffen wußte.

Nr. 2. Wir begegnen in diesem Radetzky-Album einer ganzen Reihe von bedeutenden Dichtern, als: Grillparzer, Deinhardstein, Zedlitz, Dingelstedt, Justinus Kerner, Castelli, J. G. Seidl, J. N. Vogl u. A. Derlei Unternehmungen, die nur eine Persönlichkeit feiern, haben ihre mislichen Seiten; es ist kaum zu vermeiden, daß sich über ein solches Werk nicht eine gewisse Monotonie hinlagert; denn es gleicht einer musikalischen Composition, worin über ein und dasselbe Thema sich endlose Variationen finden. Dem Leser fällt dabei unwillkürlich das „mais toujours perdrix!" jenes die Abwechselung liebenden Königs von Frankreich ein. Mehre weniger bekannte Dichter haben sich damit gut aus der Schlinge gezogen, daß sie Anekdoten aus Radetzky's Leben benutzten, die des greisen Kriegers reinmenschlichen Sinn im höchsten, im edelsten Lichte darstellen. Hierher gehört z. B. das gewandt versificirte Gedicht „Radetzky und der Husar" von Albert Werfer, was in seiner einfachen, natürlich schönen Weise sicherlich mehr wirken wird, als viele dieser etwas schwülstig gespendeten Lobeserhebungen. Doch es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß sie im Lobspenden nicht Maß zu halten weiß. Uebertreibungen schaden mehr, als sie nützen. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Beziehung machte Grillparzer. Da wir sein Gedicht für das gelungenste des ganzen Albums halten, so wollen wir es hier, obschon es bereits manchem unserer Leser bekannt sein möchte, als Probe für die Freunde des greisen Feldmarschalls einrücken.

Feldmarschall Radetzky.

(1848.)

> Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
> Nicht blos um des Ruhmes Schimmer;
> In deinem Lager ist Oesterreich,
> Wir Andern sind einzelne Trümmer.
> Aus Thorheit und aus Eitelkeit
> Sind wir in uns zerfallen,
> In Denen, die du führst zum Streit,
> Lebt noch Ein Geist in Allen.
> Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
> Es besser als du zu kennen,
> Der, was er träumt und nirgends ist,
> Als Weisheit wagt zu benennen.
> Und deine Garde, die nicht nur wacht,
> Nein, auch bewacht und beschirmet,
> Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
> Wenn Nachts die Trommel stürmet.
> Der Bürger deiner wandernden Stadt,
> Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
> Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
> Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.
> Und deine Minister, die Führer im Heer,
> Sie führen das Schwert an der Seite,
> Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär',
> Gehorsam ist Frieden im Streite.
> Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf,
> Sie streiten um Worte nicht hämisch,
> Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
> Denn Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch.

Gemeinsame Hülf in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten begründet,
Der Mensch ist Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Sterben verbündet.
Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Nr. 3. In dieser schon früher einmal in d. Bl. gelegentlich erwähnten Dichtung macht sich das specifische Preußenthum etwas stark bemerkbar, wie z. B. in folgender Stelle:

Denn fest und stolz und edel, aus Diamant und Erz
In Flammenglut gediegen schuf Gott das Preußenherz,
Und wer als Preuße geboren, wer ein mal als Preuße gedacht,
Der hält am Vaterlande auch ewig mit aller Macht.
Das Preußenherz bleibt unser, mag wechseln Zeit und Ort,
Wir tragen es über die Meere und durch die Jahrtausende fort.

Aus dieser Stelle allein dürfte man wol den Schluß ziehen, daß dieses Gedicht mehr für Preußen als für Deutschland geschrieben sei, daher es wol auch schwerlich über der preußischen Grenze sich große Geltung verschaffen wird. In formeller Beziehung ist das Product übrigens lobenswerth. Die Verse sind rein und fließend; dem Ganzen ist ein gewisser Schwung nicht abzusprechen. Wir rathen dem Verfasser, ein größeres episches Gedicht zu schreiben; er besitzt nicht nur jene künstlerische Ruhe, die hierzu unumgänglich nothwendig ist, sondern auch jene pralle Kraft, die unsern modernen Epikern gewöhnlich fehlt.

Nr. 4. Wenn die Griechen keine wärmern Vertreter für ihre Sache gewinnen als Kluge, so wird in Jung-Hellas die Geschichte wol beim Alten bleiben. Trübe Lebensbetrachtungen in zahmen Versen anstellen, das nützt einer Nation, die sich stolz die Urenkel eines Heldenvolks nennen darf, gar nichts. Des Verfassers Broschüre „Für die Griechen" wird in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit und Schwäche dem allwaltenden Fatum verfallen. Wir haben uns vergeblich in den Gedichten „Klage um Griechenland", „Konstantinopels Eroberung", „Griechenlands Schönheit" nach jenem Geist umgesehen, der in solchen Klangworten gern seine Auferstehung feiert — der Verfasser weiß ihn nicht heraufzubeschwören; es scheint ihm überhaupt in seiner pietistischen Kutte die Antike eine unbekannte Größe zu sein. Der greife nicht nach der Lyra Apollo's, der nur weichliches Gewinsel hervorzustammeln weiß! Mit den Musen kokettiren heißt nicht dichten. 68.

Mittheilungen aus Berlin.

Ende October 1866.

Man wird einräumen, daß zwischen dem berliner Theaterpublicum von sonst und jetzt ein merklicher Unterschied seit einem Jahre etwa sich geltend gemacht hat. Die berliner Bühne ist vielleicht nur noch die dritte Deutschlands; aber jeder Berliner, wie grimmig er auch die Kammerherrn-Intendanz verdammen mochte, hüllte sich stets in die seinem Charakter eigenthümliche Blasirtheit, setzte sich naserümpfend ins Parquet oder in die Logen und gab sich, wie man so sagt, ein wegwerfendes Air, daß man ihm, dem Klugen, dem Hochgebildeten, dem Alleskennenden, noch aufreden wolle, es gäbe gescheite deutsche Dramendichter oder überhaupt so gute Stücke, die seines Beifalls würdig seien. Das war am Ende weiter nichts als der specifische berliner Hochmuth, der auch den kleinen Raubstaaten und selbst den großen Gesellschaften so gewaltig imponirte, daß man aus Gott weiß welcher Verblendung ihn für hohe Weisheit nahm und der berliner Kritik die erste Stimme zuertheilte. Zuletzt glaubte halb Deutschland wirklich, was Berlin ausrief, daß es keine guten Dichter und keine guten Stücke mehr gebe. Dergleichen summarische Bauschkritik finden wir ja auch in grünen Blättern und grünen Literaturgeschichten, die dem deutschen Volke versichern, Alles was da lebt und schreibt und dichtet, seien erbärmliche Geister.

Genug, diese berühmte berliner Blasirtheit des Theaterpublicums ist heute seltsamerweise und plötzlich verschwunden. Erlauben Sie mir darauf hinzudeuten, daß „Narziß" zuerst diese naserümpfenden und gleichgültigen Gesichter belebte; „Narziß" ist mit seinem Sarkasmus, seinem zerfallenen Charakter und etwas rohen Humor ein Kitzel für die Berliner gewesen, wie dieser Charakter es schwerlich in andern Theilen Deutschlands sein dürfte; deshalb das Furore, welches dieses Stück machte und welches, wenn ich nicht irre, wol nirgends ein gleich lebhaftes Echo in andern Städten fand. Noch weiter. Tempeltey's „Klytämnestra", vor einigen Wochen aufgeführt, hat alle Anerkennung gefunden, die sie als talentvolles Erstlingswerk eines deutschen Dichters verdient; heute ist sie trotzdem und entgegengesetzt der Zugkraft, die sie wenigstens in Wien ausgeübt, bereits vom Repertoire verschwunden. Dies hat seinen Grund vornehmlich in der Unsicherheit der Bildung bei unserm Theaterpublicum; in Berlin gibt es für hochpathetische Stücke keineswegs ein sehr großes Publicum; dieser kleine Theil desselben, der für das Denken im Theater Sinn hat und auch ohne Effect und Sinnenreize von Toiletten und Decoration daselbst Genuß findet, füllt drei oder vier mal das Haus; dann aber finden sich nur noch Wenige, die eine solche spirituelle Darstellung reizt.

Bei Laube's „Graf Essex", einer der bessern deutschen Theaterdichtungen, konnte ein aufmerksamer Beobachter den hohen Grad des berliner Bagatellsinns noch deutlicher wahrnehmen. Die Schönheiten des Stücks fanden wol ihre Anerkennung, man gestand kleinlaut den Werth der Dichtung ein; doch grollte man dabei, daß man nicht zuerst das Urtheil über sie hatte fällen können und die gewohnte absprechende Kritik dem geltenden Urtheil von anderer Seite sich unterzuordnen genöthigt sah. Diese frühere Suprematie Berlins ist nun vorbei, und da man die Thatsache schweigend einsieht, gewöhnt man sich auch jetzt an den sonst für lächerlich gehaltenen Gedanken, daß es doch in Deutschland noch gute Dichter und gute Theaterstücke gebe.

Am liebenswürdigsten erscheint der Berliner, wo er seine übliche Kritik gegen Darstellungen der Kunst außer dem Spiel läßt und an einer europäisch berühmten Sache, deren Werth oder Unwerth seine Stimme nicht mehr schmälert, lediglich sich weidet. So mit der Ristori, dieser unvergleichlichen Künstlerin, welche auf ihrem Gewissen die Gesundheit und den keuschen Ruhm der Rachel hat, die nun in Kairo über die Vergänglichkeit aller Erhabenheit gleich einer freiwillig im Exil lebenden Königin sinnt. In der That kann man nur ohne jede kritische Beimischung das Mienenspiel und die künstlerisch vollendete Plastik dieser Schauspielerin bewundern; es wird Einem erschreckend klar, welche Leidenschaften in der Brust eines Menschen rasen können, wenn man diese Medea, diese Maria Stuart sieht.*) Was nun die „Medea" von Legouvé betrifft, so ist sie

---

*) Ein von dem gewöhnlichen sehr abweichendes Urtheil über die Ristori, wenigstens in Bezug auf ihre tragischen Rollen, enthielten jüngst berliner und breslauer Correspondenzen des „Deutschen Museum". Der Correspondent aus Berlin, der sich überhaupt durch Unabhängigkeit des Urtheils auszeichnet, versichert darin, daß die deutsche Bühne eine ganze Reihe von Schauspielerinnen besessen habe oder noch besitze, die den Vergleich mit der Ristori im tragischen Fache keineswegs zu scheuen brauchten, darunter auch die Crelinger. Auch ein Franzose, G. de Sault, versicherte jüngst in der „Presse" von der Schauspielerin Bayer-Bürk, daß sie ganz wohl befähigt sei, sich mit der Italienerin zu messen, und bedauerte dabei zugleich, daß sich die Deutschen dem Auslande gegenüber noch immer zu wenig geltend zu machen wüßten. Da ein Franzose und kein Deutscher es ist, der dies sagt, so werden ihm die Deutschen wol Recht geben. D. Red.

eins der unästhetischsten Stücke; die crassen Scenen des Mutterschmerzes, des Abhandelns ihrer Kinder von Seiten Jason's und der Mord an der Säule des Saturn machen auf den Zuschauer einen widerwärtigen Eindruck, der zwar vor dem großartigen Spiel der Ristori anfänglich verschwindet, aber nichtsdestoweniger den Dichter zu einem bloßen Fabrikanten von Effectscenen stempelt, die weniger seinem als der Ristori Ruhm zum Schemel dienen. Die kleine Geschichte dieses Stücks beweist auch noch mehr, daß eben nur an der großen Kunst der Darstellerin Maß genommen worden ist. Erneste Legouvé, der sich zum Schneider dieser „Medea" machte, glaubte nämlich irgendetwas für seine Erwählung zum Akademiker thun zu müssen, die ihn, man weiß nicht weshalb, zu einem der 40 Unsterblichen im vorigen Jahre machte; denn außer einer „Histoire morale des femmes" hatte er nichts Selbständiges geleistet; die bekannten Stücke „Les contes de la reine de Navarre" und „Adrienne Lecouvreur" waren nichts Selbstgeschaffenes, sondern mit Scribe in Compagnie gearbeitet worden. Legouvé wollte aber um jeden Preis einen Ruhm haben, um nicht vor seiner akademischen Würde zu erröthen; er ging zur Rachel und nahm an ihr Maß zu seiner „Medea"; die Rachel aber wollte nachher das Stück nicht nehmen und die Rolle nicht spielen. Verzweifelt und racheburstig läuft der arme Legouvé zur Ristori, die eben in Paris war; er schildert ihr, welchen Hauptcoup sie gegen ihre Nebenbuhlerin ausführen könne, wenn sie die Medea spiele, die die Rachel zurückgewiesen; die Ristori adoptirt den Vorschlag; Legouvé nimmt von neuem Maß, ohne die kleinste Nachlässigkeit in der Wohlkleidsamkeit zu begehen; das Stück wird übersetzt und gespielt; die Ristori macht Furore, entzückt, begeistert; Legouvé wird berühmt, die Rachel bekommt das Fieber und die Akademie einen kleinen Euripides — non pomi 'v'erano, ma sterchi con tosco.

Die literarischen oder, besser gesagt, künstlerischen Theesalons spielen in Berlin eine bedeutende Rolle; sie sind die einzigen verkümmerten Ueberreste aus der Zeit Rahel's; die Schöngeister kommen da zusammen, man schwatzt von Kunst und Literatur, secirt eine Schauspielerin oder gar einen Dichter, schlürft Thee und sagt hier eine Artigkeit, dort eine Bosheit, wenn es angeht. Dann gibt es, so aus alter Schule noch, kleine Gesellschaften von Schriftstellern und Künstlern; sie kommen bei Gelegenheit des Abends zu einem oder dem andern, führen einen Fremden oder neuen Gast ein und verbringen genußreiche Abende bei Plaudereien, denen die Geistreichigkeit ohne jede „Mache" anhaftet. Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, wie ungemüthlich in Berlin die Schriftsteller untereinander leben, mindestens insofern, daß jüngere, die es doch immer in großen Städten gibt, nur selten durch gesellige Zusammenkünfte sich an ältere Geister anlehnen und damit auch fortbilden dürfen. Und diese Geselligkeit bildet doch immer einen großen Reiz und eine nicht zu verachtende Schule, aus der so manche gute Werke hervorgegangen sind.

Die Rührigkeit, mit welcher Theodor Mundt seit zwei Jahren wieder arbeitet, wird getreulich von seiner Gattin, Luise Mühlbach, getheilt. Dies literarische Ehepaar pflegt die Literatur mit einer Liebe, wie sie gewiß selten angetroffen wird. Bei Luise Mühlbach hat sich das Naturell einer Mecklenburgerin mit der Annehmlichkeit einer Südländerin vereinigt, und eine liebende Gattin und Mutter, macht man ihr auch als Schriftstellerin sehr gern das wohlverdiente Compliment. Theodor Mundt, der erst kürzlich die zweite Auflage seiner „Geschichte der Gesellschaft" vom Stapel laufen ließ, gibt soeben die Frucht seiner im Sommer gemachten Reise nach Paris unter dem Titel „Pariser Kaiserskizzen" heraus, die sich vornehmlich mit den Einflüssen und Umgestaltungen beschäftigen, welche die Hauptstadt Frankreichs unter dem zweiten Reich der Napoleoniden erlitten hat. Es gibt da Vieles zu erzählen und noch mehr zu vermuthen, denn die Dinge in Frankreich scheinen sich mit erschreckender Hast zu einer Wolke anzuthürmen. Was hilft es? Man sieht solange zu, wie das Drama dauert, und da man die Welt nicht halten kann, läßt man sie vernünftigerweise laufen. Und dabei schreibt man auch heute noch soviel Schönes von und über Paris; Villemot, der neue Feuilletonist der „Indépendence belge" an Stelle Jules Lecomte's, plaudert soviel für seine 15000 Fr. jährlich; so ein pariser Feuilletonschreiber hat doch ein glückseliges Loos — 15000 Fr. für 52 Wochenberichte!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Triumph Kotzebue's auf dem londoner Princeßtheater.

Diese Blätter haben es zwar in der Regel nicht mit Theaterereignissen zu thun, insofern sich nicht irgendein besonderes culturhistorisches oder literarisches Interesse daran knüpft. Ein solches scheint uns jedoch die Aufführung eines alten Kotzebue'schen, die Eroberung von Peru durch Pizarro behandelnden Stücks zu haben, welches in der Sheridan'schen Bearbeitung jüngst auf dem londoner Princeßtheater zur Darstellung kam und mit gewaltigem Beifall aufgenommen wurde. Wir entnehmen dem Bericht im „Illustrated London News" Folgendes: „Das unter dem Titel «Pizarro» von Sheridan übersetzte Kotzebue'sche Stück wurde als Bühnenstück zuerst im Jahre 1799 durch John Philipp Kemble auf die englischen Breter gebracht. Kemble gewann sich durch seine Darstellung des Rolla «goldene Meinungen», und seitdem ist diese Rolle eine Lieblingspartie der beliebtesten Schauspieler sowol in- als außerhalb Londons gewesen, obschon sie selten auf den eigentlich fashionabeln Bühnen dargestellt wurde. Charles Kemble gab damals die rührende Rolle des Alonzo, die berühmte Mrs. Jordan dessen Gattin Cora und Mrs. Siddons die tragische Heldin Elvira. Der Gegenstand des Dramas war ein sehr anziehender, aufregend durch seinen romanhaften Charakter und reich an Contrasten: Begierde und Ergeiz auf der einen und unverschuldetes Dulden, treue Liebe und ergreifende Reue auf der andern Seite. Die geschichtliche Wahrheit ist nicht gerade genau beobachtet, der Dramatiker gestattete sich jede Freiheit, die ihm geeignet schien, das dramatische Interesse zu erhöhen. Die außerordentlichste Geschicklichkeit zeigt sich in der Zeichnung der Charaktere und in der Arrangirung der Situationen." Was nun die jüngste Aufführung betrifft, so versichert der Berichterstatter, daß das Stück nicht besser gegeben werden konnte, und lobt namentlich Ryder als Pizarro, Kean als Rolla — eine Partie, welche, wie der Berichterstatter bemerkt, reich mit declamatorischen Stellen und mit Gefühlen ausgestattet ist, welche stets populär sein werden — Cooper als Orozombo, Miß Heath als Cora und Mrs. Kean als Elvira, eine Rolle, welche eine ungewöhnliche Energie erfodere und nur durch eine geniale Schauspielerin zu ihrer vollen Wirkung gebracht werden könne, weshalb auch berühmte Schauspielerinnen daran gescheitert seien. Mrs. Kean jedoch, wird weiter versichert, sei aller Schwierigkeiten, die in der Rolle lägen, Meisterin geworden; sie habe sie mit leidenschaftlicher Gewalt, dabei aber auch mit vollendeter Schönheit dargestellt und sei häufig der Erhabenheit nahegekommen. Der Bericht schließt: „Das Haus war zum Erdrücken voll. Charles Kean wurde mit rauschendem Beifall empfangen und vor dem Fallen des Vorhangs im zweiten Act herausgerufen. Kurz, der Versuch ist ohne allen Zweifel entschieden günstig ausgefallen und es ist durchaus nicht unmöglich, daß die «Spaniards in Peru» ihre hundert Wiederholungen erleben werden." Das „Athenaeum" nennt das Drama „weak and dull", räumt aber ein, daß es vollständigen Erfolg gehabt habe. Uebrigens ist bereits im Drurylane-Theater eine Parodie des Stücks zur Aufführung gekommen.

So hat also der bei uns so verachtete Kotzebue im Vaterlande Shakspeare's einen glänzenden Triumph gefeiert, während Schiller's „Maria Stuart" trotz der Darstellung der Maria

durch die Ristori vor einiger Zeit in London höchstens einen mittlern Erfolg gehabt hat. Freilich waren die Decorationen im Kotzebue'schen Stück die brillantesten und effectvollsten, die man sich denken kann. Ueberhaupt ist der Theatergeschmack in England so herunter, daß das höhere Drama nur noch der Geschicklichkeit der Maschinenmeister, Garderobiers und Decorationsmaler seine bühnliche Existenz verdankt. So wurden auch Shakspeare's „Sturm" und Byron's „Sardanapal" in neuerer Zeit nur aufgeführt, um dem Publicum mit überraschenden Decorationen aufwarten zu können. Was dabei gesprochen wird, ist, wie es scheint, ziemlich gleichgültig.

Das „Art Journal" macht bei Gelegenheit der Aufführung dieses, wie der Berichterstatter sagt, mit unerhörter Pracht von Kean ausgestatteten Spectakelstücks über die Ursachen, welche das höhere Drama in England zugrunde gerichtet haben, folgende Bemerkungen: „Die Ursachen hiervon sind ohne Zweifel mannichfacher Art; einige darunter nicht leicht aus dem complicirten Gewebe socialer und intellectueller Zustände herauszufinden, einige sich von selbst darbietend, einige, wie es fast scheinen möchte, zur Dauer neigend, einige, wie wir hoffen, der Art, um mit der Zeit ein Ende zu haben. Es gibt noch lebende Theatergänger, welche durch eigene Erinnerungen in Stand gesetzt sind, den Unterschied zwischen der Lage des Dramas noch zu den Zeiten der Kemble und seiner jetzigen zu ermessen, und die, ohne sich dieses Processes der Zeit bewußt oder fähig zu sein, jetzt seine Fäden nach rückwärts zu verfolgen, das Gespinnst der Umstände, durch welches sich dieser Unterschied erklärt und hervorgebracht wurde, um sich heranwachsen sahen. Außer vielen socialen Umwandlungen in Betreff der Sitte und der Anschauungen, welche alle zu diesem Zwecke hinführten, mag dies besonders hervorgehoben werden, daß der Fortschritt des Clublebens und die Ausbreitung literarischer Gesellschaften einen Zustand der Dinge herbeigeführt haben, ganz unähnlich demjenigen, in welchem der Müßiggänger keine andere Zuflucht als das Theater und der nach intellectueller Nahrung Begierige kein anderes Lesecabinet als die Bühne kannte. Männer, welche vordem des Vergnügens oder der Bildung wegen nach dem Theater als einer gemeinsamen Erholungsanstalt strömten, haben seitdem selbst Institute geschaffen, wo sie zugleich den Vortheil vergleichsweise größerer Abgeschlossenheit genießen und etwas wie von häuslicher Bequemlichkeit und Würde finden. Wenn sich irgendeine zahlreiche Classe der Commune vom Theater zurückzieht, ohne durch irgendeine andere ersetzt zu werden, so ist dies, praktisch genommen, ebenso viel, als ob sich Alles davon zurückzöge, weil in einem Lande, wo das Theater keine Unterstützung seiten des Staats genießt und nur eine Privatspeculation ist, die Bühnenpforten nur dann offengehalten werden können, wenn das Publicum in lohnender Zahl Einlaß begehrt. 'Indem gerade die beste Classe, welche das Theater zu ihrer Bildung besuchte und stets das gesunde und denkende Element bildete, durch welches das Bühnenwesen prosperirte, sich immer mehr vom Theater zurückzog, mußte nothwendig das höhere Drama dem Verderben anheimfallen." Der Berichterstatter meint nämlich, daß sich fortan die Privatunternehmer von Bühnen vorzugsweise an die Theilnahme der ungebildeten Masse angewiesen sahen, die nur durch sinnliche Apparate, prächtige Decorationen und Augenlust aller Art angezogen werden könne. Der Berichterstatter des „Art Journal" hätte, außer der wachsenden Menge anderweitiger Vergnügungsanstalten, auch die zunehmende Neigung zur bequemern Romanlectüre als eins der Motive nennen können, welche die gebildetern Classen der Bühne entfremdeten. Heinrich von Kleist erblickte die Ursache des Bühnenverfalls hauptsächlich in der zu sehr überwiegenden Theilnahme des weiblichen Geschlechts am Theatergenuß, wodurch der Dichter genöthigt werde, auf dieses hauptsächlich Rücksicht zu nehmen und zu viel weichliche und sentimentale Motive in seine dramatischen Compositionen einzumischen. Nikolaus Lenau prophezeite sogar, noch in seinen gesunden Tagen, daß wir binnen 50 Jahren überhaupt kein Theater mehr haben würden, wenigstens keins, was irgendwie diesen Namen verdiente.

H. M.

Notiz.

Neue literarische Erscheinungen in England.

Von der „Entire correspondence of Horace Walpole, Earl of Oxford" erscheint bei Bentley eine neue vermehrte, von Peter Cunningham besorgte Ausgabe in acht Bänden, chronologisch geordnet und mit einem Index und Porträts ausgestattet. Die „Memoirs of John Abernethy" erlebten soeben eine dritte Auflage. Die Verleger von Henry Cockburn's „Memorials of his times", A. und C. Black in Edinburg und Longman in London, zeigen an, daß das vierte Tausend Exemplare fertig gedruckt sei, was wir als Beweis der Theilnahme anführen, welche dieses Werk wie wol überhaupt Werke dieser Art in England finden. Von Lord Brougham's „Historical and political dissertations" ist ein neuer Band erschienen, welcher unter Anderm auch ein Capitel über die auswärtige Politik Englands und ein anderes über Revolutionen, namentlich die von 1848 enthält. Eine „Selection of Lord Brougham's speeches" in zwei Bänden wird den Schluß dieser Serie von Brougham's Werken bilden. Ein Werk von eigenthümlichem Interesse ist: „The life of Henry Cornelius Agrippa von Nettesheim, Doctor and knight, commonly known as a magician. By *Henry Morley* (2 Bde., London 1856). Näher liegt dem Interesse der Gegenwart das zweibändige, an merkwürdigen Mittheilungen reiche Werk: „Naples, political, social and religious." Der Berichterstatter im „Athenaeum" sieht sich nach Durchlesung desselben veranlaßt, auf das schöne Neapel den Ausspruch Swift's über Montague anzuwenden: es ist mit allen Himmelsgaben gesegnet, die Tugend ausgenommen. Wenden wir uns zur poetischen Literatur, so begegnet uns hier ein vielversprechender Dichter, Gerald Massey, dessen „Craigcook Castle", wenn auch zum Theil noch unreif, doch Dichtungen enthält, welche offenbares Talent verrathen und reich sind an wirklich schönen, malerischen oder rührenden Stellen. Von Charles Mackay, dem beliebten lyrischen Dichter, befindet sich ein neuer Band Dichtungen unter dem freundlichen Titel „Under green leaves" unter der Presse. Liebhaber echthumoristischer Lectüre werden wohlthun, zu dem „Punch's pocket-book for 1857" zu greifen. Mit Spannung sieht man dem in den nächsten Wochen zu erwartenden Werke Carlyle's über Friedrich den Großen entgegen. Romane drängen sich auch in England fortdauernd scharenweise auf den Markt, doch finden wir darunter keinen, der ein lebhafteres Interesse im Publicum hervorgerufen hätte. Der Kreis der Gegenstände, die sich dem Romanschriftsteller bieten, ist für den Augenblick erschöpft, und kaum dürften wir uns wieder auf wirklich epochemachende Romane in England Rechnung machen, ehe nicht die innern Verhältnisse Englands durch besondere social-politische Katastrophen oder Conflicte eine neue Form, einen neuen Gehalt und zugleich neuen Reiz gewinnen.

H. M.

Bibliographie.

Anitschkof, Der Feldzug in der Krim. 1ster Theil: Die Schlachten an der Alma, bei Balaklawa und bei Inkerman. Mit drei Plänen. Aus dem Russischen übersetzt von G. Baumgarten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Arago, J., Zwei Oceane. Eine Reise nach Chili, Californien, Taiti und Brasilien. Frei nach dem Französischen. Leipzig u. Magdeburg, Gebr. Baensch. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

Cornelius, C. S., Ueber die Bildung der Materie aus

ihren einfachen Elementen. Oder: Das Problem der Materie nach ihren chemischen und physikalischen Beziehungen mit Rücksicht auf die sogenannten Imponderabilien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Dahn, F., Gedichte. Leipzig, Herbig. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Desewffy, Graf E., Ueber die schwebenden österreichischen Finanzfragen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Domenech, E., Erinnerungen aus Amerika, insbesondere aus Texas. Aus (seinem) Tagebuche. Marburg, Elwert. Gr. 12. 8 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz. 2te Auflage. Berlin, Springer. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

— — Käthi die Großmutter, oder: Der wahre Weg durch jede Noth. Ausgabe mit acht Zeichnungen von L. Pietzsch. Ebendaselbst. Br. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Günther, J., und O. A. Schulz, Handbuch für Autographensammler. Mit Holzschnitten und einer Tabelle. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 8. 3 Thlr.

Hahn, H., Die Reise des heiligen Willibald nach Palästina. Eine historisch-geographische Abhandlung. Berlin, Gebauer. 4. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Von Turgot bis Babeuf. Ein socialer Roman. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikon's. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Graf d'Anethan d'Entragues. Roman. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Die alte Jungfer. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Kleinigkeiten. Nach dem Englischen der 11ten Auflage des Originals. 3te Auflage. Bremen, Heyse. 16. 7½ Ngr.

Küchler, K., Gustav Adolf der edle König von Schweden und der Retter protestantischer Freiheit in unserm lieben deutschen Vaterlande. Weida, Huth. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurs, Auguste, Nora. Dichtung. Berlin, Sacco. Gr. 16. 15 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1857. Herausgegeben von P. A. Klar. 16ter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag. Leipzig, C. H. Mayer. Gr. 16. 2 Thlr.

Löwenthal, E., Wahrheit und Dichtung. Tübingen, Riecker. 16. 7½ Ngr.

Der Maler Hans Holbein. Basel, Fischer u. Comp. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Marsh's, Mrs., gesammelte Werke. Aus dem Englischen. Herausgegeben von Louise Marezoll. 1ste Lieferung. Leipzig, Friedlein. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Ausgabe. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Märzroth, Liederbuch ohne Goldschnitt. Dresden, R. Schaefer. 16. 15 Ngr.

Meyeringh, F., Das Asyl Steenbeck. Ein Zeugniß der innern Mission aus Holland. Herausgegeben vom rheinischen Provinzialausschusse für innere Mission. 2te Auflage. Mit einem Plane des Asyls Steenbeck. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyr, M., Gedichte. Berlin, Springer. 1857. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, L., Historische Characterbilder. Zwei Bände Berlin, Janke. 1857. 8. 3 Thlr.

— — Die Pariserin nach der neuesten Mode. Modernes Sittenbild in einem Akt. Nach einer französischen Idee. Berlin, Artistische Anstalt. 1857. 16. 10 Ngr.

Neumeister, R., Hannibal und Livia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 22½ Ngr.

— — Herodes der Große und Mariamne. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ebendaselbst. 8. 22½ Ngr.

Panofka, T., Dichterstellen und Bildwerke in ihren wechselseitigen Beziehungen. Mit 21 Bildwerken auf vier Erläuterungstafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr.

Prinzinger, A., Die älteste Geschichte des baierisch-österreichischen Volksstammes. 1ster Theil. Salzburg. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Prisac, W., Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Lehr- und Handbuch. 1ste Lieferung. Regensburg, Manz. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raulf, Emanuel, Aus der Mappe eines Cosmopoliten. Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raumer, F. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden. 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Reding von Biberegg, Reiseblätter. München, Lentner. 8. 12 Ngr.

Roth, R., Abhandlung über den Atharva Veda. Tübingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Rudolphi, Caroline, Gemälde weiblicher Erziehung. Zwei Theile. 4te Auflage. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Br. 8. 2 Thlr.

Sagen und Klänge aus Thüringen. Rudolstadt, Froebel. 1857. 16. 10 Ngr.

Schneider, E., Zur Erdgeschichte. Geologische Studien. Bamberg, Buchner. Gr. 4. 24 Ngr.

Fröhliche Sommertage und Winternächte. Vom Ausland gebracht durch Demokritos. 1ster Theil. Stuttgart, Scheible. 16. 21 Ngr.

Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 4te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Stirling, W., Velazquez und seine Werke. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr.

Tuckerman, H. T., Characterbilder englischer Dichter. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Weiter, G., Bühnenspiele. 1stes Bändchen. Lübeck, Dittmer. 1857. 8. 1 Thlr.

Wernick, F., Geschichtliche Uebersicht der deutschen Nationalliteratur mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen. Ein Handbuch für den Unterricht in Töchterschulen und zur Selbstbelehrung. Zwei Abtheilungen. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Thlr.

Wildenhahn, A., Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 3te durchgesehene Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, E., Echo aus der Eifel. Legenden nebst Einleitung. Regensburg, Manz. 16. 18 Ngr.

Ziehen, E., Norddeutsches Leben. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Gehe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. 2te Auflage. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Ghillany, F. W., Das Verhältniss Neuenburgs zur Krone Preussen. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die evangelische Pfalz im Jahre 1856. Eine Abwehr ungerechter Angriffe. Landau, Kaußler. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

92. **Koenig (H.), Gesammelte Schriften.** Fünfter und sechster Band. — A. u. d. T.: **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zwei Theile. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorherrschende Interesse und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfasser bewogen, in „Hedwig, die Waldenserin" mehr ein neues Buch als eine neue Auflage seines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne absichtliche Tendenz geschrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser werden in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm so gewogenen deutschen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" (1854, 1 Thlr.) beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. A. Varnhagen von Ense (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval" (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Den 7. bis 9. Band von Koenig's „Gesammelten Schriften" bildet der in zweiter Auflage erscheinende Roman „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1857, 3 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's Werk endlich, „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

93. **Lange (Henry), Karte der Kaukasus-Länder,** bearbeitet und gezeichnet. In Carton. Colorirt 8 Ngr.

Eine von dem rühmlichst bekannten Kartographen **Henry Lange** gezeichnete Karte, die außer für die Leser des in demselben Verlage erschienenen Werks: **Haxthausen** (A., Freiherr von), „**Transkaukasia.** Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen." (2 Theile, 1856, 5 Thlr. 10 Ngr.), gewiß auch für weitere Kreise Interesse hat.

94. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen hiervon:

16. **Von Minden nach Köln.** Schilderungen und Geschichten. Von **L. Schücking.**
17. **Der Rhein von Mainz bis Köln.** Von **N. Hocker.**
18. **Die Böhmischen Bäder.** Von **S. Kapper.**
19. **Das Schlesische Gebirge.** Von **R. Gottschall.**
20. **Das hessische Land und Volk.** Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Von **E. Müller.**

Früher erschienen:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **J. Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **L. Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. G. Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **H. Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **E. Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **K. G. von Berneck.** Mit zwei Plänen.
7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **N. Hocker.**
9. **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **A. Bock.**
10. **Von Frankfurt a. M. nach Basel,** Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande. Von **A. Buddeus.**
11. **Briefe aus Südrußland** während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**
12. **Reise-Pitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**
13. **Münchener Skizzenbuch.** Von **W. Müller von Königswinter.**
14. **Schillerhäuser.** Von **J. Rank.**
15. **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **M. Kurnik.**

Literarische Anzeigen werden in den einzelnen Bändchen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr., einer halben Seite mit 2 Thlr. 15 Ngr., einer ganzen Seite mit 4 Thlr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 50.** —— 11. December 1856.

Inhalt: Das deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar. Von **Paul Wigand**. — Joseph de Maistre. — Des Amerikaners Tuckerman Charakteristiken englischer Dichter. — Albumliteratur. Von **Rudolf Gottschall**. — Nochmals Schelling und Schopenhauer. Von **David Asher**. — **Notiz**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Das deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar.

Das Archiv des ehemaligen Reichskammergerichts, das letzte Denkmal deutscher Reichs- und Rechtsverfassung, das in die neue Zeit herüberragte, wurde durch eine von der Deutschen Bundesversammlung ernannte Commission seit einer Reihe von Jahren verwaltet, welche hauptsächlich den Auftrag hatte, die von den verschiedenen Behörden abgefoderten Acten unter gewissen Förmlichkeiten auszuhändigen, auch Einsicht der Acten zu praktischem Gebrauch zu gestatten. Man hoffte, daß auf diese Weise die mit Acten angefüllten Säle sich allmälig lichten würden. Da aber die Masse noch immer übergroß geblieben war und man die schon solange bestehende Gemeinschaft endlich auflösen wollte, so wurde von der Bundesversammlung der Beschluß gefaßt, auch ohne Abfoderung den ganzen Schriftvorrath unter die verschiedenen Bundesregierungen zu vertheilen, und es wurden zu dem Ende durch eine Anzahl Hülfsarbeiter Specialregister angelegt und die Theilung nach vorgeschriebenen Normen endlich vollzogen. Auf Preußen fiel wol ein Drittel des ganzen Vorraths, und zugleich wurden diesem Staat die untheilbaren Stücke, namentlich die wichtigen Protokoll- und Urtheilsbücher zur Aufbewahrung anvertraut. Der Sitz dieser Sammlung blieb vorerst in Wetzlar, ohne daß eine Aufsicht Sachkundiger darüber angeordnet worden wäre.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der mehre Jahre Mitglied der Archivcommission war, überzeugte sich, daß seit der Auflösung der Reichsverfassung sich Niemand um den Inhalt dieses Archivs bekümmert hatte, daß alle Schreiben und Berichterstattungen nur das Aeußere, Form, Register, sowie Aufräumungs- und Theilungsprojecte betroffen hatten, und daß die alten wie die neuen Register über den Inhalt und die Bedeutung dieses Archivs nirgends einen Fingerzeig gaben. Er suchte daher nach vollzogener Theilung im Jahre 1852 durch eine Denkschrift die höchste Archivbehörde zu Berlin von der Wichtigkeit dieser Schriftsammlung in Kenntniß zu setzen, machte Vorschläge für Aufstellung, Richtung, Ordnung und wissenschaftliche Benutzung der Sammlung und gab zugleich als Beleg für seine Ausführung in einem besondern Werke*) eine Reihe von Abhandlungen, wodurch die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte bereichert wurde. Durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Arbeiten hoffte er aber zugleich die Archivare der verschiedenen Bundesstaaten gleichfalls zur wissenschaftlichen Benutzung der ihnen zugekommenen Antheile aufzufodern und zu bewegen. Denn wenngleich diese Actensammlung früher von berühmten Juristen schon benutzt und ausgebeutet wurde und unzählige Rechtsfälle mitgetheilt worden sind, so hatten diese Juristen des vorigen Jahrhunderts doch blos ihre Zeit, ihren Standpunkt der Rechtswissenschaft und die Förderung einer gleichmäßigen Justiz, sowie die Abstellung vielfältiger Irrthümer und Misbräuche im Auge. Für die ältere Zeit, die uns einen Reichthum von geschichtlichen, rechtshistorischen und alterthümlichen Gegenständen aus einer der denkwürdigsten Uebergangsperioden von veralteten Zuständen in eine neue Zeit wissenschaftlicher Bildung bietet, hatten sie noch keinen Sinn, und man hat deren Wichtigkeit erst durch den Einfluß unserer neuern Germanisten überall erkannt und gewürdigt.

Das Gerichtswesen in deutschen Landen war in den anarchischen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts überall in den kläglichsten Zustand gerathen, und man vermißte am bittersten ein oberstes ständiges Reichsgericht, das mit Kraft der Eigenmacht und Gewalt entgegenzutreten im Stande war; denn das bisherige kaiserliche Hofgericht, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, bestand aus Rittern seines Gefolgs, wechselte stets mit ihm den Aufenthaltsort und war mit andern Angelegenheiten mehr als mit den Rechtshändeln beschäftigt. Unter Kaiser Max, dem Vermittler alter und neuer Zeit, wurde

*) Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft, für Rechtsalterthümer, Sitten und Gewohnheiten des Mittelalters, gesammelt aus dem Archive des Reichskammergerichts zu Wetzlar; nebst einer Denkschrift über Geschichte, Schicksale, Inhalt und Bedeutung jenes Archivs, von Paul Wigand. Leipzig, Hirzel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

endlich das Verlangen der Stände, der dringende Wunsch des Reichs erfüllt: der Ewige Landfriede und das ständige Reichskammergericht wurden am 7. August 1495 auf dem berühmten Reichstag zu Worms promulgirt; am 31. October wurde es zu Frankfurt im Braunfels vom ersten Kammerrichter, Eitel Friedrich, Graf zu Zollern, eröffnet, und der Kaiser selbst übergab ihm den Richterstab, der jetzt zu Wien aufbewahrt wird. Es hielt aber sehr schwer, bis sich dieser neue Gerichtshof befestigte. Eigenmacht und Trotz trat seiner Autorität noch überall schroff entgegen, und die Stände waren immer zäh in Bezahlung ihrer Beiträge zu den Kosten des Instituts. Mehrfach wechselte der Sitz des Gerichts, die Thätigkeit desselben wurde oft unterbrochen, und mit der Anwendung der neuen gelehrten Jurisprudenz, die dem alten einfachen Gewohnheitsrecht entgegentrat, entwickelten sich zugleich solche weitschweifige Formen und endlose Schreibereien, daß die Klagen über Justizverzögerung und Langsamkeit des Proceßgangs bald allgemein zu den unabwendbaren Calamitäten der Reichsjustiz gezählt wurden.

Allmälig befestigte sich aber das Gericht und seine Autorität wuchs immer mehr. Es wurde mit tüchtigen Männern besetzt, die ihre Pflicht mit unparteiischer Strenge erfüllten und gegen Eigenmacht, Besitzstörungen und tyrannische Willkür kleiner Dynasten und Herren schnelle und energische Hülfe gewährten, auch den Weg zu einer gleichmäßigen Rechtsanwendung bahnten. Am längsten hatte das Gericht seinen Sitz zu Speier, bis 1689 die Franzosen die Pfalz verheerten und auch jene Reichsstadt durch Brand zerstörten, sodaß ein, anderer Sitz für das Gericht gesucht werden mußte. Die Wahl traf die unansehnliche Stadt Wetzlar, weil die meisten Reichsstädte die Aufnahme weigerten, und es blieb der Sitz des Gerichts bis zur Auflösung des Reichs 1806. Die Acten waren nur theilweise bei dem Brand Speiers gerettet worden; ein großer Theil fiel in die Hände der Franzosen und wurde nach Strasburg gebracht, auch erst nach dem Ryswiker Frieden in 500 Kisten restituirt. Viele wurden dennoch vermißt. In Wetzlar fehlte es an Raum, und so wurden die ältern Acten einstweilen in Frankfurt und Aschaffenburg deponirt. Wenn nun eine solche gebraucht wurde, so reiste ein Archivar hin, um sie aufzusuchen, was immer mit großen Kosten verbunden war. Das Heilige römische Reich discutirte aber über die Errichtung eines Archivgebäudes bis zum Jahre 1782, wo der Bau endlich begann, doch bis zum Jahre 1806 wegen fehlender Mittel unvollendet blieb. Erst die preußische Regierung gab dem Gebäude Dach und Fenster.

Die Stadt Wetzlar war nach Auflösung der deutschen Reichsverfassung in den Besitz des Fürsten Primas des Rheinbundes, Großherzogs von Frankfurt, gekommen, der als ehemaliger Kurfürst und Erzkanzler sich das Verdienst erwarb, für die Erhaltung des Archivs alle Sorge zu tragen. Er ließ 1807 mit großen Kosten die alten Acten aus Aschaffenburg nach Wetzlar bringen und beschäftigte das noch vorhandene Subalternpersonal des Gerichts mit Aufstellung einer gesicherten Ordnung. Es wurde ein Generalrepertorium gefertigt, welches 3000 Folien zählt. Ein Berg von ungeordneten Schriften, zu 400 Centnern angeschlagen, blieb einstweilen ungeordnet liegen. Durch die Gewissenlosigkeit der Subalternen kam auch manches Denkwürdige in die Hände antiquarischer Sammler.

Nach der Befreiung Deutschlands von der Herrschaft der Franzosen ging die Stadt Wetzlar in den Besitz der Krone Preußen über, und das daselbst aufbewahrte Archiv wurde als hinterlassenes Denkmal des Deutschen Reichs, als ein Gemeingut sämmtlicher Regierungen von der Deutschen Bundesversammlung in Besitz und Aufsicht genommen. Die Frage über Sein oder Nichtsein, Vernichtung oder Aufbewahrung wurde lange discutirt und endlich ein Mittelweg eingeschlagen, nämlich allmälige Auflösung und Theilung des Gemeinguts. Durch den Beschluß vom 25. Januar 1821 faßte man die fortdauernde praktische Wichtigkeit dieser Acten vorzugsweise ins Auge, ernannte eine Archivcommission und beauftragte dieselbe, die Acten, welche von den Gerichten abgefodert würden, nach einem gegebenen Regulativ auszuantworten und die gänzliche Auseinandersetzung und Auflösung dieser Gemeinschaft vorzubereiten. Hierzu wurde ein Termin von 20 Jahren festgesetzt. Nach Ablauf derselben zeigte sich aber, daß die überfüllten Säle keineswegs gelichtet waren. Von ungefähr 80,000, meist sehr umfangreichen Acten waren nur 9—10,000 abgefodert worden, und der bleibende Vorrath bildete immer noch ein großes, inhaltsreiches und schwer zu übersehendes Ganzes. Die Wichtigkeit dieser Schriftsammlung für die Geschichte springt in die Augen, wenn wir uns die öffentlichen Zustände des Deutschen Reichs seit der Gründung des obersten Gerichtshofs vergegenwärtigen. Eine neue Zeit war angebrochen, neue Verfassungs- und Gesellschaftszustände suchten sich überall zu bilden, aber es wußte doch, besonders im Anfang des Jahrhunderts, noch Keiner recht, wie er daran war. Die Territorialgewalt war noch in der Ausbildung begriffen; die Ansichten über das Vergangene und Bestehende vermischten sich aufs wunderlichste; an Gesetzen und gesetzlichen Einrichtungen fehlte es noch überall, und man griff, um sich zu orientiren, nach den alten Pergamenten der Urkunden, die man bisher nur als Talismane gehütet hatte. Eben weil das 15. Jahrhundert die Uebergangsperiode vom Mittelalter bis zur vollendeten modernen Zeit bildet, sind fast alle Acten aus demselben für die Geschichte wichtig, besonders für ältere Rechts- und Verfassungszustände, indem sie noch soviel Altes, im Absterben Begriffenes neben dem werdenden Neuen zeigen. Am wichtigsten müssen aber diejenigen Acten erscheinen, die am obersten Reichsgericht verhandelt wurden. Denn der Gerichtssprengel desselben war wol der angesehenste, den es geben konnte. Er erstreckte sich von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meer, von der Düna bis zur Rhone; und so viele Acten erinnern noch an echte deutsche Provinzen, die nach und dem Reich entrissen wurden. Die

hohen und höchsten Personen des Deutschen Reichs, sowie Länder, Städte und Gemeinden treten hier handelnd auf. Die wichtigsten Angelegenheiten kommen zur Sprache, überall eingreifend in die großen Interessen des Reichs, in die Aufgaben der nach neuer Bildung und Verfassung, sowie nach geregelten Zuständen strebenden Zeit. Hemmungen und Förderungsmittel auf den Bildungswegen eines neuen Jahrhunderts lernen wir kennen, und es ist nicht zu viel gesagt, daß eine ganze Geschichte in diesen Acten ruht und modert, die man lange für einen lästigen Papierwust anzusehen gewohnt war. Sehr viele Processe greifen in eigenthümliche Gerechtsame und alterthümliche Verhältnisse, zeigen den Kampf um veraltete und neu zu ordnende vaterländische Institutionen, geben mannichfache Beiträge für Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer; so namentlich über Mark-, Stadt- und Dorfrechte, über Zehnten, Kurmede, Beeten und andere alterthümliche Abgaben, Rechte und Gerechtigkeiten, über Zoll- und Stapelrecht, über Strandrecht, Herings- und Salmfang, über Schiffahrt und Freiheit der Flüsse, über Münz- und Siegelrecht. Vorzüglich wichtig ist auch dies Archiv für die politischen und kirchlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts, für die Geschichte der fürstlichen, gräflichen und dynastischen Familien, für ihre Besitzthümer und Gerechtsame, für Successionsrechte und Ganerbinate. Die Familienarchive wurden geöffnet und die Documente zu den Acten geliefert. Fast keine Acte schlagen wir auf, wo nicht eine Reihe denkwürdiger Urkunden in glaubhaften Copien, oft auch im Original, uns mannichfach belehrten. Da finden sich Hausverträge und Stiftungen, Testamente, Kauf-, Tausch- und Theilungsverträge, wichtige Vergleiche, schiedsrichterliche Entscheidungen und Weisthümer bis in die ältesten Zeiten hinauf. Und wenngleich diese Urkunden der Vorzeit häufig misverstanden, unrichtig ausgelegt und von den Advocaten mit unreifer Gelehrsamkeit übergossen wurden, wenn man sie auch oft auf unpassende Weise der neuen Ordnung der Dinge als Schild entgegenhielt, so sind sie uns doch jetzt für die Geschichte sehr bedeutsam und bieten oft historische Momente, die selbst aus den Landes- und Familienarchiven, deren Zustand seitdem so manchem Schicksal ausgesetzt war, nicht mehr ergänzt werden können.

Wenn nun bei dieser geschilderten Wichtigkeit jenes Schriftvorraths es für jeden Freund und Forscher deutschen Alterthums höchst wünschenswerth gewesen wäre, dies ehrwürdige Denkmal der Vorzeit als Ganzes erhalten, in würdiger Weise aufgestellt und der Benutzung der Geschichts- und Alterthumsforscher geöffnet zu sehen, so behielt die Deutsche Bundesversammlung doch die definitive Auseinandersetzung dieses Gemeinguts im Auge, und nachdem auf die Berichte und gutachtlichen Vorschläge des Referenten die durchaus nöthigen Vorarbeiten geschehen waren, wurde von derselben 1845 wegen der endlichen Theilung des Vorraths der Beschluß gefaßt und nach jahrelangen Arbeiten und großen Kosten vollzogen. Der Zweck war erreicht, das Gemeingut in richtige Parcellen zerlegt und getheilt.

Da nun der umfangreichste und wichtigste Theil des Archivs an Preußen gefallen war und dieser immer noch ein bedeutendes Ganzes bildete, so suchte der Verfasser durch erwähnte Denkschrift die königliche Regierung von der Wichtigkeit der Sammlung in Kenntniß zu setzen. Er zeigte zugleich, was bei den gefertigten summarischen Repertorien zu desideriren sei, erwog die Ressortverhältnisse und zeigte namentlich die irrthümliche Ansicht, diese Sammlung als eine Registratur alter reponirter Acten den Gerichten zur Aufbewahrung zu übergeben, wo sie unbenutzt dem Schicksal anderer reponirter Acten entgegengehen würden. Er entwickelte seine Ansichten über die Bestimmung, Aufstellung, Aufsicht und Behandlung des Archivs, und der Ministerpräsident von Manteuffel hat den gutachtlichen Aeußerungen seine beifällige Aufmerksamkeit nicht versagt.

Die Sammlung denkwürdiger Rechtsfälle, die das angezeigte Werk selbst enthält, sind, da die Repertorien durchaus keinen Fingerzeig über die Wichtigkeit des Inhalts boten, meist nur zufällig aus der großen Actenmasse herausgegriffen, dann aber in ein gewisses System geordnet worden, das folgende Abschnitte enthält:

I. Reichssteuern, Reichshülfe und Geldnoth im 16. Jahrhundert.

Der hohe und niedere Adel war in der Zeit der anarchischen Jahrhunderte in größte Geldnoth gerathen, während die Städte aufblühten und reich wurden, weshalb zwischen beiden Haß und Zwiespalt bis zum Bürgerkrieg sich entwickelte. Einem deutschen Reichsfürsten mußte es doch gewiß an Geldmitteln fehlen, wenn er sich von einem Wirth zu Tübingen wegen 10 Fl. 20 Kr. weniger einen Pfennig, die er im Wirthshaus mit seinen Knechten verzehrt, erst beim Hofgericht zu Rottweil und dann beim Kammergericht (1540) verklagen ließ. Noch größer wurde die Geldverlegenheit, als der Solddienst an die Stelle des Lehndienstes trat und Kriegsleute bezahlt werden mußten. Die Mittel reichten nirgends aus, und ein geregeltes Steuersystem hatte sich noch nicht entwickelt. Man suchte sich daher dem Reichsdienst auf jede Weise zu entziehen und blieb mit den liquiden Geldbeiträgen stets im Rückstand. Gemeingeist fehlte völlig, und jeder Reichsstand war nur auf seine Sonderinteressen bedacht und kümmerte sich nicht um das Wohl des Ganzen, worüber Kaiser Max, bei allen seinen großen Planen für das Ansehen des Reichs, stets so bittere Klagen führte. Geistliche reiche Stifter entblödeten sich nicht, auf alle Exemtionen und Privilegien aus dem 9. und 10. Jahrhundert gestützt, sich den Reichslasten zu entziehen. Die weltlichen Fürsten machten es nicht besser, und der Reichsfiscal hatte fortwährend gegen die Widerspenstigen Klage zu erheben. Mit welchem Erfolg aber, zeigt ein Proceß gegen den Grafen zu Zollern, als Inhaber der Grafschaft Vehringen und Herrschaft Sigmaringen, von 1550 (1). Der Graf weigerte sich, die paar Mann Kriegsleute und die wenigen Gulden Reichssteuer zu entrichten, indem er behauptete, die Grafschaft

Vehringen sei vor Zeiten ein Eigenthum des Hauses Oestreich gewesen und habe niemals einen besondern Anschlag in der Reichsmatrikel gehabt. Die Grafen von Würtemberg und Werdenberg als Vorgänger, die östreichischen Erzherzoge selbst als frühere Besitzer und Lehnsherren wurden mit in den Proceß gezogen; weitläufige Successions- und Belehnungsfälle, auch Pfandschaften wurden erörtert, die alten Archive durchsucht und eine Menge Urkunden bis ins 13. Jahrhundert hinauf producirt. Das Reichsgericht erkannte zwar den Grafen für schuldig, dieser wußte aber wieder soviel dazwischenzuwerfen, daß nach 50 Jahren noch immer in der Sache geschrieben und während dieses Zeitraums nichts bezahlt wurde. Wir lernen aus dieser Sache auch, wie es damals mit den Archiven aussah. Während das Archiv zu Innsbruck mit größter Vorsicht unter vier Aufsehern und ebenso viel Schlössern verwahrt lag, berichtete der Obervoigt von Trochtelfingen, daß er im Schloß überall fleißig nach dem Archiv gesucht, auch endlich die Truhen, worin die Urkunden befindlich, unter anderm Gerümpel auf dem obersten Gemach des Dachstuhls versteckt gefunden habe.

Nicht einmal die Türkennoth konnte die deutschen Fürsten bewegen, ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich zu erfüllen. Im Jahre 1542 war Reichshülfe gegen die Türken bewilligt und bestimmt worden, daß dem obersten Hauptmann (damals Kurfürst Joachim von Brandenburg) von jedem Kreis ein erfahrener Kriegsrath solle zugeordnet werden. Die westfälischen Kreisstände hatten dazu den Ritter von Selbach erwählt, mit dem Ansinnen, in den ersten drei Monaten selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Da dieser aber bedenklich war, so hatte der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, sowie der Herzog von Jülich, Kleve und Berg die Zahlung selbst übernommen und sich urkundlich verpflichtet. Dennoch erhielt der tapfere Ritter, der für sich und seine Leute 7230 Fl. aufgewendet hatte, weder von jenen Fürsten noch von den Kreisständen seine Bezahlung, und er mußte, „wiewol er im Lande Hungarn, im Kampf gegen den Erbfeind, den Türken, ohne Ruhm zu melden, Keinem nachgestanden", sich in das Labyrinth eines kammergerichtlichen Processes begeben (2). Das Mandat wurde zwar schnell erlassen, aber mit den erbärmlichsten Einreden auf die Klage geantwortet. Die Kreisstände hatten ihre Zahlungspflicht nicht erfüllt, die verklagten Fürsten weigerten ebenso die Zahlung der liquidirten Foderung, die sie doch verbrieft und besiegelt hatten. Was aus dem Proceß geworden, ergeben die Acten nicht; aber bei solchen trostlosen Zuständen konnte das zerrissene Deutschland den auswärtigen Feinden nicht die Spitze bieten, und auch jener Türkenzug misglückte gänzlich. Man mußte froh sein, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu schließen.

II. Ewiger Landfriede und fortwährende Landfriedensbrüche.

Der wormser Reichstagsbeschluß hatte den Ewigen Landfrieden proclamirt, der nun allen Gewaltthaten des Faustrechts und jeder Selbsthülfe ein Ende machen sollte, allein Tausende unserer Acten des 16. Jahrhunderts beweisen, daß dieser Landfriede nur auf dem Papier stand, aber in der Wirklichkeit schwer zu handhaben war; und alle Mandate des Reichsgerichts konnten nur wenig dem Unfug Einhalt thun, wenn nicht allmälig die geänderte Zeit und Sitte es gethan hätte. Manches Genrebildchen liefern die desfallsigen Proceßacten, die uns die damaligen Zustände klarmachen. So verklagte 1497, zwei Jahre nach dem Landfrieden, der Ritter von der Heyden den Rüdiger auf dem Berge und Consorten (3), daß sie ihn, unbewahrt ihrer Ehre und ohne alle redliche Ursache, gegen Recht und Billigkeit, gegen die Goldene Bulle, königliche Reformation und jüngst verfaßten gemeinen Landfrieden, auf des Heiligen Reichs Straße, vor der Pforte der Stadt Essen, Abends überrannt, geschlagen, auf Rüdiger's Schloß geführt, ihm für 300 Fl. an Baarschaft und Kleinodien geraubt, einen Knecht auf der Wahlstatt todtgeschlagen, seine Erbgüter bei nächtlicher Weile verbrannt, verwüstet und abgeschatzt, auch ihn zu fernerer Schatzung nach dem Schloß Burbek geführt, woraus er durch göttliche Schickung entkommen, doch noch immer wegen seines Leibs und Guts in Sorge und Unsicherheit stehe.

Auch förmliche Wegelagerung und Raub kamen noch vor, wiewol die reichsgerichtlichen Mandate doch etwas vorsichtiger machten. Denn wenn auch die Thäter den Urtheilsspruch oder die Vollstreckung desselben abzuwenden wußten, so war doch schon der Proceß mit seinen kostspieligen Förmlichkeiten ein Mittel der Abschreckung. Im Jahre 1544 (4) kam ein gewisser Rose von Verden mit einem Schiff voll Wein und andern Waaren die Weser herunter und wurde bei dem ravensbergischen Städtchen Vlotho von einem bekannten Räuber und dessen Spießgesellen gefangen, geschlagen und seiner ganzen Habe beraubt. Der Kläger behauptete, daß der Hauptmann und Amtmann von Vlotho, ein Schmied, statt ihm Hülfe zu gewähren, sich in Gemeinschaft mit einem Herrn von Ledebur an der Plünderung betheiligt und ihren Antheil am Wein erhalten hätten. Sie hätten ihn sodann gebunden, auf ein Pferd geworfen, nach der Burg des Ledebur geschleppt und in Ketten zehn Wochen auf den Tod gemartert, bis er mit Gottes Hülfe entkommen. Alle Bemühungen, zu seinem Recht zu gelangen, seien vergebens gewesen, keine Behörde habe sich seiner angenommen und er suche nun sein Recht gegen die beiden Ritter bei dem Reichsgericht. Dies erließ zugleich die üblichen Mandate, die Verklagten wußten aber mit Hülfe ihrer Advocaten den Proceß in die Länge zu ziehen und stellten alle Beschuldigungen in Abrede. Erst 26 Jahre nach der That wurde die Beweisaufnahme verfügt. Ein Folioband von Zeugenaussagen lieferte verworrene Resultate, weil nach so langer Zeit die meisten und besten Zeugen nicht mehr am Leben waren und sich Vieles verdunkelt hatte. Das Reichsgericht erkannte endlich auf den Reinigungseid, und auch gegen diesen wehrten sich die Schuldigen in zehnjährigen Verhandlun-

gen. Der Amtmann war inzwischen gestorben, der Ledebur ein Siebziger geworden, der sich entschuldigte, keine Reise zum Gericht machen zu können. Da wurden Commissarien ernannt und die eisernen Ketten und Banden zugleich aus dem Gewölbe des Gerichts verabfolgt, um sie zur Recognition vorzulegen. Da die Acten hiermit schließen, so scheint doch der Thäter, um keinen falschen Eid zu schwören, sich endlich verglichen zu haben.

Auch der Krieg, den der unglückliche Erzbischof und Kurfürst von Köln, Gebhard, mit Hülfe seiner tapfern Anhänger führte, kam als Landfriedensbruch zum Proceß vor dem Reichsgericht (5), und die Acten liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte Gebhard's, namentlich ein weitläufiges Schreiben an das Kammergericht von 1585, worin er seine Gesinnungen, seine religiösen und politischen Ansichten und Rechtszuständigkeiten entwickelt und für sich, sowie im Namen der protestantischen Stände die bittersten Beschwerden über den Bruch des Religionsfriedens führt. Die Klage war gegen die Grafen und Herren gerichtet, die dem entsetzten Kurfürsten waffengerüstet beistanden, und Kläger waren die niederländisch-westfälischen Stände, der Herzog zu Jülich an der Spitze. Die Acten zeigen, daß alle Roheit des Faustrechtsadels und der nachherigen geworbenen Söldner, der berüchtigten Landsknechte, auf die neue Soldateska übergegangen war. Es heißt in der Klage, daß die Gegner fast täglich in des Herzogs Land fielen, dessen Aemter, Dörfer und Flecken durchstreiften, die Unterthanen plünderten, spannten, bänden, schlügen, brieten und gefänglich wegschleppten, auch alle geistlichen Standespersonen zum gräulichsten mishandelten, ermordeten oder in schweres Gefängniß führten und auf Ranzion setzten, Frauen und Jungfrauen schändeten, alle bewegliche Habe wegnähmen oder verdürben und niederbrennten, auch die Früchte auf dem Felde nicht verschonten, sodaß die armen Bauern ihre Aecker unbestellt müßten liegen lassen, kurz solche Gewalt übten, deren sich selbst die Türken schämen möchten. Die Verklagten bestritten die Competenz, weil hier von einem rechtmäßigen Krieg ihres lieben Herrn und Freundes Gebhard die Rede sei, der sich zu keinem Proceß eigne. Sie bezogen sich auf ihr Dienst- und Lehnsverhältniß zu demselben und antworteten mit soldatischem Trotz, behaupteten auch, daß, wenn durch ihre Leute Schaden zugefügt sei, die Gegner, namentlich das bairische Kriegsvolk, noch 20—40 mal mehr Leids und Schadens zugefügt hätten. Das Kammergericht ließ trotz vieler Schreiberei die kritische Sache ruhen und wartete ab, daß auch die Gemüther sich beruhigten.

Die Zeiten der Anarchie und des Faustrechts hatten alle Verhältnisse verwirrt, alle Grenzen verrückt, allen Besitzstand unsicher gemacht; und wie auch der schwächere Theil nun nach seinen friedlichen Beweismitteln und alten Urkunden griff, so zuckte es dem stärkern doch noch immer in der Faust und jede Besitzstörungsklage des 16. Jahrhunderts gibt uns zugleich ein Bild von eigenmächtiger Gewaltthätigkeit. In dieser Beziehung ist die Besitz- und Lehnsklage der von Korf und von Hörde sehr denkwürdig. Die Letztern hatten sich trotz kammergerichtlicher Mandate mit bewaffneter Mannschaft in den Besitz der streitigen Lehnsgüter gesetzt, und das Gericht erließ ein wiederholtes Inhibitorium gegen solche „Eigenthätlichkeiten und enormissima attentata". Eine Reihe denkwürdiger älterer Urkunden, Lehnbriefe, Atteste der Landstände und Städte bewiesen aber nicht nur das Recht des Klägers aufs klarste, sondern bieten uns auch die wichtigsten Beiträge für das particulare Lehnrecht im Herzogthum Westfalen. Welche Begriffe man damals von Besitzrechten hatte, zeigt eine andere Acte des 16. Jahrhunderts, wo wegen Eigenmacht und Gewaltthat geklagt war und der Beklagte namentlich beschuldigt wurde, die Bauern des streitigen Dorfes durchgeprügelt, sogar einem den Arm entzweigeschlagen zu haben. Der Verklagte erwiderte, daß er das magistratus jure und zum Schutz seiner Rechte und seines Besitzes gethan habe. Da die Dorfmänner sein Gebot und Verbot verachtet hätten, so sei er dazu höchlich befugt und berechtigt gewesen.

III. Zustände der Justiz im 16. Jahrhundert, Evocationen und Austräge.

Das einfache mündliche Verfahren der alten Volks- und Schöffengerichte gerieth mit dem neuen Verfahren der gelehrten Juristen, seinen Förmlichkeiten, Proceßschriften und Acten, gebildet nach dem Muster des Kammergerichts, in denkwürdige Collisionen. Ein Beispiel gibt der Proceß über einen Weinzehnten (7), den die Schöffen zu Wetzlar nur allzu summarisch entschieden hatten. Es wurde an das Kammergericht appellirt, und dieses foderte die Voracten. Da solche aber gar nicht existirten, so wurde nachträglich der Gang des Processes auf einem Blatt Papier ganz naiv erzählt. Der Anwalt überreichte es dem Gericht, mit dem ironischen Bemerken: die Acten seien ganz klein, er wisse aber keine andern beizubringen.

Auch der fanatisch-tolle Wiedertäufer Knipperdolling zu Münster tritt in unsern Acten auf, die ein Stück seiner Lebensgeschichte ergänzen (8). Er war wegen Aufruhr und Widersetzlichkeit schon vor der großen münsterischen Rebellion in Strafe genommen, ja seines Bürgerrechts entsetzt worden und stellte 1530 eine große Entschädigungsklage gegen den Rath zu Münster an, die aber nicht über die Competenzfrage hinauskam. In den Zeiten der Anarchie nämlich waren überall Ausnahmszustände entstanden, keine geregelte Gerichtsbarkeit war mehr im Gange. Es geschah ebenso oft, daß der competente Richter erklärte, er wisse das Urtheil nicht zu finden, und möge man sich anderswo Rechts erholen, als auch, daß man wegen wirklicher oder vorgespiegelter Rechtsweigerung sich an incompetente Richter wandte, die dann willig die Sache evocirten. Der Landfriede von 1495 hatte nun zugleich verordnet, daß Jeder vor seinem ordentlichen Richter belangt werden solle, hatte aber dabei frühere Einigungen über selbstgewählte und

vereinbarte Richter, Austräge, bestehen lassen, diese jedoch dem Reichsgericht als Instanz untergeordnet. Der Rath zu Münster behauptete nun als Einrede, daß die vier Stände des Landes bei wechselseitigen Streitigkeiten ein Austrägalgericht bildeten, folglich das Kammergericht incompetent sei. Wol mochten, wenn Stände als Corporationen untereinander Irrungen hatten, solche auch die übrigen compromittirt haben; aber offenbar falsch war die Behauptung der Stadt, daß diese Art der Entscheidung auch dann stattgehabt habe, wenn eine oder mehre Privatpersonen des einen Standes solche des andern Standes verklagen wollten, wodurch jede andere Gerichtsbarkeit ausgeschlossen worden wäre. Dennoch ließ das Kammergericht den Beweis des Herkommens zu und verwandelte später, um alle Schwierigkeiten abzuschneiden, die nicht betheiligten Austrägalrichter in Commissarien des Reichsgerichts. Eine Entscheidung erfolgte aber nicht, und die Sache ging in den Wiedertäuferunruhen unter, denn der Kläger und sein Weib, eine der wüthendsten Megären, wurden 1536 hingerichtet.

Das 16. Jahrhundert, das nach einer geregelten Ordnung und Justiz strebte, fand fast alle Verhältnisse verworren und verdunkelt, und die Parteien suchten, wie wir sahen, ihre alte Urkunden, die sonst wenig Geltung gehabt hatten, hervor, um damit ihre Rechte zu vertheidigen. Da sie aber die Grundlagen älterer Verfassungszustände nicht mehr kannten, den geschichtlichen Weg nicht zu finden wußten und die alten Urkunden häufig misverstanden, so verwickelte man sich in unsagliche Weitläufigkeiten und gerieth meist auf Abwege. Einen denkwürdigen Beleg gibt der Proceß über den Schilderzoll zu Paderborn von 1555 u. fg. (9). Die Familie von Schilder war vor Zeiten vom Bischof, nächst dem Kämmerer- und Thürhüteramt, auch mit dem Zoll zu Paderborn belehnt worden, und dieser ging, wie das bei steter Geldnoth im Mittelalter gewöhnlich der Fall war, sehr bald pfandweise in die Hände einer Bürgerfamilie über. Die Verkäufe mit Vorbehalt der Wiederlöse waren damals die gewöhnliche Form einer solchen Pfandschaft, welche nur in seltenen Fällen wieder gekündigt wurde. Aus dem sehr geringen Pfandschilling entnehmen wir, daß Paderborn noch ein geringer Ort war, wo Handel und Gewerbe, mithin auch die Zollabgabe, sehr wenig bedeuteten. Erst nach 150 Jahren, wo Paderborn eine blühende Stadt geworden war, fanden die Schilder ihre alten Urkunden, überzeugten sich von ihrem Recht der Wiederlöse, von der Bedeutung des Zolls, und sie schritten zum Proceß, da sie in Güte nichts hatten erreichen können. Denn die Stadt hatte klüglicherweise durch Erlegung des Pfandschillings den Zoll selbst an sich gebracht, hatte auch 1475 ein kaiserliches Privileg über Zoll- und Accisegerechtigkeit erschlichen und den Fürstbischof zur Bestätigung und Anerkennung desselben bewogen. Die Gerechtigkeit der Schilder konnte zwar nicht in Abrede gestellt werden, aber alle Urkunden, die sie auflegten, und eine veraltete undeutliche Heberolle des 14. Jahrhunderts waren nicht im Stande, die Zolleinkünfte der Schilder klar zu stellen. Die Stadt wußte durch ihre Advocaten die Sache noch verworrener zu machen, und ein hundertjähriger Proceß, über dem die Schilder'sche Familie ausstarb, war nicht im Stande, ihr zu ihrem offenkundigen Recht zu verhelfen. Die Stadt erhielt sich im ausschließlichen Besitz, trotz aller gerichtlichen Erkenntnisse und Mandate. Der Proceß war in den morschgewordenen Formen des alten Schlendrians allmälig abgestorben, Mühe und Kosten vergebens aufgewendet. Noch 1695 foderte ein Nachkomme der Schilder die Abtretung des Zolls und erhielt die lakonische Antwort: Bürgermeister und Rath wüßten von keinem Zoll und hätten auch keinen. Durch die Menge beigebrachter Urkunden bleibt die umfangreiche Acte geschichtlich sehr denkwürdig.

Ein Opfer der Unbehülflichkeit und Weitschweifigkeit des damaligen Processes wurde auch ein Weinhändler aus Strasburg, der mehre Fuder Wein in Köln verkauft hatte. Der Handel mochte wol die Empfänger reuen, und sie behaupteten, daß der Wein verfälscht sei, weil Stücke Speck beim Spund in die Fässer waren gehängt worden. Die städtische Obrigkeit nahm sich fiscalisch der Sache an und belegte die Weinfässer mit Arrest. Der Weinhändler bewies durch Zeugnisse aufs bündigste, daß der Wein unverdorben und es herkömmlicher Gebrauch im Elsaß sei, wenn junge Weine versandt würden, ein Stück Speck in das Faß zu hängen, welches die Gährung verhindere. Er wurde aber verurtheilt, und die Appellation an das Kammergericht (1561) blieb ohne Erfolg. Der Proceß hatte den Mann ruinirt; denn 12 Jahre später zeigte der Anwalt an, sein Mandant sei nicht nur gestorben, sondern auch verdorben. Wie überhaupt fast jede Acte uns Bilder der alten Zeit, der damaligen Zustände, Sitten und Gewohnheiten gelegentlich vorführt, so finden wir auch in dieser viele Nachrichten über den Weinbau, über Production und Handel, gute Behandlung und Verfälschung der Weine, mit Bezugnahme auf die Weinordnung von 1487 und den Reichsabschied von 1498 (10).

IV. Die Femgerichte und das Reichskammergericht.

Die westfälischen Freigerichte oder Femgerichte waren schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts im Absterben begriffen, wiewol sie noch mit ihren alterthümlichen Formen, Sagen und Anmaßungen geisterhaft in die neue Zeit herüberragten. Die sich mehr und mehr ausbildende und befestigende Landeshoheit, das Umsichgreifen der landesherrlichen Gerichte schmälerte und untergrub allmälig ihre Competenz; die fortschreitende Bildung der Zeit heischte milder geordnete Zustände, und diese wurden von dem obersten Reichsgericht vertreten, mit dem sich ein langer Kampf entspann. Viele unserer Acten beweisen es, mit welcher Zähigkeit jene alten Gerichte an ihrer abschreckenden Strenge und Gewalt festhielten, und lassen uns zugleich belehrende Blicke in die frühern Zustände thun. Das Kammergericht ließ ihre Rechte und Gewohnheiten dahingestellt sein und suchte nur den ge-

waltsamen Evocationen ein Ziel zu setzen, indem es seine eigene Competenz und die der landesherrlichen Gerichte in Schutz nahm.

Es hörte in dieser Beziehung jede Beschwerde und ließ die Berufung zu; oft trat auch der Reichsfiscal selbst wegen überschrittener Competenz klagend auf und bewirkte Inhibition und Ladung der Freigrafen. Auf verdunkelte Satzungen trotzend und in völlig veralteten Formen, ohne allen juristischen Takt, wehrten sich aber die Freigrafen gegen die vermeinten Eingriffe, und die Stuhlherren, als bloße Gerichtsherren, griffen selbst in das Richteramt mit ein und schrieben an das oberste Reichsgericht als eine gleichstehende Behörde, stützten sich auf die vermeinten Satzungen Karl's des Großen und bedienten sich veralteter Formen und wunderlicher Behauptungen, über die die neuen Juristen und die gelehrten Doctoren der Rechte in Erstaunen geriethen, indem ihnen diese Dinge unglaublich und räthselhaft vorkamen. Denn in den Freischöffen waren nur noch dunkle Erinnerungen ihrer vorigen Stellung, Macht und Competenz in den ererbten Formen des Verfahrens; aber Einsicht und Urtheilskraft waren erloschen, und im Conflict mit geänderten Zuständen und Rechtsverhältnissen wurden sie nicht nur durch die Jurisprudenz der neuen Richter stets in Verlegenheit gesetzt, sondern das mit Rechtskundigen besetzte Reichsgericht konnte sie auch leicht bei ihren Schwächen und Blößen fassen und ihre Versuche, die Gespenster der Vorzeit in dunkeln Formeln hervorzurufen, vereiteln. Die Freischöffen ermangelten aller Rechtskenntniß, und es fehlte ihnen meist auch an gesunder Urtheilskraft, da sie nicht mehr aus ritterlichen Männern und gebildeten Bürgern, sondern aus unwissenden Landleuten bestanden. Im Lande lebte aber noch die Erinnerung an die vorhinnige schreckende Macht der Femgerichte, und man scheute ihre Achtserklärungen und Verfemungsformeln, die im Stil früherer Jahrhunderte uns geisterhaft angähnen, wiewol es nicht mehr Tausende von Freischöffen gab, die verschworen waren, die Urtheile unerbittlich zu vollstrecken. Zum Untergehen dieser Gerichte trug hauptsächlich bei, daß der Gerichtsgesessenen, der unmittelbar dem kaiserlichen Gericht des Freigrafen unterworfenen Freien und Freischöffen immer weniger wurden, indem der Gograf als landesherrlicher Richter sie allmälig zu seiner Competenz zog und zu mittelbaren Unterthanen machte. Der Gograf betrachtete sich zugleich als den ordentlichen Richter, den Freigrafen aber mit seiner aus dunkler Vorzeit übriggebliebenen Jurisdiction als einen judex extraordinarius. Er räumte ihm noch eine Competenz über Freischöffen ein, gab auch zu, daß gewisse Sachen vor den Freistuhl gehörten, aber nur dann, wenn der ordentliche landesherrliche Richter das Recht nicht gewährte oder gewähren konnte. So verloren sie allmälig ihre Jurisdiction, und sie blieben nur hier und da als geringe Rügegerichte bestehen, während der Landesherr überall die hohe Criminaljurisdiction in Anspruch nahm und seinen Gerichten überwies. Gleiches Schicksal traf den Oberfreigrafen zu Arnsberg, dem das Kammergericht als oberster Reichsgerichtshof gleichfalls entgegentrat und eine höhere Instanz neben sich nicht duldete. Den ehemals so stolzen Freien und Freischöffen, als unmittelbar den kaiserlichen Landgerichten unterworfenen Reichsunterthanen, drohte im Fortgang der Zeit und der veränderten Verfassungszustände noch ein schlimmeres Schicksal. Denn sowie die Landesherren dieselben nach und nach ihrer Hoheit unterwarfen, so suchten diejenigen Stuhlherren als Inhaber der Freigrafschaften, welche nicht Landesherren wurden, die Freien ihres Gerichtsbezirks nach und nach zu Gutsunterthanen herabzudrücken und, indem sie allmälig ihre alten Freiheiten beschränkten, sie dem übrigen abhängigen Bauernstand gleichzusetzen. Gewalt und Ueberredung wirkten auf der einen, Unwissenheit und Furcht auf der andern Seite. Oft widersetzten sich aber auch die Bauern mit großer Zähigkeit und verfolgten ihr altes Recht bis an das Reichsgericht. Die Processe enthüllen uns das Bild der Sitten und Zustände jener Zeit; sie zeigen, welche Roheit, Gewaltthätigkeit, Habsucht, hohler Dünkel und Unwissenheit schon den Gräuelthaten des Dreißigjährigen Kriegs vorausgingen. Alles Vorstehende wird durch die Abhandlungen 12—19 und durch eine Reihe denkwürdiger Urkunden klargestellt und erläutert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Paul Wigand.

Joseph de Maistre.

Lettres et opuscules inédits du comte *Joseph de Maistre*, précédés d'une notice biographique par son fils le comte *Rodolphe de Maistre*. Zwei Bände. Paris 1856.

Die Liebhaberei an Briefen ist ein ganz eigenthümlicher Zug der neuern Zeit und hat in der modernen Literatur eine eigene Gattung hervorgerufen, welche die Alten in solchem Umfange nicht kannten. Aus dem Alterthum haben wir in dieser Art nur die Briefe Cicero's und allenfalls noch die Briefe des jüngern Plinius. Diese letztern sind jedoch offenbar blos Briefe wegen des Grußes, womit sie anfangen und schließen; eigentlich sind es kleine literarische und historische Abhandlungen, Witze und Stilübungen, was heutzutage die Franzosen Variétés oder Mélanges und wir Deutschen Miscellen oder kleine Schriften vermischten Inhalts nennen. Ich will sie damit nicht herabsetzen; sie gehören meines Erachtens zum Interessantesten, was man lesen kann, wenn man darin nur nicht sucht, was wirkliche Briefe so anziehend und gehaltvoll macht: Unbefangenheit, Individualität, Natur, Herzensergüsse, Worte, die aus der Feder schlüpfen und schildern. Freilich gibt es Leute, denen affectirtes künstliches Wesen angeboren ist, und von dem jüngern Plinius kann man wol sagen, daß er von Natur Stilkünstler und Belletrist war, wenn er auch nur eine Einladung zum Abendessen schrieb. Was an allen Dingen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die belletristische Seite. Wäre er nicht aus moralischer Ueberzeugung ein ehrlicher Mann gewesen, so würde er es aus belletristischer Gesinnung, aus ästhetischen Rücksichten und Grundsätzen gewesen sein, und als er Consul war, war er es in belletristischer Weise. Seinem Consulate haben wir die einzige von seinen Reden, die erhalten ist, die Lobrede Trajan's, zu verdanken. In dieser Beziehung schildern ihn seine Briefe ganz treu und wahr.

Uebrigens besitzen wir keine Briefe von Tacitus, Virgil oder Horaz. In neuerer und neuester Zeit gibt es, zumal in

Frankreich, keinen nur etwas berühmten und ausgezeichneten Schriftsteller, dessen sämmtliche Werke nicht mit wenigstens einem oder zwei Bänden Briefen abschließen. Die classische Literatur der Franzosen fängt mit Briefen an, mit den Briefen von Balzac und Voiture. Diese Briefe sind in dem Ton der Briefe des jüngern Plinius gehalten und in der vornehmen Schreibart abgefaßt, die man jetzt spöttisch die akademische oder auch den Manschettenstil nennt; sie haben vom Brieflichen blos die Form, und das Individuelle und Persönliche äußert sich darin nur, soweit es sich mit dem Aesthetischen und Stilistischen verträgt. Trotz des falschen Geschmacks, dem jene Epistolographen huldigten, läßt sich doch schon aus ihnen erkennen, daß kein Volk soviel Anlage hat, gute Briefe zu schreiben, als die Franzosen. Indeß dürften Balzac und Voiture, obgleich sie zu ihrer Zeit und auch noch etwas später Beifall und Leser fanden, das Briefgenre eher ab- als aufgebracht haben, wenn sich nicht die Frauen mit ihrer Lebendigkeit und Natürlichkeit hineingemischt hätten. Nur den Frauen, wie Labruyère so richtig bemerkt, ist gegeben, mit einem Worte ein Gefühl in seiner ganzen Tiefe, eine Leidenschaft in ihrem vollen Drange, eine geheime Kleinigkeit in ihrer ganzen Wahrheit und Anschaulichkeit zu schildern. Die Franzosen haben in ihrer Sprache und Literatur kein Buch, welches soviel und so gern gelesen wird als die Briefe der Marquise von Sevigné, die sich durch warme Empfindung, lebendige und oft schöne, obgleich kunstlose Darstellung ungemein empfehlen und auch zur Geschichte des damaligen Hofs überaus interessante Beiträge liefern.

Nachdem einmal die Liebhaberei an Briefen in Frankreich mehr als in irgendeinem andern Lande herrschend geworden war, sammelte man die Briefe und gab sie heraus. Daher besitzen die Franzosen von allen ihren großen Schriftstellern Briefe, keine künstlichen, sondern wirkliche Briefe, ohne die geringste Ahnung, geschweige denn Absicht einer künftigen Bekanntmachung geschrieben und deshalb um so werthvoller, die Briefe von Boileau an Racine, von Racine an Boileau, schlicht, ernst, naiv, welche diese beiden ausgezeichneten Männer in der ganzen Treuherzigkeit ihres Wesens überhaupt und ihrer redlichen, freundschaftlichen Gesinnung gegeneinander erscheinen lassen, und einige, ich meine noch schönere und rührendere Briefe von Racine an seinen Sohn. Bossuet's Briefe sind etwas kalt und trocken, in vortrefflichem Stil, aber mit so vielem Bedacht abgefaßt, als ob er sich auszusprechen oder seiner Würde etwas zu vergeben gefürchtet hätte. Nur in der Polemik und geistlichen Beredtsamkeit ist Bossuet feurig und rückhaltslos; er ist als Mensch ganz Theolog und Kanzelredner. Von Fénélon's Schriften ist hingegen nichts gehaltvoller als sein Briefwechsel mit dem Herzog von Burgund und ganz besonders seine Correspondenz mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse.

Wenn man von französischen Briefen spricht, so drängt sich Voltaire's Briefwechsel wie von selbst ins Gespräch. Dieser Theil seiner Werke ist vielleicht am allersichersten, nicht unterzugehen. Darin steckt Voltaire ganz und mit ihm seine ganze Zeit. Literatur, Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche, skandalöse Hof- und Stadtgeschichten, nichts entgeht der Feder des hitzigen und witzigen Schriftstellers. Seine Briefe sind Memoiren, Tag für Tag niedergeschrieben, und Gott oder vielmehr der Teufel weiß, mit welcher Unmasse sarkastischen Witzes, mit welchem Strom bissiger Leidenschaft und mit welcher Ueberfülle schönen und unschönen Geistes. Es ist freilich keine sehr geeignete Lectüre, wenn man etwas Herzstärkendes und Seelenerquickendes sucht. Man muß Voltaire's Briefe lesen, wie man Geschichtsbücher liest, und sogar oft die Müdigkeit und Ekligkeit überwinden, welche die eitle Selbsucht des Dichters und die unausstehliche Breite gewisser Détails verursachen. Hat man ausgelesen, so hat man das 18. Jahrhundert ausstudirt, man kennt seine Stärke und seine Schwäche.

Unser 19. Jahrhundert wird jetzt auch nachgerade alt; es ist über funfzig hinaus. Auch hat man schon angefangen, die Briefe von Schriftstellern herauszugeben, die in seinen ersten morgenrothen Lebensstunden als Sterne am literarischen Himmel glänzten. Solche Briefe dienen freilich oft blos zur Anschwellung von ohnehin schon viel zu dicken und zu sämmtlichen Werken, sind aber bisweilen auch ein glücklicher Fund für das Publicum. Als solcher ist die vor einiger Zeit veröffentlichte Correspondenz des Grafen Joseph de Maistre anzusehen, eines der besten und merkwürdigsten Bücher, die seit langer Zeit erschienen sind. Der Verfasser der „Soirées de St.-Pétersbourg", einer der originellsten Geister und pikantesten Schriftsteller unserer Zeit, verdiente unstreitig, daß man ihm die Ehre anthat, seine Briefe zu sammeln und drucken zu lassen. Was die kleinern Schriften betrifft, die den zweiten Band der Sammlung ausmachen, so hätte man sie, glaube ich, weglassen können; sie sind eben keine wesentlich bereichernde Zugabe zu den frühern Schriften des berühmten Verfassers.

Seine Briefe hingegen zeigen ihn in einem ganz neuen Lichte und geben von dem Manne eine Vorstellung, die man sich nimmermehr von ihm macht, wenn man seine politischen und philosophischen Schriften liest, wo er als Religionsphilosoph und als Politiker bekanntlich der entschiedenste Ultramontane der katholischen Schule ist. Daß de Maistre ein tiefsinniger Kopf und ein hochherziger Charakter war, daran konnte man nicht wohl zweifeln, so wenig man sich auch von seinen Paradoxen und von dem stolzen, absprechenden Ton seiner Schriften angezogen fühlen mochte; was man aber in seinen Briefen sich nicht vermuthet, ist der schlichte, leutselige, nachsichtige Mann, der zärtlichste Familienvater vom allermodernsten Schlage, so gemüthlich wie man sich nur denken kann, der mit seinen Kindern im väterlichsten Tone scherzt und nicht im geringsten an die patriarchalische Strenge und Gravität alter Zeiten erinnert. De Maistre war offenbar nur in seinem Gedankensystem ein Mann ohne Erbarmen, ein Mann des Alten Bundes, der den Henker an die Spitze seines Kirchen- und Staatsgebäudes stellt. Hat man seine Briefe gelesen, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er trotz seiner schroff orthodoxen Theorien in der Praxis sich sehr schlecht als Großinquisitor bewährt und Ludwig XI., der sich auf Menschenverstand, ihn gewiß nicht zum Oberhof- und Halsrichter bestellt hätte. Mit seinem Kopfe wollte de Maistre von einer andern Zeit sein, mit seinem Herzen war er von seiner Zeit. Wie sonderbar ist doch unsere Zeit, daß darin die aufrichtigsten Männer immer eine Rolle in einer Komödie zu spielen scheinen, sowie sie ihren Schlafrock ausziehen und zum „hochverehrten Publicum" sprechen!

Man kann freilich als Verstandesmensch Bücher schreiben, die sozusagen das Datum 1300 haben, weil man sich in die Weltanschauung eines frühern Jahrhunderts völlig hineindenken kann; aber als Gemüthsmensch, wie man sich auch anstelle, ist man immer Kind seiner Zeit und trägt von ihr das Muttermal, weil man sich den Bedingungen der Existenz nicht entziehen kann. De Maistre ist nun mit Bewußtsein der Mann des strengkatholischen Mittelalters, er betrachtet die Gegenwart im Lichte seiner Lieblingsepoche; unbewußt jedoch ist er der Mann der Neuzeit, er sieht die lebenden Personen und Zustände mit den humanen Augen seiner Zeit an. Daher ein klaffender Hiatus in Gedanke und Gefühl, wie er sich bemerklich macht, wenn man seine Briefe gegen seine Schriften hält. Doch gibt dieser Widerspruch der Correspondenz de Maistre's vielleicht nur einen desto größern Reiz. Es ist eine Lust zu sehen, wie der rauhe und barsche Theoretiker, der große Herr, der Hof- und Staatsmann, der so hochmüthig auf die Gelehrten herabblickt, sofort der beste, liebenswürdigste, gemüthigste Mensch wird, wenn er seinen Galaanzug abgelegt und es sich bequemgemacht hat. Sogar de Maistre's Stil wird in diesen Briefen milder und zarter, ohne seine Schärfe und Lebendigkeit zu verlieren. Die bei dem Philosophen und Schriftsteller allzu gewöhnliche Herbe und Bitterkeit ist in dem vertrauten, ungezwungenen Ton dieses Briefwechsels nur noch

ein klarer Verstand voll Salz und eine feine Kunst, das Lächerliche hervorzuheben, ohne wehezuthun. Alle seine Briefe haben in verschiedenen Beziehungen Interesse. Es sind darunter politische Briefe, die dem Scharfblicke de Maistre's und nebenbei gesagt auch seiner gemäßigten Gesinnung Ehre machen. Im Vergleich zu Bonald z. B. ist de Maistre tolerant. Sein Scharfsinn ist außerordentlich und sein Urtheil zuverlässig, jedoch ist er kein Prophet, wie seine enthusiastischen Bewunderer und Verehrer vorgeben. Wenn einige seiner Prophezeiungen eingetroffen sind, so kommt das daher, weil in der Vergangenheit, wohin sein Blick allein gerichtet war, neben dem Vergänglichen und Wandelbaren auch ein Bleibendes und Unwandelbares lag, welches nothwendig wiederkehren mußte, sobald die revolutionäre Krisis ausgetobt hatte. Er irrt sich ziemlich oft; noch öfter, das muß man zugeben, trifft er das Rechte, und obschon er nicht ohne Leidenschaft ist, so führt ihn die Leidenschaft merkwürdigerweise doch nicht irre. So hatte er die Hoffnungen der Emigrirten, theilte aber durchaus nicht ihre Illusionen und brachte nicht die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserreichs damit hin, zu sprechen, als wären sie die Sieger, zu drohen, als hätten sie die Macht, und sich jeden Abend schlafen zu legen mit dem festen Köhlerglauben, daß sich über Nacht irgendetwas ereignen werde, was am andern Tage unfehlbar die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen müßte. Im Gegentheil, die Restauration überraschte ihn; sie trat früher ein als er es erwartet hatte. Freilich kann man sagen, die Restauration, wie de Maistre sie dachte und wünschte, ist noch vorzunehmen, gesetzt daß sie je vorgenommen wird.

Nach den politischen Briefen kommen die Briefe über Religion, woraus man sieht, bis zu welchem Grade de Maistre's Glaube lebendig und seine Frömmigkeit aufrichtig war. Die kaustische Feder des Schriftstellers versteckt in seinen Briefen nicht wie in seinen andern Werken den wahren und demüthigen Christen. Der Parteimann äußert sich blos wieder, wenn von Jesuiten die Rede ist. De Maistre hatte für die Söhne Loyola's eine fanatische Vorliebe; das war seine schwache Seite, seine Achillesferse, wenn man sich so ausdrücken darf. Als der Kaiser Alexander den Orden in Rußland aufhob, sah de Maistre, der seit 17 Jahren bevollmächtigter Minister des sardinischen Hofs in Petersburg war und dort stets das höchste und verdienteste Ansehen genossen hatte, sehr wohl ein, daß er nicht länger auf seinem Posten bleiben könne. Ich glaube, der Diplomat hatte bei dieser Gelegenheit sich etwas vergessen und den apostolischen Eifer nicht gehörig in Schranken zu halten gewußt. Man merkt da eine gewisse Verlegenheit in de Maistre's Correspondenz und merkt sie blos da. In einem oder zwei Briefen, die, wenn ich nicht irre, geschrieben sind mit der Absicht, sie dem Kaiser oder dessen Ministern vorzulegen, spricht de Maistre von dem Umsichgreifen der Jesuiten in Rußland wie von etwas, das als allzu unbedeutend und gleichgültig die Landesreligion nicht beeinträchtigen und beunruhigen könne. In andern nicht so officiellen Briefen stellt er jedoch dieses Umsichgreifen in einem ganz andern Lichte dar.

Uebrigens will ich dem Grafen de Maistre aus seiner allzu heftigen Vorliebe für die Jesuiten kein schweres Verbrechen machen. Man kann froh sein, wenn man blos solche Schwachheiten hat. De Maistre hatte harte Proben auszuhalten. Er bestand sie mit echtchristlicher Ausdauer und Beharrlichkeit. In Petersburg Gesandter des Königs von Piemont, welchem die Französische Revolution und die kaiserliche Regierung seine Staaten vom Festlande weggenommen und blos Sardinien gelassen hatten, arm, beinahe ohne Gehalt, mit seiner Garderobe so herunter, daß er bei der strengsten Kälte nichts als einen schlechten Mantel über seine Schultern zu werfen hatte, getrennt von seiner Frau und seinen Kindern, die er aus ökonomischen Rücksichten hatte in Turin lassen müssen, fand de Maistre an seiner Charakter- und Herzensstärke eine Stütze, woran er sich wieder aufrichtete. Nachts, unter den kattunenen Gardinen seines ärmlichen Bettes, wenn Napoleon's Siege ihn nicht schlafen ließen, verfiel er in tiefes Nachdenken über den Gang der Vorsehung und entwarf die Schriften, worin er gegen die Ereignisse, denen damals die Welt erlag, im Namen einer höhern Macht ankämpft. Sein Herz hatte die schmerzlichsten Qualen auszustehen. Der Vicomte Rodolphe de Maistre, sein Sohn, war in russische Dienste getreten und unter die kaiserliche Garde gegangen. Bei jeder Schlacht, und Gott weiß was damals die Schlachten waren, zitterte de Maistre, verlor aber dabei nicht seine christliche Demuth und altadelige Gesinnung. „Suche dich zu erhalten", schreibt er an seinen Sohn, „aber vergiß nicht, daß der Tod tausend mal besser ist, ich sage nicht als eine Feigheit, sondern als die geringste militärische Grimasse."

Die vorzüglichsten Stücke dieser Correspondenz sind meines Erachtens die Briefe an seine Tochter, Fräulein Constance de Maistre, die er nie gesehen hatte, weil sie erst geboren wurde, als er schon nach Petersburg abgereist war. Man müßte sie ganz hersetzen. Diese Briefe sind Meisterstücke, Muster von Zierlichkeit, Verständigkeit, milder und echt väterlicher Ironie. Fräulein de Maistre legte sehr großes Gewicht auf Geistesbildung und zeigte sich im hohen Grade ungehalten über die untergeordnete Stellung und nichtssagende Rolle der Frauen. De Maistre nimmt die Sache scherzweise, aber mit welchem feinen Takt und Geschmack! Wie verschleiert die Zärtlichkeit des Vaters, ohne sie zu verbergen, die Schalkslaune des Schriftstellers! Ueberhaupt zeigt sich de Maistre nur streng gegen sich selbst. An einer Stelle schreibt er: „Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist; ich weiß, was das Leben eines ehrlichen Mannes ist; es ist entsetzlich!" Man sage nicht, das sei übertrieben. Im Munde eines honetten Weltmanns wäre es freilich übertrieben, oder vielmehr einem honetten Weltmanne würde ein solcher Gedanke nie in den Sinn kommen. Im Munde de Maistre's ist es der Schrei eines christlichen Gemüths, das sich vor Gott rechtfertigt. Man weiß leider wenig, was Ehrlichkeit ist, wenn man sich mit Dem, was man davon hat, begnügt.

Ich gestehe, daß die Briefe de Maistre's mir von allen seinen Schriften am meisten gefallen. Seine großen Vorzüge behalten darin ihren vollen Glanz und Schimmer, und seine Fehler kommen darin fast nicht zum Vorschein. Wenn man nicht ganz und gar zu seiner Schule oder Sekte gehört, so ist es schwer, in den Werken de Maistre's sich nicht an der paradoxesten Anmaßlichkeit zu stoßen, die sich eine Freude daraus zu machen scheint, der Vernunft Hohn zu sprechen. Hinter der angeblichen Tiefe steckt oft viel Leichtfertigkeit. Indem er in allen Dingen gegen die Richtung seiner Zeit anging, mußte de Maistre unfehlbar auf manche verkannte Wahrheit stoßen, die neu erschien, weil sie vergessen war, und die er in eine originelle und schlagende Form einzukleiden verstand. Auch ist es richtig, daß er im Einzelnen tiefe Blicke gethan, wiewol nur nach einer Seite hin, in die Vergangenheit; aber im Ganzen hat er sich geirrt, und im Grunde dadurch, daß er gegen die Entwickelung des menschlichen Geistes angeeifert, gegen Gott selbst und gegen den Gang der Vorsehung aneifert, was er freilich nicht wollte. Auch sieht man, wenn die Geschichte ihn genirt, daß er sich die größten Freiheiten gegen sie herausnimmt. Er ist der Vater der historischen Schule, die den höchsten Grad von Vollkommenheit und Glückseligkeit, den die Menschheit je errungen hat, ins Mittelalter setzt und das Wiederaufleben der bildenden Künste und der humanern Weltansichten zu den allgemeinen Völkerplagen rechnet. Die Schüler haben freilich vom Meister nur seine Fehler angenommen und sie noch übertrieben, wie das gewöhnlich der Fall ist.

Ich bin, ich gestehe es, kein leidenschaftlicher Bewunderer von de Maistre's Religions- und Staatsphilosophie. Er ist ein Genie, wenn man will, aber ein Genie einer Zeit, die im Verfall und in Auflösung begriffen ist. Er forcirt Alles und affirirt lediglich durch die Keckheit seiner Meinungen. Für

eine hervorstechende Wahrheit stößt man in seinen Schriften auf hundert Irrthümer, und selbst die Wahrheit verdreht und verdirbt er fast immer durch Uebertreibung. Was er Vorzügliches hat, ist sein Stil, der bei ihm stets natürlich und wahr ist, sogar wenn der Gedanke declamatorisch ist. Vermöge der paradoxen Ansichten ist de Maistre der Jean Jacques Rousseau der religiösen und politischen Reaction; seiner Schreibart nach ist er ihr Voltaire. Der Witz sprüht aus seiner Feder. Auch muß man in Allem, was er geschrieben, einen Vorzug anerkennen, der viele Fehler gutmacht: die sittliche Seelengröße. Zu viele Schriftsteller haben das Große und Schöne blos im Kopfe; de Maistre hatte Beides im Herzen. Eben weil er das Gemeine und Kriechende so sehr verabscheut, fällt er so oft ins Extravagante und Chimärische. In seinen Schriften ist keine Zeile, der man nicht den Ehren- und Edelmann anmerkt; er zwingt selbst Denen, die sich von seinen Paradoxen am tiefsten verletzt und gekränkt fühlen, die größte Hochachtung ab. Seine Briefe thun, dünkt mich, etwas mehr und Besseres: sie machen, daß man den Mann liebgewinnt. 28.

Des Amerikaners Tuckerman Charakteristiken englischer Dichter.

Charakterbilder englischer Dichter. Von Henry T. Tuckerman. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Wie kommt es wol, daß die Deutschen trotz ihres sonst doch so formgewandten und nachbildnerischen Geistes keine guten Essays zu schreiben wissen, da sie in dieser Gattung doch so vortreffliche Muster an den englischen Essayisten haben? Zwar hat man bei uns zur Zeit des sogenannten Jungen Deutschland einige nicht ganz misrathene Versuche in dieser Gattung gemacht, ohne jedoch den englischen Essayisten gleichzukommen. Einmal hielt man sich zu sehr an die französische Essayform, die in den meisten Fällen dem Pikanten huldigt und allerlei kokette Toilettenkünste des Esprit nicht verschmäht, die, so allerliebst sie auch sein mögen, sich doch nur auf Kosten der Wahrheit geltend machen können, während der Hauptreiz eines guten Essay in einer zwar geschmackvollen, aber möglichst einfachen und ungekünstelten Behandlungsweise besteht. Ein Essay verliert den besten seiner Reize, wenn er statt eines simpeln, aber saubern Hauskleides ein Ballkleid umwirft und durch rein äußerlichen Putz die Blicke auf sich zu ziehen sucht. Sodann sind die Deutschen zu sehr geneigt, ängstlich zu motiviren und zwar vom Standpunkt des subjectiven Dafürhaltens. Ein guter Essay beschränkt sich aber nur auf eine Zusammenstellung der wesentlichsten und charakteristischsten Züge, verfährt möglichst objectiv und sucht seinen Gegenstand aus sich heraus, statt etwas in ihn hinein zu erklären. Er liebt dabei ein mildes und klares, harmonisch verschmolzenes Colorit, nicht brennende Farben, noch frappante und schroffe Gegensätze zwischen Schatten und Lichtern, ebenso wenig ein künstliches Helldunkel, um Dies oder Jenes zu verhüllen, was man nicht sagen will oder nicht sagen kann. Er geht immer offen und ehrlich zuwerke und vermeidet nichts so sehr, als um eines witzigen Einfalls oder einer geistreichen Pointe willen der Wahrheit Abbruch zu thun, oder den Leser zu blenden, statt zu überzeugen. Solcher Art sind auch die „Thoughts on poets", welche der Nordamerikaner Henry T. Tuckerman mit dem Motto aus Shelley: „Dichter und Philosophen sind die unerkannten Gesetzgeber der Welt", zuerst 1845 in Neuyork, sodann später auch in einer londoner Ausgabe erscheinen ließ, und wovon das oben angezeigte Buch „Charakterbilder englischer Dichter" eine deutsche Uebersetzung ist. Das Original fand, wie der Uebersetzer in der Vorrede versichert, namentlich unter den Landsleuten des Verfassers so großen Beifall, daß es in Amerika als Grundlage zu Universitätsvorträgen über englische Poesie benutzt wird. Und in der That wüßten auch wir kaum ein Buch, das so wie dieses geeignet wäre, namentlich junge Männer über das Wesen der darin geschilderten Dichter, von denen zugleich charakteristische Proben mitgetheilt werden, in sowol gefälliger als lehrreicher Weise zu unterrichten und ihnen zugleich Liebe zur englischen Poesie einzuflößen. Was die Person des Verfassers betrifft, so erwähnen wir, daß Tuckerman laut der Vorrede des deutschen Uebersetzers am 2. April 1813 in Boston geboren ist, nach vollendeten Studien mehrjährige Reisen in Europa, namentlich Frankreich, Italien und Sicilien machte und gegenwärtig als Privatmann in Neuyork lebt, vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt, denen sich zu widmen ihm seine unabhängigen Privatverhältnisse gestatten. Tuckerman gilt unter den nordamerikanischen Essayisten für den hervorragendsten, auch hat er, außer einem Bande Gedichte, fast nur Bücher essayartigen Charakters geschrieben, wozu namentlich seine 1849 und 1851 in zwei Bänden erschienenen „Characteristics of literature", seine Schrift „The optimist" u. s. w. gehören.

Es sind 19 Dichter, deren Charakteristiken den Inhalt des Buchs bilden, und zwar: Goldsmith, Gray, Collins, Pope, Cowper, Thomson, Crabbe, Shelley, Leigh Hunt, Byron, Moore, Rogers, Burns, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Keats, Barry Cornwall (Proctor) und Bryant, der einzige Nordamerikaner unter diesen. Wir glauben kaum, daß ein deutscher Essayist, der zu gleichem Zwecke wie Tuckerman schriebe, unter den neuern deutschen Dichtern auch nur halb so viele finden würde, die für diesen Zweck in gleichem Maße geeignet wären. Wir müssen dies leider aussprechen, wenn wir nicht blos den Dichter und oft den großen Dichter, sondern auch den Menschen, den wahren, praktisch-humanen Menschen dabei im Auge haben. In Deutschland stehen große und schöne Phrasen noch immer in zu hohem Ansehen, ja oft dienen sie nur als künstliche Hülle, hinter denen sich, wie so oft hinter den salbungsvollen Sermonen der Theologen, ein kaltes, trockenes, hoffärtiges Herz verbirgt, und es kann bei uns Jemand ein sehr großer Dichter, Schriftsteller, Philosoph oder Künstler sein, ohne daß man von ihm auch nur verlangte, etwas im Sinne der praktischen Humanität geleistet zu haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Engländer als Nation mehr Gemüth und Wohlwollen besäßen als wir Deutschen; Züge von Egoismus, Roheit und selbst Barbarei, die wir bei ihnen leider nur zu häufig finden, widersprechen dem. Aber ebenso gewiß ist es, daß von Seiten der höhern Bildung nirgends in gleich energischer Weise dieser Roheit entgegengearbeitet wird wie in England, daß dort die individuelle wie die nationale Erziehung und der gesammte Staatszweck diese humane Tendenz als Hauptpostulat insichschließen, daß man von einem wahrhaft Gebildeten verlangt, sich an irgendeinem praktischen Humanitätszweck betheiligt zu haben, und daß blos literarische und künstlerische Leistungen schon seit langem in England nicht genügen, um einem Manne das Anrecht an unbedingte Hochachtung seitens der Nation zu sichern. Der Grundsatz Sir Thomas Brown's: „Ich studire nicht für mich allein, sondern für Die, welche nicht für sich studiren können", scheint unter den englischen Gelehrten ein allgemein verbreiteter zu sein. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind Haupttugenden, welche dem Engländer Niemand in Abrede stellen kann; er ist ein verläßlicher, weil in sich fester, in sich runder Mensch. „The noblest work of God is an honest man", sagt der Brite. Wir sprechen hier von der Regel, nicht von den Ausnahmen, die in England wie überall vorkommen, und allerdings gegenwärtig unter dem allmächtigen Einfluß der „money-worship" häufiger als früher.

So hebt auch Tuckerman an den englischen Dichtern stets mit Vorliebe die Züge hervor, die sie als wahrhafte, redliche und human gesinnte Männer erscheinen lassen, und hierzu bieten ihm seine Dichter vollauf Gelegenheit. Vielleicht ist unter allen Pope der einzige, der ein mehr boshaftes als wohlwollendes Gemüth besaß; denn auch der oft miskannte Byron

hatte ein edles, für die höchsten Güter der Menschheit glühendes Herz, das nur durch mächtige Leidenschaften und Weltverachtung in eine zuweilen falsche Richtung gelockt war. Wenige seiner oft verwegenen Aussprüche mochten auf eine bloße diabolische Laune, auf eine bloße prickelnde Lust am Bösen zurückzuführen sein, sondern nur auf seine mehr instinctive als berechnete Verachtung der Welt und seine Verzweiflung an ihr, die ihn einmal sogar zu der Frage veranlaßte: „Wer ward jemals durch ein Gedicht geändert?" Welch ein wohlwollender Mann war aber Goldsmith, der einer armen Frau, die mit ihren Kindern zitternd am Thore stand, seine Betttücher und Decken herausbrachte und, um sich selbst vor dem Froste zu schützen, sein Bett aufschnitt und darin schlief, der mit den Kindern seiner ärmern Nachbarn seine letzten Pfennige theilte, der trotz seines eingestandenen Widerwillens gegen Baretti diesen im Gefängniß besuchte und unterstützte, der, als ihm ein Bekannter bemerkte, die 100 Pf. St., die er für das „Verlassene Dorf" von einem Buchhändler erhalten, seien ein hoher Preis für eine so kleine Schrift, sofort zu dem Buchhändler zurückeilte und sich erbot, ihm einen Theil davon zurückzuerstatten, weil es doch vielleicht mehr sei, als er erschwingen könne. Shelley, den Byron als seinen guten Engel pries, war gegen bedürftige Gelehrte und gegen die Armen überhaupt so freigebig, daß er selbst oft genöthigt war, in großer Eingeschränktheit zu leben; und empört über die Ansicht der Welt, wonach „die Schande sich immer an das schwächere Geschlecht haftet", wagte er (wie Tuckerman berichtet), „das verachtete Opfer der Verführung auf einen öffentlichen Ball zu führen und die heuchlerische Menge durch eine Handlung wahren sittlichen Muths zu erschrecken". Von diesem Standpunkt muß man auch Crabbe's Thun und Dichten betrachten, von dem Tuckerman sagt: „Er führte durch seine Dichtungen manchen üppigen Peer zu den Sitzen der Armuth hin. Er enthüllte dem Auge der Satten und Stolzen ein erschreckendes Bild des Elends und des Verderbens, das unbeachtet ihren Schritt umgab. Er erfüllte in seinen Tagen dasselbe wohlwollende Amt, das später in anderer Weise so geschickt von Dickens versehen worden ist. Diese zwei Schriftsteller haben der Welt in leuchtenden Zügen die Lage der englischen Armen enthüllt und die ganze Kraft ihres Genies in eine Anklage gegen die Ungerechtigkeit der Gesellschaft und die Misbräuche der Civilisation gedrängt." Solche Dichter sind Männer nach Tuckerman's Herzen, viel mehr als Moore, der ihm zu sehr „das Geschöpf des gesellschaftlichen und modischen Lebens", kurz jener Gesellschaft zu sein scheint, welche Tuckerman bei Gelegenheit Bryant's mit ihren Prätensionen, ihrer Eitelkeit, ihrer Selbstgefälligkeit bei innerer Gemüthlosigkeit näher und nicht allzu lieblich charakterisirt. „Wollte Gott", ruft Tuckerman an einer andern Stelle, „es gäbe mehr gemüthliche Leute in der Welt. Wo in einer unserer Gesellschaften ein seltenes Talent wohnt, da ist schwerlich Ruhe des Geistes zu finden. Begeisterung ist geneigt, sehr ungemüthliche Ansprüche an unsere Sympathie zu erheben, und starker Verstand ist nicht selten von absprechendem Wesen begleitet. Gelehrte Gesellschaft entbehrt gemeiniglich der Frische und politische Geister stehen im Rufe der Selbstsucht. So bildend solche Gesellschaft sein mag, gefühlvollen Personen ist sie selten gemüthlich." Natürlich versteht hier Tuckerman unter Gemüthlichkeit diejenige, welche Ausfluß eines starken, nicht eines schwächlichen, süßlichen Gemüths ist. Am höchsten aber steht ihm die Wahrheitsliebe und die Aufrichtigkeit. „Wahrheit", sagt er, „macht liebenswürdig. Niemand wird so geliebt als die Aufrichtigen.... Und nicht weniger gewinnend strahlt das erhabene und geheiligte Princip in den Arbeiten des Genies. Es macht die Geschichte unsterblich, es ist der wahre Quell der Beredtsamkeit und es bildet den lebendigen Zauber der Poesie." Daher hebt er auch Campbell's Ausspruch „For song is but the eloquence of truth" mit besonderm Nachdruck hervor.

Im hohen Grade anerkennenswerth ist die Unparteilichkeit, womit Tuckerman neben einem Burns, Byron, Shelley, Coleridge u. s. w. auch die Verdienste der correcten Dichter zu würdigen und ihnen die ihnen gebührende Stelle anzuweisen weiß, nicht blos Pope, „dem Essayisten in Versen", dem „Apostel des legitimen Verses", und Gray, sondern auch Dichtern wie Leigh Hunt, Rogers u. s. w. Er macht bei Anlaß des Letztern folgende feine Bemerkung: „Eine so geräuschlose Gabe wie ein guter Geschmack ist in einer Periode gleich der unsern nicht von sehr großer Wirkung. Und doch ist es eine derjenigen Eigenschaften, welche viel dazu beitragen, einem Gedichte eben sowol als einer Bildsäule oder einem Gemälde beständigen Werth zu verleihen. Wir sind jetzt so sehr gewohnt, uns in der Literatur nach dem Seltsamen und Auffallenden umzusehen, daß gerade der Zug, der den Ergießungen des Geistes den Stempel der Harmonie und der dauernden Schönheit aufdrückt, kaum von uns beachtet wird. Guten Geschmack zu suchen, müssen wir uns vorzugsweise in die Vergangenheit wenden. Neuere Dichter sind nur selten der Form und dem Stil ihrer Schriften gerecht geworden. Gleichwol liegt in einem feingebildeten Stil und in einer geschmackvollen Ausführung etwas, das des höchsten Genius nicht unwürdig ist." Den an vielen Dichtern der neuern Zeit hervortretenden fragmentarischen Charakter motivirt und entschuldigt er mit den Worten: „Wenn es getadelt wird, daß die poetischen Leistungen des heutigen Tags fragmentarisch seien, so bedenke man, daß unsere Zeit, unsere Lectüre, unser ganzes Leben denselben fragmentarischen Charakter theilt."

Dichter sind in der Regel nicht so glücklich im Innern, auch in England nicht, als die Welt sie sich vielleicht vorstellt. Wir wollen nicht an Marlow, nicht an Butler, Otway und Chatterton, diese „Opfer des Mangels" erinnern, wir treffen auch in der Tuckerman'schen Galerie englischer Dichter genug auf solche, deren Physiognomie eine traurige, wehmuthsvolle oder verzweiflungsvolle ist. Waren der verwachsene, mit satirischem Gift erfüllte Pope, waren Shelley, Byron glücklich? Hatte nicht Burns, der größte unter allen in neuerer Zeit aus dem Volk direct hervorgegangenen Dichtern, mit Nothständen des Leibes und der Seele genug zu kämpfen? Da ist Collins, der in Mondsucht, Blödsinn und Raserei verfiel; da ist der edle fromme Cowper, der in der Nacht von „Geisterhunden" gejagt wurde, der den Scherz wie einen Harlekin floh, „welcher sich in die düstere Kammer drängen will, wo ein Leichnam liegt" (Cowper's eigene Worte), und welcher einer langen und tiefsten ländlichen Zurückgezogenheit bedurfte, um von seiner irrsinnähnlichen Melancholie wiederhergestellt zu werden; da ist endlich der hochbegabte und fein organisirte Keats. Als sein „Endymion" im Jahre 1818 erschien, schnitzte man aus der niedrigen Geburt des Dichters, dem Charakter seiner Freunde und der bescheidenen Art seiner Jugenderziehung Pfeile, die man in Galle tauchte, um sein zartfühlendes Herz zu verwunden. Ja man tastete das Privatleben des Dichters an und griff zu den gröbsten Verleumdungen, „um das System der Schmähung, das damals herrschte, zur Anwendung zu bringen". Byron war nicht frei von jenem häßlichen Hochmuth, mit dem Hochgeborene auf Talente von niedriger „Extraction" herabzusehen pflegen; dagegen blickte er, wie Tuckerman bemerkt, „mit Stolz auf seine schöne Hand als das natürliche Zeichen einer hohen Geburt; Keats sah mit Traurigkeit auf die seine, deren Adern durch Krankheit angeschwollen waren; er pflegte zu sagen, es sei die Hand eines Funfzigers". Byron war damals in voller Gesundheit, hatte über Rang und Geld zu gebieten und nichts stand für ihn auf dem Spiele als der literarische Ruhm. Keats war arm, in Niedrigkeit geboren, seine Gesundheit zerrüttet, sein Geist auch zu mild, um in der Satire Trost zu finden. Der talentvolle Keats wurde, noch sehr jung, von einer förmlichen Meute eifersüchtiger Kritiker und Poeten matt und müde gehetzt, weil man nicht dulden wollte, daß eine plebejische Hand sich erkühnte, mit einer feinen aristokratischen Lordshand auf dem Felde der Poesie con-

curriren zu wollen. Solche unritterliche Zusammenrottungen kamen allerdings damals in England vor. Der Zustand ist jetzt ein anderer. Besitzt England auch gegenwärtig keinen Byron den Dichter, so besitzt es glücklicherweise auch keinen Byron den hämischen Satiriker, keinen Gifford und Wilson, keine Kritik von reinstem torystischen Vollblut. Wir vermögen hierin nur einen Fortschritt zu erkennen. **H. M.**

Albumliteratur.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, T. Hosemann, Franz Kugler. Breslau, Trewendt und Granier. 1857. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Die thätige Verlagshandlung hat in diesem höchst elegant ausgestatteten Album die berliner künstlerischen und dichterischen Talente zu einem erfreulichen Unternehmen vereinigt, das den Wettkampf mit dem düsseldorfer Künstleralbum freudig wagt und mit Glück besteht. In den vortrefflich ausgeführten Bildern herrscht die Genremalerei vor. Der glänzende „Festzug" von Arnold, der das Werk eröffnet, und die „Villeggiatura" von Löffler versetzen das Genrebild freilich in eine mehr gehobene Sphäre, in das Reich der Paläste und Parks, unter Säulen und Marmorbilder und geben ihm eine ideale Färbung; aber auch die volksthümliche niederländische Richtung ist aufs glücklichste vertreten. Da begegnet uns zuerst T. Hosemann, der berliner Cruikshank, mit der „Märkischen Kegelbahn", einer trefflichen Teniers'schen Volksskizze — der Ausdruck aller Gesichter, die Bewegung und Haltung aller Gestalten von der höchsten charakteristischen Wahrheit. Dabei athmet das Bild in allen seinen Gruppen den behaglichsten Humor und hat zugleich eine bestimmt ausgeprägte locale Färbung. Ebenso gelungen ist das andere Bild dieses Künstlers: „Die Verlegenheit", eine humoristische Marktskizze. Der Junge, der kaufen will und vergebens in seiner Tasche nach Geld sucht, die Händlerin, welche ihre Metze vor der Uebergabe mit beiden Händen festhält, und selbst der vor dem Karren ruhende Hund sind mit sichern Zügen ausgeführt und bilden eine heiter ansprechende Gruppe. „Glückliche Zeit" von Arnold ist eine reizende Idylle. Die frischen Kinder: das Mädchen, das aus den Stielen der Maiblumen eine Kette flicht, der Knabe, der, den einen Fuß im frischen Bach und das Köpfchen vom grünen Laub verschattet, so anmuthig ruht, muthen uns warm und lebensvoll an. „Der Herbstregen" desselben Künstlers versetzt uns in das fröstelnde naßkalte Wetter, welches den Bauer unter der gestutzten Weide vergeblich Schutz suchen läßt, während selbst die Pferde in Schweif und Mähnen ganz ihre verregnete Stimmung ausdrücken. Ueber dem Bilde schwebt ein köstlich dargestelltes Unbehagen. Das phantastische Treiben im Burger'schen „Zwergenwald", das Dorfkirchenhafte, fromm Gediegene in Wisniewski's Bild „In der Kirche", die heitere Familiengruppe in Burger's „Zu Tische", in welcher besonders der ehrwürdige Veteran mit Pfeife und Gießkanne vortrefflich gezeichnet ist, der elegische Ausdruck des Mädchenangesichts in Menzel's „Tempi passati", die Paul de Kock'sche Jovialität und echtfranzösische Lebensheiterkeit in Löffler's „Pariser vis-à-vis", die volksthümliche Sprödigkeit in Meyerheim's Charakterbild „Mädchen aus Thüringen": das Alles wird nicht verfehlen, auf den Beschauer den gewünschten Eindruck zu machen. Die Landschaftsbilder Haun's: „Vor dem Gewitter", mit treffender ahnungsvoller Beleuchtung, und Riefstahl's „Schloß im Walde" und „Mondaufgang", Hoguet's Seebild: „Der Felsen von Etretat" und Steffeck's Thierbild: „Der zu Holze gehende Schaufler", schließen sich durch ausgezeichnete Ausführung den übrigen Leistungen würdig an. In phantastischen Arabesken hat überdies die Phantasie der Maler um die Initialen der Gedichte den Bildern, welche die Dichter heraufbeschwören, eine skizzen- und traumhafte Ausführung gegeben.

Von den Poesien der „Argo" verdient ohne Frage das nachgelassene Gedicht des Grafen Strachwitz: „Venedig", den Preis. Es erinnert an die Marmorschönheit der Platen'schen Form, stolz und schlank sind die Säulen dieser Terzinen und tragen einen schwunghaften Gedankenbau; das echte Dichtertalent belebt die Strophen. Nächstdem zeichnen sich die kleinen Sonette und Gedichte von Grimm durch anmuthige Formbeherrschung aus. Diese Beherrschung der Form, eine reine und geglättete Diction in fünffüßigen Trochäen, die übrigens monoton genug klingen, ist auch in Paul Heyse's chinesischer Geschichte „König und Magier" nicht zu verkennen; ebenso wenig die Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit der Schilderung. Doch woher hat der Dichter diese unglückliche Vorliebe für das „Reich der Mitte" und warum setzt er seinen ästhetischen Thee immer diese chinesischen Theetassen vor? Diese chinesischen Namen und Gestalten haben einmal etwas Pagodenhaftes und oft, wenn man diese Verse liest, glaubt man den Porzellanthurm von Nanking mit seinen Schellen klingeln zu hören. Ueberdies ist der Stoff ganz in romantischer Weise behandelt, jede Bestimmtheit des Gedankens ist mit einer Absichtlichkeit vermieden, welche aus der Tendenzlosigkeit eine Tendenz macht; Alles verflüchtigt sich schattenhaft, und der Magier Tao-Sse, der sein Haupt immer im Arm hat, ist die passendste Vignette für diese Art romantischer Poesie. Saul und Samuel, welche den Kopf oben behalten, sind ganz andere Charakter- und Gedankentypen für einen hier in Rauch aufgehenden Conflict. Eine anmuthige idyllische Prosa bieten uns die Streckverse von Theodor Storm: „Wenn die Aepfel reif sind!" Fontane trifft in seinem „Archibald Douglas" mit Glück den Romanzenton; auch die Mittheilungen von Lepel und Blomberg sind dankenswerth. Blomberg hat etwas Markiges, gesättigte Farben in seiner Dichtweise, nur fehlt ihm die künstlerische Rundung. Seltsam contrastirt mit der formellen Glätte von Heyse und Grimm die etwas herbe, aber dichterisch kräftige Form von Scherenberg, der in „Des alten Seglers Heimkehr" in seiner ungepflegten Weise doch Klänge anzuschlagen weiß, die das Gemüth ergreifen. „Einer Scheidenden" von Franz Kugler: „Das Wasser ist tief, das Wasser ist breit", ist eine leere Reimerei mit gesuchten Gefühlsschnörkeln. Auch den „Sprüchen" dieses Autors fehlt attisches Salz und Schlagkraft, es sind Gedankentändeleien von einem dilettantisch vornehmen Standpunkt. Dagegen ist „Der Karaibe" mit seinem Schlänglein ein kleines mit bunten Steinen ganz hübsch ausgelegtes Mosaikbild.

Wir empfehlen dies prächtig ausgestattete Werk mit seinen Bildern und Liedern dem deutschen Publicum auf das dringendste. Der Verleger, der dies Unternehmen mit großen Opfern ins Werk gesetzt, hat dabei kein anderes goldenes Vließ im Auge als das der Kunst, das die Argonauten mit Bild und Lied zu erobern streben. Möge das Publicum ihn in seinem Bemühen, die vaterländische Kunst zu fördern, durch thätige Theilnahme unterstützen! **Rudolf Gottschall.**

Nochmals Schelling und Schopenhauer.

Herr Professor Weiße hat für gut befunden, den Anhängern Schopenhauer's in Nr. 28 d. Bl. Denkfaulheit oder Unfähigkeit vorzuwerfen und die warme Aufnahme, welche die Lehre jenes Philosophen bei ihnen gefunden hat, seinem Mangel an Tiefe (wir, die Anhänger, nennen es Klarheit) zuzuschreiben.*) Es liegen mir jetzt die nachgelassenen Vorlesungen Schelling's vor, in denen er auf jenen vielbesprochenen Satz: „Wollen ist Ursein", zurückkommt und denselben weitläufiger als in der Abhandlung „Vom Wesen der menschlichen Freiheit", wo er

*) Weiße erkannte übrigens Schopenhauer als einen geistvollen Denker an, nur daß Schopenhauer in der Darstellung und Verkündung seiner Lehren originaler sei als in ihrer Erfindung, indem seine Weltanschauung eine innerlich keineswegs zusammenhängende Mischung von Bruchstücken der Philosophien Kant's und Schelling's sei. D. Red.

ihn zuerst ausgesprochen, auseinandersetzt. Da man ihm auf Grund dieses Ausspruchs die Priorität vor Schopenhauer zuerkennen will, so habe ich mit der größten Spannung diesen vor kurzem erschienenen ersten Band von Schelling's „Nachgelassenen Werken" zur Hand genommen, um weitern Aufschluß über diesen streitigen Punkt zu erlangen. Statt dessen begegne ich überall nur wieder jenem von Schopenhauer so hart gerügten Wortschwall, den man sich andererseits bemüht für tiefsinnig auszugeben. Man erlaube mir beispielsweise nur eine Stelle anzuführen. „Ursprünglich", heißt es in der zwanzigsten Vorlesung (S. 461), „ist auch im weitesten Sinn der Geist nicht etwas Theoretisches, woran doch bei Nus immer zuerst gedacht wird; ursprünglich ist er vielmehr Wollen, und zwar das nur Wollen ist um des Wollens willen, das nicht etwas will, sondern nur sich selbst will (obgleich das Wollende und Gewollte dasselbe, so ist es doch zu unterscheiden)." Unwillkürlich wurde ich hierbei an jene treffliche Stelle in dem Drama „Baruch von Spinoza" von Caroline Louise (Nom de plume der verwitweten v. Raupach) erinnert, wo sie Kerkering das Hegel'sche Sein parodiren und persifliren läßt.

Hier die Börse,
Wenn du sie hättest, würdest du sie haben,
Doch ist das Ungehabte nicht gehabt,
Der Habende ist's einzig, der da hat;
Wenn auch das Haben nicht erhaben ist,
So ist nicht haben immer doch nichts haben,
Ein Mangel des zu Habenden an Habe,
An etwas Habenswerthem, das zu haben
Zu dem Gehabten habend man nicht hat u. s. w.

Oder liegt es nur an meinem beschränkten Laienverstand, daß ich den hohen oder den tiefen Sinn jener Stellen nicht zu fassen vermag? Möglich. Doch lesen wir weiter. „Der Sinn der ersten Aufrichtung des Geistes ist nur, daß er der Wille ist, der sein Wollen frei haben, sich vorbehalten will, statt es gefangen zu nehmen, als bloße Potenz zu setzen. Den semitischen Sprachen, welche Seele und Geist aufs bestimmteste unterscheiden — es ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte Gott dem Menschen die belebende Seele, aber „nicht den Geist" (hierzu in der Anmerkung: „dem Hebräer לב, cor") einhauchen läßt — diesen Sprachen also leitet sich das Geist bedeutende Wort von einem Verbum her, das weitwerden, aus der Enge kommen bedeutet." Confusion worse confounded, heißt es hier. Dieses Verbum ist רוח, nicht etwa לבב, worauf man doch aus obiger Anmerkung schließen müßte. Ist das eine Verwechselung oder Unkenntniß des Hebräischen? Nun ist es zwar richtig, daß Seele (נשמה) und Geist (רוח) scharf unterschieden sind, sodaß jene höher steht als dieser und nur beim Menschen, während רוח in Verbindung mit נשמה bei der thierischen Schöpfung Anwendung findet (Genesis, 7, 22.); indessen ist nicht aus den Augen zu lassen, daß רוח andererseits auch in Verbindung mit Gott selbst gebraucht wird, wodurch die auf jene Unterscheidung gestützte Hypothese in Nichts zusammenstürzt. Wenn Schelling dann weiter sagt: „In der That, der Geist ist ursprünglich nur das Wollen der Seele, die in die Weite und in die Freiheit verlangt", so verwickelt er sich nur immer tiefer und häuft die sprachlichen Verwechselungen, da er jetzt ganz augenscheinlich das Wort רוח im Sinn hat, oben aber von לב redet. Es wird mir im vollen Ernste bei diesen Gaukeleien schwindelig zumuthe; der Ariadnefaden ist mir noch nicht gereicht worden, der mir den Weg aus diesem Labyrinthe zeigen kann. Einstweilen also wird es immerhin gerathen bleiben, den großen Gedanken aus zweiter Hand zu empfangen, denn seinem Urheber (wir wollen Schelling gern dies Zugeständniß machen) scheint es damit ergangen zu sein, wie jenem Zauberlehrling, der den Geist wol heraufzubeschwören, nicht aber zu bändigen vermochte, oder wie jenem Schöpfer des Ungeheuers Frankenstein, das ihm dann selbst über den Kopf wuchs und ihn zu überwältigen drohte; während Schopenhauer in seinem klaren Geiste den Gedanken gründlich durchdacht und in ebenso klarer Sprache das Ergebniß seines Denkens in seinen Schriften niedergelegt hat. Den Schatz, der bei Schelling im Schutt und in dem Wust verworrener Ideen vergraben lag, hat Schopenhauer geschickt zu heben verstanden; er fand einen rohen, unbehauenen Stein und hat ihn zum Schlußstein des Kant'schen Systems einerseits wie zum Grund- und Eckstein seines eigenen verarbeitet und erhoben. Insofern bleibt demnach Schopenhauer zweifelsohne gerechtfertigt, wenn er sich in seinen „Parerga und Paralipomena" (I, 125) den wahren Urheber jenes Gedankens nennt, und um diesem Prioritätsstreit für immer ein Ende zu machen, sei es mir erlaubt, schließlich die von ihm selbst bei der Gelegenheit aus dem Helvetius citirte Stelle („De l'esprit", IV, 1) hier zu reproduciren: „Quiconque se plait à considérer l'esprit humain, voit dans chaque siècle cinq ou six hommes d'esprit tourner autour de la découverte que fait l'homme de génie. Si l'honneur en reste à ce dernier, c'est que cette découverte est, entre ses mains plus féconde que dans les mains de tout autre; c'est qu'il rend ses idées avec plus de force et de netteté; et qu'enfin on voit toujours à la manière différente, dont les hommes tirent parti d'un principe ou d'une découverte, à qui ce principe ou cette découverte appartient."

David Asher.

Notiz.

J. Kruger's Hypothesen.

Unsere Blätter enthielten in Nr. 19 (vom 8. Mai) eine Kritik der Hypothesen Röth's und seiner Schule von A. Helfferich, gegen welche, und zwar erst in den letzten Tagen, J. Kruger als mitkritisirter Verfasser der „Geschichte der Assyrier und Iranier" an uns eine Entgegnung einzusenden sich veranlaßt gesehen hat. Wir haben sie theils als zu verspätet, theils als zu ausführlich und für unsere Blätter zu wissenschaftlich detaillirt nicht zum Abdruck gebracht. Dieser wissenschaftliche Streit konnte in unsern Blättern höchstens von der einen Seite angeregt, aber er kann in ihnen nicht ausgefochten werden. Die Archäologen von der philologischen Observanz und die von der Röth-Braun-Kruger'schen Schule werden besser thun, sich eine fachwissenschaftliche Zeitschrift zu ihrer Arena auszuersehen. Denn wir können wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß unsere Leser dem überwiegend größten Theile nach an dieser wissenschaftlichen Streitfrage kein so specielles Interesse nehmen, als daß wir ihnen zumuthen sollten, der Controverse Schritt für Schritt bis ins vielleicht Endlose in d. Bl. zu folgen. Indeß wollen wir der Unparteilichkeit wegen bemerken, daß der geistvolle Fallmerayer sich schon im April im Feuilleton der „Donau" im Ganzen sehr günstig für die Kruger'schen Hypothesen ausgesprochen hat. Unter ihnen begegnen wir einer, die uns allerdings der Erwägung werth und auch für das größere Publicum von Interesse zu sein scheint. Kruger behauptet nämlich und hat nach Fallmerayer's Versicherung „zu völliger Klarheit gebracht und gleichsam historisch nachgewiesen", was früher höchstens nur von Einzelnen vermuthet worden, daß die im „Schahnameh" genannten und, was ja aller Naturmöglichkeit widerspricht, Jahrhunderte lang regierenden Potentaten keine Einzelpersonen, sondern Dynastien seien und daß folglich ganze Reihen von Herrschern unter einem einzigen Namen verborgen liegen. Wie die Bibel alle ägyptischen Herrscher von der einheimischen Dynastenlinie „Pharao nennt, ebenso tragen im „Schahnameh" die Turankönige in der Regel alle den Namen Efrasiab. Zu besserm Verständniß der Sache nimmt Kruger ein sinnreiches und gutgewähltes Beispiel aus der französischen Reichsgeschichte zu Hülfe. Während des achthundertjährigen Zeitraums vom Erlöschen der Ka-

rolinger und der Thronbesteigung des ersten Capet (987 n. Chr.) bis zur großen Revolution (1789) saßen bekanntlich die drei Dynastien Capet (987—1328), Valois (1328—1589) und Bourbon (1589—1789), zusammen mit 31 Königen, auf dem französischen Thron. In der Ausdrucksweise des „Schahnameh" gäbe es aber für diese lange Periode der Geschichte Frankreichs in cyklisch runder Zahl nur drei Potentaten: König Capet, 340 Jahre, König Walloa, 260 Jahre, König Bourbon, 200 Jahre. Ebenso wäre es ganz im Stile des Orients, meint Fallmerayer, wenn irgendein germanischer Firdusi die sächsische, fränkische und schwäbisch-hohenstausische Kaiserdynastie des Mittelalters durch die drei vorherrschenden Namen Otto, Heinrich und Friedrich versinnlichen und die beiden ersten je 100 Jahre, den Rothbart aber in cyklisch runder Zahl 120 Jahre regieren ließe.

H. M.

Bibliographie.

Abel, O., Kaiser Otto IV und König Friderich II [1208—1212]. Aus (seinem) Nachlasse. Eine Fortsetzung von „König Philipp der Hohenstaufe" von demselben Verfasser. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Anno 1848. Fastnachtsposse in einem Act. Reutlingen, Palm. 1857. 8. 3½ Ngr.

Basel im 14. Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356 herausgegeben von der Basler Historischen Gesellschaft. Mit einem topographischen Plane. Basel, Georg. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bechstein, L., Neues deutsches Märchenbuch. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Einhorn. 8. 27 Ngr.

Beck, G., Carl Curtze. Ein Lebensbild. Mengeringhausen. 4. 12 Ngr.

Bischof, H., Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen, Riecker. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bischoff, F., Oesterreichische Stadtrechte und Privilegien mit Literaturangaben und Anmerkungen. Wien, Braumüller. 1857. Lex.-8. 1 Thlr.

Bölte, Amely, Liebe und Ehe. Erzählungen. Drei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1857. 8. 3 Thlr.

Chronik, J. L., Der Famulus des Sternsehers. Lustspiel in drei Akten. Leipzig, Hübner. 1857. 8. 18 Ngr.

Curtze, C., Zwölf Festpredigten. Aus dessen hinterlassenen Handschriften nebst einem Vorworte von R. Rocholl herausgegeben von L. Curtze. Arolsen, Speyer. 8. 10 Ngr.

Dichtergarben vom Felde deutscher Lyrik. Herausgegeben von A. Böttger. 2te umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit einem Titelkupfer. Braunschweig, Westermann. 1857. 16. 2 Thlr.

Droysen, L., Christliches Leben und Lieben. Predigten, zum Zwecke häuslicher Erbauung. Naumburg, Garcke. Gr. 8. 20 Ngr.

Im Exil. Roman. Von W. v. St. Drei Theile. 2te Auflage. Braunschweig, Leibrock. 1857. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kletke, H., Lied und Spruch. Neue Gedichte. Berlin, Schroeder. 1857. 16. 15 Ngr.

Kobell, F. v., Die Urzeit der Erde. Ein Gedicht. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 16 Ngr.

Mantels, W., Lübeck und Marquard von Westensee. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des im 14. Jahrhundert erloschenen Geschlechts von Westensee. Mit einer lithographirten Tafel. Lübeck, v. Rohden. Gr. 4. 12 Ngr.

Mitterbacher, F., Bilder aus Gleichenberg. Graz. Gr. 8. 12 Ngr.

Mörike, E., Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin. In sieben Gesängen. 2te Auflage. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 26 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiser Joseph als Selbstherrscher. Vier Bände. Berlin, Janke. 1857. 8. 6 Thlr.

Paulus, C., Blicke in die Weissagung der Offenbarung Johannis. Stuttgart, Paulus. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Pichler, Louise, Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Susa. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Quandt, J. G. v., Der Begleiter durch die Gemälde-Säle des Königlichen Museums zu Dresden. Mit Titelkupfer, Grundriss und vollständigem Nummerverzeichniss. 2te Auflage. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 24 Ngr.

Regenbogenbrücke. Zwei Märchen von der Verfasserin der „Sommerreise" und der „Afra Beit." Berlin, Schindler. 1857. 32. 10 Ngr.

Rüdiger, L., Lehrbuch der Politik. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 12 Ngr.

Rupp, J., Von der Freiheit. Ein Zeugniß für das Evangelium, vom Standpunkte des protestantischen Dissidententhums. Vorträge gehalten vor der Dissidenten-Gemeinde in Königsberg. Zwei Theile. Königsberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Sandreczki, C., Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia, unternommen im Auftrage der Church Missionary Society in London, 1850. In brieflichen Mittheilungen aus (seinem) Tagebuche. 1ster und 2ter Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 2 Thlr.

Schack, A. F. v., Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung Indischer Sagen. Berlin, Hertz. 1857. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Scherer, F. E., Lückenbüßer. Wien, Seidel. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Schlözer, K. v., Choiseul und seine Zeit. 2te Auflage. Berlin, Hertz. 1857. 16. 1 Thlr.

Schoepf, J. A., Theologisches Studium in Oesterreich. 2te vermehrte Auflage. Salzburg, Glonner. 1857. Gr. 8. 13 Ngr.

Simrock, K., Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime Lieder Erzählungen Uebungen Räthsel und Scherze für Kinder gesammelt. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. 8. 20 Ngr.

Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. Für Freunde des innern Lebens und der tiefern Erkenntniß der göttlichen Dinge gesammelt und herausgegeben von J. Hamberger. Zwei Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Storm, T., Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Becker, J., Der Merovingische Kirchhof zu La Chaude St. Eloi und die Antiquitätenfabrik zu Rheinzabern. Ein Beitrag zur Geschichte antiquarischer Fälschungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Lucas, F., Brief an einen jungen Mann über den Katholicismus. Aus dem Französischen übersetzt. Trier, Lintz. 1857. 18. 9 Ngr.

Pauli, C. W., Der Lübeckische Verein zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden im Jahre 1856. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwarz, C., Der protestantische Prediger und seine Gemeinde. Predigt über 2 Cor. 1, 24, gehalten bei seiner Einführung in die Schloßkirche zu Gotha am 9. November 1856. 1ster und 2ter Abdruck. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend:

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

95. **Brockhaus' Reise-Atlas.** Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flußkarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Außerdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Neu erschienen hiervon:

7. **Prag-Bodenbach.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. Mit 3 Abbildungen in Stahlstich (Schreckenstein, Schloß Tetschen, Tunnel bei Bodenbach).
8. **Nürnberg-Augsburg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Rathhaus in Augsburg, der schöne Brunnen in Nürnberg).
9. **München-Augsburg-Ulm.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen München, Augsburg und Ulm. Mit 8 Abbildungen in Stahlstich. (Dom in Ulm, Glaspalast in München, Bavaria, Pinakothek in München, Dom in Augsburg, Frauenkirche in München, Ansicht von München, Auer-Kirche in München).

Früher erschienen folgende Blätter:

1. **Leipzig-Dresden.** Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)
2. **Die Sächsische Schweiz.** Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Großer Winterberg).
3. **Leipzig-Hof.** Führer für Reisende auf der Sächsisch-Bairischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Gölzschthal und Elsterthal).
4. **Hof-Nürnberg.** Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Rückersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).
5. **Leipzig.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleißenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).
6. **Dresden.** Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Großen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen, zunächst folgende: **Berlin-Hamburg, Hamburg, München, Magdeburg-Hannover-Göttingen (Harz), Die Donau (Ingolstadt-Regensburg-Passau und Passau-Linz-Wien), Der Rhein (Mainz-Koblenz und Koblenz-Köln).**

96. **Rig-Veda** oder die heiligen Lieder der Brahmanen. Herausgegeben von **M. Müller.** Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtiśâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend. Erste Lieferung. 4. Geh. 4 Thlr.

Ein für alle Orientalisten sehr wichtiges Werk. Die zweite Lieferung wird noch im Laufe dieses Herbstes erscheinen und mit der dritten der erste Theil abgeschlossen sein.

97. **Rückert (L. J.), Das Abendmahl.** Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lehre vom Abendmahl ist von jeher in der Theologie der Gegenstand vielfachen Meinungsstreites gewesen. Seit dreißig Jahren indeß ist kein Buch über das Abendmahl aus dem immer mehr sich verengenden Kreise der freien Theologie hervorgegangen, während inzwischen jedoch das Abendmahl vom neuen der Zankapfel geworden, der die eine evangelische Kirche in bedauerlicher Weise zerspaltet. Der in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser hat sich daher gedrungen gefühlt, vom Standpunkte der zwar wesentlich christlichen, aber ebenso wesentlich freien wissenschaftlichen Theologie in dem vorliegenden Buche den rechten Begriff vom Abendmahl zu gewinnen und so scharf als möglich zu bestimmen. Das Werk, welches in seinem ersten Abschnitt das Wesen des Abendmahls darlegt, in seinem zweiten aber die Vorstellung vom Abendmahl in der alten Kirche behandelt, wird sicherlich, namentlich in seinem dogmatischen Theile, von allen Denen, die an den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart irgendwie theilnehmen, als eine Erscheinung von höchstem Interesse begrüßt worden.

98. **Das Staats-Lexikon.** Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von **K. von Rotteck** und **K. Welcker.** Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **K. Welcker.** Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein **unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten** genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Eu-

ropa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die dritte Auflage wird wieder von Welcker redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste und zweite Heft nebst einem ausführlichen Prospect sind in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Literarische Anzeigen werden am Schlusse der einzelnen Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 3 Ngr. berechnet.

99. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interessiren.

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorzuheben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 18. December 1856.

Das deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar.

(Beschluß aus Nr. 50.)

V. Die Privilegien und urkundlichen Rechte aus alter Zeit in den Collisionen der Unterthanen mit dem Landesherrn, der Ritterbürtigen mit den Bürgern.

Wie man bei der sich neubildenden Ordnung der öffentlichen Zustände nicht mehr nach dem Schwert, sondern nach lange schlummernden Urkunden der Vorzeit griff, um in Streitigkeiten und Wirren den Rechtsboden wiederzufinden, bemächtigte sich der Menschen eine wirkliche Manie, von alten Documenten ferner Zeit, von Privilegien, Befreiungen und Begnadigungen zu träumen und danach zu forschen. Namentlich suchte man sich gegen den stets wachsenden Druck der emporstrebenden Landesherren zu schützen; und wie man sich immer einbildete, daß es einst viel bessere Zeiten gegeben habe, so glaubte man auch, daß darüber urkundliche Beweise existiren müßten. Und immer war es der Kaiser, an den man als Quelle der Gnade dachte, das Reichsgericht, von dem man Hülfe heischte. Einen denkwürdigen Beleg gibt die Editionsklage der Dörfer der Herrschaft Haigerloch von 1596 (20). Dieselben klagten über ungemessenen Druck des Landesherrn und behaupteten, vorzeiten mit großen Privilegien und Freiheiten begabt worden zu sein, die ihnen verheimlicht würden. Alle Bemühungen, sie vom Gegentheil zu überzeugen, ihnen zu beweisen, daß es ein bloßer Schwindel sei, von alten deponirten Privilegien zu träumen, waren vergebens. Sie ließen sich von ihrer vorgefaßten Meinung, von ihrem Argwohn und Mistrauen auf keine Weise abbringen und veranlaßten wenigstens die Auflegung anderweiter, die Herrschaft Hohenberg betreffender Urkunden, die von bedeutendem historischen Werth sind.

Auch Ritter und Städte, die sich solange mit dem Schwert bekämpft hatten, griffen nun, um ihre Rechte und Privilegien zu erweisen, zu den Documenten der Vorzeit und nahmen die Hülfe der Gerichte in Anspruch, wie hiervon die Abhandlung 21 ein denkwürdiges Beispiel liefert. Die alte Kriegerkaste nämlich, die Ritter, die den Heerdienst zu Pferde als Vasallen und Dienstmannen übernahmen, hatten sich allmälig zu einem besondern Stande ausgebildet, der auf rittermäßige Abkunft hielt und die freien Landsassen, die nicht Waffen führten, zum Bauernstand herabdrückte. Die Bürger in den aufblühenden Städten aber, die auch waffenfähig und stets zur Wehr gerüstet waren, wahrten ihre Selbständigkeit, und die herrschenden Geschlechter, die Patricier, die sich dem Ritterstand für ebenbürtig hielten und zugleich die obrigkeitlichen Stellen in der Stadt erblich besetzten, rivalisirten mit den Rittern. Diese achteten sie anfangs auch für gleichberechtigt und lebten mit ihnen in Freundschaft und Genossenschaft. Wie aber die Städte mehr und mehr reich und mächtig wurden, die Ritter dagegen in wilder Fehdesucht ihre Kräfte und Güter vergeudeten, entstand Haß, Spaltung und blutiger Kampf. Die Ritter suchten sich vereint gegen die Städte zu erheben, ihr Trotz wurde aber durch die mächtigen Bündnisse der letztern gebeugt, und die Landesherren, die auch der Eigenmacht ihrer ritterlichen Vasallen überdrüssig waren, begünstigten zumeist die ihnen nützlichern Städte. Noch mehr raubte dem Ritterstand seinen Vorzug und seine Macht der geänderte Kriegsdienst, die neue Schußwaffe und das geworbene Fußvolk, das die Reiterscharen sprengte und den Lehnsdienst nach und nach überflüssig und werthlos machte. Der Landadel zog sich grollend auf seine verfallenen Burgen zurück, brütete über nutzlosen Planen und ließ den Zorn an seinen Bauern aus, die er mit Uebermuth und Habsucht niederdückte. Auf ihren alten Schlössern umgaben sich auch wol die Ritter, wenn es ihre Kräfte erlaubten, mit einem Nimbus von Hoheit und Herrschaft, bezahlten feile Hofhistoriographen, die ihnen Wunderdinge von ihren Ahnen und deren Abkunft vorlogen und sie in ihrem hohlen Dünkel bestärkten. Indessen konnten sie nicht immer müßig sitzend an der Erinnerung alter Zeiten zehren und ihren Stolz an die Stelle der Thaten der Vorzeit setzen. Sie schickten sich daher nach und nach in die neue Zeit und waren nun unablässig bemüht, ihre Zustände zu bessern und zu befestigen. Die Kriegslustigen strebten nach Anführerstellen, warben selbst Knechte, die sie bewaffneten, und suchten auch im neuen

Heerwesen sich auszuzeichnen. Andere näherten sich den Fürsten, um die Hofstellen, die Raths- und Amtmannsstellen mit einträglichen Beneficien für sich ausschließlich zu gewinnen. Ihr überwiegender Einfluß setzte es auch überall durch, daß nur Ritterbürtige in die Domcapitel und in alle reichen, für sie lockenden Stiftungen aufgenommen wurden. Dabei hielten sie fest an der hohen Ritterwürde und der Auszeichnung in Ehrenvorzügen, Kleidern, Wappen und Titeln. Um noch sicherer zu gehen, verlangte man auch eine gewisse Zahl ritterlicher Ahnen und führte eine strenge Ahnenprobe ein. Man hatte dabei in altem Haß den Bürgerstand im Auge, gegen den man sich in stolzem Uebermuth abschließen wollte. Man fing an, die alten Geschlechter der Patricier als Stadtjunker nicht mehr für ebenbürtig zu halten, und bestritt ihren Ritterstand, besonders seitdem dieselben die obrigkeitliche Gewalt meist mit den Zünften, den Kaufleuten und Handwerkern, hatten theilen müssen. Am ausführlichsten erörtert diese Zustände der berühmte Proceß der Ritterschaft und der Erbmannen im Stift Münster, der von der Mitte des 16. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts dauerte und eine unübersehbare Masse von Schriften und Urkunden als geschichtliche Denkwürdigkeiten uns hinterlassen hat (21).

Ein Erbmann, Patricier der Stadt Münster, hatte sich um eine Präbende im Domstift beworben; Domcapitel und Ritterschaft versagten sie ihm aber, weil er bürgerlicher Abkunft sei. Der Zurückgewiesene brachte den Streit vor die Curie zu Rom, die, nach geführtem Beweis, durch Endurtheil von 1573 ihn für rittermäßig und fähig, in das Capitel aufgenommen zu werden, erklärte. Der ganze Adel mit dem Domcapitel wandte sich beschwerend an Kaiser und Stände des Reichs, erkannte die Competenz Roms nun nicht an, und man bezog sich auf die adeligen Privilegen, an denen die Patricier nicht theilnehmen könnten, weil sie eigentlich nur Bürger seien und zum Erbrath der Stadt, also zum dritten Stand gehörten. Aber Kaiser und Reich hatten nicht Lust, sich in diese Sache zu mischen, und so kam dieselbe an das Reichsgericht, und es eröffnete sich ein unübersehbarer Proceß, in welchem von beiden Seiten Alles erschöpft wurde, um durch urkundliche Beweise die behaupteten Rechte zu vertheidigen. Das Reichsgericht überging dabei die in Rom gefällten Urtheile mit Stillschweigen und begnügte sich damit, die von den geistlichen Gerichten angemaßte Competenz zu ignoriren. Ueberwiegend fanden sich aber auch hier die Beweise, daß die Patricier ritterlichen Geschlechts und stets zum Adel des Landes gezählt worden waren. Auf den Grund derselben erkannte auch das Gericht 1685: daß die Erbmänner rechten, alten, adeligen und ritterbürtigen Standes zu erklären seien. So hatten die Nachkommen der Kläger endlich das Recht erstritten; aber viel fehlte noch zum wirklichen Besitz und zur Vollstreckung. Die Ritter legten das Rechtsmittel der Revision ein und wandten sich an den Reichstag. Unendlicher Streit entstand über die Suspensivkraft, die das Reichsgericht nicht anerkannte; Leidenschaften tobten und donnernde Mandate erfolgten; die befragten Reichsstände vollzogen aber sueto more die Sentenz nicht. Der Proceß kam an eine außerordentliche Reichs-Revisionscommission, die wegen Gleichheit der Stimmen die Sache in der Schwebe ließ. Wieder gelangte der Proceß an den Reichstag zu Regensburg, der gleichfalls gespaltener Meinung war. Die widersprechenden Conclusa wurden vom Reichsconvent an den Kaiser geschickt, der endlich den gordischen Knoten durchhieb und 1709 das Urtheil des Kammergerichts vollständig bestätigte. Das war der Gang des deutschen Processes im Heiligen römischen Reiche. Erst spätere Generationen erlebten den Ausgang.

Wie Unterthanen den Anmaßungen eines mit ungemessener Vorstellung von seiner Regierungsgewalt eingenommenen kleinen Landesherrn ein altes Weisthum von 1440, das ihre Rechte festsetzte, entgegenhielten und damit beim Reichsgericht gehört wurden, davon gibt ein Proceß aus neuerer Zeit ein denkwürdiges Beispiel (22). Stadt und Dorfschaften der Burggrafschaft Freudenburg erkannten den Abt des Gotteshauses St.-Maximin bei Trier als ihren Landesherrn an, sahen sich aber zur Klage genöthigt, weil der kleine Autokrat sie unablässig bedrückte allen ihren Rechten und Freiheiten zuwider, die durch jenes alte Weisthum bündig festgesetzt waren, aber seit kurzem durchaus nicht mehr beachtet wurden. Namentlich hatte der Abt einen ihnen zustehenden Wald sich angemaßt und durch einen ernannten Oberförster nach Willkür zu seinem Nutzen verwalten lassen. Ihre Gesuche wurden barsch abgeschlagen und ihnen zugleich erklärt, daß, wenn sie die Sache an das Reichsgericht brächten, es Strafen und Köpfe kosten solle. Um ihnen die Mittel zur Klage zu nehmen, war auch verboten worden, ihnen Geld zu leihen. Die Bürger und Bauern schlugen aber den Rechtsweg ein und wandten sich 1769 an den höchsten Gerichtshof, von dem sie nur allein Hülfe gegen Gewaltthaten, gegen willkürliche Steuern, Beschränkung ihrer Nutzungsrechte, Erhöhung der Dienste und Lasten aller Art hoffen durften. Der Bürgermeister, ein fester, zäher, unermüdlich thätiger Charakter, nahm die Sache in die Hand, und wie er dem Anwalt zu Wetzlar die nöthigen Documente bringen wollte, wurde er zu Trier im Wirthshaus, auf Requisition des Stifts, von Soldaten arretirt und auf die Hauptwache gebracht, auch seiner Papiere beraubt. Die Beschwerden beim Reichsgericht hatten die Folge, daß Bericht gefodert und zugleich der kurtrierischen Regierung angedeutet wurde, daß sie ohne erhebliche Ursachen den Arrest nicht verlängern und den Bürgermeister an Betreibung des Processes nicht hindern werde. Der Abt drückte sein Erstaunen aus, wie Unterthanen es wagen könnten, solche Ansprüche zu erheben und sich auf ein altes, betrüglich fabricirtes Weisthum zu stützen, das, wenn es auch ein gültiges Document gewesen sei, doch durch mutatio temporum längst seine Kraft verloren, da im Reich sich Alles geändert habe. Allerdings paßte ein so unbequemes Weisthum nicht in die jetzige Zeit. Gewalt und Anmaßung hatten

die Unterthanen, namentlich die Bauern, immer tiefer herabgedrückt, ihre Rechte beschnitten, ihnen Lasten aufgebürdet und Eigenthum genommen. Man hatte sich nach und nach in den Besitz gesetzt und diesen auch in Schriften zu befestigen gesucht. So sehen wir hier eine Masse von Beweismitteln auflegen, die meist aus einseitigen Aufzeichnungen, eigenmächtigen Verfügungen und Aussagen abhängiger Diener bestanden. Namentlich bezog man sich auf die forstliche Jurisdiction, auf das obrigkeitliche Oberaufsichtsrecht und die Gesetzgebung kraft landesherrlicher Polizeigewalt, die nur zu oft ein Mittel gewesen war, in die Eigenthumsrechte der Gemeinden einzugreifen, das Privateigenthum in ein beschränktes Nutzungsrecht, in eine Servitut zu verwandeln, wie es auch hier Zweck und Absicht war. Indem man nun damals das Unterfangen der Unterthanen, ein gerichtliches Mandat gegen den Landesherrn zu erwirken, für Verblendung und Rebellion ansah, so mußte auch natürlich ein Verführer und Aufwiegler dahinter stecken, wozu hier der Bürgermeister ausersehen war, den der wüthendste Haß verfolgte, der als ein Ausbund von bösartigem, schlechtem Menschen geschildert wird, während er selbst eben nicht in zierlichen Ausdrücken von bösartigen Pfaffen redet und durch den ganzen Verlauf des Processes zeigt, daß er, von dem Recht der Gemeinden aufs festeste überzeugt, den Muth hatte und weckte, solches mit Aufwand aller Kräfte und jedes Opfers beim Reichsgericht zu verfolgen. Er hatte auch den Anwalt gut gewählt, der an juristischem Takt dem Gegner überlegen war. Dieser behauptete nämlich auf die unsinnigste Weise, daß die rebellirenden Unterthanen eigentlich gar kein Eigenthum besäßen, daß ihnen ihre Aecker sogar nur gegen eine Abgabe seien überlassen worden; überall sei herrschaftlicher fundus in der ganzen Grafschaft. Das Kammergericht erkannte, statt des erbetenen Mandats, die Ladung, also den ordentlichen Proceß und mahnte beide Theile zu gesetzlicher Ordnung. Der Abt glaubte aber immer noch durch Gewalt die Unterthanen besiegen zu können. Er ließ nicht nur durch Holzfällen den streitigen Wald devastiren, sondern requirirte 60 Mann kaiserlicher Truppen aus Luxemburg, welche barbarisch hausten, sodaß Männer und Weiber flüchten mußten. Es wurden unter dem Schutz der Waffen hohe Strafen erkannt und durch Pfändung von Pferden, Kühen und Schweinen beigetrieben. Jedem wurde aber zugleich Nachlaß versprochen, wenn er schriftlich erkläre, daß er vom Proceß abstehen wolle. Die Soldaten versicherten zugleich, sie hätten Ordre, den Bürgermeister, wenn sie ihn träfen, zu erschießen oder aufzuhenken. Dabei mußte diese Soldateska beköstigt und mit Wein versorgt, auch baar bezahlt werden; namentlich erhielt der Offizier täglich 6 Thlr. 33 Albus und der Feldwebel 1 Thlr. Ein Nothruf über den andern erging an das Gericht, das dann endlich auch befahl, von dem gewaltthätigen Verfahren und der militärischen Mannschaft abzustehen und den Unterthanen den Weg Rechtens nicht zu erschweren, wobei rücksichtsvoll auch der Stadt und den Ortschaften die gebührende Bescheidenheit und der schuldige Gehorsam gegen die Obrigkeit empfohlen wurde. Nun erfolgte ein unabsehbarer Schriftwechsel. Die Exceptionalhandlung hat 280, die Replik 421 und die Duplik 421 Folioseiten, womit 1772 das Verfahren geschlossen wurde. Das Urtheil blieb aber wie gewöhnlich aus und neue heftige Beschwerden über Gewaltthätigkeiten durchkreuzten das Verfahren. Die Kläger zeigten, daß der Abt nach Willkür alles Holz fälle und verkaufe und die Einwohner Noth litten. Sie berechneten auch, daß ihnen der Proceß sammt Executionsgebühren, ohne die Waldbeschädigung, schon 7998 Thlr. gekostet habe. Das mochte wol die Richter erschüttern, denn 1792, also nach 23 Jahren, erfolgte endlich ein wohlausgearbeitetes Erkenntniß, das zwar noch mancherlei Beweise vorbehielt, aber doch im Wesentlichen das alte Weisthum, das hier mit noch einigen andern abgedruckt ist, als vollgültig anerkannte. Die politischen Unruhen und Kriegsereignisse hemmten den weitern Fortgang des Processes; aber die Freudenburger blieben im Besitz ihres Waldes und auch die jetzige Regierung hat deren Recht anerkannt. So ging es damals im Heiligen römischen Reiche zu!

VI. Zur Geschichte der Städte. Zünfte, Zölle und Oberhöfe.

Die Bürger der deutschen Städte strebten ebenso wie der Adel nach Ehre, Unbescholtenheit und Standesreinheit; aber auch hier artete das häufig in Misbrauch, Irrthum und Vorurtheil aus. Die alten begüterten Geschlechter, die Patricier, die sich den Rittern gleichstellten, blieben zwar noch eine höhere, bevorzugte Classe; aber das Handwerk arbeitete sich von rohen Anfängen allmälig zu kunstreicher Geschicklichkeit und Fertigkeit empor. Die verschiedenen Gewerke schlossen sich in Gilden, Innungen, Zünfte zusammen, gaben sich Statuten und trugen zum Aufblühen der Städte am meisten bei. Sie geriethen daher mit den Patriciern in vielfache Streitigkeiten, erlangten aber allmälig immer mehr Rechte der bevorzugten Bürgerclasse und errangen auch meist die höhern Ehrenrechte durch Theilnahme an der Regierung und städtischen Verwaltung. Ihr Bestreben war nicht nur, durch Geschicklichkeit und Fleiß ihre Existenz zu befestigen, sondern auch durch ehrbares Leben und guten Ruf aller Mitglieder ihrer Genossenschaft sich der bürgerlichen Ehre und Auszeichnung würdig zu machen. Daher wollten sie Keinen in die Zunft oder das Amt aufnehmen, an dem irgendein Makel haftete, der unehrbaren Standes und nicht von ehelicher Geburt war. Um sicher zu gehen, ließen sie sich ihre Statuten vom Landesherrn und vom Kaiser selbst in der Form von Privilegien bestätigen, wie ein Diplom von 1455 beweist, wonach Niemand in der Wandschneider Amt oder Gilde zu Münster soll aufgenommen werden, er sei denn frei, echt und recht geboren und eines frommen, ehrlichen Handels und Wandels, sodaß er im Fall der Wahl eine Stelle im Rath wohl bekleiden könne (24). Solche Statuten gaben später kleinlichen Bedenken, übertriebenen

Foderungen und Vorurtheilen schädlichen Spielraum, wie die Wandschneider zu Paderborn in der Mitte des 17. Jahrhunderts bewiesen (23). Diese versagten einem jungen achtbaren Bürger, der die besten Zeugnisse auflegte, die Aufnahme in die Zunft, weil sein Vater ein Spielmann und seine Mutter eine Müllerstochter gewesen sei. Wiewol er nun bewies, daß sein Vater kein Spielmann um Geld gewesen, sondern die edle Kunst der Musik aus Liebhaberei getrieben, die Mutter auch eines ansehnlichen Mühlenmeisters Tochter war, so entspann sich doch ein weitläufiger Proceß, der bis an das Reichsgericht gedieh und der den Zeitgenossen so kritisch erschien, daß beide Theile Gutachten berühmter Juristenfacultäten, welche beide Ansichten mit gleicher Gelehrsamkeit vertheidigten, beibrachten, da doch schon die Reichsgesetze von 1548 und 1557 genügt hätten.

Ueber die in alter dunkler Zeit gegebenen Privilegien und Verleihungen, namentlich was Zunft-, Zoll- und Aufsichtsrecht betraf, kam es später zu mancherlei Collisionen, indem die alte Concession nicht mehr in die neue Zeit paßte. Ein denkwürdiges Beispiel gibt hiervon der Proceß der Stadt Wetzlar mit dem Collegiatstift daselbst 1668 (25). Das letztere prätendirte, gestützt auf alte kaiserliche Privilegien, den Zoll und das Aufsichtsrecht über die Zünfte der Stadt, Rechte, die vielleicht aus einer Zeit herrührten, wo die ersten hörigen Handwerker und Krämer sich bei der Stiftskirche ansiedelten, und die in die gänzlich geänderte Verfassung der Reisstadt jetzt nicht mehr paßten, weshalb diese auch darauf bestand, daß das Recht, Zünfte zu privilegiren, dem Rath als städtischer Obrigkeit allein zustehe.

Wie die Ansichten über Rechts- und Verfassungsgegenstände durchaus verworren waren und alte und neue Zustände mit unglaublichen Misgriffen vermengt wurden, beweist ferner ein paderborner Rechtsfall von 1568 (26), wo der Magistrat mit einem kühnen Griff in das Mittelalter sich jeder Berufung an das landesherrliche, sowie an das höchste Reichsgericht widersetzte, weil in den anarchischen Zeiten früherer Jahrhunderte die Stadt sich als den Oberhof, wohin man appellirte, die Reichsstadt Dortmund erwählt hatte und dies durch eine bischöfliche Urkunde von 1327 bestätigt worden war. Die gute Stadt Paderborn hatte aber die geänderte Zeit gänzlich verschlafen, indem sie alle inmittelst vorgegangenen Veränderungen in der Rechts- und Gerichtsverfassung, die Rechte der Landeshoheit und der landesherrlichen Gerichte, die Competenz des Reichsgerichts und den gesetzlich feststehenden Instanzenzug ignorirte. Dennoch wurde Jahrzehnde über die Sache geschrieben und deducirt, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre.

VII. Eheliche Gütergemeinschaft nach westfälischen Provinzialrechten.

Es werden hier acht Rechtsfälle (27—34) mitgetheilt und durch Urkunden, Atteste und Urtheile erläutert, die theils das noch jetzt in Westfalen gültige Particularrecht belegen und klarstellen, theils über Geschichte, Begründung und entstandene Controversen uns belehrende Aufschlüsse geben. Zugleich zeigen diese Rechtsfälle auch hier das Bild damaliger verworrener und ziemlich verwilderter Zustände im Rechtsleben. Namentlich interessant ist der Kampf der neuen Juristen, die auf dem System des Römischen Rechts fußend das alte Gewohnheitsrecht überall verächtlich von sich wiesen und zum Theil gar nicht kannten. Der Uebergang von den alten Gerichtsformen zu dem neuen durch die Juristen gebildeten Verfahren zeigt sich in den schroffsten Gegensätzen, und es sah im 16. Jahrhundert noch in den Gerichten ganz anders aus, als der „Laienspiegel" beschreibt. Die lakonische Kürze des alten Volksgerichts wurde von den gelehrten und weitläufigen Schriften der Juristen überflügelt, die Sachen wurden dadurch verworren, die unjuristischen Richter wußten den Proceß nicht zu leiten; ihre Urtheile stützten sich mehr auf das Gefühl der Billigkeit als auf strenge Rechtsprincipien, und den alten Schöffengerichten wurde das Leben immer sauerer gemacht, bis sie nach und nach den gelehrten Juristen das Feld räumten. Die Schreiberei hatte nun freies Feld und ergoß sich daher in unübersehbarer Weitschweifigkeit, weil die Gerichte noch wenig für die Proceßleitung thaten. Ebenso fehlte es an richterlicher Feststellung der Beweispunkte durch ein geregeltes Interlocut, die Zeugenverhöre breiteten sich daher gleichfalls in infinitum aus, und man brachte, um die Sache verworren zu machen, ganz ungehörige und unjuristische Dinge hinein. So wurden, um das nach Statutarrecht ungültige Testament eines Vaters aufrechtzuerhalten, verschiedene Geistliche unter andern über folgende Punkte abgehört: 1) Ob nicht einem Kinde nach göttlicher Einsetzung und Disposition aufliege und gebühre, den älterlichen Willen zu halten und zu vollziehen, sofern derselbe Gottes Befehl nicht zuwider sei, und ob solches unter dem göttlichen Gebot: honora patrem et matrem, einem Jeden nicht befohlen und auferlegt? 2) Ob sie nicht die Genesis gelesen haben? 3) Ob sie nicht darin befunden, daß der Jakob seinem Sohn Joseph in seinem Krank- und Todtenbett befohlen, wie er's nach seinem Absterben mit seiner Sepultur gehalten haben wolle? 4) Ob nicht Joseph nach Absterben seines Vaters solcher Ordnung und väterlichem Willen gemäß sich verhalten und derselben nie widersetzt? 5) Ob sich nicht also in genere nach göttlicher Ordnung gezieme, daß die Kinder ihrer Aeltern Willen und Ordnungen nach derselben Absterben fest und unverbrochen halten und dem nicht widerleben?

VIII. Heergewedde.

Wir sehen hier aus einem langwierigen Proceß, was für Waffen und Geräthschaften zu dem Heergewedde eines Kriegsmanns gehörten und welchen Werth dieselben zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hatten, zugleich, wie den nächsten Erben eines im Jahre 1647 vor dem Feind gebliebenen Reiteroberst, der das Leibregiment des Bischofs von Osnabrück für den kaiserlichen Dienst befehligt hatte, das Kriegsrecht entgegengesetzt wurde, wonach

wenn ein solcher Offizier im Dienst vor dem Feinde bleibe, sein Heergewedde dem Inhaber des Regiments zufalle, welches bei allen Armeen also gebräuchlich sei und worüber die Atteste der Höhern beigebracht werden.

IX. Meierrecht, Hofrecht und Leibeigenthum in Westfalen.

Auch hier geben eine Reihe von Abhandlungen und urkundlichen Belegen über Meierrecht, Colonatsrecht und Eigenbehörigkeit wichtige Beiträge zu dem in Westfalen theilweise noch bestehenden Particularrecht und zeigen uns zugleich den geschichtlichen Gang der Entwickelung und der aus den Verwickelungen und Wirren des Mittelalters neu sich bildenden Grundsätze und Normen. Das ganze Güterwesen und die Hofeinrichtung ging aus den gewaltsamen Zuständen früherer Zeit jetzt im 16. Jahrhundert in geänderter Gestalt hervor, und es bildete sich nun ein Bauernstand mit geschlossenen Gütern und fixirten Rechten und Pflichten. Die Normen waren zwar noch schwankend und die Leihen sehr verschiedenartig, aber überall waren doch die Verhältnisse hinsichtlich des Besitzes, der Abgaben und Dienste vertragsmäßig geordnet; auch das Bedürfniß der Erblichkeit des bäuerlichen Besitzes wurde mehr und mehr eingesehen und die Vererbung immer weiter ausgebreitet, anerkannt und nach Regeln festgesetzt. Im 15. Jahrhundert schon hatte eine nicht erbliche Leihe nur noch ausnahmsweise statt. Nur ausnahmsweise richteten auch im folgenden Jahrhundert habsüchtige Gutsherren und feile Advocaten, die das Gewohnheitsrecht und die Leihebriefe mit römischen Gesetzen angriffen, namentlich die locatio, conductio auf deutsche Colonatsgüter anwenden wollten, hier und da Verwirrungen an, wovon hier die auffallendsten Beispiele gegeben werden. Das milde Verhältniß deutscher Hörigkeit wurde gleichfalls von herrschsüchtigen Gutsherren oft gänzlich verkannt; sie glaubten ihre Eigenbehörigen als römische servi behandeln und sich jede Willkür gegen sie erlauben zu dürfen, wie hierüber denkwürdige Belege mitgetheilt werden. Es sind auch betrübende Erkenntnisse und Gutachten der Juristenfacultäten beigefügt, die es leider beweisen, daß die damaligen Juristen bei aller Gelehrsamkeit von den ältern deutschen Rechts- und Verfassungszuständen nur sehr verworrene Begriffe hatten.

X. Die Hexenprocesse und das Einschreiten des Kammergerichts gegen die dabei eingerissenen Misbräuche.

Die Literatur der Hexenprocesse, die alle auf denselben Unsinn und Aberglauben hinauslaufen, soll durch die mitgetheilten Fälle nicht vermehrt werden. Sie sollen vielmehr auf belehrende Weise zeigen, wie der höchste Gerichtshof gegen die Roheit, Unwissenheit und brutale Willkür der Criminalgerichte des 17. Jahrhunderts auftrat und einsichtsvollere, gemäßigtere Ansicht den Gewaltthaten der Richter und den gröblichen Misbräuchen der Tortur entgegensetzte. Was die Criminalgerichte weislich verschwiegen und nicht in ihre Acten aufnahmen, sehen wir in diesen Fällen, wo es zur bittern Beschwerde, zur heftigen Anklage kam, offen zutage gelegt, und die Verzweiflung klagte in der Ueberzeugung der Unschuld die Richter als tyrannische Mörder an. Alle Mandate des Reichsgerichts athmen bittern Unwillen über die Roheit und Grausamkeit der meist noch mit Schöffen aus dem gegen die Zauberei fanatisch eingenommenen und vom tiefsten Aberglauben besessenen Volk besetzten Criminalgerichte und nahmen jede Beschwerde sofort an. Zwar konnten unter den unzähligen Fällen der Hexenverfolgungen nur Glieder angesehener Familien, die sich der Wuth der fanatischen Richter glücklich entzogen, wegen Nullitäten und Uebertretung der Gesetze beim Reichsgericht Beschwerde führen, aber das mit einsichtsvollen Juristen, mit Männern von Ansehen und Ruf zusammengesetzte Gericht, das die Mängel der elenden Justiz durchschaute, brachte es doch wenigstens dahin, daß die brutalen Criminalrichter seine Mandate fürchteten und manches Menschenleben so gerettet wurde. Oft kam aber die Beschwerde und das Einschreiten zu spät, wie ein Fall aus dem Ende des 16. Jahrhunderts beweist, der zugleich die tolle Verfolgungswuth der Schöffengerichte ins Licht setzt.

Eine tugendhafte, fromme, durchaus unbescholtene Frau, die mit ihrem Mann und erwachsenen Kindern in Frieden lebte, war von einigen zum Scheiterhaufen verurtheilten Zauberinnen angegeben worden, daß sie bei den nächtlichen Tänzen zugegen gewesen sei. Das reichte hin, die unglückliche Frau mit allen Graden der Peinigung und Torturqualen endlich dahin zu bringen, alles das Lumpenzeug, was die Richter gern hören wollten, zu bekennen, nämlich daß eine andere Hexe ihr die Zauberkunst gelehrt, daß dieselbe ihr auch einen Buhlen zugeführt im schwarzen Kleid, mit Federbusch, aber Pferdefüßen, daß sie mit ihm kalte Buhlschaft getrieben und Goldstücke erhalten, die sich nachher in Pferdedreck verwandelt, daß er ihr Brust und Haupt mit einer schwarzen Materie bestrichen und sie dann zum Hexentanz geführt, daß sie auch den Leuten Kühe und Schweine bezaubert und das Gift von ihrem Buhlen erhalten habe u. s. w. Die brutalen Richter entblödeten sich nicht, in das Protokoll zu setzen, dies Alles habe sie ohne einige Tortur, freien Willens, ungebunden und ungespanden, also bekannt; und doch mußte die gepeinigte Frau mit ihren zermalmten Gliedern auf einer Karre in das öffentliche peinliche Halsgericht geschleppt werden. Hier stürzten die Söhne mit wildem Schreien in die Versammlung und riefen: „Ach, Mutter, haltet Euch hart; Mutter, haltet Euch hart!" Mit ihnen drang auch die ganze Freundschaft nebst Rechtsgelehrten, Notarien, Procuratoren und andern Beiständen in das Gericht und Alle schrien über das heillose Verfahren, sodaß Richter und Beisitzer Gewalt befürchteten, aufstanden, ihre Häupter entblößten und feierlich gegen jede Störung des Gerichts protestirten. Um die Masse zu beschwichtigen, wurden die Geständnisse öffentlich verlesen und die Unglückliche erkannte sie an. Die Freunde und Verwandten foderten aber eine gehörige Defension und wollten einige Fragen an sie richten. Der blutdürstige Fiscal suchte dies ab-

zuwenden, indem er noch zwei Hexen vor dem ganzen Umstand ihre Denunciationen wiederholen ließ. Aber die Vertheidiger bestanden auf ihrer Foderung, und sie wurde endlich, jedoch mit vielen Restrictionen, bewilligt. Die Vertheidiger erzwangen somit, daß mehre Fragen an die gepeinigte Frau gerichtet wurden, namentlich 1) Wie sie in den Verdacht gerathen sei? Sie antwortete: Das wisse sie nicht. 2) Wie oft mit der Tortur gegen sie verfahren sei? Antwort: Sie sei sechs mal gepeinigt worden. 3) Ob sie ihre Bekenntnisse in Pein und Plage abgelegt habe? Antwort: Alles habe sie in Pein und Plage bekannt. 4) Ob ihr bei dem vorgelesenen Bekenntniß gedroht sei mit der Tortur im Fall des Verneinens? Antwort: Ja, sie sei hart bedroht worden.

Der grausame Fiscal hatte kein Gefühl für diese zermalmenden Antworten und behauptete mit Richter und Schöffen, daß nach rechtlicher Ordnung verfahren sei. Die Vertheidiger drangen aber darauf, die Sache an unparteiische Rechtsgelehrte zu versenden, auch die Einreichung einer Defension zu gestatten. Zur letzten wurde zwar nur eine Frist von drei Stunden bewilligt, der Vertheidiger erfüllte aber vollkommen seine Pflicht, zeigte alle Nichtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten des Verfahrens, entwickelte die gänzliche Beweislosigkeit der Anschuldigung, indem den Aussagen der verbrannten Hexen durchaus kein Glaube beizumessen sei, zumal da zwei jener Zauberinnen nachher öffentlich bekannt hätten, es sei die Verabredung getroffen worden, wenn sie verhaftet würden, wollten sie alle auf diese Frau bekennen, da dieselbe eine vornehme Freundschaft habe und sie sich dann auch wol salviren und retten könnten. Er zeigte auch aus dem ganzen Leben und Ruf der Inquisitin, daß sie sich stets aufs christlichste und ehrbarste betragen und niemals Anlaß zu irgendeinem Verdacht gegeben habe. Die Acten wurden nun nicht an eine Universität, sondern an fünf obscure, in gleicher Hexenwuth befangene Juristen zu Paderborn geschickt, und nach deren Responsum erkannte 1597 das Gericht den Tod durch Feuer. Sofort wurde die Unglückliche dem Scheiterhaufen überliefert und so ihren Qualen ein Ende gemacht. Der Sohn trat klagend beim Reichsgericht auf, ohne ein Resultat zu erzielen, wiewol die Unschuld der Gemordeten und das tumultuarische, leidenschaftliche Verfahren des Gerichts aufs klarste dargethan wurde.

Im Allgemeinen zeigen die mitgetheilten Rechtsfälle: 1) wie tief gesunken die alten Schöffengerichte waren, und zwar in einer Zeit, wo es schon so bedeutende Juristen und helle Denker gab, wo das Studium der Rechtswissenschaft bereits so große Fortschritte gemacht hatte. Jenen unwissenden, völlig ungebildeten Richtern und Schöffen genügte der kleinste Verdacht, um durch die Tortur die unsinnigsten Bekenntnisse zu erpressen. Die ganze Kunst des Inquirirens lag in den Händen der Henkersknechte. 2) Wir sehen aber auch, daß schon eine Menge Männer von besserer Einsicht, daß entschlossene Vertheidiger ihnen gegenüberstanden, die von der Trüglichkeit der durch die Tortur erpreßten Geständnisse fest überzeugt waren und den Misbrauch erkannten, der mit den vermeinten Indicien getriebn wurde. Schwer hielt es aber, den Schöffengerichten die Inquisition aus den Händen zu winden; man konnte nur gegen schreiende Misbräuche eifern und sich beschweren. 3) Die Angehörigen, die Verwandten und Freunde der Angeklagten waren fast immer von deren Unschuld überzeugt, weil sie sie kannten und im steten Umgang und langen Beisammensein nie etwas Unnatürliches oder Verbrecherisches bemerkt hatten. Und nun, welch Gefühl für den Ehemann, für die Kinder, wenn ihnen die Frau und Mutter gewaltsam entrissen und durch Höllenqual zu Geständnissen gebracht wurde, von deren Falschheit sie völlig überzeugt waren! 4) Aber die große Masse des gemeinen Volks, ohne alle Erziehung und Bildung, war von dem Hexen- und Zauberunwesen aufs festeste überzeugt, und die Schöffen, die meist aus dem Volk genommen wurden, sympathisirten auch mit ihm völlig. Die ganze Phantasie der Menschen war durch die Hexenprocesse vergiftet, epidemisch war der Glaube an die Bündnisse mit dem Satan; überall witterte man die Nähe und Einwirkung von Hexen und Zauberern. Wo nur in einer Gemeinde Unglücksfälle, Beschädigung und Unfälle irgendeiner Art sich ereigneten, schrieb man sie den Hexen zu; bald wurden dann auch Verdachtsgründe erspäht, und die Tortur opferte nicht nur die Unglücklichen, sondern verbreitete auch die Verfolgung immer weiter, indem die Gemarterten nothwendig Complicen nennen mußten. Freilich gab es damals viel schlechtes Gesindel, auch Giftmischer, die dem Teufel ins Handwerk pfuschten. Das Volk schrieb aber jeden auch zufälligen Schaden den versteckten Hexen zu. Und dieser Aberglaube ist noch jetzt nicht erloschen. Ueberall findet man unter den gemeinen Leuten den Glauben an Hexen, und fast in jedem Ort gibt es Personen, die in solchem Verdacht stehen, denen im Stillen mancherlei Unheil zugeschrieben wird und vor denen man sich aufs vorsichtigste, durch allerlei abergläubische Mittel, in Acht nimmt.

XI. Epidemie der vom Teufel Besessenen.

Die Besessenheit, wovon uns eine ausführliche Acte unterrichtet (44), hing mit dem Betrug und Aberglauben der Zauberei genau zusammen. Hier wie dort lief verbrecherisches Treiben und absichtlicher Betrug mitunter, während doch auch in beiden Fällen, besonders nach dem unseligen Dreißigjährigen Kriege, wo die Menschen physisch und geistig zerrüttet waren, sich eine wirkliche Krankheit so Vieler, die der Aberglaube ganz erfüllt hatte, bemächtigt zu haben scheint. Die hier erörterten Zustände geben daher einen interessanten Beitrag zu dem neuerlich erschienenen Werkchen von Carus: „Die Geistesepidemien der Menschheit.“ Wie man durchweg fest glaubte, daß ein Bündniß mit dem Satan und dessen persönliches Erscheinen möglich sei, und wie bei schlechtem Gesindel häufig eine solche Verbindung gesucht wurde, um sich aus dem Zustande des Elends wieder

emporzuheben, oder auch sinnlichen Gelüsten zu fröhnen, welches dann von Betrügern zu mancherlei Täuschungen und Gaukelpossen benutzt wurde, so glaubte man auch, daß böse Geister sich mit Satans Hülfe der Menschen bemächtigen könnten, und während man körperliche Leiden, krankhafte Visionen für Zeichen dieser Macht des Satans ansah, so bildeten sich bald auch Viele ein, daß sie wirklich besessen seien, und sogleich gab es wieder schlechtes Gesindel, welches aus Nachahmungstrieb solche Zustände erheuchelte und aus betrüglicher und boshafter Absicht den Leuten vorspiegelte.

Statt nun solche Menschen erst der ärztlichen und dann der polizeilichen Untersuchung zu übergeben, zog man Geistliche, besonders Mönche zu Rathe, die, an die Besessenheit nicht minder glaubend, die Verwirrung noch vergrößerten.

Die Epidemie der Besessenheit trat kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege besonders heftig im Fürstenthum Paderborn auf. Im Jahre 1650, nachdem eine große Dürre und Misernte gewesen war, auch ansteckende Krankheiten grassirt hatten, verbreitete sich plötzlich diese Geisteskrankheit über Stadt und Land. Die Besessenen kamen haufenweise, machten Straßen und Kirchen unsicher, fielen die Leute an und verschrien Viele als Hexen und Zauberer. Einige hielten sie nun für Betrüger, Andere für wirklich Besessene. Es kam zu kirchlichen Exorcismen, auch zu großen Streitigkeiten zwischen den Mönchsorden und zu Controversen der Geistlichkeit über die Natur der Krankheit. Wie aber der Fürst ernste Maßregeln befahl, die Unruhigsten auf seinen festen Schlösser einsperren und mit Vorsicht die Exorcismen anwenden ließ, so verschwand das Uebel bald, zeigte sich aber mit noch größerer Heftigkeit in der benachbarten Grafschaft Rietberg, bis man dem Gespenst auch hier zu Leibe ging und durch scharfe Maßregeln die Ruhe herstellte. Daß solche Menschen so große Verwirrung im Lande anrichteten, hatte in dem Aberglauben der rohen Volksmasse, in der Furcht vor dem Uebel sowol als den boshaften Denunciationen seinen Grund. Selbst die als Vormund regierende Gräfin von Rietberg fürchtete dies Volk und befand sich in der größten Unruhe und Aufregung. In den Eingaben an das Gericht heißt es: die Gräfin habe dem Unfug in ihrem Lande nicht länger ruhig mitzusehen können und dasselbe von dem aufrührerischen Gesindel reinigen müssen. Das Unwesen habe in der Grafschaft wie eine Contagion grassirt. Viel Kummer habe es der Gräfin gemacht und sie fast ins Grab gedrückt; nun aber finde sich Gottlob keine Spur eines Teufels mehr im Lande, da früher alles commercium humanum gestört gewesen sei und die Gräfin selbst die Straße nicht unmolestirt habe passiren können. Die Besessenen hätten aber Alles auf Betrug und Verstellung abgesehen, um das Land in Verwirrung zu stürzen. Der gemeine Mann habe mit Hintansetzung des göttlichen Worts fest an den Teufel geglaubt, sodaß auf ein einziges Ausschreien der Mann sein Weib, der Bruder die Schwester, die Kinder ihre Aeltern und reciproce für Hexen und Zauberer angesehen hätten.

Den meisten Verdruß machte der Gräfin ein dreizehnjähriges Mädchen, die Tochter eines der Zauberei sehr verdächtigen Bürgers zu Rietberg. Statt dieses verdorbene und verführte Kind vom Schulmeister züchtigen zu lassen, fing man mit Exorcismen an und leitete eine weitschweifige Untersuchung ein, die bis an das Reichsgericht gelangte. Wie dieses Mädchen aufs plumpste die Mönche, die den Exorcismus vornahmen, vexirte, beweist das Verhör vom Jahre 1662, welches vier Patres und ein Notar hielten. Nach den Exorcismen rief die Betrügerin plötzlich: „O Jesus, ich muß heraus, ich kann nicht mehr, meine Macht ist mir benommen!“ Jene, welche glaubten, der Teufel spreche aus dem Mädchen, hielten nun ein Gespräch mit demselben, wobei jene sie aufs lächerlichste betrog. Sie fragten z. B., wie groß er im Mädchen sei? Antwort: Wie ein Floh. Ob er denn auch Beine habe? Nein. Wie er denn bald im Kopf, bald in den Beinen sein könne? Antwort: Ich gehe stip, stip, wie die Fliegen. Dies unsinnige Gespräch wurde noch eine zeitlang mit dem bösen Geiste fortgesetzt, „endlich ihm gesagt, er solle durch das Loch fahren, durch welches das Glockenseil hängt; hat er unter demselbigen Loch, zu welchem das Mädchen geführt war, angefangen zu blasen drei mal, und also durch den Glockenthurm durchgefahren. Darauf wurde das Mädchen mit seinem Namen angeredet und alsbald auch verstanden und die Anrede angenommen, auch zum Zeichen ihrer Erledigung die Glocke gezogen und zur Danksagung ein Vaterunser gebetet.“ Bald nachher gab das Mädchen aber wieder vor, noch besessen zu sein, und die klügere Gräfin eröffnete den Mönchen, daß sie von der falschen Besessenheit überzeugt sei, und da diese nun auch dem Mädchen härter zusetzten, so erhielten sie nach längerm Leugnen ein Geständniß, das offenbar die völlige Wahrheit enthielt: Sie habe, sagte die Betrügerin, Alles, was sie während des Exorcismus geredet, bei gutem Verstande gethan und man möge bei der gnädigen Frau um Gnade für sie bitten. „Sie sei ein Kind gewesen, habe sich lassen verführen von des Rittmeisters Tochter, in deren Hause, in Beiwesen der Schulmeisterinnen, welche gesagt: Du sollst dich anstellen, wie ich thue, und machen dich auch besessen. Sie habe darauf, wie es ihr gewiesen, sich auf die Erde geworfen, gesleuthet, den Leib geschüttelt und gerufen. Dann habe sie des Rittmeisters Tochter die Hand darauf geben müssen und sie habe ihr etwas zu essen gebracht. Nachher sei dieselbe öfter zu ihr gekommen und habe ihr die Gebehrden gezeigt, wäre nämlich liegen gegangen, habe Hals und Füße zu Hauf gesetzt und mit dem Leibe gekluckt, ihr sagend, sie solle den Athem obhalten und Papier in den Hals stecken, so könne sie klucken. Sie habe das öfter in Gegenwart der Meisterinnen exerciren müssen. Jene habe aber nicht wollen verrathen sein und ihr gesagt, sie solle Alles leugnen.“ Die schlechte Dirne hatte nach ihrem Bekenntniß alle Diejenigen der Hexerei beschuldigt, die nur irgend mit ihren Aeltern in Feindschaft lebten, gab auch bei Jedem den speciellen Grund an, z. B. den Rentmeister

und seine Tochter, weil letztere mit ihrem Bruder versprochen gewesen und zurückgetreten sei. Im Allgemeinen habe sie oft Leute angegeben, „damit die gnädige Frau fortfahren möchte die Hexen zu brennen".

So hatte das Unheil und die Wuth der Hexenverfolgung Kopf und Herz der Jugend vergiftet und verdorben, daß sie aus Bosheit und Rachsucht ihre unschuldigen Mitmenschen ins Verderben zu stürzen suchte. Die Scheiterhaufen, auf denen die Unglücklichen verbrannt wurden, waren diesem abscheulichen Mädchen ein ergötzliches Schauspiel, wobei es nichts nach dem Menschenleben fragte. Vor den Richtern widerrief aber die Verbrecherin alle ihre Geständnisse und erklärte, daß die Mönche ihr gedroht, sie in den Keller zu stecken, und sie zu Allem beredet hätten. Vom Spruch Rechtens zogen sich die Räthe der Gräfin aus allerlei Gründen zurück und diese ließ sich von bekannten Juristen acht Responsa geben. Der mildesten Ansicht trat sie bei. Das Mädchen wurde öffentlich ausgepeischt und über die Grenze des Duodezländchens gejagt. Welcher Unsinn, so ein Kind mit Landesverweisung zu bestrafen! Aber das war damals Sitte des in Hunderte von Territorien zersplitterten Reichs. Man trieb die Verbrecher, um sie los zu werden, dem Nachbar zu.

Für unsere Gräfin hatte dies sehr verdrießliche Folgen. Die Aeltern nahmen sich ihres Früchtchens an, vertheidigten die wirkliche Besessenheit und brachten eine Menge erschlichener Atteste von münsterischen Geistlichen und Mönchen bei, daß das Mädchen wirklich besessen sei. So bezeugte ein Mönch des Predigerordens: daß genannte Person vom bösen Feind jämmerlich gequält werde; die Franciscaner zu Münster: daß sie auf viele Kennzeichen nicht anders befunden, als daß sie von einem bösen Geist leiblich und wirklich besessen sei; vier andere hohe Geistliche: puellam in rei veritate corporaliter a daemone esse obsessam u. s. w. Die Gräfin brachte aber gegentheilige Zeugnisse, besonders von den klügern Jesuiten herbei, und die Mönche exculpirten sich zum Theil, nachdem sie erfahren hatten, was zu Rietberg schon in der Sache ergangen war. Dennoch machte der Vater des Mädchens aus der Sache eine Speculation, erhob Klage gegen die Gräfin beim Reichskammergericht und foderte Restitution, Revision und Entschädigung.

Der Proceß wurde mit unermüdlicher Thätigkeit und großer Schreibseligkeit betrieben. Die Gräfin ging aber endlich siegreich aus demselben hervor.

Paul Wigand.

Atterbom über das Verhältniß von Religion und Philosophie zur Kunst und Poesie der Gegenwart.

Schon seit einiger Zeit lag der Red. d. Bl. eine von Gottfried von Leinburg, dem neuesten Uebersetzer der „Frithiofssage", verfaßte und von ihm mit einigen erläuternden Anmerkungen versehene Uebersetzung einer längern Stelle aus des schwedischen Dichters und Philosophen P. D. A. Atterbom im Jahre 1835 zu Upsala erschienenen Schrift „Studier till Philosophiens Historia och System" zur Mittheilung vor, und wir wollen wenigstens nicht das Ende des Jahres 1856 abwarten, ohne sie zum Abdruck gebracht zu haben. Die Stelle ist dem dritten Hauptstück der zweiten Abtheilung genannter Schrift entlehnt und paßt sehr wohl zu der Tendenz unserer Blätter, die von jeher auf die Wechselwirkung der europäischen Literaturen ein Hauptaugenmerk gerichtet haben. Der phantasievolle Dichter der „Insel der Glückseligkeit", das Haupt der „Phosphorusschule" (von der im Jahre 1810 in Upsala begründeten Zeitschrift „Phosphorus" so genannt), der Verfasser so mancher bedeutsamen literarhistorischen Werke zeigt sich auch in diesem Aufsatze als ein auf deutscher Speculation fußender, für deutsche Poesie und Philosophie hochbegeisterter, dabei aber doch selbständiger und geistvoller Denker. Was er über Goethe sagt, stimmt mit Emerson's jüngst durch das „Morgenblatt" auch in Deuschland bekannt gewordenen Ansichten über den großen Dichter zum Theil in überraschender Weise überein. Daß er Tieck gleich neben Schiller und Goethe nennt, wird, wie so manche Ansicht über Byron und Walter Scott, für Manchen etwas Auffallendes haben; indeß heißen wir auch diese freilich ziemlich stark betonte Würdigung der poetischen Verdienste Tieck's willkommen, da sie jetzt in Deutschland weit unter ihrem Werth geschätzt zu werden pflegen und Tieck schon als Stifter einer einflußreichen Schule diese Misachtung von oben herab nicht verdient. Auch machen wir noch besonders auf die Vorhersagung aufmerksam, daß, wenn die Dinge so zu gehen fortfahren, wie sie jetzt gehen, von der wunderbaren Welt der Poesie bald nichts mehr übrig sein werde. Dieser kurzen Vorbemerkung lassen wir nun die Betrachtung Atterbom's folgen.

Wo die Religion unter den Menschen recht eigentlich zu Hause ist, da wirkt die positive Kräft derselben aus und vermöge einer mystischen Einheit, in welcher Das, was in der Religion Idee ist, Dasjenige zusammenhält, was in der Religion Anschauung, Begriff und Gefühl ist, sowie es dadurch auch seine Wirklichkeit auf eine in Wahrheit harmonische Weise objectivirt. Infolge des bedauerlichen Schismas haben sich jedoch die drei zuletzt erwähnten Religionselemente dergestalt von dieser Einheit gelöst, daß die Einheit nunmehr ein Gegenstand des Suchens ist, oder mit andern Worten: die Idee ist nunmehr zum Ideal geworden. Man kann sagen, daß sich die Anschauung beinahe ausschließlich im Katholicismus noch erhalten hat, während sich hingegen der Begriff beinahe ausschließlich im Rationalismus und das Gefühl beinahe ausschließlich im Pietismus noch erhalten haben. Die beiden letztern zusammen machen das historische Geistesgebiet des heutigen Protestantismus aus, mit Inbegriff der großen Menge seiner Arten und Ausartungen. Obschon wir ihn nämlich hier blos in Hinsicht auf seine Hauptkategorien betrachtet haben, so geht doch aus den Elementen, die in ihm herrschen, deutlich hervor, daß gerade auf seiner Seite, bis auf Weiteres wenigstens, die Zerbröckelung und Zersplitterung in Sekten und besondere Glaubensüberzeugungen unaufhörlich fortgehen wird, solange nämlich der Begriff unspeculativ und das Gefühl noch in den Fesseln seines ersten natürlichen Subjectivismus schmachtet. Nichts ist dem Gedeihen jener unglückseligen Denkungsart ersprießlicher, deren Verfechter sich die Religion ganz und gar aus dem Kopf schlagen, indem eine jede Form derselben ihnen in demselben Maß gleichgültig ist. Wol gibt es eine nicht geringe Anzahl solcher Indifferentisten auch im Schoos der katholischen Christengemeine, allein es ist hierbei wohl darauf Rücksicht zu nehmen, daß man sie in ihr blos in den höchsten Classen der Gesellschaft antrifft, nicht, wie in der protestantischen, selbst in den untern Schichten derselben. Der Grund ist darin zu suchen, daß der reflectirende Verstand eine Uebermacht erlangt hat, die sich auch auf den niedrigsten Bildungsstufen zu äußern und geltend zu machen sucht, wiewol meistens in rohen und einfältig nachgeplauderten Redensarten. Hierin liegt indessen auch dem Protestantismus die Möglichkeit nahe, sich zu heilen, wo es ihm fehlt. Er glaubt es selbst und wir glauben es mit ihm, im Fall er

nicht mitten in seiner Arbeit die Hände wieder in den Schoos legt, sondern auf den Grund seiner und jeder Reflexion geht. Indessen ist klar, daß der Protestantismus in seiner jetzigen factischen Beschaffenheit der wurzelanzeigende Exponent der Cultur der Jetztzeit als solcher ist. Denn im Guten sowol als im Minderguten des Katholicismus lebt eigentlich eine ältere Culturperiode fort, nämlich die des Mittelalters; und selbst die neue Evolution, die kräftig vorwärtsschreitende Bewegung, die in unsern Tagen bei den edelsten Repräsentanten der katholischen Christenheit bemerklich ist, setzt die Entwickelung des Katholicismus in einem Geiste fort, der dem der ältern Periode am nächsten verwandt ist. *) Damit steht durchaus nicht im Widerspruch, daß die äußere Veranlassung zu dieser Evolution gleichfalls vom Protestantismus ausging, nämlich infolge der neuen, von ebenso genialischen als unsichern Anfängen nach und nach zu immer höherer Macht emporgestiegenen Poesie, Kunstlehre und Philosophie, wodurch er im Verlauf des letztverflossenen halben Jahrhunderts unendlich mehr als durch seine theologischen Bestrebungen eine der Bildung der ganzen Christenheit gemeinschaftliche bessere Zukunft angebahnt und verkündigt hat.

Wir dürften nun wol keines „Misverständnisses Gewalt" zu befürchten haben, wie der Dichter des „Wallenstein" sich einmal ausdrückt, wenn wir sagen, daß es ein in seiner negativen Thätigkeit (bis auf Weiteres) fixirter und dadurch ausgearteter Protestantismus ist, der den Grund insichträgt der chaotischen äußern Form der jetzigen Culturperiode. Die schon gleich im Anfang kritische und skeptische Richtung der Thätigkeit des Protestantismus ist am Ende, bis zum Extrem verfolgt, zu einem Resultat der Art gediehen, daß er beinahe ganz und gar keinen positiven Inhalt zum Gegenstand seines Scharfsinns mehr übrig hat, wenigstens beinahe ganz und gar keinen Inhalt mehr, von dessen Unzweifelhaftigkeit er recht fest überzeugt wäre. Insofern, als sich dieser Reflexionsproceß nun zur Seele der ganzen Cultur der jetzigen Periode gemacht hat, wird man zugeben müssen, daß diese Cultur anders nichts Eigenes hat, als die bloße Negativität, als die bloße kritische Hohlheit des erwähnten Processes; alles Uebrige sind Fragmente objectiver Bildungsformen, die wir als bloße Traditionen von glücklichern Zeitaltern ererbt haben. Es leuchtet jedoch ein, daß wir hierbei die jetzige Zeit nur nach ihren meisten und gewöhnlichsten Leistungen beurtheilen, nicht nach gewissen Ausnahmen von selbständigerer Art, worin ihr Geist, erfaßt von Liebe zu dem Geist früherer und schönerer Zeiten, sich damit zugleich in einen neuen verwandelt hat. Wir meinen hier weniger solche einzelne persönliche Ausnahmen, welche, wenngleich spärlich, auch in den chaotischsten Zeiten vorkommen können; wir meinen vielmehr jene Ausnahmen, deren sich bereits von mehr als einer Seite eine solche Menge gleichartiger persönlicher Kräfte theilhaftig gezeigt hat, daß sie in der That als wirkliche Zeitbestrebungen betrachtet werden dürfen, wenn auch bei weitem noch nicht als die herrschenden. Solche Ausnahmen sind vor allem die großartigen Bestrebungen, die sich durch eine Menge großer Geister in den Gebieten der Philosophie und der Poesie geltend gemacht haben, während die Gebiete der Theologie und der Politik noch immer, ersteres zum größten Theil, letzteres beinahe gänzlich, unter der Knechtschaft der abderitischen Machthaber des Tags seufzen. Gewiß gibt es auch in den Gebieten, deren wir zuerst erwähnten, noch genug des Streits und des Unfriedens; allein es ist doch ausgemacht, daß in ihnen das Morgenroth der bessern Zeit bereits glüht, der unser Gesicht zugewandt ist. Daß dieses Morgenroth zuerst das Gefilde der Poesie röthete, war ein Ereigniß, wie es sich jederzeit wiederholt, wenn der Genius der Philosophie mit irgendeiner neuen positiven Entwickelung seines Dichtens und Trachtens im Anzug ist; diese Entwickelung wird alsdann von einer poetischen Ahnung vorherempfunden, die sie in unsterblichen Sehergesängen laut werden läßt unter den Menschen, ehe sich jener Genius noch nahe genug befindet, um in seiner eigenen Sprache von seinen neuen Entdeckungen und Hoffnungen Kunde geben zu können. Es hat daher in unsern Tagen im Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt geschehen können, was in dem der Theologie und der Politik nicht geschehen konnte: daß sich nämlich ein edlerer Geist allgemeineres Gehör zu verschaffen im Stande war, ehe die Stimme der Philosophie noch eine allgemeinere Theilnahme erweckte und im Schoos des Publicums ein allgemeines Echo zu finden hoffen durfte. In einer Zeit, in welcher so äußerst Wenige der Botschaft des Heiligen Gehör geben, ist es gleichwol der Macht der Schönheit gelungen, so manchen Triumph zu feiern und mehr als ein Herz dem Mahnruf der Wahrheit zu erschließen. Hierbei hat es sich jedoch bereits mehrfach gezeigt, daß, wofern dem Studium der „Weltweisheit" keine größere Popularität erblüht als bisher, die ganze Herrlichkeit am Ende zu einer flüchtigen Maimorgenstunde einschrumpft, wonach das blaue Himmelsgewölbe von neuem schwarze Wolken umziehen werden, dichter als die bisjetzt glücklich zerstreuten, und bald wird von der wunderbaren Welt der Poesie nichts mehr übrig sein, als hin und wieder ein paar Märchengestalten und Irrlichter, die düster hin- und hergaukeln im Nebel über den Schafhaiden und Sumpfaustrocknungen des Nützlichkeitsprincips.

Es läßt sich leicht denken, daß das religiöse Schisma (besonders in seinen nächsten Wirkungen) der Entwickelung der Poesie, sowol als schöne Kunst überhaupt, als auch als Kunst des Dichters insbesondere betrachtet, höchst nachtheilig sein mußte. Aus dem Glauben und der Tradition der ältern Kirche war eine symbolische Weltanschauung hervorgegangen, welche ohne diesen Glauben und diese Traditionen nothwendig verloren gehen würde. Ohne eine solche Anschauung entbehrt jedoch die Poesie, entbehrt die Kunst jedes eigentlich objectiven Grundes, jedes sichern Anhaltspunktes, sowie jedes Zwecks. Aus einer ähnlichen Ursache hatte sich die Kunst der antiken Cultur theils in ein subjectives Spiel mit Gefühlen und Gedanken, theils in eine mittels mythologischer und philologischer Gelehrsamkeit zuwege gebrachte Nachahmung der untergegangenen Objectivität aufgelöst. In einer jeden dieser beiden Nothbehelfsrichtungen machte sich oft eine bis zum Aeußersten getriebene formelle Vollkommenheit bemerklich; das innere Wesen war gleichwol ein bloßer Schein von Poesie, ein wol gleißendes, jedoch (wenn man sich es näher ansah) unheimliches Truggespenst der wirklichen. Das, was den Poeten zum Poeten macht, ist nicht der Vers, nicht der Stil, nicht der Reichthum an Bildern und Gleichnissen, ja nicht einmal das erfinderische Genie selbst (am allerwenigsten in dem Sinn, wie die Leute sich die Sache gewöhnlich denken), sondern das Vermögen jenes entzückten Schauens ist es, in welchem die göttliche Idee des Lebens jederzeit und überall, entweder direct oder indirect, sinnlich faßlich ist als Einheit von Mythe und Symbol. Mythe nennen wir jede in einem religiösen Bewußtsein sich individualisirende Offenbarung, die von der Gottheit ausgeht und davon Kunde gibt, empfangen im Wege unmittelbaren geistigen Erkennens oder Glaubens, fortgepflanzt mit Hülfe der Rede und endlich der Schrift. Es kann zweierlei Arten von Mythe geben: sie kann nämlich recht eigentlich göttliches Wort sein, wie im Christenthum, oder blos Göttersage, wie in jedem (positiven) Heidenthum. In einer jeden die-

*) Wol gibt es im Schoos dieser Gemeine (deren Macht und kräftiges Zusammenhalten zwar Ungleichheit der Ansichten nicht zu verhindern im Stande ist, allein doch deren Erstarken und Anwachsen zu zerbröckelnden Parteien und Sekten wehrt) eine gewisse Art accommodativer Katholiken, die im erwähnten Fall eine Ausnahme machen, indem sie nämlich die Rationalisten des Katholicismus sind; die strengkatholische Denkungsart (die sich wieder in eine dogmatisch-katholische und eine ästhetisch-katholische eintheilen läßt) bleibt jedoch Siegerin und behält das Schlachtfeld, solange sie, wie jetzt, die ausgezeichnetsten Theologen, Philosophen und Künstler zu ihren Vorkämpfern zählt.

Anm. des Verfassers.

ser beiden Arten bedient sich jedoch die Mythe selbst nothwendigerweise des bildlichen Ausdrucks, welchen wir Symbol nennen; im einen wie im andern Fall ist sie nämlich, wenn man sie dieses Gewandes entkleidet, etwas, das dem Gefühl und auch der Reflexion zwar zugänglich ist, das sich indessen dem erstern blos in chaotischer Unaussprechlichkeit und der letztern blos in abstracter Ausdrucksfähigkeit mittheilt. Das Geheimniß einer jeden wahrhaften Weihe der Kunst und Dichtung besteht darin, Alles symbolisch anzuschauen, so jedoch, daß man das Mythische im Symbol niemals anders auffaßt als schön, oder niemals als verschieden vom Schönen; in jedem andern Fall faßt man das Symbol als eine metaphysische Begriffsallegorie und nicht als ein selbstlebendiges harmonisches Individuum. Blos in dem Grad, als die Anschauung symbolisch ist, und zwar auf die gehörige Weise symbolisch, begeistert dieselbe zu jenen bewundernswerthen Schöpfungen der Kunst, in welchen Natur und Menschheit gerade dadurch treu wiedergespiegelt werden, daß sie idealisch wiedergespiegelt werden, d. h. im Verklärungsglanze der symbolisch geschauten Idee.*) Hinsichtlich der Möglichkeit, sowie der Wirkungen solcher Schöpfungen der Kunst macht es indessen einen wesentlichen Unterschied, ob die principalen Symbolgestalten, von denen die Verklärung ausströmt über die andern, mehr besonders oder mehr allgemein objectiv sind, d. h. ob ihre Wirklichkeit und ihre Geltung blos von ihrem Schöpfer selbst und einigen wenigen Personen, oder von einem ganzen Zeitalter erkannt wird. Das letztere ist niemals häufiger der Fall, als wenn die symbolische Anschauung ihren Grund und Boden in einer dem ganzen Zeitalter gemeinschaftlichen religiösen Anschauung hat, worin die Mythe Gegenstand des Glaubens und der Ehrfurcht Aller, oder doch der Meisten, oder wenigstens der Besten ist. Je mehr nun letzteres der Fall ist, in einem desto höhern Grade ästhetisch und poetisch erscheint das Zeitalter, und desto kräftiger fühlt sich der Künstler gehoben und getragen nicht blos von seinen besondern, sondern auch zugleich von dem allgemeinen poetischen Geist der Zeit. So gehoben und getragen von einem poetischen Zeitgeiste sahen sich z. B. die großen Dichter, Maler und Tonsetzer, auf welche die Katholiken so stolz hinweisen und hinsichtlich deren man wol wird zugeben müssen, daß sie ohne eine solche reiche, in Geist und Empfindung ihrer ganzen Zeit wurzelnde religiöse Symbolik, wie die der ältern Kirche oder der katholischen Christengemeine, nie und nimmermehr geworden wären, was sie wirklich geworden sind. Auch hat der den schönern Künsten so wohlthätige ich möchte beinahe sagen unentbehrliche Einfluß einer solchen Symbolik im Schoos dieser Gemeine niemals aufgehört. Noch im 17. Jahrhundert zeigte sich dieses durch den vorzüglichsten Dramaturgen der Katholiken, Calderon, welcher, in manchen andern Dingen dem vorzüglichsten Dramaturgen der Protestanten, W. Shakspeare, bedeutend nachstehend, diesen im Ausdrucke einer heitern Milde, einer heitern Gemüthsruhe, eines gewissen seligen Friedens übertrifft, was blos von den unbezweifelten (und in unwandelbaren Grundsymbolen geschauten) Mysterien einer allesversöhnenden Religion herrühren kann. Ja, auch in unsern Tagen zeigen sich noch hin und wieder bei Dichtern, wie dem großen Italiener A. Manzoni, und bei Malern, wie Peter von Cornelius**), die unverkennbaren ästhetischen Vortheile und das eigene geistige Behagen, die darin liegen, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt. Die heiligsten Urbilder sittlicher und frommer Lebensverhältnisse geben da zugleich die schönsten Urbilder der Kunst ab, und zwar das letztere wie das erstere vermöge einer eigenen persönlichen und unsterblichen Wirklichkeit, nicht vermöge einer ihnen künstlich von außenher, im Wege willkürlichen Verfahrens irgendeiner besondern Imagination ertheilten. Wo solche Ideale unwandelbar fest dastehen, gleich leuchtenden Sonnen, die sich wieder je um eine unsichtbare Centralsonne bewegen, von welcher sie ihr Licht erhalten, da bewegen sich auch um eine jegliche von ihnen, Planetenkreisen vergleichbar, die von ihnen bestrahlt werden, in beständig ungestörter Ordnung die Sphären einer jeglichen andern Schönheit: die Schönheit der Natur, die Kraft und Schönheit des Mannes, die Schönheit des Weibes, die des Kindes, die des Familienlebens, die der Gesellschaft, die der Geschichte. Der Inhalt der religiösen Anschauung als solcher braucht sich nicht unmittelbar auszusprechen in der ästhetischen (ja er darf sich nicht einmal anders als mit einer gewissen Sparsamkeit darin aussprechen); allein er läßt doch die Spur seines Waltens leicht wahrnehmen, wo er wirklich vorhanden ist, mittels eines reinen, eines niemals getrübten Lichts und einer lieblichen, freundlichen Wärme, die blos daher rühren.

Gleichwol können der Sinn für schöne Kunsterzeugnisse, sowie die Schöpferkraft, solche hervorzubringen, in mehr als einer Weise den Verlust jener religiösen Weltanschauung überleben, womit eine solche allgemein objective Symbolik verbunden war; oder eine besonders objective kann, unter gewissen Umständen, producirend an deren Stelle treten, wiewol immer blos als ein unzulängliches Surrogat. Solange die Natur und ihr nächster, unmittelbarer Dolmetsch, die edlere Geschlechtsliebe, noch in ihrer uralten, unverwelklichen Jugend locken; solange die Geschichte noch fortfährt, ihr großes tragisches Drama zu spielen; solange Märchen, Sage und Volkslied noch nicht ganz und gar aufgehört haben, mit ihrem Epheu die Trümmer in jener Urwelt zu umschlingen, die jede Nation wie jeder einzelne Mensch und jeder Einzelne so gut wie ganze Geschlechter ihre Kindheit nennen: solange wird auch das innerste Heiligthum des Lebens schöner Sinnbilder nicht ermangeln, und solange wird es auch niemals an Leuten fehlen, welche denselben den ebenso klaren als leichtbeweglichen Spiegel einer artistischen Gestaltungsgabe zukehren. Auch begegnen wir bereits vor dem Schluß des ersten Zeitraums des Protestantismus einem Dichter erster Größe, W. Shakspeare nämlich, der die Wahrheit des Gesagten bethätigt und der sämmtliche hiermit angedeutete Richtungen der Kunst in einer unzertrennbaren poetischen Synthesis vereinigt, die als solche bisjetzt noch unübertroffen dasteht, ja nicht einmal noch erreicht worden ist. Bei sorgfältigerer Untersuchung dieses herrlichen Zusammenwirkens sieht man sich jedoch zu der Wahrnehmung hingedrängt, daß Shakspeare's Genius gerade infolge eines überwältigenden Einflusses der negativen Function des Protestantismus einen Charakter erhalten hat, der oft ein in zu hohem Grade skeptischer und zersetzender, oft ein zu wenig über den dunkeln Gesichtskreis dieser Welt erhabener ist, als daß das innerste und himmlische Bedürfniß der Menschheit sich damit zufrieden zu geben vermöchte. Indessen steht dieser Mangel mit einem Verdienste in enger Verbindung, welches darin besteht, daß die Shakspeare'sche Poesie in ihrem Ernst wie in ihrem Scherz, in ihrem Pathos wie in ihrer Ironie, in ihrer Charakteristik wie in ihrer Romantik eine philosophische Tiefe, einen rastlosen Drang des Suchens und Forschens verräth. Dadurch ist sie eine Vorbotin, sowie wirklich in mancher Hinsicht ein Vorbild einer vollkommenern poetischen Synthesis; diese kann jedoch erst statthaben, wenn die positive Function des Protestantismus sich die jetzige Weltherrschaft der negativen Function desselben erobert haben wird.

*) Wie weit entfernt diese Anschauungsweise davon ist, nach einer falschen, d. h. einer naturleeren und hohlen Idealität zu haschen, hat Niemand besser ausgedrückt als Goethe, indem er sagt: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen." Anm. des Verfassers.

**) Man denke hier zunächst an jene wunderbaren Frescogemälde von Cornelius, welche die Wände der Ludwigskirche in München schmücken und an diejenigen, welche die Wände des Campo-Santo in Berlin zu schmücken bestimmt sind, und die gewiß keines reinen Menschen und Christen Auge ohne heilige Freude und Andacht ansehen wird.

Nichtsdestoweniger haben jedoch schon jetzt, dem Ziele einer solchen vollkommenern Synthesis zustrebend, unter manchen Andern, deren Namen hier zu erwähnen wären, vorzüglich J. W. von Goethe, F. von Schiller und L. Tieck, und zwar durch nicht weniger leitende als leuchtende Muster gezeigt, daß die Macht der Poesie dieser Erde doch noch nicht gänzlich Lebewohl gesagt hat, und mit ihrer Hülfe haben die Hauptglieder der in Frage stehenden Synthesis bereits unvergängliche Kunstgestalten erhalten, wiewol deren Ganzheit, selbst als voll, einer solchen noch entgegensieht. Dabei hat sich auch gezeigt, daß dem Hauptzweck gleicher Vorschub geleistet wird, ob man nun (wie Altmeister Goethe) mit naiver Herzlichkeit und Lebenslust sich zunächst an das Schöne hält und anschließt, was in Natur und Menschheit sich stets als gegeben und gegenwärtig vorfindet *); oder (wie Schiller) mit einer sentimentalen, jedoch kräftigen Leidenschaft der Speculation vorzüglich dem Schönen nachtrachtet, was die Idee der Natur und Menschheit als zukünftig in ihrem heiligen Schoos birgt, als ein in weiter Ferne strahlendes, beseligendes und mahnendes Muster; oder endlich (wie Tieck) mit einer romantischen Phantasieliebe dem Schönen den Vorzug gibt, welches ein auf das gegenwärtige zurückglänzendes, einer schönern Vorzeit angehörendes Schöne ist, dessen Abendroth und zaubernächtiger Mondenschein vom Morgenglanz eines künftigen Schönen träumen, während dieser Morgenglanz in der That bereits die Wolken des Ostens vergoldet. Aber bei alle Dem hat sich auch gezeigt, daß in jeder dieser Richtungen für sich, wie in allen zusammen, eine neue Universalform objectiver Symbolanschauung gesucht wird, und damit also auch, in und mit dieser, das Wesen jener mythischen Einheit selbst, ohne welche die Mannichfaltigkeit des Lebens ebenso wenig in der ästhetischen wie in der religiösen Betrachtung sich zu einem in Wahrheit harmonisch Ganzen ordnen läßt. Um nun diese Einheit, die aus einer geoffenbarten nach und nach zu einer versteckten geworden zu sein scheint, wiederzufinden, macht sich jetzt in jeder dieser Richtungen sichtbar das Bestreben geltend, mit dem Gefühl, mit der Phantasie, mit dem Gedanken gemeinschaftlich und mit selbstbewußterer Absicht als je vorher in das Allerinnerste des Lebens zu dringen, wenngleich es hierbei keineswegs nothwendig ist, daß das Reflexionselement mit jenem metaphysischen Uebergewichte wirke wie bei Schiller, auf dessen Dichtungen (wie sich von selbst versteht, mit mancher Ausnahme, mit Ausnahme vorzüglich seiner letzten Dramen) es in ästhetischer Beziehung gerade keinen sehr heilsamen Einfluß geübt hat. Es ist dieses Bestreben ein unwillkürliches, ein aus einer innern Nothwendigkeit hervorgehendes. Die principalen Symbole nämlich, in welchen jene Einheit vorzüglich hervortritt, wovon die übrigen sämmtlich bestrahlt, geordnet und gruppirt werden, stehen allerdings mit der Wurzel ihrer Individualität in der Natur, in der Liebe, in der Sage, in der Geschichte; den Organismus ihrer Individualität, als voll und fertig, haben sie jedoch nirgends anders als in der mythischen Uebernatur, die durch eine allgemeine religiöse Anschauung eine nicht weniger consistente Wirklichkeit für den Menschengedanken erhält, als die äußere Natur- und Geschichtswelt in seiner wie für seine alltägliche Wahrnehmung hat. Die Künstler, die in einer (ganz oder doch fast ganz) mytheentblößten Zeitperiode leben, sehen sich daher genöthigt, sobald ihre Kunst nach einer eigentlich objectiven Gestalt strebt, sich weiter umzusehen und den Kreis ihrer besonders objectiven Symbolanschauungen mit Fragmenten früherer allgemein objectiver vollzumachen; sie sehen sich genöthigt, von jenen zu entlehnen, außer manchem Andern, vor allem die Hauptsymbole selbst, ohne welche sich kein Kunstwerk im höhern Sinne des Worts zuwege bringen läßt. Hierbei liegt jedoch eine Klippe, woran auch Unzählige gescheitert sind, sozusagen unausweichbar nahe: daß nämlich diese entlehnten Götter- und Heiligengestalten ihre Eigenschaft als entlehnte zu sehr verrathen und als Prachtdecorationen aus einem vergangenen Menschenalter parademäßig vor einem andern das Gewehr schultern, welches sich ihnen durchaus entfremdet fühlt und darum bei ihrem Anblick wenig oder gar keine Wärme und Theilnahme empfindet. *) Klar ist es, daß es nichts Unglücklicheres geben kann, sowol was den eigenen Gehalt eines Kunstwerks, als was seinen bildenden Einfluß auf das ganze sogenannte Publicum anbelangt. Diese Klippe zu vermeiden ist indessen keineswegs unmöglich, dazu gehört jedoch ein Genie, welches fähig ist, die Natur wie eine Braut in seine Arme zu schließen; dazu bedarf es eines Genies, welches, indem es eine poetische Naturliebe mit einer reichen empirischen Naturkenntniß und Beides hinwieder mit einer ebenso reichen empirischen Menschenkenntniß verbindet, im Stande ist, die tiefste Einweihung zu empfangen in das Geheimniß des Verhältnisses des schön Menschlichen zum schön Natürlichen. Ein solches Genie ist in einem so hohen Grade im Stande, die bereits erwähnte Wurzel der Individualität aller Symbole seiner Kunst einzuverleiben, daß die vorzüglichsten derselben auch wieder mit einem Leben, einer Farbe, einer uns anheimelnden Natürlichkeit vor uns dastehen, als wären sie erst in diesem Augenblick aus dieser Wurzel hervorgewachsen. Hiermit fänden wir also eine Weltanschauung gegeben, welche in demselben Maß als ihr Mittelpunkt, das schön Menschliche, zugleich des Natur- und des göttlichen Lebens sichtbarer Mittelpunkt ist, einer neuen allgemein objectiven Symbolik den Weg bahnt, ja sie sogar schon einführt; einer Symbolik, worin die Symbole überhaupt und die principalen Symbole insbesondere einmal in noch innerlichern Formen ans Licht treten werden. Ein Genie dieser Art, dieser Richtung und hohen Bildung hat unsere Zeit besessen, und zwar in J. W. von Goethe, einem Dichter, in jeder Beziehung voll von Zukunft und darum unsterblich classisch, darum der Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts, einer Schule, in welcher ein progressives Princip vorherrscht und deren ausgezeichnetste Schüler eben Schiller (in seinen besten Sachen) und Tieck selbst sind. Keiner dieser Beiden würde sich durch diese unsere Aeußerung für zurückgesetzt erachten oder dagegen Protest einlegen, wenn sie irgend einmal zu ihrer Kenntniß gelangen könnte.

Diese Schule ist es, welche neben der Denkerschule, deren Stifter Goethe's nächster Geistesverwandter, J. W. von Schelling, ist, kräftiger als irgendein anderes Verbesserungsbestreben der Gegenwart ankämpft wider den ausgearteten Protestantismus und die durch ihn überall hereinbrechende **) liberalistische Barbarei. Unterliegt die erwähnte Schule, so hat diese Barbarei es vorzüglich den grundfalschen Ansichten von ästhetischer Thätigkeit zu verdanken, welche außerhalb dieser Schule in Umlauf gesetzt werden; zum Theil wol auch der Ansicht, die in jeder Thätigkeit der Art blos einen angenehmen Empfindungs- und niedern Sinnlichkeitskitzel sucht und schätzt, sowie endlich zum Theil der Ansicht, die die Sache ernster zu nehmen glaubt, indem sie in den Hervorbringungen der Poesie etwas ganz Anderes als die Poesie selbst sucht, etwa Moralpredigten, patriotische Ermunterungen, politische Parteiansichten u. s. w.

*) Bekanntlich bezeichnete schon J. G. von Herder Goethe's Genius und künstlerische Thätigkeit als vorzugsweise „ans Gegenwärtige geheftet".

*) Einen klaren Beleg hingegen für „die ästhetischen Vortheile, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt" (siehe oben), liefert zum Beispiel Goethe, indem er nämlich (in seiner „Italienischen Reise") bei Beschreibung eines ihm damals unverständlichen Bildes Tizian's sich gleichwol lobend dahin äußert, hier müsse ein heiliges altes Ueberliefertes zugrunde liegen, daß es dem Genius des großen Venetianers möglich war, „diese verschiedenen, unpassenden Personen" so kunstreich und heiliger Bedeutung voll zusammenzustellen. „Wir fragen nicht", setzt er hinzu, – „wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die Kunst des Meisters."

**) Geschrieben zu Anfang der dreißiger Jahre.

Wir sehen hier ein eigenes Bild des gegenwärtig allgemeinen Kriegs zwischen falschem Naturalismus und falschem Rationalismus, sowie des Bündnisses beider gegen die Wahrheit; die noch rohere Vorstellungsweise ganz unerwähnt gelassen, welche poetische und überhaupt artistische Schöpfungen für bloße Spielerei ansieht, für einen zum feinern Ton der Gesellschaft gehörigen Zeitvertreib in Stunden, die man entweder auf etwas Nützlicheres nicht verwenden kann oder nicht will. In der That, versprechend sind die Aussichten für die erwähnte kämpfende Schule nicht. Behält sie jedoch das Feld, so wird zuletzt ein Dichter aus ihr hervorgehen, der ein Shakspeare in positiverer Gestalt sein wird, d. h. ein Dichter, welcher in seiner Kunst kraft der Lebenswärme einer alsdann zu einer neuen symbolischen Integrität gelangten religiösen Anschauung eine innigere Wechseldurchdringung des poetischen und des philosophischen Geistes zur Anschauung bringt. Hinsichtlich der Größe Shakspeare's darf man nicht vergessen, den glücklichen Zufall in Anschlag zu bringen, welcher ihn gerade am Schluß eines romantischen Zeitalters geboren werden ließ, dessen Geist noch in mehr als einer Eigenschaft des neu anbrechenden Zeitalters lebendig war. In seiner Nation wie in ihm selbst war noch ein reichlicher Nahrungsfonds Dessen vorhanden, was das seinem Schlusse nahe Zeitalter Großes und Herrliches besessen. Ein solches Glück widerfuhr leider den drei größten Dichtern unserer Zeit nicht; der Instinct des Genies hat sie jedoch, Hand in Hand gehend mit einem strengen Studium, über ihre Zeit erhoben und sie damit zugleich in der Zeit vor und nach ihnen heimisch gemacht. Ganz besonders gilt dies in Bezug gerade auf den unter den dreien, welcher am meisten in der Gegenwart zu leben schien, und der in der That als eine persönliche Encyklopädie alles Dessen angesehen werden darf, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut erscheint. Vereinend in seiner Person das für andere Dichter Unvereinbare, den besten und feinsten Kunstkenner, während er zugleich der beste Natur- und Menschenkenner war, voll Ruhe des Gemüths auch in der Glut der höchsten Lyrik und voll Feuer auch in einem noch so plastischen Gewande, zugleich der weiseste Mann und der heiterste Künstler, voll edeln Maßes im Genusse, wie voll Kraft des Charakters, wofern es galt, diesem einmal den Rücken zu kehren, voll Milde in seiner Macht und Stärke, voll Milde in seiner Größe, jederzeit gleich vertraut mit der Fülle der Natur und dem Ebenmaß der Idee, hat Goethe dem Weltstrom der Poesie ein neues Bette erschlossen; in diesem fließt er nun dahin unter einem beständig blauen Himmel, zwischen bald ernst und finster drohenden, bald freundlich lächelnden Ufern, Alles mit gleicher Klarheit und Unparteilichkeit zurückspiegelnd, jeden bessern Boden gleich erquickend und befruchtend, ohne von irgendwelchem einen Beigeschmack anzunehmen. Wenn wir uns da einschiffen, verwandelt sich wie mit einem Zauberschlag die ganze düstere Umgebung unserer Zeit. „Apparet divum numen", rufen wir mit Lucrez begeisternd aus:

Apparet divum numen sedesque quietae,
Quas neque concutiunt venti, neque nubila nimbis
Adspergunt, neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat; semperque innubilus aether
Integit, et large diffuso lumine ridet;
Omnia suppedidat porro natura, neque ulla
Res animi pacem delibrat tempore in ullo.

Wie treulich und gewaltig nun Schiller und Tieck ihm zum Zweck der Förderung dieser Götterfahrt helfend zur Seite standen, dieses näher auseinanderzusetzen ist hier ebenso wenig der Ort, als überhaupt den großen Verdiensten dieser Könige im Reiche der Poesie eine ausführlichere Besprechung zu widmen. Für unsern gegenwärtigen Zweck reicht es hin, wenn wir überhaupt aufmerksam machen zuerst auf Schiller's dramatisches Seherauge, dem es immer klarer wurde, daß das große historische Drama des Menschenlebens, obgleich in jeder einzelnen Abtheilung eine Schicksalstragödie, doch im Großen und Ganzen eine Vorsehungstragödie bilde; und dann auf die wunderbar eigenthümliche Weise, wie in Tieck's Werken die dramatische Reflexion und Dialektik der vorwärtsblickenden Kunstrichtung der epischen Unschuld und Heiterkeit der rückwärtsblickenden schwesterlich die Hand bietet, während Liebe und Ironie mit üppigster Frische und einem unerschöpflichen Reichthum an Witz und Laune über der Tiefe eines religiösen Natursinns scherzen, als unzertrennliche Geschwister, in einer Frühlingspracht ohne Gleichen.

Somit wäre denn durch einen Hinblick auf die drei größten Dichter der Gegenwart gefunden, worin das in der wieder zu neuem Leben erwachten Poesie eigentlich Poetische bestehe und was ihm noththue, sowol um einen noch höhern Grad des Fortschritts zu erreichen, als auch um seinen bildenden Einfluß zu erweitern und dessen Dauer zu sichern. Es besteht nämlich, wie wir gesehen haben, in noch glücklich bewahrten, wiewol fragmentarischen Erinnerungen einer symbolischen Anschauung, die in ihrer Ganzheit verlorengegangen ist, die man jedoch nunmehr in verjüngter Gestalt wiederherzustellen im Begriff steht: theils im Wege neuen Auffindens ihres zu jeder Zeit vorhandenen Naturbodens, theils im Wege einer energisch suchenden Sehnsucht nach ihrer wahren Idealgestalt, theils im Wege des Vermuthens und Errathens dieser Gestalt mit Hülfe der vielfarbigen Spiegelbilder, die als Repräsentanten derselben das bunte Reich der Sage und Geschichte der Vorzeit beherrschen. In der zuerst erwähnten Art der Poesie steht Keiner neben Goethe, wenn nicht vielleicht der der Welt zu früh entrissene Novalis *); in der zweiten ist nach Schiller der im Lob wie im Tadel gewöhnlich gleich unrichtig geschätzte Dichter der „Pilgerfahrt Harold's" zu nennen, der hochgewaltige Dichter Byron; in der dritten nach Tieck der (eine zeitlang) freilich mehr als recht war gefeierte Walter Scott. Es versteht sich von selbst, daß die Verschiedenheiten unter ihnen dessenungeachtet zahlreich und groß sind. So ist z. B. zwischen Byron und Schiller vor allen Dingen der große Unterschied, daß das Suchen und Forschen, das sich in Byron's Gesängen ausspricht, wol das Suchen und Forschen eines großen Geistes ist, jedoch mit Selbstsucht ins Werk gesetzt, ohne Einsicht, fast immer beschränkt vom Horizont des eigenen Ich, und darum in trostloser Gemüthsstimmung anfangend, in Verzweiflung aufhörend, während hingegen das Suchen und Forschen, welches den Dichter des „Wallenstein" auszeichnet, mit reiner und mit sich selbst klarer Absicht ins Werk gesetzt zu werden pflegt, mit heiliger Zuversicht adlergleich zum Himmelsgewölbe des unermeßlichen Gesichtskreises der Geschichte emporsteigt und daher sich nicht selten des glücklichen Erfolgs erfreut, von ihm herab wenigstens in momentweise durchbrechenden Sonnenblicken zwischen den Wolken das ersehnte Ideal herabstrahlen zu sehen.**)

*) Bekanntlich pries schon Tieck (in seinem „Phantasus") den geliebten Freund als „die Morgenröthe einer bessern Zukunft".

**) Auch Altmeister Goethe, einer der Ersten, die den großen Dichter im Reich der Weltliteratur begrüßten, vergleicht diese beiden Männer mehr als ein mal miteinander. So unter Anderm auch mündlich in Eckermann's „Gesprächen", I, [illegible] fg., wo sich der greise Dichterfürst so äußert: „Schiller's eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen wie in einer andern Literatur Seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste." Was übrigens das etwas herbe (wiewol gerechte) Urtheil des schwedischen Dichters hinsichtlich Byron's anbelangt, so muß es gewiß andererseits den Verehrern des größten englischen Dichters nach Shakspeare zur Freude gereichen, Worte wie folgende, und zwar wieder aus Goethe's Munde (a. a. O., I, [illegible] fg.), über ihn zu vernehmen: „Das, was ich Empfindung nenne, ist mir bei keinem Menschen größer vorgekommen als bei ihm"; und (a. a. O., I, [illegible] fg.): „Die Engländer mögen auch von Byron halten, was sie wollen, es ist doch soviel gewiß, daß sie keinen Poeten haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und meistentheils größer."

So zeigt sich auch zwischen Tieck und Walter Scott, abgesehen von manchen andern Verschiedenheiten zwischen ihnen, hauptsächlich der wesentliche Unterschied, daß der Letztere, dem Erstern gleichstehend in der Kunst plastischer Gestaltung und Charakteristik, ihn in Hinsicht seiner religiösen, lyrischen und speculativen Innigkeit bei weitem nicht erreicht. *) Indessen sind die Verschiedenheiten keineswegs von der Art, daß sie Byron oder Scott von dem Ruhm ausschließen, zu den größten Dichtern der Gegenwart gezählt zu werden. **) Der Erstere gehört unleugbar dazu schon wegen der Prometheischen Gewalt seines Genius, wieviel er übrigens auch hinsichtlich einer bessern Richtung seines Willens zu wünschen übriglassen möge; bei Walter Scott läßt sich auch eine solche nicht verkennen, wenn sie auch mehr in sittlicher als in ästhetischer Hinsicht befriedigt, wobei man uns gewiß die Bemerkung nicht verübeln wird, daß er sich ein wenig zu gemächlich und sorglos der etwas stark expansiven Natur seines Talents überließ. Alle diese Dichter haben indessen das miteinander gemein, daß sie (sich dessen mehr oder weniger selbstbewußt) den stark reflectirenden und mit philosophischer Betrachtung nahe verwandten Geist ausdrücken, welcher als solcher sowol im Guten als im Bösen die ganze protestantische Cultur charakterisirt.

Hiermit ist zugleich gesagt, was diesem Geiste nach poetischem Maßstabe zum Zwecke gedeihlichen Vorwärtsschreitens und dauernder Sicherung seiner Entwickelung noththut: daß nämlich diese immanente Philosophie sich selbst unverdunkelbar klar werde, mit Hülfe einer neben ihr in gleichem Schritt vorwärtsschreitenden ausgebildeten, d. h. wissenschaftlichen. Von dieser erhält sie nachher auf dieselbe Weise Anleitung, nicht wie sie sich als Kunstkraft in jeder einzelnen Productionsäußerung gebahren muß, denn dazu gibt einzig und allein das Genie des Künstlers selbst Anleitung; sondern worauf sie ihr Augenmerk zunächst hinlenken muß in ihrer Eigenschaft als bildende Menschenveredlungskraft. Wenn nun diese neuere Kunstschule im Allgemeinen sich bestrebt, die Einheit des wahrhaft Natürlichen und des wahrhaft Idealen so tief zu erfassen, daß daraus auch selbst das Subjectivste in vollkommen anschaulicher Objectivität hervortritt, so muß einleuchten, daß es nichts Nützlicheres geben kann für derartige Bemühungen, als eine recht deutliche Auseinandersetzung des schöpferischen Lebenspunktes, welcher blos insofern, als er der innerste Punkt des Subjectiven ist, damit zugleich zum innersten Punkt des Objectiven wird. Aber gerade mit einer solchen Auseinandersetzung ist die edelste Form der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit beschäftigt. Hiervon rührt auch, als in der Natur der Sache und nicht (wie Viele zu glauben scheinen) in den besondern Sympathien, Ansichten und Behauptungen einiger Tagesschriftsteller ihren Grund und Boden habend, das bereits erwähnte freundschaftliche Verhältniß her zwischen der Goethe'schen Künstlerschule und zwischen der Schelling'schen Denkerschule, ein freundschaftliches Verhältniß, dem beigezählt zu werden in neuester Zeit auch die Hegel'sche Modification derselben sehr eifrig zu wünschen schien.

*) Am deutlichsten zeigt sich diese Ueberlegenheit Tieck's, wenn er zuweilen in seinen Werken Walter Scott's eigenstes Gebiet betritt, wie z. B. in dem in seiner Art einzigen (leider jedoch unvollendeten) Roman „Der Aufruhr in den Cevennen", in seinen unübertrefflichen Shakspeare-Novellen („Dichterleben" u. a.), sowie endlich in seinem unsterblich classischen Meisterwerk „Tod des Dichters". Anm. d. Verfassers.

**) Sein herbes Wort hinsichtlich Byron's mildert der verehrte Verfasser selbst bedeutend, indem er an einer andern Stelle des nämlichen Werks (s. S. 460, die Note unter dem Text) sich folgendermaßen äußert: „Es ist zum Verwundern, welche geringe Theilnahme selbst die Verehrer Byron's dessen Dramen geschenkt haben (mit Ausnahme vielleicht von «Kain» und «Manfred»), und wie ungerecht man ihm eigentlich dramatisches Talent abspricht. Wie man so etwas behaupten mag, nachdem man z. B. seinen «Sardanapalus» und «Werner» gelesen, ist in der That unbegreiflich. Hin und wieder scheint indessen selbst das ohne Vergleich geistreichste seiner Gedichte, sein «Don Juan», von den Anbetern des großen Dichters gerade so wenig verstanden zu werden, wie von seinen kleinlichen Tadlern."

Was hier zunächst hinsichtlich des gegenwärtigen Verhältnisses der Philosophie zur Poesie angeführt worden ist, gilt auch hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den übrigen schönen Künsten. Auch im Gebiete dieser tauchen nach und nach größere Talente auf, die das Bedürfniß ernsten Denkens und eines gründlichen, gerade dadurch jedoch eine bessere Zukunft einleitenden Studiums in sich gefühlt haben. Mit Freude läßt sich sagen, daß auch Schweden bereits solche Schöpfer im Reich des Schönen unter seine Söhne zu zählen Ursache hat. Wem es darum zu ist, sich hiervon thatsächlich zu überzeugen, der höre einmal Lindblad's Musik, oder sehe sich Fogelberg's Gedichte in Marmor und Sandberg's wunderbare Gemälde an.*) Dergleichen in mehren europäischen Ländern zu gleicher Zeit vorkommende Phänomene dürfen als factische Beweise angesehen werden der begonnenen Wiedergeburt einer Kunst, die in einem unauflöslichen Zusammenhange steht mit der gleichfalls im Werden begriffenen Wiedergeburt einer echten Philosophie, und die daher zur vollkommenen Erreichung ihres eigenen Zwecks voraussetzt, daß diese der positiven Function des Protestantismus, als Grundfunction alles Dessen, was im Culturzustande der Gegenwart auf etwas Besseres hinzielt, zu einer zum Zweck führenden Entwickelung verhelfen soll. Kurz, wir glauben nunmehr die Unentbehrlichkeit einer echten Philosophie zum Zweck einer wahrhaften Entwickelung der Poesie und der Kunst des Zeitalters dargethan zu haben, wie wir in einer vorhergehenden Abtheilung unsers Werks ihre Unentbehrlichkeit behufs einer wahrhaften Entwickelung der Religions- und Gesellschaftsverhältnisse desselben dargelegt haben.

Criminalliteratur.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Vierundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.
2. Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Wilibald Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
3. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten, von Ernst Fritze. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 1 Thlr.

Die unheimlichen und oft so schauerlichen und blutigen Blätter der Criminalistik üben auf den Menschen eine fast

*) Besonders seine unsterblichen Frescogemälde in Skandinaviens schönstem Tempel, der Domkirche von Upsala. Was die neuere schönwissenschaftliche Literatur in Schweden anbelangt, so ist es eine eigene Erscheinung, daß, während (nach dem Tode des genialen Stagnelius) ihre männlichen Pfleger fast ohne Ausnahme — natürlich blos infolge ihres ungemein feurigen Naturells — eine anhaltende Wasserscheu vor philosophischem Nachdenken und überhaupt vor jeglicher Art tiefern Nachdenkens zu theilen scheinen, eine weibliche Pflegerin im Blumengarten der Belletristik ebenso viel Achtung vor und seltenen Geschmack an speculativer Betrachtung als naiven Scharfblick in jenen mannichfaltigen Verhältnissen des Menschenlebens an den Tag legt, wie es uns in der gewöhnlichen Erfahrung entgegentritt. Wir meinen die liebenswürdige Verfasserin der wirklich in vieler Hinsicht ausgezeichneten „Skizzen aus dem Alltagsleben", Frederike Bremer. Zu den äußerst seltenen Ausnahmen unter den „männlichen" Pflegern gehört jedoch und ist mit besonderer Auszeichnung hervorzuheben der Verfasser des hochgenialen „Dornrosenbuch", Almquist, dessen Werke trotz ihrer scheinbaren und wirklichen Mängel ein ebenso seltenes Maß von speculativem als poetischem Talent verrathen. Unter den einer etwas ältern Generation angehörenden Schriftstellern ist in dieser wie in mancher andern Hinsicht auch noch P. H. Ling mit gerechter Hochachtung zu nennen. Anm. d. Verfassers.

wunderbare Anziehungskraft, und fast scheint dieser Reiz mit dem Zunehmen der Bildung oder Hyperbildung und des Comforts in den Lebensgewohnheiten noch zu wachsen. Die öffentlichen Gerichtssitzungen sind nie voller, als wenn ein recht grausiger und verwickelter Criminalfall verhandelt wird, und ein Zeitungsblatt gilt, zumal in politisch-magerer Zeit, als besonders interessant, wenn es einen möglichst großen Vorrath von Berichten über interessante und furchtbare Criminalverbrechen enthält. Der Eine nimmt daran nur ein stoffliches Interesse, wie an einem recht spannenden, an dunkeln und entsetzlichen Begebenheiten reichen Roman; ein Zweiter betrachtet sie als ein Stimulationsmittel für seine abgespannten Nerven, und vielleicht nur der kleinste Theil sucht daraus seine Kenntniß von den oft so räthselhaften Nachtseiten und den dämonischen Regungen der menschlichen Natur wie von den Sittenzuständen im Allgemeinen zu bereichern. Nur die Letztern lesen Criminalgeschichten so wie sie gelesen werden sollen, und für sie sind allerdings Criminalgeschichten eine der ergiebigsten Quellen psychologischer Belehrung.

Dieser Neigung verdankt man es, daß der „Neue Pitaval", der freilich von einem Meister criminalistischer Darstellung, von Wilibald Alexis, redigirt und meist auch selbst geschrieben wird, nun bereits bis zum vierundzwanzigsten Theil oder dem zwölften Theil Neuer Folge vorgeschritten ist. Dieser Theil enthält zuvörderst unter dem Titel „Der Erbe von Annesly" und „James Hackman und Margaret Reay" zwei Fälle aus dem Schatze der englischen Criminalistik, die, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, Romane so vollständiger Art sind, daß man sie auch mehrmals in England und in Frankreich als Stoff für Romane benutzt hat. James Hackman, der die Hauptperson in dem zweiten dieser Fälle spielt, war ein potenzirter Werther, der erst seine Geliebte, die Maitresse des Lords Sandwich, ermordete und sodann sich selbst zu tödten versuchte, was ihm jedoch nicht gelang. Seine Briefe sind von hohem Interesse, indem sie durchweg das Colorit einer ungesunden Empfindsamkeit tragen, die in jenen Tagen herrschend geworden war und in die man sich, an der Hand einer übel gewählten oder übel verstandenen Lectüre, selbst künstlich versetzte, um auf der empfindsamen Höhe der Zeit zu stehen. Am 1. Juli 1778 schrieb Hackman an seine Geliebte: „Schicke mir doch das französische Buch, von dem du neulich schriebst, «Werther».*) Wenn du auch, ich werde es nicht vergessen. Unsinn! zu sagen, es würde mich unglücklich machen, oder ich sei nicht im Stande, es zu lesen! Muß ich denn die Pistole laden, weil ein Deutscher mit seinem dicken Blute solch ein Narr gewesen ist, das Beispiel zu geben, oder weil ein deutscher Novellist solch ein Histörchen erfunden hat?" Wie hier ein Zusammenhang zwischen Verbrechen und literarischer Zeitstimmung wahrzunehmen ist, so läßt die Ermordung des Hofmarschalls von Minutoli zu Meiningen im Jahre 1848 einen Zusammenhang zwischen Verbrechen und politischer Zeitstimmung erkennen, indem dabei politische Erregung wenigstens mitspielte. Minutoli fiel zwar als ein Opfer der Rache und gemeiner Raubsucht, aber die jugendlichen Verbrecher, zwei Knaben und ein Mädchen, logen sich dabei vor, den wegen mancher Lebensgewohnheiten gehaßten Mann, dem es außerdem der meininger Gewerb- und Handelsstand nicht vergeben konnte, daß er das Meiste für die Hofhaltung von auswärts, namentlich von Berlin beziehen ließ, im Dienste des allgemeinen Wohls umzubringen und, falls sie entdeckt würden, vielleicht auch des Volksschutzes zu genießen. „Ein solches Complot von halben Kindern ist fast unerhört", bemerkt der Herausgeber. Zugleich eröffnen uns die diesen Criminalfall begleitenden Nebenumstände traurige Blicke in die Frivolität und sittliche Indifferenz, womit das Proletariat im sinnlichsten Genuß ein kurzes Vergessen seines Elends und seiner Gewissensangst sucht und selbst ungefragt, wie um damit zu renommiren, mit einer fast schauerlichen Naivetät seine Geständnisse darüber macht. Ein Nachtbild anderer Art und zwar aus der vornehmen Welt entfaltet die Criminalgeschichte von dem Kammergerichtsassessor von Zahn, der mit raffinirtester Bosheit zwei Nebenbuhler zu einem Duell zusammenhetzte, um sie beide womöglich zu gleicher Zeit aus dem Wege zu räumen. Endlich wollen wir noch den durch den Goldschmied Jancovius in Guben an seiner Frau verübten Mord hervorheben, der mit einem Kannibalismus ausgeführt wurde, wie man ihn unter gesitteten Völkern und bei einem Manne, der durch Erziehung und Reisen einen nicht ganz gewöhnlichen Grad von Bildung erlangt hatte, nicht für möglich halten sollte. Dieser Verbrecher erheuchelte Unschuld bis zum letzten Augenblick, bestieg mit einer fast chevaleresken Leichtigkeit das Schaffot und rief, schon auf den Block geschnallt, fast unter dem Beile des Henkers: „Laura, ich komme!" Überhaupt müssen wir gestehen, daß die deutschen Verbrecher in den Annalen der Criminalistik eine hervorragend traurige Rolle spielen, indem sich bei ihnen der Roheit und dem Kannibalismus nicht selten ein empörendes theatralisches Wesen zugesellt, womit sie Gemüthlichkeit und süßliche Sentimentalität erheucheln, die mit jener Roheit zusammengehalten einen um so abstoßendern Eindruck machen.

In seinem „Reise-Pitaval", welcher ein Bändchen der aus einem Cyklus der interessantesten Schriften bestehenden Brockhaus'schen „Reisebibliothek" bildet, hat W. Alexis vier Erzählungen von Verbrechen zusammengestellt, die auf Reisen oder in Wirthshäusern verübt wurden; es sind die Criminalerzählungen: „Dorothea Blankenfeld, oder die Mörder als Reisegesellschaft"; „Karl Grandisson, oder der große Postwagenräuber"; „Blétry, oder die Leiche auf der Eisenbahn"; „James Hind, der royalistische Straßenräuber." Unserm Zwecke liegt die zweite Erzählung am nächsten. Ihr Held ist Grandisson, eigentlich Grosjean aus Berlin, der im ersten Decennium unsers Jahrhunderts, nachweislich von 1800—14, in Deutschland, Holland und vielleicht auch Frankreich eine Reihe der ergiebigsten und raffinirtesten Postdiebstähle, man weiß gar nicht wie viele, ausgeführt und sich in diesem Fache der Diebeskunst als ein vielleicht unübertroffener Meister gezeigt hat. Er stahl Summen im Betrage von Tausenden, verschmähte es aber auch nicht, wenn er es haben konnte, Strümpfe, Materialwaaren, Cognac, Pfropfen, Schwämme u. s. w. zu entwenden, wie es scheint aus bloßer Lust, Neigung und Gewohnheit, da er die großen Vorräthe, die man davon in seiner Wohnung nach seiner Entdeckung vorfand, doch nicht verwerthen konnte. Dabei wußte er an den Orten, wo er längere Zeit lebte, nicht bloß den Nimbus der Wohlhabenheit, sondern auch den des bürgerlichen Anstandes um sich zu verbreiten; er wie seine Frau waren in Gesellschaften gesucht und beliebt; seinen Kindern gab er die beste Erziehung, und die französischen Behörden in Nancy und Dijon stellten seinem sittlichen Verhalten die allergünstigsten Zeugnisse aus. „Er war", heißt es darin, „mit so vortheilhaftem Aeußern begabt, sein Benehmen so freimüthig und offen, sein Betragen so rechtlich, seine Sitten waren so sanft und sein Benehmen so delicat, daß er allen Personen, mit denen er in Beziehung gestanden, Vertrauen und Interesse einflößte. Er war sehr splendid, lebte höchst anständig, jedoch ohne Verschwendung, dabei äußerst geregelt. Lectüre und der Umgang mit einigen rechtlichen Beamten füllten allein seine Mußestunden aus. Nur wenn er von seinen häufigen Reisen zurückkehrte, schien er nachdenkend und trübsinnig." Gleiches Ansehen genoß er in Heidelberg, ja er machte sich hier so beliebt, daß, als er mit seiner Familie einst verreiste, angeblich nach

*) Eine englische Uebersetzung des „Werther" kam erst im Jahre 1779, also in demselben Jahre, in welchem Hackman seine That vollbrachte, heraus, und zwar nach einer der ziemlich zahlreichen französischen Bearbeitungen. Vgl. „Werther und seine Zeit" von J. W. Appell, der auch den merkwürdigen Fall von einem Schusterjungen in Halle erzählt, welcher sich aus dem Fenster seines Dachstübchens todtstürzte und in dessen Rocktasche man ein Exemplar des „Werther" fand.

Strasburg, ein heidelberger Dichter in zwei elegischen Gedichten die theilnehmenden Gefühle der Stadt für beide Gatten an den Tag legte. Wir wollen keinen Stein auf die sogenannte „Gesellschaft" werfen, aber es zeigt sich doch an diesem Beispiele deutlich genug, daß es gemeinhin hinreicht, etwas aus sich zu machen und, durch welche Mittel es auch sei, ein Prestigium von Reichthum und einen äußern Firniß von Bildung (denn von tieferer Bildung konnte bei Grandisson natürlich nicht die Rede sein) um sich zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, um etwas zu gelten und in den Augen der Welt als ein geachteter Mann dazustehen. Man ahnte wol hinter Karl Grandisson etwas Geheimnißvolles, vielleicht einen Contrebandier, aber man fragte nicht weiter nach; war er doch so splendid! Wäre er zufällig vor seinem letzten Postdiebstahle, der zu seiner Entdeckung führte, gestorben, man würde an seinem Grabe seine Tugenden gerühmt und ihm vielleicht eine Hymne ins Grab nachgesungen haben. Die Art, wie allmälig seine Entdeckung herbeigeführt wurde, verfolgt man mit der äußersten Spannung; kaum minder interessant sind die Episoden, welche seine Frau betreffen. Grandisson besaß übrigens noch Ehrgefühl genug, seine Schande nicht lange zu überleben; er erhing sich im Gefängniß zu Berlin.

Auch in Ernst Fritze's „Erinnerungsblättern aus dem Leben eines Criminalisten" begegnen wir einigen interessanten Fällen. Dahin gehören die Geschichten „Ein Familiendrama", mit der unheimlichen Gestalt eines alten Majors, der an dem Eigenthum der Seinen zum Mordbrenner wird; „Eine Mutter", worin uns eine Frau vorgeführt wird, die für ihr von ihr innigst und bis zur Anbetung geliebtes Töchterchen stiehlt und sie dann tödtet, damit die Schande der Mutter nicht auch auf ihrer Tochter Haupt falle; „Eine zweite Mutter", die Geschichte einer doppelten Kindesmörderin; „Ein trauriger Wahn", die Geschichte eines Mannes, der sich vom Bösen verfolgt wähnt und seine Frau tödtet, weil er an der fixen Idee leidet, daß sie das Hinderniß sei, welches sich zwischen ihn und das „wahrhafte und ewige Licht" stelle. Als er seine That vollbracht, war er seelenvergnügt und blieb es auch fortan während der Untersuchungen. Einige andere Geschichten sind mehr novellistischen Charakters. Sie lassen sich im Ganzen gut lesen, obschon der Verfasser häufig in einen zu romanhaften und zuweilen selbst etwas frivolen Ton verfällt, der zu dem Ernst der Gegenstände sehr wenig paßt.

Wir sind keine Anhänger der Prädestinationslehre, aber eine eigenthümliche Erscheinung, die zu denken gibt, ist es jedenfalls, daß man bei allen Hauptverbrechern derselben Gattung verwandte Charakterzüge wahrnimmt, so bei den Raubmördern, bei den Mördern aus Liebe und Eifersucht, aus Rachsucht u. s. w. Auch gebiert jede Zeit ihre eigene Verbrechergattung, die sich dann in dieser Eigenthümlichkeit vielleicht später nie wiederholt, wie sie auch früher nicht da war. Daß die Stimmung der ganzen Zeitatmosphäre, bald der politischen, bald der religiösen, bald der sittlichen und socialen, bald selbst der literarischen, hierbei von großem Einfluß ist, kann schwerlich in Abrede gestellt werden. Unsere Zeit kennt keine solchen chevaleresken und galanten und dabei einigermaßen humoristischen Straßenräuber wie der Royalist James Hind war, von dem uns Willbald Alexis in seinem „Reise-Pitaval" so vieles Interessante erzählt. Wenn in unsern Tagen Familienmorde, namentlich von Aeltern an ihren Kindern verübt, häufig geworden sind, so deutet dies ohne Zweifel auf einen Zerfall des sittlich-häuslichen Lebens wie auf überhandnehmende Desperation an Gegenwart und Zukunft. Die Schwindler in früherer Zeit waren anderer Gattung als die in unserer; früher gehörten dazu besonders die Alchymisten, Goldmacher und ähnliches Gelichter; jetzt haben wir besonders, um sie so zu nennen, Finanzschwindler. Hervorragende Exemplare dieser Art hat uns Wilibald Alexis im zweiundzwanzigsten Theile seines „Neuen Pitaval" in dem Wunderdoctor Frosch und in Wilhelmine Krautz geschildert, die in ihrem Fache das Unglaublichste leisteten, in ihrem Treiben aber freilich auch von einer ihnen entgegenkommenden Leichtgläubigkeit unterstützt wurden, wie man sie bei unserer sich so klug dünkenden Generation kaum für möglich halten sollte. Unserer Zeit war ferner die Gattung der poetisirenden und ästhetisirenden Verbrecher vorbehalten, die, wie schon oben in Bezug auf Zancovius bemerkt worden, eine gewisse poetische Bildung, ein theatralisches Pathos und bei der entsetzlichsten Herzensroheit und Selbstsucht sogar weichliche Sentimentalität affectiren und zuweilen sogar, um vor den Augen der Welt als etwas Besonderes zu gelten, sich noch im Gefängniß auf sentimentales Versemachen oder gar Componiren legen, wie der Giftmischer Bernhard Hartung. Auch der widerwärtige Friseur Dobrowsky, der Gattenmörder, dessen Proceß uns Wilibald Alexis ebenfalls in einem der neuesten Bände des „Neuen Pitaval" erzählt hat, verfertigte noch wenige Tage vor seiner Hinrichtung elende moralische Verse, mit Zugrundelegung der „Stunden der Andacht", und überreichte sie seinem Vertheidiger mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er davon jeden Gebrauch machen und sie „auch Damen" mittheilen könne!

H. M.

Notiz.

Lorenz Sterne und Elisabeth Draper.

Ein in Posen bei Merzbach erschienenes Schriftchen „Eliza und ihr Bramin. Ein Schattenriß von Karl Hensel" hat das sentimentale Verhältniß zwischen dem Humoristen Sterne und Elisabeth Draper zum Gegenstande. Zuvörderst erhalten wir in der Schrift einige biographische Angaben. Eliza war die Gattin Daniel Draper's, Raths zu Bombay und nachmaligen Chefs der englischen Factorei in Surate. Ihr Vatername läßt sich nicht ermitteln, doch weiß man, daß sie um das Jahr 1742 in der englisch-ostindischen Factorei Anjengo geboren wurde und das Kind begüterter britischer Aeltern war. Wegen eines bedenklichen Brustleidens wurde ihr eine Luftveränderung gerathen und sie reiste nun, ohne ihren Gemahl, nach Frankreich, wo sie während eines längern Aufenthalts die nähere Bekanntschaft Raynal's machte, und von hier nach England. Ihre Liebenswürdigkeit und ihre großen geistigen Gaben verschafften ihr bald in den gewähltesten Gesellschaftskreisen Londons herzliche Aufnahme, und in einem dieser Cirkel war es, wo sich ihr geistiges Verhältniß zu Lorenz Sterne anknüpfte, das bald den Charakter jener Exaltation und Gefühlsschwärmerei annahm, wie sie zu der Zeit unter den Gebildeten fast epidemisch war. Während Eliza, obschon Mutter mehrer Kinder, damals kaum 25 Sommer zählte, stand Sterne bereits im vierundfunfzigsten Lebensjahre und war überdies von so hinfälliger Körperbeschaffenheit, daß er sich selbst in einem seiner Briefe an Eliza einen „Fünfundneunziger" nennt. Aus Rücksichten auf das Urtheil der Welt, vielleicht auch aus Sehnsucht nach ihren Kindern, entschloß sich Eliza 1767 nach ihrer ostindischen Heimat zurückzukehren. Sie begab sich in die Dünen nach Deal, um dort Ankunft und Abgang ihres Schiffs, des Earl of Chatham, abzuwarten. Darüber vergingen noch einige Wochen, und während dieser Zeit wurden zwischen ihr und Sterne, ihrem „Bramin", wie sie ihn nannte, jene 22 Briefe gewechselt, welche der Verfasser des Schriftchens in deutscher Uebersetzung und mit beigefügtem Originaltext mittheilt. Sterne starb schon im folgenden Jahre, Eliza 1773. Sie war keine eigentlich strahlende und blendende Schönheit. Sterne selbst schrieb einmal an sie: „You are not handsome, Eliza!" aber er gesteht, niemals ein so intelligentes, durchgeistigtes Antlitz gesehen zu haben, und daß es keinen Mann von Verstand, Zärtlichkeit und Gefühl geben könne, der drei Stunden in ihrer Gesellschaft sei, ohne ihr Bewunderer oder Freund zu werden; und Raynal

sagt in einem Nachruf an sie, der im zweiten Bande seiner „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes“ enthalten ist, daß neben ihrer Schönheit keine andere habe bestehen können, weil sie einzig in ihrer Art gewesen. Karl Hensel vergleicht sie mit so durchgeistigten Wesen wie Novalis' Braut, Sophie von Kühn, und Cäcilie Tychsen, Ernst Schulze's Geliebte. Was Sterne's Briefe an sie betrifft, so hat ihnen schon Hermann Hettner in seiner englischen Literaturgeschichte das Lob ertheilt, daß ihnen in der Welt nichts an die Seite zu stellen sei als Goethe's Briefe an Charlotte Kestner und an Frau von Stein; die Aehnlichkeit erstrecke sich selbst auf den springenden Wechsel zwischen dem Du und Sie. Derselben Eigenthümlichkeit begegnen wir aber auch in dem jüngst bei Meidinger herausgekommenen Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut Karoline Flachsland, der überhaupt in demselben für jene Zeit charakteristischen Stile geschrieben ist, wie Goethe's Jugendbriefe und Sterne's Briefe an Frau Draper. **H. M.**

Bibliographie.

Bechstein's, L., Märchenbuch. Mit 187 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von L. Richter. 2te illustrirte Ausgabe. Leipzig, G. Wigand. 1857. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Constant, W., Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzen-Kranz. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 16. 2 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1857. Herausgegeben von A. Henninger. 42ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Deutschland, seine Natur, Geschichte und Sage, von seinen Dichtern besungen. Herausgegeben von L. Gittermann. Magdeburg, Fabricius. 1857. Gr. 8. 25 Ngr.

Dichterstimmen der Gegenwart. Eine Sammlung vom Felde der deutschen Lyrik seit 1850. Herausgegeben von K. Weller. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebersberger, K., Feldblumen. Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Falkner's gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Erzählungen. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Gärtner, W., Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage. Wien, Hartleben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Gast's Tagebuch. In Auszügen behandelt von Tryphius. Uebersetzt und erläutert von Burtorf-Falkeisen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. 2te Auflage. Leipzig, Hirzel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der Kirche. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Martyrer. Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hammer, G., Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde gezeichnet und erzählt. Mit 65 Holzschnitten, ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. Gr. 4. 2 Thlr.

Heigel, K., Bar-Cochba der letzte Judenkönig. Dichtung. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Gedichte. 4ter Band: Deutschland. Atta Troll. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helmer, E., Prinz Rosa-Stramin. 2te Auflage. Göttingen, Wigand. 1857. 16. 20 Ngr.

Heyse, P., Die Braut von Cypern. Novelle in Versen. Mit einem lyrischen Anfang. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Lieder aus Weimar. 2te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Hoffmann's, E. T. A., gesammelte Schriften. 1ste Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Paleario, A., Von der Wohlthat Christi. Das hochberühmte Römische Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation für die Rechtfertigung aus dem Glauben. Nach vermeintlicher gänzlicher Vernichtung wieder aufgefunden, von einem Lehrer der Theologie der deutschen Kirche übergeben, und ausgestattet mit einer ausführlichen historischen Einleitung. 5te revidirte Ausgabe. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 6 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit Zeichnungen von A. Hindorf und W. Riefstahl und vielen Vignetten. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1857. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raszmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Sage von den Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga. Hannover, Rümpler. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, O., Hans Haidekuckuck. 2te durchgesehene Auflage. Berlin, Schindler. 1857. 16. 20 Ngr.

Satori-Neumann, J., Zwei Erzählungen. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Spieker, C. W., Der Harz, seine Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850. Erinnerungsblätter. 2te Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 1 Thlr.

Spindler, P. J., Aktenmäßige Darstellung der officiellen Verhandlungen über die Glaubensansichten in Betreff des sogenannten Irvingianismus und die wegen derselben erfolgten Privation und Exkommunikation. Kaufbeuren, Reichel. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Stahr, A., Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem J. 1855. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. Gr. 12. 3 Thlr.

Storm, T., Immensee. Illustrirt von L. Pietsch. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagebuch einer Frühverwaisten. 2te Auflage. Berlin, Merzbach. 1857. 16. 27 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Begründet und herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von G. T. Rudhart. 42ster Jahrgang der gesammten, 24ster der neuen, 4ter der neuesten Folge. 1856. 1857. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Thomasius, G., Christi Person und Werk. Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkt der Christologie aus. 1ster Theil: Die Voraussetzungen der Christologie. 2te erweiterte Auflage. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Gottlieb und Wilhelm, oder Unterhaltungen zweier Protestanten über Dr. Martin Luthers Lehren zu Gunsten der katholischen Religion. 3te mit einer Vertheidigung vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 10 Ngr.

Hagenbach, K. R., Predigt zur Gedächtnißfeier des großen Erdbebens 1356, gehalten am 18. Oktbr. 1856 vor dem versammelten Rathe und den Zünften Basels. Basel, Georg. Gr. 8. 4 Ngr.

Podstatzky-Tonsern, C. Freih. v., Zur Kenntniß der Verhältnisse des österreichischen Grundbesitzes. Wien, Braumüller. 1857. Gr. 8. 8 Ngr.

Vigilantius, Dr., Was wollt ihr mit der Priesterehe? Ein offenes Wort wider dieselbe. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

82. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Vierte bis sechste Lieferung.

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung": „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Eselsbrücke für geistlose Nachahmer; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt."

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann.

83. **Eilers (G.), Meine Wanderung durchs Leben.** Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte**: Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte". Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Jeverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes ꝛc.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer ꝛc.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Neander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck ꝛc.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahrs 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

84. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss,** praktischen Aerzten in Leipzig. Drei Bände. 8. Geh. 15 Thlr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem jetzt vollständig erschienenen Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk kann übrigens auch in neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung nach und nach bezogen werden und ist dasselbe nebst einem ausführlichen **Prospect** in allen Buchhandlungen zu haben.

85. **Falk (J.), Goethe** aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint hiermit diese kleine Schrift: gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Alle Verehrer Goethe's sollten Falk's Schilderungen gelesen haben. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»".

In demselben Verlage erschienen folgende weitere **Beiträge zur Goethe-Literatur:**

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Goethe. Eine biographische Schilderung von **Robert Prutz.** 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer** (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von G. E. Guhrauer herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenen „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

(Der Beschluß folgt.)

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien

vom Jahre 1856.

In **Wilhelm Braumüller's** Buchhandlung des k. k. Hofes in Wien ist zu haben:

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1857. Cart. 1 Thlr.

Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1856. 20 Ngr.

Inhalt: Das mechanische Aequivalent der Wärme und seine Bedeutung in den Naturwissenschaften von Sr. Excellenz dem Präsidenten der k. Akademie Dr. **A. Freiherr von Baumgartner**. — Ueber die Leistungen der k. Akademie der Wissenschaften und die in derselben seit dem 30. Mai 1855 vor sich gegangenen Veränderungen von dem Generalsecretär der k. Akademie Dr. **A. Schrötter**. — Ueber die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich im Jahre 1813. — Ueber den Einfluss des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse von Regierungsrath Ritter **von Burg**.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe.

Atlas der Hautkrankheiten. Text von Prof. Dr. **Ferd. Hebra**. Bilder von Dr. **Anton Elfinger**. I. Lieferung. „Lupus" mit 12 Tafeln in lithographirtem Farbendruck und 12 Contouren Blätter. Gr. Folio. 20 Thlr.

Denkschrift der Akademie der Wissenschaften. X. Band mit 26 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

— — XI. Band mit 61 Tafeln. 18 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbücher der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus von Director Prof. Dr. **Kreil**. IV. Band. Jahrgang 1852. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften 1856. XIX. Band. 1. Heft 2 Thlr. 20 Ngr. 2. Heft 1 Thlr. XX. Band. 1. Heft 1 Thlr. 20 Ngr. 2. 3. Heft 3 Thlr. 20 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 2 Thlr. 2. Heft 2 Thlr. 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11—20) 7½ Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Diesing, Dr. *K. M.*, Zwölf Arten von Acanthocephalen. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

— — Neunzehn Arten von Trematoden. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Zwanzig Arten von Cephalocotyleen. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gümbel, *C. W.*, Mittheilungen über die neue Färbeflechte Leconora Ventosa Ach. Nebst Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Flechten. Mit 1 Tafel. 18 Ngr.

Grailich, Dr. *J.*, Berechnung und Reflexion des Lichtes an Zwillingsflächen, optisch einaxiger, vollkommen durchsichtiger Medien. II. Abtheilung mit 1 Tafel. 15 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 1 Thlr. 4 Ngr.)

Hauer, *Franz* Ritter *von*, Ueber die Cephalopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen. Mit 25 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Heckel, *Joh. Jacob*, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Fische Oesterreichs. Mit 15 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hörnes, Dr. *M.*, Ueber einige neue Gastropoden aus den östlichen Alpen. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Ueber Gastropoden aus dem Trias der Alpen. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. *J.*, Ueber die accessorischen Kiemenorgane der Clupeaceen, nebst Bemerkungen über den Darmcanal derselben. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Anatomische Mittheilungen über Mormyrus und Gymnarchus. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kreil, Dr. *K.*, Erste Ergebnisse der magnetischen Beobachtungen in Wien. 12 Ngr.

Langer, Prof. Dr. *K.*, Ueber das Sprunggelenk der Säugethiere und des Menschen. Mit 2 Tafeln. 17 Ngr.

Lorenz, Dr. *J. R.*, Die Stratonomie von Aegagropila Sauteri. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oeltzen, *W.*, Schwerd's Beobachtungen von Circumpolarsternen in mittleren Positionen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rathke, *H.*, Bemerkungen über die Carotiden der Schlangen. 15 Ngr.

Reuss, *A. E.*, Paläontologische Miscellen. Mit 7 Tafeln. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, *H.* und *Unger*, *Franz*, Beitrag zur Paläontologie des Thüringer Waldes. Mit 13 Tafeln. 3 Thlr. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Ebner, Major Freih. *von*, Ueber die Anwendung der Reibungselectricität zum Zünden von Sprengladungen. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr.

Engel, Prof. Dr., Ueber das Wachsen abgeschnittener Haare. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Die Entwickelung der menschlichen Hand. Mit 2 Tafeln. 7½ Ngr.

Ettingshausen, *A. von*, Ueber die neuern Formeln für das an einfach brechenden Medien reflectirte und gebrochene Licht. 4 Ngr.

Ettingshausen, Prof. Dr. *Const.* von, Bericht über das Werk Physiotypia plantarum austriacarum. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fialkowsky, *N.*, Bestimmung der Axen bei den Ellipsen. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Rotation ohne Grundriss. Mit 3 Tafeln. 17 Ngr.

Fitzinger, Dr. *L. J.*, Ueber das System und die Charakteristik der natürlichen Familien der Vögel. 6 Ngr.

— — Geschichte des k. k. Hof-Naturalien-Cabinets zu Wien. I. Abtheilung. Aelteste Periode bis zum Tode Kaiser Leopold II. 1792. 7½ Ngr.

Frauenfeld, *G.*, Naturhistorische Fragmente, gesammelt auf einer Reise am rothen Meere im Frühjahre 1855. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

Heeger, *E.*, Neue Metamorphosen einiger Dipteren. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Heuglin, Dr. *Th.* von, Systematische Uebersicht der Vögel Nord-Ost-Afrika's mit Einschluss der arabischen Küste des rothen Meeres und der Nil-Quellen-Länder südwärts bis zum vierten Grade nördlicher Breite. 12 Ngr.

Hirsch, *Ad.*, Vorausberechnung der totalen Sonnenfinsterniss 18. Juli 1860. Mit 3 Karten. 20 Ngr.

Kreil, Ueber die Bestimmung der Seehöhe aus dem beobachteten Luftdruck. 4 Ngr.

Leitgeb, Dr. *H.*, Die Luftwege der Pflanzen. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.

Leydolt, Dr. *Franz*, Ueber die Structur und Zusammensetzung der Krystalle

des prismatischen Kalkhaloides, nebst einem Anhange, über die Structur der kalkigen Theile einiger wirbellosen Thiere. Mit 9 Tafeln. 28 Ngr.

Littrow, K. von, Ueber lichte Fäden im dunkeln Felde bei Meridian-Instrumenten. Mit 1 Tafel. 4 Ngr.

— — Drei Quellen über den Kometen von 1556. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Oeltzen, W., Nachweis des Vorkommens von Sternen aus den Argelanderschen nördlichen Zonen in andern Quellen. II. Abtheilung. 12 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 10 Ngr.)

Pohl, Dr. *J. J.*, Ueber die Verwendbarkeit des Mitscherlich'schen Polarisations-Sacharimeters zu chemisch-technischen Proben. 5 Ngr.

Pokorny, Dr. *A.*, Ueber die Darstellung einiger mikroskopischer, botanischer Objecte durch Naturselbstdruck. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Ueber die Anwendung der Buchdruckerpresse zur Darstellung physiotypischer Pflanzenabdrücke. Mit 3 Tafeln. 10 Ngr.

Reichardt, H. W., Ueber das centrale Gefässbündel-System einiger Umbelliferen. Ein Beitrag zur anatomischen Kenntniss dieser Familie. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Reselhuber, P. A., Ueber Prof. Stampfer's Lichtpunkt-Mikrometer im Fernrohre des Meridiankreises der Sternwarte zu Kremsmünster. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

— — Untersuchungen über das atmosphärische Ozon. 5 Ngr.

Reuss, Beiträge zur Charakteristik der Tertiärschichten des nördlichen und des mittlern Deutschlands. Mit 12 Tafeln. 1 Thlr. 16 Ngr.

Schmidt, Prof. *O.*, Zur Entwickelungsgeschichte der Najaden. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Stark, Dr. *J. B.*, Eine neue Methode des Doppelsprechens in derselben Richtung auf einem Drahte. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

Stur, D., Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Pflanzen. Als Beitrag zur Kenntniss der Flora von Oesterreich, der Geographie und Geschichte der Pflanzenwelt. 15 Ngr.

Türk, Dr. *L.*, Ueber Degeneration einzelner Rückenmarkstränge, welche sich ohne primaire Krankheit des Gehirnes oder Rückenmarkes entwickelt. 5 Ngr.

Wedl, Prof. Dr. *C.*, Ueber einige Nematoden. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

— — Ueber die Mundwerkzeuge von Nematoden. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Winkler, Dr. *A.*, Neue Theoreme zur Lehre von den bestimmten Integralen. 6 Ngr.

Zevarovich, Ritter *von*, Die Halbinsel Tihany im Plattensee und die nächste Umgebung von Füred. Mit 2 Tafeln. 16 Ngr.

Zeuschner, Prof., Geognostische Beschreibung des Liaskalks in der Tátra und in den angränzenden Gebirgen. Mit 2 Tafeln. 20 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. XV. Band. 2. Abtheilung. 24 Ngr. XVI. Band 1. und 2. Abtheilung. 1 Thlr. 14 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften. VII. Band. Mit 13 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen herausgegeben von der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Diplomataria et acta.

XI. Band. Urkunden des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz im Wiener Walde herausgegeben von J. N. Weis. I. Theil. 1 Thlr. 5 Ngr.

XII. Band. Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante, vom neunten bis zum Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Dr. G. L. F. Tafel und G. M. Thomas. I. Theil. 2 Thlr.

Geschichte Wossaf's. Persisch herausgegeben und deutsch übersetzt von **Hammer-Purgstall**. I. Band. 4. 10 Thlr.

Notizenblatt, Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. Sechster Jahrgang. 1856. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie 1856. (XIX. Band. 1. Heft 17 Ngr. 2. Heft 20 Ngr. XX. Band. 1. Heft 28 Ngr. 2. 3. Heft 1 Thlr. 5 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 15 Ngr. 2. Heft 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11 bis 20) 4 Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Lanza, Dr. *F.*, Monumenti Salonitani inediti illustrati. Mit 12 Tafeln. 3 Thlr. 4 Ngr.

Miklosich, F., Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Aschbach, Prof. Dr. *J.*, Die römischen Legionen prima und secunda Adjutrix. Geschichte ihrer Entstehung, ihrer frühern Stationen und endlichen festen Standlager in Niederpannonien. 7½ Ngr.

Baerwald, Dr. *H.*, Ueber die Echtheit und Bedeutung der Urkunde König Rudolf I., betreffend die baierische Kur. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des kurfürstlichen Collegiums. 12 Ngr.

Bergmann, J., Pflege der Numismatik in Oesterreich im achtzehnten Jahrhundert, mit besonderm Hinblick auf das k. k. Münz- und Medaillen-Cabinet in Wien. 15 Ngr.

Boller, Prof., Vergleichende Analyse des magyarischen Verbums. 15 Ngr.

Bonitz, H., Beiträge zur Erklärung des Sophocles. 15 Ngr.

Chmel, J., Habsburgische Excurse. VI. 1. Abtheilung. 8 Ngr.

Diemer, J., Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur. III. Theil. 20 Ngr.

Dümmler, Dr. *E.*, Ueber die älteste Geschichte der Slawen in Dalmatien. 15 Ngr.

Jaeger, Dr. *A.*, Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage. 4 Ngr.

Karajan, Th. G. von, Bericht über die Thätigkeit der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1854 bis 1855. 4 Ngr.

Lorenz, O., Die Siebente Kurstimme bei Rudolf's I. Königswahl. 8 Ngr.

Pfizmaier, Dr. *A.*, Notizen aus der Geschichte der chinesischen Reiche vom Jahre 572 bis 546 vor Christo. 15 Ngr.

Rösler, Dr. *E. F.*, Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus dem G. W. von Leibnitz'schen Nachlasse in Hannover. 4 Ngr.

Seidel, *F. G.*, Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. V. Fortsetzung. 20 Ngr. (Die bisher erschienenen vier Hefte kosten 1 Thlr. 20 Ngr.)

Schmeller's sogenanntes cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII comuni in den venetianischen Alpen. Mit Einleitung und Zusätzen im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Joseph Bergmann. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tickel, Dr. *Th.*, Die ambrosianische Republik und das Haus Savoyen. Beitrag zur Geschichte Mailands im 15. Jahrhundert. 15 Ngr.

Stögmann, *K.*, Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich. Eine historische Abhandlung. 15 Ngr.

Weitenweber, Dr. *W. R.*, Beiträge zur Literärgeschichte Böhmens. 7½ Ngr.

Wolf, *F.*, Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen. Mit einer literar-historischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 25. December 1856.

Leopold Schefer's neueste Dichtungen.

1. Hausreden. Von Leopold Schefer. Dessau, Gebrüder Katz. 1855. 16. 2 Thlr.
2. Koran der Liebe nebst kleiner Sunna. Von Leopold Schefer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt von Leopold Schefer. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leopold Schefer ist als Dichter in seiner Art ein Phänomen, wie auch seine ganze Entwickelung etwas Phänomenartiges hat. Schon zu der Zeit, als die jungdeutsche Knappenschaft zuerst in den Schacht der Literatur fuhr, um bald wirkliches Gold, bald bloßes Katzengold heraufzuholen, war Schefer im Grunde ein alter Schriftsteller. Sein erstes Erzeugniß, seine „Gedichte mit Compositionen", die anfangs bekanntlich als eine Federübung Pückler-Muskau's angesehen wurden, fällt bereits in das Jahr 1811. Später, besonders in den zwanziger Jahren, überschüttete er aus dem üppigen Füllhorn seiner Phantasie das Publicum mit einem wahren Blumenregen von Novellen, gemischt mit Liedern und tiefsinnigen Balladen. Trotzdem war er damals nicht eigentlich populär; er war der Menge zu wenig verständlich, zu dunkel, zu sonderbar, während feinere Kenner und für Poesie empfängliche Gemüther seine Originalität und seine tiefen Anschauungen, die sich zuweilen jedoch nur zu sehr auf Kosten einer klaren plastischen Form geltend machten, wohl zu würdigen wußten. Schon 1830, also vier Jahre vor dem Erscheinen des „Laienbrevier", sagte A. Wendt in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" über ihn:

Die Natur ist seine Göttin, die er vor allen preist. In der Natur erblickt unser Dichter das ewige Gesetz, dem der Einzelne sich unterordnen muß; ihre unvergängliche Schöne tröstet ihn über die Vergänglichkeit der Dinge, und mit Rührung empfängt er die Freuden des kurzen Daseins und die Frühlings-, Sommer- und Mondnächte aus ihrer Hand. Sie verwandelt sich ihm in seine Geliebte und die Geliebte in die Natur, und die Liebe selbst spricht er mehr in der naiven, heitern Weise der antiken Welt aus, von welcher sein Geist angeweht ist und die ihm in dem eigenen Anschauen Griechenlands und Italiens lebendig gegenwärtig geworden.

Im Jahre 1834, also in seinem funfzigsten Lebensjahre, trat Schefer mit seinem „Laienbrevier" hervor, dem er sein Bekanntwerden auch in weitern Kreisen, ja eine Art Popularität verdankt, soweit von der Popularität eines deutschen Dichters in unsern Tagen die Rede sein kann. Das Glück pflegt sonst mehr mit der keck vorwärtsstürmenden Jugend zu sein, und wir haben hier einen jener seltenern Fälle, wo ein Dichter erst mit und nach seinem funfzigsten Lebensjahre eigentlichen Erfolg zu haben beginnt. Die Reflexionspoesie hat freilich immer ihr Publicum in Deutschland gehabt, Gleim's „Halladat" so gut wie Tiedge's „Urania"; es ist ein Publicum, auf das sich der Dichter jederzeit verlassen kann, nur muß die Reflexion des Dichters zugleich auch der Empfindung der Trostbedürftigen, deren es in Deutschland immer eine große Zahl geben wird, Genüge zu thun wissen. Indeß geziemt es einem Funfzigjährigen wohl, sich ernsten Lebensbetrachtungen, welchen Stoffs sie auch seien, hinzugeben und sich in die Gottheit zu versenken, wie er sie sich auch denken und construiren möge. Wunderbarer, obschon doch wieder mit seiner quietistischen Weltvergessenheit im Zusammenhange stehend, erschien es, als derselbe Schefer, nachdem er wieder 20 Jahre älter geworden, seinen „Hafis in Hellas" erscheinen ließ, worin er den Göttern Trotz bot, ihnen das Recht des Menschen auf irdische Freuden entgegenhielt, die Schönheit des Weibes apotheosirte und den Liebesgenuß mit dem Feuer eines Dichters und der Weihe eines Priesters der Kypris predigte.

In den drei oben angeführten neuesten Schriften Leopold Schefer's finden wir nun diese drei Richtungen Schefer's, die didaktische, erotische und novellistische, vertreten, sodaß wir aus ihrer Betrachtung und Zusammenstellung ein Gesammtbild des Dichters zu erhalten hoffen dürfen. Wenn wir dabei den Novellisten auf den Didaktiker und Erotiker folgen lassen, so geschieht dies hauptsächlich darum, weil wir in seiner neuesten novellistischen Arbeit ein Zurückgehen auf die Lieblingsgattung und die schriftstellerischen Neigungen seiner Jugend erkennen dürfen, nach dem alten Gesetz, wonach der Greis am liebsten

sich zu den Reminiscenzen seiner Jugend zurückwendet. Es ist aber nicht die kindische Schwäche eines Greises, die wir hier uns gegenüber haben; vielmehr ist auch dies phänomenartig an Schefer, daß er sich das Feuer und die Frische eines Jünglings bis in sein jetziges hohes Lebensalter erhalten hat. Hierzu mag freilich beigetragen haben, daß der Dichter seit seinen Reisen in Italien und im Orient, zu denen ihm bekanntlich sein Protector, der Fürst Pückler-Muskau, großherzig die Mittel gewährte, in der grünen Einsamkeit von Muskau nur sich selbst und der Natur lebte, fern von dem zehrenden, verwirrenden und oft die Kräfte vor der Zeit abschwächenden oder doch von ihrem Mittelpunkte auf frivole Aeußerlichkeiten ableitenden Treiben der großen Welt. Ueberhaupt war Schefer von Hause aus mehr Autodidakt als Studirter; um so tiefer und reicher gestaltete sich seine innere Welt, um so ursprünglicher konnte sie sich erhalten. Vor der bei den gewöhnlichen hin- und herpfuschenden Autodidakten so häufig anzutreffenden Selbstgefälligkeit und Oberflächlichkeit bewahrten ihn die Tiefe und die ernste Richtung seines Geistes und die Wahl seiner Studien, die er aus der ersten, d. h. seiner eigenen Hand hatte. Soviel wir wissen, hat Schefer niemals eine Universität besucht; und vielleicht ist gerade hierin mit ein Grund zu suchen, daß sein Herz so menschlich fühlt und so reich an Liebe, Wohlwollen und Freudigkeit ist. Um aber Volkstöne wie Burns anzuschlagen, dazu war er wieder zu modern gebildet durch früheste Erziehung, durch den Verkehr mit Gebildeten, durch Lectüre und philosophische Studien. Jedenfalls und glücklicherweise hat Schefer durch sein Beispiel bewiesen, daß man ein tiefer, origineller und bedeutender Dichter sein kann, ohne doch den sonst in Deutschland vorgeschriebenen höhern Bildungscursus vollständig durchgemacht und ein halb Dutzend Examina bestanden zu haben, wiewol wir nicht verkennen, daß seine sehr beschränkte Fähigkeit plastisch zu gestalten, sein Hang zum Quietismus, seine Unklarheiten und Inconsequenzen und so manche Wunderlichkeiten diesem überwiegend autodidaktischen Bildungsgange wie seiner Absonderung von der Welt zuzuschreiben sein mögen. Für uns persönlich ist es immer eine Freude, in unserer so sehr auf Dressur und allgemeine Abhobelung bedachten Zeit hier und da noch Menschen anzutreffen, die, was sie sind, mehr durch sich selbst als durch Andere geworden sind. Den geistigen Kern und das eigentliche Lebensprincip des althellenischen Wesens hat Leopold Schefer vermittels seines Anschauungs- oder poetischen Ahnungsvermögens vielleicht besser erkannt als mancher Philolog, dem keine Variante entgangen ist. Es scheint uns dies ein Zeugniß zu sein, daß das Vermögen des ursprünglichen Anschauens und Schaffens doch trotz allen Abrichtens und Dressirens auch jetzt noch nicht gänzlich verlorengegangen ist.

Schefer's „Hausreden", von denen wir zuerst sprechen wollen, sind im Grunde nur eine Nachgeburt seines „Laienbrevier" und werden daher, obschon sich das Schicksal eines Buchs niemals mit Bestimmtheit voraussagen läßt, schwerlich dasselbe Glück machen, da es wol immer den Eindruck eines spätern Werks schwächt, wenn ein Dichter darin zu sehr sich selbst copirt. Manche Zeitumstände waren dem „Laienbrevier" günstig. Lange Zeit war diese Gattung von Erbauungsliteratur nicht oder doch nur vor ungeschickten Leuten cultivirt worden, welche die Denkresultate der Zeit nicht in sich aufgenommen hatten oder in einer außer Gebrauch gekommenen Sprache zu Denen redeten, welche des Trostes und der Versenkung in sich und die Natur, einer Hinweisung auf die Gottheit bedürftig waren. Zwar, wie Taillandier in seiner „Histoire de la jeune Allemagne" bemerkt, wird man über den Schefer'schen Gottheitsbegriff nicht vollkommen klar. „Sans doute on ne saurait pas toujours dire quel est ce dieu", sagt Taillandier; „tantôt c'est le dieu du christianisme, supérieur au monde et qui l'éclaire, tantôt le dieu du panthéisme moderne"; aber es war doch immer ein Gott, oder wie der Franzose weiter bemerkt: „Mais malgré ce qu'il y a de vague dans les croyances du poëte, un ardent amour de la divinité y éclate à chaque vers." Dieser Schefer'sche Gott war nun freilich kein persönlicher Gott, der Ohren hatte, um die Gebete des Leidenden, Duldenden und Gequälten zu vernehmen und zu erhören; aber auch nicht der zornige, eifrige Gott, der zwar die Tugend jetzt oder künftig belohnt, aber auch über die Sünde seine Zuchtruthe schwingt, überhaupt kein Gott, der Nieren und Herzen prüft und in das Innerste des Menschen blickt, der diesen vielmehr so wenig incommodirt als möglich. Und einen solchen Schefer'schen Gott läßt sich ja wol das jetzige Geschlecht gern gefallen. Der Hauch der Lenzluft, der Duft der Blüte, die Farbe des Regenbogens, der Strahl des Mondes — alles Das war Gott, und wenn man Gott davon trennte, so blieb doch immer etwas sehr Angenehmes, den Sinnen Schmeichelndes übrig: Hauch, Duft, Farbe, Strahl. „In diesen charmanten Predigten", sagt Taillandier, „wird die Philosophie eine Idylle und die Moral gewinnt die ganze Anmuth eines Hirtengedichts."

Auch die „Hausreden" enthalten wie das „Laienbrevier" vieles Schöne, Treffliche, Herrliche, viele Trost- und Lebenssprüche von goldenem Klang und Gehalt, viele sinnige und praktische Sentenzen. Aber obschon es dem Dichter nicht versagt ist, irgendeinen Moralsatz in zwei oder vier Kernzeilen zusammenzufassen, so ist die Untugend der Redseligkeit bei ihm doch etwas weit gediehen; statt zu sprechen, plaudert er oft; und wenn er ein Goldkorn findet, so schlägt er es breit, bis es seine runde Gestalt verliert und zuweilen vollkommen platt wird. Man weiß sich vor Worten bei ihm oft kaum zu lassen, und wenn wir sie dann auf ihren Grundgedanken zurückführen, so ist dieser mitunter doch ziemlich trivial und hausbacken. Diese Redseligkeit, diese Wortmacherei findet man auch schon hier und da im „Laienbrevier", aber nicht in dem Grade wie in diesen „Hausreden"; und wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, nahe 500 Seiten solcher monotonen Jamben zu lesen, in de-

nen häusliche Moral verarbeitet ist. An ermüdenden Wiederholungen kann es dabei nicht fehlen. Ueber Schefer's eigentlichen Gottesbegriff werden wir uns auch aus diesen „Hausreden" nicht klar. Oft spricht er von Gott, wie dies schon Taillandier hervorhebt, wie von einem persönlichen, der Dies oder Jenes vom Menschen verlangt oder ihm Dies oder Jenes gewährt; ein ander mal wird ihm die ganze umgebende Natur zu seinem Gott, und ein drittes mal ist ihm das eigene Selbst der Gott, von dem allein man Gesetze zu empfangen habe. Aehnlich verhält es sich mit seinem Religionsbegriff. Zwar jede Religion in kirchlicher Form ist ihm zuwider und vom Kirchengehen ist er kein Freund:

Wer erst in Noth und Tod zum Tempel rennt,
Der ist zu Hause nicht bei Gott gewesen,
Nicht bei Vernunft und seinem weisen Willen.
Und wer zu Haus bei Gott war — bleibt zu Hause.

Die Natur ist ihm, wie so vielen Dichtern, Gottes Tempel; die Naturverehrung ist ihm Religion. Ein andermal leistet ihm aber auch der Cultus weiblicher Schönheit dieselben Dienste, oder die Kunst:

Die Kunst, sie ist die frohste Religion,]
Die reichste . . . .

Dann wieder das Leben selbst:

Das Leben ist des Gottes Thun und Walten,
Das Leben selbst ist die Religion.

Und er führt diesen Gedanken noch detaillirter aus:

Religion ist: recht das Leben führen,
Rein, unbeschädigt, glücklich und vollkommen
Zufrieden, von der Wiege bis zum Grabe.
Der reifen Jungfrau ist Religion:
Sich einen Mann zu nehmen, einen Vater
Für ihre Kinder u. s. w.

Der Dichter macht es hiermit den Leuten sehr bequem: Jeder kann seine Lieblingsneigung und Lieblingsgewohnheit als einen religiösen Cultus betrachten und pflegen. „Vollkommen zufrieden leben", das ist der Gipfel der Religion, die Schefer predigt, obschon dieser Grundsatz mit einem andern sehr richtigen des Dichters, daß die Unzufriedenheit allein die Mutter alles Bessern sei, in directem Widerspruche steht. Denn wie kann der Mensch sich zugleich vollkommen zufrieden fühlen, wenn er, um zu einem bessern Zustande zu gelangen, nothwendig unzufrieden sein muß? Solche Widersprüche sind bei Schefer, der durchaus kein logischer Denker ist, überaus häufig; aber die Mehrzahl der Leser, weil sie gleichfalls nicht logisch denkt, schlüpft darüber hinweg; denn das Publicum hat, wie die Kirche, einen großen Magen, der Alles, auch das Heterogenste, wenn auch nicht verdauen, doch wenigstens als Rohstoff in sich aufnehmen kann. Doch was fangen mit der Religion oder vielmehr den Religionen Schefer's die Millionen an, denen es ihre Lage unmöglich macht, je vollkommen zufrieden zu sein, deren Augennerv durch die Noth für die freundlichen Eindrücke der Natur abgestumpft und getödtet ist, denen die Genüsse der Kunst und des Schönen unzugänglich sind? Schefer gedenkt zwar der Armen und Nothleidenden, er tadelt die Herzlosen, welche behaupten, daß die Armen nur dazu da seien, „um sie zu Tod zu füttern", er hält es für verdammlich, sie immer auf den Himmel zu verweisen, „der ihnen nach der Erde kommen soll", er beklagt ihre Geistes- und ihre Herzensarmuth, aber er weiß für sie keine andere Hülfe, als sie „in die Natur und in ihr eigenes Haus einzuweihen". Sie nennen ja aber kein Stück Natur das ihre, sie besitzen ja kein Haus! Doch auch dafür weiß Schefer Rath. Man soll sich eben „ein Haus, ein kleines, ein Hüttchen nur, ein eigenes" bauen; denn nur wenn man ein Eigenthum besitze, wisse man auch Anderer Eigenthum recht zu achten u. s. w. Der Dichter hängt, wie man sieht, den Armen den Brotkorb sehr hoch. Trost für die gegenwärtige Noth bringt er ihnen nicht; er macht sie höchstens nur lüstern nach Gütern, die ihnen unerreichbar sind; er speist sie mit Versen und Wünschen ab, welche die Armen selbst nicht verstehen oder nur belächeln würden. Sie wollen Brot und wieder Brot, und man räth ihnen und preist ihnen als das höchste Glück:

Die schöne Welt im Herzen zu verstehen,
Als größtes Kunstwerk einer guten Seele.

Mundt sagt in seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" von Schefer als gnomischem Dichter:

Eine prästabilirte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über die Formen und Gestalten des Lebens gebreitet, und alle Negationen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Unter Schefer's reinem poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwol er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens als unmächtig sich erweist.... Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem „Laienbrevier" gewissermaßen zum Moralprincip, zum Sittengesetz erhoben worden ist.

Mundt ist aber mit Recht der Ansicht, daß auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben würde, hätte Schefer darin zugleich in die andere Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Conflicte und die Unruhe gezeigt, aus denen er seine Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blütengewimmel losgelassen, einige kräftigende Donnerschläge in dies ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Worte, hätte er auch die Schlange im Paradiese gezeigt.

Nicht blos die poetische Wirkung würde dadurch gewonnen haben, sondern mehr vielleicht noch die moralische. Schefer's Ansicht führt zum Quietismus wie zur Selbstüberschätzung. Die Erde ist ihm, wie Mundt ganz richtig bemerkt, ein vollkommenes Paradies ohne die Schlange darin, ohne den Racheengel, der am Eingange mit dem flammenden Schwerte wacht, um die Genießenden aus dem Paradiese zu treiben. Jeder einzelne Mensch kann sich nach Schefer Herr und Gott in diesem Eden dünken. Der Mensch ist vollkommen gut, sowie er ist und wie er geboren ist. Von den dämonischen Gewalten, die im Menschen herrschen, ist bei Schefer nicht die Rede. Aber der Mensch ist weder vollkommen gut noch vollkommen böse. Wäre er von Hause aus vollkommen gut, so würde ja Schefer gar nicht nö-

thig haben, Moral zu predigen. Der Egoismus wird mit dem Menschen geboren, und wie aus diesem Egoismus, wenn er auf große Zwecke geleitet wird, das Höchste und Größte hervorgehen kann, so ist er zugleich auch der Abgrund des Bösen, dem der Mensch bei schlechter Leitung entgegengetrieben wird. Ein Blick auf die Geschichte, die ihrem größten Theile nach aus niedriger Selbstsucht, Perfidie, Grausamkeit und Nichtachtung des Menschen als Menschen zusammengeleimt ist, sollte den Menschen doch vor seiner Gottähnlichkeit bange werden lassen. Man lasse nicht ab, ihn an die bessern Elemente seiner Natur fortdauernd zu mahnen, aber man schläfere ihn auch nicht mit der Vorspiegelung ein, daß er auf Erden nichts weiter zu thun habe, als sich als vollkommenes Wesen zu fühlen und zu genießen. Freilich muß man es auch mit dieser Vorspiegelung bei Schefer so genau nicht nehmen. Wir wissen ja gar nicht, ob wir etwas Wirkliches sind. In einem sonst sehr schönen Gedichte des „Laienbrevier" meint Schefer: wir Menschen seien nur Märchenwesen, die Kinder bloße Märchenkinder, die Bäume Märchenbäume, die Lerchenlieder Märchenlieder und die Sonne, die dort niedergehe, sei auch nur ein Märchen. Ja, dann ist Schefer selbst nur ein Märchen-Schefer, und ich als Kritiker bin nur ein Märchenkritiker und meine Kritiken sind bloße Märchen, wie sie die Großmutter ihren Enkeln erzählt; ja selbst die Tinte, womit ich diese Recension schreibe, ist vielleicht bloße Märchentinte. Auch meine guten Leser werden auf den Gedanken verzichten müssen, wirkliche, reale Wesen zu sein.

Indeß diese Widersprüche und Besonderheiten gehen bei Schefer mit einer Liebenswürdigkeit, mit einer oft hervortretenden Tiefe der poetischen Empfindung und mit einer ansprechenden Wohlberedtheit Hand in Hand, und der etwas breite Strom seiner Reflexionen führt so viele Goldkörner verständiger Moral mit sich, daß wir ihm unsere Liebe und Verehrung nicht versagen können und es begreiflich finden, daß seine gnomischen Poesien und zumal das „Laienbrevier" in gebildeten Familien so großen Anklang gefunden haben, wiewol, wie es scheint, sich jetzt Manche, denen vielleicht die pantheistische Richtung Schefer's doch nicht ganz zusagt, bei andern Lehrdichtern nach einem festern Grunde umsehen. Es gilt von Schefer's gnomischen Dichtungen, was der nordamerikanische Essayist Tuckerman von Dichtungen dieser Gattung im Allgemeinen bemerkt:

> Die Gedanken der Menschen zu den versöhnenden Seiten des Lebens zu leiten, den Sonnenschein und die Blumen als Bilder der ewigen Güte und Symbole der menschlichen Freude zu feiern, den übersättigten Schwelger herauszuführen und ihn die Glorie der Sterne und die Frische des Lufthauchs fühlen zu lassen, in das Ohr der Arbeit die Melodien des Abends zu hauchen — das sind sittliche Specifica, deren Ueberlegenheit über förmliche Vorstellungen oder directe Anrede wohlerprobt ist.

Namentlich die stillen häuslichen Freuden, die kleinen und doch so erhabenen Vorgänge im Schoose der Familie, die Verhältnisse zwischen Ehegatten, zwischen Geschwistern, zwischen Aeltern und Kindern versteht der Dichter mit den ansprechendsten Farben darzustellen, ebenso das Mitgefühl des Menschen für die Erscheinungen der Natur von den größten herab bis zu den kleinsten, für Alles was in der Natur blüht, klingt, strahlt und duftet. Er predigt mit eindringlichen Worten, daß sich der Mensch von jedem äußern Zwange moralisch unabhängig halten müsse, weil das sittliche Handeln nur dann einen Werth haben könne, wenn es in sich frei sei. Der Mittelpunkt, von dem er bei seinen Reflexionen ausgeht, bleibt immer die Liebe. Es ist sein Grundsatz, daß nur Der wahrhaft glücklich sein könne, der Andere glücklich mache, der Andern wohlthue; das sei die Selbstsucht, die der Gott verlange. Liebe, die sich nicht mittheile, sei keine Liebe mehr, und der Weise, der kein Leben schaffe, sei „schlechter als der Stein am Wege". Die Aufstellung des Princips, daß des Menschen „schöne Eigenthümlichkeit nur das Gutsein" sei, behält seinen Werth, wennschon uns die weitere Motivirung, daß Güte den Menschen von Bäumen, Blumen, von allen Thieren, von Sonne, Mond und Sternen unterscheide, eine bloße Redensart zu sein scheint, die, weil sie zu viel sagen will, eigentlich nichts sagt. Auch widerspricht sie seiner pantheistischen Ansicht. Denn der Pantheist, der sich Alles göttlich belebt und beseelt denkt, muß auch wol dem Baum, der Blume und den Himmelskörpern eine Art Güte vindiciren; sonst sind sie für ihn todt.

Wie die „Hausreden" ein Nachläufer des „Laienbrevier" sind, so ist der „Koran der Liebe" ein Nachläufer des „Hafis in Hellas", dem ersterer ohne Zweifel an Werth und Bedeutung nachsteht. Der Dichter scheint das Schubfach, welches seine Hafispoesien enthielt, noch ein mal umgestürzt zu haben, um auch noch den meist minder bedeutenden Rest an den Mann zu bringen. Vielleicht fehlt uns der rechte Sinn für diese etwas erotische Gattung gräco-persischer Poesie überhaupt; aber wir müssen offen bekennen, daß uns Schefer in seinem gemüthlichen deutschen Hausrock befreundeter ist als im morgenländischen Kaftan, befreundeter im Kreise der Seinen und unter dem Grün der deutschen Eiche, als im Arm der Sultanin Suleika und unter den Rosen von Schiras.*) [illegible]

*) Wolfgang Müller von Königswinter eifert in einem im [illegible]schen „Musenalmanach" für 1857 mitgetheilten Gedicht „[illegible]" gegen diese capriciöse Ausländerei:

> Welch kunderbunt Geschnörkel
> Von lauter Seltsamkeit!
> Nach fremder Tracht zu haschen,
> Zu suchen Auslandsdunst,
> Kopfhängen, Würze naschen,
> Das ist nicht deutsche Kunst.
> — — — — —
> Die Türken und Chinesen,
> Wir halten gern sie weit,
> Und auch das Slawenwesen
> Paßt nicht in deutsch Gebreit.

Im Gegensatz dazu feiert er die reindeutsche Weise [illegible]. Wolfgang Müller wird es dadurch mit Manchem verderben; denn eine unabhängige Meinung dulden die Coterien in [illegible] nicht. Wir unserntheils wünschen ihm Glück dazu.

ben dem Schönen und Herrlichen, was der „Koran der Liebe" allerdings bietet, begegnen wir darin zu Vielem, was für unser ästhetisches Empfinden zu fremdartig, zu spielend und gesucht ist. Wir rechnen dahin das Gedicht „Das Glöckchen" und besonders die beiden Verszeilen:

Horch, horch! .... es schlägt .... o je! o je!
Was kümmert mich nun der Nirenthee?

Oder auf S. 270:

Liebende sind wie gefrorener Wein, sich geronnener Weltgeist.

Ferner das Gedicht „Nur und Auch" mit dem Anfange:

Ach, wie wissen doch die Mädchen
Hierzulande gar so wenig!
Nur bewußte Zelte sind sie,
Nur bewußte Seidenhöschen,
Nur bewußte Busentücher,
Auch bewußter Turban, Schleier
Und der Gürtel um die Hüften!
Nur bewußter guter Mokka
Sind sie, Täßchen Rosa-Scherbet,
Nur bewußter Schöpsenbraten (!),
Süßbewußtes weiches Bette!

Das Gedichtchen „Verliebte und Verglaubte" lautet:

Die Verliebten sind nur Thörchen,
Eros führt sie an den Oehrchen;
Die Verglaubten, das sind Thoren,
Groß wie ein Kameel geboren;
Plump und elefantendümmer
Geh'n sie über Brückentrümmer —
Die selbst Kindverstand-beraubten,
Die unseligen Verglaubten.

Auch vermögen wir beim besten Willen nicht gerade viel poetische Tiefe oder großen Witz in folgendem Gedichtchen zu finden:

Sic!
Wer ein junges Weib sich freit,
Der baut die Welt fort
Aus eig'nem Mittel;
Wer, alt, sich altem Weibe weiht,
Der wirft sein Geld fort
Auf einen Spittel.

Laß dich nicht schlachten in das Haus,
Jung Mädchen! eh' halt Armuth aus!

492 Seiten, meist theils mit solchen orientalischen Späßen, theils mit verliebter Tändelei und Hymnen auf das Mysterium der Liebe, auf Suleika's „Haut" u. s. w. angefüllt, zu lesen, war für uns, wir gestehen es, mehr eine Art Arbeit als wirklicher Genuß, namentlich nachdem wir gerade von der Lecüre der „Hausreden" kamen. Wir glauben auch einigen Sinn für Humor zu haben, aber die Feinheiten dieses scheferisirten orientalischen Humors sind uns leider nicht sehr genießbar, und wir müssen es Andern überlassen, sie herauszuschmecken. Manche Motive hatten für uns etwas Schneidendes. So schildert Schefer in dem sonst originellen Gedichte „Es ist schön!" die Schönheit des Sturms, die Schönheit des Feuers, und er fährt dann fort:

Sieh nur, da tragen sie eilend die Todte
Fort aus den Flammen zum rettenden Boote ....
Bringen sie uns! Ihr Bräutigam fällt
Rücklings ins Meer — ihm graute die Welt, —
Athemlos bleiben wir vor ihr steh'n, —
Aber die Todte ist schön!
Was uns die Götter auch immer beschieden,
Ist es nur schön, dann sind wir's zufrieden u. s. w.

Und wenig Zeilen später schließt das Gedicht:

Freuet euch .... Freude ist schön!

Eine kreischendere Dissonanz als diesen Jubelruf beim Anblick einer schönen Todten kann es wol nicht geben.

In manchen andern Gedichten erkennen wir unsern alten lieben Schefer, den Dichter des „Laienbrevier", mit Vergnügen in seiner bessern poetischen Natur wieder. So in dem Gedichte „Der Thron der Schönheit" mit dem Anfange:

Seele, wie bist du so reich,
Seele, wie bist du so schön!

Wisse, das Schöne bist du.
Bild' es dir ein, und du hast's,
Bilde dich aus, und du bist's.
Du trägst Schönheit in der
Hell wie die Fackel zur Nacht
In vorleuchtender Hand.
Immer den Kreis, wo du gehst
Durch den umnachteten Wald,
Zaubert sie reizend dir hell;
Baum- Zelt, jegliches Blatt
Bis in die Wipfel hinauf
Schmückt sie mit Feuer und Glanz,
Drunter der Boden am Weg
Flimmert von Edelgestein!

Ferner das tiefsinnige Gedicht „Mysterium", eine der Perlen der Sammlung:

Der Himmel kann nicht leuchten —
Da ballt er sich zur Sonne
Und leuchtet voller Pracht!

Die Nacht, sie kann nicht glänzen,
Da schmilzt sie still zum Monde,
Und sanft erglänzt die Nacht!

Die Erde kann nicht duften,
Da faßt sie sich zur Rose
Und würzt die Welt mit Duft! u. s. w.

Auch im schalkhaften Genre findet sich einzelnes recht Sinnige und hübsch Ausgedrückte, z. B.:

Wer nicht will in die Kirche gehen,
Hört selbst nimmer die Glocke läuten;
Aber wer die Geliebte erwartet,
Hört Nachts selber das Mäuschen knuspern.

Eine Kritik darf ihrer ganzen Natur nach keine Hymnologie sein, und sie wird gerade an einen Dichter von bedeutendem Talent und großem Namen einen strengen Maßstab anzulegen verpflichtet sein, wenn Gefahr da ist, daß minder Begabte auf das von ihm gegebene Beispiel keck lossündigen; sie darf aber auch keine Leichenpredigt sein, und mit Vergnügen wird sie auch das schöne Einzelne anerkennen, das ihr in einer Gedichtsammlung entgegentritt, deren Hauptmangel ihr vielleicht darin zu liegen scheint, daß sie sich nicht recht in das specifisch deutsche Wesen einregistriren läßt. Türken oder Perser zu sein, wenn auch nur in der Poesie, dazu haben wir Deutsche wol sehr wenig Beruf; wir werden Muskau niemals in ein Ispahan oder in ein Stambul, niemals den muskauer Park in die Rosengärten von Schiras verwandeln können.

Leopold Schefer hat seinem „Koran der Liebe" auch ein längeres gedankenreiches Widmungsgedicht vorangestellt. Er bezeichnet darin „Scherz, Schönheit, Liebe" als die Gegenstände seiner Korandichtungen und ruft vielleicht mit Recht: „Glaub' nicht, sie seien jemals ausgesungen"; denn: „Das Ewig-Schöne bleibt das Ewig-Neue", und: „Was ewig menschlich ist, muß immer passen." Sich selbst aber ruft er zu:

Kein Alter hat der Dichter, wahrlich, keines,
Denn alle wohnen ihm im ew'gen Herzen.

Merkwürdig ist ein prophetischer Vergleich der Deutschen mit den Griechen:

Wir aber gleichen mehr an Artentfaltung
Homer's so vielzerstückeltem Geschlechte
Und theilen seine Bürgschaft für Erhaltung.
Nur was wir schufen, gibt uns Lebensrechte.
Wir sind kein Volk an unsern eig'nen Herden,
Wir sind — der Kitt im ganzen Weltgeflechte!
Es scheint, als sollten nimmermehr auf Erden
Die Racen, die für alle andern denken,
Zu körperlich begrenzten Massen werden!
Noch zehrt die Welt an Hellas Gastgeschenken,
Und wir — o was der deutsche Geist geschaffen,
Wird nach Jahrtausenden noch Völker lenken —
Uns aber wird die Flut von hinnen raffen!

In seinen „Hausreden" dehnt er diese Prophezeiung noch weiter aus:

Die Völker auch vergeh'n, und einst die Menschheit.
— — — — — — — —
Wie sterben keine Schmach dem Einen ist,
Ist einst vergeh'n auch Völkern keine Schande,
Wenn frei und groß und tapfer es geschah.

Es ist ein bedenkliches Symptom der Zeit, daß die Ansicht, die neuern Völker, alle oder einzelne, seien im Absterben begriffen, hätten ihre Mission erfüllt und würden demselben Schicksal nicht entgehen, dem alle alten Völker, nachdem sie den Gipfelpunkt erreicht, verfallen sind, nicht blos von Dichtern, wie Schefer, sondern selbst von Culturhistorikern, wie Vollgraff und der Franzose Gobineau, in die Welt hinausgerufen wird. Hat doch selbst Lord John Russell mitten im Parlament auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Großbritannien als Großbritannien in näherer oder fernerer Zeit aufhören könne zu sein, und dieser Prophezeiung den Trost hinzugefügt, Großbritanniens Geist werde auch dann in seinen Töchterstaaten und in der allgemeinen Cultur fortleben. Einstweilen wollen wir uns noch an Schefer's schönen Ausspruch halten:

Gesinnung macht das Volk und macht den Menschen.

Wir wenden uns nun zu dem Novellisten Schefer. Allen Eigenheiten, allen Vorzügen und Mängeln, die man als unverkennbare, organisch aus ihrem innersten Lebensprincip hervorgehende Merkmale der specifisch Schefer'schen Novellistik betrachten kann, begegnet man auch in der chronistischen neuesten Novelle Schefer's, die eine der wunderlichsten Erscheinungen, den deutschen Kinderkreuzzug im Jahre 1212, zum historischen Hintergrunde hat. Mehr als vielleicht in manchen andern Novellen Schefer's paßt hier auch das phantastische Colorit seiner Erzählungsweise zu der phantastischen Natur des Gegenstandes, der eine gute Wahl zu nennen ist. Der Kinderkreuzzug ist zwar in die Annalen der Weltgeschichte als eine Merkwürdigkeit eingezeichnet, indeß kann sich die Geschichtschreibung mit solchen Kindereien, so tragische Seiten sie auch bieten, nicht ausführlicher beschäftigen; selbst der Culturhistoriker wird nur von denjenigen Symptomen Gebrauch machen können, die zu der allgemeinen Krankheitsgeschichte der Zeit gehören. Als der eigentliche Geschichtschreiber solcher absonderlichen Phänomene, der in ihre kleinsten Détails eingeht, ja dem die kleinsten und die individuellsten Züge oft die seinem Zwecke entsprechendsten sind, tritt nun der Novellist, der Romandichter auf, freilich immer nur für einen bestimmten, meist sehr kleinen Zeitabschnitt oder vielmehr nur für diese oder jene Episode innerhalb desselben. Die Kreuzzüge als Ganzes werden sich von einem Romanschriftsteller unmöglich behandeln lassen, ohne Gefahr zu laufen, ein monströses, als Kunstwerk ungenießbares Opus zu liefern; aber irgendeine Gruppenstellung, eine Episode daraus mit scharf ausgeprägten Figuren kann ihm ein sehr dankbarer und ergiebiger Stoff sein, und Personen, die für den Geschichtschreiber als Individuen vielleicht gar keinen Werth haben, sind für seinen Zweck oft wie geschaffen. So war für den Novellisten Schefer der Hirtenknabe Nikolas, der „Herzog" der deutschen jungen Kreuzfahrer, gewiß ein köstlicher Fund, während der Geschichtschreiber mit ihm nicht viel anzufangen wissen würde. Denn der Roman kennt andere Helden als die Geschichte, und Figuren wie der Vicar von Wakefield und Werther mit seiner Lotte werden von einem Romanschriftsteller zu den höchsten Preisen gesucht, wärend nach Helden wie Cäsar, Karl der Große, Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, Wellington und Napoleon kaum Nachfrage ist, weil sie der Romanschriftsteller in seinen Schöpfungen doch nicht genügend verwerthen kann.

Ueber diesen Kinderkreuzzug, über den man in Geschichtsbüchern nicht gerade viel wird lesen können, wird man also in Schefer's Novelle manches Interessante erfahren, was man früher nicht gewußt hat. In Bredow's Geschichtstabellen wird wahrscheinlich und meines Erinnerns hierüber nichts weiter stehen als: „1212. Kinderkreuzzug" — und in den geschichtlichen Darstellungen der Kreuzzüge wird man dann wol noch die Angabe finden, daß die kreuzfahrenden Kinder theils auf dem Landwege verhungert und verschmachtet, theils auf der See verunglückt, theils in Noth und Elend zurückgekehrt, theils in die Fremde verkauft worden seien. Aber über die Leiden, die zwischen dem fröhlichen Auszuge der Kinder und dem traurigen Ende lagen, wie sie unterwegs geleitet wurden, wie sie sich nährten und kleideten, wie die Bevölkerungen der verschiedenen Landstriche sie aufnahmen, wie sie hungerten und dürsteten und verlumpten und froren und bettelten — darüber erfährt man aus ihnen nichts. Der Geschichtschreiber läßt sich durch die Vorstellung menschlicher Leiden begreiflicherweise ebenso wenig stören als der Naturhistoriker durch den Gedanken, daß

von den Geschöpfen, die er beschreibt, vielleicht in dem Augenblicke, wo er sie beschreibt, Tausende und Millionen zugrunde gehen. Aber der Poet bringt auch ein Herz in die Geschichtsbeobachtung mit, ja ohne dieses Mitgefühl für menschliche Schicksale und Leiden würde er vielleicht gar nicht daran denken, sie als poetischen Stoff zu benutzen. Freilich gibt es auch Poeten genug, bei denen das Herz sehr wenig oder gar nicht ins Spiel kommt, welche die Schicksale eines Menschen oder einer Menschengruppe nur zur Aufgabe künstlerischer Behandlung oder, wie der Arzt einen interessanten Krankheitsfall, zum Gegenstande reinpathologischer Beobachtung machen; aber man wird ihnen, so Großes sie auch leisten mögen, sofort ansehen, daß ihr Herz nicht bei der Sache war. Leopold Schefer geht aber ganz in Liebe zur leidenden, fortdauernd in Irrthümern befangenen und in Irrthümern künstlich erhaltenen Menschheit auf, freilich in einer Art Phantasieliebe. Wenigstens muß man die Menschen, die er schildert, fast immer erst aus ihrem schattenhaften und traumartigen Wesen ins eigentlich Menschliche und Körperliche übersetzen, um sich wahrhaft für sie interessiren zu können. Es ist jedoch gerade keine schwierige Operation. Denn der Inhalt seiner Gestalten ist immer ein menschlicher, nur ihre äußern Umrisse verlaufen sich ins Schattenhafte und Ungreifbare. Auch meidet Schefer fast geflissentlich, sich nach den klaren Regeln des gesunden Menschenverstandes auszudrücken — ich meine nicht jenes Weltverstandes, der im Grunde nichts weiter ist als das bloße savoir faire und die reinkaufmännische Geschäftspraxis und jetzt auch schon von Schriftstellern ganz ungescheut als gesunder Menschenverstand und als der höchste Gipfel menschlicher Vollkommenheit gefeiert wird, sodaß jetzt Tugend und Erwerb („Geld ist Tugend", sagte schon Byron), Sittlichkeit und praktisches Umschwiffen fast einsbedeutend sind. Es ist dies jene Kinderfreundsmoral, die in einem Millionär, der auf einer Subscriptionsliste zu wohlthätigen Zwecken mit einer beträchtlichen Summe vor seinen Mitbürgern prunkt, dafür aber wegen eines verlorengegangenen Schwefelhölzchens der ganzen Familie und Dienerschaft einen schweren Tag macht, das Muster eines sittlichen und ordentlichen Mannes erkennt. Nein, wir meinen jenen gesunden Menschenverstand, der im Gegentheil weiß, daß gerade diese Anschauung vom Leben nicht conservativ ist und der Gesellschaft statt mancher ihr entzogenen Steinpfeiler nur eine Holzstütze unterschiebt, die außen glatt und blank, innen aber morsch ist. Wenn ein Mensch von dem Wohlwollen und der überfließenden Liebe Schefer's immer die Sprache des wahren gesunden Menschenverstandes sprechen wollte, er würde ohne Zweifel viel Gutes stiften können. Er hat es auch in seinen didaktischen Dichtungen, namentlich im „Laienbrevier" vielfach gethan, aber, wie wir oben gesehen, nicht ohne Beimischung fremdartiger und verwirrender Elemente und in einer Form, in der sie in das eigentliche Volksherz doch keinen Eingang finden durften. Wie man zu gewissen Zwecken aufregend und aufreizend zu dem Volke spricht, hat man in neuester Zeit wohl verstanden, aber leider nicht in demselben Grade, wie man veredelnd, erhebend und vermenschlichend zu ihm spricht. Wir haben im Grunde jetzt gar keinen Volksschriftsteller in dem Sinne, wie bei allen halb kindischen Einfällen und Manieren der Wandsbecker Bote in seinen bessern Tagen war, und wir halten dies für ein unermeßliches Unglück, ohne daß wir die Möglichkeit abzusehen vermögen, wie und durch wen diesem Mangel abgeholfen werden könnte. Leopold Schefer besitzt hierzu wol das Herz, aber nicht die Sprache, die bei allen neuern Schriftstellern (den zu specifisch schweizerischen und viel zu tendenziösen Bitzius nicht ausgenommen) den eigentlichen überall verständlichen Volkston verloren hat.

Wie so manche entzündliche Krankheiten kam auch die des Kinderkreuzzugs von Frankreich nach Deutschland. Die kleinen deutschen Kinder wollten damals nicht hinter den französischen zurückbleiben, wie in spätern und noch in unsern Tagen die großen deutschen Kinder buchstäblich nachmachen zu müssen glaubten, was die großen französischen Kinder der Welt vorgemacht hatten. In Frankreich war der Hirtenknabe St.-Etienne der Herzog der Kinder. Er thronte bei seinen Umzügen auf einem mit Teppichen behangenen Wagen, eine Ehrenwache von Kindern umgab ihn und andere Jungen zogen den Thron in die Thore der Städte hinein, die er besuchte. Sein Majordomus oder Generaloberst war ein Hirtenknabe von Chartres. Beide thaten Wunder, und das Volk glaubte daran. Als sich St.-Etienne seine zu vollen und schönen, ihm aber aus „gewissen kleinen Uebeln" unangenehmen blonden Locken kurz hatte abschneiden lassen, schlugen sich Knaben und Mädchen um ihren Besitz mit wahrem Fanatismus, ebenso um Fetzen aus seinem Rock oder um einen Rest Wassers, den er in seinem Wasserkruge zurückgelassen hatte. Die Procession bestand aber nicht aus Kindern allein, es schlossen sich ihr auch erwachsene Mädchen, Jünglinge, Weiber und Greise an, und überall wurden dem Zuge vom Volke Lebensmittel und Erfrischungen gespendet, welche sich die Kinder, die übrigens mitunter auch jämmerlich weinten, vortrefflich schmecken ließen. Das Ganze war ein unerhörter Unsinn, über den wir Angehörige einer aufgeklärtern Periode mitleidig die Achseln zucken dürften, wenn die Vernunft nicht auch in unsern Tagen sich häufig genug wie rasend und toll geberdet hätte. Manche Vorgänge bei der Französischen Revolution, z. B. der Cultus der Göttin der Vernunft in der Person einer entblößten Hetäre, die Errichtung eines militärischen Hetärencorps unter dem Namen der „Vésuviennes" und die wahnsinnigen „Volksbälle" und Orgien im Schlosse Neuilly und in den Tuilerien im Jahre 1848, der mehr burlesken Dienstmädchenparlamente in Deutschland nicht zu gedenken, waren gerade vollkommen so toll, nur weniger naiv, kindlich und unschuldig. Die deutschen Kinder ahmten, wie schon bemerkt, den französischen nach und wählten sich ebenfalls einen Herzog, der gleichfalls ein Hirtenknabe sein mußte, und sie ließen sich nicht durch die Nachricht schrecken,

daß von den sieben Schiffen, mit denen sich die französischen Kinder in Marseille eingeschifft hatten, zwei untergegangen und viele Tausende von Kindern von einem Seelenverkäufer an die Sarazenen verkauft worden waren. Wie dies bei solchen Volkstollheiten geht, würde Jeder, der sich diesem Wahnsinn widersetzt oder sich nur Bemerkungen darüber zu machen gestattet hätte, unfehlbar gelyncht worden sein, wie Demjenigen die Guillotine gewiß war, der sich zur Zeit der Französischen Revolution eine kritische Bemerkung gestattete. So ist die gepriesene menschliche Vernunft.

20,000 deutsche Kinder brachen nun über die Alpen nach dem Heiligen Lande auf, in dem Wahne, daß bei ihrem bloßen Erscheinen alle Ungläubigen sich zum Kreuze bekehren würden. Man kann sich einen solchen Zug von Kindern vorstellen. Es ging mit ihm sehr langsam vorwärts. Es wurde viel gebetet, in den Dörfern, wo man sie bewirthete, viel geschmaust (die größern Städte scheinen diese Heuschreckenschwärme aus naheliegenden Gründen vermieden zu haben), dann aber auch viel gebadet, viel gespielt, nach Eichhörnchen gejagt, Vogelnester und Bienenkörbe ausgenommen, in den Bächen gekrebst und auch viel geweint; denn unter den mancherlei Krankheiten, von denen die armen Kinder heimgesucht wurden, war das Heimweh die schrecklichste. An jedem Kreuze am Wege, an jeder Kapelle wurde stillgehalten, oder man rastete, weil man die zerfetzten Kleider und die zerlaufenen Strümpfe flicken oder waschen und trocknen mußte, wiewol die meisten barfuß gingen; endlich hatten sie noch mit den Köpfen ihre Noth: „sie lagen wie Lämmchen den Andern im Schoose. . . . Fromme alte Weiber nahmen sich ganze Schürzen voll mit nach Hause zu ewigem Andenken." Mit der Zeit bildete sich ein ganzes Lazareth längs dem Wege; Hunderte bekamen das Fieber oder konnten nicht mehr fort, weil sie sich die Füße blutig gelaufen oder auf den Bergpfaden in der Schweiz gar die Beine verstaucht oder gebrochen hatten. Dazu wurden sie von den fast unzähligen Spitzbuben und Spitzbübinnen, die, um größeres Vertrauen zu erwecken, in Beguinen- und Beghardenkleidern mit dem Kreuze auf dem Rücken mitgepilgert waren, aufs grausamste bestohlen. Wie es mit der Sittlichkeit bei so gemischten Elementen stand, läßt sich denken, und wiewol man zum Theil den größern und größten Mädchen inwendig und auswendig mit Wachs bestrichene Säcke mitgegeben hatte, in die sie zur Nachtzeit hineinkriechen und die sie mit den Bändern unter dem Kinn sich festbinden sollten, so läßt sich doch mit Recht fragen, ob diese seltsame Erfindung immer in Anwendung gekommen sei, oder gegen die nächtlichen Versuchungen den nöthigen Schutz gewährt habe. Wenigstens sah man die mitgezogenen Weibspersonen und jungen Dienstmädchen nach ihrer Rückkehr verhüllt in den Städten umherschleichen und sich bei armen barmherzigen Bekannten oder bei den Barmherzigen Schwestern selbst verbergen; „denn bei einigen hatte man Kindchen auf ihren Armen unter dem über den Kopf gedeckten Mantel schreien gehört", wie ein Chronist jener Tage erzählt. Eines Morgens war durch Fahrlässigkeit Feuer ausgebrochen, da hatten die Säcke „geschrien, sich fortgewälzt, sich selbst nicht erlösen können, und Keines hatte das Andere, vor zitternden Händen, aufknötern können — und so waren sie fortgehüpft, niedergefallen, wieder mühsam aufgestanden", und im Feuerscheine sahen sie aus „wie große graugelbe Ameiseneier mit menschlich schreienden Köpfen". Glücklicherweise hatte dabei keines der Mädchen Verletzungen erlitten, wie Schefer zum Trost der Leser ausdrücklich versichert. Das Kinderheer war schon entsetzlich geschmolzen, als es endlich in Genua eintraf, eine Schar abgezehrter, hungernder, bettelnder Jammergestalten. Hunderte entschlossen sich hier zur Rückkehr in die Heimat, die ja für Kinder doch immer das eigentliche Gelobte Land ist und bleiben wird, andere, namentlich Hirtenknaben, wurden wie auf einem Sklavenmarkt von Gutsbesitzern und Landbewohnern gemiethet oder bei Handwerkern untergebracht, manche schöne und feine Edelknaben aber von vornehmen und söhnelosen, ja in den höchsten Familien an Kindesstatt aufgenommen, die Kranken endlich guten Leuten zur Pflege übergeben. Der noch gesunde Rest, der nicht untergebracht werden konnte, zog weiter nach Pisa, wo die Hälfte der noch übriggebliebenen Mädchen in zwei Schiffen verschwand. Was aus ihnen und dem andern Rest weiter geworden ist, darüber fehlen wol alle sichern Nachrichten.

Dies ist nun die Kunde, die uns durch Schefer über den Kinderkreuzzug vom Jahre 1212 gebracht wird, die sich aber begreiflicherweise bei ihm in der farbenreichen, ausführlichern, novellistischen Einkleidung interessanter ist als in unserm nur das Nöthigste aneinanderreihenden Auszuge. Es ist dies zugleich die historische Tapete, in die er seine novellistischen Figuren und Gruppen eingedruckt hat. Die Situationen sind oft von höchst wunderbarer drastischer Art, welche einem Romanschriftsteller von der praktischen Sorte Stoff zu mehr als einem Bande gegeben haben würden. Auf eine Ausführung, die uns diese Situationen körperlich näher rückte, läßt sich jedoch Schefer, seiner Weise getreu, niemals ein; sie lassen in uns nur den Eindruck eines unser Gemüth zwar eigenthümlich, aber unbestimmt aufregenden [illegible] lichen Traumgesichts zurück; sie sind tief und [illegible] gedacht und empfunden, kommen aber zu keiner [illegible] plastischen Gestaltung; man muß ahnen, statt zu sehen. Eine vortreffliche Figur ist z. B. die Kölnerin Irmengard, die für die heilige Idee des Kinderzugs [illegible] und ihre himmlische Ekstase an einen irdischen Gegenstand knüpfend, sich dem Kinderherzog Nikolas hingibt. Sie kehrt zurück, geisteskrank, ihrer Sprache beraubt. Sie schreibt auf eine Pergamenttafel, daß sie ihr Kind vor Angst und Jammer, Lieb' und Leid an ihrem Herzen erdrückt habe, es liege in ihr Brusttuch gewindelt in der hohlen Eiche im Dorfe. Sie wird eingekerkert, sie soll gerichtet werden. Inzwischen hat ein Verwandter, [illegible] mund, in Aachen die große Scharfrichterei angekauft, bewirkt es, daß er selbst seine Nichte hinrichten soll. [illegible]

ihr aber, als die Unglückliche bereits das Haupt auf den Block gelegt hat, kraft uralten Rechts und unverkümmerten Gebrauchs das Leben, indem er erklärt, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Dies thut er denn auch, obschon nur zum Schein. Denn ebenfalls nach altem Brauch in solchen Fällen legt er im Ehebett zwischen sich und sie der Länge nach das große Schwert als Scheidewand. Nach seinem Tode heirathet sie Nikolas, gebiert ihm ein Kind und erhält hierauf ihre Sprache wieder, um aber auch sofort ihre Seele auszuhauchen.

Man kann dem Dichter wie seinem Publicum nur Glück wünschen, daß er als Veteran noch ein mal auf seine frühe Jugendliebe, auf die Novelle zurückgekommen ist. Und wer sich an die Eigenheiten Schefer's gewöhnt hat, wird auch diese neueste Novelle vom Hirtenknaben Nikolas mit großem Genuß lesen. Es zeigt sich auch in ihr eine bedeutende Erfindungsgabe, ja sie ist sogar reich an Effecten, die ein dramatischer Dichter verwerthen könnte, die aber bei Schefer in ein so phantastisches Helldunkel gehüllt sind, daß sie eben nur den Eindruck eines wunderlichen Traumbildes machen, welches uns beim Erwachen halb wie Wirklichkeit, halb wie bloßer Spuk erscheint. Die Gestalten kämpfen und ringen vor uns wie hinter einem düstern Nebel, der zuweilen von den wunderbarsten Sonnenblicken eines fast grotesken Humors durchbrochen wird. Schefer steht mit dem einen Fuße auf der intuitiven unplastischen Anschauungsweise Jean Paul's, in dem der gemüthliche Humor überwiegend war, mit dem andern auf der Anschauungsweise der Romantiker, die mit dem Leben und der Geschichte ein ironisches Spiel treiben. Mit Jean Paul hat er das Ahnungsvolle und Orakelhafte und die Liebe zur Menschheit, mit den Romantikern das Phantastische, mit Beiden das Formlose gemein. Hierzu kommt aber noch bei ihm ein wesentlich modernes Element, ein auf socialphilosophischer Grundlage beruhender entschiedener Rationalismus und Liberalismus, womit er gegen alles Abergläubische und gegen alle orthodoxen Satzungen ankämpft und der freien Selbstbestimmung des Menschen, hauptsächlich auf dem Boden der Familienmoral und der häuslichen Selbständigkeit, als guter Familienvater wie als ehrlicher und solider Bürger und Weltbürger das Wort redet. *)

Hermann Marggraff.

*) Eine jedenfalls sehr interessante literarische Erscheinung ist die bereits mit der ersten Lieferung ins Leben getretene Auswahl Schefer'scher Werke, welche unter dem Titel „Leopold Schefer's ausgewählte Werke. Neue Ausgabe" bei Veit u. Comp. in Berlin erscheint und zuvörderst das „Laienbrevier", dann seine Gedichte und seine besten Novellen umfassen wird. Diese Ausgabe wird mit einer besonders werthvollen Zugabe ausgestattet sein, mit einer Biographie des Dichters, von seinem vieljährigen vertrauten Freund, dem Geheimerath von Lüdemann nach Schefer's eigenen Mittheilungen entworfen und zusammengestellt.

Literarische Erinnerungen und biographische Fragmente.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich von Kleist, Knebel, Lessing, Basedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, Voß, Matthisson, Gleim, Zacharias Werner, Musäus, Ramler, Kästner, Gellert, von Haller, Fernow, Tieck, Oehlenschläger, H. Steffens, Fouqué, Chamisso, Johanna Schopenhauer und Andern. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1854—55. 8. 2 Thlr.

Der Titel des Buchs verspricht ohne Zweifel sehr viel Schönes. Schilderungen jener Schriftsteller, deren Erzeugnisse uns so oft erquickt haben, werden immer willkommen sein, willkommen vollends, wenn sie von berühmten Zeitgenossen herrühren. Der erste Band hat jedoch unsern durch den vielversprechenden Titel angeregten Erwartungen nicht ganz entsprochen; er hätte sich bequem auf die Hälfte seines Umfangs beschränken lassen, und er würde an Werth dadurch nur gewonnen haben. Er enthält zuvörderst Goethiana. Ein Besuch bei Goethe 1786, von Professor Dietmar, ist ohne besonderes Interesse. Es folgt ein Brief von Goethe's Aeltern an Schönborn 1776, aber hier nicht zuerst gedruckt, über Goethe's Leben in Weimar erzählend; die hinzugefügten ausführlichen Bemerkungen über dasselbe Thema bieten nichts Neues und konnten ganz ausgelassen werden, namentlich sind die Cabalen Kotzebue's gegen den Goethe'schen Cirkel, die hier breit erzählt sind, allbekannt, wol neu nur ein Gedicht aus jener Zeit, welches den Jammer schildert, den die Damen in Weimar darüber empfanden, daß das von Kotzebue vorbereitete Krönungsfest Schiller's scheiterte. Daran schließt sich ein Auszug aus einem Briefe Riemer's über Goethe's Scheiden von der Theaterleitung 1817 und eine warme Schilderung Goethe's beim Jubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 von M. (Kanzler von Müller?) und des Goethe'schen Jubiläums am 7. Nov. 1825, wobei der vom Kanzler von Müller gedichtete Prolog zur Aufführung der „Iphigenia" mitgetheilt ist, sowie ein Ineditum, welches einem frankfurter Jugendfreunde Goethe schrieb:

> Ist uns Jugendmuth entrissen,
> Mag zum Troste dann Erfahrung
> Sicher leiten zur Bewahrung
> Aller, die wir treu uns wissen.
> So in jetz'gen Tagen träumen
> Wir zurück wol sonstig Walten
> Steter Frühlingswelt uns Alten,
> Um in ewig lichten Räumen
> Ew'ge Jugend festzuhalten.

Hieran schließen sich Aufsätze, betreffend die Feier des 28. August in der Mittwochsgesellschaft zu Berlin, zunächst eine Rede über Goethe als Kritiker und dann zwölf Gedichte zur Preisbewerbung in diesem Kreise; ihre Veröffentlichung für das große Publicum möchte wol überflüssig erscheinen, da sie auf hohen poetischen Werth keinen Anspruch machen können, vielleicht am wenigsten die von Zelter gekrönten Lieder von Houwald und Stieglitz. Aus dem Reisetagebuche der englischen Schauspielerin Fanny Kemble ist ein Aufsatz über Goethe und Werther's Lotte nach Einsicht in die Kestner'schen Familienpapiere mitgetheilt, der nach dem, was wir jetzt davon wissen, nichts Neues bietet.

Die Mittheilungen über Schiller enthalten einen Auszug aus dem Tagebuche eines jungen Theologen über einen 1792 in Jena Schiller abgestatteten Besuch, aus dem wir nichts als die Albernheit des jungen Menschen erkennen. *) Werthvoller

*) Unser Berichterstatter hätte an dieser Stelle übrigens nicht vergessen sollen, die Bemerkungen anzuführen, die der Zusammensteller

sind die Erinnerungsblätter eines Studenten über die Aufführung der „Braut von Messina“ in Lauchstädt in Schiller's Gegenwart, die ein humoristisches Bild von dem Studentenfeste entwerfen, welches nach der Vorstellung Schiller gegeben wurde und bei dem sich der Dichter der feurigen Jugend anzuschmiegen verstand. Interessant ist die Notiz, die wir aus der folgenden Mittheilung über Schiller's Anwesenheit in Berlin 1804 entnehmen, daß Schiller durch das günstige Urtheil über „Die Söhne des Thals“, die im Manuscript von Iffland ihm mitgetheilt wurden, Veranlassung war, daß Werner nach Berlin versetzt wurde.

Reichhaltiger sind die Wielandiana. Die Mittheilungen über Wieland's Privatleben rühren her von Dr. Lütkemüller, der zehn Jahre lang in Weimar in Wieland's nächster Umgebung lebte. Sie geben über Wieland's Wohnung, sein Leben im Familiencirkel auf seinem Landgute Osmannstädt viele Aufschlüsse, die die bekannten Schilderungen von des Dichters liebenswürdiger Persönlichkeit bestätigen und vervollständigen. Der Verfasser, ein enthusiastischer Verehrer Wieland's, hat diese Mittheilungen erweitert durch Auszüge aus Gesprächen zwischen ihm und dem Dichter; doch wenn dieselben auch allgemeine Interessen berühren, vermögen sie nicht tiefer den Leser anzuregen, und wir würden gerade nicht viel verlieren, wenn sie ungedruckt geblieben wären. Von größerm Werthe sind die Mittheilungen über die Personen, die Wieland als Gäste bei sich sah: 1793 Baggesen, der als ein feuriger Verehrer der Girondisten erscheint; Voß, der mit seinem scharfen Wesen einen Gegensatz gegen Wieland bildet; Matthisson; Jean Paul, dessen unstätes Wesen und besonders seine Geringschätzung des griechischen Alterthums Wieland nicht ansprach; 1799 Sophie La Roche, die nach 30 Jahren zuerst Wieland wiedersah, aber mit ihrem feierlichen Ernste schlecht in die heiter-gemüthliche Welt Wieland's paßte, während ihre Enkelin Sophie Brentano, die auch nachher öfters bei Wieland sich aufhielt, mit ihrer Munterkeit Wieland wohlgefiel.

In den Mittheilungen über Klopstock erhalten wir vier Verse, die er als Schüler an die Wand des Carcers in Schulpforte schrieb, die Widerlegung des Gerüchts, daß er für eine Ode von Kaiser Joseph 50 Dukaten erhalten habe, sowie des Berichts, den Frau von Genlis über ihren Besuch bei dem Dichter in Hamburg hat drucken lassen. Einen Nachmittag bei Thümmel in Sonneborn im Jahre 1808 beschreibt Ernst Woldemar in ermüdender Breite. Weit anziehender ist die Schilderung eines zwiefachen Zusammentreffens mit Johannes Falk, dem Satiriker, von Fouqué, durch die man Falk auch in seiner praktischen Wirksamkeit als Leiter einer Besserungsanstalt liebgewinnen lernt; neue Data für die Würdigung des Schriftstellers bietet übrigens auch dieser Aufsatz nicht. Eine Reihe interessanter Züge aus dem Leben des phantastischen Karl Philipp Moritz hat einer seiner ältern Freunde, Professor Dietmar in Berlin, geliefert, welche gerade das Burlesken genug geben, über die Werke freilich sonst keine Aufschlüsse bieten, nur daß wir hier erfahren, daß das Buch, welches zuerst Moritz Ruhm verschaffte, nämlich seine „Reise nach England“, durch einen sehr äußerlichen Umstand entstanden ist. Der Buchhändler Maurer wünschte von ihm etwas zu drucken, Moritz hatte nichts; da foderte ihn Maurer auf, eine Reise zu machen und zwar nach England; Moritz erklärte sich bereit, ließ sich von Maurer Reisegeld vorschießen und reiste noch am selbigen Tage ab, nachdem er den Schuldirector Büsching durch ein Billet ersucht, seine Schulstunden durch einen Stellvertreter geben zu lassen. Bald nach seiner Ankunft in England schickte er schon die ersten Bogen des Reisewerks.

Aus dem Leben Heinrich's von Kleist erzählt Peguilhen eine Scene, die der Dichter mit der Schauspielerin Händel-Schütz bei einem Mittagsmahle hatte. Wol das werthvollste Stück in diesem ersten Bande ist das folgende Charakterbild des Majors K. L. von Knebel, mit Wärme von einem seiner Verwandten entworfen, wenn es auch gerade nichts wesentlich Neues über den vortrefflichen Mann gibt. Den Aufsatz „Ueber eine Predigt von Lessing“ finden wir schon in der Lachmann'schen Ausgabe Lessing's. Die folgenden Mittheilungen über Basedow von Ernst Woldemar suchen diesen Mann zu gebührendem Ansehen zu bringen. Das von Kästner an Basedow gerichtete Epigramm (in Kästner's „Werken“, I, 105): „Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen? u. s. w.“, bezieht sich auf Basedow's Gegner, Schlözer in Göttingen, und erfahren wir zu dessen Verständniß, daß Schlözer Lehrer seiner nachmaligen Gattin, der Tochter des Professors Röderer gewesen war. Eine kleine Erzählung, betitelt „Das Schrecken im Walde“, angeblich von einem Augenzeugen, führt uns Jean Paul vor, wie er in wenig gewählter Kleidung den Thüringer Wald im Jahre 1821 durchstreifend durch sein fast räubermäßiges Aussehen die einsamen Waldbewohner in Schrecken setzte. Weiter führt Fouqué in seiner überschwänglichen Weise seinen alten Freund Rochlitz vor. Mit den Mittheilungen des Dr. Groke über F. G. Wetzel aus dessen bautzener Schulzeit schließt der erste Band der Sammlung.

Beachtenswertheres bringt, wie uns scheint, der zweite Band. Der erste Dichter, der uns in diesem Bande vorgeführt wird, ist Gellert; wir lernen einige neue Züge seines menschenfreundlichen Charakters und aus seinen Gesprächen seine feindliche Gesinnung gegen Rousseau kennen. Mit besonderer Liebe ist Gleim behandelt und ihm verhältnißmäßig die erste Stelle in diesen Anekdotis eingeräumt. Es sind theils Erinnerungen an ihn von Dr. Ernst Woldemar, theils Mittheilungen aus seinem Leben von J. von Großmann, die uns mit ihm in ein

---

und Herausgeber des in Rede stehenden Buchs selbst zu diesen Mittheilungen über Schiller macht. Jener junge Theolog, der übrigens, wie im Buche bemerkt ist, später selbst zu „gebührender Schätzung“ kam, erzählt, wie er, in Schiller's in einem Hinterhause gelegene Wohnung eintretend, drei Herren an einem Tischchen Karten spielend erblickt habe. „«Verzeihen Sie!» sprach ich (fährt der Theolog fort), «wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?» — «Ja!» antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. .... Alles von Schiller widersprach Dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Knie eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besondern Ausdruck und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin- und herdrehten. Ehre sei Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, wie ich ihn sah!“ Der auf große Männer sozusagen reisende Theolog erzählt dann weiter, wie Schiller mit eben der Stimme, womit er das Herein! gesprochen, d. h. mit unmännlicher, schwacher, fast „quäkender“ Stimme gefragt habe: „Wer sind Sie?“ Auf die Antwort des Besuchenden, daß er eine Fußreise durch Thüringen mache, habe Schiller, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, geschwiegen und dann leise gesagt: „Sie machen also eine Reise?“ — „Länger konnte ich es nicht aushalten“, schließt der Theolog seine Erzählung, „ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen, und eilte von dannen.“ Der Herausgeber des Buchs bemerkt hierzu: „Diese Schilderung, vor länger als 30 Jahren aus einer Zeitschrift (dem „Gesellschafter“) entnommen, fand hier nur deshalb eine Stelle, um einer Klage zu gedenken, die man oft hört von unbedeutenden Personen, wenn sie berühmte Männer besucht haben und sie eben nicht in glorreicher Liebenswürdigkeit fanden. Seit langer Zeit schon machten junge Müßiggänger, die kein anderes Werkzeug erfassen wollten als die Feder, Jagd auf hervorragende Geister, um dann durch die Bekanntmachung der Gespräche mehr sich selbst als die angeblich von ihnen Verehrten in das beste Licht zu stellen. Wer solche Besucher nicht abwehren kann, dem ist es nicht zu verargen, wenn er sich vorsichtig benimmt.“ Der Herausgeber des Buchs erinnert außerdem noch daran, daß Schiller im Jahre 1791 einen schweren Anfall seiner Brustkrankheit überstanden hatte und 1792 erst wieder in Genesung war.

D. Red.

gen Momenten seines Lebens genauer bekannt machen, als dies durch die Körte'sche Biographie geschehen ist. Gleim tritt selbst als Erzähler auf und zwar als ein anmuthiger Erzähler; er unterhält uns, ohne zu ermüden, von seiner Jugend, seiner ersten Anstellung als Secretär bei dem von ihm angebeteten Prinzen von Schwedt. Sehr interessant ist seine Erzählung, wie er durch seine launigen Gedichte einen ihm bisher unbekannten Offizier, Ewald von Kleist, der im Duell schwer verwundet darniederlag, geheilt und denselben zur Poesie begeistert habe. Kleist wurde bekanntlich sein treuester Freund und war in seiner Nähe, als er den Prinzen in den zweiten Schlesischen Krieg begleitete. Gleim sah den Prinzen an seiner Seite vor Prag fallen und kehrte trostlos nach Berlin und Potsdam zurück. Dann kam er in den Dienst des Fürsten von Dessau, verließ denselben aber bald, da der Fürst seine rauhe Soldatenseite nicht verleugnete, und wurde kurz darauf Secretär bei dem Domcapitel zu Halberstadt.

Die Mittheilungen des Assistenzraths Schmidt (gestorben 1784 in Weimar) geben Auskunft über das Verhältniß zwischen Musäus und Nicolai, welcher den bescheidenen Musäus zu neuer schriftstellerischer Thätigkeit anregte. Professor Dietmar schildert hierauf Musäus in seinem heitern, humoristischen, geselligen Leben. Hieran schließen sich die Mittheilungen über Kästner. Als Lehrer schildert ihn einer seiner Zuhörer, Bornemann, fügt einige noch ungedruckte Epigramme von ihm hinzu und macht auf eine in die gesammelten Werke nicht aufgenommene Streitschrift gegen Zimmermann (Altenburg 1780) aufmerksam. Ein zweiter Aufsatz von A. Münde enthält eine klare Replik Kästner's gegen Matthias Claudius, worin er seine bei Gelegenheit der Recension des Göthe'schen „Götz" geäußerte Meinung, daß Götz am linken Arm verwundet worden sei, unter Bezugnahme auf die Autobiographie vertheidigt. Danach folgen noch einige kurze Bemerkungen aus Kästner's Papieren, von Seebode mitgetheilt, und die Grabschrift Gleim's auf Kästner. Eine beredte Schilderung Fernow's und Zoega's erhalten wir aus dem Nachlaß von Friederike Brun, Erinnerungen an die geselligen Kreise bei Johanna Schopenhauer während ihres Aufenthalts in Weimar von St. Schütze. Von Liebe und Hochachtung vor dem edeln Charakter Fouqué's zeugt der Vortrag „Zu Fouqué's Gedächtniß", den Julius Curtius 1843 hielt und hier mitgetheilt hat. Friedrich Kurts bringt Erinnerungen an Chamisso, aus dem Badeaufenthalte in Reinerz vom Jahre 1835, A. Rebenstein erzählt ausführlich von seinem letzten Besuch bei dem Dichter im Jahre 1838 und theilt uns namentlich die Urtheile Chamisso's über die neuern Dichter, sowie über die von ihm besonders geschätzten Uhland und Freiligrath mit; von des Letztern Gedichten hatte Chamisso auch eine Anzeige geschrieben, die im Anhang abgedruckt ist. Ohne die chronologische Ordnung festzuhalten, werden wir hierauf zu Ramler geführt, sein „Rath für eine junge Schriftstellerin" aus dem Jahre 1771 von Catel mitgetheilt und aus dem Nachlaß von Professor Dietmar und J. J. Engel einzelne Züge seines pedantischen Lebens veröffentlicht. Hieran schließen sich Erinnerungen an Z. Werner, sowie an Johann Georg Scheffner, von einem Verwandten Werner's, die nur dazu dienen, die phantastische unklare Natur Werner's in ein helles Licht zu setzen, obgleich sie dieselbe eigentlich in Schutz nehmen wollen. Die Erinnerungen an Tieck von Strombeck und dem Schauspieler P. A. Wolff durchweht innige Liebe zu dem Dichter, auch sind sie insofern nicht werthlos, als sie in Bezug auf seine Kunst des Vortrags schätzbares Material liefern. Eine Rechtfertigung des breslauer Journalisten Karl Schall erhalten wir von Steffens. Aus seinem Zusammenleben mit Achim von Arnim und Clemens Brentano gibt Gubitz kürzere Mittheilungen; Friederike Brun schildert uns Oehlenschläger's antirömische Stimmung während seines Aufenthalts in Rom. Der Staatsrestaurateur K. L. von Haller erscheint in den folgenden Mittheilungen, die seine Conversion zum Katholicismus betreffen, in keinem günstigen Lichte. Dagegen gibt am Schluß Gubitz Mittheilungen über Raupach, welche die vielen gäng und gäben ungünstigen Urtheile über den Charakter Raupach's in vielen Stücken zu entkräften wohl geeignet sind.*) 9.

Jakob Böhme.

Schatzkästlein aus Jakob Böhme's Schriften von Leo Adolarius. Mit Porträt. Weimar, Voigt. 1855. 12. 20 Ngr.

Das schwärmerisch-geistreiche Porträt des gotterfüllten Schuhmachers, Propheten und Apostels Jakob Böhme in mittelalterlicher Tracht schmückt dies wahre Schatzkästlein sammt der Unterschrift eines ebenso frommen, später lebenden Mannes und Dichters, Johann Angelus Silesius:

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanze in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament;
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Und Gottes Herz ist Jakob Böhme's Element.

Wer nach dieser Unterschrift nur mystische Schwärmerei in dem Buche erwartet, wird erstaunen über die Fülle reiner Vernunft und hoher Weisheit, die darin waltet, und sich mit großem Interesse dem Manne zuwenden, der im niedrigen Stande geboren, jedes wissenschaftlichen Unterrichts entbehrend, so tiefe philosophische Wahrheiten offenbart, wie nur je die Weisen alter und neuer Zeit. Er erinnert fast an die Apostel Jesu Christi und befestigt den Glauben an eine unmittelbare Berufung Gottes, um sein Wort auf Erden hell leuchten zu lassen, wozu er fast immer Menschen aus dem arbeitenden Stande erwählte, deren Phantasie nicht mit der Eitelkeit der Welt zu sehr erfüllt war.

Jakob Böhme wurde von armen Hirtenleuten in dem Dorfe Altseidenberg, drei Stunden von Görlitz, 1575 geboren. In der Dorfschule lernte er nichts als Lesen, Schreiben und etwas Christenthum, welches in den Zehn Geboten, den Glaubensartikeln, dem Vaterunser, einigen Gebeten und der Beichte bestand. Bis zu seinem zehnten Jahre war Böhme ohne allen Unterricht geblieben und mußte das Vieh hüten, was er auch später noch that. In der Einsamkeit bildete sich seine reiche Phantasie aus. Der Berg Landskrone in seiner Gegend wurde ihm der Horeb, wo er die Stimme Gottes vernahm und fern blieb von dem rohen, thierischen Leben der armen Kinder seines Alters. Später kam Böhme zu einem Schuhmacher nach Görlitz, wo er ein fleißiger und geschickter Geselle wurde, der sehr abgesondert lebte und viel in der Heiligen Schrift las. Er erzählt, daß in dieser Zeit einst ein schlichtgekleideter Mann mit ernstfreundlichem Antlitz und lichtfunkelnden Augen in den Schuhladen gekommen sei, als Böhme eben allein darin war, und von ihm ein Paar Schuhe, ohne zu handeln, kaufte. Dann habe er ihn bei der Hand gefaßt, ihm tief in die Augen geblickt und gesagt: „Jakob, du bist jetzt klein, aber du wirst groß und ein Mann werden, über den die Welt sich wundern wird. Sei fromm, fürchte Gott und lies in der Heiligen Schrift." Damit verschwand der Mann und Jakob glaubte fest, er habe einen Engel gesehen. Er wurde nun immer stiller und in sich gekehrter und so zeigte er sich auch auf seiner Wanderschaft, wo er sich durch den strengsten sittlichen Lebenswandel auszeichnete. Bisher hatte er fleißig den Gottesdienst besucht, aber es herrschten damals bittere theologische Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus in der Kirche, die ihr lebendiges frisches Leben ertödteten,

*) Wir halten es nicht für überflüssig, folgende kurze Bemerkung zu citiren, womit das „Athenaeum français" seinerzeit diese Sammlung dem französischen Publicum empfahl: „Daß diese biographischen Fragmente von sehr ungleichem Werthe sind, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich zu bemerken, nichtsdestoweniger gehören sie zu jener Gattung interessanter, an literarischen Mittheilungen reicher Publicationen, welche Deutschland eigenthümlich sind und sich auch in Frankreich einbürgern sollten." D. Red.

darum zog sich Böhme immer mehr von ihr zurück und hielt seinen Gottesdienst im Innern seines frommen Gemüths. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre ließ er sich in Görlitz als Schuhmacher nieder, heirathete die Tochter des Fleischers Kuschmann und lebte mit ihr 30 Jahre in glücklicher Ehe, alle Pflichten des Hausvaters treu erfüllend. Vier Söhne, die aus dieser Ehe hervorgingen, wurden alle Handwerker.

So treu Böhme auch die Pflichten seines Handwerks erfüllte, so wurde es seinem strebenden Geiste auf die Länge doch zu drückend. Er gab es darum nach und nach auf und ernährte sich durch Abschreiben seiner Schriften, was in jener Zeit, wo die Buchdruckereien noch nicht allgemein verbreitet und gedruckte Bücher sehr theuer waren, ihm viel einbrachte. Dabei las er unaufhörlich theologische Schriftsteller und die Bibel, hatte höhere Offenbarungen und sah sich oft von einer geistigen Fata Morgana umgeben, die ihn tiefe Blicke in alle Geheimnisse der Natur thun ließ. Viele verspotteten nun den armen einfachen Schuhmacher und er faßte den Vorsatz, seine Offenbarungen und Gesichte ferner nicht mitzutheilen, „aber da", sagt er, „war in meinem Herzen ein brennendes Feuer, daß ich es nicht leiden konnte, sondern wäre schier vergangen".

Böhme fuhr also fort zu schreiben. Seine wichtigste Schrift hat den Titel: „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang, die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astronomie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie Alles gewesen und im Anfange Alles geworden ist. Alles aus rechtem Grunde in Erkenntniß des Geistes, im Wallen Gottes mit Fleiß gestellt durch Jakob Böhme in Görlitz, seines Alters 37 Jahre Dienstag zu Pfingsten."

Dies Buch kam dadurch ins Publicum, daß ein Freund Böhme's, ein Edelmann, es für sich abschrieb und seinen Bekannten mittheilte. Es gerieth auch in die Hände des Oberpfarrers Gregor Richter in Görlitz, der ein strenger Orthodoxer und maßloser Zelot war. Dieser schleuderte wüthende Blitze von der Kanzel gegen den gottesfürchtigen Schuhmacher und bedrohte Görlitz seinetwegen mit den Strafen Gottes über Sodom und Gomorrha, verklagte ihn beim Gericht und veranlaßte eine strenge Untersuchung gegen ihn. Da man aber dem in jeder Hinsicht unsträflichen Manne nichts anhaben konnte, verurtheilte man ihn nur zu kurzer Haft wegen unbefugter Einmischung in ihm nicht zustehende Sachen und confiscirte sein Buch.

Durch diese Verfolgung wurde er erst recht bekannt und sein Buch berühmt, was er auch mit Dank gegen Gott erkannte, seinem schriftstellerischen Eifer fortan keine Schranken mehr setzte und in dreiviertel Jahren nicht weniger als 31 theologische Schriften herausgab, die bei den damals noch seltenen Druckereien nur in Abschrift circulirten. Nun fing aber der Pastor Richter aufs neue seine Verfolgungen an, wandte sich an den Magistrat zu Görlitz und foderte die Geistlichkeit zu Liegnitz auf, dem Sektirer ein Ende zu machen, brachte es auch dahin, daß Böhme durch den Vorstand des Magistrats benachrichtigt wurde, daß der Kurfürst ihn würde verhaften lassen, weshalb man ihm die Weisung gebe, sich zu verbergen. Böhme's Vertheidigungsschrift wurde zurückgewiesen, aber die Aufmerksamkeit der Regierung und des Hofs war durch diese Verhandlungen erregt worden und Böhme sah sich unerwartet nach Dresden beschieden. Er reiste im Mai 1624 mit Furcht und Bangen, aber auch mit frommer Ergebung in den Willen Gottes dahin ab.

Hier erging es dem schüchternen Manne, der von kleiner unansehnlicher Gestalt, aber edel und bescheiden in Worten und Geberden war, über alle Erwartung gut. Die zu seiner Prüfung ernannten Commissare erklärten ihn für einen hocherleuchteten Mann, dessen Lehren gegen keinen Artikel des christlichen Glaubens anstößig wären, sondern vielmehr alle für trefflich erklärten. Der Kurfürst und die Minister ließen Jakob Böhme zu sich rufen und unterhielten sich lange mit ihm. Die Gelehrten und Vornehmen bemühten sich um seine Bekanntschaft und das Publicum sah in ihm eine höhere Erscheinung. Die hellste Sonne war über Böhme's dunkles Leben aufgegangen, aber es war seine Abendsonne. Nachdem er drei Monate in Dresden zugebracht hatte, wurde er, vielleicht infolge seiner veränderten Lebensweise, von einem hitzigen Fieber befallen und ließ sich nach Görlitz zurückbringen, und am 27. November 1624 verschied er als ein echter gläubiger Christ mit Freudigkeit und Gottvertrauen. Kurz vor seinem Tode hörte er eine himmlische Musik, die keiner der Anwesenden vernahm. Dasselbe erzählt man vom Sterben der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Nach Böhme's Tode erhoben sich aufs neue seine Verfolger. Die Geistlichen legten dem seiner würdigen Begräbniß, das seine Freunde veranstaltet hatten, allerlei Hindernisse in den Weg. Die Leichenrede, welche der Diakonus Elias Dietrich hielt, war eine Schmährede; die andern Geistlichen, welche den Zug begleitet hatten, schlichen sich heimlich vom Kirchhofe weg, ja es wurde später sogar das Denkmal zertrümmert, welches seine Freunde ihm hatten setzen lassen. Jedoch blieben das nur ohnmächtige Versuche, dem Nachruhm des Mannes zu schaden. Die Wirkungen seiner Lehren strahlten hell und seine Schriften wurden gedruckt und ins Holländische und Englische übersetzt. Reiche und berühmte Männer traten für ihn in die Schranken, ließen seine Schriften drucken, wurden seine Jünger und suchten seine Anschauungen des Ewigen weiter auszubilden. Unter ihnen waren Angelus Silesius, später auch Saint-Martin, Antoinette Bourignon, Johann [illegible] Friedrich Krause u. A. Im Jahre 1697 stiftete Jane Leade eine Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften. In Frankreich und Italien, selbst in Rom, in Lithauen und Polen erhoben sich ihm zahlreiche Verehrer und sein leiblicher Tod wurde eine Verherrlichung seines Geistes.

In der getroffenen Auswahl zum „Schatzkästlein" wird der Leser recht inne werden, daß Jakob Böhme Recht hat, wenn er sagt: „Gebet meine Schriften nicht Jedermann in die Hände, denn sie sind nicht Jedermanns Speise. Es versteht sie kein Leser recht im Grunde, sein Gemüth sei denn aus Gott geboren." Klar aber und wahr sind seine Klagen über den Verfall der Sitten und bekunden, daß die Klage von heute auch schon im 16. Jahrhundert stattfand. Er sagt: „Schickt ein Mann seinen Sohn auf die hohe Schule, daß er soll etwas Gutes lernen, daß er möge Gott und der Welt nütze sein, so lernt er Ueppigkeit, Hochmuth, Listigkeit, wie man einen Einfältigen möge das Seine nehmen, seinen Schweiß mit List [illegible] dingen, da macht man einen Mantel darum, das heißt [illegible] Aber der Mantel ist des Teufels und das falsche Herz ist sein Diener.... Buhlen und Jungfrauschänden ist bei der Jugend eine höfliche Kunst, und es sind Leute, die da können fein [illegible] bis sie mancher Mutter Tochter den nagenden Wurm ins Herz oder Gewissen schieben. Solche setzt man dann den Kirchen und Schulen vor, so werden sie in die weltlichen Regimenter eingesetzt, die regieren hernach wie der Geist in ihrem Herzen es will. Also wirkt der Obere die größten Laster und [illegible] sie von ihm der Untere, lernt von ihm Schwelgen, Prassen und das rechte Viehleben. Was der Obere in höflichen [illegible] vollbringt, das thut der Untere in viehischem, säuischem Leben und Sitten. Also wird Laster mit Laster gewirkt."

Der Herausgeber des „Schatzkästlein", Leo Adolarius, ist von einer tiefen Frömmigkeit beseelt und gedenkt binnen kurzem dem Publicum eine Bibel der Natur zu übergeben, [illegible] die Naturbetrachtung, im Lichte des Christenthums [illegible] Volkstone geschrieben, ein Buch werden könnte, das das Volk [illegible] rer zur Religion zurückführen würde als tausend zelotische Predigten. Er sieht in der Irreligiosität und der Glaubenslosigkeit die Ursache der Revolution des Jahres 1848, [illegible] Versucher dem Genius des deutschen Volks zurief: „[illegible] niederfällst und mich anbetest, sollst du Freiheit, [illegible] nung, Gemeinschaft des Eigenthums und Brüderlichkeit [illegible] glänzende Geschenke, deren Kern Verderben ist und [illegible]

Religion ohne Gott, Christus, Himmel und Tugend, eine Religion der Sinnlichkeit mit dem Glaubensbekenntniß: Edo, bibe, lude, post mortem nulla voluptas, am wenigsten gewähren kann. 32.

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte December 1856.

Wie im vergangenen Winter, so hielt auch beim Beginn des diesmaligen Fräulein Elise Schmidt Vorlesungen über antike Gestaltungen altgriechischer Dramatiker. Die unstreitig mit hohem Talente begabte Dame hat sich einem Idealismus hingegeben, zu dem sie unsere dramatische Kunst erheben möchte. So sehr jedes hohe Streben eines reichen Geistes anzuerkennen ist, so ist es doch eine Art Hypochondrie, mit seinen Ideen sich fortwährend in der Schwebe zu bewegen und nicht einen soliden Grund und Boden zu suchen, auf dem sie befruchtend zu wirken vermögen. Fräulein Schmidt hat gewiß viele Verehrer ihres Talents und verdient dieselben in reichlichem Maße; alle Kritiker anerkennen ihr Streben und ihre danach gebildeten dramatischen Schöpfungen; aber ich glaube, sie entbehrt eines aufrichtigen Rathgebers, den man freilich nirgends seltener als unter literarischen Collegen findet. Die Galanterie gegen schöne Frauen ist eine Pflicht der Männer, wol aber nicht gegen geistreiche. Als Frau von Staël einst den Consul Bonaparte fragte, welche Frau ihm die größte sei, antwortete er lächelnd: „Celle qui a fait le plus d'enfants"; eine kleine Bosheit, die sich französisch besser sagen läßt als deutsch. Trotz alledem darf man manches weibliche Talent für berufen halten, in gewissen Sphären zu wirken, selbst durch ihren Geist zu befruchten; so würde gewiß Fräulein Schmidt sich selbst und der Kunst mehr nützen, wenn sie mit ihrem Talente mehr menschlich verführe und dasselbe auf solidem Boden einsetzte, wo es Frucht tragen kann, während es so wie ein Ballon schwebt, den jeder Sturm zerreißen und zu Boden schleudern kann. Die antike Tragödie ist gewiß recht schön; aber es zeigt mehr von einer classischen Manier und einem Großthun seines Geschmacks, dieselben als unsere Vorbilder anzusehen; sie passen weder für uns, noch können sie uns groß nützen; denn unsere Menschen sind anders und unsere Bühne hat ganz andere Poesien nöthig, will sie eine nationale und echtvolksthümliche werden. Fräulein Schmidt möge wohl bedenken, wie schädlich ein aufreibendes Abringen nach einem Ziel der Chimäre aus bloßer Laune ist. Wie warm sie jetzt auch von den galanten kritischen Stimmen anerkannt werde, so wird die Enttäuschung doch nicht ausbleiben; sie wird nach einem mühevollen Leben erkennen müssen, wie spurlos ihre Schöpfungen vorübergingen, wie nichtig ihr Ringen und Streben, wie unfruchtbar ihr Wirken war. Das Bedauern für sie wird nicht dem Genie, sondern der unglücklichen, unheilsamen Chimäre gelten, für welche sie lebte: das ist hart, aber gewiß wahr, und möge dies Loos nicht seinen Grund in einer weiblichen Sucht nach Originalität haben!

Bekanntlich besteht in Berlin ein Schriftstellerverein unter dem Namen „Tunnel". Die lustigen Leutchen vor beinahe 30 Jahren, welche Literatur fast so zum Vergnügen trieben, wie sie Champagner tranken und Austern aßen, kamen auf den liebenswürdigen Einfall, diese drei Annehmlichkeiten möglichst zu vereinigen, und stifteten den „Tunnel über der Spree" (vielleicht einer der besten Saphir'schen Witze, der damals noch unsterblich war und es auch solange bleibt, als er lebt). Es scheint nach Art der Serapionsbrüder zur Gründung dieses Tunnels gekommen zu sein. Die drei Serapionsbrüder pflegten bekanntlich in einem Weinlocale ihre lustigen Convivia zu halten, deren attisches Salz der Kater-Murr-Hoffmann war. Hoffmann war zugleich Kammergerichtsrath und einer der sonderbarsten; auf alle Acten hat er Männerchen, Teufelein und Hexelein mit Tinte gezeichnet, sodaß man ihm vernünftige Sachen zuletzt gar nicht mehr zur Entscheidung geben konnte. Ein alter Schreiber des Kammergerichts — entschuldigen Sie die kleine Abschweifung — war ein unverantwortlicher Gourmand und sehr gut Freund mit Hoffmann. Bekam er am Ende des Monats seinen Gehalt, so aß er drei Tage lang bei Lutter und Wegener Caviar und Austern, trank Champagner, und zwar mit Devrient um die Wette. Die übrigen 27 oder 28 Tage des Monats hungerte der Schreiber natürlich; aber er hatte solche Wuth zur dreitägigen Gourmandise, daß er es aushielt und zerlumpt und erfroren nach der Kanzlei schlich, bis wieder die drei goldenen Tage mit dem nächsten Gehalt anbrachen. Dieser Schreiber nun war der Diener der Serapionsfeste, die alle Montag Abend stattfanden, und wo Chamisso und Hoffmann noch soviel übrigließen, daß der alte Schreiber sich und seine über die Verhältnisse feine Zunge sättigen konnte. Der Gram dieses originellen Menschen nach dem Aufhören der Serapionsfeste war unendlich tief; er entbehrte ja alle Montage des schönen Essens und Trinkens; so kam es denn, was ihm der Rath Hoffmann häufig im Scherze gesagt: man fand ihn eines Tags verhungert auf einem Düngerhaufen des damals noch einsamen köpnicker Feldes.

Die literarischen Commerse des berliner Tunnelvereins waren aus demselben Motiv entstanden und haben, bald zahlreich, bald dürftig fortgesetzt, unlängst ihr neunundzwanzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. Im Café Belvedere versammeln sich seine Mitglieder alle Sonntage; es sind Dichter und Literaten, Maler und Künstler, die sich lustig und heiter beim Commers vergnügen und nebenbei jene unleidliche Hechelei treiben, die man sonderbarerweise so häufig in reinliterarischen Cirkeln findet, indem sie dem geschmacklosen Genusse fröhnen, sich gegenseitig mit ihren Leistungen aufzuziehen und die Liebe für ihren Beruf und ihre Beschäftigung dadurch an den Tag zu legen, daß sie die Literatur und ihre Leistungen verspotten und ins Lächerliche ziehen.

Bei Gelegenheit des Devrient'schen Gastspiels und des angekündigten von Marie Seebach auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne hat die berliner Kritik ihre schärfsten Pfeile gegen die Intendanz des Hoftheaters abgeschossen. Die berliner Kritik hat wahrlich nie soviel Freundschaft für den Intendanten des Hoftheaters an den Tag gelegt, daß derselbe ihr irgendwie verpflichtet sein könnte; sie liebte es immer feindlich gegen ihn aufzutreten, ohne ihm je gerecht zu werden. So auch hierin. Freilich würde es wohlanständiger sein, wenn die großen Künstler nicht auf Theatern vierten Rangs aufträten; aber da sie mehr dem Geschäft als der Kunst dienen, so hat sich darüber füglich Niemand zu beschweren. Die königliche Bühne zieht von den großen Künstlern keinerlei Nutzen, da sie die etwaige Mehreinnahme denselben als Honorar entrichten muß; die kleinen, meist nur zum vierten Theil besetzten Theater dagegen können gern die Ansprüche der großen Künstler befriedigen, da sie nach Abzug der Hälfte von der Einnahme immer noch ein glänzenderes Geschäft als ohne sie machen. Es fragt sich wirklich sehr, was besser sei: dem Kunstgeschmack eine große Summe zum Opfer zu bringen, oder den exorbitanten Ansprüchen der großen Künstler entgegenzutreten und aus Liebe zum Kunstgeschmack die maßlosen Honorarfoderungen der Künstler abzuschlagen. Würden alle großen Bühnen dies Princip verfolgen, so würden die großen Künstler auch wol bald zu vernünftigern Ansprüchen gebracht werden und nicht die Speculation mit ihrem Talent über die Kunst stellen; wollen sie blos Geschäfte machen, so mögen sie immerhin zu denjenigen Bühnen gehen, welche sich damit allein abgeben, aber sich nicht beschweren, daß ihrer Habsucht die bessern Tempel einer Kunst verschlossen bleiben.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Macaulay und sein Beurtheiler in diesen Blättern.

Schon in manchen einzelnen Aeußerungen wurden die Deutschen gewarnt — als ob sie leicht verführbar wären — durch das Glück des Geschichtschreibers Macaulay, dessen Geschichte in zahllosen Exemplaren von Engländern gelesen wird, sich nicht hinreißen zu lassen, ihm nachzustreben und in seiner Art zu schreiben. Er unterscheidet sich von andern durch Eingehen in die persönlichen Verhältnisse und Denkweisen der Handelnden, selbst Kleines dabei nicht verschmähend, sie mit ihren Zeitgenossen und Vorgängern vergleichend, in Anspielungen deutend, überhaupt mehr Psychologie und Urtheil in die Ereignisse einmengend, als einfache Erzählung des Geschehenen erfodert, sodaß der Leser mitten unter Personen und Sachen zu stehen meint, von denen er liest, und gerade dies wird von seinen Gönnern gerühmt, von seinen Gegnern getadelt, er sei anziehend wie ein Roman oder eine Novelle. Ob seine Kunst und Eigenthümlichkeit nicht manchmal zu viel gethan, bleibe dahingestellt, denn freilich darf die Geschichte nicht in einen Roman oder eine Novelle verwandelt werden, wozu einige stilfertige deutsche Schriftsteller vielleicht Neigung haben möchten.

Vor einiger Zeit sprach Bettziech-Beta ausführlicher über Macaulay und seine Schriften (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1856), gab Lob und Tadel und verdient gehört zu werden.

Lobend heißt es: Der Mann hat enorme Gelehrsamkeit, den höhern modischen facetiösen Umgangsstil, die höchste Kunst der Darstellung, malerischen Schmuck, rhetorische Antithese; sein specifisches Talent ist historische Composition; sein lebendiges Buch schildert das verflossene Leben, führt uns mitten hinein; seine Größe ist Erlösung von der Tyrannei der Zahlen, Schlachten, Actenstücke; er hat den Stil eines Gelehrten, der zugleich perfecter Weltmann ist; als Whig verdient er Lob für seine parlamentarische Stellung und besitzt ein specielles Verdienst für England.

Der Tadel lautet: Er besitzt kein tiefes Genie mit neuen Forschungen und Wahrheiten, zeigt Mangel an schweren, tiefen Deductionen, in seiner Geschichte ist etwas Opium; seine Abhandlung über Milton mit muthwilliger Eleganz und Ornamentik ist später von ihm selbst nicht gebilligt; er trägt einen Schönheitsmantel, der als Versündigung an der Geschichte erscheint; da er 1834 nach Kalkutta mit 10,000 Pf. Gehalt ging, lehrt er über Clive und Hastings eine Raubthierphilosophie; er ist ausschweifend in Paradoxen laut eigenem Geständniß, das gibt eine falsche Schönheit; er warnt z. B. vor zu viel Reformen, weil dadurch den Nachkommen das Reformiren ausgeht; sein Cultus des Genius ist kein gläubiger, er krönt die eine Hälfte des Helden und kreuzigt die andere; er verstellt die Thatsachen für stilistische Zwecke; der tieferliegende Inhalt der Geschichte ist ihm verschlossen, die Logik, Dialektik und Nemesis in dem chemisch-sittlichen Proceß der Ereignisse, der tiefer producirende Gedanke des höhern Flugs der Geister; sein Stoff ist ihm über den Kopf gewachsen, er wollte nichts Großes, sondern Interessantes, Amüsantes, Pikantes; als Historiker hatte er die Verpflichtung eines Naturforschers, nicht des Parlamentssitzes; noch weniger als in seinen allgemeinen Darstellungen ist ihm in Behandlung der Thatsachen zu trauen; hier ist hyperbolisch idealisirt, dort übertrieben schwarz gemalt; er ist Parteischriftsteller.

In diesem Für und Gegen den Gerngelesenen liegt gewiß viel Wahrheit, und durchgängig hier und dort etwas abzurunden, anders zu begrenzen, wäre eine weitschichtige Aufgabe. Angemessener beschränken wir uns auf einiges allgemeiner zu Beherzigende, vorzüglich nach Seite des Tadels, da den Vielgelobten noch weiter zu loben eine unerfreuliche Anstrengung fodert.

Alle Geschichte, wie der Mensch selbst, ist doppelseitig, welchen von Wahrheit überfüllten Satz schwerlich Jemand leugnet.

Alles menschliche Urtheil ist einseitig, weil jeder Urtheilende nur eine Seite sieht, wie denn die [illegible] Philosophen in ihren Begriffreihen immer von einer Seite anfangen müssen, entweder von unten nach oben, oder von oben nach unten, und es zweifelhaft bleibt, ob der Historiker Ranke mit seinem beliebten „einerseits" und „andererseits" diesem Denkgesetz entgehen konnte.

Wenn nun irgendein Urtheil Menschenalter hindurch gegolten und wiederholt worden, heißt, was sich ihm entgegenstellt, parador, wird von Einigen schon um deswillen verworfen, von Andern um deswillen geliebt. Macaulay hat sich selbst in Bezug auf Dryden ausschweifend im Paradoxen genannt (wantoned in paradox) und mag zu viel darin gethan haben. Indessen alle ausgezeichneten Schriftsteller neigen sich dahin mehr oder weniger, außer die Liebhaber des Gemeinplätzigen, wie Isokrates, oder Förderer des Erbaulichen, wie Kanzelredner, oder Verehrer des Xenophon, welche in seiner trockenen, spartanisch-gesäumten Geschichte Griechenlands [illegible] Honig finden. Rousseau war parador in seiner Zeit, Niebuhr gegen Geschichten des Livius, gegen Alexander den Großen als civilisirten Barbaren, Lessing gegen Theaterbenennungen und in Beziehung auf Theologie heterox dazu. [illegible] nicht oft in einem Gegenwinde wider Luftzüge der [illegible] Wahrheiten für die Nachwelt zu suchen? Macaulay freilich wegen Gunst für Wilhelm III. und Britenstolz auf eine dem Thronwechsel folgende parlamentarische Verfassung, als Bewunderer jener Männer, deren Kühnheit dahin führte, wird wol ungerecht, wie gegen Lord Temple (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1854), und überläßt dem Leser zu wenig, welchen Fehler gute Geschichtschreiber vermieden haben.

Kein ausgezeichneter Schriftsteller umhängt einen Schönheitsmantel, er gibt sich selbst und seine Gedanken. Diese können sich in einem malerischen Ganzen, in Vergleichungen und geistreichen Gegensätzen entwickeln. Der Mantel ist ein Erbtheil Jener, deren blühende Schreibart von Schwächlingen gepriesen zu werden pflegt. Solchem Preise zu entgehen, haben ältere deutsche Historiker allem bessern Schwunge der Sprache entsagt und (z. B. Mannert) in den gemeinsten Wendungen ungemeine Ereignisse vorgetragen, ja der britische Parlamentsredner Fox will weiser in seiner Geschichte Jakob's II. keine ihm geläufigen heftigen Auswüchse der Rede sich erlauben. Gesundes Urtheil, Folgerungen aus Zusammenstellung von Einzelheiten, seine Entwickelung der handelnden Charaktere nach Umständen der Zeit und deren Denkrichtung bleiben, was sie sind. Darin ist Macaulay Meister.

Von einem tieferliegenden Inhalt der Geschichte, dem wir Deutschen gern huldigen — so wie einem tiefen Hegel, noch tiefern Franz von Baader und Jakob Böhme — von solcher Geschichte unterhalb der Geschichte, etwa der göttlichen [illegible]rung, ist Vieles zu glauben, Weniges in hinreichender [illegible] zu fassen und endet in einer verständigen Lesern unverständlichen Mystik, welcher bedächtige Historiker sich nicht hingeben dürfen; in einem Idealismus, wovon der realistische [illegible] derb genug sich lossagt. Für seine dem Wirklichen [illegible] gebenen Engländer gereicht ihm dies vielleicht zum [illegible]; Foderung des Gegentheils ist mit nichten allgemein gültig.

Als eins der verkehrtesten Paradoxen wird gerügt, daß Macaulay vor zu viel Reform warne, weil alsdann den Nachkommen Stoff fehle zum Reformiren. Inzwischen bewies ja die historische Richtigkeit der Warnung im Jahre 1848 [illegible] Unternehmungen der Paulskirche, über welche die auf [illegible] halben Reformen stehenden Engländer spotteten. Unsere Kirchenreform des 16. Jahrhunderts dankt ihrer Halbheit ihre Dauer. Halbes Allmälige wirkt mehr in der Menschengeschichte als plötzlich Ganzes. Selbst in der Offenbarung Johannis erscheint vor dem vollendeten Reich Christi das [illegible] Reich.

Ob Witz und Ironie einem ernsten Geschichtschreiber geziemen, ist gewiß zweifelhaft, ungeachtet sie das Wahre zu sagen fähig sind. Dagegen sind sie angemessen für kleinere [illegible]

gen, für gelehrte Streitigkeiten, Lebensläufe Einzelner, Bücherbeurtheilungen, um das wiederkehrend Alltägliche derselben zu beleben und den Geist des Lesers zu erfrischen. In dieser Art schrieb Macaulay eine köstliche Anzeige der Biographie Johnson's von Boswell („Essays", Thl. I) und beginnt sie mit dem Gedanken: „Wäre Boswell nicht ein so großer Narr gewesen, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein." *) Der ironische Satz trifft, mit allerdings verändertem Werthe, einen Las Cases über Bonaparte, die Riemer und andere Goethe-Literatur, und Bettziech-Beta widerlegt ihn bündigst: „Weil also dem Mann alle Eigenschaften zum Schriftsteller fehlten, hat er ein ausgezeichnetes Buch geschrieben? Weil er ein Dummkopf u. s. w. war, wurde er unsterblich? Und aus diesen Gründen wird Boswell's Buch allgemein für das Ideal der ganzen reichen englischen Biographen- und Memoirenliteratur gehalten? Das ist die Antithese des Unverstandes, Paradoron ohne Doron, Orymoron ohne Spitze!" Jean Paul beschuldigt die Deutschen, keine Ironie zu verstehen, Schreiber dieses hat darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht und obige Worte geben eine neue. Macaulay's Ironie hält sich in der ganzen Anzeige mit schwer zu behauptender Durchführung. Und so, scheint es, habe der Deutsche den Briten in seiner lues Indiae et whiggismi ganz gut erkannt, allein für dessen Bericht über lues Boswelliana kein genügendes Verständniß bewiesen. 26.

*) Der soeben ausgegebene zwölfte Band der „Encyclopaedia Britannica" enthält, wie wir bei diesem Anlaß bemerken, aus Macaulay's Feder ein „Life of Johnson", welches vom „Athenaeum" in jeder Hinsicht ein kleines Meisterwerk, ein „little work of art, choice alike in matter and in style" genannt wird. Es ist zu wünschen und wol auch kaum zu zweifeln, daß die Verlagshandlung der „Encyclopaedia Britannica" von dieser Biographie auch eine Sonderausgabe veranstalten möge. D. Red.

Notiz.

Literarische Leichtfertigkeit.

Man darf wol sagen, daß ein Zug der Leichtfertigkeit fast durch unsere ganze gegenwärtige Literatur geht, soweit sie mehr oder weniger belletristischen Charakters ist. Es kann wol einmal ein Schriftsteller ein Buch schreiben, welches seines Talents und seines höhern Strebens nicht ganz würdig erscheinen mag. Er schreibt es vielleicht, um mit einer Seite seines Talents abzuschließen, oder um eine neue zu entfalten und zu sehen, wie er damit auf das Publicum wirke, oder um überhaupt Stoff loszuwerden, oder auch aus andern Gründen. Man kann ihm dies hingehen lassen, insofern er dadurch, daß er das Publicum vielleicht an seinem Talent und seinem Streben vorübergehend irre macht, nur sich selbst schadet. Für ihn selbst war das Buch vielleicht doch ein Gewinn, indem es ihn abklären half. Wir meinen eine Leichtfertigkeit anderer Art, jene oft höchst ärgerliche und schädliche Leichtfertigkeit, womit man gegenwärtig mit geschichtlichen Personen und Verhältnissen umzuspringen pflegt, jene Respectlosigkeit, womit man, selbst Thatsachen verfälschend, Schwarz in Weiß und Weiß in Schwarz verwandelt, unwürdige Personen in eine ideale Sphäre erhebt und würdige in ein verächtliches und lächerliches Licht stellt, blos um diesen oder jenen äußern Effect hervorzubringen. Freilich arbeiten jetzt selbst sehr gravitätische Geschichtschreiber und Literaturgeschichtschreiber den belletristischen Geschichtsfälschern in dieser Richtung vor, indem auch sie sich sehr häufig nicht scheuen, zu Parteizwecken sich desselben Fehlers schuldig zu machen. Wir wollen hier noch ein mal, wir denken zum letzten mal, mit ein paar Worten auf die bald hier, bald dort wieder auftauchende Bacherl-Affaire zurückkommen. *) Als eine dramatische Fabrikantin sich herausnahm, die gedruckt vorliegende Novelle eines beliebten Autors in ein Drama zu verwandeln, so erhob man in der Presse ein allgemeines Zetergeschrei und klagte laut über Beeinträchtigung des literarischen Eigenthumsrechts; als es sich aber um die Frage handelte, ob ein Manuscript, welches amtlicher Discretion anvertraut worden, von einem Andern im Stillen ausgebeutet und benutzt werden dürfe, so beschuldigten dieselben Leute Diejenigen, welche diese Frage gewiß mit vollstem Recht verneinten, des Neides, ja der Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit. Kann es eine größere Inconsequenz, eine größere Frivolität geben? Haben wir Schriftsteller überhaupt die Aufgabe, das Recht in Schutz zu nehmen, so sollen wir es ohne Unterschied thun, möge es sich dabei um das Recht eines hochgestellten oder beliebten Autors oder um das Recht eines armen excentrischen Schullehrers handeln. Sonst erkläre man offen und rund, daß in der Literatur nicht das Recht, sondern das Faustrecht, das Recht des Stärkern allein maßgebend sein solle, daß jene Gleichheit vor dem Gesetz, für die wir auf anderm Gebiete zu kämpfen vorgeben, von uns Schriftstellern aus unserm eigenen Kreise auszuschließen sei.

H. M.

*) Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Wiener Cornelius Hermann von Ayrenhoff (geb. 1734, gest. 1819), dessen „Postzug" ehemals ein beliebtes Lustspiel war, ein Trauerspiel „Thumelicus" geschrieben habe.

Bibliographie.

Aehrenlese im Gotteshause. Eine Sammlung Predigten unverändert herausgegeben von H. A. Schmid. Querfurth, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Mörike, E., Vier Erzählungen. Stuttgart, Schweizer. 16. 18 Ngr.

Mundt, T., Pariser Kaiser-Skizzen. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 2 Thlr.

Pantheon deutscher Dichter. Herausgegeben von A. Stern. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1857. 16. 2 Thlr.

Trendelenburg, A., Herbarts praktische Philosophie und die Ethik der Alten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Vilmar, D., Ueber die Einführung einer geschichtlich begründeten Rechtschreibung. Marburg, Koch. Gr. 16. 6 Ngr.

Vischer, W., Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel, Schweighauser. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Volkmar, G., Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Volkmar, Reginald, Die Rose von Seeland. Ein romantisches Gedicht. Dresden, Adler u. Dietze. 16. 12 Ngr.

Vörösmarty, M., Gedichte. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. Pest, Lampel. 1857. Gr. 16. 24 Ngr.

Wachenhusen, H., Reisebilder aus Spanien. Zwei Bände. Berlin, Huber. 1857. Br. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Glaube und Wissenschaft. Akademische Rede zum Geburtstage S. M. des Königs gehalten. Halle, Schmidt. 16. 5 Ngr.

Die Freimaurer. Aus J. N. Bouilly récapitulations zu Lehr und Kurzweil für Freund wie Feind ins Deutsche übersetzt. 2te Auflage. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ III, die Verſendungen der Monate **Juli, Auguſt** und **September** enthaltend.

(Beſchluß aus Nr. 51.)

96. **Fiſcher (K.), Franz Baco von Verulam.** Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch ſeine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfaſſer, zugleich einer der ausgezeichnetſten philoſophiſchen Schriftſteller der Gegenwart, hat in dieſem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos ſeine „Geſchichte der neuern Philoſophie“, ſondern zugleich eine ſehr fühlbare Lücke unſerer philoſophiſchen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erſchöpfende und zuſammenhängende Darſtellung Baco's**, des größten unter den engliſchen und überhaupt realiſtiſchen Philoſophen der neuen Zeit. Eine ſolche wird hier zum erſten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeſchloſſenes Ganzes für ſich. Es entwickelt in allen ſeinen Theilen die Baconiſche Philoſophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der franzöſiſchen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'ſchen Epoche. So enthält es zugleich die Geſchichte der Realphiloſophie, die dem Geiſte der Gegenwart naheſteht.

Unſer Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geiſt der Induſtrie, der naturwiſſenſchaftlichen Erfindung, der praktiſchen Cultur. Baco iſt der Philoſoph dieſer Richtungen. Der Verfaſſer hat dieſen Punkt ins hellſte Licht geſetzt und dadurch ſeine Schrift in lebendiger Weiſe auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconiſche Philoſophie in ihrer eigenthümlichen Selbſtändigkeit, indem er ſie andern gegenüberſtellt, bald vergleichend, bald unterſcheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwiſchen Baco und Carteſius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfaſſer die auf Baco bezüglichen Parteiſtellungen. Er trifft ſowol den blinden Gegner Baco's in dem franzöſiſchen Romantiker de Maiſtre, als den blinden Bewunderer in dem engliſchen Geſchichtſchreiber Macaulay.

97. **Gramática sucinta del Idioma aleman.** Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huebener.** 8. Geb. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutſch zu lernen, woran es bisher faſt ganz fehlte. Der Verfaſſer iſt ein ſeit langem in Malaga wohnender Deutſcher.

98. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit ſteter Berückſichtigung der lebenden Thiere. Monographiſch dargeſtellt. 8. Geh. Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erſte Abtheilung: **Inſekten** und **Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erſchienen:

Erſter Band: **Wirbelthiere.** Dieſer Band beſteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fiſche der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erſte Abtheilung: **Cephalopoden.** Erſte und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt“ iſt die umfaſſendſte Darſtellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognoſten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „**Paléontologie universelle**“ von d'Orbigny [illegible] ſichtlich der Vollſtändigkeit und Gewiſſenhaftigkeit weit hinter ſich [illegible] und abgeſehen von dem ausführlichen Texte auch den [illegible] „Nomenclator“ übertrifft.

99. **Helfferich (A.), Der Organismus der Wiſſenschaft** und die Philosophie der Geschichte. [illegible] Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieſes nicht blos für das eigentliche [illegible] Publicum, ſondern zugleich für jeden Fachgelehrten und [illegible] den gebildeten Leſer intereſſanten Buchs (zumal es ſich von [illegible] ten Terminologie der neuern philoſophiſchen Syſteme [illegible] den **Umfang der einzelnen Wiſſenſchaften nach ihren** [illegible] **tigen Leiſtungen** auf Grund einer eigenthümlichen [illegible] Pſychologie zu beſtimmen. Der Leſer findet darin den [illegible] ſten Unterſuchungen aller Wiſſenſchaften: der Medicin, [illegible] Sprachwiſſenſchaft, Jurisprudenz u. ſ. w., ſowie den [illegible] Gebiete der Wiſſenſchaften geführten Verſuch, die philoſophiſche [illegible] lung mit der geſchichtlichen zu verbinden.

100. **Sturm (J.), Neue Gedichte.** 8. Geheftet 1 [illegible] Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat ſich durch Innigkeit des Gefühls, [illegible] Friſche der Gedanken, verbunden mit einer ſeltenen [illegible] Form, ſchon ſo viel Anerkennung und Theilnahme erworben, [illegible] ſeinen Dichtungen raſch zweite Auflagen nöthig [illegible] vorliegende Sammlung ſeiner neuen Gedichte einer freundlichen [illegible] nahme gewiß ſein darf. „Dieſe Lieder — ſagt ein Kritiker [illegible] teriſirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenſchnur [illegible] Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen [illegible] zur Schau, ſondern im Gegentheil ein in ſich ſelbſt [illegible] ein Daſein, das mit ganzer Seele an der ſchönen Erde [illegible] der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen [illegible] Dieſer Dichter verſteht es, ſeine Welt durch ſeinen Himmel [illegible]

Julius Sturm's frühere Dichtungen erſchienen in [illegible] lage unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 [illegible]
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. [illegible]
Zwei Roſen oder Das Hohe Lied der Liebe. [illegible] Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

101. **Wildberger (J.), Neue orthopädische Behandlungsweise** veralteter spontaner [illegible] im Hüftgelenke. Erfunden und mit Erfolg [illegible] führt. Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 [illegible] 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktiſchen Orthopädie längſt [illegible] bekannte Verfaſſer legt hier die Reſultate mehrjähriger [illegible] und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. [illegible] eigenthümliche Behandlungsweiſe und die von ihm angegebenen [illegible] parate werden in dieſer Abhandlung auf das genaueſte [illegible] Anzahl Krankengeſchichten iſt beigegeben und zeugt für [illegible] Erfolg; die angeführten Abbildungen veranſchaulichen [illegible] und deren Anwendung. Außer für Sachverſtändige iſt [illegible] mentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieſe [illegible] Wichtigkeit.

Das Regiſter zum Jahrgang 1856 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



